2° Per. 6 (1856

<36602235610019

<36602235610019

Bayer. Staatsbibliothek

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

4
1856

Redigirt

von

F. Stolle u. A. Diezmann.

Jahrgang 1856.

Leipzig,

Verlag von Ernst Keil.

X MD

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Gedichte.

Seite

An meine Mutter 61
Bitte, des Kindes 456
Blumenstrauß, der 609
Fall Freiwergs, der. Von Eifried v. Taura 274
Fee, eine gute. Von Wilhelm Künstler . 504
Frage 101
Frauenliebe 261
Kreuzigung. Von Albert Traeger . . . 559
O sprecht! warum zagt ihr von dannen? 480
Rudolf, Graf von Böteleburg. Von Klaus Groth 537
Schneeglöckchen und Schneeglöckchen . . 145
Slawone, der. Von R. Eboy 288
Wenn Du noch eine Heimath hast. Von Albert Traeger 705

Erzählungen und Novellen.

Begebenheit, eine unenthüllte. Erzählung von Heinrich Smidt 425
Blind und doch sehend. Von Eifried von Taura 69
Dorfgeschichte, eine italienische 245
Familiengeheimniß, ein. Novelle von August Schrader 177
Herr Klein. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder 605
Herrn Müller's Sylvesterabend 689
Kind, das lebendig vergrabene. Vom Verfasser der schwarzen Mare 125
Maurer in Wien. Von L. Mühlbach . . 297
Rechte, die, des Herzens 533
Schlüssel, der, zum Cuzapaß 465
Spiele des Zufalls. Von August Schrader 349
Taubenthurm, der 677
Unfreie, die 257
Verwirrte, die 1
Weihnachts-Heiligenabend. Vom Verfasser der neuen deutschen Zeitbilder . . . 477
Wie gefällt Ihnen meine Braut? Von Heinrich Smidt 275
Wie man Maler wird 562
Wittenberg, Johann, und seine Tochter. Geschichtliches Bild aus dem 14. Jahrhundert 153
Zivier. Nach wirklichen Ereignissen erzählt von Ernst Willkomm 661

Biographien und biographische Skizzen. Charakteristiken.

Arnim, Fräulein von. Eine Erinnerung . 190
Beredenheit, eine, aus Berangers Leben . 416
Buchanan und Dallas. Zwei bedeutende Köpfe Amerika's 401
Chateaubriand. Ein französisches Dichterleben 652
Dorvigny, Ludwig, und Hoffmann . . . 661
Dichter, englische.
1. Charles Dickens 73
Frauenbilder, drei, in Bayreuth.
1. Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen 368
2. Das preußische Familiengebeuth . . 429
3. Jean Paul und die Rothwurzel . . . 483
Freimont, John Charles 472
Goethe's, zur Biographie 9
Halm, Friedrich 249
Heine, Dr. Ernst Carl Erdmann. Ein Leipziger Bürger 628
Horn, W. D. von 569
Hugo, Victor 21
Kean, Edmund. Ein englischer Künstler. Von Karl Wartenburg 306
O'Donnell 446
Palmer, der Wiftmischer 78
Rauch, Christian. Bildhauer 582
Storch, Ludwig. Eine thüringer Erektanne 196
Walker, General, und die Filibustern in Central-Amerika 414
Weimar und seine Dichter 317
Williams von Kars, General William Fenwick 433
Züge, zwei, aus Washingtons Leben . . 586

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Seite

Abend, ein, bei Lavalier während seines Gastspiels in Leipzig 328
Abenteuer, ein, Lord Byrons 530
Abenteuer, ein, Passalacquas 631
Alexandria und die englisch-östindische Ueberlandpost 277
Ararat, auf dem Berge 203
Arkelen, die, der Buschmann und die Corana 156
Begegnisse und Erinnerungen. Von H. K—g.
Bulwer. Badeleben 256
Lady Bulwer 265
Marmont, Herzog von Ragusa. Graf Chambord. Metternich 266
Beffemer's Eisenfabrikation 673
Besuch, ein, in Goethes Wohnhaus zu Weimar 212
Besuch einer Großgeschäfts-Phalansterе zu London 514
Besuch, ein, bei den Heiden der Friedenskonferenzen in Paris 170
Besuch, ein, auf Um-Sin 345
Besuch, ein, im Polsamt zu London . . . 401
Bibern aus Kansas 401
Bilder, pariser, und Geschichten.
Ein Verbannter (Victor Hugo) 21
Eine Stunde auf der Börse 265
Ein junger Dichter 280
Der Lazarus in der Matratzengruft . . 613
Braud, der, in der Bergstadt Eibenstock . 182
Cuzco, die alte Inca-Hauptstadt und die neue Republik Peru 270
Czarenstadt, die, im Sommer 1856. Nr. 1. 626
Darwy, Sir Dumphrey, und König Ludwig von Baiern 490
Deutschen, die, in Amerika 109
Doppel-Dampfschiff, das doppelschneghäufige, der Ost-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Hamburg 635
Erdbeben, in einem siebenbürgischen . . . 470
Elephantenjäger, die, in der Transvaal-Republik 250
Entdeckungen, arktische, und Erebevisse . 697
Erinnerung, eine, an der Jugendzeit . . . 641
Erinnerungen aus dem Jahre 1866. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt.
I. Einen Tag vor der Schlacht . . . 597
II. Einen Tag nach der Schlacht . . 619
Erlösung und Waldvöglein. Von Beta in London 362
Eroberung, die neueste englische, in Ostindien. (Königreich Oude mit der Hauptstadt Luchno) 89
Exerzirn 54
Fahrt, eine, mit dem alten Jahr. Von Wilhelm Künstler 436
Fest, ein öffentliches, in Haiti 66
Friedensbrief, ein, nach dem Kriege . . . 523
Frau St. eine, des Krieges in der Krim . . 422
Gabriella, der Engländerin. Eine Erinnerung an Goethe und den alten Herrn . . . 541
Gesängnisse, pariser, in den Decembertagen. Von E. Schmidt-Weißenfels 357
Gouverbidder aus Birmanien 239
Grenze-Skizzen von Nordpol 225
Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.
10. Der Cougar 93
11. Das Bienlia 94
12. Eine Treibjagd 333
13. Ein Abenteuer auf der Bärenjagd . . 335
Jahre-Busen, der, in Großbergzeit, Oldenburg 359
Kanal, der, durch die Landenge von Suez 104
Königin, eine nicht anerkannte, von England
Kosmopolitische, die, und Bafser-Poche des Herzogspalastes zu Sydenham bei London 419
Kreml, der 509
Kriegsbilder aus der Krim. Aus dem Tagebuche eines französ. Kavallerie-Kapitains.
Mitgetheilt von Julius von Wiedede . . 5
Kriegsbilder aus der Krim. Nach den Tagebüchern eines Offiziers der Chasseurs d'Afrique. Mitgetheilt von Julius von Wiedede 133
Kriegs- und Friedensrath, der, in Paris . 98
Kriegsrechnung, eine 708

Land und Leute.
Nr. 2. Ich Lage im altenburger Lande 37
Nr. 3. Die Halloren in Halle a. d. Saale 117
Nr. 4. Die Inseln Sylt, Amrum und die Halligen 180
Nr. 5. Die Ruhl und die Rübler . . 352
Nr. 6. Die Ziegener an der Donau . 496
Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.
I. Einführung 339
II. John Arthur Roebuck 376
III. Lavard und d'Israeli 487
IV. Wilson. Lord Lyndhurst 637
V. Drummond, der Erzengel. Ergebnisse und Schlußfolgerungen . . . 712
Lebensbilder aus den südrussischen Steppen. Von Fr. Körner 458
Leben und Leben in Persien 592
Luft-Eisenbahn, die, in Woolwich . . . 49
Mahlzeit, eine, bei den Esquimaux . . . 122
Mauerbethild. Von Ernst Keil 589
Nacht, eine, in Ostindien 393
Napoleon's Hütte 113
Neapel und seine Inseln 49
Neuenburg nach den 3. September . . . 616
Pfeiffer, Ida, unter den Kannibalen . . . 55
Pilgerfahrt, die erste ungläubige, nach dem Grabe des großen Propheten 129
Präsident, der, der Vereinigten Staaten von Nordamerika 684
Rathhaus, das neue, in Hamburg . . . 188
Reiseleide, sittliche, aus der Schweiz. Von E. A. Roßmäßler.
Vor einem Jünglche der Schweiz . . 511
Der Bierwaldstädter See 512
Aus einer der höchsten menschlichen Wohnungen Europa's 513
Palaio des Unteraargletschers . . . 583
Alte Spuren der Gletscherwirkung . 584
Die Internat. Seite an den Schweizreisen 667
Reiseskizzen aus Central-Asien 526
Rettung von hundertundzwanzig deutschen Auswanderern 529
Sadeir, der Fälscher einer Million und seiner Lebtod 499
Scenen aus dem Südpolarmeer. Von Friedrich Körner
Erster Artikel 136
Zweiter Artikel 201
Scenen aus den Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich 407
Schande, eine, des neunzehnten Jahrhunderts 539
Scharteuhild, ein spanisches 344
Schiffstagebuch einer Fahrt von Bremen nach New-York 570
Schüssel, der entdeckte, am Herzen Afrika's 556
Schmiedeeisenkanone, die große, der Herren Horsfall zu Merfey bei Liverpool . . 264
Schritte, die ersten, auf japanischem Boden 280
Silberbeleuchtungsschaft, der, in Californien . 559
Stadt, eine untergegangene. Von Burssan 11
Studentenleben, heutiges. Kulturgeschichtliche Skizze. Von Karl Wartenburg . . 461
Stunden, zwei, mit einer Boa Constrictor . 83
Stunden, vierundzwanzig, in Venedig . . 79
Taaren, aus den letzten, von Kars . . . 28
Thüringerwald, der 308
Verbrecherversammlung, eine 215
Wüsten-Bilder.
1. Die Sahara und das Kameel . . . 301

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Ausstellge in chemisch-technische Werkstätten.
Nr. 2. 92
Nr. 3. 585
Baum, ein indischer 516
Besuch, noch ein, im zoologischen Garten des Regentsparks zu London 385
Besuch, ein, des Opbaantrums 552
Besuch, ein, im Python- und Schlangenhause des zoologischen Gartens im Regentspark zu London 162
Brot, unser tägliches. Von Dr. H. Hirzel . 52
Bildermarkt, der neue. Von Burmeister . 310
Erde, unsere, aus der Mond-Perspektive . 229

Seite

Fabrikation der Anti-Phosphor-Reibzündw. Von Dr. H. Hirzel 460
Faradisation, die fertische. Eine neue Methode der Elektrisation. Von Dr. P. Niemeyer 486
Gartenlaube, die 267
Geschichte, die, der Erde 120
Nachtigall, die, als Künstlerin 710
Phosphor, der ungesährliche. Von Dr. H. Hirzel 378
Photo-Galvanographie 659
Quellen, die heißen, zu Karlsbad. Eine galvanoplastische Werkstatt 482
Riesenthier, ein, der Urwelt 392
Rolle, die weltgeschichtliche, eines Steines 242
See, der, im Glase. Von C. A. Roßmäßler 252
Spaziergänge auf dem Meeresboden. Erster Ausflug 402
Zweiter Ausflug 431
Sprache und Musik in der Natur. Dritter Artikel 292
Vögel im Winter 642
Vorlesungen, botanische, für Frauen. Von C. A. Roßmäßler. I. Das Pflanzensystem 24. 372
Wein, der edle. Von Dr. H. Hirzel. I. Die Weintraube und ihr Saft . . . 321
II. Der Uebergang des Traubensaftes in Wein 447
III. Die naturgemäße Veredelung des Weines 523

Ueber den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande.

Von C. Beck.

Auge, das, des Menschen 331
Bau, vom, des menschlichen Körpers. Des Menschen Fleisch und Bein 184
Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre. Ueber den Kopfschmerz oder das Kopfweh 90
Das Nervenfieber oder der Typhus . 132
Gegen den Arnica-Schwindel 696
Gegen heilkünstelnde Laien. Herr Arthur Lutze in Cöthen und Frau Graf in Stoitz 158
Gegen populär-medicinischen Buch-Charlatanismus 107
Haar, das, im gesunden und kranken Zustande 8
Haus- und Zimmerturnen, das 415
Krankheiten, des Haares, und Pflege . . 75
Leber, die, und ihr Leberleiden 356
Nachtheile, über die, fauleuder Ausdunstsoffe (Cholera) 510
Reißen, das, oder der Rheumatismus (Rheuma, Fluß) 639
Schutz vor der Cholera 594
Strafpredigten, ärztliche. I. Gegen die Unwissenheit der Menschen in Bezug auf ihre Gesundheit . . . 278
II. Gegen das kalte Wasser als Stärkungsmittel 538
Theuerungs-Maßregeln. Winke für Unbemittelte 39
Wie sind die Speisen nahrhaft, verdaulich und auch billig zuzubereiten. Von F. W. Grüner 227

Erziehungswesen und Kulturgeschichte.

Aus der guten, alten Zeit 640
Boudoir, aus dem, einer Römerin. Von Karl Wartenburg 682
Briefe, kommerzielle 258

Briefe, populäre, über Musik. Von J. C. Lobe.
Erster Brief: Poesie, Kunst, Lied . 218
Vierter Brief: Das Lied in musikalischer Hinsicht 434
Geister- und Teufelsgeschichten, schwäbische. 185
Ein kulturhistorischer Beitrag . . . .
Hanptmomente der Geschichte der Architektur.
II. Klassische Baukunst (griechische, etrusk. und römische) 172
Hause, aus dem, für das Haus.
I. Die ländlichen Spiele 342
II. Die Verfassung 615
Kinderstube, aus der. Von Auguste Herz. Rolle, die weltgeschichtliche, eines Steines 150
Leichenverbrennung, die. Von Herrmann Richter 668
Sinn und Besinnung. Gedanke und Gedächtniß. Eine psychologische Anleitung 76
Strafen, die, der Vorzeit und Gegenwart 304
Tugendpreise, die französischen 670
Vorschußvereine, die, in Teltzsch und Umgegend 295
Weltgeschichte, die, in Schuhen und Stiefeln 573

Blätter und Blüthen . . . . Nr. 1—52

Illustrationen.

Abschied der Auswanderer. Von C. Hübner 481
Ahrenburger 37
An meine Mutter 61
Apparat zur Fabrikation des Rübenzuckers 596
Ararat, der Berg 204
Auge, das 333
Bajso, atuche — jonische 174
Bitte des Kindes 457
Blumenstrauß, der 609
Breckenridge, John Cabell 681
Buchanan 401
Caleys Abführung aus dem Gefängniß . 561
Chasseurs d'Afrique auf Vorposten . . . 5
Chateaubriand 649
Corana, die. Der Buschmann. Die Azteken 136. 157
Dallas, George Mifflin 401
Damensteid an der Jahde 360
Devrient, Ludwig 665
Dickens, Charles 73
Donnell 445
Doppel-Dampfschiff, das doppelreihengängige 656
Drummond 712
Eisgebirge, Eiswall. Eisberg, Eiswand 136. 137
Eland, das 385
Elephanten-Artillerie 295
Erdan mit der Bergfestung Zegnin . . . 205
Erjezun 55
Farrenkräuter, Schachtelhalme, Bärlapp-Gewächse 373
Feigenwald, indischer 545
Frau, die weiße 429
Fremont, John 528
Friedensbild, ein, nach dem Kriege . . . 521
Friedenskonferenz, die, in Paris 168
Gartenlauben 269
Goethes Arbeitsstube. Goethes Wohnhaus 213
Haar, ein. 150 Mal vergrößert 8
Halliger, Sylterin, Föhringerin, Halligbewohnerin 181
Halloren, die, in Halle a. d. Saale . . . 117
Halm, Friedrich 248
Hamburg. Das neue Rathhaus 189
Hoffmann, T. A. 665
Horn, W. O. von 549
Hugo, Victor 21

Hütte Napoleons 115. 116
d'Ivoraeli 489
Kamerl, das 301
Kampf mit Wallrossen 225
Kanal, der, durch die Landenge von Suez 104
Kane, Dr. Elisha Kent 697
Kapital, jemisches — korinthisches . . . 174
Kars 29
King's Ermordung 560
Klein-Schagwitz. Das Schulhaus . . . 642
Knochengerüst, das, des Menschen . . . 185
Kriegsrath, der, der Verbündeten in Paris unter Vorsitz des Kaisers Napoleon III. 96
Lavard, Austen 488
Leichenverbrennung 669
Leipzig.
Die Weststraße mit den Heinelschen Häusern 629
Der Heinelsche Verbindungskanal der Elster mit der Saale 630
Leyasser in verschiedenen Rollen 329
London. Die Phalanstere 515
Luckuow. Das königl. Schloß 89
Luft-Eisenbahn, die, in Woolwich . . . 49
Lyndhurst, Lord 637
Mastodon, das 393
Medina, das Grab des Propheten 129
Moolau. Der Kremi 569
Muskeln, die, des menschlichen Körpers . 241
Nape, auf der Insel Eiw-Kun 346
Neapel 600
Neuenburg 617
Ophiantrum, das 553
Parlamentsmitglieder, zu einer Abstimmung „hereingerufene" 713
Parthenon 172
Pilze, Flechten, Algen und Moose 25
Pompeji, Bogelansicht 12
Prozession des Sprechers vom Unterhause nach dem Oberhause 341
Rauch, Christian 581
Rettung von hundertundzwanzig deutschen Auswanderern 529
Roebuck, John Arthur 377
Rollwenzel, Frau 485
Rudolf, Graf, von Wiedenburg 537
Rübleinnen 353
Sänle, dorische, mit Gebälke 173
Scheidungen, Burgs 434
Schmiedeeisenlaune, die große 265
Schneeglöckchen und Schneeglöckchen . . 145
Schönburg a. d. Saale 437
Schuhe und Stiefeln 573. 574. 575
Storm, Ludwig 197
See, der, im Glase 253
Slavone, der 289
Teheran. Thronzimmer des Schah von Persien 502
Thüringerwald. Panorama 308
Transportirung der Schiffen über Siellitte 608
Indenpost, die englisch-ostindische von Alexandrien nach Suez 277
Ungarn, lagernde, und Zigeuner 496
Venedig 81
Victor Emanuel II., König von Sardinien 593
Wildern, aus den sieststeinischen 469
Walker, General 413
Washington. Das Capitol 686
Wasserstiefel, die, und Cascaden des Krystallpalastes zu Sydenham 420
Weimars Dichter 317
Wenn Du noch eine Heimath hast . . . 705
Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth . 369
Williams, General William Fenwick, von Kars 433
Wilson 637
Yam, der chinesische 140

№ 1. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorurtheile.

I.

Im Jahre 1850 schien die Saisen in dem Bade P. eben nicht glänzend werden zu wollen. Es war schon um die Mitte des Monats Juli, und die Kurliste wies nur erst fünfhundert und einige Namen auf, während sie in den Jahren zuvor eben so viel tausend enthalten hatte. Aber was der Badegesellschaft in diesem Jahre an der Quantität abging, ward ihr durch die Qualität ersetzt; so meinte wenigstens der Baron von Masset, einer der Tonangeber in der feinen Gesellschaft, die fast nur aus den adeligen Familien der nähern und fernern Umgegend des Bades bestand. Die reiche Bourgeoisie aus Hamburg, Bremen und den größeren Städten des nördlichen Deutschlands war gering vertreten, man schrieb diesen Umstand den Folgen der Revolution von 1848 zu, das heißt dem immer noch steckenden Verkehre. Die Hausbesitzer des Dorfes harrten vergebens auf ihre sonst so regelmäßig wiederkehrenden Kurgäste, ihre freundlich und bequem eingerichteten Zimmer blieben größtentheils ohne Miethsbewohner. Der reiche Adel bewohnte die zahlreichen Hotels des Orts.

Gegen zehn Uhr Morgens betrat ein junger Mann seine Wohnung in einem freundlichen, unweit der großen Allee gelegenen Hause. Er hatte einen Spaziergang durch die Berge gemacht, und warf sich ermüdet in den Sopha.

Werfen wir einen Blick auf den Bewohner des mit einfacher Eleganz ausgestatteten Zimmers. Er war von schlanker Gestalt und mochte sieben bis achtundzwanzig Jahre zählen. Sein Gesicht war stärker von der Sonne gebräunt, als es sich nach der Mode für einen Kurgast schickt; trotzdem aber war es schön, und man hätte sagen können, daß der bräunliche Teint seine Schönheit männlicher machte, die bei einem zarten Weiß weiblich zu nennen gewesen wäre. Das sorgfältig frisirte Haar war glänzend schwarz, ebenso auch der zwar nicht starke, aber natürlich gekräuselte Bart, der das interessante ovale Gesicht einrahmte. Ueber seinen schwellenden Lippen, durch die schneeweiße Zähne schimmerten, zeigte sich ein geschweifter Schnurrbart. Das dunkeldrahne Auge war groß und lebhaft. Die Stirn, die schöne dunkele Brauen begrenzten, war hoch und frei. Die Toilette des jungen Mannes war elegant und gewählt. An seinem feinen Brustlheude glänzten feststare Diamantknöpfe und an den Fingern nicht minder feste bare Ringe.

Still und nachdenkend saß er in seinem Sopha; seine kleine aristokratische Hand spielte mit der goldenen Uhrkette, die über die weiße Weste hinabhing.

Da klopfte es leise an die Thür. Der junge Mann schrak ein wenig zusammen, aber ohne Zögern forderte er mit lauter, wohlklingender Stimme zum Eintreten auf. Die Thür öffnete sich, und die Wirthin des Hauses, eine Frau von vielleicht vierzig Jahren, trat ein.

„Madame Bühl!“ sagte der Bewohner des Zimmers, als ob er eine andere Person erwartet hätte.

„Ich bin es, Herr Ludwig!“ sagte die freundliche und elegant gekleidete Frau mit der Artigkeit und Gewandtheit, die sie sich durch den langen Umgang mit Kurgästen erworben hatte. „Verzeihung, wenn ich störe.“

„Was bringen Sie mir?“

Madame Bühl zog lächelnd einen Brief aus der Tasche ihrer kleinen Taffetschürze.

„Ein Briefchen, Herr Ludwig!“

„An mich?“

„An Sie!“ antwortete die artige Frau, indem sie mit einer zierlichen Verbeugung das Papier überreichte. „Als die Ueberbringerin, eine Art Kammerzofe, hörte, daß Sie nicht zu Hause seien, band sie mir auf die Seele, den Brief Ihnen selbst zu überreichen. Ich verfehle nicht, meine Pflicht zu erfüllen.“

Der junge Mann hatte hastig den Brief erbrochen, und las ihn mit großer Begierde, ohne sich um Madame Bühl zu kümmern, die zu dem Fenster getreten war, und eine Marquise herabließ, um das Zimmer vor der Sonne zu schützen. Dabei aber warf sie einen neugierigen Blick auf den Leser, dessen Gesicht eine freudige Ueberraschung verrieth. Die braunen Wangen desselben erröthelen, und Madame Bühl glaubte sogar zu bemerken, daß seine Hände ein wenig zitterten.

„Vielleicht bin ich dem Geheimnisse auf der Spur, das mein Gast so sorgfältig und hartnäckig zu bewahren sucht!“ dachte die kleine Frau, indem sie eine Blumenvase ordnete. „Ich bleibe dabei, er hat ein Geheimniß, und wenn mich nicht Alles täuscht, ein zartes Geheimniß.“

Der junge Mann hatte indeß das Billet sorgfältig zusammengelegt, und in die Brusttasche seines Rockes gesteckt. In einer frohen Bewegung, die unzweifelhaft der Brief erzeugt, ging er einige Mal im Zimmer auf und ab. Madame Bühl unterbrach das Schweigen, als sie sah, daß ihr Gast keine Neigung zum Reden zeigte.

„Mein Herr, ich erlaube mir eine Bitte an Sie zu richten aber ich setze dabei voraus,“ fügte sie sehr artig hinzu, „daß mein verehrter Gast mich nicht mißverstehen wird.“

„Was wünschen Sie, Madame?“ fragte der junge Mann, der seine Promenade unterbrochen hatte. „Sprechen Sie offen, und zweifeln Sie nicht an meiner Bereitwilligkeit, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen. Sie sind mir eine so liebenswürdige und freundliche Wirthin, daß ich trostlos wäre, wenn es nicht in meiner Macht stehen sollte — —“

„O, es ist nicht viel!“ sagte Madame Bühl, die vor Entzücken über dieses Kompliment hoch erröthete. „Ich erlaube mir, Sie an eine kleine Förmlichkeit zu erinnern, die Sie ohne Zweifel vergessen haben.“

„O mein Gott, ist die Rechnung von voriger Woche nicht bezahlt?“

„Nein, nein, das ist es nicht! Sie sind ja so pünktlich —“

„Soll ich Ihnen auf zwei, drei Wochen pränumeriren? Sprechen Sie es ohne Scheu aus, und ich zahle mit Vergnügen. Ich kenne die Förmlichkeiten dieses Bades nicht, das ich zum ersten Male besuche.“

„Verzeihung, es handelt sich um eine geringfügige Förmlichkeit.“

„Nun, was ist es?“

„Ich habe ein Schema auf Ihren Schreibtisch gelegt, das jeder Fremde ausfüllen muß. Ist dieses Schema mit Ihrem Namen und der Angabe Ihres Standes versehen, so sende ich es in das Polizeibureau, das es nur zur Anfertigung der Brunnenliste verwendet. Sie haben das Blättchen übersehen — wäre nicht mein Mann Polizeicommissar, der die Ordnung in dieser Beziehung zu überwachen hat, man würde mich längst in Strafe genommen haben. Opfern Sie mir eine Minute und füllen Sie die Spalten aus.“

Madame Bühl deutete auf ein Papier, das auf dem eleganten Schreibtische lag.

Dem jungen Kurgaste schien diese Forderung nicht gelegen zu kommen. Die Heiterkeit, die der Brief hervorgerufen, verschwand von seinem schönen Gesichte, und unmuthig warf er einen Blick nach dem Schreibtische.

„Es ist wahr, ich habe es vergessen!“ sagte er kalt. „Mir liegt Nichts daran, in der Brunnenliste zu prangen, und wenn es nicht unumgänglich nöthig ist — —“

„Wäre es nicht, ich hätte sicher die Erinnerung nicht auszusprechen gewagt. Sie haben vielleicht Gründe, incognito hier zu sein.“

„Ja, ich habe Gründe, Madame! Es wäre mir lieb, wenn ich noch einige Tage jenes Papier unberücksichtigt lassen könnte. Bis dahin entscheidet es sich, ob ich bleibe oder abreise. Sie werden übrigens keinen Schaden erleiden,“ sagte er lächelnd hinzu; „die Saisen ist schlecht, und auf Zuwachs von Gästen läßt sich nicht hoffen — ob ich nun bleibe oder reise, ich habe dieses Zimmer für den Sommer gemiethet, und werde es bezahlen. Nehmen Sie diese Börse, Madame, sie enthält den Miethzins.“

Mit freundlicher Gewalt drückte er der verlegenen Frau eine volle Börse in die Hand, die er aus der Tasche gezogen hatte.

„Mein Herr,“ stammelte sie, „mich hat nicht Mißtrauen geleitet — ich wollte Sie nicht verletzen!“

„Davon bin ich überzeugt, Madame; aber halten auch Sie sich überzeugt, daß Sie keinen Abenteurer unter Ihrem Dache beherbergen.“

„O, dessen ist Gott mein Zeuge!“ antwortete rasch Madame Bühl, die durch die Maschen der Stahlbörse die Goldstücke hatte blinken gesehen.

„Gut, Madame, so unterstützen Sie mich bei der kleinen Intrigue, oder wenn Sie es lieber wollen, bei dem kleinen Herzensromane, in dem ich wider meinen Willen eine Rolle übernommen habe.“

„Das habe ich mir gedacht!“ rief lächelnd die kleine Frau, indem sie die Börse in die Tasche ihrer Schürze gleiten ließ. „Nun, sie bleiben Sie denn noch für einige Zeit Herr Ludwig, ich werde in diesem Jahre so nachsichtig sein, daß mein Kurgast nicht in der Brunnenliste steht.“

„Aber der Polizeicommissar?“

„Ist mein Mann, und ich bin die Besitzerin dieses Hauses. Ich werde Ihr Incognito zu ehren wissen.“

Madama Bühl wollte sich entfernen; aber Ludwig hielt sie durch die anscheinend gleichgültig hingeworfene Frage zurück:

„Uebermorgen ist Ball bei der ersten Fürstin?“

„Ja, mein Herr, er ist der erste, der diesen Sommer im Saale stattfindet. Serenissimus giebt vier Bälle während der Kurzeit. Man sagt, unser Landesherr wolle dadurch den Flor des Bades aufrecht erhalten; aber ich bin der Meinung, und habe sie auch oft gegen meinen Mann ausgesprochen, daß er ein ganz verkehrtes Mittel dazu gewählt hat.“

„Warum, Madame?“ fragte Ludwig gespannt.

Die Frau des Polizeicommissars war in ihr böses Fahrwasser gerathen und sie ließ auch lustig das leichte Schiffchen ihrer Redseligkeit dahinschießen.

„O, die Sache ist sehr einfach, mein Herr,“ fuhr sie fort. „Glänzende Bälle sind in einem Bade allerdings nothwendig, denn sie dienen dazu, die Gäste mit einander bekannt zu machen. Serenissimus aber trennt sie, er theilt sie in zwei gleiche Kasten. Der Kaufmann, und wenn er ein Millionär ist, wird nicht zu den Bällen im Schlosse geladen, wohingegen jeder lahme und kranke Edelmann, der kaum die nothwendigen Kosten seiner Kur bestreiten kann, sehr höflich durch einen Kammerlakai invitirt wird. Nichts als das Wörtchen „von“ kann dem Kurgaste die Thür des fürstlichen Ballsaales öffnen. Seit der unglücklichen Revolution vor zwei Jahren scheint der Adel sich fester zusammenzuziehen und den Bürgerstand demüthigen zu wollen, denn schon in der vorigen Saison ging man bei der Wahl der Gäste sehr difficil zu Werke. Aber wer hebt denn unser Bad? Wer bringt das mehrste Geld hierher? Der reiche Kaufmann aus Hamburg und Bremen, und Leute, die über Hunderttausende zu kommandiren haben, lassen sich von einem kleinen Fürsten nicht zurücksetzen, der den größten Theil seiner Revenüen aus diesem Bade zieht. Ich behaupte, daß sich der reiche Kaufmannsstand ein anderes Bad aussucht, wo man ihn nicht so augenscheinlich zurücksetzt. Sie sehen, daß meine Ansicht gegründet ist.“

Ludwig hatte mit großer Spannung zugehört.

„Wer entscheidet über die Einladungen?“ fragte er.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, lieber Herr, denn meine Schwester ist Kammerjunkerin bei der Hofmarschallin. Der Herr Hofmarschall nimmt die Brunnenliste zur Hand, zieht die Namen mit dem Wörtchen „von“ heraus, und besorgt die Einladungen. Das ist die ganze Procedur. Ob diese Herren nun dem Bade Nutzen bringen oder nicht, ist gleich. Doch ja,“ fügte Madame Bühl höhnisch lächelnd hinzu, „einen Nutzen hat es gebracht: wir haben dieses Jahr viel Adlige hier, und Alle kommen auf die Bälle im Schlosse. Nun, wir wollen sehen, ob Serenissimus auf diese Weise den Flor seines Bades erhalten wird.“

„Und es giebt kein anderes Mittel, zum Zutritt zu diesen Bällen zu erhalten?“ fragte der junge Mann wie ängstlich.

„Kein anderes; die Brunnenliste ist der Empfehlungsbrief. Wer nicht den Geburt ist, wird ohne Gnade ausgeschlossen, und wenn er eine Million besitzt. Doch, dort kommt mein Mann schon zurück,“ sagte Madame Bühl, indem sie durch das offene Fenster sah. „Verzeihung, ich ziehe mich zurück, denn ich muß ihm das Frühstück bringen.“

Sie verneigte sich und schlüpfte durch die Thür.

Als Herr Ludwig allein war, begann er seine Promenade wieder, aber unruhiger als zuvor. Er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Plötzlich blieb er stehen, zog den Brief aus der Tasche und las ihn noch einmal. Fetzenre Zeilen, von einer zierlichen Frauenhand geschrieben, standen auf den duftenden Papiere:

„Mein Freund!

„Zu meinem großen Bedauern ist es unmöglich, eine Gelegenheit zu der Unterredung zu finden, die Sie fordern, und die auch ich schnlich wünschte. Wir scheint, mein Vater ist durch einen Nebrlichen aufmerksam geworden und sucht unsere gegenseitige Verständigung zu verhindern. Einige Worte werden genügen, um Ihnen völlige Aufklärung zu geben; aber ich kann sie aus Grün den einem Briefe nicht anvertrauen. Wenden Sie die größte Vorsicht an, wie ich sie anwende. Uebermorgen ist Ball bei dem Fürsten, wir sind dazu geladen, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß auch Sie eine Einladung erhalten haben. Fordern Sie mich zu dem ersten Walzer auf, und während des Tanzes werden wir uns verständigen können. Es giebt keine andere Gelegenheit dazu. Sie wissen, was von der Unterredung abhängt. Der erste Walzer gehört Ihnen. Henriette.“

Ludwig drückte das Papier an seine Lippen, dann steckte er es mit zitternder Hand in ein Portefeuille.

„Es giebt keine andere Gelegenheit!“ flüsterte er schmerzlich. „O, über diese Welt, die sich despotisch von Vorurtheilen beherrschen

läßt! Und wie nichtig sind diese Vorurtheile! Aber kann ich sie durch Gewalt bekämpfen? Nicht der Unterredung wegen, des Vorurtheils wegen darf ich von diesem Balle nicht ausgeschlossen bleiben. Welche Rolle würde ich nach demselben in dieser Gesellschaft spielen, die mich nur zu dulden scheint? Ich würde darüber lachen, wenn ihr Hemriette nicht angehörte, würde ihr den Rücken wenden, wenn sie den Magnet nicht in ihrer Mitte hätte, der mich allmächtig anzieht, daß ich fast keinen Willen mehr habe. Man hat mir den Handschuh hingeworfen — wohlan, ich hebe ihn auf! Serenissimus wird morgen gezwungen sein, mir eine Einladung zu seinem Balle zu senden!"

Er warf sich auf den Stuhl vor dem Schreibtische, ergriff das Blatt, das ihm Madame Bühl angedeutet hatte, und wollte schreiben. Er bebte zurück, als ob er es nicht über sich gewinnen könne, seinen Namen in die Spalten zu schreiben. Starr sah er das Blatt Papier einige Augenblicke an, dann raffte er sich zusammen und schrieb mit fester Hand: „Baron Ludwig von Nienstedt, Particulier."

Als ob er fürchtete, in seinem Entschlusse schwankend zu werden, zog er rasch die Glocke. Einen Augenblick später trat Madame Bühl ein.

„Das Zeichen galt meinem Diener, Madame!" sagte der Baron, den das Erscheinen der freundlichen Wirthin bestürzt gemacht hatte.

Er suchte und es gelang ihm, seine Bewegung zu verbergen.

„Ihr Bob, mein Herr, ist nicht zu Hause. Ich wußte es, und habe mich beeilt — —"

„Ah, ganz recht, Bob reitet mein Pferd aus — ich hatte es vergessen."

„Was steht denn Herrn zu Diensten?" fragte freundlich die Frau des Polizeicommissars.

„Bob sollte Ihnen dieses Blatt überbringen."

„Die Fremdenliste?"

„Ja!"

„Vortrefflich! Nun sind alle Unannehmlichkeiten beseitigt."

„Was für Unannehmlichkeiten?"

„Ich halte die Neugierde dafür, mit der man sich nach meinem reichen Kurgaste erkundigt. So eben machte mein Mann die Einleitung dazu. Ihr Klingelzeichen überhob mich der Mühe, eine ausweichende Antwort zu ersinnen."

„Und ich habe einen andern Plan ersonnen, Madame!" sagte der junge Baron mit einem erzwungenen Lächeln. „Dieser neue Plan erfordert mein Incognito nicht, und ich gebe es um so lieber auf, da ich Ihnen die Unannehmlichkeit erspare, ausweichende Antworten auf die Fragen zu geben, welche die Neugierde an Sie richtet. Tragen Sie Sorge, daß man morgen meinen Namen und Stand in der Brunnenliste liest."

Madame Bühl warf einen Blick auf das Blatt.

„Herr Baron," sagte sie dann mit einer tiefen Verneigung und einem bedeutungsvollen Lächeln, „die Einladung zu dem fürstlichen Balle wird noch zu rechter Zeit kommen, dafür stehe ich!"

Die kleine Frau verließ das Zimmer. In denselben Augenblicke ließen sich die Hufschläge eines Pferdes vor dem Hause vernehmen. Der Baron trat zum Fenster und rief einem Mulatten zu, der so eben ein stattliches Pferd in den Hof führen wollte:

„Bob, ich werde einen Spaziergitt machen!"

Dann ergriff er Hut, Handschuhe und eine zierliche Reitpeitsche, und eilte die Treppe hinab. Zwei Minuten später sah man den schönen jungen Mann im kurzen Galopp die Chaussee hinabreiten, die sich neben der Hauptallee des Bades hinzieht.

Bob, ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, sah seinem Herrn nach. Das braune, glänzende Gesicht des Mulatten verzog sich zu einem wohlgefälligen Lächeln, daß seine schneeweißen, regelmäßigen Zähne durch die dunkeln Lippen schimmerten. Er nahm seinen betreffen Hut ab, trocknete sich die hohe Stirn mit einem Taschentuche von gelber Seide, und trat in das Haus, als sein Herr hinter den Bäumen verschwunden war.

Madame Bühl saß mit ihrem Gatten, dem Polizeicommissar, beim Frühstücke.

„Und wer hat nun Recht gehabt?" fragte sie lächelnd, indem sie sein Glas mit Wein füllte. „Unser Gast ist ein Baron von Nienstedt!" fügte sie stolz hinzu. „Deine Polizeinase wittert stets Dinge, die sich mit dem gesunden Menschenverstande nicht vertragen."

Herr Bühl war ein guter, schlichter Mann, der wohl in dem Badeorte, aber nicht in einer größern Stadt das Amt eines Polizeicommissars bekleiden konnte. Nachdem er seinen Wein behaglich geschlürft, sagte er lächelnd:

„Glaubst Du, meine liebe Marianne, daß ich von Amts wegen so viel geforscht habe? Ich wüßte wenig Erfahrung besitzen, hätte ich nicht auf den ersten Blick gemerkt, daß ich es mit einem Manne von Stande zu thun habe. Seinem Incognito lag ohne Zweifel ein Liebesabenteuer zum Grunde."

„Nun, und weshalb hast Du denn geforscht? Warum sollte ich unsern Gast erinnern, die Liste auszufüllen?"

„Wirst Du schweigen, Marianne?" sagte Herr Bühl mit einem gutmüthigen Lächeln.

„Theodor, spiele nicht den Polizeimann gegen Deine Frau!" sagte Madame verletzt. „Hege Argwohn gegen alle Welt, nur gegen mich nicht!"

Herr Bühl stand auf und drückte seiner schmollenden Gattin einen Kuß auf die Stirn. Er fühlte seine Ehre als kluger Beamter gekränkt, und diese mußte er retten.

„Es ist zwar oft der Fall," sagte er, „daß die gefährlichsten Aventuriers am Glänzendsten auftreten, und darum lasse ich mich nicht von der Außenseite verblenden; aber unser Gast hat ein Gesicht und ein Benehmen, das jeden Argwohn verbannt. Wenn ich nach seinem Namen und Stande forschte, so geschah es nur, weil man mich privatim dazu beauftragt hatte."

Die Neugierde Madame Bühl's war zwar im hohen Grade angeregt, aber sie fragte dennoch mit erkünstelter Gleichgültigkeit:

„So? Und wer hat Dir denn diesen Privatauftrag gegeben?"

„Ein Herr von Heiligenstein, der dieses Jahr zum vierten Male hier ist."

„Derselbe Heiligenstein, der vor zwei Jahren sein Vermögen am Spieltische verlor?"

„Ja, mein Kind!"

„So kannst Du es ihm sagen: unser Gast ist der Baron Ludwig von Nienstedt, ein reicher, und dabei generöser junger Mann. Hier, nimm den Zettel und trage Sorge, daß der Baron morgen früh in der Brunnenliste steht. Vergiß es nicht, damit die Einladung zum fürstlichen Balle morgen Mittag eintreffen kann."

Herr Bühl küßte seine Frau, dann ging er nach dem Polizeibureau. Madame Bühl rief Bob in das Wohnzimmer und tractirte ihn mit einem guten Frühstücke.

II.

Am folgenden Morgen stand der Name des Barons Ludwig von Nienstedt in der Brunnenliste. Gegen Mittag kam der junge Mann von einem langen Spaziergitte zurück. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als Madame Bühl erschien. Sie überreichte ihrem Gaste unter einer tiefen Verneigung einen Brief. Als Ludwig das Couvert öffnete, fand er eine Einladungskarte zu dem fürstlichen Balle. Der Hofmarschall begleitete sie mit einigen freundlichen Zeilen.

„Habe ich Recht?" fragte stolz die kleine Frau.

„Sie sind eine Prophetin, Madame!"

„Es gehört dazu keine große Prophetengabe, Herr Baron. Wer den Mechanismus kennt, kann die Wirkung desselben vorhersagen. Ich wünsche, daß Sie sich auf dem Balle gefallen mögen!"

Der Baron traf seine Vorkehrungen. Um sieben Uhr Abends erschien Bob, um seinem Herrn bei der Toilette behülflich zu sein. Der Mulatte war ein gewandter Kammerdiener, er war Friseur, Barbier und Garderobier in einer Person. Ludwig ging wie ein Avenis unter seinen kunstgewandten Händen hervor. Er trug das eleganteste pariser Ballkostüm, an der Brust glänzte eine prachtvolle Diamantnadel, an den aristokratischen Händen geschmackvolle Ringe, und selbst die kleinen Schnallen auf den leichten Tanzschuhen hatten stimmernde Steine.

Es war dämmerig, als der Baron, in einen leichten Mantel gehüllt, das Haus verließ. Bob, in großer Livree, folgte ihm. Madame Bühl sah ihm lächelnd nach.

„Er ist so schön," dachte sie, „daß er Aufsehen erregen muß. Der kleine Roman, von dem er sprach, kann nur einen befriedigten Schluß haben, es sei denn, daß die Heldin ein Herz von Stein oder keinen Geschmack besitzt."

Der Ballgast ging rasch durch die große Allee, in der noch einzelne Gruppen sich auf und ab bewegten. Das Schloß, der Sommersitz des Fürsten, lag vielleicht fünfhundert Schritte von der Allee entfernt. Ein großer Teich umgab das Schloß, das mehr einem Fort als einem Sommersitze glich. Fünf Minuten später flog Ludwig über die ziemlich lange Brücke und trat unter das gewölbte Thor, das sich unter einem mit Rasen dicht bewachsenen Walle befand. Bei dem Scheine einer Laterne ging ein Soldat mit Gewehr auf und ab. Der Schloßhof war ein großes Viereck, in dessen Mitte das Hauptgebäude lag. Die erste Etage desselben war glänzend erleuchtet. Aus der Balcontür, die man geöffnet hatte, um der frischen Abendluft Eingang zu gestatten, drang eine rauschende Tanzmusik — der Ball war also schon eröffnet. Ludwig erkannte, daß das Orchester einen Walzer spielte. Ueberrascht blieb er stehen.

„Der erste Walzer!“ dachte er. „Sie wird glauben, ich komme nicht oder vernachlässige ihr Engagement.“

In diesem Augenblicke rasselte ein Wagen in den Hof und hielt vor dem Perron des Schlosses an. Fünf bis sechs fürstliche Lakaien flogen die Treppe herab. Einer derselben öffnete den Schlag des Wagens. Ein bejahrter Herr in der preußischen Armeeuniform stieg aus.

„Deinen Arm, Henriette!“ sagte er, indem er sich zurückwandte.

Bei dem hellen Scheine der Laternen sah Ludwig eine junge Dame aussteigen. Sein Herz begann heftig zu klopfen und ein dumpfes Sausen durchbebte seinen Kopf. Wie fest gebannt blieb er stehen und starrte die aussteigende Dame an. Sie trug ein hellblaues seidenes Kleid mit weißen Spitzen. Der niedliche Fuß mit Atlasschuhen von weißer Farbe berührte kaum den Wagentritt. Ein leichter Florshawl lag über den glänzenden weißen Schultern. Das braune Haar war schlicht gescheitelt und mit einer künstlichen dunkelrothen Rose geschmückt.

„Henriette!“ flüsterte Ludwig entzückt vor sich hin. „Ich komme also nicht zu spät!“

Der Vater — der Herr in der Armeeuniform war Henriette's Vater — ergriff den Arm seiner Tochter und stieg die mit Decken belegten Stufen des Perrons hinan. Die reizende Tänzerin streifte dicht an Ludwig vorüber. Eine Purpurröthe überflammte ihr Gesicht als sie den jungen Mann erblickte, sie grüßte nicht, aber dieses Erröthen und ein Blick sagten ihm mehr als ein Gruß.

„Du wartest bis nach Mitternacht hier!“ befahl der Baron seinem Diener in englischer Sprache.

Dann warf er ihm den Mantel zu und flog die Treppe hinan.

In dem Vorsaale empfing der Hofmarschall, ein Mann mit grauen Haaren, die Gäste. Ludwig war gezwungen, sich in Gegenwart Henriette's ihm vorzustellen. Er nannte seinen Namen. Der alte Herr in der Uniform schien überrascht zu sein; doch grüßte er den jungen Baron mit einem Lächeln, das eine oberflächliche Bekanntschaft voraussetzen ließ. Der Hofmarschall führte die Gäste in den Saal, wo er sie der fürstlichen Familie vorstellte. Die Ceremonie war kurz, und es blieb ein Jeder bald sich selbst überlassen. Henriette schloß sich einem Kreise bekannter Damen an, und Ludwig suchte den Oberförster von Wildau auf, den er am Pharaotische kennen gelernt hatte.

Ludwig von Nienstedt erregte unter den Damen Aufsehen. Die junge Männerwelt war nur schlecht vertreten, und um den Mangel an flinken Tänzern einigermaßen auszugleichen, hatte der Fürst sein Offiziercorps zum Balle befohlen, das aus einem Major, einem Kapitain und drei Lieutenants bestand. Die Lieutenants allein waren Tänzer. Der Major, ein Mann mit rothen Haaren und Pocken gruben, war zu klein und zu dick, und der Kapitain war zu lang und zu mager.

Der Ball war belebt, und ungeachtet der Anwesenheit des Hofes nicht steif. Die Ungezwungenheit des Badelebens machte sich auch hier bemerkbar.

Ludwig sah nach der Tanzordnung: eine Quadrille, eine Polka und ein Galopp gingen dem zweiten Walzer voran. Schon wählte er unter den Damen; um das Engagement Henriette's später nicht auffällig zu machen, wollte er die Quadrille mittanzen: da trat einer der Ballgäste, ein Mann von einigen vierzig Jahren, zu ihm:

„Herr Baron von Nienstedt?“

Ludwig verneigte sich.

„Sie erlauben mir eine Frage,“ fuhr der Gast fort.

„Fragen Sie?“

„Gehören Sie der Familie von Nienstedt an, deren Besitzthum im Wschen lag?“

„Ja.“

„Man glaubte die Familie ausgestorben —“

„Sie sehen, daß der einzige Sohn Ludwig aus Indien zurückgekehrt ist.“

„Ihre älteste Schwester, Herr Baron, war meine Braut. Der Tod verhinderte leider eine Verbindung, die zu den glücklichsten der Erde gehört haben würde.“

„Und wer giebt mir die Ehre —?“

„Friedrich von Heiligenstein, der Gutsnachbar Ihres Vaters. Ich erinnere mich, Sie als Knaben von zwölf Jahren gesehen zu haben —“

„Und ich erinnere mich, daß meine Schwester Adelheid mit großer Vorliebe von Ihnen sprach.“

„Adelheid!“ rief Friedrich von Heiligenstein mit einem Seufzer. „Sie war schön und gut, ein liebenswürdiges Wesen. Sie haben eine so große Aehnlichkeit mit Ihrer Schwester, Herr Baron, daß Ihr Anblick die Wunden wieder aufreißt, die in einem Zeitraume von sechzehn Jahren kaum verharrschen konnten. Meinen Sie mir die Hand — wir sind uns nicht fremd, obgleich wir uns kaum kennen!“

Ludwig reichte dem Gaste die Hand, und dabei sah er ihm in das freie, ehrliche Gesicht. In diesem Augenblicke traten die Paare zur Quadrille an. Henriette stand dem Baron gegenüber, Henriette in ihrer ganzen strahlenden Schönheit. Ihre Züge verriethen eine recht innige Freundschaft, und Ludwig hatte allen Grund zu glauben, daß sein Erscheinen auf dem Balle das angebetete Wesen in diese Stimmung versetzt habe, und daß er sich ein günstiges Resultat von der beabsichtigten Unterredung mit ihr versprechen dürfe.

Die Musik begann, und die Tänzer führten die ersten Pas aus. Wie eine Sylphe schwebte die reizende Henriette dahin. Der arme Baron vergaß den Herrn von Heiligenstein, der neben ihm stand und mit einer Art Rührung in seinen Zügen forschte. Wie ungezwungen und graziös war jede Bewegung der Tänzerin. Ihr zarter, elastischer Körper schwebte nur auf den Spitzen des kleinen, gewölbten Fußes. Das rosige Gesicht mit den geschweiften Brauen an der mattweißen Stirn, mit den langbewimperten seelenvollen Augen, der schön geschnittenen Nase, dem feinen, blühenden Munde und dem runden, koketten Kinne verklärte das anmuthigste Lächeln von der Welt. Jetzt reichte sie die zarte Hand, die ein weißer Handschuh bis an das Gelenk eng einschloß, dem Tänzer. Bei dieser Gelegenheit sah Ludwig den runden, vollen Arm, der von den feinen weißen Spitzen des halblangen Aermels wie von einer Wolke umgeben ward. So schwebte sie an ihm vorüber, und dabei sandte sie ihm ein Lächeln und einen Blick zu, die ihm tief in die Seele drangen. Herr von Heiligenstein rief den Entzückten zur Wirklichkeit zurück.

„Tanzen Sie, Herr Baron?“

„Jetzt nicht, mein Herr.“

„So bitte ich um die Freundlichkeit, mir ein Viertelstündchen der Unterredung zu schenken.“

„Sie sehen mich bereit; seit ich den heimathlichen Boden wieder betreten, habe ich noch keinen Freund meiner Familie gesprochen. Es ist erklärlich, wenn ich mich nach Nachrichten über die letzten Jahre derselben sehne.“

Arm in Arm traten die beiden Männer in eine Nische; hier ließen sie sich auf dem Sopha nieder, von wo aus sie den Saal und die Tanzenden übersehen konnten, ohne in ihrer Unterhaltung gestört oder belauscht zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsbilder aus der Krim.

Aus dem Tagebuche eines franzöſiſchen Kavallerie-Kapitains, mitgetheilt von Julius von Wiede.

Chasseurs d'Afrique auf Vorpoſten.

So ein tüchtiges Reitergefecht, wo es Mann gegen Mann geht, die Trompeten ſchmettern, die Säbel klirren, die muthigen Roſſe wiehern, einzelne Piſtolenſchüſſe dazwiſchen knallen, iſt doch für den Soldaten ein ſchöner Augenblick, und je häufiger man Gelegenheit hatte, ſelbſt ein Kämpfer in einem ſolchen zu ſein, deſto mehr ſteigert ſich die Luſt daran. Auf Algeriens Boden hatten wir uns unzählige Mal mit Kabylen und Hajuten, den braunen Wüſtenſöhnen des marokkaniſchen Reiches, herumhauen müſſen, hier in dieſem Feldzuge gegen die Ruſſen war uns aber bisher noch keine rechte Gelegenheit dazu geworden. Was fluchten und wetterten da Manche der alten, langgedienten Reiter meiner Escadron und weinten, es ſei eine Schande, daß ſie ihre Säbel mit ſo beſonderer Sorgfalt ſcharf geſchliffen hätten, ohne daß ihnen nur noch eine Gelegenheit geworden, einen einzigen tüchtigen Hieb damit zu thun. Mit jubeln

der Freude ward daher der Befehl begrüßt, daß wir uns nach der Krim einschiffen sollten, denn dort mußten wir sicher mit russischer Kavallerie zusammenkommen, und konnten derselben zeigen, daß wir Chasseurs d'Afrique unser Soldatenhandwerk gut verständen, und denn alten Ruhe der französischen Tapferkeit keine Schande machten.

Eine englische Fregatte nahm uns in Varna, diesem verdammten Nest, auf, um uns mit sammt unseren Rossen nach der Krim zu bringen. Die Einschiffung von 140 maurischen Hengsten, unter denen viele böse Pferde waren, die so von dem Transport aus Algerien her eine große Abneigung gegen Alles, was einem Schiffe nur ähnlich sieht, zeigten, dazu noch bei ziemlich stürmischem Wetter und hochgehender See, ist keine kleine Arbeit. Meine Chasseurs zeigten aber einen solchen Eifer, und die englischen Matrosen, die dabei helfen mußten, eine so große Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit, daß die ganze Einschiffung von Statten ging, ohne daß ein einziges Pferd uns dabei verunglückte. Den besonders bösen Hengsten wurden die Augen mit einer Kappe verhüllt, Mauleseln, die von Stricken geflochten waren, angelegt, daß sie nicht beißen konnten, am Hinterfuß kreuzweis durch einen starken Riemen mit dem einen Vorderfuß gefesselt und so das Thier in das Boot, was uns an die Fregatte hinanwarfen, geschoben. Einzelne kleine Umfälle kamen hierbei freilich vor, und an Biß- und Tuetschwunden und blauen Flecken, welche manche Reiter erhielten, war kein Mangel, sonst aber ging Alles ohne Unfall vom Statten. Auf der Fregatte selbst war ein Hebezug an der einen Rae angebracht, von dem ein Seil bis in das Boot hinunter ging. Dem Pferde wurden nun zwei starke breite Gurte um den Leib gelegt, eine Binde auf dem Verdeck des Schiffes von einem Dutzend rüstiger Matrosen gehegt, und im Nu schwebte das Pferd hoch oben in der Luft und wurde auf diese Weise, ohne daß es den mindesten Widerstand leisten konnte, in den Raum des Fahrzeuges hinuntergelassen. Hier waren Ställe geziemmert worden, der Boden mit fußhohen weichen Sand belegt, und so konnten es denn unsere Rosse schon einige Tage aushalten. Angreifen that übrigens jede Seereise die Pferde ungemein, viel mehr, als wenn man sie noch so sehr am Lande gebraucht.

Welche tüchtige Seeleute die Engländer übrigens sind, und wie groß die Ordnung und strenge Disciplin am Bord ihrer Schiffe ist, konnten wir so recht bei Gelegenheit dieser Ein- und Ausschiffung unserer Pferde und während der vier Tage, die wir bei der Ueberfahrt von Varna nach Balaklava am Bord der Fregatte zubrachten, bemerken. Bei Gott, es war wirklich eine wahre Freude, mit anzusehen, wie fleißig und ausdauernd diese braven Burschen in ihren rothwollenen Hemden arbeiteten und besonders auch, welche große Liebe für die Pferde sie an den Tag legten. Dabei war eine anfallende Ruhe und Ordnung auf der ganzen Fregatte und es wurde nicht der zehnte Theil so viel hin und her gerufen, und die Mannschaft spraug lange nicht so oft in und aus dem Takelwerk, wie auf dem großen französischen Handelsschiff, was uns aus Algier bis nach Varna gebracht hatte. Merkwürdig gut vertragen sich unsere Chasseurs mit den englischen Matrosen, und es herrschte eine so warme Freundschaft zwischen denselben, wie ich solche im Algier zwischen dem Soldaten unseres Landheeres und den Matrosen der Flotte niemals gefunden habe. Zwar war die gegenseitige Conversation nur sehr mangelhaft, da unsere Leute kein Englisch, die Engländer aber wieder kein Französisch sprechen konnten, und beschränkte sich auf einige Phrasen, unter denen das „à votre santé, bon camarade“ die häufigste war; aber dies that der warmen Freundschaft sonst weiter keinen Abbruch.

Arm in Arm wanderten Chasseurs und Matrosen häufig umher, und wer nur noch einen Tropfen Rum oder Wein in seiner Feldflasche hatte, der theilte denselben gewiß mit seinem neuen Freunde. Auch jetzt hier in dem Lager vor Sebastopol hat diese auffallend gute Kameradschaftlichkeit zwischen den englischen Matrosen und unseren Chasseurs d'Afrique noch keinen Abbruch erlitten. Erstere, die hier mehrere Batterien bedienen, besuchen uns häufig in unseren Zeltlagern, und haben besonders ihre Freude an den maurischen Hengsten unserer Leute.

Da unsere Hengste mit ihren Reitern ja fast beständig in Algerien zusammen biwonakiren, und maurische Rosse, wenn man sie nur einigermaßen gut behandelt, gewöhnlich eine große Gelehrigkeit und dabei Anhänglichkeit an ihre Reiter zeigen, so können von denselben Viele Kunststücke machen, wie man solche sonst nur im Circus der Kunstreiter sieht. Dies gewährt nun den englischen Matrosen das größte Vergnügen, wenn sie solche Kunststücke abgerichteter Hengste mit ansehen können. Oft ein paar Dutzend dieser stämmigen Burschen mit ihren breiten, von Sturm und Wetter gerötheten Gesichtern, eine Pelzlappe auf dem krausen blonden Haar, die Hände in die weiten Taschen ihrer plumpgeformten blauen Friesjacken, eine kleine, schwarzgeraucht Pfeife im Munde, stehen gaffend und staunend umher, und machen ihrer Freude in brüllendem Gelächter oder lautem, stürmischem Jubelruf Luft, wenn irgend so ein gelehriger Hengst frei herum galoppirt, auf Commando seines langjährigen Reiters Sachen apportirt, sich todt stellt und plötzlich wieder aufspringt, und was dergleichen mäßige Spielereien mehr sind. Kommen aber Chasseurs von uns in die englischen Batterien, die von den Matrosen bedient werden, so drängen sich ihnen von allen Seiten neue Freunde, ihre Rumflaschen in der Hand, entgegen, und es wird ihnen so viel und so herzlich zugetrunken, daß sie nur zu oft in stark schwankenden Schritten diese Orte der unbegrenzten Gastfreundschaft wieder verlassen konnten.

Auf der englischen Fregatte selbst, auf welcher wir die Ueberfahrt machten, waren wir fünf Offiziere meiner Escadron zu Mittag stets die Gäste des commandirenden Kapitains, eines noch ziemlich jungen und dabei sehr liebenswürdigen Mannes. Die Tafel war stets mit dem größten Glanze servirt, das Tischzeug feinster Damast, die Bestecke schwerer Silber, und auch die fünf bis sechs Gänge, die des Kapitains Koch bereitet hatte, ließen nichts zu wünschen übrig. Als Wein wurde vortrefflicher Bordeaux, dann Portwein und zuletzt Champagner servirt, und sprachen wir der Flasche ziemlich stark zu, so daß unsere Diners häufig von vier Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends währten. Was soll man auf einem Schiffe als bloßer Passagier auch wohl anders beginnen, als möglichst viel schlafen und dann recht lange bei Tische sitzen. Trotz dieser sehr guten Bewirthung, die wir Alle hatten, denn auch unsere Leute, die während der Ueberfahrt auf Kosten der englischen Regierung verpflegt wurden, hatten das beste Rindfleisch, Reis, Brot und Kaffee vollauf, waren wir Alle sehr erfreut, als wir in dem Hafen von Balaklava die Anker warfen.

Ungleich geschwinder wie das Einschiffen ging das Ausschiffen unserer Pferde von Statten, und besonders auch unsere Soldaten, die gar nicht erwarten konnten, den Boden der Krim zu betreten, beeilten sich dabei auf eine Weise, wie ich solche nie vorher gesehen habe. Die Pferde wurden einfach in das Meer hineingelassen, und mußten dann einige 50 bis 60 Schritte schwimmen, bis sie an das Ufer kamen, was auch ohne die mindesten Unfälle geschah. Wie neubelebt waren aber die Pferde, als ihre Hufe nun erst den festen Boden berühren konnten, tanzten muthig umher, und bliesen schnaubend die Nüstern auf, gleich als wollten sie die milde und sonnige und dabei doch so frische und belebende Oktoberluft der Krim in vollen Zügen einathmen. Und auch meine Chasseurs waren so munter und ausgelassen und sangen und jubelten, daß es für einen Offizier eine wahre Freude war, sich unter so kriegsmuthigen Leuten zu befinden. So wie ein Boot das Land berührte, und die Dreinsitzenden herausspraugen, thaten sie dies gewiß nicht, ohne in den lauten Jubelruf: „vive l'empereur!“ auszubrechen, dem häufig dann noch ein nicht minder begeistertes: „en avant pour la gloire et l'honneur de la France!“ folgte. Am Ufer aber wimmelte es von mannigfachen Zuschauern, die neugierig dem Schauspiel unserer Ausschiffung zusahen, und laut ihre Freude über unsere zierlichen und muthigen und dabei wieder so frommen und gelehrigen afrikanischen Hengste äußerten. Französische Soldaten aller möglichen Waffengattungen, untermischt mit englischen Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen bildeten den Hauptheil der Zuschauer; dann aber auch zahlreiche Matrosen der vielen englischen und französischen Kriegs- und Handelsschiffe, und Gott weiß, was für Leute noch sonst alle sich hier zusammengefunden haben mochten. Die Franzosen begrüßten uns mit einem lauten „vivent les braves chasseurs d'Afrique!“ und bezeugten uns auch sonst ihre große Freude, daß wir endlich angekommen waren, da an Reiterei bisher ein großer Mangel beim Heere war, und auch die Engländer jubelten und riefen ein Hurrah über das andere. Besonders unsere Pferde schienen den Engländern sehr zu gefallen, und sie standen stets in dichten Kreisen darum herum, streichelten sie, gaben ihnen Brot zu fressen und gar häufig konnte man ein „very good, very good!“ von denselben hören. Als mein

„Ali", ein prächtiger Rapphengst, obgleich schon über 12 Jahre alt, den ich einst von einem Beduinen aus der berittenen Leibwache Abd-el-Kader's gekauft hatte, an das Land gebracht war, und das schöne edle Thier an der Hand seines Führers heruntanzte, und den Schweif fast gerade in der Luft trug, kam ein Offizier der englischen Husaren zu mir, und bot auf der Stelle 200 Napoleonsd'ors, wenn ich ihm den Hengst überlassen wolle, was ich aber lachend abschlug, da er mir für keinen Preis feil sein wird.

Auf so heitere und belebte Weise begannen wir zuerst den Boden der Krim unweit Balaklava, und konnten diese Landung zugleich als ein gutes Vorzeichen der weiteren günstigen Ereignisse, die uns dort noch begegnen würden, ansehen. Da in der engen und von Menschen aller Art überfüllten Stadt kein Unterkommen für uns war, so marschirten wir sogleich aus derselben fort und schlugen ungefähr ¼ Meile davon unser erstes Bivouak auf. Es war ein sehr lustiges Bivouak, was mir stets unvergeßlich bleiben wird, und wenn nur alle ferneren Bivouaks, die wir noch in der Krim verbringen sollten, diesem ersten gleichen, könnten wir schon zufrieden sein. Aber — es sollte bald ein ganz gewaltiger Unterschied kommen! An Lebensmitteln und guten Getränken, die wir zuletzt noch am Bord der Fregatte mit echt englischer Freigebigkeit auf zwei Tage erhielten, war kein Mangel, und ebenso hatte der gefällige Kapitain derselben, der überhaupt nichts wie Güte und Freundlichkeit für uns war, unseren Leuten gestattet, sich einen kleinen Vorrath an Kohlen vom Schiffe mit fortzunehmen, sobald er erfahren, daß wir gleich ein Bivouak beziehen sollten. Um übrigens diesem englischen Fregattenkapitain wieder einen kleinen Beweis unserer Freundschaft zu geben, so hatten wir Offiziere der Escadron später einen echten Damascener-Säbel aus Constantinopel kommen lassen und hatten ihm denselben überreicht.

Die erste Nacht, in der wir bivouakirten, war prächtig, sternenklar und dabei von einer Milde, die ganz an das Klima von Algerien im Herbste erinnern konnte. Um ihre kleinen Kohlenfeuer, auf welche sie bisweilen dürres Gras oder Reiß, die sie sich zusammengesucht hatten, warfen, daß die Flammen hoch in die dunkle Nacht hineinloderten, hatten sich die Chasseurs gelagert und brieten das gute englische Fleisch, was sie erhalten, an den Ladstöcken ihrer Karabiners und machten aus dem Rum einen so starken Punsch, wie er in Algier zu den Seltenheiten gehörte, und ließen dabei jene alten vielgeliebten Soldaten- und Lagerlieder in mehr lauten wie gerade harmonischen Chören in die Nacht hineinschallen. Um uns herum standen unsere treuen Rosse und wieherten vor Freude, daß sie wieder auf dem weichen Erdboden und nicht mehr im engen Schiffsraume standen, und wälzten sich oft mit sichtlichem Behagen auf dem Rasenboden umher, was sie im Schiff so sehr entbehren mußten. Wir Offiziere, die wir mehrere Besuche von uns näher befreundeten Kameraden anderer Regimenter unserer Armee erhalten hatten, lagerten um ein besonders großes Wachtfeuer. Pierré, mein gewandter Kammerdiener und Koch in einer Person, hatte uns mit seiner unvergleichlichen Feldtechnik, die er in einem zehnjährigen Campagneleben in Algerien genugsam erprobt, vortreffliche Hammelfleisch-Cotteletts auf dem Roste gebraten, dann aus Reis, Zucker und einem Glase eingemachter Himbeeren eine Mehlspeise bereitet, und war später eifrig beschäftigt, einen großen Feldkessel voll sogenannten schwedischen Punsch, dessen Recept der schlaue Bursche sich von dem Koche des englischen Fregattenkapitains zu verschaffen gewußt hatte, mit der großen Geschicklichkeit, die er in allen solchen schätzenswerthen Dingen besaß, in beständiger angenehmer Wärme zu erhalten. So ein guter schwedischer Punsch, wenn die Ingredienzien dazu echt sind, ist das vortrefflichste Getränk, was man in einer kühlen Nacht auf dem Bivouak nur genießen kann, und die Bereitung desselben ist nicht die schlechteste Frucht, welche unser jetziges inniges Bündniß mit den Engländern uns gebracht hat. Ebenso lustig und durch und durch kriegsmuthig wie unsere Leute, wenn auch wohl nicht stets auf so geräuschvolle Weise, waren wir Offiziere daher auch an unserem Bivouafeuer und verbrachten die erste Nacht auf krim'schem Boden auf die angenehmste Weise.

Ein merkwürdiger Vorfall, der mir unvergeßlich bleiben wird, ereignete sich übrigens noch in dieser Nacht. In meiner Escadron diente gewiß über zwölf Jahre schon ein kleiner gewandter, rothköpfiger Irländer mit einem unaussprechlichen Namen, daher er auch nur Jean-Jean genannt und zuletzt auch so in allen Listen eingetragen wurde. Dieser Jean-Jean war vor dem Feinde der beste Soldat von der Welt und hatte schon wiederholt in größeren und kleineren Gefechten die glänzendsten Beispiele des größten persönlichen Muthes und dabei einer seltenen Körperkraft und Gewandtheit gezeigt. So geht noch in der Escadron die Erzählung herum, daß er einst im Gefechte zu Pferde einem Kabylen den Kopf mit seinem Säbel so glatt herunter gehauen habe, wie es der geschickteste Scharfrichter nicht besser vermocht. Auch sonst war er im Dienst auffällig und zuverlässig und ein vortrefflicher Pferdewärter, so daß der fuchsrothe Hengst, den er ritt, mit der Treue eines Hundes ihm überall hin folgte. Bei diesen so sehr guten Eigenschaften wäre er schon längst zum Korporal befördert worden, wenn er nicht die üble Gewohnheit gehabt hätte, dem Branntwein bisweilen zu stark zuzusprechen und dann im trunkenen Zustande allerlei Händel anzufangen. Nicht allein hatte er sich dadurch die Anfeindung die Galons des Korporals für immer verscherzt, sondern auch wiederholt schon strenge Strafen zugezogen, was aber niemals geholfen hatte, obschon er oft Besserung versprochen.

Als meine Escadron nun den Befehl erhielt, sich in Algier einzuschiffen, lag Jean-Jean gerade ziemlich verletzt im Hospital. Er hatte sich aus Aerger bei der Nachricht, daß unsere Escadron mit gegen die Russen marschiren sollte, einen starken Rausch angetrunken, und war in diesem Zustande in den Stall zu den Pferden gegangen, dort seiner Gewohnheit nach die Trunkenheit ausschlafen. Statt sich aber bei seinem Hengste, der ihn laxute und ihm nichts that, hinzulegen, hatte er sich versehen, war zu einem äußerst bösen Rosse gekommen und von diesem in der Trunkenheit arg zerbissen und zerschlagen worden, so daß er über und über bepflastert im Hospital lag. Obgleich es mir nun verdrießlich war, gerade einen so erprobten Feldsoldaten zurücklassen zu müssen, wollte ich ihn doch in diesem Zustande natürlich nicht mitnehmen, Jean-Jean, der eine gar zähe Natur hatte, und schon einen tüchtigen Puff aushalten konnte, kam aber zu mir mit gehumpelt, den linken Arm noch in der Binde, die Nase ganz mit einem großen Pflaster bedeckt, und bat so inständig, ihn doch jetzt gleich mitzunehmen, und versprach mit allen möglichen französischen und irländischen Flüchen und Betheuerungen eine so gründliche Besserung, daß ich endlich nachgab und ihn sogleich mit an Bord des Transportschiffes nahm. Hier besserte er sich denn auch von Tage zu Tage mehr, und als wir in Varna an das Land stiegen, war Arm und Fuß so weit wieder hergestellt, daß er vollkommen allen Dienst verrichten konnte. Nur seine Nase blieb von dem Biß des Hengstes für immer breit und gequetscht, was zwar seiner so schon nicht sonderlichen Schönheit großen Abbruch that, sonst aber weiter für den Dienst nicht schadete.

Wir waren jetzt kaum einige Stunden in unserem Bivouak bei Balaklava eingerückt, als ein englischer Husar zu mir kam und mich nach seinem Bruder frug, der in meiner Escadron dienen sollte. Den Jean-Jean mußte der meinen, denn niemals sah ich zwei so große Rehulichkeiten wie zwischen diesem englischen Husaren und dem Genannten. Ganz die kleine, untersetzte Gestalt, das breite, sommersprossige Gesicht mit den brennendrothen Haaren und dem schlau-behaglichen Ausdruck der kleinen wasserblauen Augen. Wäre dem Jean-Jean seine Nase noch ganz gewesen, ich hätte ohne Weiteres geglaubt, er sei dieser englische Husar, der sich mit solcher Verwunnnung einen Scherz habe machen wollen.

In denselben Augenblick kam aber auch dieser, der mit seinem Hengste nach einem kleinen Bache gegangen war, denselben dort zu tränken, wieder zurück, und die beiden Zwillingsbrüder, denn solche waren es, die sich seit einem Dutzend Jahren nicht mehr gesehen hatten, begrüßten sich zwar auf sehr herzliche, dabei aber doch ungemein komische Weise. Die Nacht blieb dieser englische Husar, der übrigens auch schon ein langgedienter, und wie es schien, ungemein tüchtiger Soldat war, bei seinem Bruder am Bivouafeuer sitzen, und das edle Bruderpaar feierte die Freude des Wiedersehens dadurch, daß Beide zusammen sich einen tüchtigen Rausch antranken, so daß die übrigen Chasseurs sie auf ein Strohbund trugen, damit sie denselben dort einträchtig neben einander ausschlafen konnten. In Betracht der mildernden Umstände, unter denen dies geschah, drückte ich zur diesmal ein Auge bei diesem Vergehen zu und schenkte dem Jean-Jean die Strafe, die er sonst sicherlich dafür bekommen hätte.

(Forts. folgt.)

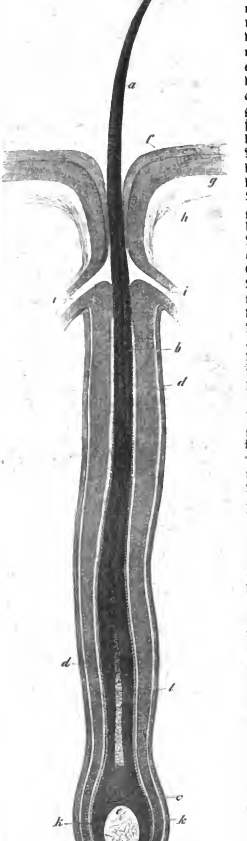
Das Haar

im gesunden und kranken Zustande.

Warum ist wohl an so vielen Menschen kein gutes Haar? und warum stehiren trotz Eau de Lob und Klettenwurzelöl doch noch so viele junge Platto's und Perrückese in der Welt umher? und gleicht, der vielen Grau- und Kahlköpfe wegen, das gefüllte Parterre eines Theaters aus der Vogelschau nicht einer Schneelandschaft im Mondenscheine? Nur deshalb, weil die Haut- und Haarpflege noch sehr im Argen liegt und die Haare bei Vielen vorzeitig altern und absterben, grauwerden und ausfallen. Darum und weil man sich um die Haarverhältnisse gar nicht kümmert, können auch die vielen Beutelschneider mit angeblich haarwuchsbeförderuden Mitteln und Kuren so leicht ihr Pfeifchen schneiden. Zu spät, wie bei vielen andern Leiden fühlen die Meisten gewöhnlich erst beim Dünnwerden ihrer Haare die Verpflichtung, für diesen Schmuck Sorge zu tragen. Ich sage „Schmuck," trotzdem daß es heutzutage beim männlichen Geschlechte bald dahin gekommen sein wird, für altmodisch zu gelten, einen Kopf voll nichtergrauter Haare zu besitzen. Wer diese Ansicht theilt, braucht vorliegenden Aufsatz nicht zu lesen, wer aber sein Haar lieb hat, der lese und folge.

Am ganzen Körper, mit Ausnahme weniger Stellen (wie der Lippen, Hohlhand, Fußsohle, der beiden vorderen Finger- und Zehenglieder) wachsen Haare aus der Haut, meistens schief hervor, nur an verschiedenen Stellen und bei verschiedenen Personen, Altern, Geschlechtern und Racen in verschiedener Menge, Farbe, Länge und Stärke. Man findet sie entweder lang und weich wie das Kopfhaar; oder kurz, dick und starr wie die Augenwimpern, Ohr-, Nasen- und Ohrenhaare; oder kurz und äußerst fein wie die fast farblosen Wollhaare an den übrigen, scheinbar unbehaarten Körpertheilen. Merkwürdig ist die Bartlosigkeit oder Bartarmuth der meisten mongolischen und amerikanischen Völker; der über den ganzen Körper stark verbreitete Haarwuchs bei den mal divischen Stämmen (unter denen die Ainos, die Bewohner der Kurilen, das haarigste Volk der Erde sind); die ungemeine Krausheit der Kopfhaare bei den Negern und die ungemeine Länge dieser Haare bei den Cafusos und Papuas. Unter den kaukasischen Völkern kommt ein starker Haarwuchs besonders den Juden und Südeuropäern, ein spärlicher den Nordländern zu. Bisweilen findet eine übermäßige Haarbildung, ebenso wie Kahlheit auch als angeborner Fehler statt, der sich entweder am ganzen Körper oder nur an einzelnen Stellen zeigt. — Was die Anzahl der Haare auf einer bestimmten Fläche betrifft, so findet sich nach der Farbe derselben keine unbedeutende Verschiedenheit, denn man fand auf einer Stelle von $^1/_4$□" 147 schwarze, 162 braune und 182 blonde Haare. Bei einem mittelmäßig behaarten Manne standen auf $^1/_4$□" am Scheitel 293, am Kinn 39, am Vorderarme 23, am Schenkel 13 Haare. — Interessant ist die Anordnung der Haare in gebogenen Linien, welche an verschiedenen Stellen verschieden entweder nach bestimmten Punkten oder Linien zu convergiren oder von solchen nach zwei oder mehreren Richtungen divergiren, wodurch eine Menge Figuren (Ströme, Wirbel, Kreuze) gebildet werden.

Die Haare sind solide, runde oder etwas abgeplattete, gefäß- und nervenlose, ziemlich feste Fäden aus Hornstoff (von eiweißähnlichem Stoffe gebildet) und Fett mit etwas Eisen- und Manganoxyd, welche der Fäulniß Jahrtausende widerstehen (denn die Mumienhaare sind ganz unverändert) und eine sehr große Elasticität besitzen. Wenn sie trocken und warm sind, werden sie (im todten wie im lebenden Zustande) durch Reibung elektrisch, breiten sich aus und sprühen selbst beim Menschen unter Knistern Funken. Sie sind ferner sehr hygroscopisch (wasseranziehend), bald trocken und spröde, bald feucht und weich, je nachdem sie viel oder wenig Flüssigkeit aus der Haut und der Atmosphäre aufgenommen haben. Nach der verschiedenen Menge von Feuchtigkeit, welche sie enthalten, werden sie mehr oder weniger lang, worauf sich ihre Anwendung zu Hygrometern (Feuchtigkeitsmessern) gründet. Ihre Farbe, welche vorzugsweise an das Fett des Haares gebunden zu sein scheint, geht vom Weißen durch alle Nüancen des Weißgelben, Röthlichgelben, Braungelben bis in's Rothe, Tiefbraune und Schwarze. In der Regel zeigt sich eine Uebereinstimmung zwischen der Farbe der Haare und der der Augen und dem Teint der Haut. Im höheren Alter, doch auch schon in den mittlern Lebensjahren, werden die Haare weiß und zwar



Ein Haar mit seinem Säckchen, gegen 150mal vergrößert. a) Haarschaft. b) Haarwurzel. c) Haarknopf. d) Haarbalg. e) Haarkeim. f) Hornschicht und g) Schleimschicht der Oberhaut. h) Lederhaut. i) Einmündungen von Talgdrüsen. k) Fettiger Kernstoff des Haares. l) Marksubstanz, umgeben von der Rindensubstanz, welche außen mit Oberhäutchen überkleidet ist.

in der Regel die dunklen früher als die blonden. Bei Negern sind weiße Haare viel seltener als bei Europäern, während bei den Mandanan, einem nordamerikanischen Stamme, eine große Menge Individuen von Jugend an ein silbergraues oder ganz weißes Haar besitzen. Bei den weißhaarigen, unter allen Menschenracen vorkommenden Kakerlaken (Albinos, Dondos, Blasards, weißen Negern), welche man früher für eine besondere Menschenracе hielt, obschon sie nur von Geburt an Kranke (an Weißsucht, Leucopathie, Albinoismus Leidende) sind, fehlt der Farbstoff nicht nur im Haar, sondern auch in der Haut und im Auge. Der letztere Umstand bewirkt, daß die Kakerlaken gewöhnlich das Tageslicht nicht ertragen und nur im Dunkeln gut sehen können.

An jedem Haare unterscheidet man zwei Theile: einen aus der Haut hervorragenden Theil, den Haarschaft, welcher allmälig in ein immer dünner werdendes Ende (die Spitze) ausläuft, bei schlichten Haaren gerade und rundlich, bei gelockten wellenförmig gebogen und etwas abgeplattet, bei krausen und welligen Haaren spiralig gedreht und ganz platt oder leicht gerinnt ist; und einen in der Haut steckenden, runden und geraden Theil, die Haarwurzel, welche nach unten zu immer weicher wird und in eine knopfförmige, ausgebohlte Anschwellung, die Haarzwiebel, den Haarknopf, endigt. Die ganze Haarwurzel wird von einem eignen 1—3" langen Sacke eng umschlossen, welcher aus einer flaschenförmigen Einstülpung der Leder- und

Oberhaut besteht und Haarbalg oder Haarsäckchen genannt wird. Auf dem geschlossenen Grunde dieses Säckchens, in welches gewöhnlich eine oder mehrere Talgdrüsen einmünden (s. Gartenl. 1854 Nr. 44), erhebt sich eine warzen- oder hügelförmige Hervorragung, der Haarkeim oder die Haarpapille, welche sehr gefäßreich und die eigentliche, das Wachsthum unterhaltende Bildnerin des Haares ist. Auf dieser Papille sitzt die Haarzwiebel mit ihrer Aushöhlung hutförmig auf. Aus dem Blute des feinmaschigen Haarröhrchennetzes des Haarkeimes wird der Haarstoff zuerst als flüssige Materie ausgeschieden, in welcher sich dann Bläschen (Zellen) bilden, die nach oben zu zum Theil allmälig zu Plättchen und Fasern umgewandelt werden und so endlich die Rinden- und Markfubstanz, sowie das Oberhäutchen des Haares bilden. — Die Rinden- oder Faserfubstanz bildet den äußeren, bedeutendsten und gefärbten Theil des Haares, ist längsgestreift und auch starren, platten, geraden, zugespitzten Fasern (Haarfasern), die aus spindelförmigen Haarplättchen zusammengesetzt sind, gebildet. An dieser Subftanz, — welche äußerlich mit dem Sinnen, durchsichtigen und aus ganz platten, eckigen, dachziegelartig über einander liegenden Plättchen zusammengesetzten Oberhäutchen des Haares fest überzogen ist und durch dieses eine ringförmige Querstreifung erhält, — sieht man stets dunkle Flecken, Pünktchen und Streifen, welche theils von Häufchen aus Farbekörnchen (in den Haarplättchen), theils von winzig kleinen, mit Luft erfüllten ovalen Hohlräumen (Bacuolen) und spindelförmigen Kernen herrühren. Am unteren Theile der Haarwurzel werden die hornigen Haarplättchen immer weicher und gehen endlich in längliche und rundliche Zellen über, die sich in dem flüssigen, vom Blute des Haarkeims ausgeschiedenen Haarstoffe bildeten. Die Spitze des Haares besteht nur aus Rindenfubstanz mit seinem Oberhäutchen. Die Lufträume der Rinde finden sich erst am Schafte oder am oberen Theile der Wurzel. — Die Markfubstanz, welche die Mitte des Haares einnimmt und nicht selten stellenweise ganz fehlt, besteht aus reihenweise an einander gelagerten rundlichen, fernhaltigen Zellen (Markzellen), die mit Flüssigkeit oder Luftbläschen, sowie zum Theil mit Fett- und Farbestoffkörnchen erfüllt sind. In der Nähe der Zwiebel sind diese Zellen ohne Luft, die vielleicht erst später in Folge der theilweisen Verdunstung des flüssigen Inhaltes dieser Zellen eingenommen wird.

Einige Zeit nach der Geburt fallen die meisten, und in manchen Fällen sämmtliche Wollhaare aus und werden durch neue ersetzt. Dieser totale Haarwechsel kommt dadurch zu Stande, daß (wie bei den Milch- und bleibenden Zähnen) in den Haarbälgen der Wollhaare selbst neue Haare entstehen, die allmälig die alten verdrängen, so daß alle zu dieser Zeit zwei Haare in einem Balge stecken, von denen das spätere das frühere von seinem ernährenden Boden abhebt und aus dem Balge herausdrängt. — Die einmal gebildeten Haare wachsen kürzere oder längere Zeit fort (und zwar vom Haarkeime aus durch Entwicklung neuer Zellen aus der vom Blute abgesetzten Ernährungsflüssigkeit, von welchen später die mittleren zu Markzellen, die äußeren in Rindenplättchen und Fasern, die äußersten zu Oberhautschüppchen sich umgestalten), erreichen eine, je nach Ort und Geschlecht bestimmte Länge und bleiben dann im Wachsthum stehen. Werden sie aber abgeschnitten, so wachsen sie wieder nach und treiben so lange fort, als man sie ihre bestimmte Größe nicht erreichen läßt. Die Haare besitzen sonach, wie alle Horngebilde, ein beschränktes Wachsthum. So kann bei einem Manne, der 60 Jahr alt und dessen Haupthaar, ohne abgeschnitten zu werden, etwa 2½ Fuß lang wird, durch Abschneiden das Haar auf 21 Fuß Länge gebracht werden, wenn man nämlich die abgeschnittenen Portionen zusammenrechnet. — Das fertig gebildete Haar, obschon gefäßlos, ist doch kein tenter Körper. Es ist von Flüssigkeit durchzogen und verwendet dieselbe zu seiner Ernährung. Diese Flüssigkeiten stammen aus den Gefäßen der Haarpapille und des Haarbalges, steigen wahrscheinlich vorzüglich von der Wurzel aus, ohne daß besondere Kanäle für sie da wären, durch die Rindenfubstanz in die Höhe und kommen in alle Theile der Haare hinein. Haben diese Säfte zur Ernährung des Haares gedient, so dunsten sie höchst wahrscheinlich von der äußern Oberfläche desselben ab und werden durch neue ersetzt; die Einölung des Haares durch den Hanttalg verhindert wahrscheinlich die zu starke Verdunstung des Haarsaftes. Vielleicht nehmen die Haare auch von außen Flüssigkeiten in Dunstform auf. Die Bildung von Luft in der Markfubstanz und in der Rinde dürfte die Folge von einem Mißverhältnisse zwischen der Zufuhr von Flüssigkeit zum Haarbalge aus und dem, was abdunstet, sein, es ist gleichsam ein Austrocknen des Haares. Das Ausfallen der Haare beruht gewiß in vielen Fällen ebenfalls auf nichts anderem, als auf einem Mangel an der nöthigen Ernährungsfeuchtigkeit. Auch das Weißwerden, das vorzüglich von Entfärbung der Rinde, weniger des fast ungefärbten Markes abhängt, kommt gewiß in vielen Fällen durch eine solche Austrocknung zu Stande, weshalb auch weiße Haare, wenn sie abgeschnitten oder ausgerissen werden, ohne Farbe wieder wachsen. Man hat ebenso Fälle von schneller Ergrauung der Haare, wie auch von schneller Wiederfärbung grau gewordener Haare. Da die Bälge verloren gegangener Haare lange bestehen bleiben, so ist eine Neubildung von Haaren an kahlen Stellen auch noch nach längerer Zeit nicht unmöglich; es giebt Fälle, wo alsdann anders gefärbte Haare, als die verloren gegangenen, wieder wuchsen. — Aus Allem geht deutlich hervor, daß die Haarpapille auf dem Grunde des Haarsäckchens für das Leben und Wohlbefinden des Haares von der allergrößten Wichtigkeit ist und daß man nur von dieser aus auf das Haar einzuwirken vermag. Deshalb stehen die Haare aber auch weit mehr unter dem Einflusse des allgemeinen Gesundheitszustandes, als man gewöhnlich glaubt. Bei guter Gesundheit sind die Haare stark und sitzen fest in der Haut, bei geschwächter gehen sie leicht aus. (Ueber die Krankheiten und Pflege des Haares später.)

Beck.

Zur Biographie Goethe's.

Der Engländer J. H. Lewes (gesprochen: Luis), gehört zu den vielen wahrhaft gebildeten Familien Englands, welche die klassische deutsche Literatur lieben und studiren, und deren ewige Schönheit dem englischen Publikum immer mehr aufschließen, aber zu den Wenigen, die sie genau kennen und würdigen. Neben ihm ragen besonders Thomas Carlyle (Carleil), der den Engländern unsern Goethe zuerst in Uebertragungen und enthusiastischen Abhandlungen aufschloß, die Familie Howitt und Bulwer (mit einer Biographie Schiller's) hervor. Auch der berühmte Humorist Thackeray, der in seiner Jugend in Weimar lebte und mit Goethe und dem Hofe mehrmals in persönliche Berührung kam, verdankt dem deutschen Einflusse viel in seinem ausgebildeten, den englischen Conventionalismus verschmähenden Humor. Viele englische Familien der höchsten Stände lassen ihre Kinder deutsch erziehen, z. B. Lord John Russel und eine Menge Andere seines Kreises. Keine gebildete englische Dame existirt mehr ohne Original-Citate aus dem Faust; keine anständige englische Schule mehr ohne Deutsch. In Amerika sind die Deutschen und die deutsche Literatur zum Theil schon weiter und tiefer eingedrungen. Ihre besten Dichter, Longfellow, Tana u. s. w. sind deutsche Dichter, die aus Deutschland geschöpft, in Deutschland selbst studirt haben und deutsch sprechen, als wär's ihre Muttersprache. Kein der Civilisation sich aufschließendes Land ohne Deutsche. Die Deutschen, zu Hause beengt und unfähig, sich selbst schönere Lebensformen zu schaffen, sind gleichwohl oder vielmehr gerade deshalb zu den Lehrern der Menschheit, zur Verwirklichung einer alle Nationen und Zonen umfassenden Kultur bestimmt. Sie arbeiten daran zu Hause und unter allen Heiden der Welt. Ihre Wissenschaft, ihre Poesie breiten sich stets zu Gütern der Menschheit aus, wie sie bereits mit aller Welt in der sinnlichsten, allgemein verständlichen Sprache reden — durch ihre Spielsachen, mit denen das englische, das amerikanische, das indische, australische, russische, das weiße, braune, gelbe, rothe und selbst das schwarze Kind des gebildeten Negers beschenkt wird, an denen es seine Fingerchen im Zerbrechen üben, seine Phantasie, seine Sprache gemüthlich lallend und plaudernd lernt.

Die Deutschen werden nie groß und berühmt als „Nation" werden, wie der Schmetterling nicht zu besondern Ehren kommt

als auf dem Blatte klebende Raupe; ihr Ruhm, ihre Größe ist die Welt, die in ideellen und materiellen Verkehr vereinigte Familie aller Nationen. Sie sind im besten Wesen und Wirken „Haupt" — „Kosmos," sie haben „das Pulver erfunden," die Buchdruckerkunst, das Dampfschiff; sie haben immer für die ganze Welt gearbeitet, trotz aller Patente, Potentaten, Polizei und Schutzzölle. Sie sind die Rothschilde der Ideen und Erfindungen, nur daß sie nicht so pfiffig damit wuchern, wie die materiellen Rothschilde.

Der höchste und schönste Ausdruck, die mächtigste, durch alle Welt leuchtende Personification der deutschen Herrschaft über die Welt ist das Dioskuren-Paar Schiller und Goethe. Die triviale Frage: wer ist größer? beantwortet sich dahurch, daß sie zusammen Eine Größe, die höchste, ebelste Manifestation der Ideen Menſch sind. Kein Volk der Erde hat ein so ewig schönes, musterblich leuchtendes Doppelgestirn aufzuweisen, als dieses Freundschaftspaar, zugleich der vernichtendste Vorwurf für unsere modernen „ersten Größen," die immer ihren Rivalen gleich vernichten möchten, weil jener solcher Heros meint, er sei schon für sich allein beinahe zu groß.

Niemand unter den vielen Biographen und Buchmachern Goethe's hat die Schönheit und welthistorische Bedeutung dieser Freundschaft Goethe's und Schiller's so schön erkannt und so warm gepriesen, als Lewes. Er arbeitete zehn Jahre an der Biographie Goethe's, den er an Ort und Stelle, aus unverfälschtesten Quellen, aus den Mittheilungen der Wenigen, die ihn persönlich sahen und kannten und ihn überlebten, so genau studirte und erkennen lernte, wie wohl kaum der beste Goethekenner in Deutschland.

„Keine Geschichte liefert etwas Aehnliches," sagt Lewes, „als diese Freundschaft zwischen Schiller und Goethe. Sie waren Rivale, Naturen vielfach einander entgegengesetzt, Häupter feindlicher Lager und nur durch das Höchste in ihren Charakteren und Bestrebungen vereinigt. Auf den ersten Blick sah man ihre tiefe Verschiedenheit. Goethe's schönes Haupt trug den Ausdruck ruhiger, siegender Majestät des griechischen Ideals, Schiller's, die wohnmüthige Schönheit eines der Zukunft zugewandten Christen. Die massive Braue und großen Augenpupillen, wie sie Raphael dem Christkinde auf seinem besten Madonnenbilde „di San Sisto" gab, die starken und scheu proportionirten Glieder und tief ausgeprägten Gesichtszüge, allerdings gefurcht von der Zhat des Gedankens und dem Leiden der Leidenschaft, aber zugleich beweisend, daß Gedanke und Gefühl den starken Helden nicht zu besiegen vermochten, eine gewisse Kraft der Gesundheit durch die braune Haut scheinend, und jenes oft beschriebene, nicht zu beschreibende Etwas, das aus dem Gesichte leuchtete — Alles vereinigte sich in Goethe zu dem stärksten Gegensatze zu Schiller mit seinen scharfen Augen, der engen Braue — innig und energisch — seinen unregelmäßigen Zügen, gefurcht durch Leiden und Denken, abgeschwächt durch Krankheit. Der Eine sieht, der Andere blickt. Beide sind majestätisch. Der Eine hat die Majestät der Ruhe, der Andere des Conflictes und Kampfes. Goethe's Gestalt ist massiv, ehrfurchtgebietend, er erscheint viel größer als er ist; Schiller's Körperform ist ohne Proportion, er ist lang, erscheint aber viel kleiner. Goethe hält sich steif aufrecht (in der Regel mit auf dem Rücken überschlagenen Händen); der langhastige Schiller hat einen Gang wie ein Kameel (wie Tieck zu Rauch sagte), Goethe's Brust gleicht dem Torso des schönsten griechischen Heros, des Theseus, Schiller's ist eingesunken und hat eine Lunge verloren."

Der äußerliche Contrast zeigt sich in deren Dichtungen: Schiller, der Titanentaupf des Willens, des Freiheitsgefühls gegen Natur- und Lebensfesseln, Goethe in der Natur und in den natürlichen Bedingungen aller Dinge, deren Vernunft, Nothwendigkeit und Schönheit erkennend. Aber die Freiheit Schiller's und die Schönheit des natürlich Vorhandenen sind blos zu erreichen, zu genießen durch die Kunst, die Poesie. Das ist ihre Vereinigung, ihre Freundschaft, ihr innigeS, edles Aufeinanderwirken bis zu Schiller's Tode. Goethe hatte damit, wie er an Zelter schrieb: „die Hälfte seines Daseins verloren." Die große, stolze Sonne ging von Schiller's Tode an langsam, ruhig und klar unter, unter von 1805 bis 1832. In Schiller war ihm „ein neuer Frühling genommen." Goethe's Meisterwerke, Goethe's vollendete Dichtungen fallen in seine Schiller-Periode von 1794 bis 1805.

Goethe's natürliche, glückliche Organisation, die schönste und gesundeste, die Hufeland je gesehen, und gesunde Lebensweise trugen ihn weit über die Gräber der edeln und lieben Seelen hinweg, die er, die ihn geliebt. — „Er stand regelmäßig um sieben Uhr auf, zuweilen früher, nie später, nach einem langen, gesunden Schlafe, denn er hatte, wie Thorwaldsen, „Talent zum Schlafen," das nur durch sein Talent für anhaltende Arbeit übertroffen ward. Bis ei Uhr arbeitete er ohne Unterbrechung. Jetzt genoß er eine Tasse Chokolade und arbeitete fort bis ein Uhr. Um zwei Uhr Mittagessen. Sein Appetit war ungeheuer. Auch wenn er über Mangel an Appetit klagte, aß er mehr als jeder andere Mann. Puddinge, Süßigkeiten und Kuchen waren stets willkommen. Er saß lange beim Wein, heiter plaudernd mit diesen oder jenen Freunde beiderlei Geschlechts, denn er aß nie allein. Er trank täglich seine zwei bis drei Fiaschen Wein, aber nicht wie Schiller in der Nacht zum Arbeiten, sondern zur Erholung nach dem Essen. Im Uebrigen lebte er sehr einfach. Wenn andere, weniger bemittelte Familien Wachstorzen brannten, ging er nicht von seinen zwei ärmlichen Talglichtern ab. Abends ging er oft in's Theater, wo er regelmäßig ein Glas Punsch trank. Blieb er zu Hause, sah er stets Freunde und Freundinnen um sich. Von dem Abendessen zwischen acht bis neun Uhr genoß er nur etwas Salat oder Eingemachtes. Um zehn Uhr ging er durchweg zu Bett."

Das Leben, die Liebenden und Geliebten, die ihn auf seinem langen, glorreichen Lebenswege begleiteten, und wie er sie in Poesie feierad erhob — das Alles, besonders das specifische Material seines Lebens und Liebens, des Erlebten in seiner Poesie (er „machte" nie Gedichte) ist von Lewes mit großer Genauigkeit, Klarheit und Liebe entwickelt und nachgewiesen worden. Dabei ziehen alle Sterne der deutschen goldenen Literatur-Periode, die mit ihm in verschiedene Berührung kamen, selbst englische und französische Größen — Byron, W. Scott, Bulwer, Carlyle, Thackeray, der große Napoleon u. s. w., mit ihm an uns vorüber. Könige und Fürsten huldigen ihm. Napoleon sah ihn öfter nach der Schlacht bei Jena und sagte von ihm allein: „Das ist ein Mann, voilà!" und frug sehr oft: „Was meinte le Goeth dazu?" Das giebt eine Menge charakteristische Anekdoten, die aber Lewes nicht, wie viele deutsche Goethographen, alle mit in sein Buch zusammenfegt: er wählte blos neue und zur Sache gehörige. Wir machen auf Einige aufmerksam, die ihn und den „alten Herrn" charakterisiren. Als Platina in der Naturwissenschaft auftrieb, schickte man von Rußland eine Platte davon an den Chemiker Dobereiner in Jena. Goethe, damals ein passionirter Mineralog, betam sie erst zur Ansicht, und gab sie trotz aller Bitten und Beschwerden Dobereiner's nicht wieder heraus, so daß dieser sich endlich an den Großherzog selbst wandte.

„Laß den alten Esel zufrieden," sagte er. „Die Platte giebt er nun doch nicht wieder heraus. Werde um eine andere nach Rußland schreiben."

Einmal bringt der Großherzog den König von Baiern mit zu ihm und dieser einen Orden für die Brust Goethe's. Der König bittet, ihn als ein Zeichen seiner tiefsten Verehrung anzunehmen. „Wenn mein allergnädigster Souverain es erlaubt," versetzt Goethe; darauf der Großherzog:

„Alter Kerl, schwag' kein dummes Zeug."

Wir erfahren auch genauer, warum Goethe mitten in der Demüthigung seines Großherzogs und Deutschlands und in der „Erhebung" Deutschlands sein politischer Dichter ward. Der Hauptgrund ist, weil er ein Dichter war, der specielle, weil in der Politik, am Wenigsten in der deutschen, keine Poesie liegt, weil Deutschlands Pathos nicht Politik, nicht abschließende Nationalität, sondern kosmopolitik, die Freiheit, das Wissen, die Humanität, die Kultur für's ganze Erdenrund ist. Dabei kommt folgende Anekdote vor.

Nach dem Abzug der Franzosen reibt sich ein Philister in Jena die Hände und sagt freundlich schmunzelnd: „Nun bin ich die französische Einquartirung los, nun habe ich endlich Platz für die Russen."

Nachdem alle Liebenden und Geliebten vor ihm dahin geschieden, naht auch dem 82jährigen Greise endlich freundlich der Tod. Kurz vorher war er noch einmal nach Ilmenau hinausgegangen, wo er vor vielen Jahren in eine Wand geschrieben:

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch:

Die Beglem schweigen im Walde,
Warte, nur balde
Ruhest du auch!"

Er trocknete sich die Thränen und rief: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch."

„Am folgenden Morgen" — so schließt das Werk von Lewes, — „am 22. März 1832 versuchte er etwas im Zimmer auf- und abzugehen, doch fühlte er sich zu schwach. Er setzte sich in seinen Lehnstuhl und plauderte heiter mit Ottilie (der Wittwe seines einzigen Sohnes) von der Heilkraft des kommenden Frühlings. Ottilie sah vor ihm und hielt ihm beide Hände. Er begann zu phantasiren. „Sieh", rief er, „welch' lieblicher Mädchenkopf — mit schwarzen Locken — in glänzenden Farben — dunkler Hinterwand!" Jetzt sah er ein Stückchen Papier am Boden und fragte, wie man Schiller's Briefe so nachlässig unherliegen lassen könne (Schiller im letzten Augenblicke). Jetzt schlief er und träumte von Skizzen, die er beim Erwachen wieder sehen wollte. Seine Sprache wurde undeutlicher. Das letzte vernehmliche Wort war: „Mehr Licht!" Die Nacht des Todes trat heran, und er, dessen ewige Sehnsucht „mehr Licht" gewesen, widmete ihr den letzten Athem. Er fuhr dann fort, sich durch Zeichen auszudrücken, schrieb Briefe mit dem Zeigefinger in die Luft und — schwächer — auf die Decke, die seine Füße verhüllte. Halb zwölf Uhr rückte er sich bequemer im Lehnstuhle. Die Wächterin legte den Finger auf ihre Lippen zum Zeichen, daß er schlafe. Wenn es Schlaf war, so war's ein Schlaf, in welchem ein Leben von dieser Welt schied. Er erwachte nicht wieder."

Er wird nie sterben. Die neue Biographie hat seine unsterblichen Schöpfungen vielen Millionen aufgeschlossen.

Eine untergegangene Stadt.*

(Mit Abbildung.)

Von **Burfian.**

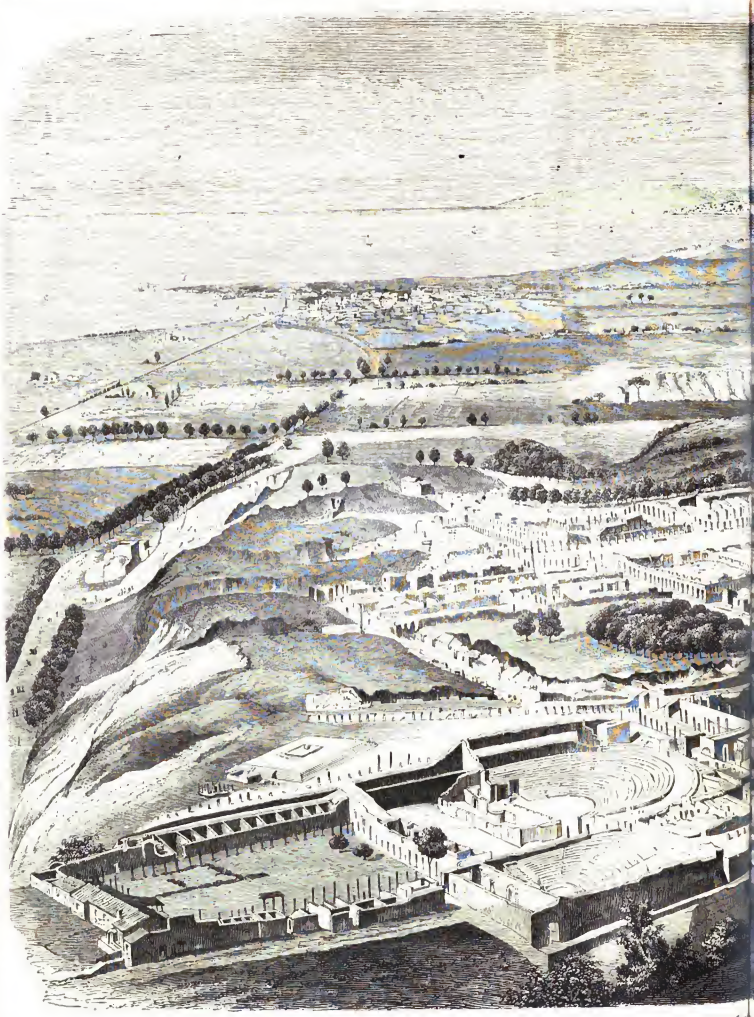
Unter allen den Resten des Alterthums, die der mütterliche Schooß der Erde geborgen und vor der Zerstörung durch den Fanatismus christlicher Eiferer oder die Rohheit barbarischer Völker geschützt hat, ist nichts in solchem Grade geeignet, die Theilnahme des Beschauers zu erregen, als die Ruinen der im Jahre 79 nach Christi Geburt durch einen furchtbaren Ausbruch des Vesuvs verschütteten, jetzt durch die seit 1748, freilich mit ächt neapolitanischer Trägheit, fortgesetzten Ausgrabungen in ihrem dritten Theile wieder an das Tageslicht gerufenen Stadt Pompeji. Denn hier breitet sich vor unsern Blicken das reiche und mannigfache Bild des häuslichen sowohl als öffentlichen Lebens eines durch Handel reichen und von kunstsinnigen Bürgern bewohnten römischen Städtchens aus dem ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aus; und auch der Nichtgelehrte, der die Herrlichkeit und geistige Tüchtigkeit des Alterthums weder aus seiner Geschichte, noch aus den von ihm hinterlassenen Schrift- und Bildwerken kennt, wird beim Anblicke dieser wohl umnauerten Stadt mit ihren schön gepflasterten Straßen und Plätzen, zierlichen Wohnhäusern, Säulenreichen Tempeln und weiten Theatern, nicht blos von kalter Bewunderung ergriffen, sondern belebt unwillkürlich diese öden Räume mit Gestalten und fühlt sich heimisch in der Umgebung einer vor Jahrtausenden untergegangenen Kultur. Da stört ihn plötzlich der gellende Pfiff einer Locomotive in seinen Träumen: der von Neapel kommende Bahnzug ist an der Station Pompeji angelangt, und ich steige mit meinen Lesern aus dem Eisenbahnwagen, um sie von Gegensatz zu Gegensatz, aus dem narnhigen Treiben des neunzehnten Jahrhunderts zu dem mitten in seinem Gange aufgehaltenen und gleichsam zu Stein erstarrten Leben des Alterthums zu führen.

Die Strecke, die wir durch des Dampfes Kraft in $1^1/_2$ Stunden von Neapel aus durchflogen haben, gehört zu den schönsten Gegenden der Welt. Die Bahn läuft durch eine ununterbrochene Reihe blühender Städtchen: Portici, Resina (unter dessen Häusern eine andere alte Stadt, Herculanum, in den Banden zu Felsen erstarrter Lava schmachtet), Torre del Greco und Torre dell' Annunziata; zur Linken hat man den hohen Kegel des Vesuvs, über dessen Spitze immer ein leichtes weißgraues Wölkchen schwebt, zur Rechten den herrlichen Meerbusen von Neapel, den im Süden das Felseiland Capri, weiter westlich die bedeutend größere Insel Ischia, deren Spitze, der Epomeo, auch einst ein jetzt ersterbender Vulkan, hoch in die Wolken ragt, und daneben das lange und schmale Procida abschließen: über sich den tiefblauen, durch keine Wolke getrübten Himmel des Südens. Während im Alterthum Pompeji unmittelbar am Ufer des Meeres lag, ist dieses jetzt in Folge der durch den vulkanischen Ausbruch bewirkten Erhöhung des Bodens um eine bedeutende Strecke zurückgewichen. Schon der Bahnhof ist eine Viertelstunde vom Strande entfernt, und eben so lange Zeit braucht man noch, um von hier aus zu den mit Gebüsch bewachsenen Höhen zu gelangen, unterhalb deren die bis jetzt aufgedeckten Ruinen sich ausbreiten. Die Kruste, welche man hinwegräumen mußte, um zu diesen zu gelangen, und welche noch $^2/_3$ der Stadt birgt, besteht aus abwechselnden Lagen von feiner schwärzlicher Asche und Bimsstein und hat eine Dicke von ziemlich zehn Ellen. Die Grabungen wurden nur in den ersten Jahren nach der Entdeckung, und dann unter der Herrschaft Murat's mit Eifer betrieben: die jetzige Regierung läßt fast nur, wenn fürstliche oder sonstige hohe Personen zum Besuch anwesend sind, nach denen dann meist die in ihrer Gegenwart aufgedeckten Häuser benannt werden, graben: für alle anderen Besucher ist die Stelle, wo gegraben wird, unzugänglich.

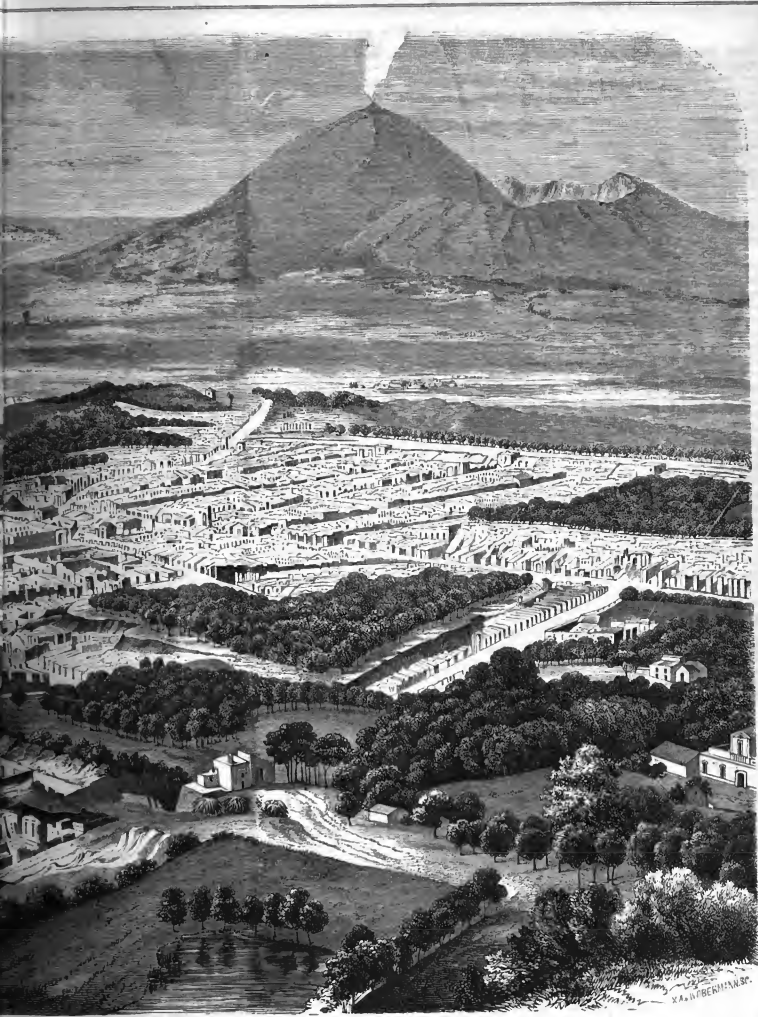
Werfen wir nun, um ein Gesammtbild zu erhalten, von der Höhe an der Südseite einen Blick auf die unter und liegende Stadt, so erblicken wir ein Netz von größtentheils geraden, in rechtem Winkel einander durchkreuzenden Straßen, hier und da unterbrochen durch freie von Säulenhallen oder Mauern umgebene öffentliche Plätze. Schnell schweift der Blick über die meist kleinen, die Straßen zu beiden Seiten abschließenden Privathäuser, die jetzt öde mit ihren nackten Wänden, ohne Dach und Fach, wie ausgebrannt dastehen: aber hier und da bleibt er haften auf den ihrer Kronen beraubten Säulenstümpfen, die noch Zeugniß geben von der Herrlichkeit der Tempel, deren Dächer sie stützten, auf den Theatern, deren steinerne Sitzreihen leer und an vielen Stellen ausgebrochen, sich über einander erheben, endlich auf den doppelten, einen Erdwall einschließenden Ringmauern, die nach griechischer Weise aus großen Bruchsteinen ohne Mörtel erbaut, aber schon im Alterthume vielfach mit Mauerwerk aus kleinern, durch Mörtel verbundenen Steinen ausgebessert, durch Brustwehren und Thürme vertheidigt, die Stadt an allen Seiten, mit Ausnahme der Südseite, auf der wir stehen, umschließen, und in ihrer ganzen Ausdehnung offen gelegt sind, während noch der größere Theil der von ihnen umschlossenen Gebäude unter Weingärten und Maulbeerpflanzungen versteckt liegt.

Steigen wir nun von unserm Standpunkte auf einem Hügel der Südwestseite in die Stadt hinab, so durchwandeln wir zuerst eine breite, aber nicht lange Straße, die, wie alle Straßen der Stadt, mit großen, vieleckig behauenen Lavaplatten gepflastert, zu beiden Seiten mit Rinnsteinen und erhöhten Trottoirs für die Fußgänger versehen ist. Zu unserer Rechten treffen wir, nachdem wir an einigen kleineren Gebäuden vorüber geeilt sind, die lange Seitenmauer eines großen Gebäudes; eine Thür in derselben ladet uns ein, das Innere zu betreten. Wir befinden uns in einem weiten, an drei Seiten von Mauern umgebenen, an der Vorderseite in fünf nur durch Säulen getrennten Zugängen geöffneten Raume, dessen Inneres durch vier Reihen von gewaltigen Säulen, die mit den drei Wänden und den Säulen der offenen Vorderseite parallel laufen, in drei Schiffe getheilt ist. An die beiden langen

* Wir haben diese schöne Vogelansicht von Pompeji mit Erlaubniß des Verlegers dem Prachtwerke von Overbeck: „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken" entnommen, auf das wir unsere Leser, so wie alle Kunstfreunde überhaupt hiermit aufmerksam machen. Es ist das Ausführlichste und durch seine schönen Illustrationen auch das Instruktivste, was noch über Pompeji erschienen. D. Red.



Vogelsa



n Pompeji.

Wände lehnen sich Halbsäulen von geringerm Umfang, an der Rückwand erhebt sich ein erhöhter Platz mit sechs Säulen, die einst das ihn schirmende Dach trugen. Kurz, wir sind in dem Raume, wo öffentlich und vor allem Volk Gericht gehalten wurde im Alterthume, in der sogenannten Basilika. Auf dem erhöhten Sitze saß der Richter, vor ihm standen Kläger und Verklagter, in den geräumigen drei Schiffen, geschützt vor der Sonnenglut des Sommers, wie vor den Regengüssen des Winters, die Menge des Volkes, vor deren Augen und Ohren die Rechtspflege geübt ward, öffentlich und mündlich. Aber jetzt ist das Dach eingestürzt, das Marmorpflaster des Fußbodens zerbrochen, von den Säulen stehen nur noch Stümpfe gleich den Knorren gefällter Eichen; tiefe Stille liegt über dem öden Raume, und nur Inschriften flüchtig eingeritzt in die mit farbigem Stuck überzogenen Wände sprechen in todter Sprache verständlich zu dem kundigen Beschauer.

Treten wir durch die offene Vorderseite heraus, so bietet sich unsern Blicken ein prächtiges Schauspiel dar: denn vor uns liegt ein weiter, regelmäßiger Platz in Gestalt eines länglichen Viereck, rings umgeben mit Trümmern von Säulen, die einst bedeckte Säulengänge bildeten, hinter welchen sich großartige öffentliche Gebäude und Tempel erheben, die auch in ihren Ruinen noch unsere Bewunderung erregen. Hier und da erblicken wir zahlreiche Fußgestelle, auf welchen einst Statuen der Götter oder von der Nachwelt geehrter Menschen standen, die jetzt entweder zertrümmert oder nach Neapel fortgeschafft sind, um dort in den Räumen des reichen bourbonischen Museums dem Kunstfreunde Genuß und Belehrung zu gewähren. Dieser Platz ist das Forum, d. h. der Marktplatz, der Mittelpunkt alles bürgerlichen und geschäftlichen Lebens und Treibens der alten Stadt. In den ihn umgebenden Säulengängen brachten die Bürger den größten Theil des Tages geschäftig oder lustwandelnd zu. Vor Allem zieht ein Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich, das sich an der Nordseite des Platzes auf hohem Unterbau, zu dem eine breite, durch eine Plattform in der Mitte unterbrochene Treppe emporführt, erhebt. Es ist ein Tempel, geweiht dem höchsten Gotte des Alterthums, dem Jupiter. Steigen wir die Treppe hinauf, so fesseln uns weniger die Ruinen des Tempels, von dem nur noch Säulenreste und die mit bunten Farben geschmackvoll bemalten Wände des innern Gemachs, in dem einst die Bildsäule des Gottes sich den Blicken der gläubigen Menge zeigte, erhalten sind, als der Ueberblick, den wir von diesem hohen Standpunkte aus, wie über die Ruinen der Stadt überhaupt, so namentlich über die bedeutenden, den Marktplatz umgebenden Gebäude haben.

Was ist das zu unserer Rechten für ein weiter, von Mauern, hinter denen sich Säulen, zum Theil noch in ihrer ganzen Höhe und mit dem Schmucke des Kapitäls (Säulenknaufes) prangend, erheben, umschließener Raum, in dessen Mitte ein hoher Unterbau mit Freitreppe, vor der ein Altar steht, noch Reste eines von Säulen gestützten Baues zeigt? Auch dies war ein Tempel, geweiht, wie es scheint, der Göttin der Liebe und Anmuth, der Venus. Daß auch das Haus der Göttin anmuthig war, davon zeugen noch die zierlichen Malereien, die feine Wände schmücken.

Nachdem wir die den Marktplatz umgebenden Gebäude überschaut, lassen wir unsern Blick etwas weiter über die Ruinen schweifen. Da fesseln ihn zwei Bauwerke in Hufeisenform, die zu unserer Linken ziemlich am Ende des aufgegrabenen Theiles der Stadt liegen, und unsere Neugierde treibt uns eilig, herabzusteigen, und nachdem wir den Marktplatz überschritten in östlicher Richtung auf jene Gebäude, in denen wir schon Theater ahnen, zuzugehen. Wir schreiten rasch durch mehrere Straßen zwischen Privathäusern, meist mit Kaufläden im Erdgeschoß, hindurch und über einen dreieckigen, von Mauern umschlossenen Platz, in dessen Mitte auf einer in fünf langen Stufen gegliederten Terrasse zwei kolossale Säulenstümpfe uns entgegenstarren, hinweg, und treten von dem Hügel, an den sich die halbkreisförmigen, hier einander sich erhebenden Sitzreihen für die Zuschauer anlehnen, ein in den obersten Rang, das Paradies des Theaters von Pompeji, den ein gewölbter Gang von dem mittleren für die Bürgerschaft bestimmten Range, der bei Weitem die meiste Anzahl von Sitzreihen enthält, sondert. Ein anderer Gang scheidet wieder von diesen den untersten, aber vornehmsten Rang, der die Ehrenplätze für die Beamten und vornehmsten Bürger enthielt. Ein großer Theil der steinernen Sitzstufen, namentlich aus den obern Reihen fehlt jetzt; doch läßt sich aus den erhaltenen noch mit Sicherheit berechnen, daß die drei Ränge zusammen Sitze für etwa 5000 Zuschauer enthielten. Vor den Enden des durch die Sitzreihen gebildeten Hufeisens zieht sich ein lange, schmaler Streifen hin, die Bühne, auf welcher die Schauspieler, deren das Alterthum nie eine so große Anzahl verwendete, wie unsere neuern Theaterstücke, auftraten. Dahinter erblicken wir noch Reste von Steinbauten, die den Hintergrund der Bühne und bei den meisten Stücken zugleich die Hauptdecoration bildeten. Dazu kamen dann noch einige einfache auf drehbare Hölzer gemalte Seitendecorationen. Die Decoration der Decke aber bildete der herrliche blaue Himmel Unteritaliens, selbst mit seinem reinen Blau; denn die Schauspiele des Alterthums wurden nicht in bedeckten, erstickenden Räumen und beim trügerischen Lichte der Lampen, sondern im Glanze der Sonne und unter dem freien Himmel aufgeführt; die Sitze der Zuschauer, die unter bei den Römern mit Segeltüchern zum Schutze vor der Sonnenglut zu überspannen pflegte, waren, wie wir es hier in Pompeji sehen, wenn es irgend möglich war, so angelegt, daß sie den Sitzenden die freie Aussicht auf das Meer, diese ewig wandelbare und ewig neue Schaubühne der Natur, und den Genuß des im Süden unendlich wohlthätigen kühlenden Seewinde gestatteten.

Unmittelbar neben dem eben betrachteten Theater liegt ein zweites, ringsum von hohen Mauern im Viereck umschlossenes. Theater, das, obgleich weit kleiner, doch unsern Augen einen gefälligern Anblick gewährt als das vorige; denn die in zwei Ränge getrennten Marmorsitze der Zuschauer, 1500 an der Zahl, liegen noch alle in unverrückbarer Festigkeit an ihrer Stelle und scheinen jeden Augenblick zu erwarten, daß die Zuschauer eintreffen und auf ihnen Platz nehmen werden. In der That ein prächtiger Anblick, diese wie Marmorgürtel hinter einander aufsteigenden Sitzreihen, die beinahe zwei Jahrtausende überdauert haben und mindestens eine noch ebenso lange Dauer versprechen, und die, wenn auch nicht so bequem wie die sammetgepolsterten Sperrsitze unserer Theater, doch noch der späten Nachwelt Zeugniß geben von der Kraft und Tüchtigkeit des Volkes, das von ihnen herab den Worten und Gesängen seiner Dichter — denn Dichter und Componist waren im Alterthum, wie auch noch im Mittelalter, immer eine Person — lauschte.

Hinter der Bühne des großen Theaters sehen wir einen sehr geräumigen, von theilweise noch wohl erhaltenen Säulen, die einst bedeckte Gänge bildeten, umgebenen Hof; hinter diesen Gängen laufen ringsumher zweistöckige Gebäude, deren obere durch die Verschüttung zerstörte Stockwerke in der neuesten Zeit wieder hergestellt und wohnlich gemacht worden sind. Diese Gebäude sind in eine Menge kleiner zellenartiger Gemächer getheilt, die im Alterthume die Gladiatoren beherbergten, d. h. Menschen, die öffentlich zur Belustigung des Volkes unter einander mit allerhand Waffen kämpfen mußten, bis einer todt oder doch kampfunfähig auf dem Platze blieb. Oft stellte man auch wilde Thiere ihnen als Gegner zum Kampfe gegenüber. Begeben wir uns nach flüchtiger Durchmusterung der Gemächer dieser „verthierten Söldlinge" nach dem Schauplatze jener grauenvollen Kampfspiele, deren Nachklänge wir noch in den Stiergefechten Spaniens und des südlichen Frankreichs zu erkennen haben. Es ist dies das im südöstlichsten Winkel der alten Stadt gelegene Amphitheater, bis zu welchem wir eine ganz Viertelsstunde weit über die noch unter der Erd- und Aschendecke schlummernden Theile der Stadt hinwegschreiten müssen. Dieses Gebäude ist unter allen Denkmälern Pompeji's am Besten erhalten und macht, besonders wenn man im Innern unten auf dem Kampfplatze stehend an den Reihen der rings umher noch in ungestörter Fügung über einander hinlaufenden Sitzstufen emporschaut, einen großartigen Eindruck. Die Form des Ganzen, so wie auch des von den Sitzreihen der Zuschauer umgürteten und tiefer als diese liegenden Kampfplatzes ist die eines länglichen Kreises, die man mit dem mathematischen Ausdrucke eine Ellipse nennt; an den beiden Enden der großen Axe derselben befindet sich je ein breiter Zugang zum Kampfplatze. Betrachtet man das Gebäude von außen, so sieht man rings umher zwei Reihen übereinander sich erhebender Bogen, innerhalb deren gewölbte Gänge hinter den Sitzreihen umherlaufen. Auf diesen Wölbungen ruhen die steinernen Sitzstufen, die recht wohl Raum für 15,000 Zuschauer darbieten. Offenbar strömten, wenn solche Kampfspiele Statt fanden, nicht blos die Bewohner der Stadt, sondern auch der Umgegend von weit und breit zusammen, um sich an dem blutigen, aber als Medesache mit unglaublicher Leidenschaft begehrten Schauspiele

des gegenseitigen Mordens gemeiner Menschen und edler Thiere zu ergötzen.

Selbst auf die Gefahr hin, meine Leser durch unsere allzu lange Wanderung zu ermüden, muß ich sie doch noch bitten, mir vom Amphitheater aus aufgerhalb der Stadtmauern über mit Buschwerk und Maulbeerbäumen bewachsene Höhen nach der entgegengesetzten, nordwestlichen Ecke der Stadt zu folgen. Wir betreten hier eine außerhalb der Stadt gelegene Straße, die man wegen der vielen an ihren beiden Seiten errichteten Grabmäler die Gräberstraße genannt hat. Es war nämlich eine schöne Sitte des Alterthums, besonders der alten Römer, ihre Todten an den Heerstraßen zu bestatten, damit jeder vorübergehende Mensch auf ihr Denkmal und den Namen des Verstorbenen kommen und ihm ein freundliches „Ruhe sanft" zurufen möge. Zwischen diesen Grabmälern, unter denen wir auch die Ruinen zweier einstmals zierlich eingerichteter und mit Malereien geschmückter Landhäuser und einiger andern Gebäude bemerken, gelangen wir zum Stadtthore, das, in seinen obern Theilen verfallen, uns einen Haupteingang, dessen Breite fast der der Straße gleichkommt, und zu beiden Seiten desselben zwei überwölbte, auf die Trottoirs der Straße führende Pförtchen zeigt. Das Ganze ist aus Kleinen mit Mörtel verbundenen Steinen erbaut und mit feiner Tünche überzogen. Wir treten wieder ein in die Stadt und wandern zwischen den Ruinen unbedeutender Häuser, unter denen mehrere sich noch deutlich als Schenken und Wirthshäuser zu erkennen geben, hindurch nach einem einsam stehenden Bogen, der den Eingang zu einer der breitesten Straßen der Stadt, welche nach der Nordseite des Marktplatzes hinführt, bildet. In dieser Straße zieht ein ausgedehntes, an seinen vier Seiten von vier Straßen begrenztes Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich, das außer einer Anzahl nach den Straßen herausgehender Gemächer, die zu Kaufläden dienten, eine für eine alte Stadt eben so wie für die orientalischen Städte der Gegenwart ganz unentbehrliche Anlage enthält; ich meine die öffentlichen Bäder, die im Alterthume außer ihrer eigentlichen Bestimmung zugleich die Stelle unserer Kaffeehäuser und Casinos vertraten. Ziemlich in der Mitte des Ganzen findet sich ein offener, zu Spaziergängen bestimmter Hof, an welchen sich dann eine Anzahl Gemächer anschließen, die mit Wölbungen verschiedener Art überdeckt, an den Wänden mit mehr oder weniger zierlichen Gemälden und erhabenen Arbeiten (Reliefs) in Stuck verziert, von verschiedenen Zwecken gefälliger Unterhaltung, des Ausruhens und des Badens in keinem mit warmem Wasser dienten. In dem für das kalte Bad bestimmten Zimmer ist ein großes Bassin von weißem Marmor, in welches man auf zwei Stufen hinabsteigt, angebracht. Zu den warmen Bädern diente eine viereckige, ebenfalls aus weißem Marmor gefertigte Wanne. Alle diese Räumlichkeiten, neben denen man auch noch die Vorrichtungen zur Heizung bemerkt, waren für die Männer bestimmt; hinter ihnen befinden sich ganz ähnliche, aber etwas kleinere Gemächer zum Gebrauche der Frauen.

Doch wir sind des langen Umherwanderns und des vielen Schauens müde, und würden gern zu unserer Erquickung selbst in die viereckige Wanne steigen, wäre nicht das Wasser versiegt und das Feuer erloschen. Es bleibt uns also nichts übrig, als schleunig nach dem Wirthshause an der Eisenbahn zurückzukehren, und uns dort bis zur Ankunft des Zuges von Neerea, der uns nach Neapel zurückführen wird, in anderer Weise zu restauriren.

Bäder und Büchen.

Brehm, in seinen vortrefflichen „Reiseskizzen aus Nord-Ostafrika" erzählt folgendes Abenteuer: „Einer Lagen landeten wir bei der Birket mit den Nilpferden und Schlangenbalsvögeln. Wir zagten dort den ganzen Tag über und wollten mit Einbruch der Dunkelheit noch einige Perlehne, von denen eine zahlreiche Gesellschaft Nachmittags angekommen war, erlegen. Ich hatte zwei Stück geschossen, Lombardo zaate auf der anderen Seite. Mein Nachbarweg führte mich durch ein dorniges, schon wieder von dem Urwalde in Besitz genommenes Baumwollenfeld. Einer meiner Rudier bergleitete mich und trug Büchse und Beute. Wir hatten fast das Ende der Birket erreicht, als mich der Rudier auf drei dunkle, bisalarige Gegenstände aufmerksam machte, welche in der Lage gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Die Nacht war so dunkel, daß ich nur ihre Umrisse erkennen konnte. Ich hielt sie für Erdhaufen und ging sorglos auf sie zu. Das Wuthgeheul eines Hippopotamus belehrte mich über meinen Irrthum: drei aus dem Wasser heraustretene Nilpferde, welche wir den ganzen Tag über gereizt hatten, standen in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten vor mir. „Hauen saloina ja rabb" * rief der Rudier schaudernd, „lieb, Effendi, rette Dich, Du bist verloren, wenn Du einen Augenblick länger weilst." Und weg war er die erlegten Perlehne, die Büchse und die Jagdtasche und war mit einigen Sätzen im Gebüsch verschwunden. Daß uns die Umgebung bemerkt hatten, war anzuerkennen. Sogleich nach dem ersten Gebrüll bewegten sie sich nach uns zu; der Rudier hatte recht, es hieß uns und nur die Flucht übrig! Waffen besaß ich nicht, denn meine Gewehre waren keine Waffen und ohne Waffen ist der Mann kein Mann mehr. Ich stürzte dem Rudier auf dem Fuße nach. Die Dornen der Büsche zerfetzten mir die Kleider, zerkratzten mir die Haut, die stacheligen Zweige peitschten mich ins Gesicht, der ganze Körper schmerzte, — ich achtete es nicht! Hinter mir der stürmte das wüthende Thier, — es kam näher und näher, die Todesangst lieh mir Kräfte, aber wie lange noch? Verzweifelnd eilte ich in der eingeschlagenen Richtung weiter, es gab für mich keine Hindernisse, ich sprang durch die furchtbarsten Dornbeeten ohne Gedanken hindurch. Meine Lage war wirklich verzweifelt. Vor mir dunkle Nacht, dicht hinter mir mein entsetzlicher Feind, ich wußte nicht mehr, wo ich mich befand, ich wußte Nichts mehr von mir selbst. Da, Hummel! — ich stürzte! Aber ich lief weich, ich lag im Wasser! Gottlob, ich war im Strome und zwanzig hundert Schritte vor mir schimmerte das freundliche Feuer unseres Schiffes. Rasch durchschwamm ich die schmale Bucht, welche mich von dem Hafenziel trennte, an der unsere Barke angelegt hatte, ich betrat sie und war gerettet! Eben an dem wohl zwanzig Fuß hohen Uferrande, über welchen ich herabgeführt war, stand das brüllende Ungeheuer. An allen Gliedern zitternd und ganz entsetzlich kam ich an der Barke an.

Tombolbo kehrte später zurück und war, achtlos seinen Weg verfolgend, noch näher als ich an ein Nilpferd herangekommen und von diesem ebenfalls verfolgt worden. Er hatte, vor ihm flüchtend, dieselbe Richtung eingeschlagen als wir, war dabei aber fast in noch größere Todesgefahr geraten. Das Nilpferd ist ihm schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen, da bleibt er mit einem Fuße in den Dornen hängen und fällt zu Boden. Sein Gewehr entlädet sich, ohne ihn zu verletzen, die ihm nachgesandte Bestie sinnt einen Augenblick, er rafft sich auf und erreicht ebenfalls das Ufer. Nilpferd stürzt er sich in die Fluthen und schwimmt nach der erwähnten Halbinsel herüber. Dort angelangt, fällt es ihm ein, daß er fast aus der Scylla in die Charybdis gekommen wäre: er hatte erst vor wenig Stunden drei Krokodile in derselben Bucht, durch welche er nun ich eben geschwommen waren, gesehen. Zu höchster Aufregung kam er bei uns an. „Brüder", rief er den Matrosen und übrigen Dienern zu, „betet heute zwei Nataat" mehr, damit Gott mit mir für meine Errettung! Ich will Euch, wenn ich erst mit Hilfe des Barmherzigen in Charthum angekommen sein werde, einen großen Sack voll Datteln, „Karabme", zum Opfer geben. La il laha il Allah, Mahammed rasuhl Allah! Der Arm des Todes griff nach mir — aber — el hamdu lillahi — Allah herihm! Sallah el nebbi ja achnana — Preis't den Propheten, meine Brüder — Allah kerihm! Gott ist barmherzig!" —

* Eigentlich Kakaabh, Plural von „Kataab".

Auch eine Trauung. Vor circa vierzehn Tagen lief durch alle Zeitungen eine Notiz über die beiden österreichischen Flüchtlinge Kudlich, wonen der jüngere die Schwester Vogt's, des bekannten Naturforschers und Parlamentsmitgliedes, geheirathet hat und später nach Amerika auswandern. Indeß nur Wenigen dürfte das Nähere dieser Heirath bekannt sein. Hans Kudlich hatte, ziemlich entblößt, Anfangs im Vogt'schen Hause in Bern gewohnt, und verliebte sich in die Tochter Louise. Aber was hatte er? Was war er? Er hatte noch nicht einmal seine juristischen Studien beendet, und hätte er sie beendet gehabt, was hätte es ihm genützet? Die Rechtswissenschaft ist an die Scholle gebunden. Er beschloß daher, sich einer kosmopolitischen Wissenschaft zuzuwenden, satteln um, studirte Medicin an der Hochschule zu Bern und Zürich, und erwarb sich in kurzer Zeit alle medicinischen Grade. Darauf hat er mit der von ander Seite nicht unbestrittene Hand Louisens, welche ihm bewilligt wurde. Aber siehe da, es fehlten ihm alle Papiere, ohne welche auch in der Schweiz eine Trauung unmöglich ist, die blos bürgerliche so gut wie die kirchliche. So wäre er also durch seine revolutionären Sünden nicht blos zum Exil, sondern mittelbar auch zum Cölibate verdammt? — Da lud sich der Vater Vogt eine Anzahl einverwerther Freunde ein, nahm die Braut leur bei der Hand, legte die beiden Hände in einander und sagte: „Da habt Ihr Euch und obendrein meinen väterlichen Segen!" — Und damit war Alles in Ordnung. In Amerika werden sie sich nachgeholt haben, was ihnen an äußeren Formen fehlte.

Steppenbild. Nicht allein die Fieber der Regenzeit, die Myriaden, noch andere Feinde bedrohen Menschen und Thiere in den Steppen Afrika's. Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Heerden in der sicheren Umzäunung eingetrieben. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöcken nach ihren Jungen; die Rinder, welche bereits gemolken

wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt in einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthende, bellende Laute und grimmiges, heiseres Gebrüll — sodann als Triumphgeläut — eine Hyäne umschlichs das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Heerden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es nicht besser gegangen sein. Urplötzlich scheint die Erde zu beben — in nächster Nähe brüllt ein Löwe. Dreimal — so sagen die Eingebornen — kündet er mit donnernder Stimme seine Ankunft, dann nähert er sich der Serieba. In dieser offenbart sich die größte Bestürzung. Die Schafe rennen gegen die Dornenhecken, die Ziegen kreischen laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kameel sucht, weit sich losreißend, entfliehen möchte, alle fesseln zu zerfetzen. Und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hyäne bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich zu ihrem Herrn. Dieser aber wagt sich nicht hinaus in die Nacht; er wagt es nicht, nur mit seiner Lanze bewaffnet, einem so mächtigen Feinde gegenüberzutreten und läßt es geschehen, daß er mit einem gewaltigen Satze die oft zehn Fuß hohe Dornenmauer überspringt und sich ein Opfer auswählt. Ein Schlag seiner furchtbaren Pranken betäubt ein zweijähriges Rind, das kräftige Gebiß zermalmt die Wirbelknochen des Halses und somit den Lebensnerv des widerstandsunfähigen Thieres. Dumpf grollend liegt der Räuber auf seiner Beute, die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubdegier. Dann tritt er seinen Rückweg an. Er muß zurück über die hohe Umzäumung und will auch seine Beute mit sich nehmen. All seine ungeheure Kraft ist erforderlich, mit dem Rind im Rachen den Riesensprung auszuführen. Aber er gelingt und nun schleppt er die schwere Last mit Leichtigkeit seinem, vielleicht eine Meile entfernten Lager zu. Alles Lebende am Lager athmet freier auf, es schien durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirt ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal, er weiß, daß der Löwe seiner Spur nicht weiter als 1000 Fuß folgt, mag er sich wenden wohin er will. Der Verlust, den er durch den König der Wildniß erleidet, ist ebenso groß als die Steuer, welche er in unstatthaften Viehstücken dem Könige des Landes geben muß. Zwei Könige fordern Tribut von ihm, er muß beiden gerecht werden; beider Forderungen sind unabweichbar. Er ist froh, wenn ihn der Himmel noch vor größerem Unheil bewahrt.

Ich bin oft durch vielfeitige Berschcrungen der Eingebornen und eigene Anschauung überzeugt worden, daß der Löwe wirklich ein derartiges Kraftstück auszuführen vermag, wie den oben erwähnten Sprung. Man hat mir am blauen Flusse eine Serieba von mindestens acht Fuß Höhe gezeigt, über welche ein Löwe mit einem Rind im Rachen gesprungen war. Wenn sich meine Leser ein Bild des Löwen der Wälder Ost-Sudahn's machen wollen, bitte ich sie, die balkenwachsenen, halbverfilzpelten Exemplare, welche man in Menagerieen sieht, nicht zum Maßstabe zu nehmen.

Man könnte das Gebrüll des Löwen einen Ausdruck seiner Kraft nennen; es ist einzig in seiner Art und wird von seiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raab," donnern. Beschreiben läßt es sich nicht. Tief aus des Löwen Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zerspringen zu wollen. Furchterregend schlägt es an jedes Ohr. Die heulende Hyäne, der brummende Panther, die blökende Heerde verstummt; der gurgelnde Affe klettert zu den höchsten Aesten der Baumwipfel hinauf; die Gazelle entflieht in eiligem Laufe; das beladene Kameel zittert, gebrecht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Und selbst der Mensch, der sowohl Ausgeräthete, jedes Thier gelassen Ueberragende, fragt sich, ob wohl seine moralische Kraft der höchsten Potenz der physischen die Spitze bieten könne.

„Der Mann, der nie gebebt in seinem Leben,
Der fühlet hier zum ersten Mal sein Herz erbeben."

* * *

Tod unter Flötenspiel. Der Medicinalrath Dr. Froriep in Weimar war in früheren Jahren bei dem verstorbenen König Friedrich von Würtemberg Leibarzt gewesen. Dieser Fürst, der in den letzten Lebensjahren an übermäßiger Leibesstärke litt, war ein sehr gestrenger, eigenwilliger Herr; es konnte deshalb nicht leicht sein, in seiner Nähe mit einem Schimmer von Selbstständigkeit zu existiren. Froriep brachte dies zu Stande. Geachtet und drachtet brachte er dem Fürsten zur Seite, der ihn stets verschonte, wenn er rechts und links seine Schläge austheilte. Er endete seine Praxis am Bette seines fürstlichen Patienten auf eine höchst komische Weise. Der König lag im Sterben; Froriep, der mehrere Nächte gewacht hatte, sudte, vom Schlaf bezwungen, einen entfernt stehenden Armsessel auf und streckte sich darauf aus. Kaum wurden jedoch die Polster von ihm berührt, als ein in ihnen verborgenes Flötenspiel zu tönen begann, und die Melodie: „Bildhe, liebes Beilchen" vortrug. Der Arzt sprang auf, allein der künstlichste Stuhl war nicht zum Schweigen zu bringen, und der mit dem Tode ringende König mußte in Begleitung der kleinen Arie auf dem Leben gehen.

Das **Pfennig-Magazin** vor Jahren einst das verbreitetste Blatt in Deutschland, ist mit Ende dieses Jahres schlafen gegangen.

Allgemeiner Briefkasten.

A. S. in **L.** Den gerührtesten Dank für Ihren guten Rath. Nur einen halben Bogen Gedichte jede Woche und für jedes Gedicht Einen Louisd'or wünschen Sie, und dafür sollen die Leser der Gartenlaube 15 Sgr. mehr zahlen.

O glaube mir, der manche lange Jahre
An dieser harten Speise faut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!

H. in **H.** Der Artikel ist recht gut gemeint, eignet sich aber doch nicht zum Abdruck. Uebrigens ist nun einmal der Wettlauf so.

P. in **L.** Wiederholt benachrichtigen wir Sie, daß die Nachlieferung von Heften nicht unsere Sache ist. Sobald Sie auf einem Postamt abonnirt, ist dieses auch verpflichtet, sämmtliche Nummern des Quartals zu liefern. Unregelmäßigkeiten sind sofort der höhern Postbehörde anzuzeigen.

T. in **J.** Besten Dank für schnelle Uebersendung. Der Aufnahme wird hoffentlich nichts entgegenstehen.

K. in **F.** Ihrem Verlangen können wir beim besten Willen nicht nachkommen. Sie scheinen überhaupt von der technischen Herstellung einer Zeitschrift, von so großer Auflage wie die Gartenlaube, keine rechte Vorstellung zu haben. Die redaktionellen Schwierigkeiten, die Herstellung der Illustrationen, der Satz der Manuscripte und die Correctur lassen wir ganz unberührt, aber bezeffen Sie nicht, daß wöchentlich 100,000 Bogen gefeuchtet, jeder einzelne Bogen satinirt, d. h. zwischen zwei Zinkplatten gepreßt werden muß, daß jeder dieser Bogen zwei Mal die Druckpresse zu durchlaufen und bedruckt, dann wieder in die Glättpresse zu legen und zu pressen ist, und daß erst dann weiter in die Hände des Buchbinders übergeht, der die Auflage zu falzen hat. Das ist keine Arbeit von drei bis vier Tagen, wie Sie glauben, obwohl die Autoren, Correctoren, Setzer, Zeichner, Holzschneider und Papierfabrikanten ungerechnet! 40 Menschen unausgesetzt oft Tag und Nacht an jeder Nummer arbeiten. Sie werden begreifen, daß Ihre Wünsche unausführbar sind.

A. K. in **D.** Sie wollen die Laufbahn eines Schriftstellers einschlagen. Sie träumen eine goldene Zukunft, hoffen auf Anerkennung, Auszeichnung und Reichthum. Lieber Herr, wenn es noch Zeit ist, so lehren Sie um. Sie wissen nicht, was es heißt, sein Brot mit der Feder zu verdienen und ahnen wohl schwerlich den Jammer, den Kummer in den Kammen des Publikums und der Buchhändler entgegenstemmen. Es ist ein bartes — hartes Brot! Vor einigen Wochen sandte mir ein bekannter Autor sein neuestes Buch zur Besprechung. Er bat um einige empfehlende Worte. „Ich habe," schrieb er, „dieses Buch mit so viel Kummer und unter so viel Thränen ausgearbeitet, daß ich wohl Hoffnungen darauf zu hegen berechtigt bin." Armer Mann — wer kennt und was fragt das Publikum nach Deinen Thränen! Und ein oben so oft genannter Schriftsteller meldete wieder: „Ich schreibe diese wenigen Zeilen im Bett — matt und seufzend! Ich schäme mich nicht, es Ihnen zu gestehen, daß ich seit drei Tagen das behagliche Gefühl einer warmen Stube nicht gehabt. Meine Mittel sind zu Ende. Ich habe fleißig gearbeitet, zwei Manuscripte im Pulte, zwei verkauft, aber wohin ich auch komme, vertröstet man mich auf die nächste Ostermesse oder entschuldigt sich bei meinen Offerten mit Krieg und theuren Zeiten. Können meine Kinder bis nächste Ostermesse warten? Geehrter Herr, ich wende mich in meiner Noth an Sie — wenn Sie einen kleinen Posten, wenn auch nur mit geringem, aber sicherm Einkommen zu vergeben haben, um meinen armen Kindern Brot zu . . . . . ."

Sehen Sie, lieber Herr, das ist die Kehrseite. Sie kennen nur die glänzende Kritik in den Zeitschriften, die papiernen Ehrenbezeugungen, die leuchtende Glorie um das Haupt eines gefeierten Tagesschriftstellers — das Elend, die Noth und die Thränen, die sich oft hinter diesem Glanz verstecken — die sehen Sie nicht. Wenn es noch Zeit ist — lehren Sie um!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 2. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Die Natur hatte Ludwig mit dem großen Vorzuge eines angenehmen Aeußern beschenkt; seine heitere, ruhige Stirn, der Schnitt seines ausdrucksvollen Gesichts und seine ungekünstelten, edeln Bewegungen hatten in dem Herrn von Heiligenstein, den eine schmerzliche Erinnerung an die Familie Nienstedt fesselte, ein persönliches Interesse für ihn erweckt. Und Ludwig mußte den Mann mit dem ehrlichen Gesichte und dem offenen Wesen sich gewinnen, zumal da sich ihm noch seiner so vertraulich genähert hatte. Der junge Mann stand einsam in der Gesellschaft, die er im zarten Jünglingsalter verlassen hatte, es traten ihm unbekannte Gesichter, andere Menschen entgegen.

„Sie haben Ihr Heimathland in glücklichen Verhältnissen wieder betreten," begann Herr von Heiligenstein theilnehmend.

„Ja, mein Herr, und diese Verhältnisse machen mich um so glücklicher, da ich sie mir und keinem Andern zu verdanken habe."

„So nehmen Sie die Versicherung, Herr Baron, daß ich mich Ihres Glückes innig freue."

Ludwig reichte ihm die Hand.

„Und nehmen Sie dafür den Dank meines erfreuten Herzens. Ich darf wohl mit Recht die Vermuthung hegen, daß meine rasche und heimliche Entfernung zu mancherlei Annahmen Veranlassung gegeben?" fragte Ludwig, indem er seinen Gesellschafter schmerzlich lächelnd ansah.

„Gewiß, Herr Baron, Annahmen, die nur Ihrem jugendlichen Leichtsinn tadelten, weil er Ihren alten, guten Aeltern einen tiefen Kummer bereitete. Sie waren der einzige und letzte männliche Erbe der Familie Nienstedt, die, wenn sie auch mit zeitlichen Glücksgütern nur karg gesegnet war, dennoch eines Rufes sich erfreute, der sie den ersten Adelsfamilien Deutschlands beigesellte. Ich war der Freund Ihres Vaters, und oft hat er mir sein bekümmertes Herz eröffnet. Ihre Entfernung zerstörte ihm den Plan, den er mühsam erdacht und eingeleitet, um seiner Familie die frühere Geltung wieder zu verschaffen. Ich weiß nicht, ob er Ihnen je eine Andeutung davon gegeben hat —"

„Nie, nie!" sagte Ludwig eifrig. „Sie wissen es, mein Herr — und wenn ich Sie nun bitte, mir jetzt diese Andeutung zu geben — —"

„Ich halte es selbst für meine Pflicht, Herr Baron, Ihnen Alles mitzutheilen, was mir über diesen Punkt bekannt ist. Vielleicht gelingt es mir, zur Verwirklichung des Planes, den Ihr verstorbener Vater entworfen, etwas beizutragen."

„O, reden Sie, reden Sie, mein Herr!"

„Zuvor aber gestatten Sie mir eine Frage, welche ich aus Gründen voranschicken muß, die ihnen bald einleuchten werden. Sind Sie verheirathet, Herr Baron?"

„Nein!"

„Sie haben auch sonst kein Versprechen gegeben, das Sie bindet?"

„Eben so wenig, mein Herr!" antwortete Ludwig ein wenig verlegen.

Dem Fragenden entging diese Verlegenheit nicht.

„Verzeihung," sagte er lächelnd, „wenn ich indiscret erscheine; aber der Drang, Ihrer Familie zu nützen, die mir theuer ist —"

„O, ich bitte, mein Herr, fahren Sie fort!" sagte Ludwig, den die Neugierde verzehrte.

„Ihr Vater also hatte den Plan gefaßt, Sie in Ihrem zwanzigsten Jahre zu verheirathen, und zwar mit der Tochter eines Hauses, das fähig war, zur glänzenden Fortpflanzung Ihres Namens Alles beizutragen. Es waren alter Adel und ein großes Vermögen vorhanden. Die Einleitungen waren dem Abschlusse nahe gediehen, als Sie verschwanden, und einen Brief zurückließen, der wenig Beruhigendes hatte, da er weder den Zweck noch das Ziel Ihrer Abreise anzeigte. Zwei Tage nach diesem Ereignisse betrat ich das Schloß Nienstedt. Ihr Vater war trostlos, und mit Thränen in den Augen bekannte er mir, daß die Hoffnung, den Rest seiner Tage ruhig zu verleben, zerstört sei. Noch mehr: später theilte er mir mit, daß er seinem Ruine nicht vorbeugen könne, da Sie ihm das einzige Mittel dazu entzogen hätten. Herr Baron, ich verhehle es nicht, daß ich, der ich nur ein kleines Vermögen besitze, auf eine Morgengabe von Adelheid's Hand gerechnet hatte. Diese Enttäuschung aber hielt mich nicht ab, mich mit meiner Geliebten öffentlich zu verloben, und Ihrem Vater die kleinen Summen zur Verfügung zu stellen, deren er zur Deckung der dringendsten Schulden bedurfte. Wir stellten inzwischen Nachforschungen nach Ihnen an, und erhielten die Gewißheit, daß Sie in Hamburg zu Schiffe gegangen seien, um Europa für immer zu verlassen. Umsonst fragten wir nach dem Grunde, umsonst forschten wir in Göttingen, wo Sie den Brief geschrieben, der Ihre Abreise angekündigt — Sie studirten Cameral-Wissenschaft — weder eine Person noch irgend ein Umstand vermochte das seltsame Räthsel zu erklären. Man gab überall Ihrem ehrbaren und ruhigen Charakter das beste Zeugniß. Gram und Leid warfen Ihren Vater auf ein langes Krankenbett. Zwei traurige Jahre verflossen, und es war wohl natürlich, daß Adelheid nicht an ihre Verbindung denken konnte, sie war ja die einzige Stütze, die einzige Pflegerin des alten ge-

bengten Mannes. Der alte Herr von Nienstedt starb; seine Freunde und Standesgenossen bedauerten ihn, aber es war keinem eingefallen, ihm zu helfen. Nun fielen die Gläubiger über den Nachlaß her, man ließ verkaufen, was vorhanden war, und Adelheid flüchtete sich zu der Gräfin v. B., um nur ein Unterkommen zu finden, da ich leider außer Stande war, ihr ein solches zu bieten. Die Anstrengungen der Krankenpflege und die gewaltigen Gemüthserschütterungen warfen sie auf das Krankenbett — sie starb am Nervenfieber. Die Behörden erließen Aufrufe an den letzten der Herren von Nienstedt; sie blieben eben so erfolglos, als unsere frühern Nachforschungen. Man hielt die Familie von Nienstedt für ausgestorben. Seit dieser Zeit sind Jahre verflossen, und Sie können sich mein Erstaunen denken, als ich diesen Abend von dem Obersten von Eppstein höre, der junge Baron Ludwig von Nienstedt befinde sich unter den Gästen."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für die warme Theilnahme an dem Geschicke meiner Familie!" sagte Ludwig gerührt. „Und nicht wahr, ich darf hoffen, daß Sie die Freundschaft, die Sie für meinen Vater und meine Schwester gehegt, auf mich übertragen werden? O, ich verstehe die Frage, die in Ihren Blicken liegt: fürchten Sie nicht, daß Sie sich einem leichtsinnigen Abenteurer anschließen — ich kannte die bedrängte Lage meines Vaters, ich wußte, daß sein Gut überschuldet war, und aus diesem Grunde schloß ich mich einer Expedition nach Indien an, weil mir damals gerade Gelegenheit geboten ward. Aus Furcht, daß man mich hindern würde, diesen kühnen, abenteuerlichen Schritt auszuführen, reiste ich heimlich, unter Zurücklassung eines Briefes, ab. Ich war damals achtzehn Jahre alt, hatte den Kopf voll großartiger Ideen und kühner Unternehmungen, die Vorurtheile, die ein armer Edelmann in dem lieben deutschen Vaterlande gegen sich hatte, verschmähete ich zu belämpfen, und es kam mir lästig, selbst fächerlich vor, auf einen Stammbaum, und nur auf einen Stammbaum meine Carriere zu gründen. Alles ist Vorurtheil in der Welt, sagte ich mir; nur das Geld, nur der Mammon nicht. In glänzenden Karessen, in prachtvollen Schiffen hat der Geburtsadel einen Werth — ein armer Edelmann, der sich nur mit seinem Stammbaume bläht, dachte ich, ist eine lächerliche Erscheinung. Ich sah die furchtbaren Leiden meines Vaters, ja, mein Herr, ich kannte den Wurm, der ihm am Herzen nagte: es war der Stolz auf seinen Stammbaum, die Furcht, seinen Glanz nicht aufrecht erhalten zu können; und diese Furcht erstreckte sich bis über das Grab hinaus — er wußte, daß es seinem Sohne unmöglich sein würde, einen deutschen Baron zu repräsentiren. Ist der Plan meiner Verheirathung nicht der sprechendste Beweis? Mein Vater war gut, aber schwach; hätte er die Vorurtheile abgeschüttelt, hätte er das Leben genommen, wie es sich ihm bot, er würde vielleicht die Freude gehabt haben, seinen Sohn als Millionär wiederzusehen. Ja, mein Herr, ich bringe die Mittel mit, um das Geschlecht der Nienstedt im neuen Glanze erstehen zu lassen. Was der Stammbaum nicht vermocht, hat meine Kühnheit, nennen Sie es auch jugendliche Unbesonnenheit, hat mein rastloser Unternehmungsgeist und meine Verachtung der Vorurtheile vermocht. Ich war Kaufmann, Pflanzer und Sklavenbesitzer — jetzt will ich der Baron von Nienstedt sein, um einen Stammbaum aufrecht zu erhalten. Ich zahle die Schulden meines Vaters, und bei Ihnen, dem großmüthigsten seiner Gläubiger, will ich den Anfang machen. Nennen Sie mir die kleinen Summen, die Sie dem Verstorbenen im Drange der Noth zur Verfügung stellten, und ich zahle sie Ihnen doppelt und dreifach zurück."

„Herr Baron!"

„Und außerdem seien Sie meines Dankes gewiß, er wird nie erlöschen!"

Ludwig ergriff mit Innigkeit die Hand des Edelmanns.

„Fast bereue ich," antwortete dieser bewegt, „in meiner Offenherzigkeit so weit gegangen zu sein, daß ich Ihnen eine Mittheilung machte, die mich eigenmüthig erscheinen lassen muß."

„Ist es nicht meine Pflicht, die Schulden des Verstorbenen zu tilgen?"

„Herr Baron," sagte Heiligenstein in einem fast feierlichen Tone, „ich war mit Adelheid von Nienstedt verlobt, und ich glaube ein Recht zu haben, mich als ein Glied Ihrer Familie zu betrachten. Dieser Gedanke war bisher mein Trost, und ich hoffe, Sie werden ihn mir nicht rauben, indem Sie mich als einen Gläubiger Ihres Vaters betrachten. Darf ich dem Bruder meiner todten Braut ein Freund sein, so habe ich keinen Wunsch mehr auszusprechen!"

Gerührt reichten sich die beiden Männer die Hände.

Ludwig war seines Wortes fähig; aber die Blicke seiner großen, ehrlichen Augen verriethen, was in seinem Innern vorging.

Die Quadrille war zu Ende und die Tänzer zerstreuten sich. Die beiden neuen Freunde gingen Arm in Arm durch den Saal und traten, wie von einem und demselben Gedanken geleitet, auf den Balcon hinaus. Die Nacht war prachtvoll. Das Silberhorn des Mondes hing wie eine Sichel an der höchsten Spitze der Bergkette, die das Thal einschließt, in welchem das reizende Bad liegt. Ein mildes Licht schwebte über der duftenden Landschaft. Die letzte lichte Sommernacht war herabgesunken. Schweigend standen die Freunde an dem hohen Eisengitter, das mit einem Blumenflore geschmückt war, dem tausend Wohlgerüche entströmten. Der gereifte Mann dachte mit Rührung der Vergangenheit — der jüngere zitterte bei dem Gedanken an das Glück der Zukunft.

„Mein lieber Freund," begann Ludwig nach einer langen Pause, „es bedarf zwar der Schilderung meiner Gefühle nicht, die sich meiner bemächtigten, als ich das Schloß Nienstedt betrat, und nur von fremden Gesichtern empfangen und neugierig angeblickt ward — denn Sie verwögen sich einen Begriff davon zu machen; aber es drängt mich, Ihnen Alles mitzutheilen."

„Sie waren schon auf Nienstedt?" fragte Heiligenstein überrascht.

„Ja. Es sind heute vier Wochen, als ich dort ankam. Um die Freude der Ueberraschung zu vergrößern, ließ ich mich dem Besitzer des Schlosses, wofür ich natürlich meinen Vater hielt, unter dem einfachen Namen Herr Ludwig anmelden. Ich trat in das Zimmer, und fand einen mir völlig fremden Mann."

„Den Obersten von Eppstein; er hatte sich zur Zeit des Todes Ihres Vaters aus dem Dienste zurückgezogen und kaufte das Schloß Nienstedt, das damals feil geboten ward."

„Der Oberst unterrichtete mich kurz und bündig von den obwaltenden Verhältnissen, und, sei es nun, daß mich meine Gemüthsstimmung zu gereizt machte, oder daß ich den Charakter des Mannes zu wenig kenne — kurz, er sprach in einem Tone, der mich bewog, meinen Incognito zu bewahren, und ihn in dem Glauben zu lassen, ich sei der Kaufmann Ludwig. Diesen Namen habe ich als Geschäftsmann geführt. Der Oberst entschuldigte sich, mich zu einem längern Verweilen nicht einladen zu können, da er nach zwei Stunden mit seiner Tochter in das Bad P. reisen wolle, wozu bereits alle Anstalten getroffen seien. Aber er lud mich zum Frühstück ein, bei dem ich ihn gestört hatte. Halb willenlos nahm ich die Einladung an. Ich trat mit ihm in den Saal, und da sah ich seine Tochter. O, mein Herr, Henriette ist das einzige weibliche Wesen, das auf mich einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat; sie besitzt für mich etwas unaussprechlich Heiliges und Gewichtes, sie ist eine Erscheinung, die ich wie eine göttliche Offenbarung verehre und bewundere. Ich verberge es nicht, daß die reizende Wirthin eine völlige Umwandlung in meinem ganzen Wesen hervorbrachte; die halbe Stunde, die wir beim Frühstücke saßen, genügte, um mich auf immer zu ihrem Sclaven zu machen. Ich war frei, das heißt, unabhängig von Zeit und Verhältnissen — ich wählte dasselbe Bad für den Sommer zu meinem Aufenthalte, in das der Oberst mit seiner Tochter reiste."

Ludwig schwieg, als ob er die Ansicht seines neuen Freundes über diese Eröffnung hören wollte, zu der ihn sein Herz gewaltsam gedrängt hatte.

Der wackere Heiligenstein ließ nicht lange darauf warten.

„Herr Baron," flüsterte er bewegt, „Ihre Neigung zu Henrietten ist eine wunderbare Fügung des Himmels. Die Familie Eppstein ist es, mit der Ihr seliger Vater jene Verbindung eingeleitet hatte, von der ich vorhin sprach. Henriette hat noch eine ältere Schwester, diese sollten Sie kennen lernen und sich dann mit ihr verheirathen. Ihr Verschwinden und der dadurch herbeigeführte Sturz Ihres Hauses vereitelte den Plan, und der Oberst, der an Ihrem Wiedererscheinen zweifelte, auch wohl seine Gesinnung nach dem Tode Ihres Vaters geändert hatte, billigte die Wahl, die Emilie getroffen: sie ist seit sieben Jahren schon die Gattin eines höhern Offiziers in der preußischen Armee."

„Und Henriette?" fragte Ludwig dringend und mit bebender Stimme.

„Mir ist nicht bekannt, daß man über ihre Zukunft entschieden hat."

Eine Gruppe Herren und Damen trat auf den Balcon und unterbrach das Gespräch der beiden Männer. Sie gingen in den Saal zurück. Heiligenstein stellte seinen Freund einigen Edelleuten vor, die den seligen Herrn von Nienstedt gekannt und geschätzt hatten. Ludwig hatte die Freude, die Achtung auf sich übertragen zu sehen, die man seinem Vater gezollt hatte. Der schöne und reiche junge Mann — Heiligenstein hatte nicht verfehlt, Andeutungen über seinen Reichthum zu geben — erregte das allgemeine Interesse. Sie verfloß noch eine halbe Stunde, und der letzte Tanz vor dem Walzer war vorüber. Ludwig suchte Henrietten mit den Blicken auf. Sie saß in einem Kreise älterer und jüngerer Damen. Wie reizend war das junge Mädchen in dieser Umgebung, die nur eine Folie ihrer Schönheit zu sein schien. Lächelnd und ungezwungen unterhielt sie sich mit ihrer nächsten Nachbarin, einer vielleicht sechzigjährigen Dame von steifem, aristokratischen Aeußern. Es war ersichtlich, daß diese Dame es sich angelegen sein ließ, Henrietten durch eine Unterhaltung zu fesseln. Da trat plötzlich der Oberst mit einem blonden, jungen Manne heran, den er, indem er seine Hand ergriff, seiner Tochter vorstellte. Henriette erhob sich und grüßte durch eine graziöse Verneigung. Aber dem Baron, dessen Blick eine furchtbare Eifersucht schärfte, entging es nicht, daß Henriette's Gesicht plötzlich eine dunkle Röthe überzog, während der Vater fremdlich zu ihr sprach.

„Wer ist der junge Mann?" fragte Ludwig leise den Freund, der neben ihm stand.

Heiligenstein hatte ebenfalls die Gruppe in's Auge gefaßt.

„Er ist der Sohn der alten Dame, die neben Fräulein von Eppstein sitzt," war die Antwort.

„Und die alte Dame?"

„Eine Freifrau von Erichsheim, die Mutter des Gemahls Emiliens, der Schwester Henriette's. Der junge Mann lebt bei seiner Mutter, die Wittwe ist, auf dem großen Gute Erichsheim, nicht weit von hier. Er hat vor einem Jahre seine Studien auf der Universität beendet. Er muß heute erst angekommen sein, denn ich habe ihn bis jetzt im Bade noch nicht gesehen. Der Oberst selbst führt ihn seiner Tochter zu. Es ist dies erklärlich, da die beiden Familien verwandt sind."

In diesem Augenblicke trat der Oberst zurück und unterhielt die Freifrau, die sich erhoben hatte. Henriette und der junge Mann unterhielten sich allein.

Ludwig's peinlicher Zustand läßt sich nicht beschreiben. Er liebte mit der ganzen Glut der ersten Leidenschaft, mit der Leidenschaftlichkeit seines Charakters. Er beneidete einen Augenblick den blonden jungen Mann mit dem hübschen, aber einfältigen Gesichte, daß es ihm vergönnt war, zwanglos mit der Angebeten seines Lebens zu sprechen, und, wie er in diesem Augenblicke wirklich that, ihr die Hand zu küssen. Er zitterte am ganzen Körper und alle seine Pulse klopften heftig. Da begann das Orchester den Walzer, zu dem Henriette ihm durch den Brief engagirt hatte. Die Töne erklangen ihm wie Sphärenmusik, denn sie gaben ihm das Recht, eine Unterredung zu unterbrechen, die sein Herz zerriß, obgleich er sie nicht einmal kannte. Raschen Schrittes ging er durch den Saal, näherte sich der Gruppe, und bat Henriette um den Tanz. Sie zuckte einen Moment wie vom Blitze getroffen zusammen, aber mit dem feinen Takt der gebildeten Dame verbarg sie ihre Ueberraschung, indem sie sich lächelnd zu dem jungen Freiherrn von Erichsheim wandte:

„Sie bellagen, daß Sie mich noch nicht tanzen gesehen — ich freue mich, daß sich Ihnen jetzt die Gelegenheit bietet. Seien Sie nicht ein zu strenger kritiker, mein Herr, vielleicht rechtfertige ich die Erwartungen, die Sie von meiner Tanzkunst hegen."

Sie legte ihren reizenden Arm in den Ludwig's, und beide traten in die sich bildende Reihe der Tänzer. Aller Blicke folgten dem schönen Paare als es durch den Saal schwebte. In wenig Minuten war der Baron Ludwig von Nienstedt der Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Die Damen fanden ihn schön, und die Männer, die nicht tanzten, traten zu dem Herrn von Heiligenstein, um sich näher nach dem eleganten Cavalier zu erkundigen, da sie gesehen, daß er sich lange mit ihm unterhalten hatte.

Die erste Tour war vorüber, und Ludwig trat mit seiner Tänzerin unter die Zweige eines blühenden, großen Oleanders, der in einem zierlichen Kübel neben einer Säule des Saales stand. Er fühlte, wie der Arm Henriette's in dem feinigen brannte, wie sie leise zitterte und wie der warme duftige Hauch ihres Mundes sanft sein Gesicht streifte. Ihm fehlte fast der Muth einen Blick auf die Angebetete seiner Seele zu werfen.

„Vorsicht!" flüsterte sie. „Mein Vater, die Freifrau und ihr Sohn beobachten uns scharf."

„Wer ist der junge Mann?" fragte Ludwig so unbefangen als es ihm möglich war.

Er hätte gern die Frage anders gestellt, aber es fehlte ihm die ruhige Ueberlegung dazu.

„Der Schwager meiner ältern Schwester Emilie," antwortete Henriette so leise, daß es der Baron kaum verstehen konnte.

„Ich bitte, eröffnen Sie mir kurz, was Sie dem Briefe nicht anvertrauen konnten."

„Mein Gott, wir sind von allen Seiten beobachtet!"

„Aber man hört uns nicht, und wir sind um so sicherer, da die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns gerichtet ist."

„Seit vier Tagen erwarteten wir den jungen Freiherrn. Eine Zusammenkunft mit ihm und seiner Mutter ist der Zweck unserer Badereise."

„Henriette, ich beschwöre Sie, verhehlen Sie mir Nichts!"

„Sie sehen meine Angst, mein Herr!" flüsterte sie, indem sie sich zitternd mit dem kleinen Elfenbeinfächer frische Luft zufächelte.

„Verdammen Sie die Angst, uns fassen Sie unbedingten Zutrauen zu mir. Unsere Lage ist so eigenthümlich, daß es gerechtfertigt erscheint, wenn wir die gewöhnlichen Schranken kleinlicher Decenz nicht berücksichtigen. Henriette, ich schwöre Ihnen bei Gott, der uns sieht und hört, Sie werden nicht gezwungen sein, einen Schritt zurückzuweichen, wenn Ihr Herz den Weg billigt, den Sie zu meinem Glücke betreten haben."

„Ich fürchte leider, daß ich schon zu weit gegangen bin!"

„Wie, Henriette!"

„In einer fürchterlichen Angst habe ich diesen Abend erwartet."

„Weil Sie befürchten, ich würde nicht unter den Gästen sein?"

„Ja, mein Herr!" flüsterte sie aus beklommener Brust.

„O, nun weiß ich Alles! Die Macht des Vorurtheils —"

„Vorurtheile sind mir fremd — aber mein Vater, den ich zärtlich liebe, der mit Leib und Seele an seinem Stande hängt, dessen Liebe ich nicht verscherzen möchte, der unglücklich werden würde — —"

„Henriette, ich bin der Baron Ludwig von Nienstedt!"

Sie zuckte zusammen.

„Tanzen Sie, mein Herr, die Reihe ist an uns!" flüsterte sie ängstlich.

Der Baron faßte sich zusammen. Das schöne Paar schwebte im langsamen Walzer durch den Saal. Der Takt des ruhigen, gemessenen deutschen Tanzes paßte wenig zu der Aufregung, in der sich die beiden Tanzenden befanden; die raschen Schwingungen eines Galopps wären angemessener gewesen. Nach zwei Minuten war es dem Baron wieder gestattet, mit seiner Dame zu ruhen.

„Herr Baron," fragte Henriette, „warum haben Sie so lange Ihren Namen und Stand verschwiegen? Warum treten Sie als einfacher Kaufmann auf, während Sie das Recht hatten —"

„Nennen Sie mich einen Sonderling, mein liebes Fräulein; aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, mir durch den Geburtsadel Ansehen zu verschaffen. O, wie glücklich macht mich der Gedanke, daß es mir, so lange ich der schlichte Kaufmann war, gelungen ist, Ihnen einiges Interesse abzugewinnen."

„Leider muß ich Vorurtheilen huldigen, die mein Verstand verwirft; und dennoch hätte ich die Richtung meines Gefühls beklagen müssen, wäre es mir nicht vergönnt gewesen, die Pflichten der Tochter damit zu vereinbaren."

„O, ich verstehe Sie, Henriette! Und was fordern Sie nun, das ich thue?"

„Dem Baron von Nienstedt kann es nicht schwer fallen, mit dem Freiherrn Ignaz von Erichsheim in die Schranken zu treten, zumal da Letzterer Nichts für sich hat, als ein Heirathsproject der alten geizigen Freifrau, die eine Ehe unter Ebenbürtigen als Geschäft betrachtet, bei dem die Stimme des Herzens ohne Einfluß ist. Sie will unser beiderseitiges Vermögen verheirathen. Bis jetzt habe ich nicht gewagt, dem Plane meines Vaters zu widersprechen — —"

„Aber nun, Henriette?" fragte Ludwig zitternd.

„Sie sind auf dem Balle des Fürsten, Sie sind der Baron von Nienstedt — ich habe auf Nichts mehr zu hören, als auf die Stimme des Herzens."

Wie berauscht vor Entzücken neigte sich Ludwig dem Ohre des reizenden Mädchens zu und flüsterte:

„Henriette, was sagt Ihnen die Stimme Ihres Herzens?"

„Daß es mir vergönnt ist, die Schwüre von dem Angesichte Gottes!"

Ein leiser, aber inniger Händedruck war die Antwort.

Der Walzer ging dem glücklichen Paare viel zu rasch zu Ende; sie mußten sich trennen. Der Baron führte seine Tänzerin zu dem Familienkreise zurück. Ignaz von Erichsheim empfing sie, und führte sie mit steifer, vertraulicher Miene zu dem Sessel. Ludwig kümmerte sich um den blonden Gecken nicht, er suchte seinen Freund wieder auf, nachdem er den alten Herrn von Eppstein freundlich gegrüßt hatte.

Gleich darauf erschien Henriette am Arme des jungen Freiherrn; Ludwig verfolgte jede ihrer Bewegungen. Es war ersichtlich, daß sie sich freundlich, aber zurückhaltend mit ihrem Tänzer unterhielt. Um Mitternacht verließen der Oberst, die Freifrau und die beiden jungen Leute den Ball. Eine halbe Stunde später folgten Ludwig und Heiligenstein. Arm in Arm machten sie noch einen Spaziergang durch die große Allee. Als sie sich vor dem Hause des Polizeicommissars trennten, sagte der Baron:

„Zweifeln Sie nicht, Freund, der Plan meines Vaters soll auch nach seinem Tode noch verwirklicht werden. Henriette ist ein Engel, ich kann nur mit ihr leben oder ohne sie sterben!"

„Verbannen Sie die Grabesgedanken," sagte lächelnd Heiligenstein; „Amor, scheint mir, hat die Absicht, Sie noch lange an das Leben zu fesseln."

„Tragen auch Sie das Ihrige dazu bei!"

„Wie?"

„Indem Sie mir ein aufrichtiger Freund bleiben."

„Sind Sie nicht der Bruder meiner Adelheid? Vergessen Sie nicht, daß mich ein heiliges Band an die Familie Nienstedt fesselt."

Gerührt umarmten sich die beiden Männer, dann trennten sie sich. Ludwig betrat sein Zimmer. Bob folgte ihm und begann seinen Herrn auszukleiden.

„Wie gefällt es Dir in Europa, Bob?" fragte der Herr, den das Glück redselig machte.

Der braune Diener zögerte mit der Antwort.

„Hast Du Lust, in Dein Vaterland zurückzukehren?" fuhr der Baron fort. „Wenn Dich das Heimweh plagt, so bekenne es offen — das Leid des Herzens ist das drückendste, es zerstört das Leben. Sprich ein Wort, Bob, und ich rüste Dich mit den Mitteln aus, die erforderlich sind, um Indien zu erreichen."

Dem guten Bob traten die Thränen in die Augen.

„Herr," sagte er, „wollen Sie mich nicht behalten? Wohl denke ich jetzt noch mit Sehnsucht an mein Vaterland, obgleich ich dort ein Sclave war — aber das wird sich geben. Es gefällt mir nicht in Europa, es ist wahr — aber was habe ich davon, wenn ich zurückkehre?"

„Was Du davon hast, Bob? Du bist kein Sclave mehr, ich habe Dich zum freien Manne gemacht —"

„Ach, Herr, das lohne Ihnen Gott!" unterbrach ihn der Mulatte, indem er ihm dankbar die Hand küßte. „Sie haben mich von einem strengen, furchtbaren Herrn befreit, der den armen farbigen Mann wie eine Sache betrachtete. Verzeihen Sie, lieber Herr, er war Ihr Landsmann, ein Europäer —"

„Genug, Bob!" sagte der Baron erregt. „Dein Peiniger ruht im Grabe, und von den Todten soll man nur Gutes reden. Mit ihm ist Deine Knechtschaft begraben. Du bist so frei wie ich, wie alle die Leute, die Du hier siehst. Nun deute Dir, wenn Du mit einem kleinen Kapitale in Deine Heimath zurückkommst, wenn Du Dir ein Stück Land kaufen, und es als Eigenthümer bebauen kannst; wenn Du Dich verheirathest und ein glücklicher Familienvater wirst — Bob, ich meine, die Sache verdient, daß Du sie überlegst."

Bob sah seinen jungen Herrn einen Augenblick gerührt an, dann schüttelte er schmerzlich lächelnd seinen mit krausen Haaren bedeckten Kopf und sagte:

„Nein, Herr, ich würde dort nicht glücklicher sein als hier."

„Warum, Bob?"

„Weil ich mich nach meinem Retter, nach meinem guten Herrn sehnen würde! Haben Sie mir nicht selbst gesagt, als wir zu Schiffe gingen: wo man glücklich ist, hat man seine Heimath? Darum lassen Sie mich in Ihrem Dienste leben und sterben!"

Bob hatte diese Bitte so rührend ausgesprochen, daß der Baron nicht weiter in ihn drang. Es wäre eine Grausamkeit gewesen, den treuen Diener zu einer Trennung zu bewegen.

„Gut, so bleibe, Bob!" sagte er nach einer Pause.

„O, ich wußte es wohl," meinte der Mulatte, „daß Sie mich nur auf die Probe stellen wollten. Ich werde jede bestehen, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen!"

Eine Viertelstunde später schlich Bob in seine Kammer. Der Baron betrat sein Schlafzimmer. Mit dem Gedanken an die reizende Henriette schlief er ein, um von ihr zu träumen.

III.

Ungefähr acht Tage nach dem Balle in dem fürstlichen Schlosse trat der Oberst von Eppstein in das Zimmer seiner Tochter. Es war noch früh, und Henriette hatte ihre Toilette nur erst halb vollendet. Bei dem Eintreten des alten Herrn richtete das Kammermädchen einen fragenden Blick auf ihre Gebieterin.

„Sophie, ich werde diesen Morgen nicht spazieren gehen," war die Antwort auf diesen Blick. „Ich werde Dich rufen, wenn ich meine Toilette vollenden will."

Das Kammermädchen verließ das Zimmer; Vater und Tochter waren allein.

„Ich setze nämlich voraus," wandte sich das junge Mädchen freundlich lächelnd zu dem Obersten, „daß Sie nicht gekommen sind, um mich abzuholen."

„Deine Voraussetzung ist richtig, mein Kind," antwortete der Oberst, indem er seine Tochter mit einem ruhigen Ernste ansah. „Ich bin im Gegentheil gekommen, um Dich um eine Unterredung zu bitten, die eben so wenig für die Promenade paßt als meine Stimmung. Willst Du mich anhören, Henriette?"

Henriette sah den Vater mit einem fast trübseligen Lächeln an; dann sagte sie im Tone zärtlichen Vorwurfs:

„Vater, warum fragen Sie denn, ob ich Sie anhören will? Ist es nicht meine Pflicht, jedem Ihrer Wünsche zuvorzukommen? Mehr noch, Vater: giebt es eine Pflicht für eine gute Tochter? Ich habe ein falsches Wort gewählt — Sie kennen ja meine Kindesliebe, die der Pflichten nicht bedarf —"

„Henriette," unterbrach sie der Oberst, „wohl Dir und mir, wenn ich Dich nicht an Deine Pflicht zu erinnern brauche, wenn Dein Herz Dich antreibt, mir offen und wahr entgegenzukommen. Aber hast Du dies in der letzten Zeit unsers Hierseins auch immer gethan? Hat Dein Herz mir Nichts verborgen, das ich als Vater wissen mußte?"

Die reizende Henriette erröthete; sie legte ihr glühendes Gesichtchen an die Brust des Vaters und schlang ihren Arm um seinen Nacken.

„O, mein Kind," rief der Oberst, „das Herz liegt mit der Pflicht im Streite, und ich glaube mir es zum Vorwurfe machen zu müssen, daß ich so lange gezögert, letzterer hülfreich zur Seite zu treten. Jetzt muß es geschehen, und ich bin in dieser Absicht zu Dir gekommen."

Er führte Henriette zu dem Sopha. Dem Vater entging es nicht, daß sie sich gewaltsam mit Ruhe und Ergebung waffnete, daß in ihrer Brust eine gewaltige Macht mit der Liebe des Kindes kämpfte.

„Sie sehen mich bereit, mein Vater, Ihnen zuzuhören!" flüsterte sie.

„Du kennst den Plan, Henriette, den ich mit der Freifrau von Erichsheim über Deine Zukunft und über die ihres Sohnes entworfen habe."

„Ja, mein Vater, Sie haben mich davon in Kenntniß gesetzt, als wir in dieses Bad reis'ten."

„Ich komme heute auf diesen Plan zurück — — Welchen Eindruck hat Ignaz von Erichsheim auf Dich ausgeübt?"

(Fortsetzung folgt.)

Pariser Bilder und Geschichten.

Ein Verbannter.

Victor Hugo.

Es war im Jahre 1825, als Karl X. einem jungen Poeten von zweiundzwanzig Jahren eine Audienz gewährte, der dem Monarchen eine Krönungsode überreichte. Herr von Chateaubriand, der unerschütterlich treue Freund der Bourbons, der später demselben Karl X., da ihm der Julisturm die Krone vom Haupte geschlagen, freiwillig, unaufgefordert in die Verbannung gefolgt, Herr von Chateaubriand war auch zugegen. Der König durchlief die gereimten Zeilen, und überreichte das Manuscript dem berühmten Verfasser des „Geistes des Christenthums", der sich etwas rückwärts an der Seite des Königs hielt. Nachdem Herr von Chateaubriand das Poem gelesen hatte, frug der König:

„Nun, was halten Sie von diesem jungen Manne?"

„Sire," antwortete der Befragte, „es ist ein erhabenes Kind (un enfant sublime)."

Dieser junge Mann war Victor Hugo; dieses Wort als Geleitsbrief, begann er seine dichterische Laufbahn, die so reich an Widerwärtigkeiten und Erfolgen, so reich an Kämpfen und an Siegen werden sollte.

Die Kindheit Hugo's war eine bewegte, reich an wechselnden Bildern, an fesselnden, wunderbaren Eindrücken.

Er ist zu Besançon im Jahre 1803 geboren, und folgte in einem Alter von fünf Jahren seinem Vater, der General im Dienste des damaligen Königs von Neapel, Joseph Bonaparte, war, nach Italien und später nach Spanien. Seinem Vater, als Gouverneur der Provinz Avellino, ward die Aufgabe, den berühmten Räuberhauptmann Fra Diavolo, der zu jener Zeit seine abenteuerlichen Streiche spielte, zu besiegen, die er vollkommen löst'te. Bilder und Ereignisse, die an dem Kinde vorüberzogen, mußten nothwendig auf dessen Einbildungskraft wirken, um sich später in dem Poeten als Erinnerungen zu beleben.

Im Jahre 1809 kam der kleine Victor mit seiner Mutter und seinen zwei Brüdern nach Frankreich zurück, und da begann seine wissenschaftliche Ausbildung, die Ausbildung seines Herzens, dem die zarte Liebe, die hingebende Wachsamkeit seiner Mutter eine heilsame Pflege gewährte. Das alte Kloster der „Feuillantines" nahm die Familie auf, die sich in stiller Zurückgezogenheit ein freundliches Dasein gestaltete, das zwei Jahre dauerte. An diese Zeit und an diesen Aufenthalt knüpfen sich die ersten zwei Erfahrungen des Knaben von verschiedener Bedeutung, die bis in ein reifes Alter hinein ihre Geleise zogen.

Er gewann eine kleine Freundin seines Alters, mit der er sich im Garten umhertummelte, und die ihm später eine liebende, eine geliebte Gattin wurde. Außerdem traten ihm die blutigen Wehen seines Landes, die verderbliche Parteileidenschaft, der unvertilgbare, unausgleichbare Zwiespalt, dem schon viele große, heilige Opfer gefallen, in einem Geächteten entgegen. Der General Lahorie, in den Prozeß Moreau verwickelt und legitimistischer Bestrebungen angeklagt, suchte in dem Hause der Frau Hugo, einer echten Vendeerin, einen Versteck und Schutz vor den Verfolgungen der kaiserlichen Polizei. Zwei Jahre lang blieb der Flüchtling den Blicken der Häscher verborgen und es gereichte ihm zum Zeitvertreib, dem kleinen Hugo von seinem Wissen mitzutheilen, der sich

zu dem ernsten Lehrer hingezogen fühlte, von dem ihm die ersten legitimistischen Grundsätze eingeimpft wurden. Der Verrath lieferte im Jahre 1811 das Opfer den Schergen. Der General wurde entdeckt, aus den Armen des weinenden Knaben gerissen und in der Ebene von Grenelle zugleich mit dem Aufwiegler Mallet erschossen. Einige Monate hierauf berief der General Hugo, Major Domus des Palastes zu Madrid, seine Familie zu sich, und der Knabe wurde in ein adeliges Seminarium gethan, aus dem er im Jahre 1812 in das alte Kloster zurückkehrte. Hier erlebte er die erste Rückkehr der Bourbons, die er im Geiste seiner verdreifachten Mutter mit Jubel begrüßte. Er zählte kaum zehn Jahre, als ihn der Genius der Poesie überkam, und sich seine Gedanken und Gefühle zu rhythmischem Anordnung drängten.

Noch einen andern Streich hie tief in sein Inneres sollte der Knabe von der politischen Leidenschaft erhalten, die ihren Zwiespalt in seine Familie schleuderte. Sein Vater und seine Mutter, durch Meinungen scharf getrennt, ließen sich gerichtlich scheiden, und der General, von seinem Recht Gebrauch machend, entzog das Kind den pflegenden, mütterlichen Händen, um es in Vorbereitungsanstalten in den Wissenschaften unterweisen zu lassen, die erforderlich zum Eintritt in die polytechnische Schule sind. Wiewohl mit Widerstreben dem Studium der Mathematik obliegend, die so wenig der Natur und Richtung seines lebhaften Geistes entsprach, blieb der junge Hugo dennoch nicht hinter den Forderungen seiner Vaters und seiner Lehrer zurück. Alle Stunden, über die er verfügen konnte, widmete er jedoch der Poesie. Und im vierzehnten Jahre hatte er eine Tragödie nach dem sogenannten klassischen Zuschnitt vollendet, die Irmanone betitelt war.

Zu fünfzehn Jahren ward er um den Preis, welchen die pariser Academie auf das beste Gedicht, als Stoff „die Vortheile des Studiums" behandelnd, gesetzt. Er hätte ihn gewonnen, wenn sich nicht die ehrenwerthen Schiedsrichter, durch zwei Zeilen in dem Gedichte genarrt, unpassirt geglaubt hätten. Diese lauteten:

„Ach, der selten Höfe und Städte geseh'n,
Hätte nicht zweimal der Jahre zehn."

Wie hätten die privilegirten Kunstrichter hinter dem fertigen Werk, das außerordentliche Vollendung der Form kund that, die Jugend des Meisters vermuthen sollen; sie hielten die Angabe für Hohn und entheiten zur Strafe für zu kühnes Vermessen dem Poeten den Preis vor. Der verzweifelte junge Dichter trug schleunig, so wie er durch einen Freund Kenntniß der Unstände erhielt, seinen Geburtsschein zu dem Berichterstatter, Herrn Raynouard, um den Irrthum aufzuklären und die gemachte Angabe zu bestätigen, allein es war zu spät. Die Palme war bereits einem Anderen zugestanden, und der junge Dichter mußte sich für dieses Mal mit einer ehrenvollen Erwähnung und mit dem Aufsehen begnügen, das die Geschichte in wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen gemacht. Die Zukunft bot reichen Ersatz. Als Hugo achtzehn Jahre alt war, waren drei seiner lyrischen Gedichte von der Academie mit Preisen gekrönt. Er hatte sich bei seinem Vater die Freiheit ausgewirkt, seinem künstlerischen Berufe ungestört zu folgen.

Die Jahre 1820 und 1822 finden den Poeten in voller rastloser Thätigkeit, und schon fängt Frankreich an, über die frühreife Kraft des jungen Poeten, über die Selbstständigkeit seines Geistes, über die Kühnheit seiner Gedanken, über die Tiefe der Leidenschaft, die Ueberwältigung der Form zu staunen. Seine „Oden und Balladen" erschienen noch ohne jenes Uebermaß, dem sich der Poet später hingab, voll religiöser und royalistischer Gefühle, ohne sklavischen Gehorsam für das Hergebrachte, aber auch ohne jene Sucht nach Originalität, ohne die verkehrte Absichtlichkeit, eine besondere Schule zu gründen, die aus den frei schaffenden Künstler einen poetischen Parteigänger gemacht. Das übererregte Paris machte sich zum Göthen des jungen Dichters, und es war um dessen Unbefangenheit, um dessen poetische Lauterkeit geschehen. Die durch den ununterbrochenen Wechsel von Katastrophen abgestumpfte, ermüdete pariser Gesellschaft forderte Ungeheures, Gräuliches, um auf sich wirken, sich bewegen zu lassen, und Hugo bewegung den Fehler, das Verbrechen an seiner außerordentlichen Begabung, dieser Forderung nachzukommen. Er konnte ein großer Dichter sein für alle Zeit, wie er es in seinen lyrischen Schöpfungen, von seinem Franzosen erreicht, unbestreitbar dargethan, und machte sich zum Poeten des Tages, er überschrie den Lärm des literarischen Marktes, um Gold und Kränze aus ungewiehern Händen zu empfangen; es gelang seiner mächtigen Stimme; allein sein poetischer Genius weint über den traurigen Erfolg. In „Han von Island" und „Bug-Jargal" stellte Hugo ein Ungethüm und einen Zwerg so widriger, unnatürlicher Art dar, daß ein krankhaftes, verfehltes Streben nach dem Ungewöhnlichen, Außerordentlichen unverkennbar. Seine Freunde suchen diese beiden Jugendwerke, wie der Entschuldigung bedürfen, dadurch zu entschuldigen, daß sie ihr Entstehen mit dem Gram in Zusammenhang bringen, der den jungen Dichter wegen des Hindernisses heimgesucht, das sich seiner Verbindung mit dem Mädchen seiner Liebe entgegenstellt. Dieses Hinderniß war nämlich seine Armuth, in der That eine Zwangsjacke der drückendsten Art, aus der herauszukommen der brennende Wunsch verzehrlich ist. Allein Fräulein Foucher wurde die Frau Hugo's. Gelt, Auszeichnung, Ruhm näherten sich schmeichelnd dem glücklichen Poeten; er wurde eine gesetzgebende Macht; ein ganzer Troß junger Schriftsteller besand sich in seinem Gefolge wie ein Hofstaat, und er dichtete seine Dramen, seinen Roman „Notre Dame de Paris", in denen statt Schönheit, Wahrheit und Natur Haß, Lüge, Unnatur die Hauptrollen spielen. Notre Dame, um nur des Einen unter Vielen zu gedenken, hat der Leser immer und immer den Galgen vor Augen; die Heldin des Stückes, die reizende Zigeunerin Esmeralda, eine Nachbildung der goethischen Mignon, wird ein Mal vom Galgen gerettet und dann doch gehängt, ohne das Geringste verbrechen zu haben. Niemand kann den Grund erwitteln, warum es Herrn Hugo beliebte, einen Menschen zum Scheusal zu machen, wie Quasimodo, warum er sich gar so eifrig bemüht, alle Häßlichkeiten auf ein Wesen zusammenzutragen. Herr Hugo zerbrach in Frankreich den Zwang der sogenannten klassischen Einheiten, in die sich die Tripelallianz des großen Zeitalters: Corneille, Racine und Voltaire, so wie ihre Nachfolger geschmiedet. Unser Lessing hat ebenfalls die dramatische Kunst von dem Gotsched'schen Zopfe befreit und den natürlichen Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften einen Raum und Umfang gewonnen, allein er hat nicht einen Fehler beseitigt, um in den entgegengesetzten zu verfallen, er warf nicht die Unnatur zur Thür hinaus, um sie zum Fenster hereinbringen zu lassen; er dichtete Minna von Barnhelm, Emilie Galotti, Nathan der Weise, aber nicht Marion de Lorme, Hernani ꝛc. ꝛc., er schuf keine Frage, poetisirte keine Dirnen, um eine angeblasste Welt anzuziehen und ihr zu schmeicheln, er ließ sich nicht herab, durch solche Theatereoups, durch frappante Unmöglichkeiten die Zuschauer zu verblüffen. Lessing stand über seiner Zeit, Hugo steht unter ihr, trotz seiner Kraft, sie zu beherrschen; er ließ seine Muse von der Verderbtheit der Sitten und des Geschmackes tyrannisiren, die unverzeihliche Unterwerfung, zu der sich ein Künstler herbeilassen kann. Der Deutsche war ein großer Mensch, der Franzose ist ein — Franzose.

Als Hernani zum ersten Male im Theater Francais gegeben wurde (1830), kam es im Publikum zwischen klassisch und romantisch Gesinnten (die Schule Hugo's nannte sich romantisch) wirklich und wahrhaft zum Handgemenge, es setzte blutige Köpfe; das Schauspiel im Parterre zog an, und die vornehme Welt drängte sich in die Logen, um den Wettstreit der Klatschenden und Zischenden anzusehen. Nichts konnte in Paris dem Ruhme des Dichters mehr Glanz verleihen, als diese Scenen, die er außer der Bühne hervorgerufen. Er konnte durch die unverreichbarste Schönheit in seinen Dichtungen nicht so viel Aufsehen machen.

Sein Anhang wuchs von Tag zu Tag und drang begierig nach Deutschland, wo man das Widerstrebendste, das seine Bewunderung aus Paris mitbringt, bewundernd hinnimmt. Auf Hernani folgte „Marion Delorme", auf Marion Delorme „der König vergnügt sich" (Le roi s'amuse), darauf „Lucrezia Borgia", „Maria Tudor", „Angelo", „Ruy-Blas." Der Dichter wurde immer athemverlegender und geiler sich darin, aufgemuntert durch die Erfolge von Scheußlichen zum Scheußlichern fortzuschreiten und seinem angeborenen herrlichen Talente nur ab und zu einen beschränkten Spielraum zu lassen. Man kann das Schöne in seinen dramatischen Dichtungen unter dem Wust von Gewaltsamkeit kaum heraus finden. Bei der Uebereizung, bei den haarsträubenden Wirkungen, welche sie hervorbringen, behält man kaum Sinn und Empfindung für die poetischen Laute, die hie und da aus tiefstem Herzen herausklingen.

Von Erfolgen gekrönt, von Glück getragen, hatte Hugo das Mädchen seiner Wahl heimgeführt und bald sich eine Häuslichkeit gebildet, die kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Eine hohe Frau und vier lachende Kindergesichter grüßten den Dichter, — wenn er

ermüdet von Arbeit und Kampf, von Anstrengung des Geistes und Schöpfungsthätigkeit im Schooße der Familie Ruhe und Erholung suchte. Ein zahlreicher Freundeskreis umgab ihn, der ihn verehrte und ihm apostolisch folgte. Er hatte sich mit seinem Privatleben in das Hotel Ludwig's XIII. zurückgezogen, wo er sich seine Wohnung, einem phantastischen Geschmacke folgend, mittelalterlich einrichtete.

Wie ihm seine Kinder eine Quelle der Lust, eine Quelle des Segens waren, so wurden sie ihm ohne ihr Verschulden Ursache tiefen bittern Leids. Das Erstgeborne, der Liebling der Mutter, starb in der ersten Blüthe der Jahre, von einer Krankheit hinweggerafft. Eine Tochter, neuvermählt, verunglückte bei einer Vergnügungswasserfahrt und war verloren. Was lockten diese Trauergeschichten für tiefe, wunderbare Töne aus der schmerzbewegten Brust des Poeten! Sollte ich überhaupt auf das Schöne und Schönste unter den lyrischen Gedichten von V. Hugo hinweisen, ich wüßte wahrhaftig nicht, wo anfangen und wo enden. Wer mag es entscheiden, ob seinen „Orientalen," ob seinen „Dämmerungen," seinen „innern Stimmen" oder seinen „Herbstblättern" ein Vorzug eingeräumt werden soll. Was weiß Hugo, wenn er seinem edeln Naturell folgt, Unglück und Armuth zu trösten, die Gesunkenen zu erheben, die Unterdrückten zu erfreuen, auf den Verstoßenen einen schönen, lachenden Himmel niederzuziehen. Was schwingt er Geißeln über Gemeinheit und Verrath? Was für Flüche weiß sein beredter Mund gegen Unrecht und Gewaltthat zu schleudern? Was hat er für die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle von den zartesten bis zu den gewaltigsten stets das rechte Wort, den rechten Ausdruck?

Ein Streben besonders geht mit ihm durch sein ganzes öffentliches Leben, und zwar ist es auf Abschaffung der Todesstrafe gerichtet. In Wort und Schrift, in Versen und Prosa, auf der Bühne, auf der Tribune im Gerichtssaal hat er nach dieser Richtung hin gewirkt, hat er an dieses Ziel hingearbeitet. Er war wirklich groß, als er seinen Sohn vertheidigte, der während der Präsidentschaft Louis Napoleon's den Gedanken seines Vaters aufnehmend, die Gräuel bei Gelegenheit einer stattgefundenen Hinrichtung in den „Evenements" darstellte. „Die letzten Tage eines Verurtheilten," ein Meisterstück physiologischer Durchführung ist lediglich zu diesem Zweck verfaßt.

Als Barbes im Jahre 1839 von dem Gerichte Aufruhrs wegen zum Tode verurtheilt war, wandte sich die Schwester des bekannten Demokraten an unseren Dichter und bat ihn um sein Fürwort bei dem König Ludwig Philipp, der ihm sehr gewogen war. Die Bittende fand eine entgegenkommende Bereitwilligkeit. Der erste Versuch mißlang. Es war gerade um die Zeit als der Hof wegen der in blühender Jugend dahingeschiedenen Marie von Würtemberg in Trauer war, und zugleich der Graf von Paris, der Sohn der Herzogin von Orleans, das Licht der Welt erblickte. Hugo begab sich noch einmal, und zwar am 12. Juli um Mitternacht in die Tuillerien. Ihre Majestät war bereits zu Bette gegangen und für Niemanden mehr sichtbar. Der Dichter schrieb diese Strophe auf ein Blatt Papier, das er auf den Tisch im Vorzimmer des Königs legte:

Par votre ange envolee ainsi qu'une colombe!
Par ce royal enfant, doux et frêle roseau!
Grace encore une fois, grace au nom de la tombe,
Grace au nom du berceau.

(Um des Engels willen, der wie eine Taube entflog,
Des königlichen Kindes willen, des zarten schwachen Sprossen.
Gnade, noch einmal Gnade im Namen des Grabes!
Gnade, im Namen der Wiege.)

Der König las dieses als er erwachte und Barbes war gerettet.

Hugo ist mittlerer Größe und von einem stämmigen Körperbau, von stolzer, männlicher Haltung, sein Kopf ist schön und ausdrucksvoll. Dunkle Haare, die lang bis zum Nacken niederhängen, beschatten eine hohe mächtige Stirn, aber die Zeit und Arbeit haben beträchtliche Furchen gezogen. Das Auge liegt tief in den Höhlen und blickt klug und feurig hervor. In seinem ganzen Wesen giebt sich eine Art von schüchterner Zurückhaltung kund; aber in seinen Zügen drückt sich Kraft, Entschiedenheit und fester Wille aus. Die ganze Laufbahn des Dichters beweist, daß seine Züge wahrsprechen. Hinter den Coulissen des Theater Francais erzählt man sich noch heute, mit welcher Würde und Unerschütterlichkeit der junge B. Hugo seiner Zeit der allgefeierten Mademoiselle Mars, der Königin der Bühne, dem Abgott des Publikums entgegengetreten, da sie dem Autor nach Art erster Heldinnen ihr Urtheil aufdringen wollte. Als bei den Proben von „Hernani" die Stelle vorkam, welche Dona „Sol" (Mars) zu sagen hat:

„Du bist mein stolzer, mein großmüthiger Löwe," meinte die berühmte Schauspielerin, daß „Löwe" auffallend klinge und daß es einfacher wäre, zu sagen:

„Du bist mein stolzer, mein großmüthiger Herr."

„So habe ich es gedichtet und so wünsche ich, daß es gesprochen werde, Madame," versetzte Hugo kurz und bestimmt.

„Das Publikum wird bei diesem Ausdruck zischen," meinte die Schauspielerin.

„Das steht dem Publikum frei," versetzte der Dichter; „aber Sie wollte ich gebeten haben, daß Sie die Probe nicht weiter unterbrechen."

Ein ander Mal als Angelo einstudirt wurde, gefiel es Fräulein Mars, einer Kameradin, mit der sie zu spielen hatte, die schönsten Effekte wegzuhaschen, indem sie ihr die Gegenrede schuldig blieb oder durch ihre Haltung störend einwirkte.

„Bitte, leisen Sie doch freundlicher gegen Ihre Kunstgenossin," verwies sehr sanft der Verfasser.

„Es ist ja nicht meine Schuld, Monsieur," erwiederte Fräulein Mars, „wenn Madame die Sachen verkehrt spielt."

„Sie verderben ihr absichtlich die Situation, in welcher sie glänzend hervortreten könnte."

„Ich stelle dar, was ich sein soll."

„Nun denn, wenn es nicht anders geht, Madame, wollen Sie mir gefälligst Ihre Rolle zurückstellen?"

Mademoiselle Mars gerieth außer sich. Und ringsumm erstarrten Alle, die das Wort an die Königin der Bühne gerichtet vernahmen, erstaunt über das unerhörte Verdiessen. Der Dichter beharrte bei seiner Forderung, und Fräulein Mars gab nach, indem sie süßsauer an sein verstrach.

Victor Hugo lebt nun auf der englischen Insel Jersey; aus dem Vaterlande gestoßen, ein Verbannter.

Aus dem begeisterten Legitimisten ist ein glühender Republikaner geworden; und die Regierung Louis Napoleon's III. hat es für nützlich erachtet, sich des Poeten zu entledigen. Man hat vielfach die Verwandlung Hugo's angesehten und sie als Abfall ausgelegt. Wir wollen bemerken, daß es für Ueberzeugungen keine Polizei giebt, der sie einen Reisepaß vorzeigen, auf dem amtlich angegeben ist, woher sie kommen und wohin sie gehen. Ausgemacht ist es, daß sich bei Hugo die politische Umgestaltung scheu während der Restauration, und noch hervortretender unter der Julirgierung fand gab. Ein Beweis unter vielen ist der, daß die Theatereenfur Karl's X. die Aufführung der Marion Delorme verbot, und diese erst nach der dreißiger Revolution stattfinden konnte, weil Ludwig XIII. in dem Stücke nicht vortheilhaft genug gezeichnet ist. Und „Der König vergnügt sich" wurde sogar unter Louis Philipp die Thüre zur Darstellung verspert, weil in demselben die Majestät des Herrschers zu sehr preisgegeben ist. Zu einer eigentlichen Oppesition, es wäre denn gegen die Todesstrafe, zum Bekenntniß einer festen abgeschlossenen Meinung, kam der Dichter erst als das Jahr 1848 aus dem Pair von Frankreich, zu dem ihn Louis Philipp erhoben, einen Volksvertreter gemacht. Im Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn unsicher, unschlüssig hin- und hertappend, bei verschiedenen Parteien anklopfend, schloß er sich zuletzt der Linken an und vertrat ihre Prinzipien mit der ihm eigenen Kraft, mit der ganzen Fülle seines Talents. Man konnte ihn, um seine Beredtsamkeit zu bezeichnen, den „Sturm der Tribune" nennen. Er begeistert, er erschüttert, er reißt hin; allein er beweist nicht; seine Reden sind weit mehr lyrisch als logisch, voll Humanität, aber ohne alle Staatswissenschaft. In den Decembertagen des Jahres 1851, wo der Staatsstreich die festgestellte Ordnung der Dinge umgewersen, hat Hugo glänzende Beispiele von Entschlossenheit und persönlichem Muth gegeben. Er spielte auf den Boulevards du Temple kühn um sein Leben, indem er zum Widerstand gegen das Verfahren des Präsidenten der Republik laut aufforderte. Seinem tiefen, wie es scheint, unverlöschlichen Haß gegen Louis Napoleon hat er in der Verbannung durch zwei veröffentlichte Werke Luft gemacht. Das eine in Prosa ist: „Napoleon der Kleine," das andere in Versen:

„Geißelung“ betitelt. Wir urtheilen nicht über Recht oder Unrecht in diesem Streit; wir wollen dieses unseren Lesern je nach ihrer Anschauungsweise selbst überlassen und weisen lediglich auf die außerordentlichen poetischen Schönheiten, auf die Schilderungen und Beschreibungen in der versificirten Polemik hin.

Die neuern Schicksale Victor Hugo's auf der Insel Jersey haben seinen Namen wieder in den Vordergrund gedrängt, doch ist er selbst dabei weniger thätig aufgetreten. In den nächsten Tagen wird eine neue Sammlung unpolitischer Dichtungen von ihm erscheinen, von der man sich viel Schönes verspricht.

Botanische Vorlesungen für Frauen.*

Von C. A. Roßmäßler.

1. Das Pflanzensystem.

Wenn Ihnen vor einigen Tagen* der gerade jetzt höchst jahreszeitgemäße Kohlenstoff vorgeführt wurde, so könnte es dagegen ein Verstoß gegen die Jahreszeit genannt werden, im rauhen Novemberwetter von der Pflanzenwelt zu sprechen. Mich entschuldigt aber zunächst der Umstand, daß die Pflanzenwelt im Winter, selbst in unserer nördlichen Breite keineswegs ganz erstorben ist. Es bleiben noch genug Pflanzen auch im Winter lebendig, wobei ich weder an die zahllosen schlummernden, aber doch lebendigen Knospen des winterlichen Waldes denke, noch an Ihre blumengeschmückten Zimmer. Ich habe die Moose und Flechten und viele andere noch viel einfachere Pflänzchen im Sinne, welche jetzt trotz der Winterkälte ihr genügsames Leben, meist unbemerkt von den Menschen, fortspinnen. Sollte es einer weiteren Rechtfertigung botanischer Wintervorträge bedürfen, so brauche ich Sie, meine Damen, nur daran zu erinnern, daß es nur die Pflanzen sind, welche uns den gerade jetzt so wichtigen und unentbehrlichen Kohlenstoff zubereiten, daß also mein erster botanischer Vortrag sich ganz naturgemäß an den chemischen Vortrag über den Kohlenstoff anschließt. Die Chemie vermag viel, — und wir werden im Verlaufe dieses Winters oft davon hören — aber uns den Kohlenstoffbedarf für unsere Haushaltung zu bereiten vermag sie nicht. Wir danken ihn lediglich der Pflanzenwelt, nicht nur den in unserem Brennholze, sondern auch den der Stein- und Braunkohlen.

Wir haben also einen ganz berechtigten Ausgangspunkt für unsere botanischen Winterbetrachtungen. Dem Mangel lebender Gewächse werde ich durch Bilder abzuhelfen suchen.**

Ueberschauen wir die Pflanzenwelt, wie sie uns in Wäldern und Fluren, auf Wiesen und in Gärten umblühete, so empfinden wir, nachdem wir uns, jetzt freilich nur in Gedanken, an ihrer Schönheit und Mannichfaltigkeit erquickt haben, das Bedürfniß, in dieses schöne, formenreiche Bielerlei eine übersichtliche Ordnung zu bringen. So ist das System des Pflanzenreichs nicht allein eine Schöpfung botanischer Gelehrsamkeit, es ist auch die Befriedigung eines Wissensbedürfnisses jedes denkenden Menschen.

Das System bringt also Ordnung in das Gewächsreich. Dieses Unternehmen ist aber bei der außerordentlich großen Zahl und tausendfacher Mannichfaltigkeit der Gewächse keine leichte Aufgabe. Jeder geordneten Zusammenstellung eines Haufens ähnlicher und doch in ihren Einzelnheiten vielfältig verschiedener Dinge muß eine leitende Idee zum Grunde liegen. Linné ordnete die Pflanzen, wie Sie alle wissen, nach den Befruchtungstheilen der Blüthe. Hätte er einen anderen leitenden Gedanken gewählt, etwa die Beschaffenheit der Blumenkrone, des Kelches, der Frucht, der Blätter, so hätte er nach jedem dieser Theile eine andere Ordnung, ein anderes System erhalten; und in der That, es haben andere Botaniker Pflanzensysteme auf diese Theile gegründet. So erhalten wir eine Mehrzahl von Pflanzensystemen; jedes stellt eine andere Ordnung des Pflanzenreichs her. Aber diese Ordnungen sind willkürliche, denn es liegt in eines jeden Botanikers freier Willkür, diesen oder jenen Pflanzentheil dabei zum Grunde zu legen. Deshalb nennt man solche Systeme mit vollem Recht künstliche. Sie haben nur den sehr untergeordneten Werth, in das Chaos der Formen einige Uebersichtlichkeit zu bringen, die sehr oft gar sehr gegen die allgemeine natürliche Verwandtschaft verstößt. So finden sich z. B. in der fünften Linné'schen Klasse das Veilchen, der Kümmel, der Flieder, das Primel, die Stachelbeere, der Lein, das Vergißmeinnicht beisammen. Welch' eine gewaltsame Vereinigung ganz unverwandter Pflanzen, blos weil alle diese Pflanzen fünf Staubgefäße in den Blüthen haben! Sie würden in einem Systeme nach der Beschaffenheit der Blumenkrone in andere Geneefisenschaften gerathen, denn Primel, Flieder und Vergißmeinnicht haben eine aus einem Stück bestehende Blumenkrone, die übrigen eine aus mehrern Blättern zusammengesetzte. Nach einem Blätterssystemse würden sie natürlich wieder anders vergesellschaftet werden.

Das natürliche System sieht nicht einseitig blos auf einen Theil der Pflanzen, sondern es faßt die ganze Pflanze in's Auge; und wenn es auch dann und wann bei einem einzelnen Pflanzentheile stehen bleibt, so geschieht dies deshalb, weil sich an diesem die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit der Gewächse am deutlichsten aussprecht. Oft aber spricht sich diese sehr bestimmt in allen Theilen zugleich aus. Ich erinnere Sie an den Lack, den Levkoyen, den Raps, den Rübsen, den Senf, bei denen allen Kelch, Blumenkrone, Staubgefäße und Pistill an Zahl und Gestaltung ganz übereinstimmend beschaffen sind. Dasselbe gilt von der Wicke, der Erbse, der Akazie, dem Blasenstrauch, der Linse, der Hauhechel, der Bohne, dem Ginster. Die genannten Pflanzengattungen repräsentiren zwei sogenannte natürliche Familien. In diesen natürlichen Familien stehen die Pflanzen nach ihrer allseitigen natürlichen Verwandtschaft mit innerer Nothwendigkeit beisammen; daran läßt sich nichts deuteln und ändern. Denn Niemand kann es z. B. einfallen wollen, die Wicke aus dem Kreis ihrer genannten Familienverwandten herauszunehmen und in eine andere Familie, etwa zu den lilienartigen und rosenartigen Gewächsen zu stellen. Es steht also der willkürlichen Ordnung der künstlichen Systeme die nothwendige verwandtschaftliche Ordnung des natürlichen Systems gegenüber; es steht aber auch den vielerlei Ordnungen der ersteren, die eine des letzteren gegenüber. Da das natürliche System nichts anders ist und will, als eine wahrnehmbare Darstellung der in dem Gewächsreich liegenden verwandtschaftlichen Ordnung, deren es doch nicht mehr als eine geben kann, so kann es natürlich eigentlich auch nur ein natürliches Pflanzensystem geben. Wenn man gleichwohl ein natürliches Pflanzensystem von Decandelle, von Jussieu, von Richard, von Endlicher, von Reichenbach und Anderen hat, so fühlen Sie nun leicht, meine Damen, daß dies nichts anderes ist, als verschiedene Versuche, das eine, von der Natur selbst gegebene, natürliche System des Gewächsreichs nachzuweisen und darzustellen.

Ich wähle als den, welcher mir der gelungenste scheint, das natürliche Pflanzensystem von Reichenbach, um Ihnen darnach das Pflanzenreich übersichtlich vorzuführen, ohne mich, wenigstens in der niederen Hälfte des Gewächsreichs, streng daran zu binden. Ich werde meine Belege nur aus der deutschen Flora wählen, zu welcher ich auch die in unseren Gärten heimisch gewordenen Ausländerinnen ziehe.

Indem wir uns anschicken, das Gewächsreich nach dem natürlichen System zu überschauen, so fällt uns ein Unterschied zunächst auf. Eine ganze große Gruppe von Pflanzen hat keine eigentlichen Blüthen, wie wir auch im gewöhnlichen Leben jene oft so schmuckvolle Werkstätte der Samenbildung kennen. Wir alle wissen, daß Pilze, Flechten, Moose und Farrenkräuter und die im

* Am 22. November 1855 in der chemischen Vorlesung des Herrn Dr. Hirzel.

** Die beistehenden Figuren waren in Riesengröße auf zwei aufgehängten Tafeln von zusammen etwa 100 Quadratfuß Flächenraum dargestellt.

* Die Frauen Leipzigs werden bekanntlich während der Wintermonate wöchentlich zwei Mal durch die naturwissenschaftlichen Vorträge der Herren Professoren Bock, Roßmäßler und Dr. Hirzel erfreut, welche großen Anklang finden und stark besucht werden. Wir freuen uns, den Cyclus der Roßmäßler'schen Vorlesungen auch unsern auswärtigen Leserinnen mittheilen zu können, zumal wir voraussetzen dürfen, daß dieselben überall so ansprechen, wie beim mündlichen Vortrage in Leipzig.

Die Redakt.

gemeinen Leben weniger bekannten und beachteten Algen keine Blüthen haben. Wir nennen sie daher die blüthenlosen Pflanzen. Linné nannte sie deshalb kryptogamische, im Verborgenen blühende Pflanzen, weil viele von ihnen zwar keine eigentliche Blüthe, aber doch meist mikroskopischkleine Anfänge einer Blüthenbildung haben.

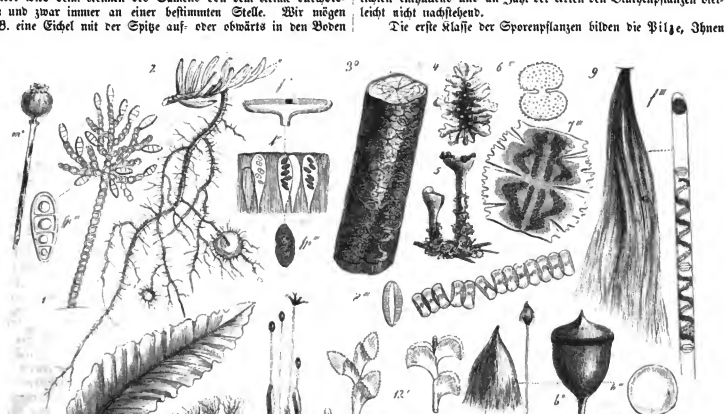
Nach einer anderen Auffassung können wir die blüthenlosen Pflanzen auch samenlose oder, um es nicht verneinend, sondern bestimmend auszudrücken, Keimkorn- oder Sporenpflanzen nennen.

Diese Benennung beruht auf der wesentlichen Verschiedenheit, welche im innern Bau der Fortpflanzungsmittel der Gewächse stattfindet. Der echte Same, z. B. eine Eichel, Mandel, ein Bohnenkern, enthält immer einen vorgebildeten Keim, welcher mit anderen Theilen des Samens von der Samenschale umschlossen ist. Letztere wird beim Keimen des Samens von dem Keime durchbrochen und zwar immer an einer bestimmten Stelle. Wir mögen z. B. eine Eichel mit der Spitze auf- oder abwärts in den Boden legen, immer kommt der Keim — streng genommen, blos die eine Hälfte desselben, aus welchem die Wurzel wird — aus der Spitze derselben hervor, und biegt sich dann, wenn wir die Eichel mit der Spitze nach oben gelegt haben, abwärts, um in das Erdreich zu dringen.

Anders sind die Samenkörnchen der blüthenlosen Pflanzen beschaffen. Sie sind immer blos einzelne, einfache oder durch innere Querscheidewände abgetheilte Zellen von außerordentlicher Kleinheit. Während also aus einer keimenden Bohne der schon vorgebildete Keim an einer bestimmten Stelle hervortritt und, wie wir bald sehen werden, die übrige innere Masse der Bohne ein Nahrungsbehälter für den Keim ist, so ist dagegen das Samenkörnchen eines Mooses eine unendlich kleine einfache Zelle, welche sich im Erdboden beim Keimen blos ausdehnt und theils dadurch, theils durch Hinzubildung neuer Zellen sich allmälig zum Moospflänzchen entwickelt. Deshalb darf man auch nicht sagen, daß den Samen der blüthenlosen Pflanzen der Keim fehle. Es fehlen ihm vielmehr die umfänglichen Hüllen, welche im Samen der Blüthenpflanzen den Keim umgeben. Die eben geschilderte einfache Zelle der blüthenlosen Pflanzen ist der Keim, der nackte Keim, und Same zugleich. Jedoch sind diese einfachen Zellen nicht immer nackt, sondern haben oft, wie wir es z. B. bei den Farrenkräutern sehen werden, eine zweite härtere, äußere Schale, welche von der eingeschlossenen zarthäutigen Zelle durchbrochen wird. Jedenfalls werden Sie es ganz gerechtfertigt finden, daß man diese so höchst einfachen und stets unsichtbar kleinen Samenkörnchen der blüthenlosen Pflanzen nicht Samen nennt, sondern ihnen den Namen Keimkorn oder Spore gegeben hat. Nach letzterer zwar lateinischen, aber in die deutsche Wissenschaftssprache aufgenommenen Benennung nennen wir also die blüthenlosen Pflanzen auch Sporenpflanzen.

Sie bilden gewissermaßen eine niedere Hälfte des Gewächsreichs; wenn auch für das unbewaffnete Auge minder schön als die Blüthenpflanzen, dem bewaffneten aber oft überraschende Zierlichkeit enthüllend und an Zahl der Arten den Blüthenpflanzen vielleicht nicht nachstehend.

Die erste Klasse der Sporenpflanzen bilden die Pilze, Ihnen



Pilze, Flechten, Algen und Moose.

allen durch die Champignons und andern eßbaren Pilze* bekannt. Diese sind die verhältnißmäßig riesigen Großwürdenträger der Klasse, welche übrigens großentheils aus Gebilden besteht, welche Sie wegen ihrer Kleinheit und Unansehnlichkeit kaum für Gewächse anerkennen würden.

Als Beispiel hiervon mache ich Sie auf den abgebildeten absterbenden Mohnkopf (F. 1. m°.) aufmerksam, an dessen Stiele Sie schwarze Flecke bemerken. Unter dem Mikroskop lösen sich diese Flecken in Wälder unendlich kleiner, äußerst zierlicher Bäumchen auf, von denen Sie eins in stärkster Vergrößerung dargestellt sehen (Fig. 1°°°.)**. Das Bäumchen ist perlschnurartig aus Zellen gebildet und trägt an den Spitzen und an der Seite der Aestchen die durch Querscheidewände abgetheilten Sporen oder Keimkörner, deren Bau Ihnen die noch stärkere Vergrößerung sp°°°. veranschaulicht.

* In Süddeutschland Schwämme genannt.

** 1, 2 oder 3 Strichelchen oben rechts neben der Ziffer oder dem Buchstaben bezeichnen schwache, mittelmäßige oder starke Vergrößerung. Ein kleiner Kreis an dieser Stelle drückt Verkleinerung aus. Wo beides fehlt, da stellt die Figur die natürliche Größe dar.

Solche außerordentlich einfach und doch mit tausendfach abwechselnder Zierlichkeit gebildete Pilzgebilde entwickeln sich vorzugsweise da, wo organische Körner in Zersetzung und Gährung oder Fäulniß begriffen sind, also z. B. auf absterbenden Pflanzentheilen, an faulenden Baumstöcken, abgefallenem Laube u. s. w. Manche davon dringen zu Ihrem Verdruß in Ihre Speisekammer, obgleich sie es nicht sind, was Ihre Vorräthe zu Pflanzenmuß oder Himbeersaft verdirbt, oder ihre Aepfel zum Faulen bringt; diese Pilzgebilde, die man allgemein mit dem Namen Schimmel belegt, fanden sich erst ein, nachdem jene Stoffe bereits in Gährung begriffen waren.

Obgleich nun alle Pflanzen nur von in chemischer Auflösung begriffenen Stoffen leben, so sind doch recht eigentlich die Pilze Fäulnißpflanzen zu nennen, welche sich schnell auf den Leichen ihrer höher ausgebildeten Schwestern ansiedeln.

In anderer Weise eigenthümlich ist das Leben der Flechten, der zweiten Pflanzenklasse. Den ihnen kann man fast in buchstäblichem Sinne sagen, daß sie von der Luft leben. Sie kennen sie als die grüngrauen Bärte, welche namentlich in Gebirgsgegenden von den Zweigen alter Tannen herabhängen. Selten ist ein Baumstamm ganz frei von Flechten; oft sind sie ganz davon überzogen, obgleich sie dann die Volkssprache, die förderlaubt mit dem Worte Moos einen heillosen Mißbrauch treibt, dennoch nennt. F. 2. zeigt Ihnen ein Tannenreis, auf welchem sich eine solche Bartflechte angesiedelt hat. Ihre fadenförmigen, vielfach getheilten Zweige tragen kreisrunde Scheiben, deren Rand wieder mit fadenförmigen Zweigleln besetzt ist. Diese Scheiben, die bei andern Flechten anders, obgleich bei den meisten als eigentliche Scheiben gebildet sind und Schüsselchen genannt werden, sind die Früchte der Flechten. F. 2. c. zeigt uns einen senkrechten Durchschnitt durch das Schüsselchen einer anderen Flechtenart, und wir können daran drei verschiedene Schichten unterscheiden. Die oberste ist die Sporenschicht, unter ihr liegt die sehr lockere Markschicht und zu äußerst die Rindenschicht, in welcher bei den Flechten die grüne Farbe, wenn auch nur erst noch schwach, auftritt, welche der Klasse der Pilze noch ganz fehlt. Die Stelle der Sporenschicht, welche an F. 1. c. schwarz erscheint, ist in ‴ stärker vergrößert dargestellt. Zwischen zarten Fäden, welches gestreckte Zellen sind, sehen Sie tentenförmige Schläuche, in welchen sich die Sporen entwickeln, von welchen sp.‴ eine in sehr starker Vergrößerung zeigt.

Fast auf bloße lauterkantenartige Zeichnungen beschränkt zeigen sich viele Rindenflechten, wie wir sie an der verkleinerten Figur 3ª eines Stammstückes der Hagebuche sehen. Hier sind die Flechten blos ein dünner Schorf, in welchen die Fruchtbehälter entweder eingesenkt oder ihm auf der Oberfläche angeheftet sind. Die Stämme der Hagebuchen unseres Rosenthals, welche der Leipziger irrig für Buchen hält, deren es leider in Leipzige schönen Laubwäldern keine giebt, werden Ihnen vielfältig als Originale zu meiner Figur dienen können.

Allgemein bekannt ist die Schüsselflechte (F. 4.), deren bei trocknem warmen Wetter dottergelbe, jetzt aber graugrüne lappige Ausbreitung die kleinen scheibenförmigen Sporenbehälter deutlich zeigt und auf der rissigen Borke vieler Bäume sehr gemein ist. Die Säulchenflechten (F. 5.) bilden auf dem Waldboden gebirgiger Gegenden oft einen dichten Ueberzug graugrüner zierlicher Wäldchen, welche in der warmen, trocknen Jahreszeit oft monatelang scheintodt und ganz trocken sind, so daß sie unter unseren Fußtritten knisternd zerbrechen wie zarte Korallen. Der Nachthau oder ein einziger Regen ist aber hinreichend, sie wieder zu neuem Leben und Wachsthum anzuregen. Die Korallenflechte, zu der Gattung der Säulchenflechten gehörig, ist gewiß vielen von Ihnen durch ihre schönen korallenrothen, traubig-knopfförmigen Fruchtbehälter bekannt, und nicht minder die Becherflechte, deren Chamignon-Gläsern gleichende Stämmchen zu großen Trupps vereinigt namentlich auf alten Lehmmauern gefunden werden.

Wenn die Flechten Luftpflanzen genannt werden können, so sind in noch buchstäblicherem Sinne die Pflanzen der dritten Klasse, die Algen, Wasserpflanzen zu nennen. Nur wenige leben außerhalb des Wassers, aber auch diese bedürfen wenigstens einer sehr feuchten Luft, um gedeihen zu können. Dies gilt von den allbekannten grünen Beschlägen am Fuße feuchter Mauern und auf den Steinplatten unter dem Ausguß der Brunnen. Dieser anscheinend gestaltlose grüne Ueberzug besteht aus Algengebilden der niedersten Rangordnung.

Die den Pilzen noch ganz abgehende, in den Flechten beginnende grüne Farbe tritt bei den Algen in ihrer ganzen Kraft auf, und zwar wie immer im Pflanzenreiche nicht als grüne Flüssigkeit oder als grüne Färbung der Zellenhäute, sondern in der Form außerordentlich kleiner grüner Körnchen, welche in dem an sich wasserklaren Zellsaft schwimmen.

Sie kennen die zarten grünen Fäden, welche sich an den hölzernen Wänden der Mühlgerinne, an den triefenden Mühlrädern, in Brunnenstöcken aufsetzen und auch in Gräben und Teichen oft in großer Fülle wachsen. Die schlüpfrigen, sich fett an die Hand anfühlenden grünen Fäden werden eben deshalb meist mit Widerwillen betrachtet, und doch erscheinen sehr viele von ihnen, die Familie des Conferven bildend, unter dem Mikroskop betrachtet, als die zierlichsten Bildungen. F. 9 zeigt uns einen solchen Algenschopf und daneben (‴) einen einzelnen Faden desselben, aus einer zarten Zellenreihe gebildet, in deren einzelnen Zellen das Blattgrün — so nennt man den grünen Farbstoff des Pflanzenreichs — in Spiralbänder geordnet ist. Aber noch einfacher gebildet, finden wir die Figuren 6‴ und 7‴, einzellige Algen darstellend. Diese dem bloßen Auge nicht sichtbaren Pflänzchen bestehen aus einer einzigen, wie wir sehen durch eine tiefe Einschnürung in zwei gleiche Hälften abgegliederten Zelle. Diese und viele andere Formen finden sich oft in zahlloser Menge in dem feinen Schlamme der Wiesengräben, wie freilich nur der Unterrichtete sie zierliche Schönheit sucht.

Mit ihnen zusammen lebt hier das räthselhafte Geschlecht der Diatomeen oder Spaltalgen, deren älterer deutscher Name, Staubthierchen, keine Gültigkeit mehr hat, da man in neuerer Zeit die Pflanzennatur dieser sonderbaren Gebilde erkannt hat. Kleine, sehr mannfaltig gestaltete Zellen, immer mit einer zarten Kieselschale bedeckt, reihen sich meist linienartig an einander (F. 8.‴). Die große Vermehrungsfähigkeit dieser lange für Thiere gehaltenen Pflänzchen und die Unverweslichkeit ihrer Kieselschalen macht es erklärlich, daß man mächtige Schichten feiner Erde findet, welche lediglich aus diesen Kieselschalen besteht und nicht blos Bergmehl genannt, sondern in Lappland und Schweden auch zuweilen als Zusatz zum Brotmehl verbacken wird*.

Im Meere lebt die schöne Algenfamilie der Tange und Fucoiden, unter denen, neben den kleinsten eben besprochenen, die größten Gewächse vorkommen. Sie kennen aus Camps's Entdeckung von Amerika die Täuschung der kühnen Reisenden durch meilenweite Verwandlung der Meeresoberfläche durch Seegewächse in begrüntes Land. Es waren dies Tange, von denen manche über 1.500 Fuß lang werden.

F. 10 ist eine kleinere Art dieser Tange aus der Familie der Rothtange und Florideen, so genannt wegen ihrer meist rothen Färbung.

Indem wir nun zu den Moosen übergehen, treten wir in eine Welt der zierlichsten Bildungen und von einer viel entschiedeneren Ausprägung der Pflanzengestalt. Die Blätter, welche bei den Rothtangen allein die ganze Pflanze bilden, treten in reiner Vollendung bei den Moosen der Fruchtbildung gegenüber. Wer liebt nicht diese prächtigsmaragdgrünen Pflänzchen, welche bald mit sammtenen Polstern das sanfteste Strohdach der Hütte schmücken, bald als einladende Decke den Waldboden überziehen.

Die Moose gerfallen in zwei bestimmt von einander getrennte Gruppen: die Lebermoose und die Laubmoose. Jene erinnern in der Bildung ihres Laubes in einigen ihrer Arten noch an die unentschiedene Laubbildung der Flechten (man vergleiche F. 11 mit F. 4.). Die große Mehrzahl der Lebermoose trägt auf einem zarten Stielchen eine kleine schwarzbraune runde Kapselfrucht, welche in Klappen aufspringt (F. 11. k') und zwischen niedlichen Schläuchen, in denen ein oder zwei Spiralfäden laufen, die kleine Keimkörner enthält (F. 11. sch‴. und sp‴.). F. 12. zeigt uns von einigen anderen Lebermoosen mit entschieden ausgebildeten Blättchen die Form und Stellung derselben.

Da die Lebermoose fast nie in so großer Menge beisammenwachsen wie die Laubmoose, so sind es fast nur die letzteren, was wir im gewöhnlichen Leben unter Moosen schlechthin verstehen. Mit einigen wenigen Ausnahmen sind die Laubmoose sehr übereinstimmend gebaut. Das zierlich beblätterte ist auch verzweigte

* Mehr hierüber S. d. L. 1853 Nr. 20.

Stengelchen trägt auf meist langen fadendünnen Fruchtstielen eine Frucht, welche wie Büchse nennen, weil sie mit einem förmlichen Deckel verschlossen ist.

Als Vertreter der Laubmoose habe ich ein ziemlich häufig vorkommendes gewählt, eine Art der Gattung der Biedertheone, mit einfachem Stengelchen (F. 13.). Auf dem langen Fruchtstiele sitzt die Büchse, welche zunächst mit einer Haube oder Mütze bedeckt ist. Wir sehen sie bei F. 13. m''. allein und stärker vergrößert dargestellt. Hier ist sie haarig-filzig, eine wahre Perrücke; bei den meisten Laubmoosen ist sie jedoch häufig. Ziehen wir die Mütze ab, so erscheint nun als ein zweiter Verschluß der Büchse das Deckelchen (F. 13. b''.). Sind die Sporen reif, so fällt das Deckelchen ab und dann ist bei den Biedertheonen noch ein dritter Verschluß vorhanden, eine zarte, weiße Haut (h''.). Diese wird von einem zierlichen Zahnkranz, dem sogenannten Zahnbesatz, gehalten, welcher, bei vielen Moosen doppelt, die Oeffnung der Büchse umgiebt (x'. u. xx'''.). Dann erst kommen wir auf das äußererdentlich feine grüne Pulver, welches die unendlich kleinen Keimkörner bilden. In sp''. ist eins sehr stark vergrößert dargestellt.

Es bleiben uns nun von der Abtheilung der blüthenlosen Pflanzen nur noch die Farrenkräuter übrig, von denen ich Ihnen in der nächsten Vorlesung eine Uebersicht geben will. Wir werden finden, daß sie ein großes und geschichtliches Interesse haben und daß ihre Vorfahren bei der Steinkohlenbildung thätig mitgewirkt haben.

Kriegsbilder aus der Krim.

Aus dem Tagebuche eines französischen Kavallerie-Kapitains, mitgetheilt

von Julius von Wickede.

(Fortsetzung.)

Es mochten nun ungefähr fünf bis sechs Tage nach unserer Landung bei Balaklava vergangen sein, als meine Escadron den Befehl erhielt, eine größere Recognoscir-Patrouille zu unternehmen, bei welcher wir die Wahrscheinlichkeit hatten, mit der russischen Kavallerie, von der wir bisher nur einzelne Vedetten aus der Ferne gesehen, zusammen zu kommen. Es war eine unendliche Freude bei meiner gesammten Mannschaft, als dieser Befehl bekannt wurde, denn zu sehr brannten Alle vor Ungeduld, sich endlich einmal mit der russischen Reiterei messen zu können. Hätte man jedem einzelnen Chasseur zehn Napoleond'ors dafür versprochen, wenn er von dieser Expedition zurückkehren wollte, ich glaube kaum, daß sich in meiner ganzen Escadron ein Mann gefunden, der dies um solchen Preis gethan.

Wir waren bei dieser Patrouille wohl schon an 1½ Stunden in das Innere des Landes hineingeritten, und hatten außer einigen Kosaken, die sich bei unserer Annäherung aber stets schnell zurückzogen, noch keinen Feind weiter gesehen, so daß meine Chasseurs nicht wenig mißvergnügt darüber waren, und unzählige Flüche ausstießen. Der Alternugendlustigste war aber Jean-Jean, der seinem Zorn auf eine so komische Weise Luft machte, daß ich wiederholt darüber lachen mußte.

Endlich, als ich schon wieder umkehren lassen wollte, dem meine Recognoscirung wäre fast zu weit ausgedehnt worden, kam eine größere Masse russischer Reiterei langsam auf uns zugeritten. Es waren reguläre Uhlanen, ungefähr wohl in gleicher Stärke, wie wir selbst, dazu noch an vierzig bis fünfzig Kosaken. Die Russen schienen die Absicht zu haben, unserm Angriff entgegen zu kommen, und so war denn endlich die so lange ersehnte Aussicht zu einem Gefechte vorhanden. Eine große Freude hatten wir darüber, und ich selbst hatte Mühe, die allzu hitzige Kampflust meiner Leute zu zügeln. Nach und nach hatten wir im langsamen Tempo den Russen uns wohl bis auf 5 bis 600 Schritte genähert, und ich ließ das Signal zum Trabe und bald darauf auch zum Galopp von dem Trompeter blasen. Bei Gott, was war dies für ein schöner Augenblick, als die Trompetentöne so hell und verlockend schmetterten, unsere Säbel blinkten, und meine Leute ein lautes, jubelndes „vive l'empereur!" den Feinden entgegenriefen! Die russischen Uhlanen gaben sich nun den Anschein, als wollten sie mit eingelegten Lanzen unserer Attaque entgegenkommen; allein plötzlich machten sie vor uns Kehrt, und gingen in vollem Galopp zurück. In demselben Augenblick sah ich aber auch, daß vier russische Geschütze der reitenden Artillerie, die bisher in einer Schlucht verborgen gewesen waren, plötzlich aus derselben hervor und den Uhlanen zur Hülfe zugefagt kamen. Jetzt galt es, meine Chasseurs, die in möglichster Eile hinter den russischen Uhlanen dreinjagten, um dieselben noch einzuholen, wieder zurückzuerhalten, da sonst die Feinde ihren Zweck, uns einen Hinterhalt zu legen, vollkommen erreicht hätten. Der Trompeter mußte das Signal zum Appel blasen, was er wirklich ungemein ungern that, und ich ordnete die Glieder wieder zum langsamen Zurückgehen.

Zwei russische Uhlanen, die mit ihren Pferden gestürzt waren, hatten meine Chasseurs bei dieser kurzen Verfolgung gefangengenommen, und dazu noch ein sehr gutes Offizierpferd, welches ohne Reiter auf uns zugelaufen kam, erbeutet. Jean-Jean, auf seinem schnellen Rothfuchs, wie immer mit der Vorderste im Gefechte, hatte den Einen dieser russischen Uhlanen, der sich einen Augenblick noch mit der Lanze gegen ihn vertheidigte, gefangen genommen, und war nicht wenig erfreut darüber, daß er der erste Soldat in unserer ganzen Escadron gewesen, der einen Russen zum Gefangenen gemacht.

In demselben Augenblick, wo der lustige Zeländer aber noch hierüber lachte und schwatzte, und seinem Gefangenen, einem mit mehreren Medaillen gezierten Soldaten, gutmüthig seine Braunweinflasche hingereicht hatte, damit dieser durch einen tüchtigen Zug daraus sich über sein Schicksal bestens trösten möge, krachte eine Kartätschensalve, welche die vier feindlichen Kanonen abgefeuert hatten, gegen uns. Die Entfernung der Geschütze war aber noch zu groß, und die Kugeln schlugen gewiß noch an 50 bis 60 Schritte von uns in den Boden. Eine derselben mußte von Ungefähr dort so an einen Stein angeprallt sein, denn sie flog in schiefer Richtung und traf den Jean-Jean so mitten in der Brust, daß derselbe auf der Stelle todt von seinem Fuchs stürzte, und keinen Laut mehr von sich geben konnte. Ich kann nicht leugnen, daß es mir sehr Leid that, gerade meinen lustigen Irländer verlieren zu müssen, so häufig erzürnt ich auch manchmal mit Recht über denselben gewesen war.

Um nun mehr aus dem Bereiche der russischen Geschütze, hinter denen sich die Kosaken und Uhlanen wieder gesammelt hatten, fortzukommen, ging ich mit meiner Escadron im langsamen Trabe zurück. Die Kanonen der Feinde folgten uns in gleichem Tempo, und gaben uns auch später nochmals eine Salve, die aber nicht den mindesten Schaden that. Jetzt waren die Uhlanen auch wieder kühner geworden und rückten uns näher, so daß ich Kehrt machen und dieselben auf kurze Strecke verfolgen ließ. Dem Flankenzug meiner Escadron, der mit den schnellsten Pferden beritten war, befahl ich aber, die russischen Uhlanen so weit wie möglich zu verfolgen, und setzte mich selbst an dessen Spitze, während ich meinem ersten Lieutenant die Führung der übrigen Escadron, die langsam zurückging, übergab. Dies Manöver glückte uns endlich und wir holten die acht russischen Uhlanen, die am Schlechtesten beritten waren, ein und bevor ihre Kameraden ihnen noch zur Hülfe gekommen waren, hatten wir sie nach kurzer und schwacher Gegenwehr, wobei nur ein Chasseur leicht durch einen Lanzenstich in der Schulter verwundet war, niedergehauen und vier ihrer Pferde erbeutet. Der übrige Theil der russischen Kavallerie wandte sich jetzt zwar wieder gegen uns Flankuern, aber es war uns auf unsern flüchtigen maurischen Hengsten gar leicht, denselben zu entkommen, und den zurückgebliebenen Theil der Escadron zu erreichen.

Da die Russen abermals Kehrt machten, der Abend auch schon allmälig herandämmerte, so gingen auch wir in unser Lager zurück, in welches wir sieben erbeutete Pferde und zwei gefangene Uhlanen mit zurückbrachten. Die Leiche des gefallenen Jean-Jean, welche seine Kameraden auf dem Pferde mitgenommen hatten, begruben wir am andern Morgen mit allen militairischen Ehren, da es ja der erste Soldat war, den unsere Escadron in diesem Feldzuge gegen den Feind verloren hatte.

Digitized by Google

Als ich einige Tage darauf einem Offizier des englischen Husarenregiments, bei dem der Bruder des Jean-Jean diente, den Tod desselben mittheilte, sagte der mir, daß auch dieser an demselben Tage in einem kleinen Scharmützel, das sie ebenfalls mit den russischen Vorposten gehabt hätten, geblieben sei. Es war doch ein merkwürdiger Zufall, daß diese beiden Zwillingsbrüder hier an ein und demselben Tage in der Krim vor dem Feinde bleiben mußten, der Eine als Chasseur d'Afrique, der Andere als englischer Husar, nachdem sie sich kurz zuvor nach vieljähriger Trennung auf einige Stunden wieder gesehen hatten.

Ein paar Tage nach diesem kleinen Vorpostengefechte zwischen uns und den russischen Uhlanen, hatte unsere Infanterie einen größeren Kampf mit den Russen, dem ich als Volontair mit beiwohnte, zu bestehen. Bei Gott, es war eine wahre Freude, einige Kompagnien von unseren Zuaven bei dieser Gelegenheit zu sehen, und ich beneidete förmlich ihre Offiziere, daß sie solche tapfere Burschen in das Feuer führen durften. Ich war früher gerade mit diesen Zuaven-Kompagnien unweit Setif in Algerien mehrere Wochen lang im Biwouak gewesen, hatte sie dann aber seit 1851 nicht wieder gesehen, wie gerade jetzt in diesem Augenblick, wo die Kompagnien in das feindliche Feuer hineinmarschiren sollten. Fast alle die älteren Soldaten, und bei den Zuaven trifft man stets sehr viele derselben, erkannten mich augenblicklich wieder, und da zwischen uns Chasseurs d'Afrique und den Zuaven stets eine Art von Rivalität stattfindet, so schmeichelte es jetzt ihrer Eitelkeit sehr, daß ich gekommen war, ihren Angriff mit anzusehen.

„Voyez, voyez le capitaine des chasseurs d'Afrique!" rief es laut in den Gliedern, als ich mit dem mir näher befreundeten Kommandanten des Bataillons an dieselben herantrat, und ein häufiges: „Soyez le bien revu chez nous mon capitaine!" erschall mir aus dem Munde der Soldaten entgegen.

Man hätte es in der That diesen Zuaven-Kompagnien nicht anmerken können, daß sie in den nächsten Augenblicken so recht auf die gefährlichsten Stellen des ganzen Gefechtes hinmarschiren sollten, so munter ging es bei ihnen zu. Das lachte und pfiff und trällerte in den Gliedern und machte Witze und trieb Possen aller Art, daß selbst die Offiziere nur mit Mühe den nöthigen Ernst behaupten konnten. Besonders ein kleiner Affe, den ein Zuave angekettet auf seinem Tornister trug, war der Gegenstand unerschöpflicher Scherze für die umherstehenden Rotten. Das Thierchen, dem man eine Art mit Flitterkram bunt aufgeputzter russischer Generalsuniform angezogen hatte, mochte sich in den Lärmen, denn die feindlichen schweren Geschütze krachten von den Forts von Sebastopol laut genug herüber und Kanonenkugeln sauf'ten häufig über die Köpfe der Soldaten hinweg, die mit spöttischem Lachen dieselben begrüßten, sehr unbehaglich fühlen, und schnitt nun in seiner Angst so unbeschreiblich komische Gesichter, daß selbst der ärgste Murrkopf herzlich darüber lachen mußte.

Deste muthiger aber zeigte sich Bim-Bim, der wohlbekannte kleine Bulldogge der einen Zuaven-Kompagnie, der schon in Algerien so vielen Gefechten mit beigewohnt, und auch den berühmten Sturm an der Alma mitgemacht hatte. Der Hund stand wie gewöhnlich neben dem Signalisten der Kompagnie und bellte muthig die in seiner Nähe in der Luft sausenden Kanonenkugeln an. Oft blickte er den Signalisten an und schaute förmlich nach dessen Trompete hin, ob er dieselbe nicht bald an den Mund setzen und das ihm längst bekannte Signal zum Avanciren blasen würde. So wie dies geschieht, macht Bim-Bim seiner Freude durch einige hohe Sprünge und ein lautes Gebelle Luft und springt dann unverzagt der Kompagnie mitten in den stärksten Kugelregen voran. Der Hund ist schon zwei Mal in Algerien verwundet worden, ohne daß seine Kampflust dadurch im Mindesten geschwächt worden ist.

Viele Zuaven vertreiben sich die Zeit des Wartens auch mit Gesang, und besonders ihr Leiblied:

„L'as tu vue,
L'as tu vue,
La casquette
Du père Bugeaud?"

was ich in Algerien so unzählige Mal von ihnen gehört hatte, erscholl in lautem mächtigen Chor. Nicht so laut, aber sonst nicht minder feurig, sangen auch mehrere Soldaten die Parisienne:

„Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants,
Allons dit le soldat aux armes!"

obgleich dieser Gesang, wie auch der der Marseillaise, jetzt nicht mehr im Heere gesungen werden soll. Nun, vor einem hitzigen Gefecht nimmt man es freilich nicht so genau!

Der Kanonendonner von den russischen Forts hatte schon eine ganze Weile gedröhnt, als endlich auch für die Zuaven der so lange ersehnte Befehl zum Vorrücken kam. „Les Zouaves en avant!" rief ein in vollem Galopp anfpreuzender Adjutant schon in der Ferne, und ein jubelndes „vive l'empereur!" der Kompagnien, was durch all den Kanonendonner hervortönte, war die Antwort darauf. Im Sturmschritt ging es nun vorwärts, wobei ich leider die Tapfern nicht mit begleiten durfte, wie ich so gerne gethan, und bald konnte man ihre ersten Salven, womit sie die russischen Truppen, die den Ausfall unternommen hatten, empfingen, hören. Lange sich mit dem Schießen aufzuhalten, ist aber nicht nach dem Geschmacke der Zuaven, und so warfen sich denn auch diesmal die Kompagnien unter lautem-Schlachtgeschrei mit den Bayonnetten auf die Feinde.

Ungefähr zehn Minuten dauerte das Handgemenge, und die bunten Turbane der Zuaven waren mit den blinkenden Pickelhauben der russischen Grenadiere in einem dichten Knäuel untermischt; man hörte zwar bisweilen noch einzelne Schüsse knallen, doch waren die blitzenden Bayonnete die Hauptwaffen, mit der die Gegner einander sich bekämpften, dann wich die graue Linie der Russen immer mehr zurück, während unsere Soldaten derselben ziemlich schnell nachfolgten. Die Tapferkeit der Zuaven hatte auch diesmal wieder, wie fast immer, den Sieg davon getragen, und mit empfindlichem Verluste waren die Gegner wieder zurückgetrieben worden.

(Schluß folgt.)

Aus den letzten Tagen von Kars.

„Wir hatten all' unser Geld zusammengethan, um uns womöglich ein Stück Fleisch zu kaufen. Mir ward der Auftrag, auf die Jagd danach auszugehen, da man behauptete, ich verstehe am Meisten Armenisch. So machte ich mich auf den Weg über Ruinen von Häusern und Holzhütten, zwischen denen Kugeln, Todte, Gerippe, jammernde Weiber und Kinder und still und lautlos verhungernde Leute kauerten und lagen. Ich verschaffte mir Zutritt in verschiedene Hütten und Höhlen, aus denen der größte Theil von Kars besteht, so prächtig es auch von Außen auf seinem Berge aussieht, fand aber entweder keine lebende Seele oder zusammengesunkene Personen und Familien, denen der leibhaftige Tod des Verhungerns aus den matten, schwarzen Augen sah. Merkwürdig, wie viel Ruhe, wie viel kalte, schmerzlose Ergebenheit in vielen solcher Gesichter lag!

„Endlich fand ich in einem Hause verkäufliches Fleisch — eine lebendige, freilich auch sehr abgemagerte Katze. Der Hausherr, eine athletische, braune Armenierfigur, sprach lebhaft und leidenschaftlich, doch verstand ich nur im Allgemeinen den Sinn seiner Worte, über Kurz oder Lang müsse doch die Erlösung von Rußland kommen, da Gott und der Sultan und die alliirten Franken dazu und offenbar abſichtlich ohne Hülfe und Beistand gelassen, und daß nur „Geld haben" das Einzige sei, wonach er strebe. Deshalb solle ich die Katze für zweihundert Piaster haben. Meine gesammelte Kasse bestand aber nur in einigen Münzen über hundert Piaster. Ich bot ihm also hundert. Aber er schüttelte entschieden den Kopf und erklärte bestimmt, daß der Preis feststehe und er sie schon für 150 Piaster lieber selber essen werde. Ausgehungert und übermüdet, als Bote und Bevollmächtigter von Freunden, die seit drei Tagen ebenfalls nichts gekaut als Stückchen Holz und an ihrem Lederzeug, blieb mir keine Wahl. Ich bot also hundert Piaster und meine Uhr. Onkel wird mir vergeben, daß ich auf diese Weise sein Geschenk opferte. Es gab nicht

Ansicht von Kars.

blos mein, sondern auch das Leben lieber Freunde. Wir bekommen zwar regelmäßig bis zum letzten Augenblicke unsere Drittelrationen, nicht weniger, als sich unser General Williams ebenfalls blos erlaubte, aber wir hatten sie während der drei letzten Tage an Kinder verschenkt, die wir ziemlich verhungert fanden, und die so rührend und schön aussahen in ihrem letzten Kampfe um ihr unschuldiges Leben. Dabei waren die kleinen Stückchen Pferdefleisch, die wir früher bekamen, während der letzten zehn oder vierzehn Tage auch ausgeblieben. Das Fleisch gefallener und verhungerter Pferde war zum Privilegium der Hospitäler und auch hier nur der schwer Verwundeten und Kranken geworden.

„Also ich gab meine Uhr und meine hundert Piaster für die abgemagerte Katze, die sich ganz ruhig auf dem Arme von mir forttragen ließ. Unterwegs ward ich von einigen Türken attaquirt, welche mir meinen Schatz abnehmen wollten, aber ich schimpfte und drohte so verzweifelt, daß ich mich glücklich durchschlug und von meinen Freunden mit Jubel (der aber sehr dünn und schwach klang) empfangen ward. Die Katze ward sofort in fünf Theile zerhauen, von denen Jeder sofort ein Stück gierig zermalmte und als größte Erquickung verschluckte. Ja, liebe Aeltern, so elelhaft dies auch klingen mag, so war es. Wollte Gott, es wäre nichts Schlimmeres? verzehrt worden und geschehen. Ich könnte Euch haarsträubende, herzzerreißende Geschichten mittheilen. Nur eine, die lächerlich-schauderhaft ist, aber doch auch zugleich wieder Beweis von der unmenschlichen Natur einflößt. Auf meiner Jagd nach Fleisch trat ich in eine Hütte, deren Patriarch mir seine linke Hand mit nur drei Fingern zeigte. Wo waren die beiden andern hingekommen? Er hatte sie sich abgehackt, gekocht und mit seiner Frau und den Kindern gegessen. So erzählte er mir, und zum Beweise zeigte er mir noch die abgenagten Knochen davon."

Diese wörtlich übersetzte Stelle aus dem Privatbriefe eines Engländers an seine Aeltern bei Leeds giebt in einzelnen kleinen Zügen doch ein ziemlich getreues, volles Bild der Zustände während der letzten Tage von Kars. Aus einer andern Stelle seines Briefes geht hervor, daß er die Katze am 23. November kaufte. Am Tage darauf sahen sandte General Williams seinen Adjutanten Maner Teesdale an den Kommandanten der russischen Belagerungsarmee, General Murawieff, um eine Audienz bittend. Diese ward ihm bewilligt. Am 27. erschien General Williams im russischen Lager vor dessen Kommandanten und unterzeichnete die Bedingungen der Uebergabe. Der Schreiber obigen Briefes, der einen untergeordneten Posten im Stabe des General Williams bekleidete, war bei dieser Gelegenheit mit ihm, doch giebt er davon weiter keine Einzelnheiten, wahrscheinlich weil er den Brief schrieb, als er schon russischer Kriegsgefangener war.

Am 28. November überlieferte sich die Festung Kars mit seiner Heldenarmee (Helden des tragischsten, höchsten Ruhmes in diesem Momente) den Sieger. Letzterer hatte ihnen gestattet, mit ihren Waffen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel den Ort ihrer heldenmüthigen Thaten und heldenmüthigeren Leiden zu verlassen, aber in Folge des Geschicks der Kommandanten zogen sie still ab mit Hinterlassung ihrer Waffen und aller ihrer Munition, die von Türken bewacht ward, die Russen sie ablösten. Sechstausend der ältesten und schwächsten Reitis und Bashibeschuks wurden in ihre Heimath entlassen, gegen 8000 Mann reguläre Truppen, General Williams mit seinem ganzen Stabe und neun Pascha's überlieferten sich dem Feinde als Kriegsgefangene.

Vor der hohen Festung draußen schlängelt sich ein Flüßchen, Karaschai, an dessen linkem Ufer der Feind für die ausgehungerten Besiegten ein vollständiges Mahl hatte bereiten lassen. So rettete diesen letzten Rest der anatolischen Armee, im Juni noch 3,000 Mann stark, der Feind vor dem Hungertode. Die mächtigen Freunde hatten Woche für Woche, Monat für Monat zugesehen, wie diese Heldenarmee allmälig zusammenhungerte, den Angenblick sicher und ohne Gegenwehr heranschleichen lassen, in welchem sie aus der Hand des Feindes wieder die erste Mahlzeit genossen, nicht blos zugesehen, nicht blos diesen Augenblick heranschleichen lassen, sondern auch ein Bischen mit geholfen und Hülfe verhindert, Omer Pascha verhindert, umhergetrieben, aufgehalten, bis es zu spät war.

Omer Pascha, der einzige wirkliche Held von Talent, Ehrlichkeit, Ernst und Pathos für die Türkei, und deshalb gegen die officiellen Türkenfreunde, hat nun, nachdem man ihn zu spät aus den Fesseln seiner Wirksamkeit auf der Krim entließ, eine Stellung in Kleinasien, die seinen Untergang nach weiser Berechnung nur zu wahrscheinlich macht. Die anatolische Armee verhungerte und zerfiel durch den Fall von Kars. Sechstausend Mann davon wurden russische Kriegsgefangene. Mit ihnen gingen 12 Standarten, 130 Kanonen und 30,000 Gewehre in die Hände des Feindes über.

Kars wäre von Seiten der Alliirten Wochen und Monate vorher von einem Hafen im schwarzen Meere leicht zu erreichen und zu retten gewesen, aber man überließ es seinem Schicksale, wie früher den Omer Pascha an der Donau, der ganz gegen alle Erwartung siegreich blieb, während man die alliirten Freunde thatenlos in den Sümpfen bei Varna von Cholera und Langeweile aufreiben ließ.

Mit welcher Zuversicht man in Kars auf Hülfe rechnete, da das Gegentheil ganz unglaublich, ganz selbstmörderisch erschien, davon werden mit der Zeit überraschende Beweise bekannt werden, überraschender, weil der Glaube so ganz natürlich und naheliegend erschien und doch betrogen ward.

Nach dem glücklichen Ausfalle der Belagerten am 29. September, nahmen Hoffnung und Muth die freudigste Gestalt an. Man erwartete Beh Pascha von Trebisond aus und von andern Seiten Omer Pascha. Beide waren aber wegen Verhandlüffigung von Zufuhren an Geld und Lebensmitteln aufgehalten worden, und ersterer erwies sich zu schwach gegen die russische Abtheilung des General Soulesf, der ihn an der ganzen Länge seiner Marschlinie fortwährend beunruhigte und aufhielt. Die Belagerung ward strenger, runder, abgeschlossener, Muth und Hoffnung und Lebensmittel innerhalb der fest umzingelten Stadt schmelzen zusammen, obgleich letztere bald bis auf ein Drittel desen, was der Mensch zu seiner täglichen Nahrung braucht, eingeschränkt wurden und die einbrechende Kälte und herabhallender Schnee dieses Drittel zu einem Fünftel des Nothwendigen herabdrückten. Mit zunehmender Kälte tritt das Bedürfniß einer größern Masse von Nahrung, d. h. von Wärme und Respirationsmitteln ein, wie wir aus frühern Artikeln wissen. Die Soldaten und die Bewohner sanken erst moralisch, dann materiell zusammen. Hungertodesfälle wurden immer alltäglicher. Viele desertirten, um diesem Tode zu entgehen. Düstere Verzweiflung, brutale Raubgier und Speculation mit Lebensmitteln steigen zu entsetzlicher Größe und Wildheit. Das verächtlichste, ekelhafteste Fleisch bekam den Preis des ersten Metalles. Ratten, Mäuse und Katzen wurden mit Gold aufgewogen. Hier und da lechte man Heu und Stroh und aß die Suppe davon, ehe man das so ausgekochte Futter den Pferden gab. Wir vernahmen von einem Beispiele, daß ein Familienvater die Seinigen direkt von seinem eigenen Fleische und Blute vor dem Hungertode zu retten versuchte. Später werden noch manche tragische und entsetzliche Einzelnheiten bekannt werden.

Am 14. November forderte Muraw.ff die unglückselige Stadt zur Uebergabe auf. General Williams berief einen Kriegsrath, der sich in dem Beschlusse vereinigte, die Klagge des Waffenstillstandes zu erheben und um Sendung eines Couriers nach Erzerum, zu Selim Pascha zu bitten. Dies ward gestattet. Der Courier fand die Russen bis dicht vor Erzerum vorgerückt, und Selim Pascha ohne Absicht und Willen, Kars zu helfen. Für letztern räthselhaften Umstand giebt's noch keine officielle Aufklärung. — Am 22. kehrte der Courier zurück. Zwei Tage später war General Williams in der Lage, den Rest seiner Armee entweder von Hunger vollends aufreiben zu lassen oder die Uebergabe der Stadt selbst zu beantragen. Er wählte das Letztere, als das allein noch Vernünftige und Menschliche.

So endete traurig und tragisch die Vertheidigung von Kars, eine der nobelsten und heroischsten Episoden dieses ganzen Krieges, vor deren Helden selbst die Feinde an den ihnen Antheingefallenen die größte, allgemeinste Achtung bewiesen. Warum man die belagerte Stadt und ihre heroischen Vertheidiger so tragisch untergehen ließ, warum sich Premiers, Sultans, Pascha's, alliirte Türkeiverter stets in so ehrverletzter Entfernung von diesem Heroismus hielten, mag darin seinen Grund haben, daß ihnen dieser Heroismus überhaupt zu fern lag, daß er nicht zu nähler liegenden Plänen und Interessen paßte, und der Fall von Kars, wie es in einigen englischen Zeitungen feststehende Phrase geworden, ein beabsichtigter war.

Blätter und Blüthen.

Egyptische Sklaven. Die egyptische Regierung schickt bekanntlich ganz öffentlich ihre Soldaten auf die Sklavenjagd, die oft sehr blutig ausfällt, da sich das menschliche Wild nicht immer gutwillig fangen läßt. Kein Wunder, daß bei der Rentabilität derartiger Jagden auch Privatleute dies Geschäft treiben. Zwischen Dongola und dem weißen Flusse wohnen die Kababisch, ein räuberischer Nomadenstamm, dem Namen nach von den Türken ebenfalls unterjocht. Zwanzig bis dreißig dieser Nomaden besitzen ihre schnellfüßigen, aus baierischen Pferde und jagen dem Gebirge zu. Ehe die mathiden Gebirgsbewohner es ahnen, ist ein Dorf überfallen, zehn bis zwölf Kinder werden geraubt, bevor noch der Neger zu den Waffen gerufen kommt, ist die Räuberbande wieder verschwunden. Sklavenhändler erscheinen nun im Lager der Nomaden, kaufen die Kinder und bringen sie nach Dorfur. Die Knaben werden entweder Soldaten oder, wie die Mädchen, Dienerinnen, Sklaven in den Häusern der Vornehmen und Reichen. Wohl ihnen, wenn sie in die Hände milder Türken oder Egypter fielen; wehe ihnen, wenn ihr unglückliches Loos sie in die Hände eines Andern, Nordsahnesen oder — eines Europäers warf! Die aus der Haut des Hypopotamus gefertigte Peitsche zerfleischte ihren Rücken, die sie noch Jahrelang wurden. Die grausame Behandlung dauert auch in der Sklaverei fort. Ist es wahr, der Neger ist in der Knechtschaft ein anderer Mensch als in der Freiheit seiner heimathlichen Berge. Wie jeder unterdrückte und dabei unciviliserte Mensch wird er falsch, tückisch und schlecht. Seine Energie verwandelt sich in die Sklaverei in Starrsinnigkeit, seine Kriegslust in Hinterlist und Heimtücke, seine an dem feindlichen Stamme ausgeübte Blutrache in Rachsucht der früheren Krieger gegen jetzt leicht zu reizende Mitsklaven. Wie Stier, der früher seine Kette nicht brechen kann, sinnt auf Mittel, sich an Dem zu rächen, welcher ihm diese geschmiedet. Ihm ist es einerlei, ob er einen wilden oder strengen Herrn bekommt, er haßt sieben, wie jenen. Aber der Weiße trägt daran die Schuld. Er entreißt ihm vielleicht sein Weib, seine Kinder, er trennte ihn von Allem, was ihm theuer war, er nahm ihm die Freiheit und gab ihm schmachvolle Knechtschaft dafür, er unterjochte den Mann eben in ihm und entwürdigte ihn zum Thiere. Der Reisende, welcher Nordafahn's Hauptstadt betritt, sieht die Sklaven als Diener von Vornehm und Gering, denen man die schwersten Arbeiten aufbürdet und die man, um ihr Entspringen zu verhüten, mit schweren Ketten fesselt. Unangenehm tönt das Gerassel derselben im Innern jedes Braven wieder; er sieht die Schwerer in ihrer ganzen Furchtbarkeit. Einem so gemißhandelten Sklaven ist es ziemlich gleich, worin er sich seinen Unfall des lästigen Standes der Ebene, welche er zu Feld unzuschaffen gezwungen wird, die frische Luft seiner heimathlichen Berge zu athmen; wenn er wünscht, seinen von Peitschenhieben zerfleischten Rücken des lastenden Joches zu entledigen und mit der Lanze in der Hand Dem frei gegenüberzutreten, welcher ihn in jahrelanger Knechtschaft quälte. Er entschließt und eilt zurück nach den Silbenden Wäldern seiner Heimath, zu den Seinen seines Stammes. Aber eine fürchterliche Strafe harrt seiner, wenn ihm ein Fluchtversuch nicht gelang und er wieder eingefangen wurde. Der Sklavenhändler will seinen Neger, mit dem er schalten und walten kann gleichwie mit vernunftlosem Vieh, nicht gutwillig fahren lassen. Was ist schon für ein Kummer, wenn so ein Sklave stirbt! Also bedauert sein Herr den Verlust der starken oder dreißigen Bestie, die er gekauft hat! Und welche Wuth erfaßt einen Sklavenhalter, wenn es einem seiner Leibeigenen gelang, zu entfliehen! Er schwört ihm im Voraus grimmige Rache, unmenschliche Strafe zu. Dann geht er zu einer gewissen Art Menschen, die den Dienst der Blutbunde Nordamerika's übernehmen. Er führt sie in seine Behausung, zeigt ihnen die Fußstapfen des Entlaufenen und verheißt ihnen, sie wieder einzufangen, weiß er eine gewisse Belohnung versprichet. Blutbunde machen sich auf, den Flüchtling zu finden. Sie bewaffnen sich mit Pistolen, einem Feuergewehr und der Lanze, nehmen Ketten, Nägel und eine Axt mit sich, um sogleich die Scheu zu zimmern. Dann verfolgen sie die Fährte des Entkommenen. Unter Tausenden von Fußstapfen wissen sie dieselbe herauszufinden und zu behalten. Es gelingt ihnen nach stunden- und tagelanger Jagd wirklich, den Sklaven wieder einzufangen oder niederzuschießen, wenn er sich nicht gutwillig geben will. Im ersteren Falle bringen sie den Unglücklichen zu seinem Herrn zurück.

„Gefesselt und bindet den Hund auf diesen Balken!“ berricht er den Uebrigen zu. Der Befehl wird ausgeführt. Die Henkersknechte, welche die Peitsche schwingen müssen, erhalten von der heranschenden Meriela, soviel sie trinken wollen. Die Bastonnade beginnt. Kein Laut entführt dem Gefolterten. Schon ist die Lederhaut seines Rückens zerfetzt, die blutgetränkten Peitschen wühlen in den bloßgelegten Muskelfasern. Da und dort bin fliegen die losgetrennten Fleischstücke. Der Gemarterte schweigt, er ist besinnungslos oder gar todt. Ich habe ein-n so gemißhandelten Menschen gesehen, der mit dem Leben davongekommen war.

Wir waren in dem Grenzdorfe Meibeh in Nordsahan; es war im Monat Mai 1858. Mein Bedienter Mahammed Salaze mehrere große Geier ab, deren Fleisch zu Hauen vor unserer Hütte lag. Sie fressen nur faulendes Aas, sie selbst nehmen den Geruch desselben an und stinken noch nach Jahren in den Sammlungen, trotz des Kampfers und anderer stark riechender Konservationsmittel. Der Rubier hatte sich, um den Gestank der Vögel ertragen zu können, Zwiebeln in die Nase gesteckt. Da schlich hinkend einer menschliche Gestalt zu ihm und bat ihn mit arabischen Worten: „Ja mohsi, be nachmut kilishi, wu rassuulla Mahammed, etini lusa el lachom!“ * Ich trat verwundert aus meiner Behausung hervor. Vor mir stand ein Mensch — nein, es war kein Mensch mehr! — vor mir stand ein menschliches Knochengerüpve, mit zeitgelebtem Auge, die Füße in eine mehr als zehn Pfund schwere Kette gezwängt, mit auch bis zehn 4—8 Zoll langen, 1—2 Zoll breiten, eiternden Wunden auf dem Rücken, zitternd vor Schwäche am ganzen Körper und gestützt auf einen Stab, um das wankende, kraftlose Gerippe aufrecht zu erhalten. „Schon der aufrechte Gang des Menschen zeigt das Streben seines Geistes zum Hohen, Himmlischen — zu Gott an.“ lautet die gewöhnliche Erklärung, warum der Mensch aufrecht geht. Fand sie auch hier ihre Anwendung? Wäre dieses Thier, das vor uns stand, wohl fähig gewesen, noch aufrecht, zum Himmel blickend, zu gehen, wenn es sich nicht auf einen Stab gestützt hätte? Nein. Es hatte kaum Kraft genug gehabt, auf allen Vieren herumzukriechen! Aber trotzdem trug es noch die schwere Kette, trotzdem wurde es noch zur Arbeit gezwischt.

„Unglückseliger, was willst Du mit dem Fleische?“ fragte ich die Jammergestalt.

„O Herr, ich will es essen, ich bin so kraftlos und habe seit Monaten kein Fleisch genossen, ich will mich daran kräftigen.“

Ich habe dem keine Antwort gegeben, ich fand keine Worte. Stumm wischfahrte ich seiner Bitte. Hätte er mich gebeten, ihn die Kugel der neben mir stehenden Büchse durch sein Hirn zu jagen, ich hätte es auch getan! — Dann ist die Sklaverei im Innern Afrika's, das war ein Elfange, der entfliehen, wieder gefangen und vor drei Monaten bestraft worden war! Man erinnere sich hier nicht an die bekannte Thatsache, daß die Schwarzen Hunde, Schlangen, Krokodile und anderes Gethier, vor dessen Genuß wir zurückschauern würden, ohne Ekel verspeisen, — Geierfleisch essen sie nicht. Ich behaupte, daß es einem Menschen, der andere Nahrung erhalten kann, unmöglich ist, eine so ekelhafte Speise zu genießen. Das beweis das Erbarmen und Grauen meines braunen Bedienten bei der Bitte des Unglücklichen, das bewiesen meine lebenden, sinkenden Aas mit Bezierke verschlungenden Hyänen, welche sich weigerten, Geierfleisch zu fressen. Ein fast verhungerter, durch Mißhandlung bald wahnsinnig gewordener Mensch ist es, er befindet sich aber in einem so traurigen Zustande, daß er nicht mehr Mensch genannt werden kann.

Die Weihnachtsfeierlage des 2. leichten Infanterieregiments der britisch-deutschen Legion. „Am 22. December,“ so schreibt uns der junge Legionär, dessen Berichte aus Shornecliff wir neulich mittheilten, „kam endlich der schon öfter gegebene, aber immer wieder zurückgenommene Befehl zur Einschiffung des Regiments zur Ausführung.

Am Nachmittag vom Portsmouth lag ein stattliches Transportschiff, „der Transit,“ bereit, das Regiment aufzunehmen. Das Schiff wurde bestiegen und lichtete die Anker, legte aber etwa zwei englische Meilen von Portsmouth noch auf der Rhede wieder an, um Pulver an Bord zu nehmen, was im Hafen nicht geschehen darf. Das Pulver ward eingeladen, der Transit aber blieb ruhig vor Anker liegen.

Unterdessen hatte man Zeit gehabt, sich das Innere des Schiffes näher anzusehen. Der Transit ist ein Schraubendampfer und hat zwei Zwischendecke, dessen unteres aber zum größten Theile von den Maschinen eingenommen wird. In diesem unteren Zwischendeck waren die 4. und 5. Kompagnie einquartirt, in dem oberen die acht andern Kompagnien. Es stellte sich sofort heraus, daß der Schiffsraum viel zu enge für das ganze Regiment war, und höchstens etwa 600 Mann fassen konnte. An den beiden Seiten des oberen Zwischendecks stehen dicht an einander Tische in Parallele. Zwischen denselben ist eben so viel Raum, daß an jeder Seite eines Tisches eine schmale Bank stehen kann. An jedem Tische sind sechzehn Mann einquartirt, es können aber in Wahrheit nur zehn, höchstens zwölf Mann daran sitzen. Das Gerüst der Soldaten, Tornister und Lederzeug, mußte oberhalb und zu Seite der Tische aufgehangt werden, aber auch derselbe war kaum Platz vorhanden. Nur aus der Enge des Schiffsraumes läßt sich der Befehl erklären, daß stets ein Drittel der Mannschaft als sogenannte Wache Tag und Nacht, von vier zu vier Stunden abwechselnd, die Witterung sei, welche sie wolle, auf dem Verdeck kampiren muß. Zu welchem Zwecke sonst eine so unerhört starke Wache? Als die Nacht herannahte, wurden Tische und Bänke zur Erde niedergestaltet; etwa die Hälfte der Mannschaft legte sich zur Ruhe, die übrigen wendete Fuß darüber in Hängematten. Jeder Mann hatte etwa zwei bis drei Decken im Ganzen zur Unterlage und zur Bedeckung. Jetzt konnte man erst recht merken, wie enge man eingepfercht war; in Wahrheit mußte der Mann in Verlegenheit gerathen, wohin er sich wenden sollte, wenn er etwa einmal sich übergeben wollte.

Der Transit blieb den Sonntag und Montag über noch immer ruhig vor Anker liegen. Mit Sehnsucht erwartete ein Jeder die Abfahrt, nur bedenkend, daß er, je früher diese Statt finde, desto eher aus dieser Einsperrung abgelöst werden könnte. Die Beköstigung konnte die Mannschaft für diesen Zeitverlust nicht entschädigen. Des Morgens empfing jeder Mann eine Portion Schiffszwieback von etwa ¾ Pfund, mittags und Morgens und Abends Reis oder Erbse, aber immer so dünn, daß das Gemüse fast nichts Anderes war als heißes Wasser. Mittags gab es das unvermeidliche Salzfleisch (zwei oder drei Mal bis zum 28. allerdings frisches Fleisch) mit Erbsen oder Bohnen, oder mit Pudding, einem Gemengsel von Mehl und Fett mit vereinzelten Rosinen. Der beste Beistandheil der täglichen Ration war ein kleiner Rum, den der Mann täglich einmal erhielt. Zur Genüge erhielt wohl Jeder, aber gut konnte Speise und Getränk nicht genannt werden. Dazu kam, daß die innerlichen Gebirre, aus denen gegessen und getrunken wurde, nicht gehörig gereinigt werden konnten, und zwar lediglich nicht wegen Mangels an Raum und heißem Wasser. Jedem übrigens, der an reinliches Geschirr gewöhnt war, mußte für die ersten Tage der Appetit bald vergehen. Am Tage vor Weihnachten waren übrigens die Portionen besonders klein gerathen, und am heiligen Abend mußte in Wahrheit mancher Legionär hungrig sich niederlegen, wenn auch die wehmüthigen Erinnerungen an Pfeffer erfolle

---

* Mein Bruder, bei der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und seines Gesandten Mahammed, gieb mir dieses Fleisch.

Weihnachtsfeste im trauten Familienkreise bei einem Jeden Andern wohl den Gedanken an Spiele und Tanz nicht aufkommen ließen.

Endlich, am ersten Weihnachtstage Morgens neun Uhr wurden die Anker gelichtet. Das Wetter war schön, der Wind jedoch nicht günstig. Der Transit fuhr der Küste entlang, und gegen Abend hatte er wohl schon den Kanal passirt. Plötzlich, als die meisten Leute sich schon zur Ruhe begeben, nach acht Uhr, erlitt die Maschine eine Beschädigung. Mehrere Officiere eilten in's Zwischendeck, die Soldaten wurden aus's Verdeck kommandirt. Durch die Beschädigung der Maschine war das Schiff leck geworden; die ganze Mannschaft mußte abwechselnd an die Pumpen. Das Schiff schwankte hin und her, die Dampfkraft war nicht mehr zu benutzen, das Steuer verlagte den Dienst. Man sagt, der Kapitain, nicht Willens umzukehren, habe das Schiff der französischen Küste wollen zutreiben lassen, wo es an den Klippen gewiß zerstrandet sein würde; allein die energischen Vorstellungen des Oberstlieutenants v. Aller hatten den Kapitain endlich zur Umkehr vermocht. Der Morgen des ersten Festtags brach an, und das Schiff trieb mitten auf dem Meere; es drauchte nicht mehr so hart gepumpt zu werden. Der Transit konnte sich nur noch mit Hülfe der Segel bewegen.

Nun erhob sich gegen Mittag ein Sturm. Das Schiff drohte das Gleichgewicht zu verlieren. Die Kapitains Schmidt und Riedel eilten in das Zwischendeck und beorderten alle Leute nach dem Hinterdeck zu. Die schäumenden Wellen spritzten über das Verdeck, die Situation war mehr als criminal kritisch. Auf dem Hinterdeck stand in seinen Wassermantel gehüllt, mit dem breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe, der Oberst-Lieutenant, ganz ähnlich wie Napoleon auf dem Bellerophon, ganz schrille Kommandotöne stimme brang durch das Gedrut des Windes. Die Soldaten, die am Tage zuvor von der Seekrankheit arg mitgenommen waren und die ganze Nacht hindurch angestrengt hatten arbeiten müssen, benahmen sich gefaßt und ruhig. Abends drei Uhr Nachmittags kam die heftige Küste Englands wieder in Gesicht. Schiff und Mannschaft konnten damit als gerettet betrachtet werden.

Aber sein Opfer hatte dieser Tag verlangt. Freilich nicht aus den Reihen der Legion. Ein Matrose stürzte während des heftigsten Sturmes aus dem Takewerk in's Meer und er war natürlich rettungslos verloren.

Um fünf Uhr Abends befand sich der Transit wieder auf der Rhede von Portsmouth und warf Anker. Die ermüdeten Leute konnten der wohlverdienten Ruhe pflegen.

Der folgende Morgen bot einen prachtvollen Anblick. Unzählige Schiffe lagen zerstreut auf der Rhede, unter ihnen bedeutende Kriegsschiffe, wie der Wellington und Neptun. Auch das 3. leichte Infanterieregiment der Legion, das inzwischen an Bord gegangen war, konnte man auf einem dem Transit ähnlichen Transportschiffe bemerken. Dasselbe verließ gegen Abend die Rhede und dampfte unter Musikklang, während die Matrosen die Segel aufspannten, gemächlich in See. Wohin, kann ich nicht sagen. Auch der Bestimmungsort des Transit war bei der Abfahrt noch nicht bekannt.

Gegen Abend erwartete die Soldaten eine neue Qual. Sie hatten den ganzen Tag auf dem Verdeck zubringen müssen, da die untern Schiffsräume gereinigt wurden. Allmälig machte sich in Folge des vielfach genossenen Salzes ein furchtbarer Durst geltend. Der Apparat zur Bereitung des trinkbaren Wassers befand sich am Hinterdeck, wohin die Engländer, die mit der Schiffsreinigung noch nicht zu Ende waren, Niemand lassen wollten. Der Zugang zum Zwischendeck war von Durstigen belegt, die ihren Unmuth bald genug laut werden ließen. Laute Klagen und Verwünschungen ertönten. Kaum konnten die Officiere die Leute beruhigen. Endlich ließen sich die Engländer bereit finden, das an sich sehr wohl genießbare Wasser zu verabfolgen.

Auch am Freitag blieb der Transit unbeweglich liegen, und noch heute, am 20. December, liegt er wie festgebannt. Eine Kommission von Sachverständigen ist an Bord und untersucht den Zustand des Schiffes. Wie es heißt, wird das Regiment auf denselben verbleiben, und morgen oder übermorgen, nachdem der Schaden geheilt, der Transit seine Fahrt auf's Neue beginnen. Möge sie glücklicher sein als die jüngst versuche!

Ein „sechster Sinn" d. Vögel. Audubon, der berühmte Naturforscher, schrieb eine ornithologische Biographie der Lebensschilderungen der Vögel. Darin behauptet er unter Anderem, daß die Geier und Adler sich blos vom Gesicht zu ihrer Beute führen ließen, der Geruchssinn helfe ihnen dabei gar nichts, obgleich man die für sie gedeckten Tische, Aas und Verwesung, oft Meilen weit riecht. Neuerdings hat man die Vögel genauer beobachtet und gefunden, daß sie allerdings ihre Nahrung theils suchen, theils sehen oder auch Beides zugleich, sie aber doch noch einen andern Sinn haben müssen, der für Fälle dient, in welchen die schärfsten Augen und Riecher nicht hinreichen. Man sagt wohl, es sei der „Instinkt." Aber was heißt das? Was nennen wir „Instinkt" in den Thieren? Was wir nicht wissen. Das Wort ist blos eine Bezeichnung unserer Unwissenheit, wie viele andere gelehrte Ausdrücke, die sich immer zu rechter Zeit einstellen, wenn Begriffe fehlen. „Instinkt" ist ein Reiz, ein Trieb, eine im Organismus auf einen bestimmten Punkt gerichtete Willensmeinung. Was erregt den Willen, den Trieb? Die Anregung muß von Außen gekommen sein, also einen „Sinn" haben. Tauben fliegen morgens gleich reisewog und direct nach einem frisch gesäeten Acker oft Meilen weit, so daß sie das Futter weder sehen noch riechen konnten.

Wilde Enten, die in der Regel des Nachts schwatzen, sind eben so schnell und sicher in Aufstellung finden, wo sonst ihnen gut schmeckt. Worin besteht in diesem Falle ihr Instinkt oder ihr „sechster Sinn?" Der Hirsch weiß genau, wenn das Fleckchen Getreide des Schäfers im Walde reif ist und kommt nicht selten in großer Gesellschaft, um in einer Nacht die ganze Ernte zu verzehren. Alle Arten von Vögeln, was auch ihre Nahrung sein mag, bestimmen eine Gabe, aus den größten Entfernungen, über welche weder Augen noch Nase reichen, mit Sicherheit zu erwittern. Es ist dieselbe Gabe, welche die Brieftaube, mag man sie durch und durch verhüllt noch so weit tragen, sicher wieder nach Hause leitet. Wirf sie in die Luft, sie kreist ein paar Augenblicke und nimmt nun plötzlich schnurgerade ihre bestimmte Richtung, ohne zu schwanken oder nach Orten zu suchen.

Audubon erzählt vom Kreuzschnabel: „Der Scharfsinn, welcher diese Vögel sicher auf einen Punkt wieder zusammendringt, nachdem sie des Nachts in allen Richtungen umher flogen, oft Meilen weit von einander, ist mir ein reines Wunder. Gegen Morgen zu einer bestimmten Zeit versammeln sie sich schnell in der Luft und kommen dann erst gemüthlich auf einen Ruheplatz herunter. Dieses pünktliche Versammeln aber in der Luft kann nur Folge einer den Abend vorher bestimmten Uebereinkunft sein."

In Bezug auf das Auge der Vögel können Ornithologen mit einer noch merkwürdigeren Thatsache aufwarten. Die meisten Vögel besitzen nämlich eine außerordentliche Gabe, den Focus ihrer Augenlinsen zu verändern. Dadurch sind sie im Stande, den uns unsichtbaren, entfernsten Gegenstand eben so genau zu sehen, wie das kleinste Insekt nicht vor dem Schnabel in der Baumrinde. Beobachte einmal den Specht, welche Brillen tragen, besonders Altere, weitsichtige mit convexen Gläsern. In der Ferne sieht er sich über die Brille hinweg zu erkennen, in der Nähe durch dieselbe. Gebe zum besten Optiker und sage ihm, er möge dir eine Brille machen, durch welche du weit und nahe Gegenstände gleich deutlich sehen könntest. Er würde dir sagen: Das Ding geht nicht. Er kann nicht solche Brillen machen, wie die Vögel von Natur in ihren Augen haben.

Der Mensch mit gesunden Augen hat allerdings einen weiteren Gesichtskreis, als die Vögel, aber er sieht nicht so scharf. Kapitain Ross erzählt auf seiner Berühmten Nordpol-Expedition, man habe bei heiterm Himmel 150 englische Meilen weit nach allen Richtungen das Meer übersehen können. Wahrscheinlich kann nie ein Thier so weit sehen. Aber welch' eine Schärfe besitzen im Auge des Raubvogels! Der Adler schwebt über uns, ein dieses schwarzes Pünktchen. Von da aus sieht er das von uns nicht zu sehende Kaninchen, worin es sich verstedt, zu unterscheidende Wirthuhn und sängt es, wie ein Pfeil herabschießend. Ein Ornithologe stellte einmal kleine erdfarbige Käferchen in beträchtlicher Entfernung von einer Drossel, so daß das menschliche Auge sie auch in der Nähe nicht vom Erdboden unterscheiden konnte. Die Drossel bemerkte sie augenblicklich. Aus Aesten und Zweigen, an denen das menschliche Auge nichts bemerkt, holt mancher Vogel delikate Insekten. Das Auge des Vogels ist verhältnißmäßig von außerordentlicher Größe, und die Hornhaut convexer als an jedem andern Auge, ausserdem mit einem seierotischen (harten) Ueberzuge und einer viel leichteren Bewegung versehen.

Die Iris ist außerordentlich zusammenziehbar, wie man bisonders an sterbenden Vögeln beobachten kann. Es dienen dazu blos sechs Muskeln, wie im menschlichen Auge. Die großen Augendallen sind bei vielen Vögeln ziemlich unbeweglich, in den Kopf der Eule sind sie wie eingeleimt, deshalb bedürfen hier auch die Augenlider so wenig. Wie sich das Auge zum genauesten Erkennen der fernsten und nächsten Gegenstände immer blitzschnell einzurichten weiß, ist ein noch nicht physiologisch aufgeklärter Prozeß. Im Allgemeinen sagt man, das Auge ändere, ohne selbst an Größe zu- oder abzunehmen, die Augenform der Krystallinse, und vermehre und vermindere so die Kraft der Lichtbrechung. Dabei bleibt der Ausspruch des alten Schweizer in Halle immer noch richtig: „Es giebt keine dunklere Partbie in der Naturwissenschaft als die Lehre vom Lichte. In keiner Sphäre des Wissens sind wir so blind, als in der Wissenschaft des Sehens. Wir machen wohl Striche und Bogen, um den Lichtstrahl und das Auge zu zeichnen und zu demonstriren, wie das Licht einfalle u. s. w., aber wie wir sehen und sogar einsehen, ist noch nicht einzusehen. Nach der gewöhnlichsten Seh-Theorie sehen wir Alles verkehrt, die Menschen auf dem Kopfe gehend u. s. w. Vielleicht hat die Theorie gar keinen Kopf, darauf zu fußen."

In meinem Verlage erscheint von Neujahr ab:

Aus der Fremde.

Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt. Von A. Diezmann.

Wöchentlich ein Bogen mit oder ohne Illustrationen. Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Diese neue Zeitschrift erscheint in den Familien des Vaterlandes wie ein Weltgeretter in der Heimath. Wer hörte einen solchen nicht gern erzählen von seinen Wanderungen? Sie ist die erste, die es versucht, das große Publikum über die Natur und die Menschen jenseits Europa zu unterhalten, und sitzt selbst Illustrationen bei. Sie vermeidet alles Trockene und Langweilige, bringt „aus der Fremde" stets **Neues**, vermehrt die Kenntnisse ihrer Leser durch Unterhaltung und wird deshalb für Jedermann von Interesse sein.

Die eben erschienene Nr. 2 enthält: Wanderungen in Süd-Australien. — Insolvente Schuldner werden Leibeigene. — Reisen und Abenteuer an der Mosquitoküste. (Forts.) — Eduard Vogel. (Forts.) — Moderne Filibustier. — Aus allen Reichen.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, 5. Januar 1856. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 3. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Henriette erröthete und spielte einen Augenblick mit der feinen goldenen Kette, die von dem schlanken Halse über den weißen Morgenmantel herabfiel.

„Vater," sagte sie, „ich weiß, daß Sie eine offene Antwort fordern, und darum will ich sie Ihnen geben; aber Sie verzeihen mir," fügte sie mit einem unbeschreiblichen Blicke hinzu — „wenn sie nicht so ganz nach Ihrem Wunsche ausfällt. Der junge Freiherr mag allen Anforderungen der großen Gesellschaft entsprechen — den Anforderungen, die ich an meinen zukünftigen Gatten mache, entspricht er durchaus nicht."

„Henriette, willst Du nichts weiter in Betracht ziehen, als nur die Ansprüche Deiner Person?" fragte der Oberst, indem er einen forschenden Blick auf seine Tochter warf. „Giebt es für eine Eppstein keine andern Beziehungen, die zu erwägen sind?"

„Vater, meine ältere Schwester Cäsarine hatte nur die Beziehungen im Auge, von denen Sie reden — sie war nur die folgsame Tochter eines hocharistokratischen Hauses, und ist in diesem Augenblicke eine unglückliche Gattin und Mutter. Dasselbe Schicksal steht mir bevor, und ich kann selbst sagen, ein noch schrecklicheres, wenn ich dem Schwager meiner Schwester die Hand reiche. Die Freifrau sucht für ihren jüngsten Sohn nicht etwa eine Gattin; sie sucht ein Vermögen für ihn."

„O wie falsch sind Deine Ansichten!" rief mit Bitterkeit der Baron; „die Familie Erichsheim zählt sich zu den reichsten unserer Provinz, Geld und Gut üben keine Gewalt über sie aus, nur die Ehre — —"

Henriette zuckte unwillkürlich zusammen; mit einer reizenden Impertinenz hob sie den Kopf und sagte:

„Vater, man erzählt den Tod des alten Freiherrn auf mancherlei Weise, und ich glaube, daß mir nur die gelindeste zu Ohren gekommen ist."

Der Oberst schrak zusammen.

„Henriette, Du hast conspirirt, Du hast Erkundigungen eingezogen, die — —"

„Wahrlich nicht, mein Vater; was ich weiß, ist mir zufällig bekannt geworden."

„Von jenem Herrn von Nienstedt?"

„Ich habe zu wenig mit ihm gesprochen, um die Unterhaltung auf solche Dinge leiten zu können."

„Und was weißt Du, Henriette?"

„Daß die Freifrau mit ihrem ältesten Sohne, mit dem Manne meiner armen Schwester, den alten Freiherrn in einer Art von Wuth um's Leben gebracht hat, als er sich weigerte, eine bestimmte Summe zu einem bestimmten Zwecke herzugeben. Man weiß, der Freiherr war sehr geizig, aber man weiß auch, daß seine Familie eben so verschwenderisch war. Vater, das schöne Gut Nienstedt ist Ihr alleiniges, unbestreitbares Besitzthum — bewahren Sie es, tragen Sie Sorge, daß nie einer dieser Verschwender seine Hand daran lege, noch irgend ein Recht der Verfügung daran erhält; es ist ja möglich, daß Ihren beiden Töchtern Nichts bleibt, als dies Asyl."

Der Oberst war aufgestanden und ging in großer Bewegung durch das Zimmer. Er hatte am verflossenen Abende mit der alten Freifrau eine lange Unterredung gehabt, und wenn Henriette hierin die Impulse zu allen seinen Unternehmungen erblickte, so hatte sie Recht. Sie las es in den streugen Zügen des Vaters, daß seine Liebe und seine Intelligenz mit einem starken, gewaltigen Feinde im Kampfe lagen, mit einem Feinde, dem er nicht ausweichen konnte. Henriette hatte sich mit dem Muthe und der Entschlossenheit gepanzert, die ein bewährter Erfahrungssatz stets zu verleihen pflegt; sie fühlte sich nachgerade glücklich auf das Unglück ihrer Schwester Cäsarine, und sie konnte es mit vollem Rechte, da ihre Verbindung mit Ignaz unter denselben Verhältnissen stattfinden sollte, als die Cäsarine's bereits stattgefunden hatte. Dazu kam noch ihre Neigung zu Ludwig, den sie mit dem ersten jugendlichen Feuer eines unverdorbenen Herzens liebte.

Plötzlich blieb der Oberst vor ihr stehen.

„Mein Kind," sagte er, sie fixirend, „hast Du wirklich nur das Schicksal Deiner Schwester im Auge? Glaubst Du, daß Du ihr einst mit Deinem Erbtheile, mit Nienstedt, hülfreich beistehen müssen wirst?"

„O, gewiß, mein Vater, und ich schwöre Ihnen, daß es mit Freuden geschehen wird."

„In diesem Falle bedaure ich, Dich dieser Freude berauben zu müssen — Ludwig von Nienstedt hat sich wieder angekündigt, wie Du weißt, und nach einer Klausel in dem Kaufcontracte — ich erkaufte das Gut zu einem sehr billigen Preise — steht ihm fünfundzwanzig Jahre ein bedeutendes Besitzrecht zu. Er ist vor Ablauf dieser fünfundzwanzig Jahre erschienen, und ich bin verbunden, diese Klausel zu Deinem Nachtheile zu halten. Nur noch kurze Zeit hält man Dich für ein begütertes Mädchen, dann wird man Dich in die Kategorie der armen Fräulein werfen, deren Verheirathung nur ein Werk des Zufalls ist. Ich überlasse Dich jetzt Deinem Nachdenken, und hoffe, daß es Dir nicht schwer werden wird, das Beste für Dich und Deine Familie herauszufinden. Die Freifrau erwartet diesen Abend meinen definitiven Entschluß;

sehe mich also diesen Mittag in den Stand, daß ich ihn ertheilen kann. Henriette, vergiß die Ehre unseres Standes, vergiß Deinen Vater nicht!“

Der Oberst entfernte sich. Die letzten Worte hatte er in einem fast bewegten Tone gesprochen.

„Was ist das?“ fragte sich Henriette bestürzt. „Ich bin einem neuen Geheimnisse auf der Spur, und wenn mich nicht Alles täuscht, so hat jene ränkesüchtige Familie der Erichsheim's meinen armen Vater in eine Schlinge gezogen, aus der er sich ohne Verlust seiner Ehre nicht wieder befreien kann. Der Vermögensantheil Ludwig's an dem Schlosse ist Nichts — hier liegt eine neue Infamie zum Grunde.“

Sie zog die Glocke; die Kammerfrau erschien.

„Wo ist mein Vater?“

„Er befindet sich auf seinem Zimmer. Herr von Heiligenstein und Herr Ludwig von Nienstedt sind bei ihm.“

„So vollende rasch meine Toilette, denn man wird ohne Zweifel bald nach mir rufen!“

IV.

Wir verlassen das Putzzimmer der jungen Dame, und betreten das Gemach des Herrn von Eppstein, das durch einen kleinen Saal davon geschieden ward. Die beiden Freunde hatten sich so eben auf die Einladung des Obersten niedergelassen.

„Sie sind pressirt, Herr Oberst,“ begann Ludwig; „darum werde ich mich kurz fassen, wenn mir auch bei dem Ernste der Sache ein tieferes Eingehen wünschenswerther erscheint. Mein Besuch hat zunächst den Zweck, mich Ihnen persönlich als den Letzten des Hauses Nienstedt vorzustellen. Ich halte dies aus mehr denn einer Rücksicht für eine Pflicht, die ich nicht umgehen kann.“

„Aus mehr denn einer Rücksicht?“ fragte wie neugierig der Oberst.

„Ja, mein Herr!“

„Und die erste?“

„Weil Sie der gegenwärtige Bewohner meines väterlichen Stammschlosses sind.“

„Sagen Sie lieber: der rechtmäßige, unantastbare Besitzer des Gutes Nienstedt.“

„O gewiß, mein Herr,“ sagte Ludwig lebhaft, „denn Sie haben es mit Ihrem Vermögen erkauft, und ich müßte ein Wahnsinniger sein, wollte ich Ihnen einen Stein daran streitig machen. Ich freue mich vielmehr, daß das Stammschloß der Nienstedt's auf eine so würdige Familie als die Ihrige übergegangen ist. Muß es mir, dem in der Schule des Lebens gereiften Manne, nicht ein beruhigendes Gefühl sein, wenn er die Orte, die alle seine Jugenderinnerungen einschließen, unter der Obhut eines Mannes weiß, der sie aus Rücksicht für seinen verstorbenen Freund heilig hält? Herr Oberst, als ich vor zwölf Jahren Europa verließ, lannte ich zum Theil die zerrütteten Vermögensumstände meines Vaters, und ich reiste mit dem festen Vorsatze ab, entweder nie, oder mit einer kräftigen Hülfe zurückzukehren. Ich lehre zurück, die Hülfe trage ich bei mir; aber der, dem sie zu Gute kommen soll, ist nicht mehr, selbst meine Schwester schlummert den ewigen Schlummer. Sie standen, was ich damals nicht wußte, da mich meine Studien fern von der Heimath hielten, mit dem alten Baron von Nienstedt in freundlichen Verhältnissen — —“

„Mein Herr, Sie wollten sich kurz fassen,“ sagte unruhig der Oberst.

„Es geschieht, Herr Oberst; ich spreche kein Wort, das nach meinem Gefühle nicht sehr wichtig wäre. O, verschmähen Sie nicht, mich anzuhören, denn ich bilde mir ein, daß ich vor meinem Vater stehe. Und darum muß ich mich zunächst selbst anklagen.“

„Sich selbst anklagen?“ fragte verwundert der Oberst.

„Und diese Anklage mag Ihnen den Beweis von der Aufrichtigkeit dessen liefern, was ich so eben ausgesprochen habe. Es giebt Dinge, mein Herr, die man im Leben nur einmal begehen kann, weil sie mit der Reue das Verlangen erzeugen, das Geschehene ungeschehen zu machen. Zu diesen Dingen zähle ich den letzten heimlichen Aufenthalt in dem Hause meines Vaters. Zu der beabsichtigten großen Reise bedurfte ich einiger Legitimationspapiere und vorzüglich solcher, die sich über meinen Geburtsadel aussprachen. Sie erlassen mir die Erörterung der Gründe, die mich dazu veranlaßten. Ich wiederhole es, daß mich die reinsten Absichten zu dem Unternehmen überhaupt leiteten, und daß mir Alles daran lag, meinen Vater, der mich sicherlich durch alle Mittel zurückgehalten haben würde, nicht in das Geheimniß zu ziehen. So benutzte ich meinen letzten kurzen Besuch auf Nienstedt dazu, mich eines kleinen Packets Papiere zu bemächtigen, die dem angegebenen Zwecke entsprachen. Der Verlust derselben konnte, wie ich damals wähnte, meinem Vater nicht schaden; mir aber konnten sie in jeder Beziehung den erwarteten Vortheil bringen. Ich verließ Nienstedt, um kurze Zeit darauf nach der neuen Welt, nach meinem Eldorado, zu reisen. Nach einer langen, aber glücklichen Fahrt kam ich in Calcutta an. Ich hedurfte meiner Papiere, und unterwarf sie der ersten, sorgfältigen Prüfung. Da machte ich die Entdeckung, daß sich ein Document unter ihnen befand, das in den Händen meines Vaters besser aufgehoben gewesen wäre. Ja, Herr Oberst, ich verwünschte meinen Leichtsinn, und würde Alles in der Welt darum gegeben haben, hätte ich das Papier sofort zurückschicken können. Dies aber war aus mehr als einem Grunde ein Ding der Unmöglichkeit, und ich suchte mich mit dem Gedanken zu trösten, daß mein Vater auch ohne dieses Papier eine Summe von 24,000 Thalern zurückerhalten würde, denn der Aussteller war mir als ein Mann von Ehre und hoher Rechtschaffenheit bekannt.“

„Wahrlich, mein Herr,“ sagte der Oberst, indem er rasch und stolz seinen Kopf emporwarf, „in diesem Punkte haben Sie sich nicht getäuscht! Es war diese Summe zwar nur eine Spielschuld, aber der Oberst von Eppstein zahlt alle seine Schulden mit gleicher Gewissenhaftigkeit. Verzeihung, Herr von Heiligenstein, da Sie einmal als Zeuge bei dieser delicaten Verhandlung eingeführt sind, so erlauben Sie mir, daß ich sie in Ihrer Gegenwart zu Ende bringe. Ihr Vater, mein Herr,“ wandte er sich zu dem jungen Manne, „war nicht minder gewissenhaft als ich; er verweigerte die Annahme der Schuld, da er mir meinen Ehrenschein nicht zurückerstatten konnte, und da er fürchtete, daß man ihn mir früher oder später präsentiren würde. Noch mehr, mein Herr, Ihr Vater ging in seinem Stolze und in seiner Gewissenhaftigkeit so weit, daß er die Zerrüttung seines Vermögens zu verbergen suchte und mich bat, von einer Angelegenheit ferner nicht zu reden, die nur durch den unglücklichen Schein selbst beseitigt werden könne. Was ich damals nicht begriff, wird mir in diesem Augenblicke klar: der würdige Vater leistete unter den drückendsten Verhältnissen auf eine Forderung Verzicht, von der er fürchtete, daß sie später sein Sohn mit Hülfe des Ehrenscheins gelten machen würde — ja, mein Herr, der alte Herr von Nienstedt hatte schon damals die Ehre seines Sohnes im Auge, dessen Vergehen er zwar nicht kannte, wohl aber ahnte. Es unterliegt keinem Zweifel: seine Ahnung hat ihn nicht getäuscht.“

Ludwig's Gesicht überflammte eine dunkele Röthe; einen Augenblick vermochte er kaum zu antworten, er schien die Fassung verloren zu haben. Der Oberst stand vor ihm und sah ihn mit grossen, glühenden Augen an.

„Herr von Nienstedt,“ sagte er mit kalter Höflichkeit, „Sie sehen, daß es einer weitern Einleitung nicht bedarf — ich erwarte ohne Umschweife Ihren Antrag.“

Die beiden Gegner erhoben sich. Ludwig ermuthigte sich durch einen Blick auf seinen Freund Heiligenstein, dessen Gesicht ruhig und gelassen geblieben war.

„Herr Oberst,“ begann der junge Mann ernst und fest, „ich bin allerdings gekommen, um Ihnen einen Antrag zu stellen, aber er ist anderer Art als Sie wähnen. Der einzige Vertreter der Familie Nienstedt hält es für Pflicht, jeden, auch den leisesten Makel zu erlöschen, mit dem ein widriges Geschick den Schild derselben besiecken könnte. Ich bitte Sie, ein Papier zurückzunehmen, das mein Vater nie hätte von Ihnen annehmen sollen.“

„Mein Herr!“ rief der Oberst überrascht, indem er einen Schritt zurückwich.

„Diese Erklärung,“ fuhr Ludwig fort, „glaube ich Ihnen nur in Gegenwart eines Mannes geben zu können, der von den Intentionen des Verstorbenen am Besten unterrichtet ist, der sein Freund war. O, nehmen Sie es, Herr Oberst, und helfen Sie mir die Mission meines Lebens erfüllen. Und kann ich meinen leichtsinnigen Schritt — wenn ich heute das frühe Unternehmen meiner Jugend noch so nennen darf, da es durch einen herrlichen Erfolg gekrönt ward — kann ich diesen Schritt würdiger ausgleichen? Nicht ich biete Ihnen dieses Document, sondern der verstor-

bene Herr von Nienstedt. Ehren Sie mit mir sein Andenken, mein Herr, und weisen den Antrag nicht zurück!“ bat Ludwig mit weicher, flehender Stimme.

Der Oberst kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst; dann ergriff er das Papier, das ihm der junge Mann bot, betrachtete die Zeilen und flüsterte:

„Es sind meine Schriftzüge! Ich schrieb sie vor sechzehn Jahren!“

Die Erinnerung schien mächtig jene Zeit heraufzubeschwören, denn das Papier erzitterte in der Hand des alten Herrn.

Während dieser Zeit war ihm Heiligenstein näher getreten.

„Herr Oberst,“ sagte er leise, „hören Sie auf den Rath eines Freundes: behalten Sie dieses Papier und vernichten Sie es!“

„Warum?“

„Der Freiherr von Erichsheim —“

„Er ist todt!“

„Aber seine Frau und seine Söhne leben —“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr!“

„Warnen Sie den Obersten, waren die letzten Worte des verstorbenen Herrn von Nienstedt — ich mußte es ihm in seine kalte Hand versprechen. Glauben Sie mir, ich bin kein müßiger Zuschauer bei dieser Scene. Mit der Rückkehr des jungen Barons sind für mich Pflichten erwachsen, die ich zu erfüllen mich bestreben werde.“

Der Oberst wandte sich zu Ludwig:

„Wohlan, mein Herr, so nehme ich dieses Papier zurück; dessen ungeachtet aber ist die Verpflichtung nicht erloschen, die es mir auferlegt. Ich behalte mir ein Arrangement der Angelegenheit vor.“

Der junge Baron verneigte sich als ein Zeichen seiner Zustimmung.

„Herr von Heiligenstein,“ sagte er dann, „mein Geschäft ist zu Ende — damit Sie das Ihrige beginnen können, ziehe ich mich zurück!“

Er verneigte sich vor dem Obersten und verließ hastig das Zimmer. Der Oberst sah erstaunt den Zurückbleibenden an.

„Herr Oberst,“ begann Heiligenstein, „ich setze voraus, daß Sie meine mehr als freundschaftlichen Beziehungen zu den Nienstedt's gekannt haben.“

„Ich erinnere mich, daß Sie mit einem Fräulein von Nienstedt verlobt waren — der Tod raubte Ihnen die Braut, mein Herr.“

„Aber Adelheid's Vater betrachtete mich wie seinen Sohn. Dennoch konnte es mir nicht fremd bleiben, daß der alte Freiherr von Erichsheim, ein Wucherer en gros, eine bedeutende Hypothek auf dem Gute Wienstedt hatte, und daß er es war, der auf den öffentlichen Verkauf drang. Der Tod ereilte ihn, und was er angefangen, setzte seine Familie fort. Zu diese Zeit fällt die Abreise des jungen Ludwig. Dann starb der alte Baron, und Sie, mein Herr, traten ein Jahr später den Besitz des Gutes an. Kurze Zeit darauf fand die Verlobung Ihrer ältesten Tochter mit dem ältesten Sohne der Freifrau von Erichsheim statt.“

„O, mein Herr,“ sagte schmerzlich der Oberst, „mein Freund von Nienstedt hat Ihnen sein Vertrauen geschenkt, ich kann mich nicht erwehren, Ihnen auch das meinige zu schenken. Ich war gezwungen, mein armes Kind einem herz- und gefühllosen Manne zu opfern. Die Wittwe von Erichsheim dringt jetzt auf ein Arrangement ihres Vermögens, und um die Hypothekenschuld auf Nienstedt aus der Welt zu schaffen, hat sie mir eine Verheirathung unserer jüngsten Kinder vorgeschlagen.“

„Mein Herr, haben Sie Ihrem verstorbenen Freunde Nienstedt kein Versprechen zu erfüllen?“

„Die Abreise seines Sohnes und die ungünstigen Vermögensverhältnisse haben mich von diesem Versprechen entbunden.“

„Der junge Baron ist zurückgekehrt — er besitzt mehr als eine Million, sein Stammbaum ist makellos, und mehr noch, ich habe ihn als einen vortrefflichen Mann kennen gelernt. Herr Oberst, von den Verhältnissen, die wir jetzt berühren, ist ihm Nichts bekannt, er ahnt sie nicht einmal; aber er liebt Fräulein Henriette, und wenn er seinen Stand nicht sofort entdeckte, so geschah es aus Besorgniß, daß sein übereilter Jugendstreich ihm angerechnet werden möge. Ueberlassen Sie Ihrer Tochter die Wahl, Herr Oberst, und alle Ihre Bedenken werden beseitigt sein.“

Heiligenstein schilderte nun in begeisterten Worten die Liebe des jungen Mannes. Dem Obersten schien eine schwere Last vom Herzen genommen zu sein. Beide Männer verbrachten noch länger als eine halbe Stunde im eifrigen Gespräche. Nach Ablauf derselben hatte Heiligenstein die schwierige Angelegenheit so weit geordnet, daß der Oberst, und vorzüglich Ludwig zufrieden sein konnte.

Hinter dem Hotel, das der Oberst von Eppstein mit seiner Tochter bewohnte, dehnte sich ein weitläufiger Garten mit schattigen Laubgängen aus. Hier wollte Ludwig den Freund und Anwalt seiner Herzensangelegenheit erwarten. Seine Stimmung bedarf wohl kaum einer Beschreibung. Er wußte, daß Henriette ihn liebte, und nach der so eben stattgehabten Unterredung mit dem Obersten war ihm klar geworden, daß der Vater in Verhältnissen lebte, die ihn mehr als jede andere Rücksicht bestimmen mußten, der Neigung seiner Tochter kein Hinderniß entgegenzustellen. Und befand er sich nicht im Besitze aller der Mittel, die erforderlich waren, um den Obersten den Einflüsse der Erichsheim's völlig zu entziehen? Er glaubte nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß er noch heute das Ziel seiner Wünsche erreichen würde. Glühend vor Aufregung durchschweifte er die einsamen Gänge, die von den Kurgästen um diese Zeit, wo die Sonne heiß herniederbrannte, gemieden wurden.

Da trat ihm plötzlich Henriette's Kammermädchen entgegen.

„Ich suche Sie, gnädiger Herr!“

„Zu welchem Zwecke?“ fragte Ludwig, der die ihm bekannte Botin wie eine glückbringende Erscheinung begrüßte.

„Fräulein Henriette trinkt jetzt in der Laube ihre Chocolate.“

„Bist Du beauftragt, mir diese Mittheilung zu machen?“

„Ja, mein Herr!“

„So nimm Deinen Botenlohn! Bemerkst Du, daß der Herr von Heiligenstein den Obersten verläßt, so benachrichtige mich davon.“

Er warf dem Mädchen seine Börse zu und verschwand zwischen zwei blühenden Hecken. Bald stand er vor einer kleinen, dicht bekläterten Lindenlaube. Als er leise die Zweige zurückbog, sah er Henrietten: sie saß in einem kleinen Sessel und las in einem Buche. Unter dem großen runden Strohhute mit den langen blauen Bändern quollen die schweren glänzenden Locken herab. Ein einfaches weißes Kleid schmiegte sich leicht den jugendlichen, eleganten Körperformen an. So reizend das Bild auch war, das sich dem entzückten Lauscher in der dunkelgrünen, duftigen Einfassung der Laube bot, so wenig Ruhe hatte Ludwig, um sich auch nur eine halbe Minute dem Beschauen desselben zu überlassen. Er trat in den stillen, dämmernden Raum und ließ sich schweigend vor seinem Idoale auf ein Knie nieder. Henriette streckte ihm hocherröthend die kleine Hand entgegen.

„Guten Morgen, mein lieber Freund!“ flüsterte sie, indem sie das Buch auf den Tisch warf. „Sie kommen von meinem Vater?“ fügte sie rasch hinzu.

„Ja, und ich glaube mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß mein Glück von Ihrer Entscheidung allein abhängen wird. Der erste Schritt ist bereits geschehen, um den Einfluß unserer Feinde zu schwächen. Ihr edler Vater, Henriette, hat mir bewiesen, daß er für den verstorbenen Baron von Nienstedt noch eine wahre, innige Freundschaft hegt.“

„Sie kommen mit dem Herrn von Heiligenstein?“ fragte sie, als ob sie das Gespräch von diesem Punkte ablenken wollte.

„Er befindet sich noch jetzt bei dem Herrn Obersten, um das Werk zu vollenden, das ich so glücklich eingeleitet habe. Ach, Henriette, überlassen wir dem Freunde und dem Vater das Arrangement der materiellen Dinge, uns bleiben ja andere Gegenstände zu besprechen —“

„Sie haben Recht,“ flüsterte sie wie beruhigt. „Doch zuvor stehen Sie auf und nehmen Sie neben mir Platz.“

Er küßte ihre Hand, erhob sich und setzte sich auf einen Stuhl.

„Henriette,“ begann er mit schwankender Stimme, „daß in diesem Bade das Loos über mein Lebensglück geworfen werden würde, war mir klar, als ich das Glück der ersten Unterredung mit Ihnen gehabt. In diesem Augenblicke vielleicht fällt der ehrne Würfel, und wenn ich mich auch einer frohen Hoffnung hingeben darf, so können dennoch Fälle eintreten, die der Erreichung meines Zieles Hindernisse entgegenstellen. Henriette, verzeihen Sie meiner Liebe den Kleinmuth —“

„Mein Gott, was fürchten Sie?“ fragte sie naiv überrascht. „Ich glaubte Hoffnung von Ihnen zu erhalten, und nun —“

„Noch einmal Verzeihung, Henriette! Wer wie ich liebt, sieht in dem kleinsten Umstande Gefahr, er zittert für sein Heiligstes bei jeder dunkleit Wolke. Die Saison naht sich ihrem Ende, die Ereignisse drängen zu einem Ziele hin, und wenn wir uns trennen müßten, ohne daß eine definitive Entscheidung stattgefunden — Sie haben tausend Rücksichten zu nehmen —"

„Aber keine, mein lieber Freund, die mich bestimmen könnte, mein Herz völlig unbeachtet zu lassen. Ich habe den Muth gehabt, Ihre Betheuerungen anzuhören, ich habe Sie aufgefordert, dem Freiherrn von Erichsheim entgegenzutreten — ich werde auch den Muth haben, meine Neigung offen zu bekennen, jetzt, da ich weiß, daß der Baron von Nienstedt meinem Vater das ist, was er ihm sein soll. Ich verhehle es nicht, daß nur ein blendender, künstlich erzeugter Schimmer uns umgiebt, daß ich ein armes Mädchen bin, wenn die Verhältnisse schwinden, die diesen Schimmer erzeugen."

„O, mein Gott," rief Ludwig hingerissen. „Sie beregen Dinge, die mir so fern liegen —"

„Und dennoch halte ich es für Pflicht, sie zu beregen, denn Sie dürfen über meine Person nicht den leisesten Zweifel hegen. Zu diesem Augenblicke entscheidet sich unser Loos, und in diesem Augenblicke will ich ganz offen sein. Ludwig, Sie schilderten mir den Eindruck, den mein erstes Erblicken auf Sie ausgeübt — dieselben Empfindungen bemächtigten sich meiner, als ich Sie, den Fremden, zum ersten Male auf dem Schlosse Nienstedt sah. Sie folgten uns in das Bad, und ich entzog mich Ihrer Annäherung nicht, da sie einem Gefühle entsprach, das ich bis dahin nicht gekannt hatte, und ich bekenne es, mich glücklich machte. Mein Vater entdeckte mir nun die Absicht der Erichsheim's, mit Schaudern gedachte ich des traurigen Schicksals meiner ältern Schwester, und Ludwig, der nicht ohne mich leben zu können schwur, ward mir ein Trost, eine Stütze, denn Alle hatten mich verlassen, man wollte mich rücksichtlos den Verhältnissen opfern. Sie wissen es," fügte sie flüsternd hinzu, „ich barg dem Vater das Geheimniß meines Herzens, um gegen ihn und seinen Plan zu conspiriren. Vielleicht war dies ein wenig leichtsinnig, aber ich bauete fest auf den ehrlichen Charakter, der sich so offen in Ihren Zügen ausspricht und glaubte den Versicherungen, daß ein Standesunterschied zwischen uns nicht obwalte. Der Ball bei dem Fürsten gab mir die Gewißheit, daß ich mich nicht getäuscht hatte, und als ich Ihren wahren Namen hörte, ward mir die Vorsicht erklärlich, die Sie anwendeten."

„Henriette," rief Ludwig, „ich wäre sicher ein Fremder geblieben, würde unzweifelhaft mein Incognito bewahrt haben, hätte mich die Liebe nicht zu Ihren Füßen festgebannt! Ich begriff, daß meine Abkunft die einzige Waffe war, mit der ich Sie vertheidigen konnte —"

Sie reichte ihm verschämt lächelnd die Hand und flüsterte:

„Hultigen wir den Vorurtheilen, da das Glück meines armen Vaters davon abhängt. Ich habe Sie geliebt, ehe ich Ihren Stand kannte, und Sie müssen überzeugt sein, daß meine Neigung keine bedingte ist."

„O, mein Gott, Henriette, ich habe nie daran gezweifelt!"

„Und dennoch erblicke ich eine Wolke auf Ihrer Stirn, die Ihr Glück zu trüben scheint. O, sprechen Sie sich offen aus, diese Stunde darf nicht vergehen, ohne daß der kleinste Zweifel beseitigt wird. Woran denken Sie?" fragte sie zärtlich, indem sie ihre kleine Hand an seine glühende Stirn legte. „Theilen Sie sich mir mit, vielleicht kann ich Sie beruhigen."

„Henriette, ich denke an einen Umstand, den der Zufall hätte fügen können."

„Nennen Sie mir diesen Umstand."

„Wenn es mir nun nicht vergönnt gewesen wäre, einen Stammbaum aufzuzeigen? O, meine Geliebte, sagen Sie mir, was wäre mein Loos gewesen?"

„Sie gehen zu weit, Ludwig!" antwortete sie lächelnd und erröthend. „Auch ich habe mir diese Frage in jener Zeit der Ungewißheit vorgelegt —"

„Und was antworteten Sie sich darauf?"

„Ich vertraute dem guten Genius der Liebe, und, wie Sie sehen, hat er mich nicht getäuscht. Warum soll ich jetzt noch an Dinge denken, die mir nur Qual bereiten? Ich liebe Sie, Ludwig, und dieser eine Gedanke füllt mein ganzes Herz aus, daß für andere kein Raum mehr darin ist."

Hingerissen ergriff Ludwig ihre beiden kleinen Hände und drückte sie an seine Lippen. Henriette legte ihre Wange an seine Schulter, als ob sie ihr glühendes Gesicht verbergen wollte. Ein Geräusch von Schritten schreckte die Liebenden empor. Als sie aufsahen, stand die bleiche Freifrau von Erichsheim am Eingange der Laube; der blonde Ignaz hielt den Arm seiner Mutter in dem seinigen. Mutter und Sohn schienen sprachlos vor Erstaunen zu sein. Henriette war nur überrascht, sie erhob sich und grüßte durch eine leichte, anmuthige Verneigung.

„Man sagte uns, daß der Oberst von Eppstein hier bei seiner Tochter sich befände," begann die alte Dame mit zitternder Stimme.

„So hat man Ihnen die Unwahrheit gesagt, gnädige Frau," antwortete Henriette so ruhig, als ob der Besuch sie durchaus nicht belästige. „Mein Kammermädchen wußte, daß der Herr Baron von Nienstedt mir Gesellschaft leistet, und ich habe durchaus keinen Befehl gegeben, mich zu verleugnen. Mein Vater befindet sich in seinem Zimmer und hat Geschäfte mit dem Herrn von Heiligenstein. Wollen Sie ihn sprechen, so werde ich selbst gehen —"

Die lange bleiche Frau vertrat dem jungen Mädchen den Weg.

„Ich bitte, bleiben Sie, mein liebes Fräulein!" sagte sie spöttisch lächelnd. „Nach dem tête-à-tête, das der tückische Zufall uns zu belauschen gestattete, fällt der Grund des Besuchs weg, den ich dem Herrn Obersten zugedacht. Der Herr Baron von Nienstedt soll sich nicht darüber beklagen, daß wir dem zärtlichen Erguße seines Herzens auch nur um eine Minute Abbruch gethan."

„O, gewiß," fügte der blonde, junge Mann höhnend hinzu, „man soll uns nicht der Zudringlichkeit zeihen, und deshalb bitte ich Fräulein von Eppstein annehmen zu wollen, daß wir durchaus keine Anfprüche aus den Beziehungen herleiten, in denen wir zeitlher gestanden haben."

Henriette verneigte sich zum zweiten Male. Dann antwortete sie mit kalter Artigkeit:

„Ich habe dies seit dem Augenblicke vorausgesetzt, daß ich das Glück hatte, den Herrn von Erichsheim kennen zu lernen."

„Wahrhaftig?" fragten Mutter und Sohn zugleich.

„Sie werden nicht in Abrede stellen, gnädige Frau, daß ich mir das Recht frei zu handeln in jeder Beziehung gewahrt habe."

„Eben so wenig," fügte die Freifrau hinzu, „daß Sie dieses Recht auch geübt haben. Wahrlich, ich kann es mit gutem Gewissen bestätigen!"

„Gnädige Frau," sagte Ludwig, dessen Geduld zu Ende ging, „es bedarf Ihrer Bestätigung nicht, denn Fräulein Henriette hat mir den Vorzug eingeräumt, ihrem Vater zu sagen, daß sie der Familie von Nienstedt anzugehören kein Bedenken trägt."

Die Freifrau zuckte zusammen. Wie krampfhaft drückte sie die Spitzen ihrer schwarzen Mantille in der Hand, und dabei schleuderte sie einen furchtbaren Blick auf die beiden jungen Leute, die mit furchtloser Stirn vor ihr standen.

„Sie trägt kein Bedenken!" zischte sie, in tiefster Seele verletzt. „Ich verschmähe es, von Ihnen, mein Herr, eine nähere Deutung dieser Worte zu fordern."

„Aber ich verschmähe es nicht, Mutter!" rief Ignaz. „Mein Herr," wandte er sich zu Ludwig, „Sie werden nicht abreisen, ohne mir Rede gestanden zu haben! Erwarten Sie bis morgen meinen Cartelträger."

„Seien Sie gewiß, mein Herr, daß ich ihn erwarte!"

Mutter und Sohn verließen rasch die Laube und verschwanden in den Gängen des Gartens. Henriette sank an Ludwig's Brust.

„Die Entscheidung ist rascher gekommen, als ich geglaubt habe!" flüsterte sie. „An ein Umkehren ist nicht mehr zu denken, darum schreiten Sie vorwärts, und vergessen Sie nicht, daß meine Ehre in Ihre Hand gegeben ist!"

„Ach, Henriette, ich werde sie zu wahren wissen!" rief der Baron. „Nur mit meinem Leben erlischt die Sorge für Ihre Ehre, für Ihr Glück!"

Nach einigen Minuten erschien das Kammermädchen. Ihr auf dem Fuße folgten der Oberst und Heiligenstein.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 2. Acht Tage im altenburger Lande.

Altenburger.

Ehemann. Mädchen. Braut. Bursche. Ehefrau.

In dem Schaufenster eines Kunsthändlers der Passage St. Hubert in Brüssel sah ich einst mehrere Bilder ausgehängt, welche eine dichte Gruppe Neugieriger vor dem Gewölbe versammelt hatten. Es waren bunte und sehr sauber und fein ausgeführte Abbildungen der Nationaltrachten verschiedener Völker, die das Interesse der Vorübergehenden so erregt hatten. Baskische Ziegenhirten, italienische Bauermädchen, donische Kosaken, griechische Klephten und türkische Pascha's hingen im bunten Durcheinander mit —:

„Mais de quelle nation ou de quel pays sont donc ceux-ci?“ fragte in dem Augenblick eine junge Dame ihren Begleiter und deutete dabei auf einige männliche und weibliche Figuren, die ersteren in langen, schwarzen, grün gefütterten Röcken, kurzen, bis an die Knie reichenden, bauschigen, schwarzen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, und die letzteren in bunter, seltsamer Tracht mit einer Art Küraß vor dem Busen.

„Ce sont probablement des turcs ou quelque autre race d'hommes du Levante“ antwortete der Herr und wischte sein Augenglas ab, um die vermeintlichen Türken näher zu betrachten. Ich weiß nicht, was für ein Gesicht der Brüsseler gemacht haben würde, wenn ich ihn plötzlich unterbrochen und gesagt hätte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, diese Leute da sind keine Türken, sondern eine Art Landleute Ihres guten Königs Leopold;“ jedenfalls aber würde er ein sehr ungläubiges Lächeln zu unterdrücken versucht haben.

Wie? Leute mit dieser wunderlichen, seltsamen Tracht, die man wohl hie und da beim Karneval und auf Maskeraden erblickt, Männer mit diesen langen schwarzen und langen weißen Röcken, mit diesen bauschigen, kurzen, ledernen Hosen, mit diesen engen, dicht anliegenden hohen Stiefeln und diesem kleinen, runden Hütchen auf dem kurzgeschnittenen Haupthaar, und Frauen und Mädchen mit diesen bunten, um die Stirn und das Haar gewundenen Tüchern, mit diesem steifen, vielfarbigen Brustlatz, der die Brust wie ein Panzer verhüllt, mit diesen kurzen, faltigen, bis an die Knie reichenden Röcken, mit diesen langen, weißen, feinbuchstrochenen Strümpfen und glänzend schwarzen Schuhe von sämischem Leder — noch einmal, Leute in dieser ungewöhnlichen Tracht sollten inmitten Deutschlands leben? — Unglänbig schüttelt der Ausländer, wenn er dies hört, den Kopf und glaubt am Ende gar, man wolle ihn narren — und doch hat die Sache ihre Richtigkeit und doch giebt's im Innern Deutschlands, an den Ufern der Pleiße, zwischen den Grenzen der Königreiche Sachsen, Preußen, des Großherzogthums Weimar und des Fürstenthums Reuß einen Volksstamm von vielleicht einigen sechzigtausend Köpfen, welche nicht nur diese originelle Tracht tragen, sondern auch eben so wunderliche, originelle Sitten und Gebräuche haben, die sie, von den Vorfahren ihnen überliefert, in Mitten einer, alle Ursprünglichkeit verwischenden und alle Eigenthümlichkeiten aufhebenden Civilisation zum großen Theil treu bewahrt haben und sie noch heutigen Tags pflegen und üben. —

Die deutschen Touristen und Reisenden sind sonderbare Leute. Um originelle, nationale Sitten und Trachten zu sehen, flüchten sie sich aus dem Gewühl der großen Städte des platten Landes hinunter nach Italien, in die apulischen Gebirge oder zu den Basken, in die Thäler der Pyrenäen oder gar zu den Beduinen in der Sahara, während in dem Herzen Deutschlands, zwischen dem 50. und 52. Grad nördlicher Breite ein Volksstamm hausst, dessen Sitten und Trachten zum Wenigsten eben so ursprünglicher Natur, als die irgend eines, den wir in weiter Entfernung aufsuchen, wir meinen die altenburgische Bauernschaft, diesen letzten, unvermischten Rest der alten Sorben-Wenden.

Ich war noch ein junger Student, als ich einst eine kurze Zeit unter diesen Völkchen weilte, aber die Bilder, die ich da gesehen, haben sich meiner Erinnerung so tief eingeprägt, daß sie noch heute in bunten, frischen Farben vor dem inneren Auge stehen.

Der rauhe, scharfe Nordwind strich schon über die gelben Stoppelfelder der fruchtbaren, wellenförmigen Ebene, als wir in das Dorf, wo uns der Gastfreund wohnte, hineinfuhren. Der erste Anblick schon zeigte von der Behäbigkeit und Wohlhabenheit dieser Bauern, die in ihren weißen, weiten, gefältelten Hemdärmeln, ihren kurzen, schwarzen, ledernen Pumphosen, das runde, schwarze Filzhütchen auf dem Kopf und die Thompfeife zwischen den Zähnen, vor ihren Gehöften standen, und sich in ihrer eigenthümlichen Mundart von ihren bäuerlichen Arbeiten unterhielten. — Da sah man keine alten, zerfallenen, mit Stroh oder Schindeln gedeckten Hütten, keine verwilderten, mit Unkraut überwucherten, von zerbrochenen Stacketen oder verfaulten Zäunen unschlossenen Gärtchen, kein nägeres, dürftiges Vieh in wüstem Durcheinander auf unreinlichem Hof, keine unsauberen, verkommenen Menschengestalten, wie sie wohl hie und da in manchen ländlichen Bezirken dem Auge entgegentreten. Alle die Bauernhöfe an den beiden Seiten der Dorfgasse waren gar stattliche, steinerne, mit rothen Ziegeln gedeckte Gebäude, mit zierlichen, reinlich gehaltenen Gärtchen daneben, in denen noch bunte Herbstblumen, Astern und Georginen blühten. Frische, muntere Mädchengesichter mit glänzenden Wangen, um die Stirn ein farbiges kattunenes oder seidenes Tuch, mit auf den Nacken herabfallenden Zipfeln, geschlungen, sahen aus den Fenstern oder standen an den Zäunen der Gärtchen und unten, von der Dorfgasse herauf, trieben die Kühjungen braune, glänzende, fette Rinder, die von der Weide auf den Wiesen kamen, in die einzelnen, von den eigentlichen Bauernhof abgesonderten Viehhöfe.

„Ihr kommt zu rechter Zeit,“ sagte unser Freund uns die Hand zum Willkommen reichend, „denn morgen zum „Durstig“ (Donnerstag) ist große Hochzeit, meines Nachbars Jüngster, der „Malcher“ (Melchior) freit die „schöne Bille“ in —dorf.“ Die „schöne Bille“ sollte schöne Sybille heißen. „Wir gehören zur Freundbcht“ (Freundschaft) und Ihr könnt als Trollgast mitgehen.“

Eine altenburgische Bauernhochzeit! Wahrlich, wir konnten dem Zufall danken, der uns zu so glücklicher Stunde herführte. Kaum war am andern Morgen die Herbstsonne ihre mildes Licht durch die von Weinranken übergezogenen, runden Fensterscheiben auf die großblumigten Kattunvorhänge des hohen Himmelbettes, in dem wir im Gastzimmer schliefen, als rauschende Musik von der Dorfgasse herauf ertönte, Pistolenschüsse die Luft erschütterten und rasselnde Wagen mit muthigen, laut wiehernden Pferden bespannt, zur Dorfgasse herausrollten. Als wir mit dem Gastfreund aus dem Thor des Gehöftes traten, herrschte schon lautes, buntes Durcheinander vor dem Hause des Nachbars, dessen Sohn der Bräutigam war. Da saßen auf hohen, kräftigen, prächtig aufgeschirrten, braunen und schwarzen Hengsten, von deren Köpfen rothe, gelbe, blaue, orangefarbene Bänder niederflatterten und deren lange Schweife in grüne Laubgewinden und bunte Blumensträußer eingebunden waren, stattliche Bauern in jener schon beschriebenen Tracht, das heißt in langen, kurzlallen, schwarzen, mit grünem Flanell gefütterten Röcken, weiten, schwarzledernen, bis an das Knie reichenden Hosen, und hohen, enganschließenden Stiefeln, kleine Blumenbouquets auf den runden Filzhütchen. Musikanten in grünen Tuchspenzern und deutschen Unterkleidern, wie sie die Reiter hatten, standen vor dem Gehöfte und schmetterten aus ihren Trompeten und Posaunen lustige Tänze und Volksmelodien in die frische, herbstliche Morgenluft hinaus, während buntgekleidete Frauen und Mädchen, deren Tracht wir später ausführlicher beschreiben werden, in der großen Wohnstube an breiten, schneeweiß gescheuerten eichenen Tischen bei Kaffee und Kuchen saßen.

Vor dem Thor des Gehöftes aber stand zwischen zwei großen Körben die kleine „Mäd“ (die kleine Magd) und vertheilte ganze Berge voll breiter- und Sternkuchen an die sie umringende, schreiende und jubelnde Dorfjugend. Unterdessen kamen immer mehr Hochzeitgäste in behänderten und mit Guirlanden verzierten Wagen unter lustigem, übermüthigen Gejodel die Dorfgasse heraufgefahren — denn der Bräutigam und die Braut hatten ein große „Freundbcht“ — und der Zug setzte sich endlich, nachdem sich auch die zuletzt Gekommenen mit kaltem Braten und Geflügel, Bier, Schnaps, Kaffee und Kuchen gestärkt, in Bewegung. Voran auf einem mit Laubwerk, bunten, seidenen Bändern, Herbstblumen und Flaggen geschmückten Wagen saßen die Musikanten und spielten lustige Weisen auf. Dann hoch zu Roß: der Festordner und Leiter des Ganzen, der Hochzeitbitter. Von der Spitze seines hohen Hutes, an dessen hinterer Krempe zwei große, grüne, mit Blumen durchflochtene Kränze befestigt waren, flatterten seidene weiße, rothe und grüne Bänder, unter welche sich auch ein einziges schwarzes gemischt hatte; ein Zeichen, daß eins von den Aeltern des Brautpaars — es war die Mutter des Bräutigams — gestorben sei. In der Linken hielt er einen kurzen, braunen Stab, während aus der Brusttasche der langen, feintuchenen, schwarzen Kappe der Zipfel eines zierlich zusammengelegten, buntseidenen Taschentuchs hervorhing.

In früheren Zeiten war das Amt eines Hochzeitbitters ein sehr gesuchtes und noch einträglicher als jetzt. Hinter dieser wichtigen Person unseres Festzuges ritt zwischen seinen zwei Brüdern, ein Blumenbouquet im Knopfloch und einen Rautenkranz mit einem Sträußchen auf dem Hütchen, der glückliche, rothwangige Bräutigam, dem die übrigen Bauern gleichfalls zu Pferde folgten.

Den Männern folgten die, welche himmlische Rosen in's irdische Leben flechten: die Frauen und die Mädchen, oder vielmehr

die Hormtjungfern in ihrem strahlenden, phantastischen Schmuck. „Hormtjungfern?" — Wer sind diese räthselhaften Jungfrauen, was bedeutet dieses seltsame Wort? Nun, die Hormtjungfern sind eben frische, blühende, rosige Mädchengestalten, welche die Braut zum Altare geleiten und die ihren Namen von dem blitzenden, funkelnden Kopfputz, den sie auf dem Haupt tragen, von dem „Hormt" — ein altes wendisches Wort — haben. Dieses Hormt, welches von den altenburgischen Bauernmädchen, aber nur von den Mädchen, nicht von den Frauen, bei Kindtaufen und Hochzeiten getragen wird, ist eine Art runder Schachtel — möchten wir fast sagen — mit purpurrothem Sammet überzogen, an welchem eine Menge kleiner silbernen Tafeln mit silbernen Knöpfchen, an denen wieder kirschblätter-ähnliche, vergoldete Schilechen hängen, befestigt sind. Am Hintertheil dieses seltsamen Kopfputzes gehen zwei aus den Haaren des Mädchens geflochtene und mit farbigem Sammetband umwundene Zöpfe, zwischen denen ein Kränzchen aus Silberlahn sitzt, bogenförmig empor und farbige Glaskorallen erhöhen den Glanz dieses funkelnden und bei der leisesten Bewegung des Hauptes klingenden und tönenden phantastischen Kopfputzes. Ein buntfarbiges Mieder von Seidenzeug, mit jenem zugegenen, seltsamen, pappenen Küraß, der als Versteklaß dient, ein engärmliches Jäckchen von gleichem Steff, wie der des Mieders, ein kurzer, bis zur Wade reichender, bunt-carrirter, sehr saltiger Rock, unter welchem coquett die gestickten, mit Goldfäden durchwirkten Strumpfbänder, und die weißen, durchbrochenen Strümpfe hervorschimmern und kleine, zierliche Saffianpantoffeln, die einen netten, wohlgeformten Fuß bedecken, vollenden den Anzug dieser Mädchen, der zugleich, mit Ausnahme des Hormt ihre gewöhnliche Sonntagstracht ist. Denn die während der Werkeltage besteht, wenn auch Form und Schnitt gleich sind, doch aus geringeren Stoffen.

Die Arrieregarde des Zugs endlich bildeten wieder Banern auf ihren mit rothem, gelbem, grünem Riemenzeug geschirrten Pferden. So geordnet, brach die Karavane auf und brauste unter Sang und Klang und Gejebel durch mehrere Dörfer, die man passiren mußte, ehe man in das Heimathsdorf der Braut kam. In jedem Dorf kamen die Einwohner aus ihren Häusern, brachten Bier, Branntwein und kalte Speisen, mit denen sie gastfreundlich die durchziehenden Hochzeitsgäste bewirtheten. Der noch gar nicht langer Zeit gab es dabei noch mehr Formen und Ceremonien. — Drei bis vier Reiter sprengten dem Zuge voraus, hielten auf dem freien Platz in dem Dorf, welches der Hochzeitszug passiren mußte, an, erhoben sich in dem Sattel und frugen mit lauter, weit hinschallender Stimme: ob es ehrlichen Leuten erlaubt sei, hier einzusprechen, ihre Geschäfte zu verrichten und sich mit Speise und Trank zu erquicken und dann ungehindert ihres Wegs zu ziehen, auf welche ernsthafte und förmliche Anrede eine ebenso ernsthafte Antwort nach hergebrachter Form gegeben wurde. — Vom Morgenwind herübergetragene Glockenklänge, die verkünden sollten, daß heute eine Trauung stattfinde, sagten uns, daß wir uns dem Heimathsdorf der Braut näherten. — Noch eine Biegung der Straße, und die rothen Giebel der Häuser glänzten dem Blick entgegen. Frischen Athem holten die Musikanten, lauter erscholl ihre Fanfare und unter brausendem Jubel und Jodeln stürmte der Zug der Gäste zu Roß und Wagen in's Dorf. Am Hause der Braut standen die Aeltern und Verwandten zum Gruß und zur Bewillkommnung bereit, und nach einem rasch verzehrten Frühstück ging es zur Kirche.

Voran wieder die Musikanten, einen lustigen Hochzeitsmarsch blasend, dann der Brautführer und die Braut mit dem Hormt, ihr zur Linken der Küster mit einem Rosmarinstengel und einem buntseidenen Tuch in der Hand, und dicht hinter ihr der glänzende Schwarm der Hormtjungfern und die übrigen weiblichen Hochzeitsgäste. — In ähnlicher Ordnung, ebenfalls mit Musikanten an der Spitze, zog der Zug des Bräutigams einher, nur daß dieser von einem sogenannten Brautdiener geleitet wurde. Nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie, bei welcher unter Anderem die Brautleute einen Mahlschatz unter sich wechselten, der aus einer Reihe an einer grünseidenen Schnur befestigter alter Henkel-Speciesthaler bestand, ging es in derselben Weise zurück in's Hochzeitshaus. —

(Schluß folgt.)

Theuerungs-Regeln.

Winke für Unbemittelte.

Den Boden, auf welchem Nahrungspflanzen, besonders Getreidearten wachsen, hat man in neuerer Zeit mit Hülfe der Wissenschaft (Agrikulturchemie) dadurch fruchtbarer und für jene Pflanzen gedeihlicher zu machen gewußt, als er vordem war, daß man ihn naturgemäßer bearbeitete und alle die Stoffe zuführte, welche jene Pflanzen durchaus zu ihrer guten Ernährung brauchen, d. s. aber solche Stoffe, aus welchen jene Pflanzen zusammengesetzt sind und die man durch die chemische Untersuchung der Pflanzen kennen gelernt hat. Eine ähnliche Verbesserung bedarf nun aber sicherlich zur Jetztzeit, wo die Zahl schlecht-ernährter Menschen immer mehr wächst und die Nahrungsmittel fortwährend im Preise steigen, der Boden, von welchem aus der menschliche Körper wächst und ernährt wird. Vorzugsweise ist für die ärmere Menschenklasse, welche durch körperliche Anstrengungen ihr tägliches Brot verdienen muß, eine bessere Bodenkultur wünschenswerth. — Der Boden, auf welchem der menschliche Körper hervorwächst, ist nun aber sein Blut und wir wollen einmal versuchen, mit Hülfe der heutigen Wissenschaft (die man vielleicht Sanguikulturchemie nennen könnte), einige Winke zur naturgemäßen Bebauung dieses Bodens zu geben.

Das Blut (s. Gartenlaube 1853. Nr. 45.) ist insofern die Quelle des Lebens (des Wachsthums und der Ernährung) unseres Körpers, als dasselbe, fortwährend im Kreise durch unsern Körper herumfließend, allen Geweben und Organen desselben das Material zu ihrem Aufbaue (von den Haargefäßen aus) liefert. Um nun aber diese Lieferung (den Stoffwechsel; s. Gartenlaube 1854 Nr. 39. u. 1855. Nr. 9.) in ununterbrochenem und richtigem Gange erhalten zu können, müssen dem Blute auch von außen immerfort diejenigen Stoffe zugeführt werden, welche dasselbe zur Erzeugung jenes Ernährungsmaterials bedarf. Die zu diesem Zwecke dem Blute zuzuführenden Stoffe sind, außer dem Sauerstoffe der atmosphärischen Luft, hauptsächlich: Wasser, Eiweißstoffe (Faserstoff, Eiweiß, Käsestoff, Gallerte, Kleber, Hülsenstoff), Fett (Butter, Eidotter, Fleischfett, fette Oele) und fettähnliche Substanzen (Stärke, Zucker, Gummi, Pflanzenschleim und Pflanzengallerte, Spiritus, Milchzucker und Milchsäure, Honig und Wachs), Kochsalz, Kalk, Kali und Natron, Eisen (s. Gartenlaube 1854. Nr. 32. u. 39.). Es finden sich diese Nahrungsstoffe in den verschiedenen Nahrungsmitteln in größerer oder geringerer Anzahl und Menge vor und diese werden danach als mehr oder weniger nahrhaft bezeichnet. Es ist deshalb aber auch von der größten Wichtigkeit für uns, wenn wir die Ernährung unseres Blutes und durch dieses die unseres ganzen Körpers richtig leiten wollen, die Zusammensetzung und Nahrhaftigkeit der Nahrungsmittel, so wie auch deren richtige Bereitungsweise und Verdaulichkeit genau zu kennen. Wir hätten sonach folgende Fragen in Bezug auf die richtige Ernährung unseres Körpers zu stellen und zu beantworten: Wie verhalten sich die gebräuchlichen Nahrungsmittel hinsichtlich ihrer Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit zu einander? Wie sind Nahrungsmittel, zumal die billigeren der Armen, nahrhafter und verdaulicher zu machen? Wie kann sich überhaupt der Arme billig und doch naturgemäß ernähren? Eine erschöpfende Antwort dieser Fragen läßt sich allerdings nur durch wissenschaftliche Versuche im Großen geben; bis diese aber gemacht sind, und sie werden sicherlich über Lang oder Kurz von Seiten der Staaten angestellt werden, mögen die folgenden diätetischen Bemerkungen zum Nutzen der Ernährung armer Leute einige Beachtung finden.

Vorerst vergesse man niemals, daß „den Hunger stillen und sich sättigen" noch durchaus nicht gleichbedeutend ist mit „sich ordentlich nähren." Zu einer richtigen, den Körper gesund und kräftig erhaltenden Ernährung gehören durchaus Nahrungsstoffe, welche den unsern Körper zusammensetzenden

Stoffen ähnlich sind, also außer Wasser solche Nahrungsmittel, die ebenfowohl die gehörige Menge von Eiweiß- wie auch von Fettsubstanzen, Salzen, Kalk und Eisen enthalten. Eine Nahrung, welche den einen oder den andern der genannten Stoffe gar nicht oder in zu geringer Menge besitzt, wie dies bei den Speisen armer Leute gewöhnlich der Fall ist, stört die richtige Ernährung des Körpers und macht denselben elend und krank. Daher das häufige Siechthum und Krankſein Armer. Es drückt ſich der Armuths-Habitus aber um ſo deutlicher aus, je mehr der Arme durch körperliche Anſtrengungen, alſo auf Koſten ſeiner (aus einer Eiweißſubſtanz gebildeten) Muskeln oder des Fleiſches, ſeinen Lebensunterhalt verdienen muß und dieſe bei der Arbeit ſich aufreibenden Muskeln doch nicht ordentlich durch gehörig eiweißhaltige Koſt zu ernähren im Stande iſt. Man vergleiche nur einmal die von Kartoffeln, Brot und Kaffee lebenden deutſchen Arbeitsleute mit den fleiſcheſſenden engliſchen. Es iſt deshalb auch ein großes Unrecht, von ſchlecht und falſch ernährten Perſonen dieſelben Leiſtungen zu verlangen, wie von Solchen, die eine gute Koſt genießen. Dies bezieht ſich übrigens auch auf die Schulkinder, bei denen die Aeltern und Lehrer ſehr oft nicht die gehörige Rückſicht auf das Verhältniß zwiſchen Nahrung und Arbeit nehmen. Es iſt geradezu ein Verbrechen, ja ſogar ſubtiler Mord, wenn Dienſtleute, die tüchtig arbeiten müſſen, nicht genug und wirklich nahrhaftes Eſſen von der Herrſchaft verabreicht wird. Und traurig muß es Jeden ſtimmen, wenn er ſieht, wie man Armen den Hunger durch das allerſchlechteſte und unzureichendſte Nahrungsmittel, durch die faſt nur aus Stärke beſtehende Kartoffel, zu ſtillen ſucht und dann gar noch verlangt, daß ſolche falſch und ſchlecht genährte Subjekte ſchwere Arbeit (an Eiſenbahnen) verrichten ſollen. — Man merke doch nur einmal, daß der Menſch blos bei gemiſchter (d. h. thieriſcher und pflanzlicher) Koſt gut gedeihen kann und daß, wenn er thieriſche Nahrungsmittel (wie Milch, Fleiſch, Ei) entbehren muß, dann wenigſtens ſolche pflanzliche Stoffe zur Nahrung zu wählen hat, die den thieriſchen am ähnlichſten ſind, wie die Getreidearten (Weizen, Roggen, Gerſte, Haſer, Hirſe, Reis und Mais) und Hülſenfrüchte (Erbſen, Bohnen, Linſen und Wicken). In den Pflanzenmahrungsmitteln finden ſich nämlich die Eiweißſubſtanzen (hier Kleber und Hülſenſtoff genannt), welche in den thieriſchen Nahrungsmitteln am reichlichſten vorhanden ſind, und mit ihnen noch mehrere andere Stoffe (beſonders Eiſen und Kochſalz) in zu geringer Menge vor, während von den ſtickhaltigen Stoffen (Stärke, Zucker), an welcher die thieriſchen Nahrungsmittel zu wenig beſitzen (zumal wenn man die Sahne von der Milch und das Fett von der Fleiſchbrühe abſchöpft), im Verhältniſſe zu große Mengen in der Pflanzennahrung vorhanden ſind. Will man alſo die pflanzliche Nahrung gehörig nahrhaft machen, ſo ſind derſelben durchaus noch Eiweißſubſtanzen (Eiweiß, Milch, Käſe, Fleiſchbrühe, Blut), Kochſalz und Eiſen zuzuſetzen. So würde z. B. zum Brote Käſe beſſer als Butter paſſen, Kartoffelbrei in Milch oder Fleiſchbrühe gekocht nahrhafter als mit Butter ſein, den Reis der Käſe nahrhafter machen, zu ganzen Kartoffeln lieber Wurſt oder Käſe als Butter zu eſſen ſein u. ſ. f. Da der Zuſatz von Eiſen aber den Speiſen einen unangenehmen (tintenartigen) Geſchmack geben würde, ſein Vorhandenſein im Blute aber von der allergrößten Wichtigkeit bei der Ernährung des Körpers und bei der Wärmebildung iſt, ſo ließe ſich daſſelbe vielleicht als eiſenhaltiges Schnäpschen zum Eſſen trinken und mit den andern Nahrungsſtoffen dem Blute zuführen. Ein ſolcher Armuths-Eiſenſchnaps könnte dadurch billig hergeſtellt werden, daß man zu einem Gläschen ſchwachen Liqueurs unbrenre Tropfen einer leichtverdaulichen Eiſentinktur (der eſſig-, milch- oder äpfelſauren) zuſetzte.

Sowie nun bei der Wahl der Nahrungsmittel zuerſt nach der Nahrhaftigkeit derſelben zu forſchen iſt, ſo muß ſodann auch die Verdaulichkeit und Verdauung der Speiſen gehörig in Betracht gezogen und ſoviel als möglich unterſtützt werden. Denn es kommt gar ſehr häufig vor, daß eine große Menge von Nahrungsſtoff ganz unbenutzt mit dem Stuhle wieder aus dem Körper ausgeführt wird, ſobald die Verdauung der Nahrungsmittel ſchwer, und unvollkommen vor ſich geht. Am deutlichſten zeigt ſich dies bei dem Genuſſe von Fleiſch, wenn dieſes in ſchwer löslicher Form und in größeren unzerkauten Stücken verſchluckt wird; ebenſo aber auch bei Milch, Käſe, hartem Ei, Hülſenfrüchten und Mehlſpeiſen. Deshalb hängt von der Zubereitung der Speiſen, ſo wie von der richtigen Beobachtung der Verdauungsregeln ſehr viel ab und manche Menſchen brauchten vielleicht nur die Hälfte von Dem zu eſſen, was ſie eſſen, um ihren Körper hinreichend zu ernähren, wenn ſie es richtig genöſſen. Bei der Speiſung Armer ſind dieſe Thatſachen natürlich weit beachtungswerther, als bei den Mahlzeiten Wohlhabender, welche einen Theil der Nahrungsſtoffe blos des Genuſſes wegen genieſſen können, während der Arme nur der Erhaltung ſeines Körpers halber eſſen und trinken muß und zwar billig.

Was nun die zur Förderung der Verdauung dienenden Regeln betrifft, ſo würden die folgenden vorzugsweiſe der Beachtung werth ſein. 1) Man bereite die Nahrungsmittel ſo zu, daß ſie ſo verdaulich als möglich werden, damit nicht Partthien derſelben unverdaut mit dem Stuhle wieder fortgehen. Vorzüglich iſt das Fleiſch, welches um ſo nahrhafter iſt, je blutreicher daſſelbe und je löslicher ſeine Faſern ſind, durch Braten oder richtiges Kochen (wobei große Stücken ſofort in kochendes Waſſer zu bringen und einem ſtarken Feuer auszuſetzen ſind), ſowie durch Behandlung mit Eſſig- oder Milchſäure (ſaure Sahne) leicht verdaulich (d. h. im Magen- und Darmſafte leicht löslich) zu machen (ſ. Gartenlaube 1854. Nr. 21.). Sodann ſind auch unlösliche Stoffe ſo viel als möglich aus den Nahrungsmitteln vor deren Genuß zu entfernen, weil jene Stoffe den Zutritt der Verdauungsſäfte zu den verdaulichen Stoffen und ſo deren Verdauung hindern. Deshalb ſind die von ihren Schalen befreiten (durchgeſchlagenen) Hülſenfrüchte und Getreidekörnen nicht nur verdaulicher, ſondern auch nahrhafter. Es ſind überhaupt alle feſteren Nahrungsſtoffe (beſonders auch die ſtärkereichen Pflanzennahrungsmittel) durch eine richtige Zubereitung ſo weich als nur möglich zu machen, damit die Verdauungsſäfte dieſelben gehörig durchdringen können. — 2) Man bringe alle feſten Nahrungsmittel (zumal das Fleiſch) tüchtig gekaut in den Magen, weil ſonſt die größeren und unzerkauten Stücken unverdaut bleiben. Man eſſe deshalb langſam und kaue ordentlich. — 3) Das Trinken beim Eſſen unterſtützt inſofern die Verdauung, als dadurch die Verdauungsſäfte verdünnt werden und das Feſte beſſer durchdringend erweichen. Ein leichtes Bier, in welchem doch auch, wenn auch nur wenige Nahrungsſtoffe aus dem Getreide vorhanden ſind, iſt natürlich dem Waſſer vorzuziehen. Ebenſo trägt auch das gehörige Würzen der Speiſen, ſowie der mäßige Genuß ſchwach-ſpirituöſer Getränke zur Beförderung der Verdauung mit bei und zwar theils durch Vermehrung der Abſonderung von Verdauungsſäften, theils durch Anregung der Bewegungen in den Verdauungsorganen. Wir möchten zu dieſem Zwecke abermals den oben erwähnten eiſenhaltigen Liqueur empfehlen, der übrigens auch Bleichſüchtigen (Blutarmen) inſofern gute Dienſte thut, natürlich nur neben einer nahrhaften Koſt, als er durch ſeinen Eiſengehalt den Uebergang der Lebensluft (des Sauerſtoffs) aus der eingeathmeten atmoſphäriſchen Luft in das Blut (innerhalb der Lunge; ſ. Gartenlaube 1853. Nr. 17.) befördert.

Zur Kultur des Blutes iſt nämlich Sauerſtoff deshalb ganz unentbehrlich, weil dieſer nicht blos durch Verbrennung gewiſſer Stoffe zur Entwickelung der Wärme beiträgt (ſ. Gartenlaube 1854 Nr. 33), ohne welche der Stoffwechſel (die Ernährung, Zellen- und Gewebsbildung) unmöglich iſt, ſondern weil er auch zur Verwandelung eben der zu Gewebe zu verarbeitenden, neuaufgenommenen Nahrungsſtoffe, ſo wie der alten abgeſtorbenen Gewebsbeſtandtheile zu Auswurfsſtoffen die Veranlaſſung giebt. Die Aufnahme dieſer zum Leben unentbehrlichen Luftart findet in den Lungen ſtatt und wird hauptſächlich durch das Eiſen des Blutes der Blutkörperchen) vermittelt, welches gewiſſermaßen den Sauerſtoff an ſich und ſo in das Blut hineinzieht. Sonach iſt auch das Eiſen im Blute ein ſehr wichtiger Beſtandtheil, und da daſſelbe in den pflanzlichen Nahrungsmitteln, an welche Arme vorzugsweiſe gewieſen ſind, in weit geringerer Menge als in den thieriſchen vorhanden iſt, ſo dürfte die Empfehlung jenes Eiſenliqueurs zum Erſatze des Eiſens gerechtfertigt ſein, immer aber mit der Vorausſetzung, daß auch die andern nöthigen Nahrungsſtoffe ebenfalls gleichzeitig in's Blut geſchafft werden. — Die Stoffe, welche der Sauerſtoff im Blute zum Theile nur zu dem Zwecke verbrennt, um die Eigenwärme unſeres Körpers zu erzeugen, und welche man deshalb auch Heizungsmaterial nennen könnte, ſind Fette und die dem Fette ähnlich zuſammengeſetzten (ſtickſtoffloſen, kohlenwaſſerſtoffigen), alſo außer Fett und ſettige Oele, Honig und Wachs, Stärke, Zucker, Gummi, Pflanzengallerte und Pflanzenſchleim, Alkohol, Milchzucker und Milchſäure, Eſſigſäure. Natürlich wird ein Theil

dieser Stoffe auch zur Fett- und Gewebsbildung benutzt, immer aber, wie es scheint, nur erst dann, wenn vorher die gehörige Temperatur hergestellt ist. — Es sei nun schließlich nochmals eine kurze Uebersicht von den Nahrungsstoffen gegeben, welche der menschliche Körper zu seiner naturgemäßen Ernährung durchaus braucht. Diese Stoffe, welche man die Düngungsmittel des Blutes nennen könnte, scheidet man, mit Ausnahme des Wassers, in drei Klassen: in Eiweißsubstanzen, Fettstoffe und Kohlenwasserstoff-Substanzen. In diesen organischen, ebenso aus dem Pflanzen- wie Thierreiche stammenden Nahrungsstoffen finden sich die unorganischen (Salze, Kalk und Eisen) in solcher Menge vor, daß bei einer richtigen Wahl der ersteren auch die nöthige Zufuhr der letzteren vor sich geht. Nur die Milch enthält alle die genannten Nahrungsstoffe so vollständig in sich, daß sie das vollkommenste aller Nahrungsmittel ist und für sich allein zur richtigen Ernährung des menschlichen Körpers hinreicht. Immer hängt aber die Beschaffenheit der Milch zum Theil noch von der Nahrung ab, welche genossen wird.

I. **Eiweißsubstanzen** (stickstoffhaltig). Sie enthalten stets noch Schwefel, bisweilen auch Phosphor und eine Reihe anorganischer Substanzen, unter denen der phosphorsaure Kalk die erste Stelle einnimmt.

a) Thierische Eiweißsubstanzen:
1) Eiweiß (Albumin) findet sich: im Blute, im Safte des Fleisches und aller Eingeweide, im Weißen der Eier und in sehr geringer Menge im Eidotter (als Vitellin).
2) Faserstoff (Fibrin) findet sich: im Blute (das Gerinnende) und im Fleische (das Faserige).
3) Käsestoff (Caseïn) findet sich: in der Milch (als Käse) und im Blute.
4) Leim oder Gallerte: in den Knochen, Knorpeln, sehnigen und häutigen Theilen.

b) Pflanzliche Eiweißsubstanzen:
5) Kleber: im Samen der Getreidearten (Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Mais, Reis und Buchweizen), dicht unter der Hülse.
6) Hülsenstoff (Legumin): in den Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken).
7) Pflanzen-Eiweiß: in den Säften der meisten, besonders der Gemüsepflanzen, jedoch in geringer Menge.

II. **Fettstoffe** (stickstofflos); sie scheinen den Umsatz der Kohlenwasserstoff-Substanzen zu Fett zu befördern.

a) Thierische Fettstoffe:
1) Fleischfett: Schmalz, Talg, Thran; Gänse-Fettleber.
2) Butter: aus der Milch.
3) Eidotter: das Gelbe der Eier.

b) Pflanzliche Fettstoffe:
4) Fette Oele: aus den Früchten des Olivenbaumes und des Mohnsamens als Baum- und Mohnöl; aus dem Rübsen, Raps, Hanf, Mandel- und Buchenkern ꝛc.

III. **Kohlenwasserstoff-Substanzen** (fettähnlich, stickstofflos). Sie scheinen zum Theil und allmälig in Fett umgewandelt zu werden.

a) Thierische Kohlenstoff-Hydrate:
1) Milchzucker: in der Milch.
2) Milchsäure: in der sauer gewordenen Milch und im Fleische.
3) Honig: von der Honigbiene durch Verarbeitung des Blüthenstaubes gebildet.

b) Pflanzliche Kohlenstoff-Hydrate:
4) Stärke: in der Kartoffel, den Samen der Getreidearten, den Hülsenfrüchten, Moosen (isländischen), im Sago, Arrowroot, Tapioka. Sie scheint innerhalb unseres Körpers die Verwandlungen in Traubenzucker, Milchsäure, Buttersäure und Fett durchlaufen zu können.
5) Zucker: als Rohr-, Trauben- oder Krümelzucker und Schwammzucker.
6) Pflanzengallerte (Pectin): in dem Safte der meisten fleischigen Früchte und Wurzeln.
7) Pflanzenschleim (Bassorin): in der Salepwurzel, dem Leinsamen, Quittenkernen, der Eibischwurzel, Caraghenflechte, im Tragant- und Kirschgummi.
8) Gummi (im arabischen Gummi) und Dextrin: verwandelte Stärke.
9) Alkohol, Spiritus: aus dem Krümel- oder Traubenzucker mit Hülfe der Hefe durch weinige oder geistige Gährung entstanden. Findet sich: im Weine, Branntweine, Rum (aus Zuckerrohrsaft), Arac (aus Reis), Cognac (aus Wein), Bier ꝛc.
10) Essigsäure: im Wein-, Frucht- und Branntweinessig.
11) Milchsäure: im Sauerkraute und den sauren Gurken.

Zu einer guten Nahrung gehören also alle drei der genannten Klassen von Nahrungsstoffen, die Fette nicht weniger als die Eiweiß- und Kohlenwasserstoff-Substanzen; nur scheinen die verschiedenen Stoffe derselben Klasse sich gegenseitig vertreten zu können. Ebenso kann der Körper aber auch ohne die anorganischen Stoffe (Kochsalz, phosphor- und kohlensaure Alkalien, phosphorsauren Kalk, Eisen) durchaus nicht bestehen. — Von allen diesen Stoffen braucht der erwachsene menschliche Körper, um gut ernährt zu werden, im Mittel täglich etwa 1 Unze Eiweißsubstanzen, noch etwas mehr an Fett, gegen 4 Unzen Kohlenwasserstoff-Substanzen und 2 bis 4 Loth anorganische Stoffe. Auf 100 feste organische Bestandtheile der genossenen Nahrung sind demnach etwa 16 Th. Eiweißsubstanzen, 20 Th. Fette und 64 Th. Kohlenwasserstoff-Substanzen wünschenswerth. Natürlich muß sich übrigens die Quantität der täglichen Nahrung nach dem Stoffverbrauche im Körper richten und deshalb bei verschieden großen und verschieden thätigen Menschen verschieden sein. **Bock.**

Kriegsbilder aus der Krim.

Aus dem Tagebuche eines französischen Kavallerie-Kapitains, mitgetheilt von Julius von Wiedebe.

(Schluß.)

Bald darauf kamen denn auch unsere Kompagnien wieder zurückmarschirt. Man sah es den Soldaten wohl an, daß sie soeben aus einem ernsthaften Handgemenge zurückkehrten. Manchem derselben lief das Blut aus kleinen Wunden, die so unbedeutend waren, daß sie dadurch noch nicht zum Verlassen der Glieder gezwungen waren, Andere hatten mehr abbekommen, und mußten von ihren Kameraden zurückgeführt, ja selbst getragen werden, da sie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnten. Unter Letzteren war ein noch sehr junger Zuave, ein Bürschlein von kaum zwanzig Jahren, so ein echtes pariser Kind, wie man deren so viele in diesem Kriege findet. Ihm war ein Fuß von einer russischen Kugel zerschmettert. Trotz dieser bedeutenden Verwundung verlor das Bürschlein, welches von zwei Kameraden auf ihren Gewehrläufen herbeigetragen wurde, doch keinen Augenblick seine gute Laune.

Zu dem Kommandanten des Bataillons, der mitleidsvoll an ihn herantrat, um sich nach seiner Wunde zu erkundigen, meinte er sachend: „Verzeihen Sie, mein Herr Kommandeur, daß ich liegen bleibe, wenn ich mit Ihnen spreche, aber diese Russen haben schon dafür gesorgt, daß ich mein Lebtag nicht wieder auf zwei Füße zu stehen komme," und so scherzte und witzelte er fort, bis er nach der Ambulanze gebracht wurde.

Unter den Verwundeten befand sich auch Pim-Pim, der Kompagniehund, dem ein Russe mit dem Bayonnett das eine Ohr aufgeschlitzt hatte. Es schien wirklich, als fühle der Hund, daß er auch in diesem Gefecht sich eine Auszeichnung erworben habe, so gesetzt marschirte er einher, und ließ sich später seine Wunde von einem Zuaven ruhig verbinden, ohne nur den mindesten Schmerz dabei zu äußern. Einige sechzig bis siebzig russische Soldaten hatten unsere Truppen bei dieser Gelegenheit gefangen genommen, und da ich damals noch nicht so viele Russen gesehen hatte, wie jetzt der Fall, so interessirte es mich, dieselben näher zu betrachten. Es waren meist mittelgroße, nicht sehr kräftig aussehende Menschen mit breiten, häßlichen Gesichtern, die sich fast bei Allen so sehr glichen, daß man kaum einen Unterschied wahrnehmen konnte.

Ihre Uniformirung bestand in einem langen grauen Mantel, der bis an die Knöchel ging, und einem plumpen Lederhelm mit gelber Spitze und dem russischen Doppeladler vorne als Schild. Alles Lederzeug war sehr gut, die übrige Bekleidung und Ausrüstung aber schlecht gemacht. Die gefangenen Russen schienen gar nicht mißvergnügt über ihr Schicksal zu sein, und besonders, als ihnen Weißbrot und Branntwein in ziemlich beträchtlicher Menge gereicht wurde, zogen sie ihre breiten Gesichter in sehr vergnügliche Mienen und wollten Allen die Hände küssen, was den Zuaven viel Spaß machte.

Unter den Gefangenen war auch ein russischer Kapitain vom Generalstabe, ein sehr hübscher, stattlicher junger Mann, der sich mit der größten Tapferkeit vertheidigt und sich erst dann zum Gefangenen ergeben haben sollte, als ihm ein sehr gewandter Zuave mit seinem Gewehr den Degen aus der Hand geschlagen. Dieser russische Kapitain, der eine erschüttlich niedergedrückte Stimmung hatte, sprach so gut französisch, wie ein geborner Pariser, und zeigte sich überhaupt als ein Mann von vieler Bildung und Erziehung. Wir Offiziere waren ungemein artig gegen ihn, und der General Bosquet lud ihn sogleich ein, sein Diner in seiner Lagerhütte einzunehmen. Ueberhaupt wurden alle Gefangene von uns Offizieren wie auch von unseren Soldaten auf das Beste behandelt, und ich glaube kaum, daß jemals nur irgend ein unwürdiges Betragen gegen dieselben vorgekommen ist. Nur die afrikanischen Tirailleure, die wir bei uns haben, sollen hie und da eine Ausnahme machen, und ihre wilde, bestialische Natur auch hier nicht verleugnen, können aber der strengsten Strafe ganz sicher sein, wenn sie bei irgend einer Rohheit oder Grausamkeit gegen Gefangene ertappt werden.

Einige Tage später, als dies Gefecht der Zuaven, dem ich als Zuschauer beiwohnte, war das bekannte Reitergefecht, welches die Engländer bei Balaklava gegen die Russen hatten. Bei Gott, wie haute die englische Reiterei dabei drein, es war nicht möglich, sich muthiger zu schlagen, wie diese braven Leute es hier thaten. Die ganze Anordnung des Gefechtes war eine völlig unüberlegte, und Hunderte von braven Kavalleristen wurden nutzlos dem Tode geopfert, aber der Muth und die Kraft der Einzelnen konnte gar nicht größer sein, wie sie sich hier bei dieser Gelegenheit in so recht glänzendem Lichte zeigte. Es sah wirklich von dem Standpunkte aus, von wo wir, die wir die Eskorte des Generals Raglan bildeten, dem Gefechte zuschauten, als ob das kleine Häuflein der englischen Reiterei, was sich in vollem Galopp mitten in die große dunkle Masse der russischen Kavallerie hineinstürzte, völlig von derselben verschlungen würde. Mit meinem Handfernglas konnte ich das Ganze sehr deutlich erkennen, und gewiß an fünf Russen kamen stets auf einen Engländer, so groß war die Uebermacht der Ersteren. Wir glaubten sicher, auch kein Mann der englischen Brigade würde davon kommen, aber siehe da, schon nach einigen Minuten hatte sich dieselbe durch die sich ihr entgegenstellenden feindlichen Regimenter durchgearbeitet und die russische Aufstellung durchbrochen. Der lebhafteste Enthusiasmus herrschte über diese heldenmüthige That unserer edlen Bundesgenossen bei allen unsern Leuten, und unwillkürlich brachen wir Zuschauer alle in den lautesten Jubel aus, und „vivent, vivent les braves Anglais!“ ertönte fort und fort aus den Reihen unserer Leute. Hätte der strenge Befehl uns nur nicht an dem Platze festgebannt, wie unendlich gerne wären wir mit den Engländern zusammen geritten, und hätten den Ruhm und die Ehre des Tages mit denselben getheilt. Furchtbar war aber der Verlust, welchen die tapfere englische Reiterei in diesem Gefechte hatte, und kaum die Hälfte der Leute, die am Morgen aufsaßen, war am Abend noch in den Gliedern. Die schönen, hohen Blutpferde, mit denen die gesammte englische Kavallerie beritten ist, waren über und über mit Schaum bedeckt, ihre Flanken bluteten von den heftigen Sporenstößen ihrer Reiter, mit denen diese sie in das heftige Batteriefeuer der Russen hineingetrieben hatten, und viele zeigten die Spuren von Streifhieben und anderen Verwundungen, welche sie im Kampfe bekommen.

Nicht minder erschöpft und hart mitgenommen, wie ihre Pferde, sahen die Reiter selbst aus. Die Helmbüsche und Kämme hingen halb zerhauen herab, von den Epauletten fehlte die Hälfte, die Uniformen hatten Schlitze und Löcher in Menge aufzuweisen und gar mancher tapfere Sohn Albions hatte blutete aus noch nicht verbundenen Wunden. Welche Lücken zeigten sich aber in den Gliedern, wie arg waren die Schwadronen zusammengeschmolzen! Und doch sah diese so arg mitgenommene englische Reiterei in dem Augenblick ungemein stolz und schön aus, und ihr Anblick mußte jeden wahren Krieger mit der lebhaftesten Begeisterung erfüllen. Das Gefühl des Sieges, der Zufriedenheit mit der vollbrachten That, prägte sich deutlich in dem Gesicht jedes einzelnen Reiters aus, und gab der ganzen Schaar ein unbeschreiblich stolzes Ansehen. Unsere französischen Soldaten, bei der großen Lebhaftigkeit, mit der sie Alles erfassen, konnten ihrer stürmischen Begeisterung für diese englische Reiterei gar keine Grenzen setzen, und wohl niemals ist fremden Waffenthaten eine unbefangenere und aufrichtigere Anerkennung gezollt worden, wie es von uns an diesem denkwürdigen Schlachttage geschah. Das „vivent les braves Anglais, vivent nos braves camerades.“ Gerufe wollte an dem Tage gar nicht aufhören, und wo meine Chasseurs nur einen englischen Reiter erblickten, da verstehlten sie nicht, Alles anzuwenden, um ihre unbedingte Freude über das muthige Benehmen dieser zwei englischen Kavallerie-Brigaden auszudrücken. Von allen Seiten erboten sich Freiwillige aus unseren Korps, in das englische Lager zu gehen, um dort zu kochen, Holz herbeizuschleppen, kurz, alle möglichen derartigen Dienste zu verrichten, damit es die Soldaten daselbst an diesem Abend ja recht bequem hätten, und sich von den Strapazen des heutigen Gefechtes vollkommen wieder erholen könnten. Noch spät in der Nacht brachte eine Patrouille von meiner Eskadron einige versprengte englische Dragoner mit, die alle leicht verwundet waren, und auf eine sehr sühne Weise mit sammt ihren Rossen sich wieder aus der russischen Gefangenschaft befreit hatten, zu uns, und dieselben blieben die Nacht in unserm Lager. Was meine Chasseurs diesen Engländern nur an den Augen absehen konnten, thaten sie denselben zu Gefallen, und Jeder brachte gewiß das Beste, was er an Speise und Trank nur irgendwie besaß, für diese geehrten Gäste herbeigeschleppt, so daß diese beinahe des Guten zu viel genossen hätten. So ein englischer Soldat hat aber in der Regel einen guten Magen und kann Quantitäten an Speisen und noch mehr an starken geistigen Getränken zu sich nehmen, die Einem mit Recht in Erstaunen zu setzen vermögen. Auch die englischen Offiziere huldigen den Tafelfreuden gern und viel, und wir Franzosen sind in der Regel ungleich mäßiger wie diese.

Hier müssen aber diese wohlgenährten Engländer gar große Entbehrungen leiden, und obgleich sie mit Geld ungleich besser versehen sind wie wir, und ihrer Regierung wohl fünf Mal mehr Kosten verursachen, wie bei uns der Fall, so leben wir doch ungleich besser. So tapfer diese Engländer aber auch in der Schlacht sind, so gewaltig unbeholfen und ungeschickt zeigen sie sich in allen sonstigen militairischen Verrichtungen, die ein Soldat im Felde verstehen muß, und es ist darin gar kein Vergleich zwischen ihnen und unseren Soldaten. So war ich kürzlich einige Stunden auf einer englischen Feldwache, die von Dragonern und Grenadieren der Garde, lauter hohen, kräftigen Gestalten, besetzt war. Die Soldaten hatten alle eine starke Ration von Reis, getrocknetem Rindfleisch, Gewürzen und Rum bei sich, und meine Chasseurs wären in Algerien überglücklich gewesen, wenn sie nur alle Sonntage so viele und gute Lebensmittel geliefert bekommen hätten. Diese englischen Soldaten stellten sich aber so unglaublich ungeschickt im Kochen an, daß sie keine einzige ordentliche Speise zu Stande brachten, und Viele nur ihr Fleisch, was sie einigermaßen geröstet hatten, ohne Weiteres zu ihrem Brote verzehrten, den guten Reis aber fortwarfen. Natürlich war die Mannschaft sehr hungrig, deshalb in steter schlechter Laune, und statt zu singen und Witze zu machen, wie es unsere Soldaten beständig auf den Feldwachen thun, brummten und stichten sie fortwährend, oder suchten Hunger und Langeweile durch möglichst langes Schlafen zu vertreiben. Dabei war die ganze Feldwache an einem so ungünstigen Platze wie nur irgend möglich aufgeschlagen, obgleich man ungefähr fünfzig Schritte davon einen ungleich besseren Ort dazu hätte finden können. Auch die beiden englischen Offiziere, welche hier befehligten, verstanden den allen militairischen Sachen so wenig, daß jeder Korporal meiner Eskadron sie unbedingt darin weit übertreffen hätte. Es waren Beides sehr vornehme junge Männer von dem größten Muthe und vielen sonst gewiß trefflichen Eigenschaften, aber Offiziere in dem Sinne, wie wir Franzosen es verstehen, waren es nicht, und sie machten auch gar kein Hehl daraus. Komisch war auch ihre Verzweiflung über das in der That fast ungenießbare Essen, was ihre Bedienten ihnen trotz des silbernen Bestecks gekocht hatten. Ein Huhn, welches sie für

theures Geld erkauft, war total verbrannt, der Reis steinhart gekocht, und die Fleischklöße in der Suppe glichen eher Kanonenkugeln wie menschlichen Nahrungsmitteln, und es hätte in der That ein Straußenmagen dazu gehört, um dieselben zu verdauen. Brot und trefflicher Madeira, an dem die ungeschickten Bedienten glücklicher Weise nichts verderben konnten, mußten den Hauptbestandtheil des ganzen Mahles bilden.

Da die Engländer am anderen Tage noch auf der Felswache blieben, so machte ich mir den Spaß, und schickte drei oder vier gewandte Chasseurs meiner Escadron zu ihnen hinaus, damit diese bei der Bereitung der Speisen helfen sollten. Nun nahm die Sache denn gleich eine ganz andere Wendung, und mit denselben Rationen bekamen die Engländer eine Mahlzeit, wie sie solche ihrer Versicherung nach noch nicht wieder gehabt hatten, seitdem sie Portsmouth verlassen. Meine Chasseurs hatten zuerst das gesalzene Fleisch, wie es sich gehört, recht tüchtig ausgewässert und dann eine Bouillon daraus gekocht, die zusammen mit dem Reis eine so kräftige Suppe, wie man sie nur wünschen konnte, abgab, das Fleisch dann in kleine Quarree's geschnitten und mit Brot, Gewürz und Rum zusammen recht geschmort, so daß es eine ganz wohlschmeckende Speise abgab. Den beiden englischen Offizieren hatten sie eine Wildente am Spieße gebraten, und dann aus Reis, Zucker und Madeira eine sehr wohlschmeckende Mehlspeise bereitet. Die ganz davon entzückten englischen Offiziere hatten meinen Chasseurs einen Napoleonsd'or als Trinkgeld geben wollen, diese hatten aber — was mich ungemein freute — zu viel militärischen Stolz besessen und gesagt, man möge das Geld nur in das Lazareth für die Verwundeten senden, sie seien französische Soldaten und bedürften desselben nicht. —

Eine sehr blutige Schlacht war die bei Inkerman, und die unerschütterliche Tapferkeit der englischen Soldaten hat sich dabei so recht im glänzendsten Lichte gezeigt. Die Russen hatten anfänglich mit einer mehr wie dreifachen Uebermacht die englischen Bataillone angegriffen, und doch wichen und wankten dieselben nicht und hielten wie die Mauern die so heftigen feindlichen Angriffe aus. Die große Körperkraft, welche viele englische Soldaten besitzen, ist ihnen hier bei Inkerman vortrefflich zu Statten gekommen, denn es ist großentheils ein Kämpfen Mann gegen Mann gewesen. Von dieser Körperkraft einzelner englischer Grenadiere wurden uns aus glaubwürdigem Munde manche ganz erstaunliche Beispiele erzählt. So hat z. B. ein englischer Korporal, der sein Gewehr schon verloren hatte, einen wüthenden Sprung auf einen russischen Offizier gemacht, und bevor dieser mit seinem Säbel einen Hieb führen konnte, denselben wie ein Wickelkind auf beiden Armen hoch in der Luft gehalten und ihn dann auf die Bayonnette seiner eigenen vorwärts stürmenden Soldaten geschleudert. Diese sind vor einem solchen eigenthümlichen Wurfgeschoß zurückgeschreckt und in's Stutzen gekommen, so daß die übrigen englischen Grenadiere dadurch Zeit gewannen, sich zu sammeln und eine kräftige Bayonnettattaque auf die Russen zu machen. Ein anderer Engländer, den ich später selbst sah, wirklich auch ein Mann von wahrhaft riesenhaftem Körperbau, hat mit den Händen mehrere Kanonenkugeln, die auf dem Boden lagen, ergriffen und auf die gegen ihn anstürmenden Feinde geworfen, bis es ihm gelungen, sich wieder eines anderen Bayonnetts zu bemächtigen. Seine Kameraden sagen aus, daß sie Augenzeugen gewesen, wie dieser eine Grenadier allein über zehn Russen getödtet oder schwer verwundet habe. Ueberhaupt war an mehreren Stellen des Schlachtfeldes ein förmliches Morden gewesen, und die Leichen, und zwar durchschnittlich in dem Verhältniß von einer englischen zu drei russischen, lagen in ganzen Haufen über einander. Kolben und Bayonnette hatten hier am Mörderischsten gehaust, und die meisten Leichen ihre Todeswunden von diesen Waffen erhalten. Viele russische Leichen fand ich, denen der Schädel durch einen Kolbenschlag zerschmettert oder die Brust mit dem Bayonnette durchbohrt war, während die der Engländer großentheils mehrere Wunden zeigten. Vorzüglich wirksam hatten sich übrigens bei diesem Handgemenge die Revolvers, welche fast alle englischen Offiziere bei sich führten, gezeigt.

So hat ein englischer Kapitain durch drei hinter einander folgende Schüsse mit seinem Revolver drei russische Soldaten niedergestreckt. Zwei andere Kameraden derselben, die gar nicht haben begreifen können, daß man mit der kleinen Pistole hinter einander mehrere so sicher treffende Schüsse thun könne, ohne sie vorher wieder zu laden, haben darauf ganz bestürzt ihre Gewehre fortgeworfen und sich dem Engländer als Gefangene ergeben. Trotz dieses ungemein heldenmüthigen Widerstandes hätten die Engländer am Ende dennoch der russischen Uebermacht unterliegen müssen, wenn unsere französischen Truppen denselben nicht mit so großer Schnelligkeit zur Hülfe gekommen wären. Noch niemals habe ich gesehen, daß Truppen so schnell unter den Waffen standen, wie in dem Augenblick, als unser Lager durch die Nachricht alarmirt wurde, daß die Russen mit großer Uebermacht unsern englischen Bundesgenossen angegriffen hätten. Es war eine Schnelligkeit, ein Eifer unter den Soldaten, daß die Offiziere wahrlich nicht nöthig hatten, dieselben noch mehr anzuspornen. So wie die Bataillone nur in etwas geordnet waren, und es bedurfte kaum einiger Minuten hierzu, ging es im Laufschritt dem Kampfplatze zu, der uns durch den lauten Kanonendonner und den Schlachtenlärm so deutlich bezeichnet war, daß man ihn nicht verfehlen konnte. Voran, wie immer bei solchen Gelegenheiten, wieder die Zuaven, die mit ihrer großen körperlichen Andauer und Gewandtheit nicht marschirten, sondern förmlich liefen. „Vivent les braves Anglais, en avant vite — vite — vite en avant Zouaves!“ ertönte es unablässig aus den Reihen derselben. So wie sie so weit in die Nähe der Russen gekommen waren, daß ihre Salve von Wirkung sein konnte, gaben sie dieselbe, und nun ging es ohne Weiteres, ohne sich Zeit zum Wiederladen der Gewehre zu lassen, mit dem Bayonnette auf die Feinde los. Wenn unsere Zuaven und Chasseurs auch lange nicht die Körperkräfte der Engländer besitzen, so sind sie dafür doch ungleich behender und im Bayonnettiren geübter, und daher nicht minder gefährliche Gegner wie diese. So haben sie denn furchtbar zwischen den Russen aufgeräumt und wesentlich mit zum Gewinnen dieser blutigen Schlacht beigetragen.

Wir Chasseurs d'Afrique waren leider nur in viel zu geringer Anzahl gegenwärtig, um die leicht Tausende der russischen Reiterei, die in zweiter Linie aufmarschirt stand, angreifen zu können, wie denn auch das Terrain theilweise sehr ungünstig für die Kavallerie sich zeigte. Einzelne Dienste geleistet haben wir übrigens dennoch, und manche meiner Reiter fanden Gelegenheit, sich auszuzeichnen. So besonders auch ein alter Korporal, der schon von 1830 her beständig in Algerien diente, und den früher die Reiter des Abd-el-Kader einmal so zusammengehauen hatten, daß sein Gesicht von den vielen Kreuz- und Duernarben ganz wie zerhackt aussah. Auf seinem Rappenhengst, einem wüthenden Thier, mit dem Keiner in der ganzen Escadron fertig werden konnte, stürzte sich dieser Korporal mitten in eine russische Infanterieabtheilung hinein, gleich als wolle er freiwillig den Tod da suchen, obgleich dies gar nicht in seiner Absicht lag. Einige andere Chasseurs kamen ihm zur Hülfe, und ihre Säbel wußten so tüchtig um sich zu schlagen, und die Hengste, die hochauf sich bäumten und mit den Vorder- und Hinterfüßen um sich hieben, leisteten bei diesem Kampfe so treffliche Dienste, daß die ganze russische Infanterieabtheilung theils zersprengt, theils aber auch niedergehauen oder gefangen genommen wurde.

So glückte es unsern vereinten Bemühungen, denn es war auch kein einziges Truppenkorps, was nicht mit der äußersten Kraftanstrengung kämpfte, nach blutiger Gegenwehr die Russen endlich vollständig von dem Schlachtfelde zu vertreiben, obschon ihre Uebermacht eine so ungemein bedeutende war. Leider war nur unsere Kavallerie an Zahl zu schwach, um eine nachdrückliche Verfolgung der geschlagenen Feinde damit unternehmen zu können, sonst hätte sich der geordnete Rückzug derselben entschieden in die wildeste Flucht verwandeln müssen. Einzelne Gefangene machten wir übrigens noch eine ganze Menge und erbeuteten auch viele Munition, Waffen u. s. w. Unbeschreiblich war übrigens die stürmische Freundschaft, mit der am Abend dieses Schlachttages von Inkerman die Engländer und Franzosen bei allen Begegnungen sich begrüßten. Selbst die oft sehr steifen und hölzernen englischen Offiziere hatten ihre sonstige Förmlichkeit ganz verloren, waren so herzlich und entgegenkommend wie nur möglich und übertrafen uns Franzosen hierin. Habe ich doch selbst gesehen, daß ein englischer Stabsoffizier dem Kommandanten eines Zuavenbataillons um den Hals fiel und ihn küßte und herzte als wenn es sein bester Freund wäre, obschon er ihn früher niemals gesehen hatte. Andere englische Offiziere verschenkten ihre Uhren, Ringe, Pfeifen, kurz Alles, was sie nur an derartigen Dingen bei sich führten, an französische Soldaten, die sich besonders ausgezeichnet hatten.

Digitized by Google

So machte ein Chasseur d'Afrique an diesem Tage ein besonderes Glück. Er sieht einen schon verwundeten englischen Offizier, der sich nur mit äußerster Anstrengung noch gegen drei russische Soldaten, die mit ihren Bayonnetten auf ihn einstürmen, vertheidigen konnte; der Chasseur wirft sich mit seinem Mengste sogleich dazwischen, und es gelingt ihm, einen Russen niederzuhauen, die anderen Beiden aber in die Flucht zu schlagen, wobei er übrigens selbst einen zwar tiefen aber sonst nicht weiter gefährlichen Bayonnettstich in den Schenkel erhält. Da der englische Offizier von seinen Wunden zu ermattet war, um gehen zu können, so läßt ihn der Chasseur von zwei anderen französischen Soldaten zu sich auf das Pferd heben, hält ihn dort sorgsam mit beiden Armen vor sich auf dem Sattel und bringt ihn so in das englische Hospital, worauf er dann erst an sich selbst denkt und sich seine Wunde von einem französischen Militärarzt verbinden läßt. Der englische Offizier, der Sohn eines sehr reichen Lords, zeigte sich gegen seinen Retter aber ungemein dankbar. Er hat denselben nach seiner Wiederherstellung aufgesucht und ihm nicht allein eine sehr schöne goldene Uhr geschenkt, sondern ihm auch gerichtlich durch den Auditeur des Regiments für seine ganze übrige Lebenszeit eine Jahresrente von 30 Pfund Sterling vermacht.

Einen Tag nach dieser Schlacht bei Inkerman war ich als Parlamentair bei den russischen Vorposten, von dem Korps, was außerhalb von Sebastopol stand. Es sollte nämlich ein gegenseitiger Waffenstillstand zur Ausfuchung und Fortschaffung aller Verwundeten und Todten, die vielleicht noch einzeln zerstreut in den mit Buschwerken bewachsenen Schluchten umherlagen, abgeschlossen werden, worauf die Russen, die eigentlich den meisten Vortheil davon hatten, auch gern eingingen. Der russische Oberst der Ulanen, bei dem ich mich an zwei Stunden aufhielt, bis ein höherer General, dem man von meinem Dasein unterrichtet hatte, selbst ankam, war ein sehr artiger, feingebildeter Mann, der auch ganz geläufig Französisch sprach. Er bewirthete mich mit trefflichem Thee, Zwieback und Wurst, und entschuldigte sich lachend, daß er mir keine Butter dazu vorsetzen könne. Wir plauderten die zwei Stunden sehr gemüthlich mit einander, und es war unserer Unterhaltung gewiß nicht anzumerken, daß wir Feinde waren, die vielleicht schon am nächsten Morgen mit der äußersten Erbitterung gegen einander kämpfen würden. Besonders mußte ich dem Russen viel von unserem eigenthümlichen Dienst in Algerien und der Organisation unserer leichten Kavallerie daselbst erzählen, wogegen er mir manche ganz interessante Details aus dem Kaukasus, wo er mehrere Jahre gefochten hatte, mittheilte. Bei diesem Gespräche meinte er, ob es mir in Algerien nicht besser gefallen habe wie hier in der Krim, wo doch wahrhaftig keine große Freude sei, und wo wir besonders auch der vielen hübschen Mädchen, die in Algerien sein sollten, entbehren müßten. In eben dem scherzenden Tone erwiederte ich: „Es sei freilich sonst in vieler Hinsicht in Algerien weit angenehmer wie hier vor Sebastopol, doch würde dies dadurch reichlich wieder ausgeglichen, daß es für uns französischen Soldaten ja eine weit größere Ehre sein müsse, uns mit der tapfern und wohldisciplinirten Armee eines so mächtigen Monarchen, wie der Kaiser von Rußland sei, herumzuschlagen wie mit den Hajuten und Kabylen." Der russische Oberst lachte hierzu und meinte: „Dies ist freilich wohl wahr, wir fechten auch viel lieber gegen Euch Franzosen wie gegen die Tscherkessen."

Während wir uns noch so ganz gemüthlich mit einander unterhielten, kam der russische Generallieutenant, der hier befehligte, angeritten. Derselbe sprach in etwas hochfahrendem Tone gegen mich, und da mich dies verdroß, so antwortete ich demselben ebenso kurz und bestimmt, ohne jedoch die Regeln der militärischen Artigkeit zu verletzen. Dies Mittel war von Wirkung, denn der russische General ward allmälig artiger gegen mich, so daß ich meine Absicht vollkommen erreichte, und wir zuletzt in äußerlich sehr höflicher Weise von einander schieden. Auffallend war mir als französischem Offizier nur die übergroße Unterthänigkeit, welche alle übrigen russischen Offiziere gegen diesen General bewiesen. Es ist bei uns Franzosen gewiß eine sehr strenge Disciplin, aber solche äußerliche Unterwürfigkeit wird der letzte Rekrut nicht seinem Obersten an den Tag legen.

Blätter und Blüthen.

Aesthetik der Eleganz. Die Eleganz hat ihren Sitz in den Manieren, in der Art und Weise, auf welche ein Eingeborner von Buenos Aures seine Cigarita raucht oder auf welche eine Dame der ersten Arrondissements von Paris ihren Fächer handhabt. Die Grundbedingung der Eleganz liegt im Charakter; denn bei der Abwesenheit von unterscheidenden Zügen oder eines bestimmten Stoffs giebt es keine Eleganz. Deswegen ist ein Kind nie elegant, sondern blos graziös, weil es keinen eigenen Stoff hat. Diejenigen, welche Geschmack ohne Eleganz haben, sind Personen ohne Individualität; sie können Andern einen guten Rath bei der Auswahl einer Sache geben, aber sie können ihre Kenntniß nicht auf sich anwenden. Die Art, auf welche Jemand sich kleidet, giebt uns deshalb den besten Begriff von seinem Charakter. Eleganz im Kostüm liegt blos in dem harmonischen Einklang zwischen dem Individuum und seinem Stoff in der Tracht. Ich war einst mit einer Modistin in Paris bekannt, welche ihre Kunst gründlich studirt und gefunden hatte, daß Eleganz die Zwillingsschwester des Charakters sei. Um zu erfahren, ob eine gewisse Farbe oder ein besonderer Zuschnitt für diese und jene Person passend sei, ließ sie dieselbe nie ihre Mode versuchen, sondern richtete blos Fragen an sie und je nach den Antworten oder vielmehr Andeutungen, welche sie erhielt, wurde sie in den Stand gesetzt, ihr Resultaten zu gelangen, deren Richtigkeit nicht in Abrede zu stellen war. Eines Tages besuchte ich sie mit einem Freunde, welcher eine Haube für seine Mutter und einen Hut für seine Schwester, welche Beide sich in Baden-Baden aufhielten, kaufen wollte. — „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir das Alter Ihrer Mutter zu sagen?" sagte sie mit der größten Höflichkeit. — „Gerade fünfzig," war die Antwort. — „Geht sie viel in Gesellschaft?" — „Im Gegentheil, sie führt ein sehr zurückgezogenes Leben." — „Widmet sie viel Zeit ihren religiösen Betrachtungen?" — „Einige Stunden des Tags." — „Wie ist ihr Gesicht gebildet?" „Oval." — „Und die Farbe ihrer Augen?" — „Grau." — „Ihre Nase?" — „Länglich." — „Ich danke Ihnen. Das genügt." — Die Modistin klingelte hierauf, und eine ältliche Frau kam, zu der sie sagte: „Bringen Sie mir die Haube mit der Marke: L. R. C. Nr. 21." — Die Frau wollte gehen, aber die Modistin hielt sie zurück und rief: „Wie einfältig ich bin, ich vergaß Sie zu fragen, ob Ihr Vater noch lebe?" — „Nein, Madame." — „In diesem Falle ist diese Farbe zu dunkel; bringen Sie mir etwas helleres, L. R. D. Nr. 17," sagte sie zu der Dienerin. — „Nun," fuhr sie fort, „in Ihrer Schwester Alter sagten mir, glaube ich, daß sie 18 Jahre alt sei?" — „Nicht ganz." — Die Modistin zog einen zweiten Glockenzug, und ein hübsches Mädchen erschien. „Erlauben Sie mir, mein Herr," fuhr sie fort, „eine wichtige Frage an Sie zu richten. Ist Ihre Schwester schön?" — „Man hält sie dafür." — „Ist sie musikalisch?" — „Ja." — „Wie ist die Farbe ihrer Haare?" — „Schwarz." — „Tanzt sie?" — „Sie liebt den Tanz." — „Ich danke Ihnen; das genügt vollkommen." — Hierauf machte sie dem Mädchen ein Zeichen, und dasselbe erschien mit einem reizenden Hut. — „Morgen früh," sagte sie zuletzt, „wird Beides bereit sein." — Sie hielt ihr Wort, und me gab es eine elegantere Haube oder einen Hut, der eine Dame besser gekleidet hätte.

Literarisches. Die Verlagshandlung des hannöverschen Courriers, C. Rümpler, hatte einen Preis von 40 Dukaten ausgeschrieben für die beste für eingelandte Novelle. Zu Preisrichtern waren ernannt: Hr. Wagrafl, Otto Müller, Th. Colshorn. Sie haben einstimmig den ersten Preis dem Verfasser der „stillen Mühle" zuerkannt, der versiegelte Zettel nannte „Elfried von Tanra". Den zweiten Preis erhielt „Anton und Cordelia" von A. Schlönbach. Wir freuen uns um so mehr über dies Resultat, als beide Schriftsteller Mitarbeiter unserer Gartenlaube sind. Wir werden nächstens eine Novelle von Elfried von Tanra bringen. Derselbe ist ein Landsmann von uns Sachsen, und nächstens wird bei Wolf in Freiberg von ihm erscheinen: „Friedrich der Freudige", ein Heldenstück in freien Liedern, dessen Ertrag dem Rothleidenden im Erzgebirge bestimmt ist. Der Held der Dichtung, bekannter unter dem Namen „Friedrich mit der gebissenen Wange", ist der eigentliche Gründer des sächsischen Königshauses Wettin und sein reiches Leben ganz zum poetischen Stoff geeignet. Die erste Abtheilung ist Wartburg, die zweite Freiberg überschrieben. Sobald das Werk erschienen, werden wir ausführlicher darauf zurückkommen.

Wiederholt machen wir darauf aufmerksam, daß der Abonnementspreis von $1^3/_4$ Thlr. für den letzten Jahrgang (1855) der Gartenlaube nur noch bis Ende dieses Monats gilt, von da ab tritt der Ladenpreis von 2 Thlr. ein.

„Aus der Fremde" Nr. 3 enthält:
Ein König aus dem Morgenlande. — Wanderungen in Süd-Australien. Von Fr. Gerstäcker. Zweiter Artikel. — Briefe aus der Mormonenstadt. II. — Franklin und die Reisen zur Ermittelung seines Schicksals. — Aus allen Reichen: Eine uralte Stadt. Smithsonia Institution in Washington. Lebendige Juwelen. Auch ein Paradies.

Die erste Nummer von „Aus der Fremde" ist durch alle Buchhandlungen und Postämter **gratis** als **Probe** zu erhalten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 4. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Herr Baron," sagte der Greis, „Ihr Rechtsanwalt hat die schwierige Angelegenheit zu einem gedeihlichen Ende geführt. Genehmigen Sie die Punkte, die ich mit ihm zu verabreden gezwungen war, so kann ich den Willen meiner Tochter mit gutem Gewissen sanctioniren."

„Ich genehmige Alles, Alles," rief Ludwig, „denn Heiligenstein ist mir ein väterlicher Freund, er besitzt die ausgebehnteste Vollmacht."

„Und Du, Henriette?"

Sie reichte dem jungen Baron die Hand und trat mit ihm zu dem Vater.

„In Gottes Namen!" rief der greise Oberst. „Und Du, alter Freund," fügte er gerührt hinzu, indem er zum Himmel emporblickte, „gieb wie ich deinen Segen zu einer Verbindung, die unabhängig von allen äußern Einflüssen geschlossen ist. Mein ältestes Kind ward ein Opfer der Verhältnisse, ich hege die frohe Zuversicht, daß meine Henriette in der Wahl ihres Herzens glücklich sein wird!"

Gerührt kehrten Alle in das Zimmer des Obersten von Epp-stein zurück. Hier erzählte Ludwig die Scene mit den Erichsheim's. Die drei Männer hielten eine kurze Berathung. Es ward beschlossen, daß Ludwig der Freifrau am nächsten Morgen einen Besuch abstatten und bei dieser Gelegenheit die Geschäfte seines künftigen Schwiegervaters ordnen sollte. Nach Tische unternahmen die Liebenden eine Landpartie, und der Oberst und Heiligenstein begleiteten sie. Ludwig stand auf dem Gipfel seines Glücks — als er am Abend schied, trug er den Verlobungsring Henriette's am Finger.

VI.

Am folgenden Tage begab sich Ludwig zu der Freifrau von Erichsheim. Die alte Dame war überrascht, aber sie empfing den Besuch stolz und mit kalter Artigkeit.

„Sie wollen meinen Sohn sprechen?" fragte sie.

„Zunächst bitte ich die gnädige Frau um eine kurze Unterredung."

„Mich, Herr Baron? Zählen Sie auf eine Vermittelung des Ehrenhandels mit meinem Sohne, so muß ich im Voraus bitten, mich zu verschonen, denn — —"

„Verzeihung, gnädige Frau, ich bin gewohnt, meine Ehrenhändel selbst auszufechten; mein gegenwärtiger Besuch hat einen andern Zweck, er betrifft eine Geschäftssache."

Nachdem die Dame dem jungen Baron einen Stuhl angedeutet, ließ sie sich mit der Würde einer Königin auf dem Sopha nieder. Ungezwungen nahm Ludwig ihr gegenüber seinen Platz.

„Gnädige Frau," begann er, „Sie haben diesen Morgen dem Obersten von Eppstein das Kapital gekündigt, das Sie auf seinem Gute Nienstedt stehen haben. Dieses Kapital ist Ihnen nicht nur durch die erste Hypothek genannten Gutes gesichert, Sie besitzen über dieselbe Summe auch noch einen Wechsel."

„Ah, das ist es!" süsserte höhnend die Freifrau.

„Ja, das ist es, Madame!"

„So sind Sie der Negociant des Herrn Obersten?"

„Ich bitte, nehmen Sie mich als solchen."

„Nun gut, so sagen Sie ihm, daß ich nach acht Tagen zunächst von dem Rechte Gebrauch machen würde, das mir der Wechsel giebt. Noch heute wird mein Rechtsanwalt Auftrag erhalten — —"

„Ersparen Sie sich diese Mühe, gnädige Frau; ich komme im Auftrage des Herrn Obersten, um den Wechsel sofort einzulösen. Dieses Portefeuille enthält die volle Summe in guten Staatspapieren."

Der Baron holte ein Taschenbuch hervor und behielt es in der Hand. Fast bestürzt sah es die Freifrau an.

„Dieser Umstand würde das Geschäft allerdings vereinfachen," sagte sie mit einem verlegenen Lächeln. „Dennoch würde ich meinem Rechtsanwalt nur Auftrag zu geben haben, das Kapital gegen die Papiere einzutauschen."

„Und wenn sich die gnädige Frau auf der Stelle diesem Geschäfte unterzöge?"

„Dies ist unmöglich, da ich die betreffenden Papiere nicht bei mir führe. Aber zählen Sie darauf, in acht Tagen wird das Geschäft beendet sein. Wo hat sich mein Geschäftsträger einzufinden?"

„Auf dem Gute Nienstedt."

Ludwig verbarg sein Portefeuille und erhob sich. Die Freifrau verließ ebenfalls ihren Platz. Man grüßte sich gegenseitig sehr artig, und der Besuch entfernte sich. Frau von Erichsheim war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben.

„Verdammt," zischte sie, „so wäre mir das letzte Mittel entrungen, mit dem ich den alten Schwachkopf meinem Plane geneigt machen konnte! Armer Ignaz, die schöne Henriette ist für Dich verloren. Und wer trägt die Schuld daran? Wer zerstört alle Hoffnungen, alle Aussichten auf einen glücklichen Erfolg? Dieser Abenteurer, dieser spekulirende Baron. Er ist uns ein gefährlicher

Gegner, denn er besitzt die mächtige Waffe des Reichthums. Soll ich mich für überwunden erklären, indem ich ihm einfach die Papiere übersende? Dagegen sträubt sich mein Stolz! Das Gesicht des Obersten lag völlig in meiner Hand, es hing von der letzten Bewegung derselben ab, und er wäre ein Bettler gewesen. Bleibt mir denn Nichts, Nichts, um einen letzten Streich zu führen? O, daß dieser Ehrenschein verschwunden ist, er würde jetzt zu einer furchtbaren Waffe in meiner Hand werden."

Zitternd der Aufregung sank die bleiche Frau in den Sopha; sie zog ein kleines Medaillon aus dem Busen hervor, in dessen Getrathmen sich das Portrait eines jungen Mannes zeigte. Mit leuchtenden Blicken betrachtete sie die Züge, als ob sie neue Nahrung für ihren Haß daraus schöpfen, als ob sie ihre Erfindungsgabe dadurch schärfen wollte. Da ließen sich Schritte in dem Vorzimmer vernehmen. Die Freifrau verbarg rasch und zitternd das Medaillon. Ignaz trat ein; er trug ein zusammengelegtes vergilbtes Papier in der Hand.

„Was bringst Du, mein Sohn?" fragte sie in scheinbarer Ruhe.

„Dieses Papier fand ich in dem Vorzimmer, Mutter. Haben Sie es verloren?"

„Gieb!" sagte hastig die Mutter.

Ignaz überreichte ihr das Papier, das in den Brüchen bereits durchlöchert war; sie entfaltete es und las.

„Was ist das?" rief sie in höchster Ueberraschung, nachdem sie die ersten Zeilen gelesen hatte.

Der junge Mann sah seine Mutter an; ihre Züge veränderten sich sichtlich. Die Augen der bleichen Frau vergrößerten sich und die feinen schmalen Lippen zuckten wie im Krampfe, während die magern, mit Ringen geschmückten Finger heftig zitterten. Sie hatte geendet.

„Wo fandest Du das Papier?" fragte sie.

„In Ihrem Vorzimmer, Mutter."

„Wann?"

„Jetzt. Ich habe mir nicht so viel Zeit genommen, es anzusehen."

„Dann hat er es verloren, und kein Anderer!" rief die Freifrau, sie noch einmal zu lesen begann. „O, das ist ein unschätzbarer Fund," fügte sie hinzu, indem sie das Papier mit leuchtenden Augen betrachtete; „er kann zu Entdeckungen führen, die für mich unberzahlbar sind. Aber wir müssen Vorsicht anwenden, denn wir haben es mit einem schlauen Gegner zu thun. Wohlan, mein Herr, jetzt gebe ich die Hoffnung nicht auf, der Kampf mag von Neuem, aber heftiger als zuvor beginnen."

„Mutter," fragte verwundert der junge Mann, „von wem sprechen Sie?"

„Von wem ich spreche, mein Sohn? Von meinem, von Deinem Feinde, von dem Baron von Nienstedt."

„Ich werde ihn heute noch zum Duelle fordern, er soll seine Insolenz büßen."

Die Freifrau blieb stehen und sah ihren Sohn an; sie schien zu überlegen.

„Nein," sagte sie nach einer kurzen Pause, „das Duell wird nicht stattfinden. Ignaz, ich verbiete Dir, Dich mit dem Baron zu schlagen. Ich weiß, Du bist ein geschickter Fechter und ein geübter Schütze, Du wirst als Sieger aus dem Kampfe zurückkehren; aber was haben wir damit gewonnen? Der Baron allein hat eine Strafe erhalten, und der Oberst, dessen Schwachheit uns die größte Beleidigung zufügt, geht frei aus. Dieses Papier setzt mich in den Stand, eine empfindlichere Rache zu üben, eine Rache, die alle unsere Feinde zugleich trifft, selbst die kokette Henriette nicht ausgenommen. Vertraue mir, mein Sohn, Deine Angelegenheit ist ja auch die meinige. Du hast dem Baron eine nähere Erklärung zugesagt?"

„Zu heute."

„Gut; setze Dich und schreibe, was ich Dir diktiren werde."

Zitternd vor Aufregung drängte sie den jungen Mann zu dem Schreibtische. Mit einem krampfhaften Beben legte sie ihren Arm um seinen Nacken, sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke voll Schmerz und Bitterkeit an, und flüsterte:

„Auch Du mußt darunter leiden, mein Sohn; aber fasse Dich, unsere Rache wird eine vollständige sein. Frage mich nicht, ich kann Dir jetzt keine Aufklärung geben, ich muß den Schleier noch einige Zeit über der Vergangenheit ruhen lassen — die Zeit ist nicht fern, wo Du mich begreifen wirst. Folge mir blindlings und schreibe!"

Der Sohn ergriff die Feder, und die Mutter dictirte:

„Herr Baron! Ernste Rücksichten veranlassen mich, eine Sache zu ignoriren, die mir eigentlich stets hätte fremd bleiben sollen. Es ist mir lieb, daß der Plan meiner Mutter auf die bekannte Weise vereitelt wurde, denn wenn ich mich fügte, so geschah es aus kindlichem Gehorsam, mein Herz gab mir keine Veranlassung dazu. Da Sie ein Mann von Ehre sind, überlasse ich Ihrem eigenen Gefühle die Schritte, die zu unternehmen erforderlich, um die Kränkung einer Dame wieder gut zu machen. Dies ist der Wille meiner Mutter, und ich füge mich ihm als gehorsamer Sohn."

Trotz aller Protestationen des jungen Mannes ward der Brief versiegelt und abgeschickt. Als Antwort darauf erhielt die Freifrau eine einfache Entschuldigung Ludwig's und die Anzeige des Obersten, daß seine Tochter Henriette mit dem Baron Ludwig von Nienstedt verlobt sei.

„Mutter, darin liegt eine neue Beleidigung!" sagte Ignaz, nachdem er die Zeilen gelesen.

„Sie enlgeht mir nicht," antwortete bitter lächelnd die Freifrau. „Mögen sie Beleidigung auf Beleidigung häufen — der Tag der Abrechnung bleibt nicht aus. Sie habe ich es geweißt; man soll an meine Niederlage glauben, damit ich einst desto furchtbarer mich erheben kann. Gieb Befehl, daß man packe, diese Nacht reisen wir ab."

Um Mitternacht verließen die Erichsheim's das Bad. Zwei Tage später reiste der Oberst mit seiner Tochter ab. Tags darauf folgten Ludwig und Heiligenstein, sie begaben sich nach dem kleinen Gute des Letztern, das eine Stunde von Nienstedt entfernt lag. Die Frau des Polizeicommissars hatte den Auftrag erhalten, ihr ganzes Haus zum Empfange der jungen Gatten für das nächste Jahr vorzubereiten.

VII.

Der Herbst und der Winter waren verflossen. Ludwig wohnte mit seiner jungen Gattin auf Nienstedt, und Alles schien sich zu vereinigen, um sein Glück zu einem vollständigen und dauernden zu machen. Henriette liebte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit, und der greise Oberst, der frei anfathmete, nachdem er das lästige Joch der Erichsheim's abgeschüttelt, lebte wieder auf bei dem Glücke seines Kindes. Aber die Erinnerung an seine alteste Tochter trübte den Sonnenschein, der den Winter seines Lebens mit einem milden Lichte übergoß, und sein Schmerz über das unglückliche Loos derselben war um so größer, da es nicht in seiner Macht stand, der armen Gattin eines leichtsinnigen und gemüthlosen Mannes hülfreich die Hand zu bieten. Durch den Bruch mit der Freifrau waren alle Beziehungen zu der Familie der Erichsheim's aufgehoben, und die Nachrichten, die man zufällig erhielt, brachten wenig Beruhigung.

Heiligenstein war im vollen Sinne des Wortes ein Hausfreund auf Nienstedt, man zog den erfahrenen Mann bei jeder Gelegenheit zu Rathe und Nichts ward ohne seine Beistimmung unternommen. Ludwig verwandte einen Theil seines großen Vermögens dazu, seinem väterlichen Gute den alten Glanz wieder zu verleihen, und als der Frühling erschien, entfaltete sich in allen Theilen der weiten Besitzung ein reges Leben. Der benachbarte Adel näherte sich den jungen Leuten, und Ludwig ward nicht nur als der reiche Baron geachtet, man schätzte ihn auch seines vortrefflichen Charakters wegen, und wünschte dem alten Obersten Glück zu einem solchen Schwiegersohne.

Die Reise in das Bad ward durch einen neuen Glücksumstand verhindert. Henriette schenkte ihrem Gatten einen Sohn. Heiligenstein hob ihn aus der Taufe, und der Täufling empfing den Namen seines Pathen, Friedrich. Die zärtliche Liebe der beiden Gatten, die sich mit jedem Tage der Ehe zu vergrößern schien, erregte die allgemeine Bewunderung, und wenn auch einige eifersüchtige und neidische Frauen hier und da boshafte Bemerkungen darüber machten, so wagte es doch Niemand, dem jungen Baron die Vergangenheit zum Vorwurfe zu machen. Ludwig und Henriette hatten sich einer aufrichtigen Liebe und Achtung zu erfreuen, vielleicht deshalb, weil es keinen erhabenern Anblick giebt, als glückliche Menschen. Beide lebten sich selbst und ihrer Familie, ohne sich gerade von der Welt zurückzuziehen. Ludwig empfing von Zeit zu Zeit große Gesellschaft in seiner prachtvollen Wohnung, denn gab er

dem stillen Familienleben auch den Vorzug vor den Freuden der Welt, so war er doch der richtigen Ansicht, daß eine Familie früher oder später ihrer bedarf. Und dann sah er mit Stolz, wie man seiner reizenden Gattin huldigte, die an Schönheit und Liebenswürdigkeit alle Damen überstrahlte.

Es war gegen Ende des Sommers. Ein heiterer Septemberabend hatte sich auf die herrliche Landschaft herabgesenkt, und die Ruhe der Nacht begann sich über der Besitzung auszubreiten. Ludwig stand mit seiner Gattin an der Wiege des kleinen Friedrich. Die Freude über den reizenden Knaben, der ruhig schlafend in den weißen Kissen lag, durchbebte die Herzen der Aeltern. Innig umschlungen standen sie da und lauschten auf das leise Athmen des kleinen Schläfers.

„Ludwig," flüsterte Henriette, „ist unser Kind nicht ein Engel?"

Er schloß sie in seine Arme und flüsterte zurück:

„Dem Himmel können nur Engel entsteigen, und Du bist mein Himmel, Henriette, meine Vorsehung, mein Leben!"

Sie lehnte ihr Gesichtchen, das in diesem Augenblicke von einer überirdischen Schönheit zu sein schien, an seine Wange. Ludwig fühlte, wie ihr Herz an dem seinigen klopfte, wie der würzige Hauch ihres Mundes sein Gesicht fächelte.

„O, könnte ich Dir Alles sein, was Du soeben ausgesprochen!" rief sie leise. „Ich lebe ja nur für Dich und für unser Kind. Nun," fügte sie mit einem Lächeln unter Thränen hinzu, „ich werde mich wenigstens bemühen, durch Liebe und Ergebenheit Dein Glück zu fördern. Bleibt das Resultat hinter meinen Bemühungen zurück, so habe Nachsicht, Ludwig — —"

Er schloß ihr durch einen leidenschaftlichen Kuß den kleinen, blühenden Mund.

„Henriette," rief er dann, „sprich nicht weiter, Du tödtest mich!"

Sie hing sich an seinen Hals; er umschlang sie mit beiden Armen und trug sie zu dem Sopha. Nachdem er sie langsam auf das schwellende Polster gesetzt, ließ er sich zu ihren Füßen nieder, ergriff ihre Hände und sah zärtlich zu ihr empor.

„Bist Du nun ganz glücklich, Ludwig?" fragte sie leise.

„Ich bin es, und daß ich es bin, danke ich Dir. Ich wiederhole es, Henriette, mein Reichthum wäre mir ohne Dich Nichts gewesen, und gern würde ich ihn hingegeben haben, wenn ich mir dadurch Deinen Besitz hätte erkaufen müssen."

„O mein Freund, Du kommst schon wieder auf Annahmen, wie einst in der Laube, als die Würfel über unser Schicksal geworfen wurden. Vertrauen wir, wie bisher, dem Sterne unserer Liebe und wahren wir uns das Glück für die Zukunft in der eigenen Brust. Du bist gut, Du bist großmüthig, Ludwig, unsere Freunde achten Dich und suchen Dich auf — bedürfen wir noch einer Bürgschaft für unser Glück und das unseres Kindes? Die Vorsehung allein kann uns dessen berauben, was wir besitzen. Sieh', Ludwig, Du sagtest mir, daß ich für Dich das schönste Weib auf der Erde sei — ich glaube Dir, mein lieber Freund, ja ich glaube Dir, weil es mich glücklich macht, dem Du wirst aufrichtig und wahr von dem schönsten Weibe der Erde geliebt. Und ich bin stolz zu empfinden. Sieh' dorthin," fügte sie hinzu, indem sie auf die Wiege blickte, „dort schlummert unsere Zukunft, und können wir leugnen, daß sie noch große und reiche Schätze birgt?"

Sie strich sein dunkles Haar zurück, und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn. Nach einer halben Stunde traten sie noch einmal zu der Wiege und flüsterten mit dem kleinen Schläfer, als ob er die an ihn gerichteten Worte verstände. Dann verließ der Baron seine junge Gattin, nachdem er sie zärtlich geküßt.

„Henriette hat Recht," rief er aus, als er allein auf seinem Zimmer war; „ich bin der glücklichste Mensch auf dieser Erde, und es ist thöricht, mir durch abgeschmackte Annahmen das Leben zu verbittern. Auf meiner Seele haftet kein Vorwurf, ich kann getrost zum Himmel emporblicken, und Gott wird mich schützen!"

Er stand im Begriffe, Bob, seinen braunen Kammerdiener zu rufen, als sich auf dem Pflaster im Hofe Hufschläge vernehmen ließen. Es war nicht weit mehr von zehn Uhr, wer konnte so spät noch einen Besuch abstatten? Ludwig trat rasch zum Fenster und öffnete es. Da hörte er Heiligenstein's Stimme, die nach dem Gutsherrn fragte. Ludwig's hatte sich ein leichter Schrecken bemächtigt, aber die Stimme des Freundes beruhigte ihn wieder. Er schloß das Fenster und eilte auf den Corridor hinaus. Heiligenstein, mit Staub und Schweiß bedeckt, trat ihm entgegen. Arm in Arm gingen die beiden Männer in das Zimmer zurück.

„Sie kommen spät, Freund, und in einer Aufregung, die mich auf wichtige Nachrichten schließen läßt," sagte Ludwig in einer Befangenheit, die Heiligenstein nicht entging. „Was bringen Sie?"

Heiligenstein legte Hut und Reitpeitsche ab. Der Baron erschrak über die Exaltation, die sich in den Zügen des Freundes aussprach, des Freundes, der stets nur in ruhiger Heiterkeit sich ihm genähert hatte.

„Sind wir ungestört?" fragte ängstlich der Ersteinann.

„Warum? Warum?"

„Tragen Sie Sorge, mein Freund, daß uns der Oberst und Ihre Gattin nicht überraschen, ich habe Ihnen allein wichtige Eröffnungen zu machen."

„Mir allein?" fragte Ludwig, indem er erbleichte.

Heiligenstein schob den Riegel vor die Thür, ergriff die Kerze und führte den Baron in das angrenzende Schlafgemach. Hier ließen sich Beide auf einem kleinen Sopha nieder.

„Ludwig," begann der Ersteinann, „ich bin Ihr Freund, Ihr väterlicher Freund, und daß meine Freundschaft eine wahre, eine aufrichtige ist, glaube ich nicht nur bereits bewiesen zu haben, ich werde es auch jetzt noch darthun, denn ich schätze und liebe Sie. Aber sind auch Sie stets wahr und offen gegen mich gewesen? Haben Sie mir Nichts aus Ihrer Vergangenheit verschwiegen? Bei dem großen Gotte, Ludwig, der Sie so wunderbar geführt hat, die Zeit ist gekommen, wo Sie jede Falte Ihres Herzens öffnen müssen, wenn Sie nicht ein namenloses Unglück allen denen zuziehen wollen, die Ihnen nahe stehen und Sie lieben."

Der Baron hatte mit Mühe seine Fassung wiedererlangt. Heiligenstein faßte ihn scharf in's Auge; unwillkürlich zuckte er zusammen, als er den innern Kampf des Barons gewahrte, der sich in seinen bleichen Zügen abspiegelte.

„Sie sprechen so ernst und feierlich," sagte Ludwig, „als ob es sich um ein Verbrechen handelte."

„O, die Sache ist so ernst, mein armer Freund, daß ich Sie bitten muß, anzunehmen, es handelt sich um ein Verbrechen."

Ludwig ergriff die Hand des Ersteinanns.

„Heiligenstein," sagte er mit bewegter Stimme, „Sie sind mein Freund, Sie kennen mich, und können mich eines Verbrechens für fähig halten? Anstatt mich zu vertheidigen, wenn Neid und Feindschaft ihre Arme nach mir ausstrecken, kränken Sie mich durch einen furchtbaren Verdacht. Mein Gewissen ist frei von jedem Vorwurfe, und ich schwöre zu Gott, dem ich mein unendliches, überschwengliches Glück verdanke, daß ich wissentlich keinem Menschen in der Welt ein Unrecht zugefügt habe. Mein Vermögen verdanke ich meinem Muthe und meiner Thätigkeit; kein Seufzer, keine Thräne beeinträchtigt mir den ruhigen Besitz desselben."

„O, mein Gott," unterbrach ihn Heiligenstein, „ich wollte Sie nicht kränken! Es ward mir schwer, die Einleitung zu dieser Unterredung zu treffen, die ich Ihnen als Freund nicht erlassen kann. Ludwig, ich glaube Sie genug vorbereitet zu haben — lesen Sie selbst, und erlassen Sie mir jede weitere Erklärung. Diesen Brief brachte mir vor einer Stunde ein Courier aus der Residenz; er kommt von einen Verwandten, der einen hohen Posten bei dem Criminalgerichtshofe bekleidet. Lesen Sie, und Sie werden mein Benehmen erklärlich finden und entschuldigen."

Der Baron entfaltete das Papier und las:

„Mein lieber Vetter! Ihre Beziehungen zu der Familie Nienstedt sind durch die Rückkehr des jungen Barons freundschaftlicher geworden, als je. Ich weiß, daß jeder Schlag, der jene trifft, auch Sie berührt, dem Sie betrachten sich als ein Glied derselben, um das Andenken an Ihre verstorbene Braut zu ehren. Es ist betrübend, eine geachtete Familie plötzlich am Rande des Abgrundes zu sehen, und ich halte es für Pflicht, Sie von einer Denunciation in Kenntniß zu setzen, die auch Sie in den Criminalprozeß verwickeln kann, der dem jungen Baron von Nienstedt droht. Sie erinnern sich, daß dem Freiherrn von Erichsbein kurz vor seinem Tode, alle vor sechzehn Jahren, bedeutende Werthpapiere entwendet wurden, und daß alle Nachforschungen kein Resultat ergaben. Vor acht Tagen erschien der Rechtsanwalt der Wittwe von Erichsbein und reichte eins von den Papieren ein, die um jene Zeit dem Freiherrn entwendet wurden. Zwar hat es weiter keinen Werth, aber es ist von der Hand des verstorbenen Freiherrn geschrieben und befindet sich mit auf der Liste, die der Verwalte auf

seinem Sterbebette gefertigt hat. Dieses Papier nun hat der junge Baron von Mienstedt in dem Vorzimmer der Freifrau von Erichsheim verloren. Das Gericht lehnte die Untersuchung ab, da der Beweis ungenügend war, aber vergessen lieferte man neue Beweise, die unumstößlich sind und das Einschreiten des Gerichts erfordern. Die vor Zeiten erfolgte heimliche Entfernung des jungen Barons vermehrt den Verdacht, und man vermuthet, daß jene entwendeten Papiere den Grund zu seinem enormen Vermögen gelegt haben. Hat Beobeit eine Anklage erhoben, oder erwacht die rächende Nemesis — die Untersuchung wird es lehren. Suchen Sie sich zu wahren, eine Deputation des Gerichts ist bereits abgegangen."

Einen Augenblick saß Ludwig und starrte den Freund mit großen Augen an; es schien, als ob er das Furchtbare dieser Anklage nicht erfassen könnte. Dann sprang er plötzlich auf, eilte zu einem Secretär, und riß mit bebenden Händen ein geheimes Fach auf. In demselben Momente stieß er einen durchdringenden Schrei aus.

„Was ist das? Was ist das? Gerechter Gott, man hat mich beraubt!"

Unter krampfhaftem Zittern sank er auf einen Stuhle nieder, während seine starren Blicke nach dem leeren Kasten gerichtet blieben.

Heiligenstein war zur Bildsäule erstarrt, er konnte weder eine Bewegung ausführen noch ein Wort äußern. Bei Ludwig selbst in dieser Verfassung nicht den unumstößlichen Beweis seiner Schuld? Der brave, großmüthige Mann, den Alle liebten und achteten, war plötzlich von der Höhe seines Glücks herabgesunken, es streckten Schmach und Schande ihre furchtbaren Arme nach ihm aus. Aber nicht er allein stand an dem jähen Rande dieses scheußlichen Abgrundes, auch Henriette und der greise Oberst mußten mit ihm hinabstürzen. Eine fürchterliche Minute verfloß. Heiligenstein hatte nicht den Muth, an die gräßlichen Folgen zu denken, die dieses Vergehen nach sich ziehen mußte. Aber Ludwig gewann zuerst die Fassung wieder; er erhob sich und suchte noch einmal in dem Secretär. Dann sagte er kalt und mit tonloser Stimme:

„Man hat mich bestohlen, um mich zu verderben! Mein Glück war ja zu groß, als daß es ohne Anfechtung bleiben konnte!"

„Ludwig, so sind Sie wirklich im Besitze dieser verhängnißvollen Papiere gewesen?" fragte Heiligenstein.

„Man hatte sie mir anvertraut, ich habe sie bewahrt, ohne ihre Bedeutung zu kennen."

„Wer, wer hat sie Ihnen anvertraut? O, zögern Sie nicht, den Mann zu nennen, Sie werfen einen furchtbaren Verdacht von sich ab!"

„Ich kann, ich darf ihn nicht nennen," antwortete fest der Baron. „Es binden mich Rücksichten, die ich nie im Leben außer Acht lassen darf."

„Unglücklicher, Unglücklicher!" rief Heiligenstein, als er die furchtbare Ruhe des jungen Mannes sah. „Haben Sie nicht ernstere, wichtigere Rücksichten zu nehmen? Sie sind Gatte und Vater!"

Ludwig zuckte krampfhaft zusammen, sein Gesicht ward leichenblaß. Plötzlich raffte er sich zusammen und warf sich an die Brust des Freundes.

„Ludwig," begann Heiligenstein gerührt, „ein furchtbares Schicksal ereilt Sie, denn Sie sollen als Mann ein Vergehen büßen, dessen Sie sich als unbesonnener, übermüthiger Jüngling schuldig gemacht. Der Blick des Freundes erfaßt vollkommen die Lage der Dinge, und er beurtheilt Sie mit der Milde, auf die Sie durch Ihre jüngste Vergangenheit gerechte Ansprüche haben. Aber die Gesetze urtheilen nicht wie der Freund, sie lassen die Großmuth nicht gelten, mit der Sie eine Jugendsünde vergessen machen wollten. Ludwig, bekennen Sie mir offen, was geschehen, verhehlen Sie mir Nichts, denn nur in diesem Falle kann ich mit Ihnen die Mittel berathen, die zur Abwehr des Unglücks nöthig sind. Ich fürchte nicht, mich zu Ihrem Mitwisser, und dadurch vielleicht auch zu Ihrem Mitschuldigen zu machen, denn ich erachte es für Pflicht, die Ehre der Mienstedt's zu retten. Sie sind der Bruder meiner Adelheid, und was ich Ihnen thue, thue ich ihr. In diesem Versatze bestärkt mich die Ueberzeugung, daß die Erichsheim's nur von einer niedern Rache geleitet werden; man richtet die Schläge auf Sie, um den braven Obersten und Henrietten zu treffen. Ludwig, Sie schweigen immer noch? Denken Sie an Ihre Gattin, denken Sie an Ihr Kind!"

„Meine Gattin! Mein Kind!" rief der junge Mann verzweiflungsvoll.

„Zögern Sie nicht, theilen Sie mir Alles mit, es könnte morgen schon zu spät sein."

Der Baron ergriff die Hand Heiligenstein's und sagte feierlich:

„Ich habe Ihnen nur zu bekennen, daß auf meiner Seele kein Vorwurf lastet. Halten Sie mein Schweigen nicht für Mangel an Vertrauen, ich kann, ich darf Nichts mehr sagen, glauben Sie mir, ich darf nicht, weil Henriette meine Gattin ist."

„Und mit dieser einfachen Behauptung Ihrer Unschuld glauben Sie den Verdacht zu entfästen? Sie bekennen, daß Sie in dem Besitze der Papiere gewesen —"

„Ich habe es bekannt?" rief der Baron auffahrend.

Heiligenstein deutete auf den leeren Kasten des Secretärs.

„Dort suchten Sie in fieberhafter Angst!" sagte er.

Ludwig schob den Kasten zu und schloß heftig den Secretär.

„Dann habe ich es nur Ihnen, hören Sie, nur Ihnen bekannt! O, Sie sind mein Freund," sagte er zitternd und mit wirrem Blicken hinzu, „Sie werden mich nicht verrathen! Meine Feinde haben einen unsichern Weg betreten, sie haben nicht bedacht, daß sie durch einen Diebstahl sich in den Besitz der Papiere gesetzt, die mich verderben sollen. Ich weiß Nichts von den Papieren, ich kenne sie nicht, ich habe sie nie gesehen! Wollen Sie mein Glück, Heiligenstein, so verschweigen Sie diese Unterredung; es muß jeder Verdacht an meinem Stande, an der Achtung, die ich genieße, zerschellen."

Den größten Theil der Nacht brachten die Freunde im Gespräche zu. Der Baron gerieth in eine Geistesverfassung, die Heiligenstein erzittern machte. Bald saß er ruhig und in sich gekehrt auf dem Sopha, bald durchsuchte er die Kästen seines Schreibtisches und seines Secretärs, bald wollte er Bob und die übrigen Diener rufen, um ein Verhör anzustellen. Heiligenstein, der selbst rathlos war, verhinderte Alles, was einen neuen Mitwisser herbeizichen konnte. Gegen morgen ward Ludwig von einem heftigen Fieber ergriffen; seine Kräfte waren erschöpft, er erlag dem Kampfe, der sich in seinem Innern erhoben. Heiligenstein rief den Kammerdiener, der im Vorzimmer auf einem Stuhle saß und schlief.

„Dein Herr ist krank," sagte er, „bringe ihn zu Bett!"

Der Mulatte entkleidete den Baron und brachte ihn zu Bett. Heiligenstein ging in dem Zimmer auf und ab. Da die Thür des Schlafgemachs nur angelehnt war, konnte er folgendes Gespräch hören, das Herr und Diener führten.

„Bob," sagte Ludwig leise, dessen Stimme vor Fieberfrost bebte, „hast Du mich verrathen? Hast Du das Geheimniß ausgeplaudert, das Du mit Dir in das Grab zu nehmen geschworen?"

„Herr, wie kommen Sie auf diese Vermuthung?" rief Bob. „O, sagen Sie mir, was geschehen ist!"

„Man hat mir wichtige Papiere entwendet, die Papiere Deines frühern Herrn. Du warst stets in meiner Nähe — hegst Du keinen Verdacht?"

„Nein, Herr!"

„Bob, Du kennst mich, glaubst Du, daß ich ein Verbrechen begehen könne?"

„Herr, wer wagt es, Sie zu beschuldigen?" rief auffahrend der Mulatte.

„Leise, leise, mein Freund, es darf uns Niemand hören! Die Papiere, die mir gestohlen sind, klagen mich an. Sie beweisen, daß der Besitzer derselben ein Verbrecher ist. Du weißt, daß ich Feinde habe, und diese benutzen die Papiere, um mich zu verderben."

„Beruhigen Sie sich, lieber Herr, noch bin ich da, um Ihnen als Zeuge zu dienen. Ich weiß, daß Sie nicht —"

„Um Gottes willen, sprich dieses Wort nicht aus!" rief hastig der Baron. „Bob, denke an Deinen Schwur!"

Nach einer Pause flüsterte der Baron: „Laß mich ein wenig ruhen; gehe, wache im Hause und benachrichtige mich von Allem, was vorgeht."

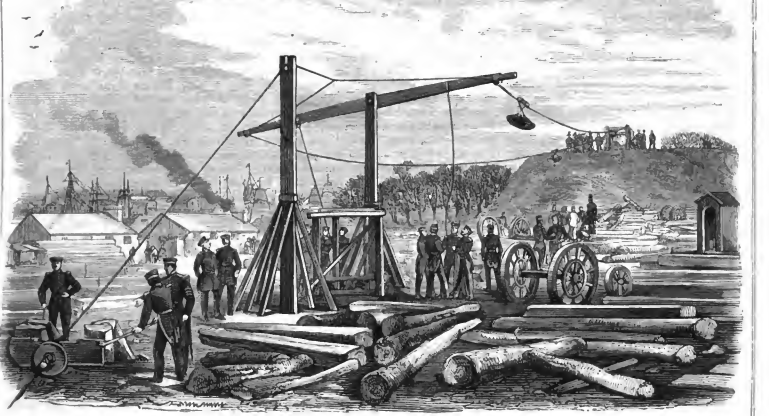
(Schluß folgt.)

Die Luft-Eisenbahn in Woolwich.

„Es ist mit tausend Schrecken, was jetzt Alles erfunden wird," sagte einmal vor etwa zwanzig Jahren ein alter sächsischer Bauer zu mir. Und er hatte noch kein Sterbenswörtchen von Eisenbahn, Dampfschiff, elektrischen Telegraphen, Nähe- und Mähmaschinen vernommen, geschweige von der Kunst, welche den Sonnenstrahl zum Maler und Kupferstecher macht, von der wohlfeilen Kunst, Wasser mit Wasser zu kochen, mit Wasser unmittelbar zu heizen und zu beleuchten und aus Wasser unmittelbar die volle, ruhige Lichtgewalt der Sonne darzustellen, wie ich es neulich mit Staunen bei dem Schlesier Franz Puls in London leibhaftig sah*, kein Sterbenswörtchen von all' den elektrischen, galvanischen, galvanoplastischen, mikro- und teleskopischen, chemischen, physikalischen, mechanischen Erfindungen und Entdeckungen, welche alle 64 oder mehr Elemente und die ganze Menschheit in fieberhafter Aufregung erhalten, und stoßen und stacheln, immer noch mehr zu erfinden, Erfundenes zu verbessern und auszubeuten. Was würde der alte sächsische Bauer jetzt sagen? Wahrscheinlich gar nichts. Verstand und Zunge blieben ihm steckstill stehen vor zehntausend, vor hunderttausend Schrecken. Ging es mir, Mitgliede der westlichen Civilisation in der Weltmetropole London, neulich doch beinahe selbst nicht besser, als ich zum ersten Male von der Eisenbahn durch die Luft hörte, welche in den Regierungs-Kriegs-Docks zu Woolwich ihr Wesen treiben sollte. Von Luftschlössern hatte ich wohl gehört und dergleichen früher auch selbst in beträchtlicher Anzahl und Pracht mit Stallung und Wagenremise für meine Privatequipage gebaut, aber dergleichen Jugend-Architectur ist von so ätherischem Material, daß sie in der Luft sehr gut hält, so lange sie von jugendlicher Phantasie und wangenrothen Hoffnungen gestützt und getragen wird.

„Aerial Railway," Lufteisenbahn, las ich. Eisenbahn von Luft oder durch die Luft? Fliegende Luftballons, Flugmaschinen, Ikarus' von Eisen, beschwingte Ungeheuer passend und schnarchend durch die Luft sausend, Eisenschienen durch die Luft gelegt ohne Unterlage — oder wie? Lufteisenbahn! Wie sieht das Ding aus? Die muß ich sehen, koste es, was es wolle.

Es kostete viel, denn die englische Regierung thut schrecklich geheim mit ihrer Diplomatie von Eisen und „flüssigem Feuer" in Woolwich, aber ich fand doch endlich durch Fürsprache und eine Kette von Empfehlungen Einlaß in diese meilengroße, seltsame, entsetzliche Kriegswerkstatt mit Gebirgen und Straßen von Eisenbarren, runden, spitzigen, dreieckigen, ionischen Kanonen- und Flintenkugeln, Heeren und Armeen von Bomben, Kanonen, Mörsern, Bestandtheilen von zweihundert neuen, eisernen Kanonenboot:n, Dreihundertpfündern von Mörserbomben, die mit mehr als



Die Luft-Eisenbahn in Woolwich.

hundert Pfund Pulver gefüllt über eine deutsche Meile weit fliegen sollen, ehe sie fallen und platzen, Bomben in Bomben, deren letztere mit einem neuen „flüssigen Feuer" gefüllt eine ganze Festung schmeller in Brand stecken sollen, ehe es mir gelingt, eine „kohlende" Cigarre rings herum anzuzünden, mit mehr als 9000 Arbeitern, Mechanikern, Schmieden, Chemikern u. s. w., die hier täglich mit vierttausend Pferdekraft des Dampfes und mechanischer Hebel (ohne die Soldaten und Offiziere) arbeiten. Es war ein schauerlich-nässender, nebeliger, kurzer Tag, und wir wurden außerdem mißtrauisch von Ort zu Ort gehetzt, als sollten wir nichts ordentlich ansehen und der tiefen Kriegsweisheit in die Karten gucken. Bei diesem Natur- und Diplomatennebel! Ungegründetes Mißtrauen, wenigstens was mich betrifft. Mir Kurzsichtigem sind alle Eindrücke wieder zu einem dicken Chaos von Nebel verschwommen, blos die Lufteisenbahn nicht, die man uns länger sehen und vor unsern Augen operiren ließ, wobei sie ein englischer Künstler sofort mit allem Zubehör der Umgebung zeichnete, worauf sie in Holz geschnitten ward, wie wir sie hier sehen. Ich glaube, das Ding wird uns nun mit einem Blicke klar. Nichts Einfacheres

* Darüber ein andermal genauer, wenn die Patentirungen u. s. w. in Ordnung sind und wir diesen vom Himmel gestohlenen Prometheusfunken durch Abbildung anschaulich machen können.

und Simpleres als diese Lufteisenbahn. Wenn Einer an einem schief herabgespannten Stricke herunterrutscht, hat er das Modell und die Praxis der Lufteisenbahn sofort beisammen. Simpel, aber noch und just deßhalb sehr praktisch und von wichtiger Bedeutung. Man braucht jetzt nicht mehr, wie's aus andern Gründen nicht nöthig und nützlich ist, Berge zu durchbrechen, Tiefen auszufüllen, Brücken über Flüsse zu bauen. Man führt die Lufteisenbahn sofort nach den Gesetzen der Gravitation und der schiefen Ebene darüber hinweg, läßt sich, wenn's weiter gehen soll, auf der nächsten Station, wo die schiefe Ebene alle wird, sofort wieder in die Höhe heben, und schnurrt dann den nächsten Lustberg am Schnürchen herunter u. s. w.

In Woolwich rutscht man, wie Figura zeigt, mit einer Last von zwanzig Tonnen sogar bergauf — herunter. Der große Wageballen nämlich, an dessen beiden Enden die Eisenbahnschnuren von geflochtenem Eisendraht angebracht sind, kann je mit einer Hälfte höher gezogen werden, als die gegenüberliegende Ruhöhe mit ihrem entsprechenden, herabgelenkten Wageballen. Die Last rutscht also in einer Rolle vom Thale aus den Berg herauf — hinunter. An der nächsten Station angelangt, rollt sie in einen Apparat, durch welchen sie sofort auf die nächste, höhere Schnur gehoben wird, so daß sie wieder bergauf hinunter laufen, und so am Ende bis auf die höchste Höhe der sächsischen Schweiz immer bergab hinaufsteigen und dabei Thäler und Flüsse ohne Mühe überspringen könnte. Das Schöne der Erfindung, des französischen Ingenieurs M. Balan, besteht gerade darin, daß man im Bergaufsteigen alle Vortheile des Herabsteigens genießen kann und doch sicher in die Höhe kommt.

Die Lufteisenbahn ist direkte, leibliche Tochter der Krinnoth, zwischen deren Bergen, Felsengeklippe, Schluchten und Schlammen so viele tausend Menschenleben, Lebensmittel, Kanonen, Pferde und millionenfache Werthe stecken blieben, weil man mit allen Wundern der Mechanik nicht hindurch und darüber hinwegkommen konnte. Es ist aber sofort klar, daß die Erfindung auch für alle Operationen und Locomotionen in bergigen, schluchtigen, morastischen, von Wasser und Strömen behinderten Gegenden von der größten Wichtigkeit sein, und diese unendlich erleichtern und wohlfeilern muß.

Man hat gefunden, daß die Lufteisenbahn überall in beliebiger Länge gezogen werden kann, wo die Entfernung der einzelnen Stationen nicht über 400 Yards ausgedehnt zu werden braucht, so daß sich also schon ziemlich breite Flüsse und Thäler durch die Luft überbrücken und in Lasten und Ladungen von je 400 bis 450 Centner durchlaufen lassen und zwar in beiden Richtungen, da man mit den beweglichen Stationsballen die schiefen Ebenen bald nach der einen, bald nach der andern Seite herab senken kann. Notabene, hat man auch bereits angefangen, innerhalb der lustigen Schienen Kupferdrähte einzuflechten, womit man sofort einen elektrischen Telegraphen hin und her correspondiren lassen kann.

Der Apparat in Woolwich ist zunächst noch eine einfache Station, auf welcher man vor meinen Augen große Bausteine für Batterien, Sisten und Kugeln, riesige Bomben, Baumaterialien aller Art spielend hin und hergeleiten ließ. Also handgreifliche Demonstration, daß man ohne Plack und Qual, ohne Pferde- und Dampfkraft Personen und Sachen vielcentnerweise eben so leicht und leichter blos vom Gesetze der Schwere durch die Luft spediren kann, wie jetzt mit Kosten und Gefahren vermittelst Pferde- und Dampfkraft. Das Gesetz der Schwere lehrt gar nichts, wie die Natur denn überhaupt Alles umsonst giebt. Jede andere Art zu reisen, und sei es die wohlfeilste, vermittelst der „Gebrüder Beenecke," ist ziemlich kostspielig, wie man mit Erstaunen erfahren würde, wenn man berechnete, wie viel Kraft ein Mensch schon consumirt, nur um gemächlich von Berlin nach Schöneberg oder von Leipzig nach Eutritzsch zu spazieren.

Für den Furchtsamen und mathematisch Unreingeweihten, der sich jetzt schon vornimmt, auf der künftigen Luftrutschbahn nicht mitrutschen zu wollen, weil etwa die Leute an jedem ablaufenden Ende der schiefen Ebene aufsauft mit den Nasen zusammenstoßen müßten, bemerken wir noch, daß die biegsamen Verbindungstaue, an denen man hinabrutscht, nicht genau eine schiefe Ebene bilden, sondern so construirt sind, daß sie sich am Ende wieder so viel erheben, um das Gesetz der beschleunigten Geschwindigkeit beim Falle so zu neutralisiren, daß die herabrollende Last nur eben bergauf so weit getrieben wird, um sich vom nächsten Balken wieder zur nächsten Station in die Höhe heben zu lassen, daß also der ganze Apparat eine genaue, angewandte Mathematik ist mit wissenschaftlicher Berechnung aller mitspielenden Gesetze. Also nur immer gleich frisch mit hinein in den ersten Lufteisenbahnzug, so bald es losgeht. Und ich sollte meinen, es wäre keine schlechte Speculation, irgendwo vor der Stadt draußen eine solche Luftrutschbahn zunächst zum Vergnügen der Leute zurecht zu machen, 1 Sgr. pro Rutsch und Person, Kinder die Hälfte, im Abonnement viel billiger.

Land und Leute.

Nr. 2. Acht Tage im altenburger Lande.

(Schluß.)

Sollen wir noch das nun folgende, wahrhaft homerische Gastmahl — das letzte Epitheton in Bezug auf die Massenhaftigkeit der Gerichte gebraucht — diese Menge Schüsseln und Pfannen voller Gänse, Enten, Karpfen, Schinken, Hasen, Kalbs- und Schöpsenleun, diese Ströme von Bier, rothem und weißen Branntwein, schildern? Diese Pyramiden von Asch- oder Sternkuchen? Sollen wir von den Freuden des Tages sprechen, von dem „Rummelpuff," diesem grotesken Tanz, der jetzt nur noch in der Tradition, in der Erinnerung lebt, dessen Charakter aber man vielleicht schon aus dem Namen errathen kann? Die Feder bebt zurück vor solcher Aufgabe.

Drei Tage ging es so fort unter Saus und Braus, am dritten Tage aber, als der Neumond in vergangener Nacht am Himmel gestanden, nahm die hübsche, junge Frau Abschied von ihren Aeltern, ein großer hamburger Wagen mit Blumen und Kränzen geschmückt und mit den Hochzeitsgeschenken beladen, fuhr vor, und hinauf kletterte die junge Frau, sich oben ehrbarlich und züchtig neben das nußbraune Spinnrad und den Flachsrocken — den alten staffischen Symbolen der Häuslichkeit — setzend.

So feiert der altenburgische Bauer seine Hochzeiten. Wir betonen absichtlich das Wort: Bauer. Denn auch diese ländliche Bevölkerung hat ihre Nuancunterschiede, und ein Fremder, der auf einem altenburger Jahrmarkt vielleicht alle diese Männer in altenburgischer Bauerntracht und diese Frauen und Mädchen in ihren kurzen, bunten, faltigen Röcken, bunten Kopftüchern, Brustlap und weißen Strümpfen für Angehörige ein und derselben Klasse halten würde — wäre in einem gewaltigen Irrthum befangen. — Wie die alte Bevölkerung Attika's ihre drei Klassen, ihre Eupatriden, Geomoren und Demiurgen, wie Rom seine Classes und Centuriones hatte, um nicht von den Unterschieden der germanischen Völker zu sprechen, so hat auch diese altenburgische Bauernschaft ihre verschiedenen Abstufungen und Klassen. Zuerst kommen die Bauern κατ' ἐξοχήν die Bauern genannt, die Bauern oder Anspanner, auf sie folgen die Gärtner oder Hand-, auch Kuhbauern genannt, und zuletzt schließt sich an diese beiden die Klasse der Häusler, auch schlechthin die „kleinen" genannt. Den Kern der Bevölkerung aber bildet die erste Klasse, die der Bauern oder Anspanner, die den letzten Namen davon führen, daß sie zur Bewirthschaftung ihrer Felder neben dem gewöhnlichen Zugvieh an Rindern auch und insbesondere Pferde benutzen, nach deren Zahl — die wieder von der Größe des Grundbesitzes, von der Menge der zu einem Gut gehörigen Hufen oder Aker abhängig — man die Anspanner wieder in Zwei-, Drei-, Vier-, Fünf-, auch wohl Sechsspänner theilt. Diese Bauern oder Anspanner sind es, von deren Reichthum und Behäbigkeit, deren hohem Spiel, insbesondere dem sogenannten „Scatspiel," dessen Vaterland Altenburg sein soll, von deren Festlichkeiten, wie eine oben geschildert worden, sich die Leute im Land unter wunderbare Dinge erzählen. Manches davon mag wohl übertrieben sein, indessen ist auch viel Wahres darunter. Wohlhabend sind diese Anspanner fast alle, und daß Viele von ihnen, die mit dem großen Kober von geflochtenem Stroh über

dem grünen Tuchspenzer zum Wochenmarkt nach „Almerz“ (Altenburg) gehen, wohl schwerlich mit manchem Rittergutsbesitzer tauschen, der in eleganter Chaise fährt, ist gewiß. Die Bauern wissen das aber auch, und deshalb sehen sie auch darauf, daß Grund und Boden, der den Hauptbestandtheil ihres Reichthums bildet, zusammenbleibt und nicht „verzettelt“ wird. Ein Bauers- oder Anspannersohn oder eine Tochter aus einem solchen Gut wird daher auch selten eine Mesalliance schließen, das heißt, ein Mädchen oder einen Burschen aus der Klasse der „Kleinen,“ der Häusler, heirathen; sie freien meistens untereinander, so daß Besitz zu Besitz kömmt. —

So fließt das Leben des altenburger Bauers ruhig und behaglich dahin, und auf ihn vor Allem könnte man jene Worte des Horaz: Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis (Glücklich derjenige, der fern von den Staatsgeschäften seine heimathlichen Fluren mit seinen Stieren pflügt) anwenden. Neigt sich endlich seine Lebensbahn abwärts, bleichen sich seine Haare, werden die Glieder matt und schlaff, dann sieht er sich nach einem Nachfolger in der Wirthschaft um, und gewöhnlich — doch nicht immer — ist es der jüngste Sohn, dem er das Anwesen übergiebt, während er für sich und die alternde Gattin nur eine Leibzucht, wie es das gemeine deutsche Recht nennt, oder einen Auszug, wie es hier heißt, behält. Die Extreme berühren sich, Freud' und Leid liegen im Leben oft nur wenige Stunden aus einander, und oft ist kaum der Jubel der Festtage verhallt und schon mischen sich in den verklingenden Freudenlärm die Seufzer und Klagen der Trauer.

Es war wenige Tage nach jener eben geschilderten Hochzeit, als in dem Dorfe, in dem wir weilten, ein junges, hübsches Mädchen, die schöne Marie oder „schöne Mareige,“ wie die Leute sagten, starb. Auf der Hochzeit hatte sie noch lustig mitgetanzt und gescherzt und gelacht hatte sie wie die Anderen, vielleicht sogar noch etwas übermüthiger — und nun war sie plötzlich gestorben, mit einem Mal „war es über sie gekommen,“ und in wenig Stunden war sie gesund und munter und todt und kalt. Die Leute meinten, sie wäre immer so vollblütig gewesen und es müßte wohl ein „Herzschlag“ sie getroffen haben. Am Begräbnißtag hatte es den ganzen Morgen geregnet, und erst um Mittag brach die Herbstsonne durch das graue, trübe Gewölk. — Zugleich tönte das Sterbegeläute von dem Kirchthurm, und die Leidtragenden sungen an sich in dem Hause zu versammeln. In der Oberstube stand der offene Sarg zwischen Kränzen und Blumenstecken, und darin lag in ihrem Sonntagsmieder, das dunkseidene Tuch um das dunkelblonde Haar geschlungen, eine Citrone mit schwarzen Stecknadeln in der Hand, die schöne „Mareige,“ bleich wie eine Lilie und kalt wie Marmor. — Während die Angehörigen und Freunde die weinenden Aeltern trösteten, nahte sich unter Vortragen des Kreuzes mit dem Heilandsbild und unter dem Singen eines Chorals die Schuljugend, den Schulmeister und Pfarrer an ihrer Spitze. — Vor dem Gehöfte stellte sie sich auf, und als das Lied geendet und die Leiche herunter vor die Hausthür getragen worden war, stieg der Pfarrer auf die „Häuste,“ wie man die Erhöhung vor dem Hause nennt, und hielt eine kurze Rede an die Leidtragenden, in welcher er den Aeltern Trost zusprach und den Anwesenden für ihre Theilnahme dankte. Dann wurde der Sarg zugeschraubt und unter Gesang und Glockengeläute bewegte sich der Zug, während zur Rechten und Linken der Bahre junge Mädchen — die Freundinnen der Verstorbenen — mit Kränzen und Blumenstecken gingen, nach dem Friedhof. Beim Eintritt in die Kirche setzten die Träger die Bahre zur Erde; es wurde gesungen, gebetet und der Segen gesprochen, wobei — es ist dies eine alte, hergebrachte Sitte, wie alle diese Gebräuche — die nächsten Anverwandten der Verstorbenen sich dicht zusammen auf eine Bank setzten, nicht mit sangen, sondern das Gesicht auf die Kirchenstände niederlegten. Die Männer darunter beheelten auch — während die Uebrigen das Haupt entblößten — während des ganzen Gottesdienstes und selbst beim Segensspruch die Hütchen auf dem Kopf. Früher trugen die die Leiche begleitenden Frauen besondere schwarze Trauermäntel und Schleier, doch ist diese Tracht jetzt so ziemlich überall verschwunden und die Frauen gehen in ihrer gewöhnlichen Tracht, nur daß diese bei solcher Gelegenheit von schwarzem Trauerkattun ist und die bunten, grellen Farben wegfallen. — Unter Absingen eines Grabliedes wurde der Sarg in's Grab gesenkt, drei Hände voll Erde darauf gegeben, ein Vaterunser gebetet — und dann ging es wieder in's Trauerhaus, wo eine Trauermahlzeit die traurige Feierlichkeit beschloß.

Doch hinweg mit den trüben Bildern! Wir sprachen oben von dem Spiel der Bauern. — Manches, was man sich davon erzählt, gehört in's Reich der Fabel oder doch wenigstens, wenn es überhaupt vorgekommen, zu den seltenen Fällen, so z. B. daß die Bauern unter sich um Laubthaler nach der Elle, vierzehn Stück auf die Elle gerechnet, spielen sollten, indessen doch gespielt wird, und daß beim allgemeinen „Landfressen,“ wie da zu Lande die Kirmse genannt wird, Seat den Point zu einem Zwanzigtreuer gespielt wird — das ist keine.

Da dies Spiel außerhalb Sachsens und Thüringens wenig bekannt sein wird, so wollen wir für die dieses Spiels unkundigen Leser nur so viel bemerken, daß dies ein ziemlich hoher Satz ist, und Einer, falls er Unglück hat oder sonst ungeschickt spielt — das Spiel ist nämlich kein Glücksspiel im strengen Sinn des Worts, sondern beruht mit auf Combinationen der Spieler — wohl ein paar hundert Thaler den Abend verspielen kann. Sie leidenschaftlich die Bauern aber auch dies Spiel lieben, so ruhig, so unverwüstlich gelassen sind sie im Fall sie verlieren, und mit einem guten oder schlechten Witzwort trösten sie sich oder Andere. —

Wir sahen einst in Baden-Baden einen französischen Chevalier am Rouge et Noir, der, nachdem er im Ganzen vielleicht dreihundert Franken verloren, so außer sich gerieth, daß er seine Manschetten mit den Zähnen abbiß, sich die Haare zerraufte und endlich unter fortwährenden Ausbrüchen von Wuth und Aerger davon lief — und dann sahen wir wieder zu einem Vollfest, zu einem Vogelschießen in einer thüringischen Stadt einen altenburger Bauer in einer Spielbude eine Stunde lang Speciesthaler um Speciesthaler verlieren, so daß er zuletzt immer tiefer in die weiten Taschen der bauschigen Hosen greifen mußte. Endlich — es mochte vielleicht der achtzigste Speciesthaler sein, den die gefräßige, habsüchtige Harke des Spielers eingezogen, schienen die Thaler entweder ein Ende zu nehmen oder der Bauer war des Hineingreifens in die Tasche überdrüssig, denn mit einem Male brachte er ein kleines, ledernes, schmutziges Schnürbeutelchen hervor, und es auf den grünen Tisch legend, sprach er: „Gilt's oder gilt's nich?“ (Gilt es oder gilt es nicht?) Der Spieler, der nicht wußte, was in dem Beutelchen war, zögerte anfangs, den Satz anzunehmen und wollte wenigstens wissen, was oder wieviel in dem Beutel wäre, der Bauer aber wiederholte hartnäckig die obige Frage. „Nun meinetwegen, so soll es gelten,“ sagte endlich von der Begierde besiegt der Spieler. — Die Kugel drehte sich und — der Bauer hatte dieses Mal gewonnen. Gelassen löste er nun die Schnüre seines Beutelchens und zählte dem erbleichenden Spieler vierzig neue, unbeschnittene Dukaten vor, die den Einsatz gebildet hatten. Verzweiflungsvoll zahlte der Spieler den Gewinn aus, der Bauer aber strich ihn ruhig ein, wünschte dem Croupier „gute Verrichtung,“ und alle weiteren Versprechungen und Lockungen zu bleiben, waren umsonst — er ging.

Doch der gegebene Raum nöthigt uns hier die Skizze zu schließen, und nur eine kleine historische Notiz sei noch gestattet.

Die altenburger Bauern sind nicht germanischer Abstammung, sondern gehören zu den Sorben-Wenden, welche einst die Länder bis zur Saale inne hatten. Deutsche Ansiedler und vor Allem die Errichtung deutscher Markgrafschaften drängten diesen slavischen Völkerstamm immer weiter zurück, und nur die auf ig, itzig u. s. w. endenden Namen von Ortschaften zeigen, daß in diesen Gegenden slavische Völker gehaust. Während so das Germanenthum das slavische Element sich überall unterwürfig machte oder da, wo dieses nicht nachgab, vernichtete, und während überall die Besiegten in den Siegern aufgingen, das heißt, sich vollständig germanisirten — wir sprechen jetzt natürlich von den Gegenden an der Saale und Pleiße — erhielt sich trotz aller Anfechtungen im Pleißengau, das heißt, in demselben Bezirk, den die altenburger Bauern noch heute bewohnen, ein Rest von Sorben-Wenden, und wie diese in so vielen Dingen ihren alten Sitten und Gebräuchen treu geblieben, wie viele von ihren deutschen Nachbarn sie unterscheidende nationale Gewohnheiten sie sich erhalten haben — das versuchten wir in vorstehender Skizze zu schildern.

Unser tägliches Brot.

Von Dr. H. Hirzel.

Für Millionen von Menschen ist das Brot ein unentbehrlicher Theil der alltäglichen Nahrung; es rivalisirt an Nahrungswerth mit der Milch und ist ganz besonders dadurch ausgezeichnet, daß es von unserem Magen stets ohne Widerstreben angenommen wird. An ein gutes Brot knüpfen sich jedoch viele und wesentliche Bedingungen, die theils von der Reinheit und Beschaffenheit des Mehles, theils von der Art und Weise der Brotbereitung abhängen, und oftmals werden wirklich elende Fabrikate als „Brot" ausgeboten. Im Anbetracht der großen Wichtigkeit dieses Gegenstandes für das alltägliche Leben hege ich die Ueberzeugung, daß mich die Leser der traulichen Gartenlaube bei kurzer Beachtung desselben begleiten werden.

Das Brot wird aus Mehlsorten bereitet, die man aus den Samen der Getreidepflanzen oder Cerealien, den Haupterzeugnissen des Landmannes gewinnt. Die Cerealien sind Pflanzen aus der Familie der Gräser mit langem, dünnem Halme, der an einigen verdickten Stellen, den sogenannten Knoten des Halmes, von langen zugespitzten Blättern umfaßt wird, und an seiner Spitze viele in einer Aehre oder Rispe zusammenstehende unscheinbare Blüthen trägt, denen die schmilkenden Blumenblätter fehlen, und die zu den kleinen, länglich runden oder walzenförmigen Samenkörnern reifen. Von einem gewissen Instinkte geleitet, haben die Menschen schon seit undenklichen Zeiten den nährenden Reichthum dieser Samen erkannt, und sobald ein Volk einer ruhigeren Lebensweise und mit dieser der Civilisation zuzustreben begann, vertauschte es zunächst die Waffe mit dem Pfluge und pflanzte in das durchfurchte Erdreich die wogenden Gräser mit ihren goldenen Aehren. Mit Recht wird daher der Ackerbau als die Seele der Industrie und der Gewerbe, als ein Segen des Friedens betrachtet; mit Recht wird er als unentbehrlich für die Menschheit geschildert; denn die Sorge um das tägliche Brot ist in materieller Beziehung die größte, den Menschen tyrannisirende Fessel.

Die wichtigsten Getreidearten sind: Weizen, Roggen oder Korn, Gerste, Hafer, Mais oder Welschkorn und Reis; doch ist nur das Mehl aus den Samen des Weizens und Roggens ganz geeignet zur Brotbereitung; während das Mehl der Gerste, des Hafers, Maises und Reises zwar, wie auch das Mehl der Hülsenfrüchte (Bohnen, Erbsen, Linsen), des Buchweizens und anderer Pflanzen, sehr oft dem Weizen und Kornmehl beigemischt wird, doch für sich allein kein wahres Brot zu geben vermag.

Die erste Zubereitung der ausgedroschenen Getreidekörner erfolgt in den Mühlen, wo dieselben theils von den äußeren Hüllen oder Hülsen, der sogenannten Kleie befreit, theils gröber zu Gries oder feiner zu Mehl gemahlen werden. Die Mühlen werden durch Wasser, Wind oder jedoch nur selten durch Dampf in Bewegung gesetzt; denn die sogenannten Dampfmühlen oder Kunstmühlen sind meistens nur Wassermühlen von neuerer Construction. Vergleichen wir verschiedene Mühlen, z. B. alte und neue miteinander, so bemerken wir mit Erstaunen, wie weit es der menschliche Scharfsinn auch hier gebracht hat. In den Mühlen von neuester Construction wird das Getreide gereinigt, zerquetscht (geschroten), enthülst, gemahlen, das Mehl nach seiner Feinheit sortirt und in Säcke gefüllt, ohne daß es von menschlichen Händen berührt zu werden braucht. Ein gewaltiges Rad vom Wasser gedreht, bewegt das ganze reinliche Werk, und das Gehör wird nicht mehr durch das unerträgliche Klappern belebigt; wir hören nur ein dumpfes Rollen der unaufhörlich sich drehenden Räder. Eine ausführliche Beschreibung einer Mühle von neuester Construction geben wir hier nicht, weil uns dies zu sehr von unserem Hauptgegenstande ablenken würde. Nur das Vorzüglichste mag kurz hervorgehoben werden.

Auch in den neuesten Mühlen wird das Getreide zwischen zwei, sich mit ihrer rauhen Oberfläche gegeneinander drehenden Mühlsteinen gemahlen; doch geschieht das Zerquetschen oder Schroten in manchen Mühlen mittelst gegen einander laufenden Walzen, zwischen welchen man die Getreidekörner durchtreten läßt. Ist das Getreide durch einmaliges Behandeln zwischen den Mühlsteinen oder Walzen geschroten, so wird es mit Hülfe des Luftzuges kräftiger Ventilatoren enthülst, indem hierbei die leichte Kleie von dem schwereren Griese weggeblasen wird. Der enthülste Gries fällt hierauf wieder von Neuem zwischen zwei Mühlsteine und wird von diesen in Mehl verwandelt. Das gebilete Mehl wird von eigenthümlichen Taschenapparaten (kleinen an einem um Rollen sich drehenden Bande ohne Ende befestigten Täschchen von Blech), sogenannten Elevatoren aufgenommen, in ein oberes Stockwerk gehoben und in das höher stehende Ende eines hohlen, etwas nach abwärts geneigten, sich drehenden Cylinders von Seidengaze ausgeschüttet. Während der ersten Umdrehung des Cylinders fällt zunächst das feinste Mehl durch die Poren der Gaze in einen Kanal, an dessen Ende es von einem Sacke aufgenommen wird. Zugleich rutscht das im Cylinder gebliebene Mehl weiter nach abwärts, und bei einer neuen Umdrehung geht wieder ein Theil desselben, der aber gröber ist, durch, fällt in einen zweiten Kanal, und von diesem in einen zweiten Sack. Das Mehl im Cylinder rutscht wieder weiter; es geht noch gröberes Mehl durch, welches durch einen dritten Kanal in einem dritten Sacke aufgefangen wird ꝛc. Hat sich ein Sack gefüllt, so wird er zugebunden und ein neuer leerer an dem Kanale befestigt. Das Mehl aber, welches zu grob war, um durch die Poren der Gaze dringen zu können, fällt wieder aus dem niedrigen liegenden anderen Ende des Cylinders durch einen Kanal zwischen zwei Mühlsteine, um von diesen feiner gemahlen zu werden. Wenige Menschen reichen hin, um dieses schöne Werk zu regulieren.

Das Mahlen der Getreidekörner hat den Zweck, die Masse des Kornes fein zu vertheilen und die unverdauliche, aus Holzsubstanz bestehende äußerste Umhüllung der Körner, die Kleie, zu entfernen. Diese Aufgabe wird von den Kunstmühlen neuester Konstruktion in überraschender Weise gelöst, obschon noch einige Verbesserungen in mehrfacher Hinsicht wünschenswerth sind. Um nämlich den Werth eines Mehles beurtheilen zu können, müssen wir auf die Hauptbestandtheile des Getreides und auf die Art und Weise, wie diese in dem Getreidekorne abgelagert sind, Rücksicht nehmen. Wir finden dann, daß das sogenannte feinste Mehl, also das, was sich am feinsten anfühlt, nicht immer das nahrhafteste und zur Brotbereitung vorzüglichste ist, sondern daß das gröbere, welches später durch die Gaze des Cylinders fällt, ein nährenderes schmackhafteres Brot liefert. — Die Hauptbestandtheile des Getreides sind:

1. Stickstoffhaltige organische Verbindungen, sogenannte blutbildende Nahrungsmittel in einer Menge von 10—20 Procent. Diese sind in höchst complicirter Weise aus den sechs Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Schwefel und Phosphor (die beiden letzten nur in ganz geringer Menge) zusammengesetzt, können als Nahrungsmittel nicht entbehrt werden, da sie zur Bildung des Blutes dienen. Wir unterscheiden vorzüglich drei dieser Stoffe im Getreide, nämlich Pflanzeneiweiß oder Albumin, ist dem Eiweiße der Eier fast gleich und findet sich theils in einem in Wasser löslichen, theils in einem unlöslichen coagulirten Zustande; Pflanzenfibrin, ist dem Faserstoff des Fleisches ähnlich, in Wasser und Weingeist unauflöslich; und Pflanzenleim, ist dem Käsestoff der Milch ähnlich, in Wasser nicht, aber in Weingeist auflöslich. Pflanzenfibrin und Pflanzenleim bleiben gemeinschaftlich als sogenannter Kleber zurück, wenn das Getreidemehl, vorzüglich Weizenmehl, in ein leinenes Tuch gebunden und in diesem, unter reinem Wasser so lange ausgeknetet wird, bis keine weißen Körnchen (Stärkekügelchen) mehr durch die Poren des Tuches dringen. Der im Tuche zurückgebliebene Kleber ist eine sehr zähe, elastische, stark anklebende Masse; er behält das Wasser so stark zurück, daß er sich nur schwierig zu einer harten, durchscheinenden, hornartigen Masse, die im Wasser wieder aufquillt, trocknen läßt. Der Kleber ist die Ursache, daß das Getreidemehl beim Kneten mit Wasser einen zähen Teig bilden kann, daher kömmt es, daß das Mehl von Getreidearten, die nur wenig Kleber enthalten, wie z. B. das Reismehl, Maismehl, Hafermehl, keinen so guten Teig giebt, wie das Weizen- und Roggenmehl, die reicher an Kleber sind.

2. Stickstofffreie organische Verbindungen, sogenannte Respirationsmittel, in einer Menge von 70—80 Procent. Diese sind weniger complicirt aus den drei Elementen: Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt, können als Nah-

rungsmittel ebenfalls nicht entbehrt werden, dienen jedoch nicht zur Blutbereitung, sondern indem sie im Körper einer Art von Verbrennung unterliegen, zur Hervorbringung der Körperwärme. Wir können vier solche Stoffe im Getreide auffinden, nämlich Stärkemehl oder Amylum, ist der Hauptbestandtheil der Getreidekörner, indem es sich zu 60 — 70 Procent darin findet. Es erscheint in sehr kleinen, weißen, festen, kugelförmigen oder ovalen Körnchen, die in kaltem Wasser zu Boden sinken (Satzmehl), ohne sich darin aufzulösen, in heißem Wasser dagegen sehr stark aufquellen und damit den dicken Stärkekleister bilden; Gummi oder Dextrin, ist im Wasser sehr leicht auflöslich und findet sich nur zu 2—4 Procent in den Getreidekörnern; Holzsubstanz oder Cellulose, ist in Wasser völlig unlöslich, unverdaulich und bildet 5—7 Procent der Getreidekörner; und fettes Oel, gleicht dem Olivenöle, findet sich aber nur zu $1\frac{1}{2}$—4 Procent; nur die Maiskörner enthalten 8—10 Procent fettige Bestandtheile, und unterscheiden sich durch ihren Fettreichthum von allen andern Getreidearten.

3. Mineralische Verbindungen, meistens Salze, sogenannte Aschenbestandtheile (da sie beim Verbrennen des Getreides als Asche zurückbleiben), in einer Menge von 1—4 Procent. Diese sind sämmtlich Substanzen, welche auch der thierische Körper zu seinem Bestehen, namentlich zur Bildung der Knochen braucht.

4. Wasser, ist in den Getreidekörnern zu 12—15 Procent enthalten; dasselbe entweicht selbst beim Erwärmen des Mehles nur theilweise, ist daher mit den verschiedenen Bestandtheilen desselben chemisch verbunden.

Diese Bestandtheile zusammen genügen, um den menschlichen Körper gesund und kräftig zu erhalten. Das Getreide nimmt somit unter den Nahrungsmitteln den ersten Rang mit ein. —

Nicht weniger bemerkenswerth ist die Art und Weise, wie die eben genannten Stoffe im Getreidekorn abgelagert sind. Ein mikroskopischer Blick auf ein durchschnittenes Getreidekorn überzeugt uns von dem regelmäßigen Bau desselben. Wir bemerken sogleich, daß das Korn aus zwei Hauptheilen besteht, aus einem mehligen Kerne, der fast nur Stärkekügelchen enthält und aus der äußeren Hülle. Diese besteht nach Außen hin aus unverdaulicher Holzsubstanz, nach dem mehligen Kerne hin aus mit Kleber gefüllten Zellen. Der nahrhaftreste Theil des Kornes, der Kleber, ist daher vorzüglich in einer besonderen Lage zwischen dem Mehlkerne und der äußern Hülle abgelagert, hängt aber sowohl mit dem Kerne als mit der Hülle innig zusammen. Wird das Getreide gemahlen, so bleibt ein Theil des Klebers an der Hülle sitzen, wird mit dieser als Kleie getrennt, und nur ein Theil vermischt sich mit dem Kerne zum nahrhaften Mehle. Dieser Verlust ist um so empfindlicher, da die Nahrhaftigkeit des Mehles, die Tauglichkeit desselben zur Brotbereitung, hauptsächlich von seinem Klebergehalte abhängt. Die Kleie geht für den Menschen verloren; denn nur in wenigen Gegenden wird sie mit dem Mehle zu Brot (Pumpernickel) gebacken, gewöhnlich als Viehfutter verwendet. So ausgezeichnet auch die Einrichtung der Kunstmühlen ist, so bleibt doch den Müllern noch die Aufgabe zur Lösung, die äußerste Hülle des Getreidekornes so rein abzutrennen, daß keine nährenden Theile mehr daran hängen bleiben. Das Verhältniß ist schon viel günstiger geworden; denn früher verlor man mit der Kleie ungefähr 30 Procent, jetzt verliert man noch etwa 9—15 Procent an nährenden Theilen; daher steht zu hoffen, daß die fortschreitende Zeit diesen Mangel gänzlich zu heben vermöge.

Die verschiedene Beschaffenheit des Mehles hängt also nicht allein von der Güte des Getreides, sondern namentlich auch von der beim Mahlen befolgten Methode ab. Das feinste Mehl ist zwar sehr weiß und weich, allein es enthält hauptsächlich nur Stärkekügelchen; das gröbere Mehl ist nicht so rein weiß, fühlt sich rauher an, ist aber gewöhnlich reicher an Kleber und daher nahrhafter, enthält auch etwas mehr von dem in dem Getreide enthaltenen Oel. Grauweiß wird das Mehl, wenn zugleich ein Theil der Kleie mit gemahlen wurde. Hat man das Getreide vor dem Mahlen mit Wasser befeuchtet, was früher allgemein geschah, so kann man zwar mit weicheren Mühlsteinen arbeiten, auch trennt sich die Kleie leichter ab, allein das Mehl erleidet schon während des Mahlens eine Veränderung, indem ein Theil des darin vorkommenden Gummi in Zucker übergeht und beim Aufbewahren wird es leicht klumpig, mulsterig und zuletzt unbrauchbar. Die trockenen Getreidekörner sind schwerer zerreiblich, erfordern härtere Mühlsteine, aber liefern ein sehr haltbares Mehl.

Natürlich hängt die Eigenthümlichkeit eines Mehles zunächst von der Getreideart ab, aus welcher es gewonnen wurde. Das Weizenmehl erhält man aus den Samen mehrerer Arten der Pflanzengattung Triticum (Triticum vulgare, gemeiner Weizen — Triticum turgidum, englischer Weizen — Triticum polonicum, polnischer Weizen — Triticum Spelta, Dinkel — Triticum monococcum, einkörniger Weizen ꝛc.). Es ist durch seine weiße Farbe ausgezeichnet. Wird es in ein feineres Tuch eingebunden und unter Wasser ausgeknetet, so läßt es eine bedeutende Menge eines sehr zähen, elastischen, an anderen Körpern fest anhaftenden Klebers in dem Tuche zurück. Verdorbenes Weizenmehl giebt bei gleicher Behandlung einen leicht zerreiblichen schleimigen oder wässerigen Kleber und ist daher leicht zu erkennen. — Das Roggen- oder Kornmehl wird aus den Samen der Kornfrucht, Secale cereale, erhalten. Es ist grau bis graubraun gefärbt, steht an nährendem Werthe dem Weizenmehle ziemlich gleich, hinterläßt aber beim Auskneten unter Wasser keinen so zähen Kleber, sondern läßt sich fast ganz durch die Poren eines Tuches drücken, was darauf zu beruhen scheint, daß es weniger Pflanzenfibrin enthält. Mit Wasser bildet es einen weniger zähen Teig als das Weizenmehl. — Das Gerstenmehl erhält man aus den Samen mehrerer Arten der Pflanzengattung Hordeum (Hordeum vulgare, gemeine Gerste — Hordeum distichum, zweizeilige Gerste — Hordeum hexastichon, sechszeilige Gerste). Es ist ziemlich weiß, enthält zwar eine nicht unbedeutende, doch zur Zeit noch nicht genauer ermittelte Menge von stickstoffhaltigen Bestandtheilen, welche sich aber mit den Stärkemehlkügelchen im Wasser zertheilen, sich daher nicht als Kleber absceiden lassen. Es bildet mit Wasser keinen sehr zusammenhängenden Teig, kann daher für sich allein nicht zu richtigem Brote gebacken werden, wird aber in einigen Gegenden Deutschlands dem Roggenmehle beigemischt und verbacken. Die Hauptverwendung wird die Gerste stets in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei finden; auch geben die enthülsten Gerstenkörner das unter dem Namen Gräupchen allbekannte, vortreffliche Gemüse; dagegen ist die Benutzung des Gerstenmehles zur Brotbäckerei nicht zu empfehlen. — Das Hafermehl gewinnt man aus den Samen mehrerer Arten der Pflanzengattung Avena (Avena sativa, gemeiner Hafer — Avena orientalis, türkischer Hafer — Avena nuda, nackter Hafer ꝛc.). Es ist gelblich weiß, sehr reich an stickstoffhaltigen blutbildenden Bestandtheilen (enthülster Hafer, die sogenannte Hafergrütze enthält gegen 18 Procent) und ziemlich reich an Fett. Mit Wasser bildet es aber keinen richtigen Teig, weil sein stickstoffhaltiger Körper sich nicht als Kleber ausscheiden läßt, sondern sich im Wasser größtentheils auflöst, und ähnliche Eigenschaften, wie der in der Milch enthaltene Käsestoff zeigt. Es kann daher für sich zu keinem schmackhaften Brote verbacken werden, wird jedoch in mehreren Ländern, z. B. in Schottland dem Roggen- und Weizenmehl beigemischt und verbacken. Der Hafer ist jedenfalls ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel, nur ist es besser, ihn in anderer Form zu genießen, z. B. als Hafergrütze; denn das Haferbrot kann den an ein gutes Brot zu stellenden Anforderungen nicht entsprechen. — Das Maismehl oder Welschkorn erhält man aus den Samen des schönen schilfartigen Grases Zea Mays. Es ist gewöhnlich ziemlich grobkörnig, gelb, und giebt mit Wasser einen wenig zusammenhängenden Teig, eignet sich daher ebenfalls nicht zur Brotbäckerei. Es ist sehr nahrhaft, enthält viel stickstoffhaltige Bestandtheile und Fett, und wird besonders im südlichen Europa mit Wasser zu einem ziemlich festen Kuchen (Polenta) oder zu einem Brei gekocht, genossen. — Das Reismehl wird aus den Samen der Oryza sativa erhalten. Es ist sehr schön weiß, enthält aber nur wenig stickstoffhaltige Bestandtheile, hat daher einen viel geringeren Nahrungswerth, bildet mit Wasser keinen rechten Teig, und kann daher, wenigstens für sich allein nicht zu Brot gebacken werden. Die Reiskörner werden am häufigsten in ungemahlenem Zustande mit Wasser, Fleischbrühe oder Milch gekocht, als Gemüse genossen.

Hieraus ergiebt sich, daß mit Vortheil nur das Weizenmehl und das Roggenmehl zum Brotbacken verwendet werden können, während die anderen Getreidearten besser auf andere Weise benutzt werden. Aus dem Weizenmehle erhält man das ausgezeichnet schön aussehende Weißbrot. Dasselbe hat im frischgebackenen

Zustande einen sehr angenehmen Geschmack, ist lecker und feucht, wird aber schon nach wenigen Tagen hart, trocken und fast geschmacklos; dennoch beſtickt sein schönes Aussehen se, daß es in vielen Ländern, besonders in England, Frankreich, Griechenland, zum Theil auch im südlichen Deutschland und der Schweiz, doch hier meist nur in den Städten, fast ausschließlich genossen wird. In der Schweiz wird sehr viel Weißbrot aus den sogenannten Dinkelkernen oder dem Spelz (Triticum Spelta) gebacken. Das Brot des achten Weizens ist zwar schmackhafter, erfordert aber mehr Arbeit; während der Teig aus Dinkelmehl besser aufgeht und ein schöner aussehendes Brot giebt. — Aus dem Roggenmehle erhält man das dunkler aussehende segenannte Schwarzbrot. Dieses besitzt aber, wenn es gut gebacken ist, einen angenehmeren, kräftigeren Geschmack, verbreitet ein anziehendes Brotarema, ist lecker und bleibt viel länger feucht und wohlschmeckend als das Weizenbrot. Es ist daher fast in ganz Deutschland und der Schweiz das Brot des Landmanns, der weniger häufig bäckt; im nördlichen Deutschland wird sogar fast nur Schwarzbrot genossen, und die Menschen, die von Jugend auf an den Genuß dieses Brotes gewöhnt sind, finden das Weißbrot fade schmeckend, und können sich nur schwer daran gewöhnen. Ueber Geschmacksempfindungen läßt sich nicht streiten.

Das Getreidemehl schmeckt bekanntlich im rohen Zustande weder angenehm, noch ist es leicht verdaulich; denn es ballt sich im Magen zu schweren Klumpen zusammen. Es muß daher erst auf irgend eine Weise zubereitet werden, damit es durch den Gaumen behaglicher, dem Magen verdaulicher werde. Seine wichtigste und schon seit Jahrtausenden übliche Zubereitung ist nun unzweifelhaft: seine Verwandlung in Brot, die

Brotbäckerei.

Von diesem Gewerbe hängt das Wohl oder Wehe unzähliger Menschen fast ganz oder doch in hohem Grade ab. Man sollte daher glauben, daß ihm von allen Seiten die größte Beachtung zu Theil werde; denn wer wird nicht lieber ein reinlich bereitetes, wohlschmeckendes, leicht verdauliches und nahrhaftes Brot essen, anstatt eines solchen, welches gerade die entgegengesetzten Eigenschaften besitzt? Und doch befinden wir uns hier im Irrthum; denn kein einziges Gewerbe ist von den Fortschritten der Wissenschaft und Technik so unberührt geblieben, hat uralte Gebräuche so unverändert beibehalten, wie die Brotbäckerei. Selbst in den Städten, wo das Volk, empört über das schlechte und theuere Brot, die Bäcker plünderte und ihre Häuser zerstörte, blieb dennoch Alles beim Alten. Nur an wenigen Orten in Deutschland sind bis jetzt ernstliche Anstalten getroffen worden, um endlich zeitgemäße Verbesserungen in der Brotbäckerei einzuführen. Solche rühmlichst anzuerkennende Bestrebungen stehen aber leider nur sehr vereinzelt da; haben allerdings oft nicht einmal die genügende Beachtung des Publikums gefunden, sondern sind im Gegentheile von diesem mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet worden. Es ist kaum glaublich, daß die meisten Backofen der heutigen Zeit ganz genau so gebaut sind, wie die, welche man schon vor circa 2000 Jahren benutzte, und welche man z. B. beim Ausgraben von Pompeji gefunden hat, der berühmten Stadt, die im Jahre 79 nach Christi Geburt von einem Aschenregen des Vesuvs bedeckt wurde. Seit jener Zeit sind die Lebensverhältnisse ganz andere geworden. Getreide, Brennstoffe, Arbeitskräfte, sind sämmtlich im Werthe gestiegen. Damals wurde eine Verzehrung an Material oder Arbeitskräften, Zeit ꝛc. nicht bemerkt, jetzt wird dieselbe zur drückenden Last. Damals wußte man das Brot nicht anders herzustellen, jetzt gehen uns Wissenschaft und Technik zweckmäßigere Methoden und Einrichtungen an die Hand, um das unentbehrlichste Nahrungsmittel billiger und besser zu bereiten. Allein die Menschen verlassen sehr häufig ihre all herkömmlichen Gebräuche nicht eher, als bis sie durch Noth und Elend dazu gezwungen werden. So weit scheint es auch hier kommen zu müssen. Viele Menschen sind schon jetzt gezwungen, dem Brotgenusse ganz oder theilweise zu entsagen, weil sie nicht im Stande sind, sich Brot zu kaufen. Es ist daher an der Zeit, das Gewerbe der Brotbäckerei aus seinem Schlendrian aufzurütteln und in denselben mögliche Veränderungen und Verbesserungen der allgemeinsten Berücksichtigung dringend zu empfehlen. Der Preis des Getreides selbst ist allerdings ein sehr hoher und beeingt theilweise den hohen Brotpreis; doch könnte trotzdem ein billigeres und ein besseres Brot hergestellt werden. Die hierbei einzuschlagenden Wege sind zweierlei; sie betreffen theils eine bessere technische Einrichtung der Bäckereien oder die Errichtung von Gemeindebäckereien, theils eine zweckmäßigere chemische Verarbeitung des Mehles zu Brot. Beide Wege mögen hier kurz in Erwägung gezogen werden. (Schluß folgt.)

Erzerum,

das jetzige Hauptquartier der türkischen Armee in Kleinasien, die Hauptstadt Armeniens, einst eines blühenden Reiches, jetzt einer Ruine, wie die alte Hauptstadt selbst, Erzerum, erhebt sich, von Außen gesehen, in malerischer Schönheit aus einer Ebene an den Ufern des Kara, eines westlichen Zweiges vom Euphrat, etwa 20 geographische Meilen südöstlich von Trebisond, der nächsten Hafenstadt. Kars ist von Erzerum etwa 17 deutsche Meilen in nordöstlicher Richtung entlegen. Die große malerische Ebene Erzerums, allseitig von Bergen und Naturmalerei umgeben, erstreckt sich sechs deutsche Meilen lang bei einer Durchschnittsbreite von drei bis fünf Meilen. Man sagt, es würde der nächste Angriffspunkt der Russen werden, so daß man ein besonderes Interesse fühlen mag, sich die Stadt näher anzusehen.

Die Straßen sind, wie fast alle im muhamedanischen Osten, enge, schmutzig und zu Allem fähig, nur nicht zum Passiren mit gewichtlen Stiefeln. Im Winter werden sie zu Sammelplätzen von Schnee, Eis und Kehricht, so daß man von diesen Eis- und Schneebergen in die versteckten und manchmal ganz verschneiten Wohnungen hinunterstelgen, auch zuweilen stürzen und so mit der Thür in's Haus fallen muß. Im Frühlinge läuft die Sündflut durch die Straßen, im Sommer eine Sahara des Staubes nach der andern, im Herbst Sündflut und Staubflut abwechselnd, dazwischen auch Menschen, aber verhältnißmäßig wenige gegen die eigentliche Hauptbevölkerung, welche aus großen, zottigen, grausamen, unerfättlich gefräßigen, freien und gleichen brüderlichen Hunden besteht, den Straßenfegern und Abdeckern des ganzen Ostens, der ohne diese Wohlthäter längst schon früher verfault wäre.

Der Engländer Charles Duncan, der den türkischen Feldzug in Kleinasien mitmacht, giebt folgende Schilderung von Erzerum (Januar 1855):

„Es war ein schöner Tag, der fast alle Bevölkerung auf die Straßen rief, obgleich dieselben mit Schnee- und Schmutzgebirgen erfüllt waren. Hier der finstere, seine Kurde mit dem ewigen Ziegenfell malerisch um die Schultern gewersen, im Geschäftston mit dem spärlich bedeckten, dünnen, zitternden Araber über die Aussichten auf Plünderung in diesem Kriege debattirend; dort persische Kaufleute mit gefärbten Bärten, spitzigen Lammfellkappen und spitzigen Zungen über die Preise bei diesen Kriegspreisen schnatternd, Räuber von Lasistan, persische Handelsleute bewachend und Pläne schmiedend, wie sie dieselben auf dem Wege nach Trebisond überfallen könnten, sieche, wankende Soldaten aus dem Hospitale, um zwischen Thier-Kadavern und Küchenabfällen, um welche sich Hunde bissen, etwas frische Luft zu schnappen."

Er schließt seine Skizze mit der Versicherung, daß Erzerum der schmutzigste Ort der ganzen Türkei sei, verbessert sich aber später mit der Erklärung, daß dieser Preis der Festung Kars gebühre. Erzerum, früher einmal mit 200,000, jetzt kaum mit 50,000 Einwohnern, fristet im Ganzen nur noch eine kärgliche Existenz von einem schlafrigen Transithandel zwischen Trebisond und dem Innern Kleinasiens. Früher blühte es durch die Spedition zwischen Persien und Konstantinopel. Von der ehemaligen Herrlichkeit der Stadt trauern nur noch einige spärliche Ruinen in den jetzigen Verfall empor.

Das ist ein kleines Bild des Ortes, wo jetzt Selim Pascha

Ansicht von Erzerum.

wahrscheinlich verzweifelte Anstrengungen macht, dem Schicksale von Kars, dem er Beistand verweigerte, zu begegnen, wenn nicht der durch alle Zeitungen laufende Friede den armen Ort vor jeder weitern Behelligung rettet. Wenn nicht, so ist zu fürchten, daß nun auch ihn die Hülfe, die er von Außen erwartet, im Stiche lassen werde, wie denn der Krieg im Allgemeinen sich in dem Zwecke zu vereinigen scheint, so viel Türkei als möglich zu expropriiren und neue Eigenthümer zu placiren.

Ida Pfeiffer unter den Kannibalen.

Die zweite Reise dieser heroischen Dame um die Erde liegt in einer englischen ersten Ausgabe vor uns. Das Buch einer Deutschen muß also aus dem Englischen, als dem Originale, in die Muttersprache der Verfasserin übersetzt werden, wenn's nicht schon geschehen.* Es wird in diesem Falle nichts schaden, denn ihre zweite Reise wird in jeder Sprache eben so originell erscheinen, wie ihre erste. Nichts Merkwürdigeres in der ganzen, reichen Reiseliteratur, als diese doppelten Heldenthaten einer einzelnen weiberlosen Dame um die Erde herum, und zwar in Gegenden und Wildnisse hinein, in welche sich bis jetzt der tapferste Mann mit Waffen und Gefährten nicht hineinwagte. War sie wirklich so wehrlos und unbeschützt? Nein, sie trug den ächten Waffenrock, die ächten Ritterwaffen mit sich, in sich: den Muth einer reinen, edeln Menschlichkeit, die Zutraulichkeit eines kindlichen Gemüths, das Vertrauen in den innern, edeln Kern auch der wildesten Menschenfresser, Sympathie für allerlei menschliche Zustände, kurz, ein musterloses Etwas von ächter Humanität, das sich kaum theoretisch beschreiben läßt und man aus ihrem Buche heraus- und zusammenlesen muß. Wir wollen ihr sofort unter die leibhaftigen Menschenfresser von Borneo und Sumatra folgen. Allerdings bekam sie in Sarawak, dem Regierungssitze des englischen Consuls Brooke, der sich so ziemlich zum vollständigen Oberfürsten über alle Sultaneien der Insel Borneo gemacht hat, Empfehlungs- und Schutzbriefe, aber diese reichten lange nicht so weit, als ihr beispielloser Muth. Beim Sultan von Singtang wurde sie ziemlich in europäischer Manier wie eine Prinzessin behandelt und konnte sogar ordentlich mit Messern und Gabeln essen, ihren eigenen nämlich, die sich der Sultan heimlich von ihrem Diener hatte zustecken lassen, um sie ganz in civilisirtem Style zu bewirthen, aber diese seinen Rücksichten hörten bald auf, zumal als sie auf Sumatra über die holländischen Besitzungen hinaus in's Innere drang, und zwar zu den Battakern, die kurz vorher ein paar Missionäre leibhaftig aufgefressen hatten. Man rieth ihr deshalb sehr dringend und ernstlich ab, aber der merkwürdige Genius unserer Heldin ließ ihr keine Ruhe, ließ keine Furcht in ihr aufkommen. So wandert sie getrosten Muthes in das erste Menschenfresserdorf hinein und weiß sich sofort die Achtung und Protection des Sultans der Battaker, Hali Bonars, zu erwerben, und zwar, wie wir für die, welche unsere Heldin nicht kennen, bemerken, nicht durch ihre Jugend und Schönheit, da sie aus ihren Jahren und ihrem alten Wittwenthume selbst kein Geheimniß macht. Hali Bonar läßt auf ihr Gesuch Nationaltänze aufführen, deren Schilderung wir von ihren eigenen Worten übersetzen.

„Den Schwertertanz fand ich zu meinem Erstaunen ganz gleich mit dem der Dyaks auf Borneo; auch der Messertanz und Kampftanz hatten viele Aehnlichkeit; aber der originellste, wildeste und lebhafteste war der sogenannte Teufelstanz. Die Tänze wurden alle von männlichen Individuen aufgeführt, mit Ausnahme eines einzigen, an welchem ein Weib Theil nahm, aber nur mit seltsamen Gesticulationen, mit Kriechen auf dem Boden, während die Männer um sie herum tanzten. Dabei fixirten Männer und Weib ihre Augen stets auf den Boden. Ich hatte nun alle ihre Tanzkünste gesehen bis auf einen, den, welchen sie um einen Menschen, ehe er gefressen wird, aufführen. Sie weigerten sich anfangs, diesen aufzuführen (doch jedenfalls aus angeborner Scham, dem bösen Anblicke eines gebildeten Menschengesichts gegenüber), gaben aber endlich meinen Bitten nach. Statt des Menschen banden sie einen Klotz an einen Pfahl und setzten ihm eine Strohmütze auf. Die Tänzer begannen nun damit, ihre Füße so hoch zu schleudern, als es ihnen irgend möglich war, und schleuderten dabei ihre Messer in der ausdrucksvollsten Weise gegen das imaginäre Schlachtopfer. Endlich gab ihm Einer den wirklichen ersten Stich, dem die Andern alle schnell folgten. Sie schlugen den Kopf (d. h. in diesem Falle die Strohmütze) vom Rumpfe und legten ihn auf eine Matte mit großer Sorgfalt, um das imaginäre Blut nicht zu vergießen. Jetzt tanzten sie mit wildem Freudengeschrei um denselben herum. Einige hoben den Kopf auf und brachten ihn an ihre Lippen mit den deutlichsten Zeichen, wie schön ihnen das abgelekte Blut schmecke. Andere warfen sich auf den Boden, um mit der schrecklichsten Wahrheit das ausgestoßene, ge-

* Der geehrte Einsender irrt. Die Reise der Frau Ida Pfeiffer ist in einer Originalausgabe noch einige Tage früher als die englische bei Gerold in Wien erschienen. D. Redakt.

ronnene Blut aufzulecken oder die Finger hineinzutauchen und dann mit dem größten Appetite abzulutschen. Dies gelobt Alles mit dem Ausdruck des größten Entzückens. Der verwaltende Ausdruck ihrer Physiognomien war einer der Freude, nicht der Grausamkeit. Es war freilich dies Darstellung, die Wirklichkeit möchte doch ganz anders ausgesehen haben. Spiel, das es war, konnte ich mich doch einigen Schaudern nicht erwehren, als ich daran dachte, daß ich ganz in der Gewalt dieser wilden Kannibalen war. Ich konnte mich lange dieses peinlichen Eindrucks nicht erwehren, und selbst im Schlafe umgrinsten mich diese entsetzlichen Bilder."

Zwölf Meilen weiter wäre sie doch trotz der Anwesenheit Dali Bonars deinahe gelehrtet und verspeist worden, aber es ist sonderbar und charakterstisch, wie sie sie ihre Absichten verleite. „Weiter im Thale hinabsteigend, wurde mich Dali Bonar, durchaus nicht von ihm gezwungen, lendern stets dicht hinter ihm zu bleiben. An der Spitze unserer Procession gingen sechs mit Speeren bewaffnete Männer, dann kam er, hinter ihm ich und mein Führer, dahinter mancherlei Weiber aus Dörfern, die wir berührt hatten. Der her ersten Uta Ansiedelung, der wir und jetzt näherten, schien man meiner Weiterreise fast opponiren zu wollen. Es war ruchbar geworden, daß ich käme, und vor jedem Orte standen Männer mit Lanzen und Parangs, meine Annäherung zu verhindern. Dali Bonar überredete sie endlich, mich passiren zu lassen. Aber an einem anderen Orte stellten sich die Sachen bedenklicher. Mehr als achtzig Bewaffnete versperrten uns den Weg. Die Speerträger hatten mich plötzlich umringt und schossen schrecklicher, wilde Blicke auf mich. Starke robuste Gestalten, volle sechs Fuß hoch, schrecklich anzusehen in ihren Waffen, mit weit vorspringenden Mäulern, hervorstehenden Zähnen darin, so daß sie den Kinnbacken wilder Bestien glichen. Sie schrieen und deuteten um mich herum, und wären mir solche Scenen nicht schon familiär geworden, ich würde geglaubt haben, mein letztes Stündlein ist gekommen. Aber ich verlor meine Geistesgegenwart nicht. Ich setzte mich auf einen Baumstamm, bewaffnete mich, so ruhig und zuversichtlich als möglich aussehen. Aber jetzt traten einige Rajah's dicht an mich heran mit drohenden Blicken und Gesticulationen, die deutlich sagten, daß sie mich fressen würden, wenn ich nicht sosort umkehre. Sie rissen ihre Messer gegen meinen Hals und stießen mit den Zähnen nach meinem Arm mit Lauten und knirschten dann, als hätten sie schon den Mund voll von meinem Fleisch. Ich hatte natürlich etwas der Art von den Battakern erwartet, und deshalb etwas von ihrer Sprache studirt, um erst ein Wort mit ihnen reden zu können. Konnte ich ihnen etwas Anklingendes sagen, so glaubte ich, so hatte ich Zeit gewonnen, das wußte ich; denn Weiße sind wie Kinder, und die größte Kleinigkeit kann sie zu Freunden machen. Sie sind auch auf, pastiche dem Wildesten auf die Schulter in einer ganz freundschaftlichen Manier, und saße lächelnd in einem Zargon halb Battakenisch, halb Malaiisch: „Na, ihr denkt wohl, ich wäre dumm, ein Weib zu heiren und zu essen, zumal ein solches, wie ich bin? Ich muß sehr hart und zähe sein." Glücklicherweise mußten sie über diese Wendung in meinem fremdartigen Accente und meine Gesticulationen dazu lachen. Auch mein furchtloses Zutrauen machte einen guten Eindruck. Sie reichten mir ihre Hände, der Kreis von Speermännern erweite sich, und glücklich über diese überstandene Gefahr kam ich sicher in einem Orte, genannt Tugala, an, wo mich der Rajah in sein Haus aufnahm."

Auf Borneo lernt sie andere Spielarten des anthropophagischen Kannibalismus in den Schwestern der Dyaks und Alfora's kennen. Lassen wir sie die Hauptrolle der Dyaks selbst führen: „Ich hatte sie in ihren Bergsitzen, ein paar Siegestrophäen, nämlich zwei frisch abgeschnittene Köpfe, zu sehen. Bei andern Stämmen fehlten diese auch nicht, aber diese trocknen die Köpfe und zu blogen Schädeln. Die bei den Dyaks waren noch frisch und nur etwas von Rauch geschwärzt, die Fleisch halb vertrocknet, Augen und Ohren zusammengeschrumpft mit weit und breit stehenden Zähnen, ein scheußlicher Anblick. Die Köpfe waren noch mit Haar bedeckt, der eine hatte sogar die Augen offen. Die Dyaks nahmen diese Köpfe aus ihren Säcken, um sie mir mit großer Freundlichkeit zu zeigen. Es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Sie hielen in die beschiefter dieser Köpfe, wobei sich ihre sonst ruhigen und seelichten Mienen zu einem surchtbar wilden Ausdruck verzerrten. Knaben schlugen in diese Gesichter und spieen aus. Ich schauderte, konnte aber nicht umhin, zu fragen, ob wir geübten Europäer wirklich besser handeln, als diese elenden Kannibalen? Ist nicht jede Seite unserer Geschichte mit Verrath und Blut gefüllt? Die Dyals sammeln einzelne Köpfe in ihren „Bailers", armseligen Hütten, gleichsam ihren Museen und National-Galerien. Bei uns stehen hatt armseligen Hütten weite Hallen und prächtige Schlösser mit den Köpfen Derer gefüllt werden, die dem Ehrgeize und der Geistlichkeit der mächtigen Beherrscher bestehen geopfert wurden. Die Dyaks tödten ihre Feinde, aber ausäen sie nicht, wie wir. Wie viele Tausende wurden langsam in Kerkern und verdaunt in giftigen Klimaten umgebracht?" (Die Beschaffern führt dies noch weiter aus.) „In einigen Reisebüchern finde ich, die Dyaks lieben es, ihren angebeteten Schönen abgeschnittene Menschenköpfe als Zeichen ihrer Fürstlichkeit zu Füßen zu legen, aber ein Holländer leugnet dies, und ich gebe ihm Recht, denn Menschenköpfe sind nicht immer so leicht zu haben. Aber die Jagd auf Menschenköpfe ist allerdings sehr Mode und wurzelt in einem wahren Heißhunger darnach. Wenn z. B. ein Rajah krank wird oder verreist, pflegt man seinem Stamme nach der Genesung oder Rückkehr einen Menschenkopf zu schenken. Ein solcher Kopf muß um jeden Preis geschafft werden. Mehrere Dyaks gehen dann auf die Menschenjagd, d. h. sie legen sich in sechs Fuß hohes Gras oder unter Gebüsch, mit Blättern sich sorgfältig bedeckend und warten, bis ein Opfer naht. Sie schießen es dann zuerst mit einem vergifteten Pfeil, springen dann auf daselbe und hauen den Kopf glatt mit einem Schlage ab, nur einer Geschicklichkeit, die auf besondere Uebung schließen läßt. Der Stamm, welchem auf diese Weise ein Kopf abhanden gekommen, fängt dann sofort Krieg an, der nur mit einem oder mehreren gewonnenen Köpfen endet. (Sehr idyllisch gegen unsere civilisirten Kriege!) Der gewonnene Kopf wird dann mit Jubel- und Gesang triumphirend nach Hause gebracht und unter die Nationalgötze aufgenommen. Es folgen Festlichkeiten von der Dauer eines ganzen Monats. Die Dyaks sind große Liebhaber von Köpfen, und machen nach der Reiserne mit Malaien oft große Jagden darnach." — Noch größer ist diese noble Passion bei den Alfora's, welche sich besondere Gebäude, „Bailers", halten, um Menschenköpfe darin zu sammeln. Jetzt ein Jäger glücklich mit einer solchen Beute zurück, kommt ihm das ganze Dorf entgegen, um ihn mit seinem frischen Kopf wird Kindern über zehn Jahren gegeben, welche von da an das Privilegium haben, das Blut daraus zu saugen. Hierauf wird der Kopf leicht geröstet und feierlich in dem Bailer aufgehangen. Die Bailers sind die Museen der Alfora's. Wir nehmen die Produkte von Köpfen in unsere Museen auf, die Alfora's, deren Köpfe nichts produciren, deren Hirn und Geist verschlossen und verwittert ist, sammeln die Köpfe selbst in ihren Kunstkammern. Es ist ein ästhetischer, ein Kulturtrieb vielleicht, in der kurchtbarsten „naturwüchsigen" Weise, welche uns Alle aufsordern sollte, einen den hohen Werth der Menschenköpfe in unserer Manier hochzuhalten, wenn wir selbst Alle genau wüßten und beherzigten, was sie auf jeder Schulter, auch der am Schwersten belasteten, wirklich werth sind."

Blätter und Blüthen.

Aus dem Londoner Verkehr. Auf den Trottoirs von London wird man nicht selten einen elegant gekleideten, freundlich aussehenden Herrn bemerken, wie man seinen Blicken sorgfältig nach allen Seiten nach etwa sie einen Spelmann aus der Umgegend hatten könnte, und dessen größtes Vergnügen es zu sein scheint, das Schaufenster irgend eines Ladens durchzumustern. Von tausend Menschen werden vielleicht 999 ihn für einen müßigen Müssiggänger halten, und erst der Tausendste mag wissen, welche Befriedigung es mit ihm hat. Der stummste Herr geht keineswegs müßig, denn er geht zu seinem Berufe nach. Er ist ein von der kaufmännischen Industrie angestellter Lockvogel, ein Waarenanschauer, oder wenn Sie wollen, Anstaumer (gazer). Nur in seltenen Fällen werden seine Dienste von einer einzigen Firma in Sold ag genommen, es sei denn, daß dieselbe mehrere Läden in verschiedenen Stadttheilen hätte. In der Regel thun sich mehrere Geschäftsleute, deren Geschäfte und Interessen nicht concurriren, zur Anstellung eines Anstaumers zusammen. Durch gemeinschaftliche Naturalbeiträge stellen sie ihren Mann nach der besten Mode aus; ein Hutmacher besleidet sein Haupt, ein Schneider seine Glieder; ein Schuhmacher versieht ihn mit einem Paar der feinsten Stiefeln; er führt ein feines Rohr mit goldenem Knopf und zu Zeiten einen ausgesuchten Regenschirm, ebenfalls von den betreffenden Fabrikanten geliefert; ein Juwelier versieht ihn mit Diamanten und Schmuckstück von verschiedenem Schnitt und Muster, während ein Juwelier eine goldene Uhr, einen brillanten Ring und eine feine Lorgnette für ihn ausleihig macht. So ausgestattet, geht er an seine Arbeit, wenn das Wetter irgend günstig zu bleiben versprecht. Da wandelt er nun von dem Laden eines seiner Patrone zu dem eines andern, pflanzt sich vor dem Schaufenster auf, und mustert mit anscheinend großem Interesse und besonderem Wohlgefallen die ausgelegten Sachen durch. Dabei handhabt er seine goldene Lorgnette mit artistokratischer Grazie, klopft spielend mit dem glanzenden Rohrstod an den seinen Lederstiefel, und wenn irgend einer seiner Collegen naht, so thut er die Bewunderung entschlüpfen, und wenn sich etwa zehn Gimpel versammelt haben, um die erstaunliche Billigkeit und Schönheit der Waaren bewundern zu helfen, platzt er in den Laden, giebt in lautem vornehm hebelndem Ton seine Ordre in Betreff auf ein Dutzend seiner Artikel, welche der Kaufmann gerade loschlagen möchte, verlangt, daß dieselben noch vor Dunkelwerden zu und da hingesandt werden, giebt seine Karte ab und wird vom Kaufmann mit vielen Bücklingen zum Laden hinaus begleitet. Nun setzt er seinen Auftrag fort, um in einem andern Laden dieselbe Scene aufzuführen. Bei dem Schneider spricht er zur sofsianadlen Stunde vor, wenn derselbe gerade mit Kunden beschäftigt ist. Hier giebt er gemessenen Auftrag zu ein paar Oberröcken, einem Paletot oder dergl.

„Sie haben ja mein Maß — es hat nicht so große Eile — in acht Tagen etwa." Dann setzt er seinen Stock meiter, vielleicht zum Juwelier. Hat er ein Paar des Tages sein mühseloses Geschäft besorgt, so begiebt er sich vor Dunkelwerden in seine schöne Wohnung und legt sorgfältig sein Prunkzeug ab. Nachgehends macht er vielleicht den Spanner, d. h. Auspasser an einer der Spielhöllen in St. Jamesstreet, oder den Ceremonienmeister in einem der zahlreichen Casinos, welche sich zu nächtlichen Thorheiten und Schwelgereien öffnen.

Der tägliche Gehalt des Anstaumers variirt zwischen $2^1/_2$ und $3^1/_2$ Schilling, je nach seiner Figur und dem Grade seiner Dreistigkeit, und er erachtet dies für einen um so leichteren und angenehmen Verdienst, da er das Vergnügen verdienen darf, sich während der Geschäftsstunden für einen ausgemachten in jeder Hinsicht vollkommenen Gentleman halten zu dürfen.

„Aus der Fremde" Nr. 4 enthält:
Aus dem Leben eines Sklaven. — Ein Eisenbahnunglück in Amerika. — Eduard Vogel. (III.) — Die vereinigten Staaten und der Amazonenfluß. — Aus allen Reichen: Der amerikanische Reisende Dr. Kane. — Ungewöhnliche Kirchenfeste. — Die Medina-Dattel. — Coca und Betel. — Wovon die Schwalben ihre Nester bauen.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 5. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Vorurtheile.

(Schluß.)

Bestürzt trat der Mulatte in das Zimmer; er schloß die Thür des Schlafgemachs hinter sich und sah Heiligenstein mit fragenden Blicken an. Aus der kurzen Unterredung hatte der Edelmann die Gewißheit geschöpft, daß der Kammerdiener um das Geheimniß des Barons wisse.

„Mein armer Herr scheint mir sehr krank zu sein; ich halte es für nöthig, daß man nach dem Arzte schicke," sagte Bob.

„Der Arzt würde hier überflüssig sein; aber ich kenne Jemanden, der sichere Hülfe zu bringen im Stande ist."

„O, wer ist dieser Mann? Nennen Sie ihn, und ich eile, ihn zu holen."

„Du bist es, Bob! Wenn Du es redlich mit Deinem Herrn meinst, so verbindest Du Dich mit mir, mit seinem besten, aufrichtigsten Freunde, zu seiner Rettung."

„Was kann ich thun, mein Herr?" fragte Bob eifrig.

„Die Vergangenheit Deines Herrn birgt ein Geheimniß, das ich kennen muß, um ihn zu vertheidigen. Was es auch sei, theile es mir mit, und Du wirst an mir einen treuen Verbündeten haben. Der Zustand Deines Herrn ist von der Art, daß wir ohne seine Beihülfe handeln müssen."

Der Mulatte schüttelte schmerzlich sein Haupt.

„Lieber Herr," antwortete er, „wohl ist mir klar, daß die Eröffnung dieses Geheimnisses meinen Herrn sofort freisprechen würde; aber wenn er selbst es Ihnen nicht mittheilt, — ich kann es nicht, denn ich habe einen heiligen Eid abgelegt. Nur soviel kann ich versichern, daß der Herr Baron der edelste Mensch ist, daß er nie Böses, sondern stets nur Gutes gethan hat. Er ist nächst Gott mein größter Wohlthäter, und darum darf ich ihm meinen Eid nicht brechen.

„Aber wenn Du durch Dein Schweigen sein Unglück herbeiführst?"

„Herr, ich gebe gern mein Leben hin, aber fordern Sie nicht, daß ich meinem guten Herrn ungehorsam bin."

Traurig verließ Bob das Zimmer. Heiligenstein hatte nicht den Muth, den treuen Diener zurückzuhalten und weiter in ihn zu dringen. Das Herz des Freundes blutete bei dem Gedanken an die nächste Zukunft. Nach Allem, was er seit seiner Ankunft erfahren, war es unzweifelhaft, daß des jungen Barons Glücksstern erbleichen würde. In qualvoller Unruhe hatte Heiligenstein eine halbe Stunde verbracht, als Bob wieder eintrat.

„Herr," meldete er, „so eben sind drei Männer angekommen, die den Herrn Baron zu sprechen verlangen; ihr Wagen hält am Thore."

Der Edelmann bebte zusammen; ihm ahnte, daß es die Commission des Criminalgerichts sei. An ein Abweisen war nicht zu denken, aber man mußte Sorge tragen, daß sie ohne Aufsehen in das Schloß gelangte. Die Uhr auf dem Hauptgebäude zeigte in diesem Augenblicke die vierte Morgenstunde an.

„Bob, führe die Herren so leise in dieses Zimmer, daß Niemand im Hause dadurch gestört werde. Zugleich sage ihnen, daß der Herr Baron krank liege."

„Könnte man sie aus diesem Grunde nicht abweisen?" meinte der Mulatte, der am ganzen Körper zitterte.

„Das Gesetz, mein Freund, läßt sich nicht abweisen. Bob," sagte Heiligenstein, indem er die Hand des Mulatten ergriff, „ein furchtbarer Augenblick naht — willst Du Dich nicht mit mir verbinden, ihn abzuwehren?"

„Herr, nehmen Sie meinen Kopf, aber lassen Sie mich ein treuer Diener bleiben!"

„Ein treuer Diener rettet seinen Herrn von Schmach und Schande! Weigerst Du Dich zu sprechen, so kann ich nur ein ohnmächtiger Zeuge sein."

Der branne Mann sank Heiligenstein zu Füßen und bedeckte seine Hand mit Thränen und Küssen. Noch ehe er zu Worte kommen konnte, öffnete der Baron die Thür des Schlafgemachs. Er war halb angekleidet; das Licht der Kerze, die er in der Hand trug, beleuchtete seine bleichen, verstörten Züge. Heiligenstein trat ihm entgegen und theilte ihm die Ankunft der Fremden mit.

„Sie mögen eintreten!" befahl Ludwig dem Diener.

Bob zögerte.

„Verweigerst Du mir schon den Gehorsam?" fragte der Kranke mit einem schmerzlichen Lächeln.

Der Mulatte entfernte sich. Der Baron warf einen Pelz über und setzte sich in einen Sessel. Eine furchtbare Ruhe lag in seinen Zügen, sein großes Auge blitzte in fieberhafter Glut. Es schien, als ob ein ungeheurer Entschluß in ihm zur Reife gediehen sei.

„Nicht wahr," fragte er nach einer Pause, „Henriette und mein Kind schlafen?"

„Es ist vier Uhr, man kann es wohl annehmen."

„Heiligenstein, Sie betrachten mich mit zweifelnden Blicken — Ihr Vertrauen beginnt zu wanken, nicht wahr?"

„Sie fordern Vertrauen, Ludwig, während Sie selbst es verweigern!"

„Gönnen Sie mir Frist!" stammelte der Baron, indem er beide Hände flehend ausstreckte. „Der Schlag kommt so unerwartet,

Digitized by Google

daß ich seine Folgen nicht zu überstehen vermag — er hat mich bis in das tiefste Mark erschüttert. Glauben Sie nur an meine Unschuld, Sie werden sich nicht täuschen! O, meine Gattin, die ich anbete wie einen Gott, ich hätte es wahrlich nicht gewagt, dir meine Hand zu reichen, wenn sie ein Vergehen beschmutzte!"

Ein Thränenstrom rann über die Wangen des armen Mannes.

„Was gedenken Sie nun zu thun?" fragte Heiligenstein erschüttert.

„Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Behörde trete ich der Anklage entgegen."

„Aber die Papiere?"

„Ich darf sie nicht kennen — ich will sie nicht kennen — die Pflicht gebietet es mir!" flüsterte der Baron mit gepreßter Stimme, als ob ihm dieser Ausspruch eine furchtbare Ueberwindung kostete. Dann sank er wie vernichtet zusammen; ein heftiger Fieberfrost durchschüttelte seinen Körper.

„Seltsam! Seltsam!" murmelte Heiligenstein, indem er seinen Freund erschüttert betrachtete.

Da ließ sich ein Geräusch von Schritten in dem Vorzimmer vernehmen. Die Thür ward geöffnet und drei Männer erschienen, die sich als eine Deputation des Criminalgerichts zu erkennen gaben. Der Führer derselben forderte den Baron auf, alle seine Papiere zur Durchsicht vorzulegen. Ludwig deutete schweigend mit der Hand auf die Möbel. Fast eine Stunde lang durchsuchten die Beamteten jedes Fach und jeden Schubkasten, sie prüften jedes Papier — es fand sich keins, das ihren Verdacht erregte.

„Herr Baron," sagte der Commissar, „eine Prozeßangelegenheit erfordert, daß sie stets bereit sind, der Ladung des Gerichts Folge zu leisten. Sie werden mir nicht nur eidlich versprechen, bis nach beendetem Prozesse Ihr Gut nicht zu verlassen, sondern auch eine Kaution von zehntausend Thalern stellen. Wollen und können Sie dies, so ist für jetzt meine Sendung erfüllt."

Ludwig gab das Versprechen und lieferte Papiere zu dem geforderten Werthe aus. Sein Benehmen dabei war mehr kalt als ruhig, so daß man hätte glauben mögen, die Krankheit habe ihn gegen Alles völlig abgestumpft. Als die Gerichtspersonen sich entfernt hatten, suchte er sein Bett wieder auf. Heiligenstein bedeutete ihm, daß es nöthig sei, den Obersten und Henrietten von der Besorgniß der Erichsheim's in Kenntniß zu setzen, damit das Gerücht davon sie nicht überraschte; er nickte traurig mit dem Kopfe und flüsterte:

„Es muß sein, übernehmen Sie es, mein Freund; aber sagen Sie kein Wort von den Papieren, der geringste Zweifel, den Henriette hegt, wird mir den Tod geben."

Der Morgen brach an. Es lag in der Absicht der Behörde, die Sache so lange als möglich geheim zu halten und den jungen geachteten Baron zu schonen. Wie man sieht, war diese Absicht erreicht. Der Fürst selbst hatte angeordnet, daß die Untersuchung mit der größten Vorsicht geführt werden solle.

Um acht Uhr erschien die bestürzte Henriette an dem Krankenbette ihres Mannes. Ludwig tröstete sie und versicherte, er fühle sich besser, die Hülfe des Arztes sei unnütz. Die arme Frau warf sich über das Bett und begann bitterlich zu weinen.

„Du bist sehr blaß!" schluchzte sie.

„Ich habe eine heftige Migräne gehabt."

„Der gute Gott wird ja geben, daß Du nicht ernstlich erkrankst."

„Er wird es, Geliebte, denn er erhört das Gebet eines Engels, und Du wirst beten, daß unser kaum erblühtes Glück nicht gestört werde."

Während dieser Zeit war Heiligenstein zu dem Obersten gegangen. Vorsichtig bereitete er den Greis auf die Nachricht vor, dann theilte er ihm Alles mit, nur den Umstand verschwieg er ihm, daß Ludwig wirklich in dem Besitze der Papiere gewesen sei. Der alte Mann war tief erschüttert. Daß die Feindschaft einer Frau so weit gehen könne, hatte er nicht für möglich gehalten.

„Die Sache muß im Keime erstickt werden!" murmelte er. „O, es ist ersichtlich, sie will meiner Ehre einen empfindlichen Streich versetzen, und der unbesonnene Jugendstreich meines Schwiegersohnes bietet ihr eine günstige Gelegenheit. Aber auch an Henriettens, die ihren Sohn verschmäht, rächt sie sich. O mein armes, armes Kind! Weiß sie um die erhobene Beschuldigung?"

„Ich habe sie nur von der Krankheit Ludwig's in Kenntniß gesetzt."

„So darf sie noch Nichts erfahren. Und was hat Ludwig beschlossen?"

„Im Vertrauen auf seine Unschuld will er ruhig den Prozeß abwarten."

„Unmöglich!" rief bebend vor Aufregung der Greis. „Man hat ihn unter obrigkeitliche Aufsicht gestellt — dieser Zustand ist ein schimpflicher, er muß sobald als möglich wieder aufgehoben werden."

„Wie läßt sich das bewirken?" fragte Heiligenstein.

Der Oberst hatte einige Augenblicke nachgesonnen.

„Die Ruhe und das Glück meines Kindes stehen auf dem Spiele," murmelte er — „ich werde zunächst einen Schritt bei der Freifrau unternehmen. Bleiben Sie hier, mein Freund, und wachen Sie über meine Kinder. Diesen Abend sehen wir uns wieder."

Eine Viertelstunde später bestieg der Oberst den Wagen, der ihn nach Erichsheim brachte. Heiligenstein ging zu dem Baron, den Henriette soeben verlassen hatte. Ludwig saß aufrecht in seinem Bette, schmerzlich lächelnd streckte er dem Freunde die Hand entgegen.

„Meine Gattin ist der Arzt, der mich bald heilen wird," sagte er. „Und Sie, Freund, bewahren Sie mein kleines Geheimniß, die juristische Klugheit erfordert es. Ich blete den feindlichen Angriffen eine gepanzerte Brust, glauben Sie mir, es werden alle Pfeile daran zerschellen."

Heiligenstein betrachtete den Kranken mit einer tiefen Rührung. Da trat Henriette ein; die junge Mutter, reizend wie eine Fee, trug den Säugling auf ihren Armen.

„Ludwig," rief sie, „küsse unsern Sohn, und Du wirst genesen!"

„Mein Kind, mein Kind!" rief der Baron in einem durchdringenden Tone.

Dann drückte er einen Kuß auf die kleine Stirn desselben. Nachdem er das zarte Wesen einige Augenblicke gerührt betrachtet, gab er es der Mutter zurück.

„Dank, Henriette, Dank, Du hast mich wunderbar gestärkt!" rief er aus.

Heiligenstein betrachtete aus einiger Entfernung die rührende Gruppe.

„Es ist unmöglich," dachte er, „daß die Vorsehung ein solches Glück erschafft, um den Kontrast des Unglücks desto fürchterlicher zu machen. Täusche ich mich hier, so ist mir mein tröstlichster Glaube erschüttert!"

VIII.

Der Oberst hatte das Schloß der Erichsheim's um Mittag erreicht. Als man der Freifrau den Gast meldete, erschien ein stolzes, triumphirendes Lächeln in ihren Zügen. Ohne Zögern gab sie dem Diener Befehl, den Besuch in den Empfangsaal zu führen. Dann ließ sie durch die Kammerfrau ihre Toilette noch einmal ordnen und legte einige Schmuckſachen an, deren Diamanten bei den dunkeln Farben ihres Kostüms elklatant hervorstachen. Das bleiche Gesicht dieser Dame, obgleich von einigen Furchen durchzogen, trug noch deutliche Spuren einer pikanten Schönheit. Das schwarze Haar bildete noch einen glänzenden Scheitel, und zwischen den Lippen zeigten sich noch weiße Zahnreihen, die durch keine Lücke unterbrochen wurden.

Zehn Minuten hatte der Oberst unruhig im Saale gewartet, als ein Diener die Flügelthür öffnete und die hohe Gestalt der Freifrau von Erichsheim eintrat. Auf den Gruß des Obersten daukte sie durch eine kalte, höchst ceremonielle Verneigung. Dann gab sie dem Diener ein Zeichen, dieser zog sich ehrerbietig zurück und schloß die Thür.

„Ich habe mich dreist, den verehrten Gast, den ich so wenig erwartete, zu empfangen," sagte sie mit leicht erregter Stimme, indem sie mit dem Fächer nachlässig auf einen Sessel deutete.

„Das durfte ich voraussetzen," antwortete ruhig und fest der Greis, „wenn wir uns auch in P. ohne Abschied trennten."

„Wenn der Vater Henriette's diese Voraussetzung hegt, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, mein Herr, daß Sie der Mutter des jungen Freiherrn von Erichsheim entweder eine große Schwäche oder einen Ueberschwang von Großmuth beimessen, der sie in den Augen der Welt lächerlich erscheinen lassen muß. Den Vater meiner Schwiegertochter heiße ich willkommen."

Sie lud noch einmal den Gast zum Sitzen ein. Der Oberst ließ sich auf dem Sessel nieder, die Freifrau nahm ihm gegenüber Platz.

„Gnädige Frau," begann ruhig der Greis, „ich bin Soldat und pflege mein Ziel auf dem geradesten Wege zu verfolgen — demnach theile ich Ihnen ohne Umschweife mit, daß ich als Vater Henriette's zu Ihnen gekommen bin. Wir stehen Beide in dem Alter, in dem die Leidenschaften keine Gewalt mehr haben und jede Uebereilung uns doppelt angerechnet wird — ja, gnädige Frau, Sie bereiten einen Eclat vor, der uns Beiden bei unsern Standesgenossen schaden wird."

„Was meinen Sie?" fragte verwundert die Freifrau.

„Ich meine die Anklage gegen Henriette's Gatten, die Sie wahrlich nicht bedacht haben."

„Ah, das ist es!" rief sie. „Herr Oberst, ich überdenke stets meine Handlungen, und bevor ich etwas unternehme, kenne ich nicht nur das Ziel, ich weiß auch, daß ich es erreiche."

Der Oberst sah bestürzt die Freifrau an, aus deren dunkeln Augen stechende Blicke schossen.

„Madame," sagte er fast stammelnd, „Sie sind eine Frau, Sie sind selbst Mutter, Sie lieben Ihre Kinder —"

„Und daran erinnern Sie mich, Herr Oberst, Sie?"

„Noch mehr: ich erinnere Sie auch daran, daß Sie in dem vorliegenden Falle nicht zum Ziele gelangen werden."

„Dann begreife ich nicht, warum Sie gekommen sind!" sagte höhnend die aufgeregte Dame.

„Ich bin gekommen, um der Schwiegermutter meiner ältesten Tochter die Reue zu ersparen, die Reue über einen Schritt, den sie — ich wiederhole es — nicht überlegt hat. Zu diesem Zwecke wende ich mich nicht nur an Ihr Herz, sondern auch an Ihren Verstand. Noch ist es Zeit, die Uebereilung wieder auszugleichen; warum soll die Welt erfahren, daß eine Dame aus dem Adelstande eine Rache übt —"

„Genug, mein Herr!" rief auffahrend die Freifrau.

„O, Sie müssen mich hören, Madame! Ich kann Sie nicht verlassen, ohne eine Verständigung herbeigeführt zu haben, die uns Beiden zum Heile gereichen wird. Sie wollen den jungen Baron von Neustedt und mit ihm Henrietten verderben, weil die gegenseitige Neigung der beiden jungen Leute einen Ihrer Pläne vereitelte — Sie holen ungewisse Anhaltspunkte aus einer Vergangenheit, die fast in das Knabenalter dessen fällt, den Sie hassen — Madame, Sie nehmen zur Denunciation Ihre Zuflucht, um eine vermeintliche Beleidigung zu bestrafen! Wahrlich, wer vor diesem Gedanken nicht zurückbebt," fügte der Greis wie empört hinzu, „ist ein Sclave seiner Leidenschaften oder sein Herz hat nie edlere Gefühle gehegt."

Frau von Erichsheim zuckte zusammen, als ob ein Dolchstich ihr Herz durchbohrte; aber anscheinend verlor sie ihre Fassung nicht, sie spielte vielmehr die unschuldig Gekränkte.

„Mein Herr," flüsterte sie, „ich begreife, daß die Verständigung von mir ausgehen muß. Sie wähnen, die jüngste Vergangenheit liefere die Motive zu meinen Handlungen — gehen Sie weiter zurück, fünfundzwanzig, dreißig Jahre — versetzen Sie sich in die Zeit, wo Emilie von Windheim noch jung und, wie man sagte, noch schön war; erinnern Sie sich, daß man sie wie eine Königin feierte, daß sie glänzende Vasallen an dem Fuße ihres Thrones sah, aber daß sie nur einem gewogen war, daß sie nur einem gestattete, ihr seine Huldigungen darzubringen. Die arme Emilie liebte ihren Vasallen, wie er sich oft selbst nannte, und sie glaubte sich wieder geliebt, denn sie empfing schriftlich und mündlich die Versicherungen. Da ward der junge Offizier zu einem fernen Regimente versetzt, und Emilie empfand bei der Trennung, daß ihre Neigung eine Leidenschaft geworden war, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte. Hoffend auf die Treue des Geliebten, sonderte sie sich von der Welt ab, sie lebte für ihn, dachte an ihn und ertrug ruhig den Zorn des Vaters, der ein vortheilhaftes Heirathsproject für seine einzige Tochter hegte. Niemand kannte den wahren Zustand ihres Herzens, und deshalb hielt man sie allgemein für überspannt, für ein Mädchen, das über ihren Stand hinaus wollte. Was kümmerte sich Emilie darum? Ein Brief von dem Geliebten entschädigte sie für Alles und erhielt ihren Muth aufrecht. Er schrieb von Hindernissen, die sich einer Verbindung entgegenstellten; sie begriff die Unmöglichkeit einer raschen Erfüllung ihrer Wünsche, und deshalb beschloß sie, in Ergebung zu warten. Da starb ihr Vater plötzlich vom Schlage getroffen, und hinterließ seiner Tochter Nichts als ein kleines, überschuldetes Gut. Emilie wies die besten Anträge um ihre Hand zurück, sie kämpfte mit Entbehrungen und mit der stets wachsenden Sehnsucht nach dem Geliebten, sie verlebte furchtbare Tage, aber sie blieb ihrer ersten Neigung treu. Die Armuth und der Stolz der schönen Emilie machten sie bald zum Gegenstande des Spottes und endlich auch der Lächerlichkeit, es verbreiteten sich selbst Gerüchte, die ihrer Ehre nachtheilig waren. Herr Oberst, der junge Offizier, um den sie so viel litt, avancirte, er avancirte rasch, damit er die Tochter seines Generals heirathen konnte. Die Kunde davon schmetterte Emilien zu Boden; der Zufall wollte, daß ihre getäuschten Hoffnungen bekannt wurden, und anstatt daß man sie bemitleidete, verlachte man die stolze Schönheit. Noch mehr: nach zwei Jahren kam der treulose Geliebte als Oberst nach M., wo das verlassene Mädchen trauerte. Sie sah ihn an der Spitze seines Regiments — dieser Anblick brachte sie fast dem Wahnsinne nahe; aber ihr starker Geist widerstand, sie ward ruhiger, und endlich gleichgültig gegen den treulosen Mann, den man allgemein achtete, selbst feierte. Ein Husarenobrist von dreißig Jahren ist eine interessante, pikante Erscheinung! Die Lage Emilien's war eine traurige, denn die Armuth zwang sie, aus der Sphäre zurückzutreten, der sie eigentlich angehörte. Kein Freier ließ sich mehr sehen, man hatte das blutarme Fräulein vergessen. Und wer trug die Schuld davon? Der Mann, auf dessen Treue sie gebauet hatte, der Mann, den sie so zärtlich liebte. Da nahete sich abermals ein Bewerber, ein Mann, der weiter keinen Vorzug besaß, als ein großes Vermögen. Das getäuschte Herz des armen Fräuleins war der Liebe für immer verschlossen, es konnte ein Glück in dieser Beziehung nicht mehr erwarten; aber um wenigstens nicht dem Elende anheim zu fallen, wenn sie nicht als Gouvernante dienen wollte, reichte sie dem Manne, den sie nicht lieben konnte, die Hand, und Emilie von Windheim ward die Freifrau von Erichsheim. Das Herz fand keine Befriedigung in dieser Ehe, wohl aber der Stolz — man suchte die Vergessene wieder auf, und die Gattin des Freiherrn von Erichsheim gehörte zu den ersten Damen. Bald jedoch sah sie ein, daß der Reichthum allein nicht glücklich macht; der Pein, einem Manne anzugehören, den sie kaum achten konnte, nachdem sie ihn näher kennen gelernt, gesellte sich eine Art Lebensüberdruß bei, und es ist wohl natürlich, daß in der Brust einer Frau, die Anwartschaft auf das höchste Lebensglück gehabt, der Haß gegen den Urheber ihrer traurigen Lage erwachte. Und dabei war ich gezwungen, vor der Welt glücklich zu erscheinen, wenn ich nicht lächerlich werden wollte. Diesem Scheine glaubte auch der Oberst, wenn wir uns in Gesellschaften trafen, die ich nicht umgehen konnte. Zwischen ihm und meinem Manne entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß. Der Oberst ward der Pathe meines ältesten Sohnes, und ich hob ein Jahr später seine erste Tochter aus der Taufe, welche die Namen Emilie Cäsarine erhielt. Ich wies diese Annäherungen nicht zurück, da ich den Grund derselben kannte: mein Mann war reich, und der General hatte seinem Schwiegersohne nicht einen Thaler hinterlassen. Mit Freude machte ich die Bemerkung, wie der stolze Oberst, der ein großes Haus führen mußte, immer tiefer in die Schuld meines Mannes gerieth, der es in seiner Habsucht nicht verschmähete, Geld zu hohen Zinsen auszuleihen. Die Zeit verfloß, und ich muß meine Schwäche bekennen, daß durch die gegenseitige Annäherung meine erste Neigung wieder erwachte, ein Umstand, der die Pein meiner Situation erhöhete. Da starb die Gattin des Obersten, indem sie der Welt eine zweite Tochter schenkte. Der Gedanke, der Mann meiner ersten Liebe ist frei von allen Fesseln, brachte mich unwillkürlich in eine Aufregung, die ich vergebens zu bemeistern mich bestrebte. Jahre lang suchte ich sie zu bekämpfen — umsonst, die Fesseln meiner unglücklichen Ehe wurden stets drückender, und mein Mann wurde mir eine verhaßte Last. Das Gefühl der Liebe war in der gereiften Frau mit neuer Heftigkeit erwacht, und in meinem verwirrten Geiste stiegen Hoffnungen auf ein Glück empor, das mich vor Wonne schaudern machte. Um diese Zeit trieb der geizige Freiherr seine ausstehenden Kapitalien ein, und auch der Oberst wurde angegriffen, dessen Ehre dabei auf dem Spiele stand. Ich empfand das Bedürfniß ihn zu retten, und brachte die Heirath unserer Kinder zu Stande; die verhängnißvollen Papiere blieben fest verschlossen, und ich ging selbst so weit, einen Ehrenschein

von dem Herrn von Nienstedt einzulösen, damit dem Manne meiner Liebe von dieser Seite keine Gefahr drohe."

„Madame, dessen waren Sie fähig?" stammelte wie betäubt der Oberst.

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr; was ich that, wissen Sie!"

„Aber ich kannte die Gründe nicht."

„Sie kannten meine erste Neigung. Sie kannten meine unglückliche Ehe und empfingen selbst Andeutungen, die Ihnen jeden Zweifel hätten lösen müssen, wenn Sie Ihr Unrecht hätten einsehen wollen. Aber kein Wort des Trostes kam über Ihre Lippen, Sie brachen keine Entschuldigung aus, die mich überglücklich gemacht haben würde — statt dessen legten Sie allen meinen Handlungen schmähliche Gründe unter, Sie machten mich selbst zur Theilhaberin aller nicht zu billigenden Handlungen meines Mannes und traten offen zu der mir feindlichen Partei über, als der Freiherr erkrankte, während seines Krankenlagers beraubt wurde, und unter Verwünschungen gegen mich starb. Ich kenne die Gerüchte, die sich damals verbreiteten, ich weiß auch, daß Sie Ihre Tochter nicht mehr Emilie nannten, sondern Cäsarine, um mich, die Pathe derselben, zu kränken. Die Ehe unserer Kinder ist zu meinem Bedauern eine unglückliche geworden, und auch dies schreiben Sie meinem Einflusse zu. Herr Oberst, anstatt mich zu beklagen, haben Sie mich verfolgt und den letzten Funken von Neigung in mir erlöscht."

„Großer Gott, gnädige Frau, welch' eine furchtbare Vergangenheit rollen Sie meinen Blicken auf!" rief der Oberst.

„Wollen Sie mir nicht sagen, daß Sie jetzt erst zur Einsicht gelangen?" fragte die Freifrau, indem sie sich auf den Arm ihres Sessels lehnte. „Am Hochzeitstage unserer Kinder, als Sie mir die Hand küßten, sahen Sie meine Thränen, Sie sahen selbst Ihren Ring an meinem Finger glänzen, den ich wie ein theures Kleinod aufbewahrte. Wir sprachen von dem Glücke der Ehe, aber Sie wollten mich nicht verstehen, Sie wichen mir aus, indem Sie mir einige spöttische Phrasen zuwarfen, die eine Galanterie sein sollten. Da wurden mir Ihre Ansichten von den Frauen klar, und um Ihnen nicht völlig zum Gespötte zu werden, zog ich mich zurück. Ich wußte nun, daß Sie der Leidenschaft des Spielens Alles opferten; Sie hatten Ihre erste Jugendliebe aufgegeben, weil Emilie arm war — Sie hatten Ihre Tochter gegen ihre Neigung verheirathet, um Ihre Spielschulden zu bezahlen."

„Gnädige Frau!" fuhr der Greis auf.

„Ward meine Ansicht nicht vorigen Sommer bestätigt?" fragte höhnend die bleiche Frau. „Mein zweiter Sohn hatte Henrietten gesehen und liebte sie — ich näherte mich Ihnen, aus Liebe zu meinem Sohne, und Sie kamen mir damals entgegen, weil Sie ein gewisses Papier fürchteten."

„Verzeihung," unterbrach sie der Oberst, „Sie sprachen von einem Ehrenscheine, den Sie von dem Baron von Nienstedt eingelöst — um mich sicher zu stellen!" fügte er betonend hinzu.

„Sie scheinen daran zu zweifeln?"

„Ich will offen sein — ja!"

Die Freifrau biß wie krampfhaft die Lippen zusammen.

„Mein Herr, Sie zeihen mich auch der Lüge?" flüsterte sie nach einer Pause.

„Madame, jener Schein befindet sich seit einem Jahre in meinen Händen."

Eine leichte Röthe überfloß das Gesicht der Freifrau. Gewaltsam unterdrückte sie ihre Bewegung.

„Aber nichts destoweniger danke ich Emilien für diese Erfindung," fuhr der Oberst fort, „denn sie beweif't das Bemühen, sich mir nützlich zu machen."

Die Dame verneigte sich.

„Herr Oberst," sagte sie lächelnd, „Sie wissen, daß Emilie triftige Gründe hat, Ihnen zu mißtrauen, und wenn Sie es versuchen, Ihre Untreue in ein weniger ungünstiges Licht zu stellen — —"

Des Greises Zorn kannte auf.

„Sie fordern meine Offenheit heraus, Madame!" rief er. „Der alte Baron von Nienstedt war mir ein wahrer Freund, der mit solchen Papieren keinen Handel trieb. Man kann sich nicht wundern, wenn es die erste Sorge seines Sohnes war —"

„Ihnen diesen Schein zurückzugeben?"

„Ganz recht."

„Dann freilich habe ich die Unwahrheit gesagt, Herr Oberst. Solchen Beweisen gegenüber zu beharren, wäre lächerlich."

„Madame, wir haben eine vertrauliche Unterredung gehabt —"

„Und wenn ich nun offen meine Behauptung wiederholte?"

„Dann würde ich gezwungen sein, Ihnen dasselbe zu wiederholen."

Die Freifrau verließ rasch ihren Sessel; sie öffnete eine Tapetenthür, die sich neben dem Kamine befand, und eine alte Kammerfrau trat ein.

„Jenny, hast Du die letzten Worte unserer Unterredung gehört?" fragte sie zitternd.

„Ja, gnädige Frau. Der Herr Oberst theilte Ihnen mit, daß er von dem Sohne des Barons von Nienstedt einen Schein empfangen habe —"

„Geh', und vergiß nicht, was Du gehört hast."

Die Kammerfrau verschwand durch die Tapetenthür.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Oberst, der sich überrascht erhoben hatte.

„Herr Oberst, bekennen Sie nur, daß Sie, auf die Schwäche der armen Emilie bauend, hierher gekommen sind; aber statt Emilien treffen Sie die Freifrau von Erichsheim, die Mutter des verschmähten Ignaz, den näher kennen zu lernen Henriette nicht einmal der Mühe werth hielt. Sie werden mir antworten, daß Sie das Glück Ihrer Tochter im Auge gehabt haben — auch ich bin für das Glück meines Sohnes besorgt, denn Ignaz liebt Ihre Tochter, wie ich einst liebte. Und wen ziehen Sie ihm vor? Einen Menschen, den man für einen Abenteurer halten muß, der Nichts für sich hat, als ein großes Vermögen, dessen Quelle Niemand kennt. Jetzt steht eine doppelte Feindin vor Ihnen: die betrogene Geliebte und die schwer gekränkte Mutter. Das Schicksal ist mir günstig in den Kampfe, zu dem ich herausgefordert bin, es giebt mir heute noch durch Sie selbst eine mächtige Waffe in die Hand — wissen Sie denn, mein Herr, das Papier, in dessen Besitz zu sein Sie sich übermüthig rühmten, dasselbe Papier, das mich zu einer argistigen Heuchlerin stempeln sollte, ist mit jenen Papieren gestohlen, die ich bereits der Behörde überliefert habe."

Wie vom Blitze getroffen zuckte der Oberst zusammen.

„Sie werden nach Beweisen fragen?" fuhr die aufgeregte Dame fort. „Die Acten des Criminalgerichts enthalten eine Quittung über 24,000 Thaler, die für Einlösung eines Ehrenscheins des Obersten von Eppstein gezahlt sind. Sie sehen, mein Herr, daß der Baron von Nienstedt nur so lange Ihr Freund war, als er Ihr Geld nicht gebrauchte. Die Noth beseigte seine Freundschaft, er gab Ihr Papier aus den Händen, unbekümmert, was daraus werden würde."

„Es ward ein Mittel, mich zu verderben!" murmelte erschüttert der Oberst. „Gnädige Frau, mein Geschick liegt in Ihrer Hand —"

„Wie das der armen Emilie einst in der Ihrigen lag."

„Ich versuche es nicht, mich zu rechtfertigen, denn ich würde nur Vorurtheile anführen können, die mich in meiner Jugend leiteten. Damit Sie mich aber nicht für allzu strafbar halten, bekenne ich Ihnen, daß meine Ehe eine unglückliche war. Ich habe viel gelitten — erhöhen Sie das Leid meiner alten Tage nicht, indem Sie mich zwingen, ein Zeugniß gegen den Gatten meiner Henriette abzulegen, und eine wirklich glückliche Ehe zu zerstören. Nehmen Sie die Hälfte unsers Vermögens und erklären Sie, daß Ihr Antrag auf einem Irrthum beruhe. Der Fürst wird gern einen Prozeß niederschlagen, der seinen Adel compromittirt."

„Also mit Gelde wollen Sie die lange Pein meines Lebens bezahlen?" rief mit Bitterkeit die Freifrau.

„Nein, o nein! Sie sehen uns nur bereit zu einer Entschädigung dessen, was Ihnen ein leichtsinniger junger Mensch genommen hat."

„Zählen Sie nicht auf meine Nachsicht," rief die Freifrau; „ich habe mir geschworen, meine Rache zu kühlen!"

Der Oberst trat zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Emilie," sagte er bittend, „mein Haar ist bereits ergraut und mein vergangenes Leben bietet mir nur traurige Erinnerungen — über unserer Liebe hat ein Unglücksstern gewaltet, lassen Sie die Freundschaft des Alters an die Stelle der Jugendneigung treten, lassen Sie uns die wenigen Jahre, die uns noch bleiben, einem ruhigen Glücke weihen! Emilie, es giebt einen Gott, der die guten Handlungen belohnt!"

An meine Mutter.

Gelobt sei der Herr, daß ich Deine Hand
Mit heißen Thränen darf näſſen —
Ich habe Dich wieder, o Mutterherz,
Und nun will ich Alles vergeſſen.

Die Jugend ging hin und die Freundſchaft mit,
Die Liebe vergaß das Lieben —
O Mutter, von Allem, was ich beſaß,
Biſt Du, nur Du mir geblieben.

Du haſt Dein Wohl, Dein Hoffen, Dein Weh
Mit dem Deines Kindes geeinet,
Du haſt — da mir nicht zu helfen war,
Gebetet für mich und geweinet.

Du haſt Dich in meiner Freude geſreut,
Und die Wunden, die mir geſchlagen,
Du haſt ſie alle gleich mir gefühlt,
Doch ohne gleich mir zu klagen! —

— Vergieb mir, Herr, daß ich ſo oft
Vergiftet habe ihr Leben,
Vergieb, daß ſie es getragen hat,
Vergieb, daß ſie es vergeben!

Sieh', Mutter, nach manchem langen Jahr
Kehr' ich Dir wieder auf's Neue,
Nur Deines von allen Herzen ich fand
Von der alten Liebe und Treue.

Und weinend leg' ich mein müdes Haupt
An dieſem Herzen nieder,
Und was mir draußen verloren ging,
Hier find' ich Alles wieder.

Bewegt ließ sich der Greis auf ein Knie nieder. In den Augen der Freifrau erschienen Thränen.

„Atalbert! Atalbert!“ stammelte sie, indem sie sich hinabneigte.

Doch plötzlich fuhr sie wieder empor und trat von dem Knienden zurück. In ihren Zügen drückte sich wieder eine herbe Bitterkeit aus.

„Hinweg, hinweg!“ flüsterte sie zitternd. „Ich darf diese Stirn nicht küssen! Soll ich mich zum zweiten Male verleiten lassen? Die Liebe hat mich betrogen, die Freundschaft, wenn sie möglich ist, wird mich betrügen!“

„Emilie, ist das Herz des Weibes härter als das des Mannes?“

„Mann, Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin!“ rief sie mit tonloser Stimme. „Jetzt näherst Du Dich mir, weil es Dein Vortheil erfordert — warum erinnertest Du Dich meiner nicht, als Deine Gattin gestorben war, als mich der Tod des Freiherrn zur Wittwe gemacht hatte? Ah, ich lese es in Deinen Zügen,“ flüsterte sie ganz leise: „Du glaubst den Gerüchte, daß ich ein Verbrechen begangen habe. Atalbert, sandest Du meine Entschuldigung für mich, keine, keine?“

„Emilie!“ rief zusammenbebend der Oberst.

„O, ich habe Dir Nichts verrathen,“ fügte sie hinzu, indem ihre glühenden Blicke den immer noch Knienden durchbohren zu wollen schienen; „aber ich schleudere den Vorwurf auf Dein Gewissen zurück, den Du nicht auszusprechen wagst. Martere Dich ab in Vermuthungen, Treulosser, und wenn Du den Muth hast, an die Wirkungen Deines Verrathes zu glauben, wie sie Dir das Gewissen vorspiegelt, so klage mich an!“

Sie zog eine Glocke. Der Diener erschien.

„Der Wagen des Herrn Obersten fell vorfahren!“ befahl die Schloßherrin mit fester Stimme.

Dann grüßte sie kurz und kalt, und verließ den Saal.

Nach einigen Minuten erschien der greise Oberst in dem Hofe; schwankend wie ein Kranker bestieg er seinen Wagen.

IX.

Gegen Abend kam der Oberst auf Nienstedt an. Kaum halte er sein Zimmer betreten als Heiligenstein erschien; er brachte die Nachricht, daß Ludwig's Zustand sich verschlimmert habe.

„Auch seine übrigen Angelegenheiten stehen sehr schlimm!“ sagte der Oberst. „Wir haben es mit einer unverföhnlichen Feindin zu thun, die alle zu unserm Verderben erforderlichen Mittel besitzt.“

Wie wir wissen, war Heiligenstein Zeuge gewesen, als Ludwig dem Obersten den Ehrenschein übergeben hatte. Der Greis nahm keinen Anstand, die Mittheilungen der Freifrau in Betreff dieses verhängnißvollen Papiers dem Freunde zu eröffnen. Er verschwieg auch nicht, daß er zu einem Zeugnisse gegen den Baron gezwungen werden könne. Beide Männer glaubten an das Verbrechen, aber keiner wagte es auszusprechen. Um den Greis zu trösten, zog Heiligenstein die Handlung des verstorbenen Barons von Nienstedt in Zweifel und hielt die Angaben der Freifrau nur für Drohungen. Da Ludwig's Zustand eine Gemüthserregung nicht erlaubte, beschloß man, einige Tage zu warten, ehe man ihm die neue Wendung der Dinge mittheilte und die nothwendigen Aufklärungen von ihm forderte. Henriette, die um den Zustand ihres Gatten in der peinlichsten Besorgniß war, sollte vor der Hand noch Nichts erfahren. Am folgenden Tage ritt Heiligenstein zu dem Gute der Freifrau; man sagte ihm, daß sie verreist sei, er kam unverrichteter Sache zurück. Nun zog man einen gesichtten Advokaten in das Geheimniß. Der Rechtsgelehrte erklärte Nichts thun zu können, wenn ihm sein Client keine Anhaltepunkte zur Vertheidigung lieferte, das heißt, wenn er keine Auskunft darüber lieferte, wie er in den Besitz der Papiere gekommen sei, und vorzüglich des Ehrenscheins, dessen Empfang der Oberst nicht abschwören könne. Eine Klage wegen Erbrechung des Secretärs dürfe man nicht erheben, da dies ein Zugeständniß sein würde. Um diese Zeit kam eine Ladung des Gerichts. Der Advokat reichte ein Krankheitsattest ein. Nun drang man in Bob, man versuchte List und Gewalt — Alles blieb vergebens. Der Mulatte setzte heimlich seinen Herrn von Allem in Kenntniß, was vorging.

Der Oberst kennte den peinlichen Zustand der Ungewißheit nicht mehr ertragen; er kannte die Liebe Ludwig's zu Henrietten, und in der Voraussetzung, daß er ihren Bitten nachgeben würde, weihete er sie in das schreckliche Geheimniß ein. Die junge Frau schauderte zurück, aber sie zweifelte nicht an der Unschuld ihres Mannes.

„Es muß sein, nun unsere Ehre zu retten,“ sagte sie; „ich werde mich des traurigen Auftrags unterziehen.“

Denselben Abend trat sie in das Krankenzimmer. Bob saß am Bette seines Herrn. Bei dem Erscheinen seiner Gattin, obgleich es täglich um diese Zeit erfolgte, zuckte der Kranke leicht zusammen.

Henriette ertheilte dem Kammerdiener einen Auftrag, um ihn zu entfernen. Zögernd verließ der Mulatte das Zimmer.

„Ludwig,“ begann die junge Frau mit gepreßter Stimme, „Du hast viel gelitten, und leidest noch — Du willst mich nur trösten und stellst Dich stärker, als Du bist.“

„Hege keine Besorgniß, meine Geliebte!“ antwortete unruhig der Kranke. „Ich bin ja noch jung, mein starker Körper widersteht der Krankheit.“

Sie ergriff zärtlich seine Hand.

„Und dennoch hegt meine Liebe große Besorgnisse!“

„Frage den Arzt, Henriette, er wird sie verscheuchen.“

„Ludwig, Dein Leiden ist ein moralisches — o, glaube mir, es konnte Deiner liebenden Gattin nicht entgehen! Habe ich nicht die Pflicht, selbst das Recht, Deine Leiden mitzutragen? Und Du schließest mich aus, duldest allein — fast möchte ich Dir Vorwürfe machen!“

„Was ist das? Was ist das?“ flüsterte bestürzt der Baron.

„O, Verzeihung, mein lieber Freund, ich kann nicht länger schweigen, ich muß Dich an Deine Pflicht erinnern!“

„An meine Pflicht?“

„Es ist Deine Pflicht, mit Deiner Gattin, die Dein zweites Ich ist, Leiden und Freuden zu theilen. Oder verdiene ich Dein Vertrauen nicht?“

„Henriette,“ rief Ludwig, „man hat mich bei Dir angeklagt! Man will mir auch Deine Liebe rauben!“

„Meine Liebe ist Dein Eigenthum, das Dir Niemand in der Welt rauben kann!“ antwortete feierlich die junge Frau. „Sieh', Ludwig,“ fuhr sie unter Thränen fort, „mein Herz liegt offen vor Dir, es birgt keine Falte, die Dir unbekannt geblieben wäre, und würde es von einem geheimen Kummer bedrückt, es müßte sich Dir unwillkürlich erschließen, denn es weiß, daß es bei Dir Trost findet, daß Du es nicht verkennst. Kannst Du die Mutter Deines Kindes leiden sehen, Ludwig? Kannst Du es dulden, daß sie der Gram über Dein Mißtrauen verzehrt? Du bist der Wohlthäter aller Armen, sie seguen Deine milde Hand — und mir, Deiner Gattin, entzieht Du Dein Vertrauen, Du läßt es mich wie ein Almosen erflehen.“

„Halte ein, Henriette, Deine Worte tödten mich!“ rief der Baron erschüttert.

„Ich habe schon zu viel gesagt,“ flüsterte sie, die herabquellenden Thränen mit ihrem weißen Tuche trocknend; „ein Wort hätte hinreichen müssen.“

„Henriette,“ rief er flehend, „zweifle nicht an meiner Liebe, alle meine Gedanken, alle meine Handlungen werden von der Liebe zu Dir geleitet!“

Sie warf sich über ihn und schloß sein Haupt in beide Arme.

„Ludwig,“ flüsterte sie zitternd, „dann bin ich Deine Mitschuldige; gestatte meiner Liebe zu Dir, daß ich es sei!“

„Mitschuldige?“ rief der Kranke in einem unbeschreiblichen Tone. „Wer spricht von einer Schuld? Henriette, auch Du, Du hältst mich für schuldig? Ich reichte Dir eine reine, unbefleckte Hand am Altare.“

„Vergieb, vergieb meiner grenzenlosen Liebe, Ludwig! Ich wollte Dir nur zeigen, wenn ich von Schuld sprach, daß Deine Gattin Alles mit Dir zu theilen bereit ist!“

Laut schluchzend schloß er die junge Frau in seine Arme.

„Mein Gott,“ rief er aus, „habe Dank, daß du mir diesen Augenblick gesendet hast! Er löst die furchtbaren Zweifel, mit denen mein Herz im Kampfe lag. Henriette, wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe, so ist es der, daß mein Vertrauen nicht ohne Grenzen war, wie Deine Liebe! Du hast den Muth, mit mir eine Schuld zu theilen, Du wirst auch über Vorurtheile erhaben sein.“

„Ich bin es, seit Du mich Deine Gattin nennst!"

„Wohlan, so sollst Du Alles wissen, ich darf Dir Nichts mehr verschweigen. Doch Du allein nur, Henriette — das Geheimniß muß unter uns bleiben."

Nachdem sie die Thür verschlossen, setzte sie sich zu ihm auf das Bett. Er umschlang sie mit seinen zitternden Armen und begann leise:

„Der Drang zu erwerben, trieb mich nach Calcutta, wo ich durch einen seltenen Glücksfall in Verhältnisse geworfen wurde, die mir gestatteten, in kurzer Zeit ein großes Vermögen zu erwerben. Während ich vom Glücke überschüttet ward, schlugen einem andern Deutschen, meinem Nachbar, alle Unternehmungen fehl, so daß er bald in das tiefste Elend gerieth. Ich unterstützte ihn, indem ich ihm seine letzten Sklaven zu hohen Preisen abkaufte, unter denen sich auch mein Bob befand. Dieser Deutsche interessirte mich doppelt: er war mein Landsmann und hatte eine so wunderbare Aehnlichkeit mit mir, daß man uns allgemein für Zwillingsbrüder hielt. Aber so ähnlich unser Aeußeres war, so verschieden waren unsere Charaktere, und mehr als einmal wollte man mich, seinen Doppelgänger, für seine leichtsinnigen Streiche verantwortlich machen. Um ihn nicht völlig unterge hen zu lassen, nahm ich ihn in mein Haus als Sekretair. Nach wenigen Wochen ergriff ihn ein heftiges Fieber, und er ließ mich an sein Bett kommen. Sie haben die Absicht, nach Europa zurückzukehren, sagte er, nehmen Sie diese Papiere und übergeben Sie sie meinem Vater, der vielleicht noch einigen Nutzen daraus ziehen kann; dann gab er mir noch nähere Nachrichten über seine Familie und verschied. Ein Jahr später verkaufte ich meine Besitzungen und reiste nach Europa zurück. Ich erinnerte mich des Versprechens, das ich dem sterbenden Freunde gegeben, und um es zu erfüllen, reiste ich nach Nienstedt. Hier sah ich meine Henriette, ich folgte ihr in das Bad, und der Kaufmann Ludwig benützte die Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Freunde und die Papiere desselben, um den fürstlichen Ball als der Baron von Nienstedt zu besuchen. Henriette, die Leidenschaft beherrschte mich, und ich glaubte kein Verbrechen zu begehen, wenn ich durch List lächerliche Vorurtheile zu beseitigen suchte. Henriette, bin ich strafbar, so hat mich die Liebe zu Dir dazu gemacht. Du bist nicht die Gattin eines Barons — mein Vater ist ein armer Handwerker in Hamburg, den ich heimlich unterstütze. Ich habe einen furchtbaren Kampf gerungen!" fügte er schmerzlich hinzu. „Henriette, kannst Du mich noch lieben wie zuvor? Ich bin der Sohn eines Bürgermannes, aber meine Hand ist rein. Die Täuschung, die ich begangen, wird mir Gott und meine Henriette verzeihen."

„Bist Du nicht verletzt noch?" rief weinend die junge Frau. „Mein Herz kann Dich nicht verurtheilen — ich bin Deine Mitschuldige! Der Verfolgung sei Dank, daß sie das furchtbare Drama auf diese Weise löst."

„Dank, Dank, mein geliebtes, hochherziges Weib! Henriette, verwende das Geheimniß nach Deiner Ansicht."

„Jetzt ist es an mir zu handeln — berubige Dich, Ludwig!"

Sie küßte ihn, und verließ das Krankenzimmer. Eine halbe Stunde später meldete Bob den Obersten. Ludwig, der sich wunderbar gestärkt fühlte, hatte das Bett verlassen.

„Mein Sohn," rief der Greis, und schloß den bleichen jungen Mann in seine Arme.

Hinter ihm stand Henriette, sie trug ihr Kind an der Brust. Dann erschien Heiligenstein und reichte gerührt seinem Freunde die Hand. Alle bestürmten ihn mit Vorwürfen über sein hartnäckiges Schweigen.

„Ich war der Ansicht," entwortete er, „daß die Macht des Vorurtheils nicht minder stark sei, als der Verdacht eines Vergehens. Der Verdacht ließ sich durch einen glücklichen Prozeß beseitigen, während das Vorurtheil — —"

„Es ist längst beseitigt," unterbrach ihn der Oberst, „und ich bin zu der Ansicht gelangt, daß das wahre Glück im eigenen Herzen und bei guten Menschen, aber nicht in Verhältnissen zu suchen ist, die nur durch äußern Flitter glänzen. Wir alle sind schwache Menschen, wir alle stehen unter dem Einflusse der Leidenschaften — Sie, Ludwig, hat ein guter Engel verblendet, ich verzeihe Ihnen, zumal da sich Henriette als Ihre Mitschuldige bekannt hat. Das Vorurtheil soll das Glück meiner Kinder nicht zerstören; ich folge Euch in den Bürgerstand."

Am folgenden Morgen sand eine Berathung mit dem Advokaten statt. Gleich darauf ward ein Expresser nach Hamburg abgesendet, um den Vater Ludwig's zu holen. Er traf schon den dritten Tag ein. Am vierten stand der Advokat mit seinem Clienten und dessen Vater vor dem Criminalgerichte, auch Bob hatte man mitgenommen. Der Rechtsanwalt entkräftete die Anklage durch den Beweis, daß nicht der Baron von Nienstedt, sondern der Kaufmann Ludwig in dem Besitze der Papiere gewesen sei. Der Vater recognoscirte seinen Sohn, Bob trat als Zeuge auf, und Ludwig präsentirte einen Todtenschein des Barons, den der Mulatte zur größern Sicherheit aufbewahrt hatte. Die neue Anklage wegen Mißbrauchs anvertrauter Papiere und Annahung des Adels war bald entschieden. Da Ludwig Niemandem geschadet, vielmehr der ausgestorbenen Familie der Nienstedt's durch seine Großmuth genützt habe, belegte ihn der Fürst, aus besonderer Rücksicht für den Obersten, mit einer Geldbuße von fünftausend Thalern.

Der Advokat forderte nun den Obersten auf, die Freisprau über Erlangung der Papiere zur Rechenschaft zu ziehen; aber er gab seine Zustimmung nicht dazu.

„Ich verzeihe ihr," sagte er; „sie leidet mehr, als ich gelitten habe."

Ueber den Diebstahl der Papiere hat man nie Gewißheit erlangt, doch ruhete der Verdacht auf einem Jägerburschen, der später Kammerdiener des jungen Freiherrn von Erichsheim ward.

Ludwig verkaufte Nienstedt und ging mit seiner Familie nach Hamburg. Der Oberst begleitete ihn, von seine letzten Tage in Ruhe und Gemächlichkeit zu verleben. Der Gatte seiner ältesten Tochter stürzte bald darauf in der Trunkenheit mit dem Pferde und starb an den Folgen des Sturzes. Heiligenstein brachte die Wittwe mit ihren beiden Kindern nach Hamburg, und der Oberst hatte die Freude, seine ganze Familie um sich versammelt zu sehen. Ein Jahr später erhielt er die Kunde von dem Tode der Freifrau, spreielle Nachrichten fügten hinzu, daß sie in einer Art Wahnsinn gestorben sei.

„Friere sei ihrer Asche!" sagte erschüttert der Oberst.

„Auch ich verzeihe ihr," fügte Ludwig hinzu, „denn sie hat mich ganz das Glück kennen gelehrt, das ich in meiner Gattin besitze."

„Leider beburfte es dieser Lection!" sagte Henriette im Tone zärtlichen Vorwurfs.

„Sei gewiß, daß ich sie nie, nie vergesse!"

Unser tägliches Brot.

Von Dr. Hirzel. (Schluß.)

Die bessere technische Einrichtung der Bäckereien bezieht sich hauptsächlich auf den schon seit längerer Zeit angeregten Gedanken, in den Städten und Dörfern große sogenannte Gemeindebäckereien einzurichten. Diese Gedanke ist sogar schon an mehreren Orten in Deutschland verwirklicht worden und hat sich, wie zu erwarten war, vollkommen bewährt. Die Gemeindebäckereien backen theils eigenes Brot, welches sie zum Verkaufe bringen, theils backen sie gegen eine geringe Entschädigung denen das Brot, die sich den Brotteig lieber eigenhändig kneten und vorbereiten. Hierdurch wird eine große Ersparniß von Brennmaterial erzielt; denn anstatt der vielen kleinen, braucht nur ein großer Backofen geheizt zu werden. Auch lehrt uns die Technik jetzt Backöfen bauen, welche nicht mehr auf die höchst verschwenderische Weise ausgewärmt werden müssen, daß man im Backofen selbst eine gewisse Menge Holz verbrennt, die Asche dann herausnimmt und hierauf die Brote einschiebt. Die Backofen der neuen Construction haben, wie andere Oefen, die Feuerung für sich, besitzen daher den großen Vorzug, daß sie den ganzen Tag ohne Unterbrechung zum Backen benutzt werden können, während die alten Backöfen, wenn sie sich abgekühlt haben, durch neues Verbrennen

von Holz „im Backraum" erst wieder ausgewärmt werden müssen. Auch können die Oefen von neuer Construction mit jedem beliebigen Brennmaterial, also auch mit Steinkohlen oder Braunkohlen geheizt werden. Solche Oefen lassen sich aber mit Vortheil nur für große Bäckereien einrichten; weil sie nur dann den Vortheil der Ersparniß geben, wenn sie anhaltend gebraucht werden. Die Errichtung von Gemeindebäckereien mit solchen Backöfen verdient daher eine allgemeine Beachtung.

Auch die zur Bäckerei nöthigen Arbeitskräfte suchte man zu sparen und wenigstens theilweise durch Maschinen zu ersetzen. Die mühsamste und schwierigste Arbeit für den Bäcker ist das Kneten des Teiges. Um hierbei die menschlichen Hände zu ersetzen, hat man verschiedene sogenannte Knetmaschinen construirt, von welchen die von Clayton die sinnreichste ist. Dieselbe besteht aus einer walzenförmigen, hohlen, eisernen Trommel und einem innern, aus gußeisernen, sich kreuzenden Messerklingen gebildetem Gitterwerk. Die äußere Trommel und das darin befindliche Gitterwerk sind — jedes für sich — drehbar, können auch gegeneinander gedreht werden. Hierdurch wird das in die Trommel gebrachte Mehl mit dem zugegossenen Wasser in kurzer Zeit in einen völlig gleichmäßigen Teig verwandelt. Die Anwendung von Knetmaschinen empfiehlt sich besonders wegen ihrer Reinlichkeit; denn nicht jede Bäckerstube sieht so rein aus, wie es sein sollte. Sieht man aber vollends den Bäckergesellen, dem das Kneten des Teiges anvertraut ist, am frühen Morgen sein mühsames Tagewerk beginnen und vollenden, so könnte man mitunter den Appetit nach Brot für längere Zeit vollkommen verlieren. Mit triefenden Augen, laufender Nase, ungewaschenen Armen stellt sich mancher Geselle vor den Backtrog. Er knetet den Teig mit seinen gewaltigen Fäusten, hebt ihn in die Höhe und wirft ihn wieder in den Trog zurück, um ihn gut zu verwirken. Bei dieser unnatürlichen Anstrengung rieselt ihm der Schweiß vom halb bloßen Körper herunter, und viele der salzigen Tropfen helfen mit zur Beseuchtung des Teiges. Das Nähere über diese jedenfalls unappetitliche, doch vor der Hand kaum zu umgehende Manipulation mögen sich die Leser selbst ausdenken. Eine Knetmaschine würde die menschlichen Hände entbehrlich machen; nur ist allerdings das Kneten des Teiges keine ganz mechanische Arbeit, indem die Bereitung eines guten Teiges von dem richtigen, allmäligen Zusatz von Wasser und manchen kleinen Handgriffen abhängt, die eine Maschine nicht zu verrichten vermag. Zur Zeit ist jedenfalls das Empfehlenswertheste, sich seinen Bedarf an Brot selbst so weit vorzubereiten, daß er nur vom Bäcker gebacken zu werden braucht. Man weiß dann eher zu beurtheilen, was für Brot man genießt, und bei kleineren Mengen von Brot ist das Kneten keine so mühsame Arbeit, kann im Hause überwacht und mit der größten Reinlichkeit vorgenommen werden.

Ebenso wünschenswerth, wie eine bessere technische Einrichtung der Bäckereien, ist ferner eine zweckmäßigere chemische Verarbeitung des Mehles zu Brot. Die Bedingungen, nach welchen aus einem guten Mehle ein in jeder Beziehung gutes Brot gewonnen werden kann, sind noch keiner genügenden Beachtung gewürdigt worden, und doch sind sie ganz einfach und für Jedermann verständlich.

Wenn man das Mehl nur mit Wasser zu Teig knetet und den Teig sogleich in den Backofen schiebt, so erhält man kein richtiges Brot, sondern anstatt diesem einen festen, feuchten, schwerverdaulichen Klumpen. Das Brot ist durch seine leckere, schwammige Beschaffenheit, seine Porosität ganz besonders ausgezeichnet, und diese giebt man ihm dadurch, daß man den Teig vor dem Backen — wie man sich ausdrückt — „um Gehen" bringt. Das Aufgehen des Teiges wird durch verschiedene Mittel bewirkt. Gewöhnlich versetzt man den Teig mit Substanzen, welche in denselben eine sogenannte „Gährung" hervorbringen, das heißt, welche so auf die im Teige mit Wasser besuchteten Bestandtheile des Mehles einwirken, daß diese sich theilweise verändern und zersetzen. Namentlich wird das im Mehle enthaltene Stärkemehl bei der Gährung größtentheils in Gummi und Zucker verwandelt, und der gebildete Zucker weiter zu Weingeist und lustförmiger Kohlensäure (der Luft der schäumenden Getränke) zersetzt. Die hierbei in der ganzen Teigmasse entstehende Kohlensäuregluft vermag aber einen guten zähen Teig nicht zu durchbrechen, sondern sie treibt nur die Theilchen desselben auseinander, bildet unendlich viele kleine Höhlungen und bleibt in diesen sitzen. Dadurch wird natürlich der Teig aufgebläht, „er geht auf." Ist der Teig zu dünn oder (bei schlechtem, verdorbenem Mehle) nicht zäh genug, so wird er von der sich entwickelnden Kohlensäure durchbrochen, geht nur für wenige Minuten auf und sinkt dann schnell wieder zusammen. Damit durch die Gährung der Zweck der Auflockerung erreicht werde, muß daher der Teig einen bedeutenden Grad von Zähigkeit besitzen, sonst erhält man ein zu festes schlifftiges Brot.

Die Gährung des Brotteiges erfolgt schon freiwillig oder wird durch verschiedene anregend wirkende Stoffe, sogenannte „Fermente" eingeleitet. Freiwillig erfolgt sie, wenn man den Brotteig einen oder mehrere Tage in der Wärme liegen läßt (auf diese Weise wird in Griechenland das dort gebräuchliche Weizen- und Gerstenbrot gebacken). Künstlich wird sie vorzüglich durch Hefe oder Sauerteig (das ist alter, in Gährung begriffener Teig) hervorgerufen, indem man des Abends angefähr den dritten Theil des zu backenden Mehles mit Wasser und etwas von dem Fermente zu einem dünnen Brei anrührt, am frühen Morgen das übrige Mehl nebst dem noch übrigen Wasser entweder allmälig oder auf einmal dazu knetet, wieder (gewöhnlich zwei Stunden) stehen läßt und hierauf bäckt. In den meisten Ländern bewirkt man die künstliche Gährung und verwendet als Ferment für kleineres feineres Backwerk die Hefe (Bierhefe), für das eigentliche Brot den Sauerteig, welcher stets aus demselben Mehle wie das Brot bereitet wird. In der Schweiz benutzt man, besonders auf dem Lande, als Ferment das sogenannte Bäckerzeug oder Haab, das ist ein Hopfenabsud, in welchem Teig eingerührt wird. Es besitzt vor der Hefe und dem Sauerteig den Vorzug, daß es an einem kühlen Orte aufbewahrt, ziemlich lange (drei bis vier Wochen) gut bleibt, eignet sich daher ganz besonders zur Privatbäckerei, wo nur von Zeit zu Zeit gebacken wird.

Von der richtigen Leitung der Brotteigährung hängen Beschaffenheit, Güte und Nahrungswerth des Brotes in hohem Grade ab. Aus ein und demselben Mehle läßt sich Brot von den verschiedensten Eigenschaften darstellen, je nachdem man die Gährung des Teiges vollständiger oder unvollständiger, schneller oder langsamer verlaufen läßt. Ein Teig, der zu wenig gegohren hat, giebt festes, klumpichtes, schwer verdauliches Brot, während ein zu lange in Gährung versetzter Teig zu Brot bäckt, was zwar sehr schön poröse und schwammig erscheint, aber säh und geschmacklos ist, rasch austrocknet (altbacken wird) und nur geringen Nahrungswerth hat. „Gutes Brot" muß gleichmäßig feinporig sein, ein angenehmes Aroma besitzen, feine Feuchtigkeit und seinen Wohlgeschmack mehrere Wochen fast unverändert bewahren, leicht verdaulich und nahrhaft sein. Man irrt sich sehr, wenn man den Werth und die Güte eines Brotes nur nach seiner Porosität beurtheilen will; denn oftmals ist schön poriges Brot ganz sauer und schlecht.

Durch Hefe läßt sich die Gährung des Teiges weit besser leiten als durch den Sauerteig, da bei letzterem leicht ein Gährungsstadium eintritt, wobei sich die Bestandtheile des Mehles zu sehr verändern und sauer werden, was niemals stattfinden darf; dennoch giebt man dem Sauerteig beim Brotbacken wegen größerer Billigkeit den Vorzug vor der Hefe, benutzt ihn fast überall zu Weißbrot und Schwarzbrot. Die nachstehenden Bemerkungen beziehen sich daher nur auf das Backen mit Sauerteig.

Man kann sich leicht eine richtige Vorstellung von dem großen Einflusse der Teigzährung auf die Güte des Brotes machen, wenn man bedenkt, daß durch den Gährungsproceß, der in dem Teige mit Hülfe von Sauerteig eingeleitet wird, ein Hauptbestandtheil des Mehles, das Stärkemehl zunächst größtentheils verändert, in Gummi und Zucker übergeführt, und daß bei weiter fortschreitender Gährung der gebildete Zucker zu Kohlensäure und Weingeist zersetzt wird. Kohlensäure und Weingeist bedingen das Gehen des Teiges, entweichen beim Backen oder werden in den entstandenen Poren des Brotes zurückbehalten, sind jedoch in Bezug auf den Nahrungswerth eines Brotes ganz ohne Bedeutung. Um also ein poröses Brot zu gewinnen, opfern wir einen großen Theil des mit zur Ernährung dienenden Stärkemehls. Die Gährung (vielleicht wird sich später einmal Gelegenheit bieten, den Gährungsproceß genauer zu charakterisiren) ist eine Art von Verbrennungsproceß; sie verzehrt einen Theil der wesentlichsten Mehlbestandtheile, so daß diese für uns verloren gehen; sie muß daher in ihrer Wirkung sorgfältig geleitet und gezügelt werden, damit der Verlust an nährenden Stoffen nicht zu groß wird und damit sich keine Säuren bilden. Die Annahme, daß ein mittelst Sauerteig gebackenes Brot stets sauer schmecken müsse, ist ganz unri-

Ein saurer Geschmack des Brotes ist im Gegentheil das sicherste Zeichen der zu weit getriebenen Gährung.

Vor einiger Zeit machte der Vorschlag des berühmten Freiherrn von Liebig: zum Brotteige Kalkwasser zu setzen, um die bei der Gährung entstehende Säure zu neutralisiren, in fast allen Blättern und Zeitschriften die Runde, und wurde mit wenigen Ausnahmen empfohlen. Allein dieser Vorschlag ist nicht nur unpraktisch, sondern ganz überflüssig. Unpraktisch ist er, weil die Bereitung so großer Mengen von klarem Kalkwasser für den Bäcker sowohl, wie für den Privatmann, so einfach sie erscheint, doch oft zu umständlich ist, und weil durch das Kalkwasser doch mitunter fremdartige schädliche Stoffe in das Brot gelangen könnten (es müßte denn ein reiner Kalk mit besonderer Vorsicht und Reinlichkeit für die Bäcker gebrannt werden); denn jeden in den Handel kommenden Kalk kann man hierzu nicht gut empfehlen. Ueberflüssig ist der Liebig'sche Vorschlag, weil es ein sicheres Mittel giebt, um die Gährung des Teiges so zu mäßigen, daß keine oder nur Spuren von Säuren durch diese gebildet werden.

Das einfache Mittel, um eine zu lebhaft eintretende Gährung und in Folge dieser die zu große Zerstörung und Veränderung der Nahrungsstoffe zu verhüten, ist das gewöhnliche Salz.

Das Kochsalz dient nicht allein als Würze zum Brote. Wird es dem Teige in der richtigen Menge und auf die richtige Weise zugesetzt, so ist es der trefflichste Regulator der Gährung. Bis dahin hat man diesen Umstand völlig übersehen. In vielen Gegenden wird das Brot gar nicht gesalzen und schmeckt es dann schlecht, so schiebt man die Schuld auf das Mehl; oder man nimmt so wenig Salz, daß dasselbe die Gährung nicht zu hemmen vermag; oder — das geschieht gewöhnlich — man setzt das Salz erst nach der Gährung, beim Kneten des Teiges zu. Soll das Salz die zu heftige Gährung mäßigen, damit dem Brote mehr nährende Theile erhalten bleiben, so muß es dem Mehle schon Abends, zugleich mit dem Sauerteige in richtiger Menge beigemischt werden. Schon seit längerer Zeit habe ich die verschiedensten Versuche angestellt, um das günstigste Verhältniß zu ermitteln, und ich bin jetzt im Stande, ein Roggenbrot von ganz vorzüglicher Güte, leichter Verdaulichkeit und möglichst großer Nahrhaftigkeit so vorzubereiten, daß es nur vom Bäcker gebacken zu werden braucht. Dieses Brot wird bei genauer Befolgung der Vorschrift, die ich nun mittheilen werde, immer von gleicher Beschaffenheit erhalten; es läßt sich eben so gut und sicher im Kleinen aus wenigen Pfunden, wie im Großen aus Scheffeln von Mehl bereiten; es besitzt einen lieblichen Brotgeruch, keinen sauren, sondern einen erfrischend etwas salzigen Geschmack, der den an saures Brot Gewöhnten anfangs etwas auffällt, an den sich aber Gaumen und Magen bald sehr gern gewöhnen; es läßt sich leicht brechen und krümeln und hält sich 2—3 Wochen je nach der Größe der Brote so frisch, daß es von neu gebackenem Brote kaum zu unterscheiden ist. Dasselbe Mehl, welches mit Hülfe von Salz ein so vorzügliches Brot liefert, giebt ohne Salz gebacken ein zähes, geschmackloses, schnell altbacken werdendes Brot, welches sich nicht brechen läßt, sondern förmlich zerrissen werden muß. Das mit Salz gebackene Brot ist sehr feinporig und entspricht allen an „gutes Brot" zu stellenden Anforderungen. Die zu seiner Bereitung ermittelte Vorschrift ist folgende:

Von je 55 Pfund ($^1/_4$ Scheffel) Roggenmehl wird des Abends ziemlich genau der dritte Theil, also $18^1/_3$ Pfund in dem Backtroge mit 1 Pfund und 20 Loth Sauerteig, 1 Pfund Salz und 10 Kannen (circa 20—22 Pfund) Wasser von 28—30° des 80theiligen Thermometers von Reaumür (oder 35—38° des 100theiligen Thermometers von Celsius) so vermischt, daß man den Sauerteig und das Salz in die Mitte des in dem Troge befindlichen Mehles legt und nun die 10 Kannen des warmen Wassers allmälig unter Umrühren zusetzt. Es entsteht ein dünner Teig, den man mit etwas Mehl bestreut und nun in dem bedeckten Troge wie gewöhnlich an einem warmen Orte bis zum frühen Morgen stehen läßt. Des Morgens ist der Teig stark aufgegangen und bedeutend zäher, indem das zugesetzte Wasser gleichsam in chemische Verbindung mit den Mehlbestandtheilen getreten ist. Man macht nun in die Mitte des Teiges eine Vertiefung, bringt in diese noch ein Pfund Salz, setzt hierauf 4 Kannen (8—9 Pfund) Wasser von 60° Reaumür (75° Celsius) unter Umrühren hinzu und knetet in die dünne Masse allmälig das übrige, also die $36^2/_3$ Pfund Mehl (das Mehl muß auch in einem erwärmten Raume gestanden haben) ein. Nach zweistündigem Stehen des gut durchgekneteten Teiges formt man denselben zu den Broten, schiebt diese in den geheizten Backofen, welcher eine Temperatur von 160—200° R. (200—250° C.) haben muß, ein und läßt sie darin, bis sie eine schöne dunkelbraune Rinde bekommen. Aus den 55 Pfund Mehl erhält man auf diese Weise 70—72 Pfund Brot. Im Ganzen ist das Verhältniß:

110	Gewichtstheile	Mehl,	
56—60	„	„	Wasser,
4	„	„	Salz,
3	„	„	Sauerteig.

Die eine Hälfte des Salzes wird stets Abends mit dem Sauerteig, die andere Hälfte erst früh zugesetzt. Dieses Verhältniß bleibt für größere oder kleinere Quantitäten von Mehl ganz dasselbe. So nimmt man z. B. von einer Metze (6 Pfund 28 Loth) Mehl Abends zum Einsäuern 2 Pfund und 9 Loth, versetzt diese mit 4 Loth Salz, $6^1/_2$ Loth Sauerteig und $1^1/_4$ Kanne ($2^3/_4$ Pfd.) Wasser von 28° R., läßt bis zum Morgen gähren, setzt wieder 4 Loth Salz und noch $^1/_2$ Kanne (ein reichliches Pfund) Wasser von 60° R. zu, knetet die übrigen 4 Pfund 19 Loth Mehl hinein, bäckt nach 2 Stunden und erhält $8^1/_2$—$8^3/_4$ Pfund Brot. —

Das auf diese Weise bereitete Brot besitzt entschiedene Vortheile. Es enthält in 100 Theilen nur 40 Theile Wasser, läßt sich in Wasser schnell und leicht zertheilen, löst sich in demselben zum Theil auf, und bildet eine angenehm weinig schmeckende Flüssigkeit. Das ohne Salz gebackene Brot enthält in 100 Theilen 42—45 und mehr Theile Wasser, ballt sich, obgleich es poröser erscheint, erst zusammen, wenn man es in Wasser legt, und zertheilt sich nur schwierig, enthält weniger in Wasser lösliche Theile und giebt eine säuerlich fade schmeckende Flüssigkeit.

Was die Aufbewahrung des Brotes betrifft, so sind dumpfige feuchte Keller hierzu nicht geeignet, da in solchen das Brot verdirbt und schimmlig wird. Am besten sind kühle luftige Orte, wobei man das Brot nicht auf die flache, sondern auf die bauchige Seite legt, damit es an möglichst vielen Stellen mit der Luft in Berührung kömmt. Die Ansicht, daß das Brot durch Wasser oder Feuchtigkeitsverlust trocken werde, und daß man es deshalb an feuchten Orten aufbewahren müsse, ist ganz unrichtig. Das Brot enthält nach zweiwöchentlichem Liegen an luftigen Orten noch fast genau so viel Wasser, wie im frischen Zustande; denn es giebt sein Wasser schwer und erst bei höherer Wärme ab, und auch die äußere feste Kruste wirkt hier als schützende Decke. Das Altbackenwerden des Brotes beruht auf einer geringen Veränderung seiner Bestandtheile, wahrscheinlich auf dem Uebergange derselben in einen dichteren Zustand; doch geht diese Veränderung beim Weißbrot viel schneller als beim Schwarzbrot von Statten, kann aber durch eine genügende Menge von Salz sehr verzögert werden.

Um bei in Angriff genommenem Brote das Trocken- und Hartwerden der Schnittfläche zu verhindern, sind gut schließende Kapseln von Weißblech, sogenannte „Brotbüchsen" sehr zu empfehlen. Dieselben können von jedem Klempner in jeder beliebigen Form und Größe verfertigt werden, und gewähren den Vortheil, daß sie das Brot auch vor dem besonders in Zimmern sich setzenden Staube und anderen Unreinigkeiten schützen. Die Brotkapseln müssen aber von Zeit zu Zeit sorgfältig ausgewischt und gereinigt werden, sonst überzieht sich ihre innere Wandung mit Schimmelpflanzen; auch darf das Brot nicht mehrere Tage in denselben liegen bleiben, ohne daß die Kapsel geöffnet wird, da es sonst in einen dumpfigen moderigen Zustand übergeht.

Schließlich noch einige Bemerkungen über Verfälschung des Brotes: Bei einem so allgemein wichtigen Nahrungsmittel, wie das Brot namentlich auch für die ärmeren Klassen der Bevölkerung ist, sollte es sich Jeder, der die Materialien dazu liefert oder sich mit dessen Bereitung beschäftigt, zur ersten Pflicht machen, jeder Verfälschung zu entsagen, um dadurch namentlich seine ärmeren Mitmenschen nicht durch schändlichen Betrug um einen Theil der Nahrung oder selbst um die Gesundheit zu bringen. Menschen, welche im Stande sind, solche unentbehrliche Nahrungsmittel mit Absicht zu verfälschen, um sich schnell zu bereichern, gehören jedenfalls zu den erbärmlichsten Geschöpfen, welche der Erdboden trägt. Trotzdem mögen theils in der Mühle, theils beim Bäcker oftmals die verschiedenartigsten Verfälschungen und Verunschungen vorgenommen werden. Namentlich werden die feineren, theureren Mehlsorten mit weniger werthvollen vermischt und als „bestes Mehl"

verkauft. Gutes Mehl wird mit musterig gewordenem versetzt, oder es werden verschiedene Mehlsorten, Kartoffelstärke etc. untereinander gemischt und als reines Mehl verkauft. Alle diese Betrügereien lassen sich nur schwer, am besten noch mit Hülfe des Mikroskopes erkennen. Dagegen kommen auch gröbere Fälschungen vor, indem dem Mehle mineralische weiße Körper, besonders Kreide, Gyps, Schwerspath, weißgebrannte Knochen zugesetzt werden, was leicht daran erkannt wird, daß solches Mehl beim Verbrennen sehr viel Asche zurücklässt (gutes Mehl läßt beim Einäschern nur 1—1½ Procent Asche zurück). Die Bäcker richten ihr Augenmerk vorzüglich auf gut aussehendes und in's Gewicht fallendes Brot, sowie auch auf große Ausbeute. Auch sie sollen oft das Mehl noch mit Kartoffelstärke, Bohnenmehl und andern geringeren Sorten von Mehl vermischen; dem Teige setzen sie (besonders in England und Holland) Alaun, Kupfervitriol und andere giftige Körper zu, welche dem Brote ein schönes Aussehen geben und bewirken, daß der Teig mehr Wasser aufnimmt, und solches auch beim Backen zurückbehält. Jede Verfälschung oder Vermischung, auch die der Gesundheit nicht gerade nachtheilige, ist aber verwerflich, da das so erhaltene Brot dann oftmals den Namen „Brot" nicht mehr verdient. Namentlich wäre es besser, Bohnen und Erbsen nur als Gemüse, nicht aber zum Brote zu verwenden; doch mögen hierüber diese Andeutungen genügen.

Mitunter wird das Getreide auch durch natürliche Beimengungen vergiftet. Besonders bekannt ist in dieser Beziehung das Mutterkorn, ein in seiner Entwickelung begriffener Pilz, welcher in der Aehre anstatt des Samens entsteht, und in einem gewissen Stadium seiner Entwickelung, besonders wenn er älter wird, sehr giftige Wirkungen äußert. Ein Brot, das aus Mehl gebacken wird, in welchem mit dem Getreide viel Mutterkorn gemahlen wurde, ist fleckig, dunkler, speckig und bewirkt bei länger fortgesetztem Genusse die oft tödtlich endigende Kriebelkrankheit, welche sich durch große Mattigkeit, Unlust zur Arbeit, Taubheit, Kriebeln an Händen und Füßen bemerkbar macht. Hierauf folgen heftige Krämpfe an Händen und Füßen, Hitze, Schwindel, Verlust der Geisteskräfte, furchtbare Convulsionen, Stumpfsinn und Tod. Die Kriebelkrankheit tritt hin und wieder in Gegenden epidemisch auf, und fordert viele Opfer. — Auch der Taumellolch (Lolium temulentum), ein Gras, welches als Unkraut unter dem Getreide wächst, und dessen Samen sehr giftig wirken, kann die Vergiftung von Brot herbeiführen. Diesen Verhältnissen hat vorzüglich der Landmann die größte Beachtung zu schenken, und von ihm muß verlangt werden, daß er dafür besorgt sei, daß kein Getreide keine solchen gefährlichen Zugaben enthalte.

Sollten vorstehende Mittheilungen über das Brot dazu beitragen, daß den zur Brotbereitung dienenden Stoffen, sowie der Brotbäckerei selbst, eine entsprechende, allseitige Beachtung geschenkt würde, so wäre der Wunsch und das Streben des Verfassers erreicht. —

Ein öffentliches Fest in Haiti.

Um neun Uhr Morgens hielten wir unsern Einzug in Port-au-Prince, der Hauptstadt des Kaiserreichs Soulouque.* Man kommt an einer verfallenen Redoute vorüber, auf welcher die schartige Mündung eines alten rostigen Achtpfünders den peststrichsten Anblick gewährt. Eine Schildwacht saß ruhig auf der Brustwehr und kehrte uns den Rücken zu; so wollten wir denn passiren. Allein eine Art Oranz-Utang, der den Pascha bedeutete, bemerkte uns und befahl schreiend, sogleich herbeizukommen, um unsern Reisepaß vorzuweisen. Ich machte ihm ein Zeichen, das er sich wie: all right! erklären konnte und schickte mich an, weiter zu gehen; da indessen meine Gefährten zauderten, sendete man einen Soldaten, um uns zur Stelle zu bringen. Hier untersuchte ein himmeltlauer Offizier unsere Pässe und entfernte sich darauf in Galopp. Nun wollten wir unsern Weg nach der Wohnung des Consuls (des schweizerischen) weiter fortsetzen; allein der Soldat, der uns einmal hatte aufhalten müssen, weigerte sich, uns ziehen zu lassen, weil ihm dazu kein ausdrücklicher Befehl geworden war. Erst als ich gedroht, ihn arretiren zu lassen, und nachdem sich die Farbigen in die Sache gemischt, gab der arme Teufel widerstrebend nach. Bei dem Consul angelangt, fanden wir alle Räume besetzt, und da die Stadt keine öffentlichen Hotels hat, sahen wir uns genöthigt, in einer elenden Herberge einzukehren, in welcher keine einzige Thüre verschließbar ist.

Port-au-Prince ist zwar eine Residenz, besteht aber doch nur aus hölzernen Baracken und Strohhütten. Die von den Franzosen angelegten Straßen sind breit und gerade; jetzt sind sie aber durch allerhand Unrath aus den Häusern uneben und beinahe ungangbar gemacht. Hier und da zeigen sich noch Spuren eines ehemaligen Pflasters, die man aber besser entfernt hätte. Die schönsten Häuser, bewohnt von europäischen Kaufleuten, den Ministern und Consuln, sind nur von Holz errichtet und mit Gallerien umgeben. Am Ende der Straßen erblickt man etliche hölzerne Baracken, welche die öffentlichen Gebäude vorstellen, wie den Palast des Senats, den kaiserlichen Palast, den Palast des Gouverneurs rc. Diese Paläste sind ehemalige, mehr oder minder bemolirte und wieder aufgebaute französische Wohnungen.

Es wurde gerade Messe gelesen, deshalb eilten wir nach der Kathedrale, die sich am Ende der Marktstraße erhebt. Kavaliere in den verschiedenfarbigsten Kleidern drängten sich auf dem überfüllten Platze, Generale in Sammetkleidern, Gemeine belastet mit goldenen Stickereien. Ueberall die fächerlichste und unharmonischste Pracht, die mit den schmutzigen Straßen und armseligen Gebäuden der Stadt einen komischen Kontrast bildete; bei jedem Schritt mußte man über einen neuen Mischmasch von übertriebenem Luxus und offenbarer Armseligkeit staunen.

Auf dem Platze vor der Kirche selbst fanden wir einige tau-

* Se. Majestät, der Kaiser Faustin Soulouque von Haiti, sind neuerer Zeit wieder sehr in den Vordergrund getreten. Die Zeitungen der letzten Tage erzählen, daß er mit 30,000 Mann am 12. December ausgezogen, um den östlichen Theil der Insel St. Domingo zu unterjochen, ein Unternehmen, was ihm schon im Jahre 1849 mißlang. Jetzt ist die Nachricht eingetroffen, daß auch dieser Mal Se. Majestät mit ihrer trefflichen Armee, die in obigen Artikel geschildert wird, gleichfalls werden sind und Fersengeld geben mußten.

Faustin Soulouque wurde im Jahre 1787 als Sklave zu Petit Grava in der Plantage des Herrn Biallet, eines französischen Creolen, geboren. Seine Aeltern waren Sklaven derselben Pflanzung, Neger von unvermischter Race. Im Jahre 1793 erhielten sie mit ihrem Sohne die Freiheit infolge eines Beschlusses der französischen Republik, welcher in sämmtlichen französischen Kolonien die Sklaverei aufhob. Herr Biallet lebte noch als einer der ältesten Creolen der Insel zur Zeit, als sein ehemaliger Sklave den Präsidentenstuhl bestieg, und flattete dem neugewählten Staatsoberhaupte seinen Besuch ab. Soulouque soll ihm aus seinem Palast entgegengekommen sein, ihn die Hand geküßt und seinem alten Gebieter alle möglichen Beweise des Respects und der Anhänglichkeit gegeben haben.

In seinem siebzehnten Lebensjahr trat der junge Neger in Kriegsdienst und stand vier Jahre als gemeiner Soldat unter dem berüchtigten Dessalines. Im Jahre 1806 wurde er Infanterie-Lieutenant und trat drei Jahre später in demselben Grade zur Kavallerie über, was ihm bei zunehmender Corpulenz nur gut thun konnte. Im Jahre 1820 avancirte Soulouque zum Kapitain, in welchem Grade er volle zwanzig Jahre blieb. Präsident Boyer, der vielbekannte Mulatte, bediente sich seiner als eines gefügigen Werkzeuges zu den verschiedensten Verrichtungen.

Als Soulouque im Jahre 1840 Major und drei Jahre später Oberst wurde, fing sein Haupt schon an etwas kahl zu werden. Im Jahre 1846 war er Divisions-General und Platzcommandant von Port-au-Prince, und 1847 nach Riviers Tod der gemäßigte Präsident der Republik. Das Jahr 1848 wurde auf Haiti durch Soulouque's berühmten Staatsstreich vom 16. April, durch die Niedermetzlung vieler Mulatten, durch die Abschaffung der Republik und die Errichtung eines schwarzen Kaiserthums bezeichnet. Noch in demselben Jahre machte Soulouque seinen bekannten Streckenzug durch einen Theil der Insel. Hinrichtungen, Blutströme bezeichneten den Weg, den er genommen. Sein Versuch jedoch, im Jahre 1849 auch den östlichen Theil der Insel wieder zu erobern, mißlang gänzlich. Der Kaiser kam mit seiner Armee aus der Republik San Domingo, wo die Regierung aus Mulatten besteht, schneller zurück, als er dahin gegangen war. Er gab auch, wie nach dem Louis Napoleon, eine sogenannte „freie Verfassung." Diese Constitution, welche Soulouque die erbliche Kaiserwürde verleiht, bestimmt für ihn auch eine Civilliste von 150,000 Papier-Gourde oder Piaster, was bei dem geringen Werth der Papiermünze des Landes keine bedeutende Summe wäre. Der Kaiser reclamirte jedoch später auch den fünften Theil der sämmtlichen Kaffeeproduction Haiti's, d. i. etwa zehn Millionen Pfund Kaffee. Die freie Verfassung lag zwar nicht boden, aber der Kaffee muß ebenso pünktlich abgeliefert werden, als wenn diese Bestimmung schon unter den zehn Geboten Mosis figurirte. D. Redak.

send Soldaten in Vierecken aufgestellt. Wirklich ein seltsames Schauspiel! Es versetzte uns in eine Laune, die mit der Feierlichkeit der Umgebung wenig harmonirte, und deren unaufhaltsam willenlose Aeußerung unsere Sicherheit beinahe gefährdet hätte. Diese zerlumpten Truppen! Diese fabelhaft komischen Portraits! Etliche Soldaten trugen zum Schutz vor der Sonne breitkrämpige Strohhüte unter dem ordonnanzmäßigen Tschako, andere hatten das Mützenschild über die Nase heruntergestülpt, um nicht von der Sonne incommodirt zu werden, noch andere trugen ihre Kopfbedeckung beinahe horizontal auf dem Hinterkopfe. Ich verzichte darauf, die Uniformen selbst zu beschreiben, es scheint, daß man die einmal abgenutzten mit beliebigen Kleidungsstücken wieder ersetzt. Man möchte glauben, der Boulevard du Temple (in Paris) habe allen Abfall der französischen und der übrigen europäischen Armeen zu diesem Zwecke hierher verschacert. So erblickte ich zu meinem Erstaunen auch einen Lieutenant, der eine alte Offiziersuniform des eidgenössischen Genietaabs trug, nur war das Grün schon sehr vergilbt. Die Fußbekleidungen bestehen aus alten zerplatzten Schuhen ohne Seitenleder und ohne Gamaschen; glücklich können sich Die preisen, deren Beinkleider über die Knie herabreichen. Die Offiziere gehen zerlumpt wie die Soldaten und tragen wie diese keine Strümpfe in den Schuhen. Der bänderreiche Hut, welcher ihren schwarzen Kopf bedeckt, ist abgeschabt bis auf den Carton. Es ist der Brauch, den Kopf mit einem farbigen Seidentuche zu umhüllen, und auf diese Art von Turban erst den Hut oder Tschako zu drücken, doch ist Nichts vorgeschrieben, Alles erlaubt. Der Kaiser, welcher den Luxus liebt, strebt Abwechselung in die Montirung zu bringen: es giebt Grenadiere der kaiserlichen Garde, Chasseurs, Voltigeurs ꝛc. Jede Section von 24 Mann hat zwei Offiziere; der Eine marschirt vorn, um den Eifer der Truppe zu moderiren, der Andere hinterdrein, um die Nachzügler voranzutreiben. Niemals konnte jedoch eine Section auf den vollen Bestand gebracht werden, so daß es fast so viele Offiziere als Soldaten giebt. Ein Reglement kennt man nicht, und die Rekruten werden nicht einexercirt, so daß die Manoeuvres nie klappen und fast nur instinctive ausgeführt werden. Die Kavallerie vollends übertrifft alle Begriffe von Abenteuerlichem. Große schwarze, gelbe und braune Gestalten hocken auf kleinen Pferden und schleppen die langen Beine am Boden hinterdrein, während man auf die höchsten Rosse Knaben von funfzehn Jahren gesetzt hat. Diese berittenen Neger, zum Theil auf Maulesel, mit ihrer zerlumpten Kleidung, ihren furchtbaren Säbeln aus dem vorigen Jahrhundert, geben einen so phantastischen Anblick, daß jeder Europäer sich auf ein Jahrmarktstheater versetzt meint. — Um den Glanz seines Hauses zu erhöhen, und vermuthlich weil ihm sein Kanzler oder Haushofmeister von den rothen Husaren Napoleon's III. erzählt, hat der Kaiser sich auch ein Corps von rothen Guiden oder Husaren angeschafft. Dem Namen nach besteht es als Regiment, allein der commandirende Oberst hat trotz aller Mühe noch nie mehr als ein Peloton zusammengebracht. Dieses Peloton nun war zur Seite der Kathedrale aufmarschirt, und vor demselben, in fast eben so langer Reihe standen seine Offiziere. Ich bewunderte besonders den Oberst dieser Truppe, eine Art Don Quixote als Neger, von großer knochiger Gestalt. Er trug rosa und goldgestreifte Hosen und einen dito rosa Frack, an dem jedoch — ein Schoos fehlte. Seine Stiefeln waren überall zerplatzt, und von der Schulter floß ihm ein vergoldeter Grünspan verzierter Gürtel, der immer herab zu schlüpfen drohte, weshalb ihn der Lange durch ein eigenthümliches Zucken mit der Achsel immer wieder in die Höhe dirigirte. Sicherlich würden die Kostüms, die wir hier bewunderten, von viel Effect sein bei einer Maskerade, und Souloque würde besser thun, seine Armeen in Europa für Geld sehen zu lassen, als den Kaffee, den seine treuen Unterthanen gewinnen, mit 25% zu besteuern. Der Gewinn wäre schon darum ein doppelter, weil diese Armee dann doch zu Etwas nütze wäre.

Während ich dieses seltsame Schauspiel bewunderte, trieb ich mich in den Reihen der Kavallerie umher (denn hier kann man sich überall umherbewegen) und grüßte alle Generale, um zu sehen, wie sie es aufnehmen würden. In diesem Laufe erwiderte man jede Höflichkeit mit Wiehern und geizt nach Respectsbezeugungen.

Ich bestieg eine ehemals wohl unterhaltene Plattform, welche den Franzosen einst als Waffenplatz gedient hatte. Hier donnerten vier Kanonen, so oft die Messe in der Kirche eine Pause machte. Die Bedienung dieser Geschütze geschah auf so seltsame Weise, daß es mich wunderte, wie es ohne Unglück abging. Von hier aus überschaute ich denn diesen wandelnden Trödelmarkt. Die aufgeputzten Generale tummelten sich vor den trummen Linien der Garde; alle trugen Phantasiekostüms, mit Goldstickereien so überladen, daß sie einen Marschall von Frankreich verdunkelt haben würden. Allein dafür hat der größte Theil keine Handschuhe, und Manche haben nicht einmal Stiefeln, sondern nur Gamaschen, an denen die Sporen angeschnallt sind. Die Monturen, für andere Leiber gemacht, ließen oft zwischen Frack und Hose einen Spalt, aus dem das Hemd freundlich hervorblickte. Der Sohn Boyer's, eines Maulesteltreibers, ist der Einzige, der seine Uniform ordentlich trägt und mindestens ein anständiges Aussehen hat. Es versteht sich von selbst, daß alle diese Generale mit Orden bedeckt sind, in deren Mitte man das Großkreuz des St. Faustin-Ordens erkennt. Allein das Schauspiel war noch nicht vollständig. Bald kam das kaiserliche Haus in rothsammetner Tracht mit goldgestickten Kronen auf dem Rücken, der Hof folgte dann, darunter Herzog von Limonade, Intendant der Hofbäckerei, Herzog von Eulde-Sac, und andere hohe Persönlichkeiten.

Ein Huissier mit schwarzem Claquehut lud uns ein, in die Kirche zu treten. Der Eingang derselben war blau tapezirt; Polizeisoldaten bildeten ein Ehrenspalier. Diese Soldaten, welche etwas weniger zerlumpt sind, als die Mannschaft der Armee, tragen ein großes rothes Schultergehänge, auf dem man die Worte liest: „Achtung vor dem Gesetze!“ — Gewiß eine höchst komische Aufschrift in einem Lande, dessen Gesetze zur Hälfte unausführbar sind, zur Hälfte nicht beachtet werden. — Unglücklicherweise war die Kirche voll zerlumpter Soldaten, so daß man den Hof und das diplomatische Corps im Hintergrunde kaum erblicken konnte. Alle Winkel des Gebäudes, das im Innern mit blauen, roth gestreiften, aber an vielen Stellen durchlöcherten Tüchern behangen war, hallten wieder vom fürchterlichsten Chorgesange, den eine Orgel begleitete, eine Orgel vom Klange eines jener alterthümlichen Klaviere, wie wir sie bei uns nur noch in Rumpelkammern finden. Einige Tasten darauf gaben nicht mehr an, und so hörten wir denn eine gerade so lückenhafte durchbrochene Melodie, wie daheim von defekten Leierkästen auf Jahrmärkten kleiner Provinzstädte. Nachdem endlich die Messe beendet war, begannen die Kanonen einen infernalischen Lärm, die Musiker, Tambours und Pfeifer erfüllten die Luft mit ohrzerreißenden Tönen, die Truppen präsentirten das Gewehr. Ich bestieg von Neuem die Plattform, um den Auszug des Hofes besser zu überschauen. Alsbald stürzten auch mehrere Generale hervor und begannen eine große Rolle zu entfalten, die sich als ein mächtiger Thronhimmel erwies. Kaum war dieser aufgerichtet, so eilten in ziemlich unzraziösem Marschmarsch der zahlreiche Generalstab und das Gros des Hofes, die Ehrendamen nicht ausgeschlossen, herbei, und schaarten sich ringsum. Kurios nimmt sich eine Negerin als Ehrendame aus, in weißem Kleid nach pariser Schnitt; zum Lobe ihres Geschmacks muß man aber gestehen, daß sie den ungeheuerlichen Hut unserer Damen nicht angenommen, sondern denselben durch einen recht originellen Kopfputz mit Goldfransen ersetzten.

Endlich sah ich einen großen Bachus mit grauen Haaren langsamen und gemessenen Schrittes sich nähern. Es war Seine schwarze Majestät. Souloque trug ein ziemlich gut erhaltenes, blaues und mit Gold verbrämtes Kostüm, anschließende weiße Beinkleider und rothe Husarenstiefeln. Ich sah, wie er sich unter dem Thronhimmel niederließ, verschiedene Gebärden machte und dann das Kreuz küßte. Hierauf beeilt sich der ganze Hof zu Pferde zu steigen, die Generale jagen in Unordnung von dannen, und überlassen S. M. dem Stallmeister, der Hochstelle nur mit Mühe in den hohen Sattel bringt. S. M. entfernt sich zuletzt, die Truppen grüßend, die ihr „Es lebe der Kaiser!“ brüllen.

Von dem Anblicke dieses Schauspiels endlich zu mir selbst gekommen, frug ich mich unwillkürlich, ob das Alles Wirklichkeit gewesen? Stelle man irgend auf dem Theater ein Fest so dar, Jedermann würde den Vorwurf der Uebertreibung machen. Und doch erzähle ich Nichts, als was meine Augen sahen. Nicht einen einzigen Wagen bemerkte ich; selbst die Hofdamen beginnen die Feier zu Fuß. Wollte ich noch schildern, wie ich schließlich die Truppen defiliren sah und was dabei Alles passirte, so könnte ich meine Darstellung um das Doppelte verlängern. Statt dessen will ich noch kurz erzählen, wie mein Diener Marc, der unterdessen in Jacmel geblieben war, ein ähnliches Schauspiel genoß.

Digitized by Google

Der Gouverneur, Herzog von Leegane, hielt dasselbst eine große Revüe. Marc, in seiner Livree an eine Thürpfeile des Hotels gelehnt, sah dem Defiliren zu. Als nun der Herzog von Leegane an der Spitze seines Regiments an dem Hause vorüberkam, glaubte er in der gestickten Livree eine ausländische Uniform zu sehen, und grüßte mit seinem Degen meinen Diener auf das Zuvorkommendste. Alle Offiziere ahmten ihm nach und salutirten, die Truppen schulterten, nach dem ganzen Marc Richtung nehmend, der die unverhofften, ungewohnten Ehrenbezeugungen mit dem Gesichte eines Erzstölpels empfing. Dieses Ereigniß hatte nichts weiter weniger seinen Nutzen. Man läßt uns für wichtige Personen, Freunde des Herzogs, und flüstert sich zu, daß es nicht gerathen sei, uns in üble Laune zu versetzen.

Die Festlichkeiten werden sechs Tage dauern. Während dieser Zeit empfängt der Kaiser nicht, was mir leider das Vergnügen verschaft, demselben vorgestellt zu werden. Ein anter Mal werde ich Ihnen davon berichten, und wie ich mit dem Herzog von Leegane zusammentraf, sowie, in welchem Grade ich das Glück habe, mit dem Kommandanten des Platzes, Sr. Excellenz dem Baron von Michel, Großoffizier des St. Fanstin-Ordens ꝛc. ꝛc. bekreundet zu sein.

Rätter und Rätzen.

Der Amazonenstaat auf der Insel Java. Unter den holländischen Besitzungen jenseits Europa's giebt es einen merkwürdigen kleinen Staat, der mit seiner Konstitution und den originellen Gebräuchen seiner Bewohner an eine der exzentrischen Stellen in Ariosto's „rasendem Roland" erinnert, und die kühnsten Träume amerikanischer Emancipations-Damen übertrifft. Auf der Insel Java, zwischen den Städten Batavia und Samarang, versteckt sich ein ganzes Königreich, genannt Bantan. Obgleich unter der Oberherrlichkeit Hollands, bildet das Ländchen doch einen kleinen Staat mit wahrhaftigem Staatsoberhaupte. Das Land, politisch ohne Bedeutung, ist doch glücklich und reich, und ward seit undenklichen Zeiten stets blos von Weibern regiert und vertheidigt. Der König ist zwar ein Mann, alle übrige Regierung aber schönes, schwaches Geschlecht. Der Fürst ist durchaus abhängig von seinen weiblichen Staatsdamen, gebildet von drei Frauen, der ersten Beiräthe des Landes. Alle Staatsstellen, alle Hoffesten, alle Militairstellen, alles Militair — ohne Ausnahme alle Grade Geschlecht. Die Mannsen treiben Ackerbau, Handel und Erwerbe. Die Lehnsherrschaft des Fürsten besteht aus der weiblichen Elite des Landes, den Schönsten der Schönsten. Diese Amazonen tragen nicht den Ehrenmarkig, sondern wie ächte Ritter, größtentheils wohl besser, da bei uns viele Ritter in sich selbst zwar oft Ziel, sonst aber kleine Pferde besitzen. An ihren kleinen Schuhbacken haben sie statt der Sporen kleine Stahlspitzen. Ihre Kleidung ist sehr spärlich, sehr malerisch und sehr antik: eine kurze rothe Tunika, welche oben Schulter, Busen und halben Arm, unten die Füße von den Knieen an unbedeckt läßt. Um den linken Arm sind die Zügel des Pferdes geschlungen. Das Haar wird an allen Seiten in die Höhe gebunden und von einer breiten Binde, mit einem goldenen Schmud über der Stirn, umschlossen. Ihre Hauptwaffe, eine kurze, spitzige Lanze, schwingen sie sehr graziös und geschickt. Auch sind sie mit Schild und Bogen bewaffnet, tragen sie jetzt eine kleine Musette an der Seite des ehemaligen Köchers. Mit den Musketen wissen sie auch sehr geschickt umzugehen: im vollen Galopp schießen und treffen sie blos mit einer Hand. Dieser seltsamen Gebräuche entspricht die übrige Regierung von Bantan. Der Thron ist erblich für die männlichen Erben, kann der Schwester, Base und Nichte Kron

№. 6. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blind und doch sehend.

Von **Elfried von Taura.** *

I.

Ein junger Arzt.

Hat so ein Jünger Aeskulap's seine Medicin „durchaus studirt mit heißem Bemühen" und zwar nicht blos als eine „melkende Kuh, die ihn mit Milch und Butter versorgt," sondern aus warmer Begeisterung für den ärztlichen Beruf, und tritt er nun in das Leben hinaus — mit welchen hochherzigen Träumen begrüßt er den Ort, den er sich zum Wirkungskreis erkor! Wie sieht er sich im Geiste schon als rettender Engel walten in den Häusern der Preßhaften und Elenden! Und sein Busen schwillt höher als je von Begeisterung für seinen edlen Beruf. Aber nur zu oft ist dieses Busenschwellen an der Schwelle seines Wirkungskreises sein letztes Glück, und eine fürchterliche Wirklichkeit voll Sorge, fruchtloser Mühe und fehlgeschlagener Hoffnungen läßt ihn ferner zu keinem freudigen Aufathmen kommen.

So erging es dem jungen Doktor Rudolf Grimm, der vor etwa zehn Jahren aus der lustigen Kaiserstadt an der Donau, wo er nach bereits bestandenem Staatsexamen noch einen praktischen Cursus in den dortigen berühmten klinischen Anstalten gemacht hatte, heimkehrte in seine Vaterstadt, einen großen norddeutschen See- und Handelsplatz, um da seine Laufbahn als praktizirender Arzt zu beginnen. Im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit fühlte er sich zu der Hoffnung berechtigt, bald eine Praxis zu gewinnen, die ihm wenigstens ein bescheidenes Auskommen gewährte. Ganz und gar an seine Wissenschaft hingegeben, war er der Welt fremd geblieben und wußte daher nicht, daß dem Arzte seine Tüchtigkeit allein noch nicht zu einer Praxis verhelfe, daß er dazu, namentlich in einer Großstadt, eben so sehr der Empfehlung als der äußern Repräsentation, oder doch einer besonderen Gunst der launenhaften Glücksgöttin bedürfe. Rudolf aber war arm und in seiner Vaterstadt unbekannt. Seine Aeltern, „dunkle Ehrenleute," waren längst todt, und seine einzige noch lebende Verwandte, seines Vaters Schwester, war zwar eine reiche, kinderlose Wittwe, aber gänzlich mit ihm entzweit, seit er wider ihren Willen von der Theologie sich der Medicin zugewendet hatte. Früher hatte sie den verwaisten Jüngling nothdürftig unterstützt, von jenem Wechsel an aber ihre Hand völlig von ihm abgezogen. Nur eine kleine Erbschaft, die ihm gerade zugefallen war, hatte es ihm möglich gemacht, seine Studien fortzusetzen; dieselbe war aber auch fast Null für Null dabei aufgegangen.

Daß in der Töpferstraße Nr. 8 ein neuer Doktor eingezogen, war zwar auf dem runden Messingtäfelchen zur Seite der Hausthür unter dem Nachtklingelzuge zu lesen, und das Intelligenzblatt verkündete es auch männiglich im Weichbilde der Stadt. Aber wer nahm Notiz davon? Hätte Rudolf sich nur auf etwas Charlatanerie verstanden, hätte er z. B. auf sein ehrliches Gesicht und seinen Titel sich eine zierliche Equipage geborgt und wäre damit durch die Straßen gerasselt, als hinge das Leben von fünfzig Kranken an seinem Erscheinen, so würde er nicht lange auf gute Kundschaft zu warten gebraucht haben. Aber er war ein so grundehrliches Blut, daß er selbst vor der unschuldigsten Anwendung des „mandus vult decipi" zurückbebte. So kam es, daß er ein halbes Jahr nach seiner Niederlassung außer einigen Armen, deren Honorar ein vergelt's Gott war, nicht einen Patienten hatte. Dabei hatte er nicht nur seine Kasse wie seinen Kredit erschöpft, sondern auch, um nur sein Leben zu fristen, ein Kleidungsstück nach dem andern versetzt, und zuletzt sogar seinen kostbaren Schatz, seine Instrumente, die ihm in Wien baare dreihundert Gulden gekostet, zum Leihjuden schaffen müssen, um seine Miethe bezahlen zu können.

Es war wenig Tage nach diesem für ihn so traurigen Akt, als er gegen Mittag hungrig vor seinem Koffer kniete, und nach etwas Versetzbarem suchte, damit er nicht eines seiner theuren Bücher zum Antiquar tragen müßte, um sich eine Mahlzeit zu erzeugen. Da fiel ihm ein alter Schlüssel in die Hand. Obgleich dies kein Gegenstand war, der ihm helfen konnte, so beblickte er ihn doch lange in der Hand und betrachtete ihn. Es war der Schlüssel zu seinem Vaterhause, das sich im Besitz seiner Tante befand und wo er ein Ausgestoßener war. Er hatte sich ihn als Gymnasiast, da er noch bei der Tante gewohnt, machen lassen, weil sie das Haus Tag und Nacht verschlossen hielt. Voll herber Erinnerungen weg er ihn noch in seiner Hand, als die Thür aufgerissen wurde. Den Schlüssel in den Koffer werfend, sprang er auf, um in die ausgebreiteten Arme eines jungen Mannes zu fliegen, dessen ganze äußere Erscheinung einen Künstler verrieth.

„Adolf, Du hier?" rief der Doktor.

„Freilich, mein Junge" — war die Antwort — „freilich bin ich auch einmal in's heimathliche Nest geflogen. Donna Roma wollte mich lange nicht aus dem Garn lassen, aber endlich siegte Mutter Germania mit Hülfe einer blauäugigen Maid, die von der berliner Schloßfreiheit aus das Zaubernetz der Tiber-Circe so lange bearbeitete, bis seine Masche daran mehr ganz war. Seit zwei Monaten hab' ich mich bei Sauerkraut und Pellkartoffeln wieder mit dem vaterländischen Fortschritt im Sande au fait gesetzt, und seit vierzehn Tagen tret' ich mit besonnenem Fortschritt das vater-

* Der Verfasser der preisgekrönten Novelle: „Die stille Mühle."

ländische Pflaster. Hatte keine Ahnung davon, daß Du hier wärest; ein Geschäft, das ich mit einem in der Nähe wohnenden krautschlissigen Sehn Albions habe, führte mich an diesen Hause vorüber, und ein Blick auf Dein blankes Schild sagte mir, daß Du hier wohntest. — Nun sag', wie geht es Dir?"

Rudolf erzählte dem Jugendfreunde Alles.

„Armer, armer Junge!" rief Adolf, als der Erzähler schloß, „Du siehst wahrhaftig aus wie das Hungerleiden von Irland. Das Verlegen oder Bücherverkloppen steck' einmal vor der Hand auf — mit Baarem kann ich Dir im Augenblicke zwar auch nicht helfen, aber glücklicherweise hab' ich unbeschränkten Kredit bei der Mutter Brummeisen an der Schifferallee. Dort kannst Du Dich mit mir agen. Komm!"

Rudolf, schon zum Ausgehen fertig, folgte. Sein fadenscheiniger Anzug erregte Adolf's Bedauern von Neuem. „Ein so grundgescheidter Junge wie Du," sagte er, „sollte ganz anders steriren. Sag' einmal, hast Du Dein Glück nicht bei denen Weiblein versucht? Hast nicht beherzigt, was Meister Mephisto Deiner Gilde empfiehlt? „Besonders lernt die Weiber führen!" Hast nicht gelernt „das Pülslein wohl zu drücken" et cetera, et cetera?"

„Wir ist das Weib zu ehrwürdig für solch loses Spiel!"

„Ei! volenti non fit injuria — aber nun sage mir Einer, die Beschäftigung mit den naturalibus mache hartsüssig! Weiter als Du Naturalist kann ja eine jungromantische Nachdichterseele, die im gottseligen Abschen vor Allem, was Fleisch heißt, allerzartest erstirbt, das Zartgefühl nicht treiben wie Du. A propos — hast Du noch kein Liebchen, keine Braut?"

Rudolf verneinte.

„Auch nicht gehabt?"

Rudolf verneinte wieder und fügte hinzu: „Bis jetzt hab' ich meine Liebe ganz meiner Wissenschaft gewidmet. Und in meiner Lage ist es auch ein Glück, daß ich kein anderes Wesen an mein Geschick gefesselt."

„Wer weiß, ob das ein Glück ist," versetzte Adolf; „vielleicht hätte Dir so ein liebes, blondes oder braunes Lockenköpfchen längst auf die rechten Sprünge geholfen. Du bist — nimm mir's nicht übel — bei Deinem vielen Studiren ohne Wein und Mädchen doch ein wenig geworden, was man ein gelehrtes Rhinozeros nennt. Und darin liegt zum Theil Dein Unglück. Die Liebe reißt die Menschheit emanzipirt, ein feines Liebchen Dich aus der Pelle der Pedanterie herausgeschält und aufgerollt mit manchem Stück Societätsphilosophie ausgerüstet haben. Ein rechtes Weib geht und steht viel sicherer in der Gesellschaft als Unsereiner — ich wollt', ich könnte Dich heute noch verliebt machen."

„Damit mein Elend vollends den Boden verlöre" — sagte Rudolf — „nein, Freund, ich habe schon meinen Entschluß gefaßt, in Kurzem geht ein Wallfischfänger nach den arktischen Gewässern ab, da will ich als Schiffsarzt mit."

Adolf blieb stehen und sah den Freund mit großen Augen an. Dann sagte er: „Komm geschwind, daß Du eine Hammelkeule in den Magen bekommst, denn nur der Hunger kannte Dir einen solchen Seehundsgedanken eingeben!"

Damit zog er den Muthlosen rascher mit sich fort. Bald erreichten sie den Hafendamm, von welchem eine schattige Allee zu einem freundlichen Häuschen führte, das den Hungernden würzigen Speisedunst entgegen sandte.

Freundlicher, als ihr Name klang, war der Empfang, welchen die Eigenthümerin dieses meist von Schiffern besuchten Kaffee- und Speisehauses den beiden jungen Männern angedeihen ließ. Sie brachte sie nicht im Schwarm der gewöhnlichen Gäste unter, sondern in ihrem Privatstübchen, wo sie ungestört einander ihre Herzen erschließen konnten. Nachdem Adolf seinen „Römerzug" erzählt hatte, berichtete er, daß er auch gänzlich „abgebrannt" in der Heimath angekommen sei, aber bei der Mutter Brummeisen, die er schon früher gekannt, gastliche Aufnahme gefunden habe. Auch hoffe er nächstens in Bezug auf Geldmittel wieder flott zu werden, da ein Bild, das er in Rom gemalt, an einem Engländer, der sich zur Zeit hier aufhalte, einen Liebhaber gefunden, von dem er jeden Tag einer bestimmten Erklärung entgegensehe.

„Lauft das Beefsteak," schloß er, „so ist uns Beiden geholfen; die Mutter Brummeisen wird bezahlt, und Du erhältst so viel, daß Du einen neuen äußern Menschen anlegen und vor allen Dingen Deine Instrumente wieder einlösen kannst. Denn wenn Dir der Himmel jetzt eine große Operation zuwiese, durch die Du Ruf und Glück begründen könntest, Du müßtest die Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen."

„Freilich" — sagte Rudolf — „aber was wollte ich thun, wenn ich nicht an die Luft gesetzt sein wollte?"

„Zum Henker! da fällt mir ein, daß Du eine reiche Tante in der Stadt hast," entgegnete Adolf, „warum hast Du Dich nicht an die gewendet?"

„Hast Du vergessen, daß sie vom Geizteufel besessen und übrigens mit mir gänzlich zerfallen ist, seit ich umgesattelt habe? Ihr Haus ist mir verboten."

„Und ist doch Dein Vaterhaus — Deinem Vater in der Bedrängniß abgelaufen ein Lumpengeld — von Rechtswegen ist sie Deine Schuldnerin, die alte Hexe!"

Jetzt trat die Wirthin ein und sagte zu dem Maler: „Sputen Sie sich, Herr Walter, der alte Grambart ist heute recht zeitig da mit seinem Engel — ich habe im Gartenstübchen schon einen Tisch zurecht gestellt und Ihre Mappe liegt auch da. Aber lassen Sie sich ja nichts merken, daß Sie das Kind abkonterfeien."

„Seien Sie unbesorgt, Mutter," erwiederte Adolf, sich erhebend, „durch mich sollen Sie nicht um Ihren Kunden kommen. — Du Du auch satt bist, Rudolf, so komm mit; Du sollst etwas sehen, was — doch ich will die Wirkung auf Dein Fischblut abwarten." Und er führte ihn in ein anstoßendes Gemach, das mit einem freundlichen Garten in Verbindung stand, der unmittelbar an den Hafen grenzte. Ehe sie sich den hohen Fenstern näherten, sagte Adolf: „Nun thu' mir den Gefallen, setz' Dich so, daß Du meine Arbeit verdeckst. Steck' Dir eine Cigarre an und schau gegenteilich, aber nicht unverwandt, nach dem Paare hinüber, das uns schräg gegenüber unter den Akazien beim Kaffee sitzen wird."

Als Rudolf dieser Weisung zufolge zwischen Tisch und Fenster Platz genommen und seine Cigarre angeleckt hatte, ließ er seine Blicke hinausschweifen — aber er hätte fast vergessen der Weisung weiter zu folgen, denn er fühlte seine Augen von der Gestalt, an der sein Freund alsbald zu zeichnen begann, unwiderstehlich gefesselt. An der Seite eines Greises in silberweißem Haupt- und Barthaar saß da ein Frauenbild von so zarter Lieblichkeit und überquellender Lebensfülle, daß ihm war, als blühete und glühete es ihm unmittelbar in die innerste Seele hinein. Adolf mußte ihm einen Stich mit dem spitzen Bleistift geben, daß er sich der ertheilten Warnung erinnerte.

„Um Gott — Adolf" — stammelte Rudolf erröthend — „wer ist das himmlische Wesen?"

„Gedult, Freund — jetzt sag mich zeichnen und genieße vorsichtig den reizenden Anblick; hernach sag' ich Dir Alles."

Der Kleidung nach gehörten die beiden Kaffeegäste dem wohlhabenden Bürgerstande an, wiewohl das eiserne Kreuz auf der Brust und das martialische Gepräge in Miene und Haltung des Greises den alten Soldaten verrieth. Mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit schien er an seiner jugendlichen Begleiterin zu hängen, denn er wendete fast kein Auge von ihr, schenkte ihr den Kaffee ein, verfütterte ihn, legte ihr Kuchen vor und war sorglichst bemüht, lästige Zweifliegler und selbst die heißen Sonnenstrahlen von ihrem Gesicht abzuhalten. Mit immer größerer Erregung mußte Rudolf das anmuthige Wesen betrachten; immer und immer wieder stahl sich sein Blick zu ihr hinüber und kehrte trunken zu der entstehenden Skizze des Freundes zurück. Auf einmal trübte sich seine entzückte Miene, und er rief erblassend: „O Gott! o Gott!"

Eben war Adolf mit seiner Zeichnung fertig und legte sie Jenem mit der Frage vor: „Ist sie getroffen?"

„Vollkommen — kein Zug verfehlt" — bezeugte Rudolf — „aber ich bin erschrocken, daß mir das Blut in den Adern starrt — das herrliche Geschöpf ist ja blind!"

„Leider!" bestätigte Adolf; „es ist, als habe es die Natur gereut, ein allzu vollkommenes Werk geschaffen zu haben, und sie habe durch das Erblindenlassen ihr Verbessen wieder gut machen wollen. Aber Du hast es sogleich erkannt, daß sie blind ist, obschon ihre tiefblauen Augen, aus dieser Entfernung gesehen, völlig gesund zu sein scheinen?"

„Ich müßte nicht die Augenheilkunde zu meinem Lieblingsstudium gemacht haben, wenn ich das nicht erkennen wollte," sagte Rudolf. „Ich wollte eine Staaroperation im Finstern vornehmen, so genau habe ich das menschliche Auge studirt. Doch nun gieb mir endlich Aufschluß über das unsäglich heilbe und doch so unglückliche Geschöpf."

Adolf berichtete: „Es ist die Tochter des Alten, und dieser ist Verwalter des Criminalgefängnisses. Ein alter Soldat von unzugänglichem Wesen, gegen alle Welt mißtrauisch und verschlossen, nur gegen seine Tochter — und seine Gefangenen nicht. Während er sich gegen die freie Gesellschaft absperrt, soll er gegen die seiner Obhut Befohlenen bei aller Pflichttreue die Menschenfreundlichkeit selbst sein, ja, man sagt, er nenne die Gefangenen seine Kinder, welche der liebe Gott der Stiefmutter Welt abgenommen und an sein Herz gelegt habe. Außer seinem traurigen Gebiete sieht man ihn wenig, dieser Garten ist der einzige öffentliche Ort, den er im Sommer wöchentlich ein paar Mal, und immer im Geleite seiner Tochter besucht. Hier sah ich beide vor acht Tagen zum ersten Mal, und war nicht weniger wie Du frappirt von dem Anblick dieser Märchengestalt. Ich erfuhr erst hinterher ihr trauriges Loos, das sie aber kaum zu fühlen scheint, obschon sie erst in ihrem achten Jahre nach einer Krankheit erblindet ist. Ihrer Mutter schon vorher beraubt, soll sie von ihrem Vater mit der rührendsten Sorgfalt erzogen, später mehrere Jahre dem trefflichen dresdener Blindeninstitut anvertraut worden, und aus demselben vor zwei Jahren mit für ihren Zustand wunderbaren Fertigkeiten, namentlich in der Musik, heimgekehrt und seitdem der Abgott ihres Vaters sein. Du kannst Dir denken, daß mein Wohlgefallen an dem reizenden Wesen ein rein künstlerisches ist, da ich mein Bräutchen in Berlin über Alles liebe und es heimzuführen gedenke, sobald ich zu Federn komme. Aber ich konnte doch eine Nacht kaum schlafen vor Begierde, diese Gestalt in meiner Mappe zu haben. Bei der Liebe, die der Vater zu seinem Kinde hegt, dachte ich, müßte ihm ein Gefallen geschehen, wenn es ihm umsonst gemalt würde; ich ging daher zu ihm — aber es schlte wenig, so hätte er mich zur Thür hinausgeworfen. Ich mußte unverrichteter Sache abziehen und mich mit diesem Diebstahl behelfen."

Jetzt erhob sich der Greis mit seiner Tochter und verließ Arm in Arm mit ihr den Garten. Dem jungen Arzte war, als dürfe er die schöne Unglückliche nicht mehr aus den Augen lassen, als müsse er ihr auf dem Fuße folgen und sie aus ihrer Nacht erlösen — und doch stand er wie eingewurzelt da, während sein Freund die Wirthin citirte und sie seinen gelungenen Raub bewundern ließ. Darüber merkten alle Drei nicht, wie ein Polizeisergeant sich einen Moment hinter dem dichten Rebniengebüsch vorbeugte, vor dem der Gefängnißverwalter mit seiner Tochter gesessen.

„Aber nun, Mutter, einen rechten Kaffee!" sagte Adolf, die Wirthin auf die seite Schulter klopfend — „und bringen Sie ihn in den Garten."

Bald saßen die Freunde unter den schattigen Akazien, Rudolf genau auf dem Platze, den Cletia, so hieß die Blinde, innegehabt hatte.

„Meine Instrumente! meine Instrumente!" seufzte er auf einmal auf. „Ich hätte lieber mich sollen auf die Straße setzen lassen, als die versetzen!"

„Nur Geduld!" ermunterte Adolf; „es ist nun einmal geschehen, und über lang oder kurz muß bei mir doch so viel werden, sie einlösen zu können."

„Ach! das ist immer eine ungewisse Aussicht — wer weiß, wenn der bequeme Englishman sich besinnt — und mich jammert jede Minute, die ich dies heilde Wesen mir in Nacht umherwandeln denken muß."

„Jetzt versteh ich Dich erst — Du willst sie wohl operiren?"

„Freilich! Sonst möchten die Instrumente meinetwegen alle semitischen Sprachen lernen und Sanskrit dazu. Zur Fahrt auf den Wallfischfang brauche ich sie freilich Werkzeuge nicht. Es hülft nun doch nichts — ich muß in den sauern Apfel beißen, muß zu meiner Tante gehen —"

„Willst Du nicht erst noch ein paar Tage warten? Der Lord Bullock muß sich doch nächstens erklären —"

„Nein, nein!" rief Rudolf heftig; „was Du thun willst, thue gleich! heißt des Arztes goldene Regel. Ein Arzt darf nie auf morgen verschieben, was heute gethan werden könnte, wenn es gilt, einem Leidenden zu helfen. Es steht fest, ich gehe zu meiner Tante — das gezige Weib verbirgt Nachts hundert Mal mehr Geld unter ihrem Kopfkissen, als ich bedarf, um zwei Menschen glücklich zu machen."

„Ich will Dich nicht zurückhalten — versuche Dein Glück — aber wenn es fehlschlägt so werde nicht muthlos verzweifle nicht —"

„Es darf nicht fehlschlagen; ich gehe der Alten nicht eher vom Halse, bis sie etwas herausrückt von Dem, was sie meinem Vater abgeschwindelt —"

„Du bist ja auf einmal ganz umgewandelt — aber recht so! Geh' dem Satansknechen zu Leibe — wie ich glaube, spielt sie die Fromme, da mal' ihr a la Michel Angelo das jüngste Gericht an die Wand, daß ihr wird wie lauter Heulen und Zähneklappern —"

„Laß mich nur machen — ich will ihr schon zusetzen — wie ich Dir sage: ich verlasse ihre Schwelle nicht, bis ich sie um die nöthigen Thaler ärmer gemacht. Ich weiß schon ein Mittel, sie mürbe zu machen — die alte Heuchlerin hat eine heillose Furcht vor dem Tode — und den Tod will ich sie leibhaftig sehen lassen, wenn sie nicht gutwillig giebt!"

In diesem Augenblicke brachte Frau Brunnmeisen den Kaffee. Auf Adolf's Einladung setzte sie sich zu den beiden Freunden und plauderte mit ihnen, wobei Rudolf noch Manches über die Lebensweise des alten Gefängnißverwalters und seiner Tochter erfuhr, was ihn nur in den Verlangen bestärkte, die Blinde von ihrem Leiden zu befreien.

Eine halbe Stunde später verließen die Freunde den gastlichen Ort. Bald nach ihnen schlich auch der Polizeisergeant sich aus seinem Versteck hervor und folgte ihnen von fern nach.

II.

Der Mord.

Mit einer Entschlossenheit, die von seinem vorigen Kleinmuthe gewaltig abstach, wandte Rudolf nach der Trennung von Adolf seine Schritte dem Hause seiner Tante zu, das in der stillen und entlegenen „Schmiedegasse" lag. Die alleinstehende alte Frau wollte, als sie auf sein klopfen zum Fenster herausfah, ihren Neffen von da aus kurz abfertigen; aber ihre Neugier kennend, gab er vor, ihr wichtige Neuigkeiten zu bringen und verschaffte sich dadurch Einlaß. Er fand sie in Gesellschaft einer jungen Frau, ihrer Pathe. Dieselbe hatte ihren eigenen Hausstand in einer andern Straße, verfah aber bei der Alten die Stelle einer Aufwärterin unfernst — aus Anhänglichkeit, wie sie vorgab, in Wahrheit aber, in der Hoffnung, sie zu beerben. Rudolf wußte die Neugier seiner Tante durch diese und jene Tagesneuigkeit zu befriedigen, und als endlich die junge Frau sich entfernte, um nach ihrem kranken Kinde zu sehen, rückte er gerade auf sein Ziel los. Aber wie sein er auch seine Bitte einkleidete, welche rührende Vorstellungen er auch machte — er erreichte nichts als das Anerbieten eines Almosens von einem Thaler. Entrüstet schlug er es aus, und die Rückkehr der Wartefrau verhinderte ihn, weiter in die geizige Alte zu dringen.

Hülflos wie er gekommen, ging er und nahm unwillkürlich seinen Weg nach dem Criminalgefängniß. Hier trat das durch die widrige Verhandlung mit der Tante getrübte Bild der Blinden wieder in seiner ganzen Reinheit hervor. Er hatte schon die Hand an den Klingelzug gelegt, um Einlaß zu begehren, damit er sofort eine Untersuchung der in Nacht gehüllten Augen vornähme, aber er besann sich, wie wenig er in der Lage sei, ihm als so mißtrauisch dargestellten Gefängnißbeamten sich als kundigen Arzt zu legitimiren, dem ein so schwieriges Werk anzuvertrauen war. Er ließ die Klingel ungezogen und entfernte sich mit dem Entschlusse, am Abend, wenn seine Tante wieder allein sein würde, sie noch einmal aufzusuchen. Ihm sei wohl ein, daß sie ihm dann die Hausthür gar nicht öffnen würde, aber er besann sich auch, daß er im Besitze eines Schlüssels dazu war. Mit dessen Hülfe beschloß er, sie zu überraschen, und hoffte, sie unter dem Einflusse nächtiger Furcht flügsamer zu finden als am Tage.

Der Abend war hereingebrochen, und Rudolf's Tante hatte sich eben von ihrer Aufwärterin ihre erste Abendandacht vorlesen lassen, als sie sagte: „Heute, Minna, mußt Du mir den Gefallen thun und über Nacht bei mir bleiben. Ich habe mich noch nie so gefürchtet wie diesen Abend. Du hast den Rudolf gesehen — sag' selbst, kam er Dir nicht ganz verwildert vor?"

Die Erbschaftsspeculantin meinte, sie habe ihn fast nicht wieder erkannt.

„Nicht wahr?" ergriff die Alte wieder das Wort; „ja, seit er seinem Gott dassen Dienst ich ihn gewiß hatte, untreu ge-

worden, seitdem ist er Schritt vor Schritt dem Verderben in die Arme gesunken. Von so einem Menschen ist Alles zu fürchten — huh! Was für einen schrecklichen Bart er hatte! Versprich mir, heute Nacht bei mir zu bleiben."

„Von Herzen gern, liebe Frau Pathe — aber die ganze Nacht — das kann ich nicht versprechen. Sie wissen, mein Kind hat die Masern und mein Mann kommt erst um Mitternacht aus dem Dienst. Bis dahin muß ich wenigstens abwechselnd bei dem Kinde sein. Nachher aber will ich ganz bei Ihnen bleiben."

Als Minna bald darauf das Haus verließ, sah sie noch unter der Thür stehend, welche die Alte hinter ihr schloß, wie ein Mensch an der andern Häuserreihe hinabging, in welchem sie beim Laternenlicht der Straße den Neffen ihrer Pathe erkannte. Sie sah ihn eine Weile nach, und da er zuweilen sich nach ihr umblickte, so beschloß sie, ihn weiter zu beobachten, ging bis an ein nahes Seitengäßchen und verbarg sich dort hinter der Ecke. Rudolf kehrte nun um, ging stracks auf das Haus seiner Tante zu, öffnete mit seinem Schlüssel geräuschlos die Thür und verschloß sie wieder hinter sich. Mit einem gellenden Angstschrei empfing ihn die überraschte Verwandte. Die Beobachterin auf der Straße eilte nun wieder an das Haus und stellte sich unter das Fenster, wo sie, da die Fensterflügel wegen der Sonnenhitze offen standen, durch die Jalousien einen großen Theil der zwischen Tante und Neffen bald leiser, bald lauter geführten Verhandlung vernehmen konnte. Rudolf schickte keine Vorrede voraus. Er hielt der Alten kurz vor, wie sie ihrem Bruder auf dessen Todtenbette versprochen, seine Stelle an dem verwaisten Sohn zu vertreten, er nannte, ohne die Person namhaft zu machen, das gute Werk, um das es sich handelte, er bat so inständig, daß selbst die Horcherin an der Wand gerührt wurde und wünschte, die Alte möchte ihm die verlangte Kleinigkeit geben, „damit sie ihn nur los würde." Aber das hartherzige Weib war unbeweglich. Sie schalt Rudolf einen Undankbaren, einen Abtrünnigen, eine Frucht des Bösen. Da entbrannte er; er sträfte ihren Geiz, er verwieß sie auf die heilige Schrift, die keine Todsünde so hart züchtige wie diese, er riß ihr den Heuchelschein der Frömmigkeit vor den eignen Augen ab und zeigte sie ihr in ihrer wahren Gestalt, als Betrügerin ihres eignen Bruders; er erschütterte sie, daß sie stöhnte — aber er bewog sie nicht zur Erfüllung seines Verlangens. Sie schwor, daß sie es nicht erfüllen könne, daß sie kaum so viel Geld habe, um davon ein paar Tage nothdürftig zu leben. Entrüstet rief er, sie solle ihm einmal erlauben, in ihrem Pulte nachzusehen, er wolle Tausende in Staatspapieren zum Vorschein bringen, das baare Geld ungerechnet. Da schlug sie die Hände zusammen und heulte. Das trieb seinen Grimm auf's Höchste, und ihre Arme krampfhaft erfassend, beschwor er den rächenden Schatten ihres todten Bruders herauf und bewirkte damit — daß sie in fieberhafter Angst aufstreichte: „Hülfe! Hülfe! Räuber! Mörder! — Er will mich ermorden —"

Da schlug die Horcherin an die Jalousie — Rudolf stutzte, der Ruf des elenden Weibes hatte ihn ohnehin erschreckt — er fühlte, daß er zu weit gegangen, wenigstens für seine innere Würde — ohne weiter ein Wort zu verlieren, stürzte er aus dem Zimmer, schloß die Hausthür auf, zog aber mechanisch seinen Schlüssel ab, eilte an der Wartefrau vorüber und schnellen Schrittes die Straße hinauf. Die junge Frau ging in's Haus zurück.

Rudolf zürnte auf sich selbst, ihm war als habe er seinen ganzen Adel verscherzt — ergrimmt schleuderte er den Schlüssel, ohne dessen Besitz er diese Scene nicht hätte können herbeiführen, weit von sich. Er bemerkte nicht, daß hinter ihm ein Mensch herschlich, der den fallenden Schlüssel klirren hörte, suchte und fand; noch weniger, daß derselbe mit dem Funde nach dem Hause der Wittwe zurückkehrte und den Schlüssel geräuschlos probirte, dann aber in einiger Entfernung vom Hause sich aufstellte. Nicht lange stand er, da trat ein Polizeimann, derselbe, der die beiden Freunde im Garten der Mutter Brummeisen belauscht hatte, aus dem erwähnten Gäßchen zu Jenem.

„Nun, wie steht's?" Hast Du etwas Verdächtiges bemerkt?" fragte der Sergeant.

„Ja, Vater — vor einer Weile, wie ich nur eben erst meinen Posten unter dem Thorweg drüben eingenommen hatte, sah ich ein Frauenzimmer an einer der Jalousien lehnen, als ob sie horchte; der Gestalt nach war's unsere Stubennachbarin, die Fritschin; gleich darauf hörte ich ein Geschrei, die Frau pochte an die Jalousie, dann wurde die Thür aufgerissen und ein Mensch stürzte heraus und auf und davon. Wahrscheinlich war's Dein Doctor. Die Fritschin wurde nun von der Alten eingelassen."

„Gut — laß uns einmal horchen" — sagte der Sergeant.

Die Beiden gingen zu horchen.

„Ach Gott, erbarme dich, wie ich noch immer zittere!" hörten sie die Alte reden — „es ist, wie ich Dir sage: er trachtet mir nach dem Leben — ein Glück, daß Du noch da warst, sonst war es um mich geschehen. Es soll auch Dein Schade nicht sein, ich will Dir's in meinem Testament gedenken."

Den Gedanken, daß Rudolf der Alten nach dem Leben trachte, suchte die junge Frau ihr zwar auszureden, aber es gelang ihr nicht, und jene drang heftiger als erst in sie, die Nacht bei ihr zu bleiben. Sie versprach dies, sobald sie von ihrem Kinde fortkönne."

„Nun komm, Vater," sagte der Begleiter des Sergeanten, als die Stubenthür ging, „die Fritschin geht jetzt — wir haben nun schon ein Stündchen Zeit, unsern Abschied zu feiern. Die Andern sind schon lange beisammen."

Die Beiden entfernten sich. Die Fritschin verließ das Haus der Wittwe und ging nach ihrer Wohnung.

Inzwischen suchte Rudolf seinen Freund auf. Nach vergeblicher Nachfrage in dessen Wohnung stieß er auf ihn vor seiner eignen. Der wackere Maler begrüßte ihn mit stürmischer Freude. „Bruder, Alles gut! Der Mackintosh hat bezahlt — zweihundert Louis — hier sind zwanzig für Dich; die Mutter Brummeisen ist beschieden und Du hast abjoluten Kredit bei ihr. Morgen früh mit dem ersten Dampfwagenzuge reise ich nach Berlin und kehre nur als glücklicher Gatte heim."

Rudolf nahm das dargebotene Geld. „Zum Einlösen der Instrumente ist es heute zu spät, aber morgen soll dies mein erstes Geschäft sein, und dann geht's stracks an's Werk! — Aber, Du Guter — wie soll ich Dir danken, wann werde ich auch nur Dein Darlehn zurückzahlen können?"

„Laß das jetzt — vollende nur Deine Operation; die wird Dich schnell berühmt machen; dann ist Dir eine glänzende Praxis gesichert, und vielleicht finde ich Deine helde Patientin gar als Dein Bräutchen wieder."

Rudolf erglühete. Nun lud ihn Adolf ein mit zur Mutter Brummeisen zu gehen, wo sie „bei einer kleinen Bowle" den Abend froh verplaudern wollten.

Als die Beiden sich dem Kaffeehause an der Schifferallee näherten, schell ihnen lärmender Jubel entgegen. „Da geht's lustig zu," bemerkte Rudolf beim Eintritt in das Haus, „hoffentlich bleiben wir für uns."

„Wir gehen in's Privatstübchen der Mutter Brummeisen, wenn schon ich mich bisweilen gern in solch' Getümmel mische, um Gesichter zu studiren," entgegnete Adolf; „aber heute muß hier etwas Besonderes los sein."

Im Stübchen der Wirthin angekommen, erfuhren sie, es sei eine kleine Gesellschaft Auswanderer, die morgen früh nach Amerika abzusegeln gedenke, mit ihren Freunden hier zusammengekommen, um ein Abschiedsgelag zu feiern. Die eigentliche Seele davon sei der Sohn des Polizeisergeanten Huker.

„Ein schöner Patron" — bemerkte Adolf, „an dem das Vaterland wahrlich nichts verliert. Ein Gauner, der dem Zuchthause sicher nicht entgangen wäre, wenn ihn sein Alter nicht über's Wasser spedirte."

„Dieser scheint auch seelenfroh zu sein, daß er das Früchtchen los wird," sagte die Wirthin, „denn er trinkt um die Wette mit den Schiffern, die mit geladen sind. Und sein Sproß scheint's darauf angefangen zu haben, den Vater zu guter Letzt noch im Haarbeutel zu erbliden, denn er stellt die Schiffer an, ihm tüchtig zuzutrinken. Alle Augenblicke spricht der Alte, er müsse fort, der Dienst rufe ihn, aber immer von Neuem läßt er sich zutrinken."

Die Freunde genossen vergnügt ihre Bowle. Ungefähr nach einer Stunde wurden sie durch einen Heidenlärm an die Glasthür gelockt, die sie von dem Gastzimmer trennte. Da sahen sie, wie Matrosen den bis zur Bewußtlosigkeit trunkenen Polizeisergeanten in eine Art Hängematte legten und unter Vortritt seines Sohnes und Absingung eines Begräbnißliedes ihn fortkrugen.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Dichter.

1. Charles Dickens.

Die Lebensläufe großer Männer, die im gewöhnlichen Sinne glücklich waren, sind in der Regel arm an Ereignissen, an Interesse für den Dutzend-Leser, der Hunger, Verfolgung, Ketten und Kerker, Nacht und Sturm, vermummte Gestalten, von unten oder von oben plötzlich herbeispringende Götter und Göttinnen und ganz unerwartete Wendungen verlangt mit poetischer Gerechtigkeit auf der letzten Seite. Shakespeare, der größte Genius seiner und aller Zeiten, hat kaum eine Biographie, denn viele romantische Ereignisse, die man von dem jungen Fleischergesellen Shakespeare findet, sind Dichtung. Das Wahre seines äußerlichen Lebens, wovon man wirkliche Kunde hat, beschränkt sich darauf, daß er Theaterstücke schuf, Schauspieler und Direktor war, daß er Staatspapiere, Grundstücke und vermiethete Häuser besaß, in Fülle lebte und in der Fülle eines eigenen Hauses starb. Solche große Männer ohne Biographie in der Dichtkunst sind selten. Sie wurden erst neuerdings Mode. Die Lebensbeschreibungen der meisten ältern Dichter bestehen aus Anhäufungen allerlei Elends. Milton's Blindheit, Drydens Kampf mit einem armseligen Leben, Pope's körperliche Entstellung, die Verfolgungen gegen Defoe, Swift's Spleen und Gift, Dante's tragisches Weh, die Liebes- und Lebenskrankheiten Petrarka's und Tasso's, die Vernachlässigungen, unter denen Cervantes brach, Camoens durch's Leben bis zum Todtenbette im Armenhospitale gesetzt, die Verzweiflung Butler's, Chatterton's Selbstmord, Schiller's Riesenkampf unter Entbehrungen und gegen eine langsam tödtende Krankheit — das sind die romantischen und rührenden Stoffe, aus denen in mannichfaltigen Mischungen das Leben großer Dichter gewoben war. Vielleicht hat neuerdings die Größe einzelner Dichter ab- und ihr Erfolg und Lebensglück zugenommen. Wir finden die meisten Literaten und Dichter der Gegenwart, auch ganz kleine Lichter, in erträglichen Verhältnissen, wenigstens nicht mehr so häufig in Dachkammern bei Wasser und Brot, mit einer leeren Weinflasche als Leuchter. Keine himmelstürmenden Titanen mehr, zerstören sie sich auch nicht mehr so häufig die Bedingungen irdischer Existenz. Und das Volk hat lesen gelernt und liest gern, Gereimtes und Ungereimtes. Hand- und Dampfpressen verlangen entsetzlich viel Speise. Dafür geben sie den Dichtern und Literaten Brot, so viel, daß sie ohne beißende Sorgen in Mußestunden auch wohl noch ein unabhängiges Dichtwerk in Versen oder Prosa zusammen, zu Ende und zu einem Verleger bringen.

Diese Dichter leben und sterben denn mit der Zeit, ohne eine Biographie zu hinterlassen. Wir beklagen das nicht. Kein Mensch lebt der Biographie wegen, sondern um seiner selbst willen. Fast jeder Literat hat heut zu Tage Leibrock und Handschuhe und Visiten- und Einladungskarten am Spiegel. Wo sollte unter solchen Umständen die Biographie herkommen?

Talent und Erfolg! das ist im Allgemeinen der biogra-

phische Inhalt in den Schicksalen unserer modernen Notabilitäten. Viel Talent, viel Erfolg! das ist die Biographie des Charles Dickens. Sein ganzes Leben besteht in glücklicher Arbeit mit dem glücklichsten Erfolge, lauter Licht und grüne Wiese, ohne tiefe Schatten und Schluchten. Aber selch ein merkwürdiges, individuelles Talent mit diesem beispiellosen Erfolge in der ganzen civilisirten Welt bildet zugleich eine so interessante Persönlichkeit, daß uns die kleinsten Einzelnheiten in dem Leben derselben lieb und werth erscheinen, insofern sie zur Kenntniß der Umstände beitragen, unter welchen sich dieser glänzende, dauernde Erfolg solch eines eigenstenen genialen Talents über alle civilisirten Völker und Sprachen ausdehnte. Wir geben deshalb das getreueste Bild seiner Persönlichkeit nach einem photographischen Portrait des berühmten Mayall, zu welchem Dickens kurz vor seiner Abreise nach Paris im vorigen Herbste saß und die nöthigsten biographischen Notizen.

Charles Dickens wurde 1812 im Februar zu Landport, einem Theile von Portsmouth, geboren. Sein Vater, John Dickens, war früher Beamter in dem Zahlrepartement der Marine gewesen und zog 1816 mit einer Pension nach London, wo er als Berichterstatter für Zeitungen und später bis zu seinem Tode (vor etwa drei Jahren) als Mitarbeiter der „Daily News“ seinen Talenten gemäße Beschäftigung fand. Charles Dickens ward in einer Schule bei Rochester, in der „hepsen-, äpfel- und hähbschemädchenreichen Grafschaft Kent“ erzogen. Hier in Kent haben wir die Originale zu seinen besten und minutiösesten Natur-, Sitten- und Menschenschilderungen zu suchen. „Man kehrt immer wieder zu seiner ersten Liebe zurück.“

Wir wissen nicht genau, in welchem Alter Charles Dickens in das eigentliche, unerschöpfliche Zenghaus seiner Muse und seines Humors, London, einzog, doch geschah es jedenfalls nach Ablauf seiner Schul- und Erziehungsjahre, da sein Vater in London wohnte, in einer Zeit, wo die jugendlichen Knospen des Talents, der Eindrücke und Wahrnehmungen in üppiger Frische aufbrechen. Es dauerte auch nicht lange, bis er sich zuerst gedruckt sah in einem „Magazin“ und seine Augen sich trübten vor Freude und Stolz, so daß er die um ihn tanzenden Straßen nicht sehen konnte.

Der Freudeschauer, sich zuerst gedruckt zu sehen, ward aber bald in dem Bureau eines Advokaten gestillt. Doch lernte er in einer dieser Räuberhöhlen des Rechts und Gesetzes die Kniffe und Pfiffe, Schliche und Ränke, Beutelschneidereien und Heucheleien der englischen Rechtspflege so genau kennen, daß er sie so oft und penetrant schildern und ihnen einen ganzen Roman (Bleak house) widmen konnte. Sein Vater hefte in ihm einmal einen berühmten Advokaten und Anwalt (attorney) zu sehen, aber nachdem manches Buch Papier und manches Stück Pergament zu Aktenstücken und Testamenten verdorben, setzte die Muse ihren höhern Willen gegen den Wunsch des Vaters durch, und erhob ihn zum Anwalt der Humanität gegen das Recht, des tief- und edelsitzlenden Humors gegen Humbug und Heuchelei des englischen Lebens, zum Advokaten der Armen und Ausgestoßenen, die sein Geld haben, sich Recht zu kaufen, seine Stellung, seinen Beden, darauf zu stehen und sich aufzurichten. Wie Columbus Amerika entdeckte, fand Dickens zuerst die Antipoden der londoner Gesellschaft, auf denen sie verächtlich und unbewußt herumgetreten war, wie auf Insusorienerde, deren Millionen Schildpanzer gleichwohl den festen Boden bilden, auf welchem der Palast stehen, die Equipage fahren kann. —

Nachdem Dickens für verschiedene Zeitungen als Berichterstatter gedient, gewann er 1835 eine bedeutendere Stellung am Morning Chronicle, in dessen Abendausgabe (Evening Chronicle) zuerst nach und nach die „Skizzen von Boz“ (seinem frühern literarischen Namen) erschienen. Sie sind leicht und gehen noch nicht tief, aber sie zeigten der Welt zuerst den Boden, worauf England stand und groß geworden war. Die Skizzen sind so heiter, so humoristisch, aber man sieht schon, daß der Boden ein fauler Sumpf und die Größe darauf Theaterbauwerk ist. Zwanzig Jahre später, im Herbst 1855, hielt Dickens seine erste (und wahrscheinlich letzte) politische Rede in der Versammlung einer Reformassociation, worin er diese Fäulniß und Versumpfung englischer Zustände, die er immer humoristisch gezeigt und gezeichnet, dem Hauptkomiker der regierenden Klassen, dem Lord Palmerston sehr ernstlich und mit einer bedeutungsvollen prophetischen Warnung vorhielt. Aber er hat sich von diesen „Reformen,“ die ebenfalls sehr saul sind, bald wieder zurückgezogen zu „Little Dorrit,“ seinem neuesten Romane, zur Poesie, welche das Schicksal der Menschen, die Consequenzen der Geschichte, beweinen und sich im Humor darüber erheben, die sittliche Nemesis aber gegen die unsittlichen Zustände und Wirthschaften der regierenden Klassen nicht aufhalten kann. Seine Muse ist nicht politisch, die Poesie ist überhaupt nicht politisch. Politik und Poesie löschen sich gegenseitig aus, die Poesie stirbt schon, wenn sie die Hand ausstreckt, diese unsere moderne Politik zu berühren. Es hat neuerdings politische Dichter gegeben. Der Gisthauch ihrer Verse hat sie alle getödtet, jede Saite ihrer Harfe zerrissen.

Den Skizzen folgten die „Pickwickier,“ ursprünglich nur als Text zu den berühmten Caricaturzeichnungen Robert Seymour's austretend, aber nach dem plötzlichen Tode des Künstlers auf den Schwingen eigenstenen, unterblichen Humors sich tragend und über die Literaturen aller Völker sich ausbreitend. Dickens hat seitdem noch sehr viele, noch gelungenere, ergreifendere Werke geschaffen, aber keins, welches wir so sehr lieben. Es ist der souverainste Humor in freiester Souverainität, die ungebeuerste Heiterkeit des Individuums um ihrer selbst willen, das Ideal des komischen Epos. „Pickwick“ war für Dickens, was „Childe Harold“ für Byron. Er erwachte eines Morgens und fand sich berühmt, lächelnd den Feldmarschallstab der Literatur, den ihm die Welt bot, annehmend. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Nie ward ihm dieser Stab abgenommen, noch spielt er wie ein Spazierstöckchen in seiner Hand. Nur Thackeray könnte ihm für das direkte Gebiet der „Gesellschaft“ in Anspruch nehmen, Thackeray, der längst ein berühmter Mitarbeiter an den besten Vierteljahrsschriften war, als Dickens noch ohne Namen und Ruhm für die Tagespresse laborirte. Und Thackeray's Feldherrnname ist erst fünf Jahre alt. Seitdem aber streiten weder sie sich selbst, noch das Publikum um die „größere“ Größe. Beide erkennen sich gegenseitig als unübertrefflich in ihren Gebieten, wie denn auch Thackeray nicht eine Seite Dickens, letzterer nicht einen Sap Thackeray's schreiben könnte. Und so machen's im Allgemeinen auch die Leser, welche sich auf diese Weise frei halten von dem alten, lächerlichen Streite, wer in Deutschland größer sei, Schiller oder Goethe.

Die Geschichte des Charles Dickens von den Pickwickiern an bis zur „kleinen Dorrit,“ ist nichts als ein Bericht glänzender, fast schattenloser Erfolge. „Oliver Twist,“ „Nicholas Nickelby,“ „Der alte Raritätenladen,“ „Martin Chuzzlewit,“ „Barnaby Rudge,“ „Dombey und Sohn,“ „David Copperfield,“ „Bleak Hous,“ „Schwere Zeiten,“ „Die Weihnachtsbücher,“ „Die Hausehold Words“ — Alles gestiger und materieller Erfolg, wie ihn kaum eine Literatur aufweisen mag. Sie brachten ihm Tausende und immer wieder Tausende von Pfunden, so daß er in seinem zurückgezogenen, von einem besondern Thore und einem großen Bergarten geschützten Palaste, Russel House an Tavistock Square im bürgeradeligen Theile des Westendes von London mit einer muntern, corpulenten Frau und einem hübschen Heerdchen blühender Kinder, wie ein Fürst im äußerlichen Glanze lebt, lebenofrisch und heiter mitten in glänzenden Abendgesellschaften, wo jeder Gast seinen besondern dienstbaren Geist hinter dem Stuhle hat, was übrigens für die Gemüthsstichleit und Unbefangenheit etwas Störendes haben mag.

Biographische Ereignisse in diesem ununterbrochen heitern Strome des Erfolgs beschränken sich auf seine Reisen nach Amerika und Italien, worüber er nicht seine besten Bücher geschrieben und auf seinen jetzigen Aufenthalt in Paris, um der „kleinen Dorrit“ einen neuen Rahmen zu geben. Nach dem ersten Beste dieses neuen Romans zu schließen, worin ihm die tropische „Hitze“ von Marseille sehr gut gelungen ist, wird ihm der Wechsel des Klima's sehr wohl thun. Die londoner Luft hat Keiner so studirt, verstanden und ausgebeutet, wie Charles Dickens.

Von seiner Privatperson und seiner persönlichen Erscheinung nur einige Worte. Sehen während der ersten Morgenröthe seines Ruhms heirathete er Miß Catherine Hogarth, die Tochter eines bekannten musikalischen Kritikers und Aesthetikers George Hogarth. Aus dieser glücklichen und gesegneten Ehe gingen in ebenfalls ungetrübtem Erfolge eine lange Reihe kleiner Dickens' beiderlei Geschlechts hervor von der Größe des Vaters an bis zum kleinen Pusselchen, das sich auf die Zehen stellen muß, um auf den Tisch zu gucken. In Betreff seiner Persönlichkeit verweisen wir auf das Portrait mit dem Schnurrbarte, einer socialen Neuerung in England, die man vor vier bis fünf Jahren, wo bärtige Helden vom

Continente noch wie Wunder und Feinde ausgezischt und verfolgt wurden, noch für absolut unmöglich gehalten hätte. Jetzt giebt es schon englische Künstler, Dichter, Literaten und Lehrer in Marlborough-house, die wie Helden aus dem ersten Buch Mosis aussehen. Seine Gestalt ist gedrungen und wohlgeformt, nicht groß und nicht klein, sein Blick äußerst klar, fest und wohlwollend, seine Sprache voll, rasch und warm. Er steht früh auf und arbeitet fast nur Vormittags. Nach Tische erholt er sich, unter Anderem durch Fußmärsche, die sich im Durchschnitt täglich auf zehn englische Meilen ausdehnen. Dies erhält seine feste, graziöse Gestalt, die ihn auch in seinen Leistungen als Schauspieler in geschlossenen Kreisen sehr begünstigt, fortwährend frisch und elastisch, so daß man noch keine Spuren der sonstigen civilisirten „Vierziger“ an ihm bemerkt.

Er ist kein „specifischer“ Engländer in seiner Persönlichkeit, sondern offen, zugänglich, wohlwollend, wohlthätig und ziemlich unbekümmert um die Fülle von Schätzen, die dabei verzehrt werden. Wie viele Thränen der Freude und des Schmerzes und der Schönheit und der Beredelung, wie vieles Grauen er auch vor den Abgründen des socialen Elends, der sittlichen und materiellen Verwahrlosung durch die Gesellschaft, den Staat in Millionen erregte, keimen, blühen und fruchten ließ, auf diese Wohlthaten beschränkt er sich nicht. Er weiß auch in der Wirklichkeit Thränen zu trocknen, Niedergebeugte mit warmer, fester Hand aufzurichten, nur daß man nicht davon spricht, nicht darüber schreibt, weil Jeder fühlt, daß er nicht zu den Pharisäern gehört, die nur der Zeitungen und des Profits wegen nicht vergessen, wohlzuthun und mitzutheilen.

Des Haares Krankheiten und Pflege.

Vorzeitige Grau- und Kahlköpfigkeit sind sehr häufige Leiden unserer Zeit, einer Zeit, wo man doch so oft und so viel Haare lassen muß, daß Einem die Haare zu Berge stehen könnten und daß man sich alle Haare ausraufen möchte. Aber wo die Haare zum Lassen, zum Zubergestehen und Ausraufen bei dieser haararmen Zeit hernehmen? Das ist die Frage, in der schon Mancher ein Haar gefunden hat. Beim männlichen Geschlechte müssen in der Regel die Barthaare für die Kopfhaare vicariiren, denn die Haare auf den Zähnen werden nicht für voll angesehen. Bei den Damen lassen sich alleufalls durch Häubchen oder die Frisur à la Chinoise dünne und fahle Stellen des Köpfchens maskiren. Am besten wär's aber doch, wenn man ein brachliegendes Haarfeld so bearbeiten könnte, daß auf ihm wieder üppiges Haar wegte. Dies ist nun aber leider sehr selten zu erzielen, und es ist weit leichter, durch richtige Pflege des Haarbodens, das vorzeitige Absterben und Ausfallen des Haares zu verhüten. Deshalb geht mein Rath auch zunächst dahin, sich in Zeiten mit Haut und Haaren gehörig zu befassen, ehe man ein Grau- und Kahlkopf geworden ist.

Bei allen Haarangelegenheiten kommt hauptsächlich der häutige Haarboden mit dem Haarsäckchen, und zwar vorzugsweise der Haarkeim auf dem Boden dieses Säckchens, in Betracht, weil vom Blut dieses Keimes aus nicht blos die zellige und faserige Haarsubstanz, sondern auch die das Haar tränkende Flüssigkeit abgeschieden wird (s. Gartenlaube 1856. Nr. 1. und 1854. Nr. 44. 46.). Sodann ist ferner noch der das Haar einfalbende Hauttalg und die in das Haarsäckchen einmündende Talgdrüse, sowie die sich fortwährend abschilfernde Oberhaut der behaarten Kopfschwarte nicht unberücksichtigt zu lassen. Die letztere kann nämlich am Austrittspunkte des Haares und Hauttalges Hinderniß veranlassen und so dem Haare Nachtheil bringen. — Wir könnten sonach als oberste Regel bei einer naturgemäßen Haarpflege die folgende aufstellen: „das Haar muß gehörig ernährt und richtig eingefalbt werden.“ Die Ernährung geht nun aber, wie gesagt wurde, vom Blute des Haarkeimes auf dem Boden des Haarsäckchens aus und es muß deshalb den Blutgefäßchen dieses Keimes stets die gehörige Menge und zwar guten Blutes zugeführt werden. Wer überhaupt zu wenig und krankes Blut im Körper hat, wie Blutarme (in Folge von Kummer und Elend, Gram und Sorge), Bleichsüchtige, Kranke und Reconvalescenten, oder wessen Kopfhaut durch irgend welchen Umstand (durch Druck, Spannung, Kälte, Hautentartung u. s. w.) blutarm wird, dessen Haar kann in Folge schlechter Ernährung sehr bald grau und locker werden oder ausfallen. Die Einfalbung des Haares mit Hauttalg scheint dazu nöthig, daß die Flüssigkeiten im Haare nicht so leicht verdunsten und dann das Haar austrocknet und erbleicht. Damit nun aber dieser Hauttalg, sowie das Haar selbst (mit seiner Flüssigkeit im Innern), auch ungehindert auf der Oberfläche der Kopfhaut hervortreten könne, darf die Oeffnung des Haar-Talgsäckchens nicht von Oberhautschüppchen und Schmutz (Pomate) verengert oder gar verlegt sein und deshalb ist auch das Aeußere der Kopfhaut von Einfluß auf das Gedeihen des Haares.

Ein hauptsächliches Erforderniß zum Conserviren des Haares ist hiernach die öftere Reinigung des Haarbodens (der Kopfhaut), die wenigstens jede Woche einmal vorgenommen werden sollte (noch häufiger bei Solchen, die am Kopfe sehr schwitzen) und theils im Abkämmen der Oberhautschüppchen, theils im Abwaschen der Haut mit lauem Seifenwasser bestehen muß. Das Waschen kann auch mittelst einer mäßig steifen, in das Wasser getauchten Haarbürste geschehen, und da, wo der Haarboden schwer zu reinigen ist, durch Zusatz einer kleinen Quantität Spiritus zum Wasser (etwa einen Eßlöffel auf ein Drittel Maaß) unterstützt werden. Gehen bei dieser Reinigung viele Haare aus, so muß sie in minderem Grade (mit weicher Bürste und weitem Kamme), aber öfterer geschehen. Denn man bedenke, daß jene Reinigung gleichzeitig auch einen heilsamen Reiz auf die Haut ausübt und den Blutzufluß zum Haarkeime vermehrt, wodurch die Absonderung der Haarsubstanz und Haarflüssigkeit befördert wird. Eine zu starke Reinigung ist natürlich, wie alles Uebermäßige, nachtheilig; überhaupt taugt eine allzugroße Sorgfalt bei der Haarpflege nichts. Jeden Tag müssen die Haare ein- oder zweimal (des Morgens und Abends) gut durchgekämmt werden, auch ihrer Richtung entgegen, erst mit einem weiten und dann mit einem engen, sogenannten Staubkamme, und schließlich bürste man sie mit einer nicht zu scharfen Bürste tüchtig durch oder reibe die Kopfhaut mit Flanell gehörig ab. Zu starke Wärme darf übrigens ebensowenig wie zu große Kälte und schneller Wechsel zwischen Wärme und Kälte auf die Kopfhaut oft und lange einwirken, weil sonst die Ernährung des Haarsäckchens und Keimes gestört wird. Die häufigen kalten Waschungen und Uebergießungen des Kopfes sind dem Haarleben durchaus nicht förderlich. Ebenso ist das feste Binden der Haare beim weiblichen Geschlechte, sowie das zu häufige Abschneiden derselben beim männlichen sehr nachtheilig; dagegen schadet das Brennen der Haare durchaus nicht so viel, als man immer behauptet, ja, wenn es mit Vorsicht geschieht, scheint die Wärme des heißen Eisens und der sanfte Zug am Haare günstig (blutzuführend) auf den Haarboden einzuwirken. — Außer dem Reinigen des Haares und Haarbodens durch Kämmen, Bürsten und Waschen ist ein zweites Erforderniß für das Gedeihen des Haares: „die gehörige Einfalbung desselben.“ Hierzu dienen am besten die einfachen reinen fetten Oele, wie das Oliven- oder Provenceröl und das Mandelöl; sie sind den beim Publicum gehaltenen, weit verzüchteten und in ihrer Zusammensetzung geheim

um den Blutzufluß zum Haarkeime zu steigern. Zu diesem Zwecke ist vorzüglich Wärme (trockne, feuchte oder in Dampfform) und Reibung (mit Flanell oder Bürste) zu empfehlen; reizende Einreibungen (Pomaten und Waschwässer, mit spanischem Fliegenstoffe oder Brechweinstein) schaden gewöhnlich mehr als sie nützen, weil sie zu leicht eine übermäßige Reizung der Haut veranlassen. Aber freilich muß jene gelinde Reizung oft wiederholt, längere Zeit consequent fortgesetzt und allmälig gesteigert werden, wenn sie helfen soll. Hilft sie dann nicht, so ist der Boden des Haares (die Haut, der Balg, der Keim) verändert, und in diesem Falle bringt kein Mittel neue Haare hervor und würde es auch noch so sehr anpreisen. Das häufige Abrasiren der Haare beim Ausfallen derselben wirkt ebenfalls als Reizmittel und zwar in manchen Fällen, wenigstens bis zum 40sten Lebensjahre, günstig, in andern aber (vielleicht wegen Uebertreibung der Haarbildung) nachtheilig.

Bisweilen tragen kleine, nur durch das Mikroscop erkennbare Pilze, die im Haarbalge wuchern, die Schuld des Ausfallens der Haare, sowie auch manche, besonders dem Kindesalter eigenthümliche Kopfausschläge Kahlköpfigkeit nach sich ziehen. Alle diese Leiden verlangen eine ordentliche ärztliche Behandlung, und zwar so bald als nur möglich nach ihrem ersten Erscheinen. — Die Brüchigkeit und Spaltung der Haare kann durch Abschneiden und bessere Ernährung derselben gehoben werden. — Der Weichselzopf, bestehend in einer Verfilzung und Verklebung der Haare (nicht blos des Kopfes, sondern auch des Bartes und der Achselhöhle), dürfte wohl stets eine Folge von Unreinlichkeit und vernachlässigter Haarpflege sein. Er kommt hauptsächlich an den Ufern der Weichsel (besonders am rechten Ufer derselben) und des Dniepers vor, und ist sehr oft mit einem Ausschlage der Kopfhaut, sowie mit Absetzung eines schmierigen übelriechenden Hauttalges verbunden. Man heilt den Weichselzopf durch Abschneiden der Haare und Waschungen des Kopfes mit grüner Seife; bei Ausschlägen nützen Fetteinreibungen.

Aus dem Gesagten wird nun hoffentlich jeder Leser leicht ersehen können, daß alle jene Anpreisungen von untrüglichen Universalmitteln gegen Kahlköpfigkeit u. s. w. nichts als Beutelschneider-Charlatanerien sind. Daß die Homöopathie gegen das Haarausfallen und die Kahlköpfigkeit eine große Menge von ausgezeichneter, innerlich in Nichts-Form zu gebrauchender Arzneimittel besitzt, versteht sich von selbst, und es bleibt nur merkwürdig, daß es unter den Propheten und Anhängern der Homöopathie noch so viel Kahlköpfe und Beperrückte giebt.

Bock.

Sinn und Besinnung. Gedanke und Gedächtniß.

Eine psychologische Andeutung.

Das Telegraphennetz des Nervensystems. — Wie erhalten sich die Eindrücke im Gehirn. — Besinnen. — Die Nerventhätigkeit in ihren Aeußerungen nach Außen. — Der Gedanke und seine Macht. — Das Nervensystem eine Orgel.

Es war längst eine bekannte Thatsache, daß wir durch das Telegraphennetz des Nervensystems von den Stationen der Sinnesorgane aus immer blitzschnell mit den neuesten Nachrichten und Vorfällen um uns her in Kenntniß gesetzt werden. Aber erst neuerdings haben die mühsamen und genauen Forschungen des Anatomen und Physiologen diese telegraphischen Institute zu einem Material wirklichen Wissens erhoben, so daß nun erst der Psycholog hervortreten kann, um auf sicherem Boden sein Heil zu versuchen.

Wir haben Gedanken, Ideen, wir wissen. Wie kommen wir dazu? Ideen (oder das, was wir wissen) sind in ihrer einfachsten Form nur Erinnerungen an frühere telegraphische Depeschen von außerhalb, an Eindrücke und Gefühle. Diese machen das Hauptmobiliar der Intelligenz, das Hauptwaarenlager unseres Wissens aus. Reizschwingungen für den Geist sind das Gedächtniß (Gedanke und Gedächtniß) stammen daher auch in allen Sprachen von derselben Wurzel. Wir kommen also in der einfachsten Form nur durch Gedächtniß und Erinnerung zu Ideen und Gedanken. Wie aber wird die Erinnerung zum Gedanken? Die durch's Nervensystem von Außen in uns hineintelegraphirten Depeschen, wie werden sie aufbewahrt und wieder lebendig, wenn wir uns ihrer „erinnern?“ Durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen nehmen wir wahr, bekommen wir Eindrücke. Ein Druck von Außen wird innerlich, d. h. die von Außen gedrückten und in Thätigkeit gesetzten schwingenden Nerven setzten ihre Schwingungen bis in's Gehirn fort, welches sie zum „Bewußtsein,“ „Innewerden“ verarbeitet. Die von Außen in Schwingung versetzten Nerven zittern, auch wenn die von Außen erregende Ursache aufhört, noch eine Zeit lang fort und beruhigen sich erst je nach Spannung und „Temperament.“ Wir freuen, ärgern uns oft noch lange, wenn die directe Ursache der Freude oder des Aergers aufgehört hat, auf uns von Außen zu wirken. Das giebt denn die directe Erinnerung, die eigentlich eine fortgesetzte Gegenwart ist. Aber auch, wenn die Nerven sich beruhigt und inzwischen als Organe für unzählige andere Nachrichten gedient haben, können sie wieder ohne die physische Ursache, welche zuerst die Freude oder der Aerger erregte, durch die Kraft der Association, durch Belebung und Hervorsuchung des gleichsam im Gehirn deponirten Eindruckes in dieselben Schwingungen versetzt werden, wie durch die erste physische Ursache von Außen. Wir freuen uns über eine Freude, die wir vor Jahren hatten, heute noch einmal, und ärgern uns über ein Unrecht, das uns vor einem halben Menschenalter geschah, gelegentlich eben so herzhaft, wie das erste Mal. Diese Aufbewahrungs- und Erneuerungsfähigkeit von Eindrücken in unserm Nervensysteme ist die Grundlage aller andern Functionen in unserer intellectuellen Künstlerwerkstatt.

Nun kommt aber die wichtige Frage: Wie erhalten sich die von Außen gesammelten Eindrücke in dem Gehirne oder dem Geiste? Wie fangen sie's an, daß sie bei der unaufhörlichen neuen Zufuhr durch die fünf Sinne nicht verderben, zerrissen, verlegt und „verkramt“ werden? Man hört darauf zwei Antworten, eine alte, gewöhnliche, sehr verbreitete, und eine neue, besser begründete in der genauern Kenntniß des Hirns und der Nerven. Nach der alten Antwort ist das Hirn eine Art Schuppen oder Keller, worin die Eindrücke aufbewahrt und zugleich gegen Schimmel und Mottenschaden verassecurirt werden. Diese Verrathskammer liegt ganz abgesondert von den aufnehmenden, neue Eindrücke empfangenden Apparaten des Hirns. Irgend ein dienstbarer Johann oder Friedrich schleppt sie sofort herbei, wenn sich der Herr im Hause deren „erinnern“ will. Wahrscheinlich sind sie numerirt, wie die ungeheure Masse Gevatter stehender Artikel im Pfandhause, so daß Friedrich keinen Irrthum begehen kann. Freilich bleibt es dabei immer noch ein Räthsel, respective ein Luxus, daß sich entweder Herr Geist oder Knecht Friedrich der Nummer erinnern müssen, um die damit numerirte Sache aufzusuchen. Es wäre dann ja wohl viel einfacher, sich ohne Mittelsperson gleich auf die Sache selbst zu „besinnen.“

„Besinnen.“ Ein sinniges Wort. Es drückt den Proceß und das Geheimniß der Erinnerung aus. Der Eindruck, vergessen und versteckt, wird wieder „besinnt,“ wie man sagt, eine Sache werde „besprochen,“ d. h. mit Sprache bekleidet, in Sprache verwandelt. Man besinnt sich, indem man etwas Vergessenes wieder mit Sinnen begabt, d. h. den entsprechenden Nervenapparat nöthigt, den ursprünglichen, ersten Proceß, durch den wir den Eindruck zuerst empfingen, zu wiederholen. Dies führt zur zweiten Antwort auf die obige Frage. Das Hirn ist die Centralgewalt der Nerventhätigkeit, der Hinkelbey aller telegraphischen Drähte und Stationen, womit „die Hauptstadt der Intelligenz“ geheimnißvoll durchwoben ist. Das Centrum aller Nerven in dem Gehirn besteht aus der Verdichtung und Vereinigung aller durch den Körper verzweigten und verwobenen Nerven. Nerventhätigkeit wird uns blos bewußt, wenn ihre Schwingungen oder electrisch erregten Leitungsdrähte den Eindruck von Außen durch dieses Centrum hindurchleiten oder hin und her zwischen den Ganglien und den Sinnes- oder Bewegungsorganen. So leicht und schnell wir auch den Arm bewegen, seine Muskel, seine Sehne bewegt sich eher, als bis sie im Centrum angefragt und Antwort, oder: den Befehl direct von da aus erhalten.

Der Stoß, welchen das Ohr durch einen Kanonenschuß erhält und uns dadurch meldet, daß es auswendig tüchtig geknallt hat, muß, wenn auch schwächer, wiederholt und der ganze telegraphirende Nervenproceß wieder erneuert werden, wenn wir uns des Schusses erinnern wollen. Mit dem einzigen Unterschiede, daß der durch Erinnerung erregte Nervenproceß schwächer ist (wenigstens in der Regel, denn die volle Besinnung über ein ausgestandenes Uebel kann uns zuweilen mehr erregen, als das Uebel selbst, während es wirkte) als der erste, wirkliche, ist er in beiden Fällen ganz derselbe. Jeder Akt des Besinnens, der Erinnerung, des Gedächtnisses ist daher eine Wiederholung des Processes, durch welchen wir das Ding, dessen wir uns erinnern, zuerst in uns aufnehmen. Wir können uns dies selbst beweisen, wenn wir uns mit Aufmerksamkeit auf etwas besinnen, ein längst begrabenes Erlebniß in uns wieder auferwecken. Natürliche, lebhafte Menschen können uns kaum etwas erzählen, ohne uns den Vorfall und ihre Betheiligung dabei mit Händen und Füßen und den ungeheuersten Muskelanstrengungen deutlich zu machen und gleichsam dramatisch zu wiederholen. Die Erinnerung an das Erzählte ist ein zweites Erlebniß in ihnen. Waren sie ärgerlich dabei, nimmt ihr Gesicht ganz denselben Ausdruck an, wie beim wirklichen Erlebnisse. Sie machen Alles noch einmal durch. Ihre Nerven wiederholen den ganzen ursprünglichen Proceß.

Namentlich können Kinder selten etwas beschreiben, ohne das Beschriebene möglichst treu darzustellen. Selbst lebhafte Lügner werden oft von dem Inhalte ihrer Worte so ergriffen, daß sie nach der dritten Erzählung selbst fest daran glauben. „So lag ich und so hielt ich meine Klinge," ruft Falstaff und legt sich dabei so aus, wie er's jedenfalls gethan haben würde, hätte er die fleischlosenen Hallunken wirklich so zusammengehauen, wie er aufführlich erzählt. Hunde bellen nicht nur im Traume, sondern versuchen auch zu gehen. Nerven und Muskeln thun im Traume dasselbe, was sie thun würden, wenn er wachend wirklich bellte und bisse, nur wegen sonstiger Gebundenheit durch den Schlaf in schwächerer Form. Viele Personen sprechen mit sich selbst. Sie können nicht denken und empfinden, ohne die nervöse und unstatthafte Spannung dabei zum Theil in That zu verwandeln. Ihr Gedanke und ihre Sprache ist schon die That in einer unreifen, skizzenhaften Form. Der hingerissene Liebhaber umarmt einsam auf seinem Zimmer die Luft; der Wüthende, den sein Herz treibt, Jemanden durchzuprügeln, haut irgend ein unschuldiges, gefühlloses Ding, nur um seiner Wuth Luft zu machen. Ein jähzorniger, roher Mann, aber zu gebildet, seine Frau zu schlagen, zerschlägt einiges Porzellan mit der Empfindung befriedigter Rache. Man könnte Beispiele der Art in's Unendliche mehren. Der zu Grunde liegende physiologische Proceß wird aber schon deutlich sein, nämlich daß das Streben einer Idee oder eines Gedankens, einer Erinnerung oder eines Entschlusses, sich zu verwirklichen, sich als Thatsache zu produciren, daß dieses Streben bereits die Thatsache inwendig ist, die Wirklichkeit in einer schwächeren Form, der Embryo belebt und reif und drängend, geboren zu werden. Wenn man geneigt zum Gähnen ist, und nur ein Weilchen diese Neigung nährt, gähnt man wirklich. Noch schlimmer, auch andere Leute gähnen dann nicht selten mit. Letzteres psychologische Geheimniß benutzen manche Taschendiebe. Sie stellen sich vor ihr Opfer hin und gähnen. Der zu Bestehlende gähnt dann auch nicht selten, und während er das Maul aufsperrt und die Nase gen Himmel richtet, ganz im Genuß der Wonne des Gähnens verloren, nimmt ihm der Dieb die Uhr oder was er sonst in der Eile loseifen kann. — Der gebildete Mensch, welcher die Ideen und Begriffe von Handlungen denkt oder ausspricht, bedarf immer einer besondern Anstrengung (oder Uebung), um die Thatsachen derselben, die wirklich in ihm vorgehen, nicht zu lebhaft und natürlich in Bewegung und Gesticulation zu äußern. Die Kunst des sogenannten Declamirens, der Vortrag, nach Goethe „des Redners Glück," die mimische, die dramatische Kunst beruhen im Grunde blos auf einer Unterdrückung und Regulirung des natürlichen Bestrebens, das Vorgetragene möglichst durch Bewegung und Symbolik der Thatsachen, welche in den Worten liegen, anschaulich zu machen. Wer hier zu natürlich ist, macht den Eindruck des Rohen, Uebertriebenen. Gute Schauspieler, wie z. B. Seydelmann einer war, leben und leiden ihre Rollen übrigens ziemlich so stark durch, als wenn sie thatsächlich die leibhaftige Rolle wären. Iffland war ein Tyrann, wenn er Tyrannen einstudirte, ein schwacher, gutmüthiger Mann, wenn die Rolle, mit der er sich eben trug, ein gutmüthiger Charakter war. Seydelmann beschleunigte seinen Tod durch Einstudiren seiner letzten Rolle, des Werder'schen Columbus, der fünf Akte hindurch sich mit Sterben beschäftigt. Der bloße Gedanke an einen ekelhaften Gegenstand kann Erbrechen erregen. Wer gewisse unangenehme Töne nicht vertragen kann, dem geht es schon in die Zähne, wenn Jemand Miene macht, diesen Ton hervorzubringen.

Wir alle schaudern, wenn wir in einem Romane irgend ein schreckliches Ereigniß verfolgen. Gute Schilderungen, d. h. solche, welche die Wirklichkeit recht anschaulich malen, können uns zu Thränen rühren, wie die volle wirkliche Sache.

Die höheren Sinne des Sehens und Hörens werden selten bis zu so hohem Grade erregt, daß sie eine wirkliche Gestalt oder einen wirklichen Ton für die Empfindung erregen, wiewohl gute Muster bei Durchlesung einer Partitur die ganze Musik derselben hören. Im Schlafe werden aber diese Sinne desto öfter mit reellen Abdrücken der Wirklichkeit geplagt oder erfreut. Daß Traumbilder wirklich Produkte von Processen sind, welche die Sehnerven beim wirklichen Sehen derselben durchmachen, daß also Traumbilder wirklich gesehen werden, davon kann man sich oft selbst überzeugen, man muß nur beim ersten Erwachen aus einem Traume gleich die Augen öffnen. Nicht selten sieht man dann noch die Traumbilder, wie sie eben verschwinden. Spinoza machte zuerst auf diese Thatsache aufmerksam und der Physiolog Johannes Müller bestätigt sie aus seiner eigenen Erfahrung. Wir haben darin den reellen und selben Schlüssel zu Geisterfehern, Hellfehern, Mesmerismen, Doppelgängern, Spuk und Aberglauben aller Art. Es ist ganz natürlich, daß Gedanken und Erinnerungen zuweilen für wirkliche Thatsachen gehalten werden. Das Wunder ist nur, daß es nicht öfter geschieht.

Ich kenne einen Aufschneider von Profession, der, so oft er den Mund aufthut, lügt, daß sich die Balken biegen und doch nie ein unwahres Wort spricht. Die Gedanken und die Ideen, welche stets nervös lebhaft und genial aus ihm herausquellen, spielen seinen Sinnesorganen so gewaltig mit, daß er stets vollkommen von der Realität seiner Aufschneidereien überzeugt ist. (Kein Spaß, sondern eine in Deutschland zieulich bekannte Persönlichkeit.)

Man braucht nur irgend einen wiederbelebten Eindruck (oder eine Idee) durch ausschließliche Aufmerksamkeit zu verstärken und zu concentriren und ihr willenlos freien Lauf zu lassen, indem man den Willen und die Thätigkeit aller äußern Sinne aufhebt (wie dies in Fieberphantasien, im Traume und magnetischen Schlafe wirklich der Fall ist), um sich zu überzeugen, wie leicht Zustände eintreten, in welchen das aus dem Innern hervorgehelte Bild nicht mehr von einem wirklichen Gegenstande unterschieden wird, und uns die Schöpfung unserer eigenen „Phantasie" als ein fremdes Wesen von Außen entgegentritt. Diese Entfremdung unseres eigenen Kindes ist das Wahre und Schaueriiche in der Furcht vor Gespenstern, ist die Thatsache, daß auch gescheidte aufgeklärte Leute zuweilen Gespenster sehen können. Die Idee einer Handlung setzt nicht selten alle die zu dieser Handlung gehörigen Muskeln in Bewegung, ohne daß wir etwas davon merken. Das ist das bekannte Geheimniß der wirklichen und nicht eingebildeten Tischdreherei. Die volle Idee des Sehens versetzt nicht nur die entsprechenden Hirn-, sondern auch die Sehnerven in den Proceß des wirklichen Sehens. Wenn man an ein Leibgericht denkt oder nur davon spricht, läuft uns sprüchwörtlich „das Wasser im Munde zusammen," und der Gaumen fühlt sich mit der imaginären Delikatesse wirklich gekitzelt.

Ich hatte einmal einen lieben Freund, nämlich einen Hund, der nicht gern trockues Brot fraß. Wenn ich aber einen ganz reinen Teller nahm und das Brot darauf umherwischte, fraß er's mit Wonne. Die Erinnerung an Bratensaft, welche er dabei in sich auferweckte, ersetzte ihm die Butter auf dem Brote vollkommen. Vielleicht dacht' er wirklich: 's ist doch gut, daß ich Bratensaft auf's Brot kriege, statt Butter. Die Irländer, die früher ihre Kartoffeln an einem in der Mitte hängenden Hariuge rieben, halten, wie der Witz sagt, jede Kartoffel noch an die Stelle, wo der nicht mehr zu bezahlende Hering hing, um sie schmackhafter zu machen.

Summa Summarum ergiebt sich aus solchen psychologischen Thatsachen, mit der Wahrheit in der Mitte, daß Gedanken und Ideen die Nerven wirklich eben so in Thätigkeit setzen, wie die auf uns wirkenden Thatsachen derselben,

daß es weniger Lug und Trug in der Welt giebt, als wir im Allgemeinen anzunehmen geneigt sind. Es giebt Lügner, die niemals lügen, Geisterseher und magnetische durch neun eiserne Thüren Seher, die wirklich aus eigener Anschauung schöpfen und sprechen.

Nur noch ein Wort über die spontane oder freiwillige Action im Organismus, im Gegensatz zu der unwillkürlichen des Herzschlages, des Athmens u. s. w. Das Nervensystem gleicht einer Orgel mit stets geladenen Blasebälgen und stets bereit und drängend, sich durch jede geöffnete Pfeife ihrer Ueberfülle von Wind zu entledigen.

Die Erregung unserer Sinne, Empfindungen und Gefühle, unser Denken und Wollen ist der Herr Cantor, der darauf spielt und bestimmt, durch welche Pfeifen der Wind blasen soll. Die Register der Sprache und des Gesanges, wenn gesund und kräftig, sangen oft auch ohne Cantor und Organist an zu spielen. „Ungeheure Heiterkeit" zersprengt die Klappen, und der übermüthig mit Gesundheit geladene Schusterjunge singt gröhlend in die Welt hinein, um, wenn er aufhört, furchtbar zu pfeifen. So singt auch der Vogel aus reiner innerer Ueberfülle an Nervenkraft und Lebenslust, wenn nicht ganz aus freien Stücken, doch gleich, sobald an einem warmen Junimorgen früh um drei Uhr ein anderer Vogel seine erste Pfeife geöffnet. In kurzer Zeit jubelt der ganze duftige Wald und der ganze morgenrothüberhauchte Himmel von Lerchengetriller.

Der Gesang des Vogels ist der wahre Typus aller „freien Sänger." Wenn ein Dichter seine schlechten Verse loben und entschuldigen will, singt er: „Ich singe wie der Vogel singt," ich muß, ich kann nicht anders, es quillt mir Gewalt heraus.

Diese merkwürdige Erzeugung von Kraft und Uebermuth im Innern ist ein Lebensgeheimniß des Nervensystems. Starke, junge Nerven nöthigen deshalb ihren Organismus, sich auf die verschiedene Weise dieses Uebermuthes zu entledigen. Mit welcher gottvollen, unermüdlichen Heiterkeit und graziösen Fülle spielt die junge Maitaze, besonders wenn sie einen Zwirnsknäuel erwischt hat! Der nervöse Hund, nach langer Haft in's Freie geführt, welch ein göttliches Bild von sich entladender Ueberkraft im freudigsten Gebell, in den tollsten Sprüngen, in unaufhörlichen Zickzads! Der Reiter nennt sein Pferd „frisch," wenn die in ihm gesammelte Nerven- und Muskelkraft noch nicht gebraucht ward. Volle Gesundheit, natürliche Kraft und Jugend nöthigen und oft mit Gewalt, aus der studendunstigen Enge hinaus zu fliegen, um die angesammelte Ueberkraft los zu werden. Die unverwüstliche Lust an Bewegung und Spiel in jungen, kräftigen Kindern folgt aus der Nothwendigkeit, sich des stets drängenden Uebermaßes von Nervenkraft und Lebenslust zu entledigen. Man sollte daher besonders dieser quellenden Jugend diesen Uebermuth so wenig als möglich beschränken und sich während der ersten acht Jahre unserer Kinder damit begnügen, diese Kraft in der körperlichen Erziehung entsprechenden Kanälen abzuleiten.

Von weiteren und höheren psychologischen Functionen gelegentlich.

Der Giftmischer Palmer.

Die berüchtigsten Giftmischer und Giftmischerinnen der vergangenen Jahrhunderte haben jetzt in dem Giftmischer und Fälscher William Palmer in England einen Genossen gefunden, der sich ihnen nicht nur kühn zur Seite stellen kann, sondern sie fast alle an Größe und Umfang seiner Verbrechen übertrifft.

Indem wir den umfänglichen Aufzeichnungen eines brüsseler Blattes über diesen entsetzlichen Menschen folgen, geben wir folgendes Nähere über seine Verbrechen.

Im Trentthale in Staffordshire liegt an der Nordwesteisenbahn die kleine aber wohlhabende Stadt Rugely. Nichts Anmuthigeres läßt sich denken, als die mit schattenden Bäumen besetzten Straßen des Ortes und die rings um denselben liegenden grünen Wiesen. Einen Bächsenschuß etwa von der steinernen Brücke, welche die Ufer des lieblichen Trent verbindet, erhebt sich ein anmuthiges Haus. Es ist aus Ziegelstein erbaut, und durch eine Allee, die von seiner Thür ausläuft, mit dem Flusse verbunden. Auf dem reinlichen Hofe stehen Orangen- und Lorbeerbäume in Kübeln, und unweit von dieser Wohnung dehnt sich ein Friedhof aus, unter dessen Hügeln die vergangenen Generationen schlafen.

In diesem anmuthigen Hause nun wohnt die Wittwe eines Holzhändlers, der, nachdem er sich durch geheimnißvolle Spekulationen bereichert hatte, durch einen eben so geheimnißvollen Tod in's Grab sank. Unter dem Dache des Hauses ward eine zahlreiche Familie geboren. Mistreß Palmer, so heißt die Wittwe, gab fünf Söhnen und zwei Töchtern das Leben. Von diesen Söhnen ward der erste Advokat, der zweite Prediger, der dritte Arzt, der vierte Kornmäkler, der fünfte Holzhändler. Von den beiden Töchtern lebt die eine noch, und erfreut sich wie die Mutter einer allgemeinen Achtung. Die zweite fand, in Folge von Trunksucht, ein frühzeitiges Ende. Obgleich reich und deshalb einflußreich, hatte diese Familie in der Dunkelheit gelebt, bis eins ihrer Mitglieder, der Arzt William Parker, durch seinen Proceß ihr eine traurige Berühmtheit verschaffte.

William Parker ist fünfunddreißig Jahre alt, und war bis vor Kurzem in seinem Geburtsorte ausübender Arzt. Mit einem angenehmen Aeußern verbindet er ein eben so angenehmes joviales Wesen; er war wohlthätig gegen die Armen, höflich gegen Leute, die tiefer standen als er, und ein großer Freund des weiblichen Geschlechts. Seine außer der Ehe erzeugten Kinder starben bald nach ihrer Geburt; vier seiner ehelichen Kinder hatten dasselbe Loos; nur ein einziges, sieben Jahre alt, ist noch am Leben. Palmer hatte die uneheliche Tochter des Obersten Brooks von der ostindischen Armee geheirathet. Nach dem Tode des Obersten, der ermordet wurde, ohne daß man den Mörder je entdeckte, fiel der Niesbrauch seines Vermögens seiner Geliebten und das Vermögen selbst seiner Tochter, der Frau Palmer's, zu.

Palmer hätte in der Verbindung mit dieser liebenswürdigen Gattin ein glückliches Leben führen können. Aber andere Pläne beschäftigten seinen ruhelosen und abenteuerfüchtigen Geist. Ganze Nächte brachte er in seinem Studirzimmer zu, wo er sich mit den Eigenschaften der Gifte, des Strychnins, der Blausäure und des Morphins beschäftigte. Seine Leidenschaft für die toxikologische Wissenschaft war so groß, daß er einem seiner Lieblingspferde den Namen „Strychnin" gab. Palmer war ein großer Pferdeliebhaber. In einer Stadt mit einem bedeutenden Pferdemarkt erzogen, keimte bald die Lust an diesen edlen Thieren in ihm auf, und in spätern Jahren war es seine Manie, wie die großen Herren des Landes schöne Pferde zu halten, die Wettrennen zu besuchen und hohe Wetten zu machen. Dieses sehr kostspielige Vergnügen verschlang indeß bald sein Vermögen. Seine unglücklichen Wetten führten ihn den Wucherern in die Hände, er lieh Geld zu hohen Zinsen und wußte sich endlich nicht mehr zu helfen. In dieser seiner Bedrängniß zog gerade seine Schwiegermutter in sein Haus, um ihrer Tochter nahe zu sein. Aber schon vier Tage nach ihrem Einzuge starb diese Frau, und die bedeutenden Einkünfte, die sie bisher von dem Vermögen ihrer Tochter gezogen hatte, gingen jetzt auf diese und ihren Mann über, der dadurch aus seiner Verlegenheit befreit wurde. Das Vermögen der Mistreß Palmer mußte indeß nach ihrem Ableben an ihre Kinder fallen. Palmer wandte sich daher an drei Lebensversicherungsgesellschaften, welche sich verpflichteten, ihm am Todestage seiner Gattin 13,000 Pfd. Sterling auszuzahlen. Bald nach diesem Schritte, am 24. Januar 1854, ward Mistreß Palmer von einem Kinde entbunden, das nur zwei Tage lebte. Am zweiten Tage ließ Palmer einen achtzigjährigen Arzt, Namens Bamford kommen, der eine Mixtur verschrieb. Der Vater reichte die Arznei selbst seinem Kinde, und dieses starb eine Stunde nachher. Einige Monate später kam ein Herr Bladen, der Agent einer großen Brauerei, von dem Palmer bei einem Wettrennen 400 Pfund Sterling geliehen hatte, nach Rugely, um an die Wiederbezahlung zu mahnen. Palmer lud ihn ein, die Nacht bei ihm zu wohnen. Mr. Bladen willigt ein, und wird in der Nacht krank. Der alte Doktor wird gerufen und verschreibt eine beruhigende Arznei. Eine Stunde nachher hat er aufgehört zu leben und — Palmer sein Schuldner zu sein.

Im September 1854 kehrte Mistreß Palmer von einem Concert in Liverpool mit einer leichten Unpäßlichkeit nach Rugely zurück. Ihr Mann reichte ihr am folgenden Tage eine Tasse süßen Thee ohne Milch. Nachdem Mistreß Palmer davon getrun-

ten, mußte sie stark erbrechen; wieder ward der alte Doktor Bamford gerufen, man sagte ihm, die Patientin leide an der Cholerine, und er verschrieb Pillen und Kalomel und Colloquinten. Er kam am Abend wieder, fand aber die Kranke noch in dem nämlichen Zustande. Seit dieser Zeit sah er sie nicht wieder; ehe er aber das Haus verließ, unterzeichnete er im Voraus eine Bescheinigung, daß Mistreß Palmer an der Cholerine gestorben sei. Ein anderer Arzt unterzeichnete eine ähnliche Erklärung, unter welche die alte taube Krankenwärterin gleichfalls ihre Unterschrift setzte. Am 29. September schrieb Palmer in sein Anschreibebuch: „Meine arme Frau starb 1 Uhr 10 Minuten.“ Am 8. Oktober schrieb er hinein: „In der Kirche gewesen, das heilige Abendmahl gefeiert.“ Die drei Lebensversicherungsgesellschaften zahlten die 13,000 Pfd. Sterling richtig aus.

Diese Spekulation hatte einen so günstigen Erfolg gehabt, daß Palmer sich bewegen fühlte, sie von Neuem zu versuchen. Er hatte einen Bruder Walter, der schon am Delirium tremens gelitten hatte. Nichtsdestoweniger gab es Aerzte, welche bezeugten, daß Walter Palmer sich einer guten Gesundheit erfreue, worauf es dessen Bruder gelang, verschiedene Lebensversicherungen zu der Verpflichtung zu bewegen, ihm beim Tode Walter's die Summe von 15,000 Pfund Sterling auszuzahlen.

Walter Palmer war ein leidenschaftlicher Trinker; sein Bruder hatte also einen Vorwand, ihm einen Aufseher zur Seite zu stellen. Dieser Mann kostete ihm zwar 5 Pfd. Sterling die Woche, leistete dafür aber auch treffliche Dienste. Niemals erwachte Walter, ohne an seinem Bette eine Flasche Branntwein zu finden. Er trank stets, bustete viel und klagte über heftige Schmerzen in den Schulterblättern. Am 14. August 1855 kehrte Walter Palmer mit seinem getreuen Wächter von dem Bettrennen bei Wolverhampton in trunkenem Zustande zurück, was jedoch den gefälligen Diener nicht abhielt, ihm noch mehr zu trinken zu geben. In der Nacht bekam Walter eine Congestion, sein Bruder ward gerufen und reichte ihm ein Mittel. Walter starb noch vor der Ankunft des Dr. Bamford, welcher nicht anstand, ein Certificat zu unterzeichnen, welches den natürlichen Tod des Gestorbenen bescheinigte. Die 15,000 Pfd. Sterling wurden übrigens diesmal nicht ausgezahlt und da William Parker diese Summe nicht reclamirte, entstand Verdacht. Dennoch ward keine Leichensection vorgenommen. Denn Palmer war in Rugely ein angesehener Mann, er hatte einen Geistlichen und einen Advokaten zu Brüdern, besaß herrliche Rennpferde, mit einem Wort, er war ein vollkommener Gentleman und Niemand wagte ihn anzuklagen.

In seinen Hoffnungen diesmal getäuscht, glaubte Palmer jetzt durch Wetten bei der Steeple-Chase von Shrewsbury sich entschädigen zu müssen. Er begab sich dorthin in Gesellschaft eines intimen Freundes, Namens John Parsons Cool, eines jungen Mannes von 28 Jahren. Eins von Cook's Pferden trug den Preis davon, und der glückliche Eigenthümer des siegreichen Renners gab seinen Freunden im Wirthshause „zum Raben,“ ein Diner, dem ein Gelag folgte, das mit Wein anfing und mit Grog endete. Beim ersten Glas Grog rief Cook: „Was ist in diesem Getränk?“ Aber Palmer leerte sein Glas in einem Zuge und nöthigte seinen Freund scherzend, das Nämliche zu thun. An demselben Abend ward Cook sehr unwohl und übergab dem Wirth 700 Pfd. Sterling, die er bei sich hatte, indem er, allerdings in trunkenem Zustande, Palmer beschuldigte, ihn vergiftet zu haben, um ihm sein Geld zu stehlen. Der Wirth wollte auf das Ansinnen eines Trunkenen nicht eingehen. Cook erholte sich auch und kehrte mit Palmer am folgenden Tage nach Rugely zurück. Aber bald nachher stellten sich die bedenklichsten Symptome ein. Man ließ Palmer kommen, der ihm ein „beruhigendes“ Mittel eingab. Nachher wurden noch mehr Aerzte zugezogen, und einer derselben sah, wie Palmer dem Kranken zwei Pillen verschlucken ließ, nach deren Genusse der Letztere furchtbare Krämpfe bekam und nach kurzem Todeskampfe verschied.

In diesem Falle ließ sich eine Untersuchung nicht vermeiden. Der Vater des Verstorbenen schickte den Magen seines Sohnes dem Dr. Taylor, einem der geschicktesten Chemiker Londons, und dieser antwortete: „Der Tod ist durch den Tetanus und dieser durch Strychnin erfolgt.“ Tags darauf wurde Palmer unter der Anklage auf überlegten Mord in Verhaft genommen. Aber die Sache hatte damit noch nicht ihr Ende. Bou den 700 Pfund, die Cook von Shrewsbury mitgebracht hatte, fanden sich nur 15 wieder. Das Register, worin er seine Wetten eingetragen, und das er auf dem Kamin liegen gelassen hatte, war verschwunden. Ferner wurde bewiesen, daß am ersten Tage nach der Krankheit Cook's William Parker nach London geeilt war, um Wechsel mit der gefälschten Unterschrift Cook's escomptiren zu lassen. Er hatte sich auf diese Weise 1000 Pfd. Sterling verschafft.

Nach der Verhaftung Palmer's erhielt der Polizeichef vom Minister des Innern die Erlaubniß, die Leichen der Mistreß Palmer und Walter Palmer's wieder ausgraben zu lassen. Die Eingeweide der Frau wurden gleichfalls dem Dr. Taylor zur Untersuchung gesandt, und nach dessen Bericht, sowie nach dem Verdict der Todtenschauerjury war der Tod der Mistreß Palmer nicht in Folge einer Cholerine, sondern in Folge wiederholter Dosen Antimon eingetreten, während Walter Palmer durch Blausäure und Cook durch Strychnin bei Seite befördert waren.

Wie Dr. Taylor sagt, brauchte der Giftmischer etwa ein halbes Jahr, um seine Gattin zu tödten, ein Jahr lang beförderte er die Ausschweifungen seines Bruders, damit dessen Tod als eine Folge des Trinkens, und nicht als eine Folge der Blausäure, wovon er in Wolverhampton kurz vorher eine Unze gekauft hatte, erschien.

Man kann sich denken, daß dieser Proceß in England die größte Sensation macht. Aber welch' furchtbare Familientragödie enthüllt er auch! Der Vater Palmer's stirbt nach Anhäufung eines großen Vermögens in mysteriöser Weise; eine Tochter stirbt in Folge ihrer Trunksucht, ein Bruder wird von seinem eigenen Bruder, die Frau von ihrem Manne vergiftet! Der Schwiegervater Palmer's, Oberst Brooks, fällt durch die Hand eines unbekannten Mörders, seine Schwiegermutter stirbt an dem Gifte, welches er ihr gereicht. Vier illegitime Kinder sinken in ein frühzeitiges Grab, die legitimen haben das nämliche Schicksal. Bor einiger Zeit opferte er einen seiner Freunde, Mr. Bladen, vor zwei Monaten einen andern, Mr. Cook. Und als ob noch nicht genug Verbrechen damit auf das Haupt eines Menschen gehäuft wären, erzählt man sich, daß Palmer bei noch zwanzig Personen aus verschiedenen Orten Giftmordversuche machte. Das Gerücht sagt sogar, daß ihm der Tod Lord George Bentinck's, des Sohnes des Herzogs von Portland, der als Führer der Protectionisten im Unterhause eine Rolle spielte, zuzuschreiben sei. Lord George starb plötzlich auf der Heimreise von dem Bettrennen bei Lancaster; das Buch, worin er seine Wetten verzeichnete, war gleichfalls verschwunden, und wie man versichert, war ihm Palmer eine bedeutende Summe durch unglückliche Wetten schuldig.

Uebrigens ist Palmer bis jetzt nur angeklagt; erst die Geschworenen werden das endgültige Verdikt sprechen, und da seine Schuld noch nicht streng bewiesen ist, so sind die Meinungen darüber noch getheilt; namentlich stehen sich in Rugely die Parteien schroff gegenüber, indem die „Palmeristen“ die Unschuld, die „Anti-Palmeristen“ die Schuld des Angeklagten behaupten. Wie es heißt, werden die bedeutendsten Juristen bei dem Prozeß mitwirken. Lord Campbell dürfte den Vorsitz im Gericht führen, Sir Alexander Cockburn das Amt des öffentlichen Anklägers übernehmen, der berühmte Advokat Wilkins und Sir Fred. Thesiger, Generalprokurator unter dem Ministerium Derby, den Angeklagten vertheidigen. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß der Verkauf der Pferde des Angeklagten 4000 Pfd. Sterling aufgebracht hat. Der vierjährige Hengst Chiden ward für 800 Guineen verkauft, die achtjährige Stute Trickstreß kaufte Prinz Albert für 230 Guineen.

Vierundzwanzig Stunden in Venedig.

Der geflügelte Löwe von San Marco — das Sinnbild der alten Wunderstadt Venezia — war mir schon aus meinen jüngsten Jahren her ein Pförtner alles Geheimnißvollen und ein Schlüssel der reichsten Phantasie. Der würdige alte Grautopf, mein erster Lehrer in der Wissenschaft alles Geschehenen, mit seinem schiefgezogenen und doch so lehrreichen Munde, mit seinen humorbelebten Gesichtszügen, die eine große bewegliche Warze auf dem linken Nasenflügel keineswegs abstießend, sondern nur noch aus-

druckesvoller zu machen schien, hatte uns so oft vom gefangelten Löwen der mächtigen Lagunenstadt erzählt, daß die Wunder des Orients, die Schätze Indiens, die Schrecken der Inquisition, die Heldenthaten eines neuen Römerreichs, der Sagenreichthum der Kreuzzüge, die volle Gewalt jener ersten italienischen Landmacht und größten europäischen Seemacht ihrer Zeit, in plötzlicher Erinnerung heute noch in mir chaotisch aufsausen, bei der Vorstellung jenes trotzigen Marktlöwen und bei der Erinnerung an — die flügelreiche Nase des liebevollsten alten Lehrers meiner Kinderjahre.

Dieser Nasenflügel und jene Fittige des ehernen Wüstenkönigs auf der Piazzetta von Venedig beschäftigten meine Seele ganz, als von Padua her, in einer wundervollen Juninacht, das gewaltige Dampfroß mich der fabelhaften Seestadt entgegenschleife, hin über die langgestreckte Lagunenbrücke, einen riesigen Damm von 222 Bögen, wohl die längste Brücke der Welt.

Es war eine jener oft besungenen Sternennächte, die das glückliche Italien uns Nordländern zum Feenreiche machen. Der milchweiße Glanz der Sterne, deren man hier Millionen mehr zu erblicken glaubt, als über unsern heimathlichen Wäldern, scheint das Blau der Luft zu verdrängen. Meer und Himmel bilden eine einzige Glorie, wie ein riesengroßer Heiligenschein deucht dem andachtsvoll erhobenen Gemüthe die weite Welt.

Das Geräusch des Bahnhofes riß mich aus der Nachempfindung dieses Bildes. Und doch ist das Treiben hier bei weitem nicht dem unseligen Lärmen unserer Bahnhöfe zu vergleichen. Der Italiener, Sohn einer milderen Natur, scheint Hamlet's: „behandelt Alles gelinde“ nicht aus dem Sinne zu verlieren. Selbst wo er geräuschvoll werden muß, dämpft doch der weiche Laut seiner Sprache, der besonders dem venezianischen Accente eigen, leicht die Härten, und so wird hier sogar das Getöse von Menschenmassen musikalisch.

Ermüdet von der langen Fahrt, entriß ich mich jedoch schleunigst dem Gewoge der Menschen, um mich dem Wogen auf den Wogen in die Arme zu werfen. Die Straßen sind nämlich hier meistens mit Wasser gepflastert und Gondeln und Battelli vertreten hier die Stellen von Roß und Wagen. Solcher Gassen, deren Häuser sich schnurgerade aus dem Wasser erheben, hat Venedig 154, selten ist ein schmaler Kai (Uferstraße) vorhanden, der den Fußgängern erlaubt, wie auf einem Trottoir längs des Wassers zu gehen. Die eigentlichen Straßen sind enger als irgend in einer andern Stadt; oft kann man die Häuser zu beiden Seiten mit den ausgebreiteten Armen erreichen, manchmal sogar mit eingeklemmten Ellenbogen. Es giebt Gassen von nur zwei Fuß Breite, so daß man nicht einmal einen Regenschirm aufspannen kann, und wenn man Jemandem begegnet, sich an die Wand drücken muß, um ihn vorbeizulassen. Die größte Straße, mit den prächtigsten Kaufläden und Buchhandlungen ausgeschmückt, die Merzeria, den Linden in Berlin und dem Kohlmarkte zu Wien an Pracht nichts nachgebend, mißt gleichwohl nur 4—6 Ellen Breite. Dagegen sind alle Gänge und Wege — bis auf einige entfernt liegende größere Plätze — mit kostbaren Quadersteinen gepflastert. Staub und Schmutz kennt man hier nicht, man kann die ganze Stadt, wie einen Salon, selbst bei schlechtem Wetter, in leichten Schuhen durchwandern: woher es kommt, daß der Venezianer bis auf den heutigen Tag nicht gewöhnt ist, Stiefeln zu tragen.

Eine Todtenstille umfing mich, als meine Gondel in den ersten Kanal der Stadt einglenkt. Nacht über mir, Nacht unter mir. Sanft wiegte mich der leichte Nachen. Der Gondolier verrichtete schweigend sein geräuschloses Geschäft. Zurückgelehnt in die Polsterstüge des schwarzbehangenen Häuschens, welches sich auf jeder Gondel zu befinden pflegt — ein altes Luxusgesetz, das längst zur Nationalsitte geworden, erlaubt den Gondeln nur die schwarze Farbe, die auf den Fußteppich, der hunt sein darf — fuhr ich auf den schwarzen Wogen dahin, die nur im Fahrwasser mit grünlichen Flammen leicht phosphoreszirten, die einzigen lichten Punkte in diesem schwarzen Gemälde. Es war beinahe unheimlich. Keine Spur von Leben. Der Nachtwind wehte ungehört über diese Tiefe, die er nicht erreichte. Kein Baum, kein Zweig, kein Blättchen erzitterte in dieser steinernen Gruft. Wie Schatten schwebten stumme Gondeln an uns vorüber. Nur selten ein dumpfgebuhtes „Eh!“ vernahm ich, die Warnung des umlenkenden Barcariols. Als ob mich Charon über den Styx führe, so ein Todesgrauen durchbebte mich auf diesem feuchten Pfade. Unwillkürlich griff ich mir in den Mund, um den Obolos herauszunehmen, welchen die Griechen ihren Todten für den unterirdischen Fährmann auf die Zunge zu legen pflegten.

Doch ein heller Schein versetzte mich plötzlich unter die Lebenden. Flügelthüren öffneten sich an einem mächtigen Palaste, und die blendenden Marmorstufen warfen den Schein von Wandlichtern und Fackeln zurück. Festlich geputzte Damen und Herren bewegten sich die Stiegen herab, und die Barcarini stießen vom Ufer. Ein großer Brückenbogen, durch den mein schwarzer Nachen pfeilschnell dahinfuhr, entzog mir das Bild des blühenden Lebens, und starre Nacht tödtete mir wie zuvor plötzlich den geblendeten Blick. „Ein Bild unsers Erdenbasein!“ rief es in mir, und Goethe's Distichen klangen in meinem Gedächtniß wieder:

„Diese Gondel verglich' ich der sanft einschaukelnden Wiege
und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarge wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.“

Den letzten Pentameter stopplete ich mit Mühe in der Rumpelkammer meines Hirns zusammen, was mich aus meinen stoischen Philosophemen herausriß. Ein leiser Stoß meines Wasserrosses vollendete diese Thatsache. An einer breiten Treppe legte die Barke an; ich erstieg die Riva und fand mich bald in meinem Alberge, nach kurzer Stärkung des Magens die Ruhe der Nacht zu genießen.

Der erste Eindruck Venedigs war so verwirrend und mächtig gewesen, daß die ganze Nacht hindurch mein Geist damit beschäftigt war, und in schnell wechselnden Bildern die Geschichte der alten Republik herumschante. Ich sah, wie in grauen Zeiten, vor Attila's Alles verheerenden Hunnenschaaren, Flüchtlinge der Veneter sich auf die Lagunen inseln des adriatischen Meeres retten, und mit unendlicher Mühe Jahrhunderte hindurch dem treulosen Sand- und Schlammboden, ja selbst dem Meere und den sumpfigen Lagunen, festen Boden abgewinnen, indem sie ganze Wälder von Pfählen einrammten. Wie sich ihre Vereinigung zu Gemeinden und Völkerschaften ausdehnt, die sich als Republik zusammen thun, und schon im 8. Jahrhundert einen Herzog, Dux oder Dogen, wählen. Diese Wahlfürsten sah ich zu Gerichte sitzen und in jener gewaltsamen Zeit, wo Geld theuer, Blut aber wohlfeil war — ganz im Gegensatz zu spätern Jahrhunderten — ohne Weitläufigkeit Prozesse schlichten und öffentlich Recht sprechen. Wie dann Parteiungen den Staat zerwühlen, Familienfehden und Bürgerkriege das eigene Fleisch des Staatskörpers verzehren. Lange Reihen von Dogen zogen fospios an mir vorüber; denn selten starb einer natürlichen Todes. Die demokratische Form unterliegt nach und nach den Uebergriffen der mächtiger und reicher werdenden Herzoge und der Bornehmen, Nobili, die ihre Familien in das berühmte Goldene Buch eintragen lassen, und der Verfassung den Charakter der aristokratischen Oligarchie aufprägen. Die Schifffahrt, und nach ihr die Handelsmacht der Republik, sehe ich sich ausdehnen und den großen Dogen Heinrich Dandolo, der mit neunzig Jahren und blind die Regierung übernahm, mit den kreuzfahrenden Franzosen in Gemeinschaft, Konstantinopel erobern. Der Staat wird immer reicher, erlangt durch Kauf und Eroberung immer mehr Besitzungen, auch auf der Terra ferma von Italien, so daß die Dogen unter andern den kuriosen Titel annehmen: „Herren von anderthalb Viertheilen des ganzen römischen Reichs.“ Immer weiter tragen die Venetianer ihre Waffen, ihre Münzen, bis sie im 14. und 15. Jahrhunderte den Glanz des alten römischen Reichs über ihre Republik verbreiten. Wie in esterem, wurden auch hier nach und nach die Sitten milder, Künste und Wissenschaften blühten auf, und schienen ein Monopol dieses prächtigen Staates zu einer Zeit, wo ganz Europa in Barbarei verfallen war. Aber die Sittenverderbniß des alten Rom kehrte auch in dessen Nachbildung, der üppigen Venezia, ein und zerstörte die Lebenskraft. Als nun vollends die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien, um Afrika herum, Venedig seinen ergiebigsten Handel mit Indien entzog, als die wilden Osmanen Konstantinopel genommen und dem Freistaate seine blühendsten Provinzen geraubt, Cypern, Candia, Morea ꝛc., da war die stolze Kraft auf immer gebrochen. Schlemmerei und Tyrannei entmannte die römergleichen Veneter je mehr und mehr, die Republik vegetirte nur noch ein neutrales Leben dahin, dem, obwohl wieder erst nach Jahrhunderten, der Geist der französischen Revolution durch Bonaparte den Garaus machte. Vierzehn Jahrhunderte hatte die Republik bestanden, als sie sich am 12. Mai 1799 ohne Schwertstreich ergab, und der letzte Doge sammt dem Großen Rathe abdankte. Nach der französischen Herr-

Ansicht von Venedig.

schaft, die eine heilsame Regeneration der verderbenen Nation mit sich zu führen schien, kam Venedig unter die Botmäßigkeit Oesterreichs (seit dem Pariser Frieden von 1814), und — harrt nun vertrauend auf die Rückkehr seiner ehemaligen Pracht und Größe. —

Da spiegelte sich der erste Schein der Morgendämmerung am Plafond meines Schlafzimmers; eiligst erhob ich mich, um die wenigen Stunden, die mir vergönnt waren, in Venedig zu verweilen, zur Betrachtung dieser Zauberstadt recht zu nützen. Dem vorgefaßten Plane gemäß begab ich mich, wie wohl die meisten Fremden, zunächst nach dem Marktsthurme. Um 1250 vollendet, erhebt sich derselbe schlank und frei aus dem Boden heraus, 335 Fuß hoch. Ein bequemer Gang ohne Stufen führt hinauf bis auf die Gallerie.

Welches Panorama bestürmt hier den trunkenen Blick! Da liegt zu meinen Füßen die trianzesförmige Stadt, wie ein Floß anzuschauen, auf dem ein kleines Paris steht. 15,000 Häuser, Hunderte von Thürmen und Minarets, 41 freie Plätze. Dazwischen blinken die Kanäle mit 450 etlen Brücken überspäet. Sechs Häfen mit Tausenden von Schiffen, Schanzen und Batterien, mehr als hundert kleinere und größere Inseln, herrlich bebaut mit Orschaften und himmlischen Gärten, zeigen sich der Stadt zunächst in den Lagunen versteut, zumal gegen Süden. Ostwärts unterscheidet man deutlich die Küste des adriatischen Meeres, im Westen das lachende Grün der Ebene von Padua, nördlich, hinter einer weiten Landschaft, erglänzt mit beschneiten Gipfeln die Kette der Alpen. Wendet man von der wundervollen Fernsicht das Auge auf die nächsten Gegenstände, so ist es die uralte Markuskirche mit ihren fünf weißblinkenden orientalischen Kuppeln, welche die Blicke fesselt, neben ihr der riesige Dogenpalast mit den beiden prächtigen Prokuratien, die zusammen den Marktusplatz einfassen, endlich das auf demselben sich bewegende ameisenartige Gewimmel der zwergshaft zusammengeschrumpften Menschen. An den Marktusplatz rechtwinklicht stößt die Piazzetta, ein kleinerer Platz, der zwischen zwei hohen rothen Granitsäulen, die der Doge Ziani aus Griechenland hierher gebracht, und worauf sich der gestügelte Löwe von San Marco und die Statue des heiligen Theodor befinden, die Aussicht auf den Hafen eröffnet. Fast bestürzt von der Pracht dieses Anblicks stieg ich auf den Marktusplatz hernieder. Neues Staunen ergriff mich hier! Es ist kein Markt, keine Straße, sondern ein Salon von 680 Fuß Länge und 550 Fuß Breite. Er ist mit großen Marmorplatten belegt und ringsum von den großartig schönsten Gebäuden und Arkaden geschmückt. Keine Stadt der Welt bietet so reichhaltige und vollkommene Muster der Architektur, wie Venedig.

Hier allein kann die Geschichte der Baukunst vom ersten Wiederaufleben derselben bis zur Epoche ihrer glänzendsten Höhe studirt werden. Freilich hat Venedig in dieser Kunst auch die größten Meister aufzuweisen. Zu einer und derselben Zeit concurrirten hier Baumeister, wie: Bignola, Sansovino, Palladio, Scamozzi und Antonio da Ponte! Während die Malerei außer dem großen Titian, Tintoretto, Paul Veronese und Giorgione wenig bedeutende Namen aufzuweisen hat und die Bildhauerkunst nur einen Canova erzeugte. — Zwei Seiten des Platzes begrenzen die alten und neuen Procuratien (Administrationsgebäude), an der dritten erhebt sich der wundervolle Dogenpalast, und an der gegenüber befindlichen offenen die Markuskirche mit ihren Portalen, Kuppeln und Thürmen, davor die drei großen Standarten, die ehemals die Fahnen der drei Königreiche Candia, Cypern und Morea trugen, jetzt mit Oesterreichs Fahnen bezeichnet. Ueber dem Portale der Kirche stehen jene vier korinthischen, aus Erz gegossenen, vergoldeten Rosse, welche einst durch Nero aus Griechenland nach Rom, durch Constantin nach Constantinopel, und 1204 durch den Dogen Dandalo nach Venedig gebracht wurden. Napoleon brachte sie nach Paris, von wo sie 1814 auf ihren alten Stand an der Markuskirche zurückkehrten. Die letztere selbst gehört zu dem Kostbarsten und Wunderreichsten, was die Erde bietet; selbst die Peterskirche in Rom verdunkelt sie nicht. Der Schatz der Kirche birgt nicht nur das ursprüngliche Evangelium St. Marci, vom Jahn der Zeit bis beinahe auf den letzten Buchstaben zernagt, sondern der Sage nach selbst die irdischen Ueberreste des heiligen Evangelisten, die man in den Kreuzzügen aus Alexandrien geraubt. Der im Jahr 967 begonnene Tempel selbst bietet ein seltsames Gemisch byzantinischer, gothischer und italienischer Bauart. Die Decke der Vorhalle ist ganz mit Mosaik ausgelegt. Drei bronzene Thüren mit eingelegten Arbeiten aus Silber führen in das Innere, wo der wellenförmige Fußboden von Jaspis und Porphyr Thiere, Bäume und Hieroglyphen darstellt. Ueber demselben erhebt sich ein Wald von kostbaren Säulen, deren Zahl im Ganzen auf 500 angegeben wird. Das Gewölbe, die Kuppeln, alle sind von Mosaik, die Altäre und Kapellen mit Gold, Silber und Edelsteinen überladen; nicht eine Zierrath, keine Arabeske in dem weiten Raume, die sich wiederholte. Es bringt eine seenhafte Wirkung hervor, ähnlicher einem Palaste aus „Tausend und eine Nacht“ als einem Gotteshause der Christen.

Der alte Dogenpalast, ein maurisch-gothisches Riesengebäude, zur Zeit der Republik Residenz des Staatsoberhauptes, Rathskammer und Staatsgefängniß, enthält jetzt fast nur Kunstmuseen und Bibliotheken, deren Schätze ich ungenossen vorübergehen lassen mußte. Eine sogenannte Riesentreppe im Innern führt an dem höllischen Löwenrachen vorüber, in welchen man nur einen Zettel zu stecken brauchte, um den darauf Bezeichneten dem sichern Verderben preiszugeben. Aus dem ersten Stockwerke des Gebäudes führt eine bedeckte Gallerie, „die Seufzerbrücke,“ über einen Kanal in die gegenüberliegenden Staatsgefängnisse, die berüchtigten „Bleidächer (piombi),“ deren Scheidewände jetzt gestürzt sind, und die unterirdischen feuchtmodergen Kerker (pozzi, Cisternen), die nunmehr mit Schutt ausgefüllt sind. Aehnlich dem Kaiser von China, dessen Thron unmittelbar auf den strengsten Staatsgefängnissen stehen soll, befanden sich die tyrannischen Machthaber Venedigs hier in nächster Nähe der bedauernswerthesten Opfer ihrer Justiz.

Von der Pracht und den Schrecken dieser merkwürdigen Orte tief ergriffen, zog ich mich in eines der Kaffeehäuser am Marktusplatze zurück, um, bevor ich eine Rundreise zu Wasser um die Stadt unternahm, an einer Semada mich zu erquicken, einem mandelmilchähnlichen Getränk aus gestoßenen Melonensamen und Wasser mit Zucker.

Ich ergötzte mich an dem lärmenden Gewirre aller Stände und Nationen, die hier im Herzen der Lagunenstadt zusammentreffen. Verkäufer riefen ihre Waaren aus. Ein fliegender Buchhändler bot mir eine nova bellissima Canzonetta an — es war der Text einer Rossinischen Arie. Auf mein Bemerken, daß ich die Weise dazu nicht kenne, erbot er sich, mir dieselbe so lange vorzusingen, bis ich sie behalten. Ein italienischer Zug, dem man häufig begegnet. Schöne Damen in reizender Tracht promenirten und sprachen unverholenes Verlangen in ihren Blicken aus. Ihr schönen Kinder des Südens verblühet ungenossen! Die Pflicht treibt mich vorwärts und ruft mir zu, wie Mephisto Fausten am Hochgericht: „Vorbei, vorbei!“

An der Piazzetta, wo die Hauptstation der Gondoliere ist, war ein Fahrzeug bald gemiethet; ich warf mich hinein und fuhr, mit meinem Führer, rechts ab den Hafen entlang in den Kanal Grande, den Corso Venedigs, eine prachtvolle Wasserstraße, welche die Stadt in Form eines S durchzieht, sie in zwei Hälften theilend. Die prächtigsten Paläste der alten Nobili imponiren uns hier zu beiden Seiten, und die Geschichte der alten Stadt redet mit steinernen Zungen zur Gegenwart. Leider daß viele der hohen Häuser verödet sind, die Fenster mit Bretern vernagelt, oder mit den Lumpen der Armuth verhängt.

Inmitten der Stadt ist der Kanal Grande von der berühmten Rialtobrücke überbäumt. Ein wahrhaft kühnes Bauwerk! Ein einziger Bogen von 70 Fuß Spannung und nur 30 Fuß Höhe trägt die 148 Fuß lange und 43 Fuß breite Brücke, zu welcher 50 Stufen hinaufführen. Fünf Baumeister, darunter Palladio, bewarben sich um die Ehre, sie erbauen zu dürfen. Antonio da Ponte mit seinem so einfachen als kühnen Plane trug den Sieg davon. — Niemand hat Venedig recht gesehen, der es nicht zu Wasser nach allen Richtungen durchschiffte. Mit jeder Wendung der Gondel entdecken wir neue Reize, entfaltet sich ein neues Blatt der Geschichte. Der Canalazzo oder Kanal Grande interessirte mich so sehr, daß ich wieder zurückfuhr, ihn nochmals zu durchlaufen. So kehrte ich wieder zur Piazzetta, meinem Ausgangspunkte. Den Wasserweg nach Osten verfolgend, staunte ich das bunte Leben der Riva degli Schiavoni (Kai der Leibeigenen) an, über den mehrere Brücken nach einem, von Napoleon angelegten, öffentlichen Garten führen, dem einzigen Punkte, wo der Beneter sich in der freien Natur unter Bäumen ergehen konnte — wenn er es nicht vielmehr vorzöge, jedes freie Stündchen auf dem Marktusplatze zu verbummeln. Weiterhin befindet sich das große Arsenal, vor dem die beiden berühmten Löwen aus dem Hafen Athens stehen. Das

colossale Innere sah ich nicht; doch soll es mehr wie alles Andere die Größe und den Verfall der Republik predigen.

Staunenswerth sind die Murazzi, ungeheure Dämme, welche zum Schutz gegen die Meereswellen aus großen Steinblöcken treppenartig in einer Breite von 52 Fuß und in einer Länge von zwei deutsche Meilen erbaut wurden. Sie tragen die stolze Inschrift: „Ausu romano, Aere veneto“ (mit römischer Kühnheit und venetianischem Gelde).

Außer der Markuskirche besitzt Venedig noch eine Menge anderer Tempel, wo man neben den Werken der Bildhauerkunst und Malerei auch die Geschichte der Republik an den Denkmälern ihrer großen Kriegs- und Friedenshelden studiren kann. Leider neigte sich der Tag schon zum Ende, nur flüchtig hatte ich die Prachtkirche SS. Giovanni e Paolo betrachten, nur aus der Ferne die Kirche bei Redentore auf der Insel Giudecca, die Franziskanerkirche, die Confraternita S. Rocco sehen, und den großen Reichthum der Kunstwelt Venedigs ahnen können, den der würdige Winkelmann noch über Roms Kunstschätze stellt. Mit Wehmuth sah ich die Sonne sich neigen und die zugemessenen Stunden fliehen.

Schon läuteten alle Glocken mit feierlichen Klängen das Ave Maria ein, als ich, das Bild der Wunderstadt noch einmal ganz zu genießen und die südliche Sonne, von der ich nun Abschied nahm, noch einmal scheiden zu sehen, meine Gondel weit hinaus in die Lagunen ruhen ließ.

Meine Seele war in wirren Träumen schon nach der fernen Heimath vorausgeschwebt, als der Gondelier das Schiffchen wandte. Welch' ein zauberisches Bild sich da dem Auge darbot!

Die Sonne war hinter den byzantinischen Bergen hinabgestiegen, große veilchenblaue Wolken durchzogen den Himmel über Venedig. Der Thurm des St. Markus, die Kuppeln von Santa Maria und die Pfanjschule von Thurmspitzen und Minarets, welche von allen Punkten der Stadt sich erheben, zeichneten sich als schwarze Stacheln gegen den glänzenden Ton des Horizonts ab. Der Himmel ging durch eine wunderbare Abstufung der Schattirung vom Kirschroth bis zum Blau des Schmelzes über; und das Wasser, ruhig und eben, strahlte den Wiederschein dieses unendlichen Regenbogenschimmers aus seiner klaren Tiefe zurück. Unter Venedig erschien es gleich einem kupferrothen Spiegel. Niemals hatte ich etwas Schöneres gesehen. Diese schwarze Silhouette, zwischen dem glühenden Himmel und dem flammenden Wasser wie in ein Feuermeer geworfen, nahm jene erhabene Abweichung von der Architektur an, welche der Dichter der Offenbarung wohl auf den sandigen Ufern von Patmos schimmern sah, als er sein neues Jerusalem träumte, das er einer schönen Gemahlin nach der Nachtwache verglich. Nach und nach verdunkelten sich die Farben, die Umrisse wurden bestimmter, die Farben geheimnißvoller. Venedig nahm den Anblick einer unendlichen Flotte an, dann den eines hohen Cypressengehölzes, worin die Kanäle sich wie große silberne Sandwege verliefen.

Von dem Entzücken des Anblicks ermattet senkte sich mein Angenlid, eine wonnige Melancholie ergoß sich über meine Seele, die, in Vergessenheit aller Trübsal der Gegenwart, von Bildern einer großartigen Vergangenheit umgaukelt ward und noch einmal den hingeschwundenen bunten Traum träumte von Venedigs alter Herrlichkeit.

Das waren köstliche vierundzwanzig Stunden, der schönste Punkt einer mehrmonatlichen Reise. Venedig hat noch keinen Besucher unbefriedigt entlassen. Kann es auch mit seinem früheren Pomp, den glänzenden Volksfesten, dem Carneval, dem prächtigen Bucentoro (jener goldschimmernden Barke, auf welcher der Doge nach seiner Erwählung hinausfuhr auf die Lagunen, um dem Meere vermählt zu werden, damit es ihm unterthan sei, wie ein Weib), den alten Regatten (großen Schiffswettrennen) nicht mehr aufwarten, und sah ich auch von seinen verborgenen Reizen, jenen hervorragenden und reichhaltigen Kunstschätzen, nicht den hundertsten Theil: allein und einzig der Anblick jenes zuletzt geschilderten Einbruchs der Nacht war nicht nur ein unvergeßlicher Genuß für mich, sondern noch in der Erinnerung wirkt diese himmlische Natur erwärmend und gewissermaßen poetisch belebend in mir nach, wie kaum ein zweites Erlebniß meiner Reisen.

Zwei Stunden mit einer Boa Constrictor.

Wir mußten eine Woche nach der andern bei unserm gastfreundlichen Spanier aushalten, da die Hitze Manilla's jeden Entschluß und jede Bewegung niederfengte. Ein paar kühle Hauche vom Flusse Pasig des Morgens und des Abends war Alles, womit man sich erquicken konnte. An's Baden war nicht zu denken, da monströse Aligatoren alle Tage Weiber oder Kinder vom Ufer wegschlugen, unter ihre Vorderklauen packten und damit in der Tiefe verschwanden. So blieben wir dabei, Morgens zu frühstücken, dann auf's Mittagessen zu warten und Cigarren dazu zu tauchen, Nachmittags mit Ranchen und Schlafen abzuwechseln und dazwischen sich mit dem Warten auf's Abendbrot zu beschäftigen. Aber eines Morgens nach dem Frühstück stürzte ein Diener hastig herein und rief athemlos: „El serpiente, Senor, el serpiente!“ Eine furchtbare Schlange, ein paar Stunden von hier. Sie hat sich um einen Mangobaum gewickelt und schlägt mit dem Kopfe auf dem Boden umher, daß Steine und Staub drum herum fliegen. Sie will fressen! Die Einwohner des ganzen benachbarten Dorfes haben sich geflüchtet, und eine Deputation draußen bittet um den Schutz des tapfern Don Arturo, dessen Kugel nie fehlt.

„Diabolo!“ murmelte Don Arturo, „es muß eine Boa Constrictor sein!“

Wir jubelten in Erwartung einer Zerstreuung, eines Abenteuers auf, und ich besonders hatte mich lange nach dem entsetzlichen Genusse gesehnt, die ungeheuere Königin der Reptilien persönlich in ihrer natürlichen Majestät des Häßlichen kennen zu lernen. Don Arturo murmelte, sich eine frische Cigarre anzündend, von Unsinn und Unkenntniß, und erzählte, daß dies kein Spaß sei. Beinahe mit Verlust seines eigenen Lebens habe er einmal einen Reiter mit sammt dem Pferde unter den Umarmungen des Ungeheuers krachend zu einem Klumpen zusammenbrechen hören und sehen. Don Arturo, obgleich stolz als Schütze und jede Ueberlegenheit über seinen Muth in vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Rittergeschichte bestreitend, weigerte sich doch, gegen die Boa Constrictor den Eid oder Don Quixote zu spielen, bis unser und seiner Frau Zureden seinen sehr lockern Muth in der Brust spannte, so daß er sich entschloß, mit uns zu reiten. Don Arturo befliß also sein Roß mit einem melancholischen Blick auf seine Donna Teresa und beinahe weinerlich ausrufend: „Nun meinetwegen; denn Ihr seid alle entschlossen, meine Tage schnell und grausam zu beenden.“ Donna Teresa lachte ihn mit ihren glänzenden, braunen Augen und schneeweißen Zähnen in's Gesicht, gab dem Pferde einen derben Patsch und lief kichernd in's Haus.

Wir erreichten auf unsern frischen Pferden trotz der drückenden Hitze bald die Ebene, wo die Boa Constrictor Legis genommen haben sollte, und eine Menge Volkes aus dem ausgewanderten Dorfe, die unter einander stritten und berichten, bis sie beim Anblick Don Arturo's in ein enthusiastisches Lebehoch ausbrachen. Dann erzählten sie schreiend durcheinander furchtbare Geschichten von der Boa Constrictor und andere, die früher Thiere und Menschen schodweise aufgefressen haben sollten. Ich hatte dergleichen wild gefärbte Geschichten der Eingebornen für Uebertreibungen gehalten, und freute mich, nun mit eigenen Augen zu prüfen, was von ihrer Kraft und Grausamkeit, von dem glänzenden Farbenspiel und der schauerlichen Grazie ihrer Windungen wahr sei. So trieb ich vorwärts nach einer mit Mangobäumen bedeckten Tiefe in der Ebene, wo nach Aussage der Menge die Schlange ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Wir ritten vorsichtig, Don Arturo jeden Baum vermeidend, da sie die Gewohnheit haben sollte, sich in deren Kronen zu verstecken und mit Blitzesschnelle auf das erste nahende lebende Wesen herabzustürzen und ihm ohne Kündigung das Leben auszupressen. Doch ich lachte und ritt absichtlich unter benachbarte Bäume und versprach den Eingebornen den Leichnam der Schlange, aus welchem sie noch heute das Oel ausbraten könnten, nach ihrer Apotheterweisheit ein untrügliches Mittel gegen Rheumatismus. Einige Eingeborne, die zu Fuße hinter und her gaff'ten,

schrien plötzlich: „Da! da! Haltet ein, Señores! Nicht zu nahe, denn das ist sichrer Tod!“

Anfangs sahen wir die Mangobäume ganz ruhig in der brennenden Sonne träumen und weder etwas Lebendiges darin, noch ringsum. Wiederde Kühe hatten sich in weite Ferne zurückgezogen. Ichritt mit einem Freunde bis funfzig Schritte heran, als plötzlich mein Pferd bäumte, die Mähne starrend emporrichtete, furchtbar brausende Töne ausstieß und mit einem ungeheuren Satze zur Seite sprang, so daß ich mich kaum im Sattel halten konnte. Das Pferd hatte den Feind zuerst gesehen und seine Absichten vollständig durchschaut. Auch ich sah ihn glänzen und schimmern. Das Pferd war nicht mehr zu halten. So ritt ich zurück, stieg ab und bat Don Arturo, zu Fuße und mit bereit gehaltenen Büchsen heranzugehen.

„Mögen die Heiligen mir nie vergeben, wenn ich das thue. Diabolo!“ rief Don Arturo.

So blieb uns germanischer Race, mir und meinem Freunde, nichts Anderes übrig, als unsere moralische Ueberlegenheit über Pferde, Spanier und Eingeborne allein geltend zu machen. Wir nahten uns mit bereit gehaltenen Doppelbüchsen bis auf funfzig Schritte, zuerst, ohne Bewegung zwischen den grünen, goldbestreuten Baumkronen zu merken. Plötzlich saus'te es in ihnen, als wenn ein Sturm darin wüthete. Wir Beide zitterten, als wir die Schuppen des Ungeheuers in der Sonne glänzen sahen. Es schoß mit dem Kopfe weit hervor aus den Blättern auf uns ununterbrochen starrend mit diamantglänzenden Augen, mit der Zunge aus dem Rachen hervorspielend, mit dem ganzen freien Theile des Körpers windend, auf und ab, hin- und herschießend, jedoch ohne uns nur einen Augenblick mit den entsetzlich starrenden, funkelnden Augen zu verlassen. Wir standen wie durch Zauber an den Boden gefesselt, Keiner fähig, ein lautes Wort aus dem zusammengebuntenen Munde loszulösen. Der Anblick war so entsetzlich schön! Die Farben des ungeheuren Leibes spielten in unzähligen Tinten in der Sonne, jetzt über und über Gold, dann erbsengrün, dann in tiefem Purpur u. s. w. Endlich flüsterte ich: „Versuchen wir einen Schuß! Sie kömmt nicht heraus. Es ist gegen ihre Natur, dem Feinde, der sie sieht, entgegen zu springen. Wir sind sicher. Ich möchte die Windungen des verwundeten, in Wuth gebrachten Schensals sehen.“

Mein Freund schoß nach dem aufgeschwungenen Kopfe. Die Bäume saus'ten und schüttelten sich und die Mangofrüchte prasselten herab wie Hagel. Der endlose Schweif der Bestie hatte sich tes gewunden und schlug und schlug um sich her und schuppte und klatschte wie eine ungeheure Peitsche. Mit dem Kopfe schoß sie ununterbrochen umher, aber immer mit unverwandtem, blendenden Blick auf uns. Wir flohen, aber ohne sie jemals mit den Augen zu verlassen, rückwärts gebend, bis wir Den Arturo und die Volksmenge erreicht hatten. Wir wurden von großen, starrenden Augen und offenen, breiten Mäulern umringt. Alle schrien zugleich: „Ist sie todt? Ist sie todt?“

„Nein, aber ich habe einen Plan,“ rief ich. „Treiben wir die Kühe dort unter die Bäume und opfern eine. Hat sie ein solches Mahl zu sich genommen, sind wir ihre Herren ohne Lebensgefahr. Mit Schüssen ist's und bleibt's gefährlich.“

Dieser Plan gefiel Don Arturo, obgleich die Eingebornen, Jeder für seine Kuh stirchtend, sehr stark dagegen eiferten. Wir versprachen Entschädigung, und so trieben sie auf Befehl Don Arturo's gleich selbst ihre Heerden heran. Sie schnüffelten furchtbar in die Luft hinein, als sie den Bäumen nahe kamen. Die Gefahr, eine Warnung für sie muß schon in der Luft gelegen haben, denn inzwischen hatte sich die Schlange durchaus unsichtbar gemacht und innerhalb der Zweige oben still verkrochen. Sie hatte jetzt die Offensive ergriffen; gegen uns, die wir sie merkten, verflechte sie sich nicht, sondern hatte sich zurückgezogen, um ihre Beute zu erhalten. Unter den Thieren ist wohl mehr Taktik und Strategie, als unter den Weisen von Sebastopol u. s. w.

Die Kühe gingen schnüffelnd unter die Bäume, da sie nichts sahen und diese Schatten gegen die brennende Hitze gaben. Plötzlich krachte es in den Zweigen. Es zuckten grüne und goldene Blitze, welche ein Kalb niederschmetterten und in den Windungen dieser Blitze zerbrochen, so daß man die Knochenzermalmung deutlich darin vernahm. Jetzt zeigte sich ein herzerschütternder Anblick. Alle Kühe waren im Nu auseinander gestoben, bis auf eine, die Mutter des Kalbes, welche mit Wuth und Entsetzen ununterbrochen gegen die um ihr Kalb gewundene Schlange stieß, und dabei mit ihren kurzen Hörnern die Erde aufreiß. Plötzlich sehen wir das zerbrochene, zu einem Klumpen zerdrückte Kalb befreit. Die Mutter leckte es und stieß dabei furchtbare Jammertöne aus. Indem sie versuchte, durch diese ihr allein möglichen Zeichen von Zärtlichkeit ihr Kind wieder in's Leben zurückzurufen, blitzte und zuckte es wieder durch die Luft. Die Kuh wand sich, allseitig golden grün umschlungen, am Boden, und nach einigen Wälzungen und dumpfen, krachenden Tönen lag sie still, nur noch laut durch den Bruch ihrer Knochen, die unter den Pressungen der Schlange zerdrückt wurden, während Blut aus Augen und Maul hervorschoß. Mit dem Schwanze um einen Baum gewunden, zog sie den zermalmten Kadaver der Kuh unter den Schatten desselben, dann wand sie sich los und ruhte aus, mit dem Kopfe auf einem dicken Aste oben, herunterstierend, welche Beute sie zuerst verschlingen wolle. Mit dem Schweife unten spielte sie fortwährend, jetzt die Luft peitschend, dann blitzschnell den Baum umschlingend mit 10 bis 20 Windungen, dann eben so blitzschnell sich ganz oben zusammenziehend, dann wieder auspeitschend und so fort — ein merkwürdig vollendetes Meisterstück von Elasticität, von der hitzigen, giftigen, grausamen Laune der Tropennatur. Endlich wand sie sich herab, zog das Kalb an einen Baumstamm, richtete es daran auf und preßte es in dichten Windungen gegen denselben, daß kein Knochen mehr nugebrochen und unzermalmt blieb. Hierauf begann die Zubereitung des Mahles. Eine halbe Stunde leckte sie die zermalmte Masse über und über mit ihrer gegabelten Zunge und drehte sie über und über nach allen Seiten.

Wir beobachteten Alles ganz genau, ohne daß sie uns die geringste Aufmerksamkeit schenkte, so sehr war sie ganz in dem Geschäft aufgegangen. Endlich betrachtete sie den rings eingespeichelten festen Bissen mit blitzenden Augen, dann öffnete sie den ungeheuern Rachen in größter Ausdehnung, schnappte am Kopfe des Kalbes zu und ließ es, offenbar ohne viel Anstrengung, in ihren Leib hinunter gleiten.

„Nun haben wir gewonnen,“ rief Don Arturo, der nun plötzlich ein Ritter ohne Furcht und Tadel ward, und trat ganz nahe heran. Die Schlange streckte sich in der Sonne, offenbar, um sich lange und gemüthlich dem Verdauungsschlafe hinzugeben. Ein Eingeborner sprang aus der übrigen Menge mit einem großen Knüppel hervor, den er mit voller Wuth auf den Kopf der Schlange fallen ließ. „Du mein bestes Kalb gefressen, wie?“ rief er dabei mit einem furchtbaren Ausdrucke von Wuth, und sprang zurück. Die Schlange warf einen so teuflischen Blick auf den Fliehenden, daß ich unwillkürlich entsetzt zurückbebte; aber ihre Wuth war ohnmächtig; die Schläfrigkeit der Verdauung nach langem Hunger, nach einem doppelten Kampfe war nicht zu überwinden. Don Arturo zielte und schoß ihr ein Auge aus. Einige convulstoische Sprünge, einige Hiebe mit dem Schweife auf die Erde, daß Staub und Steine sprützten, dann streckte sie sich und starb mit offenem Rachen und dem einen Auge offen.

Wir maßen sie: 35 Fuß 6½ Zoll lang, 2 Fuß 4 Zoll dick im Leibe, wohin das verschlungene Kalb nicht gedrungen war. Die Eingebornen jauchzten und jubelten und zogen das Ungeheuer am höchsten Baume in die Höhe. Ein brauner Kerl kletterte mit einem scharfen Messer den Baum hinauf und gleitete an der Schlange wieder herunter, indem er mit dem Messer einen Schnitt von oben bis unten zog. Den Arturo bekam als Haupttheil die Haut, die Masse des Volkes theilte sich in das Fleisch, um Oel gegen Rheumatismus auszubraten.

„Aus der Fremde“ Nr. 6 enthält:

Die Muriben. — Die New-Yorker „beste Gesellschaft.“ (Von einem Amerikaner.) — Südamerikanische Reisebilder. — Aus allen Reichen: Der Staat Iowa. — Der Kampf in und über Kansas. — Der regierende Ziegenbock.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 7. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Blind und doch sehend.

Von Elfried von Taura.

(Fortsetzung.)

Um die zwölfte Stunde verließen auch die beiden Freunde das Kaffeehaus. Rudolf begleitete Adolf bis an dessen Wohnung und nahm hier Abschied von ihm. Der Gedanke aber an das Ziel, dem der Freund entgegenreiste, machte auch in seinem Herzen sehnsüchtige Wünsche, in seinem Geiste liebliche Träume wach. Er konnte noch nicht schlafen gehen, es trieb ihn dahin, wo die holde Blinde schlummerte. Lange stand er träumend vor dem Gesandtenhause, dann machte er noch einen Spaziergang und kam erst kurz vor ein Uhr zu Hause an. Da er seinen Hausschlüssel nicht bei sich hatte, mußte er den parterre wohnenden Hauswirth wecken, der sich nicht wenig über seines sonst „mit den Hühnern das Nest suchenden" Miethers späte Heimkunft verwunderte. —

Der Tag war längst angebrochen, und Rudolf lag noch in gaukelnden Morgenträumen, in denen die Blinde nicht die letzte Rolle spielte, als ihn ein starkes Geräusch vor seiner Thür weckte. Eh' er sich noch recht ermuntert hatte, füllte sich das Zimmer mit Beamten und Dienern der Sicherheitsbehörde.

„Sind Sie der Doktor Grimm?" fragte der Führer derselben, und auf Rudolf's verwundertes „Ja," erklärte der Beamte: „So sind Sie mein Gefangener."

„Um Gott — wie komm' ich dazu?" fragte Rudolf erbleichend.

„Das werden Sie wohl wissen," antwortete Jener.

„Ich weiß in der That von keiner Schuld, die ein solches Verfahren gegen mich rechtfertigte —"

„Das wird sich finden — jetzt kleiden Sie sich an und folgen uns."

„Aber was ist denn geschehen? Was soll ich denn gethan haben? Das muß man mir doch wenigstens zu wissen thun!"

„Nun, so will ich's Ihnen sagen. Ihre Tante, die Wittwe Kreller in der Schmiedegasse, ist ermordet gefunden worden!"

„Gerechter Gott!" rief Rudolf schaudernd. Er war lange nicht fähig, etwas zu thun. Endlich kleidete er sich unter dem Beistande der Polizei an, und ließ sich halb willenlos in das Gefängniß führen, das er heute in einer ganz andern Angelegenheit zu besuchen gedacht hatte. —

III.

Die Untersuchung.

Das Kind der Fritschin war in der Nacht kränker geworden und hatte es der Mutter unmöglich gemacht, zwischen zehn und ein Uhr zu ihrer Pathe zu gehen. Als sie um diese Zeit an das Haus der einsamen Frau gekommen, hatte sie lange vergeblich an die Jalousien geklopft. Endlich war sie an die Hausthür gegangen und hatte diese zu ihrem Befremden unverschlossen, den Schlüssel steckend gefunden. Da hatte sie augenblicklich Verdacht geschöpft, Rudolf könne in der Nacht zu seiner Tante zurückgekehrt sein, und wer weiß, was da geschehen war! Unschlüssig, was thun, war sie an der Thür gestanden, als der Nachtwächter sich in der Nähe gezeigt hatte. Diesen, den sie gut kannte, hatte sie herbeigerufen, ihm ihren Argwohn mitgetheilt und ihn aufgefordert, sie in das Haus zu begleiten. Er war sogleich bereit gewesen, sie waren hineingegangen und hatten das Zimmer ebenfalls unverschlossen gefunden. Darin eingetreten, hatten sie mit ihren Laternen umher geleuchtet, ohne etwas Verdächtiges zu sehen. Dann hatte die junge Frau die im nahen Alkoven schlafende Wittwe gerufen. Umsonst. Da waren die Beiden hineingetreten und hatten die Alte in ihrem Bette erdrosselt gefunden. Nachdem die Fritschin sich von ihrem ersten Schrecken erholt, hatte sie unter das Kopfkissen der Gemordeten gegriffen und die Hand mit dem Ausrufe hervorgezogen: „Das kann nur er gewußt haben!"

Der Wächter hatte ihr Erklärung über diese Worte abverlangt, und als sie diese gegeben, sie aufgefordert, ihm zum Polizeicommissar des Bezirks zu folgen. Das war geschehen. Der Polizeicommissar hatte die Beiden nach dem Schauplatze des gräßlichen Verbrechens begleitet, den Befund festgestellt und die Frau in's Verhör genommen. Dabei hatte sie nach und nach Alles erzählt, was am Tage zwischen der Ermordeten und ihrem Neffen vorgegangen. Dies war dem Polizeibeamten genug gewesen, um Rudolf der That verdächtig zu halten. Er hatte den Wächter und die Fritschin entlassen, Zimmer und Haus verschließen und sich dann nach Rudolf's Wohnung begeben, wo er den Hauswirth geweckt und von diesem erfahren hatte, wenn sein Miethsmann heimgekommen. Darauf war der Beamte auf das Polizeiamt geeilt und hatte hier den Vorfall mit dem Ergebniß seiner Nachforschungen zur Anzeige gebracht. Der funktionirende Polizeirath hatte an die Schuld des ihm nicht ganz fremden jungen Arztes nicht glauben wollen, daher war die Verhaftung desselben so lange unterblieben, bis der Sergeant Huter nach Ausschlafung seines Rausches erschienen war, und durch Erzählung des Gesprächs, das er im Garten der Mütter Brunnseifen belauscht, den Verdacht des Commissars bestätigt hatte. Da war endlich der Verhaftsbefehl gegeben worden, der, wie wir gesehen, pünktlich vollzogen ward.

Wir übergehen die nächsten Proceduren, welchen der so schwerer Schuld Geziehene vom Gerichte unterworfen ward. Bei seiner schüchternen Gemüthsart und seinem Mangel an Weltkenntniß darf es nicht Wunder nehmen, wenn er sich von dem über ihn hereingebrochenen Mißgeschicke mehr als er ihn Bewußtsein seiner Unschuld nöthig hatte, aus der Fassung bringen ließ. Sein ängstliches Benehmen vor dem Richter, namentlich an der Leiche der Gemordeten, deren Anblick ihn auf's tiefste erschütterte und auch mit Reue erfüllte über seinen gestrigen Versuch, Geld von ihr zu erpressen, und die in seinem verwerrenen Gemüthszustande auch verworren auffallenden Antworten vergrößerten das Gewicht der gegen ihn vorliegenden Inzichten nicht wenig. Und als er den von der Wartefrau angeblich gefundenen Schlüssel als sein Eigenthum erkannte, und zwar mit sichtbarem Erschrecken über dies neue Beweismittel gegen ihn — da hatte der untersuchende Richter nur zu bald sich ein verdammendes Urtheil über den Angeschuldigten gebildet. Die in seinem Schreibtisch aufgefundenen zwanzig Louisd'or, die ihm Adolf geliehen, wurden als corpus delicti betrachtet, wenn man schon seine Angabe, wie er dazu gekommen, zu Protokoll nahm — aber den Maler schien durch das Gespräch im Garten des Kaffeehauses an der Schifferallee selbst gravirt; er wurde aus den Armen seiner Braut gerissen, um gefangen in seine Vaterstadt zurückgeführt und wie sein Freund eingekerkert zu werden.

Leider war der Engländer, dem Adolf das Bild verkauft hatte, inzwischen nach England abgereist, und so konnte der Letztere den rechtlichen Erwerb jenes Gemäldes nicht sofort nachweisen, und bis der Engländer in seiner Heimath ausfindig gemacht und dessen Zeugniß herbeigeschafft war, konnte eine lange Frist vergehen.

Indeß ergab sich der joviale Maler mit mehr Fassung in sein trauriges Loos, als sein armer Freund, er behielt vor dem Richter all seinen Humor und somit auch seine Besonnenheit, so daß er sich von vorn herein eine günstigere Meinung sicherte, als es bei jenem der Fall war. Sehr zu statten kam ihm das Zusammentreffen der Zeit, welche sein Hauswirth als die seiner Nachhauskunft in jener Nacht angab, mit der, welche die Mutter Brummeisen als die Zeit seines Aufbruchs aus ihrem Hause nannte — ein Vortheil, dessen sich Rudolf durch seine träumerische Nachtpromenade beraubt hatte.

Was diesem besonders zum Nachtheil gereichte, war, daß die beiden Hauptzeugen wider ihn, die Fristchin und der Polizeisergeant Huker, die von ihnen belauschten Gespräche nur bruchstückweis gehört hatten, und natürlich gerade die Stellen, welche im stärksten Affekt gesprochen worden, folglich die gefährlichsten, die allerdings, aus dem Zusammenhange gerissen, eine furchtbare Deutung zuließen. Der Sergeant glaubte mit gutem Gewissen auf seinen Diensteid versichern zu können, daß Rudolf seiner Tante den Tod gedroht habe, wenn sie das von ihm begehrte Geld nicht gutwillig gäbe, und die alte Frau selbst hatte ja, als er vor ihrem Fenster gehorcht, der Fristchin geklagt, ihr Neffe trachte ihr nach dem Leben.

Es hieße jenem Gerichtshof Unrecht thun, wollten wir sagen, er habe es, nachdem er sich einmal sein Urtheil über Rudolf gebildet — über Adolf schwankten die Meinungen — sich bequem gemacht. O nein! mit deutscher Gründlichkeit wurde die Untersuchung fortgeführt und unverdrossen ein Faseikel nach dem andern vollgeschrieben — um ja die Schuld des Angeklagten so klar als nur möglich darzuthun. Wer mit den Geheimnissen der Inquisitionspraxis unbekannt ist, der glaubt nicht, mit welchem erfinderischen Scharfsinn manche Inquirenten Umstände, die in der Wirklichkeit nicht den entferntesten Zusammenhang mit dem Gegenstande ihrer Untersuchung haben, doch damit in die augenfälligste Verbindung zu bringen wissen, so daß der nach den Akten erkennende Richter gar nicht daran zweifeln kann, daß er es mit einem genetisch verbundenen Ganzen zu thun habe. Und einen solchen Inquirenten hatte Rudolf.

Aber während das Gericht auf den Untergang des armen Doktors los incriminirte, erweckte die Macht, die über den Kindern des Unglücks wacht, ihm einen Engel, der wenigstens sein Leiden verklärte.

Es war am Abend des zweiten Tages seiner Einkerkerung, als Rudolf in einem an Verzweiflung gränzenden Zustand auf seinem Strohe lag. Auf einmal schlug der Ton einer Harfe an sein Ohr, und nicht lange währte es, so begann eine herrliche Sopranstimme das Spiel mit der Arie zu begleiten: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt." — Dieser Gesang drang durch die offene Speiseklappe seiner Thür zu glockenkönig an Ohr und Herz des Dulders, daß alle seine Lebensgeister aufwachten und sich zu einer Andacht ermannten, wie sie den Gesang selbst befeelte. Er hatte manche gute Agathe gehört, aber so seelenvoll schien ihm noch keine das Lied gesungen zu haben, wie die unsichtbare Sängerin — Clelia, wie er sogleich ahnte. Als sie zum letzten Mal die Worte wiederholte: „das Auge ewig rein und klar, nimmt aller Wesen liebend wahr" — da war es ihm, als erwache er aus einem schweren Traume zu neuem sonnigen Leben; er vergaß auf Augenblicke, wo er war, und selbst als nach dem Verstummen des Gesanges er sich wieder daran erinnerte, begann er sich mit seinem Geschick auszusöhnen. Er faltete die Hände und betete: „Und ob die Wolke sie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt." —

Bald darauf erschien der Kerkermeister, Clelia's Vater. Rudolf bot ihm freundlichen Gruß. Der Greis reichte ihm die Hand und blickte ihm ernst und forschend in's Gesicht.

„Sie sind ja ganz verändert!" — sagte er nach einer Weile.

„Ja!" — erwiederte Rudolf — „ich hatte Gott und mit ihm mich selbst verloren — aber so eben hab' ich ihn wieder gefunden."

„Wohl Ihnen — ohne ihn ist nirgends gut sein, am wenigsten im Gefängniß — halten Sie ihn fest!"

„O, ich will ihn nicht wieder verlieren — wenigstens nicht, wenn er öfter so zu mir redet, wie er vorhin gethan —"

„Gott redet immer mit uns auf mancherlei Weise, wenn wir ihn nur hören wollen —"

„Aber in seiner Liebe offenbart er sich uns in dunkeln Stunden auf ganz besonders liebliche Weise — und so geschah es mir — Dank dem Munde, durch den es geschah. Ach, möchte dieser Mund meinem schwachen Glauben noch oft zu Hülfe kommen!"

„Sie haben den Gesang vorhin gehört?"

„Ihm verdank' ich meine Erhebung."

Der Greis sah dem Gefangenen wieder scharf in's Gesicht. Zuletzt schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Sind Sie musikalisch?"

„Ich spiele Klavier —"

„Ich habe einen guten Flügel — wollen Sie mir einmal etwas spielen?"

„Herzlich gern."

„So kommen Sie."

Dem Gefangenen schlug das Herz — er hoffte Clelia zu sehen. Allein er täuschte sich. Der Greis führte ihn in ein kleines schmuckes Zimmer, das unter andern das erwähnte Instrument enthielt. Er schloß es auf, bat Rudolf daran Platz zu nehmen und reichte ihm verschiedene Noten dar. Rudolf nahm das erste beste Heft und spielte vom Blatte. Der Zuhörer lauschte mit sichtbarem Vergnügen. — „Gut, gut, ich sehe, Sie können spielen" — sagte er — „viel besser als ich — das ist mir lieb. Ich habe gestern eine Partie neuer Sachen von Mendelsohn-Bartholdy, Robert Schumann und Franz Schubert erhalten, aber die meisten sind mir zu schwer, und eine liebe Person, die des Augenlichtes beraubt ist, möchte sie gern hören. Heute ist es dazu zu spät, aber morgen, wenn Sie wollen, hol' ich Sie wieder."

Als Rudolf in seine Zelle zurückgekehrt war, wußte er nicht, ob er nicht vielmehr dem Schicksal danken sollte, das ihn an diesen Ort geführt, als darüber jammern. Er hatte danach eine Nacht voll erquickenden Schlafes.

Am folgenden Tage konnte er die Stunde kaum erwarten, wo er würde zum Klavierspiel abgeholt werden. Heute hoffte er Clelia bestimmt zu sehen. Aber er sollte sich wiedrr getäuscht haben. Die Blinde war im angrenzenden Gemach, dessen Inneres ihm ein Vorhang verbarg. Er ahnte, daß sie da sei, und spielte die ihm vorgelegten Stücke mit innigster Bewegung. In den Pausen unterhielt er sich zwanglos mit dem Greis, der immer zutraulicher ward. Rudolf hütete sich wohl nach seiner unsichtbaren Zuhörerin zu fragen — er lebte der Hoffnung, sie einst seinem Blicke nicht länger entzogen zu sehen.

Aber wie froh erstaunte er nach der Rückkehr in seine Zelle, als abermals Harfenton an sein Ohr klang, und er eins der neuen Lieder von Schubert vortragen hörte! Jetzt verstand er den Vater der blinden Harfnerin: er hatte ihn zu ihrem Lehrer gemacht. Wie erhob dieser Gedanke seine Seele! Wie beglückt führte er ihn jeden Tag hinüber in das traulich Zimmer an den Flügel, mit

Digitized by Google

dessen Hülfe er seine unsichtbare Schülerin neue Lieder lehrte! Dabei wurde Vater Widerhold — wie sich der Gefängnißverwalter am liebsten nennen hörte — täglich zutraulicher, er verlängerte die Lehrstunde mehr und mehr und flocht immer längere Unterredungen hinein.

Da erzählten dann beide Männer von ihren Erlebnissen, Rudolf von seinen Schul- und Universitätsjahren, der Greis von seinem Kriegerleben. Rudolf hatte öfters Gelegenheit wahrzunehmen, wie nicht nur er so wohlwollend behandelt wurde, sondern der alte Kriegsmann allen Gefangenen in Wahrheit ein sorgsamer Vater war. Rudolf konnte einmal nicht umhin, seinen Beifall und seine Verwunderung darüber zu äußern. Da sagte der Alte:

„Lieber Doktor, wenn man seine siebzig Jahre im Leben nicht gedankenlos verlaufen oder verträumt, wenn man die Welt mit klarem Blick betrachtet hat, so muß man wohl endlich wissen, daß nicht in den Gefängnissen die verworfensten Glieder des Menschengeschlechtes zu suchen sind; und wenn man ein Menschenalter lang mit Verstand Gefangenenwärter gewesen, so muß man die Erfahrung gemacht haben, daß keine Tugend, keine Borsicht und keine Stellung im Leben einen Unschuldigen davor sichert, einmal der Bewohner eines Gefängnisses zu werden und daß selbst von den Schuldigen weit mehrere durch Irrthum und Unwissenheit, Ueberreizung und Krankheit der Seele Verbrecher werden als durch Herzensbosheit. Unsereiner, wenn er will und Verstand dazu hat, lernt weit besser in den Seelen der Unglücklichen lesen, die hier herein kommen, als die Herren zwischen den Aemtern, die oft den Wald vor Bäumen nicht sehen. Ich will mich aber nicht rühmen — wer weiß, welch' ein blinder Tyrann meiner Gefangenen ich wäre, hätte Gott mir nicht einen Engel an die Seite geführt, der mir die Augen öffnete. Ich fand an einer verwaisten Predigerstochter nicht nur ein Weib nach meinem Herzen, sondern auch eine Retterin meines bessern Menschen. O, Sie sollten sie gekannt haben, die Mutter meiner armen Kinder — sie war die verlorperte Gnade, von der das Evangelium redet."

Er hielt inne, Thränen erstickten seine Stimme.

„Nachdem sie ihre heilige Sendung an mir vollendet," fuhr er nach einer Pause fort, „nachdem sie aus einem gut dressirten Kriegsknecht einen Menschen gemacht, nahm Gott sie wieder von mir und ihren Kindern, ehe sie deren Unglück erleben konnte; denn bald nach ihrem Hinscheiden wurde mein Sohn, der in Berlin studirte, in eine politische Untersuchung verflochten, deren unheilvollem Ausgang er sich durch die Flucht entzog, und meine Elelia, damals ein Kind von sieben Jahren, erkrankte am Scharlachfieber, in dessen Folge sie erblindete. Ja, lieber Doktor, die Hand des Herrn hat auch schwer auf mir gelegen; aber Preis sei ihm, er hat Alles zum besten gelenkt. Mein Sohn, dessen Verirrung ich nicht zu billigen brauche, wenn ich den Adel der Gesinnung ihre, die ihr zu Grunde liegt und auf die unsere Gesetze keine Rücksicht nehmen, mein geächteter Sohn ist längst ein glücklicher Bürger des friedlichen Norwegens, der auf eigenem Schiffe dann und wann den hiesigen Hafen besucht, wo ich ihn im Geheimen sehen und in meine Arme schließen kann. Und Elelia — was soll ich von ihr sagen? Sie wurde die Vollendein des Werkes, das ihre Mutter in mir angefangen, sie wurde das Licht meiner Seele, das Auge meines Geistes, das von Gott selbst regierte Steuer meines Herzens. Ich sage Ihnen: das zarte, ungelehrte, blinde Wesen sieht heller und schärfer in Dingen des menschlichen Herzens, als ich und alle Richter hier mit ihrem rechtsgelahrten Brust. Sie hat schon manchen Unschuldigen herausgefunden, wo die Welt und das Gericht verdammten und hinterher durch einen sogenannten Zufall die Unschuld an den Tag kam, nachdem der arme Verurtheilte schon Monate, auch wohl Jahre die Schmach des Verbrechers getragen. Herr — wenn man nach solchen Erfahrungen seine Gefangenen noch tyrannisiren, oder auch nur kalt behandeln kann, so ist man des Menschennamens nicht würdig."

Unter dieser Behandlung würde Rudolf seinen Proceß ganz vergessen haben, wäre er nicht durch einzelne Berhöre daran erinnert worden. In diesen benahm er sich weit sicherer und klüger als im Anfange, und es wäre ihm vielleicht gelungen, die vorgefaßte Meinung des Gerichtes umzustimmen, wäre nicht die unbesiegbare und allzu große Scham über seinen zweiten Besuch bei seiner unglücklichen Tante gewesen. Sobald der Richter diesen Punkt berührte, verlor Rudolf seine Ruhe, er wurde in hohem Grade verlegen, und als ihm im Beisein der Frischin die Worte vorgehalten wurden, die er, damals in der höchsten Aufregung gesprochen, da verwirrte ihn die Scham dergestalt, daß der Inquirent und die ganze Gerichtsbank auf's Neue in ihrem Vorurtheil bestärkt wurden.

IV.

Operationsversuche.

Vierzehn Tage waren seit Rudolf's Verhaftung verflossen, als eines Abends der würdige Gefängnißverwalter bei seiner Tochter saß und ihr einen Brief von ihrem Bruder vorlas, worin derselbe neben manchem andern Erfreulichen auch meldete, er habe die Bekanntschaft eines berühmten Augenarztes aus Kopenhagen gemacht, von dem er glaube, daß er Elelia's Augen wieder herstellen werde. In einem Monat werde er mit ihm kommen.

„Ach, wollte Gott, Eduard's Hoffnung würde wahr!" rief der Greis, als er mit Lesen fertig war.

Elelia schüttelte ihr braunes Lockenköpfchen, sagte aber dann: „Wir wollen's Gott anheimstellen. Wenn es möglich und sein Wille ist, daß ich wieder sehen lerne, so wird er auch den Helfer schicken."

„Ja," sagte der Greis gerührt, „Du hast Recht, liebes Kind — wir wollen ihm vertrauen wie bisher. Laß uns ihm danken, daß er's mit Deinem verbannten Bruder so wohl gemacht hat. Wenn doch alle unschuldigen Opfer einer blinden Justiz errettet würden wie er!"

Elelia seufzte und sagte dann: „Wir wollen für sie beten, wo wir sonst nichts für sie thun können."

Nach einer Weile begann der Alte wieder: „Was sagst Du zu unserm Doktor? Hältst Du ihn für schuldig an dem gräßlichen Verbrechen?"

Elelia erwiederte mit einem Eifer, der ihrem ruhigen Wesen sonst nicht eigen war: „Wenn er schuldig ist, dann sind die Engel des Lichtes Kinder der Verdammniß! Ich sage Dir: ein reinerer, edlerer Mensch kam noch nicht über die Schwelle dieses Hauses!"

„Ich glaube Dir," sagte ihr Vater; „Dein Urtheil war noch immer sicher. Ach, daß doch die Richter sähen wie Du!"

„Hoffentlich werden sie die Unschuld dieses Mannes erkennen —"

„Ich fürchte, sie werden ihn verurtheilen —"

„Verurtheilen?" rief das Mädchen erschrocken — „wozu?"

„Zu lebenslänglichem Zuchthaus, wenn er nicht gesteht — wenn ihm aber die Seelenfolter eines langwierigen Kerkers zuletzt ein Geständniß aus Lebensüberdruß erpreßt, zum Schwert. Und ein solches Geständniß gehört nicht zu den Unmöglichkeiten, da für seinere Organisationen ein schneller Tod minder grausam ist, als die langsame Hinrichtung durch vieljährigen Kerker —"

„O, himmlischer Richter! — Vater — laß uns den Armen schützen! Tritt Du als Vertheidiger der Unschuld auf — oder laß mich — mich reden!"

„Gutes Kind — unser Zeugniß hat als subjective Meinung, wie sie's nennen, kein Gewicht bei einem hochnothpeinlichen Proceß, da gelten nur sogenannte objective Beweise! Doch hoffen wir auf Gott, der auch dieses Bedrängten Gerechtigkeit hervorbringen kann wie den Mittag."

„Halt! da fällt mir etwas ein — sagtest Du nicht, der lieberliche Sohn des Polizeisergeanten Huber sei am Morgen nach jener Nacht, da die Mordthat verübt worden, nach Amerika abgegangen?"

„Du meinst doch nicht etwa —"

„Gott verzeihe mir, wenn ich einen Unschuldigen im Verdacht habe — aber hat nicht der Sergeant die beiden Freunde belauscht? Hat er nicht zu Protokoll gegeben, er habe den Doktor davon sprechen hören, daß seine Tante ihr baares Geld des Nachts unter ihrem Kopfkissen zu verbergen pflege? Kann nicht der Sergeant dies zu Hause in Gegenwart seines Sohnes wieder erzählt und ihn dadurch zur Berübung des Verbrechens gereizt haben?"

„Kind! Kind!" — rief der Greis betroffen — „Du kannst Recht haben! Doch was wird es helfen, wenn ich auch versuche, Deine Vermuthung im Gerichte in Umlauf zu bringen? Der Bube ist fort, wie vorher schon bestimmt war, also nicht als Flüchtiger, und der Alte steht so gut angeschrieben bei den hiesigen Behörden,

daß gegen ihn nicht aufzukommen ist. Und Du weißt, wie sehr wir Ursache haben, vor dem Huker auf der Hut zu sein."

„Freilich — er fahndet ja fortwährend auf unsern Eduard, und wer weiß, ob er nicht zuvor auch uns belauscht hat, wie hernach die beiden Freunde."

„Ich bin gewiß, daß er es gethan — aber er hat von uns Nichts hören können, was sich auf Eduard's Besuche bezog."

„So ist der gute Doktor eigentlich um unfertwillen so unglücklich geworden" — meinte Clelia — „Vater, laß uns ja thun, was wir können, daß ihn die Seelenfolter des einsamen Kerkers nicht zu einem verzweifelten Geständniß treibt! Ihm brauchst Du mich nicht länger zu verbergen."

„Morgen soll er Dich sehen." Damit schloß der Greis diese Unterhaltung.

Und wie er gesagt, so geschah es. Von nun an durfte Rudolf täglich seine Musikschülerin sehen und sprechen. Und wenn auch ihr Vater dabei stets zugegen war, so hinderte das doch nicht, daß auf den Wellen der Töne ihre Gefühle sich begegneten, ihre Herzen sich fanden und die zarteste Liebe sie verknüpfte.

Jetzt würde Rudolf seine Absicht, Clelia's Augen zu operiren, vielleicht haben ausführen können, wenn er sich ihrem Vater hätte anvertrauen mögen; allein er konnte dies nicht über sich gewinnen, — lieber vertagte er jetzt das wichtige Werk auf die Zeit seiner Befreiung, der er im Gefühle seiner Unschuld zuversichtlich entgegen sah.

Inzwischen rückte die Zeit heran, wo Clelia's Bruder mit dem „berühmten" hochgelahrter Augenarzt kommen wollte, und das liebe Mädchen sah diesem Zeitpunkt täglich unruhiger entgegen. Sie erschrak und fürchtete ihn zugleich. Mit Ergebung hatte sie bisher ihr Loos ertragen, ja, sie hatte schon auf die Wiedererlangung des Augenlichtes verzichtet — aber das liebende Weib wünschte doch dem Geliebten so vollkommen als möglich gegenüber zu stehen. Dennoch zitterte sie auch vor einer Operation, die von nicht ganz kundiger Hand vollzogen leicht jede Hoffnung auf Wiedergewinnung ihrer Sehkraft zerstören konnte. Zuletzt konnte sie nicht umhin, Rudolf das ihr Bevorstehende mitzutheilen. Dieser erschrak, dennoch wagte er es nicht, sich vorzudrängen. Es konnte ja sein, daß der angekündigte Arzt viel geübter noch war als er, und gern vergönnte er einem Geschickteren die Ehre und das Glück, die Geliebte sehend zu machen — wenn es ihm nur gelang. Aber gleichwohl beunruhigte ihn die Mittheilung fürchterlich. Clelia merkte es sofort. „Wenn Sie meinen, es sei nicht gut gethan, so lassen wir die Operation," sagte sie.

„Nein, nein!" rief er; „ich hoffe gewiß, daß Ihre Augen zu retten sind — aber es gehört große Geschicklichkeit dazu — ich werde darüber wachen, daß Sie keinem Charlatan in die Hände fallen. Vater Widerhold, lassen Sie doch ja die Operation in meinem Beisein vollziehen."

Der Greis versprach das, und sowohl Rudolf als Clelia sahen ruhiger dem verhängnißvollen Tage entgegen. Er kam. Der Gefängnißverwalter begab sich mit seiner Tochter nach dem Dampfer seines Sohnes. Als sie in das Boot steigen wollten, das sie hinüberbringen sollte, drängte sich der Polizeisergeant Huker kraft seines Amtes mit hinein. Vater Widerhold mußte es geschehen lassen — aber schnell besonnen sagte er: „Ich bin im Begriff den Augenarzt abzuholen, den mein Sohn meiner Tochter aus Drontheim schickt; was suchen Sie auf dem Schiffe?"

„Eben Ihren Sohn," antwortete der Sergeant. Der Greis wechselte mit dem Bootführer einen bedeutungsvollen Blick — und ehe sie an Bord gehißt waren, hatte der Matrose sich schon hinaufgeschwungen und dem Schiffsherrn, der in Gesellschaft des dänischen Arztes die Ankömmlinge erwartete, die Absicht des Polizeimanns gesagt.

„Ich habe es schon geahnt" — sagte der Gewarnte — „ich werde meine Rolle als Kapitain Gildenstern fortspielen."

So geschah es. Mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kapitain — haben Sie Nachrichten von meinem Sohn?" trat Widerhold am Arm seiner Tochter dem Schiffer entgegen. Dieser erwiederte den Gruß, drückte Vater und Schwester innig die Hand und stellte ihnen den Doktor Lorenzen als den vom Herrn Rheder Widerhold in Drontheim mitgeschickten Augenarzt vor. Der Sergeant, der sein Edelwild nicht persönlich kannte, wurde vollkommen getäuscht und fuhr unverrichteter Sache mit den Andern an's Land zurück.

Der dänische Arzt wurde in einem Hotel in der Nähe des Criminalgefängnisses untergebracht. Er untersuchte auf der Stelle Clelia's Augen, stellte den glücklichen Erfolg einer Operation als ungewiß dar, war aber doch dafür, und pries dann seine Salben und Mixturen für den Fall, daß die Operation nicht den erwünschten Erfolg hätte. Den folgenden Tag sollte dieselbe vor sich gehen.

Rudolf konnte die vorangehende Nacht fast kein Auge schließen, und als ihn Vater Widerhold zur festgesetzten Stunde abholte, fand er ihn in sieberhafter Erregung. Erst als er dem fremden Collegen gegenüberstand, gewann er wieder etwas Ruhe. Er hätte ihm sogleich auf den Zahn fühlen mögen, aber er mußte die Rolle eines Laien spielen, und so ließ er den „Berühmten" ruhig seine Zurüstungen treffen. Schon während derselben stieg in ihm der Verdacht auf, daß man es mit einem großen Charlatan zu thun habe. Aber er ließ ihn gewähren. Clelia ließ sich auf dem ihr bestimmten Platz nieder, der Doktor ergriff seine Instrumentes und setzte an — es war für den Vater ein Moment voll Todesangst — doch wie schon die Blinde unter der Berührung des Instrumentes zuckte, riß Rudolf den Arm des Operateurs mit solcher Heftigkeit zurück, daß der Hand die Lanzette entfant, und zornig donnerte er ihm zu:

„Elender Pfuscher! können Sie es wagen, ein solches Werk zu unternehmen?"

Der Däne stand verblüfft da. Clelia sprang bebend auf und Vater Widerhold wußte nicht, was er denken sollte. Doch er wurde bald aufgeklärt; denn Rudolf sah dem „Berühmten" aus Dänemark so deutsch den Text, wies ihm seine Unberufenheit so bündig nach, daß der liebende Vater Gott danken mußte, daß er sein Kind der Gefahr entrissen, in der es eben geschwebt hatte.

Der Fremdling mußte mit Schanden abziehen. Als Vater Widerhold Rudolf in dessen Zelle zurückbrachte, fand dieser, um den geängsteten Vater zu trösten, den Muth, zu erklären, daß er eines Tages selbst die heute vereitelte Operation vornehmen werde, sobald er seine Freiheit wieder habe.

„O warum nicht jetzt?" fragte der Greis, heftig seine Hand ergreifend.

Rudolf zögerte mit der Antwort. Mit vieler Mühe entlockte ihm Jener endlich das Geständniß, daß er seine Instrumente versteckt habe.

„Wenn es nur daran liegt," sagte der Greis, „so soll Clelia keinen Tag länger des lieben Himmelslichtes entbehren."

Als er wieder zu seinem Kinde zurückkehrte, fand er es sehr traurig.

„Vetrübe Dich nicht" — tröstete er — „was jetzt vereitelt worden, wird bald durch eine geschicktere Hand geschehen."

„Ach, darum ist es mir jetzt gar nicht zu thun," sagte sie, „ich dachte an etwas ganz, ganz Anderes. Weißt Du auch, daß der Däne unsern Eduard nun verrathen wird?"

Der Greis erschrak. „Du hast bei Gott Recht — ich muß schnell zu der Frau Brunmeisen gehen, damit sie das verabredete Zeichen aufsteckt."

„Und nun wird der gute Eduard auf lange, lange Zeit vom heimathlichen Gestade verscheucht!" klagte Clelia, — „und ich hatte auf seine einstige Wiederkunft einen so wichtigen Plan gebaut!"

„Welchen?" fragte der Vater.

„Das sag' ich Dir besser jetzt nicht" — sagte sie — „eile nur, den Eduard zu warnen."

Der Greis ging. Als das geheime Signal gegeben war, begab er sich stracks zu dem Juden, der im Besitz von Rudolf's Instrumenten war, und löste sie ein. Rudolf setzte die Operation auf den folgenden Tag fest.

Schon waren wieder alle Zurüstungen zu dem Werke getroffen, schon stand der von heimlicher Liebe glühende Operateur mit seinen Werkzeugen bereit, und der Vater brachte sein blindes Kind herbei — da erbebte Rudolf's ganzes Wesen; Clelia, in Rosa gekleidet, das holde Angesicht von Hoffnung und Vertrauen verklärt, reichte ihm die Hand — sein Puls schlug hörbar — sie setzte sich — er nahete sich mit dem Instrumente ihrem Auge — er zitterte — der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. — —

(Schluß folgt.)

Die neueste englische Eroberung in Ostindien.

(Königreich Oude mit der Hauptstadt Lucknow.)

Das ostindische Königreich Oude ist neuerdings wiederholt als Episode auf der Weltbühne aufgetreten. Wir wissen bereits etwas davon aus früheren Nummern, wie es zum Verschlingen von der englischen Compagnie eingeschnürt ward. Ganz wie's die Riesenschlangen machen. Sie umarmen ihr Opfer, drücken ihm alle Knochen entzwei, machen es hübsch rund und glatt, speicheln es über und über ein und verschlingen's dann mit Haut und Haar. Sind solche „Eroberungen" sehr groß und die Riesenschlange auch, kommt letztere doch trotz riesenmäßiger Verdauungskraft nicht selten in den Fall, kraft- und bewegungslos da liegen zu müssen und sich mitten im Verdauungsprocesse tottschlagen lassen zu müssen. Die erobernden Staaten starben denn auch immer an der Unfähigkeit, das massenweis Verschlungene zu verdauen. Ihre Größe machte denkliches oder Kulturinteresse haben. Nur so viel, daß die Unterthanen des Königs von Oude, in Muhamedaner und buddhistische Hindu's gespalten, mit beiden Religionen auch in dessen Heere dienen und der entzündete religiöse Haß durch diplomatische und strategische Kunststücke des englischen Kapitains Barlow, Commandeurs der „zur Ruhestiftung" gesandten Truppen der englischen Compagnie, auch in den Truppen des Königs genährt und zum Ausbruche angeblasen ward. So theilte er Hindu's und Muselmänner und hetzte sie gegen einander. Dazwischen ward es ihm nicht schwer, Meister auf verschiedenen Schlachtfeldern zu bleiben, obgleich die muselmännischen Truppen, als sie seinen Verrath merkten, mit dem heroischsten, todesmuthigsten Fanatismus kämpften und sich massenweise mit geschwungenen Schwertern den brüllenden Kanonenku-

Das königliche Schloß in Lucknow.

geln entgegenstürzten, um mitten unter den Feinden umherhauend niedergemetzelt zu werden.

Nur eine Einzelnheit. Kapitain Barlow hatte unter seinen Artilleristen einen einzigen Muhamedaner. Er weigerte sich, auf seine Glaubensgenossen zu schießen. Man sagte ihm, diese Weigerung werde mit Tode bestraft.

„Ich weiß das," antwortete er, „ich will lieber sterben, als meine Glaubensgenossen tödten!"

Kapitain Barlow ließ ihn auf der Stelle niedersäbeln. Die Pathaner (muselmännische Rebellen unter ihrem Propheten und Chef Amir Alee) ließ er sich in einer von ihm construirten Falle, so daß sie von ihm in Front und von Hindu's im Rücken angegriffen wurden, kämpfend und um sich niedermähend bis auf den letzten Mann vernichten. Nicht Einer ergab sich lebendig. Niemand hat um Schonung, Niemanden ward sie. Das Schicksal Oude's entschied sich im Verlaufe vorigen Novembers

sie klein und schwach. England hat Irland noch nicht verdaut, noch nicht Südafrika, noch nicht seine Bissen in Centralamerika, die ihnen Amerika's Präsident nicht gönnt, noch nicht Ostindien — und doch ist es eben schon wieder damit beschäftigt, ein ganzes Königreich aufzufressen.

Das Königreich Oude, 25,000 englische Geviertmeilen umfassend, also halb so groß wie England, ist das einzige Terra in in der großen Gangesebene, welches der englischen Compagnie bisher noch nicht gehörte, und durch welches sie deshalb ihre bein ahe europagroßen Besitzungen jetzt „abrunden" will. Es dehnt sich in der Gangesebene zwischen dem 80. und 82. Grade östlicher Länge von den Ufern des Ganges bis in die Himalayagebirge aus. Wir **wollen nicht in Einzelnheiten des ausgebrochenen Bürger- und Religionskrieges zwischen den Hindu's und der muhamedgläubigen Bevölkerung von Oude eingehen, da weder die im Kriege begriffenen Glaubensartikel, noch die einzelnen Schlächtereien ein ge-**

zwischen der Hauptstadt des Königreichs Lucknow (wie die Engländer es schreiben, nicht Locknau) und Daryabad, einer etwa sieben deutsche Meilen davon entfernten andern Stadt.

Wahrscheinlich herrschen die Engländer schon in Lucknow, einem neuen fetten Posten für irgend einen Taugenichts von Banquier- oder Lordsohn. Jeder Engländer ist stolz auf die vielen auswärtigen Besitzungen und Eroberungen, obgleich er dafür die Interessen von 7,000,000,000 Thalern Kriegsschulden und die zu fabelhaften Millionen gewachsenen Armengelder bezahlen muß, und ihm diese Besitzungen außerdem nur noch Geld kosten, da der relative Profit lediglich von den privilegirten Klassen geschluckt wird.

Für die ehrliche, fleißige Hand der Civilisation ist Oude allerdings ein Crösusschatz. Es ist größtentheils eine ungeheuere, fruchtschwangere Ebene, besonders zwischen dem Ganges und dem Zumaa, die Dunab-Ebene, blos neun Meilen von Delhi. Lucknow, die Hauptstadt, war einst berühmt als blühender Sitz alter Hindukultur. Jetzt ist sie im Wesentlichen Ruine, wie noch mehr eine andere gleiches Namens, die gar nicht mehr von Menschen, sondern blos von Tigern, Schlangen und andern Raubthieren und giftigen Reptilien bewohnt wird. Die etwa 300,000 Einwohner der jetzigen Metropolis von Oude zerstreuen sich weit und breit in stroh- und bambusgedeckten Schmutzhütten. Nur die Häuser der Kanslente und einige Regierungsgebäude stehen massiv und hoch und stolz, besonders das königliche Schloß auf der höchsten Höhe in der ganzen Umgegend, ein gerade- und rundgethurmtes Labyrinth von Pracht und Geschmacklosigkeit für Tiger, Elephanten, Gaukler, Tänzerinnen und Hofgesindel aller Art. Die charakteristischste und bedeutendste Sehenswürdigkeit unweit des Schlosses ist das Mausoleum, die Ruhestätte alter Herrscher und Vasallen des ehemaligen Großmoguls mit einem großen Tempel in der Nähe, dessen kuppelartige und spitzige Thürme weithin in den sonnigen Himmel hinaus und in die grünen, von wundersamen, duftigen Blumen, Platanen und Palmen geschmückten Ebenen ringsum glänzen und schimmern.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

Ueber den Kopfschmerz oder das Kopfweh.

Wenn doch die Kopfschmerzen nicht wären! So denkt und wünscht ebensowohl der Arzt, wie der Kranke. Der Erstere, weil er in den allermeisten Fällen nicht weiß, wo diese Schmerzen herstammen (wir sehen hier natürlich ganz ab von Kopfschmerzen, die durch Verletzungen des Kopfes veranlaßt werden) und wie sie zu beseitigen sind, der Letztere, weil er durch Kopfschmerzen doch stets in seinem Thun und Treiben mehr oder weniger gestört wird. Um nun dem Laien einen kleinen Begriff von der Schwierigkeit zu geben, welche dem denkenden Arzte der Sitz und Ursprung dieser Schmerzen machen, will ich dem Leser die Fragen vorlegen, welche sich der rationelle (physiologische) Arzt in seinem Kopfe zu beantworten sucht, wenn er gegen Kopfschmerz — der beiläufig gesagt, wie überhaupt Schmerz (s. Gartenlaube 1855. Nr. 4.), nie eine für sich bestehende Krankheit, sondern stets nur eine Krankheitserscheinung ist und nicht nur sehr viele, sondern auch sehr verschiedenartige, oft sogar die einander entgegengesetzesten Krankheitszustände (z. B. Blutarmuth und Blutfülle des Gehirns) begleiten kann, — zu Rathe gezogen wird. — Bei der unwissenschaftlichen homöopathischen Heilmethode* ist es natürlich leicht, schnell eine Anzahl heilenslohender Mittel in Nichts-Form gegen den Kopfschmerz zu empfehlen, weil da nach dem Sitze und der Beschaffenheit des Schmerzes (als ob diese bei verschiedenen Menschen nicht ganz verschieden wäre) in den Arzneimitteln- und Heillehren eine zu große Menge Arzneistoffe, unter denen natürlich die unvermeidliche und fast überall anwendbare Nux vomica die Hauptrolle spielt, paradiren. Doch zurück zur Wissenschaft.

Die erste zu beantwortende Frage bei Kopf- oder richtiger bei Schädelschmerzen (denn man bezeichnet in der Regel nur die am und im obersten Theile des Kopfes, also des Schädels, fühlbaren Schmerzen als Kopfschmerzen) ist: „wo befindet sich der Sitz dieser Krankheitserscheinung?“ Abgesehen von den Schmerzen in der Stirn und Schläfe, am Scheitel und Hinterkopfe u. s. f., kann derselbe auch in und unter der Kopfhaut, am und in den Schädelknochen und ihren Höhlen (wie in den Stirn-, Sieb-, Keil- und Schläfenbeinhöhlen), sowie im Innern des Schädels, in den verschiedenen Organen der Schädelhöhle (besonders in den Hirnhäuten und im Gehirn) seinen Sitz haben. Der Patient ist nur äußerst selten im Stande, durch die Art seiner Empfindungen das Organ anzugeben, dessen Leiden den Schmerz veranlaßt, gewöhnlich schmerzt auch der ganze Kopf. Hat aber der Arzt durch genaue Untersuchung das schmerzende Organ wirklich ergründet, was ihm leider gar oft nicht gelingt, dann muß er immer erst noch die Natur des Leidens dieses Organes zu erforschen suchen, was abermals sehr oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja nicht selten unmöglich ist. — Im Allgemeinen können wir für die Schmerzen in den, äußern Theilen des Schädels etwa folgende Anhaltspunkte angeben. Bei Schmerzen in den Nerven der Kopfhaut (d. i. der nervöse, neuralgische Kopfhautschmerz) zieht derselbe entweder diesen Nerven entlang oder sitzt doch deutlich in einem solchen fest; Druck auf den leidenden Nerven vermehrt den Schmerz, ebenso bisweilen das Aufwärtsstreichen der Haare. Der Schmerz, welcher bald dumpfer, bald heftiger und dann reißend oder brennend u. s. w. ist, macht in der Regel Pausen und tritt sonach anfallsweise (intermittirend) ein; nicht selten befällt er blos die eine Kopfhälfte (wie die Migräne). — Der in den muskulösen (fleischigen) und sehnigen Theilen des Schädels befindliche Schmerz, von reißender, spannender oder zusammenziehender Beschaffenheit, wird durch Druck und Bewegungen (Kauen, Stirnrunzeln, Kopfnicken) vermehrt und ist dem rheumatischen Schmerze vergleichbar. Bei den beiden genannten Kopfschmerzarten sind gewöhnlich Ruhe und Wärme die besten Linderungs- und Heilmittel. — Ist der Sitz des Schmerzes in der Knochenhaut oder den Knochen des Schädels, dann nimmt er fortwährend eine ganz bestimmte und meist kleine Stelle ein, ist bald dumpf und spannend, bald heftig bohrend, und wird durch Druck und Klopfen an die leidende Stelle verstärkt. Da die schmerzenden Knochen- und Knochenhautleiden, sowie deren Ursachen, sehr mannigfaltig sein können, so kommt auch der beste Arzt über diesen Kopfschmerz nicht gleich sicher in das Klare. — Im Vorderhaupte befinden sich im Stirnknochen, dicht über der Nasenwurzel und den Augenbrauen, die Stirnhöhlen, welche in ununterbrochenem Zusammenhange mit der Nasenhöhle stehen und, wie diese, mit Schleimhaut ausgekleidet sind. Deshalb kann sich denn auch der Schnupfen (Nasenkatarrh) mit seinen Folgen leicht aus der Nase in die Stirnhöhlen erstrecken und Schmerz veranlassen. Dieser ist dann festsitzend in der der Stirn, drückend, die Augen gleichsam aus ihren Höhlen drängend, sich nicht durch äußern Druck, wohl aber beim Bücken, Kopfschütteln u. dgl. steigernd. Die besten Dienste gegen denselben thuen Einziehungen und Einspritzungen warmer Dämpfe und Flüssigkeiten in die Nasen- und Stirnhöhle.

Die große Mehrzahl der Kopfschmerzen hat nun aber innerhalb der Schädelhöhle ihren Sitz und ist von krankhaften Zuständen der allerverschiedensten Art entweder des Gehirns oder der Hirnhäute abhängig. Den wahren Grund solcher innerer Schmerzen ausfindig zu machen, gelingt auch dem wissenschaftlichsten Arzte gewöhnlich nur schwer oder sehr oft auch gar nicht. Denn von der Stelle und der Beschaffenheit des Schmerzes läßt sich durchaus kein sicherer Schluß auf seine Ursache machen, weit eher noch mit Hülfe der begleitenden Störungen im ganzen Körper oder nur in der Hirn- und Hirnnerventhätigkeit. Im Allgemeinen ist der

* Man hat behauptet, daß wissenschaftliche Streite und auch der Streit über Homöopathie und Allopathie nicht vor das größere Publikum, sondern in wissenschaftliche Schriften gehörten. Dagegen ist aber zu erinnern, daß bei der Homöopathie, die ja von Personen jedes Standes und Geschlechtes ohne alle wissenschaftliche Vorbildung in kurzer Zeit erlernt wird, durchaus nicht von Wissenschaft die Rede sein kann, sondern blos von Täuschung und über diese ist nur das große Publikum aufzuklären, nicht aber durch die Wissenschaft längst aufgeklärte Mediciner.

von Leiden des Gehirns und der Hirnhäute veranlaßte Kopfschmerz tiefer sitzend und nicht durch Druck, wohl bisweilen aber durch Schütteln des Kopfes, schnelles Bücken und Umdrehen, plötzliches Aufrichten, Anhalten des Athems, Husten, Niesen, Brechen und Bauchpressen zu steigern; auch vermehrt er sich durch geistige und Sinnes-Anstrengungen. Was die Beschaffenheit dieses Kopfschmerzes betrifft, der bei verschiedenen Kranken trotzdem, daß derselbe durch ganz dasselbe Leiden veranlaßt wird, doch sehr verschieden sein kann, so hört man denselben bezeichnen: als bohrend, drückend, stechend, brennend, nagend, klopfend, reißend, schneidend, durchschießend, dumpf, drückend, den Kopf zusammenpressend oder aus einander treibend, mit Wüstheit oder Vollheit und Schwere im Kopfe, eisig kältend; als festsitzend oder flüchtig, wandernd, fließend, oberflächlich oder tief, genau umschrieben; als anhaltend, bald vorübergehend, aussetzend, periodisch, durch gewisse Zustände vermehrt oder vermindert; verbunden mit Appetitlosigkeit, Brechneigung, Brechen, Schwindel, Mattigkeit, Sinnesstörungen (Flimmern vor den Augen, Ohrensausen, große Empfindlichkeit des Gesichts- und Gehörsinnes), Schlaflosigkeit oder Schlafsucht u. s. w. — Für den Laien ist derjenige Hirn-Kopfschmerz, welcher häufig wiederkehrend (d. i. der habituelle Kopfschmerz), aber weder von Fieber (beschleunigtem Pulse und gesteigerter Körperwärme), noch von krampfhaften oder lähmungsartigen Nervenaffektionen begleitet ist, insofern der wichtigere, als er weit leichter durch eine passende Lebensweise von Seiten des Patienten, als durch Arzneien des Arztes gehoben werden kann. Bei diesem Kopfschmerze kommt es nun in Frage, ob er von widernatürlicher Reizung oder von widernatürlicher Reizbarkeit des Gehirns herrührt.

Hirn-Kopfschmerz aus widernatürlicher Reizung des Gehirns. Hierbei kann das übrigens gesunde Gehirn ganz unmittelbar oder mittelbar (durch Vermittelung der in dasselbe eintretenden Sinnes- und Empfindungsnerven) widernatürlich gereizt werden. Gewöhnlich ist die Folge solcher öfters wiederkehrender oder längere Zeit andauernder Reizungen die widernatürliche Reizbarkeit des Gehirns, und dann häufiger und anhaltender Kopfschmerz. — Die unmittelbare Reizung der Gehirnsubstanz kann ebensowohl vom Blute, welches das Gehirn durchströmt und sich hinsichtlich seiner Menge und Beschaffenheit in falschem Zustande befinden kann (z. B. bei Vergiftungen desselben, wozu auch der Alcoholmißbrauch gehört), wie von heftigeren sogenannten geistigen Eindrücken (von Denk- und Gemüths-Anstrengungen, leidenschaftlichen Aufregungen) ausgehen. Eine mittelbare Reizung des Gehirns, durch die Sinnes- oder Empfindungsnerven vermittelt, könnte veranlaßt werden: durch grelles Licht, scharfe Augengläser, längeres Betrachten kleiner, besonders glänzender Gegenstände, starke und widrige Gerüche, erschütternde und angreifende Gehörseindrücke (Wagner'sche Musik), Einwirkung von bedeutenderer Hitze oder Kälte (Kaltwasserquälerei), schmerzhafte Krankheiten, Operationen und Verletzungen, Elektricität und Galvanismus, geschlechtliche Uebererregung und durch Reizmittel aller Art. — Bei der Behandlung dieses Kopfschmerzes ist natürlicher Weise die widernatürliche Reizung des Gehirns aufzuheben und für Ruhe, sowie für richtige Ernährung dieses Organs Sorge zu tragen. Geschieht dies nicht in Zeiten, dann kann das Gehirn, wie schon gesagt wurde, eine solche Reizbarkeit erlangen, daß der Kopfschmerz eine ganz enorme Höhe erreichen und anhaltend werden kann. Und dann Gnade Gottes, wenn ein solcher Patient in die Hände eines arzneisüchtigen Arztes fällt; denn der kurirt jetzt auf allerhand organische Hirnkrankheiten (Erweichung, Ausschwitzung, Geschwulst u. s. s.) mit den wirksamsten Mitteln los. — Am gewöhnlichsten wird vom Arzte und Laien die zu starke Anfüllung der Hirn- oder Hirnhautgefäße mit Blut (der sogenannte Blutandrang oder die Congestion nach dem Kopfe) als Ursache der Reizung des Gehirns und sonach des Kopfschmerzes angesehen. Ob mit Recht, läßt sich schwer bestimmen, da noch Niemand zur Zeit des Kopfschmerzes in den Kopf hineingeguckt hat, und die Röthe des Gesichtes, sowie die Wärme der Kopfhaut noch gar nicht beweisen können, daß es innerhalb des Schädels auch so aussieht, wie außen. Keinen Falles wird es nun aber schaden, im Gegentheile stets nützen, wenn Jemand, dessen Kopfschmerz mit Röthe und Hitze der äußern Theile des Kopfes verbunden ist (d. i. der sogen. congestive Kopfschmerz), das thut, was den Blutlauf durch den Körper, und so auch durch das Gehirn und die Hirnhäute regulirt. Das ist aber in Gartenlaube 1855. Nr. 6. besprochen worden und besteht hauptsächlich: in kräftigem Athmen in guter Luft, zweckmäßiger Bewegung und hinreichendem Wassergenuß. Außerdem muß noch auf gehörige Leibesöffnung, warme Füße (Fußbäder) und kühlen Kopf, auf leichte und reizlose Kost gehalten und Alles vermieden werden, was stärferes Herzklopfen veranlaßt. — Gewöhnlich werden auch Störungen im Bereiche der Verdauung als Ursachen des Kopfschmerzes (d. i. der sogen. gastrische Kopfschmerz) angesehen, und in der That giebt es Personen, die nach gewissen Speisen Kopfschmerzen bekommen wollen. In den meisten Fällen dürfte sich aber die Sache umgekehrt verhalten und der Kopfschmerz die Verdauungsstörungen veranlassen, oder eine und dieselbe Ursache Schuld an beiden Uebeln tragen.

Hirn-Kopfschmerz aus widernatürlicher Reizbarkeit des Gehirns. Hier bringen schon gewöhnliche Reizungen (geistiger und gemüthlicher Art, sowie durch die Sinnes- und Empfindungsnerven) in der krankhaft empfindlichen Hirnsubstanz Schmerzen hervor. Diese abnorme Empfindlichkeit ist aber entweder die Folge früherer, oft und lange einwirkender widernatürlicher Reizungen des Gehirns, von denen vorher die Rede war, oder sie ist durch eine falsche und mangelhafte Ernährung der Hirnsubstanz veranlaßt; in den meisten Fällen trägt allgemeine Blutarmuth (s. Gartenlaube 1854. Nr. 49) oder Blutmangel blos im Gehirne, der durch ein Mißverhältniß von Einnahme und Ausgabe des Hirn-Blutes erzeugt wird, die Schuld an der reizbaren Schwäche des Gehirns. Deshalb haben Bleichsüchtige, Gelehrte bei schmaler Kost, sogen. nervöse und hysterische Frauen, auf Bällen und in Gesellschaften florirende Damen, Kaltwasser-Fanatiker, stillende Mütter, Wüstlinge, von Gram und Sorge Heimgesuchte ꝛc. so oft Kopfschmerzen. Alle diese Patienten tragen die Erscheinungen der Blutarmuth in höherem oder niederem Grade an sich, wie: Bleiche der Lippen, des Zahnfleisches, der Zunge und der innern Bekleidung der Augenlider; dünne, blasse und durchscheinende, mit röthlich-violetten Adern durchzogene Haut, allgemeine Mattigkeit u. s. w. — Daß die Behandlung dieses, aus widernatürlicher Reizbarkeit der Hirnsubstanz entsprungenen Kopfschmerzes (d. i. der sogen. nervöse Kopfschmerz) auf die Herstellung einer normalen Reizbarkeit des Gehirns gerichtet sein muß, versteht sich wohl von selbst. Eine solche ist aber nur dadurch zu erlangen, daß das zu reizbare Gehirn eine Zeit lang so viel als möglich ungereizt bleibt oder doch nur zu schwacher Thätigkeit veranlaßt und während dieser Zeit der Ruhe richtig (durch gehörig eiweiß- und fetthaltige Nahrung) ernährt wird. Vorzüglich ist nach einem langen und ruhigen Schlafe, während welches ja das Gehirn unthätig und nur mit seiner Restauration beschäftigt ist, zu streben. Beim Kopfschmerz Blutarmer und Bleichsüchtiger (d. i. der sogen. anämische oder chlorotische) muß natürlich durch die vermehrte Aufnahme von zweckmäßigen, besonders thierischen Nahrungsstoffen, und durch die Verminderung des Blutverbrauches (s. Gartenlaube 1854. Nr. 49) die Menge und Beschaffenheit des Blutes verbessert werden. Die Meinung, daß hierbei kalte Bäder (Seebad) und kalte Waschungen dienlich wären, ist eine durchaus falsche, da die Kälte nur als Reizmittel und in unserm Falle deshalb nur schädlich wirken kann. Wohl unterstützen aber warme Bäder durch Belhätigung der Hautfunktion die Heilung.

Hoffentlich wird der Leser aus dem Gesagten gemerkt haben, wie schwierig die Beurtheilung und wie langwierig die Behandlung der Kopfschmerzen ist, und wie die Heilung der Mehrzahl derselben weit mehr vom Patienten als vom Arzte abhängt, denn die Regelung der Lebensweise und nicht die Arznei ist es, welche hier heilbringend wirkt. Davon wollen aber leider die Patienten nichts wissen, weil ihnen ein regelmäßiges Leben unbequemer als das Medicineinnehmen ist.

Bock.

Ausflüge in chemisch-technische Werkstätten.

Nr. 2.

Heute führt unser Weg hinauf in's Gebirge, wo im einsam friedlichen Thale, umschattet von düsterer Fichtenwaldung die Wissenschaft eine Stätte aufgeschlagen hat, die Schätze der Natur auszubeuten und nutzbar zu machen. Das grüßende „Glück auf" der zur Arbeit gehenden Bergleute belehrt uns, daß wir uns in der Nähe einer Grube befinden, und bald erblicken wir auch auf einer Halde die hölzernen Grubengebäude, unter denen ein knarrendes Göpelwerk die Erze fördert. Nicht edles Metall ist's, was hier der Kübel den Tageslicht zuführt: es sind Schwefelkiese, stahlgraue bis messinggelbe, glänzende Erze, die der Hauptsache nach aus je 1 Atom Eisen auf 1 oder 2 Atome Schwefel bestehen, und daher auch richtiger Eisenkiese genannt werden, da der Schwefelgehalt schon durch den Namen Kies angezeigt ist. Das Eisen wird aber in dieser Verbindung oft theilweise durch Kupfer, Zink, Arsen und andere Metalle vertreten und außerdem finden sich noch Stücke der sogenannten Gangart, d. h. desjenigen Gesteins, in welchem das Erzlager sich findet, eingesprengt. Diese Erze bilden das Rohmaterial für die Vitriolhütte, die zu besuchen wir im Begriff stehen und deren Nähe uns ein durch Eisenoxyd gelbroth gefärbtes Bächlein anzeigt. Bei der Hütte angelangt, finden wir zunächst große Haufen in Verwitterung begriffenen Eisenkieses aufgefahren. Dieses Mineral besitzt nämlich die Eigenschaft, unter dem Einfluß der atmosphärischen Luft und Feuchtigkeit zu zerfallen und sich durch Aufnahme von Sauerstoff in schwefelsaures Eisenoxydul, dem sogenannten Eisenvitriol zu verwandeln. Es finden sich aber auch Kiese, namentlich auf ältern Gebirgen und meist mit zwei Atomen Schwefel, welche nicht freiwillig verwittern, und diese müssen dann geröstet, d. h. durch Hitze aufgeschlossen werden. Man bedient sich zu diesem Zwecke gewöhnlich einer Art thönerner Retorten, deren Abzugsrohr in eine Vorlage mit Wasser mündet, in welchem sich der durch die Hitze theilweise abgetriebene Schwefel ansammelt und so als Nebenprodukt gewonnen wird, während derselbe beim Rösten in Oefen mit freiem Luftzutritt zu schwefeliger Säure verbrennt und meist unbenutzt durch den Schornstein entweicht. Die so behandelten Erze erleiden nun an der Luft die gleiche Verwandlung, wie die freiwillig verwitternden, und ihre fernere Verarbeitung ist daher auch eine ganz gleiche.

Regen und in trockner Jahreszeit aufgepumptes Wasser verrichten das Auslaugen des sich nach und nach bildenden Vitriols, wobei die abfließende schwache Lauge mehre Mal über die Haufen zurückgepumpt wird, um einen größeren Grad der Concentration zu erlangen. Zum Auffammeln der Lauge dienen gemauerte Behälter, nach denen dieselbe in bedeckten Kanälen hingeleitet wird.

Ist die Verwitterung der Erze beendet, und also eine fernere Bildung von Vitriol nicht mehr zu erwarten, so bringt man sie zu völliger Erschöpfung in große Haufen oder in gemauerte Behälter über einen falschen Boden auf Stroh ausgebreitet und mit Wasser übergossen, welche Vorrichtung einen Filtrirapparat bildet, aus welchem die Flüssigkeit durch seitliche Spundöffnungen abfließt. Auch hier wird die Lauge so lange auf neue Portionen verwitterter Erze aufgegossen, bis sie die nöthige Concentration erreicht hat, während die Letzteren durch frisches Wasser völlig erschöpft und dann als ausgenutzt über die Halde gestürzt werden.

Die Lauge führt nun den Namen Rohlauge und wird zum Versieden in große bleierne Pfannen gebracht, die auf gußeisernen Platten über einer besondern Feuerung ruhen.

Nicht in allen Vitriolwerken ist die Gewinnung der Lauge mit gleicher Umständlichkeit verknüpft; so sind z. B. im Rammelsberg bei Goslar in früheren Zeiten die nicht schmelzwürdigen Erze, welche fast nur aus Schwefeltiefen bestehen, zur Ausfüllung abgebauter Grubenräume benutzt worden und sind durch Verwitterung nach und nach zu einer festen Masse, den sogenannten „alten Mann" zusammengebacken; bei Saltweiler in Rheinpreußen findet die Röstung des dortigen Alaunschiefers, der auf Alaun und Vitriol benutzt wird, von selbst statt, indem ein darunter lagerndes Kohlenflötz schon seit dem Jahre 1660 sich im Brande befindet; hier wie dort bedarf es zur Gewinnung der Rohlauge eines bloßen Auslaugens mit Wasser.

Während des Versiedens der Rohlauge entsteht nach und nach ein bedeutender Bodensatz, namentlich von Gyps und basischem schwefelsauren Eisenoxyd, so daß es nöthig wird, die Lauge davon zu trennen, indem man dieselbe in die sogenannten Läuterkasten abfließen läßt, wo sie, der Ruhe überlassen, sich sehr bald klärt. In den Läuterkästen, so wie auch in den Siedepfannen, setzt man gewöhnlich Stücken alten Eisens hinzu, theils um etwa vorhandene freie Schwefelsäure zu sättigen und dadurch mehr Vitriol zu gewinnen, theils um das ausgeschiedene basische schwefelsaure Eisenoxyd wieder in Oxydul zu verwandeln und endlich, um das in Lösung befindliche Kupfer niederzuschlagen und Eisen an seine Stelle treten zu lassen. Das Kupfer scheidet sich in krystallinischen Schuppen metallisch ab und bildet unter dem Namen Cementkupfer oft ein nicht unbedeutendes Nebenprodukt.

Die geklärte Lauge wird nun in reine Pfannen zurückgebracht und gar gesotten, d. h. auf den Punkt der Concentration gebracht, daß sich beim Erkalten der Vitriol krystallinisch ausscheidet. Diese Krystallisation geschieht in großen hölzernen Kästen, in welche eine Menge gabelförmig geschnittene Hölzer an darüber gelegten Stangen eingehängt sind, um den Krystallen mehr Anhaltspunkte zu bieten und um sie leichter entfernen zu können.

Der Eisenvitriol bildet blaßgrüne, wohlausgebildete Krystalle, welche auf je ein Atom schwefelsaures Eisenoxydul sieben Atome Krystallwasser chemisch gebunden enthalten. Jedoch ist dieser nun als Handelswaare fertige Vitriol nie vollkommen rein, indem, wie schon erwähnt, die in den Kiesen enthaltenen fremden Metalle oft mit in die Verbindung eingehen. Wurde das Kupfer nicht durch eingelegte Eisenstücke abgeschieden, so erscheinen die Krystalle blangrün und zwar um so mehr blau, je kupferreicher sie sind. Hierher gehören z. B. die salzburger und abwanter Vitriole, auch Adlervitriol genannt, welche gerade ihres Kupfergehaltes wegen, der für gewisse Zwecke sehr erwünscht ist, geschätzt werden. Die Verwendung der Vitriole in den Gewerben ist eine bedeutende, und namentlich bedient man sich derselben in der Färberei zu Herstellung schwarzer Farben für Wollenstoffe.

Der Mutterlauge, d. h. der bei der Krystallisation des Vitriols noch übrigbenden Flüssigkeit, wird nun wiederum neue Lauge zugesetzt oder sie wird auch ohne Weiteres für sich eingedampft, und dadurch ein unreiner Vitriol gewonnen, der zur Darstellung des Vitriolöls benutzt wird.

Das Vitriol oder die rauchende Schwefelsäure ist eine schwere, ölvicke Flüssigkeit, welche sich von der gewöhnlichen, sogenannten englischen Schwefelsäure dadurch unterscheidet, daß sie ein Gemisch von Schwefelsäurehydrat mit wasserfreier Schwefelsäure ist, d. h. auf 2—3 Atome Schwefelsäure nur 1 Atom Wasser enthält. In offenen Gefäßen entweicht diese wasserfreie Säure theilweis schon bei gewöhnlicher Temperatur als dicker, weißer Nebel, daher denn die Säure auch rauchende, oder nach dem Orte, wo sie zuerst bereitet worden sein soll, nordhäuser Schwefelsäure genannt wird.

Um nun aus dem Vitriol diese Säure abscheiden zu können, muß derselbe zuvörderst seines Wassergehaltes entledigt werden, eine Operation, die in der sogenannten Darre, einem an den zur Destillation dienenden Galeerenöfen neben der Feuerung angebrachten Raume, gewissermaßen nebenbei geschieht. Der gröbste Vitriol wird sodann in Portionen von 2—3 Pfund in die thönernen Retorten gebracht, welche zu 20—30 auf jeder Seite des Ofens in einer Reihe liegen und der Einwirkung eines nach und nach zu verstärkenden Feuers ausgesetzt, bis die Retorten zuletzt eine Zeit lang weiß glühen. Die abdestillirende Säure sammelt sich in den Vorlagen, in welche man zuvor etwas schwächere Säure oder auch nur etwas Wasser gegeben hatte, und wenn man sehr starke Säure erzeugen will, so benutzt man dieselben Vorlagen zu drei oder vier Destillationen hinter einander, ohne sie zuvor zu entleeren.

In den Retorten verbleibt als Rückstand eine braunrothe, erdige Masse, zum größten Theil aus Eisenoxyd bestehend, welche unter den Namen Caput mortuum oder Colcothar in den Han-

Digitized by Google

del kommt und entweder als Anstrichfarbe oder als Polirmittel für Stahlwaaren benutzt wird.

Das fertige Vitriolöl kommt in steinerne Krüge mit Schraubenstöpseln, in welchen es zu fernerer Verwendung versandt wird.

Seine Hauptverwendung findet es bei der Indigfärberei, da gewöhnliche Schwefelsäure den Indigo nicht auflöst, überhaupt ein anderes eben so billiges Lösungsmittel für denselben nicht vorhanden ist.

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

10. Der Cougar.

Der Cougar (Felis concolor) ist die einzige eingeborne langschwänzige Katzenart, die es in Amerika nördlich vom 30. Grade giebt. Die sogenannten wilden Katzen sind Luchse mit kurzen Schwänzen, von denen es drei Arten giebt. Das genus felis wird dagegen nur durch den Cougar repräsentirt.

Die amerikanischen Jäger nennen ihn Panther, in Südamerika und in Mexiko giebt man ihm dagegen den prahlenden Titel: „Löwe," und in Peruvia heißt er Puma. Die Naturforscher haben ihn „Concolor," einfarbig, genannt, weil er weder Streifen wie der Tiger, noch Flecke wie der Leopard, noch Rosetten wie der Jaguar hat, er ist vielmehr ganz gleichmäßig über den ganzen Leib lehrfarben röthlich gefärbt, und nur die Bauchtheile und der Kopf sehen etwas heller aus. Er ist bei Weitem nicht so verhältnißmäßig gebaut, wie die andern Katzenarten. Sein Rücken ist lang und gebogen, und er trägt den Schweif nicht so graziös wie die Katzen es sonst thun, seine Füße sind kurz und stark, und er sieht plump und ungeschickt aus. Mit dem Schweif, der ein Drittheil seines Maßes beträgt, ist seine höchste Länge sechs Fuß. Nichts an ihm erinnert an den Löwen, er gleicht vielmehr eher dem Panther oder dem Jaguar.

Sein Bereich ist sehr groß; man findet ihn von Paraguay bis zu den großen Seen Nordamerika's. Glücklicher Weise begegnet man ihm indessen nicht allzu häufig, da er sich vor den Ansiedelungen der Menschen in die Gebirge und dichten Wälder flüchtet und auch dort einsam haust. Zeigt er sich irgendwo, so ist sogleich die ganze Umgegend auf den Beinen und macht Jagd auf ihn, wie auf einen tollen Hund. Er ist ein vorzüglicher Kletterer, denn er klimmt mit der Geschwindigkeit einer Katze mit den Klauen, nicht rutschend wie Bären und Opossums die Bäume hinan. Dort liegt er häufig auf einem geraden Zweig und lauert auf Beute, namentlich in der Nähe von Trinkplätzen; naht sich dann Elenn, Hirsch oder Reh, Antelope oder Büffel, so springt er mit gewaltigem Satz auf ihre Rücken, schlägt die Klauen in ihre Brust und zerfleischt ihren Hals. Erschreckt und von Todesangst gepeinigt, fliehen die armen Thiere davon und hoffen den schrecklichen Feind abschütteln zu können; vergebens, immer tiefer gräbt er sich in ihr Fleisch, immer gieriger saugt er ihr Blut, bis sie ermattet niedersinken.

Gewöhnlich heißt es, der Cougar sei feig, und es ist auch richtig, daß er sich vor dem Menschen scheut. Dies ist aber ebenso mit den Bären, Luchsen, Wölfen und selbst Alligatoren der Fall, seitdem sie den scharfen Ton der tödtlichen Büchse kennen gelernt haben. Ich habe aber auch von wilden Kämpfen der Cougars und Jaguare mit Menschen in Südamerika gehört, und in Peru, am östlichen Abhange der Andes-Kette, sind ganze Ansiedelungen aus Furcht vor diesen wilden Thieren verlassen worden.

Man jagt ihn mit Hunden, vor denen er entfliehet, weil er weiß, daß die sichere Büchse des Jägers sie schützt, kommt ihm indessen einer derselben zu nahe, so genügt ein Tatzenschlag, den Hund niederzustrecken. Weiß er sich nicht mehr zu helfen, so erklimmt der Cougar einen Baum, hält sich dort auf einem Gabelzweig und lugt mit sich aufsträubendem Haar und glühenden Augen sprungfertig hinab. Trifft ihn dann der Schuß und stürzt er nieder, so beginnt er noch einen furchtbaren Kampf mit den Hunden, welcher gewöhnlich noch mehreren derselben das Leben kostet. Er giebt ein Geheul von sich, das wie Cu-a klingt, daher der Name Cougar.

Ich hatte das Glück, einen Cougar erlegen zu helfen, als er sich uns auf der Taubenjagd näherte, um sich seinen Antheil an der Beute zu holen. Wir spürten ihn so glücklich, daß er nicht mehr Zeit hatte, uns zu entfliehen, und zwei gut gezielte Schüsse streckten ihn zu Boden. Wir zogen sein Fell ab, das natürlich eine stattliche Beute bildete.

Bei dieser Gelegenheit erzählte einer meiner Jagdgenossen ein merkwürdiges Begegniß mit einem Cougar, das ihm zu Theil geworden war.

„Ich hatte mich am Mississippi anbauen wollen," erzählte er, „aber meine Hütte zu nahe an dem Bereich der Fluth aufgeschlagen, und daher eines Nachts die Erfahrung zu machen, daß diese in mein Haus und bis an mein Bett drang, so daß ich nur noch eben Zeit hatte, meine nöthigsten Sachen und meine Büchse zu packen und mit ihnen zu meiner alten Mähre zu flüchten, die auch schon bis zum Bauch im Wasser stand. Da half natürlich kein Weilen mehr, und ich beschloß, durch das Wasser zu meinem nächsten Nachbar zu reiten, der zehn Meilen entfernt wohnte. Im Finstern versehlte ich aber den Weg, der durch die Prairie ging, gerieth wieder in das Wasser hinein, und sah mich dort von dem Strome erfaßt und fortgerissen.

„Eine Zeit lang hatte auch das keine Gefahr. Die Mähre schwamm und trug mich ganz gut. Als ich aber sah und fühlte, daß die Kräfte des guten alten Thieres nachließen, kam mir meine Lage doch bedenklich vor — und es schien mir am gerathensten, einen der im Flusse schwimmenden großen Baumstämme zu erklimmen und das Pferd seinem Schicksale zu überlassen, da es auf diese Weise leichter entkommen konnte, ich aber sicher war, mit dem Stamme irgendwo zu landen oder die Fluth abwarten zu können.

„Dies that ich, und die Mähre schien mich eben nicht zu vermissen, denn sie schwamm ruhig weiter. Ich suchte den Stamm entlang zu gehen, fand aber, daß er schlüpfrig war, und zog es daher vor, mich an dem Ende desselben niederzusetzen. Dabei sank er wieder zu weit unter, und ich fand es zweckmäßiger, nach der Mitte zu rutschen. Als ich mich dort eben zurechtrichtete, sah ich, daß am andern Ende auch etwas herauskletterte. Es war zwar ziemlich dunkel, aber so viel konnte ich doch sehen, daß es ein Thier war. Welcher Art, konnte ich zwar nicht sagen, aber wie mir schien, war es ein Bär oder ein Panther, und als ich genauer nach seinen Augen sah, fand ich, daß es ein Panther war. Das war keine angenehme Entdeckung, und die Nachbarschaft des Thieres war mir durchaus nicht lieb, muß ich sagen. Ich rückte daher bis an das andere Ende des Stammes und hielt dort mein Messer, meine einzige Waffe, bereit, denn meine Büchse hatte ich verloren, als ich von dem Pferde stieg. So schwammen wir wohl eine Stunde lang und saßen uns Auge im Auge gegenüber. Dem Panther schien indessen nicht wohler zu sein als mir, denn ab und zu stieß ein anderer Stamm an den unsern, und es machte dem Thiere offenbar mehr Mühe, das Gleichgewicht zu behalten als mir. Ich sah ihn dabei aber immer starr an, weil dies das beste Mittel war, seine auch auf mich gerichteten Glutaugen im Zaume zu halten.

„In dieser Lage wartete ich darauf, daß der Strom uns einen Baum nahe triebe, dann wollte ich dessen Zweige ergreifen und auf ihm die Nacht abwarten. Plötzlich tauchte indessen eine kleine Insel vor meinen Augen auf, auf der, wie es mir vorkam, allerlei Strauchwerk stand. Dies änderte meinen Entschluß. Es war mir klar, daß ich nichts Besseres thun konnte, als den Baumstamm verlassen und nach der Insel schwimmen. Mochte dann der Panther seine Reise ohne mich fortsetzen. Als ich daher meinte, der Stamm sei nahe genug, glitt ich hinab und schwamm, hörte aber gleichzeitig ein Plumpen. Das verdammte Biest, der Panther, war auch in's Wasser gesprungen und schwamm hinter mir her. Ich dachte zuerst, er hätte es auf mich abgesehen, und faßte daher mein Messer mit der einen Hand, während ich mit der andern schwamm. Aber der Panther dachte an keinen Kampf; er schwamm nur schlecht und schien sehr froh, daß er Land vor sich sah; so schwammen wir also dicht neben einander, ohne ein Wort zu wechseln.

„Als ich der Insel näher gekommen war, hatte ich entdeckt,

daß das, was ich für Gebüsch gehalt enhatte, aus einer Gruppe von Thieren bestand, die sich dahin gerettet hatten, ein paar Hirsche, Rehe und ein Thier, das stärker war als sie, ein Opelrusa-Ochse oder ein Pferd. Richtig, es war ein Pferd, meine alte Mähre, die so flug gewesen war, wie ihr Herr.

„Als der Panther an's Land stieg, hörte ich ein Stampfen der Hufe, die Thiere flogen bei seinem Anblick wild aus einander, als wäre der leibhaftige Old Nick (der Teufel) unter sie gefahren, keins dachte aber daran, sich wieder in's Wasser zu stürzen. Als ich mich aus dem Wasser aufrichtete, hörte ich ein lustiges Wiehern. Meine alte Mähre hatte mich sogleich gewittert und kam zu mir und rieb ihre Nase an meiner Schulter. Diese Erscheinung war mir gar nicht unangenehm, ich sprang sogleich auf ihren Rücken, da ich dort offenbar eine bessere Position zum Abwarten der Nacht hatte. Als ich mich von da umsah und orientirte, kam es mir vor, als sei ich in der Arche Noah. Da war mein alter Freund, der Panther, vier Hirsche, ein Rehbock und drei Rücken, dann kamen ein Catamount und ein schwarzer Bär so dicht, wie ein Büffel, ein paar graue Wölfe, ein Racun und ein Opossum, ein Prairiehase, und hol's der Teufel, ein Stinkthier. Das letztere war das unangenehmste von allen, denn es verpestete die ganze Insel.

„Sie alle waren aber so klamm und angsterfüllt, daß keines wagte, das andere anzugreifen, und sie lebten so harmlos neben einander, wie uns die Bibel erzählt, daß die Thiere im Paradiese sich befanden, wo der Löwe so zahm war, wie das Lamm.

„Das konnte sich indessen ändern, und es war mir doch lieb, als die Fluth fiel, daß es mir möglich war, von der Gesellschaft Abschied zu nehmen, ehe diese zu Kräften gekommen war, denn ich konnte mir mit meiner Mähre natürlich am ersten einen Ausweg nach der Prairie suchen. Mein Nachbar war etwa noch drei Meilen entfernt, und in einer Stunde war ich vor seiner Thür. Er wollte mir kaum glauben, als ich ihm meine nächtliches Abenteuer erzählte, und griff, als ich ihm dessen Wahrheit versicherte, sogleich zur Büchse und gab mir ein zweites Gewehr, um Jagd auf die Thiere zu machen, die sich verlaufen hatte.

„Wir fanden sie nicht mehr ganz in dem vorigen Zustande. Der Morgen hatte dem Panther, der Katze und den Wölfen Muth gegeben. Den dem Hasen und dem Opossum war nur noch etwas Wolle übrig, und eine von den Rücken war halb verschlungen.

„Mein Freund nahm die eine, ich die andere Seite der Insel. Zuerst streckte ich den Panther nieder, während er den Bären erlegte. Dann legten wir auf die Wölfe an, dann auf das Cuny, darauf folgten die Hirsche; sie und die Bären waren die einzig werthvolle Beute. Das Stinkthier schossen wir zuletzt, weil wir uns nicht vollends von dem Platz wollten forstkäuterken lassen, während wir den Bären das Fell abzogen. Dann besiegen wir mit dem Wild und dem Bärenfell unsere Pferde. Ich fand auch meine Büchse wieder; als die Fluth verschwunden war, lag sie mitten in der Prairie halb im Schlamme begraben.

„Die Erfahrung hatte mich natürlich klug gemacht, und ich hatte mein Blockhaus weiter ab vom Streune. Zum Frühjahr hatte ich es fertig, und ich hatte die Freude, mein Weib und meine beiden Jungen, die ich im Staate Mississippi zurückgelassen hatte, dahin abholen zu können."

11. Das Vicuña.

Als Pizarro und seine Spanier zuerst die peruvianischen Andesgebirge erstiegen, waren sie sehr erstaunt, eine neue Gattung Vierfüßler zu erblicken, die ihnen zugleich wie ein Schaf und wie ein Kameel vorkam, und die sie daher auch Kameelschaf nannten. Sie kannten das gezähmte Lama, das als Hauthier Lasten trug, sowie das Alpaka, eine kleinere Gattung desselben, das seines Vließes wegen ungemein hoch geschätzt wurde. Jetzt sahen sie aber zwei andere Arten dieser Gattung im wilden Zustande, welche die einsamsten und unzugänglichsten Gegenden der Cordilleren bewohnten. Sie waren das „Guanaco" und „das Vicuña." — Noch bis vor Kurzem hat man das Guanaco für das wilde Lama gehalten, dies ist jedoch nicht richtig. Wenn man es zähmt, vermag es als Lastthier nicht dieselben Dienste zu verrichten, wie das Lama. Auch sein Vließ und sein Fleisch sind weniger werth. Die Wolle des Vicuña galt dagegen noch fünf Mal so viel als Alpakawolle, und die Ponchos oder spanischen Mäntel, welche daraus gewebt sind, haben den fabelhaften Preis von 100 bis 200 Thalern. Jeder Wohlhabende trägt einen solchen Mantel und wird allgemein darum beneidet, denn die Aermeren können ihn nur von grober Lamawolle tragen.

Da die Wolle des Vicuña so hoch im Preise steht, wird demselben natürlich vielfach nachgestellt. In vielen Theilen der Andes giebt es Vicuña-Jäger, und ganze Stämme peruvianischer Indianer bringen einen Theil des Jahres mit der Jagd dieses Thieres und des Guanaco hin. Dasselbe findet im Süden, nach Patagonien zu statt, wo andere Stämme fast ausschließlich von der Vicuña-, Guanaco- und Straußenjagd leben.

Diese Jagd ist kein leichtes Gewerbe. Der Jäger muß auf den höchsten und kältesten Punkten der Andes, fern vom civilisirten Leben und bessen Freuden wohnen, und entweder auf freiem Felde lagern, in Höhlen schlafen oder sich mit seinen Händen eine rohe Hütte bauen. Er hat eine Witterung zu bestehen, die so kalt ist wie der Winter in Lappland, und zwar häufig an Stellen, wo keine Spur von Holz zu entdecken ist und wo er sich seine Mahlzeit nur an dem Feuer, das ihm der trockene Mist des Wildviehes gewährt, kochen kann. Glückt ihm die Jagd nicht, so ist er dem Hungertode ausgesetzt und kann sein Leben nur durch Wurzeln und Beeren fristen. Und dabei drohen ihm noch stets die Gefahren, welche die schlüpfrigen Gebirgspfade, Abhänge und wild brausenden Ströme mit sich bringen. Es ist ein rauhes, entbehrungsvolles Leben, das der Vicuñajäger führt.

Auf meiner Reise durch Peru beschloß ich, auch eine Vicuñajagd mitzumachen. Bon einer Stadt der unteren Sierra erklomm ich die hehen Regionen der „Puna" oder „Despoepoblado" (unbewohnte Region), wo ich mich 12 bis 14,000' über der Meeresfläche, in einer kalten Wüstenei befand, nachdem ich eben erst aus dem Lande der Palmen und Orangen gekommen war. Vor mir und rings um mich sah ich nichts als schwarze oder schneebedeckte Berge, welche hier und da Ebenen von einigen Meilen Breite zwischen sich tießen. Geht man diese zu Ende, so kommt man an tiefe Klüften, aus denen die nächsten Bergtuppen emporsteigen.

Dieses Tafelland ist zu kalt für den Ackerbau, nur Gerste und einige harte Wurzeln der kalten Zone gedeihen hier, aber der Boden ist mit einer Schwarte von „Ycha-Gras" bekleidet, welches die Lieblingsnahrung der Lama's bildet, und diese giebt ihm auch für den Menschen Werth. Man findet dort Heerden von halb wildem Vieh, welche von noch wilder aussehenden Schäfern geleitet werden. Schaaren von Alpaka's, Lamaweibchen mit ihren Jungen und langschwänzige peruvianische Schafe durchstreifen sie und verleihen ihnen einiges Leben. Ueber ihnen schwebt ferner der Riesengeier — der Condor oder lauert in seinen Nestern auf den Bergspitzen. Dann und wann trifft man endlich auf die schwarze Erdhütte des „Baquero", des Viehhirten, oder stößt auf den Mann selbst, der mit einer Koppel wilder Hunde seiner Heerde folgt und noch wilder erscheint als sie.

Se sieht die Puna aus, welche den Lieblingsaufenthalt des Vicuña, und daher auch die Heimath der Vicuñajäger bildet. Ich war an einem derselben empfohlen und suchte ihn in seiner Hütte auf, wohin er eben mit einer Beute von ein paar Chinchilla's und Viscacha's, Bergkaninchen, die er in Schlingen gefangen, zurückgekehrt war.

Es war gut, daß ich zu Pferde ankam, denn als ich vor der Hütte hielt, kam ein Pack kleiner fuchsähnlicher Hunde aus dieser heraus und sprang an meinen Beinen schnappend in die Höhe, so daß ich mich nur vor ihnen retten konnte, indem ich meine Füße bis zum Sattel heraufzog. Selbst ihr Herr kannte ihnen, als er erschien, erst nach vielen Fußtritten begreiflich machen, daß ich nicht dazu hergekommen sei, mich von ihnen fressen zu lassen. Darauf stieg ich ab und ging oder kroch vielmehr in die Hütte. Sie bestand aus einer Höhle von fünf Fuß Höhe, die aus Erde und Steinen hergestellt und mit Puna-Gras bedeckt war. Ein paar Steinblöcke in der Mitte derselben bildeten den Herd, und der Rauch mußte sich selbst seinen Weg suchen.

Der Besitzer war ein Indianer und gehört zu den Stämmen, welche nie von den Spaniern besiegt wurden, weil sie zu hoch wohnten. Nur die Missionäre kamen allmälig mit ihnen in Berührung und schieden sie in „Indios mansos", zu Indianer, und „Indios bravos", wilde Stämme, die noch bis jetzt unabhängig sind.

Mein Wirth war ein Junggesell und bereitete sich Alles selbst. Ich nahm an seinem Mahle, das aus Mais und einem

gerösteten Kaninchen bestand, Theil, und da ich glücklicher Weise eine Flasche catalanischen Brandy mit mir führte, machten wir es uns ganz schmackhaft. Ich hatte auch Tabak bei mir, aus dem wir Cigarren fertigten, mein Wirth hatte jedoch noch mehr Genuß an dem Kauen des „Coca", und er trug stets ein mit trocknen Blättern der Cocapflanze gefülltes Chinchillaneß mit sich.

Am frühen Morgen machten wir uns zu Fuß auf den Weg. Unsere Pferde blieben angebunden bei der Hütte. Der Indianer nahm einen seiner Hunde mit sich, der treu und zuverlässig war.

Wir schritten über die Ebene und kamen in ein Bergdefilé, das aufwärts führte, und wobei wir fortwährend über Felsblöcke und Geröll stiegen. Zu Zeiten war der Weg äußerst schlüpfrig und sogar gefährlich, wo der gefrorene, mehrere Zoll hohe Schnee ihn verdeckte. Unser Ziel bildete ein höher gelegenes Plateau, wo wir, wie mein Führer sagte, Vicuña's finden würden.

Als wir zwischen den Felsen kletterten, gewahrte ich über uns bewegliche Gegenstände und erblickte, als ich schärfer hinsah, mehrere Thiere von starkem Bau und rothbrauner Farbe. Ich hielt sie zuerst für Rothwild, erkannte jedoch sogleich meinen Irrthum. Sie waren ihm nur ähnlich, aber ungleich elastischer und sprangen wie Gemsen von Fels zu Fels.

„Das sind wohl Vicuña's?" sagte ich.

„Nein," erwiederte mein Gefährte, „nur Guanaco's."

Ich hätte gern auf sie angelegt.

„Verspart es Euch lieber," sagte interessen mein Führer. „Der Schuß schreckt sonst die Vicuña's, wenn sie in der Ebene sind, die ganz nahe ist. Ich kenne die Guanaco's und ihre Schlupfwinkel — das Defilé hier dicht bei — und wir können sie auf dem Rückwege suchen."

Ich versagte mir also den Schuß, obwohl es mir sauer genug wurde, denn die Thiere liefen so dicht an uns vorbei, daß ich sie bequem erreichen konnte. Mein Gefährte dachte natürlich an das werthvollere Vließ der Vicuña's.

„Hier müssen wir sie finden," sagte er, „das ist ihr Aesungsplatz."

Schöne Thiere und ein edles Wild sind die Guanaco's, so edel wie Rothwild. Von den Vicuña's unterscheiden sie sich wesentlich. Sie äsen nur in kleinen Rudeln, von sechs bis zwölf Stück, während man die Vicuña's in vierfacher Anzahl beisammen findet. Die Guanaco's hausen ferner in den Felsen und springen von Klippe zu Klippe, weit über die Abgründe. Auf der Grasebene laufen sie dagegen nur schlecht, weil das Leben auf dem Gestein ihre Hufe in sonderbarer Weise zusammenschrumpfen läßt. Die Vicuña's ziehen dagegen den saften Rasen der Tafelebene vor, über welche sie mit der Gelenkigkeit des Rothwildes dahinfliehen. Beide gehören zu derselben Art Vierfüßler, aber ihr Wesen hat sich durch ihre Aesungsart verschieden gestaltet.

Als wir den Rand der Ebene erreicht hatten, nach der wir strebten, sahen wir unsere Erwartung erfüllt. Nicht weit davon äste ein Rudel, das einen herrlichen Anblick darbot. Die Thiere sahen stattlich und graziös aus. Dem ungeübten Auge konnten sie ganz als Rothwild erscheinen, denn außer der Antelope gleicht ihm kein Thier so, als das Vicuña, und zwar weit mehr als es dem Lama, Alpaka und Guanaco gleicht. Seine Glieder sind indessen schlanker und beweglicher und seine Farbe ist lichter, und wenn man sich an seinen Anblick gewöhnt hat, kann man das Orangeroth seines feidenen Felles auf einen Blick in weiter Ferne unterscheiden. Mein Gefährte sagte sogleich, daß es ein Rudel Vicuña's sei. Es bestand aus 20 Stück, die auf der Grasebene ästen. Eins stand besonders, mit hocherhobenem Halse, als wolle es für die Uebrigen wachen. Das war in der That auch seine Pflicht, denn es war das Leitthier, der Patriarch, Mann und Vater des Rudels. Alle Uebrigen waren seine Jungen, wie mir mein Führer versicherte.

Das Vicuña lebt in Vielweiberei, kämpft mit verzweifelter Kühnheit für seinen Harem und wacht über ihn, während er äst oder schläft, vertheidigt ihn gegen Feinde und deckt, wenn es nöthig, den Rückzug mit seinem eigenen Leibe.

„Nun, Señor," sagte der Jäger, indem er das Rudel überblickte, „nun ich den da (auf den Leiter deutend) schießen könnte, wäre mir um den Rest nicht bange, dann wollte ich sie Alle kriegen."

„Wie so?" fragte ich. „O, ich wollte wohl. Ich möchte nur erst wissen —"

„Sie ziehen nach dem Felsen zu, laßt uns dahin gehen, Kamerad!"

Vorsichtig stahlen wir uns um die Spitze des Berges, bis die Felsen zwischen uns und dem Wilde lagen. Dann faßten wir dort Poste, indem wir uns hinter einen Felsblock verbargen, der ganz dazu gemacht war, und vorsichtig durch die Spalten lugten. Die Vicuña's kamen langsam auf uns zu und waren beinahe schon in Schußweite. Ich hatte eine Büchsflinte, deren Läufe ich mit starker Ladung versehen hatte, mein Gefährte eine lange spanische Rifle.

Wispernd ertheilte er mir seine Instruktionen. Ich sollte erst nach ihm feuern, beide wollten wir aber auf das Leitthier zielen. Da er hierauf bestand, versprach ich zu folgen.

Das Rudel kam näher und näher, der Leiter voran, mit langem weißen Seidenhaar vor der Brust und seine Augen auf uns richtend. Ich beobachtete das Leuchten seiner Augäpfel und den Ausdruck von Stolz, der ihm erfüllte, wenn er sich zuweilen nach seinem Gefolge umsah.

„Ich hoffe, er hat Würmer," murmelte mein Genosse, „denn dann kommt er nach dem Felsen hier, sich zu scheuern."

Dies war auch offenbar seine Absicht, denn er streckte seinen Hals vor und kam bis auf ein paar Schritte auf uns zu. Da machte er plötzlich Halt. Der Wind war für uns, sonst wäre er längst davon getrabt. Aber er faßte Verdacht, stand still, zog den Kopf in die Höhe, stampfte den Boden mit dem Fuß und stieß einen sonderbaren Schrei aus, der dem Pfeifen des Rothwildes glich. Das Echo dieses Schreies war der Donner aus meines Gefährten Rifle, und gleich darauf sah ich das Vicuña in die Höhe springen und todt zu Boden stürzen.

Jetzt glaubte ich, würden die Andern eilig davon fliehen und wollte rasch unter sie feuern, so lange ich sie noch erreichen konnte. Mein Gefährte hielt mich indessen zurück.

„Halt!" — wisperte er — „Ihr werdet gleich einen bessern Stand haben. Seht da — jetzt, wenn's Euch beliebt, Señor!"

Zu meiner Ueberraschung kam das Rudel, statt zu fliehen, auf den Ort zugetrabt, wo ihr Leiter lag, lief um ihn herum, stand dann wieder vor seinem Kadaver still und stieß klägliche Schreie aus.

Es war ein rührender Anblick, aber die Mordlust ist in dem Jäger immer noch größer, als das Mitleid. In einem Augenblicke hatte ich beide Läufe abgeschossen und ihren tödtlichen Inhalt entsandt. In der That tödtlich, denn als der Pulverrauch sich zertheilte, sahen wir die Hälfte des Rudels ruhig am Boden liegen oder krampfhaft zucken. Die Uebrigen blieben wie vorher stehen. Noch ein Schuß aus der Rifle, und ein Thier stürzte, noch eine Ladung meines Flintenlaufes und eine ganze Anzahl folgte, und so fuhren wir fort, Kugeln und Schrot zu entsenden, bis das ganze Rudel verendet am Boden lag.

Unser Werk war gethan, ein großes Tagewerk für meinen Gefährten, der aus dem Ertrag dieser Jagd gegen hundert Dollars lösen konnte. Dies war, versicherte er mir, ein besonderer Treffer. Oft konnte er auch Tage und Wochen lang umherirren, ohne ein Vicuña oder Guanaco zu finden, und zwei Mal war es ihm vor diesem gelungen, sich einem Rudel Vicuña's, in der Haut eines Guanaco's versteckt, zu nahen, und den größten Theil des Rudels zu erlegen, ehe es sich zur Flucht wandte.

Wir mußten jetzt an die Rückkehr denken, um die Pferde zu holen und das Wild heimzuführen, da dies mehrere Reisen erforderte. Um die Wölfe und Condors davon fern zu halten, wandte mein Gefährte ein sehr einfaches Mittel an, dessen sich die Prairiejäger im Norden allgemein bedienen. Sie nehmen ein paar Blasen aus den Vicuña's, blasen sie auf, binden sie an ein paar Stäbe und pflanzen diese über den Kadavern auf, so daß sie sich im Winde hin und her bewegen können. So schlau der Andeswolf ist, so läßt er sich doch hierdurch täuschen, und wagt sich so wenig wie der Condor heran.

Es war beinahe Nacht, als wir mit der letzten Ladung die Hütte des Indianers erreichten. Wir waren Beide hungrig und müde, aber ein frisches Vicuña-Cotelettes, ein paar Gläser Catalaner Wein und eine Cigarette ließen uns die überstandene Mühe bald vergessen. Mein Wirth war natürlich mit seinem Tagewerk außerordentlich zufrieden, und versprach mir für den nächsten Morgen eine Guanaco-Jagd.

Der Kriegsrath der Verbündeten in Pa

Herzog von Cambridge. Sir. Rich. Airey. Admiral Dundas. Gen. Bosquet. Gen. della Marmora. Admiral Penaud. Gen. Canrobert. Admiral Lyons. Graf Walewski.

…er Vorsitz des Kaisers Napoleon III.

…General Jones. Prinz Jerome. Admiral Hamelin. General Martimprey. Prinz Napoleon. Kaiser Napoleon III. Admiral de la Gravière. General Niel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Kriegs- und Friedensrath in Paris.

Wir gehören nicht zur „Börse,“ manchmal über Krieg- und Friedensnachricht um zwölf Uhr „himmelhochjauchzend,“ ein Viertel auf Eins aber schon wieder „zum Tode betrübt.“ Auch nicht zu den Proletariern der Diplomatie und Staatsweisheit, welche von einem Blitze des electrischen Telegraphen bis zum andern ihr fümmerliches Hoffen und Harren fristen, und mitten in den tiefsten Nahrungssorgen für ihren hungrigen Witz glauben: „s hilft am Ende doch,“ wie der Chamisso'sche Held, dem's so schwer zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing. Eben so wenig zum Kriegsrathe, noch zur Friedensconferenz, sondern zur Gartenlaube, in welcher bekanntlich kein Janusthor angebracht ist, durch welches Krieg und Frieden, wie Mann und Frau im alten Wetterhäuschen auf dem Mechanismus eines Hundedarmes, aus- und einspazieren könnten.

Wir sitzen mit andern gewöhnlichen Sterblichen vor dem Vorhange, auf welchen die Bosko's und Dubler's der höheren Taschenspielerkunst ihre dissolving vious (sich auflösende Ansichten!) abspiegeln. Wir bilden uns nicht ein, die sich auflösenden Ansichten, expreß für das Publikum vor dem Vorhange zum Besten gegeben, besser zu verstehen als jeder Andere; glauben es aber doch Einigen, die von der Erscheinung zu sehr hingerissen werden, daß sie das Wesen vergessen, zurufen zu müssen: „fürchten Sie sich, meine Herren und Damen, sie beißen nicht!“ Oder: „Jubeln Sie nicht zu sehr, der schöne Mann oder der hübsche Paragraph, oder der tiefliche Punkt oder die lachende Aussicht werden sich gleich in Wolf und Wolfsschlucht verwandeln, wo sie Kugeln gießen, die zuletzt den Schützen selbst treffen.“

Im Ganzen haben wir also immer den Trost: 's wird sich auflösen, 's wird auch bald alle werden, und einem andern, und dies wieder einem andern Scheinbilde Platz machen. Das Publikum verlangt's am Ende so, besonders das in Paris, das am Ersten „eelig“ wird, wenn man ihnen nicht immer wieder etwas Neues bietet. Wir müssen gestehen, daß es dem Kaiser Napoleon bisher glücklich gelungen ist, die lieben Pariser und hinten im Parterre und auf den Galeeren auch das übrige Europa gut zu unterhalten. Nach der ersten Fremde über den 2. December und über den voreilig „anerkennenden“ Lord Palmerston zogen die glorreichen Adler des Kaiserreichs über die Bühne mit allgemeinem Wahlrecht und sonstiger phantastischer, unterhaltender Umgebung. Dann wurde Paris zu einem Phönix, blos um prächtig aus seiner Asche hervor empor zu steigen. Dabei war „das Kaiserthum der Friede,“ — „holder Knabe, schlummernd am Bache,“ aber ein sehr langweiliger Junge für die sostuirten Pariser. Deshalb löst sich der Junge auf und verwandelte sich plötzlich in den brüllenden Mars mit groß-napoleonischer „Gloire;“ Civilisation gegen Barbarei, Türkenrettung und Rußlands Untergang, und wie die gläubigen, andächtig-ernsten Zeitungen sich sonst ausdrückten. „Nichts Besseres lob' ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, daß hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen,“ sagt der Philister in Goethe's Faust. Aber die Türkei lag gar zu weit hinten und noch weiter der Ruhm. Von Beiden konnten die Pariser nicht leben. Deshalb mußte die Industrieausstellung trotz aller ungünstigen Umstände gelingen und Mars auf der Krim sogar schweigen, um die nach Paris dampfenden Völker nicht zu stören. Nach der Ausstellung, der Friedensepisode, kamen Malakoff und Sebastopol, Napoleon in London und Victoria in Paris, und zwar am Grabe des großen Napoleon, dessen Nachkommenschaft Palmerston und Wellington auf ewige Zeiten aus Frankreich verbannt hatten, Victoria am Arme des Neffen neben der in Paris lebendig gewordenen Asche des großen Onkels.

Um kleinere lebende und sich auflösende Bilder zu übergehen, wurde nun Paris wieder durch den großen „Kriegsrath“ in Aufregung und Nahrung gesetzt. Kaum haben wir diesen in Holz geschnitten und zum Abdruck gebracht, läßt sich der Kriegsrath in die große Friedensconferenz zu Paris auf, eine neue glänzende Saison für die Stadt der Freude und Desperation.

Da der Kriegsrath alle officiellen Hauptgrößen der alliirten Civilisation umfaßte, die auch in der Friedens-Conferenz wieder zum Vorschein kamen, ist es wohl nicht uninteressant, sie uns näher anzusehen. Blos neunzehn illustrirte Personen: des Kaisers Napoleon Majestät, Prinz Jerome Bonaparte, Prinz Napoleon, Herzog von Cambridge, Lord Cowley, Sir Edmund Lyons, Admiral Dundas, Sir Richard Airey, Sir Harry Jones, General della Marmora, Marschall Vaillant, Graf Walewski, General Canrobert, General Bosquet, General Niel, General Martimprey, Admiral Hamelin, Admiral de la Gravière und Admiral Penaud. Sie hielten ihre erste Sitzung am 10. Januar, seitdem mehrere, die zum Theil sehr lebhaft und stürmisch gewesen sein sollen, da sich eine äußerste Linke unter Prinz Napoleon und eine äußerste Rechte unter dem Herzog von Cambridge in die Haare gerathen sein sollen. Die äußerlichen Lebensschicksale des Präsidenten dieses Kriegsraths und der angehenden Friedensconferenzen in Paris, des Kaisers und Helden dieser Versammlung, setzen wir als bekannt voraus, zu dessen innerem Leben fehlt es bis jetzt noch an Material und Federkraft.

Prinz Jerome Bonaparte ist der jüngste Bruder des großen Napoleon, in Deutschland noch als „König von Westphalen“ im Andenken. Prinz Napoleon, dessen Sohn aus der zweiten Ehe mit einer Prinzessin von Würtemberg, war Republikaner nach der Februarrevolution, wohnte neuerdings in der Nähe des Kriegsschauplatzes, und steht deshalb in dem Ruse, etwas vom Kriege zu verstehen, über welchen er auch eine kritisch-vernuftheilende Abhandlung schrieb.

Graf Walewski soll auch napoleonisches Blut, und zwar vom großen Napoleon, in seinen Adern haben. Ein Pole mütterlicher Seits, in Frankreich erzogen, nahm er Theil an der polnischen Insurrektion 1831, fecht und blutete er für Polen und kam er nach England als Gesandter der revolutionären Regierung. Mitglied der „polnischen Association“, französischer Gesandter in England, Minister des Auswärtigen unter Napoleon — das sind einige äußerliche Andeutungen seines Charakters. Er gehört zu den Charakteren, die den jetzigen Napoleon unterstützten und tragen halfen, Persönlichkeiten, die erst später ordentlich geschildert werden können. —

Der Herzog von Cambridge, „Alcibiades“ der Hocharistokratie Englands, unverheirathet, aber mit großem Interesse für das schöne Geschlecht, weniger für Kanonenmündungen, ging als Vertreter des königlichen Blutes von England hinüber. Er wurde 1819 in Hannover geboren, war eine Zeit lang im Glauben der Eingeweihten künftiger Gemahl der Königin Victoria und nahm bei der Alma und Inkerman eine commandirende Stelle ein, aus welcher ihn die Franzosen herausbanden mußten (sonst wäre die Schlacht an der Alma verloren gewesen). Wegen „Gesundheitsrücksichten“ kehrte er bald zurück, und lebt seitdem mit martialischem Aussehen friedlich unter höchsten Damen und Herren. Nur als der rothe Prinz Napoleon im Kriegsrathe die Wiederherstellung Polens verlangte, zog der Vertreter des constitutionellen Königsblutes von England das Schwert seiner Beredtsamkeit und loyalen Gesinnung und schlug den „Rath“ Napoleon's, der noch lange nicht so ausfah, als sollte er That werden.

Lord Cowley, berühmt als Enkel Wellington's, ging hinüber, um an „Berathungen“ Theil zu nehmen; Admiräle Lyons und Dundas, um in marinirten Angelegenheiten mit ihren Erfahrungen zu nützen. Sir Richard Airey war Quartier-Meister der englischen Ostarmee, die bekanntlich ziemlich ein Jahr lang kein Quartier fand. Marschall Vaillant ist jetzt Kriegsminister in Frankreich, und Admiral de la Gravière Marineminister, General Martimprey, Chef des französischen Armee-Stabes auf der Krim, sungirte als Vertreter Pelissier's. Admiral Hamelin commandirte, vor Brest, die französische Flotte im schwarzen Meere und Penaud war voriges Jahr Kollege des Admiral Dundas auf der Ostsee.

General Niel und Sir Harry Jones waren Haupt-Consultenräthe der Ingenieur-Operationen des Krieges. General Niel lobte den Sir Harry Jones wegen ausgezeichneter Dienste am — Redan, und Sir Harry Jones bedankte sich öffentlich bei General Niel für guten Rath bei der Vernichtung Bomarsunds, das aber noch steht.

Die Generäle Canrobert und Bosquet sind Busenfreunde des Kaisers, obgleich Letzterer ein hartnäckiger Republikaner sein

soll. Im Uebrigen sind sie unsern Lesern schon früher vorgestellt worden.

Was endlich General della Marmora betrifft, ist er jedenfalls der verdienstvollste Mann im ganzen Kriegsrathe, der deshalb auch am Wenigsten und im Friedensrathe gar nicht gehört wird. Sardinien ist von letzterem ausgeschlossen. Er schuf die neue sardinische Armee durch Mittel, die in England alle durchaus für unmöglich gelten, durch Absetzung und Pensionirung aller unfähigen, hochgebornen, alten Leute und Heranziehung junger, tüchtiger Talente aus allen Klassen, ohne Personen-, Klassen- und populäre Rücksichten zu nehmen. Wie ein Marmorbild, fest und gottwoll, führte er seinen Plan durch, der jetzt in einer Armee lebt und wirkt, welche der Trost und Trotz Sardiniens ist gegen äußere Drohungen und Gefahren. Im Innern vertrauen sie auf freie Bewegung, Gerechtigkeit und Humanität der Regierenden.

Das sind die Hauptpersönlichkeiten, welche den Kriegsheldenunter Napoleon's Direktion Rath geben sollten und jetzt durch einige neue Persönlichkeiten bereichert, den Friedenshoffnungen Europa's Nahrung und Dessert besorgen sollen. Ob sie solide Nahrung produciren werden, solche, welche dem Kriegsgotte Mars auf eine gute, dauernde Zeit den brüllenden Kanonenmund stopfen mag, ob sie, wenn nicht das, ernsten, entscheidenden Krieg beschleunigen — das Alles sind Fragen, die man sehr frei hat an das Schicksal. Vorläufig sieht Europa, insofern es politisirt und Diplomatie- und Börsenschwindel treibt, aus, als litte es an einem stark zurückgetretenen Schnupfen.

Ein Besuch im Postamt zu London.

Das Postamt in London ist die großartigste Anstalt dieser Art in der ganzen Welt. Im Jahre 1854 wurden durch dieselbe über 200 Millionen Briefe befördert. Der Generalpostmeister steht mit seinem Stabe an der Spitze von mehr als 20,000 Personen, die einander in die Hände arbeiten, wie in einer großen Fabrik.

Einige günstige Umstände machten mir es möglich, diese Wunderanstalt in voller Thätigkeit zu sehen, und ich will nun versuchen, Ihnen ein Bild davon zu entwerfen.

In dem „Büreau für das Inland" geht es um die Mitte des Tages ziemlich still zu, denn es kommen um diese Zeit so wenige Briefe und Zeitungspackete an, daß nur einige Sekretaire und Sortirer beschäftigt sind. Die englische oder inländische Post nimmt aber 3035 Personen in London in Anspruch, nämlich: 1385 Briefträger (80 Mann mehr als das Sachsen-Coburg-Gotha'sche Bundescontingent); 498 Stadtbriefpostinhaber; 160 Sekretaire, welche die Gelsummen annehmen, die irgendwo im Lande ausgezahlt werden sollen; 992 Sekretaire für die Briefe, so wie Stempeler, Sortirer, Packer u. s. w.

Alle Briefe, die aus London abgesandt werden — gleichviel wohin sie bestimmt sind — gehen zu einer und derselben Stunde ab, nämlich Vormittags um neun und Abends um neun Uhr. Den Tag über sind fortwährend Leute beschäftigt, zu Fuß, zu Pferd, in Wagen Briefe aus den verschiedenen Briefannahmestellen in der Riesenhalle zusammenzuholen. Sogar die Zeitungspackete läßt die Post aus den Expeditionen holen. Sie schickt zu gewissen Stunden Wagen dahin, was den Zeitungsverlegern wie der Post selbst Mühe erspart. Da täglich etwa 150,000 Zeitungsnummern durch das londoner Postamt gehen und diese vier Fünftel der Postsendungen ausmachen, so verursacht das Sortiren und Packen ungeheure Arbeit, die man gern beseitigt, ehe das Sortiren, Stempeln und Packen der Briefe beginnt, das binnen zwei Stunden — von 6 bis 8 Uhr — geschehen muß.

Wenn sechs Uhr Nachmittags herankommt, nimmt die Zahl der Briefaufgeber allmälig zu und mit jeder Viertelstunde wächst sie mächtiger an. Die Leute legen die Briefe nicht mehr gemächlich ein, sondern sie rennen an den Kasten und werfen die Briefe hastig hinein. Etwa dreiviertel auf Sechs kommen Männer mit Säcken voll; sie klopfen an einen hölzernen Schieber; ein Sekretair macht ein ganzes Fenster auf, nimmt einen Sac nach dem andern, schüttet ihn aus und wirft ihn hinaus. Kinder, alte Weiber und Handwerker drängen sich durch die Menge vor den Briefkasten, um auch einen Brief hineinzulegen. Innen herrscht unterdeß geschäftige Nährigkeit, die aber fern von Hast und Ueberstürzung bleibt. Anfangs fallen die Briefe einzeln herein, aber immer schneller und immer dichter folgen sie sich, bis es Briefe zu gießen scheint. Die Menge draußen und der Briefregen innen nimmt mit jeder Minute zu. Ein Sekretair an dem Fenster kann die Masse nicht mehr bewältigen; ein zweiter erscheint an einem zweiten Fenster u. s. w. Es fehlen jetzt nur noch drei Minuten an Sechs. Man steckt die Briefe und Packete nicht mehr herein, man wirft sie schon von Weitem durch das Fenster. — Immer noch schneller geht es, immer mehr Briefe kommen. Noch anderthalb Minute! Die Menge draußen drängt sich zu einem wirren Knäuel zusammen; Viele halten die Briefe fest in der Hand hoch empor, um sich dieselben nicht entreißen zu lassen. Noch dreißig Sekunden fehlen und die Menge wächst fortwährend. Ein Mädchen, das sich mit Todesverachtung vordrängt — wahrscheinlich um ein Briefchen an den Geliebten abzugeben — wird fast zerdrückt und schreit jämmerlich. Da schlägt es Sechs und Puff! werden alle Fenster auf einmal geschlossen.

Nur ein Briefkasten bleibt noch offen, über dem steht: „Frankirte Briefe, die eine Freimarke mehr haben und vor halb sieben Uhr hier eingelegt werden, gehen noch mit der heutigen Post ab." Andere Kasten sind für Briefe bestimmt, die nicht mit der nächsten Post abgehen sollen, und diese bleiben immer offen.

Jetzt wollen wir sehen, wie es innen zugeht.

An einem hohen Pult sitzt der Direktor, der von seinem Platze aus Alles übersehen kann. Zu unterst befinden sich die Sortirer und Stempler, beinahe 500. Von da, unter der breiten Halle hin, in welcher das Publikum die Briefe abgiebt, führt eine unterirdische Eisenbahn, auf welcher Briefe und Packete auf Karren zu dem gegenüber befindlichen londoner Stadtpostamt durch Dampf befördert werden. Die Dampfmaschine hebt aber auch durch eine besondere Vorrichtung die Zeitungen aus dem Erdgeschosse in das zweite Stockwerk des Gebäudes hinauf, wo sie, abgesondert von den Briefen, sortirt und gepackt werden. Wir lassen uns zuerst mit da hinaufziehen und sehen die Hunderte von Säcken mit Zeitungen, die von einigen hundert Personen geordnet werden. Von da lassen wir uns hinunter in das Stadtpostamt bringen, wo es von Leuten in rothen Röcken wimmelt, die roth angestrichene Karren fahren, aus welchen sie die Tausende von Briefen ausschütten, die aus den Stadtpostannahmestellen geholt worden sind.

Jeder Brief muß durch zehn bis vierzehn Hände gehen, und es ist ein Wunder, daß so wenige Irrthümer und Verseben vorkommen. Aus Körben werden die Briefe zuerst auf eine sehr große Tafel geschüttet, bis sie mehrere Fuß hoch darauf liegen. Funfzehn bis zwanzig Mann sind bei dem Aufschichten beschäftigt, die Briefe zu stellen, und zwar mit der Adresse nach der rechten Seite. Die großen Briefe und die unfrankirten werden in besondere Körbe geworfen, weil sie eine eigene Behandlung erfordern. Von der Tafel weg werden sie zu den Stemplern getragen, die so gellbt sind, daß Einer in einer Stunde lesbar 7 bis 8000 Briefe stempelt. Die Stempel sind von leichtem Holze, weil diese die Hand weniger ermüden und die Schwärze besser halten als metallene. Einmaliges Schwärzen des Stempels reicht für zehn Briefe aus. Jeder Stempler zählt seine Briefe, und nach jedem Hundert drückt er seinen Stempel einmal auf einen Bogen Papier, der neben ihm liegt. Das Kissen, worauf das Stempeln erfolgt, besteht aus mehrern Tuchschichten und zieht sich über die ganze Tafel hin. Der Stempel mit Jahr und Datum wird auf die eine Briefseite gedrückt. Man hat aber noch einen andern, der aus Buchstaben oder aus Buchstaben und Zahlen besteht und jeden Tag geändert wird. Dieser Stempel wird auch täglich in ein Buch eingetragen, und Jahre vergehen, ehe einmal derselbe Geheimstempel wieder vorkommt. Er soll Betrügereien verhindern. — Poststempel und Freimarken werden nämlich nicht selten nachgemacht als Zeugnisse bei wichtigen Prozessen. Hat nun der Fälscher nicht zufällig ein Briefcouvert genau von dem Tage, an dem sein nachgemachter Brief abgegangen sein soll, so kann er nicht wissen, welchen Geheimstempel die Post gerade an diesem Tage

brauchte. Fehlt dieser Stempel oder ist er falsch, so erkennt man sofort den Betrug.

Sind die Briefe gestempelt und gezählt, so gelangen sie zu den Sekretären, die nachzusehen haben, ob sie genug Marken zum Frankiren haben. Es geschieht dies mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit, und auf jeden Brief, der nicht richtig frankirt ist, wird das Strafgeld notirt. Die richtig befundenen wandern zu Andern, welche einen Stempel auf die Freimarken drücken.

Das Nächste ist das Sortiren. Die Briefe kommen auf große Tafeln, welche Abtheilungen haben mit Aufschriften, meist von Eisenbahnen, z. B. Great Western, Southeastern ꝛc., und in jede dieser Abtheilungen legt man die Briefe, welche auf der bezeichneten Eisenbahn befördert werden sollen. Eine andere Abtheilung heißt „Schottland," eine andere „Irland," eine andere „Ausland," in welche die für Schottland, oder Irland oder das Ausland bestimmten Briefe kommen.

Es giebt aber auch blinde Briefe, d. s. Briefe, auf denen die Adresse nicht lesert gelesen werden kann. Diese wandern zu dem blinden Mann, der die Kunst versteht, die unleserlichen Adressen zu entziffern und dann den richtigen Namen darauf schreibt. Die „blinden Männer" gehören zu den wichtigsten Personen in der Postanstalt, und es giebt wenige Adressen, die auch den ihnen nicht entziffert werden können. Sie leisten in der That Unglaubliches. Es kommt z. B. ein Brief mit der Adresse „Stomfredevi," und nach einigem Nachdenken schreibt „der Blinde" die richtige Adresse: „Sir Humphrey Davy." Auf einem andern steht: „Jonmeet ne Wensal pin Tin." Was soll das heißen? Nichts anderes als John Smith, Newcastle upon Tyne. Kommen Briefe an Geistliche, Aerzte, Adelige, adressirt: „Auf dem Lande," „in der Stadt," ohne Angabe des Namens des Dorfes oder der Stadt, so werden die Verzeichnisse der Geistlichen, Aerzte ꝛc. im Laude nachgeschlagen, die „der Blinde" immer neben sich hat, der Name des Adressaten aufgesucht und der Name des Wohnorts zugeschrieben.

Uebrigens ist mir bekannt, daß auch in dem Postamte zu Leipzig ein ähnlicher Wundermann beschäftigt ist, der es durch seine außerordentlichen Local-, Namen- und Personalkenntnisse möglich macht, in den Messen die eingehenden Briefe an die Unzahl der Levi, Simon, Itzig und Meier aus dem Volke Israel in den verborgensten Winkeln des Brühls an den rechten Mann zu bringen.

Nach den Abtheilungen nach Eisenbahnen, Ländern ꝛc. werden die Briefe weiter fortirt; erstens z. B. nach den Zweigbahnen, die von der Hauptreisenbahn abgehen; zweitens nach Bezirken, und endlich nach den einzelnen Städten. Die nicht weiter zu fortirenden werden dann in besondere Beutel oder Säcke gepackt. Dadurch daß man die nicht frankirten und die großen amtlichen Schreiben von den andern Briefen fonderte, kann man die letzteren viel schneller und sicherer handhaben.

Es rückt nun die achte Stunde heran, und die Arbeiter alle eilen mehr und mehr, um fertig zu werden, denn um acht Uhr gehen die Wagen nach den Bahnhöfen ab. Das Letzte ist das Verpacken in Beutel oder Säcke. Die recommandirten Briefe begleitet ein Verzeichniß, und an jeden Postmeister geht die Angabe der Summe mit, welche das Briefgeld für die unfrankirten Briefe beträgt, die er erhält. Für diese Summe wird er von dem londoner Postamte belastet.

Mit dem Schlage acht Uhr liegt der die Aufsicht führende Director mit seinem Hammer, und der letzte Briefbeutel muß fertig sein, denn die Zeit ist abgelaufen. Bisweilen werden bis siebzehn Wagen, mit Briefen und Zeitungen beladen, nach den Bahnhöfen gesandt. Es sind diese sogenannten „Eilwagen" große Omnibusse, die früh zugleich die Briefträger mit auf ihre Stationen nehmen.

An dem Abende, an welchem wir eben zusahen, wurden, wie uns der Director mittheilte, 216,457 Briefe abgesandt.

Im Durchschnitt beträgt eine solche Abendpostsendung in London dem Gewicht nach:

220 Centner Zeitungen,
27 „ Briefe,
6 „ Bücher,
27 „ die Säcke oder Beutel.

Die Frühpost ist meist nur ein Viertel so stark wie die Abendpost. Im Durchschnitt aber werden täglich von London 267,521 Briefe abgesandt, während täglich 283,225 ankommen.

London versendet im Jahre etwa 54 Millionen Zeitungsblätter. Für jedes muß ein Penny (1 Ngr.) Porto bezahlt werden. Häufig versucht man, solche Zeitungsblätter unter Kreuzband zu legen, um dem Empfänger ein paar Worte mit zu schreiben. Das ist aber verboten und kostet Strafe — 4 Pence (4 Ngr.) für je zwei Loth Gewicht der Zeitung. Da nun die englischen Zeitungen bekanntlich groß und auf starkem Papier gedruckt sind, so wiegt eine Nummer gewöhnlich 4—6 Loth, und das Strafporto kommt also ziemlich hoch.

Blätter und Blüthen.

Die Hutfabrikation in London. Der Gebrauch des Hutes ist bekanntlich unter den Engländern aller Klassen und Lebensalter ein ganz allgemeiner; ein Engländer ohne Hut ist auf seiner Insel eine Unmöglichkeit, und wenn er als Tourist auf dem Festlande diesem Gebrauche bisweilen untreu wird und eine steife Zeugmütze aufsetzt, vielleicht sich dazu gar noch einen Schnurrbart wachsen läßt, so ist mit Sicherheit vorherzusagen, daß das Eine wie das Andere dem Opferbeile verfallen ist, so wie er sein heimathliches Gestade wieder betreten will.

Die Fabrikation der Hüte bildet daher in England einen der wichtigsten Geschäftszweige. Man rechnet, daß gegen 60,000 Menschen dabei Beschäftigung finden, und der Werth der alljährlich erzeugten Fabrikate sich auf drei Millionen Pfund Sterl. beläuft. Die Filz- und Castorhüte werden namentlich in Derbyshire und Gloucestershire gearbeitet und von hier London versandt, wo sie gefärmt und fassirt werden; Seidenhüte liefern namentlich London, Manchester, Liverpool, Birmingham und Glasgow jährlich etwa drei Millionen Stück.

Die Hüte werden dort wie bei uns theils im Ganzen gefilzt, theils mittelst Unterlage und Plüschüberzug hergestellt. Zur Anwendung kommen die Haare der angorischen Ziege, des peruanischen Schafes, Lama's, Bibers ꝛc., vor allen aber Kaninchenhaare in großer Masse und außerordentlicher Feinheit. Dort trifft man häufig Kaninchenzuchtanstalten, deren Gehöfte aus Gärten, mit Mauern umschlossen, und in einer solchen Ausdehnung zum Vortheil des Gutsherrn ausgedenket werden, daß der Pächter einer solchen Anstalt zuweilen 1500 bis 2000 Pfund Sterling jährlichen Pacht zahlt.

Die Engländer legen großen Werth darauf, daß der Hut möglichst leicht sei. Man sieht darum an den Schaufenstern der londoner Hutläden Waagen angebracht, auf deren einer Schale der Hut, auf der andern das Gewicht liegt. Hierin besteht nun ein großer Wettkampf. Liefert der Eine Hüte zu 12, 11 oder 10 Loth, so hat sie sein Nachbar zu 9, 8 oder 4½ Loth Gewicht. Fort und fort sinnen die Hutfabrikanten darauf, wie sie ihre Waare immer leichter, und zugleich dauerhaft und wohlfeil liefern können. Man macht die Deckgestelle, welche mit dem Plüsch überzogen werden, aus Pappe, Kattun, Pferdehaarzeug, dünnen Korkplatten ꝛc. Die Korkplatten sind so dünn wie Schreibpapier geschnitten und erhalten der besseren Hutfabrikate wegen einen Ueberzug von feiner in Kautschuk getränkter Gaze.

Nächst der Leichtigkeit verlangt man von dem Hute auch noch Wasserdichtheit und besonders Lufterdurchzug. Der kaltblütige Engländer hält die Ansammlung von erwärmter Luft im Innern des Hutes meist für schädlich und hält daher große Stücke auf seine ventilating hats. Zur Erzeugung der Luftcirculation sind eine Menge Einrichtungen erfunden worden; der Eine wählte seine Unterlage darnach, wie die Roßhaar- oder spitzengurtmbartigen gefleisten Zeuge, ein Anderer brachte eine Drehscheibe oder Klappe im Hutboden an, ein Dritter versteckte seine Röhrchen in die Bandung des Hutes, deren Außenmündungen durch die überliegenden Haare verdeckt wurden u. s. w. Als eine weitere Verbesserung soll es gelten, daß der Kranz des Hutes, der am Kopf anschließt, aus einem Kautschukkreifen besteht; ein solcher Hut soll sich dicht an den Kopf anschließen, ohne zu drücken.

„Aus der Fremde" Nr. 7 enthält:

Leiden und Abenteuer einer jungen Frau. — Ein amerikanischer Philosoph. (Mit Abbildung.) — Die New-Yorker „beste Gesellschaft" (Schluß). — Aus alten Reichen: Bowring über den Kindermord in China. — Gesetzumgehung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 8. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Frage.*

Was ist das für ein Herz, das immer blutet,
Und doch so oft vom Glücke überflutet,
Hier zwischen Furcht und Hoffnung ewig schwankt?
Was rastlos abmüht sich in tausend Plänen,
Abwechselnd unter Beten, unter Thränen
Dem Himmel seine reinsten Freuden dankt!?

In welcher Brust schlägt wohl das Herz, das eine,
Was keine Hoffnung kennt auf Erden, keine,
Die's nicht für eine zweite Seele hegt?
O, such's nicht in der Braut am Hochaltare,
Nicht bei dem Jünglinq im gelockten Haare,
Auch nicht im Greis, den müd' die Erde trägt!

Das Herz, von dem ich als das Größte spreche,
Das ein Gemisch von Riesenkraft und Schwäche,
Ein Labyrinth von Seligkeit und Schmerz,
Ein Sorgenmeer, zugleich ein Meer der Wonne,
Wo's heute Nacht, wo's morgen lichte Sonne,
Es ist und bleibt allein — — das Mutterherz!!

Blind und doch sehend.

Von Elfried von Taura.

(Schluß.)

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" klagte er mit Thränen im Auge — „Verzeihen Sie mir — ich bin zu tief bewegt — ein andermal, wenn ich ruhiger bin." —

„O, es eilt ja nicht, Herr Doktor" — sagte Clelia lächelnd, — „und Du hast so lange mit mir Geduld gehabt, lieb Väterchen — Du wirst sie auch noch länger haben."

Der Greis zog sie an seine Brust. Rudolf stand verwirrt und beschämt da — er hätte mögen in die Erde sinken. Doch Widerholds sprach: „Beruhigen Sie sich, Dokter — ich kann mir denken, wie einem Mann von Gefühl bei einem solchen Unternehmen zu Muthe sein muß."

Der Sprecher wurde unterbrochen, indem die Haushälterin meldete, daß ein Gefangener ihn zu sprechen begehre. Als sich Rudolf mit Clelia allein sah, stürzte er vor ihr nieder.

„Clelia," flehte er, „verzeihen Sie mir diese Täuschung, und stellen Sie mich nicht jenem Charlatan an die Seite!"

Da beugte sie sich zu ihm und bat um seine Hand. Und als er sie ihr gereicht und unter ihrem Drucke erglühen fühlte, da entquoll seinen Lippen das Geständniß des eigentlichen Grundes seiner augenblicklichen Unfähigkeit — seiner heißen Liebe. Da erzitterte die liebliche Gestalt, da sank sie fast bewußtlos in seine Arme und zwei unentweihete Lippenpaare fanden sich im keuschen Verlobungskuß. Da sah das blinde Mädchen den Himmel offen und sich mitten darin; da wurde dem Gefangenen der Kerker zum Paradies und er pries Gott, der seine wunderbare Liebe in das dunkle Erdenleben sandte, und ihr Macht gab, selbst in die schauerlichsten Finsternisse zu dringen und sie zu verklären.

Wie Clelia geahnt, rächte sich der Däne für die ihm widerfahrene Schmach dadurch, daß er der Polizei die Identität des Kapitain Gildenstern mit dem Flüchtling Eduard Widerheld verrieth. Aber als die Polizei ihn im Hafen suchte, hatte er schon die offene See gewonnen. Nun wurde Vater Widerhold zur Ver-

* Das schöne Gedicht: „An meine Mutter" in Nr. 5 unseres Blattes hat viele Mutterherzen so mächtig angeregt und gerührt, daß uns von allen Seiten theils Worte des Dankes, theils Nachahmungen des Gedichts zugingen, die sämmtlich in schönen und minder guten Versen die überschwellenden Gefühle des Mutterherzens schildern. Von den vielen eingelaufenen Gaben lassen wir hier nur eine folgen, der man Wärme und Wahrheit des Gefühls nicht absprechen wird. D. Redakt.

antwortung gezogen. Er gestand jene Identität ohne Weiteres zu und wollte erwarten, was die höchste Staatsbehörde über einen Vater beschließen würde, welcher der Stimme der Natur gehorsam gewesen.

V.

Die Verurtheilung.

Ein halbes Jahr der Untersuchung war verflossen. Da kam aus England die gerichtliche Ausfage des Käufers von Adolf's Bild, wodurch sich dessen Antheil an dem Proceß so weit erledigte, daß der Untersuchungsrichter ihn auf Handgelöbniß entlassen zu können glaubte. Als sich der so lange um sein Liebesglück betrogene Künstler auf freiem Fuße befand, war sein Erstes nicht etwa, daß er in die Arme der bekümmerten Braut eilte, sondern daß er für die Rettung des Freundes Sorge trug. Er verband sich mit einem geschickten Advokaten, der Rudolf's Betheidigung übernehmen und Alles aufbieten sollte, den wahren Mörder zu entdecken. Dann erst suchte er sein eigenes Glück, an dem es dem heitern und biedern Künstler in den Armen einer feiner würdigen Geliebten nicht fehlte.

Endlich waren die Akten zum Spruche reif oder vielmehr überreif. Der Untersuchungsrichter verschickte sie mit dem Bewußtsein, dem hohen Gerichtshof durch ein Meisterstück der Inquisitionskunst Respekt einzuflößen. Nicht als ob er ein maligner Mensch gewesen wäre, etwa eine Art Jeffrey's grenelhaften Andenkens; im Gegentheil, er war ein zärtlicher Gatte und Vater, ein Freund der Nothleidenden — aber ein Fanatiker des Rechtes — „der römische Rechtszopf hängt ihm armsark hinten," sagte Adolf von ihm, „und hält ihn auf dem Tretrade der Paragraphentreterei fest."

„Also Du glaubst in der That, unser Doktor könne verurtheilt werden?" fragte Clelia ihren Vater am Tage, als die Akten an das Obergericht abgegangen waren.

„Nach dem Stande der Akten," erwiederte der Gefängnißverwalter traurig, „ist daran nicht zu zweifeln. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, den armen guten Menschen bald an einen schaurigeren Ort abzugeben, als dieser ist."

Clelia preßte die Hand krampfhaft auf den Busen. — „O, warum mußte Eduard sich von dem Dänen bleuden lassen!" sagte sie halblaut. Da wurde die Thorklingel gezogen. Bald darauf meldete die Haushälterin, der Maler Walter begehre Einlaß. „Den sendet Gott!" rief Clelia, ihre Hände faltend. Ihr Vater brachtete den Ausruf nicht weiter und ging, den Gemeldeten selbst einzulassen.

Adolf hatte während seiner Gefangenschaft das Mißtrauen des Greises überwunden. Er brachte einige Erfrischungen für den gefangenen Freund, und hoffte jetzt nach geschlossener Untersuchung zu ihm gelassen zu werden. Vater Widerhold hatte kein Bedenken mehr dagegen. Er führte ihn zu Rudolf. Kaum war Clelia allein, als sie auf ihre Knie sank und Gott dankte, daß er sie, wenn auch leiblich erblinden lassen, doch nicht mit Geistes- und Herzensblindheit geschlagen, und daß er sie in der Zeit der höchsten Gefahr den Weg der Rettung, den sie durch des Dänen Verrath schon für verspert gehalten, eben so klar erkennen lassen, als einst die Unschuld und den hohen Werth des Geliebten.

Wie ihr Vater mit dem Maler zu ihr zurückkehrte, zog sie ersteren auf die Seite und bat ihn, sie malen zu lassen. Er sah sie verwundert an.

„Wie kommt Dir dieser Einfall?" fragte er.

„Da Eduard mich nun wohl so bald nicht wieder sehen darf, so soll er wenigstens mein Bild haben," erwiederte sie erröthend.

„Wollen Sie meine Tochter jetzt noch malen?" fragte der Greis den Künstler, und dieser sagte mit Freuden zu.

Schon den andern Tag begann er sein Werk. Argles ließ der Greis ihn mit dem holden Kinde allein. Und kaum wußte Clelia dies, als sie den Maler in seiner Arbeit unterbrach.

„Ich muß vor allen Dingen über einen Gegenstand mit Ihnen reden, der Ihnen gewiß eben so am Herzen liegt wie mir."

„Ich bin ganz Ohr," versicherte Adolf.

„Helfen Sie mir Ihren Freund retten!"

„Dies zu können, ist mein eifrigster Wunsch, und ich habe schon nach Kräften daran gearbeitet."

Clelia's Antlitz verklärte ein freudiges Lächeln. Adolf erzählte ihr, was er bis jetzt gethan. Freilich hätten die Nachforschungen des Advokaten noch zu keinem Resultat geführt — aber er hoffe, Gott werde sie mit Erfolg krönen.

Clelia schüttelte getäuscht das Köpfchen. „Das ist mir zu ungewiß," sagte sie, „ich habe ein anderes Mittel gefunden, unsern Freund zu retten. Aber dazu bedarf ich Ihrer Hülfe. Würden Sie sich zu einer Reise nach Norwegen entschließen, wenn ich Ihnen die nöthigen Mittel dazu gäbe?"

Adolf erklärte sich bereit, für Rudolf an den Nordpol zu reisen.

Clelia stand auf, ging an ihre Toilette und nahm ein kleines Etui heraus. Es war dem Maler ein rührender Anblick, das holde blinde Geschöpf sich so sicher zurechtfinden zu sehen. Sich wieder setzend sagte sie:

„Ich habe in Drontheim einen Bruder, wie Sie wohl schon wissen, einen Rheder und hochherzigen Seemann. Da ich Ursache habe, einer Sendung an ihn durch die Post zu mißtrauen, so sollen Sie mein Courier sein, und meine schriftliche Bitte an ihn durch Ihre Beredtsamkeit unterstützen. Ein zuverlässiger Schiffer von ihm soll mit einem Dampfer hier im Hafen sein, wenn des Doktors Urtheil aukommt. Leider darf er nicht selbst kommen. Damit wir den ungefähren Zeitpunkt erfahren, soll der Vertheidiger unsers Schützlings Erkundigung darüber einziehen, es koste, was es wolle. Hier, nehmen Sie diesen Schmuck und versilbern ihn — wenn Sie zu dem Allen bereit sind." —

„Seelengröße, dein Name ist Weib!" rief Rudolf begeistert. „Ja, liebes Fräulein, ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen — aber behalten Sie Ihren Schmuck."

„Nein — wenn Sie mich nicht kränken wollen, so nehmen Sie ihn — ich besitze mehr dergleichen — und welchen Werth hat es denn für mich?"

Adolf konnte die Annahme nicht länger verweigern. „Ich werde Rechnung führen über die Verwendung dieses Darlehens, das ich darauf erhalte."

„Aber Alles bleibt unser Geheimniß," sagte sie, „jetzt bitte ich Sie, in Ihrer Arbeit fortzufahren."

Das Bild war in wenig Tagen vollendet. In der Zwischenzeit ließ Adolf die von Clelia gewünschte Erkundigung einziehen, und als dies geschehen war, machte er sich mit einem Briefe von ihr auf die Reise. In einem Nachbarhafen fand er gleich ein norwegisches Dampfboot, das ihn schnell an's Ziel brachte.

Schon vierzehn Tage lag das Dampfschiff „Norman", Kapitain Lund, im Hafen, und die Hafenbeamten, Makler, Schiffer und andere Leute, die mit dem Schiffsverkehr zu thun hatten, zerbrachen sich die Köpfe über den Zweck seines langen Verweilens, als ein anderes Ereigniß diese Seltsamkeit in den Hintergrund drängte. Der „Verwandtinnmörder", Doktor Grimm, war vom Obergericht „blos" zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe statt zum Tode verurtheilt worden.

Mit großer moralischer Entrüstung wurde die Kunde von dieser Gelindigkeit der Justiz von dem Pöbel im Frack wie im Wamms aufgenommen; denn durch sie kam ja wieder ein Loch in das Gebäude der öffentlichen Ordnung und Sicherheit! Nur wenige wagten den „von der Noth Getriebenen" zu beklagen, und blos die Armen, denen er unentgeltlich Hülfe geleistet, zweifelten an seiner Schuld.

Rudolf selbst war aufs Tiefste erschüttert durch das ihm verkündete Urtheil. Er hatte es bis auf den letzten Augenblick für unmöglich gehalten, obgleich Vater Widerhold nicht unterließ, ihn darauf vorzubereiten. Beruhigt ging er in seinen Kerker zurück, und als die Thür hinter ihm geschlossen war, brach er laut weinend zusammen. Von welcher Höhe war er aber auch plötzlich herabgestürzt! In was für rosigen Zukunftsträumen hatte er sich bis jetzt geweigt! Wie hatte er die neugeschenkte Freiheit benutzen, mit welch' neuem Muthe sich in's Leben werfen, für seine Liebe Alles wagen, kek alle Hindernisse besiegen wollen, die sich seinem Glück entgegenstellten! Wie hatte er dieses Glück im Geiste schon voraus genossen, das unaussprechliche Glück an Clelia's Seite! Und nun sollte er sein Leben in einem Zuchthause beschließen!

Aber wie er in Thränen zerfließend da lag, öffnete sich die Klappe an seiner Thür, und eine Engelsstimme rief herein: „Weine nicht! verzweifle nicht!" Es war Clelia, die eine augenblickliche Abwesenheit ihres Vaters benutzend zu ihm kam. Er erhob sich, sie streckte ihre Hand hinein, und er preßte sie unter Thränen an

Digitized by Google

seinen Mund. „Bau' auf Gott und Dein Lieb!" flüsterte sie. — „Weg hat er aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht, wie's in dem schönen Liede heißt. Hoffentlich läßt der Vater Dich bald zu mir, dann musiciren wir zusammen. Inzwischen wird es Abend — und wer weiß, wie es morgen ist. Nur Muth, mein Freund!"

Dann entzog sie ihm die kleine zarte Hand, streichelte ihm die Wange und schlich sich wieder fort.

„O Gott — welch ein Engel!" sagte Rudolf, als er wieder allein war. „Ja, ich will nicht verzweifeln — noch bleibt mir ja der Recurs — inzwischen kann meine Unschuld klar an den Tag kommen. Doch will ich nicht darauf pochen, ich will mich auf das Schlimmste gefaßt machen — will ihr in nächster Zeit noch ihr Augenlicht wiedergeben. Das Bewußtsein, diesem Engel die größte Wohlthat nach dem Leben erwiesen zu haben, wird mich Alles ertragen lassen. Ja — ich will jetzt nicht mehr zittern — der Gedanke, daß sie ohne mich vielleicht ihr Leben lang in dieser Nacht wandeln muß, wird mich fest machen — ich will sie operiren!"

Als er später mit Clelia musiciren durfte, flüsterte sie ihm in einem unbewachten Augenblicke zu: „Versprechen Sie mir, zwischen heut und morgen blindlings Alles zu thun, was ich von Ihnen verlange." Er wunderte sich, gab aber das Versprechen, und die Musik nahm ihren Fortgang.

Er spielte und sang sich wieder Muth und Hoffnung in's Herz, und mehr noch that dies Clelia's Gesang und heitere Stimmung. Getröstet kehrte er in seine Zelle zurück und streckte sich auf sein Lager.

Es mochte etwa Mitternacht sein, da weckte den leise Schlummernden ein leichtes Geräusch. Seine Thür ging auf — Clelia, mit einem Licht versehen, unter einem Arm einen Pack tragend, kam herein. „Clelia — meine Clelia!" rief er auffpringend. —

„Still!" flüsterte sie; „zieh diese Sachen hier an — es ist eine Gensd'armenuniform — säume nicht! Ich will inzwischen an der Treppe lauschen, ob Alles noch fest schläft" —

„Aber Clelia —"

„Kein Aber — Du gabst mir Dein Wort, heute blindlings zu thun, was ich von Dir verlangen würde" — Und sie zog sich zurück.

Er legte die Gensd'armenkleidung an, auch der Pallasch fehlte nicht. Als er fertig war, kehrte Clelia zurück. „Die Stiefel mußt Du ausziehen," sagte sie, an seinem Tritt hörend, daß er sie angezogen. „Nimm sie in die Hand und folge mir!"

„Ich soll fliehen?" sagte er zaudernd, „und Dich und Deinen braven Vater in's Unglück stürzen? Nimmermehr!"

„Ein Mann hält sein Wort," sagte sie; „Du wirst mich tödten, wenn Du die Rettung verschmähst. Ich überlebte es nicht, wenn sie Dich in's Zuchthaus führten."

Sie suchte seine Hand und zog ihn fort. Leise schlichen sie durch den Corridor, die Treppen hinab, durch die Hausflur — die Thür stand schon offen. „Nun Gott mit Dir!" flüsterte sie, preßte seine Hand an ihre Lippen und drängte ihn hinaus. Draußen fühlte sich Rudolf von kräftigen Männerarmen gefaßt — es war Adolf, der ihn erwartete und, indeß Clelia die Hausthür innen verriegelte, den Freund mit sich fortrig. Das Hofthor war auf Clelia's Veranstaltung nur angelehnt, ohne Gefährdung erreichten die Beiden den Hafen.

Am frühen Morgen wunderte sich Jedermann in der Nähe des Hafens, daß der „Norman" verschwunden war.

Zur gewohnten Zeit weckte Clelia mit einem Kuß ihren Vater und meldete ihm, was sie gethan. Zugleich gestand sie ihm ihre erwiederte Liebe. Der Greis sagte ernst aber ruhig: „Was Gott thut, das ist wohl gethan! Freilich streckt er nicht die Hand aus den Wolken, wie ein Fabelgott, sondern gute Menschen sind seine Finger. Ueber meinen grauen Kopf wird es zwar nun hergehen — in Gottes Namen! er ist mir Ehren grau geworden — und Du, mein Kind, wirst nicht verlassen sein."

„Se hättest Du wohl selbst die Hand zu Rudolf's Rettung geboten, und ich that Unrecht, mein Vorhaben Dir zu verheimlichen?"

„Nein, mein Kind, meinen Diensteid hätte ich nimmer verletzt, der barmherzige Gott gab Dir dieses selbstständige Handeln ein. Ich hätte es müssen verhindern, wenn ich darum gewußt. — Jetzt will ich gleich meine Meldung machen — möglich, daß man mich nun für den Entflohenen einsperrt."

„Das werden sie nicht! das dürfen sie nicht! Ich gehe mit Dir, und wenn eins von uns eingesperrt werden soll, so müssen sie es mit mir thun!"

Und nun entstand ein Wettstreit zwischen Vater und Kind, wer die Schuld der Entweichung Rudolf's auf sich nehmen dürfe; endlich verschaffte der Zufall Clelien den Sieg. Der Diener des Gerichtsvorstandes hatte in der Nacht einen Gensd'armen mit einer Civilperson aus dem Gefängniß kommen sehen und dies seinem aus dem Casino heimkehrenden Herrn mitgetheilt. Dieser kam nun in aller Frühe, sich zu erkundigen, wen der Gensd'arm mitten in der Nacht fortgebracht habe. Da trat Clelia rasch vor und berichtete mit fester Stimme, was sie gethan, aber ohne ihren Gehülfen zu nennen. Der Beamte war starr vor Stannen. Und der erhabene Muth, der aus dem ganzen Wesen der Blinden sprach, ihre wunderbare Schönheit und ihre fast prophetenhafte Verkündigung, daß Gott die Unschuld ihres Flüchtlings eines Tages an das Licht bringen werde — dies Alles wirkte so überwältigend auf den Mann des Gesetzes, daß er kein Wort des Zornes oder der Strenge über seine Lippen brachte, sondern nu. eine Aeußerung des Bedauerns, sofort das gesetzliche Verfahren wider Vater und Tochter einleiten zu müssen. Dann forderte er den ersteren die Schlüssel ab und übergab sie einem herbeigerufenen Officianten. Vater Widerhold war bis auf Weiteres seiner Amtsführung enthoben.

Zur Einkerkerung der beiden neuen Klagfälligen kam es nicht. Vater Widerhold's Unschuld stellte sich bald heraus und was wollte man dem blinden Kinde thun? Man mochte wohl auch eine leise Ahnung haben, daß dasselbe klarer und richtiger gesehen, als die zum Theil durch vier Augen sehenden Richter. Dennoch wurde Vater Widerhold — hauptsächlich in Folge der Denunciation des Tänen — in Ruhestand versetzt. Das war kein Schlag für ihn; hätte er nur seine und seines Kindes Behaglichkeit im Auge gehabt, so wäre er längst abgegangen und zu seinem Sohne gegezogen. Nur das höhere Pflichtgefühl, das Mitleid für die armen Gefangenen hatte ihn so lange auf seinem Posten festgehalten.

Von Rudolf wußte man bereits, daß er glücklich in Dreutheim angekommen sei und dort bei einer Epidemie durch aufopferndes und erfolgreiches Wirken schnell die allgemeinste Anerkennung gewonnen habe. Der außer der Sphäre seines Berufes so schüchterne, ja zaghafte Mann hatte sich in ihr als Heros bewiesen. Clelia war namentos glücklich über diese Nachricht. „Ja ihm! ja ihm!" das war fortan ihre Losung, und ehe ein Monat nach der Pensionirung ihres Vaters verstrichen war, lichtete das Schiff, das sie dem Ziele ihrer Sehnsucht entgegentrug, die Anker.

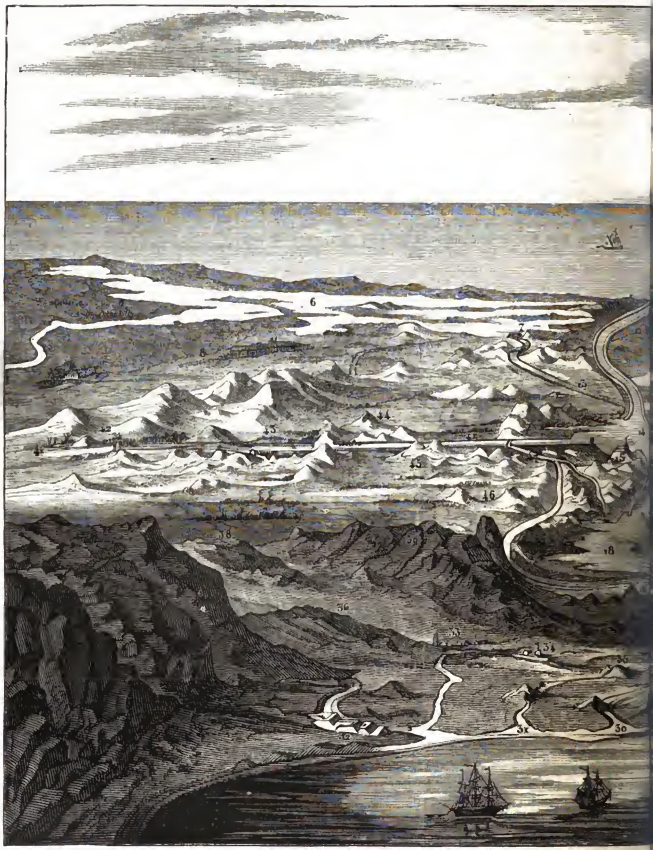
Welch ein Wiedersehen war das in dem Hafen der norwegischen Seestadt! Und welche Tage der Wonne folgten ihm nach! Soll die Feder versuchen, ihrer auch nur einen den Lesern zu schildern? Für den, welchen treue Liebe beglückt, ist es überflüssig, und den Andern rathen wir besser: Gehet und liebet! — Jetzt schaut Clelia, Dank der Hand Rudolf's, mit den leiblichen Augen so klar und hell, wie mit den Augen ihres Gemüthes. Die Herrlichkeit Gottes in seiner wundervollen Schöpfung, die ehrwürdige Gestalt des greisen Vaters, das edle Bild des theuern Gatten, die lächelnden Engelslöpfe ihrer Kinder — es ist ihr Alles aufgegangen im heiligen Gotteslichte.

Es verging geraume Zeit, eh' es den Bemühungen Adolf's und des Vertheidigers von Rudolf gelang, den wahren Mörder von dessen Tante zu entdecken. Endlich fanden sie seine Spur und halfen den Dienern der Göttin mit den verbundenen Augen darauf. Aber die Spur leitete über das Meer und verlor sich in den Prairien Amerika's. Indessen gaben die an's Licht gebrachten Thatsachen dem Vertheidiger Mittel genug an die Hand, den Proceß umzustoßen, und mit Rudolf's Entbindung von der Instanz zugleich die Ausfolgung des reichen Nachlasses der Ermordeten zu bewirken. Es waren inzwischen vier Jahre verflossen — und in dieser Zeit hätte der empfindsame Rudolf im Zuchthause verderben können, wäre er nicht von Clelia's innerem Auge in Zeiten erkannt und von ihrer Liebe gerettet worden. Ja, die Liebe! —

Digitized by Google

Der Kanal durch

Zu den ersten kulturgeschichtlichen Schöpfungen, welche einst als Marksteine aus unserm Jahrhundert, wenn es längst begraben ist, hervorragen werden, gehören außer der Panama-Eisenbahn und dem damit zusammenhängenden neuen Leben im stillen Oceane, der jetzt eben in Patentirung begriffenen Entdekkung des Wassers als sonnengleichen und beinahe sonnengleich wohlfeilen Beleuchtungs- und Heizmaterials von einem Deutschen in London* u. s. w. auch der Untergang, d. h. die Neugeburt des Orients, der Türkei, die Aufschließung der verbarrikadirtesten Länder, China's und Japans für die schwellenden Schleusen des Weltverkehrs und somit auch der jetzt in Angriff genommene Kanal von Suez. So himmelweit verschieden diese angedeuteten Thatsachen auch scheinen, haben sie doch alle einen gemeinschaftlichen Inhalt, ein und dasselbe Pathos: Befreiung und Erleuchtung unserer schönen Erdoberfläche für Verbindung



A. B. Der Hauptkanal von 370,000 Fuß Länge. — 1. Eingang in den Kanal mit Leuchtthurm des mittelländischen Meeres und Hafen (Ruinen des alten Pelusium). — 5. Schloß Tineh. — 6. See Menzaleh. — 7. Weg von Kanaan in Palästina nach Egypten (Kotarah dolum. — 13. El Gisr. Spuren des alten Kanals, angeblich von König Necho angefangen. — 14. See Timsah, der zukünftige Binnen vom Perserkönig Darius errichtetes Denkmal. — 17. Spuren und Mündung des alten Kanals mit Ruinen alter Bauten. — 18. Bas 19. Ein persisches Denkmal von Cambyses. — 20. Erstes Lager des Hrn. Lesseps während seiner Untersuchungsreise. — 21. Tel el Kl bassin des rothen Meeres. — 26. Flutthore und Schleusen, um etwa 7 Fuß hoch über den Stand der Ebbe vermittelst der Flut des r Suez, Leuchtthurm, Thore und Hafendämme von 10,000 Fuß Länge. — 30. Reservoir für das Nilwasser. — 31. Reservoir für das Regenw d. h. letzte Station auf dem Wege von Kairo nach Suez. — 35. Deiche (Brunnen) von Suez. — 36. Weg nach Kairo. — 37. Dschebel (Be mit dem Nil verbindet. Tomilot, das alte Jesse (oder Gessen) der Bibel, wo Joseph seinen Vater Jakob von Kanaan empfangen h Maffer, Soroth in der Bibel, erste Station der ausziehenden Kinder Israel unter Moses. Von den Arabern Omtihiam (Mutter der Zelt 48. Grab des Sheik Enedeh. Baal Zephon. — 49. Bir Marra, d. h. Gruben der Bitterniß, in der Bibel: „Moro", eine Station Mo perfrüchten und Blätt

* Ich habe es mehrmals brennen, mehrmals sonnengleich weiß leuchten sehen, selbst das pure Wasser auf die Lampe geschüttet und es in derselben Minute als Sonnenlicht sicher, beständig und ruhig — 1½ Pfennig die Stunde — leuchten sehen, so daß ich zwanzig Schritt von einer silbergroschengroßen Flamme noch deutlich kleine Schrift lesen konnte; ich habe alle Aufregungen, die mit der Lösung dieses unberechenbar großen Problems sich verbanden, mit durchlebt und werde, sobald es die Verhältnisse des Erfinders gestatten, darüber genau berichten. Jetzt muß ich die Freude und Begeisterung darüber gewaltsam unterdrücken.

andenge von Suez.

on 19,000 Fuß Länge. — 2. Aus- und Einlaßschleusen. — 3. Reservebassin und Ausweicheplatz. — 4. Tel el Omarein oder Farannah é-Brücke). — 8. Salieh. — 9. Das alte Cap Cassius (Ras Casserum). — 10. Katieh. — 11. Bir el Buri. — 12. Ruinen von Mag- n Mosis Zeiten Grenze des rothen Meeres. — 15. Wohnung der Ingenieurs. — 16. Spuren des Serapeums, ein zu Ehren des Kanals Golfs vom rothen Meere, jetzt „Bittersee", trocken, obgleich 90 Fuß unter dem Meeresspiegel, mit Salzen und Muscheln bedeckt. — alte Klysma der Ptolomäer.) — 22. Suez. — 23. Begräbnißplatz für Europäer. — 24. Hotel für ostindische Reisende. — 25. Reserve- res Wasser zu halten. — 27. 28. Karavanenweg von Kairo nach dem Sinai, Medina und Mekka. — 29. Eingang in den Kanal von . Alte Reservoirs für das vom Berge Atala fließende Wasser. — 33. Befestigungen und Brunnen von Hadscharut. — 34. Funfzehnte, — 38. Berg Avvebet. — 39. Berg Chebrevvet. — 40. Kalkberg Tieh. — 41. Frischwasserkanal, welcher den Hauptkanal über Tomilot — 42. Roz el Wadi (Thalmündung), in der Bibel Pithom. — 43. Tel Masruta, Spuren des alten Heroopolis der Ptolomäer. — 44. Tel — 45. Tel Naim. — 46. Das biblische Etham, zweite Station der Israeliten. — 47. Ruebent el Buze (Rohrbucht), in der Bibel Pilhariut. — n der Sage nach Gott eingab, das bittere Wasser süß zu machen. (Geschieht von den Arabern noch heute durch Hineinwerfen von Ka- tande, Assaf genannt).

und Versöhnung aller Völker zu gemeinschaftlichen Interessen des Weltverkehrs und einer Kultur, die alle Nationen erleuchten, erwärmen, besser, humaner, reicher, glücklicher machen wird. Um hier die eine Form dieser kulturgeschichtlichen Schöpfungen genauer zu würdigen, bieten wir eine Totalansicht des Suez-Kanals von Oben, von einem Standpunkte, der uns die Wichtigkeit des Unternehmens sofort mit in den Gesichtskreis rückt, wenn wir uns deutlich machen, was unmittelbar damit zusammenhängt.

Die Landenge von Suez zerschneidet nämlich auf eine sehr hartnäckige Weise die „Brücke der Völker" (wie Hegel das Meer nennt) gerade auf einem Wege, der mit jedem Tage wichtiger wird, indem diese Landenge die beiden größten Erdtheile, Asien und Afrika, zu verbinden scheint. Diese Verbindung scheint blos, weil sie auch blos eine Trennung ist, so daß die Kinder Israel, welche einst über diese Verbindung hinweg in ihr gelobtes Land auswanderten, vierzig Jahre brauchten, wozu höchstens zwei Jahre hingereicht haben würden, wenn die geographisch so erscheinende Verbindung nicht Hinderniß und Trennung gewesen wäre. Seitdem hat sich aber dieser „Verbindungsweg" unter mehreren zusammenbrechenden Kulturen so bedeutend verschlechtert, daß nur geschlossene Karavanen unter den größten Strapazen mit großem Vorrath und großer Vorsicht über diese „Verbindung"

hinwegkämpfen können. Doch ist die Landenge von Suez nicht als Verbindung zwischen Asien und Afrika, sondern als barbarische Mauer zwischen den völkerverbindenden Meeren ein Stein des Aergernisses geworden.

Man denke sich, wie in Europa fast in jeder Haushaltung täglich gegessen oder getrunken, mit etwas gewürzt und gekocht wird, was von Indien, von Borneo, Sumatra oder sonst Inseln kam, die uns alle möglichen Nüsse, Früchte und Delikatessen liefern, womit wir unsere täglichen Mahlzeiten würzen, schmackhafter und verdaulicher machen. Man denke sich die ungeheuern Massen europäischer Produkte und Waaren, die dafür als Zahlung nach Indien und die Menge großer und kleiner Inseln des indischen Oceans verschifft werden müssen. Und nun denke man sich die Hauptsache, daß alle diese Waaren und Produkte, blos wegen des winzigen Sand- und Landstreifchens der Suez-Landenge, den vieltausendmeiligen Umweg um ganz Afrika herum machen und den brennenden Aequator auf jeder Reise zweimal passiren müssen. Jeder und besonders Jede in Deutschland wissen, daß eine „gute Bohne" und Mokka kein leerer Wahn ist. Auch der beste Kaffee, der verhältnißmäßig gar nicht zu weit von uns wächst, müsse dieser Landenge wegen erst oft in gerade entgegengesetzter Richtung Tausende von Meilen weit schwimmen, statt uns direkt vom rothen und mittelländischen Meere her zuzufließen. Welch' eine unabsehbare Welt von Hafenstädten und wimmelnden Fleißes lagert sich um das mittelländische und schwarze Meer herum, mit Eisenbahnarmen und Handelsstraßen bis in die Hauptstädte Europa's! Diese müssen, um mit Arabien, Persien, Indien, dem großen polynesischen Weltheile, Australien, China u. s. w. zu verkehren, erst vier bis sechs Wochen lang in direkt entgegengesetzter Richtung, mit ihrem Ziele im Rücken, segeln, ehe sie nur den vieltausendmeiligen Umweg erreichen. An alle diesem unberechenbaren großen Zeit-, Geld- und Arbeitsverlust ist diese winzige Landenge von Suez Schuld. Sie ist mitschuldig des Todes und des Verfalls mittelländischer, arabischer und persischer Häfen und Völkerschaften! Die geöffnete Landenge wird direkt einem in die Millionen laufenden ersparten Zeit-, Geld- und Arbeitskapitale gleich sein und durch Beschleunigung einer neuen Kultur in der Türkei, um's schwarze und mittelländische Meer herum-aufserdem neue Kapitalien schaffen, die bald Jeder täglich mit verzehren und mit genießen kann, sei es auch nur in einer Tasse Kaffee ohne Eicherien.

Daß die Engländer bei dem Unternehmen speciell ihren Verkehr mit Indien im Auge haben, ändert an der welthistorischen und diplomatischen, werden treu blinden Eigennutzes und lichtscheuer Sonderinteressen immer mehr von der Gewalt der Verhältnisse, der überall hervorbrechenden menschlichen Interessen, gezwungen, der Geschichte, statt sich und ihren kleinen Hausdrachen, zu dienen.

London und Bombay (die nächste ostindisch-englische Hauptstadt) liegen auf dem jetzigen Meereswege 11,500 englische Meilen von einander. Dieser Weg wird durch den Suez-Kanal beinahe um die Hälfte, d. h. um 5300 Meilen kürzer. Fast dasselbe gilt von den nordamerikanischen Welthandelsplätzen. Von Newyork nach Bombay durch's mittelländische Meer und die Landenge von Suez ist nicht viel über die Hälfte des jetzigen Weges. Wie durch solche Verkürzung der Wege und Verwohlfeilerung der Frachten der Austausch zwischen Völkern und so auf beiden Seiten der Wohlstand sich hebt, ist ein bekanntes nationalökonomisches Gesetz. England hat noch besondere militärische Vortheile. Waffen und Truppen können auf dem neuen Wege in drei Wochen von Malta nach Bombay, nach Madras und Ceylon in vier, nach Calcutta in fünf Wochen gebracht werden. Jetzt gehören fünf bis sechs Monate dazu. Holland zieht sein Java, Spanien seine Philippinen, Portugal seine chinesischen Stationen auf viele Hunderte geographische Meilen näher an sich. Die Produkte jener Länder kommen uns dann um eben so viel näher und wohlfeiler und in größerer Masse, wofür wir größere Massen von unsern Waaren mit Vortheil los werden. Oesterreich, das schon mit Bengalen in Handelsverbindung steht, (von Triest über Egypten) wird im Kanale von Suez eine neue belebende Hauptschlagader für das Herz seiner Industrie in Bewegung setzen und betheiligt sich deshalb auch mit besonderem Eifer an dem Unternehmen. Für die Luxus-Industrieen Frankreichs wird der Kanal ganz neue Märkte eröffnen.

Nach dem speciell ausgeführten Plane des Herrn Ferdinand de Lesseps wird die ganze Länge desselben 120 Kilometers, d. h. 120,000 Metres (ein Metre ist, ungefähr ausgedrückt, $1^1/_2$ Ellen). Die Weite und Breite ist auf 100, die Tiefe auf 8 Metres berechnet. Bei niedrigem Wasserstand sind die Spiegel der beiden zu verbindenden Meere von gleicher Höhe. Durch die Flut entsteht ein Unterschied von 5 bis 8 Fuß, der durch Schleusen und Fluthore regulirt und zum Vortheile des ganzen Unternehmens verwendet werden soll.

Die Landenge von Suez ist ein Thal, welches zwischen dem Winkel des mittelländischen und der Spitze des rothen Meeres, von beiden Erdtheilen, speciell Syrien auf der asiatischen und Egypten von der afrikanischen Seite her, mitten durch Hügel und Gestein hinläuft, ein Thal, durch welches die Natur schon seit Jahrtausenden die Menschen auffordern zu wollen schien, einen Kanal durchzugraben und so eine der wohlthätigsten Völkerbrücken zu bauen.

So finden wir auch in Geschichtsbüchern, daß schon der fabelhafte König von Egypten, Sesostris, Jahrtausende vor Christi Geburt diese Aufforderung verstanden und er einen Kanal entweder entworfen, oder sogar unternommen habe. Spuren eines solchen alten Kanals sind auch noch zu entdecken. Mit dem Verfalle der alten egyptischen Kultur scheint er allmälig verfandet und verwachsen worden zu sein. Neuerdings, eigentlich schon seit Napoleon in Egypten in ihm die große Barre zwischen Europa und Indien bezeichnete, hat man wiederholt von der Nothwendigkeit gesprochen und geschrieben, diese Barre zu brechen. Später entstanden bestimmte Projelte, die sich in ein französisches und ein englisches aufspitzten und in Kairo vor dem Vicekönig von Egypten intriguirten und stritten. Merkwürdiger Weise stritt das französische für einen Kanal, während die Engländer mit all' ihrem Flottenstolz für eine Eisenbahn kämpften. Daß die Engländer mit ihrer hier besonders sächerlichen Eisenbahnschwärmerei durchfallen mußten, versteht sich eigentlich von selbst; aber dennoch konnten sie nur durch die bestimmte Entscheidung des Vicekönigs zum Schweigen gebracht werden. Wenn man 100 Meilen Seeweg hat und will expreß dazwischen 20 Meilen Landweg machen, damit die Schiffe auf beiden Seiten löschen und Landwaaren beladen und diese dann wieder Schiffe belasten sollen, so ist das gewiß ein kolossaler Unsinn. Die Engländer aber schwärmten dafür und schmellen jetzt noch, daß der Vicekönig dem französischen Plane des M. de Lesseps, nämlich dem Kanale direct zwischen Pelusium am mittelländischen, und Suez am rothen Meere, seine Zustimmung und Autorität gegeben. Das Haupt-Bureau für die Ausführung ist jetzt nach Konstantinopel verlegt worden, wo überhaupt mitten unter den tanzenden und kreuzbeinig träumenden Türken, Engländer, Franzosen, Deutsche, Griechen, Juden u. s. w. alle Verhältnisse umkehren und neu beleben.

Die Breite der Landenge, also die Länge des Kanals, beträgt hier 90 englische, d. h. etwa 20 deutsche Meilen. Er soll für die größten Schiffe genügende Breite und Tiefe haben, mit großen weit in beide Meere über die sandigen Seichten hinauslaufenden Vertiefungen und Dämmen und einem Hafen in der Mitte, wozu der Timsah-See ein natürliches Bassin bietet.

Mit einem Kapital von 6,400,000 Pfund Sterling (noch nicht die Hälfte dessen, was die einzige Eisenbahn zwischen London und York kostete) soll das ganze Werk binnen 6 Jahren vollendet sein. Alle Nationen sollen zu der Bau-Kompagnie Mitglieder stellen und diese unter der Direction des Herrn von Less:ps stehen. Die Kompagnie ist Eigenthümer des Kanals auf 99 Jahre, worauf er Eigenthum des Herrschers von Egypten werden soll. (Das ist ein fauler Paragraph, welchen der Vicekönig von Egypten ungeleckt und ohne Sauce aufessen sollte.) Aufserdem verlangt dieser brave Vicekönig während der 99 Jahre auch noch 15 Procent vom Gewinne. Wo die Nationen bauen und bilden, da setzt sich der faule dicke Bursche hin und schreit: „Batschis!" Schiller sagt: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun." Jetzt muß es umgekehrt heißen: „Wenn die Kärrner bauen, haben die Könige zu leben."

Es ist nur zu hoffen, daß das Kulturwerk der Nationen, welches der Vicekönig an beiden Seiten mit Forts zu versehen versprochen hat, einst diese Forts gegen den Steuererpresser richte und ihm rathe, sich sein Brot auf eine anständige Weise zu verdienen.

Alle Nationen sollen gleiche Rechte im Gebrauche des Kanals und gleiche Ehre haben, wenn Vicekönig besteuert zu werden. Der

Kanal soll für 100,000 Pfund mit dem nächsten schiffbaren Arme des Nil in Verbindung kommen. Suez wird die jenseitige, Konstantinopel die diesseitige Verbindung durch feste, unabhängige Behörden controliren.

Die ganze Gegend ist Hunderte von Meilen weit todt und wüst, felsen- und sandbrennend, doch ungemein fruchtbar an stummen Zeugen alten Kulturlebens. Sie war die Hauptstraße, auf welcher die wahrscheinlich älteste menschliche Bildung von Egypten nach Asien und nach Griechenland auswanderte und zu weiterer Ausarbeitung überfloß.

Suez, das alte Berenice, ist jetzt die traurigste, seltsamste Stadt an einem Arme des rothen Meeres, ohne Wasser und ohne Spur von grüner Vegetation ringsum, ohne die nothwendigsten Lebensmittel, mit Ausnahme von Fischen. Manchmal wimmelt sie von Einwohnern, d. h. Karavanen-Reisenden, manchmal schleichen sich nur einzelne trübe Gestalten spärlich durch die Straßen.

Diese wenigen Einwohner wissen nichts von einem Garten, von einer Pflanze, einem Baume. In's Unabsehbare ringsum nur Fels mit Sand bedeckt, heiß, hungrig, todt und tödtlich. Die vertrockneten Reste von Einwohnern leben nur von den Hülfsleistungen, die sie den Karavanen gewähren, Karavanen, welche Lebensmittel von Kairo bringen und dafür Waaren eintauschen, welche einige kleine Fahrzeuge von Jidda über's rothe Meer herunbringen. Für große Fahrzeuge wird erst der Weg gebahnt, ein Weg, auf dem sich Asien und Europa begegnen, ein Weg, an welchem die Kinder Israel schlafen, um jetzt die langen Wolken der Dampfschiffe über sich hinziehen zu lassen.

Gegen populär-medicinischen Buch-Charlatanismus.

Populär-medicinische Schriftchen haben in den allermeisten Fällen den Zweck, daß industrielle Heilkünstler sich selbst, ihre Kurmethode oder irgend ein Geheimmittel anzupreisen und leichtgläubigen Kranken, zumal wenn diese ihre Krankheit geheim halten wollen, dadurch Geld aus der Tasche zu escamotiren suchen, indem sie erst am Ende des Schriftchens erklären, es könne nur gegen Einsendung eines bestimmten Honorares der echte gute Rath oder das sichere Heilmittel gegeben werden. In vielen Fällen ist aber auch der Name des Verfassers ein rein erdichteter oder ein erkaufter und das Schriftchen ist nur eine gemeine Buchhändlerspeculation, um mit nichtsnutzigen Geheimmitteln Geld zu machen. Zur Anreizung der Kauflust erhält die Schrift, welcher gewöhnlich noch Zeugnisse, Danksagungen und Briefe angeblich Geheilter beigegeben sind, einen lockenden Titel (wie: „Die Lungenschwindsucht heilbar"; — „keine Hämorrhoiden mehr"; — „sicheres Mittel gegen Epilepsie" u. s. w.) und wird in einer Menge von Journalen und Zeitschriften unter großen Lobpreisungen annoncirt; auch erlebt sie gewöhnlich schon nach kurzer Zeit mehrere neue Auflagen, wenigstens thut der Verleger so.

Schon aus dem Titel solcher Schriften, noch mehr aber aus den empfehlenen einseitigen Heilmethoden und Geheimmitteln kann Derjenige Argwohn gegen die Ehrlichkeit und Kenntnisse der Verfasser solcher Schriften schöpfen, welcher sich von reellen Männern der Wissenschaft sagen läßt, daß zuvörderst nur nach sehr genauer Untersuchung eines Patienten, niemals aber aus der Ferne, das Leiden desselben entdeckt und behandelt werden kann; daß ferner die meisten der auf dem Titel populär-medicinischer Schriften angegebenen Krankheitszustände (wie Hämorrhoiden, Verstopfung, Blindheit und Taubheit, Wasserfucht, Krämpfe und Nervenleiden ꝛc.) gar keine Krankheiten, sondern nur Krankheitserscheinungen sind, welche einer großen Anzahl und noch dazu sehr verschiedenartigen, oft sogar entgegengesetzten und ganz verschiedener Heilmittel benöthigten Krankheiten zukommen können; daß sodann noch kein einziges der in solchen Schriften empfohlenen Mittel der Wissenschaft unbekannt und als wirklich heilsam erfunden worden ist. Es sollte doch eigentlich jedem Verständigen von selbst einfallen, daß wirklich zum Wohle der leidenden Menschheit dienende Entdeckungen niemals von ehrenwerthen Menschen verheimlicht und ausgebeutet, sondern sofort veröffentlicht werden, und daß die briefliche Behandlung eines Kranken, den der Arzt nicht ganz genau untersucht hat, eine ganz unsichere sein muß, ja eigentlich ein Verbrechen von Seiten des Arztes genannt werden kann, weil dabei sehr leicht durch falsches Handeln großer Schaden an der Gesundheit anzurichten ist. Am meisten sind die sogen. verschämten Kranken vor einer solchen Behandlung par distance zu warnen, weil durch dieses Behandeln in's Blaue hinein fürchterliches Unheil entstehen kann. — Lassen wir jetzt eine Anzahl solcher populär-medicinischer Schriften, deren Zweck weniger Belehrung als Geldmacherei ist, die Revue passiren.

Auf die verschämten Kranken haben es vorzugsweise folgende Schriften abgesehen: 1) Der persönliche Schutz, nach La Mert, 16. Auflage, bei Laurentius in Leipzig; empfiehlt nach Einsendung von 3 Thlr. unter andern Geheimmitteln auch eine nichtsnutzige, angeblich kräftigende Tinktur im Preise von 70 Gulden (s. Gartenlaube 1855. Nr. 47). — 2) Rettung vor Gefahr und Schande, von einem alten Arzte (Leipzig 1850, versiegelt, mit mehreren erbärmlichen Abbildungen), bat angeblich die Absicht an die Stelle des „persönlichen Schutzes" zu treten, „dessen Uebersetzung dem Buchhandel wie der medicinischen Kunst zur gleich großen Schande gereicht", fordert aber trotz dem die Leser auf, sich unter Einsendung von 2 Thlr. (also um 1 Thlr. billiger als beim persönlichen Schutze) an Hrn. Dr. S. pr. Adv. Gustav Arndt in Leipzig zu wenden. — 3) Curtis Buch. Die Quintessenz davon ist, daß man sich unter Einsendung von 7 Thlr. an den Verfasser wenden soll. — 4) Aerztlicher Rathgeber bei gewissen Krankheiten, von Dr. Albert in Paris (Aachen im versiegelten Umschlag); empfiehlt eine Schachtel armenischer Erde und eine Flasche sogen. Sarsaparillenweines. Jedes dieser Mittel kostet einen Speciesthaler. — 5) Albrecht's Hülfsbuch u. s. w., 6. Aufl. Quedlinburg u. Leipzig, 1850. Ein mit schädlichen Recepten versehener Rathgeber, in welchem am Schlusse der Herausgeber (Amtsschirurg Fr. Stahmann zu Nienburg) „von der Verlagshandlung aufgefordert" anzeigt, daß er schamhaften Kranken auf portofreie Anfragen und gegen billige Vergütung schriftlichen Rath ertheilen wolle. — 6) Dr. Rosenberg's Andrognif, 6. Aufl. (in das Französische und Ungarische übersetzt) und Dr. Sommerville's Mannheit, angeblich in London gedruckt und in Rosenberg's Selbstverlag, aber bei Hrn. **Otto Spamer** in Leipzig zu bestellen und von Hrn. Moritz Alex. Schmidt im Spamer'schen Geschäfte gegen baar zu beziehen. Diese verwerflichen Schriften empfehlen mehrere Geheimmittel, von denen ein jedes 1 Louisd'or kostet, nämlich: Schutzmittel, Regeneratifs und antisyphilit. Tabletten. — 7) Crusius's Noth- und Hülfsbüchlein, mit Empfehlung china- und eisenhaltiger Pillen, die Schachtel 1 Louisd'or. — 8) Die Stärkung durch bewährte Mittel, ein verkleidetes, bei Naumburg in Leipzig erschienenes Schriftchen. Die bewährten Mittel sind rein diätetische, nämlich nahrhaftes Essen und Trinken. — 9) Dr. Jonathan Braun über Unvermögen ꝛc., neu aufgelegt von Dr. Veit Meyer, einem homöopath. Arzte in Leipzig. In der Vorrede dieser Schrift, welche ein und dasselbe Uebel ebenso allopathisch wie homöopathisch kuriren lehrt, bemerkt Hr. Dr. Veit Meyer, daß er „eine große Anzahl von Patienten, die sich brieflich an ihn gewendet hätten, in kurzer Zeit geheilt habe. Gern werde er auch fernerhin bereit sein, den Kranken, welche noch seinen besondern ärztlichen Rath beanspruchen, denselben zu ertheilen."

Im **Otto Spamer**'schen Verlage zu Leipzig erschienen, abgesehen von dem Vertriebe der oben erwähnten Rosenberg'schen und Sommerville'schen Schrift, folgende: 1) L. Rauenis „die Heilung der Brust- und Lungenübel." Eine Empfehlung der Heilkräfte der Lieber'schen Gesundheitskräuter (d. h. herbae galeopsidis grandiflorae), von welchen das Pfund, welches nur einige Groschen werth ist, für 2½ Thlr. verkauft wird. — 2) Dr. Jul. Lobethal in Breslau „Beweis, daß die Lungenschwindsucht heilbar ist"; nämlich durch die Essentia antiphthisica, von welcher die Flasche 3 Thlr. 5 Ngr. kostet. — 3) Ueber Dr. Hilton's Nervenpillen, vom Sanitätsrathe Dr. Cernow; 10. Auflage. — 4) Dr. Feldberg: „die Taubheit

heilbar"; nämlich durch die Pinter'schen Ohrenpillen. — 5) Ueber Lang's Reinigungspillen; Präservative und Heilmittel gegen alle Krankheiten aus verdorbenen Säften und Gebliite. — 6) Schelt „der Darmfana" u. s. f.; empfiehlt die Strahl'schen Hauspillen. — 7) Chronische Nervenkrankheiten von Dr. Fleischer; mit Empfehlung der Hilton'schen Nervenpillen. — 8) Dr. Herrmann's Schutzmittel gegen Pollutionen; empfiehlt die Hilton'schen Nervenpillen und ein Instrument. — (NB. Ueber die Zusammensetzung der empfohlenen Geheimmittel s. Gartenlaube 1855. Nr. 47.)

Die **Berendsohn**'sche Buchhandlung in Hamburg verlegte: 1) Dr. Francois St. Gerville „seine Hautkrankheiten mehr"; mit Empfehlung von Flechtenkapseln. — 2) Dr. Pierre Cormenin „die Hämorrhoiden, das wahre Wesen und Heilung derselben" (mit Antihämorrhoidal-Salbe von Laroze). — 3) Dr. B. West „die Schwindsucht heilbar"; durch neuentdecktes Mittel. — 4) Dr. Laroze „Nervenleidende! hört auf den Rath des in Behandlung der Nervenkrankheiten weltberühmten Arztes Dr. Laroze." Eine Empfehlung des Laroze'schen Syrups. — 5) Dr. Clement „die Heilung der Taubheit"; (mit Balsam und Gehörpillen). — 6) Dr. Magnus „Reiniget das Blut" (durch Morison'sche Pillen). — 7) Das grüne Buch oder die verschwiegenen Krankheiten von Dr. Albert-Pouillet; (mit Empfehlung der Laroze'schen Copaivbalsamkapseln und einer blutreinigenden Pflanzenessenz).

Im Verlage von **F. Jansen** u. Comp. in Weimar erschienen: 1) Roth- und Hülfsbüchlein für Brustleidende von Dr. Höcker, prakt. Arzt zu Magdala; empfiehlt Dr. Kerry's Brustthee und Brustsyrup (von ersterem kostet das Sächchen 1 Thlr., von letzterem die Krufe 2 Thlr.). — 2) Praktische Belehrungen für Nervenleidende, von Dr. Bems, Großh. Amtsphysicus; mit Empfehlung der spanischen Kloster-Essenz, von welcher die Flasche bies 1 Thlr. kostet, „aber zum Beginn einer Kur können weniger als 6 Flaschen nicht wohl dienen". — 3) Belehrungen über Gicht und Rheumatismus von Dr. Bemus; mit Bezugnahme auf Stanley's Gicht- und Rheumatismuslender (in Paketen zu 3 Thlr.). — 4) Heilmittel gegen Hautkrankheiten, von Dr. Schwabe, großh. sächs. Amtsphysicus; empfiehlt das Kummerfeld'sche Waschwasser (die Flasche zu 2 Thlr. 5 Ngr.). — 5) Sichere Hülfe für Männer, von einem prakt. Arzte und großh. sächs. Medicinalbeamten. Mit Empfehlung der Stanley'schen Kraftessenz (die Flasche zu 2 Louisd'or). — 6) Hülfe für Augenkranke von Dr. Händel, Arzte zu Neustatt; empfiehlt Dr. White's Augenwasser (das Fläschchen zu 15 Gr.); „mit weniger als 4 Gläschen kann nicht ausgefangen werden."

Die ergiebigsten Fabriken populär-medicinischer Schriften waren früher die Buchhandlungen von G. Basse und Ernst in Quedlinburg und C. F. Fürst in Nordhausen. Unter den verschiedensten Namen schrieb die meisten dieser Schriften derselbe Dr. phil. Carl Schöpser, welcher jetzt die Erde stillstehen und die Sonne sich bewegen läßt.

Erblindung heilbar von A. J. Barth in Cassel. Nach schriftlicher Aufzeichnung eines Erblindeten, welcher von seinen Aerzten als unheilbar erklärt, aber nach Anwendung des Geranium robertianum wieder sehend wurde. Es ist dieses Schriftchen ein mit lateinischen und medicinischen Worten durchwebtes Romanchen, an dessen Ende folgender Rath gegeben wird: „man binde Storchschnabelkraut frisch in 3 oder 5 kleine Bündel, umgebe sie mit einem dünnen Leinwandlappen und lege sie so eingewickelt fest in den Nacken des Kranken. Sowie diese Bündel dürre geworden, werden sie abgenommen und in fließendes Wasser geworfen, dagegen 3 oder 5 frische aufgelegt und so fortgefahren." Dieses Mittel soll nicht blos viele Blinde wieder sehend gemacht, sondern außer Augen-, auch noch Gehörkrankheiten, Flüsse und Nervenschwäche geheilt haben.

Dr. Strahl, königl. preuß. Sanitätsrath in Berlin, „über die wahren Ursachen der habitnellen Leibesverstopfung und die zuverlässigsten Mittel, diese zu beseitigen"; 5te Aufl.; Schröder'sche Buchhandl. Der Verf., welcher par correspondence sehr erfolgreich zu kuriren behauptet, jagt in dieser Schrift den Leuten, zumal den stuhlflüchtigen Hypochondristen, zuerst einen tüchtigen Schreck über die Nachtheile der Verstopfung ein, erklärt sodann als Ursache derselben eine Verengerung des Grimmdarmes in Folge eines Dickdarmfleischwupfens (partieller Auflockerung der Schleimhaut), sowie einer Verengerung durch Verwachsungen, und empfiehlt schließlich seine Haus-Pillen, von denen es 3 Gattungen giebt. Ueber diese Pillen, deren Debit Hr. St. nicht erlaubt worden ist, und über die Strahl'sche Verstopfung, fällte das Medicinal-Ministerium in Berlin folgendes Gutachten: „Die von Herrn St. angegebene Ursache der habituellen Leibesverstopfung kann keinesweges als die allgemeine oder auch nur in den meisten Fällen dem Uebel zu Grunde liegende betrachtet werden. Daß dieselbe zu den mannigfaltigen Ursachen des genannten Uebels gehöre, sei den Aerzten bekannt und könne also von St. die Kenntniß derselben als seine Entdeckung nicht in Anspruch genommen werden, wie auch den von ihm als spezifisches Mittel gegen das Uebel bezeichneten Pillen diese Wirkung nicht zugeschrieben werden könne." Nach St. neuesten Erfahrungen haben seine Hauspillen auch die Fähigkeit, die Gallensecretion zu regulixen, die Verdauungsthätigkeit zu normalisiren und dadurch vor der Cholera (deren Wesen in Lähmung der Leber besteht) zu präserviren.

Franzbrauntwein und Salz wird als Universalheilmittel bei allen äußeren und inneren Krankheiten in zwei Schriftchen angepriesen, von denen das eine den Titel führt: „Hülfe ohne Arzt" von W. Lee; das andere (zugeflebte) soll von einem alten Schäfer in Schlesien stammen und ist betitelt: „höchst einfaches Universalmittel" bei Erbe in Hoyerswerda, wo auch die Flasche dieser Salzlösung für 1 Thlr. zu haben ist.

Dr. Bastler's Anleitung zur Verhütung und Heilung der Cholera, durch die Anwendung der Choleratinktur (das Fläschchen 1 Thlr.). Diese Tinktur besteht aus Wachholder-, Anis- und Cajebutöl, Zimmttinktur, Haller'sches Sauer und Hoffmann'sche Tropfen, und wirkt als heftiges Reizmittel sehr nachtheilig auf die Magenschleimhaut.

Ein Wort über Nervenleiden und ihre sichere Heilung, von Dr. Max Hoffmann; bei Matthes in Leipzig. Nach franco Einschickung eines Ducaten in Gold an die Buchhandlung erhält Patient eine Flasche mit Waschwasser, welches er Morgens und Abends mit der flachen Hand in das Kreuz und den Unterleib einreibt.

Die Kiesow'sche Lebensessenz in Augsburg (in Leipzig bei Gebr. Tecklenburg), von welcher die Flasche 1 Fl. 20 Kr. kostet, stellt nicht nur die verlorene Gesundheit wieder her (sie dient in allen äußern und innern Krankheiten), sondern verlängert auch das Leben.

Radicale Heilung der Brüche, von Kriss—Altherr, prakt. Brucharzt in Gais; mittels eines zusammenziehenden Pflasters (zu 3 Gulden), welches, wie uns ein Patient schrieb, unter unausstehlichen Schmerzen und Bereitern der Haut gar nichts hilft.

Schließlich warne ich nun nochmals Jeden, dem seine Gesundheit lieb ist, sich nicht mit Geheimmitteln und von einem Arzte brieflich (par correspondence) behandeln zu lassen, weil die Krankheiten, wenn sie überhaupt zu ergründen sind, stets erst nach sehr genauer Untersuchung des Patienten ergründet werden können und weil ganz ähnliche Krankheitserscheinungen den verschiedenartigsten Krankheiten zukommen können. So finden sich z. B. die Erscheinungen des Blutandranges nach dem Kopfe in ganz gleicher Weise auch bei Blutarmuth des Gehirns u. s. w. Nur ein gewissenloser Charlatan oder ein unwissender Heilkünstler kurirt ohne vorherige Untersuchung des Patienten aus der Ferne.

Bock.

Die Deutschen in Amerika.

Es war einmal ein reicher Mann in Italien, der haßte aber sehr die Deutschen. Deutsche lochten für ihn, musicirten für ihn, bauten und bildeten für ihn und wußten und machten Alles besser, als er selber und alle seine Freunde. Das war eben sein Aerger, zumal da sich die Andern noch mehr ärgerten und ihn aufhetzten. Nichtsdestoweniger behielt der reiche Mann, ein italienischer Fürst, seine Deutschen, nur daß sie bei jeder Gelegenheit geneckt, verhöhnt und der Dummheit und Anmaßung bezüchtigt wurden. Unter solchen Verhältnissen rückte einmal der Geburtstag des Fürsten heran, zu welchem großartige Vorbereitungen getroffen wurden, z. B. auch eine theatralische Vorstellung. Wie der Vorhang zu derselben aufgegangen war, sah man in einer schönen Gegend einen jungen Mann unter einem Baume lesen. Wie er nun so las, öffnete sich die Versenkung und der alte Consul Cicero, bekanntlich der beste Lateiner, stieg als Geist, aber sichtbar, hervor, um sich einmal das neue Rom zu besehen. Er erblickt den jungen Mann lesend.

„Entschuldige, civis, Bürger," sagt Cicero, „was ist das für ein merkwürdiges Ding da?"

„Ein Buch!"

„Ein Buch? Was ist das? Was sind das für Zeichen, für Blätter und wie hat man das Alles geschrieben?"

„O Cicero, Du weißt nichts von der Buchdruckerkunst?" Und so setzt er ihm die Erfindung und den Mechanismus und den Segen der Buchdruckerkunst auseinander.

„Bei Minerva's Eule," ruft Cicero aus, „das ist eine göttliche Erfindung! Die haben gewiß die Nachkommen unserer großen Republik, die Söhne der alten Roma, gemacht?"

„O nein," sagt der junge Mann, „die Buchdruckerkunst ist von Deutschen erfunden worden."

„Von Deutschen, Germanis, den Bärenhäutern, den rothblonden Barbaren in den Wäldern?" ruft Cicero, und fällt beinahe vor Schreck in Ohnmacht, denn inzwischen hat der junge Mann mit einer Pistole eine wilde Katze todt geschossen.

Cicero erholt sich und läßt sich die Pistole und das Schießpulver erklären. „Na, aber das Pulver haben doch meine Italiener gewiß erfunden?" ruft Cicero.

„O nein," sagt der junge Mann, „die Italiener haben das Pulver nicht erfunden, sondern die Deutschen haben das Pulver erfunden."

Da bricht die Rebellion im Publikum aus. Wüthende Italiener blitzen mit Augen und Dolchen gegen die Deutschen, welche sich eiligst durch die Flucht retten mußten. Das Stück mit einer langen Reihe anderer deutschen Erfindungen konnte nicht ausgespielt werden. Es ist also noch nicht zu Ende. Die Deutschen erfinden und kultiviren immer fort in aller Welt und betommen Prügel dafür, im In- und Auslande.

Man sieht das so recht in Amerika, obgleich auch in England und Rußland, in Frankreich, in Ungarn, in der Türkei, mehr oder weniger überall, wohin Deutsche gedrungen sind, „nationale" Parteien die deutschen Erfinder und Reformatoren bedrohen, verfolgen und gelegentlich ausbauen. In Amerika ist die Sache aber am weitesten gekommen. Die Anglo-Amerikaner haben den Deutschen nicht nur den Krieg erklärt, sondern auch wirklichen Krieg gegen sie angefangen. Man hat namentlich in Ortschaften, wo die Deutschen nicht zusammenhalten und wohl gar Renegaten gewerben, welche bekanntlich im ungedrehten Saulus Paulus-Proceß immer die ärgsten Saulus' gegen ihre ehemaligen Mitbürger werden, deutsche Häuser und Höfe bemerkt, wobei Deutsche den nationalen Amerikanern friedlich zusehen und wohl gar stolz beteten: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Deutsche, sondern ein Amerikaner.

So etwas konnte aber nur in New-York, der Kloake alles eingewanderten und einheimischen Auswurfs gelingen. Weiter im Lande, über dessen unabsehbare Flächen und Thäler über 5 Millionen Deutsche neue Herde und Häuser gebaut, wissen sie schon zusammenzuhalten und sich zu wehren. In unzähligen Gegenden, wo Deutsche sich zusammenfanden, hat ihre Sache bereits gesiegt, ist das deutsche Wesen in deutscher Sprache, deutschen Zeitschriften, deutschen Turn- und Gesangsvereinen, deutscher Boden- und Lebenskultur gerettet und geschert. Zwar hat noch bei Abstimmung in einer Gemeinde, welche Sprache die herrschende sein sollte, Englisch oder Deutsch, ein Deutscher den Ausschlag für das Englische gegeben; aber solche Ausschläge Ausjätiger sinken zu Kuriositäten und Abschreckungen herab. Gerade weit in den Westen hinein, bis Texas und Kalifornien, treten die Deutschen am entschiedensten, festesten organisirt in ihrem besten Wesen und Streben hervor. Deutsche Männer, die noch vor kurzer Zeit das alte Mutterland mit Stolz nannte, haben drüben mit solchem Erfolg den Germanismus zum Bewußtsein und zur Geltung gebracht, daß man zunächst die deutsche Sprache als vollkommen geschert ansehen kann. Und mit der Sprache ist auch die Sache, das Wesen scher. Jene Männer reisen als Missionäre des Germanismus unter den Deutschen umher und predigen von dem Grundsatze aus, daß nahre, schöpferische Kultur und Bildung ohne eine selbstständige Wurzelsprache nicht gedeihen könne und namentlich das Englische, als abgeschahte Kombination und Korruption zweier ganz verschiedenen Sprachen* der Massenbildung entschieden feindlich sei. Zum Gedeihen des deutschen Wesens in der Welt umher, in welcher es eine große Kultur-Mission durchzusetzen hat, gehört die Sprache, die Literatur, die Musik und das Lied Deutschlands, vielleicht auch das deutsche Bier mit der bekannten Kneipen- und Räsonnirlust, vor Allem aber noch die deutsche gebildete Kraft und die häusliche Anmuth und Gemüthlichkeit. Kraft und Anmuth aber sind auch vollkommen geschert durch das Turnwesen und das deutsche Weib. Weder die Engländer, noch weniger die Amerikaner in gebildeten Kreisen wissen, was ein Weib, eine Hausfrau ist. Sie finden nur „Ladys", die sie heirathen können, um für sie Geld zu machen und sie zu Hause im Wiegelehnstühle bei Romanlecture, Langeweile, Konditorwaaren und bratendem Feuer immer dünner und blasser und anspruchsvoller zu machen. Bei dem Amerikaner ist das Weib ganz aus der Mode gekommen. Er arbeitet mehr, als irgend ein Mann in der Welt, sieht gelber, schmutziger, magerer, gepantoffelter aus, als irgend ein Mann in der Welt und ist dabei weniger ein Mann als irgend ein Mann in der Welt. Das englische und zunrist das amerikanische Leben zu Hause ist nüchterner, kahler, kostspieliger, trostloser, steifer als irgend eine Häuslichkeit, weil das Weib darin fehlt. Sie haben Ladys im Parlour sitzen, so kostbar, daß man eine Glasglocke darüber stellen möchte. Bei nur einigem „Anstande" kostet sie zweitausend Pfund oder 3—4000 Dollars jährlich, wobei sie alle andern Ausgaben verschleudert und vertheuert, weil ihr das wirthschaftliche Element ausgetrieben ward. Jeder kennt das alte, klassische Lied, welches so anfängt:

„Schsmal Sechs ist Schsundbreißig,
Und der Mann ist noch so steißig,
Und die Frau ist liederlich:
So geht Alles hinter sich."

Die Häuslichkeit mit einer liederlichen Frau ist beinahe eben so schlimm, wie Junggesellenwirthschaft, welche nach Sancho Pansa's weisem Ausspruche bekanntlich auch dann nicht reich macht, wenn das Geld zum Dache hereinregnet.

Die gebildeten Frauen Englands und Amerika's sind aber durchweg liederlich im wirthschaftlichen Sinne. Sie hat 4—5 Dienstboten, darunter einen „Fußmann" mit wattirten Waden und Kniehosen, mit dem sie zuweilen aus Langeweile „durchgeht". Sie empfiehlt um 11 Uhr den Speisezettel, schimpft die Dienerinnen beim Ankleiden aus, läßt die Equipage vorfahren, verordnet in Läden die theuersten Luxusgegenstände auf Rechnung des Mannes, läßt sich in New-York ein gräfliches Wappen an die Kutsche malen, wiegt sich eine Zeit lang in einer Konditorei des breiten Weges (der Hauptstraße: „Broad way"), speist't ohne Appetit und zieht sich um, Abendgesellschaft zu empfangen oder zu besuchen. Engländerinnen trinken dabei nicht selten in stillen Augenblicken „Gin" oder sou-

* In grammatischer Beziehung und für den praktischen, prosaischen Gebrauch im Handel und Wandel mag das Englische die Vorzüge haben, die Grimm so emphatisch hervorhebt, aber als Organ der Bildung, des dichterischen, herzlichen, gemüthlichen Ausdrucks, der schönsten Schätze des menschlichen Herzens und Geistes, ist es eine klangloseSchelle, und für diese innersten und wesentlichsten Kulturelemente giebt es keine so reiche, tief treffende und materiell ausdrucksvolle Sprache, als die deutsche.

stiges schweres Geschütz, wodurch die schönsten Mädchen aus Frauen bald Habitus und Ansehen eines versoffenen Dragoners bekommen.

Eine Wirthschaft mit einer „schlechten Wirthin" ist doppelte Junggesellenwirthschaft. Die schlechte Wirthin ist auch eine schlechte Mutter. Man giebt in England und Amerika „anständiger" Weise die Säuglinge Ammen und die Kinder in „Boarding-schools", wörtlich: „bretterne Schulen", Erziehungsanstalten, worin den Kindern Bretter vor den Kopf genagelt werden, Bretter der Koketterie, des Dünkels auf vornehme Geburt, des Vorurtheils gegen „Farbe" und Armuth, worin — um das Schlimmste zu sagen — die Kinder mutterlos aufwachsen. Ich weiß nicht mehr, wie der geniale, aber liederliche Officier Napoleon's hieß, der ihm viele Feldherrenpläne verdarb und manchmal wie ein Wilder haus'te. Einmal schwer angeklagt, entließ ihn Napoleon, von dem Ney und andere Generäle eine schwere Strafe für den schlechten Kerl verlangten, mit den Worten: „Was kann man von ihm verlangen, der ohne Mutter aufwuchs?" — Die anständigen Kinder wachsen in Amerika und England mutterlos auf, die unanständigen ganz elternlos. Was wachsen unter diesen Umständen für Geschlechter auf? Jünglinge, die ihre Vatermörder spazieren führen, denen jeder Rock zu weit und jeder Gedanke zu schwer ist, Mädchen, die blos roth werden, wenn sie am Kaminfeuer braten, allenfalls noch, wenn man in ihrer Gegenwart deutsche Frauen und Mädchen lobt (aber nicht schön-, sondern wuthroth). Sie liefern Rekruten für die Konditoreien und die — Geisterklopfer-Sekten, die jetzt in mehreren hundert Gemeinden und mehr als funfzig Zeitschriften ihr Wesen treiben und das Bischen gesunden Mutterwitz, der ohne Mutter geblieben, vollends verjagen. Ueber diese Geisterklopfersekten und Gemeinden „der freien Liebe" ein andermal.

Die deutschen Familien mit ihren Frauen und Kindern, mit ihren gesellschaftlichen Turn-, Musik- und Gesangsfesten wirken unter diesen Amerikanern blos dadurch, daß sie unter ihnen leben, als Missionäre. In manchen Gegenden überwiegen sie bereits durch den Einfluß ihres Lebens und Arbeitens, im Allgemeinen herrscht aber jetzt die Furcht und der Haß gegen ihre Ueberlegenheit, gegen ihren mächtig hervortretenden Sieg in Industrie, Kunst, Wissenschaft, Fleiß, Geschicklichkeit und Production aller Art. Man will sie politisch ausschließen; wenn aber auch die Knownothings auf eine Zeit damit herrschen, die Deutschen sind sicher, und ihr Einfluß läßt sich nicht mehr absperren. Es ist nicht möglich, weil ihr deutsches Leben mit echter weiblicher Wirthschaftlichkeit und Kindererziehung beständig, allseitig materiell und moralisch wirkt und Propaganda macht, zumal in Gegenden, wo Landbau und Meierei den Genius der sorgsamen, wahrenden, sparenden, ordnenden Hausfrau zur ersten Lebensbedingung erheben.

Was Frankreich unter allen politischen Umwälzungen und Gelderpressungen so unerschütterlich macht, daß die Leute sich nicht nur halten, sondern auch immer wieder emporkommen, daß sie mit einigen Sous auskommen, wo anderwärts Franks nicht hinreichen, das ist die wirthschaftliche, heitere, anspruchslose, in allen Unglücksfällen sich zärtlich erscheinende und stark sich erhebende Frau, die immer etwas von den unnachahmlichen, graziösen Tugenden der pariser Grisette hat. Dieselbe Lebenskraft verdankt Deutschland seinen Frauen, obwohl diese im Durchschnitt nicht so anspruchslos, so leichtsinnig und — gewissenhaft sind, als die braunäugigen, kleinen Französinnen.

Die Deutschen in Amerika haben unter manchen Entbehrungen, die nur das Land gewähren kann, wo unsere Wiege stand und wir Rothkehlchen singen, den Vorzug vor den Deutschen in Deutschland, daß sie die Kleinstaaterei verlernen und auch nicht nöthig haben, sich über Monarchie und Republik die Köpfe und Hälse zu zerbrechen, daß sie lernen müssen, sich in die politische Freiheit zu fügen, was ihnen aber meist am schwersten fällt, da sie gar zu sehr an Polizei und hohe Obrigkeit gewöhnt sind, welche wie höhere Wesen über allem Leben, Thun und Denken schweben soll. Dadurch gewinnen sie Zeit und Geist, das deutsche Wesen reiner, edler, ganzer aufzufassen und zu kultiviren, wie das im Mutterlande gestattet ist. Und so finden wir den Germanismus in Amerika besonders getragen und gepflegt in der Sprache, in der Presse, in gesellschaftlichen Vereinen und Freuden, besonders in Gesangs-, Musik- und Turnvereinen.

Hinter Cincinnati wurden die Deutschen einmal von regelmäßigem Militär angegriffen und beschossen. Sie schossen nicht wieder, sondern machten, etwa ein Fünftel an der Zahl des Feindes, den Turnlauf mit Lanze gegen die Colonnen feiger Schußwaffen und trieben diese wie Spreu auseinander. In Kalifornien und Texas sind es zum Theil diese Turner allein, welche ganze Gegenden Sicherheit der Personen und des Eigenthums gewähren.

Das Turn-, Musik- und Gesangs-Element wollen wir nicht weiter verfolgen, sondern blos die deutsche Presse in Amerika näher ansehen. Sobald in irgend einem Winkel Amerika's sich so viele Deutsche zusammenfinden, daß die Möglichkeit eines Wochenblättchens auftaucht, findet sich auch eines schönen Morgens immer bald dieser Sprechsaal für die deutschen Interessen ein, worin Belehrung über das politische Parteileben Amerika's auch bald Gestalt und Partei nimmt.

Und so dauert es nie lange, so findet sich auch ein zweites Blättchen, das Organ der andern Partei; denn daß zwei Deutsche schon in der Regel zwei Parteien bilden, ist eine alte Geschichte auch in der neuen Welt. Es ist eine Tugend des Deutschen, daß er gern auf eigenen Kopf besteht und auf eigenen Füßen geht, aber die Folge davon ist hier und drüben leider, daß er erst lernen muß, gegen gemeinsame Feinde sich einer Einheit unterzuordnen. In Deutschland beforgt ihm diese Tugend die Obrigkeit, in Amerika muß er sie selbst lernen. — Es existiren jetzt, nach der neuesten Abschätzung, in Nordamerika mit Einschluß von Texas und Kalifornien, über zweihundert deutsche Zeitungen, Zeitschriften und Journale, darunter etwa zwanzig täglich erscheinende.

Während gegen den Auswanderungsstrom nach Amerika eine Reaktion entstand, so daß Tausende zurück auswanderten und die Zahl der neuen Ankömmlinge von 336,000 im Jahre 1854 vorigen Jahr auf 136,000 sank, vermehrte sich die deutsche Presse 1855 um folgende Organe: „Anzeiger des Nordens" in Rochester, Staat New-York; „Burlington Freie Presse" in Burlington Iowa; „der christliche Apologete," orthodox; „die Gegenwart," New-York, radikal; „Hermann Volksblatt," Hermann; „Hudson-Zeitung," Hoboken bei New-York, „Iowa-Staatszeitung," Dubuque in Iowa; „Jefferson Demokrat," Jefferson, Pensylvanien; „der Lindenmüller," Lokalwitzblatt in New-York, von dem bekannten Lindenmüller aus Berlin; „der Lichtfreund," Buffalo, New-York, antikirchlich; „das Michigan-Journal," Detroit, Staat Michigan; „Milwaukie-Journal," Milwaukie, Wisconsin; „Minnesota deutsche Zeitung," St. Paul, Minnesota; „National-Demokrat," Chicago, Illinois; „National-Zeitung," Philadelphia; „die neue Zeit," New-York; „Philadelphia Wochenblatt," „das Quinco-Journal," Quinzy, Illinois; „Racine-Volksblatt," Racine, Illinois; „Richmond-Anzeiger," Virginien; „Schul- und Jugendzeitung," Indianopelis, Indiana; „Syrakuse-Zeitung," Syrakuse, New-York, communistisch; „die Staaten Inländer," New-York, Starelton; „St. Louiser Volksblatt," „St. Franzisko-Journal" (auf einem Dampfschiffe gedruckt); „die Union," Galveston, Texas; „Unsere Flagge," Tiffin, Ohio; „Vorwärts," Galena, Illinois; „Washington Wochenblatt," „Cramford County Demokrat," Bucyrus, Ohio; „Port Washington-Zeitung," Wisconsin. Also 31 neue Blätter in einem Jahre, von denen nur fünf wieder eingegangen sind, darunter „der Lindenmüller," „der Lichtfreund" und die communistische Syrakuse-Zeitung. Außerdem gingen noch acht ältere Zeitungen ein, aber blos verdrängt von bessern. Und Summa Summarum vermehrte sich die deutsche Presse in einem Jahre der geringsten Einwanderung und vielfacher Rückauswanderung doch um nicht weniger als achtzehn Organe. Darunter sind einige sehr respektable mit Originalarbeiten über politische, wissenschaftliche, sociale, besonders naturwissenschaftliche Stoffe, obwohl die selbstständigen Arbeiten auch in den besten nicht zur Füllung hinreichen, da sie fast alle sehr groß und spaltenreich sind. So müssen deutsche Blätter, wie „Magazin für die Literatur des Auslandes", „Ausland", „die Gartenlaube", „die Natur" u. s. w. und selbst deutsche Revuen hechalten, um den Mangel an Originalartikel[illegible]
ältere Zeitungen haben sich vergrößert und
durch fleißige Bearbeitung der bis jetzt in
lich behandelten naturwissenschaftlichen M
und Schule, die gemeinsamen Interessen
der Festlichkeiten, politischer Haltungen
treten im Ganzen nobel, gesund u
tig und sehr wirksam erweisen
redigirt von Rühl, „die neue Z
aus Kalbe, „der National-De
Texas und die „Minnesota d

reformirten sich mehrere durch Redaktionswechsel, „der Philadelphia-Demokrat“ durch Dr. Kellner, die „Illinois-Staatszeitung“ durch Dr. Hillgärtner, „die freien Blätter“ in Albany durch Otte, genannt Revenstow, „die freie Presse“ durch den Redakteur des „Corsar“, H. L. Wittig, „die deutschen Monatshefte“ von Kolatschek bekamen im Verlage von P. Bernhards in New-York neues Leben. P. Bernhard setzt auch die 33 Bände von Meyer's „Universum“ und Meyer's „Volksbibliothek“ (60 Bände) fort. Deutsche Klassiker und Bücher erscheinen fuderweise in prächtigen, spottwohlfeilen Nachdrücken, z. B. Heine's sämmtliche Schriften, die bei Campe etwa 50 Thaler kosten, vollständiger als bei Campe für 7 Thaler. Schäfer und Konradi in Philadelphia bringen eine „Illustrirte Jugend- und Hausbibliothek“ in 12 Bänden mit 1700 Abbildungen.

Von Buch- und Kunsthandlungen, musikalischen und Tanzinstituten, gymnastischen Turn- und Fechtschulen, deutschen Apotheken, Gasthöfen und Kneipen liefe sich manches Interessante und Ueberraschende sagen, sogar blos statistisch. Dem New-Yorker mit seinen 1500 deutschen Bier- und Weinhäuschen, worin man bis Nachts ein Uhr fortwährend fröhlichst, steht durchaus nicht allein so deutsch illustrirt da. Um Philadelphia herum sieht's noch viel deutscher aus. Und Cincinnati ist bis auf 10—20 Meilen in's Land hinein fast ausschließlich deutscher Ackerbau, deutsche Schweinezucht, deutsche Weinkultur mit Oelgemälden und Fortepiano's in deutschen Bauernstuben.

Ich erwähne nur noch, daß es in den vereinigten Staaten von Nordamerika 215 deutsche Gasthöfe erster Klasse giebt, in Boston 8, in Buffalo 5, in Chicago 6, Detroit 4, in Freeport 6, in Galena 8, Louisville 13, Memphis 5, in New-York 12, in Sacramento (Kalifornien) 8, in St. Francisko 12. Von den industriellen und Bildungsinstitutionen, in welchen die Deutschen theils schon herrschen, theils überwiegenden Einfluß haben, giebt es noch keine genau statistisch gesammelten Thatsachen, da sich die deutsche Wirksamkeit gerade hier am weitesten verbreitet und bis in unerforschte Urwälder verliert.

In Amerika wird das Germanenthum seine Mission am ersten erfüllen, weil es hier die meisten Berkreter und Streiter findet. Diese Mission erfüllt sich ohne Aufsehen, sicher, ununterbrochen durch blosses deutsches Leben, Arbeiten, Produciren, Essen und Trinken, Wirthschaften, Turnen und Tanzen, durch gedrucktes, gesungenes und gesprochenes Wort. Diese Art der Wirksamkeit ist unscheinbar, unmerklich, unbefiegbar, nicht durch einzelne Anstrengungen und Siege, auf welche eine Niederlage folgen könnte, nein, sie bildet allmälig die wahre Kulturfubstanz, welche immer nur dann substantiell war und siegend, erlösend über die Welt ging, insofern sie von Deutschland ausging, wie einst das Christenthum, der Feudalismus, die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, das Spinnrad, die Dampfmaschine (eine ursprünglich nürnberger Erfindung), die Philosophie, die Naturwissenschaft, der Kosmos. Das Schaffen, Erfinden, Reformiren war der großen Menge immer unbequem. Früher verbrannte und mordete man deshalb nicht selten Heilande, um ihnen ein Jahrhundert später Denkmäler zu setzen. Im Ganzen ist aber die Welt jetzt so aufgeklärt, daß man deutsche Erfinder und Verbesserer im schlimmsten Falle durchprügelt, im Ganzen aber doch größtentheils blos scheel ansieht und ihnen ihre Ideen abkauft, welche dann recht die Welt bewegen.

Blätter und Blüthen.

Eine Erinnerung an Schiller. Die Karlsschule in Stuttgart war zu ihrer Zeit bekanntlich eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands; ihr Ruhm wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß einer der ersten Dichter der deutschen Nation in ihr seine Bildung erhielt. Freilich hat wohl nicht diese berühmte Lehranstalt Friedrich Schiller zu dem gemacht, was er geworden ist, wo denn überhaupt die Bildung dem Menschen das nicht geben kann, was er nicht schon der Anlage nach besitzt; allein die Bildung hat ihren Zweck vollständig erreicht, wenn sie die Anlagen und Fähigkeiten der Schüler richtig erkennt und dieselben veranlaßt, sich zu entwickeln frei. Dieses Verdienst müssen wir ohne Zweifel der Karlsschule in Beziehung auf unsern Schiller zugestehen und dasselbe ist um so höher anzuschlagen, als im vorigen Jahrhundert noch die wunderlichsten Begriffe über Aufgabe und Zweck der Bildung herrschend waren.

Darum mögen auch die nachkommenden Geschlechter mit Dank und Verehrung des hohen Stifters der Karlsschule eingedenk sein; wäre auch ihr auch nur der einzige Schiller hervorgegangen, so hätte sie für mehrere Menschenalter, ja für mehrere Nationen das Verdienst, das Saatkorn zu einer segensreichen Frucht gepflegt zu haben, die nun die ganze gebildete Menschheit erntet. Aber die Karlsschule hat auch noch andere Geister zur Reife gebracht — die zwar nicht die universelle und geniale Bedeutung haben wie Schiller, allein immerhin in ihrer Lebensstellung eine hervorragende Stufe eingenommen haben: wir erinnern nur an den Professor und Hofmaler Viktor Heidelsoff, den berühmten Bildhauer Danneker, den Hofmedicinalrath von Hoven, Professor in Würzburg, Kapf, Minister des Innern in Stuttgart, den Dichter und Hofkupferstecher Schlotterbeck u. a. m. Das war eben das nicht genug zu würdigende Verdienst unserer Anstalt, daß sie zuerst den Genius bildete und von diesen sichern und festen Kern aus den Kreis der besonnenen Anlage und Berufseinigung mit Naturnothwendigkeit kräftig herausstreben ließ. Die Karlsschule hat der Kirche, der Schule, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Architektur, dem Militär u. s. w. ihre Jünger zugestiftet: welchen Lebensberuf sie auch angehören mögen, auf der breiten Unterlage eines tüchtigen Charakters, auf der erst die wahre humane Gesinnung erblühen kann. Es ist dies eine Methode der Erziehung, die in neuerer Zeit gewöhnlich nicht genug beurtheilt wird. Man will heutzutage lieber mit dem Bieretel des Wissens glänzen, als daß man sich in Daseinze vertiefte, was allein noth thut.

Es war im Jahre 1828, als mehrere ehemalige Karlsschüler sich verabredeten, den Geburtstag des Stifters der Karlsschule, des Herzog Karl in dankbarer Weise zu begehen. Der Gedanke fand allgemeinen Beifall und der 11. Februar, an welchem Tage der edle Herzog Karl das Licht der Welt erblickte, wurde im Jahre 1828 von den Karlsschülern und ihren Söhnen zum ersten Mal festlich begangen. Damals waren die Letzteren noch eine zahlreiche muntere Schaar, und auch die folgenden Jahre, wo die Feier nun regelmäßig stattfand, war immer noch ein ansehnliches Häuflein vorhanden, das den bedeutungsvollen Erinnerungstag mit dankbarer Freude beging. Seither ist nun freilich wieder eine schöne Zeit verganzen; wie es in der Natur der Dinge liegt, ist inzwischen die Lebensuhr eines Mannchen abgelaufen, der die Karlsschule noch besucht hatte, und bei den noch wenig Ueberlebenden weiß der Zeiger auf die letzte Stunde. Schon seit mehreren Jahren ist die Zahl der festfeiernden Zöglinge sehr zusammengeschmolzen. Es sind zwar noch manche im In- und Auslande, und namentlich in Stuttgart selbst am Leben, obschon der Jüngste die Siebenzig überschritten hat; doch wird die Zahl derer, welche an der löblichen Erinnerungsfeier theilnehmen, in steigender Progression eine geringere, weil Alter und Gebrechlichkeit nicht nur die Auswärtigen von der Reise, sondern auch die Hiesigen von der Betheiligung an einem festlichen Essen häufig abhalten. So waren es im verflossenen Jahre nur drei Karlsjünglinge, welche den Geburtstag ihres großen Lehrers in der üblichen Weise begingen; den Söhnen, welche seit mehreren Jahren die größere Zahl der Gäste bilden, stellt die lebendige Erinnerung, um in jenen Jubel, mit welchem ihre Aeltern das Andenken an „Karl Herzog“ feierten, mit der deutschen Begeisterung einzustimmen. Der entschiedene Dichter Schlotterbeck, selbst Lehrer an der hohen Karlsschule, hat eine Flasche damals jungen Jäger Weines gestiftet, damit sie der letzte von ihnen leeren, und dabei aller neun ihrer Genossengangenen gedenken solle; die Flasche, wohl verjüngt, ist treulich aufbewahrt worden. Da beabsichtigen bei der letzten Feier die drei alten Herren, das nächste Mal die Flasche gemeinsam zu leeren, weil es doch für den letzten zu schwerzlich sein müßte, dies allein zu thun. Einer dieser Drei ist auch in den letzten Wochen gestorben; die beiden anderen aber hatten auch dies Jahr wieder alle noch lebenden Karlsschüler und ihre Söhne zur Feier des 129. Geburtsfestes des verewigten Herzogs Karl auf den 11. d. nach Stuttgart eingeladen.

Der diesjährige Feier war vor allen andern eine ausgezeichnete. Das schöne Frühlingswetter, dessen wir uns schon seit mehreren Tagen erfreuen, begünstigte die Theilnahme, so daß gegen Erwarten das diesjährige fest zahlreicher, als das letztjährige besucht war. Es waren fünf Karlsjünglinge und dreizehn Söhne von solchen anwesend, das letzte Jahr, wie gesagt, nur drei Zöglinge und elf Söhne von Zöglingen. Ein kordialer Mahl auf dem ehrem Museum bildete den Mittelpunkt des Festes, wobei manches Hoch und manches Gedicht auf den Stifter der hohen Karlsschule und deren Angehörige die ernste und heitere Stimmung erhöhte.

Bei der dieser Gelegenheit stellte der bekannte Karl Heideloff, Sohn des Karlsschülers, ein kleines, aber ergreifende Bildung anstudenden Aquarellbild, den berühmtesten Karlsschüler, Friedrich Schiller, dargestellen, welcher seinen Kameraden sein dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, vorträgt, aus. Da dieses Bild nach einer flüchtigen Skizze ausgeführt ist, welche der Vater Karl Heideloff's, Augenzeuge einer Vorlesung, entworfen hat, so glauben wir einen größeren Leserkreis einen willkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir aus der schriftlichen Erklärung, welche Heideloff seinem Gemälde beigefügt hat, einen Auszug mittheilen. Derselbe ist sein unwesentlicher Beitrag zu Schiller's Lebensgeschichte.

Es hatte in der Anstalt im Jahre 1773 eine epidemische Krankheit sich ausgebreitet, von welcher auch Schiller und seine Freunde und Mitzöglinge Studengenossen Danneker, Bitter Heideloff, von Hoven, Kapf und Schlotterbeck ergriffen wurden. Sie befanden sich zusammen in einem Krankenzimmer und waren, ungeachtet sie als Patienten und Reconvalescenten behandelt wurden, dennoch oder vielleicht gerade deshalb unter der strengsten Disciplinären Aufsicht. So war ihnen jede Unterhaltung untersagt, so daß Schiller, der dama's sich mit den „Räubern“ trug, öfters seine Gedanken unter der Bettdecke verstohlen mit Bleistift niederschreiben mußte. Ein Krankenwärter sitze jedoch nächstes mit den jungen Leuten, so daß

es Schillern durch von Hofen's Mitwirkung manchmal gelang, seine literarischen Erzeugnisse als medicinische Arbeiten aus dem Saale zu schmuggeln, welche Gelegenheit von Schiller fleißig benutzt wurde, um an dem Drama zu arbeiten, das alle seine Gedanken in Anspruch nahm. Er theilte hierbei seine Entwürfe den Zimmergenossen, namentlich Heidtoff, an den er sich enger angeschlossen hatte, mit und holte deren Ansichten und Rathschläge ein. Allein solche ästhetische Konferenzen hatten bei der strengen Ueberwachung immer etwas Dürftiges und Geschäftsloses, weshalb die Freunde beschlossen, die Gelegenheit des nächsten Spaziergangs zu benutzen, um sich in freier Natur an ruhigem Orte das neue Trauerspiel zum Gegenstand einer Unterredung vorzunehmen zu machen, wie Schiller gern zu thun pflegte. Der erste Spaziergang der Reconvalescenten ging nach Begleitung des Hauptmanns und der andern Zöglinge am frühen Morgen eines schönen Sonntags des Mai 1778 über die Weinsteige in das Beyerwäldchen (bei Stuttgart). Hier sonderten sich die Freunde der getroffenen Verabredung gemäß und mit Anwinken des Hauptmanns, von den Uebrigen ab und gingen tiefer in den Wald hinein. Dort lagerten sie sich, ihren Schiller umkreisend, der seine Stellung an einem der stärksten Fichtenstämme auf dessen emporragenden Wurzeln genommen hatte; neben ihm, an demselben Baume postirt sich Schlotterbeck als nächster Zuhörer; auf dem Stamm eines gefällten Baumes daneben saß von Hofen, rechts auf dem Rasen Kapf, etwas zurück fand Heidtoff und entfernter neben letzterem Danneker. Nach Heidtoff's, von Hofen's und Schlotterbeck's Erzählung war Schiller's Stimmung während des Vortrags eine sehr heitere; die auf einen Augenblick entstandene Freiheit und Unbefangenheit des materiell gezwungenen Waldes, der einen Durchblick auf die Silhouette von Stuttgart gewährte, übte, nebst dem ungestörten Zusammensein mit seinen Freunden, einen sichtbar behaglichen Eindruck auf Schiller aus. Seine Deklamation war anfänglich eine ruhige. Als er aber zur Stelle der fünften Scene im vierten Akte gelangte, wo Karl Moor seinen totgeglaubten Vater, der aus dem Thurme steigt, erkennt, und mit Entsetzen anredet, steigerte sich Schiller in dem Grade, daß seine Freunde, die bisher in gespannter Aufmerksamkeit ihm Auge und Ohr zugewendet hatten, durch den Ausdruck seiner Züge, seine Stimme ergriffen, aber auch in dem überwältigenden Eindruck jener Scene hingerissen, in fast endlosen Beifallsstürm übergingen. Diesen Moment der Begeisterung und Ekstase Schiller's schildert Ritter Heidtoff nach der Natur in sein Skizzenbuch, und den Sohn Heidtoff's hat diese Skizze nach 78 Jahren als ein Denkmal Schiller's und der eigenen Kindheit in den bei dem Lötzen Oberdistrikt-feste des Herzogs Karl vorgestellten, der letzten Vollendung noch harrenden Gemälde ausgeführt.

Barnum's Meisterstück. Barnum hat schon viele Wunder verrichtet, aber das größte von allen ist noch in Aussicht. Es besteht in nichts Geringerem, als in einer Fahrt den Niagarafall hinunter in einem eigens dazu vorgerichteten Fahrzeug. Dies Fahrzeug ist eine dreifüßig Tun im Durchschnitt messende Kugel von Gutta Percha, welche innerlich durch starke Ringe von Stahl und Holz gestützt ist. Von der Punkten dieser Ringe laufen massive Stränge von Gutta Percha aus, welche im Mittelpunkt an einem Panzer aus demselben Stoff befestigt sind. Dieser Panzer ist so beschaffen, daß sich ein Mensch in denselben festschnallen kann, so daß er, von den vier Strängen gehalten, gerade in der Mitte der Kugel schwebt. An einer Seite, wohin das Fußende des Panzers sich richtet, ist die Kugel mit Blei beschwert, so daß sie, auf dem Wasser schwimmend, die Kopfseite nach oben kehrt. An dieser oberen Seite ist eine Oeffnung, welche die in der Kugel befindliche Person beliebig schließen und öffnen kann.

Die Kugel ist so hart, daß sie den Sturz der Fälle ohne Gefahr aushalten kann. Auch ist sie durch ihre Volumen ebenso vor dem Untersinken geschützt, wie die in den Panzer eingeschnallte Person vor der Erschütterung beim Falle. Schon nach dem Fall die Kugel ihren Schwerpunkt gefunden, schnallt sich ihr Bewohner los, öffnet die Klappe und steigt mit der amerikanischen Fahne aus der Oeffnung heraus unter dem donnernden Applaus der 50—100,000 Zuschauer, die Barnum bei der ersten Produktion gegen einen Dollar Entree auf der nahe gelegenen Insel und dem kanadischen Ufer zu versammeln gedenkt.

Bei jeder Fahrt ist auf eine Netto-Einnahme von 20—30,000 Doll. zu rechnen, da aus allen Theilen der Union die Zuschauer nach den Niagarafällen strömen werden.

Barnum gedenkt, den ersten Versuch nächstens mit einem Hunde zu machen, der in den Panzer geschnallt wird. Kommt er unbeschädigt unten an, so wird sich den nächsten Versuch ein Neger oder Irländer engagirt. Besindet auch dieser sich wohl, so übernimmt ein Yankee die erste, seierliche Fahrt.

Ein Schlangenbeschwörer. C. Linck erzählt in seinem kürzlich erschienenen Buche: „Die Schlangen Deutschlands“ folgenden Fall. Der ehemals berühmte Naturforscher Lenz in Schnepfenthal machte sich an einem Sommertage des Jahres 1830 mit einigen jungen Freunden auf, um Schlangen zu suchen. Auf der Schwelle seines Hauses trat ein etwa vierzigjähriger Mann zu ihm, der sich ihm als Begleiter anbot: er sei der Schlangenbeschwörer Hörselmann. Der Name war dem Naturforscher bekannt, er hatte schon die mannigfachsten Dinge von ihm gehört. Hörselmann war wegen Betrugs und Meineids im Zuchthause gesessen und ernährte sich nun damit, daß er auf Jahrmärkten in den Wirthshäusern herumzog, die Taschen voll Ringelnattern und Blindschleichen, die er für giftige ausländische Schlangen ausgab, die zu zähmen seiner Kunst gelungen sei. Lenz ließ sich die Begleitung des Abenteurers auf der deadlichtigten Schlangenjagd gefallen. Dieser erzählte, er verdanke seine Kunst der Schlangenzähmung theils eigener Forschung, theils der Unterweisung eines italienischen Arztes, theils einem seltsamen, überaus seltenen Buche, in dessen Besitz er sei. Die Schlangenjagd blieb ohne Erfolg. Lenz kehrte nach Hause zurück. Hörselmann begleitete ihn dahin und wünschte die Schlangen zu sehen, die der Naturforscher in wohlverschlossenen Kisten aufbewahrte. Beim Anblick der Gefangenen ging dem Beschwörer Herz und Mund recht auf. Er that als habe er alle Bekannte vor sich, sprach auf das vertraulichste mit ihnen und ließ zuletzt sich seiner Macht mit ihnen. Endlich ließ er sich eine der Kisten öffnen. In dieser lagerten fünf Schlangen. Er faßte eine derselben, eine Kreuzotter, um die Mitte des Leibes und bot sie aus der Kiste. Die Schlange blieb theilnamlos und deaglichte sich, sich zusammenwickelnd, um den Arm des Gefangenen zu legen. Als er aber fortfuhr, mit ihr zu sprechen und traulich mit ihr zu thun, da begannen ihre Augen zu funken und ihre Zunge zeigte sich in heftiger Bewegung. Erschrocken rief Lenz dem Beschwörer zu, das gefährliche Thier von sich zu werfen, aber dieser hatte in seiner Selbsttäuschung, in seinem Fanatismus den höchsten Gipfel erreicht, murmelte eine unsinnige Zauberformel und steckte plötzlich Kopf und Hals der Schlange in seinen Mund. Das entsetzliche Schauspiel dauerte nur einen Augenblick. Der Gaukler riß plötzlich die Schlange wieder heraus, sein Gesicht röthete sich, seine Augen traten hervor, seinen ganzen einst Rasenden, er spie wiederholt Blut aus und brach endlich, von Todesschmerzen erfaßt, in das Bekenntniß aus, daß seine Wissenschaft ihn betrogen habe. Die Schlange hatte den Unglücklichen weit hinten in die Zunge gebissen. Alle Hülfe war vergebens, nach einer Stunde war er eine Leiche. Von den angeblichen Bücher wurde in Hörselmann's Nachlaß keine Spur vorgefunden.

Allgemeiner Briefkasten.

Eingesandte Gedichte.

L. P. in W. Wenn es nicht zugleich andere Bestimmung hätte! — **Joh. F. in N.** Trotz einzelner großen Schönheiten geht der Romanze die Verständlichkeit des Zusammenhanges ab, wie sie ein größeres Publikum verlangt. Weitere Produkte Ihrer sangvollen Muse, wenn sie jenem Mangel ausweichen, würen willkommen. — **W. H. in B.** Die guterwünschte Antwort läßt sich wenigstens nicht trivial, der Held ein Narr und die Heldin gar zu bös ist. — **Dr. W. in Mor.** Respekt! Vielleicht drängen wir später eins der erzählenden unter den Gedichten. — **Ad. Mlln. in L.** Wäre auch Ihr Name genannter: Ihre Gedichte bleiben darum — von gleichem Werth. „Mehr Inhalt, weniger Form!“ Talent in letzterer ist unverkennbar. — **Fritz K. in G.** Ihre Versuche sind anzuerkennen, doch nicht für größere Oeffentlichkeit. Ihre Muse zeigt sich empfindsam, aber etwas hochfliegerisch, bei allem Gemüth, aller reellen Gesinnung. — **E. N. in B.** Auch Sie zeigen in Ihren Versen mehr Charakter als Phantasie; man dichtet aber vielmehr mit dieser als mit jenem. — **J. E. in G.** Lyrik ohne Laune wundet beim wenig mehr; darum entsprechen Ihre Sänge auch unserm „Geschmack“, genügten sie doch nicht den Anforderungen unsers Publikums. — **F. in Schl.** „Luther in Worms“ hat seinen recht wirkungsvollen Ausgang, sonst könnte es schon zusagen; das Andere ist nicht neu in der Idee. — „Berichte über amerikanische Verhältnisse“, wenn Sie der Sache irgend neue Seiten abgewinnen, dürften erwünscht sein. — **Al. M. in M.** Ist das Gedicht bis zu Ende so gedacht, so ist es nicht gedacht. — **Ad. Mlln. in L.** Ihre Gedichte sind anzuerkennen. — **Fr. A. in Wiesb.** Stummler Weltschmerz, mattdeschwingte Andacht. — Chiffre **B. L.** Posthumpel Cartonade. „Man bittet um einige Worte Kritik“ —? Die bei der Prüfung an den Rand gesetzten Ausrufzeichen erklärten Ihr Manuscript. „Arm-Marie“ ist ein trauriger Abklatsch von Bürger's hochtragischer Lenore. Hören Sie sich selber:

An den vollen schönen Busen
Drücket Wilhelm seine Stirn',
Dabei mit den kleinen Fingern
Kitzelt ihn die lose Dirn'! (Oho!)

Oder:

Guter Gott, ich bete selten (sic!)
Drum erhöre mein Gebet (darum!)
Träufle Segen auf das Fleckchen (sehr gut!)
Wo das Abwerfröschen steht. —

Auguste P. in B. Viele gereimte Sie, an Sie, wenn es nicht unbeschrieben ist, zu fragen. Gewiß noch recht jung? — **Liv. F. hier.** Brav! Fahren Sie fort so! Wir gedenken Ihre „Wahlfahrt“ zu benutzen. — **K. Th. in G.** Ihre liebe Mahnung, daß uns nicht mißfallen, erbeiten Ihnen nur auf's Neue die Antwort aus Nr. 15. v. Jahrg. Diesmal dürfte sie sich — retrovective — bewahrheiten. — **Ferd. B. in Fr.** Bielen konnte gedoffen werden, wär' es Einem möglich, Allen zu dienen. Ihre satyrischen Schielereien sind zu weiterer Prüfung zurückgelegt, vielleicht daß eins davon zu gebrauchen ist. — **E. W. M. in O.** bei S. Sie werden direkte Antwort empfangen haben.

„Aus der Fremde“ Nr. 8 enthält:

Ein toller Wolf. — Frau Ida Pfeiffer auf der Insel Celebes. — Südamerikanische Reisebilder. (Zweiter Artikel). — Aus allen Reichen: Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten. — Bleiterei über die Ostsee, die Deutschen im Kaukasus. — Ein Quäker unter den Indianern.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 9. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Napoleon's Hüte.

Während meines Aufenthaltes in Paris lernte ich den jungen Maler Anatol St. kennen, dessen Kreidezeichnungen auch bei uns Deutschen sehr geschätzt werden. Anatol stand, wie ich, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, er war ein Mann von Geist und Gemüth und dabei die Offenheit und der Frohsinn selbst. Ehe ich recht wußte, wie es gekommen, waren wir Freunde geworden, und wir trafen uns täglich zu gemeinschaftlichen Spaziergängen.

„Begleiten Sie mich!" sagte er eines Tages, nachdem wir in einem Café Billard gespielt hatten.

„Wohin?"

„Zu einem Hutmacher. Meine Kopfbedeckung ist so schlecht, daß ich einer neuen bedarf, zumal da ich in vierzehn Tagen eine Reise zu machen gezwungen bin. Wie wäre es," fügte er lebhaft hinzu, „wenn Sie mich auch auf der Reise begleiteten? Sie werden meinen Onkel kennen lernen, einen alten vortrefflichen Mann, dem ich jährlich einen Besuch in seinem einsamen Dorfe abstatte."

„Ich werde den freundlichen Vorschlag in Erwägung ziehen."

„Erwägen?" fragte Anatol mit einem vielsagenden Lächeln. „Sie sind mein Gast, nur so lange als wir uns auf der Reise befinden, ersparen Sie sich die Ausgaben in Paris. Eine Ausflucht lasse ich nicht gelten — reisen Sie mit mir!"

Es war nicht möglich auszuweichen, und ich gab gern meine Zustimmung, da ich während meines Aufenthaltes in Paris, der sich nur noch bis zum Herbste ausdehnen sollte, den Umgang mit dem liebgewordenen Freunde so wenig als möglich entbehren wollte.

Wir standen vor dem glänzenden Laden eines Hutmachers.

„Der Munificenz des genannten Onkels verdanke ich, daß ich für dieses Jahr meinen Calabreser aus dem besten Magazine von Paris kaufen kann," sagte Anatol, indem er die hinter den großen Spiegelscheiben aufgestellten Hüte musterte. „Ah, dort ist meine Façon, folgen Sie mir!"

Mein Freund öffnete die Thür, und wir traten in ein prachtvolles Magazin. Einige Tausend Hüte von allen Farben und Formen standen und hingen in musterhafter Ordnung rings umher. Drei Diener waren bereits mit Käufern in Unterhandlungen begriffen. Ein alter Mann, der an einem Pulte mit Schreiben beschäftigt war, sah uns eintreten; er zog an einer Klingelschnur, und gleich darauf erschien ein junges Mädchen, um uns zu bedienen. Anatol vergaß fast, sein Verlangen auszusprechen. Wie erstarrt sah er die Verkäuferin an, die, ich muß es bekennen, von so seltener Schönheit war, daß sie einen jungen Mann wohl außer Fassung bringen konnte, und vorzüglich wenn er ein französischer Maler ist. Ihre einfache und geschmackvolle Toilette zeichnete die elegantesten Körperformen ab. Das zarte Gesicht hatte etwas madonnenartiges in Schnitt und Ausdruck. Das blonde Haar bildete einen wellenförmigen Scheitel und spielte in kurzen, schweren Locken in den schneeweißen Nacken herab. Sie schien die Wirkung ihres Anblicks nicht zu bemerken, in einer freundlich bescheidenen Weise, die mit der der gewöhnlichen pariser Verkäuferinnen nichts gemein hatte, fragte sie nach dem Wunsche des Käufers. Anatol faßte sich, und bat, ihm Calabreserhüte vorzulegen. Bald lagen die Geforderten in allen Farben auf dem glänzenden Ladentische. Die Wahl unter den geschmackvollen Fabrikaten war in der That schwer.

„Mademoiselle wird die Güte haben und entscheiden," sagte Anatol, indem er einen braunen Hut auf seinen schwarzen Lockenkopf setzte.

„Ich würde zu einer hellern Farbe rathen," antwortete sie mit einem entzückenden Lächeln.

Sie überreichte einige weiße und graue Hüte mit dem Bemerken, daß ein frisches Gesicht und dunkeles Haar solche Farben erfordere. Anatol prüfte einen weißen Hut und trat vor einen großen Spiegel. Der Maler sah wirklich verführerisch aus. Ich warf einen Blick auf das Mädchen — erröthend trat es von dem Spiegel zurück, aus dem Anatol ihm entgegenlächelte. Der Käufer zahlte ohne zu dingen den geforderten Preis, der kaum die Hälfte von dem betrug, den wir erwartet hatten. Das Geschäft war zu Ende; aber um einen Vorwand zur Wiederkehr zu haben, ließ Anatol seinen alten Hut zurück. Das junge Mädchen überreichte ihm eine Marke mit einer Nummer.

„Es bedarf nur des Vorzeigens derselben," sagte sie mit einer Verbeugung hinzu, „und Sie erhalten Ihr Eigenthum zurück."

Wir grüßten und verließen das Magazin.

„Bei meiner Ehre," rief Anatol begeistert, „jenes Mädchen erinnert mich an die christlichen Engel des Chiotto! Wer hätte eine so seltene Schönheit in einem Hutmagazine erwartet!"

Ich erinnerte ihn an den billigen Preis.

„Ach," rief er aus, „mir scheint, der Hut kommt mir dennoch sehr theuer zu stehen, denn die liebenswürdige Verkäuferin wird alle meine Gedanken in Anspruch nehmen. Ich wiederhole es, sie ist ein Engel!"

Während des nun folgenden Spazierganges war das Mädchen fast ausschließlich der Gegenstand unsers Gespräches, und mir blieb kein Zweifel darüber, daß der arme Anatol sich bis über die Ohren verliebt hatte. Als ich ihn am folgenden Tage gegen Mittag in seiner Wohnung besuchte, hatte er eine Skizze in Kreide vollendet — er zeigte mir einen Engelskopf, der dem schönen Mädchen von gestern täuschend ähnlich sah.

„Die Liebe hat Sie zu einem Chiotte gemacht!“ rief ich verwundert aus.

„Vielleicht auch zu einem Werther!“ gab er lächelnd zur Antwort.

Unser erster Weg war der nach dem Hutmagazin. Auf dem blauen Schilde über der Thür stand in Goldbuchstaben der Name Henri Bourdaloue. Wir traten ein, und statt der Schönen empfing uns heute ein Diener. Anatol gab die Marke ab, und empfing dafür seinen alten Hut. Wir hatten keine Hoffnung, das Mädchen zu sehen. In dem Augenblicke, als wir uns entfernen wollten, fuhr ein Fiaker vor die Thür. Eine Dame in Hut und Shawl stieg aus — es war unsere Verkäuferin. Ein flüchtiges Roth erschien auf ihren Wangen, als sie den Maler erblickte, der grüßend seinen Hut zog. Sie dankte in sichtlicher Verwirrung und verschwand in dem Innern des Magazins.

„Gehen wir!“ flüsterte ich meinem Freunde zu, denn ich sah das Lächeln der Diener.

Wie einen Träumenden zog ich ihn auf die Straße hinaus. Wir benutzten den Fiaker zur Fahrt in die Restauration, wo wir unser Mittagsessen einzunehmen pflegten. Wir tranken heute mehr Wein als sonst, aber Anatol erlangte seine muntere Laune nicht wieder. Mußte ich mir auch bekennen, daß das Mädchen wirklich von ausgezeichneter Schönheit war und daß ihre Erscheinung, als sie Hut und Shawl trug, mich, den ruhigen Denkschen, entzückt hatte, so mußte ich mich dennoch über die völlige Umwandlung meines Freundes wundern. Der Engelskopf schien seine Leidenschaft zu nähren, denn in den folgenden drei Tagen sann er nur auf Mittel, eine Anknüpfung mit dem Gegenstande seiner Liebe zu treffen. Aber alle waren unanwendbar, wenn wir uns dem Gespötte der Diener nicht aussetzen wollten. Mehr als einmal gingen wir täglich an dem Magazine vorüber — aber leider sahen wir nur die lächelnden Gesichter der Commis hinter den Fensterscheiben, denen das Benehmen meines armen Freundes aufgefallen war. Es mochte wohl nicht das erste Mal sein, daß ein Verehrer der Schönen Annäherungen gesucht hatte.

„Ich weiß ein Mittel,“ sagte ich am vierten Tage unserer vergeblichen Bemühungen.

„Nun?“ fragte Anatol hastig.

„Sie treten morgen die Reise zu Ihrem Onkel an, und ich begleite Sie. Das Wetter ist schön, die Abwechslungen auf der Reise werden Sie zerstreuen, und ich wette, Sie lächeln über das Abenteuer, wenn wir zurückgekehrt sein werden.“

„Wetten Sie nicht, mein Freund!“ antwortete Anatol mit einem schmerzlichen Lächeln. „Aber wie es auch kommen möge — Ihr Vorschlag ist vernünftig, ich nehme ihn an, und morgen reisen wir.“

Wir trafen unsere Vorbereitungen, und am nächsten Morgen früh sechs Uhr bestiegen wir eine Diligence. Der große, bequeme Wagen war nur von fünf Personen besetzt, unter denen uns ein Mann im hohen Greisenalter auffiel. Sein durchfurchtes Gesicht war ernst, fast streng, und in seinem ganzen Wesen lag etwas Feierliches. Trotz seines hohen Alters waren alle seine Bewegungen energisch und seine feinen Kleider gewählt und auffallend sauber. Sein schneeweißes, noch ziemlich dichtes Haar war kurz geschnitten, ebenso sein starker Schnurrbart. Man hätte ihn für einen pensionirten Major, für einen alten Chef der Finanzen oder für einen ci-devant-Consul von Batavia halten mögen. Der Kopf des Greises war schön, und Anatol flüsterte mir zu, daß er diesen Abend eine Skizze davon anfertigen wolle.

„Ich wette,“ fügte er hinzu, „daß unser Reisegefährte, der jetzt so still in seiner Ecke sitzt, einst eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt hat.“

Es schien, als ob mein Freund sich seinen Liebesgedanken entreißen wollte, denn er suchte mit dem interessanten Fremden ein Gespräch anzuknüpfen. Dieser aber knöpfte ernst seinen olivenbraunen Ueberrock bis dicht an das Kinn zu und legte seinen Kopf in das Polster des Wagens. Mir schien, als ob der dicht verschlossene Rock das Symbol seiner Klugheit sei, denn ich fand, daß er bei der Unterhaltung nicht minder verschlossen war. So geschickt Anatol seine Fragen auch stellte, der Greis antwortete so kurz und vorsichtig, daß wir über seinen Wohnort und über den Zweck seiner Reise nicht den geringsten Schluß bilden konnten. Aus dem Gespräche, das bald wieder stockte, errieth ich nur, daß der Greis früher große Reisen durch Europa gemacht hatte, und aus diesem Grunde hielt ich ihn für einen Diplomaten.

Die Unterhaltung bewegte sich um Politik, ein Thema, das sehr nahe lag, da sich bereits die ersten Symptome der Revolution von 1848 zeigten. Jeder sprach seine Meinung aus, und Anatol, der für den großen Napoleon schwärmte, war der Ansicht, daß bei einem Wechsel der Dynastie für die Napoleoniden einige Chancen vorhanden seien. Da belebte sich das contemplative Gesicht des Greises, und wie elektrisirt rief er aus: „das ist die einzige mögliche, richtige und wünschenswerthe Lösung der unheilvollen Wirren!“

Dann sügte er einige Worte von militärischem Ruhme, der den Franzosen über Alles theuer sein müsse, hinzu.

Ohne Zweifel war unser Mann ein hochgestellter Offizier, der unter seinem zugeknöpften Rocke sicher einige Ordenszeichen zu verbergen suchte. Ich war so kühn, die Frage an ihn zu richten:

„Haben Sie lange gedient, mein Herr?“

„Ich bin allerdings mehr als einmal der großen Armee gefolgt,“ antwortete er, „aber nie als Militär.“

Schon gewann die Ansicht sich in mir festzustellen, daß er ein Steuerbeamter oder sonst eine Finanzperson in einem der eroberten Länder gewesen sei, als leider ein Reisegefährte durch seine Frage auch diese Ansicht wieder umwarf. Er fragte nämlich den Unbekannten, ob er bei der Armee den großen Kaiser in der Nähe gesehen habe.

„Meine Reisen hatten nur den einen Zweck, mich dem Kaiser zu nähern!“ war die Antwort.

Das klang sehr stolz; aber in welcher Eigenschaft näherte er sich dem Kaiser? Nun ward ich von einer Vermuthung zu der andern gehetzt. Aus einigen Worten über die schlechten Handelsaussichten schloß ich, daß mir ein Negociant gegenüber sitze; dann wieder aus der Art und Weise, in der er von dem kaiserlichen Hofe sprach, er sei Kammerherr gewesen. Endlich verlor ich mich in Conjecturen, wovon eine die andere wieder aufhob.

In dem Städtchen Feugères forderte man uns die Pässe ab. Der Unbekannte zeigte dem Gensd'armen sein geöffnetes Papier. Da ich an der Seite des Wagens saß, wo der Sicherheitsmann stand, warf ich begierig einen Blick hinein — ich las den Namen Bourdalou, denselben Namen, der über dem verhängnißvollen Hutmagazine stand. Ich verbarg Anatol diese Entdeckung, um ihn nicht an seine unnahbare Schöne zu erinnern. Wußte ich auch nicht, ob der Greis zu dem Besitzer des Magazins in irgend einer Beziehung stand, so hatte er dennoch an Interesse gewonnen. Wir fuhren weiter. Anatol, der bisher die Scele des Gespräches gewesen, hing sinnend den Kopf auf die Brust herab; er dachte ohne Zweifel an seine Schöne. Mein Mitleiden ward wach, und ich nahm mir vor, auf der nächsten Station den Alten ohne Umstände zu fragen, ob ihm die Firma Bourdaloue in Paris bekannt sei. Bei dieser Gelegenheit hoffte ich Näheres über das Mädchen zu erfahren. Ich überlegte nun, wie ich meinen Plan am geschicktesten ausführte. Nach einer Stunde kamen wir in Antrain an. Zwei Passagiere verließen uns, und ein neuer stieg ein. Dieser war ein alter jovialer Offizier in der Armeeuniform. Kaum hatte er sich gesetzt, als er ausrief:

„Ah, Papa Henri, Sie sinde ich hier? Das ist vortrefflich! Nun sollen Sie mir nicht wieder entkommen, bevor ich nicht das feste Versprechen von Ihnen habe, daß Sie mir einen Ihrer kostbaren Hüte abtreten wollen. Der älteste und am meisten gebrauchte ist mir der liebste. Ich muß wahrlich Gewalt anwenden, da Sie sich weigern, Geld für Ihre Reliquien zu fordern.“

Anatol sah mich mit großen Augen an. Den einen Hute war bereits gesprochen werden, wenn er nur noch den Namen Bourdaloue hörte, den ich bereits gelesen hatte —! Ich verwünschte den Zufall, der, wie es den Anschein hatte, den armen Anatol an das Abenteuer erinnern sollte, das er in den Zerstreuungen der Reise vergessen wollte.

Papa Henri blieb ernst wie zuvor.

„Kapitain,“ gab er entschieden zur Antwort, „Alles was ich besitze, steht zu Ihren Diensten; nur meine Hüte nicht, denn sie bilden ein Museum, das die französische Nation in kurzer Zeit sehr hoch schätzen wird. Die Reliquien bleiben beisammen, und wenn ich keinen wilden Erben hinterlasse, der Ehrfurcht vor den Heiligthümern hat, so vermache ich sie meiner Vaterstadt Nantes.“

Anatol nahm seinen Hut ab, betrachtete ihn und flüsterte mir mit einem Seufzer zu:

„Dieser Calabreser wird wohl auch eine Reliquie für mich werden!“

Der freundliche und redselige Kapitain, der unsern fragenden Blick bemerkte, glaubte sich zu verpflichten, wenn er uns Aufklärung gab.

„Der Hut,“ sagte er, „den ich von meinem alten Freunde fordere, ist ein Hut, den der große Napoleon getragen hat. In der Eigenschaft als kaiserlicher Hutmacher war es ihm möglich, ein Dutzend zu sammeln, und nun will er auch nicht einen davon abtreten.“

Bei dem Worte Hutmacher sah mich Anatol an. Wir mußten unsere Bemerkungen unterdrücken, da Papa Henri antwortete:

„Kapitain, Sie übertreiben die Zahl meiner Hüte und vermindern den historischen Werth meiner Sammlung. Ich besitze nur acht Hüte Sr. Majestät, und diese hat nicht etwa der Zufall vereinigt; sie sind von ihm zu verschiedenen Epochen getragen. In meinem Hause bewahre ich sie auf mit allen Zubehörungen, und wer sie in ihrer chronologischen Ordnung betrachtet, hat das ganze Leben des großen Napoleon vor Augen.

„Wahrlich,“ rief Anatol, „das ist interessant!“

„Jeder Freund des großen Kaisers sollte diese Sammlung sehen,“ fügte der Kapitain hinzu. „Papa Henri wird es gewiß nicht verweigern — —“

„O durchaus nicht!“ rief der alte Hutmacher. „Ich halte es vielmehr für Pflicht, diesen erhebenden Anblick dem ganzen Volke zu gewähren, damit es sich, bei der jetzigen Erschlaffung, durch die lebhafte Erinnerung an die Heldenzeit und die Tage des Ruhms ermanne!“

Anatol, ein enragirter Bonapartist, stimmte begeistert bei, und sprach den Wunsch aus, die unschätzbaren Reliquien zu sehen.

„Begleiten Sie mich,“ sagte freundlich Papa Henri, „und Ihr Wunsch ist erfüllt.“

„Wo wohnen Sie, mein Herr?“

„In Saint Malo, das wir diesen Abend erreichen. Seit einem Jahre habe ich den freundlichen Ort zu meinem Wohnsitze erwählt, um von den politischen Dingen in Paris weder etwas zu hören noch zu sehen. Diesen Sommer noch werde ich Abbildungen von meinen Kabinetsstücken erscheinen lassen.“

„Ich bin Maler, mein Herr,“ sagte Anatol; „kann ich Ihnen bei diesem nationalen Werke nützlich sein — —“

„Danke, danke! Für dieses Unternehmen ist bereits ein Künstler gewonnen. Mein Nachbar und Freund, der würdige Abbé Leustalet, erwartet den Besuch seines Neffen, der einer der besten Zeichner von Paris ist. Da Sie Maler sind, kennen Sie ihn vielleicht.“

„Meinen Sie Anatol St.?“ fragte ich.

„Denselben. Er hat sich für nächste Woche dem Onkel angekündigt. Sie begreifen wohl,“ sagte der alte Hutmacher stolz, „daß man ein solches Werk nur einem Künstler anvertrauen kann.“ Ich konnte mich nicht enthalten auszurufen:

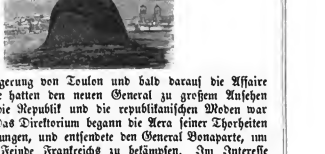
„Mein Herr, Anatol St., den Sie erwarten, sitzt Ihnen gegenüber!“

„Wie?“

„Ihnen zu dienen,“ antwortete der Maler, sich verneigend. „Ich habe meine Reise um einige Tage früher angetreten, da ich dem guten Onkel, der mich wie seinen eigenen Sohn liebt, eine Ueberraschung bereiten will. Wie geht es ihm? Als sein Nachbar müssen Sie es wissen.“

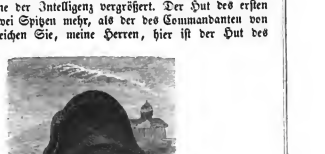
Als wir gegen Abend St. Malo erreichten, war das Unternehmen verabredet, und Papa Henri lud uns ein, den nächsten Morgen bei ihm zu frühstücken. Auch der Kapitain erhielt eine Einladung. Unser Empfang bei dem Abbé, einem würdigen alten Manne, war der herzlichste. Schon während des Abendessens brachte er das Gespräch auf seinen Nachbar und das merkwürdige Museum desselben. Anatol erzählte uns das Zusammentreffen in der Diligence. Am nächsten Morgen um Uhr führte uns der Abbé zu Papa Henri. Der Kapitain, in voller Uniform, hatte sich bereits eingestellt. Der kaiserliche Hutmacher bewohnte ein reizendes Haus. Er empfing uns wie alte Bekannte. Nach den ersten Begrüßungen führte er uns in einen kleinen Saal, der mit einigen werthvollen Stahlstichen, Schlachten der großen Armee darstellend, geschmückt war. In der Mitte dieses Saales erblickten wir auf einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische acht kleine dreieckige Hüte unter Glasglocken. Alle waren mehr oder minder getragen und beschädigt. Hinter einem jeden sah man einen kleinen in grellen Farben gemalten Prospekt. Papa Henri begann ernst und würdig folgende Erklärung:

„Seit dem Jahre 1793 hatte ich die Ehre, Hutmacher Sr. Majestät zu sein, die damals noch Escadron-Chef unter dem Namen Buonaparte war. Acht Tage zuvor, ehe er als Artillerie-Commandant zur Belagerung von Toulon abging, forderte er von mir einen vorschriftsmäßigen Hut. Man war damals nicht allzu streng, und ich hatte die Idee, die Hüte der republikanischen Offiziere, die zu breit waren, ein wenig zu erhöhen. Der erste Hut in dieser Form hatte den Beifall des Commandanten, er nahm ihn — auf Kredit — und eilte auf seinen Posten. Zwei Monate später kehrte mein junger Kundmann mit Ruhm und Lorberen bedeckt zurück, er war Brigadegeneral geworden. Sein Hut war arg zugerichtet, eine Kartätschenkugel hatte die rechte Ecke zerrissen. Ich mußte ihm einen neuen geben. Da seine Form gefallen, behielt ich den alten — hier ist er. Er steht vor einem Hintergrunde, der die Gegend von Toulon darstellt.



„Die Belagerung von Toulon und bald darauf die Affaire des Vendémiaire hatten den neuen General zu großem Ansehen gebracht. Um die Republik und die republikanischen Moden war es geschehen. Das Direktorium begann die Aera seiner Thorheiten und Verschwendungen, und entsendete den General Bonaparte, um in Italien die Feinde Frankreichs zu bekämpfen. Im Interesse meines ruhmgekrönten Abkäufers wich ich von der unedeln Mode von 1793 ab. Schon bei Montenotte, Lodi und Arcole war der Hut viel besser; und als der General en chef, der Ueberwinder Italiens, der Pacificateur Europa's sich nach Egypten einschiffte, bedeckte sein herrliches Haupt ein wahrhaft charakteristischer Hut. Hier steht er, betrachten Sie ihn, meine Herren, und Sie werden mir beipflichten müssen. Die vordere umgeschlagene Parthie erhebt sich kühn und bedeckt völlig die Form; der hintere Theil erhebt sich noch höher. Sie sehen hier drei Viertheile des zweiten Hutes. Die Umgebung stellt einen Theil der Befestigungswerke des eroberten Mantua und die Pyramiden von Djezzar dar.

„Fünf Monate später, bei der Rückkehr aus Egypten, bedurfte der Held meiner Dienste von Neuem. Um das räuberische und unwissende Direktorium zu verjagen; um eine Versammlung von Schwätzern zu verjagen, die Frankreich zu Grunde richteten, und um einen ersten Consul einzusetzen, mußte der General mit einer neuen und passenden Kopfbedeckung geschmückt werden. Man ließ mich rufen. Als ich das Maaß nahm, bemerkte ich mit Erstaunen, wie außerordentlich, wie enorm sich das Haupt meines ruhmreichen Kunden entwickelt hatte; wie die Lage der Dinge, so hatten sich seine Organe der Intelligenz vergrößert. Der Hut des ersten Consuls hatte zwei Spitzen mehr, als der des Commandanten von Toulon. Vergleichen Sie, meine Herren, hier ist der Hut des Consulats!



„Der nun folgende Hut ist der des Anfangs des Kaiserreichs. Napoleon trug ihn bei Austerlitz. Er ist von zwei Kugeln durchlöchert. Wie Sie sehen, ruht er auf Lorbeeren, und die Sonne, die sich erhebt, um eine Welt zu erleuchten, umstrahlt ihn mit einer glühenden Glorie.

„Hier, meine Herren, ist der höchste Glanzpunkt des Kaiserreichs: betrachten Sie den Hut von Eylau, von Eßlingen, von Wagram und der Moskwa! Ich wage keck die Behauptung, daß seine Form vollkommen geworden ist. Bemerken Sie, wie fest er steht, wie kräftig der Vordertheil sich abrundet und wie kühn der Hintertheil sich erhebt! Die Rundung ist einfach, schön und energisch. Das ist ein wahrhaftes Symbol der Kraft und Allmacht! Kein anderes Haupt als das Napoleon's konnte einen solchen Schmuck tragen!

„Der Hut erlitt nun keine Veränderung mehr, wohl aber sein Glück. Hier ist der Hut von Moskau. Die heilige Stadt brennt, und der Hut, zum Schutze gegen die Kälte eingerichtet, hat weiter keine bedeutungsvolle Form. Mein Neffe, Lieutenant in der jungen Garde, hat ihn aus dem Schnee aufgerafft und treulich meinen Händen überliefert. Moskau ist die erste Stufe, die zum Verfalle führt.

„Diesen Hut, meine Herren, habe ich mir aus dem Elysee-Bourbon selbst genommen, nach der Rückkehr von Waterloo. Zerrissen und zerdrückt, wie er ist, bietet er ein wahres, rührendes Bild. Ich ziehe ihn dem Hute von Wagram, selbst dem von Austerlitz vor. Ich habe ihn auf eine öde Fläche gelegt. Der kaiserliche Adler ist durch den Blitz niedergeschmettert, und ein leuchtender Stern durchbricht einen düstern Himmel.

„Endlich, meine Herren, betrachten Sie den Hut von St. Helena. Marchand hat ihn einige Zeit vor dem 4. Mai auf einem Felsen gefunden, wohin ihn der Zufall geworfen hatte. So treu als möglich habe ich die Gegend wiedergeben lassen. In der Ferne sieht man das Meer, das den großen Napoleon gefangen hält. Eine schwarze Fahne flattert auf dem starren Felsen von St. Helena, um den beiden Welten anzukündigen, daß der größte Mann des Jahrhunderts aufgehört hat zu leben."

Papa Henri schwieg, und trocknete sich die feuchten Augen. Hatte ich Anfangs bei diesem emphatischen Berichte eine leise Lachlust nicht unterdrücken können, so gewann ich doch nach und nach dafür einiges Interesse, und als der greise Redner geendet hatte, waren wir Alle bewegt. Gerührt reichte ich dem würdigen Alten die Hand. Der Kapitain erklärte, daß er es für eine Sünde hielte, dieser historisch wichtigen Sammlung auch nur einen Gegenstand zu nehmen.

„Noch heute gehe ich an die Arbeit!" rief Anatol begeistert. „Man soll erfahren, daß der würdige Sammler sich ein eben so großes Verdienst um die Welt erworben hat, als die Geschichtsschreiber!"

Der Greis umarmte den jungen Mann.

„Und nun, meine Freunde, folgen Sie mir zu einem kleinen Frühstück. Wir wollen das Andenken an die Heldenzeit bei einem Glase Wein feiern."

Wir betraten einen geschmackvoll eingerichteten Saal des Erdgeschosses. In der Mitte desselben stand ein reich besetzter Tisch.

„Meine Enkelin!" sagte Vater Bourdaloue, indem er uns eine junge Dame vorstellte. „Sie ist vor einigen Tagen von Paris angekommen, um meine kleine Wirthschaft zu führen. Georgette versteht es, ein déjeuner à la fourchette einzurichten. Sie hat heute ihre erste Probe abgelegt."

Eine neue, größere Ueberraschung stand uns bevor. Georgette war keine Andere, als die reizende Verkäuferin aus dem pariser Hutmagazine. Ich unternehme es nicht, die freudige Bestürzung des wackern Anatol zu schildern, der sich so plötzlich in die Nähe der Geliebten gebracht sah. Aber auch Georgette erröthete, und in sichtlicher Befangenheit versah sie die Obliegenheiten der Hausfrau. Wir saßen zwei Stunden bei Tische. Beim Scheiden wiederholte Anatol sein Versprechen, das Werk noch heute zu beginnen. Daß er Wort gehalten, bedarf wohl keiner Erwähnung. Am folgenden Morgen, während Anatol in dem Museum des Herrn Bourdaloue arbeitete, machte ich mit dem Abbé Loustalot einen Spaziergang. Er wollte mich über seinen Neffen ausforschen, dessen Befangenheit Georgette gegenüber er bemerkt hatte. Ich glaubte dem Freunde einen Dienst zu leisten, und erzählte das Abenteuer in dem Hutladen, wie überhaupt Alles, was auf Anatol's Liebe Bezug hatte. Der alte Mann lächelte und drückte mir mit einer Miene die Hand, als ob er sagen wollte: das ist mir lieb. Vier Tage blieb ich in Saint Malo. Ich nahm es dem Freunde nicht übel, daß er den größten Theil der Zeit in dem Museum zubrachte. Am Morgen meiner Abreise gab er mir eine Kopie der Büste Napoleon's.

„Wie steht es?" fragte ich. „Wollen Sie Ihren Hut als eine Reliquie einer entschwundenen schönen Zeit aufbewahren müssen?"

„Aufbewahren — ja; aber vielleicht als einen Heirathsprocurator."

Er schloß mich in seine Arme und küßte mich. Erfreut über sein Glück reis'te ich nach Paris zurück. Sechs Wochen später sandte er mir eine von seiner Hand gezeichnete Verlobungskarte und eine Lithographie der Napoleonshüte, dieselbe, nach der vorstehende Zeichnungen gefertigt sind. Im September reiste ich nach St. Malo, um Anatol's und Georgette's Hochzeitsgast zu sein. Der Calabreser lag unter einer Glasglocke in dem Museum. Er war dem glücklichen Maler der kostbarste in der ganzen Sammlung.

Land und Leute.

Nr. 8. Die Halloren in Halle a. d. Saale.

Vogelsteller. Braut. Hallore im Festschmuck. Wasserstecher oder Fischer. Salzträger.

Wenn man vom Bahnhofe aus durch das leipziger Thor in Halle den Windungen der langen leipziger Straße hinab auf den geräumigen Markt folgt, über denselben hinweg geht, so daß man den einzeln stehenden „rothen Thurm" mit dem lockenköpfigen Roland an der Ecke und dem vergoldeten Knopf auf der fast 300 Fuß hohen Spitze auf der rechten Seite behält, und den kleinen Platz entlang geht, der sich zwischen der Marienkirche und den Predigerhäusern hinzieht, so kommt man an eine Mauerbrüstung, von welcher man hinab in eine Vertiefung sieht, welche „die Halle" oder „das Thal" heißt. Dicht rechts vor der Mauer hebt ein alterthümliches Gebäude seinen Giebel, den zwei zierliche Erker zieren, aus dem „Thal" herauf und hält dem Beschauer das preußische Wappen mit der

Unterschrift „Königl. Thalamt" entgegen. Ueber den schwarzen, schmutzigen Boden der Halle führen nur schmale gepflasterte Wege; ohne Ordnung ist hier und da ein Häuschen hingestellt, und schwerer Kohlenrauch wälzt sich, je nach der Richtung des Windes, wie graue Nebelwolken über die schwarzen Dächer, an den rothen Bastsleinwänden und dem kohlschwarzen Boden hin. Steigt man die Treppe hinab, welche von der Brüstung in's „Thal" führt, so betritt man einen Stadttheil, der in die Zeiten der Entstehung der Städte zurückversetzt. Denn ringsum liegen eine Menge schmutzig gelb oder grün angestrichener Häuschen mit zwei bis drei niedrigen Stockwerken, niedrigen Hausthüren, dunklen ungeheilten Hausfluren und engen Höfen. Die Häuser liegen in allen Richtungen durcheinander, bilden eine Menge Gassen, „Schlupfen" und „Gäte," daß an einzelnen Stellen eine beleibte Person nicht hindurch kann und selbst der Eingeborne Mühe hat, sich durch dieses Labyrinth der Gassen hindurch zu finden. Dies ist das uralte Halle und war lange Zeit hindurch ausschließlich von Halloren bewohnt.

Abseits von diesen hölzernen Häusern ziehen sich die Halle entlang von Osten nach Westen zwei lange Gebäude, von denen das südliche zwei hohe Schornsteine trägt, aus denen Tag und Nacht schwarze Rauchwolken emporwirbeln, während aus zwei niedrigen Schornsteinen der Dampf entweicht, denn in ihnen befinden sich „die Kothen." (Dieselbe Bestimmung hat das gegenüberliegende Gebäude, neben dessen Ostende das Thalamt liegt.) Unter dem vorspringenden Schieferdache der Kothen stehen oder sitzen auf hölzernen Bänken Männer mit eigenthümlicher Kleidung. Den runden Kopf mit den kurz geschorenen schwarzen Haaren bedeckt eine napfartige Kappe aus geflochtenem Stroh, die etwa 1½ Zoll hoch ist und sich nach oben ein wenig verengt. Die Jacke von buntem Kattun, seltner ein kurzer Rock, legt sich bequem um den Oberleib, die Weste, welche von oben bis unten dicht mit tugelartigen, zinnernen oder silbernen Knöpfen besetzt ist, reicht bis hinein in die Beinkleider von schwarzer Leinwand, die dicht unterm Knie festgebunden sind, so daß die wollenen Strümpfe zugleich festgehalten werden, und leichte Lederpantoffeln endlich bedecken die Füße.

Jene Männer mit der hohen breiten Stirn über den dunkelbraunen Augen, mit der an das griechische Profil erinnernden starken Nase, der stark entwickelten Unterkinnlade und dem brünetten Teint sind Halloren und gehören einem Volksstamme an, über dessen Einreihung in die europäischen Racen die Meinungen noch verschieden sind. Gewöhnlich hält man die Halloren für Nachkömmlinge der vor Karl dem Großen hier ansässigen Wenden; wenn man indessen die technischen Ausdrücke der Salzbereitung und den Namen „Halore" sprachlich zu erklären sucht, so giebt die keltische Sprache die genügendste Auskunft, da in jener Sprache z. B. Hallur so viel als Salzbereiter heißt, und die Ausdrücke „Halle, Saale, Thal" u. s. w. auf einen keltischen Stamm zurückführen, welcher Salz bedeutet. Demgemäß müßte man die Halloren für eine uralte keltische Kolonie halten, die sich Jahrtausende isolirtag in der germanischen Bevölkerung erhalten hat.

Dies ist um so wahrscheinlicher, als sich die Halloren zu einer bis in's Kleinste geordneten Korporation abgeschlossen haben, nur unter sich zu heirathen pflegen und noch gegenwärtig viele Reste mittelalterlicher Lehnsverfassung besitzen, obschon gerade in neuester Zeit die Eigenthümlichkeiten zu verschwinden anfangen. Die Frauen haben bereits die uralten Trachten, den faltenreichen Rock, die pelzgefütterten, knopfreichen Spenzer und das kurze Faltenmäntelchen abgelegt, und die Männer haben auch nur die lange geblümte Weste ohne Kragen und mit silbernen Kugelknöpfen, das schmale weiße Halstuch ohne Knoten, die kurzen Manchesterhosen und bis an's Knie reichenden blank gewichsten Stiefeln behalten, an denen man sie erkennt. Nur bei gewissen Gelegenheiten erscheinen sie in ihrer alterthümlichen Tracht. Denn die Halloren haben außer den Vorrechten des Schwimmunterrichts, des Angelns, des Lerchenstreichens und Vogelfangs, der Sauerkrautbereitung und der Sooleier, auch das, die Leichen nach dem Kirchhofe zu tragen. Wer die Seinigen anständig will begraben lassen, miethet dazu Halloren. Dann erscheinen sie in schwarzen pelzgefütterten Rock ohne Kragen und mit Faltenschößen, mit dem dreieckigen Hute, kurzen Sammethosen, schwarzen Strümpfen, Schnallenschuhen und schwarzem Faltenmantel, der oben eng und unten weit ist und einen niedrigen Kragen hat. Diese Kleider und das Leichentuch sind Eigenthum „der Brüderschaft", wie sie ihre Korporation nennen, und auch der Ertrag ihrer monatlichen Beiträge fließt in die „Lade", wie ihre Kasse heißt. Mit großer Gewandtheit wissen sie die Bahre mit dem Sarge zu handhaben und in dem wiegenden Trippelschritt, der nur langsam weiter kommt, wie es' bei uns die Sitte verlangt, die vorgeschriebenen Strafen entlang zu tragen, indem die beiden Führer des Zuges, mit einer Citrone in der Hand, bedächtig voranschreiten, die übrigen Halloren neben oder hinter den Trägern gehen, um sie von Zeit zu Zeit abzulösen.

Die Halloren verdienen aber nicht blos ihres eigenthümlichen Aeußern wegen Interesse, sondern auch wegen ihrer uralten korporativen Verfassung, die bisweilen an Kommunismus streift und Elemente enthält, wie sie in den Theorien der Socialisten nicht selten aufgestellt sind. Die Soole oder „das Thalgut" quillt aus vier Brunnen, die mit einem eichenen Bohlenverschlag ausgefüttert und etwa 30 Fuß tief sind. Die mannigfache Arbeit vom „Schöpfen" der Soole bis zu deren Verladung auf den Frachtwagen ist bis in's Kleinste getheilt und zwar so, daß die Arbeiterabtheilungen kleinere Korporationen bilden und stufenförmig vom untersten Dienst bis zum Meister steigen, welche das „Versieden" zu besorgen haben, und „Salzwirker" heißen, während die untern Abtheilungen früher nur „Bornknechte" genannt wurden. Zwar sind auch hier Aenderungen eingetreten, da die Soole jetzt durch eine Dampfmaschine gehoben wird und die 112 alten Kothen, welche einseln über die Halle zerstreut lagen, zu zwei großen Gebäuden vereinigt sind, aber dennoch ist die „Thalordnung" aus dem Jahre 1482 noch in Geltung.

Die Soole war ursprünglich nur Eigenthum der Bürger der Stadt, doch mußten seit 841 kraft einer Schenkung Otto's I. Zehnten an den Erzbischof von Magdeburg gegeben werden. Die Halloren waren nur die Salzwirker, die Kothen selbst gehörten verschiedenen Besitzern, den Pfännern oder Pfannherren oder Salzjunkern, welche, da der Ertrag ein reichlicher war, die Patrizier oder Stadtjunker im mittelalterlichen Halle bildeten. Wie in allen Städten des deutschen Mittelalters, so brachen auch in Halle oft blutige Streitigkeiten zwischen den Pfännern und Innungen aus, so daß sich die Erzbischöfe endlich einmischten, Halle durch List eroberten, die Moritzburg als Zwingburg erbauten, die Kothen an sich nahmen, einen Theil als Eigenthum behielten und das Uebrige als Lehen an die Pfänner zurückgaben. Als Magdeburg an Preußen kam, wurden jene erzbischöflichen Kothen königliches Eigenthum, zugleich aber ward die Beleihung als Form beibehalten, so daß die Halloren bis heute jene Korporationsrechte behalten haben, deren wir hernach ausführlicher gedenken werden.

Die vier Salzquellen oder Brunnen oder Borne geben nicht eine gleiche Quantität Soole, weshalb das Salzsieden nicht eine gleichmäßige Arbeit ist, deren Ordnung um so verwickelter wird, weil die Soolenbesitzer oder Pfänner nur nach einer gewissen Reihenfolge ihr Thalgut in die Kothen zum Versieden bringen dürfen, da Kothenbesitzer die Feuerstellen und Siedeapparate haben, aber keine Soole, die Pfänner dagegen Soole, aber keine Siedehäuser. Die Gemäße der Soolmenge haben eigenthümliche Benennungen: das größte Maaß heißt Stuhl, welcher vier Quart enthält, von denen jedes wieder vierzehn Pfannen hat, die Pfanne wieder fünf Zober und der Zober acht Eimer oder zwölf gewöhnliche Kannen. In den Pfannen, d. h. viereckigen, flachen eisernen Gefäßen, wird die Soole gesotten, indem durch starkes Feuer unter ihnen das Wasser verdunstet und das Salz in Krystallen niederschlägt.

Die Soole aus den Quellen bis in die Pfannen zu schaffen, war die Arbeit der Bornknechte, die wieder verschiedene Abtheilungen bildeten, die sich in „Schichten" theilten, da sie sich nach gewissen Stunden ablöst'ten. Die Haspler drehten die Winde, an denen die Eimer hinab und herauf im Salzbrunnen gingen, und die Radtreter hatten dabei das Rad an dem Ziehbrunnen zu treten, während die Stürzer den herauftgewundenen Schöpfeimer faßten und die Soole in den Treg oder Kahn schütteten, aus welchem die 2½ Centner schweren Zober gefüllt wurden, welche die Träger auf der Schulter behend nach den Kothen trugen, nachdem der Zapfer am Kahn den Zapfen zum Auslaufen der Soole in den Zober aufgestoßen und wieder eingesteckt hatte. Damit der Träger einen sichern Gang hatte, mußte der Stegeschaufler den Bretterweg in gutem Stande erhalten, der Rufer aber in den Kothen die Zahl der eingetragenen Zober anmelden und der Spulzieher die Gossen in Ordnung halten, in denen die Unreinigkeiten aus den Kothen in die nahe Saale flossen. Jetzt wird die Soole durch eine Dampfmaschine mitten in der Halle gehoben und in die Kothen geleitet.

In den Kothen beginnt nun die Arbeit der Segger oder Salzwirker, die eine ungeheure Hitze auszuhalten haben, weshalb sie halb nackt gehen, da sie nur eine enganliegende schwarze Leinwandweste ohne Aermel und Leinwandhosen tragen, die bis an's Knie reichen. Da stehen die Kohlenschürer und Schürer mit langen Eisenstangen vor dem gewaltigen langen Feuerherd, da tragen die Einen Braunkohlen zu, Andere brausschichten die Versiedung, scharren die Salzkrystalle zusammen, scheiden das schwarze Salz, welches zur Viehfütterung dient, von dem reinen, und schaffen es auf die Dörrstuben (Trockenkammern), in denen eine Temperatur herrscht, daß einem der Athem vergeht. Die Stopfer endlich füllen das Salz beim Verkauf in Säcke oder Tonnen und die Lader verwahren die Säcke auf dem Wagen, auf dem sie abgeholt werden. Da vor Zeiten diese Arbeiter statt des Lohnes einen bestimmten Antheil Soole erhielten, die sie auf ihre Rechnung versotten, so hießen sie Gerenntner. Gegenwärtig erhalten sie indeß einen bestimmten Lohn in baarem Gelde. Wer in die Brüderschaft eintreten will, wird zuerst gelegentlicher Stellvertreter und heißt Riemen- oder Zipfellaufer; dann wird er „Unterläufer", indem er von einem Gerenntner für immer als Stellvertreter gedungen wird, und nun erst kann er in die „Brüderschaft" eintreten, indem er nach und nach die verschiedenen Arbeiterklassen durchmacht.

Als Beamte über diesen Arbeitern standen die Unterbornmeister oder Gabenherren, welche darauf zu sehen haben, daß die vorgeschriebene Quantität Soole in die Pfannen geschüttet wird, und die Digler, welche sie hierbei unterstützen und ein Auge auf die Siedeordnung haben, woher ihr Name stammen soll. Ueber ihnen standen die Borumeister, der Bornschreiber, der Beutelherr, der den „Thalverschlag" (Salzrechnung) führt und der Salzgraf, welcher das Ganze zu leiten und in gesetzlicher Ordnung zu erhalten hat. Er ist zugleich mit den Uebrigen die Gerichtsbehörde und nennt sein Bureau das Thalamt, und seine Polizei den Thalvoigt.

Der Salzgraf vertritt des Königs Stelle, hat bei gewissen Gelegenheiten „Frieden zu wirken" und mit dem Thalgut zu belehnen, was früher auch unter großer Feierlichkeit geschah. Die Lehnsbücher bestehen aus Blättern von Lindenholz, die mit Wachs überzogen und von einem Abernrahmen eingefaßt sind. Von ihnen giebt es drei Exemplare; das eine liegt auf dem Thalamt, das andere auf dem Rathhause, und das dritte im Thurme der Marienkirche. War ein Lehen erledigt, so versammelten sich die Thalbeamten beim Magistrat auf dem Rathhause, nahmen dem neu eintretenden Pfänner den Lehnseid ab, trugen seinen Namen in die Lehnsbücher ein und begleiteten in Prozession das Kirchenexemplar an den heiligen Ort zurück.

Die Thalordnung schreibt nicht nur die Ordnung der Arbeit bis auf die Handgriffe und Stellungen dabei vor, sondern verlangt auch sittlichen Lebenswandel, Religiosität und Treue gegen den Lehnsherrn. In der That stehen auch die Halloren in dem wohlverdienten Rufe der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, da sie unter sich keinen Mann von schlechtem Wandel dulden und ein Vergehen unter ihnen wohl kaum im Jahrhundert einmal vorkommt. Eine treue Anhänglichkeit an das Königshaus haben sie von alten Zeiten her bewahrt und dieser Patriotismus ist mit Recht ihr Stolz. Es wurde nicht nur alltäglich vor Beginn der Schichtarbeit von der großen hölzernen Tafel vom Rufer oder einem Andern das hergeschriebene Gebet vorgelesen, sondern am Tage vor Weihnachten und zu Pfingsten erscheint der Salzgraf feierlich mit seinen Beamten vor der versammelten Brüderschaft, um Frieden zu wirken, indem er die Versammelten zu einem rechtschaffenen Wandel ermahnt, das Raufen, Zanken, Unverträglichkeit u. s. w. verbietet, ein zufriedenes, ehrsames Familienleben einschärft, vorgefallene Unordnungen rügt und zur Besserung auffordert.

Die Thalordnung verlangt ferner, daß die Halloren bei Wasser- und Feuersnoth Hülfe leisten sollen, und da die meisten Halloren gute Schwimmer und Taucher, dabei von edler Nächstenliebe erfüllt sind, so sieht man sie bei ausbrechendem Feuer gewiß zuerst am Platze und beim Löschen am gefährlichsten Orte. Behend klettern sie über Dächer, steigen auf hohe Giebel, und sind unermüdlich im Helfen. Nicht minder bereit sind sie, ihr Leben zu wagen, wenn Jemand in's Wasser gestürzt ist, so daß sie auch in dieser Hinsicht sich ein ehrenvolles Vertrauen erworben haben.

Da die Halloren bei ihrer Arbeitsordnung freie Stunden und Tage und trotz ihrer schweren Arbeit im Allgemeinen nur ein schmales Einkommen haben, so sind ihnen nicht nur besondere Beschäftigungen als Privilegien verliehen, sondern sie haben auch unter sich Vorkehrungen getroffen, um sich auch für Nothfall zu schützen. Von ihren Gerennten wird ein Theil als Kranken-, Wittwen- und Pensionsfond zurückgelegt und außerdem fließt ein Theil ihrer außerordentlichen Beiträge in die Lade der Brüderschaft, von welcher dann gewisse gemeinsame Ausgaben bestritten werden. Wenn der Hallore seinen freien Tag hat, dann nimmt er das große Vogelnetz, geht hinaus auf's Feld, schlägt es dort auf, indem er die beiden Flügel desselben am Boden ausbreitet und mit lose angebundenen Vögeln besetzt, sich selbst aber in einiger Entfernung niedersetzt. So wie Staare und Lerchen dicht über das Netz hinfliegen oder sich niedersetzen, zieht der Hallore an der Zugleine, im Nu fliegen die beiden Netzflügel in die Höhe, klappen zusammen und halten den flatternden Vogel gefangen. Jüngere Leute sammeln sich des Abends im Spätsommer zum „Lerchenstreichen" vor den Thoren, wo sie lange dünne Stangen stehen haben, mit denen sie stundenweit auf's Feld wandern. Denn zwischen je zwei Stangen spannen sie ein großes Netz aus, tragen es über dem Boden hin, um in ihnen die aus dem Schlaf aufgescheuchten Feldsänger zu fangen, die als „Leipziger Lerchen" wohl bekannt sind. Noch Andere angeln oder fangen im Wald Stieglitze, Finken, Drosseln u. s. w., obschon das Vogelsangen jetzt weniger betrieben wird als früher.

Die Halloren erfreuen sich endlich noch besonderer Vorrechte und Feste, die aus alten Zeiten stammen. Alljährlich senden sie zu Neujahr eine Deputation von drei Halloren an den König, indem sie ihm zum Neujahr in einem Gedicht gratuliren, und ihm dabei, wenn er bei Tische sitzt, eine Wurst, Sooleier in eine Salzpyramide gesülzt überreichen, wie sie ihm auch die ersten Lerchen als Lehensgabe darbringen. Der Eine überreicht die Gratulation, der Zweite die Geschenke und der Dritte schwenkt dabei die Fahne, was aber abgekommen ist. Zum Dank werden sie im Schlosse gespeis't. Dafür haben sie aber auch den Vorzug, daß sie jedem König nach der Thronbesteigung in feierlichem Aufzuge besonders huldigen, zu welchem Zwecke ihnen der König ein Pferd, um den Salzbrunnen nach alter Sitte zu umreiten und eine Fahne schenken muß, und daß sie alle zwei Jahre einen festlichen Aufzug und Pfingstbier halten. Da geht es denn recht festlich zu, denn sie erscheinen bei diesen Gelegenheiten in ihrem bunten Staate, mit einer Reihe Fahnen und eigenthümlicher Trommelmusik. Ein solcher Aufzug ist für Halle ein besonderes Fest, denn eine uralte, fast verschollene Vergangenheit erscheint wieder lebendig in ihrer Herrlichkeit und ihrem frischen Vollsleben.

Lange schon haben die Halloren gespart, um die Kosten des Pfingstbieres zu erübrigen, zu denen das Thalamt durch den Beutelherrn (Rendanten) einen guten Beitrag zuschießt, und die Auszüge des Hauptmanns und Fahnenträgers genusstert, welche als Gemeingut in einem besondern Lokal aufbewahrt werden, wie denn auch die Silberknöpfe und kostbaren Brautkränze in der Familie von Geschlecht auf Geschlecht erben. Ist der Morgen des dritten Pfingsttages angebrochen, so wirbelt im Thale die volltönende Trommel und ruft die ganze Brüderschaft, auf dem Sammelplatze zu erscheinen. Da kommen sie denn in uraltem Schmuck, in pelzgefütterten Röcken, deren Tuch roth, grün, hellblau, schwarz aussieht, wie denn auch auf den Dreimastern bei den Obermeistern bunte Federn schwanken, während bei Andern der Hut oben mit rothen Federn eingefaßt ist. Wie blitzen da die Silberknöpfe an den seidenen Westen und die Silberschnallen an Schuhen und Kniehosen, und wie sauber schimmern die weißen Schuhe, blauen Schärpen, blauen Kniebänder und Federn der Fahnenträger und Borsteher! Bald sind Alle beisammen und ziehen nach dem Thale, wo die Fahne geschwenkt wird, wobei der Fahnenträger seine Gewandtheit und Kraft zeigt, und die Trommler in langen Mänteln, in Abwehmen und Anschwellen des Tones große Geschicklichkeit beweisen. Hierauf bringt man die Bruderlade, worin die Kostbarkeiten der Brüderschaft aufbewahrt werden, und der Moritzkirche in das Wirthshaus, wo das Pfingstbier abgehalten wird. Nun wird der Salzgraf mit seinen Beamten abgeholt, damit er unter der Maie auf dem Hofe des Pfingstbierhauses Frieden wirke und die vier gewählten Vorsteher der Bruderschaft bestätige, sowie auch die zwölf Scheidemeister, welche Streitigkeiten entscheiden. Diese vier Vorsteher führen dem Salzgrafen und Bornschreiber die beiden Kranz-

jungfern zu, welche mit sehr faltenreichen, hellblauseidenen Röcken, einem blauseidenen Mieder bekleidet sind. Eine vier Ellen lange schwere Silberkette dient dem Mieder zum Zuschnüren, eine andere gleiche Kette hängt in Quasten und Büscheln als Schmuck hier und da am Mieder; während eine goldene Kette sich um den Hals schlingt und ein breiter Silbergürtel als Leibbinde die Taille umfaßt. Auf dem Kopfe schimmert eine vergoldete Krone aus Gewürznägelein und ist durch zwei silberne Ketten auf dem Kopfe festgehalten. Dieser Schmuck, der für jede Kranzjungfer über 100 Thlr. beträgt, befindet sich theils im Besitz der Brüderschaft, theils einzelner Hallorenfamilien, welche ihn zum Feste leihen, mit denen jene einen eigenthümlichen Tanz machen, nachdem sie von den Frauen der Vorsteher mit Blumenkränzen beschenkt sind. Nach dem Tanze geht der Salzgraf mit dem Bornschreiber und den Vorstehern in's Festlokal, um ein wenig zu essen, während um die Maie der Tanz beginnt, der sich aber bald in den Gasthof zurückzieht, wo der Jubel, das Tanzen und Trinken zwei Tage währt. Vorher wird aber der Salzgraf von den Vorstehern nach Hause geleitet, wohin bereits sein Ehrengeschenk, Kuchen, ein Kranz aus Würznelken und ein Glas Bier von den Frauen geschickt ist.

Nicht minder malerisch ist der Aufzug bei der Huldigung, wie wir ihn 1842 sahen. In buntem Zuge mit klingender Musik, Trommelwirbel, wehenden Fahnen, von denen einige nur noch einige Seidenfetzen haben, bewaffnet und in hellfarbigen Kleidern bewegte sich der Zug durch die engen Straßen über den Markt nach dem Salzhunnen im Thale. Voran schritt der Brudervehe, welchem ein Musikcorps, der Hauptmann mit vier Vorstehern und zwei Deputirten, ein Trommelschläger und ein Offizier von dem Ausschuß folgten. Dann erschien auf dem geschenkten Roß der älteste Hallore, vor dem der Schildträger herging, wogegen zwei Schildknappen und acht Schwertträger mit ritterlichen Flammbergen hinter ihm herschritten. Nun kamen welche mit Untergewehr, Fahnen, Trommler, Musik und Offiziere in kriegerischer Haltung, denen sich die andern Halloren in bunten Röcken und die jüngeren Halloren mit Flinte und Säbel anschlossen, bis der letzte Offizier den Zug schloß. Unten aber am Salzbrunnen hielt der Reiter die hergebrachte Huldigungsrede: „Im Namen Gottes und aus Gottes Gnaden! Sr. königl. Majestät von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., unserm allergnädigsten Landesvater, huldigt die sämmtliche Salzwirkerbruderschaft und zeiget an, daß Sr. königl. Majestät über unserm Salzbrunnen im Thale Herr sei; die sämmtliche Salzwirkerbruderschaft dankt Sr. königl. Majestät ganz unterthänigst für das ertheilte große Gnadengeschenk an Pferd und Fahne, und wünscht, daß Sr. königl. Majestät und unsere vielgeliebte Landesmutter durch Gottes Gnade bei Gesundheit und langem Leben erhalten werde. Vivat, Vivat! Lebe lange, großer König, sei beglückt! So lange die Soolbrunnen fließen, so lange stehe Dein Thron und Haus; kommt ihr Brüder all zusammen, ruft mit mir ein Vivat aus! Es lebe unser vielgeliebter König und sein ganzes Haus!"

Die Poesie des Hallorenthums ist jetzt sehr im Abnehmen. Früher redete der Hallore Jedermann mit „Du" oder „Schwager" an und hielt er sich besonders gern zu den Studenten, denen er in Nöthen, bei Schlägereien und Trinkgelagen, getreulich beistand und sich daher von jedem Fuchs ein Willkommen ausbat; früher sagte er in seinem breiten Dialekt:

„Hann mer bitte Water un Holt,
Hann mer morne Silber un Gold."

Früher sangen die Hallorenfrauen zum Rumpelpfsumzug an Weihnachten alte Lieder, und war der Hallore bemittelt. Jetzt sind die Meisten arm; ihre Korporation fängt an sich zu lösen, da aus und in dieselbe geheirathet wird; die Verwaltung der Salinen, besonders der königlichen jenseits der Saale, wohin vom Thale aus durch lange Röhren ein gewisses Quantum Soole muß geliefert werden, sucht die Bearbeitung der Soole einträglicher zu machen, führt Maschinen und andere Neuerungen ein, nimmt auch Nichthalloren als Tagelöhner an, und drückt das Salzsieden in die Alltagsprosa einer Maschinenarbeit herab.

Die Geschichte der Erde.

Geschichte der Erde? wird vielleicht mancher unsrer Leser staunend fragen, indem er den Titel unsers Aufsatzes erblickt. Kann man auch eine Geschichte der Erde schreiben? Wo sind die Geschichtsbücher, in denen die Schicksale unsres Erdballs verzeichnet stehen? — Sogleich, antwortet die heutige Wissenschaft auf diese Fragen, werde ich Dir, mein lieber Ungläubiger, diese Bücher zeigen, welche zwar nicht auf Papier, auch nicht auf Pergament, aber um so dauernder und unvernünftlicher auf Stein und Felsen, auf Berge und Thäler geschrieben stehen. Diese Bücher erzählen uns bis in's Einzelnste herab, was seit Millionen und aber Millionen Jahren auf dem kleinen Sterne geschehen ist, den wir jetzt im unermeßlichen Weltall bewohnen, und dieses nicht selten genauer und zuverlässiger, als uns die Geschichte der Menschen bekannt ist, welche vielleicht nur wenige Jahrhunderte vor uns gelebt haben. Ein solches Resultat ist allerdings staunenswerth, und beweist hinlänglich für die Größe des menschlichen Geistes und für die Größe des Jahrhunderts, in welchem wir leben. Die Geschichte der Erde ist eine neue Wissenschaft und vielleicht eines der herrlichsten und großartigsten Wissensgebiete, welche der menschliche Geist umfaßt. Wer hätte es noch vor hundert Jahren für möglich halten können, daß man heute im Stande sein würde, eine Geschichte der Erde zu schreiben! Daß man Kenntnisse und Aufschlüsse der sichersten Art über Dinge gewinnen würde, die für immer mit dem Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses bedeckt schienen!

Was sind die geschautausend Jahre, welche die Menschen- und Völkergeschichte umfaßt, im Vergleich zu den endlosen Zeitspannen, von denen die Geschichte der Erde zu reden hat! Diese merkwürdige, Geist und Phantasie erhebende Wissenschaft führt uns in Zeiten und Regionen ein, da noch nichts von dem vorhanden war, was uns heute umgiebt und da der Mensch, diese Krone der Schöpfung, noch lange nicht zum Dasein erwacht war. Was kann Wissenswürdigeres gedacht werden, als eine solche Kenntniß, welche der Formen von Zeit und Raum beinahe zu spotten und uns über unsere irdische Mangelhaftigkeit und Beschränktheit zu erheben scheint? Und sollte man es für möglich halten dürfen, daß heuttage noch gebildete Menschen existiren, welche von der Geschichte der Erde so viel wie Nichts wissen! Welche nicht wissen, wie alt die Erde und aus was sie eigentlich ist! Welche nicht wissen, daß da, wo sie heute vielleicht zwischen Schnee und Eis ihren Weg suchen, einst prachtvolle Palmenwälder standen, in denen ungeheure Elephantenheerden und Riesenhirsche weideten! Welche endlich vielleicht keine Ahnung davon haben, daß sie selbst nur auf die dünnen Schaalen eines ungeheuren, nie verlöschenden, aus tausend Schloten emporrauchenden Feuerherdes ihre gebrechliche Existenz aufgebaut haben!

Genug hiervon! Wer auch nur die dürftigsten Andeutungen über dieses Thema vernommen hat und nicht ein ganzer Philister an Kopf und Herz ist, wird von der Begierde ergriffen werden, die Grundzüge dieser jüngern und interessanten Wissenschaft kennen zu lernen, und sich über Dinge zu unterrichten, deren Kenntniß beinahe aus einer überirdischen Welt zu stammen scheint. Dabei wird er sich überzeugen, daß diese Kenntniß, so erhaben und imponirend sie auch auf den ersten Anblick erscheint, doch nur auf den einfachsten und natürlichsten Wegen gewonnen wurde. Der hauptsächlichste und vornehmste dieser Wege besteht in der Kenntniß der sog. Versteinerungen, von denen ohne Zweifel jeder unserer Leser schon gehört oder gelesen hat.

Die Versteinerungen sind in Stein verwandelte Ueberreste oder Abdrücke organischer Wesen, welche einst die Erde bewohnt haben und nun aus dem Schooße derselben, in den sie vergraben liegen, hervorgeholt werden, um unwiderlegliches Zeugniß für das einstmalige Dasein organischer Welten abzulegen. Es mag eigenthümlich und bezeichnend für das Wesen des menschlichen Geistes erscheinen, daß es so langer Zeit bedurfte, bis man daran dachte, diese merkwürdigen Naturfunde als das zu erkennen, was sie wirklich sind, d. h. als die wirklichen Reste großartiger untergegangener Pflanzen- und Thierschöpfungen. Bis vor nicht allzu langer Zeit hielt man die Versteinerungen, deren Dasein natürlich nicht

lange verborgen bleiben konnte, für nichts weiter, als für sagen. Naturspiele, und dachte, die Natur habe sich darin gefallen, in dem Schooß der Erde und der Felsen gewissermaßen Zerrbilder der lebenden Wesen niederzulegen. So lange dieser Glaube herrschte, konnte natürlich von einer wissenschaftlichen Erkenntniß der Erdentwicklung nicht die Rede sein.

Selbst jetzt noch kommt es dem Laien, der diese merkwürdigen und zahllosen Reste und Zeugen untergegangener Welten nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wunderbar, ja mitunter unbegreiflich vor, wie man so weitgreifende Schlüsse in Bezug auf die Geschichte der Erde aus ihnen hat ziehen können. Gewiß aber schwinden diese Zweifel Demjenigen, der auch nur einmal Gelegenheit hatte, sich mit eigenen Augen von dem massenhaften Dasein jener untrüglichen Dokumente der Erdgeschichte zu überzeugen. Mit der Erkenntniß der Versteinerungen als solcher hat die Naturforschung einen ihrer riesenhaftesten Fortschritte gemacht, einen Fortschritt, dem nur die allerbedeutendsten Phasen der wissenschaftlichen Entwicklung des Menschengeschlechts an die Seite gesetzt werden können. Die Versteinerungen sind für den Naturforscher das Nämliche, was Münzen, Geräthe, Statuen u. dergl. für den Geschichts- und Alterthumsforscher sind, und beide ziehen aus diesen Resten die gleichen, für jedes ihrer Wissensgebiete unerläßlichen Schlüsse. Daher hat man auch mit vollem Rechte die Versteinerungen die Denkmünzen der Erde genannt. Derjenige muß kein Herz für Großes haben, der diese ehrwürdigen, uralten Zeugen verlorener Welten ohne innere Bewegung oder doch ohne ein Gefühl des lebhaftesten Interesses anzusehen im Stande ist!

Die Geschichte der Erde, obgleich unmeßbare Zeiträume umfassend, ist doch in ihren Hauptzügen eine einfache und nicht schwer zu enträthselnde, sobald die Grundbedingungen bekannt sind, durch welche sie erzeugt und geleitet wird. Diese Grundbedingungen ruhen in zwei gewaltigen Naturkräften, deren Aeußerungen wir tagtäglich unter unsern Augen im Kleinen zu beobachten Gelegenheit haben — den Kräften des Feuers und des Wassers. Seitdem die Erde als Einzelwesen besteht, kämpfen diese beiden furchtbaren Gewalten um ihren Besitz und ihre Herrschaft, und ihre ganze Geschichte ist nichts weiter, als die Erzählung der einzelnen Ereignisse dieses unaufhörlichen Streites. In diesem Kampfe ist das Wasser das immerwährend zerstörende und niederlegende, das Feuer das immerwährend schaffende und aufbauende Prinzip. Besäße das Wasser die alleinige Herrschaft der Erde, es würde zuverlässig nach und nach alle Unebenheiten der Erdoberfläche vernichten und ausgleichen und dieselbe überall in ein ungeheures, zehntausend Fuß tiefes Meer verwandeln.

Keine noch so hohen Berge oder noch so festen Felsen würden im Stande sein, seiner vernichtenden, innerhalb ungeheurer Zeiträume wirkenden Gewalt einen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Aber was das Wasser zerstört und zu Boden legt, richtet das Feuer mit leichter Mühe und um so höher und mächtiger wieder auf. Immerwährend quellen aus dem flüssigen glühenden Erdinnern Berge, Inseln und Länder auf, welche das Wasser in seine bestimmten Grenzen zurückweisen. Dieser glühende Erdboden oder das s. g. Centralfeuer verdankt seine Entstehung der allerfrühesten Bildungsperiode der Erde. Wie alle Weltkörper verdichtete sich dieselbe zu ihrer jetzigen Gestalt und Größe aus einer ungeheuren Nebel- und Dunstmasse und erzeugte bei dieser Verdichtung einen solchen Grad von Wärme, welcher alle ihre Bestandtheile in eine feuerflüssige Masse zu verwandeln im Stande war. Heute noch kennen wir keinen Bestandtheil der Erdrinde, der nicht auf künstliche Weise und durch Menschenhände vermittelst hoher Hitzgrade in einen flüssigen Zustand gebracht werden könnte. Nachdem sich die oberste Decke jener Gluthgut durch Ausstrahlung in den kalten Weltraum erkältet hatte und so zu einer festen Rinde um den flüssigen Kern geworden war, schlug sich die umgebende Wasserdunstmasse theilweise als Wasser auf derselben nieder, und mit diesem Moment beginnt jener ewige Kampf zwischen den Mächten der Ober- und denen der Unterwelt um den Besitz der beide von einander trennenden Erdrinde. Indem sich die erste Erstarrungskruste in Folge eines allgemeinen Gesetzes, dem alle erkälteten Körper folgen, fortwährend über ihrem flüssigen Inhalt zusammenzieht, der außer Stande ist, diesen Drucke nachzugeben, kann es nicht anders sein, als daß zahlreiche Spalten, Risse, Zerklüftungen in derselben entstehen, durch welche jener Inhalt theils zu Tage tritt, theils die über ihm gelagerten Erd- und Gesteinsschichten zerreißt, verändert, empor- und durcheinanderwirft, überfluthet u. s. w. Währenddessen ist das Wasser unaufhörlich beschäftigt, alle jene durch die Bewegung des Erdinnern entstandenen Hervorragungen und Erhabenheiten sogleich wieder aufzulösen, abzuflachen und die aufgelösten Theile an tiefer gelegenen Stellen wieder zu Boden fallen zu lassen. Auf diese Weise entstehen die s. g. Erdschichten, deren wir eine große Anzahl über einanderliegender kennen und welche sich alle innerhalb ungeheurer Zeiträume aus dem Wasser abgesetzt haben. Ihre Ruhe wurde und wird fortwährend gestört durch die unaufhörliche Reaktion des Erdinnern gegen seine Oberfläche, welche wir soeben beschrieben haben; sie werden emporgehoben, durch- und übereinandergestürzt, bei Seite gedrängt u. s. w. Auf diese Weise entstehen Berge und Thäler, Seen und Meere, Inseln und Continente. Was Jahrtausende unter den Wogen des Meeres begraben lag, wird morgen als majestätischer Bergrücken zu den Wolken emporgehoben, und ehemalige Länder und Berge versinken für immer in eine Tiefe, in welche kein sterbliches Auge dringt.

Diese Erhärtungskruste der Erde, an welcher fortwährend so mächtige Kräfte zerstören und aufbauen und welche dem menschlichen Geschlechte als alleiniger Aufenthaltsort angewiesen ist, ist natürlich im ewigen Lauf der Zeiten durch Ablüftung und andere Umstände immer dichter und mächtiger geworden — eine Mächtigkeit, welche indessen im Vergleich zu der Dicke der Erde selbst immer noch so gering ist, daß man dieses Verhältniß mit dem Größen-Verhältniß verglichen hat, welches die Schaale einer Citrone zu deren Innerem darbietet. Mit einem Gefühl von Schauder erkennen wir demnach, daß Alles, was lebt, auf dem dünnen Mantel eines ungeheuren, nie verlöschenden Feuerherdes wandelt, und daß die alte Redensart „Fest wie der Erde Grund" vor dem Auge der Wissenschaft heute zu einer Illusion geworden ist. Die Vulkane, die Erdbeben und die heißen Quellen deinen uns heute noch als untrügliche Zeugen und Beweise für das Dasein des Centralfeuers, welches zwar noch kein Menschenauge gesehen, aber der Menschengeist mit vollkommner Sicherheit erschlossen hat. Mit Unrecht fühlen wir uns aus langjähriger Gewohnheit sicher und ohne Furcht auf dieser zerbrechlichen Erdschaale. Die Erdbeben, welche unzweifelhaft ihren Ursprung aus dem tiefen und beweglichen Erdinnern nahmen und sich nicht selten über ein Zehntel oder ein Dreizehntel der ganzen Erdoberfläche auf einmal erstrecken, können ganze Städte in einem Nu versinken machen oder durch das Meer hinwegspülen lassen. Nicht selten öffnen sich mit Einemmale während solcher Erdbeben die Weichen des ungeheuren Gluthalls in großer Ausdehnung und lassen Spalten entstehen, welche Feuer, Asche und glühende Massen ausspeien — so auf Guadeloupe im Jahre 1843, wo auf einmal 6000 Menschen durch ein solches Ereigniß umkamen.

Diese, welche mit den Thatsachen und Resultaten der geologischen Wissenschaften nur theilweise oder oberflächlich vertraut sind, können sich nicht von der falschen Vorstellung los machen, daß das Werk der Erdgestaltung sei für alle Zeiten vollendet, und wir ständen heute an dem letzten Abschnitt jener gewaltigen Erdrevolutionen, deren Erzeugnisse jetzt nur noch wie Denkmäler des Vergangenen vor unsern Augen lägen. Diese Ansicht ist eine ganz irrige. Die Erdoberfläche befindet sich in einer ewigen und anbauenden Wandlung und ist in jeder Minute eine andere. Das ganze Werk der Erdgestaltung, die ganze Geschichte der Erde sind nichts mehr und nichts weniger, als die Wirkung und das Resultat derselben Naturkräfte und derselben Naturereignisse, welche noch heute und immerwährend unter unsern Augen an der Erdoberfläche thätig sind. Dieses Resultat scheint uns auf den ersten Anblick nur darum außer Verhältniß zu seinen Ursachen zu stehen, weil wir nicht sogleich an die Unermeßlichkeit jener Zeiträume denken, welche die Erde bedurft hat, um nach und nach bis auf ihre heutige Entwicklungsstufe zu gelangen. Diese Zeiträume sind fast endlos zu nennen, und die geologischen Wissenschaften lassen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß während derselben niemals andere Kräfte an dem Bau der Erdrinde gewirkt haben, als heute noch an denselben wirken. Nur darüber besteht ein noch andauernder wissenschaftlicher Streit, ob anzunehmen sei, daß jene endgestalteten Kräfte in vorweltlicher Zeit im Verhältniß zu heute stärker wirkende gewesen seien, oder ob nach dem Vorgange des berühmten englischen Geologen Lyell nicht einmal eine solche Voraussetzung gerechtfertigt sondern anzunehmen sei, daß jene

Kräfte niemals in anderer Weise oder auch nur mit größerer Machtentfaltung an dem Bau der Erdrinde gewirkt hätten, als sie noch heute an demselben wirken. Der Raum verbietet uns, auf das Nähere dieser interessanten und wichtigen Frage hier weiter einzugehen. Wer sie genauer kennen lernen will, wer überhaupt wissen will, auf welche Weise sich die Erde und die sie bevölkernde organische Welt durch ungeheure Zeiträume hindurch nach und nach und stufenweise zu ihrer heutigen Gestalt und Vollkommenheit entwickelt haben, der muß sich in der zahlreichen und vortrefflichen Literatur über diesen Gegenstand einen Lehrer und Wegweiser suchen. Dieses ist um so leichter, als die Wissenschaft von den Entwicklungsverhältnissen der Erde in ähnlicher Weise wie die Astronomie eine solche ist, welche in ihren hauptsächlichsten Umrissen und Resultaten von jedem Gebildeten leicht begriffen werden kann. Unter den populären Bearbeitungen der Erdgeschichte, welche in den letzten Jahren in Deutschland erschienen sind, wüßten wir keine, welche wir mit besserem Gewissen unsern Lesern empfehlen könnten, als die Schrift von Roßmäßler: Geschichte der Erde, eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen, Frankfurt, bei Meidinger, 1856. Roßmäßler, bekanntlich einer unserer beliebtesten und angesehensten Schriftsteller im Gebiete populärer Naturwissenschaft, hat mit diesem seinem neuesten Werk abermals ein Zeugniß für seine vorzügliche Befähigung in Behandlung dieser schwierigsten Art wissenschaftlicher Darstellung abgelegt. Niemand wird das Buch ohne ein Gefühl von innerer Befriedigung und zugleich von Bewunderung für die Forschungskraft des menschlichen Geistes aus der Hand legen. Wer in seinem Innern noch Zweifel darüber hegt, ob auch Alles, was uns die Geologen über die Bergangenheit und die Gegenwart unserer Erde verrichern, auf unumstößlicher Gewißheit beruhe, wird diese Zweifel vor der klaren und überzeugenden Sprache dieses Buches und vor den darin aufgeführten sprechenden Thatsachen und Beweisen schwinden sehen. Der gewissenhafte Verfasser hält sich in seiner Darstellung nur an Thatsachen und vermeidet mit Recht jede Art unbegründeter Hypothese oder Schöpfungsgrübelei. Zahlreiche vorzügliche Abbildungen des auch sonst schön ausgestatteten Buches kommen überall dem Verständniß, welches ohne dieselben nur ein halbes sein würde, auf's Glücklichste zu Hülfe und lassen den Leser hinter seinem Pulte ohne Mühe eine Reise durch alle Phasen und Wunder der Geschichte der Urwelt machen.

Was wir übrigens als einen ganz besondern und eigenthümlichen Vorzug dieses Buches, der dasselbe vor allen ähnlichen auszeichnet, hervorheben müssen, das ist die Anordnung seines Inhaltes in der Weise, daß die Darstellung nicht mit der Vergangenheit, sondern mit der Gegenwart der Erdgeschichte anhebt. Diese neue und gewiß praktische Idee des ausgezeichneten Verfassers findet ihren natürlichen Grund in dem, was wir bereits weiter oben über den Charakter der endgestaltenden Kräfte darzulegen Gelegenheit fanden. Diese Kräfte sind niemals und zu keinen Zeiten andere gewesen, als solche, welche noch heute und unter unsern Augen an der Gestaltung der Erdoberfläche arbeiten. Was die Gegenwart bewegt, bewegt auch die Vergangenheit, und indem wir die erstere kennen lernen, wird uns die letztere ihrem innersten Motiven nach beinahe von selbst klar. Indem uns Roßmäßler das Jetzt kennen lehrt, bereitet er uns auf's Trefflichste vor, das Einst und Sonst der Erdzustände mit Leichtigkeit begreifen und verstehen zu lernen. Indessen mögen wir an dieser Stelle die Bemerkung nicht unterlassen, daß es uns scheint, als führe dem Verfasser sein Streben, die Bergangenheit durch die Gegenwart zu erklären, etwas allzu weit auf die Seite derjenigen, welche annehmen, die Naturkräfte hätten auch in der Vorwelt niemals mit größerer Intensität gewirkt, als heute, da es doch hinlängliche natürliche Erklärungsgründe für die entgegengesetzte Annahme giebt. Auch über die bisher ziemlich allgemein gültige Theorie von der allerersten Entstehung der Erdkugel, wie der Weltkörper überhaupt scheint uns Roßmäßler etwas zu sehr zweifelnden oder negirenden Ansichten zu huldigen. Für diese Theorie sprechen so viele unabweisbare Thatsachen der Astronomie und Geologie, daß dieselbe gewiß als etwas mehr denn als eine „durch und durch in der Luft schwebende Hypothese und deßwegen ohne alle Bedeutung" betrachtet werden darf.

Mag dies übrigens sein wie es wolle, der Leser des Roßmäßler'schen Buches kann sicher sein, daß er darin nur Wahrheit und Wissenschaft, in eleganter und allgemeinverständlicher Darstellung, findet, und er wird dasselbe mit Recht weit allen jenen, leider nur zu oft auf den Unverstand oder die Neugierde des Publikums berechneten Machwerken von unbekannten Verfassern vorziehen, sollten dieselben auch in Blättern und Zeitungen drei- und vierfach energischer und häufiger annoncirt und angepriesen werden.

L. B—r.

Eine Mahlzeit bei den Esquimaux.

Die Theile der Erdoberfläche, welche sich nach dem Nordpol hin um das große Polarmeer lagern und von größerem Flächeninhalt sind, als ganz Europa, bilden jenseits des arktischen Cirkels (zwischen dem 65sten und 75sten Grade nördlicher Breite) eine erhabene Wüste der entsetzlichsten Art. Innerhalb dieses Kreises ist Alles verschlossener Prachtschrein des ewigen Winters. Tausende und aber Tausende von Meilen baum- und pflanzenlos ohne den bescheidensten Keim eines Gräschens, hier voller himmelstürmender Alpen ewigen Eises, dort ewige, schneeblendende, frostgebundene Ebene, durch welche das Renn- und Elennthier jagen, und über welche die wralte Sonne sechs Monate lang, ohne einmal unterzugehen, hinstreift, ohne die Diamantburgen ewigen Eises nur zu erweichen, über welchen dann eine sechs Monate lange Nacht liegt, die oben im Himmel mit den feurigen, wilden Heeren der Nordlichter friselt, ohne daß von diesen elektrischen Feuermassen, welche die härtesten Metalle schmelzen, nur ein Atom von Wärme herunterstreigt. Die eine Hälfte dieses Cirkels auf der amerikanischen Seite, Jahrhunderte lang Kampfplatz der Expeditionen zur Entdeckung eines Seeweges nach den asiatischen und amerikanischen Gestaden jenseits unserer Halbkugel, hat unlängst den Triumph der Entdecker dieser „Nordwestpassage" gesehen und kurz darauf die Passage und den ganzen Kampf mit furchtbar tragischem Effekt auf ewig geschlossen. Die letzte Scene war eine arktische Eiswüste mit den verstümmelten, starren Gebeinen Franklin's und seiner 158 Helden, die nach langem Kampfe mit Kälte und Hunger sich zum Theil gegenseitig selbst aufgegessen hatten, ehe sie vollends verhungerten und erfroren. Wenigstens fielen die Berichte der Esquimaux über die letzten Schicksale der Franklinianer in diesem Sinne aus. Was auch nähere Untersuchungen, die man jetzt angestellt, ergeben, der 1527 begonnene und 1854 geschlossene Kampf um die Nordwestpassage ist und bleibt durch ewige Eislabyrinthe und die darin einbalsamirten Franklin-Leichen geschlossen. In der Mitte dieser Scene erhebt sich zugleich das Denkmal des französischen Lieutenants Bellot, der auf einer der letzten englischen Expeditionen, während er mit dem Fernrohre durch die Eismauern zu dringen suchte, plötzlich von dem arktischen Meere verschlungen ward: eine neun Fuß hohe Steinsäule mit einem Erdglobus auf der Spitze und verschiedenen Inschriften, welche es zu einem Denkmale der arktischen Expeditionen überhaupt machen. Am Fuße der Säule steht: „Post-Office" (Post-Büreau) und darüber ist ein Briefkasten angebracht, in welchem Jeder, der von der Beechy-Insel nach Europa schreiben will, seinen Brief stecken kann, vorausgesetzt, daß sich dort Korrespondenten und Leute finden, die Briefe zu besorgen. Dieser englische Briefkasten hat etwas Lächerliches, wie denn die ganze Säule, insofern sie über den Zweck, ein Monument für Bellot zu sein, hinausgeht, zugleich als das Denkmal der Beschränktheit und Hartnäckigkeit der englischen Admiralität gelten kann. Der Weg von England aus durch die Eis- und Kanallabyrinthe des arktischen Meeres auf der amerikanischen Seite nach der Behringsstraße ist nicht nur von dorn herein ein Hunderte von Meilen langer Umweg um Grönland herum, sondern erwies sich auch, noch ehe man acht Millionen Thaler für Expeditionen dahin verschwendet, als ein unmöglicher, auch vorausgesetzt, daß man durch gebrochene Eismassen die Passage wirklich fände, wie denn auch die jetzt wirklich entdeckte sofort als ganz nutzlos proklamirt ward. Der Weg auf der asiatischen Seite an Sibirien bildet von London aus nach der Behringsstraße fast eine gerade Linie durch lauter offenes Meer hin, welches im Juni vollkommen eisfrei ist,

da es jedes Jahr von den gigantischen Strömen Sibiriens aufgerissen und dem warmen Golfstrome sowohl fortgetrieben als aufgelöst wird.

Der berühmte Geograph A. Petermann hewies dies der Admiralität in einer besondern Broschüre aus den bisherigen Expeditionen auf dieser Seite und durch mathematisch sichere Wissenschaft der Wärmevertheilung auf der Erde und zeichnete ihnen die gerade Linie außerdem noch mit brennendem. Roth in eine beigegebene Karte und daneben die krumme, die in ewige Kanal- und Eisblaxinthe auslief. Alles vergebens. Man kann sagen, daß bei der englischen Admiralität selbst das Sprüchwort: „mit der Nase drauf drücken", zu Schanden ward. Es ist dieselbe Admiralität, welcher Charles Napier einmal vorwarf, daß sie schon bei einer Fahrt die Themse herunter seekrank würde, dieselbe Admiralität, welche bei den Wahlen auf dem Lande das meiste Geld für Bestechungen ausgiebt, und neuerdings die Flotten im baltischen und schwarzen Meere aus „Diplomatie", Nachlässigkeit und Unwissenheit theils in Lächerlichkeit, theils in Stürmen, theils in Unthätigkeit verkommen ließ.

Sehen wir uns nach etwas Lebendigem in dem ungebenenen todten Cirkel ewigen Eises um. Wir finden schneeweiße Thiere mit kostbaren Pelzen und gelbbraune, geräucherte, fettglänzende, kleine, listige, lügnerische, tückische Menschen, in einzelne, schneebedeckte, rauchende Haufen vertrocken. Zwar zeigen sie viel Unterschiede, selbst racische, denn während einzelne Lappen kaum die Größe eines Kindes von drei Jahren erreichen, findet man Samojeden, die es an Größe und Kraft mit jedem „Weißen" aufnehmen. Und die Esquimaux, welche hauptsächlich Zeugen der arktischen Expeditionen waren, übertreffen an List und Diebischkeit die geschlautesten londoner Uebertreter des siebenten Gebots. Im Uebrigen sind sie ganz frei von Civilisation. Vom Lesen, Schreiben, Regierwerden, Steuernzahlen, Kirchen, Kerkern und sonstigen Phasen höherer Kultur wissen sie nichts. Sie jagen und fischen nach Fleisch und Fett, um damit dem eingeathmeten Sauerstoff Brennmaterial zu liefern und sich auf diese Weise selbst einzuheizen. Nach Liebig besteht das Athmen und Verdauen in Heizung des menschlichen Körpers. Je kälter es ist, desto mehr heizen wir unsere Oefen und uns selbst. Der Magen ist nur der Ofen in uns. Die Kälte macht Appetit, d. h. die Natur fordert uns auf, Kohlenstoff und Wasserstoff (welche die Verbauung aus Fleisch, Fett und Oel bereitet) in den Magen zu schaffen, damit sie der eingeathmete Sauerstoff in Kohlensäure und Wasser verwandeln, und dadurch die thierische Wärme erzeugen können. Diese Verwandlung ist genau dasselbe, was mit dem brennenden Holze im Ofen vor sich geht, nur nicht mit Flammenentwickelung und nicht so rasch.

Wir können uns daher nicht wundern, daß die Menschen jenseits des arktischen Cirkels bei gegen 40 Grad Kälte ganz anders einheizen, als wir. Ein braver, gesunder Mann bewältigt dort auf einmal einen Seehund und schlingt bei festlichen Gelegenheiten ein Pfund Talgichte hinterher oder gießt eine gute Kanne Fischthran oder sonstiges Oel in das Feuer seines Verbrennungs- Verbauungsprozesses. Doch um hier genau zu sein, lassen wir einen Engländer der arktischen Expedition, der bei einem Tuskes (einer Sorte von Esquimaux) zu Tische eingeladen war, diese Mahlzeit selbst schildern.

„Der erste Gang bestand in einem großen Klumpen zusammengefrorner, frisch aus dem Wasser gezogener Fische. Um unsern Wirth nicht zu beleidigen, hieben wir uns auch Jeder ein Stück Eisfisch ab, aber sie waren uns wirklich zu frisch. Frisch aus dem Wasser, ungesalzen, ungelocht, unausgenommen, reine Natur und dabei noch in Eis verwandelt, das wie Glas zwischen den kauenden Zähnen der Gierigen splitterte und knirschte! — Der nächste Gang bestand aus einem großen Haufen grünlicher Masse, die zwei Mann auf einem schmutzigen Brette hereintrugen. Die ganze Familie griff gierig hinein und stopfte sich den Mund damit, hinter jeder Hand voll ein Quadrat Wallfischfped herschiebend, welchen die Dame des Hauses zu diesem Zweck geschnitten hatte. Dieses Grünfutter oder „Gemüse" schmeckte gar nicht übel, obgleich es weiter nichts war, als die noch nicht wiedergekäute Moosmasse aus dem Magen eines zu unserem Ehren geschlachteten Rennthiers. Die Wallfischquadrate, natürlich auch roh und geeift, statt gefalzen, waren uns so viereckig, daß wir kein einziges vertilgen konnten, so wiederholt wir auch eingeladen wurden. Mit ironischem Lächeln über unsern Mangel an Geschmack sah man uns zu, wie wir versuchten, ohne einen einzigen Sieg zu feiern. Nachdem diese „Schüssel" geleert war, fuhr die Dame des Hauses mit schmutziger, knochiger Hand über das schmutzige Brett, denn sie hielt sehr auf „Reinlichkeit," und nachdem sie dieselbe ganz in den Mund gesteckt und auch diese auf diese naive Weise „gereinigt" hatte, wurden gekochte Stücke Seehund und Walrosi auf das Brett geworfen. Das Fleisch erschien uns zwar viel geeigneter zu starken Sohlen für Jagdstiefeln, aber es war doch etwas „Warmes" und wir hatten längst unsere englischen Ansprüche aufgeben gelernt, so daß wir mit zulangten und unsern civilisirten Zähnen Heldenthaten der Urwelt zumuthetem, worüber sich die ganze Familie sehr freute. Denunächst kam eine kohlschwarze, ebenholzartige Masse zum Vorschein, die uns anfangs selbst für die schärfsten Säzen oder Messer unverdaulich erschien, uns aber hernach nur desto mehr überraschte. Es war Wallfisch, den die Dame, welche die Honneurs machte, sehr geschickt in kleine Würfel zerschnitt, die dann von Jedem nach Belieben in den Mund hineingewürfelt wurden. Des Anstandes wegen versuchte ich's auch. Wie überraschte mich aber der hübsche cacaonußartige, angenehme Geschmad dieser Delikatesse, die eigentlich nicht aus Fleisch, sondern aus der dicken Haut des Wallfisches bestand. Es folgte eine sehr geringe Quantität gekochtes Rennthierfleisch, dann Wallfischgaumen, welcher die Zucker- und Mandel-Näschereien unserer Nachtische vertrat. Die Tuskes nennen ihn ihren Zucker, und ich muß gestehen, daß wenn ich an der reichsten Tafel die Wahl zwischen Wallfischgaumen und Konditorwaaren hätte, ich ersteren stets vorziehen würde. Schlecht gerechnet, hatte während dieses Mahles Jeder etwa 5—6 Pfund Fleisch und Fett oder vielmehr Fett mit etwas Fleisch als Brennmaterial in seinen innern Verdauungsofen hineingeschoben. Und das war bei dieser Temperatur gar nicht zu viel auf 6—8 Stunden. Auch darf man dort in Bezug auf die Zubereitung des Brennmaterials nicht zu wählerisch sein: es giebt keine besondere Auswahl und was die Natur bietet, reicht nur eben hin, wenn man sie auszusuchen weiß. Ohne die thranigen, öligen, fetten Thiere und das Renn- und Elennthier besonders würde sich keine Lebensflamme dort erhalten können."

Blätter und Blüthen.

Ein Volksgericht in Graubünden. Das heutige Bündnerland zünzelt an zwei Orten in die Lombardei hinein, nämlich in Puschlav und im Bergell. Es ist, als sollte in diesen kleinen Thälern am südlichen Fuße der Alpen den Bündnern noch eine Erinnerung an die alte Zeit bewahrt bleiben, da ihre Vögte im Prachtgarten von Cläven gebersesht und an den lachenden Ufern der Adda sich bereichert haben. Sowohl im unteren Bergell als im Brusaskerthal, der Fortsetzung des Puschlavertbals, bewundert der Wanderer südlichen Pflanzenwuchs und wird von wilden italienischen Lüften angeweht. Nicht nur der Kastanien- und Feigenbaum, sondern auch Sprache, Gesichtszüge, Haare, Kleidung und mancherlei Sitten und Gebräuche der Einwohner sagen ihm, daß er sich an der Schwelle Italiens befinde. Am Ende des wunderschönen Puschlaverlee's steht das Dörfchen Weschein, welches, wie sein Name andeutet, ziemlich armselig aussieht. Von da führt der Puschlavino schäumend und tosend durch ein enges, sich rasch absenkendes Thal in die Adda hinunter. In diesem Thale liegen die zerstreuten Häusergruppen und zwei Kirchen der paritätischen Gemeinde Brusio, welche der Schauplatz

füllten die Schluchten an. Wenn dann ein Gewitter durch das Gebirge zieht und seine Fluten ausströmt, donnern die angehäuften Felstrümmer unter dem Namen von Rüfen in die Thaltiefe hinunter und verwandeln in wenig Minuten blühende Wiesenfluren und wogende Saatfelder in Schuttflächen, in welchen der betrübte Blick des Landmanns umsonst ein grünes Plätzchen sucht. Nicht nur durch Rüfen, auch durch Schneelawinen werden die Bewohner der rhätischen Thäler oft in Schrecken gesetzt. Die Lawinen brüllen sich von den höchsten Firnen der Berge los, stürzen mit entsetzlichem Krachen und Tosen über die Halden herab, werden immer größer und größer, schießen immer schneller, tosen und krachen immer fürchterlicher, jagen die Luft so vor sich durcheinander, daß im Sturme, ehe sie ankommen, ganze Wälder zusammenstürzen und Gebäude wie Spreu davon fliegen. Neben der Straße am Julierpasse steht auf einem Stein ein eisernes Kreuz. Daselbst stürzte vor noch gar nicht langen Jahren eine Lawine in einer Breite in einer Länge ihr Grab. Drei davon waren leibliche Brüder; die andern zwei waren Schwäger. Ein ähnliches Unglück ereignete sich zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in Brusio selbst am Fuße der östlichen Gebirgskette. Daselbst wird der Blick des Reisenden, welcher Sinn für Naturschönheiten hat, von einem prächtigen Staubbache gefesselt. Es ist, als wenn das Wasser, welches über den Rand einer Felswand weg stürzt, in Staubwolken aufgelöst würde. Unten sammeln sich die aufgelösten Dünste dann wieder und bilden einen Bach, der murmelnd in mannigfachen Windungen dahinfließt, und von den fleißigen Einwohnern zur künstlichen Bewässerung ihrer Wiesen benutzt wird. Zur Winterszeit stürzt über die genannte Felswand statt des Wassers bisweilen eine Schneelawine herunter. Denn wenn auf den tiefen Schnee neuer tiefer Schnee Wochen nach einander mit Schnee bedeckt bleibt, so lagern auf den Höhen des Gebirges gewöhnlich große Schneemassen, die, wenn Thauwetter eintritt, oft als Lawinen in das Thal stürzen.

Nicht weit vom schönen Wasserfall wohnte vor ungefähr fünfzig Jahren in einem isolirten Hause ein gewisser Paul mit seiner zahlreichen Familie. Das enge Thal ist flach bevölkert. Die meisten Haushaltungen leben daher wenig Grundstücke. Paul konnte also mit den Erzeugnissen des Bodens nicht Weib und Kinder, deren er fast ein Dutzend hatte, ernähren, so einfach auch ihre Kost und Kleidung war, und so sorgfältig auch Aecker und Wiesen bebaut wurden. Um sich den nothwendigen Nebenverdienst zu verschaffen, führte der betriebsame Handwerker, gleich andern Thalgenossen, im Winter mit seinen Pferde gemietzten weitlinter Wein, der schon zum Kaiser Augustus so trefflich mundete und noch jetzt allenthalben Liebhaber findet, auf die Höhe des Bernina, von wo er von den Engadinern abgeholt wurde.

„Gott begleite und behüte Dich vor Lawinen und andern Gefahren," sagte eines Morgens die liebende Gattin zu Paul, als er einspannte, um in Gesellschaft anderer Fuhrleute seine Produkte nach dem Norden zu führen. „Nehmt Euch in Acht, lieber Vater, daß Euch kein Unfall zustoße," fügten die ältern Kinder hinzu.

„Gott bewahre auch Euch vor Unglück," sagte Paul, indem er mit einem Peitschenknalle das Zeichen zur Abfahrt gab.

Es wehte ein sauer Wind. Obschon er von Norden kam, wurde er Föhn genannt. Die Winde brechen nämlich in den Bergen Graubündens oft dermaßen, daß in manchem Thale zuweilen der Südwind von Norden kommt und umgekehrt der Nordwind von Süden.

Während Rosina — so hieß Paul's Gattin — in der kleinen Wohnstube am Fenster selbstgepflanzten Flachs spann, und in Gedanken nicht ohne Besorgniß ihren Gatten auf die bereits besteigene, drauf plötzlich ein starker Zefer zu treiben schien, hinaufsah, sah sie plötzlich vom Wasserfall empor. In demselben Augenblick stürzte eine Lawine über die Felswand herunter. Die Schneemasse war aber nicht groß und breitete sich unten nur wenig aus. Die Neugierigen, welche da und dort an den Fenstern erschienen waren, zogen sich daher wieder zurück und setzten ihre Arbeiten fort, ohne sich weiter um die kleine Lawine zu kümmern. Die ängstliche Rosina ging auch wieder an ihr Spinnrad, nachdem sie zum nochmaligen Male nachgesehen, ob die Lawine kein Holz mit sich geführt habe. Sie wollte durch Sammlung desselben ihrem Manne einen Gang in den fernen Wald ersparen. Zwei halberwachsene Töchterlein begleiteten die Mutter. Auch das Haushündlein ging mit. Es waren noch nicht viele Tannenäste zusammengetragen, als ein gewaltiges Krachen die Luft erfüllte. Es ist nicht mehr Zeit zum Fliehen. Eine furchtbare Schneemasse stürzt von der Höhe und wälzt sich am Fuße des Felsens auf. Rosina, beide Mädchen und das Hündlein sind verschwunden.

Der augenscheinlichen Gefahr zum Trotze eilen die Nachbaren mit Schaufeln herbei; allein die bald hereinbrechende Nacht gestattet nicht lange Nachforschungen. Paul vernimmt am folgenden Tage auf dem Heimwege schon in Puschlav die Trauerbotschaft. Fast außer sich, langt er in Brusio an, weint bitterlich mit seinen Kindern und vielen andern theilnehmenden Personen. Tage und Wochen lang suchte man vergeblich mit großen Anstrengungen die Tiefverschütteten. Der betrübte Gatte und Vater ließ nach dem Glauben seiner Kirche für die arme Seelenmessen lesen. Sowohl dafür, als für die Nachgrabungen gab er viel Geld aus. Es kam der Frühling, Berg und Thal grünten und tausend Blümchen blühten neben dem Schneeschmelz-am Fuß der Felswand. Es kam auch der Sommer; das Heu wurde gemäht und der Roggen geschnitten und der Buchweizen gesäet, — und noch immer ruhten Rosina und ihre zwei Kinder in ungewohnter Erde unter der Schneemasse, welche auch der italienischen Inclusone trotzte. Paul fühlte sich in der Mitte seiner Kinderschaar hülflos und gebindert, dem Verderben sie nachzugehen, und dachte deshalb bereits an eine andere Gehülfin, die um ihn wäre. Schon war ein starkes Mädchen ausfindig gemacht, das sich nicht unzeneigt zeigte mit dem Wittwer zum Traualtar zu gehen. Beide waren jedoch der Meinung, mit der Hochzeit warten zu müssen, bis Rosina auf dem Gottesacker neben der Kirche ein Rubepläzchen gefunden hätte. Die Leute des ganzen Thales, sagten sie, würden sonst bis an's Ende der Welt von uns sprechen und unsere Kinder und Kindeskinder die in's dritte und vierte Geschlecht müßten sich unserer schämen.

Eines Tages erzählten Fischer aus der Strine von der Augustlawine. Der Lawinenhügel hatte schon bei etlichen Tagen schwarz abgenommen. Da ging Paul wieder hinauf und entdeckte — ich möchte fast sagen mit freudigem Entsetzen — eine Hand. Es war diejenige seiner Gattin. Er rief Nachbarn zu Hülfe und nach kurzem Suchen werden auch die Töchterlein nicht weit von der Mutter und mitten zwischen ihnen das Hündlein gefunden. Am folgenden Tage bewegt sich ein langer, langer Leichenzug durch die Wiesen hinunter zum Friedhofe.

Paul glaubte nun, der öffentlichen Meinung das schuldige Opfer dargebracht zu haben und schritt schon zwei Tage nachher zum ehelichen Versprechen mit dem erwähnten Mädchen. Deshalb machten ihm Rosina's Verwandten dittere Vorwürfe und bald konnte er keinen Schritt im Thale thun, ohne Tadel oder Spott zu hören. Ueberall war der Wittwer Gegenstand des Tagesgespräches. Paul meinte aber, wer A gesagt habe, müsse auch B sagen, und ließ sein eheliches Versprechen alsobald öffentlich in der Kirche verlänbern, woran ihn kein Landesgesetz hinderte. Er hoffte, daß die Geschichte mit zwei oder drei Katzenmusiken, die jeder Wittwer, der zur zweiten Ehe schreitet, nach der Sitte des Thales sich gefallen lassen muß, ein Ende werde. Er täuschte sich. Die beleidigte Volksmajestät — also kann die öffentliche Meinung genannt werden — ist nicht so leicht auszusöhnen. Am Tage der kirchlichen Einsegnung mußte sich das Brautpaar durch dichte Schaaren neugieriger Zuschauer hindurch arbeiten, aus denen mancher Pfeil des Spottes auf sie abgeschossen wurde, bis das Gotteshaus sie in Schutz nahm. Schon am Abend vorher hatten sich die Jünglinge aller Dorf- und Weiler von dem See bis an die lombardische Grenze unter dem Vorwande eines Hagelschießen verkommelt und einmüthig beschlossen, dem Paul zur Strafe dafür, daß er auf unerhörte Weise schnell das Trauerkleid mit dem Hochzeitsgewand vertauscht habe, ein ganzes Jahr lang jeden Abend eine Katzenmusik aufzuführen. Kaum hatte daher das Ave Maria-Glöcklein den fleißigen Landleuten Feierabend verkündet, als da und dort im Thale Töne eines Horns gehört wurden. Es war das verabredete Zeichen, auf dem Sammelplatze sich einzufinden. Die Jünglinge liefen nicht mit größerer Eile aus den zerstreuten Hütten zusammen laufen können, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes gegen einen eindringenden Feind gegolten hätte. Eine wackere Schaar, worunter auch etwelche Knaben und sogar verheirathete Männer sich befanden, stand vor einem Wirthshause, auf die Befehle des Hagelschützen harrend, welcher ein gewaltiges Horn, wie der Stier von Uri, in der Hand hielt. Die Weiber und Jungfrauen sendeten hatten große und kleine Biehschellen um den Hals gehängt, zwei waren mit alten Trommeln, einer mit einer Trompete, ein anderer mit einer alten Baßgeige versehen. Manche hatten eiserne Schaufeln oder Pfannen in der einen und Hämmer in der andern Hand, und die Hörner der Ochsen waren alle in Anspruch genommen.

Mit Ungeduld warteten Frauen und Töchter an den Fenstern auf den seltenen Ohrenschmaus. Nun setzte sich der Zug mit einem wahren Höllenlärm in Bewegung. Es wurde nicht nur getrommelt, geblasen, geschellt und gepfiffen; man ahmte auch die Stimmen der Esel, Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe, Hunde, Katzen und anderer Thiere nach. Erst nachdem der wilde Haufen bis lange nach Mitternacht sich um Paul's Wohnung herum wüst und heiser gelärmt hatte, wurde es im Thale wieder stiller. Als das Ehepaar schon mehrere Abende nach einander in der ersten und zweiten Flitterwoche auf solche Weise in seiner Ruhe gestört worden war, wurde ein Versuch gemacht, den Präsidenten des Volkscivilrauls, den mehrgenannten Hagelschützen, durch ein Geschenk von zwei Dukaten zu bestechen. Er gelang nicht. Darauf begab sich Paul, von seiner jungen Frau ungeduldet, zu dem ersten Gemeindevorsteher, um ihn zu bitten, diesem Gesetzesunfug, der solchen Scandal verbiete, aufmerksam zu machen. „Die Sitte ist stärker, als das Gesetz", gab dieser zur Antwort. Wo das Gesetz ohnmächtig ist, ist Selbsthülfe erlaubt, dachte das bandlustige junge Eheweib, und prügelte mit wohrem Amazonenmuth am nächsten Abende zwei Jünglinge nach Herzensluft, die nach dem Abzuge der übrigen in der Nähe ihres Hauses geblieben waren, um ihr Mäthchen zu kühlen. Diese Amazonenprobeta von Puschlav gefiagt. Dieser machte sich auch nicht gerne bei dem jungen Volke, das an Wahlkagen ein nicht kleines Gewicht in die Wagschale legt, verhaßt; allein die Ausstcht, einige Thaler zu erhaschen, bestimmte ihn doch, in der Abenddämmerung zwei Gerichtsdiener nach Brusio zu schicken mit dem Befehle, sobald der Scandal wieder anginge, mit Karbernen zum Tegen einem Exempel hervorzuspringen, um die Uebertreter des Gesetzes, die sie erkennen, aufzuziehen. Die Waibel gehorchten willig, da auch ihnen etwas von den Geldbußen zu Theil wurde. An einer klug gewählten Stelle, wo die Flucht nicht so leicht war, wurde die Lärmende Schaar von den Männern mit dem rothen Kragen am Rocke, an denen Niemand wagte, sich zu vergreifen, überfallen. Fünfzehn Jünglinge, die beim Katzenmusiken erkannt wurden, mußten die gesetzliche Buße, jeder einen Thaler, bezahlen. Der größere Theil daran gehörte dem Podesta, welcher dann viele Jahre lang an den Wahltagen von den jungen Männern in Brusio seine Stimme mehr erhielt. Die Katzenmusiken hörten indessen noch nicht auf. Die jungen Leute, besonders die fünfzehn abgestraften Buben, lärmten noch viele Nächte, bis es den Gesetzlichen und andern einflußreichen Personen gelang, das außerordentliche Strafgericht aufzulösen und den nächtlichen Ruhestörungen ein Ende zu machen.

„Aus der Fremde" Nr. 9 enthält:

Der Schuß in's Auge. Von W. E. — Die Kondoren und ihr Land. Nach einem Originalbriefe aus Cuslipanga von A. von Closmann. Südamerikanische Reisedilder. (Schluß.) — Aus allen Reichen: Ein Engländer als Malaien Fürst. — Von einer Eisenbahnfahrt im Westen. —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 10. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das lebendig vergrabene Kind.

Vom Verfasser der schwarzen Marc.

Es ist ein schweres Amt, das Amt eines Criminalrichters; es ist schwer nach so manchen Seiten hin. Eine der gewöhnlichsten Klagen ist: der Criminalrichter habe es nur mit dem Auswurfe der Menschheit, nur mit der Schlechtigkeit, der Gemeinheit, der Niederträchtigkeit der Menschen zu thun. Aber darin liegt nicht die schwerste Seite seines Amtes. Ein Advokat in einer großen, reichen Stadt, dem Hauptorte einer großen, reichen Provinz, sagte mir eines Tages: „Sie sind dreißig Jahre lang Criminalrichter gewesen; ich bin seit funfzehn Jahren Advokat. Sie haben meist mit den untersten Ständen der Gesellschaft zu schaffen gehabt; ich hatte meine Geschäfte meist mit den vornehmsten und reichsten Leuten des Landes zu führen. Ich bin dennoch überzeugt, daß ich doppelt so viel Schlechtigkeit, Niederträchtigkeit und Gemeinheit der Menschen kennen gelernt habe, als Sie." Der Mann hatte Recht. Ich kam später nur auf sehr kurze Zeit in eine ähnliche Lage, wie die seinige; ich überzeugte mich, daß er Recht gehabt hatte. Es ist gewiß traurig, oft, recht oft — und das muß ja der Criminalrichter häufig — die Schlechtigkeit, die moralische Verkommenheit und Versunkenheit der Menschen zu sehen. Aber noch weit trauriger ist es, war es wenigstens immer für mich, tagtäglich sehen zu müssen, wie die Schwäche den Menschen unglücklich macht; — nicht ihn verdirbt, nicht ihn unempfänglich macht für das Gute, selbst für das Edle; im Gegentheil zwar sein Herz immer offen und warm erhält für alle Eindrücke, die das Gute, das Schöne, das Edle nur je auf das reinste und am zartesten organisirte Herz machen kann, aber dennoch ihn so tief, so völlig äußerlich wie innerlich unglücklich macht. Aeußerlich, indem der arme Verbrecher mit den herrlichsten Anlagen, mit den reichsten Ansprüchen an ein glückliches Leben entweder für sein ganzes Leben dem Elende und der Verachtung, oder gar dem schmachvollen Tode durch Henkershand sich überantwortet hat. Innerlich, indem er sich selbst sagen muß, daß er das äußerliche Unglück, das ihm wird, verdient hat, daß ihm, mit allen jenen Anlagen und Ansprüchen, durch das Elend und die Verachtung nur sein Recht ward. Nicht auch durch seinen Tod von Henkers Hand. Gerade der edlere, der bessere Mensch hat am meisten die Ueberzeugung, daß die Todesstrafe gegenwärtig keine gerechte Strafe mehr, daß sie nur noch eine Grausamkeit ist, wie Tortur und Hexenverfolgungen jetzt allgemein für Grausamkeit anerkannt werden. Daß er den Tod als Strafe verdient habe, das wird, das kann sich kein Verbrecher sagen, auch der auftrichtigste, der reuevollste nicht.

Und so hat der gebildete, der fühlende und denkende Criminalrichter schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß die Todesstrafe als eine der Gerechtigkeit entsprechende Strafe nicht mehr anerkannt werden kann. Und das trifft gewiß auch auf eine der schweren Seiten des Amtes des Criminalrichters.

Noch vor wenigen Jahren lebte in Berlin der Stadtgerichtsrath B., ein alter Beamter mit mancherlei Eigenheiten und manchen Schwächen. Zu seinen Eigenheiten vielleicht gehörte eine unüberwindliche Scheu, für ein Todesurtheil zu stimmen; jedenfalls zu seinen Eigenheiten, freilich auch zu seinen Schwächen, zählte man die Art und Weise, wie er sich, wenn es in dem Collegium sich um ein Todesurtheil handelte, seiner Pflicht des Abstimmens zu entziehen suchte. Mit „nein" hätte er wohl nur selten abstimmen können; denn bei dem Stadtgerichte zu Berlin wurde damals namentlich in Criminalsachen mit einer solchen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, daß, wenn ein Referent sich für ein Todesurtheil aussprach, nach den Gesetzen schwerlich eine Einwendung dagegen zu erheben war. Einzig und allein auf die Gesetze aber kam es an; die Stimme der Menschlichkeit, die Stimme einer andern Gerechtigkeit, als die der Gesetze, konnte, durfte sich dagegen nicht hören lassen. Hätte nun der Rath B. mit einem „nein" stimmen wollen, so hätte er dafür seine Gründe und zwar gesetzliche Gründe angeben müssen, und das hätte er nicht gekonnt. Aus der Sitzung fortbleiben konnte er auch nicht, denn der Präsident des Stadtgerichts war ein eigener Mann, der, namentlich wenn es sich um wichtige Sachen handelte, seinen Collegen vorher seine Mittheilung von dem Tage der Verhandlung machte, sondern die Sache erst in der schon eröffneten Gerichtssitzung vorlegte. Dem Stadtgerichtsrath B. blieb daher, wenn er an einem Todesurtheile sich nicht betheiligen wollte, nur übrig, mit guter Manier die Sitzung wieder zu verlassen. Das gelang ihm auch in der ersten Zeit. Der Präsident bemerkte aber bald die Absichtlichkeit solchen Entfernens, und nun gelang es ihm nicht mehr. Er suchte immer unter neuen Vorwänden zu entkommen; der Präsident wußte jedem neuen Vorwande zu begegnen. Zuletzt gelang ihm ein Manöver. Während die sämmtlichen Mitglieder des Gerichts mit der größten, gespanntesten Aufmerksamkeit dem Vortrage der Sache zuhörten, hatte der Rath B. auf einmal die Gelegenheit wahrgenommen, unbemerkt unter den großen und breiten, mit dem tief herabhängenden grünen Tuche bedeckten Sessionstisch zu schlüpfen. Dort saß er still und unbeweglich. Sein Verschwinden wurde erst bemerkt, als nach Beendigung des Vortrags und der Debatte der Präsident jedes Mitglied einzeln abstimmen ließ.

„Wo ist College B.?“ fragte der Präsident. Niemand wußte es; man glaubte, er müsse während der Hitze der allgemeinen Debatte das Zimmer verlassen haben. Glücklich hatte er sich dem Abstimmen entzogen. Er trocknete unter dem grünen Tische hervor, als Alle fort waren, und freute sich königlich. Aber der Präsident ärgerte sich, und er schwor, das solle ihm nicht wieder passiren, und doch kam es ihm bei dem nächsten Todesurtheile wieder vor. Die Richter waren damals überall noch zu sehr Juristen, als daß sie gute Auspasser hätten sein können. Beim dritten Male indeß sahen die wachsamen Augen des Präsidenten das plötzliche Verschwinden des Rathes. Er sagte nichts. Als er jedoch nach Beendigung der Debatte abstimmen ließ und die Reihe an den alten Rath kam, hob er ruhig die grüne Tischdecke auf und rief unter den Tisch:

„Herr College B., Ihr Votum!“

Der erschrockene Rath fuhr in die Höhe.

„Ach, ach, ich hatte meine Feder verloren,“ jammerte er in kläglicher Entschuldigung.

„Suchen Sie sie nachher. Ihr Votum!“

Das Todesurtheil wurde unter einem unaufhaltsamen Gelächter beschlossen.

„College B., Ihr Votum!“ das ist zu einem Sprüchwort geworden für jeden Rath, Assessor und Referendarius beim Stadtgerichte zu Berlin, und keiner kann sich dabei des Lachens erwehren.

Die Sache mag auch lächerlich gewesen sein, aber es ist eine traurige Geschichte, diese Anekdote. Traurig, daß Richtercollegien, selbst die ersten, die gewissenhaftesten, unter Lachen ein Todesurtheil beschließen können; noch trauriger, daß überhaupt Richtercollegien noch Todesurtheile beschließen müssen.

Und auch dies ist nur eine einzelne Seite der ganzen verkehrten und darum unglücklichen Stellung, in welcher der Criminalrichter sich befindet. In dieser steht er aber dem geschriebenen Gesetze gegenüber. Das wahre Recht ist das Recht des einzelnen Falles, nicht das Recht des Gesetzes; beide sind in einem ewigen, offenen Kampfe mit einander. Der Richter sucht vergeblich zu vermitteln, aber nur der fühlende und denkende, der andere hält sich nur an das Gesetz. Das Gesetz verbietet ihm sogar die Vermittelung: er soll seiner abstrakten Regel folgen, seiner todten Schablone, anstatt dem lebendigen Rechte des Falles. Daß ihm das vorgeschrieben ist, weiß auch der bessere Richter, und daß er es weiß, trägt nicht wenig dazu bei, ihm die Schwere seines Amtes recht fühlbar zu machen.

Doppelt schwer fühlt er es, wenn er sein Amt anzuüben hat einem jener unglücklichen Menschengeschöpfe gegenüber, die durch ihre Schwäche zu einem großen Verbrechen sich hinreißen ließen, durch das sie ihr ganzes Dasein zu einem verfehlten machten, ihr Lebensglück völlig und für immer vernichteten.

Kant sagt, man solle in den Collegien nicht nach der Majorität, sondern nach der Minorität die Beschlüsse fassen, da eben überall die Minderzahl der Menschen mit besonderen Gaben des Geistes versehen seien und diese ausgebildet hätten. Dieser Grund mag richtig sein, jene Folgerung daraus ist aber unrichtig. Die vis inertiae ersetzt auch in den Collegien Talent und Ausbildung: die ordinäre Menge folgt gern der Autorität der Auszeichneten. Aber etwas Anderes habe ich in meiner langjährigen richterlichen Laufbahn erfahren: die bei weitem größere Anzahl der Richter ist so von dem Geiste der Bureaukratie inficirt, daß ihnen klares Denken und richtiges Fühlen immer mehr und mehr abhanden gekommen und zuletzt ganz und gar unmöglich geworden ist. Solche Richter denke man sich in jenem schweren Amte. Ihnen gegenüber denke man sich jene unglücklichen Geschöpfe, die nicht aus Schlechtigkeit, die nur aus Schwäche zu Verbrechern wurden. Die Strafgerechtigkeit wird unter ihren Händen zu einem Glücksspiele: einmal wird das wahre Recht getroffen, zehnmal fliegt die blinde entscheidende Kugel daran vorbei, und nur zu oft fehlt die weiße Kugel der Minerva.

Im März des Jahres 1835 wurde von dem Justizamte Heidekrug eine Frau an die Kreisjustiz-Commission zu Ragnit eingeliefert, deren Dirigent ich damals war. Es war eine große, wohlgebaute Person, mit einem im Ganzen ausdruckslosen, aber doch gutmüthigen und sanften, und nichts weniger als unangenehmen Gesichte. Sie war außerordentlich blaß; ihre großen, blauen, etwas matten Augen hatten einen ängstlichen Blick.

In dem Begleitschreiben, das der transportirende Gensd'arm übergab, stand, daß sie Mare (Maria) Müller heiße, dreiundzwanzig Jahre alt und unverheirathet sei, und ihr drei Wochen altes Kind am 11. desselben Monats lebendig begraben habe.

Dies war ihr Verbrechen.

Und wie war dies gräßliche Verbrechen entstanden? Wie konnte das junge litthauische Mädchen mit dem sanften, gutmüthigen Gesichte zu einer so entsetzlichen Verbrecherin herabsinken?

Folge der Leser mir in eine armselige litthauische Hütte.

Nicht weit von dem Dorfe Heidekrug, in dem landräthlichen Kreise gleichen Namens, liegt ein kleines litthauisches Dorf, Trefseden. Das Dorf ist nur von litthauischen Bauern bewohnt, und die meisten dieser Bauern sind arm. Das Land ist dort unfruchtbares oder wenig ergiebiges Heideland, und die Bewohner sind dennoch für ihren Erwerb meist auf die Bebauung des Landes angewiesen.

Neben einem der Bauernhäuser dieses Dorfes befand sich, halb angebaut, eine kleine Hütte. Das Bauernhaus gehörte zu den ältesten und verfallensten des Dorfes. Die kleine Hütte befand aus einem einzigen, ziemlich engen Raume, wie die sogenannten Flachspritzen jener Gegend. Sie diente zum Aufbewahren von Hanf- und Flachsvorräthen; im Sommer wurde Hanf und Flachs darin gebrechen. Am 18. Februar 1835 war sie die Wochenstube für Mare Müller geworden.

Mare Müller, oder Milleris, wie sie von den Litthauern genannt wurde, war nicht aus Preußisch-Litthauen gebürtig, sondern aus Samaiten, und zwar aus dem, etwa eine halbe Meile von der preußischen Grenze entlegenen Städtchen Russisch-Neustadt oder Neuemiaste. Dort lebte nur noch ihre Mutter in großer Armuth, und Mare Müller hatte deshalb schon von früher Jugend an bei fremden Leuten als Magd dienen müssen. Seit fünf Jahren hatte sie Rußland verlassen und bei Bauern in dem an Rußland angrenzenden Kreise Heidekrug gedient. Seit etwa zwei Jahren diente sie in dem Dorfe Trefseden und zwar bei einer und derselben Herrschaft, einem Bauern, der zu den ärmsten des Dorfes zählte.

Mit ihr diente in demselben Hause ein Knecht, Namens Martin Jurrot.

Martin Jurrot war eine Waise aus einem Dorfe in der Gegend von Ruß am Memel- (eigentlich Ruß-) Strome und in gleichem Alter mit Mare Müller: auch sonst ein hübscher Bursch, wie sie ein hübsches Mädchen. Er war brav und gutmüthig wie sie, und er der einzige Knecht, sie die einzige Magd in dem Hause. Beide waren arm. Er hatte wie sie gar keine Verwandte und Angehörige in Preußen. In den fünf Jahren, die sie sich in Preußen aufhielt, war sie kein einziges Mal ihre Mutter besucht, und weitere Angehörige als ihre Mutter hatte sie auch nicht.

Es war unter den mitgetheilten Umständen kein Wunder, wenn zwischen Martin Jurrot und Mare Müller ein inniges Verhältniß entstand, und leider wurde es nur ein zu inniges.

Am 18. Februar 1835 genaß Mare Müller eines gesunden Mädchens.

Sie hatte ihrer Herrschaft immer treu und redlich gedient. Es war in dem Hause noch keine bessere und unverdrossenere Arbeiterin gewesen. Martin Jurrot versprach, sie zu heirathen.

Ihre Dienstfrau war eine sehr mitleidige Frau. Mare Müller wurde daher nicht aus dem Hause gejagt, ihre Dienstfrau richtete vielmehr eine Flachsspitze für sie ein, und bereitete dort aus Hanf und Flachs ein möglichst weiches und warmes Lager für sie und ihr Kind. Auf ein Bette kann ein Dienstbote in jenen ärmeren Gegenden Litthauens keinen Anspruch machen, und an einen Ofen oder Feuerherd war in der engen, nur aus Holz zusammengefügten Hütte nicht zu denken.

Nur ihre Dienstfrau war mitleidig, ihr Dienstherr dagegen ein geiziger und harthertiger Mann. Er hatte sie ohne alle Barmherzigkeit aus dem Hause werfen wollen und nur den inständigsten Bitten seiner Frau hatte er augenblicklich nachgegeben, und auch nur unter Bedingungen. Martin Jurrot nämlich sollte die Mare heirathen, und Beide dann eine Zeit lang ohne Lohn bei ihm dienen. Dafür solle sie mit ihrem Kinde drei Wochen unentgeltlichen Aufenthalt im Hause haben.

Martin Jurrot mußte zu diesem Zwecke sofort nach der Entbindung Mare's sich in seine Heimath begeben, um die zur Heirath erforderlichen Papiere herbeizuschaffen. Spätestens am 11. März,

dem Jahrmarktstage in Heidekrug, sollte er zurückkehren, und dann Alles so weit vorbereitet sein, daß die Verkündigung des Paares von der Kanzel in Werben, dem benachbarten Kirchdorfe, und später die Trauung erfolgen könne.

An das daraus entstehende Hinderniß, daß Mare Müller eine Ausländerin war, hatte man nicht gedacht, auch der Dorfschulze nicht, den man zu Rath gezogen hatte, und der doch für einen Mann galt, der sehr klug sei, weil er sehr flug sprechen konnte.

Martin Jurrot war in seine Heimath abgereist und das Kind war am nächsten Sonntage in der Kirche zu Werben getauft worden. Die Dienstfrau Mare's hatte Pathin gestanden. Das Kind gedieh und wurde mit jedem Tage sichtlich kräftiger. Es war ein hübsches Kind und die Mutter liebte es leidenschaftlich.

Mare Müller hatte sich von ihrer Entbindung nicht recht erholen können, sie hatte bis unmittelbar vor derselben die schwersten, anstrengendsten Arbeiten verrichtet und nach derselben keine Pflege gehabt. Der hartherzige Geiz des Hausherrn ließ ihr nur magere Kost zukommen, und die Armuth der mitleidigen Hausfrau gab es nur selten zu, der Kranken eine bessere, nahrhaftere Speise verstehlen verabreichen zu können. Desto mehr zehrte das kräftige Kind an der Brust der Mutter die schwachen Kräfte derselben auf. Dazu kam der strenge Winter des Jahres 1834 auf 1835, gegen dessen herbe Kälte die dünnen Holzwände der leicht gebauten Pirte, trotz der Verstopfung der Lücken mit Hanf und Werg, keinen hinreichenden Schutz gewähren konnten.

Mare Müller war von Tag zu Tage schwächer geworden, und arbeiten konnte sie gar nicht; sie konnte sich nur mühsam von ihrem Lager erheben.

So war der zehnte März herangekommen, und mit ihm seine Mittagszeit.

Mare Müller war in der Flachspirte mit ihrem Kinde. Sie lag auf ihrem Lager, das aus zusammengeschütteten Streu und Heu bestand; damit dieses mehr wärme, waren zur Seite, zu den Füßen und nach dem Kopfende hin Bündel von Hanf und Flachs gelegt. Bedeckt war die Kranke mit einem alten, zerrissenen Schafspelze und neben ihr auf demselben Lager lag ihr Kind. Es war in alle zum Theil zerlumpte leinene Windeln eingewickelt und um dieselben eine gleichfalls alte, zerlumpte Marginee (litthauischer Frauenrock) gewunden. Es herrschte an dem Tage eine strenge Kälte; sie war auch in die Pirte gedrungen. Man sah bei jedem Athemzuge der Kranken deutlich ihren Athem in der kalten Luft; man konnte meinen, er friere sofort vor ihren Lippen zusammen; und es war doch ein heißer, glühender Athem, der aus der Brust der Kranken sich entwickelte. Um das Kind deste mehr gegen die Kälte zu schützen, hatte die Mutter es dicht an sich gelegt, und mit ihrem Arme umfangen.

Mare Müller lag angekleidet auf ihrem Lager; die Kälte, die in der Pirte herrschte, zwang sie dazu. Ihre Bekleidung war eine ärmliche. Man sah eine grau- und grüngefreifte, schon ziemlich abgetragene Marginee, ein Wamms von grobem grauen Zeuge, und darunter sogleich das Hemd von grober Leinewand. Ein Busentuch besaß sie nicht. Vielleicht hatte sie es zu dem Kopfverbande verwendet, mit welchem sie ihr Haupthaar verbergen mußte.

Frauen und gefallene Mädchen dürfen dieses in Litthauen nicht mehr sehen lassen. Ein Mädchenverführer heißt daher in der bilderreichen Sprache des Volkes ein „Kopfverbinder."

Nicht einmal eine Schürze, dieses nothwendigste Putzstück der Litthauerin, besaß Mare Müller mehr. Für Wochenbett und Taufe des Kindes hatte sie Alles verwendet, was sie außer der allerunentbehrlichsten Kleidung besaß.

Mare Müller war mit ihrem Kinde allein in der Pirte und das Kind schlief in ihrem Arm. Sie wachte; sie sah auf das schlafende Kind, mit schmerzlichem Nachdenken in dem abgemagerten, bleichen Gesichte.

Es war der letzte Tag der Frist, die ihr der Haushere für ihr Bleiben im Hause gesetzt hatte, und noch war ihr Bräutigam nicht zurück; noch hatte sie in der ganzen Zeit seiner nun schon über vierzehn Tage dauernden Abwesenheit gar nichts von ihm vernommen. Hatten seine Bemühungen einen Erfolg gehabt, oder nicht? Er war noch minderjährig, er war erst dreiundzwanzig Jahre alt. Als Minderjähriger konnte er nicht heirathen ohne Einwilligung seines Vormundes und des vormundschaftlichen Gerichts, und das hatte der Pfarrer von Werben ihm auch bestimmt und deutlich erklärt und aus dem Allgemeinen Landrecht nachgewiesen. Um diese Einwilligung nun zu erhalten, war er in seine Heimath verreiset. Hatte er sie erhalten? Es mußte schon entschieden sein, wenn es noch von Nutzen sein sollte. Kam Martin Jurrot nicht heute oder spätestens bis morgen Mittag mit den Papieren zurück, so war es zu spät; ihr Dienstherr hatte geschworen, daß er sie und ihr Kind dann keine Minute länger in seinem Hause dulden werde.

Nur noch die kurze Frist von vier und zwanzig Stunden hatte sie vor sich, und noch war keine einzige Nachricht von Martin Jurrot da. Wohin sollte sie mit ihrem kranken Körper, mit dem hülflosen Kinde, wenn die Frist ohne Erfolg verfrich? Was sollte aus ihnen Beiden werden? Aus dem Hause ihrer Herrschaft geworfen, wußte sie keinen einzigen Zufluchtsort mehr. Ihre Mutter? Die alte Frau hatte ja selbst nichts, und sie war ja auch seit fünf Jahren nicht in ihrer Heimath gewesen und hatte auch in dieser ganzen Zeit keine Nachricht aus der Heimath erhalten. Sie wußte nicht einmal, ob ihre Mutter noch am Leben sei.

In den niederen, ärmeren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft findet man Aehnliches oft. Die Kinder haben das elterliche Haus verlassen und nun hören Eltern, Kinder und Geschwister Jahre, Jahrzehnte, oft ihr ganzes Leben lang nichts weiter von einander, und dennoch leben sie oft nur wenige Meilen weit entfernt. Es ist wie mit den Vögeln, die ihr Nest verlassen haben. Noch wenige Tage füttern die Alten die Jungen und lehren sie fliegen und sich ihre Nahrung selbst suchen; dann bekümmern die Alten sich nicht mehr um die Jungen, und die Jungen nicht mehr um die Alten. Sie finden und kennen sich niemals wieder.

Doch ist ein Unterschied da. In den höheren, vornehmeren, reicheren, den sogenannten gebildeten Klassen der Gesellschaft verkennt man ihn, und man spricht daher das Verdammungsurtheil der Gefühllosigkeit, des Stumpfsinnes oder der Rohheit über jenes niedrig stehende Volk aus, das Vater und Mutter, Tochter und Sohn, Bruder und Schwester vergessen kann. Vergessen? Jene Vögel vergessen, aber jene armen Menschen vergessen nicht; sie tragen die tiefe, innige Sehnsucht im Herzen, nur einmal einander wieder zu sehen, Eltern, Kinder, Geschwister, und wenn sie sich nicht sehen können, nur ein paar Worte Einer von dem Andern zu hören, wie es dem Kinde in dem fremden Lande ergeht, was die alten Eltern in der lieben Heimath machen, ob die Geschwister auch noch wohl an Einen denken; aber sie können nicht Geschriebenes lesen und nicht schreiben; sie haben oft nicht einmal so viel Geld, um sich einen Brief durch einen Dritten schreiben zu lassen und das Porto dafür zu bezahlen; zum Reisen fehlt es ihnen erst recht an Mitteln, und daß ein Bekannter von dem einen Orte zu dem anderen ginge und Grüße und Nachrichten hin und her brächte, das trifft sich so selten. So leben und sterben und verderben sie, ohne jemals etwas wieder von einander zu hören. Sie sind verdammt dazu, die Armen!

Mare Müller wurde in ihren traurigen Gedanken gestört.

Die Thür des Haupthauses, neben welchem die Pirte lag, wurde geöffnet, und gleich darauf wurde ein Gespräch zweier Personen laut.

„Was trägst Du da?" fragte eine rauhe, harte Mannsstimme. Es war die Stimme des Hausherrn.

„Ich bringe der Mare ihr Mittagsbrot," antwortete eine Frauenstimme. Die Antwortende war die Hausfrau.

„Laß sehen," befahl der Mann.

Die Frau hatte ihm zeigen müssen, was sie trug. Gleich darauf rief der Mann mit polternder, zankender Stimme:

„Weib, willst Du mich zum Bettler machen um der Bettelbirne willen? Warmbier? Mit Zucker gekocht?"

„Nur mit Syrup," unterbrach entschuldigend die Frau.

„Gleichviel, Haferjuppe und Brot sind schon zu viel für die faule Person, die nun bereits seit drei Wochen nichts gethan hat."

„Sie ist krank!" entschuldigte wieder die Frau.

„Trag' das Essen zurück."

„Es ist doch nun einmal gekocht."

„Zum Teufel, die Dirne soll nichts Besseres haben als ich."

Mare Müller hörte einen Schlag, einen Fall, ein Klirren von Scherben. Sie richtete sich ängstlich weiter horchend auf.

Der Mann hatte der Frau den Napf mit der Hirsesuppe für die Kranke aus der Hand geschlagen, den Napf dadurch zerbrochen, und die Suppe floß auf die Erde.

Mare Müller war bleicher geworden; sie zitterte, sie weinte.

Nach einer Weile trat die Hausfrau mit einem Napf Haferſuppe und einem Stück ſchwarzen Brotes in die Pirte; ſie hatte gleichfalls geweint. Sie ſtellte Suppe und Brot ſchweigend neben das Lager der Kranken und wollte ſich wieder entfernen.

Mare Müller hielt ſie zurück.

„Meterischka," ſagte ſie —

Meterischka (Mutterchen) ſagen die litthauiſchen Dienſtboten zu der litthauiſchen Hausfrau; den Hausherrn nennen ſie Vaterchen.

„Meterischka, iſt noch keine Nachricht vom Martin gekommen?"

„Nein, Mädchen; und morgen iſt Jahrmarkt in Heidekrug," antwortete die Frau.

„Ich weiß es, Mutterchen."

„Und der Gospadarus" fuhr die Frau fort.

Gospadarus (Herr) nennt die litthauiſche Bauersfrau ihren Mann, wenn ſie zu Dritten von ihm ſpricht. Sie ſagt wohl zu ihm ſelbſt ſo; in beiden Fällen nennt ſie ihn auch manchmal Vaterchen.

„Und der Gospadarus hat noch ſo eben auf ſeine Seligkeit geſchworen, wenn nicht bis morgen Mittag, mit dem Glockenſchlage zwölf, Deine Sache in Ordnung iſt, ſo will er Dich mit dem Kinde vor die Thür werfen. Ich werde Dich nicht mehr beſchützen können."

Mare Müller weinte von neuem.

„Und mein Ohr vernimmt kein Wort vom Jurrot!" ſagte ſie weinend.

„Kein Wort, Mädchen. Und mein Herz hat große Angſt um ihn."

„Welche Angſt hätte Dein Herz?"

„Die jungen Burſchen ſind leichtſinnig. Wenn er Dich ſitzen ließe mit dem Kinde!"

„Der Martin Jurrot hat keinen falſchen Sinn."

„Er hat Dir den Kopf verbunden."

„Aber er wird ſein Wort halten. Mütterchen, mache mir mein Herz nicht noch ſchwerer, als es iſt."

Die Frau antwortete nicht. Sie nahm die Klinke der Thür, um dieſe zu öffnen und die Pirte zu verlaſſen.

In demſelben Augenblicke wurde die Thür von außen geöffnet.

Ein alter Mann, hager, lang, mit einem großen grauen Schnurrbart, trat in die Pirte. Er war mit einem langen weiten Schafspelz bekleidet, auf dem Kopfe trug er eine Pelzmütze, die mit einem Rande von karmeſinrothem Tuche verſehen war. Der rothe Rand der Mütze zeigte einen Beamten an. Dieſen zeigten freilich auch ſeine kerzengerade ſteife Haltung, ſein finſteres, würdevolles Geſicht, und ein großer Knittſchu, den er in der Hand hielt.

Es war in der That der Vereitſchnitz des Bezirks, eine Art von Executor des Landrathsamtes und zugleich von ſelbſtſtändigem unterem Polizeibeamten. Dergleichen Beamten pflegen meiſt in hohem Grade von ihrer Würde eingenommen zu ſein. Dieſer war es doppelt, da er geborner Litthauer war, mithin gerade unter ſeinen Leuten ſeine amtliche Gewalt geltend machen konnte; er war es dreifach gegenüber ärmeren litthauiſchen Bauersleuten.

Er trat langſam und ſteif, mit ſtrenger Amtsmiene, in den engen Raum der Pirte.

„Guten Tag, Frau," ſagte er kurz zu der Bäuerin.

Von der Kranken und ihrem Kinde nahm er keine Kenntniß.

„Diekui, Pons Wachtmeisteris (Dank, Herr Wachtmeiſter)," erwiederte die Frau demüthig.

„Frau, iſt eine Perſon, Namens Mare Müller noch bei Dir?"

„Sie iſt es, Herr Wachtmeiſter. Du ſiehſt ſie hier neben Dir."

Der Schnitz ſah ſich auch jetzt nicht nach der Kranken um.

„Rufe Deinen Mann her," befahl er der Frau.

„Was willſt Du von ihm, Herr?"

„Rufe ihn, ſage ich Dir."

Die Frau verließ ängſtlich die Pirte.

Der Beamte wandte ſich zu der Kranken, ſteifer, finſterer, ſtrenger.

„Mare Müller heißt Du?" fragte er.

Mare Müller kannte vor Beben ihres ganzen Körpers kaum antworten.

„Ich heiße ſo," ſagte ſie, nur halb hörbar.

„Du biſt aus Szamaiten?"

„Aus Ruſſiſch-Neuſtadt."

„Alſo eine ruſſiſche Unterthanin. Wohl gar eine Deutſche, Deinem Namen nach?"

Er ſtellte dieſe Frage mit großer Verachtung.

Mare Müller gewann einige Sicherheit wieder, als ſie mit Genugthuung antworten konnte:

„Ich bin keine Deutſche, Herr; ich bin ſzamaitiſche Litthauerin."

Der Litthauer hat eine Verachtung für den Deutſchen, die größer iſt, als ſein Haß gegen dieſen.

Der Beamte ſchwieg. Er ſchien ſich in ein wichtiges Nachdenken zu verſenken.

Die Hausfrau kehrte zurück; ihr Mann war mit ihr, ein kleiner, kräftig gebauter Mann, wie die meiſten Litthauer, mit einem breiten, harten Geſichte.

Er zog vor dem Beamten unterwürfig ſeine Pelzmütze ab.

Der Schnitz rührte an der ſeinigen eben ſo wenig, wie bisher.

„Wie lange," fragte er mit ſeiner ſtrengſten Amtsmiene den Bauern, „iſt dieſe ruſſiſche Unterthanin in Deinen Dienſten?"

„Seit zwei Jahren. Morgen zum heidekruger Jahrmarkt werden es gerade zwei Jahre."

„Warum haſt Du ſie der Polizei nicht angemeldet?"

„Wußte das geſchehen, Herr Wachtmeiſter?"

„Es mußte. Und wer einen ruſſiſchen Unterthanen bei ſich verheimlicht, der verfällt in ſchwere Strafe bis zu zweihundert Thalern."

„Ich meine, Herr, das zählte nur für ruſſiſche Ueberläufer und Deſerteure."

„Schweig. Das muß ich beſſer wiſſen. Das königliche Landrathsamt kann Dich in eine Strafe von zweihundert Thalern nehmen."

Auch der Mann wurde ängſtlich.

„Zweihundert Thaler! Sechshundert Gulden! Soviel beträgt mein ganzes Vermögen nicht."

„So wirſt Du für den Reſt ſitzen müſſen."

Die Angſt des Bauern verwandelte ſich in einen großen Zorn.

„Was?" rief er. „Um der Dirne willen! Das hat man davon, wenn man ſolch Geſindel bei ſich aufnimmt! Sie ſoll mir auf der Stelle fort."

Die Frau ſuchte ihn zu beſänftigen.

„Vaterchen," ſagte ſie, „das Mädchen war immer treu und redlich und fleißig."

„Eine liederliche Perſon iſt ſie. Sie ſoll mir auf der Stelle fort. Dirne, iß Deine Suppe, die neben Dir ſteht, und dann ſetz mit Dir und Deinem Balg."

„Du haſt ihr Friſt gegeben bis morgen," hielt ihm die Frau vor.

Der Schnitz kam dem Bauern zu Hülfe.

„Schweig, Frau," ſagte er. „Die Perſon muß fort. Noch heute muß ſie zurück über die Grenze. Wird ſie in Preußen betroffen, ſo müßt Ihr die Strafe zahlen."

„Aber warum, Herr Wachtmeiſter?"

„Sie hat ſich heimlich im Lande aufgehalten, hat gar ein Kind hier geboren."

„Sie will ſich ehrlich verheirathen, Herr Wachtmeiſter."

Der Schnitz entſetzte ſich.

„Verheirathen? Hier in Preußen?"

„Ihr Bräutigam wird heute oder morgen zurückkehren."

„Hier verheirathen? Das muß ich beſſer wiſſen. Dazu gehört für die Ausländerin obrigkeitlicher Conſens, und der müßte von Berlin und von Petersburg kommen. Und daran kann man doch bei ſolchem Geſindel nicht denken. Höre, Frau, und auch Du, Mann: die Perſon muß noch heute fort. Als ſie in der Kirche zu Werden ihr Kind hat taufen laſſen, iſt es bekannt geworden, daß die ruſſiſche Unterthanin heimlich hier im Lande ſei. Das königliche Landrathsamt weiß es noch nicht, wird es aber erfahren, wenn in einigen Tagen der Pfarrer die Tauflisten des vorigen Monats einſchickt. Iſt dann die Perſon noch da, ſo iſt es für Euch zu ſpät; Ihr müßt dann die Strafe zahlen, oder Du, Mann, mußt dafür ſitzen. Darum bin ich gekommen, Euch zeitig zu warnen. Jetzt thut, was Ihr wollt. Su Diewo (mit Gott)!

(Fortſetzung folgt.)

Die erste ungläubige Pilgerfahrt nach dem Grabe des großen Propheten.

Es wird Friede. Die „Unabhängigkeit der Türkei ist gesichert" d. h. auf Deutsch: die Türkei ist gründlich ruinirt worden und geht nun, nie wieder beschützt, um so ungehinderter ihrem Schicksale entgegen. Der große Gewinn, der aus dem Kriege für Rußland erwächst, besteht darin, daß England und Frankreich den Willen und die Macht verloren haben, die Türkei jemals wieder zu beschützen. Solche Verluste können die Alliirten nicht zum zweiten Male tragen, solche Gefahren nicht zum zweiten Male wagen.

Das Grab des Propheten in Medina.

Unter der verlorenen Türkei verstehen wir zunächst die europäische, denn die asiatische ist noch voller Lebens- und Glaubenskraft. Daß dieser muhamedanische Glaube uns zum Theil unsinnig erscheint, schwächt nicht seine Kraft. Er ist das Lebensblut der Racen, des Klima's, der socialen und sittlichen Anschauungsweise jener Gegenden und Menschen. Dort fließt noch altes Saracenenblut in den Adern des weiß- und blaugeschmückten, beturbanten Muselmanns. Der europäische Türke besteht aus einer ganz andern Sorte von Menschen. Er hat seinen Glauben verloren und dafür keinen andern gewonnen, sondern nur Auswurf europäischer Civilisation. So ohne innere Anregung und Halt an der Außenwelt verkommt und verkümmert er auf seinen Beinen lauernd und starken Tabak dazu rauchend. „Kein europäischer Türke hat ein unverfallenes Haus über und reine Kleidung an sich," sagt ein deutscher Doctor, der die europäische und asiatische Türkei durchwanderte, „während die Muselmänner in Damaskus u. s. w. immer im schönsten blauen Kaftan und schneeweißen Turban aus ihren glänzenden Palästen heraustreten." Kurz die asiatische Türkei hat noch Leben, noch Herz und Kern. Nur sehr wenige Europäer sind bis jetzt persönlich bis in diesen Kern, das fanatisch bewachte Allerheiligste der großen muhamedanischen Welt eingedrungen. Wir haben jetzt in der That erst den ersten Bericht des ersten Europäers, der wirklich in diesem Allerheiligsten, Medina, war. Mittheilungen des Wesentlichsten daraus werden daher für jeden Leser Interesse haben.

Wer arabische Mährchen, Tausend und Eine Nacht und dergleichen gelesen, wird sich erinnern, wie viele Personen mit dem Titel „Hajji" auftreten. Vielleicht kennt er die Helden Hajji Baba und Hajji Saad. Was ist ein Hajji? Ein Heiliger d. h. ein Muselmann, der die Wallfahrt nach Mecca und Medina gemacht und das Allerheiligste des muhamedanischen Glaubens, den Schrein des großen Propheten u. s. w. vor sich gesehen. Tausende, viele Tau-

sende reuiger, gläubiger, frommer Muselmänner haben sich durch tausendmeilige Wanderungen über Wüsten und Wildnisse hinweg den Titel Haji erworben, aber der ehemalige englisch-ostindische Lieutenant Richard Burton ist der erste Europäer und Ungläubige, der das Allerheiligste in Medina persönlich sah und der Erste, der genau und im Interesse der Wissenschaft, für die er reis'te, darüber Kunde gab.

Von der geographischen Gesellschaft in London beauftragt, führte er seine lebensgefährliche Mission in einer ganz neuen, originellen Weise durch. Kein Ungläubiger darf das eigentliche heilige Land der Muhamedaner betreten. Selbst Renegaten werden nur unter der argwöhnischsten Wachsamkeit zugelassen. So beschloß Burton, der Engländer, als geborner Muselmann sein Heil zu versuchen. Bald nach seiner Abreise von England steckte er sich in das Gewand und die Garderobe eines persischen Prinzen. Als solcher kam er in die Hände der egyptischen Polizei und Paßvisitatoren zu Alexandria, die ihn als persischen Prinzen sehr scharf bewachten. Durch Vermittelung des Consuls gelang es ihm, sich zum muhamedanischen Derwisch und Doctor zu machen und Erlaubniß zum Reisen in ganz Egypten zu erhalten. Er nannte sich Abdullah und reis'te zunächst nach Kaire, wo er mit einem merkwürdigen kleinen Manne, einem geborenen Russen, bekannt ward. Dieser, ganz Muselmann geworden und genau bekannt mit allen Verhältnissen, überredete ihn, seine Reise abermals aufzugeben und sich zum Pathaner oder „Afghanen auf Reisen" zu machen. Als solcher mußte er persisch, indisch und arabisch sprechen können, worin er sich auch bereits große Fertigkeiten erworben hatte.

Mit gläubigen Eltern, Sprachen und einer Profession, der eines Doctors, versehen, hielt sich „Abdullah" nun für hinlänglich vorbereitet und sicher. Wie er sich in Kairo die Medicamente, Zauberssprüche und all den Hocuspocus, wie ihn das Volk dort haben will und er den wirklichen Arzt ausmacht, durch das eifrigste Studium erwarb, gehört nicht wesentlich zur Sache. Die große „Praxis", in welche er kam, ward beinahe zum Hinderniß seiner Absichten. Er wies also viele Kranke ab und widmete sich eifrig dem Studium muhamedanischer Theologie, worin ihn der kleine Russe und ein besonderer Shaykh (Lehrer) desselben unterstützten. Er wählte die Shafei-Confession, als die freisinnigste und wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem persischen Muhamedanismus oder „Schiah", womit er schon ziemlich bekannt war. So studirte er Theologie und Volkssitten und curirte, was das Zeug hielt, bis er sich eines Tages mit einem derben Albanier so tüchtig betrunken hatte, daß Letzterer den großen Propheten lästerte und die braunen Gläubigen mit dem Stocke traktirte. Dadurch entstand ein fanatischer Volksauflauf, aus welchem sich unser Abdullah mit genauer Noth rettete, um sofort seine Pilgerfahrt anzutreten. Aber obgleich mit allen möglichen Kennzeichen und Eigenschaften des wahren Gläubigen versehen, so daß ihn der Frömmste und Strenggläubigste schwerlich entlarven konnte, fand er doch bald, daß er noch eine ganze Menge verdächtige Artikel wegwerfen mußte. Messer, Scheeren, Trinkglas, Taschenpistol und selbst den christlichen Barbierpinsel mußte er wegwerfen, um statt des letzteren ein Stück, an dem einen Ende borstig gefaltes Holz d. h. den gläubig-muhamedanischen Barbierpinsel, statt des Wasserglases ein Gefäß von Ziegenfell und statt anderer des Unglaubens und giaurischer Absurdität verdächtiger Gegenstände gläubige, einheimische anzuschaffen. Auch ein Buch mit weißem Papier und Bleistift ward er weg, weil ein vor ihm Reisender von Beduinen bloß wegen eines solchen erwordet worden war. Eine grobe, persische Decke diente ihm als Sopha, Stuhl, Tisch, Bett und Katheder, letzteres für Fälle medicinischer Predigten. In einer gläubig erkleingrün angestrichenen Kiste, mit der Eigenschaft, täglich zweimal vom Kameele zu fallen, ohne Schaden zu nehmen, barg er seine Apotheke. Ein wollenes Umschlagtuch gegen kaltes Wetter, ein Stück Leinwand zu einem Zelte und ein ungeheuer großer, hellgelber und lattener Regenschirm vollendeten seine gläubige Ausstattung. Einige arabische Bücher nahm er nur zu dem Zweck mit, um vielleicht unter dem Scheine des Lesens und Studirens gelegentlich Notizen und Bemerkungen an deren weißen Stellen machen zu können. Zuletzt miethete er zwei Kameele, zu 3 Thlr. jedes, richtete sich auf denselben ein und schloß sich einer Karavane nach Suez (etwa 20 geographische Meilen von Kairo) an.

Auf der Reise durch diese die Wüste traf er mehrere Personen aus Medina, die sich ihm anschlossen und auch auf dem Pilgerschiffe bis nach Yambo am rothen Meere bei ihm blieben. Yembo ist der Hafen Medina's, wo immerwährend ankommende und abgehende Pilger im- und exportirt werden.

Am 18. Juli 1854 trat er in Begleitung von 12 andern Pilgern seine Landreise von Yembo nach Medina an, über eine brennende, phantastische Wüste von öden Hügeln, todten Ebenen und wüsten Thälern. Der Weg wand sich über Felsengebröckel, zwischen denen nicht einmal Kameeldorn wachsen wollte. Ganze Tage und Nächte hindurch kein Halm, kein Vogel, kein Thier, nichts Lebendiges, Alles war todt gebrannt unter der erbarmungslos herabglühenden Sonne. Nur manchmal fand sich etwas Lebendiges ein, aber nur als fürchterliche Plage: flechende Insekten und Heuschrecken, die jede vegetabilische Spur in den Thälern bis auf die Wurzeln vertilgten. Die meisten Pilger schliefen während der Reise auf ihren Kameelen, denen nur immer Einer oder der Andere etwas vorspielte und sang.

Manchmal nach tagelanger Pilgerschaft durch brennenden Tod sah man eine Ortschaft liegen, stets verfallen und in Trümmern, Folge der alten Wahhabiten- und egyptischen Kriege, der „Heiligkeit" des Landes und der türkischen Regierungsfaulheit. Es Hejaz, das heilige Land, weit um die heiligen Städte, gehört auf ewige Zeiten den Nachkommen der alten Bewohner, welche von den Pilgern oder direct vom Raube leben und daher um so weniger an Bodencultur denken. Furcht vor den „Wüstenräubern" fesselte die Reisenden nicht selten, da sie in dem Glauben leben, Rettung vor ihnen sei bloß möglich, wenn man sich bei ihrem Herannahen nicht im Geringsten bewege und so den Schein öder Hügel und Berge annehme.

Nach der mühsamsten Reise über die noch nicht 30 deutsche Meilen lange Wüste zwischen Yembo und Medina, wozu man 8 Tage gebraucht, erreichte man endlich „das gesegnete Thal" der arabischen Dichter, d. h. etwas weniger Wüste vor der heiligen Stadt selbst und an dessen Ende eine große, breite, schwarze Basalt-Treppe, die unmittelbar in die Stadt hinaufführt. Oben angelangt sahen sie Medina vor sich liegen. Aber Niemand wagte nun sich zu blicken. Jeder kauerte sich nieder mit dem Gesicht den heiligen Boden berührend und betend. Mr. Burton oder Abdullah machte alle die Andachtsübungen so geschickt, daß er nicht den geringsten Verdacht erregte und hernach, hinter den Uebrigen reitend, sogar im Stande war, den Totalanblick der Stadt zu stizziren. Das Charakteristische der Stadt sind vier große Thürme und die golden blitzende Moschee, Masjid-el-Nabawi, — unter welcher die irdischen Ueberreste Muhamed's ruhen. Diese Moschee des großen Propheten war denn auch sein Hauptaugenmerk. Nachdem er sich gläubig gebadet, abgerührt und sonstige vorbereitende Ceremonien durchgemacht, hüllte er sich in einen weißen baumwollenen Mantel und machte seinen „Zigarat", seinen Besuch in dem Allerheiligsten. Der Tradition nach ist ein Gebet hier eben so viel werth, als tausend anderswo, so daß die Gläubigen in ihrem Glauben 1000 Procent Profit machen. Da nun jeder Pilger nach dem Zigarat vorschriftsmäßig jeden Tag, so lange er in Medina bleibt, fünf Mal beten muß und die Meisten 8—14 Tage, sest noch viel länger dort bleiben, um so viel als möglich solcher werthvollen Gebete zu erwerben, lehren sie auch alle mehr oder minder bereichert an solchem imaginären Kapital der Heiligkeit in ihre verschiedenen Wohnsitze, die bis in's Innere Afrika's, bis Timbuktu reichen, zurück. Man kann sich daher leicht denken, wie die Hajj's zugleich als große Kapitalisten der Frömmigkeit Berechnung finden. Außer der Propheten-Moschee hat blos noch die in Mecca, Masjid-el-Haram, die Eigenschaft, einem Gebete den Werth von tausend zu geben. „Der dritte heiligste Platz der Welt", Masjid-el-Aola — in Jerusalem, thut schon dies Wunder nicht mehr.

Mr. Burton fühlte sich schon beim Herantreten an die allerheiligste Moschee sehr entmüthigt. Der Weg ist dicht bis an das Gebäude selbst mit gewöhnlichen und gemeinen Banten und Buden eingeengt. Man hatte von keiner Seite einen Gesammtüberblick. „Je mehr ich die Moschee anfah," sagte er, „desto mehr kam sie mir wie ein Museum untern Range, wie ein Raritäten-Laden vor, voller Ornamente und überfüllt mit ärmlichem Glanze."

Wer dem Grabe des Propheten zum ersten Male nahe tritt, heißt ein Zair. Er darf blos in Begleitung eines Muzawir oder privilegirten Führers kommen. Burton fand ihn in der Person seines Wirthes und Reisegefährten. Mit ihm durchwanderte er

die heiligen Plätze langsam und in officiell betender Haltung, die linke Hand unter dem Herzen festgedrückt und dieselbe mit der rechten bedeckend. Natürlich war's ihm nicht um's Beten zu thun, sondern so genau und so viel als möglich zu sehen und sich Situation und Lage jedes einzelnen Heiligthums zu merken. Dies gelang ihm auch so weit, daß er hinterher im Stande war, einen Grundriß des Haram (der eigentlichen Moschee) und die Situation der „Quelle des Propheten", seines Rednerstuhls, seines Rawyah (Gartens), des Fensters, durch welches der Engel Gabriel hereingestiegen war, um dem Propheten himmlische Geheimnisse zu offenbaren, der „weinenden Säule", der „Reue-Säule", der „Flüchtlings-Säule" und der „Säule Ayeshas" (Muhamed's Frau) zu zeichnen.

Dem Allerheiligsten selbst, d. h. dem Sarge des Propheten, darf niemals Jemand nahe treten. Burton konnte also auch blos dessen Ansehen von Außen schildern. Dieses Allerheiligste liegt innerhalb des Gartens, belegt mit blumigen Tapeten, gedeckt mit grünen Ziegeln, bemalt mit seltsamen Arabesken und des Nachts erleuchtet mit Kandelabern von geschnittenem Glas, dem Werke eines londoner Glasschneiders. Am Tage fah das Ganze ärmlich und schmutzig aus, nur bei künstlicher Beleuchtung machte es den Eindruck einer wunderlichen, reichen Theaterdekoration.

Die Hujrah, Ayesha's Zimmer und der Raum, in welchem der Prophet starb, bilden ein großes, unregelmäßiges Viereck im südöstlichen Winkel des Gebäudes, von allen Seiten durch eine breite Passage von der Moschee selbst geschieden. Innerhalb dieses Viereks ist das Mausoleum von einem doppelten Eisengitter, mit einem ganz schwarz gefärbten Wege dazwischen, eingeschlossen. Innerhalb des innern Gitters hängt der Vorhang, der die Gräber Muhamed's und der beiden ersten Khalifen, Abubekir und Omar, den Blicken Sterblicher verbirgt. Ein viertes leeres Grab ist für „Isa bin Maryam," d. h. den Sohn Maria's," der hier nach Vollendung seiner zweiten Mission auf Erden seine letzte Ruhestätte finden soll. Das Grabmal Muhamed's ist am Vorhange durch einen Stern und Rosenkranz von Perlen bezeichnet, „aus Diamanten gestochten," wie die Gläubigen sagen. Der Stern in der Mitte ist „der Juwel unter den Juwelen des Paradieses". Nach Burton sieht er ganz so aus wie der Stöpsel zu einer gewöhnlichen Wasserflasche von Glas.

Von dem Grabe und dem Sarge des Propheten giebt es viele Lesearten. Der Sarg besteht aus einem schwarzen Marmorblock, den man sehen kann, wenn der Wind den Vorhang hebt; nach Andern liegt er tief in der Erde in einem Sarge von Ebenholz mit Silber beschlagen. Noch Andere lassen ihn mit sammt einem eisernen Sarge direkt in den Himmel fahren. Die Sache ist, daß Niemand etwas davon weiß. So oft der Vorhang erneuert werden muß, nimmt man die Nacht dazu und Gläubigste der Gläubigen, welche um keinen Preis der Welt ihre Augen dahin richten würden.

Das geistliche Haupt des Islam ließ während Burton's Anwesenheit in Medina einen der fünf Thürme der Muhamed-Moschee ausbessern; doch ging die Arbeit sehr langsam vorwärts, da die nöthigen Gelder von Konstantinopel sehr oft ausblieben. Es hieß, der Bau werde während des Krieges wohl ganz unterbleiben.

Ein mit den heiligen Plätzen in Verbindung stehendes Institut enthält alle Arten von heiligen Beamten, deren Jeder so viel als möglich von den Pilgern zu schlucken verschuft. Außer diesen „Ajha's" belagern eine Masse Bettler beiderlei Geschlechts, lahme, blinde, mit Lumpen und Geschwüren und Schmutz bedeckte Gläubige die Zugänge, so daß Burton mehr als doppelt so viel brauchte, als er erwartet, um sich überall durchzukaufen.

Die Stadt des Propheten, Medinet-el-Nabi bei den Arabern, weiht wie Medina sagen, liegt auf einem großen Plateau Mittel-Arabiens in einer zwölf englische Meilen ringsum heiligen Gegend. Innerhalb derselben ist Alles geheiligt und keine „Immoralität" erlaubt. Dieses heilige Land enthält noch eine Menge andere Heiligthümer, Moscheen, Quellen, aus denen der Prophet trank, Gärten, in welchen er wandelte, das Grab seines Onkels Hamzah in der Stadt Jebal Ohed, wo auch Aaron begraben liegt, und die Seelen der Gläubigen in geistiger Unterhaltung beisammen sitzen, 100,000 Heilige mit Gesichtern wie Vollmond bei el Bakia, die Auferstehung Muhamed's erwartend, um sich ihm gleich zur Verfügung zu stellen. — Alle diese Plätze besuchte Burton, stets mit dem rechten Fuße zuerst eintretend und fast immer in Bewegung mit der Hand aus der Tasche, um die Heiligen, welche auch Fleisch und Bein hatten, mit irdischen Gütern kleinen Gepräges zu erfreuen.

Medina ist eine hübsch gebaute Stadt mit etwa 16,000 Einwohnern. Die Dächer sind flach, größtentheils zweistöckig, die bessern in Gärten gelegen, von Springbrunnen und Dattelbäumen umgeben. Die Datteln von Medina gelten als die besten in der ganzen Welt. Das Interessanteste ist das seltsame Gemisch der Bevölkerung. Sie besteht aus zurückgebliebenen Pilgern aller muhamedanischen Racen, vom negerartigen Schwarz bis zu dem edeln, feinen, blassen Gesicht des „Dolche blickenden" ächten Sarazenen. Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nichts in die Scheunen und Allah und sein Prophet ernähren sie doch. Sie bezahlen keine Steuern und thun nichts, als die frommen Fremden führen, bewirthen und ausbeuten. Einige handeln mit Datteln, Tabak, getrockneten Früchten, die ihnen von den Bäumen in würziger Süßigkeit zufallen. Von Datteln unterscheidet man im Handel und in der Art der Verpackung über sechzig Arten. Die besten, über zwei Zoll lang, werden in Zinnbüchsen bis in die fernsten Theile der muhamedanischen Welt als Geschenke an besonders Gläubige gesandt, die Datteln aus „Fatima's Garten" an den Sultan und die Häupter des Islam verschenkt. Datteln sind die Kartoffeln der ganzen Gegend, auch Apotheke. Man ißt sich in Datteln krank und kurirt sich mit Medicin, die aus Datteln bereitet wird. Aechte Honigpatten. Außerdem ißt man viel — zerlassene Butter, worin gebratenes Fleisch schwimmt. Sie haben's wirklich so weit gebracht wie jener Schäferjunge, der gefragt, was er thun würde, wenn er König wäre, antwortete: „Ich tränke die braune Butter aus Bierkrügen."

Mr. Burton hörte die Aeltesten des Islam zuweilen über den Krieg disputiren. Auf ihren Knieen kauernd und aus langen Pfeifen bedächtig zierliche Wolken blasend, vereinigten sie ihre Nachrichten und Meinungen dahin: „Der Czaar hat um Frieden gebeten und Tribut und Treue geboten. Aber der Sultan hat ausgerufen: „Nein, bei Allah! Er Islam! Erst muß der Czaar zum Glauben des Propheten schwören! Dann wird er das Schicksal der Moskowiter bestimmen und hernach die Ungläubigen von Feringistan (d. h. des übrigen Europa) zur Fahne des Propheten schwören lassen." —

Die weibliche Bevölkerung Medina's beschäftigt sich mit Zanken und Putzen. Sie zanken ihre schwarzen Dienstboten aus, deren jede 80 bis 150 Thaler Lohn bekommt, und gehen in einem weißen, weiten Hemde mit langen Aermeln und sehr engen, anschließenden Tarwols (Beinkleidern) freier umher, als sonst in der Türkei. Außerdem färben sie die Sohlen ihrer nackten Füße und innern Handflächen sehr sorgfältig schwarz.

Das malerische Leben und Treiben der Stadt mit ankommenden und abgehenden Pilgrims-Caravanen ist äußerst interessant. Mit besonderer Aufregung wurde während Burton's Anwesenheit die jährlich einmal von Damaskus ankommende Karavane erwartet, weil diese einen neuen Vorhang für das Grab des Propheten mitbrachte. Sie blieb über die Zeit aus, so daß man schon fürchtete, Wüstenräuber könnten sie ausgeplündert und ermordet und selbst den heiligen Vorhang nicht geschont haben. Sie war aber einmal über Nacht sicher angekommen. Und der glänzende, heiße Morgen strahlte auf eine ganze, über Nacht wie aus der Erde gezauberte neue Welt. Eine große Stadt von Zelten war zwischen den Häusern emporgewachsen, bunte, kostbare Zelte, wie Paläste mit Baldachinen, Ställen und Küchen, mit goldenen Zinnen und kostbaren Shawlgehängen, mit Pavillons, mit Schlaf- und Besuchszimmern; weiße, graue, grüne Zelte als Privatwohnungen oder als Buden, aus denen Tabak-, Frucht- und Spezereihändler schrieen; dazwischen hervorragend große, weiße, lyrische Dromedare mit braunen Beduinen an deren Höckern klebend, Armauten, Türken und „Feuer blickende" kurdische Reiter in malerischen Farben glänzend, persische Pilgrime in Ohnmacht fallend, umherwandelnde Scherbetverkäufer, fromme Hajji's, einander „kämpelnd," so daß bald hier, bald da Einer unter Kameelfüße oder über die Seile der Zelte purzelte, Kanonendonner von der Citadelle, Lustschützen, die ihre kleinen Gewehre zum Vergnügen in die Luft knallten, lautes Gekreisch von Weibern und Mädchen in deren dichtverschlossenen Sänften, aus denen sie doch ganz frei herauszuklettern, wenn die Träger über Stricke und Pflöcke der Zelte fielen; eine kühn daherreitende Gruppe arabischer Shaykhs, den Arzah oder Kriegstanz aufführend, schießend

im Tanze oder das Pulver in den Taschen des nächsten Nachbars auf einmal abbrennend, Schwerter schwingend und wahnsinnig dazu in Sprüngen lausend- und sich drehend, so daß die hellfarbigen Lumpen lustig im Winde flattern, mit ihren ungeheuren Speeren stoßend und suchtelnd, so daß die Straußfedern daran zum Theil abfliegen, oder sie hoch in die Luft werfend, ohne darnach zu fragen, wo und wie sie herunter fallen — und zwischen all diesem bunten Gewimmel und Getöse hier und da ein wankendes, zusammensinkendes, zerlumptes Menschenbild, leise betend und mit hohlen Augen unverblicknd nach einem ruhigen Winkel, um darin — auf heiligem Boden — dem letzten und höchsten Ziele seiner Wünsche — gläubig und selig zu sterben. —

Wir sehen, der Muhamedanismus hat dort noch seinen Kultus, sein Volksleben, seinen Fanatismus, seine eifrige Orthodoxie, seine Heiligthümer, deren Entweihung durch das Betreten Ungläubiger sofort mit Tode bestraft wird. Auf die Bernunft und den Sinn der Sache — in unserm Sinne — kommt es nicht an, sondern auf die Kraft der Existenz, des Glaubens, der Breite, Tiefe und Energie dieser religiösen und sozialen Gebilde. Von alledem hat Burton ausführlich und genau Zeugniß gegeben. Mitten in dem Jubel der Karavanen von Damaskus verließ er in Gesellschaft seiner Mitpilger Medina, um auch Mecca zu besuchen. Er erreichte es sicher und kam sicher wieder heraus, so daß wir seinem Berichte darüber entgegen sehen können.

Der muhamedanische Kultus hat klimatisch seine Lebenskraft in Arabien, auf und um Wüsten mit sternenfunkelnden Nächten und über, erhabener Einfamkeit. In Europa wird er unter- und sein Gebiet übergehen. Die Alliirten werden wahrscheinlich die ihnen obliegende und zugetraute Absicht, dieses Gebiet der Freiheit zu retten, auf immer verscherzt und vereitelt haben. —

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheilkehre.

Das Nervenfieber oder der Typhus.

Die Krankheit ist nervös geworden, pflegt man zu sagen, wenn ein fiebernder Patient phantasirt (irre redet) und überhaupt Störungen seiner Hirnthätigkeit (besonders des Bewußtseins und der willkürlichen Bewegungen) zeigt. Es kann nun aber eine große Menge der verschiedenartigsten Krankheiten in ihrem Verlaufe nervös werden, aber zum Nervenfieber werden sie deshalb durchaus nicht, denn das ist eine ganz bestimmte Krankheit, die von ihrem Anfange an Nervenfieber ist und sogar ohne nervöse Erscheinungen, bisweilen blos mit Verdauungsstörungen neben großer Abmattung (als gastrisches oder Schleimfieber), vorkommt. In den meisten Fällen treten allerdings beim Nervenfieber wie bei vielen andern Krankheiten sogenannte nervöse Erscheinungen (wie: Kopfschmerz, Eingenommenheit des Kopfes, große Unruhe und Aufregbarkeit, Schlaftrigkeit, Sinnestäuschungen, Irrereden, Schlaftaumel bei offenen Augen, Krampfzustände, Zittern und Unsicherheit, Schnenhüpfen und Fleckenlesen, Lallen, Schlafsucht und Betäubung mit schnarchendem oder rasselndem Athem, unwillkürliche Harn- und Stuhlentleerung ꝛc.) ein und deshalb hat dieses Fieber auch den Namen des Nervenfiebers erhalten. Es wird daffelbe auch noch nervöses Schleim- oder Unterleibsfieber, gastrisch-nervöses Fieber, Typhus, genannt und in seinem Beginne sehr oft für ein katarrhalisches, gastrisches (Schleim-) oder rheumatisches Fieber gehalten.

Die Wissenschaft unterscheidet ein Unterleibs-Nervenfieber (typhus abdominalis, enterische Form des Typhus, Darmtyphus) und ein Ausschlags-Nervenfieber (exanthematische Form des Typhus, typhus exanthematicus); das erstere geht mit Entzündung mehrerer Unterleibsorgane (besonders des Darmes, der Gekrösdrüsen und der Milz) einher, das letztere, welches sich durch sein rascheres Auftreten und Verlaufen vor dem ersteren auszeichnet, führt seine solche Darm- und Gekrösdrüsen-Affection wie das erstere mit sich, wohl aber einen Hautausschlag, der theils in zahlreichen rothen, masernähnlichen Fleckchen, theils in flohstichähnlichen bläulichrothen Pünktchen (Petechien) besteht. Der Ausschlagstyphus ist es, welcher vorzugsweise ansteckend und epidemisch werden kann, und zu ihm gehört der Garnisons-, Kriegs-, Lazareth-, Kerker-, Schiffs-, Auswanderer- und Hunger- (oberschlesischer) Typhus; auch wird er bisweilen als ansteckendes Nervenfieber und bösartiges Faulfieber bezeichnet. Der Unterleibstyphus scheint nur bisweilen, wenn viele Patienten beisammen liegen, ansteckend zu werden. Ob nun diese beiden Nervenfieber aus denselben Ursachen und aus derselben Entartung des Blutes entstehen, ob der Ansteckungsstoff (Contagium) des exanthematischen und Darmtyphus derselbe sei, ist noch unausgemacht; als Entartungen des Blutes (acute Blutkrankheiten) sieht man aber zur Zeit beide Krankheiten an, obschon die Art der Veränderung des Blutes dabei auch noch nicht gekannt ist. Ebenso sind die Ursachen, welche den Typhus hervorrufen können, nur und auch blos zum Theil Vermuthungssache und selbst mit nur einiger Sicherheit nicht anzugeben. Uebrigens ist der Typhus eine der am häufigsten vorkommenden Krankheiten, denn er kommt in allen Theilen der Welt (besonders aber in der gemäßigten Zone) und in allen Lebensaltern (am häufigsten aber bei robusten Subjekten in den Jünglings- und Mannesjahren) vor. Als Ursachen desselben werden hauptsächlich angegeben: schlechte, besonders durch thierische Ausdünstungs- und Zersetzungsstoffe verderbene Luft, dürftige und unpassende Nahrung, niederdrückende Gemüthsstimmungen (Gram, Sorge, Noth, Furcht) und übermäßige Geistesanstrengungen, bedeutende Strapazen u. s. w. Merkwürdig ist, daß der Typhus solche Kranke, die zum Nervenfieber schon einmal befallen waren, sowie diejenigen, welche an einem chronischen Uebel (wie: Lungen- oder Herzfehler, Krebs, Geisteskrankheit) leiden, äußerst selten befällt; auch Schwangere, Wöchnerinnen und Stillende sind ziemlich sicher vor dem Typhus.

Die **Krankheitserscheinungen** beim Typhus zeigen eine so große Verschiedenheit in ihrer Art und ihrem Grade, daß es oft äußerst schwierig für den Arzt ist, diese Krankheit mit Sicherheit, zumal bei ihrem Entstehen, zu erkennen. Die constantesten Merkmale sind: anhaltendes und heftiges Fieber (bedeutende Vermehrung der Pulsschläge, bis auf 150 und darüber, besonders beim Aufrichten des Kranken, und gesteigerte Körperwärme, bis zu 34° R.), große Hinfälligkeit, Anschwellung der Milz (welche der Arzt nur durch Beklopfen der Milzgegend zu erkennen im Stande ist) und ein Hautausschlag, welcher sich aber bei den beiden Typhusarten verschieden zeigt. Bei dem Darmtyphus tritt nämlich der Ausschlag nur sehr sparsam und oft unentwickelt, gewöhnlich nur in der Herzgrube auf und zwar im Gestalt von lichtrothen, kleinen, hirse- bis hanfkorngroßen, kreisrunden, härtlichen Stippchen oder Knötchen (roseola papulata), die zerstreut herumstehen, etwa am 9. Tage der Krankheit erscheinen und gewöhnlich schon nach einigen Tagen wieder verschwinden. Dagegen stellt der Ausschlag beim exanthematischen Typhus, welcher meistens schon zwischen dem 3. und 5. Tage der Krankheit erscheint, zahlreiche lichtrothe, kleine, unregelmäßige und dicht gedrängt bei einander stehende, oft masernähnliche Flecke (roseola maculata) dar, die sich von der Magengrube aus ziemlich rasch über den ganzen Rumpf und sogar über den ganzen Körper ausbreiten. Was die oben angegebenen nervösen Symptome betrifft, so kommen dieselben beim Ausschlagsnervenfieber constanter und gewöhnlich in heftigerm Grade vor, als beim Darmtyphus, wo sie sogar ganz fehlen können. Sie hängen wahrscheinlich von einer feindlichen Einwirkung des entarteten Blutes auf die Hirnsubstanz ab, denn bis jetzt hat man noch keine solche krankhafte Veränderung des Gehirns aufgefunden, welche jene Störungen der Hirnthätigkeit erklären könnte. Als ganz unbeständige Erscheinungen beim Typhus sind anzusehen: herumziehende (gewöhnlich für rheumatische erklärte) Gliederschmerzen, katarrhalische Symptome (mit Nasenbluten) und Verdauungsstörungen (bei belegter breiter Zunge mit rothen Rändern und rother Spitze); nur beim Unterleibsnervenfieber, wo sich im Darmkanal in der Regel Geschwüre bilden, sind Durchfälle oder Verstopfung bedeutungsvolle und wohl zu berücksichtigende Erscheinungen. — Der Verlauf des Typhus dauert ungefähr 3 bis 6 Wochen, doch häufig auch darüber, äußerst selten darunter. Ueber den glücklichen oder unglücklichen Ausgang dieser Krankheit läßt sich niemals etwas Bestimmtes sagen, denn auch bei den

anscheinend mildesten Fällen können oft ganz unerwartet oder allmälig, selbst in der schon eingetretenen Wiedergenesung, gefährliche und tödtliche Zufälle eintreten. Kurz, man kann sich bei dieser Krankheit immer nur dann erst seines Lebens wieder recht freuen, wenn man dieselbe eine Weile im Rücken und sich seines früheren Wohlseins (Stärke, Schwere, Aussehens) zu erfreuen hat. Die Genesung erfolgt stets langsam unter Beruhigung des Pulses, Reinigung der Zunge, Wiederkehr des Schlafes, des Appetites und normalen Stuhles, Wiederzunahme des Fleisches und Körpergewichtes, häufig mit Ausgehen der Haare.

Die **Vorbauung** bei herrschendem Typhus besteht zur Zeit, wo die Wissenschaft noch so wenig von der Entstehung und dem Wesen dieser Krankheit weiß und kein sicheres Schutzmittel dagegen angeben kann, hauptsächlich: in Herstellung und Erhaltung einer guten Luft (gehörigem Luftwechsel, besonders in den Schlaf- und Krankenzimmern); äußerster Reinlichkeit, sowohl der einzelnen Personen als auch der Wohnungen; baldiger Beseitigung aller Zersetzungsprodukte (fauliger, übelriechender Stoffe); Vermeidung von Ueberfüllung der Wohnungen mit gesunden und noch mehr mit kranken Personen; in Sorge für gute, leicht verdauliche Kost, reines Trinkwasser, gesunde Wohnung und gehörige Kleidung; in Vermeidung aller Excesse (also Führung einer geregelten Lebensweise in jeder Hinsicht) und in Beruhigung des Gemüths (Heiterkeit und Furchtlosigkeit). Von den sogen. desinficirenden Räucherungen sind die mit Kaffee (wobei erhitzter grüner Kaffee gestoßen und als grobes körniges Pulver auf glühende Kohlen gestreut wird) denen mit Chlor, Essig, Wachholder u. s. w. vorzuziehen. Das sicherste Präservativmittel ist aber jedenfalls, baldmöglichst sich aus der Gegend zu entfernen, wo der Typhus herrscht, und nach einem typhusfreien Orte überzusiedeln. —

Die **Behandlung** typhöser Kranken braucht fast nur eine diätetische zu sein; die allermeisten Fälle von Typhus kommen auch ohne ärztliches Zuthun (und deshalb auch bei homöopathischer Behandlung) zur Heilung, ja sie verlaufen, sich selbst überlassen, stets weit besser, als unter den Händen mittelsüchtiger allopathischer Heilkünstler, da stark eingreifende Arzneien nirgends so schadenbringend sind, als gerade in dieser Krankheit, welche für den Arzt noch so viel Räthselhaftes hat und gegen welche ein besonderes, spezifisches Verfahren zur Zeit nicht gefunden ist. Dagegen üben auf den günstigen Verlauf derselben augenscheinlich einen wesentlichen Einfluß: frische und reine Luft, Reinlichkeit und öfterer Wechsel der Bett- und Leibwäsche, Abwaschungen des Körpers, Ruhe des Körpers, der Sinne, des Geistes und Gemüthes, gelind nährende und leicht verdauliche Speisen und Getränke. Damit soll nun aber nicht etwa gesagt sein, daß der Arzt beim Typhus stets entbehrlich sein und nicht in einzelnen Fällen bei gewissen Umständen (besonders bei Erstickungs- und Schwächezuständen) heilbringend, sogar lebensrettend wirken könne. Dies kann aber nur der allopathische, nie der homöopathische Arzt mit seinen Nichts-Arzneien. Aber mit einem Abschneiden der Krankheit durch energische Mittel, sowie mit Anwenden von Arcanen, die schon manchmal gute Dienste beim Typhus geleistet haben sollen, dürfte mir, wenn ich am Typhus litt, kein Arzt kommen. Auf die Gefahr hin, für Dr. Sangrado II. gehalten zu werden, empfehle ich jedoch zum Abkürzen, wenn auch nicht zum Coupiren des Typhus, wenn derselbe sich bei seinem ersten Erscheinen durch Fieber, große Hinfälligkeit und Kopfschmerz vermuthen läßt, ein ganz unschädliches Mittel, welches ich mehrere Male mit gutem Erfolge, wie ich nämlich glaube (also nicht gewiß weiß), selbst an Medicinern angewendet habe und welches, wenn es nichts hilft, sicherlich nicht schadet. Es ist dieses Mittel „heißes Wasser", welches blos einige (2 bis 3) Tage lang, aber in sehr großer Menge bei leichter Bedeckung und Belleidung des Körpers (damit es keinen übermäßigen Schweiß hervorrufe) getrunken werden muß und das unreine Blut, die HH. Aerzte mögen mir diesen unwissenschaftlichen Ausdruck verzeihen, auswaschen oder ausschwemmen soll. Gelingen dürfte es bei der Behandlung des Typhus, einer in ihrem Verlaufe wohl nicht aufzuhaltenden und den erkrankten Organismus äußerst erschöpfenden Krankheit, hauptsächlich darauf ankommen, den Kranken gehörig zu kräftigen, damit er den Kampf mit der Krankheit siegreich bestehen könne, wobei natürlich auch noch nebenbei Alles abzuhalten und zu vermeiden ist, was das Uebel unterhalten oder steigern kann. Sicherlich sind schon viele Typhuskranke nur deßhalb zu Grunde gegangen, weil sie auf eine zu karge Diät gesetzt wurden und weil man glaubte, daß sie erst dann kräftige Nahrung bekommen müßten, wenn sie Appetit danach bekämen.

Unter den diätetischen Heilmitteln des Typhus steht reine, mäßig warme Luft und gute Nahrung obenan. Um stets reine Luft im Krankenzimmer, was so geräumig, lustig und trocken als möglich sein muß, zu haben, ist Alles sofort aus denselben zu entfernen, was die Luft verunreinigen könnte (Excremente, Urin, schmutzige Wäsche u. dgl.), und öftere Lüftung des Zimmers vorzunehmen. Hierbei ist aber ja darauf zu achten, daß die Luft nicht zu kalt werde, weil diese sonst sehr leicht Lungenaffectionen gefährlicher Art erzeugen kann. Sprengen mit Essig, Aufhängen von wollenen, in Essig getauchten Tüchern, Kaffeeräucherungen (und, wenn's möglich wäre, Ozonentwickelung) sind neben dem häufigen Luftwechsel auch noch empfehlenswerth. Für Reconvalescenten vom Typhus ist der Aufenthalt in gesunder Landluft sehr stärkend. — Die Nahrung sei flüssig, kräftig und schmackhaft; sie bestehe aus guter Fleischbrühe, weichem Ei (stets auch das Eiweiß, nicht etwa blos das Dotter), Milch (anfangs verdünnt, oder Buttermilch und Molken) und mehligen Stoffen in Suppenform. Niemals erhalte der Patient eine größere Menge Nahrungsstoffe auf einmal, immer nur wenige, aber öfterer. Nicht genug kann in der Reconvalescenz vor Excessen im Essen und vor schwer verdaulichen, blähenden, erhitzenden und reizenden Speisen und Getränken gewarnt werden, weil hier schon öfters eine starke Ueberfüllung des Magens mit Speisen und eine Durchlöcherung des geschwürigen Darmes durch Speisereste plötzlichen Tod herbeigeführt haben. Als Getränk dient das Wasser (mit etwas Säuere) am besten, oder Brod- und Eierkraut. — Reinlichkeit ist ebenfalls ein bedeutendes Unterstützungsmittel der Kur; sie beziehe sich auf die Leib- und Bettwäsche, sowie auf die Haut des Kranken. Man wechsele deßhalb öfterer jene Wäsche, die nur mäßig gewärmt zu sein braucht, und mache kühle (nicht kalte) Abwaschungen mittels Essig und Wasser (zu gleichen Theilen). Diese Waschungen, welche allenfalls auch nur an den Gliedmaaßen anzustellen sind, zeigen sich besonders dann von großem Vortheile, wenn die Haut sehr heiß und trocken ist; man wiederholt sie, sobald die nach dem Waschen feuchter und kühler gewordene Haut wieder heiß und trocken wird. Um das Aufliegen zu verhüten, müssen die Rückenparthieen des Körpers sehr rein gehalten und öfters kühl gewaschen werden; sowie auch das Bettuch straff über eine Matratze zu spannen oder ein Luft- oder Wasserkissen von weichem, vulcanisirtem Kautschuk als Unterlage zu benutzen ist. Wunde, aufgelegene Stellen können gar nicht rein genug gehalten werden; man tupfe sie deßhalb öfters ab und belege sie mit einem mit frischem Talge bestrichenen feinen Leinwandläppchen. In der Reconvalescenz sind warme Bäder von großem Nutzen und beschleunigen die vollständige Wiedergenesung. — Auf die Lage des Kranken habe man insofern acht, als man dieselbe öfterer aus der Rücken- in die Seitenlage wechseln lassen muß, damit nicht so leicht gefährliche Blutsenkungen in den Lungen zu Stande kommen. Auch kann das dabei stattfindende Aufrütteln des Patienten aus seinem Taumel nur vortheilhaft sein.

Niemals verliere man beim Typhus ebensowenig die Hoffnung auf Genesung, wie die Furcht vor Gefahr, um niemals die nöthige Vorsicht zu versäumen.

Bock.

Kriegsbilder aus der Krim.

Nach den Tagebüchern eines Offiziers der Chasseurs d'Afrique, mitgetheilt von Julius von Wickede.

Eine lange Zeit voller Kriegsleben und Kriegslust liegt wie der hinter mir, nachdem ich mein letztes Briefpaquet dem Schiff in Kamiesch anvertraute, um es sicher nach la belle France zu befördern. La belle France, welche Erinnerungen der Jugendzeit weckt doch stets dieser Name in mir, und welche Gefühle werden dabei wach, die ich längst schon vergessen glaubte. Zehn Jahre

ist es hec, seit ich unsere schöne Seine nicht mehr sah, zehn Jahre, seit mir die gute Schwester den letzten Wein von unserem eigenen Rebhügel kredenzte und auf eine glückliche Wiederkehr als Colonel mit mir anstieß. Und eben so lange ist es her, als wir damals aus dem Hafen von Toulon ausfuhren, um nach Algerien, unserm neuen Bestimmungsort uns zu begeben.

Ich sehe diesen Morgen noch so vor mir, als wenn derselbe erst gestern gewesen! Wie glänzten die weißen Mauern des Arsenals von Toulon in dem hellen Scheine der aufgehenden Sonne, und der Pulverdampf aus den Geschützen, mit denen unsere Fregatte, die seidem auch schon den Untergang in den Wellen gefunden hat, ihren Abschiedsgruß donnerte, kräuselte sich in so leichten, bläulich weißen Ringeln über die klare Meeresfläche hin, wie der gelbteste Raucher im besten Kaffeehause von Algier solche nicht regelmäßiger aus seinem Tschibuk zu blasen versteht. Und wie nun die Geschütze donnerten, und die mächtigen Schaufelräder sich zu drehen anfingen, und der Küstenlootse auf dem Radkasten seine Befehle zum Wenden des Schiffes durch sein Sprachrohr brüllte, da riefen wir, die wir in einer Gruppe auf dem Verdeck standen, aus lauter Brust unser „vive la France, vive la patrie,“ und unser Louis B. sing mit seinem Baße an zu singen:

Par la voix du canon d'alarme
La France appelle ses enfants.
C'est ma mère etc. etc.

und jubelnd brüllten wir, so gut es gehen wollte, mit, und suchten die Trauer des Abschiedes vom Vaterlande unter Lachen und Singen zu verbergen. Unserer elf Kameraden waren wir, damals lauter junge, kräftige Brigadiers und Sergeantmajors, die wir uns hatten freiwillig zu den Zuaven und Chasseurs d'Afrique versetzen lassen, weil es uns langweilte, stets auf den Kasernenhöfen von Frankreich Parademärsche zu üben, und für Louis Philipp, dem Könige der Banquiers, Patrouillen zu machen. Von allen diesen elf guten Kameraden, die wir damals so frisch und munter den Hafen von Toulon verließen, und sämmtlich den festen Wunsch hegten, nur mit den Obersten-Epauletten wieder dahin zurückzukommen, sind, so viel ich weiß, nur noch drei am Leben. Einer ertrank beim Baden in der Seydouse, unweit Constantine, ein anderer starb an der Cholera, sechs aber fielen unter den Waffen für den Ruhm und die Ehre der französischen Armee, wie es unsere versluchte Pflicht auch ist. Drei davon sind hier in der Krim schon darauf gegangen, wobei ich besonders den Louis B. tief bedauere, der als Capitain der Zuaven bei Inkerman zusammen gehauen ward, zwei wurden uns bei den Kämpfen in Algerien getödtet, und erinnere ich mich noch, welche Rachbegierde uns Alle erfüllte, als wir den von den Hajuten schmählichst verstümmelten Körper des armen J., der wenige Tage vorher Sous-Lieutenant geworden war, entdeckten. Bei den Beinen hatten ihm diese braunen Schufte an einen Orangebaum aufgehängt, ihm den Unterleib aufgeschnitten, die Augen ausgestochen und die Finger als Cigarren in den Mund gesteckt, so daß der Arme gewiß furchtbare Todesqualen hatte ausstehen müssen. Nun wir rächten ihn denn auch gehörig und von den Hajuten, die in den nächsten Tagen uns Chasseurs d'Afrique in die Hände fielen, erhielt sicherlich keiner Pardon, sondern wir hauten das Gesicht zusammen, als wenn es Ratten wären. Und jetzt gar der lustige George G., der stets behauptet hatte, er würde noch einmal als Marschall von Frankreich sterben, mußte in diesem verwünschten Juni-Aufstand 1848 in Paris, wohin ihn der General Cavaignac mitgenommen hatte, auf so elende Weise von so einem kleinen pariser Gassenjungen getödtet werden. Wer weiß, ob der Bursche, der damals meinen Freund erschoß, sich jetzt nicht unter diesen Zuaven befindet, die so eben vor meiner Zelthüt herumlungern und sich trotz Regen und Wind die Zeit, bis die Reihe zum Brotfassen an sie kommt, nach gewohnter Weise mit den lärmendsten Spielen vertreiben. Jetzt würde vielleicht derselbe Bursche, der damals einen der braven Officiere, die das französische Portepée trugen, so ruhig niederschoß, als sei derselbe eben nur ein Sperling, sich keinen Augenblick bedenken, mitten in den dichten Haufen der Russen hineinzuspringen und sein Leben tausendmal zu wagen, blos um etwa einen verwundeten Officier, der ihn sonst weiter gar nicht sonderlich kümmert, zu retten. Es ist ein eigenes Volk diese pariser Straßenjungen, muthig wie die Löwen und stets guter Laune, aus denen man ganz vortreffliche Soldaten machen kann, wenn man es versteht sie unter recht scharfer Zucht zu halten und ihren Ehrgeiz zu erwecken. Die Zuaven nehmen dieselben gern, und mein guter Alphons hatte gewiß stets mehrere Dutzende von diesen pariser Taugenichtsen, die er aber recht scharf zu halten wußte, in seiner Kompagnie. Wir bei den Chasseurs d'Afrique haben im Allgemeinen mit Recht ein großes Vorurtheil gegen sie, und nehmen dieselben nur höchst ungern auf. Die Kerle sind so windbeutelig und slatterhaft, und achten nicht genug auf ihre Pferde, um gute Kavalleristen zu sein. Und gar nun wenn Mädels in der Nähe sind, oder es Gelegenheit giebt, tüchtig Wein zu trinken oder irgendwie einen Anfang anzustiften, da könnte man bei Jedem dieser Pariser nur einen eigenen Brigadier hinstellen, der aufpaßte, daß er sein Pferd gut wartete.

Doch wohin komme ich denn diesmal mit meiner Schreiberei! Da will ich Euch etwas von unserm Leben in der Krim erzählen und gerathe auf Erinnerungen, wie ich zum letzten Mal vor zehn Jahren von dem schönen Frankreich Abschied nahm und nun gar auf diese pariser Gamains und ob man aus denselben gute Chasseurs d'Afrique heranzubilden vermöge, was Euch doch am Ende verzweifelt wenig interessiren kann. Aber auf was verfällt ein Mensch nicht, wenn er mit gequetschtem Fuß, so daß er nur mühsam am Stocke herumgehen, oder sich nicht in den Sattel schwingen kann, allein in einer elenden Baracke sitzt, während alle Kameraden im Dienst fort sind. Es ist mir wahrlich vor ein paar Tagen verflucht schlecht gegangen und ich bin jetzt doch endlich unserm Doktor in die Hände gefallen, der meinen linken Fuß umpflastert hat, als wäre derselbe ein Wickelkind irgend einer ehrsamen Bürgersfrau in Tours, die ihren Gatten nach einem Dutzend von Jahren mit dem ersten zarten Sprößling ihrer ehelichen Liebe beglückte. Und wahrlich, sündhafte Quantitäten von Cognac, denn anderer Spiritus war nicht zu haben, sind dazu verwandt worden, meinen Fuß täglich einigemal damit einzureiben. Mein alter Pierre, der diesen Liebesdienst der Einreibung mir erweisen mußte, brummte nicht wenig in seinen schon grauen Bart und meinte ein und das andere Mal, es sei eine Schande, daß man solch' edle Flüssigkeit wie dieser echte Cognac (er war auch verdammt theuer und in Bordeaux kostet die Flasche nicht ein Viertheil so viel wie hier in Kamiesch) dazu verwende, um ein Bein von außen einzureiben, statt von innen heraus den Magen damit zu erwärmen. Hätte der dicke Dr. H. mit seiner goldenen Brille auf der Nase nicht so verdammt scharf dabei aufgepaßt, ich glaube wirklich, mein alter Gregorard wäre der Versuchung nicht widerstanden, ein geschicktes Taschenspieler-Meisterstück zu versuchen, die Flaschen zu verwechseln und mir die gegnerische Stelle anstatt mit Cognac, mit Wasser aus der Tschernaja einzureiben. Nun wer weiß ob das Mittel nicht eben so gut genützt hätte? Doch mag dies nun der Cognac, den ich auch übrigens von innen tüchtig gebrauchte, oder irgend etwas anderes gethan haben, mein Fuß ist glücklicher Weise wieder ziemlich gesund, und morgen oder doch wenigstens überworgen hoffe ich mich in den Sattel meines Ibrahim, der unterdeß auch schon ganz ungeduldig geworden ist, schwingen zu können, um meinen Dienst bei den äußersten Vorposten, wo augenblicklich meine Schwadron liegt, wieder anzutreten. Da wird es denn hoffentlich auch nicht an Abwechslung fehlen, und wir werden uns so recht nach Herzenslust mit diesen Russen herumhauen können.

Um Euch aber zu erzählen, wie ich denn zu meinem arg gequetschten Fuß kam, so geschah die ganze Sache eigentlich nur aus Uebermuth. Es waren nämlich einige Eskadrons englischer Husaren aus Ostindien zu uns gekommen, tüchtige Kerle, die mir weit besser gefielen, wie dies sonst mit der übrigen englischen Kavallerie, mit der wir hier zusammengetroffen sind, der Fall war. Man sah es den Leuten an, daß sie ein langjähriges Kriegsleben in Ostindien durchgemacht hatten, und dabei ganz andere Feldpslaten geworden waren wie diese vornehmen englischen Gardekavalleristen, so prächtig dieselben sonst auch aussehen mögen und so muthig sie sich bei Balaklava im vorigen Herbst geschlagen haben, was man ihnen nicht abstreiten kann, obgleich es mich eigentlich ärgert, daß ich ihnen solch Lob nachrühmen muß. Denn die Officiere sind sonst verzweifelt hölzerne und hochmüthige Herren, die sich viel auf ihre vornehmen Namen und vollen Geldbeutel einzubilden scheinen, und zu denen wir Officiere der Chasseurs d'Afrique daher nicht sonderlich paßten, wenn wir auch äußerlich ganz

artig mit einander waren. Desto bessere Kameradschaft hatten wir aber bald mit diesen aus Ostindien gekommenen Husarenoffizieren gemacht, und auch unsere Leute verkehrten gern mit der Mannschaft dieses Regiments, unter der sich viele altgediente Veteranen befanden, die theilweise schon an 15—20 Jahre ununterbrochen im Felde gestanden hatten. Allzuviel verständigen konnten sich freilich unsere meisten Chasseurs nicht mit diesen englischen Husaren, und das gegenseitige Zutrinken aus dem mit Rum gefüllten Feldflaschen mußte häufig die sonstige Unterhaltung ersetzen. Merkwürdig bleibt es aber doch, daß wir mit diesen Ostindiern jetzt hier in der Krim zusammen kommen. So war ich mit einem Kapitain häufig auf Feldwache, der hatte vor einem Jahre noch in den schönsten Theilen von Ostindien sich mit den Maratten oder wie dies braune Gesindel dort heißen mag, herumgeschlagen und ich mich ganz hinten in Algerien mit den maurischen Stämmen aus dem Innern von Afrika, und jetzt fechten wir hier zusammen in der Krim und hauten lustig auf diese flachsköpfigen Russen, die Gott weiß woher anmarschirt gekommen waren. Und wer weiß ob wir nicht im nächsten Jahr da oben in der Ostsee sind, und mit den Schweden zusammen auf diese Russen oder Preußen dreinhauen. Nun, uns soll es recht sein, wohin der Kaiser befiehlt, marschiren wir, und je länger der Krieg dauert und je mehr Feinde es giebt, desto besser ist es, denn desto schneller geht das Avancement.

Aber jetzt, ich will Euch erzählen, wie ich meine Quetschung erhielt, und kommne da wieder auf allerlei Abwege.

Mit drei von diesen Husaren-Offizieren, und vier oder fünf von uns französischen Offizieren von den Zuaven und Chasseurs d'Afrique, dann noch zwei Sardiniern, prächtigen Kerlen, die man mit wahrem Vergnügen Kameraden nennen kann, hatten wir ein großes Bankett zusammen veranstaltet. Hoch, sehr hoch ging es dabei her, denn wir feierten den Sieg bei der Tractirbrücke, wo wir alle zusammen recht tüchtig im Feuer gewesen waren, und die russischen Kugeln uns so dicht um die Ohren sumsten, wie in Algerien oft die Mosquites.

In Kamiesch hat sich jetzt ein Haufen von Kaufleuten aus allen möglichen Nationen angesiedelt, aber lauter verworfenes Gesindel, was Einen prellt, ärger noch wie es die Malteser in Algier bei einem Neuling nur versuchen können, von denen man aber sonst ganz gute Sachen erhält. Wein haben die Kerle, der nicht schlecht ist, und ihr Cognac ist erste Qualität, freilich sündhaft theuer. Bei einem tüchtigen Trinkgelage kann oft in einer einzigen Nacht eine halbe Monatsgage daraus gehen, und auf Kreditgeben lassen sich natürlich die Kaufleute nicht ein, sondern Alles muß baar in blanken Napoleons bei ihnen bezahlt werden.

Wer wollte hier aber auch sparen und nicht gern eine lustige Nacht mit frohen Kameraden durchjubeln, so lange er nur noch ein Fünffrankenstück in der Tasche hat! Weiß man doch nie, ob es nicht das letzte Glas ist, was man an seine Lippen setzt, geht es doch oft vom Zechtisch sogleich in das russische Kanonenfeuer und wird das Anstoßen der Gläser nur zu häufig von dem Dröhnen der Geschütze so übertäubt, daß man sein eigenes Wort nicht dabei verstehen kann. Wie viele, viele brave Kameraden, mit denen ich hier noch so manche lustige Nacht durchtrunken habe, setzen jetzt das Glas nicht mehr an ihre Lippen, sondern fielen für den Ruhm und die Ehre unserer französischen Armee.

Abends waren wir denn wie gesagt recht lustig und fidel und wußten vor Uebermuth kaum, was wir beginnen sollten. Unser Kapitain Alphons ist nicht unsonst zwei Jahre Ordonnanz-Offizier beim Herzog von Aumale gewesen, und hatte uns einen Champagnerpunsch zusammengebraut, wie er auf dieser Welt nicht besser gefunden werden kann. Wenn man nun so zwei Tage auf den äußersten Feldwachen gewesen, kaum aus dem Sattel dabei gekommen ist, und nichts wie schaales, abgestorbenes Wasser zum Trinken und harten Schiffszwieback zum Essen gehabt hat, dann spürt man einen Durst in sich, als könnte man das ganze schwarze Meer auf einen Zug austrinken, vorausgesetzt, daß dasselbe aus Punsch bestände.

So tranken und sangen, schwatzten und lachten wir an diesem Abend so lustig zusammen, wie man auf dieser Welt nur sein kann. Hat das Wetter in der Krim einmal Lust schön zu sein, dann ist es auch wirklich gut, und so war diese Nacht denn so milde und klar, und dabei wieder so erfrischend und belebend, wie sie es an der algerischen Meeresküste nicht besser sein kann. Welcher Unterschied zwischen den Schneestürmen des letzten Winters und diesen lauen August-Nächten! Wir hatten unsern Zechtisch draußen im Freien, an der Seite einer Ruine von irgend einem tartarischen Bauwerk aufgeschlagen, und einige Zuaven von der Compagnie des Alphons waren mit ihrer, in solchen Dingen vielfach erprobten Geschicklichkeit bemüht gewesen, uns aus einer alten Tenne einen erträglichen Tisch und aus Mauersteinen dieser Ruine, zwar etwas harte, aber dafür desto fester stehende Sitze herzustellen.

Wie wir so eben im besten Trinken waren, und der große Feldkessel, den wir zur Punschbowle gebrauchten, schon die Hälfte seines Inhaltes in unsere Kehlen hatte abgeben müssen — diese Engländer verstehen das Trinken ganz famos, und man hat alle Mühe es ihnen hierin gleichzuthun, um so auch auf diesem Felde die französische Ehre zu retten, — fing plötzlich eine unserer Batterien, die zunächst dem Malakefthurm gegenüber lag, eine gewaltige Kanonade an, die alsbald von den Russen ebenso heftig erwiedert wurde. Es war wirklich, als hätten unsere Artilleristen an dem heutigen Abend ihre so schon tüchtig drummenden Positionsgeschütze mit doppelter Ladung verstärkt, so gewaltig krachten dieselben. Die Gläser klirrten und tanzten förmlich auf den Tischen, wenn so eine Salve aus dieser Batterie, die vielleicht an 3000 Schritt von uns entfernt sein mochte, krachte, und ein Glas, leider noch dazu fast ganz mit Punsch gefüllt, fiel sogar um. „Der Commandant der Batterie will, daß wir unsere Gläser sogleich austrinken sollen, darum läßt er heute Nacht seine Brummer so stark aufspielen," lachte Alphons, unser Zuaven-Kapitain, der den Wirth machte, und füllte das umgestoßene Glas auf's Neue. So etwas ließen wir uns nicht zwei Mal sagen und hatten unsere Gläser denn auch im Augenblick so leer getrunken, daß wir sie umgestürzt auf das Tisch stellen konnten, wo sie dann freilich fester standen. Auf das Schießen achteten wir sonst weiter nicht, denn wenn man wie wir Franzosen, nun schon acht Monate vor Sebastopol gestanden hat, dann wird man auch der stärksten Kanonade so gewöhnt, daß man ganz ruhig dabei schlafen kann, mag es auch rings um einen her noch so donnern und krachen. Nur das Fliegen der feurigen Bomben, mit denen die Russen von ihren Werken uns bisweilen regalirten, verschaffte uns Vergnügen, und wir hatten bei unserm Zechgelage ein Feuerwerk so großartig, wie es selbst die guten Pariser am Napoleonstage nicht bekommen können. Namentlich unsere sardinischen Kameraden, denen solch gewaltiges Bombardement noch neu war, zeigten mit ihrer italienischen Lebendigkeit so recht ihre ganze Freude über dies Schauspiel. Sie lachten und klatschten in die Hände, wenn so eine gewaltige Bombe mit langem, hellem Feuerschweif durch den dunkeln Himmel angesaust kam, und jubelten einmal über das andere, über den prächtigen Gedanken ihres Königs, daß er sardinische Truppen hierher nach der Krim geschickt hätte, damit sie sich an der Seite der Franzosen neue Lorbeeren erkämpfen könnten.

Wie wir aber im besten Trinken sind und den alten braven Kommandant F. von unserer Batterie einmal über das andere hoch leben lassen, daß er uns eine gar so gewaltige Tafelmusik zu unserm Bankett aufspielt, kommt plötzlich ein Adjutant vom General Bosquet in vollem Galopp seines Pferdes angejagt.

„Kamerad, was bringst Du?" ruft ihm Alphons zu und fredenzt dem Reiter sein volles Punschglas.

„Les Zouaves aux armes." war die Antwort des Adjutanten, der dabei schnell uns zurief, daß man einen etwaigen Ausfall der Russen gegen unsere äußersten Trancheen erwartete, und deshalb die Wache derselben um zwei Kompagnien Zuaven verstärken wolle; „zu den Waffen", das ist ein Kommando, was diese Zuaven gewaltig gern hören, und so saul die Kerle est auch sind, wenn sie zu Paraden ausrücken sollen, so lassen sie sich den Ruf „aux armes" gewiß nicht zwei Mal sagen. Uebrigens befahl der Adjutant noch, daß die Hornisten nicht Allarm blasen sollten, damit man den Lärmen davon nicht etwa im russischen Lager hören könne, sondern sich Alles möglichst schnell und still saumeln und dann im Eilschritt an den ihnen durch viele Wachen schon hinlänglich bekannten Platz marschiren möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Südpolarmeer.

Von Friedr. Körner.

Mit Recht bewundert man die großartige Pracht der tropischen Urwälder mit ihren blüthenbedeckten Riesenbäumen, um die sich Lianen wie Blumenguirlanden winden, während farbenprangende Orchideen wie schwebende Blumenbeete von den Aesten herniederschweben, bunte Vögel in den breitblättrigen Baumkronen sich tummeln und metallisch schillernde Kolibris um die hellen Blüthen schwirren; diesen von Lebensfülle strotzenden und von Farbenpracht strahlenden Urwäldern gegenüber stellt man die Sahara mit ihrer einförmigen Oede und der erschreckenden Erhabenheit ihrer lautlosen Einsamkeit, die nur erstickende Sandstürme und trügerische Luftspiegelungen kennt. Wenn man aber die Natur in ihrer grauenhaften Großheit und furchtbarsten Erhabenheit schauen will, dann muß man sich an die Enden der Welt und des Lebens versetzen, muß die schauerlichen Wasser- und Eiswüsten des Südpolarmeers mit seinen berstenden Gletschern, tobenden Vulkanen, heulenden Stürmen und schwimmenden Eisbergen betrachten. In Glutherde, welche in der Winterkälte jener Gegenden um so leichter erstarrten. Ein Wall schimmernder Gletscher umlagert diese Klippen, blendende Firnfelder dehnen sich über die Hänge aus, und uralte, fast ewige Gletschermassen thürmen sich auf ihrem Scheitel zu Bergen von 4—10,000 Fuß empor. Hinter diesen schroffen Eisufern von 200—1000 Fuß Höhe heben sich zuweilen Eisberge neben Eisbergen empor bis in's Unabsehbare, und schimmern endlose Schneefelder, auf denen sich die tieferen Stellen wie leichte Schatten abzeichnen. Doch sieh, aus jenem Kegel steigen schwarze Rauchwolken und wälzen sich unbehelfen über die Schneefelder hin. Jetzt steigt eine glutrothe Flamme aus dem 11,600 Fuß hohen Erebus, der etwa 12 Grad vom Südpol entfernt ist. Ein greller Schein fällt auf die Gletscher und Eisfelder um ihn her, ringsum funkelt es von rothen, blauen und gelben Lichtern, als ob sich die Eiskrystalle in Lichtstrahlen auflösen wollten, ein bunter Farbenschimmer schwebt um die Eiswelt, mengt Schatten und Licht, Eiszacken und

Eisgebilde.

jenen Wüsteneien grenzen Leben und Tod aneinander, ringen die Elemente in ungefesselter Wuth mit einander um die Herrschaft, daß die Erde unter dem Rasen der Schneestürme und Vulkane in ihren Angeln zu beben scheint.

Die Südhälfte unseres Erdkörpers bedeckt ein ungeheures Meer, in welches die Südspitzen der Festländer wie Landzungen hineinragen. In's Endlose dehnen sich die weißen Kämme der rollenden Wogen aus, unabsehbar heben sich brausende Wasserberge hinter Wasserbergen, fahren Stürme heulend über die Kammlinien der schäumenden Fluthen wie über die Saiten einer Riesenharfe und entlocken ihnen grause Melodieen, die das Menschenherz erstarren machen. Um das Unheimliche dieser Meereseinsamkeit zu steigern, sind südlich vom 60. Grad nur sparsam einige öde Inselklippen über das Polarmeer zerstreut, und die Südspitzen Amerika's, welche am weitesten gegen den Südpolarkreis vorragen, wie von Stürmen zerzaust und zerrissen. Auf jenen Inseln ist alles Pflanzenleben erstorben, da sprießt kein Beerenkraut, nickt kein Halm am Strande, klebt kein Moos, keine Flechte an den feuchten Felswänden, die schroff aus dem Meere mit ihren schwarzen Wänden emporsteigen, als die emporgetriebenen Zacken unterfeischer Gletscherschlünde, Fels und Meer zu einem phantastischen Farbenspiel, bis die Vulkanwand unter furchtbarem Krachen springt, die Gletscher bersten und donnernd in's Meer schießen, Firnfelder schmelzen, aus allen Schluchten siedende Bäche hervorbrausen, und der Glutbach der Lawa in wilder Pracht die Bergwand niederrinnt.

Welche Feder vermöchte die großartigen Scenen zu schildern, welche ein vulkanischer Ausbruch in der Gletscherwelt hervorbringt. Die Erde bebt, Lavinen stürmen von den Berghängen, Firnfelder poltern in tiefe Schlünde, Gletscher krachen und bersten, reißen sich los von der Felswand, ihr phantastischer Bau stürzt zusammen, und die klirrenden Trümmer schießen chaotisch hinab in's schäumende Meer, welches im Zorn seine Wellen hoch empor schleudert an den Felswänden, wie wenn es den Vulkan löschen wollte.

Doch nicht immer vermag das Meer zu toben oder sich nur frei zu bewegen, denn den größten Theil des Jahres hindurch liegt es gefesselt unter schwerer Eisdecke, da es in den langen grimmigen Monaten des Polarwinters an manchen Stellen mehrere hundert Fuß tief friert. Dann verschwinden die Wallfische, die oft 24 Fuß langen Seehunde und die Seevögel, die an den

öden Küsten in den kurzen Sommermonaten Januar, Februar und März zu rasten pflegen, dann ruht tiefste Einsamkeit und schauerliches Schweigen über den endlosen Eisfeldern. Das Reich des Todes breitet sich aus, sobald die lebendige Meereswelle zu grauer Eisdecke erstarrt. Zugleich hüllt aber auch die sechs Monate lange Polarnacht die Eisfelder in düsteres Dunkel und mehrt die Schrecken der Einöde. Da kann man mit dem nordischen Dichter sagen:

RingS dehnt sich aus das graue Nichts,
Senkt Ewigkeit gebieten,
Kein Freudenstrahl des Sonnenlichts
Mag diese Nacht zerreißen.
Hier ist nicht Zeit, hier ist nicht Raum,
Kein Wesen, keine Dinge —
Als ob im dunklen Fieberraum
Das Nichts die Welt verschlinge.

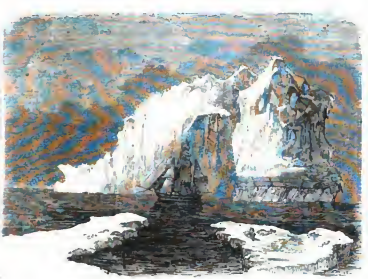
Kein Menschenauge hat diese Todeswelt des Südpolarmeeres gesehen, kein Ohr gelauscht, wenn von Zeit zu Zeit entfesselte Polarstürme hereinbrechen, wochenlang Schneestürme über die Eisfelder brausen, heulend an den Ecken der Gletscher sich brechen und haushohe Schneemassen auf den Ebenen aufhäufen. Haben sich aber diese Stürme ausgetobt, dann funkeln in reinstem Silberglanze die Sterne vom dunkelblauen Himmel herab und gießt der Mond seinen geisterhaften Schimmer über die Schneewüsten, daß sie schimmern und leuchten in wunderbarem Glanze, daß die Spitzen und Kanten der Gletscher blitzen und funkeln von tausend lichten Strahlen, und ein zauberhafter Schimmer sich ausbreitet über den Flächen, wie wenn die Auferstehung anbräche und der Saum der Unendlichkeit die Erde berührte. Die Phantasie ist kaum fähig, sich

Eiswall.

auf das Tiefste ergriffen gewesen von den Wundern der polarischen Eiswelt.

Wenn endlich nach dem langen Winter der kurze Sommer kommt, dessen Wärme aber selbst in den heißesten Tagen nicht über

grüne, gelbe und weiße Flammen züngeln durcheinander, zucken hoch auf wie die Lohe eines ungeheueren Brandes, schießen in blendenden Strahlen weit über den Himmel hin, erblassen, wachsen dann wieder an zu feuriger Glut, weben und schweben durch einander wie das Zauberspiel einer Laterna magica und streuen ihren Farbenschimmer über die stummen Eisfelder. Sieh, da brechen aus den Krystallen bunte Strahlen hervor, hüpfen an den Eiszacken auf und nieder, fliegen über die Schneefelder, um an einer Bergspitze aufzublitzen und in der in Schimmer verduftenden Ferne zu verschwinden. Da treten die phantastischen Gestalten der Eisberge in seltsamer Beleuchtung bald schärfer, bald matter hervor; hier schillert eine halb eingestürzte Pyramide, dort leuchtet eine vereiste Burgruine mit zerfallenen Mauern und dachlosem Thurme; hier breitet sich eine zerstörte Stadt aus, von der man noch einzelne Häuser und Thürme zu erkennen meint, während dort eine einsame Säule die Stätte bezeichnet, wo ein Tempel sich erhob. Sieh, ist hier nicht ein Palast mit zierlichen Erkern an den Ecken und Bogenfenstern zu Eis verzaubert und von Benedig an den Pol versetzt? Schimmert dort nicht ein erstarrter Wasserfall, ein im Aufsteigen eingeschlafener Springbrunnen neben dem Stumpf einer Tanne? Werden arabische Mährchen hier Wirklichkeit und befindet man sich hier in einer verzauberten Welt? — Seefahrer haben nur die letzte Reste dieser phantastischen Eisgebilde gesehen und sind doch von den Wundern der polarischen Eiswelt.



Eisberg, von Parry gezeichnet.

Eiswand, mit Treibeis.

die großartige Erhabenheit einer mondhellen Nacht in diesen öden, schweigsamen Eiswildnissen vorzustellen, deren schauerliche Stille nur zuweilen vom gellenden Knall der Eissprünge unterbrochen wird, deren Echo sich tief hinein in die Eisgebirge verirrt. Da erwachen ringsum laute Stimmen, aus allen Eisklüften hallt es, tief in den Labyrinthen der Eisberge scheint es lebendig zu werden; bestürzt würde der Mensch lauschen, wenn er diese wesenlosen Stimmen ringsum vernähme, nach deren Absterben die bleiche Eiswelt wieder in Todesschweigen versinkt.

Die seltsamen Lichtwunder der Polarwelt gehen bis in's Mährchenhafte, wenn am Horizont des Poles die zuckenden Südpolarlichter in ihrer bunten Farbenpracht empor steigen. Rothe, 10 Grad R. steigt, dann entfaltet sich eine neue Welt schauerlicher Phantastik. Das Meer ist des langen Zwanges überdrüssig, seine Wellen werden unruhig, drängen mit Riesenkraft aufwärts und sprengen endlich in wilden Stürmen die ungeheure Eisdecke. Nun brechen wilde Revolutionen herein, die Zeiten der Titanenkämpfe scheinen zurückgekehrt; Tage lang donnert und dröhnt es, als ob die Welt zusammenbräche, von berstenden Eisschollen und niederstürzenden Lawinen und Gletscherbergen, von gegeneinander rennenden Eisinseln, heulenden Stürmen und brausenden Wogen, und dazwischen fegen Schneewetter, Hagelschläge und Regengüsse über die chaotisch durch einander taumelnden Eisberge oder stehen dichte Nebel über der zusammenstürzenden Wunderwelt und hüllen sie in

unheimliche Dämmerung, durch welche die dahin ziehenden Eisblöcke und zersplitterten Gletscher wie Gespenster vorüber schleichen.

Das matte Grau der schnee- und regenbelasteten Wolken verhüllt die Sonne Tage lang, daß nur ein kaltes, ernstes Dämmerlicht sich über das empörte Meer ergießt, auf dessen dunkeln Wogen Eisberge auf- und abschwanken, indem an ihnem glatten Fuß eine wilde Brandung rauscht. Dazwischen schwimmen unabsehbar Eisfelder, deren meilenlange Schollen sich unbehelfsen vorwärts bewegen, bis sie gegen einander stoßen und unter furchtbarem Krachen bersten. Hochauf schäumt das Meer und schnellt ein mächtiges Schollenstück empor, das mit dröhnendem Schlag auf die siegreiche Scholle niederstürzt, welche, von der Last getroffen, rauschend untertaucht und zertrümmert in weiter Strecke erst wieder erscheint. Nachdem die großen Schollen nach und nach zerbrechen und zerstückelt sind, aber immer noch Eismassen bilden, welche durch einen herzhaften Stoß ein Schiff zerquetschen können, folgen sie als Treibeis der Meeresströmung nach den Meeren Afrika's und Amerika's. Das Polarmeer selbst ist den Sommer über mit Treibeis bedeckt, zwischen dessen Schollen sich breitere Straßen offenen Wassers hinzuziehen pflegen, denen der kühne Polarsegler als den einzig gangbaren Fahrstraßen folgt und dabei immer Gefahr läuft, im Sturm oder in finsterer Nacht in das Treibeis zu gerathen, welches seine Schiffsplanken abstößt oder auch von ihnen eingeschlossen zu werden, da es nicht selten plötzlich wieder zu einem stehenden Eisfelde gefriert.

Die Schrecken der Polarfahrer sind indeß weniger die treibenden Eisschollen, als vielmehr die schwimmenden Eisberge, welche das Meer oft so weit bedecken, als das Auge reicht, und welche entweder ganze Gletscher oder Trümmer derselben sind. In jenen Gegenden fällt den größten Theil des Jahres hindurch nur Schnee, der sich daher zu ungeheuren Massen aufthürmt und durch seine Schwere zu glasartiger Festigkeit zusammenpreßt, und in körniges Eis umbildet. Kommen nun im Sommer kalte Regengüsse, Schlossen und Hagel, so zehren die Regen an den Eismassen, durchfurchen deren Hänge im Herabfließen, bis die kleinen plätschernden Regen- und Thauflächlein unpflüglich gefrieren und in langen blinkenden Eiszacken, schwebenden Wasserfällen oder wie silberne Treppensteingebilde von phantastischer Gestalt an den Eisbergen herabhängen. Hier bilden sie einen Säulengang, dort eine Höhle mit seltsamen Reliefbildern, und an andern Stellen schweben sie wie zerrissene Guirlanden herab. Jahrhunderte hindurch häufen sich diese Eis- und Schneemassen auf, mit denen Schichten gefrornen Regenwassers und ungeschmolzenen Hagels wechseln. Je höher aber der Schneeberg sich austhürmt, um so gewaltiger drückt seine Wucht auf die untern Schneelagen, die dadurch zu festen Eismassen gepreßt werden. Denn die Gletscher beschehen nicht aus gefrornem Wasser, sondern aus gepreßten und von durchsickernden Regen oder Nebeln angefeuchteten Schneefeldern.

Aus diesem Grunde kann man es sich erklären, daß zahlreiche Eisberge aus dem Innern der Inseln des Südpolarmeeres aufragen, aus denen nur an den wenigen Stellen der schwarze Felsen wild und unheimlich an's Tageslicht hervortritt, wo die Felswand so schroff aufsteigt, daß keine Schneelocke an ihnen haften kann. Die Schneestürme treiben die ungeheuren Schneemassen des Polarwinters bald an dieser, bald an jener Felsenklippe auf, so daß die Oberfläche der Eis- und Felseninseln großer Veränderung unterworfen ist; am meisten ist dieß jedoch an den Steilflüsten der Fall. Denn hier bilden sich lockerlose Schneehänge, ungeheure Schneeschirme und weit auf das Meereis hinausragende Schneezungen, die sehr bald in Gletscher übergehen, da das Meereis im Sommer nicht in allen Buchten aufgeht. Daher sind die Küsten meistentheils mit Eisbergen umfäumt, die oft seltsame Gestalten angenommen haben, da Stürme hier und da überhängende Eisstücken abrissen, Regenwasser tiefe Schluchten ausböhlten und die Erschütterung der Luft beim Krachen des Meereises Risse und Spalten in die starren Eismassen brachte. Meistens haben sie die Gestalt zerklüfteter vorgelagerter Berge, und haben von den nagenden Nebeln, die im Sommer an ihnen hängen, eine weißgraue Farbe erhalten. Am Meeresufer selbst sinken sie schnell als senkrechte Wände mehrere hundert Fuß tief unter das Wasser hinab und ruhen entweder auf dem Meeresgrunde oder lassen sich vom Wasser tragen.

Wo nun solche Gletscher, die 100—1200 Fuß hoch zu sein pflegen, entweder bedeutend überhängen oder mit ihrem Fuße theilweise auf dem Meereise ruhen, kommen häufig Gletscherstürze vor, denn entweder verliert der Gletscher das Uebergewicht, wenn er lange genug Feuchtigkeit aus den Nebeln gesogen hat, oder die steigenden Meereswellen rütteln und schütteln Tag und Nacht so an dem Eisberg, daß er sich unter furchtbarem Krachen ganz oder theilweise losreißt, und in das Meer hinabschießt, so daß die Wellen thurmhoch empor schlagen. Tamulend schwimmt er weiter, stößt an einen benachbarten Gletscher mit solcher Macht, daß auch dieser zersplittert und in die Tiefe stürzt, oder er begegnet einem andern schwimmenden Eisberge, und dann fahren beide Gletscher gegen einander, daß die Splitter oft 1000 Fuß weit fliegen.

Wenn die Gletscher des südlichen Eismeeres im Allgemeinen alle Eigenschaften der Gebirgs- und Nordpolargletscher theilen, so ist ihnen doch die wall- und bankartige Gletscherbildung eigenthümlich. Selbst in gemäßigten Breiten begegnet der Schiffer oft schwimmenden Eisstücken von tafelförmiger Oberfläche, welche ein geschichtetes Aussehen haben, 120—180 Fuß hoch sind und nicht selten den Umfang von einer Viertelstunde erreichen. Gewöhnlich sind sie sehr morsch und rings um sie schwimmen losgebrochene Eisstücken. Sie stammen von jenem berühmten Eiswall (Eisbank), welcher die kühnen Südpolarfahrer stets zur Umkehr zwang, und der im Winter bei wechselnder Temperatur von meilenlangen Spalten zerrissen wird, so daß im Frühjahr jene losgesprengten Massen vom Meere fortgeführt werden. Er liegt auf der Ostseite des vermuthlen Südpolarlandes, und zieht sich als schroffe 150 bis 200 Fuß hohe Wand nach Osten hinaus, umgeben von schwimmenden Eisstücken. Tage lang segelten die muthigen Polfahrer den Eiswall entlang, konnten aber dessen Ende nicht erreichen.

Oede und lebles sind die ungeheuren Räume des Südpolarmeers, welches so von mikroskopischen Algen (Diatomeen) angefüllt ist, daß es ihnen seine braune Farbe verdankt: um so ungehemmter und großartiger wirken hier die physikalischen Naturgewalten, indem Eis und Fels einen entlosen Vernichtungslampf führen. Der Naturforscher findet daher in diesen den Gegenden manchen Aufschluß über die Geschichte der Erde selbst, die hier in Gletschern, Steinblöcken, Meeresschlamm, Steinlehmlagern, Lava und Bimssteinen aufgeschrieben ist. Werfen wir daher auch einen Blick in diese dunste Ehrenlif der Erde!

Nur an wenigen Inseln konnte man wegen des Treibeises und der Gletscherklippen landen, doch weiß man von Neu-Südshetland, daß es große Steinkehlenlager enthält. Welche Umwandlungen sind hier also vorgegangen, daß ewiges Eis auf jenen Inseln lastet, auf denen vor undenklichen Zeiten ein tropischer Urwald wucherte, dessen Palmen ihre Laubkronen in sanftem Windzuge wiegten, neben denen riesige Farrn und bannhohe Bärlappe ihren gereisten Schaft mit den weitreichenden Zweigen und den fein gefiederten Blättern rauschen ließen! Müssen wir uns nicht Zeiten vorstellen, in denen es auf der ganzen Erde nur ein feuchtwarmes Tropenklima gab, wo Schneeflocken unbekannte Dinge waren, und tropische Gewitterstürme da tobten, wo jetzt von den kühlen Sommerlüften Gletscher krachen und Schneelester laum zu thauen ansangen? Die Vulkane, deren man mehrere hat Flammen ausstoßen sehen, so wie die zahlreichen vulkanischen Gesteine, welche an allen tahlen Stellen sichtbar werden, bezeugen die ungeheuren Revolutionen, die vor Zeiten in diesen verlassenen Wildnissen getobt, Inseln versenkt und empergehoben, Berge zertrümmert und lange Höhenketten aufgethürmt haben. Obschon kein Menschenauge jene Vulkane länger als im Vorübersahren beobachtet hat, so darf man doch vermuthen, daß die großen Veränderungen, welche die wenigen Südpolarsahrer sanden, den Vulkanen zuzuschreiben sind. Denn wenn diese Vulkane anfangen zu toben, die Felsen bis in ihre Wurzeln erbeben machen und schütteln, dann berste die Gletscher, fahren in Trümmern auseinander, weite Schnee- und Firnfelder werden von der Hitze der Lava in reißende Wasserströme verwandelt. Wieder eisbedeckte Buchten kochen und dampfen von tausend heißen Wassern, die von den Bergen in rauchenden Wasserfällen niederstürzen. Dann wiederheben sich jene schauerlich großartigen Scenen, wie sie Island öfter sah, wenn Feuer mit Eis, heiße Lava mit Schnee und brennende Lavaströme in rother Glut zischend in's Meer hinabsteigen.

Wie die Gletscher der Alpen tragen auch die der Südpolarinseln Steinblöcke, Geröll und Schutt hinab in's Meer, sobald die Lage der Gletscher der Art ist, daß die losgebrochenen Steinblöcke der

Felswände auf den Gletscher fallen. Da die Gletscher außerdem alljährlich von dem Binnenlande nach den Küsten zu wachsen, indem die vordern Enden im Sommer von Stürmen und Wellen abgebrochen werden und der stehengebliebene Gletscher seine Schnee- und Eisfelder vorwärts schiebt, so wird auch der Felsenboden von ungeheuren Eismassen gefurcht, Unebenheiten abgestoßen und gewaltige Schuttmassen in's Meer geschoben. Werden die schwimmenden Gletscher von den Wellen fortgeführt, so drücken sie mit so großer Last, daß sie mehrere Tausend Fuß tief in's Meer hinabreichen, die Klippen des Meeresboden zertrümmern, den Schlamm zerreiben und auftrühren und dadurch große Veränderungen des Bodens verursachen. Zwar ist das Südpolarmeer an vielen Stellen 12,000 Fuß tief, aber es giebt auch seichtere Stellen, wo die Eisberge aufliegen, und da das Meerwasser in einer Tiefe von etwa 4000 Fuß eine gleichmäßige Temperatur von 4° C. hat, so zehren die Meerwasser am Fuß tiefgehender Gletscher, so daß sie unten so viel abschmelzen, als sie oben neue Schneemassen aufhäufen, weshalb der Eiswall seine gradlinige, gleichmäßige Höhe behält. So unsichtbar und unscheinbar diese Veränderungen auch sein mögen, so müssen sie doch in Jahrtausenden von gewaltigen Folgen sein, da Roß an einigen Stellen den fein geriebenen Schlamm mehrere Fuß tief fand.

Rechnet man hierzu noch die unaufhörlichen Strömungen des kalten Wassers nach dem Aequator zu, welche das Treibeis bis zum 47.° ja bis zum 36.° treiben, wogegen in der Tiefe warme Wasserströme vom Aequator her bis zu den Polen vordringen und dadurch jene großen, wunderbaren Strömungen im Meere verursachen; berücksichtigt man endlich, daß die kalte Polarluft auf dieselbe Weise mit der leichteren der heißen und gemäßigten Zone wechselt und eine dauernde Luftströmung veranlaßt, und daß in der Nähe der Pole die Mittelpunkte der magnetischen Kreise liegen, welche in seltsam geschwungenen Linien mit ihren geheimnißvollen Kräften die Erde umkreisen, so ahnt man die Bedeutung der starren, eisbedeckten Polarzone für das Gesammtleben der Erde, für Wind- und Witterungswechsel, für Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit gewisser Gegenden, und öffnet sich eine erhabene Perspektive auf die urgewaltigen Weltgesetze, wie auf die unberechenbare Bedeutung von Elementen, die man für todt und theilnahmlos zu halten gewohnt ist. Da wo die Grenze des Lebens zu sein scheint, liegt der Ursprung des Lebens, wo nur Verwüstung und Zerstörung zu wohnen scheint, entwickelt sich ein großartiges Elementarleben, unter Gletschern und Firnfeldern liegen die Geheimnisse des Magnetismus als der belebenden Kraft, welche den aufsteigenden Gebirgen ihre Bahn vorschrieb, so daß sie den magnetischen Linien folgte, liegt die Geburtsstätte und die ersten Bedingungen des Pflanzen- und Thierlebens verborgen: denn nur der Kampf der Gegensätze gebiert das Leben in der Natur, wie in der Geschichte der Völker.

Blätter und Blüthen.

Die Inseln Cerralbo und Espiritu Santo sind zu jeder Zeit in dem Meerbusen von Californien durch ihre Perlenmuschelbänke und die große Anzahl jener Schildkröten berühmt gewesen, die das Schildkrot liefern. Ferry theilt über diese Perlenfischerei, die Art ihrer Ausübung und die furchtbaren Gefahren, die durch die in jenen Gewässern heimischen Haifische mit dieser Industrie verbunden sind, die interessantesten Einzelheiten mit. Alljährlich lassen Pächter diese Perlenmuschellager in den Monaten Juni und Juli ausbeuten, und dieselben förmlichkeiten wie bei der Auffindung eines Goldlagers finden bei der Entdeckung solcher Bänke statt, zu deren Ausbeutung die Erlaubniß zu geben hat. Die Eigenthümer der Perlenmuschelbänke erhalten ihre Buzos (Taucher) von den Indianerstämmen an der Küste Californiens und Sonoras, die durch einen gewissen Antheil von dem Ertrage der Fischerei abgelohnen werden. Bei der Leichtigkeit, eine Perle von großem Werthe zu unterschlagen, werden sie unablässig streng beaufsichtigt und dieses Amt liegt dem Capataz ob, in der Regel Männer, deren moralische oder körperliche Kraft den Tauchern Achtung oder Furcht abnöthigt. Die Taucher werden außer ihren Familien noch von Zauberinnen der verschiedenen Stämme begleitet, denen der Aberglaube der Indianer die Macht zuschreibt, den gefährlichsten Feind der Taucher, den Haifisch, unschädlich zu machen. Da die Zeit der Perlenfischerei auch die des Schildkrötenfangs ist, der zahlreiche Flottillen nach Cerralbo und Espiritu Santo lockt, so sammelt sich hier auf diesen sonst öden Inseln eine nomadische Bevölkerung von einigen hundert Köpfen. Die Böte, welche für die Fischerei eingerichtet sind, entbalten Ruderer und Taucher. Die letzteren stürzen sich abwechselnd in das Wasser, und ein Strick mit einem großen Steine beschwert, erleichtert ihnen das Tauchen, während das andere, im Boote befestigte Ende ihr Emporkommen unterstützt, wenn ihre Schwere durch die Last der Muscheln verdoppelt ist, die sie in den Netzen von 10—12 Klaftern von den Felsen losgebrochen haben. Ein Netz ist zur Aufnahme der Muscheln bestimmt, das sie wie eine Schürze vor sich tragen. Man stellt die Taucher oft drei bis vier Minuten unter dem Wasser bleiben, worauf sie ermattet emporkommen, was sie indeß nicht hindert, an einem Morgen vierzig bis fünfzig Mal zu tauchen.

Jeden Abend schüttet man die Muscheln, die von den Felsen gebrochen worden sind, am Ufer auf und läßt sie durch die Hänitze öffnen, die die Sonne bald entwickelt. Ist sie vollständig, so schreitet man zum Waschen, das wie die Gobmüchterei in großen hölzernen Trögen geschieht. Man wühlt gierig in der abscheulichen lauligen Masse umher, die giftige Dünste verbreitet, und die Suchenden erheben ein Jubelgeschrei, sobald sie eine an Größe und Schönheit ausgezeichnete Perle finden.

Die besten Taucher sind die Hiaquis, Indianer, welche an den Ufern des gleichnamigen Flusses bei Guaymas heimisch sind. Obgleich die Haifische sich in großer Anzahl an diesen Muschelbänken einfinden, tauchen die Hiaquis doch in dieser furchtbaren Nachbarschaft mit einer Kühnheit, die haarsträubend ist, namentlich wenn man die einzige Waffe kennt, die sie zu ihrem Schutze bei sich führen. Es ist dies ein Holzstück, dessen beide Enden zugespitzt und im Feuer gehärtet sind. Diese plumpe Waffe, die sie im Gürtel führen kurzen ledernen Beinkleider tragen, heißt Estaca. Bekanntlich muß sich der Haifisch wegen der Form seines Unterkiefers umdrehen, wenn er seine Beute fassen will, und diesen Augenblick benutzen die Taucher, um den Thier in den Rachen ihren Feinden zu stoßen, der dann die Eingeweiden nicht minder tödtlich trifft. Eine einzige Art der Haifische, die Tintorera, trotzt dem Muthe der Hiaquis, und diese allein fürchten sie.

Unter den Mexikanern, die sich dort an der Perlenfischerei betheiligen, zeichnete sich vor Jahren besonders einer an Tollkühnheit und mißlerfolgter Geschicklichkeit vor allen anderen aus. Kein Sturm, kein Haifisch, selbst kein Tintorera, der schrecklichste Hüter jener Perlen, vermochte ihn vom Tauchen abzuhalten und seine öfteren mit Haifischen bestandenen Kämpfe hatten ihm in den Augen jener nomadenhaften Bevölkerung den Nimbus der Unverletzlichkeit verliehen. Oft hatte man solche Angreifer ihn umkreisen oder verfolgen sehen, die Zuschauer hatten mit lautem Geschrei den Unglücklichen zu warnen und das Ungethüm zugleich dadurch zu verscheuchen gesucht, daß sie es selbst in großer Nähe der Gefahr anfallend hatte; oft war der kühne Taucher wie ein Pfeil aus dem Wasser emporgeschossen und hatte sich an dem Seil in's Boot geschwungen und fast in demselben Augenblicke war dasselbe von den Zähnen seines Verfolgers wie ein Faden zerbissen worden. Einen Kampf mit einem Tintorera, den der junge Mexikaner ebenso siegreich bestand, erzählte derselbe selbst.

In einer Gewitternacht war ein Taucher einem solchen Tintorera zum Opfer gefallen. Das Ungethüm hatte dadurch die Ehre der Korporation der Taucher verletzt und ich, einer ihrer Capataz, beschloß als Augenzeuge des Unglücks augenblicklich dieselbe zu rächen. Der Hai hatte einmal Menschenfleisch gekostet und nichts reiz die Gefräßigkeit der Tintorera's so sehr als eine Gewitternacht. Es verbreitet sich da ein lichtiger Stoff über ihre ganze Haut und macht sie leuchten wie Feuer. An diesen Leuchten erkennt man sie, sie sehen nicht scharf und ein gewandter Schwimmer hat den Vorzug des Gesichts vor diesen Ungeheuern voraus. Dazu rechne man, daß sie uns nicht anders fassen können, als indem sie sich auf den Rücken legen, und man wird finden, daß ein entschlossener Mann und tüchtiger Schwimmer einige Aussicht hat, sie zu bestehen. Ich hatte mich nicht sehr weit von dem Orte, wo der Taucher verschwunden und auch um über und unter mich sehen zu können. Die Wogen donnerten über mir wie der Donner am Himmel, feurige Spitzen trieben umher wie der Staub im Sturmwinde, aber unter mir war Alles ruhig. Plötzlich bemerkte ich einen Feuerstreifen, der sich mehr und mehr vergrößerte. Es war der Tintorera, mit dem ich mich in gleicher Tiefe befand, aber er stieg allmälig höher. Mir sing der Athem an auszugehen und ich wollte dem Hai den Vortheil nicht lassen, über mir zu sein, da er sich in diesem Falle nicht umzudrehen brauchte, um mich zu fassen. Ich berechnete, um meine Wendung auszuführen, nur die Zeit, die er zum Umbrechen brauchte. Der Hai schwamm so schnell auf mich zu, daß ich einen Augenblick so nahe an ihm war, um in dem Phosphorglanze seines Körpers die Haut zu erkennen, welche seine Augen halb bedeckt, und seine drämtichen Flossen an meinem Körper zu fühlen. Noch hingen Fleischstücken an seinem Rachen. Der Hai war mit einem raschen Blick zu, sein Kopf besand sich jetzt in gleicher Höhe mit mir. Ich athmete häufig ein, bob mich über den Hai empor und drehte mich um; es war die höchste Zeit. Der silberglänzende Bauch des Tintorera blitzte einen Augenblick und zugleich stürzte er den Rachen, der von furchtbaren dicht an einander stehenden Zähnen starrte. Ich stieß zeit mein Messer in seinen Leib und riß, so weit mein Arm reichen konnte, eine tiefe blutige Furche. Der Hai machte einen furchtbaren Satz und schlug zweimal mit dem Schwanze auf das Wasser, doch ich wurde davon nicht getroffen. Nur wurfte ich mich eine Minute schützend, denn es blendete mich ein Regen blutigen Schaumes, der mir in das Gesicht spritzte. Als ich auftauchte, sah ich meinen Feind todt auf dem Wasser schwimmen.

Der chinesische Yam. Der in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs abgedruckte Artikel: „Die Nachfolgerin des kranken Mannes Kartoffel" hat eine Menge Anfragen hervorgerufen, die zu beantworten wir erst jetzt im Stande sind.

„Der Yam ist in China und Japan einheimisch. Es giebt daselbst verschiedene Sorten, die aber alle wild wachsen, woher auch der Name Jamo imo, Bergknolle, stammt. Die Landleute suchen sie dort im Walde auf und begünstigen ihre Verbreitung, indem sie die Wurzeln hier und da in Löcher, die sie graben, einpflanzen. Der Yam enthält 18,₀₀ Procent Stärkemehl und widersteht einer Kälte von 16° F. Auf der pariser Ausstellung war die Yammwzel — im Jahre 1850 von dem französischen Consul Montigny in Shanghai in Frankreich eingeführt — schon ziemlich reich vertreten. Eine über walzenförmigen mehligen Wurzeln, deren getrockneter Durchschnitt etwa wie seiner Piquo aussieht, war 3 Fuß lang und wog 3 Pfund. Die Wurzel geht senkrecht in die Erde, kann aber durch einen darunter gelegten Stein gezwungen werden, sich wagrecht zu entwickeln. Die Wurzel dauert mehrere Jahre in der Erde aus und treibt

kleine Knollen, welche zur Fortpflanzung tüchtig sind. Außer durch die Knollen kann die Vermehrung auch durch Stecklinge geschehen. Ein großer Vorzug dieser Frucht vor der Kartoffel besteht darin, daß sie ein Jahr lang im Keller liegen kann, ohne zu treiben. Die schneeweiße Wurzelmasse ist mit einer mächtigen Flüssigkeit gefüllt und auch im rohen Zustand genießbar. Gekocht ist sie sehr zart, ohne sichtbare Fasern und Zuschwebe und kann durch leichten Druck in einen Teig verwandelt werden, welcher an Nahrungsstoff reicher als die Kartoffel ist.

Außer in Frankreich hat man in den beiden letzten Jahren auch in Deutschland, namentlich in Schlesien, Böhmen und am Rhein Anbauversuche mit dem Yam angestellt, und alle diese Versuche haben zu Gunsten dieser neuen Frucht gesprochen. Ihre Anzucht kann daher unbedenklich empfohlen werden, selbst auch neben der Kartoffel, da der Yam zarter, wohlschmeckender und nahrungsreicher als die Kartoffel ist, und da es doch auch erwünscht sein muß, eine zweckmäßige Abwechselung mit den Knollenfrüchten zu besitzen. Jeder, der ein Gärtchen hat, kann ein Beet Yam anbauen. Saamenknollen kann man sich verschreiben von den Handelsgärtnern Mohnhaupt in Breslau und Haake in Erfurt oder von der Saamenhandlung J. Booth in Hamburg.

Für diejenigen, welche gesonnen sind, mit dem Yam Anbauversuche anzustellen, theilen wir noch Einiges darauf Bezügliches mit. Der Yam verlangt einen gut gedeihlichen und gut bearbeiteten, nicht schweren Boden. Geschieht die Fortpflanzung durch die Knollen, so werden diese wie die Kartoffeln in 2 Fuß von einander entfernte Reihen 1½ F. tief und in den Reihen 18 Zoll von einander entfernt aufgelegt, was im April geschieht. Während des Wachsthums wird die Pflanzung eben so bearbeitet, wie eine Kartoffelpflanzung. Im September sind die Knollen reif und können geerntet werden. Man kann den Yam aber auch fortpflanzen, wenn man die kleinen Wurzeln bei der Ernte ausstucht und in Gruben legt, um sie vor dem Frost zu schützen. Im Frühjahr nimmt man sie heraus und pflanzt sie in gut zubereiteten Boden ziemlich nahe an einander in Furchen. Sie keimen bald und bilden liegende Stengel, auch denen man, sobald sie 6 Fuß lang sind, Stecklinge macht, welche man dann pflanzt. Bei feuchtem Wetter schießen sie bald Wurzeln; der Trockenheit müssen sie so lange begossen werden, bis sich Wurzeln bilden. Nach 15—20 Tagen von der Bewurzelung an erscheinen Nebentriebe, die man von Zeit zu Zeit sorgfältig entfernen muß, wenn die Wurzeln die gehörige Größe erlangen sollen."

Die Abbildung rechts ist ein kleiner Blüthenzweig, die Figur links die eßbare Wurzel des chinesischen Yams.

Aus der Fremdenlegion. Man schreibt uns aus Sternclisse vom 28. Februar: Vorige Woche gab's hier viel Scandal. Zunächst hatten die Polizeimänner am Freitag vor acht Tagen gegen Abend einen Jäger der 10. Compagnie, der in die eine halbe Stunde entfernte Stadt Folkestone ein paar Schuhe im Auftrag seines Sergeanten in der Hand trug um sie zu verkaufen, arretirt. Da der Mann offenbar unschuldig war und die beregten Effekten Andern nicht entwendet hatte, so rotteten sich mehrere Jäger, namentlich von der 9. Compagnie, wovon gerade diese in der Stadt zum Besuch waren, zusammen, und verlangten dringend dessen Freilassung. Da dieselbe nicht gutwillig erfolgte, so wurde sie schließlich erzwungen, wobei es Hiebe setzte. Am andern Tage früh wurde ein Sergeant der 9. Compagnie, G—l, der mit dem Scandal betheiligt gewesen sein sollte, und der bei seinen Leuten sehr beliebt war, arretirt und an's Civilgericht nach Folkestone abgegeben. Deshalb hauptsächlich erneuerte sich der Auflauf am andern Tage und zwar in der Art, daß der erwähnte Sergeant nicht nur aus dem Gefängnisse befreit, sondern daß auch das Pflaster aufgerissen, Mehreres demolirt und die Fenster, namentlich am Civilgerichtshause, sämmtlich gänzlich zerschmettert wurden. Andern Tages wurde der Sergeant wieder arretirt und auf die Lagerwache abgeführt, entkam aber, auf die Arretirde gebend, glücklich von da. Heute nun ist der Posten, der ihn dahin begleitet und ihn hat entspringen lassen, zu einem Jahre einsamen Gefängnisses mit schwerer Arbeit verurtheilt worden.

Gleich nach dem Crawall in Folkestone revolvirte die 1. Compagnie des 2. Jägercorps das 1. Bataillon, das steht mit dem 1. Infanterie-Regiment in Kerrich, das 2. Inf.-Regim. in Stumpe, das 3. Inf.-Regim. in Gallipoli, das 4. und 6. Inf.-Regim. wird hier, das 5. in Helgoland gebildet und sollen die Rüstungen einstweilen immer vorwärts gehen; so kamen gestern von Frankreich wieder 17 Mann von einem Werber geliefert, für 6 Regimenter bestimmt, von denen, zugleich mit Einigen, die als unsichtig zurückgewiesen, nicht ein Einziger geschworen, da sie nach vorher bei Veteranen eingezogener Erkundigung das Eingehen in die englischen Bedingungen nicht unvolubar und genehm fanden).

Dabei kam es so weit, daß selbst der Kapitain der Compagnie, Krayy, der in Schleswig-Holstein und Brasilien gedient, thatsächlich insultirt wurde. Auch dem Feldwebel vergalt man seine seitherige mütterliche Pflege mit Undank. In Folge dessen wurden 18 Mann der betheiligt Gewesenen bis gestern im Arrest gehalten, namentlich wurden verhört, später aber gänzlich freigegeben, ohne weitere Strafe. Sie sollen mehrfach gegründete Beschwerden vorgebracht haben. Der Compagniechef hat hierauf seine Entlassung eingereicht.

Die Aufstiftgreten der Leute kommen namentlich mit daher, weil sie mit der Gage nach ihrer Meinung gründlich getäuscht sind. Statt der versprochenen Schilling täglichen Solds (12 Pence, soviel wie 13 Schilling hamburger Courant) bekommen sie öfters nur 4, 3, 2, ja selbst nur 1 Pence. Da wird für empfangene Montursstücken abgezogen, für Reinigung der Bettwäsche, für Barackenschaden, für Menage ꝛc. ꝛc., so daß die Leute zuletzt sich aus sich selbst heraus bezahlt machen müssen. Doch ich gedenke ja Ihnen Ausführlicheres hierüber später mitzutheilen.

Berichtigung.

Einige Zeitungen berichten, der in neuerer Zeit vielgenannte Graf Pfeil sei ein Thüringer. Wir müssen gegen diese Ehre protestiren. Graf Pfeil, der Gesinnungsgenosse des Herrn von Gerlach, wohnt in Neurode bei Brieg in Schlesien, und haben wir mithin nicht das Vergnügen, Landsleute dieses „kleinen Herrn" zu sein.

Mehrere Thüringer.

„Aus der Fremde" Nr. 10 enthält:
Ein Dameritt an's todte Meer. — Briefe aus der Mormonenstadt. III. Zur Charakteristik der Secte und ihrer Führer. — Eine Geschichte der Belagerung von Kars. — Der Aesin der Wüste. Von dem General Daumas. — Aus allen Reichen: Der Reisende Mitchell. — Longfellow. — Eine Charakteristik der Amerikaner.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 11. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Das lebendig vergrabene Kind.

Vom Verfasser der schwarzen Mare.

(Schluß.)

Der Wachtmeister ging, in dem doppelt erhebenden Gefühl seiner Amtswürde und einer guten That, und die Frau weinte.

Mare Müller wischte sich mit den magern Händen den Angstschweiß aus dem bleichen Gesichte. Bald darauf trat der Bauer mit zornglühendem Gesichte zu ihr.

„Stehe auf und mache Dich fort mit Deinem Balg!"

„Du hattest ihr zu Frist gegeben bis morgen, Väterchen," wiederholte ihm seine Frau.

„Schweig, Weib, keine Stunde mehr!"

„Bitte, laß sie doch hier, bis ihr Bräutigam kommt!"

„Wozu? Er darf sie ja nicht heirathen. Hast Du das nicht gehört?"

„Er wird schon für sie sorgen."

„Er ist selbst ein Bettler. — Iß, Dirne, und dann packe Deine Sachen zusammen."

„Die Arme," sagte die Frau bitter. „Sie soll ihre Sachen packen; sie hat ja nichts, als die paar Lumpen, die sie auf dem Leibe trägt, und das Kind dort."

„Was geht mich das an!"

„Und wohin soll sie in diesem Lande, wo sie keinen Menschen kennt?"

„Ueber die Grenze muß sie, wie der Wachtmeister befohlen."

„In dieser Kälte? Es friert, daß der Schnee pfeift."

„Soll ich zum Bettler werden für sie?"

Er verließ zornig die Pirte. Die Bäuerin setzte sich zu der Kranken.

„Iß Deine Suppe, Mare," sagte sie, „und verliere nicht Deinen Muth. Fort mußt Du von hier; der Gospodarus hat es befohlen, aber ich bringe Dich zu meinem Schwager Siporis in Laubfjen; da bist Du dicht an der Grenze, und dort wird man Dich nicht finden. Du kannst da bleiben, bis Dein Bräutigam zurückkommt, wo wir dann das Weitere überlegen."

Die Kranke hatte Hunger, denn ihre Krankheit bestand wohl nur meist aus Schwäche wegen Mangels an hinreichender Nahrung. Die Trostworte der gutmüthigen Bäuerin schienen sie etwas beruhigt zu haben, denn sie verzehrte anscheinend gefaßter ihre Suppe.

Die Bäuerin hatte sie verlassen, kam aber schon nach kurzer Zeit zurück, und zwar mit einem verstörten Gesichte. In ihrer Begleitung war ein alter Litthauer.

„Mann, sprich Du zu dem Mädchen, ich kann es nicht," sagte sie zu dem Litthauer. „Das ist die Mare Milleris."

„Mare Milleris," wandte sich der Litthauer an die Kranke; „ich habe Dir einen Gruß zu bringen von dem Martin Jurrot."

Mare Müller fuhr lebhaft und freudig erregt auf; freudig, trotz den verstörten Gesichte der Dienstfrau, das ihr nicht entgangen war.

„Dein Bräutigam ist er nicht mehr, Mare Milleris," erwiederte der Litthauer.

Der Kranken entfiel der hölzerne Löffel, mit welchem sie den Rest der dünnen Hafersuppe zu verzehren im Begriffe stand; sie sah starr, sprachlos den alten Litthauer an.

„Sein Vormund und das Gericht," fuhr der Bote des Unglücks fort, „wollten ihm nicht die Einwilligung geben zu der Heirath mit Dir. Das Gesetz gestatte es nicht, gaben sie ihm zum Bescheide; er sei arm, und Du desgleichen. Und dazu seiest Du eine Ausländerin, die ohne Erlaubniß der preußischen und russischen Regierung gar nicht hier in das Land hinein heirathen könne. Die Obrigkeit müsse Dich über die Grenze zurückschaffen, so wie man erfahre, daß Du mit einem Kinde angekommen seiest. Unter solchem Bescheid wurde das Herz des armen Burschen sehr traurig, und da hat er sich davon gemacht in die weite Welt; er sagte, er wolle nach Memel gehen auf ein fremdes Schiff. Mich schickt er, Dich und das Kind zu grüßen. Geld könne er Dir nicht schicken, er selber habe nichts."

Mare Müller war auf ihr Lager zurückgesunken.

Der Hausherr trat wieder in die Pirte. Sein Gesicht zeigte noch mehr Härte als zuvor.

„Bist Du noch hier?" fuhr er die Kranke an. „Du hast von dem Boten gehört, daß auch Dein Bräutigam Dich verlassen hat!"

„Soll sie denn von aller Welt verlassen werden?" fragte die Frau weinend ihren harten Mann.

„Mag sie sehen, wer sich ihrer annimmt. Komm, Weib, manche Arbeit wartet auf Dich, und Du, Mann, folge mir, damit Du noch einen Schnaps trinkst, ehe Du den Rückweg antrittst. Dirne, Dir rathe ich, daß ich Dich nicht wiedersehe."

Er zog die Frau gewaltsam mit sich fort aus der Pirte; und der alte Litthauer folgte ihm eben so schnell in Erwartung eines Schnapses. Mare Müller war wieder allein mit ihrem Kinde.

Sie gehörte, wenn auch nicht zu den stumpfen, doch zu den stilleren, ruhigern Menschen, die lebhafter, und mit seltenen Ausnahmen auch starker Gefühle nicht fähig sind. Aber welche Gefühle mochten in diesem Augenblicke in ihrem Busen stürmen!

Sie richtete sich von ihrem Lager auf; sie hatte keine Thränen und keinen Schweiß zu trocknen; ihre Augen brannten, ihr blasses Gesicht glühete, ihre Lippen zogen sich verdorrt zusammen.

Sie stand auf von ihrem Lager, zog die Marginne fester um ihren Leib, knöpfte das graue Wamms von oben bis unten zu, zog an ihre Füße ein paar Bastschuhe, die hinter ihrem Lager standen, und machte sich so fertig zu ihrer Abreise. Noch einmal blickte sie in der Hütte umher, ob sie noch etwas mitzunehmen habe. Ihre Dienstfrau aber hatte Recht gehabt, sie hatte nichts zu packen, es war nichts mehr da, was ihr gehörte; auch der alte Pelz, der ihr zur Decke gedient hatte, war nicht ihr Eigenthum, ihr blieb nichts als — ihr Kind.

Sie hob das Kind auf; es schlief; sie wickelte es fester und tiefer in die alte Marginne, in die es eingehüllt war. So nahm sie es in ihren Arm, und verließ mit ihm die Hütte, den Hof, das Dorf; sie ging still, ohne sich umzusehen. Es war ein kalter, rauher Wintertag, und der ganze Himmel war mit dichten Schneewolken überzogen. In Nagnit hatte damals, wie später ermittelt wurde, der Thermometer acht Grad Kälte nach Réaumur gezeigt, und da wochte es wohl in den Pirten des Kreises Heidekrug wahrscheinlich noch kälter gewesen sein. Unter dem sünfundfunfzigsten Grade der nördlichen Breite, zumal in jenem Osten an der russischen Grenze, pflegt auch im März der Winter noch sehr kalt aufzutreten.

Mare Müller zog der russischen Grenze zu, denn wo sollte sie anders bleiben, als in der Heimath! In Preußen kannte sie Niemanden weiter, als ihre Herrschaft, von der sie nun verstoßen war. Seit zwei Jahren hatte sie von ihren frühern Dienstherrschaften nichts mehr gehört; sie war, als Szamaitin, bei ihnen überall nur kurze Zeit im Dienste gewesen und hatte sie sämmtlich insoweit kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß sie, zumal mit ihrem Kinde, bei keiner ein Unterkommen finden werde. Und nun hatte sie heute auch von mehreren Seiten vernommen, daß sie in Preußen nicht ferner geduldet werden dürfe. Vertraute sie sich wieder Jemandem an, so hatte sie zu befürchten, mit Gensd'armerie über die Grenze transportirt zu werden; dann wäre sie den Grenzkosaken übergeben worden, und Mißhandlung, Plünderung bis auf ihr Hemd, und zuletzt Gefängniß standen ihr in sicherster Aussicht.

Sie war auch in der Heimath fremd, und dazu ihre Mutter arm; ja sie wußte nicht einmal, ob dieselbe noch am Leben war. Andere Verwandte hatte sie in Rußland nicht. Somach war auch dort nur wenige, fast gar keine Aussicht, ein Unterkommen für sie und ihr Kind ausfindig zu machen. Doch wohin sollte sie? Es blieb ihr keine Wahl; keine andere als zwischen Mühlehr in die Heimath mit oder ohne Gensd'armen, mit oder ohne Mißhandlung und Plünderung und Gefängniß. Sie nahm den Weg nach der Heimath.

Es war etwa ein Uhr Mittags, als sie das Dorf Trotseden verließ. Nicht weit von dem Dorfe kam sie auf die große Landstraße, die von Heidekrug zur russischen Grenze nach Russisch-Neustadt führt. Die Grenze ist von Trotseden aber anderthalb Meilen entfernt, und eine kleine halbe Meile jenseits der Grenze liegt Russisch-Neustadt.

Mare Müller ging langsamen, aber festen Schrittes; ihre innere Aufregung schien den kranken Körper wunderbar gestärkt zu haben; selbst die große Kälte, in der sie ging, schien sie nicht zu fühlen.

Ihr Kind hatte sie vollständig in die alte Marginne eingewickelt, und nur eine kleine Oeffnung zum Athemholen gelassen; die Oeffnung selbst hatte sie nach ihrer wärmenden Brust zugelehrt.

Die Landstraße führte sie an mehreren Dörfern vorbei. Zweimal war sie in Bauernhäusern eingekehrt, um darin bei behaglicher Wärme dem Kinde die Brust zu reichen. Sie konnte später die Dörfer nicht benennen und die Häuser nicht bezeichnen. Man hatte die kranke, blasse Frau mit dem Säugling mitleidig aufgenommen, ihr auch Essen und Trinken gegeben; Quartier hatte man ihr aber nicht angeboten, weil sie um keins gebeten.

So war der Abend herangekommen, als sie in der Nähe des preußischen Dorfes Kullethpitzken die russische Grenze erreichte.

An der großen Landstraße befindet sich dort auf der Grenze ein russisches Grenzzollhaus. Von den russischen Grenzbeamten wird Niemand in das Land hineingelassen, außer wer sich durch hinreichende Papiere zu legitimiren vermag. Mare Müller wußte das, wie es in jenen Gegenden fast jedes Kind weiß. Sie verließ die Landstraße und ging seitab in ein Fichtengebüsch, von wo sie sich vorsichtig unmittelbar der Grenze nahete, die sie auch unbemerkt erreichte. Die russische Grenze wird durch einen Graben bezeichnet, hinter dem, schon auf russischem Gebiete, sich ein hoher breiter Wall befindet. Auf dem Wall patrouillirten zur Bewachung der Grenze beständig Grenzkosaken zu Pferde auf und ab. Mare Müller wartete daher, bis der Wall frei war, wo sie dann glücklich durch den zugefrorenen Graben über den Grenzwall gelangte, und so ihr Heimathland betrat.

Sie suchte bald wieder die Landstraße auf, und ging nun unbehindert auf dieser nach dem Städtchen Russisch-Neustadt.

Es herrschte völlige Dunkelheit in den engen schmutzigen Gassen des Städtchens, das meist nur von armen Ackerbürgern und armen mitunter allerdings auch reichen Handelsjuden bewohnt wird.

Mare Müller kannte die Straßen in der Dunkelheit alle noch, denn sie hatte ja hier bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre gelebt. Kein Haus, kein Fenster war ihr unbekannt; jeden Stein, auf den ihr Fuß trat, hatte sie schon früher betreten, wer weiß, wie oft. In einem solchen kleinen, von den großen Berkehr abgelegenen Landstädtchen ändert das Aeußere sich oft in funfzig, in hundert Jahren nicht, geschweige in fünf Jahren. Alles weckte in ihr die traurigen Erinnerungen an ihre Jugend, an ihre Kindheit wieder auf, sie hatte von früh auf nur mit dem Elende kämpfen müssen, war von ihrer Kindheit an schwerer, harter Arbeit bestimmt gewesen. Das war der geringe und doch so inhaltvolle Verlauf ihrer Jugenderinnerungen; und doch hing ihr Herz daran, an allen jenen Entbehrungen und Mühen. Sie hatte die Heimath verlassen müssen, weil die Mutter kein Brot mehr für sie hatte, und weil sie in dem armen Städtchen keine Gelegenheit mehr fand, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; war nicht mit frohen, lachenden Aussichten in die Fremde gegangen, sondern nur mit der Hoffnung, sich satt essen zu können für schwere, saure Tagesarbeit, die sie in der Heimath nicht fand. Das Loos der Armen ist ein trauriges und man kann es nicht genug wiederholen, wie bedauerungswürdig sie ein ganzes Leben unter Kummer und Sorge dahin wandeln müssen.

Und wie kam jetzt unsere Mare zurück. Ihre Hoffnung, jene geringe menschliche Hoffnung auf ein Stück Brot für saure Arbeit, war zerstört; sie fand auch in der Fremde kein Brot mehr, und kehrte jetzt zurück an den Ort, wo sie keins hatte finden können.

Und nicht für sich allein fand sie nichts mehr; noch ein zweites Wesen hungerte mit ihr, ging mit ihr zu Grunde, wenn sie nichts fand, und das war ihr eignes Fleisch und Blut.

Sie ging leise und still durch die dunklen einsamen Gassen des Städtchens, dem Niemand begegnete ihr. So gelangte sie am Ende desselben in jener schmutzigeren Gegend an, wo die ärmsten Juden des Orts wohnen, an ein krummes, enges Gäßchen. Hier wohnte ja ihre Mutter, hier hatte diese wenigstens vor fünf Jahren gewohnt. Und es entstand nun in ihr die Frage: wohnt diese noch dort? War sie überhaupt noch am Leben? Und wenn, in welcher Lage, in welchem Zustande befand sich diese arme, alte Frau?

Als Mare Müller vor fünf Jahren Nowemiaste verließ, hatte ihre damals schon betagte Mutter, zu anderen schweren Arbeiten nicht mehr fähig, sich nur dadurch kümmerlich das Leben fristen können, daß sie des Sonnabends bei einigen Juden des Städtchens häusliche Dienste verrichtete. Sie war so nur bei wenigen, und nur bei den ärmeren Juden beschäftigt gewesen, die sich nicht für beständig christliche Dienstboten halten konnten. Somit hatte die alte Frau nur einen spärlichen Verdienst gehabt, und war meist mit den Ueberbleibseln der Mahlzeit der Juden bezahlt worden; dazu erhielt sie etwas trockenes Brot und ein paar Kopeken, um Schnaps zu kaufen, ein Gegenstand, der schon früh für diese Frau ein unentbehrliches Lebensmittel geworden war. Armuth, Elend, jene Beschäftigung, und die rohe, übermüthige Behandlung, mit der die Juden sich an der armen, elenden, christlichen Sabbatsdienerin rächten, dazu der gemeine Geist des Schnapses, hatten die Frau gemein gemacht.

Was hatte also die arme, elende Tochter mit ihrem Kinde zu erwarten, wenn sie die Mutter noch lebend fand? Und wohin sollte sie, wenn die alte Frau todt war? Noch weniger als in Preußen, kannte sie in der russischen Stadt nicht einen einzigen Menschen, dem sie sich hätte anvertrauen, von dem sie Aufnahme und Hülfe hätte erwarten können. Die Straßen, die Häuser waren ihr nicht fremd geworden; den Menschen war sie, sie war ihnen fremd.

In der dunklen Gasse war es leer und todt; es begegnete ihr Niemand, an den sie sich mit einer Frage nach ihrer Mutter hätte wenden können, und so ging sie auf das Haus zu, in welchem sie vor fünf Jahren von der Mutter sich getrennt hatte. Es war kein Haus zu nennen, nur eine elende, von altem baufälligem Holz zusammengefügte Hütte. In dieser Hütte hatte ihre Mutter einen kleinen, dunklen Raum, keine Stube, aber ein Loch, bewohnt, zu ebener Erde, halb in der Erde gelegen, mit Wänden blos von zusammengelegten Holzbohlen, mit einem Estrich von feuchtem Lehm, mit einem schmalen niedrigen Fenster von sechs kleinen trüben Scheiben, von denen mehr als die Hälfte zerbrochen und mit Papier verklebt war.

Mare Müller erreichte das Haus; sie erreichte es mit ängstlich klopfendem Herzen, und blieb an dem kleinen schmalen Fenster stehen. Das Fenster war dunkel, in dem Raume, zu dem es gehörte, war kein Licht; sie horchte an demselben; keine Bewegung darin war bemerkbar. Ihr Herz hoffte stärker, sie zitterte heftig, drückte das Kind fester an sich, um ihre Kräfte mehr zusammenzunehmen, dem Zittern ihres Körpers mehr zu wehren.

So trat sie in die Hütte, kam in einen engen dunklen Eingang, wo ihr noch Alles heimisch bekannt war; sie fand sich zurecht trotz der völligen Dunkelheit. Mare trat zu der Thür der Wohnung ihrer Mutter; dieselbe war, wie sie wußte, nur einzuklinken; sie fand die Klinke, öffnete die Thür, und trat in einen Raum, der vollkommen eben so dunkel war, als der Eingang, aus dem sie trat.

Aus einer Ecke des Raumes ertönte eine Stimme.

„Wer ist da?“

Mare Müller erkannte die Stimme ihrer Mutter.

„Ich bin da, Mutter, die Mare.“

„Bringst Du Geld mit?“

„Nein, Mutter!“

„Was willst Du denn da hier?“

Das war der Empfang der Tochter in dem Mutterhause nach fünfjähriger Trennung.

Mare Müller konnte sich nicht mehr aufrecht halten; sie suchte und fand im Dunklen eine alte zerbrochene Bank noch auf ihrer alten Stelle. Sofort ließ sie sich darauf nieder, und während sie sich setzte, erwachte ihr Kind, welches auch sofort schrie.

„Du hast ein Kind mitgebracht?“ rief zornig und höhnend die alte Frau. „Darum bist Du gekommen?“

Die Stimme der Mutter kam noch immer aus der Ecke des dunklen Loches, noch immer hatte sie sich nicht vom Platze gerührt, auch jetzt blieb sie in derselben Situation. In dem Raume war es kalt, die alte Frau lag in ihrem Bette, um sich da gegen die Kälte zu schützen; in ihrem Bette, wenn man ein Lager von roh zusammengeflickten, und wieder tausendfach zerrissenen Lumpen ein Bette nennen kann.

„Und was willst Du hier mit dem Kinde?“ wiederholte höhnischer ihre Mutter.

Mare Müller erzählte in gedrängter Kürze ihre Geschichte, ihr Unglück, ihr Elend.

Sie fand kein Wort des Mitleids, des Trostes, der Aufrichtung; anstatt all' diesem nur neuen Hohn.

„Wo Du das Kind geholt hast, da kannst Du es wieder hinbringen.“

Sie bat die Mutter, ihr etwas zu essen zu geben.

„Essen? Ich habe kein Stück Brot im Hause.“

Es war auch in der That so, denn die alte Frau lebte noch in ihrer früheren Lage; sie ernährte sich noch immer als Sabbatsdienerin bei den ärmern Juden; sie fristete wenigstens noch kümmerlicher das Leben als früher, denn sie war älter und schwächer geworden, und konnte nur wenig schaffen, wurde daher auch schlechter behandelt und kärglicher besoldet. Ihre Leidenschaft für den Schnaps hatte zugenommen; sie lebte mehr von diesem als von Brot. Schnaps hatte sie im Hause, aber kein Brot.

Mare Müller hatte noch einige Brotkrusten aufbewahrt, die sie von den mitleidigen Leuten auf ihrem Wege erhalten hatte und damit stillte sie ihren Hunger, wenn auch nur kaum zur Hälfte. Nahrung für das Kind konnte sie der vertrockneten Brust dadurch nicht verschaffen.

Ihre Mutter bekümmerte sich nicht weiter um sie, vielmehr schlief das alte Weib bald ein, gefühllos, halb berauscht.

Mare Müller war mit ihrem Kinde sich selbst überlassen. Das hungrige Kind schrie, und die Unglückliche hatte nichts, seinen Hunger, sein Schreien zu stillen, was die ganze Nacht hindurch währte.

Buchstäblich so ist dies später zu den Acten festgestellt.

So kam der Morgen. Es mußte eine fürchterliche Nacht für die Unglückliche gewesen sein, denn über den Zustand ihres Innern während jener Stunden konnte sie später nicht die geringste Auskunft geben; sein Gefühl, sein Gedanke kam in ihre Erinnerung zurück. Vielleicht hatten auch Elend, Ermüdung, Hunger, Krankheit, das Schreien ihres Kindes, sie zuletzt völlig abgestumpft, so daß sie eines nur irgend klaren Gedankens oder Gefühles nicht mehr fähig gewesen war. Und somit wird auch ihre spätere That sich leichter erklären lassen.

Die alte Frau, als sie am andern Morgen erwachte, war ganz dieselbe geblieben. Ihre erste Bewegung war nach der Schnapsflasche, dem Einzigen, was sie außer den alten Lumpen noch besaß. Sie erklärte ihrer Tochter noch einmal, daß sie sie nicht bei sich behalten könne.

„Du hast Dir in Preußen „das Ferkel“ geholt, Du mußt damit nach Preußen zurück.“

Sie drängte sie, auf der Stelle aufzubrechen. Mare Müller war völlig stumpf und willenlos geworden; sie hockte ihr Kind auf, um sich damit wieder zu entfernen.

Da schien auch das Herz der alten Frau milder gestimmt zu werden; denn sie gegenredete:

„Stärke Dich erst durch einen Schluck Branntwein.“ Sie hielt ihr ihre Schnapsflasche hin. Mare Müller trank daraus, gleichfalls bewußtlos, willenlos; es wurde später sogar festgestellt, daß sie nur wenig getrunken hatte. Nun ging sie, und zwar mit dem schreienden Kinde.

Als sie die Schwelle des Hauses verließ, rief ihr die Mutter nach: „Wenn ich ein solches Ferkelchen hätte, so wüßte ich wohl, was ich thäte; ich schmisse es in den Dreck und träte es mit den Füßen.“ So hatten ihre Worte gelautet, wörtlich nach der in den Acten niedergelegten Uebersetzung aus dem Litthauischen.

Dies war der kurze Abschied zwischen Mutter und Tochter.

Ohne nur die Hand der Mutter berührt zu haben, ohne ein anderes Wort als das des Zornes und Hohnes von derselben mit auf den weiten Weg zu nehmen, schied die Tochter hungrig, erfroren, krank, elend, aber auch völlig stumpf, völlig todt in ihrem Inneren.

Darüber, was bei und nach der Trennung von ihrer Mutter in ihr vorgegangen war, konnte sie später niemals Auskunft geben; sie wußte nur, daß sie Neustadt wieder verlassen, und zu der preußischen Grenze zurück gekehrt sei. Auch Eins noch konnte sie versichern: sie hatte, seitdem sie das Haus ihrer Dienstherrschaft in Trockseen verlassen, nicht weinen können; keine einzige Thräne hatte ihr Herz erleichtert.

Wohin sie wollte, was sie ferner beginnen, was aus ihr und ihrem Kinde werden solle, über das Alles hatte sie nicht die geringste Vorstellung gehabt.

Hungrig, ohne ein Stückchen Brot, ohne ein Stückchen Geld, das weinende Kind an der Brust, in der Kälte eines strengen Winternorgens in jenem Norden, ging sie mechanisch weiter.

Sie erreichte die Grenze in der Nähe des preußischen Dorfes Sylowitzken. Sie überschritt sie, ohne angehalten zu werden. Der Zufall hatte sie begünstigt, daß kein Grenzbeamter bei ihrem Herannahen an die Grenze sie bemerkt hatte; aber ein anderer Zufall führte einen Grenzkosaken herbei, als sie eben die Grenze überschritten hatte und schon auf preußischem Boden angelangt war.

Der Kosak sah sie. Sie trug ihr Kind in ihre alte Marginne gewickelt; es war eben so kalt, wie am gestrigen Tage, daher hatte sie dasselbe wieder fest eingehüllt und ruhig in ihrem Arm liegen; der Schnaps, den sie genossen, hatte wahrscheinlich durch die Muttermilch betäubend auf das Kind eingewirkt. So sah sie der Kosak; er glaubte, sie trüge Salz, das bekanntlich häufig aus Rußland, wo es wohlfeiler ist, von preußischen Unterthanen nach Preußen eingeschmuggelt wird.

Der Kosak stürzte hinter ihr her. Solche Verletzungen des preußischen Gebiets von Seiten russischer Beamten fallen dort fast täglich vor. Der Kosak erreichte sie; er hielt sie fest, er riß ihr das Kind aus dem Arme, ehe sie nur seine Absicht ahnen, ehe sie nur daran denken konnte, sich zur Wehre zu setzen. Sie stand bestürzt, im ersten Augenblicke fassungslos. Der Kosak sprang mit seiner Beute zurück, über den Grenzgraben auf den Grenzwall.

Hier öffnete er das Paquet und fand statt des erwarteten Salzes das abgemagerte Kind. Er wurde wüthend darüber, riß dasselbe aus der Marginne, in die es eingewickelt war, warf es oben von dem Grenzwalle in den Grenzgraben, die Marginne aber befiehlt er zurück; ohne alle Beute wollte er nicht bleiben. Der Kosak mußte noch mehr haben; auch Rache für die erlittene Täuschung bemächtigte sich seiner.

Mare Müller war ihm unbewußt, unwillkürlich gefolgt; sie trat in den Grenzgraben, um ihr Kind aufzuheben; sofort sprang der Kosak zu ihr herunter, ergriff sie wieder, schlug und mißhandelte sie mit seinen Fäusten, bis er müde war; hierauf verschwand er mit der Marginne auf der anderen Seite des Grenzwalles.

Die Unglückliche nahm ihr Kind; es schrie, vor Hunger wieder, und jetzt auch vor Kälte. Der schützenden Marginne beraubt, war es nur noch von den alten, dünnen leinenen Windeln umgeben, und die waren doch wahrlich kein Schutz gegen jene strenge Kälte. Mare legte es fest an ihre Brust, aber dieselbe war selbst kalt; sie wickelte es in ihre Marginne, die sie an ihrem Leibe trug, ihren einzigen Rock; und sie hatte ja auch nichts Anderes, womit sie das Kind gegen die Kälte schützen konnte.

So ging sie weiter, selbst halbnackt, nur um ihr Kind zu bedecken, und gleichwohl war dasselbe kaum halb bedeckt.

Das kleine Wesen schrie fortwährend vor Hunger und der Kälte; und auch die Mare war bis zum Tode erschöpft, und vor Kälte fast erstarrt.

Sie ging weiter in Preußen hinein.

So war sie in der Nähe des Dorfes Sslemiszken (sprich: Schlomischken) angelangt. Sie hätte dort bei mitleidigen Menschen Brot und, wenn auch nur auf eine Stunde, eine warme Stube finden können, daran aber dachte sie in ihrer Seelenangst nicht; sie ging vielmehr an dem Dorfe vorbei, seitab, auf die Landstraße nach Heidekrug zu. Welches Ziel verfolgte sie? Das wußte sie jetzt selbst nicht; kein einziger klarer Gedanke beherrschte sie, es war völlig wirr in ihrem Inneren. Sie konnte später in den Verhören nur Auskunft über die Thatsache geben, daß das Kind ohne Aufhören geschrieen und daß sie sich vergeblich bemüht habe, es zu beruhigen; daß sie sich mehrmals ermüdet habe niedersetzen müssen, und daß sie auf der Landstraße immer weiter fortgegangen sei.

So erreichte sie die Gegend des Dorfes Laudszen; hier war sie so ermüdet, daß sie gar nicht mehr weiter konnte. Das Kind war endlich eingeschlafen, die Schmerzen des Hungers und der Kälte hatten seine Kräfte erschöpft und waren dann dieser Erschöpfung gewichen. Am Rande der Landstraße ließ sie sich nieder. Dieselbe war dort zu beiden Seiten von Heideland umgeben, in der Heide selbst standen nur hin und wieder einzelne verkrüppelte Fichten; neben der Landstraße lief ein kleiner, schmaler Graben, der damals zugefroren war. Hier suchte die Mare Ruhe, ihr Kind aber legte sie vor sich auf ihren Schooß. Es schlief noch. Und nun auf einmal kam wieder Bewußtsein in ihre Seele, aber ein Bewußtsein, das sie zu einer entsetzlichen That treiben sollte. Ihre Lage, ihr Schicksal trat vor sie. Verlassen und verstoßen von aller Welt, saß sie da mit dem armen Wesen in ihrem Schooße, das ohne sie gleichfalls von aller Welt verlassen und verstoßen war. Bei ihrer alten Mutter hatte sie keine Hülfe gefunden, keine Hülfe finden können; nicht einmal eine armselige Kruste trocknen Brotes; zu ihrer früheren Herrschaft konnte sie nicht zurück; ihr Bräutigam war fort, sie wußte nicht einmal wohin, und in der großen weiten Welt kannte sie keinen einzigen Menschen, der ihrer, der kranken, elenden Person, mit dem hülflosen Säugling, auch nur auf einen einzigen Tag sich angenommen, ihr Speise und Aufenthalt gegeben hätte. Und hatte sie nicht noch auf lange Zeit fremde Hülfe, Speise und Aufenthalt für sich und das Kind von Nöthen? Wohin? Wohin?

Dabei quälten sie Hunger und Frost, und schmerzte ihr noch die Mißhandlung des Kosaken.

Da kamen ihr die Worte in den Sinn, die ihre Mutter ihr zum Abschiede zugerufen hatte: wenn ich ein solches Ferkelchen hätte, so wüßte ich wohl, was ich thäte, ich schmisse es in den Dreck und träte es mit den Füßen.

Der Rand des Grabens, auf dem sie saß, bestand aus loser, sandiger Erde, der Schnee hatte sich an dem fast senkrechten Walle nicht festsetzen, der Sand war zu lose, als daß er hätte fest frieren können.

Als sie plötzlich der Worte der Mutter gedachte, kam ihr eben so unerwartet der Gedanke in den Sinn, in dem Walle des Grabens ihr Kind zu vergraben. Sofort schritt sie zur Ausführung. Ueber das, was sie that, über ihr Sinnen und Empfinden während der That kann keine Erzählung bessere Auskunft geben, als das mit ihr aufgenommene gerichtliche Verhörsprotokoll, in welchem in möglichst treuer Uebersetzung aus dem Litthauischen ihre eigenen Worte hier wieder gegeben sind.

Auf die Frage (des Inquirenten), was sie damals in ihrem Sinne gedacht habe, antwortet sie:

„Ich dachte über mein Schicksal nach, daß ich noch so jung und schon so unglücklich wäre, weil mich Niemand mit dem Kinde nehmen werde. Dabei schmerzte mich auch die Mißhandlung des Grenzkosaken, und es fiel mir wieder ein, was meine Mutter mir von dem Kinde gesagt hatte. Da nahm ich mir vor, mich des Kindes zu entledigen und es in der Erde zu vergraben, damit es sterben sollte und ich wieder frei würde. Aber sofort überkam mir auch eine solche Angst, daß ich dachte, ich müsse mir mit dem Kinde das Leben nehmen; es war mir, als wenn ich nur halb klug wäre; zuletzt hatte ich blos noch den Gedanken, daß ich das Kind vergraben und dann wieder einen Dienst suchen wolle. In solchen Gedanken saß ich wohl eine halbe Stunde da, dann stieg ich in den Graben an der Landstraße, trabte in den Wall ein Loch mit der Hand, ungefähr so wie die Hunde die Erde aufzuwühlen pflegen, mit der andern Hand hielt ich unterdeß das Kind. In das Loch wollte ich das Kind legen."

Auf eine nochmalige Frage nach ihrer damaligen Gemüthsstimmung sagt sie:

„So wie ich den Gedanken hatte, daß ich das Kind begraben wollte, war ich ganz dumm (sie sagte wörtlich „ganz dämelig") und es war mir nur immer, als wenn ich das Kind jetzt vergraben müßte. An etwas Anderes dachte ich gar nicht mehr, und ich sah nur immer in den Graben, ob ich da nicht ein Loch fände. Als ich das Loch trabte, war es mir ganz wunderlich; es war mir immer als wenn sich vor meinen Augen etwas in der Erde rührte."

Sie fährt dann in ihrer Erzählung fort:

„Das Loch, das ich trabte, war so groß, daß ich bequem das Kind hineinlegen konnte. Es war so tief, wie ein großer Mannesfuß lang. Ich legte das Kind hinein, mit den Lumpen, in die es gewickelt war; legte es auf die rechte Seite mit dem Gesichte nach dem Felde hin, dann warf ich den ausgetrabten Sand auf das Kind, bis es damit über und über bedeckt war. Das Kind weinte und wimmerte die ganze Zeit über."

Auf die Frage, warum sie das Kind auf die rechte Seite gelegt, sagt sie:

„Ich dachte, wenn ich es so legte, so würde es noch länger leben, als wenn ich es auf den Bauch oder auf den Rücken legte. Es that mir leid, daß es so geschwinde sterben sollte; ich mußte auch viel weinen, als ich es hineinlegte, und ich küßte es noch einmal vorher."

Sie wird gefragt, ob sie mit dem weinenden und wimmernden Kinde gar kein Mitleid gehabt habe.

Sie antwortet darauf unter heftigem Weinen nur:

„Wenn Einem der Teufel schon einmal im Rücken sitzt."

Sie erzählt weiter:

„Als ich das Kind ganz zugedeckt hatte, setzte ich mich auf den Rand des Grabens und weinte. Und das arme Kind that mir sehr leid, auch dachte ich viel darüber nach, ob ich es wieder herausnehmen oder liegen lassen sollte. So saß ich lange, bis ich einen Mann und eine Frau auf der Landstraße daher kommen sah; da lief ich fort. Das Kind wimmerte noch in der Erde, als ich mich entfernte. Ich dachte aber doch, es könne nicht mehr am Leben bleiben, weil es schon so lange gelegen hatte. Ehe ich die Leute kommen sah, wollte ich es wieder herausnehmen und sehen, ob es noch am Leben wäre; denn es that mir gar zu leid; ich hatte gerade dieses Versatz gefaßt, als ich die Leute kommen sah."

Auf die Frage, ob sie noch mit dem Zukraten des Kindes, als sie auf dem Walle gesessen, nicht daran gedacht habe, welch ein empörendes Verbrechen sie begehe? antwortet sie:

„Ich dachte wohl daran, daß ich eine große Unthat beginge, und ich sagte laut: mein Gott, was muß ich jetzt thun!"

So weit das Verhörsprotekoll.

Dazu nur noch eine Bemerkung:

Die ersten Thränen, die die Unglückliche seit ihrer Verstoßung

Schneeglöckchen und Schneeflöckchen.

A. v. Woberznay sc.

Schneeglöckchen steht im Wasserglas,
Es hängt das Köpfchen müde,
Hat längst schon satt vom lauen Naß,
Horch, läutet es zum Liede: —

„Ich habe mich durch Frost und Schnee
„Gar mühsam durchgewunden!
„Ich habe weder Ach noch Weh
„Noch Herzensqual empfunden.
„Zum Winterhimmel habe ich
„Das Haupt emporgehoben,
„Und wollt' den Himmel hoch und blau
„Mit leuchten Lippen loben.
„Nun hat man mich als Stubenzier
„Geknickt und dann gebrochen,
„Bewundert und beäugelt schier,
„Gepflückt, befühlt, berochen. —
„Zu warm ist mir's am Fenster hier,
„Verdirbt mir Duft und Farbe schier,
„Ich muß in Wasserfluthen
„Verschmachten und verbluten!" —

Da träufelt sich und wirbelt sich
Der Schnee in tausend Flocken
Und an den Scheiben draußen schwirrt's,
Und d'rinnen tönt's wie Glocken.
Es treibt der Schnee die Flocken weiß,
Die pochen an das Fenster leis'
Und drehen sich im Kreise
Und flirren flüsternd hin und her
Ganz sacht nach Flocken Weise:

„Du wurdest von der Mutterbrust
„Ach, schon so früh getrieben,
„Du fandest nach so kurzer Lust
„Den Tod statt treuen Lieben.
„Wir aber sind vom Himmelssaum
„Verlassen und verstoßen —
„Uns giebt nicht Erd' noch Himmel Raum!
„Wir sind die Heimatlosen!!
„Wir haben weder Zweck noch Ziel,
„Rauh treibt mit uns der Wind sein Spiel!"

Da öffnet sich das Fenster leis' —
Ein Kopf mit blonden Locken
Und eine Hand, so duftig weiß
Wie Schnee und Blumenflocken,
Schau'n in die kühle Luft hinaus
Und weh — es sinkt hernieder

Der halbgewelkte Blumenstrauß —
Das Fenster schließt sich wieder. —
Da kommen denn Schneeflöckchen all',
Schneeglöckchen zu bestatten
Und breiten sich in sanftem Fall
So luftig, leis' wie Schatten
Auf ihrer Schwesterblume Grab —
Und hinter hellen Scheiben

Schaut froh ein lockig Kind herab,
Belacht das Flockentreiben. —
Noch ahnt es nicht, noch weiß es nicht
Von Welken und Verbluten —
Daß bald vielleicht sein Herz auch bricht
An Schicksals- Schnee und -Gluten.

Lina.

---

aus dem Hause ihrer Dienstherrschaft vergießen konnte, waren die, als sie das Kind küßte, um es lebendig in sein Grab zu legen.

Hier zugleich folgende actenmäßige Notizen über sie: Mare Müller war in der evangelischen Religion eingesegnet, aber sie hatte nie Religions- oder auch nur Schulunterricht genossen; sie konnte weder lesen noch schreiben; das Vaterunser hatte sie gelernt, aber sie hatte es längst vergessen; die zehn Gebote waren von ihr nie gelernt worden; sie war unbeschreiblich beschränkt und unwissend, hatte sich aber stets gut betragen und ein stilles Leben geführt; daß sie gutmüthig und sanften Charakters war, ist schon oben von uns bemerkt worden.

So war sie von dem lebendig vergrabenen Kinde fortgelaufen, querfeldein.

Es war an demselben Tage (11. März 1835) Jahrmarkt in Heidekrug. Von diesem selbst war schon zeitig eine Bauersfrau aus Szlowitzken heimgekehrt; sie war aber bei dem Dorfe Laudszen von einem Manne eingeholt worden, der denselben Weges ging. Beide waren Litthauer; sie setzten zusammen ihren Weg fort, sprachen von dem Jahrmarkte in Heidekrug, und daß er alle Jahre an Besuch und an Bedeutung abnehme. Auch sprach man darüber ziemlich klug; sie kamen auf die schlechten Zeiten überhaupt zu sprechen, und wie es mit jedem Jahre schechter werde, und die Schuld davon besonders die Grenzsperre und die Kosaken trügen. So gingen sie auf der Landstraße weiter, bis sie zu der Stelle gelangten, wo Mare Müller ihr Kind vergraben hatte. Sie hörten hier plötzlich ein Geräusch neben sich; es kam aus der Erde, aus dem Wallgraben an der Landstraße. Sofort hielten sie ihre Schritte an.

„Hörst Du es nun auch, Mann?"
„Ich höre es, Frau."
„Was mag das sein, Mann?"
„Ich weiß es auch nicht, Frau."
„Es kommt mir vor, wie das Quieken von Mäusen. Man findet sie in der Heide in ziemlicher Menge."
„Aber nicht im Winter, Frau. Ich habe einen anderen Gedanken!"
„Welchen Gedanken hättest Du!"
„Hast Du schon von den Barstukken gehört?"
„Nein, Mann."
„Das sind kleine Erdmännchen Frau, die unter der Erde wohnen; viel findet man sie in Preußen und in Litthauen; man sieht sie nur des Nachts im hellen Mondschein. Dann tanzen sie auf der Heide herum, kommen auch wohl des Nachts zu den Menschen, absonderlich zu den Kranken, die sie hegen und pflegen; auch tragen sie dem, dem sie gut sind, Korn und andere Sachen zu, aus den Scheuern und Speichern anderer Leute, die undankbar gegen sie gewesen waren. Man muß sie deshalb verehren, wenn sie einmal in ein Haus eingekehrt sind, und muß des Abends einen Tisch zurecht setzen, den muß man mit einem sauberen Tischtuch bedecken, und darauf muß man Brot, Käse, Butter und Bier stellen, und sie laut zur Mahlzeit einladen. Ist nun am andern Morgen nichts mehr auf dem Tische zu finden, dann ist dies ein gutes Zeichen, daß sie ferner helfen und wohlthun werden; ist aber die Speise unberührt geblieben, dann sind sie entwichen von dem Hause, nun nicht wieder zu kommen, oder nur Böses zu thun."
„Was willst Du hier mit dieser Geschichte, Mann?"
„Frau, wenn das in der Erde da von den kleinen Barstukken herkäme? Es lautet so, wie ein Wimmern; wenn nun so einem kleinen unterirdischen Männchen ein Unglück begegnet wäre, und es läge da hilflos und jammerte?"
„Du träumst Thorheiten, Mann. Es sind Mäuse, die hier ihr Unwesen treiben."
„Sage das nicht, Frau."
„Wir werden sehen."
„Wir werden ja das bald!"

Sie gingen an den Rand des Grabens, hörten das Winseln in der Erde und fanden auch sofort das frisch gegrabene Loch.

„Frau, das sind keine Mäuse."
„Aber auch keine Barstukken."
„Hast Du die Frau gesehen, die eben in die Heide hineinlief?"
„Ich habe das! Hier, vermuthe ich, ist etwas Erschreckliches geschehen."

Sie wühlten die Erde auf, kratzten den Sand bei Seite und fanden das vergrabene Kind. Es lag noch auf der Seite, wie die Mare Müller es gelegt hatte; ja es lebte sogar noch; es wimmerte und winselte noch immer, freilich immer schwächer und schwächer.

Sie hoben das arme Wesen aus seinem Grabe heraus.

„Frau, we ist jenes Weib geblieben?"
„Ich weiß es nicht!"
„Wir müssen ihr nachsetzen, der Verbrecherin, der Kindesmörderin."
„Mann, wir müssen zuerst das Kind retten."

Das Kind war ganz blau im Gesichte; es schien vor Kälte erstarrt zu sein, und gab nur noch wenige Lebenszeichen von sich, konnte auch nur noch äußerst schwach schen.

Die beiden Leute eilten mit dem Kinde nach dem Dorfe Laudszen zurück, und brachten es in das nächste Haus des Dorfes.

Der Zufall hatte es gewollt, daß in dasselbe Haus Mare Müller gegangen war, willenlos, nur mit dem einen Gedanken, Wärme gegen die Kälte und ein Stück Brot gegen den Hunger zu suchen.

Die beiden Litthauer traten mit dem Kinde in die Stube, in der die Unglückliche am Ofen saß.

Sie sah das Kind. Sie sprang auf.

„Das ist mein Kind," rief sie.

Sie riß es an sich, in ihre Arme, an ihre Brust, an ihre Lippen; sie konnte nur laut und heftig weinen.

Für das Kind wurde ein warmes Bett bereitet, worauf es sich sehr bald erholte.

Mare Müller gestand sofort ihre That ein und darauf hin wurde sie sofort auch verhaftet.

Ihr Geständniß hat sie später nie widerrufen und zeigte stets die größte Aufrichtigkeit und Reue. Ihre Angaben über die Umstände, die ihrer That vorhergegangen waren, wurden überall bestätigt.

Das Kind blieb am Leben; erst später, während der Untersuchung, starb es, wie der Gefängnißarzt erklärte, blos weil ihm die durch die Gemüthsbewegung der Mutter verdorbene Milch schädlich gewesen sei.

Mare Müller hatte sich von dem Kinde nicht trennen wollen, ja sie widmete ihm während ihrer ganzen Haft unausgesetzt die größte Liebe und Pflege, und war untröstlich, als es starb.

Sie wurde von dem ersten Richter — dem Oberlandesgerichte zu Insterburg — „wegen unternommener Tödtung ihres zwei Wochen alten Kindes" zu einer zwölfjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. In der zweiten Instanz — vom Tribunal zu Königsberg — wurde das erste Erkenntniß bestätigt.

Beide Richter fanden es nicht bedenklich, daß die Angeschuldigte im Zustande des vollen Bewußtseins den Entschluß zu ihrer That, der Tödtung ihres Kindes, gefaßt und ausgeführt habe. Sie gingen nur darüber auseinander, ob Versuch des Mordes oder des Todtschlages vorliege. Mord und Todtschlag unterscheiden

sich bekanntlich strafrechtlich dadurch, daß bei jenem der Thäter mit voller Ueberlegung gehandelt hat, beim Todtschlage dagegen in einem Affekte, der die Ueberlegung ausschloß.

Der erste Richter führte für seine Annahme aus: „Kurz nach ihrer von dem Grenzsolaten erlittenen Mißhandlung und dem Verlust ihrer Marginne überfiel sie Kummer und Sorge über ihren und ihres Kindes Zustand. Ihr ward sehr angst, so daß sie sich oder dem Kinde das Leben nehmen will. Da erwacht auf einmal der Gedanke in ihr, das Kind zu vergraben; sie denkt nun an nichts weiter und spähet nur an der Landstraße, ob sie nicht ein Loch finde, wohin sie das Kind legen könne. Ihr ist dabei ganz „bämelig", wie sie ihren Zustand nennt, und ihr Blut ist bei Verrichtung der That so in Wallung, daß es ihr vorkommt, als wenn sich vor ihren Augen in der Erde etwas rege. Hiernach war sich Inquisitin zwar wohl ihres Verbrechens und des Zweckes desselben bewußt, aber eine wirkliche Ueberlegung, d. h. Abwägung der Verhältnisse und der Mittel zum Zwecke, fand bei ihr nicht statt."

Der zweite Richter berechnete aus den Acten, daß die Angeschuldigte eine volle Stunde mit dem Gedanken, ihr Kind umzubringen, sich herumgetragen habe, und deducirte dann:

„In dieser Zeit überlegte sie wiederholentlich ihre und des Kindes trostlose Lage, und blieb nach allem Erwägen bei dem Verhaben stehen, sich und dem Kinde durch dessen Tod zu helfen, und führte denselben trotz aller Bewegung ihres Herzens aus."

Nach dieser Deduction hätte sie, wenn das Kind durch ihre Handlung getödtet worden wäre, laut des Allgemeinen Landrechts, Theil zwei, Titel zwanzig, §. 874, wegen Verwandtenmordes die Strafe des Rades von unten herauf mit Schleifung zum Richtplatze verwirkt. Da das Kind aber nicht getödtet war, konnte nur eine außerordentliche Verfuchsstrafe gegen sie ausgesprochen werden, die auch vom zweiten Richter auf zwölf Jahre Zuchthaus benetzen wurde.

Es war dabei nur ein erheblicher Zweifel entstanden. Der §. 838 des Allgem. Landr. an der benannten Stelle verordnet: „Ist die Absicht zu tödten schon in äußerliche Handlungen ausgebrochen, dadurch aber noch kein Schade verursacht worden, so hat der Thäter vier- bis sechsjährige Festungs- oder Zuchthausstrafe verwirkt." Der Paragraph wurde indeß darum beseitigt, weil im vorliegenden Falle wirklich ein Schade verursacht worden sei. Denn: „das Kind war, als man es fand, ganz blau an Gesichte, durch die Kälte erstarrt, es ächzte nur noch schwach und gab wenige Lebenszeichen von sich. Diese Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes ist ein, durch die That seiner Mutter ihm zugefügter Schade."

Darum sechs Jahre Zuchthausstrafe mehr!

Es kann hier nicht Aufgabe sein, näher in eine Kritik der erlassenen Strafurtheile einzugehen. Ich hielt die Strafe für zu hart, wie ich sie noch für zu hart halte. Das legte mir in meiner damaligen amtlichen Stellung zwar nicht die Amts-, aber die Gewissenspflicht auf, ein Begnadigungsgesuch für die Verurtheilte zu entwerfen. Diesem wurde nicht unmittelbar stattgegeben, aber der König befahl, daß nach sechsjähriger Strafzeit über das Betragen der Verurtheilten Bericht erstattet werden solle.

Bis zum Jahre 1836 hatte die Verurtheilte in dem Zuchthause zu Insterburg sich zur vollen Zufriedenheit der Beamten geführt. Ich wurde damals aus der Provinz Litthauen in die Provinz Sachsen versetzt, und hatte später keine Gelegenheit, Nachricht über Mare Müller zu erhalten.

Kriegsbilder aus der Krim.

Nach den Tagebüchern eines Offiziers der Chasseurs d'Afrique, mitgetheilt von Julius von Wickede.

(Fortsetzung.)

Wenn der Adjutant auch sonst noch so viel Eile zu haben schien, so viel Zeit hatte er dennoch, um den Inhalt des großen Punschglases, das Alphens ihm hinhielt, mit einem Zuge hinunter zu stürzen, dann rief er uns ein „Adieu, Kameraden!" zu und brausste auf seinem Falben dahin.

So wie Alphens, der die zwei schon ungemein zusammengeschmolzenen Zuaven-Kompagnieen, die hier lagen, kommandirte, diesen Befehl des Adjutanten „Les Zouaves aux armes" gehört hatte, sprang er sogleich mit lautem Jubelruf auf und ließ sich kaum noch so viel Zeit sein Glas zu leeren. „Hoffentlich giebt's etwas Tüchtiges diese Nacht, Kameraden, es sind so schon vierzehn Tage her, daß wir mit den Russen zusammenstießen, und seit dieselben an der Tractir-Brücke so gewaltige Schläge bekamen, wollen sie gar nicht mehr recht anbeißen," rief er jubelnd aus, und war im nächsten Augenblick schon bei dem ersten Zelt seiner Kompagnie, was ungefähr einige dreißig Schritte von unserem Trinklich lag. Diese Zuaven sind das gewaltige Bombardement bereits so gewöhnt, daß, trotz des heutigen Gefechtes, Alles ruhig in den Zelten lag und so fest schlief, als befände man sich in der besten Kaserne der guten Stadt Algier. Auch kein einziger der Schlingel hatte es nur der Mühe für werth gehalten, den Kopf deshalb aus der Zelthür zu stecken, mochten die Kanonen noch so arg krachen. Sie waren erst am Morgen vom vierundzwanzigstündigen Trancheendienst abgelöst worden, und der greift an und macht die Knochen müde, so daß man nachher gewiß einen festen Schlaf hat.

Kaum hatte Alphens aber die erste Zelthür aufgerissen und mit seiner mächtigen Baßstimme sein „Zouaves aux armes, aux armes" hineingebrüllt und war dann zu den nächsten Zelten geeilt, dort ein Gleiches zu thun, als es lebendig ward.

„Vite, vite aux armes, allons doue," rief es in den Zelten, und kaum einige Minuten vergingen, da stürzten die ersten Zuaven, zwar so viel man bei einigen Kienfackeln erkennen konnte, die wir Offiziere unterdeß angezündet hatten, in äußerst nachläßiger Adjustirung, wie es überhaupt so gern die Sitte dieser Schlingel ist, aber sonst vollständig mit Wehr und Waffen ausgerüstet aus den Zelten.

„Aux armes, aux armes," brüllten sie laut und vor Freude, bis Alphens ihnen einen zornigen Fluch zurief und befahl, sie sollten ihre losen Mäuler halten und nicht mehr unnützen Lärm machen wie nöthig wäre. Als wenn die Bienen aus einem Bienenkorbe schwärmen, so eilten jetzt die Soldaten aus ihren Zelten. Die zuletzt Kommenden wurden mit tüchtigen Flüchen von den Korporals begrüßt und nicht wenig von ihren Kameraden als Faulthiere und Schlafratten verspottet, und kaum fünf Minuten waren vergangen, da standen die beiden Kompagnieen, freilich nicht viel stärker mehr wie eine einzige Kompagnie betrug, als sie sich in Algier einschiffte, völlig marschfertig da. Und wie jubelten diese Zuaven und freuten sich, daß sie jetzt wahrscheinlich Hoffnung hätten, mit den Russen recht bald in ein blutiges Handgemenge zu kommen, gerade wie die pariser Grisetten es thun, wenn ihre Liebhaber sie nach dem Ball Mabille mitnehmen wollen. Unter Lachen und Scherzen und Witzeleien ging es nun im Schnellschritt fort; Alphons, dem die Freude über das hoffentlich bald zu erwartende Gefecht so recht aus dem Gesicht leuchtete, stürzte noch im Vorbeilaufen an unserm Tisch sein Glas Punsch aus, rief „auf Wiedersehen, Kameraden, morgen bin ich todt oder eine Stufe wieder näher zum Colonel," und sprang dann seinen Leuten, die unterdeß schon fort getrabt waren, in eiligen Sätzen nach.

Dieser Aufbruch von Alphons und den anderen Zuaven-Offizieren hatte uns die Lust geraubt, um noch weiter ruhig an unserm Trinktisch sitzen zu bleiben; zudem war unser Feldkessel mit Punsch leer und zu einer zweiten Füllung desselben, wie wir sonst wohl gethan hätten, fühlten wir keine Neigung mehr. Als daher Einer der englischen Husaren-Offiziere, wirklich ein Prachtmensch, der verdiente, daß er bei uns Chasseurs d'Afrique dienen könnte, den Vorschlag machte, eb wir nicht auch nach dieser Batterie, die so heftig im Feuer war, hingehen wollten, um uns die Sache etwas näher mit anzusehen, nahmen wir diesen Vorschlag Alle mit lautem Jubel auf. Nur die sardinischen Offiziere, die von den Versaglierie waren, durften sich nicht so weit von den Lagerplätzen ihrer Truppen entfernen, da sie am Ende auch noch hetfen konnten, in dieser Nacht allarmirt zu werden; wir Uebrigen von der Kavallerie hatten so leicht keine Aussicht dazu und konnten uns daher immer den

Spaß machen. Als wir bei der Batterie ankamen, die noch fortwährend in voller Thätigkeit war und feuerte, daß die Erde zitterte, wollten uns die Wachen in den Tranchcen, die aus Soldaten von der deutschen Fremdenlegion bestanden, zuerst gar nicht das Weitergehen gestatten.

„C'est l'ordre on ne passe pas ici," antwortete mir stets der den Posten beschligende Korporal, ein echtes deutsches Gesicht, und wie Einer der englischen Offiziere, der etwas angetrunken war, fluchte und doch weiter gehen wollte, fällte er das Bayonnet gegen ihn, und drohte mit einem tüchtigen deutschen Fluch, den ich nicht verstand, er würde ihn auf der Stelle über den Haufen stoßen, wenn er noch einen Schritt weiter ginge. Der Korporal hatte Recht und verstand seinen Dienst, dies muß ich sagen, obgleich wir uns in dem ersten Augenblick nicht wenig über seine Halsstarrigkeit ärgerten, und besonders der eine Engländer, dem der Punsch etwas zu sehr in den Kopf gestiegen war, eine wahre Unmasse aller möglichen englischen und französischen Flüche aussprudelte, was indeß den Legionssoldaten des Pikets, die sich um ihren Korporal gesammelt hatten, und den Legionärs vielen Spaß zu machen schien. Es waren Grenadiere einer Elitekompagnie der Fremdenlegion, und dies sind immer fast nur bewährte Feldsoldaten, die sich nicht so leicht verblüffen lassen und wenn der Teufel selbst in höchsteigener Person so etwas versuchen wollte. Auf meinen Befehl schickte übrigens jetzt der Korporal eine Ordonnanz an den in diesen Tranchcen kommandirenden Kapitain vom Genieskorps, damit der uns die Erlaubniß zum Weitergehen ertheilen möchte. Glücklicherweise war dies ein persönlicher Bekannter von mir aus Algerien und so gab er denn die Erlaubniß sogleich, und führte uns selbst in die Batterie, die ebenfalls ein guter Bekannter von mir, der Kapitain Z., kommandirte. Der eine englische Offizier, der jetzt, nachdem sein Zorn verraucht war, sich schämen mochte, daß er vorhin gar so arg getobt hatte, schenkte dem Legionskorporal zwei blanke Napoleons, damit er für das Geld mit seiner Mannschaft auf seine Gesundheit trinken möge. Wenn diese Legionssoldaten Geld zum Vertrinken bekommen können, so sind sie stets vergnügter Dinge, und so machten sich diese Mannschaften denn jetzt den Spaß und riefen immerwährend „vive Mylord, vive Mylord, ah vous êtes un brave Officier, Mylord." Plötzlich kam in all diesem Jubel eine russische Bombe, die zu weit links geflogen war, angesaust und schlug kaum fünf Schritte von uns in den Boden. „Garde à vous Monsieur," rief der Korporal dem Engländer zu, der in dem ersten Augenblick ganz verdutzt dastand, und wie dieser noch eben sich umschauen wollte, gab er ihm einen Stoß, daß er der Länge nach hinflog.

Auch die Soldaten des Postens und wir übrigen Offiziere warfen uns sogleich platt auf den Boden, und so zersprang die Bombe und die Stücke flogen über uns weg, ohne weiter uns zu verletzen, was jedenfalls geschehen wäre, wenn wir stehen geblieben. Verteufelt schmierig sahen wir aber aus und besonders der eine Engländer, der gerade mit dem Gesicht in eine Pfütze gefallen war, als der Korporal ihn so niedergestoßen hatte, triefte förmlich von Schmutz.

„Sehen Sie, daß ist der Genuß in den Tranchcen," lachte der Genieskapitain, als er wieder auftand.

„O, es kommt oft noch viel toller," und auch die Soldaten der Wache lachten und suchten den beschmutzten Engländer, der ebenfalls gute Miene zum bösen Spiel machte und lachte, unter allerlei Witzeleien und Scherzen in ihrer deutschen Sprache, die ich nicht verstand, wieder abzutrocknen.

Bei Gott, in der Batterie, wohin wir denn bald kamen, sah es aber schauerlich aus. Da es ziemlich warm war, und das Laden der großen Mörser eine sehr anstrengende Arbeit ist, die viel Schweiß kostet, so hatten die Artilleristen alle ihre Uniformstücke bis auf die Hosen abgeworfen. Viele hatten gar keine Hemden mehr an, sondern ihr ganzer Oberkörper war nackt, und von dem Pulverstaß in den Geschützröhren, und von dem Schlamm auf dem Boden, denn sie hatten sich oft niederwerfen müssen, um nicht von zerspringenden Bomben verwundet zu werden, sahen Alle im Gesicht und auf der Brust und den Armen so schwarz und schmutzig wie die Schornsteinfeger aus. Um den Leib hatten alle ein Tuch oder auch nur eine Säbelkuppel fest wie einen Gürtel geschnürt, da sie behaupteten, daß dies davor schütze sich einen Bruch zu heben, was sonst beim Einbringen der schweren Bomben in die Haubitzmündungen leicht geschehen könne.

Auch der Kapitain Z. und seine zwei Lieutenants, die hier kommandirten, sahen wahrlich nicht aus, als ob sie auf einem Hofball in den Tuilerien hätten sonderlich gefallen können. Sie hatten ihre alten über und über beschmutzten schwarzen Uniformröcke an, deren Schöße schon so sehr zerrissen und verbrannt waren, daß kein Trödler einen Frank für den ganzen Anzug geboten hätte.

Kapitain Z., ein alter Bekannter von mir, der vor mehreren Jahren die Expedition nach der Kabylie mitmachte, und viele Nächte bei uns Chasseurs d'Afrique auf den Vorposten zubrachte, riß zwar anfänglich ganz verwundert die Augen über unseren Besuch auf, meinte dann aber lachend, „wir sollten ihm immerhin willkommen sein, wenn wir als Freiwillige mitheilen wollten, viel Amusement könne er uns aber nicht versprechen und ein freundlicher Salon sei seine Batterie wahrlich auch nicht." Darin hatte er Recht, denn der Ort sah schauerlich aus, soviel man bei dem Schein der großen Laternen, die an mehreren Stellen befestigt waren, damit die Artilleristen beim Laden ihrer Geschütze sehen konnten, zu erkennen vermochte.

Der Boden war von den russischen Bomben ganz aufgewühlt und zerfurcht, und überall lagen Trümmer und Splitter von früher zerschossenen Lafetten umher, die man noch nicht hatte fortbringen können; auch ein ganz zerrissener Menschenkörper lag in der einen Ecke der Batterie, denn vor einer halben Stunde war ein Kanonier so von einer feindlichen Kugel zerschmettert worden, daß seine Glieder nach allen Seiten umherflogen. Zwei andere Kanoniere lagen schwer verwundet in einem Winkel und beim Schein einer Laterne mieete ein Arzt vor ihnen, um sie nothdürftig so weit zu verbinden, daß sie den Weitertransport in die Ambulance aushalten konnten. Der eine dieser Kanoniere, dem ein Stück der Kinnlade von einem Bombensplitter fortgerissen war, stöhnte fürchterlich und bat in fast unverständlichen Tönen, man möge ihn doch nur auf der Stelle erschießen, damit seine Leiden ein Ende erreichten. Sein Kamerad, ein alter Graubart, dem ein Fuß am Knöchel abgeschossen war, lag ganz ruhig und rauchte seine Pfeife, als habe er weiter keinen Schmerz.

Und nun welch' ein Höllenlärm war noch dazu in dieser Batterie, so daß man in dem ersten Augenblick, wenn die Haubitzen derselben losgefeuert waren, stecktauk zu werden glaubte. Dazwischen das heisere Kommandorufen des Kapitains Z., der von dem vielen Schreien und dem Pulverdampfe fast schon die Stimme verloren hatte, und wie ein Rabe krächzte; das Rasseln der Ketten und Klappern der Bomben, wenn die nackten Artilleristen mit größter Anstrengung dieselben in die Mündungen der Haubitzen hineinrollen ließen. In der Luft dröhnte, zischte und pfiff es von den russischen Geschossen, die fortwährend von dem Malakofthurm auf unsere Trancheen geschleudert wurden und rechts und links über unsere Köpfe hinwegsausten. Dabei wieder das Jubeln und Singen und Lachen dieser geschwärzten Artilleristen, die in dieser Nacht so recht in ihrem Berufe zu sein schienen.

„Holus, mon Capitaine," rief mir ein alter Artillerist zu, der mich von Algerien her noch persönlich kannte, „das ist eine heiße Nacht, und es giebt andere Arbeit hier, als wenn wir damals mit unsern leichten Bergeschützen auf diese räuberischen Kabylen feuerten. Wie gefallen Ihnen diese blauen Bohnen, die wir den russischen Herren dort drüben zusenden?" und damit wies er auf eine Bombe, die so eben von zwei Artilleristen mit äußerster Mühe aufgehoben ward. „Gelt, das sind andere Pillen, als wie Ihre Chasseurs d'Afrique in ihre Karabiner laden können. — Doch, aufgepaßt, die russische Bombe wird bei uns einschlagen!" rief er laut aus, und in demselben Augenblick warfen sich alle Artilleristen platt an den Boden, längst der Brüstung der Batterie nieder. Die russische Bombe schlug ein, wühlte sich tief in die Erde, platzte aber nicht, so daß nach einigen Augenblicken des Wartens alle Artilleristen lachend wieder aufsprangen und an ihre Geschütze eilten.

„Sind ungeschickte Teufel da drüben, mein Kapitain, und verstehen ihr Handwerk nicht. — Wart, wir wollen versuchen, es ihnen besser zu zeigen," spottete damals mein alter Artillerist und trat an seinen Mörser, der unterdeß geladen war, um ihn abzufeuern. Ich war unwillkürlich näher herangetreten, um die Handgriffe beim Richten und Abfeuern besser mit anzusehen, aber der Knall war so groß, daß ich einen stechenden Schmerz in den Ohren fühlte, und mir das Blut aus denselben tröpfelte.

„Helas, mon Capitaine, das knallt Ihnen wohl zu sehr — ja, man muß das Ding schon gewöhnt werden, sonst springt das Blut leicht heraus," schmunzelte der alte Kanonier.

Doch in demselben Augenblick zeigte ein Flammenblitz und ein Knall aus den russischen Werken, daß der Schuß des Alten große Verwüstungen in denselben angerichtet haben müsse.

Ein lautes „vive la France, vive l'empereur" aller Kanoniere der ganzen Batterie erscholl über diesen glücklichen Schuß, und der geschickte Artillerist, der ihn gethan, war nicht wenig erfreut darüber, rieb sich seine schwarzen Fäuste und meinte wohlgefällig: „Ja, ja, mein Kapitain, der alte Mathieu versteht's schon, und nicht umsonst hat vor zwanzig Jahren der Sergeant mir in der Citadelle von Straßburg das richtige Zielen beigebracht."

Dieser glückliche Schuß, der den Russen vielen Schaden zugefügt haben mußte, denn auf der Stelle, wohin derselbe gerichtet gewesen, ward ihr Feuer jetzt merklich schwächer und unsicherer wie vorhin, hatte die Artilleristen der Batterie in eine besonders gute Laune versetzt. Mitten in dem Kanonengebrüll und dem Getobe und all' dem Gelärme um sie herum, versuchten dieselben die Marseillaise anzustimmen, und wenn auch die Hälfte der Strophen unverständlich blieb, und von dem Donner der Geschütze übertönt wurde, so klangen doch einzelne Worte dieses Schlachtgesanges desto lauter hindurch.

„Die Marseillaise ist jetzt eigentlich nicht mehr gestattet bei uns, mein Kapitain, und wenn man in gewissen Kreisen in Paris diesen Gesang hörte, würde man gewiß ziemlich schiefe Gesichter dazu schneiden," meinte einer der Lieutenants scherzend zu dem Kapitain Z., wie so eben in einer augenblicklichen Pause des Geschützdonners der Chor recht deutlich und hörbar wurde.

„Was kümmert's mich?" antwortete der. „Laßt diese vornehmen Herren aus Paris hierher kommen, und diese Batterie selbst bedienen. So lange meine Kanoniere nur noch im russischen Geschützfeuer des Malakofftthurmes singen mögen, ist es mir gleich, was für einen Gesang sie sich wählen, und mit diesen die Marseillaise singenden Kanonieren schießen wir doch Sebastopol zusammen, mögen die Russen sich auch noch so sehr vertheidigen. Es hilft ihnen nichts, unsere Fahne muß auf dem Malakoff wehen."

In demselben Augenblick, als der Kapitain Z. diese Worte so zuversichtlich sprach, kam eine russische Bombe angeflogen und riß dem neben ihm stehenden Kanonier, der sich etwas über die Brüstung gelehnt hatte, den Kopf ganz glatt vom Rumpfe fort, so daß das Blut dem Kapitain im dicken Strahl förmlich in das Gesicht spritzte.

„Ach, das ist kein angenehmer Geschmack," rief dieser aus, denn er mußte von dem warmen Blut viel in den Mund und in die Nase bekommen haben, und wischte sich mit dem Taschentuch sein Gesicht ab, welches ganz roth gefärbt aussah. Gleich darauf befahl er aber in so ruhigem Tone, als wenn nicht das Mindeste vorgefallen sei, den Körper des Getödteten, der bei der Haubitze lag, in einen Winkel zu tragen, und rief dann die nächste Nummer der Reservemannschaft, die etwas geschützt neben der Brustwehr sich zusammengekauert hatte, um etwas von der gehabten Anstrengung auszuruhen, herbei, die Stelle des Erschossenen einzunehmen.

Durch diesen so plötzlichen Tod des Kanoniers, der mit einer der Vorsänger gewesen war, erschüttert, hatten die übrigen Artilleristen für den Augenblick ihren Gesang eingestellt.

„Donnerwetter, warum singt Ihr denn nicht weiter. Ihr werdet Euch doch nicht durch diese Russen in Eurem Vergnügen stören lassen? Das wäre denselben doch zu viel Ehre erwiesen!" rief Kapitain Z. „Es lebe die Parisienne!" und damit fing er mit seiner krächzenden Stimme an:

„Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants."

und jubelnd fielen die Artilleristen in den Gesang ein, und mochten nun die russischen Kanonen des Malakoff auch noch so viel gegen diese vorgeschobene Batterie donnern, und es in der Luft von Bomben und Raketen zischen und pfeifen, als hätte die Hölle ihre Janitschaarenmusik angestimmt, der Gesang der Kanoniere ward dadurch nicht weiter unterbrochen. Ja, unsere französische Artillerie ist ein stolzes, prächtiges Korps, und hat sich den hohen Rang, den sie im Heere einnimmt, stets mit ihrem Blute erkauft, das habe ich während dieser Nacht in der Batterie wieder so recht erprobt. Wahrlich, wäre ich nicht Kapitain bei unsern Chasseurs d'Afrique, ich möchte wohl bei der Artillerie dienen.

Mitten in diesem schweren Geschützfeuer, welches die Erde erröthen machte, konnte man aber bisweilen auch die einzelnen scharfen Schüsse der Minièbüchsen knattern hören. Eine Tirailleurlette von unseren Chasseurs à pied war vor die Batterieen gegangen, oder richtiger wohl auf dem Bauche gleich den Schlangen fortgekrochen, um sich so weit den russischen Werken zu nähern, daß sie mit ihren wohlgezielten Schüssen in die Schießscharten derselben hineintreffen konnten. Zu solchen sehr gefährlichen Expeditionen, die zwar den Feinden großen Schaden zufügen, denn durch solche wohlgezielte Büchsenkugeln, die in die Schießscharten hineinfliegen, wird die Bedienungsmannschaft der Geschütze ungemein belästigt und am sicheren Schießen behindert, werden nur Freiwillige genommen. Es müssen sehr gewandte, muthige Leute sein, die auch vortrefflich zu schießen verstehen, denn sonst würde ihr Feuer wenig nützen. Die Russen haben ebenfalls derartige Abtheilungen, die aus freiwillig sich dazu meldenden, besonders gewandten Scharfschützen gebildet werden, und die ganz auf gleiche Weise gegen unsere Batterien zu operiren versuchen. So entspinnt sich neben diesem Geschützkampf auch zugleich ein lebhaftes Tirailleurgefecht, das schon manchem tapferen französischen Soldaten das Leben gekostet hat. Alle Augenblicke blitzte es rechts und links und vorwärts von unserer Batterie von derartigen Büchsenschüssen auf, was ganz eigenthümlich aussah. Die Russen ließen mitunter Leuchtraketen steigen, und bei dem Schein derselben konnte man dann auf Augenblicke erkennen, wie unsere Chasseurs, in ihre grauen Kapotmäntel gekleidet, gleich Eidechsen vor uns auf dem Boden herumkrochen.

Wohl eine Stunde mochten wir schon in der Batterie gewesen sein, und da wir blos müssige Zuschauer sein konnten, und es ganz unnütz war, daß wir uns einen so gefährlichen Platz auserwählt hatten, so war das ganze Schauspiel, was sich uns hier darbot, doch viel zu imposant und interessant, als daß wir uns sobald davon hätten losreißen können.

Besonders der eine englische Offizier, der erst vor wenigen Wochen aus Ostindien gekommen und dem ein solches Bombardement noch eine ganz neue Erscheinung war, jubelte laut, und half in seinem Eifer sogar einigen Kanonieren die Bomben aus dem Munitionsbehältniß, welches tief in die Erde gegraben war, herbeischleppen. Unsere Artilleristen, die nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen können, ohne ihre Witze und Späße zu machen, hatten ihre Freude an diesem so eifrigen Engländer, nannten ihn „Camerad Mylord" und tranken ihm sogar aus ihrem, mit sehr schwachem kalten Grog gefüllten Feldflaschen zu, was diesem sehr vornehmen Engländer großes Vergnügen gewährte.

Die Morgendämmerung war im Anbrechen und ein schwacher rosiger Schein verkündete bereits die Nähe des erhofften Tages, als die russischen Batterien für den Augenblick ihr bisheriges Feuer wo möglich noch zu verdoppeln suchten. Von allen Seiten trachte und blitzte es, und hätten die Russen ebenso geschickt gezielt wie sie schnell abfeuerten, da hätte es unserer Batterie schlimm ergehen müssen. Glücklicherweise war dies nicht der Fall, und eine große Zahl von Bomben, deren Zünder zu kurz, und die nicht richtig berechnet waren, platzte ziemlich unschädlich in der Luft. Eine Viertelstunde schon mochte dies entsetzliche Bombardement, wo es ganz unmöglich war nur seinen Nebenmann zu verstehen, gedauert haben, als plötzlich dasselbe schwieg, aber eben so plötzlich auch eine starke Kolonne russischer Infanterie in vollem Lauf aus dem feindlichen Werk herausbrach und ohne sich mit anderweitigen Schüssen einzulassen, mit dem gefällten Bayonnet gegen unsere Batterie anstürmte. In demselben Augenblick brachen aber auch unsere Wachen, die bisher in einigen Vertiefungen hinter unserer Batterie ziemlich geschützt gelegen hatten, mit lautem „en avant, en avant — vive l'empereur," gegen die Russen vor.

Voran wie bei allen derartigen Gelegenheiten waren die Zuaven unter dem Befehl unseres Alphens, ihnen eben so schnell folgten einige Kompagnieen der Fremdenlegion und eine eines französischen Linienregiments. Dieser Anblick war zu verführerisch für uns; schnell riefen wir dem Kapitain Z. noch ein eiliges, herzliches Adieu zu, sprangen in möglichst schnellen Sätzen aus der Batterie heraus, um uns den anstürmenden französischen Truppen mit anzuschließen. (Schluß folgt.)

Aus der Kinderstube.

Von Auguste Herz.

III.*

Meinem Kindergarten wurde als Zögling ein 4½jähriger Knabe zugeführt, von dem mit aufrichtig besorgtem Herzen die Mutter mir nachfolgende Charaktereigenthümlichkeit schilderte. Der Knabe (dies waren ihre eigenen Worte), käme ihr oft vor, als würde er von einem bösen Dämon beherrscht, der ihn zu Handlungen antriebe, die mit seiner Liebe zu ihr und seinem eigentlichen Wesen in offenbarem Widerspruche stünden. Während sein ganzes Verhalten ihr gegenüber Folgsamkeit und Liebe zeige, könne er es doch nicht lassen, bisweilen und zwar immer bei derselben Gelegenheit grausam zu handeln. Sobald der Knabe nämlich irgend wen schlafen sähe, es sei ein Kind oder Erwachsener, ja selbst seine Mutter, so schliche er sich dann auf die heimlichste Weise zu dem Schlafenden hin, um ihn durch Kneipen mit den Nägeln zu einem plötzlichen Erwachen zu bringen. Je besser es ihm geglückt, durch den unerwarteten Schmerz den Schläfer zu erwecken, um so größer sei dann des Kindes Freude. So habe sie, die Mutter, die Gewohnheit, nach Tisch eine kurze Mittagsruhe zu halten. So oft bei dieser Gelegenheit das Kind im Zimmer sei, wiederhole sich auch an ihr das eben geschilderte grausame Treiben desselben.

Sie habe das Kind, weil sie sich nur schlafend gestellt, auf das Sorgfältigste beobachtet, könne aber durchaus zu keiner Erklärung dieser naturwidrigen Neigung kommen. Auch an Strafen habe sie es nicht fehlen lassen, aber es sei ihr dann immer vorgekommen, als verstünde das Kind gar nicht, weshalb es geschlagen worden sei, und es habe sogar während der Strafe immer geschrieen: „ich habe ja nur Spaß gemacht.“ Trotz der Strafe habe aber auch dieselbe Ursache immer wieder dieselbe Folge gehabt.

Nachdem der Knabe Zögling meiner Anstalt geworden war, wurde er von mir auf das Sorgfältigste beobachtet. Aber alles was ich an ihm wahrnahm, stand nur im offenbaren Widerspruche mit der mir von der Mutter mitgetheilten Neigung zu Schadenfreude und Grausamkeit, das Kind war höchst gutmüthig, voll kindlicher Zuneigung zu mir und freundlich im Umgange mit den andern Kindern. Kirschen, welche es zu seinem Frühstrot mitgebracht, vertheilte es auf die liebenswürdigste Weise unter seinen Gespielen, Allen schloß er vertraulich sich an, und schien sühlte er sich ganz heimisch in der Anstalt und noch hatte ich an ihm Nichts von Herz- oder Gefühllosigkeit, noch weniger von seinem Hange zur Grausamkeit beobachtet.

Eines Tages aber wurde ich doch von der Wahrheit der Erzählung der Mutter überzeugt. Ein kleiner Knabe seines Alters, der neben Robert, so hieß der kleine Sünder, saß, hatte sein Köpfchen auf den Tisch gelegt und war so eingeschlafen. Ich hatte die Mildigkeit jenes Kindes rechtzeitig bemerkt, um meine Beobachtung dorthin richten zu können. Robert hatte kaum bemerkt, daß sein Nachbar schlafe, als er auch mit zwei Fingern des Kindes Ohrläppchen ersaßte und so stark in dasselbe knipp, daß tiefe Nägelspuren sichtbar waren.

Natürlich schrie das so unsanft aus dem Schlafe geschreckte Kind laut auf, und Robert lachte darüber so herzlich, daß ich sofort zu der Ueberzeugung kam, das Kind denke nicht daran, ja wisse nicht einmal, welchen Schmerz es seinem Nachbar bereitet habe, und diese Ansicht bestimmte mich auch, von einer augenblicklichen Strafe abzusehen und in anderer Weise das Kind zu erfassen.

Ich nahm für diesen Zweck einen andern kleinen Zögling meiner Anstalt zu Hülfe, einen Knaben, der für sein Alter sehr verständig war und vorzüglich einen kräftigen Willen besaß. Diesen unterrichtete ich über Robert's üble Neigung und erklärte ihm, daß ich mir dächte, Robert thue dies nur, weil er nicht wisse, wie großen Schmerz er Andern dadurch bereite. Wenn er dies durch eigene Erfahrung erkannt haben würde, werde er von seiner üblen Gewohnheit gewiß ablassen. Zu diesem Zweck forderte ich den Knaben auf, sich neben Robert zu setzen und sich schlafend zu stellen. Der Knabe zeigte sich hierzu gern bereit und führte seine Rolle über Erwarten gut aus.

Kaum merkte Robert, daß sein Nachbar schlafe, so knipp er denselben auch schon in den Arm. Weil aber Fritz, der den Schmerz sich nicht merken ließ, anscheinend fortschlief, wiederholte Robert das Kneipen mehre Male, und immer stärker, bis endlich der so Gepeinigte laut aufschrie.

Ruhig trat ich nun zu Robert und sagte: „Siehe nur, jetzt hast Du dem armen Fritz wehe gethan, so daß er schreit und weint. Du scheinst nicht zu wissen, daß das Kneipen Schmerz macht, darum will ich Dir jetzt einmal gerade so thun, wie Du Fritz gethan hast!“ hierbei legte ich den Arm Fritzens neben den seinigen und knipp ihn selbst so stark, bis dieselben Flecke an seinem Arm sichtbar wurden, wie an Fritzens Arm. Dies geschah meinerseits natürlich mit der größten Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. — Robert schrie sehr, und als ich nach Kurzem von Ferne die Kinder beobachtete, sah ich, wie er den Arm seines Nachbars Fritz streichelte und immer in ächt kindlicher Sprache „hrihe“ dazu sagte. Nach mehreren Tagen wiederholte ich das erste Experiment, daß ich Fritz neben Robert setzte; aber der Knabe und jeder andere Nachbar saß und ruhte jetzt sicher und nie wieder zeigte sich Robert in der Weise wie früher grausam.

Natürlich unterrichtete ich auch die Eltern über jenen Vorgang und forderte vorzüglich die Mutter auf, im Hause den Knaben auch selbst auf die Probe zu stellen; aber auch hier bestand er die Prüfung und die Eltern wie ich waren berufigt und zufrieden über die schnelle und glückliche Heilung jener sonderbaren Neigung des Kindes.

Längere Zeit war vergangen und weder ich noch die Eltern hatten über das Kind zu klagen. Da geschah es, daß die Mutter abermals ganz außer sich zu mir kam und mir versicherte, der Knabe scheine nach ihrer Ueberzeugung doch einen angeborenen Trieb zur Grausamkeit zu haben; denn jetzt habe sie ihn im Garten beobachtet, da sei er den Schnecken nach geschlichen, habe jede, die er gefunden, plötzlich von oben mit zwei Fingern in die Haut gefaßt, in die Höhe gehoben und dann den armen Thieren dasselbe gethan, mit demselben Ausdruck der Schadenfreude, wie früher den Menschen. Nachdem mir die Mutter des Kindes jene Mittheilung gemacht hatte, gestehe ich, daß ich selbst anfangs mir keine Erklärung finden konnte, und wirklich rathlos war. Aber nach längerem Nachdenken traf ich, weniger zwar durch klare Berechnung, als vielmehr durch eine glückliche Eingebung zur rechten Zeit das rechte Mittel. Ich pflegte die erste Stunde des Morgens zu einer belehrenden Unterhaltung mit meinen Kindern zu verwenden, wozu mir dann das Leben der Kinder selbst, die Natur, oder sonst welches Ereigniß den Stoff bot. So sprach ich, angeregt durch das vorausgegangene Gespräch mit Robert's Mutter, am nächsten Morgen ernster und eindringlicher wie je mit meinen Kindern über den Sittenspruch: „Quäle nie ein Thier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.“ Da plötzlich, als ich mit lebhafter Farbe die Angst und Pein der gemarterten Thiere schilderte, sprang Robert auf und sagte „aber manche Thiere fühlen keinen Schmerz, die darf man kneipen; die Schnecken, Regenwürmer und Fliegen, die schreien nicht.“ Dieser Aussruch des Kindes überraschte mich und unterrichtete mich sofort, daß dasselbe bei seinen neuerdings begangenen Grausamkeiten in Erinnerung an die an sich selbst gemachte Erfahrung ordentlich beobachtend verfahren war. Er hatte die Thiere förmlich belauscht und folgerichtig zugleich nur mit solchen sich beschäftigt, welche lautlos seine schlimme Behandlung duldeten. In ihrem Stummsein hatte er eine Bürgschaft dafür erkannt, daß sie keinen Schmerz empfänden. Durfte man nun wohl sagen, der Knabe habe am Wohlgefallen an dem Schmerze Anderer, oder aus einem angeborenen Triebe zur Grausamkeit wie die Mutter meinte, Thiere und Menschen gequält? Nein! Er wußte nicht, wie schmerzhaft für Andere sein Spiel sei; das bewies der Verfall mit dem Knaben Fritz; — er suchte und wollte nicht Schmerz bereiten, nachdem er die Erfahrung an sich selbst gemacht hatte, das bewies die veränderte Richtung seiner Neigung, indem er nur solche Thiere aufsuchte, die nach seiner Idee wirklich keinen Schmerz empfänden; er war soweit in Ab-

* Die frühern Aufsätze s. Nr. 37. Jahrg. 1855.

sicht auf den Beweggrund zu seiner Handlungsweise wirklich unschuldig zu nennen. Ein Spiel, das für ihn einen andern Reiz als den, welchen der Anblick des Schmerzes Anderer gewährt, haben mußte, nur ein Spiel konnte somit in dieser bisher geübten Gewohnheit gefunden werden.

Aber damit war freilich noch nicht die Ursache gefunden und erklärt, welche Veranlassung zu dieser ungewöhnlichen Neigung gegeben haben mochte, und für die Beurtheilung ähnlicher Fälle blieb es vollnschenswerth, hierüber eine genügende Aufklärung zu erhalten. Eine von mir zufällig an der Mutter Robert's im Umgange mit ihrem Dreiviertelsjahr alten Kinde beobachtete Spielweise leitete mich auf die richtige Spur. Die Mutter holte oft selbst ihren Robert aus der Anstalt ab, und brachte dann immer ihr kleines Kind mit. Wenn sie nun mit diesem scherzte und spielte, stellte sie sich gewöhnlich auch, als ob sie schliefe. Das Kind gab sich nun alle Mühe, die Mutter zu erwecken; wenn ihm dies nach langem Bemühen endlich gelang, so erschrak die Mutter scheinbar und that entweder, als fiele sie vom Stuhl, oder zeigte sonst welche Ueberraschung, was das Kind natürlich immer zum Lachen reizte. Oft, wenn das Kind die Mutter zu solchem Spiele durch Geberden aufforderte, diese aber vielleicht nicht eben Neigung zeigte, auf das kindliche Verlangen einzugehen, dann schlug die kleine Hand des Kindes nach der Mutter, worauf diese das Gesicht mit den Händen bedeckend sich weinend stellte, und sich geberdete, als empfinde sie großen Schmerz. Dem kleinen Herzen that dies natürlich leid und das Kind versuchte durch Gutmeinen, Streicheln und Wegziehen der Hände vom Gesicht der Mutter diese wieder zu beruhigen. Die Mutter aber ließ regelmäßig dies nicht früher gelingen, bis das arme Kind selbst zu weinen begann. Dann erst entfernte sie ihre Hände vom Gesicht und suchte nun ihrerseits das Kind zu beruhigen, und durch Lachen demselben zu beweisen, daß der Schmerz, den sie gezeigt, nur ein Scherz gewesen sei. —

Dieses Spiel nun, von der Mutter, wie sie mir selbst zugestand, früher auch mit Robert ebenso ausgeführt, erklärte deutlich genug die Entstehung jenes vermeintlichen Grausamkeitstriebes. — Das scheinbar grausame Treiben Robert's war offenbar nichts Anderes, als eine harmlose Fortsetzung jenes früher von der Mutter ihm gelehrten und mit ihr täglich gespielten „Schlafen und Erschrecken." Gewiß wurde die Mutter damals schon von der kleinen Hand getappen oder geschlagen, aber das Kind lernte ja dabei keinen wahren, nur vorstellten Schmerz kennen, die Mutter versicherte ihm selbst, wenn es weinen wollte: es habe ja nicht weh getan, es seien ja ihre Thränen nur Scherz gewesen; um so fröhlicher wurde nun das Kind bei dem Spiele, um so gespannter seine Erwartung, wie es die Mutter nun machen werde, wenn sie wieder von ihm erweckt und erschreckt würde. — Was Wunder, wenn in der Folge, wo die Mutter nicht mehr Schlafen nur spielte, sondern wirklich schlief, das Kind in der ihm aufgedrungenen Täuschung befangen blieb, und immer wieder des alten lieben Spiels sich erinnerte, wenn er die Mama schlafen sah? Wie ungerecht, wie unverdient war die Strafe, welche der arme Kleine dafür empfing, daß er Wahrheit und Lüge, Ernst und Spiel, Lust und Schmerz nicht zu unterscheiden vermochte. Gestand nicht die Mutter selbst, daß er ihr, wenn sie ihn schlug, ganz mit denselben Worten: „ich habe ja nur Spaß gemacht," antwortete, die sie einst zu ihm redete, wenn er über den Schmerz, den er ihr mit seiner Hand verursacht zu haben glaubte, zu weinen begann? Er erwartete ja nun nicht mehr wirklichen Schmerz, sondern nur das heiter lächelnde Gesicht der Mutter zu sehen, wenn er sie aus dem Schlafe erwecke, oder wenn er die Hände ihr von den Augen zog, mit denen sie Weinen gespielt hatte.

Ich habe dieser Erzählung nur noch wenig beizufügen. Der kleine Robert wurde von mir nach jenem oben erwähnten Ausspruche über Schnecken und Fliegen ꝛc. eines Andern belehrt. Ich zeigte ihm, wie diese armen Thiere, wenn auch nicht durch Schmerzenslaute, doch auch auf eine deutlich sprechende Weise uns anzeigten, wenn sie bei einer Berührung ihres Körpers Schmerz empfänden, und suchte ihm dann verständlich zu machen, daß diese Thiere unseres Mitleids und unserer Schonung um so mehr bedürften, je weniger sie in ihrer Hülflosigkeit durch Geschrei oder andere natürliche Waffen, durch Flügel, wie die Vögel, durch flüchtige Füße, wie die Hunde, Katzen ꝛc. sich selbst vor drohenden Gefahren und Schmerzen schützen könnten. Der Knabe hörte mit Aufmerksamkeit und ohne eine neue Gegenbemerkung meine Belehrung an, und ich hatte die Freude, meine Worte mit dem besten Erfolge belohnt zu sehen. Der Knabe war nach jenem Vorfalle wohl noch zwei Jahre in der Anstalt, und nie wieder, weder bei mir noch im Elternhause gab er Veranlassung zu einer Klage über Rückkehr zu der alten üblen Gewohnheit.

Das Beispiel dieses Knaben ist lehrreich durch sich selbst, und enthält des Stoffes zu ernstem Nachdenken genug. Das hier besprochene Spiel zwischen Mutter und Kind wird in unzähligen Familien gespielt werden, und erscheint auf den ersten Anblick ganz unschuldig; nicht in allen Fällen wird auch dieselbe Ursache dieselben Folgen haben, eine Menge Nebenumstände können hier Anderes, Schlimmeres, bald Besseres bewirken. In jedem Falle aber steht fest, daß Eltern beim ersten Auftreten übler moralischer Erscheinungen an ihren Kindern zuerst ihre Umgangsweise mit den Kindern und ihre eigenen schlimmen Gewohnheiten gewissenhaft prüfen und bedenken müssen, ehe sie zu einem harten Urtheil oder zu Tadel und zu Strafe ihre Zuflucht nehmen. Denn ein ungerechtes Urtheil, eine unverdiente Strafe bewirken wie eine falsche Medizin in der Regel gerade die Fehler, welche zu heilen sie bestimmt waren. — Leider aber sind Eltern immer geneigt, die Verantwortung für das an ihren Kindern hervortretende Schlimme von sich ab, das Verdienst an dem Besseren sich zuzuwenden. In beiden Fällen gewiß so lange mit Unrecht, als sie vor ihrem Gewissen sich nicht sagen können, daß sie beim Geschäft der Erziehung ihrer Einsicht und verständigen Liebe mehr, als dem Zufall und ihrer Launen gefolgt seien. —

Blätter und Blüthen.

Die physische Geographie des Meeres. Der Titel „Landratten", womit Seeleute uns Binnenlandsmenschen beehren, darf uns wirklich nicht eben groß verdrießen, wenn wir bedenken, nicht nur wie wenig Kurage dazu gehört, auf zwei stämmigen Beinen über den Erdengrund hinzuschreiten, sondern wie wir auch über dem trocknen Drittel unserer Wohnplatzes die nassen zwei Drittel beinahe ganz und gar vergessen, sie wenigstens so schlecht kennen, daß wir uns in jeder Unterhaltung mit einem Seemann arge Blößen geben. Die Worte Nord- und Süd-Pasat, Monsun, Calmen, Gotsstrom sind uns zwar mehr oder weniger geläufig, aber gar Mancher würde in arge Verlegenheit kommen, wenn er über die Dinge, welche von diesen Namen bezeichnet werden, Rechenschaft geben sollte. Das Logbuch kennen wir zwar aus Marryat's und Cooper's Seeromanen als ein Buch, in welches der Seemann allerlei Bemerkenswerthes hineinschreibt, aber wie Wenige ahnen die geographische Bedeutung desselben für Wissenschaft und Wohlfahrt der Menschen. Klimgt es doch vielleicht Vielen wie Uebertreibung, wenn man ihnen sagt, daß sie mit ihrem Wohl und Wehe in hohem Grade von den physischen Eigenschaften des Meeres abhängen, daß das Meer geradezu der große Regulator der Bedingungen alles organischen Lebens auf Erden ist.

Breite Landstrassen und schmale Pfade, bewegungslose Binnengewässer und mächtige Ströme, Berge und Thäler, den Kontrast warmer und kalter Landstriche dicht bei einander, scharfe Abgrenzung der Thier- und Pflanzenwelten nach ihren Wohnungsgebieten — dies Alles glauben wir nur auf dem Lande und doch finden wir es eben so gut auf dem offenen Meere. Neben den noch unentdeckten Central-Gebieten Afrika's, Neuhollands und den ungeheuren brasilischen Waldsträchen stehen noch viel unklänglichere Gebiete des Meeres, wohin noch kein Kiel gedrungen ist. Wie Viele aber glauben an ein buntes Durcheinander und über Kreuz und Quer der Schiffahrt. Haben wir auch eine Ahnung, ich rede nicht von den wenigen durch einschlagendes Wissen bevorzugten Landratten, von den wanderbaren Wegweisern, den Kompas voran, die der Seereisende mit sich führt, während die unserigen fest an den Kreuzungen stehen — haben wir auch eine Ahnung von ihnen, so stannen wir dennoch, wenn uns die Gesetzlichkeit beweisen, daß kürzlich zwei amerikanische Klipperschiffe, ohne jemals Land zu sehen, den 7000 Meilen langen Weg vom Cap Horn bis Californien so genau und übereinstimmend steuerten, obgleich das eine dem andern um acht Tage in der Zeit nachsolgte, daß beide Reisen nach den Angaben der zwei Logbücher auf eine Karte gezeichnet, zwei einander beinahe deckende Linien ergeben würden. Sie reisten nach Windkarten, wie wir nach Landkarten.

Kurz, das weite wüste Meer, das „große Geheimniß", verdient diesen dichterischen Namen nicht blos in Beziehung der von ihm bedeckten ihm eigenen oder uns geraubten Schätze, sondern auch hinsichtlich unserer Unkenntniß von ihm.

Und dennoch lockt wie jedes Geheimniß so auch dieses unsere Neugierde, die sich zu edler Wißbegierde verklärt, mächtig an. Darum ist

unter den vielen Einzelgebieten der Naturwissenschaft die physische Geographie des Meeres unbedenklich als ein solches zu bezeichnen, welchem die eifrigste Theilnahme sich zuwenden wird, wenn es einmal mit gründlicher Sachkenntniß und in ansprechender Form für den großen Lesekreis aufgeschlossen werden wird. —

Zu dieser Ansicht fühlt man sich wahrhaft hingerissen schon bei der flüchtigen Durchsicht der neuesten Schrift über die physische Geographie des Meeres von M. F. Maury, Marinelieutenant der Vereinigten Staaten, deutsch bearbeitet von Dr. Bätziger (Leipzig bei G. Meyer). Ist das Werk auch nicht für den großen Lesekreis, sondern für den theoretischen und praktischen Fachmann bestimmt, so ist es dennoch im Ganzen so klar und sichtwoll geschrieben, daß jeder gebildete Leser darin eine Quelle von einem Wissen erkennen wird, von welchem an sich und von deßen außerordentlicher Bedeutung für Jedermann er bisher vielleicht kaum eine Ahnung gehabt hatte.

Die Wissenschaft in dieser Anwendung zieht das ferne Meer, welches Millionen Binnenlandbewohner nie sehen, in unsere unmittelbare Nähe. Wind und Wellen, die Stundlider regelloser Unbeständigkeit, verlieren durch die physische Geographie des Meeres diesen Charakter und gewinnen eine Stetigkeit, eine Festigkeit, daß wir sie mit Staunen als die sichere Grundlage unserer Klimate erkennen und sie die einförmige Wasserwüste in ein von Straßen und Strömen durchschnittenes Reiseland verwandeln. R.

Ein Schilling und ein Gulden, oder so tilgt man seine Schulden. Eines Tages, nach aufgehobener Tafel, stand der greise Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin vor dem Logirhause im Bade Doberan und sah den durstesten Spätzen des Policinello zu.

Unweit des Großherzogs Person sich im Trupp Studenten, unter denen sich Einer durch Figur und Gesicht besonders auszeichnete.

Er war auffallend klein, und die Natur hatte ihn obendrein mit dem fliesmütterlichen Geschenke eines anselnlichen Höckers begabt. Was aber den kleinen Musensohn vollends entstellte, so daß er einen höchst komischen Anblick gewährte, war seine Kleidung. Er war angethan mit kalbledernen Hosen, die, enganschließend, um so mehr den unvortheilhaften Bau zweier spindeldürren Beine hervortreten; hohe Kanonenstiefel reichten hinauf bis zur halben Lende und schlotterten um die Beine wie Butterfässer; eine Schnürjacke umschloß den Leib und ein rother Cerevisiafarben dalancirte kek auf dem Haupte, von dem ein langes strupyigtes Haar auf die unbeneidenswerthe Erbdung des Rückens herabhieg. —

Der Großherzog musterte den kleinen Studenten von Kopf bis zu Fuß und sagte lächelnd zu seinem Kammerherrn: „Ein dertenftelles Kerlchen, das!“

Zu demselben Augenblicke trat ehrerbietig ein Orgelbrehverein zu ihm heran mit den Worten: „Königl. Hoheit, wenn ich um eine kleine Gabe bitten dürfte für meinen Policinello.“

Der Fürst, der eben noch mit Betrachtung des kleinen Musensohnes beschäftigt war, antwortete lachend: „die kleine Lederhose da wird für mich bezahlen.“

Die Mittmosin des Leierkastens machte eine unglaubige Miene. Der Herzog, dies bemerkend, sagte bestimmt: „Geh Sie nur hin, das Männchen bezahlt.“

Das Orgelbrehverein trat vertegen an den lustigen Studio, hielt ihr Tambourin hin und sprach: „Königl. Hoheit sagten mir so eben, Sie würden für ihn bezahlen.“ —

„Mit Vergnügen!“ rief der Musensohn, „hier hat Sie einen Schilling für den Großherzog von Mecklenburg, und hier einen Gulden für einen rostocker Stadio.

„Ein nitiges Kerlchen!“ schmunzelte der Herzog, der genau des Studenten Rede verstanden hatte, „me muß ich näher kennen lernen; rufen Sie den kleinen akademischen Bürger zu mir!“ befahl er seinem Kammerherrn.

Nach einigen Augenblicken stand unser Bruder Studio vor dem Fürsten.

„Königl. Hoheit haben befohlen —“

„Gefällt mir, daß Dich gut aus der Affaire gezogen — ganz charmant — wahrhaftig. — Was studirst Du?“

„Theologie.“

„Theologie? O weh, wirst schwerlich Dein Glück machen.“ — Bei diesen Worten sah der Fürst lächelnd auf den Buckel des Musensohnes.

„Königliche Hoheit meinen vielleicht, diese überflüssige Erhöhung könnte mir in meinem Fortkommen hinderlich sein? — Ich denke künftig einmal eine Predigt zu halten, daß man den klopfischen Hügel darüber vergessen soll.“

„Meinst Du?“ fragte der Herzog. „Nun gut, die Gelegenheit, Dein Talent zu zeigen, will ich Dir geben. Melde Dich, wenn Du Deine Studien absolvirt hast; sollst dann bei der nächsten Vacanz mit zur Probepredigt gelassen werden. Heute Abend aber komme mit Deinen Commilitonen zur Table d'hote, könnt Euch 'nen vergnügten Abend machen!“

„Ein gerne vergnügt, Königl. Hoheit, nie aber vergnügter gewesen, als in diesem Augenblicke, wo ich das Glück gehabt habe, vor den Augen meines gnädigen Landesvaters Gnade zu finden!“ —

Am Abend saß das muntere Studentenbölkchen im Logirhause an der Tafel.

Alle Badegäste sahen lächelnd auf den Kleinen und flüsterten untereinander: Das ist der kleine Witzbold, der sich heute Mittag so allerliebst aus der Sache gezogen hat. Still! er disputirt mit dem Kellner.

Letztgenannter hatte eben einen Korb Champagner gebracht, der von dem kleinen Studio bestellt worden war. „Nun, worauf warten Sie noch?“ fragte er den fürstlich bestallten Weingeist.

„Auf Bezahlung. Wollten Sie die Gefälligkeit haben?“

„Auf Bezahlung?“ lachte der Musensohn, „da wenden Sie sich an unseren guten Landesvater, heute Mittag bezahlte ich für ihn, heute Abend ist's billig, daß er für mich bezahlt.“

Der Kleine ist jetzt Prediger in einer größeren nordeutschen Stadt. —

Zwei merkwürdige religiöse Sekten. Wie in der Türkei überhaupt, so herrscht in der Moldau und Walachei ein buntes Sektenwesen. Die merkwürdigsten unter den in diesen Ländern vorhandenen Sekten sind unstreitig die sogenannten Starowiercyi (Altgläuber) und Skopizi (Hämmlinge). Die Starowiercyi, d. h. Altgläubige oder Rookolnik, stammen aus Rußland. Sie schieden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aus der orthodoxen griechischen Kirche, weil sie sich mit den von dem moskauer Patriarchen Nikon vorgenommenen Neuerungen der alten Gebetbücher nicht einverstanden erklärten, die neuverbesserte Bibelübersetzung verwarfen, und nur die Schriften der ältesten Patriarchen anerkannten. Sie scheiden sich in zwei Sekten: die Philippowen und Lippowaner. Erstere erkennen keinerlei geistliches Oberhaupt der Kirche an und haben keine ordinirten Priester. Die Taufe verrichtet der Vater des Kindes. Die Ehe wird durch eine vor Zeugen abgegebene Erklärung geschlossen. Die übrigen gottesdienstlichen Handlungen verrichtet der sogenannte Starik, eine Art von Presbyter. Ihren Namen haben die Philippowen von einem ihrer Alten, Philipp Pobednik, welcher sich zuerst von der griechischen Kirche trennte und verbreiten wollen. Die Lippowaner, welche übrigens in ihren Religionsgrundsätzen mit den Philippowen übereinstimmen, haben ihre eigenen Priester, daher sie auch in Rußland geduldet werden. Die Ableitung ihres Namens ist nicht bekannt. Die im Lande ansässigen Altgläubigen sind sämmtlich Lippowaner. Sie haben eine Kirche, einige Geistliche, und ihr Ritus ist fast ganz jener der orthodoxen griechischen Kirche. Sie stimmen auch mit dieser Kirche in Betreff der Fasten und der Feiertage überein. Als besondere Eigenthümlichkeiten treten bei ihnen hervor: das Verbot der Ehescheidung und der Nichtgestattung der Aerzte. In Betreff der letztern Vorschrift antwortet ein Daskal (Lehrer) auf die an ihn deshalb gerichtete Frage: „Domnezer a dat, domnezer a luat“ (der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen). Von den Philippowen und Lippowanern verschieden sind die sogenannten Skopizi. Diese sondern sich von den Andersgläubenden streng ab. Es bestehen bei dieser Sekte, die nur aus männlichen Mitgliedern besteht, der sonderbare Gebrauch der Entmannung. Sie meiden die Gesellschaft der Weiber und leben immer zu 4 bis 6 Personen in einem Hause zusammen. Die Bewohner eines Hauses nennen sich Brüder und scheinen in einer fast zum Gütergemeinschaft zu leben. Stirbt einer von ihnen, so bleibt das Vermögen desselben den übrigen Bewohnern des Hauses, die sich durch Proselyten werber ergänzen. Durch Verspreschungen und selbst durch Gewalt suchen sie Proselyten zu machen. Unrichtig scheint die häufig gehörte Behauptung, daß sie eine Zeit lang in der Ehe leben und sich erst nach einer bestimmten Zeit oder nach Erzeugung von zwei Kindern entmannen. So viel man hat ermitteln können, tritt die Entmannung sofort nach der Aufnahme in die Sekte ein und die Skopizen als solche kennen die Ehe nicht. Ueber ihre gottesdienstlichen Gebräuche hört man, daß sie bei ihren Zusammenkünften sich mit langen weißen Hemden bekleiden und ähnlich wie die wandernden Derwische so lange herumdrehen, bis das Hemd von Schweiß triest. Stirbt ein Skopiz, so wird er in aller Heimlichkeit begraben, ohne daß die Andersglaubenden erfahren, wo der Leichnam bleibt. Die Skopizen schlafen nicht auf Pollstern, tauchen nicht, genießen keine geistige Getränke nach Fleisch und leben nur von Thee, Bier, Milch u. s. w. Eigentliche Feste hatten sie nicht. In Jassy und Bukarest kommen sie in größerer Zahl vor.

Für die Kurzeit empfehlen wir:

Anleitung und Ausübung der Wasserheilkunde

für Jedermann, der zu lesen und zu denken versteht.

Von **J. H. Rausse.**

3 Abtheilungen mit dem Portrait des Verfassers.

Leipzig. E. Keil. Geh. 2 Thlr. 28 Ngr.

Mit diesem Buche in der Hand wird jeder Freund der naturgemäßen Wasserheilmethode im Stande sein, ohne besondere ärztliche Anleitung sich und die Seinigen in vorkommenden Fällen wasserärztlich zu behandeln, oder, falls er Kurgast in einer der vielen deutschen Wasserheilanstalten ist, zu beurtheilen, ob er wirklich gut und richtig von seinem Arzte berathen wird.

Die erste Abtheilung (2. Aufl.) enthält die Lehre von den Heilapparaten der Wasserheilkunde und deren Anwendung; die zweite Abtheilung (2. Aufl.) die Behandlung der akuten Krankheitszeichen und die dritte Abtheilung die Behandlung der chronischen Krankheiten.

„Aus der Fremde“ Nr. 11 enthält:

Haiti und sein Kaiser Faustin I. — Lebensklänge in der Fremde. I. Ein Bayer in der Fremdenlegion. II. Heinrich Thoreau, der amerikanische Diogenes. — Der Adel in der Wüste. Von dem General Daumas. (Schluß.) — Aus allen Reichen: In Cairo. — Der Handbehandel in New-York. — Allerlei Neues aus Amerika.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 12. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Johann Wittenborg und seine Tochter.

Geschichtliches Bild aus dem XIV. Jahrhundert.

I.

Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war die Hansa gestiftet. Die Ostseestädte hatten sich zuerst zu einem Handelsbündniß vereinigt. Die Seeräuberei, die in diesem Meere stärker als irgendwo getrieben wurde, die Nothwendigkeit gemeinschaftlicher Handelsunternehmungen und großer Handelsniederlagen in den nördlichen und östlichen Ländern, wo der Handel bei den zum Theil noch rohen Völkern keinen Schutz genoß, und die deutschen Kaufleute sich durch eigene Kraft Recht und Sicherheit verschaffen mußten — dies Alles hatte den ersten Anstoß zu solchem Bunde gegeben. Lübeck hatte des Beistandes wegen, den es den deutschen Heidenbekehrern in Liefland, Kurland und Preußen geleistet, von den dortigen Bischöfen und Hochmeistern große Gerechtsame erlangt, und die gleichen Begünstigungen zu genießen, mußten auch die andern Handelsstädte wünschen, welche die gleichen Märkte besuchten. Ja, sie hofften auch von diesem Anschluß an das mächtige Lübeck einen Rückhalt gegen ihre eignen Landesherren zu finden, welche sich nur zu oft Eingriffe in ihre bürgerlichen Freiheiten erlaubten! Und so traten immer mehr und mehr Städte dem Bunde bei, der aus dem anfänglichen „Verband der gemeinen Seestädte", wie er sich lange Zeit nannte, zum mächtigen Bunde der Hansa wuchs. Hauptzweck war die Begründung und Erweiterung des Handels mit dem Auslande und Erwerbung und Behauptung von Handelsvorrechten, Freiheiten und Monopolen in fremden Ländern. Dann die gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, welche die Bundesglieder zu Land oder Meer, auf eigenem Gebiet, oder in der Fremde, des Handels wegen erlitten. Es galt das Land von Wegelagerern und das Meer von Seeräubern zu reinigen, eben so sich von den Bedrückungen und Plackereien zu befreien, welche oft von den Landesherren über den Handel verhängt wurden. Es war ferner Zweck der Hansa, ihre Mitglieder so viel als möglich von aller auswärtigen Gerichtsbarkeit frei zu machen und ihnen das Fortbestehen ihrer politischen Verhältnisse zu sichern. Auch hatte sie das Schiedsrichteramt in den Streitigkeiten der Bundesgenossen unter einander und bei den innern Zwistigkeiten der Magistrate mit den Bürgern in den Bundesstädten.

So ward die Hansa in mannigfache Kriege verwickelt, besonders mit den skandinavischen Mächten. Seit Norwegen und Schweden 1319 unter dem König Magnus Smek vereinigt worden und auch die ihrer Fischerei wegen für die Hansa so wichtige Provinz Schonen an sich gerissen, drohten der Hansa von dieser Seite immer neue Belästigungen. Magnus Smek verweigerte sogar 1333 die Bestätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber der Nationalhaß zwischen den Schweden und Norwegern schwächte seine Macht durch Unruhen im eignen Lande. Unglückliche Kriege gegen die Russen und Dänen kamen hinzu, die eigenen Söhne empörten sich wider ihn, der Papst schleuderte seine Bannbullen und der schwarze Tod verheerte seine Reiche, und so mußte er, um nur einige Unterstützungen von den Hansen zu erhalten, ihre Freiheiten nicht nur bestätigen, sondern sogar erweitern.

Die von Dänemark eroberten Provinzen trat er wieder an den dänischen Thron ab, den Waldemar III. bestiegen. Dieser, übermüthig durch seine Erfolge und eifersüchtig auf die Macht der Hansa, verweigerte nicht nur die Bestätigung ihrer Rechte, sondern griff auch die Insel Gothland an, auf der die Stadt Wisby eine Hauptniederlage der deutschen Kaufleute war. Der größte Theil ihrer Einwohner bestand aus Deutschen, die sogar Antheil an der Regierung der Stadt hatten.

Um diese Zeit, 1361, war es, als der Bürgermeister Johann Wittenborg von Lübeck in höchster Aufregung von dem Rathhaus seiner Wohnung zueilte. Er war ein stattlicher Herr, der die erste Würde in einer freien Reichsstadt mit stolzer Haltung auf seinen geraden Schultern trug. Seine Amtstracht war mit den reichsten Verzierungen geschmückt, und wenn seine Hand, wie jetzt, an dem Griff des funkelnden Staatsdegens ruhte, der an seiner Seite hing, so war das für Alle, welche ihm begegneten, ein Zeichen, daß er Nachrichten von äußerster Wichtigkeit erhalten, die ihn das ganze stolze Bewußtsein seiner wichtigen Stellung gaben.

Seine Tochter Katharina, eine liebreizende Jungfrau von zwanzig Jahren, die an ihrem Fenster am Stickrahmen saß, in dem sie mit Goldfäden auf himmelblauen Sammet stickte, gewahrte den Vater nicht so bald unten auf der Straße, als sie schnell aufstand und mit der Arbeit in ein Nebengemach eilte, wo sie dieselbe in einem großen Schrein verbarg. Dann kehrte sie wieder an das Fenster zurück und schaute hinaus — aber mit Verwunderung gewahrte sie, wie der Bürgermeister statt in sein Haus, in das gegenüberliegende des reichen Kauf- und Handelsherrn Bertrand ging. Sie trat in das Zimmer zurück und warf sich in einen sammetnen Sessel, an dessen hohe Eichenlehne ihr schönes Haupt zurückwerfend. Auf ihrem Antlitz wechselten Glut und Blässe und tiefe Seufzer hoben ihren Busen.

Das Haus da drüben barg zugleich die Gegenstände ihres Hasses und ihrer Liebe. Der hochangesehene Besitzer desselben,

Herr Bertram, ward um ihre Hand, und ihrem Vater war er ein erwünschter Eidam. Sie aber zitterte vor diesem Gedanken. Bisher gewohnt, ihrem Vater in allen Stücken blindlings, wie einst in ihrer Kindheit, zu gehorchen, hatte sie jetzt plötzlich gefühlt, daß sie auch einen Willen habe und daß es, wenn sonst in keinem andern Punkte, doch in diesem Pflicht sei, dem eigenen Gefühl zu folgen, und in dieser Stimme mehr die Stimme Gottes zu erkennen, als in der krämerhaften Berechnung eines väterlichen Wunsches. Bertram war ihr verhaßt. Sie kannte ihn lange genug, um zu wissen, daß er nur für den Mammon Sinn habe, daß sein ganzes Bestreben dahin ging, Schätze auf Schätze zu häufen, seine Speicher und Geldkisten zu füllen, um als der reichste Mann in Lübeck zu gelten. Er hatte deshalb auch eine große Stimme im Rath und im Bund der Hansa, bei vorkommenden Gelegenheiten legte er sich selbst den Titel eines Biesbürgermeisters bei — und wo er konnte, suchte er immer Herrn Johann Wittenborg die Amtsgeschäfte zu erleichtern — um hereinst sein Nachfolger zu werden. Er war ein angehender Vierziger und schon einmal verheirathet gewesen, auch das erste Mal hatte er nur Geld gefreit, und als seine reiche Gattin saumt dem Kind im Kindbett starb, munkelte man raben, er habe den Tod des vor ihr verstorbenen Kindes einige Tage verschwiegen, um sich als Erben desselben das ganze Vermögen der Frau zu erhalten.

Jetzt hatte er nicht ohne Absicht seit zwei Jahren sich ein neues, schönes Wohnhaus dem des Bürgermeisters gerade gegenüber erbaut, und wie seine Magazine allmälig sich vergrößert hatten, dahinein seine Wohnung und sein Comptoir verlegt. Aber er ahnete nicht, wozu er dadurch Veranlassung gab.

Unter seinen Compteiriften, die gerade in diesem Lokal beschäftigt waren, befand sich ein schöner, blondlockiger junger Mann, Erich Wieringer, der, als er nur eben nach Lübeck und zu Herrn Bertram gekommen, bei einem Mummenschanz Katharina Wittenberg getroffen, und an jenem Tage nicht von ihrer Seite gekommen war. Er hatte nicht gewußt, daß sie des herrischen Bürgermeisters Tochter und die fürnehmste Maid in Lübeck war — und auch sie kannte weder seinen Stand noch Namen. Aber sie hatten einander tief in die Augen geschaut und manches traute Wort gewechselt, und von jenem Tage an war das Schicksal Beider entschieden. Sie wußte nicht, wer er war — aber sie betete täglich zu Gott, daß er ihn ihr möge wieder zuführen, das holde Glück seiner Nähe ihr genießen lassen — denn nur an jenem Tage hatte sie gelebt und dabei gefühlt, daß sie auch ein Herz in der Brust habe. Er hatte nach ihr geforscht, und mit Schrecken erfahren: die schöne Maid sei die einzige Tochter des Bürgermeisters. Er hatte sie suchen wollen — doch nun floh er sie.

Ein Sohn armer Eltern, hatte er es nur seinen ausgezeichneten geistigen Fähigkeiten, seiner Unerschrockenheit und Körperstärke zu danken, daß er überhaupt in einem Comptoir der Hansa Annahme gefunden, und jetzt schon einen der höhern Grade begleitete. Aber er sah voraus, daß wenn nicht eine Gunst des Zufalls ihm held war, konnte er sich nie über die Stellung eines Compteiristen erheben. Als solcher konnte er niemals selbstständig werden, und das allein schon war Grund genug, jede Maid zu fliehen, die einen tiefern Eindruck auf sein Herz machte. Aber das Schicksal wollte es anders. Er war von einer kühnen Seeunternehmung und einem längern Aufenthalt in dem Comptoir zu Bergen wieder zurückgekehrt, und als einer der Umsichtigsten, der eben so viel Kühnheit als Klugheit bewiesen, fand er zunächst bei Herrn Bertram Beschäftigung. Wie ward ihm, als er nach Jahresfrist die holde Katharina dem Fenster, an dem er arbeitete, gegenüber am Fenster ihres eigenen Gemaches stehen sah; wie er sah, daß sie erbebte, erröthete, erbleichte und das Fenster öffnete, daß die ganze herrliche Gestalt sich ihm zeigte! Gebieudet fast und entzückt, wagte er einen innigen Gruß und — fand die holdeste Erwiederung. Und so ein tägliches Sehen, und immer neue, zwar immer verstohlene, aber auch immer kühnere Zeichen eines wachsenden süßen Verständnisses — wie hätte er da verwehrt zu widerstehen und noch länger sich selbst zu beherrschen? Er sah bald, daß Herr Bertram zu Katharina's Freiern gehörte und daß der Bürgermeister ihn begünstigte. Aber eben so bald hatte er auch Gelegenheit, Bertram's niedrige Denkweise und seinen selbstsüchtigen Charakter zu durchschauen, um zu wissen, daß er, wenn schon von Katharina's Schönheit sinnlich erregt, doch zunächst aus den eigennützigsten Motiven um sie ward, daß er diesen Demant nicht zu schätzen wußte und daß er, indem er sich den Anschein gab, ihr alle seine Huldigungen zu widmen, im Stillen es nicht verschmähte, sich mit gemeinen Dirnen zu vergnügen. War es nun Erich's Sehnsucht, die nur einen Vorwand suchte, sich Katharina zu nähern, war es die Aufrichtigkeit eines edlen Charakters, die reinste Jungfrau vor einem berechnenden Egoisten, einen gemeinen Wüstling zu warnen: als er sie eines Abends allein im Garten gewahrte, kletterte er im Dunkeln zu ihr über die Gartenmauer — und da er vor der Erschrockenen stand — wußte er nicht, was er ihr zu sagen gekommen. Er sank zu ihren Füßen und alle Worte, die er sprach, wurden zu einem Hymnus der Liebe. Sie hob ihn zärtlich auf, und Herz an Herz gestanden sie einander Alles, was da drinnen klopfte und glühte. Es ward ein Liebesbund vom reinsten Adel, die unentweihte Seligkeit der keuschesten Empfindungen! Was kümmerte es sie, daß er in den Augen des bürgerlichen Herkommens ihrer nicht ebenbürtig war, daß seine Stellung ihm verbot, um sie zu werben? Wußte sie doch, daß er sie liebte, daß kein anderes Bild in seinem Herzen wohnte. Und auch er vergaß sein düsteres Verhängniß vor dem Triumph, daß sie die Hand, die er nicht begehren durfte, auch keinem Andern reichen würde! Wie leicht schien ihm nun die Entsagung, da er ihres Herzens gewiß war! Se sahen sie einander noch öfter — aber immer mit der äußersten Vorsicht, um ihr süßes Geheimniß zu wahren. Jetzt aber stickte sie ihm heimlich ein kunstreiches Wamms in ihrer Lieblingsfarbe und verbarg darum die Arbeit vor den Augen des Vaters.

II.

Als der Bürgermeister in das Haus des Herrn Bertram eintrat, fand er diesen in seinem Comptoir und Erich stand vor ihm, seine Befehle zu empfangen. Mit gezietem Wesen und einer Unterwürfigkeit, die doch ziemlich hochmüthig aussah, hieß der Kaufherr den „Vater der Stadt" willkommen. Dieser setzte sich auf den dargebotenen Sessel, wischte sich den Schweiß von der erhitzten, rothglühenden Stirn und sagte:

„Wißt Ihr die wichtige Neuigkeit noch nicht — habt Ihr noch keine Botschaft aus Wisby?"

„Vor einigen Tagen," antwortete Bertram, „als ein Schiff aus Gothland heimkehrte —"

Aber der Bürgermeister unterbrach ihn: „Ach was, vor einigen Tagen — wir haben eben erst auf dem Rathhaus die blutige Zeitung erhalten: König Waldemar hat Wisby überfallen, und nach einem blutigen Kampfe erobert. Ueber 1800 Bürger sind geblieben. All' unser Eigenthum, alle Güter der Hansa, die gerade jetzt reicher als jemals dort aufgestapelt lagen, sind in die Hände der Dänen gefallen. Die Stadtmauern sind geschleift worden und all' unsre deutschen Brüder dort, die nicht im blutigen Kampf das Leben verloren, sind von den Dänenhunden in die schmählichste Gefangenschaft geschleppt worden!"

Bertram rief erbleichend: „Wisby geschleift! — Ich allein hatte für viele tausend Mark Güter dort lagern — und das Alles verloren!"

Seine Würde ganz vergessend, rannte er wie ein Verzweifelnder auf und nieder — er dachte nur an das, was er verloren, obgleich es im Verhältniß zu seinem Reichthum wenig genug war.

Erich aber erbleichte auch, weil er an die Schmach des deutschen Namens dachte, der recht gut vorzuberegen gewesen wäre, wenn das deutsche Reich und seine Fürsten und die mächtig gewordene Hansa nicht so lange, wenn nicht gleichmüthig, doch geduldig den frechen Uebergriffen des Dänenkönigs zugesehen hätten. „Nun wahrlich!" rief er „so weit mußt' es kommen — endlich wird nun doch die Hansa genug Demüthigung und Schmach erfahren haben, um sich wieder den Rachkar zu rühren!"

Der Bürgermeister warf einen drohenden Blick auf ihn — aber er fühlte sich und seine einflußreichen Genossen durch diese Worte zu sehr getroffen, als daß er sie hätte anders zurückweisen mögen, denn mit der erfahrenen Besonnenheit des weisen Alters: „Dank's Eurer Jugend," sagte er herablassend, „wenn solches Ausbrausen Vergebung findet, — daß nicht voreilige Knaben, sondern bedächtige Väter im Rathe sitzen, ist eine wohlerprobte gute Einrichtung — was mit Bedacht beschlossen, mag kann mit Kühnheit ausgeführt werden, — Lübeck wird rüsten — wir werden

Bundesgenossen finden und gern, wie man mich an die Spitze des Rathes gestellt, werde ich auch an der Spitze des Heeres stehen, sobald es ausbricht."

Dieser Entschluß kam nicht so ganz aus des Bürgermeisters Seele — aber hoffärtig und herrschsüchtig wie er war, konnte er es nicht ertragen sich einem Andern unterordnen zu müssen — und da er die Wahl eines Heerführers nicht beschränken konnte, nicht gewiß wußte, ob eine, ihm unterwürfige Kreatur zu diesem wichtigen Posten berufen werden würde, sondern ihm vielleicht ein gefährlicher Nebenbuhler erwüchse, so stellte er sich, wie nur das Wort „Krieg" ausgesprochen ward, als kühnen Feldherrn dar, und indem er der Erste war, der nach dem Schwerte griff, hoffte er auch, der Kommandostab werde ihm nicht entgehen.

Nach allen Seiten sendete man Boten und Botschaft. Lübeck hatte zuerst den Krieg beschlossen und mit ihm rüstete sich Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Anklam, Stettin und Kolberg. Die Könige von Schweden und Norwegen, Graf Heinrich von Holstein und Herzog Heinrich von Mecklenburg traten dem Bündniß bei. Dazu bewilligten die preußischen Städte einen Pfundzoll und der Krieg ward gegen Waldemar erklärt. Bald war eine ansehnliche Streitmacht beisammen — das Heer der verbündeten Fürsten befehligte der Graf von Holstein, das der Hansa, der Bürgermeister Johann Wittenborg.

Dies Alles war wohl angeregt werden durch den einen Tag von Wisby, aber Wochen und Monate vergingen, eh' diese Bündnisse geschlossen wurden und diese Beschlüsse zur Ausführung kamen.

Diese Zwischenzeit benutzte Bertram mehr und mehr, in den Bürgermeister zu dringen, daß er ihm die Tochter verlobe, ja daß er auch die Hochzeit beschleunige, damit sie als seine Gattin einen sichern Schutz in seinem Hause finde, indeß der Vater in den Krieg ziehe. Denn Bertram, zu feig, um sich an irgend einer Unternehmung zu betheiligen, bei der Gefahr war, rüstete wohl seine Schiffe aus und enthot alle seine Leute den Zug wider die Dänen mitzumachen — aber er wußte es als nothwendig darzustellen, daß er daheim in Lübeck bliebe, indeß das Amt des Bürgermeisters zu verwalten und über die Stadt zu wachen. Ja, er besaß Gewandtheit genug, es seinen Mitbürgern als ein Opfer darzustellen, wenn er in ihren Mauern bliebe und auf die Lorbeeren des Krieges verzichte. Der Bürgermeister gab seinen Bitten nur zu leicht Gehör, er theilte seine Wünsche — bei Katharinen ließ er seine Verstellung unversucht, doch vermochte er nicht gegen die einzige Tochter tyrannisch zu verfahren und ihren Thränen zu widerstehen. Er versicherte ihr, daß er nur dann ruhig in den Krieg ziehen und dem möglichen Tod in's Auge sehen könnte, wenn er sie als Bertram's Gattin wisse — und während sie stark gewesen gegen zornige Drohungen, wußte sie oft nicht, wie sie das väterliche Flehen zurückweisen sollte, den einzigen und letzten Wunsch, den er Angesichts eines Abschiedes, vielleicht für ewig als denjenigen aufstellte, der ihm Alles leicht machen würde: Leben wie Sterben. Nur zeigt sieh sie, Angesichts dieser trüben Zeit solle er sie mit dem Hochzeitfeste verschonen, ein Frevel sei es ihr am deutschen Namen und an deutscher Ehre, jetzt an Persönliches zu denken und gar ein fröhlich Fest zu feiern — und daß Bertram dies nur wollen könne, erniedrige ihn immer mehr in ihren Augen! Solch' ein Grund drang bei dem stolzen Bürgermeister durch: die Tochter sollte nicht seinen Patriotismus beschämen.

„Aber wenn ich bleibe, wirst Du sein Weib!" sprach er, — und nahm ihr Weinen für Zustimmung. Nur die Bedingung erfüllte er: daß Bertram versprechen mußte, sich indeß ihr nicht zu nähern, da es für eine ehrbare Jungfrau sich nicht geziemen wolle, daß in der Abwesenheit ihres Vaters ein Mann das Haus betrete.

Mit ihrer alten Wirthschafterin Elsa wollte sie indeß ganz zurückgezogen wie eine Gefangene leben. Und um des guten Rufes seiner Braut willen, da er auf die äußere Sitte vor der Welt das Meiste hielt, willigte Bertram auch in diese harte Bedingung. Lag doch seine Wohnung gegenüber und konnte er von seinem Fenster aus die Hausthür des Bürgermeisters hüten und fortfällig controliren, wer dadurch aus- und einging. Aber freilich bis zu der hinteren Gartenmauer reichte weder sein Blick noch sein Argwohn. Er ahnte nicht, daß am Abend, bevor die Mannschaft der Flotte sich einschiffte und diese die Anker lichtete, sein Comptoirist Wieringer über diese Gartenmauer kletterte und die stolzeste leuschteste Jungfrau Lübecks, die mit edlem Zürnen der leisesten Berührung von Bertram's Hand sich entzog, dort den armen Jüngling erwartete und zärtlich in seine Arme sank.

Der Gott der Liebe schützte die Liebenden der Argwohn und Entdeckung!

„Es ist zum letzten Male auf lange Zeit, daß ich Dich in meinen Armen halte!" flüsterte Erich, „und doch überwiegt der Schmerz der Trennung den Gedanken, daß ich jetzt die Möglichkeit vor mir sehe, statt ein Diener eines Krämersinnes zu sein und zu bleiben, nun für deutsche Ehre mein Leben einsetzen darf und außer oder durch den Lorbeer der Schlacht noch einen schönern Preis mir erringen kann. Vielleicht gelingt es mir eine Heldenthat zu thun, die mir ein besseres Loos erwirbt als mir bisher gefallen, und indeß der arme Comptoirist es nicht wagen konnte um Dich zu werben, darf es ein Held der Hansa! An dem Tage, da wir die Schreckenskunde von Wisby erhielten, war das Vaterland mein erster Gedanke — mein zweiter warst Du und daß es nun Thaten geben würde, um Dich zu verdienen, zu erkämpfen! O weiße mich zu diesem Kampf!" und er sank begeistert vor Katharina auf das Knie. —

Sie knüpfte ihm eine Schärpe um, himmelblau und gelb: „Ich habe Monate daran für Dich gestickt," sagte sie lächelnd, „es sollte ein Wamms werden, aber nun ist die Schärpe des Kriegers daraus geworden — möge sie Dich schützen und schirmen; Dich begeistern, wie bei der Arbeit die Liebe mich begeisterte!" Sie strich das hellgoldne Haar aus seiner Stirn und küßte diese.

Thränen der Wonne traten in seine Augen: „Nun bin ich gefeit!" rief er triumphirend und küßte dankend die kleinen Hände, die so emsig für ihn gearbeitet.

Dann weilten sie noch lange beisammen mit süßem Kosen, und da sie scheiden mußten, trösteten sie einander Beide mit dem heiligen Trost jeder hohen Liebe: daß ein Gefühl wie das ihre von Gott in ihre Herzen gesenkt, von ihm beschützt auch endlich zu einem herrlichen Ziel geführt werden müsse, und daß jede Prüfung und Sorge und Trennung nur dazu diene, die künftige Seligkeit zu erhöhen. Sie schwor ihm beim letzten langen Kuß sein „starkes Mädchen" zu bleiben, wie heftig die zarte Gestalt auch dabei in seinen Armen zitterte und er schwor ihr als ein würdiger Held heimzukehren — und hatte doch eine Thräne im Auge, da er gewaltsam sich von ihr loriß.

Am andern Morgen sah Katharina auch den Vater tief bewegt scheiden — und da die Flotte absegelte, die ihr die beiden theuersten Menschen entführte, stand sie auf dem höchsten Balkon ihres Hauses, sandte mit einem weißen Tuch ihnen Grüße zu und heiße Gebete für ihre glückliche Fahrt und Heimkehr zum Himmel empor.

III.

Eine stille Zeit war Katharinen vergangen. Endlich hörte man in Lübeck die Siegeskunde, daß die Hansastette die Inseln Oeland und Gothland wieder erobert, bald die noch freudigere, daß sie auch die dänische Flotte geschlagen und der Befehlshaber derselben, der dänische Prinz Christoph, das Leben verloren und daß die Wegnahme des Fahrzeugs, von dem aus er befehligte, der Heldenthat eines Jünglings Namens Erich Wieringer zu danken sei, der zuerst und zu rechter Zeit auf das Schiff gesprungen. Wie jauchzte Katharina über diese Kunde, daß der Geliebte so schnell sein Wort gelöst! Wie dankte sie dem Himmel dafür, wie für die Erhaltung ihres Vaters und seine siegreiche Führung!

Jetzt krenzten die Schiffe an der dänischen Küste und wollten dort ihre Truppen landen. Bald kam die Nachricht, daß auch diese Landung siegreich bewerkstelligt. Der allgemeine Jubel in Lübeck kannte keine Grenzen! Man fühlte sich doppelt stolz über diesen Sieg der deutschen Waffen, da ja der Bürgermeister von Lübeck der Befehlshaber war. Der Name Johann Wittenberg klang auf allen Zungen und die Bürgerschaft dachte bereits darüber nach, mit welchen Ehren sie ihn bei seiner Rückkehr empfangen wollte.

Da lief eines Tages die Nachricht durch die Stadt: es wären lübeckische Kriegsschiffe in Sicht mit geknickten Masten und zerrissenen Tauen — man wußte nicht was man davon denken sollte, endlich kamen sie näher und näher und da das erste landete, vernahm man die Schreckenskunde: diese Schiffe waren

der Ueberrest der Hansaflotte. Indeß man an der dänischen Küste gelandet, hatten die Dänen die Flotte überfallen, zwölf Schiffe genommen und die übrigen so übel zugerichtet, daß sie so schnell als möglich den heimischen Hafen suchen mußten.

Und wie nun die erschrocknen Lübecker weiter fragten, wie das geschehen konnte? da erhob sich unter der rückkehrenden Schiffsmannschaft nur eine donnernde Stimme der Anklage und ein Name schwebte auf allen Lippen, nur einem Mann gab man die Schuld: Johann Wittenborg.

Als Angeklagten, als Gefangenen hatte man ihn an Bord — der hochgeehrt ausgezogen, erlebte die schmachvollste Heimkehr. Ihm allein gab man es Schuld, daß er, während die Truppen an Dänemarks Küste gelandet, die Bewachung der Schiffe versäumt habe und so den Ueberfall derselben leicht gemacht. Einige sprachen von offenbarem Verrath, andere nur von Unverstand und Unvorsichtigkeit — Alle aber verdammten ihn und zeugten wider ihn. Das schlimmste Zeugniß war die vernichtete Flotte. Gegenüber diesem Anblick, dieser Schmach ergrimmte ganz Lübeck und es fand eine jener Umwandlungen der Volksgunst Statt, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern zu dem wüthendsten Fanatismus ausarten. Gerade weil man früher den Bürgermeister Wittenborg so hoch geehrt, weil man noch vor Kurzem so stolz auf ihn gewesen und seines Lobes sich nimmer hatte genug thun können, gerade darum verurtheilte man ihn nun so hart und so überschwänglich; wie man ihn erst gehuldigt, schmähte man ihn nun. Laut forderte man: daß er zur Rechenschaft gezogen, gefangen gehalten, bestraft, enthauptet werde — ja, um ihn der Volkswuth zu entziehen, konnte man nicht genug eilen ihn von dem Schiff auf das Rathhaus und dort in sichern Gewahrsam zu bringen.

Katharina hatte nicht so bald diese Schreckensbotschaft erfahren, als sie an das Fenster trat und wartete, wenn sie Bertram, der ohne Zweifel auf dem Rathhaus war, werde von da zurückkehren sehen. Aber oft trat sie wieder zurück und mußte sich festhalten nicht umzusinken, wenn sie von Vorübergehenden zürnende Blicke wider das Haus gerichtet sah, Flüche und Verwünschungen ausstoßen hörte. Sie konnte daraus schließen, was ihr Vater selbst von einer solchen Stimmung zu erwarten habe. Endlich kam Bertram und kaum war sie ihn ansichtig geworden, so verließ sie ihr Haus und betrat kurz nach ihm das seinige. Es war der schwerste Gang ihres Lebens — aber er war der einzige Mann, von dem sie Rath und Beistand für ihren Vater hoffen, vorerst wenigstens von ihm hören konnte, da er ihn gewiß gesehen — und was thäte eine Tochter nicht für ihren Vater? —

(Schluß folgt.)

Die Azteken, der Buschmann und die Corana.

Die früheste Geschichte Central-Amerika's erzählt von einer furchtbaren Wildniß, reich an tropischem Luxus, eine mehr als arkadische Region, unter dem Namen Anahuac; dies war die Heimath eines schattigen Volksstammes, die Olmeks genannt. Diesen folgten die Tolteks, die ohne Zweifel die Griechen Amerika's waren, oder noch mehr, in ihren Monumenten den phönizischen Ahnen der Athenienser gleichen, da die Pyramide von Cholula aller Wahrscheinlichkeit aus derselben Zeit herrührt, wie die von Cheops.

„Das Reich der Azteken," sagt ein amerikanischer Autor (von denen die drei Staaten: Mexico, Tezuco und Tlacopan unter dem Gesammtnamen Anahuac besessen wurden) „dauerte ungefähr 200 Jahre, als es von den Spaniern unter Cortez erobert wurde. Es ist dasselbe Gebiet, welches die Tolteks besaßen, ein Stamm, der geheimnißvoll verschwand, eine große Anzahl von Monumenten zurücklassend, die sie als ein merkwürdiges und mächtiges Volk beschrieb, das nie, nach den Historikern, seine Altäre mit Menschenblut befleckte, noch seine Feste durch den noch schrecklichern Gebrauch des Cannibalismus entwürdigte, wie es der Fall mit seinen aztekischen Nachfolgern war.

„Diese Tolteks, die so geheimnißvoll und unerklärlich verschwanden, waren in aller Wahrscheinlichkeit die Stifter jener großen Städte, deren feste, steinerne Gebäude und Riesenwerke der Baukunst an Schönheit und Pracht, selbst in ihren Ruinen, den mächtigsten Trümmern, die in den Wüstensande Egyptens zerstreut liegen, gleichkommen; aber woher diese Tolteks kamen, oder wohin sie verschwunden sind, muß für immer ein unerforschliches Geheimniß bleiben; Alles, was wir wissen, ist, daß ein merkwürdiger Stamm einst seine Heimath in dem großen Thale von Mexico, weit in der Kultur vorgerückt, inne hatte. Aber seine Sitten, seine Geschichte zu erfahren, wäre ein vergebliches Mühen.

„Im Jahre 1325 stiegen die Azteken in das Thal von Mexico hinab. Durch eine kreisförmige Mauer von Bergen umschlossen, lag das siebzig Meilen große paradiesische Thal, bespiegelt von sieben Silberseen mit Einschluß der frischen Fluth am Chalco, des süßen Wassers und des Miniatur-Salzmeeres von Texcuco. Innerhalb des letztern Sees, auf den Inseln von Aexcoco, deren sumpfartiger Charakter erforderte, daß man Steine vom Festlande bringe, errichteten sie ihre ersten rohen Hütten und legten zwischen das Schilfrohr den ersten Grund eines Reiches, welches in einem Bestand von 300 Jahren zu einer Größe stieg, die unvergleichlich ist. Von diesem winzigen Meere erhob das Benedig des Westens seine tausend Tempel und Paläste aus dem blauen Busen der Gewässer.

Die Corana.

Der Buschmann.

„Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erstreckte sich ihre Herrschaft vom atlantischen bis zum stillen Ocean, von der Gegend der barbarischen Olmees im Norden bis zu den fernsten Grenzen von Guatemala im Süden. Ihre Sprache wurde von sieben Stämmen in dem großen Thale und seinen Umgebungen geredet. Dies waren die Xochimilka's, Topaneka's, Cesluca's, Tlahuika's, Mexicaner und Tlaxalaner. Der letztere Stamm warf ihre Herrschaft ab, und die andern sechs Stämme, durch wiederholte Niederlagen zurückgetrieben, hatten sich einige Meilen von der Stadt Tenochtitlon oder Mexico als unabhängige Republik erklärt, wo sie Jahre lang die Nebenbuhler und endlich die Ursache des endlichen Umsturzes und Falles der aztekischen Macht waren.

„Mit der Eroberung Mexico's erlosch die Macht der Azteken vollständig; ihr letzter großer Häuptling starb mit unerschütterlicher Standhaftigkeit auf der Tortur, indem er die glühenden Kohlen feurige Blumen nannte, ein Zug, würdig der schönsten Zeit Roms und Griechenlands."

Soweit unser amerikanischer Gewährsmann über das beinahe mythenhafte Volk der Azteken.

Professor Owen, einer der ersten jetzt lebenden Anatomiker, sagt in einem seiner Briefe an Herrn Morris, den Beschützer der kleinen Fremdlinge, welche jetzt Europa durchwandern und bereits unter den ersten Gelehrten die heftigsten Debatten über ihren Ursprung und ihre Race, unter dem Publikum aber die einstimmigste Sensation hervorgerufen haben, Folgendes:

„Der auffallende Unterschied, welchen diese merkwürdigen Kinder im Vergleiche zu den in Europa gebornen mit analogen Stufen der Zahnbildung, in ihrer dünnen und winzigen Natur und vorzüglich in ihrem unverhältnißmäßig kleinen Schädel darbieten, macht sie für die Physiologen und Naturforscher zum Gegenstande ganz besonderen Interesses; während ihr lebendiges Empfindungsvermögen, ihre leicht erregte Neugier, der milde und intelligente Ausdruck ihrer tiefdunkeln Augen, ihr olivenfarbiger Teint und die Eigenthümlichkeit vieler ihrer Stellungen ihnen den Charakter einer ganz außerordentlichen Merkwürdigkeit verleihen."

Ein Azteke. (Ganze Figur.)

Merkzeichen darbieten, welche sie mehr als andere menschliche Wesen der Thierwelt näher stellen. Dr. Latham (vom königlichen Collegium der Wundärzte zu London) ist der Meinung, daß es in jenen Weltgegenden noch andere Individuen gebe, die diesen mehr oder weniger ähnlich seien, — daß es solche schon durch mehrere Generationen gegeben habe, — daß er an der Bezeichnung: „Azteken" keinen Anstand nehme, — und daß er glaube, daß sie aus einer Gegend herstammen, in welcher eine gewisse Summe politischer Unabhängigkeit und alterthümlichen Heidenthums sich behauptet habe.

Mögen nun diese geheimnißvollen Fremdlinge zu den letzten Sprossen jenes verschollenen untergegangenen Stammes der Azteken gehören oder nicht, mögen sie Vollblut-Indianer, oder nach Dr. André's Behauptung gemischter Race sein, und von einem Indianer und einer Mulattin abstammen, das höchste Interesse des Beschauers werden sie immerhin erwecken, mögen sie diesen oder einen andern Namen führen.

Bei einer Höhe von 30—34 Zoll beträgt der Umfang des Gehirns 13 Zoll und 3—4 Linien. Sie gehören demnach zur Gattung der Mikrocephalen, d. h. Kleinköpfe. Ihre Gestalt ist eben so schlank wie fein gegliedert; die Brust gewölbt und breit, der Rücken gebogen. Der erste Eindruck, den sie mit ihren der Hals überlang, Physiognomien auf den Beschauer machen,

Knabe, 20 Jahre. Mädchen, 14 Jahre.

Owen stimmt völlig mit den gelehrten Physiognomen zu Charleston und Südcarolina darin überein, daß diese Kinder durchaus keine erinnert an jene Menschen mit den vorgestreckten, neugierigen Betgesichtern, wie wir sie so oft auf den Denkmälern der alten

Indier und Egypter gesehen haben. Sie scheinen ihren Führer, der mit ihnen englisch spricht, vollkommen zu verstehen, wenngleich ihre Ausdrucksweise nur in unartikulirten und kurz herausgestoßenen Tönen besteht. Ihre Bewegungen sind rasch und heftig, ebenso ihre Gesten; sie nehmen nichts, sie reißen alles aus der Hand. Der Gesichtsausdruck des Mädchens ist lügner und angenehmer, als der des Knaben, dessen Blick etwas Klotzendes hat und dessen Augen übernatürlich groß sind, wie die Stirn auffallend zurücksteigend und eingedrückt. Beider Haar ist tief schwarz und vom schönsten natürlichen Glanze, die Ohrmuscheln sind feiner und ausgeprägter construirt, als die der kaukasischen Race.

Ein unparteiischer Sachverständiger, der übrigens die sogenannten Aerzten für ganz interessant und sehenswerth erklärt, ist der Meinung: daß dieselben junge „Blödsinnige" in Folge ihres kleinen Schädels (Mikrocephalie) sind, die möglicherweise selbst künstlich dazu gemacht sein könnten, indem der Schädel gleich nach der Geburt an seinem Wachsthume gehindert wurde. Ob sie einem besondern Menschenstamm angehören oder Bastarde wilder oder zahmer Race sind, läßt sich, da man sie für abnorme Menschen halten muß, nicht bestimmen.

Der Buschmann und die Corana, beinahe nicht minder interessante Erscheinungen haben ein flaches, eingedrücktes Profil und einen sanften Ausdruck. Ihre Farbe ist nicht so dunkel und kräftig, wie die der Azteken — mehr schmutzig gelb, als elfenbeinfarbig. Das Merkwürdigste an ihnen ist ihr Haupthaar, das nur theilweise den Schädel bedeckt und, der feinsten Wolle ähnelnd, sich in kleinen spiralförmigen Zöpfchen zeigt. Ihr Wuchs ist edel und ihre Bewegungen eben so ungezwungen wie graziös; kein erlernter, sondern natürlicher Anstand.

Obwohl noch Kinder, kann man sich bei ihrem Anblick kaum vorstellen, daß sie jenem wilden, räuberischen Stamme angehören, der die nördlichsten Gegenden des Cap's der guten Hoffnung bewohnt; der, allerdings erst durch die grausamste Behandlung veranlaßt, in fortwährendem Kampfe mit den niederländischen Colonisten lebt. Die Buschmänner berauben auf nächtlichen Streifzügen die Meierhöfe, tödten ihre Feinde, flüchten wieder in die tiefsten, unzugänglichsten Wälder, bedienen sich vergifteter Pfeile, erlegen den Tiger, den Schakal, das Nashorn. Alle Thiere, von der Antilope bis zur Eidechse, vom Strauße bis zur Heuschrecke, ja selbst gehaunte Leberstücke dienen ihnen zur Nahrung. Sie sind listig, blutgierig, rachsüchtig, wurden alle Entbehrungen und besitzen ungewöhnliche Körperkräfte. So führen sie ein ungebändigtes Leben und sind nicht zu bewegen sich den civilisirten Hottentotten in den bebauten Gegenden anzuschließen. Ihr Kleid ist ein Schaffell, das als Mantel dient; um die Hüften schmiegt sich ein lederner Gürtel, manchmal mit Glasperlen gestickt, an den Füßen tragen sie Sandalen von Rindshaut. Am Arme hängt ein Beutel mit Tabak und ein Rohr von Bein, das als Pfeife dient. Ihre Weiber theilen alle Gefahren, und werden oft grausam von ihnen behandelt. Unser junger Buschmann und die Corana scheinen Nichts mehr von der Wildheit ihrer Väter zu besitzen — Gefangenschaft, so mild auch diese hier sein mag und die Trennung vom Vaterlande haben wohl ein für allemal den Keim der Wildheit in ihnen erstickt; wir sehen zwar noch Kinder einer fremden Zone vor uns, aber ihr Wesen ist gebändigt, sanft und gutmüthig.

Gegen heilkünstelnde Laien.

Herr Arthur Lutze in Cöthen und Frau Graf in Schleiz.

Geheimmittel, populär-medizinische Schriften über gewisse Krankheiten und heilkünstelnde Laien bilden ein Kleeblatt, welches heutzutage, zur Schande des Menschenverstandes, üppig wuchert und von Kranken leider nur zu gern gesucht wird. Daß Kranke bei der Behandlung mit Geheimmitteln und von Kurir-Laien, sowie bei Beobachtung der in populär-medicinischen Schriften gegebenen Verordnungen nicht selten gefund werden, ist durchaus kein Grund, jenes Kleeblatt nicht zu verdammen, denn jene Kranken sind nicht durch, sondern trotz dieser Behandlung wieder zur Gesundheit gelangt und konnten dabei recht leicht unverbesserlichen Schaden an ihrer Gesundheit nehmen. Man wolle doch niemals vergessen, daß unser Organismus von Natur so eingerichtet ist, daß Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der festen oder flüssigen Körperbestandtheile (d. s. die Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen entweder vollkommen, bald später bald langsamer gehoben werden (d. s. die Naturheilungsprocesse), oder welche wohl auch bleibende, mehr oder weniger beschwerliche Entartungen, ja selbst Absterben des erkrankten Theiles oder des ganzen Körpers veranlassen. Stets sind es die Naturheilungsprocesse, welche Kranken, die irgend eine Charlatanerie gegen ihr Leiden anwendeten, zur Gesundheit verhalfen, niemals jene Charlatanerien.

Fragt man, was mögen wohl Leidende, die mündlich oder schriftlich einem mit oder ohne Erlaubniß kurirenden Laien (wie: einen Magnetiseur, eine junge Sommandile oder eine alte Bauerfrau, einen Schäfer oder Hufschmied, einen Advocter und dergl. Leute) um ärztlichen Rath angingen, vorher ehe sie dies thaten, gedacht haben? — wenn sie nämlich wirklich denken — so kann man zur Ehre ihres Verstandes nur antworten: „Nichts!" Denn hätte nur Einer von ihnen vernünftig gedacht und hätte sich nicht gedankenlos vom Strome abergläubischer Patienten fortreißen lassen, so hätte er doch sicherlich zuerst folgende Fragen an seinen Verstand gestellt und beantwortet: wie kommen wohl solche unwissenschaftliche Heilkünstler und gerade diese zum richtigen Erkennen der Krankheit (nicht selten ohne den Kranken gesehen und untersucht zu haben), welche dich heimsucht? Wie und warum sind sie wohl in den Besitz von Heilmitteln und Kräften gelangt, die sogar der Wissenschaft unbekannt und unzugänglich geblieben sein sollen? Wie ist es nur möglich, daß ein oder einige wenige Heilmittel, deren sich gewöhnlich die Kurir-Laien bedienen und die längst bekannt, sogar als unwirksam erkannt sind, so viele und verschiedenartige Krankheiten zu heben im Stande sind? Ohne alle Ueberlegung, und dies ist eben eine Gewissenlosigkeit, geben die meisten Kranken ihren Körper Charlatanen preis, ja lassen sich sogar lange Zeit von diesen an der Nase herumführen, ohne die Versprechungen und Verordnungen derselben satt zu bekommen, während sie ihrem Arzte doch nach kurzer Zeit schon mißtrauen. Und worauf beruht denn das große Vertrauen, was Charlatanen geschenkt wird? Theils auf der anscheinend glücklichen Behandlung von einigen Leidenden, die aber auch von selbst gesund geworden wären, theils auf erdichteten und erkauften Zeugnissen und Danksagungen Geheilter, welche in die Welt hinausposaunt werden, während die vielen mißglückten Kuren deshalb unbekannt bleiben, weil nichtgeheilte Kranke sich ihrer Charlatanlur schämen und darüber schweigen.

Es ist übrigens ein sehr trauriges Zeichen unserer Zeit, daß in der Heilkunst Wunderjucht, Aberglaube und Charlatanerie immer mehr zunehmen und ihr blödsinniges Haupt immer kecker erheben, denn es lehrt die Geschichte, daß wenn dies geschah, auch die wahre Bildung den Krebsgang ging. Um so trauriger ist diese Erscheinung aber, wenn medicinischer Aberglaube und Charlatanerie von Hochgestellten begünstigt, ja sogar sanctionirt werden. Denn abgesehen davon, daß dadurch bestehenden Gesetzen entgegen die Aerzte, welche doch viel Zeit und Geld auf die Erlernung ihrer Wissenschaft und auf die Erwerbung der Erlaubniß zum Practiciren verwenden mußten, benachtheiligt werden, so wird auch der Verbummung Thür und Thor geöffnet, sowie mancher arme Kranke unnützer Weise um sein Geld, wenn nicht gar um seine Gesundheit gebracht. So habe ich es auch immer für einen großen Widerspruch angesehen, wenn man auf der einen Seite große Summen Geldes auf die Errichtung und Unterhaltung medicinischer Lehranstalten verwendet, sowie Doctor- und Staatsexamina streng wissenschaftlich einrichtet, während man auf der andern Seite Aerzte duldet, die einer Heilmethode anhängen, welche ganz unwissenschaftlich und von Jedermann ohne alle Vorkenntnisse sehr bald zu erlernen, alle jenen kostspieligen Einrichtungen überflüssig macht, da jene Heilkunst ja nur im Auffuchen von Heilmitteln

gegen einige (subjective und functionelle) Krankheitserscheinungen besteht, wozu medicinische Kenntnisse nicht gebraucht werden. Eine solche Heilmethode ist nun aber die Homöopathie, welche sicherlich längst als unwissenschaftlich und gefährlich verboten worden wäre, wenn die Wissenschaft (nicht etwa die Aerzte und Laien) über sie zu Gericht hätte sitzen dürfen und wenn sich dieselbe nicht der Protection einflussreicher Laien zu erfreuen hätte. Entweder — oder! Entweder man gebe allgemeine Kurirfreiheit oder dulde nur solche Heilkünstler, welche auf der Höhe der Wissenschaft stehen. — Beleuchten wir jetzt einige von den absonderlich heilmächtigen Laien, die eben in der Mode sind. Unter ihnen steht oben an

Herr Arthur Lutze,

ein geborner Berliner mit hervorragendem Organ des Religionssinnes (wie der Biograph Lutze's, Herr Ebeling, berichtet) und mit der Erlaubniß in Cöthen, auch ohne die gesetzlichen Staatsprüfungen gemacht zu haben, practiciren zu dürfen (trotz der öfteren Vorstellungen der benachbarthaltigten dasigen Aerzte), übrigens ehemaliger Postsecretär und homöopathischer Heilkünstler (durch Privatstudium im Hering'schen Hausarzte) mit dem Motto: „wie glücklich wären die armen Leidenden, wenn jeder formell geprüfte und approbirte Arzt nur halb so viel heilen könnte, wie ich"; sonst auch noch Dichter, sowie Besitzer eines in Jena gekauften Doctordiploms und Inhaber einer Heilkraft (eine Gottesgabe nennt sie Herr Lutze), welche man, wie er selbst sagt, nicht durch Studiren erlernen und nicht mit der Vernunft begreifen kann. Diese Gabe beruht auf dem Glauben und Wissen und ist der Lebensmagnetismus. Wenn Herr Arthur Lutze den festen Willen hat (dies sind seine eigenen Worte), seinem leidenden Bruder (Schwester?) zu helfen, so mag er (nämlich Herr Arthur) thun was er will d. h. die Hand auflegen oder mit derselben einen Strich machen, oder sie nur ausstrecken, oder hauchen, oder nur ein Wort sprechen — und der Schmerz wird schweigen und das Leiden ein Ende nehmen. Wenn er nicht hilft (was übrigens sehr oft vorkommt), so ist er (nämlich Herr Lutze) schwach im Glauben oder im Wissen gewesen, oder er hat empfunden, daß er in diesem Falle nicht helfen durfte, was kräftig magnetische Menschen deutlich wahrnehmen, als würde es ihnen auf unsichtbarem Wege zugeflüstert. — Zu den Erscheinungen der lebensmagnetischen Kraft des Herrn Lutze gehört auch, daß sich dieselbe auf Wasser, Zuckerpulver, homöopathische Streukügelchen u. s. w. übertragen läßt und daher kommt es denn, daß die von Lutze's Hand durch mindestens 50 Schüttelschläge bereiteten, decillionfach verdünnten homöopathischen Arzneimittel in den von Herrn Lutze verkauften Hausapotheken (mit 135 Mitteln für 2 und mit 60 Mitteln für 1 Louisdor, mit 80 Mitteln für 7 Thaler und 40 Mitteln für 2½ Thaler) weit wirksamer als die der andern Homöopathen sein sollen. Die Wirksamkeit ist hier so erhöht, daß wo andere Homöopathen 3, 4 und mehr Körnchen nehmen, Herr Lutze aus seiner Apotheke nie mehr als eins auf einmal nimmt und bei chronischen Uebeln (wie Blindheit, Taubheit, Lähmung, Rückgraths- und Knochenverkrümmungen ꝛc.) nie vor 2, oft erst nach 4 und 5 Monaten ein zweites Korn zu geben braucht (nach dem Gesetze „des Nachwirkenlassens*"). Darum lerne auch Jeder, der durch Herrn Lutze gesund werden will, vor allen Dingen Geduld; so predigt derselbe Herr Lutze, welcher, — trotzdem daß nach ihm „die Arznei nur den Anstoß zur Heilung gibt, die Naturkraft aber die Heilung vollendet" — angeblich die ältesten Uebel durch einmaliges Anhauchen oder durch ein einziges Streukügelchen sofort hob. Daß Herrn Lutze's Hausapotheken nach ihrem Preise eine so verschiedene Anzahl von Arzneimitteln enthalten und nicht alle Apotheken dieselben Mittel nur in verschiedener Quantität, ist sehr auffällig, denn entweder kann man mit den billigen Apotheken nicht alle Krankheitszustände kuriren oder in den theuren Apotheken sind überflüssige Mittel.

Halten wir nun eine Blumenlese in Herrn Arthur Lutze's Schriften, welche sehr zahlreich und bei Herrn Lutze selbst zu kaufen sind, übrigens so ziemlich alle ganz dieselben paar Merkwürdigkeiten und Geschichten von Wunderturen enthalten. — Am interessantesten erschien mir, daß einige der Lutze'schen homöopathischen Mittel vorzugsweise auf die rechte, andere auf die linke Körperhälfte wirken, und daß Herr Lutze „Denjenigen, welche ihren Kindern durch das Pockeneinimpfen nicht schädliche Stoffe (Skrofeln, Flechten, Schärfen aller Art) einimpfen lassen wollen", den Rath ertheilt, dem Kinde das in seiner Hausapotheke vorräthige „Variolin" (welches nicht blos das Impfen ersetzt, sondern auch den Verlauf der Pockenkrankheit überraschend schnell und gänzlich macht) innerlich zu geben, obschon er selbst ganz zu derselben Zeit, wo er diesen Rath ertheilt, in der Anhalt-Cöthenschen Zeitung (November 1851) durch eine großgedruckte Anzeige Arme zur unentgeltlichen Schutzpockenimpfung zu sich einladet. Warum will wohl Herr Lutze Armen, die seine Hausapotheke mit dem Variolin nicht kaufen können, Schärfen aller Art einimpfen? — Bewunderungswürdig war die Wirkung des Arthur-Lutze'schen Lebensmagnetismus in folgenden Fällen: Einem 41jährigen Webermeister, welcher noch nie im Stande gewesen war, die Farben zu unterscheiden, hauchte Herr Lutze in beide Augen und sogleich konnte der erstaunte Mann die Farbenpracht der vor dem Hause blühenden Georginen erkennen, sowie Roth, Blau und Grün unterscheiden. — Eine 28jährige Frau mit großer Schwäche, die sich vor 4 Jahren dermaßen verhoben hatte, daß sie nur völlig zusammen gekrümmt gehen und liegen konnte, machte Herr Dr. Lutze durch wenige Striche mit seiner Hand über Rücken und Brust nach wenigen Minuten nicht blos ganz gerade, sondern auch kräftig. — Einen Mann, der sich auf der Straße eben den Fuß verrenkt hatte und nicht gehen konnte, heilte Herr Dr. Lutze durch bloßen Zuruf. — Ein Geistlicher, der an Taubheit litt, wurde bei 40 Meilen Entfernung in der Stunde, hörend, als Herr Dr. Lutze die Kraft seines Willens dahin sandte. — Nicht weniger heilkräftig und erstaunenswerth sind die Wirkungen der Lutze'schen magnetisirten homöopathischen Hochpotenzen (der 30sachen d. i. decillionsachen Verdünnungen), über die sich die meisten andern Homöopathen, aber ganz mit Unrecht, lustig machen. Durch sie heilte Lutze seische und alte, von allopathischen Aerzten nicht zu heilende oder früher „allopathisch verschmierte" Uebel in weit kürzerer Zeit, als irgend ein anderer homöopathischer Heilkünstler, und man braucht sich deshalb nicht darüber aufzuhalten, wenn sich Herr Lutze mit Herrn Dr. Hahnemann, dem Entdecker des Alkali Pneum und Wiedererwecker der von Descartes vor etwa 250 Jahren entdeckten Homöopathie* vergleicht und schreibt: „weil wir Beide (nämlich Herr Lutze und Herr Hahnemann) eine neue Heilmethode, respective entdeckt, vervollkommnet und mit Erfolg ausgeübt haben, über welche Aerzte alter Schule als Nicht-Sachverständige, nicht urtheilen, geschweige denn richten können, u. s. f."

Von der enormen Wirkung der Lutze'schen Hochpotenzen mögen folgende Fälle Zeugniß ablegen: Einen 44jährigen Strumpfwirkermeister, welcher seit 14 Jahren an Knochenfraß des linken Beines so litt, daß dieses Bein 1¼ Zoll kürzer als das rechte geworden war und Patient stark hinkte, machte Lutze im Wege der Correspondenz (durch Schwefel und China X) in wenig Wochen vollständig gesund und beide Beine gleich lang, nachdem sich dieselben auffallend gereckt und gestreckt hatten. — Einem 4jährigen Kinde mit heftigen Krämpfen und Blutbrechen drückte Lutze ein Streukügelchen mit China zwischen die Lippen und sogleich hörten die Krämpfe auf und kamen nie wieder. — Ein sehr schmerzhafter, seit 1 Stunde eingetretener Bruch bei einem 76jährigen Mann, der seinen Geist aufzugeben drohte, ging nach 35 Minuten dadurch zurück, daß Lutze einige Körnchen in ein Glas Wasser that und alle halbe Stunden einen Theelöffel voll davon nehmen ließ. — Eine Frau, welche 17 Jahre den Wein- und Lachkrampf und seit 7 Jahren das Zittern aller Glieder hatte, wurde durch Riechen an die homöopathische Arznei vollständig geheilt, nachdem der Krampf die ersten 3 Tage nochmals sehr stark aufgetreten war. — Wie epileptische Krämpfe nach der ersten homöopathischen Gabe weggeblieben; Krebsgeschwüre in wenig Wochen zuheilten; seit Jahren Taube (selbst Taubstumme) und Blinde in kurzer Zeit ihre Sinne wieder ganz gut gebrauchen konnten; wie ausgerenkte Hüften, hohe Schultern, Rückgrathsverkrümmungen und krumme Beine, Wasserfuchten, Lähmungen nach Schlagfluß, Geschwülste u. s. w.

* An der den Werken des französischen Schriftstellers de Saint Evremont vorstehenden Lebensbeschreibung desselben von des Maizeaux, Ausgabe vom Jahre 1753 S. 60, erzählt Letzterer, daß der französische Philosoph Descartes, gestorben 1650, gelehrt habe „man solle die Krankheiten Mittel anwenden, die ähnliche Krankheiten zu erzeugen vermöchten (les semblables se guerissent par les semblables)". Descartes starb auch gewissermaßen als Märtyrer dieser seiner Ansicht, indem er bei seinem Aufenthalt in Schweden ein heftiges Fieber, von welchem er besallen war, mit Brannwein kuriren wollte.

durch eine oder einige Gaben von Lutze'schen Hochpotenzen wie weggeblasen wurden, mag Jeder selbst in Lutze's Schriften nachlesen. Auch wird man hier ganz naiv und ernsthaft erzählt finden, wie unanrenliche Zuckerpulver Wunder verrichteten, allerdings nachdem diese Monate vorher ein Korn Sulphur X oder ein anderes Nichts mit Milchzucker gereicht worden war. — Nur die beiden im Leipziger Hospitale behandelten und von Herrn Arthur Lutze sattsam ausposaunten Fälle, wo Kranke, denen die Amputation ihres Fußes wegen eines Knochenleidens vorgeschlagen worden war, während (aber nicht in Folge) der Lutze'schen Behandlung allmälig gesundeten, mögen noch kurz beleuchtet werden. Wie früher (Gartenlaube 1855 Nr. 46) erwähnt wurde, werden gewisse Knochenleiden, auch wenn sie in den allermeisten Fällen durch Abzehrung und Eitervergiftung des Blutes zum Tode führen, doch bisweilen von der Natur geheilt. Da nun aber früher auf derartig Geheilte eine große Menge solcher Gestorbener kamen, bei denen man die Naturheilung erzielen wollte, da ferner durch die Amputation den meisten Kranken das Leben erhalten wurde, so ist es doch wahrlich die Pflicht jedes gewissenhaften und wissenschaftlich gebildeten Arztes bei derartigen Knochenleiden dem Patienten die Amputation vorzuschlagen; läßt sich dann Patient nicht amputiren und wird später doch noch und zwar unter der Hand irgend eines Heilkünstlers gesund (nämlich durch den Naturheilungsproceß), so wird darüber in der Regel ein großes Geschrei erhoben, welches in der That nur die Unwissenheit der Schreier, nicht aber die Heilmacht des Heilkünstlers bekundet. Und so verhält es sich überhaupt mit jeder andern scheinbaren Heilung durch einen kurirenden Laien.

Schließlich wollen wir noch berichten, daß die Königliche Polizei-Direktion in Potsdam in einem Berichte an den Magistrat zu Cöthen (vom 18. Aug. 1846) und an die herzogl. Anhalt. Medicinal-Commission (vom 8. Juli 1850) über Herrn Arthur Lutze schrieb: „daß wo derselbe in einzelnen Fällen sich der Heilung bedeutender Uebel öffentlich gerühmt habe und in seinen Schriften noch rühme, das Gegentheil davon bekannt worden sei." Aus dem Gesagten und fast wörtlich aus den Lutze'schen Werken Entnommenen mögen sich die Leser nun selbst ihr Urtheil über Herrn Arthur Lutze bilden. — An Herrn Lutze reiht sich

Frau Graf in Schleiz,

oder um kogleich mit wenig Worten auch die geniale Heilmethode dieser Heilkünstlerin anzudeuten „die Frau Purgirheilkünstlerin Graf"; denn fast in jedem Recepte, von denen der Verfasser einen Haufen vor sich liegen hat, finden sich neben Sassaparille und Sassafraß abführende Stoffe (besonders Rhabarber, Sennesblätter und Manna). Diese Heilkünstlerin, eine wohlthätige Müllerin aus Webersstädt gebürtig und von den preußischen Behörden ihrer Wundercurireret wegen nicht geduldet, scheint wie Herr Lutze ein mit übernatürlichen Kräften begabtes Wesen zu sein, denn wie sie schon durch das bloße Betrachten des übersendeten Urins der Patienten, die sie weder zu sehen noch zu untersuchen braucht, das Alter, Geschlecht, körperliche und geistige Verhalten derselben erräth, so erräth sie als Clairvoinite die jedem Kranken dienlichen Heilmittel, welche nicht wie bei Herrn Lutze in homöopathischen Nichtsen, sondern bald in stark lagirenden Abkochungen von ganz gemeinen Kräutern und Wurzeln (die man jetzt von einem wirklichen Schleizer Doctor, der Assistentenstelle bei Frau Graf vertritt, auch in's Lateinische übersetzt erhalten kann), bald in Bädern von Schafgarbe, Heusaamen u. dergl. bestehen. Die ganz einseitigen Vorschriften dazu stammen ohne Zweifel aus einem alten Receptbuche oder Rathgeber bei Krankheiten von Pferden. und Rindvieh. Zum Beweise möge folgendes Recept dienen, welches Frau Graf einer zarten, brustkranken Frau in folgender Weise verschrieb: „1 Flasche alten Rheinwein, 1 Loth Carachen, 1 Loth Myrrhen, 1 Loth Sassaparille, 1 Loth Sassafraß, 1 Loth geschnittenes Süßholz, $^1/_2$ Loth Rhabarber, $^1/_2$ Loth Bitterklee, $^1/_2$ Loth getrockneten Waldmeister (oder ein Händchen frischen dergl.), $^1/_2$ Loth Tausendgüldenkraut, 1 Loth Stahlpulver und 1 Quentchen Safran. Vorstehende Species werden in dem Weine 24 Stunden lang, nicht zu warm ziehen gelassen und dann abgegossen, um davon stündlich einen Löffel zu nehmen. Dazu wird Morgens und Abends 1 Tasse Holzthee getrunken, wovon man 1 Loth in einem Nösel Wasser bis zu 2 Tassen einkocht." Derselben Patientin sendete Frau Graf, nach Besichtigung des Urins und gegen Entnahme von 1 Thlr. 15 Ngr., per Post folgendes Recept: „Sennesblätter, Rhabarber, Manna, Sassafraß jedes 1 Loth mit 3 Nösel bis zu 2 und $^1/_2$ eingekocht; stündlich 1 Eßlöffel."

Wir könnten spaßhafte und belehrende Geschichten aus dem Heilkünstlerleben der Frau Graf eine Menge erzählen, aber die Feder sträubt sich dagegen, denn es stimmt uns zu traurig und ärgerlich, wenn wir sogar gebildete Patienten, die sonst wirklich tüchtigen Menschenverstand zu besitzen schienen, zu einer ungebildeten Frau wallfahrten sehen, deren ganze Heilkunst blos im Abführen- und Badenlassen besteht und welche alle Uebel ganz über denselben Leisten und aus einem Topfe behandelt, höchstens mit diesem oder jenem Kranke wechselnd. — Darüber, daß die verehrliche Graf aus Webersstädt bei Langensalza, trotz der Protestationen der Aerzte und der Wissenschaft, auf Lebenszeit die Concession erhalten hat, im ganzen reußischen Lande Kranke zu behandeln und einen Handel zu treiben mit selbstbereiteten Geheimmitteln (Cholera-tropfen, Flußtropfen, Augentinctur), kurz Rechte auszuüben, die keinem geprüften Arzte zustehen, darüber behalten wir unsere Gedanken für uns. Aber für eine gewissenlose und gefährliche Person erklärt, trotz dieser Concession, der Unterzeichnete die Frau Graf doch, und zwar hauptsächlich in Bezug auf ihre Behandlung der Augenleiden, die vorzugsweise im Einblasen von Alaunpulver in das Auge besteht. Mehrere mir bekannte Augenkranke, die durch eine Operation später wieder sehend hätten werden können, sind durch diese Behandlung der im reußischen Lande privilegirten Frau Graf unheilbar erblindet.

Bock.

Kriegsbilder aus der Krim.

Nach den Tagebüchern eines Officiers der Chasseurs d'Afrique, mitgetheilt von Julius von Wickede.

(Schluß.)

Die beste Gelegenheit zu einem kleinen Handgemenge schien uns jetzt geboten zu sein, und das war es auch, was wir suchten, um die so schön begonnene Nacht auch würdig zu beschließen.

Mit heftigem Anprall stießen gerade in der Mitte zwischen dem Malakoffthurm und unserer Batterie die russischen und französischen Truppen zusammen. Geschossen wurde von beiden Parteien weiter gar nicht, nur das Bayonnet und der Gewehrkolben waren die einzigen Waffen, deren sich die Soldaten bedienten. Fast um das Doppelte so stark mochte die russische Kolonne sein wie die unsrige, und von allen Seiten drängten diese Soldaten in ihren langen grauen Mänteln, die uniformlichen aber sonst nicht unpraktischen Pickelhauben auf den Köpfen, heran.

Was machte aber diese Ueberzahl der Feinde auch aus, denn wenn es ihrer noch um das Doppelte so viele gewesen wären, sie hätten doch bald in ihre Werke zurückweichen müssen. Mit unbeschreiblicher Wuth stürmten unsere Soldaten vor, und stets da, wo diese unbehülflichen russischen Haufen am Dichsten standen, hinein.

„Nehmt nur die Officire auf's Korn, tödtet nur die Officiere," riefen unsere Commandanten und das Bayonnet fand gar bald Arbeit genug. Kaum einige Minuten hatte es gedauert und noch waren wir Nachteilenden nicht ganz bis zum Platz des Handgemenges vorgedrungen, da auf einmal löste sich der russische Haufen auf, und eben so schnell wie sie gekommen waren, liefen die meisten wieder ihren Werken zu. Unsere Zuaven und Trailleurs wollten in ihrer Siegesfreude schon den fliehenden Feinden nachstürzen, als einige russische Geschütze heftig mit Kartätschen an zu feuern fingen, die in dieser Nähe ihre volle Wirkung hatten; zwar trafen dieselben mit ihren Schüssen eben so gut ihre eigenen Leute wie die unsrigen, das aber kümmerte die russischen Befehlshaber weiter nicht, wenn sie nur ihren Zweck erreichten, nämlich der weiteren Verfolgung von Seiten unserer Soldaten, Ein-

halt zu thun. Ein russischer General sagt bei derartigen Scenen nicht so viel nach der Erhaltung des Lebens seiner Leute, ob da einige hundert mehr oder weniger derselben fallen, kann ihn nicht bekümmern. Gefangene Russen haben uns selbst erzählt, bei ihnen hätten die Pferde viel mehr Werth wie die Menschen, und es sei dem Obersten ungleich lieber, wenn seine Kavalleristen als wenn dazu Pferde verwundet oder getödtet würden. Das ist übrigens in Frankreich, England und Deutschland nicht viel anders.

So wie die russischen Kanonen mit Kartätschen zu feuern anfingen, ließ der unsere Truppen befehligende Oberst sogleich das Signal zum Rückzug geben. Unser Zweck, den russischen Ausfall zu konterstreiben, war ja hinreichend erfüllt und ob nun unsere verfolgenden Soldaten einige Dutzend Russen mehr getödtet oder gefangen genommen hätten, war am Ende ziemlich gleichgültig. Ungefähr so ein zwanzig Russen mochten wohl todt oder schwer verwundet, daß sie nicht aufstehen konnten, auf dem Kampfplatz liegen und eben so viele auch in die Gefangenschaft unserer Soldaten gefallen sein. Unser Verlust an Todten und Verwundeten betrug neun Mann, darunter vier Zuaven. Unter letzteren war ein mir von Algerien her persönlich bekannter Korporal, zwar ein Erzwinddeutel durch und durch, der im Frieden eigentlich nur in einer Strafkompagnie zu bändigen war, im Felde aber einer der brauchbarsten und gewandtesten Soldaten, den ich je gesehen habe. Zweimal war derselbe schon in einer Strafkompagnie gewesen, dreimal zum Gemeinen degradirt worden, aber immer hatte er sich wieder durch seine glänzende Tapferkeit und große Geistesgegenwart im Kampfe glücklich herausgearbeitet. Zuletzt war er wieder bei Inkerman zum Korporal ernannt worden. Hier bei diesem Gefecht hatte derselbe sich einen russischen Stabsoffizier zum Gegenstand seines Angriffes auserwählt, wie er dies stets zu thun pflegte. Gleich einer Tigerkatze soll er auf den russischen Offizier losgesprungen sein, den Degenhieb desselben mit dem linken Arm, um den er seinen Gürtel zum Schutz gewickelt, parirt und nun ein breites türkisches Dolchmesser dem Russen in die Brust gestoßen haben. In demselben Augenblick hat aber ein russischer Soldat, der muthig seinen Obersten vertheidigen wollte, dem Zuaven-Korporal das Bayonnet mit solcher Gewalt gerade in den Mund hineingestoßen, daß die Spitze desselben weit zur andern Seite des Kopfes herausgedrungen ist. Auf der Leiche des getödteten Obersten, gleich wie ein Tiger auf seiner Beute liegend, hat man den Zuaven-Korporal gefunden, das Bayonnet noch im Kopfe steckend, aber trotz dieser furchtbaren Wunde immer noch lebend. Als ein Soldat ihm dasselbe herauszog, was ziemliche Kraftanstrengung gekostet hat, ist der Verwundete, der doch nicht mehr zu retten war, gestorben.

Wir waren bereits auf dem Rückmarsch nach unserer Batterie begriffen, als die Russen, die jetzt bei dem schon völlig angebrochenen Tag beinem auf uns zielen konnten, wieder mit Vollkugeln aus ihren schwereren Geschützen zu feuern anfingen. Vielen Schaden richteten sie zwar damit nicht an, denn unsere Soldaten lösten schnell ihre geschlossenen Glieder auf, und eilten zerstreut hinter ihre Verschanzungen zurück, um so für die feindlichen Kugeln keinen Zielpunkt abzugeben; das Unglück wollte aber doch, daß ich zuletzt noch etwas abbekam, und dadurch sind mir meinen Vorwitz ein Gefecht mitzumachen, zu dem ich nicht befehligt war, eine tüchtige Strafe erbeitt. Eine russische Vollkugel traf einen Felsblock, der ihr im Wege lag, mit solcher Gewalt, daß eine große Ecke davon absprang und mich gerade an dem linken Fuß oberhalb des Kniees verletzte. Eine tüchtige Quetschung erhielt ich auf dieser Stelle und die Gewalt des Steines war doch noch so groß, daß ich davon zur Erde geworfen wurde.

Sowie mich mein Alphons, der zuletzt am Ende seiner Zuaven sich befand, fallen sah, sprang er sogleich herbei, und auch die englischen Offiziere waren sofort bei der Hand, um mir mit aufzuhelfen. Mein Fuß schmerzte aber so gewaltig, daß es mir unmöglich war ihn zu gebrauchen, und so mußten mich denn zwei Zuaven aufladen und auf ihren Armen nach einem geschützten Platz hinter unserer Batterie, wo ein Arzt sich befand, hintragen. Bei der näheren Untersuchung der Wunde fand sich denn, daß zwar die Haut ganz weggerissen und das Fleisch arg gequetscht, sonst aber weiter kein Knochen verletzt war, so daß die ganze Geschichte in ungefähr acht Tagen wieder geheilt sein konnte.

So wie mein Herzensfreund hörte, daß weiter keine Gefahr aus dieser Verletzung für mich entstände, fing er, der bisher die eifrigste Sorgfalt und wärmste Theilnahme mir bewiesen hatte, seinen Ton plötzlich zu ändern an und hielt mir eine Strafpredigt so eindringend, wie nur ein alter Korporal einem Rekruten gegenüber sich benehmen kann.

„Da hast Du nun Deine Strafe für Deinen Vorwitz; warum bleibt Ihr nicht bei Eurem Punschkessel sitzen und treibt Euch dafür hier draußen vor den Tranchees herum, wo Ihr nicht hingehört und doch nichts nützen könnt. Bei den Engländern kann man solchen Vorwitz noch entschuldigen, denn denen ist es etwas Neues zu sehen, wie wir Zuaven angreifen, aber bei Dir, der nun schon seit zehn Jahren in Algerien mit uns zusammengefochten und nun auch bereits die ganze Belagerung von Sebastopol mitgemacht hat, kann so etwas nicht mehr der Fall sein, und ein aberwitziger Rekrut, der seine Nase überall mit hineinstecken muß, bist Du wahrlich doch auch nicht mehr, sondern hast schon Pulverdampf genug in Deinem Leben gerochen; aber Ihr Chasseurs d'Afrique seid nun einmal so, überall wollt Ihr mit dabei sein, und denkt, es könne gar kein ordentliches Gefecht ohne Eure Hilfe mehr geschehen und selbst wenn es gegen die Wälle des Malakoff ginge."

So brummte und schalt Alphons, der überdies in hohem Grade verdrießlich darüber war, daß dies Gefecht am heutigen Morgen gar so kurz sich gestaltet hatte, fort und fort, und ich mußte mir leider dabei selbst sagen, daß er nicht so ganz Unrecht damit habe. Ich hatte nicht den mindesten Vortheil für die ziemlich bedeutenden Schmerzen, die ich in den ersten Tagen nach meiner Verwundung ausstehen mußte, sondern erhielt noch von unserm Colonel, als er die Ursache derselben erfuhr, einen starken Verweis, der damit schloß, daß wenn ich nicht schon meines Fußes wegen Zeltarrest hätte, er mir solchen zur Strafe geben würde. Und dabei liegt unsere Eskadren jetzt auf Vorposten und hat Gelegenheit sich mit den Kosaken und russischen Husaren herumzuschlagen, während ich hier allein mit einem halben Dutzend kranker Leute zurückbleiben muß, und aus Langeweile einen Bogen Papier nach dem andern in meinem Tagebuche vollschreibe. Es ist das wahrhaftig ein trauriges Vergnügen.

Mein einziger Trost ist nur, daß die Anderen auf ihren Vorposten auch sich wahrscheinlich nicht allzuoft mit den Russen messen werden, und also ich in der Hinsicht nicht viel verfäume. Seit die Russen bei der Tractir-Brücke so derbe Schläge bekommen haben, wollen sie draußen im freien Felde nicht mehr recht Stich halten und wenn sie auch Sebastopol selbst mit dem hartnäckigsten Muthe vertheidigen und sich, wie es braven Soldaten gezieint, daselbst tapfer schlagen, im freien Felde haben sie gewaltige Scheu vor uns und weichen bei jeder Gelegenheit zurück. Bei der Tractir-Brücke ging es aber tüchtig zu und die Russen mußten wieder viel leiden; Schade nur, daß der General Pelissier, der hier ungleich vorsichtiger sich zeigt, wie dies sonst in Algerien bei ihm der Fall war, uns Kavalleristen nicht erlaubte, die fliehenden Feinde, die sich wirklich in größter Unordnung zurückzogen, weiter zu verfolgen, wir hätten gewiß noch viele Beute machen, und besonders auch russische Geschütze erobern können. Zwei geborene Polen, die einige Tage später aus dem russischen Lager zu uns desertirten, erzählten, daß die Unordnung in demselben nach der verlorenen Schlacht ungemein groß gewesen sei. Alle Korps wären untereinander gemischt gewesen und Niemand hätte gewußt, wer denn eigentlich zu befehlen habe. Das ist wahr, hat man den Russen erst einmal ihre Offiziere, die meist brave und ausgezeichnete Leute sind, und ihren Soldaten kühn voran in das Feuer gehen, wie es die Pflicht jedes tüchtigen Offiziers ist, weggeschossen, so wissen die Leute selbst sich gar nicht zu helfen, und stehen in dichten Massen umher und lassen sich ruhig niederschießen, als wenn dies nur so sein müßte. Ganze Kompagnieen, denen unsere Tirailleurs vorher ihre Offiziere weggeschossen hatten, sind auf die Weise bei der Traktir-Brücke von unserer Artillerie zusammenkartätscht worden und die Leichen lagen in so dichten Haufen hoch aufgeschichtet, daß wir mit unseren Pferden gar nicht darüber hinweg setzen konnten.

Tüchtig haben sich übrigens an diesem Tage auch die sardinischen Truppen geschlagen und sich die Achtung unserer ganzen Armee erworben. Besonders ihre Bersaglieris sind gewandte Leute

und wissen ihre Feinde so auf's Korn zu nehmen, daß unsere Chasseurs es auch nicht besser machen könnten.

Wir Alle hatten unsere Freude daran, daß an diesem Tage den Sardiniern ebenfalls Gelegenheit ward, sich auszuzeichnen, denn dieselben hat en hier schon viel Ungemach mit ertragen müssen, ohne daß sie bisher, außer einigen kleinen Vorpostengefechten, noch recht mit den Russen zusammen gerathen waren. An dem Tage suchten sie aber das Versäumte nachzuholen und ihre Büchsenkugeln und die wohlgezielten Kartätschenschüsse ihrer Artillerie haben manchem Russen aus diesem Leben geholfen. Jetzt haben die Sardinier wieder Ruhe, da sie zum Beobachtungskorps gegen das jenseits der Tschernaja stehende russische Korps gehören, um an den eigentlichen Dienst in den Laufgräben vor Sebastopol keinen Antheil nehmen. Wir Chasseurs d'Afrique kommen auf unseren weiten Regnoscirungspatrouillen häufig mit diesen sardinischen Feldwachen zusammen, und es herrscht dann stets auf beiden Seiten das beste Einvernehmen. Weiß der Teufel wie es zugeht, aber im Ganzen vertragen wir Franzosen uns besser mit den Sardiniern, als mit den Engländern, mit Ausnahme der ostindischen Husaren und Lanciers. Diese Engländer sind gar so einformig und langweilig und es ist keine rechte Lebenslust in ihnen, wie bei uns Franzosen. Ihre Soldaten wollen immer und immer Rum trinken und wir Offiziere der Chasseurs d'Afrique haben wahrlich aufzupassen, daß unsere eigenen Leute am Ende nicht auch noch zu diesem Laster sich neigen, da wir häufig mit diesen Engländern zusammen auf Vorposten sind. Wie zeigen sich da diese Sardinier in der Mäßigkeit aus, die trinken nicht so viel Wein, wie die Engländer Rum und haben dabei den ganzen Tag doch ihre frohe und heitere Laune und können oft stundenlang bei den Bivouakfeuern ihre Lieder in so schönen, vollen, reinen Chören singen, daß es wahrhaftig ein Vergnügen ist, ihnen zuzuhören. Nun, Zeit genug haben sie jetzt auch dazu, denn wenn wir Chasseurs auf Patrouillen sind, so passen wir gewiß so auf, daß die Russen keine heimlichen Ueberfälle machen können, und sich immer in weiter Entfernung halten und nur froh sein müssen, wenn wir ihnen nichts thun und sie in Ruhe und Frieden lassen.

Wir hatten früher immer so viel von den Kosaken gehört, und schon in Algier hatte man uns oft gewarnt, vor denselben auf unserer Hut zu sein, und ja recht aufzupassen, um uns nicht heimlicher Weise von ihnen überfallen zu lassen, da sie sehr gewandt und schlau wären. Bei Gott, ich muß gestehen, daß wir von allen diesen Eigenschaften bei den Kosaken, die uns hier gegenüberstehen, noch sehr wenig gespürt haben, und die Kabylen in Algerien weit gewandtere und daher auch gefährlichere Feinde sind wie jene. Zu einem regulären Reitergefecht waren dieselben noch nie recht zu bringen, und die einzige russische Kavallerie, die so weit Stand hielt, daß man einige Säbelhiebe mit ihr wechseln konnte, waren reguläre Husaren und Uhlanen, die Kosaken kehrten in der Regel sogleich um, wenn wir nur gegen sie anritten. Und mit ihrer Schlauheit im Vorpostendienst ist es hier auch nicht weit her, und eine Feldwache, die sich von diesen Kosaken heimlicher Weise überfallen ließe, muß gewaltig ungeschickt oder nachlässig sein, und ihr Kommandant verdiente, daß man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und ihm zur Strafe eine Kugel durch den Kopf jagte. Selbst gegen die Engländer, die ihren Vorpostendienst doch gewiß so ungeschickt wie nur möglich versehen, haben diese Kosaken noch nicht viel ausrichten können, und auch türkische Offiziere von der Kavallerie, die der Islender-Bei kommandirt, haben uns erzählt, daß sie dieselben an der Donau bei jeder Gelegenheit in die Flucht geschlagen hätten. Am Kaukasus, da soll der Kaiser von Rußland noch Kosaken besitzen, die etwas taugen, von allen aber, die uns hier in der Krim gegenüberstehen, kann man dies wahrhaftig nicht sagen.

Auch die Pferde dieser Kosaken halten nicht so viel aus, wie ich anfänglich geglaubt hatte, und die Hengste, die wir Chasseurs d'Afrique aus Algier mit herüber brachten, sind nicht allein schneller, sondern auch ausdauernder. Sonst haben die Russen gute Pferde und besonders ihre Artillerie ist weit besser bespannt, wie die unsrige. Ein sehr schönes russisches Pferd kaufte ich einem Zuaven, der es an der Tschernaja erbeutet hatte, für 200 Franks ab. Es ist ein Hengst von der tartarischen Race, ganz weiß mit braunen Flecken, gerade wie ein Tiger gezeichnet. Derselbe hat nur damals einen Schuß am Halse bekommen, so daß er noch nicht zu gebrauchen ist, sonst wäre mir es wohl auch nicht geglückt, ihn so wohlfeil zu erhandeln. Gute Pferde sind hier ungemein theuer, und besonders die englischen Offiziere, denen im letzten Winter ihre meisten Pferde gefallen sind, da diese das Klima nicht vertragen konnten, kaufen alle nur irgendwie brauchbaren auf, und bezahlen gern die höchsten Preise dafür, wenn sie solche nur bekommen können. Für meinen braunen Marokkaner, den ich seit sechs Jahren in allen Gefechten reite, sind mir von einem englischen Oberst schon 4000 Franks geboten worden; ich würde das Thier aber nicht hergeben und wenn er mir auch den doppelten Preis dafür biete. Diese Engländer müssen sich nicht einbilden, daß sie für ihr Geld Alles bekommen können, sogar die Kampagnepferde der französischen Offiziere.

Doch jetzt wird es mit meiner Schreiberei vorläufig wohl ein Ende haben, denn eine Ordonnanz sagt mir soeben, daß unsere Escadron in einer halben Stunde schon von den Vorposten zurückkommen werde. Dann ist keine Ruhe mehr in meinem Zelte, und der lustige K., der mit mir zusammen wohnt, treibt den ganzen lieben Tag so viele Possen, daß man keinen Augenblick in Ruhe bleiben kann, und an Schreiben dann gar nicht zu denken ist. Die Ordonnanz sagte mir, daß die Unsrigen ein kleines Vorpostengefecht mit russischen Husaren gehabt und einige Pferde dabei erbeutet hätten, ohne selbst einen Verlust zu erleiden. Nur einem Chasseur sei die Mütze von einer russischen Büchsenkugel vom Kopfe gerissen worden. Das hat man, während meine Chasseurs sich draußen herumschlagen, muß ich hier zurückbleiben. Es ist wahrlich um aus der Haut zu fahren. Doch jetzt will ich versuchen, mich auf das Pferd heben zu lassen, um der Escadron langsam im Schritte entgegenzureiten. Ich kann es gar nicht mehr erwarten, meine alten Blaujacken wieder zu sehen, von denen ich mich im Leben nie mehr trennen mag.

Mein nächster Brief wird hoffentlich aus Sebastopol selbst geschrieben sein, denn es muß doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir das verdammte Nest am Ende nicht erstürmen sollten. In diesem Augenblick fängt wieder eine gewaltige Kanonade an. Ja, der Pelissier, der versteht's und heizt den Feinden brav ein, das hat er stets schon in Algerien uns bewiesen.

Ein Besuch im Python- und Schlangenhause

des zoologischen Gartens im Regentspark zu London.

Unter den Schätzen des zoologischen Gartens im Regentspark zu London — bekanntlich des reichsten in der Welt — sind die Reptilien-, Python- und Schlangenhäuser gewiß zu den interessantesten zu rechnen. Ich hatte sie oft besucht, ohne ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da die Schlangen entweder wie todt auf ihren Bäumen oder auf den Steinen unten zusammengewickelt oder gar unter ihren rothen Decken versteckt lagen. Aber neulich kam ich endlich einmal zur rechten, interessanten d. h. ihrer Fütterungszeit, die blos alle Wochen einmal gehoten wird. Freilich wollen auch dann Manche noch nichts zu sich nehmen, andere fasten sogar freiwillig mehrere Wochen lang. Noch unglaublicher klang es, als mir eine furchtbare Python-Schlange gezeigt ward, die zwei Jahre und zwei Monate keinen einzigen Bissen zu sich genommen hatte. Die meisten aber nahmen diesmal vor meinen Augen ihre gebotenen Mahlzeiten zu sich, die ökonomisch gereicht werden, so daß eine achtzägige Zeit zur Wiederherstellung des Appetits hinreicht. Es war 3 Uhr Nachmittags, als ihr Tafeldecker und Speisewirth mit seinem Korbe eintrat. Die flatternden Opfer darin erregten sofort die Aufmerksamkeit aller Bewohner, die hinter großen, dicken Spiegelscheiben hervor in aller ihrer Gräßlichkeit und — Grazie Appetit verriethen. Der Schlangenspeisewirth geht durch eine Hinterthür in jede einzelne Höhle der

großen Schlangen auf der rechten Seite — die er als völlig gesahrlos kennt, deckt die in ihre wollenen Tücher verhüllten Bewohner auf und läßt ein Kaninchen auf die Steine fallen. Dies trabelt und hopst neugierig, unschuldig und gemüthlich umher, um seine neue Wohnung zu inspiciren. Offenbar zufrieden damit, setzt es sich auf die Hinterbeine und fängt an, sich das Gesicht zu waschen, denn die neue Wohnung sieht gar zu reinlich und blank aus. Die Schlange öffnet hinter ihm ihre glühenden, malitiösen Augen, hebt den Kopf etwas, legt ihn dann wieder auf die Steine und zieht sich langsam und geräuschlos über dieselben hin, wobei sich ihre Verschlingungen allmälig lösen und strecken, wie durch eine unsichtbare Gewalt von außen, etwa eben so, wie eine ungesehene Hand allmälig ein verwideltes Stück Tau gerade zieht. Sie glotzt und glüht ein paar Secunden auf ihr ahnungsloses Opfer und hat es, schneller, als man sehen kann, mit dem grausamen Schwunde gepackt und mit der Schnelligkeit einer geschwungenen Peitsche umwickelt. Es kreischt und quiekt zwei- oder dreimal jämmerlich, bis die Knochen knaken und das Thierchen unter den Pressungen seines Mörders so einer unförmlichen Masse zusammengedrückt ist. Die Schlange liegt wohl 10 Minuten still, wickelt sich dann und ihre Beute auf, streckt sich und ergreift sie zuerst bei den Ohren, schnappt dann mit dem kneipzangenartigen Rachen zu und windet und murmt sie langsam hinunter, was ganz so aussieht, als zöge man einen ganzen, zusammengeschrumpften Strumpf mühsam über den Fuß, oder vielmehr, als zwänge man den Fuß in den Strumpf hinein, denn die Schlange zieht eigentlich ihren elastischen, schuppigen, sleckigen Schlauch langsam über den verschlungenen Klumpen hin. Hierauf wickelt sie sich zusammen und läßt der Verdauung ihren Lauf, was während der acht Tage bis zum nächsten Mahle in der Regel ihre einzige Beschäftigung bildet.

Die Boa Constrictor und die Felsen-Schlange verschlingen ihre Opfer allemal mit dem Kopfe zuerst. Außer Tauben und Kaninchen bekommen sie selten Leckerbissen im zoologischen Garten. Die flatternden Tauben wissen sie sehr geschickt mit dem Schweife zu peitschen, so daß sie, so weit ich's sah, jedesmal mit dem ersten Schlage herunterfielen. Während die Schlangen hier von kleinem Geflügel leben, schmausen nicht weit davon in natürlicher Wiedervergeltung Störche und andere hochbeinige Sumpfvögel kleine Schlangen.

Auf der andern Seite des Schlangen-Museums werden die giftigen Arten gehalten, denen man mit größerer Vorsicht ihre Mahlzeit bereitet. Eine enge Oeffnung von oben, kaum groß genug, um ein kleines Schwein hindurchzuzwängen, dient zunächst zum Hineinstecken einer Eisenstange mit einem Haken, womit der Wärter die Decke von einer Cobra abriß. Sofort sprang diese auf mit weitgeschwollenem Hute, stellte sich in eine S-gleiche Position und sprang dann seitwärts auf das herabgelassene junge Schwein. Sie wiederholte diese Seitensprünge wieder und immer wieder, ohne ihr Opfer zu treffen. Dann traf sie es zuweilen, aber ohne ihm Schaden zu thun, so daß das erschreckte Thierchen nur schneller und schneller auf den knirschenden und kollernden Steinen umhergetrieben ward. Endlich aber gelang es ihr, es in die Seite zu stechen. Unmittelbar darauf stellten sich Convulsionen ein, unter welchen das Thier binnen wenig Secunden starb.

Wir bemerken hier, daß der gewöhnliche Glaube, die Schlangen schössen ihr Gift aus der Zunge, falsch ist. Das Gift steckt in Drüsen an der Wurzel der Fänge auf beiden Seiten. Durch Drükung und Dehnung der mächtigen Muskeln, welche dem Kopfe eine breite und platte Gestalt geben, wird es in seine Röhren gezwängt, welche an den Seiten der Fänge hinlaufen, und herausgespritzt.

Die Cobra im zoologischen Garten mit ihrer gleißenden schwarzgelben Haut, ihren schwarzen heimtükischen Augen, ihren glatten und graziösen Windungen, erschien mir als eine treffende Personification Indiens. Als wir sie dicht vor uns in ihren Sprüngen und Drehungen beobachteten, nur durch eine fast unsichtbare Spiegelscheibe gegen ihren Biß und ihre Umarmung geschützt, überlief uns schier Todesfurcht in gräßlichster Gestalt. Nichtsdestoweniger hat man nichts zu fürchten. Die 120 Pfund schwere Python-Schlange in der nächsten Abtheilung schoß sofort nach ihrer Ankunft in ihrem Hause mit der großen Spiegelscheibenwand mit der vollsten Wuth gegen einen Zuschauer davor. Aber sie prallte so ohnmächtig von dieser unsichtbaren Wand zurück, daß sie mit geschwollenen Kopfe wie todt lag und viele Monate lang nichts verschlingen konnte. Sichtbar zeigt sie, wie auch die andern Schlangen, die ähnliche Erfahrungen machten, den größten Respect vor dieser unsichtbaren Wand. Diese Cobra ist übrigens noch dieselbe, welche vor einigen Jahren ihren Wärter tödtete. In einem angetrunkenen Zustande und gegen die schärfsten Befehle nahm er die Schlange, die sich gegen ihn so harmlos gezeigt, aus ihrem Hause, stekte ihren Kopf zwischen Vorhemden und Weste und ließ sie Windungen um sich herum machen. Sie gleitete mit dem Kopfe herauswärts bis an sein Gesicht und betrachtete ihn augenscheinlich mit dem besten Humor. Jetzt aber drükte er ihren Schweif, damit sie einige andere Wiedungen mache. Dies nahm sie übel. Sie schlug und stach ihn zwischen die Augen. Nach einigen Minuten sank er bewußtlos zusammen und starb nach drei Stunden.

Neben den Schlangenhäusern in dieser Abtheilung machen sich noch einige seltsame häusliche Einrichtungen ausländischer Frösche und Eidechsenarten bemerklich. Ich weiß nicht mehr, wie sie alle zoologisch heißen und erinnere mich blos des Eindrucks, den mehrere der letzteren auf mich machten. Wie alte verdrehte und verborrte Wurzelknollen von Bäumen kauerten einige in den unnatürlichsten Verrenkungen, ohne daß sie Stunden lang nur die geringste Bewegung machten. Allen Zurufen, Winken, Drohungen setzen sie ein festgefrornes Starren entgegen. Ich dachte, die Natur sei in diesen Gebilden noch nicht von den Reminiscenzen an organische Wurzelgebilde der Vegetation, der Pflanzen losgekommen und diese Eidechsen möchten just an der Vorstellung leiden, daß sie nichts seien, als ein Stück Baumwurzel. Auch als man ihnen Insekten vor die Nase warf, mußten sie sich erst langsam ihres höheren Ranges besinnen. Diese Besinnung kam langsam, aber dann auch mit einem Blitze. Als sie erst wußten, daß ihnen das Futter nicht aus der Erde und aus der Luft zuwachse, wie den Pflanzen, schossen sie mit komischen eifrigen Sprüngen hinter den fliegenden Käfern her und sperrten dazu das Maul so weit auf, als wollten sie ein Rhinozeros verschlingen.

Hinter diesem Hause giebt es ein besonderes Schlangenhaut-Museum, eine Sammlung aller abgelegten Hautkleidungsstücke der Schlangen, die in noch vollständigem Zusammenhange, wie sie den Körper, den Kopf, die Augenballen ihrer ehemaligen Träger bedeckten, der Reihe nach von den Wänden herabhängen.

Das Python-Haus auf der andern Seite des Museums enthält bloß zwei Schlangen, aber die Riesen und größten Scheusale des ganzen Geschlechts. Die Abenteuer der einen — Python reticulatus — sind interessant. In Taschenformat und als kleiner Wurm wurde sie mit einem Zwillingsbruder von amerikanischen Matrosen aus Ceylon nach Brasilien gebracht, und beide mehrere Jahre hindurch in Amerika für Geld gezeigt. In Callao kaufte sie ein englischer Kapitain für eine hohe Summe und bot sie der zoologischen Gesellschaft im Regentspark für 600 Pfund Sterling an. Von ihrem hohen Werthe überzeugt, hatte er sie für die Seereise mit dreißig Pfund versichert. Die zoologische Gesellschaft wies dies Anerbieten zurük, bis der Kapitain so weit in seinem Urtheile herabgedrükt worden war, daß er sich endlich dazu verstand, sie für vierzig Pfund zu lassen. Die eine dieser Zwillinge ist seitdem gestorben, die andere aber hält sich tapfer und zeigt, wenn sie sich herabläßt, Bewegungen zu machen, eben so gewaltige Länge und Kraft, als Gelenkigkeit und Grazie. Die andere Bewohnerin dieses Museums ist eine scheußlich-gesleckte Boa Constrictor, der wir bereits früher einen Besuch in ihrer Heimath abstatteten.

Die beneidenswerthe Kunst der Schlangen, Jahre lang zu fasten, wird von ihrem Talente, zu fressen, noch übertroffen. Wir hörten von einer Schlange, die ihre eigene wollene Bettdeke verschlang und daran starb. Eine Python-Schlange, welche Jahre lang mit einem Stummelgenossen freundschaftlich gelebt hatte, fand der Wärter eines Morgens allein mit einer Cigarre im Rachen, denn so sah der noch hervorragende Schwanz ihrer Freundin aus. Sie hatte dieselbe bis auf diesen Theil hinuntergewürgt. Da die Verschlungene eben so groß war als die Verschlingende, hatte sie nicht Platz. Das größte Wunder war, daß nach einiger Zeit die hervorragende „Cigarre" immer größer ward und nach sechs Stunden die ganze Schlange wieder lebendig zum Vorschein kam, nur mit der Bißwunde, womit sie zuerst ergriffen worden war.

Einige Pythons in Indien werden gegen 40 Fuß lang und

verschlingen wilde Schweine, ohne sie erst zu tranchiren. Die Ular-Serva auf den Sundainseln tödtet gern Menschen durch Umarmungen, ohne sie zu fressen. In Whidah, Königreich Dahomey mit dem schreßlichen König, der mit seinen Weibertarmee sein Volk dadurch besteuert, daß er es als Sklaven verkauft, giebt es mehr als 60 Fuß lange Pythons, die Schafe und Ziegen ganz verschlingen. An der Goldküste Afrika's hat man schon ganze erwachsene Männer (natürlich in allen Knochen zermalmt und zerdrückt) aus Schlangen herausgeschnitten. Bei Calcutta wurde einmal ein Matrose aus den Umarmungen einer Schlange befreit, die 62 Fuß maß. Dergleichen Abenteuer mit Schlangen ließen sich aus Reiseberichten über beide, wilde, menschenarme Gegenden in's Unendliche vermehren. Die Schlangen sind gewissermaßen die geschwungenen Ruthen, womit die Natur den Menschen und seine Civilisation von Gegenden zurückschreckt, die ihm schädlich und tödtlich sind. Wenigstens verschwinden allmälig die gefährlichen und giftigen Arten derselben da, wo Menschen sich anbauen und bilden, hauptsächlich freilich, weil der Mensch zunächst alles Mögliche thut, sie zu vertilgen. Früher beherrschten sie, à 100 bis 150 Fuß lang, ganze Landestheile und vergifteten (durch ihre bloße Ausdünstung schon, wodurch jede Schlange zunächst vor sich warnt) und fraßen Alles Leben umher. Plinius erzählt von einer solchen Schlange, welche einen großen Theil der Armee des Regulus beim Uebergange über den Fluß Bragada in Afrika umund verschlungen habe, endlich erlegt und nach Rom gebracht worden sei. Ihre Haut, die er selbst gesehen, habe eine Länge von 120 Fuß gehabt.

Um noch ein Wort über diese grausame Schöpfungslaune der Natur zu sagen, zeichnen sich die Schlangen durch innere und äußere Construktion vor allen andern Naturgebilden aus. Der ungeheure weite Rachen mit dem kleinen Kopfe und Halse ist die größte Merkwürdigkeit. Sie sind das Nadelöhr, durch welches ein Kameel gefädelt wird. Die Kinnladen öffnen und schließen sich nicht, wie bei andern Thieren, durch aneinander gebundene Knochen, sondern durch ungemein elastische Muskeln, die sich wie Gummi ausdehnen. Aehnlich sind die Hals- und Körpermuskeln, durch welche Körper gezwängt werden, die bis sechsmal dicker, als die Schlange selbst. Einige Schlangen haben krumme, hohle Zähne, andere bloß Fänge. Zähne und Fänge sind beweglich und können gelegt und aufgerichtet werden. Die Augen sind ungemein klein und durchweg boshaft und giftig im Ausdruck. Lecker zum Hören sind vorhanden, aber kein Organ des Riechens bemerkbar. Die langen, gegabelten Zungen, bei Vipern oft ein Drittel so lang, als der ganze Körper, mit ihrem ewigen schreßlichen Spiel, sind auch eigenthümlich genug. Sie sind Aale, aber haben keine Schwimmhäute, Eidechsen mit ihrem Panzer, aber ohne Füße, Würmer mit ihrem Gekriech und Gewinde, haben aber Lungen; und ohne Füße, Schwimmhäute, ohne alle Seitenwaffen doch in ihrem bloßen Körper die mächtigste Waffe, denen selbst der König der Wüste, der Löwe, unter dem donnernden Gebrüll erliegen muß.

Blätter und Blüthen.

Madame Neumann. Selten hat wohl eine Künstlerin eines so ungetheilten Beifalls sich zu erfreuen gehabt, als Madame Neumann in Berlin im Jahre 1822. Selbst Herzen, aus denen das Alter jeden Funken von Begeisterung längst verwischt zu haben schien, wurden von ihrem Antlick entzündet und schlugen ihr entgegen; ja merkwürdig genug hatte sich gerade aus dieser Klasse der Alten ein engerer Kreis von Verehrern gebildet, der sie überall, im Parkett, beim Ein- und Aussteigen am Schauspielhause, oder wo sich die Künstlerin öffentlich zeigte, umgab, deßen unermüdete Bestrebungen auch recht bald vom Publikum durch den Ehrennamen der „heiligen Schaar" oder der „alten Garde" belohnt wurden. Dies hatte aber die natürliche Folge, daß die Jüngeren, die nicht gern vor der Zeit zu der „alten Garde" gerechnet sein wollten, sich in weiterer Entfernung hielten, als es wohl sonst gelichen wäre, und nur Einer, der zu schwach zum Widerstande, den Zauberkreis durchbrechend sich der „alten Garde" anschloß, wurde, seiner großen Jugend von 40 Jahren wegen, ausnahmsweise der Boltigerei genannt. Alles dies gab Veranlassung zu einem Bilde, welches in Berlin reißenden Absatz fand. Es stellte in der Mitte eine schöne Frau vor, um sie her eine Gruppe freiend porträtirter Herren. Unter dem Bilde stand: La vieille Garde meurt; mais Elle ne se rend pas! (Die alte Garde stirbt; aber sie ergiebt sich nicht!)

Naturerwanderung nach England. Riesenbäume. Der Auswanderung in neue ferne, fremde Theile der Erde entspricht eine andere alte Welt bedeutend verschönernde Einwanderung und Acclimatisirung von tropischen und Urwaldsschönheiten. Die Civilisation und Noth derselben verdrießt sich über die ganze Erde, die Natur der Ferne nimmt deren Stelle in der alten Welt ein. Wie meinen die Einführung und Pflege von Pflanzen und Bäumen in Parks, Gärten, Blumenbeete und Gewächshäuser, die besonders in England zu einem förmlichen Kultus, zu einer Kunst und Wissenschaft geworden ist, zu einer noblen Passion. Unter den botanischen Entdeckern und Sammlern zeichnet sich besonders David Douglas aus, dem man schon in der „Flora Douglasii", einem unserer schönen, immergrünen Bäume aus dem westlichen Nordamerika, der in allen Zierplantagen Englands bekannt ist und wächst, ein lebendiges, unverwüstliches Denkmal setzte. Andere Botaniker brachten die Naturschätze des Himalaya und der südlichen Halbkugel, noch Andere entdeckten neue Schätze in den Urwäldern Amerika's, und Bürgerinnen sie in den prächtigen Gewächspalästen und Parks der englischen Aristokratie ein. Der Enthusiasmus für Zapfentragende concentrirt bereits glücklich mit der Poutiromanie, der Leidenschaft für fremdes Federvieh, und erweist sich schöner und nützlicher, als die historisch-gewordene Tulpenmanie holländischer Kaufmannsfürsten.

Unter den botanischen Entdeckungen des Herrn Douglas macht besonders der Riese und König aller Bäume in Californien großes Aufsehen. Man hat ihn „Wellington-Baum" genannt, da man damals in England noch der Meinung war, Wellington sei der größte Name des Menschengeschlechts gewesen. Ein junges Exemplar dieses Baumes ist von Mr. Lodd nach England gebracht und in dem Parke des Herrn Beitsch, eines deutschen Kaufmanns in Manchester, angepflanzt worden. Mr. Lobb schildert ihn als den wahren Goliath aller Bäume und den Monarchen californischer Wälder. Er wächst auf einsamen Abhängen des Sierra-Nevada-Gebirges in den Gegenden der Quellen des Stanislaus- und San Antonio-Flusses, 38° nördlicher Breite, 120° 10' westlicher Länge auf Höhen von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel. Auf einer englischen Quadratmeile fand er gegen 100 derselben, von 250 bis 320 Fuß hoch und an 10 bis 20 Fuß im Durchmesser. In Wachsthum und Gestalt erinnern sie an die immergrüne Taxodium sempervirens. Sie stehen theils einsam, theils in Bosken, theils in Gruppen von 3 bis 4. Mr. Lodd ließ einen dieser Wellington-Bäume fällen. Er zeigte sich 300 Fuß lang, 5 Fuß vom Grunde mit der Rinde 29 Fuß 2 Zoll im Durchmesser, 100 Fuß vom Grunde 14 Fuß im Diameter. Die dünnliche Rinde ist 12 bis 15 Zoll dick. Die Zweige runden sich und hängen wie an der Cypresse, mit hellgrünen, scharf zugespitzten Blättern. Er trägt tannenzapfenartige Früchte 2" 4"' lang und im dicksten Theile 2 Zoll im Durchmesser. Der gefällte Baum war durch und durch gesund und, nach den Ringen im Holze geschätzt, mindestens 3000 Jahre alt. Das Holz ist leicht, weich und röthlich wie beim Rothholz (Taxodium). Von der Rinde dieses Urgeheuers wurde in San Francisco ein Haus von 21 Fuß Höhe erbaut. Der Hauptraum darin enthält ein Fortepiano und Sitze für 40 Personen. Einmal waren 140 Kinder zu gleicher Zeit darin.

Professor Lindley in London hielt einen besondern Vortrag über dieses Riesenwunder Californiens, worin er anrieth: „Pflanzt ein Baum! Von welcher Erheblichkeit, von welchem Alter! Er war schon da und wuchs, als Simson die Philister schlug; er schlitzte schon seine Krone, als Paris mit der schönen Helena durchging, als Aeneas seinen Vater Anchises aus den Trümmern Troja's davontrug!"

Bis zu welcher Stärke es Bäume bringen können, davon giebt Dr. Lindley in „Gardeners Chronicle" einige Beispiele: „Ein solcher Wellington-Baum maß im Stamme mehr als 30 Fuß Durchmesser. Die Zeit hatte ihn endlich ausgehöhlt und umgeworfen, so daß einmal ein Reiter in diesen Inneren hineinritt, und nachdem er eine Strecke zurückgelegt, ein gut umlenken konnte, um aus dem hohlen Baume wieder heraus zu reiten.

In dem amerikanischen Journale: „Hovey's Magazine of Horticulture", meldet ein Correspondent aus San Jose: „Sie sollten nur den Lebensbaum sehen, der jetzt in San Francisco für Geld gezeigt wird. Als ich in das Innere des Baumstammes kam, langten 20 Baare darin, mit einer Menge Personen, die auf Stühlen darin herum saßen, ohne sich beengt zu fühlen."

Die Zahl der Pflanzen, Blumen und Bäume als neuer englischer Naturbürger ist schon sehr groß und nimmt mit jedem Jahre zu, Dank sei es der nobeln Passion für Erhöhung der Schönheiten des Gartens und Parkes, für Botanik überhaupt und dann auch praktisch für Bereicherung der Nutz- und Bauhölzer. In dieser Sphäre ist England dem Continente bei Weitem voraus. Die Liebe für Naturschönheit, für grüne Lungen in Städten (Squares) schützt das Gemeinschlecht überwuchernde England kräftig gegen diese Verwüstung der Civilisation. Die Bäume sind in England noch heilig und stehen in reicher Fülle, zum Theil im höchsten, noch grünen Alter unter speciellem Schutze des Parlaments, ohne dessen specielle Genehmigung keiner umgethauen werden darf.

„Aus der Fremde" Nr. 12 enthält:

Die Pelzjäger in Oregon. — Der Mammuthbaumwald in Californien. Mit Abbildung. — Spielwettwuth in Mexico. — Aus allen Reichen: Die amerikanischen Nähmaschinen. — Ein amerikanischer Arzt. — Die Chinesen in Californien. — Allerlei Menes aus Amerika.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 13. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Johann Wittenborg und seine Tochter.

Geschichtliches Bild aus dem XIV. Jahrhundert.

(Schluß.)

Bertram lächelte höhnisch, da er Katharina in sein Haus treten sah, ging ihr höflich entgegen und sagte, ihre Hand ergreifend und küssend: „Ei, was verschafft mir denn die Ehre dieses holden Besuches?“

„Das brauchst Ihr nicht erst zu fragen, Herr Bertram!“ antwortete sie, unter diesem Empfang zusammenzuckend. „Mein Vater ist hier und gefangen — Ihr habt Gewalt über ihn, seine Hüter gehorchen Euch — laßt mich zu meinem Vater!“

„Das ist ein sehr kühnes Verlangen!“ sagte Bertram. „Euer Vater ist als Verräther am Bund der Hansa angeklagt und in Gewahrsam — er darf Niemanden sprechen —“

„Als Euch!“ fiel sie ihm in's Wort, „und unmenschlich wäre es, ihm den Trost seines Kindes zu verweigern; ich will ihn nicht befreien, keine Mittel zu seiner Vertheidigung ihm angeben — weiß ich denn, wessen man ihn anklagt? Ich will nur als Tochter seine schweren Tage theilen! Sperrt mich mit ihm ein, laßt mich ihn pflegen und trösten!“

„Man hört, daß Ihr von den Dingen der bürgerlichen Gesetzgebung Nichts versteht,“ sagte Bertram höhnisch, „es ist nicht Brauch, eine solche Erleichterung Staatsgefangenen zu gewähren; und außerdem,“ fuhr er fort, da Katharina eben wieder gegenreden wollte, „wäre es sehr unklug von Euch, Jungfrau Katharina, Euch mit ihm einsperren lassen zu wollen — Ihr würdet es nicht lange aushalten, und während Ihr frei etwas für ihn thun könnt, würdet Ihr Euch dies ja selbst unmöglich machen, wenn Ihr Euch gefangen gebt.“

Dieser letzte Grund ließ sie von dieser Bitte abstehen.

„O sagt mir, was kann ich für ihn thun?“ rief sie.

„Das wird sich wohl später finden,“ sagte er ausweichend.

Noch einmal, noch dringender bat sie, ihr das Wiedersehen mit ihrem Vater zu erwirken — sie sank sogar vor ihm auf die Knie nieder. Nie hatte er sie schöner gesehen, als in diesem Schmerze, dieser Demuth; er hatte sie lange nicht so nah gesehen, jetzt bemerkte er erst, welche Veränderung seitdem mit ihr vorgegangen. Der Liebe ihres Erich gewiß und in der Hoffnung, daß sie seit seiner Heldenlaufbahn ihm noch ganz vereinigt werden könne, hatten alle ihre Reize sich reicher und voller entfaltet, und die Siegesgewißheit der Liebe hatte ihrem Antlitz den Stempel der vollendet weiblichen Schönheit aufgedrückt. Bertram's sinnliche Natur regte sich mehr und mehr — er hob Katharinen auf und sagte:

„Ich will sehen, ob es möglich ist, daß ich Euch morgen zu Eurem Vater führen kann — allein dürft Ihr ihn nicht sprechen und es wird schwer halten, daß Ihr von den andern Richtern und Magistratspersonen durch meine Verwendung diese Erlaubniß erhaltet — aber ich bringe damit Euch in meiner Stellung ein großes Opfer — welchen Dank habt Ihr dafür?“

„Den innigsten Dank eines zerrissenen Tochterherzens!“ sagte sie, vor seinen Blicken zitternd.

Er lächelte faunisch, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: „Nun, Ihr werdet doch endlich dafür mir einen Kuß gönnen?“

Sie trat schaudernd zurück und sagte tonlos: „Führt mich zu meinem Vater — Ihr versprach's — sein Dienst findet seinen Lohn, bevor er nicht ausgeführt ist.“

Er biß sich in die Lippen und entließ sie ohne weitere Entgegnung.

Als sie fort war, ging er aufgeregt in seinem Zimmer auf und nieder. „Jetzt läuft sie mir selbst in's Garn!“ rief er, „wie schön sie ist! — Was soll ich thun? Versuche ich's, Wittenborg zu retten, erwerbe ich mir seine Freundschaft, den Dank der Tochter — dann darf sie sich nicht mehr weigern, mein Weib zu werden! Aber die Tochter eines abgesetzten Bürgermeisters? — Nein, nimmermehr! Und käme es nicht zur Absetzung — so entginge mir seine Amt. Das geht auch nicht. Wittenberg muß schuldig sein — ich werde meine Maßregeln darnach ergreifen.“

IV.

Katharina durfte ihren Vater wiedersehen. Wie ward ihr, da sie seinen Kerker betrat! Eine elende Zelle war's, in der jedes Geräthe mangelte, einen Strohsack und eine hölzerne Bank abgerechnet, auf welcher der Gefangene saß. Wie war er verändert! Die stolze Gestalt mit der majestätischen Haltung war gebeugt und zusammengesunken, das sonst so frische Antlitz war bleich und runzelig, der Glanz seiner Augen halb erloschen. An äußeres Wohlleben gewöhnt, hatte die Entbehrung desselben ihn schnell gealtert — noch mehr dieser Sturz von seiner Höhe, diese Beraubung seiner Würde, dies Bewußtsein, sein Unglück, wenn nicht verdient, so doch verschuldet zu haben.

An Bertram's Seite trat die Tochter bei ihm ein und umarmte ihn unter Thränen. Auch der Gefangene konnte zum Erstenmale weinen, da er sein Kind wieder sah. Gerührt streckte er Bertram die Hand entgegen und rief:

„Daran erkenn' ich Eure Treue! Ihr haltet in dieser Prüfung bei uns aus — wenn sie überstanden, wird Euch Katharina

dafür belohnen — wir feiern dann vereint das Fest Eures Glückes und meiner Wiedereinsetzung!"

Bertram lächelte — und indem er Katharina den Kuß raubte, den er sich gestern aufsbedungen, sagte er: „Und sagt jetzt Katharina immer noch nein?"

Der Vater sah sie stehend an und flüsterte: „Auf seine Stimme wird das Meiste ankommen — wenn Du ihn verschmähst, so —"

Katharina ließ ihn nicht vollenden, sondern sagte, schnell ihr Haupt demüthig zur Erde neigend: „Für meines Vaters Leben und Freiheit giebt es kein Opfer, das ich nicht mit Freuden zu bringen bereit wäre!"

Bertram lächelte arglistig. Dann versprach er hoch und theuer, daß er Alles aufbieten werde, Wittenborg zu retten, daß aber seine Sache sehr schlimm stünde, da alle Heimkehrenden wider ihn zeugten, und die Hansa es nicht ungestraft hingehen lassen könne, wenn ihre Feldherren durch Pflichtvergessenheit eine ganze Flotte opferten — wem viel gegeben, von dem werde viel gefordert.

Kaum eine Stunde ließ er ihr Zeit, bei ihrem Vater zuzubringen, dann trieb er sie fort. Auf ihre Frage, wenn sie hoffen dürfe, den Gefangenen wiederzusehen, zuckte Bertram die Achseln und sagte, er habe nicht darüber zu bestimmen, doch wolle er auch hierbei sehen, was sein Einfluß bei der obersten Gerichtsbehörde und dem Hüter des Gefängnisses vermöge. In den nächsten Tagen werde es nicht möglich sein. Nur die Erlaubniß, ihm frische Wäsche und etwas Wein zu schicken, erhielt sie. Im Innern des Rathhauses trennte er sich von ihr. Sonst wäre es sein Stolz gewesen, mit ihr durch die Straßen Lübecks zu schreiten und er lechte oft vor Zorn, weil sie dies ehemals nie duldete, so oft er auch eine Gelegenheit dazu suchte — damals erschien es ihm als Ehre, die Tochter des Bürgermeisters zu geleiten — aber die Schmach, neben der Tochter des Gefangenen gesehen zu werden, vermied er sorgfältig, noch mehr den Verdacht, den man bei dieser Gelegenheit auf ihn werfen könnte. Er übergab sie einem Gerichtsdiener, um sie nach Hause zu geleiten und, wie er lächelnd sagte, vor den Insulten des Pöbels zu schützen.

Als Katharina wieder ihre Wohnung betrat und ihrer Haushälterin, der alten Elsa, Bericht erstattet hatte von Allem, was ihren Vater betraf, was sie jetzt erfahren und erlebt — daß sie Bertram schon zu Dank verpflichtet sei und daß er versprochen, die Rettung ihres Vaters aus so schwerer Gefahr und von so schwarzer Anklage zu versuchen — und daß, wenn dies ihm gelungen — Katharina vermechte nicht weiter zu sprechen, und Elsa kam selbst der Bedenden zu Hülfe mit Ermahnung und Zuspruch:

„Mein, liebes Kind," sagte sie, „wenn das Leben Eures Vaters davon abhängt, da dürft Ihr Euch nicht länger zieren und sträuben — und wenn's Euch auch ein Opfer ist, Herrn Bertram's Hand anzunehmen, so müßt Ihr es bringen. Es ist ja auch ein gar stattlicher und feiner Herr, der Euch anbetet und Ihr könnt gewiß recht glücklich mit ihm werden. Ihr habt Euch nun einmal überschwenglische Dinge in den Kopf gesetzt! Solche Minne, wovon die Meistersänger singen und Ihr aus ihren Versen und Sprüchen gehört, die giebt es nun einmal nicht in der wirklichen Welt — und auf was wollt Ihr denn warten?"

„Sprich nicht so weiter!" hat Katharina, „ich weiß, daß Du nicht an wahre Minne glaubst und die Sänger schmähst — ich aber glaube an jene und weiß, daß diese Wahrheit singen — um kein Gut der Welt möcht' ich ein Verbrechen begehen, wie das ist, einen Mann zu ehelichen, dem meine Minne nicht gehört — aber es braucht keine Ueberredung von Dir, wenn Gott dies Opfer von mir fordert, so kann ich für die Rettung meines Vaters Leib und Seele zum Opfer bringen, und Bertram's Gemahlin werden — bete mit mir zu allen Heiligen, daß sie mir Kraft zu dem Opfer geben, wenn sie es mir nicht ersparen können — aber sprich mir jetzt nicht mehr von Bertram!"

Elsa schüttelte den Kopf, und um die liebe trostlose Herrin zu zerstreuen, sagte sie: „Es ist auch indeß ein Brieflein an Euch angekommen, mit gar schönen Schnörkeln um Euren Namen — der Ueberbringer that sehr geheimnißvoll damit, und da hab' ich's hinein auf Euren Nachttisch gelegt. Dem Boten war es gar nicht recht, daß Ihr nicht selbst da waret, er hat auch gewartet, aber länger konnte er sich nicht aufhalten, da er sagte, er müsse heute noch weiter reiten."

Ahnungsvoll eilte Katharina in ihr Closet, da lag der Brief — sie riß das Siegel auf, er war von Erich. Er schrieb:

„Meine süße Herrin! Nur zwei Zeilen laß mich Dir als Liebesbotschaft senden. Vielleicht hast Du es schon gehört, daß es in unserm siegreichen Seegefecht mir gelang, mich auszuzeichnen, und daß ich nun zum Lohn dafür der Führer eines großen Corps geworden bin. Wir sind in Dänemark gelandet, und ich stehe mit meinen Mannen unter dem edlen Grafen Heinrich von Holstein, der mich wie einen Freund behandelt. Er wird mein Brautwerber bei Deinem Vater sein! Denke an mich im frohen Hoffen und Gottvertrauen. Ich hoffe noch mehr Thaten für das Vaterland zu thun und noch mehr Ehren zu erringen — für Dich, mein Lieb. Deine Schärpe ist mein Talisman, mein Schutz in jeder Gefahr! Ich küsse jeden Tag die sinnigen Blumen, die Deine zarten Hände da hinein gestickt haben. Denke, wie wahr unser Lieblingssänger Walther von der Vogelweide singt:

„Niedere Minne läßt den Mann erschlaffen
Und den Leib noch schlechten Freuden zwingen,
Die Lieb' ist nicht preiswürdig und thut weh.
Hohe Minne weiß den Reiz zu schaffen,
Läßt den Geist nach würd'ger That sich schwingen.
Die wirket jetzt mir, daß ich mit ihr geh!"

„Alles danke ich Dir und unserer Minne und bin nun der frohen Zuversicht, daß Du doch mein wirst, daß ich Dich mir erkämpft, wenn Du mir treu geblieben! Und Du bleibst mir treu, ich weiß es. Verbrechen wäre es, daran zu zweifeln! — Dein Vater ist wohlauf und glücklich über den Sieg. Seit wir aber gelandet, bin ich mit der Heeresabtheilung, der ich angehöre, schon um eine Tagereise vorangerückt und von ihm getrennt. — Ade! Sei fröhlich in Hoffnung! Mit tausend Küssen grüßt Dich, meine Heißgeliebte, Dein treuer Erich."

Wie ward Katharina, da sie diesen Brief gelesen! Zuerst preßte sie ihn an die sehnenden Lippen, an das klopfende Herz — das Gefühl des unaussprechlichen Entzückens der Liebe faßte sie mit seiner ganzen Allgewalt, hob sie in den seligsten Himmel mit Sturmesflügeln empor — um sie im nächsten Augenblick in den hölischen Abgrund der Entsagung stürzen zu lassen.

Der Brief war an demselben Tage geschrieben, an dem der dänische Ueberfall der Hansaflotte geschehen war — Erich konnte noch nichts davon wissen. Katharina konnte nur den Trost daraus schöpfen, daß er dabei unbetheiligt und fern von diesem Schauplatz war, wenn nun auch auf seinem von minderer Gefahr — eindringend in Feindesland, im Rücken einen tiegreichen Feind und die Rückkehr zur See abgeschnitten.

Katharina warf sich auf ihr Betpult nieder und rang unter tausend Schmerzen und Aengsten die ganze Nacht. Wie freudig wäre sie für ihren Vater in den Tod gegangen, aber es war mehr, was heilige Kindespflicht ihr gebot, wenn sie versuchen wollte, seine Freiheit, sein Leben zu retten: ihr ganzes Leben, ihr ganzes Liebesglück sollte sie opfern und das des Geliebten mit, eine Untreue an ihm begehen, eine Untreue auch an den heiligen Gesetzen der Natur, indem sie dem verhaßten Mann zum Altar folgen sollte.

V.

Die höchste Bundesgewalt der Hansa lag in den Händen der städtischen Abgeordneten, wenn sie auf den Hansatagen gesetzlich versammelt waren. Daselbst wurden alle für die Gesammtheit geltenden Beschlüsse gefaßt, Gesetze gegeben, Urtheile gefällt, Streitigkeiten entschieden und alle Verfügungen getroffen, welche den Bund betrafen. Allmälig war es üblich geworden, daß Lübeck als das Haupt der Hansa angesehen ward und man daselbst auch die Hansatage abhielt. In der Regel geschah dies alle drei Jahre auf Pfingsten; aber so oft es die Angelegenheiten des Bundes erforderten, ward ein außerordentlicher Hansatag ausgeschrieben, und zwar ward auch dieses Recht von Lübeck mit Hinzuziehung der wendischen Städte ausgeübt. Bei den Ausschreibungen wurden die Haupttartikel, die zur Berathung kommen sollten, angezeigt, damit die Abgeordneten mit hinreichender Vollmacht versehen werden konnten. Jede Bundesstadt hatte das Recht, Abgeordnete zum Hansatag zu schicken; doch wurde es den kleinen Städten nachgesehen, daß sie sich durch die Abgeordneten der größern vertreten ließen.

Auch jetzt machte Lübeck von diesem Rechte Gebrauch und berief in größter Eile einen außerordentlichen Hansatag, um in Sachen des Bürgermeisters Johann Wittenborg Recht und Urtheil zu sprechen.

Die Sache des Bürgermeisters stand schlimm genug. Zwar, ein Landesverräther in den Sinne, daß er absichtlich die Flotte in Dänemarks Hände gespielt, war er nicht — und es bekümmerte ihn am Meisten, daß man ihm eine solche Niederträchtigkeit, eine solche Arglist wider deutsche Brüder auch nur zutrauen konnte, aber seinem Mangel an Feldherrntalent und seiner fliegesfrohen Nachlässigkeit war es allerdings zuzuschreiben, daß die Flotte überfallen und halb vernichtet werden konnte. Wittenborg war ein eitler und heftartiger Charakter. Als die erste Person in Lübeck und mit einem nicht unbedeutenden Verwaltungstalent in städtischen und friedlichen Verhältnissen begabt, schmeichelte er sich in der Behäbigkeit eines stolzen Bürgerthums auch zu jeder andern Würde der passendste Mann zu sein. Wo Alles zu den Waffen rief und dem Feind entgegendrängte, wollte er am Wenigsten zurückbleiben, er wollte an der Spitze stehen — und dachte nicht daran, daß dies im Felde noch Etwas mehr zu bedeuten hatte als daheim auf dem lübecker Rathhaus. Der erste glückliche Sieg über den Feind, den er hauptsächlich seinen Fähigkeiten und Anordnungen zuschrieb, obwohl er in Wahrheit einen sehr geringen Antheil daran hatte, sondern ihn nur der Begeisterung der kampflustigen Mannschaft dankte, die sich lange danach gesehnt hatte, den übermüthigen Feind Deutschlands zu züchtigen — bestärkte ihn in seiner hohen Meinung von sich und zugleich in seiner Sorglosigkeit. Nach der ersten glücklichen Landung an den dänischen Küsten, indeß der Graf von Holstein mit seiner Heeresabtheilung weiter vorrückte, veranstaltete er nach heimischer lübecker Gewohnheit eine Art Siegesfest. Ein munteres Gelag, wo es an übermüthigen Toasten nicht fehlte — und indeß sie zu Lande zechten und jubilirten, machte sich der listige verschlagene Täve die passende Gelegenheit zu Nutze, überfiel die fast wehr- und mannenlose Flotte und vernichtete sie zur Hälfte. Mit Mühe konnten noch einige Schiffe einen Theil der Gelandeten aufnehmen und die Heimfahrt wagen. Darunter der Bürgermeister — aber nicht als Führer, sondern als Gefangener. Denn einige der untern Führer hatten vergeblich schon vorher gewarnt vor seinem übermüthigen Gebahren, Andere hatten ihn beneidet, und noch Andere wollten dadurch, daß sie alle Verantwortlichkeit auf ihn wälzten, sich selbst von derselben befreien.

Die Untersuchung war in Lübeck geführt worden; nicht der absichtliche Verrath, aber die Schuld der Nachlässigkeit war erwiesen, und der Hansatag war einverstanden, den letzten Spruch zu fällen. Der Angeklagte hatte nichts zu seiner Vertheidigung zu sagen — die Thatsache war erwiesen. Er schrieb sie einem unglücklichen Ohngefähr zu — aber das half ihn nichts, denn seine Sache wäre es gewesen, ein solches vorauszusehen oder doch auf alle Fälle gefaßt zu sein. Seine Berufung auf frühere Verdienste nutzte eben so wenig — sie waren vergessen vor der letzten Handlung, welche Schmach über die Hansa gebracht hatte. Indem fühlte sich Lübeck, das den Vorsitz führte, zu einem um so strengern Gericht verpflichtet, um sich von jeder Mitschuld und Mitschmach rein zu waschen, und die Abgeordneten der andern Orte, eifersüchtig auf die Vorrechte Lübecks, freuten sich, eine Gelegenheit zu finden, diese stolze Stadt zu demüthigen und Rache an seinem ersten Bürger zu üben.

An einem gewitterhaften Sommertage zogen die Abgeordneten ein. Wie immer wurden sie bei ihrer Ankunft von den Lübeckern festlich bewillkommnet und mit Ehrenwein aus silbernen Pokalen beschenkt. Wenn dies sonst geschah, war Katharina die Krone dieser Festlichkeiten. Alle huldigten ihr und Jeder fühlte sich hochgeehrt, dem sie selbst den Becher reichte oder für den sie sonst einen freundlichen Blick, ein aufmerksames Wort hatte. Jetzt waren die Fenster ihres Hauses dicht verhangen, es dufteten keine Blumen, weheten keine Fahnen und Teppiche von ihrem Balkone — wie ein bleiches Marmorbild stand sie in ihrem dunklen Gemach. — Anfangs hatte sie ihren Vater noch ein paar Mal wieder sehen dürfen, jetzt war es ihr seit Wochen nicht mehr gestattet. Seit sie erfahren hatte, daß an seine Freisprechung nicht zu denken sei, hatte sie versuchen wollen, ihn durch einen Fluchtplan zu befreien, aber ehe derselbe zur Reife gediehen, war er entdeckt und vereitelt worden. Man hatte keine Beweise dafür. Aber sie hatte sich verdächtig gemacht, und seitdem durfte sie weder zu ihrem Vater noch ihr Haus verlassen — es war mit Wachen umstellt. Dies Letztere war ein Werk Bertram's. Er wollte es verhindern, daß sie einen der heimischen Richter oder fremden Abgeordneten spreche und für ihren Vater bitte. Er selbst kam zuweilen unter dem Vorwande, ihr von ihrem Vater Nachricht zu bringen, im Dunkeln zu ihr, und sie mußte seine Gegenwart unter unaussprechlichen widrigen Empfindungen und Aengsten ertragen. Er stellte sich immer als ihren Beschützer, ihren Bräutigam dar, und wenn er zudringlich ward, so rief sie nach Elsa und versprach ihm zum Altar zu folgen, wenn ihr Vater sie segnen könne.

So kam Bertram auch am Abend vor dem Hansatag, vor der letzten Entscheidung. Halb trunken vom Wein hatte er sich leise vom Fest der Abgeordneten fortgeschlichen und taumelte in Katharina's Zimmer. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Hatte er zuvor noch eine Spur von Mitleid und Achtung gezeigt, so herrschte jetzt nur das Thier in ihm. Er plauderte aus, was er längst gewußt und beschlossen, aber bisher verschwiegen: ihr Vater sei zum Tode verurtheilt, und es sei keine Frage, daß die meisten Abgeordneten das Urtheil bestätigen würden; vielleicht könne noch seine verneinende Stimme einen günstigen Ausschlag herbeiführen, und dann werde er Mittel finden, ihm zur Flucht zu verhelfen. Und als sie unter Jammern ihm erklärte, daß sie ja dann sein werden wolle, aber erst müsse sie die Gewißheit haben, daß es ihm Ernst sei mit seiner Hülfe — da fragte er sie lachend, ob sie denn wirklich glaube, er werde die Tochter eines Verurtheilten zu seiner Gemahlin machen? Die ärmste Dirne sei sie dann, denn des Geächteten Vermögen falle der Hansa zu — und bei diesen Worten wagte er es, frech das arme Mädchen zu umarmen.

Da trat Elsa ein, die an der Thür gehorcht, entriß ihm Katharina und schrie: „Nein, wer so niederträchtig sein kann, dem ist es auch nicht Ernst darum, etwas für den armen Gefangenen zu thun!“ — Und ohne zu wissen, wie ihm geschah, fühlte er sich von den starken Armen eines wüthenden Weibes zur Thür hinaus geworfen und dieselbe hinter sich verriegelt. Entsetzt fragten sie Katharina's starre Augen um Aufklärung.

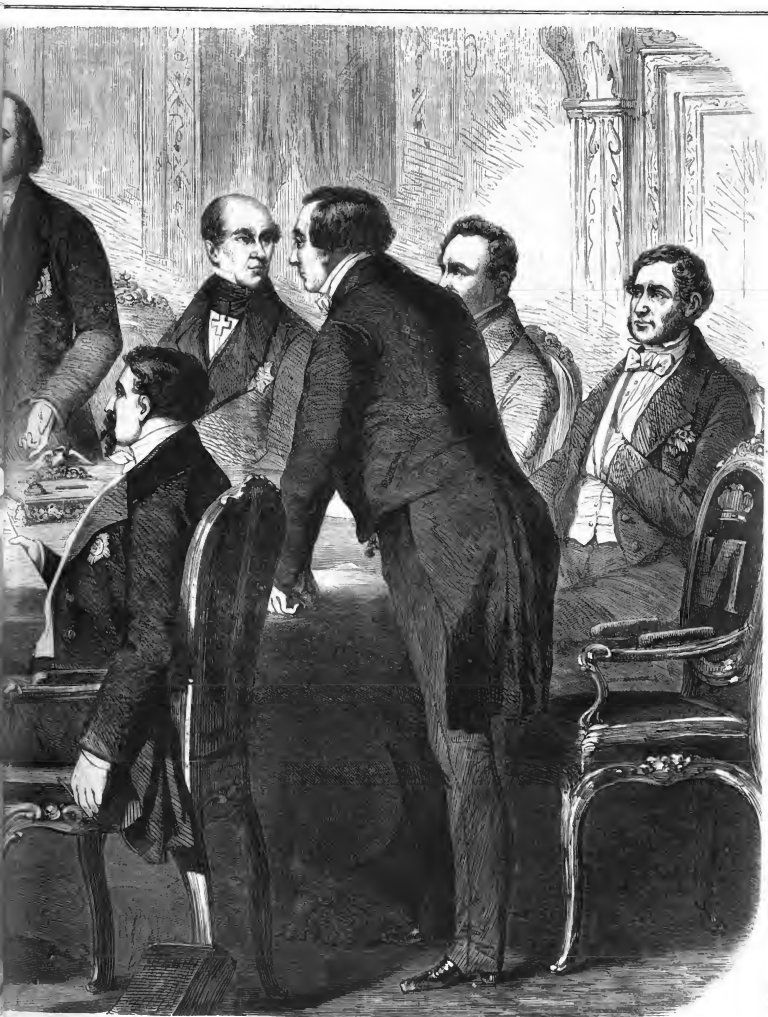
An einen der Comptoiristen Herrn Bertram's war von seinem frühern Collegen Erich ein Brief an ihn und an Katharina gekommen. Erich hatte gehört, daß Wittenborg gefangen in Lübeck sitze, und obwohl er nicht die ganze Schwere seines Geschickes ahnte, so trug er doch Sorge um die Geliebte. Er gestand darum nun dem ehemaligen Genossen sein Verhältniß zu ihr und bat ihn um seinen Schutz für sie — insonderheit gegen Bertram. Er stelle die Schritte seines Prinzipals bewachen und Alles aufbieten, daß Katharina nicht von ihm zu leiden habe. Erich's Freund, dem Bertram's Betragen längst verdächtig vorgekommen, spähte ihm jetzt weiter nach und brachte es bald heraus, daß hauptsächlich er es war, welcher im Stillen die Bürgerschaft von Lübeck mehr und mehr gegen Wittenborg zu erregen wußte, dabei Alles vorbereitend, daß er zu seinem Nachfolger gewählt werde; daß er es war, welcher Wittenborg's Schuld vergrößert darzustellen und das harte Urtheil durch allerlei Machinationen vorzubereiten suchte, das nun seiner wartete. Dem Comptoiristen ahnte von Bertram's heimlichen Gängen zu Katharina nichts Gutes — er suchte endlich Elsa darüber auszuhorchen und öffnete derselben über Bertram's Nichtswürdigkeit die Augen, da er dem trunkenen Bertram heimlich in das Haus nachgeschlichen war, so daß die Wache ihn für einen Begleiter desselben hielt. Aber er vermied von seinem Herrn gesehen zu werden, Elsa genügte zu Katharina's Rettung, und er selbst sieh durch den Garten über die Mauer, die sonst so oft die Liebesleier seines Freundes gewesen war. Erich's Trostbrief an Katharina fand er erst an diesem Abend Gelegenheit an Elsa abzugeben.

Zu Katharina's Rettung hatte der Comptoirist das Möglichste gethan — aber für ihren Vater war es ihm nicht beschieden! — Das Urtheil des Hansatages lautete: „Tod durch das Schwert“ — und da gab es keinen Widerspruch, keinen Instanzenweg, keine Gnade. Das Urtheil war und blieb gefällt und mußte am dritten Tage vollzogen werden.

Jetzt wagte der Comptoirist noch das Aeußerste. Er hatte einem Bekannten im Rath, dem er vertraute, mitgetheilt, wie schändlich Bertram an Katharina gehandelt, und der Rathsherr bewirkte es, daß die Tochter am Vorabend der Hinrichtung ihren Vater noch ein

Mehemet Djemil-Bei. Lord Cowley. Graf Cavour. Ali Pascha. Lord Clarendon.

Die Friedens
Graf Wa



...ss in Paris.

Marquis Villamarina. Baron Brunnow. Baron von Hübner. Graf Orlow. Graf Buol-Schauenstein.

mal sehen durfte ohne einen andern Zeugen als den Priester, der ihn zum Tode vorbereitete.

Es war eine erschütternde Scene. Johann Wittenborg hatte sich mühsam gesammelt und ging dem Tod mit erzwungener Würde entgegen. Am Meisten schmerzte es ihn, daß er sich in Bertram so getäuscht und daß er nun sein Kind elend und geächtet allein im Leben zurücklassen mußte, denn all' sein großes Gut fiel an die Hansa als Sühnopfer für das, was er ihr verloren. Katharina beichtete ihm das Geheimniß ihrer Liebe — aber wie sie, um sein Leben zu erhalten, bereit gewesen, dieselbe zu opfern, so hielt sie jetzt die Hand des Vaters auf, die sie zur Braut des würdigen Heldenjünglings segnen wollte. „Nicht doch, mein Vater," sagte sie still. „Nicht der Braut Erich's — der Braut des Himmels gieb Deinen Segen, der sie in die Klosterträume begleiten soll."

Und der Vater segnete weinend auch diesen Entschluß, denn er wußte wohl, daß es noch eine Zeit war, in welcher die Sünden der Väter auch an ihren Kindern gestraft wurden — und daß wohl auch der von Stufe zu Stufe schnell gestiegene Erich nun die Hand der Entehrten und Geächteten verschmähen würde, um seinen reinen Ruf nicht dadurch zu beflecken, daß er die Tochter eines hingerichteten Missethäters heimführe.

Katharina blieb standhaft bis zum letzten Augenblick. Als aber am folgenden Morgen ein entsetzlicher Trommelwirbel ihr verkündete, daß der Henker sein Werk an ihrem Vater vollzogen, sank sie leblos zusammen. Wie sie es schon vorher angeordnet, brachte sie Elsa unter sicherm Geleit des lübecker Rathes in ein Kloster zu Rostock. Wochenlang lag sie hier in einem hitzigen Fieber. Nur langsam erholte sie sich von ihm. Monate vergingen, und obwohl sie noch Novize war, lag sie doch schon allen Pflichten der Ordensschwestern mit Sorgfalt ob. Da ward sie eines Tages in das Sprachzimmer beschieden — und Erich stand vor ihr. Durch das Sprachgitter streckt er ihr stehend die Hand entgegen und rief:

„O, nimm sie und folge mir au ihr hinaus in das Leben der Liebe!"

Sie berührte die theure Hand — und wie ein elektrischer Strom zuckte Wonne und Leben durch ihr ganzes, fast erstarrt erschienenes Wesen — aber sie weigerte sich noch lange, ihm zu folgen, gedachte des Kummers um ihren Vater und der Schmach, die man im Leben um des Todten Willen auf sie häufe — aber Erich wies jedes Bedenken zurück und versicherte ihr, daß er sie nicht nach Lübeck zurückführen werde, sondern nach Schleswig, wo er eine Liegenschaft erworben, von der aus er Handel und Schifffahrt treiben und in seliger Ungestörtheit mit ihr leben könne. Da willigte sie endlich ein, entsagte dem Schleier und zog nach Jahresfrist als sein holdes Weib in die neue Heimath. Und ob sie auch das Geschick des Vaters nie vergaß, so erblühte ihr doch das süßeste Glück an der Seite des treuesten Gatten, wie ihm in ihrem Besitz.

Herr Bertram ward nicht Bürgermeister von Lübeck. Wie fein er sie auch verhüllte, man durchschaute doch seine arglistigen Handlungen, und ob auch davon nicht genug an den Tag kam, ihn gesetzlich zu bestrafen, so war es für ihn doch die entsetzlichste Strafe, daß er bei der neuen Wahl sich gar nicht beachtet sah.

Ein Besuch bei den Helden der Friedenskonferenzen in Paris.

(Mit Abbildung.)

Es war ein conservativer Krieg. Auch der Friede soll conservativ werden. Obgleich es eine alte Geschichte ist, daß, was man eben blos conserviren will, tödten und in Spiritus setzen muß und die Thrlei, das specielle Objekt, welches conservirt werden sollte, auch bereits vollends todt gemacht ward (nur selbst noch der Spiritus), glaubten doch wenigstens die Conservatoren etwas zu conserviren, sich. Das zeigt sich auch als starker Irrthum. Alle kriegführenden Parteien haben ihre Armeen und die Arme einer Million starker, arbeitsfähiger Männer und die Millionen, welche sie auf die Nationen borgten, verloren. England hat außerdem speciell die Glorie des Glaubens, die um seine Flotte, um seine Aristokratie, um seine „Freiheit" strahlte, zugesetzt. Und wer hat gewonnen? Ein paar Lieferanten, ein paar Pfandleiher. Die kriegführenden Mächte und die betreffenden Nationen haben alle nur verloren. Auch nicht ein Schmetterlingsflügel ist conservirt worden. Auch die nicht Kriegführenden haben nur verloren, zwei Jahre der Kultur mit mehrjährigen Nachwehen. Während man das große Ritterschauspiel aufführte, drängte sich das Publikum Europa's in die Logen und ließ Geschäft und Haus und Herz und Kopf und Tasche unbewacht, und sperrte voll Bewunderung über die großen Scenen mit Donner- und Knalleffekt das Maul auf und merkte es gar nicht, wie ihm geschickte Taschenspieler inzwischen Geld und Uhr wegstahlen, Rechtsparagraphen, kleine durchgeschmuggelte Andenken an „Errungenschaften" und dergleichen anmuthige Nippsachen.

Jeder vermißt etwas nach diesem vorläufigen Ende des conservativen Krieges. O und was und wie viel vermissen Tausende von Müttern und Frauen und Bräuten und Kindern und Greisen und Greisinnen? Es gab eine Zeit, wo halb England und halb Frankreich in Trauer gingen, und die Todtenlisten sich noch täglich enggedruckt und ellenweise verlängerten. Außerdem bezahlten die ihrer Jugend- und Produktionskraft beraubten Trauernden doppelte Steuern und doppelte Preise für Lebensmittel. Ja, wir haben Alle verloren durch diesen Krieg für die Erhaltung desselben, was die „Civilisation" zu besitzen meinte. Blos mein liebes Deutschland hat verhältnißmäßig gewonnen. Zwar stöße ist der Muth in der Brust seine Spannkraft, und wollte mitschlagen und bluten und fallen und wieder auferstehen für die Freiheit, die im Kaiser Napoleon eine so glänzende Krone trug und ein so reines, blankes Feldherrnschwert führte und die englischen Feldherren mit so warmen Gichtstiefeln versorgte; aber wir durften doch halt nun mal nicht, und so gewöhnten wir uns an Decliniruug lauter Dinge leinerlei Geschlechts, was man Neutralität uennt auf Deutsch, und lasen Gartenlaube, spielten mit Bausteinen zu einer naturgemäßen Selbstheillehre, statt mit Kronen und Scepteru und Stern, studirten Natur und gewöhnten uns den stillen Trunk ab, dem wir uns so lange an den Quellen des Idealismus hingegeben, indem wir uns immer mit der schönen Stelle trösteten: „'s hilft am Ende doch!" Und nun? Revalenta arabica ist Wicken- oder Bohnenmehl und die revalenta orientalis des Krieges, erpreß im Großen zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit fabricirt, besteht aus noch schwerer verdaulichen, blauen, bleiernen und eisernen Bohnen, so daß selbst Pietschens „Eppelwein" in Berlin, obgleich verurtheilt, noch vorzuziehen wäre. Werden's nun die Friedenspillen thun? I nun, wer gesund ist, kann viel vertragen und mancher Kranke, den eine starke Natur mit Gewalt kurieren will, allenfalls auch trotz einiger Pillen und Bullen wieder gesund werden. Insofern aber unser Gewinn während des Krieges wesentlich darin besteht, daß wir etwas von der Natur und der Selbstheillehre gelernt haben, werden wir auch alle Pillen, die wir uns nicht selbst gedreht haben, mehr als idealisirten Bohnen-, Wicken und sonstigen componirten Brei ansehen und uns dergleichen Artikel ohne Ideal-Preiserhöhung verschaffen, im Uebrigen und aber nur auf das verlassen, was wir uns selbst zur Erhaltung, Herstellung und Stärkung der Gesundheit kochen und componiren. Dies befähigt uns auch zu einer mehr objectiven Auffassungsweise des Friedens-Pillen Collegiums in Paris.

Die Friedens Konferenzen wurden nach einem sehr europawichtigen Streite über den Vortritt zwischen zwei „Bevollmächtigten" am 25. Februar Mittags um die erste Stunde im Hotel des auswärtigen Ministers an der Seine eröffnet. Stühle und Meubles und Pracht sollen viel kostbarer sein, als beim wiener Congreß 1815.

Graf Walewski, Minister des Auswärtigen von Frankreich, präsidirt. Als Napoleon I. auf der Höhe seines Ruhmes eine große Festlichkeit zu Warschau besuchte, ward er, der Held von Austerlitz, von einer polnischen Schönheit- total geschlagen. Sie war Gattin eines besahrten sarmatischen Edeln, und ihr junges

Herz loderte in Flammen auf für den von ihr geglaubten „Befreier Polens.“ Napoleon, nicht minder Flamme, überwand ihren Kampf für die Pflicht zu Gunsten ihres hoffnungsvollen, liebenden Herzens und ging mit ihr durch. Graf Walewski ist Sohn Napoleon's und dieser schönen, patriotischen Polin, deren Fehler, wie Lamartine einmal sagte, durch Täuschung ihrer patriotischen Hoffnungen und Unglück geheiligt ward. Einige weitere Notizen über den Präsidenten dieses Friedens-Congresses gaben wir in einem frühern Artikel. Ihm zur Seite steht Baron de Bourquency, ehemals Gesandtschaftssekretair Chateaubriand's in Rom, nach der Revolution von 1830 Beamter im Ministerium des Auswärtigen, dann diplomatisch thätig in London und Constantinopel mit Vorliebe für das Haus Orleans, bis ihn Napoleon zum Gesandten in Wien machte, als welcher er schon Mitglied der Friedens-Konferenzen des vorigen Jahres war.

Ali Pascha, Vertreter der Türkei, steht in dem Rufe, der gelehrteste und gebildetste Mann seines ganzen Landes zu sein. Er ist lebendiger, ausdrucksvoller, freier, als die meisten Türken, auch als unkäuflich einzig unter den Beamten der Türkei und hat dies eine Passion, eine noble, die für seine berühmte Bibliothek. In der Politik gehört er der „nationalen“ Partei an. Er war Gesandter in England, dann sechs Jahre Minister des Auswärtigen, 1852 Premierminister, dann Gouverneur von Brussa, später Präsident des obersten Staatsraths. Zu Ende 1854 wieder Minister des Auswärtigen, vertrat er die Türkei in den wiener Friedenskonferenzen des vorigen Jahres. Jetzt erscheint er mit derselben Funktion in Paris, zugleich als Groß-Vezier und erster Minister des Sultans. Mehemet Djemil-Bei, Gesandter in Paris, ist sein Assistent.

Graf Buol-Schauenstein, einer Familie angehörend, die dem Hause Habsburg seit länger als einem Jahrhundert diente, ward vor sechzig Jahren in der Schweiz geboren und trat schon im neunzehnten Jahre seine diplomatische Laufbahn an, die er als Legationssecretär in Florenz, Haag, Paris und London und als Gesandter in Karlsruhe u. s. w. fortsetzte. Als Gesandter in Turin 1848 forderte er von Karl Albert auf eigene Verantwortlichkeit seine Pässe. Als Gesandter in Petersburg und in London, neuerdings als Minister des Auswärtigen bekam er die Fäden des Krieges und Friedens mehr als andere Diplomaten in die Hand und spielt demnach auch eine wichtige Rolle in Paris. Baron von Hübner, außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter in Paris, unterstützt ihn. Er ist ein Schüler Metternich's. Im Jahre 1848 bewieß er viel persönlichen Muth mitten unter revolutionären Kugeln, durch welche er zum Kaiser nach Schönbrunn ging. Er leitete die Abdankung des Kaisers u. s. w. und was sich demnächst anschloß.

Graf Cavour, Schöpfer und Seele des jetzigen liberalen Regierungssystems in Sardinien und der Alliance mit den Westmächten, machte in Bezug auf letztere Erfahrungen, die auch andere Leute noch zu machen und zu überwinden haben. Die Hoffnungen und Illusionen, welche zu der Alliance einluden, sind die Westmächte zu erfüllen weder Willens noch fähig. Marquis de Villamarina, sardinischer Gesandter in Paris, ist College Graf Cavour's in den Friedens-Konferenzen.

Die Vertreter und Bevollmächtigten Rußlands, Graf Orlow und Baron Brunnow, stehen zugleich in dem Rufe einer bedeutenden Superiorität über ihre diplomatischen Friedens-Collegen. Ersterer war der intimste Freund und Rathgeber des Kaisers Nikolaus. Schon 80 Jahre alt, ist er noch frisch, gesund und thatkräftig, Aide-de-Camp-General, General der Kavallerie, Kommandeur der Kavallerie, Kommandeur des kaiserl.-militärischen Haushaltes und Mitglied des Staatsraths. Er war tapferer Krieger in allen Kämpfen dieses Jahrhunderts, wurde bei Austerlitz verwundet und sieben Mal bei Borodino. Als General der Garde unterdrückte er hauptsächlich die Revolution vom 26. December 1825, welche dem Kaiser Nikolaus den Thron versagen wollte. Seitdem war er stets der intimste Freund des Kaisers. Er kommandirte 1828 im türkischen Kriege und zeichnete 1829 den Frieden von Adrianopel, dessen Inhalt Palmerston Jahre lang leugnete, entstellte und umging, wenn er darum gefragt ward, bestimmte auf den Konferenzen wegen Belgiens und begleitete den Kaiser auf allen seinen Reisen. Seit 1845 an der Stelle Bendendorff's als Chef der dritten Section der kaiserlichen Privatkanzlei und der Gendarmerie des ganzen Reichs leitete er die Inspectionen der Administration, welche die Vollmacht einschlossen, jederzeit zum Kaiser zu gehen und über Alles und Jeden mit ihm zu sprechen. Er mißbilligte Menschikow's Mission und Stil in der Türkei, welche zum jetzigen Kriege führte, mit den Worten: „Menschikow verlangte viel, um wenig zu erhalten; ich verlange wenig, um viel zu bekommen.“ — Ein sehr inhaltvoller Ausspruch. — Baron Brunnow, von Geburt ein Deutscher, trat seit 1818 in bestimmte Verbindung mit dem Hofe von Petersburg. Die vierzig Jahre, die er in dessen Dienste zubrachte, gaben ihm eine europäische Reputation. Er wirkte entweder im Ministerio des Auswärtigen oder als politischer Missionär mit Orlow, Nesselrode und allein in Constantinopel, London, Stuttgart u. s. w., besonders aber als vierzehn Jahre langer Gesandter in London, als welcher er durch seine feine, weltmännische Persönlichkeit und geistige Ueberlegenheit die englischen Staatsmänner stets in einer Abhängigkeit hielt, die Niemand merkte oder, wenn bewerkt, so angenehm gefunden ward, daß es Niemand über's Herz bringen konnte, sich davon loszumachen. Beim Ausbruche des Krieges reis't er unter allgemeinem Bedauern und mit Lobeserhebungen der Presse und des Publikums ab.

Die beiden Diplomaten, welche jetzt Rußland in Paris vertreten, haben dreißig Jahre lang Hand in Hand nach einem bestimmten Plane gearbeitet; sie werden es jetzt auch thun und zwar mit besonderer Aussicht auf Erfolg, da das vom Kriege erschöpfte Rußland in Concessionen an die Kultur und Civilisation, welche Kapitalien und Kapacitäten für Industrie und Handel, Eisenbahnen, Fabriken u. s. w. anziehen will, sein Heil sucht, während England sich bemüht, eine Polizei und Politik einzuführen, welche Rußland in seinem Interesse als abgetragene Schuhe ablegen will. Außerdem gehört jetzt mehr als je die Türkei den Russen, da England und Frankreich durch diesen Krieg jede Lust verloren haben, die von ihnen nun gründlich ruinirte Türkei jemals wieder zu retten. Ueberhaupt kann Rußland, wenn die westliche Civilisation auf ihren diplomatischen Wegen so fortfährt, wieder ein Asyl für verfolgte westliche Flüchtlinge werden, wie schon einmal unter Alexander — — —

„England wird sich beugen, aber nicht seinen Nacken,“ wie die berliner Volkszeitung zu ihrer „Genugthuung“ prophezeite. Für das Gelingen dieses äußerst schwierigen Kunststückes diplomatischer Gymnastik bürgen die Bevollmächtigten Englands, George William Frederik Villiers Lord Clarendon und Lord Cowley. Um über Ersteren nicht selbst zu urtheilen, übersetze wir die in der „Illustrated Times“ vom 1. März Seite 154 dritte Spalte als Volksmeinung über ihn angegebene Stelle: „Armer Lord Clarendon, Du bist der rechte Mann für die Konferenzen. Sieh nur diese schwache, dünne, schwankende Figur in einem Comité kämpfend gegen Männer wie Brunnow, Buol und Walewski! Man wird Sr. Lordschaft mitspielen, man wird ihn compromittiren und „„gemacht““ („„squelched““) und ganz und gar an die Luft gesetzt („„utterly exploded““) mit einem Frieden in der Tasche nach Hause schicken. Man wird ihn verhöhnen, wie man Belingbroke verhöhnte, und er, der kein Belingbroke ist, wird zusammensinken, ehe man ordentlich anfängt zu zischen.“

Lord Clarendon war Gesandtschaftsattaché in Petersburg 1820—23, dann Steuercommissär in Irland bis 1833, Zollcommissionär in Dublin, Gesandter in Madrid und vom vierzigsten Jahre Mitglied des Oberhauses, wo er nie weder als Redner noch als Staatsmann eine männliche Rolle spielte. Der große Moment des Krieges fand ein kleines Geschlecht, in welchem Lord Clarendon selbst nie groß erschien. Von Lord Cowley, seinem Collegen, wußten die besten Freunde fast nie etwas Rühmlicheres zu sagen, als daß er Neffe Wellington's sei, und sein Bester, Sir H. Wellesley, sich während des Krieges mit Napoleon fast an jedem Hofe Europa's aufgehalten habe. Auch Lord Cowley hielt sich und Andere an vielen Höfen auf, erst als Attaché in Wien (1824), dann in Haag, als Legationssecretär in Stuttgart (1832) und als Gesandtschaftssecretär in Constantinopel (1838), 10 Jahre später als Bevollmächtigter in der Schweiz und in Frankfurt, wo er dem deutschen Bunde die Ruhe Deutschlands wieder herstellen half. Jetzt ist er Gesandter am Kaiserhofe Frankreichs, den sein Vater ruiniren half, und der Assistent bei Wiederherstellung der Ruhe Deutschlands wird auch das Seinige thun, den Frieden wieder herstellen zu helfen und ihn dem Lord Clarendon in die Tasche stecken.

Das sind die Haupthelden, welche jetzt das Schicksal Europa's, Asiens u. s. w. bestimmen. Aber darum keine Angst. Was

die Diplomaten auch bestimmen, sie sind ein ganz besonderes Geschlecht, das ganz außerhalb der Kreise steht, welche das Schicksal der Welt bewegen. Sie beschließen, bestimmen, machen Paragraphen, und draußen beschließt und bestimmt und treibt das Leben und das Interesse der Kultur, die Eisenbahn, das Dampfschiff, der Geldmarkt, die Erfindung, Produktion und Bedarf der Völker ganz nach den Natur-, Sitten- und socialen Gesetzen des Lebens, ohne sich um die Paragraphen der Diplomaten zu bekümmern. Du Diplomatie glaubst zu schieben und du wirst geschoben. Setzen wir gemeinen Leute, die wir im gemeinen Leben irgend etwas Nützliches und Gescheidtes treiben, überall, wo wir einen Karren in der Tinte sitzen sehen, unsere Schultern mit an's Rad, so schieben wir und die Diplomaten werden geschoben, denn sie sitzen fast immer auf solchen in's Pech gerathenen Karren. Lassen wir sie dabei ruhig in dem Glauben, daß sie durch ihre Hä's und Hott's den Karren und sogar die Welt regieren.

Hauptmomente aus der Geschichte der Architektur.

(Fortsetzung.)

II. Klassische Baukunst

(griechische, etrustische und römische).

Die Völker, welche vor den Griechen auf die Entwicklung der Architektur Einfluß ausübten, wie die Inder, Babylonier, Perser und Aegypter (s. Gartenlaube 1855. Nr. 45), konnten dies — vermöge ihres Kulturgrades, ihrer Verstandes- und Gemüthsausbildung, die hauptsächlich von den eigenthümlichen Verhältnissen der sie umgebenden Natur abhängig war, — nur in so beschränkter und einseitiger Weise, daß ihre Baukunst voll öder Monotonie eine entscheidende Einwirkung auf andere Nationen äußern und sich zu einer weltumfassenden Bedeutung zu erheben durchaus nicht vermochte. Erst bei den Griechen, welche vorzugsweise in Folge der Eigenthümlichkeiten ihres Vaterlandes eine vielseitigere Verstandes- und Gefühlsbildung erlangten, gewann die Baukunst eine naturgemäße, wahre und schöne Einfachheit neben Harmonie und dadurch, trotz ihrer ausgeprägten nationalen Form, einen Allgemeinwerth, der sie, wie es scheint, zum unerreichbaren Vorbilde für alle Zeiten und Völker gemacht und ihr vorzugsweise den Ehrennamen der klassischen Architektur verschafft hat. An sie schließt sich dann die etrustische und römische Baukunst an.

Die griechische Architektur zuvörderst durch den Steinbau (vorzüglich in Marmor) und den Tempelbau aus, da es bei der republikanischen Einfachheit der Griechen keine Paläste gab und alle übrigen öffentlichen Gebäude von künstlerischer Bedeutung ihre Formen denen des Tempelbaues entlehnten. — Das Wesen des griechischen Tempels läßt sich aber am besten durch den Begriff des Säulenhauses, an dem nur das Aeußere von Wichtigkeit war, ausdrücken. Auf einem mächtigen, aus großen Steinblöcken fest und sorgfältig gefugten Unterbaue (Krepidoma) von drei oder mehreren Stufen (zu welcher Platform an der vordern und hinten Schmalseite in der Mitte kleinere Treppenstufen führen), thront der Tempel als Rechteck, dessen längere Seiten etwa das Doppelte der schmäleren messen. Ringsum oder blos von oder an beiden Schmalseiten bezeichnet die (dem Privathause untersagte) Säulenreihe die Bedeutung des Tem-

Parthenon.

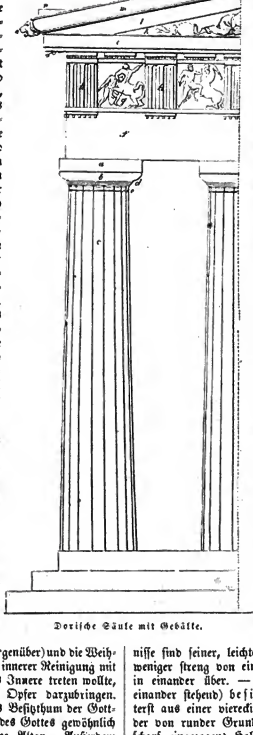
A. Griechische Architektur.

Die ersten Anfänge der griechischen Baukunst sind für uns in tiefes Dunkel gehüllt, denn zu der Zeit, wo die Griechen aus der Dämmerung der mythischen Vorzeit in das Licht geschichtlichen Daseins hervortraten, tritt uns auch schon das System ihrer Architektur als ein bereits fest geordnetes entgegen. Als Vorläufer dieser Architektur könnten höchstens die sogen. cyklopischen Werke (Mauern, Thore, Grabhügel, Schatzhäuser u. s. f., die als Charakteristisches anstatt eines Quaderbaues eine scharfe Zusammenfügung großer unregelmäßig gestalteter Blöcke zeigen) angesehen werden; sie stammen aus der Zeit vor dem Eindringen der Dorer (1104 vor Chr.) aus dem Norden Griechenlands nach dem Peloponnes. Eigentlich läßt sich die griechische Baukunst erst von Solon's Zeit an als klassische bezeichnen und in drei Epochen vertheilen, von denen die 1ste von Solon bis auf Perikles (590 —450 vor Chr.), die 2te von Perikles bis zur macedonischen Oberherrschaft (450—350 vor Chr.), die 3te von dieser Oberherrschaft bis zum Untergange Griechenlands reicht.

Es zeichnet sich die griechische Architektur zuvörderst durch den Steinbau (vorzüglich in Marmor) und den Tempelbau aus, da es bei der republikanischen Einfachheit der Griechen keine Paläste gab und alle übrigen öffentlichen Gebäude von künstlerischer Bedeutung ihre Formen denen des Tempelbaues entlehnten. — Das Wesen des griechischen Tempels läßt sich aber am besten durch den Begriff des Säulenhauses, an dem nur das Aeußere von Wichtigkeit war, ausdrücken. Auf einem mächtigen, aus großen Steinblöcken fest und sorgfältig gefugten Unterbaue (Krepidoma) von drei oder mehreren Stufen (zu welcher Platform an der vordern und hinten Schmalseite in der Mitte kleinere Treppenstufen führen), thront der Tempel als Rechteck, dessen längere Seiten etwa das Doppelte der schmäleren messen. Ringsum oder blos von oder an beiden Schmalseiten bezeichnet die (dem Privathause untersagte) Säulenreihe die Bedeutung des Tem-

Auf dem Architrav ruht der Fries, dessen Vorderfläche mit Bildwerken in Relief geschmückt wurde. Dieser trägt nach außen die weit vortretende Platte des Hauptgesimses, nach innen die Steinbalken der Hallendecke. Das Gesims, welches auf den Langseiten die horizontale Dachtraufe bildet, steigt an den Schmalseiten giebelartig auf und schließt ein dreieckiges Feld (Tympanen) ein, in welches Bildsäulen gestellt wurden. Das Gesims wird durch einen ausgehöhlten Rinnleisten bekrönt, der, über die Dachfläche hervorragend, das Regenwasser sammelt und durch die auf Ecken und an den Langseiten in gewissen Abständen angebrachten hohlen Thierköpfe hinabschickt. Das Dach mit sanfter Steigung ist mit Ziegeln gedeckt und durch palmettenartig verzierte, in gewissen Abständen stehende Stirnziegel (Akroterien) decorirt. — Die Wände der Cella werden aus horizontal gelegten, ohne Mörtel, nur durch sorgfältigste Fügung verbundenen Steinblöcken gebildet. — Das Innere des Tempels ist von nur untergeordneter Bedeutung. Es diente nur dem Bilde des Gottes als Behältniß und verlangte daher als Hauptersorderniß eine Cella, welcher die Vorhalle (Pronaos) nur als Zugang diente, während an der Rückseite die entsprechende Säulenstellung das Posticum bildete. Manchmal wurde von der Cella noch ein besonderer Hinterraum (Opisthodomos) geschieden. Bei größern Tempeln wurde, um dem Innern mehr Licht zu geben, der mittlere Theil des Daches mit einer Oeffnung (Opaion) versehen und solche Tempel, wo also die Cella unter freiem Himmel lag, hießen Hypäthraltempel. Der mittlere Theil des Daches ruhte dann auf zwei Säulenstellungen und diese wieder auf dem Gebälke zweier unterer Säulenreihen.

Hinsichtlich ihrer Bestimmung unterschied man Kult- und Agonal-Tempel. In den ersteren (von einem heiligen Tempelbezirk umgränzt, von welchem aus dem Volke durch die geöffnete Tempelpforte nur der Blick in's Heiligthum gewährt wurde) befand sich das Bild des Gottes mit den festlichen Weihgeschenken, der Brandopferaltar (dem Eingange gegenüber) und die Weihwasserschale, aus welcher sich Der als Zeichen innerer Reinigung mit geweihtem Wasser besprengen mußte, wer in's Innere treten wollte, um dem Gotte ein Weihgeschenk oder ein Opfer darzubringen. Die Fest- oder Agonaltempel waren nur als Besitzthum der Gottheit heilig, und enthielten anstatt des Kultbildes Gottes gewöhnlich nur eine kostbare Statue der Gottheit ohne Altar. Außerdem bewahrten sie noch die Kostbarkeiten des öffentlichen Schatzes und die zu großen festzügen erforderlichen Geräthe. — Obschon die Grundform des Tempels unabänderlich feststehend war, so gestattete sie doch mancherlei Abänderungen im Einzelnen und diese beziehen sich hauptsächlich auf die Anordnung der Säulenhallen, sowie auf die Behandlung von Gebälk und Giebel. Man nimmt danach einen dorischen und jonischen Styl an, aus denen dann als eine Ableitung die korinthische Form hervorging.



Dorische Säule mit Gebälke.

a. Dorischer Styl.

Ernst, würdig und feierlich, wie der Charakter der Dorer, ist das Wesen des dorischen Styles. In dichtgedrängten Reihen steigen vom Unterbaue zum Architrav mächtige Säulen ohne Basis und mit rundem kanellirtem Schafte (von 20 flachen Vertiefungen, die in scharfer Kante aneinander stoßen) kühn in die Höhe. Der Schaft (c) schwillt bis auf etwa ein Drittel seiner Höhe um ein Geringes an und verjüngt sich dann wieder allmälig. Dicht unter dem obern Ende zieht sich ein seiner Einschnitt (e) ringsum und bezeichnet den Hals der Säule; darüber folgen drei schmale Riemchen (d) und über diesen ladet die Säule, um das Kapitäl zu bilden, weit über den Schaft aus (Echinus b) und trägt eine kräftige viereckige Platte (Abakus a). Auf dieser Platte ruht, etwas zurücktretend, der Architrav (f); ein schmales vortretendes Plättchen gränzt ihn nach oben vom Friese (g) ab, der durch viereckige kanellirte Steinplatten (Triglyphen h), welche als Träger des Giebels erscheinen, in einzelne Felder getheilt und abwechselnd mit Sculpturen geschmückt ist. Die Anordnung der Triglyphen, die sich schon am Architrav durch sechs Pflöckchen (Tropfen) andeuten, ist so, daß über jeder Säule und zwischen je 2 Säulen sich eine erhebt. Das fast quadratische Feld (Metopen g) zwischen den Triglyphen ist entweder offen, bisweilen mit hineingestellten Gefäßen oder durch eine Steinplatte, die bald nackt, bald mit Reliefs (Zopheres) versehen ist. Das Kranzgesims (Geison i), welches nach oben den Fries begrenzt, besteht aus einer weit ausladenden hohen Platte und enthält die schmalen viereckigen, und nach unten mit Tropfen versehenen Dielenköpfe (Mutuli), einen über jeder Triglyphe und über jeder Metope. Das Dachgesims des Giebels (l) besteht aus derselben Platte wie das Kranzgesims, nur ohne Dielenköpfe; über dem Gesimse lagert noch die Rinnleiste (Sima m), deren Ende mit einem Löwenkopfe (o) geziert zu sein pflegt und dem Wasser zum Abflusse dient. Stirnziegel erheben sich auf einer Platte (n) an den Seiten und in der Mitte des Giebels; der Giebel (k) selbst, mit erhabenem Bilderschmucke, ist sehr niedrig. Fries und Giebel trugen in der Regel nach verschieden und lebhaft-farbige (besonders blaue und rothe) Bemalung (Polichromie), während Säulen und Architrav aus blendend weißem Marmor bestand.

b. Jonischer Styl.

Dieser Styl zeichnet sich vor dem ernsten und strengen dorischen durch heitre Anmuth und milde Weichheit aus; die Verhältnisse sind feiner, leichter, eleganter; die einzelnen Bauglieder sind weniger streng von einander getrennt, gehen im Gegentheil sanft in einander über. — Die Säulen (in weiterem Abstande von einander stehend) besitzen eine Basis, und diese besteht zu unterst aus einer viereckigen Platte (Plinthus), auf welcher Glieder von runder Grundstücke lagern, über denen sich dann zwei scharf eingezogene Hohlkehlen (Trochilus) und ein polsterartiger Wulst (Torus) befinden, auf welchem letzteren (der in der späteren Zeit mit plastischen Ornamenten in Gestalt von Bändern, Blättern und Knospen geschmückt wurde) sich der Schaft erhebt. Die sogen. attische Basis bestand nur aus runden Gliedern, mit einer Hohlkehle und zwei Wulsten. — Der kanellirte Schaft ist bei der jonischen Säule von leichterer schlankerer Gestalt als bei der dorischen, mit leiserer Anschwellung und mäßigerer Verjüngung. Er besitzt 24 und tiefere, rund ausgehöhlte Kanäle, die aber einen breiteren Steg zwischen sich lassen. Auch enden diese Kanäle kurz oberhalb der Basis und kurz unterhalb des Kapitäls in einer runden Linie, an welcher Stelle sich die Säule plötzlich mit einer starken Ausbiegung (Ablauf) erweitert. — Am Kapitäl stellt sich der Echinus als Eierstab und der Säulenhals unter diesem als ein schmales, manchmal mit einem Perlenstabe geschmücktes Band dar. Auf den Echinus aber legt sich ein Polster, das, nach beiden Seiten weit ausladend, mit seinen vertieften Kanälen sich zu Schnecken (Voluten) erweitert, die dann spiralförmig sich zusammenziehen und zuletzt in einem Auge (bisweilen von einer Rosette ausgefüllt) enden. Auf der Seitenan-

sicht des Kapitäls zeigen sich die vordere und hintere Seite des Polsters durch ein Band in Gestalt einer Binde oder einer geflochtenen Schnur verbunden. — Der Architrav, minder hoch als der dorische, wird durch drei über einander etwas vortretende Theile gebildet, die manchmal durch feine Perlenschnüre mit einan-

Jonisches Kapitäl.

Attische Basis.

Jonische Basis.

der verknüpft werden. Dem Friese fehlt die dorische Triglyphen-Eintheilung; er ist durchaus ungegliedert und deßhalb für Skulpturschmuck geräumiger. Das Kranzgesims besteht hauptsächlich aus einer vortretenden Hängeplatte; das Giebeldreieck ist höher als beim dorischen Tempel. Mit dem Vorherrschen von Skulpturarbeiten tritt hier die malerische Ausstattung zurück.

c. Korinthischer Styl.

Dieser Styl ist eine Abart und Mischung des dorischen und jonischen. Die Gestalt des Schaftes und der Basis der höheren und schlankeren Säule ist im Wesentlichen der jonischen Säule entlehnt, nur ist die Basis mit Ornamenten versehen, und am Schafte ist der Abstand der 24 Kanäle größer. Vorzugsweise charakteristisch ist aber die Form des Kapitäls, an welchem sich eine weit freiere und reichere, pflanzenartige Gestaltung zeigt, und welches in der Folge die allgemeinste Verbreitung erfuhr. Ein Rundstab faßt oben die Kraft des Säulenschaftes zusammen und läßt das Kapitäl in der Gestalt eines geöffneten Blumenkelches emporsteigen; 8 Blätter des Akanthus (Bärenklau), die mit ihren Spitzen zierlich überschlagend sich nach außen biegen, bilden den untersten Kreis; aus den Zwischenräumen dieser Blätter erhebt sich eine 2te, ähnlich gestaltete, oben höhere Blattreihe. Zwischen den obern Blättern steigt je ein Blumenstengel auf, welcher, von zarten Deckblättern eingefaßt, sich theilt, um mit dem einen schwächern Stengel (dem Schnörkel, Helix) sich nach der Mitte des Abakus emporzuwinden, während der andere zu einer kräftigen Volute anschwillt, die sich nach der Ecke des Abakus aufschwingt und dort schneckenartig umbiegt. So treffen auf den Ecken stets je zwei Voluten der benachbarten Kapitälseiten zusammen, wodurch der Uebergang aus dem Runden in's Viereck vollkommen wird. Der oft reich ornamentirte Abakus ist an den Seiten nach seiner Mitte hin, wo eine Blume hervorknospt, eingezogen, während seine spitzwinklig zusammenstoßenden Ecken über dem Volutenpaar schräg abgeschnitten sind. — Das Gebälk des Architravs ist wie das des jonischen dreifach getheilt, nur reicher mit Perlen- und Eierstäben geschmückt. Der Fries ist gleich dem jonischen eine nackte Fläche, zur Aufnahme von Bilderwerken bestimmt. Das Gesims wird noch

Korinthisches Kapitäl.

durch Konsolen (Kragsteine) ausgezeichnet, vor deren zierlich geschwungene Unterseite ein Akanthusblatt sich legt. Die Bemalung der korinthischen Bauglieder scheint noch mäßiger als an den jonischen Formen gewesen zu sein.

Die ausgezeichnetsten Bauwerke aus den verschiedenen Epochen der griechischen Architektur, von denen einige noch auf unsere Zeit gekommen sind, zeugen, daß in der 1. und 2. Epoche der dorische Styl, in der 3. dagegen der jonische und später der korinthische vorherrschend waren. — In der ersten Epoche waren berühmt: der um die Mitte des 6. Jahrhunderts aufgeführte große Tempel der Hera auf Samos, von welchem nur noch wenige Trümmer vorhanden sind; der Artemistempel zu Ephesus, der kolossalste aller griechischen Tempel und durch Herostratus vernichtet; der Apollotempel zu Delphi und der Zeustempel zu Athen. Die alterthümlichsten der erhaltenen Denkmäler gehören Sicilien und Unteritalien an; zu Selinus allein finden sich die Trümmer von 6 Tempeln; auch zu Agrigent liegen Ueberreste mehrerer bedeutender Tempel; in Unteritalien sind die Ruinen von Pästum (der Poseidontempel) die bedeutendsten. Im eigentlichen Griechenland sind nur wenig Denkmäler erhalten; die bekanntesten sind: ein Tempel zu Korinth, wahrscheinlich der Pallas heilig; der Pallastempel zu Aegina und der Nemesistempel zu Rhamnus. — Aus der zweiten Epoche, in welcher der dorische in den jonischen Styl überzugehen anfing, besitzen wir ebenfalls großartige Monumente der Baukunst, wie: den Parthenon zu Athen, der Pallas Athene geweiht; der Theseustempel zu Athen; das Prachtthor der Propyläen; der kleine Tempel der Nike Apteros (der ungeflügelten Siegesgöttin); das Erechtheum (oder Pandroseion), ein Tempel der Pallas Poliad; der Tempel zu Rhamnus (der Nemesis), zu Bassä (des Apollo Epikurios), zu Olympia (des Zeus). — Aus der dritten Epoche, in welcher der dorische Styl fast ganz in Vergessenheit kam, und der Tempelbau gegen die Prachtpaläste, Denkmäler und Privatgebäude bedeutend zurücktritt, stammen: der Tempel der Athena Alea zu Tegea, der Zeustempel zu Nemea, die äußeren Propyläen zu Eleusis, der Dianentempel zu Eleusis, der Cerestempel zu Pästum, der Athenetempel zu Priene, Apollotempel zu Milet, Zeustempel zu Athen, das Monument des Lysikrates und Thrasyllos, der Thurm der Winde (Horologium) zu Athen. (Ausführlicheres über die griechische Architektur, in angenehmer Kürze, findet man in „Lübke's Geschichte der Architektur.“)

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Iffland und Haydn. Unter dem Titel: „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen,“ hat der Theaterdirektor Schmidt in Brünn so eben ein Büchlein erscheinen lassen, das seine persönlichen Erlebnisse mit den Heroen Weimars und Jena's erzählt. Schiller, Goethe, Herder, Wieland, de Wette, A. W. Schlegel, L. Tieck ꝛc. spielen darin eine Rolle. Die zweite Abtheilung enthält Mittheilungen aus seinem Theaterleben und auch darin treten die ersten Kunstgrößen der Vergangenheit, wie Iffland, Haydn, Hummel, Fürst Esterházy in Eisenstadt, Zelter, Clemens Brentano ꝛc. auf. Interessant ist eine bis jetzt noch ungedruckte Skizze Ifflands: Ein Besuch bei Haydn, welche der Veteran mittheilt und die wir anszugsweise unsern Lesern hier wiedergeben.

Haydn wohnte damals (1807) in seinem kleinen Häuschen in Gumpendorf bei Wien, das er seines hohen Alters und seiner immerwährenden Kränklichkeit wegen fast niemals mehr verließ. Der Veteran begleitete Iffland, der später viele Erinnerung niederschrieb und sie seinen Freunde Schmidt zur Durchsicht überfandte, hinaus nach Gumpendorf. Iffland erzählt:

„Der Herr sei daheim, sagt die Magd, wir möchten nur oben etwas ver-

ziehen, er komme eben mit dem Diener aus dem Garten. Sobald er herangekommen, wolle sie anfragen. Sein Gang sei aber etwas langsam. Wir möchten uns gedulden. Wir werden in ein Zimmer geführt, neben welchem ein Kabinet mit kleinen Antenstücken von seiner Hand und Kompositionen, mit Bimmenrähmen sehr eingefaßt, verziert ist. Eine kostbare Wand, sagten wir schmeichelt, die einst einen noch höhern Preis haben wird. — Im Zimmer daneben war sein Gemälde zu sehen, wo er einst war. Ein durchdringender, weit hinausreichender Blick! Nach einer Weile trat die Magd mit der sagte sehr freundlich, der Herr sei noch nicht ganz und warte unser. Wir treten in einen Saal: Haydn saß, das Gesicht nach dem Fenster gerichtet, völlig angekleidet, den Hut in einer Hand, den Krückstock und den Blumenstrauß in der andern. Der Diener stand hinter seinem Stuhle, vor welchem Stühle für uns gesetzt waren. Er machte eine Bewegung aufzustehen, der Bediente half ihm dazu, und so trat er uns, die Hand über die Augen gehalten, einige Schritte entgegen, wobei er die Beine etwas mühsam auf dem Boden nach sich zog. Er reichte dann Herrn Schmidt die Hand und neigte den Kopf mit freundlicher Miene gegen mich, den er zu einem Stuhle führte; wir nahmen Alle Platz. Das Aussehen war ein schwer, nur nachten alle ein gleichgültiges Gespräch anzuspinnen, worauf es seinerseits keiner Antwort bedurfte, damit er Zeit gewänne, sich zu sammeln. Er sah oft auf die Blumen in seiner Hand und nahm sichtbar Erquickung von ihrem Duft.

„Ich habe heute meine Andacht in der Natur gehalten," sagte er, „Ich kann nicht anders!" Er sagte sich von Herzen zum Weinen zusammen. „Es ist auch so sehr schön," setze er mit zum Himmel aufgerichtetem Blick hinzu. Unsere Antworten sind von keiner Bedeutung, aber bei dieser Stelle kamen wir darauf, wie er so innig und herrlich die Natur gekleidet habe, wie treu er ihr gelebt haben müsse. „Die „Jahreszeiten" ja die „Schöpfung," " sagte er, „sind Werke der Andacht." Er las Rede, „die „Jahreszeiten" haben mir den Rest gegeben. Ich wollte doch, ich wollte doch" — Hier suchte er nach Ausdrücken und bewegte sich lebhaft hin und her. „Aber die Worte sind auch gar zu wenig. Nein, sie sind wahrlich zu wenig. Gange Tage habe ich mich mit einer Stelle plagen müssen und konnte, kann, kann sie nicht sagen, wie ich mich gemartert habe." Hier stieß er mit dem Stock auf den Boden, der Bediente sah ihn freundlich bittend an. „Ha! es ist wahr," sagte er, „Du hast Recht! Es ist vorbei und abgethan." Darauf setze er sich wieder in seine vorige Lage. „Ja, ja, es ist vorbei wie Alles schon, und wie „Adam" vorgesungen" sind Schritte, die man im Leben überkaupt im mittleren Leben viel und schwer arbeiten müssen." Nach einer Weile: „Ich habe nicht leicht gearbeitet, nein, nicht leicht! Meine Jugend war schwer! sehr schwer!" Er ergähnte dann, wie er in seinen siebzig Jahren bei den Michaelern sehr hoch gewohnt und eine große Treppe zu steigen hatte, und wie er oft habe auf- und niedersteigen müssen. Indem er auf die Brust deutete: „Sehen Sie, das kommt nun auch und wirft mich nieder! Aber es ist eine Niederlage mit Ehre; es war saure Arbeit, allein Gott hat geholfen!" Er kam dann auf die Theater, wie es ihn schmerze, wenn Neues werde zu hören, aber oft nicht gehört noch gesehen. Hierauf sagte er mit etwas Verbindlichkeit, wie oft er nach Jahren gesehen habe, einige Worte über meine Schauspiele. Er sah mich eine Weile an und dabei nickte er mit etliche Male überaus freundlich zu. Ich bat ihn, zu gestatten, daß ich die gelehrte Hand, welche der verehrte Greis mir darreichte, auf meinen Herz legen dürfte. Nach einer Weile sagte er: „Ich erkenne mich und weinte von Herzen. „Wir ist wohl! recht wohl!" sagte er, „aber ich kann jetzt nicht mehr anders, wenn mich etwas ergreift, muß ich weinen, das will ich nicht; ich kann es aber nicht andern. Ehedem war es anders, ja ehedem!" Dabei sah er wie in weite Ferne nach dem Fenster hin und seufzte. Wir kamen auf die Zeit, da er auf dem vorzüglichste Messe von Haydn, die wenige Tage zuvor in Eisenstadt von der fürstlichen esterhazyschen Kapelle trefflich ausgeführt worden war. Besonders hatte mich das Credo in dieser Messe hingerissen.

Haydn sprach mit großer Lebhaftigkeit von seiner Kirchenmusik überhaupt zu Herrn Schmidt, der ihm mit Kenntnis, Liebe und Geschick antwortete. Der treffliche Künstler war andemerkt in solche Lebendigkeit gerathen, daß er, ohne es zu wissen, Hut und Stock weggegeben hatte und mit so schnellen Gesticulationen redete, daß man hatte glauben sollen, man sehe ihn unter einer der wichtige seiner Chöre dirigiren. Er sprach von Wonne, aber allmälig mahnte ihn seine Schwäche wieder, er sah den der kümmerten Diener an, nichte ihm zu, nahm Hut und Stock aus seinen Händen zurück, ließ uns dann eine Weile fortreden und sah indeß, sich wieder zu sammeln, ruhig an den Boden. Er kam dann auf die esterhazysche Kapelle zu sprechen, that Fragen nach diesen und jenen seiner Bekannten, nach den neuesten Musiken, welche in Eisenstadt gegeben worden wären, und hörte die Antworten mit besonderer Theilnahme. Er sprach von dem regierenden Herrn, von dem Wohlwollen, welches ihm dieser bewiese, von den Verdiensten des esterhazyschen Hauses um die Künste. Was er über diesen Gegenstand sagte, hatte so Würde und innige Verneurung und Liebe. Ich erzählte ihm, welchen Beifall seine „Schöpfung" in Berlin gefunden habe, daß sie mit Enthusiasmus aufgenommen worden sei und daß erst die Aufführung derselben für einen stummen Zweck über 2000 Thaler eingetragen. Er lud sich auf und wiederholte langsam mit strahlender Freude: „Vierzehn Tausend Thaler! Ist es wahr? 2000 Thaler! Hort Du das wohl?" Hier wandte er sich wieder nach dem Bedienten um. „Meine „Schöpfung" hat in Berlin über 2000 Thaler eingetragen, und für die Armen!" — Hier legte er sich ganz zurück in den Stuhl und ließ den Thränen freien Lauf: „Ich bin elend! Meine Arbeit hat den Armen einen guten Tag gegeben! Das ist herrlich, das ist tröstlich!"

Nach einer Weile richtete sich Haydn wieder auf und sprach etwas trübe: „Das ist nun vorbei, ich werke jetzt nicht mehr, aber" — indem sah er freundlich auf jeden der Anwesenden hin — „es ist doch gut gegangen, nicht wahr? Wie viel hat die „Schöpfung" den Armen eingetragen? Merk' es Dir! Ich werde mich noch oft daran erfreuen." Er war nun wieder eine Weile recht herzlich froh und sagte dann: „Sie werden wohl auch meine Ehrenzeichen sehen wollen? Hole sie herein!" Der Bediente brachte die Medaillen herein, welche zu Paris, London und Petersburg auf ihn geschlagen worden waren. Er zeigte uns jede selbst und legte sie dann neben sich nieder. „Ich habe große Freude empfunden, da ich die Beweise des Wohlwollens empfangen habe, und ich freue mich noch immerzu, wenn ich sie mit meinen Freunden betrachte. Sie werden sagen: das sind die Spielzeuge unserer Eitelkeit" — hier mich ich ab aber doch noch mehr. Ich zähte daran mein Leben und werde mich auf Augenblicke wieder zang. Alle diese Sachen sollen nach meinem Leben in werthen Händen bleiben." Wir erwiederten darauf nach unserm Gefühl für ihn und hielten dies zurück, so gut wir konnten. Nach einiger Zeit sahe er fort: „Ich sollte Ihnen doch eine Musik machen! Was wünschen von mir hören?" Es war unser lebhafter Wunsch, aber wir wagten es nicht, ihn auszuf-reden. Er sah sich nach dem Instrument um. „Ich kann freilich wenig mehr. Sie sollen meine letzte Komposition hören. Ich habe sie gesetzt, eben als die französische Armee vor drei Jahren auf Wien vordrang!" Er stand auf, reichte dem Bedienten den Arm und wir geleiteten ihn alle. Drei in unsern Armen zum Pianoforte. Er setzte sich dann nieder und sagte: „Das Lied heißt: Gott erhalte Franz den Kaiser!" — Er spielte hierauf die Melodie ganz durch und zwar mit unverkennbarem Ausdruck, mit einigen Halbtritten, welche sein schwerendes Auge ausfüllte. Nach Endigung des Liedes blieb er noch eine Weile vor dem Instrumente sitzen, legte beide Hände darauf und sagte mit dem Ton eines erhwürdigen Patriarchen: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und oft habe ich Trost und Erhebung dadaus genommen in den Zeiten der Prüfung. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen. Wir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und auch noch eine Weile nachher!" Er legte sich an, daß er zu seinem Fenster zurück wolle. Wir wollten ihn dahin geleiten, aber mit eigener Gedächtigkeit machte er vorher das Instrument wieder zu und es war deutlich zu sehen, daß er dabei keine Hülfe annehmen wolle. Still und mit etwas gesenktem Kopfe ging er alsdann in unsern Armen zu seinem Sitze zurück. Auf seinem Gesicht war viel Bewegung zu sehen, die er nicht aussbrechen zu lassen sich anstrengte. Der Bediente gab uns, ohne daß Haydn etwas gewahr werden konnte, freundlich und mit Gefühl der Ehrfurcht und Liebe für seinen Herrn ein Zeichen, daß wir gehen sollten. Wir traten einen leisen Schritt zurück. Haydn sah uns an und sagte: „Gott sei mit Ihnen, ich lange heute nicht viel mehr. Es gehe Ihnen gut! Adieu!" Er stand auf, wir umarmten ihn und sagten wenig Worte. Er setzte sich nieder und griff nach dem Blumenstrauß, der vor ihm auf dem Stuhle lag. Ich bat ihn um eine Blume zum Andenken. Haydn sah mich gütig an, hielt sein Gesicht ganz in den Strauß sinken, reichte mir diesen dann mit beiden Händen dar und schloß mich fest in seine Arme. „Adieu!" rief er mit sanfter, gebrochener Stimme, wandte sich ab, setzte sich, und wir schieden mit Empfindungen von ihm, die Jeder mit sich nehmen wird, ohne daß sie auszusprechen wären. Wir konnten uns von den hohen Gefühlen nicht losmachen, die wir im Anblick dieser scheidenden Sonne empfangen hatten, und wir wollten es auch nicht."

So weit Iffland's Erzählung. Schmidt setzt hinzu, daß Alles der Wahrheit gemäß, nur daß Iffland seiner selbst darin zu wenig gedacht. Haydn bezeigte ihm eine Verehrung, die außerordentlich war. Auch war Iffland's Benehmen dabei eben so rührend und ergreifend wie das Haydn's.

Der Bär und die Lappin. Man schreibt aus Stockholm: „Seit Jahren schon haben sich die Raubthiere, als: Bären, Wölfe, Füchse u. nicht so häufig in unsern nördlichen Landestheilen gezeigt, als in diesem Frühjahre. Selbst die Rennthiere der Lappen kommen in Folge des strengen Winters weit in die südlicheren Gegenden herunter, um sich vor der Hunters Strenge zu schützen. Die Nord. K. schreibt, daß unlängst ein Fall vorgekommen ist, der beinahe tragisch geendet hätte. Ein Bär überfiel der Lappen sind. Die Lappin Christina, welche schon mehrmals verheirathet war, ging in Gesellschaft eines anderen Lappen in einen Wald, als plötzlich sich ihren erkannten Augen eine Bärenmutter mit zwei jungen, halberwachsenen Bären zeigte. Sie wollte sich zurückziehen, aber Bärenmutter, um sich wahrscheinlich über die beiden Lappen zu machen. Der Mann, ohne sich weiter zu bedenken, rannte davon und suchte hinter dichtem Dickicht sich zu verbergen, wohl in der Absicht, irgend auf einen Baum zu gelangen, von wo aus er sich gegen die Meister Petze verbedigen konnte. Doch die Lappin, um derselben sich gebautes Werk, rannte ihrem Gatten nach und blieb an der Stelle. Schnell hatte sie einen Plan gefaßt, und als der Bär sich ihr nahte, warf sie ihm kunstgerecht, wie man wilde Pferde fängt, die Leine, die sie bei sich führte, um den Hals und lief, den Bären hinter sich herziehend, zu einem nahen Baume und band ihn dort fest. Die Jungen banden indessen mit die Mutter, die laut brüllte. Während die Bärin sich mit Macht befreien wollte, war auch das Weib nicht säumig, sich eine Waffe zu suchen. Sie ergriff einen abgebrochenen Baumast und versetzte der Bärenmutter damit mehrere mächtige Hiebe, so daß diese sich endlich im Blute schwimmend vor ihren Füßen wälzte. Die jungen Bären liefen brummend umher. Als dies geschehen war, erbob die Lappin ein lautes Freudengeschrei, wodurch sich der verletzte Mann hervorwagte und nun die Bescheerung mit großen Augen ansah. Nun wollte der Mann die Bestie getheilt wissen, doch sah dies das muthige Lappenweib nicht zu und warf ihm seine Feigheit in den heftigsten Ausdrücken vor. Die jungen Bären wurden gefangen genommen und im Triumphe nach der Hütte der Lappin gebracht."

Musäus, der Erfinder der trefflichen „Volksmädchen" war ein ungemein launiger und aufgeräumter Gesellschafter. Nicht war ihm aber fataler als Ekkundigungen nach seiner Gesundheit oder Expectorationen über

sein schlechtes oder gutes Aussehen. Er fing dann sofort an zu zählen, eins — zwei — drei ꝛc. und so fort, bis die Anfrag n oder Komplimente vorüber waren. Einen Tag: s nach einer längeren erst eben überstandenen Krankheit, war er zu Tische geladen. Alles freute sich über sein gutes Aussehen, als er eintrat. Gegen Ende der Mahlzeit konnte er jedoch seine Frau nicht länger über sich gewinnen, zu verschweigen, daß er nur darum so gut aussehe, weil er sich geschminkt habe, a's er in die Gesellschaft gegangen sei.

„Gott Du's nun endlich vom Herzen herunter," sagte er darauf, „ist Dir nun leichter? Nun ja, ich habe dich recht angeführet, um den Bedauern wegen meiner Krankheit auszuweichen und lieber wegen meiner Gesundheit beneidet zu werden. Aber weil meine Frau eine solche Plauderlasche ist, so will ich nun auch das Maul nicht halten und erzählen, was mir auf der Reysem auf dem Wege und Gefahr passirt ist. Wir fuhren an einem dun kelbaren Orte vorbey, und ich sage: „Sieh, wie schön der Flachs steht!" Darauf weist meine Frau auf das Feld daneben und sagt, um ihre außerordentlichen Wirthschaftskenntnisse zu zeigen: „Auch das Werg daneben steht recht gut!"

Es dürfte Vielgereisten bekannt sein, daß sich Mufflons seine Vollsmährchen, die durch die gemalte Entkleidung allerdings die seingen wurden, von einem kleinen Kerl, einem gewesenen Tambour, Namens Rüppler, erzählen ließ, den er mit einer Pfeife Tabak und einem Glase Schnaps in die geeignete Stimmung und Begeisterung zu setzen verstand.

Schlangen. (Nachtrag zu dem Artikel in Nr. 12.) Die Schlangen sind eine der größten Plagen der Naturforscher, weil sie sich nicht classificiren lassen und mit der größten Verschiedenheit die familiärste Gleichartigkeit vertinden. Einne theilte sie nach Lage, Zahl und Gestalt der Schuppen ein, aber diese machen nicht ihre innere Verschiedenheit aus. Andere machten andere Klassen, ohne damit Ordnung und Klarheit in diese schwierigen Gegenstände zu bringen. Wir halten uns an die natürliche Art, sie zu unterscheiden: sind sie giftig oder nicht? groß oder klein? Was sie ein Unterscheid zwischen der 40 Fuß langen Liboga von Sueinam und den Millionen Schlangen am Senegal und Kap der guten Hoffnung, die, nicht länger als 3 Zoll, große lustige Thiere überreden? Die Schlangen haben wie die Fische keine Grenze in ihrem Wachsthum. Ihre caetilaginösen Knochen sind in jedem Alter noch der Ausdehnung fähig. Man hat auf Java Schlangen von 50 Fuß Länge gefunden, die sonst bis höchstens 30 Fuß lang vorkamen. Auf Java giebt es eine Art, die einen ganzen Büffalochsen zermalmt und ganz verschlingt.

Nach der Größen-Verschiedenheit bietet sich besonders der Grad ihrer Schädlichkeit als unterscheidendes Merkmal. Es giebt giftige und ganz unschuldige Schlangen. Das Schlangengift ist eins der merkwürdigsten und räthselhaftesten Produkte der Natur. Es tödtet oft auf der Stelle und verwandelt den ganzen verzifteten Körper binnen wenig Minuten in eine gefchwollene, zerfetzte, faul-gebaende Masse. Das Gift sitzt in zwei großen Fangzähnen, die von der oberen Kinnlade über die untere beradhangen. Schlangen ohne diese Fangzähne getten duedwog für nicht giftig. In unseren Klima kennen wir von die Viper als giftig, in Ost- und Westindien und den Tropen beherrschen sich die giftigen auf die Klapperschlange, die Peitschenschlange und das Schwein von Graniamiett, die Cobea de Cobeto. Sie sind überall setten und selbst die Viper unserer Gegenden kann als Rarität gezigt werden. Sie findet sie zuweilen zwischen Steinen, kaltigen Bodeta, von 1 bis 3 Fuß lang, lebendig gebt mit schwarzen, rhombodrischen Flecken auf dem Rücken, die an der Seite dreeckig sind und auf dem Bauche in continuirliche Schwärze zusammenlaufen.

Die Klapperschlange kommt in keinem Theile der alten Welt vor und beschränkt sich auf die einsamen Theile Amerika's. Die gewöhnliche Größe ist 4—5 Fuß mit einer Dicke etwa eines menschlichen Beines. Der Kopf ist groß, der Hals dünn, mit einer großen Schuppe über jedem Auge, das außerdem durch bewegliche Lider geschützt wird. Die Schuppen sind ungebroue bet, ovangefaedig mit allen möglichen Spielarten des zum Schwarz. Das merkwürdigste Charakteristikum dieser Schlangen ist die Klapper im Schwanze von dünnen, baeten, hohlen Knochen, die in leicht beweglichen Gelenken an einander gefügt sind und bei der leisesten Bewegung klappern und rasseln. Thier und Menschen fliehen im größten Schrecken vor dieser Musik, nur nicht einige Thierarten, welche davon angezogen, diese Musikanten gefucht zu haben und ihre Appetit zu verzehren wissen. Im Uebrigen aber musicirt sie nur in die größten Einsamkeit. Jedes andere Geschöpf kennt instinktmäßig den schnellen, schrecklichen Tod von ihrem Bisse, obwohl sie, wenn nicht gereizt, mit der grazioesesten Geschwindigkeit vor allen Thieren vorbeieilt, die nicht zu ihrer Beute gehören. Gereizt richtet sie sich dikjichnell auf, zieht den Kopf zurück und backt ihre Zähne in den Feind. Der Biß schmeezt sofort Aerger, als ein Brennesselstich und wird mit jedem Augenblicke schrecklicher, indem alle Glieder schwellen. Selbst der Kopf behnt sich entsetzlich aus, sodalo das Gift ihn erreicht hat. Unter den entsetzlichsten Qualen, bald peitigem, bald stillstehendem Pulse, stirbt der Mensch in 5 bis 6 Stunden, während welcher zugleich alle Säfte zerfetzt und in faule Gährung übergehen.

Bee einigen Jahren hatte ein aufgewanderte Familie in Andalusien ihre Hütte auf einen seitigen Abhang. Des Nachts wurde sie von einer ganzen Heerde Klapperschlangen, die unter dem Herde der Hütte lagerten, überfallen und geängstenthits einem schrecklichen Tode gewiht. Kinder wurden in den Armen ihrer Mütter gebissen. Die Polizeibehörde darf sich diese Scheußlichkeiten kaum anemalen, aus der nur zwei Menschen entkamen, welche sich durch's Dach oben gestüchtet.

Die Fangzähne der Klapperschlangen behalten, ausgezogen. Ihre tödtliche Kraft Jahre lang. Ein vom Biß berselben getödteter Mann hinterließ seine Spielerin, durch welche er gebissen war, einen Erben, der ebenfalls starb. Der zweite Erbe der Stiefein starb ebenfalls. Man unternahm teytere und fand den Fangzahn einer Klapperschlange in dem dicken Hautenleder d.stelben.

Nach der egyptischen und Manilla-Giftschlange ist die Hutschlange (Cobra de Capello) die fürchterlichste. Sie ist 6—8 Fuß lang, größer und kleiner in ihren ichs verschiedenen Arten, hat einen kaxenartigen Kopf (von hinten gesehen) und Augen, die von Weitem wie mit einer Brille bedeckt, aussehen. Die Haut ist weiß, nur durch Schuppen farbig. Der Biß tödtet nach etwa einer Stunde, während welcher die Säfte noch Aerger zersetzt werden, als nach dem Biß der Klapperschlange.

Um noch ein Wort über die Zauberkraft der Schlangen zu sagen, mit welcher sie Thiere in ihren Rachen locken sollen, beruht dieselbe nach Dr. Hancod wesentlich auf dem rähmenden Schrecken, den sie einflößen. Thiere und Menschen stürzen bei dem Anblick einer Schlange schwindlen Gewissens, gegen welchen keine Kraft und Geschicklichkeit etwas ausrichtet Laokoon ist der tragische Ausdruck dieses wehevollen Entsetzens, sobald über Hilfsmittel gegenüber dem entsetzlichen Feind. Das lähmt alle Körper- und Willenskraft, das hindert Widerstand und Flucht. Und die Zauberkraft der Schlangen. Ein Negerschave in den Sümpfen von Pomeroon ward beim Anblick einer Schlange, ohne daß sie ihn attackirte, ohnmächtig und für todt weggetragen. Es war eine Gameudt (boa scytale), wie man sand, die am Demerce bis 30 Fuß lang werden soll.

Die Zauberkraft von Menschen über Schlangen ist durch mannigfache Anekooten bekannt und beruht besonders auf dem Klange gewisser Töne, wie denn auch die meisten Schlangen eine merkwürdige Passion für Musik haben, und nicht selten thatsächlich auf die graziöseste Weise auf ihren Schweif gestellt mit dem ganzen Oberkörper danach tanzen.

Die nicht giftigen Schlangen, von denen die'gemeine schwarze Schlange bis 4 Fuß lang, die 10—11 Zoll lange Blindschleiche und einige andere in verschiedenen Theilen Europa's bekannt sind, ließen sich im zoologischen Garten nicht mit Vortheil studiren, da beeddlmißmäßig nur sehr wenige Verbindungen sind. Man hält sich hauptsächlich an die Stumper von Goethe, die Python-Schlange, die Boa Constrictor und einige durch Färbung ausgezeichnete Soeten, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe. Ich erwähne nur noch die Depona von Mexico wegen ihres unverhältnißmäßig dicken Kopfes und ihren angebeuren Kinnladen. Die Hauptsache, welche ich mittheilen, war der Selaumteintreibrd, der sich schwer beobachten läßt. Die Schlangen, Gefüge in Linien ohne Glieder und Waffen, ohne Klauen, Krallen, Füße, Arme, scheindar ganz hilflos, und der erste unaufdichtete Beriuch der Natur in Thierbildung, sind gleichwohl die allervollommensten Thiere in der größten Einfachheit. Kein Geschöpf ist so elastisch, so gelent und geschickt, so stark und so entsetzlich, keins so unerklärlich anziehend und abstoeckend zugleich. Kaum ist die Natur fähig, etwas Entsetzlicheres zu bilden, als lebendige Wesen, die aus einer Linie bestehen, lebendige Zunge gedären (wenigstens mehrere Arten) und ohne Werkzeuge und Waffen die ausgebildetsten Thiere in ihre höchste Kraft zerbrechen. Die Umarmung, sonst überall das Zeichen der großten Liebe, ist ihre Kraft und Unüberwindlichkeit des tödtlichen Hasses. Ihr Wesen ist tödtliches Umschlingen und kannibalisches Verschlingen des Getödteten. Sie sind Uebergebildet aus einer vormenschlichen Periode der Erde, und als solche das Menschenfeindlichste, was lebt, wie merkwürdiger Weise der Elephant, nach Rittee das nützlichste aller Thiere sür den Menschen, ebenfalls Uebergebildet einer vorweltlichen Periode der Erdentwickelung ist.

Nicht zu übersehen!

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal und ersuche ich die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Für Oesterreich bemerke ich noch ausdrücklich, daß Bestellungen und Gelder nicht an mich oder die Redaktion, sondern an das nächstgelegene Postamt oder Buchhandlung einzusenden sind.

Ernst Keil.

„Aus der Fremde" Nr. 13 enthält:

In Japan. Von Wilhelm Heine. — Die höchstgelegene Stadt auf Erden. Mit Illustration. — Die Pelzjäger in Oregon. (Schluß.) — Aus allen Reichen: Briefe aus der Fremde. — Auch ein Mann mit einer eisernen Maske. — Die Kleidung auf den Sandwich-Inseln. — Allerlei Neues aus Amerika.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 14. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1¼ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Familiengeheimniß.

Novelle von August Schrader.

I.

Ein Morgen im Comptoir.

Zu Anfang des Sommers im Jahre 1850 sah man an einem Hause in der B.straße zu Hamburg ein neues Schild mit der Inschrift: „Wechsel-Comptoir von Franz Soltau." Das Haus war von alter Bauart, der Giebel ging nach der Straße hinaus, die Menge kleiner Fenster desselben war vergittert, und die Thür bestand aus einem einzigen großen Flügel von schwerem Eichenholze. Trotzdem aber hatte dieses Haus ein freundliches, fast elegantes Ansehen, denn der ganze Giebel war von der Firste bis zur Schwelle mit dunkelgrüner Oelfarbe angestrichen, die Fensterscheiben erglänzten wie Krystall, und die große Thür mit dem schwarz lackirten Schlosse schien so eben erst versertigt zu sein. Das große Schild mit den goldenen Buchstaben vollendete die Stattlichkeit des restaurirten alten Gebäudes.

Das Innere entsprach dem Aeußern: die Tünche der Neuzeit überzog das solide Alterthum. Ueberschritt man die weite Hausflur, welche die ganze Breite des Hauses einnahm, so trat man durch eine kleine gewölbte Thür in das Comptoir. Es war dies ein eben nicht großer gewölbter Raum, dessen drei Fenster nach einem Kanale hinausgingen. An jedem der Fenster befand sich ein vergittertes Bureau, vor dem ein Commis arbeitete. Vor dem Bureau stand ein langer, schmaler Tisch. Durch eine Glasthür rechts sah man in das Kabinet des Chefs dieses jungen Bankhauses.

Es war im Juni, Morgens halb zehn Uhr. Der Comptoirbote trat ein und legte die Briefe auf den Tisch, die er von der Post geholt hatte. Einer der Commis, ein blonder junger Mann in eleganten Kleidern, nahm die Briefe und trug sie in das Kabinet des Chefs.

Franz Soltau war ein Mann von achtundzwanzig Jahren. Seine stets heitere und ruhige Stirn, der Schnitt seines einfachen, aber ausdrucksvollen Gesichts und seine ungekünstelten Bewegungen offenbarten ein arbeitsames, entsagendes Leben; zugleich aber auch lag in seinem ganzen Wesen eine hohe, imponirende Würde, aus der jener geheime Adel des Herzens spricht, der allen Lagen des Lebens Trotz bietet.

Der Commis überlieferte die Papiere und zog sich zurück. Der Banquier prüfte die mit der Post angekommenen Neuigkeiten. Er erbrach und las einen Brief nach dem andern, ohne daß sich seine Mienen veränderten. Der letzte indeß schien nicht nur seine Aufmerksamkeit, sondern auch seine Verwunderung zu erregen; er enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Der Unterzeichnete ersucht Sie, beifolgenden Wechsel von hunderttausend Mark auf das Haus Salomon Heine zu realisiren und die Summe in Ihrem Bankhause zu deponiren. Bei einer solchen Caution werden Sie sicher keinen Anstand nehmen, einem jungen Mädchen, das sich Ihnen unter dem Namen Sophie Saller vorstellen wird, vierteljährlich eine Rente von tausend Mark zu zahlen. Die Empfängerin legitimirt sich durch ein Creditiv, das von derselben Hand, wie dieser Brief, geschrieben ist und dieselbe Unterschrift trägt. Die Quittungen Fräulein Saller's erkenne ich im Voraus an und werde sie bei der Abrechnung, deren Zeit ich jedoch nicht bestimmen kann, als geleistete Zahlungen übernehmen. Im Uebrigen füge ich mich den in Ihrem Bankhause üblichen Zinsrechnungen.

Berlin, den 15. Mai 1850.

E. Kolbert."

Alles prüfte den Wechsel, der in dem Briefe lag; er war von einem bekannten Banquier in Berlin auf das Haus Heine in Hamburg ausgestellt. Kolbert, ein Name, den Soltau nie gehört, mußte demnach die Summe dort eingezahlt haben. Der Wechsel war augenscheinlich richtig.

„Wie aber kommt es," fragte sich Soltau, „daß man mir dieses Geschäft überträgt, mir, der ich erst seit einigen Jahren mein Bankhaus eröffnet habe? Ich erinnere mich nicht, je mit einem Kolbert in Berührung gekommen zu sein. Warum läßt man das Haus Heine die Rente nicht zahlen, auf das der Wechsel ausgestellt ist?"

Der junge Banquier hatte kein Risico bei dem Geschäft, wenn er das Einlagekapital erhielt; seine Betriebssumme ward im Gegentheil um hunderttausend Mark vermehrt, und außerdem war der Antrag ein Beweis des Vertrauens, das man ihm schenkte. Er nahm keinen Anstand, darauf einzugehen.

„Herr Lambert!" rief er in das Comptoir.

Der junge Commis trat ein.

„Realisiren Sie diesen Wechsel bei Heine. Ich erwarte Sie so bald als möglich zurück!"

Lambert nahm den Wechsel, sah nach dem Betrage, rief den Comptoirdiener und entfernte sich. Nachdem Soltau noch einmal den Brief gelesen, legte er ihn in ein besonderes Fach, um ihn von den gewöhnlichen Geschäftspapieren zu trennen. Der gewöhnliche Geschäftsverkehr dauerte nun ununterbrochen eine Stunde fort, es kamen und gingen Leute, die Gelder brachten und holten. Das

Bankhaus Soltau war zwar ein sehr junges, aber es erfreute sich bereits eines ehrenvollen Vertrauens und regen Zuspruchs. Soltau hatte sich zum Gesetze gemacht, jede gewagte Spekulation zu vermeiden, er wollte sich mit kleinen, aber sichern Gewinnen begnügen. An der Börse kannte man ihn als einen vorsichtigen, redlichen Mann, und schätzte sein Vermögen auf achthunderttausend Mark. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des kleinen Wechselhandels lag bereits in seinen Händen, und für mehrere amerikanische und englische Häuser besorgte er das Incassogeschäft.

Um elf Uhr brachte Lambert die Summe von hunderttausend Mark. Die Empfängerin der Rente hatte also einen fruchtlosen Besuch nicht zu fürchten. Soltau war zwar seit zwei Jahren mit einer jungen, liebenswürdigen Frau verheirathet, und war seine Ehe auch bis jetzt kinderlos, so fand er doch das größte Glück in dem Besitze seiner Gattin — aber er mußte doch über seine Neugierde lächeln, die ihn in Bezug auf die empfohlene Dame anwandelte.

„Ob sie jung und schön ist?“ fragte er sich. „Ob sie bald kommen und Zahlung fordern wird?“

Auf beide Fragen sollte er um zwölf Uhr Antwort erhalten.

Zur größten Ueberraschung der beiden jüngern Commis — der dritte Arbeiter war der Kassirer Lorenz, ein Mann von fünfzig Jahren — trat ein reizendes junges Mädchen in das Comptoir, und fragte schüchtern nach Herrn Soltau. Man zeigte ihr das Kabinet. Gleich darauf stand sie dem Bankier gegenüber. Nachdem sie bescheiden gegrüßt, flüsterte sie mit zitternder Stimme:

„Ich habe Herrn Soltau eine Anweisung von Herrn Kolbert zu übergeben.“

Ihre kleine, mit schwarzen verschossenen Handschuhen bekleidete Hand überreichte dem Bankier ein Papier. Erröthend schlug sie die Augen nieder, als ihre Blicke denen des jungen Mannes begegneten. Dann trat sie, vor Angst zitternd, einen Schritt zurück.

Soltau fühlte sich von Mitleiden ergriffen; ohne das Papier zu lesen, antwortete er:

„In diesem Falle habe ich das Vergnügen, Fräulein Sophie Sailer zu empfangen?“

Das reizende Gesicht Sophie's ward plötzlich von einem Freudenstrahle verklärt, und die leichte Röthe ihrer Wangen verwandelte sich in Purpur. Nachdem sie sich zum zweiten Male verneigt hatte, athmete sie hoch auf; daß der Bankier ihren Namen kannte, schien ihr die Bürgschaft für ein bevorstehendes Glück zu sein.

„So sind Sie auf meinen Besuch vorbereitet?“ fragte sie kaum hörbar.

Soltau nickte bejahend mit dem Kopfe, während er das Papier las. Es enthielt nur die Zeilen:

„Ueberbringerin ist Sophie Sailer. E. Kolbert.“

Der vorsichtige Geschäftsmann legte das Blatt zu den Briefe; bei dieser Gelegenheit vergewisserte er sich, daß beide Documente von einer Hand geschrieben waren. Dann wandte er sich zurück und bot dem jungen Mädchen einen Stuhl an.

„Die Summe von tausend Mark steht Ihnen zur Verfügung!“ sagte er artig. „Ich bitte, bescheinigen Sie den Empfang.“

Sophie trat zu dem ihr bezeichneten Tische, ergriff zitternd die Feder und schrieb die Quittung. Kaum hatte sie ihren Platz wieder eingenommen, als Soltau aus dem Comptoir zurückkehrte, die Thür hinter sich schloß und aus einem Lederbeutel die Summe von tausend Mark in Goldstücken auf den Tisch neben die Quittung legte.

„Zählen Sie nach, mein Fräulein!“ sagte er mit einer leichten Verneigung.

Das junge Mädchen hatte sich ein wenig erholt. Ihre lieblichen Züge lächelten, indem sie antwortete:

„Dessen bedarf es nicht; man hat mir gesagt, daß ich mich auf Herrn Soltau verlassen könne, und ich nehme das Geld als richtig an.“

Der erstaunte Bankier ließ sich dem Besuche gegenüber auf einem Stuhle nieder; er fand ein Interesse daran, das seltsame junge Mädchen näher in's Auge zu fassen. Und wahrlich, Sophie war unter den obwaltenden Verhältnissen eine seltsame Erscheinung. Sie trug zwar anständige, aber schlichte, sehr schlichte und einfache Kleider. Der kleine Hut von dunkelgrüner Seide beschattete ein wahres Madonnengesicht. Wie regelmäßig schön und jungfräulich waren diese Züge! Das himmelblaue Auge, von einem Kranze langer, schwarzer Wimpern umgeben, war der Spiegel einer reinen, unschuldigen Seele. Das blaue Thibetkleid und das kurze Mäntelchen von abgetragener Seide verriethen, daß Sophie in sehr beschränkten Verhältnissen lebte. Sollte man nicht ihrer Schönheit den plötzlichen Wechsel der äußern Umstände zuschreiben? Doch nein, ein Blick in das Madonnengesicht verscheuchte sofort jeden Argwohn.

„Fräulein Sailer erlaubt mir wohl eine Frage,“ sagte der Banquier.

„Sie sehen mich bereit, zu antworten, wenn ich es vermag.“

„Herr Kolbert beehrt mich mit einem Vertrauen, das meine Dankbarkeit erweckt, und Sie selbst sprechen sich in einer Weise aus, die mich ehrt; man kennt doch gern die Leute, die einem wohlwollen, zumal wenn eine längere Geschäftsverbindung in Aussicht steht — wer ist Herr Kolbert, mein Fräulein?“

Die kaum gewichene Verlegenheit des jungen Mädchens kehrte wieder. Diese Frage schien sie nicht erwartet zu haben.

„Mein Herr,“ flüsterte sie, „ich kenne Herrn Kolbert eben so wenig, wie Sie ihn kennen; ich habe ihn nie gesehen. Hätte mich nicht das Seltsame der Situation abgehalten, ich würde Sie um die Gefälligkeit ersucht haben, mir Auskunft über meinen unbekannten Wohlthäter zu geben.“

Das Erstaunen des Banquiers läßt sich denken.

„Sie kennen wirklich den Mann nicht, der Ihnen eine jährliche Rente von viertausend Mark ausgesetzt hat?“

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr!“ antwortete Sophie zitternd, und indem sie bittend mit ihren großen Augen zu dem Banquier emporsah. „Aus dem Briefe, der mir die Anweisung auf das Bankhaus Soltau brachte, ersuhr ich zum ersten Male den Namen Kolbert.“

„Und Fräulein Sophie Sailer wohnt in Hamburg?“

Das junge Mädchen erhob sich. Ihre Verlegenheit hatte den höchsten Grad erreicht.

„Verzeihung,“ sagte Soltau, „der Geschäftsmann ging ein wenig zu weit. Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen die Versicherung ertheile, daß mich mein Interesse an Ihrer Person zur Indiscretion hinreiß. Unser Geschäft ist geordnet: verfügen Sie jedes Viertesjahr über tausend Mark!“

Er deutete auf die Goldstücke. Sophie verbarg sie in eine Plüschtasche, die sie am Arme trug. Unter tiefem Erröthen verbeugte sie sich und verließ das Kabinet und das Comptoir. Der junge Lambert war so artig, ihr die Thür zu öffnen. Sie dankte und verschwand.

Es war halb ein Uhr; der Banquier mußte um ein Uhr an der Börse sein. Wie stets, so ging er auch heute noch einmal zu seiner Gattin, bevor er das Haus verließ. Madame Soltau erwartete ihren Mann zum Frühstück, das um zwölf Uhr eingenommen wurde.

„Du kommst spät, Franz!“ sagte die liebenswürdige Frau, indem sie ihm den Mund zum Kusse bot.

Franz umarmte zärtlich seine Gattin und führte sie zum Frühstücke, das auf einem kleinen Tische serwirt war.

„Mein Geschäft gewinnt täglich an Umfang!“ rief er heiter. „Heute hat man die erste große Summe meiner Kasse anvertraut.“

Ce erzählte den Besuch des jungen Mädchens.

„Und wer ist Dein neuer Kunde?“ fragte unbefangen Madame Soltau.

„In seinem Briefe, der aus Berlin kommt, nennt er sich E. Kolbert — und dies ist Alles, was ich von ihm weiß. Wie es scheint, werde ich auch vor der Hand nicht mehr erfahren.“

Der Banquier frühstückte rasch, um die Börse nicht zu versäumen; er hatte die Ueberraschung seiner Gattin nicht bemerkt als er den Namen „Kolbert“ ausgesprochen.

Nach einer Pause, in der sie sich gewaltsam ihre Fassung wieder angeeignet, fragte die junge Frau:

„Und wie nannte sich das junge Mädchen?“

„Sophie Sailer. Sie ist jung, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt — und schön, sehr schön!“

„Sophie Sailer?“ wiederholte Madame Soltau fast bestürzt. Und dabei überfloß ein leichtes Roth ihr zartes, weißes Gesicht.

Franz sah seine Gattin an.

„Henriette,“ rief er lachend, „ich glaube, Du wirst eifersüchtig! Doch beruhige Dich, mein liebes Kind, ich weiß von der kleinen Sophie nicht mehr als von Herrn Kolbert, das heißt, den Namen.“

Er umarmte und küßte Henrietten, dann stand er vom Tische auf und nahm seinen Hut. Die junge Frau schmiegte sich zärtlich an ihn.

Digitized by Google

„Und wenn ich nun eifersüchtig wäre?“ fragte sie flüsternd.

„Dann, mein Engel, würde ich sagen: Du hast keinen Grund zur Eifersucht, aber ich freue mich Deiner Liebe, die nach einer zweijährigen Ehe noch dieselbe ist, wie zur Zeit des Brautstandes. Und nun Adieu, die Böse ruft!“

In dem Augenblicke, als er das Zimmer verließ, schlug die Uhr eins. Henriette trat gedankenvoll an das Fenster; sie sah ihrem Mann die Straße hinabeilen. Als er verschwunden war, nahm sie Hut und Shawl, gab der Köchin Befehl, um drei Uhr das Mittagsessen bereit zu halten, und verließ unter dem Vorwande, einen Spaziergang zu machen, das Haus.

II.

An der Börse.

Franz Soltau befand sich seit einer halben Stunde in dem großen Saale der Börse; er hatte einige Einkäufe von Papieren gemacht, die ihm einen mäßigen Gewinn gaben. Die Zeit war für den Banquier nicht unfruchtbar vergangen. Geschäftsfreunde forderten ihn auf, sich bei einem Eisenbahnunternehmen zu betheiligen — er lehnte es ab, da eine solche Speculation den Kreis überschritt, den er sich gezogen hatte.

„Wie ängstlich Sie sind!“ rief spottend ein Agent, mit dem er oft zu schaffen hatte. „Man bietet Ihnen Gelegenheit, Ihr Vermögen in einem Monate zu verdoppeln, und Sie weisen diese Gelegenheit von der Hand. Erlassen Sie eine Einladung zur Actienzeichnung, und es kann nicht fehlen, daß die erforderliche Summe zusammengebracht wird. Der Name Soltau hat einen guten Klang an der Börse. Muthloser, wenn ich an Ihrer Stelle wäre!“

„Wo ist Soltau?“ hörte man eine Stimme in dem Gedränge fragen.

Gleich darauf erschien ein junger Mann, der mit dem Banquier in gleichem Alter stand. Er nahm Soltau bei der Hand und zog ihn eilig an einen Pfeiler.

„Du, Philipps; was giebt es?“

„Hast Du ein Kapital von hunderttausend Mark disponibel?“

„Und wenn ich es hätte?“

„So könntest Du in dem Zeitraum von einigen Tagen fünfundzwanzig bis dreißigtausend Mark verdienen — vielleicht noch mehr. Du bist mein Freund, und ehe ich mich an einen Andern wende, habe ich geglaubt, Dir das Geschäft antragen zu müssen.“

Soltau bedachte sich; eine solche Summe auf eine Karte zu setzen, schien ihm zu gewagt.

„Sage mir zuvor, um was es sich handelt, Philipps.“

„Ein Bedrängter, der nicht genannt sein will, hat die Lebensversicherung eines alten Mannes zu verkaufen. Die Versicherung ist vor zwanzig Jahren bei dem englischen Globe geschehen, also bei einer soliden Gesellschaft. Der Betreffende hat sich mit hunderttausendsiebzigtausend Mark eingekauft, und der Verkäufer fordert hunderttausend.“

„Warum wendet er sich nicht an die Gesellschaft selbst?“

„Es ist bereits geschehen; aber sie bietet zu wenig. Der Versicherte liegt schwer krank, die Aerzte geben ihm nicht acht Tage Frist mehr.“

„Warum wartet man nicht, bis der Tod erfolgt ist, wenn er in so naher Aussicht steht?“

„Weil man heute noch das Geld gebraucht. Soltau, es ist ein gutes, solides Geschäft. Hätte ich die Summe, ich würde nicht einen Augenblick anstehen —“

„Wo ist die Lebenspolice?“ fragte Soltau.

Der Agent holte das Papier hervor. Der Banquier nahm und prüfte es.

„Wie,“ rief er erstaunt, „der Versicherte ist Edmund Kolbert?“

„Und wie Du aus der Police ersiehst, ist er fünfundsechzig Jahre alt und seit zwanzig Jahren versichert.“

„Edmund Kolbert!“ murmelte der Banquier, der an den Wechsel von diesem Morgen und an Sophie Saller dachte. „Wo liegt der Mann krank?“

„In Berlin!“

Der Banquier hoffte bei dieser Gelegenheit einiges Licht in der Sache zu erhalten.

„Philipps,“ sagte er, „Du weißt, daß ich es liebe, jedes zu unternehmende Geschäft klar zu übersehen — Du bist ein redlicher Agent, selbst mein Jugendfreund; aber fühle Dich nicht gekränkt, wenn ich auf Deine Empfehlung allein nicht sofort zusage. Kennst Du Edmund Kolbert?“

„Nein!“

„Wer gab Dir das Papier, damit Du es verkaufen sollst?“

„Da man mir kein Schweigen auferlegt hat — nur der Name des Ueberbringers soll nicht genannt werden — so kann ich Dir mittheilen, was ich weiß. Diesen Morgen kam ein Mann zu mir, den ich Gründe habe, für einen englischen Offizier zu halten. Er überreichte mir einen Brief, in dem er mir von unserm gemeinschaftlichen Geschäftsfreunde Gotter in Berlin empfohlen ward. Ich bin gestern hier angekommen, sagte er; aber heute schon sehe ich mich genöthigt, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Nun gab er mir diese Police zum Verkaufen. Ich ging sofort mit ihm auf das Bureau des Globe. Man forderte von ihm eine Legitimation über den rechtmäßigen Besitz des Papiers. Der Offizier zeigte eine amtlich bestätigte Urkunde vor, wonach Edmund Kolbert ihn zum Erben seiner Police ernennt. Hier ist sie.“

Der Banquier prüfte die Urkunde; es waren dieselben Schriftzüge, die er diesen Morgen schon in der Wechsel- und Rentenangelegenheit aufmerksam betrachtet hatte. Die Recognition war vor der englischen Gesandtschaft in Berlin vollzogen. Die Rechtmäßigkeit derselben war also nicht anzufechten.

„Da auch die übrigen Papiere des Fremden für richtig befunden wurden,“ fuhr Philipps fort, „so ließ man sich mit ihm auf Unterhandlungen ein. Die Gesellschaft bot neunzigtausend Mark; unser Mann aber braucht hente noch hunderttausend, und so kam der Handel nicht zu Stande. Nun entschloß ich mich, Dir das Geschäft vorzuschlagen, und suchte Dich zu diesem Behufe an der Börse auf.“

Soltau überlegte einige Augenblicke. Die Vorgänge am Morgen hatten ihm den Beweis gegeben, daß Kolbert über ein Vermögen zu verfügen habe. Philipps hatte ihm die Mittheilung gemacht, Kolbert liege in Berlin krank: hieraus ließ sich schließen, daß er auf seinen Tod gefaßt sei und daß die Angelegenheit der Rente sowohl, als die der Lebensvolice eine Sicherstellung seiner Erben bezwecke. Der englische Offizier, von dem Philipps sprach, war ohne Zweifel der Bruder oder ein Verwandter Sophie's. Der Banquier wußte, daß sein Freund, der Agent, nicht minder vorsichtig war als er selbst. Die Erscheinung des jungen Mädchens und das unbedingte Vertrauen — man hatte ihm ja eine bedeutende Summe übergeben, ohne Quittung zu verlangen — hatten in ihm einen zu tiefen Eindruck hinterlassen, als daß er die Angelegenheit ohne Weiteres abweisen konnte.

„Du hast Dich von der Richtigkeit der Papiere überzeugt, Philipps?“

„Nimm meine Bürgschaft und die des Globe, der sich auf Unterhandlungen eingelassen hat.“

„Das ist allerdings eine Bürgschaft. Kann ich den Fremden sprechen?“

„Er befindet sich dort in dem Nebenzimmer.“

„Führe mich zu ihm!“

Die beiden Freunde traten durch eine Glasthür in eins der Kabinette, welche rings den großen Börsensaal umgeben. Außer einzelnen Gruppen von Kaufleuten, die in lebhaften Unterhandlungen begriffen waren, befand sich ein Mann in dem Kabinette, der gedankenvoll an dem großen Fenster lehnte. Philipps redete ihn an, und stellte ihn dem Banquier vor.

Das Gesicht des Fremden, der vielleicht einige vierzig Jahre zählen konnte, war bleich, aber edel und schön. Die männlichen Züge und das große, offne Auge verriethen ein tief am Herzen nagendes Leid. Man mußte sich auf den ersten Blick eingestehen, daß dieser Mann kein Abenteurer war. Soltan glaubte einige Aehnlichkeit zwischen ihm und Sophie zu erkennen. Seine Kleidung war anständig, einfach. In dem Knopfloche seines schwarzen Oberrocks sah man das Band eines englischen Ordens. Dies und der volle braune Schnurrbart gaben ihm das Ansehen eines entlassenen Offiziers.

„Mein Freund, der Banquier Franz Soltau!“ sagte Philipps vorstellend.

Der Fremde verneigte sich.

„Meine Firma ist Ihnen vielleicht bekannt?“ fragte der Banquier, indem er den Fremden forschend ansah.

Dieser antwortete lächelnd:

„Verzeihung, mir ist die Finanzwelt so unbekannt, daß ich von Herrn Philipps zuerst Ihr Bauhaus rühmen und empfehlen hörte.“

„Es handelt sich um ein bedeutendes Geschäft, wie ich höre —“

„Eben so bedeutend, als sicher und reell, wie meine Papiere ausweisen. Ich bedauere, daß mich ein Familiengeheimniß zwingt, Sie zu bitten, sich mit der Auskunft zu begnügen, die Herr Philipps und diese Papiere geben. Und was kommt im Grunde auch auf die Personen an, wenn die Papiere richtig sind?“

„Die Empfehlung Gotter's, mein Herr, reicht hin, um Sie bei uns zu accreditiren; aber ich erlaube mir die Bemerkung auszusprechen, daß Sie bei dem vorgeschlagenen Geschäfte ein Drittel der Summe einbüßen, um die es sich handelt.“

„Demnach fürchten Sie, daß man Sie durch diese Lockspeise geneigt zu machen sucht, auf eine unredliche Spekulation einzugehen?“ fragte der Fremde mit einem bittern Lächeln.

„Verzeihung, mein Herr, ein reeller Geschäftsmann legt sein Kapital nicht zu Wucherzinsen an.“

„Die Gesellschaft Globe bot neunzigtausend Mark für mein Papier — Herr Philipps ist Zeuge.“

Der Agent stimmte durch ein Zeichen bei.

„Wenn ich hunderttausend erhalte, deren ich nothwendig heute bedarf, so habe ich gut verkauft. Und ist es außerdem nicht möglich, daß Kolbert länger lebt, als die Aerzte vermuthen?“

„Sie haben Recht!“ murmelte der Banquier.

Soltau müßte nicht Banquier gewesen sein, wenn ihn die Aussicht auf einen Gewinn von fünfzigtausend Mark nicht reizen sollte. Alle Umstände vereinigten sich, um ihn zu Gunsten des Fremden zu stimmen. Daß Kolbert, der Sophien eine Rente gestchert, derselbe war, dessen Lebenspolice ihm angetragen ward, ergab sich aus der Unterschrift. Im Falle eines Betrugs, der übrigens nicht wahrscheinlich war, hatte er Mittel in Händen, sich schadlos zu halten. Er beschloß, Kolbert's Police mit Kolbert's Gelde zu kaufen, und das Weitere abzuwarten.

„Mein Herr, ich werde die Summe zahlen, begleiten Sie mich in mein Comptoir.“ Die drei Männer verließen die Börse, nahmen einen Fiaker, und fuhren nach Soltan's Wohnung. In dem Nachbarhause hatte die Gesellschaft Globe ihr Compteir. Soltau entfernte sich unter einem Vorwande, und präsentirte dem Dirigenten der Lebensversicherungsbank die Police; sie ward als vollkommen gut und richtig befunden.

„Wir sind verpflichtet, die Versicherungssumme zu zahlen, sobald der beglaubigte Todtenschein eingereicht wird,“ sagte der Dirigent. „Die Versicherung ist in London vorschriftsmäßig geschehen. Weitere Auskunft kann ich Ihnen über den Versicherten nicht geben, ohne zuvor in London angefragt zu haben.“

„Läuft man Gefahr beim Ankaufe dieses Papiers?“

„Wenn Kolbert einen natürlichen oder ohne sein Verschulden bewirkten Todes stirbt — nein! Man hat uns diesen Morgen das Papier angeboten, und wir würden es genommen haben, wenn dem Verkäufer die Summe genügt hätte, die wir nach der Vorschrift zu zahlen ermächtigt sind.“

Die letzten Bedenken des Banquiers waren beseitigt; er kehrte in sein Comptoir zurück, und schloß das Geschäft ab.

„Sehen wir uns wieder?“ fragte er den Fremden beim Abschiede.

„Habe ich Ihnen in drei bis vier Tagen einen Besuch nicht abgestattet, so werde ich auf das Vergnügen verzichten müssen, Sie noch einmal zu sehen. Den Herrn Gotter in Berlin erhalten Sie Nachricht über den Ausgang der Krankheit unsers Versicherten.“

Um vier Uhr ging Soltau zu Tische. Henriette, die längst zurückgekehrt war, empfing ihn mit der Zärtlichkeit und Unbefangenheit, die er an ihr gewohnt war. Die beiden Gatten speisten allein. Der Banquier erzählte der jungen Frau von dem an der Börse abgeschlossenen Geschäfte.

„Ich höre heute von Dir zum zweiten Male den Namen Kolbert,“ sagte Henriette; „ist der, dessen Police Du gekauft hast, derselbe, der dem jungen Mädchen die Rente angewiesen?“

„Ohne allen Zweifel. Ich habe mehr als einen Grund dafür.“

Der Banquier legte seine Gründe dar, und schloß mit der Bemerkung:

„Kolbert liegt sehr krank, wie mir der Fremde sagte; wünsche ich nun auch seinen Tod nicht, so kann mir doch Niemand den Wunsch verargen, sobald als möglich Gewißheit in der Sache zu erhalten. Morgen reise ich nach Berlin. Ich will den Kranken sehen und sprechen. Du erschrickst, mein Kind?“

„Franz, ich kann den Gedanken nicht fassen, daß Du auf ein Menschenleben spekulirst!“ flüsterte erbleichend die junge Frau. „Der Kranke ist jedenfalls ein Mann von Stande, da er über so bedeutende Summen verfügt — welchen Eindruck wird der Besuch des Banquiers auf ihn ausüben, der seine Lebenspolice gekauft hat! Du hast den Handel einmal abgeschlossen, warte nun ruhig den Verlauf der Dinge ab.“

„Man wird einen schicklichen Vorwand zu diesem Besuche zu finden wissen,“ antwortete der Banquier. „Hätte ich mit meinem eigenen Gelde spekulirt, ich würde Deinen Rath befolgen.“

„Dessen Geld hast Du angelegt?“ fragte die überraschte Henriette.

„Das Geld Sophie Saller's!“

Franz bemerkte die Veränderung nicht, die in den Zügen seiner Gattin vorging. Ein unbefangener Beobachter würde der Ansicht gewesen sein, Henriette empfände eine innige Freude über diese Mittheilung; aber eine Freude, die sie ihrem Gatten zu verbergen suchte.

„In diesem Falle würde das junge Mädchen auch den Gewinn erhalten; nicht wahr, mein Freund?“ fragte sie.

„Nachdem ich Disconto und Spesen abgezogen — allerdings!“ rief Franz. „Sophie ist mir völlig unbekannt; aber man hat mir ihr Vermögen auf eine Weise anvertraut, die, wenn sie auch ein wenig räthselhaft ist, meinem Stolze als Geschäftsmann im höchsten Grade schmeicheln muß. Ich unternehme nur Schritte zur Sicherheit meiner Mündel, und dafür kann und muß ich das junge Mädchen halten.“

„Brav, Franz, das habe ich von Dir erwartet!“ sagte die reizende Henriette, indem sie dem Gatten die Hand reichte. „Du bist Banquier, aber ein Banquier, der für mehr, als für Zahlen Sinn und Gefühl hat. Du beschäftigtest mich diesen Morgen der Eifersucht — fast möchte ich in Deiner Fürsorge für das junge, schöne Mädchen einen Grund dazu erblicken, um so mehr, da ich Dich täglich inniger lieben muß.“

Soltau drückte die Gattin an seine Brust.

„Demüthe,“ sagte er scherzend, „Deine Eifersucht könnte mich von den guten Werke abhalten, das zu verrichten ich mir vorgenommen habe! Ich müßte wahrlich einen zu hohen Preis für das Bewußtsein zahlen, der gewissenhafte Vormund eines jungen Mädchens gewesen zu sein.“

„Nein, Franz, mein Vertrauen zu Dir steht so fest, daß das häßliche Gefühl, von dem wir sprechen, nicht aufkommen kann. Ich würde mich als Deine Gattin selbst herabsetzen, wollte ich dem Gedanken an Deine Untreue Raum geben!“

„Brav, Henriette! ruse auch ich Dir zu. So will ich mein Weib, so soll sie denken und reden! Und dasselbe Vertrauen hege ich zu Dir. Du bist mein Stolz, mein Glück, meine Ehre! Strebe ich nach einer bedeutenden Stellung im Leben, wünsche ich, daß meine junge Firma den ersten unsers Platzes zur Seite gestellt werde, so geschieht es, weil ich Dich geehrt und geachtet wissen will. Es ist nun einmal so in der Welt; der Mammon bestimmt die Stellung, er schafft Achtung, Vertrauen und Ehre!“

Eine innige Umarmung folgte dieser Herzensergießung.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 4. Die Inseln Sylt, Amrum und die Halligen.

Die Inseln der Nordsee, Föhr, Sylt, Amrum u. s. w., welche, wie alte Ueberlieferungen und Sagen berichten, früher zusammenhingen, und gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts durch heftige Stürme auseinander gerissen wurden, werden dennoch zweifelsohne wieder untereinander, wie mit dem festen Lande wieder vereinigt, und zwar wenn in strengen Wintern das Eis seine krystallenen Brücken schlägt. So sind unter Anderm in diesem Jahre Fußgänger von der Insel Pellworm, und Schlitten und Wagen von der Insel

Halliger. Sylterin. Föhringerin. Halligbewohnerin.

Nordstrand nach Husum gekommen, und die Bewohner Sylts besuchten zu Fuß und zu Wagen den nächstgelegenen Ort des Festlandes, nämlich Hoyer.

Springfluthen und Stürme haben von jeher die Westküste Schleswigs zerrissen und zerklüftet, blühende Städte und reizende Dörfer wurden vernichtet, das empörte, orkangepeitschte Meer riß Alles in seinen bodenlosen Abgrund hinunter, und wo sich früher Saatfelder und üppige Wiesen ausdehnten, wo Kirchen sich erhoben, und wo die Wohnungen der Marschbauern standen, da rollt jetzt die See in lang gedehnten Schlägen ihre nimmer rastenden Wogen über die versunkenen Trümmer hin. Heine berichtet in seinen Liedern aus der Nordsee, in dem Gedichte „Seegespenst," wie er am Rande des Schiffes liegend, in das spiegelklare Wasser hinabschaute, und drunten Kirchenkuppel und Thürme, so wie eine ganze Stadt, alterthümlich niederländisch und menschenbelebt erblickte. Der Bision des Dichters liegt Geschichtliches zu Grunde, unterm Meeresspiegel stehen noch die Trümmer untergegangener Städte, so wie Herculanum und Pompeji unter der erstarrten Asche des Vesuvs.

In den Jahren 1612—18 litt die Insel Nordstrand durch Ueberschwemmungen entsetzlich, die Gewalt der Wogen spottete der Dämme und Deiche; Kirchen und Mühlen wurden niedergerissen, die Kirchhöfe aufgewühlt, die Gräber geöffnet, und die theils halb, theils ganz verwesten Leichname wurden in ihren Särgen an höher gelegene Orte getrieben. Im Jahre 1634 ereignete sich die schrecklichste aller Fluthen, die von 8000 Menschen, welche auf Nord-

strand lebten, kaum 1500 übrig ließ. Auch noch in neuerer Zeit haben rasende Stürme an dem Vernichtungskampf gegen die Friesen Theil genommen; wollten wir jedoch all' dieser traurigen Katastrophen gedenken, so würden wir den Raum dieser Zeitschrift theils zu sehr in Anspruch nehmen, theils würden wir dem freundlichen Leser nur herzzerreißende Schilderungen bieten können. Ehe wir jedoch Abschied nehmen, wollen wir schließlich noch der Inseln Sylt, Amrum und der Halligen gedenken.

Die Ebbe war bereits eingetreten, als wir uns der Insel Sylt näherten, und da das Fahrzeug nicht hart am Ufer anlegen konnte, so nahm der Fährmann uns auf seinen starken Rücken, und trug uns an's Ufer.

Die Klisse und Dünen Sylts und Amrums gewähren bei klarem, schönem Wetter einen imposanten, großartigen Anblick; sie bilden einen Damm gegen das majestätisch einherrollende Meer, das diese von der Natur gebildeten, riesigen Dämme nicht zu durchbrechen vermochte, und hängt von ihrer Existenz wesentlich die Erhaltung der Inseln und der hinter ihnen am Festlande liegenden Marschen ab. An den Dünen wird die Gewalt der Wogen und des Sturmes gebrochen, und letzterer wirbelt und peitscht mit seinen Eisenhänden den Sand oft so mächtig, daß man sich eher in die Sahara, vom Tod verbreiteten Samum überfallen, als nach einer Insel der Nordsee versetzt wähnen könnte. Man nimmt an, daß die Dünen dort entstanden, wo das Meer sandigen Boden und Sandbänke genug hat, und wo diese dann, eine Ufergränze bildend, durch den Sand, welchen die Fluth heranwälzte, vergrößert wurden. Auf der, über das Meer emporragenden Fläche schlugen alsdann Gräser ihre Wurzeln und befestigten dadurch den lockern Boden; Wirbelwinde häuften den Sand immer mehr an, welcher durch die allmälig fortschreitende Vegetation fester gebunden, endlich als Düne dem dahinter liegenden Lande Schutz gewährte. Andre behaupten, daß diese Dünen, welche ihre Stirn gegen Westen wenden und dem Gischt und den Stürmen Trotz bieten, einst die äußerste Grenze des festen Landes bildeten. Dies hier näher zu entwickeln, würde uns zu weit führen. Der schwächere Theil der fetter Dünen befindet sich in der Mitte, aber die Bewohner haben bereits eine solche Fertigkeit in dem Anbau des Halms, des Sandreggens und Sandhafers erlangt, daß sie dadurch die Insel gegen die heftigsten Angriffe der Stürme zu schützen vermögen. So hängt denn gleichsam von kleinen und winzigen Pflanzen, welche den Boden befestigen und den Flugsand auffangen, die Existenz der Insulaner ab.

Der Charakter der Sylter ist ehrenhaft und höchst schätzenswerth, sie sind vortreffliche Seefahrer, wie alle Friesen mehr oder weniger. So wie auf Föhr besorgen die Frauen die Feldarbeit; die ältern Männer, welche nicht mehr zur See fahren, liegen dem Fischfang ob, und verfertigen aus dem Halm der Dünen Seile, welche zum Dachdecken benutzt werden, so wie Besen; auch als Viehfutter und Brennmaterial bedienen sie sich des Halms. Ferner vertritt getrocknetes Dünger, sowie eine eigne Erdart, der Salzterf, welcher gegraben wird, die Stelle der Feuerung. Der Baumwuchs gedeiht auf Sylt nur kläglich, und die rauhen Winde der Nordsee lassen keine hochstämmigen Bäume aufkommen, und dennoch müssen einst Wärter die Insel geschmückt haben, da man noch jetzt beim Graben Baumwurzeln und Baumstämme findet. Die Häuser der Dörfer sind gleichförmig gebaut und massiv, die Gärten werden von hohen, schrägen Steinwällen umringt, vielleicht um die Sträucher, Stauden und Küchengewächse gegen die rauhen Winde zu schützen. Der Sylter ist Seemann in seinem ganzen Wesen, die Sylterin ist von jungnischem Buchs, fleißig und im höchsten Grade ordnungsliebend, thatkräftig und freundlich, und scheinen bei ihr alle guten Eigenschaften des Frauenzimmers vertreten zu sein; ihre Keuschheit ist sprichwörtlich geworden, und scheint sie darin mit den Kissen ihrer Insel, welche allen Angriffen der Stürme und des Meeres Trotz bieten, zu wetteifern. Ihre Vergnügungen bestehen in Ballspiel und Tanz, und wenn die Tanzenden vom Promeniren zum Walzen übergehen, so wird dies durch einen Kuß angedeutet, eine Sitte, deren Nachahmung gewiß viele Herren auf dem Festlande wünschten. Welcher Leser, dem es bestimmt sein sollte, einst Schiffbruch zu leiden, würde nicht wünschen, nach dieser Insel verschlagen zu werden! Von der Treue und Anhänglichkeit des Weibes auf Sylt mag uns eine alte Sage berichten.

Ein Landwirth gab, nachdem er sein Ihn glücklich eingebracht, den Nachbarn, welche ihm geholfen, einen Erntеschmaus. Während des Festes entstand unter den Gästen ein Streit, und der Wirth, welcher sich hineinmischte, schlug im Zorne einen der Streitenden todt. Entsetzt über seine That entfloh er, da er jedoch nach einigen Tagen nicht wieder zum Vorschein kam, so glaubte man, daß er nach dem Festlande entkommen sei, und die Frau mußte nun für ihn die Mannbuße bezahlen, und zu diesem Zwecke einen Theil ihres Landes verkaufen. Durch die Arbeit ihrer Hände versorgte sie nun sich und ihre Kinder, bis auf einmal das Gerücht entstand, die fromme, brave, tugendhafte Ose, so hieß die Gemahlin des Todtschlägers, sei schwanger. Man wollte nun wissen, wer ihr Liebhaber sei und achtete auf alle ihre Schritte, und so entdeckte man bald, daß ihr Mann noch lebe, der sich während mehrerer Jahre in den Dünen versteckt hatte, wo er von seiner Gattin mit Speise und Trank versehen worden war.. Das Ungewöhnliche seiner Erhaltung, so wie die Treue seiner Frau rührte die Herzen der Insulaner, welche den Wiederaufgefundenen in ihre Mitte aufnahmen. Aber zum Angedenken an die hochherzige That des edlen Weibes, welches nicht allein sich und ihre Kinder, sondern auch den Gatten durch die Arbeit ihrer Hände ernährte, nannten sie die Dünenschlicht, in welcher sich der Flüchtling so lange verborgen gehalten hatte, das Osethal, welchen Namen es noch heutigen Tages führt.

Viele Dörfer, die früher auf Sylt standen, sind theils vom Meere vernichtet, theils vom Flugsand verschüttet worden, und mußten die Bewohner derselben sich immer weiter vor ihren unermüdlichen Feinden zurückziehen. Noch jetzt kommen dann und wann Trümmer von Häusern, Kirchen und Kirchhöfen zum Vorschein, welche an die untergegangenen Ortschaften erinnern. Die Dörfer Rantum und Nieblum haben mehrere Male dem heranbringenden Flugsande, der die Felder verwüstete, weichen müssen.

In dem nördlichen Theil der Insel findet man auf der Heide nech viele Hünengräber oder Riesenbetten, welche aus der heidnischen Zeit herstammen; einige enthalten Grabkammern, und findet man in denselben Menschenknochen und steinerne Waffen. Diese Gräber lassen sich auf das sogenannte Steinalter und in die graue Vorzeit zurückführen, als die Bewohner die Metalle noch nicht zu bearbeiten verstanden. Dieser Hügel sind jedoch nur wenige vorhanden, in größerer Menge dagegen sind die runden Grabhügel vertreten, in denen man Urnen, welche Asche enthalten, so wie kupferne und bronzene Waffen findet. Diese Grabhügel stammen aus einer spätern Zeit, den sogenannten Bronzealter, als man die Verstorbenen verbrannte und über ihrer Asche und ihrer Grabkammer die Hügel zum Andenken an die Entschlafenen errichtete.

Wir aber wollen uns nicht in die Vorzeit versenken, sondern uns mit den Friesen der Gegenwart beschäftigen, und so mag es denn auch nicht unerwähnt bleiben, daß sie es sind, welche uns in Menge die wahre Perlenmuschel der Nordsee, die Auster, fischen. Die Austern bedecken ganze Streden des Meeresgrundes, und werden diese Lagen „Austernbänke" genannt. Man findet sie zwischen den größern Inseln und den Halligen und dem Festlande, sie liegen in verschiedener Tiefe, einige 20 Faden tief, andere dagegen sind bereits bei der Ebbe, wenn das Wasser sich zurückzieht, dem Auge sichtbar. Zum Fang der Auster bedient man sich des Austernstreichers; es ist dies ein eiserner Rahmen, der circa zwei Fuß breit und ein Fuß hoch ist; die untere Stange desselben geht nach vorn messerähnlich zu, und hinten ist ein viereckiges, unten aus dicken Eisenbradt, an den Seiten jedoch und oben ein aus Garn verfertigtes Netz befestigt. Dies Instrument wird mit einem langen Tau verbunden, und läßt der Fischer dasselbe, wenn er sich über der Bank befindet, in's Wasser hinunter; er fischt nun während des Segelns, indem der Streicher die Austern vom Boden löst, welche alsdann in das Netz fallen.

Auf Sylt findet man eine Entenkoje, welche mit ihrem Teich und den Bäumen, welche sie umringen, in der baumlosen Umgegend einen höchst freundlichen, wohlthuenden Anblick gewährt. Auf den Dünen trifft man in großer Menge Möven, Strandläufer, Kibitze, Seeschwalben und andere Seevögel an, welche der Landschaft ein eigenes Gepräge verleihen.

Umgeben von einer so großartigen Natur, wie wir sie zu beschreiben uns bestrebten, erblickte der hochherzige Patriot, Jans Uwe Lornsen, der, ein ächter Ritter, die Herzogthümer aufrüttelte und sie auf den Weg des Fortschritts führte, das Licht der Welt. Aber wie so viele Männer, welche für das Recht in die Schranken traten, wurde auch sein hochherziges Streben mit Verbannung

bestraft, und wie Ulrich v. Hutten am Zürchersee, hauchte fern der geliebten Heimathinsel der Brave im Jahre 1838 am Genfersee seine edle Seele aus.

Der Leser, welcher bis hierher unsern Schilderungen folgte, möge jetzt noch einen Abstecher nach Amrum machen, das früher nur durch eine schmale Rinne von Sylt geschieden war. Von der Südwestspitze Föhrs ist die Insel durch einen $1/2$ Meile breiten Sund getrennt, und kann man während der Ebbe von Amrum nach Föhr gehen. Wie wir sahen, sind die Sylter größtentheils Seefahrer, die Bewohner Amrums dagegen, deren eigentliches Element gewiß ebensalls einst der endlose Ocean war, haben sich mehr dem beschaulichen Leben hingegeben. Die gefährlichen Sandbänke Amrums führen den Untergang so manchen stolzen Schiffes herbei, dessen Ladung die Wogen dann an's Ufer wälzen, und dies hat die Bewohner verleitet, dem trügerischen Elemente die Sorge ihres Unterhaltes anzuvertrauen, und sind sie deshalb weniger Seefahrer als vielmehr Beeger, welchen von dem Strandgute nach alten Gesetzen ein bestimmter Antheil zukommt. Clement, der die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen geschrieben, sagt: „Das Strandgut bringt weder Wohlstand noch Segen, sondern Fluch. Kein Strandungsunfall ist ohne Lärm u. s. w.“ Ja, der Strand hat die Bewohner nicht gesegnet, welche früher beteten, daß, wenn ein Schiffbruch sich ereignen sollte, der liebe Gott denselben doch an ihrer Küste möge eintreten lassen. Das Beegen des Strandguts, welches zuweilen einträglich, hat die Bewohner Amrums abgehalten, sich der Schifffahrt mehr zuzuwenden. Da der Strand nun aber nicht immer ergiebig, so hat der Reichthum der Insulaner ebensalls Schiffbruch gelitten und ist bedeutend gesunken. Die Bewohner nähren sich hauptsächlich vom Austerfischen, vom Fischfang, vom Verkauf der Seehundsfelle und dem Flechten des Halms, welcher auf den Dünen wuchert. Ackerland trifft man auf der Insel wenig an, dagegen mehr Wiesen und öde Heide. Die Häuser sind im Vergleich mit denen auf Sylt ärmlich und gewähren keinen erfreulichen Anblick. Die Bewohnerinnen der Insel kleiden sich wie die Föhringerinnen. Die Dünen auf Amrum gleichen den Dünen Sylts, und beinahe $2/3$ der ganzen Insel besteht aus Sand, mit dem die heftigen Winde ihr neckisches Spiel treiben; sie arbeiten rastlos an den Dünen, welche sich bald kegelförmig erheben, bald gleichsam Pfeiler zu bilden scheinen, und die eine Höhe von 80—120 Fuß erreichen. Die Dünen sind melancholisch und still, wie überhaupt die ganze Insel in tiefe Stille versenkt zu sein scheint, die auf den Besucher einen eigenthümlich feierlichen Eindruck hervorbringt. Möven erblickt das Auge in Unzahl, sie sind wie der Storch und die Schwalbe poetische Vögel, und Verkünder nahenden Sturms; die großen nisten auf den hohen Dünen, die kleinen auf niedrigen hart am Strande, und das Suchen der Eier dieser so wie anderer Seevögel gewährt den Bewohnern einen kleinen Verdienst.

Wilde Kaninchen waren früher in Unzahl vorhanden, sollen jedoch in der letzten Zeit abgenommen haben, und ist man ein guter Schütz, so wird man auch jetzt nicht leer ausgehen, sondern von seinem Besuche nach den Dünen eine reiche Beute heimbringen. Die Seehunde werden auch geschossen. Man sieht sie oft aus den Fluthen emportauchen und mit großen klugen Augen sich umschauen. Der Jäger zieht dann seine Pelzmütze über die Ohren, streckt sich am Ufer im Sande nieder und sucht die Bewegungen des Thieres nachzuahmen. Dieses, welches einen Kameraden oder eine Gefährtin zu erblicken glaubt, nähert sich, und wird auf diese Weise oft das Opfer treuer Liebe.

Als vortreffliche Lootsen haben die Insulaner ihren alten Ruf behauptet, und der Schiffer, welcher sich ihnen in der Noth anvertraut, möchte fast immer als gerettet anzusehen sein. — „Schlicklaufer“ nennt man auf den Inseln Diejenigen, welche bei der Ebbe, wenn das Meer sich zurückgezogen, von der einen zur andern gehen. Die genaueste Kenntniß des Meeresgrundes ist erforderlich um sicher das Ziel zu erreichen; eine kurze Abweichung vom rechten Pfade kann den Schicklaufer den Tode in die Arme führen; denn so wie die Fluth eintritt, braust sie ihm mächtig entgegen und nimmt den Boden wieder in Besitz, von dem sie sich auf kurze Zeit zurückgezogen; sie umspült seinen Fuß und höher und höher steigend, zieht sie ihn in ihren kühlen Schooß hinunter.

Ist man ein Freund von Naturseltenheiten, so sammele man am Strande Conchylien und Gestein; man findet es in allen Formen, und von der Gewalt der Wellen zierlich abgeschliffen. Auch der Botaniker wird nicht leer ausgehen, sondern sich an Algen und Tangarten erfreuen; letzterer, hauptsächlich der Blasentang (fucus vesiculosus) wird auf Föhr benutzt, um die Steine der Deiche hinein zu legen, welche mit ihm vereinigt, die gehörige Stärke und Festigkeit erlangen.

Ich stieg, nachdem ich mich lange am Strande an den verschiedenen Gebilden des Gesteins und der Versteinerungen erbaut, langsam die Dünen hinauf, in deren losen Sand ich oft tief versank und mich mühsam emporarbeiten mußte. Oben angekommen, legte ich mich nieder und ließ den Blick schweifen über das endlose, majestätische Meer.

Die Inseln, welche wir bis jetzt besuchten, werden durch Dünen, so wie durch künstliche Deiche und Dämme gegen die Wuth der Wellen und Stürme mehr oder weniger geschützt, aber zu den Inseln Nordstrand und Pellworm gehören noch einige kleine, weder durch Dünen noch durch Deiche beschützte, wie Langeneß, Ahreland u. a., die sogenannten Halligen; sie liegen östlich von Amrum und südöstlich von Föhr. Halligen nennt man im weitern Sinne alles an der See liegende, uneingedeichte Land, welches bei der Fluth mehr oder weniger überschwemmt wird, im engern dagegen die bereits erwähnten Inseln. Sie liegen in offener See, und nur bei der Ebbe scheinen sie bis auf einige Wasserrinnen festes Land zu bilden. So wie aber die Fluth eintritt, werden sogar die einzelnen Wohnungen von einander getrennt, welche alsdann auf dem Wasser zu schwimmen scheinen. Der Boden der Halligen besteht aus Moorgrund, den die Fluth lockert, die darauf eintretende Ebbe mit sich fortführt und ihn an den Deichen des Festlandes als Schlick wieder ansetzt, so daß man mit Recht behaupten kann, die Halligbewohner können das ihnen entrissene Land an den Küsten des Herzogthums Schleswig wieder finden.

Auf den Halligen gedeiht kein Baum, dessen Grün das Auge erfreuen könnte, kein Busch, keine Staude rauscht im Winde, nur ein feines, kurzes Gras bedeckt den Boden, das den Schafen als Futter dient und zur Heugewinnung gemäht wird. Nicht selten führt die Fluth den kärglichen Ertrag des Bodens mit sich fort und beraubt den Halligbewohner der spärlichen Ernte.

Die Häuser sind auf Hügeln, auf sogenannten Werften erbaut, um bei Sturmwinden gegen den Schwall der Wogen geschützt zu sein; aber oft steigt die Fluth höher und höher, wälzt sich brausend über die Werfte hin, pocht gegen Fenster und Thüren und treibt die Bewohner bis unter's Dach. Die Häuser sind so gebaut, daß, wenn auch die Mauern derselben niedergerissen werden, das Dach dennoch auf den Pfeilern und Ständern stehen bleibt, welche der vorsichtige Erbauer bis auf den Grund der Werfte hineingetrieben hat. Nimmt aber die Wuth des Orkans nicht zur rechten Zeit ab, so wird auch die Werfte vernichtet, die Pfeiler, welche das Dach stützen, schwanken und erbeben in ihren Grundfesten, und nur einer mächtigen Wege bedarf es dann, um Alles zu zertrümmern, und den schwanken Bau mit seinen Bewohnern in die endlose Tiefe hinabzuziehen.

So traurig ist die Lage der Insulaner, und dennoch lieben sie den paradiesischen Ort der Erde nicht so wie ihre Heimath, die nur Noth und Schrecken zu bieten scheint. Daß der Schweizer in fremden Ländern seiner stolzen Alpen und grünenden Thäler in süßer Freude und tiefer Wehmuth gedenkt, ist leicht erklärlich, daß aber der Halligbewohner, der als Seefahrer die Wogen durchschneidet, mit noch größerer Anhänglichkeit seine nackte Insel liebt, wo er sich einst niederzulassen und sein Auge zu schließen hofft, das ist rührend und herzerschütternd, und läßt uns ahnen, welchen Zauber die Heimath auf jedes unverdorbene Gemüth ausüben muß.

Eine vielsach poetisch bearbeitete Sage berichtet, daß eine Friesin, die von ihrem Geliebten Abschied nahm, ihm versprach, immer eine Lampe an ihrem Fenster brennen zu lassen, bis er in ihre Arme zurückgekehrt sei. Der Seemann fand jedoch seinen Tod in den Wellen, aber das Mädchen versorgte unermüdlich die Lampe und blickte sehnsuchtsvoll auf's Meer, den Geliebten erwartend. Ihre Wangen erblaßten, ihr Haar erbleichte; Jahr aus Jahr ein brannte die Lampe, im nächtlichen Dunkel ihren freundlichen Schimmer auf die Wogen werfend, bis die Liebende endlich die müden Augen schloß, und von ihrer Hand nicht mehr versorgt, auch der Schimmer der Lampe erlosch.

Es soll vorgekommen sein, daß bei hoher Fluth und während der Nachtzeit große Schiffe dicht bei den Werften der Halligbewohner vorbeifuhren, und die Seefahrer es dann nicht zu deuten wußten, wenn sie plötzlich neben sich in ein traulich erhelltes Zimmer, das von Wellen umgeben war, hineinschauten.

Brunnen sind auf den Inseln nicht vorhanden, sondern die Bewohner haben auf ihren Werften eine Art Cisterne gegraben, die sie mit Grasboden ansetzen, und in welcher sie Regenwasser auffangen, das ihren Schafen zum Saufen und ihnen zur Bereitung des Thees dient, und müssen sie bei anhaltender Dürre das Trinkwasser vom festen Lande holen. Während der großen Fluthen, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1634) zogen viele Friesen von den Halligen nach Föhr, und ließen sich in Wyk und dem Dorfe Nieblum nieder, wo sich auch bis jetzt die ursprüngliche Tracht der Frauen erhalten hat.

Die Bewohner der Halligen sind kühn und unerschrocken, zurückhaltend und schweigsam; einsam leben sie auf ihrer Werfte, sich um die Außenwelt wenig kümmernd, nur bei einer Hochzeitfeier, die jedoch der wenigen Bewohner wegen selten vorkommt, geben sie sich der Freude des Tanzes hin. Die Frauen kleiden sich in enge Futterhemden von wollenem oder seidenem Damast; die langen Aermel, welche nach vorn weit offen stehen, sind an den Seiten mit silbernen Knöpfen besetzt; das Leibchen, welches sie unter dem Futterhemde tragen, steht ebenfalls weit offen, und schließt nur unten; an jeder Seite sitzt eine Reihe von achtzehn massiven silbernen Haken, an welchen eine Kette, ebenfalls von Silber, hin und hergewunden wird, an dem oberſten Ende derſelben tragen sie auf der Brust eine goldene oder silberne Schaumünze. Das ist noch eine alte Nationaltracht, welche die nüchterne und unschöne der Frauen des Festlandes beschämt.

Vom Baue des menschlichen Körpers.

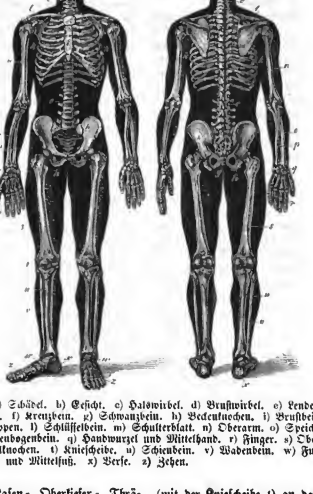
Des Menschen Fleisch und Bein.

Die Knochen (Beine, Gebeine) und Muskeln (Fleisch) sind die Bestandtheile unseres Körpers, welche demselben mehr als alle übrigen Organe seine menschliche Gestalt verleihen und mit Hülfe der Sinne und des Verstandes, zum menschlichen Thun und Treiben geschickt machen. Darum sollte man aber auch diesen Theilen von Jugend auf weit mehr Aufmerksamkeit und Pflege widmen, als dies zur Zeit geschieht, wo man es größtentheils dem Zufalle überläßt, ob der Körper wohlgestaltet und kräftig, oder mager, mißgestaltet und affenähnlich wird, trotzdem daß es in unserer Macht steht, großen Einfluß auf seine Gestaltung und durch diese auf sein Wohlergehen in der Zukunft auszuüben. Wie jammern nicht die Mütter, wenn ihre Fräulein Töchter schief und bucklig werden und zwar zu einer Zeit, wo sie gern Parade mit ihnen machen möchten; aber auf vernünftige und leichte Weise einem solchen Schief- und Buckligwerden vorzubauen, das ist nicht ihre Sache.

Die **Knochen**, deren Gewebe neben dem der Zähne das härteste im menschlichen Körper ist und deren Anzahl 213 (oder 245 mit den 32 Zähnen) beträgt, bilden durch ihre wechselseitige, mit Hülfe der Knochenbänder bewirkte Vereinigung ein Gerüste (Gerippe, Skelet) von beweglichen Balken und Hebeln, welches den sämmtlichen Weichtheilen, vorzugsweise dem Fleische, zur Befestigung und Unterlage dient, ihnen Halt und Stütze bietet, und Höhlen zur sichern Aufbewahrung edler Eingeweide aufbaut. — Nach dem verschiedenen Zwecke, welchem die einzelnen Knochen dienen, ist der Bau und die Form derselben verschieden. So finden sich lange oder Röhrenknochen, mit einem dicken walzenartigen Mittelstücke, dessen Inneres eine mit Knochenmark erfüllte Röhre darstellt, und mit dicken, schwammigen, kugligen Enden (auch schlechthin Kugeln genannt), vorzugsweise da, wo Theile (wie die Arme und Beine) große und schnelle Bewegungen auszuführen und den Körper zu stützen haben. Dagegen werden platte und breite Knochen zur Bildung von Höhlen und da verwendet, wo eine größere Anzahl von Muskeln zusammen eine Befestigung brauchen. Die dicken und kurzen Knochen von unregelmäßiger Gestalt trifft man aber an Stellen, wo eine auf viele kleine Knochenflüche vertheilte Bewegung hervorgebracht werden soll. — Die Verbindung der Knochen unter einander findet entweder in einer solchen Weise statt, daß die verbundenen Knochen ganz fest und unbeweglich zusammenhängen (durch Bänder, Knorpel, nahtartige zackige An- und Ineinanderfügung, Einkeilung), oder daß sie sich mit größerer oder geringerer Freiheit an einander hin- und herbewegen. Die letztere oder bewegliche Knochenverbindung, die auch Gelenkverbindung heißt, entsteht dadurch, daß das glatte, mit einem elastischen Knorpelüberzuge bekleidete, meist kuglige Ende des einen Knochens mit Hülfe von festen, aber biegsamen Bändern (von denen das wichtigste kapselartig die sich verbindenden Knochenenden umgibt) an eine entsprechende, glatte, überknorpelte, gewöhnlich ausgehöhlte Gelenkfläche eines andern Knochens befestigt ist. Zwischen den beiden so verbundenen Knochen befindet sich, in der sogenannten Gelenkhöhle, zur Erleichterung der Bewegung durch Schlüpfrigmachen der Gelenkflächen, eine dickflüssige eiweißähnliche Flüssigkeit, die Gelenkschmiere (Synovia); in manchen Gelenken trifft man auch noch Fettklümpchen und Knorpelscheiben. Nach dem Grade und der Art der Beweglichkeit bezeichnet man: das straffe Gelenk, in welchem eine nur geringe Beweglichkeit, blos ein sanftes Hin- und Herschieben stattfindet (wie zwischen den Wirbeln); das Scharnier- oder Winkelgelenk, wo sich die Knochen nur in einer Richtung, winkelartig an einander bewegen, wie ein Taschenmesser (wie im Knie- und Ellenbogengelenk); das Roll- oder Drehgelenk, bei welchem sich ein Knochen in einem halben Kreise um sich oder einen andern dreht (wie der Kopf auf dem Halse); das freie oder Kugelgelenk, bei welchem dem kugelförmigen Ende des einen Knochens in der Aushöhlung eines andern Bewegung nach allen Richtungen hin gestattet ist (wie im Achsel- und Hüftgelenke).

Das Gewebe der Knochen, von dessen richtigem Verhalten, zumal von der richtigen chemischen Zusammensetzung, des Knochens Härte und Gestalt, also seine Bestimmung für unsern Körper abhängig ist, zeigt sich dem unbewaffneten Auge als eine in der Knochenmasse eine größere oder geringere Anzahl um einander herum liegender Schichten, sowie eine große Menge enger, fett- und gefäßhaltiger Kanälchen (Mark- oder Gefäßkanälchen) und mit Ernährungsflüssigkeit erfüllter Höhlen (Knochenkörperchen) mit kanalartigen Ausläufern (Knochenkanälchen), welche die Höhlen und Kanälchen unter einander verbinden. — Die chemische Untersuchung ergibt die Knochenmasse zu 2 Dritteln als aus Knochenerde und zu einem Drittel aus Knochenknorpel zusammengesetzt; die erstere besteht hauptsächlich aus phosphorsaurem Kalke, dem etwas kohlensaurer Kalk, Fluorcalcium, phosphorsaure Talkerde und Kieselerde beigegeben ist; der letztere läßt sich beim Kochen zu Leim auf. Von der Knochenerde hängt die Härte, Dichtigkeit und Festigkeit des Knochens, vom Knorpel seine geringe Biegsamkeit und Elasticität ab. Ein Mißverhältniß zwischen diesen beiden Knochenmaterien erhellt dem Knochen solche Eigenschaften, die ihn für seine Bestimmung untauglich machen; denn eine zu große Menge von Knorpel macht ihn weich und biegsam, wie dies bei der sogenannten englischen Krankheit (Rhachitis) der Fall ist; zu viel Erde bedingt dagegen eine größere Sprödigkeit oder Mürbigkeit und sonach leichtere Brüchigkeit desselben. Die Ursache eines solchen Mißverhältnisses zwischen Knorpel und Erde (organischer und unorganischer Substanz) liegt gewöhnlich in einer falschen Nahrung, welche den Stoffwechsel im Knochengewebe nicht ordentlich zu unterhalten vermag und deuselben entweder zu viel von der einen, oder zu wenig von der andern Substanz zuführt. In der Jugend, wo der Knorpel in größerer Menge vorhanden ist, sind die Knochen auch leichten Verkrümmungen ausgesetzt, während

sie im Alter, wo die Menge der Erde größer ist, weit leichter zerbrechen. Die Verbrennlichkeit (Calcination) der Knochen rührt von ihrer knorpligen Grundlage her, ihre Undurchsichtigkeit, weiße Farbe, Schwere und die Fähigkeit der Fäulniß zu widerstehen, von den erdigen Bestandtheilen. — Die äußere Oberfläche der Knochen ist von einer festen, fehnigen Haut, der Knochenhaut oder dem Periost, überzogen, welches insofern die Ernährerin (Matrix) des Knochens ist, als seine zahlreichen Blutgefäße Aeſtchen in das Knochengewebe hineinſchicken. Diese Haut ist ebenso wie das Knochengewebe äußerst arm an Nerven und deshalb wie dieſes im gesunden Zustande empfindungslos; durch Krankheit können aber beide sehr schmerzhaft werden. Da die Ernährung (der Stoffwechsel) im Knochengewebe ziemlich langsam vor ſich geht, so kommen auch Krankheiten in demſelben, sowie deren Heilungsprocesse, nur sehr allmälig zu Stande.



a) Schädel. b) Gesicht. c) Halswirbel. d) Bruſtwirbel. e) Lendenwirbel. f) Kreuzbein. g) Schwanzbein. h) Beckenknochen. i) Bruſtbein. k) Rippen. l) Schlüſſelbein. m) Schulterblatt. n) Oberarm. o) Speiche. p) Ellenbogenbein. q) Handwurzel und Mittelhand. r) Finger. s) Oberschenkelknochen. t) Kniescheibe. u) Schienbein. v) Wadenbein. w) Fußwurzel und Mittelfuß. x) Zehe. z) Zehen.

Das knöcherne Gerüſte des menſchlichen Körpers wird, wie dieſer ſelbſt, in folgende Abtheilungen gebracht: in den Kopf (mit 28 Knochen), den Rumpf (mit 53 Knochen) und in die Gliedmaßen (mit 132 Knochen), von denen es zwei obere oder Arme (mit 68) und zwei untere oder Beine (mit 64 Knochen) gibt. — Das Knochengerüſte des Kopfes bildet mit ſeinem oberſten Theile, d. i. der Schädel (a) aus 8 Knochen (das Stirn-, Hinterhaupts-, Keil- und Siebbein, die Schädel- und Schläfenbeine mit dem innern Gehörorgane), eine ſchützende Kapſel für das Gehirn, während ſeine untere Abtheilung oder das Geſicht (b), welches von 14 Knochen (den Wangen-, Nasen-, Oberkiefer-, Thränen-, Gaumen- und Nasenmuſchelbeinen, dem Unterkiefer und Pflugſchar) gebildet wird, Höhlen für die Sinne enthält, wie die Augen-, Nasen- und Mundhöhle (mit dem Zungenbeine am Halſe). — Das Knochengerüſt des Rumpfes, an welchem man Hals, Bruſt, Bauch und Becken unterſcheidet, beſitzt als Grundlage an ſeiner hintern Fläche oder am Rücken die ſförmig gekrümmte Wirbelſäule oder das Rückgrat, welches aus 26 einzelnen Knochen zuſammengeſetzt iſt, nämlich aus 24 Wirbeln: 7 Hals- (c), 12 Bruſt- (d) und 5 Lendenwirbeln (e); aus dem Kreuz- (f) und Schwanzbeine (g). Mit den Bruſtwirbeln ſtehen auf jeder Seite 12 Rippen (k) in Verbindung, welche ſich vorn in die Rippenknorpel verlängern und ſich mit dieſen zum Theil an das Bruſtbein (i) anlegen, ſo den Bruſtkaſten, Thorax, bilden, in deſſen zu erweiternder und verengernder Höhle ſich die Lungen und das Herz befinden. An die Seitenfläche des Kreuzbeins legt ſich rechts und links ein, aus dem Hüft-, Sitz- und Schambeine zuſammengeſetzter Beckenknochen (h) an, und auf dieſe Weiſe wird als unterſter Theil des Rumpfes durch die beiden Beckenknochen, das Kreuz- und Schwanzbein, das Becken aufgebaut, deſſen Höhle Därme, Harn- und Sexualorgane aufnimmt. — Am Knochengerüſte des Armes oder der obern Gliedmaaße heißt das oberſte, vom Schlüſſelbeine (l) und Schulterblatte (m) gebildete Stück, die Schulter; an dieſe ſtößt der Oberarm mit einem einzigen Knochen, dem Oberarmbeine (n), deſſen unteres Ende ſich am Ellenbogen mit dem Vorderarme verbindet, welcher 2 Knochen beſitzt, von denen der eine die Speiche (o), am äußern oder Daumenrande, der andere das Ellenbogenbein (p) genannt wird. An den Vorderarm heftet ſich unten die Hand mit ihren 3 Abtheilungen, deren oberſte die Handwurzel (q) (aus dem Kahn-, Mond-, dreieckigen, Erbſen-, Haken-, Kopf-, großen und kleinen vieleckigen Beine), die mittlere die Mittelhand (aus 5 Mittelhandknochen) und die unterſte die Finger (r) ſind. — Das Knochengerüſte des Beines oder der untern Gliedmaaße iſt an das Becken durch den Oberſchenkel befeſtigt, deſſen Oberſchenkelbein (s) ſich oben mit ſeinem Kopfe in der Pfanne des Beckenknochens bewegt, unten am Kniee (mit der Kniescheibe t) an den Unterſchenkel ſtößt, welcher aus dem dicken Schienbeine (u) und dem dünnen Wadenbeine (v) beſteht. Beide Unterſchenkelbeine ſchwellen an ihrem untern Ende zu den Knöcheln an und verbinden ſich mit dem Fuße, deſſen hintere Abtheilung Fußwurzel (w) (aus Sprung-, Ferſen- (x), Kahn-, Würfel- und 3 Keilbeinen), die mittlere der Mittelfuß (aus 5 Mittelfußknochen), und die vordern die Zehen (z) heißen.

(Ueber die Muskeln, die naturgemäße Pflege und Ausbildung des Knochen- und Muskelſyſtems, ſowie über den Urſprung und die Behandlung von Krankheiten der Knochen und Muskeln nächſtens.)

Bock.

Schwäbiſche Geiſter- und Teufelsgeſchichten.

Ein kulturhiſtoriſcher Beitrag.

Das ſchöne Schwaben hat nicht nur einen David Friedrich Strauß hervorgebracht, der die Ausmerkſamkeit der Leute von den ober- und unterirdiſchen Geiſtern ab- und der dieſſeitigen Geiſterwelt zuzulenken bemüht war, ſondern auch einen Juſtinus Kerner, der unbeſchadet ſeiner Freundſchaft zu dem genannten Strauß, im Gegentheil ſchon ſeit Jahren von jener unſichtbaren und unfaßbaren Geiſterwelt in allem Ernſte viel Aufhebens macht und nicht blos von ihrem Hereingreifen in die dieſſeitige Welt überhaupt, ſondern ſogar von ihrem ſpeciellen Umgang mit ſpeciellen Perſonen feſt und feſt überzeugt iſt. Was Wunder, wenn die Anſichten ſelbſt Gebildeter mehr zu Kerner, als zu Strauß neigen? Liegt es doch in der Natur eines jeden Menſchen, ſich zu einer Geiſterwelt hingezogen zu fühlen, die nicht an die Geſetze, welche unſere unvollkommene Wiſſenſchaft kennt, gebunden iſt und da, wo der Verſtand ſeine Grenzen hat, der Phantaſie einen unendlichen Spielraum läßt.

Und phantaſiereich ſind die Schwaben. Schade nur, daß das Niveau der allgemeinen Bildung noch keine ſolche Höhe erreicht hat, daß der ſichere Kernpunkt zwiſchen unbedingtem Leugnen alles höheren Einfluſſes und dem unbedingten Feſthalten gutgemeinten Geiſterglaubens und beteiligter Geiſterſeher noch nicht gewonnen iſt. Wie viel in letzterem Artikel bei uns gemacht wird —

ich bitte diesen Ausdruck wörtlich zu nehmen — läßt sich unmöglich ermitteln: wenn auch von unsern Gerichten Jahr aus Jahr ein die schwere Menge Geisterg'schichten verhandelt werden, wie selten anderswo im großen deutschen Vaterlande, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß der kleinste Theil dieser Geschichten das Licht der Oeffentlichkeit erblickt.

Wir reden hier vom finstersten Theil der Nachtseite jener Geschichten, von der handgreiflichsten Gewinnsucht vermittelst des unbegreiflichsten Geisterglaubens und von dem schändlichsten Mißbrauch, der mit diesem Glauben getrieben wird. Lassen Sie mich einige Geschichten aus der neuesten Zeit erzählen.

Ende Februar stand vor dem Schwurgericht in Ellwangen Balthasar Huber von Steinheim, O.-A. Heidenheim. Der Angeklagte, 53 Jahre alt, Schäfer und Viktualienhändler, erscheint in abgetragener blauer Blouse. Er faß bereits schon längere Zeit in Gefängnißhaft, wofür auch sein blasses Gesicht Zeugniß giebt. Seine scheinbar ausdruckslose Physiognomie geht während seiner eignen, mit Lebhaftigkeit geführten Vertheidigung in Schlauheit und Verschmitztheit über. Das mehrfach ausgestellte Prädikat eines redseligen Schwätzers hat er sich auch während der Verhandlung erworben, und mußte er vom Präsidenten darauf aufmerksam gemacht werden, bei der in Frage stehenden Sache zu bleiben. Nach der Anklageakte hat Huber wegen Landstreicherei, unerlaubten Einsetzens in das baierische Lotto, oftmaliger Uebertretung der Confinationsgrenze und betrügerischer Handlungen nicht weniger als 28 Vorstrafen zum Theile bis zu halbjähriger und achtmonatlicher Arbeitshausstrafe nebst zweimaliger Applikation von Stockstreichen (in Baiern) bestanden. Er trieb sich die letzten vierzehn Jahre, trotz mehrfacher Ausweisung aus Baiern und speciell aus München, dennoch zum Theil in Augsburg und München und namentlich in Roggden und der Umgegend herum. Er ist nach der Anklageakte eines durch zwölf Jahre (1841 bis 1853) fortgesetzten gewerbsmäßigen Betrugs durch Vorspiegelung zu hebender Schätze, der Fälschung von Lotterieloosen und selbst der Teufels- und Geisterbeschwörerei angeklagt und hat von Personen verschiedenen Standes und Berufs theils in München und Augsburg, theils namentlich von vielen Sektnern in Roggden u. s. w. in diesen zwölf Jahren nicht weniger als 4386 Gulden baares Geld herauszulocken gewußt, im Ganzen aber in dieser Zeit die Summe von gegen 8000 Gulden durch fortgesetzten Betrug sich zu eigen gemacht. Bei nicht weniger als 31 Personen, von welchen sechzehn als Zeugen persönlich erschienen, hat er seine betrügerischen Zwecke erreicht, und die meisten an den Bettelstab gebracht. Er sing damit an, sie durch die Loosnummern irre zu machen, welche sein Zauberspiegel als sicher gewinnende reflektirte, oder welche von geistlichen Herren durch Einfluß von Geistern als unfehlbar bezeichnet wurden.

Der Zufall wollte, daß einzelne wirklich gewannen, von den übrigen gab er, den leicht zu täuschenden Menschen gegenüber, deren Physiognomien auf den Zeugenbänken das Gepräge der Geistesbeschränktheit an der Stirn trugen, die hohen den Loosen zugefallenen Summen fälschlich an. Nachdem der Köder einmal gewirkt und der Reiz nach leichtem Gewinn rege gemacht war, hatte er bei seinen Klienten, denen er sich geistig weit überlegen fühlte, leichtes Spiel. Brauchte es doch nur, die warm und flüssig gewordene Phantasie durch Vorspiegelung eines durch relativ unbedeutende Geldmittel zu erreichenden ungeheuern Schatzes zur Siedhitze zu bringen. Dazu mußte ein angeblich im Kloster zu Elchingen und im Kloster Herrgottsruhe bei Friedberg im Schooße der Erde verborgener Schatz die verlockende Perspektive bilden. Die Fabel ist folgende:

In den verschütteten Kellern beider Klöster liegen sieben oder, wie er gegen andere Zeugen versicherte, 35 Millionen in dreieckigen, gutlöthigen Silberstücken von altem Gepräge. Bereits ist von dem, im Hintergrund spielenden Comitee dafür gesorgt, die Einwechslung in gangbarer Münze zu bewerkstelligen. Nachts dienstbare Geister, sieben an der Zahl, von sonst menschlicher Gestalt, mit einem „fimrigroßen" Todtenkopfe, welche, bei einer angeblichen Erscheinung in einem Saale in Augsburg, einen solch penetranten Modergeruch zurückgelassen, daß eine große Schnupftabaksdose als Palliativ aufgestellt ist, reden mit der aus „geistlichen Herren" bestehenden Versammlung in lateinischer, mit dem Angeklagten in deutscher Sprache. „Arme Seelen," die ihre im Leben abgelegten Gelübde, wegen zähen Todes nicht zu lösen vermochten, bewachen als Sträflinge den Himmels den Schatz. Es spielen in diesem phantastisch-zauberhaften Schau-, Possen- oder Trauerspiel Ritter mit Helm und Panzer, zwölf- und sechzehnjährige Kinder, und neben den dienstpflichtigen Geistern der leibhaftige Teufel selbst.

Das Geheimniß von dem vorhandenen großen Schatze wurde zuerst dreizehn geistlichen Herren offenbart, nach einer andern, vom Angeklagten erst später vorgebrachten Version aber nur drei Herren, welche in seiner Vertheidigung eine Hauptrolle und an ihm selbst — wie er sagt — den Betrug spielten, nämlich einem, von ihm stets im Munde geführten, abgesetzten geistlichen Herrn Waigl (eine für einen Dritten versertigte Bittschrift hatte seine angebliche Absetzung zur Folge!), einem Bierwirth aus Augsburg und einem Schullehrer, welch' letztere zwei aber bereits gestorben sind. Auf die Frage, wo Waigl sich aufhalte, esklamotirte er diesen nach — Amerika!

Diese Geistlichen, oder wie er zu Andern später sagte, diese drei Agnaten bilden einen eigenen Verein in „dieser Sache", welches Ausdrucks sich Huber zur Bezeichnung des Geschäfts der Erhebung und Theilung des Schatzes in ewiger stereotyper Wiederholung bedient. In untergeordneter Stellung unter diesen Verein oder dessen Agnaten tritt nun Huber auf Geheiß der Geister, bei deren Erscheinung und pestartigem Geruch ihm „fast der Athem vergangen", als Sendbote des flingenden Evangeliums auf. Die Geister ermahnen ihn, standhaft und fest in „dieser Sache" zu verharren, und seine Aufträge an die Prädestinirten, d. h. die Armen und Nothleidenden auszuführen. Die Geister bedienen sich des homöopathischen Systems; die „armen Seelen," nämlich, die als Wächter über den silbernen Schätzen schweben, sollen wieder nur durch Arme, Bedrängte erlöst werden, aber nur durch solche, die guten, reinen Herzens und unbescholtenen Wandels sind. An diese nun soll in „Theilen", nach vorhergegangener, durch Seelenmessen begutachteter strenger Prüfung der religiösen Gesinnung und der Herzensreinheit, der Schatz der vielen Millionen repartirt werden. Ein kleiner Gegendienst wurde freilich verlangt, denn die Erlösung kann ohne Vermittlung der Lebendigen nicht geschehen. Dazu ist — die Geister sitzen ja selbst über silbernen Barren — kein Geld nöthig, sondern die geistlichen Dinge des Gebets und der kirchlichen Funktionen: Seelenmessen, Wallfahrten, Rosenkranzbeten und Opfer. Ja, an Huber selbst ergeht im bewußten Saale zu Augsburg die Aufforderung, eine Wallfahrt nach Rom zum heiligen Vater, zum erlösenden Zwecke der Geister zu unternehmen, die er aber im „protestantischen Bewußtsein" verweigert. Dagegen giebt er sich gerne dazu her, und trägt auch als „Evangelischer" kein Bedenken, als Unteragnat die von den dienstbaren Geistern erkornen „Armen und Nothleidenden" aufzusuchen und sie durch den unwiderstehlichen Reiz der silbernen Millionen anfänglich zu geringen Beiträgen für Seelenmessen, Wallfahrten und später zu immer größeren Einlagen zu verleiten. Ein vor den Schranken erschienener Zimmermann von vierzig Jahren aus Roggden hat sein ganzes Vermögen, 1300 Gulden, dem Betrüger zum Opfer gebracht, und ist jetzt völlig verarmt. Ein anderer Betrogener gab wiederholte Beiträge von einigen hundert Gulden, weil er nach der Versicherung der durch Huber redenden Geister „Oekonomie-Verwalter mit dem Schlüssel zur Thüre der verborgenen Schätze" werden sollte! Ebenso wußte er in München und Augsburg Personen verschiedenen bürgerlichen Standes, Frauen, die zum Theil im seidenen Hut und Mantel vor dem Schwurgerichtshof erschienen, durch stets gleichlautende betrügerische Machinationen zu immer bedeutenderen Einlagen zu echauffiren. Erhielt doch ein Gulden 1000 Gulden, ja 3000 Gulden, und stiegen doch bei größern Geldspenden die Prämien in fabelhaften Progressionen bis zu Hunderttausenden. Und dennoch ist es kaum glaublich, daß sämmtliche Betrogene, worunter einzelne aus bessern Ständen, schon bei der in Baiern gepflogenen Untersuchung lieber den Schaden trugen, als sich durch einen solchen Betrüger, dem sie ihr Vertrauen zwölf Jahre lang blindlings schenkten, kompromittiren zu lassen.

Oder wurden sie stutzig und dauerte ihnen die Sache ohne den gewünschten und erwarteten Erfolg zu lange, so wußte Huber dieselbe theils durch untergeschobene Briefe von dem Direktor Erhard von Herrgottsruh (welcher dem Betruge auch ein Ende machen sollte), theils durch Darreichung einiger Kronenthaler in der Schwebe zu erhalten. Andere führte er vor die Pfarrhöfe und selbst vor das Kapuzinerklosster in Augsburg, ließ sie vor der Thüre warten, oder in der Klosterkirche den Rosenkranz beten,

und der Bescheid, den er aus dem Hause oder Kloster brachte, beruhigte stets mit dem Zuwarten von nur einigen Wochen.

Endlich sollte der Schatz wirklich aus den Klosterkellern abgeführt werden, aber auch die Fuhrwagen, die die schweren, gewichtigen Millionen den Betheiligten zuführen sollten, erforderten wiederholte Beiträge, zu deren Realisirung Mäntel, Uhren, Ketten und das Letzte, was zu Geld zu machen war, vollends geopfert wurde, ohne daß den Verblendeten die Augen geöffnet worden wären. Der vorgenannte Zimmermann von Rogaben erkundigte sich endlich bei dem geistlichen Direktor Erhard in Gottesruh bei Friedberg nach dem Angelagten und nach dem Stande der Erbschaftssache überhaupt, aber auch die ihm gewordene Versicherung, daß er Huber gar nicht kenne, enttäuschte ihn nicht, und als er auf seinen dem Huber gemachten Vorhalt von diesem den Bescheid erhielt, das liege im Plane „dieser Sache", war er vom Zweifeln zur alten sanguinischen Hoffnung zurückgekehrt. Doch nicht dieser allein nahm endlich, nachdem er sein Alles geopfert und zum Bettler geworden war, seine letzte Zuflucht zu diesem geistlichen Herrn. Denn das lag immer als beruhigendes Bewußtsein im Hintergrunde der Betrogenen, die geistlichen Herren können keinen Betrug mit den Armen spielen, deren Hort und Zuflucht sie seien!

Es wird vom Präsidenten ein Auszug des Tagebuchs vorgelesen, welches der, indeß im 77. Jahre verstorbene Direktor Erhard bei seiner gerichtlichen Vernehmung in Baiern seiner protokollarisch niedergelegten Erklärung beilegte und dem würtembergischen Gerichte übergeben wurde, und worin in schlichter, frommer Weise erzählt wird, wie Erhard den vielen Gesuchten, welche sich Jahre lang theils schriftlich, theils persönlich Raths bei ihm erholten, und in der Voraussetzung seiner Betheiligung in der Schatzangelegenheit, ihre Bedrängniß und ihre materielle Noth ihm klagten, stets die strikte Erklärung gab, nichts von der Sache zu wissen, wie er den „famosen" Huber, dessen verdächtigen Gaunernamen er so oft schriftlich und mündlich erfahren mußte, zu entlarven suchte und sie auffordrte, in ihrem Berufe zu arbeiten, und, statt auf einen Betrüger, auf Gott zu vertrauen. Er bemerkt weiter, wie er auf Spaziergängen und allen Wegen von Unbekannten, die ihm nicht einmal den Namen anvertrauten, wegen Huber's und des Schatzes belästigt und tribulirt worden sei u. s. w. Und das sollte denn auch der Stein werden, der den Betrüger nach 12jähriger ungefährdeter verbrecherischer Laufbahn zu Falle bringen sollte. Auf die, fast möchte ich sagen, zu spät gemachte Anzeige bei dem Gerichte in Augsburg wurde nach dem Verbrecher gefahndet, ohne daß man desselben auf baierischem Boden habhaft werden konnte. Vom Oberamtsgerichte Heidenheim als des Betrugs verdächtig, mit Steckbriefen verfolgt, wurde er in Bopfingen verhaftet und an das Oberamtsgericht abgeliefert. Trotz des bedeutenden, durch Betrug erworbenen Geldes ist auch er ein Bettler, der mit Ausnahme des Wenigen, das er zur Erziehung seiner drei unehelichen Kinder in Baiern verwendete, all' das Blutgeld so schnell und leicht verlor, wie er es geraubt hatte, und der sich in seiner Verstocktheit kein Gewissen daraus gemacht hatte, meist unbescholtene, schlichte und arme Leute durch die betrügerische Vorspiegelung überreicher Erbschaft zu äußerst unglücklichen Menschen zu machen. — Der Staatsanwalt beantragte: wegen fortgesetzten gewerbsmäßigen Betrugs eine Zuchthausstrafe von zwölf Jahren, und hielt es in Anbetracht des vielen Wehes und des bedeutenden Unglücks, das Huber durch seinen beispiellosen Betrug über rechtliche, harmlose und dazu arme Leute gebracht, für eine gerechte Strafe, das körperliche Wehe der Züchtigung über ihn auszusprechen. Er beantragte daher eine körperliche Züchtigung von 50 in Abtheilungen zu applicirenden Streichen. Der Schwurgerichtshof verurtheilte Huber zu zwölf Jahren Zuchthaus und Tragung sämmtlicher Kosten, welches Urtheil derselbe ohne sichtliche Erschütterung anhörte.

Ein ähnlicher Fall wurde Anfangs dieses Monats vor dem Schwurgerichtshof in Ludwigsburg verhandelt. Der Angeklagte war ein Taglöhner, Namens Christian Karl Jetter, von Hoßen, Oberamts Besigheim, 59 Jahre alt, verheirathet, Vater von sieben Kindern und ganz schlecht prädicirt. Er, dessen Gesichtszüge ungemeine Verschmitztheit verrathen, ist Schatzgräber, Geisterbeschwörer und sonstiger Betrüger. Er wurde bereits während seiner Militärzeit wegen Veruntreuung von Menagegeldern und Fälschung des Menagebuchs, ebenso wegen Betrugs und Verleitung eines Andern hierzu, sodann außer dem Militärstande wegen Fälschung einer öffentlichen Urkunde und endlich wegen Diebstahls bestraft. Im Jahre 1853 begann er große Ausgaben zu machen, die mit seinem kleinen und mit Schulden behafteten Anwesen in gar keinem Verhältnisse standen, namentlich war er häufig in den Wirthshäusern zu sehen, wo er dem Trunke ergeben, viel Geld verthat. Dieses Geld erwarb er meist durch Bettelgereien mittelst Benutzung des Aberglaubens Anderer; alle seine Verbrechen aufzuzeichen, war nicht möglich, wie die Anklageacte sagt, weil in solchen Fällen die Betrogenen selbst nicht nur keine Anzeigen machen, senkren sogar auf die Verheimlichung der an ihnen verübten Vergehen hinzuwirken, und auch andere Zeugen in ihren Angaben rückhaltend zu sein pflegen.

Doch gelang es, nachfolgende Vergehen zu erweisen: Im Jahre 1853 kam Jetter nach Eschenau und Windischenbach und brachte daselbst eine Gesellschaft von Leuten zusammen, die er glauben machte, er könne ihnen ungeheuer viel Geld verschaffen durch Hebung eines unter dem Keller auf dem Goldberge bei Windischenbach verborgenen Schatzes, welcher frei werde durch Erlösung des wachehaltenden Geistes vermittelst Gebeten in einem 30 oder 40 Stunden weit entfernten Kloster; dorthin müsse Geld und andere Sachen geschickt werden, damit man die Gebete vornehme; die Gesellschaftsmitglieder sollten diese Gaben spenden. Dem Vereine traten nun mehrere Leute, elf an der Zahl, bei. Jedes Mitglied mußte zuerst je ein Mannshemd und 59 Kreuzer an's Kloster abgeben. Die Heuden, welche neu, aber von ihren bisherigen Eigenthümern doch schon einmal getragen sein sollten, bekommen, sagte Jetter, die Zöglinge im Kloster. Später wurden wieder neunzehn Gulden zusammengeschossen und dem Jetter zugestellt. Ungefähr in der Mitte August 1853 begab sich derselbe in einer Nacht mit vier Mitgliedern in den bezeichneten Keller, er stellte dort vier große Lichter in einem Viereck auf, setzte ebenso vier kleine Lichter nieder, zündete diese an und las etwas den Zeugen Unverständliches ab. Hierauf erschien in langem weißen Gewande eine menschliche Gestalt, die Jetter anredete und sie befrug, ob das Geld jetzt zu holen sei; die Gestalt antwortete, es sei noch nicht Zeit, es seien noch 50 Fl. als Opfer in das Kloster zu schicken. Die Gestalt verschwand dann wieder. Die 50 Fl. aber wurden dem Jetter übergeben, um sie in's Kloster zu tragen. Etwa nach vierzehn Tagen ging's wieder auf den Goldberg, um den Schatz zu heben: jedes Mitglied war mit einem großen Sacke versehen. Jetter machte wieder allerlei Beschwörungen, der Geist kam aber nicht. Hierauf folgten weitere Versuche, die den Mitgliedern zwar keinen Schatzantheil, wohl aber wiederholte Opfer brachten; unter Anderm gab man auch ein Bett, damit es im Kloster für arme reisende Pilger aufgestellt werde.

Sofort wurde der Goldberg aufgegeben und Versuche in der Nähe des Eichelsberges, O.-A. Weinsberg, gemacht. Der Opfer waren wieder viele; denn es wurde auch „Fünf-Wunden-Oel" verschafft. Jetter erhielt wenigstens 200 Fl.

Ein ander Mal kam der Bauer Bröckel von Bömingheim zum Angelagten, weil derselbe etwas vom Schatzgraben verstehe. Er sagte ihm, daß in seinem Hause ein Schatz verborgen sei. Jetter ging sogleich auf die Sache ein, zeigte dem Bröckel und einem Nachbar Weber ein Buch mit Bildern und sagte: solche „Dinger" kommen beim Schatzgraben. Auch gebe es dienstbare und Freiheits-Geister, wovon man die ersteren am Dienstag, die letzteren am Freitag vertreibe; wenn nur einmal der Böse vertrieben sei, so habe es keine Noth. In einer Nacht sodann kam man in der Wohnung Weber's zusammen. Jetter ließ Bröckel und Weber niederknien, besprengte sie mit angeblichem Weihwasser und sprach in fremder Sprache einen Segen über sie. Nachts halb zwölf Uhr zog er dann mit Beiden auf einen Kreuzweg, stellte sie dort auf, lief in Kreisen um sie herum und sprach Unverständliches, bis er zuletzt den Satan rief: er solle erscheinen! Da kam auf der Straße daher eine männliche Gestalt. Jetter rief auf hundert Schritte ihm zu: sie solle halten! Sie blieb stehen.

„Wie groß ist der Schatz?" rief er.

Die Gestalt antwortete:

„Sieben Millionen, und sie — die Beschwörenden — würden von ihm böse heimgeschickt werden, wenn sie nicht das sechste und siebente Buch Mosis hätten; weil aber Jetter dieses Buch besitze, so könne er den Schatz heben:" Jetter befahl sofort dem Satan, abzutreten; die Gestalt drehte sich um, und es sei nun — sagen die Zeugen — gerade gewesen, wie wenn sie aus Zorn Feuer

spie, was gerade ausgesehen, als ob man einen Feuerteufel machte (der Satan war aber wahrscheinlich ein Sohn des Angeschuldigten). Brückel und Weber glaubten wirklich, es sei der Teufel gewesen! Brückel erhielt den Auftrag, zu des „Grafen oder Geistes“ Erlösung in das Kloster zu St. Leonhardt ein Opfer von 99 Fl. zu stiften oder er werde in 99 Tagen sterben, wo dann der Geist des Grafen erlöst, Brückel's Geist aber den Schatz hüten müsse. Brückel gab jedoch das Geld nicht und die Sache zerfiel.

Ein anderer sehr vermöglicher Bauer, M. Schmoll, in Hausen, hatte auch einen Geist im Hause — seinen verstorbenen Schwiegervater. Jetter bannte denselben unter lautem Jammern und Gewimmer des Geistes bei Licht und Bibel: der Geist ließ sich nach Angabe der Schmoll'schen Eheleute von da an nicht mehr hören. Schmoll verkaufte ein paar Stiere und Jetter erhielt 200 Fl. von dem Gelde! Jetter bekannte nach längerem Läugnen dieß und sagte: das Gewimmer wäre von einer Katze hergekommen, die unter „argem Gemauzel“ die Küchenstiege herabgesprungen, von ihm aber gepackt, in einen Sack gesteckt und fortgetragen worden sei. Die Schmoll's hätten aber geglaubt, es jammere ein Geist. —

Durch den Landjäger Kaller in Bruckenheim, welcher sich einen Plan machte, den Angeklagten zu fangen, wurde das Treiben des Jetter aufgedeckt, und es ergieng sich, daß derselbe im Ganzen wenigstens 400 Fl. sich unerlaubter Weise verschafft hat. In seinem Verhöre gestand der Angeklagte fast sämmtliche Thatsachen insofern unumwunden zu, als er bei der ganzen Angelegenheit redlich zu Werke gegangen sei, und die empfangenen Gaben zwar nicht an das Kloster, aber doch zu sonst vielen wohlthätigen Zwecken, wie Almosen ꝛc. abgegeben haben will; auch behauptet er, er habe, wie damals, so jetzt auch, den Glauben, das Schatzheben könne gelingen. Ueberhaupt dot das Verhör mit den Angeklagten und den Zeugen ein komisch-tragisches Schauspiel dar: man war erstaunt über die Beschimpftheit der Betrügenden und über die Bornirtheit der betrogenen Partei. Ja, man höre: anstatt daß die Hauptbetheiligten, nachdem ihr furchtbarer Aberglaube und Unsinn bereits während der zwei Tage andauernden Gerichtsverhandlung im Saale wiederhallt, jetzt zur Vernunft kämen, sind sie noch schmurstracks und beharrlich der Meinung, daß sowohl ihr Zauberer wirklich Geister erschienen ließ, als daß sie auch selbst Geister gesehen und gehört haben. Z. B. der 70jährige Brückel behauptet: vor ungefähr zwanzig Jahren sei ihm eine weiße weibliche Gestalt erschienen, habe ihn umarmt und fortzuziehen gesucht! Schmoll aber bleibt dabei, nach der Bannung durch Jetter habe sein Schwiegervater (welcher nach seiner Ansicht „geistet,“ weil er ihn in seinem Testament vielleicht etwas verkürzte!) nicht mehr rumort! Und wiederum hat der alte Brückel von dem in seinem Hause verborgenen Schatz, z. B. auch eine goldene Sperrkette gesehen!

Der Angeklagte wurde für schuldig erklärt und unter Einrechnung eines Theils der unverschuldeten Untersuchungshaft zu einer Arbeitshausstrafe von drei Jahren und neun Monaten und zur Tragung sämmtlicher Prozeßkosten verurtheilt. Er vernahm das Urtheil mit großer Gleichgültigkeit.

Sie sehen, daß das Volk von Schwaben nicht so ungläubig ist, wie man es schon verschrien hat.

Das neue Rathhaus in Hamburg.

Die merkwürdige deutsche Stadt, einst Königin der Elbe und des Welthandels mit ihren Hansschwestern, jetzt in dem merkwürdigen Rufe, daß sie eine Republik sei, in der That aber die abhängigste Gemeinde und Wirthschaft in der Welt, abhängig von England, abhängig von benachbarten und sehr entlegenen Staaten und deren Rescripten, ist mit eigenen, aber noch mehr von außerhalb zugeflossenen Mitteln wieder so schön aus ihrer Asche hervorgestiegen, wie selten ein Phönix. Die schönsten und prachtvollsten Bauten sind aber immer noch unterwegs und zum Theil nur erst in architektonischen Zeichnungen vorhanden. Die stolzeste neue Kirche (St. Nicolas) steckt noch im Rumpfe und der Thurm, welcher alle Thürme Europa's nach dem straßburger Münster an Höhe übertreffen soll, fängt erst an, sich zu erheben. Von dem zweiten größten Prachtbau, dem Rathhause, fehlt nicht nur die Krone, sondern auch Alles vom Körper und Haupte, ja selbst der erste Anfang noch. Doch läßt sich an baldiger Vollendung unter Direction des hamburger Hauptbaumeisters und Engländers Mr. George Gilbert Scott nicht zweifeln.

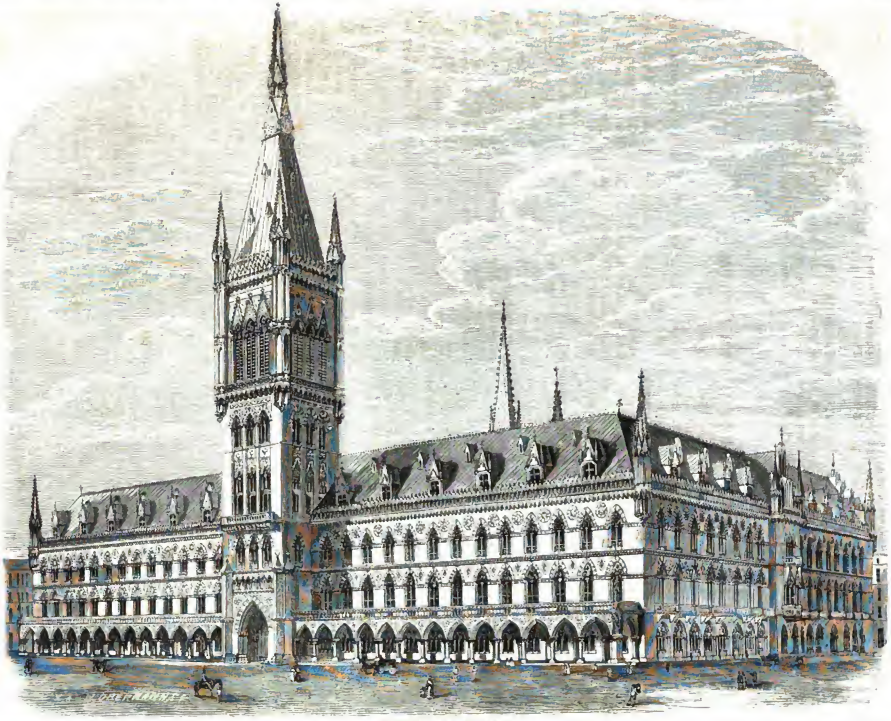
Wir geben aus seinen architektonischen Modellzeichnungen zu diesem Baue die Hauptansicht von der Vorderfront aus. Auch ohne besondere architektonische Bildung wird man leicht sehen, daß bei aller Pracht im Großen und Zierlichkeit im Kleinen dieses Bauwerks die Manie Scott's, Alles zu gothiciren, an einem modernen Rathhause und republikanischen Regierungsgebäude durchaus nicht mit Geschmack angebracht ist. Der gothische Stil hat einmal einen romantisch-religiösen, durch Spitzbogen und Strebepfeiler, schlankes Emporstreben und Durchbrechung materieller, massiver Wände zur Durchsichtigkeit von brabanter Spitzen Materie und Irdisches verläugnenden, d. h. erhabenen Charakter. Im Rathhause soll aber die irdische Republik Hamburg regiert, nicht regiert, irdisches Geld gesammelt und vom Senate wieder zum Besten der Republik, d. h. für irdische Zwecke ausgegeben werden. Dabei denkt Niemand an den Himmel, und überhaupt hat die Republik Hamburg nichts Himmlisches. Der gothische Stil des Rathhauses drückt also in keiner Weise Etwas aus, was mit den Zwecken desselben irgend Etwas gemein hätte. Die gothische Form ist also hier eine eitele, leere, nichtssagende, mißbrauchte. Selbst der moderne, ächte Religions-Kultus strebt nicht mehr mittelalterlich-erhaben schlechtweg vom Irdischen los, sondern sucht es umgekehrt als göttlich zu würdigen und den Himmel auf der Erde, im Irdischen zu erkennen und zu genießen. Deshalb ist im Allgemeinen auch für Kirchen der gothische Stil keine lebendige, ästhetische Form mehr und gerade deshalb, weil er der herrschteste, gewaltigste, klassischste für das mittelalterliche Religions- und Kultus-Ideal, also für ein ganz historisch bestimmtes, historisch vergangenes Streben und Sehnen war.*

Für moderne Architektur-Aesthetik ist daher auch der Geist vom gothischen Stile gewichen. Man macht im großartigsten Maßstabe der Nachahmung z. B. am neuen Parlamentsgebäude zu London nur die Schnörkel, nur die Außartung desselben mechanisch und thatsächlich mit der Maschine nach. Und die am neuen Rathhause zu Hamburg oben hinlaufenden Decorationsbögen sehen gar aus, als sollten die Frau Senatorinnen dort Wäsche trocknen.

Hamburg sieht prächtig aus in seinen neuen Stadttheilen, es würde aber eine schönere, geschmackvollere Physiognomie tragen, wenn es sich guten und großen deutschen Baumeistern anvertraut hätte, statt einem Engländer. In nichts sind die Engländer so verrufen, als in der Geschmacklosigkeit ihrer Architektur, in ihren Bauten, die im Durchschnitt weiter nichts sind, als mit Papier überkleidete Zelte, barbarische Holz- und Steinhütten mit wildem Wachtfeuer im Kamin, mit Barbarei an den Wänden, überkleidet mit Tapete, verhüllt mit Teppich und Wachstuch. Allerdings ist Mr. Scott einer der gebildetsten Architekten England's, aber doch auch wieder für moderne Bautenfcköhheit ganz unbrauchbar, weil er nichts als schön anerkennt, als das, wofür er in irgend einer alten Kirche ein Muster und Ideal nachweisen kann, wegen seiner Gothomanie. Er ist gelehrt, geschickt, hat aber nichts Schöpferisches, keinen Schönheitssinn. Wir wollen hier nicht rechten, weshalb Mr. Scott über die deutschen Architekten, die sich mit Modellen und Entwürfen für die St. Nicolaskirche einfanden, siegte, wissen aber, daß der meisterhafte Entwurf G. Semper's aus Dresden (um es allgemein auszudrücken) nur von dem englisirenden Geiste in Hamburg zu Gunsten des Scott'schen zurückgewiesen ward.

Wie die Sachen nun stehen, muß man das Rathhaus und die St. Nicolaskirche und das ganze neue Hamburg eben hinnehmen, wie es ist und wird, obwohl gerade Deutschland und deutsche

* Mit den Ansichten unsers verehrten Mitarbeiters über gothische Architektur können wir uns doch nicht ganz einverstanden erklären.
D. Redakt.



Das neue Rathhaus in Hamburg.

Beiträge zur Wiederauferstehung Hamburgs hier ein größeres Recht geben als je, deutsche Kunst und deutschen Schönheitssinn geltend zu machen. Darin würde zugleich die hauptsächlichste Anerkennung des großartigen und klingenden Mittels liegen, welches Deutschland gegen das abgebrannte Hamburg bewies. In ähnlichen Unglücksfällen, welche deutsche Städte und Gegenden betraf, hat Hamburg im Allgemeinen wenig oder kein Talent der Dankbarkeit gezeigt.

Abgesehen vom Stile wird das neue Rathhaus namentlich im Innern eine der großartigsten und geräumigsten Civil-Bauten sein. Obenan steht die weite, hohe Senator-Halle mit verschiedenen Bureaux, Commissions-Zimmern, Archiv-Räumen um sie her. Dann kommt der Versammlungssaal der Bürger-Abgeordneten, worin letztere mit dem Senate monatlich einmal das Wohl der merkwürdigen Republik berathen, mit Nebensälen für Lokal- und Kirchsprengel-Vertreter. Der dritte Hauptsaal wird die Finanz-Verwaltung und ein Dutzend Steuer-Departements in sich abfachern. Daneben Gerichtshöfe, eine fünfte Abtheilung für verschiedene Bureaux der Verwaltung und Rechtspflege über Banterotte, Heirathen u. s. w. Das große „Gehege“ wird zu Börsen- und kaufmännischen Geschäften der großen Geldmänner und Handelsfirmen dienen. Die Kosten des großen Baues sind auf 1 Million Thaler berechnet worden, dieselbe Summe, welche für den Bau der St. Nicolaskirche veranschlagt ward.

Fräulein von Arnim.

Eine Erinnerung.

Vor einigen Tagen blätterte ich in dem Tagebuche meines Vaters, das er sehr sorgsam geführt hat. Unter manchem Interessanten fand ich auch eine Unterredung, die er und ein guter Freund mit der Gräfin Marie Henriette Elisabeth von Kunheim gehabt hatten. Da die genannte Dame in der Lebensgeschichte unseres großen Dichters Schiller unter dem Namen Fräulein von Arnim eine wichtige, wenn auch noch nicht ganz aufgeklärte Rolle spielte, so dürfte es manchem Leser dieses Blattes erwünscht sein, wenn ich die angedeutete Stelle aus dem Tagebuche hier mittheile.

Friedland an der Alle, den 12. Juli 1820.

Der heutige Tag ist unstreitig der denkwürdigste, den ich mit meinem Freunde B. auf der diesjährigen Ferienreise erlebt habe. Es ist unverzeihlich, daß ich nach fast dreijährigen Studien in Königsberg noch nicht weiß, daß Fräulein von Arnim, die von Schiller Angebetete, in der Provinz lebt! Durch Zufall erfuhr ich es erst heute, und das Glück, was mir sonst nicht immer lächelt, vergömmte mir sogar eine Unterredung mit der berühmten Dame. Wir wanderten nämlich heute früh durch das Dorf G. und sahen seitswärts vom Wege ein prächtiges Gut.

„Wie heißt jener schöne Landsitz?“ fragte ich einen Mann, der uns mit einer langen Pfeife im Munde entgegen kam und den ich, worin ich mich auch nicht getäuscht hatte, für den Schulmeister des Orts hielt.

„Das ist das Dorf Kloschenen!“ antwortete der Gefragte, indem er uns höflich „einen guten Morgen“ bot und mit uns weiter ging.

„Und wem gehört das Gut?“

„Der Gräfin von Kunheim. Jedenfalls,“ fuhr der redselige Mann fort, „sind die Herren von der Universität und kennen alle unsern großen Schiller und dessen Lebensgeschichte. Dann wird es vielleicht von Interesse für Sie sein, zu erfahren, daß die Gräfin von Kunheim jenes Fräulein von Arnim ist, die der große Dichter einst so sehr geliebt hat. Sie werden wissen, daß sie nicht reich war, und da Schiller ebenfalls nichts besaß, wie es den Gelehrten oft geht, hat er sie auch nicht heirathen können.“

„Die Gräfin Kunheim ist wirklich das ehemalige Fräulein von Arnim?“ fragte ich, überrascht von der Mittheilung, die mir der Schulmeister gemacht.

„Zu dienen, meine Herren! Jetzt ist sie indeß nicht mehr arm, sondern reich, sehr reich. Ihr Mann, der selige Graf, der im Jahre 1815 starb, hinterließ ihr ein großes Vermögen. Schade, daß der ganze Reichthum nach ihrem Tode unter viele Verwandte vertheilt wird; denn Kinder hat die Gräfin keine.“

In meiner und meines Freundes Seele stand sofort der Vorsatz fest, einen kleinen Abstecher zu machen, um die Dame zu sehen und vielleicht gar zu sprechen. Ich fragte daher den Schulmeister, ob die Gräfin gerne Fremde zu sich lasse, und ob wir beiden Studio die Aussicht zu einer Unterredung mit ihr hätten.

Der Schulmeister erwiederte, daß die Gräfin sehr zurückgezogen lebe und selten Fremde empfange. „Sie hat,“ setzte er mit geheimnißvoller Miene hinzu, „den großen Dichter gewiß noch immer in sehr gutem Andenken und liebt ihn vielleicht noch. So viel steht fest, daß sie ihn nicht vergessen hat, und mit dem alten Johann, der schon Bedienter bei ihrer Mutter gewesen ist, und der Schiller persönlich gekannt hat, noch oft von dem großen Dichter spricht.“

Der Schulmeister bemerkte, wie sehr uns seine Mittheilungen interessirten und gern begleitete er uns noch eine Strecke, um uns den Weg nach Kloschenen zu zeigen. Wir hatten uns ja trotz der ungünstigen Aussichten, die uns der Schulmeister gemacht, zu einem Abstecher nach dem Gute entschlossen.

„Der alte Johann,“ fuhr der Schulmeister fort, „hat mir mehr als einmal erzählt, daß die Gräfin bei der Nachricht von Schiller's Tode heftig geweint hat und der selige Graf darüber lange verstimmt gewesen ist. Ich glaube fast, daß ihre Ehe nicht zu den glücklichsten gehört hat, obwohl der Graf seine Frau sehr liebte. Sie muß übrigens in ihrer Jugend eine ausgezeichnete Schönheit gewesen sein, und sie war es noch vor etwa zehn Jahren. Schade, daß sie nicht Schiller's Frau wurde. Der alte Johann meint, ihre Mutter sei die Ursache davon gewesen, und sie habe das Verhältniß des Dichters mit ihrer Tochter nur geduldet, um reiche und vornehme Freier herbeizuleden. Als aber Schiller gemerkt habe, daß man ihn täusche, sei er auf- und davongegangen. Die Gräfin soll nach dieser Trennung Tage lang geweint haben.“

Wir waren an dem Wege, der nach Kloschenen führt, angelangt.

„Gehen Sie immer auf dieser Straße gerade fort, so sind Sie in einer Stunde in Kloschenen,“ sagte der Schulmeister. „Besehen Sie sich den Park, vielleicht treffen Sie darin auch die Gräfin.“

Er zog sein Käppchen, wünschte uns eine glückliche Reise und kehrte dann nach dem Dorfe zurück; wir aber wanderten getrost weiter und waren nach einer guten Stunde in Kloschenen. Da wir es nach den Mittheilungen des Schulmeisters für erfolglos hielten, eine Unterredung mit der Gräfin zu erbitten, abgesehen davon, daß wir als namenlose Burschen es auch nicht wagten, diese Gunst nachzusuchen, so beschlossen wir, nur den Park in Augenschein zu nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß mir die Hoffnung hegten, bei dieser Gelegenheit vielleicht der edeln Dame in den dunkeln Gängen des Parks zu begegnen oder doch wenigstens ihre Gestalt an einem Fenster des Schlosses zu erblicken.

Die Erlaubniß, den Park zu betreten, ward uns ohne Umstände gewährt und wir durchkreuzten denselben nach allen Richtungen, stets hoffend, daß uns die Gräfin in irgend einem der vielen schattigen Gänge entgegenkommen werde. Das Glück schien uns aber nicht günstig zu sein; denn wir bemerkten keine menschliche Seele, so sehr wir auch Gesicht und Gehör anstrengten. Unmuthig über unser Mißgeschick waren wir bereits willens, den Park zu verlassen, als wir einen Diener mit silberweißem Haar trafen, der unserer Vermuthung nach der alte Johann sein mußte, von dem der Schulmeister gesprochen hatte. Wir grüßten höflich. Der alte Mann erwiederte den Gruß freundlich und fragte uns, wie uns der Park gefalle.

„Es sind hier herrliche Anlagen“ sagte ich; „man findet dergleichen selten in unserer Provinz. Ueberall offenbart sich ein feiner Geschmack, und ich wünschte mir wohl so ein Stückchen Park auf meine dereinstige Landpfarre.“

Der alte Diener lächelte und stimmte mir bei, daß der Park schön sei, meinte aber, daß er drüben in Deutschland nicht wenige gesehen habe, die ihn an Schönheit überträfen.

Digitized by Google

„Die Gräfin," setzte er dann hinzu „verwendet sehr viel auf den Park; ich glaube, daß ihr jährlich seine Unterhaltung an tausend Thaler kostet."

„Die Gräfin promenirt wohl häufig im Park?" fragte ich.

„Wohl täglich zwei Stunden, wenn schönes Wetter ist."

„Kann man die Dame sehen — wenn auch nur aus der Ferne?" frug ich forschend.

Der alte Diener sah mich eine Weile an, grub dann, als ob er über Etwas nachsinne, mit seinem Stocke im Sande und fragte dann lächelnd: „Sie sind wohl auch ein Verehrer Schillers und wünschen die gnädige Frau einmal gesehen zu sehen?"

Ich bejate es verlegen. „Das Verlangen, die edle Dame zu sehen, die uns an den Dichterfürsten Deutschlands so lebhaft erinnert, trieb uns hierher, und wir würden klopfenden wirklich mit tief betrübtem Herzen verlassen, wenn wir die Gräfin nicht gesehen hätten."

Der Diener las es gar deutlich in unsern Blicken und Gesichtszügen, wie aufrichtig und tief gefühlt unsere Worte seien und versprach uns, der Gräfin unsern Wunsch vorzutragen. Mit der größten Spannung warteten wir auf seinen Bescheid. Bald kehrte er zurück und sagte: „die Gräfin läßt um Ihre Namen bitten, meine Herren!"

Wir nannten sie ihm; er eilte wieder fort, und darauf erfreute er uns mit der Nachricht, daß uns die Gräfin nach einer halben Stunde in einem Sommerhäuschen erwarten werde.

Wir gratulirten uns gegenseitig zu diesem unverhofften Glücke und dankten dem alten Diener herzlich für seine Vermittlung. Wir säuberten uns schnell in dem Zimmer des alten Johann und machten uns dann um die bestimmte Zeit, von dem alten Diener geleitet, nach dem Sommerhäuschen auf. Ich war auf dem Gange dahin wirklich innerlich erregt und sprach kein Wort, obwohl mein Freund mit dem Alten gemüthlich plauderte.

Nach etwa tausend Schritten lag das Sommerhäuschen vor uns. Es war ein niedlicher Pavillon mit vielen großen Fenstern, an denen sich üppige Epheustauden bis zum Dache hinaufrankten.

„Treten Sie ein, meine Herren," sagte der Alte, als wir an der Thür des Häuschens angelangt waren, „die Gräfin erwartet Sie."

Ich legte die Hand nicht ohne ein leises Zittern auf den Drücker und öffnete.

Wir befanden uns im nächsten Augenblicke vor der Dame, die einst der größte Dichter Deutschlands mit seinen reichen großen Herzen geliebt hatte. Die Gräfin erhob sich bei unserm Eintritte von einem mit grünem Sammet überzogenen Sopha und trat uns einige Schritte entgegen. Wir verbeugten uns tief, und nach einigen conventionellen Redensarten nöthigte sie uns, auf zwei vor dem Sopha stehenden Stühlen zum Sitzen, während sie sich selbst wieder auf das Sopha niederließ. Ich hatte jetzt Gelegenheit, sie näher in's Auge zu fassen. Die Gräfin mochte vielleicht funfzig Jahre, eher etwas darüber zählen; einige dreißig Jahre waren seit ihrer Bekanntschaft mit Schiller verflossen, aber dennoch konnte man sie noch immer schön nennen. Ihr prächtiges Haar war noch ganz schwarz und voll; unter schön gewölbten Augenbrauen glänzten die feurigen gestreichen dunkeln Augen wie zwei blitzende Sterne; sie neigte sich etwas zur Wohlbeleibtheit, aber dennoch war ihre Haltung mit Hoheit und Anmuth gepaart. Ich konnte es mir wohl denken, wie sie in Jugendschönheit strotzend, auf Schiller einst einen so mächtigen Eindruck machte.

Als wir Platz genommen hatten, fragte sie mit einer weichen, aber sehr wohltönenden Stimme: „Sie haben sich meinen Park angesehen; wie gefällt er Ihnen?"

„Wir haben die Schönheit desselben bewundert und waren überrascht, in unserer Provinz Kunst und Natur so herrlich vereinigt zu sehen," erwiederte ich.

„Allerdings ist der Park ein hübsches Plätzchen, indeß hat die Natur das Meiste gethan."

„Es läßt sich aber nicht leugnen, daß auch die Kunst viel zur Verschönerung des Parks beigetragen hat. Ueberall offenbart sich in den Anlagen ein feiner, sinniger, poetischer Geschmack," bemerkte ich.

„Sie schmeicheln, mein Herr," sagte die Gräfin mit etwas gehobener Stimme. „Sie irren wohl, wenn Sie einen eigenen Geschmack oder vielmehr menschliche Launen in den Parkanlagen erblicken wollen. Ich unterstützte nur die Natur und benutzte zur Verschönerung des Platzes nur die Winke, die sie mir gab."

„So ist das Talent zu bewundern, das diese Winke verstand," erwiederte ich, und fühlte erst in dem Augenblicke, als ich es gesagt, daß ich doch eine andere Bemerkung hätte machen sollen.

„Lassen Sie das," versetzte die Gräfin fast unwillig. Dann fuhr sie in ihrem weichen Tone fort: „Es freut mich, daß der Park Ihnen gefallen hat, und wenn Sie sich noch länger in dieser Gegend aufhalten, so steht er Ihnen jederzeit offen."

Wir dankten für die gütige Erlaubniß und bedauerten, nicht davon Gebrauch machen zu können, da wir unsere Streifzüge durch die Provinz noch fortzusetzen gedächten.

„Aber vielleicht auf's Jahr," sagte die Gräfin, indem sie ihre Blicke auf uns freundlich ruhen ließ.

„Man sieht Naturschönheiten gern zwei Mal und zehn Mal und findet sie stets anziehender und reizender."

Wir gaben das Versprechen, dem schönen Park, so bald es sich thun ließe, wieder einen Besuch abzustatten, setzten aber hinzu, daß sich das im künftigen Jahre schwerlich werde thun lassen, da wir eine Reise nach Thüringen und der sächsischen Schweiz in Absicht hätten.

„Ach, das unterlassen Sie nicht. In Sachsen ist es schön; da wird sich Ihnen die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit aufschließen. Könnte ich doch ein paar sächsische Berge nach Klopchen hinzaubern."

„Es geht aber nicht," setzte sie nach einer Weile hinzu, indem der weiche Ton ihrer Stimme eine wehmüthige Färbung annahm; „hier in Preußen ist es oft so kalt und todt, und die Sehnsucht nach dem schönen Dresden ergreift mich oft mit voller Gewalt."

Sie schwieg, und mir war so wunderlich zu Muthe, so sonderbar gerührt hatte mich dieser wehmüthige Ton, daß ich gar nicht wußte, was ich darauf erwiedern sollte. Mein Freund aber, der kältere Blut hatte, bemerkte: „Ja, Dresden soll eine herrliche Stadt sein und die Umgegend noch viel herrlicher. Ich kann es mir wohl denken, daß man sich um so lebhafter nach diesen Schönheiten zurücksehnt, je mehr man sie genossen und empfunden hat, und je länger man von ihnen getrennt wurde."

„Gewiß, gewiß, mein Herr," sagte die Gräfin lebhaft. Dann aber fuhr sie wieder in ihrem sanften ruhigen Ton fort: „Wenn Sie nach Dresden kommen, versäumen Sie es nicht, das Städtchen Tharand zu besuchen. Es liegt in einer reizenden Gegend. Scheuen Sie nicht die Mühe, den Knieberg zu besteigen; die Ruinen des alten Schlosses Tharand stehen darauf. O, wie oft habe ich dort gestanden und meine Augen und meine Seele an all' den Herrlichkeiten geweidet, die ich von dort aus überblickte!"

Mir kam es vor, als ringe sich bei diesen Worten ein Seufzer aus ihrer Brust, und ich hätte wohl darauf schwören können, daß sie in diesem Augenblicke an den großen Dichter dachte.

„Die Ruinen Tharands sind wohl jedem Deutschen heilig," sagte mein Freund; „denn sie sollen ein Lieblingsort des Dichterfürsten unserer Nation gewesen sein."

Die Dreistigkeit meines Freundes erschreckte mich, und verlegen sah ich nach der Gräfin. Sie blickte uns aber ernst und ruhig an und erwiederte dann: „Sie meinen Schiller. So viel ich weiß, ist er allerdings mehrmals auf dem Knieberge gewesen, namentlich im Frühjahre, wenn ringsum Alles keimte und sproß; aber ich glaube, er hat andere Punkte bei Dresden mehr geliebt."

Wir sahen, daß sie mit uns ungern von diesem Thema sprach, und darum ließen wir es fallen. Sie erkundigte sich darauf noch nach unsern Studien, unserm Reiseplan, und bot uns dann eine kleine Erfrischung an, die ihr Diener besorgen sollte. Sie rief einen in der Nähe des Sommerhäuschens arbeitenden Gärtner zu sich und ertheilte ihm, ohne daß wir es verstehen konnten, einen Auftrag. Der Gärtner verschwand, und bald darauf trat der alte Johann mit einer Flasche Rheinwein und einem Teller voll kleiner Kuchen ein. Die Gräfin credenzte uns das erste Glas, wünschte uns eine glückliche Reise, und verließ dann so schnell das Sommerhäuschen, daß wir kaum Zeit hatten, unsern Dank für die gnädige Aufnahme abzustatten.

Ich blickte ihr so lange durch's Fenster nach, als ich sie sehen konnte. „Ob in ihrem Herzen noch das Bild des großen Dichters leben mag?" fragte ich mich. „Ob sie seiner noch ge-

denken mag in der stillen Einsamkeit, in den schattigen Gängen des Parkes? Ob sie seiner Erinnerung noch dann und wann eine Thräne weihen mag?"

Die Bäume im Park rauschten, und mir wurde so weh um's Herz; fast kam es mir vor, als ziehe der große Geist des Dichters durch die Gipfel hin zu seiner einst so heiß geliebten Marie.

Mein Freund rüttelte mich aus diesen Träumereien, indem er mich zum Trinken veranlaßte. Ich wendete mich vom Fenster, und mein Blick fiel auf Schiller's Büdniß, das mit Epheu und Wintergrün bekränzt an der Wand hing. Einen solchen mächtigen Eindruck, wie jetzt, hatten diese hohe Stirn, diese seelenvollen Augen, und diese kühne Adlernase noch nie auf mich gemacht, und ich stand wie festgebannt vor dem Bilde.

„Sie liebt ihn noch; hier fern von der Heimath in der Fremde, weit, weit von seinem Grabe," dachte ich, und wer weiß, was ich nicht noch Alles gedacht, wenn mir mein Freund nicht ein volles Weinglas gereicht hätte.

„Hier trink, sentimentaler Bruder!" rief er mir zu.

Ich ergriff das Glas; der Alte mußte sich auch eins füllen; wir stießen alle Drei an, mein Freund ließ den großen Dichter und seine frühere schöne Geliebte leben, und wir leerten die Gläser vor Schiller's unsterblichem Bilde.

Als die Flasche bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war, verließen wir das Sommerhäuschen, um unsere Fußreise fortzusetzen. Der alte Diener begleitete uns noch einige tausend Schritt. Ich suchte ihn bei dieser Gelegenheit so viel als möglich über Schiller's Verhältniß zu seiner Gebieterin auszuforschen, erhielt aber meistens ausweichende Antworten; nur so viel erfuhr ich, daß Schiller „dem Fräulein oft wunderliche Sachen (wir riethen auf den „Geisterseher," an dem er damals arbeitete) vorgelesen habe und daß er dann Knall und Fall verschwunden sei."

So weit das Tagebuch. Den meisten Lesern wird es wohl bekannt sein, daß die Sehnsucht nach der Heimath die Gräfin wieder nach Dresden zog, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte und am 12. Januar 1847 starb. Das Bild der schönen Griechin im Geisterseher hat Schiller unstreitig von ihr entlehnt, ebenso bezieht sich sein Gedicht: „Der Kampf," welches im zweiten Hefte der „Thalia," Jahrgang 1786, abgedruckt ist, auf die gewaltsam abgerissenen Verhältnisse zu dem Fräulein von Arnim.

Der Brand in der Bergstadt Eibenstock.

Das sächsische Erzgebirge, obwohlen reich an Mißgeschick, ist am 19. März dieses Jahres in einer seiner Städte, Eibenstock, durch ein neues furchtbares Unglück betroffen worden, durch einen Brand, der ein ganzes Drittel der Häuserzahl vernichtete und über 2000 Menschen obdachlos machte. Es sind freilich keine Paläste, die dort abbrannten, aber jedes Häuschen, jede Hütte, war doch ein Eigenthum, wie bescheiden auch, und vor Allem war es eine Heimath seiner Bewohner, in der sie ihr Leben sich verlaufen sahen. Das schützende väterliche Dach ist zerstört und die Hunderte war in den ersten Tagen des Entsetzens die Decke des Himmels das Dach ihrer Wohnung. Doch über dieser Himmelsdecke wohnt der Herr der Liebe und mit den Unglücklichen einen wir unsere Hoffnung, daß aus diesem Born der Liebe die Quellen flüssig werden, um wieder aufzurichten, was der Gewalt des Elements ertrag. Eibenstock feierte ein trauriges Fest der Auferstehung; aber es wird wieder und freudig auferstehen aus dem Schutt und nach den Tagen des Leides und des Kummers auch wieder die Tage des Trostes und der Freude erleben. Ueberall regen sich die Herzen, die bei der Kunde von so großem Unglücke von Mitleid geschwellt sind und mit vollen Händen wird gegeben werden, um zu helfen, wo Hülfe so noth thut.

Eibenstock liegt am rechten Ufer der zwickauer Mulde, etwa ½ Stunde von diesem Flusse entfernt, am Dorfbach und dem Döbritzbach, drei Stunden von Schneeberg und eben so weit von Schwarzenberg entfernt, 2½ Stunden von Johanngeorgenstadt. Ein Theil des Orts liegt am Dorfbach entlang mit regellos zerstreuten Häusern, der andere zieht sich die Höhe hinauf. Alle Gassen sind winklig, kurz, höckerig und meist ohne Pflaster. Im Westen erhebt sich der 2280 Fuß hohe bewaldete Krähnigberg, im Norden der Bühel, 2000 Fuß hoch, im Süden die Hackleite, 2200 Fuß hoch und der 3132 Fuß hohe Auersberg. In südlicher Richtung, ½ Stunde von Eibenstock, beginnt das „sächsische Sibirien."

Es war gegen die Mittagsstunde des 19. März, als plötzlich die Lärmtrommel ertönte. Im Thaltheil der Stadt, in der sogenannten vordern Ahme, war das Feuer in einem Scheunen ausgebrochen, theilte sich sofort dem Wohnhaus mit und ergriff, mit einer wirklich unglaublichen Schnelligkeit, die Nachbarhäuser. Von diesen aus wurden die dachausteigenden Flammen durch den Sturm fortgerissen, gündeten entfernter davon ragende Giebel an, und so sprang, wie ein Raubthier, das entfesselte Element in wilden Sätzen bald nach links, bald nach rechts, bald nach vorn, bei jedem Sprunge ein neues Opfer packend. In der kurzen Zeit von einer Stunde hatte sich das Flammenmeer auf einer Strecke von 1100 Schritt weit ergossen, und auf seinem Wege Alles verheert, vernichtet. Nicht nur die Häuser wurden zerstört, auch beinahe alles bewegliche Eigenthum. Das schon für gerettet Geachtete wurde von der nacheilenden Glut erreicht und gleichfalls zerstört. Menschliche Hülfe war hier vergebens; sie stand, trotz aller Opferbereitschaft, rathlos und machtlos, und mußte die Flammen unaufhaltsam vordringen sehen, und übernahm nur die Aufgabe, den noch offen gelegenen Theil der Stadt zu schirmen.

Auch der Verlust von drei Menschenleben ist zu beklagen. Ein Mann verbrannte, der in heranschlem Zustande am Gartenzaun seines Hauses lag, als die Flammen heranwüthenten. Seine Angehörigen, die ihn bei ihrer Flucht nicht vermißt hatten, mußten aus der Ferne zusehen, wie der Unglückliche von der Glut ergriffen, umzingelt, elend verbrannt wurde! Zwei Arbeiter sind schwer verletzt worden.

Der Anblick der verheerten Fläche ist furchtbar. Das ganze lange Thal abwärts Ruine bei Ruine, jede einzeln stehend, denn die Häuser standen dort nicht reihenweise, sondern waren hingebaut, wie der Boden es eben zuließ oder wie die Laune des ehemaligen Erbauers es gerade wollt hatte. Was an Holzwerk in den Gebäuden war, ist Alles so gänzlich vergehrt, daß man nur die vier Mauern mit dem Stück Schornstein steht, der noch erhalten ist.

Auf einer Fläche von 15 Acker Land, in einer Ausdehnung von 1100 Schritt liegen 115 Häuser ohne die Neben- und Hintergebäude in vollständigen Trümmern. Etwa 400 Familien mit etwa 2000 Gliedern sind ohne Obdach, und es mußten diese in den übrig gebliebenen 300 Häusern, die obwohlen schon zahlreich belegt sind, untergebracht werden. Es ist eine schwere Aufgabe, dieser großen Anzahl vollständig beschäftigungs- und verdienstloser Menschen, denn ihr Arbeitsgeräth ist verbrannt, die nöthige Nahrung zu reichen. Es hat sich zwar sofort ein Comité gebildet, das der Aufgabe zu entsprechen demüthet ist, aber ohne die ausgiebigste Unterstützung von Außen ist dies unmöglich. Möge daher diese Unterstützung allseitig und reichlich zufallen!

Als wir Eibenstock am 23. März Mittags verließen, wo wir uns an Ort und Stelle von dem grauenvollen Zustande überzeugt hatten, fiel ein dichter Schnee, der in kurzer Zeit die Erde hoch überdeckte. Es muß diese Erneuerung des Winters die Noth nur um so größer machen. Sie spricht laut und mahnend zu den Herzen.

So weit unser Berichterstatter. An die zahlreichen Leser der Gartenlaube richten wir nun die freundliche Bitte, der armen Eibenstocker nicht ganz zu vergessen. Alle von dort eintreffenden Nachrichten bestätigen das große Elend und die Hülfsbedürftigkeit der Abgebrannten. Die Meisten haben Alles verloren und nichts als das nackte Leben gerettet. Schnelle Hülfe thut noth.

Der unterzeichnete Verleger der Gartenlaube wird milde Beiträge an Geld gern annehmen, darüber öffentlich quittiren und an die betreffende Behörde einsenden.

Leipzig, den 30. März 1856.

Ernst Keil.

„Aus der Fremde" Nr. 14 enthält:

Im Irrenhause zu Rio de Janeiro. Von Wilhelm Heine. — Ida Pfeiffer in Californien. — Aus dem Sclavenleben in den Vereinigten Staaten. — Aus alten Reichen: Aus dem Gefängniß. — Fürchterlicher Cannibalismus. — Amerikanisches. — Das indische und das himmlische Begräbniß.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 15. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Familiengeheimniß.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Ich komme auf Deine Mündel zurück," begann Henriette wieder. „Was geschieht, wenn wider Erwarten ihr Kapital verloren gehen sollte?"

„Dann würde ich es Dir überlassen, für sie zu sorgen. Dieser Befürchtung will ich übrigens nicht Raum geben. Lebt Kolbert auch noch zehn Jahre, bleibt ihr Kapital dennoch gut angelegt."

In diesem Augenblicke trat der alte Kassirer Lorenz ein.

„Was bringen Sie, Freund?" rief ihm der Banquier entgegen.

„So eben geht eine telegraphische Depesche von Berlin ein — hier ist sie! Ich habe in Ihrem Namen den Empfang quittirt," fügte Lorenz hinzu, während Soltau den Brief erbrach und eifrig zu lesen begann.

„Edmund Kolbert ist todt!" rief überrascht der Banquier. „Diesen Mittag zwei Uhr ist er gestorben; die nächste Post wird mir seinen Todtenschein bringen."

Henriette zuckte zusammen; mühsam erbielt sie ihre Fassung. Dann fragte sie flüsternd: „Wer sendet die Depesche?"

„Sie ist ohne Unterschrift."

„Seltsam!" hauchte die junge Frau vor sich hin. Dann trocknete sie verstohlen eine Thräne, die ihrem schönen Auge entschlüpfte.

„Sind die Briefe von der Post geholt, Lorenz?"

„Ja, Herr Soltau."

„Ich folge Ihnen in das Comptoir. Adieu, Henriette — diesen Abend besuchen wir das Theater!"

Der aufgeregte Banquier küßte seine Frau, und verließ mit dem Kassirer das Zimmer.

„Mein Gott," rief Henriette, indem sie den Blick zum Himmel wandte, „gieb mir bald Gewißheit!"

Abends besuchten die beiden Gatten das Theater. Gegen zwölf Uhr gingen sie schlafen, nachdem sie sich zärtlich eine gute Nacht gewünscht. Der Banquier dachte noch eine Zeit lang darüber nach, warum die anonyme Depesche gerade an ihn gerichtet gewesen, da man doch in Berlin nicht wissen konnte, daß er die Police angekauft habe. Der Tod des Versicherten war um dieselbe Zeit erfolgt, in der er mit dem Unbe annten verhandelte. Die Zweifel, die sich in ihm regten, wurden am folgenden Tage verscheucht: mit der Abendpost sandte Gotter den Todtenschein des englischen Fregatten-Kapitains Edmund Kolbert. Der Schein war amtlich bestätigt. Gotter schrieb, daß er im Auftrage des Verstorbenen handle, mit dem er kurze Zeit befreundet gewesen sei. Sonst enthielt der Brief keine Andeutungen über den Verstorbenen.

Unter Vorzeigung der Papiere trug Soltau auf Auszahlung der Versicherungssumme an. Vier Wochen später traf die Anweisung von London ein, und der Banquier erhielt hundertfünfzigtausend Mark ausgezahlt. Der Fremde, der die Police verkauft, war verschwunden. Der Banquier erwartete mit Ungeduld den fünfzehnten September — es war der Tag, an dem Sophie Sailer ihre vierteljährliche Rente in Empfang zu nehmen hatte.

III.

Henriette.

Franz Soltau hatte vor seiner Verheirathung sechs Jahre in dem Comptoir eines reichen Wechselagenten gearbeitet. Der junge Mann besaß kein Vermögen, er war elternlos und hatte weiter keine Hülfsquelle, als den spärlichen Ertrag seiner Arbeit. Das Unglück ist der beste Lehrmeister, pflegt man zu sagen; Franz hatte von ihm gelernt, die Welt richtig aufzufassen und sich nach dieser Auffassung seine Bahn zu brechen. Den goldenen Spruch „Zeit ist Geld" hatte er zum Prinzipe erhoben; er arbeitete, mied die Vergnügungen, deren seine wenigen Bekannten nacheilten, und fügte sich ruhig dem Laufe der Dinge. Der junge Commis hatte ein schönes, empfehlendes Aeußere, und seine Bescheidenheit machte ihn nicht nur beliebt, sie flößte auch denen, die ihn kennen lernten, eine Art von Achtung ein.

Als sein Vater, ein armer Professionist, starb, stand Franz allein in der Welt; er hatte keine Geschwister, keine Verwandte mehr. Sein Chef, der Wechselagent, zeichnete den thätigen Commis aus, er zog ihn zu den größern Gesellschaften und Festen, die in seinem Hause stattfanden. Bei diesen Gelegenheiten lernte er die Welt kennen, ohne sich ihr anzuschließen. Franz arbeitete den ganzen Tag; seine Mußestunden verwandte er zur Erlangung nützlicher Kenntnisse.

Der Wechselagent feierte seine silberne Hochzeit. Zu dieser Festlichkeit war eine große Gesellschaft, und auch unser Commis geladen. Hier sah er ein reizend schönes Mädchen. Die armen Menschen, die ungeliebt und unter stetem Arbeiten ihre Jugend verlieben, sind besonders empfänglich für die verheerende Leidenschaft der Liebe, sie bemächtigt sich gewaltsam ihrer verlassenen, ungekannten Herzen. Alle ihre Kräfte und Neigungen vereinigen sich in dem Wesen, das sie fesselt. Aber wie selten bringen sie Eindrücke hervor, wie selten werden sie erhört! Getäuscht, verrathen

oder mißverstanden, ist es ihnen fast nie vergönnt, die süßen Früchte einer solchen Liebe zu genießen — sie bleibt ihnen eine vom Himmel gefallene Blume.

Franz hatte das Glück, eine Ausnahme von dieser traurigen Regel zu machen; er liebte Henrietten mit grenzenloser Leidenschaft, und Henriette erwiederte diese Liebe. Wie Bruder und Schwester schlossen sie sich einander an, wie zwei Kinder, die man bewundert, wenn sie sich Bahn durch eine Menge brechen.

Henriette war ohne Herkunft und ihr Vermögen gering. Franz jauchzte vor Glück, als er dieses Unglück erfuhr. Wäre Henriette die Tochter einer reichen Familie gewesen, so hätte der glühend liebende Commis verzweifeln müssen — aber die Geliebte war arm, und er heirathete sie.

Von diesem Augenblicke an schüttete Fortuna ihr Füllhorn über den armen Commis aus. Henriette hatte unter der Obhut einer Tante gelebt; diese Tante aber gab sich als die Mutter zu erkennen, als Franz um die Hand seiner Geliebten warb. Die Enthüllung dieses Geheimnisses beeinträchtigte seine Liebe nicht im Mindesten — er führte seine Braut zum Altare.

Die jungen Eheleute wohnten bei der Mutter. Eines Abends — es mochten vier Wochen seit der Hochzeit verflossen sein — sagte die Mutter zu dem Schwiegersohne:

„Machen Sie sich selbstständig, Franz; als Commis sind Sie zu lange von Ihrer jungen Frau getrennt. Es macht mir Kummer, daß die schönste Zeit Ihrer Ehe auf diese Weise verfließt."

„Selbstständig?" fragte Franz mit einem schmerzlichen Lächeln. „Wie verstehen Sie das, Mutter?"

„Sie gründen ein eigenes Bankgeschäft."

„Mein Vermögen besteht aus sechstausend Mark."

„Genügen fünfmalhunderttausend Mark, um einen soliden Grund zu legen?" fragte lächelnd die Mutter.

„Ich habe den Muth, mit dieser Summe anzufangen."

„So fange an, Franz!" sagte Henriette, indem sie ihm ein Portefeuille überreichte.

Als der erstaunte junge Mann den Inhalt des Portefeuilles prüfte, fand er Papiere darin vor, die ihm einen Credit von fünfmalhunderttausend Mark bei der städtischen Bank eröffneten.

Sprachlos sah Franz seine Schwiegermutter an.

„Nehmen Sie nur die Ausstener Henriette's," sagte lächelnd die alte Dame. „Ich habe lange um das Vermögen meines Kindes proceßirt — Sie sehen, mein Proceß ist gewonnen!"

Franz laufte das alte Haus in der W.straße, das damals gerade ausgeboten wurde, erwarb sich das Bürgerrecht, und eröffnete sein Comptoir. Nach Abschluß der ersten Jahresrechnung ergab sich, daß er fünfzehn Procent Gewinn aus dem Umsatze seiner Kapitalien gezogen hatte. Das zweite Jahr wäre ergiebiger ausgefallen, wenn der Banquier mit dem Vermögen seiner Frau nicht zu vorsichtig proculirt hätte. Das dritte Jahr aber verbrach eine reiche Ernte: der Leser weiß, wie es begonnen hat. Wäre Henriette's Mutter nicht seit länger als einem Jahre todt gewesen, er würde die beiden Geschäfte, die man ihm gewissermaßen aufgedrungen hatte, ihrem Einflusse zugeschrieben haben. Franz war eitel genug zu glauben, seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit allein bewirkten die Ausdehnung seines Geschäfts.

Henriette war eine volldendete Schönheit von dreiundzwanzig Jahren, und hatte sie ihrem Gatten auch noch kein Kind geschenkt, so war ihre gegenseitige Liebe doch dieselbe geblieben — eine fast dreijährige Ehe hatte sie nicht abzukühlen vermocht.

Der erste große Gewinn hatte den jungen Banquier zu kühnen Unternehmungen angefacht; sein Ehrgeiz gab den Einflüsterungen der Speculanten Gehör, und er betheiligte sich bei einer Eisenbahnlinie, die man in dem benachbarten Fürstenthume errichten wollte. Da von ihm die Aufforderung zu Actienzeichnungen ausgegangen war, ernannte man ihn zum Mitgliede des Comite's und zum Kassirer. Sein Credit wuchs mit jedem Tage, und von allen Seiten deponirte man Gelder in seinem Bankhause. Der Agent Philipps arbeitete nur für ihn, man drängte sich mit ihm in Verbindung zu treten, und jede Speculation glückte. Bald ward Franz Soltau ein Fürst an der Börse.

Die geheimnißvolle Geschichte mit Edmund Kolbert und Sophie Saller schien im Drange des Treibens vergessen zu sein. Da sagte Henriette eines Morgens zu ihrem Gatten:

„Franz, heute ist der fünfzehnte September."

„Ich weiß es; ist er Dir besonders merkwürdig?"

„Sophie Saller muß heute kommen."

„Ganz recht; das Vierteljahr ist zu Ende. Ich hatte das arme Mädchen vergessen."

„Arm, sagst Du? Ich sollte meinen, eine Rente von viertausend Mark jährlich schützte vor Armuth, auch wenn wir den Gewinn nicht in Betracht ziehen wollen, den ihr Kapital gebracht hat."

„Sei ohne Sorge, liebe Frau; ich werde meiner Mündel den Gewinn zu Gute schreiben."

„Hoffentlich werden wir heute etwas Näheres über die geheimnißvolle Schöne erfahren?"

Soltau versprach, sich darum zu bemühen, und ging in sein Comptoir. Er trat zu dem jungen Commis, der bereits eifrig arbeitete.

„Herr Lambert, erinnern Sie sich des jungen Mädchens, das Sie vor drei Monaten mir anmeldeten?"

Der Commis errieth's; er begriff die Absicht seines Chefs nicht.

„Ja, Herr Soltau. Ich notirte an demselben Tage eine Zahlung von tausend Mark an Sophie Saller."

„Sophie Saller wird heute wahrscheinlich wiederkommen. Bereiten Sie sich vor, ihr zu folgen, wenn ich Ihnen einen Wink gebe. Es liegt mir daran, etwas Näheres über das junge Mädchen zu erfahren, dessen Vermögen man in meiner Bank deponirt hat. Sie sind gewandt genug, um unbemerkt diesen Zweck zu erreichen."

Lambert verneigte sich, als Zeichen, daß er gehorchen wolle. Von diesem Augenblicke an zitterte die Feder in der Hand des jungen Mannes und so oft die Thür sich öffnete, zuckte er heftig zusammen. Der Auftrag seines Prinzipals hatte ihn in eine fieberhafte Spannung versetzt. Um elf Uhr endlich erschien die so sehnlich Erwartete: sie trug dasselbe Kleid noch, dasselbe schwarze Mäntelchen, denselben Hut von grüner Seide. Schlichtern, wie das erste Mal, trat sie auch heute ein.

„Kann ich Herrn Soltau sprechen?" fragte sie flüsternd.

Lambert verlor fast die Fassung; Sophie schien in dem Vierteljahre, daß er sie nicht gesehen hatte, noch schöner geworden zu sein. Wie bestürzt senkte sie die Augen, als sie sah, daß der junge Mann sie anstarrte.

„Herr Soltau ist in seinem Kabinet!" stammelte endlich der Commis.

Und zugleich öffnete er ehrfurchtsvoll die Glasthür. Sophie dankte durch eine graziöse Verneigung und trat in das Kabinet. Der Banquier empfing sie artig und mit einem sichtlichen Wohlwollen.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein Saller, und schreiben Sie die Quittung über Ihre Rente. Lorenz," rief er durch die Thür, „bringen Sie tausend Mark in Golde!"

„Die Quittung, mein Herr, ist bereits geschrieben!" antwortete Sophie mit bewegter Stimme. „Ich erlaube mir, sie Ihnen zu überreichen."

Der Banquier nahm das Papier.

„Es scheint Ihnen daran zu liegen," sagte er lächelnd, „Ihren Besuch bei mir so viel als möglich abzukürzen; ich bedauere, daß es mir nicht erlaubt ist, mehr für Sie zu thun, als Ihr Vermögen auf die übliche Weise zu verzinsen. Die liebenswürdige Clientin würde wohlthun, mir eine ausgedehntere Vollmacht zu geben oder zu erwirken."

„Mir genügt die Summe, die ich von Ihnen erhalte, mein Herr! Die Verwendung des Kapitals bleibt Ihnen überlassen."

„Wenn ich nun im Stande wäre, durch geschickte Spekulationen Ihre jährliche Revenüe zu verdoppeln?"

„So würde ich nur meine bedungene Rente annehmen und darüber quittiren."

Der Kassirer trat ein und brachte das Geld. Soltau zählte es, wie das erste Mal, selbst auf den Tisch. Sophie steckte die Geldstücke in ihre Pfühlschatulle, dankte und wollte sich entfernen.

„Fräulein Saller, ich bitte um eine kurze Unterredung! Als Sie das erste Mal mich besuchten, sprachen Sie mir Ihr unbedingtes Vertrauen aus — wie kommt es, daß Sie mich des Vergnügens berauben, Sie näher kennen zu lernen?"

„Erblicken Sie darin kein Mißtrauen, Herr Soltau; eben weil wir Ihnen vertrauen, liegen wir die Zuversicht, daß Sie ein Familiengeheimniß ehren werden. Und außerdem würde ich Ihnen auch nicht sagen können, was ich selbst nicht weiß. Ihrer Güte verdanke ich die Vermittelung der Rente, die mich vor

Digitized by Google

Entbehrung schützt — ich bin eine Waise und stehe allein in der Welt."

„Um so mehr Grund, daß Sie sich einer Familie anschließen, die den lebhaftesten Antheil an Ihrem Geschicke nimmt. Im Namen meiner Gattin lade ich Sie ein, mein Haus so oft zu besuchen, als Sie das Bedürfniß nach Gesellschaft fühlen. Ohne Ihr Familiengeheimniß preiszugeben, können Sie uns das Vergnügen gewähren, Sie in unserer Nähe zu sehen."

Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich des jungen Mädchens.

„Mein Herr," antwortete sie mit bebender Stimme, „das Schicksal hat mich für jetzt noch zur Einsamkeit verurtheilt; aber sobald es mir gestattet ist, den Kreis meiner Existenz auszudehnen, werde ich nicht verfehlen, Ihrer Einladung nachzukommen."

Sie verneigte sich tief, und verließ das Kabinet. Der Banquier begleitete sie bis zur Thür. Hier gab er dem Commis einen Wink — kaum hatte Sophie das Haus verlassen, so trat auch Lambert auf die Straße; er folgte dem Mädchen, das eine glühende Leidenschaft in ihm erweckt hatte.

IV.

Sophie.

Ohne sich umzukleiden, ging Sophie die Straße hinab. An der nächsten Ecke bestieg sie einen Omnibus, der vorbeifuhr. Das große, schwerfällige Fahrzeug setzte so langsam seinen Weg fort, daß Lambert ohne Anstrengung folgen und das Aus- und Einsteigen der Passagiere beobachten konnte. Der Omnibus fuhr aus dem Thore der Vorstadt Sanct Georg zu. Am äußersten Ende dieser Vorstadt sah der Commis das junge Mädchen, das er unter tausend Personen wiedererkannt haben würde, aussteigen. Sie schlug eine der Seitenstraßen ein, die nach der Alster führen. Lambert beeilte sich, ihr zu folgen, um zu sehen, welches von den Häusern sie betreten würde. Der Drang, die Wohnung des Engels kennen zu lernen, der ihn bezaubert hatte, trieb ihn mehr als der Gehorsam gegen seinen Herrn; er dachte kaum noch daran, daß er einen Auftrag des Banquiers ausführte.

Ludwig Lambert hatte fast das Schicksal Soltau's: er besaß kein Vermögen, und außer einem alten Onkel auch keine Verwandten. Dieser alte Onkel war ein emeritirter Prediger aus dem Holsteinischen, er bezog eine kärgliche Pension, die er früher, ehe Ludwig die Stelle in Soltau's Comptoir bekleidete, mit seinem Neffen getheilt hatte. Ludwig besaß aber statt des Vermögens eine Bildung, die man nicht häufig bei den über Zahlen erbleichenden Comptoirmenschen trifft. Sein Onkel hatte ihn zum Studium der Theologie bestimmt; Ludwig aber konnte die Universität nicht beziehen, nachdem er das Gymnasium verlassen hatte, denn der alte Prediger ward pensionirt, und seine Pension reichte nicht aus, um die Kosten des Studirens zu bestreiten. Ludwig trat als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft, ward nach drei Jahren Commis und erhielt die Stelle in dem neu errichteten Bankhause Soltau's. Der Commis hatte jetzt die Liebe kennen gelernt, und seit dem ersten Erscheinen Sophie's hatte er alle Qualen unbefriedigter Sehnsucht empfunden. Sein Bemühen, die Schöne ausfindig zu machen, war vergebens gewesen, und man kann sich seine frohe Ueberraschung denken, als er sie heute in dem Comptoir erblickte und den Auftrag erhielt, ihre Wohnung auszuspähen.

Leicht wie ein Sylph schwebte Sophie die Straße hinab. Als sie das Ufer des großen Alsterbassins erreicht hatte, blieb sie an einem Gartengitter stehen und holte einen Schlüssel aus ihrer Tasche. Bei dieser Gelegenheit wandte sie sich, und erblickte den Commis, der kaum dreißig Schritte von ihr entfernt war. Lambert stutzte; um aber keinen Verdacht zu erwecken, beschloß er, vorüber zu gehen. Sophie erkannte den Commis aus dem Comptoir Soltau's. Rasch verbarg sie ihren Schlüssel wieder und schickte sich an, weiter zu gehen. In diesem Augenblicke kam Lambert an, dessen Gesicht vor Verwirrung wie Purpur glühte. Ehrfurchtsvoll grüßte er. Sophie dankte durch ein leichtes Kopfnicken. Der Zufall wollte, daß sie Beide zugleich in die kleine Kastanienallee traten, die sich am Ufer der Alster hinzieht. Kein Mensch zeigte sich in dem ruhigen Stadttheile, und selbst die Fenster der niedlichen Landhäuser waren durch Jalousien geschlossen, um der brennenden Mittagssonne zu wehren.

Lambert konnte unmöglich diese günstige Gelegenheit, mit seiner Abgöttin anzuknüpfen, unbenutzt vorübergehen lassen. Er würde mehr gewagt haben, als sie anzureden, um endlich die Qualen seiner Sehnsucht zu mildern. Wie aber sollte er beginnen? Er sann vergebens auf eine passende Phrase. Da verlor Sophie, die einige Schritte vor ihm ging, den Schlüssel. Wie ein Habicht schoß der junge Commis auf das Kleinod, das ihm den Himmel seiner Liebe öffnen sollte. Sophie hatte den Verlust sogleich bemerkt — sie blieb stehen und sah sich um.

„Ihr Schlüssel ist gefunden, Fräulein Sallet!" stammelte Lambert, der kaum so viel Athem hatte, daß er reden konnte. „Ich bin so glücklich, ihn Ihnen überreichen zu können."

Sophie empfing mit zitternder Hand ihr Eigenthum.

„Sie kennen meinen Namen?" fragte sie.

Diese Frage nahm dem armen Commis eine Centnerlast vom Herzen, denn sie bewies, daß der Engel seiner Träume nicht abgeneigt war, sich auf ein Gespräch mit ihm einzulassen. Trotzdem aber fehlte ihm noch die klare Besinnung zur unbefangenen Fortsetzung des Gesprächs.

„Ich kenne ihn," gab er zur Antwort, „weil ich ihn heute zum zweiten Male in unsere Register eingetragen habe. Den Namen einer schönen Clientin vergißt man so leicht nicht!"

Lambert erschrak vor sich selbst, als er, ohne es zu wollen, diese galante Phrase ausgesprochen hatte. Er warf einen Seitenblick auf Sophie, um die Wirkung derselben zu erforschen. Ein spöttisches Lächeln schwebte auf dem reizenden Gesichte des jungen Mädchens.

„Ganz recht, Sie sind der Secretär des Herrn Soltau!"

„Sie erkennen mich wieder?"

„Nur auf Ihre so eben gegebene Andeutung hin. Ich würde an eine Aehnlichkeit mit dem jungen Herrn geglaubt haben, den ich vor kaum einer halben Stunde noch arbeitend an dem Bureau gesehen habe. Der Omnibus hat mich rasch in diese Gegend gebracht, und Sie kommen mit mir zugleich an — da ich nicht annehmen konnte, daß Sie mir auf dem Fuße gefolgt sind —"

„O, nehmen Sie es nur an, mein liebes Fräulein; ich bin Ihnen auf dem Fuße gefolgt!"

„Das ist ein offenherziges Geständniß!"

Ludwig Lambert erschrak über den spröden Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden.

„Wofür ich Ihnen danke," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Der Commis fühlte, daß er jetzt eine Nothlüge aussprechen mußte, wenn er den Zweck seines Ganges verheimlichen wollte; aber ihm fehlte der Muth, das Mädchen, das er liebte, gleich bei der ersten Unterredung mit einer Unwahrheit zu hintergehen. Er befand sich in einer sehr peinlichen Lage: die Liebe kämpfte mit der Dienstpflicht. Aber der Kampf dauerte nur einige Augenblicke — die Liebe trug den Sieg davon.

„Ich begreife," begann er zagend, „daß Ihnen mein rasches Erscheinen in dieser Vorstadt auffallen muß — darf ich es wagen, Ihnen Aufklärung darüber zu geben?"

„Fast glaube ich, daß ich Sie in meinem Interesse darum bitten muß!"

„Mein liebes Fräulein, fürchten Sie keine verletzende Indiscretion — ich bin Ihnen gefolgt, um einem Wunsche zu genügen, der mir seit einem Vierteljahre am Herzen gelegen hat."

„Und dieser Wunsch ist?" fragte sie flüsternd.

„Sie wiederzusehen, ohne von dem Zufalle abhängig zu sein."

Erröthend blickte Sophie vor sich hin, ohne zu antworten.

„Kostet es Ihnen aber Ueberwindung," fuhr Ludwig treuherzig fort, „mich, den Fremden, einer nähern Bekanntschaft zu würdigen, so nehmen Sie an, daß Sie meine Bitte nicht gehört, und meine Person heute nicht gesehen haben. Ich werde mich bemühen, den Eindruck zu vergessen, den Ihr erstes Erscheinen auf mich ausgeübt hat!"

Sophie's Verlegenheit erreichte den höchsten Grad. Einen so plötzlichen Sturmangriff hatte sie nicht erwartet. War ihr der hübsche blonde Commis nicht gleichgültig gewesen, so ward er ihr von diesen Augenblicke an interessant.

„Und um diesen Wunsch mir auszusprechen, sind Sie mir nachgeeilt?" fragte sie.

„Ja! Wie anders wäre es denn möglich gewesen, Sie zu sprechen oder zu erfahren, wo Sie wohnen? Konnte ich denn

wissen, ob Sie je wieder unser Comptoir betraten? Ich faßte Muth, warf die Feder fort und eilte Ihnen nach."

„Und was wird Ihr Chef sagen, wenn Sie zurückkehren?"

Bei dieser Frage war Sophie stehen geblieben und sah ihren Begleiter forschend an; aber sie lächelte mit einer Anmuth, die den armen Commis fast um die Besinnung brachte. Ihm schien Sophie kein irdisches Wesen mehr zu sein.

„Mein liebes Fräulein," rief er hingerissen, „Ihnen kann ich keine Unwahrheit aussprechen, ich würde es für eine Sünde gegen Gott halten, der mir erlaubt hat, Sie kennen zu lernen und zu verehren! Herr Soltau wird mich fragen, ob ich erforscht habe, wo Sie wohnen."

„Demnach verließen Sie in seinem Auftrage das Comptoir?"

„Aber mehr noch von meinem eigenen Drange getrieben. Hätte er mir glücklicherweise nicht den Auftrag gegeben, ich würde meine Stellung auf das Spiel gesetzt haben, um mit Ihnen sprechen zu können."

„Was werden Sie Ihrem Herrn antworten?"

„Ich erwarte, daß Sie mir die Antwort sagen."

Sophie senkte die Augen, und setzte den Weg fort; sie schien zu überlegen, was sie sagen sollte. Lambert folgte mit klopfendem Herzen, denn es regte sich ein Gefühl in ihm, das der Eifersucht auf den reichen Banquier nicht unähnlich war. Er hatte sich bereits in tausend Vermuthungen über die Absicht seines Chefs erschöpft.

„Mein Herr," begann Sophie nach einer Minute, „Sie haben den Wunsch ausgesprochen, mich von Zeit zu Zeit zu sehen — dieser Wunsch kann nur in Erfüllung gehen, wenn Herr Soltau nie erfährt, daß wir uns heute gesprochen haben und daß meine Wohnung sich in der Vorstadt Sanct Georg befindet. Zugleich hoffe ich, Sie werden mich nie um die Gründe fragen, die mich veranlassen, dem Banquier unbekannt zu bleiben. Daß er mir vierteljährlich eine Rente auszahlt, verpflichtet mich ihm nicht zur Dankbarkeit — es ist dies ein Geschäft, wie jedes andere, das in den Banthäusern vollzogen wird. Ich weiß, was ich von Ihnen fordere, indem ich Sie veranlasse, Ihren Herrn zu hintergehen; aber es ist dies eine Maßregel, die ich seinen Nachforschungen gegenüber zu ergreifen gezwungen bin, eine Maßregel, die ihm weder Nachtheil bringt, noch einen Vortheil entzieht. Aber erlaubt es Ihre Stellung nicht, das verlangte Schweigen zu bewahren, so trennen wir uns jetzt, um uns nie wiederzusehen."

„Nein, nein!" rief Ludwig. „Mich hält Nichts ab, Ihr Geheimniß wie ein Heiligthum zu bewahren. Auch Herr Soltau hat seine Geschäftsgeheimnisse vor uns — warum sollte ich nicht ein Herzensgeheimniß vor ihm haben? Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, und Sie werden meinen Eifer kennen lernen. Ich schwöre Ihnen, daß ich verschwiegen sein will, wie das Grab."

„Gut, mein Herr, ich nehme Ihren Schwur an!"

Sie reichte ihm ihre kleine Hand. Lambert ergriff sie und drückte sie mit Andrunst an seine Lippen.

„Wann und wo sehe ich Sie wieder?"

„Nennen Sie mir Ihre Adresse, und Sie werden einen Brief durch die Stadtpost erhalten."

Der Commis sann einen Augenblick nach.

„Ich wohne in dem Hause meines Prinzipals," murmelte er; „dorthin darf der Brief nicht kommen — aber mein Onkel kann ihn annehmen: ihm darf ich sagen, daß ich das größte Glück meines Lebens darin finde, mir die Gunst Fräulein Sophie's zu erwerben!"

Lambert holte sein Taschenbuch hervor, schrieb einige Worte auf ein Blatt, riß das Blatt aus dem Buche, und überreichte es dem jungen Mädchen.

Sophie las:

„Ludwig Lambert, per Adresse Pastor Lambert, Polstraße 11. 3. Etage."

„Der Pastor ist der Bruder meines verstorbenen Vaters," fügte Ludwig ergänzend hinzu. „Er liebt mich wie seinen eigenen Sohn, und wird den innigsten Antheil an meinem Glücke nehmen."

„Halten Sie es denn wirklich für ein Glück, mich näher kennen zu lernen?" fragte Sophie, verschämt lächelnd. „Wenn Sie sich nun in Ihren Erwartungen getäuscht fänden?"

„Ein Engel kann nur Glück bringen, und Sie sind für mich ein Engel in menschlicher Gestalt!" rief Ludwig wie begeistert.

Einige vorübergehende Personen unterbrachen den Herzenserguß des liebetrauschten Coumis! Indem sie sich den Anschein müßiger Spaziergänger gaben, traten sie den Rückweg an. Die Uhr in der Kirche des heiligen Georg schlug eins.

„Jetzt erlauben Sie mir, daß ich mich entferne!" flüsterte Sophie. „Leben Sie wohl, und erwarten Sie meinen Brief!" fügte sie tief erröthend hinzu.

„Und werde ich lange warten müssen?"

„Ich glaube, daß es mir möglich sein wird, Ihnen bis übermorgen zu schreiben. Die Bitte um Verschwiegenheit spreche ich nicht noch einmal aus, sie müßte Sie beleidigen. Leben Sie wohl, Herr Ludwig!"

„Auf Wiedersehen, Fräulein Sophie!"

Sie reichten sich einander die Hand. Dann schlüpfte Sophie in eine Seitenstraße und verschwand. Lambert sah ihr entzückt einige Augenblicke nach, dann trat er den Rückweg zur Stadt an. Gern hätte er gesehen, welches Haus seine Geliebte öffnete; aber er wollte nicht neugierig erscheinen, und ging langsam weiter. Diesen Ausgang seines Abenteuers hatte er nicht erwartet. Alle Qualen des Herzens, die er seit einem Bierteljahre erduldet, waren verschwunden, er durfte sich jetzt der süßesten Hoffnung hingeben. Sophie hatte ihm eben so viel Ehrfurcht als Liebe eingeflößt, sie war für ihn das schönste, vollkommenste Weib, das er je gesehen. Mit ganzer Seele überließ er sich dem Entzücken der ersten, der reinsten Liebe. Ludwig stand noch in dem glücklichen Alter, in dem man Genuß an der Melancholie und Seligkeit in dem Traume von entfernten Hoffnungen findet; er war noch jung genug, um in einer Frau mehr als die Frau zu erblicken. Die Stimme Sophie's, ein Blick von ihr reichten hin, um ihn in einem Meere von Seligkeit schwelgen zu lassen.

Jetzt kam er an dem Eckhause vorbei, das die Geliebte hatte betreten wollen. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit Läden verschlossen — in dem Augenblicke, als er zu dem obern Stockwerke emporsah, rollte ein weißes Rouleau auf, und Sophie, noch im Mantel und Hut, erschien hinter den glänzenden Fensterscheiben. Lächelnd nickte sie einen Gruß herab, dann aber legte sie schnell den Finger an die Lippen. Ludwig grüßte kaum merklich, und ging rasch weiter. Dieser neue Beweis von der Gunst des reizenden Mädchens machte ihm den Kopf wirr. Drückte ihre Pantomime nicht aus: du kennst jetzt meine Wohnung, aber schweige?

„Schweigen werde ich," flüsterte er wie berauscht vor sich hin, „und wenn es mich meine Stelle in dem Hause des Banquiers kostet. Jetzt habe ich ein Recht, die Geliebte vor unwürdigen Nachstellungen zu schützen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die thüringer Edeltanne.

„Thüringen, du holdes Land,
Wie ist mein Herz dir zugewandt!"

Das alte Lied, dessen Refrain diese Verse sind, tönt Einem in Thüringen überall entgegen. Es ist gleichsam Nationalhymne der Thüringer geworden. In ihm hat Ludwig Storch die Reize seines Vaterlandes besungen und zugleich ein schönes Zeugniß seiner Liebe zu ihm abgelegt. Storch ist vorzugsweise der Dichter Thüringens; mit hoher und reiner Begeisterung hat er das schöne Thüringerland in Lied und Novelle und lebendigen Schilderungen verherrlicht, aber im Gebirge, wie im flachen Lande kennt und liebt ihn auch alles Volk, vorzüglich der „gemeine Mann", der da weiß, daß Storch sein treuester Freund ist. Das zeigte sich so recht deutlich in den vormärzlichen Tagen, wenn er auf einem der thüringer Sängerfeste erschien, der, wie eine Edeltanne, hoch und schlank gewachsene schöne Mann, dem Alles entgegenjubelte, sobald er die Rednerbühne bestieg. In den höchsten

Ludwig Storch.

und hohen Kreisen ist er dagegen nicht eben beliebt, auch hat er weder Orden noch Titel, noch Pensionen von thüringischen Fürsten erhalten. Er ist der schlichte, einfache und arme Dichter Storch geblieben.

Schon vor zwölf Jahren sagte O. L. B. Wolff in seiner großen Encyklopädie der deutschen Dichter von unserm Storch: „Wenn man das Leben dieses Mannes kenne, müsse man über seine Leistungen erstaunen.“ Wir wollen versuchen, eine charakteristische Skizze dieses ächt deutschen Dichterlebens zu geben, denn zu einer in's Einzelne gehenden Darstellung desselben gebricht es der Gartenlaube an Raum. Auch hat Storch sein Leben selbst sehr ausführlich unter dem Titel „Ein deutscher Schöngeist“ beschrieben und uns das Buch, welches noch Manuscript ist, zu unserer Skizze überlassen. Die jetzigen Preßverhältnisse Deutschlands erlauben freilich den Druck dieses sehr interessanten Werkes nicht, doch getrösten wir uns der Hoffnung, daß dasselbe über kurz oder lang gedruckt werden und — wir hoffen diese Ueberzeugung aussprechen — großes Aufsehen machen wird.

Wir entnehmen dem Buche zu unserm Zwecke aus Storch's Leben folgende kurze Angaben.

Am 14. April 1803 zu Ruhla (gothaischen Theils) im nordwestlichen Thüringerwalde geboren, einziger Sohn eines Arztes, der bei der Geburt des Dichters bereits 78 Jahre alt war, aber noch sieben Jahre lebte, war er von väterlicher wie mütterlicher Seite aus Familien von sehr eigenthümlichen und ungewöhnlichen Verhältnissen entsprungen, die auf sein eignes Schicksal und seine Bildung nicht ohne bestimmenden Einfluß gewesen sind. Von väterlicher Seite stammt er nämlich aus einem Hause, welches seit zwei Jahrhunderten eine Reihe von Aerzten und Wundärzten hervorgebracht hatte, so daß es sich gleichsam von selbst verstand, daß der Sohn wieder Medicin studire, wie der Vater gethan. Der Ahn der Familie war ein Wunderdoktor, wie sie in früherer Zeit in dieser Gebirgsgegend häufig waren, und wie unser Dichter in seinem „Vorwerts-Hans“ einen solchen geschildert hat, und der Sohn desselben, ein für seine Zeit bedeutender medicinischer Schriftsteller, der als solcher sich präcisirt „Pelargus“ nannte, auch Leibarzt der Herzöge von Eisenach und dann des Herzogs Friedrich III. von Gotha und Altenburg. Ein Großneffe desselben war der Vater des Dichters. — Der sterbende Greis ließ sich unbedingt von der Mutter das Versprechen geben, daß sie den Sohn nicht wolle Medicin studiren lassen, „er habe die Praxis über fünfzig Jahre getrieben, und sei stets im Dunkeln getappt, ja zur Ueberzeugung gekommen, daß die Principien der Heilkunst falsche seien. Ein gewissenhafter Arzt sei ein unglücklicher Mensch, weil er täuschen müsse.“

Die Mutter des Dichters war ein Sproß der Familie Gotter,

deren Ahnherr Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Gotha gewesen war, und die den beiden Ländern Gotha und Altenburg eine Menge angesehener Beamten und Geistliche geliefert hatte, so daß sie zu den ersten Familien gerechnet wurde. Die beiden Glanzsterne dieser zahlreichen Familie waren der zu seiner Zeit so berühmte Graf Gustav Adolf Gotter, Hofmarschall und Minister Friedrichs des Großen, der eine seiner poetischen Episteln an ihn gerichtet hat, und der Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, der Jugendfreund Goethe's, der als Geheimer-Secretair in Gotha starb, und dessen Tochter die Gemahlin des Philosophen Schelling und als solche Gönnerin des Dichters Grafen Platen war.

Die mütterliche Großmutter unsres Dichters, die er noch sehr gut kannte, war die Tochter eines der reichsten Männer in Thüringen, eines Kaufmanns Kühn in Eisenach, der den Titel „wirklicher kaiserlicher Rath" hatte. Der Volksmund legt noch heute den Kühn's, von welchen ein Zweig geadelt wurde, Millionen bei; sie besaßen Häuser und Rittergüter in Thüringen. Der letzte Herzog von Eisenach, Wilhelm Heinrich, ein wüster Verschwender, verstand es, dem „wirklichen kaiserlichen Rath Kühn" fabelhafte Summen abzuborgen; als der Fürst in der Blüthe des Lebens plötzlich starb und sein Erbe, der Herzog Ernst August von Weimar, die Bezahlung der Schulden verweigerte, erhielt Herr Kühn das fürstliche Mobiliar für seine Forderung. Der Mann hatte den Tod von diesem Verlust, und von dem ganzen Vermögen ward nichts gerettet.

Die gegenständliche Erinnerung an den verlorenen Reichthum blieben die fürstlichen Möbeln, mit welchen das Vaterhaus unsers Dichters überfüllt war, und wovon er selbst noch als handgreifliche Schicksalsironie eine — leere Kassette besitzt. Was davon nicht zum Gebrauch verwendet werden konnte, war auf dem Hausboden auf- und zusammengestellt, alle von Mahagoni-, Palissander- und Ebenholz, vergoldet und verschnörkelt, mit dem herzoglich sächsischen Wappen fournirt. Da hockten unter dem Dache die Gueridons, die einst um die hochfürstlichen Paradebetten gestanden, die Consoles, Toiletten, Fauteuils, Tabourets, Etageren ꝛc., und der Knabe baute sich aus ihnen eine phantastische Welt, Häuser und Straßen, in welchen er wohnte, träumte und Bücher las. Es ist ein pikantes Bild: ein schlanker blondlockiger Knabe mit glänzenden, hellblauen Augen und der edelsten Gesichtsbildung in einer phantastisch zusammengestellten Anhäufung prachtvoller Möbeln mit dem Sachsenwappen, auf dem wüsten Boden eines Hauses in dem hochromantischen Ruhlathale, mit den alterthümlichen, poetischen Erinnerungen, und diese Möbeln die Utensilien eines ausgestorbenen Fürstenhauses und die letzten Ueberbleibsel eines schier fabelhaften Reichthums, dessen Miterbe dieser Knabe geworden sein würde, der nun in dieser kleinen wunderlichen Rococowelt mit den ersten Weihen zum Dichter der Neuzeit und der verwandelten Welt begnadigt wird. Um ihn ein Greis, der ihm von dem Wunderdoctor aus dem dreißigjährigen Kriege erzählt und von den gelehrten Aerzten, die als „Polargei" Bücher geschrieben und des Knaben Verfahren gewesen, geschäftselt von einer Greisin, die, wie eine alte Fee, nicht müde wird, von den Wundern ihrer Jugend und ihres Vaterhauses, des „wirklichen kaiserlichen Raths" zu berichten, wie sie mit Prinzessinnen gespielt und nie über die Straße gegangen, sondern stets in einer prächtigen Karosse gefahren, und endlich unterhalten von einer jüngern Frau, die ihn die staunenswerthesten Dinge von ihrem Vorfahren, dem Grafen Gotter, mittheilt und die Lieder des Dichters Gotter recitirt. Im weitern Kreise dann die reizenden ruhiger Mädchen, die Emalssöhne der Arbeiter, die Sagen und Märchen, die herrlichen Berge und Thäler, die Buchen- und Eichenwälder, die Wiesen, Felsen und Bäche, und über Allem der Hauch der Poesie, der Romantik — wahrlich, wenn Storch sein Shakespeare geworden ist, die Schuld liegt nicht an den Gestalten und Kräften, die auf seine frühseste Jugend eingewirkt haben. Aber er sollte den Becher der Poesie noch tiefer schmecken, den bittern, schlaumilden Bodensatz, der da rauhe, gräßliche Wirklichkeit heißt.

Mit dem Tode des Vaters beginnt die trübe Verwirrung in des Dichters Leben. Seine familienlose Mutter heirathete einen vierzehn Jahre jüngern Mann, einen Pfeifenbeschläger. Die Ehe wurde über die Maßen unglücklich, und der Knabe empfing neben einer thöricht strengen, regellosen, ja albernen Erziehung die scheußlichsten und widerwärtigsten Eindrücke, die ein junges, poetisches Gemüth für das ganze Leben vergiften können. Storch erzählt in seinem Buche Scenen, die jedes sittliche Gefühl auf's Aeußerste empören müssen. Man wird vom tiefsten Mitleide mit dem unglücklichen Kinde ergriffen, das ohne Schuld verdammt ist, in solch' bitterböser Wirthschaft aufzuwachsen und dessen erste und wichtigste Entwickelung von solch' verkehrten leidenschaftlichen Menschen geleitet wird. Der beschränkte Raum verbietet uns, mehr als eine dieser Scenen mitzutheilen; wir wählen diese ihrer Originalität und ihres wahrhaft dämonischen Gehaltes wegen aus.

Storch spricht nämlich in seinem Buche einen furchtbaren Verdacht aus, den wir hier nicht näher bezeichnen können, der sich aber wie ein tiefer schwarzer Schatten über des Dichters Jugend, ja über sein ganzes Leben gelegt hat. Mag dieser Verdacht begründet sein oder nicht, wehe dem jugendlichen Gemüth, auf welchem ein solcher Verdacht schrecklich beängstigend lastet, wie der Alp auf einem Träumer. Der erste Giftstropfen in den Blumenkelch seines träumerischen Kinderglücks wurde dem siebenjährigen Knaben an der Leiche seines Vaters von der Mutter gereicht, die sich mit ihm in die abgelegene Stube, wo die Leiche lag, eingeschlossen hatte und hier eine so haarsträubende Scene aufführte, daß wir uns nicht wundern, daß dem Kinde das Herz im Leibe zitterte; es ist uns beim Lesen nicht besser ergangen. Seit dieser Stunde hatte der Knabe eine leicht erklärliche Scheu vor seiner Mutter. Ein Jahr später, an einem trüben regnerischen Spätherbsttabend saß der Knabe mit der Mutter allein in der Wohnstube am Tische, das Kind in einem Buche lesend, die Mutter strickend. Auf dem Tische lagen noch die Messer vom Abendessen; denn Ordnung war eben nicht in der Wirthschaft. Und diese Messer waren spitz. Den Knaben überkommt plötzlich eine eigenthümliche Angst, er schlägt die Augen nach dem Gesichte der Mutter auf und erschrickt. Aus den dunkel gerötheten und verzerrten Zügen starren ihn ein paar weit aus ihren Höhlen hervorquellende glühende Augen mit einem entsetzlichen Ausdruck an.

„Mutter! Mutter! Um Gottes willen, was hast Du? Was ist mit Dir?"

Im Nu ergreift die also Angeredete ein Messer und stößt es mit wilder Heftigkeit nach der Brust ihres Kindes, das bis zum Tod entsetzt, sich blitzend zur Seite weicht, so daß der gewaltige Stoß fehl geht. Sie aber faßt, ein fürchterliches Wuthgeheul ausstoßend, nach ihrem Opfer, um es zu meucheln; es entwischt ihr, springt auf die Straße und schreit um Hülfe. Die Nachbarn eilen herbei und finden eine Wahnsinnige im ersten furchtbaren Wuthausbruch. Vier starke Männer, die sie halten wollten, schleuderte sie wie Kinder von sich. Sie tobte die ganze Nacht und in Paroxismus mit lichten Intervallen mehrere Wochen. Der Arzt verlangte, daß der Knabe aus dem Hause entfernt würde, aber obgleich er sehr reiche Verwandte hatte, nahm ihn doch Niemand zu sich. Er wäre gern so weit als möglich von der Mutter fort gewesen, denn ihr Anblick erfüllte ihn stets mit gräßlicher Angst, die jede jugendliche Lebensblüthe in ihm versengte. Er mußte wohl bleiben. Nun rieth ihm der Arzt: nie mit der Mutter im Zimmer allein zu sein. So saß er denn immer auf der Lauer, um mit der dritten Person die Stube zu verlassen.

Im nächsten Sommer verfaß er's und war eines Nachmittags mit ihr allein. Zufällig wendet er sich nach der Mutter und schreit auf vor Entsetzen. Der Wahnsinn glüht wieder aus ihren Augen, ihre Hände strecken sich krallenartig nach ihm aus. „Dich' ich Dich endlich!" heult sie mit verzerrtem Munde. „Jetzt sollst Du mir nicht entgehen." Er stürzt nach der Thüre; sie verrennt ihm den Weg, sie faßt nach ihm, um ihn zu erwürgen; er springt auf den Tisch, reißt ein Fenster auf und stürzt sich auf den Hof hinaus. Der Schrecken wirkte fast tödlich auf ihn; er wurde doch nicht entfernt, und um das harmlose Glück seiner Jugend war's geschehen. Der Paroxismus ging diesmal schnell vorüber, aber im Wahnsinn hatte die unglückliche Frau Dinge gesprochen und gethan, die mit ihrem Gebahren an der Leiche des Vaters zusammengehalten, im Laufe der Zeit jenen Verdacht in der Seele unseres jungen Dichters erzeugten, der sein Leben vergiftet hat.

Zwei Ereignisse sind in dieser Zeit bedeutungsvoll für den Knaben, welche die Feder des Mannes mit großer Lebendigkeit aus eigener Anschauung beschreibt, die furchtbare Explosion der französischen Pulverwagen in den Straßen Eisenachs und die dadurch bewirkte theilweise Zerstörung der Stadt am Abend des 1. September 1810, und die großartige Einweihung des Bonifacius-Denkmals (Kandelabers) bei Altenbergen am 1. September 1811.

Vier Jahre lang nehmen die Truppenmärsche durch das Ruhlathal und ergreifende Kriegsscenen die Aufmerksamkeit des talentvollen Knaben fast ganz in Anspruch. Sehr rührend ist sein freiwilliger Dienst als Krankenpfleger in einem französischen Hospital. Da kocht er Suppen und labt die Leidenden.

Die Schule des Orts ist schlecht und Storch erhält den ersten besten Unterricht in der Privatschule eines Candidaten der Theologie, eines rohen und gemeinen Menschen, der im Hause wohnt. Durch den ältesten Sohn Schiller's, der in einem in Ruhla vom Förster auf der eisenacher Seite errichteten zahlreich besuchten Forstinstitute die Forstwissenschaften studirt, lernt Storch zuerst Schiller's Gedichte kennen. Die Wirkung ist hochberauschend. Mit den ersten Flügelschlägen der Poesie in seiner Seele zieht auch die Liebe in dieses heiße Knabenherz. Er ist kaum zwölf Jahre alt, als er ein Mädchen seines Alters (Gretchen, das er im „Vorwerts-Hans" verherrlicht hat) mit einer Glut liebt, deren nur eine Dichterseele fähig sein kann.

Durch Zeitumstände und üblerliche Wirthschaft versank die Familie indeß mehr und mehr in Armuth. Die Mutter trieb Viehzucht, braute und schenkte Bier und hielt einen Kramladen mit Materialwaaren und Viktualien und Schnapsschank. Der elf bis zwölfjährige Knabe mußte den Gehilfen bei den Gürtlerarbeiten machen, die sein Stiefvater als Beschläger der Pfeifenköpfe betrieb, und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß er sie noch heute anzuwenden versteht und daraus seine Vorliebe für Mechanik erklärlich wird; er mußte ferner den Viehhandel machen und den Kühen und Schweinen ihr Futter beischaffen, was er meist baarfuß verrichtete; daraus erklärt sich seine Liebe zur Landwirthschaft, respective zur Viehzucht. Er hatte ferner den Dienst eines Kellners und Bierschenken, aber auch den weit beschwerlicheren eines Marketenders. Wir sehen nämlich den schlanken Knaben mit den blonden Locken und den schwärmerisch leuchtenden blauen Augen an den Sonntagmorgen früh vor vier Uhr mit einer an einem Trageband ihm über die Schultern, vor seinem Unterleibe hängenden Korbwanne voll Schnapsflaschen und Semmeln mit der neuerrichteten Landsturmkompagnie der gothischen Kuhl auf eine große Wiesenfläche hoch im Gebirge ausziehen, wo das Exercitium stattfindet, und der künftige Dichter seine Schnäpse an die Mannschaft ausschenkt. Das Vaterhaus wurde ihm zur Hölle.

Führen wir seine eignen Worte an, um die Theilnahme des Lesers für ihn zu gewinnen. „Man wird sich schwerlich eine rechte Vorstellung von der wüsten, scheußlichen Ehe meiner Mutter machen können. Mißgriffe und Irrungen sort und fort von beiden Seiten. Arbeitsunlust, Vorwürfe, tägliche Zänkereien und Schlägereien, die den tiefsten Grad von Gemeinheit erreichten, widerwärtige Scenen, die mein junges zuckendes Herz zur Verzweiflung brachten und mir jetzt noch das Blut vor Scham und Unwillen in die Wangen treiben. Mein von launenhafter Strenge, Angst und Schrecken schon schwer niedergedrücktes Gemüth wurde zerwartet und zerrissen von den Furien, die mein elterliches Haus täglich durchrasten. Meine beschmutzte Kinderseele lehrte sich mit zitternder Empörung und wachsendem Abscheu von den dämonischen Gestalten, die, gepeitscht von Haß und Wuth, mich dort täglich und stündlich umgrinsten und umtobten. Weinend floh ich in die schönen einsamen Wälder, die mir von den Bergen herab die Arme mitleidig entgegenstreckten. Dort saß ich an einem Felshange und starrte sehnsüchtig in die weite blaue Ferne, ein um sein schönes Jugendglück betrogenes Kind, oft hungernd und frierend, schluchzend vor unsäglichem Schmerz, und doch bald wieder mit aufstammender Seele, dort saß ich, der arme Knabe, der Nachkomme der steinreichen Kühn, der vornehmen Götter, der gelehrten Storch, von hölischen Gestern aus dem Vaterhause vertrieben, und — schrieb meine ersten Lieder, zu welchen es mich unwiderstehlich drängte, auf ein vergilbtes Blatt Papier. Dort zerstreut brauste Schiller's großer Genius wie ein Sturmwind durch die offnen Thore meiner Seele, dort suchten mich die nackten Berggeister, die Sagen und Märchen, auf, dort tauchten die ehernen Gestalten der Geschichte in mir auf und zogen majestätisch vor meinem brennenden Geistesauge vorüber. Damals habe ich so manches stille — schwärmerische Lied geschrieben. Selig träumend ging ich dann weiter, um Gretchen aufzusuchen und ihr in das süße, blaue Auge zu sehen. So hat mich früh der Hort der Poesie vor dem Schmutz der Erde geschützt."

Der Knabe hatte gewünscht, Theologie zu studiren, da er gegen die Jurisprudenz durch unverständige Reden eingenommen worden war, aber er wurde von seinen Eltern bestimmt, Kaufmann zu werden. So kam er im Spätherbst 1816 nach Erfurt in eine Engros-Material- und Landesproduktenwaaren-Handlung. Neue Drangsale warteten seiner. Von einem unbedeutenden Menschen gemißhandelt, dem Hunger preisgegeben, war er nahe daran, lüderlich zu werden. Die Poesie rettete ihn. Er schrieb ein Drama und Gedichte, die der prosaische Herr Principal entdeckte und dafür den poetischen Lehrling züchtigte. Er mußte die schwersten Tagelöhnerarbeiten thun und den Pferdeknecht machen.

Aus dieser Periode hat Storch's Buch wieder sehr interessante Gemeinbilder. Auch die nächste Veranlassung, daß er im Spätherbst 1817 aus dem Geschäft entlassen wird, ist poetisch originell, wir können sie aber nicht mittheilen. Einige Monate später tritt er in ein Material-Detail-Geschäft in Erfurt als Lehrling ein, brennt jeden Morgen um 4 Uhr einen Centner Kaffee in einer großen Trommel und destillirt den Tag über in einer großen kupfernen Blase alle möglichen Schnäpse und Liqueure, cujouirt von einer impertinenten Ladenmamsell, und albern behandelt von einem sehr dummen Menschen, der jetzt sein Principal war. Die Schilderung seines Lebens in diesem Hause ist sehr humoristisch. Ein entsetzlicher Sturz in den Keller, der das Leben des Lehrlings in die größte Gefahr brachte, machte auch diesem Aufenthalt nach einem Vierteljahre ein Ende.

Jetzt wußte der an bittern Lebenserfahrungen schon so reiche Jüngling es durchzusetzen, daß er zu Michaelis 1818 das Gymnasium zu Gotha beziehen durfte. Der Director desselben, Kirchenrath Döring, wollte ihn nicht annehmen, weil er, groß wie ein Mann, aller Vorkenntnisse ermangelte. Seine Fortschritte waren indeß erstaunenswerth. Und dabei litt er den bittersten Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Seine Eltern waren gänzlich verarmt, und das geringe väterliche Erbe Storch's in ihrer Benutzung. Da gab er Unterricht, arbeitete als Gehülfe in der Hemmings'schen Buchhandlung, trieb einen kleinen Buchhandel mit Schulbüchern und arbeitete für Schiller und andere Leute. Und doch mußte er zuweilen lange darben. Eine verhüllte Hand ließ ihm sehr zweckmäßige Unterstützung zufließen. Ein Zufall entdeckte sie ihm; es war ein junges hübsches Mädchen in seiner Nachbarschaft, die Tochter eines wohlhabenden Schuhfabrikanten. Aus dem Gefühl der Dankbarkeit erwuchs, wie so oft, die Liebe. Zu Michaelis 1822 verließ Storch das gothaische Gymnasium und wurde Schüler des Gymnasiums zu Nordhausen, dessen Director Kraft ihm viele Vortheile gewährte, und ein Jahr später bezog er die Universität Göttingen, um Humaniera zu studiren. Dort erschien auch unter dem Titel: „Knospen und Blüthen," die zweite Auflage seiner in Nordhausen bereits veröffentlichten Gedichte, die indeß von dem Dichter als Jugendarbeit später nicht beachtet wurden.

Aber schon zu Anfang des Jahres 1825 sehen wir ihn sich um eine kleine Anstellung in Gotha bewerben, die ihm der Staatsminister Lindenau, dem er sich empfohlen, zugesagt, und seine Verlobte heirathen. In diesem Jahre schrieb er seine erste Novelle, die Intrigue, die später in zweiter Auflage erschien, und ihm viele Freunde erwarb. Er erhielt die Anstellung nicht, der Minister zieht seine kleine Unterstützung zurück; der junge Dichter ist Gatte und Vater zweier Knaben ohne nennenswerthes Vermögen, ohne Broterwerb. Alles zieht sich von ihm zurück, er wird überall abgewiesen, nur einige aufrichtige Subjecte suchen seinen Umgang aus schmutziger Absicht. Die Schilderung dieser Zeit ist im Buche herzergreifend, die Portraitirung der Persönlichkeiten von den beiden Gymnasien und der Universität vortrefflich. Wir begegnen da z. B. Heinrich Steglitz, der in Gotha Storch's Mitschüler und Umgangsfreund ist, freilich der verwöhnte und verzärtelte Neffe des Baron Stieglitz, des russischen Rothschilds.

Die Kraft eines ursprünglichen Geistes bewahrt sich auch hier wieder. Der unglückliche Storch rafft sich auf. Wie er 1821 nur durch einen Zufall abgehalten wurde, als Philhellene nach Griechenland zu gehen, so halten ihn jetzt die Bitten seiner Mutter zurück, mit seiner jungen Frau zum Theater zu gehen, wozu Beide entschiedenes Talent haben. Er geht zu Ostern 1826 nach Leipzig, um seine Studien zu vollenden. Frau und Kinder bleiben in Gotha. Auf originelle Weise lernt er den Buchhändler Barth kennen, und dieser führt ihn in die Schriftstellerlaufbahn ein. Während er noch einige Collegia hört, werden schon Novellen und Romane von ihm ge-

druckt. Der mit großem Beifall aufgenommene „Kunz von Kaufungen" ist eins seiner ersten Bücher. Dabei lieſt er bei Barth Korrekturen, und verschafft sich und den Seinigen durch großen Fleiß eine anständige Existenz. Der Plan, mit zwei andern jungen Gelehrten eine Buchhandlung in Gotha zu gründen, treibt ihn dahin zurück, aber auch diese neue Hoffnung scheiterte an Leichtsinn und Untreue. Storch wurde betrogen und erlitt Verluste, die Früchte seines angestrengten Fleißes, die für seine Verhältnisse groß genannt werden durften. Zu jener Zeit überfaßte er aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen und gab zwei Novellen, die „Kurruzzen", heraus, die so allgemeine Anerkennung, namentlich in Oesterreich fanden, daß ihm von vielen Seiten buchhändlerische Offerten zugingen. Die Verhältnisse in Gotha konnten ihm indeß nicht behagen, er fühlte sich dort sehr unglücklich. Deshalb ergriff er das Anerbieten eines jungen Buchhändlers Franckh in Stuttgart, dorthin zu kommen und für denselben thätig zu sein, und war im Herbst 1828 schon in der Hauptstadt Würtembergs. Dort lebte er mit Carl Spindler zusammen.

Aber Franckh war ein unedler Mensch, der Storch mißbrauchen wollte. Das erste Auftreten des Schauspielers Seidelmann auf der Hofbühne in Stuttgart wurde auf sehr drastische Weise die Veranlassung, daß sich Storch's Verbindung mit Franckh schon nach einem halben Jahre wieder löste, und der erstere, da er in Stuttgart keinen Verleger finden konnte, mit mehren fertigen und angefangenen Manuscripten im Herbst 1829 nach Leipzig ging, wo er leider in die Hände eines gewissenlosen Buchhändlers fiel, der ihn sehr gemißbraucht hat. Zu Weihnachten hatte er seine Familie wieder bei sich, und nun erschienen „Bärwerts-Häns", „der Glockengießer", „die Fanatiker" und der erste Band des „Freitnecht", ein Roman, der mit den verschiedenen Nachdrücken nicht weniger als fünf starke Auflagen erlebt hat, und von der Birch-Pfeiffer als „Hinko der Freitnecht" für die Bühne bearbeitet worden ist.

Aber auch in Leipzig war dem gedrangsalten jungen Manne nicht lange Ruhe gegönnt. Die Revolution von 1830 und ihre Folgen, die ihn über die Maßen anekelten, vertrieben ihn. Zu Weihnachten wohnte er mit seiner Familie wieder in Gotha in einem abgelegenen Gartenhause, das er früher schon bewohnt hatte.

In der tiefsten Zurückgezogenheit und fast ohne allen Umgang lebte er hier zehn Jahre, und schrieb seine zahlreichen Schriften, von denen wir als besonders gelungen nur: „der Karikaturist", „der Jacobsstern", „die Begume" und „der Freibeuter" aufführen. Seine Abgeschlossenheit hatte nicht nur einen moralischen, sie hatte auch einen physischen Grund. Im Jahre 1833 zeigten sich die ersten Spuren von einer den Dichter heimsuchenden nervösen Schwerhörigkeit, die sich mit den Jahren vermehrte. Vielfache Verluste und unerfreuliche Behandlung von Buchhändlern veranlaßten unsern Storch, im Jahre 1840 auf Anregung eines jungen, ihm entfernt verwandten Schriftsetzers, der ihm vorspiegelte, Besitzers eines ansehnlichen Vermögens zu sein, mit demselben eine Buchdruckerei zu errichten, und damit eine Verlagsbuchhandlung zu verbinden. Nachdem die ersten Schritte schon geschehen waren, erwiesen sich die Vermögensangaben des jungen Mannes als falsch und Storch mußte einen Compagnon in der Person eines andern jungen Mannes annehmen. Auch in dieser Wahl war er unglücklich. Die trübste Periode in Storch's Leben beginnt hier; er wird von allen Seiten hintergangen und getäuscht, und seine besten Erfahrungen in dieser Beziehung entweten 1844 keineswegs mit dem Verlust seiner gänzlichen Habe. Storch erzählt über diesen Gegenstand Dinge, die nur ein mit der Verwerfenheit von Menschen vertrauter Mann für möglich halten kann.

Von 1845—1849 schrieb der Dichter wieder in der alten tiefen Zurückgezogenheit seinen neunbändigen historischen Roman „Ein deutscher Leinweber," ein Werk, daß trotz seiner Ausdehnung allgemeinen und großen Beifall fand und noch jetzt zu den gelesensten Büchern gehört. Storch zeigt sich darin zugleich als Geschichtsforscher. Die Bewegungen der Jahre 48 und 49 berührten ihn nur in den ersten Wochen. Dagegen ergriff ihn Friedrich Fröbel's Idee der Kindergärten lebhaft; er ließ eine Nichte, die er erzogen, von Fröbel zur Kindergärtnerin bilden, und gründete einen Kindergarten in Northausen, welcher schon nach wenigen Monaten vom königl. preuß. Ministerium des Unterrichts geschlossen wurde, worauf das bekannte Verbot der Kindergärten in den preußischen Staaten erfolgte. Storch hatte seinen ganzen zeitherigen Erwerb darauf verwendet, und gerieth wiederum in die bedrängteste Lage. Er lebte im Jahre 1851 in Dresden und Braunschweig, um eine Kur gegen seine schweren Unterleibsleiden zu gebrauchen, 1852 in dem schönen Gebirgsorte Georgenthal b. Gotha, 1853—55 in dem grünen Städtchen Waltershausen, wo Frau und Nichte einen Kindergarten hielten. Um einen Lieblingswunsch, den er seit seiner Jugend gehegt, Landwirth zu werden, auszuführen, beabsichtigte er, sich in einem westlichen Staat der nordamerikanischen Union anzusiedeln, und ein Sohn ging dahin voraus.

Aber der Buchhändler E. Keil, der Verleger dieses Blattes, Storch's thüringischer Landsmann, mit welchem er seit 1852 in nähere Verbindung getreten war, rieth so dringend von dieser Uebersiedelung ab, daß der Dichter den Plan aufgab. 1853 erschienen Storch's lyrische Gedichte im Verlage des genannten Buchhändlers, die von der gesammten deutschen Presse mit großer Anerkennung aufgenommen wurden. Auf Betrieb desselben Verlegers erschien dann oder erscheint vielmehr noch in dessen Verlag eine Auswahl von Storch's Schriften in einer schön ausgestatteten Familienausgabe, die ebenfalls vielen Beifall fand, und ihm, da der Verleger seinen Gewinnantheil vollständig an den Dichter abgetreten, hoffentlich die Mittel zu einer sorgenfreien Existenz liefern wird. Seit dem Spätsommer 1855 lebt der Dichter bereits auf einem kleinen Landbesitzthum in der Altstadt bei Bayreuth und giebt sich mit Eifer und Freude dem Betriebe der Landwirthschaft hin. Die schweren körperlichen Leiden, von welchen er sein einer langen Reihe von Jahren heimgesucht war, weichen von ihm, und er sieht einem ruhigen Alter entgegen. Seine Schaffenskraft ist wieder erwacht, und wir können noch manchem schönen Erzeugnisse seiner dichterischen Muße entgegensehen.

Hätte Storch früher mehr Muße gehabt, d. h. wäre seine äußere Lage eine günstigere gewesen, so würden alle seine poetischen Erzeugnisse einen weit höhern Grad von Reife haben. Wie wahr und treffend und warm er z. B. zu schildern versteht, das können am Besten seine Landsleute, die Thüringer, bezeugen, deren Berge, Wälder und Sagen von Allen Keiner so lieb und schön, Keiner so wahr und treu beschrieben hat, als L. Storch. Der arme Dichter mußte sein Leben aber meist unter drückenden Nahrungssorgen hinschleppen, gehetzt von einem Ort zum andern, und von Erhebungen, wie sie den Meisten vergönnt sind, ist bei ihm niemals die Rede gewesen.

Storch's Persönlichkeit ist eine ungemein anziehende und gewinnende — eine ächte Dichtergestalt. Man hat ihn die schlanke Edeltanne Thüringens genannt und nicht mit Unrecht. Auf einer hohen breitschultrigen Gestalt sitzt der noch immer classisch-schöne Kopf, dessen Haare sich nach und nach weiß färben, während die Wangen noch in frischer Jugendfarbe glühen. Ein Augenpaar, so blau und treu, wie man es nur in Thüringen findet, schaut aus dem blühenden Antlitz so heiter und froh heraus, als ob es niemals Thränen des Kummers geweint. Alles an ihm, sein ganzes Wesen, besonders aber seine Sprache, die den treuherzigen thüringer Idiom noch ganz hat, macht den Eindruck eines offenen sinnlichen Gemüths, das trotz aller bitteren Erfahrungen noch an die Menschheit und all' ihre Ideale glaubt. Man muß ihn selbst sprechen hören über seine Vergangenheit, sein Leben und seine Hoffnungen, man muß mit ihm auf den thüringer Bergen gewandert sein, die er so treu liebt, muß mit ihm die Hoffnungen des Vaterlandes besprochen und berathen haben, um den Mann lieb zu gewinnen, der so hinreißend-begeistert und doch so kindlich offen, so ganz vertrauend und hingebend seine innere Welt zu offenbaren versteht. Storch ist ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes, und das ist in unsern Tagen schon ein großer Vorzug.

Er hat viel Gutes gewollt und Besseres verdient, als ihm im Leben geworden — möge sein Lebensabend ein heiterer und sorgenloser sein! K. v. L.

Scenen aus dem Südpolarmeer.

Von Friedr. Körner.

(Zweiter Artikel.)

Obschon das Südpolarmeer grauenhaft ist wegen seiner Einöde und der wilden Erhabenheit seiner Naturschauspiele, obschon das feste Eis in der Regel bis zum 60. und 62. Grad reicht, während das Nordpolarmeer an 10 Grad weiter noch schiffbar ist: so haben sich nicht nur gewinnsüchtige Wallfischfänger in dasselbe gewagt, sondern der Drang nach Erforschung des Erdkörpers hat wissenschaftlich gebildete Seefahrer in günstigen Sommern tief in die Eiswüsten des Südpolarmeeres geführt, wo sie Gefahren zu bestehen hatten, bei deren Erzählung den Zuhörer kaltes Grausen überfällt. Wenn wir den Muth der Krieger bewundern, die sich mit Todesverachtung dem Kartätschenhagel entgegenwerfen, so verdienen die Polarfahrer die höchste Bewunderung, da sie viel größere Gefahren zu bestehen haben. Der Soldat kämpft in Gemeinschaft mit seinen Genossen, und fällt er, so endet ein kurzer Tod sein Leben, und lohnt ihn ein ehrenvolles Gedächtniß. Einsam dagegen und tausend Meilen von menschlicher Wohnung und Hülfe entfernt, ringt der Polarfahrer täglich mit dem Tode, Hunger und Kälte peinigen ihn, wenn sein Schiff, vom Winter überrascht, einfriert, und wenn die Wogen es verschlingen, die Eisberge es zermalmen, wenn er, auf eine Eisscholle sich rettend, hülflos von Sturm und Wellen umher getrieben wird, da ahnt Niemand daheim seine Qualen, seine Todesangst — er ist verschollen und wird vergessen. Erneuern wir daher das Gedächtniß an die muthigsten Südpolarfahrer, um uns alle die Grauen und Entsetzen zu vergegenwärtigen, welche diese Entdecker und Erforscher zu ertragen hatten!

Am Weitesten gegen den Südpol ragt die Spitze Südamerika's, von wo ab die Süd-Orkneys und Süd-Shetlandsinseln nach Süden weisen, wo man einige Küstenstriche entdeckt hat, ohne zu wissen, ob sie einem Festland oder einer Inselgruppe angehören. Aehnliche Küstenstreifen liegen dem Süden Neuhollands gegenüber; doch kennt man auch hier nur einzelne Küstenlinien, die sich auf dem 70. Grad hinziehen, dann plötzlich an der Ostseite nach Süden umwenden, wo die Eisküste, Victorialand genannt, bis zum 78. Grad gegen den Pol hin verfolgt ist. Dort hemmte der Eiswall jedes weitere Vordringen, da er sich unabsehbar nach Osten ausbehnte und einen großen Meerbusen zu umschließen schien, denn südlich von Afrika zieht sich die Eisküste vom 65. Grade süd-westlich gegen den Eiswall.

Schon im Jahre 1600 war ein Holländer, als er eben die Magellansstraße passirt hatte, von einem heftigen Sturme nach Süden in das Polarmeer getrieben, dessen Eisberge und zerklüftete Inseln ihn mit Schrecken erfüllten. In Europa glaubte man indessen seinen Berichten nicht, und da J. Cook, welcher das Südpolarmeer durchstreifte (1774), unendlich viel Eis fand, so hielt man das Südmeer bis zum 60. Grad für unzugänglich. Erst in unserem Jahrhunderte führte Aussicht auf gewinnreiche Jagd der Thranthiere verwegene Seefahrer in das südliche Eismeer; denn Smith entdeckte 1818 Neu-Südshetland, und Bronsfield untersuchte diese zwölf dem Inseln und eisbedeckten Klippen. Sie waren zwar ohne allen Pflanzenwuchs, aber es lagerten Tausende von Riesenrobben, die oft 24 Fuß Länge und 14 Fuß Umfang hatten, auf den Eisschollen, und zeigten so wenig Scheu vor den nie gesehenen Menschen, daß, wenn die einen erschlagen und abgehäutet wurden, die daneben Liegenden sich nicht von der Stelle rührten. Die reiche Beute lockte mehr Robbenfänger herbei, welche nach neuen Jagdplätzen umher forschten. Unter ihnen hatte der beherzte Weddell das Glück, daß er 1822 die Süd-Orkneys fand und bis zum 74. Grad des eisfreien Meeres vordrang, welches von verschiedenen Seevögeln wimmelte. Fast in jedem der folgenden Jahre ward ein Streifen des vermutheten Südpolarlandes und Inselklippen entdeckt, in denen aber andere Seefahrer zuweilen schwimmende Eisberge für Inseln ansahen, die ein landartiges Aussehen zeigten, weil sie sich überschlagen, und die mit Sand und Schlamm bedeckte Unterseite nach oben gekehrt hatten. Die Streifen eisbedeckter oder schneefreier Berge, die man für den Rand eines Polarfestlandes hält, konnten von den Seefahrern meist nur aus der Entfernung von einigen Meilen beobachtet werden, und lassen daher über Zusammenhang der Küste und Oberfläche derselben Vieles unentschieden. Es fand der Kapitain eines londoner Handlungshauses, der beherzte Biscoe, südlich von Madagascar unter dem 65. Grad eine bergige Küste, die er nach der Firma seines Hauses Enderbysland nannte (1830), entdeckte 1832 die zackige Insel Adelaide, welche auf demselben Breitengrade, südlich unter Feuerland liegt und vielleicht die Ecke des Polarlandes ist, welches als Grahams- und Alexanderland nach Südwest, als Trinity- oder Palmersland nach Nordost sich ausdehnt und als weiter Felsenvorsprung südlich Louis Philippsland hat, wogegen die von Russen entdeckten Alexander- und Peterinseln nördlich an der Grahamsküste sich hinziehen.

Diese Entdeckungen erweckten großes Interesse, da sie die Frage über die Beschaffenheit des Südpoles wieder lebhaft anregten, so daß die englische, nordamerikanische und französische Regierung den Entschluß faßten, das Südpolarmeer im Interesse der physikalischen Wissenschaften durchforschen zu lassen. Am Frühesten hatte die französische Regierung die erforderlichen zwei Schiffe dem Zwecke und den zu bestehenden Gefahren gemäß ausgerüstet und deren Führung dem bewährten Kapitain Jules Dumont d'Urville übertragen, welcher ein wissenschaftlich vielseitig gebildeter Mann war und mit dem Kapitain Duperrey, und kurz darauf selbstständig Reisen um die Welt gemacht hatte. Als die Julirevolution ausbrach, war er einer der ersten Offiziere, welcher dem König Louis Philipp seine Dienste anbot, den verbannten König Karl X. nach England brachte und dann 1837 beauftragt ward, die Expedition in's Südpolarmeer zu befehligen.

Kaum hatte er den 63. Grad südlicher Breite erreicht, so befand er sich in der schweigsamen, schauerlichen Eiswelt der schwimmenden Gletscher und meilenlangen Eisbänke. Grauenhaft waren die Scenen, die ihn umgaben. Unheimliches Schweigen lagerte über der Meereswüste, nur von Zeit zu Zeit vom dumpfen Rauschen verborgener Wogen und ferner Brandungen unterbrochen. So weit das Auge und das Fernrohr reichten, so weit dehnte sich eine Eiswüstenei aus, die aus vielgestaltigen Eisblöcken bestand. Ohne Ordnung waren sie an einander gedrängt oder dicht zusammengeeilt wie das Eispflaster einer Riesenstraße. Hier ragte eine stumpfe Pyramide, dort die Trümmer eines Würfels empor, zwischen denen sich ungeheuere tafelförmige Schollen, 90—120 Fuß, aufgerichtet hatten, während an andern Stellen die gegen einander gelehnten Eisplatten Höhlen und Gallerien bildeten oder unförmliche Eistlumpen in Haufen über den Blöcken zerstreut lagen; und hier und da gewaltige Blöcke über die übrigen hervorragten wie Marmormauern eines dachlosen Palastes. Scharf und senkrecht wie eine Mauer stand der Eiswall, doch zeigten sich hier und da zwischen den einzelnen Eisblöcken schmale Wasserstraßen, durch welche wohl ein Schiff hindurch schlüpfen konnte.

Während die Riesenwand still zu stehen schien, waren die kleineren Eisstücken, welche vor derselben schwammen, in beständiger Bewegung, indem sie mit den Wogen stiegen und sanken, gegen einander prallten, untertauchten, in die Luft geschleudert wurden und stürrend auf den großen Schollen dahin glitten, auf welche sie etwa 6:im Herabstürzen fielen. Die Seeleute wurden nicht müde, den Wechsel dieser grotesken Scenen zu bewundern, die mit jedem Wechsel der Beleuchtung und mit jeder Veränderung der Windrichtung andere wurden. Jetzt lagen die Eisstraßen unter wallendem Nebel, durch den ihre grauen Gestalten in unheimlicher Formlosigkeit schauten und wunderbare Perspectiven eröffneten, wenn der Nebelflor zerriß und einzelne Strecken auf Augenblicke aus der Dämmerung mit scharfen Umrissen hervortraten.

Sobald aber die Nebel wichen und die helle Sommersonne ihr volles Licht über die Eisblöcke goß, schimmerte und blitzte es weithin wie von polirtem Marmor und Alabaster. Da sah man sich plötzlich in eine verzauberte Riesenstadt versetzt, man befand sich mitten in einem Venedig des Eismeers. Hüben und drüben standen kolossale Eismassen in Ordnung neben einander wie die Marmorfronten gewaltiger Paläste. Ganz deutlich glaubte man Thüren und Thore, Erker und Mauerzinnen unterscheiden zu können. Palast stand neben Palast, von Zeit zu Zeit ragte ein Obelisk, ein Thurm, eine Säulenhalle, eine Mauerzinne, eine

Domkuppel empor, und zwischen den Palastreihen breitete sich eine ruhige Wasserfläche aus, auf welcher alle die Eiswunder sich abspiegelten. Todtenstille herrschte in dieser Stadt, und diese Einsamkeit verlieh der Scene ein beängstigendes Grauen. Immer erwartete man, einen Menschenlaut, das Rauschen einer Gondel, das Knarren eines Thores zu vernehmen, aber starr und regungslos blieben Kanal und Paläste. Nur Seevögel schwammen zuweilen geräuschlos in den öden Wasserstraßen, an freieren Stellen sah man die Springquellen der Wallfische im Sonnenschein schimmern, und hörte den zerfließenden Nachhall seines dumpfen Bransens.

Hatte man diese wunderbare schwimmende Eisstadt hinter sich, so sah man sich in eine andere Welt versetzt. Ringsum breiteten sich Ebenen aus, auf denen hier ein beschneites Gebüsch, dort ein halb zerstörter Garten und daneben die niedrigen Dächer eines Dorfes standen. Sie schienen halb verschüttet von wehendem Schnee, aber Dach und Wand, Schornstein und Kirchthurm, Tannenbäume und niedriges Strauchwerk waren so täuschend nachgeahmt, daß man nur mit Mühe sich überzeugen konnte, jene Landschaft bestehe aus Eisgebilden. Wie strahlte alles so verklärt und so hell im Sonnenschein, wie blitzten die Eiszacken am Strohdach und an dem Mühlrad, wie schimmerten die Schneeflocken auf den Bäumen, und doch wie grauenhaft war die Ausgestorbenheit und lautlose Einsamkeit dieses Dorfes.

Noch immer ging die Fahrt gen Nordosten an einer wunderbaren Eiswand hin, der man 200 Meilen weit folgte. Immer neuer Wechsel der Gruppen und Gestalten, und doch immer wieder dieselbe Einöde, dasselbe furchtbare Schweigen. Dazwischen erschienen auch Gruppen wild zerklüfteter, von Sonne und Nebel zu phantastischen Gestalten zernagter Eistrümmer. Still und feierlich zogen diese zerspliitterten und zackigen Eistrümmer vorüber, die in der kurzen Dämmerung der langen Sommertage wie dunkle Traumgestalten erschienen und verschwanden.

Die Eiswände waren zum großen Theil weggeschmolzen oder zertrümmert, tiefe Löcher waren hinein gethaut, und während um den tief im Wasser gehenden Fuß des Meeres kräuselnde Wellen spielten, ächzte und stöhnte die morsche Masse der oberen Hälfte, die oft beim Zusammenstoß in tausend Splitter zersprang. Verwegene Matrosen wagten sich auf dem Boot in die schmalen Wasserstraßen, die zwischen den ungeordneten Haufen der Eisblöcke offen lagen, um ihre phantastischen Bildungen näher zu betrachten.

So unterhaltend auch anfangs die Betrachtung dieser Eisgestalten war, so ermüdete doch die Einförmigkeit und der blendende Glanz, und die Mannschaft war hoch erfreut, als sie an den Neu-Südorkneys endlich wieder Land sah. Zwar waren es nur schwarze Felswände, von denen die Eishülle herabgestürzt war, aber man sah ja wieder Land und festen Boden. Unterhaltung gewährte hier, wie an manchen Eisblöcken, die Menge der unbeholfenen Pinguine, welche auf dem First der Felsen und an deren Abhängen zu Tausenden in Reihe und Glied neben einander saßen, und die seltene Erscheinung eines Schiffes mit heiserem Geschrei begrüßten. Dabei waren sie so wenig scheu, daß sie den landenden Matrosen keinesweges Platz machten, die vielmehr einen Vogel nach dem andern herab werfen mußten, wogegen alle mit großem Geschrei protestirten. Andere dieser schwerfälligen Thiere tummelten sich auf dem Wasser, schwammen pfeilschnell hin und her, tauchten und erschienen erst in weiter Entfernung wieder, schüttelten die Köpfe, glotzten die Schiffe an und versuchten dann zu landen. Da sie kurze Füße haben, die dazu noch sehr weit hinten am Körper stehen, so taumelten sie oft nieder, glitten aus und sanken in's Meer zurück, bis sie endlich mit Hülfe des Schnabels und der kurzen Flügelstumpfe, die ihnen als Stützen dienten, sich auf's Land schoben und dort mit langgestreckten Hälsen das Schiff anschrien. Durch die Luft zogen zahllose Sturmvögel, Kaptauben, Scharben und weißflügelige Möven, auf Eisschollen lagerten theilnahmlos Seehunde und starrten Schiff und Menschen an, dem Kielwasser folgten 15 bis 20 Fuß lange Delphine, und auf freien Wasserflecken tummelten sich Wallfische.

Bald sollten die Seefahrer aber auch die Schrecken dieser Gegenden kennen lernen. Denn die schwimmenden Eisberge traten immer dichter zusammen, mächtige Schollen schwammen unter der Oberfläche des Wassers und stießen mit solcher Gewalt an das Schiff, daß es zitterte, krachte und dröhnte, und nur durch seinen starken Bau befähigt war, den wiederholten Stößen Widerstand zu leisten. Plötzlich sah man sich in einem ungeheuren Becken, wie in einer Bucht rings von Eis eingeschlossen, und lief dabei Gefahr, von den hin- und wiedertreibenden Eisbergen zermalmt zu werden, weshalb der Kapitain die Vorsicht gebrauchte, des Nachts sein Schiff mit Ankern und Tauen dicht an einen Eisberg anzulegen, damit er es schütze. Wohl an 200 Fuß ragten die Kolosse aus der Fluth; ihre Wände waren durchfurcht von den Rinnen des Regen- und Thauwassers, welches am Tage in hellen Wasserfällen niederplätscherte, wogegen der Fuß auf einem Gestell regelmäßiger Eisplatten ruhte. Fern von menschlicher Hülfe schwamm das Schiff, an einen Gletscher angebunden, auf unbekanntem Meere Tage lang umher, oft umhüllt von Schneegestöber und undonnert von zusammenstoßenden Eisbergen.

Da faßte der Kapitain endlich den verzweifelten Entschluß, sich mit Gewalt durch den drei Meilen breiten Eisring Bahn zu brechen, der ihn in der Bucht eingeschlossen hielt. Man spannte die Segel auf und rannte mit der scharfen Kante des vorderen Schifftheils in das Eis hinein. Es kreischte, splitterte und brach, so daß die Schiffe etliche hundert Fuß wie Sturmböcke eindrangen, dann aber unbeweglich im Eis lagen. Grauen befiel die Mannschaft, als sie die weite Strecke Eis überfah, die sie noch durchbrechen sollte. Zwar waren Alle frisch bei der Hand, schafften kleine Eisklüde weg, befestigten an die großen Blöcke starke Taue, an denen die Matrosen am Bord zogen, um das Schiff tiefer in den Eisring hineinzutreiben, aber bei aller Anstrengung rückte man nur einige Fuß vor. Dazu kam noch, daß der Wind umsprang, hohe Brandung an der Eiswand aufwarf und das Schiff zu zerquetschen drohte, weshalb man sich unter großen Mühen wieder in die Bucht zurückzog, um hier zu warten, was das Schicksal über Mannschaft und Schiff verhängen würde. Tag bei Tag verging, und schon begannen die Matrosen an ihrer Rettung zu verzagen, als der Himmel sich der braven Männer erbarmte. Der Wind sprang um, die hohe See brach mit Ungestüm gegen den Eisring heran, mächtige Wellen hoben und rückten an der Eisdecke, daß sie erbebte und krachte, und die beiden Schiffe wiederholten die Versuche, das Eis von der Bucht aus zu durchbrechen. Mit Macht rannten sie gegen dasselbe, daß die Schollen splitterten, kehrten zurück, um zu neuem Anlauf auszuholen, und arbeiteten sich auf diese Weise so tief in die Eisbank hinein, daß man drüben das offene Meer erblicken konnte. Nun wurden alle Segel ausgespannt und das Schiff von Neuem gegen das Eis getrieben. Krachend prallten sie an, drangen ein und standen dann festgekeilt, während die Massen ächzten, die Segelstangen kreischten, und die Matrosen mit Aexten und Brecheisen dem Schiffe Raum zu schaffen suchten. Bald legte es sich unter dem Druck der gefüllten Segel auf die Seite, bald stieg der Vordertheil hoch empor, und dazwischen höhnten die Schiffsplanken, knarrten die Masse und knirschten die Schotten. Die Besorgniß der Matrosen steigerte sich, sie verdoppelten ihre Anstrengungen, und diesen wie der Kraft des Windes gelang es endlich, die Eisschranke vollends zu durchbrechen und wieder in's offene Meer zu gelangen.

Doch sollte die Mannschaft noch eine furchtbare Scene erleben. Die Matrosen pflegten, als das Schiff in der Bucht lag, oft in Booten nach Seehunden und Vögeln auf die Jagd zu gehen, während Andere, als das Schiff sich in das Eis einbohrte, fröhlich auf den Schollen umherſprangen und sich belustigten. Sobald das vordere Schiff die Eisbank ziemlich durchbrochen hatte, rief das Kommando: „Alle an Bord!“ die Mannschaft zusammen. Alle erschienen, nur der Kalfaterer war zu weit entfernt, um zur rechten Zeit einzutreffen. Das Schiff ging ab, als der Unglückliche noch athemlos über die Schollen heranеilte. Er lief, er sprang, stürzte und war im Nu wieder auf den Beinen; aber hatte er den Eisrand bald erreicht, so hielt ihn eine breite Spalte auf, die er umgehen mußte, so daß er wieder weit zurückblieb. Mit Entsetzen sahen die Matrosen ihren Kameraden über das Eis laufen, sahen seine Gefahr, auf ihn zurückbleiben zu müssen, und konnten ihm doch nicht helfen. Er rief, winkte und lief, starr nach dem davon segelnden Schiffe blickend, aber er schien verloren. Todesangst erfaßte ihn, Angstschweiß drang aus allen Poren, ihm flirrte es vor den Augen, er lief nicht mehr, er schoß über das Eis, die Schreckensbilder, allein im unwirthlichen Eismeer gelassen zu werden, gaben ihm Riesenkraft, und — er ward gerettet. Als eben der Hintertheil des Schiffes aus der Eisbank hervorging, erreichte er den Rand der Bank, erfaßte das ihm zugeworfene Tau

und ward auf's Schiff gezogen. Lange lag er erschöpft in der Kajüte, ehe er sich von der furchtbaren Todesangst erholen konnte.

Groß war die Gefahr gewesen, aber d'Urville ward nicht muthlos, sondern setzte seine Fahrt nach Osten fort, bis er sich überzeugte, daß er wegen der Eisbank nicht nach Süden vordringen könne und nach den Süd-Orkneys umkehrte. Wieder ging es an meilenlangen und thurmhohen Eisbergen vorüber, und auf schmaler Fahrstraße durch 12—200 Fuß hohe Eisblöcke, deren Kanten von rothen, dunkel- und veilchenblauen Lichtern funkelten, während andere schneeweiße Eismassen da, wo die See anschlug, im schönsten Ultramarinblau strahlten, und an den Wänden grotesk Figuren wie ausgemeißelte Basreliefs standen. In den seltenen nebelfreien Stunden konnte man 12—15 Meilen überschauen und ringsum das Schimmern, Funkeln und Blitzen der Eisberge betrachten, welche die Sonne 22 Stunden beschien, da nur von 11—1 Uhr Nachts eine leichte Dämmerung eintrat. Wundervoll schimmerten die Schneefelder und Gletscher im Morgen- und Abendroth, schien das Meer wie mit Rosenduft übergossen und sahen die schwimmenden Eisstädte wie ein Feuermeer aus in den dunkelrothen, gelben und violetten Tinten des Abendhimmels, während an einzelnen Stellen der Eisblöcke die Sonnenstrahlen brennendroth sich brachen, als ob man die Fenster eines Schlosses im Abendroth glühen sähe. Ein anderes Mal beobachtete man einen Eisblock von 250 Fuß Höhe, der einer runden Festung mit spiegelglatten Wänden glich und hohl war. Gleich einem Amphitheater von 125 Fuß Höhe und 950 Fuß Umfang schwamm er dahin, den weißen und schwarzen Sturmvögeln ein bequemer Ruheplatz. Andere Eisblöcke schimmerten auf der einen Seite im durchsichtigen Amethystblau, während die andere Seite von grünen, weißen und blauen Streifen geädert war. Daneben schwamm ein Eisstück von 100 Fuß Höhe und 300 Fuß Länge hin, dessen Fuß von vier regelmäßigen Schwibbogen durchbrochen war. Die Matrosen konnten aber dieser Eiswunder kaum froh werden, denn Tag und Nacht rannten tiefgehende Schollen an die Schiffsplanken, daß es aus den Fugen zu gehen drohte, und der Kapitain selbst manchmal glaubte, das Schiff müsse bersten. Dazu hingen lange Eiszapfen an den Segeltauen, waren Taue und Segel steif gefroren, da sie der fortwährende Nebel sehr stark anfeuchtete, brüllte das Meer wo es an den Eisbergen sich brach, von denen einer 115 Fuß hoch und 11 Meilen lang war, wechselte Schneegestöber mit Hagelwetter und kalten Regengüssen, daß die Matrosen unsägliche Anstrengungen aushalten mußten, und donnerten Tag und Nacht wie furchtbare Artilleriesalven die von den Bergen stürzenden Gletscher. Als der Gesundheitszustand der Matrosen sich besserte, kehrte d'Urville wieder nach Süden um und fand öde Felsenklippen mit Gletschern, die er Louis-Philipps- und Joinvilleland nannte. Sie sind vielleicht die dem stillen Ocean zugewandte breite Küste des Südpolarlandes. Im folgenden Jahre kehrte d'Urville noch einmal in das genannte Meer zurück und entdeckte einen andern Küstensaum, welchen er den Namen Adelineland gab.

Auch auf dieser Fahrt hatte d'Urville große Gefahren zu bestehen, denn mitten in einem Engpaß zwischen Eisblöcken überfiel seine beiden Schiffe ein ungeheurer Sturm, der sie gerade gegen einen Eisberg zutrieb, in dessen Nähe ein furchtbarer Wasserstrudel das Schiff ergriff. Näher und näher kam man dem Berge, lauter und lauter brauste der Strudel, da gelang es im letzten Augenblick, das Schiff zu wenden und sich von dem Berge zu entfernen. Aber in demselben Augenblick jagt der Sturm das zweite Schiff gegen das erste, vergeblich sind die Anstrengungen, sich auszuweichen. Schon sind die Schiffe so nahe, daß die Matrosen das Weiße im Auge erkennen. Dabei schwanken sie so entsetzlich, daß die Mastenspitzen die Wellen berühren. Da gerathen sie an einander, ihr Tauwerk verwickelt sich, und während die Schiffskörper auf den Wellen auf- und abtanzten, sind ihre Masten an einander gefesselt. Hier können Menschen nicht mehr helfen; Alle erwarten den Untergang. Doch der Sturm rettet sie. Es knackt und kracht in den Masten, die eine Spitze bricht, die Taue reißen, die Schiffe werden frei und haben bald den Engpaß hinter sich.

Der Amerikaner Willes durchforschte dieses Meer 1839 und 40, ohne Entdeckungen zu machen, wegegen der englische Wallfischfänger Ballony die Küste Sabrina sah. Am weitesten drang 1841 der Engländer Roß, der Sohn des berühmten Nordpolarfahrers, gegen den Südpol vor, indem er eine lange Gletscherküste von Norden nach Süden entlang fuhr, die er Victorialand nannte. Auf ihr beobachtete er mehrere thätige Vulkane, von denen er den südlichsten Erebus, seinen Nachbar Terror nannte. Die Berge dieser Küste bestanden meist aus 9—12,000 Fuß hohen Kegeln mit hochbeschneiten, fast senkrechten Wänden. Dem oben genannten Eiswalle folgte er 50 Meilen weit und kam bis zum 78. Grad, wo er umkehren mußte, und im folgenden Jahre wegen großer Eismassen nicht weiter vordringen konnte.

Auf dem Berge Ararat.

Wir stehen auf dem Berge Ararat in Armenien, um uns ganz Kleinasien, den Kriegsschauplatz, das gefallene Kars, die russisch-türkische Grenze, durch ein Fernrohr über das schwarze Meer hinweg, die Krim und das nun still gewordene, aus Ruinen rauchende Sebastopol, die ganze orientalische Frage und die Geschichte der alten Menschheit, die hier gleichsam ihre Denkstaule in die Höhe streckt, 17,261 Fuß über dem Meeresspiegel und 10,000 Fuß über dem umliegenden Hochlande mit einem Panoramablicke anzusehen. Zunächst nehmen wir die noch ganz gut erhaltene Arche Noah in Augenschein, in welche er mit „all sündhaft Vieh und Menschenkind" Sonntags am 30. November des Jahres 2349 vor Christi Geburt einzog, worauf es Sonntag am 7. December zu regnen anfing. Es regnete so arg, daß die Arche über den höchsten Bergen dahin schwamm, bis sie bekanntlich auf diesem Berge Ararat wieder festen Fuß faßte, und die neue Menschheit ausund herabsteigen ließ. Die Arche ist 547 Fuß lang, 91 breit und 54 hoch. Sie faßt 72,625 Tonnen Gewicht. Noah lebte darin mit allem Zubehör 13 Monate und 18 Tage, da er erst am 18. December, Freitags, des folgenden Jahres, ausstiegen konnte, nachdem die Arche Mittwochs, am 6. Mai, auf dem Berge Ararat stehen geblieben war. Die Erde war damals 1656 Jahre alt, denn sie war erst Sonntag den 23. Oktober des Jahres 4004 vor Christi Geburt fertig geworden, und steht deshalb jetzt im 5858sten Jahre. Was diese Daten und Jahreszahlen betrifft, so stehen sie wenigstens in England durch Parlamentsbeschluß als Dogma der Hochkirche fest, nachdem sie Bischof Wilkins, Schwager Oliver Cromwell's, angerechnet hatte. Er wußte das revolutionäre Parlament so sehr von der Wahrheit dieser Forschungen zu überzeugen, daß es dieselben als Glaubensartikel der Hochkirche sanctionirte. Dieser Parlamentsbeschluß ist bis jetzt eben so wenig aufgehoben, wie der, daß Niemand übersponnene Knöpfe auf dem Rocke tragen, daß Niemand etwas von den Parlamentsverhandlungen veröffentlichen darf und tausend andere Parlamentsbeschlüsse, die noch gesetzliche Kraft haben, und an welche gleichwohl Niemand mehr zu denken wagt. Dies ist zugleich ein Beweis, daß Freiheit und Unfreiheit nicht durch Gesetze erzwungen werden können. Was es in England Freies giebt, ist durchweg gesetzlich verboten, aber das Freie lebt und schöpft aus dem Meere ringsum, aus dem alten germanischen Volkscharakter, und da es wirklich lebt, kann es durch pfiffige Gesetzgebung von Sonderinteressen, die England längst ruinirt haben würden, wenn es nach ihren Gesetzen ginge, nicht so leicht incommodirt, wenigstens nicht todt gemacht werden.

Die vom Bischof Wilkins gemessene und durch's Gesetz des Parlaments in Länge, Höhe, Breite und Tonnengehalt genau bestimmte Arche Noäh steht noch wohlbehalten auf der Spitze des Berges Ararat. Dies ist wenigstens ein gesetzlicher Glaubensartikel der alten armenischen Bischöfe. Auch kann man ihn unten beim Volke als ausgemachte Sache hören. Die Engländer glauben's auch. Wenigstens las ich erst neulich in einem englischen Blatte, daß mehrere Besteigungen der höchsten Spitze des Ararat durch glaubwürdige Männer erwiesen hätten, die Arche Noäh sei nicht nur nicht noch wohlerhalten, sondern überhaupt gar nicht mehr da.

Ich denke bei dieser unserer abendländischen Schöpfungsmythologie an die morgenländische der alten Indier, die wenigstens den neuen geologischen Forschungen, nach welchen unsere Erde

mindestens schon ihre 25 Millionen Jahre um die Sonne herum marschirt ist, viel näher kommt. Alle Brahminen und Seher, deren Schriften auf Zeiten bis 12,000 Jahre vor Christi Geburt zurückführen, geben der von Menschen bewohnten Erde eine Zeit von 15 Millionen Jahren, die sie in 4 Perioden eintheilen. Die erste, das goldene Zeitalter, dauerte 1,728,000 Jahre. In dieser Zeit wurde Gott Brahma geboren, und die Menschen, alle von doppelter Goliathsgröße, wurden durchschnittlich 400 Jahre alt. Die zweite Periode dauerte 1,296,000 Jahre, während welcher die Rajah's und verschiedene Laster geboren und von Menschen erzogen und gepflegt wurden, so daß sie es durchschnittlich nur noch bis auf 300 Jahre brachten. Die dritte Periode von 8,064,000jähriger Dauer brachte das Laster mehr zur Herrschaft und Größe und Tugend der Menschen, die nur noch 200 Jahre lebten, mehr in Verfall. Die letzte Periode, in der wir leben und von welcher schon 4,027,280 Jahre verflossen sind (wie wenigstens die Schüler der alten Brahma-Weisen behaupten) hat die Menschen durch Laster auf die blutigen Scenen, Donner- und Dampfwolken, die der Krieg neuerdings bis nach seinem erhabenen Haupte emporzuwirbeln suchte, unbewölkt und ungerührt herab, und um die Friedens-Konferenzen in Paris läßt er sich schon deßhalb keine grauen Haare wachsen, weil er in seiner Jugend im Gram über das flutige Entstehen und Vergehen von Staaten um ihn her bereits ganz kahlköpfig geworden. Wollte er sich jetzt noch über die Diplomatie bekümmern, würden ihm allein durch den Fall von Kars alle Haare ausgefallen sein.

Nein, hier oben sind wir frei von den kleinlichen Listen und Ränken und Grausamkeiten der Civilisation und Barbarei, zwischen denen von einem so hohen Standpunkte aus gar kein Unterschied ist. Hier oben sieht man nur noch die Physiognomie der Erdoberfläche und deren Schönheitspflästerchen von Städten und Dörfern im Allgemeinen und in Totaleindrücken, nordöstlich die große Kette des Kaukasus, aus welchem sich sichtbar der Arar hervorschlängelt, die russisch-persische Grenze mit der Festung Eriwan

Der Berg Ararat.

bis auf ein Viertel ihrer ehemaligen Größe und ihrer ursprünglichen Lebenszeit zurückgedrängt.

Auf dem Berge Ararat erscheinen uns diese kolossalen indischen Perioden menschlicher und wahrscheinlicher, als unsere engherzigen Sagen, die wir von den alten Juden angenommen haben, da wir keine eigenen geltend machen konnten. Alles erscheint von hier aus dem nach seiner Seite eingezogten Blicke unendlich, und die ganze orientalische Frage mit ihren fünf Punkten unter dem Fragezeichen kann als Fliegenkleckserei. Liegen doch hier seit Noah, selbst nach Calvisius, der in unsern Volkskalendern noch jedes Jahr genau angiebt, wie lange es her sei seit Erschaffung der Welt, wenigstens fünfzig Völker und Reiche begraben. Sie alle blühten neben und über einander empor, strahlten und thronten über die Erde und starben. Der nackte Araratgipfel sah ruhig zu, wie eins nach dem andern emporblühte um seinen Fuß herum, und sich ausbreitete, als wollt' es die ganze Welt erobern, und wie es spurlos verschwand, ehe ihm, der nur von geologischen Jahren berührt wird, ein einziger Tag dahingegangen war. Er sah auch nordwestlich Gumri und Kars, ringsum Gebirgs- und Hügelwellen bald kahl, bald dicht bewaldet und überbläht, aber durchweg menschen- und kulturöde, nur daß uns das Fernrohr nach unten zuweilen einen vergoldeten, mit blauseidenen Vorhängen beschatteten, von Ochsen langsam über Stock und Stein gerumpelten Wagen zeigt, in welchem ein Stückchen Harem irgend eines blauen, weißbeturbanten Alttürken frische Luft zu schöpfen sucht.

Wir blicken noch einmal nach der russisch-persischen Grenze, wo der Gipfel des Zengui mit einem Festungsschlosse auf seiner Spitze einen um so anziehenderen Haltpunkt für das Auge bietet, als sich unten die russische Grenzfestung Eriwan, alte Hauptstadt Georgiens, malerisch herumlagert. Inwendig bilden die schönsten Mädchen, die kostbarsten Perlen für türkische Harems, in ihrem eigenen und der Straßen Schmutze die pikantesten Contraste. Die Mädchen träumen von der großen Wäsche, der sie unterwerfen werden, ehe sie auf den Markt kommen, und von dem Markte, auf dem sie verkauft werden, eben so süß und schwärmerisch, wie unsere holdesten Jungfrauen vom goldenen Ringe und der Haube,

unter welche sie sich sehnen. Zwar duldet die russische Regierung den Verkauf von Mädchen nicht, aber da die Eltern arm, die Mädchen schön, ihre Sehnsucht, verkauft zu werden, groß und der Preis, den der Agent von Trebisond, dem Ausfuhrhafen, für diese Georgerinnen, hoch ist, kann selbst das strenge russische Gesetz Geschäfte der Art nicht verhüten. Die Stadt Erivan ist ungemein schmutzig und enge, und die etwa 10,000 Einwohner leben zum Theil wahrhaft in Schmutzhaufen oder zwischen Ruinen, den Zeugen verschiedener Belagerungen und Bombardements, deren letzteres dem russischen General Godovitsch im Jahre 1808 die größere Hälfte seiner Armee kostete, ehe er auf dem Rückzuge Tiflis wieder erreichte. Die merkwürdigsten Zeugen der Vergangenheit in Erivan sind christliche Kirchen mit der Hälfte ihrer Schiffe unter der Erde, wo die ersten verfolgten Christen ihre Andacht verrichteten. Später, als das verfolgende Römerschwert und der noch grausamer verfolgende Halbmond gesunken waren, bauten die Christen auf ihren unterirdischen Andachtshöhlen offene Kirchen empor, ohne die alten Kellertempel zu zerstören. Man findet solche halb unterirdische Kirchen noch in verschiedenen andern Orten Kleinasiens, dieses Paradieses der Menschheit, wenn sie nicht immer Schwerter geschliffen hätte, um sich gegenseitig den Genuß desselben zu wehren.

Kleinasien ist eine Ruine geworden, wie das Paradies der europäischen Türkei. Erst wenn der halbmondförmig gekrümmte Säbel sich vollends rundet zum schnurrenden Rade der Industrie, der Kultur, die lange Kosakenlanze sich zu Speichen einfügt und Bayonnett und Lauf sich niederlegen zur Schiene für den dampfbeschwingten Lauf des Friedens und der Einsicht, des Eintritts in den Völkerverband menschheitlicher Interessen, wenn das schmachbedeckte schöne Weib dieses Paradieses nicht mehr verkauft wird und sich nicht mehr sehnt, verkauft, sondern Herz gegen Herz, Liebe gegen Liebe, Anerkennung gegen Anerkennung des schönen, freien, gebildeten, fleißigen Menschen gewonnen zu werden, erst dann, wenn der Mann seine eigene Ehre und Würde wieder erkennt und sie verschönert in einem schönen Weibe, der Erzieherin der Zukunft, wiedergespiegelt findet, erst dann werden hier Friede und Freiheit, Lebensglück und Freudenquellen für die Menschheit sich wieder einfinden, nicht aber durch pariser Friedens-Konferenzen, wie sie auch ausfallen mögen. Die Diplomatie mit ihren Arsenalen von List und Gewalt kann wohl viel ruiniren, aber nichts schaffen. Das müssen und werden die Menschen selbst thun, wenn man sie nur nicht zu sehr für die Flinten- und Säbelpolitik ausbeutet und hinwegreißt vom Pfluge zum Fluche, vom Hause zum Zelte, vom Segen zum Degen, vom Steuer ihrer eigenen Angelegenheiten zu Steuermaschinen für unersättliche Kanonen. Hätte man die Million Menschen, die jetzt der orientalischen Frage geopfert wurden, leben gelassen, könnten sie allein durch ihren Fleiß das Kapital zur Lösung dieser Frage schaffen. Jetzt fehlt diese Million, und jetzt fehlen 100 Millionen von Geld, die es kostete, erstere todt zu machen. Der Friede aus Paris kann noch so glänzend ausfallen, er ist immer nur eine Quittung über diese vertilgten Millionen von Kapitalien und Köpfen.

Erivan mit der Bergfestung Zengui.

Pariser Bilder und Geschichten.

Eine Stunde auf der Börse.

Anfang der Börse. — Das Chaos. — Baron von Rothschild. — Was man sich von ihm erzählt. — Der Credit mobilier und die Gebrüder Pereire. — Beranger und die Gebrüder Pereire. — Herr Mires, die dritte Großmacht. — Die Geschichte dieses Mannes. — Wie man in Paris dritte Großmacht wird.

Die Börse fängt um ein Uhr Nachmittags an und endet um drei Uhr. Schon vor dem Beginn derselben sammeln sich die Leute in dem großen prächtigen Säulentempel der Place de la bourse, welcher in einem nicht unbeträchtlichen Umkreis mit einem

Gitter umgeben ist, wodurch die Seite des Platzes zu einer Art Vorhof gebildet wird, wo sich die Haufen spielender Frauen aufhalten, denen ihres Geschlechtes wegen der Eintritt in den Raum, wo die Geschäfte gemacht werden, untersagt ist, die durch abund zugehende Börsenmäkler (Courtiers) mit dem Geldmarkt in Verbindung gesetzt, ihre Geschäfte besorgen lassen. Werfen wir, bevor wir in das Innere des Heiligthums treten, einen Blick auf diese Schaar, die der zarteren Hälfte des Menschengeschlechtes angehört. Die Einleitung zu dem weitumfassenden Staatsspielhause kann unmöglich passender sein. Alles an diesen Weibern ist widrig, ihr Anzug ist schmutzig und vernachlässigt, die Gesichter unschön und von der niedrigsten Leidenschaft, der Habsucht, entstellt. Nirgends eine Spur von Jugend, von Gefühl, von einer besseren Regung. Man möchte, Gott weiß, was darum geben, daß diese Geschöpfe nicht auch wie die anderen, die man bewundert oder verehrt, Frauen genannt würden. Sie sind den untern Volksklassen angehörig, gewesene Köchinnen, die gut einzukaufen verstanden, Wirthschafterinnen bei Junggesellen, die für sich gewirthschaftet oder Frauenzimmer, die ein noch viel schlimmeres Gewerbe getrieben. Nur hier und da sieht man auch eine elegante Frau, die in irgend einem abgelegenen Winkel verborgen lauert. Doch gehört diese Erscheinung zu den Seltenheiten; denn die Frauen in Paris, welche in höhern gesellschaftlichen Sphären sich bewegen, spielen wohl auch sehr häufig auf der Börse, allein sie vermeiden zum Mindesten die unsaubere Berührung mit diesen Kamerabinen und halten ihre Leiber, wenn schon nicht ihre Seelen, von dem unpoetischen entwürdigenden Schauplatz der Spekulation fern.

Nun steigen wir über fünfzehn Stufen einer Treppe, welche die ganze Breite der Vorderseite einnimmt, empor und gelangen an einen prachtvollen Portikus, von dem aus zwei Haupteingänge in die innere Halle führen. Wir treten in diese ein und sind überrascht von dem, was da zu hören und zu sehen ist, ob wir gleich schon zum dreißigsten oder gar fünfzigsten Mal das furchtbare Haus besuchen; wir können uns, das fühlen wir, an diese Scene unmöglich gewöhnen. Man denke sich Hunderte von Stimmen, die durcheinander brüllen und einander zu übertönen suchen, ohne daß ein Wort oder auch nur ein artikulirter Laut zu unterscheiden ist; dann Hunderte von Menschen, die umherrennen, jeden Augenblick erschüttert oder einer Erschütterung gewärtig, fortwährend gespannt und erwartungsvoll die Augen weit aufgerissen, schreiend und überschrieen, bald in Verzweiflung, bald in Siegesrausch, ohne Rücksicht für Anstand und Ziemlichkeit aller Würde, aller Genießenheit entäußert, ohne andere Eingebung als der brutalen Leidenschaft, die losgebunden umherragt, man denke sich einen Sumpf voll Stürme und man hat eine leise Vorstellung von diesem Schauspiel.

Doch auch über dieses Chaos gibt es eine Herrschaft, auch dieser Wildheit läßt sich gebieten. Diese babylonische Verwirrung wird, wie einst die venetianische Republik von Dreien regiert. Gegen zwei Uhr sah ich einen hochgewachsenen Mann in der Halle erscheinen, seine Haare sind bereits grau und mit röthlichblonden untermischt, welche die ursprüngliche Farbe derselben anzeigen; an den Augenbrauen hat die Zeit noch nicht so arg gebleicht, als ob sie dächte: mit diesem dürftig vorhandenen Vorrath werde ich in einem Nu fertig. Unter diesen röthlichblonden Schatten zwinkern zwei verlochene in die Runde gezogene Augen von unbestimmter Farbe, die Einen so selksam anblicken, ohne daß man in ihnen etwas gewahrt. Die Nase, von beträchtlichem Umfange, scheint im Herabfallen wie zufällig an dem Gesichte von hellem Teint hängen geblieben zu sein, und unter derselben zieht sich ein Mund mit wulstig aufgeworfenen Lippen fast durch die ganze Breite des Gesichtes. Der Kopf sitzt etwas tief in den Schultern; die Haltung des ganzen Körpers ist voller Zwang, unfrei. Der Gang nachlässig unsicher, es sind die Schritte sich selbst überlassen. Kaum war der Mann eingetreten, so wendeten sich alle Blicke nach ihm; die große wilde Bewegung gerieth auf einen Augenblick in's Stocken. So mag der erste Eindruck gewesen sein, als Napoleon I. am 18. Brumaire in die Nationalversammlung trat; und doch wiederholt sich der Besuch des röthlich-grauen Mannes häufig. Herr Rothschild, Herr James Rothschild, der Baron Rothschild! hörte man von allen Seiten mehr oder weniger laut ausrufen. Die sich nähern Umgangs mit der Finanzhoheit erfreuen, umringten ihn rücksichtsvoll, die Anderen machten ehrerbietig Platz. Nun sprach der Börsenfürst mit seinen Vertrauten und jeder lauschte, ob ihm nicht ein Wörtchen aus seinem Munde zu hören vergönnt wäre. Einer frug den Andern, was er denn gesprochen, der Ueberlegene. Die Papierkäufer zitterten, bei dem Gedanken, daß er verkaufen, die Verkäufer, daß er kaufen würde. Einige stellten sich in die Nähe des Barons und stierten ihn an, als wollten sie aus seinen Zügen herauslesen, ob er das Drücken oder Heben der Actien beabsichtige. Allein wie alle Gottheiten hüllt sich der Baron Rothschild in Geheimniß. Andere Spekulanten haben ihre bestimmten Agents de Changes und Courtiers (offiziell beglaubigte und unbeglaubigte Mäkler), Herr von Rothschild wechselt fortwährend die Instrumente seiner Operationen, so daß Niemand zu errathen vermag, was er ausführt und wohin er zielt; selbst vor den von ihm Beaustragten sucht er seine Absicht so gut es geht zu verbergen. Eines Tages ließ er zwei Courtiers, die Herren Paton und Dreyfuß, zu sich bestellen; sie kamen die Befehle entgegen zu nehmen. Der große Baron frugt sie, ob sie sich auf Bilder verstehen; die überraschten Mäkler erklären, daß ihnen schöne Bilder gefallen. Der Baron läßt ein prächtiges Oelgemälde in einem goldenen Rahmen herbeibringen und vor den Berufenen aufstellen. „Wie gefällt Ihnen dieses Werk, meine Herren?" sragte er die Berufenen, die auf Alles eher, denn eine ästhetische Berathung gefaßt waren und die einander verwundert und verlegen anblicken. Sie loben, in der Voraussetzung, daß es der Mächtige so haben will. „Es werden dreißig tausend Franken dafür verlangt. Sie müssen mir helfen das Geld gewinnen, gehen Sie, und kaufen Sie ein Jeder achtzigtausend Franken Rente." Sie gestehen Beide, daß sie die Art und Weise der Auftragertheilung irre gefährt, daß sie nicht wüßten, was sie von dem Allen denken sollten und daß sie einen so großen Auftrag nach dieser seltsamen Einleitung nicht erwartet hätten. An dergleichen diplomatischen Streichen ist das Geschäftsleben des Herrn James von Rothschild überaus reich.

Herr von Rothschild blieb, bis die Glocke das Ende der Börse ankündigte; dann verließ er mit einem Gefolge, das sich ihm freiwillig anschloß, das große Staatsspielhaus, Gruppen zurücklassend, die alle Möglichkeiten besprachen, welche den Baron hierher geführt haben konnten, obgleich dergleichen Besuche sehr häufig vorkommen. Sie unterhielten sich ferner von seinem Aussehen, von den Falten, die sich auf seinem Gesichte neu gebildet, sie zählten die Jahre seines Alters nach, gezliederten seinen Charakter und sein Wesen, sie schätzten sein Vermögen, webei ihre Blicke von der nuheimlichen Glut der Habsucht und des Neides erglänzten.

„Hundert Millionen Franken und mehr hat der eine Mann für sich allein im Vermögen," sagte ein alter Courtier in einer Art Begeisterung. „Mir schwindelt bei dem Gedanken, und doch geht und trägt sich der außerordentliche Mann wie andere Menschenkinder; er ist nicht stolz, er spricht mit Unsereinem, wie mit seines Gleichen und mit deutschem Accent. Das finde ich wunderschön, das finde ich erhaben."

„Ich danke ihm nicht dafür, daß er mit Unsereinem spricht," sagte ein Jüngerer, mit vollem schwarzen Bart, „es ist auch keine gar so große Ehre; außerdem thut er es nur, weil es ihm Gewinn trägt. Alles zielt auf Gewinn bei dem Manne, darum ist er auch so reich; er handelt, ich selbst habe die Erfahrung gemacht im sans Courtage, und wenn er einen Abzug machen kann, unterläßt er es gewiß nicht."

„Die Lanne eines großen Herrn," versetzte der alte Courtier; er konnte sich nun einmal nicht überreden, daß an dem Besitzer so großen Reichthums etwas zu tadeln sei. Bis vor einigen Jahren war Herr von Rothschild Alleinherrscher der pariser Börse; er glich dem alten Jupiter; wenn er die Locken seines Hauptes schüttelte, dann erbebte die Finanzwelt in ihren Grundvesten. Seither aber hat er in der französischen Kreditanstalt (Credit mobilier) eine mächtige Rivalin erhalten; ihr stehen die Brüder Emil und Isaak Pereire vor, gleichen Stammes wie Herr von Rothschild: während dieser blos der Erbe und Vermehrer des großen Reichthums ist, sind sie die Gründer des ihrigen. Die Gebrüder Pereire zeigen sich nie auf der Börse, sie sind dafür zu gebildet, zu anständig; sie haben ihre Agenten, welche auf dem Aktientummelplatz ihre Geschäfte oder vielmehr die Geschäfte der Anstalt ausführen. Sie sind Beide Anhänger des Simonismus, und als

solche haben sie die Geldfrage, welche doch so tief in die gesellschaftlichen Zustände eingreift, zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht. Emil Pereire schrieb seiner Zeit finanzielle Artikel, die große Beachtung fanden; so ward er bekannt, so kam er in Beführung mit Geldleuten, so kam er empor. Ein eigenthümlicher Zug dieser großen Unternehmer ist es, daß sie sich mit der literarischen und Kunstwelt im Zusammenhang erhalten. Besonders befreundet sind sie mit dem Dichter Beranger.

Bei Gelegenheit einer großen Actienunternehmung schickten sie dem greisen Sänger hundert Stück Actien zu, die einen reinen Gewinn von fünfzigtausend Franken bereits abwarfen. Der Poet kam athemlos mit der Sendung gelaufen und frug, gänzlich unerfahren in solchen Dingen, was denn die Papiere zu bedeuten hätten. Herr Isaak Pereire erklärte, daß, da doch die Actien für das Publikum bestimmt seien, man ihm auch einige zugeschickt hätte. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht. Herr Beranger verlangte nähere Erklärung über die Vortheile, welche man ihm durch die Betheiligung zukommen ließ, und als er von fünfzigtausend Franken Gewinn hörte, erschrak er heimlos und rief: „Was soll ich mit so viel Geld anfangen?“ Er bestand darauf, daß die Actien zurückgenommen würden. Herr Isaak widersetzte sich dem Ansinnen, bis durch eine Ausgleichung dem Streit ein Ende gemacht wurde, die darin bestand, daß sich Herr Beranger entschloß, zehn der angebotenen Actien anzunehmen.

Während Baron Rothschild, umgeben von seinen Getreuen, in der Halle dastand, und den Blick weithin schweifen ließ über das Gewühl, ungefähr wie ein Feldherr, der dem Gewürge einer Schlacht zusieht, bemerkte man in einem andern Theile des Saales einen Mann von kleiner Gestalt, schwarzen Haaren und Augen derselben Farbe, über die sich dunkle und dicke Brauen wölbten und die klug und durchdringend blickten. Sein Anzug ist auffallend elegant, aber der Haltung fehlt die Freiheit, den Bewegungen Freiheit und Anmuth. Auch um diesen Mann war ein Häuflein gesammelt, aber freilich nicht zu vergleichen mit der Schaar um den Baron. Alle Angenblicke näherten sich ihm Courtiers mit den weißen Täfelchen, auf denen alle Schwankungen der Course verzeichnet stehen, und welche er einer raschen Uebersicht würdigte. Als nun der Ausruf: „der Baron Rothschild ist da!“ rasch sich verbreitend bis hierher dringt, verfärbt sich der kleine Mann ein wenig und beißt unmerklich in die Unterlippe, ohne ein Wort zu sagen. Dieser Mann ist Herr Mires, die dritte Macht, oder besser gesagt, die Macht dritten Ranges auf der Börse. Ob er gleich, wie aus dieser Bezeichnung hervorgeht, keineswegs mit den beiden andern zu vergleichen ist, so bleibt doch sein maßgebender Einfluß außer allem Zweifel, und es giebt eine ganze Masse von Spekulanten, die sich nach ihm richten und die, um mich eines hier seit der letzten politischen Umwälzung sehr in Gebrauch gekommenen Ausdrucks zu bedienen, seinem Sterne folgen.

Herr Mires ist ein Parvenue im ganzen Umfang der Bedeutung des Wortes; aber gerade durch sein rasches Emporkommen steht er der Masse von Börsenspielern am nächsten, sie sieht in ihm ihre Hoffnungen verkörpert. Die Heroen Pereire wurden von Talenten getragen, Herr von Rothschild hat schon auf der Höhe das Licht der Welt erblickt; aber Herr Mires ist reich geworden durch die Gunst des Zufalls, des Glückes, durch Mittel, auf die zu zählen Jeder die gleiche Berechtigung hat. Noch vor wenig Jahren redigirte Herr Mires ein unanfehnliches Blättchen des Namens „l'Audience“, das die Verhandlungen in den Gerichtsfälen wiedergab. Der Redakteur dot nichts dem Blatte und das Blatt nichts dem Redakteur. Für Beide war die Verbindung zu unerspießlich, als daß sie sich nicht hätten scheiden sollen. Im Jahre 1848 gelang es Herrn Mires, sich zum Bevollmächtigten mehrerer Eisenbahnaktionäre zu machen, und er wurde mit der Ausgabe betraut, die Interessen derselben gegenüber den Unternehmern zu vertreten, da die Stürme des verhängnißvollen Jahres die Actien tief unter Pari gedrückt. Was that Herr Mires, wie erfüllte er seine Sendung? Weit mehr seinen eigenen Vortheil, als den seiner Clienten im Auge, kaufte er die fast werthlos gewordenen Papiere um niedern Preis, und verlangte von den Unternehmern die Pariauszahlung derselben; er rechnete nämlich auf den Druck, welchen seine drohende Stellung als Bevollmächtigter der Actionäre auf die Beutel der Unternehmer ausüben würde. Er mißbrauchte mit andern Worten die ihm von den Actionären übertragene Gewalt. Indeß erwies sich diese Quelle, mit wie viel Gewandtheit sie auch ausgebeutet wurde, nicht sehr ergiebig, und Herr Mires sieht mit seiner zahlreichen Familie in so bedrängter Lage, daß er von Manchem seiner Bekannten ein Fünffrankenstück zu borgen sich gezwungen sah, um nur dem dringendsten Bedürfniß für den Augblick abzuhelfen. Erst unter der Präsidentschaft Louis Napoleon's ward Herr Mires nach mehreren vergeblichen Versuchen, nach langem Umhertappen von einem glücklichen Gedanken auf den rechten Weg zum Glück gebracht.

In Verbindung mit Herrn Miet kaufte er ein kleines Zeitungsblatt, das „Journal de chemin de fer“ an sich, und aus diesem unscheinbaren, theils industriellen, theils literarischen Gebiete, das allerdings mit Umsicht bebaut wurde, schossen in wenig Jahren Millionen, viele Millionen auf. Herr Mires gehört heut zu Tage zu den reichsten, unternehmensten Leuten nicht nur von Frankreich, sondern von ganz Europa. Doch glaube man nicht etwa, daß es die Abonnentenzahl gewesen, welche das Zeitungsunternehmen in so hohem Grade gefördert; es war der gewonnene Einfluß, der sich so furchtbar an Erfolgen zeigte. Abgesehen davon, daß jede Eisenbahngesellschaft die Leiter der Eisenbahnzeitung mit gewinnbringenden Actien bedachte, vermochten diese durch ihr Organ auf den Gang dieses Actiengeschäftes selbst einzuwirken, eine Gewalt, die sie gehörig zu benutzen verstanden. Herr Mires ist ein Spekulant, der in Allem macht, also auch in Journalistik, die ihm als Leiter zur Höhe des Glückes gedient. Seine Eisenbahnzeitung besitzt er noch immer, außerdem aber ist er Eigenthümer der beiden bonapartistischen Organe „Pays“ und „Constitutionel.“ Auch er hat mäcenatische Anwandlungen, und erweist sich unterstützend und hülfreich gegen Künstler und Literaten. So kaufte er z. B. Herrn von Lamartine, der immerfort mit Geldnoth kämpft, den „Civilisateur“, eine Vierzehntagsschrift, für 100,000 Franken ab, ob sie gleich kaum die Hälfte werth ist. Ueberhaupt thun die Geldleute in Paris gern dadurch aristokratisch, daß sie sich Künstlern und Schriftstellern gefällig zeigen. Die Mode bringt es so mit sich, und es ist zudem ein erprobtes Mittel, sich populär zu machen. Auch brauchen sie Leute von Geist und Bildung für ihre Salons, welche sonst gar zu langweilig und wahrscheinlich verödet bleiben. Selbst Herr von Rothschild, der für gar nichts Sinn hat, als für Geld und Gewinn, giebt sich gern als Beschützer der Künste und Wissenschaften kund. Wie manches Tausendfrankenbillet wanderte aus dem Hotel Rothschild, Rue Lafitte, in die Tasche des kürzlich dahingeschiedenen Dichters Heinrich Heine. Doch wissen Eingeweihte, daß diese Großmuth keineswegs aus einem freien Gefühle des Herzens, sondern aus der Furcht vor dem schonungslosen beißenden Witze des berühmten Schriftstellers entspring. Denn Herr von Rothschild ist gegen Angriffe der Presse sehr empfindlich.

Der Einfluß dieser Börsenmatadore beschränkt sich nicht nur auf die Geschäftswelt, sondern greift tief in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens ein, und die Gunst dieser Herren verhilft zu Stellen und Aemtern. Wer Paris und seine Zustände kennt, wird begreifen, was hier Menschen vermögen, die Einem hundertmal sonst Franken durch ein Wort gewinnen machen können. Welcher Franzose widersetzt einer durch solche Mittel unterstützten Fürsprache!

Blätter und Blüthen.

Eine Prairie-Scene. Wir trafen einen Freisänger, einen jener haarigen, eisernen Burschen, die bloß vom Anfangen pelzwerthe Thiere leben (erzählt ein Geführte einer Expedition zu Lande über die Breite Amerika's nach Californien), wie er eben sein Mahl bereitete. Als er unter der Sonne in Wind und Wetter seine riesige Forelle und etwas Kartoffeln gebraten, setzte er sich auf ein Stück Feuerholz und langte zu, indem er es uns freistellte, uns auch ein Stück von der riesigen Forelle abzureißen und sagte: „Nun gelobt mal selber, ist es nicht besser, so im Freien zu speisen, statt eingeschlossen zwischen Mauern und Wänden?“ Ganz gewiß, gaben wir zu.

„Nun denn,“ entgegnete er, „so müßt Ihr auch zugeben, daß ein Mensch blos in ein Haus gehen sollte, wenn er krank ist, um zu sterben,

wenn er es denn doch nicht noch vorziehen sollte, diesen letzte Geschäft im Freien zu verrichten."

Auch dies gaben wir zu, weil er ganz so aussah, als wollte er uns direct obbliciren, falls wir widersprachen.

„Gut," sagte er fort, „ich weiß zwar nicht, ob Ihr mir im Fall Recht gebt, ist mir auch ganz gleich, aber so denke ich, versteht Ihr! Zweimal schon habe ich mein Jagdleben aufgegeben und Ackerbau getrieben und in einem Hause geschlafen, aber dann wurde ich jedesmal krank und fühlte mich langweilig, so daß ich mich immer wieder mit frischer Luft kurieren mußte. Manchmal besuche ich Freunde in Häusern, die mir zur Nacht hübsche Betten zurecht machen, in welche ich mich auch lege, um sie nicht zu beleidigen. Aber wenn dann Alles schläft, nehme ich meine Decke, krieche aus dem Fenster und mache meine Schlafstelle unterm ersten besten Baume. Der Mensch braucht immer nichts zum Schlafen als eine Decke unter und einen Baum über sich, den Thau abzuhalten."

Aber werdet Ihr niemals von wilden Thieren beunruhigt im Schlafe, ohne Zelt und Feuer? fragte Einer von uns.

„I nu, freilich, ich erinnere mich, daß ich mal von einer Kreatur aus dem Schlafe geweckt wurde. Das stumme Vieh stand gerade über mir und schnaubte mich an und schnupperte, um 'rauszukriegen, was für eine Sorte von Mahlzeit ich wohl abgeben könnte, denn sehen konnten wir Beide nichts. Ich richtete und rührte mich ein Bischen, nicht in der ersten Laune, sage ich Euch, aber das Thier kriechte einen grünern Schred, wie ich schon hatte, denn es rift aus, daß es weg war, ehe ich rathen konnte, ob sein Fell werth sei, mich am Morgen nach ihm umzusehen. Es war so finster, daß vom Verlegen keine Rede war. So tegt' ich mich wieder hin und schief bis in die Sonne hinein." Wann war das? War es Bär gewesen wäre?" „Nu ja, ein Bär gehört nicht gerade zu dem Gewürm, mit dem man's so ohne Weiteres aufnehmen kann, aber wenn man nur auf dem Rücken liegt und das Messer in der Hand lang und scharf genug ist, kriecht man ihn stille, ehe er nur im Rachen darüber ist, ob er wirklich zugreifen soll oder nicht. Einmal gegen Abend hatte ich so 'nen Bären auf einen Baum gejagt und setzte mich nieder auf eine Wurzel unten, zu warten, bis er wieder 'runter käme. Aber ich war so müde, daß ich nicht gut Wache hielt und einschlief, so daß mir die Kanaille entwischte war, wie ich wieder aufwachte. Ich sag' Euch, die wilden Thiere sind gerade wie die zahmen Menschen. Wenn man ihnen ein festes Auge, Courage und keinen Mucken und kein Sodenleder zeigt, denken sie, den wollen wir nicht fressen und ihn lieber zeigen, daß uns unser Pelz nicht werth ist, als dessen Fleisch. Wer kriecht, ist immer ein Wurm, wenn er auch damit rendommirt, daß er Kopf und Beine habe."

„Die Nahrungsmittel der Jacuten bestehen in dem Ertrage der Viehzucht, Jagd und Fischerei, die als ihre Nahrungszweige zu betrachten sind. Pferdefleisch ist ihr liebstes Gericht. Mit beißer Begierde essen sie Pferde- und Rindfleisch und Talg roh, und geben sogar den kleinen Kindern, um sie zu beschwichtigen, ganze Stücken rohes Fett in den Mund. Außerdem essen sie das Fleisch der Rennthiere und aller wilden Thiere, welche ihnen vorkommen, selbst Mäuse nicht ausgenommen, daher sich manche sibirische Bauern keine Katzen halten, weil ihre Jacutenmutter obendrein die Mäuse, der geschicktesten Katze gleich, wegfangen. Ueber die Geschicklichkeit der Jacuten bemerkt ein neuerer Reisender: „Alles, was der Mensch kaum kann, es mag Fisch oder Fleisch sein, einerlei von welchem Thiere, es mag sliefen oder nicht, das frißt der Jacut bis er genug hat, d. h. bis sein Bauch ganz rund wird. Der Schlund dieser Menschen muß ganz anders gebildet sein als der unsrige; denn den beißesten Thee und die heißeste Suppe, die unsere Lippen nicht berühren konnten, vermochten sie hineinzugießen. Das Merkwürdigste dieser Gefräßigkeit ist, daß keine Krankheit darauf folgt."

Der nämliche Reisende sah ein genußreiches Jacutenkind, das unbeschwert drei Talgkerzen, zwei Pfund gefrorne Butter und ein großes Stück Seife schmaufte, und der Admiral Sarytschef gedenkt eines Mannes von demselben Stamme, welcher im Laufe von 24 Stunden das Hinterviertel eines großen Ochsen sammt 20 Pfund Fett genoß, auch viel zerlassene Butter dazu trank, und er selbst bewirthete ihn einst, als jener schon gesättigt hatte, mit 28 Pfunden des fettsten Reisbreies, die dem Jacuten wohl bekamen. Im Sommer trinken sie gewöhnlich saure Pferdemilch, und im Winter, wenn Branntwein, den sie über alles lieben, nicht zu haben ist, Lindau, ein Getränk, das aus saurer Milch, ungeläuterter Butter und Wasser besteht. Ferner trinken alle gern geschmolzene Butter, die sie auch bei mehreren Krankheiten mit Erfolg als Aezuei brauchen. A. F.

Gesunder Appetit. Zu dem in Nr. 9 der Gartenlaube abgedruckten Artikel: „Eine Mahlzeit der Cosaimuny," wird uns noch ein Nachtrag mitgetheilt.

„Die Jacuten, zum tartarischen Stamme gehörend, und an den beiden Seiten der Lena bis zum Eismeere hin wohnend, nennen sich selbst Sacha und mögen jetzt ungefähr 150,000 Köpfe zählen. Sie sind von mittlerer Größe und haben langes Haar, haben ein glattes, mageres, hellbraunes Gesicht, kleine Augen und wenig Haare. Man übmt an ihnen die Tugenden der Ehelichkeit, Menschenliebe und Gastfreundschaft ꝛc.

Für Nachahmung empfohlen. Man schreibt aus dem Badischen vom 18. März: Wir wissen auf einen Fortschritt in dem näheren Anschluß der Schule an das Leben aufmerksam machen. Nach dem Oberprogramm der höhern Töchterschule zu Pforzheim unter Oberlehrer Prüger werde in der dortigen Oberklasse häusliches Rechnungswesen, d. h. eine auf den Erfahrungen der Naturlehre gegründete Haushaltungskunst, aufgebaut, sich an die Naturkunde anschließend, eine sehr zweckmäßige Gesundheitslehre, in Verbindung mit der Lehre von den wichtigsten Lebensmitteln gelehrt. Wie viele Hausfrauen begehen aus Unkenntniß die größten Fehler in der Gesundheitslehre!

Billigste Familienbibliothek.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erlaubt sich hiermit, das Publikum, mit Bezugnahme auf den vorstehend abgedruckten Artikel: „Eine thüringer Ebeltanne", auf die elegante und außerordentlich billige

ausgewählte Sammlung der Romane und Erzählungen

von **Ludwig Storch**

aufmerksam zu machen, eines Romandichters, dessen Schriften den guten Ruf verdienen, den sie in der ganzen gebildeten Welt Deutschlands haben. Der Verfasser des „Freiknechts", des „deutschen Leinewebers", des „Börnerts-Hans" ꝛc. bedarf einer buchhändlerischen Anpreisung nicht und so begnügt sich denn die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung darauf hinzuweisen, daß die

Volks- und Familienausgabe

der Storch'schen Werke aus 16 bis 18 Bändchen bestehen und diejenigen Romane enthalten soll, welche sich besonders für Haus und Familie eignen. In dieser Ausgabe kostet der 12—15 Bogen starke Band, dessen Preis in der alten Auflage Einen und Einen halben Thaler betrug, nur 7½ Ngr. oder 27 Xr. C. Mz., der Bogen also nur 5 Pfennige oder 1½ Xr. C.-Mz. und erscheint allmonatlich ein Band, in Ausstattung, Format und Tendenz genau den Stolle'schen Schriften angepaßt.

Wenn glänzende Phantasie, kräftige schwunghafte Sprache und eine durchweg edle Richtung einen Autor berechtigen, in jeder Familie ein gern gesehener Hausfreund zu werden, so dürfen wir auf eine weite Verbreitung der Schriften Storch's rechnen, von dem Stolle sehr richtig sagt: „Ein Mann, in dessen Adern kein falscher Blutstropfen rinnt, der nie das Gold der Dichtkunst zu schnödem Eigendienste zermünzen mochte, ein treuer Herz, reich begabt mit himmlischem Gold und Perlen — denn die Treue, die Redlichkeit und Gabe der Dichtkunst wohnen in ihm.

Der ganze Ertrag der Schriften kömmt allein dem wackern Verfasser zu Gute.

Als Gratisbeilage erhalten die geehrten Abnehmer das wohlgetroffene und sauber in Stahl gestochene Portrait des Verfassers. Die Subscribenten allein können auf den äußerst billigen Preis Anspruch machen. Einzelne Bände oder Romane werden nur zu dem dreifachen Preise abgegeben.

Den Familienkreis, die ihren Frauen und Kindern eine unterhaltende und interessante Lectüre bieten wollen, empfehlen wir diese Sammlung ganz besonders. Der 1. bis 9. Band ist bereits erschienen.

Leipzig, im April 1856.

Ernst Keil.

„Aus der Fremde" Nr. 15 enthält:

Das Leben in den Pampas. — Bauber und wilde Katzen. — Ein Ungläubiger in der Stadt des Propheten. — Aus allen Reichen: Aus dem Schwanenbett — Von Ceylon.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 16. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Familiengeheimniß.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde trat Lambert in's Comptoir. Soltau war nach der Börse gegangen.

„Herr Lambert," sagte der alte Kassirer Lorenz, „Madame Soltau will Sie sprechen."

„Mich?" fragte verwundert der Commis.

„Sie hat Auftrag gegeben, Sie sogleich zu ihr zu schicken, sobald Sie zurückkämen."

Gehorsam ließ sich der Commis bei der Gattin seines Chefs melden. Er ward sogleich vorgelassen. Henriette, in einer reizenden Toilette, trat ihm lächelnd entgegen.

„Mein Mann hat Sie dem jungen Mädchen nachgeschickt, das diesen Morgen in unserm Comptoir war?" fragte sie.

Der arme Commis gerieth in eine peinliche Verlegenheit; er war der Meinung, die eifersüchtige Gattin suche ihn auszuforschen. Der Gedanke, er könne den Samen eines unglücklichen Zerwürfnisses zwischen die beiden Gatten säen, aber auch der Gedanke daran, daß Soltau die Eifersucht seiner Frau auf Kosten der Ehre Sophie's rege gemacht, ließ ihn zittern. Die Inquisition kam ihm so unerwartet, daß er außer Stande war, zu antworten.

Henriette begriff die Verlegenheit des jungen Mannes.

„Indem Sie den Auftrag Ihres Prinzipals ausführten, sind Sie dem meinigen nachgekommen," fuhr sie fort. „Sophie Saller interessirt mich, und deshalb möchte ich ihre Wohnung kennen lernen. Mein Mann kommt heute spät nach Hause — er hat mir aufgetragen, Ihre Nachricht in Empfang zu nehmen."

Die Worte der Herrin vom Hause durfte er nicht bezweifeln.

„Madame, ich bedauere, Ihnen melden zu müssen, daß meine Bemühungen fruchtlos gewesen sind. Das junge Mädchen verschwand mir in dem Gewühle, und ich habe es, trotz aller Anstrengungen, nicht wieder erblicken können. Ich glaube die Bemerkung gemacht zu haben, daß Sophie Saller unerkannt bleiben will."

„Wo kam sie Ihnen aus den Augen?"

Der Commis, der in seinem Rechte zu sein glaubte, nahm keinen Anstand, die Lüge auszusprechen:

„In dem Menschengedränge in der Bergstraße. Sie muß dort in ein Haus geschlüpft sein."

Die junge Frau dankte und entließ den Commis, der nun an sein Bureau zurückkehrte, um noch eine Stunde zu arbeiten.

„Das ist seltsam!" flüsterte Henriette. „Ich muß klar sehen in der Sache, und möge es kosten, was es wolle."

In diesem Augenblicke trat die Kammerfrau ein.

„Was giebt es?"

„Draußen steht eine alte Frau, die Madame Soltau zu sprechen verlangt."

„Vielleicht eine Bettlerin?" fragte Henriette, indem sie nach ihrer Börse griff.

„Ihre schlechte Kleidung spricht dafür; aber sie dringt beharrlich darauf, mit Ihnen zu sprechen."

Es war nicht das erste Mal, daß arme Leute in großer Bedrängniß sich an die Gattin des reichen Banquiers, die als wohlthätig bekannt war, wandten. Henriette linderte gern die Noth Anderer.

„Führen Sie die Frau zu mir!"

Die Kammerfrau entfernte sich, um nach einigen Augenblicken eine alte Frau eintreten zu lassen, deren gelbes Gesicht, gebogene Nase, schwarzes Haar und unsaubere Kleidung die hamburger Jüdin vom reinsten Wasser verriethen. Ihr widrig-freundliches Lächeln zeigte einen fast zahnlosen Mund. Ihren Kleidern entströmte der eigenthümliche Duft, den man nur in den Wohnungen der gemeinen Handelsjuden findet.

„Madame Soltau wollte ich sprechen!" sagte die Jüdin.

Henriette trat unwillkürlich zurück vor der widerlichen Gestalt.

„Ich habe Sie eintreten lassen, um Sie anzuhören, liebe Frau!"

„Aber ich bin gekommen, um allein mit Madame Soltau zu sprechen."

Auf einen Wink der Herrin, die den lästigen Besuch so rasch als möglich abfertigen wollte, entfernte sich die Kammerfrau.

„Liebe Madame," begann die Jüdin, „ich möchte ein Geschäftchen mit Ihnen abschließen. Wir sind doch ganz allein?"

„Ganz allein!" antwortete die verwunderte Henriette.

„Vor einer Stunde kam ein alter Mann zu mir und sagte: Lechelorum, wollt Ihr ein Händelchen machen? Warum nicht, ich liebe von Handelchens! — Da gab er mir diesen Brief — die Alte holte ein Papier unter ihrem schmutzigen Umschlagetuche hervor — und sagte: gebt diesen Brief in die Hände Madame Soltau's, ohne daß es ein Mensch sieht, und Madame Soltau wird Euch einen Louisd'or dafür zahlen. — Ich dachte, die Mühe ist gering, es kommt auf den Versuch an. Hier ist der Brief, liebe Madame!"

Die Alte streckte grinsend die gelbe, fleischige Hand mit dem Papiere aus.

Die erschreckte Henriette trat zurück.

„Kennen Sie den Mann, der die Kühnheit hat, Sie zu mir zu schicken?"

„Nein, liebe Madame, ich habe ihn im Leben nur ein einziges Mal gesehen, und zwar vor ungefähr einer Stunde. Wäre er jung und schön gewesen, ich würde es nicht gewagt haben, seinen Auftrag anzunehmen; aber er war ein alter Mann mit eisgrauem Haar, der so ehrwürdig aussah, daß ich ihm alles Gute zutraue."

„Gleichviel; geben Sie ihm den Brief zurück!"

„Das wird unmöglich sein, meine liebe Madame."

„Warum?"

„Weil ich nicht weiß, wo ich den alten Mann antreffen soll. Als ich ihn fragte, was wird, wenn Madame Seltau den Brief nicht annimmt? Was wird, wenn ich von Ihnen meinen Botenlohn erhalten muß? Da antwortete er: ich habe nicht Zeit, Eure Rückkehr zu erwarten, Kocheleurm; aber zeigt nur Madame Seltau die Aufschrift, und sie wird Euch gern einen Louisd'or geben."

Das Judenweib trat näher und streckte den Arm wieder aus. Die junge Frau konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf die Adresse zu werfen. Da zuckte sie plötzlich zusammen, riß der Alten den Brief aus der Hand, und starrte die scharfen Schriftzüge an. Dann zerbrach sie hastig das Siegel und überflog die Zeilen. Mit bestürzt legte sie das Papier auf den Schreibtisch, ergriff ihre Börse, holte ein Goldstück heraus, und gab es der Jüdin.

„Der Mann mit eisgrauem Haare hat Recht, sagte sie in gewaltsamer Fassung; hier ist der Botenlohn, den er Ihnen versprochen. Sollten Sie ihn zufällig wiedersehen, so sagen Sie ihm, ich würde meinen Mann von dem in Kenntniß setzen, was mir sein lange erwarteter Brief mittheilt."

„O ich wußte es wohl," rief froh das Judenweib; „ein so alter, würdiger Mann kennte sich keinen Spaß mit mir erlauben. Gott grüße Sie, liebe Madame Seltau! Werde Ihren Auftrag ausrichten, wenn ich den Mann wiedersehe!"

Das Goldstück betrachtend, verließ die Alte das Zimmer. Kaum hatte sie sich entfernt, als Henriette die Thür schloß, den Brief wieder ergriff und zu lesen begann. In ihrem schönen Gesichte malten sich zuerst Bestürzung, dann Ueberraschung und endlich ein wehmüthiger Schmerz — sie brach in Thränen aus. Drei, vier Mal las sie den Brief, dann verbrannte sie ihn über der Flamme eines Wachslichtes, den sie mit bebender Hand angezündet, und warf die Asche durch das offene Fenster, daß der Wind sie zerstreute. Nachdem sie einige Minuten auf und abgegangen, um sich zu sammeln, erschien sie die Thür wieder und setzte sich ruhig an ihren Stickrahmen. Als Seltau eine Stunde später eintrat, zeigte ihr schönes Gesicht keine Spur mehr von der heftigen Gemüthsbewegung.

V.

Auf dem Balle.

Es war im November, in der Zeit, wo Hamburg in Regen und Nebel eingehüllt ist. Seltau hatte nuerhörtes Glück in allen seinen Unternehmungen gehabt; es schien, als ob ein besonderer Schutzgeist über seinem Hauswesen wachte. Die sich immer noch häufenden Geschäfte hatten eine Vermehrung des Comptoirpersonals nöthig gemacht: statt drei Commis sah man jetzt neun an eleganten Bureaux arbeiten. Ludwig Lambert, der seit dem ersten Tage des Bestehens der Firma dem Hause angehörte, nahm die geachtetste Stellung ein, ihm und dem alten Kassirer Lorenz überließ Seltau die Leitung des Comptoirs, wenn ihn die großen Unternehmungen in andere Kreise zogen. Die Zeit des schnell reich gewordenen Bankiers war dergestalt in Anspruch genommen, daß nothwendig eine Aenderung in dem häuslichen Leben der beiden Gatten vorgehen mußte. Seltau sah seine Gattin nur des Mittags bei Tische und selten des Abends, denn er war gezwungen, die Cirkel seiner zahlreichen Geschäftsfreunde zu besuchen, die ihn mit Einladungen bestürmten. Henriette war intelligent genug, um die Nothwendigkeit dieser Veränderung einzusehen; sie zürnte deshalb nicht, sie schien vielmehr ihre Zärtlichkeiten zu verdoppeln, um einen Ersatz für die Beschränkung der Zeit zu haben.

Franz wiederholte ihr fast täglich:

„Ich arbeite nur für Dich, Henriette, damit Du wie eine Fürstin geehrt werdest."

„Ehrt man Deine Frau nicht schon genug?" fragte sie einst. „Bedürfen wir noch mehr des Reichthums, um in unserer Liebe glücklich zu sein?"

„Ich habe mir vorgenommen, Dein Vermögen zu verzehnfachen," antwortete er. „Gönne mir den Stolz, einige Jahre an der Börse geherrscht zu haben."

Das Glück, das Seltau in dem Besitze seiner reizenden Gattin fand, war seit der Zeit der Verheirathung nur ein einziges Mal getrübt worden: ein neidischer Speculant hatte in gewissen Kreisen das Gerücht verbreitet, Seltau verdanke sein Vermögen nicht seinem Geschäftsgeiste, sondern seiner schönen Frau, und diese habe es durch hohe Protection theuer erkauft. Franz hatte diese Verleumdung dadurch gerächt, daß er den verleumderischen Speculanten mittelst eines geschickten Börsemanövers zum Fallissement gezwungen. Der Banquier besaß den richtigen Takt, diese Angelegenheit und ihre Folgen, die das eheliche Glück würde getrübt haben, seiner Frau zu verschweigen; dafür suchte er aber als Banquier zu glänzen und seinem Ehrgeize durch große Unternehmungen zu genügen. Franz betete seine Frau an, und liebte seine kaufmännische Ehre.

Ein großer Schiffsherheer, der durch den Transport von Auswanderern ein enormes Vermögen erworben hatte, gab um diese Zeit einen Ball. Franz und Henriette waren dazu geladen. Der Schiffsherheer bewohnte eins jener palastähnlichen Häuser, die nach dem großen Brande entstanden sind. Seine Säle waren mit seidenen Tapeten und Gold verziert; der Ball sollte sie den Gästen bei glänzender Beleuchtung zeigen.

Um neun Uhr erschien der Banquier mit seiner Gattin. Man beneidete das schöne, glückliche Paar. Henriette war in weiße Seide gekleidet; ein kostbarer Diamantschmuck erglänzte an ihrem Alabasterhalse, und eine einfache rothe Rose schmückte das volle braune Haar. Auch Franz hatte eine reiche elegante Toilette gemacht, denn er war noch Liebhaber und wollte seiner Frau gefallen. Beide hatten sich nicht für die Welt, sie hatten sich nur für sich selbst geschmückt.

Während Franz eifrig von den Männern begrüßt ward, führte die Frau vom Hause, eine schon bejahrte Dame, die strahlende Henriette zu einem Kreise junger Frauen und Mädchen. Die Musik begann, und die Tänzer erschienen, um die harrenden Tänzerinnen zu engagiren. Selbst die Hausfrau ward von einem Schiffskapitain in die Reihe gezogen.

Da trat ein junger Mann zu Henrietten, und bat um ihre Hand zum Tanze.

„Ich tanze nie, mein Herr," antwortete artig die junge Frau; „es sei denn, daß mein Mann mich zu einem langsamen Walzer führt, der keine anstrengende Bewegung erfordert. Mehr als einen Tanz hat mir der Arzt nicht erlaubt, und ich glaube, daß ich Sie nicht kränke, wenn ich zu diesem einen Tanze meinem Mann die Hand reiche."

„Ah, Madame ist verheirathet!" sagte pikirt der Tänzer. „Und doch versichere man mir neulich das Gegentheil."

„So hat man sich über meine Person getäuscht, oder man hat Ihnen absichtlich eine Unwahrheit gesagt."

Henriette sah den blonden Modemann erstaunt an.

„Sie erinnern sich wohl meiner nicht mehr?" fragte er mit einem impertinenten Lächeln.

„Ich wüßte nicht, daß ich Sie schon früher gesehen hätte."

„Sie waren vorgestern Abends acht Uhr in einem Hause der Poststraße. An meiner Hand erstiegen Sie die Treppen zum vierten Stocke. Als Sie eine Stunde später zurückkehrten, fanden Sie mich an der Thür, und ich hatte das Vergnügen, einen Fiaker für Sie herbeizurufen. War Ihr schönes Gesicht auch in einen schwarzen Regenhut gehüllt, so habe ich mir die Züge desselben doch so tief eingeprägt, daß ich sie selbst unter dem Diademe einer Königin wiedererkennen würde."

Entrüstet erhob sich Henriette; mit stolzen, verachtenden Blicken sah sie den jungen Mann an.

„Ich wiederhole noch einmal, daß Sie sich täuschen, wenn Sie nicht die Absicht haben, mich zu beleidigen."

„Verzeihung, Madame, dann würde ein kostbarer Diamantring, der sich beim Einsteigen in den Wagen von dem zarten Finger der Dame streifte, in meinen Händen bleiben müssen. Ich glaube schon so glücklich zu sein, die Gelegenheit gefunden zu haben, das werthvolle Kleinod der Eigenthümerin zurückzustellen."

Henriette zuckte leicht zusammen; sie fächelte sich mit ihrem Fächer Luft zu, um eine schnell aufsteigende Röthe zu verbergen. In diesem Augenblicke erhob sich ein Gast, der gedankenvoll auf

einem Stuhle neben dem Kamine gesessen und das Gespräch unbemerkt belauscht hatte. Sein Gesicht war bleich und von einem vollen, schwarzen Barte eingerahmt. Er trug elegante schwarze Ballkleidung. Geräuschvoll ging er hinter dem Rücken des jungen Mannes vorüber und verschwand in dem Gewühle der Tänzer, die ihre Damen zu den Plätzen zurückführten.

Der lästige Ballgast verneigte sich und verließ Henrietten, die von bekannten Damen umringt ward.

Um zehn Uhr reichte man den Gästen Erfrischungen. Soltau nahm den Arm seiner Frau und führte sie durch die Säle, wo er bald hier, bald dort Bekannte traf. In einem der prachtvollen Nebenzimmer saß ein kleiner Kreis Herren und Damen. Auch Philipps, der Agent, befand sich unter ihnen; er zog Franz und Henrietten in die Gesellschaft und forderte sie auf, hier die Erfrischungen einzunehmen. Die Damen, unter denen Soltau's Gattin einige Bekannte traf, gruppirten sich um den Thee, die Männer um eine Bowle Ananaspunsch.

Plötzlich zog der Banquier seinen Freund in eine Fenstervertiefung, von wo aus sie den Kreis der trinkenden und plaudernden Damen übersehen konnten.

„Philipps," flüsterte er aufgeregt, „kennst Du alle diese Damen?"

„Ich glaube."

„Wer ist das junge Mädchen in dem blauen Kleide mit schwarzen Spitzen?"

„Wo?"

„Sie spricht jetzt mit meiner Frau."

Philipps lächelte, indem er leise ausrief:

„Sollte diese Fee auch Dich bezaubern, da Du eine so schöne Frau besitzest, um die man Dich allgemein beneidet?"

„Laß den Scherz, und sage mir, was Du von ihr weißt."

„Sie und jene alte Dame in dem schwarzen Oberrocke, die neben ihr sitzt, sind die beiden einzigen Personen, von denen ich Dir weiter nichts sagen kann, als daß ich sie hier vorgefunden habe, und daß das junge Mädchen mir, wie aller Welt, den Kopf verdreht."

„Das ist seltsam!" murmelte der Banquier.

„Franz, fast bereue ich, Dich hier aufgehalten zu haben!"

„Hast Du ihren Namen gehört?"

„Nein!"

Die beiden Männer beobachteten einige Augenblicke das reizende Geschöpf, das sich lächelnd mit Madame Soltau unterhielt. Die Unbekannte glich einer zarten, halb entfalteten Knospe; Henriette einer kaum erblühten Rose, die frisch im Morgenthaue duftet.

„Ich muß Gewißheit haben!" murmelte Soltau, wie im Selbstgespräche.

„Worüber, Franz, worüber?"

Der Banquier ging zu seiner Frau.

„Verzeihung, meine Damen," sagte er, „wenn ich einen Augenblick störe. Henriette," wandte er sich zu seiner Gattin, ohne die Blicke von der Unbekannten abzuwenden, „ziehst Du ein Glas Limonade dem Thee vor?"

Seine Absicht war, sich bemerkbar zu machen, und den Eindruck seines Erscheinens zu beobachten. Das junge Mädchen sah ihn an, und blieb ruhig.

„Ich danke, Franz, für Deine Aufmerksamkeit!" antwortete Henriette. „Willst Du mir aber eine besondere Gefälligkeit erzeigen, so trage Sorge, daß wir mit diesen beiden Damen bei der Tafel zusammensitzen."

„Wir nehmen an, daß wir nicht lästig fallen!" fügte das junge Mädchen hinzu.

Franz verneigte sich, und zog sich zurück.

„Das ist ihre weiche, wohlklingende Stimme, das sind ihre schönen Augen, ihre schwarzen Haare — mit einem Worte, es ist das Madonnengesicht Sophie's!" dachte er überrascht, indem er das Zimmer verließ, um den Herrn vom Hause aufzusuchen. „Heute soll sie mir nicht spurlos verschwinden!"

Franz traf den Festgeber in dem Speisesaale, wo er mit dem Arrangement der Tafel beschäftigt war. Der Banquier trug dem Schiffsherder seine Bitte vor.

„Nennen Sie mir die Namen der beiden Damen, neben denen Ihre Frau Gemahlin zu sitzen wünscht, und ich werde sofort die Einrichtung danach treffen."

„Wenn ich die Namen wüßte, mein lieber Freund!" rief Franz, indem er seine Verlegenheit unter einem Lächeln verbarg. „Ich hoffe, sie von Ihnen zu erfahren."

„Wo befinden sich die Damen?"

„Folgen Sie mir, ich werde sie Ihnen zeigen!"

Die beiden Männer, anscheinend in einem gleichgültigen Gespräche, traten Arm in Arm in die Thür des Seitenkabinets. Die Gesellschaft unterhielt sich, so daß sie die Angekommenen nicht bemerkte.

„Sehen Sie neben meiner Frau die junge Dame im blauen Kleide?"

„Ich sehe sie!"

„Nun dieser und ihre Nachbarin meine ich!"

Der Schiffsherder war ein jovialer Mann; er sah seinen Freund lächelnd an, dann flüsterte er ihm in's Ohr:

„Miß Belling scheint selbst den Männern, die schöne Frauen haben, den Kopf zu verdrehen! Ihre Gattin, mein Bester, macht eine gefährliche Bekanntschaft!"

„Ich habe Gründe, etwas Näheres über diese Dame zu erfahren. Ehe ich meiner Frau gestatte, sich ihr anzuschließen, möchte ich wissen, wer sie ist."

„Miß Belling ist eine Amerikanerin von guter Familie," antwortete der Rheder, indem er mit dem Banquier aus der Thür zurücktrat, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht zu erregen. Die alte Dame ist Madame Lay, eine Freundin meiner Frau, von der auch die Einladung zum Balle ergangen ist."

„Und in welcher Beziehung steht Miß Belling zu Madame Lay?"

„Darüber kann ich Ihnen keinen Aufschluß geben, weil ich mich nicht darum gekümmert habe. Aber jedenfalls sind beide Damen respektable Personen, meine Frau würde sie sonst nicht zu unserm Feste gezogen haben.

Ein Diener rief den Hausherrn ab.

„Miß Belling wird neben Madame Soltau sitzen!" sagte er lächelnd, indem er sich entfernte.

Der Banquier wußte jetzt nicht um ein Haar mehr, als zuvor. Er trat in die Thür und betrachtete Miß Belling: sie war Zug für Zug Sophie Saller. Soltau hätte sein ganzes Vermögen gegen einen Schilling verwettet, daß Miß Belling und Sophie eine Person seien. In diesem Augenblicke blieb ihm Nichts weiter, als sie für die von dem Hausherrn bezeichnete Amerikanerin zu nehmen. Das geheimnißvolle Dunkel, das die schöne Neuentdeckerin umgab, ward immer dichter, und Soltau's Neugierde natürlich immer größer.

Man ging zur Tafel. Soltau führte seine Gattin. Miß Belling und ihre Begleiterin erschienen am Arme eines schwarz gekleideten Mannes. Die Ordnung der Plätze war, wie sie der Banquier gewünscht hatte: die Unbekannte saß zwischen Madame Soltau und der alten Dame, neben Letzterer nahm der Herr im schwarzen Fracke seinen Platz.

„Philipps," flüsterte Soltau seinem Freunde zu, der neben ihm saß, „mir ist, als ob ich den Mann, der Deine Schöne geführt hat, heute nicht zum ersten Male sähe. Kennst Du ihn?"

„Nein; aber ich hoffe, ihn diese Nacht noch kennen zu lernen."

„Er erinnert mich an den Verkäufer der Lebenspolice."

„Wahrlich nein! Jener war jünger und hatte braunes Haar — dieser ist schwarz wie ein Italiener. Wir werden ja sehen — in einer Stunde weiß ich mehr."

Das Souper ging unter gleichgültigen Gesprächen vorüber, und der Ball begann wieder. Soltau tanzte mit seiner Frau einen Walzer. Die Unbekannte erschien am Arme des jungen Agenten Philipps. Man bewunderte allgemein das reizende Geschöpf.

„Henriette," flüsterte der Banquier, als er mit seiner Gattin ruhete, „Du hast Dich mit Miß Belling lange unterhalten —"

„Wer ist Miß Belling?" fragte verwundert die junge Frau.

„Sie war Deine Nachbarin bei Tische."

„Ach so! Die junge Dame meinst Du. Nun?"

„Was glaubst Du, wer sie ist?"

„Aus der Unterhaltung habe ich sie als eine geistreiche, liebenswürdige Person kennen gelernt. Mehr zu erfahren, war unmöglich, ohne den Anstand zu verletzen. Du kennst ihren Namen, Franz?"

„Ich erfuhr ihn, als ich die Plätze besorgte."

„Dein Interesse an ihr ist eben so groß, als sie schön ist!"

„Du wirst es erklärlich finden, wenn ich Dir sage, daß ich

sie für Sophie Saller halte. Ist sie es nicht, so haben beide Personen eine wunderbare Aehnlichkeit."

„Deine Mündel ist eine mir gefährliche Person, Franz!"

„Fürchte nichts, Henriette; für mich ist meine Gattin das schönste Weib auf der Erde. Mein Interesse für jene Dame ist ein rein geschäftliches. Ich verwalte ja ihr Vermögen."

Beide Gatten drückten sich zärtlich die Hände wie Liebende, die sich zum ersten Male ein Geständniß gemacht haben. Franz war glücklich, das Gefühl der Eifersucht in seiner Frau, die er anbetete, rege zu finden. Kaum hatte er das reizende Weib nach dem Tanze auf ihren Platz geleitet, als der blonde Elegant, dem Henriette den Tanz versagt, sich ihm näherte, und ihn um eine kurze Unterredung bat. Beide traten in ein Nebenzimmer.

„Sie kennen mich, Herr Soltan?"

„Wenn ich nicht irre, so giebt mir der Herr Advokat Eberhardi die Ehre —"

„Ganz recht, Eberhardi ist mein Name."

„Und worin kann ich dienen, Herr Advokat?"

„Sie sind Banquier, ich brauche Geld — vielleicht können wir ein Geschäft machen. Der Ballsaal ist zwar nicht die Börse, aber ich möchte die heutige Gelegenheit benutzen, um zu erfahren, ob Sie geneigt sind, mit mir in Verbindung zu treten."

„Es kommt auf die Natur der Geschäfte an, die Sie mir proponiren werden."

„Das heißt, auf die Bürgschaft, die ich zu stellen vermag? O, die Sache ist einfach und kurz. Ich glaube, Diamanten haben einen größern Werth als Papiere."

Soltan sah lächelnd den jungen Mann an.

„Mein Herr, ich bin der Chef eines soliden Bankhauses, und nicht eines credit mobilier oder einer Leihanstalt. Wenn Ihre Diamanten gut und echt sind, so kann es Ihnen nicht schwer werden —"

„Verzeihung, der Werth solcher Dinge ist imaginär, die Anschauung des Liebhabers erhöht ihn. Jeder Andere, außer Ihnen, würde mir auf mein Pfand eine sehr geringe Summe bieten. Ich kann mich nur an Kenner wenden — —"

„Glauben Sie denn, daß ich Kenner bin?" rief Soltan lachend.

Der Advokat zeigte dem Banquier einen Ring, dessen Diamanten er im Kerzenlichte spielen ließ.

„Vielleicht für dieses Kleinod?" fragte er mit einem höhnenden Lächeln. „Sehen Sie sich ihn näher an, und machen Sie Ihr Gebot."

Dann drückte er ihm den Ring in die Hand. In diesem Augenblicke trat der schwarz gekleidete Herr, der Miß Belling zu Tische geführt hatte, hastig den beiden Männern näher; aber er kam dennoch zu spät, um zu verhindern, daß der Ring aus der Hand des Advokaten in die des Banquiers überging.

„Mein Herr, Sie sind ein Schurke!" zischte er Eberhardi in das Ohr. „Und Sie, Herr Soltan, zweifeln Sie nicht an der Schurkerei dieses Elenden, dem kein Mittel zu schlecht ist, um Geld zu erpressen. Genügt Ihnen meine Versicherung nicht, die Versicherung eines Unbekannten, so urtheilen Sie nicht vorschnell, man wird Ihnen Beweise liefern."

Nachdem er dem erbleichenden Advokaten einen furchtbaren Blick zugeschleudert, verließ er hastig das Zimmer, in dem sich zufällig keine andern Gäste befanden. Soltan war überrascht einige Schritte zurückgetreten, den Ring in der Hand haltend. Seine Ueberraschung ging in Bestürzung über, als er einen Blick auf das flimmernde Juwel warf: er erkannte den Ring, den er am letzten Geburtstage seiner Frau geschenkt hatte. Er glaubte zu träumen — um sich zu vergewissern, trat er einer Kerze näher: auf der von Steinen umgebenen Platte standen die Buchstaben F. S. Der Ring war nach seiner eigenen Zeichnung von dem Juwelier verfertigt, es konnte also kein Zweifel obwalten. Er wollte sich zu dem Advokaten wenden — der junge Mann war verschwunden.

„Was ist das? Was ist das?" fragte er sich. „O der Unbekannte hat Recht, er muß Recht haben: Henriette hat diesen Ring verloren, der Advokat hat ihn gefunden, und sucht einen möglichst hohen Finderlohn zu erhalten. Wie aber hat der Fremde diesen Schlich erfahren? Warum war er so erbittert auf den Advokaten?"

Er ging einige Augenblicke durch das Zimmer, um seine Fassung wiederzuerlangen, dann trat er in den Saal. Eberhardi ging rasch an ihm vorüber. Der Banquier eilte ihm nach. In dem Vorsaal traf er den Advokaten, der seinen Mantel und Hut genommen hatte.

„Mein Herr, wenn ich den Worten des Fremden nicht glauben soll, so geben Sie mir Aufklärung! Es ist Ihre Pflicht, daß Sie mir sagen, wie dieser Ring in Ihre Hand gekommen."

Indem der Advokat sich in seinen Pelzmantel hüllte, gab er kalt zur Antwort:

„Ich habe das Eigenthum, das mir nicht gebührt, zurückgegeben — das Uebrige ist die Sache Ihrer Frau. Was die mir zugefügte Beleidigung anbetrifft, so werde ich meine Maßregeln zu ergreifen wissen."

„Wo ist der Fremde?"

„Wenden Sie sich an Madame Soltau; sie ist ohne Zweifel besser unterrichtet, als ich!"

Der Advokat grüßte flüchtig, verließ den Vorsaal, und eilte die Treppe hinab. Auf der Straße bestieg er einen der Fiaker, die sich vor dem Hause des Schiffsherdens in langer Reihe aufgestellt hatten.

Der arme Banquier lernte zum ersten Male die Qualen der Eifersucht kennen, dieser gräßlichen Leidenschaft, die Alles in den schwärzesten Farben malt. Er suchte sich zwar zu überreden, daß eine so schöne Frau wie Henriette nicht ohne Anfechtung bleiben könne, und daß diese ganze Intrigue ohne ihr Vorwissen eingeleitet sein könne; aber der Funke des Argwohns war einmal entzündet, und er ließ sich nicht sofort wieder löschen. Franz besaß zu viel Takt, und er liebte zu aufrichtig, als daß er seine Gattin durch die Heftigkeit eines Verdachtes kränken sollte, den aller Wahrscheinlichkeit nach zufällig entstandene Verhältnisse angeregt hatten. Wie er ihr die vor einigen Jahren erlittene Verkennung verschwiegen, so nahm er sich vor, auch den Vorfall dieses Abends so lange geheim zu halten, bis sich ihm durch sorgfältiges Forschen eine Begründung bieten würde. Und dies konnte ihm ja nicht schwer werden, da er im Besitze des verhängnißvollen Ringes war. Anscheinend ruhig durchstreifte er nun die Säle, um den Unbekannten aufzusuchen. Weder er, noch Miß Belling und ihre Begleiterin waren zu sehen. Als er durch das Zimmer kam, in dem sich die Familie des Hausherrn befand, trat ihm Henriette entgegen.

„Franz, Du bist so blaß," sagte sie besorgt. „Dein Aussehen sieht mir auf, als Du eintratest; bist Du krank geworden?" fragte sie mit zärtlicher Aengstlichkeit.

„Mir ist wirklich nicht recht wohl; der Wein und das Ballgewühl —"

„So fahren wir nach Hause, Franz!" unterbrach sie ihn rasch. „Du weißt ja, daß ich nur Deinetwegen diese Festlichkeit besuche. Auch ist es zwei Uhr vorüber," fügte sie hinzu, indem sie nach der Pendule auf dem Kamine sah — „unser Wagen muß angekommen sein."

„Gut, so fahren wir nach Hause!"

Soltau ließ sich durch einen Diener nach seinem Wagen erkundigen. Er war angekommen. Trotz des Zuredens zu bleiben, verließen die beiden Gatten die Gesellschaft. Sie hüllten sich in ihre Pelze, bestiegen den bequemen Wagen und fuhren ab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in Goethe's Wohnhaus zu Weimar.

Ich hatte geraume Zeit vorher alle meine freie Zeit benützt, um Goethe's Leben und Werke mit offenen freudigen Sinnen wieder einmal zu genießen und kam nun, voll dieses Hochgenusses, den Schauplatz eines so großen Meisterlebens und Wirkens mit verehrendem Auge zu sehen.

Es dunkelte schon stark, als ich Weimar erreichte; nichts desto-

weniger ließ ich bis auf den Goetheplatz vorfahren, stieg hier aus und schickte den Wagen nach einem Gasthofe weiter.

Da stand ich denn vor dem langfrontigen, ziemlich vornehm aussehenden Hause, welches den großen Mann vom Jahre 1782 bis zu seinem Tode 1832 beherbergte! Freude und Wehmuth, Bilder seines Lebens und Gestalten seiner mannigfaltigen Werke erfüllten drängend meine Seele. Ich nahm es fast übel, daß die ab und zu spazierenden Weimaraner kein Auge zu haben schienen für die denkwürdige Stelle, für die Tempelhalle eines so großen deutschen Dichterlebens.

Der Abend rückte indessen vor und ich beschloß, nach dem Gasthofe zu gehen und den nächsten Morgen (Freitag), an welchem das Goethe-Haus den Fremden geöffnet wird, ruhig abzuwarten.

Um aber wenigstens den anregendsten Weg zu gehen, nahm ich meine Richtung nach der Marienstraße zu und bog dann links nach der Ackerwand ein.

Goethe's Arbeitszimmer.

Hier kam ich an der Mauer von Goethe's Hausgarten vorüber und konnte die Fenster des berühmt gewordenen Arbeitszimmers des Dichters sehen. Gern hätte ich auch einen Blick in den Garten selbst gethan, allein die Mauer ist ziemlich hoch und ich konnte trotzdem, daß ich auf einige Treppenstufen des gegenüber befindlichen Hauses stieg, nur wenig von der innern Beschaffenheit des Gartens sehen.

Ich ging also weiter und begnügte mich mit dem Andenken an einige Scenen, welche von Verehrern und Freunden des großen Mannes der Nachwelt überliefert worden sind. In diesem Hausgarten war es auch, wo unter Anderm der getreue Eckermann einst mit dem 75-jährigen Goethe einen Baschkirenbogen zu Schießübungen benutzte. „Goethe stand da, wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend“ — ich dachte an die Verse:

„Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?“

Eckermann schoß zuletzt und zwar in den Fensterladen von Goethe's Arbeitszimmer; der Pfeil saß so tief im weichen Holze, daß es nicht gelang, ihn wieder herauszubringen. „Lassen Sie ihn stecken,“ sagte Goethe, „er soll mir einige Tage als eine Erinnerung an unsere Späße dienen.“ Dann gingen Beide im Garten auf und ab, sprachen über den Bogen des Odysseus, über die Helden des Homer, dann über die griechischen Tragiker und endlich über die vielverbreitete Meinung, daß das griechische Theater durch Euripides in Verfall gerathen.

Ich war am nächsten Morgen, wie sich denken läßt, nicht der Letzte, welcher die Stunden von neun bis zwölf Uhr benutzte, um „das Innere des Goethe-Hauses zu sehen.

Mit einiger Verwunderung vermißte ich über dem Thore des Hauses jede an den großen Dichter erinnernde Ueberschrift und ich gestehe, daß es mir wohlgethan hätte, wenigstens „Goethe-Haus“ oder „Hier wohnte Goethe“ zu lesen.

Besser gefiel mir schon die untere Flur des Hauses. Hier sprechen verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen, wer des Hauses Gebieter einst gewesen. Der gute Eindruck wächst, wenn man, die Treppe hinaufschreitend, von Gypsabgüssen und anderen Kunstgegenständen umgeben bleibt, und im ersten Stocke über einem hellen Treppenraume an der Decke eine gemalte Aurora von Goethe's vielgenanntem Freunde, H. Meyer, erblickt.

Goethe's Wohnhaus.

Ich blieb hier nicht lange allein der stille Beschauer; bald stellten sich Fremde und Heimische einzeln und in Gruppen ein, die nach den sehenswerthen Zimmern drängten. Links vom Treppenraume gelangt man zu einem Saale, der die Mitte des Hauses ihrer ganzen Länge nach einnimmt. Salve! heißt es über dessen Eingange, der gegenwärtig knapp zugemessenen und erschwerten Zugänglichkeit der innern Hausräume ziemlich widersprechend. An den Saal stoßen zu beiden Seiten mehrere Zimmer.

In denen rechter Hand befinden sich Goethe's eingerahmte Handzeichnungen und Kupferstiche, wie überhaupt einzelne Abtheilungen in Anticaglien, Medaillen, Münzen, Majoliken, Autographen u. s. w.; linker Hand stößt an den Mittelsaal das Empfangs- und Gesellschaftszimmer, in welchem jetzt Goethe's Kunstsammlungen aufgestellt sind.

Es bedarf wohl nur der Erwähnung, daß der Katalog der

zeichnenden Kunst allein vierthalbhundert Seiten enthält, um den bedeutenden Umfang der Goethe'schen Sammlungen anzudeuten; darum wird der Leser dieser wenigen Zeilen auch kein näheres Eingehen auf diese mannigfaltigen Schätze hier erwarten.

Goethe selbst gesteht seinem treuen Eckermann einmal, was ihn seine Studien, die er stets durch Ankauf bezüglicher Gegenstände der Kunst und Wissenschaft zu unterstützen suchte, bis in seine alten Tage gekostet haben. „Eine halbe Million meines Privatvermögens ist durch meine Hände gegangen, um das zu lernen, was ich jetzt weiß; nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, sondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literarisches Einkommen seit mehr als fünfzig Jahren."

Gewiß ist, daß es in Deutschland viele weit bedeutendere Kunstsammlungen giebt als diese, aber keine von diesem speciellen und charakteristischen Interesse. Denn man darf von vornherein nicht außer Acht lassen, daß Goethe Vieles gelaust hat, um daran zu lernen, und an mangelhaften Kunstgegenständen sich die Grade der Vollkommenheit eines wahren Kunstwerks recht anschaulich zu machen. Wer daher über manches Stück der Goethe'schen Sammlungen bedenklich werden wollte, muß die Worte beherzigen, welche Herr Sekretair Schuchardt seiner Beschreibung der Goethe'schen Sammlungen voranschickt.

„Für Goethe," sagt er, „war der geistreiche Gedanke, die Art und Weise der Auffassung und Darstellung desselben die Hauptsache. Diesen zu erkennen, genügte ihm auch eine weniger gute Nachbildung, ein minder guter Nachdruck, ja selbst das Fragment eines bedeutenden Werkes. Goethe sammelte und sah das Gesammelte eben als Dichter, als schaffender Künstler."

Ein Brief des Dichters an seinen sehr geschätzten Kunstgenossen Heinrich Meyer sagt dies noch deutlicher mit folgenden Worten:

„Zur wahren Erkenntniß braucht man eigentlich nur Trümmer. Diese guten, vortrefflichen, aber höchst beschädigten, diese schwachen, ausgedruckten, diese ungeschickt ausgestochenen, kopirten und in so manchem Sinne verstorbenen und zersetzten Blätter haben gerade meine kritische Fähigkeit aufgeregt und mir in einsamen Stunden sehr große Freude gemacht. Wie sehr Recht haben Sie nicht, daß es nur wahren Kenntniß nur wenig bedürfe; wie sehr Recht hätten Sie nicht, wenn es nicht eines großen Umweges bedurfte, zu diesem Wenigen zu gelangen."

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß dieses ein Mann geschrieben, dessen Kunstgeschmack durch unzählige berichtige Anschauungen vollendeter Meisterwerke bereits sicher stand, der also bei Betrachtungen mangelhafter Stücke die ganze Zwischenkluft bis zu ihrer vollkommenen Ausführung leicht schöpferisch zu ergänzen verstand. War Goethe dann mit einem bedeutenden Gegenstande oder mit einer Kunstrichtung in's Reine gekommen, so stellte er seine Gedanken in klarer Ordnung zusammen und überlieferte sie in fruchtbaren Aufsätzen denjenigen, welche solche Geistesresultate zu würdigen verstehen.

Mit Recht bemerkt Adolf Stahr in seinem Tagebuche: „Weimar und Jena," daß in diesen Sammlungen Goethe's Studien, seine Werke und sein ganzes Leben den ergänzenden, erklärenden Kommentar erhalten. „Diese Reliquien verkommen, diese Sammlungen verzetteln lassen," sagt er dann hinzu, „wäre eine That der Barbarei, welche allein hinreichen würde, den letzten Rest des Nimbus zu zerstören, mit welchem das Volk von Denkern und Dichtern sich zu umgeben liebt."

Hoffentlich wird es trotz des mißlungenen ersten Versuches doch nicht gelingen, Goethe's Haus und Sammlungen so zum Eigenthum der deutschen Nation zu machen, wie Schiller's Haus ein Eigenthum der Stadt Weimar ist; es würde dann auch der bittere Umstand wegfallen, daß Fremde, oft sehr weit hergekommene Reisende, entweder gar nicht oder unter erschwerenden Umständen und nur theilweise das Haus und die Sammlungen des großen Gelehrten und Dichters sehen können.

Wer Goethe's Haus besucht, wird natürlich besonders nach speciellen Reliquien des großen Mannes Verlangen tragen, und mit Begierde nach dem Hefte suchen, welches die eigenhändigen Zeichnungen Goethe's enthält.

Es ist ein Heft von zweiundzwanzig Stücken, die im Jahre 1810 während eines Aufenthaltes in Jena entstanden sind. Goethe hatte sich dahin begeben, um den zweiten Band seiner Farbenlehre abzuschließen, und wurde dort von dem Verlangen überfallen: „was von Zeichnungsfähigkeit in ihm läge, noch einmal zu versuchen."

„Dies geschah nun auf diese Weise (erklärt er selbst), daß ich bei einsamen Spaziergängen mir gewisse Gegenstände so fest als möglich einprägte, und nachher zu Hause mit der Feder auf's Papier fixirte, auch wohl an der Natur selbst Umrisse versuchte oder nach Erzählungen mir Gegenden vorbildete — — und so entstanden denn nachstehende zweiundzwanzig Blätter, die ich mit eben so wunderbarer Aufmerksamkeit aufsog, umrahmte und mehr oder weniger ausführte. Da mit dem August sich diese gewissermaßen angestrengte Neigung völlig verlor, auch von mir nachher derart wenig hervorgebracht wurde, und selbst, wenn ich es versuchen wollte, nicht gelang, so habe ich diese Zeichnungen sämmtlich zusammengehalten, seine fremde Hand, wie ich sonst bei Skizzen gern that, daran walten lassen, und so dieser eigenen Lebens- und Kunstepoche ein Denkmal zu erhalten gesucht; wie ich sie denn auch gegenwärtig in einem Bande gesammelt, um sie für ein Ganzes zu erklären, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurtheilt werden könne." —

Doch wir kehren zu den denkwürdigen Räumlichkeiten des berühmten Dichterhauses zurück.

Den obenerwähnten Saal und die Zimmer mit den Kunstsammlungen haben wir erreicht, indem wir uns vom äußeren Treppenraume aus links wandten; rechts davon gelangt man in die besonderen Gelasse des Goethe'schen Bibliothek-, Arbeits- und Schlafzimmers.

Die Anzahl von Büchern in dem Bibliothekszimmer ist ansehnlich; die Ausstellung derselben ganz übereinstimmend mit der Goethe eigenthümlichen schmucklosen Einfachheit. Von besonderem Interesse jedoch sind hier die gesammelten Briefe und Tagebuchhefte des Dichters und der mit Smaragden gezierte goldene Lorbeerkranz, welchen die Bürgerstadt Frankfurt ihrem großen Sohne zum 75jährigen Geburtstag geschickt hat.

Denkwürdiger, wenn auch den Charakter der strengsten Einfachheit ebenfalls beibehaltend, ist das Goethe'sche Arbeitszimmer. Hier befindet sich an der Vorderseite zwischen zwei Fenstern ein unansehnlicher Spiegeltisch, darauf eine Uhr und ein Weinglas stehen. Ein eichener Tisch von länglich runder Form nimmt die Zimmermitte ein, davor steht ein einfacher Stuhl. Von den Fenstern rechts an der Wand befindet sich ein anderer Tisch von Birnbaumholz, er ist oben mit Rankschienen versehen, in welchen Handbücher u. dergl. aufgestellt sind, der untere Theil des Tisches ist für die Aufnahme von großen Heften, Atlanten, eingerichtet. Ueber diesem Tische hängt ein Gypsmedaillon des von Goethe so sehr und oft bewunderten Napoleon's I. mit der Umschrift: Sei-lieet immenso superest ex nomine multum. Nicht weit davon steht ein Behältniß mit Dichterwerken, welche Goethe als Geschenke verehrt worden sind. Da Goethe besonders in seinen spätern Jahren seine Arbeiten saß nur zu diktiren pflegte, wobei er mit über den Rücken gelegten Armen gewöhnlich auf und abging, so dürfte es nicht sonderlich wundern, wenn man einen für den alten Herrn gemäßen Schreibtisch in dem Arbeitszimmer ganz vermißte. Aber er hatte ja Briefe zu schreiben, seinen Namen zu unterfertigen und manche Notiz zu verzeichnen, daher denn auch links an der Wand ein langes Stehpult von weichem Holze angebracht ist, auf welchem Goethe das Nothwendigste eigenhändig schrieb. Hier steht auch jene kleine Napoleonsbüste aus Milchglas, welche, gegen das Licht gehalten, feurig in's Bläuliche schimmert und von Goethe als für die Theorie seiner Farbenlehre brauchbar, besonders geschätzt war. Neben dem letztgenannten Stehpulte befindet sich eine Thüre, welche in das Schlafgemach des Dichters führt. An derselben ist ein Papierbogen mit Anmerkungen zur neuern Zeitgeschichte befestigt, dahinter Tabellen schematischer Begriffe zur Musik und Geologie.

Das Schlafgemach, oder besser, die Schlafkammer Goethe's entspricht eben nur einem bescheidenen Sinne; es hat nur ein Fenster und Raum für ein schmuckloses Bett, vor welchem ein grüngepolsterter Lehnstuhl steht. — Ein Vorfall, der sich an dieses Zimmer knüpft, und den Goethe's Diener eines Tages erzählte, hat immer einen seltsamen, fast dämonischen Eindruck auf mich gemacht; er stehe denn auch hier als eine der merkwürdigsten Erinnerungen aus dem Leben eines so wunderbaren Mannes.

„Einst — so erzählt der Diener — klingelte Goethe mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis an's Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel.

„Hast Du nichts am Himmel gesehen?“ fragte er mich, und als ich dies verneinte, sagte er: „So lauf einmal nach der Wache und frage den Posten, ob er nichts gesehen.“

Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete.

„Höre,“ sagte er dann zu mir, „wir sind in einem bedeutenden Moment, entweder wir haben in diesem Augenblicke ein Erdbeben oder wir bekommen eins.“

Und nun mußte ich mich zu ihm auf's Bett setzen, und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.

Am nächsten Tage erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin in's Ohr flüsterte:

„Höre, Goethe schwärmt!“

Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselben Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.

In diesem Schlafzimmer starb auch Goethe am 22. März 1832 im 83. Jahre seines reichen herrlichen Lebens.

Als ich das Goethe-Haus verließ, waren es weniger die eben gesehenen Gegenstände als die mancherlei Bilder aus Goethe's Leben, welche mich beschäftigten. Die wundersame persönliche Erscheinung des Dichters, die Art und Weise seines Verkehrs mit Menschen fast jedes Standes und Faches, und überhaupt die unvergleichliche Menge seiner in diesem Hause entstandenen Schöpfungen und wissenschaftlichen Arbeiten sind auch wohl geeignet, unsere Vorstellungen ganz einzunehmen. Dreiunddreißig Jahre war der geniale Mann alt, da er das eben geschilderte Haus bezog, und im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens starb er darin. Rechnet man auch die vielen und andauernden Reisen nach Italien, in die Schweiz und in die verschiedenen Bäder, sowie die häufigen Aufenthalte in Jena, Almenau u. s. w. ab, so bleibt doch noch ein hübsches Menschenalter übrig, welches der große Dichter ständig in diesem Hause zugebracht hat. Und in welchen mannigfaltigen Gestalten, treyben er stets derselbe blieb, erschien er nicht im Laufe einer solchen Zeit! Anfangs noch manchmal vom Dämon seiner Jugend ergriffen, gewaltig dahinbrausend; nach und nach von Maß und Form beherrscht, ruhig, gelassen, strenge und milde zugleich, aber selbst innerhalb dieser allgemeinen Umrisse seiner Erscheinung wieder oft und oft ein Anderer! Was geben nur die Tagebücher und Aufzeichnungen seiner Lieben und Vertrauten selbst in seinem hohen Alter noch für Metamorphosen seiner Erscheinung! Heute empfängt er z. B. seinen Eckermann im blauen Oberrocke und in Schuhen, eine erhabene Gestalt; das Gesicht ist kräftig und braun, voller Falten, in Allem zeigt sich Biederkeit und Festigkeit, Ruhe und Größe — Goethe spricht langsam und bequem, wie man sich einen bejahrten Monarchen denkt; — morgen ist er ganz ein Anderer, in allen Dingen rasch und entschieden wie ein Jüngling. Ein andermal ist großer Thee beim alten Herrn; alle Zimmer flammen von hellen Lichtern, und eine zahlreiche auserwählte Versammlung von Gästen bewegt sich durch die Räume: da erscheint er wieder — auf dem schwarzen Anzug der Stern, „welcher ihn so wohl kleidet“ und ist sehr heiter. Nun aber sitzt er gleich des andern Tages wieder als behäbiger Familienvater am Mittagstische, tranchirt Geflügel mit Geschick und schenkt dabei gelegentlich seinen Gästen ein. Man könnte sagen, daß Goethe's äußere Erscheinung, so sehr sie im Ganzen dieselbe blieb, doch immer die vorwiegend charakteristische Farbe von dem Geiste erhielt, der ihn eben besonders beherrschte. Denn ich glaube nicht zu irren, daß der schöpferische Dichter in ihm das erste Wort führte, wenn er eines Abends sehr aufgeweckten Geistes gefunden wird, seine Augen im Widerschein des Lichtes funkeln, sein ganzer Ausdruck Heiterkeit, Kraft und Jugend bezeugt; — daß ein andermal die schwer gebändigte Thatkraft eines Helden in ihm die Vorhand hat, wenn er von Napoleon I. mit Begeisterung spricht, und dröhnenden Schrittes hin und wieder schreitet; — daß er endlich gewiß vorwiegend den trockenen mathematischen Gesetzen der Natur nachsinnt, wenn er dasitzt: ruhig, klar, gewessen, alle Dinge, die zur Sprache kommen, mit den wenigsten und besten Worten scharf bezeichnend. Selbst sein Herz hat noch in seinem hohen Alter ein gewisses Recht auf feine äußere Erscheinung, und so wird er eines Abends an seinem Arbeitstische gefunden „in wunderbar sanfter Stimmung, wie Einer, der von himmlischem Frieden ganz erfüllt ist, oder wie Einer, der an ein süßes Glück denkt;“ — freilich, hatte er doch kurz zuvor sein liebliches Abenteuer im böhmischen Bade erlebt, in besten Folge sein neuestes liebstes Gedicht: „Elegie von Marienbad,“ erstanden war.

Zunächst neben der großen Persönlichkeit Goethe's erfaßte mich der Gedanke an die unübersehbare Menge von wissenschaftlichen und Kunstgegenständen, welche, wie aus den verschiedenen mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen hervorgeht, in den Räumen des Goethe-Hauses stets zur Verhandlung kamen. Wie merkwürdig mußte es dieser Mann verstehen, alle angeregten Gegenstände beim innersten Wesen zu erfassen und in der mündlichen Verhandlung prächtig durchschaulich zu machen, wenn heute ein Staatsrath, morgen ein Naturforscher, übermorgen ein Philologe oder Maler, ein Architekt oder Dichter von Bedeutung erscheint: „um sich an diesem außerordentlichen Geiste auch einmal zu erquicken!“ Es kommt mir immer vor, als hätte seiner Zeit in keinem Fache, bei keinem Volke, weder im öffentlichen Leben noch in den Hallen der Kunst und Wissenschaft etwas Bedeutsames vorgehen können, davon er nicht gewußt und das er nicht in seiner Weise rasch verarbeitet hätte. Den Sternen am Himmel, den Bildungen der Welten, der Metamorphose der Pflanzen, den Krystallisationsprozessen und Evolutionen im Innern der Erde ging er mit demselben Fleiße nach als er die Gesetze der Farben suchte und die Anlagen von Menschen und Thieren in ihrer innersten Natur ergriff. Mit Erstaunen hört man ihn heute die Charakteristik der Engländer entwerfen, und gleich darauf über Abdrücke antiker Gemmen sprechen; morgen entwickelt er die reifsten Gedanken über die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, und erweist sich vollkommen zu Hause in den Fortschritten des griechischen Freiheitskampfes; ein andermal geht er belehrend eine Mappe von Zeichnungen durch und erhebt am Schlusse das ruhige Jupiterhaupt, um, an eine Bemerkung anknüpfend, ebenso harmlos und klar seine treffenden Gedanken über Volkslieder, römische Geschichte, deutsche Philosophie auf's Bündigste herauszusagen. Im Laufe weniger Wochen hat der merkwürdige Geist belehrend und anregend den Erdkreis durchwiesen, die Landenge von Suez durchstochen, den Rhein mit der Donau verbunden, seine Gedanken über Popularität von Schriftstellern und Regenten entwickelt und in herrlicher Reihe Namen, wie: Homer, Sophokles, Shakespeare und Schiller; Newton, Herschel und Alexander von Humboldt; Friedrich den Großen, Napoleon und Blücher; Plato, Kant, Hegel und Fichte; Raphael, Michel Angelo, Claude Lorrain u. s. w., nach Anlagen und Leistungen durchaus kennzeichnet. Es ist wahrhaft überwältigend, daneben den Mann in eigenen Forschungen und poetischen Schöpfungen immer selber frisch vorwärts schreiten zu sehen! Man kann hier nur ebenfalls sagen, was Goethe von Schiller sagte: „Das war ein Mann, so sollte man auch sein!“ —b.

Eine Verbrecherversammlung.

„Es erben sich Gesetze und Rechte wie eine ewige Krankheit fort,“ sagt Goethe mit dem inhaltschwer die Erben anklagenden Zusatze: „Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!“ Wir fühlen es in jedem civilisirten Lande, daß die im Wesentlichen alle aus frühern Jahrhunderten, von längst untergegangenen Nationen vererbten Gesetze, wie z. B. das römische Recht in Deutschlands Gesetzbüchern, mit unsern Rechtsbedürfnissen, mit unsern humanen Ansichten, mit unserer bessern physiologischen Erkenntniß der menschlichen Natur zum Theil im entschlichsten Widerspruche stehen. Auch die neuere und neueste Gesetzgebung hat oft mit dem, was der gesunde, parteilose, gebildete Mensch

für recht und billig hält, nichts zu thun. Ja, der strenge, erfahrene, praktische Richter unserer Zeit selbst muß erst aus unabsehbaren Labyrinthen von Rechts- und Gesetzparagraphen und Anmerkungen und Erläuterungen dazu eine Stelle heraus speculiren, um über einen vorliegenden Fall begangenen Unrechts zu entscheiden. Das Rechtsgefühl, selbst das gebildete Rechtsbewußtsein des edeln Richters wird nicht gefragt. Dieses entscheidet oft, ja, in der Regel ganz anders, als das alte, wie eine emige Krankheit sortgeerbte Gesetzbuch, und der unparteiische, noble Mensch urtheilt immer anders und besser, wo der Parteiische sagt: „Es ist ihm schon Recht."

Hier eröffnet sich ein weites Feld für Geltendmachung der Humanität, physiologischer und socialer Einsicht, welche den Verbrecher und jedes Vergehen immer viel richtiger und milder beurtheilt als das Gesetz und selbst als das unmittelbare Rechtsgefühl. Die sociale Einsicht in die Quellen der Verbrechen reicht allein hin, uns demüthigend milde zu stimmen, wenn wir Gefängniß, Zuchthaus, Schafott und Galgen vor uns haben. Fast durchweg läßt sich in jedem Verbrechen als Quelle der Schuld die bestehende sociale und politische ungesunde Construction des Lebens nachweisen, was Bettina überraschend richtig in ihrem „Königsbuche" nachweist und in den Satz zuspitzt: „Der Verbrecher ist des Staates eigenstes Verbrechen."

Mehr oder weniger fühlen dies auch die Staaten bereits, die Gesetzgeber, die Richter, die Rezenten, und haben, die Mängel ihres Rechts in einzelnen Fällen wieder gut zu machen, verschiedene Hülfsmittel; aber diese beschränken sich bis jetzt blos auf einzelne Fälle, die nur in England, wo der Widerspruch zwischen Gesetz und Humanität am Schreiendsten ist, bis zu förmlichen Institutionen und Gebräuchen ausgebildet wurden. In deutschen Staaten haben wir blos eine Spur, einen Keim davon in dem Begnadigungsrecht der Krone, in Amnestien bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten.

In England wird erstens das Begnadigungsrecht der Krone sehr häufig von den Richtern und Geschwornen unterstützt und dann selten verweigert. Auch die Presse thut das Ihrige, wiewohl diese in letzterer Zeit, seit unter Palmerston die bureaukratischen Tendenzen mehr hervortraten, nicht selten abgewiesen ward, wenn sie der „Gerechtigkeit" und dem ekelhaften Galgen einen armen Sünder streitig zu machen suchte. Seit dem Juli 1854 ist aber das Begnadigungsrecht der Krone eine Rechtsinstitution, ein gesetzlicher Akt, ein Privilegium in den Händen von Rechts- und Gefängnißbehörden, und dieses Begnadigungsrecht der Krone als eine Correctur des Gesetzes auf die Verwalter des Gesetzes selbst ausgedehnt worden. Man nennt diese damals angenommene Parlamentsakte in England das „ticket-of-leave-system," d. h. das System, verurtheilte Verbrecher durch Entlassungsscheine (tickets of leave) vor Ablauf ihrer Strafzeit wieder frei zu geben. Die so Entlassenen spielen seitdem in der socialen und criminalistischen Sphäre Londons als „ticket-of-leave-men" eine nicht unbedeutende Rolle. Wurden doch im vorigen Jahre allein nicht weniger als 4612 Verbrecher auf diese Weise begnadigt und entlassen. Das Gesetz beschränkt diese Begnadigung durch folgende Bedingungen: nur zur Transportation auf höchstens zehn Jahre verurtheilte Verbrecher sind der Entlassung vor Ablauf dieser Zeit fähig und werden deshalb gar nicht mehr transportirt. Die, welche zu längerer Transportation verurtheilt wurden, müssen nach wie vor in West-Australien, auf Bermuda oder in Gibraltar ihre Verbrechen büßen, wo sie freilich auch unter Umständen noch begnadigt werden. Die gar nicht mehr Transportirten müssen eine strenge Verschule zu ihrer Entlassung durchmachen, da es von vorn herein gefährlich erschien, die etwa 5000 Verurtheilten, welche innerhalb der Parlamentsakte vom Juli 1854 fielen, auf einmal mit einem bedingten Entlassungsschein frei zu geben. Sie müssen deshalb zunächst im Muster-Gefängniß zu Pentonville (London) eine neunmonatliche strenge Einsamkeits- und Schweigsamkeitshaft durchmachen, so strenge, daß Niemand während der Zeit ein menschliches Angesicht zu sehen bekommt und kein Wort sprechen darf, wenn nicht einsam von einem Vorgesetzten gefragt und aufgefordert.

So oft die Gefangenen in der Kirche oder während der Stunde ihres Luftschöpfens in Berührung gebracht werden, trägt Jeder eine Maske und wandelt Jeder stumm inmitten stummer, unkenntlicher, geheimnißvoller Gestalten, unter denen nicht selten Freunde, Verwandte, Vater und Sohn, Bruder und Bruder ahnungslos neben einander schreiten oder sitzen. Jeder Gefangene muß hier ein Handwerk oder eine bestimmte Beschäftigung mechanischer Art erlernen. Von dem Ertrage dieser Art werden ihm je nach seinem Fleiße wöchentlich 4 bis 8 Pence (3 bis 7 Sgr.) gut geschrieben. Nach einsamer Durchschweigung dieser neun Monate wird er in den Regierungsdocks zu Woolwich oder Portsmouth beschäftigt, darf bei sortgesetzt gutem Betragen Briefe und Verwandte empfangen (aber blos einmal jeden zweiten Monat) und über die 3 Pence, die er wöchentlich erhält, verfügen. Hat er diese zweite Station glücklich und gut bestanden, wird er in die dritte erhoben mit 6 Pence wöchentlich, Thee statt Grütze zum Abendbrot und einem halben Pfund Bier zum Sonntagsessen. Die vierte Station bringt 9 Pence wöchentlich, Licht in die Zelle und einen neuen Streifen an der Jacke (die „Stationen" werden durch solche „Streifen", wie durch eine Art von Orden, öffentlich zur Schau getragen). Das gut geschriebene Geld wird im Ganzen nur den Entlassenen zur Verfügung gestellt, während der Strafzeit dürfen sie nur in ganz außerordentlich günstigen Fällen etwas verbrauchen. Es variirt von 5 bis 20 Pfund (30 bis 150 Thaler). Summen über 5 Pfund werden nur in bestimmten Terminen gezahlt, um der Versuchung, daß der Entlassene es auf einmal durchbringe, zu begegnen, wodurch freilich auch der Redlichwollende verhindert wird, mit einem kleinen Kapitale irgend ein selbstständiges Geschäft anzufangen. Außerdem hängen die spätern Zahlungen von dem Moralitätszeugniß des Geistlichen oder des Magistrats, wo sich der Entlassene aufhält, ab.

Die Moral des Entlassenen hängt wieder von der pharisäischen Moralität der Gesellschaft ab, in welche er mit dem Entlassungsschein, dem Kainsstempel für die Leute, welche beten: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute" hinausgestoßen wird. Die Polizei läßt ihn nicht aus den Augen, die tugendhafte Gesellschaft nicht vor ihre Augen. Findet ja Jemand einen Arbeitgeber, macht ihm die Polizei sofort ihre Auswartung, und warnt den Mann vor dem „ticket-of-leave-man", der dann in der Regel auch eiligst entlassen wird. Der Staat hat den Entlassenen vorher erzogen und gebessert, ein paar Jahre an ihm gedoktert und ihm dann ein Zeugniß gegeben, daß er der geschenkten Freiheit würdig sei. Gleichwohl hetzt er die Polizei nach, welche sagen muß: es ist nicht wahr, der Mann ist nicht gebessert, er verdient kein Vertrauen. Dieser unsinnige Widerspruch wird durch die tugendhafte Gesellschaft noch schlimmer. Gewarnt von der Polizei vor dem Zögling der staatlichen Gefängnißbesserung, glaubt sie in um so größerem Rechte zu sein, sich in sittlicher Entrüstung vor einem solchen Entlassenen steif in die Höhe und zurückzuziehen und das Mißtrauen in den gefallenen Mitmenschen zu einer ehernen Mauer zu machen, die ihn für immer von der guten Gesellschaft ausschließt. Im Allgemeinen heißt es dann auch, dieses ticket-of-leave-system habe den Erwartungen nicht entsprochen. Die tugendhafte Oeffentlichkeit, die tugendhafte Presse, tugendhafte Geistliche und Magistrate, welche alles Mögliche gethan, um die in Gnade Entlassenen wieder unter die Verbrecher zurückzuheben, fühlen sich beleidigt, daß man nicht mehr Respekt vor ihrer Tugend und vor ihrem „Eigenthum" gezeigt habe. Sie schreien fortwährend, daß, wer einmal ein Verbrechen begangen, sei und bleibe ein Verbrecher, und so fielen auch die frühzeitig Entlassenen immer wieder in ihr „altes Gewerbe" zurück. So schreit die Tugend den Thatsachen in's Gesicht. So halb die Maßregel auch war, war sie doch eine halbe Wendung zum Guten, zur höheren Gerechtigkeit gegen das Recht. So sehr sich Tugend, Moral und Polizei auch bemühten, die einmal Gefallenen, die von der Gesellschaft Verwahrlosten in ihre Verwahrlosung zurückzustoßen und von aller Ehre und Ehrlichkeit fern zu halten, stellte sich doch heraus, daß die Rückfälligkeit der Verbrecher im Allgemeinen 35 Procent betrage, unter den ticket-of-leave-men aber noch nicht zehn Procent.

Diese statistische Ermittelung läßt auf größere, heroischere Tugend unter den Verbrechern schließen, als unter den gewohnheitlich Tugendhaften. Es ist weit leichter, in guten Verhältnissen unter ordentlichen Leuten gut und ordentlich zu bleiben, als im Kampfe gegen die zurückstoßende ordentliche Gesellschaft aus dem Sumpfe der Verwahrlosung, der Noth und Entbehrung herauszusteigen und festen Fuß zu fassen gegen neue Versuchung. Wie schwer das ist, davon haben wir ordentlichen Leute kaum eine Ahnung. Wir müssen uns in ihre Lage und Umgebung, in ihr unmachtetes Innere hineinfühlen, um sie richtig und menschlich beurtheilen zu lernen; wir

müssen, da uns dazu Zeit, Lust und Heroismus abgeht, wenigstens Die hören, welche diese Höllenfahrt wirklich machten, wie der große Verbrechers-, Arbeits- und Armenforscher in London, Mr. Mayhew.

Mr. Mayhew hat das genaue, praktische und persönliche Studium der londoner Arbeiter-, Armen- und Verbrecherzustände zu der Aufgabe seines Lebens gemacht. Ein vielbändiges Werk: „Arbeit und Armuth in London" („London Labour and London Poor") enthält die genauesten Forschungen und persönlichen Erfahrungen des Verfassers aus allen Schichten der ausgestoßenen und verwahrlosten Klassen, des dicken, faulen Niederschlags aus der ungefunden Mischung und Gährung der gesellschaftlichen Zustände Englands. Die gute Gesellschaft und die freie Presse Londons erstaunten über die Enthüllungen in diesem Werke, als wäre von den fernsten und fremdesten Zuständen der Antipoden die Rede. Die „anständige" Presse ging gar so weit, die Thatsachen, die in Namen, Zahlen, Hausnummern, Individuen u. s. w. bestimmt dargestellt und nachgewiesen waren, zu läugnen. Aber damit wurden die Thatsachen nicht beseitigt, zumal da Mr. Mayhew seitdem ununterbrochen fortfuhr, mit neuen Truppen von Erfahrungen und Forschungen auf den Markt der Oeffentlichkeit zu treten. Er rief neuerdings verschiedene Armen- und Verbrecherklassen zu öffentlichen Versammlungen, und gab ihnen Gelegenheit, ihre Verhältnisse und Leiden persönlich und öffentlich in Gegenwart von Berichterstattern für Zeitungen auszusprechen. Er scheute sich sogar nicht, die Legionen von Prostituirten Londons theilweise in solchen Meetings zu vereinigen und sie zu Geständnissen zu veranlassen. Letzteres thaten sie aber bezeichnender Weise nur, nachdem auf ihr Gesuch das blendende Gaslicht des Saales so weit verdunkelt worden war, daß die Rednerinnen in ihren Gesichtszügen nicht mehr deutlich unterschieden werden konnten.

Neuerdings hat sich Mr. Mayhew besonders der ticket-of-leave-men angenommen, um die Halbheit der Humanität in der Parlamentsakte vom Juli 1854 zu ergänzen und zwischen dem tugendhaften Pharisäismus der guten Gesellschaft und der emporstrebenden Entlassenen ein verständigeres, humaneres Verhältniß herzustellen. Er that dies durch Zusammenberufung der ticket-of-leave-men zu einer öffentlichen Versammlung, wobei die Polizei ganz ausgeschlossen war. Dieses Meeting von Berichterstattern aller Art im März d. J. ward als ein Ereigniß behandelt. Die Presse gab zum Theil die ausführlichsten Berichte über die Geständnisse und Enthüllungen der einzelnen Unglücklichen, und Bilderzeitungen ließen die ganze Versammlung in Holz schneiden, um ihre Spalten damit zu zieren. Mr. Mayhew selbst ließ drei charakteristische ticket-of-leave-men photographisch aufnehmen, um sie in seinem neuesten Werke: „Die große Welt Londons" mit zu veröffentlichen. Der jüngste von ihnen, 19 Jahre alt und neunundzwanzig Mal im Gefängnisse gewesen, wurde durch sein Redner- und Darstellungstalent der Hauptheld des mayhew'schen Meetings. Zuletzt zu sieben Jahren Transportation verurtheilt, sei er kraft des neuen Gesetzes in's Gefängniß gekommen, um schneidern zu lernen, und alle Bücher, deren er habhaft werden konnte, zu verschlingen, ja, selbst etwas Algebra zu versuchen. Dann habe er in Portsmouth ein Jahr lang täglich von früh bis zum Abend Karre geschoben, und von Geistlichen, denen er seine Besürchtungen wegen seiner gebranntmarkten Zukunft in der Freiheit mitgetheilt, die Antwort erhalten, daß er nur fleißig die vorgeschriebenen Andachtsübungen exerciren möge. Mit 6 Pfund Verdienst entlassen und von einem Gefängnißbeamten nach Southampton begleitet, habe ihm letzterer etwas Branntwein zu kosten gegeben, von dem er vier Jahre lang nichts gerochen. Die ungewohnte Belebung, die er gefühlt, habe ihn zu etwas mehr auf eigene Rechnung, zur Trunkenheit, zu lustiger Gesellschaft, zu vollständiger Leerheit seiner Taschen und sofort wieder in Polizeihaft geführt. Entlassen, ohne einen Pfennig in der Tasche, kam er nach London, wo er drei Monate lang Pflaster trat und Beschäftigung suchte, ehe er wieder über's Herz bringen konnte, zu stehlen. Später blieb ihm nichts Anderes übrig, und die Leute seien selbst Schuld, da sie ihm drei Monate lang verwehrt hätten, ehrlich sein saures Brot zu verdienen, wenn er nur einen Gefallen daran gefunden, als Dieb wöchentlich 5 bis 6 Pfund (über 40 Thaler) aus einem Compagniegeschäft zu ernten. Natürlich sei ein so lohnendes, unsicheres Geschäft nicht von Dauer gewesen, sondern Veranlassung zu einem neuen vierzehnmonatlichen Gefängnißleben. Aus diesem sei er erst vor einigen Tagen zurückgekehrt und von der Polizei und dem Publikum gleich wieder umher gehetzt und von jedem Versuche, einen ehrlichen Broterwerb zu treiben, zurückgestoßen worden. „Ich bin fest entschlossen," so schloß er, „meine Hand nie wieder zu einer unehrlichen Handlung auszustrecken, aber bis jetzt weiß ich nicht, wie ich meine nächste Mahlzeit bekommen soll, wenn ich sie nicht stehle."

Man sehe sich den frischen, derben Bengel an, ob er nicht im Stande wäre, mit seinen jungen kräftigen Gliedern, mit seiner Lernlust, mit ein Bischen Schneidekunst, ja mit etwas selbsterlernter Algebra im Kopfe sich überall nützlich und angenehm zu machen, wenn man ihm mit Vertrauen, mit Menschlichkeit, mit Arbeit und Lohn entgegenkäme? Aber dies thut die Gesellschaft nicht; es ist diese Gesellschaft, welche seine Hand wieder zu unehrlichen Handlungen ausstreckt.

Ein anderer „Redner" nimmt das Mitleiden des physiologischen Kenners in Anspruch. Sein Kopf ist zu verbrecherischer Disposition mißgebildet. Keine Erziehung, sondern Verwahrlosung ließ ihn ohne moralische Mittel, diese Disposition zu überwinden. Wegen Raubes zu 14jähriger Transportation verurtheilt, verbüßte er einen Theil dieser Strafe in Gibraltar, „wo die fleischzerreißende, blutprizende Peitsche täglich von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein geschwungen ward!" Sein Verdienst bei Entlassung ward ihm verweigert, um seinen Rücktransport in die Freiheit Englands damit zu bezahlen.

Ein dritter Redner, von Hause aus ein Händler auf den Straßen, verwaist seit dem zehnten Jahre, mit Apfelsinen u. s. w. handelnd, ward von Dieben von Profession seines Alters zu einem Compagniegeschäft gewonnen, bekam sieben Jahre Transportation, kehrte nach Verbüßung der Strafe nach London zurück und lebte wie Hunderte vom Ein- und Wiederverkauf der Hasen- und Kaninchenfelle, aus denen die Leute das Fleisch herausgegessen. In diesem Geschäft störten ihn eines Tages zwei Policemen, welche verlangten, in seinen Sack zu gucken. Er verweigerte dies und ließ sich lieber arretiren, um vor einen Magistrat zu kommen. Aber weder der Polizei-Inspektor noch der Magistrat ließen ihn zu Worte kommen, weil er ein entlassener Sträfling sei. In verschiedenen Städten von Polizei und Publikum umher- und zurückgestoßen, gelang es ihm endlich, in London mit Hülfe eines mitleidigen Verwandten, einen neuen Straßenhandel zu beginnen, der ihn soweit und sogar seine waschende Frau ganz erträglich ernähre. Er sei nur gekommen, weil er aus Erfahrung sprechen und vielleicht etwas dazu beitragen könne, das Loos seiner viel unglücklicheren Kollegen erleichtern zu helfen.

Auch ein Maurer sprach aus demselben Grunde. Ihm gehe es gut, da er Arbeit gefunden, aber Hunderte seiner Unglücksgenossen kämpften noch zwischen Hunger und Verbrechen.

Nachdem sich eine Menge der Anwesenden offen und ohne Heuchelei über ihre Vergangenheit und ihre Schicksale ausgesprochen, schloß Mr. Mayhew die Versammlung mit einer Rede, in welcher er hervorhob, daß seine Ueberzeugung, Publikum und Polizei und die halbe Humanität des ticket-of-leave-Systems hätten mehr Schuld am Verbrechen, als die Verbrecher selbst, nur bestätigt und befestigt worden sei.

Er wolle zur Correctur dieser Halbheiten und Heucheleien beitragen, was er als einzelnes Individuum könne und Philanthropen, humane, ehrliche Männer vereinigen, welche die Bemühungen emporstrebender Gefallenen unterstützen würden, bis sie wieder auf eigenen Füßen ständen. —

Eine Vereinigung dieser Art ist bereits zu Stande gekommen. Dieser Verein giebt Geld, um die Entlassenen in den Stand zu setzen, ein selbstständiges Geschäftchen, besonders einen Handel auf den Straßen, anzufangen, weil die Polizei hier die geringste Macht habe, sie zurückzustoßen und das Publikum keines Sittenzeugnisses bedürfe, um Aepfel oder Apfelsinen, Austern oder Wasserkresse, Kartoffeln oder Kraut zu kaufen.

Das ist eine schwache Correctur des halben Humanitätssystems und der tugendhaften Abgeschlossenheit des Publikums; aber England ist in dieser Sphäre doch bereits weiter, als einige andere „christliche" Staaten, die noch nicht einmal an halbe Humanität gedacht haben.

Populäre Briefe über Musik.

Von J. C. Lobe.

Dritter Brief. Poesie. Kunst. Lied.

Sie wissen, daß die alten Griechen unter Musik alle schönen Künste verstanden, vorzugsweise aber Poesie und Tonkunst. Die letzteren zwei Künste erscheinen auch bei den Neueren oft verbunden, in der ganzen Gesangsmusik nämlich. Es ist daher wegen des leichteren Verständnisses meiner künftigen musikalischen Briefe nöthig, hier erst einen über Poesie und Kunst überhaupt einzuschieben.

Was ist Poesie?

Diese Frage hat einen Anschein von großer Lächerlichkeit. Welcher nur einigermaßen gebildete Mensch könnte zählen, wieviele Male in seinem Leben er dieses Wort aussprechen gehört und selbst ausgesprochen hat! Hierans sollte man schließen dürfen, daß Jedermann wüßte, was Poesie sei!

Es kommt indessen nicht selten vor, daß von zwei Gebildeten der eine dasselbe Werk für „poetisch," der andere für „nicht poetisch" erklärt. Aus solchen entgegengesetzten Urtheilen scheint also wieder hervorzugehen, daß der Begriff „Poesie" noch zweifelhaft ist.

Wendet man sich um Belehrung darüber an diejenigen, von welchen sie am sichersten zu erwarten sein sollte, an die Kunstphilosophen, so lacht man nicht über die Frage, sondern oft über die Antworten.

Ich will Ihnen nur zwei Pröbchen geben.

Einer sagt: „Poesie ist die Indifferenz des sub- und objektiven Pols!" Das nennen die Philosophen eine gelehrte Definition. Man versteht sie zwar nicht, aber eben darum ist sie philosophisch.

Einem Anderen zufolge ist Poesie: „die Kunst, selige Inseln voll Schönheit, Harmonie und Zweckmäßigkeit, voll schöner, großer und begeisternder Ideen, voll zarter, tiefer und heiliger Gefühle aus dem Ocean der Menschenbrust durch den Zauberstab des metrisch gebundenen und doch freien Wortes mit Schöpferkraft an's Sonnenlicht emporzubeben, und bei ihrem Anblick eine ganze Welt in Füßes, ungewohntes Staunen zu versetzen."

Nehmen Sie aus dieser Definition die Worte „heilige Gefühle," halten Sie dieselben an das Lied von Goethe: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," und sagen Sie mir, ob darin „heilige Gefühle" geschildert sind.

Mit Erklärungen solchen Genres könnte ich mehrere Spalten der Gartenlaube anfüllen. Sie haben aber an den gegebenen hoffentlich genug, um klar zu sehen, wie dunkel die Sache noch ist.

Wir wollen sie als Ungelehrte untersuchen.

Das Wort „Poesie" ist griechischen Ursprungs und heißt zu deutsch: Machen.

Mit diesem Ausdrucke ist nichts anzufangen. Was wird nicht alles in der Welt gemacht!

Nehmen wir anstatt des griechischen Worts „Poesie," das deutsche Wort „Dichtung," so präsentirt sich uns ein deutlicherer Begriff. Wir wissen alsdann, daß Dinge gemeint sind, die vom Dichter rein erfunden oder nach vorhandenen Erscheinungen geschildert und uns vermittelst der Rede mitgetheilt werden. Allein nicht jede Rede gehört zur Dichtkunst. Letztere wählt vorzugsweise bildliche Ausdrücke, Gleichnisse u. s. w., weil diese anschauliche Vorstellungen hervorrufen, die Einbildungskraft in ein lebhafteres Spiel versetzen, als abstrakte (abgezogene) Begriffe thun. Die dichterische Rede ist ferner kunstreicher geordnet als die gewöhnliche (prosaische), damit sie wohllautender in's Gehör falle. Sie schreitet taktartig, rhythmisch, in regelmäßigem Wechsel langer und kurzer Silben, in abgemessenen Versen und Strophen (gebundener Rede) dahin. Zwar giebt es auch eine dichterische oder poetische Prosa, diese wird aber in neuerer Zeit kaum noch angewendet, und wohl mit Recht. Denn was in der gebundenen Rede einen besonderen Reiz hat, die blühende, bilderreiche Sprache, erscheint in Prosa meistentheils als Schwulst und Bombast.

Das Reich der Dichtung ist unermeßlich. Denn nicht allein was geschehen ist, auch was niemals geschehen kann, wird ihr vorzubringen erlaubt. Die Werke der Dichtkunst werden gewöhnlich in vier verschiedene Hauptklassen eingetheilt: in dramatische, epische, didaktische und lyrische.

Das dramatische Werk stellt Thaten, Charaktere, Triebfedern, Gefühle der Menschen in einer als gegenwärtig geschehenden Handlung vor. Das epische schildert dieselben Dinge in erzählender Form. Didaktische Gedichte tragen eine Lehre vor. Lyrische endlich schildern das Gefühlsleben, die Leiden und Freuden des Herzens. Alles, was dem Gefühlsleben angehört, ist des musikalischen Ausdrucks fähig. Daher das Wort „Lyrisch," welches von „Lyra" abstammt, einem uralten Instrumente, womit die Griechen ihre Gesänge begleiteten.

Zur lyrischen Dichtung nun gehört das Lied. Sein Inhalt ist ein Einzelgefühl. Es unterscheidet sich dadurch z. B. von der Arie, welche mehrere, verschiedene, wechselnde Gemüthsstimmungen vorüberführt. Es behandelt keine großen Leidenschaften, sondern meist mäßige Gefühle. Vers- und Strophenarten sind einfach, nicht künstlich verschlungen; die Verse endigen in der Regel mit Reimen.

Warum haben Gedichte diese Form? Die Natur weiß davon nichts. Der Mensch spricht seine Gedanken und Gefühle in der Wirklichkeit nicht in Versen und Reimen aus.

Diese Frage führt uns auf einen Punkt, der seit Jahrhunderten bis in unsere Zeit herein noch gänz und gäbe, nichts destoweniger aber falsch ist.

Fragen Sie: Was bedeutet das Wort „Aesthetik?" so erhalten Sie von überall her die Antwort: „Die Lehre vom Schönen. Fragen Sie: „Was ist Kunst?" so heißt es: „Die Darstellung des Schönen." Dennoch ist diese Antwort nur zur Hälfte eine Wahrheit, zur andern Hälfte eine Lüge. Sie ist eine Lüge in Bezug auf den Stoff der Darstellung; sie ist eine Wahrheit in Bezug auf die Darstellung des Stoffs. Stoff der Darstellung, und Darstellung des Stoffs sind zwei verschiedene Dinge. Denken Sie sich eine Madonna, das ist ein schöner Gegenstand; denken Sie sich eine alte Hexe, das ist ein häßlicher Gegenstand. Agathe und Aennchen im Freischütz sind liebenswürdige Wesen, Kaspar und Samuel abscheuliche. Die Liebe Marens zu Agathe ist ein angenehmes Gefühl, Kaspar's böse Gedanken gegen Max bekunden schlechte Gefühle.

Nun finden Sie aber nicht blos Vergnügen beim Anblick einer gemalten Madonna, sondern auch bei dem Anblick einer gemalten alten Hexe; nicht blos wenn Sie den Ausdruck von Marens Liebe, sondern auch Kaspar's Rachausdruck vernehmen.

Was bewirkt denn dieses Vergnügen bei künstlerischer Darstellung von Gegenständen, welche in der Wirklichkeit unangenehm oder gehässig erscheinen? Nichts anderes kann es sein, als die erkannte Wahrheit. Wenn die Madonna, die schön sein soll, häßlich, die Hexe, welche alt und häßlich sein soll, schön vorgestellt ist, so finden wir beide Bilder unwahr. Wenn Kaspar, nachdem er Max in die verderbliche Wolfsschlucht gelockt, sich plötzlich anders besänne und sagte: „Guter Max, mache geschwind, daß Du wieder fortkommst, denn wenn Du mir Kugeln gießen hilfst, bist Du und ist Agathe für Dich verloren," so würde diese plötzliche Sinnesänderung, obwohl sie an sich eine schöne Empfindung ist, uns doch mißfallen, weil sie nach der Anlage dieses Charakters ganz und gar nicht wahr sein kann.

Nun fällt Einem freilich die Frage ein: wo ist die Wahrheit im Faust, wenn der Pudel hinter dem Ofen riesig anschwillt und Mephisto daraus hervortritt? Oder wenn er mit Faust auf dem Mantel durch das Fenster hinaus fliegt? Ist der Teufel selbst eine Wahrheit? Und welche Wahrheiten liegen in der ganzen Musik, in einer Symphonie zum Beispiel?

Was die letztere Kunst betrifft, so werden wir später davon zu reden haben. Für jetzt wollen wir bei der Wahrheit in der Dichtkunst stehen bleiben und sagen: diese ist nicht immer eine der Wirklichkeit entnommene, sondern zuweilen nur eine blos angenommene oder vorausgesetzte. Daß es einen Teufel gebe, der mit höheren Kräften als Menschen sie besitzen begabt sei, nimmt der Dichter an, und wir lassen's uns gefallen. Innerhalb

dieser angenommenen Natur muß dann aber alles, was der Teufel thut, denkt und fühlt, zu einander stimmen. Benähme er sich in einer Scene edel, oder lief er z. B. bei dem nächtlichen Ritt am Galgen vorbei zu Fuße neben Faust her und rief keuchend: „Reite nicht so geschwind, ich komme Dir ja nicht nach!“ so fiel er mit solchen Zügen aus seiner angenommenen Natur. Was an einem Menschen natürlich, würde an ihm unnatürlich, unwahr erscheinen.

Nun wollen wir das Gesagte speciell auf das Lied anwenden. Der Gedanke: „Was ich erlitten und erlebt, habe ich in Liedern geschildert,“ kann wahr sein. Aber etwas Schönes finden wir nicht darin. Goethe drückt ihn in seinem bekannten Gedichte: „An die Günstigen,“ aus wie folgt:

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.“

So dargestellt, mit den wohllautenden Versen, Gleichnissen ꝛc. gefällt er uns, „nimmt er sich gut aus,“ wie Goethe in dem letzten Vers sagt, d. h. wird der wahre Gedanke auch schön, hat er eine poetische oder dichterische Form erhalten.

Wenn ein schlechter Kerl sagt: „Der Trunk ist meine einzige Lust auf dieser Welt,“ so ist das ein Gedanke, den ein schlechter Kerl haben kann, der in seinem Munde also wahr ist; daß es aber ein schöner Gedanke sei, wird Niemand behaupten, Jedermann ihn vielmehr für einen häßlichen erklären.

Wir hören ihn in Kaspar's Lied im Freischütz in folgender Weise ausgedrückt:

Hier im ird'schen Jammerthal
Gäb's doch nichts als Plack und Qual,
Trüg' der Stock nicht Trauben;
Darum bis zum letzten Hauch
Setz' ich auf Gott Bachus Bauch
Meinen festen Glauben.

In dieser Form gefällt er uns, bis — auf „Bachus Bauch“, das nicht besonders klingt. Besser hätte der Dichter gesagt: „Setz' ich auf Gott Bachus Schlauch.“

Der folgende Gedanke, zu einem verkannten Freunde gesprochen: „Alle Welt verläßt Dich, ich aber bleibe Dir treu“ ist an sich edel und gut, und mag in Preis ausgesprochen sich lesen lassen. Nun denken Sie sich diese Gesinnung in folgender Weise ausgedrückt:

„Wenn Dich alle Männer und Weiber
Und Schöpse von Kindern verkennen und
Verachten, so
Bin ich doch wirklich nicht
Solcher Art, und ich
Bleibe Dir treu, darauf kannst Du Dich verlassen.“

So erscheint der an sich edle Gedanke durch die gemeinen Ausdrücke, die unsymmetrischen Verse, kurz die miserable Form, läppisch, lächerlich, unschön.

Die folgenden Verse haben eine gefällige Form:

„Des Menschen Antlitz leuchtet schön,
Drum will ich jetzt spazieren gehn.“

Aber der Gedanke ist unsinnig.

In dem ersten Beispiel sehen Sie einen wahren und angenehmen Gedanken schön dargestellt. Im zweiten erscheint eine wahre, aber häßliche Empfindung gefällig ausgedrückt, im dritten ist ein edles Gefühl in eine schlechte Form gebracht, im vierten endlich erscheint in einer schönen Form ein dummer Gedanke. Die ersten beiden Beispiele gefallen, weil Wahrheit und Schönheit vereinigt sind. Das dritte mißfällt, weil der Gedanke wahr, aber die Darstellung unschön ist. Das vierte endlich mißfällt, weil die Form schön, aber der Inhalt dumm erscheint und nicht wahr ist.

Und hiermit, denke ich, ist klar, daß die Kunst und Poesie nicht blos die Schönheit, sondern auch und zuerst die Wahrheit darstellt; daß der Stoff schön, aber auch häßlich sein kann, wenn er nur wahr ist; daß die Form aber jederzeit schön sein muß, weil ohne sie der wahrste Gedanke keinen vollbefriedigenden Kunstgenuß verschafft.

Den Stoff zu Liedern tragen alle Menschen in sich, denn jeder Mensch hat ein Herz, das Leiden und Freuden empfindet. Jeder Mensch hat auch so viel Einbildungskraft, um sich in die Zustände anderer Menschen zu versetzen, wenn er sie auch nicht selbst durchlebt hat. Wenige Sterbliche giebt es ferner, die nicht zuweilen wenigstens bedeutende Gedanken, Ansichten u. s. w. hätten. Aber wenige Menschen, verhältnißmäßig genommen, können Lieder machen. Dazu gehört Dichtungskraft und Dichtungskunst. Es giebt besonders fein und glücklich organisirte Naturen, die nicht allein von den Ereignissen, welche sie berühren, leichter, lebhafter und stärker als viele Andre erregt werden, sondern die auch, was sie einmal gefehen, in der Einbildungskraft, was sie dabei empfunden, in dem Gemüth wieder hervorrufen (reproduciren), ja selbst, was sie niemals gesehen und empfunden haben, doch durch ihre vorstellenden Kräfte in sich entstehen lassen können. Dies ist die Dichtungskraft oder das Dichtungsvermögen. Solche haben gewöhnlich auch einen besonders starken Trieb, das Geschaute und Empfundene dichterisch auszusprechen. Haben sie sich die dazu nöthigen Regeln und Gesetze durch Studium ähnlicher Produktionen erworben und sich tüchtig geübt, so besitzen sie Dichtkunst.

So vielerlei Arten von Einzelgefühlen es giebt, so vielerlei Arten von Liedgedichten sind möglich. Die allgemeinste Eintheilung derselben ist die in geistliche und weltliche oder profane. Jene nehmen ihre Stoffe allein aus den religiösen Empfindungen, diese greifen überall hin, wo Zustände und Vorgänge des weltlichen Lebens oder Erscheinungen in der äußern Natur Gefühle erzeugen. So haben wir Liebes-, Trink-, Jagdlieder u. s. w.

So viel über das Lied, als bloßes Gedicht betrachtet. Viel kann der wirkliche Dichter damit auf den empfänglichen Leser wirken. Aber Vieles auch, was sich in den geheimnißvollern, dunklern Tiefen der Seele an wunderbaren und mannigfaltigen Regungen daneben und ineinander hinschlingt, ist dem Wort zu schildern nicht vergönnt.

„Die arme Sprache!“ haben Sie gewiß oft selbst ausgerufen, wenn irgend ein warmes Gefühl Ihre Brust erregte und Sie nach Ausdrucke desselben drängte! Welche Worte Sie dafür auch wählen und finden mochten, sie drückten verhältnißmäßig doch nur matt, farblos, skizzenartig das aus, was Sie innerlich als sicherlich vorhanden, aber mit Worten ungreifbar, mehr dunkel ahnend, als deutlich sehend empfanden.

Hier tritt nun an die Stelle der Dichtkunst eine andere, die Tonkunst. Dieser stehen weit reichere Mittel als jener zu Gebote, die geheimnißvollen Erscheinungen des Gemüths an's Tageslicht und zur Wirkung zu bringen.

Da ich mich nun den größten Theil meines Lebens selbst bemüht habe, die Freuden und Leiden des Herzens in Tönen zu schildern, so kann ich Ihnen, abgesehen davon, was mir darin gelungen oder nicht gelungen sein mag, über die Mittel, welche dem Tonkünstler zu Gebote stehen, und über die Verwendung derselben behufs seiner Ausdruckszwecke aus Erfahrung Auskunft geben, und daher versuchen, das Lied in musikalischer Hinsicht zu erklären. Das macht jedoch einen Brief für sich nothwendig, den Sie bald erhalten sollen.

Blätter und Blüthen.

Eine Sklaven-Tragödie in Amerika. Obgleich eine englische Hofdame (die beshalb von der Königin entlassen ward) die Sklaverei in Amerika in einem besondern Buche als ganz gemüthlich vertheidigt und bewei't, daß die Sklaven nicht frei sein wollten, daß man ihnen mit ihrer Freilassung droht, wenn sie unartig seien, daß sie sich unter einander schimpften: „Du bist so schlecht, wie 'n freier Nigger,“ obgleich auf diese Weise das inhaltvolle, selten verstandene, selten von hoher Obrigkeit honorirte Wort Freiheit zum Schimpfworte geworden, giebt es doch auch sogar Schwarze, welche die Freiheit lieben und sich theurer loskaufen und ein ganzes Leben dafür opfern, giebt es doch Sklavinnen, die als Mütter ihre Kinder lieber morden, statt sie in die Sklaverei zurückschleppen zu lassen.

Das Gesetz wegen flüchtiger Sklaven, welches die nicht Sklaven haltenden nördlichen Staaten verpflichtet, flüchtige Sklaven an den Sü-

den auszuliefern (wozu kann Gesetz Alles das Gesetz verstümmen! Was kann man nicht Alles zum Gesetze machen? —), ruft in Amerika zuweilen Scenen hervor, die der Maler einst malen, der Dichter schildern wird, um in glücklicheren Zeiten schwache Nerven damit zu erschüttern. Ein merkwürdiges Beispiel kam neulich im Staate Ohio vor, wo eine flüchtige Sklavin, Namens Margaret Garner, ihr eigenes Kind tödtete, damit es nicht wieder in die Sklaverei zurückgeschleppt werden könne. Diese Dame, Lucy Stone Blackwell, fühlte solches Mitleiden mit der wegen Kindesmord Gefangenen, daß sie offen den Muthwillen aussprach, man möge ihr ein Messer zustecken, damit sie auch sich — der Zurückschleppung in die Sklaverei entziehen könne. Es war von dieser Dame ein Wunder zu nennen, daß sie die Rede, doch nicht so, wie sie es für richtig hielt. Deshalb nahm sie nach dem Schlusse der formellen Verhandlungen von der Erbsünde, auf welcher die Richter saßen, das Wort und sprach:

„Man hat mir die Mittheilung gemacht, daß Mr. Chambers einer der Richter dieses Morgen von meinen Wünsche, der Angeklagten ein Messer zuzustellen, gesprochen habe. Ich wünsche hier, um rechten Platz, zu erklären, was ich sagte und meine Beweggründe dafür.

„Ich bat den Deputirten Marshal Brown nicht um das Privilegium, ein Messer liefern zu dürfen. Denn Mr. Brown hier weiß, wieder es dies bestätigen. Ich bin ansässig der Stadt gewesen seit Beginn dieser gerichtlichen Verhandlungen und erst gestern zurückgekommen, sonst würde ich jeden Tag hier gewesen sein, um zu versuchen, ob sich etwa etwas für meine unglückliche Schwester thun lasse. Als ich zu ihr sprach von ihrer Freiheit, hörte ihr Flehen nicht auf, daß ich ihr ein Messer verschaffen auf, und die Thräne der höchsten Qual rann von ihrer Wange herab. Ihre Lippen zitterten in sprachloser Angst, als ich ihre Hand ergriff und mein Mitgefühl aussprach. Als ich auf ihren sprachlosen, unaussprechbaren Kummer blickte, dachte ich, daß es, wenn jemals, jetzt die rechte Zeit sei, ihr eine Waffe zu geben, wie es Brutus that, als es unser Freiheit gegen England galt, die rechte Zeit war, Waffen zu nehmen und zu geben, um die Schlacht am Bunkers-Hügel zu schlagen. Wie die Patrioten damals beifällig bereichtet waren, zu sagen: „Gebt uns lieber zu Gott hinaus gehen, statt sterbt zur Sklaverei," hielt auch diese Weib, welches ihr Kind lieber zu Gott gesendet hatte, statt es wieder in die Sklaverei zurückschleppen zu lassen, für berechtigt, selber lieber zu Gott zu gehen, statt zurück in die Sklaverei. So sprach ich gegen Mr. Brown den Wunsch aus, daß sie ein Messer haben sollte, sich selbst zu befreien, wie ihr Kind. Wer die Liebe einer Mutter kennt, kann sich das Gefühl, das ihr gegeben, zu vollständigen vermögen. Hatte sie ein Recht, ihr Kind zu befreien, daß sie es auch für sich selbst. So helfe mir der Himmel! Mit meinen eigenen Zähnen würde ich mir eher mein Leben auszureißen, ehe ich nach Amerika zurückmachen ließe. Ich bat nicht um das Privilegium, ein Messer liefern zu dürfen. Ich bitte Niemanden um ein Recht. Ich hatte das Recht, einen Dolch in die Hand dieses Weibes zu liefern, dasselbe Recht, welches unsere Vorfahren zu den Waffen rief gegen eine despotische, tücherliche Steuer auf Thee. Ich hoffe, sie noch befreien zu können. Ich hoffe es noch. Ich kenne nicht die Gesetzesfälle, welche Anwendung sie auf sie zweifle nicht, daß er dem Schrei der Unterdrückten zugänglich sein wird. Er sollte wahr gegen sein Gewissen, wahr gegen das Recht, wahr gegen den Himmel handeln und das Opfer der Unterdrückung seinem Rechte, seiner Freiheit übergeben. Ich mache keine Entschuldigung gegen diesen Gerichtshof, irgen Niemanden in Amerika, wenn ich Gelegenheit haben sollte, zu geben. Ich entschuldige mich gegen Niemanden, ich bedächtige das Schöne nicht. Ich fühlte dasselbe Recht, mit welchem einst die Patrioten gegen Sklaverei für die Freiheit tödtliche Waffen vertheilten. Gott gab diesem Weibe Liebe für Freiheit und Hoffnung, sie zu gewinnen. Diesen die Freiheit in Gott der Sklaverei unter Menschen vorzieht, wenn sie für ihre Kinder den Schutz der Engel wünscht, statt die Peitsche der Knechtschaft, sagt sie's haben und in Unsterblichkeit eine Zuflucht gegen Unrecht und Unsitt finden. Ich sagte Dem, der sie zurück verlangt — ich sage nicht „Besitzer," denn Gott hat Menschen zum Eigenthümer eines andern Menschen gemacht, — daß dies eine geschichtliche Periode sei, daß unsere jetzigen Thaten einst die Feder des Genius beschäftigen, ihn mit Licht beladen würden, wenn er fortfahre, ein freiheitwürdiges Wesen wieder einzuknechten, mit Ehre und Segen, wenn er ihm die Freiheit, sein Recht gebe. Als ich in sein gutmüthiges Gesicht sah, an sein mild leuchtendes Auge, dachte ich, er habe ein großmüthiges Herz. Und so bewahrte es sich. Milde sagte er, sobald er sie nach Kentucky zurück habe, wolle er ihr die Freiheit geben. Ich hoffe, er wird sein Wort erfüllen. Zugleich machte ich hier in Gegenwart der hier anwesenden Sklavenherrn vor Gottes Angesicht hohe Bekannt, daß wo und wie ich auch Gelegenheit finden werde, dem Gesetze wegen Auslieferung flüchtiger Sklaven zu trotzen und es unschädlich zu machen, dessen Anwendung zu vereiteln, ich es stets thun werde, was auch die Folgen sein mögen."

So sprach die junge Amerikanerin. Wir fühlen, daß darin Beredtsamkeit, weil ein rechtes Herz, glüht. Der Zeitungs-Berichterstatter fügt hinzu, daß Miß Blackwell im schwarzen Seidenkleide erschienen sei, mit einem braunen Shawl über den Schultern, einem dunkeln Hute und einem Schleier. Sie sprach geläufig, sicher, ohne Aufregung, ohne jemals ihre Stimme zu heben oder rednerisch zu thun. Sie sprach natürlich, wie in häuslicher Unterhaltung, aber darum um so gewaltiger und eindringlicher. — Solche edele Jungfrauen und Frauen können am Ende noch die Feigheiten und Grausamkeiten der Männer verdammen und die Erde davon befreien.

Zur Geschichte des Sundzolls. Eine geschichtliche Darstellung des Sundzolls dürfte auch den Lesern der Gartenlaube, die den politischen Verhältnissen nicht fern stehen, willkommen sein.

Der Sundzoll rührt aus dem 14. Jahrhundert, und seine Erhebung gab in den folgenden Jahrhunderten häufig zu kriegerischen Kämpfen zwischen Dänemark und dem Bunde der Hansa. Seine erste diplomatische Anerkennung erhielt der Sundzoll durch den im Jahre 1544 zwischen Dänemark und Holland abgeschlossenen Vertrag. Holland verpflichtete sich hiernach, jenen Zoll zu entrichten, und von jener Zeit an erhob ihn Dänemark nach einem bestimmten, von jedem Zoll, je nach der Fahrzeuge beguiltigten oder nicht beguiltigten Staaten angehörten. Schweden wurde im 17. Jahrhundert vom Sundzoll befreit, aber schon im folgenden Jahrhundert ihm wieder unterworfen. Auch Holland und Preußen hatten sich eine Zeit lang gegen eine jährliche Absindungssumme der Befreiung vom Sundzolle zu erfreuen, aber diese Ausnahmen waren nur von kurzer Dauer. Der Tarif, wonach noch gegenwärtig der Sundzoll erhoben wird, ward im Jahre 1745 eingeführt. Eine kleine Anzahl verschiedenen Zöllen unterworfener Artikel ausgenommen, zieht dieser Tarif eine Abgabe von 1 Procent der Werthe von jedem Zoll, je nachdem die

№ 17. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Familiengeheimniß.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Diamantring.

Franz hatte sich in die eine, Henriette in die andere Ecke des Wagens gelegt. Die Ungewißheit über den Ring brannte wie Feuer auf der Seele des armen Banquiers. Um sich zu zerstreuen, sah er nach den schwarzen Wänden der stillen Häuser, an denen sie vorüberfuhren. In dem Augenblicke, als eine Straßenlaterne ihre Strahlen in den Wagen warf, sah er unwillkürlich nach seiner Frau — ruhig, in ihren seidenen Pelzmantel gehüllt, saß sie da, sie schien nachzudenken, und dachte auch vielleicht nach. Franz zitterte bei dem Anblicke dieser schönen, engelgleichen Züge, er zitterte vor einer unheilvollen Aufklärung des seltsamen Geheimnisses. Ihm war, als ob die Last des Argwohns, die auf seiner Frau lag, ihn selbst drückte, und als ob er sie unwillkürlich abschütteln müßte, fragte er:

„Wir haben sehr schnell den Ball verlassen — Du hast doch nichts vergessen?"

Es war dunkel im Wagen, sonst hätte er die Ueberraschung gesehen, die sich in Henriette's Gesicht malte.

„Nein!" antwortete sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ich wüßte nicht, daß ich etwas vergessen hätte."

Das vorige Schweigen trat wieder ein. Mit der Schlauheit der Frauen, die stets die Tugend ein wenig beeinträchtigt, wartete sie auf eine zweite Frage ihres Mannes. Franz hatte sich ruhig gewendet, und setzte seine Betrachtung der Häuser fort; er fühlte, daß er auf diese Weise nicht weiter forschen dürfe, ohne seinen Verdacht zu erkennen zu geben, und den Verdacht gegen seine Frau hielt er für ein Verbrechen an der Liebe. Franz hatte früher durch die Macht seines Geldes einen Geschäftsmann ruinirt, ohne die Tugend seiner Gattin in Zweifel gezogen zu haben.

Henriette hatte keine Ahnung von der Leidenschaft, von den tiefen Empfindungen, die sich unter dem Schweigen ihres Mannes verbargen, und Franz kannte das große Drama nicht, das das Herz seiner Frau zusammenpreßte. Der Wagen trug zwei Ehegatten, die sich gegenseitig anbeteten, die eins in dem andern lebten, aber dennoch durch eine tiefe Kluft getrennt wurden. Sonst saßen sie Hand in Hand neben einander, freundlich plaudernd — heute zum ersten Male hing Jedes seinen Gedanken nach.

Der Wagen hielt an. Franz bot seiner Gattin den Arm, und führte sie in ihr Zimmer. Die Kammerfrau, die sich zur Dienstleistung meldete, ward fortgeschickt; Henriette wollte ihre Nachttoilette allein besorgen. Das Schlafzimmer Madame Soltau's war ein reizender Ort. Franz hatte ihn erschaffen, indem er seinen zärtlichen Launen gefolgt war, die nicht müde wurden, der Göttin, die er anbetete, einen Himmel auf der Erde zu schaffen. Der Reichthum hatte für ihn einen um so größern Werth, da er ihm die Entwicklung seiner Gefühle gestattete. Franz war stets darauf bedacht gewesen, jene Sorgfalt und Zartheit an den Tag zu legen, welche die Liebe läutert und den Gegenstand derselben reizender macht.

Henriette wußte, wozu sie durch die Sorgfalt ihres Gatten verpflichtet ward; sie suchte ihm das zu sein, was er aus ihr machen wollte. Von wahrer Liebe begeistert, ward sie nie müde, alle jenen kleinen Pflichten zu erfüllen, die eine Frau nicht außer Acht lassen muß, da sie der Liebe stets neuen Reiz verleihen. Henriette betrat ihr Schlafzimmer allein, um ihren Ballstaat abzulegen; als sie wiedererschien, trug sie ein reizendes Nachtgewand. Franz erblickte seine Frau in einem schneeweißen Negligé — die schweren Flechten ihres dunklen Haares waren leicht auf dem Haupte zusammengelegt. Henriette zeigte sich ihrem Manne schöner, als sie es für die Welt gewesen war. Sie kannte das Geheimniß, sich für die Feste ihres Herzens geheimnißvoll zu schmücken. Heute hatte sie die größte Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet; die feine Batisttrobe war nachlässig zusammengezogen, die entfesselten Locken der Schläfe fielen auf die schwellenden Alabasterschultern herab. Ihre zarten Füße bekleideten Pantoffeln von rothem Sammet. Ein feines Parfüm entströmte ihrem Gewande.

Als sie eintrat, saß Soltau neben dem zierlichen Bronce-Ofen, in dem ein Feuer knisterte. Er war nachdenkend, und hatte ihren Eintritt nicht bemerkt. Lächelnd und ihres Vortheils gewiß, schlich sie näher, legte ihre kleine weiße Hand auf seine Augen, und flüsterte, indem sie die Spitzen ihrer Perlenzähne an seine Wangen brachte, daß ihr würziger Athem ihn berührte:

„Franz, ist Dir noch unwohl?"

Dann umschlang sie ihn mit dem schönen Arme, als ob sie ihn seinen trüben Gedanken entreißen wollte. Henriette liebte mit ganzer Seele, und diese Liebe gab ihr das ganze Bewußtsein ihrer Macht.

„Nein, mir ist besser!" murmelte Franz, indem er die rechte Hand seiner Frau ergriff. Er zuckte zusammen, als er den Ring an dem Zeigefinger derselben vermißte.

„Franz, Du bist wirklich krank!" rief sie besorgt.

Soltau sah sie an: ihr schönes Auge blickte offen und mitleidvoll auf ihn herab; die lieblichen Züge drückten nur Besorgniß, keine Spur von Befangenheit aus.

„Mein Gott," dachte er, und ein stechender Schmerz durchzuckte seine Brust — „wenn dieses Engelsgesicht löge, wenn hinter diesen Blicken ein arglistiges Herz verborgen läge!"

„An was denkst Du, Franz?" fragte sie ein wenig schüchtern.

„An den Ball!"

„Ah, an Miß Belling!" rief sie scherzend, indem sie sich auf seine Kniee setzte.

„Du hast Recht."

„O, ich wußte es."

„Ich stelle Vergleiche zwischen Dir und ihr an."

„Und darf man wissen — es ist zwar eine seltsame Frage von einer Frau an ihren Mann — darf man wissen, zu wessen Gunsten diese Vergleiche ausfallen?"

„Sie ist seltsam; aber auch ein Beweis Deines Vertrauens in meine Offenheit."

„Vorausgesetzt, daß ich nicht so anmaßend bin, außer bei meinem Manne einen Sieg über die gefeierte Schönheit davontragen zu wollen. Du siehst, Franz, daß ich eben so offen bin, als Du."

Franz drückte sie zärtlich an sich, indem er sagte:

„Muß ich Dir denn wiederholen, daß meine Frau den Vergleich, den ihr Mann anstellt, nicht zu fürchten hat? Glaube mir, ich kenne den Schatz, den ich besitze, und jeder Vergleich läßt mich seinen unschätzbaren Werth erkennen."

„O Franz, ich hätte jene Frage nicht an Dich richten sollen!" Sie preßte ihre zarten Lippen auf seinen Mund, während sie sich mit beiden Armen an seinen Hals hing. Dann flüsterte sie:

„So hat der Ball ein Gutes gehabt."

„Aber auch sein Uebel."

„Für Dich?"

„Nein."

„Was willst Du sagen, Franz?"

„Man bot mir auf dem Balle einen Diamantring an — ich sollte eine Summe darauf leihen. Hier ist er."

Er gab ihr den Ring, den er von dem Advokaten erhalten hatte. Henriette verlor ihre Fassung nicht; sie sah den Ring einen Augenblick verwundert an, dann gab sie ihn zurück.

„Fast möchte man glauben, er sei der meinige, Dein Geburtstagsgeschenk, Franz!"

„Ich habe es geglaubt, und glaube es noch!" antwortete der Banquier, indem er die Steine betrachtete.

„Dann bist Du im Irrthume, mein Freund!" antwortete ruhig die junge Frau.

„Hier steht mein Name — diese Steine habe ich selbst gekauft — —"

„Das ist seltsam!"

„Henriette, Du hast diesen Ring verloren — Du mußt ihn verloren haben!" fügte er mit großer Anstrengung hinzu.

„Vorhin, als ich mich auskleidete, habe ich den Ring mit meinen Schmucksachen abgelegt."

Franz sah bestürzt auf.

„Unmöglich!" flüsterte er.

Sie erhob sich schweigend und ging in ihr Kabinet. Franz sah ihr mit starren Blicken nach; dann betrachtete er das verhängnißvolle Juwel wieder, von dem er die Ueberzeugung hatte, daß es das Geschenk seiner Liebe war. Er zitterte vor dem nächsten Augenblicke, der Aufklärung bringen mußte. Wie war es möglich, daß Henriette den Ring vorhin abgelegt haben konnte, der sich seit zwei Stunden in seinen Händen befand? Sollte sie sich stellen, als ob sie der Meinung sei, ihn wirklich mit den übrigen Schmucksachen abgelegt zu haben?

„Das ist eine fürchterliche Nacht!" flüsterte er vor sich hin. „Ich muß die Tugend meiner Frau in Zweifel ziehen, muß sie wie eine Verbrecherin inquiriren!"

Da erschien Henriette wieder; schweigend und mit ruhigen Mienen überreichte sie ihm ihren Diamantring. Der bestürzte Franz hielt zwei Ringe in der Hand, die sich so täuschend ähnlich sahen, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, welchen von beiden er zuletzt empfangen hatte.

„Henriette," murmelte er, „an Wunder kann ich nicht glauben — hier liegt eine arge Mystification zum Grunde."

„Mir scheint, man will das Glück unserer Ehe zerstören!" flüsterte sie bewegt.

„Du hast Deinen Ring nie vermißt, Henriette?"

„Nie! Auf welche Weise hast Du den zweiten Ring erhalten?" fragte sie schüchtern.

„Der Advokat Eberhardi gab ihn mir."

Er erzählte kurz die Scene mit dem Advokaten und dem Fremden.

„Der Begleiter Miß Belling's," schloß er, „nahm sich Deiner mit einer Wärme an, die mich in Erstaunen setzte. Er sprach von Beweisen, die man mir liefern würde, wenn ich die Schmuckerei des Advokaten in Zweifel zöge. Sollte er den Ring gemeint haben, den Du mir so eben gebracht hast?"

„In diesem Falle, Franz, setzest Du eine Beziehung zwischen mir und ihm voraus?" fragte die junge Frau, indem sie ihn vorwurfsvoll ansah. „Kannst Du es denn nicht über Dich gewinnen, mich so lange ohne Argwohn zu betrachten, bis diese verhängnißvolle Angelegenheit aufgeklärt ist? Ist Deine Liebe zu mir ein leichtes Rohr, das bei jedem Windhauche schwankt? Franz, ich fühle, daß ich diesen Thatsachen gegenüber kein Recht mehr habe, Vertrauen von Dir zu fordern; aber ich bitte Dich darum, indem ich Dir zugleich bei dem Andenken an meine Mutter und bei dem Glücke, das wir bisher in unserer Liebe fanden, schwöre: Deine Gattin hat keinen andern Gedanken, als Dich, sie hat nicht einen Augenblick aufgehört, Dich zu lieben und Dir treu zu bleiben. Mein Vertrauen zu Dir steht so fest," fügte sie mit bebender Stimme hinzu, „daß es selbst eine Fluth von Verdächtigungen nicht erschüttern könnte."

Er faßte rasch auf, und drückte sie tief erschüttert an seine Brust.

„Henriette, verzeihe nicht mir, verzeihe meiner unendlichen Liebe zu Dir!" rief er unter Thränen. „Wenn ich Dich betrachte, muß es mir ja klar werden, daß uns Neid und Mißgunst verfolgen!"

„Warum bleiben wir nicht fern von der Welt?" fragte sie, nachdem sie zärtlich seine Augen geküßt hatte. „In unserer Einsamkeit sind wir so glücklich, und wir suchen die Welt auf!"

„Meine Eitelkeit, mich an Deiner Seite zu zeigen, ist hart bestraft — vergessen wir diesen Abend, und fliehen wir die tückische, boshafte Welt."

„Und was wirst Du mit dem zweiten Ringe beginnen?" fragte sie an seinem Halse.

„Ich werde ihn dem Advokaten mit dem Bemerken zurücksenden, daß er entweder ein Wahnsinniger oder ein Betrüger ist. Und nun gute Nacht, Henriette."

Der Banquier wollte sich entfernen.

„Franz!" rief sie noch einmal.

Der Gerufene kam zurück.

„Versprich mir, Dich keiner Gefahr auszusetzen und das Aufsehen zu vermeiden, damit der böse Mensch seinen Zweck nicht erreicht."

„Fürchte nichts, Geliebte; meine Liebe zu Dir macht mich vorsichtig! Schlafe ruhig, mein Engel — ich habe Alles vergessen, das schwöre ich Dir!"

Nach einer innigen Umarmung trennten sich die beiden Gatten.

„Henriette hat Recht!" flüsterte Franz vor sich hin, als er sein Zimmer betrat. „Sie liebt mich so rein und aufrichtig, daß der leiseste Verdacht ihre zärtliche Neigung besudeln muß."

Die junge Frau brach in Thränen aus, als sie allein war.

„Mein Gott, mein Gott," rief sie leise aus, „ende bald die schrecklichen Tage der Prüfung und laß meinen armen Mann nicht in dem Meere der Zweifel versinken, das ihn umtobt!"

Dann trat sie zu dem Tische, auf dem die beiden Ringe lagen. Sie ergriff einen davon, betrachtete ihn eine Zeit lang, drückte ihn an ihre Lippen und flüsterte:

„Dies ist der rechte! O wie theuer ist er mir — er soll ferner nicht mehr von meinem Finger kommen!"

Sie steckte ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand; den andern verschloß sie in ein Kästchen. Dann löschte sie die beiden Kerzen aus und trat in ihr Schlafgemach, das durch eine Lampe unter blauem Glase matt erhellt ward.

Zwei Minuten später lag sie in den seidenen Kissen ihres Bettes, um bald darauf einem ruhigen Schlafe, dem Schlafe reiner Seelen, in die Arme zu sinken.

VII.

Der Auferstandene.

Ehe Franz am andern Morgen in das Comptoir ging, betrat er das Zimmer seiner Frau. Es war leer. Leise öffnete er die Thür ihres Kabinets — Henriette lag noch in einem sanften Schlafe. Ihre zarten Wangen waren leicht geröthet, und ein weißes Häubchen suchte umsonst die Locken zu verbergen, die auf die Schultern herabquollen. Durch die rosigen Lippen schimmerten die weißen Zähne wie Korallen. Ihr leises Athmen war kaum zu vernehmen.

„Die Schöpfung lügt nicht!“ dachte der entzückte Banquier. „Eines solchen Schlummers kann sich nur die Tugend erfreuen.“

Unbemerkt zog er sich zurück. Das Gewitter, das gestern den Horizont seines ehelichen Lebens getrübt, hatte seine Liebe erfrischt, wie der Regen die stets der Sonne ausgesetzten Blumen. Und man kann Soltan's Liebe mit einer solchen Blume vergleichen, denn die Sonne des Glücks hatte sie stets erwärmt, sie bedurfte der Erfrischung eines Gewitterregens. Wie anders betrachtete er heute die Dinge! Er hätte die armen Menschen bedauern mögen, die ihn um seinen Schatz beneideten. Leichten Herzens ging er an die Arbeit. Gegen zwölf Uhr trat Ludwig Lambert in sein Kabinet und gab ihm einen Brief.

„Wer brachte ihn?“

„Ein alter Mann; er wartet im Comptoir auf Antwort.“

Der Banquier erbrach den Brief und las:

„Mein Herr!

„Ein Elender hat es gewagt, die Ehre Ihrer Gattin anzutasten, indem er Ihnen einen Ring überreichte, der einen Schein von Schuld auf sie werfen mußte. Der Zufall hat mich die Fäden des Netzes erkennen lassen, mit dem der Advokat Sie umstrickt. Diese Nacht auf dem Balle kam ich zu spät, um den ersten Angriff auf Ihre Ruhe zu verhindern, aber noch zeitig genug, um Sie den Feind würdigen zu lehren. Sie sehen, ich bin in ein Geheimniß eingeweiht, das unter den wenigen Personen bleiben muß, die es kennen. Der Advokat muß unschädlich gemacht werden, und dies kann nur durch mich geschehen; wollten Sie es unternehmen, Sie würden Ihre Ehre und die Ihrer Gattin auf das Spiel setzen. Der Ring, den er Ihnen gab, ist falsch und die Steine sind unecht. Fragen Sie bei dem Juwelier nach, der den echten und den unechten gefertigt hat. Ich bitte, mir durch Ueberbringer dieses Briefs den falschen Ring senden zu wollen, er soll mir als Waffe dienen, mit dem ich den Advokaten zu züchtigen gedenke. Sollten Sie Anstand nehmen, ihn mir anzuvertrauen, so betrachten Sie die Summe als Kaution, von deren Zinsen Sie Fräulein Sophie Saller die Rente zahlen. Uebrigens forschen Sie nicht weiter nach meiner Person, Sie könnten sonst in den Verdacht gerathen, den Todtenschein eines Lebenden erschlichen zu haben, um seine Lebenspolice zu verwerthen. Es liegt also in Ihrem Interesse, mich durch Ihre Indiscretion und Neugierde nicht zum Leben zu erwecken. Vergessen Sie nicht, daß der Advokat der Bruder des Kaufmanns ist, den Sie vor einigen Jahren ruinirt haben, weil er Ihre Gattin verleumdete. Der Bursche will sich an Ihnen rächen; sein Plan ist so schlau angelegt, daß er endlich nicht nur die Ehre Ihrer unschuldigen, liebenswürdigen Gattin brandmarken, sondern auch den oben ausgesprochenen Verdacht wegen der Lebenspolice auf Sie wälzen und Sie verderben muß. Nur ein Todter kann Ihr Schützer und Ihr Retter sein. Verschonen Sie meinen Boten mit Fragen, und übersenden Sie den Ring. Edmund Kolbert.“

P. S.

„Der Sicherheit wegen verbrennen Sie diesen Brief, wenn Sie ihn gelesen haben.“

Wir unternehmen es nicht, die Bestürzung des armen Banquiers zu beschreiben. Er müßte verblendet gewesen sein, hätte er nicht einsehen wollen, daß hier ein großes, wichtiges Geheimniß obwaltete, in das man ihn wider seinen Willen und selbst unbewußt hineingezogen hatte. Die Angelegenheit mit der Lebenspolice war weder abzuleugnen noch rückgängig zu machen, und wer bürgte ihm dafür, daß der Advokat nicht auf der Spur sei, die zur Entdeckung dieses Geheimnisses führte? Durfte er es wagen, ohne seine Firma zu beflecken, die Sache zur Sprache zu bringen? Sollte er Anlaß zu einer Untersuchung geben, die ihn compromittiren mußte? Oder sollte er vorerst die Pläne eines Unbekannten durchkreuzen, der sich später dafür rächen würde? — Der schwarze Ballgast konnte dennoch kein anderer gewesen sein, als Edmund Kolbert, und Miß Belling und Sophie Saller waren eine und dieselbe Person. Franz beschloß, dem Unbekannten den Ring zu senden und ihm zu überlassen, den Advokaten, den er allen Grund zu fürchten hatte, unschädlich zu machen.

In dem Comptoir stand der alte Mann, der Bote des Briefs. Er war sehr anständig gekleidet und hatte ernste, ehrwürdige Züge.

„Ich bitte, mein Herr, nehmen Sie einen Augenblick Platz!“ sagte Soltan, indem er an ihn vorüberging.

Der Greis verbeugte sich und nahm den Stuhl, den ihm Lambert gab.

Henriette hatte mit Ungeduld auf ihren Mann gewartet. Sie war ein wenig blaß nach der Ballnacht, aber diese Blässe gab ihrer Schönheit einen wunderbaren Reiz. Franz küßte mit einer unbeschreiblichen Seligkeit seine Gattin, die durch den Brief von allem Verdachte gereinigt war. Die neu entstandenen Verwickelungen galten ihm Nichts gegen das Glück, das er in der Ueberzeugung fand: Henriette's Liebe hat sich nicht geändert. Beide liebten sich einander zu sein, als daß der zugleich grausame und wohlthätige Eindruck, den die Scene in der verflossenen Nacht ausgeübt, nicht eine Spur in ihrer Seele zurückgelassen hätte, die Jeder mit gleichem Eifer zu verwischen strebte. Sie weteiserten in der gegenseitigen Annäherung.

„Mein Kind,“ begann er mit einer Zärtlichkeit, die nicht ganz frei von Affectation war, „ich muß Dich an die unglücklichste Stunde unsers gemeinschaftlichen Lebens erinnern.“

„Warum?“

„Man fordert den zweiten, den unechten Ring von mir.“

„O, ich wußte es wohl, daß er falsch war. Sende ihn zurück, Franz; mich peinigt ein drückendes Gefühl, so lange ich ihn in unserm Hause weiß.“

Sie holte beide Ringe. Franz war ein Kenner — die Verschiedenheit der Steine, die ihm Abends beim Kerzenlicht entgangen, war jetzt bemerkbar. Im Uebrigen war eine täuschende Aehnlichkeit vorhanden.

„Wird ihn der Advokat ferner nicht mißbrauchen?“ fragte sie besorgt, während der Banquier den Ring in ein Papier siegelte.

„Dann werde ich ihm entgegenzutreten wissen!“ antwortete Franz, der seiner Frau den wahren Zusammenhang der Sache verschweigen wollte, um sie nicht zu beunruhigen. „Laß das Frühstück servieren, Henriette, in einer Viertelstunde bin ich wieder bei Dir.“

Er ging in das Comptoir zurück, und übergab dem alten Manne das Papier. Dieser grüßte höflich und entfernte sich. Nach dem Frühstück ging Franz zur Börse. Ergiebige Geschäfte boten sich ihm, ohne daß er sie suchte; es schien, als ob an diesem Tage ein besonderer Glücksstern über dem Banquier schwebte. Philipps war nicht zu sehen, wohl aber bemerkte er in dem Gewühle den Advokaten Eberhardt, der nicht selten die Börse besuchte, um Geschäfte zu machen. Eberhardt war mehr Wucherer und Börsenspeculant, als Rechtsanwalt; seine Praxis war eine moderne: er verlieh Gelder zu hohen Zinsen und hatte Wucherer zu Clienten. Man sagte, daß er sich in einem Jahre ein bedeutendes Vermögen erschunden habe. Diesem Umstande verdankte er seine Anwesenheit auf dem Balle des Schiffsrheders.

Der Advokat schien den Banquier gesucht zu haben. Kaum hatte er ihn bemerkt, so verfolgte er ihn. An einem der großen Pfeiler trafen beide zusammen. Mit der Keckheit, die Haß und Rache verleihen, redete er Soltan an, indem er ihn am Arme ergriff.

„Mein Herr, ich bitte um eine kurze Unterredung, denn ich habe Ihnen nicht nur wichtige Entdeckungen zu machen, sondern auch Erklärungen von Ihnen zu fordern, die Sie mir als Mann von Ehre nicht verweigern können.“

„Wenn Ihre Entdeckungen sich auf einen gewissen Ring beziehen, so muß ich Sie bitten, zu schweigen,“ antwortete Franz. „Uebrigens werden Sie Ihr Eigenthum, ein nachgemachtes Juwel mit falschen Steinen, durch eine dritte Person zurückerhalten, von der Erklärungen zu fordern Sie mehr Grund haben als von mir.“

Ein bitteres Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Advokaten.

„Fürchten Sie nicht, daß jener Kapitain Belling dem Kriminalgericht entgeht; aber ich möchte nicht gern, daß Madame

Soltau an seiner Seite vor den Schranken der Justiz erscheine, die den Verbrechern das Urtheil spricht. Wollen Sie noch, mein Herr, daß ich schweige?"

Der Banquier erblaßte; aber er war stark genug, seine Fassung zu bewahren. Rasch trat er mit dem Advokaten hinter den Pfeiler, dann sagte er mit vor innerer Aufregung halb erstickter Stimme:

„Herr Advokat, ich werde Sie hören; aber jedes Ihrer Worte, das meine Frau beleidigt, haben Sie zu vertreten."

„Dazu bin ich erbötig!" rief Eberhardi. „Also hören Sie mich an: Sie haben mich in dem Verdachte, Ihnen gestern Abend einen nachgemachten, falschen Ring übervortheilt zu haben? Nun gut, so muß ich Ihnen sagen, wie ich in den Besitz dieses Ringes gekommen bin. Vor ungefähr acht Tagen, Abends gegen sieben Uhr, führte mich ein Geschäft in ein Haus der Poststraße, das von Leuten bewohnt wird, über deren Erwerb selbst unsere Polizei nicht im Klaren ist. Ein Advokat darf sich nicht scheuen, auch mit solchen Leuten in Berührung zu kommen."

„Fassen Sie sich kurz, mein Herr!",

„Als ich nach beendetem Geschäfte aus der Thür dieses Hauses treten will, kommt athemlos eine Frau an und fragt mich: mein Herr, trägt dieses Haus die Nummer 50? Ich bejahete es. Sie dankte, und betrat die dunkele Hausflur. Gleich darauf höre ich einen leichten Schrei — ich eile zurück, und finde die Frau halb ohnmächtig neben der Treppe; sie hatte sich ohne Zweifel heftig an das Geländer gestoßen, das sie in der Finsterniß nicht sehen konnte. Fast weinend bat sie mich, ich möchte sie die steilen Treppen zum dritten Stocke hinaufführen, da sie voraussetze, daß ich in dem Hause bekannt sei. Mitleidig ergriff ich die Hand der bescheiden gelleideten Frau, und zog sie die steile, finstere Treppe hinan. Im ersten Stocke kommt ein Mädchen mit Licht — die Neugierde, welche die kleine, zarte Hand erregt, trieb mich an, meinem Schützlinge in das Gesicht zu sehen — die schwarze Kapuze bedeckte einen wahren Engelskopf. Erröthend wandte sie sich ab, dankte für den geleisteten Dienst, entzog ihre Hand der meinigen, und bat das Mädchen, es möge ihr gegen einen guten Lohn voranleuchten. Beide verschwanden auf der Treppe zum zweiten Stocke. Gleich darauf hörte ich sie die dritte Treppe ersteigen. Das schöne Gesicht hatte auf mich einen um so größern Eindruck ausgeübt, da mir schien, als ob mir die Züge desselben bekannt wären. Offenbar gehörte die Frau einem Kreise an, der den Bewohnern dieses Hauses fern lag. Ich beschloß, ihre Rückkehr zu erwarten, und stieg die Treppe hinab. Nach einer Viertelstunde höre ich Schritte, und meine Schöne kommt die Treppe herab. Ein Mann im Schlafrocke bleibt auf der Mitte der Treppe stehen, um ihr zu leuchten. Von meinem Verstecke aus konnte ich deutlich sein Gesicht beobachten, das sich in dem Lichtkreise der Kerze befand. „Gute Nacht!" rief sie noch einmal zurück. „Gute Nacht, meine theure Henriette!" antwortete die Baßstimme des Mannes, der nun mit dem Lichte verschwand. Henriette wollte auf die Straße treten — eine wahre Sündfluth strömte vom Himmel herab. Seufzend blieb sie auf der Schwelle stehen. Ich bot ihr zum zweiten Male meine Dienste an. „Rufen Sie mir jenen Fiaker herbei, der vorüberfährt!" bat sie mit einer himmlischen Stimme. Nach einer Minute hielt der Fiaker vor dem Hause. Die junge Frau befahl dem Kutscher, sie an die Ecke der W.straße zu fahren. Bereitwillig öffnete ich den Wagenschlag, ergriff ihre Hand und half ihr einsteigen. Sie war so eifrig bemüht, ihr Gesicht vor dem Scheine der Straßenlaterne zu verbergen, daß sie mir hastig ihre Hand entzog, die Kapuze niederriß, leichtfüßig in den Wagen sprang, und die Thür hinter sich zuschlug. Der Fiaker rasselte davon. Ich blieb zwar zurück, hatte aber nicht nur ihr Gesicht noch einmal deutlich gesehen, sondern hielt auch einen Ring in meiner Hand, der sich von ihrem Finger gestreift hatte. Am folgenden Tage hielt ich Nachfrage in dem Hause — man wollte weder von einem Manne im Schlafrocke, noch von einer jungen Frau etwas wissen. Ich mußte also den Ring behalten, dessen Werth ein Juwelier auf tausend Mark schätzte. Gestern Abend erkannte ich in Madame Soltau die Besitzerin des werthvollen Ringes — sie weigerte sich, ihn anzunehmen, und ich bot ihn ihrem Gatten an. Da erschien ein anderer Ballgast, um mich zu beleidigen. Man nannte ihn auf dem Balle den Kapitain Belling; ich aber erkannte in ihm den Mann im Schlafrocke. Das Criminalgericht wird auf die mir zugefügte Beleidigung Antwort geben. Und Sie, Herr Soltau, müssen am Besten wissen, ob Ihre Frau falsche Steine im Ringe trägt."

Jeder Andere würde dem Advokaten mit derselben Aufmerksamkeit zugehört haben, wie unser Banquier; aber des Gatten Henriette's mußte sich ein hohes Erstaunen bemächtigen. Jetzt zeigte sich Soltau's Charakter: die Erzählung versetzte ihn mehr in Erstaunen, als daß sie ihn niedergeschlagen machte. Hier galt es zu unterscheiden und zu richten, und zwar über eine angebetete Frau. Aber er war immer noch mehr Liebhaber als Ehemann, und in dem Chaos von Gedanken, das seinen Kopf durchwühlte, hörte er deutlich eine Stimme, die ihm zurief: sie kann nicht lügen, und warum auch sollte sie dich hintergehen?

„Mein Herr," sagte er nach einer Pause, „ich habe bereits Gelegenheit gehabt, die echten Diamanten meiner Frau von den unechten jener Person zu unterscheiden, der Sie den Dienst geleistet haben. Sie irren sich, denn als ich den von Ihnen empfangenen Ring zeigte, brachte mir meine Gattin den ihrigen. Einen schlagenden Beweis kann es nicht geben. Ihre Angelegenheit mit dem Kapitain Belling kümmert mich nicht; wollen Sie aber durchaus einen Criminalproceß einleiten, so werde ich mit beiden Ringen vor den Schranken erscheinen, und es wird nicht schwer sein, den Fälscher zu ermitteln. Für Ihre Mittheilungen danke ich Ihnen nicht, denn sie sind eben so falsch wie Ihre Diamanten. Denken Sie an Ihren Bruder, der heute noch bereuet, mich in meiner Gattin beleidigt zu haben!"

Er wandte dem Advokaten verachtend den Rücken und verließ die Börse. Nun suchte er den Juwelier auf, der in einer der angrenzenden Straßen wohnte. Er traf den Mann in seinem Laden. Ohne Umschweife fragte er nach dem Besteller des Ringes. Der Juwelier sah ihn verwundert an.

„Herr Soltau selbst hat mir Auftrag zu der Arbeit gegeben," war die Antwort.

„Ich selbst? Seit einem Jahre habe ich Ihren Laden nicht betreten. Wir sahen uns das letzte Mal, als ich den echten Ring bei Ihnen bestellte."

„Ganz recht, Herr Soltau; den zweiten Ring haben Sie brieflich bei mir bestellt."

„Ich bitte, zeigen Sie mir den Brief."

Der Juwelier holte ihn aus seinem Schreibpulte hervor. Mit Erstaunen sah der Banquier, daß seine Handschrift täuschend nachgeahmt war. Hätte er nicht genau gewußt, daß er die Bestellung nicht gemacht, er würde die Schriftzüge für seine eigenen gehalten haben. Selbst die Unterschrift war wie von seiner eigenen Hand.

„Sie sehen," sagte der Juwelier, „daß ich in Ihrem Auftrage die Arbeit geliefert habe. Es war mir nicht nur Ihre Handschrift bekannt, sondern auch die Bezugnahme auf die Zeichnung, die Sie mir vor zehn Monaten selbst eingehändigt, mußte mich in dem Glauben bestärken, daß Sie der Auftraggeber seien. Der Schreiber des Briefes spricht von einem Scherze und fordert den Ring so rasch als möglich — einen so theuern Scherz kann sich nur ein reicher Mann erlauben, denn die imitirten Diamanten stehen ziemlich hoch im Preise."

„Wer brachte den Brief?"

„Ein junger Mann, den ich für Ihren Commis hielt. Derselbe Bote holte den Ring ab, und bezahlte zweihundertfunfzig Mark. Hat man Ihnen vielleicht den Ring mit den echten Steinen betrügerisch vertauscht?"

An einen solchen Betrug konnte Soltau nicht glauben, wohl aber an einen andern.

„Nein," antwortete er zerstreut, „das ist es nicht; aber der Scherz ist doch ein wenig kühn. Lassen Sie mir den Brief — ich werde den Schreiber warnen, daß er seine Kunst nicht zum zweiten Male versucht. Noch Eins: würden Sie den Boten wieder erkennen, wenn Sie ihn sehen?"

„Ich glaube, Herr Soltau!"

„Sprechen Sie nicht über die Sache, ich werde sie vorläufig als Scherz nehmen."

Der Juwelier versprach es.

(Schluß folgt.)

Genre-Skizzen vom Nordpol.

Kampf mit Wallrossen.

Selbst der Tod hat sein Leben, seine Unsterblichkeit. Wir denken uns nichts Todteres, als den in ewiges Eis gebundenen Nordpol, die arktischen Regionen. Allerdings lebt er nicht, wie die Tropen in luxuriöser Blätter-, Blüthen- und Thierentwickelung; aber wie auch die brennendste, leinlosseste Wüste Leben, zauberhaftes Wallen und Walten von Naturgesetzen durchzuckt, wie sie Humboldt sah und schilderte, arbeitet und baut und bildet auch der trostloseste Norden in unaufhörlicher Gestaltung und Zerstörung die erhabensten, glänzendsten Paläste und setzt selbst dem ewigen Eise seinen Floh in den Pelz. Die Heimath des Winters, wo er sich von seinen jährlichen Ausflügen nach dem Süden in grimmer Majestät unter ewigen Eispalästen erholt, ist großartiger, erhabener, klassischer in ihrer Lebensgebilden als irgend eine andere Gegend der Erde. Der Winter ist ein Magiker, wie kein anderer. Während der Nächte um Weihnachten bemalt er oft alle Fenster eines ganzen Landes mit träumerischen Landschaften unbekannter Gegenden mit zackigen Bäumen und feenhaften Blumen. Die Höhen der Alpen krönt er alle Jahre frisch mit wundervollen Gletschern, wie mit Diademen reinen Silbers, und sonstigen Häuptern von Gebirgszügen hält er die weiße Königsmütze frisch und weiß, ohne sie zu waschen. Ueber Feldern und Wiesen und über jeden Baumzacken reift oft seine Arbeit in einer Nacht, das prächtigste Gewand von krystallenen Edelsteinen reinsten Wassers gewoben. Und wenn's der Erdhaut bei uns gar zu kalt wird, hüllt er sie

oft plötzlich in einen dicken, warmen Schneepelz, unter welchem der Frühling sanft schläft und sich vorbereitet, in stillen Athmungen zur großen frischen Auferstehung jedes Jahres.

Aber der große Magiker entfaltet seine wahren Zauberkünste im Norden, in den Regionen des Seehunds und Eisbärs, an den Gestaden des Polarmeeres. Wenn der kurze heiße Polarsommer schwindet und die Sonne immer länger unter dem Horizonte bleibt, bis sie sechs Monate lang gar nicht mehr aufgeht, dann beginnt der Magiker seine Zauberkünste.

Land und Wasser liegen, nicht zu unterscheiden, unter der blendenden schweigenden Decke des Schnees. Ein weißes Leichentuch mit Todtenstille auf viele Hunderte von Meilen nach allen Richtungen. Nicht ein einziges im Winde rauschendes Blättchen, kein nackter Strauch, keine Spur des ärmsten Mooses, nicht ein einziges Zeichen von Leben, so weit das Auge dringen, das Ohr horchen kann. Tod und Trostlosigkeit der starrsten Kälte scheinen allein zu herrschen. Aber der Tod ist Leben, ist selbst die energischste Arbeit, Leben zu erzeugen. So wird auch hier absoluter Tod die mächtigste Anstrengung, es leben, leuchten, kämpfen und arbeiten zu lassen. Zuweilen flittert und stickt ein blasses, gelbes Licht am Horizonte auf und haucht einen magischen Widerschein über den weißen, lautlosen Tod grenzenloser Eisflächen. Es verschwindet, und Mond und Sterne gießen ihr schönstes Licht herab, es schreitet mit silbernen Schritten über die Höhen der Eisberge und gleitet mit schweigenden Küssen über die schimmernden Ebenen.

Und was singt dort an zu bauen, von Innen und Unten heraus zu bauen? Gletscher thürmen sich auf wie durch vulkanische Kraft und gestalten sich zu Mauern und Wänden und spitzigen Kuppeln. Zu kühnen, wundervollen Bogen wölben sie sich auf zu der festigen Küste, und auf der Ebene stellen sie sich zu lustigen Kolonnaden zusammen, wie zu Säulengängen alter ägyptischer Riesentempel. Es sind feine zarten Steine, es pulsirt Leben in diesen gigantischen Säulen und Wällen. Geisterhaftes, geheimnißvolles Licht von Doppel- und dreifachen, durch ungeheuere Farbenbogen vereinigten Sonnen zuckt und zackt durch die Himmel und blitzt herab auf die Eisbanten, und zahllose glühende Sterne flimmern hindurch. Die Eisberge glühen in azurnen und silbernen Flammen, und der rosig überhauchte Schnee blitzt zuweilen freudig auf, während der Himmel seine electrischen Telegraphen und Lichtschlitten herabspielen läßt. Licht und Leben kämpfen überall mit Finsterniß und Tod. Dann und wann breitet sich ein geisterhafter schweigender Schimmer über den ganzen Gesichtskreis, als wollte Auferstehung durch die Nacht des Todes brechen. Tiefe, starke Schatten ruhen neben glänzenden Höhen, wie der bittere Tod dem Sterbenden süße Hoffnungen eines künftigen Lebens einflößt, nur sein Auge ruhig zum letzten Schlummer zu schließen.

Wenn endlich die lange Nacht wirklich zusammen schwindet und sich für den langen Tag zurückzieht, bricht auch diese Zauberei des polarischen Winters mit zusammen und auf. Nun stürzen sich schäumende, donnernde Ströme von den Höhen der Eisberge, und die wild austrumphirenden Wogen des polarischen Oceans zerbrechen krachend ihre schweren, eisigen Fesseln, von denen sie so lange gebunden waren. Ungeheuere Fluthen, viele Gevierteilen übertosend, reißen sich los, donnernd und jeden Widerstand niederwälzend nach allen Seiten. Gigantische Eisgebirge, unterminirt vom freiheitsdurstigen Wassern, zittern und dröhnen, ehe sie mit furchtbarem Getöse ihre hohen weißen Häupter in den dunkeln Ocean stürzen. Die siegenden Wogen springen auf in triumphirender, weißen Schaum zum Himmel spritzender Freude, so oft sie einen solchen Feind stürzen und sich erfänfen sehen. Die Eisschlösser zerfallen zu den malerischen Ruinen, die langen Arkaden zerbröckeln zu unförmlichen Haufen, die seenhaften Lichter erlöschen eins nach dem andern, und die ganze brillante Zauberwelt schmilzt zusammen, wie ein Traum beim Erwachen.

Dies sind die oberflächlichen Wunder nordpolarischen Lebens. Größere bergen sich unter der Oberfläche, wahre Wunder, deren Lösung der forschende Menschengeist seit Jahrhunderten versuchte. Um und durch die Erde wallen fortwährend geheimnißvolle Geisterströme. Sie fallen und steigen wie Ebbe und Fluth des Meeres. Sie dringen in das Herz der Erde und empfangen ihre Pulsschläge daher. Sie wohnen gern in — Eisen und wo sonst noch? Sie schreiten auf unsichtbaren Wegen durch die Lüfte, durchdringen und umschweben jede Pflanze, jedes Leben, zünden die Nordlichter und färben die Finger Aurora's rosig. Sie sind, wenn nicht Mütter, so doch Träger des Lichts auf Erden und in der Sonne. Was dem Alchemisten früherer Zeiten Liebe und Feindschaft unter den Erbstörpern war, ist uns jetzt Magnetismus, Electricität, Chemismus. Wenn wir nur genau wüßten, was das nun wieder wäre? Der Geist des Magnetismus hat seine Heimath im unerreichbaren Norden.

Um die Küsten des großen Polar-Oceans strecken sich weit und breit Länder und Inseln, neun Monate oder länger, aber immer mit Schnee und Eis verschlossen. Hier wächst keine Pflanze, kein Baum. Nur in dicht umschützten Thälern wagen sich einige armselige Blüthen und Beeren rasch hervor. Graue Moose und sammetne Cryptogamen nehmen aber die wenigen Sonnentage wahr und bedecken die starrsten Felsen und die Ufer riesiger Ströme mit weichen Teppichen. Ein breiter Gürtel solcher Moosteppiche umschlingt die Taille des Nordpols, besternt mit zadigen Felsen, gemustert durch dunkele Sümpfe und Moräste. Diese Oeden würden lebensunfähig sein, wenn sie nicht durch zahllose Heere und Heerden von Rennthieren schon Leben hätten, und diese die eigentliche Lebensquelle ganzer Menschenracen wären. In den todtesten Wüsten ist die Fülle und Kraft und Energie des Lebens gerade am Wundervollsten. Wenn der Polarwinter am grausamsten und die Stürme am wüthensten, eilen diese graubraunen, hirschartigen Heerden in unabsehbaren Reihen und eisenbahnschnell nach den südlicheren Gegenden immergrüner Fichten, und die Berglappen dazu, welche mit ihren Heerden und Hütten wahrhaft wie die Zugvögel leben. Es ist ein nobles Schauspiel, diese unzähligen Schaaren wohlgestalteter, kräftiger Thiere mit deren graciös gewundenen Geweihen hoch in der Luft, so daß sie in der Ferne wandernden, laublosen Wäldern gleichen, über ungemessene Strecken mit ihren wohlgeschützten Hufen dahin knattern zu sehen und zu hören. Und wie sie sich im lustigsten Uebermuthe einander jagen und wie auf Schwingen über die schneebedeckten Steppen fliegen! Haben sie endlich nach hundertweiligen Reisen den sichern Schutz des Waldes erreicht, stehen sie oft stundenlang still und bewegungslos, wie Theile des Waldes, dicht an einander gepreßt, um sich zu wärmen. Nach dem Sturme und erwärmt vertheilen sie sich in neuer Lebenslust, und wissen den Baumrinden und den aufgetratzten Moosen Nahrung abzugewinnen. Sie haben die feinste Witterung und wissen genau, wo Moos ist, und sollte es noch so tief verborgen und unzugänglich sein. Mit ihren mächtigen Hufen arbeiten sie sich oft sechs bis acht Fuß in den Schnee hinein und finden immer, was sie suchten und witterten. So leben sie bis der Frühling naht, ihr grimmigster Feind, nicht der nahende, sondern oft plötzlich in Millionen von Bremsen und Stechfliegen über sie herstürzende Frühling. So wie sie nur das fernste Summen eines solchen Feindes hören, fliehen sie in Schaaren zu Tausenden unaufhörlich nach dem Norden zurück. Aber nicht selten werden sie von ganzen, schwarzen Wolken dieser Feinde eingeholt und überfallen. Diese legen ihre Eier in deren Haut, Nasenlöcher, Gaumen, und werden so auf ihrer Flucht zu Hunderten zerstochen und in tote Beulen und Geburtsstätten neuer Insekten verwandelt. Erst im Norden sind sie wieder sicher und finden neue Felder unabsehbaren Mooses, von dem sie sich zuweilen förmlich mästen. Aber auch die den Insekten entgangenen Eilwanderer erreichen nicht alle ihre Reiseziele. Beim Durchschwimmen der großen, breiten Flüsse werden sie von Tungusen und Samojeden überfallen, durch wildes Geschrei erschreckt und durch einander geheßt, so daß sie sich mit ihren Geweihen verwickeln und rathlos und verwirrt dem Schlachtmesser verfallen. Gierig stößt der listige Tunguse seinen Fellkahn unter diesen Wirrwarr und durchsticht sie mit den zugespitzten Knochen früher gefallener Collegen zu Hunderten, um alle seine Bedürfnisse daraus zu befriedigen, oder er wirft ihnen Schlingen über's Geweih, zieht sie an's Ufer und zähmt sie mit wunderbarer Schnelligkeit, so daß sie seinen Fellschlitten schneller über die Ebenen ziehen, wie bei uns ein Eisenbahnzug läuft. Die Entkommenen werden auf ihren Wanderzügen nicht selten noch von Wölfen und Eisbären überfallen, die ihre Pfade, von denen sie nimmer abweichen, kennen und ihnen dort auflauern. Tungusen und Samojeden, Lappen und Esquimaux treiben mit Rennthierprodukten und kostbaren Pelzwerken nicht selten Handel bis zu tausend Meilen weit entfernten Grenzen der Civilisation, über welche sie mit ihren Rennthierschlitten hinfliegen, bis sie in Amerika oder

Sibirien einen Handelsort erreicht haben. So eine Reise dauert oft sechs Monate auf weglosen Steppen ohne Spur von Leben und Lebensunterhalt. Aber er stirbt so wenig, wie sein Thier. Wie letzteres frazt er Nahrung aus der Erde, die scheinbar nichts enthält. Er ist in seiner Weise pfiffiger, schärfer, erfinderischer, als unsere größten Genies.

Ganze, zahlreiche Nationen um die Gestade des Polarmeeres herum leben ausschließlich von Rennthieren und Nichts. Ohne das Rennthier wären die nördlichen ungeheuren Länderstrecken von Amerika und Asien für Menschen unbewohnbar. Von diesem Kameele der Nordwüsten leben einige Millionen Menschen. Selbst die Fische sind nur durch das Rennthier zugänglich. Es liefert Köder und zieht den fern vom Meere verkrochenen Lappen und Finnen blitzschnell zu den Gestaden, wo die kurze Sommerperiode ihm Fische für's ganze Jahr liefert, mit denen beladen er in seinem fliegenden Baumstamme, beschwingt vom Rennthiere, zwischen seine Felsen und zu seiner bligen, gelben Familie zurückkehrt. Sie fahren und reiten auf Rennthieren, sie melken ihre Rennthiere und rufen sie beim Namen, den jedes hat und dem jedes gehorcht, und gebrauchen in ihrer sonst bitterarmen, krächzenden Sprache 76 liebe Namen für ihr geliebtes, unerläßliches Rennthier im Allgemeinen, ohne die individuellen Taufnamen.

Zu den wunderlichsten Bewohnern dieser geheimnißvollen Gegenden gehört ein Thier, das in Wirklichkeit „weder Fisch noch Fleisch" ist, mit dem selbst die Herren Naturforscher nicht viel anzufangen wissen und dem die Seefahrer und Küstenbewohner die verschiedensten Namen gegeben haben, wie Seekuh, Seepferd, Seelöwe, obgleich es weder mit einer Kuh, noch einem Pferde, noch einem Löwen irgend eine Aehnlichkeit hat. Besser ist der andere Name Seeelephant, am häufigsten aber der Name Wallroß. Das Thier ist zwar ein recht plumped Geschöpf, von der Größe eines richtigen Ochsen, aber harmlos wie ein guter Bürger; zwar sehr häßlich, aber gesellig, liebenswürdig, heiter und muthwillig; zwar mit einer sehr harten Haut, aber mit einem gar weichen Herzen begabt, das Liebe und Freundschaft in höherem Maße fühlt, als Tausende von Menschenherzen. Wie das vielverbreitete und wohlbekannte „gute Thier", der Philister, nur dann wüthend wird, wenn man ihm an den Geldbeutel greift oder ihn in seiner Bequemlichkeit stört, so wird das harmlose, liebenswürdige Wallroß nur dann kampflustig, grausam und blutgierig, wenn man sein gutes Herz verletzt, wenn man seine lieben Kleinen anzutasten wagt oder sich an seinen Freunden vergreift. Und seine Freunde sind alle Wallrosse. Die eigenen Leiden erträgt es mit exemplarischer Resignation. Greift das grausamste Geschöpf auf Erden, der Mensch, ein harmloses Wallroß an, so springen die andern aus Ruhe oder Schlaf auf oder unterbrechen ihre Spiele auf dem Eise, um dem Verfolgten zu Hülfe zu eilen. Eine solche Scene zeigt die Abbildung. Die Mannschaft des Schiffes Trent fühlte Langeweile und einige Matrosen erhielten die Erlaubniß, in einem Boote den Versuch zu machen, einige Wallrosse zu fangen, die sie in der Ferne auf dem Eise und in dem Wasser bemerkten. Es gelang ihnen, Eins zu überrumpeln und zu harpuniren. Aber kaum hatte es einen Schmerzenslaut von sich gegeben, so streckten sich überall aus dem Wasser dicke Köpfe mit langen Hauern und von allen Seiten kamen Wallrosse racheschnaubend dem Verunglückten zu Hülfe. Sie drängten nach dem Boote der Feinde, hieben mit den mächtigen Hauern in die Planken desselben, um es zu zertrümmern, oder packten die Schiffer, um sie mit sich in das Meer hinabzuziehen. Dazu brüllten oder tobten sie in schauerlicher Weise. Die Angegriffenen wehrten sich mit Spießen, Beilen oder Gewehren so gut sie konnten; aber an der Stelle eines erschlagenen Wallrosses traten immer wieder neue Kämpfer, und die Männer wurden endlich vom Morden müde und sie würden zuletzt den wüthenden Thieren haben unterliegen müssen, wenn man ihnen nicht von dem Schiffe Hülfe in andern Booten gesandt hätte.

Und ein Kampf mit einem Wallroß ist etwas Fürchterliches. Das Thier ist wegen seiner dicken zähen Haut nicht leicht verwundbar; es besitzt eine ungeheure Kraft; seine spitzen schweren Hauer zerreißen und zermalmen, was sie berühren, und sein Muth ist so groß, daß selbst der fürchterliche Eisbär, mit dem es eine entfernte Aehnlichkeit hat (wie unser Bild mit dem berühmten Eisbärenkampfe von Biard in der Schletter'schen Sammlung in Leipzig) ihm meist unterliegen muß.

Die Wallrosse, die, wie gesagt, sehr gesellig sind, zeigen sich manchmal in Heerden von Hunderten und es sieht possirlich genug aus, wie diese plumpen Geschöpfe auf großen Eisflächen liegen oder mit einander spielen; neb possirlicher, wie eine ängstliche Wallroßmutter ihr kalbsgroßes zartes Kleine vor irgend einer Gefahr bergen will, dasselbe unter den linken Arm (d. h. die linke Vordertatze) nimmt, so mit ihm fortläuft, dann topsüber mit ihm sich in das Wasser stürzt.

Man jagt die Wallrosse ihres Thranes, namentlich aber ihrer Hauer wegen, die noch härter sind als Elfenbein und zu verschiedenen Arbeiten verwendet werden. Mittelst dieser Hauer klettert das Thier an hohen Eisfelsen hinauf, wie es sich derselben auch als Stütze bedient, um auf glatten Eisflächen sich fortzubewegen.

Wovon die großen Thiere leben, weiß man eigentlich noch nicht recht genau; sie fressen Seegras, das ist gewiß, sie fallen aber auch, wie die Holländer, eine große Vorliebe für die Häringe haben, und große Mengen dieser überall verfolgten Fische verzehren.

Davon leben und existiren die Wallrosse. Aber jenseits der nördlichsten amerikanischen Küsten, wo der Schnee nie thaut und nie etwas Naturleben sich versucht, leben noch Menschen. Kapitain Roß entdeckte im nördlichsten Theile der Baffins-Bay auch einen Menschenstamm von 200 Seelen, die niemals etwas von noch andern Menschen gehört und gesehen und ihre armselige Höhle zwischen Felsen für die ganze bewohnte Erde hielten, alles Uebrige für eine ewige Masse von Eis. Sie hatten keine Erinnerungen, keine Traditionen, keine Gesetze, kein Mein und Dein, kaum Bewußtsein und nur einige linkische, grunzende Beschwörungsformeln ließen auf einen Keim frühreren Glaubens und Ahnens schließen.

Bis zum Nordpol selbst ist's aber von den äußersten Grenzen, wohin bis jetzt Menschen drangen, noch eine kleine Ewigkeit weit. Wie steht's da aus? Es ist nicht desto kälter, je näher man dem Pole kommt. Wenn's nun gar am Pole selbst sehr warm wäre, könnten da noch Menschen wohnen, mehr und glücklichere, als die in ganz Europa. Vielleicht findet man noch eine Chaussee dahin. Einstweilen wollen wir uns mit der bekannten, noch sehr unbekannten Erde begnügen und schließlich unsern alten Schulfreund Friedrich Körner in Halle, der neulich vom Südpole schrieb, grüßen.

H. B.

Wie sind die Speisen nahrhaft, verdaulich und auch billig zuzubereiten.

Daß der menschliche Körper zum Leben und Gesundbleiben der fortwährenden Zufuhr nicht blos aller derjenigen Stoffe bedarf, aus welchen er aufgebaut ist, sondern auch solcher, durch deren Verbrennung sich im Blute Wärme entwickelt, ist eine ausgemachte Sache und deshalb muß auch unsere Nahrung gerade wie die den Säugling ernährende Milch, außer Wasser und Kochsalz, stets die gehörige Menge an Eiweißsubstanzen (Albuminaten), Fett und Stärke- oder Zuckerstoffen enthalten, wenn sie zuträglich sein soll (s. Gartenlaube 1856. Nr. 3). Wohlhabende genießen bei ihrer verschiedenartigen Fleisch- und Pflanzenkost in der Regel die genannten Stoffe in hinreichendem Maaße; dagegen steht gewöhnlich bei Unbemittelten, die weit mehr an pflanzliche, wie an thierische Nahrungsmittel gewiesen sind, die Menge der einzelnen dieser Stoffe nicht im richtigen Verhältnisse zu einander und hauptsächlich sind es die Eiweißsubstanzen, von denen die Nahrung des Armen zu wenig besitzt. Man hat für jeden Tag als die geringste Quantität von den einzelnen Stoffen angegeben: bei anstrengender Lebensweise: 10 Loth Eiweißsubstanz, 3 Loth Fett, 34 Loth Stärke und 1 Loth Salz; bei mäßiger Anstrengung: 9 Loth Albuminat, $3^1/_2$ Loth Fett, 32 Loth Stärke und 1 Loth Salz; bei ruhigem Verhalten: 7 Loth Albuminat, 2 Loth Fett, 28 Loth Stärke und 1 Loth Salz.

Es ist mehr als zu bekannt, in welchem drückenden Nothstande die arbeitende Klasse in ganz Deutschland binnen 4 Jahren ver-

Digitized by Google

funken und stecken geblieben ist, welche bedeutende Unterstützungen von Seiten der Regierungen und Gemeinden nöthig gewesen sind, um diese Noth nur einigermaßen zu mildern, wie enorm sich die Preise der Nahrungsmittel gesteigert haben, wie Einschränkung, theilweises Hungerleiden, Verarmung, Bettelei, Beanspruchung der Armenkassen, vermehrte Verbrechen, Ueberfüllung der Straf- und Verpflegungshäuser, Abwagerung, allerhand Krankheitsformen fortwährend zunehmen. Die Armuth ist seitdem auf einen ganz verkehrten Weg gerathen, sich zu ernähren; man behilft sich mit Surrogaten, — weil die wirklich kräftigen Eßwaaren scheinbar zu theuer kommen, — bestehend zumeist aus Kaffeeschlempe und Kartoffelmatsch. Unsere exzegetirgische Bevölkerung wie die in andern Fabrikstrikten ist sichtbar herabgekommen, völlig weil, entkräftet und Grund fattsam gelegt zu Krankheiten, Siechthum und Hungertyphus. Wer keine Kräfte hat, kann auch nicht arbeiten, am allerwenigsten Eisenbahnarbeiter werden. Welch ganz anderes und gereglet Verfahren dagegen besteht in öffentlichen und Staatsanstalten, Strafhäusern u. s. w., wo überall Gesundheit und wohlgenährte Personen anzutreffen. Dies ist ein greller Abstand gegen den Zustand der freien Arbeiter. Solchen zu erleichtern, ist zwar seither viel gethan worden mittelst Unterstützung durch abgegebene Genüße um die Hälfte des Werthpreises, Errichtung von Speiseanstalten, Zuschüssen aus dem Gemeindesekel, allein derartiger Beistand kann doch immer nur vorübergehend sein. Wohlfeilheit läßt sich noch lange nicht erwarten, und deshalb sind wir gezwungen, das, was Wissenschaft und Erfahrung in Bezug auf wohlfeile Herstellung einer nahrhaften Kost bis jetzt bewährt gefunden haben, im gewöhnlichen Leben richtig zu verwenden.

Was nun 1) die **Nahrhaftigkeit der Nahrungsmittel** betrifft, so müssen sie, wenn sie gehörig nahrhaft sein sollen, durchaus jene oben und in Gartenlaube Jahrg. 1856. Nr. 3 genannten Nahrungsstoffe enthalten; deshalb ist zu allererst bei der Speisung nach der Gegenwart jener Stoffe zu trachten. — 2) **Wohlfeil** werden die Speisen durch Einkauf und Bezug im Großen aus erster Quelle, wie in ausgedehnten Speiseanstalten; Mischung eines billigeren Gegenstandes mit einem kostspieligeren und Benutzung der kleinsten Theile; am theuersten kommt Kaffeeschlche und Kartoffelschaumss, wie wir später sehen werden. Niedrigster Aufwand bei größter Consumentenzahl; die Menge bringt's. 3) **Zweckmäßig**, möglichst in gleicher Menge und reiner Beschaffenheit, öfters wechselnd nach Jahreszeit, Temperatur und Oertlichkeit, niemals dieselbe Speise an einem Tage wiederkehren lassend, stets den gahren Zustand für Genuß beobachtend, wo thunlich, alles in Fleischbrühe durch Dampf gekocht. — 4) **Zuträglich**, nach einer gewissen Norm verabreicht, das Mengeverhältniß richtig innegehalten, mit Natür, Zusammensetzung und Eigenschaften dieser Substanzen innig vertraut, solche darnach beschickt (s. Küchenregeln). — 5) **Gesund**, nach Vorschrift und Erfahrungsregeln in Stoffen sehlerfrei, als gute Nahrungsrationen für Jedermann (außer Genrmands) nach einem gewissen Volumen dienlich hergestellt, der Verdauung angepaßt.

Mit Rücksicht auf vorstehende Sätze und Einreihung von Fleisch, Fett, Butter und Oel, wollen wir nun als das Resultat langjähriger Erfahrung folgende Tabelle als vielfach erprobte **Richtschnur** zur Bereitung einer kräftigen Hausmannskost für Arbeiter mittheilen, nach welcher die Speisen nicht nur vollständig sättigend, consistent und wohlschmeckend ausfallen, sondern auch am besten und billigsten herzustellen sind. Kein Kochbuch giebt hierüber so sichere Kunde nach Kopfzahl und Gewicht.

Es ist das **Mengenverhältniß auf 10 Köpfe** berechnet und zwar nach **Zollgewicht**, weil dieses bald in ganz Deutschland maaßgebend sein wird.*

A. Zu Suppen früh und Abends.

Suppe von Mehl: 1 Zollpfd. Gerstmehl oder Mais- und andere Mehlsorten, ½ (Dresdner) Kanne Milch oder statt deren ½ Zpfd. Butter. Diese Quantitäten geben 10 Portionen und 1 Portion enthält ½ Dresdner Kanne.

* 1 Zoll-Centner = 100 Zoll-Pfund = 107½ leipz. Handelspfund = 50 Kilogramme. — 1 Zollpfund = 100 Hectas = 31½ Lothgewicht. — 1 Hectas = ⅘ Loth, 1 Loth = 3½ Hectas. — 1 Gramme = ½ Quart, 1 Kilogramm = 1000 Gramme oder 2½ Handelspfund; wonach sich die Zuthat auf 10 und 1 Portion leicht berechnen und umrandeln läßt.

Suppe von Gerst- oder Haidegrütze, von Weizen- oder polnischem Gries, Reis oder Nudeln: 1 Zpfd. von jedem im einzelnen Fall. Als Mache zu jede Sorte: ½ Zpfd. oder 10 Hectas Schmelzbutter, wie bei Mehlsuppe, daran auch einige Suppenkräuter, als Kerbel, Petersilie, Anyser, Estragon, Dillsellraut ꝛc.

Hafergrützsuppe: ½ Zpfd. Brot; Schwarzbrotsuppe: 2½ Zpfd. Brot, ½ Zpfd. Gerstmehl; Rahmsuppe: 5 Kannen gute Milch, 2½ Zpfd. Brot; Wurstbrühsuppe: 10 Kannen frische Wurstbrühe, 2½ Zpfd. Brot; Bierſuppe: 3 Kannen Bier, 2 Kannen Wasser, 2 Zpfd. Brot, ½ Zpfd. Mehl; Kartoffelsuppe: 5 Kannen Halbbier, 1 Kanne Milch, 2 Zpfd. Brot (zu beiden soviel Zugwer als nöthig); Fleischbrühsuppe: 1 Zpfd. Rindfleisch, 3 Zpfd. Brot (letzteres leicht geröstet) oder Knrgties.

Zwiebelsuppe: ¼ Metze Zwiebeln, 2 Zpfd. Brot, etwas Einbrennemehl. Kartoffelsuppe: 1 Metze Kartoffeln, 1 Zpfd. Brot, etwas Pfeffer und Zwiebeln.

Rumfordsche Suppe: ½ Metze Zwiebeln, ½ Zpfd. Perlgraupen, ½ Zpfd. Brot, ½ Zpfd. Erbsen, ½ Kanne Essig, 2 Pfunde voll Möhren, Porre, Sellerie, etwas Hörngsalz.

Kaffeesuppe: 2 Stück großen Kaffeeks, ⅔ Kanne Milch, 1 Zpfd. Brot, den nöthigen Zugwer dazu, gestoßen.

Französische oder grüne Suppe: 2½ Kanne Fleischbrühe, ⅘10 Zpfd. Einbrennemehl, 1 Teller voll gewiegte Suppenkräuter; hierzu besonders die kleinen Wurzeln von Sellerie, Petersilie und allerlei Gemüsearten.

Kaffee-Tee-Cacao, gebrannter guter Kaffee, 5 Loth. Surrogat von Runkelig, Möhren oder Cichorie, ½ Kanne Milch. 10 Portionen à 3 Schaalen voll. Als Zmbiß noch Weißbrot, Semmel, Wecken u. dgl. Kuchen.

NB. Wenn in Hotels 1 Loth auf 1 Portion gerechnet wird, so fällt dieser hier immer noch Vieles auf, als gewöhnliche Leute.

Maismehlkuchen: 1½ Zpfd. Mehl, 3 Eier, ⅘10 Zpfd. Sprup (amerikanisches Früchtsüß, z. am Schluß B.)

Anmerkung. Rumfordsuppe kann täglich auch als Mittagsspeise dienen. — Kaffee und Kartoffeln in der Schale, letztere als Suppe, verlangen nebenbei außergewöhnlich viel Brot zur Sättigung, kommen deshalb am theuersten. — An alle Suppen das nöthige Salz, auch Kümmel, Anguer, und grüne, saftige, passende Kräuter in frischem Zustande genugt. Kleine Wurzeln (gewöhnlich weggeworfene Schwänzchen), von Petersilie, Kerbelrüben, Sellerie, Lauch, Meerrettig, Rüben, Hasen- und Zuckerwurzeln an saft alle Arten mit weich zu kochen.

B. Mittagsgerichte.

Beriarig dic; auf 10 Köpfe, die Portion zu 1 Dresdn. Kanne.

1) Trockene Gemüse:

Weiße Bohnen, Erbsen, Linsen: 5 Zpfd. zu jedem Gericht einzeln anemunen, als Zusatz noch ½ Zpfd. Mehl zum Einbrennen, ⅘10 Zpfd. oder 30 Hect. Spck; an Linsen ½, Kanne Essig, an Bohnen ½ Kanne Essig, doch kann dieser auch wegfallen, dafür gehörige Menge Zwiebeln.

Grauen, groß, sein und gestellen, Linsen von Weizen, Dinkel und Buchweizen, Hafer- und Haidegrütze, Hirse, Mais in Gries- und Mehlform, Nudeln (erstere), Reis, dergl. mit Maisgries gemischt, dergl. mit Erbsen- oder Bohnenmehl: 2½ Zpfd. von jeder Sorte einzeln zu 1 Gericht; zu allen noch als Mache: ½ Zpfd. = 60 Hectas gutes Mehl, Salz, gebaht und knoblauch, in der genannten Fleischbrühe die vorstehenden Gemüse gekocht; an das Fleisch einige Lorbeerblätter, Möhren, Zwiebeln, Sellerie ꝛc.; das Fleisch muß Tags vorher gekocht sein, um die Brühe benutzen zu können.

Mehlknöpfe: 1½ Zpfd. Weizenmehl No. II, 3 Eier, ½ Kanne Milch, ½ Zpfd. Butter, ½ Zpfd. Weißbrot, 1 Zpfd. Reis, 1 Zpfd. Mehl aus Erbsen oder Bohnen, ½ Reis; etwas Zwiebeln in dieser Butter gebraten beigegeben.

Milchmus: 8 Zpfd. Weizenmehl, 5 Kannen gute Milch, ⅘10 Zpfd. Schmelzbutter; Butter zerlassen, mehlig einrühren.

Gedochtes Obst: 2½ Metzen von drei Sorten gemengt, als: Aepfel, Birnen, Pflaumen; sogenanntes schwarzsaures Essen herzustellen, wenn blos gleiche Menge Pflaumen gekocht, entkernt, durchgeschlagen und mit ½ Zpfd. Zimmt, Kirzonzitronale und Lorbeerblättern angemacht werden; dazu gehört Schweinefleisch als Zukost.

2) Grüne Gemüse

(von jedem für sich).

Grünkraut (besteht aus Kresse, Mangold, Meerr, Salat, Kohl, Petersilie, Spinat, Ampfer und Rübenblättern, Rapunzeln ꝛc.), Braun- und Grünkohl, Petersilie, Spinat: ½ Korb à 9, Dresdn. Scheffel, 1 Zpfd. Gerstenmehl zum Einbrennen, ½ Zpfd. Rindfleisch. — Weißkraut (in Weißkraut und Kohlrüben etwas Zimmt), Wirsingkraut: von jedem ½ Schock = 20 Köpfen. — Grüne Bohnen, Kartoffelstückchen in saurer Kartoffelsuppe noch besonders ½ Kannen Essig, einige Lorbeerblätter und saure Gurken), Kohlrabi, Kohlrüben, Möhren, Pastinak, gelbes Obst (Aepfel, Birnen, Pflaumen; zu Obst kein Fleisch, sondern ½ Zpfd. zerlassene Schmelzbutter); von jedem 2 Metzen. — Weiße Rüben: 2½ Metzen; ½ Zpfd. Einbrennemehl und ½ Zpfd. Fleisch von Rind oder Schwein.

Sauerkraut: 8 Dresdner Kannen, ⅘10 Zpfd. Einbrennemehl; Kartoffelbrei: 2 Metzen Erbsbrei, etwas Zwiebeln, ⅘10 Zpfd. Spck zu jedem. Kartoffeln mit Meerrettig: 1½ Mtz. Erdäpfel, 1¼ Schock harter Meerrettig; mit Möhren: 1 Mtz. Erdäpfel, 1 Mtz. Möhren; mit Kohlrüben: 1 Mtz. Erdäpfel, 1 Mtz. Kohlrüben; mit Pastinak: 1 Mtz. Erdäpfel, 1 Mtz. Pastinak; mit Weißkraut: 1 Mtz. Erdäpfel, ¼ Schock Weißkraut; mit Sauerkraut: 2 Mtz. Erdäpfel, 5 Kannen Sauerkraut; mit Zwiebeln: 1 Mtz. Erdäpfel, ½ Mtz. Zwiebeln; mit Kohl: 1 Mtz. Erdäpfel, ½ Korb Kohl; Graupen: 1 Mtz. Erdäpfel, 1½ Zpfd. Graupen, ⅘10 Zpfd. Einbrennemehl, ⅘10 Zpfd. Fleisch; an Sauerkraut und Kohl paßt bester ⅘10 Zpfd. Spck als Fleisch.

Digitized by Google

Kartoffeln mit Erbsen: 1 Metze Erdäpfel, 2½ Pfd. Erbsen, ¼ Pfd. Mehl, ⅛ Pfd. Speck. — Grüne Bohnen mit dergl.: 1 Metze Bohnen, 2½ Pfd. Erbsen, ¼ Pfd. Mehl, ⅛ Pfd. Speck.
Spinat mit Maismehl: ½ Kopf Spinat, 2 Pfd. Maismehl, ¼ Pfd. Gerstenmehl, ⅛ Pfd. Fleisch. — Petersilie mit Erbsenmehl: ½ Kopf Petersilie, 2 Pfd. Erbsenmehl, ¼ Pfd. Gerstenmehl; ⅛ Pfd. Fleisch. Dazu das nöthige Gewürz oder Küchenkräuter.

3) Besondere (Lieblings-) Gerichte sind mancher Orten:

Dampfnudeln: 1 Pfd. Weizenmehl II., ¼ Kanne Rahm, 5 Eier, 4 Löffel dicke Defen, ⅛ Pfd. Butter, etwas Muskatnuß und Zucker.
Eierkuchen: 1 Pfd. Weizenmehl II., 2½ Kanne Milch, 10 Eier, 2 Pfd. Semmel, ⅛ Pfd. Butter.
Küpfer: 2 Pfd. Weizenmehl II., 1 Metze Erdäpfel, ⅛ Pfd. Speck, ¼ Pfd. Semmel, ⅛ Pfd. Butter zu Sauce.
Kürbisbrei: 5 Stück kleine Kürbis, 2 Kannen Milch, ⅛ Pfd. Butter, ¼ Pfd. Hirse, etwas Ingwer.
Polenta-Auflauf: 2 Pfd. Maisgrieß, 2 Kannen gute Milch, ⅛ Pfd. Butter, etwas Citronenschale oder gewogte Schalotten.
Gedämpfte Aepfel: 2 Metzen grüne Aepfel, ¼ Metze Zwiebeln, ⅛ Pfd. Schweinefleisch, ⅛ Pfd. Semmel.

In jeder Gegend giebt es sogenannte Leibessen, welche nach obigem Maßstab zusammengesetzt werden können.

4) Salate.

Staudensalat: ½ Korb oder 20 grüne Salatköpfe, ⅛ Pfd. Speisefett, 1 Kanne Essig, Zwiebelröhren, Salz.
Krautsalat: ¼ Schof Rothkraut, ⅛ Pfd. Speck, 1 Kanne Essig. — Gurkensalat: ½ Schock Gurken, ⅛ Pfd. Talglet, 1 Kanne Essig. — Kartoffelsalat: 1½ Metze Erdäpfel; Bohnensalat: 1½ Metze grüne Bohnen; Selleriesalat: 1½ Selleriesknollen; zu jedem ⅛ Pfd. Talglet, 1 Kanne Essig; an jedes 6 Heraus Pfeffer oder gepulverte Küchenkräuter, als Thymian, Basilikum, Bohnenkraut, Lavendel ꝛc.
Rothe Rübensalat: 1½ Metze Rübenknollen, ⅛ Pfd. Kümmel, 1 Kanne Essig.

C. Zur Abendkost.

1) Suppe wie früh Morgens nach Auswahl.
2) Kartoffeln in der Schale: 2 Metzen, ⅛ Pfd. Butter, etwas Kümmel und Ingwer; auf 10 Personen.
3) Die vorbeschriebenen Salate.
4) Kalkschale für die warme Jahreszeit.
Bierkalkschale: 3 Kannen Bier, 2 Kannen Kovent, 2 Pfd. Brot, ⅛ Pfd. Syrup.
Kovent kalkschale: 7 Kannen Halbbier, 2 Pfd. Brot, ⅛ Pfd. Syrup.
Heidelbeerkalkschale: 5 Kannen Heidelbeeren, 1 Pfd. Brot, 5 Kannen Milch.
Wasserkalkschale: 1 Kanne Himbeeren, 2 Pfd. Brot, ½ Kanne Essig, 7 Kannen Wasser.

Ferner als Zukost zu Butterbrot gut eingetheilt: saure Gurken, Rettig, gesottene Eier, Ragout, Omarkäse, grünes Obst, feingeriebenen Meerrettig, gehackte Zwiebeln, Brunnenkresse, Kerbel ꝛc. gehörig untermengt oder (nicht zusammenpassend) für sich allein.

Den Kostenpunkt betreffend. Wenn der Scheffel Roggen 5 Thaler kostet, so kommt 1 Portion Frühsuppe nach obenstehendem Mengeverhältniß höchstens auf 3 Pf., 1 Portion Mittagseffen auf 6½ Pf., 1 Portion Abendgericht auf 3½ Pf., alle 3 Tagsmahlzeiten circa durchschnittlich 13 Pf. zu stehen, d. h. ohne Feuerungsmaterial und Zubereitungskosten. 1½ Pfd. gutes hausbackenes Brot in großen Lieferungen 13 Pf.

Billigkeit der Nahrung scheint eine sehr einfache Forderung zu sein, und doch ist diese Billigkeit nicht einfach nach dem Kostenpunkte, sondern nach mehrerlei sehr wesentlichen Eigenschaften der Nahrungsmittel zu beurtheilen. Niemand schafft sich einen Tuchrock an, der nicht wüßte, daß das billigste Tuch sehr leicht durch seine geringe Dauerhaftigkeit das theuerste werden kann. Es ist sinnvoller nicht thörichter, als wenn man blos von der Billigkeit spricht. Sind zwei Nahrungsmittel in dem oben erörterten Sinne gleich nahrhaft, dann wird man für einen kräftigen Magen dem billigsten den Vorzug geben. Will aber der vielleicht doppelt so große Preis, wenn eine Speise einer andern, doppelt so viel lastenden, vierfach an Nahrhaftigkeit nachsteht? Wer diese Weisheit für überflüssig hält, denke nur an die Kartoffeln. Gerade diese und der Kaffee sind am theuersten, weil zu beiden der Sättigung willen unglaublich viel Brot verwüstet wird.

Wohlfeil, verdaulich, gut aufgeschlossen und sehr kräftig bei wenig Gewürz werden die Speisen nur durch Kochen mittels Dampf in verschlossenen Gefäßen*, Doppelkesseln ähnlich dem Papin'schen Topfe, in welchem die Dämpfe zwischen den Wänden wirken und nicht (wie in der leipziger Speisenanstalt) in die Speisen unmittelbar hineinströmen, wodurch allzeit gehörige Gahre, Zusammenhalten aller kräftigen Stoffe, — weil sich nichts verflüchtigen kann, — reiner Geschmack und völlige Aufschließung erzielt wird. Auch finden die Koch- und Heiz-Gas-Apparate von Elsner sehr viel Anklang in Berlin; mit gehöriger Sorgfalt gehandhabt, bieten sie die sparsamste und angenehmste Feuerung. — Behufs zweckmäßiger Zubereitung folgen später zur Kostenersparniß die wichtigsten „Küchenregeln."

Fr. W. Grüner, Oeconom in Zwickau.

* Der hierzu nöthige Apparat, Anschlag ꝛc. ist bei der Redaction der Gartenlaube zu erfahren.

Unsere Erde aus der Mond-Perspective.

Unabsehbare Haufen von Maculatur sind geschrieben und gesprochen worden über die bloße Frage, ob der Mond bewohnt sei oder nicht. Professoren der Weisheit und des Unsinns haben darüber allein mehr zu sagen gewußt, als über das ganze Universum. Sie ließen den Mond nie ungesehren. Auch als die Mondkälber und andere phantastische „Seleniten" wegen Mangels an Luft, Wasser und Atmosphäre überhaupt verschwanden, behielt man ihn stets mit besonderer Vorliebe im bewaffneten Auge. Man maß die Höhe seiner Berge, die Tiefe seiner Höhlen, die Breite seiner Ebenen und quälte ihn überhaupt so, daß man stets an den alten Lucian erinnert wird, in welchem Luna, wie früher der Mond als Dame hieß, dem Menippus klagt, daß irdene Philosophen stets an ihr herumguckten und Maß nähmen, als wollten sie ihr ein neues Ballkleid zum ewigen Himmelstanze um die Erde machen. Neuerdings ist das viel ärger geworden, und es giebt gelehrte Herren, welche mit den Mondmeeren ohne Wasser vertrauter sind, als mit dem Flusse, an welchem ihre Stadt liegt.

Was wird der Mond jetzt dazu sagen? Um etwas zu sagen, müßte er freilich sprechen können. Und er steht jetzt wissenschaftlich als das schweigsamste Schrecken von Gestalt und ewiger Todtigkeit da. Aber um so freier können wir ihn mit Geschöpfen der Phantasie bevölkern. Archimedes verlangte nur einen Punkt im Weltenraume, um von da aus die ganze Erde aus ihren Angeln zu heben. Man sieht daraus, was ein Standpunkt ausmacht. Die geringste Veränderung desselben giebt der Welt oft eine ganz neue Physiognomie. Man braucht sich blos auf einen Berg zu stellen, einer Aussicht den Rücken zukehren, sich zu bücken und die Aussicht durch die Brille der Beine umgekehrt anzusehen, um sich zu überzeugen, wie neu, wie malerisch etwas, das man vielleicht schon zwanzig Mal ohne Rührung angeguckt, blos durch diese allerdings nicht sehr malerische Veränderung des Standpunktes werden kann.

Wir unsererseits versuchen hiermit eine etwas kühnere Umkehr des Standpunktes. Haben wir so lange Mondsucht von der Erde aus gespielt, kommen wir uns die Erde einmal vom Monde aus ansehen. Wir stellen uns also plötzlich auf einen jener furchtbaren 12 bis 16,000 Fuß hohen, abgebrochenen, drohenden, unzugänglichsten, oft senkrecht abgeschnittenen Berge am untern Ende der den Erdbewohnern zugewendeten Mondscheibe. Kein Wasserdropfen, kein Lüftchen, kein Laut, kein Grashälmchen um uns, blos tiefe Schluchten, drohende Rachen steiler Abgründe, Ebenen mit Labyrinthen zerrissener Höhlen, überstreut mit ungeheuern kahlen Blöcken. Es ist Mittag. Die Sonne steht über uns am kohlrechtschwarzen Himmel, da wir unsere geliebte Himmelsblaue nur der Reflection und dem Bruche des Lichtes in Luft und Wasserdampf verdanken, der Mond aber weder von Luft, noch von Wasser etwas weiß. Die Sonne scheint deshalb auch öde und kahl, strahlenlos aus dem schwarzen Universum. Wir vermissen alle Farben und Tinten des Lichtes, alle warmen und kühlenden Athmungen der lieben Erde, die wir verlassen haben.

Gerade vor uns, zwischen dem Horizont und dem Himmel direct über uns begegnet unserm staunenden Blicke ein ungeheurer wie der Mond in unserm Tageslichte schwach erleuchteter Planet, eingehüllt in einen wehenden, unruhig wogenden Schleier von Licht und Schatten, ungefähr 14mal größer, als uns auf der Erde der Vollmond erscheint. Er geht nicht auf und unter, sondern steht

ruhig in seinem unruhigen Schleier, um welchen die Sternenwelt kreis't. Der wehende Schleier nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Dunkele Flecke und phantastische Lichtgestalten wehen und winken sich in ihm unher, aufleuchtend, einbunkelnd, fliegend, aufquellend, untertauchend, als ob eine helle, lichte, leuchtende Masse stets vom dunkeln Grunde aufsauche und sich muthwillig auf der Oberfläche umhertreibe. Die Sonne fängt an sich zu senken. Der Schleier glüht hier und da in Flammen auf, anderswo reißt er auseinander, um uns das Gesicht des Planeten zu zeigen, das aber immer wieder auf phantastische Weise eingehüllt und verschleiert wird.

Dieser riesige Planet mit dem wunderbaren Schleier wird „Erde" genannt. Gelehrte Seleniten oder Mondbewohner haben längst bewiesen, daß dieser Planet, unsere Erde, unbewohnt, unbewohnbar sei. „Die Erde," sagt ein gelehrter Professor der Hauptmondsternwarte, der zu mir herausgeklettert ist (obgleich ich ihn nicht recht sehen kann, da er weder Luft, noch Wasser enthält, und sich auch in unerklärlicher Weise ganz anders verständlich macht, als durch luftgetragene Worte) „die Erde, welche wir tagtäglich so nahe vor uns beobachten, ist der unbeständigste, unsolideste aller Planeten, ein ewiges Revolutionieren und Umwälzen. Er besteht aus Unbeständigkeit, aus einer kochenden Masse, die nie zur Ruhe kommen kann. Nichts als Sturm, Confusion und Veränderung. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn diese stets kochende, siedende Masse eines Tages über- und auseinander liefe. Einige Gelehrte unseres Mondes haben behauptet, es könnten in diesem ewigen Wirrwarr von Licht und Schatten lebendige Wesen leben. Ich habe aber die Unmöglichkeit dieser Annahme längst unumstößlich bewiesen. Wo und wie sollten lebendige Wesen auf der Erde existiren? Auf dem untern, dunkeln Elemente dieses Sterns, den wir manchmal durch den zerreißenden Schleier bemerken? Absurd! Sie würden zerschmettert, ertränkt, erstickt werden von diesem ewig kochenden und brausenden Außenelemente. Die geringe Masse des reinen, ruhigen Weltäthers, in welchem wir hier zu Lande auf dem Monde leben und welcher sie durch die Risse in ihrem Schleier erreichen könnte, kann durchaus nicht hinreichen, dort Leben zu erhalten. Würden lebendige Wesen auf der Erde nicht außerdem ununterbrochen von den aufsiedenden Stürmen und Dünsten mit in die Höhe gerissen und dann niedergeschmettert werden? Collegen von mir haben die Hypothese aufgestellt, die Erdwesen könnten vielleicht in dem unruhigen Außenelemente selbst leben. Darin könnten sie allerdings unsern himmlischen Aether eher erreichen und athmen, aber wo und wie könnten sie jemals in dieser ruhelosen, unhaltbaren Substanz Ruhe und festen Boden finden, einer Substanz, die gar nichts Substantielles hat, ununterbrochen zerreißt und von electrischen Feuern durchzuckt wird? Deshalb ist jeder vernünftige Mondbewohner längst mit mir überzeugt, daß die Erde unbewohnt, weil unbewohnbar sei."

Ich war vollkommen von der so nachgewiesenen Unbewohnbarkeit der Erde überzeugt, bis ich daran dachte, daß ich selbst ein Landsmann derselben sei, mit einem Körper unten, den ich, Gott sei Dank, zu Hause gelassen hatte, um als Phantasie und Gedanke nicht weiter durch diesen rheumatischen und sich leicht erkältenden Cadaver genirt zu werden. Aber die Beweise von der Unbewohnbarkeit der Erde waren ziemlich eben so gut als unsere für die Unbewohnbarkeit des Mondes. Wir sagen: kein Leben auf dem Monde, weil keine Luft, kein Wasser; die Mondbewohner: kein Leben auf der Erde, weil lauter Luft und Wasser, durch welche das Lebenselement des Mondes, der unverfälschte Weltäther, nicht hindurchdringen kann und Luft und Wasser immer zerstörend durcheinanderwüthen. Ich bestimmerte mich weiter nicht darum, und da ich dem astronomischen Professor des Mondes wegen zurückgelassener Sprachwerkzeuge und als bloßer Phantasiereisender ohne Paßkarte nicht antworten konnte, gab ich mich sofort dem herrlichen Licht- und Farbenwehen unseres Erdendunstkreises hin.

Dieses ewige Schleierflattern um das Antlitz der Erde im schwarzen Himmelsraume ist unendlich schön und erhaben. Ein weißer Fleck steigt auf und gießt sich nach allen Seiten in tanzenderlei phantastischen Metamorphosen in die Weite und Breite, verdunstet in dünne, halb durchsichtige Wölkchen, die jeden Hauch des Sonnenlichtes begierig aufnehmen und in farbigen Verklärungen widerstrahlen. Jetzt verschwindet das ganze Luft- und Lichtgewebe wie ein Trugbild der Fata Morgana und macht langen, gebauchten Streifen von Luft und Schatten Raum, die in rechten Winkeln nach den Tyren der Erde strömen und einen Gürtel bilden wie wir sie ähnlich an andern Planeten bemerken. Es sind große Dunstmassen, gejagt von den Passatwinden. Ihr leuchtender Strom geht von Nordosten nach Südwesten. Dazwischen bemerken wir andere leuchtende Dunstströme auf den Flügeln der indischen Monsoons, tropischer und Polarwinde, die über einander hinweg in entgegengesetzten Richtungen vom Aequator nach den Polen, von den Polen nach dem Aequator jagen.

An jedem Ende der Axe, dem Süd- und Nordpole, flimmern große, leuchtende Flecke auf, die in Größe und Leuchtkraft je nach den 365 jährlichen Umdrehungen der Erde um ihre Axe zu- und abnehmen. Die Abnahme an dem einen Pole ist der Gewinn des andern, doch hält sich die leuchtende Weißheit am südlichen stets glänzender und größer als am nördlichen. Aber zwischen beiden Lichthäuptern der Kugel schießt sich die Dunkelheit stets hin und her, sechs Monate ab-, sechs Monate zunehmend, eine stets interessante Augenweide und Verwunderung der Seleniten.

Dieses ununterbrochene Duellieren des Licht-Ormuzd von den Polen her, gegen den finstern Ahriman in der Mitte mit dem Aequator gleichsam als Barriere oder als vertheidigte Position ist der Widerschein des Kampfes zwischen Winter und Sommer. Die weißen Hauben an den Polen sind die Eis- und Schneekappen des ewigen Winters. Der Planet Mars zeigt genau dasselbe Phänomen.

Jetzt hat die Sonne die Grenze unseres Mond-Horizontes erreicht und fällt plötzlich ohne Morgen- und Abendroth in den schwarzen Abgrund des Himmels, uns im starrsten Schweigen zurücklassend. Der große Mond des Mondes aber, unsere Erde, wirft ein herrliches, glorioses Licht auf unsern starren Felsen und auf die todten Schreckenisse umher, vierzehn Mal stärker als Vollmondlicht, von einer vierzehn Mal größeren und tausend Mal schöneren Scheibe ununterbrochener dissolving views. Die Selenisten bekommen das unverschleierte Gesicht ihrer großen, in Licht und Farben kämpfenden Erde selten unverschleiert zu sehen. Aber wir haben diese Nacht Glück, und das Gesicht der Erde verklärt sich wie ein überhauchter Spiegel, den man sorgfältig abwischt und entfendet einmal ausnahmsweise eine klare Fluth ruhigen, unverschleierten Lichtes auf uns und weit um uns her über die schweigende Schreckensgestalt des kleinen Mondes. Wir verfolgen die phantastischen Linien, welche das feste Land von dem ungeheuern Meeresspiegel trennen, entdecken Inseln und errathen in den Lichtkernen des festen Landes mit verschiedenen Graden von Helligkeit und Verschwimmung Gebirgszüge mit ihren Spitzen und unterscheiden an verschiedenen Farben, wie auf einer colorirten Landkarte, Erdtheile, deren Färbung durch physikalische Gestaltung bedingt wird.

Lambert in Berlin stellte schon im vorigen Jahrhundert die Behauptung auf, die Erde müsse, von andern Planeten aus gesehen, in einem grünlichen Lichte erscheinen wie Mars uns etwas roth ansehe. Am 14. Februar 1774 beobachtete er einen olivenfarbigen Schein im Mondlichte als Reflex von unserer Erde, doch hat man seitdem wohl nicht wieder ähnliche Reflexe beobachtet. Die vorherrschende Meeresoberfläche und das von grünen Wäldern bedeckte Südamerika könnten eine bestimmte Farbentinte der Erde im Weltenraume allerdings erklären; aber die Tinte, in welche verschiedene Theile der Erde zuweilen gerathen, hält nie Farbe. Ein Mondbewohner behauptete z. B., ein besonders gefickt und buntscheckig aussehender Theil in der Mitte Europa's habe im Frühlinge vor acht Jahren eine schwarz-roth-goldene Tinte bekommen, welche aber seitdem bald wieder schwarz geworden sei. Doch glaube er, daß auch diese Farbe — nicht in der Wolle gefärbt sei. —

Ah, welch' ein langgestreckter Streifen, der sich nach rechts dreht! Das südliche Ende der neuen Welt, Südamerika. Langgestreckter Schatten, durchwoben mit Lichtstreifen, diese besetzt mit funkelnden Brillanten, den Cordilleren und Anden mit den Bulcanspitzen 19,000 Fuß hoch, geschildert von Humboldt. Der Streifen mit dem Cirkel antarktischen Schnees zieht sich zurück, und auf der andern Seite steigt ein ungeheurer dunkler, theils grünlicher, theils bläulicher Fleck auf und verbreitet sich einige Stunden lang beinahe über die ganze Scheibe. Der grünliche Hauch unterscheidet sich bedeutend von dem leichteren Grün Südamerika's. Südlich gießt er sich über die ganze Scheibe aus, besäet mit kleinen, grünen Flecken: der große stille Ocean, überstreut mit Inseln.

Es kommen zwei große Flecke, dicht an einander heraus: Neu-Seeland und Australien. Im Norden des letzteren eine Menge verschiedener grünlicher Flecke in allerlei Gestalt und Größe: Neu-Guinea, Borneo, Sumatra, Molukken, Philippinen u. s. w. — der asiatische Archipelagos. Während dem hat sich im Norden nicht weit vom Pole her ein gräulicher Flecken ausgebreitet und beinahe in westlicher Richtung den Aequator erreicht: Asien, nördlich grau, kalt, einförmig. Die sibirischen Steppen — im Centrum weiß glitzernd, von zwei langen, noch weißeren Gebirgsketten eingerahmt, eine silberne Zone vom Südwesten nordöstlich ausstreckend: die Jablonoi-, Altai- und Himalaya-Gebirgsformationen, die Cabi-Wüste im petrüchten Arabien als silberner Gürtel auslaufend. Die alte Welt ist sonach durch einen strahlenden Sand- und Wüstengürtel in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt. Die Wüsten von Nubien, Libyen und Sahara scheinen Fortsetzungen dieses Gürtels. Gerade unter diesen Silberstreifen schimmern blaßgrün China, Indien, Birmanien, Mongolien und Tibet. Dieses Bild dreht sich allmälig ab, bis das ungeheuere Afrika den Mittelpunkt der Scheibe einnimmt, umgeben vom großen Ocean, wie von einer dunkelgrünen Schlange. Ueber den Wüsten Afrika's ein graugrünlicher phantastischer Fleck, das mittelländische Meer, und darunter innerhalb der bizarrsten Grenzlinien ein kaum bemerkbares Borgeschiebe Asiens, das wir Europa nennen, trotz seiner Kleinheit Sitz und Mittelpunkt aller Wissenschaft, Kunst und Kultur, die Gesetzgeberin der Erde. Hiermit sind wir an der äußersten Grenze der alten Welt westlich angekommen und haben also eine Umdrehung unserer verdrehten Erde an uns vorübergehen lassen. Aber es wird nun auch höchste Zeit, daß wir unsere Mondspitze verlassen. Es ist entsetzlich kalt, so daß ich selbst als Phantasie friere, und schon kommt die Sonne wieder, die ohne Vorbereitung gleich mit 80 Grad Reaumur, also der Temperatur des kochenden Wassers, anfängt. Die gloriose Erdscheibe erblaßt, Europa und Afrika gehen unter und nur der große Ocean füllt die ganze erblassende Oberfläche. Amerika beginnt wieder aufzusteigen; aber nun stürzen sich auch mit neuer Lebenslust Dünste und Lichter und Schatten über das Gesicht der Erde und spielen in den abenteuerlichsten Schleierfalten und Schwaklängen durch einander. Wir stürzen uns jehnsüchtig aus dem schweigenden Schrecken des Mondes herab in dieses tolle, lustige, unerschöpflich phantastereiche Haschen und Jagen von Wolken, Lichtern, Schatten, Farben und Formen, in diesen ewig lebendigen und Leben quellenden Dunstkreis unserer geliebten Erde, ohne uns daran zu kehren, daß der Mondprofessor und mancher Polizei-Regent steif und fest behaupten, die Erde könne und dürfe kein Leben dulden. Sie hat ihren Kopf für sich und zwar einen sehr großen mit tausenderlei lustigen Einfällen darin.

Noch eine Wanderung durch Deutschland in London.

Angesandte Billets riefen uns neulich zu einem Concert in den hochsalonsähnlichen Hanover-Square-Saal (Hanover Square Rooms), die uns zunächst in Berlegenheit setzten, da wir zweifelten, ans unserer Garderobe so viel Putz und Perlen zusammenfinden, wie die Engländerinnen bei solchen Gelegenheiten tragen (ich spreche mehr im Interesse meiner Frau). Doch entschlossen wir uns endlich zur ökonomischen Auskunft, erschien einem Spiritus aus den Kreisen, welche nicht viel Waht in ihren Kleiderschranke haben, plötzlich als Krone des Geschmacks in den gewöhnlichsten Zirkeln herrschend wiederkehrt. Nur die gedrehte, geschmacksarme, große vornehme Menge trägt künstliche Blumenausstellungen, Polamentier- und Juwelierläden auf Köpfen und Schultern, daß rothe Blondinen das schreienbste, wedige Scharlach- und Ziegelroth auf Burnus und Shawl, olivenfarbig reflectirende Brünetten mattes Blau, so daß man nichts Prachtvolleres und Geschmackloseres im Brein sehen kann, als in einem englischen Concertsaale oder in den Logen eines Westend-Theaters. Offenbar erregten wir mit unserm einfachen Anzug und unsern Gesichtern von blassem Teint entsprechenden Einfachheit nicht geringes Aufsehen unter den dichtgedrängten Perlen-, Blumen- und Juwelenköpfen der vornehmen Concertgesellschaft, und ich wette darauf, daß wir für schwindend hochgestellte Personen gehalten wurden. „Sieht Du," sagte ich zu meiner Frau, „hättest Du Dein sebenzigfächsisches Attentat auf meine Kasse ausgeführt und einen modigen, rothen englischen Concertmantel und einen entsprechenden Kopfbesatz gekauft, säßen wir hier tiefgedunken unter dem modeblassirten, vornehmen Pöbel. Jetzt sitzen Du hier mit Deinem natürlichen Haarschmuck, Deinem fetterfreien Halse, bekleidet durch Torgenetten und Opernglas wegen Deiner erhabenen Stellung im Leben, auf welche ich, wenn ich wollte, vom ersten besten Gentleman hier 100 Pfund Sterling geborgt bekäme." Wir lachten herzlich über diesen Einfall, der nicht nur wohlfeil, sondern mit einem direkten Profit verbunden war, welchen nur der Gatte und Familienvater als Krankenpfleger einer seit an die Bergängnlichkeit alles Irdischen erinnernden Kasse zu würdigen weiß. Als nun die Deutschen im Concerte, Herr und Madame Weiß, Madame Norderdorf, Herr Rabich von der weimarischen Kapelle und deutsche Compositionen, vorgetragen von Engländern und Engländerinnen, einen Triumph nach dem andern feierten, und sie oft wiederholt mußten, so sah ich zu meiner Frau: „Siehst Du, auch deutsche Kunst siegt hier, nicht blos Deine deutsche Einfachheit im bloßen Dastehen und Zuhören." Das Concert, um 8 Uhr beginnend und in ununterbrochener Hetzjagd von Orgel, doppeltem Fortepiano, Violine, Soli's, Duetts, Terzetts, Quartetts, Solonne u. s. w. bis nach Mitternacht um 1 Uhr sich zur Hölleneque für die erschöpften Nerven ausdehnend, war nur in dieser endosen Massenhaftigkeit acht Englisch, in seiner künstlerischen Schönheit aber sowohl der Leistungen als der Compositionen wesentlich Deutsch, triumphirend Deutsch. Ich will nicht von Herrn und Madame Weiß und Madame Norderdorf sprechen, sondern nur die hier zum ersten Male erschallende, Todte zur Auferstehung rufende, berühmte Virtuosen-Tenor-Posaune bei Herrn Rabich aus Weimar als ein Kunstereigniß bezeichnen, als welches es sich geltend machen wird, da sich wirklich Todte von ihr auferwecken ließen, und verschlossene Kunstthüren sich vor ihr öffneten. Wieder ein Deutscher, Herr Rabich hat sein Instrument seit 25 Jahren mit ununterbrochenem Eifer und mit zunehmender Liebe und Hingebung studirt und mit einem kräftigen, lebhaften, tiefen Gemüth (ohne welches kein Instrument zum wirklichen Kunstorgan wird) Töne und Melodien darin gefunden, die nur ihm gehorchen, und bald als Ton des Weltgerichts schmettern, bald in der zartesten, gehauchten, kaum hörbaren Weichheit noch tiefer in das Herz hineingreifen, als der Donner des jüngsten Gerichts, das sich dann wieder aus diesen Blechröhren hervorstürzt. Man erfährt aus sich fühlt hier erst wieder die Gewalt und Schönheit des wirklichen, beseelten Tons, der in der neuesten maskatischen Richtung durch allerhand Schnörkel und Künsteleien, durch einen „schollernden" und „nickenden" Klimperkasten in jedem Hause verschüttet und verwahrlost ward. Die Schönheit des Tons läßt sich nicht mit Worten sagen, eben so wenig wie die Schönheit der Helena im Homer, der deshalb ihre Wirkungen schildert. Wir machen's eben so. Das glänzende, dichtgedrängte Publikum beklatschte Alles von 8 Uhr Abends an bis 1 Uhr des Morgens, aber sie sprachen, husteten, schnupften, räuchten und rührten sich dazwischen. Sie wie Rabich seine Posaune angelegt hatte, entstand Todtenstille, so daß man den wie ein einsamer Veilchen verbuften Hauch eines Tones bis zu seinem letzten Verstummen bis in die fernsten Winkel des Saales verneh men konnte und kalte Gesichter warm wurden und ausdrucksvolle Gesichter zu sprechen anfingen. Diese Todtenstille hielt noch einige Secunden nach dem letzten Tone an, dann kam das Publikum erst zur Besinnung und stürmte auf und schrie und tausend Kehlen encore, encore! (was das englische da capo ist). Jenny Lind's Stimme ist bekannt. Rabich spielte einen siebzigen Componisten eins seiner Lieder, das Jenny Lind auch Jenny Lind gesungen hatte. Viel Jenny Lind hatte er sich bedankt, dem Rabich sief er mit den Augen voller Thränen um den Hals, so wie er ihm das Lied geblasen. Rabich hat hier wirklich Todte auferweckt und er wird auf sehr hohes Verlangen dasmit verfahren.

Zugleiche Billets riefen uns neulich in's Panoptikon, das wir früher schon einmal geschildert haben, sich aber seitdem durch deutsche Elemente sehr bereichert hat und sichlich von Deutschen vor einem Bankerotte gerettet wird. Für das prachtvoll ausgestattete photographische Departement fand es keinen geeigneten Photographen, so daß es eine allgemeine Preisbewerbung ausschrieb. Das Comité besam Legionen von Einsendungen von den photographirenden Legionen Englands, erkannte aber den Preis einem Deutschen in Frankfurt, Herrn Professor Fink zu, den es demnach beriet. Herr Fink hat das photographische Departement des Panoptikon bereits zur vollkommensten Anstalt in London erhoben, und einige neueste Erfindungen (z. B. durchsichtige Photographien, nach Art der Lithophanien als Dekorationen an Fensterschreiben sehr in Aufnahme) technisch so fein ausgebildet, daß Niemand mit ihm concurrieren kann. In der musikalischen Abtheilung giebt es viel schlechte Musikanten und Sänger, und nur einen guten Clavierspieler, einen Deutschen. Auch hat Concertet ist gut. Es besteht aus zwei Deutschen, einem Italiener und einem Engländer. Aber dabei blieb die Mißverwaltung der Panoptikon-Direktoren mit ihrem Nepotismus eben so groß, wie die im Staate überhaupt. Man kann auf Mittel, das Publikum wieder herauszulocken, und fand endlich in einer spanischen Quartett-Gesellschaft im Kostüm das siegreichste Zugmittel.

Die Billets luden uns ein, diese Spanier zu hören. Sie traten auf die Estrade des Theaters vor der großen Orgel in malerischer Nationaltracht, schwarzhärig, rothhawitz, mit breitkrempigen Hüten, die einige Scham mit den brennenden Farben in Mieder und Besatz des langen Rocks, die Herren rieſig, Einer goliathisch. Mit einem frendigen Schreck empfing das Publikum die ersten Töne. Gesang, bloßer, reiner Gesang, frisch, gewaltig, sprudelnd, neckisch, leidenschaftlich, jetzt als Fuge kämpfend, dann die Instrumente anschaffend, bekanntesten, südlichsten deutschen Volksmelodien versöhnt zusammenstießend. Wie kommen deutsche Volksmelodien in die Kehlen dieser spanischen Riesen? Wo kommen die Riesen in dem verkommenen Spanien her? Ich hätte sie eher für Spandaner als für Spanier gehalten. Ja, sagte mir ein Deutscher, der sie kannte, es sind eigentlich keine Spanier, sondern Basken. Wo da capo. Bravo, ihr frischen, kräftigen Basken! Bravo und encore und Basken! stürmte es aus allen Ecken und Winkeln des Hauses. Sie mußten da capo singen und sangen den ganzen Abend allein, sangen blos, und nur die große Orgel machte den Schluß. Das kalte, englische Publikum, das mit deutschen Geschichten und Stimmen gemischt, war Feuer und Flamme über

Digitized by Google

Basken, die sich hernach während der dissolving views in Civil unter das Publikum mischten. Ich betam den riesigen Basken in meiner Nähe statt in den Verdacht, daß er weniger ein Baske, als ein Berliner aber Bautzener sei. Ein zweiter baskischer Riese, der sich zu ihm stellte, erinnerte mich unwillkürlich an das staunfarbene Viertel in Berlin, und als sie gar zusammen Deutsch sprachen, fragte ich ihn ohne Weiteres, ob wir uns in diesem Leben nicht schon vor dem cothusser Thore in der Nähe der Hasenheide in Berlin begegnet wären. Freilich! Was half das Läugnen? Kurz, die beiläufigen baskischen Spanier erwiesen sich als echte Deutsche; bloß die Dame ist eine Französin, aber eine deutsche Französin aus dem Elsaß. Sie machen als Spanier mit ihren frischen, kräftigen Stimmen und den deutschen Volksmelodien beispiellos brillante Geschäfte im Panoptikon. Ich verdenke ihnen das spanische Nationalkostüm nicht, da die Deutschen keins haben, und selbst die Uniformen, woran man das höhere Deutschland erkennt, an jeder Ecrevisse sich in ein paar Tagen uniformirten Ständen nach allen Richtungen des Regenbogens und der Zuschneideschere verlieren.

Aus dem Panoptikon ist es mich weit nach den beiden größten deutschen Niederlagen hinwärts, W. Hutt am Williams und Norgate. Der letztere hat seine Diener und Arbeiter und Arbeitsstunden erweitern müssen, um die sich von Tage zu Tage steigernde Arbeit, das Bedürfniß der deutschen Literatur in England zu befriedigen, einigermaßen zu bewältigen. Doch können Arbeiter und Diener nicht so schnell eingeübt werden, als das Geschäft mit sich bringt, so daß man das ganze große Haus fortwährend in Aufregung übertriebener Arbeit findet. Williams und Norgate haben ihre beschränkte Räumlichkeit zu einem großen Hause mit einer weißen Buchhalle vergrößern müssen.

Von älteren, neuern und neuesten deutschen Vereinen in London kann ich gar nicht reden, da ich jeden Augenblick von andern und noch neuen hören. Im Westend, in der City, im Osteude, überall deutsche Bereine und Kneipen. Ich will im Mittelpunkte stehen bleiben, bei Kerb in Clifford's-Inn-Passage, Fleetstreet bei Temple bar, wo seit einigen Wochen sich jeden Sonnabend eine „deutsche Discussions-Gesellschaft" versammelt, bestehend aus Literaten, Kaufleuten, Mechanikern u. s. w. mit stets frischem Zuwachs, da Jeder, der hinkommt, sofort Mitglied ist und es bleibt, bis er wieder fortgeht. Diese Liberalität verdankt die Gesellschaft den englischen Discussions-Clubs. Deutsche Vereine, als solche, haben immer gern etwas Staatspolitzeiliches und machen die Mitgliedschaft von Paragraph 5o und 5o abhängig (die eigentliche Staatspolizei kann sie dieser Concurrenzmacherei wegen auch nicht leiden). Ich will dieses jüngste Produkt des gesteigerten deutschen Lebensgefühls in London noch nicht schildern, es ist eben noch zu jung. Aber auf eine charakteristische Erfahrung, die ich darin gemacht, muß ich aufmerksam machen. Es trat in den bisherigen Discussionen kein politischer Parteistandpunkt hervor. Demokraten, Aristokraten, Republikaner, Constitutionalisten, Monarchisten — Alles todt: nichts wie eine politische und eine volkswirthschaftliche Partei, Politiker und Naturalisten. Erstere machen das Heil der Welt noch von politischen und diplomatischen Künsten abhängig, letztere behaupten, daß diese Künste der Natur- und Kulturnotwendigkeit gegenüber immer bedeutungsloser werden und die Macht über den Gang der Weltgeschichte auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, im Waarenballen und an electrischen Drähten bereits verloren haben. Der Gegensatz zwischen den Politikern und Naturalisten ist ein sehr lebendiger und interessanter, und giebt mehr Bürgschaft für das Gedeihen der deutschen Discussionsgesellschaft, als wenn sich blos politische Parteien etwas über die beste Form der Freiheit, über die Pflicht der Friedens-Konferenzen oder eines europäischen Kongresses (falls er zu Stande käme) und dergleichen in die Haare stelen.

Auch von deutschen Zeitungen und Zeitschriften in London ist die Rede. Die großen deutschen Buchhändler gehen mit einem Plane zu einer deutschen Monatsschrift um. In andern Kreisen arbeitet man an einer wöchentlich erscheinenden deutschen Zeitung. Die beste Bürgschaft für eine deutsche Presse in London sind zwei wöchentlich erscheinende deutsche Blätter, welche im Ganzen so miserabel sind, daß sich deren Bestehen nur durch das dringende Bedürfniß, daß überhaupt etwas Deutsches geboten werde, erklären läßt.

Hier mag es bemerkenswerth erscheinen, daß sich auch in einem wohlfeilen englischen Zeitungs-Organe, dem täglich zwei Mal in einem großen Folio-Bogen erscheinenden „Morgen- und Abendstern" („Morning Star" und „Evening Star") ein deutsches Element geltend macht. Die Redaction des ausländischen Theils mit Original-Correspondenzen ist einem deutschen Literaten übergeben worden.

Von der steigenden Bedeutung des industriellen und mercantilen deutschen Elements in London ließe sich viel sagen. Vielleicht berichtet darüber eine kundigere Feder. Ich erwähne nur, daß mir neulich ein englischer City-Kaufmann selbst nachwies, daß die reichsten und bedeutendsten Kassleute im Mittelpunkte des Welthandels, der City von London, Deutsche seien und englische Firmen nur als Compagnien, nicht als einzelne Geschäftsleute, größer seien.

Politische Meinungen liheln sich und Andere mit der Vorstellung, daß Diplomaten in Paris den holden Frieden zwischen Osten und Westen wieder hergestellt hätten oder wenigstens dieses Kunststück noch fertig kriegen würden. Das ist politische Schwärmerei, an der kein wahres Wort ist. Der Friede zwischen Osten und Westen kann nur durch Deutschland hergestellt werden und wird fortwährend hergestellt durch den fortgehenden Einfluß der deutschen Kultur und Bevölkerung in England und Rußland. In beiden Ländern reicht sie bereits vom Throne durch alle Kulturphasen hindurch bis herab zum Schuster und Schneider. Deutschland verritt bereits derstalt in aller Welt den Zusammenhang der Kultur, die Gemeinschaftlichkeit der Völker-Interessen, und wird thatsächlich einmal den ewigen Frieden herstellen und verbürgen.

Blätter und Blüthen.

Gute Antwort. Als der Minister von Herzberg den Statistiker, damals hessischen Professor Dohm zu Kassel, in den preußischen Dienst ziehen wollte, und ihm die erste Audienz vor Friedrich dem Großen verschaffte, wurde er durch die durchdringenden Blicke aber durch unfallende Fragen des Monarchen aus der Fassung bringen zu lassen. Die erste, die dieser that, lautete so: „Sag' Er mir 'mal, wo fängt die Geschichte an?" Wie auf den Blitz der Donner, erfolgte die Antwort des besonnenen Gelehrten: „Da, wo die Fabel aufhört!" Er hatte bei Friedrich sein Glück begründet und trat als gehörner Finanzrath in nähere Berührung mit seinem Protector. Wie viel der König, der Staat und die Wissenschaft dadurch gewann, lehrte die Folge.

Der unschuldige Dieb. Wegen Börsendiebstahls angeklagt stand neulich ein unschuldiger Junge vor dem Magistratsgericht zu London. Sein Vertheidiger rettete ihn durch Nachweis, daß der Kläger nicht darauf schwören konnte, er habe die Börse auch wirklich eingesteckt, als er sein Haus verließ. „Ich selbst," so schloß er seine Vertheidigung, „dachte, als ich heute früh mein Haus in Russel-Square Nr. So und So verließ, meine Uhr eingesteckt zu haben; doch besann ich mich nachher und weiß gewiß, daß ich sie in meinem Schlafzimmer auf der rechten Seite habe hängen lassen." Jetzt entstand Unordnung und Lärm unter den Zuhörern und der Richter rief „Ordnung." Eine Viertelstunde nach diesen Worten saß eine Dirne im vollen Carrière vor dem Hause des Vertheidigers in Russel-Square vor. Ein junger Herr sprang heraus, klopfte wüthend, und verlangte im Namen des Herrn nach die goldene Uhr von der rechten Seite seines Schlafzimmers. Das Dienstmädchen gehorchte eiligst, und der junge Herr ging eiligst mit der Uhr davon. Er begegnete noch einer zweiten Droschke, aus welcher ebenfalls ein junger Herr sprang, eiligst an denselben Hause klopfte und dieselbe Uhr forderte. „Ist schon geschickt worden," sagte das Dienstmädchen verwundert, bis eine dritte Droschke vorfuhr, aus welcher der freigepvrochene Dieb sprang und dieselbe Uhr forderte. Jetzt ging dem Mädchen ein Licht auf; sie schrie: „Halter den Dieb!" Er wurde gehalten, war aber wieder unschuldig, da ihm, wie er hernach erfuhr, zwei seiner glücklichern Collegen, die bei allen öffentlichen Verhandlungen wegen Diebstahls eifrige Zuhörer bilden, zuvor gekommen seien, obgleich er dem Droschkenfahrer doppeltes Fahrgeld versprochen habe.

Im Verlage von Ernst Keil in Leipzig erscheint seit Anfang vorigen Jahres:

Illustrirte Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben

unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe

von Dr. William Löhe.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit vielen Illustrationen. — Preis vierteljährlich ⅓ Thaler.

Die Landwirthschaftliche Dorfzeitung erscheint jede Woche in einem ganzen Bogen größten Octav auf feinstem Velinpapier mit vielen Abbildungen. Sie enthält größtentheils Originalmittheilungen über alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, der landwirthschaftlichen Gewerbe und Naturwissenschaften, Auszüge belehrend-unterhaltenden Inhalts; Recensionen neu erschienener landwirthschaftlicher Schriften, eine sorgfältige Anzahl land- und hauswirthschaftlicher Neuigkeiten, ein sehr mannigfaltiges und interessantes Feuilleton und die Productenpreise. Die Landwirthschaftliche Dorfzeitung ist bei ihrer großen Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, bei ihrer glänzenden äußern Ausstattung und ihren zahlreichen Abbildungen die wohlfeilste landwirthschaftliche Zeitschrift, die sich selbst der weniger bemittelte Landwirth halten kann. Auch für Frauen bietet die landwirthschaftliche Dorfzeitung größtes Interesse.

Zur Beachtung!

Wiederholt ersuchen wir die Herren Mitarbeiter der Gartenlaube, alle Beiträge direkt an den Verleger, Hrn. Ernst Keil in Leipzig, einzusenden.

Die Redaktion der Gartenlaube.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 18. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Ein Familiengeheimniß.

Novelle von August Schrader.

(Schluß.)

Der Banquier verließ den Laden des Juweliers und eilte nach Hause. In seinem Kabinette suchte er sich zu sammeln. Es war ihm unmöglich, einen leitenden Faden in der verwickelten Sache zu gewinnen. Sophie Saller, Miß Belling, der Kapitain, Edmund Kolbert, der Mann im Schlafrocke, Henriette und der Advokat — alle bewegten sich wie gespenstige Erscheinungen wirr durcheinander vor seinen Blicken.

„Aber warum, warum das Alles?" fragte er sich. „Was für einen Zweck verfolgen alle diese Personen? Und Henriette, die mich liebt, was könnte sie veranlassen, ein solches Spiel mit mir zu treiben, das meine Ruhe und ihr Glück untergräbt? O, es ist klar, hier liegt ein Geheimniß zum Grunde, das ich mit großer Vorsicht kennen zu lernen suchen muß. Mein Gott," flüsterte er vor sich hin, und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — „wenn dieses Geheimniß mit der ersten Verleumdung im Zusammenhange stände, wenn der Kaufmann Eberhardi — —"

Er legte beide Hände vor das Gesicht, als ob er fürchtete, in einen Abgrund zu blicken. Sein streng rechtlicher Charakter sträubte sich, ohne Beweise zu verurtheilen — Henrietten zu verurtheilen, der er sein Glück als Geschäftsmann und als Gatte verdankte. Das Vertrauen auf die Tugend seiner Frau gab ihm den Muth und die Stärke, ruhig und vorsichtig zu forschen. Aber wo sollte er beginnen? Er beschloß, dem Zufalle zu vertrauen, und der Zufall ließ nicht lange auf sich warten.

Drei Tage lang ging Alles gut. Der vierte Tag war regnerisch und düster, es lag ein so dichter Nebel in den Straßen der Stadt, daß man nicht fünf Schritte weit sehen konnte. In den Kaufläden brannten um Mittag die Gasflammen, und auch die Börse war erleuchtet, als Soltau sie um ein Uhr betrat. Den Banquier schüttelte ein leichter Fieberfrost; er machte die nothwendigsten Geschäfte ab, bat Philipps, etwa eingehende Aufträge anzunehmen, und trat gegen drei Uhr schon den Rückweg nach Hause an. Das Spiel des Zufalls ist oft so wunderbar, daß man es für die Erfindung eines Romandichters halten möchte, wenn man es erzählt. Der Verfasser kann jetzt leicht in den Verdacht kommen, einen solchen Zufall erfunden zu haben, weil er ihn zur weitern Entwicklung seiner Novelle gebraucht; der Leser kann sich aber versichert halten, daß dieser Zufall eine von den Thatsachen ist, die seinem kleinen Werke zum Grunde liegen.

Bei dem schlechten Wetter, und da er sich nicht wohl fühlte, beschloß Soltau einen Fiaker zu benutzen, der langsam an ihm vorüberfuhr. Er hielt ihn an.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

Franz bezeichnete Straße und Haus, und stieg ein. Indem er sich in die eine Ecke des Wagens warf, berührte seine Hand ein Papier, das auf dem Sitze lag. Er fühlte, daß es ein Brief war. Mechanisch behielt er das Papier so lange in der Hand, bis er vor seinem Hause ausstieg.

„Wer hat vor mir den Wagen benutzt?" fragte er den Kutscher, der ihm den Schlag öffnete.

„Eine junge Dame, Herr; sie ist ebenfalls hier ausgestiegen und in dieses Haus gegangen."

Soltau zeigte auf die Thür.

„In dieses Haus?" fragte er.

„Ja, Herr, in das Haus des Banquiers. Vor kaum einer Viertelstunde ist sie hier ausgestiegen. Ich wollte nach dem Stationsplatze an der Börse fahren, als Sie mich anhielten."

Franz hatte in der Zeit einen Thaler aus seiner Börse genommen.

„Wo ist sie eingestiegen?"

„Am Steinthore; wahrscheinlich hatte sie den Omnibus verlassen."

„Nimm diesen Thaler für Deine Nachricht!"

„Danke, Herr!"

Der Banquier hielt keinen Thürsteher, sonst hätte er sogleich erfahren können, wer die angekommene Dame sei. Er ging durch das Comptoir in sein Kabinet, wie er stets nach der Rückkehr von der Börse pflegte. Hier betrachtete er den Brief, den ohne Zweifel die Dame in dem Wagen verloren hatte. Er war versiegelt, aber ohne Adresse. Rasch erbrach Franz das Siegel und entfaltete das Papier: die Schriftzüge Edmund Kolbert's standen vor seinen Augen. Begierig las er folgende Zeilen:

P. P.

„Von einem unerklärlichen Zufalle begünstigt, ist der Advokat unserm Handel mit der Lebenspolice auf die Spur gekommen. Ich habe Dir versprochen, mein lieber Engel, Deinen Mann vor jeder Unannehmlichkeit zu schützen, und es wird geschehen. Du kennst meine zärtliche Liebe für Dich, Du weißt, daß ich für Dich den Tod nicht scheue, daß Dein Glück die Aufgabe meines Lebens ist. Du batest mich, ich möge Dich diesen Abend von dem verabredeten Rendezvous entbinden — es ist mir leider unmöglich. In Deinem und meinem Interesse mußt Du Dich einfinden, und solltest Du den kühnsten Vorwand zu Deiner Entfernung ersinnen. Aber damit es Dir nicht gar zu schwer fällt, habe ich dafür gesorgt,

daß Dein Mann von Philipps eine Einladung für diesen Abend erhält, der er nicht ausweichen kann. Du wirst von sechs bis neun Uhr völlig frei sein. Wähle denselben Anzug, den Du in der Poststraße getragen, und finde Dich Punkt halb acht Uhr bei dem Thurme der Kirche von Sanct Georg ein. Es wacht über Dich Dein

E. K."

Wie vernichtet sank der Banquier auf seinen Sessel. Der Brief trug weder Adresse noch Ueberschrift — aber aus Allem ging hervor, daß er an Henrietten gerichtet war. Demnach hatte der Advokat sie wirklich in der Poststraße gesehen, demnach war ihr Ring in seiner Hand geblieben, und der falsche bei dem Juwelier bestellt, um den echten zu ersetzen. Zu dem Schmerze über diese Treulosigkeit kam der furchtbare Gedanke: der Verleumdung, die der Kaufmann emsig ausgesprochen, liegt etwas Wahres zum Grunde. Und Edmund Kolbert ist der hohe Protektor. Wer aber ist Kolbert? Wer aber ist der Kapitain Belling?

„Ich kann es diesen Abend erfahren!" murmelte er mit einer gräflichen Bitterkeit vor sich hin. „Wohlan, so will ich die Rolle spielen, die man mir zugedacht hat — Philipps mag seine Einladung senden, ich nehme sie an!"

Während der Banquier in seinem Kabinette auf und abging, fand draußen eine andere Scene statt. Ludwig Lambert kam von einem Geschäftsgange zurück. In dem Augenblicke, als er die hell beleuchtete Hausflur betrat, geleitete Madame Seltau eine junge, elegant gekleidete Dame die Treppe herab. Auf der Mitte der Treppe grüßten Beide sehr artig, und trennten sich. Die junge Dame rauschte die Stufen herab, und trat dem Commis entgegen.

„Sophie!" flüsterte Ludwig überrascht.

Die junge Dame sah ihn verwundert an. In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem nahen Nicolaithurme drei.

„Mein Gott, sollte ich mich täuschen?" stammelte der verwirrte Commis.

„Wen glauben Sie in mir zu sehen?" fragte sie freundlich.

„Sophie Saller!"

„Sie irren, mein Herr. Eine zufällige Aehnlichkeit täuscht Sie."

„Nein, das ist nicht möglich!"

„Ich wiederhole es, mein Herr."

„Sie müssen —"

Die Dame zog ihren schwarzen Schleier über das Gesicht, verneigte sich flüchtig und schwebte, leicht wie ein Sylph, der Thür zu, die Lambert eilen gelassen hatte. Ein Fiaker kutschte herbei, und hielt dicht vor der Thür. Lambert eilte der Dame nach, um sie noch einmal anzureden — als er aber auf der Schwelle der Thür ankam, ward der Schlag von innen geöffnet, und zwei Männerarme, deren Hände mit schneeweißen Handschuhen bekleidet waren, empfingen die einsteigende Schöne. Das rasche Wiederzuschlagen der Wagenthür gab dem Kutscher das Signal, er hieb auf sein Pferd, und der Fiaker verschwand in der finstern Straße.

Der verlobte Commis stand einen Augenblick bestürzt da, dann schloß er die Thür, und flüsterte vor sich hin:

„Nein, sie war es nicht; Sophie trägt keinen Sammethut mit Straußfedern und keinen mit Pelz gefütterten Atlasmantel. Auch ist sie mir zu gut, als daß sie mich verleugnen sollte. Sahe ich doch, seit ich sie kenne, in jedem jungen Mädchen meine Sophie, und da diese Dame ihr ähnlicher sieht, als jede andere, ist es natürlich, daß ich mich täuschte. Und was hätte Sophie bei Madame Seltau zu thun? Nein, sie war es nicht; die mit weißen Handschuhen bekleideten Hände sollen mich nicht erschrecken! Diesen Abend werde ich ihr das festsame Zusammentreffen erzählen."

Ludwig liebte zum ersten Male, und da er selbst seiner Täuschung fähig war, glaubte er fest an die Redlichkeit seiner Geliebten. Seltau würde ihm gesagt haben: armer Mann, Sie kennen die Frauen nicht!

Mit dem gewöhnlichen Eifer gab sich der Commis seiner Arbeit hin, bis die Stunde der Freiheit schlug. Der Banquier ging um vier Uhr zu Tische. Kein Blick, keine Miene verrieth, was in seinem Innern vorging; er nahm immer noch Antheil, den Stab über seine Gattin zu brechen, die mit einer himmlischen Anmuth den Gatten bei Tische bediente. Sie war ganz Zärtlichkeit, ganz Liebe. Die beiden Gatten hatten den Tisch noch nicht verlassen, als die Kammerfrau einen Brief brachte. Er enthielt die erwartete und gefürchtete Einladung Philipps'. Der Agent schrieb, daß er unwohl sei, und den Freund dringend bitte, ihn um sechs Uhr behufs Besprechung einer wichtigen Geschäftsangelegenheit, die sich bis auf den folgenten Tag ohne Nachtheil nicht verschieben lasse, zu besuchen. Er reichte den Brief seiner Frau.

„Philipps war diesen Mittag nicht auf der Börse," fügte er hinzu.

Seine stechenden Blicke ruhten auf Henrietten, während sie las. Ihr schönes Gesicht veränderte sich nicht, sie blieb unbefangen wie zuvor. „Sollte sie um die Sache nicht wissen, da sie den Brief nicht empfangen hat?" fragte er sich. Daß sie selbst das Papier in dem Wagen verloren habe, ließ sich nicht annehmen, es mußte demnach eine zweite Dame die Ueberbringerin gewesen sein. Gern hätte er gefragt, ob Henriette Besuch gehabt habe; aber er schwieg, um keinen Verdacht zu erwecken.

„Willst Du der Einladung folgen?" fragte sie, indem sie das Papier auf den Tisch legte.

„Ich muß wohl. Philipps ist krank und das Geschäft läßt sich nicht aufschieben."

„Nimm unsern Wagen bei dem schlechten Wetter, Franz."

„Ja, mein Kind, ich werde den Wagen nehmen."

„Und wann soll ich ihn senden, daß er Dich zurückholt?"

„Um zehn Uhr! Nun ist sie ganz sicher," dachte er. „Es unterliegt keinem Zweifel: die Beiin hat ihren Auftrag mündlich ausgerichtet."

Gleich nach sechs Uhr war sich Franz in den Wagen, nachdem er unter einer furchtbaren Herzensbeklemmung seine Frau geküßt hatte. Ihm war, als ob er ihre schönen Lippen zum letzten Male berührt, als ob er von einer Verlorenen Abschied genommen hätte. Nur einem Charakter, wie ihn der Banquier besaß, konnte es gelingen, unter so schwierigen Umständen scheinbar die Fassung zu bewahren. Als er allein in der Ecke des Wagens saß, flossen seine Thränen. Doch bald erlangte die Energie seines Willens die Herrschaft wieder, und als der Wagen vor Philipps' Wohnung hielt, tag der Ernst des Geschäftsmannes auf seinem Gesichte. Der Agent, der wirklich von einem starken Catarrh heimgesucht war, empfing den Freund mit der gewohnten Herzlichkeit. Es lag dem Banquier daran, zu erfahren, ob Philipps ein willenloses Werkzeug Kolbert's sei, oder ob auch der Jugendfreund eine Rolle in dem großen Drama spiele, dessen Katastrophe er diesen Abend herbeizuführen gedachte. Der Agent schlug ihm wirklich ein Actiengeschäft vor, das, wenn es am nächsten Tage auf der Börse eingeleitet wurde, einen großen und sichern Gewinn versprach. Dieser Vorschlag gründete sich auf Nachmittags eingegangene Depeschen und auf das Sinken gewisser Papiere an der Börse, er war mit einem Worte durch rasch eingetretene Verhältnisse entstanden, daß Franz nicht glauben konnte, der Agent habe darin einen Vorwand gesucht und gefunden. Aber hatte Philipps auf dem Balle nicht gesagt, daß er über den Kapitain Näheres erfahren wolle? Hatte ihn Miß Belling durch ihre Schönheit nicht bezaubert? Und hatte er bis jetzt nicht vermieden, des Gegenstandes auch nur mit einem Worte zu erwähnen? Diese Betrachtungen hielten den Argwohn des Banquiers wach, und er beschloß auch bei dem Jugendfreunde, den man ohne Zweifel durch die reizende Miß Belling zu Allem gefügig gemacht, auf seiner Hut zu sein. Man besprach noch eine Stunde das Geschäft, und Franz, der den Gewinn nicht in Abrede stellen konnte, ging darauf ein, obgleich ihm die Börsenangelegenheiten selbst gleichgültig waren. Was lag ihm daran, große Summen zu gewinnen, da er seinen höchsten Schatz, seine Gattin, verlieren sollte?

Franz sah, daß man Vorbereitungen zum Abendessen traf. „Ich muß Dich verlassen, Philipps," sagte er, „so gern ich den Abend bei Dir zugebracht hätte. Ehe ich Deine Einladung erhielt, hatte ich dem Theaterdirektor, der, wie Du weißt, seine Gelder bei mir deponirt, versprochen, ihn gegen acht Uhr auf der Bühne aufzusuchen. Wir sehen uns morgen an der Börse."

Philipps gab sich keine Mühe, den Freund zurückzuhalten, denn er wußte, daß der Banquier sein gegebenes Wort hielt. Er ließ durch den Diener einen Fiaker zur Fahrt nach dem Theater bestellen. Die Freunde trennten sich. In der nächsten Straße befahl Franz dem Kutscher, anzuhalten. Er öffnete das Fenster nach dem Bette zu, und gab dem Roßlenker einen Thaler.

„Ich habe meinen Plan geändert," sagte er. „Fahre mich nach der Vorstadt Sanct Georg, mein Freund. Wenn ich klopfe, hältst Du an."

Der Fiaker schlug den Weg nach der Vorstadt ein. Bei dem ersten Hause derselben klopfte der Kutscher klopfen. Der Wagen hielt und der Banquier stieg aus.

„Soll ich warten, Herr?"
„Nein!"
Der Fiaker lenkte um, und fuhr nach der Stadt zurück.

VIII.

Das Rendezvous.

Der Abend war so finster, daß man die Vorübergehenden nicht sah, sondern nur ihre Schritte hörte. Die Alleen, die sich in verschiedenen Richtungen nach der Vorstadt hinziehen, waren still; die Flammen der spärlich angebrachten Gaslaternen verbreiteten in der nebelschweren Luft nur einen kleinen Lichtkreis. Franz tastete zwar die Gegend, aber bei der dichten Finsterniß wußte er nicht, wo die Kirche lag. Da erklangen plötzlich zwei Schläge durch die stille Luft: die Glocke von Sanct Georg schlug halb acht. Der arme Banquier bebte zusammen, als ob der schwere Hammer der Uhr seine Brust getroffen hätte. Schaudernd hüllte er sich in den kurzen Pelzmantel und schlug die Richtung ein, die ihm die Uhr bezeichnet hatte. Nach fünf Minuten stand er an dem Portale der Kirche.

Ort und Zeit paßten vortrefflich zu einem Stelldichein, das kein Ohr belauschen durfte. Die nächste Umgebung des stillen Gotteshauses war wie ausgestorben, selbst das Geräusch der Stadt konnte man nicht mehr vernehmen. Eine Frau mußte gewaltige Beweggründe haben, um sich hierher zu begeben, und Franz fragte sich unwillkürlich, warum man diesen unheimlichen und unbequemen Ort gewählt habe. Ihm blieb nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn eine Gestalt huschte an ihm vorüber und verschwand wie ein Gespenst hinter dem nächsten Strebepfeiler der Kirche. Franz drückte sich fest an den Baum, der ihm zur Seite stand.

Zwei Personen befanden sich also auf dem Platze. Sollte Henriette die dritte sein?

Fünf Minuten der gräßlichsten Qual verflossen dem Harrenden, da ließ sich hinter ihm das leise Geräusch von Schritten vernehmen. Die Person, die sie verursachte, war nicht zu erkennen, aber Franz, dessen Kopf wie im Fieber brannte, hielt sie für die leichten Schritte einer Frau. Er hatte sich getäuscht: gleich darauf erschien die Gestalt eines Mannes, die vor dem Portale auf und abzugehen begann. Wer war nun die erste Person gewesen? Der Banquier wartete mit angehaltenem Athem auf die Entwickelung der Dinge.

„Großer Gott," dachte er, „ist es so weit gekommen, daß ich bei Nacht und Nebel die Vorstadt besuchen muß, um meine Frau auf dem Verbrechen der Treulosigkeit zu ertappen?"

Unwillkürlich entquoll seiner Brust ein lauter Seufzer. Er erschrak — er hatte seine Anwesenheit verrathen, denn der Mann blieb stehen. Nach zwei Secunden schritt er auf den Baum zu — Soltau, der seiner Sinne kaum noch mächtig war, trat ihm entgegen; er hatte die Vorsicht vergessen, die er beobachten wollte.

„Es ist eine unangenehme Ueberraschung, wenn man statt der Frau den Mann findet!" sagte der Banquier mit bebender Stimme. „Und nicht wahr, mein Herr, Sie suchen eine Frau?"

Der Mann schlug schweigend seinen Mantel um die Schultern, und wollte sich entfernen.

„O, mein Freund, so entkommst man mir nicht; ich will wissen, wer die zweite Person bei diesem Rendezvous ist!"

Der Unbekannte bemühte sich, sein Gesicht zu verbergen; Franz aber riß ihm den Mantel ab, packte mit Riesenkraft seine beiden Schultern, und sah ihm in das Gesicht. Die vor Schrecken entstellten Züge des Advokaten Eberhardi griff'en ihn an.

„Herr Soltau," stammelte er, „vergessen Sie Ihren und meinen Stand nicht!"

„Der Advokat!" murmelte Franz betroffen, indem er ihn sahren ließ. „Gehen Sie, ich weiß genug!"

Eberhardi nahm ruhig seinen Mantel vom Boden auf, und warf ihn um die Schultern.

„Mein Herr," sagte er, „mir scheint, Madame Soltau hat Sie abgeschickt, um das zu erfahren, was ich ihr selbst mitzutheilen versprochen habe. Der Gatte hat das Recht, die Geheimnisse seiner Frau zu kennen!" fügte er höhnend hinzu. „Die schöne Henriette hat eine große Unvorsichtigkeit begangen, wenn sie indiskret gewesen ist; aber ich beklage sie, wenn man sie ertappt hat."

„Denken Sie besser von meiner Frau, Herr Advokat — sie hat mir ihre Verfolgungen mitgetheilt!" flüsterte Franz, der immer noch die Ehre seiner Gattin nicht völlig preisgeben wollte.

„Teste besser!" lachte höhnend Eberhardi. „Also hat man mich vorsätzlich betrogen. Diese Perfidie will ich mit der größten Offenherzigkeit bezahlen. Herr Soltau, Sie haben mit Hülfe Ihres Vermögens meinen Bruder ruinirt — ich rächte Sie mit meiner Wissenschaft zu Grunde. Mein Bruder hat in einer Gesellschaft die Behauptung ausgesprochen, Ihre Frau erfreue sich der geheimen Protection eines mächtigen Mannes — wohlan, ich bin im Stande, Ihnen juristische Beweise zu liefern."

„Mein Herr, mein Herr!" stammelte Franz, den die Wendung der Dinge fast zu Boden warf.

„Hätte die schöne, bewunderte Henriette gewußt, daß ich ihr sagen wollte: Madame Soltau, mir ist jetzt die Quelle bekannt, aus der die Kapitalien Ihres Mannes geflossen, sie würde sicher keinen Stellvertreter geschickt haben."

„Aus welchem Grunde luden Sie meine Frau zu dieser Unterredung ein?"

„Ich habe mir vorgenommen, offen zu sein, und ich werde es sein. Seit der Geschichte mit dem Ringe habe ich die reizende Madame Soltau näher kennen gelernt, die, als sie vor ihrer Verheirathung noch bei ihrer Tante war, meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Um diese Zeit führte und gewann ich für die Tante einen Prozeß. Es handelte sich um sünfmalhunderttausend Mark, um die Summe, mit der Sie Ihr Geschäft gründeten. Der Prozeß war gegen die dänische Regierung gerichtet, die mit dem Vermögen eines flüchtigen Verbrechers auch das Vermögen der Henriette's confiscirt hatte. Wenn ich sagte, ich gewann den Prozeß, so ist das nicht ganz richtig, Herr Soltau, denn der raffinirteste Jurist würde das nicht ausgerichtet haben, was eine Reise Henriette's und der Tante nach Kopenhagen anrichtete. Das Geld wurde zurückgegeben, ohne daß man den Prozeß beendete."

„In welcher Beziehung stand der Verbrecher zu Henriette?"

„Er war —"

Der Advokat konnte nicht fortfahren, denn in diesem Augenblicke erfaßte ihn eine Hand so kräftig beim Halse, daß ihm die Worte in der Kehle stecken blieben. Die Gestalt eines, in einen Pelz gehüllten Mannes stand vor dem bestürzten Banquier. Der würdige Rechtsanwalt krümmte sich wie ein Wurm an der Eisenfaust dieses Mannes, der sich ruhig, als ob ihn durchaus Nichts behinderte, zu Soltau wandte.

„Mein Herr," sagte er, „das, was Sie hier erleben, ist eine Fortsetzung der Jusamie, die der Rechtsanwalt — ich will dieses Prädicat noch einmal schänden, indem ich es diesem ausgefeimten Schurken beilege — die der Rechtsanwalt mit dem Diamantringe begonnen hat. Ihre Gattin und Ihre Schwiegermutter sind nie in Kopenhagen gewesen. Der Prozeß um Henriette's Vermögen so rasch gewonnen wurde, ist einzig und allein nur mein Werk. Dieser Bursche — er schüttelte den Advokaten, daß er laut röchelte — dieser Bursche würde ihn im Leben nicht gewonnen haben. Ihre Gattin, Herr Soltau, ist rein wie der Schnee, der in diesem Augenblicke vom Himmel fällt."

„Aber mein Herr, was für ein Interesse leitet Sie, daß Sie sich zum Protector meiner Frau aufwerfen?" sagte mit fester Stimme der Banquier, der um jeden Preis Aufklärung erlangen wollte.

„Das Interesse für Sie, Herr Soltau."

„Für mich? Für mich?"

Der Fremde streckte die rechte Hand, welche den Advokaten hielt, so weit als möglich aus, augenscheinlich bedhalb, daß der Gebuelte die Worte nicht verstehen sollte, die er dem Banquier zuflüsterte:

„Sie haben die Lebenspolice Edmund Kolbert's gekauft — Edmund Kolbert ist ein rechtlicher Mann, er duldet nicht, daß Sie für diese Gefälligkeit Undank ernten. Gehen Sie nach Hause, mein Herr, kränken Sie Ihre Gattin nicht durch ungerechten Verdacht, und fürchten Sie diesen Advokaten nicht mehr, der von jetzt an schweigen und zittern wird. Nehmen Sie den Ring zurück, damit er nicht zum zweiten Male gemißbraucht werde. Ich forderte ihn von Ihnen — jetzt bedarf ich seiner nicht mehr, da ich den Advokaten in der Hand halte."

„Mein Herr, wir müssen uns näher kennen lernen — ich muß mit Ihnen sprechen!" rief Franz.

„Fordern Sie das nicht, Herr Soltau!" antwortete schmerzlich die bebende Stimme Kolbert's. „Sie untergraben den Grund,

auf dem Ihr Glück ruht. Die Zeit wird kommen, wo Sie Aufklärung erhalten."

„Und wer giebt sie mir?"

„Sophie Saller! Ich sage nicht auf Wiedersehen, denn ich muß für Sie wie für die Welt todt bleiben."

Kolbert verschwand hinter der Kirche, indem er den Advokaten mit sich fortschleppte. Wie träumend hatte Franz einige Augenblicke an seinem Platze gestanden, dann eilte er dem Fremden nach. Die Finsterniß war so dicht, daß er Nichts unterscheiden konnte. Er blieb stehen, um sich zu orientiren: da hörte er in der Entfernung Schritte, die sich rasch entfernten. Das Geräusch dieser Schritte wurde von zwei Personen verursacht. Er verfolgte die Richtung, aus der das Geräusch kam — bald stand er an dem Ufer des breiten Alsterbassins. In dem Augenblicke, als er ankam, stieß ein Kahn ab, er hörte es an dem Rauschen der Ruder und dem Geklirr der Kette. Dann sah er, als er seine Sehkraft anstrengte, einen dunkeln Gegenstand auf der Wasserfläche verschwinden. Nach einer Minute war die Gegend wie ausgestorben. Franz suchte und fand den Rückweg. Als er von Schnee und Regen durchnäßt sein Zimmer betrat, schlug es zehn Uhr. Ein Fieberfrost schüttelte ihn; aber er erhielt sich aufrecht, um noch eine Stunde bei seiner Frau zuzubringen, deren Ruhe er nicht stören wollte.

IX.

Die Lösung.

Am funfzehnten December mußte Sophie Saller erscheinen, um ihre Rente in Empfang zu nehmen. Es war dies also der Tag, der Franz Aufklärung bringen, der ihn von der furchtbaren Herzenslast befreien sollte. Der Entschluß stand in ihm fest, bis zu diesem Termine in Geduld auszuharren, dann aber mit kräftiger Hand den Schleier zu zerreißen, der so geheimnißvoll über seiner Gattin lag. Der Banquier hatte Mitleid mit Henrietten, denn er sah, wie auch sie kämpfte, er sah, mit welcher Ueberwindung sie die Ruhe und Freundlichkeit erkünstelte, die sie ihm zeigte. „Warum darf ich nicht wissen, was Dich bedrückt?" hatte er sie einmal gefragt. „Bin ich nicht Dein Gatte, der Alles mit Dir zu tragen bereit ist?" — „Franz," hatte sie ihm geantwortet, „fordere nicht, daß ich über fremdes Eigenthum verfüge, und das Geheimniß, nach dem Du fragst, ist nicht mein Eigenthum. Ich gäbe Viel, Alles darum, wäre es mir vergönnt, den Zustand Deiner Unruhe und Besorgniß um einen Tag, selbst um eine Stunde zu verkürzen. Habe Geduld, und vertraue Deiner Gattin, die für Dich lebt und stirbt."

„Ich werde Geduld haben," murmelte Franz — „bis zum funfzehnten December!"

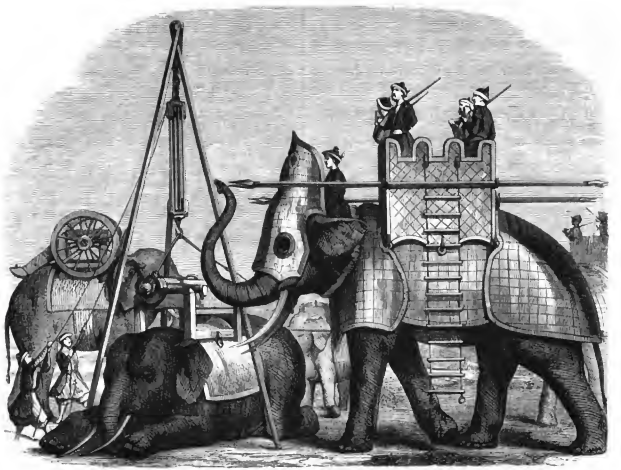
Er begrub sich in seine Geschäfte, um den Geist von der verhängnißvollen Angelegenheit abzulenken, und mied es, Nachforschungen anzustellen. Aber wie die geheimnißvolle Hand das Dunkel um ihn gewoben, so schien dieselbe Hand es ohne seine Mitwirkung lichten zu wollen. Vierzehn Tage nach dem Rendezvous bei der Kirche verbreitete sich das Gerücht, der Advokat Eberhardi sei in seiner Wohnung erhängt gefunden, und es unterliege keinem Zweifel, daß er selbst Hand an sich gelegt, da er auf dem Tische die letzte Bestimmung über sein Vermögen hinterlassen habe. Den Grund, der ihn zu dem Selbstmorde getrieben, konnte man nicht.

„Sollte man einen Zeugen aus der Welt geschafft haben?" fragte sich Franz mißtrauisch. „Welche furchtbare Gewalt schwebt über mir und meiner — vielleicht schuldigen Frau!" fügte er schaudernd hinzu. „Und das Alles eines Vermögens wegen, das mich unglücklich macht! O, wie gern wäre ich der einfache, geplagte Commis geblieben, hätte ich mir meine Henriette bewahren können!"

Am folgenden Tage erhielt er durch die Stadtpost ein Zeitungsblatt unter Kreuzcouvert. Es war die neueste Nummer des hamburger Correspondenten. Als er das Blatt öffnete, fand er einen Artikel mit Rothstift angestrichen, und aus den eingeklammerten Zeilen trat ihm der großgedruckte Name „Edmund Kolbert" entgegen. Begierig las er folgenden, von London datirten Artikel:

„In diesen Tagen hat die Kings-Bench einen zugleich wichtigen und merkwürdigen Prozeß beendet, der seit beinahe zwanzig Jahren obschwebte. Im Jahre 1831 ward der sehr ehrenwerthe Lord Brougham durch Gift ermordet. Der Verdacht dieser schändlichen That fiel auf einen jungen Marine-Offizier, der mit der einzigen Tochter des edlen Lords, Jenny, heimlich ein zärtliches Verhältniß unterhielt. Lord Brougham, ein strenger Mann, billigte dieses Verhältniß nicht, und sandte die Tochter zu seinem Bruder, der in Deutschland ein Consulat verwaltete. Edmund Dudley, der Liebhaber, gerieth in Verzweiflung, drang in das Landhaus des Lords, und verlangte den Aufenthalt des Mädchens zu wissen, mit dem er, wie er sagte, vor Gott verlobt sei. Der Vater ließ den Verwegenen durch seine Diener zur Thür hinauswerfen. Einige Tage nach diesem Vorfalle verschied der Lord, und die Aerzte constatirten eine Vergiftung, die dadurch verübt, daß man Arsenik in die Karaffe geworfen, aus der der Lord das Wasser trank. Nach der angestellten Untersuchung konnte kein anderer der Giftmischer gewesen sein, als der verzweifelnde Liebhaber, der die Geliebte von der Tyrannei des Vaters befreien, ihr aber auch zugleich das große Vermögen erhalten wollte, da sie die einzige Tochter war. Edmund Dudley ward in dem Augenblicke ergriffen, als er sich nach Deutschland einschiffen wollte. Man brachte ihn in das Criminalgefängniß, und machte ihm den Prozeß. Nach einem Jahre verschwand der Angeklagte, gegen den keine Beweise aufzubringen waren, auf eine unerklärliche Weise aus dem Gefängnisse. Alle Bemühungen, ihn aufzufinden, blieben vergeblich, und das Untersuchungsverfahren mußte ruhen. Da auch die junge Lady aus dem Hause ihres Onkels verschwunden war, hatte man allen Grund zu der Annahme, daß die beiden Liebenden zusammen die Flucht ergriffen hätten. Das große Vermögen des Lords ward von dem Staate verwaltet. Die Aufforderungen an die Erbin blieben erfolglos. Im Jahre 1847 starb der Consul Brougham, der Bruder des Vergifteten, in Kopenhagen, wohin er sich aus Deutschland zurückgezogen hatte. Sein Vermögen, das aus fünfmalhunderttausend Mark bestand, hatte er der Tochter eines gewissen Edmund Kolbert vermacht, der ihm in Berlin bei einer Feuersbrunst das Leben gerettet. Der Consul war aus Dankbarkeit der Pathe des jungen Mädchens geworden. Als Henriette Kolbert das Vermögen ihres verstorbenen Pathen in Kopenhagen erheben wollte, machte man ihr Schwierigkeiten, da ihr die Legitimationspapiere fehlten, und es ergab sich, daß sie eine uneheliche Tochter Kolbert's war. Es entspann sich ein Prozeß, der dadurch zu ihren Gunsten ausfiel, daß sie endlich den Trauschein ihrer Eltern brachte. Aus diesem Scheine nun ergab sich, daß die Mutter keine andere war, als jene Lady Jenny Brougham, die seit der Vergiftung ihres Vaters verschwunden war. In Kopenhagen wußte man um das Verbrechen nicht, und zahlte ihr die Erbschaft aus. Wiederum vergingen einige Jahre, da schrieb der Advokat E. aus Hamburg der Kings-Bench in London, daß Edmund Kolbert wahrscheinlich Edmund Dudley sei, da er sich mit Jenny Brougham verheirathet habe. Die Nachforschungen begannen von Neuem zunächst bei dem holsteinischen Prediger, der die Liebenden getraut und ihnen den Trauschein ausgestellt hatte. Der Pfarrer Lambert, der sich bei der Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark betheiligt, war seines Amtes entsetzt und verschwunden. Schon glaubte man dem verweintlichen Verbrecher auf der Spur zu sein, als man durch den Globe erfuhr, Edmund Kolbert sei in Berlin gestorben, nachdem er seine Lebenspolice verkauft habe. Auch Jenny war nicht mehr am Leben, man fandte ihren Todtenschein von Hamburg ein, wo sie in dürftigen Verhältnissen gestorben war. Wem gebührt nun das große Vermögen des verstorbenen Lords? war die Frage. Die Kings-Bench entschied für Confiscation, da Edmund und Jenny ungerechtfertigt gestorben seien. Da erschien zu Anfang des November ein Mann vor dem Tribunale, den das Gewissen trieb, sich als den Mörder des Lord Brougham zu bekennen. Er war der Kammerdiener des Verstorbenen gewesen, und hatte, in der Meinung, sein Herr werde ihm ein großes Legat für treu geleistete Dienste aussetzen, das Gift in die Karaffe geworfen. Er hatte die Ausführung des Verbrechens in dem Augenblicke gewählt, wo der Verdacht auf den verzweifelnden Liebhaber fallen mußte. Man ist neugierig, wer sich als die Erbin des Vermögens legitimiren wird, das jetzt aus mehr denn einer Million Pfund Sterling besteht."

Dem armen Banquier schwindelte der Kopf als er diesen Artikel gelesen hatte. Er las ihn zum zweiten, zum dritten Male. Das also war das Familiengeheimniß, das ihm so großen Kummer bereitet hatte. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Alle



Elephanten-Artillerie.

Intriguen des Advokaten lagen enthüllt vor ihm. Die Mutter Henriette's hatte also jene Reise, die man ihm als verdächtig geschildert, nur unternommen, um sich mit Kolbert trauen zu lassen. Der Verkauf der Lebenspolice war deshalb eilig geschehen, um den Tod Kolbert's, der den erneuerten Nachforschungen entgehen wollte, festzustellen. Und der Pastor Lambert — wohnte er nicht in Hamburg? War der würdige Mann nicht der Onkel seines ersten Commis? Er hatte den vertriebenen Prediger nie gesehen, aber er kannte das verwandtschaftliche Verhältniß desselben zu Ludwig.

Er wollte den Commis rufen, dieser aber trat in das Kabinet.

„Fräulein Sophie Saller!" kündigte er mit bebender Stimme an.

Soltau warf einen Blick auf den Wandkalender; er zeigte den fünfzehnten December an. Rasch trat er in das Comptoir, wo das junge Mädchen wartete. Statt sie in das Kabinet zu führen, führte er sie in das Zimmer seiner Frau. Sophie fand Soltau's Gattin weinend an die Brust.

„Was ist Dir, Schwester?" rief Henriette erschreckt.

„Begleite mich, ohne Zögern! Aber auch Sie, Herr Soltau, dürfen in den letzen Augenblicken unsers armen Vaters nicht fehlen."

„Wie, Edmund Durkey liegt krank?" fragte bestürzt der Banquier.

„O, säumen Sie nicht, es könnte zu spät werden!"

„Franz, wie ist Dir dieser Name bekannt geworden?" fragte Henriette.

Er überreichte ihr, statt der Antwort, das Zeitungsblatt.

„Lies, lies, mein herrliches Weib, und Du bedarfst meiner Erklärung nicht. Ich gehe, um unsern Wagen anspannen zu lassen und Ludwig Lambert Aufträge für die Börse zu geben."

Franz eilte aus dem Zimmer. Henriette las mit bebender Stimme den Zeitungsartikel vor. Sie kannte den Verdacht, der auf ihren Eltern lastete, nicht aber die Lösung des Prozesses.

„Mutter, Mutter," rief sie laut schluchzend, „warum hat Dir der Himmel nicht noch einige Jahre geschenkt, daß Du den heutigen Tag erleben konntest! Du bist zwar stets von der Unschuld meines armen Vaters überzeugt gewesen; aber daß er nicht vor der Welt gerechtfertigt war, hat Dich mit tiefem Kummer erfüllt. Aber auch ich habe viel, viel gelitten!"

Eine weitere Erklärung der beiden Schwestern war nicht möglich, da Soltau eintrat. Henriette ergriff Pelz und Hut. Am Arme des Banquiers stiegen beide Frauen die Treppe hinab. Vor der Thür hielt der Wagen.

„Wohin fahren wir?" fragte Soltau, als die beiden Frauen eingestiegen waren.

Sophie bezeichnete Haus und Straße in der Vorstadt Sanct Georg. Franz gab dem Kutscher Anweisung, stieg ein, und der Wagen rollte davon. Nach einer Viertelstunde hielt er vor demselben Hause, vor dem Ludwig Lambert Sophie gesehen hatte. Man stieg aus, und eine Minute später betraten die drei Personen ein freundliches Zimmer des ersten Stocks. Ein alter Mann empfing sie. Der überraschte Soltau erkannte den Boten, der den nuechten Ring im Auftrage Edmund Kolbert's von ihm abgeholt hatte. Sophie stellte den Greis als den Pastor Lambert vor.

„Leider muß ich mich Ihnen bei einer traurigen Gelegenheit zu erkennen geben," sagte bewegt der Greis. „Der Arzt hat den Ausspruch gethan, daß Herr Kolbert nur noch wenige Minuten leben wird."

In diesem Augenblicke ließ sich ein lautes Weinen vernehmen. Als der Pastor und der Banquier in das angrenzende Schlafzimmer traten, lagen die beiden Schwestern vor dem Bette des todtblassen Kolbert schluchzend auf den Knieen. Der Kranke streckte dem Banquier die Hand entgegen.

„Sie kennen mich?" fragte er mit matter Stimme.

Und dabei umschwebte ein schmerzliches Lächeln seine bleichen Züge.

Soltau erkannte den Verkäufer der Lebenspolice.

„Mein Herr, wir sahen uns an dem Tage auf der Börse —"

„Wo ich Ihnen meine Lebenspolice verkaufte?" fragte Edmund. „Und dann auch auf dem Balle, wo Sie den Kapitain Belling kennen lernten. Herr Soltau, Sie haben das Zeitungs-

blatt erhalten, das Ihnen mein würdiger Freund, der Pastor Lambert zusandte?"

„Ja, mein Herr!"

„Dann habe ich Ihnen wenig noch zu eröffnen; ehe ich die Augen schließe."

„Um Gottes willen, Vater, was ist geschehen?" rief Henriette.

„Du wirst Alles erfahren, mein theures Kind, wenn Du mich ruhig anhören willst."

Mit Hülfe Sophie's richtete sich der Kranke mühsam empor; dann begann er mit schwacher Stimme:

„Ich werde es nicht versuchen, meine Person zu rechtfertigen, denn Sie können Alles ermessen, Herr Soltau, weil Sie lieben. Ach, auch ich liebte, ich liebte wie Sie, mit der ganzen Kraft eines jugendlichen Herzens. Und Jenny, Henriette's und Sophie's Mutter — Sie haben sie gekannt, mein Herr — war sie nicht ein Engel an Liebe und Güte? Wir beteten uns an, und durften uns nur heimlich sehen, weil die Welt den vermeintlichen Giftmischer ausgestoßen hatte. In meinen Kindern lebte dieser Engel fort; aber auch des Vaters furchtbares Geschick würde sich auf sie übertragen haben, wenn ich nicht wie eine zweite Vorsehung über sie gewacht hätte. Diese Pflicht fesselte mich an das Leben, denn ich hatte die Hoffnung aufgegeben, meine Unschuld je entdeckt zu sehen. Als die Mutter meiner Kinder gestorben war, existierte ich vor dem Gedanken: was wird aus Henriette? Kann sie ohne Schaam sich an die Brust ihres Mannes werfen? Kann Sophie einst dem Geliebten die Hand reichen, ohne erröthen zu müssen? Kolbert starb in den Augen der Welt, aber er lebte fort, um eine schützende Mauer um seine Kinder zu bilden. Der Advokat trat zuerst zwischen Sie und Ihre Gattin. Ein tückischer Zufall spielte ihm Ihren Ring in die Hände, als Henriette mich besuchte. Unser Geheimniß stand auf dem Spiele, und die arme Henriette zitterte, daß die Liebe dessen beeinträchtigt würde, den sie anbetete, dessen Stolz auf seine Gattin sie kannte. Mein ganzes Leben war ja eine Täuschung, und ich nahm zu der des falschen Ringes meine Zuflucht, als ich die Angst meiner Tochter sah, die mir den Werth und die Entstehung des Kleinods mitgetheilt hatte. Henriette besaß einen falschen Ring, ohne es zu wissen, ich hatte ihn ihr als wiedergefunden gegeben. Erst auf dem Balle erfuhr ich, in wessen Händen sich der rechte befand. Der Advokat benutzte ihn, um seine Rache auszuführen. Ich konnte nicht verhindern, daß er einen Angriff auf Sie ausführte. Wäre ich eine Minute früher gekommen, Sie hätten nie erfahren, eben so wenig auch Henriette, daß ein falscher Ring existirte. Glauben Sie mir," sagte Edmund traurig, „es kam mir schwer an, Mittel dieser Art zu ergreifen; aber ich hätte noch andere nicht verschmäht, um mein Kind zu schützen."

Der Kranke war erschöpft, er schwieg einen Augenblick. Soltau ergriff gerührt die Hand seiner Frau, die ihn mit nassen Augen anblickte. Henriette verstand, daß er sie des ungerechten Verdachtes wegen um Verzeihung bat.

„Vater," rief Henriette, „Sie haben in meinem Herzen gelesen! Mein ganzes Bestreben war, daß Franz mit Recht auf seine Gattin stolz sein konnte. Ich wußte, was er von mir forderte, und ich wollte ihm Alles gewähren oder sterben!"

„Du warst eine gute Tochter und eine gute Gattin, mein Kind! Doch, ich fühle, daß meine Kräfte rasch schwinden. Mir bleibt noch Einiges Deinem Gatten zu entdecken — hören Sie mich an, Herr Soltau. Die Summe, die Sie für die Police zahlten, brauchte ich zu einer Reise nach England. In Berlin starb wirklich ein Kolbert — er war Gesandtschaftssecretär und mein Freund. Die Versicherungssumme sollte ich seiner Schwester nach London bringen. Da er Edmund Kolbert hieß — denselben Namen hatte ich schon Jahre lang geführt — so beschloß ich, von seinem Tode Vortheil zu ziehen. Durch die Rente stellte ich meine Sophie sicher, und um auch meiner Henriette etwas zukommen zu lassen, schloß ich mit Ihnen den bewußten Kauf ab. Henriette kannte mich, sie hatte mich bei der Trauung gesehen, die deshalb vollzogen worden war, um ihr das Vermögen des Consuls, ihres Großonkels zu verschaffen. Sophie hatte eine Pension verlassen, in der sie von ihrem zartesten Alter an gewesen war. So lange der Fluch auf dem Vater ruhete, sollte sie ihn nicht kennen lernen; sie sollte lieber eine Waise bleiben, als die Tochter eines Giftmischers werden. Ich reis'te nach London, theils um dem Auftrage meines verstorbenen Freundes zu genügen, theils um nach dem Stande meines Prozesses und nach dem Vermögen meiner Frau zu forschen. Als Kapitain Belling hielt ich mich einige Zeit in London auf. Jetzt erkannte ich, daß eine Vorsehung lebte, an der ich schon gezweifelt hatte. Ich suchte die Schwester Kolbert's auf, eine Wittwe Lay; sie erkannte in mir den unglücklichen Edmund, und ich erkannte in ihr die Erzieherin meiner armen Jenny. Unser Wiedersehen war ein schmerzliches. Die gute Frau hing noch mit so großer Liebe an ihrer Schülerin, daß sie beschloß, mich nach Hamburg zu begleiten, um die Kinder Jenny's kennen zu lernen und der verlassenen Sophie Mutter zu sein. Sie können sich denken, mit welcher Freude ich diesen Entschluß aufnahm. Nun machte sie mir wichtige Entdeckungen. Von jeher überzeugt, daß ich den Mord nicht begangen, hatte sie die Domestiken des alten Lords beobachtet. William, der Kammerdiener, ein habsüchtiger Mann, hatte durch sein gedrücktes, scheues Wesen ihren Verdacht erregt. Wir schrieben ihm einen anonymen Brief, in welchem wir ihn geradezu des Verbrechens beschuldigten, und ihn aufforderten, sein Seelenheil zu wahren, was nur dadurch geschehen könne, daß er den Verdacht von den Häuptern zweier Unschuldigen wälze, die ihn vor Gott verklagten. Wir riethen ihm, die Schwere seines Verbrechens zu lindern, indem er dem Tribunale schriftlich die Wahrheit anzeigte, und England verließe. Da dieser Brief keine Wirkung zu haben schien, so folgte ich dem Drange meines Herzens, und reis'te mit Mrs. Lay nach Hamburg zurück. Nun entdeckte ich mich der armen Sophie und gab ihr in meiner Reisegefährtin eine Mutter. Ich miethete unter dem Namen Kapitain Belling dieses Haus, in dem Sophie zeither ein Stübchen bewohnt hatte. Dieses Haus nun gehört dem Schiffsbefrachter Herrn S. Madame Lay wurde mit Madame S. bekannt, und so kam es, daß wir zu dem Balle geladen wurden, auf dem Henriette die Erzieherin ihrer Mutter kennen lernte.

„Die übrigen Vorgänge kennen Sie, — mir fehlt die Kraft, Ihnen mehr zu sagen — aber was ich bisher gesagt, wird Ihnen den Schlüssel zu den Räthseln geben, zu dem Geheimnisse, das auf der Familie Ihrer Gattin lastete. Ich bin schwer verwundet — durch einen Schuß des Advokaten — mit dem ich in Folge der Unterredung an der Kirche — ein Duell hatte. Er kannte bereits aus den Zeitungen meine Unschuld — als wir uns auf dem Kampfplatze einfanden. O, meine Kinder, nun sterbe ich zufrieden, denn Ihr könnt mich vor der Welt Euren Vater nennen, ohne vor Schaam erröthen zu müssen. Und Dir, Jenny, verklärte Dulderin, Dir habe ich den Eid gehalten — den ich Dir in Deiner letzten Stunde geschworen — unsere Kinder beweinen den Vater, der von jeder Schuld frei ist!"

Edmund sank in das Bett zurück. Nach einigen Augenblicken jedoch erhob er sich wieder mit großer Anstrengung. In seinem Gesichte war eine auffallende Veränderung vorgegangen: die Augen glühten fettsam, und die Blässe war bläulich geworden.

„Herr Soltau," fragte er leise, „darf ich Sie jetzt meinen Sohn nennen?"

Der bewegte Banquier war keines Wortes mächtig; er ergriff die Hand des Sterbenden und drückte sie mit Innigkeit an seine Lippen.

„Vater meiner angebeteten Henriette!" stammelte er endlich. „Ich werde stolz sein, mich Ihren Sohn nennen zu dürfen!"

„Dann vergessen Sie meinen alten Freund nicht!" sagte Edmund, indem er zu dem Pastor hinüberblickte. „Dafür, daß er den Eltern Ihrer Gattin den kirchlichen Segen gegeben, hat er sein Amt eingebüßt. Die Denunciation ist von dem Advokaten ausgegangen."

„Verzeihen wir ihm," sagte der würdige Pfarrer; „er wandelt ja nicht mehr auf der Erde!"

„Ist er todt?" fragte der Kranke.

„Er hat sich selbst entleibt; seine Sophismen waren nicht mächtig genug, um das schwer belastete Gewissen zu beruhigen."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Edmund, indem er die Arme ausbreitete.

Der letzte Todeskampf begann. Nach einer Viertelstunde war Edmund verschieden.

„Herr," betete der Pfarrer, „nimm seine Seele gnädig auf!"

Noch an demselben Tage überreichte Pastor Lambert dem Banquier die Papiere, die zur Erhebung des Vermögens in London erforderlich waren; Edmund hatte sie ihm vor dem Duelle anver-

traut. Am dritten Tage bestattete man zwei Leichen: auf dem Friedhofe der Vorstadt Saint Georg unter feierlichem Gepränge Sir Edmund Durley, wobei Pastor Lambert an dem Grabe des Freundes eine erhebende Rede hielt — und auf einem Friedhofe der Stadt in der Morgendämmerung den Advokaten Eberhardi, den man als einen Selbstmörder in einem Winkel verscharrte. Ihm ward keine Thräne nachgeweint, es waren ihm im Leben genug geflossen: die Thränen der armen Menschen, die er an den Bettelstab gebracht hatte. Wie sich später ergab, hatte er sein bedeutendes Vermögen in einer großen Spekulation verloren, und da er außerdem in eine Kriminaluntersuchung verwickelt war, glaubte man die Gründe seiner letzten und einzigen erfprießlichen Handlung erkannt zu haben.

Drei Monate später kam Franz von London zurück; er hatte das enorme Vermögen Henriette's und Sophie's erhoben. Der Kammerdiener William war wahrsinnig im Gefängnisse gestorben, nachdem er zuvor ein offenes Bekenntniß seiner That abgelegt hatte.

„Und was wird nun mit unserer Sophie Saller?“ fragte Franz seine Gattin eines Tages, als sie im traulichen Gespräche die Leidensgeschichte ihrer Ehe recapitulirt hatten.

„Sie verheirathet sich.“

„Mein Freund Philipps hat sich auf dem Balle in sie verliebt.“

„Sie liebt längst einen Andern.“

„Wen?“

„Unsern Ludwig Lambert. Du siehst, mein lieber Freund, daß die Banniers in unserer Familie Glück machen. Du bist der Vormund Sophie's — wirst Du Deine Einwilligung versagen?“

„Knüpfe Du das Band Deiner Schwester, ich werde den armen Philipps zu trösten suchen.“

Ein halbes Jahr später hatte sich die Firma des Bankhauses verändert; man las auf dem Schilde „Soltau und Lambert.“ Die beiden Schwäger waren Associé's geworden. Der Pastor Lambert lebte bei seinem Neffen, und Madame Lay wartete auf die Enkel Jenny's, um ihr Amt als Pflegerin und Erzieherin von Neuem anzutreten. Ob die Hoffnungen der guten Frau in Erfüllung gehen werden?

Sophie vergalt ihrem Gatten die kleine Mystification, die sie auszuüben gezwungen gewesen, durch das offene Geständniß, daß sie den Schlüssel, der ihre Bekanntschaft eröffnet, mit Fleiß verloren habe.

„Und der Mann im Wagen?“ fragte Ludwig.

„War mein armer Vater, unser Schutzgeist!“

Genrebilder aus Birmanien.

Rangoon, die Hauptstadt, in der nassen und trockenen Jahreszeit. — Die üppige Vegetation der Umgegend. — Ein Leichenbegängniß mit Feuerwerk und das Abenteuer auf einem durchgehenden Elephanten. — Gnaper, die Nationalwürze. — Bemerkungen über Land und Leute.

(Mit Abbildung.)

Die englische Politik that sich während des Krieges mit Rußland gern etwas darauf zu Gute, daß sie blos für's „Recht“, für die „Civilisation“ kämpfe, durchaus nicht eigennütziger Absichten wegen, nicht um zu erobern. Während dieser aufopfernden Uneigennützigkeit knüpfte sie aber ein ganzes, großes Königreich, Oude, an ihre schon europagroß ausgedehnten Eroberungen in Indien und kurz vorher war es, nach manchen blutigen Kriegen, ihrer List und Waffengewalt gelungen, den schönsten, größten und werthvollsten Theil des birmanischen Reiches ihren unersättlich-wärmenden Steuereintreibern unterthänig zu machen.

Unsere Geschichte fällt in die letzte Periode dieses birmanischen Krieges. Die flache Küste und die dicht mit Vegetation überwucherten Ufer um die Hauptstadt des eroberten Birmanien, Rangoon, waren den Sommer über die unerschöpflichste Geburtsstätte massenhaften Fiebertodes gewesen, Rangoon ein ödes, heißes, feuchtes Verhungern, Sterben und Begraben. Aber mit Eintritt des September änderte sich plötzlich die ganze Scenerie wie durch Zauber. Die stehenden Wasser der Ebenen waren verschwunden, und diese überkleideten sich rasch mit der luxuriösesten Vegetation aller Farben und Schattirungen von einer Schönheit und Fülle, wovon wir im üppigsten Norden noch keine Ahnung bekommen. Die Stadt mit ihren zwei Meilen langen Pfahlwerken und Holzhäusern, jetzt keine menschenarme Wüste voller Sterbenden mehr, sondern auf's Neue gefüllt mit geflüchteten und neuen Eingebornen unter englischem Schutze, lief nach allen Seiten in unabsehbare blühende Paradiese, wogende Felder, Frucht- und Blumengärten und Bananengebüsche. Selbst die noch gebliebenen Wasserstände hatten sich mit Teppichen grüner, blühender, betrügerischer Wiese überzogen. Am Zauberhaftesten war der Blick nach den stumpfen, kleinen Hügelreihen hinauf, auf welchen die ungeheuere Schwe-Dagon-Pagode glüht und glittert.

Die Häuser Rangoons schwärmten wieder lustig aus und ein und die verschlossenen und verfallenen Läden öffneten und putzten sich unter den Händen emsiger, schnatternder Chinesen. Selbst die Umgegend und die Klöster wurden wieder menschenfreundig und heiter, besen ders letztere, da es keine heiterere, fröhlichere und lustigere Menschenklasse giebt, als die gelben birmanischen Priester.

Ich (ein englischer Offizier erzählt es) befand mich nach langem Siechthume im Zustande der Genesung, und benutzte nach Kräften die herrliche Natur mit ihrem Balsam, den sie nun statt des Fiebergiftes von ein und nach allen Seiten ausduftete. Mein Arzt lud mich eines Tages ein, die Beerdigungsfeierlichkeiten eines Priesters von großer Berühmtheit mit anzusehen. Die ganze Gegend war in freudiger Aufregung, denn die Vorbereitungen zu dieser Feierlichkeit waren im großartigsten Maßstabe getroffen worden, obgleich auch minder berühmte Personen nicht selten mit dem größten, lustigsten Pompe begraben werden.* Der Körper war üblicher Weise einbalsamirt und dann mit einer Schicht geschmolzenen Wachses überzogen worden, um ihn zu erhalten, bis die Vorbereitungen zu seiner Beerdigung vollendet sein würden. Außerdem hatte man über diese Wachsschicht noch eine dünne Vergoldung von Goldplättchen gezogen. In diesem Zustande wartete er des Feuerwerks, welches ihn beerdigen, d. h. der Ewigkeit übergeben sollte.

Der Festtag war endlich gekommen und damit mein Arzt, der mir zugleich die freundige Mittheilung machte, daß er für uns Sitze auf einem der wenigen erlaubten Elephanten gemiethet habe. Der Schauplatz der Feierlichkeit war eine große Ebene, die sich nach dem Meere absenkte, beherrscht von einer verfallenen und in ein Festungswerk verwandelten Pagode. Wir drängten uns durch dichte Menschenmassen, die sich schon aufgestellt hatten, obgleich die Prozession mit der Leiche um die Stadt herum noch nicht angekommen war, und bestiegen unsere Sitze auf dem Elephanten, der gleich von Anfang an nicht bester Laune zu sein schien. Der übergoldete Sarg erschien endlich auf einer hohen Tribüne von Holz, reichlich bedeckt und behangen mit Sprüchen in Goldpapier geschnitten. Von da wurde er auf einen sehr hohen Leichenwagen gestellt, der ebenfalls auf einer hohen Tribüne stand. Eine große Menge Priester und sonstige Birmanier zogen mit Flaggen und Fahnen, Bannern und goldenen Götzenbildern um den Wagen, Knaben und Mädchen tanzten und sangen lustig um die Tribüne herum. Als unser Mahout (Wärter und Lenker des Elephanten) sein mürrisches Thier näher getrieben, bemerkten wir, daß die in den Leichenwagen gesteckten Götzenbilder dicht mit Feuerwerkskörpern, Racketen u. s. w. gespickt waren. Eine Schaar gelber Priester stand dicht drum herum; in deren Nähe glänzten etwa sechs große übergoldete Tii's (Sonnenschirme), unter denen die höchsten obrigkeitlichen Personen sich vor den Sonnenstrahlen und dem Anblick der Menge verbargen. Das schöne Geschlecht war nicht stark vertreten. Außer hier und da älteren Frauen fielen mir blos mehrere jugendliche Gestalten im grellsten Gelb und unter eigenthümlicher Kopfbedeckung auf, Priesterinnen und Nonnen der buddhistischen Religion. Dicht hinter dem Sarge stand eine geladene Kanone, vor demselben wurde ein großer Raum frei gehalten, ohne daß die Beamten große Schwierigkeit damit zu haben schienen.

Während dieser Zeit hatte die ärgerliche Stimmung unseres Elephanten offenbar stets zugenommen, so sehr sich auch der Mahout bemühte, ihn zu controliren und zu beschwichtigen. Wir erfuhren nachträglich auch den Grund: sein eigentlicher Lenker lag

* Nur die Armen werden begraben, reiche und berühmte Leute aber verbrannt.

krank im Hospitale, und den neuen, ihm octroyirten, konnte er nicht leiden, weil dieser ihn nicht zu leiten verstand. Endlich plärrte aus einem sehr verstimmten Horne das Signal. Die Kanone donnerte weithin durch die Ebene, die Raketen und Schwärmer zischten und sprudelten und platzten nach allen Seiten, und das geölte Holz flatterte in qualmigen Flammen hoch auf, und erstickte das brüllende Freudengeschrei der Menge. Dies trieb den Aerger unseres Elephanten auch zur lodernden Flamme. Mit rasender Geschwindigkeit stürzte er sich schnaubend durch die auffreischende Menge und den dicken Rauch, und hätte mich sogleich von meinem Platze geschüttelt, wär' ich nicht, wie die Affen, auf denen ich saß, durch Stricke und Bandagen gesichert gewesen. Bald hatte er die ganze qualmende, flackernde Feierlichkeit hinter sich, und stürmte mit fürchterlichem Trompetenton — das sicherste Zeichen von Elephantenwuth — im rasenstem Galopp immer gerade aus über die blühende, üppige Vegetation hin. Ungeachtet meiner Angst hatte ich doch noch den Hauptakt der Feierlichkeit gesehen, die Ausspreugung des Sarges und Leichnams zu tausend Atomen in den Himmel hinein, in die Luft, wo der entseelte Körper jedenfalls eine geeignetere Gruft fand, als in der langsam zerfaulenden und zu neuem Leben rufenden Erde.

Als ich wieder ordentlich zu mir selbst kam und über meine gefährliche, geschüttelte, uncontrolirte Lage nachdachte, sah ich zugleich, daß hinter mir mein Arzt und alle andern Reiter mit sämmtlichen Kissen verschwunden waren. Ich und der Mahout waren noch die einzigen Spielbälle des wüthend dahin trompetenden Elephanten. Ich hielt mich krampfhaft an die Stricke und Bandagen fest, und der Mahout hatte offenbar jeden Versuch, ihn zu lenken und zu bezähmigen, aufgegeben. Auch er beschäftigte sich blos mit den Austrengungen, sattelfest zu bleiben. Bald kam die wüthende Thiermasse in das Bereich von Büschen und Bäumen, durch welche er knatterte und krachte, als bestäuben sie aus dünnem, dürren Reisig. Größere Aeste, die ihm im Wege waren, riß er mit Trompetengeschmetter ab, als wären es Zwirnsfäden. Meine Hauptangst war nun, daß ich von einem Aste plötzlich unsanft gepackt und weggerissen werden würde, besonders als er sich auf einen ungeheuern Baum losstürzte. Hier stand er zum ersten Mal still, schnaubte, wackelte mit seinen großen lappigen Ohren und schien nachzudenken, aber nicht lange. Sein Rüssel schwang sich wie eine Peitsche empor, faßte den Mahout und schleuderte ihn in die Baumkrone hinein, wie ein Kind einen Feverball. Der Mahout kreischte fürchterlich und rauschte und krachte dazu in der Baumkrone oben, wie nichts Gutes, aber jedenfalls gut genug, um nicht wieder herauszukommen, sondern sich hübsch oben zu halten. Als der Elephant sich durch Augenschein überzeugt hatte, daß er seinen Bändiger und Peiniger los und dieser in Sicherheit war, gab er seinen Beifall über diese Aenderung der Dinge durch einen eigenthümlichen quiekenden Laut zu erkennen und setzte dann seinen Marsch mit mir ruhiger fort. Jetzt glaubte ich auch die Ursache seiner Revolution zu erkennen, eine blutende Wunde neben dem Ohre, dem empfindlichsten Theile, welchen die Mahouts mit ihrem Stachel zu kitzeln pflegen, um ihn anzutreiben. Der Mahout hatte den Stachel gar zu fleißig gebraucht und eine ältere Wunde dabei aufgerissen.

Das arme, brave Thier war nun vollkommen ruhig und latschte gemüthlich umher, um sich von dem reich gedeckten Tische der Natur das Beste auszusuchen. Ich dachte nach, wie ich eine solche Gelegenheit benutzen könnte, um auf den sumpfigen, weichen Boden herunter zu gleiten, ohne meinen Herrn und Meister auf's Neue zu beleidigen, und wie ich wohl meinen Weg zurückfinden könnte; denn ich wußte absolut nicht mehr, wo ich war und in welcher Richtung ich Nangeon suchen sollte, als mich ein eigenthümlicher, birmanischer Geruch an die Nähe eines Daches erinnerte, wo dieser Geruch so recht eigentlich zu Hause ist. Das Dorf lebt anschließlich von Bereitung des Gnapee oder Balichong, einer Art von Kleister, welcher nicht nur, wie bei uns Peterssilie, auf allen Suppen schwimmen will, sondern den unsichtbaren Theil und die unerläßliche Würze jeder birmanischen Mahlzeit bildet, Mestrich zum Fleisch, Sauce zum Fisch, Butter zum Brot, Brot zur Butter, Caviar um Appetit zu erregen, und Speise, diesen Appetit zu stillen. Dieser allgegenwärtige, zu allen Dingen nützliche Gnapee besteht aus — faulen Fischen, besonders Seehechtschrecken, welche in Fäulniß versetzt und dann in Oefen getrocknet, in Mörsern mit Zwiebeln, Schnittlauch, Salz und andern Gewürzen gestoßen, in Töpfe gepackt, mit heißem Essig überschüttet, verschlossen und so verkauft werden. Doch läßt man die Masse erst eine Zeit, je länger, desto besser, offen stehen, ehe man sie hermetisch verschließt und in den Handel bringt. Der Geruch dieses Nationalgewürzes ist ungemein streng und eigenthümlich penetrant, der Geschmack noch mehr, so daß ich alle meine Courage zusammennehmen mußte, um es zum ersten Male zu kosten.

Jetzt war mir aber dieser Geruch in der Atmosphäre sehr willkommen, ich wußte doch, wo ich war und daß Menschen in der Nähe seien. Aber ich saß immer noch unstrickt auf dem wüthend sich und launisch umherschweifenden Elephanten, der wieder lebendiger wurde und schneller lief, just als ich glaubte, einen Versuch zum Hinunterrutschen machen zu können. Ihm war ein mächtiger Bauumwollenbaum, üppig geschmückt mit großen scharlachnen und weißen Blüthen, in die Augen gefallen, denen er sofort seine Aufwartung machte, um sich aus diesem Blüthenmeere zu laben. Während er stand und sich mit dem Rüssel reichlich bediente, rauschte und knisterte es in den Zweigen oben. Ich und der Elephant wir horchten zugleich verwundert und erschracken. Zugleich sah ich auf und erkannte einen höchst unwillkommenen Gast über uns, eine halb um den Baum gewickelte, mit graugrünfleckigem Vordertheile und dem dicken Kopfe und den glühenden Augen umher peitschende und zischende, meuschröe Schlange. Mich überlief es mit grauenhaftem Schrecken. Auch der Elephant zitterte und gab einen Laut von sich, wie ich ihn noch nie von einem Elephanten vernommen, ganz verschieden von seiner Trompete des Zornes und dem eigenthümlichen Baßquieken des Beifalls und der Befriedigung, so daß ich hieriu eine neue Nota zu meiner Behauptung fand, jedes Thier habe für seinen Gedanken- und Geschichtskreis eine eben so reiche Sprache, wie der Mensch für seinen weiten Geist. Der Elephant wollte fliehen, aber in demselben Augenblicke hörte ich das Klatschen und Zischen des Ungeheuers hinter mir. Der erschreckte Riese aller Thiere that einen so gewaltigen Satz und Sprung, daß ich in die Luft flog und dort mich verlor. Wenigstens hatte ich in dieser Region meine Besinnung verloren, die ich erst auf dem sumpfigen Boden, bedeckt mit Schmutz und Schlamm und seltsamen Blumen, wiederfand. Ich kroch hervor und heraus aus Sumpf und Blumen, noch zitternd in Gedanken an das ungeheure, gelblichgrüne, fleckige, zischende Ungeheuer, das mich zwar nicht wieder überfiel, wohl aber ein seltsames Gefühl von Schwäche und Uebelkeit, worin ich mich abermals verlor. In ehrlichen Worten, obgleich Krieger, gestehe ich, daß ich ohnmächtig gewesen war, als ich mich durch den starken Geruch von vier Gnapee-Fabrikanten, die mich wegtrugen, wiederfand.

Reiße Bananen und frisches Wasser machten mich wieder zum Manne. Als ich meinen Arzt aufgefucht, fand ich diesen mitten in Vorbereitungen zu einer Aufsuchungs Expedition nach mir. Er war, wie ich, ohne Schaden zu nehmen, gefallen. Von dem Mahout hörten wir nichts wieder. Der Elephant war ruhig zu seinem Herrn zurückgekehrt, ohne zu verrathen, wie er sich seines letzten, unarmenwen Reiters entledigt hatte.

Birmanien umfaßte nach den Messungen, die dessen abenteuerlicher Generalfeldmarschall Orgeni, ein geborner Franzose, anstellen ließ, 40,500 französische Quadratmeilen, von denen die Engländer den besten Theil am Meere weggenommen haben. Es wird von verschiedenen Racen bewohnt, Malaien, Mogs, Cassaiten u. s. w. Sie haben in Taille und Figur etwas Chinesisches, sind aber im Durchschnitt schöner, kräftiger, ungemein lebhaft, lustig, gastfreundlich, neugierig und tanzsüchtig. Jederzeit wird getanzt, wenn Einige Muse haben. Die Tänze bestehen aus pantomimischen Sprüngen, Verrenkungen und Gesticulationen zu den Tönen verschiedener Instrumente. Die Hauptreligion ist die buddhistische, die Regierung despotisch. Nach dem Staatsoberhaupte kommt im Range gleich der weiße Elephant. Es giebt eine ziemlich reiche Literatur auf Palmenblättern in einer Schrift, die, wie behräisch, von der Linken nach der Rechten geschrieben ist. Unsers Wissens ist noch nichts davon durch Uebersetzung bekannt geworden. Viel weiderei ist gestattet, doch geniest das schöne Geschlecht mit wirklich viel Schönen, dieselben Freiheiten und Rechte, wie das männliche. Künstler und Industrie giebt's nicht besonders, außer was die Chinesen und Engländer treiben. Die Eingeborenen spielen und singen, kämpfen, tanzen, machen Feuerwerke und führen dramatische Pantomimen auf, und wenn sie hungrig sind, grei-

fen sie eben blos in die Natur hinein, deren Eidechsen und Schlangen sie zur Noth auch nicht verachten.

Ob sie mit ihrem natürlichen kriegerischen Muthe und unter der Disciplin Orgoni's die englische Oberherrschaft auf die Dauer sich gefallen lassen, wird von Einigen bezweifelt. Orgoni soll 40,000 Mann und eine besonders starke Elephanten-Artillerie haben, auch eine gute Elephanten-Cavallerie mit lebendigen Festungen. Um hier weitere Worte zu sparen, lassen wir ein Kriegs-Elephantenbild sprechen. Die Kanonen werden durch Maschinen und Schraubenzieher auf die Rücken dieser Ungeheuer befestigt, und die Kugeln sausen über die Köpfe derselben ihrem Ziele zu. Viele dieser vierbeinigen Batterien sind, um sie vor den Geschossen der Gegner zu schützen, mit hölzernen, eisenbeschlagenen Decken gepanzert, und einige tragen kleine Thürmchen mit den besten Scharfschützen des Heeres.

Vom Baue des menschlichen Körpers.

Des Menschen Fleisch und Bein.

(Fortsetzung.)

Die **Muskeln**, welche vermöge ihrer Struktur mit Beihülfe der Nerven fast alle Bewegungen veranlassen und diese entweder nach unserem Willen oder unabhängig von unserem Willen ausführen können, stellen solide, weiche, feuchte, rothe, verschieden geformte Organe dar, deren Gewebe, die Muskelsubstanz oder das Fleisch, hauptsächlich aus feinen, weichen, rothen Fasern (aus Faserstoff) besteht, zwischen denen sich zahlreiche Blutgefäße und Nerven, sowie lockeres Zell- oder Bindegewebe und der Fleischsaft befindet, welcher letztere einer dünnen sauren Milch nicht unähnlich zusammengesetzt, reich an Eiweiß, Salzen, Fett und Milchsäure ist. Die mit bloßem Auge deutlich wahrnehmbare Fleischfaser, welcher die Fähigkeit zukommt, sich zusammenzuziehen und zu verkürzen (die Contractilität), und dies hauptsächlich in Folge der Einwirkung von Nervenreizung, läßt sich durch das Mikroskop als aus einer größern oder geringern Anzahl von feinen Fäserchen zusammengesetzt erkennen, die, wie die dickern Fasern selbst, bei den sogen. willkürlichen und unwillkürlichen Muskeln von verschiedenem Baue sind. Die ersteren nämlich, welche auch weit röther und fatziger als die unwillkürlichen Muskeln sind, bestehen aus Bündeln von quergestreiften Fasern (Knötchenfibrillen), während die letzteren aus glatten Fasern (Faserzellen) zusammengesetzt sind. Außer der Contractilität kommt den Muskelfasern aber auch noch Elasticität zu und von dieser hängt die Starre ab, von welcher bald nach dem Tode viele Muskeln befallen werden.

a) Schädelmuskeln. b) Gesichtsmuskeln. c) Halsmuskeln. d) Nackenmuskeln. e) Brustmuskeln. f) Rückenmuskeln. g) Bauchmuskeln. h) Becken- (Gesäß-) Muskeln. i) Schulterblattmuskeln. k) Deltamuskel. l) Oberarmmuskeln. m) Vorderarmmuskeln. n) Handmuskeln. o) Oberschenkelmuskeln. p) Unterschenkelmuskeln. q) Wadenmuskeln. r) Achillessehne. s) Fußmuskeln.

Nach der Form, in welcher die Muskeln vorkommen, bezeichnet man sie als Längen-, Flächen-, Ring- und Hohlmuskeln. Die langen Muskeln finden sich an den Gliedmaaßen und der Wirbelsäule, sind dem Willen am meisten untergeordnet und besitzen einen Kopf (das an einem festen Punkte befestigte Ursprungsende), einen rundlichen Bauch (das Mittelstück) und einen Schwanz (das mit einem beweglichen Theile verbundene Anfatzende). Kopf und Schwanz laufen gewöhnlich in eine kürzere oder längere Flechse aus. Die breiten oder Flächenmuskeln sind dünn und platt; mehrere derselben entspringen mit Zacken und endigen in breite Sehnenhäute. Sie kommen vorzugsweise am Rumpfe vor und begränzen hier die großen Körperhöhlen. Die Ring- oder Schließmuskeln bilden Fleischringe um gewisse Leibesöffnungen (Mund, Auge) herum und können diese verengern und schließen. Die Hohlmuskeln bilden entweder für sich hohle Organe (Herz, Gebärmutter) oder befinden sich als Muskelhäute in der Wand von Höhlen und Kanälen (am Magen, Darmkanal, Harnblase).

Nach den **Bewegungen**, welche die willkürlichen Muskeln, von denen es über 500 giebt, ausführen können, benennt man dieselben: Beuger und Strecker, Abzieher und Anzieher, (Einwärts- und Auswärts-) Roller, zusammenwirkende und gegenwirkende Muskeln (Genossen und Gegner oder Antagonisten). Die Beuger trifft man besonders an Scharniergelenken; sie nähern zwei Theile in der Längenrichtung des Körpers unter einem Winkel einander, wie z. B. den Vorderarm dem Oberarme. Ihre Gegner sind die Strecker, welche die gebeugten Theile wieder von einander entfernen. Die Anzieher ziehen die Theile nach der Mittellinie, von einer Seite des Körpers zur andern hin. Die Abzieher bewirken die entgegengesetzte Bewegung eines Theiles, nämlich von der Mittellinie des Körpers ab und nach der Seite hin. Die Roller drehen einen Theil entweder um seine eigene Achse oder um einen andern Theil in einem Halbkreise, nach außen oder innen, nach vorwärts oder rückwärts herum. Antagonisten nennt man die Muskeln eines Theiles dann, wenn sie Bewegungen ausführen, welche denen anderer Muskeln desselben Theiles gerade entgegengesetzt sind; so sind z. B. die Strecker des Vorderarmes, Knies u. s. w. die Antagonisten von den Beugern dieser Theile.

Die **einzelnen willkürlichen Muskeln**, von welchen die Muskellehre (Myologie) handelt, sind zum allergrößten Theile, dem Ebenmaaß der Körperhälften folgend, paarig vorhanden und die wenigen unpaarigen, welche in der Mittellinie des Körpers ihre Lage haben, sind aus zwei gleichen Hälften zusammengesetzt. Die Anordnung der Muskeln hinsichtlich ihrer Lagerung ist übrigens so getroffen, daß sie an der vordern und hintern Körperfläche in zwei-, in drei- und noch mehrfachen Schichten über einander liegen, durch sehnige Muskelbinden ebensowohl von einander getrennt, wie mit einander vereinigt sind, daß sie rings die Gelenke mit ihren Sehnen umgeben und schließlich sämmtlich nach der Oberfläche des Körpers hin von einer allgemeinen Sehnenhaut überkleidet werden.

A. Die am **Kopfe** liegenden Muskeln scheidet man in die des Schädels und des Gesichtes. Die Schädelmuskeln (a) dienen theils zur Bewegung der Kopfhaut (wie Stirn- und Hinterhauptsmuskeln), theils gehören sie dem äußern Ohre und einer derselben (der Schläfemuskel) dem Unterkiefer an. Die Gesichts-

muskeln (b), welche mehr oder weniger in Polstern von Fett eingehüllt liegen, sind für die äußern Theile der Sinnesorgane, besonders zum Schließen und Oeffnen der Sinnehöhlen, bestimmt und zerfallen deshalb in Augen-, Ohr-, Nasen-, Backen-, Mund- und Kaumuskeln. Innerhalb der Augen- und Mundhöhle trifft man dann noch: in ersterer auf Muskeln des Augapfels, in letzterer auf die des Gaumens. Die Kaumuskeln können den Unterkiefer herauf und herunter, nach rechts und links bewegen, sowie kreisen.

B. Die **Rumpfmuskeln** zerfallen in die des Halses und Nackens, der Brust und des Rückens, des Bauches und Beckens. — Am Halse und Nacken finden sich zwölferlei Muskeln, welche den ganzen Kopf und Hals bewegen, nämlich vorwärts und seitwärts beugen, strecken, drehen und kreisen. An der vordern Fläche des Halses, an welcher vor den Halswirbeln zunächst unter der Haut und dem breiten Halsmuskel das Zungenbein mit der Zunge, der Kehlkopf und die Luftröhre mit der Schilddrüse, und hinter diesen Organen der Schlundkopf und die Speiseröhre angetroffen werden, liegen Muskeln (c), welche diese genannten Theile verschiedentlich bewegen können und seitlich von den deutlich vorspringenden Kopfnickern eingegränzt werden. Einige der vordern seitlichen Halsmuskeln ziehen beim tiefen Einathmen das Brustbein und die obersten Rippen aufwärts; einige andere bewirken das Herabziehen des Unterkiefers (das Oeffnen des Mundes). Von den Nackenmuskeln (d) dienen mehrere zum Beugen (Rück- und Aufwärtsziehen) der Schulter. — Die Brustmuskeln (e) bedecken den vordern und seitlichen Umfang des Brustkastens und lassen nur die Mitte des Brustbeins frei; sie liegen theils schichtenweise über einander, theils füllen sie die Räume zwischen den Rippen aus. Diese Muskeln bewegen theils den Brustkasten selbst (besonders beim Einathmen), theils dienen sie zum Beugen (Herab- und Anziehen) der Schulter und des Armes. Der Gränzmuskel zwischen Brust- und Bauchhöhle ist das Zwergfell (Diaphragma), welches die wichtigste Rolle beim Athmen spielt und zugleich zur Verengerung (Entleerung) der Bauchhöhle beiträgt. — Die Rückenmuskeln (f) liegen in 5 Schichten über einander und dienen theils zum Aufrechterhalten, Strecken und Seitwärtsbeugen der Wirbelsäule (also des ganzen Rumpfes), theils beim Ein- und Ausathmen, sowie zum Bewegen der Schulter und des Oberarmes. — Die Bauchmuskeln (g) bilden den vordern und seitlichen Theil der Bauchwand und ziehen sich vom untern Theile des Brustkastens zum Becken herab, hinterwärts aber bis zu den Lendenwirbeln. Dieser Muskelapparat bildet eine theils fleischige, theils sehnige Decke zum Schutze und zur Unterstützung der Unterleibsorgane, auf die diese durch ihre Zusammenziehung (Bauchpresse), wodurch die Bauchhöhle verengert wird, drückt und so theils ihrer Funktion förderlich ist, theils dieselben bei heftigen Körperbewegungen oder wo der Körper in einer anstrengenden Stellung eine bedeutende Kraft ansüben oder Widerstand leisten soll, in ihrer Lage sichert. Außer zum Umhüllen, Stützen, Bewegen und Drücken der Baucheingeweide, dienen die Bauchmuskeln auch noch zum Ausathmen, sowie zum Vor- und Seitwärtsbeugen des Oberkörpers. — Die am Becken lagernden Muskeln (h) äußern zum größten Theile ihre Wirkung auf die Beine, besonders die am hintern Theile des Beckens befindlichen und das Sitzfleisch (die Hinterbacken) bildenden Strecker und Roller des Oberschenkels.

C. Die **Muskeln der obern Gliedmaßen** theilt man hinsichtlich ihrer Lage in die der Schulter, des Oberarms, des Vorderarms und der Hand. Die Schultermuskeln (i) erstrecken sich vom Schulterblatte oder Schlüsselbein zum Oberarme und dienen theils zum Heben, theils zum Ein- und Auswärtsrollen desselben. Der das Schultergelenk bedeckende starke Muskel heißt der Deltamuskel (k); er zeigt sich bei Verrenkungen des Oberarms abgeflacht oder auch vertieft. Die von Muskeln begränzte Höhle unter der Schulter nennt man die Achselgrube und diese birgt die großen Gefäß- und Nervenstämme für den Arm. — Die Oberarmmuskeln (l) sind entweder Beuger oder Strecker des Vorderarms; erstere liegen an der innern (vordern) Fläche des Oberarms und schwellen (besonders der dicht unter der Haut liegende zweiköpfige Armmuskel) beim kräftigen Beugen des Ellenbogengelenkes deutlich an; letztere haben ihre Lage an der äußern (hintern) Fläche des Oberarms und heften sich an den Ellenbogen. — Die Vorderarmmuskeln (m) bewegen entweder die Speiche als Ein- oder Auswärtsdreher, oder die Hand und die Finger als Beuger, Strecker, An- und Abzieher. An der innern (vordern) Fläche des Vorderarmes lagern die Einwärtsdreher, die Beuger und Anzieher, an der äußern (hintern) Fläche die Auswärtsdreher, Strecker und Anzieher. Die große Mehrzahl dieser Muskeln geht in lange dünne Sehnen über, welche am Handgelenke durch ringförmige mit Schleimfeuchten ausgekleidete Kanäle hindurch zu den Fingern treten. — An der Hand (n) finden sich Muskeln zur Bewegung der Finger, und von diesen liegen die meisten in der Hohlhand, vorzugsweise am 1. und 5. Mittelhandknochen, hier den fleischigen Ballen des Daumens und kleinen Fingers bildend.

D. Die **Muskeln der untern Gliedmaßen** werden in die des Oberschenkels, Unterschenkels und Fußes getreunt. — Die Oberschenkelmuskeln (o) dienen theils zum An- und Abziehen des Schenkels, theils zum Beugen und Strecken im Kniegelenke. An der vordern Fläche des Oberschenkels befinden sich die Strecker des Unterschenkels und diese heften sich an die Kniescheibe an; ihre Antagonisten, die Beuger des Unterschenkels, liegen an der hintern Fläche und begränzen mit ihren Sehnen seitlich die von großen Gefäßen und starken Nerven durchsetzte Kniekehle. Das Fleisch an der innern Fläche des Oberschenkels wird von den Anziehemuskeln des Schenkels gebildet. — Am Unterschenkel (p) trifft man auf Beuger und Strecker des Fußes und der Zehen. Die Strecker des Fußes, welche beim Gehen und Tanzen hauptsächlich in Thätigkeit gesetzt werden, haben ihre Lage an der hintern Fläche des Unterschenkels und bilden die Wade (Baderumuskeln q), welche nach unten in eine starke, durch die Haut hervortretende Flechse, die Achillessehne (r) auslaufen und sich an die Ferse befestigt. Die übrigen Unterschenkelmuskeln treten mit langen Sehnen entweder um die Knöchel herum oder vor dem Fußgelenke hinweg zum Fuße und zu den Zehen herab. — Am Fuße (s) liegen einige kleine und dünne Streckmuskeln der Zehen auf dem Rücken des Fußes, während in der Fußsohle, von einer dicken und festen Sehnenhaut bedeckt und geschützt, die Beuger, An- und Abzieher der Zehen zu finden sind.

Der Name Achillessehne (deren Verwundungen die Aerzte des Alterthums für tödlich hielten) schreibt sich höchst wahrscheinlich davon her, daß der griechische Held Achilles, den die Mythe nur an dieser Stelle verwundbar sein ließ, an den Folgen eines Pfeilschusses (von Paris) in die Ferse starb. Achill's Mutter Thetis hatte nämlich, in Folge eines Orakelspruches, ihren Sohn, um ihn unverwundbar zu machen, in den Styx getaucht und dabei an der Ferse gehalten, so daß diese nicht mit eingetaucht wurde. Man könnte aber auch den Namen daher leiten, daß Achill die Leiche des Hector mit Riemen, die er um diese Sehne zog, an seinen Triumphwagen befestigte.

Ueber die naturgemäße Pflege und Ausbildung, sowie über die Behandlung der Krankheiten der Knochen und Muskeln später.

Bock.

Die weltgeschichtliche Rolle eines Steines.

Wir wollen nicht das ganze weite Gebiet der Steine durchwandern, um die weltgeschichtliche Rolle derselben Schritt bei Schritt nachzuweisen, sondern wollen nur den schneeweißen Kieselquarz betrachten, der überall auf Feldern und Gartenwegen liegt, der verächtlich mit dem Fuße fortgestoßen wird, da nur Wenige die unermeßliche Bedeutung kennen, welche er für das Bildungs- und Kulturleben der Völker hat, seit sie die trefflichen Eigenschaften desselben kennen lernten: mit blanken Kieseln griffen die Schleuderer, die Tirailleurs der Heere des Alterthums, den Feind an, mit einem Kiesel besiegte David den Riesen Goliath. Wer sieht es diesen unscheinbaren Steine an, daß aus ihm alljährlich in Europa ein Kapital von 50 Mill. Thalern gewonnen wird? Die Londons des Alterthums, Sidon und Tyrus, verdankten ihren Reichthum zum Theil dem Quarzkiesel, und die wunderbare Seestadt Venedig mit ihren Marmorpalästen und Galeeren gründete ihren Großhandel und ihre Weltstellung zum Theil auf die Benutzung des Quarz-

sandes, und Böhmen verdankt einen seiner blühendsten Industriezweige dem Quarzsande. Denn aus jenem blendendweißen Sande wird unter Zusetzung einiger Kali's und färbender oder entfärbender Mineralien das Glas gewonnen, welches für das bürgerliche Leben nicht minder wichtig geworden ist als für Kunst und Wissenschaft. Das Glas hat unsern Wohnungen die Behaglichkeit der Beleuchtung verliehen, mit Glasmosaiks und Glasgemälden schmückte das schwärmerische Mittelalter seine räumerigen Dome, mit Hülfe des Glases studirt der Physiker den Lichtstrahl, mit Glasröhren, Retorten und Näpfchen experimentirt der Chemiker, mit Spiegeln schmückt der Tischler das Zimmer, das Glas im Fernrohr eröffnet dem Astronomen den Blick in die Unendlichkeit des Sternenhimmels, das Glas im Mikroskop erschließt dem Naturforscher die Unendlichkeit des unsichtbar Kleinen, mit dem Fernrohr in der Hand leitet der Feldherr die Schlacht, durch's Fernrohr schaut der Lootse nach gefährdeten Schiffen, dem Glas der Brille verdankt der Augenschwache wohlthuende Hülfe, dem Glase entdeckt der Mensch die zauberhaften Lichtspiele der Panoramen, der Zauberlaterne, des Kaleidoskops und anderer optischer Instrumente. Unsere ganze Gegenwart mit ihren tiefeingehenden Wissenschaften, mit ihren farbenblitzenden Kronleuchtern im Ballsaale, mit ihren Sternwarten und photographischen Ateliers, mit ihren feuerfesten Industriepalästen und Bijouteriehallen, mit ihren Optikern und Chemikern; ein Herschel und Ehrenberg, ein Liebig und Arago, ein Humboldt und Newton, ein Fraunhofer und Schwerd, ein Young und Benillet, jene glänzenden Entdeckungen am Himmel und in den Stäubchen der Erde, würden wir uns ihrer erfreuen und rühmen können, wenn das Glas aus der Reihe der Dinge gestrichen würde, wenn der Quarzsand nicht in den Dienst des Menschen getreten wäre? Gegenüber den Verdächtigungen, mit welchen die Beschäftigung mit der Natur gegenwärtig verfolgt wird, beweist uns der Quarzkiesel, daß sich der menschliche Geist, Gesittigung, Bildung, Kunst und Wissenschaft an der Bemühung der Materie entwickelt. Das Unscheinbarste wird oft das Bedeutsamste und das Verachtetste das Kostbarste. Sagt doch schon Hiob: „Nicht kann man der Weisheit gleichstellen Gold und Glas," und Kaiser Nero rechnete seine Glasvase zu den Kostbarkeiten seines Palastes, da sie eine halbe Million Thaler werth war; ein englischer Herzog des 15. Jahrhunderts nahm, wenn er sein Schloß verließ, jedesmal die Fenster mit, weil er diesen kostbaren Schatz nur in seiner Nähe sicher glaubte.

Verfolgen wir die Geschichte des Glasverbrauchs! Irrthümlich wird von der Sage behauptet, daß phönizische Seefahrer durch Zufall beim Kochen ihres Mittagsmahles am sandigen Strande das Glasschmelzen entdeckt hätten. Denn da das Schmelzen des Quarzsandes eine sehr große Hitze erfordert, so reicht ein gewöhnliches Kochfeuer natürlich nicht hin, um Sand in Glas zu verwandeln. Dagegen sind in den Terracengewölben der Egypter, die vor etwa 4000 Jahren mit Gemälden versehen wurden, bereits Glaskäfer dargestellt, die an der Pfeife eine Glasflasche aufblasen, und wenn wir dem Worte „Glas" selbst nachgehen, so werden wir nach dem uralten Kulturlande Juriea geführt, von woher das Wort stammt und fast durch die ganze Welt verbreitet ist, weil mit der Waare auch deren Name von Volk zu Volk ging. Unser deutsches Wort Glas, welches offenbar mit Glanz, Glut, Glast, glatt, klar u. s. w. verwandt ist, hat seinen Stamm in dem Sanskritworte kelasa, welches glänzend, leuchtend bedeutet, womit die Hindus den Krystall und Diamant bezeichneten. Die Fabrikanten des Alterthums verstanden aber weder reines Spiegel- noch Fensterglas zu machen, sondern beschränkten sich auf Schmuckfachen, Korallen, Perlen und Trinkgefäße aus farbigem Glase. Daher fehlte den Palästen der Pharaonen wie der römischen Kaiser, den Prunkgemächern des Tarius wie Alexander's das Fensterglas, welches man durch Verhänge, Jalousien oder Horusscheibchen ersetzte. Die Tempel und Königsschlösser des Alterthums entbehren daher jener traulichen Wohnlichkeit, welche das Glasfenster dem Hause verleiht. Wie luxuriös würden dem Welteroberer Cyrus oder Cäsar nuere Bürgerhäuser oder unsere Kaufhallen mit den mächtigen Spiegelscheiben erscheinen, denn selbst unter der späteren Kaiserzeit der Römer waren gläserne Schüsseln und Glasbecher kostspieliger Luxus, wie etwa zu unsern Zeiten ein Gold- oder Silberservis. Nicht einmal Spiegel verfertigte man aus Glas, sondern aus Silber oder polirtem Stahl, und des Archimedes berühmte Brennspiegel, mit denen er die römischen Schiffe angezündet haben soll, waren nur blanke Metallplatten von sehr geringer Brennweite. Nur die Unwissenheit der Römer vermochte die unglaubliche Fabel zu erfinden, daß man mit solchen Metallspiegeln von einer Festungsmauer aus die unten im Hafen liegenden Schiffe anzünden könne.

Obschon die egyptischen Glasbütten Gefäße, Teller, Lampen, Schalen, Becher und Flaschen fabricirten, obschon die alten Assyrer Glaswaaren verfertigten und in Sidon und Tyrus bedeutende Glasfabriken arbeiteten, so blieb doch bei den Griechen das Glas bis zu Alexander's Zeit unbekannt, und im römischen Reiche fanden Glaswaaren erst unter den Kaisern Eingang, zu deren Zeit man zu Rom Glasfabriken errichtete, in denen grünliches Glas geblasen, gedreht, gepreßt und zu allerlei Luxusartikeln verarbeitet wurde. Noch besser gelangen buntfarbige Glasflüsse, die man zu Mosaikarbeiten, Perlen und Edelsteinen benutzte, und unter Konstantin wurden sogar die Glasarbeiter abgabenfrei. Durch die Römer lernten Gallier und Deutsche Glaswaaren kennen und hielten den bunten Tand der Perlen für kostbare Güter, wie es die Bewohner Amerika's und der Südseeinseln zur Zeit ihrer Entdeckung ja auch thaten. Der römische Luxus verwendete das bunte Glas aber nicht blos dazu, Badezimmer ganz mit marmorartigen Glastafeln auszulegen und sogar die Wände mit ihnen zu bedecken, er lernte nicht nur doppelfarbige Schalen und Becher mit aufgeschmolzenen Figuren verzieren, sondern schloß auch das Fenster des Badezimmers mit mattweißem gepreßtem Fensterglas. Um dieselbe Zeit, etwa 2000 Jahre vor Christo, hatten auch die Chinesen bereits große Fertigkeit in der Verfertigung des Glases, aus welchem sie Spiegel, Spielzeug, Glocken, Trompeten, natürlich gefärbte Trauben mit feinenen Blättern u. dergl. machten, aber ihre Fenster mit ölgetränktem Papier schlossen.

Erst das Christenthum bringt einen Fortschritt in die Glasbenutzung und damit in das Kulturleben der Völker. Der Zweck der Kirche, welche die Gemeinde von der Welt abschließen sollte, machte es nothwendig, daß man die kleinen Fenster schloß und zugleich das Innere der Bedeutung des Gebäudes angemessen schmückte. In der Regel hing man vor die Fenster schön gestickte Teppiche, wie es noch einige Jahrhunderte lang fast allgemeine Sitte blieb, in großen Kirchen dagegen setzte man bunte Glasstückchen so zusammen, daß sie ein Teppichmuster darstellten, und schloß mit dieser Glastafel die Fensteröffnung. Auf diese Weise floß ein bunter Lichtschein in das Innere der Pfeiler- und Bogenhallen und füllte den dämmerigen Raum mit wunderbaren Lichtpielen. Schon der Frankenkönig Childebert (um 580) schmückte eine Kirche mit bunten Glasfenstern, und zu derselben Zeit besaß die Sophienkirche zu Byzanz, der Dom zu Ravenna, Rom u. s. w. solche Zierde; Wilfried holte für seine Peterskirche in York 670 aus Frankreich bunte Glasfenster, Leo III. versah mit ihnen den Lateran (um 800), noch größere Räume bedeckte man noch nach altrömischer Weise mit Horn oder Marienglas. Doch finden wir schon im 7. Jahrhundert in deutschen Klöstern Glasmacher, welche bunte Perlen und Glasstückchen verfertigten. Diese bunten Glasstückchen brachten aber die kunstsinnigen Mönche auf den Gedanken, aus ihnen Gemälde zusammenzusetzen, wie die Römer mit bunten Steinen den Fußboden belegten und sie zu bildlichen Darstellungen zusammenpaßten. Damit war der Anfang der Glasmalerei erfunden; denn nun strahlten in schillernden Farben die Personen des Alten und Neuen Testamentes von den Wänden, Kuppeln und Nischen der alten Kirchen zu Rom, Benedig, Ravenna, Pavia, Aachen u. s. w., und Theoderich wie Karl der Große ließen in ihren Palästen große Scenen aus der Weltgeschichte, die Thaten ihrer Vorfahren und ihren eigenen Hof in solchen Bildern aus bunten Glasstückchen zusammensetzen. Wie glitzerte und schimmerte es da in der alten Marmorkirche zu Venedig, im Königsschloß zu Pavia, in dem Reichsdom zu Aachen und Ingelheim! Noch steht ja das Mariendild in der Giebelnische des marienburger Ordenshauses, dessen bunte Fenfteite aus lauter Glasstiften besteht. Nun fing man an, auf übnliche Weise auch die Kirchenfenster mit solchen bunten Glasbild dern zu schmücken, worin das Benedictinerkloster Tegernsee in Baiern etwa um's Jahr 1000 den Anfang machte, indem es den Fensterraum mit Arabesken oder teppigartigen Mustern oder anderem Zierrath füllte, wie er dem Baustile angemessen war. In Klostergängen wurde auf solche Weise die heilige Schrift in einer langen Reihe von Figuren dargestellt, bis man etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auf Glas malen und diese Farben einbrennen lernte, womit die eigentliche Glasmalerei erfunden war. Diese

gewann so lebhafte Theilnahme, daß die bedeutendsten Maler der folgenden Jahrhunderte die Zeichnungen zu den Glasgemälden entwarfen, welche der eigentliche Glaser mechanisch nachzeichnete, malte und einbrannte. Zugleich war diese Kunst aus den Händen der Geistlichen in die der Bürger gekommen, welche sie handwerksmäßig betrieben, so daß sie herabkam und gar verloren ging. Erst in neuester Zeit hat sie der Mürnbürger Frauf 1827 wieder entdeckt, und der Breslauer Höcker auf alte Weise die Fenstergemälde des marienburger Schlosses wieder hergestellt.

So viel verbraucht auch Glaswaaren, buntes Glas und vielleicht auch seit 1250 gläserne Spiegel waren, so blieben die Wohnungen doch ohne Verglasung. Denn im 14. und 15. Jahrhundert wurde es als Merkwürdigkeit erwähnt, daß in Basel einige Häuser Glasfenster statt geölten Papiers oder Horns hätten; im 15. Jahrhundert hatten die Könige von Frankreich nur bunte Glasfenster, denn erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts lernte man weißes Glas verfertigen und bildeten sich die ersten Glasernnungen. Das Rathhaus in Zürich hatte noch im Jahre 1402 Tuchfenster, die Schlösser des Areis in England Fenster aus Weidengitter oder seiner Eichenrinde; im 16. Jahrhundert hatte in ganz England nur das königliche Schloß Glasfenster, die übrigen Häuser Flechtwerk statt Glas; im Anfang des 17. Jahrhunderts kannte man in Frankreich fast nur papierne Borfenster, und 1750 besaßen Paläste zu Mailand und Florenz nur Papierfenster, und Glasflaschen waren im 15. Jahrhundert noch eine Seltenheit, während jetzt z. B. die Fabrik von Bressel in England wöchentlich 60,000 liefert, und die Fabrik des Franzosen de Bicelaine jährlich 3 Millionen. Die erste Glashütte erhielt England erst 1557, Schweden 1640, Portugal 1750. Im Mittelalter hatte sich Venedig der Glasfabrikation bemächtigt, indem es Spiegel und Glasperlen verfertigte, von denen die letztern noch heute in Ostafrika als Münze gelten. Venetianische Glasfabrikanten erhielten Adelsrang, und der Staat verbot schon 1275 die Ausfuhr des Glasfandes. Auf der Insel Murano lagen diese Glashütten, denen Venedig seinen Reichthum und seine Macht neben der Beherrschung des Handels verdankte. Gegenwärtig hat man nicht nur Fensterglas machen lernen, sondern man spinnt auch ein Glasfüdi in einer Minute zu einem Faden von 90,000 Fuß aus, den man wie Seide verweben und Kleider daraus verfertigen kann. Zuerst machte man kleine grünlich-runde Fensterscheiben, später tafelförmige. Eine einzige englische Fabrik macht jährlich 21 Millionen Q.-Fuß Tafelgläser, Belgien 32 Millionen Q.-Fuß, die 14 Millionen Franks Werth haben. Die erste Spiegelfabrik ward in Deutschland 1697 zu Neustadt an der Dosse, in Frankreich 1665 bei Cherbourg errichtet, und kurz darauf lernte man die Spiegel gießen, so daß eine französische Fabrik Spiegel von 150 Zoll Höhe und 100 Zoll Breite, England einen solchen von 18 Fuß 2 Zoll Höhe und 10 Fuß Breite verfertigte, der 20 Centner wog.

Seit man das Glas rein und in großer Menge darzustellen wußte, ist es Gemeingut geworden, so daß auch der Aermste des Glasfenst.s nicht entbehrt, welches dem Licht freien Zutritt und eine Aussicht gewährt, dagegen Kälte und Wind abhält. Wie trübselig mag es sich in den Schlössern der deutschen Kaiser gewohnt haben, deren offene Fensteröffnungen man mit Tuch oder Läden schloß! Wie qualvoll mag dem Kranken eine lange Krankheit geworden sein, da er sich abgeschlossen von Licht und Sonne halten mußte! Da konnte er sich nicht erquicken am Anblick des blauen Himmels und der grünen Bäume, da konnte er nicht nach banger Nacht den jungen Tag und das rosige Morgenroth begrüßen! Gewiß, wir haben dem Glase viel Annehmlichkeit, Bequemlichkeit und Wohnlichkeit zu danken.

Aber die Chemie ist ihm noch größeren Tribut schuldig. Denn das Glas, welches große Hitze aushält, den Säuren widersteht und durchsichtig ist, bleibt das vorzugsweise geeignete Mittel für chemische Experimente, die Medicinflasche das beste Gefäß für die Arznei. Ohne gläserne Röhren und Retorten wäre die Chemie auf niedriger Stufe stehen geblieben, so daß auch hier das unscheinbare billige Glas von der größten Wichtigkeit wird. Nicht minder groß ist die Bedeutung des Glases für die riesigen Fortschritte der übrigen Naturwissenschaften, welche mit der Verbesserung der Glasbereitung Hand in Hand gingen, weil das Prisma und das Fimtglas die Mittel und Werkzeuge zu tiefern Forschungen hergaben.

Man kann mit Recht behaupten, daß die Welt für unsere Vorstellung von derselben eine ganz andere geworden ist, seit man in den Glas das Werkzeug gefunden hatte, durch welches man den ungreifbaren und unwägbaren Lichtstrahl erfassen, theilen, behandeln, brechen, zurückwerfen, seine Wärme, Farbe und Natur, die Schnelligkeit seiner Bewegung berechnen, ungeheure Fernen dicht vor's Auge und unendlich Kleines bis zu klarster Sichtbarkeit vergrößern konnte. Das Licht war den Griechen und Römern ein Geheimniß, von dessen Wundern sie keine Ahnung hatten, denn erst die Araber bemerkten etwa tausend Jahre nach Christo die Lichtbrechung und suchten den Bau des Auges zu begreifen. Drei Jahrhunderte später verfertigte man in Italien die ersten Brillen, und sechs Jahrhunderte später in Holland das erste Fernrohr. Von da ab begannen die gewaltigen Fortschritte in der Erkenntniß der Welt, die jedesmal von der Verbesserung der Glasfabriken und optischen Instrumente anzügnen. Da verdankten Galilei und Kepler die günstigen Erfolge ihrer Forschungen dem von ihnen verbesserten Fernrohr, da erfand Kircher 1646 die Zauberlaterne, Porta 1650 die Camera obscura, verfertigte Gregory 1663 Spiegeltelescopen, lehrte Newton die Natur der Farben, berechnete Römer 1675 die Geschwindigkeit des Lichtes, erfand Lieberkühn 1730 das Sonnenmikroskop, Dolland 1755 das achromatische Fernrohr, entdeckte Malus 1808 die Polarisation des Lichtes, Daguerre 1838 die Lichtbilder, erwarben sich Herschel, Fraunhofer u. A. durch ihre Telescopen unsterblichen Namen. Jene Leuchtthürme auf Klippen und an Küsten bedienen sich der Spiegel, um die Lichtstrahlen meilenweit hinaus auf's Meer zu werfen, die Wunder des Himmels, die Beschaffenheit von Sonne und Mond, die Erklärung vieler wunderbaren Erscheinungen über und auf unserer Erde, die Luftspiegelungen, Regenbogen, der wunderbare Bau des menschlichen Auges sind uns erst durch Hülfe der gläsernen Prismen, Spiegel und Linsen begreiflich geworden; die Urformen der Dinge, die Steinarten, der Bau der Baumrinne und Baumblätter, das Zellgewebe der Pflanzen, des thierischen und menschlichen Körpers, und damit der Grund vieler Krankheiten wird durch das Mikroskop erkennbar, ganze Gebirge und die Bodenbedeckung ungeheurer Länderstriche hat sich unter dem Mikroskop in Thierleichen und Panzer und dem Auge unsichtbare Thierchen verwandelt, in den Bau der kleinen Geschöpfe, in ihr Entstehen und Verwandeln hat uns das Mikroskop die Einsicht eröffnet, wegegen das Teleskop Lichtweld in Sternenwelten auflöste, und der Farbenmesser die Entfernung und die Natur der Sterne aus dem aufgefangenen Lichtstrahl kennen lehrte. Wer hat endlich nicht von den Wundern des Glasphalajses zu Sydenham und der Industrieplaläste gehört? Was sind gegen diese Bauwerke aus Glas und Eisen mit ihren malerisch geordneten Waaren und Fabrikaten, mit ihren Kunst- und Alterthumssälen die sieben Wunder des Alterthums? Steigt der Taucher nicht in der Glasglocke hinab in die Meerestiefe? Entsteht uns nicht die Glasharmonika durch ihre weichen, seelen- und klangvollen Töne? Sind nicht unsere Barometer und Thermometer von Glas? Und welche unermeßlichen Vortheile bringen diese dem Naturforscher wie dem Oekonomen, dem Physiker wie dem Chemiker, dem Fabrikanten wie dem Kranken?

Wohin wir blicken, überall finden wir die sprechendsten Beweise von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Glases, auf dessen Benutzung unser bürgerliches, technisches und wissenschaftliches Leben zum großen Theil gegründet ist. Am Glase erkennen wir recht augenscheinlich die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeitperioden. Dem Alterthum diente das Glas nur zum Luxus, dem Mittelalter zum Schmuck der Kirchen, die Neuzeit macht es zum Gemeingut, schenkte uns die Wohlthat verglaster Fenster, machte es zum Werkzeug der tiefsten wissenschaftlichen Forschungen und ein Glaspalast zum Triumph der Bankunst wie der Industrie. Fr. K.

Für die Abgebrannten in **Eibenstock** ging ferner ein:

Hr. Adolf Marzann in Hohenelbe 1 Thlr. — Von einem Lesezirkel der Gartenlaube in Rudolstadt 2 Thlr. 10 Ngr. — Hr. Superintendent Stern in Margaradowa in Ostpreußen 21 Ngr. 4 Pf. — Hg. in Lennewig 1 Thlr. — B., Postlehrer Dessau 1 Thlr. — Frau Emilie A. aus Bernburg 1 Thlr. — Aus Gesammlung, Ertrag einer Einsammlung bei den dortigen Honoratioren 2 Thlr. 9 Ngr. — J. K. in Eilenburg 1 Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 19. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine italienische Dorfgeschichte.

Man muß sie erlebt haben, jene milden Nächte Italiens, um den magischen Zauber, den unbeschreiblichen Eindruck zu begreifen, mit dem sie die Seele berauschen, mit süßer Trunkenheit erfüllen. Ein märchenhafter Glanz liegt ausgegossen über dem tiefdunkeln, mit tausend und tausend hellflammenden Sternen besäeten Himmel, und verklärt mit eigenthümlich ergreifendem Schimmer die reizenden Formen des wunderbar herrlichen Landes. Tiefe Stille ruht auf der schweigenden Landschaft; nur in den Wipfeln der schattigen Ulmen, in dem flüsternden Laube der Silberpappel rauscht leise die mit berauschendem Wohlgeruche geschwängerte warme Nachtluft, und spielt mit den leichten Rebengirlanden, die sich malerisch von Baum zu Baum schwingen, und mit den tausend glänzenden Blüthendolden, die von Busch und Baum, von Hag und Rainen, von Wand und Pfeilern uns träumerisch entgegennicken.

Und auf den Stufen der grünumlaubten Treppe, oder unter der schattigen Veranda ruhen in malerischen Gruppen die Dorfbewohner, mitten unter ihnen der Erzähler. Das volle Mondlicht selbst stiehlt sich neugierig durch das breite, saftige Blätterdach, und bekenntet die ausdrucksvollen Physiognomien der dunkeln Gestalten, die mit athemloser Spannung den Worten des Erzählers lauschen.

Und in der That, der Eindruck dieser Erzählungen ist unvergleichlich. Die stille Nacht mit ihrem Zauberglanze, die reizende Umgebung, der melodische Klang der Sprache, in der selbst das Bettlers Wort uns zum Gedichte wird, — das Alles stimmt schon von selbst das Herz zu poetischer Empfänglichkeit; wie wenig bedarf es, dem Vortrage des Erzählers eine Wirkung zu sichern, wie sie im kalten Norden nur die höchste Kunst, und sie so selten, erreicht.

Einen solchen Erzähler lernte ich einst in der Umgegend Turins kennen. Es war der Seelsorger und zugleich der Schullehrer des Ortes, ein vortrefflicher, würdiger alter Mann. Hatte er seine Messe gelesen, sein Brevier gebetet, seine Schule gehalten, auch wenn es sich gerade traf, seine Beichte gehört, so versammelte er des Abends seine Gemeinde um sich, um ihnen einfache Geschichten, die er selbst erlebt hatte, zu erzählen.

Eine seiner Geschichten klingt mir noch heute lebendig im Ohre. Ich versuche, sie wörtlich hier so zu erzählen, wie ich sie gehört und, wenn ich auch nicht hoffen kann, jene Wirkung wiederzugeben, die sie damals in mir zurückließ, so wird doch das eigenthümliche Gepräge der Wahrheit, das sie in so hohem Grade trägt, gewiß auch so seines Eindrucks nicht verfehlen.

So begann der Erzähler:

Zur Franzosenzeit, da war die Conscription. Söhne, Brüder, Gatten wurden schonungslos den Armen ihrer Familien entrissen, und zusammengekoppelt, wie die Thiere, wurden sie weggeschleppt, weit, weit weg — zur Schlachtbank. Eine Schlächterei war es, und als eine blutige Schlächterei betrachtete es das Volk, das arme Land, das man ohne den mindesten Nutzen für uns seiner besten Söhne unbarmherzig beraubte.

Ich wohnte damals auf dem Monte serrate, in der Nähe von Locarno. Zu meinen kleinen Zöglingen gehörten auch zwei Kinder, deren Familien Nachbarn, und, wenn ich nicht irre, auch entfernt verwandt waren. Maria und Toniette waren unzertrennliche Spielgenossen und die treuesten Freunde. Wer sie nicht kannte, hielt sie für Bruder und Schwester; die sie kannten, meinten, sie würden einmal das schönste Pärchen, das es auf der Welt geben könne.

Und in der That, mit achtzehn Jahren war Toniette der stattlichste Bursche der ganzen Gegend, und der schönste junge Mann, den ich je gesehen. Maria war ein blondes Madonnengesichtchen, zart, rein, einfach, wie eine Taube. Und herzensgut waren Beide, und im Uebrigen vollkommen mit denen einverstanden, die da meinten, daß sie für einander geschaffen seien. Das ganze Dorf war ihnen gut, und seit man von ihrer Liebe wußte, ihnen nur um so herzlicher zugethan.

Das Mädchen war sechzehn Jahre alt, die Hochzeit beschlossen. Nur die Ziehung wollte man noch abwarten. Was sollte ihre Verbindung, wenn Toniette Rekrut und die arme Maria schon am Hochzeitsmorgen Wittwe werden mußte?

So dachten die Eltern, aber durchaus nicht so die Brautleute. Wenn sie nur erst seine Frau wäre, meinte Maria, so würde sie ihm folgen zum Regiment, wohin es sei, wenn's sein müßte, als Marketenderin. Diese Idee gefiel zwar Toniette wenig, gleichwohl meinte auch er, für alle Fälle, auch wenn er fort müßte, sei es besser, wenn sie sein Weib wäre. Aber nicht lange trübten solche Ueberlegungen ihr junges Glück. Die Sorglosigkeit, die Zuversicht der Jugend hatte bald die trüben Befürchtungen verscheucht. Der Himmel könne so grausam nicht ihr Glück zerstören, das hofften sie fest. Dann dachten sie nicht mehr daran, und liebten sich nur um so inniger.

Aber nur zu rasch kam die Zeit der Aushebung. Auf dem ganzen Dorfe lag ein banger Druck. Die jungen Brautleute wurden Gegenstand des allgemeinsten Mitleids. Maria, vor einigen Tagen noch so blühend, so frisch, so lebensmuthig, sah welk, nie-

vorgeschlagen, bleich. Die schönen großen Augen waren trüb und zeugten von schlaflosen, kummervollen Nächten. Toniette schien in fieberhafter Aufregung; mit glühenden Wangen, die Lippen aufgeschlossen und fest an einander gepreßt, starrte er mit weit aufgerissenen Augen wüthend und unheimlich Jeden an, als ob er in Jedem den Gensd'armen sähe, der ihn seiner Braut aus den Armen reißen wolle. Auch in seinen sonstigen Gewohnheiten zeigte sich eine auffallende Veränderung. Bisher war er unbestritten der geregeltste junge Mann des Dorfes gewesen; jetzt fing er an, sich öfters aus dem elterlichen Hause wegzuschleichen, zuweilen blieb er selbst zwei, drei Tage aus. Fragte man ihn nach der Ursache, so wollte er bald hier, bald dort Festlichkeiten der Umgegend beigewohnt haben. Aber Niemand glaubte ihm; Maria hatte ja ihre Wohnung nicht verlassen. Es ging das Gerücht, daß er mit Banditen Verbindungen angeknüpft habe, deren sich damals einige in der Umgebung des Dorfes festgesetzt hatten, der letzte Rest der Bande Majino's, des „Alpenkaisers", wie er sich nannte, die früher Jahre lang dort gehaust hatte.

Mochte dem sein, wie ihm wolle, gewiß ist, daß Toniette sich am Ziehungstage in dem Hauptorte des Departements einfand. Man hatte bemerkt, daß Maria ihn begleitet hatte. Auf dem ganzen Wege hatte sie ihm dringend und bittend zugesprochen; es schien, als ob sie sich große Mühe gegeben, ihn zu irgend Etwas zu überreden. Schweigend und mürrisch war er neben ihr gegangen, mit einem Ausdrucke schlecht verhehlten Mißbehagens.

In dem Saale, wo die Ziehung stattfinden sollte, verließ er trotzig den Arm seiner Braut. Das arme Kind verbarg sich schnell in einem Winkel und erwartete muthig die Verkündigung der Loose; Toniette mischte sich unter die Gruppen der jungen Leute, die das gleiche Schicksal dort hingeführt, die die gleiche bange Erwartung erfüllte. Alle betrachteten ihn mit lebhafter Theilnahme. „Toniette," sagten sie, „wenn nur Dir Gott eine gute Nummer schickt! Wir haben Vater, Mutter, die wir pflegen und stützen müssen; will es aber das Schicksal anders, was ist's weiter? Wir tragen dann keine Schuld, und — wir sehen die schöne weite Welt! Und dann, wie viele sind nicht heut zu Tage, die ganz wie wir die Heimath verließen, und als Offiziere, Generäle aus dem Kampfe zurückkehrten? — Aber Du, armer Toniette, Du, mit Deiner lieben, reizenden Braut, — nein, das wäre fürchterlich!"

Toniette antwortete nicht.

Endlich kamen der Präfect, die Militairbehörden, und die Ziehung begann. Nach der Reihe trat Jeder vor. Arme Maria, wie bebte dein Herz, als jetzt auch Toniette vortreten mußte.

Er schien ruhig. Er zog — — Nr. 2.

Kein Zweifel war mehr möglich. Er trat zurück.

Maria trug man ohnmächtig hinweg; Toniette sprach kein Wort.

Sobald die Ziehung beendet war, erhielten die Conscribirten den Befehl, sich in drei Tagen wieder zu gestellen. Man verlas ihnen die Kriegsartikel über die Strafe der Renitenten, und Alles zog sich zurück.

Die Eltern Toniette's wollten ihn mitnehmen. Er weigerte sich; er ginge mit den Andern, sagte er, und werde sie auf dem Wege wieder einholen.

Aber vergeblich erwartete man ihn den ganzen Tag und die folgende Nacht. Er kam nicht.

Neue Unruhe, neuer Schreck! Man gedachte jener schrecklichen Strafen, die nicht nur Toniette erwarteten, sondern auch die Eltern des Deserteurs treffen mußten. Alle glaubten sich verloren.

In dieser Angst harrten sie drei lange Tage, aber immer vergeblich, auf seine Rückkehr. Am vierten Tage kam ein Sous-Offizier der Gensd'armerie, seine Abweisenheit zu constatiren. Aus Rücksicht für die braven Eltern bewilligte man ihnen noch eine Frist von zwei Tagen, um den Widerspenstigen zu gestellen. Aber wo sollten sie ihn suchen? — Sie waren der Verzweiflung nahe.

Am sechsten Tage schickte man ihnen zwei Mann Wache.

Aber am Abend dieses Tages sahen verpfändete Landleute mehrere verdächtige Gestalten das Haus umschleichen. Um zwei Uhr des Morgens erschien in der Wohnung ein unbekannter Mann, und forderte den Vater Toniette's auf, hinter die Kirche zu kommen, es verlange ihn Jemand zu sprechen. Er ging hin und fand — seinen Sohn. Fast drei Stunden lang blieben sie dort und verhandelten sehr eifrig mit einander.

Man glaubte, Toniette habe seinen Vater, der noch rüstig und kräftig genug war, überreden wollen, sich ihm und seinen Genossen anzuschließen, was dieser aber entschieden verweigert habe. Gewiß ist, daß Toniette des Morgens in seiner Wohnung erschien. Die Wache wollte ihn verhaften.

„Das ist überflüssig!" rief er, und schob die Blouse etwas zur Seite, als ob er ihnen sehen lassen wollte, was er unter den Kleidern verborgen trug. „Rühre Keiner mich an! — Sobald ich den Meinigen Lebewohl gesagt," fügte er hinzu, „gehe ich nach dem Hauptquartier, mich freiwillig zu melden."

Er hielt Wort.

Ich hatte von seiner Rückkehr gehört, und lief hinzu. Ich fand Toniette im Begriffe, das Haus seiner Eltern zu verlassen, und Maria Lebewohl zu sagen.

„Gott wird Dir lohnen," sagte ich zu ihm, „Du handelst wie ein braver Sohn."

„So ist es," erwiederte er, und trat in's Haus Maria's.

Das war ein trauriger Abschied. Maria hat es mir tausendmal erzählt. Toniette hatte ihr ihre Freiheit, ihr Wort zurückgeben wollen, das sie so oft einander gegeben. Sie wollte nichts davon hören und versprach, seine Rückkehr abzuwarten; denn damals hatte man noch nicht die Erfahrung gemacht, was es mit dieser unerbittlichen Aushebung auf sich hatte. Man glaubte dem Versprechen des Gesetzes; man glaubte, daß die Rekruten nur vier Jahre zu dienen hätten. Später wußte man, was man zu denken hatte. Von den einmal Ausgerückten kam nie auch nur ein Einziger zurück, sofern ihn nicht etwa eine Verstümmelung zum Dienste untauglich machte.

Endlich hörte ich einen lauten Schrei im Innern des Hauses. Toniette trat heraus, verstörten Blickes. Kurz sagte er seinen Eltern, die ihn erwarteten, „Lebewohl," bat sie, ihn nicht zu begleiten, und ging — allein.

Der arme Bursche wußte, was seiner harrte; ich wußte es auch und folgte ihm. Ich ließ ihm Zeit, sich etwas zu beruhigen, dann näherte ich mich ihm; so gingen wir zusammen. In der Stadt angekommen, reichte er mir die Hand, zwei große Thränen rollten seine Wangen herab. Aber sogleich, als ob er sich seiner Schwäche schäme, rumzelte er die Stirn, nahm eine ruhige Miene an und sprach von etwas Anderem.

Ich wollte den Unterpräfecten aufsuchen, mit dem ich etwas bekannt war, aber er wollte es nicht. In eigenem Namen verlangte er Gehör und wurde vorgelassen.

„Ich bin Toniette M.," sagte er; „vor drei Tagen habe ich die und die Nummer gezogen, und mich etwas schwer entschlossen, mich zu stellen. Offen gestanden, ohne die Gefahr, der ich meinen Vater und meine Brüder aussetzte, wäre ich vielleicht nie gekommen. Sei's drum, — hier bin ich!"

Ich trat vor, und gab ihm und seinem Charakter das beste Zeugniß. Der Unterpräfect war ein wohlwollender Mann; er ließ den Gensd'armeriewachtmeister kommen und sprach mit ihm über Toniette. „Ich werde thun, was irgend möglich ist," erwiederte dieser, als er das Zimmer verließ.

Dann winkte er Toniette und brachte ihn nach seinem Quartier. Als ich Abschied von ihm nahm, beschwor er mich bei Allem, was mir lieb und theuer sei, seine Eltern und Maria zu verbinden, ihn nochmals zu sehen oder gar ihn zu begleiten.

Von den Gensd'armen hörte ich, daß er am folgenden Tage abmarschiren werde. So eilte ich nach dem Dorfe zurück. Ich fand Maria bei den Eltern Toniette's.

Alle seine Worte mußte ich ihnen wiederholen. Aber Maria rief:

„Noch Morgen früh gehe ich hin!"

„Du kannst ihn doch nicht mehr sehen," wandte ich ein.

„So ist er im Gefängniß?"

„Ich glaube nicht; aber er will nicht, daß Du ihn abmarschiren siehst."

„So gehen sie also Morgen schon?" rief sie in Verzweiflung.

Dann hatte sie an Jeden tausenderlei Fragen, bis sie endlich erfuhr, wie die Renitenten transportirt würden. Da verstand sie Alles und schwieg.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, ging sie weg, einen kleinen Korb am Arme, damit man glauben sollte, sie ginge zu Markte. Aber Niemanden täuschte ihre arme List; Niemand zweifelte, daß sie Toniette sehen wolle.

Sobald ihre Brüder davon hörten, eilten sie nach der Stadt;

aber Tonietto war schon fort, und Maria hatte Niemand gesehen. Sie hatte wohl erwartet, daß man sie dort suchen würde, und war daher direct nach der ersten Marschstation gegangen. Zu gleicher Zeit mit Tonietto kam sie dort an, der, wie ein Verbrecher, von zwei Gensd'armen escortirt wurde. Diese hatten indessen ihr Möglichstes gethan; sie hatten ihn schonend behandelt und nicht gefesselt. Sie erkannten Maria und ließen sie zu ihm. Sie theilte ihnen den Proviant aus, den sie Tonietto mitgebracht, und durfte so ein paar Stunden bei ihm bleiben.

Vergebens suchte er sie zu überreden, des Abends zurückzukehren; ihr Entschluß war unerschütterlich.

Während der Nacht wurde Tonietto eingesperrt. Maria suchte sich bei einer armen Frau ein Asyl. Am folgenden Morgen, lange bevor der Tag noch graute, stand sie schon wieder an der Thür seines Gefängnisses und wartete bis er herauskäme.

Aber welcher Anblick, als er endlich kam! Die Hände gefesselt, mit Dammschrauben gespannt, paarweise an ein langes Tau gebucht, wie Galeerensträflinge, so wurde er mit einem Zuge Reuitenter weiter geschleppt. Die Andern waren empört über diese Schmach; gleichwohl wußten sie, daß diese Strafe kaum ein paar Tage dauern würde, höchstens bis jenseits der Alpen, bis zur Reserve. Aber wie mochte Tonietto zu Muthe sein, seiner Braut ein solches Schauspiel zu geben!

Sie ging muthig neben ihm.

„Aber was willst Du, was denkst Du, Maria?" bat er, „was bezweckst Du, daß Du mich so begleitest?"

„Daran habe ich noch nicht gedacht," erwiederte sie lächelnd, „ich wollte Dich wiedersehen, und Dich ein wenig begleiten, das ist Alles!"

Und sie sing wieder an von ihrem Vorschlage zu sprechen, als Marketenterin mit dem Regimente zu ziehen. Tonietto widersetzte sich dem aber mit aller Kraft; er sprach ihr von ihren Eltern — und sie weinte.

So ging sie traurig weiter. Die Andern machten sich lustig über sie, die Gensd'armen, die gewechselt hatten, begegneten ihr unfreundlich. Bei der Mittagsruhe ging es noch schlimmer. Die Gefangenen wurden in die Scheune eines Gasthauses eingeschlossen. Maria wollte an der Thüre warten, man jagte sie weg. So blieb sie von ferne stehen und wartete, ohne auch nur einen Bissen Brot oder einen Schluck Wasser zu nehmen, wartete so lange, bis sie endlich die Gefangenen, gefesselt wie am Morgen, wieder heraustreten sah. Rasch war sie wieder an der Seite Tonietto's; sie näherte seinen Lippen eine schöne Frucht, die seine trockene Kehle erfrischte; dann setzte sie unermüdlich ihre Reise fort. Verzeblich bat, flehte, beschwor er sie, ihn zu verlassen; sie ging und ging, und wußte weder was sie that, noch was sie wollte.

Endlich, des Abends, nicht weit mehr von dem Nachtquartier, holten sie die beiden Brüder ein. Sie beschworen Maria mit Thränen in den Augen, mit ihnen zurückzukehren. Sie widersprach ihnen nicht. Tonietto vereinigte seine Bitten mit den ihrigen. Endlich gab sie nach, und bald war man darüber einig, daß sie bis zur Nacht zusammenbleiben, dort sich erholen und dann des Morgens zum letzten Male Abschied nehmen und sich trennen wollten.

Tonietto brachte die Nacht, wie gewöhnlich, im Gefängnisse zu; sie ging mit ihren Brüdern in ein Gasthaus.

Aber kaum hatte sich das arme Kind zu Bette gelegt, als sie, erdrückt von den Anstrengungen, der Hitze, und noch mehr von der Angst und Noth der letzten Tage, von einem brennenden Fieber ergriffen wurde. Heftige Fieberphantasien stellten sich ein; ihr Zustand wurde höchst bedenklich.

Der Morgen kam. Einer ihrer Brüder blieb an ihrer Seite, der andere lief nach dem Gefängnisse. Nur ein paar Worte konnte er in aller Eile Tonietto von ihrer Krankheit sagen, ihm die Hand zum Abschied drücken, — und, ungestüm, ohne auch nur Zeit zu haben zu antworten, wurde er mit den Andern fortgerissen, auch von dem Letzten der Seinen grausam getrennt.

Maria blieb vierzehn Tage zu Bette. Ihre Brüder verließen das Zimmer nicht. Ihre Mutter kam, sie zu pflegen. Endlich, sobald sie so weit hergestellt war, um die Reise ertragen zu können, kehrten sie zusammen zur Heimath zurück.

Maria war nicht wieder zu erkennen. Niemand konnte sie ansehen, ohne das innigste Mitgefühl. Es war eine arme zarte Blume, die der rauhe Sturm geknickt, ein Bild des Kummers, ein rührendes Bild des Schmerzes. Nur langsam, nach und nach bekam sie, sich zu erholen, seit die Eltern Tonietto's den ersten Brief von ihm erhalten hatten. Ich erinnere mich noch wörtlich seines Inhaltes.

„Lieber Vater," so schrieb er, „der erste Gebrauch, den ich von meinen Händen mache, seit ihre Fesseln gelöst sind, ist, Euch diesen Brief zu schreiben. Wir sind glücklich hier bei der Reserve angekommen, in einer Stadt, die Besançon heißt. Man sagt, daß wir nicht lange hier bleiben werden. Ich bin schon ganz eingekleidet; Ihr würdet mich nicht wieder erkennen; am ganzen Körper haben wir die Nummer des Regiments und der Kompagnien; wir sind gezeichnet wie die Heerden zu Hause. Sobald wir eingekleidet waren, begann das Exerciren. Es scheint, hier thut man nichts Anderes von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Unser Aller Hoffnung ist, daß es zum Kriege kommt; dann haben alle diese Quälereien ein Ende; und dann, waren wir einmal im Feuer, sind wir keine Rekruten mehr. Rekrut! das ist ein Schimpfwort, das sie uns den ganzen Tag zurufen. Seid also getrosten Muthes, liebe Eltern! Schreibt mir doch bald Nachrichten von der armen Maria. Ich habe viel gelitten, als sie mich die beiden ersten Tage begleitete.

„Ich hoffe, daß ihr Niemand das böse gedeutet hat, und ich bitte Euch, sie statt meiner zu umarmen; Ihr wißt, auch auf dies letzte Glück mußte ich verzichten. Grüßt mir freundlich ihre Brüder, ihre Mutter, meinen Bruder, und endlich unsern guten Schullehrer; ihm verdanke ich den großen Trost, daß ich Euch heute schreiben kann.

„Lebt wohl und bleibt mir gut. Euer Sohn Tonietto."

Der zweite Brief war von Magdeburg datirt.

Unter Andern schrieb er:

„Ich war in der großen Schlacht bei Jena. Man hatte mir gesagt, daß das erste Feuer große Angst mache. Für mich, muß ich sagen, war es der beste Trost, den Gott mir schickte, seit ich Euer Haus verlassen. Seit diesem Tage sagt mir keiner mehr: Rekrut! Ich bin jegar zu den Grenadieren einrangirt —"

Ein anderer Brief kam im nächsten Winter, ich weiß nicht mehr, aus welchem Theile Polens datirt; ein anderer Brief kam noch im Sommer desselben Jahres von Aranda am Duero in Spanien. Es waren immer Berichte von neuen Schlachten. Man sah, daß er an dem Handwerke Geschmack fand. Er war Korporal, dann Sergeant geworden; endlich hatte er das Kreuz erhalten.

So verflossen zwei Jahre. Eines Tages hielt ich, wie gewöhnlich, meine Schule; da trat ein Kind ein, sagte einem andern ein leises Wort, dieses sagte es seinem Nachbar, und in einem Augenblick machte die Nachricht die Runde durch die Schule; alle sprangen sie auf, ich konnte sie nicht zurückhalten, „Tonietto ist da!" riefen sie, „Tonietto ist da!"

Wir liefen Alle hin. Ich sand Tonietto zwischen seinem Vater und Maria. Eine stegende, unendliche Wonne strahlte aus seinen dunkeln Augen, er sah wie verklärt vor Freude, vor Entzücken. Maria weinte und schluchzte wie ein Kind; sie konnte kein Wort sprechen. Ihre Brüder und Verwandten, die ganze Familie stand um sie herum.

Als er mich sah, stand er auf und reichte mir die Hände. Er erzählte mir, daß sein Regiment aus Spanien zur italienischen Armee bestimmt, durch Piemont marschire; er hatte drei Tage Urlaub erhalten, um seine Eltern zu besuchen, und — — er hatte zu viel sonst zu thun, als daß er mir mehr davon hätte sagen können.

Er nahm die Hand Maria's und bedeckte sie mit Küssen, mit einer Gewandtheit und Unbefangenheit, die er wahrlich bei seinem Abmarsche nicht gehabt. Ich begann zu fürchten, daß er sich geändert haben möchte. Aber ich sah ihn den andern und die folgenden Tage; ich plauderte weitläufig mit ihm; er war noch immer derselbe brave und gute Junge. Vielleicht war freilich seine Ideè nicht mehr ganz dieselbe wie früher; aber so war es noch besser. Der männliche Charakter, den ihm seine neue Lebenssphäre gegeben, hatte seiner Zärtlichkeit eine andere Form eingeprägt. Er verzehrte sich nicht mehr in Lamentationen und Seufzern, er strebte energisch nach seinem Ziel; er gab sich ernstlich Rechenschaft über seine Hoffnungen und faßte bestimmte Pläne.

Sehr bald hoffte er, Dank seiner Kenntnisse, Offizier zu werden; dann, sagte er, sei nichts leichter, als den Heirathsconsens zu erlangen; verweigere man ihn noch, so könne er den Dienst verlassen.

„Desto besser dann," fügte er lachend hinzu; „was bekömmt man so nicht Hiebe und Stöße von allen Seiten und von Jedermann! Auch ich habe meinen Theil, wenn auch nichts davon in meinen Briefen steht, und wenn ich noch ein Paar dazu erwische, so kann ich schon mit fünfundzwanzig Jahren den Invaliden spielen, und, wie sie das nennen, mich auf meine Güter zurückziehen."

Die drei Tage waren ein Fest für das ganze Dorf; für Maria waren es die drei schönsten Tage ihres Lebens.

Beim Scheiden überreichte Tonietto seinem Vater drei Louisd'or, seinem Bruder einen, Maria ein hübsches Knüpftuch und einen Ring. Bald darauf schickte er ihr, von Venedig aus, mit einem Briefe ein goldenes Kettchen, das fortan nie mehr von ihrem Nacken kam.

Mittlerweile hatte der Krieg mit Oesterreich begonnen; es war der dritte Feldzug, den Tonietto mitmachte. In jeder Schlacht erhielt er, wie er schrieb, neue Hiebe und neue Beförderungen. Diesmal wurde er am Kopfe verwundet, man wußte es im Dorfe, und Maria war darüber ganz außer sich. Aber er wurde wieder hergestellt und kam zur „alten Garde." Wäre er zum Marschall von Frankreich ernannt worden, er hätte keine größere Freude darüber empfinden können, als sich in dem Briefe aussprach, in dem er diese Nachricht mittheilte.

Der Friede führte ihn nach Paris zurück. Von dort aus schrieb er häufig und schickte von Zeit zu Zeit kleine Geschenke für Maria. Er meldete unter Anderm, daß er zum Generalstab übergegangen sei, und ganz gewiß bald zum Offizier ernannt werden würde, und dann! — dann, schrieb er, sind wir Alle glücklich!

So vergingen wieder zwei Jahre. Da begann der Krieg mit Rußland. Tonietto marschirte voll Hoffnung aus. Als er von Smolensk aus schrieb, war kein Zweifel mehr: er war zum Sous-offizier-Adjutant ernannt worden und hatte einen zweiten Orden erhalten, das eiserne Kreuz; es konnte nicht fehlen, daß er vor Beendigung des Feldzugs Offizier war. Uebrigens glaubte man allgemein, daß dieser Krieg der letzte sein werde; wollte es das Schicksal aber auch anders, so war er jedenfalls Offizier, so dachte man, und Alles ging vortrefflich.

Maria sing an, von denen beneidet zu werden, die sie noch jüngst bedauert hatten; sie schrieb lange Briefe an ihren Bräutigam und Alles schien sich auf's herrlichste zu ordnen.

So kam der Winter. Da lief plötzlich ein Gerücht um, die ganze französische Armee sei aufgerieben worden. Ich ging nach der Stadt, und erfuhr, daß die Nachricht wahr oder doch nur wenig daran irrig sei. Kein Brief kam mehr an, auch von Tonietto nicht; ebenso wenig von den Andern.

Endlich, gegen December, schrieben einige Piemontesen, daß er beim Uebergang über die Beresina gefallen sei.

Ich sage nichts über den Schmerz des armen alten Vaters, den Kummer der Brüder, die Verzweiflung der armen Maria. Sie wurde krank und entging kaum dem Tode. Nicht genug damit, das Unglück brach von da an Schlag auf Schlag über die Familie herein. Einer von den Brüdern wurde bei der Aushebung eingezogen und nach Deutschland geschickt; ein paar Monate später — denn die Rekrutirungen dauerten jetzt ununterbrochen fort — marschirte auch der andere ab und wurde nach Frankreich dirigirt.

Aber, wenn das Unglück einmal sich senkt über ein Haus, so wächst es unbarmherzig, und immer dichter fallen seine Schläge, bis das Entsetzen auch den Theilnahmslosesten erfaßt. Die Brüder Maria's fielen wieder, der eine bei Hanau, der andere unter den Mauern von Paris, unter den letzten Schüssen, die in diesem furchtbaren Kriege fielen.

So war Maria allein übrig geblieben als die einzige Stütze ihrer nun ganz verarmten, von Kummer erdrückten Eltern. Nur das lebendige Gefühl ihrer Kindespflicht und Gottes Wille, konnten ihr die Kraft geben, das Leben zu ertragen.

Das arme Mädchen war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr edel getragener Schmerz gab ihren schönen Zügen einen unbeschreiblichen überirdischen Ausdruck. Ihr ganzes Wesen schien erhaben und geadelt.

Armes Kind! Nie mehr sah man sie lachen; doch lag auf ihrem Gesichte auch nicht der Ausdruck wilder Verzweiflung, nicht einmal heftigen Schmerzes; es war ein Ausdruck inniger Betrübniß, wie er nur ihr eigenthümlich war.

1814 kehrten unsere Fürsten wieder; mit ihnen einige wenige Trümmer der ehemaligen großen französischen Armee. Damals erfuhr man einige Details über Tonietto's Ende. Bei dem verhängnißvollen Rückzug aus Rußland war er einer der Wenigen gewesen, die den Muth nicht hatten sinken lassen. Schien die Kälte unerträglich, so pflegte er zu sagen, er trage zwei Talismane bei sich, die ihm das Herz warm hielten trotz Rußlands Schnee und Eis. Ob er Offizier geworden war, wußte man nicht genau; gewiß war, daß er beständig die Compagnie geführt hatte. Zuletzt waren sie auf der verhängnißvollen Brücke angekommen. Er war einer der Ersten, die sie überschritten. Kaum auf dem andern Ufer, hatte er sich wie ein Löwe auf den Feind geworfen, fast in demselben Augenblicke aber eine Kugel mitten in's Herz erhalten, und er war todt liegen geblieben.

Das Regiment hatte ihn vergöttert; alle Piemontesen waren stolz auf ihn. — Armer Tonietto!

„Arme Maria!" fügte ich hinzu, „ihr Unglück ist noch größer, sie muß noch leben!" —

Und doch wußte man noch nicht Alles, was ihr bevorstand. Drei Jahre waren vergangen. Ich hatte Maria nicht verlassen, und hoffte, daß nach und nach die Zeit den Kummer des armen Herzens lindern würde. Auf einmal bemerkte ich, daß ihr Aussehen, ihre Miene, deren schmerzlicher Ausdruck für ewig eingegraben schien, sich nechmals veränderte. Mehrmals suchte ich Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Ich hoffte, daß sie mir den neuen Kummer mittheilen würde, der sie augenscheinlich ganz zu Boden drückte. Aber sie schwieg.

Eines Tages endlich hatte ich sie auf dem Wege getroffen, und wir gingen zusammen dem Dorfe zu. Sie schien aufgeregter als jemals. Nach langem Schweigen konnte ich mich nicht enthalten, leise vor mich hin zu sagen: „Arme Maria!" Da zerfloß sie in Thränen; sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich an meine Brust werfen, doch schnell sprang sie zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und schluchzte laut:

„O, mein Vater!" rief sie, „sie wollen mich verheirathen!"

Ich gestehe, das hatte ich nicht erwartet, das war mir nie in den Sinn gekommen; unwillkürlich sträubte sich mein Herz gegen einen solchen Gedanken, es kam mir vor wie ein Verbrechen.

Nun auf einmal war mir Alles klar; ich begriff, wie die Dinge standen, und wie es kommen mußte. In der That, die Eltern Maria's waren in einer verzweifelten Lage. Sie selbst konnten nicht mehr arbeiten, die Brüder waren todt. — Maria, so sehr sie sich Tag und Nacht abmühete, sie allein konnte sie nicht mehr vor dem drohenden Elende schützen. Und das Elend war gekommen.

Gott weiß, wie gerne ich den armen Leuten meine ganze Habe gegeben hätte, um dieses Letzte Maria zu ersparen. Aber das Wenige, was ich besaß, reichte nicht hin zu ihrem Unterhalte. Und wenn ich starb, wer konnte sie ferner unterstützen?

Ich sann und sann, aber je mehr ich überlegte, desto mehr sah ich ein, daß nur ein Ausweg blieb.

„Ja, Du armes Kind," sagte ich, und nahm ihre Hand in die meinige, „Du mußt heirathen, weil Dein greiser Vater, Deine blinde Mutter es in ihrem Elende von Dir fordern. Sie fordern von Dir Ruhe und Trost in ihren letzten Tagen; Du darfst es ihnen nicht versagen. Maria, sei tapfer, sei stark! Du zahlst Deine Schuld, Du erfüllst Deine Pflicht auf dieser Erde. O, Maria, es ist kein leeres Wort, das Wort des Herrn, daß wir auf Erden sind, zu dulden. Das ist Dein größtes, Dein schrecklichstes Opfer. O, Maria, dulde Du, was Gott Dir schickt, dort oben winkt Dir der Lohn, dort wirst Du wieder eins sein mit Tonietto, mit all' Deinen Lieben!"

Sie seufzte tief, dann erhob sie die Augen still zum Himmel; ihr lieblliches Antlitz trug wieder jenen schmerzlichen Ausdruck überirdischer Ergebung.

„Ich wußte es wohl," sagte sie, „daß auch Sie es so wollten." Wir gingen und sprachen kein Wort mehr bis zu ihrem Hause.

(Schluß folgt.)

Friedrich Halm.

Der Dichter des Fechters von Ravenna.

Während der Streit über das geistige Eigenthumsrecht des „Fechters von Ravenna“ durch das nach langem Hoffen und Spannen erfolgte Bekenntniß Halm's für alle Nicht-Bacherl seinen endlichen Abschluß erhalten hat, ist derselbe jetzt durch das muthentbrannte Streben der Bacherl-Ritter in eine neue Phase getreten. Halm's, des Dichters der „Griseldis“, des „Sohnes der Wildniß“, Concurrent, der Dorfschulmeister Bacherl, hat den Rechtsweg betreten müssen, angestachelt durch die Lanzen seiner Ritter, die das verkannte Genie nun einmal um jeden Preis zum allgemeinen Verständnisse bringen wollen, und es ist bereits so weit gekommen, daß die von Vaterlands- und anderen Gefühlen seligen Münchener ewßg den gefeierten Namen Halm von den Theaterzetteln kratzen und den ihres ländlichen Pädagogen an seine Stelle setzen.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!

Wenden wir uns von diesem etwas lächerlichen Treiben zu freundlichern Gestalten, zu unserm Halm, den wir als eine der schönsten Blüthen im deutschen Dichterkranze verehren, und von dem wir, indem wir unsern Lesern sein ausprechendes Bildniß geben, sagen können, daß sich in ihm manch' schöne und seltne Tugend einst, vor Allem aber jene, die Wissen und Bescheidenheit Hand in Hand gehen läßt.

Friedrich Halm — Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen — wirkl. k. k. Hofrath und erster Custos der k. k. Hofbibliothek, Ritter des k. bayr. Verdienstordens vom heil. Michael, des k. dän. Danebrogordens und der ersten Klasse des großherzogl. sächs. Hausordens vom weißen Falken, wurde am 2. April 1806 zu Krakau geboren, wo sein Vater, Cajetan Freiherr von Münch-Bellinghausen, Appellationsrath war, bis er, vom Kaiser Franz I. des vollsten Vertrauens und besonderer Gunst gewürdigt, später zum Staats- und Conferenzrathe befördert wurde. Es lag nahe, daß der Sohn eines so ausgezeichneten Staatsmannes, der auf das Justizwesen der ganzen Monarchie einen ebenso entschiedenen als wohlthätigen Einfluß hatte, vorzugsweise zum Staatsdienste berufen schien, aber obwohl er für diesen mit Sorgfalt und, wie die spätere Zeit lehrte, mit Erfolg herangebildet wurde, pulsirte schon in dem Knaben jene dichterische Ader, die ihn in seinen Mußestunden Repertoire für sein kleines Theater entwerfen und Schiller'sche Stoffe dramatisiren ließ. Die Edler'sche Kunsthandlung am Graben in Wien lieferte ihm damals Decorationen und Schauspieler. — Nach beendigten Gymnasialstudien trat Halm im Jahre 1819 als öffentlicher Zuhörer in die philosophischen Studien an der wiener Hochschule, ein schmächtiger, hoch aufgeschossener, schweigsamer Jüngling mit sprechendem, aber auffallend schwachem Auge, dichtem Haar, etwas gedämpfter Stimme, einfach, in sich verschlossen und wortkarg, aber einnehmend durch sein anspruchsloses Aeußere, das ein desto regsameres Leben im Innern zu bergen schien. Schon in dem dreizehnjährigen Dichter machte sich die Neigung zur Pseudonymität bemerklich, in der er seine damaligen dichterischen Ergüsse, die indeß nicht zum Druck gelangten, bald mit Cl. Mayer, bald mit C. Belling unterschrieb. So wuchs er, in seinen Büchern und Träumen lebend, in stiller Einsamkeit auf, und es wurde ihm die seltene Selbstständigkeit zu Theil, schon mit dem 20. Lebensjahre seine Studien beendet, sein erstes Trauerspiel geschrieben und den Hafen einer glücklichen Ehe erreicht zu haben.

Diese gänzliche Umgestaltung aller seiner Verhältnisse, weit entfernt, seiner Neigung zum dichterischen Schaffen Eintrag zu thun, belebte sie vielmehr zu höherem Schwunge, aber in der edelsten

Bescheidenheit zog er sich und die Früchte seines Fleißes vom Markte des Lebens zurück, und kaum seine vertrautesten Freunde erhielten von ihnen Mittheilung. Doch „wirkliches Talent ist mit dem Drange nach Mittheilung verbunden," und aufgemuntert durch seinen vormaligen Lehrer, Professor Michael Enk von der Burg, Kapitular des Benedictinerstiftes zu Melk, trat er im Jahre 1835, mithin erst im 29. Lebensjahre, mit seinem dramatischen Gedichte „Griseldis" in die Oeffentlichkeit. In Wien mochte man über den pseudonymen Verfasser Halm wohl im Klaren sein, allein außerhalb Wien hatte der Name, der am literarischen Himmel plötzlich als neuer Stern aufleuchtete, einen ebenso fremden und befremdenden Klang, wie einige Jahre vorher die Namen Gaudy und Lenau. Die Wirkung, welche „Griseldis" auf dem k. k. Hofburgtheater machte, ist bekannt, in kurzer Frist begann es seine Runde über große und kleine Bühnen, und um so freudiger und allgemeiner wurde Friedrich Halm als echter Dichter begrüßt, als das verwaiste deutsche Drama der aufhetzenden Hand eines Retters bedurfte. Weitere Leistungen: „Der Adept" (1836), „Camoens" (1837), „Imelda Lambertazzi" (1838), „Ein mildes Urtheil" (1840) folgten und mit ehrendem Beifalle aufgenommen rechtfertigten sie die an den Namen Halm geknüpften Hoffnungen. In diese Zeit fällt auch die Bearbeitung eines dem Lope de Vega nachgebildeten dramatischen Gedichtes: „König Wamba," von dem jedoch nur ein Fragment in die Oeffentlichkeit gelangte. Eine bedeutende Augenkrankheit brachte den Dichter im Jahre 1840 in die Gefahr zu erblinden, aber Dank der Pflege, mit der Gattin und Schwägerin ihn umgaben, genaß er wieder und konnte seine Dankbarkeit in der seinen Pflegerinnen gewidmeten dramatischen Scene, „Die Pflegetochter," die zum Besten der barmherzigen Schwestern am k. k. Hofburgtheater dargestellt wurde, an den Tag legen.

Weit über die Grenzen Deutschlands trug den gefeierten Namen Halm's das im Jahre 1842 erschienene romantische Drama: „Der Sohn der Wildniß," das in mehrere Sprachen übersetzt wurde, während das nächstfolgende Produkt „Sampiero" (1844) mehr durch das Gepräge edler Gesinnung, als durch den Gang der Handlung wirkte. Aber auch Bearbeitungen ausländischer Meister werke, „König und Bauer" (1841) nach Lope de Vega, und „Die Kinder Cymbolins" (1842) nach Shakespeare, entstanden unter seiner Feder, und widmete er die erstere seinem Lehrer Enk, den Halm selbst als einen der besten Dramaturgen Deutschlands schätzte. Den einem dramatischen Märchen: „Schwert, Hammer, Buch," brachte das Taschenbuch: Gedenke Mein für 1836 ein Bruchstück, und der Bearbeitungen fremder Werke folgte bald die selbstständige des vom Spanier Tellez behandelten Stoffes: „Donna Maria de Molina." Im März 1848 gelangte ein fünfaciges dramatisches Gedicht: „Verbot und Befehl" auf der wiener Hofbühne zur Darstellung, ein ebenso meisterhaft angelegtes wie vollendet durchgeführtes Charaktergemälde, das indeß im Drange und Sturme der Zeit, in der das politische Interesse das für Poesie überwog, nicht allein durchzudringen vermochte. Später erschien auch ein Bändchen „Gedichte" bei Cotta, eine um so überraschendere Gabe, als der Dichter mit ähnlichen kleineren Dichtungen zurückhaltend zu sein pflegte. Sie sind nicht minder reich an Wärme der Empfindung und Kraft wie seine größeren Arbeiten, die bei durchsichtiger Klarheit von ungewöhnlicher Tiefe zeugen. Den glänzendsten Beweis hiervon gab die am 18. October 1854 zur Darstellung gelangte Tragödie: „Der Fechter von Ravenna," der im eigentlichsten Sinne des Wortes einen Triumphzug durch das deutsche Vaterland hielt und noch jetzt für seinen Schöpfer fechtend neue Lorbeeren erntet.

Die Elephantenjäger in der Transvaal-Republik.

Ein großer und besonders der reichste Theil der Holländer am Kap der guten Hoffnung hat sich von dem unangenehmen Joche der englischen Kolonialregierung frei gemacht, und jenseits der Grenzen des englischen Gebiets in der Nachbarschaft von Buschmännern und Kaffern eine eigene kleine Staatsgesellschaft mit republikanischer Verfassung gegründet. Die kleine Republik gedeiht vortrefflich, da die Leute wenig Abgaben und keine Millionen Interessen von Kriegsschulden und Sünden der Väter zu bezahlen brauchen, so daß ihnen die Früchte ihres Schweißes und Fleißes ohne Abzug, Schutzzoll und Steuer zu Gute kommen. Ihr Fleiß wird aus gedeihlichem Ackerbau und Viehzucht reichlich belohnt. Es sind fast lauter große Grundbesitzer, die mit hottentottischem, buschmännischen und kaffernschen Gesinde arbeiten, und mit demselben im Nothfalle ohne viele Exercitien, Manövers und Paraden ihr Land vertheidigen. Sie führen blos Krieg, wenn es wirklich ein allgemeines Interesse, ein Gemeingut zu schützen und zu vertheidigen giebt, so daß die Leute ohne vorhergehende Militärschule und sonstigem Humbug nach Herzenslust zuschlagen und deshalb ganz gegen alle Regeln der Kriegswissenschaft siegen.

Die Transvaal-Republik gedeiht also und hält sich tapfer gegen allerlei Angriffe und Feinde. Nur mit der Jagd freigebigen, aber noch wilden, heißen Natur können sie's zuweilen nicht aufnehmen. Die schrecklichste Plage jener Gegenden sind eine eigenthümliche Art von schwarzen, dicken Wolken, welche Tag in Nacht verwandelnd zuweilen über eine Strecke sich hinwälzen und kein grünes Hälmchen zurücklassen, die schwarzen Wolken von Heuschrecken. Eine solche Welle fraß auch im Jahre 1852 die ganze Ernte des Herrn van Bloom in wenigen Stunden mit Stumpf und Stiel aus. Früh mit lachenden Aussichten aufstehend, sank er Abends als ruinirter Mann auf's Lager. Er hatte viel Geld aufgenommen, um die Kultur seines Bodens auszudehnen, um von dem Ertrage Zinsen und Kapital zu zahlen. Der Gläubiger fiel nun hinter den Heuschrecken her über ihn, und ließ ihn auspfänden. Nichts blieb ihm als Schießgewehr, zwei Söhne, Hendrik und Hans, und eine treue Seele von schwarzbraunem Buschmann, genannt Swartbow. Sie zogen hans- und heimathlos hinaus in die Wildniß, um als Elephantenjäger ihr Heil zu versuchen. Das fanden sie denn auch, wenn auch vermischt mit mancherlei Unheil, aber doch immer wiederum, kräftigem Unheil der Natur in Wald und Wetter, im Spannenden, aufreizenden, lohnenden, siegreichen Kampfe mit dem Riesen der Wildniß, den Elephanten, dem Rhinoceros und andern respektabeln Gegnern. Schwer war es der Kampf, aber ein einziger erlegter Elephant ließ sich mindestens zwei Zähne ausziehen, von denen man Zahnstocher für die halbe zahnstocherende Menschheit oder Tausende von Decken für die Hattentasten des Fortepiano herausschneiden kann. Die wilden Jäger erlebten ein ganzes Buch voll Abenteuer, welche der berühmte Jagdschriftsteller Reid unter dem Titel: „The Bush-Boys" sammelte und herausgab.

Wir theilen daraus eine der interessantesten Schilderungen, den Kampf zwischen einem Rhinoceros und einem Elephanten mit, woburch wir zugleich eine originale Anschauung von dem natürlichen Charakter dieser beiden, noch vorsündfluthliche Bildungen repräsentirenden Riesenthiere bekommen.

Eines Tages wurden die Jäger durch die plötzliche Nachbarschaft eines alten Rhinoceros, das aus der buschigen Ebene in der Nähe eines Sees aufkanchte, in ihrem Marsche aufgehalten. Man dachte daran, es zu tödten, aber das war leichter gedacht, als gethan. Sie hatten keine geschulten Pferde und ein Angriff zu Fuße erschien eben so gefährlich, als vergebens. Wie leicht konnte es Einen auf seinen spitzigen Nasenthurm spießen, ihn dann abschleudern, und unter seinen mächtigen Füßen zermalmen! Im diesen Falle würde er entwichen, da ein Rhinoceros schneller läuft, als der flinkste Buschmann. Sich im Gebüsch heranschleichen und ihn schießen? Ein Schuß tödtet das Rhinoceros blos, wenn man in's Herz oder sonst einen edeln, innern Theil trifft. Doch das war der einzige rathsame Plan. Sie krochen also auf ihren Füßen gegen den Wind im Gebüsche heran, als Swartbow plötzlich wie rasend auf- und unhersprang, und ununterbrochen dazu unrmelte: „Da Klow! Da klow!" (Der Elephant! Der Elephant!) Van Bloom entdeckte auch sofort in der Richtung, welche Swartbow zeigte, auf der westlichen Ebene, aus dem niedern Gebüsch hervorragend und schwarz gegen den hellgelben Himmel abstechend, den breiten, runden Rücken eines Elephanten. Er kam näher und wackelte ganz lebhaft mit den großen lappigen Ohren. An Erle-

gung des Rhinoceros war nun nicht mehr zu denken. Ehe sie sich aber über einen neuen Angriffsplan gegen den Elephanten einigen konnten, war dieser schon mit langsamen Schritten, aber schnell genug bis an den Rand des von Felsen umräuderten Sees mit nur einer Eingangsschlucht auf dieser Seite herangekommen. Er watschelte unnter nach dieser Schlucht, blieb dann plötzlich stehen, und fuhr mit dem Rüssel in allen Richtungen umher, prüfend, horchend, nachdenkend. Nach einigen Minuten trat er in die Schlucht hinein, die er vollständig ausfüllte. Die Jäger hatten jetzt in einer Entfernung von kaum 300 Yards einen vollen Anblick seiner Masse, über welcher die großen gelben Hamjöhne gar lockend und grazios in die Höhe krümmten. Eine ungeheuere Körpermasse. Swartboy murmelte: „Alter Bulle! Sehr alter Bulle!" Bis jetzt hatte das Rhinoceros noch nicht die geringste Ahnung von dem Nachbar, so nahe er auch war. Der Elephant trägt seine ungeheure Körpermasse still wie eine Katze. Zwar hört man dabei seinen Athem, wie fern anfrollenden Donner, aber das Rhinoceros war zu sehr mit seinem eigenen Vergnügen beschäftigt, als daß es etwas daraus hätte hören können. Es wälzte sich übermüthig im vollsten Lebensgenusse umher, und machte allerhand spielende Capriolen, wie eine junge Katze im Sonnenschein. Dies sahen die Jäger deutlich über den Elephanten weg, wo sich unmittelbar am See die Schlucht wieder ausbreitete und erhob. Diese sonnige Stelle war der Spielplatz des Rhinoceros. Dies bemerkte jetzt auf einmal den Elephanten und sprang auf wie ein Gummiball mit einer Agilität und Elasticität, die ganz unmöglich erschienen war in einem so mächtigen Klumpen von Fleisch und Knochen. Gleichzeitig stieß es ein Mittelding von grunzendem und pfeifendem Ton aus. Der Elephant antwortete mit seinem furchtbaren Trompetenton des Aergers, der von den Felsen wiederhallte. Beide waren erstaunt über einander, Beide glotzten sich einige Minuten steif und fest an. Augenscheinen sie das Dilemma, in welches sich Beide versetzten, zu merken. Der Elephant konnte nicht zum Wasser vor dem Rhinoceros, das Rhinoceros nicht zurück auf's Land vor dem Elephanten. Es hätte können unter dem Elephanten wegkriechen, aber unter allen Thieren ist das Rhinoceros das letzte, welches kriecht, statt zu kriegen. Es fürchtet weder einen Menschen, noch ein Thier, selbst nicht den Löwen, den es öfter vor sich hersagt, wie eine Katze.

Das alte Rhinoceros hatte also nicht die geringste Absicht, dem Elephanten zu weichen. Der Elephant, auch ein altes Haus, hielt es offenbar ebenfalls für einen Ehrenpunkt, nicht nachzugeben, und da sie nicht an ein „Ehrengericht" appelliren konnten, blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Sache persönlich zu entscheiden. Die Jäger betrachteten sich die seltsame Scene mit dem gespanntesten Interesse. Beide Repräsentanten der Riesenthiere gehörten unstreitig zu den größten ihrer Art. Der Elephant, obgleich bei Weitem der überlegene, kannte seinen Gegner doch zu gut, als daß er es hätte wagen sollen, ihn ohne Weiteres anzugreifen. Er fürchtete dessen furchtbare Nasenspitze, das war sicher. Aber sein Geduldsfaden riß endlich, nachdem sich beide fehr lange mit Blicken gemessen. Seine alte Würde wurde verhöhnt, sein Pfad zum Bade und Trunk streitig gemacht, seine Herrschaft in Frage gestellt. Mit einem trompetenden Gebrüll, welches die Klippen erschütterte, stürzte er sich auf das Rhinoceros, packte es mit dem Rüssel fest unter ein Vorderblatt des Fußes und stürzte es in's Wasser, daß die Wellen nach allen Seiten hoch in die Höhe schäumten und an den Ufern auf- und abwogten. Es sank, bäumte sich schnaubend und wälzte sich furchtbar mit seinem ungeheuern Körper, bis es die Füße wieder unter sich befam, blitzschnell herausſprang und mit eingelegtem Horne gegen den Bauch des Elephanten stürzte. Dieser merkte den Angriffsplan und hielt stets mit wunderbarer Geschicklichkeit Front gegen den wüthenden Feind, bis er ihn wieder packte, wieder in's Wasser stürzte. Es sprang wieder heraus, erneuerte seinen Angriff, ward wieder in's Wasser geſtürzt und sofort, bis der große See mit weißem Schaum bedeckt war. Zuletzt kämpften beide im Wasser, bis der Elephant zu glauben schien, der Gegner habe dort Vortheile, so daß er herausſprang und sich fest in den engen Eingangsschlund stellte, dessen Wände ihn schützten, und dort den Feind mit hochgeschwungenem Rüssel und gespannten, mächtigen Ohrlappen erwartete. Aber die Wände der Schlucht waren zu niedrig, um seine Flanken zu decken und hinderten ihn nicht an freier Bewegung. Das Rhinoceros kletterte schnaubend heraus, wälzte den Kopf auf dem Ufer, tief den Boden mit dem Horne auf und so mit gesenktem Kopfe stürzte es sich blitzschnell hervor, warf dann den Kopf in die Höhe, bog ihn seitwärts und schlug dann den Elephanten seitwärts das Horn in die Rippen. Er kreischte und schlug mit dem Rüssel wie mit einer Peitsche um sich, Zeichen genug, daß die Wunde „saß." Er sprang in's Wasser und überstürzte seinen Körper fortwährend mit Wasserſtrömen aus dem Rüssel. Als er die Wunde so gekühlt hatte, kletterte er zurück und suchte emsig nach seinem Feinde. Dieser aber, offenbar zufrieden mit diesem Siege und dieser Bewährung seiner Ehre, hatte sich inzwischen davon gemacht und war nicht wieder aufzufinden.

Jetzt rüsteten sich die Jäger, den verwundeten Elephanten zu attakiren. Aber Swartboy meinte, es sei jetzt höchst gefährlich, von ihm nur gesehen zu werden. Deshalb hielten sich zunächst Alle verborgen. Gleichwohl war die Gelegenheit zu verführerisch und gebieterisch zugleich. Sie waren alle sehr hungerig und beschlossen, von einem Theile seines Rumpfes zu Abend zu essen. Sie krochen deshalb möglichst nahe, um in guter Schußnähe gleichzeitig zu feuern. Der Vater kroch voran, seine Söhne hinter ihm durch dünnes, oft vereinzeltes Gebüsch bis auf zwanzig Yard Entfernung. Sie sahen das im Schmerze wüthende Riesenthier durch das anseinander gebogene Buschwerk und legten die Gewehre an. Inzwischen lehrte aber der Elephant in's Wasser zurück und buterte sehr leidenschaftlich darin mit seinen Vorderfußbeinen umher, während er sich mit dem Rüssel ein Sturzbad nach dem andern gab. Diese Heil- und Linderungsversuche setzte er lange emsig fort, bis sein donnernder Athem schwerer und dumpfer wurde und er öfter plötzlich mit dem Rüssel nach der Wunde fuhr, aus welcher der See weit umher blutgeröthet worden war. Endlich strengte er sich an, an's Ufer heranzukommen, was ihm sehr schwer ward. Mit den Vorderfüßen schon oben, ging er an zu wiegen und zu schwanken und rollte dann kopfüber zurück in's Wasser, welches aus dunkler Röthe weißschäumend aufspritzte und den todten Elephanten begrub. Als er wieder auf die Oberfläche gehoben ward, lag er still. Die kleine Wunde erwies sich sehr tief. Das Rhinoceros hatte ihn mit einem Stiche seines fürchterlichen Horns zum Tode getroffen.

Eine andere Elephantenjagd erwies sich in anderer Weise sehr abenteuerlich. Van Bloom stand hinter einem dicken Baume. Der Elephant, den die Jäger kommen sahen, wollte an ihnen vorbei, ohne sie zu bemerken. Aber die massenhaften, glänzenden Elfenbeinzähne desselben wurden von den Jägern um so leidenschaftlicher in's Auge gefaßt und abgeschätzt. Van Bloom legte sein langes Rohr auf einen Ast, zielte nach dem Kopfe, drückte los und bekam sofort die wüthend trompetende Antwort von dem getroffenen Riesen, der donnernd und krachend in dem Gestrüpp umherwüthete, Bäume mit dem Rüssel entwurzelte und in die Luft schleuderte und nach allen Seiten Schrecken verbreitete. Der Schuß hatte ihn blos getroffen, aber nicht verwundet. Vater und Söhne hielten sich jetzt an das einzige Mittel, zu entkommen. Sie blieben still und bewegungslos hinter dem Baumstamme. Nicht so Swartboy, der vor der krachenden Wuth des grimmigen Thieres ausriß, über eine offene Stelle lief und dazu äußerdem noch fürchterlich schrie. Sofort sprang der Elephant in wüthenden Sätzen hinter ihm her, ohne die Schüsse zu beachten, die ihm Hendrik und Hans nachschickten. Einige Secunden genügten, um den Elephanten mit dem schnellfüßigen Buschmann in Berührung zu bringen. Mit der größten Geschicklichkeit steckte er ihm von Hinten her seine ungeheuern Elfenbeinkurven zwischen die Beine und schleuderte ihn hoch in die Luft. Die Jäger sahen ihn in den Lüften verschwinden, aber zu ihrem größten Erstaunen nicht wieder zum Vorschein kommen. Eben so erstaunt schien der Elephant, der ihn erwartete, um ihn todt zu trampeln. Er sah sich nach allen Seiten um, drehte sich, suchte, konnte aber keinen Buschmann entdecken. Wüthend darüber, brüllte er plötzlich auf und faßte einen Baum, den er schüttelte, daß er bis in die Wurzeln krachte, um den Buschmann, der sich in dessen Krone festgehalten, herunterzuschütteln. Der Buschmann hielt sich verzweifelt fest, so daß er nicht eher herunter kam, als bis der Baum selbst, unarmt von dem Rüssel des Elephanten niederstürzte, mit der Krone gegen dessen Hinterseite. Swartboy berührte im Falle sogar des Elephanten Rücken und rutschte an dessen Hinterfüße herunter, unverletzt, da ihn die Baumzweige geschützt hatten, auch unverletzt in dem Begreifen und

Benutzen seiner Lage. Wehrlosesend, daß an Flucht oder an Gnade nicht zu denken war, sprang er plötzlich mit seiner kakenartigen Geschicklichkeit an einem Hinterfuße des Elephanten in die Höhe und hielt sich fest, wie angewachsen, da der Gelenkabsatz an Fuße des Elephanten ihm zugleich einen festen Standpunkt gab. Der wüthende Riese schüttelte und griff dalb links, bald rechts nach ihm, ohne ihn zu erreichen. Zugleich begriff er offenbar durchaus nicht, was dies für eine Ladung hinten war, so daß er erstaunt und erschreckt mit einem schrillen Gekreisch, mit starr aufgerichtetem Rüssel und Schwanze auseiß, ohne jemals Halt zu machen, bis er ganz aus dem Gesichtskreise war. Der Buschmann war in einem Dickicht leise heruntergerutscht und in entgegengesetzter Richtung mit aller Macht seiner Füße davon gelaufen. Dies war nicht nöthig, denn der Elephant, nicht minder erschreckt, dachte wahrscheinlich während der nächsten zehn Meilen seiner Flucht nicht ein einziges Mal daran, sich umzusehen.

Der See im Glase.

Neben dem „Ocean auf dem Tische", der in englischen Küstenstädten jetzt so allgemeinen Beifall findet, daß sich „der See im Glase" für die Binnenlandsbewohner schon sehen lassen. Beide sind erfreuliche Zeichen von dem täglich zunehmenden Geschmack für Naturliebe, und neben der Beschreibung des ersteren in Nr. 38 des vorigen Jahrg. der Garten. von einem andern Verfasser, der in Deutschland zuerst Mittheilungen über das Aquarium überhaupt gab, geben wir nun hier eine Beschreibung des „See's im Glase" und eine ausführliche Anleitung zu dessen Einrichtung und Abwartung.

Als von England aus der Ocean auf dem Tische oder, wie man das geschmackvolle und lehrreiche Ding auch nennt, das Aquarium, dem Verfasser dieser Mittheilungen zuerst bekannt wurde, hätte er sich an die Stirn schlagen mögen, daß er, ein Naturforscher im Dienste der Verallgemeinung seiner reichen, schönen Wissenschaft, nicht längst daran gedacht habe, die seit vielen Jahren von ihm gepflegene Gewohnheit, zu wissenschaftlichen Beobachtungen in großen Gläsern Wasserthiere und Wasserpflanzen zu ziehen, zu einem neuen Mittel zu machen, naturwissenschaftlichen Sinn zu wecken und pflegen. Die sofort eingeleiteten Veranstaltungen zur Herstellung genügender Glasgefäße und Gestelle haben nach vielfältigen vergeblichen Versuchen erst jetzt zu dem gewünschten Ergebnisse geführt;* und nun ist auch die Wiederkehr des Frühlings bestissen, uns die Gefäße mit Leben zu erfüllen.

Das etwa 20 par. Zoll hohe und 15 Zoll weite Glasgefäß füllt man zunächst am Boden etwa 3 Zoll hoch mit Flußsand. Ein weiteres aus dem Steinreiche zu entlehnendes Erfordernis — denn es vereinigen sich alle drei Reiche im Aquarium — ist eine gehörige Anzahl größerer und kleiner Stücke von dem Kalkstuter, welcher schon längst als Einfassung von Gartenbeeten oder zu Miniaturfelsen auf Blumengestellen in Gebrauch und allgemein bekannt ist. Dieser schöne Stein, das Erzeugniß kalkhaltiger Quellen aus der jüngsten erdgeschichtlichen Vorzeit, verleiht dem Aquarium nicht nur einen großen Schmuck, sondern gewährt auch den Pflanzen und Thieren eine erwünschte Stätte. Die Pflanzen treiben ihre Wurzeln in die vielen röhrenartigen Zwischenräume des Kalkstuters, aus welchem diese von ihnen zugleich eine gedeihliche Nahrung ziehen, und kleinere Thiere finden in denselben einen Zufluchtsort, wenn sie von größeren verfolgt werden. Von größeren Kalkstuterstücken baut man in der Mitte des Gefäßes einen Felsen, welcher mit seiner Spitze über das Wasser hervorragt mit, je nachdem man die Botanik oder die Zoologie vorherrschen lassen will, für letzteren Fall sogar noch über den Rand des Gefäßes hinausragen kann. Die Porosität des Steines zieht auch in diese als Felseninsel emporstehende Spitze fortwährend Wasser in die Höhe, so daß in ihre Spalten und Risse gepflanzte Moose und andere kleine Pflanzen freudig wachsen und so dem Steine das Ansehen eines bebuschten Felsens en miniature verleihen. Rings um den Fuß des kleinen Berges bedeckt man den Flußsand mit kleinen, höchstens faustgroßen Steinstücken oder kleinen Bachkieseln. Sie geben nicht nur dem Boden das Ansehen eines felsigen Meeresbodens, sondern verhindern auch die Thiere, den Sand aufzuwühlen, wodurch das Wasser getrübt werden würde.

Ehe ich weiter beschreibe,* muß ich an meine Leser die Vor-

* Mit dankenswerthem Eifer war die Glaswaarenhandlung von Fritsche und Breiter in Leipzig bemüht, nach Anleitung des Verfassers Süßwasser-Aquarien herzustellen, so daß sie nun, in diesem hohen Grade der Vollendung wenigstens, unseres Wissens in Deutschland allein und zuerst damit hervortreten. Für Leipzig und nächste Umgegend besorgen sie das Aquarium (siehe nebenstehendes Bild) mit der Füllung, für auswärts ohne dieselbe.

frage richten, ob sie ihrem Aquarium mehr einen landschaftlichen Charakter geben wollen, oder ob es mehr das Ansehen eines Pflanzentübels erhalten soll.

Nehmen wir zunächst letzteren Fall an (nach welchem der Holzschnitt aufgefaßt ist), so muß in die Mitte des Gefäßes ein etwa 8 Zoll hoher und 4 Zoll weiter walzenförmiger Korb, aus ungeschälten Weidenruthen weitlänftig geflochten, gestellt werden, den man durch an seine Seiten angelegte Kalkstuterstücken verdeckt. In diesen Korb setzen wir mit etwas Teichschlamm einige größere Wasserpflanzen, die sich nun scheinbar aus dem Steinfelsen hoch über die Wasserfläche erheben. Der Korb ist überflüssig, wenn man aus passend geformten Steinen einen kleinen Krater für die Pflanzen zusammenmauern kann. Ohne der Liebhaberei für Aualäufischen wehren zu wollen, so spreche ich doch im Folgendem nur von einheimischen Pflanzen, denn ich räume der Fremde nur erst dann ein Recht ein, wenn die Heimath sich unzulänglich erweist. Und in der That bietet der Spiegel unserer Sümpfe und verschilfter Teiche genug Pflanzen dar, welche in das Aquarium versetzt, sich sehr gut ausnehmen, ja welche vielen meiner Leser und Leserinnen wegen ihrer zum Theil abenteuerlichen Formen wie ausländische vorkommen werden. Zudem sind diese Pflanzen überall zu finden, wo die ihnen zusagende Oertlichkeit vorhanden ist, was überall in ganz Deutschland der Fall ist. Neben den strauß artig aus dem Mittelpunkte des Gefäßes hervorwachsenden höheren Pflanzen kann man theils in den Zwischenräumen der äußeren Steinumkleidung des Korbes, theils in den Fugen der am Boden vertheilten Steine kleinere Pflanzen anbringen; ja eine unserer schönsten Wasserpflanzen, der Froschbiß, Hydrocharis morsus ranae, schwimmt ganz frei auf dem Wasserspiegel, indem sie ihre etwa fingerlangen schön bewimperten Wurzeln in das Wasser frei hinabhängen läßt.

Als die für diese Einrichtung des Aquariums (als Pflanzenkübel) geeignetsten Pflanzen nenne ich folgende: 1. Das Pfeilkraut, Sagittaria sagittifolia, nächst den gelben und weißen Seerosen unstreitig diejenige Pflanze, welche dem landschaftlichen Charakter unserer Teiche und Lachen einen geradezu tropischen Zug verleiht. Schon Mancher wollte mir kaum glauben, daß die Pflanze mit dem vollkommen einem Pfeile gleichenden Blatte und den sonderbaren dreiblättrigen Blüthen eine gemeindeutsche Wasserpflanze sei. 2. Der Igelkolben, Sparganium ramosum. Auch dieses schilfartige Gewächs mit den abenteuerlichen Blüthen wächst beinahe in jedem Teiche und ist doch außer Botanikern, Fischern und — Badenden den Wenigsten bekannt. 3. Der Froschlöffel, Alisma Plantago. Neben den pfeilförmigen und den langen säbelförmigen Schilfblättern der beiden vorigen bietet eine dritte Blattgestalt diese in jedem Graben wachsende Pflanze. Ihre Blätter sind länglichrund. Ihr mit vielen Hunderten dreiblättriger rosenrother Blüthchen übersäeter Blüthenschaft bildet ein zwei Fuß hohes, ungemein zierlich und leicht verästeltes Bäumchen. 4. Das Riedgras oder Segge, Carex. Von dieser artenreichen Gattung sollte man stets jenen drei Gewächsen eine ihrer größeren Arten beigesellen, namentlich C. stricta, limosa, vesicaria, ampullacea oder Pseudocyperus. Die ansehnlichen äußerst zierlich aus zahlreichen Schlauchfrüchtchen zusammengesetzten weiblichen Blüthenähren, welche auf zarten Stielen bogig überhängen, werden Vielen zum ersten Male zu Gesicht kommen, da diese schönen Gräser meist an unzugänglichen Stellen sich verbergen.

Diese vier Pflanzen reichen zu einer Gruppe vollkommen aus; ich nenne jedoch noch einige, welche sich ebenfalls dazu eignen.

Der See im Glase.

5. Die Wasserviole, Butomus umbellatus. Sie hat über 1 Elle lange aufrecht stehende bandförmige Blätter und auf hohem Schafte eine reiche Dolde violetter Blüthen. 6. Das Sumpfschlangenkraut, Calla palustris, die Gattungsschwester des bekannten Aaronstabes, Calla aethiopica; jedoch niedriger bleibend und mit herzförmigen Blättern. 7. Die Sumpfbrunnenkresse, Nasturtium palustre; sie empfiehlt sich durch ihre fein siederspaltigen Blätter und findet sich fast überall in Gräben. Gar nicht oder nur wenig treten über den Wasserspiegel empor: 8. Die Wasserfnuß, Trapa natans, eine zierliche auf dem Wasser schwimmende Blätterrosette bildend. 9. Das Hornblatt, Ceratophyllum demersum; 10. Das krausblättrige Laichkraut, Potamogeton crispus; 11. Der Wasserstern, Callitriche verna; 12. Der Froschbiß, Hydrocharis morsus ranae.

Soll das Aquarium vorzugsweise eine kleine botanische Garteninsel für möglichst viele Sumpf- und Wasserpflanzen werden, mit nur beschränktem Spielraum für die Fischchen am Umfange des Steinbeetes, wozu der Kalkfinter so sehr passende Gelegenheit bietet, so wähle man aus nachstehenden Pflanzen, die fast überall auf den deutschen Moorbrüchen wachsen: 13. Der Fieberklee, Menianthes trifoliata, eine unserer schönsten deutschen Pflanzen mit einem schlanken Schafte, welcher hyacinthenähnliche, blendend weiße, inwendig zart bebartete Blumen trägt; 14. Das Vergißmeinnicht, Myosotis palustris; 15. Der Gagel, Myrica Gale, ein zierlicher, schön beblätterter kleiner Strauch. 16. Die Parnassie, Parnassia palustris, eine wunderschöne Blume; 17. Die Kriechweide, Salix repens, ein astreiches Weidenbüschchen, welches nicht über eine Spanne hoch wird; 18. Swertia perennis mit dunkelblauer Sternblume; 19. Die Sumpfstoffeldie, Tofieldia palustris; 20. mehrere Orchisarten, z. B. Orchis viridis, conopsea, palustris und andere; 21. Die Sumpfheidelbeere, Vaccinium oxycoeocos, ein zarter kriechender Strauch mit fadendünnen Stämmchen und rosenrothen Blumen; 22. Die Bärenwurzel, Menm athamanticum, eine kleine Dolde mit haarfeinen, tausendfältig zerschlissenen Blättern; 23. Das Siebenfingerkraut, Comarum palustre, mit schönen aus sieben Blättchen zusammengesetzten Blättern und schwarzrother Blume; 24. Die Rauschbeere, Empetrum nigrum, ein höchst zierlicher, dicht mit kleinen Blättchen bedeckter kleiner Strauch von Fingerlänge; 25. Die Moorhaide, Erica Tetralix, den capischen Haiden unserer Gewächshäuser nicht nachstehend; 26. Der Wasserrabel, Hydrocotyle vulgaris, ein zartes Gewächs mit kreisrunden, sonnenschirmartig auf dem Blattstiele sitzenden Blättern; 27. Die Borstbinse, Scirpus setaceus, ein äußerst zartes Gras, welches dichte kleine Rasen bildet.

Unser Aquarium ist vielleicht auch berufen, unsere zarteste deutsche Pflanze, welche ihren fast mährchenhaft lautenden Namen, Sonnenthau, Drosera rotundifolia, mit Fug und Recht trägt, von ihrem für die Spaziergänger fast unzugänglichen Standorte in unser Zimmer zu versetzen. Dieses reizende Gewächs wächst immer auf den wassergetränkten Moospolstern moorriger Wiesen und würde ohne Zweifel, mit einem Moosbüschel zugleich ausgehoben und mit diesem in das Aquarium versetzt, in diesem gedeihen und, was man fest behaupten darf, staunendes Entzücken erregen. Ueberhaupt ist Freunden der kleineren, meist so zierlichen Pflanzenformen anzurathen, im Aquarium ein nur 1—2 Zoll über dem Wasserspiegel emporragendes steinumfriedigtes Moorbeet für diese einzurichten.

Endlich sind noch einige höhere Gewächse nachzutragen, welche namentlich im Frühjahre das Aquarium schmücken: 28. Die Dotterblume, Caltha palustris, welche als kräftiger voller Stock mit seinen großen dottergelben Blumen im März und April dem Aquarium einen schönen Schmuck verleiht. 29. Die Waldbinse, Scirpus silvaticus; 30. Die Wollgräser, Eriophorum latifolium, augustifolium und vaginatum zieren nach dem Verblühen ihren Standort durch die blendendweißen Wollbüschel der Fruchtkäpchen. 31. Die gelbe Schwertlilie, Iris Pseudacorus.

Ist eine Auswahl aus den genannten 31 Pflanzen getroffen, und dieselben theils auf dem Grunde, theils in den Fugen des Mittelfelsens und in dem Korbe im Innern dieses mit nur wenig Schlammerde eingepflanzt, so füllt man das Gefäß bis etwa 3—4 Zoll unter dem Rande mit Fluß- oder Bachwasser. Um nicht zu lange Zeit ein trübes Wasser zu haben, gießt man es natürlich langsam und ruhig ein, wo möglich so, daß es gegen die innere Wand des Gefäßes strömt, und von dieser breit auf den Boden abfließt. Am besten bedient man sich beim Ein- und Ausgießen des Wassers eines Guttaperchaschlauches als Heber.

Der Kalkfinter enthält oft, namentlich wenn es Stücken sind, die nicht frisch gebrochen wurden, sondern vielleicht schon lange Zeit am Boden der Witterung ausgesetzt gelegen haben, in seinen Zwischenräumen Erde und Schlick, welche man mit einer Bürste oder einem kleinen Besen von Birkenreisern vorher auswaschen muß, damit nicht das Wasser lange Zeit dadurch getrübt wird, indem sich diese anhängende Masse erst nach und nach ablöst.

Hat man kein Flußwasser zur Hand, so kann man auch reines Brunnenwasser nehmen, dessen Kohlensäure zwar sofort etwas von dem Kalk auflösen und das Wasser für einige Stunden etwas milchig machen wird, worauf sich aber die dadurch gebildete, sehr geringe Menge weißen Kalkpulvers auf den Boden niederschlagen wird, so daß der Niederschlag nicht einmal als weiße Farbe darauf sichtbar bleibt. Hierbei entwickelt sich anfangs sehr lebhaft der bekannte Kalkgeruch, der aber bald verschwindet. Nach dem Einfüllen des Wassers auf dessen Oberfläche schwimmende Körperchen entfernt man leicht, indem man die Hand in das Wasser taucht, an der dieselben, wenn man sie wieder heraus zieht, hängen bleiben. Man spült sie dann von der Hand in einem andern mit Wasser gefüllten Gefäß ab.

Wenn wir nun die Anlegung des Aquariums mehr in landschaftlichem Charakter auffassen, haben wir manche der genannten Pflanzen zu vermeiden und einige andere hinzuzufügen. Wir werden dabei den Busch in der Mitte ganz wegzulassen haben, vielmehr in der Mitte eine womöglich mehrkuppige kleine Felseninsel aufthürmen und bis vielleicht 5—8 Zoll nach über den Rand des Gefäßes heraustagen lassen. Es ist dabei maßgebend, ob die Porosität des Kalksinters im Stande ist, das Wasser so hoch über den Spiegel desselben emporzusaugen, denn im entgegengesetzten Falle würde man die Steine weniger über das Wasser herausstehen lassen dürfen, da dieselben durch und durch immer feucht sein müssen. Es ist gut, wenn man zu dieser Auffassung zunächst das untere Fünftel der Höhe des Gefäßes, welches der engste Theil desselben ist, mit grobem Flußsand ausfüllt und dann erst auf diesen den Kalksinterfelsen aufführt, wobei man am wenigsten vergessen darf, die ganze, nun etwas beträchtlichere, Grundfläche mit kleineren Brocken von Sinter zu belegen. Hat man dazu ein sehr weites Gefäß, so daß man vielleicht über eine runde Bodenfläche von einer Elle Durchmesser zu verfügen hat, so läßt sich auf dem sandigen Grunde leicht ein Miniaturbild von untermeerischen Gebirgszügen und dazwischen liegenden sandigen Ebenen darstellen. Sechs pariser Zoll Wassertiefe ist dann hinreichend, damit die kleinen Felsenpartien nicht zu tief im Wasser stehen und an ihren Seiten und auf den Kuppen mit passenden Gewächsen bepflanzt werden können. Hierzu eignen sich nun ganz vorzüglich einige unserer deutschen Farrenkräuter, deren Wurzelstock selbst im Wasser stehen darf, jedoch nur so tief, daß die sich bildenden jungen Wedel sogleich aus dem Wasser herausstreten können. Von unseren Farren sind am tauglichsten 32. 33. die beiden Tüpfelfarren, Polypodium Dryopteris und P. Phegopteris; für eine Stelle über dem Wasser auch 34. P. vulgare, eben so der in den westlichen Theilen Deutschlands vorkommende 35. Ceterach, Ceterach officinarum, 36. der Rippenfarren, Blechnum Spicant, 37. die Mauerraute, Asplenium ruta muraria, und 38. der schöne Haarfarren, Asplenium Trichomanes. Ganz vorzüglich durch die zarte Zertheilung des Laubes empfiehlt sich auch jedoch nicht tief unter den Wasserspiegel zu bringen) 39. der zerbrechliche Blasenfarren, Cystopteris fragilis. Will man vielleicht aus der Felspartie in der Mitte einen größeren Farrenbusch seinen schönen Fächer entfalten lassen, so dient dazu irgend eine Art der Schildfarren, Aspidium, vor allen 40. A. Thelypteris und A. Oreopteris, welche auch eine tiefere Einsenkung ihres Wurzelstockes in das Wasser vertragen; dasselbe gilt 42. von dem prachtvollen Königsfarren, Osmunda regalis, welcher auf Moorwiesen und in moorigen Waldungen an vielen Orten Deutschlands vorkommt.

So können wir die ganze Pflanzenwelt unseres Laubschafts-

Aquariums aus lauter Farrenkräutern herstellen. Das lebhafte Grün der vielgestaltigen Wedel (so nennt man das Laub der Farrenkräuter), die zierlichen Fruchthäufchen auf deren Rückseite ohne sich einmischende Blüthenformen bringen einen eigenthümlichen fast fremdländischen Charakter hervor. Er erinnert uns unwillkürlich an jene vorzeitliche Pflanzenwelt, aus deren Ueberresten sich unsere mächtigen Steinkohlenlager gebildet haben, und in welcher die Farrenkräuter, freilich meist als ansehnliche Bäume, den Hauptzug bildeten. Dann dürfen wir aber, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, 43. den **Waldschafthalm, Equisetum silvaticum**, nicht vergessen, dessen quirlartig verästelte Stengel die eleganntesten Bäumchen bilden. Er verträgt den Stand im Schlamm sehr gut.

Will man auch einige andere Gewächse zwischen den Farren vertheilen, so empfehlen sich dazu von den aufgezählten ganz besonders Nr. 21. 22. 24. 25. 26. und 27.

Von allen diesen für die landschaftliche Gruppirung aufgezählten Pflanzen wähle man kleine Exemplare aus, die man mit ein wenig Moorerde in passende Grübchen und Fugen der Steine locker einbettet.

Noch ist aber eines wesentlichen Schmuckes zu gedenken: der **Wassermoose**. Ziemlich viele Arten unserer Laubmoose wachsen entweder geradezu im Wasser, namentlich in steinigen Bächen, oder wenigstens auf moorigen Wiesen, und gedeihen dann auch sehr gut in dem Wasser unseres Aquariums. Namentlich in gebirgigen Waldgegenden wird man leicht solche Moose selbst auffinden, die man dann mit den Steinchen, an denen sie fest sitzen, einsammelt, und ohne sie unterwegs vertrocknen zu lassen, in das Gefäß bringt. Ich nenne, obgleich hier eine namentliche Bezeichnung kaum nöthig ist, 44—46. mehrere Astmoose, namentlich **Hypnum riparium, H. palustre** und **H. alopecurum** und 47. das **Drehmoos, Funaria hygrometrica**. In die Fugen der feuchten Oberfläche der Steine passen 48. 49. die **Sternmoose, Mnium cuspidatum** und **punctatum**, 50. der graue **Gabelzahn, Dicranum glaucum**, und 51. einige der kürzeren Arten der Gattung **Wiederthon, Polytrichum**.

Endlich sind zum Schluß der Pflanzenwelt noch die Algen zu erwähnen, jene bekannten grünen Fadenschöpfe der Bäche und Mühlgerinne. Man wähle solche, welche im Wasser an Steinen und Baumwurzeln festsitzen, da diese am meisten einen regelmäßigen schopfartigen Wuchs haben. Alte Mühlräder werden am leichtesten einen Vorrath liefern.

Wir gehen nun zur **Thierwelt** unseres Aquariums über. Wollen wir in diesem den Pflanzenschmuck vorherrschen lassen, so werden wir uns mit wenigen Arten von Thieren begnügen müssen, indem natürlich diejenigen zu vermeiden sind, welche von den Pflanzenwurzeln und Blättern leben. Dahin gehören vor allen alle, wenigstens die größeren, pflanzenfressenden Wasserschnecken. Da aber diese gerade durch ihre Lebensweise viel Unterhaltung und Belehrung bieten, so kann man wenigstens einige wenige aufnehmen. Diese großen Arten sind die große **Schlammschnecke, Limnaeus stagnalis** und die **hornfarbige Tellerschnecke, Planorbis corneus**. Beide leben gemein in unsern Teichen. Im Frühjahre legen sie ihren krystallhellen gallertartigen Eierlaich an die Glaswände ab, und man kann dann mit einer einfachen Lupe die Entwickelung der jungen Schnecken von Tag zu Tag verfolgen. Aus dem winzigen hellgelben Dotterkügelchen entwickelt sich in einigen Wochen unter fortwährender langsamer Achsendrehung die kleine Schnecke mit dem Gehäuschen innerhalb eines Eierfaches im Laiche. Unsere beiden großen **Sumpfschnecken: Paludina vivipara** und **fasciata** sind fleischfressend und daher den Pflanzen nicht nachtheilig. Sie reinigen im Gegentheil das Wasser von allerhand thierischen Abfällen. Sie bringen lebendige Junge zur Welt von Erbsengröße, und diese haben gleich ein Gehäuse von 4 Umgängen. Die Sumpfschnecken können die Mündung ihres Gehäuses hinter sich mit einem hornartigen Deckel fest verschließen. Neben diesen großen Arten wimmeln die meisten Wiesengräben und sumpfigen Lachen von einer Menge kleiner Schneckenarten und auch einigen kleinen erbsengroßen Muscheln, von denen man viele aufnehmen kann. Die Thiere, deren zierliche Gehäuse sehr mannichfaltige Gestalten haben, bewölken die Wände des Gefäßes auf eine angenehme Weise. Größere Muscheln, namentlich die **Teichmuscheln, Anodonta**, und **Flußperlenmuscheln, Unio**, darf man nur aufnehmen, wenn das Thierreich vorherrschen soll, weil sie meist ohne Unterlaß, freilich langsam wie der Zeiger der Uhr, den Grund durchfurchen und daher die Pflanzen aufwühlen.

Ich schalte hier die Jagd nach diesen kleinen Schnecken und anderen kleinen Wasserthieren ein. Sie ist nichts weniger als umständlich und zeitraubend. Man kann sie auf verschiedene Weise ausführen. Mit einem großen weißen sogenannten Zucker- oder Einmachglase geht man aus und sucht einen mit Pflanzen durchwachsenen und viel abgestorbene Blätter auf seinem Grunde enthaltenden Wiesengraben, oder eine solche Lache oder Sumpf. Mit der Hand oder mit einem Haken nimmt man auf's Gerathewohl einige Klumpen von verwesenden Blättern und Wasserpflanzen und Stengelstückchen, die den Boden bilden, heraus und thut sie in das mit Wasser gefüllte Glas. Nachdem man den Brei etwas umgerührt hat, worwoch die darin enthaltenen Thiere sich in dem Wasser vertheilen, so schöpft man, ehe sie zu Boden sinken, die entwellerten Blätter heraus. Die übrigen in dem Wasser vertheilten Dinge fallen zu Boden, während sich die Schnecken nach und nach alle an den Wänden des Glases versammeln, von denen man sie leicht abnehmen kann. Besonders ergiebig ist die Jagd, wenn man in heißem Wetter einen Graben findet, welcher durch Austrocknung das Wasser schon ziemlich ganz verloren hat. Dann finden sich die Schnecken gewöhnlich in großer Menge zwischen den noch nassen Blättern, welche recht eigentlich einen versunkenen Blätterteig am Boden bilden. Dann kann man auch, wenn man das Glas nicht zur Hand hat, solche halb trockene Klumpen zu Hause entwölkern. Eine andere Art der Jagd auf kleine Wasserthiere geschieht mit einem Schmetterlingsnetz. In diesem wäscht man jene Blätterklumpen unter Wasser aus, wobei sich alle Thiere unten im Zipfel des Netzes ansammeln, während man die Blätter oben wieder herausfischt. Die gefangenen Thiere nimmt man ohne Wasser, blos naß, in einem kleineren Glase, welches man dann mit etwas Moos locker zustopft, oder in einer gebundenen, nicht geleimten, Schachtel mit nach Haus. Das Wasser würde selbst auf einem nur eine halbe Stunde langen Heimwege warm und faulig und für die Thiere tödtlich werden.

Bei dieser Jagd hat der, welcher sie zum ersten Male machte, ohne es zu ahnen zugleich eine Menge anderer Thiere mit erwischt, von denen viele in das Aquarium gehören. Auch nur einen Theil derselben hier namentlich aufzuzählen, würde zu weit führen. Das Aquarium, wenn es dabei vorzugsweise auf thierisches Leben abgesehen ist, ist eben eine wahre Wasser-Menagerie, welche dem Freunde der Natur eine Menge kleine Geheimnisse, noch nicht gesehene Thiere, vor Augen führen wird. Zu entfernen sind von der unwillkürlichen Beute die großen Wasserkäfer (namentlich Dytiscus marginalis und andere) und die Blutegel, weil beide den größeren Thieren und auch den Schnecken nachstellen. Sicherlich hat uns ein solcher Fischzug auch einige Larven der **Köcherjungfern (Phryganeen)** verschafft. Sie sind vor allen Dingen zu beachten, denn sie sind geschickte Mosaikarbeiterinnen. Jede baut sich nach ihrer Art entweder von kleinen Kiesel-, Holz- und Blattstückchen, oder aus kleinen Steinchen oder aus kleinen leeren Schnecken- und Muschelschalen ein einen Zoll langes nun längeres köcherförmiges Gehäuse, was sie immer mit sich herumschleppt. Vielleicht schwärmt eines Tages eine prächtige Libelle in unserem Zimmer herum, die wir als Puppe im Wasser auch mit gefangen haben. Die Köcherjungfern sind weniger schön gestigelte Schwestern der Libellen.

Zu den Fischen übergehend, haben wir unser Aquarium vor den räuberischen Fischen zu bewahren, den Forellen, Hechten und Barschen. Kleine Samenfischchen aller Art eignen sich, denn der Fisch streckt sich nach der Decke und bleibt im kleinen Lebensraume ein Zwerg. Dies beweist der **Goldfisch**, eigentlich ein Karpfen, **Cyprinus auratus**, der in Bassins auch über 1 Fuß lang wird, in unseren Gläsern aber in zehn Jahren nicht merklich wächst und höchstens 4—5 Zoll lang wird. Nebenbei gesagt, ist der Goldfisch, von Nationalität ein Chinese, der einzige aus fremden Welttheilen bei uns eingeführte Fisch. Wir füttern unsere Fischchen, aber ja nicht zu reichlich, mit gedörrten Ameiseneiern (wenn es nicht eine Schande für einen Naturforscher ist, die Ameisenpuppen Eier zu nennen), weißen Oblaten, Brotkrümchen u. dergl. Sie finden außerdem mannichfaltig zu leben auf dem Grunde des Gefäßes, auf welchem sich mit der Zeit, wie in der freien Natur, als Beute für solches Getier kleine Pflänzchen und Thierchen einfinden. Die kleinen **Ellritzen**, die in einem Gefäße von der ange-

gebenen Größe zu Hundert Platz haben, bilden ein sich munter umhertummelndes Fischpublikum neben den bedächtigen in Gold gekleideten Chinesen. Bringen wir als Wetterpropheten einen Bitterfisch, Cobitis fossilis, mit in das Aquarium, so müssen wir seinetwegen eine Stelle des Sandgrundes frei von Steinen lassen, damit er darin herumwühlen kann.

Wir kommen nun zu den Lurchen, wie wir echt deutsch die Amphibien nennen wollen. Leider versteht vor ihnen ein grundloses Vorurtheil bei den Leuten, welches einzig und allein bei der Kreuzotter oder Viper kein grundloses ist, obgleich ich die häßliche Kröte, mit ihrem scharfen, aber durchaus nicht giftigen Harn, durchaus nicht liebenswürdig wie das Fischchen nennen will. Aber die harmlosen Molche, namentlich die kleinen sogenannten Teichsalamander, Triton cinereus, mit dem schönen Hautkamme über Rücken und Schwanz, gehören nothwendig in das Aquarium, welches wir ihretwegen nicht zu hoch mit Wasser füllen dürfen, da sie sonst gern herauskletteren. Soll die Botanik in dem Aquarium die Hauptrolle spielen, so müssen die Molche leider wegbleiben, weil sie gern an den zarten Stämmchen, z. B. der Farrenkräuter, in die Höhe klettern und sie dann umknicken.

Das wäre nun ungefähr das Leben für unser Aquarium. Aber wird es darin auch Leben bleiben? Wird es uns nicht viel Sorge und Mühe machen, es zu erhalten? Wie oft müssen wir das Wasser erneuern? Antwort: Niemals. Wenn die Pflanzen darin recht freudig gedeihen so fangen sie mit ihren Wurzeln alle fauligen Stoffe auf, welche von dem Abgang der Thiere sich dem Wasser beimischen. In diesem Augenblicke steht neben dem Arbeitstische, an welchem dies geschrieben wurde, seit 6 Monaten ein großes Aquarium, ohne daß das Wasser einmal erneuert worden wäre. Nur zuweilen nachzufüllen hat man das, was durch die Verdunstung verloren geht. Doch weise man den Süßwasser-Aquarium seinen Platz nicht an einem Fenster ein, das von der Sonne stark und lange beschienen werden kann, damit das Wasser darin nicht zu stark erwärmt werde. Größere Leichen, — todte Fische entgehen der Aufmerksamkeit nicht, weil sie sofort auf der Seite liegen, oben auf schwimmen — kann man leicht entfernen ehe sie faulen. Gleichwohl sind in meinem Aquarium in der angegebenen Zeit wenigstens zehn größere Schnecken gestorben und verfault, deren leere Gehäuse nun am Boden liegen. Ein Fisch ist darin noch nicht gestorben. Was das Thierleben gefährden könnte, wird sofort von den Pflanzen als gedeihliche Nahrung aufgenommen.

Dem Hornblatt (9), was langen Fichtentrieben ähnelt und sich in jedem Teiche findet, glaube ich vorzüglich das Gedeihen meines Aquariums zuschreiben zu müssen. Denn im October vorigen Jahres hineingelegte abgerissene fingerlange Stengel desselben sind seitdem zu ellenlangen armleuchterähnlich beblätterten Gewächsen erwachsen, welche im Lichte ununterbrochen kleine Perlen von Sauerstoff ausstreten lassen und dadurch so wie wahrscheinlich durch eine lebhafte Einsaugung von Kohlensäure das Wasser für die Thiere athembar halten. Gleich gute Dienste würde ohne Zweifel die schwimmende Salvinie, Salvinia natans, leisten, ein sehr niedlicher Wasserfarren, welcher sich in manchen Gegenden Deutschlands häufig auf dem Wasserspiegel großer Sümpfe findet.

So möge denn diese das reichhaltige Thema, welches der eigenen Nachdenken und Erfinden immer noch Spielraum genug läßt, nur theilweise erschöpfende Mittheilung etwas dazu beitragen, die Freude an der Natur zu unterstützen.

Das Aquarium ist im häuslichen Familienkreise ein wirksames Mittel, die Kinderwelt an den vertrauten Umgang mit der Natur zu gewöhnen. Spielschulen und Kindergärten, ja jede gute Schule sollte sich dieses Mittels bedienen. Es schärft das Auge und lenkt die Beobachtungsgabe auf ein bisher von der Menge unbeachtet gelassenes Feld. Die Entwickelungsgeschichte der Schnecken, vieler Insekten, der froschartigen Lurche gewährt nicht blos dem wißbegierigen Auge des Kindes eine angenehme Unterhaltung, sondern vermittelt nützliches Wissen.

Dem See-Aquarium gegenüber hat das unserige ganz entschieden einen Vorzug, den der Verbindung des unter dem Wasserspiegel sich herumtummelnden Thierlebens und des freudig sich über ihm erhebenden Grüns der Gewächse, während im Seeaquarium Alles unter Wasser bleiben muß.

E. A. Roßmäßler.

Begegnisse und Erinnerungen.

Von H. K—g.

Bulwer. Badeleben.

Vom unfreundlichen Norden eilte ich vor einigen Jahren schnell dem Süden zu, dem Süden des Rheinlandes, wenn man nämlich so kühn sein darf, das Großherzogthum Nassau mit seinem Wiesbaden zu den Rheinlanden zu rechnen.

Ich trat eines Tages in das Hotel zu den „vier Jahreszeiten" gedachten Badeorts. Es war kurz vor Mittagszeit, weshalb eine Menge Gäste bereits im Speisesaal umherschlenderten, mit stiller Verzweiflung und Raffinement in den Mienen, wie sie am besten die paar langweiligen Minuten todtschlagen können, die noch an der Speisestunde fehlten. Diese Gruppen hatten demnach weder etwas Neues noch Befremdendes; um so mehr aber fiel mir eine Anzahl Gentlemans auf, in weißen Cravatten und die Handschuhen, die sich rasch nach der Thüre wendeten, so oft sich diese öffnete. Die Haltung und der ganze Schnitt dieser Herren verrieth sogleich die Engländer, und die strenge Toilette einen außerordentlichen Empfang oder etwas dergleichen. Plötzlich öffnete sich die Thüre weiter, ich möchte sagen, formeller und umständlicher wie gewöhnlich, und herein schritt ein Mann, den die Herren im Saale ehrfurchtsvoll entgegentraten und bewillkommneten. Der Eintretende schien ein Mann von Mitte Vierzig. Seine Figur war schmächtig und beinahe groß; die Farbe seines Gesichts blaß und gelblich, das gelockte schwarze Haar an manchen Stellen schon gebleicht. Man setzte sich zur Tafel, und ich war so glücklich, nicht allzu weit von der interessanten Erscheinung zu sein. Ich konnte fast nicht erwarten, bis der Kellner mir die Suppe reichte, um ihn zu befragen, wer der Fremde sei, dessen wahrhaft aristokratisches Wesen, dessen kränkelndes und doch so geistvolles Gesicht mich immer mehr zu fesseln begann. Endlich kommt der Kellner.

„Wie — — —? Ich verstehe nicht!"

„Ein Herr Bulwer — Engländer —" antwortet der Gefragte.

Also Bulwer — einer der gefeiertsten Männer nächst Charles Dickens, der erste der lebenden Schriftsteller Englands, der Verfasser von Eugen Aram, dem letzten der Barone Pelham, Devereux und einer Unzahl der ausgezeichnetsten Romane, die uns mehr oder minder in das höhere gesellschaftliche Leben jenes Landes einführen.

Der Gentleman erhob sich kurz nach dem Dessert, drückte nach englischer Sitte jedem der anwesenden Landsleute die Hand, und verließ den Saal eben so kalt, ernst und zweigsam, wie er gekommen war.

Es ist ein altes und ziemlich wahres Wort: man soll Dichter nicht essen und trinken sehen, d. h. ihre persönliche Bekanntschaft überhaupt nicht suchen, da bei näherem Umgang oder beim Anblick derselben die Wirklichkeit oft sehr hinter dem Ideal zurückbleibt, das wir uns nach dem Lesen eines Werkes von der Persönlichkeit des Verfassers machten. Bei Bulwer hingegen bestätigte sich die Wahrheit dieses Ausspruches nicht, im Gegentheil könnten wir uns schwer ein vortheilhafteres Bild von einem so aristokratischen Schriftsteller, wie es Bulwer ohne Zweifel ist, entwerfen. Der kalte, steife Ernst, der auf seiner hohen Stirn liegt, der stets sinnende, zuweilen schmerzvolle Zug zwischen den scharfen Brauen, die kühn gebogene Adlernase, die bestimmten Linien des Mundes, das energische Kinn, alles dies sind Eigenschaften in dem Antlitz des Mannes, welche ihn auch ohne seinen schriftstellerischen Ruhm den Stempel der Berühmtenheit aufdrücken würden.

Noch am nämlichen Tage erfuhr ich zufällig, Bulwer reise nach Genf zu einer persönlichen Zusammenkunft mit seiner Gattin, von der er schon seit längerer Zeit getrennt lebte, und von der sich gerichtlich scheiden zu lassen sein fester Entschluß sei. Ich ahnte damals nicht, später noch die Lady zu sehen, für die ich eben nicht

sonderlich eingenommen war, nachdem ich wußte, daß sie von einem solchen Gatten gekrennt leben könne.

Das Treiben der Badesaisen verwischte auf einige Zeit die Erinnerung an Bulmer's Erscheinen. — Soll ich dieses Saisontreiben näher berühren? Ich denke, es ist nicht ganz überflüssig, insofern das Publikum die deutschen Bäder meist nur aus bezahlten Zeitungs-Annoncen kennt, welche Alles im rosigsten Lichte schildern, ihren Kurort als ein Arkadien oder einen Tempel, die Bezahlten darin als Halbgötter oder Engel erscheinen lassen. — Das Leben in den Bädern, ich meine hier solche, wo der grüne Tisch die Axe ist, nun die sich die Saison dreht, bleibt sich immer gleich — mag die Scene in Baden-Baden, Pyrmont, Homburg oder Wiesbaden spielen. Steigen wir einmal in Baden-Baden ab. — Vor den Spielstunden tödtliche Langeweile. Der Kurplatz ist leer — der Spielpächter geht, die Hände in den Taschen, mit verdrießlichem Gesicht vor dem Saal auf und ab, ein Dandy liegt auf drei Stühlen, sonnt sich und wirft sechs Cigarren in den Staub, ehe ihm die siebente ansteht. Selbst die Natur scheint sich zu ennuiren, die Sonne zieht Wasser und macht ein schläfriges Gesicht — kurz — wehe dem Fremden, der in einer solchen Spielpause den Kur- oder vielmehr Spielort betritt! Entsetzlich schlägt die erwartete Stunde. Der Dandy auf seinen drei Stühlen erhebt sich, seine schlaffen Züge beleben sich auf einen Augenblick, er zieht die Weste mit einer gewissen Begeisterung glatt, setzt das Lorgnon ein und stiert über die Anlage auf das Portal des nächstliegenden großen Hotels. Auch in den Schaun- und Spielwaarenbuden wird's wieder lebendig, und durch ihre Reihen bewegt sich nach und nach die schöne und die häßliche Welt nach dem Kursaal. Nur wenig Kranke sieht man. Dort erscheint immer einer jener reichen Unglücklichen, bei 17 Grad Reaumur in einen Pelz gehüllt, einen grünen Augenschirm vor dem Gesicht, bis zum Kinn bedeckt und von zwei Dienern geführt, so schleicht die Jammergestalt zur nächsten Bank und setzt sich unter schweren Seufzern nieder. Auch die Rollwagen kommen nach und nach an, darauf mumienartig alte Damen mit großen Necceee-Fächern, hier ein französischer Exgeneral, vielleicht der berühmte tollkühne Lamerière, da der greise Maler Horace Bernet am Arme seiner Schwiegertochter. Das sind die wirklichen Kranken. Jetzt kommen die eingebildeten oder spielwuthigen. Ihre Entrée verkündet das Rauschen schwerer Stoffkleider, vornehmes Lächeln, Sprachen in allerhand fremden Zungen.

Unser Dandy mit den drei Stühlen hat indessen seinen Gegenstand erblickt. Im Kavaliersschlenderschritt bewegt er sich einer Dame zu, der ein Lohndiener folgt. Mit einem kaum bemerkbaren Hutlüften, die Dame mit einem leichten Neigen des Sonnenschirmes, stehen sie sich einander gegenüber. Der Dandy nimmt dem Lakai den Shawl und eine schwere Cassette ab, reicht der Dame den Arm, und sie stemern dem Spielsaal zu. Beide affektiren hierbei ein langsames Tempo; je näher sie aber der großen Flügelthüre kommen, desto mehr beschleunigen sie unwillkürlich ihre Schritte. Noch ehe sie in den Saal eintreten, empfängt sie der Spielpächter, ein Mann von Welt und einem militärischen Exterieur. Es entspinnt sich zwischen ihm und der Dame folgendes sittliche französische Zwiegespräch, welches im gemeinen Deutsch mugefähr so klingt:

Sie: „O, wie haben Sie mich gestern wieder behandelt — ist das galant?"

Er: „Madame, verdiene ich diese Vorwürfe — habe ich Ihnen nicht schon seit vier Jahren gerathen, nie ein und dieselbe Karte zu pouffiren — Monsieur werden mir das bezeugen."

Monsieur lächelt statt dessen einfältig.

Sie: (und hierbei schlägt sie statt dessen einfältig.

Sie: (und hierbei schlägt sie dem Pächter leicht mit dem Parasol) „Ach, Sie sind ein unverbesserlicher Böswicht — aber geben Sie Acht, ich werde mich rächen — ich werde Sie sprengen — nicht so, Sir Edward?"

Sie gehen — und der Pächter wirft ihnen einen unzweifelhaft verächtlichen Blick nach.

Es ist in einem Spielsalon eine alte ehrwürdige Sitte, daß man gewöhnlich an diesem oder jenem Fenster ein paar junge Damen sieht, die aufmerksam in einem goldveränderten Buche lesen. Zwei in einem Buche — dies sieht kindlicher, reiner aus als in zweien; dabei tragen sie lange, englische Locken, die nachlässig über das süße Gesicht herabfallen — vollendete Unschuld. Nicht selten steht dahinter eine höchst sittsam gekleidete Matrone, welche die Lesérinnen zu überwachen scheint. Diese Damen figuriren meist als Verwandte des genannten Pächters und sind immer — Nichten.

Derartige Fensteranstellungen sind für den Neuling berechnet, der in einem solchen Bilde der Harmlosigkeit etwas Vertrauenerweckendes findet und viel beherzter in den Rachen der Spielhölle tänzt, als wenn eine solche Fensteraustellung fehlte. Wir treten in den Spielsaal. Sammet, Seide, schwere Vorgardinen an den Plafonds und Wänden, vergoldete Armleuchter und Lustres imponiren hier dem Auge des Beschauers mit bestem Erfolg. Der Eindruck ist ein ernster, ja feierlicher — und diese Feierlichkeit wird weder durch lautes Sprechen noch durch Lachen unterbrochen — bald hört man das eintönige Geräusch des klingenden Metalls, bald die noch einförmigeren Ansrufe der Nummer der fallenden Kugel auf dem Roulette, oder den überzogenen Karten beim Trente et Quarante. Wir gehen am Roulette vorüber. Hier versammelt sich weniger die Gentry, höchstens sogenannte Zugvögel, pariser Banquierofrauen, holländische Blumenzwiebel-Händler, engagementslose Schauspieler, reinirte Kranzjunker und dergleichen. Das Trente et Quarante hingegen ist das anderwärtige Spiel der Welt des besten Tons, auch gehört zum Verständniß dieses Spiels eine gewisse Berechnung (wenigstens glaubt man se), während am Roulette jeder Dummkopf sein Glück versuchen kann. Zudem convenirt hier meist nur das müssrable Silber, während man dort nur mit Gold und hohen Banknoten manövrirt.

Das schöne Geschlecht ist beim Trente et Quarante allerdings weniger vertreten, höchstens da oder dort ein paar uralte Damen in Rollstühlen, die bei jedem starken Verluste ein frisches Glas Wasser verlangen und nicht selten an der Bank von Krämpfen befallen werden. Dann rollt man sie ohne Umstände in ein Nebenzimmer, wo sich die betreffenden Erholungsmedicamente vorfinden, und nach einer halben Stunde rollen sie wieder herein an ihren Platz, den sie mit einem Hausschuh belegten, und spielen mit todtbleichem Antlitz und zitternder Hand weiter. Nicht so jener junge, in die Höhe geschossene Engländer mit den Manieren und Gesten eines nuredrsirten Jagdhundes. Er ist stark erhitzt, die Cravattenschleife sitzt ihm hinten — er sucht bereits in allen Taschen vergebens — nicht eine einzige Banknote mehr. Er flüstert in schlechtem Französisch einem der Croupiers Etwas zu; dieser wendet sich nach dem Spielpächter — der Spielpächter nickt verdrießlich — der junge Engländer muß enorm reich sein — denn er hat Kredit an der Bank. Nach einer halben Stunde steht er wüthend auf, reißt in der Zerstreuung den nächstsitzenden Croupier die Schippe aus der Hand, nimmt einen fremden Hut mit und stürzt hinaus. Draußen setzt man ihn eine Stunde lang mit Meilenschritten auf- und abgehen und dann ein Glas Cognac mit Wasser trinken.

Diese Scene berührt indessen die übrigen Spielenden nicht im Mindesten, im Gegentheil, es ist ein Stuhl leer geworden, und ein Stuhl ist viel werth am grünen Tisch. Augenblicklich nimmt ihn auch ein sehr dicker Herr ein, der seit mehreren Stunden keine Karte setzte, sondern mit tiefernsten Blicke sein Pointirtäfelchen durchschlach. Er kennt nun den Verlauf des heutigen Spiels, es kann ihm nicht fehlen. Rouge ist vorzüglich — noir sehr veränderlich — — der Bube außerordentlich constant — Madame perirte über die Maßen. — Es kann dem dicken Herrn, wie gesagt, nicht fehlen. Er setzt — richtig — Valet gagne — er doublirt — der Bube gewinnt abermals — schon wirft der dicke Herr einen triumphirenden Blick durch seine goldene Brille im Kreise umher — und siehe da — Madame gagne und — der schlechte Kerl von Bube verliert. Kaum nach einer Viertelstunde verläßt der Kartenstecher seinen Stuhl, den abermals ein Dritter mit Heißhunger einnimmt.

Plötzlich entsteht im Rouletteaal ein ungewöhnliches Geräusch, es wird gezischt, Ruhe geboten, und ein Polizei-Commissar begleitet ein Subjekt ziemlich eindringlich zur Thüre hinaus. Was ist geschehen? Ach, einer jener armen Teufel von Industrierittern hat behauptet, die zwei Gulden auf „rothem Feld" gehörten ihm, und hat sie ohne Weiteres eingestrichen, um sich damit zu entfernen. Um den Skandal zu vermeiden, hat man ihm das Geld gelassen, jedoch seine augenblickliche Entfernung in's Werk gesetzt, da man genau wußte, daß er gar nicht pointirt hatte. Dergleichen Zerstreutheiten kommen oft am Roulette, namentlich Sonntags vor, wenn die gemischten Raçen aus den naheliegenden Städten und Städtchen herüberkommen, um auch einmal ihr Glück zu versuchen. Diese Leute mit ihren paar Gulden verlassen stets der Bank, und sind, da es viel Sonntage im Jahre giebt, und an diesen oft Hun-

derte solcher Zugvögel kommen, eine nicht zu verschmähende Beute, während der kalte, besonnene Spieler, der mit Tausenden der Bank naht, für diese immer eine gefürchtete Erscheinung, da das Glück eine wetterwendische Person ist. Ja, ich habe einen Russen kennen gelernt, der so glücklich und so hoch pointirte, daß er allsährlich von dem Spielpächter ein bedeutendes Abfindungsquantum erhielt, unter der Bedingung, wenn er nicht mehr spiele. Ob er diesen eigenthümlichen Vertrag auf die Länge der Zeit gehalten hat, weiß ich nicht. Uebrigens habe ich, so oft und so lange ich Bäder frequentirte, was weniger aus Neigung, als aus Zufall geschah, nie von einem Selbstmorde eines unglücklichen Spielers gehört, eben so wenig von abenteuerlichen Entführungen und dergleichen pikanten Affairen — immer nur erbärmliche Schwindeleien — wie Abreisen und den Wirth nicht bezahlen, oder einer verheiratheten Dame den Hof machen und einen Korb erhalten, oder geohrfeigt werden. Alles auch von diesen Seiten nichts Romantisches — sondern gemeine, triviale Alltäglichkeit — gerade wie im Leben außerhalb der Bäder, der Aktien- und Börsenepidemie.

Kommerzielle Briefe.

Eine kurze Notiz in einer hamburger Zeitung, die ich hier wörtlich wiederhole, giebt mir Veranlassung zu einigen wichtigen Bemerkungen. Sie lautet: „Eine Elbblokade. Unser gelegener Elbstrom bietet in der Gegend von Blankenese über den Sänden einen in diesem Augenblick sehr interessanten Anblick. Das Schiff „Carl und Auguste", Kapt. Sonderburg, mit Reis von Batavia kommend, ist nämlich beim Aufsegeln mitten im Fahrwasser fest geworden und zwar so verzweifelt glücklich auf der tiefsten Stelle, daß alle andern Schiffe, die jenem vorbeizusegeln versuchten, und dabei minder günstige Stellen zu passiren hatten, ebenfalls fest worden. Auf diese Weise und da bei dem Ostwind das Wasser von Tage zu Tage niedriger wird, sitzt dort nun eine ganze Gesellschaft Kauffahrer zusammen und haben wenigstens den Trost, sich Gesellschaft leisten zu können. Unglücklicherweise aber ist die Elbe nun dadurch für größere Schiffe gänzlich abgesperrt, und das Wasser fällt von Tage zu Tage gerade eben so viel, als man die Schiffe durch Löschen in Leichter zu heben benöthigt ist. — Dieser unglückliche Zustand kann noch eine gute Zeit währen, und es fehlt weiter nichts, als daß noch ein tüchtiger Eisgang hinzukömmt, so können wir noch Wunderdinge erleben."

Bekanntlich ist Hamburg der naturgemäße Hafen von ganz Mittel- und Norddeutschland. Thüringen, Baiern, Sachsen, Hannover, Braunschweig, die preußisch-sächsischen Provinzen, die Mark, Schlesien, und endlich Böhmen, Tirol, Steiermark und das industrielle Wien müssen ihre Fabrikate, soweit solche für England, Ost- und Westindien, das Kap und für die Ost- und Westküste Afrika's, für Australien und die übrigen britischen Kolonien bestimmt sind — über Hamburg ausführen.

Es würde schwer zu ermitteln sein, den Antheil, den jeder einzelne dieser hier genannten Staaten an das transatlantische Export- und Importgeschäft nimmt, durch Zahlen zu bestimmen, es genügt die Thatsache, daß der jährliche Ein- und Ausfuhrverkehr Hamburgs über 400 Millionen Thaler beträgt und drei Viertel dieser Menge auf Deutschlands und Oesterreichs Rechnung kommen.

Unter solchen Verkehrsverhältnissen ist es nicht zu entschuldigen, wenn die deutsche Nation ihren einzigen bedeutenden Hafen, der die Verbindung mit den transatlantischen Erdtheilen vermittelt, der Art vernachlässigt, daß Fälle wie die oben angeführten vorkommen, ohne daß eine Regierung irgendwie Notiz davon nimmt, oder selbst die deutsche Presse etwas davon erwähnt.

Täglich hören wir von dem Wachsen unserer Industrie, wie Kreditanstalten gegründet, neue Verkehrsbahnen angelegt, Fabriken errichtet, Metall- und Kohlenbergwerke aufgeschlossen werden, und wie die deutsche Nation aus sich heraus stets neue Mittel und Wege schafft, um mit andern Völkern auf dem Gebiete des Fleißes gleichen Schritt zu halten. Während das innere politische Treiben uns von Tage zu Tage mehr den Bestrebungen gewisser Bureaukraten und Diplomaten entfremdet, und wir gleichgültig auf das Parteigetriebe eines untergehenden Junkerthums hinblicken, wenden wir uns mit aller Kraft dem wahren humanen und wirthschaftlichen Streben zu, „Reichthümer für die Zukunft zu schaffen" und vereinen die Entreckungen und Rathschläge der Wissenschaft mit dem Willen, dem Fleiße und der Ausdauer der materiellen Kraft.

Die Zeit, wo die Völker ihre industrielle und kommerzielle Thätigkeit nur auf die Grenzen ihrer eigenen Ländergebiete beschränkten, ist im Abnehmen, und die Schutzmauern und Verkehrsstörungen, die noch in vielerlei Formen bestehen, werden in Folge des Gegendruckes, den Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffe ausüben, bald einer unbehinderten Bewegungsfreiheit für Menschen und Güter Platz machen müssen; wir stehen jetzt zu eng im Zusammenhange mit der ganzen Welt, um nicht sofort jede Störung des Verkehrs hart zu empfinden.

Demnach muß jene sogenannte Selbstständigkeit unseres gemeinsamen Vorhafens Hamburg naturgemäß abnehmen, je mehr unsere kommerzielle Verbindung mit England und den transatlantischen Ländern zunimmt. Wir bedürfen des hamburgischen Kapitals jetzt durchaus nicht mehr zur Versorgung unserer Märkte, wie zu jener Zeit, als Deutschland noch bedeutende Mengen Manufakturerzeugnisse aus England bezog, und hamburger Kaufleute die einzigen Vermittler waren. Das Kolonialwaarengeschäft des innern Deutschlands emanzipirt sich ebenfalls immer mehr von den hamburger Kaufleuten, und es werden sich für die Folge direkte Verbindungen zwischen großen Kaufleuten im Innern Deutschlands mit überseeischen Produktionsplätzen bilden, wie man bereits von den deutschen Fabrikplätzen aus die Hamburger umgeht, und direkte Verbindung mit den Käufern in England und den Kolonien anknüpft, nur deutsche Fabrikate absetzen.

Die Annahme des Ein- und Ausfuhrhandels der Stadt Hamburg ist also keineswegs den Anstrengungen oder dem Unternehmungsgeiste der dortigen Kaufleute zuzuschreiben, vielmehr nur eine Folge des gesteigenen Wohlstandes der Hinterländer. Mit dem Wachsen der Industrie stieg unsere Ausfuhr, und da wir unsere Fabrikate nicht verschenken, so mußte natürlich die Einfuhr als Gegenwerth ebenfalls zunehmen, wovon die Wirkungen zuerst dort sichtbar werden, wo der Handel die Quantitäten der Tauschgüter konzentrirt — und dieser Ort ist unser Vorhafen Hamburg.

Was haben aber die hamburger „Herren und Bürger" in neuer Zeit gethan, um die wichtige Aufgabe, welche ihnen als Vermittler für das deutsche und überseeische Geschäft übertragen wurde, gewissenhaft auszuführen?

Die wenigen oben angeführten Zeilen in Betreff der „Elbblokade" genügen, um eine Anklage des gesammten Deutschlands zu rechtfertigen.

Die Hamburger haben bisher ihre Stellung dem übrigen Deutschland gegenüber vollständig verkannt. Hamburg war stets mehr englisch als deutsch gesinnt und vergaß, daß es nicht England, sondern Deutschland seine Stellung zu verdanken habe. Mit jedem Ballen Kattun, der aus Manchester kam, sah man reichen Profit kommen, vergaß aber, daß nicht die Engländer, sondern die Käufer, welche die Waare bezahlten, den Gewinn brachten.

Es mangelt den Hamburgern weder an Kapital noch an Unternehmungsgeist, aber sie besitzen keinen Associationssinn; denn während in den englischen Handelsstädten und selbst in einzelnen großeren Städten des innern Theiles von Deutschland, wie Berlin, Leipzig, Köln, Magdeburg und Stettin bereits seit fast dreißig Jahren sich Kompagnien zu Eisenbahnbauten, Feuer-, Lebens-, Hagel-, Land- und Wassertransport-Assekuranzen u. dergl. mehr bilteten, weisen die vier alten freien Hanse- und Reichsstädte bis in die neueste Zeit hinein keinen erheblichen Antheil an der gemeinschaftlichen Gründung solcher Institute nach. Kleine Städte, wie Dessau und Gotha, haben Banken und Lebensversicherungs-Kompagnien gegründet, die sich eines guten Rufes erfreuen; Bremen etablirt jetzt erst eine Bank, bei welcher merkwürdigerweise die Bremer sich wenig betheiligen, und die Zeichnungen zumeist von andern Börsenplätzen ausgegangen sind. Frankfurt, Hamburg und Lübeck wollen keine Banken (die hamburger Depositen-Bank verdient nur den Namen eines gemeinschaftlichen Geldaufbewahrungs-Instituts), weil die einzelnen dortigen Geldwechsler sich dem widersetzen, sie verdienen

durch die verschiedenen deutschen Münzverhältnisse weit mehr im Argen, als in der Association, kurz, wir erkennen bei genauem Vergleiche, daß die vier genannten großen Handelsstädte in ihrem kommerziellen Wesen durchaus nicht der heutigen Zeit und deren Anforderungen gefolgt sind. Dort will Jeder noch nach seiner „eigenen Façon" leben werden, während man an andern Orten Kapital und Arbeitskräfte vereint, und auch wirklich Gigantisches schafft.

So haben die Hamburger länger als dreißig Jahre die Dampfschifffahrtverbindung nach England, zum Nachtheil der deutschen Konsumenten, ohne Konkurrenz gelassen, und wahrlich, die Engländer verstanden ihr Monopol zu benutzen; wir mußten dreißig Jahre lang acht und neun Pence per Kubikfuß Fracht bezahlen, während jetzt die Frachtsätze der englischen Kompagnie vier und die der deutschen drei Pence betragen, wobei noch eine bedeutende Dividende zur Vertheilung kommt. Neunzehntel der Passagiere waren und sind heute noch Deutsche, aber die Perfidie der Engländer konnte sich nicht bequemen, nur die geringste Rücksicht hierauf zu nehmen, und Aufwärter und Aufwärterinnen auf ihren Dampfern anzustellen, welche der deutschen Sprache mächtig waren. Wie viele Frauen und Kinder müssen heute noch, von der Seekrankheit geplagt, sich abquälen, um sich nur wegen Verabreichung eines Glases Wassers verständlich zu machen.

Es herrscht in Hamburg ein wahrhaft widerlicher Respekt vor Allem, was englisch ist; während die Seelenausläuferei (wie früher für Brasilien) für die englische Fremdenlegion eben in Hamburg ihren Hauptverkehrsplatz aufschlug, duldete man offiziell die Anwesenheit eines englischen Kriegsschiffes inmitten der Elbe, um die auf hamburgischen Gebiete geworbenen Schlachtopfer schnell nach Helgoland bringen zu können. Man denke sich nur den entgegengesetzten Fall, ein deutsches Kriegsschiff läge auf der Themse, um englische Matrosen für deutsche Kriegszwecke zu werben und zu einem Kriege, in dem England (wie jetzt Deutschland) neutral wäre — würden in einem solchen Falle wohl die Engländer ebenso bescheiden geschwiegen haben, als die Hamburger?

Aber die Zeiten, wo die Hansestädte Macht und Ansehen hatten, ist vorüber; ihre Selbstständigkeit besteht nur noch nach Innen in der Selbstverwaltung, deren sich hoffentlich andere Städte, welche einem großen Staatsverbande angehören, mit der Zeit ebenfalls werden erfreuen werden. Die Hansaten sind dem Handel gegenüber, was das Zunftwesen gegenüber der neuen großen Industrie ist — Zopfthum, und ihr Bestehen stützt sich nur auf die ihnen von der Natur gewährte geographische Lage, sie üben aber weder in politischer noch in kommerzieller Beziehung außerhalb ihrer städtischen Grenzen irgendwie einen Einfluß mehr aus; Jeder wird einräumen, daß auf den Börsen der Hansestädte die Preise der Staatspapiere und Aktien gar nicht, und die der Kolonialprodukte nur durch den Einfluß der Konsumenten des Binnenlandes festgesetzt werden.

Die hohe Bedeutung Hamburgs für Deutschlands Industrie und Handel läßt sich weit richtiger und vorurtheilsfreier beurtheilen, wenn man den Verkehr zwischen Nordeutschland und England genau kennt. Ein früher als erwartet eintretender Frost schneidet die Dampfschifffahrtverbindung binnen drei Tagen völlig ab, und Güter, welche aus Böhmen und Sachsen für die Verschiffung nach den Retouren bestimmt waren, um zur gewissen Saison einzutreffen, bleiben liegen. Natürlich leidet zuerst der Besteller in England durch die Unterbrechung, seine bereits bezahlte Waare kommt zu ungelegener Zeit; aber weit mehr leiden die sächsischen und böhmischen Arbeiter, denn die folgende Bestellung für die nächste Saison bleibt aus, manchmal sogar versorgt sich der Besteller auf andern Märkten, und zahlt gern einen höhern Preis, sobald er mit Bestimmtheit auf die rechtzeitige Lieferung rechnen kann, anstatt sich der Gefahr auszusetzen, seine Waare am deutschen Hafenorte nutzlos überwintern zu sehen.

Diese hamburger Winterquartiere kosten natürlich viel Geld, obgleich die Eisenbahn die Benutzung der Dampfer von Glückstadt aus, selbst wenn der hamburger Hafen mit Eis bedeckt ist, noch eine kurze Zeit gestattet. Im Allgemeinen aber muß es für die heutige Verkehrswelt keine Naturstörungen dieser Art mehr geben, die Technik hat wahrhaft Gigantisches geleistet, nun nicht am Ende die Störung des Verkehrs durch einen Frost ungehen zu können.

Es bedarf dazu zunächst einer Brücke, um die diesseits der Elbe kommenden Güter sofort auf Eisenschienen nach Kuxhafen zu senden; hier am Ausfluß der Elbe müssen jene zeitgemäßen Einrichtungen, Docks, errichtet sein, deren ein Reich, wie das deutsche, zu besitzen berechtigt ist.

Aber bekanntermeise will man in offiziellen hamburger Kreisen weder von einer Elbbrücke noch von einem Winterhafen in Kuxhafen gern sprechen hören, die Brücke würde manche alte früher erworbene Gerechtigkeit und dergleichen entwerthen, und gar ein Hafen in Kuxhafen, der könnte ja emporblühen und mit dem hamburger rivalisiren, besonders wenn wie natürlich eine Eisenbahn bis zur großen hannöverisch-preußischen Straße die Güter direkt bis zur Elbmündung bringt, um dort verschifft zu werden.

Was noch in Betreff der im Obigen erwähnten Verbindung der Elbe zu bemerken bleibt, kann sich jeder Unparteiische selber denken. Entweder die Hamburger besitzen nicht die Mittel, oder sie wollen sie nicht hergeben, um die Gefahr zu beseitigen, welche durch das Versanden des Elbstromes dem gesammten industriellen und mercantilen Norddeutschland und Oesterreich droht. Jedenfalls handelt es sich um die Existenz des deutschen Verkehrs, um das fernere Bestehen großer Fabrikdistrikte, für deren Fabrikate die Verschiffung erschwert wird, und es ist hohe Zeit, diesen Gegenstand öffentlich, d. h. auch in nicht hamburgischen Kreisen, zur Sprache zu bringen.

Hätten wir in Deutschland eine Stelle, von wo aus das Volk vereint solchen Hindernissen entgegentreten kann, wahrlich, sie wären längst beseitigt, aber die einzelnen Uferstaaten laboriren an der unpraktischen und unbedeutenden Schreibseligkeit des zwar sehr intelligenten, aber wirthschaftlich oft lemmtnißlosen Beamtenthums. Man läßt das Selbstinteresse nicht aufkommen, und hat stets Staatsinteressen vor Augen, aber das Selbstinteresse schafft eben jene großen Unternehmungen, auf welche die Engländer und Amerikaner so stolz sind. Hätte das Staatsinteresse einer Elbbrücke oder eines Winterhafens bedurft, es wäre längst, zwar noch nicht beschafft — denn so schnell geht's in Deutschland nicht — aber unabestens im Plane fertig, das Selbstinteresse hätte Beides und sogar die Herstellung des Elbstromes beschafft, aber man versteht nicht die richtigen Mittel zur Erweckung des erforderlichen Selbstinteresses zu ergreifen.

Wenn die deutsche Nation eine Einigkeit wünscht und erstrebt, so weiß sie auch warum. Die Presse hat bisher sich mehr auf staatspolitischen Boden gehalten, und verstand es wenig, dem Volke klar zu machen, worin eigentlich die Einigkeit zu erstreben sei, und welche Mittel dafür angewendet werden müssen. Es war dies Nichtwissen unserer Presse, wo eigentlich die Uneinigkeit schadet, daran Schuld, daß man nur allgemein hingeworfene Redensarten von Münz-, Maaß- und Gewichtseinheit dem Volke bot, ohne tiefer einzudringen und der ganzen deutschen Nation (Deutschösterreich inbegriffen) die großen wirthschaftlichen Folgen der Zersplitterheit klar zu machen.

Mögen die Leser der Gartenlaube, welchem Berufe und welcher Parteistellung sie auch angehören, es dem Verfasser dieser Briefe glauben, daß nur durch ein inniges Zusammenhalten der deutschen Nation in allen ökonomischen Angelegenheiten, und durch vereinte Abhilfe gefährlicher Uebelstände ebenso wie durch gemeinsames Schaffen großer Bauten die Concurrenzfähigkeit der deutschen Arbeit und des deutschen Gewerbfleißes anderen Völkern gegenüber ermöglicht wird.

Man möge sich nicht von einzelnen auf Industrie-Ausstellungen errungenen Erobrungen blenden lassen und glauben, die Industrie sei in voller Blüthe, der Absatz gesichert, — es ist dies nicht der Fall, sobald auf der einen Seite jene Zollschranken bestehen, die scheinbar die Industrie schützen sollen, in Wirklichkeit nur die Trägheit schützen, und auf der andern jene Hindernisse, wie die Eitzelle, Zunftgesetze, Niederlassungsbeschränkung, Mangel an Brücken, zunehmende Versandung der Flußmündungen, Münz-, Maaß- und Gewichtsdifferenzen und dergleichen mehr, die nur geeignet sind, die Anstrengungen der Nation unfruchtbar zu machen.

Wir haben es erlebt, wie die Staatspolitik es für zweckmäßig hielt, die Mündung der Donau zu verstopfen, wir haben ferner zur Schande Deutschlands erlebt, wie inmitten des Rheinstromes mit Steinen beladene Schiffe versenkt wurden: dies sind die vom blinden Wahne dem allgemeinen Verkehr gewaltsam bereiteten Hindernisse. Die Volkswirthschaft aber lehrt uns die Hindernisse, welche dem allgemeinen Verkehr noch entgegenstehen, zu beseitigen,

weil eine gemeinsame unverlengbare Solidarität unter allen Menschen herrscht, wie vielmehr alle unter den Bewohnern eines und desselben Reiches, und diese Solidarität wird eben durch den Austausch und den Verkehr zur Geltung gebracht.

Wie dies geschieht, wie z. B. die Existenz des sächsischen Holz-Spielzeugarbeiters im Gebirge mit dem Steigen und Fallen des großen Welthandels in enger Verbindung steht, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe beweisen.

Blätter und Blüthen.

Der Untergang des Rouklehge. Der „New-York Courier and Inquirer" theilt über einen entsetzenerregenden Schiffbruch, der im Februar das Schiff Rouklehge betraf, Folgendes mit: Am Bord des Rouklehge waren, als er an den Loobeg stieß, 144 Seelen. Von dieser Zahl ist, so viel man weiß, nur ein Einziger noch am Leben; alle Uebrigen haben ohne Zweifel ein trauriges Ende gehabt. Der Secretär, ein Matrose Namens Roe, erzählt: „Der Zohn Rouklehge verließ Liverpool am 16. Januar. Er war schwer beladen, und in der Frucht befand sich eine große Menge Eisen. Die Zahl der Mannschaft, die Offiziere eingeschlossen, betrug 26, die Zahl der Passagiere 120. Das Wetter war Anfangs stürmisch und wir verloren einen Matrosen, der vom Claverbaume in's Meer stürzte, und einen Passagier, der von der See über Bord gerissen wurde. Am 18. Februar trafen wir auf ein Eisfeld. Am nächsten Morgen stieß das Schiff heftig auf einen Eisberg, und bald zeigte es sich, daß es einen furchtbaren Leck bekommen hatte. Zwei Pumpen wurden sofort in Bewegung gesetzt, außerdem warf man eine Menge Gegenstände über Bord und sogute Anker und Kettenvorräthe in die entstandene Spalte; aber Alles blos wollte nicht helfen, und bald war es offenbar, daß das Schiff sich rasch mit Wasser füllte. Man traf daher Anstalt, es zu verlassen und in die Boote zu steigen. Der Rouklehge hatte nur fünf Boote, welche nicht alle am Bord befindliche Personen fassen konnten; es wurden daher 25—30 Personen, welche sämmtlich der Steuermann und der Schiffsmann anzuwerben, Passagiere waren, auf dem Wrack zurückgelassen, um mit demselben unterzugehen.

„Zu Boot, worin ich mich befand, war das letzte, was vom Schiffe abfuhr. Bald kam uns letzteres von dem Gefühle und wir trieben jetzt, 13 an der Zahl, auf dem weiten Ocean, nur mit einer Gallone Wasser und 6 Pfund Brot versehen. Die Gesellschaft im Boote bestand aus dem Steuermann, einem schottischen Matrosen, fünf Männern, vier Frauen, einem kleinen Mädchen und mir selbst. Das Wetter war empfindlich kalt, in das Boot drang eine Menge Wasser ein, und beide Umstände zusammengenommen setzten uns großen Leiden aus, die für die Passagiere entschieden gewesen sein müssen, da sie, mit Ausnahme einer Dame, welche in zwei Decken gehüllt war, nicht warm gekleidet waren. Die Bewegungen des Bootes waren sehr unsicher. Wir machten deshalb auch keinen Versuch, irgend einen bestimmten Punkt zu erreichen; unsere einzige Hoffnung war, von irgend einem vorbeifahrenden Schiffe gesehen zu werden. Mrs. Atkinson, die Frau des Schiffszimmermanns, die sich gerettet hatte, wusch das Wasser und Salz unserer ihre Tohnt und gab nur wenig davon her.

„Nach meiner Meinung würden die Meisten von uns der bittern Kälte widerstanden haben, wenn wir reichlicher mit Speise und Trank versehen gewesen wären. Aber bei unserm großen Mangel hatte schon am dritten Tage ein Passagier, der arme Zohnst war bei dem jobarten Ertrinken, mit einem kleinen Rocke bekleidet! Am folgenden Tage starb eine Frau, die ihren Mann nur um zwei Tage überlebte. An diesem Tage sahen wir in der Ferne eine Brigg mit frischem Winde segeln. Wie richteten sich unsere Herzen auf bei dieser Aussicht auf Erlösung! Aber ach! da verging eine Weile auf und verschwand gänzlich unsere Hoffnungen. Trotz dieser bitteren Enttäuschung zechte ich meinen Muth aufrecht zu erhalten. Am fünften Tage sangen Alle, die mit mir im Boote waren, an, Seewasser zu trinken. Ich warnte sie davor, aber sie ließen sich nicht abhalten. Von dem Wasser, welches wir vom Rouklehge mitgenommen hatten, bekam ich nur sehr wenig, aber ich trank trotzdem sehr mäßig, sondern, wenn mir Mund sehr trocken wurde, feuchte ich ihn mit Seewasser an, verschluckte aber nichts davon. An einem Tage fiel Schnee, was mir sehr dienlich war, da ich ihn zur Stillung meines Durstes benutzte. Die Andern, welche Seewasser getrunken hatten, starben rasch nach einander, und am siebenten Tage verschied der letzte und ließ mich als das einzige lebende Wesen im Boote zurück.

„Die Todten, welche zuerst erlagen, wurden über Bord geworfen, aber die Fortschaffung der vier letzten ging über die geringe mir gebliebene Kraft, und mehr als zwei Tage mußte ich bei den entsetzlichen Leichen bleiben, mit wenig Hoffnung, daß mein Loos ein besseres sein werde. Der Passagier, der zuletzt starb, war eine englische Dame, von zarter Gestalt, die Mutter des kleinen Mädchens. Ihre Todtenwache war ihr wenige Stunden im Tode vorangegangen. Ich weiß nicht mehr, in welcher Reihenfolge die Andern dahin fanken. Der Bootsmann ging in der Nacht vor seinem Tode zu rasen an. Er fiel über Mrs. Atkinson her, riß sie in den Mund und krallte sie wüthend. Er warf den Wasserschöpfer über Bord und versuchte auch die Ruder über Bord zu werfen. Er stürmte mit einem Flaschenkürbiscal auf mich ein und versetzte mir in das Gesicht einen Schlag, dessen Spuren ich noch trage. Am Mittag starb er, nachdem er einige Stunden vorher in eine gänzliche Gefühllosigkeit gefallen war. Fast alle Uebrigen redeten vor ihrem Ende. Mrs. Atkinson rief in herzzerreißendem Tone nach Wasser und streckte ihre Hände aus wie um es zu empfangen. Sie endete. Alle wie der Bootsmann, und in vielen Fällen bemerkte ich erst dann, daß ein neues Opfer gefallen war, wenn es nach vorn überstürzte, sobald das Boot einen schweren Stoß bekam. Als es alle meine Gefährten todt warf, richtete ich ein Ruder auf, worau ein weißenes Hemd und ein rothes Halstuch als Signal wehten.

„Dies war das erste permanente Signal, das aufgespflanzt worden war. Meine Füße und Beine waren durch den Frost übel zugerichtet, und ich konnte mich kaum bewegen. Ich lag im Bug des Boots. Gelegentlich wusch die See Wasser herein, und ich erhob mich, um dasselbe wieder auszuschöpfen. Dann legte ich mich wieder nieder. Am 28. Februar, als es neun Tage im Boote gewesen war, sah ich ein Schiff, das auf mich zuhielt. Jetzt war ich meiner Rettung gewiß, denn ich befand mich gerade in der Mitte des Schiffes. Als es sich mir näherte, sandte es ein Boot ab, um mich aufzunehmen. Ich und das gebrechliche Fahrzeug, das mich so lange unter auf dem Ocean getragen hatte, wurden jetzt an Bord gebracht. Die noch übrigen Leichen, die ich in den letzten Tagen nicht mehr über Bord hatte werfen können, wurden in die Tiefe versenkt. Das Schiff war die „Germania," Kapitain Boot, das von Havre nach New-York bestimmt war. Die Schaffung meines Lebens schreibe ich dem Umstande zu, daß ich ein Meerwasser trank. Ich sog aber wohl von dem Eise, das sich am Boot ansetzte hatte. Ich fand es zwar ein wenig bitter, aber es hatte den dem Meerwasser eigenthümlichen widerlichen Geschmack verloren und wirkte auf meinen Zustand wohl nachtheilig ein."

Zu der vor Erzählung des Secretärs. Dem New-York-Herald entnehme ich folgende Notiz: Die tägliche Ration eines Jeden im Boote war einen Schiffszwieback und einen Mund voll Wasser. Um ein spaßhaftes Trinken zu agiren, ward das Wasser durch das Loch eines Korks gelegen. Als dies Experiment zum ersten Male angestellt wurde, konnte sich die Gesellschaft trotz ihrer traurigen Lage einer Art Lustigkeit nicht erwehren, die leider nur zu bald dem furchtbarsten Elend weichen sollte. Der Matrose Roe war Abe in ein Burioche von 19 Jahren, von olivengelber Gesichtsfarbe, schlanker Statur, schwarzem Haar und schwarzen Augen; er war eben erst in den Zeebienst getreten. Der Zohn Rouklehge war ein Schiff von fünf Tonnen, in Baltimore 1851 gebaut und zu 64,000 Dollars versichert.

Der unbankbare Dieb. Der berühmte Münstner Fox war mit seinem Bruder, dem General, auf den Artillerieplatz gegangen, um die erste Kanone, welche Luwards'n mit anzielten. Das Gerüchte war entsetzlich. Fox kannte nur mit Mühe seine Hand zur Ohr herumterbringen, um nach der Zeit zu sehen. Statt der Uhr faßte er eine Hand, die er festhielt. „Mein Freund," sagte er zu dem unbekannten Eigenthümer der Hand, „Ihr habt ein Geschäft gewählt, das Euch noch ruinieren wird." „O, Mr. Fox," jammerte der Dieb, „vergeßt mir und laßt mich gehen. Ich that es blos aus Noth, aus Liebe für meine verhungernden Kinder und meine kranke Frau." Fox in seiner Gutherzigkeit steckte eine Guinee in die Hand des Diebes, die er sie frei gab. Nachdem der Ballon gestiegen war und die Menge sich zu streute, wollte er nach seiner Uhr sehen. „Guter Gott," rief er, „meine Uhr ist weg." „Ja freilich," antwortete sein Bruder, „ich weiß es, ich habe sie verschwinden sehen. Eure Freude nahm sie mit sich." „Und „Und Ihr verpuchet nicht, ihn zu verbinderen?" „Nein, denn Ihr könnet wirklich so gut mit einander zu sehen, daß ich dieses freundschaftliche Zusammenhalten nicht durch Einmischung stören wollte."

Literarisches. Der Verlagshandlung Meidinger in Frankfurt ist es gelungen, den briefischen Nachlaß des großen Herder zu acquiriren, der nun nächstens in drei Bänden erscheinen wird. Der erste Band wird die Briefe Goethe's an Herder, nebst einigen bis jetzt ungedruckten Poesien des Fauftdichters enthalten, der zweite Band: Briefe Schiller's, Wieland's, der Brüder Zacobi's, Jean-Paul's, Lavater's, Forster's, Klopstock's, Gleim's, Knebel's, Mendelsohn's ꝛc., die sich meist auf theologische Fragen der damaligen Zeit beziehen. — Außerdem haben wir noch von Otto Ludwig die anfangs für die Gartenlaube bestimmte Erzählung: „Zwischen Himmel und Erde" zu erwarten, und von Wilkomm einen Roman: „Rieder und Matroie", die in Hamburg spielt. Rosmäßler's vortreffliches Buch: „Die vier Jahreszeiten" erscheint Ende dieses Jahres in einer zweiten und zwar in einer billigen Volks-Ausgabe.

Für **Eibenstock** ist ferner eingegangen: Hr. Kasimuß in Agram 1 Thlr. — Von der 2.ᵘ.4. M. Classe der Bürgerschule zu Meerane, durch Hrn. Lehrer A. H. Mühlmann 1 Thlr. — Aus Altenburg 1 Thlr.

„Aus der Fremde" Nr. 19 enthält:

Leben am Nordpole. — Christliche Neger in der Kirche und am Grabe. — Biographie reicher Kaufleute. — Bunte Bilder. Auf der Reise nach Peru. — Aus alten Reichen: Die Kunst, auszulündigen. — Brief aus New-York.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 20. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Frauenliebe.

O Frauenliebe, Maienkraft,
Die in des Busens dunkler Tiefe
Ein reiches Frühlingsleben schafft,
Und ob sie winternächtig schliefe;
Die jedes Herz nach ihrem Horte
Im unbezwungnen Sehnen zieht,
Dem Sehnen leihet Feuerworte,
Dem Worte ahnungsvolles Lied.

O Frauenliebe, Sonnenlicht,
Das nicht der Wolken schwere Schatten
Und lange Kummernächte nicht,
Noch Winterstürme je ermatten,
Das aus dem tiefsten Herzensquelle
Wie geld'ner Saaz entströmet rein,
Und nie versiegte Freudenwelle
In's tiefste Herz uns stillt hinein!

O Frauenliebe, Sonnenlicht,
Das jede Blüthe, die das wilde
Gewitterstürmen grausam bricht,
Erfrischt mit Odem, wundermilde;
Das jeden Streit versöhnend theilet,
Das jedem Schmerze Balsam schafft
Und jede Herzenswunde heilet
Mit wunderbarer Gotteskraft!

O Frauenliebe, Friedenskuß,
Der uns des Lebens Herbe süßet,
O Frauenliebe, Himmelsgruß,
Der uns aus ferner Heimath grüßet: —
Du bist's, die in der Sorgen Mitte
Uns ew'gen Frühling hoffen lehrt,
Du machst die kummerschwüle Hütte
Zum theuren heimathlichen Herd!

Eine italienische Dorfgeschichte.

(Schluß.)

Viele hatten um Maria's Hand geworben. Sie wählte einen gewissen Francesco. Es war ein guter Mensch, ein Gespiele ihrer Kindheit und der beste Freund Tonietto's. Er gehörte zu den Wenigen, die die Aushebung verschont hatte; er hatte nie das Dorf verlassen; er wußte, daß sie keine Liebe zu ihm hatte, machte sich auch keine Hoffnung, daß das jemals anders werden könne, und dennoch hatte er sich nie entschließen können, eine Andere zur Frau zu nehmen, dennoch hatte er immer in inniger Liebe an ihr gehangen.

Maria gestand ihm aufrichtig, weshalb sie sich entschloß, ihn zu heirathen. Sie sagte ihm, daß es ihr unmöglich sei, jemals wieder zu lieben, wie sie Tonietto geliebt, unmöglich auch nur diese Liebe jemals aus ihrem Herzen zu reißen; wolle er sie aber als eine Wittwe betrachten, der man gestattet, eine erste verlorene Liebe still im Herzen zu tragen, so wolle sie ihm versprechen, ihm allein von allen Lebenden gut und ihm ein braves, treues Weib zu sein.

Mehr hatte der gute Mann nicht gehofft. Ihre Erklärung machte ihn überglücklich. Er selbst beredete Maria, die kleine Kette Tonietto's, die sie seinetwegen ablegen wollte, auch ferner zu tragen.

Die Hochzeit wurde still und geräuschlos vollzogen. Francesco war reich. Die Summe, die er zur Hochzeitsfeier bestimmt hatte, wurde theils zur Einrichtung einer freundlichen Wohnung für die greisen Eltern der Braut verwandt, die er noch am Hochzeitstage dort einführte, theils durch mich unter die Armen vertheilt. Es war ein allgemeines, freundliches, aber prunk- und geräuschloses Fest.

Die beiden Familien — Francesco hatte noch seine Mutter — lebten in schönster Eintracht; es waren brave Leute, und kein Wort des Zwistes störte je ihre friedliche Häuslichkeit.

Vor Ende des Jahres vermehrte sich die Familie um ein Söhnchen; Alle aus einem Munde nannten ihn Toniette. Zehn Monate später kam ein zweiter Sohn. — Maria hatte zwar ihre frühere Heiterkeit nicht wiedergewonnen; doch spielte wohl zuweilen um ihre Lippen ein süßes Lächeln, wenn freundlich ihr Blick auf ihren Kindern und ihrem Gatten ruhte.

Obwohl sie damals sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre

zählte, war sie doch schöner wie je; des Abends sah ich sie manchmal in der Mitte der ehrwürdigen Alten und ihrer lieblichen Kinder; es war eine raphael'sche Madonna in der Mitte der heiligen Familie.

Aber selbst dieses halbe Glück sollte nicht dauern.

Eines Abends erging ich mich vor meinem Hause und betete mit lauter Stimme, wie das meine Gewohnheit war, das Brevier, als ich Jemand hinter mir her laufen hörte; eine wohlbekannte Stimme rief:

„Mein lieber Meister!"

Und plötzlich fühlte ich mich umarmt, und fast in die Höhe gehoben; es war schon Dämmerung, aber trotzdem war keine Täuschung möglich — es war Toniette!

Wenn ich je an Gespenster geglaubt hätte, so hätte ich sicher denken müssen, es wäre sein Geist, und er käme, um mich für den Antheil zu strafen, den ich an Maria's Hochzeit trug. Ich gestehe, ich war so bestürzt, daß ich, wenn auch nur einen Augenblick, sie dachte. Aber die Wirklichkeit ließ keinen Zweifel übrig.

Bestürzt, vernichtet, außer mir, nahm ich maschinenmäßig Toniette am Arme, und zog ihn ungestüm in's Haus.

Er bemerkte den Eindruck, den seine Ankunft auf mich gemacht hatte; er wechselte die Farbe, seine Stimme zitterte:

„Mein Vater?" fragte er, „mein Bruder?"

„Sie leben —, aber wir müssen den Greis auf diese große Freude vorbereiten —"

„Und Maria?"

„Ihre beiden Brüder fielen, kurz nachdem die Nachricht von Deinem Tode eingegangen war."

„Und Maria?"

„Sie lebt."

Es entstand eine Pause von etwa zwei Minuten. Ich hatte den Muth, sie zu unterbrechen.

„Hast Du denn niemals schreiben können seit sechs Jahren?"

„Ich habe sehr oft geschrieben. Aber ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt nur meine ersten Briefe erhalten; die andern, wenigstens seit zwei Jahren müßt Ihr sie doch erhalten haben?"

„Nein, nein," rief ich verzweifelnd, „nein, nichts haben wir erhalten! Und seit zwei Jahren —"

Toniette unterbrach mich:

„So habt Ihr mich seit mehr als sechs Jahren todt geglaubt? Das fürchtete ich; und dann — dann kam mir ein Gedanke, den ich verjagte, als ob ihn ein böser Geist mir zuflüsterte, ein Gedanke, der mich vor Schmerz getödtet hätte. O, frob kam ich an, als ob es möglich wäre, nach zehn Jahren noch unberührt das Glück zu finden, wie ich es beim Scheiden verließ. Armer Giovanni! armer Filippo! arme Maria!"

„Maria" — sagte ich; ich hoffte, daß er mich fragen würde.

Aber er sprach kein Wort. Hätte es sich um Leben und Tod meines eigenen Vaters gehandelt, ich hätte es nicht aussprechen können, das ich sagen wollte: „Maria ist nicht mehr Dein."

Endlich begann er wieder:

„Und wenn Ihr seit zwei Jahren meine Briefe erhalten hättet?"

„So wären sie doch noch zu spät gekommen."

Und ich athmete auf, fast glücklich, daß das Wort gesprochen war. Ich erhob den Blick zu dem Gesichte des Soldaten, und, traurig zum Sterben, las ich dort alle seine Mühsale, alles Elend, alle Schmerzen, die er erduldet hatte, und es schien mir, als käme ich dort auch all' den Jammer, den die Zukunft ihm noch bieten sollte.

Noch ein paar Minuten stand er schweigend, dann machte er ein paar Schritte, runzelte die Stirne, erhob das Haupt und sagte:

„Lassen Sie uns zu meinem Vater gehen, und dann —"

Ich folgte ihm und wir gingen zusammen bis zu seinem Hause.

Den Empfang, den Jubel seines Vaters und seines Bruders, die Thränen, die dem Soldaten über das rauhe Gesicht herabstürzten, will ich nicht beschreiben. Ich suchte Francesco auf, der es übernahm, Maria die Nachricht mitzutheilen. Wie er das gethan? Ich weiß es nicht, ich habe es nie erfahren. Das war ihr Geheimniß; niemals wurde davon gesprochen.

Drei Tage später, wie mich Francesco gebeten hatte, führte ich des Abends Toniette hin.

Der traurigste von den Dreien schien Francesco. Maria kam uns mit dem Lächeln eines Engels entgegen. Ihr Gesicht war eigentlich weniger ruhig. Sie reichte Toniette die Hand.

„Gott sei gelobt! Wer, bei Gott, durfte erwarten, Euch vor dem Paradiese wiederzusehen? Wir hatten keine andere Hoffnung mehr, Francesco und ich."

Die Kniee des Soldaten zitterten; er hatte nicht die Kraft zu sprechen; er nahm die Hand Maria's und Francesco's, legte sie in seine beiden Hände, und küßte sie mehrmals.

Dann sah er plötzlich in einem Winkel des Zimmers die beiden Kinder; er stürzte ungestüm auf sie zu, umarmte sie leidenschaftlich wiederholt, und nahm das größte von ihnen auf seine Kniee. Das Kind sträubte sich und schrie. Maria rief ihm zu, um es zu beruhigen.

„Toniette! Toniette!" rief sie.

Der Soldat machte eine heftige Bewegung. Einen Augenblick hatte er geglaubt, daß sie sich an ihn wende. Aber schnell erkannt, daß man den kleinen seinen Namen gegeben, drückte er ihn von Neuem in seine Arme, küßte ihn, und vergrub dann sein Gesicht in den blonden Locken des Kindes, um die Thränen zu verbergen, die er nicht mehr zurückhalten konnte.

Endlich, nach und nach, wurden Alle etwas ruhiger. Francesco brachte die Rede auf Toniette's Erlebnisse. Er fragte ihn, wie er dem Tode entronnen sei nach der schrecklichen Wunde, die er bei dem Uebergang über die Beresina erhalten haben sollte.

Toniette erzählte kurz und einfach. Er war nicht in die Brust getroffen, sondern nur die Schulter ihm zerschmettert worden, und da wußtlos zu Boden gestürzt, war er erst wieder zu sich gekommen, als die Russen im Begriffe waren, die Leichen zu plündern. Ihn selbst hatten sie fast nackt liegen lassen, als zufällig ein ganz junger Offizier vorüber kam, der, von seinem Elend gerührt, ihn in's Lazareth bringen und ihm, wenn auch nicht Alles, doch wenigstens seine beiden Ehrenkreuze zurückgeben ließ, die er von da an beständig trug.

Nach einigen Monaten, im Sommer, war er geheilt. Mit einer Colonne Kriegsgefangener legte er nochmals die traurige Strecke zurück, die er schon einmal mit der flüchtigen Armee durchwandert hatte. Er kam nach Moskau zurück. Von da war er an die Grenzen Sibiriens geschickt worden.

Dort zerstreute man die Colonne. Man schickte die Gefangenen hier und dort hin; kaum einige Sous gab man ihnen, um ihr Leben so lange zu fristen, bis sie eine Stelle finden konnten.

Toniette erhielt durch Zufall eine Stelle als Verwalter bei einem Vornehmen des Landes. Dieser gewann ihn lieb, und war ganz unglücklich, als im Anfange des Jahres 1815 die Kriegsgefangenen frei erklärt wurden.

Aber die Gefangenen hatten Sibirien noch nicht verlassen, als schon auf die Nachricht von dem Ausbruch des letzten Krieges mit Frankreich ein Gegenbefehl eintraf. Der Gutsherr war ihm nachgeeilt und hatte ihn nach seinem Schlosse zurückgebracht; aus Furcht, daß er ihm nicht nochmals entrönne, unterschlug er seine Briefe, und suchte ihm die Ereignisse, die sich zutrugen, zu verbergen.

Aber endlich hatte Toniette Alles erfahren. Er war entflohen, und hatte sich an den Gouverneur der benachbarten Stadt gewendet.

Hier unterbrach der Soldat seine Erzählung. Ich errieth, was er hatte sagen wollen, und verstand das Gefühl, das ihn schweigen ließ. Es war offenbar die Zeit, wo er wieder anzufangen hatte, zu schreiben, in der sichern Hoffnung, daß nun jedenfalls seine Briefe ankommen würden.

Er schwieg, wie es schien, heftig bewegt. Dann brach er kurz ab.

„Der Gouverneur," sagte er, „verzögerte meine Abreise mehr als ein Jahr lang, unter tausenderlei Vorwänden; endlich, vor sechs Monaten, ließ er mich frei. Aber während dieses Jahr langen Abwartens hatte ich die kleine Baarschaft, die ich mir in der Gefangenschaft gesammelt hatte, ganz ausgegeben; so sah ich mich gezwungen, ohne alle andern Hülfsmittel, als die den Gefangenen bewilligten Etappen, zu Fuße die Rückreise anzutreten. Meine Wunden verursachten mir entsetzliche Leiden; mehr als einmal blieb ich auf dem Wege liegen; noch mehr, mehr als einmal mußte ich meine Kreuze verbergen, und — betteln."

Ich sah, wie er hier auf's Neue weich wurde. Auch Maria konnte ihre tiefe Rührung kaum mehr verbergen. Ich stand daher schnell auf, nahm Abschied, und wir gingen zusammen weg.

Seitdem bemerkte ich nie mehr, weder an ihm, noch an Maria, einen zweiten Moment der Schwäche. Gewiß, sie fühlten sich

Beide unendlich unglücklich; aber sie trugen ihren Kummer mit starker Seele und bewunderungswerther Geduld. Toniette verleugnete nicht einen Augenblick seinen edlen Charakter. Nie hatte er gegen Francesco auch nur einen Gedanken, geschweige ein Wort des Zornes, des Neides, der Geringschätzung oder des Spottes. Ja, wagten hier und da seine Kriegsgefährten eine spöttische Bemerkung über Francesco, so war er immer der Erste, offen für ihn Partei zu nehmen.

Vor all' diesen Ereignissen waren sie Freunde gewesen, jetzt schienen sie Brüder. Jeden Augenblick kam Francesco, Toniette aufzusuchen und ihn mit sich nach Hause zu nehmen; gern hätte er ihn den ganzen Tag dort behalten, und gerne ihn auch allein dort gelassen, wenn Toniette eingewilligt hätte. Aber Toniette ging nur des Abends hin, und nur in Gesellschaft Francesco's. Dann blieb er kurze Zeit und beschäftigte sich fast nur mit den Kindern.

Mit Maria unterhielt er sich so ungezwungen und unbefangen, daß bald Jedermann, und Francesco vor Allen, glaubte, daß Alles vergessen sei; und ich gestehe, ich selbst fing an, das zu glauben.

Eines Tages jedoch kam ich auf einem Spaziergange durch das Gebirge zufällig in die Nähe eines Weinbergs, der dem Vater Toniette's gehörte. Wie ich aus dem, denselben begrenzenden Kastaniewäldchen herausstrete, bemerkte ich plötzlich den armen jungen Mann vor mir, der sich offenbar an diesem abgelegenen Orte unbeachtet glaubte. Er saß, die Hacke zwischen den Knien, die Hände gefalten und müßig, das Haupt schwermüthig herabgesunken. Ich blieb stehen, um ihn zu betrachten, denn sonst hatte ich ihn immer rüstig an der Arbeit gesunden. Einen Augenblick fühlte ich mich befangen; es kam mir vor, als ob ich ein Unrecht begangen, unbefugt in seine Geheimnisse eingedrungen sei. Das Herz wurde mir schwer, und ich wollte mich zurückziehen. Aber mein Fuß stieß an ein paar dürre Zweige; er hörte das Geräusch, sprang lebhaft auf und rief mich zurück.

„Ihr seid ermüdet, lieber Toniette," sagte ich.

„Sehr müde, ja, in der That," erwiederte er; „das kömmt daher, sehen Sie, weil ich das Hacken während meiner Dienstzeit ein wenig verlernt hatte; aber nach und nach wird das sich schon wieder geben."

Wir waren Beide glücklich, die Unterhaltung auf dieses Gebiet ablenken zu können; und nie hat man ja größern Ueberfluß an Worten über ein Thema, als wenn man fest entschlossen ist, ein anderes nicht zu berühren.

„Aber ich denke," sagte ich, „das hattet Ihr ja doch in Sibirien wieder gelernt, bei dem Gutsherrn, der, Gott verzeih' ihm, so grausam Eure Correspondenz unterschlug —"

Zu spät merkte ich plötzlich, daß ich unwillkürlich auf den Punkt zurückgekommen war, den wir Beide vermeiden wollten. — Er antwortete nicht.

„Giebt es viele Trauben hier?" fing ich wieder an.

„Ja," erwiederte er.

Und damit ließ er die Unterhaltung fallen. Ich war zu weit gegangen, ich hatte mich getäuscht.

„Armer Toniette! Ihr waret immer brav und bieder, in jeder Lage des Schicksals; Ihr waret ein guter Sohn und ein braver Soldat, heute seid Ihr ein guter Bürger, und wie immer, ein guter Sohn."

Diesmal hatte ich das Richtige getroffen; Toniette faßte sich sogleich:

„Ja, mein Vater," sagte er, „so ist es. Gottes Gebot sollen wir erfüllen und ertragen, was Gott uns schickt, seien es freundliche oder trübe Stunden, Sieg oder Vernichtung, ein Ehrenkreuz oder eine Kugel in der Schlacht, und jetzt ein gutes oder ein schlechtes Jahr, eine reiche Ernte oder Dürre und Hagel. Sie sehen, jeden Tag finde ich mehr Aehnlichkeiten zwischen meiner frühern und meiner jetzigen Beschäftigung."

„Das ist wahr," erwiederte ich; „ich habe auch immer gehört, daß tüchtige Landwirthe die besten Soldaten sind. Aber Ihr waret ja nicht mehr blos Soldat, Ihr waret ja nahe daran, Offizier zu werden; und wenn die Kugeln —"

„O!" rief er, „wenn es nur die Kugeln gewesen wären." — Und er stockte.

Ich hatte wieder die Narbe berührt. Gleichwohl fuhr ich fort, ich hatte meine Absicht dabei.

„Sehnet Ihr Euch nicht nach dem Kriegsdienste zurück?" fragte ich. „Das Schwerste war überstanden als Ihr den Dienst verließt: vielleicht könntet Ihr mit Vortheil wieder eintreten."

Nun waren wir endlich auf freiem Gebiet; er sagte mir, er habe wohl daran gedacht und sich deshalb erkundigt; er habe aber keine andere Aussicht, als wieder als gemeiner Soldat einzutreten; man habe ihm zwar Hoffnung gelassen, daß er bald Sousoffizier und vielleicht auch Offizier werden könne; aber er hatte die Kraft nicht mehr, mit dem Anfang wieder zu beginnen. Hätte der Krieg fortgedauert, so hätte er zweifelsohne auf Beförderung hoffen können, wie bei seinem ersten Eintritt; im Frieden aber schien ihm nichts trauriger als das Soldatenhandwerk. Das Garnisonleben, selbst zu Paris, und bei der Garde, schien ihm unerträglich.

Außerdem hätte er seine Orden gegen andere, mit einem andern Brustbilde, umtauschen lassen müssen, wenn er wieder Dienste genommen hätte; auch dazu konnte er sich nicht verstehen. Konnte er doch schon das nicht verschmerzen, daß er die beiden Kreuze, die er selbst in Sibirien immer offen getragen, an der Grenze Frankreichs hatte verbergen müssen.

So blieb ihm, wie er sagte, nichts übrig, als bei seinem Vater, an dessen Seite Gott ihn zurückgeführt, zu bleiben, und ihn, so lange Gott wolle, zu pflegen, wenn er auch seiner nicht bedürfe.

Dann schien er unter der Last schmerzlicher Gedanken fast zu erliegen.

„Das ist gar traurig, Herr," seufzte er, „mit dreißig Jahren seine ganze Vergangenheit verschwinden und wie in Nichts zerfließen zu sehen. Mit dreißig Jahren beginnt man kein neues Leben mehr!"

Er hatte Recht; ich wollte ihm nicht beistimmen, aber wiedersprechen konnte ich ihm nicht. Ich wollte weggehen, er nahm mich bei der Hand; um sie zu drücken, oder um mich zurückzuhalten? Ich weiß es nicht. Dann nahm er seine Hacke auf die Schulter und ging mit mir nach dem Dorfe zurück.

Seit diesem Tage suchte er mich wieder öfter auf; wir verstanden uns und hatten lange Unterredungen mit einander. Er hatte nicht die Bildung, wie man sie durch Lectüre und Studium gewinnt; aber die Erfahrung und sein bewegtes Leben hatten ihm Geist und Herz entwickelt; nie habe ich einen Mann gefunden, in dessen Gesellschaft ich mich wohler gefühlt hätte als in der seinigen.

Armer Toniette! Jene trostlosen Gedanken verfolgten mich unaufhörlich, ich konnte sie nicht mehr los werden; und wie sehr ich sie zu bekämpfen suchte, sie erdrückten uns Beide mit der trostlosen Macht der Wahrheit: sein Vater bedurfte seiner nicht, — und: mit dreißig Jahren beginnt man kein neues Leben mehr!

Seine Schicksalsgenossen litten an demselben Uebel wie er.

Die nur fünfundzwanzig Jahre alt waren, fanden sich leicht in die neuen Verhältnisse, und dachten nicht mehr an die Vergangenheit. Aber die mit dreißig Jahren zurückgekehrt waren, waren nicht mehr im Stande, ihre Gewohnheiten zu ändern; sie wußten nichts zu thun, als sich ängstlich an die Vergangenheit anzuklammern, und unaufhörlich zu klagen über die Gegenwart. Einzelne davon verloren ganz den Muth; plötzlich starben sie hin, ohne daß sie selbst eigentlich wußten, woran sie starben; sie starben aus Langeweile und Verzweiflung.

Ich rieth allen diesen Braven, zu heirathen; und, ohne auf die zu achten, die meine, wie sie es nannten, „Manie" in's Lächerliche zogen, trauete ich all' diese Biedergeprüften; fast Alle schienen in den neuen Verhältnissen, die ihnen das Familienleben bot, glücklich wieder aufzuleben. Aber was sollte ich mit Toniette anfangen? Ich wagte nicht, ihm offen zu sagen, was ich dachte, und er kam mir in keiner Weise entgegen.

Indessen versuchte ich es wiederholt, und mit allen erdenklichen Umschreibungen. Ein Mal verstand er mich, und sofort ging er kalt und mit einem Ausdruck des Mißbehagens, wie ich nie an ihm gesehen hatte, von mir weg; wenigstens vierzehn Tage lang konnte ich ihn nirgends mehr treffen oder sprechen.

Und von Tag zu Tage veränderte er sich mehr und mehr; er magerte ab und seine Kraft schien gleichsam zu verlöschen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Ohne etwas davon zu sagen, ging ich nach der Stadt, und erwirkte für ihn, von einem mir befreundeten Colonel, ein Patent als Sousoffizier. Froh kündigte ich ihm den Erfolg meiner Bemühung an; aber er dankte mir mit einem traurigen Lächeln; ich sah ein, daß in seinem geschwäch-

ten Körper selbst die Kraft des Entschlusses ganz erstorben war. Er fühlte wohl, daß das, was ich ihm anbot, das Beste für ihn wäre, aber es fehlte ihm der Muth, es anzunehmen.

Inzwischen verschlimmerte sich sein Zustand von Tag zu Tage. Niemand zwar schien es zu bemerken, außer mir, und vielleicht Maria. Dem Anscheine nach blieb auch seine Ausdauer bei der Arbeit dieselbe; er ruhte nur, wenn er sich allein glaubte; so hatte ich ihn früher einmal überrascht und überraschte ihn später häufig, in einer träumerischen, hoffnungslosen Stimmung.

Sechs Monate waren auf diese Weise verflossen; er war wie ein Skelett geworden; zu Maria ging er seltener als je.

Kaum war der Schnee ein paar Tage verschwunden, so nahm er sein Arbeitszeug und begann einen Weinbergsgraben in den Fels zu hauen; das war damals für ihn eine furchtbare Anstrengung. Wie zufällig schickte ich den Arzt zu ihm dorthin, der sich nach seiner Gesundheit erkundigte und ihm rieth, aufzuhören und sich zu schonen.

„Lege ich mich zu Bette," erwiederte er, „so bin ich so gut wie todt."

Er hatte Recht. Eine kleine Erkältung zwang ihn, das Zimmer zu hüten; und bald ergriff ihn das Fieber. Er ließ mich rufen, um ihm den letzten Trost zu bringen. Ich hörte seine Beichte, — gute, reine Seele! Dann bat er mich, Maria und Francesco rufen zu lassen.

„Wozu das?" erwiederte ich, — „die arme Frau!"

„Sie haben Recht," sagte er, „sorgen Sie lieber, daß sie nicht kömmt. Ich bin ein Mann ohne Kraft; doch glaube ich, daß ich jetzt ein wenig mehr Muth haben werde."

Am dritten Tage erhielt er die letzte Oelung. An seiner Seite fanden wir eine Flechte von Maria's Haar.

„Nehmen Sie sie weg," sagte er; „vielleicht war es Unrecht, daß ich sie nach meiner Rückkehr noch getragen habe. Aber dies kleine Andenken und dies Gebetbuch, das ich von Ihnen habe, sie haben mich immer begleitet und mir in Rußland das Herz warm gehalten. Nehmen Sie es. Nehmen Sie auch meine Kreuze."

Und er gab mir das Buch und die Kreuze, die unter seinem Kopfkissen lagen.

Eine halbe Stunde später verlor er das Bewußtsein, und ehe der Tag zu Ende ging, war er verschieden.

Maria lebte ruhig noch vier Jahre; vor sechs Monaten ließ sie mich rufen, um ihr den letzten Beistand zu leisten. Sie starb in Frieden.

Die große Schmiedeeisenkanone

der Herren **Horsfall** zu Mersey bei Liverpool.

Es wurde neulich eines schönen Morgens Friede in London auf den Straßen geblasen, geblasen von Trompetern zu Pferde, verkleidet wie Kunstreiter, die sich dem hohen Adel und verehrten Publikum durch solche Unarte empfehlen wollen. Außerdem werden ja auch Buden gebaut draußen in Green- und Hyde-Park, worin die Palmerston'sche Regierung dem Volke für 8000 Pfund Sterling, welche dasselbe Volk erst hat hergeben müssen, ein besonderes Friedensfest geben will. Die Budenbauer und die regierenden Verwalter des Volksfriedensfestes nehmen so und so viele Tausend Pfund für ihre Bemühungen: was übrig bleibt, kommt dem Volke zu Gute, d. h. es kommt bei diesem Feste etwas um 5000 Pfund zu kurz. Hätte man ihm das Geld gelassen, sonst es sich dauernd der 8000 Pfund und des Friedens erfreuen. Aber der Friede besteht bereits jetzt schon wieder aus neuen Kriegsrüstungen. Der Friede sieht schon jetzt nicht wie eine dauerhafte Arbeit aus. Die Feinde Englands, zu denen zum Theil die hochgestelltesten Engländer gehören, suchen England zu einem Kriege gegen Amerika zu hetzen. Dazu müssen die ehemaligen deutschen Bummler, Assessor Streber aus Berlin, jetzt conservativer Dictator von Costa-Rica, und der alte göttinger Student Walker, jetzt Chef der rothen Republikaner von Nicaragua, auch der unlinge und etwas ungestesselte Irländer Crampton, den die englische Regierung als ihren Gesandten und Soldatenwerber nach Amerika geschickt hatte, herhalten. So schickt man bereits trotz aller Protestationen Truppen nach Canada und nimmt die Miene des aberwitzigsten Krieges an, um die Vergehen Crampton's gegen amerikanisches Gesetz zu vertheidigen.

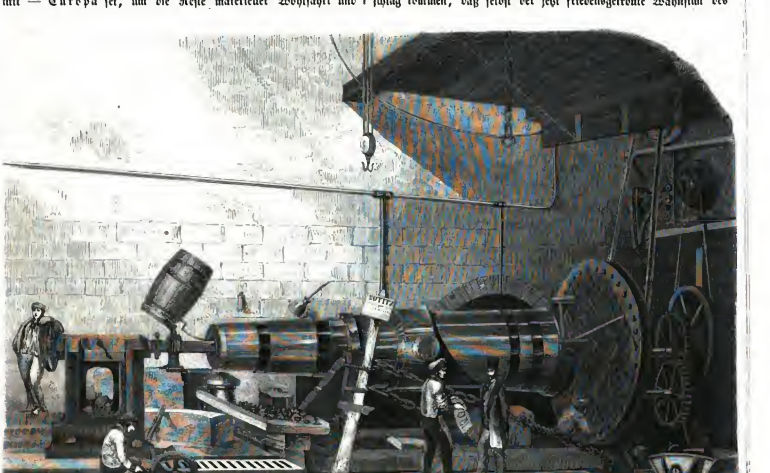
Wir kommen aus diesem Wahnsinn zu unserem Thema, der technischen und wissenschaftlichen Bedeutung von Schmiedeeisenkanonen. Deren Fabrikation, lange für unmöglich gehalten und öfter mißlungen, ist jetzt als gesichert zu betrachten. So große Massen weiches Schmiedeeisen ließen sich nicht hämmern, ohne durch die Verschiedenheit ihrer Temperatur beim Schmieden zu krystallisiren, wodurch das Schmiedeeisen die ihm eigene Textur, den zähen Zusammenhang seiner kleinsten Theile verliert und spröde wird, so daß es leichter bricht und platzt. Es war lange ein Problem der Eisen- und Waffenmeister, die Dauerhaftigkeit und Kraft kleinerer Waffen von Schmiedeeisen auch auf Kanonen auszudehnen, überhaupt, die größten Massen von Eisen schmiedend zu formen. Den Eisenmeistern von Mersey bei Liverpool gebührt die Ehre, dieses Problem zuerst gelöst zu haben. Schon 1845 wurde in der Anstalt von Horsfall eine große Kanone mit einem 13 Fuß langen und 12 Zoll im Durchmesser großen Laufe, aus welchem Kugeln von 219 Pfund Gewicht geschossen wurden, für die amerikanische Dampffregatte Princeton geschmiedet. Sie wog ohne alle Zuthat 160 Centner. Die Ausbohrung des Laufes und alle seinere Arbeit ward der größern Anstalt von Fawcett, Preston u. Comp. in Liverpool übertragen. Sie richtet jetzt ihre Mündung gegen Feinde Amerika's auf Brooklyn bei New-York.

Nach Ausbruch des Krieges nahm der moderne Vulkan England, Mr. Nasmyth, die Sache wieder auf, worüber in der Garteulande berichtet ward. Aber seine Riesenkanone platzte. Das Eisen war beim Hämmern zum Theil in krystallinischen Zustand übergegangen, also stellenweise brüchiger in der Textur geworden. Nasmyth behauptete nun, die Krystallisation ließe sich nicht vermeiden. Dies nahmen die Herren der Horsfall'schen Anstalt als eine Herausforderung an und gingen an ein größeres Werk als das von ihnen bereits geschmiedete. Die Schmiedearbeit zu ihrer jetzigen Riesenkanone ist vollendet. Man sah einen ungeheuren zusammengeschmiedeten, etwas kegelförmigen Eisenklumpen, 15 Fuß lang, 2 Fuß 10 Zoll im Durchmesser am dicken Ende, 23 Zoll bis zur Mündung abnehmend, 490 Centner schwer. Um die Textur des Schmiedeeisens beim Hämmern — das große Problem, zu sichern, wurden alle wissenschaftlichen und technischen Mittel und Vorsichtsmaßregeln angewandt. Man schmiedete sieben ganze Wochen lang ununterbrochen Tag und Nacht unter der Oberleitung des technischen Directors Mr. Clay. Die bearbeitete Eisenmasse bestand aus Eisenbarren, die der Länge nach an einander gelegt von dem großen Dampf-Stephammer zu einer einzigen fibrösen Substanz zusammengearbeitet wurden. Diese Masse wurde dann durch neue Eisenbarren, in der Quere, dann diagonal und dann wieder in der Länge angeschweißt, vermehrt und verstärkt. Bei dem ganzen Processe war es eine Hauptsorge, Stöße und Erschütterungen der Masse während des Kühlens oder während einer geringeren Temperatur zu vermeiden.

Es kam aber zuletzt immer noch auf die genaueste Durchsuchung des ganzen ungeheuern Stückes an, ob er überall die zähe Textur des Schmiedeeisens beibehalten und nicht durch Krystallisation gelitten habe. Diese sei durchweg zur größten Genugthuung aus und zwar beim Bohren des 13¼ Fuß langen und 11 Zoll im Durchmesser breiten Laufes. Der Bohrer brachte durchweg eine zähe, elastische Masse von Schmiedeeisenspähnen heraus, die auch unter dem Mikroskope nirgends eine Spur von Krystallisation verriethen. Die Hauptsache ist gethan und gelungen. Nur der Kaliber des Laufes muß noch erweitert und genau polirt werden. Die äußerliche Oberfläche zu formiren und zu polliren, ist zwar keine Kinderarbeit, aber doch mit den zu Gebote stehenden mechanischen Dampfmitteln eine gewöhnliche Procedur, nur im größten Maßstabe. Man hatte zur Vollendung dieser äußerlichen Arbeiten vier Wochen berechnet. Die vollendete Ka-

none wird aus ihrem 350 Centner schweren Leibe mit dem 13 Zoll im Diameter messenden Laufe mit je 90 Pfund Pulver 302 Pfund schwere Kugeln 5 englische Meilen (d. h. eine ganze deutsche) weit schleudern. Den ersten Schuß aus ihr will man auf dem Schlachtfelde von — Waterloo thun. Aber wo ist Waterloo in England geblieben? — Gelingt der Schuß, wollen die Herren Horsfall dieses Stückchen in die Wirthschaft der Regierung schenken. Wird diese daraus schießen, um Crampton's Bergehen gegen amerikanisches Gesetz damit zu rechtfertigen? Palmerston's Regierung will es, will es hartnäckig, um zu zeigen, wie sieb ihr der Friede mit — Europa sei, um die Reste materieller Wohlfahrt und das Schlachtfeld der Todten bei Waterloo gedonnert und in Woolwich aufgestellt worden sein wird, sich zuweilen als Schlafstelle obdachloser Armen und als Beweis, daß Schmiedeeisen zu ungeheuren, unzerbrechlichen Banden der Völker und ihrer sich austauschenden Ueberfülle von Lebensgütern nützlich, sich aber nie als Mordinstrument gegen Völker — Brudermörder — wahnsinnig und ruhmvoll erweisen werde.

Die Interessen der Völker, die fast über die ganze Erde bereits dahin zusammenlaufen und erkannt werden, lassen die Diplomaten so wenig wieder zum alten erobernden Mord und Todtschlag kommen, daß selbst der jetzt friedengekrönte Wahnsinn des



Die große Schmiedeeisenkanone.

moralischen Uebergewichts vollends zu ruiniren und nichts mehr — vor Europa voraus zu haben; aber wir glauben so stark an die Bande der Interessen zwischen dem arbeitenden und producirenden England und Amerika, daß wir nicht fürchten, es könne den Müssiggängern und Doppelgängern gelingen, diese Bande zu sprengen, selbst nicht mit 302-Pfündern, von je 90 Pfund Pulver eine deutsche Meile weit getrieben.

Und so hoffen wir, daß die Riesenkanone, nachdem sie über Krieges mit gegenseitiger Herausgabe des Eroberten abschloß, alle übrigen Friedensbestimmungen aber bei einer Tasse Kaffee Nachmittags viel wohlfeiler und anständiger hätten erreicht werden können. Hoffentlich haben die friedlichen, fleißigen Völker selbst ihre Diplomaten bald so weit, daß sie Jeden, der ein Gewehr gegen ein ganzes Volk abschießt, mindestens als einen eben so großen Verbrecher behandeln, als Den, der als Privatperson gegen eine andere Privatperson Pulver und Blei mißbraucht.

Begegnisse und Erinnerungen

Von H. K—g.

II.

Lady Bulwer.

Bulwer lebte mit seiner Gattin schon seit Jahren auf dem gespanntesten Fuße. Diesem peinigenden Verhältnisse ein Ende zu machen, reiste die Lady auf den Continent, der Gatte blieb in England! Ehe sie von einander Abschied nahmen, wurde ein Pakt geschlossen, da die Lady ebenfalls schrieb, daß keines von beiden Theilen jemals diese ehelichen Verhältnisse selbst unter dem Gewande eines Romans öffentlich berühren dürfe, widrigenfalls die gerichtliche Scheidung, ein in England verpönterer Act als irgendwo, vorgenommen werden solle. Lady Bulwer brach diesen Vertrag — indem sie den Ro-

man: „Cleveley, oder der Mann von Ehre" schrieb. Wenn ich mich recht erinnere, beginnt die Verfasserin ihre Erzählung unter dem Motto: „Ich schreibe, was ich erlebte und im Innersten fühle!" In dem Roman selbst erscheint eine unbemittelte Lady, die ohne Neigung an einen gereiften, kalten und stolzen Mann verheirathet wird. Trotz allen Kampfes kann die junge, täglich verletzte Gattin dieses Verhältniß der Qual nicht länger tragen. Sie gesteht dies einst einem jungen Cavalier, den sie früher liebte, und der sie noch liebt. Der Gatte erfährt diese Bekenntnisse — schwört fürchterliche Rache — verstößt sie endlich, und Cleveley, der Mann von Ehre, bietet der Verstoßenen Herz und Hand an. — Dies sind die Grundzüge des Romans.

Bulwer trug hierauf auf Scheidung an, und reiste damals mit seinem Advokaten nach Genf, wo sich seine Gattin aufhielt, um noch eine persönliche Besprechung mit ihr zu pflegen, als ich ihn zu Wiesbaden sah. Ob diese Scheidung wirklich erfolgt ist, weiß ich nicht — erklärlich wurde mir aber die außerordentlich ernste, ja angegriffene Stimmung des Dichters, dem jedes Gespräch, ja jede Aufmerksamkeit lästig schien.

Drei Monate nach meinem Aufenthalt in Wiesbaden befand ich mich in Genf.

Genf zieht ganze Colonien aus allen Nationen, namentlich aus England an. Landhäuser, Villen und Schweizerdörfchen vom bunten Gemisch der Fremden belebt, — die Terrasse „la Traille," von der man die erhabene Aussicht auf den Salève und die savoyischen Alpen genießt, — „St. Antoine" oder „Place Maurice," von dem aus man den glänzenden Spiegel des Sees mit seinen lachenden Ufern und Bergen in unermeßlicher Ausdehnung vor sich sieht, — der schöne „Place de bel Air" zwischen den Rhonebrücken und dem höheren Theile der Stadt — Alles gleicht einem englischen Park, in welchem Genf das Lustschloß ist. Ueberall die üppigste Vegetation, Wiesen, Felder, Weinberge mit lebendigen Hecken. Die Anhöhe von St. Jean, der Hügel von Saconex, Montbeillant, Rainpalais, Tour des Jardins, Cologny, Reissière und Champol, gewähren die entzückendste Aussicht. Und welch' ein Schatz von historischen Erinnerungen! Jenes einfache Landhaus, Diotati, bewohnte Englands großer, unglücklicher Dichter, Lord Byron; am Ende des See's, hart am Ufer, ragen aus den blauen Wogen die Zinnen des alten grauen Chillon, in dem Byron seinen Gefangenen schmachten läßt — das kleine Ferney, der Wohnsitz Voltaire's, wo er mit seiner Nichte, Madame Denis, sein Leben zu beschließen dachte.

Ich besuchte eines Tages Coppet, wo Frankreichs großer Finanzmann, Necker, starb. — Vor seiner Büste, in tiefem Sinnen, stand eine Dame von imposantem Aeußeren. Bei meinem Eintreten wendete sie leicht den Kopf, und ich gewahrte die edelsten und zugleich stolzesten Züge, bemerkte aber auch leider, daß diese Züge stark mit weißer Schminke belegt waren. Hinter der Dame stand ein junges Mädchen, die auf eine Begleiterin schließen ließ. Wenn man eine Mappe unterm Arme trägt, kommt man selten in Verlegenheit. Ich zog deshalb meinen Bleistift hervor und skizzirte schnell den Kopf des ehemaligen Ministers, um meine Gegenwart weniger lästig scheinen zu lassen — denn die Dame wollte augenscheinlich allein sein, und doch konnte ich nicht umhin, dieselbe mit dem respektvollsten Interesse zu betrachten.

Am andern Tage, als ich aus dem Hotel trat, begegnete mir die junge Begleiterin der Erscheinung von Gestern, und gab dem Portier einen Brief. Ich grüßte unwillkürlich — es entspann sich ein Gespräch, und meine Ahnung hatte mich nicht betrogen — denn die junge Dame war eine Landsmännin, die vor einem Jahre hergekommen war, um sich im Französischen zu vervollkommnen. Durch Empfehlung trat sie bei einer Dame vom Stande als Gesellschafterin ein — diese Dame war Lady Bulwer — und meiner kleinen Landsmännin verdanke ich die Blicke in das eheliche Verhältniß des englischen Paares, welches, wie wir hoffen wollen, bei so gegenseitigen ausgezeichneten Vorzügen, sich wieder gefunden haben möge.

Marmont, Herzog von Ragusa. Graf Chambord.

Die Anhänger der Bourbonen scheinen eben so rasch an Anzahl wie an Bedeutung abzunehmen. Es war vor ungefähr zwölf Jahren noch ein ansehnliches Häuflein, das sich um den jungen Herzog von Berry schaarte. Ich bemerkte unter Anderen den alten Fürsten Polignac und den noch älteren Ms. Clevy, den Kammerdiener Ludwig's XVI., mit dem, es kam mir etwas sonderbar vor, eine wahre Abgötterei getrieben wurde.

Der Schwäche seiner Partei bewußt, bewußt der Thatsache, daß sich in Frankreich, so sehr man auch von Fusionen sprechen mag, außer einigen alten Marquis der Faubourg St. Germain, Niemand mehr mit Wärme für die, man möchte sagen, aus der Mode gekommenen Bourbonen interessirt, hat sich auch wohl nur der Herzog, der unter dem Namen eines Grafen Chambord auftritt, mit den Orleans verbunden, oder vielmehr sich ihnen in die Arme geworfen, um nicht völlig isolirt dazustehen. Das heutige Frankreich weiß sehr gut, daß außer Heinrich IV. es den Bourbonen wenig Dank zu schulden und demnach wenig Ursache hat, sich um ihretwillen noch die Köpfe blutig zu schlagen.

Es war im Jahre 1850, als in Regensburg ein sonderbares Fuhrwerk nach dem Gasthof „zum Ritter" umlenkte. Es war dies ein großer, hochräriger Wagen aus dem Anfange des Jahrhunderts, in dessen Boden ein riesiger Regenschirm, mit rother Seide überzogen, eingeschraubt war. Unter diesem Wetterdache, das gegen Sonne und Regen ganz vorzügliche Dienste leisten mußte, denn das seidene Zelt überragte auf allen Seiten den Kutschstaten, saß, die übereinandergeschlagenen Hände auf einen Stock gestützt, ein ehrwürdiger Herr von siebenzig Jahren, mit südländischbraunem Teint und eisgrauem Schnurr- und Backenbart. Ohne sich eines Prophetenblicks rühmen zu dürfen, dieser Greis mit den tiefgefurchten militärischen Zügen konnte nichts Anderes als ein französischer Marschall aus der großen napoleonischen Zeit sein. — Es war Marmont, der Herzog von Ragusa, einer der besten Generale des Kaisers, leider aber auch einer der Ersten von Jenen, die ihrem Gebieter in der Stunde der Entscheidung untreu wurden. Der Marschall hat noch kurz vor seinem Tode die Motive seines Abfalls in einem Memorandum niedergelegt — im Jahre 1850 reiste er nach Regensburg, um mit dem Grafen Chambord zusammenzutreffen, der zur nämlichen Zeit im Gasthofe zu den „drei Helmen" sein Absteigequartier genommen hatte, um dann mit seinem Gefolge und dem kleinen Rest von Anhängern nach Frohsdorf abzuziehen.

Kurz nach dem Tode des ermordeten Herzogs von Berry, des Neffen Ludwig XVIII., wurde die Herzogin am 29. September 1820 von einem Prinzen entbunden. Doch weder die Schmerzen der Geburt, noch die Freude, einen Sohne das Leben gegeben zu haben, ließ sie die politischen Rücksichten vergessen, welche sie ihm als einstigen Thronerben des Landes schuldig zu sein glaubte. Sie bestand auf das Herbeirufen unbefangener und glaubwürdiger Zeugen, um die Echtheit dieses Kindes zu beweisen, und erst nachdem dies geschehen, und die Rechtmäßigkeit der Ansprüche ihres Sohnes gegen jeden Zweifel geschützt war, überließ sie sich dem wehmuthvollen Glücke, mit dem der Besitz eines Kindes sie erfüllte, dessen Vater bereits in höheren Regionen seine Heimath gefunden hatte. Als sie Herrn Deneux, ihren Geburtshelfer zu sich kommen ließ, trat sie ihm ruhig entgegen und sagte: „Ich weiß, daß es bei schweren Entbindungen der Gebrauch ist, der Mutter auf Kosten des Kindes das Leben zu retten. Ob meine Stunde schwer sein wird — wer kann das wissen? — Aber wie dem auch sei, so vergessen Sie nicht, daß das Kind, welches ich zur Welt bringen soll, das Eigenthum Frankreichs ist, und zögern Sie keinen Augenblick, ich beschwöre Sie, und mache Sie dafür verantwortlich, es selbst auf Kosten meines Lebens zu erhalten." — Im Ernst, im Schlosse Hohyrood bei Edinburg, erhielt der junge Herzog seine erste Erziehung.

Von dem männlichen Muthe, von dem, wie uns das spätere Leben der Herzogin Berry zeigt, abenteuerlichen Wesen der Mutter scheint der Sohn nichts geerbt zu haben. — Ich sah einen großen, beleibten, blonden jungen Mann, mit kleinen sanften Augen, energielosem Munde und zurückliegendem Kinn; dazu eine starke, gebogene Nase, und man hatte ungefähr ein Bourbonen-Gesicht vor sich. Einer großen, kühnen, entscheidenden That, wie sie der vollziehen muß, der sich ein Land, einen Thron wieder erkämpfen will, schien mir der junge Prätendent nicht fähig.

Metternich.

Professor R., der Architekt des Fürsten, lud mich eines Tages ein, dessen Hotel zu besuchen.

Digitized by Google

Ich habe die Straße vergessen, denn Wien hat viele Straßen, wo das Palais liegt, über dessen Portal mit großen goldenen Lettern der Name „Metternich" steht. Wir konnten nur flüchtig alle Säle durchwandern. In einem waren die Marmorbüsten fast sämmtlicher europäischer Monarchen, ein anderer enthielt Portraits, unter denen mir die Bildnisse der verstorbenen Fürstin und Wellington's, beide von Lawrence gemalt, am meisten auffielen. Kurz vor seinem Tode hatte der eiserne Herzog dem Fürsten sein Bildniß geschenkt. In einem andern Saale, auf einer großen Tafel unter Glas, befanden sich die Orden des Staatsmannes — zuletzt trat ich auch in sein Studirzimmer, in dem der Arbeitstisch Napoleon's stand.

Mein gütiger Führer hatte dem Fürsten zu sprechen. Wir durchschritten einen Theil des Parks, ehe wir in ein Gartenhaus im italienischen Geschmack gelangten, vor dem mehrere der seltensten Papageien in vergoldeten Käfigen prangten. Professor R. lud mich ein, mit in's Vorzimmer zu treten, und ich hatte eben noch Zeit, durch die Spiegelscheiben den berühmten Staatsmann an seinem Pulte zu sehen, mir den Rücken zugekehrt. Ist das Metternich? dachte ich bei mir; diese aufrechtstehende, hohe Gestalt, die ich mir klein und gekrümmt vorgestellt hatte? Ich sollte bald darauf noch mehr überrascht werden.

Das Empfangszimmer war mit Statuetten, antiken Waffen, Schilden und ausgegrabenen römischen Geräthschaften geschmückt. Ich hörte im Zimmer des Fürsten sehr laut sprechen, und unterschied natürlich dessen Stimme sehr deutlich. Plötzlich öffnete sich die Thür. „So kommen Sie doch herein" — trat mir der Fürst entgegen. Meine Toilette, die auf einen solchen Besuch durchaus nicht gerüstet war, setzte mich einigermaßen in Verlegenheit. Der Fürst bemerkte dies, und fügte lächelnd hinzu: „ich sehe auf Dergleichen nicht." Die Unterredung dauerte, wie sich von selbst versteht, nicht lange, und ich durfte mich nach wenigen Minuten empfehlen.

Ueber die politische Bedeutung dieses außerordentlichen Mannes nur ein Wort fallen zu lassen, wage ich nicht. Ich will nur versuchen, den äußern Menschen zu schildern, wie ich ihn damals sah. Der Fürst ist sehr groß und breitschulterig gebaut. Sein Kopf hat einen überaus klugen und lustigen Ausdruck. Der Blick des Auges verräth die durchdringende Schärfe seines Verstandes, die Linien um den Mund die nie beirrte Ruhe des Diplomaten, der einst, vielleicht noch jetzt, die politischen Fäden halb Europa's zusammenhielt und leitete. Die Augenbrauen sind stark und hochgeschweift, die Stirn schmal und hoch, das Haar weiß und in streng-stylisirtem Schwung, wie man gewöhnlich Goethe's Haar auf seinen Büsten sieht. So erschien mir der Fürst vor vier Jahren.

Metternich soll noch jetzt täglich gegen dreißig Briefe schreiben. Er hat wohl seit zehn Jahren keinen Fuß mehr auf die Straßen Wiens gesetzt, so daß ihn viele Wiener von Person nicht kennen würden, ließe seine ganze Erscheinung nicht etwas Außergewöhnliches vermuthen, wenn er dann und wann im Wagen gesehen wird. Die mächtigsten Herrscher, besonders der verstorbene Czaar von Rußland, unterließen es nie, in seinem Hotel abzusteigen, so oft sie nach Wien kamen und, hat man nur einmal den greisen Staatsmann gesehen, darf man überzeugt sein, daß ihn auch dann keinen Augenblick das stolze Bewußtsein seiner Weltstellung verließ.

Als der Fürst von der Flucht Louis Philippe's hörte, soll er nur gesagt haben: „Das ist schlimm für uns." Als er die Nachricht vom Tode Wellington's, seines persönlichen Freundes, erfuhr, soll er leise vor sich hin gesprochen haben: „So — — —." Diese stoische Ruhe, ohne die allerdings ein großer Diplomat nicht leicht denkbar, verließ ihn auch nicht in einem jüngst so verhängnißvollen Jahre. Zur herbeigerufenen Dienerschaft sagte er: „Geht, Kinder, ich kann Euch weder mehr behalten, noch schützen."

Die Vorsehung wollte es aber anders!

Die Gartenlaube.

Baumlaube. — Hängelaube. — Heckenlaube. — Die gewöhnliche Holzlaube. — Schlingpflanzenlaube. — Eisen- und Drahtlaube. — Italienische Laube und Veranda's.

Die Lauben sind wohl so alt als die erste menschliche Kultur und wurden sicher schon gezogen und gepflegt, als die Menschen das Jäger- und Hirtenleben mit dem Feld- und Gartenbau vertauschten. Sie haben sich seit Jahrtausenden in den Gärten gehalten und werden in den kleinen Haus- und Blumengärten bleiben, so lange es Gärten giebt. Nur im Park und in den Landschaftsgärten sind sie entbehrlich geworden, weil in diesen der schattige Wald selbst zu einer Kunstschöpfung zusammengezogen ist. Aber auch hier sind stille, abgeschlossene wohnlich eingerichtete Plätze angenehm und sogar Bedürfniß. Sie sind daher auch im sogenannten englischen Garten neuerlich wieder sehr begünstigt worden, werden aber zumeist mit der Architektur verbunden und an oder nahe bei Gebäuden angebracht, was ihrer Bestimmung auch ganz angemessen ist.

Wir wollen uns diese verschiedenen Lauben näher betrachten.

Die einfachste und natürlichste Laube bildet der Baum. Er ist das Urbild der Laube, die er auch vertritt, wenn gar nichts an ihm geschieht und seine Krone sich frei entwickeln kann. Man hat weiter nichts daran zu thun, als den Stamm auszuästen, um die geeignete Höhe zu bekommen und ebenfalls die Aeste auf ein Geländer zu stützen oder sie nöthigenfalls herunterzuziehen. Unter solchen Lauben-Bäumen ist es in der That am Angenehmsten, besonders, wenn man eine schöne Aussicht von dem Platze hat, die durch keine Seitenwand beschränkt ist. Die Luft ist hier auch bei großer Hitze angenehm kühl, während sie in geschlossenen, dichten Lauben oft drückend dumpf oder schwül ist. Dagegen ist man auch dem Zuge mehr ausgesetzt, und es ist immer zweckmäßig, im Rücken ein Gebüsch anzubringen oder eine förmliche Hinterwand, und wenn es sehr zugig an dem Platze ist, auch Seitenwände, wenigstens so weit der Sitz reicht, zu errichten, die aus Hecken oder einem mit Kletterpflanzen bezogenen Geländer bestehen. Auf Anhöhen mit schönen Aussichten, besonders nach Abend zu, sollte man immer solche Lauben anlegen. Sie eignen sich auch in jedes Landschaftsbild, während künstliche Lauben in manche Landschaft gar nicht passen wollen.

Eine ganz andere Art Lauben bilden die Bäume mit hängenden Zweigen, besonders die Hänge- oder Traueresche, die hängende Sophora (Sophora japonica pendula), die hängende Ebereesche (Sorbis aucuparia pendula), die schwarze Schirmweide (Salix nigra pendula), die sogenannten Trauerrosen, d. h. auf hohe wilde Rosenstämme gepfropfte Kletterrosen u. a. m. Läßt man diese ungehindert wachsen, so berühren die Aeste bald den Boden und bilden ein nach allen Seiten geschlossenes rundes Laubzelt. Sie haben den großen Vortheil, daß sie ein köstliches Versteck gewähren und doch nicht auffallen und dabei nach allen Seiten die Aussicht gestatten, wenn sie, wie es meistens der Fall ist, auf Rasenplätzen angebracht sind. Will man blos einen Schirm, der nach allen oder zwei Seiten offen ist, so bringt man ein Gestell an, auf welches sich die Aeste legen, und schneidet die zu tief herabhängenden allfährlich ab. Auf diese Weise kann man einen Schirm von 20 bis 30 Fuß Durchmesser aus einem einzigen Baume bilden. Diese Art Lauben sind besonders für Wirthschafts- und Gesellschaftsgärten zu empfehlen. Säulen und Gestell können aus bearbeitetem und angestrichenem oder aus noch mit der Rinde bekleidetem Holze bestehen.

Köstliche Lauben bildet der hochstämmige Baum, wenn Kletterpflanzen sich dazu gesellen, und diese Form ist unendlicher Abwechselungen fähig. Soll der Charakter des Baumes nicht geschwächt werden, so klettern die Schlingpflanzen nur am Stamme empor und verbreiten sich, wie natürlich von Ast zu Ast, so daß nach und nach eine grüne ebene Decke entsteht, aus der nur einzelne Ranken in malerischer Unordnung herabhängen. Soll dagegen mehr der Charakter der Laube hervortreten, und ein gewisser Abschluß nach Außen stattfinden, so verbinden in passender Entfernung vom Stamme und möglichst regelmäßige Stützen oder Säulen angebracht, an welchen die Schlingpflanzen hinaufklettern kön-

nen. Hierzu eignen sich ganz besonders Stämme von sogenanntem Naturholz mit rauher Rinde, aus denen Eichenholz. Die Seiten bleiben ganz oder noch der Aufschlofseite offen, doch mögen sich zuweilen von den Säulen-Stämmen, namentlich, wenn diese Aeste haben, die Ranken der Kletterpflanzen gleichsam, wie eigenmächtig und des Zwanges spottend, bald tiefer, bald höher nach der Seite verbreiten.

Die Benutzung der Bäume als Lauben ist, mit Ausnahme der aus Hängebäumen, nicht häufig, und Viele mögen sie sogar nicht als Lauben betrachten, indem sie nur an die backensörmigen, häßlichen, geschlossenen Lauben denken. Gleichwohl haben solche Schattenplätze, wie ich schon oben angedeutet, unbestreitbare Vorzüge in Bezug auf Schönheit und Annehmlichkeit, und sind auch billig herzustellen und zu unterhalten. Viel häufiger sind die aus Sträuchern und Hecken gebildeten Lauben. Ihr Urbild ist das zu einem dichten Laubdach verwachsene Gebüsch. War die Decke nicht von selbst dicht und schließend, so zog der Besucher solcher heimlichen Plätze die Aeste oben und an den Seiten zusammen und flocht die Zweige zu einer dichten Wand und Decke zusammen.

Dies waren jedenfalls die ersten eigentlichen Lauben. Man suchte darin Schutz gegen die Sonne, Regen und Wind, wohl auch ein Versteck, wie es noch heute bei Hirten, Jägern u. s. w. Brauch ist, und von Kindern so gern nachgemacht wird. Wer das Glück gehabt hat, seine Jugend auf dem Lande zu verleben, wird sich mit wehmüthiger Lust an die Zeiten erinnern, wo im Ufergebüsch oder am Bergrande verborgene Lauben gebildet wurden, die nur den vertrautesten Fremden bekannt waren. Ja oftmals erfuhr dazu der kühne größere Knabe die Krone einer buschigen Kopfweide oder den dichten Wipfel eines großen Baumes, brachte einen Sitz, wohl auch ein Brett zum Schreiben an, versuchte auf diesem Plätzchen, das gewöhnlich einen romantischen Namen erhielt, seine Ferienarbeiten zu machen, ohne jemals etwas fertig zu bringen, oder machte wohl gar Verse. Auch wenn der knabenhafte Jüngling schon von blauen Augen und blonden Haaren träumt und sich das Ideal der künftigen Liebe ausmalt, ist diese Laube der beliebteste und beste Ort. In den Strudel des geschäftlichen Lebens geworfen und älter geworden, belächeln wir solche Kindereien: und doch wie schön, wie glücklich war jene Zeit!

Man verzeihe diese kleine Abschweifung. Lassen wir jene Urbilder von Lauben für Kinder und Verliebte, für Erwachsene sind sie nicht, denn wir sühlen uns bei längerm Aufenthalte beengt und gedrückt. Es fehlt darin an Licht; wir sind größer geworden und verlangen einen größeren freien Raum um und über uns. Gleichwohl sind sie in gewisser Form auch im Garten, besonders in Landschaftsgärten schön. Zwei Rosenbüsche oder andere schöne Sträucher mit überhängenden Aesten nahe am Wege stehend, oben zusammengewachsen oder künstlich zusammengezogen, mit einem Busch im Rücken ohne alles Geländer oder nur einen einfachen Bogen bildend, und nicht größer als nöthig ist, um eine Bank oder einige Stühle, vielleicht noch einen Tisch hinein zu stellen: eine solche einfache Laube ist für eine oder einige Personen ein höchst angenehmer Aufenthalt. Sie muß aber unbedingt nach einer Seite offen sein und nur ein Laubdach über den Sitz bilden.

Den Wenigsten mochte diese einfache Form genügen, auch wollten sie in den in regelmäßigen Formen angelegten Garten nicht recht passen. Man verlangt eine künstlichere, mehr architektonische Form, umgab den Platz mit einer dichten Hecke und zog die Zweige oben dicht zusammen, so daß kaum ein Sonnenstrahl einfallen konnte. Damit das Ganze Form bekleide, so wurde ein Holzgestell angebracht. Eine Thür war meist die einzige Oeffnung, zuweilen wurden ein Paar regelmäßig vertheilte und geformte Fensteröffnungen angebracht. Das Ganze wurde mit Bänken und Tischen versehen. Dies wurde die gewöhnliche bürgerliche Gartenlaube, gleichsam der Typus aller Lauben, wie sie uns noch allenthalben, obschon meist in verwitterlem Zustande begegnen. Hören wir, welchen Genuß und Nutzen sie bringen: In den ersten Jahren der Anlage, wenn die Hecken von Linden, Weißbuchen u. auch Ulmen sind, und das Lattendach vielleicht mit Feuerbohnen, Winden oder Kürbis bedeckt ist, setzt man sich oft hinein, behaglich aber, daß sie bei Sonnenschein nicht schattig genug sei, und freut sich auf die Zeit, wenn sie erst ganz dicht sein wird. Die Laube wird dicht, endlich wölben sich die Aeste zur Decke wie ein Backofen zusammen und kein Sonnenstrahl dringt mehr durch. Der Gartenbewohner Wunsch ist nun erfüllt. Gleichwohl bleibt Niemand lange darin, man trinkt, wenn es heiß ist, allenfalls Kaffee, schnappt aber bald nach freier Luft und schlägt nach Mücken, deren Liebhaufanfenthalt solche Lauben sind. Gegen Abend nach Sonnenuntergang will gar Niemand mehr in der Laube sitzen, nur man sucht sich gern freie Plätze aus, wo wo man das verschwindende Abendroth und die nach und nach erscheinenden Sterne sehen kann. Der Boden darin ist fast immer feucht; die Bänke und Tische werden morsch und überziehen sich mit Moos. Die Spezlinge übernachten in dem dichten Astgeflecht und beschmutzen Tische und Bänke; Spinnen überziehen das Innere massenweise mit ihren Netzen zum Mücken- und Fliegenfange. Zuletzt dient die Laube nur noch als Versteck für das Dienstmädchen, wenn es ihrem Schatz ein süßes Stelldichein giebt, und zum Frühstücks- und Faulenzerplatz für Gartenarbeiter. — Nein! solche Lauben trage man nicht mehr an, und wer noch eine im Garten hat, haue sie ab oder halte sie wenigstens nach einer Seite ganz offen. Will man solche Hecken-Lauben bilden, so dürfen es nur bogenförmige Nischen sein, die an Sitzplatz wie einen Sonnenschirm schützen. Solche Plätze sind in Gartenwirthschaften sehr zweckmäßig und erwünscht, weil sie verschiedene Gesellschaften absondern, und man kann deren an den Seiten eines breiten Weges eine Menge anbringen.

Als sich im siebenzehnten Jahrhundert der französische architektonische Gartenstyl ausbildete, spielten diese Lauben eine große Rolle und wurden zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht. Zwar findet man schon Spuren von förmlichen Lauben gängen bei den Römern unter den Kaisern; aber an eine solche Mannigfaltigkeit der Formen, wie in den späteren französischen Gärten nach Le Notre's Erfindung war nicht zu denken. Da gab es Lauben, welche Kämter mit verschiedenen Zimmern und Sälen, andere, die Speisesäle, Tanzsäle, Tempel, Kapellen, offene Säulenhallen und andere Dinge mehr vorstellten. In den größeren Gärten sah man gerade oder kreisförmige Laubengänge von großer Länge, mit zackartigen Erweiterungen, entweder mit Fenster Oeffnungen versehen oder nach einer oder auch zwei Seiten offen und blos auf Heckensäulen ruhend. Das sogenannte Berceau beschattete ganze Wege und war gewöhnlich oben zugerundet. Selbst ganze Bäume waren zu Lauben verschnitten und stellten ein Haus oder einen Thurm mit verschiedenen Stockwerken vor, die man auf Treppen erreichen konnte. Bei Festlichkeiten von zahlreichen Menschen belebt, dabei oft noch mit Statuen verziert, mochten diese Laubengebäude glanzvoll genug aussehen, und der erste Anblick solcher Künsteleien, wovon hier und da noch einige leidlich erhalten sind, riß zur Bewunderung hin; aber sie konnten nur für den ersten Augenblick gefallen und mußten bald als langweilig und zwecklos erscheinen. Eine solche Vereinigung von Laubgebäuden hat das traurige Ansehen einer unbevölkerten Stadt.

Wir kommen nun zu den Lauben, wo das Gestell von Busch die Form bedingt, indem die dazu verwendeten Pflanzen zu schwach sind, um sich selbst zu halten. Dies sind die echten vervollkommneten Lauben. Sie gewähren Schutz, Schatten und Abgeschlossenheit, ohne dumpfig und dürftig zu werden. Sie werden nur mit leichten Pflanzen bezogen, entweder mit förmlichen Schling- und Kletterpflanzen, sowohl holz- als krautartigen, oder mit andern dünnzweigigen schönblühenden Pflanzen. Obsohen vollkommen grün, müssen sie doch das Licht nicht zu sehr abschließen und selbst ein reines Sonnenstrahlen Eingang gestatten, wenn der Kühlung nichts benimmt. Alle Zweige müssen auch von innwendig mit Blättern besetzt sein, so daß das Auge überall Grün, nie abgestorbenes und zu Hocken verwachsene Aeste sieht. Wenn nicht besondere Ursachen zur Abgeschlossenheit verbanden sind, so halte man sie nach zwei, wenigstens nach einer Seite ganz offen oder bringe hinlänglich große Oeffnungen an. Je dichter die Bekleidung der Laube mit Blättergrün ist, deste offener müssen die Seiten bleiben. Die Höhe richtet sich nach der Größe und sollte bei kleineren Familienlauben nicht unter 10 Fuß, bei ganz kleinen Nischenlauben, welche nur eine Bank überwölben, nicht unter 6 bis 7 Fuß betragen. Je höher die Laube ist, deste angenehmer wird der Aufenthalt darin.

Die schönsten, zweckmäßigsten und leichtesten Lauben sind solche, die mit Kletterpflanzen (Schling-Rankenpflanzen) bezogen werden. Darunter verstehen wir alle Pflanzen, die von der Na-

tur angewiesen sind, sich von selbst auf irgend eine Weise an andere Gegenstände zu befestigen.

Außer den eigentlichen Schlingpflanzen eignen sich aber noch viele Pflanzen mit langen, dünnen Zweigen zu solchen Lauben. Sehr schön sind hochwachsende Rosen, deren es eine Menge schöner Arten und Sorten zu diesem Zwecke giebt.

Die Anwendung der Sträucher schließt jedoch die eigentlichen Schlingpflanzen nicht aus, und man kann immer hie und da eine Schlingpflanze mit an der Laube ziehen, besonders schönblühende und langwachsende zur Bedachung. In einem folgenden Artikel sollen die zu Lauben geeigneten Pflanzen namentlich aufgeführt und ihre Verwendung besprochen werden.

In der Form lassen diese Lauben die größte Mannigfaltigkeit zu. Einen charakteristischen Unterschied macht die Art des Gerippes (Geländers), nämlich ob dieses einfach, von rohem Holz, an dem noch die Rinde ist, oder ob es elegant von bearbeitetem, angestrichenem oder gar vergoldetem Holze (wie im Orient), oder von Eisen und Draht ist. Beide Arten von Lauben, die künstlichen wie die einfachen, sind schön, jede an ihrem Platze. Luxus ist durchaus keine nothwendige Eigenschaft an Lauben, obschon ich ihn nicht ganz ausschließen möchte, wie es einige Altere Aesthetiker wollen. Ich kenne Lauben von rohen Aesten, die dem prächtigsten Blumengarten zur Zierde gereichen, allerdings aber in einer weniger geschmückten und gekünstelten Natur noch mehr am Platze sein würden. Dagegen dürfen Lauben mit gekünstelten Gerippen, die auch nackt und noch nicht mit Pflanzen bekleidet, auf Schönheit Anspruch machen, nur in eigentlichen Gärten und in der Nähe von Gebäuden vorkommen, denn sie würden in einem ungeschmückten Landschaftsgarten nur stören. — Lauben von rohem Holze sollten so ungekünstelt in der Form sein, daß sie nur als Träger der Schlingpflanzen erscheinen, und man darf nicht etwa von Bohnenstangen Sterne, künstliche Rosetten und andere Zimmermannskunststücke ausführen wollen, wie es so häufig geschieht. Solche Lauben sehen häßlich aus, bis sie grün sind, und dann sieht man nichts mehr vom Holzwerk, also war die Zierrath mindestens überflüssig. Das Holzgestell darf für sich gar nicht gesehen sein wollen, sondern nur als Träger der Zweige erscheinen. Auch hier sind die an den Seiten offenen Lauben am schönsten und die Säulen können, wie oben bei den Blumenlauben erwähnt wurde, mit knorrigen Aesten besetzt sein. Ich habe einmal eine Nachahmung einer solchen Naturlaube aus dunkel bronzirtem Gußeisen gesehen, die von außerordentlicher Schönheit war. Wo ein Ast unnatürlich schien, war zur Ausfüllung ein Hirsch- oder Rehgeweih angebracht. — Will man einmal elegante Lauben, so mache man sie von Eisen oder Draht, oder wenigstens nur die Säulen und Rahmenstücke von Holz, das kunstlose Gestecht aber von Draht; denn die geschnörkelte Künstelei des Tischlers gefällt hier nicht mehr, als das oben erwähnte Kunststück des Zimmermanns, und hält nicht lange. Hier genügt meistens ein einfacher Bogen oder ein gerades Dach. Will man die Seiten etwas verzieren, so forme man einige Bogen, die das Ansehen von nur durch eine mit Grün bezogene Säule getrennten Fenster- und Thürbogen haben. Sehr gekünstelte Lauben von Metall, z. B. solche, die einen Kiosk, orientalische und chinesische Gebäude, Tempel u. s. w. vorstellen, gehören nur in einen Prachtgarten, und es ist hier das Gerippe die Hauptsache, weshalb es auch nur dünn mit Pflanzen bezogen werden darf, um die schönen Formen nicht zu verdecken. Aus dieser Ursache sind sie nicht einmal zweckmäßig und durchaus nicht behaglich. Eine der schönsten und zierlichsten Lauben von Gußeisen, die ich kenne, habe ich in meinem „Katechismus der Ziergärtnerei“ abbilden lassen.

Sie stellt einen von hinten auf wenig sichtbaren Säulen ruhenden Thronhimmel mit gothischen Verzierungen dar. Die Schlingpflanzen sind auf der Spitze durch eine hohe Vase gezogen, und bilden darin ein Bouquet. Die häßlichsten Drahtlauben sind die, welche das Ansehen eines großen Vogelkäfigs haben und nach allen Seiten zu sind. Kleine Drahtlauben kann man auf einen Bretterboden befestigen und mit kleinen eisernen Häkchen versehen.

Nicht genug zu empfehlen sind Lauben in Verbindung mit kleinen, zierlichen Gartenhäuschen, wo die Laube gleichsam nur die Vorhalle bildet. Man begreift leicht, wie angenehm es ist, eine Laube zu besitzen, deren hinterer Theil gegen Regen geschützt ist, so daß man sie bequem und elegant einrichten kann. Eine solche Laube ersetzt im Sommer förmliche Zimmer. Solche Gartengebäude lassen die größte Einfachheit und die größte Eleganz zu. Nach der Laube zu sind sie ganz offen oder mit einer Glasthür versehen. Der Hellung und Aussicht wegen kann auch eine Wand aus Glas bestehen.

Eine ganz eigene Art von Lauben bildet die italienische Pergola, eine Form, die neuerdings in fast allen Ländern, wo es elegante Gärten giebt, die alte Laube verdrängt hat. Die Urform besteht in Italien schon, seitdem die Weinrebe dort kultivirt wird, und hat sich bis heute so erhalten. Hohe Steinpfeiler tragen starke Querhölzer, die immer gerade auflegen. So entstehen entweder bloße Lauben oder förmliche Rebengänge. Ihr Zweck ist, die Wege zu beschatten und dieselben durch Weinbau nutzbar zu machen. Sie eignen sich ganz vortrefflich zum italienischen Baustyl, und werden in Gärten vorzugsweise in Verbindung mit Gebäuden angebracht. Durch die Einführung der Pergola in die Gärten hat sich ihr Wesen etwas verändert. Zwar sucht man, namentlich, wenn die Architektur des Wohnhauses an die italienische erinnert, stets Steinpfeiler anzuwenden, aber scheu die Römer hatten anstatt derselben kunstvolle Säulen und Karyatiden. Unter anderen beschreibt Plinius eine Weinlaube, welche einen Sitzplatz (Stibadium) und Brunnen beschattete, die von vier Lastträgerinnen (Karyatiden) aus Marmor getragen wurde. Schinkel hat davon eine sehr schöne ideale Zeichnung entworfen. So wurden nach und nach die Steinpfeiler zu Säulen und Holzpfeilern, und man verband die Formen der leichten orientalischen Gitterlauben mit denen der einfachen Pergola. Bedingung ist, daß die Tragsäulen immer eine ziemliche Stärke haben. Diese Pergola wird zur Veranda, wenn sie an einem Gebäude angebracht wird, wozu sie sich vor Allem eignet.

Sie bildet dann einen Theil der Architektur des Gebäudes und trägt außerdem viel zu dessen Schönheit bei. Es ist wunderbar, wie man mit einer Veranda und Schlingpflanzen ein unansehnliches, sogar häßliches Gebäude völlig verändern und verschönern kann, namentlich, wenn dasselbe im Verhältniß zu hoch ist. Das nüchternste Gebäude wird durch eine Veranda schön. Die Veranda kann als bedeckter Gang das Wohnhaus umgeben, und als schattiger Gang über den Hof führen, oder auch blos an der Sommerseite angebracht sein. Es kann seinen reizenderen Vorplatz geben, als eine unmittelbar mit dem Hause verbundene Veranda. Damit die untern Zimmer nicht zu sehr verdunkelt werden, muß die Veranda hoch angebracht werden. Man macht sie an Gebäuden aus diesem Grunde auch oft schräg (dachförmig) und läßt sie bis unter die Fenster des ersten Stockes gehen, wodurch allerdings die Architektur des Gebäudes sehr verdeckt wird. Die wahre Pergola oder Veranda hat oben weit entfernte Querhölzer, es ist aber gut, Draht dazwischen anzubringen, um die Schlingpflanzen besser befestigen zu können. Die Seiten sind stets ganz offen und außer den Säulen nie mit Schlingpflanzen bezogen. Gerade dies bedingt ihren Charakter und macht sie so schön. Wo Wein gedeiht, sollten nur Reben an der Pergola gezogen werden, denn dies ist ihre Bestimmung.

H. Jäger.

Cuzco, die alte Inca-Hauptstadt und die neue Republik Peru.

An der östlichen Seite der großen Andeskette in Südamerika, fern von den zugänglichen Gestaden des großen Oceans erhebt sich auf Felsen trotziger Höhe der Bewunderung alter inca-irdischer Kultur, Cuzco. Wenige europäische Reisende haben es besucht und beschrieben. Zwar hat es in seinem Lande an Schriftstellern gefehlt, welche sich die blutigen Metzeleien, unter welchen das blühende Inca-Reich durch spanische, grausame Habsucht ruinirt ward, entgehen ließen; aber von den Monumenten und den übriggebliebenen Menschen dieser alten Kultur hatten wir bisher kaum eine an Ort und Stelle aufgenommene Schilderung. Viele haben von Ueberbleibseln alter aztekischer Reiche, von den Hügeln Cholula's, den Ruinen Tlaxcala's u. s. w. geschrieben, aber die cyclopischen Mauern alter peruvianischer Civilisation blieben bisher ohne alle persönliche Untersuchung.

Deshalb unternahm Mr. Markham, Mitglied der geographischen Gesellschaft in London, eine eben so kühne als dankbare Heldenarbeit, die Geschichte und die Monumente jener alten Inca-Kultur persönlich aufzusuchen und zu erforschen. Bloßer Durst nach genauerer Kunde über diese merkwürdige Race und ihr Reich trieb ihn im August 1852 dahin. Er ging über den Panama-Isthmus im October und dampfte in wenig Tagen an der Küste entlang nach Lima, die Hauptstadt der alten spanischen Macht, die das Mutterland selbst an den Bettelstab bringen half, jetzt Hauptsitz einer unabhängigen republikanischen Regierung und eines buntes, lebendigen Handels und Wandels. Von hier aus begann das eigentliche Ziel und die Schwierigkeit, aber auch die Schönheit der Reise durch die luxuriöseste tropische Vegetation und Landschafts-Poesie, belebt von reichen Heerden fetter Kühe und in kostbarsten Seidenstoff gekleideter, munterer, graciöser Alpaca's und Vicuña's, von nomadisch einherwandernden braunen und rothen Nachkommen des alten Inca-Volks und Bergleuten aller Völker in Silber-, Kupfer-, Kohlen-, Blei-, Zinn-, Quecksilber- und Goldminen, deren Menge und Reichthum kaum zum hundersten Theile bearbeitet wird, so daß Industrie, Speculation und Habsucht noch ein unerschöpfliches Feld ihrer Thätigkeit finden. Wir lassen uns hier auf dieses erfühlerische Thema nicht ein und begleiten unsern Reisenden direct nach der alten Hauptstadt der Inca's.

Von Lima zog Mr. Markham 120 englische Meilen lang über ein Meer sandiger, steiniger Wüsten, in denen Oasen wie lachende Inseln sich erheben, nach Pisco, um unterwegs Land und Leute zu studiren. Die Leute sind ein sonderbares Gemisch von eingebornen Spaniern, Mischlingen zwischen Spaniern, Indianern, Negern, Europäern, darunter auch vielen Deutschen, kurz, allen möglichen Formen und Farben von Menschen. Spanier von peruvianischer Geburt bilden im Durchschnitt noch die reicheren Klassen, die ärmern und arbeitenden bestehen hauptsächlich aus Negern und Mischlingen. Erstere wohnen in großen steinernen Häusern, die je einen plaza oder viereckigen freien Hofraum einschließen, die ärmeren bestehen aus armseligen in Buden von Rohr, deren Zwischenräume mit Lehm ausgeklebt und dann je nach den Mitteln der Einwohner überdacht oder auch für Regen und Sonnenschein offenherzig gelassen sind. Alle Gebäude sind niedrig, einstöckig wegen der vielen Erdbeben an der Küste, welche höhere Bauten leicht zusammenschüttelten und die Bewohner darunter begraben. Viele Dörfer bestehen blos aus armselig zusammengeklebten Hütten, aber mit eleganten Kirchen in deren Mitte. Man braucht nicht viel Wohnung. Die Natur ist, wo sie einmal die Wüste überwunden hat, so üppig und schön, daß es als Sünde erscheint, in Häuser zu kriechen. Besonders zauberisch ist das Thal Mala, ein üppiges, quellendes, blühendes Gedränge von Baumwollenwäldern, Orangenhainen, Weingärten, Bananen-Parks und Maisfeldern. Die Ortschaften dieses Thales, wie z. B. Canete, zerstreuen sich in materischer Schönheit in Blumen- und Fruchtgärten von Alligator-Pfirsichen, an hohen, graciösen Bäumen, Orangen, Citronen und delicaten Granadilla's oder Früchten der Passionsblume, die sich in üppigen Guirlanden verzweigen und im Winde duftend und wehend herabhängen. Durch fast jeden dieser Gärten springt und perlt ein kühlender Strom aus den Gebirgen herab. Das Murmeln und kühlende Rauschen dieser in unzähligen Armen und Fingern sich vertheilenden Bergströme giebt den süßen Abenden unter einem sanften blauen Himmel nach brennender Tageshitze einen unsägslichen Reiz von Melodie, Frische und Erquickung.

Von Pisco ging die Reise erst landein- oder vielmehr aufwärts, zunächst nach Ica, am Fuße der Cordilleren. Hier versah sich der Reisende mit allen möglichen Mitteln, um die Heldenthat einer Uebersteigung der Cordilleren auszuführen, mit Lebensmitteln, Führern und Trägern. Letztere waren natürlich Maulesel, besonders reichlich mit Beinschläuchen versehen, verfertigt von Ziegenfellen, die den Thieren lebendig abgezogen werden, weil man aberglaubt, der Wein halte sich darin besser. Der Aberglaube schwebt noch ganz andere Leute lebendig als Ziegen.

Die Reise führte zuerst über große Weideplätze, besäet mit Heerden von Kühen, Pferden und Mauleseln, dann durch eine wüste Schlucht zwischen Felsenterrassen, den hängenden Gärten der alten Peruvianer, jetzt mit übertapezirt von Helietropen, Verbenen und scharlachrothen Salvien, auf Hügelkämmen entlang, durch grüne, blühende Schluchten und Felder bis zu dem Gebirgsdorfe Tambillo, von da höher hinauf über ungeheure, graswogende Pampas, die terrassenförmig immer eine höher liegen als die andere, durchwühlet in allen möglichen Richtungen von Sturzbächen und rauschenden Stromschnellen, an welchen unabsehbare Heerden graciöser Vicuña's trinken und munter davon galoppiren, sich neckend und haschend und allen möglichen Uebermuth unbeschränkter Freiheit und Fülle treibend. Den Pampas folgten bald Punas, ebene Strecken, zwischen erhabenen Klippen eingeklemmt und nicht selten schon mit Schnee bedeckt. Dazwischen donnerten und polterten unzählige Wasserstürze von und nach allen Richtungen in entsetzlicher Verwirrung, einige nach dem stillen Oceane drüben sich zusammenraffend, andere sich kämpfend nach dem atlantischen Meere hinunter arbeitend.

Nachdem Mr. Markham in einer Höhle, von Schneegefühler, Donner und Blitz und Thauströmen umrauscht, an seinen Maulesel gelehnt, stehend geschlafen hatte, war der höchste Punkt erreicht, und es begann die viel halsbrechendere Operation des Herunterseigens nach der östlichen Seite der Cordilleren an Abgründen vorbei, in welchen steil herunter 800 Fuß tief umbändige Wasser donnerten auf glasglatten Wegen, auf welchen nur ein Fuß Raum hatte, Terrassen herauf mit Stufen, 7 Fuß auseinander, über Brücken aus alten Baumstämmen, die unergründlich tiefe Abgründe verbanden u. s. w., bis sich endlich wieder Vegetation und Leben, Talesländer, Kartoffelfelder, indianische Bauern und indianische Märchenreihen, Taille um Taille geschlungen und singend zwischen horchenden Biehheerden, weider einfanden. Die erste Stadt, die er auf dieser Seite erreichte, war Agaeucho am Fuße eines steilen Gebirges zwischen Fruchtbäumen versteckt, in der Mitte mit

einer schönen Kathedrale, einem stattlichen Cabildo (Gerichtsgebäude) und einer Universität. Stolze, steinerne Privatgebäude waren auf der Straßenseite oft durch kühle steinerne Bogengänge und Colonnaden verbunden. Auf dem großen Platze war Markt von malerischster Lebendigkeit. Indianische Mädchen in brillantester Farben gekleidet, saßen graciös auf Matten unter großen Schirmen und boten ihre Waaren und Producte aus. Das theatralische, spanische Costüm aus den Zeiten des Eroberers Pizarro herrschte noch vor. Agacuche ist ein patriotisches Wort in der neuen, peruvianischen Geschichte. In der Ebene vor der Stadt wurden 1824 die spanischen Soldaten so geschlagen, daß die republikanische Unabhängigkeit Peru's proclamirt werden konnte. Ueberhaupt entschieden sich die seit 1808 fortgeführten Freiheitskämpfe der spanischen Colonien größtentheils um diese Zeit gegen das despotische, barbarische Mutterland, das ebenhin durch die Minen von Potosi, gerade durch die Fülle des Goldes, welches es den Colonien wegraubte, an den Bettelstab kam.

Die Straße von Agacuche nach der alten Inca-Metropolis Cuzco ist ein Klettern bis zu einer Höhe, die noch 2000 Fuß über den großen Bernhard hinausreicht, bei aber dem Reisenden nach den Cordilleren-Scenen nichts besonders Merkwürdiges.

Als Manco Capac im 11. Jahrhundert hier sein Reich der Inca's (oder „Kinder der Sonne") gründete, umfaßte es kaum 20 Geviertmeilen. In jeder Ecke seines Landes baute er gerade gegen Süden, Norden, Westen und Osten Paläste und umgab sie mit Festungswerken, im hohen Centrum desselben aber Cuzco, seine Hauptstadt, die Residenz einer großartigen Bildung und Herrschaft, die sich vier Jahrhunderte lang unter neuen Fürsten vom Aequator bis Chili, vom Amazonenstrom bis zum stillen Ocean ausdehnte, deren ungeheuere Monumente noch jetzt Staunen, deren noch in dem Munde des Volks lebende Legenden und Lieder männlichen Sinn und patriotischen Stolz erregen. Die Niedermetzelung dieser hohen, prächtigen Civilisation durch Franz Pizarre (1530) bildet eine der scheußlichsten Scenen in der Geschichte. Man sieht jetzt noch, was für eine Fülle von Schön'eit und Pracht einst in diesem Reiche gebildet haben mag. Ungeheuere Berge und Felsen steigen in unabsehbarer Gestaltungsverschiedenheit über die Schneelinie hinaus und bedecken ihre Häupter mit ewigem Weiß, während unten an sonnigen Abhängen üppig blühende und fruchtende Thäler ruhen, durchfließt von muntzhigen Strömen und belebt von den zierlichsten animalischen Schöpfung. Zwischen den kostbarsten Bäumen und schönsten Blüthen und Früchten springt lustig und graciös das unscheinbare Lama, das feidenhaarige Vicuña und Alpaca, jagen sich wilde und zahme Pferde, weiden Schafe und Kühe in glänzender Rundung, nicht selten erschreckt und überfallen von dem elastischen, bunten Jagnar und dem grausamen Puma. Im sonnigen Schlamme schläft beinlüchtlich der Alligator und rascheln die buntstreifige Schildkröte, und über diesen reich belebten Tischen schwebt lauernd der Condor zwischen Schneegipfeln, oft blaue Emporsichten in den Himmel über Schluchten verdunkelnd. Dazu die bunte, malerische Bevölkerung in Thälern und auf Oasen, getrennt durch wüste Einöden, gegen welche das nächste Thal in seiner strotzenden Fülle sich als das zauberische Paradies hervorhebt, der unerschöpfliche Reichthum edeler und nützlicher Metalle zwischen Bergen unten schlummernd und der dummen Bevölkerung von noch nicht drei Millionen Seelen mehr verspreche, als hundert Millionen brauchen und verwerthen können. Das Alles giebt bei errungener und sich kultivirender Freiheit Aussicht, daß die Herrlichkeit der „Kinder der Somne" in neuer, schönerer Gestalt wieder aufersteht. Cuzco, wegen der Nähe des Aequators in dieser Höhe sich noch eines milden Klima's erfreuend, ist noch jetzt eine schöne, steinerne, in rechtwinkeligen Straßen laufende Stadt, noch voller Reminiscenzen an die alte Inca-Regierung, obgleich lange Sitz spanischer Despotie. Die untern Geschosse der Häuser bestehen noch fast alle aus der gigantischen granitnen Bauknust der Inca-Zeit. Im Norden der Stadt erhebt sich, durch einen Abgrund von einem viel höheren Felsengebirge dahinter geschieden, wie eine steile ungeheuere Treppe in Terrassen der Sacschuamam-Hügel, auf welchem der Palast des ersten Inca stand, jetzt eine schweigende, aber noch in gewaltigen Quadern redeute Ruine. Die oberste Terrasse, auf welcher er stand, trägt noch eine Steinwand mit acht Necessen, deren Quadern genau in einander geschlissen sind, so daß sie ohne irgend einen Mörtel ein festeres Ganze bilden, als wenn sie gekalkt und gekittet wären. Im Centrum der untern Wand erkennt man noch das Bild einer Sirene in Relief. Auf einer andern Terrasse steht noch eine 16 Schritt lange, 10 Fuß hohe Steinmauer mit einem Fenster und einer Thür. Die Bausteine derselben bestehen aus noch ganz scharfkantigen, großen Parallelogrammen, blos neben und ineinander gelegt, und zwar so genau, daß man mit der Spitze eines Federmessers nicht in deren Fugen dringen kann. Quadern von 6 Fuß Länge bilden Steinstufen zu Treppen, die verschiedene Terrassen auf- und ableiten.

Im 13. Jahrhundert ließ der große Krieger Inca Piracecha (der „Schöne des wilden Meeres") einen größern Festungspalast im Osten des Sacschamamhügels errichten. Drei halbrunde, große, mathematisch genau eingehauene Terrassen führen hinauf. Der Palast trug drei Thürme, die im Felsenboden unten durch Tunnels verbunden waren. Spuren und Ruinen davon liegen noch in umverschrten gigantischen Quadern umher, auf welche einst das Blut der Vertheidiger gegen spanische Bestialität in Strömen floß. Von einem Punkte dieser Terrassen läuft eine dreifache Linie cyclopischer Fortification, deren Größe und wissenschaftliche Konstruktion Staunen erregen. Sie besteht aus drei Reihen Granitmauern, 18, 16 und 14 Fuß hoch, mit springenden Winkeln, die so genau berechnet sind, daß kein Punkt angegriffen werden konnte, ohne ihn von verschiedenen andern Theilen her zugleich zu vertheidigen. Die Bausteine, ungehenere Blöcke von 12—16 Fuß Höhe, alle genau behauen, gestaltet und in einander polirt, mußten nachweislich aus großer Ferne zu dieser bedeutenden Höhe hinaufgeschafft werden. Welche Kraft, welche Industrie, welche Wissenschaft und Bildung redet noch aus diesen gewaltigen Ruinen!

Ungefähr eine Stunde von Luna-Tambo an der alten Westgrenze des Inca-Reichs stehen die Ruinen eines ähnlichen Palastes, aber das merkwürdigste Beispiel alter peruvianischer Architektur findet sich in den Ruinen der Festung Ollantay im Thale Vilcamaga, östlich von Cuzco. Von den den Pampas der Cordilleren stürzt sich ein Arguon in das Thal, aus welchem sich zwei schroffe Felsenkegel erheben. Der eine ist zu einem Plateau künstlich abgeplattet und mit ungehenern Bausteinen bedeckt, zwölf Fuß hohen, genau geformten Granitquadern. Einige dieser Quadern sind schon zu Mauern auf- und in einander gelegt, so daß sie wie eine polirte Masse dastehen, worin weder die Fugen nur mit dem schärfsten Auge entdeckt kann. Dahinter höher und tiefer erkennt man noch die Spuren vieler steinerner Privatgebäude. Auf andern Terrassen entdeckte Mr. Marsham noch Wände von polygonalen, vieledigen Steinen mosaikartig in einander gefügt, die an manchen Stellen, mit dem diesen Finger berührt, metallartig erklingen und an die tönenden Memnonssäulen Egyptens erinnern.

Die Kinder der Sonne wurden in Konstruktion dieser letzteren Banten von den Kindern der Finsterniß und grausamer Hab- und Eroberungssucht unterbrochen, unterbrochen in dem erhabenen Werk, die gewaltigsten Andesfelsen in terrassirte Frucht- und Lustgärten zu verwandeln, und eine lachende Bildung an Bergen hinauf, Thäler hinunter und über traurige Pampas zu ziehen. Spät ist die Rache getommen, aber sie ist getommen. Noch ließe sich Vieles aus den Beobachtungen unsers kühnen Forschers über das alte Inca- und das neue, rührige freie Peruland mittheilen, Schilderungen des Lebens und Treibens der bunten Menschenmischungen, die vom tiefsten Schwarz in das civilisirteste Weiß des Nordens, von dem naivsten Naturleben in den üppigsten Luxus der Kauf- und Handelsherren Lima's hineinragen. Aber die Civilisation und der Leibrock, der auch in Lima von zunft- und gewerbezwangflüchtigen, freien deutschen Schneidergesellen meisterhaft gemacht wird, bleiben sich im Wesentlichen überall gleich. Diese Gleichheit der Civilisation, sehr ohne Brüderlichkeit, ist bis jetzt noch ihre hinten gefügteste, größte Schattenseite.

Die alte, lange Jahrtausende uns verbergene atlantische Welt drüben ist längst ein neues Europa geworden. Wenn wir im alten so fortfahren, können wir uns hier mit der Zeit auch verlieren, wie die Azteken, die Inca's und andere Menschengeschlechter der neuen Welt verschwanden. Die glorreiche Stadt Cuzco glänzte einst prächtiger und steintrotziger den Spaniern von ihrer 12,000 Fuß hohen Steinburg herunter entgegen, als die militärskolzesten Residenzen der alten Welt aus ihrem Sand- und Kalkstaube oder übertünchten Sumpfe. Steine, noch so gewaltig, Heere, noch so mächtig, thun's nicht mehr, jetzt weniger, als zu irgend einer früheren Zeit.

Blätter und Blüthen.

Die heulenden Derwische. Man wohnt vielen eitelkalten Aufritten im Orient bei, doch giebt es nichts Abscheulicheres als die Ceremonien der heulenden Derwische. Es sehlt allerdings keinerlei Mittel, dieselben mit anziehen, denn sie — ganz knäbnisch den drehanzenden Derwischen zu Pera und anderswo, welche stets bereit sind, fremden Zutritt zu ihrem Gottesdienst zu gewähren — haben die Gegenwart der „Ungläubigen" und Sündhaften. Zutritt in die geheiligten Räume ihrer Zusammenkünfte kann man nur durch die Verwendung höherer Personen und wiederholte Gesuche erlangen.

Mehrere unserer Versuche, dies geheimnißvolle Schauspiel sehen zu dürfen, blieben erfolglos, bis wir endlich durch die besonderen schriftlichen und persönlichen Empfehlungen zweier einflußreicher Personen, deren Bekanntschaft wir gemacht hatten, zur gnädigen Beachtung des Oberpriesters zu Brussa gelangten. Diesen Empfehlungen wagten wir noch die Versicherung hinzuzufügen, daß wir uns mit alles sinnlichen Ueberreizung und ernstem Gesicht während unserer Anwesenheit betragen wollten.

Drei Briefe, welche der Imam an der Thür aufgestellt hatte, erwarteten uns, und verbinderten das Gedränge, welches uns die Ansicht benehmen möchte. Nachdem sie uns die Pantoffeln ausgezogen, führte man uns in ein höher gelegenes, kleines Zimmer neben der Kapelle, durch dessen vergitterte Scheiben wir das Geheimniß bewundern sollten. Die Wände der Kapelle sind mit einer hölzernen Art Decoration bekleidet, die an die Innnitionskammern erinnern. Wie die Moscheen und andere heilige Oerter sind sie mit Sprüchen aus dem Koran geschmückt, doch haben diese Derwische Gebräuche, vor denen man schaudert — Streitäxte, Ketten, Zangen, Dornen hingen zwischen diesen Inschriften ab. Viele bittere Verwünschungen über die „Giaura" wurden von denen ausgestoßen, welche, wenn sie versuchten, mitten in unserm Zauberkreis zu gelangen, hinausgewiesen wurden. Unser kleines Zimmer füllte sich, und da die Hitze sehr drückend war, öffnete unser Dolmetscher das Fenster, um frische Luft einzulassen, da wir es nicht länger aushalten konnten. Hierauf verbinderten die Jünglinge das weitere Eintreten von Zuschauern und öffneten ein kleines Fenster, wodurch eine feine Zugluft einstand, die gerade über den Theil des Zimmers, wo wir standen, eine angenehme Kühle verbreitete. Wir hörten einen leisen, monotonen Gesang, der sich einer sehr langsamen in die Kapelle begegenen Zug von Derwischen, an der Spitze ihre beiden Priester. Die Derwische warfen sich auf die Erde, die Stirn in den Staub; die Priester, indem sie ihre geöffneten, flachen Hände zum Himmel erhoben, bieten ein langes unbeweglich Gebet. Darauf wurde jedem von ihnen ein langes Rohr gereicht, worauf er sich stellte. Hierauf wurde ihm eine schöne grüne Schärpe gereicht, der er sich sehr feierlich umgürtete. Nun begann ein dumpfes, abscheuliches Geheul, welches von der ganzen Brüderschaft wiederholt wurde, wobei sie ihren Körper vermaßen hin- und herwägten, daß sie Stirn und den Boden berührte. Nach und nach nahm der Wahnsinn zu, die Augen fingen an mit einem schrecklichen, unnatürlichen Glanz zu leuchten, Schaum trat auf ihre Lippen, wie bei einem epileptischen Anfall, ihre Mienen verzerrten sich zu den scheußlichsten Grimassen; der Schweiß rann in großen Tropfen über die Wangen von der blassen, leidenden Farbe des Todes, und Alles wurde mit größerer Wuth gebrochen, bis durch die übermäßige Anstrengung die Stimmen versagten und die Worte in ein wahnsinniges Geheul, wie aus einer Höhle wilder Bestien übergingen. Plötzlich erscholl aus dieser wogenden Masse ein bestimmteres, aber noch schrecklicheres Geheul: „Allah il Allah il Allah!" rief eine Stimme, worauf Alle überreizlich klang. Die Andern wiederholten mit abscheulichem Geschrei diesen Ruf. Im nächsten Augenblicke entstand ein dämonisches Gekreisch, und der Mann, welcher zuerst gerufen hatte, rollte in todeskrampfähnlichen Verzuckungen über den Boden hin. Die ihm Zunächststehenden kamen ihm mit neuem, schrecklichem „Allah-hou" zu Hülfe. Sie boben ihn empor, erwärmten seine Hände, rieben seine Glieder und versuchten sie zu biegen, aber er lag leblos und steif, wie ein Leichnam, da. Mit Bitbeschmeile griff nun die Ansteckung dieses Paroxismus um sich; die „Lah il lah el il PALlahs" wurden wob schrecklicher: die Frömmsten schwangen in wahnsinniger Wuth ihre Arme in der Luft umher. Kein Ziel ein zweiter Derwisch, als wenn er durch's Herz getroffen wäre, um und in Zuckungen. Dies steigerte den Wahnsinn, und der Imam regte durch Zurufen, Brullen und Gesten noch mehr dazu an. Ein junger Mann verließ sodann die Gruppe, welchem der Oberpriester mit sanftmüthigem Instrument mit aller Macht die Stirn zu weichen, aber der Derwisch gab kein Schmerzenszeichen von sich. Ein hübsches kleines Mädchen von ungefähr sechen Jahren trat ein und legte sich schlotternd auf eine rothe Decke nieder. Der Oberpriester stellte sich, unterstützt durch zwei Assistirer, welche an jeder Seite neben ihm standen, vor ihren Leib, kleinen Körper, und sprach darüber ein einige Zeit. Sie mußte mit dabei zu leiden haben, doch als er wieder hinunterstieg, erhob sie sich und ging mit der Miene äußerster Zufriedenheit von dannen. Jetzt begann ein anderer Theil des häßlichen Gottesdienstes. Der Imam schlug den Takt zum Gesange, indem er die Hände zusammenschlug, um ein schnelleres oder durch Gesten ein langsameres Tempo anzudeuten. Klage folgte nun auf Klage, Geheul auf Geheul, Allah-hou auf Allah-hou, bis endlich die stärksten Männer, unfähig, diese Anstrengungen länger zu ertragen, in Zuckungen niederstürzten oder gleich Kindern ungeschlotternd sich schlugen. Man kann sich im Ganzen keine erniedrigendere Scene vorstellen, als die der heulenden Derwische. Von gräßtiger Geistesverirrung zeugt die Meinung, daß solche Martern von Gott gern gesehen werden. Einige Tage später machte ich zufällig die Bekanntschaft eines andern Derwische. Es giebt unter den Osmanen zwei Krankheitsarten, die nur ihnen eigen sind; die eine nennen sie gelblich, die andere yellanjik. Unter gelblich verstehen sie halb alle möglichen Krankheiten des Leibes, unter yellanjik dagegen die einfacheren und leicht heilbaren, wie Zahnweh und das dadurch entstehende Geschwerzeisen. So schwer ist das gelblich zu heilen, daß nur der Stamm einer einzigen Familie dies vermag; aber das yellanjik kann durch solche Emirs und Derwische geheilt werden, die vom Stamm der Fatima, der Tochter Mohamed's sind. Der Zauber besteht in Folgendem: Meistentheils ist das schöne Geschlecht in der Türkei mit Geschicrlichkeit behaftet; jedenfalls haben diese Quacksalber eine besondere Vorliebe für sie, welche sie die schwächeren Fahrzeuge des Lebens nennen. Wird ein Weib mit nervösen Schmerzen im Gesicht befallen, so muß der Glaube über die Existenz siegen. Sie wählt sich den Emir, der sie curiren soll. Sie läßt ihn kommen; er sitzt mit unterschlagenen Beinen und grünem, geordnetem Turban auf einem Divan. Die verschleierte Schöne wird von einem Sclaven zu seinen erhabenen Gegenwart geführt, und setzt sich auf ein niedriges Kissen vor ihn. Der Emir spricht ein kurzes Gebet, legt seinen Turban auf die Nase, streicht sanft über die Stirn und reibt leise die Wangen, und die Behandlung ist zu Ende. Eine junge Sclavin, welche mit yellanjik behaftet war, gehörte dem Hause an, wo man uns eingeladen hatte, auf einige Zeit zu wohnen. Auf ihren Wunsch wurde ein Beie zu einem Emir gesandt, welchen sie kannte und der ziemlich geschickt in seinen Kuren sein sollte. Er mochte einst ein schöner Mann gewesen sein, doch hatte sein Gesicht jetzt jenen kranken, verzerrten Ausdruck, wie er sich oft in Folge ihrer sinnreichen Ceremonien einstellt; und mit seinem dicken Bauchwanst, Schmutz und gelbschwarzen Schwarz machte er keineswegs einen angenehmen Eindruck. Ich unterbrach mich mit einem elektrischen Apparat an diesem Morgen. Nachdem er seine Operation vollendet, ging er an mir vorüber, als ich in der Säulenhalle Experimente machte, da dies sein nächster Weg zum Garten von ihrem Zimmer aus war. Er betrachtete die Gefäße eines Augenblick neugierig, stellte sich etwas zurück und zog einen kleinen Messingnapf hervor, indem er murmelte:

„Bachschisch! Bachschisch!" (Geschenk, Trinkgeld, Almosen.)

„Bachschisch! Bachschisch wofür?" fragte ich. Er machte ein Zeichen, wohnte er andeutete, ich solle ihm Almosen geben. „Nein, ich kann kein Almosen geben. Ihr seid rüstig und stark, Ihr könnt arbeiten."

„Ich arbeite auch — schwere Arbeit."

„Für wen?"

„Für Allah."

„Diese Arbeit ist nutzlos, für ihn sowohl, wie für Euch. Ich gebe nichts und dann! Punktum!" erwiderte ich mit der gewöhnlichen Bestimmtheit. Ich war gerade mit einem interessanten Experiment beschäftigt und kehrte zu meinem Apparat zurück. Der Derwisch setzte sich ruhig auf den Boden, schlug seine Füße untereinander, hielt nochmals seinen Messingteller hin und sah mich wie eine Marmorstatue. So trieb er es eine halbe Stunde lang, doch war ich fest entschlossen, ihm unter keiner Bedingung „Bachschisch" zu geben, und sein unermüdliches Gaffen fing an, mich zu ennuyiren. „Zagen Sie ihm, er soll seinen Geschäften nachgehen," sagte ich meinem Dolmetscher. Dieser that es. Aber der Derwisch erwiderte, daß er nicht ohne Geld gehen würde. „Wenn Ihr nicht gutwillig geht, so sehe ich mich genöthigt, Euch zu zwingen," sagte ich.

Der Derwisch antwortete nur mit einem gefälligen Lächeln, wodurch er andeutete wollte, daß er meiner Drohung Trotz biete und ich ihn nicht so los werden könne.

„Gut," sagte ich. „Wenn ich etwas mache, was Euch sehr unangenehm sein möchte, so ist dies nicht meine Schuld."

Ich hatte eine große elektromagnetische Batterie in Thätigkeit auf dem Tische vor mir, und ohne vor der Dejeunung, daß der Apparat bekannt sind, trissen, daß der stärkste Mann die Wirkung desselben auf die Nerven nicht aushalten im Stande ist. Ich brachte den Draht mit seinem Teller in Verbindung und gab ihm zur Probe die schwache Dosis einer kleinen Batterie. Er lachte höhnisch und rief: „Allah ist il Allah."

„Gut, geht Euch Ihr," sagte ich, den Magnet an den Kollen setzend, wodurch sich die Dienerschaft herumstellte, um die Wirkung zu sehen. Sie war augenblicklich. Er rollte auf den Boden mit dem Schrei: „Allah hou!" Seine Arme zitterten und der Teller, welchen er gern behalten hätte, flog ihm wie eine Rakete aus den Händen; seine Gesichtszüge waren durch Schmerz zum Theil entstellt. Da ich wußte, daß er gleich wieder aufstehen, so ließ ich ihn von der Tortur. Er stand auf und in seiner Flucht, fast den Dolmetscher umlaufend, stieß er, so schnell ihn seine Beine tragen wollten. Als er eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatte, wendete er sich um, und niemals sah mehr Fülche und Grimmigkeit Jemand geschen, als in diesem Augenblick auf mich. Er stehte mit seinem brannigelben Gesicht Allah an, daß ich und mein Stamm verdorren möge mit Wurzel und Zweig, und binnen viermalzwanzig Stunden mit Beulen und Geschwüren bedeckt sein möchte. Jetzt wendete er auch den Frauen meiner Familie seine Aufmerksamkeit zu. Diese versuchte es nun mit ungeschmälerter Wuth, und ich hörte, wie endlich seine Stimme heiser, sollte meiner Frau Alles widersahren, nur nicht Schönheit und Fruchtbarkeit, oder daß, wenn die letzte Bitte fehlschlagen sollte, meinen Nachkommen der bittere Kelch würde, der jemals auf das Loos eines Vaters asallen wäre. Seitdem habe ich oft herzlich über den in die Flucht gejagten Yellanji-Doctor lachen müssen.

Man sieht aus diesem ganzen Erlebnis, daß an dem Unterzange des türkischen Kultus mit seinen heulenden und drehanzenden Derwischen nicht viel gelegen ist, und wenn die westliche Civilisation mit ihren elektrischen Apparaten auch von Grund des Herzens der Gläubigen verflucht wird, so es doch ein Segen, diese fauten Nerven des Attitudentumms tüchtig zu schütteln, und den religiösen Bettlern elektrische Schläge der Wissenschaft, statt Geld zu geben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 21. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Fall Freibergs.*

Was schimmert auf dem Berge im goldnen Sonnenlicht?
Was ist's, das aus dem Walde, dem dunkeln, quillt und bricht?

Seht ihr die Panzer blitzen, der Helme Büsche weh'n?
Ist solch ein reisiger Zug nicht hochherrlich anzuseh'n?

Das sind Herrn Friedrich's Mannen, die zieh'n zur Hilf' herau;
Der Markgraf hoch zu Rosse führt selbst die Seinen an.

Zu spät! Zu spät! Herr Markgraf! Verloren ist die Stadt,
Nicht durch der Bürger Zagheit, durch tückischen Verrath!

So tritt denn Greis entgegen ein Greis im Silberhaar,
Wer weiß, ob's nicht Herr Weighart, der Bürgermeister war!

Zwar hält der edle Hauswig die Burg noch unversehrt,
Und sie entsetzen wäre fürwahr der Mühe werth;

Doch schwöll' im Nu auch zehnfach jetzt Euer Streitheer an,
Ihr könntet sie nicht retten mit zwanzigtausend Mann.

Auch kann sie sich noch halten nur weniger Tage Frist,
Weil sie von aller Nothdurft beinah' entblößet ist.

Dazu hat König Adolf den Schwur gen uns gethan:
Bei längerm Trutz soll sterben die Burgwehr Mann für Mann;

Und sollen alle Häupter der Stadt ihr folgen nach,
Soll treffen alle Glieder noch nie erhörte Schmach.

Doch wenn die Burg bis morgen sich giebt in seine Macht,
So will in Gnade wandeln er die verhängte Acht.

Und dennoch trotzt Herr Hauswig und will nicht geben sich,
Es sei denn, Ihr befohlt es, Herr Markgraf Friederich —

Ja freilich, wohl befehl' ich's, wenn so die Sache steht —
Gott sei dem Sünder gnädig, der's alle hat gedreht!

Mein Freiberg ist gefallen, die Perl' aus meiner Kron',
Was hört' ich von der Burg noch für Ehre und für Lohn?

Ja, jeder Tropfen Blutes, den sie noch kostete,
Fiel' auf mein Schild, daß Niemand es mehr entrestete.

Mein Stern hat sich verhüllet, Gott hat es so gewollt;
Er kann auch wieder lassen ihn glüh'n wie Sonnengold.

Nimm diesen Ring, mein Alter, bring' Hausewig den Befehl:
Ich bind' ihm auf die Seele auch des Geringsten Seel';

Gen ehrenvollen Abzug und Gnad' für jeden Staud
Geb' er, der Ehrenfeste, die Burg in Adolf's Hand.

Geh', grüß mir alle Bürger, bring' ihnen meinen Dank,
Ich will der Treuen denken in Lieb' mein Leben lang.

Da sinkt in seine Kniee der silberlockige Greis,
Und Thränenbäche rollen ihm von der Wange heiß.

Er schluchzt: mag Jener brüsten mit seiner Herrschaft sich —
Ihr herrscht in unsern Herzen, Herr Markgraf, ewiglich.

Der Markgraf hat gestrichtet dem Biedermann die Hand,
Und dann mit nassen Augen sich von ihm abgewandt,

Und hat emporgeschauet, gemurmelt in den Bart:
Auch das muß sein ertragen — doch hart ist's, Vater, hart.

Zum Rückzug fällt das Zeichen, die Schaar schwenkt in den Wald,
Zurückt mit seiner Botschaft der Greis gen Freiberg wallt.

Und noch ist's nicht verloren mein werthes Meißenland,
Gehst du mit deiner Lausitz, mein Diezmann, mir zur Hand,

Und steht ihr edlen Herren, bisher so standhaft treu,
Auch ferner mir in Treuen nach euern Kräften bei.

Noch blieb mir manche Feste im Herzen meiner Mark,
Noch stehen Grimma, Rochlitz und Leisnig stolz und stark.

Drum nicht verzagt, ihr Herren, Gott kann es wenden bald,
Ein jähes Ende nimmt oft tyrannische Gewalt.

So klang Herrn Friedrich's Rede im hohen Fürstensaal
Auf seiner Burg zu Meißen nach frohgenossnem Mahl.

Sie klang in vieler Ohren, von ihm Gelabnen Kreis —
Da trat herein ein Bote, bedeckt mit Staub und Schweiß.

Was ist das für ein Rabe? denn eine Taub' ist's nicht,
Ihm seh'n des Unheils Lettern zu deutlich im Gesicht! —

Ja Unheil, mehr als Unheil, Herr Markgraf, trägt mein Mund,
Säh' lieber ihn verschlossen seit meiner ersten Stund'.

Den Frevel ohne Gleichen, That, die zum Himmel grinst,
Schwarz, wie des Abgrunds Münzer noch keine ausgemünzt;

Die Sonne, Mond und Sterne verfinstert grauenvoll,
Ist's was mein armer Mund Euch, Herr Markgraf, künden soll.

Ihr wißt, wie sich Herr Hausewitz, als Freiberg unterlag,
Auf Eurer Burg gehalten noch manchen heißen Tag,

Und wie nur Euerm Willen er endlich gab Gehör:
Mit Ehren aufzugeben fruchtlose Gegenwehr.

Mit Freuden gab der Kaiser sein Wort zum Unterpfand,
An seiner jener Tapfern zu legen Hand noch Band.

---

* Wir entnehmen dieses Gedicht dem größern Cyclus von Elfried von Taura, welches so eben unter dem Titel: „Friedrich der Freudige" zum Besten der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge in Freiberg erschienen ist. Der Dichter, selbst ein Erzgebirger und bekanntlich augenblicklich noch Staatsgefangener, feiert in diesem Liede, das viel Schönes enthält, den wackern Fürsten und gleichzeitig seine armen Landsleute, für die er selbst im Gefängniß noch schaffen und helfen möchte.

So thut denn ohne Zögern sich nun das Burgthor auf,
Und arglos zieht zum Marktplatz der kleine Heldenhaufe,

Stolz, wie's für Siegesfeste und Feste sich gehört,
Doch ach wem grimmen Weltwelt zu Schanden abgelehrt.

Die Ihren strecken schmachtend die treuen Arme aus,
Sie ahn ihr Herz zu schließen, sie leiten sreh nach Haus.

Da fährt, wie Geier fahren auf sanfte Taubenbrut,
Gen sie ein Schwadenhaufe, im Blick Schergenmuth;

Reißt von der Gattin Busen den Gatten mitleidbar,
Aus seines Kindes Armen den Greis im Silberhaar;

Und schleppt sie ohn' Erbarmen zum Kerker alsogleich —
Und auf Befehl des Kaisers geschah der Bubenstreich.

Empört, Ihr könnt's Euch denken, wie jegliches Gefühl —
Doch war dies nur das Vorspiel zum ganzen Heldenspiel.

Denn als wir heute kaum noch begriffn das Tagesloch,
Durchfuhr wie eine Schlange die Straßen das Gerücht:

Es seien sechzig Häupter von jener Höllenwacht
Und zwar die edelsten, gefallen in der Nacht.

Und was wir schaudernd hörten und doch nicht glauben dann,
Es ward nach wenig Stunden uns offen kundgethan.

Zum warnenden Exempel, so hieß es, und mit Fug
Sei an den Hochverrätherm vollzogen solch ein Spruch;

Und also sei des Kaisers ausdrücklichen Gebot,
Daß alle die Gefangnen erlitten gleichen Tod;

Dafern in dreien Tagen sie nicht die Ihrigen
Mit vielen tausend Marken sein Silber lösteten.

Doch da nun solch ein Lösgeld uns unerschwinglich ist,
So werden die drei Tage zur leeren Galgenfrist — —

Mit Nichten! fällt der Markgraf dem Boten in das Wort,
Nicht Einer mehr soll sterben — ich löse sie sofort!

Und müßt als Wanderritter aus meinem Land ich geh'n,
Ich will die treuen Männer dem Tod entrissen seh'n!

Auf, ehrenwerthe Herren! Wer will mein Bote sein? —
Gleich meldet sich ein Schönberg samt dem vom Kriebenstein.

Die sagen mit der Botschaft zum Kaiser alsofort —
Doch dieser war des Grimmen so erst als letztes Wort:

Es trifft die Hochverräther das tödliche Gericht,
Der Herr Wettiner leihe denn auf die Mark Verzicht! —

Und Friedrich hat gelöset mit deutscher Treu' sein Wort:
Er zog aus seinem Lande als Wanderritter fort.*

---

* Es ist dies vielleicht einer der grellsten Züge, welche die Geschichte von den Gewaltigen dieser Welt aufzuweisen hat. Wie erhaben steht durch diesen einen Zug unser Held über den Eroberungsfürsten Friedrich II. und Napoleon, die Millionen Menschen ihrer Herrsch- und Ruhmgier opferten, während jener, um wenige Menschenleben zu retten, seinen angestammten Landen entsagte und arm und bloß in die Fremde wanderte.

Wie gefällt Ihnen meine Braut?

Von Heinrich Smidt.

I.

Peter Liebener war ein glücklicher und ein unglücklicher Kerl zu gleicher Zeit. Im gewissen Sinne winkten ihm alle Güter des Lebens vollauf und wieder im gewissen Sinne hatte er nicht einen überflüssigen Groschen.

Onkel Bastian und Tante Emerentia waren die beiden Pole, zwischen denen er sich bewegte, denn von ihnen hing sein Schicksal ab, das sich sehr glänzend gestalten konnte, da Beide mit Glücksgütern gesegnet waren. Onkel war ein alter Junggeselle, Tante eine alte Jungfer, und obgleich leibliche Geschwister, konnte es doch kaum zwei Personen von verschiedenerer Sinnesart geben.

Onkel Bastian war früher viel gereist, und auf diesen Reisen mit vornehmen und lebenslustigen Leuten zusammen gekommen. In seiner Heimath wieder angelangt, beschloß er, es ihnen gleich, wenn nicht zuvor zu thun, und traf sofort alle Anstalten, um ein Haus zu machen. Herrschaftliche Wohnung, brillante Equipage, festbare Tafel, fürstlicher Wein, was brauchte es mehr, um dies neueste Haus der Residenz zugleich zu einem der vielbesuchtesten und berühmtesten zu machen? Onkel Bastian besand sich wohl, wie der Fisch im Wasser, ließ seine zahlreichen Gäste in Champagner schwimmen und schwamm gelegentlich mit.

Tante Emerentia war von alledem das Gegentheil, und darum harmonirte sie mit ihrem Bruder ganz und gar nicht. Sie war gerade so häßlich, als schielende Augen und citronengelber Teint ein Frauenzimmer machen können. Da sie klug genug war, zu begreifen, daß die Männer, welche sich um ihre Gunst bewarben, dies nur ihrer harten Thaler wegen thäten, beschloß sie, auch ihr Herz zu verhärten und ledig zu bleiben. Etwas aber muß der Mensch haben, woran sein Herz, und sei es noch so verknöchert, hängt. Da sich für Tante Emerentia kein anderer Gegenstand finden wollte, so liebäugelte sie mit ihrem Gotte, und sann darüber nach, wie sie es möglichst rasch verdoppele. Darum wurde sie von allen Menschen für einen Geizenkel gehalten, und Jeder wiederholte es so oft und so laut, daß sie selbst es endlich glaubte und so lebte, als ob sie oft den Groschen zu Brot oder Holz nicht für sich selbst, geschweige denn für Andere im Hause hätte. Nebenbei pflegte sie auch wohl — und dies war ihre eigentliche und einzige Ergötzlichkeit — armen, nothleidenden Mitbürgern und Mitschwestern kleine Summen darzuleihen, versteht sich, gegen dreifache Sicherheit, und wenn die Empfänger sich verpflichteten, den erwiesenen Liebesdienst durch zweifache Zinszahlung zu vergelten.

Trotz dieser verschiedenen Sinnesart fand sich doch ein Moment in dem Leben der Geschwister, wo diese vollständig mit einander übereinstimmten, und das war in ihrer Abneigung, um nicht zu sagen, ihrem Widerwillen gegen den Bruder Robert.

Bruder Robert war der Aelteste der Geschwister. Kein Schlemmer und Prasser, wie Onkel Bastian, kein Geizteufel und keine Wuchersseele wie Tante Emerentia. Robert war durch und durch eine Künstlernatur. Seine Malerwerkstatt, die herrliche freie Natur und ein frohes Zusammenleben mit Gleichgesinnten waren seine Welt. Er fand ein schönes, liebenswerthes Mädchen und heirathete sie, ohne viel nach Herkunft und Vermögen zu fragen. Er vertraute einem Freunde, der ihm goldene Berge versprach, den größten Theil seiner Habe, und als dieser das Geld in gewagten Spekulationen verlor, hatte der Leichtsinn es in wenigen Wochen vergessen. Obgleich arm geworden, blieb er doch reich und nur, als sein Weib ihm starb, brach auch sein Herz und er ließ den Geschwistern seinen einzigen Sohn, den kleinen Peter, als ein unerwünschtes Erbe zurück.

Er wurde nicht besonders freundlich angesehen, der arme Junge. Zu Hause wollte ihn Keiner haben, weder der Onkel noch die Tante, also mußte er anderweitig untergebracht werden. Die Geschwister besaßen ein gemeinsames Eigenthum, ein kleines Gut, welches als eine Familienstiftung nicht veräußert werden durfte, und daher verpachtet war. Zu dem Pächter dieses Gutes wurde der Peter geschickt, und hatte bei demselben eine harte Lehrzeit durchzumachen. Aber auch das Schlimmste findet ein fröhliches Ende. Der Pachter war ein strenger, aber zugleich ein gewissenhafter Mann. Peter hatte auf dem Pachthofe keine Freudentage verlebt, aber er war ein tüchtiger Landwirth geworden. In einem Anfall verwandtschaftlicher Schwäche gestatteten Onkel und Tante, daß, als der Pachter dem Peter ein glänzendes Zeugniß ausstellte, diesem die Pacht übergeben wurde, und er war nun der geheyrsame Diener seiner Verwandten.

Peter war Tag und Nacht auf den Beinen und sorgsam ohne Aufhören. Aber auch der eifrigste Landwirth kann sich nicht stets mit Knechten und Mägden herumzanken; er muß zeitweise mit andern Menschenkindern verkehren, die nicht seine Knechte und Mägde sind. Dann ging Peter in den nahen Wald spazieren, wo unter den uralten Bäumen die Försterwohnung gar anmuthig lag. Und da der Förster, der über den jungen, muntigen Nachbar ein rechtes Vergnügen hatte, ihn stets freundlich grüßte, so

kehrte er zuweilen bei demselben ein, und ward immer willkommen geheißen.

Der Alte, der viele Jahre als Jäger in der hochfürstlichen Leibcompagnie gedient, und dann ein beschauliches Waldleben geführt hatte, wußte viel zu erzählen von Krieg und Frieden. Peter hörte aufmerksam zu und schwatzte gern mit dem Alten. Noch lieber aber sprach er mit des Försters hoffnungsvollen Töchterlein, der schönen Johanna, die ein lebenslustiges, fröhliches Waldkind war und von städtischen Manieren, so wie von den guten und schlimmen Begleiterinnen derselben keine Ahnung hatte.

Johanna zeigte für den Peter eine gleiche Vorliebe, und kaum konnte sie die sechste Abendstunde erwarten, zu welcher Zeit der junge Herr Nachbar sich täglich einzufinden pflegte. Der Förster, der trotz seiner vorgerückten Jahre noch ein paar gesunde Augen hatte, merkte bald, wie hoch es an der Zeit sei, und daß die Stunde seines Töchterchens geschlagen habe. Darum, als sie einst traulich neben einander saßen, Hand in Hand, Auge in Auge, keines Wortes mächtig, ihre tiefinnersten Gefühle mit leserlicher Schrift in allen Mienen ausgeprägt, trat der Förster hinzu, legte seine Hände auf ihre Häupter und sagte:

„Gott segne Euch, Kinder. Und wenn eines alten Mannes Fürbitte etwas gilt, werdet Ihr glücklich bei einander sein. Mir kommt es vor, als müßte ich bald von hinnen und da ist es mir eine Beruhigung, meine liebe Johanna von treuer Hand beschützt zu wissen."

Und als ob der alte Herr mit prophetischer Zunge gesprochen hätte, traf ihn mit dem Beginn des Jahres das Schicksal, von einem Wilddiebe hinterrücks erschossen zu werden. Kummer und Trübsal herrschten im Forsthause.

Das Begräbniß war vorüber und Johanna begriff, daß sie nicht im Forsthause bleiben und die Besuche ihres jungen Freundes annehmen dürfe. Zur rechten Zeit erinnerte sie sich, in der Residenz eine alte Muhme zu haben. Diese willigte ein, die Verwaiste bei sich aufzunehmen, bis eine Versorgung für sie gefunden wäre und Peter, der gerade dahin wollte, um seinen Verwandten den Pacht zu zahlen, und über den Zustand des Gutes den gewohnten Jahresbericht abzustatten, bot sich zum Begleiter an. Kaum war dies besprochen, als er sowohl an den Onkel, als an die Tante schrieb, daß er ihnen seine Braut vorstellen werde, und sie bat, ihm ihren Segen zu seiner ehelichen Verbindung zu geben. Es erfolgte darauf mit wunderbarer Uebereinstimmung der Bescheid, daß man eine solche Zusage nicht ohne Weiteres ertheilen könne, sondern dies erst geschehen werde, wenn man die Braut kennen gelernt, und sie ihnen gefallen habe. Der Neffe möge ihnen deshalb das junge Mädchen zuführen, worauf der Bescheid seiner Zeit erfolgen werde. Peter theilte diese Nachricht seiner Geliebten mit, und die Reise, welche demnächst angetreten wurde, verursachte Beiden ein nicht geringes Herzklopfen, das immer beängstigender wurde, je näher sie der Residenz kamen.

Onkel Bastian hatte gerade mit seinem alten Diener die wichtige Frage erledigt, welche Arrangements für die künftige Woche zu treffen wären, und begab sich, mit der Aussicht auf sieben angenehme fröhliche Tage in sein Garderobezimmer, als Peter sich melden ließ, um den Pachtzins zu bringen, und zugleich seine Braut vorzustellen.

Johanna war in einer neuen Welt. Der Glanz, die Pracht, welche sie hier umgaben, und von der sie nicht die entfernteste Ahnung hatte, verblendeten sie. Es wurde ihr unter dieser Fülle von Sammet und Seide, diesen Statuen und Bildern fast unheimlich, und sie sah dem Eintreten des Onkels mit großer Angst entgegen.

Herr Bastian kam. Ein kleiner, zierlicher Herr, wohl frisirt, teupirt und mit großer Sorgfalt gekleidet. Er musterte die fortdauernd knixende ländliche Schöne durch das Augenglas, und hörte nicht darauf, daß sein Neffe mit steigender Ungeduld zwei bis drei Mal nach einander fragte:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Hm! Hm!" sagte Onkel Bastian nach einer Pause. „Sie sind willkommen, mein liebes Kind. Und da wir, wenn es Gottes Wille ist, nahe mit einander verwandt werden sollen, ist es nicht mehr als billig, daß wir uns genauer kennen lernen. Darum, Neffe, gehe getrost Deiner Wege und besorge Deine Geschäfte; ich werde unterdessen schon auf die Unterhaltung der jungen Dame bedacht sein."

Peter ging mit schwerem Herzen, denn er fürchtete, daß die Unterhaltung mit dem Onkel möglicherweise schlimm ausfallen könne. Unterdessen fand diese vorerst gar nicht statt, denn Johanna vermochte vor lauter Respekt kein Wort hervorzubringen. Als aber die erste Scheu überwunden war, heilte sie das Versäumte redlich nach. Sie berichte den Mittheilungen des Onkels, der ihr einen hohen Begriff von seiner glänzenden Lebensweise beibringen wollte, und mit seinen Beschreibungen stets das totale Gegentheil erreichte. Johanna schrieb vor Verwunderung die Hände zusammen und lachte aus vollem Halse, als sie hörte, daß man hier statt früh mit der Sonne aufzustehen, bis gegen Mittag im Bette bleibe, und wenn man auf dem Lande abgezogen hätte, den Morgenkaffee trinke, wobei man Bilderbücher lese und sonstige Possen treibe. Sie begriff nicht, wie man sich beim Dunkelwerden zum Mittagessen begeben, drei bis vier Stunden am Tische sitzen bleiben und von zwanzig Gerichten essen könne. Am Lächerlichsten aber kam es ihr vor, daß zu der Zeit, wenn im Forsthause schon Alles längst eingeschlafen war, die Damen und Herren große Toilette machten und sich anschickten, Gesellschaften zu besuchen, die oft erst mit dem anbrechenden Morgen endeten.

Onkel Bastian hatte Unglück. Was er auch vorbrachte, um Johannens Theilnahme zu erregen, schlug in das gerade Gegentheil um. Er war außer aller Fassung, wußte nichts weiter zu sagen und hielt inne, indem er in stummer Verzweiflung mit der flachen Hand auf der Stirn trommelte.

Das that Johanna leid. Sie hielt den Onkel für krank und indem sie ihn trösten wolle, schüttete sie, ohne es zu ahnen, eine Fluth von Oel in das ohnehin hell auflodernde Feuer.

„Das kann ich mir wohl denken, lieber Herr," sagte sie freundlich, „daß Sie bei einer solchen Lebensweise elend und miserabel werden müssen. Man sieht es Ihnen ja auch auf den ersten Blick an."

„Was?" rief Onkel Bastian und machte eine gewaltige Anstrengung, um den aufsteigenden Zorn niederzukämpfen. Der alte, eitle Herr, der gern noch für einen Stutzer gelten wollte, der hinreißend und unwiderstehlich sei, sollte so miserabel und elend sein, daß eine hergelaufene Bauerndirne ihm das Siechthum bei dem ersten Blicke von der Stirn ablase? Johanna, die den zornigen Schreckensruf für einen Schmerzenslaut hielt, legte, wie beschwichtigend, ihre Hand auf seinen Arm und sagte begütigend:

„Da wollen wir bald Rath schaffen. Wenn es Gottes Wille ist, daß der Peter und ich ein Paar werden, machen Sie sich von allem hiesigen Wirrwarr los und ziehen zu uns auf das Gut. Da will ich Sie hätscheln und pflegen, daß es eine Lust ist. Sie erben meines Vaters großen Sergenfuhl. Wenn Sie allein nicht fort können, will ich Sie führen. Sie dürfen sich getrost auf mich stützen, denn ich bin gesund und stark. Sie sehen vom Kohlgarten aus, da wo die blau angestrichene Bank steht, die Sonne über den Berg aufgehen, und des Abends spielen Sie mit dem Peter eine Parthie Deutsch-Solo, wie er es früher mit meinem seligen Vater gethan. So treiben wir es einen Tag wie alle Tage, außer des Sonntags, wo wir mitsammen zur Kirche gehen, und bald bei dem Herrn Pastor, bald bei dem Herrn Schulzen, oder diese bei uns das Mittagsbrot essen. Das soll ein Leben werden."

Johanna hielt erschreckt inne, denn der Onkel fuhr so plötzlich vom Stuhl auf, als sei er von einer Tarantel gestochen. Länger hielt er es nicht aus. Er raste im Zimmer auf und ab, und rief ein Mal über das andere:

„Tollheit! Wahnsinn! Verrücktheit in optima forma! Und das will in die Familie hinein? Alter Balthasar, wo bist Du? Ich erstücke! Balthasar! Balthasar!"

„Hier, Herr!" rief der alte Diener, erschrocken herbeieilend, und Johanna rief händeringend:

„Ach Gott! Was ist doch nur das! Ich habe es so herzlich gut gemeint."

In diesem Augenblicke kam Peter, der es nicht länger hatte aushalten können, zurück, und mit Mühe den auf- und abrennenden Onkel festhaltend, fragte er mit verstörtem Athem:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Ganz und gar nicht!" platzte der Alte heraus. „Ganz und gar nicht, Monsieur Peter. Und wenn Er noch irgend Etwas auf Seinen Onkel giebt, wenn Er in der Verwandtschaft bleiben und den fetten Pacht behalten will, schlage Er sich diese Heirath aus

dem Sinne, zu der ich nun und nimmer meine Einwilligung gebe. Da hat Er Seinen Bescheid."

Mit diesen Worten rannte der alte Bastian aus dem Zimmer, und Peter, der selbst nicht wußte, wie ihm geschah, hatte alle Mühe, die tauweinende Johanna zu beruhigen, und sie von dem Onkel Bastian weg, zu der Tante Emerentia zu bringen.

Es war vierundzwanzig Stunden später und noch zu ziemlich früher Tageszeit, als Tante Emerentia sich heimlich selbst gestehen mußte, daß sie, wenn es so fortginge, einen sehr glücklichen Tag habe. Zwei böse Schuldner, die nach und nach so viele Zinsen bezahlt hatten, als das ursprüngliche Anlehen betrug, hatten auch das Anlehen selbst zurückgegeben. Ein Dritter hatte gegen Hergabe eines Pfandes, welches dreihundert Thaler werth war, Einhundert von ihr empfangen. Sie lächelte der alten Dienerin zu, was sie sonst nie that, und gab dieser den Befehl zur Bereitung einer Milchsuppe; welche ungewohnte Freigebigkeit die Dienerin in ein solches Erstaunen setzte, daß der Befehl ihr eigens mit dürren Worten wiederholt werden mußte. Kopfschüttelnd ging die alte Barbara hinaus, fest überzeugt, es sei mit der Herrschaft nicht recht richtig.

Zu dieser höchst glücklichen Stunde traf Peter mit seiner Johanna bei der Tante ein. Er stellte ihr das junge blühende Mädchen vor und fragte bedeutender zaghaft als gestern bei dem Onkel:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

Die alte Dame nickte zum Gruße mit dem Kopfe und sagte dann:

„Reden wir zuerst von Geschäften und lassen die Windbeuteleien einstweilen bei Seite. Wo ist der Pachtschilling? Wo sind die Rechnungen und Belage? Wie steht es draußen auf dem Gute? Eines nach dem Andern, umständlich und deutlich."

Peter mußte mit der größten Ausführlichkeit berichten. Tante Emerentia erließ ihm nicht das Geringste. Als endlich der kleinste Umstand erschöpft, und die Quittung für den gezahlten Pacht unterschrieben war, wiederholte Peter schüchtern seine Frage:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Wie kann ich das jetzt schon wissen?" entgegnete die Tante fast verdrießlich. „Um das zu sagen, müssen wir erst einen Scheffel Salz mit einander verzehrt haben."

Barbara, die eben durch das Zimmer ging, bekreuzte sich ob solcher Verschwendung und die Tante fuhr fort:

„Ich will der Mamsell schon auf den Zahn fühlen, und dabei braucht der Herr Neffe nicht zu sein. Gehe Er Seinen Geschäften nach. Unterdessen werde ich discursive erfahren, was ich erfahren will, und Ihm dann meine Meinung ganz offen sagen."

Peter mußte, wohl oder übel, seines Weges gehen, was nicht ohne schwere Seufzer geschah, denn er war des gestrigen Auftrittes bei dem Onkel eingedenk und fürchtete, derselbe könne sich hier, wenn auch in etwas anderer Weise wiederholen, und dann sei all' und jede Hoffnung für immer verloren.

Ehe aber noch das inquisitorische Frage- und Antwortspiel beginnen konnte, war die Barbara mit der Suppe fertig, und Tante Emerentia mußte, wohl oder übel, die Freunde zum Mitessen einladen, was die Barbara sehr ungnädig aufnahm, weil sie dabei den Kürzeren zog, denn das Bereitete reichte nicht für Zwei, geschweige denn für eine Dritte.

Man setzte sich zum Essen. Tante Emerentia, welche scharf beobachtete, fragte mit aufgeworfenen Lippen:

„Ist Ihr etwas an der Suppe nicht recht?"

„Nehmen Sie es mir nicht übel," sagte Johanna, nur mühsam das Lachen bezwingend, „aber Ihre Köchin muß sich das Lehrgeld wiedergeben lassen. Sie hat die Suppe ordentlich zu salzen vergessen und Butter hat sie auch nicht hinein gethan."

Barbara schrie laut auf. Die Tante aber erwiderte:

„Butter und Salz! Warum nicht gar Zimmt oder Vanille und Marzipan zum Zubeißen. Wie müßte denn die Suppe nach Ihrem Recept gekocht werden? Ich setze voraus, daß Sie überhaupt eine Suppe kochen kann."

„Ob ich das kann!" sagte Johanna, vor Freude strahlend, denn nun war sie in ihrem Elemente. Sie entwickelte ihre Ansichten von der Kochkunst mit überraschender Sicherheit, und war von ihrem Gegenstande so sehr erfüllt, daß sie gar kein Arges daraus hatte, welche Wirkung diese Offenbarungen auf ihre Zuhörerinnen hatte.

Barbara wäre vor Entsetzen fast taub geworden und wünschte es ganz und gar zu werden, denn sie schnitt jämmerliche Gesichter und hielt sich beide Ohren mit den Händen zu. Tante Emerentia aber lehnte sich immer weiter vor, den Kopf seitwärts gebogen, damit der Borneblick ihrer schielenden Augen das junge Mädchen desto tödtlicher treffe; sie wechselte die Farbe zu dreien Malen und kreischte ihr endlich zu:

„Halte ein! Halte endlich ein, unseliges Geschöpf. Das ist die offenbarste Verschwendung, die, mit dem weißen Stocke in der Hand, in's Elend führt."

„O, nicht doch!" entgegnete Johanna unbefangen. „Das Gesinde darf nicht verkürzt werden, sonst leidet die Herrschaft selber Noth. Arbeiten, wenn es nöthig ist, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, dafür aber auch Krug und Schüssel allezeit bis zum Rande gefüllt. Was haben denn Knecht und Magd für ihr mühseliges Dasein, wenn nicht das Bischen Essen und Trinken? Sie müssen ja für uns arbeiten, also müssen wir auch den Ueberfluß mit ihnen theilen."

„Bettelpack!" stöhnte die Tante, welcher der Zorn die Sprache raubte.

„Ach ja!" entgegnete Johanna, die den Sinn dieses Wortes mißdeutete. „Armuth giebt es, Gott sei es geklagt, übergenug, und man weiß nicht, wie man dem Uebel steuern soll. Da thut denn Jeder nach Kräften das Seine. Das hätten Sie sehen sollen, wie es Sonnabends bei uns auf der Försterei zuging. Vom frühen Morgen an kamen die Armen von den umliegenden Dörfern. Der Vater gab Jedem einen Dreier, Sechser oder Groschen, die Mutter stand am Herde und hatte für die Kranken und Gebrechlichen stets ein Näpfchen bei der Hand; die Kinderchen kamen zu mir, denn sie wußten, daß sie da wohl aufgehoben waren. Ja, meine liebe Madame, es ist wohl schön bei uns draußen, wenn wir Sonntags in der Kirche sitzen und der Herr Pastor uns mit ernsten Worten das Christenthum predigt, aber es ist noch schöner, wenn man die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Kranken gepflegt hat, und sie nun mit hundert Segenswünschen auf den Lippen getröstet von dannen ziehen. Das ist die köstlichste Erinnerung, die ich aus dem Vaterhause mit mir genommen habe, und die ich, wenn es Gottes Wille ist, daß ich den Peter bekomme, in seinem Hause wieder herstellen will."

„Will Sie das?" fragte scharf die Tante.

„Ja, gewiß will ich es;" sagte Johanna treuherzig, „denn das bringt dem Hause Heil und Segen für Kind und Kindeskind. Wie sollte ich das meinem lieben Peter nicht gönnen?"

„Noch habe ich keinen Athem wieder," sagte Tante Emerentia im vollen Zorn, „sonst würde ich Ihr meine Meinung sagen, daß Sie zittern und beben sollte. Mit solchen Ansichten ist Sie im Stande, Millionen, ja, ein ganzes Königreich zu vergeuden, geschweige denn ein kleines Gut, welches nicht einmal dem Herrn Vetter gehört, sondern der Familie, und welches er nur aus Gnade und Barmherzigkeit verwalten darf. Versteht Sie mich? Der Familie, in welche Sie sich gern drängen möchte, aber zu der Sie keinen Zutritt haben soll, so lange ich noch den Mund bewegen und die Zunge rühren kann. Sie gewissenlose Verschwenderin, Sie!"

„Du mein himmlischer Vater, was ist doch nur das?" rief in Thränen ausbrechend, die geängstigte Johanna. „Dort werde ich verstoßen, weil ich eine dumme Gans bin, die Spart und auf Ordnung hält und hier — O, Peter! Peter! Wo bist Du? Komm doch und bringe mich von hier weg!"

Peter, der von seiner Ungeduld getrieben, eben eingetreten war, eilte auf Johanna zu und schloß sie in seine Arme. Obgleich Alles ihm zeigte, daß hier nichts Tröstliches vorgefallen sei, fragte er doch, wenn auch mit großer Zerknirschung:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

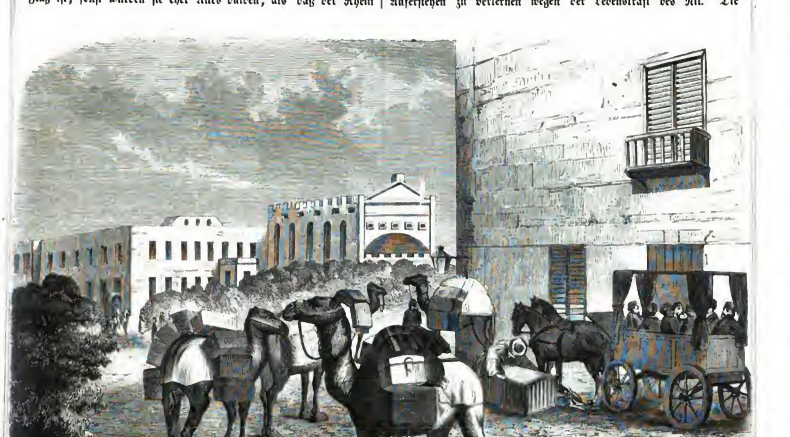
Da brach die Tante los. Unaufhaltsam, wie eine Schleuse ergoß sich ihr Zorn. Sie verbot dem Neffen auf das Strengste jede Fortsetzung eines Verhältnisses, das nicht nur eine Familie, sondern Land und Leute zu Grunde richten könne, und verlangte, daß die schreckliche Person, welche solche verderbliche Grundsätze predige, ihr Haus sogleich verlassen solle.

(Schluß folgt.)

Alexandria und die englisch-indische Ueberlandpost.

„Ich verzeihe den Herren diesen unheilvollen Krieg, wenn sie nun nur die eine Bedingung des Friedens wirklich ausführen und halten — wenn sie der Donau wirklich eine Mündung verschaffen.“ So sagte mir neulich ein gescheidter Engländer. Und er hat Recht. Von allen Flüssigkeiten, die über die Erde pulsiren, sind die Flüsse die allerwichtigsten, segensreichsten und spirituösesten. Was hilft mir aber der Wein ohne Mund? Der Fluß ohne Mündung? Deutschland hat die schönsten Flüsse, aber die Flüsse leiden entweder an Versopfung oder Mangel an Mündung, oder an beiden Gebrechen. Die Deutschen wissen nicht, was ein Fluß ist, sonst würden sie eher Alles dulden, als daß der Rhein Türkei zerbröckelt, Egypten ließ't seine zerstreuten Gebeine wieder zusammen und zieht frisches Fleisch und Leben darüber aus der unverwüstlichen Schöpfungskraft seines großen Musterflusses.

Kulturland Egypten ward mehrmals von Eroberern und Barbaren todt gemacht und stand immer wieder auf. Ohne Nil wäre es keinem Mehemet Ali gelungen, sich vom Sultan loszumachen und mit Lord Palmerston Verträge zu schließen, während letzterer ersterem versicherte, daß Alles, was für ihn gemacht werden könne, gemacht werden solle, worauf unter Anderem die türkische Flotte zerstört ward. Ohne Nil wäre Mehemet Ali nicht als Rebellen-Häuptling „respektabel“ bei Palmerston, sondern als Rebell abgethan worden. Egypten war das erste Kulturland der Menschheit durch den Nil, Egypten ward mehrmals todt gemacht, ohne das Auferstehen zu verlernen wegen der Lebenskraft des Nil. Die



Die englisch-indische Ueberlandpost von Alexandrien nach Suez.

Der Hauptkulturplatz des neuen Egyptens ist und wird mit jedem Tage mehr Alexandria an der westlichsten, besten Mündung des Nil. Alexander der Große hatte es aus dem Grunde. Es wuchs bald zu einer Hauptresidenz, zum eigentlichen Träger und Arsenal einer ganzen geschichtlichen Periode empor, der glänzenden „Ptolemäerzeit;“ der „alexandrinischen Bildung,“ wovon wir noch Spuren in den Alexandriner-Versen finden. Nach Alexandrien flüchtete sich die Bildung, die in den ersten christlichen Jahrhunderten nirgends in der Welt eine günstige Stätte mehr fand. Ptolomäus Soter, „der Retter,“ verschaffte 400,000 Flüchtlingen von Büchern ein Asyl im Serapistempel. Seine Nachfolger vermehrten diese berühmte alexandrinische Bibliothek auf 700,000 Bände. Das Schwert des Propheten Muhamed, welches hernach

Ich verzeihe den Herren diesen Krieg, wenn sie nur die Donau wirklich eine Mündung verschaffen.

seinen Kopf in den Sand steckt, die Oder ganze Kreise überschwemmt, die Elbe versandet, die Weichsel am Weichselzopf festgehalten wird, die Spree sinkt und als Schwan nach Berlin kommend, immer als Schwein wieder herausschleicht. Kein individuelles Leben ohne Pulsschlag der Meeresflüsse, kein Völkerleben, keine Freiheit, keine Bildung, kein Wohlstand, kein Gedeihen der Arbeit, keine sichere und richtige Verwerthung derselben im Verkauf und Einkauf ohne Flüsse, ohne freie Mündungen, ohne Meerwasser.

Wir sprechen von der Donau, der Spree, von Deutschland, meinen aber diesmal eigentlich den Nil damit. Der Nil ist nämlich der Hauptbeweis für die Gegenseitigkeit von Kultur und Wasser, und enthält in dem faulen Witze: „Aut Caesar aut Nil“ („entweder der Erste im Lande oder gar nichts“), übersetzt mit: „Entweder Kaiser oder der Nil,“ da letzterer mindestens eben so mächtig sei als der Kaiser, eine Wahrheit. Am Nil hinauf blühte die älteste, erste Vater-Kultur der Menschheit. Das große, reiche

als Rache gegen die diplomatisch-mißbrauchte „christlich-germanische“ Kultur über drei Welttheile wüthete, zerstörte auch diese alexandrinische Bildung und Bibliothek. Alexandrien und die ganze Kultur am Nil herauf behielt aber Lebenskraft genug, sich auf's Neue in die Geschichte herauszuarbeiten. Das neue Egypten wird, trotz sinnloser Despotie, zusehends mit jedem Tage eine mächtigere, thätigere Völkermasse. Der alte und der jetzige Westkönig importirten nach allen Kräften europäische Industrie und Wissenschaft und mißsen dafür auch zu exportiren. Der neue Welthandel, mit den Handelsmächten der Levante, Oesterreichs, Frankreichs und selbst Amerika's durchschneidet die Landenge von Suez (s. Gartenlaube Nr. 8) und führt so neue Lebensadern zum Nil, der großen Schlagader des ältesten, dauerhaftesten Kulturlebens. Alexandrien, vor zwanzig Jahren noch eine traurige, verschüttete orientalisch-muselmännische Perle mit kaum 10,000 müssigen, schmutzigen Prophetengläubigen, zählt jetzt schon über 30,000 Bewohner aller Völker und Farben, unter denen geschäftigem Treiben die Stadt immer voller, frischer und weltstädtischer wird. Handlungsreisende und Kaufleute von London, Paris, Berlin, aus dem Innern Afrika's und Asiens, Schiffskapitaine aus allen Weltgegenden sitzen, Cigarren rauchend, auf den Balkons französischer Hotels und blasen im Anblick der „Nadel Kleopatra's,“ der Pompejus-Säule und anderer Ruinen des fünf Mal gestorbenen, sechs Mal wieder auferstandenen Egyptens Harmannäste in den klaren, trostlose Sandflächen und einzelne Palmen und Oasen überspannenden Himmel hinein. Durch die Entdeckung des Weges nach Indien um das Cap der guten Hoffnung herum, verlor Alexandrien das Emporium des indisch-europäischen Handels; aber noch blieb es Hauptsammelplatz der Kaufleute, die zwischen Asien, dem Innern Afrika's und dem mittelländischen Europa Güter austauschen. Und als eine Hauptstation der englisch-ostindischen Ueberlandpost gewann es doppelt wieder, was es durch Entdeckung des Cap's der guten Hoffnung verloren.

Die Ankunft dieser Post ist jedesmal die Periode großer Aufregung und bunter Lebendigkeit in Alexandrien. Sobald das Dampfschiff heranbraust, wimmelt der Hafen von malerischen Booten, unter denen die rothbewimpelten, vierundzwanzigruderigen des Pascha's mit den ganz weißgekleideten, glänzend braunen Ruderern ganz besonders zwischen den dunkeln Kriegs- und den Handelsschiffen aller Völker malerisch hervorstechen. Dampf- und Segelschiffe fliegen ab und zu, und bienenschwärmige Leute aller Farben wuseln und schreien ladend und löschend durcheinander. In die Stadt hinauf führen helle, glatte Trottoirs zwischen hohen, stattlichen Häusern, des Nachts beleuchtet, wie die beste europäische Residenzstadt. Uniformirte Jungen schreien den Fremden an, daß er sich die Stiefeln wichsen lassen möge, eben so munter und dienstfreizig wie in London. Omnibus, Postwagen, Privatkutschen, Lastwagen unter Waarenballen schwer rasselnd, bedecken die buntbelebten Straßen. Die indische Post und die australischen Briefpfleißen kommen und gehen auf Kameelen zu Lande über die Wüste von Suez. Indische Passagiere füllen den Omnibus, der Reisende und Handelsspeculanten bringt und nimmt. Die in Abbildung gegebene Scene stellt das Postamt und östlich die britische Kirche und das französische Consulat dar. Die Kisten auf den Kameelen enthalten die Briefe und Güter der indischen Post. Die Kisten sind sehr stark aus zollrickenden Brettern gefügt, damit sie ohne Verletzung von den hohen Rücken der Kameele fallen und den gelegentlichen Angriffen coptischer und arabischer Kameeltreiber und Räuber in der Suezwüste Widerstand leisten können. Die große, breite Frankenstraße Alexandriens kann sich mit den stolzesten Häuserreihen europäischer Städte messen.

Diese kulturhistorische und kommerzielle Bedeutung hat Alexandrien vorzugsweise dem Engländer Thomas Waghorn zu verdanken, welcher sich durch Wiederherstellung des alten Ueberlandsweges von Europa nach Ostindien unter Anwendung der Dampfschiffahrt berühmt gemacht hat. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß das rothe Meer der in jeder Beziehung vorzüglichste Weg nach Indien sei, berichtete in diesem Sinne an die englische Regierung und brachte es zu Stande, daß zur Beförderung der indischen Post eine regelmäßige Dampfschiffslinie von Marseille über Malta nach Alexandrien und von Suez nach Bombay errichtet wurde, während er zugleich eine Wüstenpost über den Isthmus von Suez errichtete und eine Dampfschiffcommunication auf dem Nil und dem Kanal von Alexandrien in's Leben rief.

Aerztliche Strafpredigten.

Nr. I.

Gegen die Unwissenheit der Menschen in Bezug auf ihre Gesundheit.

Unverschuldetes Unglück nennt **Ihr's**, — nothwendige Folge Eures Thuns und Treibens, also wohlverdiente Strafe, nenne **ich's**, wenn Ihr oder Eure Angehörigen von Krankheit oder wohl gar von frühem Tode heimgesucht werden. — Denn nicht ohne Ursache wird man krank und stirbt vor der Zeit, und gar nicht so schwierig ist es in den meisten Fällen, die krankmachende und tödtende Ursache (Noxe, Schädlichkeit) oder doch ihre nachtheiligen Folgen zu vermeiden und zu mildern. Aber freilich muß man, um dies zu können, — und dies sollte doch eigentlich jeder vernünftige, richtig gebildete Mensch können, — mit jenen Schädlichkeiten und ihren Folgen, so wie mit der Einrichtung des menschlichen Körpers bekannt sein und nicht dem unsinnigen Glauben anhängen, daß dies nur des Arztes Sache sei, wie das Stiefelmachen die des Schuhmachers. Frage Dich doch einmal, Leser, was Du eigentlich von Deinem Körper und seiner ordentlichen Pflege, von Entstehung, Verhütung und naturgemäßer Behandlung seiner Krankheiten weißt? Nichts! Was für unnützes Zeug hast Du dagegen während Deines Lebens in Deinen Kopf gestopft, blos um es wieder zu vergessen. Und was Deinen Arzt betrifft, hast Du den etwa schon danach gefragt, was Du zu thun hast, um nicht krank zu werden? Und gerade darin besteht doch das rechte Wissen des Arztes, daß er Krankheiten zu verhüten versteht. Du läßt ihn nur rufen, wenn Dir's schlecht geht, und zwar zum Gesundmachen. Ob und in wie weit dies aber der Arzt überhaupt kann, ob es dieser Arzt besser kann als jener, ob diese oder jene Heilmethode die vernünftigere, darüber sucht Du Dich gar nicht weiter zu unterrichten, obschon durch eine solche Unkenntniß Dein körperliches Wohl so sehr gefährdet ist. Von was für kleinlichen Umständen ist außerdem oft die Wahl des Arztes abhängig? Der Eine nimmt den Arzt, welcher gerade am meisten in der Mode ist; der Andere oder auch seine Frau wählt sich einen Heilkünstler mit angenehmem Aeußern, eleganter Kleidung und zarten Manieren; ein Dritter geht gewissermaaßen seinen greisen Hausdoctor oder dessen Sohn und behält diesen Erbstück aus Pietät; ein Vierter holt sich einen wohlhabenden, nicht sehr beschäftigten Arzt, um ihn nicht zu bezahlen; Manchen wird der Arzt von den Schwiegereltern octroyirt, Andere verfallen einem Arzte aus verwandtschaftlichen oder gesellschaftlichen Rücksichten u. s. f. Die Meisten fühlen sich aber, ihrer Unwissenheit und ihres Aberglaubens wegen, zu Charlatanen, die weder vom gesunden, noch vom kranken Menschenkörper Etwas wissen, sowie zu solchen Heilkünstlern hingezogen, die augeblich auf unnatürliche, übersinnliche Weise kuriren, den Kranken irgend einen Hokuspokus vorzaubeln und lächerliche Versprechungen schneller Heilung machen. Und was für unbillige, inhumane Anforderungen werden nicht, trotz des gewöhnlich erbärmlichen Honorares, von den Kranken an den Arzt gestellt! Stundenlang muß er sich, obschon er dabei wie auf Kohlen sitzt, wegen versetzter Blähungen von Hypochondristen und Hysterischen vorlamentiren lassen; nervöse, reizbare Damchen, fortwährend in Thränen schwimmend, soll er wo möglich aus zehn Schritt Entfernung lispelnd und bücklingend examiniren und kuriren, aber ja nicht anrühren; die Frau vom Hause wünscht Neuigkeiten erzählt, die Mutter ihre leidenden, in der That aber ungezogenen Kinder (die man durchprügeln möchte) bemitleidet und sogar bei schmutziger Nase und beschmierten Munde gelüft zu haben; bei Tag und Nacht, bei Wind und Wetter werden seine sofortigen Dienste, oft rücksichtslos gefordert, sobald es dem Kranken oder seinen Angehörigen gerade beliebt; Besuche, Arznei und Diät

wollen die Patienten nach ihrem Behagen eingerichtet haben, nicht aber nach den jedesmaligen Erfordernissen; über jeden außergewöhnlichen Stuhlgang möchte der Arzt genaue Rechenschaft ablegen und einen gelehrten Vortrag halten; die Dienstleute soll er ja so schnell und auch so billig als möglich herstellen, die Madame aber nach ihrem Wunsche nach Süden, ihren Herrn Gemahl dagegen nach Norden in das Bad schicken, und nebenbei muß sie nach seiner, er nach ihrer vertraulichen Mittheilung behandelt werden. Schließlich werden sodann hinter dem Rücken des Arztes neben anderen Heilkünstlern auch noch Quacksalber und Charlatane zu Rathe gezogen, und die von der Natur vermittelte Heilung natürlich nur diesen letzteren zugeschrieben. Kurz, was der wissenschaftlich gebildete Arzt in seinem Berufe zu leiden und zu ertragen hat, abgesehen von der Undankbarkeit der Geheilten, das ist wahrlich arg. Freilich geschieht ihm schon ganz Recht, warum bemüht er sich nicht, die Menschheit über ihren Körper und dessen Leiden gehörig aufzuklären; nur die crasse Unwissenheit in diesen Zweigen der Naturwissenschaft erzeugt bei so vielen Menschen einen des Menschenverstandes unwürdigen Aberglauben und Inhumanität. Wissen macht human. Daß der unwissenschaftliche und nur Geld machende Heilkünstler gegen alle jene Plagen von Seiten der Kranken nicht blos abgehärtet und unempfindlich ist, sondern ihr gedultiges Ertragen sogar als Geschäftsache und ärztliches savoir-vivre und savoir-faire betrachtet, läßt sich eben nur durch seine Unwissenschaftlichkeit erklären.

Bekanntlich man heutzutage das Raisonnement der meisten Laien über Aerzte, Heilmethoden, Krankheiten und Heilungen, so glaubt man wirklich Verrückte oder wenigstens zum richtigen Denken Unfähige vor sich zu haben. Man sollte sich darüber freilich nicht verwundern, denn die Meisten urtheilen über Medicin, wie der Blinde über die Farben, ohne auch nur die geringste Kenntniß davon zu haben, ja häufig mit vorgefaßter Meinung. Aber betrübend ist es, sonst verständige Menschen über die wichtigsten Interessen ihres Körpers solch unverständiges Allweibergeschwätz machen zu hören. — Es darf nach Anwendung des unsinnigen Hokuspokus und des lächerlichsten Zeuges einer Charlatanus zufällig eine Aenderung im Befinden eines Patienten zu Stande kommen, gleich soll das Angewendete Schuld daran sein. Tritt nun gar Gesundheit danach, deshalb aber doch noch gar nicht dadurch, ein, dann wird die Heilmächtigkeit jenes Hokuspokus oder Charlatans in alle Welt ausposaunt, und die unwissende, abergläubische Menge glaubt so fest daran, daß sie sich, sollten auch nur wenige Fälle solcher Heilungen existiren, doch nicht einmal dann von der Nichtsnutzigkeit jener heilenden Mittel und Künstler überzeugen läßt, wenn später Hunderte und Tausende jene vergeblich in Gebrauch ziehen. Von vernünftiger Belehrung über den unvernünftigen Charlatanismus kann bei den meisten abergläubischen Laien natürlich keine Rede sein, da ihnen ihr Glaube weit über dem Wissen steht. Deshalb kann man noch so oft wiederholen, daß es die Naturheilungsprocesse sind, welche die allermeisten Krankheiten, und zwar ohne alle Medicamente, aber besonders bei passender Lebensweise zur Genesung führen, es hilft nichts, dies kann immer nur das gerade Angewendete gethan haben, wäre es auch nur ein Hauch oder ein Handstrich eines Magnetiseurs, ein homöopathisches Streukügelchen oder ein Riech an den Stöpsel einer homöopathischen Verdünnung gewesen. Ebensowenig läßt sich auch der großen Menge mit Gründen auseinander setzen, wie nur gewissenlose oder unwissende Heilkünstler Kranke, die sie nicht gesehen und nicht ganz genau untersucht haben, aus der Entfernung behandeln können. — Kommt Einer mit einem kranken Müller oder Schulze zusammen, bei dem die Krankheitserscheinungen einige Aehnlichkeit mit denen von Hinzens oder Kunzens Uebel haben, gleich werden von ihm dieselben Mittel, die Bäder, Heilmethoden und der Heilkünstler anempfohlen und in Gebrauch gezogen, welche jene scheinbar kurirt haben. Daß ganz dieselben Erscheinungen den verschiedenartigsten und oft gerade den entgegengesetzten Krankheiten zukommen können, danach wird nicht gefragt und das wird nicht geglaubt. — Daß ein und dasselbe Geheimmittel, dieselbe Heilmacht eines Charlatans, die unwissenschaftlichste und einseitigste Heilmethode (wie die homöopathische, isopathische, hydropathische, rademacher'sche, schroth'sche, gymnastische, sympathische, magnetische u. s. w.), und derselbe Firlefanz eine Menge der allerverschiedenartigsten innern und äußern Uebel heilen können, selbst wenn dies die Wissenschaft sogar nicht kann, finden die meisten Laien gar nicht auffällig. Man findet es deshalb heutzutage ganz in der Ordnung, wenn ein altes dummes Bauerweib oder ein Schäfer u. dgl. Leute zum Nachtheile wissenschaftlich gebildeter Aerzte und zum Hohne des Menschenverstandes mit Kuriren und Arzneiverkauf ihren Mitmenschen an der Gesundheit und am Beutel Schaden gesetzlich zufügen dürfen. — Kurz in Beurtheilung von Gesundheits- und Krankheitsangelegenheiten muß bei den meisten Menschen der gesunde Menschenverstand geradezu bezweifelt werden. Wie ganz anders würde dies sein, wenn die Menschen von Jugend auf mit den in der Natur und im menschlichen Körper herrschenden Erscheinungen und Gesetzen bekannt und vertraut gemacht würden; dann gäbe es sicherlich ein ganz anderes, ein fröhligeres und schöneres Menschengeschlecht als jetzt, welches sich nicht wie das heutige von Charlatanen ausbeuten und auslachen lassen würde.

Fragen wir nun noch, ob sich nicht wenigstens Diejenigen, welchen ihr Beruf und ihre Beschäftigung, wenn sie gewissenhaft sein wollen, Vorsicht und Umsicht in Bezug auf ihre eigene Gesundheit und das körperliche Wohl der Ihrigen auferlegt, solche Kenntnisse anzueignen suchen, mit deren Hülfe sie ihren und der Ihrigen Körper vor den umgebenden Schädlichkeiten und ihren Folgen schützen könnten? Die Antwort auf diese Frage ist, daß solche Gewissenhaftigkeit und Humanität nur äußerst Wenige besitzen. Wann wäre wohl eine Jungfrau in die Ehe getreten, welche sich vorher oder als junge Frau um die Gesetze bekümmert hätte, nach denen Kinder in der ersten Jugend, wo sie ganz den Händen der Mutter anvertraut sind und so sehr leicht verwahrlost werden können, erzogen werden müssen? Wissen etwa Handwerker und Geschäftsleute, welche mit schädlichen Stoffen umgehen, die Einwirkung derselben auf ihre Gesundheit gehörig zu verhüten oder unschädlich zu machen? Berathen überhaupt die Menschen sich vernünftig gegen die Schädlichkeiten der Außenwelt abzuhärten und zu schützen? — Wenn ein Staats- und Stadtbürger die ihm als solchen vorgeschriebenen Gesetze nicht beachtet und befolgt, so wird er, und ganz mit Recht, bestraft, versteßt der Mensch aber als Welt- und Erdbürger gegen die in der Welt und auf der Erde herrschenden Naturgesetze, so hält er seine ganz nothwendig folgende Bestrafung durch körperliche Leiden und den Tod für unverdientes Unglück. Ist das Menschenverstand? Leider scharen nun aber diese Unkenntniß der Naturgesetze und die daraus folgenden vielfachen Verstöße gegen dieselben nicht blos den Einzelnen, sondern werden nach und nach dem ganzen Menschengeschlechte verderblich. Dies zeigt sich denn auch jetzt schon Jedem, der nur die Augen gehörig öffnen will, auf den ersten Blick. Wer die Menschheit unserer Tage, vorzugsweise aber die Frauen und Kinder, hinsichtlich ihrer körperlichen Beschaffenheit einer genauern Betrachtung unterwirft, muß wahrnehmen, daß sich dieselbe in einem wahrhaft bedrängenden Zustande befindet. Oder sprächen nicht ganz laut und deutlich dafür: die sorthwährend und überall hörbaren Klagen über Unwohlsein (besonders über Brust- und Unterleibsbeschwerden, Verdauungsschwäche, große Nervenreizbarkeit, Hypochondrie und Hysterie, Hämorrhoiden, Gicht u. dgl.); der von Jahr zu Jahr steigende Besuch altbekannter und neuentdeckter Mineralquellen; die täglich wachsende Zahl der Charlatane und Geheimmittel, der Kaltwasser- und anderer Heilanstalten, unter denen die Irrenanstalten nicht den letzten Platz einnehmen; die unläugbar eintretende Kränklichkeit eines großen Theiles der männlichen Jugend zum Soldatendienste; die Unfähigkeit der meisten Mütter zum eigenen Säugen ihrer Kinder; die Abneigung der Jünglinge und Männer gegen Beschäftigungen und Thaten, welche Willenskraft und Ausdauer erforderu, dagegen deren Vorliebe für körperliche und geistige Ruhe; das Ueberhandnehmen des tollsten Aberglaubens, der schimpflichsten Furchtsamkeit und der gemeinsten Heuchelei?

Berühren wir schließlich mit wenig Worten noch den Dank, welcher dem gewissenhaften Arzte in sehr vielen Fällen von Seiten seiner Kranken wird. Gewisse Patienten können gewöhnlich nach ihrer Heilung ihren Arzt gar nicht mehr; Andere machen auf der Straße einen großen Bogen, wenn sie ihn von Weitem sehen; noch Andere trösten ihn mit den Worten: „Ich werde Sie nächstens besuchen," oder: „Schicken Sie mir gelegentlich Ihre Rechnung." An langwierigen Krankheiten Leidende, die schon Hunderte und Tausende für Badereisen und Charlatanerien ausgaben und endlich von einem rationellen Arzte durch ein vernünftiges diätetisches Verfahren geheilt wurden, finden sich bei demselben mit ein Paar Thalern ab, die sie ihm wie ein Trinkgeld in die Hand

drücken; während die Kranken die Dienste des Arztes mit der größten Pünktlichkeit und Schnelligkeit, bei Tag und bei Nacht geleistet haben wollen, beeilen sie sich dagegen nach Rückkehr ihrer Gesundheit gar nicht mit ihrem Danke. Wehe nun aber dem Arzte, wenn während seiner Behandlung ein Kranker nicht gesundet, was soll er da nicht Alles versäumt und versehen haben, zumal wenn das Uebel später, in Folge der allmäligen Besserung durch die Naturheilungsprocesse, unter den Händen eines andern Heilkünstlers schwindet. Daß Charlatane für ihren Hokuspokus und ihre nichtsnutzigen Heilmittel noch vor der Behandlung und Heilung von Kranken tüchtig bezahlt sein wollen, findet man dagegen ganz natürlich, verliert auch nicht so leicht die Geduld beim wiederholten Zahlen und Warten, selbst wenn das Uebel nicht besteht. Ja es läßt sich behaupten, daß je blödsinniger und kostspieliger eine Charlatanerie ist, desto mehr Anklang findet sie beim Publikum. Und das wäre keine Schmach für unseren jetzigen Kulturzustand?

Bei so bewandten Umständen ist es wohl natürlich, daß Der, welcher ohne persönliche Vortheile dabei im Auge zu haben, seine Mitmenschen ihres leiblichen Wohles wegen aus den Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens befreit zu sehen wünscht, nicht ruhig abwarten kann, bis jeder Einzelne erst durch Schaden klug gemacht wird, sondern sucht, so viel in seinen Kräften steht, durch Wort und Schrift zur Aufklärung der Menschheit beizutragen. Auch der Unterzeichnete hegt diesen Wunsch, und will durch seine ärztlichen Strafpredigten die Gesunden zur Vermeidung von Krankheiten, die Kranken zur Wiedererlangung ihrer Gesundheit auf naturgemäße Art, antreiben. Sollte dies nicht auf so zarte Art geschehen, wie man heutzutage aufzutreten pflegt, so möge dies der Leser mit dem Aerger entschuldigen, welchen der Verfasser täglich über die Dummheit der Menschen in Gesundheitsangelegenheiten zu verschlucken hat und mit dem alten Grundsatze: „Krebsschäden kurirt man nicht mit Rosenwasser.“

Bock.

Pariser Bilder und Geschichten.

Der junge Dichter.

Herr Roger de Beauvoir wohnt in einem und demselben Hause mit einem Papierfabrikanten, dessen Familie aus einer Frau und zwei Kindern, einem Knaben von ungefähr funfzehn Jahren und einem Mädchen von zehn Jahren besteht. Herr Beauvoir ist ein Schriftsteller von gewöhnlichem Talent und geringem Namen, der durch seinen Charakter sowohl als seine geordneten Verhältnisse eine recht angenehme Stellung in der literarischen Welt einnimmt und Verbindungen mit Berühmtheiten, wie A. Dumas, V. Hugo, Lamartine u. s. w. unterhält. Und in dem Hause, das er bewohnt, genießt er eines Rufes, dessen er sich in der ganzen übrigen Welt nicht zu erfreuen hat, was er lediglich dem Concierge und dessen Gemahlin verdankt, von welchen es alle Einwohner, die es interessirt und nicht interessirt, zu hören bekommen, daß Herr Beauvoir ein ausgezeichneter Mann der Feder sei, da er sonst wohl nicht von den ersten Notabilitäten Frankreichs Besuche erhielte; ein Argument, das für die Logik der meist von bürgerlichen Beschäftigungen in Anspruch genommenen Inwohner vollkommen genügend ist. Herr Beauvoir seinerseits nimmt nur wenig Antheil an seinen Nachbarn, deren Beruf und Streben von dem Seinigen so sehr abweicht, und bemerkt es kaum, daß er ihnen ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit ist.

Eines Morgens pocht es an seine Thüre, und auf den üblichen Zuruf tritt der junge Sohn des Papierfabrikanten in die Stube des Schriftstellers. Er grüßt mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit und sieht sich verlegen um, wie Jemand, der ein Anliegen vorzubringen hat und nicht weiß, wie er das anfangen soll. Herr Beauvoir hilft sogleich mit französischer Zuvorkommenheit seinem jungen Gaste aus der Verlegenheit.

„Womit kann ich Ihnen dienlich sein?“ fragt er sanft auszumuntern.

„O, Monsieur,“ sagt der Knabe; „ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Sie mit einer Angelegenheit, die bis jetzt nur mich betrifft, zu belästigen.“

„Immerhin, wenn Sie glauben, daß Ihnen die Mittheilung nützlich sein könnte.“

„Sie sind ein ausgezeichneter Schriftsteller.“

„Sie thun mir sehr viel Ehre an.“

„Ich weiß es. Herrn Jauclet, der Concierge, der gewiß ein reifes Urtheil durch lange Erfahrung gewonnen, hörte ich sagen, daß Sie ein ausgezeichneter Mann in Ihrem Fache sein müßten, weil Sie sonst gewiß nicht Besuche von Männern mit Orden der Ehrenlegion, von Männern, die den Ruhm Frankreichs ausmachen, erhielten.“

„Das ist Alles recht gut und schmeichelhaft für mich,“ sagte Beauvoir. „Allein in was für einem Zusammenhange steht meine Fähigkeit mit Ihrem Begehren?“

„Sehen Sie, Monsieur, ich finde es so schön durch den Ausdruck von erhabenen Gedanken, von Gefühlen und Leidenschaften, Geld, Ehre und ein genußreiches Leben zu gewinnen.“ Bei diesen Worten glänzten die Augen des Knaben, und der Andere sah ihn mit großer Verwunderung an.

„Geld, Ehre und genußreiches Leben,“ wiederholte er. „Wie alt sind Sie, Monsieur?“

„Funfzehn und ein halb Jahr.“

„Und schon so reif, so fertig!“

„Nun, da ich Sie so theilnehmend sehe, habe ich den Muth, es vor Ihnen auszusprechen: sehen Sie, Monsieur, ich habe mich in einer literarischen Arbeit versucht.“

„So!“

„Und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich sie Ihnen zur Beurtheilung vorlegen dürfte;“ und bei diesen Worten zog der Knabe mit einer krampfhaften Hast ein Manuscript aus der Tasche.

„Geben Sie, ich will es recht gern lesen und Ihnen meine Meinung darüber aufrichtig sagen.“

„Wann darf ich mir die Antwort holen?“

„Kommen Sie gefälligst Morgen früh zur selben Stunde, wie heute.“

Der Knabe, dessen ganzes Wesen in der heftigsten Aufregung war, was sich durch ein Zittern der Glieder, durch eine gesteigerte Röthe der Wangen kund gab, verbeugte sich sehr tief und verließ die Stube des Schriftstellers. Und dieser las folgende Scenen, ohne Titel, von dem jungen Verfasser, die Herr Beauvoir einigen Freunden mitgetheilt, und ich ganz treu in's Deutsche übertragen, mit Hinweglassung der Orthographiefehler, die sich in dem Manuscripte finden und die der Leser sich hinzudenken mag. Ueberhaupt bitte ich wohl zu beachten, daß ich in dieser Skizze keine Erfindung gebe, sondern leider nur die volle Wahrheit.

Erster Akt.

Die Bühne bietet den Anblick eines Parks, rechts und links zwei Statuen; im Hintergrunde mehrere Bäume und ein Wasserfall. — Beim Aufziehen des Vorhanges sieht man einige Edelleute sich ergehen, von denen einer auf der Vorderseite stehen bleibt und sagt:

Sie wissen, meine Herren, daß wir bald das Fest unseres Königs feiern werden? Wie wäre es denn, wenn wir diesen Tag in einem Spielhaus verbrächten, um recht lustig zu sein, wie wir es gewöhnlich thun?

Alle Edelleute antworten: Ja wohl, ja wohl!

Graf St. Ernest. Also Morgen im Spielhause des Grafen von Saimpter.

(Die Erelleute entfernen sich. St. Ernest giebt Einem von ihnen ein Zeichen, daß er bleibe, um mit ihm zu sprechen.)

St. Ernest. Guten Abend, mein lieber Graf Monizelle.

Monizelle. Guten Abend, mein lieber Graf St. Ernest. Zu welchem Behufe rufen Sie mich?

St. Ernest. Ich war es, welcher das Fest angekündigt, das Morgen stattfinden wird.

Monizelle. Nun denn, Du erblasset, was hast Du denn? Ist Dir etwas zugestoßen?

St. Ernest. Ich habe nichts — wenn ich aber etwas hätte, säße ich nicht so niedergeschlagen auf dieser Bank.

Monizelle. Ich verstehe Dich nicht recht!

St. Ernest. Ich wollte Dir sagen, daß ich Geld brauchte, als ich das Fest ankündigte, und daß ich keines habe.

Monizelle. Wie kommt es, daß Du, der sich immer für reich ausgegeben, nun arm bist? Ein Fest ankündigen und ihm nicht beiwohnen können!

St. Ernest. Ich werde dabei sein; dafür bürge ich Dir.

Monizelle. So wirst Du also nicht bezahlen; denn auf die Ausgabe von einigen Tausend Franken bei dem Feste müßtest Du jedenfalls rechnen. Wir Andern sind nicht wie das Gesindel, welches bisweilen vierzehn Tage arbeiten muß, um die Ausgabe von etwa vierzig Franken wieder einzubringen.

St. Ernest. Ich muß Geld haben, Monizelle!

Monizelle (denkt nach). Ich werde Dir behilflich sein.

St. Ernest. Du kennst den Grafen von Wisemberg als einen guthergigen Greis. Ich bin sehr gut bekannt mit ihm. — Er hat mir ein Geheimniß anvertraut. Er trägt bei sich eine Brieftasche, welche ihm am Tage seiner Vermählung geschenkt wurde. Diese Brieftasche enthält 25,000 Franken in Banknoten. Wenn wir ihm dieselben auf eine geschickte Art entwenden könnten, hätten wir Jeder 12,000 Franken. Was sagst Du dazu?

Monizelle. Ja! Allein es wird schwierig sein, ihm das Geld zu entwenden.

St. Ernest. Was Du da faselst! Ich werde ihm schreiben, daß ich ihm etwas von Wichtigkeit zu sagen habe; ich werde trachten, daß er sich auf diese Bank setzt; und Du, mit einem Dolch bewaffnet, wirst Dich hinter diese Statue verbergen und in dem Augenblicke, da ich das Zeichen geben werde, kommst Du von rückwärts und erdolchst ihn.

Monizelle. Ja. Wenn aber das Verbrechen entdeckt wird, enden wir später auf dem Schaffot!

St. Ernest (schreibt auf der Bank). Mein lieber Graf von Wisemberg, ich bitte Sie, sogleich in den Park zu kommen; ich habe sehr große Eile, und bitte daher, mich nicht lange warten zu lassen.

St. Ernest.

St. Ernest entfernt sich, Monizelle, allein, spricht: das erste Mal in meinem Leben werde ich ein Verbrechen begehen! Und warum? Um Geld zu erlangen. Vielleicht stürzt Gott mich in einen Abgrund. Armseliges Geschöpf, das ich bin. Ich vermichte meinen Nächsten und an mir schimmern die Diamanten. Ich sage „Pfui!“ von denjenigen, welche keine haben. — Am wenigsten ich vorübergehe, der zieht vor mir den Hut; und ich habe kein Herz! Ich begehe die unsinnigsten Streiche. Schon naht die Stunde!

St. Ernest tritt auf und sagt mit fröhlicher Miene:

In zehn Minuten werden wir die Ehre haben, ihn zu sehen — da ist er schon. Acht gegeben! (Monizelle verbirgt sich hinter der Bildsäule.)

Der Graf von Wisemberg tritt auf, sich auf einen Stock stützend und setzt sich auf die Bank.

St. Ernest. Guten Tag, mein lieber Graf; wie steht es um Ihre Gesundheit?

Wisemberg. Leidlich gut in diesem Augenblick, mein theuerer Freund. Ich habe mich nicht zu beklagen.

St. Ernest. Ich habe Sie hierher beschieden, mein lieber Graf, weil mir ein zahlbarer Wechsel vorgewiesen wurde, den ich nicht erwartet habe, dessen Summe 25,000 Franken beträgt.

Wisemberg. Ich bin bereit, es Ihnen zu leihen, allein Sie müssten mir einen Empfangschein geben.

St. Ernest giebt das Zeichen, Monizelle kommt von rückwärts auf den Greis zu, und in dem Augenblick, als er den Dolch erhebt, versetzt ihm St. Ernest einen Streich mit dem Stocke. Monizelle wirft seinen Dolch weg und sinkt in Ohnmacht, indem er ausruft: „Verräther!“ Der Greis erhebt sich und sagt:

Du hast mir das Leben gerettet. Hier hast Du die 25,000 Franken zur Belohnung.

St. Ernest nimmt die Noten, indem er sagt: Danke, danke. Es ist nöthig, daß man das Gericht von dem Vorfall benachrichtige. Ich will ihn überwachen, gehen Sie, die Häscher zu holen.

Wisemberg geht ab. St. Ernest spricht: Er ist fort. Allein Monizelle könnte mich verrathen; ich ermorde ihn. (Er nimmt ihm den Dolch aus der Hand, den er ihm in's Herz stößt und geht ab. Die Häscher treten auf und nehmen den Leichnam, um ihn wegzutragen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Die Bühne stellt ein Spielhaus vor. Der Graf von Saimpter sitzt in einem schönen Lehnstuhl.)

Der Graf St. Ernest tritt auf und sagt: Guten Tag, Graf. Sie rühmen sich, ein guter Spieler zu sein; spielen wir doch eine Parthie mit einander.

Der Graf von Saimpter. Mein lieber Freund, ich kann nicht mit Ihnen spielen; denn ich würde Schlag auf Schlag gewinnen.

St. Ernest. Daran kann Ihnen wenig gelegen sein; ich werde bezahlen. Spielen wir um 1000 Franken.

Sie spielen Karten. St. Ernest verliert und sagt: Hier, meine Börse; (er wirft sie zu Boden und fügt hinzu:) ich werde meine Rache haben.

(Eine Uhr schlägt acht. Die Erelleute treten auf und setzen sich an den Spieltisch. Auf beiden Seiten tanzen Tänzerinnen und gehen gleich darauf ab. Verwandlung bei offener Bühne. Die Bühne stellt einen Salon mit mehreren Lehnstühlen vor. In einem sitzt der Herr Notar. Alsbald tritt der Graf von Saimpter auf.)

Saimpter. Guten Tag, mein lieber Notar; wie befinden Sie sich?

Notar. Sehr gut, mein lieber Graf.

Saimpter. Ich komme, Dich um Rath zu fragen. Ich habe diesen Morgen mit dem Grafen von St. Ernest gespielt; er verlor und sagte, daß er sich rächen werde. Wie lange ist es an, um mich mehr an ihm zu rächen?

Der Notar denkt einen Augenblick nach und sagt: Ich weiß ein Mittel. Du weißt von der kleinen Schäferin, die so schön ist. Er liebt sie bis zum Wahnsinn. Verheirathe Dich denn mit ihr, und wenn Du verheirathet sein wirst, stelle ich Dir einen Wechsel von 100,000 Franken aus, die ich als dem Herrn Saimpter schuldig anerkenne.

Saimpter. Warum denn aber diesen Wechsel ausstellen?

Der Notar. Das sollst Du gleich sehen. St. Ernest wird noch heute zu mir kommen und gewiß nicht ermangeln, mir die Geschichte zu erzählen. Darauf werde ich ihm sagen, daß Du Dich mit der kleinen Schäferin vermählest und daß Du gleich nach der Hochzeit eine weite Reise zu machen gezwungen bist; ich werde ihm rathen, in den Haus zu gehen und Deiner Frau den Hof zu machen. Du aber, anstatt abzureisen, bleibst in der Nähe. Wenn Du ihn in Dein Haus treten siehst, bewaffnest Du Dich mit ein paar Pistolen und begiebst Dich leise in Dein Haus. Und wenn er bei Deinem Weibe sein wird, nimmst Du ihn beim Kragen; mit der andern Hand nimmst Du die Pistolen und zwingst ihn, den Wechsel zu unterzeichnen!

Saimpter. Ich gehe; auf Wiedersehen, theuerer Notar. Ich danke Dir sehr. (St. Ernest tritt auf.)

Der Notar. Guten Tag, Herr von St. Ernest.

St. Ernest. Sagen Sie mir doch, mein lieber Herr Notar, ich habe den Grafen von Saimpter Rache geschworen; wie lange ich es an, mich zu rächen?

Der Notar. Er wird sich mit der kleinen Schäferin verheirathen, und nach der Hochzeit muß er auf's Land gehen. Während dieser Zeit machen Sie seiner Frau den Hof, und das wird eine große Rache sein.

St. Ernest. Ich danke Ihnen. So werde ich mich denn rächen können. (Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

(Beim Aufziehen des Vorhanges sieht man ein großes Haus. Saimpter und seine Frau im Brautkleid treten auf.)

Saimpter. Meine theuerste Fremdin. Nun sind wir mit einander verbunden. Allein ein Brief ist angekommen, und ich muß sogleich auf vierzehn Tage abreisen; nach dieser Zeit komme ich wieder.

Schäferin. Schon mich verlassen! O nein, das werde ich nicht zugeben. Wenn Du so lange abwesend bist, könnte Dir leicht etwas Uebles begegnen.

Saimpter. Ich sage Dir ja, daß ich unbedingt abreisen muß, daß ich dazu gezwungen bin. Ich werde Dich in unsere Wohnung führen, wo Du vierzehn Tage zubringen und meine Rückkunft erwarten wirst.

Madame Saimpter. Nun denn, ich willige ein.

Saimpter. Gehen wir. (Er ergreift die Hand seiner Frau und nun Verwandlung. Das Zimmer eines Hauses.)

(Herr und Frau Saimpter treten auf.)

Saimpter. Hier sind wir nun, jetzt reise ich ab. Er ruft einen Diener und sagt ihm leise: So wie Du Jemanden in's Haus treten siehst, steigst Du zu Pferde und kommst in den Pachthof, um mich zu holen. Sei wohl bedacht Deiner Pflicht.

Saimpter nimmt seinen Mantel, sagt seiner Frau: „Auf Wiedersehen!“ und geht ab. Seine Frau bleibt allein, setzt sich auf ein Kanapee, und bald darauf erscheint St. Ernest. Er nimmt seinen Hut ab, nähert sich mit einschmeichelnder Miene der Frau Saimpter und setzt sich an ihre Seite.

St. Ernest. Nun sind Sie verheirathet, reizende Frau. Es ist schon so lange, daß wir uns kennen, nicht wahr? Erinnern Sie sich der kleinen Spaziergänge in den Wald, die wir mit einander machten?

Frau Saimpter. Wohl erinnere ich mich derselben. Doch jetzt sind wir weit entfernt, solche zu machen.

St. Ernest. Warum denn?

Frau Saimpter. Weil ich jetzt verheirathet bin und weil das nicht erlaubt wäre, allein mit einem jungen Manne in den Wald zu gehen.

St. Ernest. Darin sehe ich kein Hinderniß. Man ist verheirathet und hat einen Liebhaber. Er umarmt sie. Herr Saimpter stürzt herbei, faßt ihn ungestüm am Kragen und sagt ihm: Dein Leben gehört mir, wenn Du nicht diesen Wechsel unterschreibst — Wähle!

(Madame Saimpter zieht sich indessen zurück, St. Ernest unterzeichnet den Wechsel.)

Saimpter. Und nun Geld her, sogleich, oder Du endest Deine Tage im Gefängniß.

St. Ernest. Gnade!

Saimpter. Keine Gnade! Du besitzest Grund und Boden und Actien. Ich kaufe Dir Alles ab. Deine Landgüter nehme ich für 40,000 Franken, Deine Actien für 10,000 Franken, Deine Kleidungsstücke für 10,000 Franken. Das macht 60,000 Franken. Du mußt 40,000 Franken noch darauf bezahlen oder in's Gefängniß mit Dir!

(St. Ernest fällt zu den Füßen des Grafen von Saimpter.)

Saimpter. Kein Erbarmen, noch 40,000 Franken!

St. Ernest. Ich habe ja nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trage!

Saimpter. Her damit, für 5000 Franken.

St. Ernest. Was soll ich anziehen?

Saimpter. Lumpen, die ich Dir reichen will. St. Ernest entkleidet sich und erhält ein altes Beinkleid und eine alte Blouse, die er anlegt.

Saimpter. Für das Uebrige steht es mir immer frei, Dich in's Gefängniß werfen zu lassen. — Nicht Du hast, sondern ich habe meine Rache. (Der Vorhang fällt.) (Ende.)

Der Franzose, wiewohl gewohnt an die Moral der pariser Gesellschaft, schauderte, als er diese Kinderarbeit las. Dieses Puppenspiel mit seinen Motiven und Handlungen, mit den empörenden Gräueln, welche einer jungen Seele entsprungen, die noch unberührt sein sollte von dem Jammer, von der Gemeinheit, von dem Schmutz des Lebens, erfüllte den Leser mit Entsetzen. Wenn die Begeisterung eines Kindes diese Richtung nimmt, wenn die Phantasie, statt von schönen heitern Bildern erfüllt, von Frühling angehaucht zu sein, solche Gestalten und Verbrechen abspiegelt, dann steht es am Schlimmsten um eine Gesellschaft, aus welcher heraus solche fünfzehnjährige Poeten wachsen. Herr Beauvoir, wiewohl nichts weniger als ein strenger Charakter, konnte den ganzen Tag den schlimmen Eindruck nicht los werden, er erwartete des andern Morgens mit einer gewissen ungeduldigen Neugier den jungen Autor, der sich, wie man wohl denkt, pünktlich zur bestimmten Stunde einfand. Diesmal betrachtete Herr Beauvoir mit mehr Aufmerksamkeit seine neue Bekanntschaft. Auf dem blassen Angesichte des Knaben war eine dürre Verständesfähigkeit zu bemerken; es fehlte den frühreif entwickelten Zügen alle Jugendlichkeit, jene Traumhaftigkeit, die sich ihr Glück mit eigenen Farben malt und von der Erkenntniß nur hier und da flüchtigen Besuch erhalten; in den dunkeln Augen fiel wohl ein unstätes Funkeln auf, aber nichts von frommer Unschuld und Unwissenheit, von heiligen Ahnungen eines kindlichen Herzens. Die Stirn war hoch und bewies allerdings Ausdauer im Nachdenken. Die braunen Haare waren auf dem Haupte des funfzehnjährigen Jungen dünn gesäet, als könnten sie auf dem ausgetrockneten Boden nicht gedeihen. Im Ganzen war die Bildung nicht ungünstig. Nur der Mund und das zusammengezogene Lächeln, welches gelbe, vernachlässigte Zähne sehen ließ, waren unangenehm und dazu gemacht, eine etwa gewonnene Sympathie zu vernichten. Der Anzug war ziemlich anständig, aber die Haltung unedel.

Herr Beauvoir betrachtete eine ziemliche Weile schweigend seinen Besuch, der in Ungewißheit über die Natur dieser aufmerksamen Beobachtung sich verlegen, erröthend derselben unterzog. Endlich brach Herr Beauvoir das Schweigen und frug etwas schroff:

„Wie heißen Sie?“

„Jean.“

„Wo leben Sie denn?“

„Bei meinen Eltern.“

„Werden Sie von Ihren Eltern nicht geliebt?“

Der Knabe sah den Fragenden verdutzt an. „Ich habe mir hierüber keine Rechenschaft gegeben. Mein Vater ist Papierfabrikant; meine Mutter hilft das Geschäft besorgen, und ich arbeite mit ihnen, das ist unser Verkehr. Doch Sie lassen mich in Ungewißheit über meine Arbeit. Und Sie können sich nicht denken, Monsieur, wie gespannt ich bin, Ihren Ausspruch zu hören. Ich konnte nicht schlafen vor Aufregung. Die vierundzwanzig Stunden, welche ich zu warten hatte, dünkten mir eine Ewigkeit. Ich bitte, säumen Sie nicht länger, mir Ihre Meinung wissen zu lassen.“

„Es ist fürchterlich, mein lieber Jean, was Sie in einem so zarten Alter ausgefonnen und aufgeschrieben haben.“

„Es ist also schlecht, unlateinisch?“ frug der Knabe, bis auf die Lippen erblassend.

„Ich werde Ihnen die Wahrheit sagen, junger Mann. Es ist weit schlimmer als schlecht und unlateinisch; es ist verwerflich, es ist unsittlich; es beweist — es beweist, daß Ihr Herz leer und ausgetrocknet, Ihre Seele lahm, ohnmächtig geworden, bevor sie Flügel, bevor sie die Reife der Männlichkeit gewonnen. Sie kennen ja nur einen Gott, ein Herrliches, ein Würdiges, ein Erlesen, ein Hohes, ein Wünschenswerthes: Geld! Mein armes Kind, Sie sind ein Bettler an allen Gefühlen und an Illusionen, und man muß ein König, reich an diesen Gütern sein in Ihrem Alter; man muß Ueberfluß haben, verschwenden können, damit man seine Ausgaben zu bestreiten vermag, wenn man später durch Entäußchungen bestohlen wird, was keinem Menschen ausbleibt. Wie wollen Sie mit dieser geistigen Abzehrung, mit dieser trostlosen Verödung ein Künstler, ein Dichter sein? Trachten Sie, ein ehrlicher Mann zu bleiben.“

Diese Worte wurden mit großer Heftigkeit, wie etwas tief und schmerzlich Empfundenes gesprochen, so daß der Knabe den Sprecher ängstlich und bestürzt anblickte, wie Jemand, der sich eine gegen ihn gerichtete Entrüstung nicht zu erklären weiß.

„Ich habe Ihnen ja nichts gethan, was Sie in Zorn versetzen könnte,“ sagte er halb weinerlich.

„Ich bin nicht zornig, mein Kind,“ erwiederte der ältere Schriftsteller; „wenn ich mich ereifre, ist es nicht gegen Sie, ich kann Sie nur bedauern und nicht anklagen. Was können Sie dafür, daß man Ihnen die junge Seele vergiftet? Ein Kind ist wie ein weißes, reines Papier, auf das man Alles hinschreiben, Alles hinzeichnen kann, Gebete und Lästerungen, Mahnbriefe und Beileidsbezeugungen, Gott und den Teufel, das Schöne und das Häßliche. Sie hat man arg gemißhandelt, armes Kind, man hat Ihr reines Kinderherz befudelt, man hat darauf Schuldbriefe und Criminalprozesse geschrieben, und nicht ein Wort von Tugend, von Aufopferung, von Hingebung und Treue, von Heldenthum im Wirken und Entsagen, von Liebe, stiller Neigung und Freundschaft, von Muth, Kraft und Ehre, das Alles ward vergessen.“

Der Knabe neigte erröthend das Haupt, denn durch die letzten Worte wurde ihm erst ein wenig klar, was eigentlich die ihm gemachten lebhaften Vorstellungen zu bedeuten haben.

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ versetzte er halblaut. „Sie sprechen zu unverständlich für mich, Monsieur.“

„Sie haben Recht. Ich will mich deutlicher, einfacher ausdrücken. Sie sollten Schlechtigkeiten und Niederträchtigkeiten, wie Sie sie dargestellt haben, weder kennen noch begreifen; Sie sollten von Menschen, wie Sie sie vorgeführt, keine Ahnung haben, statt

dessen zeichnen Sie diese Schufte und Bösewichter mit solcher Sicherheit, mit einer Gelaufigkeit, die mir Grauen einflößt. Sie sollten gar nicht wissen, was Geld bedeutet, und zu welchen Frevels es niedrige Naturen hinzureissen vermag; statt dessen ist es das Interesse, das Sie erfüllt und bewegt, das Sie zum Bilden drängt, ist es die Seele, die Sie den Gestalten einflößen, die Ihre überwältigte Phantasie hervorbringt. Sie spielen mit dem Entsetzlichsten ohne Bangen, ohne Schrecken. Wie kommen Sie nur dazu, unglückliches Kind, diese finstern Abgründe, diese gähnenden Tiefen des Lebens zu kennen? Wie kommen Sie zu solchen Bildern, solchen Begriffen, zu dieser schaudererregenden Vertraulichkeit mit dem Ungeheuersten?"

Der Knabe schien tief ergriffen von den Worten, deren Sinn er nun fasste. Er sann eine Weile nach, wie um sich genaue Rechenschaft über das Gehörte zu geben, und nach einigen Augenblicken anhaltenden Schweigens rief er:

„Beim lebendigen Gott, Sie haben Recht. Ich habe nichts schäzen, nichts hochhalten gelernt, als Geld und wieder Geld. Doch ist das nicht meine Schuld, Monsieur; hören Sie, wie und unter welchen Verhältnissen ich erzogen worden, welche meine Wiegenlieder, welche meine ersten Eindrücke, welche die Blumen waren, die man dem Kinde auf den Weg gestreut, dann werden Sie, dem ich banbar bin, daß er mich an den Raube des Abgrunds aus dem Schlafe geweckt, Nachsicht mit mir haben, denn ich habe den Verfall meines Wesens nicht verschuldet."

„Das glaube ich Ihnen," versetzte Herr Beauvoir in einem mildern Tone, zufrieden mit der Wirkung, die seine Worte auf den Knaben hervorgebracht, „denn ich kenne Paris. Ich weiß, was man im Theater, zu Hause, im Bureau und auf der Straße, in Magazinen und Läden zu hören bekommt; freilich sind Sie nicht Schuld, armes Kind, an dem Verfall, wie Sie es nennen; allein Sie müssen sich retten, wenn Sie nicht ganz verloren sein wollen."

„Ich bin," sagte der Knabe, „wie fast alle pariser Kinder, zwei Tage nach meiner Geburt einer Amme übergeben und auf's Land geschickt worden, wo ich bis zu meinem vierten Jahre blieb, und nur selten meine Mutter zu sehen bekam, um sie lieben zu lernen. Ich lernte von meiner Ziehmutter und ihrer Umgebung den größten Werth auf Sous legen, und als ich zu meinen Eltern zurückgebracht wurde, gab man mich in eine Pension, aus der ich nur alle Sonntage ein Mal nach Hause kam, um von meinem Vater, der ein guter arbeitsamer Mann, zu hören, wie schwer und lästig ihm die Ausgabe von sechshundert Franken jährlich für meine Erziehung sei. Kaum hatte ich das zehnte Jahr erreicht, so meinte mein Vater, daß es Zeit sei, daß ich etwas verdiente, statt Geld zu kosten, und er hielt mich zur Arbeit in der Fabrik an, wo auch meine Mutter den ganzen Tag über beschäftigt ist, so daß ihr gar keine Zeit bleibt, die geringste Sorgfalt auf ihre Kinder zu verwenden. Ihre Gesundheit leidet unter der anhaltenden anstrengenden Arbeit; allein mein Vater denkt nicht daran, ihr eine Erleichterung zu verschaffen, wiewohl das für kaum tausend Franken jährlich zu bewerkstelligen wäre, indem er für diese Summe eine aushelfende Person annehmen könnte; dem mein Vater sagt, daß er es so weit bringen müsse, um von seinen Renten leben zu können, und meine Mutter werde dann Zeit genug haben, von der beschwerlichen Arbeit auszuruhen. So sehr ich denn den Gesundheitszustand meiner Mutter sich täglich verschlimmern, und dennoch bei der Arbeit beharren, die der Grund des Uebels ist. Wiewohl das Geschäft ein Bedeutendes abwirft, herrscht bei uns im Hause die größte Einschränkung. In zwei finstern Stuben, deren Fenster in den Hof führen, fünf Treppen hoch, sind wir alle vier Personen untergebracht, aber Magazin und Bureau sind auf's Glänzendste hergerichtet. Das gehört zum Handwerk, sagt mein Vater. Zwischen meinem Vater und meinem Großvater (dem Vater meiner Mutter) kam es zum Prozesse, Staatsgüter betreffend, welche die Mutter als Mitgift erhalten, welche jener unangetastet wissen, dieser aber verwerthen wollte, weil er mit dem Kapitale höhere Interessen zu erzielen sich getraue. Während des Prozesses mußte die Mutter den Unmuth des Vaters ertragen, und als der Tod des Großvaters ihm ein Ende machte, sagte mein Vater triumphirend: Nun habe ich doch den Prozeß gewonnen. Wenn ich sonst meinen Vater bat — jetzt käme mir eine solche Zumuthung nicht mehr in den Sinn — daß er mir ein Buch kaufe, welches ich gern hätte lesen mögen, da gab er mir barsch zur Antwort, daß dieses unnütz sei, da es nichts einbringe, sondern im Gegentheile Geld koste. Seine Brüder haßt mein Vater der Art, daß wir in seiner Gegenwart niemals ihrer erwähnen dürfen, und warum? Weil er sich von ihnen in einer Geschäftsangelegenheit um 2000 Franken verkürzt glaubt. Von Zärtlichkeit unserer Eltern kann keine Rede sein, denn sie sind zu sehr beschäftigt, um an dergleichen denken zu können. Wenn Uneinigkeit zwischen meinem Vater und meiner Mutter eintritt, sind es jedesmal einige Franken, um die es sich handelt.

„In's Theater erlaubte mir mein Vater ohne Bedenken öfters zu gehen, weil ihn ein Verwandter, der in der Theaterkanzlei der „Porte Saint Martin" angestellt ist, öfter mit Freibillets bedachte. Wieder fand ich, daß sich Handlung, Leidenschaft, Intrigue um Armuth und Reichthum drehten. Ueberall, wohin ich blickte, sah und hörte ich, daß Geld die Hauptsache sei, Geld den Mann mache, Geld zu verdienen, einerlei auf welche Weise, das einzige Streben eines vernünftigen Menschen sein müsse. Geld — Geld — war mein erster Gedanke am Morgen, mein letzter am Abend, und da ich Freude am Dichten fand, habe ich es versucht, die Macht desselben zu schildern. Daß ich die meisten niedrigen Leidenschaften kenne," setzte er mit niedergeschlagenen Augen hinzu, „werden Sie bei einem Pariser und meiner Erziehung natürlich finden.

„Hier haben Sie, Monsieur, einen flüchtigen Umriß meines Lebens und zugleich meine Entschuldigung. Doch ich schwöre Ihnen, daß ich auf andere Dinge meinen Sinn lenken will, die besser und edler als Geld sind; glauben Sie, daß ich dann ein Dichter werden kann?"

Herr Beauvoir hörte die flüchtige Skizze des Knaben wie etwas Bekanntes an; denn eingeweiht in das Familienleben zu Paris, konnte ihn das, was er täglich in etwas veränderter Form vor sich sieht, unmöglich überraschen; aber das bessere Naturell, verbunden mit einem lebhaften Geiste, das der Knabe an den Tag legte, erfreute ihn, und das naive Versprechen und die naive Frage, mit welchen das Kind die Schilderung beendete, rührte ihn, und er erwiederte:

„Sie können noch ein ganz tüchtiger Mensch werden. Arbeiten Sie. Was? Das bleibt sich gleich, nähren Sie sich redlich, seien Sie gewissenhaft in allen Dingen. Halten Sie sich fern von der Gemeinheit und Niedrigkeit, die in Paris auf allen Wegen lauern. Das Geld ist mächtig, mein junger Freund, und gefährlich; damit Sie es unschädlich machen, damit Sie es verhindern, Ihren Glauben zu vergiften, Ihre Träume zu beunruhigen, lernen Sie arbeiten und Ihren Unterhalt gewinnen. Die Laufbahn des Dichters ist eine gewagte. Was Sie als Künstler erzeugen, ist keine gangbare Waare, wie Papier, Tuch und Leinwand, die Jedermann zu schätzen weiß, weil er ihrer benöthigt. Hegesippe Moreau war ein großer Poet und starb im Hospital. Legen Sie Ihrer Charakterstärke nicht diese Prüfung auf. Bleiben Sie bei Ihrem Gewerbe und widmen Sie die Mußestunden Ihren Lieblingsgedanken. Dichten Sie, um sich von der Arbeit zu erholen."

„Ich danke Ihnen, Monsieur, und wenn Sie erlauben, daß ich Sie von Zeit zu Zeit besuchen darf, werden Sie sehen, wie treu ich Ihre wohlmeinenden Rathschläge befolgen werde."

„Ich werde mich stets freuen, Sie bei mir zu sehen, um Ihnen, wo ich kann, dienlich zu sein," sagte, zu seiner früheren Höflichkeit zurückkehrend, Herr Beauvoir.

Jean verbeugte sich und ging, durchdrungen, erschüttert von der Warnung, von der Weisung des Schriftstellers und fest entschlossen, sich zu einem edlern Menschen durchzuarbeiten. Wird er seinen heilsamen Vorsätzen treu bleiben in Paris? Nur die Zukunft kann diese Frage beantworten.

Wir haben hier keine Dichtung, sondern die lautere Wahrheit erzählt. Und diese Wahrheit ist entsetzlich! Welche Erziehung, wenn ein Kind von fünfzehn Jahren, dessen Inneres nur von heitern, schönen Bildern erfüllt, dessen Herz von aller Gemeinheit und dem Schmutz des Lebens noch unberührt sein sollte, wenn dieses Kind, sagen wir, Verbrechergestalten mit einer Sicherheit zeichnet, wie sie eben nur ein Kenner der großen Welt oder ein ausgefeimter Roué malen kann! Welche Zukunft, welche gesellschaftliche Zustände stehen uns bevor, wenn ein Kind in den Jahren, wo es noch reich an Gefühlen und Illusionen sein sollte, die Geheimnisse des Spiels und des — Ehebruchs als Motiv in seinen ersten dramatischen Spielereien gebraucht. Es ist entsetzlich!

Blätter und Blüthen.

Das Heer der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es dürfte den Lesern der „Gartenlaube“ nicht unwillkommen sein, über das Heer der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus der Feder eines Militärs die nähern Angaben kennen zu lernen, die wir einem größeren Artikel einer weiner militärischen Zeitschrift in geeignetem Auszuge entnehmen.

Die ganze Stärke dieses Heeres beträgt nur 17,000 Mann, wovon 12,000 Mann auf zwölf Infanterieregimenter, 2000 Mann auf die Artillerie, in zwei Regimenter formirt, und 3000 Mann auf die Cavallerie kommen. Letztere zählt vier Dragonerregimenter, wovon noch die in Texas befindlichen berittenen Rauches kommen. Obercommandant dieser Armee ist Generalmajor Winfield Scott; derselbe hängt jedoch in Allem von dem jedesmaligen Kriegsminister in Washington ab, der im Namen des Präsidenten die Befehle ertheilt.

Was den Zweck dieses Heeres betrifft, so ist es der, die westlichen und südwestlichen Ansiedler gegen die Indianer zu schützen, sowie die nördlichen und östlichen Plätze besetzt zu halten.

Die Armee ergänzt sich durch freiwillige Werbung; die Dienstzeit beträgt fünf Jahre; nach Ablauf derselben kann der Mann sich wieder anwerben lassen, und dann noch ein drittes Mal. In letzterem Falle kann er dann nicht wegen Alters oder Gebrechen entlassen werden, und die Regierung ist verpflichtet, ihn lebenslänglich zu verpflegen.

Die Verpflegung und Bezahlung ist äußerst splendid. Bei der Infanterie erhält der Mann bei seiner drei Mal täglich verabreichten Kost, die früh in Kaffee, Speck und Brot, Mittags in Suppe, Rindfleisch und Brot, Abends in Kaffee und Brot besteht, monatlich an ordinärer Löhnung 11 Dollars (1 Dollar = 1 Thlr 15 Sgr.). Von diesen wird ihm monatlich ein Dollar zurückbehalten, um ihm, falls er bei Ablauf seiner Dienstzeit sich auf einer Ansiedlation befindet, die Nöthwendigen als zur ersten Hauptsitation zu sichern. Außerdem erhält er für eine solche Reise für jeden Tag eine bestimmte Quantität Nahrungsmittel. Von der Löhnung werden noch 21 Cents (¾ Dollars) für das Hospital und 50 Cents für die Reinigung der Wäsche abgezogen.

Trotz dieser günstigen Stellungen sind Desertionen doch sehr zahlreich, wozu hauptsächlich die schlechte geringschätzende Behandlung durch die Officiere und Unteroffiziere beizutragen scheint.

Die Ausrüstung des nordamerikanischen Soldaten besteht in dem gewöhnlichen percussionirten Gewehr, welches jetzt der Minniebüchse weichen wird. Die Armatur ist schwarz, von wasserdichtem gepreßten Filz. Statt des Bayonnets hat man eine Art Hirschfänger, welcher, wie auch die Patrontasche, in welcher vierzig scharfe Patronen gefährt werden, nebst einem schwarzledernen, vorn befindlichen Täschchen, in welchem die Kapseln sind, an einem Gurt um die Mitte des Leibes getragen wird.

Der Waffenrock ist von dunkelblauer Farbe mit hellblauen Aufschlägen und Epauletten; die Beinkleider sind hellblau mit dunkelblauen Streifen. Kopfbedeckung ist der Cjako. Der Tornister ist von gegerbter Wachsleinewand. Während der fünf Dienstjahre erhält der Mann drei Kotzen.

Zu den Schießübungen werden so viele Patronen verabreicht, bis der Mann darin vollkommen eingeübt ist. Es wird in dieser Beziehung nichts gespart.

Die Kasernen in den Depots sind vortrefflich; ebenso die Spitäler. Auswärts hat jeder Posten sein Marodehaus.

Zur Verpflegung aller ausgedienter Leute dient das Invalidenhaus zu Washington, welches für 12,000 Mann berechnet, noch keiner Belegung entgegensieht. Wer im Verwundungsfalle nicht in's Hospital gehen will, erhält monatlich zwischen 8 bis 11 Dollars Pension.

Die Löhnung der Unteroffiziere ist folgende: der Color oder erste Sergeant erhält 20, der Stegeant 17, der Korporal 15 Dollars für jeden Monat.

Die Auszeichnung der Unteroffiziere ist folgende: der Color trägt drei lichtblaue Streifen mit einem die Viereck oberhalb der Streifen; der Sergeant hat drei, der Korporal zwei Streifen, sämmtlich am linken Oberarm.

Jedem Soldaten steht es frei, sich zu verheirathen, doch sind die Verheiratheten in zwei Classen getheilen. Auf die erste Classe, wozu die specielle Erlaubniß des Compagniecommandanten erforderlich ist, können nur fünf Mann Anspruch machen. Ein solcher Mann bezieht für sein Weib eine, für jedes Kind eine halbe Ration, bei freiem Quartier, welche letztere jedoch der Frau entzogen werden kann, wenn sie sich unordentlich aufführt. In die zweite Classe gehören alle verheiratheten Soldaten, deren Frauen vom Staate gar nichts beanspruchen dürfen und auch außerhalb der Kaserne wohnen.

Bei Bestrafungsfällen entscheiden von Officieren zusammengesetzte Garnisons- und Generalkriegsgerichte.

Das Garnisonskriegsgericht ist competent bei Trunkenheit, Subordinationsvergehen im mindern Grade, Ausgehen nach dem Zapfenstreiche rc. Es kann Strafen bis zu 30 Tagen einsamer Haft, mit gauzem, halbem oder noch geringerem Löhnungsabzug für diese Zeit verhängen.

Das Generalkriegsgericht entscheidet bei Nichtbefolgung der Befehle, Subordinationsvergehen im höhern Grade, habitueller Trunkenheit, Meuterei, Desertion, Verlassen der Monturstücke, auch wenn es die eigenen sind.

Das Generalkriegsgericht erkennt mindestens zu zwei Monaten einsamer Haft, mit 20—30 Dollars Löhnungsabzug, verschärft durch harte Arbeit bei Wasser und Brot, mit Tragen von Mantel im Arrest; sechs Monat Arrest mit 24- oder 45pfündigen eisernen Kugeln an den Beinen; dann 50 Hiebe auf den bloßen Rücken.

Zu Officierstellen können ausschließlich nur Amerikaner, daher, guter Familien erst dann gelangen, wenn sie als Kadetten den fünfjährigen Kursus in der Militärschule zu Westpoint mit gutem Erfolge durchgemacht haben. Die Bezahlung der Officiere ist folgende: ein Generalmajor erhält monatlich 265 Dollars, ein Brigadegeneral 135, der Oberstlieutenant 115, der Major 95, der Kavallerickapitain 85, ein Kapitain der Artillerie und Infanterie 75, ein erster Lieutenant der Kavallerie 65, ein erster Lieutenant der Artillerie und Infanterie 57, ein zweiter Lieutenant der Kavallerie und Infanterie 47, ein Kadett 33 Dollars bei freiem Quartier, Licht, Feuerung, und für die Subalternen Beköstigung.

Jeder Officier ist verpflichtet, in einer der Außenstationen seines Regimentes zu dienen; nach Ablauf dieser Zeit ist er zu zwei Jahren Urlaub mit Fortbezug der Gage nach irgend einem Theile der Union berechtigt.

Jedes Regiment führt die Regimentsnummer an den Rockkragen; zwei Bataillone bilden ein Regiment, fünf Kompagnien ein Bataillon, hundert Mann mit Einschluß der Chargen und Spielleute eine Kompagnie. Die Musikchöre sind größtentheils aus Deutschen gebildet und zählen zwischen 18 und 24 Mann.

Das Exercirreglement ist das französische. Das dressiren- und commandirewesie Exercicren ist gut, das Zielen und Treffen der Soldaten vortrefflich und im Trailliren sind sie Meister.

Naives Bekenntniß. Bei einer öffentlichen Gerichtsverhandlung, welche vor einigen Tagen in Wien stattfand, erklärte der Angeklagte, der Redakteur des „Teufels“ in Wien, Anton Tezer, wörtlich: „Die erbärmliche Wirthschaft der hiesigen Theater hat mir die Lust des Theaterrecensirens verleidet und ich wendete mich der Journalistik zu. Ich trat mit einem Blatte in Verbindung und schrieb für dasselbe einen Roman. Nach der achten Fortsetzung kam ich zu dem betreffenden Redakteur, und er sprach mich deutsch an: „Sie müssen den Roman abbrechen, ich verstehen schon mit noch keinen Mord! Ich muß ja zu Grunde gehen, wir verlieren unsere Abonnenten! Sie müssen morden!“ — Ich schried demnach anstatt wie verabredet vier Bände nur zwei und mordete! Das hatte mir aber einen solchen Ekel vor der wiener Literatur beigebracht, daß ich mich entschlossen habe, gegen sie zu Felde zu ziehen.“ — Ein Seitenstück kassirte vor einigen Jahren in Leipzig. Ein leipziger Buchhändler bestellte bei einem namhaften Schriftsteller ein Geschichtswerk, worin das Leben eines berühmten Generals geschildert wurde, der als Feldherr ganz brav, als Staatsmann aber ein Pfuscher war. Der Schriftsteller hatte sich streng an die Geschichte gehalten und ein treues Bild aller Vorzüge und Fehler des Feldherrn geliefert. Der Buchhändler aber war anderer Meinung. Er verlangte vom Autor, den alten General auch als ausgezeichneten Staatsmann geschildert, und als dieser erwört ob dieses Frevels an der Geschichte, ihm das Manuscript vor die Füße warf, ließ er ruhig einen andern Schriftsteller kommen, der weniger gewissenhaft war, und beauftragte diesen mit der Vollendung des Werkes, das nun mit vollen Backen den alten General als ausgezeichneten Staatsmann lobt. Es fragt sich nun, wer dabei gewissenloser handelt, der Buchhändler oder der willige Literat.

Ein Buch für Alle.

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist in **Zweiter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von

Dr. Carl Ernst Bock,

Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

32 Bogen, geh. 1½ Thaler., geb. 1 Thlr. 27 Ngr. Mit 25 feinen Abbildungen.

„Aus der Fremde“ Nr. 21 enthält:

Achtmonatliche Gefangenschaft zweier russischer Fürstinnen in Schamyl's Harem. — Bei einer Tänzerin in Egypten. — Bunte Bilder. II. Am Stillen Meere. Von Julius Fröbel. — Aus allen Reichen: Garnisonleben an der Indianergrenze. — Allerlei Neues.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 22. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Wie gefällt Ihnen meine Braut?

Von Heinrich Smidt.

(Schluß.)

Unterdessen war es dem Onkel Bastian im Kopfe herumgegangen, daß der Peter mit seiner Waldgans zur Tante Emerentia gegangen sei und diese günstig für seine Pläne stimmen könne. Da ihm der Gedanke unerträglich war, die Einfalt vom Lande in der Familie zu haben und sie vielleicht in seinem Hause empfangen zu müssen, machte er sich sofort auf den Weg, um dies Schreckliche zu verhindern, und trat in das Zimmer der Schwester, als diese gerade über die arme Johanna das Anathema aussprach. Er blieb unsern der Thür stehen, den Hut auf dem Kopf behaltend und rief:

„Was geht hier vor?"

„Ich sterbe!" sagte Tante Emerentia plötzlich schwach.

„Das wäre kein Unglück!"

„So ein junger Naseweis!"

„Aha, der Neffe! Um seinetwillen bin ich hier. Da steht er und hat die Mamsell Liebste bei der Hand. Er will sie heirathen. Was sagst Du?"

„Nimmermehr!"

„Du willst es nicht? Bravo! Ich will es auch nicht. Bravissimo! So eine Duckmäuserin!"

„So ein Weltkind!"

„So eine Kopfhängerin!"

„So eine Sabbathschänderin!"

„So eine Bauerneinfalt!"

„So eine Kokette!"

„Soll nicht in die Verwandtschaft!"

„In Ewigkeit nicht!"

„Schwester Emerentia!"

„Bruder Bastian?"

„Wir sind selten einig!"

„Niemals!"

„Aber diesmal sind wir es. Die Jungfer da —"

„Wird Peter's Frau nicht. Punktum!"

„Abgemacht! Ich komme sobald nicht wieder daher."

Onkel Bastian sprach es und war auf und davon.

Johanna schwamm in Thränen, und Peter, dem selbst das Weinen näher war als das Lachen, führte sie, ihr tröstlich zuzusprechend, in das Haus der Frau Muhme.

Geduldig hörte diese die Klagelieder der jungen Leute an und sagte darauf:

„Nichts ist so schlimm als es Anfangs aussieht. Man muß nur den Muth nicht verlieren. Als ich von meinem Vater, der bei einer kleinen Truppe Schauspieler war, gezwungen ward, auf dem Theater zu tanzen und zu springen, wollte ich mir auch die Augen aus dem Kopfe weinen, weil die Eltern des jungen Mannes, mit dem ich halb und halb versprochen war, von einer Theaterprinzessin nichts wissen wollten. Am Ende ging es leidlich; mein' Bischen Comödienspielen hat mir oft genützt und den guten Franz habe ich doch schließlich zum Manne bekommen. Darum sage ich Dir, mein Kind, daß Du Deine Sache dumm gemacht hast. Was der Mensch nicht ist und nicht sein kann, muß er den Narren zu gefallen oft scheinen — das will ich Dir später deutlich machen. Jetzt bleibst Du bei mir und der Peter geht auf das Gut zurück. Wenn er über's Jahr wieder kommt, um den Pacht zu bringen, wollen wir weiter von der Geschichte sprechen."

Das wollte weder dem Peter noch der Johanna in den Kopf; aber sie mußten sich fügen. Nach einem herzbrechenden Abschiede fuhr Peter zur Stadt hinaus, und wer kann sagen, wie lang ihm das nun folgende Jahr geworden. Endlich aber, wie denn Alles einmal ausläuft, kam auch der lang ersehnte Tag heran, und Peter fuhr, was seine beiden Rappen laufen konnten, vom Pachthofe herunter.

II.

„Brr!" rief der Kutscher zur Mittagsstunde, und die Kalesche hielt, statt bei dem Onkel oder der Tante, vor dem Hause der Muhme. Peter sprang heraus und meinte, die Johanna werde ihm nun gleich um den Hals fallen. Aber sie kam nicht. Verdutzt ging er in das Haus und in die Stube, wo die Muhme auf seine stürmischen Fragen gelassen antwortete, die Nichte sei nicht daheim, denn Onkel Bastian gebe heute ein Gala-Diner, und Johanna mache daselbst schon seit längerer Zeit die Honneurs des Hauses. Kopfschüttelnd entfernte er sich und kam, wie im wachen Traum in dem Hause des Onkels an.

Das war ein Durcheinander und Uebereinander, und wie viele galonnirte Diener auch umherliefen, er fand kaum Einen, der ihm Rede stand und halb hinhorchend erwiederte:

„Sprechen Sie doch selbst mit dem gnädigen Fräulein! — August, führen Sie diesen Mann, der mit dem gnädigen Fräulein zu sprechen hat."

August that es und ging mit ihm durch mehrere Zimmer; fragte Jeden, wo das gnädige Fräulein sei, und ob Keiner dieselbe gesehen habe?

„Das gnädige Fräulein ist im Salon und zeigt dem alten Herrn die neuen Tafelaufsätze, welche sie aus Paris hat kommen lassen," antwortete ein Anderer. „Komm nur, es ist genug zu thun. Der Mann kann ja hier warten."

Die Diener liefen weg. Peter stand da und faßte sich an den Kopf. Er glaubte, daß er träume. Der Lärmen dauerte fort, aber es kam Niemand, der ihn zu dem Onkel führte, wie es doch sonst der alte Balthasar stets gethan. Der aber war nirgend zu sehen und überall im Hause fremde Gesichter.

Endlich kam Johanna und mit ihr der Onkel. Der alte Herr war nicht wieder zu erkennen. Sein ganzes Gesicht strahlte wie Sonnenschein, und zu Johanna sprach er nie anders, als: „Mein Püppchen! Wie willst Du das blaue Zimmer arrangirt haben?" Oder: „Sage mir, mein Herzchen, was räthst Du mir für Mittwoch Abend?"

„Mittwoch nach der Oper habe ich Spiel und Souper angeordnet," sagte sie leichthin. — „Ah! Guten Tag, Peter! Läßt Du Dich auch einmal sehen? — Ueberhaupt," fuhr sie wieder gegen den Onkel gewendet fort, „ist die ganze Woche besetzt und höchstens über den Donnerstag wäre zu disponiren. Aber auch für den Abend können Sie nichts voraus bestimmen, denn der Baron Berbreuil wird von Paris zurückkommen, und Sie wissen wohl, er nimmt es übel, wenn man seine erste Soirée nicht wenigstens eine Stunde besucht. Es ist zwar langweilig da, aber was will man machen."

„Du hast ganz recht, mein Täubchen," sagte der Onkel, ihr einen Kußfinger zuwerfend. „Wie gesagt, Deine Ideen sind immer die besten. Weiß der Himmel, wie Du es nur anfängst! Ah, da ist ja auch der Petter vom Pachthefe. Guten Tag, Vetter Peter."

„Guten Tag, Onkel Bastian," sagte dieser stotternd. „Ich bringe —" das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

„Petit paysan!" sagte der Onkel, wie entschuldigend zu Johanna. „Man muß es ihm zu Gute halten."

„O, nicht doch!" entgegnete sie rasch. „Man muß ihn im Gegentheil informiren, und ich denke, es soll bald gethan sein."

„Da hörst Du es, was Dir bevorsteht!" sagte Onkel Bastian lachend. „Was bringst Du denn, kleiner Peter?"

„Den Pachtzins, wenn es erlaubt ist!" antwortete er kleinlaut, und Onkel Bastian, die Brieftasche nehmend, sprach:

„Hier, Täubchen! Ein Beitrag zu Deiner Garderobe. Es wird nöthig sein, denke ich."

„Sehr nöthig!" entgegnete sie, mit einem leichten Knix dankend. „Ich war mit meiner Börse fast am Rande, und die Modistin schickte mir gestern ein betreutendes Conto. Nun, ich lasse die Herren allein!" Darauf sich ausschließlich zum Peter wendend, sagte sie: „Wir sehen uns wohl bei der Tafel?" und war alsbald im nächsten Zimmer.

Der Onkel lachte: „Das hättest Du Dir wohl nicht gedacht? Ja, ja! So kann man sich in Leuten irren. That der armen Johanna im vorigen Jahre himmelschreienden Unrecht. Freilich habe ich es ihr später abgebeten."

„Ist es denn nur möglich?" fragte Peter kopfschüttelnd. „Das Mädchen, auf das Sie so geschelten, ist jetzt bei Ihnen Alles in Allem? Ach, Onkel, Herzensonkel, wie gefällt Ihnen denn nun meine Braut?"

„So über alle Maaßen, daß ich sie selbst heirathete, wenn sie nur einen so alten Kerl möchte. Aber Braut? Was will ein solcher Bauer mit dieser Perle der Gesellschaft? Schwatzen wir keinen solchen Unsinn. Du hast gehört, daß Du bei Tafel erscheinen sollst; darum gehe in Deinen Gasthof, und mache eine möglichst anständige Toilette. Allons! Punkt vier Uhr wird bei mir servirt. Und dann ist auch Johanna zurück, die wohl jetzt bei der Tante Emerentia sitzt und scheinbar ihrem Geize huldigt, eigentlich aber, um ihr den Geschmack am Weltleben beizubringen, was mein größtes Gaudium sein soll, wenn es gelingt."

Peter ging wie im Rausche davon und kam in gleicher Weise zurück. Er stand wie verloren unter der Menge und wurde nicht bemerkt. Johanna hatte für ihn kaum einen flüchtigen Gruß. Sie war so sehr von Herren umlagert, die sich eifrig um sie bemühten; sie hatte für Jeden ein freundliches Wort, eine witzige Pointe, ein angenehmes Kompliment, und als der Kammerdiener anzeigte, es sei angerichtet, wäre schier ein gefährliches Ueberstürzen eingetreten, denn Alle wollten ihr den Arm bieten. Sie aber zog sich mit Grazie zurück, ging allein voran und nahm ihren gewohnten Platz an dem obern Ende der Tafel ein.

Peter hatte sich auf den unscheinbarsten Platz gesetzt, und da sich kein Mensch mit ihm abgab, hatte er vollauf Gelegenheit, zu sehen, was um ihn her vorging. Er gewahrte, daß Försters Johanna in diesem reichen Hause der Anfang und das Ende aller Dinge sei; die einzige Sonne, um welche sich die übrigen als gehorsame Planeten drehten; und daß hier von dem untersten Diener an bis zu dem Onkel hinauf Alle nach ihrer Pfeife tanzten. Zuletzt wurde ihm ganz wirr im Kopfe. Eben so unbemerkt, wie er sich niedergelegt, stand er auf und ging zum Saal und zum Hause hinaus. Schweigend saß er in seinem Stübchen. Er hatte so vieles Unerwartete erlebt, und konnte den Schlüssel dazu nicht finden. Die Johanna sah noch eben so gut und herzig aus, wie sonst im Forsthause und doch war sie ganz anders; sie stand ihm so fern, daß es ihm schien, als habe er sie gar nicht gekannt, oder sie doch fast bis auf die Erinnerung vergessen. Endlich erbarmte sich seiner der Schlaf und versetzte ihn in das heimische Forsthaus, wo er mit dem alten Herrn Förster seine Pfeife rauchte und eine Parthie Deutsch-Sole spielte, während Johanna am Spinnrade saß und freundlich zu ihm hinüber lächelte.

Mit dem anbrechenden Morgen waren freilich diese lieblichen Bilder verschwunden, und Alles mahnte ihn dringend an seine Pflicht. Hatte er doch gestern in der Verwirrung ganz vergessen, zur Tante Emerentia zu gehen, die dies Versehen gewiß sehr übel vermerkte. So steckte er denn das nöthige Geld ein und machte sich zur schicklichen Stunde auf den Weg zur Tante. Die alte Barbara, die ihm schon auf der Schwelle entgegen kam, sagte auf die Bitte, ihn zu melden, daß sie hier nichts mehr zu sagen habe, und nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit im Hause geduldet werde. Sie werde es aber sogleich dem Fräulein sagen. Damit ging sie hinein, kam aber alsbald in Johannens Gesellschaft wieder.

Peter fuhr bei diesem Anblick vor Staunen und Schrecken zurück. War das die prächtige Dame von gestern? So schön, so demüthig und mit einem so armseligen Fähnchen bekleidet, daß der härteste Stein ein Erbarmen gefühlt hätte.

„Bist Du es denn wirklich, Johanna? fragte er stotternd.

„Ja, mein lieber Peter, ich bin es," antwortete sie in einem singenden Tone. „Gott hat große Dinge an mir gethan, als er mich in dies fromme, christliche Haus gesandt hat, wo ich Alles lernen lernte, was allein zum wahren Heil dient, und der guten Barbara hier, die ich wie eine Schwester liebe, sowie der tugendsamen Jungfrau Emerentia, die ich wie eine Mutter verehre, bin ich dafür ewig dankbar."

„Es ist ein braves Kind," sagte Barbara, sich die Augen trocknend. „Und sie braucht so wenig, fast noch weniger als ich."

„Man kann den wahren Beruf des Lebens nicht eher würdig erfüllen, bis man sich von allen irrischen Bedürfnissen losmachte," fuhr Johanna fort. „Darnach strebe ich, bin aber noch weit vom Ziele entfernt. Den tausend Dingen, die der Mensch zu seinem Dasein nöthig glaubt, macht er sich leicht bis auf die unentbehrlichsten los, und auch diese lassen sich noch beschränken. Du, mein armer Freund, schmachtest freilich noch in den Banden des schnöden Weltlebens. Aber höre auf mich, die zur Erkenntniß gekommen ist, und ich werde das Glück haben, Dich auf die Bahn des Heils zu leiten, die allein zum wahren Frieden führt. Jetzt aber wird es schicklich sein, daß Du Dich zu der Tante begiebst. Folge mir."

Tante Emerentia empfing den Neffen in der gewohnten Weise. Johanna aber sprach:

„Es ist Vieles in ihm, was mir mißfällt. Aber wenn er mich wahrhaft liebt, wird er es ablegen und als ein anderer Mensch vor uns erscheinen. Jetzt aber würde es zunächst an der Zeit sein, von Geschäften zu reden, wenn Sie es ihm erlauben."

Tante Emerentia warf einen freudestrahlenden Blick auf das Mädchen, und gab dem Neffen die Erlaubniß, zu reden. Dieser zählte das Pachtgeld auf und stattete den gewohnten Bericht ab. Die Tante erklärte sich zufrieden und bat Johanna, die Quittung zu schreiben. Zu diesem Zwecke verlangte das junge Mädchen von dem Peter die verjährige Quittung, und als dieser sich entschuldigte, er habe sie nicht mitgebracht, weil er das nicht für nöthig gehalten, sagte sie strenge:

„Nicht mitgebracht? Da sieht man es, wie gedankenlos Du doch eigentlich bist. Wäre sie jetzt zur Stelle, könnte man auf der Rückseite derselben die neue Quittung schreiben. Nun muß ich

ein neues Stück Papier nehmen, was recht gut gespart werden konnte. Du bist sehr unbedachtsam, lieber Peter."

Die Tante tächelte beifällig; Barbara betreute sich und Peter schaute daneben, wie der Hammel durch die Stallthür. Johanna hatte unterdessen die Quittung geschrieben und sie der Tante zur Unterschrift darreichend, sagte sie:

„Er hat ziemlich gut gewirthschaftet, aber perfekt ist er doch nicht. Wenn es erlaubt ist, mache ich ihn darauf aufmerksam, wo noch hier und da hätte gespart und ein höherer Ertrag erzielt werden können."

Und nun sing sie an, das Licht ihrer ökonomischen Weisheit leuchten zu lassen, daß die Gesichter der beiden alten geizigen Weiber vor Freude wiederstrahlten und dem Peter grün und gelb vor Augen wurde. Als darauf die Tante das aufgezählte Pachtgeld einstrich und Johanna ihr einen Plan vorlegte, aus welchem sie bewies, wie der Pachtzins in kurzer Zeit zu verdoppeln sei, brach Jene gerührt in die Worte aus: „Du bist ein braves Kind!" und schloß sie in ihre Arme.

Da hielt es den Peter nicht länger auf dem Stuhl. Er sprang auf und fragte sich: „Bin ich verrückt oder sind sie es?"

Johanna hatte der Tante die Hand geküßt und sagte: „Erlauben Sie es mir, so verlasse ich Sie jetzt und gehe meinem Berufe nach, so sauer es mir auch ankommt."

„Ja, mein Kind," entgegnete Tante Emerentia. „Thue, was Dein Herz Dir zu thun befiehlt. Geh' zu dem ergrauten Sünder und sprich ihm in's Gewissen, damit er nach und nach dem weltlichen Tand entsage. Wenn Du das endlich zu Stande bringst, hast Du Dir einen ganz besonderen Platz im Himmel verdient."

Sie begleitete sie mit den Augen bis über die Schwelle und sagte dann, zu dem Neffen gewendet:

„Mein Triumph ist, daß ich das Mädchen in das Haus meines Bruders gebracht habe. Sie hat Gnade vor seinen Augen gefunden, und es wird ihr über kurz oder lang gelingen, ihn vollständig zu bekehren. Dann soll große Freude in meinem Hause sein und ich will —"

Barbara schaute bedenklich darein, denn sie glaubte, ihre Herrin werde in der Herzensfreude allerlei leichtfertige Versprechungen machen. Aber, wenn sie es auch gewollt, sie kam nicht dazu, denn Peter unterbrach sie mit der hastigen Frage:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Ausnehmend, mein Söhnchen. Aber gegen die Heirath habe ich ein Bedenken, denn die Johanna ist für Dich viel zu gut. Mit dem Bescheid kannst Du Dich trollen."

Peter war zum Hause hinaus, er wußte nicht wie. Aber auch draußen fand er nirgend Ruhe; ebenso wenig in seinem Gasthause, noch bei diesem oder jenem Bekannten. Als es zu dämmern begann, stand er, er wußte selbst nicht, wie er dahin gekommen, in der Stube der Muhme, die seine Herzensergüsse ruhig anhörte und dann sagte:

„Es ist gekommen, wie ich es mir dachte und ich es Euch sagte, als Ihr im vorigen Jahre in Kummer und Leid unterzugehen glaubtet. Der Mensch findet sich in Alles, und die Johanna, das muß ich sagen, hat sich ganz besonders zurecht gefunden. Wenn es mit der Pächterin einmal nicht mehr recht fort will, kannst Du Deine Zukünftige unverschilich auf das Theater schicken, sie wird Dir alle Ehre machen. Was aber sonst zu sagen wäre, das magst Du von ihr selbst hören, denn da kommt sie eben, und ich bin eine viel zu wohl erzogene Muhme, als daß ich Euere Vertraulichkeiten stören sollte."

Peter hatte in den letzten beiden Tagen vieles Ungewöhnliche erlebt. Als er nun aber die Johanna vor sich sah, so blühend wie immer, aber in derselben Tracht, wie er sie daheim im Forsthause stets gesehen; als sie, ihn treuherzig grüßend, die Hand reichte und ihm einen herzigen Kuß gab, wie in früheren schöneren Tagen, da hatte er ganz den Kopf verloren und war in Gefahr, ihn nicht wieder zu finden.

„Setze Dich zu mir, lieber Peter; ich will Dir Alles sagen, und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein."

Das that Peter, und wie Johanna erzählte, fiel es ihm nach und nach wie Schuppen von den Augen. Die Muhme-Comödiantin als Lehrerin und das aufgeweckte Försterkind als Schülerin, der betregene Onkel und die betregene Tante tanzten an ihm vorüber. Er begriff Alles, und als Johanna endete, schloß er sie in seine Arme und rief jubelnd:

„Das danke ich Dir und werde zeitlebens darnach trachten, es Dir zu vergelten, Du liebe, herzige Johanna, Du!"

Sie hatten sich noch vieles zu erzählen, und als Peter endlich spät zu Hause anlangte, erließ er an Onkel Bastian und an Tante Emerentia ein seierliches Schreiben, worin er wiederholt um ihre Einwilligung zu seiner Heirath bat. Am andern Tage aber sprach er zur verabredeten Zeit zunächst bei der Tante ein, um selbst die Antwort zu holen, und fand seine Johanna bereits auf dem Schemel vor der Tante sitzend, und ihr aus einem erbaulichen Buche vorlesend. Mitten in dies fromme Werk aber platzte der Onkel Bastian herein und vor seine Schwester hintretend, sprach er in der polterndn Weise, die er ihr gegenüber annahm:

„Schwester Emerentia!"
„Bruder Bastian?"
„Ich bin wieder daher gekommen."
„Mitten in die Andacht, wie ein Heide."
„Will aber das Christenthum predigen."
„Predige! Ich höre."
„Du der Jungfer da habe ich mich geirrt."
„Ich auch. Sie ist ein Schatz."
„Eine Perle."
„So häuslich, so wirthschaftlich."
„So manierlich, so elegant."
„So enthaltsam, so fromm."
„So geistreich und witzig."
„So demüthig und christlich."
„So bezaubernd und bestrickend."
„Ein Edelstein für das Haus."
„Ein Diamant für die Gesellschaft."
„Der Neffe wirbt um sie."
„Wollen wir es zugeben?"
„Unbedenklich!"
„Schwester Emerentia!"
„Bruder Bastian?"
„Wir sind schon wieder einmal einig."
„Es ist erstaunlich."

Johanna und Peter ließen die beiden alten Leute nicht weiter reden. Sie zogen sie mit in ihre Umarmung, und es wurde in der stillen Stube der Tante Emerentia ungewöhnlich lebendig.

Als aber drei Monate später der Peter wieder in die Residenz kam; als er in dem Stübchen der Tante getraut war, und der Hochzeitsschmauß bei dem Onkel endete; als er mit seinem jungen Weibe zur Stadt hinaus und in die ländliche Einsamkeit hineinfuhr, sagte er, sie an sein Herz drückend:

„Du hast vortrefflich Comödie spielen gelernt; aber es wird mir doch lieb sein, wenn Du Dein Talent nicht weiter bemyest."

„Sei ohne Sorgen," antwortete sie heiter. „Ich werde fortan nur auf einem einzigen Schauplatz auftreten und auch dort nur in der Rolle Deiner Geliebten."

Die Umkehr.

Mit verdrießlichem Gesicht ging ein noch junger Bergmann eilig über den kleinen Marktplatz des Gebirgsstädtchens. Er hatte wohl auch, nach seiner Ansicht, alle Ursache, unwirsch darein zu sehen. Denn eben erst war er im Wirthshaus zum Sitzen gekommen und wollte seine Pfeife aus dem Kittel ziehen, um zu dampfen wie die Andern eben auch, da merkte er, daß er sie daheim gelassen. Und ohne Pfeife — das ging ja gar nicht! Darum sein eiliger Schritt über den Markt, um so schnell wie möglich nach dem Wirthshaus zurückzukehren, das ihm seit einiger Zeit doch gar so lieb und unentbehrlich geworden war.

Folgen wir ihm, aber sputen wir uns; denn er hat's ja eilig, wie wir schon wissen, und das Häuschen, wo er ebenerdig wohnt, liegt ganz draußen vor der Stadt.

Das Haus, das er vor noch gar nicht langer Zeit verlassen hatte, war erreicht. Er sucht den Drücker zur Thür hinter dem Schranke, wo er der Verabredung nach liegt, wenn die Frau ausgegangen, und die hatte eben gleichzeitig mit ihm das Haus verlassen, das Kind in der Wiege der Obhut des gütigen Gottes überlassend. Sie mußte fort, es war ein nothwendiger Gang. Er wollte fort, und hatte es doch nicht nothwendig.

Die Thür ist geöffnet. Ein paar hölzerne Stühle, ein Tisch mit ungefärbter Platte, eine Ofenbank, eine Commode, ein kleiner Spiegel an der Wand — da haben wir die ganze Herrlichkeit. Eins aber sehen wir doch in aller Schnelligkeit: es ist rein und sauber drinnen im Stübchen. Da muß eine ordnende Hand walten.

Aber nun schnell. Denn der Mann hat seine Pfeife zur Hand und will fort.

Da regt sich's in der Wiege und das Kindlein darin läßt sein vergnügliches Lallen vernehmen.

Ob's der eilige Vater hört? Ja — ja, er hört's — und, wer weiß denn, was ihm heute gerade ist, er tritt an die Wiege — hatte er's doch lange nicht gethan! — und sieht auf das Kind.

Es lächelt und regt sich lebhaft mit den Händchen dem Vater entgegen. Und wie der so in die dunkeln Augen des Kindes blickt, die unverwandt auf ihn gerichtet sind, da sehen wir, wie es zuckend über das Antlitz des Mannes fährt.

Ihm ist's, wie er so hineinblickt in diese Kinderaugen, die Augen seines Kindes, als töne ihm daraus eine laute, ernste Sprache entgegen. Ihm ist's, als sähe er dadrin einen Engel, der ihn milde anschaue, mild und doch auch ernst.

Was liegt nicht im Blicke des Auges eines Kindes! Wer da hinein sehen kann in diesen reinen Gottesspiegel der Unschuld und Reinheit, und nichts darin sieht als eben das blanke Auge — der hat nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen.

Dem Vater aber sprach die Stimme aus dem Auge seines Kindes in's Herz und schmolz das Eis, das sich darum gelegt. Und wie er so dastand in tiefem Sinnen — es mochte wohl ein recht gewaltiges Kämpfen in ihm sein, denn die Brust hob sich ihm vom schweren Athmen — da trat die Frau herein.

Wohl erschrak sie vor dem ungewohnten Anblick, und eine ungewisse Angst wollte sie anfassen. Doch sah sie bald, daß sie keine Ursache zur Angst hatte.

Der Mann blickte sie an; und, das war auch schon eine hübsche Zeit her, daß er es nicht mehr so gethan. Und da sah er, daß die muntern Farben ihrer Wangen, die sie sonst geziert und die ihn sonst so gefreut, einem matten Bleich gewichen; er sah, daß in dem mager gewordenen Gesicht ein stummer, stiller Gram sprach.

Das Alles sah er heute erst so deutlich, seit das Kind ihn angeblickt. Die ganze Zeit daher hatte er keinen Blick dafür gehabt. Denn wenn er seine Schicht verfahren hatte und zu Hause den Grubenkittel gewechselt und die Mahlzeit verzehrt, die ihm das harrende Weib bereitet, dann litt es ihn nicht mehr in der Stube, die ihm doch sonst sein Alles war. Seit er in böse Gesellschaft gerathen war, deren Spöttereien über seinen häuslichen Sinn er nicht den rechten Ernst entgegengesetzt, wie er von Tag zu Tag tiefer in die wirrenden Kreise gezogen worden, und die Gewohnheit hatte ihn gepackt mit ihrer Kraft.

Heute — er mag dies heute glücklich preisen, das ihn retten will vor dem vollen Abfall — heute war sein Blick frei geworden. Was er in der ganzen Zeit nicht gesehen, weil er's nicht wollte, das sah er jetzt.

Daß die Frau so abgehärmt aussah, das schnitt ihm tief in's Herz. Erst wußte er nicht recht, wie er anknüpfen sollte, denn das Anknüpfen ist nicht leicht, wenn eine lange Zeit zwischen dem Zerreißen liegt. Endlich fand er's doch. Er fühlte nun seine Schuld, und wo es einmal zum Fühlen der Schuld gekommen, da kommt es auch zum Bekenntniß und zur Sühne.

Daß sie so bleich aussehe, meinte er, komme wohl daher, daß sie sich um ihn grämе und daß sie auch viell mehr arbeiten müsse als sonst, wo er selbst mit Hand angelegt an Dies und Jenes, was nothwendig war im Haus.

„Nun, ein Jedes thut eben nach seiner Schuldigkeit," entgegnete die Frau in fremdlich-ernstem Ton.

Da war denn nun Rede und Gegenrede im Gang und wir hörten es Alles mit an, wie sie so sanft und darum so gewichtig an sein Herz pochte, und wie dies Herz, das so lange sein Erz verschlossen hatte, sich aufthat, und wir sahen es mit an, wie der Mann das Kind aus der Wiege nahm und es mit einem unaussprechlichen Gefühl des Dankes herzte, und wie das Kind zwischen Vater und Mutter war ein Mittler und himmlischer Friedensstifter. Das Alles hörten und sahen wir und fühlten, daß hier wieder einmal der Herr mächtig war in dem Schwachen.

Da gingen wir denn langsam zur Thür hinaus und drückten sie leise hinter uns zu und freuten uns, wie wir es lange nicht so im Herzen gekannt.

Nach der Hand, denn das Paar war uns werth und theuer geworden, hörten wir immer nur von seinem Glücke und Frieden. Denn von jenem Tage an war er nicht wieder in's Wirthshaus gegangen und ließ die Spötter spotten, bis sie nicht mehr spotten konnten, denn sie waren alle elend verkommen, der Eine so, der Andere so.

„Wer umkehren will," hatte er gesagt, „der muß ganz umkehren. Das ist die rechte Umkehr."

Album der Poesien.

Nr. 15.

Der Slawone.

Purpurn zieh'n die Abendwolken,
Hohe Ulmen steh'n im Kreise
Um den üppigen, blauen Weiher,
Neigen sich und flüstern leise.

Hingestreckt im braunen Laube
Ruht der Branne, der Slawone;
Feuchten Glanz im Feuerauge,
Blickt er in der Bäume Krone.

„Steyban, Bruder, lieber Bruder,
„Warum mußtest Du erblassen?
„Endlos weit vom Heimathlande
„Liegst Du einsam und verlassen.

„Dachtest nicht der Vaterhütte:
„Schwarz und eng' ist die berühmte,
„Doch die freien Winde spielen
„Um sie auf der weiten Puszten.

„Dachtest nicht der Heideschenken,
„Nicht der glatten Spiegelseen,
„Drin sich goldne Sterne baden,
„Drüber heil'ge Lüfte wehen.

„Dachtest nicht der schlanken Dirne:
„Wird sich härmen, beten, klagen,
„Wird die dunkeln Haare raufen,
„Wird die treue Brust zerschlagen.

„Einſam wandr' ich lange Tage,
„Ihr die Trauerpoſt zu bringen.
„Sink', o Nacht, auf ſchöne Zeiten,
„Da wir froh zuſammen gingen!"

Purpurn zieh'n die Abendwolken,
Hohe Ulmen ſteh'n im Kreiſe
Um den kühlen, klaren Weiher,
Neigen ſich und flüſtern leiſe.

R. Chop.

Die ersten Schritte auf japanesischem Boden.

„Du gingest aus, Deines Vaters Eselinnen zu suchen, und fandest ein Königreich.“ Die Engländer können sich in gewissem Sinne mit diesem Glücke des ehemaligen Eselhirten, nachmaligen Königs Saul für diesen ihren letzten Krieg trösten. Es[1] wurden von vielen Seiten ganz eben so gesucht, wie Eulenspiegel, auf seinem Pferde sitzend, umherfragte, ob Niemand sein Pferd gesehen habe; aber nur Wenige fanden dafür ein Königreich. Die Amerikaner, die bei aller Freiheit eben so neutral geblieben waren, wie wir Deutsche, von denen Manche für die „Freiheit und Civilisation“ gern mitgemacht hätten, fanden es zuerst. England hatte eine seiner vielen Flotten im chinesischen Hafen von Hongkong, welche im Frühlinge 1855 unter Commodore Elliot Befehl bekam, nach Norden hinauf zu segeln, um bei Kamtschatka und da herum nach russischen Schiffen und Prisen herumzutrefsen. Sie fanden aber nichts Geschicktes, und einmal besonders viel Pech statt Prisen. Aber sie fanden, was sie gar nicht gesucht, ein Königreich, sogar ein Kaiserthum, Japan, und eroberten es, wie die Amerikaner eben auch gethan, ohne nur eine Knallbüchse abzufeuern. Ja, sie eroberten es wirklich, obgleich sie zunächst nichts gewannen, als die Erlaubniß, im Hafen von Hakodadi einzulaufen, und sich da zu kaufen, was sie brauchten. Das sieht nach gar nichts aus und ist doch mehr werth, als alle auf hunderttausendfachen Leichenfeldern zurechtgestoppelten Friedensbedingungen für Europa. Die Verträge Amerika's und Englands mit Japan verbürgen den seiden Anfang eines produktiven, bildenden und allen Betheiligten ersprießlichen Verkehrs und Austausches von geistigen und materiellen Ueberflüssen in den betreffenden Ländern. Der Ueberfluß des einen ist der Bedarf des andern, wofür es seinen Ueberfluß dem andern Lande als Bedarf giebt. So gewinnt Jeder, ohne daß er sich zum Schwindel und zum Betruge zu erniedrigen braucht. Das Pförtchen, welches sich Amerika und England in Japan eröffnet haben, gewinnt durch den Umstand ein ganz besonderes kulturhistorisches Interesse, daß Japan über zwei Jahrhunderte allen Völkern der Erde hermetisch verschlossen war. Nur die verwandten Chinesen durften etwas Geschäfte mit den Japanesen machen. Was die Holländer auf einer an Japan angebauten, gegen das Land aber verschlossenen Bretterbude an Geschäften machten, ist nicht der Rede werth.

Jetzt klingt's gleich von vorn herein ganz anders. Seitdem sich England und Amerika den Hafen von Hakodadi vertragsmäßig geöffnet haben (und das ist noch kein Jahr her), liefen nicht weniger als 75 amerikanische und englische Schiffe ein.

Uns interessiren besonders das erste englische Schiff und die ersten Schritte auf japanesischem Boden, schon deshalb, weil wir darüber ein ziemlich anführliches Buch, ein ganzes Buch haben. Kapitain Bernhard Whittingham, von Elliot eingeladen, ihn auf dem Argonautenzuge gegen russische Schiffe zu begleiten, folgte diesem Rufe und schrieb ein Buch über die ganze Expedition, die auch in dem Hafen von Hakodadi einlief, und den japanesischen Behörden und der Stadt selbst einen Besuch abstattete. In Folge davon kam der Vertrag zwischen England und Japan zu Stande, der ersteren dieselben Rechte einräumt, welche sich schon Amerika freundschaftlich ertrotzt hatte.

Hakodadi, an der Südostküste der nach Nipon größten Insel des japanesischen Reichs, Jesso, in der Provinz Matsmai, ist die Königin eines der besonders und gerühmigsten Naturhäfen in der Welt. Er besteht aus einer, über eine deutsche Meile weit in's Land hineinlaufenden Bucht des großen oder stillen Oceans, gegen dessen oft furchtbare Wogen ihn unerschütterliche Felsen schützen, die nur eine verhältnißmäßig enge Einfahrt in die beinahe halbkreisförmige Bucht zulassen. Am südlichen Rande dieser Bucht erhebt und streckt sich Hakodadi am Wasser entlang und hoch hinauf in ein großartiges Amphitheater von waldigen Bergen, aus denen Häuser, Tempel und Villen hell hervorblicken, von waldigen Bergen, die zuletzt weiß und kahl bis über die Schneelinie sich erheben und in einem Kegel eines ausgestorbenen Vulkans zupfeigen. Ob er jetzt vielleicht wieder durch den Tod der japanesischen Hauptstadt Yeddo lebendig geworden ist? Die ersten Berichte von dem Erdbeben, welches am 15. November Yeddo größtentheils zerstört und über 30,000 Einwohner in seinen Bersungen und Klüften verschlungen haben soll, lauteten entsetzlich. Nähere Kunde scheint bis jetzt noch nicht angekommen zu sein.

Unten am Wasser entlang vor der Stadt strecken sich Bollwerke, blos von künstlerisch behauenen und ohne jedes Bindemittel verbundenen Steinen gebaut. An ihnen entlang wimmelt es von Booten aller Größen und Formen. An niedrigen, fruchtbaren Gestade nisten bis über die Schweite hinaus nach beiden Seiten Häuser und Hütten, Meiereien und Dörfer zwischen Gärten und Bäumen. In den Gebirgsterrassen herrschen besonders Birken, Buchen und Fichten vor. Hakedadi liegt mit Mittel-Italien und dem südlichen Frankreich unter gleichem Breitengrade.

Das englische Geschwader erschien Anfangs Juni vorigen Jahres im Hafen von Hakedadi, wurde aber durch die Nothwendigkeit einer Reihe von Ceremonien, welche die japanesische Staatswürde um sich barrikadirt hat, und die alle erst durchgemacht werden mußten, lange aufgehalten, ehe sie den eifersüchtig nach dem Ideal der Schutzzöllner verschlossen gehaltenen Boden betreten durften. Erst mußten sich die englischen Befehlshaber bei dem Hafenmeister von Hakedadi einführen. Dann entstand die wichtige Frage: darf der Gouverneur von Matsmai den englischen Commodore bei sich sehen oder muß ersterer seine Aufwartung vorher dem Commodore machen? Die Sache war schwer zu entscheiden. Der Gouverneur half sich aus diesem sitzeligen Dilemma, wofür es keine Vorbilder und Instruktionen gab, durch Krankheit und befahl seinem Lieutenant, den Anfang zu machen, und sich auf das Flaggenschiff des englischen Geschwaders zu begeben. Dieser erschien denn auch eines schönen Morgens in allem Pompe amtlichen Antretetens auf einem von zwanzig Ruderern getriebenen Boote, in dessen Mitte ein langer, oben mit Leder überzogener Speer als Zeichen des Ranges gehalten ward, begleitet von einer Menge anderer, schwarz und weiß (der japanesischen Nationasfarbe) bewimpelter Boote. An der Außentreppe des englischen Flaggenschiffes angelangt, erhob sich der Gouverneur-Lieutenant, während die Ruderer alle in ersterbender Ehfurcht auf die Nase fielen, um ihm blos Rücken zu zeigen. Die Audienz bestand in Ausweichselung einiger höflichen Reden durch Dolmetscher und einer Einladung von Seiten des japanesischen Beamten, sich dem Gouverneur vorzustellen.

Zwei Tage darauf landete der englische Commodore mit Gefolge, und ward einige Stufen empor in ein Haus geführt, wo die Gäste von japanesischen Beamten mit Thee bedient wurden, während sie auf den Gouverneur warteten. Die Fenster hatten Scheiben von weißlich-braunem Papier und außen gezitterte Läden, um Wind und Regen abzuhalten. Der Boden war durch's ganze Haus mit dicken Matten bedeckt, auf welchen die Herren alle schweigend und mit bloßen Füßen einherschritten, da Jeder die Schuhe anszieht, ehe er in ein solches dickwattirtes Haus eintritt. Der Japanese liebt es nicht, klappernde und polternde Schritte in seinem Hause zu hören. Alles geht daher unhörbar, barfuß oder in Socken auf dicken, dreifachen Stroh- und wollenen Matten umher. In den dunkeln Tempeln mit seltsamen Figuren, Chiffern, Schnitzwerken und Gögenbildern hat dieses unhörbare und nur dämmernd sichtbare Umhergleiten schweigender Gestalten etwas gar unheimlich Feierliches und ist geeignet, eigenthümliches „Grauen“ der Andacht und Furcht vor geahnten, unbegreiflichen, unsichtbaren Geistern und Göttern hervorzurufen und zu nähren. Solche Gewalten über den schwachen Menschen braucht besonders der Despotismus und weiß ihn gut zu benutzen und auszubeuten.

Die Unterredung mit dem Gouverneur war ebenfalls kurz und etwas unbefriedigend durch Dolmetscher. Die Hauptsache kam nachher, nämlich Benutzung der erwirkten Erlaubniß, sich die Stadt anzusehen. Freilich wurden die seltsamen, angestaunten Fremden, sobald sie aus dem hölzernen Verschlage des Zollhauses herausstraten, ehrerbietigst von Polizei in Empfang genommen, die zwar nicht nach Paß und Legitimationen fragte, und auch Niemanden arretirte, aber vor den Engländern gebieterisch voranschritt und den Leuten winkte und befahl, Thüren und Fenster gegen die Blicke der Fremden zu schließen, und sich selbst unsichtbar zu machen. Vor der Polizei hört auch in Japan aller Spaß auf, und so gehorchten die Leute vor ihr, um hinter ihr desto eifriger ihrer eigenen Natur und Neugier zu folgen. Hinter ihr öffneten sich mit wahrer Hexerei von Geschwindigkeit Thüren und Fenster

wieder und Köpfe und ganze Personen schossen heraus, um mit großen Augen, die jetzt selbst ihre nationale Kleinheit und Geschlitztheit verloren, mächtig auf die Fremden zu starren. Also selbst in Japan ist die Natur mächtiger, als die Polizei, welche deshalb wohl nichts Besseres thun könnte, als den ohnmächtigen, aber doch demoralisirenden Kampf gegen die Natur der Dinge und Menschen aufzugeben.

Die Engländer spazierten durch weite, gerade, reine Straßen zwischen größtentheils kleinen Häusern von geraden und quer und schief mit einander verbundenen Balken, deren Zwischenräume mit Brettern und Birkenrinde ausgefüllt und deren Dächer mit Schindeln und ebenfalls Birkenrinde, und diese mit Steinen, bedeckt waren. An ihnen hin liefen größtentheils gedeckte Gallerieen und Veranda's, so daß man im Schutz und Schatten an den Häusern hingehen kann. Vor manchen Häusern und um alle Tempel fand man große Gärten und Parks in Miniatur, d. h. alle Bestandtheile großer Garten- und Parkanlagen auf den kleinsten Raum zusammengedrängt, z. B. auf einer Fläche von 80 Fuß Länge und 50 Fuß Breite um einen Tempel kleine, dichte Wälder von Zwergbäumen, kleine Felsengebirge, Flüsse, Brücken, Fußsteige, Blumenbeete, Rasenflächen, ganze meilenweite Landschaft in ein kleines, unrahmtes, reelles Naturbild verdichtet. Man nennt dies den holländischen Gartenstyl, aber es ist der ächt japanesische, den die Holländer sich aneigneten, als sie noch eine meerbeherrschende Nation waren.

Die Japanesen, welche den Engländern zu Gesicht kamen, traten alle als robuste, rührige, kurze und sämmige Leute auf, dunkelgelb gebändet mit schwarzen, kleinen, chinesisch schiefen, geschlitzten Augen. Ihre Backenknochen stehen weit hervor, oft weiter, als die plattgedrückte Nase. Was der Nase an hervorragender Bedeutung fehlt, kommt den hervorquellenden, rothen Lippen zu Gute. Die Mädchen schienen dabei alle hübsch zu sein. Auch wir wissen, was manchmal der Fehler eines Stumpfnäschens für eine Tugend werden kann, zumal bei den ausgebildeten, resigen Lippen, den runden, rothen Backen, vollen, runden Formen, weißen Zähnen, die mit den kleinen, glänzenden, mandelkernförmigen Augen um die Wette lachen und in die Welt hinein schalken. Bei den Japanesinnen kamen noch luxuriösed, schwarzes Haar und in der Regel kleine, strumpf- und schuhlose Füßchen hinzu. Es nimmt uns daher nicht Wunder, daß in Japan, wie wir aus anderer Quelle wissen, auf die naivste und excessivste Weise gelebt und geliebt wird. Die Japanesen sind von Natur heiter, gutmüthig, vergnügungssüchtig, verstehen nichts von Hypochondrie und Grillen, und tanzen und singen und trinken daher bei ihren häufigen Festlichkeiten bis zum Umfallen. Bei dem schönen Geschlechte dauert freilich die Freude und Schönheit nicht lange. Sie verheirathen sich oder vielmehr werden verheirathet oft schon im dreizehnten und vierzehnten Jahre, und tragen vom Hochzeitstage an schwarzgebeizte Zähne, die Lasten des Haushalts, der Feldarbeit und großer Fruchtbarkeit. Letztere wimmelte und wuselte in großer Menge, größtentheils ganz nackt, vor den Thüren und unter den Veranda's umher. Es wurden nur wenig Bettler und Krüppel bemerkt. Nur Augenkrankheiten scheinen nicht selten zu sein. Es zeigten sich verhältnißmäßig viele Leute mit schlimmen Augen, von denen oft das eine oder andere ganz verloren gegangen war.

Die Kleider, welche bei uns Leute machen, fallen in Japan allerdings national, aber doch sehr verschieden aus, schon wegen der großen Sommerhitze und strengen Winterkälte. Die Hauptunterschiede hängen aber außer von Stand und Vermögen, speciell von den gesetzlichen Klassen und Kasten in den feudalistisch-bureaukratisch geschiedenen Gesellschaftsschichten Japans ab. Ereth und Plethi trägt im Sommer so wenig als möglich eine Robe und ein paar Unterhosen, oft auch blos irgend ein Stück Zeug, die ärgsten Blößen zu decken. Die Kinder laufen in ganz vorsündflutlichem Zustande umher. Dagegen putzen sich die höheren Klassen gern nach den neuesten Moden der Hauptstadt Yedo aus, besonders mit haldbruchsichtigen Flor- und Gazestoffen. Im Winter trägt man starke Roben und dicke Unterbeinkleider von Baumwolle, worüber die Beamten privilegirte Seide nehmen. Außerdem unterscheiden sich letztere von dem „beschränkten Unterthanenverstande" schon an der großen Zehe, welche in deren wollenen Socken eine besondere Abtheilung hat, wie bei uns der Daumen im Fausthandschuh. Ueber den Socken trägt man Schuhe von Strohgeflecht, befestigt mit weißen Bändern oder hübsch geflochtenen Strohseilen. Im Ganzen sitzt ihnen aber die Kleidung nach unsern Begriffen eben so schlecht, wie sie selbst sitzen, indem ist die Tracht immer noch nicht so niederträchtig, wie unser Leibrock mit einer „Aufrührer" von Hasen-Harnisch auf dem Heltenschädel. Sie kauern auf eine bekannenswerthe Weise mit aufgespannten Knieen, wobei sie die Füße in den Schlafrock verstecken, in einer Position, die bei uns der civilisirte Sterbliche nur einsam auf Feld und Flur im höchsten Drange der nach dem Gesetze des höhern Absoluten zu absolvirenden drängenden Nothwendigkeit riskirt. Das nennen aber die Japanesen sitzen. Sie haben durch diese Sitte des Sitzens ungeschickte, dicke Kniee bekommen und einen unangenehmen Gang.

In socialer Beziehung sind die japanesischen Institutionen und Gebräuche ächt feudalistisch. Die Klassenunterschiede scheinen nicht erzwungen zu sein, sondern aus den Anschauungen und Ansichten der verschiedenen Klassen selbst hervorzugehen. An der Spitze aller Klassen stehen die Aveligen und Beamten, die mit der größten Verachtung auf den reichsten Kaufmann herabsehen (vorausgesetzt, vermuthe ich, daß sie ihn nicht anpumpen wollen). Die Aveligen haben das Privilegium, zwei Schwerter zu tragen. Ein Kaufmann kann durch vieles Geld blos das Privilegium eines Schwertes erkaufen. Abgesehen von den Details der Formalitäten, wodurch sich die Gesellschafts- und Standesklassen unterscheiden, ist der japanesische Feudalismus dem englischen ziemlich gleich. Ungeachtet aller Phrasen und Kämpfe gegen die Privilegien der Grund und Geld, Staat und Königthum besitzenden Klassen in England, hält sich der Feudalismus doch ganz gut. Sie haben im jetzigen Kriege durch lauter absichtlichen und wirklichen Unsinn das englische Heer, hundert Millionen Thaler und den Ruhm Englands tief geschlagen, sie haben Kars absichtlich fallen lassen, aber das Alles rührt sie nicht, erschüttert ihre Macht und Stellung nicht, weil der Glaube an den Besitz und die Macht in der Servilität der Volksmassen wurzelt, weil diese Servilität, die Ehrfurcht vor Geld und Macht ihre Religion ist.

Die Japanesen sind aber ganz im Gegensatz zu den Engländern, den größten Fleischfressern unter allen Thieren, durchaus Vegetarianer, d. h. sie genießen blos Pflanzenkost und statt des Fleisches ungeheuer viel Fische, die an den Küsten in furchtbaren Massen wimmeln und den Fischern, welche das Meer oft beinahe mit ihren Booten bedecken, tennemeise in die Netze laufen. Unter den Gemüsen herrschen im Aubau und der Kost Bohnen, Erbsen, süße Kartoffeln, Mohrrüben, ungeheuer große Radieschen und Obst vor. Ihre Bäume tragen eine Art Birnen, die wie Kinderköpfe groß werden, aber sehr wässerig schmecken.

Industrie der Japanesen lernten die englischen Gäste auf eine brillante Weise kennen. Die Japanesen sind ja auch nicht dumm und hassen den Fremden, der Geld hat und ihnen was abkaufen will, durchaus nicht aus purer Vaterlandsliebe, wie man dies wohl früher geglaubt hat und womit auch die Schwätzlluer in unsern verschiedenen Vaterländern die bessern und wohlfeileren Güter des Lebens, welche das Ausland bietet, vom heimischen Markte ausschließen möchten.

Man hatte in einem Tempel unweit des Zollhauses expreß für die Fremden, d. h. um englisches Geld einzufangen, einen glänzenden Bazar, eine verkäufliche Industrie-Ausstellung aufgebaut: lackirte Waaren der feinsten, reinsten und seltensten Farben (die Kunst des Lackirens teurde durch Holländer aus Japan nach Europa gebracht), die zartesten, durchsichtigsten Tassen und Vasen, Kannen und Töpfchen von feinsten Porcellan, Fächer, Seidenwaaren, Gaze- und Florgewebe vom zartesten Hauche, seltsame, hübsche Krüge u. s. w. Matrosen und Offiziere kauften nach Kräften und haben so gewiß ein gutes Aquivalent und nicht mehr zu tödtende Lust, mit Fremden zu handeln und die Güter des Lebens, der Industrie und Kunst auszutauschen, in Japan zurückgelassen. Die Japanesen sind ein gebildetes, industrielles Volk auf dem Lippischen, auch minerakreichen Boden. Allerdings sind sie trotz natürlicher Anlage in ihrer Zivilitheit und Industrialität in vielen ideellen Dingen, die nur durch ideellen Austausch mit andern Völkern vorwärtskommen, zurückgeblieben, z. B. in allen Naturwissenschaften, besonders in der Medizin, und, was damit zusammenhängt, in religiösen Ansichten. Die Medizin ist in den Händen weiblicher Personen, die Alles mit einer Arznei curiren, die bei uns in keiner Apotheke vorkommt und überhaupt nur durch

den Gebrauch Menschen verschlechtert, nämlich mit der Trommel. Wenn Jemand krank ist und Hülfe verlangt, wird zur Frau Doctorin geschickt, welche sich mit ihrer Trommel einstellt, sie dem Kranken an's Ohr hält und nun lostrommelt und dazu Beschwörungsformeln summt, bis der böse Geist der Krankheit vertrieben und der gute der Gesundheit wieder Monarch ist im Körper. Was sie thun, wenn sich der böse Geist nicht austrommeln läßt, wird nicht gesagt. Wahrscheinlich begraben sie ihn mit sammt dem Todten. (Uebrigens ist diese Austrommelungsmethode noch lange nicht so schlimm als unsere alte Brech-, Purgir-, Blutegel-, Aderlaß- und Bullen-Praxis.)

Der buddhistische Religionskultus wird in dunkeln, dick mit Teppichen belegten, mit hölzernen Figuren, Zeichen und Götzen ausstaffirten Tempeln praticirt. Die schweigende, schleichende Dunkelheit wirkt schauerlich durch die dämmernden Frazen und betäubende Räucherung auf den Altären, vermischt mit Geruch von Fischen, welche die Gläubigen täglich den hungrigen Götzen (die ihre Magen in den Priestern haben) darbringen.

Das sind einige zusammengedrängte Beobachtungen, welche die Engländer während ihres Spaziergangs durch Hakodadi machten. Doch beschränkten sich nicht Alle auf die Stadt. Einige fuhren auf einem Flusse tief in's Land hinein und stiegen in einer lachenden, kultivirten Gegend aus, mit schönen, auf beiden Seiten unbblühten und lebendig umhegten Straßen, kleinen Bächen an Hecken entlang, in üppiger Vegetation nistenden Hütten und Häusern und nackten Kindern davor und scheinlich hinter Gebüsch hervorblickenden, rothwangigen Bauermädchen und freundlichen Bauern mit Strohsandalen und langen grauen Kitteln, struppigen, trotzigen, umherweidenden Pony's und Behäbigkeit und Heiterkeit von allen Ecken und Enden. Die plumpen, rothwangigen Leute schienen den Fremden gern entgegenkommen zu wollen; aber die liebe Polizei winkte auch dieser natürlichsten Neigung zum Kosmopolitismus ein gebieterisches „Zurück" entgegen. Indessen werden die Engländer binnen zehn Jahren bequemer und ungeschorner in Japan umherfahren, reiten, laufen, liefern und zulangen können als in dem vertragsmäßig beraumbestimmten Nachbarstaate und in abendländischen Staaten überhaupt, die, stolz auf ihre „Intelligenz," doch nicht wagen, den unschuldigsten Menschen ohne Paß und Legitimation, Sitten- und Peckenimpfungsschein für sein Geld laufen oder fahren zu lassen.

Sprache und Musik in der Natur.

Dritter Artikel.

Die Ausdrucksweise der verschiedenen Thiere. — Das Lamm und das Pferd. — Ein Katzenconcert. — Orgelspiele mit Katzen und Schweinen. — Der Hund als größtes Sprachgenie unter Thieren. — Die Dichter des Waldes. — Die Musikgarne der Vögel. — Ein Waldconcert. — Treuhahn und Schwan. — Der Hahn und sein Harem. — Raben, Saatkrähen und Papageien.

Die Art und Weise, wie sich lebendige Wesen unter dem Himmel, in der Luft, auf und unter der Erde äußern, ihre Freuden und Schmerzen laut werden lassen, Andern mittheilen oder um ihrer selbst willen ausschreien, bildet eine so vielstufige Tonleiter, die wie die getrümmte Jacob's wirklich bis in den Himmel reicht. Die Phantasie mag selbst Engel darauf auf- und niedersteigen lassen. „Die jungen Löwen brüllen nach ihrer Beute und suchen ihr Fleisch von Gott. Und er vermimmt ihre Stimme und stillt deren Hunger." Freilich so energisch wissen nur wenige Thiere ihre Petitionen dem Himmel vorzutragen, wie der Löwe. Bekanntlich weiß er sich auch selbst Fleisch zu verschaffen, wenn der Himmel es ihm nicht zuschickt. Das Gebrüll ist fürchterlich, hat aber nur einen sehr einfachen Sinn. Ueberhaupt kann man den Mammalien oder Säugethieren nur selten eigentliche artikulirte Töne, vocalisirte Sprache abhorchen; wenigstens haben sie fast stets nur verderbene und verquetschte Vocale, wie die Engländer. An Ton und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks den Insekten und Reptilien weit übertegen, halten die Säugethiere doch mit dem wortkargsten Vogel keinen Vergleich aus. Die Vierfüßler schreien in der Regel nur aus Schmerz und Hunger. Kaninchen, Hasen und dergleichen Geschöpfe aus der Familie „Lampe" kreischen nur auf, wenn man sie bei den Ohren nimmt oder der Hund ihnen Zahnschmerzen verursacht, und in höchster Gefahr hat selbst der niedrige, geneine Maulwurf ein feiges Grunzen. Der brasilianische Maulwurf quiekt je vier Mal rasch hinter einander durch die Nase, was Leute, die mit diesen unterirdischen Flötentönen nicht vertraut sind, sehr in Verlegenheit setzt. Nur der schlaue Indianer erkennt genau die Stelle, von wo die unterirdischen Töne kommen und fängt sich deshalb sicher seinen „Tuculuce." Aber von diesen schwachen, unbestimmten Pressungen kleiner Lungen, von dem ungeschlachteten Grunzen des Schweines bis zu dem lustübermüthigen Bellen des Hundes oder den herzrührenden Klageton des Kameels, welch' eine Stufenleiter von Tönen blos zwischen zwei Sprossen der Hauptleiter! Die Schweine- und ähnliche niedrige Thiersprache hat keine Consonanten, wie jeder blos elementare Ton ebenfalls blos auf die Vocale deutet. Consonanten sind in der Thier- wie Menschensprache Noten höherer Entwickelung und individueller Stimmungen.

Deshalb ist auch die englische Sprache, obgleich aus zwei sehr gebildeten Sprachen combinirt, und deshalb, an sich reich, geistig und für Ausdruck feinerer, tieferer psychologischer und individueller Stimmungen und Gefühle sehr arm, ihres Reizes und ihres Reichthums durch die Engländer beraubt worden, weil sie alle nicht unbedingt nöthigen Consonanten in der Aussprache vernachlässigt oder ganz weggeworfen, und nur die Vocale, aber auch diese verquetscht und zwischen die natürlichen sechs Vocalstufen hinein corrumpirt, übrig gelassen haben. Die Consonanten gingen ihnen verloren, weil sie den Geist dazu verloren; sie verloren den Geist dazu, weil sich die englische Kultur immer mehr zum Geldmachen, zur Eroberung und Behauptung von Reichthum und Rang gebrauchen ließ, und in der bisherigen Richtung, zumal durch den Einfluß des Goldes in Australien und Californien, alle Reste von Geist, Gemüth, Individualität und Menschenwürde verlieren muß.

Die Consonantenlosigkeit in der Sprache der Thiere, das für unsere Ohren unbestimmte Gebrüll und Geblöke unserer Hausvierfüßler schließt aber nicht bestimmten Ausdruck und Individualität aus. Das Lämmchen findet seine Mutter bald ans Tausenden blökender Schafe heraus. Welch' einen Reichthum von Nüancen hat demnach die Natur in die einzige, nicht sehr melodische Note der Schafmutter gelegt! Das Pferd hat blos Laute für bestimmte Leidenschaften und Schmerzen. An seinem Wiehern tritt übrigens die Erziehung ganz besonders entschieden hervor. Es findet mit guter Schule und Behandlung immer mehr Modulationen und Variationen für seine kultivirten Stimmungen und Gefühle. Das wilde Pferd der Steppen und Prairien wiehert blos schrill einförmig. Wie sanft und zart wiehert das fein erzogene Roß unter den Liebkosungen seines Meisters! Die Stimme des sterbenden Kulturpferdes wird nie von Denen vergessen, die in der reißenden Fluth oder zwischen dem Gebrüll der Kanonen auf dem Schlachtfelde Zeuge seines Todes waren. Der schr.lle Trompetenton, mit welchem das freie Pferd in der Wuth der Leidenschaft einen Nebenbuhler und Feind angreift, klingt schreckenerregender, zumal wenn man dazu die starre Mähne und den glühenden, glotzenden Zorn seines Auges sieht.

Die Sprache und die Musik der Katzen kennt Jeder in schrecklicher Erinnerung an stille Mitternächte, als sie ihn aus dem Schlafe gesungen. Aber sie verlieren das Entsetzliche und werden oft bis zum unsterblichen Göttergelächter komisch, wenn man sie concertiren sieht. Mit welcher Gravität und Majestät sitzt der tapferste und schönste Kinz in der Mitte einer bewunderuden Anzahl von Schönen! Er zieht feierlich einen tiefen Ton durch verschiedene Grade von Verstimmung hindurch und schielt dazu fürchterlich, als wollte er Knoten in die Augen knüpfen. Die um ihn sitzenden Damen setzen zu verschiedenen Zeiten ihre Alt- und Discantmißtöne ein. Eine ärgert sich über die andere, wie das Primadonnen immer thun: die Fuge der Eifersucht und Rivalität wird immer wilder, menschenmasendmachender, steinerweichender; immer weiter reißen sie die bärtigen Schnauzen auf und immer

wüthender zeigen sie ihre Zähne. Mit fürchterlichem Schielen folgt heimtückisch und plötzlich ein Hieb von der Seite. Es zischt und sprudelt, die Krallen werden thätiger und thätiger. Es erfolgt eine zischende, sprudelnde, spuckende allgemeine Keilerei und ein allgemeines Davonlaufen. Sie gehen dann einzeln durch die stille Nacht spazieren, bis eine Sängerin die andere wieder erblickt. Still und tückisch nebeneinander sitzend, beginnen sie erst mit Mäßigung ein Zankduett, vielleicht gar in Moll; jede zieht ihre Register so lang und virtuosenhaft als möglich; aber immer will's eine besser können als die andere, so daß unter allgemeinem Zischen und eintretenden Pausen das Duett allemal zu einem Duell wird, welches mit dem schrecklichsten Gekreisch und gegenseitigem Davonlaufen endlich plötzlich verstummt. Nun legt sich der aufgewetzte Schläfer ordentlich zurecht, denkt: na endlich! und will sofort den versäumten Schlaf nachholen. Doch halt, jetzt haben ein paar andere Primadonnen einen Kampf auszuschießen und diesmal ganz dicht unter Deinem Fenster. So, wenn Du Ohren hast, zu hören, höre! Singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald! Sie haben auch ihre Poesie, ihre Lust und ihre Leiden. Also laß sie singen und schwitze Angst dazu! Du kannst immer noch Gott danken, wenn sie Dir nicht betrunken etwas vorsingen. Haben sie sich aber im Genusse der Valerianwurzel berauscht, wie sie dies zuweilen thun, besonders in Frühlingsmondscheinnächten, so ist's um Deinen Schlaf geschehen. Sie springen und sprudeln, kreischen und krächzen und kollern sich unter wie die schlimmsten Tollhäusler und geben Dir eine furchtbar deutliche Anschauung von der Etymologie und inhaltschweren Bedeutung des klassischen Ausdrucks: „Katzenjammer."

Die zieh- und dehnbare Vielstimmigkeit der Katzen brachte einmal einen blödsinnigen, müssigen Hofmann auf den Einfall, eine Katzenorgel zu construiren. Er sammelte und stimmte eine große Menge Katzen, fesselte sie in einen großen dazu construirten Kasten, der mit einer Klaviatur so versehen war, daß bei jedem Druck einer Taste eine Nadel auf je einen bestimmt-notirten Katzenschwanz drückte. Die Besitzerin des Schwanzes schrie dabei natürlich ganz in ihrer eigenen Melodie auf und bildete so mit ihren ähnlich beklavierten Collegen eine laute Orgel, in der jede Pfeife ihren eigenen Blasebalg hatte. Der Hofmann lernte spielen und die Welt lachte. Ich weiß nicht, wenn und wo es war, aber ein anderes Genie construirte einmal eine ähnliche Orgel aus lebendigen Schweinen, die dadurch gespielt ward, daß der Virtuose nach Noten an den arrangirten Schwänzen zog. Vor einem abgelebten Despoten, den nichts mehr erheitern konnte, ich glaube vor Ludwig XI. (oder war's ein Mediceer?), ließ man einmal Schweine tanzen, die man zu diesem Zweck mühsam unterrichtet und in die Tanzschule geschickt hatte.

Einfach, aber schon ganz sprachähnlich ist die Art, wie sich gesellschaftliche Thiere gegenseitig Mittheilung zu machen. Sowohl Elephanten als Affen (auch Gemsen u. s. w.) stellen Schildwachen aus, wenn sie sich eine Mahlzeit durch Raub verschaffen. Bei herannahender Gefahr giebt die Schildwache einen Ton von sich, der blos bei solchen Gelegenheiten gehört wird. Daß Affen bald die Worte und Befehle ihres Herrn verstehen und mit militairischer Präcision ausführen, hat ja wohl Jeder zur Genüge gesehen.

Das größte Sprachgenie unter den Vierfüßlern ist der kultivirte Haushund. Er spricht und versteht durchaus eine gelernte Sprache. Die wilden Hunde bellen nicht. Haushunde, die wieder in die Wildniß gerathen, verlieren die Gabe des Bellens wieder in der zweiten, dritten Generation. Der gut erzogene und klug und menschlich behandelte Haus- oder Schooßhund ist ein Geschöpf vom feinsten Gefühl und größten Scharfsinn und mit wahrer Beredtsamkeit dafür hinten und vorn, vom Kopf bis zum letzten Endchen des Schwanzes. Seine Gefühle sind tief. Mancher Hund ist auf dem Grabe seines Herrn gestorben, und hat hartnäckig jede Verführung zum Essen und Leben abgewiesen. In einer Naturgeschichte fand ich die Versicherung, daß er es eben so wohl bis zum wirklichen Weinen als zum reellen Lachen bringen könne. Daß er menschliche Worte auf's Genauste verstehen lernt, dafür giebt's unzählige Beweise. Er denkt und macht Schlüsse. Ein Hund verfolgte einen Raben, der etwas sprechen gelernt hatte, über die Wiese. Der Rabe, der unverschämteste Bursche, wenn's sein muß, fühlt schon beinahe des Hundes Zähne in seinen beschnittenen Flügeln und sieht ein, daß ihn nichts mehr retten könne, als die unverschämteste Courage. So dreht er sich plötzlich 'rum, und schreit dem Hunde fürchterlich in's Gesicht: „Dieb! Dieb!" Der Hund steht wie versteinert. Eine menschliche Stimme! Er dreht sich um, klemmt den Schwanz zwischen die Beine und läuft davon, so schnell ihn die Beine tragen, ganz niedergeschmettert, ganz außer Fassung. Er muß gedacht, Schlüsse gemacht haben, um sich so zu erschrecken, so in die Flucht schlagen zu lassen.

„Wie spricht der Hund?" Gewöhnlich: „Wau! Wau!" Aber große Philosophen haben einst behauptet, der Hund könne wirklich menschlich sprechen. Dr. Gall trante ihnen sogar mehrere Dialekte zu. Leibnitz, der große Philosoph, stritte einen sprechenden Hund, dem ein Junge in Sachsen dreißig Worte beigebracht haben sollte. Leibnitz wollte ihm etwas Latein beibringen, aber er blieb bei seinem „luten Sächsisch, hären Se!" das soll er aber so „reene" gesprochen haben, wie der beste Dresdener, ganz ohne Unterscheidung von die harten B und weechen P, so daß Leute im anstoßenden Zimmer ihn wirklich für einen gebornen Meißner, wo man das reinste Deutsch spricht, gehalten haben sollen. Aber mit diesen erklünstelten Kunststücken geben sich Hunde von Ehre nicht mehr ab und halten sich an ihre natürliche Kunstsprache, welche in einsilbigen Wau-Wau-Variationen mehr ausdrücken können, als ein constitutioneller Parlamentsredner der rechten Mitte. Dabei bleibt ihm immer noch das bittende Winseln, das Mondschein oder schlechte Musik verhöhnende Heulen, die bedeutsame Pantomimik des Schwanzes, das Petitionsrecht mit den Vorderpfoten, der pfiffige Ausdruck des Auspaffens mit schief gehaltenem Kopfe und einem aufrechtstehenden und einem niedergeklappten Ohre, dabei bleiben ihm unzählige Arten des Begreifens, des Ausdrucks von Lust und Leid, von Mitgefühl und Humanität.

Mit diesem Zeugniß kannst du zufrieden sein, Phylax! Aber, wie schön und reich auch deine Beredtsamkeit ist, singen kannst du nicht, Phylax, und wenn du Jenny hießest. Hinsichtlich deines Gesanges steht du sogar in einem sehr üblen Rufe. Also couche! und überlaß die musikalische Sprache den lieben Leuten, die von Blatte singen, den Dichtern des Waldes, den befiederten, beschwingten Noten. Glücklicher der Sterblichen, der Schwerkraft und Trägheit entledigte, in Sang und Klang, Luft und Aether erhobene Materie, fliegende, flatternde, farbige, leichte, lose, lockere Vögel, wer könnte euch hier unten, an den trägen Stoff gebannt, begreifen und euer zwitscherndes, trillerndes, flötendes, trompetendes, süßes, singendes Lebensglück leicht und gelehrt genug schildern! Eine alte, reiche, gelehrte Literatur über euer Leben und Lieben, euer Singen und Schwingen von Pallas Athene an bis zum neuesten Werke über Ornithologie enthält die größte Fülle menschlicher Weisheit, um euch zu begreifen; aber die Herren waren alle zu gelehrt und zu schwerfällig, eure naive, leichtsinnige Lebens- und Liederfreude zu capiren. Pallas Athene, die Göttin der Weisheit im alten Griechenland, gab dem blinden Seher Tiresias die Gabe, die Musik und Sprache der Vögel zu verstehen, um ihn für den Verlust seines körperlichen Augenlichtes zu entschädigen. (Eine schöne, trostreiche Wahrheit für Erblindete!) Diese Gabe erbte als eine besondere, göttineingegebene Weisheit fort auf andere griechische Weise, Helenus von Troja, Thales, Melampus u. s. w. Der weise Salomo soll die Bedeutung aller Sprachlaute der Thiere verstanden haben. Plinius giebt sogar in seiner Naturgeschichte besondere Recepte, um die Bedeutung aller Vögelgefänge verstehen zu lernen. Der fabelhafte König Dag hielt sich Sperlinge, statt der Spione, welche ihm alle Tage die Neuigkeiten des Tages und die Thaten seiner Unterthanen hinterbrachten, so daß der Glücklichste gar keine Polizei zu halten und keine Zeitungen zu lesen brauchte.

Gerbert von Sevilla, der große Meister „schwarzer Kunst", verstand auch den Flug und Gesang der Vögel zu deuten. Benedict der Neunte, im zwölften Jahre schon Papst, kannte die Stimme der Vögel und ließ sich von ihnen erzählen, was in seinem Reiche passirt sei und passiren werde. Im russischen und griechischen Alterthume frug man Vögel statt der Minister und Staatsräthe in Angelegenheiten von Staats- und gelehrten Sachen und kam dabei besser weg, als heut zu Tage. Die Kraniche des Ibicus fungirten als Criminalpolizei. Gänse retteten das Kapitol, und von Gänsen ließen sich die ersten Kreuzzüge der Weg nach dem heiligen Lande zeigen. Ein deutscher Gelehrter (wie heißt er? Ich habe den Namen vergessen) studirte die Sprache der Gänse so genau, daß er ein Lexikon derselben anfing, welches zwei Franzosen, Dupont de Nemours und Pierquin de Gembloux, bis zu einem Lexikon der ganzen Thiersprache ausdehnten. Thomas Gardiner

dehnte den Plan noch weiter aus und gab vielfach Text und Noten der Natur- und Thermusik. Wir lachen wohl über diese zu weit getriebene Weisheit. Die Sache hat aber nur insofern ihr Lächerliches, als man spezifisch ganz besondere, von der Menschensprache ganz verschiedene Arten der Vertaubarung innerer Lebensregungen in diese Menschensprache übersetzen wollte. Es wird dann eben eine ziemlich sinnlose Zusammensetzoppelung von Vocalen und Konsonanten. Ist es doch schon lächerlich und ganz vergeblich, die ebensalls sehr verthierte englische Sprache und Aussprache durch deutsche Vokale und Konsonanten wiedergeben zu wollen. Wer nach solcher Anleitung Englisch sprechen lernt, ist dem Vollblut-Engländer eben so unverständlich, wie der Chinese oder Böhme.

Thatsache ist, daß die Vögel unter allen Thieren die vollkommensten Sprach- und Musterganse und Talent für die reichsten Variationen von Tönen und Melodien haben. Ihre Stimme hat zwei Köpfe, d. h. noch einen zweiten Luftröhrenkopf (larynx). Das weiß mancher Junge, ohne es zu wissen: er bläst aus der Gänse- oder Entengurgel noch ziemlich deren Töne, ohne daß er deren Kopf und obern Luftröhrenkopf dazu braucht. Die Nachtigall, anerkannte Königin aller gefiederten Sängerinnen, hat auch den vollkommensten und verhältnißmäßig größten Luftröhrenkopf. Außerdem haben Vögel allein einen Posaunenzug: sie können ihre Luftröhre verlängern und verkürzen, wie der Posaunist seine künstliche Luftröhre. Aber wie die Mozart's geboren werden, ist auch bei ihnen der angeborne, innerliche, musikalische Sinn die Hauptsache. Sie singen mit Gefühl, mit musikalischem Genie. Welch' ein Reichthum, welche Fülle von Variation und Individualität in dem lauten Walde des sonnigen, warmen Junimorgens! Woher kommt manchmal plötzlich die tödtlich schweigende Pause? Der Zaunkönig oder irgend ein kleiner, blauer munterer Bursche zirpte plötzlich eine Note des Schreckens in den allgemeinen Jubel. Jeder, selbst der stupide Truthahn, versteht sogleich deren Bedeutung. Ein Stoßer schwebt oben, und Alles verstummt sich schweigend unter Gras und Zweige, und ruft die Küchlein und Kindlein unter Schutz und Fittige. So ist's mit ihrer Freude und Glückseligkeit. Sobald im dämmernden Morgen ein kleiner Frühauf seinen Kopf unter den Flügeln hervornimmt und das Morgenroth anjauchzt, hercht und hört Einer nach dem Andern, wetzt seinen Schnabel und fängt an, in voller, frischer Lust mitzusingen, und nach einer Viertelstunde zirpt und zirbelt, wirbelt und warbelt, schmettert und schmachtet, quirlt und lyert der ganze Wald, als hätte jedes Blättchen seine Stimme und seinen Jubel. Und das geht dann in hellaugigster, elastischster, hüpfender und flatternder Lust und Anstrengung fort bis in den heißen Mittag hinein. Dabei gukt es und neckt und liebt es in voller Unschuld und Frische, und auch der dünnste Zweig liefert ein paar Secunden den ätherischsten Wiegstuhl, und unter jedem Blatte, in jeder Baumrise steckt eine besetzte Tafel. Ohne Nahrungssorgen, ohne irdische Schwere, ohne Polizei und Rheumatismus, ohne Paßkarte und Sittenzeugniß sind sie stets nur laute Lust und Glückseligkeit, steht ihnen stets die ganze Welt offen. Die weiche, warme Luft ist ihr Reich, die sie von Frühling zu Frühling trägt oder im härtesten Winter ihnen doch nicht auf die dichtumfiederte Haut kommt. Die flüssige, freie Lust ist ihre Wohnung, ihre stets in Musik verwandelte Lebensquelle. Ungebunden und ohne Schwere und Beschwerde schwingen und schweben, singen und lieben sie in der größten Halle der Natur ihr ganzes Leben hindurch. Noch im Eie übt der kleine Gelbschnabel schon sein Stimmchen und sterbend singt er sich noch selbst sein Todtenlied, in welchem der glückliche, leichte Genius seines Innern sich glückselig wieder auflöst in das schöne, weiche, stets fließende und tönende Element alles lauten Lebens.

Natürlich gilt dies Loblied nicht von allem Federvieh in gleichem Maße. Im Gegentheil ist die Gabe des Gesanges nirgend ungleicher vertheilt, als unter den Vögeln. Der krächzende Rabe ist ein Vogel, und die Nachtigall auch. Seeadler haben meist nur traurig-schrille, weithallende Töne, da das Thier ihnen selten etwas Angenehmes verspricht. Die eigentlichen Sänger und Virtuosen leben im Wald und Feld unter angenehmen Eindrücken und mannigfachen melodischen Andeutungen des Windrauschens, Blättergeflüsters und menschlichen Naturgesanges.

Trut- und Putervögel sind die Clowns und Bajazze's unter den Vögeln der Abendwelt. Mit geschlossenen Augen tanzend und trippelnd und die närrischsten Bocksprünge auf einem Tannenzweige [illegible] kreischt und trächzt, rumpelt und rachzt, schnattert und gobbelt der Truthahn wie nicht geschcidt, und die Jungen und Schönen unten gulen bedeutungsvoll zu, und stoßen bewundernde Beifallszeichen aus. Dadurch noch eitler und verrückter gemacht, beschrapt, kollert und kreischt er nur um so leidenschaftlicher, daß rings Wald und Berge echoend und verhöhnend antworten. Franklin wollte den Truthahn zur Würde des amerikanischen Wappens erheben. Da erzählten ihm Jäger von dem scandalösen Benehmen und Krakeelen dieses Patrons, so daß die Sache sofort aufgegeben ward. Eulen sind die Kopfhänger zu den Komikern. Sie kreischen einförmig und unheimlich in der Nacht (die weiße Eule stets in B-moll), und sind dadurch die Qual manches schwachen Sterblichen und Sterbenden geworden. Zuweilen quieken, schnarchen und zischen sie mit einer Musik, die von Katzen, Mäusen und Affen erlernt zu sein und deren Gesangstalente in eine große Komposition verschmelzen zu wollen scheint.

Unter den schwimmfüßigen Vögeln ist der Schwan alter traditioneller König in Gestalt und Gesang. Das Alterthum verband mit dem Gesange des sterbenden Schwans die höchste, rührendste Süßigkeit der Melodie. Er war Lieblingsvogel des Musengottes Apollo, und Aristoteles und Horaz glaubten, daß Dichterseelen nach dem Tode in Schwänen wieder lebendig würden, weshalb badende Schönheiten zuweilen auch durch Schwäne in große Gefahr geriethen. Leda mit dem Schwane ist sprichwörtlich durch alle Zeiten gegangen, und von Malern verherrlicht worden. Homer vergleicht die aus ihren Schiffen zur Schlacht eilenden Griechen mit einer Heerde langhalsiger Schwäne, die hin und her flattern, kampflustig mit ihren Flügeln schlagen und laut singen. Auch im eisigen Norden sangen sie hoch über den Häuptern der Krieger, und riefen sie zum Kampfe und die Seelen der Gefallenen in die Walhalla der Unsterblichkeit. In neurer Zeit haben die Schwäne entweder ihre Stimme oder wir die Ohren für ihren Gesang verloren. Noch fegeln sie stolz und majestätisch auf spiegelblanken Fürstenteichen, aber sie sind in der Regel stumm und sehen die Leute an den Ufern nie in bester Laune an. Der Vogel des Apollo ist sehr in seinem alten Ruhme gesunken und Apollo selbst ein Hundename geworden.

Und wie steht's um das musikalische Talent Hennings, des Hahns und seines Harems? Unter allen musikalischen Hauptthänen nimmt Henning mit seinem stolzen Kamme und seinen steifen Beinen den ersten Rang ein: er brandt nicht „vom Blatte" zu singen, sondern kräht sein Lied mit geschlossenen Augen, weil er's auswendig kann. Aber ohne Spaß ist er wenigstens unter den stimm- und tonlosen Sängern der erste Tenorist. Seine Clarinrufe in der schweigenden Nacht ersetzen dem Bauer nicht nur die Uhr und den Nachtwächter, sondern dem schlaflosen Leidenden und dem verirrten Wanderer der Nacht auch oft die süßesten Tröstungen. Wenn sein mächtiger Ruf durch die schweigende Nacht schrillt, haben die Geister der Finsternis ihre Macht verloren. Der trostlose Wanderer hört ihn weit hinein in seine Verirrung und weiß nun die Richtung, wo menschliche Wesen und Wohnungen zu finden sind. „Die erste Stimme wird gehört hoch im Himmel," heißt es im Koran. „Ein weißer Hahn ruft jeden Morgen die Chöre des Himmels zum Gebet; sein klarer Klang schwingt sich durch das Universum. Die Menschen in Sünde und Schlaf hören ihn nicht, aber alle Höhne der Erde vernehmen ihn und stimmen ein in das Lob des großen Allah." Die Christen hatten früher einen ähnlichen Glauben und gaben ihm Stellungen auf Kirchthürmen, woraus später der gemeine Wetterhahn ward. — Nach dem ersten Morgenrufe schläft der Hahn wieder etwas mehr als eine halbe Stunde, dann mahnt er zum zweiten Male an den nahenden Morgen. In manchen Jahreszeiten thut er's auch ein drittes Mal. Bekanntlich antworten sofort alle Hähne der Nachbarschaft und selbst der nächsten Dörfer, so daß der erste Schrei oft Tausende erinnert, ebensalls ihre Pflicht zu thun. Charakteristisch und wahrhaft heldenthümlich ist sein Siegesruf. Man hat Beispiele, daß er im Kampfe zum Tode verwundet, mit blutriefendem Herzen erschöpft, aber als Sieger noch einmal mit aller Macht trompetenartig kaxfer herauskräht, und dann niederfällt, um in dem verblindeten Glanze seiner Glorie zu sterben. Ueberhaupt liebt er es, nach jedem Kampfe und jeder Verlegenheit triumphirend auf eine Wand oder einen Zaun zu fliegen, mit den Flügeln zu schlagen und sein bekanntes Lied so tutti heraus zu trompeten, daß alles Geflügel der Nachbarschaft hört und zeigt, daß es sich seines Sieges freue. Hähne haben schon Schlachten der

Menschen gewonnen. Zwei Beispiele stehen historisch fest. Einmal zeigte der griechische Feldherr Themistocles den muthlos gewordenen Soldaten zwei kämpfende Hähne und rief: „Männer von Athen, seht diese Thiere fechten blos um eitle Ehre, Ihr aber für Eure Götter, Herde, Frauen und Kinder. Wollt Ihr verzagen?“ Und sie fassten Muth und gewannen die Schlacht.

Im Jahre 1793 war das Kriegsschiff Marlborough mit Admiral Berkeley schon maslos und leck geschossen und die Schlacht verloren gegeben. Da stieg Admiral Berkeley's Hahn auf den Stumpf eines Mastes, klappte mit den Flügeln und trompetete kühn sein Kikiriki in Kanonendonner und Pulverdampf hinein. Da faßte Jeder Muth. Der Kampf ward erneuert und die Schlacht gewonnen.

Von der braven Henne mit ihren zärtlichen Locktönen für die rasch herbeitrippelnden Küchlein läßt sich in musikalischer Beziehung nicht viel Rühmliches sagen. Sie macht gar zu viel Aufhebens nach jeder vollbrachten That einer Eilegung, ist aber immer noch nicht so eitel und ruhmredurisch wie viele Menschen, welche manchmal viel ärger gackern, wenn sie sich vorgenommen haben, das Ei einer That zu legen, das hernach oft ein Windei, manchmal auch blos Wind ist. Der Stern Alcyone als Henne am Himmel mit den Küchlein der sie umgebenden kleinen Sterne, der Ruf Christi an Jerusalem mit dem Bilde der Henne und ihrer Küchlein, und manche andere klassische Benutzungen der schützenden, mütterlichen Zärtlichkeit der Glucke werden hiermit eben nur in Erinnerung gebracht.

Eigenthümliche musikalische Schwätzer sind die Raben und dergleichen dunkelmanteliges Gelichter. Der Rabe hat eine eigenthümlich volubile Zunge, mit der er, besonders wenn sie gelöst ist, alles Mögliche nachplappern lernt. Die Alten, welche ihn für einen geheimnißvollen Weisen und Propheten hielten, studirten seine Stimme, unterschieden über 64 Noten darin und gaben jeder eine Bedeutung. In Griechenland und Rom fungirte er als Hauptwahrsager, bei den alten Deutschen als Prophet und bei uns hauptsächlich als unverbesserlicher Spitzbube. Früher hatte er noch viel mit Galgen und Rad zu thun. Ein unheimlicher Bursche bleibt er immer, weshalb ihn Dickens mit dem glücklichsten Humor und mysteriös zum steten Begleiter seines wahnsinnigen „Barnaby Rudge“ gemacht hat. Etwas Unheimliches hat der geschichtsberühmte Schwarzreck immer noch, nicht nur wegen der unbesiegbaren Leidenschaft des Stehlens um des Stehlens selbst willen, sondern weil er auch als sprechendes Kulturwesen sich am Liebsten an criminale Ausdrücke hält: Dieb! Spitzbube! Mörder! u. s. w.

Zahme Saatkrähen sind gefährlich. Man kennt Beispiele, daß sie brennende Kohlen wegtrugen, daß sie Papierschnitzchen aufpickten, in's Feuer warfen nur sich königlich über die auffackernde Flamme amüsirten. Die Bereitsamkeit und die Sprachtalente der Elstern, Staare, Dohlen und ähnlicher dunkeler Collegen sind bekannt. Sie schwatzen gern und leicht alles Mögliche nach, wenn sie in menschlicher Gesellschaft leben. Auf Java lehrten die unterdrückten Eingebornen die Staare Rache an den Siegern. Sie riefen beim Anblick jedes Europäers: „Christ! Hund! Schweinefleischfresser!“ Papageien, Kakadu's u. dergl. sind die Raben und Elstern der Tropen. Von Natur die schlechtesten Musikanten, haben sie doch eine große Vorliebe für Nachahmung menschlicher Worte.

Musik und Sprache, ja selbst parlamentarischen Takt und constitutionelle Beredtsamkeit finden wir erst unter sprachlich besser ausgestatteten Vögeln, z. B. unter Sperlingen. Die Nachahmungsfähigkeit menschlicher Sprache kommt gerade stiefmütterlicher ausgestatteten Vögeln am Meisten zu. Die Beredtsamkeit und die Gesangskunst derselben sind in sich vollkommene Eigenschaften, die sie aus sich selbst, aus ihrem eigenen Genie und Herzen entwickeln. Was lernt die Lerche, der Kanarienvogel, die Nachtigall von Menschen? Sie lernen blos von ihren Eltern und andern Vögeln. Ausdruck, Individualität, Gefühl, Variation kommen aus ihrer eigenen gefühlvollen, liederreichen Brust. Man könnte Bücher darüber voll schreiben, wie es bereits über den Gesang der einzigen Nachtigall geschehen. Sie allein hat alle Vocale und mehr Consonanten als die Menschen in den fünfundzwanzig Hauptstrophen ihrer Liederthemata.

Die Vorschußvereine in Delitzsch und Umgegend.

Schon früher besprachen wir die in der Aufschrift genannten Vereine, und machen wiederholt auf die Schrift ihres Stifters aufmerksam:

„Vorschußvereine als Volksbanken. Praktische Anweisung zu deren Gründung und Einrichtung, von Schutze-Delitzsch. Leipzig 1855. Preis: 10 Ngr.

welche bereits in Nähe und Ferne ein Anzahl gleicher Institute hervorgerufen hat, die noch täglich im Wachsen begriffen ist. Die Rechnungsabschlüsse dieser Vereine für 1855, welche uns vorliegen, ergeben nun so überraschende Resultate ihrer sich immer steigernden Wirksamkeit, daß wir bei der Wichtigkeit und Dringlichkeit der dadurch gelösten Frage wiederholt darauf zurückkommen, vor Mittheilung der Rechnungs-Details aber für diejenigen, welche das Büchelchen noch nicht kennen, die Grundzüge der Einrichtung der fraglichen Institute voranschicken wollen.

Die Vereine sind, ohne alles Zuthun von Kapitalisten, ohne Unterstützung öffentlicher Fonds oder durch Privatliste, ohne Mitwirkung irgend einer Behörde, lediglich durch das Zusammentreten von meist unbemittelten Handwerkern und Arbeitern kleiner Landstädte gegründet. Der Grundsatz der Selbsthilfe, welchen der Verfasser des genannten Büchelchens bei sämmtlichen von ihm auf volkswirthschaftlichem Felde angeregten Organisationen angewendet wissen will, ist auch das Strenge durchgeführt, und hat in der Form der Solidarität sich derzasthaft wirksam erwiesen, daß die nöthigen Geldmittel überall in mehr als ausreichender Weise beschafft werden konnten. Man bewirkte dies einerseits durch sortlaufende allmonatliche Beisteuern der Mitglieder, bei welchen ein bestimmter niedrigster Satz, als nothwendige Bedingung der Mitgliedschaft, so festgestellt war, daß ihn auch der unbemittelte Arbeiter aufzubringen vermochte (1 bis 2 Sgr.), während ihn jeder nach Belieben erhöhen durfte; andererseits durch Aufnahme zinsbarer Darlehen unter solidarischer Verhaftung aller Theilnehmer. Die Monatsbeisteuern wurden den einzelnen zugeschrieben, blieben ihr Eigenthum, und nach Höhe derselben wird der Geschäftsgewinn unter sie vertheilt, der jedoch in der Kasse behalten und jenem Guthaben ebenfalls zugeschrieben wird, bis dasselbe eine gewisse bei jedem Vereine verschieden bestimmte Normalhöhe erreicht, über welche hinaus nicht mehr gesteuert und die Dividende ausgezahlt wird. So deckt man allmälig die Unternehmungen auf sörmliche Actien zu fundiren, die man jedoch den Mitgliedern, welche zu deren Eingahlung beim Eintritt die Mittel nicht haben, durch die allmäligen Beisteuern und die Antheile am Gewinn zuschlagsgewinn erst bilden muß. So groß war aber der Anreiz der Dividende, daß selbst die Unbemittelten, als ihr Betrag für die ersten Jahre bekannt wurde, ihre mühsam abgesparten Beiträge verdoppelten, zu verdreifachten, und die Anfänge der Bildung kleiner Kapitalien für sie die erkenntlichen Fortschritte machten. Erst als man sowelt, und das Gelingen der fraglichen Unternehmungen gesichert war, schlossen sich auch die bemittelteren Gewerbtreibenden an, theils weil man durch die den Kassen reichlich zufließenden Mittel in den Stand gesetzt wurde, durch bedeutendere Vorschüsse auch ihr Gedürfniß zu decken, theils auch nur weil sie die bedeutende Dividende lockte.

Natürlich konnte die Sicherheit der Vorschüsse nur eine persönliche sein, wollten die Vereine nicht ihren Zweck, dem Kleingewerbe zu helfen, verfehlen. Moralische und geschäftliche Tüchtigkeit sind also die Hauptanforderungen, auf welche man bei den Vorschußempfangern sieht. Um aber hierüber nur in jedem Falle sicheres und verantwortliches Urtheil zu erhalten, von den nächsten Bekannten und Berufsgenossen, welche genauere Einsicht in den Gewerbs- und Vermögensstand eines Vorschußsuchers und dessen sonstiger Verändernngen haben, erwies sich die Bürgschaft als der unentbehrliche Anhalt, welche, oder statt deren Pfand, immer gefordert wird, sobald die verlangte Summe das Guthaben um ein Rahmhaftes überfteigt. Da der Dienst, den sich die Mitglieder als Bürgen leisten, ein gegenseitiger ist, indem der Bürge selbst bald in die Lage kommt, des Bürgen zu bedürfen, so hat sich das beiderseitige richtige Verhältniß bald unter den Mitgliedern regulirt, und wo die Bürgen ausbagen, da ist das stets das sicherste Zeichen, daß der Vorschußsucher sein Vertrauen verdient. Auf solche Weise sind Verluste Seitens der Vereinskassen durch Insolvenz der Schuldner überaus selten, und ist übrigens zu deren Uebertragung ein besonderer Reservefond gebildet.

Die Zinsen der Vorschußvereine, welche die Hauptklassen einnahme bilden, und von denen die Zinsen der Breinsgläubiger, die Verwaltungskosten und die Dividende gedeckt werden müssen, hat man durchschnittlich auf 10% jährlich normirt. Bei dem raschen Umsatz im Kleingewerbe, wonach die Vorschüsse meist nur einige Monate gedraucht werden, den viel höhern wucherischen Zinsen, welchen sich unbemittelte Gewerbtreibende außerhalb der Vereine unterwerfen mußten, und dem bedeutenden Vortheil, daß sie stets auf eine ihren Verhältnissen entsprechende baare Summe rechnen können, welche, richtig angewendet, ihnen einen weit größern Nutzen in ihrem Gewerbe zu gewähren, hat man bisher in Zinsfuß 6 Sgr. für 20 Thlr. auf 1 Monat nie drückend gefunden. Da nun überdem der ganze Zinsenüberschuß in der Gestalt der Dividende den Mitgliedern wieder zufließt, und ihr Guthaben erhöht, so sind Anträge, den Zinsfuß zu reduciren, mehrfach von den Generalversammlungen zurückgewiesen, da die Reduction höchstens 2—3⅓ betragen und nur auf Unkosten der Dividende gelehen könnte, wodurch ein Hauptreiz zum Sparen und der dadurch ermöglichten Erhöhung der Monatsbeisteuern wegfallen würde.

Die Verwaltung liegt überall in den Händen von Ausschüssen, welche von den Mitgliedern aus ihrer Mitte erwählt und jährlich erneuert werden, von denen nur die Kassenbeamten, ihrer mühevollen und verantwortlichen Function halber, ein Honorar nach Procenten vom Geschäftsumsatz bestimmt, erhalten. Die beschließende Gewalt nebst der Aufsicht über die Verwaltung üben sämmtliche Mitglieder in den Generalversammlungen. — Dies vorausgeschickt lassen wir nun die Rechnungsabschlüsse der einzelnen Vereine folgen.

I.

Der Vorschußverein in Delitzsch (Stadt von 5000 Einwohnern) in der neuern Form seit dem Herbst 1852 thätig, zählte Anfang 1855 210, am Jahresschlusse 256 Mitglieder.

Auf Anregung der Dividende, welche für 1854 17 4/9 Sgr. auf jeden vollen Thaler des Guthabens betragen hatte, dachten sich die Monatssteuern der Mitglieder von circa 300 bis auf 864 Thlr. 25 Sgr. 6 Pf. im Laufe des Jahres 1855 erhöht. An baaren Vorschüssen aber wurden an die Mitglieder aus der Kasse gereicht:

12,805 Thlr. in 359 einzelnen Posten von 3—220 Thlr. (die meisten zwischen 20 und 50 Thlr.) bis auf 3 Monate, und
7,010 — ältere Vorschüsse auf neue Fristen prolongirt.

Hiervon flossen 465 Thlr. 13 Sgr. 9 Pf. Zinsen der Vorschußempfänger nach dem Satze von 1/3 Silbergroschen vom Thaler auf den Monat, in die Kasse, wovon 136 Thlr. 27 Sgr. 10 Pf. Zinsen der Vereinsgläubiger, 32 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. Verwaltungskosten und 145 Thlr. Honorar der Kassendamen zu decken waren, so daß 150 Thlr. 22 Sgr. 3 Pf. Reingewinn für 1855 übrig blieb. Dasselbe schlug man 2 Thlr. 29 Sgr. 3 Pf. zur Reserve, und schrieb den Rest von 147 Thlr. 23 Sgr. als Dividende den Mitgliedern mit 6⅔ Sgr. (20⅔ %) auf jeden vollen Thaler ihres Guthabens Ende 1854 zu, indem 682 solcher Thalerrinheiten participiren. Der Betriebsfond sollte sich daher Ende 1855 herauf auf:

Thlr.	Sgr.	Pf.	
3279	—	—	vom Vereine aufgenommen zu 4½ und 5 % verzinsliche Darlehen,
14	—	—	unverzinsliche Darlehen von Ehrenmitgliedern,
1548	7	—	Guthaben der Mitglieder an eingetheilten Monatsbeiträgen und Dividende,
255	10	6	Reserve, als eigentlichem Vereinsvermögen.
5096	17	3.	

Die Mitgliederzahl des Vereins war übrigens fortwährend im Steigen, und ist zu bemerken, daß seit 1854 eine zweite Vorschußkasse vom Stadtmagistrat gegründet worden ist mit 3000 Thaler Gewinnbeschissen der städtischen Sparkasse dotirt ist, welche den Verkehr der wohnbedürfen Gewerbtreibenden mehr an sich zieht, da sie strengere Sicherstellung und dagegen geringere Zinsen fordert.

II.

Der Vorschußverein in Zörbig (Landsdadt von 3000—4000 Einwohnern 2¼ Meile von Delitzsch) hat seine Mitglieder im Jahre 1855 von 45 auf 80 gebracht, von denen übrigens die eigentlich unbemittelten Klassen durch die Forderung einer Aktie von 5 Thalern, welche gleich beim Eintritt daar gezahlt werden muß 300

№ 23. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mesmer in Wien.

Von L. Mühlbach.

Ganz Wien war seit einigen Wochen in einer aufgeregten Stimmung; in allen Gesellschaften, allen Café's, allen Häusern und Restaurationen, auf allen Straßen und Plätzen sprach man von ein und demselben Gegenstand, mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Wahrheit dessen, was man erzählte, vertheidigend, oder sie bestreitend. Dieser Gegenstand waren die wunderbaren, unerhörten Kuren des schwäbischen Arztes Franz Anton Mesmer, der sich seit einiger Zeit in Wien niedergelassen hatte, Kuren, welche allen Erfahrungen der Wissenschaft spotteten, und sich jedem Urtheil der Vernunft und Erkenntniß zu entziehen schienen. Denn Mesmer heilte seine Kranken nicht, wie die andern Aerzte, mit Medicinen und Latwergen, mit Aderlässen und Umschlägen, er verordnete ihnen keine Bäder und künstliche, nach lateinischen Recepten gemischte Getränke, sondern er kurirte seine Patienten einfach durch das Auflegen seiner Hand, durch das Anblicken seiner großen, dunkelblauen Augen; er beschwichtigte ihre Fieberphantasien mit dem zornigen Schütteln seines Hauptes, oder machte die stummen Kranken reden von wunderbaren Gesichten und entzückenden Träumen, indem er ihre Stirn anhauchte, oder mit den Spitzen seiner Finger leise und in gleichmäßigen Schwingungen über ihre Antlitz und ihre Brust auf und nieder fuhr.

Seine Hände und sein Auge, das war die Apotheke, aus denen Mesmer seine Heilmittel schöpfte, mit denen er seine Kranken kurirte.

Kein Wunder also, daß ihn die Aerzte einen Charlatan, die Apotheker einen verdammungswürdigen Quacksalber nannten! Kein Wunder, daß das Volk, welches so leicht geneigt ist, das Wunderbare zu verehren, und an das Uebersinnliche zu glauben, selbst wenn es an Schwindelei anstreift, Mesmer verehrte und an ihn glaubte, wie es an alle Wunder überhaupt glaubt.

Weshalb sollte nicht Mesmer so gut mit seiner Hand Wunder thun können, als es Moses mit seinem Stabe gethan, indem er dem dürren Felsen Wasser entlockte? Weshalb sollte das Anblicken seiner Augen nicht eben solche belebende Kraft ausüben können, als es einst die Augen der Apostel gethan, die mit ihrem bloßen Anschauen Todte erweckten und Stumme reden machten? Mesmer war auch ein Apostel! Der Apostel einer neuen Lehre! Er verwies die leidende Menschheit auf den Himmel, auf die Sonne und die Planeten und sagte ihnen, daß vom Himmel allein ihre Krankheiten kämen, daß der Himmel allein sie zu heilen vermöchte! Der Einfluß der Planeten, sagte er ihnen, mache die Menschen krank oder gesund, der Strahl der Sonne übe auf sie eine magnetische Kraft. Nicht die künstlichen Heilmittel und Medicamente könnten ihnen Genesung bringen, sondern einzig und allein diese magnetische Kraft, welche die Natur in das Eisen und den Stahl gebannt, und welche sie in ihrem höchsten, geheimnißvollen Wirken auch einigen wenigen bevorzugten Menschen mitgetheilt.

Und das Volk glaubte an ihn, und die Kranken und Leidenden eilten zu ihm, um unter der sanften Berührung seiner Hand, unter dem Anschauen seiner mächtigen Augen ihrer Schmerzen ledig zu werden.

Aber jenehr Glauben Mesmer bei den Laien fand, desto mehr empörten sich gegen ihn die Aerzte. Jede neue Heilung brachte ihm neue Segnungen von den Genesenen, neue Angriffe von den Aerzten ein. Die Aerzte, welche einst Paracelsus in Salzburg von dem Felsen herniedergestürzt, weil er eine neue Lehre in die Wissenschaft gebracht, weil er gesprochen von den geheimnißvollen Kräften, welche in der Erde und in den Planeten schlummern, die Aerzte konnten jetzt zwar Mesmer, der dieselbe Lehre predigte, nicht heimlich ermorden, aber sie konnten ihn verfolgen mit ihrem Haß, sie konnten ihn hinstellen als einen Betrüger und Charlatan, sie konnten mit schlagenden Deductionen es beweisen, daß diese ganze neue Lehre von Mesmer eine schamlose Lüge, ein lächerlicher Unsinn sei, nur ersunden, um die Menschen zu hintergehen, um das Geld aus ihren Taschen zu locken, und sich zu bereichern auf Kosten ihrer Leichtgläubigkeit.

Diejenigen, welche nichts anerkennen wollten, wozu ihnen die Vernunft nicht den Schlüssel lieferte, stimmten natürlich mit ein in das Hohngelächter und die Angriffe der Aerzte.

Diejenigen, welchen eine gläubige Seele inne wohnte, welche so gut an die Mysterien der Natur, wie an die Mysterien der Kirche glaubten, nannten Mesmer einen Wunderarzt, den Gott auf die Welt gesendet, daß er den Leidenden helfe, und der Lehre der Wissenschaft die Lehre der Natur gegenüber stelle.

So bestand Wien endlich nur aus zwei Parteien, aus Freunden oder Feinden Mesmer's, die sich gegenseitig mit der größten Heftigkeit bekämpften, und einander der Lüge und der Verhüllung der Wahrheit beschuldigten. Die Freunde erzählten mit staunendem Entzücken die wunderbaren Kuren, die Mesmer täglich an den von andern Aerzten als „unheilbar" zurückgewiesenen Kranken durch das bloße Auflegen seiner Hand bewirkt hatte, die Feinde erklärten alle diese Kuren für Betrügereien, welche Mesmer mit bezahlten Individuen, mit abgerichteten Helfershelfern ausführe.

Und diese Streitigkeiten, wie gesagt, bewegten sich durch alle Schichten der Gesellschaft, selbst der Kaiserhof nahm Theil an

ihnen, selbst Maria Theresia ließ sich täglich Bericht erstatten über die neuen Kuren, welche Mesmer in einem Zeitraume von wenigen Tagen an Schwerleidenden bewirkt hatte, und wenn ihre beiden Leibärzte van Swieten und Störk in allem stürmischen Zorn sie beschworen, diesem Unwesen ein Ende zu machen, und dem „Betrüger und Charlatan" sein fernneres Treiben und Practiciren zu untersagen, so wiegte die Kaiserin sinnend ihr Haupt, und erwiederte die Anschuldigungen der gelehrten Herren mit einem festen und entschiedenen „Nein!"

„Wollen's abwarten," sagte sie, „was der Mann thut und zu Stande bringt. Seine Curarten sind nicht gefährlich, weil er den Leuten nichts eingiebt, und mit dem Auflegen seiner Hand wird er sie nimmer vergiften können, wie es mancher Arzt schon mit einer übel gewählten Arznei gethan, mit dem Anblicken seiner Augen wird er sie nicht tödten, während es wohl schon passirt ist, daß andere Aerzte mit Aderlässen und Blutentziehungen ihre Kranken getödtet haben. Lasst mir also den Mann in Ruhe, denn so lange er nichts Böses thut, soll er unangefochten hier in Wien bleiben und seine Kunst ausüben dürfen! Hat sich ja jetzt selber eine Probe auferlegt, die beweisen muß, ob er ein Betrüger ist oder ein Mann Gottes. Wenn er meine kleine Schutzbefohlene, das blinde Fräulein von Paradies, sehend macht, dann werde ich an ihn glauben, und ihn einen Wundermann nennen, und wehe dann Euch Allen, wenn Ihr es noch ferner wagt, ihn zu lästern. Ich werde dem Mesmer mehr glauben, als all' Eurer Gelahrtheit, denn wer die Blinden sehend macht, ist in Wahrheit der Arzt Gottes! Seid also ruhig und wartet es ab, ob es dem Mesmer gelingt, das blinde Fräulein Therese von Paradies wieder sehend zu machen."

Das also war es, worauf jetzt alle Welt gespannt war, das war es, was alle Gemüther beschäftigte: die Kur, welche Mesmer mit dem Fräulein von Paradies begonnen und, von der er behauptet, daß sie zu einer Heilung führen werde.

Ganz Wien kannte dieses junge blinde Mädchen. Ganz Wien wußte, daß sie in ihrem zweiten Lebensjahre, in Folge zurückgetretener Masern, erblindet sei, und daß seitdem die Nacht, welche sie umgab, niemals durch einen Lichtstrahl unterbrochen worden. Ganz Wien liebte dieses junge Mädchen, in dessen Seele die allmächtige und allgütige Natur ein anderes, als das Licht der Sonne aufleuchten ließ, dem sie als Ersatz für ihre blinden Augen die Weihe der Kunst verliehen, dem sie es gegeben, Gott zu schauen nicht in der Natur, aber in der Musik. Wenn Therese von Paradies am Klavier saß, wenn ihre Hände mit schwindelnder Schnelligkeit über die Tasten hinglitten oder ihnen langsame weiche Accorde entlockten, wenn sie mit unbeirrter Sicherheit die schwierigsten Concertstücke spielte, welche die größten Virtuosen jener Zeit nur nach langer Uebung, nach langem Einprägen der Noten erlernt, von denen Therese aber sich nur zwei Mal die Noten verlesen ließ, um sie alsdann ohne Anstoß spielen zu können, wenn sie, eine vollendete Virtuosin, öffentliche Concerte gab, in denen sie das Publikum entzückte durch so wundervolles Spiel, dann hätte Niemand glauben sollen, daß dieses reizende junge Mädchen mit den großen glänzenden Augen doch eine Blinde sei. Es leuchtete so viel Geist und Gefühl von diesem reinen, unschuldigen Angesicht, ihre Züge waren von einer so wunderbaren Beweglichkeit, ihre Augen schienen, wenn sie lachte, aufzublitzen in Freude, sie schienen umflortet und traurig, wenn sie ernst war. Und dennoch war Therese von Paradies wirklich blind; aber es leuchtete eine glühende Seele von diesem Angesicht, und diese Seele war es, welche ihren Augen das Licht gab, das die Natur ihnen versagt hatte.

I.

Therese von Paradies.

Therese von Paradies war in ihrem Zimmer; ihre Mutter war bei ihr, und mit Hülfe derselben hatte die Kammerjungfer eben den Anzug ihrer jungen Herrin vollendet. Therese war heute in einer besonders gewählten und glänzenden Toilette, und sie selber schien große Freude an derselben zu haben.

„Sage mir, Mutter," fragte sie jetzt, nachdem ihr Anzug vollendet war, „sage mir, von welchem Stoff ist doch dies Kleid, das so wunderbar weich und glatt ist, wie ein Menschengesicht und sich so dem Körper anschmiegt, wie eine schöne Melodie der Seele?"

„Es ist Atlas, mein Kind," sagte ihre Mutter lächelnd.

„Und die Farbe?"

„Weiß!"

„Weiß!" wiederholte sie sinnend. „Ihr nennt das die Farbe ohne Farbe. Wie wunderbar das sein muß, wie entsetzlich! Eine Farbe ohne Farbe! Ah, mir schaudert, wenn ich denke, daß ich die jetzt auch kennen lernen soll!"

„Dir schaudert?" fragte Frau von Paradies lächelnd. „Freuen sollteſt Du Dich, diese schöne Gotteswelt mit all' ihrer Herrlichkeit und ihren Wundern kennen zu lernen!"

„Freuen!" sagte sie kopfschüttelnd. „Wie kann ich das? Ich werde in eine neue Welt treten, in eine Welt, die mich entsetzen wird mit ihrem frevelhaften und unerhörten Wesen. Jetzt kenne ich Euch Alle mit meiner Seele, jetzt leuchten Eure Angesichter in wunderbarer Herrlichkeit in meinen Herzen, aber wenn ich Euch sehe, werdet Ihr mir fremd sein, und nur an Euren Stimmen werde ich Euch wiedererkennen können, nur an dem Ton Eurer Seele! Ach Mutter, Mutter! Warum weiß Ihr mir meine Blindheit nehmen? Sie war so voll seligen Schauens! Ich war so glücklich in ihr!"

„Thörichtes Kind," sagte ihre Mutter, „Du wirst noch viel glücklicher werden, wenn Du sehen kannst. Es ist wirklich kindisch und albern, um das sich zu ängstigen, was, wenn es sich erfüllt, doch für Dich ein unaussprechliches Glück ist!"

„Und warum nennst Du das albern?" fragte sie. „Geht nicht die Braut am Tage ihrer Hochzeit auch ihrem Glücke entgegen, und bangt sie nicht vor seligem Weh, und klopft nicht ihr Herz auch zum Zerspringen, und schaudert nicht ihre Seele in süßem Erschrecken? Nun, ich bin heute auch eine Braut, eine Braut des Lichtes, und ich erwarte meinen Bräutigam, den Tag!"

„Aber wer weiß, ob er kommen wird," seufzte ihre Mutter.

„Er wird kommen," sagte sie zuversichtlich. „Ich habe das gestern gefühlt, als Mesmer die Binde zum ersten Mal seit meiner Kur von meinen Augen nahm. Es war nur einen Moment, aber ich sah etwas wie einen Blitzstrahl, es fuhr mir wie ein schneidendes Schwert durch meine Augen, und ich stürzte besinnungslos zusammen."

„Thörichtes Kind, es war nur ein Strahl des Tageslichtes, ein erster Blick Deines Bräutigams!"

„Dann werde ich sein volles Anschauen nimmer ertragen können," rief Therese bebend. „Aber, sage mir, Mutter, bin ich denn seiner auch werth? Habt Ihr mich schön geputzt, daß mein Bräutigam Freude an mir haben wird?"

„Gewiß, Therese, Du bist geschmückt wie eine Braut, und wie es sich geziemt, an dem Tage, an welchem eine junge Dame zum ersten Mal in die Gesellschaft tritt. Denn wir werden heute große Gesellschaft haben. Ganz Wien möchte dabei sein, wenn die Binde von Deinen Augen genommen wird. Selbst die Kaiserin hat den Besuch eines ihrer Kammerherren anzagen lassen, damit der ihr sogleich vermelden kann, ob ihr Schützling wirklich sehen kann, und auch die beiden Leibärzte der Kaiserin, die Herren van Swieten und von Störk werden kommen, das Unerhörte zu schauen, und Fürstinnen und Fürsten, Gräfinnen und Grafen, Minister und Generale werden in Menge da sein. Gewiß, es ist für Dich ein Ehrentag, und deshalb habe ich Dich festlich geschmückt."

„Ist auch mein Haar recht schön frisirt?" fragte Therese, indem sie ihre beiden Hände erhob und sie prüfend über ihren hohen Kopfputz hingleiten ließ.

„Gewiß, wir haben Deine Lieblingsfrisur genommen, à la Maitgnon, und die Perl hat einen wahren Wunderbau gemacht, die Frisur ist fast drei Viertel Elle hoch, und oben darauf schwebt eine ungeheure Puffhaube mit langen himmelblauen Flatterbändern."

„Ja, es ist wirklich sehr hoch, ich kann das Ende mit meinen Händen nicht erreichen," rief Therese lächelnd. „Ach, es muß wunderwell aussehen. Aber ich will Dich noch etwas fragen," fuhr sie dann ernsthaft fort, „und ich bitte und beschwöre Dich, antworte mir die Wahrheit! Versprich mir, daß Du es thun willst."

„Ich verspreche es Dir!"

„Nun dann, so sage mir, wie ist mein Aussehen? Bin ich so, daß ich den Menschen gefallen kann? Bin jetzt sind die Menschen gut und freundlich mit mir gewesen, weil sie Mitleid mit

mir hatten, um meines Unglücks willen begegneten sie mir mit Wohlwollen. Aber werden sie mir das nun auch thun, um meiner selbst willen? Werde ich im Stande sein, mir ihre Gunst zu erhalten? Sage mir, o, ich beschwöre Dich, sage mir, bin ich hübsch genug, daß die Menschen ihre Freude an mir haben können?"

„Ja, Du bist hübsch, Therese," sagte ihre Mutter lächelnd. „Du bist eine schöne, schlanke und volle Gestalt, das Oval Deines Gesichtes ist von einer reizenden Lieblichkeit, Deine Züge sind edel und regelmäßig, Deine Stirn ist hoch und mächtig, und wenn erst in Deinen großen dunklen Augen der Strahl des Lichtes aufleuchten wird, dann wirst Du ein schönes Märchen sein!"

„Ich danke Dir, meine Mutter, ich danke Dir!" rief Therese freudejauchzend, indem sie die Mutter fest in ihre Arme schloß und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Die Mutter machte sich sanft aus ihren Armen los.

„Jetzt muß ich eilen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen," sagte sie. „In zwei Stunden schon soll die Operation gemacht werden, und vorher werden sich alle Verwandte, Freunde und die andern vornehmen Gäste bei mir im Salon versammeln. Ich muß also eilen, Alles einzurichten und selber Toilette zu machen. Ich werde Dir die Kammerjungfer rufen, daß sie bei Dir bleibe!"

„Nein, rufe sie nicht," rief Therese lebhaft. „Ich bedarf der Einsamkeit und Stille. Auch ich muß mich vorbereiten, muß zu der wunderbaren Stunde meine Seele sammeln und meine Gedanken ordnen, muß allein sein mit meinem Gott, muß zu ihm sprechen in meiner Sprache!"

Sie begleitete ihre Mutter bis zu dem anstoßenden Gemach, und nahm von ihr mit einem herzlichen Kuß Abschied.

Die Blinde war jetzt allein, aber sie durchschritt das Gemach mit vollkommener Sicherheit und ging gerade zu ihrem Instrument hin, das immer geöffnet war.

„Ich will spielen," sagte sie leise, „ich will ihn rufen mit meinen Tönen. Er muß es fühlen, und er wird kommen."

Sie ließ sich auf das Tabouret vor ihrem Flügel niedergleiten und begann zu spielen. Eine wunderbare Musik war es, welche ihre Finger den Tasten entlockten, es war die Verkörperung einer Seele, welche jauchzt und klagt, betet und weint, liebt und verzweifelt. Bald schien diese Musik wie ein Hymnus der Freude aufzujauchzen, bald flüsterte und seufzte es aus ihr wie eine tiefe Schmerzensklage, dann wieder schwoll sie empor zu heißem, sonnigen Melodien, und alle Schmerzen und Dissonanzen schienen sich aufzulösen in einem seligen Strom von Harmonie.

Auf einmal durchflog ein Zittern ihre ganze Gestalt, und eine Purpurglut schoß über ihr Antlitz hin. Ihre Hände sanken von den Tasten nieder, ihr Haupt neigte sich auf die Brust, aus der schwere, angstvolle Athemzüge hervorquollen. Wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, erhob sie sich dann von ihrem Sessel und richtete sich gerade und steif empor, dann mit einer schnellen Bewegung schritt sie von dem Instrument weg bis in die Mitte des Zimmers hinein. Aber hier wieder blieb sie wie festgewurzelt stehen, und ihre beiden Hände krampfhaft auf ihr Herz drückend, flüsterte sie athemlos: „Er kommt! O, ich fühl's, er kommt! Jetzt, jetzt steigt er die Treppe herauf, jetzt schreitet er über den Flur, jetzt, o, jetzt legt er die Hand auf die Thür, d— —"

Die Worte erstarben auf ihren bebenden Lippen, der Athem kam fieberhaft schnell und ächzend aus ihrem wogenden Busen hervor, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr und Bewegung.

In diesem Moment öffnete sich die Thür ihres Zimmers leise, so leise, daß auch das schärfste Ohr es kaum zu hören vermochte. Aber Therese hörte es doch. Ein Schrei des Entzückens tönte von ihren Lippen, sie streckte die Arme aus, sie wollte vorwärts stürzen, aber ihre Füße waren wie eingewurzelt, und so mit ausgebreiteten Armen, mit vorgebeugtem Haupt blieb sie stehen. Sie hatte mit ihrem Herzen die Gestalt gesehen, welche da drüben auf der Schwelle der Thür erschienen war. Diese Gestalt war die eines Mannes von kaum vierzig Jahren*, von stolzem, imposantem Aeußern, von schönen sinnewinnenden Zügen. Seine großen blauen Augen, in denen ein wunderbares Leuchten war, ruhten mit einem gebieterischen festen Ausdruck auf dem jungen blinden Mädchen, das im innersten Mark ihres Lebens seinen flammenden Blick empfand und unter ihm erzitterte. Den rechten Arm hielt er ausgestreckt gegen sie gerichtet, aufangs steif und ohne ihn zu regen, dann aber senkte er ihn tiefer hinab und deutete mit dem Finger auf den Fußboden, gerade auf die Stelle hin, wo Therese stand.

Sofort sank die Blinde auf ihre Knie nieder. Ein triumphirendes Lächeln flog durch das ernste Antlitz des Mannes, er hob den Arm wieder empor und winkte mit der Hand.

Die Blinde sprang sofort von ihren Knien empor, ein Freudenruf tönte von ihren Lippen; als hätte sie gesehen, daß er ihr die Arme jetzt ausbreitete, sprang sie vorwärts, stürzte sie, ohne zu schwanken und zu irren, geradeaus in seine Arme und lehnte ihr Haupt an seine Brust.

„Mesmer! Mein Freund! Mein Arzt, mein Erlöser!" flüsterte sie leise.

„Ich bin's," sagte er mit voller melodischer Stimme. „Ihr Herz hat mich gesehen und erkannt, Therese! Bald sollen es auch Ihre Augen!"

Er führte sie zu dem Divan und ließ sie sanft auf denselben niedergleiten. Dann streckte er zwei Mal seine Fingerspitzen gegen sie aus, und sofort flog ein Zittern durch ihre Gestalt.

„Sie sind heute sehr erregt, Therese," sagte er mit leisem, mißbilligendem Ton.

„Ich bin es, weil Sie es sind, mein Freund," flüsterte die Blinde. „Ihr Antlitz glüht, Ihre Pulse schlagen, Ihre Augen schießen Blitze, welche eine Welt zerschmettern möchten."

„Eine Welt der Lüge, der Unwissenheit und der Bosheit," rief er mächtig. „Ja, Therese, die will ich heute zerschmettern mit meinen Blicken und mit meiner Hand! Und eine neue Welt will ich dafür aufrichten, eine Welt des Rechtwissens aber des Schauens, des Uebernatürlichen und doch so Natürlichen! O, Therese, wird mir es gelingen? Wird meine Hand die Kraft haben, Ihre Augen zu erlösen, wird mein Geist so mächtig herrschen über dem Ihren, daß er ihm befehlen kann, aus Ihren Augen hervorzublitzen und zu schauen? Werden Sie mir gehorsam sein mit Ihrer Seele und Ihrem Körper?"

„Mit meiner Seele gewiß," hauchte sie leise, „denn meine Seele gehört Ihnen einzig und unbedingt, ob mit meinem Körper, weiß ich nicht."

„Die Seele muß dem Körper gebieten!" sagte Mesmer streng. „Die will es!" sagte Therese flehend. „O, zürnen Sie nicht, wenn Sie es nicht kann!"

„Sie zweifeln, Therese?" fragte Mesmer, und seine Augen bohrten sich wie zwei Dolche in ihr Angesicht.

„O, Ihre Augen thun mir wie weh," ächzte sie, indem sie ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckte, als wolle sie es schützen vor seinen Blicken.

Mesmer schlug seine Augen nieder und wiederholte sanft: „Sie zweifeln, Therese?"

„Ich zweifle, weil ich fühle, daß Sie zweifeln," sagte sie aufathmend. „Aber wenn es nun auch wäre, mein Freund? Wenn Ihr großer erhabener Geist nur meiner Seele, nicht meinem Körper gebieten könnte? Was thut das? Ich werde deshalb nicht unglücklich sein, ich werde mich nicht beklagen! Ich sehne mich nicht nach dem Licht da außen, denn das Licht ist in mir! Mein Herz sieht Sie, was thut es also, wenn auch meine Augen Sie nicht zu sehen vermögen! Nein, glauben Sie mir, ich zittere und bange der neuen Welt entgegen, und mir ist, als müßte ich mich vor ihr verbergen in der tiefsten Einsamkeit meiner Blindheit. O, mein Freund, mein Herr und mein Meister, wenn irgend Zweifel in Ihnen sind, wenn das Werk mißlingen könnte, so versuchen Sie es nicht! Ich bin glücklich und zufrieden, denn ich trage eine Welt in mir und bedarf keine Welt außer mir!"

„Nein!" rief Mesmer, „das Werk ist begonnen, es muß vollbracht werden. Und es soll und muß gelingen! Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, Therese, ob Sie wünschen, sehend zu werden oder blind zu bleiben. Sie müssen sehend werden oder Alles, was ich gewollt, gedacht und erstrebt habe, stürzt in Trümmern über mir zusammen und zerschmettert mein Leben nicht allein, sondern auch meinen Namen und meine Ehre! Der heutige Tag ist der Tag der Entscheidung! Heute wird Mesmer seinen Feinden und seinen Freunden beweisen, daß er die Wahrheit gesprochen, daß der thierische Magnetismus, den die Aerzte verspotten, den die Wissenschaft verleugnet, weil sie ihn noch nicht kennen, den die Laien für Zauberei oder Betrug halten, daß der thierische

* Mesmer war geboren den 23. Mai 1734 in Iznang unweit Constanz.

Magnetismus die göttliche Heilkraft ist, welche den Menschen mit der Natur und dem Himmel verbindet, daß dieser weltweise Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Wesen, den die dummen klugen Menschen ableugnen wollen, wirklich existirt. Nein, Therese, ich werde Sie heilen mittelst der magnetischen Kraft, welche uns Beide einander vereint, uns Beide zugleich dem Himmel verbindet!"

„Heilen Sie mich, mein Herr und mein Meister," rief die Blinde begeistert, „ich nehme von Ihnen das Licht an, und Sie sollen durch mich ein neues Licht ausstrahlen über die ganze Welt!"

Er legte sanft die Hand auf ihr Haupt und sah sie mit leuchtenden Blicken an. „Du glaubst also an mich, Therese?" fragte er. „Nicht wahr, Du glaubst?"

„Ich glaube an Dich, verstehe Dich," sagte sie leise. „Ich werde sehend werden, ich weiß es, ich fühle es! Und dann wird Niemand mehr zweifeln dürfen. Die Binde, die von meinen Augen fällt, wird auch abfallen müssen von den Augen Deiner Feinde, von den Augen der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit. Sie werden sehen, daß es eine Kraft giebt, welche sie nicht kannten und nicht ahnten, eine Kraft der Natur, welche ohne menschliches Zuthun das verrichtet, was die Arzneikunde bisher der Kunst oder der Natur zugeschrieben hat!"

„O, Du sprichst meine Gedanken aus, Therese," rief Mesmer zärtlich, „Du stehst in meine Seele hinein, und findest auf Deinen Lippen meine Worte wieder! Du weißt also auch, daß ich die Wahrheit sage! Es giebt einen thierischen Magnetismus, eine übersinnliche Kraft, welche besser als alle Arzneien im Stande ist, den Menschen Gesundheit und Heilung zu bringen. Mögen die Aerzte darüber lachen, eines Tages werden sie doch erkennen müssen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Die Aerzte sind Reisende, welche, einmal von der rechten Straße abgekommen, sich immer tiefer verirren, weil sie, statt umzukehren und sich zurecht zu finden, beständig gerade forteilen!"*

„Aber Sie werden ihnen die rechte Straße zeigen, mein Meister," rief Therese begeistert, „Sie werden die Verirrten zurückführen auf die rechte Straße, und der Dank der zukünftigen Geschlechter wird Ihnen dafür lohnen!"

„Wenn der Undank des gegenwärtigen Geschlechtes es dazu kommen läßt," sagte Mesmer wehmüthig. „Es ist schwer, in dem Labyrinth des Wissens und des Glaubens sich zurecht zu finden. Ich weiß das, denn auch ich war lange Zeit ein Verirrter in diesem Labyrinth, aber ich sehnte mich nach der Befreiung, nach der Erkenntniß! Ein verzehrendes Feuer füllte meine ganze Seele! Ich suchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, sondern voll der äußersten Unruhe. Ich floh in die entlegensten Wälder, die tiefste Einöde. Da fühlte ich mich näher der Natur. In der heftigsten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Leckungen ermüdetes Herz die Natur wild von sich stieße, und mit stürmender Stimme rief ich ihr zu: O Natur, was willst du von mir? Lasse ab von mir! Laß mich weiter ziehen in meiner Dunkelheit, wenn du mir doch das Licht nicht zeigen willst! — Dann wieder glaubte ich sie zärtlich zu umarmen, und beschwor sie mit der glühendsten Ungeduld doch endlich meine Wünsche zu erfüllen. Ein Glück für mich, daß in der Stille der Wälder nur die Bäume die Zeugen meiner Heftigkeit waren, denn die Menschen würden mich für wahnsinnig gehalten haben!"

„Ich nicht, Meister," rief Therese glühend. „Ich hätte bei Ihnen sein mögen, und ich hätte Sie verstanden!"

Mesmer drückte ihr zärtlich die Hand und fuhr fort: „Alle übrigen Beschäftigungen wurden mir verhaßt, jeder Augenblick, den ich ihnen widmete, schien mir ein an der Wahrheit begangener Diebstahl zu sein! Ich berente sogar die Zeit, die ich benutzte, um Ausdrücke für meine Gedanken zu finden. Ich fand, daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachsinnen in die Sprache einzukleiden pflegen, die uns die bekannteste ist. Und da faßte ich den seltsamen Entschluß, mich von dieser Sclaverei loszumachen. Drei Monate dachte ich ohne Worte! Als sich dies tiefe Nachdenken endete, sah ich voll Erstaunen um! Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorher. Alle Gegenstände hatten für mich eine neue Gestalt, und mit einem nie gefühlten Entzücken ward ich mir bewußt, daß ich die Wahrheit, die ich so lange gesucht, endlich gefunden hatte! Es kam wieder Ruhe in meine Seele, denn sie hatte die Wahrheit erkannt, und sie entfernte sich nicht mehr von meiner Erkenntniß. Freilich stand mir nun noch ein schwerer Kampf mit den Meinungen der Menschen bevor, aber das schreckte mich nicht. Vielmehr fühlte ich die Nothwendigkeit, die Unzahl der Hindernisse dadurch zu vergrößern, daß ich's mir als die heiligste Pflicht auferlegte, der Menschheit das unschätzbare, meinen Händen anvertraute Gut in seiner vollen Reinheit so unverfälscht, als ich es von der Natur erhalten hatte, zu überliefern, und nur da helfend einzuschreiten, wo ich meiner selber gewiß war. Viel habe ich gelitten von dem Unverstand und der Bosheit der Menschen, am Meisten von dem Neid und dem Hohne der Aerzte, welche in ihrem Hochmuth lieber blind bleiben, als sich von Andern ein Licht anzünden lassen wollen! * Aber der Tag ist gekommen, an dem ich sie zur Erkenntniß zwingen will! Heute sollen sie erkennen müssen, daß all' ihr Wissen Stückwerk ist, und daß die Natur mit ihren heiligsten Offenbarungen ihnen die hierher verschlossen war. O, Therese, Du bist das Evangelium meiner neuen Religion, welche Gottes und der Natur überschwellend voll ist! Verkünde ihnen, mein Kind, die neue, die heilige Religion! Schlage Deine Augen auf und lasse sie in ihrem hellen Stern die allewige Urkraft der Sterne und Planeten erkennen, die sie zu leugnen gewagt!"

„Ich will es, Meister, ich will es," rief Therese begeistert, „ich will den Ungläubigen und Zweifelnden Dein Evangelium verkünden und wider ihren Willen sollen sie glauben müssen! Ja, mein Herr und mein Meister! Die Stunde der Erkenntniß ist gekommen, und meine sehenden Augen sollen alle die Andern überzeugen, daß auch sie blind waren. Komm, Meister, nimm die Binde von meinem Angesicht, das Licht wird mich nicht mehr blenden, ich werde mich nicht mehr wie gestern ohnmächtig vor seinem Strahl zusammensinken! O, laß mich sehen, laß mich Dich sehen!"

Sie fuhr mit beiden Händen zu ihrem Haupte empor, um sich die Binde abzunehmen, aber Mesmer hielt sie zurück.

„Nein," sagte er, „noch nicht! Im Beisein aller meiner Feinde, die sich indeß Deine Freunde nennen, muß es geschehen, nicht eher!"

„Aber sie werden schon im Salon unserer warten! Hörst Du nicht, Meister, wie die Wagen vor unsere Thür rollen. Hörst Du nicht, wie sie die Treppe heraufsteigen! O, sie werden Alle schon da sein! Komm also, laß uns gehen!"

„Noch nicht, Therese, denn wenn alle diejenigen da sind, die ich erwarte, wird man, wie ich es erbeten habe, uns benachrichtigen."

„Wen erwartest Du denn, Meister?"

„Meine Feinde, Therese! Und ich sage Dir, sie werden kommen! Der Professer Barth wird kommen, um den Charlatan zu sehen, der die Vermessenheit hat, durch eine unsichtbare Kraft zu heilen, was er, der berühmte Staarstecher nur vermöge seiner Pincette und seiner Messer vermag. Doctor Ingenhaes, mein erbitterter Gegner, wird da sein, um zu sehen, welche infernalische Künste der Charlatan anwendet, der schon mehr als hundert Kranke geheilt hat, die seine Gelahrtheit für unheilbar erklärt hatte; Pater Gall wird da sein, um zu sehen, ob die Gegenwart eines großen Astronomen mich nicht schrecken wird, oder ob der Charlatan wirklich den Muth hat, selbst in Gegenwart Pater Gall's, der es doch besser weiß, zu behaupten, daß die Planeten da oben im Zusammenhang stehen mit den Menschen und Einfluß haben auf ihr Sein und Denken. Ja, ja, sie werden Alle kommen, nicht um sich überzeugen zu lassen, sondern um zu triumphiren! Denn nach ihrer Meinung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Charlatan heute vernichtet ihnen gegenüberstehen wird!"

* Alle diese Reden enthalten Mesmer's eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 60.

(Fortsetzung folgt.)

* Mesmer's eigene Worte. Siehe Franz Anton Mesmer aus Schwaben. Von Dr. Justinus Kerner. S. 58.

Wüsten-Bilder.

I.

Die Sahara und das Kameel.

Hegel nannte das Meer die „Brücke der Völker.“ Die Wüste, der versengte, verbrannte Ocean, gähnt und glüht als deren Kluft. Auf dem lebendigen, wogenden Meere sind die Verbindungsmittel hölzerne und eiserne, todte Mechanismen, auf dem glühenden todten Meere der Wüste ist das „Schiff“ derselben lebendig und der Urquell und die Bedingung alles Lebens, aller Verbindungen, aller Kultur der Wüstenvölker seit Jahrtausenden. Das Kameel ist nicht nur bildlich „das Schiff der Wüste,“ sondern auch wirklich. Es

ist noch viel mehr nicht nur das Schiff, sondern auch Wasser und Wind und Dampfmaschine und Schaufelrad dazu. Das Kameel, auf den Universitäten deutscher Länder ein Schimpfwort, trägt unter Völkern, welche die Bewohnerzahl Deutschlands auf mehr als fünfzehn Mal größeren Strecken übertreffen, die süßesten, geachtetsten Namen. Es ist in der Andacht der Wüstenvölker nach dem großen Allah und seinem Propheten die heiligste Größe. „Es ist uns ein Kind geboren!“ rufen der wilde Tuarik und die Ziegen weidende Tibbuserin, wenn eine Kameelmutter ein Junges geworfen. Es ist nicht blos Schiff und Segel auf den glühenden Stein- und Sand-Oceanen, nicht blos das Lebenswasser der „Hügel und Tiefen und Ebenen des Durstes,“ nicht blos Familienmitglied des Wüstendes- und Anwohners, sondern auch zugleich Pferd und Wagen, Armee, Haus und Hof, Dach und Fach, Factotum unter Menschen, die in ungezählten Millionen über unbewohnbare und bewohnte Strecken und Anschwungen von mindestens der doppelten Größe Europa's, von Timbuktu bis Mecca, von den Kawarawändungen des Gesichs von Guinea bis Darfur und den heiligen Nilthal ziehen. Es ist das Rennthier der Trepen und eins der genialsten Meisterstücke der Natur. Sein geographischer Wirkungskreis geht weit über die Wüste hinaus, aber der eigentliche Schau- und Kampfplatz seines heroischen Lebens ist die Sahara, die wir und deshalb als Grund und Boden des Bildes näher ansehen müssen.

Die Sahara (von Humboldt aus der Urbezeichnung „das Zaharah“ genannt), die Königin aller Wüsten, breitet sich unter dem Wendekreis des Krebses vom atlantischen Meere über die ganze breite Seite von Nordafrika bis zum Nil und den lachenden Hügel- und Oasenlande Sudan zwischen 16½ und 32½ der Breitengrade über mehr als 118,000 geographische Geviertmeilen aus, übertrifft also Deutschland an Größe beinahe zehn-, und das ganze mittelländische Meer dreimal, ohne sich damit zu begnügen, denn sie dehnt sich hier und da noch verräterisch in Sandsenken und Untiefen unter dem Wasser hin weit in das Weltmeer aus, und unterhält so noch mit dem, was sie war, Verbindungen. Sie war einst Meeresbett und senkt sich in seinen tiefen Ebenen noch heute unter den Spiegel des lebendigen Meeres, nur hier und da unbedeutend und gegen die Mitte Afrika's hin, dem Tsadsee, bis zu 1500 Fuß ansteigend.

Die Sahara ist dem Araber im Allgemeinen „Zahara bila ma,“ d. h. „der Ocean ohne Wasser.“ Die Sandebenen nennt er Sahel, und mit „Zaharah“ allein bezeichnet er den glühenden, fast gebrannten Steinboden, die entsetzlichste Qual der Karavanen.

Aber es lachen auch Inseln aus diesem ausgebrannten Meere, die bekannten Oasen, welche, wenn sie Glut und Tod, Sand und Gestein so weit überwunden haben, daß sie ganzen Stämmen und ihren Heerden von Schafen, Ziegen, Hühnern u. s. w. hinreichende Nahrung geben, „Wadi“ heißen. Man kennt bis jetzt achtzehn solcher vollkommenen Wadi's und noch sechzehn andere in der Bildung begriffene, die allmälig immer mehr Humus, Feuchtigkeit anziehende Vegetation, und so mit Glut und Tod kämpfend immer mehr Lebensfähigkeit um sich herum bilden und so wirklich einen stillen, mächtigen Heldenkampf der Naturlebenskraft gegen das Meer des Todes darstellen. Aber weiß, wie viele Jahrtausende lang die glühende Sonne einst die Meereswogen der Sahara lockte, um sie zu verdampfen! Wer weiß, wie lange sie jetzt kämpfen muß, um diesen dem Meere abgerungenen Boden mit Leben und blühender Erbrinde zu überziehen! Aber so lange dauert's nicht, als ersterer Krieg. Die Kultur und Nothwendigkeit kommt der Natur zu Hülfe. Man hat schon natürliche artesische Brunnen unter der heißen Stein- und Sandglut entdeckt und die fünf künstlichen, welche Mehemet Ali in den libyschen Theile der Sahara und die Franzosen zwischen Biscara und Turgurt graben ließen, werden seitdem durch Natur und Kunst allmälig vermehrt. Kann man aber erst mit Sicherheit auf dem Dampfschiff der Wüste, dem Kameele, von einer Quelle zur andern kommen, wie wir von einem Hotel in's andere, dann hat auch die Wüste ihre größten Schrecken verloren. Die quellenden Oasen und Wadi's dehnen sich desto schneller aus, je größer sie werden, und so wird sich einst das Wort des Propheten erfüllen:

„Die Wüste wird jubeln und blühen wie die Rose.“

Jetzt spiegeln sich freilich diese Bilder der Zukunft vorläufig noch in Tantalusqualen schärfenden Truggestalten der Fata Morgana, von dem Araber und Berber „Durst der Gazelle“ genannt. Und wirkliche Höhen der Furcht und des Entsetzens (da bergauf die Hoffnung auf Wasser immer mehr schwindet) bezeichnet er als „Hügel des Durstes“. Für die Festen der nubischen Wüste hat er blos den Namen „Mut“ (Tod). Wie alle Schreckniße der Wüste aus dem Mangel an Wasser entspringen, bezeichnet man auch unendlich viel Dinge darin durch das Verhältniß zum Durst, zum Mangel oder der Quelle des Wassers. Nach den Namen für das Kameel klingt dem Sahara-Schiffer nichts so süß als die grüne, lachende, quellende „Wadi.“ Aber wenn er statt einer Wadi plötzlich ein offenes Thal des Todes, einen unbedeckten Kirchhof in unzähligen Gerippen von Menschen und Kameelen vor sich grinsen sieht? Man fand schon solche offene Kirchhöfe von mehr als hundert Skeletten neben einander. Und im Jahre 1805 kam eine ganze Karavane von 1800 Kameelen und 2000 Menschen auf dem Zuge von Tafilet nach Timbuktu vor Durst um. Ueber hundert Meilen dehnten sich die ausgedörrten Skelette aus, die immer dichter wurden und endlich einen entsetzlichen, dichten Schluß mit den ausgetrockneten Mumien und abgemagerten Gebeinen der Tüchtigsten und Tapfersten bildeten. Gegen eine solche Tragödie auf dem Meere ohne Wasser werden selbst die Scenen des Menschenschlachtens auf dem Wassermeere, das eine Zahl aus dem Schiffbruch geretteter Matrosen Wochen lang ohne Wasser auf dem Wasser umhertreibt, welche daher das Blut des Opfers trinken, das vom Loose getroffen ward, werden selbst solche Scenen, deren Wirklichkeit die furchtbarste Fieberphantasie übertrifft, blaß und klein.

Es giebt viele mit Leben bedeckte Oasen in der Wüste, aber noch mehr unbedeckte Kirchhöfe, obgleich die tödtlichen Wogen und Fluthen des Sandes manche solche Leichenfelder einhüllten oder auch Kameele und Reiter lebendig begruben. Aber die ungeheuere Ausdehnung der Wüste ist sich durchaus nicht gleich in ihrem Tode und ihrer Tödtlichkeit. Im Gegentheil leben in ihr die schärfsten Gegensätze von malerischer, quellender Fülle und fernloser, dürrer Verdurstung. Sie zerfällt in zwei, durch einen fruchtbaren Gürtel geschiedene Theile, den östlichen oder die libysche Wüste, und den westlichen, der auch im Ganzen und Großen Sahel genannt wird. Ersterer ist der minder furchtbare, weil er mindestens nicht mit lebendiger Begrabung unter Sammum- und Sandfluthen droht. Aber die unendlichen Ausdehnungen des harten, nackten Kalksteins, ohne Erhebung und Senkung auf viele Hunderte von Meilen, wo die armseligste Spur eines Mooses ein Ereigniß ist, von dem man Tage lang spricht, wo man eine „von Sonnenglut lebende Eidechse“, die hellläufig über den heißen Estrichboden gleitet, mit dem herzlichsten „Masli-Allah!“ betend begrüßt, und den binnen Jahren einmal entdeckten, vereinsamt im vereinsamten „Baum des Wassers“ (der Dattelpalme) aufzirpenden Vogel selbst von dem mitleidlosen Beduinen eine Hand voll Körner zum Dank für die Herzensfreude seines Tones gestreut wird, diese furchtbaren Schrecken des ewigen Einerlei in rothglühend herab- und rothglühend heraufzitternder Luft, gegen welche man sich dicht in Wolle packt, sind nur im Vergleich zu den Tod und Verderben wälzenden, lebendig begrabenden Sand- und Sammumstürmen des „Sahel“ mit einem „Minder“ zu bezeichnen, und dies auch nur für den ausgetrockneten, fehnigen Beduinen und Berber mit einem Herzen von Stein, wie der Boden unter ihm, und mit einer Haut, die durch Gewohnheit gleichsam feuerfest geworden, und vor allen Dingen mit dem — Kameele.

Je näher man in westlicher Richtung dem Sahel kommt, desto kleiner werden die ebenen Kalktafeln. Der Reiter oder die Karavane begrüßt hoch auf dem Rücken seines eiligen zuschreitenden Thieres schon aus der Ferne kleinere, über den Boden verstreute, runde Steinchen. Denn bald kommen nun Klüfte und Ritzen, in welchen schwimmende Gesträuche sich angstvoll gegen die Sonnenglut verkriechen. Aber auch blendende, heiße Eisflächen sind manchmal ganze Tagereisen lang aus den Klüften hervorgequollen, das aus dem ehemaligen Oceane abgedampfte Seesalz, das in krystallinischer, durchsichtiger Unendlichkeit den Boden bedeckt. Doch endlich werden die Klüfte tiefer und tiefer und plötzlich hört man unsichtbare Quellen süßen Wassers durch die geborstene Erde sickern. Die Quellen werden endlich sichtbar in Grashalmen, Reis- und Durrasfeldern, Datteln und Zwergpalmen und lustig umherspringenden Ziegenheerden. Die scheue graziöse Gazelle sieht flink in die Weite, nachdem sie den nahenden Wanderer mit klugen, klaren

Digitized by Google

Augen angestaunt, und Strauße, die seltsamen Schnellläufer der Wüste, durchkreuzen ihren Pfad. Oben schwebt wieder der Adler, und unten im Dickicht der Kluft lauert der Löwe, um des Nachts einer Gazelle am Wasser aufzulauern oder unter Schafen und Ziegen seine Wahl zu treffen, während die im Schlafe gestörten Hyänen mit dem Hahne einen Lärm krähen und kräßen, den Niemand weniger vertragen kann, als der sogenannte „Wüstenkönig", obgleich er sich nie in die eigentliche Wüste verliert, sondern in den Verstecken der Oasen und Wadi's hübsch häuslich hält.

Der verhältnißmäßig fruchtbare Gürtel, welcher den ungeheuern Continent der Sahara durchzieht, allerdings mit leb-, baum- und wasserlosen Lücken, in denen zwanzig deutsche Fürstenthümer auf einmal verdursten und versegen könnten, aus einem urbaren Thon bestehend, hier und da mit Quellen, Oasen, Menschen, Vieh, Feldern und Dattelwäldern, läuft, so weit man bis jetzt etwas Bestimmteres darüber sagen kann, zwischen Tripolis, des Golfs von Sidra und des ausgedehnten steinigen Tafellandes von 1400 bis 2000 Fuß Höhe, der Hamada, durch das Land Fezzan zwischen den Routen, auf welchen Barth und Vogel das blühende Innere Afrika's mit dem Auge des Thadsees erreichten, und gewissermaßen als Grenze zwischen den beiden Hauptvölkern der Wüste, den weidenden, gutmüthigen Tibbu's und den wilden, räuberischen Tuariks mit einem blühenden Oasenlande auf der Westseite: Air oder Asben mit verschiedenen üppigen Wadi's, hier voller Löwen und Strauße, dort voller graziösen Giraffen und zahmen Heerden. Dann folgen nach der Richtung der Thadseestaaten hin wieder kleine Specialwüsten, hin und wieder mit einer schmachtenden Distel im glühenden Boden, einer verdorrten, aber noch duftenden Thymianstaude, einer dornigen Mimosa, halb begraben, halb geschützt durch Sandkegel, die hier im sprühenden Laufe aufgehalten wurden, willkommene Futter für die ausgedörrten, matt schwankenden Kameele, die oft gierig zuschreitend vor der Labung den Kopf traurig und wehmüthig zur Seite wenden. Das einladende Grün erwies sich als Senna oder Koloquinte, vor denen selbst der ausgetrocknete Gaumen des ausfruchtlessten Thieres zurückschreckt. Der große, weite, leichte, flinke Schritt des edlen Thieres wird schwankender und matter. Die Zunge hängt verdorrt, wie geräuchert. Der fette Höker ist zu einem kleinen, schlappen Säckchen ausgezehrt. Es wird niedersinken und mit leisem Stöhnen und wehmüthigem Blick auf den sonst steinernen mitleidenden Herrn verschmachten, wie Tausende vor ihm. Doch nein! Plötzlich erheben sie den niederhängenden Kopf freudig hoch in die Luft. Sie wittern zuerst das Paradies von Central-Afrika, die Thadseeländer. Erst zeigen sich einzelne dustige Gräser. Der todtmüde Schritt des Kameels wird lebendig. Es folgen Gebüsche, vor der Sonne hinter Felsen und Steinblöcke versteckt. Am Horizonte winkt die ätherische Palme auf. Die glühende Luft duftet. Das Wasser und die Wiesen und die Bäume senden den Verschmachtenden kühlende, feuchte Lüftchen entgegen. Endlich, endlich, nach Wochen, nach Monaten, nach fünf bis sechs Monaten der Glut und Oede, des Steines und Sandes quillt und strahlt dicht vor ihnen, wie vom Zauberstabe aus dem Sande geschlagen, die üppigste tropische Pflanzenwelt in ihrem glorioseften, paradiesischen Glanze. Dazwischen hinburch lacht das leuchtende Auge des Thadsees, besäet mit den grünen Inseln der schönen, ritterlichen, räuberischen Bidduma's. Ringsherum ziehen weidende Völker und dehnen sich die Reiche stolzer Sultane von Bornu, der Fellatah's, von Kanem, Bagirmi, Adamaua und wie sie sonst heißen mögen, mit stolzer Streitsucht und lebhafter Betheiligung an der Schifffahrt der Wüste. Ihre Flotten sind Kameele, die in unabsehbaren Richtungen über tödtliche Strecken hinweg Völker verbinden und so das lebendige Pulsaderspstem Afrika's bilden.

Die Kameel-Handelskette Afrika's karavant auf drei großen Hauptstraßen, an welche sich eine Menge kleinere anweigen, 1) zwischen Marokko, Tunis und Tripolis und der geheimnißvollen Perle der westlichen Sahara: Timbuktu; 2) zwischen Fezzan (Murzuk) und den Thadseeländern, besonders Sudan; 3) zwischen Sudan, Darfur und Egypten. Die erste mit fünf verschiedenen Routen ist die weiteste, großartigste und kühnste, die je menschlicher Heroismus über Erde oder Wasser zog. Sie kämpft jedesmal mit durchschnittlich 2000 Kameelen und entsprechender Zahl von Menschen, etwa ein halbes Jahr lang mit dem Tode des Verdurstens und Ertrinkens in wüthenden, giftstrumpfeitschten Sandwogen. Die Handelsartikel sind besonders Salz und Datteln, deren süße Säfte die brennende Wüste erquicken, sodann Alles, was Egypten, Abyssinien, Syrien, Persien, Arabien, die nordafrikanischen und centralafrikanischen Völker brauchen und zum Austausch bringen. Die genannten Länder liegen als große Inseln auf und an den Wasser-Oceanen Afrika's und Asiens, und sind durch kein Verbindungsmittel mit einander in Berührung zu bringen, als durch das Kameel. Dieses ist daher nicht nur Träger aller Lasten und Güter des Lebens der Wüstenvölker, sondern auch aller Kultur von den ältesten, vorgeschichtlichen Zeiten bis zu den neuesten Anstlüge, den Vogel vielleicht jetzt eben unternehmen mag.

„Alles, was ist, ist vernünftig," sagt Hegel, obgleich wir mit unserer gelehrten und rohen Unvernunft dies in den wenigsten Fällen einsehen, vor Allem zunächst nicht in dem Ausspruche Hegel's selbst, da sich nicht so leicht Jemand die Mühe giebt, das scharfe, philosophische „ist" zu begreifen. Aber wenn ein Beweis überzeugend ist, so findet man ihn in dem Wunderthiere, das den Wüstenbewohnern Flotte, Eisenbahn, Dampfschiff, Omnibus, Haus und Hof, Kleider und Schuh, getreuer Nachbar, melkende Kuh und alles Andere, was wir aus tausend Quellen beziehen, in einem Guße, in einer einzigen, der großartigsten und genialsten Naturcomposition ist.

Welch' ein häßliches Thier. Aber lerne es nur kennen. Studire seine Seele von den Sohlen an. Sieh' diese breiten, sohligen Knollen und Wülle, versichert gegen Feuersgefahr des Bodens durch hornige Schwielen und durch ihre Spaltung und Breite gegen das Versinken in den Sandmeeren. Diese können sich zu grundlosen Bergen aufthürmen, mit seinen langen, schnigen, weitausschreitenden Stelzbeinen schreitet es, schwer belastet, eben so leicht über diese Sandwogen, wie über die mit hochgerichteten Köpfe und herrschendem Auge lange vorher erkannte Gefahr von Rissen und Klüften in den fest gebrannten Boden von Steingut. Auf diesen Stelzen, Rudern und Schaufelrädern wird ein Körper, ein Schifferumpf getrieben, der in einem untern und einem obern Raume sich prophetisch gegen Hunger und Durst und Hitze verproviantirt, für den gewöhnlichen Gebrauch in einem umgeheuern, mit einem Wunder von Schwanenmagen wasserreich versehenen Wanste, und für Nothfälle mit einer oder doppelten Speisekammer, dem fetten Höker, von dem besonders die „Reparationsmittel" geliefert werden. Damit der innere Vorrath nicht zu sehr angegriffen werde, nimmt es beiläufig mit seinem für Tiefe und Höhe elastischen Giraffen- und Straußenhalse, seinem kleinen Kopfe, seinen guttaperchaharten Klappen von Lippen, seiner mit herrigen Schwielen gehärteten Zunge die stacheligsten Disteln und die holzigsten, schuhsohlenartigen Wüstenkräuter mit und zerschreitet und zermalmt sie und wiederkäut sie mit breiten, mächtigen Backzähnen so klein, daß sie jedes Atom Nahrungsstoff herausgeben müssen. Der spitze Keil der Unterlippe schiebt sich mächtig in die kleinste Ritze hinein, in welcher sich ein armseliger Versuch von Kraut und Pflanze gegen die Sonne verstedt, und hebt ihn heraus, wie der Zahnarzt den qualenden Backzahn aus der Kinnlade. Dies geschieht Alles beiläufig. Der große, kräftige, gedrungene Schiffsrumpf von Körper trägt dabei die ganze Familie des Nomaden, seine ganze Wirthschaft und sein Haus und seine Handelsartikel leicht und schnell, kalthütig in Glut, kaumfromm und gutmüthig weiter und immer weiter in die endlose Leere hinein, die Tage, Wochen, Monate lang in immer größere Oeden und Qualen führt, aber den schlanken, klugen, kleinen Kopf des Kameeles nicht in Hoffnungslosigkeit sinken läßt. Es hofft und harrt mit einem Heroismus, einer Ausdauer in die Unendlichkeit glühender Trostlosigkeit hinein, die selbst den ausgedörrten, gefühllosen Sohn der Wüste zur herzschlosten Zärtlichkeit erweckt und seine Andacht von dem großen Allah auf dieses Heldenthier überträgt.

Ein häßliches Thier! Aber blickt einmal sein treuherziges, klugs Auge. Erlebt alle Tage durch alle Qualen der Hölle hindurch dieses Heroismus, diese Anspruchslosigkeit, diese Sanftmuth, diese Zärtlichkeit für seine und seines Herrn Familie, wie es jämmerlich klagt und den klugen, kleinen Kopf nach allen Seiten suchend dreht, wenn es seinen Herrn vermißt, wie es sich nach dem Verluste seines Jungen trostlos in die Wüste hineinstürzt, um das Verlorene zu suchen, und dann erschöpft in Schmerz und Entbehrung traurig und treuherzig zu seinem Herrn zurückkehrt, und man wird die alte Poesie des patriarchalischen Lebens, die Bibel, die Sitten und Ge-

bräuche der Wüstenvölker, ihre herrlichen Tugenden und ihre feurig aufwallenden Leidenschaften in dem Träger und Musterbilde alles dieses Lebens begreifen lernen.

Das Kameel und der Wüstensohn sind alttestamentlich biblisch fromm, sanft, gutmüthig, häuslich, familienzärtlich, genügsame Schafe ihrer Despoten; aber das Kameel und der Wüstensohn sind furchtbar, wenn man ihrer Demuth und Anspruchslosigkeit unter der harten Schale mehr aufbürdet als sie wirklich ertragen können. Das Kameel kreischt und brüllt dann mit großen, glühenden Augen auf, peitscht seinen Peiniger mit den Vorderfüßen nieder und stampft ihn mit seinen großen, hornigen Klauen entzwei, oder es packt ihn mit den zerngefchwollenen Lippen und reißt ihm mit einem Ruck ein Glied seines Leibes aus. Bild des geknechteten, anspruchslosen, der größten Erniedrigung und Bebürdung fähigen Unterthanen, dem man doch am Ende zu viel zumuthet, und der nun die Ketten bricht und in wüthenvster Zerstörungswuth Eigenthum und Leben gefährdet und Gewerbe und Handel stört. Freilich kommen solche Kameel-Revolutionen nur äußerst selten vor, denn es kann wirklich beinahe eben so viel vertragen, wie das Kameel auf unsern Universitäten und Bürgerreffourcen. Wie es, kniend und seine Last empfangend, genau weiß, wie viel es tragen kann und jedes Zuviel sogleich durch deutliche Pantomimen andeutet, ist auch der Wüstensohn verständig und familienväterlich genug, ihm nicht zuviel zuzumuthen. Der Herr, in Einsamkeit und Gefahren, stets auf seine Familie und sein Kameel verwiesen, ist gegen das Kameel eben so zärtlich, wie gegen Frau und Kind.

Ein treues Bild dieser Familiarität schickte Kretschmer auf die pariser Ausstellung, wo es allgemein bewundert und in illustrirten Blättern verkleinert, allgemein zugänglich gemacht ward. Die Treue und Wahrheit in diesem Bilde veranlasste auch uns, diese Wüstenbilder damit zu schmücken. Es veranschaulicht die gemüthlichste Situation im Leben des Arabers und Beduinen, sein Mittagsmahl in Sonnenbrüderschaft mit dem Kameele, das auch in der Regel zu allen Leckerbissen zugelassen wird. Es strömt dem Herrn gar delicat und vorsichtig aus der Hand, um ihn mit seinen hornigen Lippen nicht zu verletzen. Was ist es? Nichts Geringeres als Weizenbrot, das man theils yitmimmt, theils unterwegs bäckt. Das reguläre Mittagsbrot des Wüstenreisenden besteht aus Kameelsmilch, vier Mal Datteln, zwei Mal Weizenbrot, Rötis, Dessert und einer Pfeife Tabak. Brennt diese, ruft er: „Kerri! Kerri! Mein Kind, mein Sohn! Mein Liebchen!“ und das Kameel kniet nieder, der Beduine kauert sich oben in dem Teller des Sattels zusammen und die Reise geht weiter ohne Weg und Steg, ohne Compaß und Richtung. Wenigstens vertraut man sehr häufig dem Augen, die Unendlichkeit der Wüste durchwitternden Kameele ganz allein das Steuerruder an, in allen Fällen, wo der Herr selbst weder Rath noch Richtung weiß. Und dieses geniale Factotum und Meisterwerk der Wüste macht dieser Würde durchweg Ehre.

Von dem wirthschaftlichen, Natur-, Völker- und Menschenleben der Wüste in einer folgenden Mittheilung, in der wir besonders den wilden Tuariks einen vorsichtigen, und der braunen, schönen Ziegenhirtin bei den Tibbu's einen zärtlichen Besuch abstatten werden.

Die Strafen der Vorzeit und Gegenwart.

I.

Einleitung. Warum, was und wie soll man strafen. Verschiedene Ansichten darüber. — Todesstrafen: Enthauptung, Galgen, Säcken, Rad, Scheiterhaufen, Lebendigbegraben, Pfählen u. s. w. — Einige Beispiele höchst abschreckender Hinrichtungen.

Man hat sich seit Langem herumgestritten, mit welchem Rechte und zu welchem Zwecke der Staat die Verbrechen bestrafe, ob in Folge einer ihm von Gott übertragenen Gewalt oder auf Grund eines stillschweigenden Vertrags seiner Mitglieder, ob aus Nothwehr oder um der Gerechtigkeit selbst willen, ob zur Besserung, ob zur Abschreckung, ob zur Unschädlichmachung der Verbrecher. Aber es ist damit wie mit dem Streite um den Ursprung der Sünde, ob sie angeboren oder anerzogen, ob sie ein Werk Gottes oder des Teufels sei. Tappt man darüber auch noch so sehr im Finstern, so steht doch die Existenz der Sünde fest und ist ein Jeder überzeugt, daß er oder zum mindesten sein Nachbar ein Sünder sei, und fehlt es auch an mathematischen Beweisen für das Strafrecht des Staates, so wird doch Niemand im Ernste daran denken, daß auch der modernste Staat nur einen Tag die Zuchtrute aus der Hand legen könne.

Herrscht aber volle Einstimmigkeit über die Unentbehrlichkeit der Strafe, so stimmen dagegen kaum zwei verschiedene Jahrhunderte und zwei ungleiche Breitengrade mit einander in dem Urtheile überein, was zu bestrafen sei und wie man strafen solle.

Die Japanesen bestrafen die Lüge und das Spiel um Geld, Karl der Große das Fleischessen an Fasttagen und die Unterlassung der Taufe, das mosaische Gesetz die geringste Entheiligung des Sabbaths, das Verfluchen des Vaters und der Mutter, Solon sogar den Müßiggang und die Trunkenheit mit dem Tode. Dagegen gestattet der Islam die Vielweiberei, den Griechen und Römern war es erlaubt, ihre Sklaven, den alten Deutschen, einen abgelebten Greis zu tödten. Aussetzung der Kinder war im Alterthum nur bei den Juden, Egyptern und Thebanern verboten, jetzt ist es kaum noch in China und Judien gestattet. Der Dieb hatte von Solon den Tod, von Lykurg Ruhm und Ehre zu erwarten. Das Cölibat, welches Römer und Griechen mit Schande und Strafe belegten, machte Gregor VII. den Geistlichen zum Gesetz. Der Ehebruch, welchen der spartanische Staat sanktionirte, wurde von unsern Vorfahren mit dem Scheiterhaufen bedroht, und die Laïs und Aspasia der Griechen wäre von den alten Dietmarsen unter dem Geleite ihrer eigenen Verwandten lebendig unter der Erde begraben worden.

Aber auch in der Wahl der Strafen sind die Völker und Zeiten von jeher weit auseinander gegangen. Ein Wilddieb, welcher früher gehängt worden wäre, oder aus Gnaden nur Ohren und Nase eingebüßt hätte, kommt jetzt mit kurzer Gefängnißstrafe davon. Wir suchen für den Räuber die schwersten Strafen aus, die alten Germanen achteten sein Vergehen gering, denn damals hieß es:

„Rauben ist keine Schande,
Das thun die Besten im Lande.“

Die Abtreibung der Leibesfrucht, welche die Römer als eine bloße Beleidigung gegen den Ehemann rügten, wird jetzt als ein Verbrechen gegen das Leben geahndet, und der Mörder, den wir enthaupten lassen, bezahlte bei unsern Altvordern nur eine Geldbuße. Ja, gegen den Verleyer eines Grenzzeichens, der sich heut zu Tage einer kurzen Freiheitsstrafe gewärtigen müßte, verordneten alte germanische Weisthümer: „denselben soll man in die Erde graben bis an den Hals, und soll dann vier Pferde, welche des Ackerns nicht gewohnt sind, an einen Pflug, der da neu ist, spannen, und soll man damit so lange über ihn wegfahren, bis man ihm den Hals abgepflügt hat.“ Insbesondere aber bei Fleischvergehen ist bald keine Strafe zu groß, bald keine gering genug erachtet worden.

Wenn nun kein gebildeter Mensch die Stunde für weggeworfen halten wird, die ihm von den Sitten, Gebräuchen und Gesetzen der Vorzeit Kunde bringt, so hoffe ich, wenn ich Einiges aus der Geschichte der Strafen erzähle, den Dank der Leser zu gewinnen. Die Pietät läßt uns auf Alles horchen, was wir von unsern Vorfahren vernehmen. Dasselbe auffällige Interesse, mit welchem wir eine Kriminalgeschichte lesen und einer Hinrichtung beiwohnen, knüpft sich auch an diesen Theil der Alterthumskunde, und der Erfolg wird lehren, daß auch diese wenigen Zeilen zu manchem Gedanken anzuregen vermögen.

„Tout peut servir à former de peines,“ sagt Montesquieu, und in der That giebt es kaum ein wirkliches oder eingebildetes Uebel, welches nicht als Strafe benutzt worden wäre. Sehen wir doch, daß es den Römern als Strafe galt, nicht in den Schauspielen erscheinen zu dürfen, daß Spartaner zur Strafe des Rechtes beraubt wurden, ihre Ehefrau einem Andern zu leihen. Spartaner wurden zur Strafe zur Unthätigkeit verdammt und an den Stuhl geschlossen. Faßen, Beinen und Seufzen war eine gewöhn-

Digitized by Google

liche Kirchenbuße, und Eselleuten, die sich vergangen hatten, wurde in Deutschland das Tischtuch zerschnitten und das Brot verkehrt gelegt.

Vor Allem hätte auch die schöpferische Phantasie des Dichters der göttlichen Komödie keine mannigfacheren und sinnreicheren, aber auch keine grausameren Todesstrafen ersinnen können, als die Geschichte aufzuweisen hat, und namentlich den alten Deutschen gebührt der Ruhm der Erfindung und die Schande der Anwendung der meisten und qualvollsten Todesarten. Man möchte sich mit Abscheu von der Schilderung solcher Martern abwenden, aber man lese es, um desto mehr die Milde unserer Zeiten zu segnen, und damit wir nicht immer „die gute alte Zeit“ und „früher war es doch besser“ hören müssen.

Die Todesstrafe, welche bei uns die überwiegende geworden, und welche man als die humanste anzusehen gewohnt ist, ist die Enthauptung. Schon Griechen und Römer kannten sie. Bei uns tauchte sie neben dem Galgen auf, und hat ihn zuletzt fast aller Orts verdrängt. Sie ist die adelige aller Strafen, denn die Köpfe vieler Könige und Großen, das Blut Konradin's und Friedrich's von Oesterreich, Peter's von Castilien, der Weiber Heinrich's VIII., der Maria Stuart, Karl I., Ludwig XVI., der Antoinette und anderer gefallter Häupter hat sie geadelt. Bei unsern Altvordern geschah sie mit Barte (Beil) und Schlegel. Der Verurtheilte legte seinen Hals auf den Block, das Beil wurde darüber gehalten und ein Schlag mit dem Schlegel darauf gethan. Könige wurden mit goldner Barte enthauptet. In England und Preußen bedient man sich noch jetzt des Beiles, während es anderwärts durch das Schwert, in Sachsen durch das Fallschwert verdrängt worden ist. Bei Militairpersonen und in Zeiten des Standrechts ersetzt die Kugel das Schwert und scheint schon bei den Römern eine Hinrichtung durch Pfeile vorgekommen zu sein.

Weniger ehrenvoll, aber um so gewöhnlicher ist von jeher die Strafe des Hängens gewesen. Von der Römerzeit her hat der Galgen in allen Theilen der Welt seine drehenden Arme ausgebreitet und noch jetzt ist er z. B. in England und Oesterreich die regelmäßige Todesstrafe. Ihm wich auch die im Alterthum gebräuchliche Strafe des Kreuzigens, dem Konstantin der Große hatte bestimmt, daß Niemand mehr der Strafe würdig sei, welche der Heiland erduldet. So einfach nun auch die Procedur des Hängens ist, so hat sie doch die Phantasie der Vorzeit mit schauerlichen Symbolen und einem unheimlichen Rimus ausgeschmückt. Man hieß es „in der Luft reiten, den Aß bauen, den dürren Baum reiten,“ das schwarze Band tragen“ u. dgl. mehr. Nicht der erste beste Baum im Walde genügte. Laublese, verdorrte Bäume wurden dazu auserlesen. Später war die offene Heerstraße, womöglich ein Kreuzweg der Ort, wo man die Galgen errichtete und Mitternacht die Zeit, nach der sie gewendet wurden. Ein schwarzes Band wurde dem armen Sünder um die Augen gebunden. Je höher man den Missethäter hing, um so schimpflicher war es; wer die Geheimnisse der Vehme verrieth, sollte sieben Fuß höher gehängt werden, als andere Leute. Ja, im Mittelalter kam es auf, daß man Hunde oder Wölfe dem armen Sünder zur Seite hing, denn Hunde und Wölfe wurden an Raubgier den Dieben gleich geachtet. So wurde noch im Jahre 1462 zu Halle ein Jude wegen Dieberei mit dem Kopfe zu unterst zwischen zwei hitzigen Hunden aufgehängt. Als die vollste Genugthuung aber wurde es angesehen, wenn der Mörder über dem Grabe des Ermordeten „in der Luft reiten mußte,“ oder wenn man ihn, wie in Frankreich, gar unter dem Ermordeten begrub. Manchen Orts mußte das Amt des Henkers der jüngste Richter übernehmen, und manchem Landesherrn, wie Herzog Albrecht V. von Mecklenburg, Herzog Otto von Lüneburg, sagt man nach, daß sie Verurtheilte mit eigenen fürstlichen Händen aufgeknüpft.

Eine ähnliche Symbolik, wie bei der Strafe des Stranges, zeigt sich bei der Strafe des Säckens, die namentlich Hexen und Kindesmörderinnen zu treffen pflegte. Denn auch hier haben schon die Römer und mehr noch die Deutschen oft einen Hund, einen Hahn, eine Natter und einen Affen mit der Unglücklichen in einen Sack genäht und gemeinschaftlich in das Wasser geworfen. Wie nach dem damaligen Volksglauben der Affe seine Jungen in der Umarmung erstickt, die Natter ihr Männchen bei der Begattung tödtet, Hund und Hahn ihre Jungen nicht schonen, so bildeten sie das passende Geleite der Kindesmörderin, die ihre eigene Leibesfrucht ermordet. Welch' grauenhafte Poesie! Ja, und da sich die ganze Natur gegen das unnatürlichste aller Verbrechen empört, so hat man auch die Elende aus der ganzen Natur zu verbannen gesucht. Denn indem man sie in eine Haut einnähte und in das Wasser warf, hat man ihr Luft, Licht, Wasser und Erde gleichmäßig entzogen. So entsetzlich ernst aber dieser Gebrauch gewesen, so lächerlich wurde er, als man später den kostspieligen Affen mit einer Katze, ja, die schwer zu erlangende Natter um des Prinzips willen mit einer gemalten Schlange vertauschte. Wer sollte nicht übrigens bei dieser Strafe an das traurige Ende der schönen Agnes Bernauer denken, welche 1435 von der Brücke in die Donau gestürzt, und da die Beweinenswerthe schwimmend das jenseitige Ufer erreichte, von dem Henker mit einer langen Stange so lange unter das Wasser getaucht wurde, bis ihre Seele entflohen war? Oder wem ist nicht das Schicksal des heiligen Nepomuk bekannt, welcher auf Befehl des blutdürstigen Wenzel im Jahre 1393 in Prag in der Moldau ersäuft wurde?

Allein noch weit grausamerer Todesstrafen muß ich, wenn auch mit Widerwillen, gedenken. Nicht der Tod des Missethäters, sondern die Qualen des Todes scheinen oft Endzweck der Strafe gewesen zu sein. Raubmördern, Giftmördern u. A. drohte die Strafe des Rades. Wahrscheinlich wurden in ältester Zeit wirklich Wagen über den Verurtheilten gefahren. Später begnügte man sich, denselben lebendig die einzelnen Glieder mit einem Rade oder eisernen Keulen zu zerstoßen, im günstigen Falle von oben herab, im schlimmeren Falle von unten herauf und dann den Leichnam auf das Rad zu flechten. In Frankreich wurde diese gräßliche Strafe oft nur als Körperstrafe angewendet und nicht bis zum Tode des Verbrechers fortgesetzt. Solchen Keulenschlägen erlag auch im Jahre 1762 der unschuldige siebzigjährige Jean Calas zu Toulouse, dessen Andenken drei Jahre später durch ein Urtheil des Staatorathes wieder zu Ehren gebracht wurde.

Ehebrecherinnen, Ketzer, Zauberer, Mordbrenner wurden schon im grauen Alterthume und noch im vorigen Jahrhundert zum Scheiterhaufen verurtheilt. Auch hier kommt es vor, daß man die Missethäter in eine Ochsenhaut einnähte. Andere wurden wegen geringerer Vergehungen blos mit entblößten Füßen an das Feuer gesetzt, die Fußsohlen der Flamme zugewendet. So saß der reiche Krösus da, bis ihn die Worte: „Solon, Solon!“ vom Feuertode erretteten. So wurde der wahnsinnige Schwärmer und „Prinz Gottes“ Dirinus Kuhlmann mit seinem Freunde Conrad Nordermann im Jahre 1689 in Moskau lebendig verbrannt.

Bestialisch, welche das Gelübde der Keuschheit brachen, wurden von den Römern auf dem campus sceleratus (Schindanger) lebendig begraben, und ganz Rom trauerte an diesem Tage. Auch in Deutschland traf Frauen diese Strafe nicht selten. Oft ging sie in das Pfählen über, wie man z. B. Kindesmörderinnen lebendig in das Grab legte, den Leib mit Dornenhecken bedeckte, sie mit Erde beschüttete und ihnen einen eichenen Pfahl durch das Herz schlug. Auch Nothzüchtern setzte man also einen spitzen, eichenen Pfahl auf das Herz, darauf that die Geschändete den ersten, andern und dritten Schlag, die übrigen der Henker. Zu Zürich wurden noch im Jahre 1489 zwei Männer lebendig eingemauert, daß sie Sonne und Mond nicht mehr sahen und kein Lüftlech war, als um die Speise hineinzureichen.

Die Römer warfen Verbrecher vom tarpejischen Felsen herab, die Lacedämonier stürzten sie in tiefe Erdspalten, die Strafe des Steinigens, das zu Tode Geißeln findet sich im Alterthume wie im Mittelalter. Tausende von Verbrechern und Tausende verfolgter Christen ließen die römischen Kaiser den wilden Thieren vorwerfen. Socrates trank den Schierlingsbecher, Seneca, dem man die Wahl der Todesart überließ, zog es vor, sich im Bade die Adern öffnen zu lassen, Plutarch gedenkt des Bestreichens mit Honig, um in brennender Sonnenhitze von den Fliegen zu Tode gepeinigt zu werden, und selbst ein Erzbischof von Cöln soll auf ähnliche Weise einen Grafen von Berg zum Tode gebracht haben. Geistliche hat man, weil man ihnen nicht an's Blut zu gehen wagte, lebendig verhungern lassen, die alten Deutschen haben einzelne Verbrecher von den Pferden zertreten lassen, Falschmünzer sind in Kesseln mit Oel und Wein gesotten worden und jener Betrüger, welcher sich im Jahre 1287 für den längst verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgegeben, wurde in Lübeck lebendig gebraten.

Doch das ist das Schrecklichste noch nicht. Die Martern, die

* Daher auch die Redensart: „auf seinen grünen Zweig,“ d. h. an den Galgen kommen.

für Einzelne ersonnen worden sind, übersteigen allen Glauben, und es ist furchtbar, zu sehen, wie unter der Aegide des Gesetzes Grausamkeiten begangen worden sind, die einen indianischen Sioux beschimpfen würden. Auf dem Markte zu Gotha ward im Jahre 1567 das Blutgerüst Wilhelm von Grumbach's, des Mörders des Bischofs von Würzburg, errichtet. Als der Henker die Delinquenten entkleidete, sprach dieser mit größter Ruhe: „Du schindest heute einen dürren Gever." Der Henker antwortete damit, daß er den Uebelthäter an das Schaffot nagelte, ihm den Leib aufschnitt, ihm das Herz heraus riß und ihm mit den Worten in's Gesicht schlug: „Siehe, Grumbach, Dein falsches Herz." Der Leichnam wurde in vier Theile zerschnitten. Nach ihm mußte der Kanzler Brück dieselbe Strafe erleiden.

Den 1463 hingerichteten Bürgermeister Ulrich Holzer in Wien warf man auf der Richtstätte zu Boden und schnitt ihm den Leib auf. Als dies geschehen war, hatte er noch so viel Kraft und Besinnung, daß er den Kopf erhob und zulab, wie man ihm die Eingeweide herauszunehmen begann. Dauiens, der Ludwig X. zu ermorden versucht hatte, wurde, nachdem er noch in der Nacht vor der Hinrichtung auf das Schrecklichste gefoltert worden war, am 28. März 1757 auf den Grèveplatz geschleppt. Man gab ihm zwei Glas Wein zu trinken, und hierauf begannen die Henker das scheußliche Werk, was je Menschenhände besudelt hat. Mit demselben Messer, das er gegen Ludwig gezückt, wurde ihm die rechte Hand durchstochen und dann dieselbe auf einem glühenden Ofen zu einem Stumpfe geröstet, wobei ihm die Haare wie eine Mähne zu Berge gestanden haben sollen. Darnach wurde er mit einem eisernen Gürtel an den Boden geschlossen und ihm das Fleisch von Brust, Armen, Schenkeln und Waden mit glühenden Schmiedezangen abgerissen, während Andere geschmolzenes Blei, heißes Oel, Wachs und Schwefel darauf gossen. Sodann brachte man vier junge Pferde und band die Stränge an die Arme und Beine des Verbrechers. Vergebens stampften die Rosse nach vier Seiten hin, es half auch nichts als man die Zahl derselben verdoppelte. Dreiviertel Stunde dauerte der Versuch, den Körper auseinander zu reißen, und gelang erst, als man die Fleschen an Armen und Beinen zerschnitt. Zuletzt wurde der noch lebende (?) Rumpf auf den Scheiterhaufen geworfen.

Der Abscheu, welchen man bei dieser Lektüre empfinden wird, ist der schönste Lohn der Männer, welche, wie Thomasius, Montesquieu, Beccaria, Sonnenfels u. A., den Boden Europa's von solchen Giftpflanzen gesäubert haben.

Ihr Werk ist es auch, daß die früher so üblich gewesenen abscheulichen Körperstrafen, bis auf die noch jetzt nicht ganz auszurottende gewesene Prügelstrafe, so ziemlich verbannt werden sind. Statt des alten Staupenschlags und Stockschillings, des Spießruthen- und Steigriemenlaufens ist leider noch immer die Ruthe und der Korporalstock, in England die Katze, in Rußland die Knute, in Italien die Bastonnade in Thätigkeit. Tagegen fürchtet Niemand mehr das Haarabscheeren und Hautabreißen (Strafen zu Haut und Haar), das Riemenschneiden aus der Haut, das Ausstechen der Augen, das Abhauen der rechten Hand, wie beim Burgfriedensbruch und Aufpassen auf den Gassen, das Ausreißen der Zunge wie bei Gotteslästerern, das Abschneiden der Ohren und Nase wie bei Wilddiebstahlsbrigern und solchen, die sich um Gewinnes halber brauchen lassen, Jemanden auszuprügeln, das Abhauen der Finger wie bei Meineidigen, das Tauchen in's Wasser wie bei falschen Würflern, das Wippen (tratto di corda) wie bei Fischdieben, das Entmannen wie bei stehlenden Knechten und Juden, die mit Christenfrauen Umgang hatten. (Schluß folgt.)

Ein englischer Künstler.

Skizze von Karl Wartenburg.

Die Winterabende in den Straßen Londons haben etwas Trübes, Düsteres und einen ganz anderen Charakter als die auf den lustigen, hellen Boulevards der Seinestadt. Die dicken, kalten Nebel, welche von dem dunklen Themsewasser emporsteigen, und der dichte Steinkohlendampf, der sich wie ein grauer Wolkenschleier über den stimmernden Nachthimmel mit seinem klaren, glänzenden Sternengefunkel breitet, beklemmen die Brust und erzeugen eine schwermüthige Stimmung, die sich selbst durch den Anblick der schimmernden Herrlichkeiten in den von Gaslammen prächtig erleuchteten Schaugewölben und Kaufhallen und das Betrachten des lebhaften, drängenden Menschengewühls nicht immer verscheuchen läßt. Ist Jemand traurig, einsam, verlassen, so fühlt er seine Traurigkeit, Einsamkeit und Verlassenheit nur noch lebhafter, wenn er sich in Mitten dieser Menschenmassen bewegt, die unbekümmert und theilnahmlos an ihm, dem Fremden, Unbekannten vorüberwogen und nur Blicke und Theilnahme für das Glänzende, das Berühmte haben.

Es war in der sechsten Abendstunde eines dieser trüben, neblegen, naßkalten, englischen Winterabende, an denen man sich nur beim hellerleuchteten Kaminfeuer und dem summenden Theedessel auf dem runden Tisch behaglich fühlt, es war, wiederholen wir, in der sechsten Abendstunde des 10. Januars 1814, als sich durch die geräuschvolle Menge, welche in den Straßen unweit des Drury-Lanetheaters auf- und abwogte, ein junger, blasser, hagerer Mann von mittlerer Größe, ein großes Paquet unter dem Arme tragend, drängte. Seine Kleidung zeigte nicht eben von Wohlhabenheit; der lange umfbrannte Gehrock war an den Aermeln ziemlich fadenscheinig, der Hut abgegriffen, und die vielleicht einst glänzend schwarze Atlascravatte schillerte bereitend in's Mörliche, nur die Manschetten und der Busenstreif waren von tadelloser, reinlicher Weise. Allerdings konnte auch die Garderobe eines armen Teufels von Schauspieler aus der Provinz, der bis jetzt nur in kleinen Land- und Garnisonsstädten oder höchstens auf einigen obscuren, meistens von Kapitainen und Steuermännern der Kaufahrteifahrer besuchten Vorstadttheatern von London gespielt hatte, nicht von jener malerischen Eleganz sein, in der sich gewöhnlich die großen Gagenbezieher der Hauptstadtbühnen den Blicken des Publikums zeigen, denn mit einem Pfund Sterling wöchentlichen Gehalts konnte sich der arme Kunstjünger weder täglich frische Glacehandschuhe kaufen, noch, um mit der Mode fortzugehen, in der Saison zwei bis drei Mal den Schnitt seines Paletots wechseln. Und Mr. Carey, wie sich der junge Mann bis jetzt auf den Theaterzetteln der Provinzialbühnen genannt, gehörte zu jenen armen, wandernden Komödianten, die auf dem Thespiskarren durch's Land zogen, und heute bald in einer Scheuer, morgen wieder, im günstigen Fall, in einem Gasthof zweiten oder dritten Ranges ihre Bühne aufschlugen, um dem Publikum eines irischen Landstädtchens, eines schottischen Burgfleckens oder englischen Hafenplätzchens die dramatischen Gebilde William Shakespeare's, Sheridan's, Knowles oder Addison's vorzuführen. An diesem Abend aber, an welchem er mit dem Paquet unter dem Arm nach Drury-Lane eilte, war der große Augenblick gekommen, wo er, der kleine Schauspieler aus der Provinz, der sonst an einem Theaterabend den Helden einer Tragödie und den Hanswurst einer plumpen Narrenposse in Matrosengeschmad spielen mußte — nur um das liebe Leben zu fristen und um Brot für sich und seine Frau und Kinder zu erwerben — zum ersten Mal auf einem großen Theater Londons, in einer der berühmtesten Dichtungen Meister Williams, als Shylock in dem „Kaufmann von Venedig" auftreten sollte.

Es schlug halb sieben, als der junge Schauspieler mit seinem Paquet am Drury-Lanetheater anlangte. Er blieb einen Augenblick vor dem Schauspielhaus stehen und warf einen forschenden Blick in die Vorhalle des Theatergebäudes und in den schlecht erleuchteten Corridor, der zur Kasse führte. Aber weder Shakespeare's berühmtes Schauspiel, noch der unbekannte Name des Debütanten schienen eine große Anziehungskraft auf das Publikum von Drury-Lane ausüben zu wollen, denn sowohl in der Vorhalle als im Corridor waren nur wenige Menschen zu sehen, und ein leiser Seufzer gekünstter Erwartung rang sich bei dieser Wahrnehmung aus der Brust des jungen Schauspielers los. Eine bekannte Stimme störte ihn in seiner trüben Betrachtung.

„Schlechtes Geschäft, heute Abend, Sir," sprach, ihn auf die Schulter klopfend, ein aus der Thür heraustretender Mann an, der kein anderer als Mr. Smith, der Regisseur vom Drury-

Digitized by Google

Lauftheater war, „schlechte Auspicien für diesen Abend," und er deutete auf die menschenleere Theaterkasse, an welcher der Kassirer fröstelnd saß und abwechselnd mit einigen Schillingen klimperte oder die dicken blauen, rothen, gelben Billetstöße, welche vor ihm aufgethürmt lagen, durch die Finger gleiten ließ, „es sind kaum vierhundert Menschen im Parterre und den Logen. — Noch einmal Mr. Carey, sehr schlechte Auspicien das — ein Römer würde umkehren." Der junge Schauspieler antwortete nur durch ein Zucken mit den Schultern, welches man auf sehr verschiedene Weise deuten konnte und stieg dann mit dem Regisseur die enge, steile Treppe hinauf, die zu den Ankleidezimmern der Schauspieler und Schauspielerinnen führte. Hier begegnete ihm der Director.

„Senatus non frequens, Mr. Carey," sagte er übellaunig zu dem Debütanten, „oder auf gut englisch ausgedrückt: es ist verdammt wenig Publikum da und wird heute bei dem Nebel und Schneeregen, der draußen niederrieselt, auch wohl nicht zahlreicher werden, als bis nach acht Uhr, wenn die ehrenwerthen Gentlemans auf Halbsold die Gallerien einnehmen." Und er lachte über diesen seinen Witz, wobei man, um ihn zu verstehen, wissen muß, daß es bei den londoner Theatern Sitte, nach den ersten Acten, also vielleicht gegen halb neun Uhr, das unbemitteltere Publikum um den halben Eintrittspreis auf die Gallerien zu lassen, und dieses Publikum, meinte der Director, als er von den „Gentlemans auf Halbsold" sprach.

Mr. Carey gab ihm dieselbe Antwort, die er dem Regisseur gegeben, das heißt, er zuckte stumm mit den Schultern, und nur erst als der Director noch einmal die Besorgniß aussprach, daß heute ein sehr schlechter Abend für die Kasse werden würde, antwortete der junge Schauspieler aus der Provinz mit einem gewissen unmuthigen Stolz und blitzendem Auge: „Seien Sie unbesorgt, Sir, wenn sie heute nicht kommen, so werden sie morgen oder übermorgen kommen, um mich den Shylok oder Othello, den Hamlet oder Macbeth spielen zu sehen," und mit diesen Worten trat er in sein enges Ankleidezimmer, um das in dem Paquet befindliche Kostüm anzulegen; der Director aber, der sich durch die stolze, zuversichtliche Antwort etwas frappirt fühlte, murmelte zwischen den Zähnen und zu dem Regisseur gewendet:

„Mr. Carey wird heute Abend um zehn Uhr sehr kleinlaut sein, wenn er statt mit Kränzen und Blumen mit faulen Eiern und Aepfeln von den Gallerien bombardirt wird, aber es ist ein altes Sprüchwort: Hochmuth kommt vor dem Fall, und dieser junge Mann scheint mir außerordentlich hochmüthig zu sein. Beliebt's, Mr. Smith?" Und er reichte dem Regisseur seine Schnupftabaksdose von Schildkrot.

Es klingelte — das Zeichen des Beginns der Vorstellung — und die Gardine rollte empor. Wer, der sich irgend mit der dramatischen Literatur beschäftigt, kennt nicht Shakespeare's Kaufmann von Venedig mit der Gestalt jenes Shylock, in welchem der Dichter den ganzen wilden, fanatischen Haß der verfolgten und unterdrückten jüdischen Nation gegen ihre Unterdrücker, die Christen, zu personificiren suchte? Shylock ist ein reicher, jüdischer Geldmäkler, dem durch einen von Antonio, dem Kaufmann von Venedig, ausgestellten und aus bestimmten Verfallag nicht eingelösten Schein — Antonio hatte sich nämlich selbstschuldnerisch für ein von Shylock an einen Dritten, Bassanio, gegebenes Darlehn verbürgt — das Recht wird: aus dem Leibe des Antonio ein Pfund Fleisch zu schneiden, und der so lange auf diesem, seinem Recht besteht, bis er durch die kluge Interpretation der reizenden Porzia, welche die Maske eines gelahrten Doctor der Rechte aus Padua annimmt, dahin gebracht wird, freiwillig auf sein ihm durch den Schein gegebenes Recht zu verzichten. Dies ist, in möglichster Kürze ausgedrückt, der wesentlichste Inhalt der Fabel. Die Darstellung dieses Charakters, dieses fanatischen, rachedürstenden Juden Shylock, der zwar sein Geld und seine Ersteine liebt, aber noch mehr die Christen haßt, war von jeher immer ein Prüfstein für die englischen Schauspieler, und in der Auffassung der Rolle wichen sie eben so von einander ab, wie die deutschen Darsteller z. B. in der Auffassung des goethe'schen Mephistopheles, den Seydelmann, Döring oder Hoppe von sehr verschiedenem Standpunkt aus auffaßten und darstellten. — Seit John Philipp Kemble jedoch, diesen großen Schauspieler Englands, war es Regel geworden, den Juden Shylock als einen alten, hageren, durch die Last der Jahre gebeugten, grauköpfigen Wucherer darzustellen, dessen Seele vor Allem nach dem gelben Metall dürstet. In dieser Maske hatte ihn der große Kemble dargestellt, und Publikum wie Acteurs beugten sich vor dieser Autorität. — Es ist in der Schauspielkunst, wie in jeder anderen; sie hat gewisse ehrwürdige Traditionen, die Niemand ungestraft verletzen darf — außer dem schöpferischen Genius, der Kraft eigener, souverainer Machtvollkommenheit, Autorität und Traditionen über den Haufen wirft und seine eigene Schöpfung dafür an ihre Stelle setzt.

An eine Coulisse gelehnt, wartete Mr. Carey indessen ruhig auf sein Stichwort. In dem Augenblicke, wo er vor die Lampen treten sollte, kam der Director, der ihn im Ankleidezimmer gesucht, um ihm noch einige gute Rathschläge für das erste Auftreten vor dem Publikum von Drury-Lane zu geben. Aber tief erschrocken, schlug er die Hände zusammen, als er das Kostüm des Debütanten erblickte. „Gerechter Himmel! Sind Sie denn des Teufels, Mr. Carey?" rief er endlich, „eine schwarze Lockenperrücke, wie ein Doctor promotus der Universität Oxford oder Cambridge und einen Bart wie ein Moskowiter! Wissen Sie denn nicht, Mr. Carey, daß nach des großen John Philipp Kemble Schule der Shylock als alter, weißhäriger, silberhaariger, vertrockneter Wucherer in abgeschabtem Talar erscheinen muß, während Sie —"

Aber Mr. Carey hörte schon lange nicht mehr auf den predigenden Director. Sein Stichwort war gefallen, und er stand vor den Lampen, auf den weltbedeutenden Brettern. Aber welche Verwandlung war mit Shylock vor sich gegangen? Das war nicht der alte, traditionelle, durch die Last der Jahre gekrümmte Shylock, der silberhaarige Wucherer des John Kemble, in abgeschabtem Talar und mit wirrsinnlekendem Auge, wenn von Geld und Zinsen gesprochen wurde — sondern ein Mann in gereiftem Mannesalter, dem das schwarze Lockenhaar noch dicht um die Stirn fiel, ein Mann in staatlichem, jüdischen Rocke, mit glühendem, flammendem Auge, wenn er von Christen spricht, seinen Stammes, von seinen und seines Volkes Bedrückern, den Christen, sprach. — Erstaunt, frappirt blickte das Publikum auf diesen Shylock, dessen äußere Erscheinung schon so ganz im Widerspruch mit der Tradition des Theaters stand, und ein leises Zischeln durchläuft das Parterre und die Logen. Doch bald verstummt es, und fast bestürzt und verblüfft saßen die Zuschauer da, als der Darsteller allmälig die wilde Energie seiner leidenschaftlichen Natur entwickelt und aus dem alten jüdischen Wucherer, der sich um Zins und Zinseszinsen müht, den unterdrückten Juden schuf, in dessen Brust glühender Haß gegen die Christen kocht, die seinen Stamm verfolgt und zertreten. Ein Schauer fiog durch die Versammlung, als sie ihn mit dem Ausdruck des tiefsten, grimmigsten Hasses die Worte sprechen hörten:

„Wie sieht er einem falschen Zöllner gleich!
Ich has' ihn, weil er von den Christen ist;
— — — — — — —
Wenn ich ihm mal die Hütte rühren kann
So thu' ich meinem alten Grolle gütlich.
Er haßt mein heilig Volk, und schilt selbst da,
Wo alle Kaufmannsleute zusammenkommt,
Mich, mein Geschäft und rechtlichen Gewinn,
Den er nur Wucher nennt. — Verflucht mein Stamm,
Wenn ich ihm je vergebe!

(I. Akt. 3. Scene.)

Das Publikum schwieg. Keine Hand regte sich, still war es, wie in der Kirche, und die Zuschauer sie hingerissen von der Originalität und Neuheit dieser Auffassung, daß sie Beifall zu klatschen oder zu zischen und zu pfeifen vergaßen. Am Mächtigsten aber wirkte dieses Spiel auf die Massen der unteren Volksklassen, die man nach acht Uhr um den halben Preis eingelassen und die in dichter Menge auf den Gallerien standen. Mit einer gewissen, sympathetischen Bewunderung betrachteten sie diesen wilden leidenschaftlichen Schauspieler, der so ganz aus der Sphäre des herkömmlichen Conventionellen herausrast und mit so gewaltigen Mitteln und tiefem, mächtigem Erfolg an das Gefühl, an die Leidenschaft appellirte.

Plötzlich aber löste sich der Zauber; ein donnernder Beifall brach aus allen Seiten des Hauses los, von den Gallerien, wo die Arbeiter, die einfachen, schlichten Männer des Volks standen, wie aus den Logen, wo die fashionablen Dandy's und eleganten, vornehmen Lady's saßen und statt der versanften Eier und Aepfel, von denen der Director gesprochen, fiel ein wahrer Regen von Blumen, Kränzen und Sträußern auf die Bühne und an den

Coulissen nieder, wo der Director, Regisseur und die übrigen Schauspieler lehnten, ganz betäubt von diesem vulkanischen Beifallsausbruch, der dem jungen Debütanten wurde. — Und als nach dem vierten Aufzug, in welchem Shylock zum letzten Male auftritt, der Vorhang fiel, brauste nur ein Ruf durch das Haus, der Ruf: „Mr. Carey! Mr. Carey!“

Dieser aber saß ruhig in seinem Ankleidezimmer, eine schlechte Cigarre für drei Pence rauchend und ruhig das Ende der Vorstellung erwartend. Und als der Director und der Regisseur eilig die Thür des Kabinets aufrissen und ihn unter unzähligen Beglückwünschungen und Komplimenten baten, sogleich mit ihnen auf der Bühne zu erscheinen, da das Publikum stürmisch nach Mr. Carey rufe, antwortete er, sich mit einem gewissen Selbstgefühl emporrichtend: „Es giebt von heute Abend an keinen Mr. Carey mehr — Mr. Carey, der auf den Provinzialbühnen den Hanswurst und den Hamlet spielte, Mr. Carey, der zu dem londoner Bartholomäusmarkte in den Strandtavernen als Jocko im „Brasilianischen Affen“ Purzelbäume schlug und auf dem Seil seine Kunststücke produzirte, ist heute Abend gestorben, aber sagen Sie dem Publikum, daß Edmund Kean, der Darsteller des Shylock im Drury-Lanetheater sogleich erscheinen wird.“ Und Kean erschien vor dem Publikum, dessen Liebling er von diesem Abend an wurde, um sich für die ihm geschenkte Nachsicht und den gespendeten Beifall zu bedanken. (Schluß folgt.)

Panorama vom Thüringerwalde in der am weitesten

(Gezeichnet an der thüringischen

1. Kickelhahn bei Ilmenau, 2652 F. 2. Schneekopf, 3043 F. 3. Kienberg bei Ohrdruff. 4. Herzberg. 5. Brand (beim ruhiger Steigerhaus). 6. Ziegel
12. Schauenburg bei Friedrichsroda. 13. Reinhardsberg bei Reinhardsbrunn. 14. Abtsberg, Schloß Reinhardsbrunn gegenüber. 15. Simmelsberg, in
19. Waltershausen mit Schloß Tenneberg. 20. Inselsberg. 21. Hörsel bei Cabarz. 22. Tröbsberg bei Winterstein. 23. Tauchaer Holz. 24. Große Mark
31.

Der Thüringerwald.

„Für den gefühlvollen Menschen,“ sagt Ludwig Storch in seinem Wanderbuche, „der, nach des Terenz bekanntem Ausspruche, nichts Menschliches sich fremd glaubt, hat unsere Zeit manches Schwüle, Drückende und Verletzende, vielleicht in kleinen Staaten noch mehr, wo die blau verhüllenden, poetisch verklärenden Fernen und die malerischen Perspektiven wegfallen, und die nackte Wirklichkeit grell in die Augen springt. Da übt denn ein so nahes herrliches Gebirge, wie der Thüringerwald, eine wahre Zauberheilkraft auf das verwundete, bedrängte Gemüth, und wenn man oben steht auf den sonnigen Höhen, wenn man die einsamen Gründe mit dem Waldbache durchwandert, fühlt und erlebt man die tiefe Wahrheit von unsers Schiller's Ausspruch, daß auf den Bergen die Freiheit wohnt. Wenn mich der Unmuth über so Manches, was man nicht näher bezeichnen darf, fast erdrückte, wenn mich Kummer und Gram in tausenderlei Seelenschmerzen, an denen ich vielleicht reicher bin, als mancher Andere, heimsuchten, wenn die Gemeinheit einmal ihren Schmutz nach mir geschleudert, der für ein Dichterherz stets zum giftigen, nie fehlenden Pfeile wird, wenn ich aufing, die Eitelkeiten und Thorheiten der Menschen mit grämlichem Gesichte zu betrachten: dann eilte ich in's Gebirge; und so oft ich auch mit trüber Seele, ja mit thränendem Auge in die Thalpforte getreten bin, stets trat ich heiter, lächelnd, zufriedenen Herze s wieder heraus.“

Und Storch hat Recht, keins der uns bekannten Gebirge übt

eine so wohlthuende, Herz und Gemüth stärkende Macht auf alle Menschen aus, als der Thüringerwald. —

Vom Fichtelgebirge schweift in nordwestlicher Richtung ein kleinerer Gebirgszug ab, recht mitten in das Herz Deutschlands hinein, an zwanzig geographische Meilen lang, östlich an der Saale schmal, dann schnell sich beträchtlich in die Breite ausdehnend, so daß sie über fünf geographische Meilen beträgt, dann allmälig verjüngt zulaufend, immer schmaler, bis er in eine Spitze ausläuft. Es ist dies der Thüringerwald, nicht allzuhoch, wahrhaft idyllisch, hie und da sogar romantisch, reich an entzückenden An- und Aussichten, an Naturmerkwürdigkeiten und historischen Erinnerungen. Nirgend ist das Gebirge unwirthbar, seine Höhen sind mit Holz freundlich bestanden, ihre Wände mit malerischen Felsen geziert, seine Thäler sind saftig grün, von hellen Bächen durchtanzt; in der ganzen Erscheinung, wie in seinen einzelnen Theilen, ist es eins der schönsten Gebirge Deutschlands, ja in gewisser Beziehung das schönste. Gebahnte Wege führen durch die Thäler auf die Höhen, acht Chausseen steigen über das Joch des Gebirges, fast in allen Thälern hat sich die Menschenwelt angesiedelt, in der südöstlichen Hälfte wohnt sie auch auf den Bergen. Die angedeutete Gestalt des Gebirges gleicht einem großen grünen Blatte; mitten hindurch bis zum Ende zieht sich der Hauptgebirgsrücken als Hauptrippe, von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrücken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grünen saftigen Thäler sind das grüne weiche Fleisch des Blattes. Ja, ein grünes, freundliches Blatt ist dieser Thüringerwald, entsprossen dem gewaltigen Gebirgsstamme, der seine Aeste und Zweige durch Europa ausbreitet; ein schönes, grünes Blatt ist unser Thüringerwald, das sich Deutschland zu Schmuck und Zierde an seine treu schlagende Brust gesteckt hat. Aber es ist auch die Gestalt eines Herzes, die dieses Gebirge trägt; ein Herz, durchpuls't von grünem Waldleben, voll heimlichsüßer deutscher Träume, voll stiller sentimentaler Poesie, voll Sehnsucht und Hoffnung; ein deutsches Herz ist er, das seine Adern, seine frischen klaren Quellen und Ströme dem Rheine, der Elbe und Weser zuführt. Sie gehen aus von ihm, goldglühend und prächtig, wie die vier Ströme, die von Eden ausgingen. Und auch ein Garten Eden ist der Thüringerwald, baum- und wasserreich, gras- und blumenreich, kühl und anmuthig. Wie das waldige, bergige Arkadien in der Mitte des Peloponnes lag, so liegt der Thüringerwald in der Mitte Deutschlands; er ist das deutsche Arkadien.

Ausdehnung von Ilmenau bis Eisenach (7 Meilen).

dem Leinekanal und Fröttstedt.)

u. 7. Chaussee von Gotha. 8. Hohe Tanne bei weimar. Stützerbach. 9. Dörnberg. 10. Dachsberg bei Ernstroda. 11. Körnberg bei Friedrichsroda, 1994 F. anzbuche. 16. Schorn, zwischen Taberz und Reinhardtsbrunn. 17. Großer Jagdsberg bei Broterode. 18. Uebelberg (Pavillon) bei Taberz, 2200 Fuß. 25. Mittelberg. Ruhlaer Forst. 26. Der hohe Stillstein bei Schmalkalden. 27. Lauchaer Holz. 28. Laucha. 29. Wartburg. 30. Hörselberg, 1535 Fuß. edt.

Und wie die Wälder und Berge schön und anmuthig, so sind die Menschen dort treu und bieder und es ist ein wahres Wort, was einst der große Karl August von Weimar aussprach, als die Rede auf die verschiedenen Nationalitäten des deutschen Vaterlandes kam, und Jeder die glänzenden Eigenschaften seiner Landsleute pries. „Möglich," sagte er, „daß Eure Leute mehr von der Kultur beleckt, daß sie nach einzelnen Richtungen hin durch Zufälligkeiten aller Art weiter vorwärts geschritten, aber einen so kräftigen, schönen Menschenschlag wie meine Thüringer, so treu und ehrlich und bieder und so liederreich und poetisch — den sollt Ihr mir noch suchen im ganzen deutschen Reiche."

In überraschender Weise finden die Reize des Thüringerwaldes von Jahr zu Jahr immer mehr die verdiente Anerkennung; Hunderte von Fremden zieht er während der schönern Jahreszeit beinahe allwöchentlich mit unwiderstehlichem Zauber hin nach seinen

waldigen Höhen und saftigen, rauchenden Thälern. Mancher sucht mit seiner Familie auf längere oder kürzere Zeit in demselben da oder dort ein freundliches Asyl, und findet Erquickung für Körper und Geist in den duftigen Wäldern, und kehrt dann neu gestärkt für die Anstrengungen des Geschäftslebens in die Heimath zurück. Statt daß man früher ein Landhaus in der Nähe der Stadt miethete, zieht man jetzt auf vier bis sechs Wochen mit Kind und Kegel nach dem Thüringerwald, ja viele angesehene Geschäftsleute und Gelehrte aus weiter Ferne haben sich neuerdings dort angekauft, um mit jedem Sommer wiederzukehren. Viele Plätze sind im Laufe der Zeit beliebte Kurorte geworden, ohne vor andern doch eigentlich weiter kein Verdienst zu haben, als den der naturgemäßen Stärkung des Körpers durch eine kräftige Waldluft, frisches, erquickendes Quellwasser und heitern geselligen Verkehr.

Manchem Leser dieser Blätter, der den Thüringerwald bereits besuchte, wird es daher von Interesse sein, ein Bild von demselben zu sehen, auf dem er sich nach seinen gemachten Touren wiederfindet; mancher, dem dies noch nicht vergönnt war, wird gern den malerischen Höhenzug einmal verfolgen und von Sehnsucht nach ihm erfüllt werden, denn kein anderes deutsches Gebirge gewährt ein solch' weithin sich dehnendes deutliches Bild, als unser Wald, besonders von dem Punkte aus, von dem derselbe in dieser Weise sichtbar ist. Jeder, der auf der thüringer Eisenbahn zwischen Gotha und dem Bahnhofe Tröttstedt (nach Eisenach zu), wenn der Zug den Einschnitt unter dem Leinecanal passirt ist, den Wald in dieser Ausdehnung schaut, ist überrascht und entzückt von seinem Anblick. Die Strecke, die man hier überfliegt, dehnt sich von der Gegend von Ilmenau bis hinter Eisenach aus, in einer Entfernung von ungefähr sieben Meilen. Die Schönheit des Gebirgszugs von hier aus gesehen, wird dadurch mit bedingt, daß der König der thüringer Berge, der Inselsberg, beinahe in der Mitte der ganzen Kette liegt, so daß sich der Zug der andern fast symmetrisch von ihm nach beiden Seiten hin in den schönsten Wellenlinien abdacht.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier alle die Schönheiten zu schildern, welche das prächtige Gebirge in seinen Höhen und Wäldern verbirgt, wer aber nur einmal auf diesen Waldwegen* gewandelt, nur acht Tage lang sich an diesen idyllischen Thälern und grünen Fernsichten gelabt, der wird sich stets und immer wieder zurücksehnen nach diesen Bergen, die eine so unwiderstehliche Macht auf das Gemüth ausüben. Dürfen wir rathen, so möchten wir allen Reisenden vorschlagen, von Eisenach aus bis Ilmenau und Ruhdolstadt oder auch umgekehrt, das Hauptgebirge, den eigentlichen Thüringerwald, zu durchwandern, es kann ihnen dann keine der reizenden Partien entgehen. Von dem kahlen „Horseelenberge" bei Eisenach aus, dem Aufenthalte der Frau Venus und des Ritters Tannhäuser, besteigt man die Wartburg, die Veste der thüringischen Landgrafen, die Burg Luther's und des Sängerstreites, um durch das schöne Annenthal nach Schloß Wilhelmshöhe, die Ruhla, den hohen Inselsberg, vielleicht seitwärts das Bad Liebenstein, die Lutherseiche, unter der der große Reformator auf seiner gezwungenen Flucht ausruhte, Reinhardtsbrunn, Schnepfenthal, die Schweizerdörfer Taberz, Kaberz und Waltershausen, vielleicht mit einem kleinen Abstecher nach Gotha zu besuchen. Dann weiter nach Clgersburg, nach dem von Goethe so oft besuchten Ilmenau, von dort über die weltberühmte Ruine Paulinzelle nach dem eben so schönen wie hochromantischen Schwarzathale, dem wildesten Theile des thüringer Gebirges bis in's sachsende Saalthal hinein. Wir lassen dabei die vielen hochromantischen Städte, wie Blankenburg, Rudolstadt, Arnstadt ꝛc. eben so unerwähnt, wie die vielen reizenden Gründe, Schlösser, Jagdhäuser und Bergrestaurationen, die sich überall den Blicken darbieten. Eine Reise durch das Hauptgebirge nimmt im Ganzen acht bis zehn Tage in Anspruch.

Wir konnten heute nur eine flüchtige Anregung geben, hoffen aber schon in nächster Zeit einige der schönsten Punkte in Abbildung und ausführlicher Schilderung unsern Lesern vorzuführen.

Vom Büchermarkte.

Ein Blatt, welches neben der angenehmen Unterhaltung auch nützliche Belehrung im Auge hat, wie die Gartenlaube, darf, ohne einen Vorwurf auf sich zu laden, nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit seiner Leser auf den Büchermarkt zu lenken. Wir sind bisher leider nur in einzelnen Fällen dieser Obliegenheit nachgekommen, und wenn wir es jetzt zu einer regelmäßigen Pflichterfüllung machen wollen, so fühlen wir uns dazu durch folgende Erwägung veranlaßt, zu geradem gewilligt.

Weil wir eben unserm Blatte eine wesentlich belehrende Richtung zu geben bestrebt gewesen sind, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir den außerordentlich großen Erfolg desselben großentheils eben diesem Bestreben zuschreiben. Ohne auch nur entfernt in Stande zu sein, uns darüber einige sichere Kenntniß zu verschaffen, in welchen Schichten der Gesellschaft die Leser unserer jährlich hinausgesendeten 2,184,000 Blätter vorzugsweise zu suchen sind, so dürfen wir doch sicher annehmen, daß ein großer Theil derselben, gewiß sogar der größere, die Blätter mehr der Belehrung als der Unterhaltung wegen liest. Für Manche mag die Lektüre der Gartenlaube die einzige Quelle der unterhaltenden Belehrung sein, die Meisten jedoch werden sich auch nach andern Quellen umsehen, wobei wir voraussetzen wagen, daß dazu die Gartenlaube selbst dann und wann Anregung gegeben hat. Diesen gegenüber ist es namentlich, daß wir uns zu deutbenlenden Nachrichten vom Büchermarkte veranlaßt, ja verpflichtet fühlen. Namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaft erscheint eine so große Zahl von Büchern, daß Derjenige, der aus derzleichen sogenannten „populären oder Volksschriften" erst lernen will, der also noch kein sichtendes Urtheil haben kann, rathlos darüber sein muß, wonach er greifen und was er meiden soll. Wenn wir es hier nicht vermeiden wollten, uns selbst verunpreisen, so wären wir an guten wie an schlechten Büchern leicht nachweisen können, wie außerordentlich groß das Vertangen des Volkes gerade nach naturwissenschaftlicher Belehrung ist. Dies Verlangen ist eine Macht geworden, gegen welche von einer dadurch sich bedroht glaubenden Seite eben so heftig als vergeblich angekämpft wird. Aber dieses Verlangen wird neben den berechtigten und von unlauteren Absichten freien Bestrebigern desselben auch von der Unsähigkeit und von schnöder, der geistigem Diebstahl nicht zurückschreckender Gewinnsucht ausgebeutet.

Wenn man bedenkt, daß das Geld, welches in zwei Jahren für die zehn Auflagen eines unbeschadet der zehn Auflagen dennoch schlechten Buches in den Sack des Verfertigers und des Verlegers gewandert ist, gewiß zum großen Theil aus mühsam erwerbenen Groschen des Arbeiters besteht, so ist es ein Vergehen an diesem, dazu länger zu schweigen. Darum wollen wir nicht länger schweigen. Wir eröffnen unsere Besprechungen mit einem Buche, welchem in kürzester Zeit ein neues von demselben Verfasser zu folgen droht. Herr Professor Dr. Burmeister in Halle hat uns den nachfolgenden Artikel übersassen, obgleich er für eine andere Zeitschrift bereits gesetzt war, indem er unserer Meinung beitrat, daß nur die Gartenlaube mit ihrer großen Verbreitung der rechte Platz dafür sei, solchen Büchern mit Erfolg entgegenzutreten.

„Neuestes Werk von Zimmermann."

Unter dieser Ueberschrift findet man gegenwärtig in fast allen vielgelesenen Zeitungen eine Subscriptionsaufforderung der Verlagshandlung von G. Hempel in Berlin zu einem Werke, worin dem Publikum die Resultate der gesammten Naturwissenschaften in ihrer Anwendung auf das Leben verheißen werden. Der Verleger hegt bei sich dabei auf die fast unglaublichen Erfolge seines Autors, dessen früheres Werk: „Die Wunder der Urwelt," in ein paar Jahren zehn Auflagen erlebt haben soll; er meint, daß eine so beispiellig aufgenommene Leistung die beste Empfehlung für das neue Buch desselben Verfassers sein werde.

Die deutsche Nation hat das Recht, zu erwarten, daß man sie nicht zum Besten haben wolle; daß die berechtigten Beurtheiler ihr einen guten Rath geben werden, wenn sie sich in der Lage sieht, von Marktschreiern über's Ohr gehauen, und von Gaunern hinter's Licht geführt zu werden. Deshalb und weil mich die seitherr Arbeit des Herrn Zimmermann vielfach angeht, hatte ich mich verpflichtet, dem Publikum die Augen zu öffnen, so lange es noch Zeit ist, und ihm zu zeigen, was es etwa von diesem „Neuesten Werke Zimmermann's" zu erwarten habe, wenn es ebenso beschaffen ist, wie das frühere.

Wer ist Zimmermann*, welcher sich auf dem Titel seines Buches: „Die Wunder der Urwelt," Dr. W. F. A. Zimmermann nennt? — fragt ein Naturforscher den andern; — kennen Sie etwa den Mann? — hat er sich anderweitig als Gelehrter oder Beobachter bekannt gemacht? — Das ich nicht wüßte, lautet die stete Antwort, mir ist die Person gänzlich unbekannt! — Sonderbar, und ein solcher Mann beschreibt die Wunder der Urwelt! —

Aber ein Gelehrter muß er doch sein, wie könnte er sonst ein so schwieriges Unternehmen beginnen, hört man einen nebenstehenden gutmüthigen Laien äußern; — ich habe sein Buch gelesen, und es hat mir im Ganzen gefallen.

Kein Wunder, daß es Ihnen gefallen hat," entgegnet der erste Frager; „das Meiste, und namentlich das Beste dessen, was darin steht, ist aus den Werken bekannter Gelehrten abgeschrieben; theils mit Namensnennung

* Bollmer, auch Morvell genannt; Verfasser schlechter Romane u. s. w. Anmerk. d. Red.

das Berfaffers, theils ohne diefe, mit geiftfleifcher Umgebung feines Autodrucks. Aber Sie irren ſich, wenn Sie glauben, daß Zimmermann ein Gelehrter ſei; er kann nicht einmal eine ordentliche Schuldildung bekommen haben, denn kaum würde er die Fremdwörter richtig zu ſchreiben im Stande ſein. Schlagen Sie gefälligſt S. 169 der Wunder der Urwelt auf, wo der vormeintliche Zoldrysaurus abgehandelt wird, und ſehen Sie da, wie der Verfaſſer deſſen Namen durch Johann Balthorn verbeſſert hat; er ſchreibt ſtets Zehnsaurus, und ſchreibt damit einen doppelten Bock. Hier hat er wenigſtens nicht abgeſchrieben, denn ſo hat noch kein deutſcher Gelehrter den Namen verdunzt. Nicht beſſer ſteht es mit dem Pleſioſaurus, er ſchreibt S. 168 Pleſiſaurus und, damit es nicht an Pterodactylus, der ſtets nach franzöſiſchem Muſter Pterodactilus (S. 179. Seite 6); der Megalonyx desgleichen Megalonix (Seite 240); die Carypophyl'ia gar Cariophilia (Seite 299) ꝛc. ꝛc. lautet. Das ſieht nicht ſo aus, als ob es ein Gelehrter geſchrieben habe, beſonders wenn Sachen derſelben Seite, ja manchen Zeilen richtig erſcheinen, wie z. B. der Plesiosaurus S. 6 und 177, obgleich der andere, z. B. Pterodactilus, an derſelben Stelle in falſcher Orthographie vorkommt. Der Abſchreiber wußte offenbar nicht, welche von beiden Orthographien die richtige iſt. —

Ach, das ſind Nebenſachen, wird man vielleicht einwenden, darauf kommt es nicht an. Aber es kommt doch darauf an, wenn man ſieht, daß auch der Inhalt ebenſo fehlerhaft und ſo ungleich iſt; je nachdem der Autor bald aus guter, bald aus ſchlechter Quelle geſchöpft hat. Hauptſächlich aber erhalten dieſe Fehler Bedeutung, wenn man findet, daß Alles, was den Verfaſſer etwa als ſeine eigne Erfindung angeſehen möchte, ganz mißrathen und unrichtig iſt.

So ſteht z. B. S. 4 ein großes Bild, das Verfaſſer ſein Eigenthum nennen kann, denn in der Zuſammenſtellung, wie hier, findet man es nirgend wieder. Mylodon robustus, eine ſchlechte Copie von Owen's ſchöner Figur, lehnt aufrecht an einem Sigillarienſtamm, dem oben ein dünner horizontaler Aſt entwächſt. Dazu gräbt es ſein Original; welches Etwas und ſeinen Zweck hat H. v. Meyer ſehr ſchön erklärten. Aber er hat bei der Wahl deſſelben ſich gröblich vergriffen. Die Sigillaria gehört der Steinkohlenformation an, alſo der primären Epoche; der Mylodon iſt ein Diluvialthier, alſo jünger als die tertiäre Periode. Teller konnte man es nicht machen, um dem kleine Unwiſſenheit zu verzeihen. Seite Gedanke, Zimmermann hat Das, was er ſelbſt aus dem verſtand, als ſeine Leiſtung nur nachgeſagt, ſo würde Jedermann, der hört, Hr. Zimmermann habe ein Buch über die Wunder der Urwelt geſchrieben, annehmen müſſen, daß es die allergröbſte Verſtümmlung ſei. Denn es iſt unglaublich, zu ſagen, daß in einem Buche über Wunder der Urwelt Jemand könnte noch die Dreiſtigkeit und die ſinnloſeſte Periode in einen Topf werfen, in eine biblicher Darſtellung verſchmelzen wollen. So etwas iſt nie dagewe-ſen, und wird ſchwerlich jemals wieder vorkommen.

Man glaube aber ja nicht, daß das der einzige Fall der Art in Hrn. Zimmermann's Buch ſei; o nein, es giebt mehrere, ganz gleichbedeutende Schnitzer, wenn auch in anderer Sphäre. Seite 214 und zwei Figuren von Krebſen gegeben, von denen die linke ein Kunſtprodukt iſt, die rechte unſerem Flußkrebs im Kleinen ähnelt. Dabei heißt es im Text wie folgt: „Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen den älteſten krebsartigen Thieren, den „Trebrateln (ſoll wohl heißen Trilobiten) und den die hier vorliegenden, welche „Jenen der Gegenwart in vollſtändig ausgebildeter Form ſind.“ Die Figur links kann alles Möglliche ſein, aber einen lebenden Krebs der Gegenwart ſtellt ſie nicht vor. Die Trebrateln ſind Molluſken, keine Krebſe; ſie, die eine ſo wichtige Rolle als Leitmuſcheln faſt aller Formationen ſpielen, ſtehnt Hr. Zimmermann kaum dem Namen nach. Die Trilobiten ſind Krebſe außerſten Grade, und die folgende Seite durch einen ſtarken Druck- oder Schreibfehler entſtellt; Hylaea ordinaria ſoll wohl Hyalaea D'Orbignyana heißen; denn auf eine Hyalaea läßt ſich die unkenntliche Figur allenfalls deuten. Wie ſoll es der Abſchreiber treffen, zeigt wieder Seite 216 recht deutlich; hier ſteht vier Zeilen von einander — Lycopodiaceen, Lycopodiaceen“, gleich als ob das verſchiedene Dinge wären.

Mancherlei Unrichtiges wird auch von den großen Säugethieren der Diluvialepoche berichtet, und faſt auf jeder Seite kommen in der Beſchreibung ein oder der andere Fehler vor. Das Faulthier Didelphys als die zwei Mal gebärenden vom Verf. angeſprochen werden, mag er vertreten, es ſcheint das ſeine eigne Erfindung zu ſein; das Thier heißt ſo, weil es eine doppelte Gebärmutter (Uterus) zu haben ſcheint, nicht weil es ſeine Jungen zwei Mal gebiert. Faſſolenotherium muß Valotherium, und Anoplotherium brachiotichs Anoplotherium latum heißen. Selbſt in der Geſchichte iſt unſer Berfaſſer nicht bewandert, er nennt die Cimbern S. 231 Cymbern. S. 235 wird das Mastodon 30 Fuß lang gemacht, auf Koch's Interpolation ſich ſtützend; ja Seite 237 kommt gar ein ähnliches Thier von 60 Fuß Länge in Ausſicht — wie gut, wenn man nicht viel weiß; wie herrlich kann man in dem Fall aufſchneiden, und Leichtgläubige in Erſtaunen ſetzen. Die Unwiſſenheit des Verf. erſcheint wieder S. 252 recht grell; hier bildet er einen Haifiſchzahn als von dem Zwergdon, einem Säugethiere, ab; die Hauptſache, worauf es beim Säugthier ankommt, die Backen Bürzeln, ſehlen. Unſer Autor ſcheint in einer ganzen Reihen Seite gefiſcht zu haben, wie die ganze Behandlung der urweltlichen Säugethiere, welche im Styl an die S. 233 citirte Petrefactenkunde von Quenſtedt erinnert, darthut.

Es genügt das Bisherige wohl, um zu bemeiſen, was ich behauptet habe, daß Herr Zimmermann nicht blos ein Plagiarius iſt, ſondern auch gar kein Gelehrter. Die Kapitel, welche von der Gegenwart handeln, ſind nicht aus meiner Geſchichte der Schöpfung erborgt, ſondern aus andern Werken, deren Inhalt ich nicht genau genug kenne, um den Urſprung jedes Satzes feſtſtellen zu können; ich ſelbſt trete erſt S. 463 wieder in die Scene, und hier, wo mich Verfaſſer wörtlich abſchreibt, iſt er auch ehrlich genug, mich zu nennen, gleich als ob ich übrigens nicht bei ihm betheiligt wäre. Wie viel er hier abgeſchrieben hat, ſagt er wohlweislich nicht; es ſind ziemlich 3 Seiten, das was vorhergeht und nachfolgt, hat wieder mehr

Vorbeigehen darauf aufmerkſam, daß die Darſtellung der Braunkohlenformation S. 123 flgd. ſo viele Analogie mit derſelben in unſerer Geſchichte der Schöpfung zeigt, daß es nicht gut möglich iſt, ſie für blos zufällige zu erklären. Im folgenden Kapitel S. 130 flgd. von den Thieren der Vorwelt, hat ſich der Verf. ſichtbar bemüht, mein Material möglichſt ſelbſtſtändig zu verwenden, und es iſt nicht zu leugnen, daß ihm das in ziemlichem Grade gelungen zu ſein ſcheint. Obgleich der ganze Gedankengang mein Eigenthum iſt, ſo hält es doch ſchwer, Stellen nachzuweiſen, die Verf. direct abgeſchrieben hat; die Darſtellung iſt ſo zuſammengeſtrickt, daß nur Derjenige die Unſicherheit bemerkt, welcher die Eigenthümlichkeit meiner Anſchauungen recht genau kennt. Ich kenne ſie, und weiß, daß eine analoge bei andern zoologiſchen Schriftſtellern nicht vorkommt. Man kann nicht leugnen, Herr Zimmermann hat ſich einige Gewandtheit in dem Ummodeln des geiſtigen Eigenthums Anderer erworben, die nur Wenige einer langen, vieljährigen Uebung und Beſchäftigung damit ſein kann. Er weiß mit Geſchick zu freibeuten, und dadurch ſich als Bolcur unkenntlich zu machen. —

Indeſſen ſcheint es nicht an Stellen, welche dem Kundigen bald die Augen öffnen und zeigen, daß es durchaus nur Uebung und Gewohnheit in dieſer Beſchäftigung iſt, welche ihn mit einiger Sicherheit leitet; nicht etwa Beſitz oder eine richtige Kenntniß der Dinge ſelbſt. Wenn man Seite 155 die Vergleichung des Crinoideenſternes mit der Blüthenſcheide von Calla aethiopica, und darin Pyſtill ſtatt Piſtill geſchrieben ſieht, ſo weiß man gleich, wie der Mann beſchaffen ſein muß, der das ſchreiben konnte. Auf der folgenden Seite 156 wird mir die Ehre angethan, daß erſte Mal bei Namen genannt zu werden; Verfaſſer citirt meine kleine Seite von drei Zeilen aus meinen geologiſchen Bildern, und macht ſo dem Publikum weiß, daß er nur an dieſem Orte ſich auf mich ſtütze. Ich thue ihm indeß Unrecht, wenn ich behaupte, er habe Alles von mir; Seite 158 führt er den Archegosaurus an, und erklärt ſeinen Bau durch den halben Labyrinthzahn einer Labyrinthodontenart, wobei klug heißt, daß die Frösche keine Zähne haben. Das Alles iſt bei mir nicht zu finden, obgleich Anklänge davon vorkommen; der Verfaſſer hat durch Anaſaſſungen ein Kauderwelſch geſchaffen, das der kundige Gelehrte zwar entziffern könnte, das aber Jeder, wie es dort lautet, eben nicht verſtehen laſſen iſt.

Das geht nun ſo fort im folgenden Kapitel durch die ſechnäßte Epoche, welche Verf. S. 164 als „Formation“ anſpricht, und hier kommen die vielen bekrehenden orthographiſchen Schnitzer vor, deren wir einleitungsweiſe ſchon gedachten; der Jchtiolaurus, Pleſioſaurus, Pterodactilus, zum Theil verwegen verſtümmelten Familien-Namen, wie z. B. Cetiosaurier, wo der Myſtrioſaurus alſo ein 40 Fuß langes Krokodil mit hundartigen Zähnen auftritt, während doch gerade dieſe Gattung viel kleinere Vorderpoten hat, als die lebenden Krokodile, und, ſoweit bekannt, nicht über 20 Fuß lang war. Das Zquanodon nimmt ſich daneben als „Raubtier der Urwelt“ ganz gut aus. Wie der arme Schelm muß ſich verſtümmeln laſſen, er hat ſchwerlich jemals im Meere geſeſſen, und wenn er ein „Raubritter“ war, ſo trieb er ſein Handwerk wenigſtens als ehrlicher Mann mit Geſchick, denn die Natur hatte ihm dazu geſtempelt; nicht als Pfuſcher, gleich einem Plagiarius. —

Woher Verf. die wunderbare Polyprenfuge S. 183 genommen, weiß ich nicht; vergrößern aber hat er ſie damit; denn ſo hat ſie und nimmer ein Polyp ausgeſehen, das kann ich verſichern. — Die Figuren der folgenden Seite ſind aus K. Wagner's Icones zootomicae und genügend für ihren Zweck copirt; eben daher ſtammen auch die meiſten der hintern Bilder bis zu den Foraminiferen, welche einen ähnlichen unſicheren Urſprung, wie das Bild S. 188, verrathen. — Seite 212 iſt wieder einmal mein Name eingeſtrent, und die folgende Seite durch einen ſtarken Druck- oder Schreibfehler entſtellt; Hylaea ordinaria ſoll wohl Hyalaea D'Orbignyana heißen; denn auf eine Hyalaea läßt ſich die unkenntliche Figur allenfalls deuten. Wie ſoll es der Abſchreiber treffen, zeigt wieder Seite 216 recht deutlich; hier ſteht vier Zeilen von einander — Lycopodiaceen, Lycopodiaceen“, gleich als ob das verſchiedene Dinge wären.

Mancherlei Unrichtiges wird auch von den großen Säugethieren der Diluvialepoche berichtet, und faſt auf jeder Seite kommen in der Beſchreibung ein oder der andere Fehler vor. Das Faulthier Didelphys als die zwei Mal gebärenden vom Verf. angeſprochen werden, mag er vertreten, es ſcheint das ſeine eigne Erfindung zu ſein; das Thier heißt ſo, weil es eine doppelte Gebärmutter (Uterus) zu haben ſcheint, nicht weil es ſeine Jungen zwei Mal gebiert. Faſſolenotherium muß Valotherium, und Anoplotherium brachiotichs Anoplotherium latum heißen. Selbſt in der Geſchichte iſt unſer Berfaſſer nicht bewandert, er nennt die Cimbern S. 231 Cymbern. S. 235 wird das Mastodon 30 Fuß lang gemacht, auf Koch's Interpolation ſich ſtützend; ja Seite 237 kommt gar ein ähnliches Thier von 60 Fuß Länge in Ausſicht — wie gut, wenn man nicht viel weiß; wie herrlich kann man in dem Fall aufſchneiden, und Leichtgläubige in Erſtaunen ſetzen. Die Unwiſſenheit des Verf. erſcheint wieder S. 252 recht grell; hier bildet er einen Haifiſchzahn als von dem Zwergdon, einem Säugethiere, ab; die Hauptſache, worauf es beim Säugthier ankommt, die Backen Bürzeln, ſehlen. Unſer Autor ſcheint in einer ganzen Reihen Seite gefiſcht zu haben, wie die ganze Behandlung der urweltlichen Säugethiere, welche im Styl an die S. 233 citirte Petrefactenkunde von Quenſtedt erinnert, darthut.

Es genügt das Bisherige wohl, um zu bemeiſen, was ich behauptet habe, daß Herr Zimmermann nicht blos ein Plagiarius iſt, ſondern auch gar kein Gelehrter. Die Kapitel, welche von der Gegenwart handeln, ſind nicht aus meiner Geſchichte der Schöpfung erborgt, ſondern aus andern Werken, deren Inhalt ich nicht genau genug kenne, um den Urſprung jedes Satzes feſtſtellen zu können; ich ſelbſt trete erſt S. 463 wieder in die Scene, und hier, wo mich Verfaſſer wörtlich abſchreibt, iſt er auch ehrlich genug, mich zu nennen, gleich als ob ich übrigens nicht bei ihm betheiligt wäre. Wie viel er hier abgeſchrieben hat, ſagt er wohlweislich nicht; es ſind ziemlich 3 Seiten, das was vorhergeht und nachfolgt, hat wieder mehr

den Charakter einer Umschreibung. Uebrigens ist das Material nicht ohne Geschmack entlehnt; die Zusammenstellung der Erdbebenphänomene liest sich gar nicht schlecht, und ist eine der bessern Partien des Buches. Auch das frühere geographische Kapitel über Berggipfe und Ausbreitung der Vulkane verräth eine gewandtere Behandlung; der Verfasser versteht offenbar etwas mehr von der Geographie, als von der Geologie und Paläontologie. Daß ihm auch die Geognosie sehr fern liegt, beweist schließlich das letzte Kapitel höchst schlagend; ein so wichtiger, so interessanter Gegenstand, wie die Lagerstätte der Erze, konnte kaum kürftiger abgehandelt werden, als es hier auf 3 Seiten geschehen ist. Hier fehlt es doch nicht an Quellen, aus denen Brauchbares zu schöpfen war! Gewiß fürchtete Verf. sich, einen weitern Extract zu geben; er wußte wohl, wo ihn der Schuh drückt, und zog es vor, sich weiter nicht zu verrathen. —

Das ist also das Buch, welches der deutschen Nation so lieb geworden, daß es binnen ein paar Jahren 10 Auflagen erlebt haben soll! Armes deutsches Volk, was kannst du doch Alles ertragen; was mußt du nicht blos ertragen, sondern was legst du dir auch noch selbst auf. Zehn Auflagen von Zimmermann, das ist erdrückend; laß es damit gut sein, nimm keine mehr bin, und du wirst besser, klüger und unterrichteter bleiben, als wenn du das Alles für wahr hältst, und dir aneignest, was Herr Dr. W. F. A. Zimmermann dir vorlegt. Mir aber, der ich dir auch ein Gericht besteuflisch anderer Art aufgetragen habe, sage es nicht als Eigenmann aus, wenn ich dir das meines Nachfolgers widerrathe; bedenke, daß ich nur mich selbst schilte, wenn ich dir das meines Nachfolgers widerrathe; bedenke, daß ich nur mich selbst schilte, wenn ich die sage, Herr Zimmermann sei als Verfasser für dich nicht würdig, und du thätest besser, gar nichts zu lesen, als das zu lesen, was er schreibt, oder vielmehr in hinter halb verstandener und halb verdorbener Umschreibung aus andern Werken abschreibt. Geh' lieber an die Quellen, und übe dich, sie zu verstehen, wenn es dir anfangs auch etwas schwierig werden sollte. Bedenke: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen," und geistige Nahrung ist auch Brot! —

Burmeister.

Blätter und Blüthen.

Der Ursprung der chinesischen Revolution. Es ist eine altbekannte Thatsache, daß in China stets die ersten Jahre einer neuen Regierung Aufruhr mit sich bringen, und so war denn auch Niemand verwundert, als im Jahre 1850 nach dem Tode Teutsung's, nach dem Regierungsantritt des vierten Sohnes, Jusching, welcher das folgende Jahr seiner Regierung, das im März 1851 begann, Hienfong, das Jahr reich an Regen zu nennen behabt, die Unruhen in Kuangsi ausbrachen.

Ueber den eigentlichen Anlaß zu diesen Unruhen ist noch nichts Zuverlässiges ermittelt; doch war es nach allgemein umlaufender Meinung folgender:

Ein Zug von fünf- bis sechshundert Opiumhändlern reiste von Nünnan nach Kanton. Durch eine Ueberschwemmung aufgehalten, fingen sie an, Geldmangel zu leiden, und mußten zum Borgen ihre Zuflucht nehmen. In dem Bezirke wohnten zwei Brüder, Namens Tschang, die als sehr reich bekannt waren, und an diese wandten sich die Schleichhändler, um von ihnen eine Summe von 600 Taels (1 Tael etwa 3 Thlr.) zu entlehnen. Nun hätten wohl die Brüder einige gegründete Bedenken haben sollen, sich mit den Schleichhändlern einzulassen, obwohl sie wußten, daß diese pünktlich in der Wiederbezahlung ihrer Schulden waren. Allein das Begehren war, das wußten sie wohl, so gut wie ein Befehl für sie, und so gaben sie denn die 600 Taels her. Das gab nun einem in der Nähe wohnenden Kleinmandarin, der längst nach dem Vermögen der Brüder gierig gewesen, willkommenen Anlaß, diese Geldgier zu bestrafen. Er ließ die beiden Brüder in Haft nehmen, obgleich er wohl wußte, daß sie mit den Schleichhändlern nicht in Mitgenossenschaft standen, sondern denselben nur nothgedrungen Geld geliehen hatten; ließ sie grausam schlagen und in den Kerker werfen.

Diese Ungerechtigkeit erregte großes Aufsehen, und da die beiden Brüder Tschang viel Freunde, selbst unter den Gerichtspersonen hatten, so kam einer von diesen auf den Gedanken, den Kausleuten nachzueilen, und sie um Beistand zu bitten in einem Unglück, das sie, wenn auch ohne Wissen und Willen, verursacht hatten. Die Kaufleute, empört über das Verfahren des Kleinmandarins, ließen 100 Mann zur Bewachung ihres Opiums zurück und schlugen mit den Uebrigen den Rückweg ein, um ihren Wohlthäter in Freiheit zu setzen. Der Mandarin gab aber ihren Vorstellungen kein Gehör, überließ sich vielmehr in seiner Unklugheit dem heftigsten Zorn und gab so Veranlassung zu einem Aufstritt, der ihm zunächst selbst das Leben kostete. Das Gerichtshaus wurde geplündert, die Pagoden zerstört und viele andere Gewaltthätigkeiten verübt.

Als die Opiumhändler, nachdem die erste Hitze gedämpft war, kaltblütig über ihr Verfahren nachsannen, fühlten sie, daß nur in einer offenen Empörung noch die Möglichkeit einer Rettung für sie lag. Den Gebrüdern Tschang blieb gleichfalls kein anderer Ausweg übrig, und die Gefangenen, die eben erst ihre Freiheit erhalten hatten, dürsteten ebenfalls nach Rache und Zerstörung. So gesellten sich denn alle Jene, welche bei dieser Gelegenheit irgendwie betheiligt gewesen waren, zu den Opiumhändlern, und die Empörung war ergaunsirt.

Mit der Schnelle des Blitzes wuchs diese Empörung heran; alle Landstreicher der Umgegend, die zahlreichen Mitglieder der geheimen Gesellschaften; und alle Jene, die durch Plündern ihre zerrütteten Vermögen wieder herzustellen hofften, boten dem Aufstande ihre Kräfte an. Alle verpflichteten sich durch einen Eid, die Waffen nicht niederzulegen, bis ihre Unterdrücker, die Mandarinen, vertrieben sein würden. Man stellte ihnen einige schlechte Truppen entgegen, die sich fast ohne Gegenwehr schlagen ließen. Die zahlreichen Bundesgenossen, unter dem Namen der „Gesellschaft des Himmels und der Erde" (Tien-ti-hun) bekannt, boten ein zum Kampfe und Besiegen zum Plündern vollkommen bereites Heer dar. Der Anführer des Aufstandes, der den Titel eines Kaisers sich beilegte, zu Nanking seinen Sitz aufschlug, und der schon längst eins der einflußreichsten Mitglieder des Tien-ti-hun gewesen war, ergriff ungesäumt die gute Gelegenheit. Er schwang sich an die Spitze der aufständischen Truppen, welche der Aufruhr ihm zur Verfügung stellte, ließ seine Obermacht durch seine Parteigänger anerkennen und zeigte sich der chinesischen Nation als einen ihr vom Himmel zugesandten Befreier. Er erklärte öffentlich, sein Streben gehe dahin, den tatarischen Herrscherstamm zu vertreiben, um einer einheimischen Herrscherfamilie den Platz einzuräumen; so verkündigte er in den Proclamationen, mit denen er das Land überfuhr, hinzufügend, daß er selbst die ausgezeichnete Ehre habe, von der alten Ming-Familie abzustammen.

Den zeitherigen Verlauf des Aufstandes, sein erstes massenhaftes Ausbreiten, seine Siege und Niederlagen, haben unsere Leser aus den Zeitungen kennen gelernt. Noch ist keine Entscheidung in diesem Kampfe zu Stande gekommen. Wie diese aber auch ausfallen möge, das Reich der Mitte, mag es den Hienfong oder Tien-te regiert werden, wird künftig im Innern wie nach Außen nach ganz andern Verhältnissen auftreten.

In meinem Verlage erscheint seit Neujahr:

Aus der Fremde.

Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt.

Von

A. Diezmann.

Wöchentlich ein Bogen mit oder ohne Illustrationen. Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Diese neue rasch beliebt gewordene Zeitschrift erscheint in den Familien des Vaterlandes wie ein Witzereisender in der Heimath. Wer hörte einen solchen nicht gern erzählen von seinen Wanderungen? Sie ist die erste, die es versucht, das große Publikum über die Natur und die Menschen jenseits Europa zu unterhalten, und sagt selbst Illustrationen bei. Sie vermeidet alles Trockene und Langweilige, bringt „aus der Fremde" stets Neues, vermeidet die Extremitäten ihrer Leser durch Unterhaltung und wird deshalb für Jedermann von Interesse sein.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, 1. Juni 1856.

Ernst Keil.

„Aus der Fremde" Nr. 23 enthält:

Das Leben in der Wüste. — Die Amerikaner in Japan. (Zweiter Artikel.) — Zeitungsahnungen. — Wie man in den amerikanischen Städten die Abende verbringt. — Aus alten Reichen: Eine schreckliche Reise. — William Walker. — Schlesinger.

Für die Abgebrannten in Eibenstock ist ferner eingegangen:

E. H. W. in N. 1 Thlr. — Frau Josefine Kablik in Hohenelbe 10 fl. (6 Thlr. 22 Ngr.) — E. Br. in Sangerhausen 1 Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 24. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mesmer in Wien.

Von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Nenne Dich nicht mit so unwürdigem Namen, Meister," bat Therese schmerzlich.

„Sie nennen mich ja Alle so, warum also soll ich es nicht auch thun?" rief Mesmer lachend.

„Sie nennen Dich jetzt noch so, aber heute schon werden sie Dich, wie ich, als ihren Herrn und Meister begrüßen. Heute noch werden sie zur Erkenntniß kommen, heute noch werden sie zu Deinen Füßen niedersinken und weinend und innerlich zerknirscht, Dich um Vergebung flehen, daß sie so lange an Dir zweifelten, so lange im Irrthum befangen waren."

„O, mein Kind, wie wenig kennst Du die Welt!" rief Mesmer schmerzlich. „Die Menschen verzeihen niemals denen, welche sie eines Irrthums überführten, und für empfangene Wohlthaten pflegen sie sich durch Verleumdung und Verdächtigung zu rächen."

„O, wenn es so ist, Meister, so lasse mir meine Blindheit! Begehre nicht, daß ich Diejenigen sehen soll, welche Deine Feinde sind, oder gieb meinen Augen die Kraft eines Dolches, damit ich die Unwürdigen durchbohre, gieb —"

Sie stockte, und sank ächzend in die Kissen des Sopha's zurück. Mesmer hatte seine Hand gegen sie ausgestreckt und die Spitzen seiner Finger berührten fast ihre Stirn.

„Du bist aufgeregt," sagte er, „schlafe!"

„Nein," murmelte sie, „nein, ich will nicht schlafen!"

„Ich will es!" sagte Mesmer gebieterisch, und die Spitze seines Borderfingers berührte leise ihre Stirn.

Therese seufzte tief auf, ihr Haupt sank zurück, und die schweren und ruhigen Athemzüge, welche aus ihrer Brust hervorgingen, bezeugten es, daß sie Mesmer's Befehl erfüllt hatte, daß sie eingeschlafen war.

Nun neigte sich Mesmer über sie und begann seine Manipulationen. Er näherte sich ihren halbgeöffneten Lippen, und auch seinen Mund öffnend, hauchte er ihren Athem ein und strömte seinen Athem in ihren Mund zurück, den jetzt ein Lächeln unaussprechlicher Wonne umzitterte. Dann erhob er seine beiden Hände und mit den Spitzen seiner Finger der Schlafenden Scheitel berührend, ließ er seine beiden Hände einen Halbkreis durch die Luft beschreiben und dann auf der Brust Theresens sich wieder vereinigen, um dann in leiser Schwingung wieder empor zu steigen zu ihrer Stirn. So auf und ab in gleichmäßigen Wellenlinien bewegten sich seine Hände, und immer tiefer ward der Schlaf der Blinden, und immer wieder neigte sich Mesmer zu ihren Lippen, um ihren Athem zu trinken und ihr den seinen einzuhauchen.

Und jetzt öffnete sich die Thür und Theresens Mutter erschien auf der Schwelle.

„Die Eingeladenen sind Alle versammelt," sagte sie feierlich.

Mesmer nickte gravitätisch. „Wir sind bereit!" antwortete er.

„Mein Gott, Sie sagen das, und doch schläft Therese?" rief Frau von Paradies verwundert.

„Ich werde sie wecken, wenn es Zeit ist. Wo ist meine Glasharmonika?"

„Im Salon, wie Sie angeordnet hatten!"

„So lassen Sie uns dahin gehen, und von dorther Therese rufen!"

II.

Der erste Tag des Lichts.

In dem Salon des Herrn von Paradies war die Elite der wiener Gesellschaft versammelt. Die Aristokraten, die Wissenschaft, die Kunst und die Industrie war hier vertreten, ja selbst die Kaiserin, wie gesagt, hatte einen ihrer Kammerherren gesendet, um ihr Bericht zu erstatten über die merkwürdige Operation, die der neue Wunderdoktor heute an der „Pensionärin der Kaiserin" vornehmen wollte. Aber auch aus dem niedern Bürgerstande, sogar aus den untersten Schichten des Volkes waren auf ausdrückliches Begehr Mesmer's einige Bevorzugte eingeladen worden; die Bewohner der Paläste wie der Hütten sollten Zeuge sein des Triumphes der neuen Wissenschaft über die alte, des Triumphes des thierischen Magnetismus über die Satzungen der bisherigen Arzneikunde.

Ein geheimnißvolles Halbdunkel herrschte in dem Saale, denn auf Mesmer's Anordnung waren die grünen Vorhänge der Fenster herumgezogen. Ringsum im Saale waren Stühle aufgestellt, die mehrfach gereiht in einem Halbkreise die Estrade umgaben, die sich da in der Mitte des Saales befand. Auf dieser Estrade stand ein Divan, einige Stühle und ein Tisch, auf welchem man einen verschlossenen Kasten bemerkte.

Auf diesen Kasten waren die neugierigen, fragenden Blicke der Versammlung gerichtet, und selbst Herr Professor Barth konnte sich trotz seines stolzen, ironischen Lächelns, seiner olympischen Haltung und seines hoheitsvollen Wesens, eines Anflugs von Neugierde nicht erwehren, und wandte seine stolzen Blicke immer wieder zu dem Kasten hin.

„Sie werden sehen, Herr Kollege," sprach er, sich zu seinem Nachbar neigend, „er wird uns Allen ein X für ein U gemacht haben. Er wird die Gelegenheit benutzen, um vor einer glänzenden Gesellschaft seine erste Augenoperation zu machen, um auf diese Weise schnell einen Ruf zu erwerben. Der Kasten wird seine Instrumente enthalten! Sie werden sehen, im entscheidenden Moment wird er eine Lanzette aus jenem Kasten nehmen, und sie damit operiren."

„Das heißt, operiren wollen, Herr Kollege," sagte Doktor Ingenhaus bedächtig. „Diese Blinde zu operiren, ist unmöglich, wie Ew. Hochwohlgeboren ja selbst zu allererst erkannt haben. Wie soll man operiren, wo nicht zu operiren ist? Das Messer und die Lanzette können doch den erstorbenen Sehnerven ihrer Augen nicht neue Thätigkeit verleihen?"

„Wenn er eine Lanzette nimmt, um ihr damit in die Augen zu bohren, werde ich ihn verhindern!" rief der Professor mit brechender Stimme. „Man soll es in meiner Gegenwart nicht wagen dürfen, die Wissenschaft zu verhöhnen und die gesunde Vernunft Lügen zu strafen. Ich werde genau Acht geben, und wehe dem Bösewicht, wenn ich ihn erwische."

„Aber der Kasten enthält gewiß keine chirurgischen Instrumente," flüsterte der zweite Nachbar des Professor Barth. „Ich denke, ich weiß, was darin ist."

„Nun, was ist darin, Herr Pater Hell?" fragten die beiden Herren mit lebhafter Neugier.

„Ein Planet wird darin sein, meine Herren," rief der berühmte Astronom. „Sie wissen ja, der Wunderdoctor hat nicht genug an Euren Apotheken, er pfuscht mir in meinen Himmel hinein, und will sich aus meinen Fixsternen und Planeten Arzneien und Latwergen brauen, mit denen er seine Patienten heilt. Hoffe indeß, daß er sich da in seinem Kasten einen Planeten mitgebracht hat, den noch Niemand kennt, und den er daher ungestraft sich vom Himmel herunter langen konnte. Wehe ihm aber, wenn ich heute Abend auf meiner Warte einen meiner Sterne vermisse! Ich werde dann sogleich die Polizei requiriren, und den Monsieur Messmer als einen frechen Dieb einstecken lassen."

Die Herren lachten fröhlich über den sarkastischen Scherz des Astronomen, wurden aber in ihrer Fröhlichkeit durch das Eintreten Mesmer's unterbrochen, der, dem Ruf der Frau von Paradies folgend, jetzt in den Saal trat.

Ohne die Versammlung eines Blickes, eines Grußes zu würdigen, durchschritt Mesmer den leeren Raum und trat auf die Estrade. Sein Antlitz war bleich, aber ernst und energisch, und wie er jetzt, neben dem Tisch stehend, seine großen blauen Augen mit einem langsamen Blick über die Gesellschaft hingleiten ließ, fühlte Jedermann, daß in der Seele dieses Mannes kein Zweifel und keine Unruhe, sondern nur festes, unwandelbares Vertrauen wohne.

Jetzt öffnete Mesmer den Kasten. Ein athemloses Schweigen herrschte in der Gesellschaft, alle diese leuchtenden, fragenden, gierigen Blicke waren unverwandt auf den Doctor gerichtet.

Er schien das nicht zu fühlen. Mit vollkommener Gelassenheit nahm er einen Stuhl und setzte sich nieder. Nun legte er seine Hände in den geöffneten Kasten, dessen Rückseite dem Publikum zugekehrt war.

„Jetzt wird er die Instrumente heraus nehmen," murmelte Professor Barth seinem Nachbar zu; aber noch ehe dieser Zeit fand zu einer Erwiederung, erschallte ein Ton von so wunderbarer, seltsamer Gewalt, daß selbst der gelehrte Professor sein Herz davon erbeben fühlte. Und jetzt ein neuer Ton, noch mächtiger anschwellend, noch langsamer in geisterhaftem Geflüster verklingend, und nun reihte sich Ton an Ton, nun durchrauschte den Saal die wunderbarste, nervenerschütternde Musik. Und alle Gesichter erbleichten, und von den fremdartigen, seltsamen Klängen fühlte sich jedes Herz bewegt, und wie verzückt hingen Aller Augen an diesem Zauberer, der seinem Kasten so merkwürdige, herrliche Musik zu entlocken vermochte.

„Ach, sehen Sie da, Herr Professor," flüsterte der Pater Hell, „Sie haben sich nur im Pronomen geirrt. Der Mann hat in seinem Kasten nicht Instrumente, sondern nur ein Instrument."

„Ja, wahrhaftig," flüsterte Professor Barth, „der Planet, den Sie prophezeihten, hat sich in eine Glasharmonika verwandelt."

Und die Lanzette, die er führt, ist ein Fischbeinstab mit einem Pfropfen daran," sagte Doctor Ingenhaus achselzuckend.

Mesmer spielte weiter; immer lauter, immer mächtvoller durchrauschten die Töne den Saal, mit immer sehnsuchtsvollerer Gewalt schienen sie einen unsichtbaren Geist beschwören zu wollen, daß er erscheine.

Und jetzt nahte da durch das Vorgemach eine weiße Gestalt. Sie schwebte näher heran, ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren, man hörte sie nicht, man sah sie nur nahen. Jetzt stand sie auf der Schwelle der Thür. Da blieb sie stehen, angewurzelt, unbeweglich, denn Mesmer streckte abwehrend eine Hand gegen sie aus und bannte sie an diese Stelle.

Aller Augen wandten sich jetzt auf diese Gestalt hin, auf diese „Braut des Tages," die da in dem Schmucke ihres bräutlichen Festes sich nahte. Noch waren ihre Augen verhüllt von einer dicken Binde, noch gehörte diese rührende, zarte Gestalt dem Gott des Schweigens und der Finsterniß an, aber sie stand schon auf der Schwelle einer neuen Welt, und das selige Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, schien diese Welt mit einem ersten Liebeshauch zu begrüßen.

Athemlose Stille herrschte in dem Saal, langsam nur und leise ließ sich dann und wann ein sanft anschwellender Harmonikaton vernehmen; dann wieder ward Alles still, feierlich, geheimnißvoll.

Da ließ Mesmer die Hand, welche er gegen Therese ausgestreckt hatte, sinken; bald jedoch legte er sie wieder auf die Tasten, und nun durchrauschte der volle Strom der Melodien auf's Neue den Saal.

Therese bewegte sich, sie schritt vorwärts. Lauter, mächtiger erschallte die Musik.

Im Saal ward jetzt das tiefe Schweigen hier und da durch lautes Schluchzen, durch halblaut gemurmelte Gebete unterbrochen. Jedermann fühlte die Bedeutung dieses Momentes und ließ sich von demselben hinreißen. Auf einmal entstand eine Bewegung; einige Damen waren ohnmächtig geworden; ihre zart besaiteten Nerven waren überwältigt worden von dem Eindruck dieser Stunde und dieser Musik*.

Aber Niemand kümmerte sich um sie, Niemand wollte seinen Platz verlassen, um die Ohnmächtigen aus dem Saal zu führen. Man vergaß ihrer und schaute nur in athemloser Erwartung auf Mesmer und Therese hin.

Er spielte immer fort, aber das Haupt halb rückwärts gewandt, heftete er seine großen flammenden Blicke mit einem gebieterischen Ausdruck auf Therese.

Sie fühlte diesen Blick und erbebte unter demselben. Mit raschern Schritten näherte sie sich jetzt, wie getragen von unsichtbaren Genien schwebte das junge, lächelnde Mädchen mit den verhüllten Augen zu der Estrade hin, und stand jetzt auf derselben, dicht neben Mesmer.

Er deutete mit einem einzigen kurzen Wink seines Fingers auf den Divan hin. Sofort wandte sich Therese von Mesmer ab und ging zu dem Divan, auf dem sie sich niederließ.

„Sie ist gut abgerichtet," murmelte Herr Professor Barth, „Das ist natürlich eine verabredete und einstudirte Scene."

„Wenn man mit einer Glasharmonika Bühne sehend machen kann," flüsterte Doctor Ingenhaus, „so verbrenne ich morgen meine Bücher und werde wandernder Musikant."

„Wenn man mit dem Winken seiner Hand Planeten citiren kann," sagte Pater Hell, „so zerschlage ich heute noch meine Gläser und werde Famulus von Mesmer. Es scheint in der That, als ob —"

Die Harmonika verstummte und machte dem leisen Gespräch der gelehrten Herren ein Ende.

Mesmer stand auf, und seine hohe muskelkräftige Gestalt emporgerichtet, näherte er sich Theresen. Sie erbebte und lehnte, schwer athmend, ihr Haupt zurück in die Kissen. Mesmer erhob seine Hand und beschrieb über ihrem Haupte langsam einige Kreise durch die Luft.

„Es brennt und bohrt in meinen Augen wie glühende Dolche," murmelte Therese.

Jetzt richtete er die Spitzen seiner Finger gerade gegen ihre Augen und berührte mit denselben die Binde.

„Nimm die Binde ab und sieh!" rief Mesmer mit gebieterischer Stimme.

* Es geschah sehr häufig, daß Damen, ja, sogar auch Herren in Ohnmacht fielen, wenn Mesmer auf der Glasharmonika spielte. Siehe Justinus Kerner. S. 42.

Therese hob hastig ihre Hände empor und riß die Binde von ihren Augen fort.

Eine athemlose Stille herrschte in dem Saal, alle Herzen klopften angstvoll, mit glühender Neugierde waren alle Blicke auf dieses bleiche, junge Mädchen gerichtet, das da mit weit geöffneten Augen auf der Estrade stand und starr und unverwandt auf Mesmer hinschaute, der unbeweglich ihr gegenüber stand.

Jetzt hob Therese die Hand empor und deutete auf Mesmer hin. „Wie," rief sie mit einem Ausdruck tiefen Entsetzens, „ist das das Bild eines Menschen?"*

Mesmer antwortete nicht, er nickte nur mit dem Kopfe; seine Arme auf die Hüften stützend, ließ er seinen Körper allerlei schwankende Bewegungen machen.

Therese stieß einen Schrei aus und fuhr zurück. „Das ist fürchterlich zu sehen!" rief sie entsetzt. „Dies Menschenbild wird über mir zusammenstürzen. Wo ist Mesmer, zeigt mir Mesmer!"

„Ich bin es," sagte Mesmer, sich ihr nähernd.

Sie zuckte zusammen und betrachtete ihn lange mit prüfenden trüben Blicken. „Ich glaubte, ein Menschenantlitz sei strahlend wie das Glück," sagte sie, „und dies Gesicht, dünkt mich, sieht aus wie der verkörperte Schmerz. Sehen alle Menschen so aus? Wo ist meine Mutter?"

Frau von Paradies hatte nur auf den Ruf ihrer Tochter gewartet. Sie kam mit ausgebreiteten Armen, ihr Antlitz überströmt von Freudenthränen zu ihr herangeeilt.

Aber Therese warf sich nicht in ihre Arme, sie stieß einen Schrei aus, und verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht.

„Therese, mein geliebtes Kind," rief ihre Mutter zärtlich, „sieh mich an, schau in meine Augen und erkenne darin die Liebe einer Mutter."

„Ja, das ist die Stimme meiner Mutter," rief Therese freudig, indem sie ihre Hände wieder von ihrem Antlitz gleiten ließ. Ihre Mutter stand neben ihr und schaute sie lächelnd an.

„Du, Du bist meine Mutter?" flüsterte Therese. „Ja, ja, ich erkenne Dich, ich kenne diese Augen, sie sehen aus wie eine verklärte Thräne der Liebe! O, Mutter, laß mich Dich anschauen und zu Deinen Augen beten!"

Frau von Paradies neigte ihr Haupt vorwärts, um ihre Tochter zu küssen, aber wieder fuhr Therese mit einem Aufschrei des Entsetzens zurück und verhüllte ihr Gesicht.

„Weshalb drehst Du mir so fürchterlich?" fragte sie angstvoll. „Geh zurück, Du wirst mir mit dem entsetzlichen Ding die Augen ausbohren."

„Womit, Therese?" fragte ihre Mutter erstaunt. „Sieh mich an und sage mir, was Dich in meinem Antlitz erschreckt!"

„Blicken Sie empor und schauen Sie Ihre Mutter an, Therese," befahl Mesmer.

Sie gehorchte dieser Stimme, welche ihr Herz erbeben machte, und ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten.

„Nun sage mir, was Dich erschreckt hat," bat Frau von Paradies.

Therese hob ihre Hand empor und deutete schüchtern auf die Nase ihrer Mutter.

„Das da," sagte sie, „was ist das?"

„Das ist meine Nase," rief ihre Mutter lächelnd, und durch den ganzen Saal hörte man jetzt das melodische Rauschen eines frohen Lachens.

„Diese Nasen sind fürchterlich in dem Menschengesicht," rief Therese entsetzt. „Es kommt mir vor, als wenn sie mir entgegen drohten und mir meine Augen ausstechen wollten *."

„Ich will Ihnen das Bild eines drohenden Menschen zeigen, Therese," rief Mesmer, indem er eine solche Stellung annahm, und mit geballten Fäusten, mit blitzenden Augen, mit fest aufeinander gepreßten Lippen zu ihr heranschritt.

Therese brach zusammen und stürzte auf ihre Knie nieder. „Sie werden mich tödten," schrie sie entsetzt.

Diese Scene, zugleich so einfach und so dramatisch, machte auf alle Anwesenden einen überzeugenden Eindruck. Selbst der gelehrte Professor Barth ließ sich hinreißen von der Gewalt des Momentes.

„Bei Gott, das ist keine Täuschung, sie kann sehen," rief er. „Wenn das Herr Professor Barth sagt, so wird wohl Niemand es mehr zu bestreiten wagen," gegenredete Mesmer, laut genug, um von Jedermann im Saal verstanden zu werden.

Der Professor runzelte finster seine Stirn und gab sich das Ansehen, die Worte Mesmer's gar nicht gehört zu haben. Er bereute schon, was er gesagt, und hätte, trotz seines bekannten Geizes, jedes seiner Worte mit einigen Ducaten zurücklaufen mögen. Aber es war zu spät, alle Anwesenden hatten sie vernommen, und Jeder flüsterte es froh dem Andern zu: „Auch Professer Barth ist jetzt überzeugt. Auch er gesteht zu, daß Therese sehen kann. Mesmer ist in Wahrheit ein Wunderdoctor!"

Therese indeß hatte jetzt auch ihren Vater und ihre nächsten Verwandten begrüßt. Aber sie, welche während ihrer Blindheit immer ein so zärtliches, liebevolles Wesen gegen alle ihre Angehörigen gezeigt, hatte jetzt gegen sie Alle ein kaltes, fast zurückstoßendes Benehmen.

„Ich wußte es wohl," seufzte sie traurig, „ich wußte es, daß das Sehen mich nicht glücklicher machen könnte. Ich sah Euch Alle mit meinem Herzen und ich liebte Euch! Jetzt, wo ich Euch sehe mit meinen Augen, hebt mein Herz zurück und entsetzt sich vor all' den traurigen Geheimnissen, die mir Eure Gesichter verrathen. Ach, ich glaube, um die Menschen recht lieben zu können, muß man blind sein! Aber," fuhr sie lebhafter fort, „weshalb entzieht Ihr mir Bello, meinen Liebling. O, laßt mich meinen treuen Hund sehen, er ist so lange mein Führer in meiner Blindheit gewesen, laßt mich ihn sehen!"

Bello, der große schwarze Bernhardinerhund, hatte längst an der verschlossenen Thür eines Nebengemaches, die Nähe seiner Herrin witternd, laut gebellt und gewinselt.

Frau von Paradies eilte jetzt hin, die Thür zu öffnen, und sofort stürzte der Hund mit langen Sätzen zu Theresen hin, um zu ihren Füßen niederzukauern und ihre Hände zu lecken.

Therese neigte sich lächelnd zu ihm nieder und hob seinen Kopf empor. Das kluge Thier, als errathe es den Wunsch seiner Herrin, legte seinen Kopf auf ihre Knie und schaute mit seinen großen, dunklen Augen klug und verständig zu ihr empor.

Therese streichelte sanft sein glänzendes schwarzes Fell. „Dieser Hund," sagte sie sinnend, „dieser Hund gefällt mir weit besser als ein Mensch. Es liegt so viel Güte und Wahrheit in seinen Augen, und sein Hundekopf erschreckt mich lange nicht so sehr als ein Menschenangesicht*."

„Ich denke, wir könnten uns jetzt von dannen begeben," brummte Professor Barth, „das Schauspiel ist zu Ende, und jetzt werden die lieben Verwandten und Freunde nichts Eiligeres zu thun haben, als dem Autor und der ersten Liebhaberin zu applaudiren. Ich sehe für mich keine Verpflichtung ein, dabei zu sein!"

„Ich auch nicht," stimmte Doctor Ingenhaus bei, indem er sich anschickte seinen Herrn Collegen zu begleiten. „Ueberdies fühle ich mich etwas verwirrt im Kopfe von all' den Gedanken, die dieser verteufelte Doctor darin zerbröckelt hat. Lassen Sie uns gehen!"

„Nehmen Sie mich mit," sagte Pater Hell, ihnen folgend. „Ich muß wirklich nachsehen, ob der Zauberer keinen Planeten vom Himmel gestohlen hat, mit dessen Hülfe er dieses Wunder hier zu Stande gebracht!"

Die drei Herren durchschritten gravitätisch, und ohne sich zu verabschieden, den Saal, um sich hinweg zu begeben. An der Thür trafen sie den Grafen von Langermann, den Kammerherrn der Kaiserin.

„Ah, Sie machen es wie ich, meine Herren," redete der Graf sie an, „Sie enteilen dem Zaubersaal, um die Wunder, die Sie erschaut, Ihren Freunden mitzutheilen. Ganz Wien wird heute und morgen von nichts Anderem sprechen als von der glücklichen Heilung der schönen Therese von Paradies. Niemand wird jetzt mehr zweifeln können, da unser berühmter Professor Barth selber die glückliche Heilung constatirt hat. Ich werde mich beeilen, das der Kaiserin mitzutheilen, und Ihro Majestät wird sehr erfreut sein, ihren Schützling genesen zu wissen."

„Sie können der Kaiserin auf alle Fälle mittheilen, daß wir eben eine sehr gut gespielte Theaterscene erlebt haben, Herr Graf," sagte Professer Barth verdrießlich.

„Eine Theaterscene?" fragte der Graf verwundert. „Aber die Heilung des blinden Mädchens ist indeß doch eine Wahrheit, und Sie selber haben das vorhin bestätigt!"

* Theresens eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 63.

* Theresens eigene Worte. Siehe Justinus Kerner. S. 63.

„Ein flüchtig hingeworfenes Wort, das man halb aus Höflichkeit, halb aus Uebereilung äußert, ist noch keine Bestätigung," rief der Professor Barth ärgerlich. „Man sagt Manches im Salon, was man in seiner Studirstube nicht zu rechtfertigen unternähme."

„Auch bedarf ein solcher Fall der reiflichen Erwägung," sprach Doctor Ingenhans bedächtig. „Es ist unmöglich, in einem Tage über ein Factum von so ernster Bedeutung zu entscheiden."

„Aber, meine Herren," rief der Graf lachend, „das Factum steht mindestens fest, daß das Fräulein von Paradies nicht mehr blind ist, und daß Mesmer sie ohne Instrumente und Arzneien, blos durch das Auflegen seiner Hand curirt hat! Ich eile, der Kaiserin diese Nachricht zu bringen!"

Er grüßte die Herren mit einer flüchtigen Verbeugung und eilte von dannen.

„Da geht er hin," murrte Professer Barth, „thut, als ob er eine wunderbare Freudennachricht in der Burg als Herold zu verkünden habe. Im Hofzirkel wird man heute natürlich nur von dem Wunderdoctor Mesmer zu sprechen wissen."

„Und wir? Was werden wir thun?" fragte Pater Hell, mit seinen kleinen listigen Augen die beiden Freunde anblinzelnd.

„Ja, sagen Sie, Herr Kollege, was werden wir thun?" fragte Doctor Ingenhans.

Professor Barth antwortete nicht. Er schritt mit gravitätischer Ruhe die Treppe hinab und über den Flur der Hausthür zu. Erst als sie auf der Straße angelangt waren und sich einige Schritte von dem Hause der Wunder entfernt hatten, blieb Professer Barth stehen und legte seine Hände schwer und gewichtig auf die Schultern seiner beiden Freunde.

„Was wir thun werden, meine Herren und Freunde?" fragte er langsam.

„Ja, sagen Sie uns," sprach Doctor Ingenhaus, „ist es möglich, daß dieser Mann über uns den Sieg davon getragen hat? Daß er, den wir so lange als einen Charlatan verhöhnt und verspottet haben, jetzt zu Stande gebracht, blos mit seiner Hand, was unser berühmter Augenoperateur mit der Lanzette in seiner Hand nicht zu Stande zu bringen vermochte?"

„Dürfen wir es dulden," fragte Pater Hell düster, „daß dieser Mensch mit einem kühnen Handgriff alle Gesetze der Wissenschaft und der Erfahrung umstößt, und uns eine ganz neue, lächerliche Lehre an Stelle Dessen setzen will, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden her in der Wissenschaft erkannt und erforscht war? Wagte er es nicht, zu behaupten, daß er sich seinen thierischen Magnetismus von den Sternen herunter geholt habe? Hat er nicht die Keckheit, zu sagen, was noch kein Astronom der ganzen Welt entdeckt hat, daß nämlich die Planeten einen direkten Einfluß haben auf die Welt und die Menschen?"

„Und endlich," sagte Doctor Ingenhaus ingrimmig, „endlich ist er nicht mir, der ich es zur Aufgabe meines ganzen Lebens gemacht habe, Nervenkranke zu behandeln und zu kuriren, mit der frechen Behauptung entgegenzutreten, daß nur der thierische Magnetismus die Nervenkrankheiten zu heilen vermöge? Und lassen nicht seitdem alle meine Kranken wie wahnsinnig und toll mir aus der Kur fort, und rennen zu diesem Charlatan hin, der ihnen Heilung verspricht durch das Auflegen seiner Hand? Er ist auf diese Weise Arzt und Apotheker in einer Person, und die wahnsinnigen Menschen zahlen ihm für seine eigene Person das Honorar, was sie sonst zwischen uns und dem Apotheker theilten."

„Er ruinirt die Astronomie, die Medicin und die Pharmacie, wenn er den Sieg über uns erlangt," sagte Professor Barth feierlich. „Ueber uns, das heißt über die Wissenschaft, denn wir vertreten die Wissenschaft, an welche dieser freche Mensch Hand anzulegen wagt. Die Wissenschaft würde in Trümmern zusammensinken, wenn wir diesem Mesmer gewähren ließen. Wir selbst würden durch ihn bei Seite gedrängt und in den Staub getreten, während er triumphirend an uns vorüberreite den höchsten Ehren zu. Schon verkündet der Kammerherr der Kaiserin bei Hofe das Wunder, was er erschaut, und in wenigen Stunden wird ganz Wien entzückt sein über die wunderbare Mähr, die es empfängt. Wenn wir nicht unsere Maßregeln nehmen, ist die Wissenschaft zu Grunde gerichtet, sind unsere Lehrstühle umgeworfen, ist unsere Praxis vernichtet."

„Wir müssen also unsere Vorkehrungen treffen!" riefen die beiden Herren schnell. „Sagen Sie also, was sollen wir thun?"

„Einfach die Scene, die wir erlebt haben, für das ausgeben, was sie ist, für ein Theaterstückchen," sagte Professor Barth gelassen. „Therese von Paradies ist blind und bleibt blind, und was wir da heute gesehen, war eine einstudirte Farce, weiter nichts!"

„Aber unglücklicher Weise, verehrter Freund, haben Sie uns dies Auskunftsmittel durch den liebenswürdigen Enthusiasmus unmöglich gemacht, mit dem Sie die Blinde laut und öffentlich für geheilt und für sehend erklärten."

„Sie haben also nicht den Ton der Ironie bemerkt, mit dem ich diese unglücklichen Worte sprach? Ich wollte den Charlatan verhöhnen, weiter nichts! Der Mensch nahm für Wahrheit, was nur Spott war!"

„Und alle Anwesenden haben es unglücklicher Weise auch so gemacht," seufzte Pater Hell. „Man wird Ihren Versicherungen leider hinterher schwerlich glauben!"

„Man wird es nicht heute und nicht morgen, aber vielleicht übermorgen," erwiederte der Professor stolz. „Wenn wir Aerzte und Männer der Wissenschaft in einer festen Phalanx auftreten gegen diesen Mann, wird es uns schon gelingen, ihn zu besiegen. Wenn wir es nicht thun, ruinirt er uns Alle. Es ist also Pflicht der Selbsterhaltung, ihn zu bekämpfen und als einen Charlatan zu brandmarken. Das sei unsere Aufgabe, und sie zu lösen, muß unser heiliges Bestreben sein! Therese von Paradies ist eine Blinde, und es ist im Interesse der Wissenschaft nothwendig, daß sie es bleibt. Man wird schon Mittel finden, es zu beweisen, daß sie es auch ist, und daß die guten, leichtgläubigen Wiener sich wieder einmal einen Bären haben aufbinden lassen. Kommen Sie, wir wollen daheim in meinem Studirzimmer das Nähere berathen!"

Während die drei Widersacher Mesmer's solche unheilvolle Pläne brüteten, waren die Freunde und Bekannten, die in dem Salon des Herrn von Paradies versammelt waren, noch immer damit beschäftigt, sich Theresen vorzustellen, und die Genesene mit herzlichen Glückwünschen zu begrüßen.

Therese saß bleich und unbeweglich auf dem Divan und starrte die fremden Gesichter mit einem traurigen Lächeln an, und schauderte, wenn man ihr sagte: das da ist die Freundin, welche Du so sehr liebst; das ist der Freund, der Dir sonst durch seine lustigen Geschichten die Zeit verkürzte!

Sie schloß dann die Augen und sagte flehend: „Sprecht zu mir, damit ich Euch wiedererkenne, und mich so ganz allmälig an Euer fremdes Angesicht gewöhne. Sprecht jetzt zu mir, damit meine Augen durch mein Herz lernen, Euch lieb zu gewinnen!"

Auf einmal aber, als eben wieder eine ihrer Freundinnen ihr vorgestellt ward, brach Therese in ein lautes Lachen aus.

„Was trägt denn die für ein lächerliches Ding da über ihrem Haupt?" sagte sie.

„Nun," antwortete ihre Mutter, „das ist ja die Frisur, die Du so sehr liebst. Das ist ein Kopfputz à la Matignon!"

Therese fuhr entsetzt mit beiden Händen zu ihrem eigenen Haupt empor. „Ja," sagte sie traurig, „so unnatürlich, steif und häßlich steigt da auch bei mir das lächerliche Ding in die Höhe. Ich will niemals wieder so frisirt werden, Mutter!"

„Aber mein Kind, diese Frisur ist jetzt die neueste Mode, und Du wirst Dich wohl darein fügen, sie zu tragen, denn was Mode ist, ist schön!"

„Ich werde mich nicht darein fügen," sagte Therese, langsam ihr Haupt schüttelnd. „Jetzt, da ich sehen kann, werde ich nicht so sehr fragen, was Mode, sondern was kleidsam, hübsch und natürlich ist. Aber jetzt, da ich Menschen und Thiere kennen gelernt habe, jetzt hatt mich auch die Natur und den Himmel kennen lernen. Mein Arzt, der mir das Licht gegeben, soll mir jetzt auch den Himmel geben. O, Mesmer, führen Sie mich zu Gott, zur Natur und zum Himmel!"

„Kommen Sie, Therese, wir wollen es versuchen, ob Sie den Anblick des Lichtes schon zu ertragen vermögen," sprach Mesmer, indem er sanft ihren Arm in den seinen schob, und sie von der Estrade herunter hob.

Aber seltsam, Therese, welche sonst in ihrer Blindheit frei und leicht durch alle Zimmer des elterlichen Hauses ihren Weg fand, ohne nur einmal anzustoßen oder sich zu verirren, bewegte sich jetzt nur schwankend, und mit kleinen, furchtsamen Schritten verwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Weimar und seine Dichter.

Seit das kleine Athen durch seine Dichter, Künstler, Philosophen und Staatsmänner ganz Griechenland überstrahlte, hat sich nur einmal wieder ein gleich glänzender Kreis von hervorragenden Geistern zusammengefunden — im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in dem kleinen Weimar (das man darum Ilm-Athen nennt). Weimar mit seinen engen, stillen Gassen und seinen wenn auch alten, so doch characterlosen Häusern sah damals, und sieht zum Theil noch jetzt aus, als sei es an das Schloß mit dem großen Parke angebaut worden, der sich an der einen lang dort aufhalten zu können, und sie erklärt sich zum Theil durch die Reize der Umgebung, vorzugsweise aber durch das Thun und Wollen der herzoglichen Familie, die drei der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten in sich vereinigte.

Voran steht die verwittwete Herzogin Amalie, die Nichte Friedrichs des Großen, dem sie auch geistig verwandt war, während sie in ihrem braunschweigischen Blute den leichten Sinn und die Liebe zum Vergnügen geerbt hatte. Im achtzehnten Jahre verwittwet, mußte sie die Regierung des Landes und

Einsiedel u. Seckendorf. Frau v. Kalb. Musäus. Die Brüder v. Humboldt. Herder. Schiller. Wieland. Schwestern von Lengefeld. (Frau v. Schiller. Frau v. Wolzogen.) Herzogin Amalie. Boyedue. Knebel. Herzogin Louise. Herzog Karl August. Goethe.

Seite bis zu dem Lustschlosse Belvedère mit einem andern Parke und auf der andern mit dem Schlosse Tiefurt, ebenfalls mit einem Parke, fortsetzt. Es leben noch Personen, die sich erinnern, daß der weimarische Hirt mit lauten Hornstönen täglich zur bestimmten Stunde die Rinder und Schweine der Bürger zusammenrief und zur Weide trieb, und als Goethe in dem Städtchen (1775) erschien, enthielt es in den kaum 700 Häusern etwa 6000 Einwohner, die sich um nichts weniger kümmerten, als um Literatur und Kunst, und sich durch Bildung so wenig auszeichneten, als ihre Straßen durch Beleuchtung, in denen man, bei nächtlicher Finsterniß, jeden Augenblick Gefahr lief, die Beine zu brechen. Und doch sagte Goethe einmal: „Ich habe fünfzig Jahre hier gelebt und obwohl ich viel herumgekommen, kehrte ich doch stets gern nach Weimar zurück.“ Diese anhängliche Liebe zu der kleinen Stadt theilten Alle mit ihm, die das Glück hatten, sich eine Zeit die Erziehung ihrer beiden Söhne übernehmen. Sie liebte Literatur und Kunst und schützte deren Pfleger. Sie componirte, malte und las die alten griechischen Dichter in der Ursprache. Sie setzte sich über alle Etikette hinaus und fuhr selbst einmal von Tiefurt mit sieben Freunden auf einem Heuwagen ab. Unterwegs wurden sie von einem Gewitter überrascht. Sie zog Wieland's dicken Rock an und erschien so in ihrer Residenz. In ihren Briefen an Goethe's Mutter herrscht die liebenswürdigste Herzlichkeit. Sie nennt dieselbe „Mutter“ und unterschreibt sich einfach: „Behalten Sie mir lieb und denken Sie fleißig an Ihre Freundin Amalie.“ Als Erzieher und Lehrer für ihre Söhne wählte sie Wieland — und dieser Schritt der Herzogin Amalie wurde von der allergrößten Bedeutung, denn mit ihm beginnt die große Zeit Weimars, und ohne ihn wäre weder Goethe noch Schiller noch Herder da erschienen.

Karl August, Amaliens Sohn und Wieland's Zögling, von dem Friedrich der Große schon sagte, von allen Prinzen, die er gesehen, versprechе er das Meiste, wurde vollständig, was er zu werden versprechen. Mit den kleinsten Mitteln hat er unter allen Fürsten Deutschlands das Größte gethan. Leicht ist es für jeden Fürsten, Männer von Talent um sich zu sammeln; schwer aber, sie bei sich zu behalten und die volle Entwickelung ihrer Talente zu fördern. Karl August besaß den rechten Blick, den Genius zu erkennen; er hatte den Willen, die Ausgezeichnetsten seiner Nation um sich zu sammeln, und verstand die Kunst, sie bei sich zu halten. Seine Thätigkeit ruhte nie; jeden Augenblick hatte er das Wohl seines Landes im Auge; in einer Stunde las er in einem Werke über Philosophie, Geschichte oder Kunst, in der nächsten suchte er eine neue Erfindung erproben zu lassen ꝛc. „Er schritt immer weiter vor," sagt Goethe, und dabei war wohl Niemand in ganz Deutschland so einfach als er, sein Freund Goethe etwa ausgenommen, mit dem er überhaupt vieles gemein hatte, als wären sie wirklich Brüder. Von väterlicher Seite hatten Beide wenigstens thüringisches Blut in ihren Adern, und ihre Mütter, Amalie und Frau Aja, waren einander in Charakter und Temperament nahe verwandt. Am liebsten befand er sich unter Soldaten oder unter vier Augen mit seinem Dichter, dem er einmal von Gotha aus nach Jena schrieb: „Ich sehne mich, mit Dir die Sonne auf- und untergehen zu sehen; denn hier steht man sie vor Höflingen nicht, die ihre „„Fischpflicht"" mit fürchterlicher Pünktlichkeit verrichten."

Von seiner Gemahlin, der schönen Herzogin Louise, spricht Niemand ohne die höchste Verehrung. In ihrer verständigen Ruhe, mit ihrer immer gleichen Anmuth mäßigte sie die wohl zuweilen aufbrausende Heftigkeit Karl Augusts, und „mit sanft überredender Bitte führte sie stets den Scepter der Sitte." Sie und die Königin Louise von Preußen ragen in der neuen deutschen Geschichte groß hervor: sie traten Napoleon, dem damaligen allmächtigen Gebieter, entgegen und nöthigten ihn Beide zu Bewunderung.

Um diese fürstliche Familie gruppirte sich nun der Kreis von großen Männern und interessanten Frauen, der seine Anziehungskraft heute noch nicht verloren hat. Zuerst Wieland, der gutmüthige, leicht gereizte und leicht verzeihende, der den damals noch wenig gebildeten deutschen Geschmack durch griechische Grazie und französische Leichtigkeit zu fördern suchte, und durch seinen deutschen Merkur nicht geringen Einfluß ausübte. Dann ging Goethe, der mit seinem „Werther" und „Götz" alle Herzen in Deutschland erobert hatte, „wie ein Stern" in Weimar auf, — in seiner Jugend ein Mann von gewinnender Schönheit, in seinem Alter voll Majestät; mit einem Herzen, das der treuesten und aufopferndsten Liebe und Freundschaft fähig war, und mit einem Geiste, der in die Tiefen der Menschenseele wie in die Geheimnisse der Natur einzudringen vermochte; in der Jugend voll liebenswürdiger Wildheit, in dem Alter ein Weiser; zu jeder Zeit unablässig thätig als Dichter, als Kunstfreund, als Naturforscher und als hoher Beamter, ja im Stande, in einem Wirthshause in einem Dorfe eine Scene der „Iphigenie" zu schreiben, nach dem er so eben bei einer Rekrutenaushebung beschäftigt gewesen.

Neben ihm Schiller, körperlich kränklich, steif und unbeholfen, aber immer begeistert, immer nach Höherem, nach Idealem strebend, darum die Jugend und Frauen entflammend und fortreißend, durch die Pracht seiner Bilder und den Wohllaut seiner Sprache entzückend, das Ideal eines Dichters, und als solcher mit Recht alle Zeit gefeiert, dabei aber dem großen Freunde Goethe gegenüber so tief bescheiden, daß er sich nicht scheut zu sagen: „Gegen ihn werde ich doch immer ein Lump bleiben."

Herder, durch scharfe und gewandte Kritik Lessing vergleichbar, mit dem reinsten und geläutertsten Geschmack, und darum von dem größten und vortheilhaftesten Einflusse auf Goethe, der ihn schon als Student in Straßburg kennen und schätzen lernte, später seine Berufung nach Weimar veranlaßte und, namentlich in der frühern Zeit, ihm seine dichterischen Schöpfungen vor dem Druck zur Prüfung vorlegte. Leider war er nicht blos kritisch, sondern auch krittlich, eitel, immer unzufrieden, eifersüchtig und neidisch, namentlich gegen Goethe's einflußreiche Freunde, wie Anfangs Merck, später Schiller.

Zu diesem Kreise gehörte, wenn auch nicht lange, der drollige Musäus, der Verfasser der trefflichen „Mährchen;" ferner von Knebel, der mehr als Rathender und dienstfertiger Freund der Dichter, denn als selbstschaffender wirkte; Kotzebue, der Bühnendichter, der wie deutsche Bühne beherrschte, aber überall gern Zwietracht säete, boshafte Bemerkungen anbrachte, und selbst über deutsche Angelegenheiten in russischem Solde Berichte lieferte; von Einsiedel, ein jovialer Lebemann, seiner Gutmüthigkeit wegen überall „Freund," Dichter und Muster für's Haus und unerschöpflicher maître de plaisir; von Seckendorf, der „Werther's Leiden" in's Französische übersetzte; Bertuch, der Schatzmeister, der zugleich zuerst Industrie in den deutschen Buchhandel brachte.

Diesen stets in Weimar Weilenden schlossen sich oftmals andere für längere oder kürzere Zeit an, wie die Brüder von Humboldt, von dem der Jüngere, der gefeierte Alexander, als der Letzte jener großen Zeit noch unter uns lebt, die Brüder Schlegel und viele Professoren aus dem benachbarten Jena, wie Fichte, Schelling, Hegel, Luden, Oken, Döbereiner, Hufeland ꝛc.

Unter den Frauen, die in dem Dichterkreise und an dem Hofe Weimars glänzten, sind zu ernähnen die Schwestern v. Lengefeld, von denen die Jüngere Schiller's Gattin, die Ältere die seines Freundes v. Wolzogen wurde. Der letztern verdanken wir die erste gute Biographie Schiller's, und früher schon hatte sie sich durch ihren Roman „Agnes von Lilien", der sogar Goethe zugeschrieben wurde, bekannt gemacht. Sodann die Hofsängerin Corona Schröter, eine strahlende Schönheit, die Goethe geliebt haben und die mit Einsiedel in's Geheim verheirathet gewesen sein soll; die excentrische Frau v. Kalb, die von Schiller, der nach ihr die Königin Elisabeth im „Don Carlos" schuf, so leidenschaftlich geliebt wurde, wie sie erst ihn, dann Jean Paul liebte; Frau v. Stein, die am längsten das Herz Goethe's besaß, der nicht eine Zeile schrieb, ohne sie ihr vorzulegen; die Gräfin v. Werthern, die für Karl August das war, was die Stein für Goethe, und das Original zu der reizenden Gräfin im „Wilhelm Meister"; die geistreiche, witzige, kleine buckelige v. Göchhausen, die von Jedermann geneckt, aber auch von Jedermann geliebt wurde und unter dem Namen „Thusnelda" bekannt ist.

In Tiefurt, dem Lieblingsschlößchen Amaliens, wie in ihrer Wohnung in der Stadt, fanden sich häufig alle diese Männer und Frauen zu einer Gesellschaft zusammen, der gewiß eine ähnliche nie und nirgend gegenüber gestellt werden kann und deren Spiele und Vergnügungen sogar sehr oft von Poesie geweiht, immer aber durch Geist und Witz belebt wurden. Wie aber nichts Irdisches Bestand hat, so riß auch diesem seltenen Kreise der Tod bald Einen nach dem Andern hinweg. Am längsten wurde der Größte verschont, Goethe, der die Herzeginnen Amalie und Louise, seinen Freund Karl August, Herder, Schiller und Wieland begraben sehen mußte.

Fast aller der Gefeierten sterbliche Ueberreste ruhen nun wieder vereint auf dem Friedhofe Weimars, und ihre Grabstätten schauen auf die Stadt nieder, welche die Erinnerung an sie als nie verbleichender Glanz umgiebt. Die Nachwelt, die noch keine Ebenbürtigen begrüßen konnte, wallfahrtet nach dem „Schillerhause," dem „Goethehause" ꝛc., und Weimar schmückt sich mit Statuen seiner großen Todten. An der Kirche, in welcher Herder so beredt gesprochen, steht jetzt sein ehernes Bild und predigt Humanität und Duldsamkeit; im Park, der zum größten Theil sein Werk ist, prangt Goethe's Jupitergestalt in Marmor und binnen wenigen Jahren werden vor dem Theater, dem beide ihre besten Kräfte widmeten, Goethe und Schiller in einer Gruppe von Rietschel's Meisterhand sich erheben.

Das Bild, womit heute unser Blatt geziert, stellt eine Versammlung mehrerer jener Männer und Frauen im Park zu Tiefurt vor. Es ist dem bei Meinhold und Söhne in Dresden erscheinenden Prachtwerke entnommen: „Die deutsche Geschichte in Bildern, nach Originalzeichnungen deutscher Künstler" (Text von Bülau), das viele gleich schöne Holzschnitte nach Zeichnungen von Bendemann, Ehrhardt, Steinle, Camphausen, v. Oer, M. v. Schwind, L. Richter ꝛc. enthält und warme Empfehlung verdient.

Ein englischer Künstler.

Skizze von Karl Wartenburg.

(Schluß.)

Dies war das erste Debüt Edmund Kean's im Drury-Lanetheater, der sich als der Dritte neben die beiden ihm vorausgegangenen großen Mimen Englands, neben den unvergleichlichen David Garrik (geb. 1716 gest. 1779) und den berühmten John Philipp Kemble (geb. 1757 gest. 1823) stellen sollte.

Wenige Tage nach jenem oben geschilderten Debüt trat er als Richard III., Othello, Macbeth auf, und errang sich durch die Darstellung dieser shakespeare'schen Charaktere einen solchen Ruhm, daß trotz aller Intriguen und Ränke, der Glanz aller übrigen nebenbuhlerischen Sterne am Theaterhimmel vor dieser neuaufgehenden Sonne erbleichte. Und kurze Zeit darauf erhielt er, der sich ein paar Monate früher glücklich pries, wenn bei der wöchentlichen Theilung der Einnahme ein bis zwei Pfund auf seinen Antheil kamen, ein Spielhonorar von 50 Pfd. Sterling für jedes Auftreten, und ein Jahr später ein Engagement mit jährlich 10,000 Pfd. oder 70,000 Thlr.! Es ist dies, beiläufig bemerkt, fast dieselbe Summe, welche Herr von Cotta für das Verlagsrecht an den sämmtlichen goethe'schen Werken zahlte. Indessen ist England nun einmal trotz aller Corruption, von der man in den londoner Correspondenzen der Zeitungen liest, und die auch zum großen Theil vorhanden sein mag, das Land, in welchem man das Talent, das Genie für seine Leistungen mit einer Großartigkeit honorirt, die alle feshländischen Begriffe übersteigt. Doch wir wollen nicht blos von den enormen Einkünften Kean's sprechen, so wunderbar fabelhaft diese Summen auch einem deutschen Ohr klingen mögen, sondern zur weiteren Charakterschilderung dieses originellen Künstlers zurückkehren. Schon eine kurze Aufzählung der rein äußeren Lebensmomente zeigt, welche seltsame Laufbahn dieser Künstler durchschritten, bevor er zu jener glänzenden Höhe gelangte.

Im fünften Jahre — er war geboren 1790 — Figurant auf demselben Theater Londons, auf welchem er neunzehn Jahre später unter einem so enthusiastischen Beifall des Publikums seine Laufbahn als größter mimischer Künstler Englands begann; im elften Jahre Kajütenjunge auf einer Handelsbrigg, mit welcher er bis nach Madeira segelte, wo er entfloh, um nach London zurückzukehren, und nun hier, als Affe verkleidet, durch Kunststücke und Purzelbäume auf dem Seil die Besucher des Bartholomäusjahrmarkts zu ergötzen; im dreizehnten Jahre Zögling der Gelehrtenschule zu Eton in Buckinghamshire und den „bellum gallicum“ und „bellum civile“ Cäsar's und die „Οδύσσεια“ Homer's studirend; hierauf, entflohen aus den Hörsälen der Gelehrtenschule, wo ihm die strenge Disciplin ein Gräuel war, wandernder Komödiant, und heute bald im grünen Irland, in einigen Wochen in Schottland oder lustigen Alt-England — und endlich der erste Schauspieler dieses Englands, mit welchem die vornehme und fashionable Welt Londons, vom bürgerlichen Daudy bis zum Pair und Herzog, und von der reichen Banquiersfrau der City bis zur hocharistokratischen Lady und Vicomtesse der Regent-Street und des Square-Hannover, eine wahre Abgötterei treibt! — Aber trotz dieser Vergötterung gab es wohl niemals einen Menschen, der diese vornehme, aristokratische, elegante Welt so energisch und grimmig haßte, wie Kean, gab es wohl niemals einen mit Huldigungen aller Art gefeierten Künstler, der die Huldigungen dieser vornehmen Gesellschaft so sehr sieh und mied, wie Kean, welcher seine Erholung und Amüsements in den tollen Abendgesellschaften suchte, die er, einige Zeit lang in Gemeinschaft mit Lord Byron, dem berühmten Dichter des „Childe-Harold,“ einer Anzahl gleichgesinnter Freunde und Freundinnen gab. Dieser Abneigung oder vielmehr diesem Haß Kean's gegen die sogenannte vornehme, feine Welt lag indessen ein Motiv zu Grunde, das zu erfahren nicht ohne Interesse sein wird.

„Ihr wollt wissen,“ antwortete Kean einst einigen seiner Freunde, die ihn über den Grund dieser Abneigung befragten, „warum ich diese vornehme, hocharistokratische Gesellschaft, diese Pairs und Herzöge und edlen Lords hasse? Warum ich die Einladungen zu ihren Festen, Gastmählern und Gesellschaften ausschlage? Ich will es Euch sagen. Weshalb laden diese vornehmen Herren unseres Gleichen ein? Um mit uns an ihrer Tafel zu paradiren, um uns ihren Gästen zu zeigen, wie man in den Menagerien ein wildes Thier, vielleicht einen Löwen oder Tiger zeigt und dabei sagen zu können: Seht, das ist der berühmte Kean, den ich Euch vorführe; gerade so, wie sie den Leuten ihre Vollblutrosse zeigen, die bei dem Wettrennen in Ascott den Preis gewannen. Und dann soll ich mich noch für diese Ehre bedanken, soll mich Seiner Lordschaft mit devoter Miene zu gütigem Wohlwollen empfehlen? Goddam! Denken diese Schwachköpfe, daß ein Mann von Talent und Genie ihnen schmeicheln soll, weil ihnen der Zufall bei der Geburt eine Baronetschaft, einen Lordstitel oder eine Pairie in die Wiege geworfen hat? — Und dann noch Eins! Ich würde in diesen feinen, fashionablen Gesellschaften, wo der sogenannte feine Ton, die Etiquette oder wie sie nun dieses Gemisch von Unsinn, Vorurtheilen, Steifheit und Albernheit nennen, herrscht, ich würde, wiederhole ich, in diesen feinen Cirkeln zu Grunde gehen. Ich bin Plebejer, aus dem Volk entsprossen, und meine Kunst und mein Talent sind plebejischer Natur. Oder glaubt Ihr, daß ich, wenn ich aus einer dieser vornehmen Coterien stammte oder mich in ihren Kreisen naturalisirt hätte, den Macbeth, den Richard, den Othello, den Shylock so darstellen könnte, wie ich diese Charaktere Euch jetzt vorführe? Dann irrt Ihr gewaltig! Diese wilde Energie, diese Leidenschaftlichkeit, die mich bei der Darstellung jener dichterischen Gestalten erfaßt und die Ihr so oft bewundert habt, beruht auf meiner plebejischen Natur, auf meiner plebejischen Kraft, die ich meiner Abstammung aus dem Volke verdanke. Meine Kunst ist demokratischen Ursprungs.“

Aus dieser Ansicht, die, so viel Wahres ihr auch zu Grunde liegen mag, doch an's Extreme streift, entsprangen die späteren Verirrungen des berühmten Künstlers, die, wenn sie auch nicht den inneren Kern seines Charakters, der bei alledem ein edler blieb, besteckten, doch sein eminentes Talent früh- zeitig zu Grunde richteten und ihm ein baldiges Ende bereiteten. Um den Gesellschaften und Soireen in den parfümirten Salons der aristokratischen Damen von Regent-Street zu entfliehen, stieg Kean in die schlechtesten Kneipen und Bierkeller Londons, in welchen er, unter einer sehr gemischten Gesellschaft von ruinirten Spielern, ausgedienten Boxern, deren Beschäftigung er leidenschaftlich liebte, sogenannten zu Grunde gegangenen und verkannten „Genies“ aus allen Zweigen der Kunst, entlassenen Offizieren und eingefleischten Zechbrüdern, seine Nächte verbrachte. Die Mitglieder einer dieser ehrenwerthen Gesellschaften, welche sich in dem „Kohlenloch“ — der Name ist schon bezeichnend — einer der obscursten und schmutzigsten Kneipen Londons ihre Stelldicheins gaben, nannten sich unter einander die „Wölfe,“ und Edmund Kean, der gefeierte Held der englischen Schauspielkunst, in dessen Vorzimmer, als er sich einst bei einer tollen Wettfahrt den Arm ausgefallen, Pairs, Herzöge, Lords und Barenets drängten, um ihm ihr Beileid zu bezeugen, Edmund Kean, der erste Schauspieler Englands, war das Oberhaupt der Wölfe, der Stuhlmeister dieser Nachtgesellen, welche bei ihren Bacchanalien den Porter, Ale, Grog und stärksten Franzbranntwein aus ungeheueren hohen, steinernen Krügen tranken. Zuweilen hatte er bei diesen nächtlichen Gelagen einen Gefährten, es war Lord Byron, der sich unter diesen Wölfen gleichfalls behaglicher fühlte als unter den Kreisen der „respectabien Welt,“ die, um sich deshalb dafür zu rächen, den großen Dichter mit dem socialen Bann belegte und ihn gleichsam ächtete. Auch Lord Byron haßte diese ehrbare Welt Londons, wenn auch die Motive, die dem Haß des Dichters zu Grunde lagen, anderer Natur waren als die Kean's.

Wenn man übrigens der Tradition trauen darf, so war es im „Kohlenloch“, wo jener seltsame Trink-Wettkampf zwischen Kean's Bären und Byron's Löwen stattfand. Dieser denkwürdige Zweikampf endete, wenn wir nicht ganz irren, mit dem Tode des Bären, nachdem dieser zwei Kannen des stärksten Franzbranntweins in einem Zug geleert, und Byrons Löwe ging aus dem Wettstreit als Sieger hervor.

Daß solche Orgien die Gesundheit Kean's schwächten und seinen Geist zerrütteten, ist natürlich, und eine Menge barocker Einfälle, die er zum Besten gab, sind lediglich dem schädlichen

Einfluß dieser nächtlichen Gelage mit ihrem wilden Lärm, ihrem wüsten Treiben und ihrer Trunkenheit zuzuschreiben. So spielte er eines Abends im Drury-Lanetheater — also dem Schauplatz seines ersten großen Triumphes — die Rolle des Macbeth und das Publikum, begeistert durch sein meisterhaftes Spiel, brach in einen donnernden Beifall aus, als er in der Schlußscene des fünften Akts zu Macduff sprach:

„Ich geb' mich nicht,
Den Staub zu küssen von dem Knaben Malcolm,
Gehetzt zu werden von des Pöbels Fluch.
Kämt auch nach Dunsinan der Birnamwald,
Drängt Du mir auch, ein nicht vom Weib Geborner,
Doch wag' ich noch das Letzte. Vor die Brust
Werf' ich den Hünenschild. Triff, daß es schallt!
Und fahr' zur Hölle, wer zuerst ruft: Halt!"

Aber kaum hatte er geendet, so warf er, übermannt von einem jener wunderlichen, barocken Einfälle, Schwert und Schild weg und schlug zum Erstaunen und Entsetzen des sämmtlichen vornehmen Publikums drei wilde Purzelbäume, die ihn in einem Nu bis dicht vor den Souffleurkasten brachten. Hier sprang er auf und sprach, sich mit einer merkwürdigen Geberde gegen das Parterre wendend:

„Das war mein erstes Handwerk, Gentlemens, und ich glaube, wenn es so fort geht, muß ich wohl wieder zu ihm meine Zuflucht nehmen."

Die Verblüffthеit des Publikums über diese Excentricität des berühmten Schauspielers, die selbst über alle englischen Begriffe hinausging, wird man sich leicht vorstellen können.

Ein anderes Mal spielte er die Rolle eines Husarenoffiziers und hatte als solcher eine Reitpeitsche in der Hand, mit welcher er allerlei Evolutionen ausführte. Nun kam aber eine tragische Rührscene, wo er seine Geliebte umarmen und die Reitpeitsche wegwerfen sollte. Kean aber erblickte in dem Augenblicke in einer Prosceniumsloge einen Journalisten, der, wie bekannt, Mitredakteur des ministeriellen „Couriers", eines Organs des Lords Castlereagh, dieses unpopulärsten aller englischen Minister, war. Plötzlich geht Kean auf die Prosceniumsloge zu und spricht, mit der Reitgerte auf den Journalisten zeigend:

„Dieses kleine Ruthchen hier sollte ich eigentlich wegwerfen, aber ich behalte es, um damit gelegentlich den Herrn Redakteur da zu züchtigen."

Das Publikum war über dieses unverschämte Impromptu so erstaunt, daß Niemand sich regte und Kean ruhig abtreten konnte.

Indessen würde es den in diesen Blättern uns gestatteten Raum überſteigen, wenn wir alle die barocken Einfälle dieses excentrischen Kopfes erzählen wollten, von seinen seltsamen Liebhabereien und Vergnügungen, von den Hahnenkämpfen, Wettrennen, Boxereien und ähnlichen Dingen, die er als leidenschaftlich liebte, von seiner Reise nach Amerika, welches ihn, wie ungefähr fünfundzwanzig Jahre später die Jenny Lind, mit ungeheurem Jubel empfing, und von seinem romantischen Zug in die canadischen Wälder, wo er sich einem Haufen Indianer anschloß, zu deren Anführer er sich später aufwarf. — Durch eine Art Dämon zu immer neuen Excentricitäten getrieben, stürzte er sich immer tiefer in den Strudel der wildesten Vergnügungen, und er, dessen robuster Körper und eiserne Gesundheit ihm, bei sonstiger normaler Lebensweise das höchste Ziel des menschlichen Lebensalters versprachen, starb auf der Höhe des Mannesalters, dreiunddreißig Jahre alt, am 15. Mai 1833 zu Richmond. Es starb fast unter denselben sozialen Interdict, mit welchem man seinen berühmten Zeitgenossen und Gefährten der nächtlichen Gelage im „Kohlenloch" belegt hatte, Lord Byron, der neun Jahre früher, fern von britischer Erde, zu Missolunghi, seinen Geist ausgehaucht hatte. —

Die Strafen der Vorzeit und Gegenwart.

II.

Ehrenstrafen. — Injurianten, Adelige, Offiziere, Fluchtige, Todte, Wucherer u. s. w. — Pranger, Narrenhäuschen. — Insbesondere Strafen für zänkische Frauen. — Verbannung. — Acht. — Gefängnißstrafen. — Charakteristik der früheren Strafen. — Schluß.

(Schluß.)

Derselbe Reichthum der Erfindung wie bei den Lebens- und Leibesstrafen nöthigt uns auch, bei einer dritten Klasse von Strafen, den Ehrenstrafen Bewunderung ab, und können wir uns derselben mit um so vollerem Herzen hingeben, als uns hier die schöpferische Phantasie der Alten mehr Stoff zum Lachen als zum Weinen bietet.

Die Infamie der Römer und die Athymie der Griechen zeigt uns weniger Interessantes als die Ehrenstrafen der deutschen Vorfahren. Hatte Einer den Andern beleidigt, so wurde er zum Widerruf genöthigt, mußte sich auf das „Lügenmaul" schlagen und sprechen: „Mund, da du solches sprachest, legest du," und nach Beſinden rückwärts aus dem Saale gehen. Eine Strafe war es, nur ein zerbrochenes Messer statt eines Degens führen zu dürfen, Stiefel ohne Sporen zu tragen, auf einem Pferde mit keinem, oder nur ein, zwei oder drei Hufeisen, ohne Sattel, mit halbem Zaume zu reiten; Adeligen wurde das Wappen durch den Henker, Offizieren der Degen durch den Profoß zerbrochen. Der Verlust der Nationalkokarde ist noch jetzt in Preußen eine Ehrenstrafe. Flüchtige wurden in effigie gehängt oder verbrannt oder der Name an den Galgen angeschlagen, selbst die Todten traf noch die Schande des unehrlichen Begräbnisses an einem ungeweihten Ort oder gar des Eselbegräbnisses auf dem Schindanger unter dem Galgen. Barfuß und den Strick um den Hals, wurden Uebelthäter in Prozession herumgeführt. Barfuß und in härenem Gewande mußte Heinrich IV. zur Winterzeit in Canossa Buße thun, barfuß und im Hemd mußte Lothar von Sachsen vor Heinrich V. treten. Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der sich des geächteten Grumbach angenommen, wurde in einem offnen schwarzbehangenen Wagen, einen Strohkranz auf dem Haupte, im Regenwetter in Wien herumgefahren. Eine Ehrenstrafe war es ferner namentlich für Adelige, einen Hund bis an ein Haus, eine Kirche oder die Grenze zu tragen*. Wucherer mußten barfuß, einen Judenhut auf dem Kopfe, einen Besen in der Hand, das Weihwasser drei Sonntage um die Kirche tragen, sich dann vor die Kirchenthür legen und die Leute über sich weggehen lassen. Die gewöhnlichste Strafe dieser Art war aber der Pranger oder Schandpfahl oder das minder schimpfliche Halseisen, in Deutschland auch die Fiedel, in Schwaben die Geige genannt, wobei oft den Delinquenten ein rother Hut oder wie Bauquerouteurs eine gelbe oder grüne Mütze aufgesetzt wurde. Oefters auch wurden dieselben in das rothe Gitter und in das Narrenhäuschen gesteckt. Auch findet sich, daß man Räuber mit Pech bestrichen, in Federn gewälzt und also in Prozession herumgeführt hat. Besonders glücklich aber waren unsere Vorfahren in der Wahl der Strafen für zänkische Frauen. Oft mußten sie öffentlich die Gasse oder den Markt kehren, oft wurden sie in einem Schandkorb ausgestellt oder in's Wasser getaucht. Oder sie wurden verdammt, große Steine, die oft einen Centner wogen, sogenannte Schand-Klapper- oder Krötensteine, welche bald die Form einer Schüssel oder Flasche hatten, bald in einem steinernen Weiberkopfe mit einem Schlesse an der Zunge bestanden, um den Hals zu tragen. Hatten sich zwei Weiber auf dem Kirchhofe oder in der Kirche gezankt, so mußten sie barfuß, die Eine vornen mit einem Besen in der Hand, die Andere hinterher, um die Kirche gehen. Lachte die Letztere, so mußte sie den Besen nehmen und voran marschiren. Hatte aber gar eine Frau ihren Eheherrn geschlagen, so mußte sie rückwärts, auf einem Esel sitzend und den Schwanz in der Hand haltend, durch den ganzen Ort ziehen, und hatte sich der Mann von seinem Eheweibe im Handgemenge besiegen lassen, so traf ihn die Schande mit, und er mußte selbst den Esel führen. Wurde man eines zänkischen Ehepaares ruchbar, so sparte sich auch wohl die ganze Nachbarschaft einen rechten Fastnachtsspaß auf. Den letzten Fastnachtstag oder Aschermittwoch versammelten sich alle angrenzenden Gemärker, Jung und Alt, so Lust dazu hatten, und zogen mit Trommeln, Pfeifen und stiegenden Fahnen zu Pferd und zu Fuß vor den Ort, wo sich das unfriedige Paar befand,

* Daher das Sprüchwort: Hunde nach Bauzen (d. i. die Grenze) tragen.

schickten eine Deputation zum Schultheiß, vor dem sie die Anklage vorbrachten, und wenn dieser nach Abhörung der Zeugen die Sache in Wichtigkeit befunden, so wurde ihnen der Einzug in den Flecken gegönnt. Sie umringen nun des geschlagenen Mannes Haus, steigen auf das Dach, hauen den First ein und decken ihn ohne alle Barmherzigkeit das Dach ab. So unleidig erschien den alten Deutschen die Schmach eines Mannes, der sich von seiner Frau schlagen ließ, daß sie sich Alle für verpflichtet hielten, den Schimpf zu rächen. Ob einige von diesen Gebräuchen wohl auch heutzutage am Platze wären?

Das Niederreißen und Verbrennen der Häuser kömmt aber auch auf einer weit ernsteren Seite der Geschichte vor. Die Häuser und Burgen geächteter Friedensbrecher wurden der Erde gleich gemacht oder niedergebrannt oder ein Kreuz hineingerissen. Kapitalverbrechern wurde das Dach abgetragen, das Thor verspändt, der Brunnen mit Erde zugedeckt und der Ofen eingeschlagen. Ungerechten Richtern wurde das Haus weggebrannt, und selbst das Gras an der Stelle, wo es gestanden, ausgestochen. Ja, schon wegen Ungehorsams gegen die Obrigkeit wurde z. B. Weinwirthen die Thüre Jahr und Tag zugeschlagen, daß sie nichts verschleißen noch verzapfen konnten.

Noch einer Strafe der Vorzeit müssen wir gedenken, einer Strafe, die zunächst weder das Leben noch den Leib noch die Freiheit berührte, die aber gerade den edelsten Mann am Tiefsten in's Herz traf. Denn sie beraubte ihn eines Gutes, dessen zu entbehren dem Menschen am Schwersten fällt, des Umgangs mit seines Gleichen. Zu allen Zeiten sind Verbrecher aus ihrem Vaterlande vertrieben worden. Coriolan, Cicero und viele andere Römer wurden verbannt, Augustus wies den Dichter Ovid nach Tomi, Domitian den Evangelisten Johannes nach Pathmos. Der Petalismus der Syrakusaner und der Ostracismus der Athenienser entfernte nicht die Verbrecher, wie ihre größten und edelsten Bürger, einen Solon, Themistokles, Aristides, Cimon, Thucidides, Alcibiades u. A. aus dem Vaterlande. Die Russen verbannen ihre Verbrecher nach Sibirien, die Engländer nach Australien, die Franzosen nach Cayenne. Selbst Preußen machte 1802 den Versuch, Missethäter nach Sibirien zu deportiren. Aber das deutsche Recht kannte ein Exil noch schrecklicher als alles dieses. Das war die Acht. Die Acht pflegte nicht nur die Landesverweisung, sondern auch den bürgerlichen Tod, Confiscation des Vermögens, Auflösung der Ehe, Verlust alles Schutzes, kurz, gänzliche Friedlosigkeit und Vogelfreiheit nach sich zu ziehen. „Wir theilen," hieß es in den alten Formeln, „wir theilen Deine Wirthin zur Wittwe, Deine Kinder zu Waisen, Dein Lehn dem Herrn, Dein Erb und Dein Eigen Deinen Kindern, Deinen Leib und Dein Fleisch den Thieren in den Wäldern und den Vögeln in den Lüften. Wo ein jeglicher Mann Frieb' und Geleit hat, sollst Du keins haben, und wir weisen Dich in die vier Straßen der Welt im Namen des Teufels." Ein Geächteter floh in die Nacht der deutschen Wälder zu den Ebern und Wölfen. Niemand durfte ihn beherbergen und speisen. Jedermann konnte ihn ungestraft erschlagen, flüchtete er in ein Haus, so wurde es angezündet. Oft stand ein hoher Preis auf seinem Kopfe. Eine solche Acht über das ganze deutsche Reich traf Heinrich den Löwen von Baiern, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Friedrich V. von der Pfalz, Maximilian Emanuel von Baiern, und noch im Jahre 1758 drohte die Reichsacht Friedrich dem Großen von Preußen, wurde aber durch die evangelischen Landstände abgewendet. Der weltlichen Acht stehen gegenüber die Bannflüche der Päpste. Doch wie die Blitze des Jupiter in Rom oftmals nur kalte Schläge waren, so ist auch bei der weltlichen Acht die Praxis milder gewesen als die Theorie.

Wenn aber die Jetztzeit die meisten der bisher erwähnten Strafen gestrichen hat, was hat sie an ihre Stelle gesetzt? Sie hat nichts Neues erfunden, aber sie hat eine Strafart, die früher eine sehr untergeordnete Rolle spielte, zur fast ausschließlichen erhoben, so daß man die Gerechtigkeit nicht mehr mit einem Schwerte, sondern einem Schlüsselbunde abbilden sollte. Denn neben der nur noch auf wenig Fälle beschränkten Todesstrafe und einigen Ehren- und Vermögensstrafen zeigen die jetzigen Strafcodexe fast nur noch eine lange Skala von Strafübeln, welche alle eine Beschränkung der Freiheit des Verbrechers zum Zwecke haben. Vom leichten Stadt- und Hausarrest, vom Bürger- und Priestergehorsam, welcher Letztere manchen Orts die Pesanne, in Stuttgart die Bibel genannt wird, erstreckt sich die lange Reihenfolge über Carcer, Gefängniß, Corrections-, Arbeits-, Stock-, Spinn-, Raspelhaus, bis zum Zuchthaus und der Festungsstrafe, und ist oft mit schwerem Festungsbau, mit Galeeren-, Karren und Bergwerksarbeit verbunden, und durch Fasten, Dunkelarrest, hartes Lager, Züchtigung, Kettentragen u. a. m. verschärft worden. Was wir dagegen in der Vorzeit von Gefängnißstrafen lesen, was uns von dem „Ohr" des Dionys, von dem „Schatz" der Messenier, der „Hölle" der Athenienser, was uns von den sieben Thürmen in Constantinopel und den Bleidächern von Venedig berichtet wird, berechtigt uns zu der Annahme, daß das Gefängniß damals nicht eine Freiheits-, sondern eine Lebensstrafe, und jene Orte nicht Gefängnisse, sondern Gräber gewesen sind.

Das Portrait der Vorzeit ist gemalt und der Ausdruck der Züge schwerlich zu verkennen. Grausamkeit und Mißachtung des Menschenlebens ist die tiefe Furche, welche die Stirn verfinstert und welche wir über den Schall um die Lippen nimmer vergessen können. Nicht der schauerliche Theaterapparat erschreckt uns mehr, mit welchem man damals das abergläubische Volk im Schach zu halten suchte, die offenen Heeresstraßen und Kreuzwege, die morigen Felsenlöcher, die verdorrten Bäume und brennenden Häuser, die Wölfe, Hunde und Schlangen, die schwarzen Tücher und rothen Mützen, die Steine, Besen und Dornenkeben, uns schrecken die zahllosen Menschenopfer, und schrecken die sonderbaren Eicheln, die damals auf den Bäumen wuchsen, und die lebendigen Leichen, die man ehedem zu Grabe trug. Ist auch die Angabe, nach welcher allein in der baierischen Regierung Burghausen, die damals etwa 174,000 Seelen zählte, in den Jahren 1748—1776 nicht weniger als 11,000 Menschen durch Henkershand gefallen sein sollen, auf alle Fälle übertrieben, so ist das Resultat doch grauenvoll genug, wenn nur der hundertste Theil wahr ist.

Ein buntes Kleid aus hundert Lappen war damals der Cober der Strafen. Bewunderung erweckt die Mannigfaltigkeit derselben, die vormals den Alten zu Gebote stand, aber noch größere Besorgniß die Ungleichheit, die durch sie veranlaßt wurde, um so mehr, als die Wahl der Strafe meist in der Hand des Richters lag. Wer wollte ferner leugnen, daß die Alten oft das Schwarze in der Scheibe getroffen haben, aber oft genug auch sind sie weit, weit vom Ziele abgeirrt. Oder giebt es ein schreienderes Mißverhältniß zwischen Verbrechen und Strafe, als wenn in den lübeckischen Blutregistern zu lesen ist, daß Annete Pypers wegen Entwendung eines alten Weiberrockes lebendig begraben, ja, blose Polizeivergehen wie Kapitalverbrechen behandelt, und z. B. in Rostock ein Weib, das von einem Fremden Häringe gekauft, zum Tode verurtheilt, und einer Frau, die schimmeliges Brot verkauft, die Hände abgehackt worden sind.

Soviel lernen wir erkennen, das Volk steht nicht am Höchsten, welches die härtesten Strafen hat, und sehen wir, wie zur Blüthezeit des Rades und Galgens gleichwohl Raub und Mord an der Tagesordnung waren, so giebt es nur eine Lösung dieses Räthsels:

„Nicht die Größe der Strafe ist der beste Damm gegen Verbrechen, sondern die Unvermeidlichkeit derselben, und Feuer und Schwert blist weniger als eine gute Polizei."

Doch genug. Sollte der Leser oder die Leserin die Scenen, welche ich vorüberziehen ließ, erschreckt und geängstigt haben, so will ich ihnen die trüben Bilder noch mit der Geschichte von dem Glücke des „Claus Baya" in Stockholm verscheuchen, welcher unter Christian II. nebst vielen andern Bürgern in das Gefängniß geworfen und darin erdrosselt werden sollte, aber so ungeheuer dick war, daß man ihn in kein Gefängniß brachte und laufen ließ.

Der edle Wein.

Von Dr. H. Hirzel.

Der Wein ist die Perle unserer Getränke. Tausendstimmig sind seine guten Eigenschaften besungen und gepriesen worden, und mit Recht sagt der große Dichter:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang;
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Nie wird der Weinjubel auf der Erde verstummen. So verschieden

in ihren Ansichten sonst die Menschen sind, hierin werden diejenigen, welche Wein trinken können und denen der Genuß desselben nicht durch Prophezeien oder Nichtprophezeien verboten ist, gewiß Alle mit einander übereinstimmen. Man glaubt zwar, daß sich im Laufe dieses Jahrhunderts das Bier zu einem gefährlichen Nebenbuhler des Weines erhoben habe, und allerdings ist der Wein an manchen Orten durch das Bier fast ganz verdrängt worden. Zwischen Wein und Bier ist aber kein Vergleich möglich; denn jedes Getränk besitzt seine besonderen ihm eigenthümlichen Vorzüge. Der Wein zeichnet sich durch seinen Wohlgeruch, seinen erwärmenden Wohlgeschmack, seine belebenden, erfrischenden Wirkungen aus; das Bier dagegen gehört mit seinen Nahrungsstoffen mehr zu den wirklich ernährend wirkenden Getränken, obschon sein Nahrungswerth gewöhnlich sehr überschätzt wird. Das Bier kann daher nicht den Wein und der Wein nicht das Bier ersetzen. Dem Ruhme des Weines haben ganz andere Verhältnisse geschadet; nämlich eines Theiles die vielen Mamsscherein, die zu allen Zeiten mit dem Weine vorgenommen wurden und als „Weinfälschung oder Weinschmiererei“ bezeichnet werden, andern Theils die Angewöhnung der Menschen, auch die aus den schlechtesten Trauben bereitete saure Brühe „Wein“ zu nennen. Wir müssen daher wohl unterscheiden zwischen dem edlen Weine, der dieses Namens würdig ist, zwischen Weinbrühe oder zu saurem Weine, den man scherzweise auch „Getränk sieht aus wie Wein“ genannt hat und zwischen dem verfälschten Weine, dem Stoffe zugemischt worden sind, die nicht in den Wein gehören und nie in edlen Weine gefunden werden. Ein verfälschter oder schlechter Wein vermag die gewünschte Fröhlichkeit nicht in uns zu erwecken, sondern versetzt uns im Gegentheil in einen höchst unbehaglichen Zustand von Kopfschmerz, Uebelkeit, Schlägrigkeit u. s. w.; er macht uns auch bei mäßigem Genusse sogenannten Katzenjammer.

Würde nur guter Wein zu billigerem Preise geschenkt — wir werden sehen, daß dies möglich ist — so könnten sich täglich Millionen von Menschen durch ein oder mehrere Gläser dieses köstlichen Trunkes erquicken, die jetzt theils freiwillig, theils gezwungen auf den Weingenuß verzichten; freiwillig, weil sie sich vor dem verfälschten Weine scheuen; gezwungen, weil ihnen die Mittel zur Beschaffung desselben fehlen.

Die Furcht vor schlechten oder verfälschten Weinen ist zur Zeit durchaus nicht grundlos; denn das Gewerbe der Weinschmiererei und Weinfälschung ist im besten Schwunge und scheint von Vielen betrieben zu werden; es mag auch sehr einträglich und bequem sein, und leider giebt es genug Menschen, denen kein Mittel zu schlecht ist, um sich zu bereichern. Solche Menschen sollte man „Geschöpf sieht aus wie Mensch“ nennen; denn sie sind ihres Namens unwürdig. Wir verdanken der gesprächigen Fama, welche zwar manche Lüge, aber auch ebenso manche Wahrheit verbreitet, viele interessante, wahre Erzählungen aus den düstern Kellerräumen, in welche man gewöhnlich kein uneingeweihtes Auge blicken läßt. Wir hören mit Erstaunen, wie aus dem schlechtesten Weine, aus Aepfelsaft und anderen mehr oder weniger reinlichen Flüssigkeiten, die edelsten Weine mit kunstvoller Hand fabricirt werden, und auffallend genug ist es, daß in die großen berühmten Weinkeller, aus welchen stets nur „gute, edle, reine Weine“ herauskommen, doch so manches Faß, voll der schlechtesten Brühe, wandert. Was wird aber aus solcher Flüssigkeit? — Die Antwort liegt auf der Hand.

Mit Hülfe wissenschaftlicher Forschungen sind schon viele Betrügereien entdeckt und öffentlich gebrandmarkt worden; denn eine Hauptaufgabe der gesunden Wissenschaft und wohl die schönste ist: in allgemein verständlicher Weise das Richtige und Wahre, gegenüber dem Unrichtigen und Falschen hervorzuheben und namentlich den hemmenden Vorurtheilen und nachtheiligen Sitten oder Gebräuchen der Menschen belehrend und rathend entgegen zu wirken, oder die Menschen vor, Betrug und Charlatanerie zu warnen und zu schützen. Der Gelehrte, der seine Aufgabe als Glied der menschlichen Gesellschaft richtig erkannt hat, wird seine Forschungen und Kenntnisse niemals gleich einem todten Kapitale liegen lassen, sondern das Resultat derselben allen Schichten der Gesellschaft in entsprechender Weise mittutheilen suchen, damit Alle einen Nutzen davon haben. Denn eben so gut als der Gelehrte von den Anstrengungen so vieler Menschen Nutzen zieht, durch dieselben sogar erhalten wird, muß auch er nach Kräften dazu beizutragen suchen, seinen Mitmenschen das Leben zu erleichtern. Wäre das früher schon geschehen, wie es jetzt in so erfreulicher Weise geschieht, so hätte viel Unfug und Unglück vermieden werden können. Die schlimmste Folge jener früheren Abtrennung des Gelehrtenstandes ist: eine jetzt noch deutlich erkennbare Abneigung, ja selbst ein gewisses Mißtrauen des Publikums gegen die Mittheilungen desselben. Es ist nicht schwer, hiefür Beweise zu liefern. Wäre es z. B. möglich, daß die vielen Charlatane, die mit der Macht prahlerischer, unanständiger Zeitungsanzeigen wohl bekannt sind, die ungeheuren Geldsummen zur Ankündigung ihrer Geheimmittel aufzubringen vermöchten, wenn es nicht Tausende von Menschen geben würde, die sich verleiten lassen, dieselben zu kaufen? Und doch ist von den berühmtesten, kenntnißreichsten Gelehrten schon längst ein Kampf gegen solche Mittel erhoben worden, und zwar in Schriften oder Zeitungen, die Allen zugänglich sind. Allein das Publikum ist noch zu wenig daran gewöhnt, von Seiten der Gelehrten, die früher die Rolle der Pharisäer spielten, Aufschluß zu erhalten, und schenkt daher ihren Warnungen kein Gehör. Es ist deshalb wohl nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, daß sich jetzt die Verhältnisse geändert haben und immer mehr ändern werden; daß die Gelehrten jetzt mit für das allgemeine Wohl arbeiten, und daher wohl darauf Anspruch machen dürfen, daß ihren allerdings einfachen aber wahren Mittheilungen von Seiten des Publikums mehr Vertrauen geschenkt werde, als den vielversprechenden, aber meist unwahren Zeitungsanzeigen. Ich konnte diese Gedanken um so weniger unterdrücken, da auch bei der Betrachtung des Weines und seiner Verfälschung ähnliche Verhältnisse zum Vorschein kommen; und unwillkürlich drängt sich mir noch die Frage auf: wann wird endlich die dem menschlichen Verstande entsprechendere Zeit kommen, wo Sprichwörter, wie „die Welt will betrogen sein“ — „Kleppern gehört zum Handwerk“, aufhören, uns eine ironische Wahrheit zu verkünden?

Ein gedrängtes Bild über den Wein und seine Bestandtheile, mit besonderer Berücksichtigung des Weinveredelungsstreites und des Werthes der Weinveredelung, ist vielleicht manchen Lesern der Gartenlaube erwünscht und soll, wie ich hoffe, dazu beitragen, einige unrichtige Vorstellungen und allgemeine Vorurtheile zu beseitigen.

I.

Die Weintraube und ihr Saft.

Die Weintraube ist die Frucht des Weinstocks oder der Weinrebe (Vitis vinifera), deren Aufsehen und Schoum (die Erde, die Pflanzen und der Mensch, S. 182) mit folgenden treffenden Worten schildert: „Die Pflanze kennen wir Alle; wir erinnern uns des krummen unebenen Stammes, der geschlungenen Zweige, der schönen 3—5lappigen Blätter, der Ranken (dies sind Blumenstiele, auf welchen die Blüthen nicht entwickelt sind), der unansehnlichen grünen Blumen und der schönen Trauben.“ Als ursprüngliches Vaterland des Weinstocks glaubt man Mingrelien, Georgien und die angrenzenden Länder bezeichnen zu können, da er in den dortigen Wäldern überall wild wachsend gefunden wird. Die Kultur des Weinstocks ist uralt und wird bis auf das Zeitalter von Noah zurückverlegt. Dieselbe dehnte sich ganz allmälig über die wärmeren Länder der gemäßigten Zonen aus und gelangte im dritten Jahrhundert auch nach Deutschland, wo der Kaiser Probus am Rhein und in Ungarn die ersten Weinberge durch seine Soldaten anlegen ließ. Erst viel später wurde der Weinstock dann durch die Europäer nach Madeira, Teneriffa, dem Kap der guten Hoffnung, nach dem Innern von Nordamerika, z. B. Bevais am Ohio, nach dem gemäßigten Südamerika, nach Neu-Südwales in Neu-Holland u. s. w. verpflanzt. In China und Japan ist der Weinbau alt, aber unbedeutend. Die Grenze des Weinbaues liegt auf der nördlichen Halbkugel zwischen dem 51. und 52. Grad (in Nordamerika nur zwischen dem 38. und 40. Grade); auf der südlichen Halbkugel im 40. Grade (Chili). Die Erhebung des Weinbaues über der Meeresfläche ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. In Würtemberg z. B. nicht über 1000, in der nördlichen Schweiz nicht bis 2000, in der südlichen Schweiz 2000, in Sicilien 3000 und im Himalayagebirge 10,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Durch die Verschiedenheit des Erdbodens, des Klima's, der Behandlungsweise ꝛc. sind aus einer ursprünglichen Weinpflanze viele Hunderte verschiedener Arten und Varietäten entstanden, wie dies in ähnlicher Weise auch bei den Aepfeln, Birnen und anderen Obstarten zu bemerken ist. Manche Arten der Rebe sind an einen ganz bestimmten Erdboden gebunden, gedeihen nur in einem gewissen

Klima und geben immerhin in verschiedenen Lagen noch einen verschiedenen, durch ein besonderes Aroma charakterisirten Wein.

Die Weintraube besteht aus vielen, mehr oder weniger eng aneinander liegenden, an Knoten zusammenhängenden Stielchen (die zusammen den sogenannten Traubenkamm, die Trester bilden) sitzenden Beeren, die rund oder länglich, verschieden groß, von weißer bis gelber, röthlicher bis schwarzblauer Färbung in den verschiedensten Schattirungen, sind. Diese Beeren schließen in einer ungleich zarten häutigen Hülle ein sehr saftreiches, feinzelliges Mark ein, in dessen Mitte mehrere kleine birnförmige harte Kerne sitzen; sie sind im unreifen Zustande undurchsichtig, hart und sehr sauer, werden aber beim Reifen, von Außen nach Innen durchscheinend, weich und süßschmeckend. Je wärmer die Temperatur, bei welcher sie reif werden, desto zarter ihre Hüllen und desto süßer ihr Geschmack.

Die einzelnen Theile der Weintraube sind: die Stiele (Trester oder Kamm), die häutigen Hüllen der Beeren, die Samen oder Weinbeerkerne und der Traubensaft nebst dem Marke der Beeren. Obschon der Wein vorzüglich nur aus dem eigentlichen Traubensafte entsteht, so gehen doch unter Umständen auch von den andern Theilen der Weintraube einzelne Bestandtheile in den Wein über.

Die Stiele oder Weinkämme sind im frischen Zustande krautig, ziemlich saftig und enthalten einen bitter und herb (adstringirend) schmeckenden Saft, dessen Hauptbestandtheil die Chemiker „Gerbsäure, Gerbstoff, Tannin“ nennen. Die Gerbsäure findet sich in mehr oder weniger großer Menge in allen höher entwickelten Pflanzen, ist daher jedenfalls für das Pflanzenleben von Bedeutung. Sie besteht aus den drei Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und wird am reinsten und in größter Menge in den Galläpfeln, der Eichenrinde, überhaupt der Rinde mancher Bäume angetroffen. Sie ist ein hellgelbes, geruchloses Pulver, schmeckt außerordentlich herb und zusammenziehend, löst sich in Wasser und Weingeist leicht auf, färbt sich an der Luft nach einiger Zeit braun und verändert sich, wenn sie sich in wässeriger Lösung befindet. Nur im ganz trockenen Zustande kann sie Jahre lang ohne Veränderung aufbewahrt werden. Setzt man eine Gerbsäure haltende Flüssigkeit zu einer Eisenlösung, so entsteht eine dunkelblauschwarze Flüssigkeit (die gewöhnliche Tinte). Legt man thierische Häute, die man vorher gut gereinigt hat, in eine Lösung von Gerbsäure in Wasser, so ziehen dieselben die Gerbsäure an und vereinigen sich mit ihr zu dem zähen Leder. Auch mit Eiweiß und allen eiweißähnlichen Substanzen bildet die Gerbsäure sehr zähe, der Fäulniß widerstehende, im Wasser unlösliche Verbindungen. Man kann sie daher dazu benutzen, um aus Flüssigkeiten eiweißartige Stoffe niederzuschlagen, eine Flüssigkeit von solchen Stoffen zu befreien. Diese wichtige Substanz ist also in reichlicher Menge in den Traubenkämmen enthalten und geht aus diesen, bei zu starkem Pressen der Trauben oder wenn man die Kämme mit dem Safte gähren läßt, zum Theil in den Wein über. Uebrigens läßt man die Trestern oder Traubenkämme nicht unbenutzt liegen. Entweder übergießt man sie mit Wasser, setzt Zucker zu, läßt gähren und erhält so den angenehm erfrischend schmeckenden, sehr haltbaren Tresterwein, oder man läßt die Trestern für sich allein gähren und bereitet Weingeist (Tresternbranntwein) oder Essig daraus; oder man benutzt sie zur Fütterung des Viehes, als Düngungsmittel, oder zur Pottaschenbereitung.

Die häutigen Hüllen der Beeren, die sogenannten Traubenschalen sind bei guten, völlig reifen Traubensorten sehr dünn, enthalten aber wie die Traubenkämme, Gerbsäure, und wenn sie gesärbt sind, mehr oder weniger von einem blauen Farbstoffe. Die Hüllen der weißen oder gelben Trauben sind frei von Farbstoff. Die blauen, überhaupt die gefärbten Trauben (mit Ausnahme der sogenannten Färbertrauben) enthalten die ganze Menge ihres Farbstoffes in ihren Hüllen. Der Saft, selbst der dunkelsten Beeren ist so farblos, daß er, wenn man ihn für sich allein gähren läßt, weißen Wein liefert. Aus den blauen Trauben erhält man daher nur dann „rothen Wein,“ wenn man die Trauben zerquetscht und den ausgetretenen Saft gemeinschaftlich mit den Hüllen der Gährung unterwirft. Der blaue Farbstoff wird hierbei nebst Gerbsäure aus den Schalen ausgezogen und nimmt in der Säure enthaltenden gegohrenen Flüssigkeit eine rothe Farbe an, deren Stärke und Lebhaftigkeit von der Menge der vorhandenen Säure abhängig ist. Der herbe Geschmack, durch welchen sich die rothen Weine von den weißen unterscheiden, wird durch ihren Gehalt an Gerbsäure bedingt, welche, wie wir eben gesehen haben, mit dem Farbstoffe aus den Beerenhüllen ausgezogen wird und in dem Weine verbleibt.

Die Weinbeerkerne bilden das Centrum der Beeren, enthalten ebenfalls viel Gerbsäure und ein grünlich gelbes, unangenehm ranzig riechendes und schmeckendes fettes Oel, in einer Menge von 4—5 Procent. Wahrscheinlich ist auch dieses Oel für die Weinbereitung von Wichtigkeit, indem es die Substanzen enthält, welche zur Bildung des Weingeruches Veranlassung geben. Es wird zuweilen aus den Kernen gepreßt und kann als Brennöl benutzt; auch dienen die Weinbeerkerne zum Schönen des Weines.

Der Traubensaft endlich, der zwischen dem schwammigen Marke der Beeren sitzt, ist für die Weingewinnung natürlich der wichtigste Theil. Er ist im frisch gepreßten Zustande trübe, gelblich, schmeckt angenehm süß und wird „Most“ genannt. — Er besteht aus Wasser (70—80 Procent), in welchem hauptsächlich folgende Stoffe aufgelöst vorkommen: mehrere Säuren, Gerber, Eiweißkörper, Gallertsubstanzen und Gummi, etwas Fett und verschiedene mineralische, namentlich phosphorsaure Salze. — Von den Säuren sind im Traubensafte mit Bestimmtheit die Weinsteinsäure oder Weinsäure, die Traubensäure und die Aepfelsäure nachgewiesen worden. Einige wollen auch Citronensäure darin gefunden haben. Die Weinsteinsäure fehlt dem Safte reifer Weintrauben niemals, ist also einer der charakteristischen Bestandtheile desselben und findet sich darin theils frei, theils verbunden mit Kali und Kalk. Sie ist eine sehr starke organische (das heißt, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende) Säure, schmeckt rein und angenehm sauer, kann aber in ihrer Lösung leicht eine allmälige Zersetzung erleiden. Die Traubensäure ist der Weinsteinsäure chemisch ganz gleich, unterscheidet sich von dieser nur durch etwas andere Eigenschaften, so z. B. durch ihre schwerere Löslichkeit in Wasser, und dadurch, daß sie mit Kalk ein viel unlöslicheres Salz bildet. Sie kommt nur zuweilen im Traubensafte vor und scheint dann die Weinsteinsäure darin zu vertreten. Am Häufigsten findet man sie in dem Saft der in den heißeren Ländern gereiften Weintrauben. Die Aepfelsäure ist in großer Menge in dem Safte der unreifen Weintrauben vorhanden, verschwindet aber während des Reifens fast ganz oder vollständig, und scheint in der Beere in Weinsteinsäure, vielleicht auch in Zucker verwandelt zu werden. Der Gehalt des Traubensaftes an Säure ist sehr verschieden; doch zeigt er sich sehr bedeutend, so lange die Trauben noch nicht ganz reif sind, und nimmt dann erst in den letzten Tagen des Reifens auffallend schnell ab, worauf hervorgeht, daß es rathsam ist, die Trauben möglichst reif werden zu lassen, bevor man mit der Lese beginnt. Wir werden nachher sehen, daß der Gehalt des Traubensaftes an Säuren von größtem Einflusse auf den daraus entstehenden Wein ist, und daß nicht nur ein Uebermaaß, sondern auch ein Mangel an Säure in dem Safte von Nachtheil ist. Es ist daher für Jeden, der sich praktisch mit der Weinbereitung beschäftigt und eines günstigen Resultates sicher sein will, unumgänglich nothwendig, den Säuregehalt im frischen Traubensafte bestimmen zu können, was um so leichter ist, da man hierzu ein sehr einfaches Instrument eingerichtet hat, welches wir, um hier nicht zu weitläufig werden zu müssen, in einem besonderen Nachtrage zu unserer Betrachtung beschreiben werden. Nur so viel bemerken wir hier, daß ein Most in je 1000 Theilen nicht viel mehr und nicht viel weniger als 7 Theile freie Säuren enthalten darf. — Der Zucker des Traubensaftes wird Traubenzucker oder Krümelzucker genannt. Derselbe ist chemisch etwas anders zusammengesetzt und besitzt andere Eigenschaften als der gewöhnliche Zucker, den man aus dem Zuckerrohr, den Runkelrüben, dem Safte der Palmblüthen, dem Zuckerahorn, der Zuckerhirse und anderen Pflanzen abscheiden kann. Der Traubenzucker enthält wie die meisten, die Pflanzen bildenden Stoffe, die drei Elemente, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, die auch den gewöhnlichen Zucker zusammensetzen, nur sind Wasserstoff und Sauerstoff in dem ersteren in etwas größerer Menge, als in dem letzteren vorhanden. Der Traubenzucker ist schwieriger in Wasser löslich, besitzt keinen so süßen Geschmack und bildet keine so großen Krystalle, wie der gewöhnliche Zucker; er findet sich im Pflanzenreiche, besonders in vielen Früchten häufig, bildet einen Hauptbestandtheil des Bienenhonigs, wird zuweilen bei krankhaften Zuständen (Harnruhr) im Harne der Menschen in großer Menge aufgefunden und dann Harnzucker genannt, und kann

auch künstlich aus manchen anderen Stoffen abgeschieden oder dargestellt werden, namentlich aus gewöhnlichem Zucker, Stärkemehl, Stärkegummi und Holzsubstanz (Cellulose), weshalb man ihn auch zuweilen Stärkezucker oder Holzzucker nennt. Kocht man z. B. Stärkemehl oder Stärkemehl-haltige Substanzen (Kartoffeln, Eicheln, Kastanien, Mais, Reis ꝛc.) mit verdünnter Schwefelsäure, so entsteht nach einiger Zeit ein immer dünner werdender Brei. Das Stärkemehl, welches erst einen Kleister bildete, verschwindet, verwandelt sich erst in sogenannten Stärkegummi (der löslige Stoff des Breies, auch Dextrin genannt), um zuletzt in Stärke- oder Traubenzucker. Man entfernt aus der Flüssigkeit durch Kreide die Schwefelsäure, durch Kohle die Farbstoffe und anderen Unreinigkeiten, und erhält dann beim Einsochen der flüssigkeit den festen Traubenzucker. Eine ganz gleiche Veränderung erleidet das Stärkemehl, wenn man daßelbe mit gekeimter Gerste (Malz) bis beinahe zum Sieden erwärmt, ein Verfahren, deßen man sich in der Bierbrauerei und Branntweinbrennerei bedient, um die Stärke theils nur in Stärkegummi (beim Biere), theils ganz in Traubenzucker (beim Branntwein) umzuwandeln. Der Trauben- oder Stärkezucker zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er, wenn man etwas Hefe zu seiner verdünnten wässerigen Lösung setzt, sehr rasch in die sogenannte Gährung übergeht und hierbei unmittelbar zu Weingeist (Alkohol) und Kohlensäure zerfällt; daher muß man, z. B. bei der Branntweinbrennerei, das Stärkemehl des Getreides oder der zu brennenden Kartoffeln erst durch den sogenannten Maischproceß vollständig in Traubenzucker überführen, bevor man durch Zusatz von Hefe die Gährung hervorrufen kann. Auch der gewöhnliche Zucker ist wie die Stärke keiner direeten Gährung fähig, sondern verwandelt sich, wenn man seine Lösung mit Hefe versetzt, erst in Traubenzucker, bevor er gährt. Aus je zwei Pfund Traubenzucker bildet sich bei der Gährung ungefähr ein Pfund Weingeist. Hieraus ergiebt sich die große Wichtigkeit des Zuckergehaltes im Moste, denn von diesem hängt die Stärke des sich bildenden Weines ab. Bei der Weinbildung verschwindet entweder fast aller oder ein großer Theil des Zuckers und zersetzt sich zu Kohlensäure, welche entweicht und das Schäumen des gährenden Saftes bedingt, und zu Weingeist, welcher in der Flüssigkeit bleibt und derselben die berauschenden Wirkungen, die sogenannte Kraft, das Feuer und die Haltbarkeit giebt. Der intelligente Weinbauer bestimmt daher auch den Zuckergehalt seines Mostes, und vermag daraus sogleich die Stärke des zu gewinnenden Weines zu berechnen und darnach die Behandlung des Mostes einzurichten. Das Instrument zur Zuckerbestimmung fell ebenfalls im Nachtrage erläutert werden. Der Saft reifer Weintrauben enthält je nach der Traubenart 13—30 Procent Zucker, der Saft unreifer dagegen nur 6—12 Procente. Ueberhaupt haben alle Untersuchungen einstimmig gezeigt, daß sich der Zucker hauptsächlich nur während der letzten Periode des Reifens der Weintraube erzeugt, und in dieser dann in dem Verhältnisse zunimmt, als die Säure abnimmt, also ein neuer Beweis, wie nothwendig es ist, die Trauben möglichst reif werden zu lassen. Wird bei der Weinbildung fast aller Zucker des Mostes in Weingeist verwandelt, so erhält man einen sogenannten saure n oder trockenen Wein, wird dagegen nur ein Theil des vorhandenen Zuckers zersetzt, so entsteht ein süßer oder Liqueurwein. — Ebenfalls wichtige Bestandtheile des Mostes sind die Eiweißkörper. Diese finden sich zwar nur in sehr geringer Menge wirklich aufgelöst in dem Safte der Trauben. Mulder konnte nur $^1/_{10}$—$^1/_2$ Theil davon in 100 Theilen des klaren Saftes auffinden; dagegen sind sie in größerer Menge in dem zarten Marke enthalten, welches nebst dem Safte die Traubenbeere erfüllt. Mulder fand in 100 Theilen dieses Markes 14 Theile derselben. Wahrscheinlich kommen mehrere verschiedene Eiweißkörperchen vor und nach den bisherigen unverlässigen Untersuchungen hat es sich gezeigt, daß das Mark hauptsächlich Eiweiß, der Saft eine ähnliche Substanz, den sogenannten Pflanzenleim enthält, der sich durch seine Löslichkeit in kochendem Weingeist von dem Eiweiß unterscheidet. Die Eiweißkörper gehören zu der merkwürdigen Klasse von Stoffen, die in allen lebenden (d. h. Nahrung zu ihrem Fortbestehen brauchenden) Wesen aufgefunden werden. Sie besitzen von allen chemischen Verbindungen die compliciertste Zusammensetzung und finden sich als die am höchsten entwickelten Materiegruppen überall da, wo wir die Keime zu neuem Leben erblicken. Wir können beobachten, wie sie die Veranlassung zur Entstehung lebender Gebilde werden, indem sie sich mit andern complicirt zusammengesetzen Körpern, mit Fett, Gummi ꝛc. in Beziehung setzen. Wir nennen sie daher mit Recht die „Träger des Lebens und Wachsthums.“ Allein obgleich die Eiweißkörper den Anstoß dazu geben, daß sich todte Gruppen von Materie zu etwas Lebendem ordnen, so sind sie doch selbst wieder die unbeständigen Verbindungen und zersetzen sich sogar im lebenden Organismus fortwährend, so daß derselbe, wenn er sich lebend erhalten will, gezwungen ist, in demselben Verhältnisse Stoffe als Nahrung aufzunehmen, um sie zur Neubildung der sich zersetzenden zu verwenden. Vermag dies ein lebendes Wesen nicht zu thun, oder erhält es keine genügende Menge von Nahrungsstoffen, so ist sein Verfall unvermeidlich und die Eiweißkörper sind alsdann die ersten Bestandtheile desselben, welche in einfachere Stoffe zerfallen und diese rückgängige Bewegung auch auf die beständigeren Bestandtheile übertragen, diese ebenfalls zur raschen Zersetzung hinreißen. Viele chemische Verbindungen sind für sich sehr beständig; sowie man sie aber mit kleinen Mengen von Eiweißkörpern in Berührung bringt, so werden sie durch dieselben sehr bald in Bewegung, in eine sogenannte Gährung versetzt, wobei sie in neue einfachere Verbindungen zerfallen. Da die in Zersetzung begriffenen Eiweißstoffe, wie hieraus hervorgeht, andere Körper zur Zersetzung (Gährung) anzuregen vermögen, so hat man sie Gährungserreger oder Fermente genannt. Eine solche revolutinäre Rolle spielen nun auch die mit den andern Stoffen aus den Weintrauben und dem Marke derselben gepreßten Eiweißstoffe in dem frischen Traubensafte. Sie fangen an, sie zu zersetzen, treten mit dem Zucker und den andern Bestandtheilen des Saftes in Beziehung und geben unter Mitwirkung von Luft und genügender Wärme zunächst zur Bildung der kleinen Hefepflänzchen und später zur Zersetzung (Gährung) des Zuckers Veranlassung, bringen mit einem Worte den Traubensaft in die Bewegung, durch welche er in Wein übergeht, und müssen dann, wenn der entstandene Wein Bestand haben soll, möglichst entfernt werden, da sie sonst eine vollständige Zerstörung selbst des Weins zu veranlassen im Stande sind. In jedem Traubensafte findet man so viel Eiweißstoffe, daß diese mehr als hinreichend sind, um den Zucker des Saftes zur Gährung zu bringen. Der Saft unreifer Trauben ist reicher daran, als der Saft von völlig reifen. Daher sind auch die aus schlechten sauren Trauben gewonnenen Weine weniger haltbar; als die aus gut gereiften Trauben dargestellten. — Weniger wichtig als die bis dahin betrachteten Theile des Traubensaftes sind die sogenannten Gallertsubstanzen, welchen man eher einen nachtheiligen als einen günstigen Einfluß auf die Weinbildung zuschreiben muß, welche aber während der Gährung des Traubensaftes fast vollständig aus der Flüssigkeit verschwinden, ohne daß man sich genügende Rechenschaft über die aus ihnen entstehenden Produkte zu geben vermag. Zu den Gallertstoffen rechnen wir hier das sogenannte Pektin, ein Stoff, der besonders im Marke der Trauben enthalten ist, ferner das Gummi oder den Pflanzenschleim, welches in ziemlicher Menge im Traubensafte verkommt und zur Bildung der Hefe während der Gährung mit verwendet und somit auch der Flüssigkeit entfernt wird. — Ein nicht bestimmt nachzuweisender Bestandtheil des Traubensaftes ist etwas Fett, doch kann dieses auch in den Wein gelangen, wenn man den Saft mit den Weinbeerkernen gähren läßt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bestandtheile des Fettes sich während der Gährung trennen und sich bei der Bildung der riechenden Stoffe des Weines mit betheiligen. Uebrigens scheinen einige Traubensorten entweder in ihrem Safte oder in ihren Beerenhüllen, bei völliger Reife, eine kleine Menge eines fertig gebildeten Riechstoffes zu enthalten. — Endlich finden sich im Traubensafte verschiedene Salze und mineralische Bestandtheile, von welchen aber ein großer Theil während der Gährung niedergeschlagen wird. Der Traubensaft enthält vorzüglich saures weinsteinsaures Kali, sogenannten Weinstein oder Cremor tartari, ferner weinsteinsaure Kalkerde und von rein mineralischen Stoffen: schwefelsaures Kali, schwefelsauren Kalk, phosphorsaure Verbindungen, Chlornatrium, Chlorcalcium, Spuren von salpetersauren Salzen; von Magnesia, Eisen, Mangan und Kieselsäure. Wichtig für die Weinbildung sind nur die vorhandenen weinsteinsauren oder traubensauren Salze, während die anderen kaum von Bedeutung sein können.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 25. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mesmer in Wien.

Von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott, mein Gott,“ flüsterte sie, sich angstvoll an Mesmer's Arm klammernd, „sehen Sie nur, wie alle diese Dinge auf mich zuschreiten, sie werden über uns zusammenstürzen und uns zerschmettern.“

Mesmer lächelte. „Diese Dinge stehen fest,“ sagte er, „und wir sind es allein, welche sich bewegen. Sie werden sich an alle diese neuen Eindrücke gewöhnen, Sie werden durch die Erfahrung die Gesetze der Optik begreifen und die Größe der Gegenstände ermessen lernen.“

„Aber was ist denn das?“ rief Therese verwundert, indem sie sich eben dem großen Wandspiegel näherte, der zwischen den Fenstern angebracht war.

„Das ist ein Spiegel, Therese.“

„Aber darin sind Sie ja zum zweiten Mal? Wer ist es, der es wagt, so auszusehen wie Mesmer?“

„Das ist mein Spiegelbild, Therese!“

„Aber welch' eine wunderliche Gestalt mit der abscheulichen Matignonfrisur hängt da am Arm Ihres Spiegelbildes?“

„Das sind Sie, Therese!“

„Das bin ich,“ rief sie lebhaft, indem sie hastig auf den Spiegel zuschritt. Aber plötzlich wich sie entsetzt zurück.

„Mein Gott,“ sagte sie, „diese Person kommt gerade auf uns zu. Lassen Sie uns zurücktreten, oder sie wird uns umstoßen!“

Und sie wich ängstlich und scheu zurück; auf einmal aber lachte sie fröhlich auf. „O,“ sagte sie, „dieses Mädchen hat eben so wenig Muth wie ich. Je weiter ich mich von ihr entferne, desto ängstlicher weicht sie vor mir zurück.“

„Aber das ist auch nur eine optische Täuschung, Therese. Das junge Mädchen, welches Sie da sehen, ist auch nur ein Spiegelbild, Ihr Bild!“

„Ach, es ist wahr, ich vergaß es,“ sagte sie, müde, indem sie ihre Hände gegen ihre Stirn drückte. „Kommen Sie, führen Sie mich dicht an den Spiegel, daß ich mich betrachten kann! Ich werde die Augen schließen, um nicht vor der Erscheinung zu erschrecken.“

Sie schloß die Augen und lehnte sich fester auf den Arm Mesmer's, der sie jetzt zu dem Spiegel geleitete.

„Das also bin ich,“ flüsterte Therese, ihre Augen wieder öffnend, und mit prüfenden Blicken ihr Spiegelbild betrachtend. „Meine Mutter hat Unrecht,“ sagte sie dann nach einer Pause. „Das Gesicht da ist nicht hübsch, denn es ist langweilig; die Seele hat noch nichts auf dieses Gesicht geschrieben. Kommen Sie, Meister, beschäftigen wir uns nicht mehr mit diesem langweiligen Gesicht, lassen Sie mich den Himmel sehen!“

„Erst wollen wir versuchen, ob Sie das Tageslicht auch schon in seiner unverhüllten Gewalt ertragen können, Therese. Bleiben Sie hier stehen, ich werde den Vorhang des Fensters öffnen.“

Mesmer trat an das Fenster und ließ den Vorhang langsam aufrollen. Aber Therese stieß einen Schrei des Entsetzens aus und verhüllte sich das Gesicht.

„Das bohrt in meinen Augen wie Dolchspitzen,“ ächzte sie.

„Ich wußte es wohl,“ sagte Mesmer, „Ihre Augen müssen sich erst an den Tag gewöhnen. Ich werde Ihnen den Himmel heute Abend zeigen. Jetzt, Therese, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, die Binde wieder vor Ihr Antlitz zu legen, denn Ihre Augen bedürfen der Ruhe!“

III.

Das Concert.

Die ganze vornehme Welt Wiens war in dem großen Concertsaal versammelt, in welchem Therese von Paradies heute ihr erstes Concert geben wollte, seit sie durch die Wunderkur Mesmer's ihr Augenlicht wieder erhalten hatte. Jedermann war daher neugierig und gespannt, sich selber durch den Augenschein zu überzeugen, wer von den streitenden Parteien Recht habe, der Doctor Mesmer und die Familie Paradies, welche behaupteten, daß Therese wirklich geheilt sei, oder die Herren Barth und Ingenhaus und das ganze Corps der Aerzte, welche sagten, eine solche Heilung sei ganz unmöglich, und das Ganze sei nur eine Betrügerei Mesmer's, zu deren Ausführung die Familie von Paradies ihre Hand geboten.

Man war also heute nicht gekommen, um dem wundervollen Spiel Theresens zuzuhören, sondern um sie zu sehen und sein Urtheil zu fällen. Dieses Concert sollte zugleich eine öffentliche Prüfung sein, und Herr von Paradies hatte daher öffentlich in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß in den Pausen des Concerts Therese bereit sei, sich mit Jedermann zu unterhalten und Proben abzulegen, daß sie wirklich sehend, und daß ihre wunderbare Heilung keine Chimaire sei.

Auch Herr Professer Barth mit seinen Freunden, dem Doctor Ingenhaus und Pater Hell, war zu dem Concert gekommen und hatte mit triumphirender Miene und einem klugen Lächeln auf

der ersten Reihe des Zuschauerraums Platz genommen. Als er jetzt den Herrn von Paradies erblickte, der in den Saal getreten war, mit vergnügtem Gesicht das zahlreiche Publikum überschauend, und sich den reichen Gewinn dieses Abends berechnend, stand Professer Barth auf und ging zu ihm hin.

„Sie sind also noch immer überzeugt, daß Ihre Tochter wirklich sehen kann?“ fragte der Professer.

„Nun, ich denke, Sie sind es eben so gut wie ich,“ sagte Herr von Paradies lächelnd. „Waren Sie nicht zugegen als Theresen zum ersten Mal die Binde abgenommen ward, gaben Sie nicht laut und öffentlich Zeugniß ab, daß sie wirklich sehend sei?“

„Ja, ich machte mir den Spaß,“ rief Herr Barth lachend, „wollte sehen, wie weit die Leichtgläubigkeit der Menschen gehe, wollte auch durch mein Zeugniß den Herrn Mesmer sicher machen, um ihn nachher desto sicherer zu fangen. Und ich denke, es ist mir gelungen, man erzählt sich schon allerlei seltsame Geschichten von Ihrer Tochter, welche gerade nicht dafür sprechen, daß sie besser sehen kann wie früher. Hat sie nicht vor einigen Tagen, als man ihr eine Blume zeigte, gemeint, daß sei ein gar schöner Stern? Und hat sie nicht auch, obwohl sie sehen kann, mit der Nadel, die sie zum Haar ihrer Mutter führen wollte, sich in die Wange gestochen?“

„Allerdings, dergleichen kommt vor,“ sagte Herr von Paradies lächelnd, „aber das gerade spricht für ihr Sehen. Sie ist noch wie ein junges Kind, das die Namen der Dinge, die sie umgeben, nicht kennt und sie erst verwechselt; auch hat sie noch keinen Begriff von Entfernungen, und die entfernten Gegenstände scheinen ihr oft nahe, daß sie nach ihnen greift, die nahen so entfernt, daß sie gerade auf sie zugeht und sich an ihnen stößt. Aber das Alles wird sich durch die Uebung verlieren, und wenn Therese, wie das bald geschehen kann, ganz allein durch die Straßen geht, so wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß sie sehen kann.“

„Sie also sind fest davon überzeugt?“

„Ja, ich bin fest davon überzeugt!“

„Es ist von Ihnen wahrhaft großmüthig, dies so offen zu bekennen,“ sagte Professer Barth, ihn starr ansehend. „Dies Bekenntniß wird Ihnen viel Geld kosten!“

„Wie,“ fragte Herr von Paradies erschrocken, „wie kann es mir Geld kosten, wenn Therese sehen kann?“

„Nun, das ist ganz einfach,“ sagte Professer Barth gleichgültig. „Haben Sie, oder vielmehr hat nicht Ihre Tochter eine Pension von der Kaiserin?“

„Gewiß, und eine sehr bedeutende.“

„Nun, diese Pensien werden sie natürlich verlieren,“ fuhr Professor Barth fort, indem er mit Vergnügen das plötzliche Erblassen und Zittern des Herrn von Paradies bemerkte. „Die Kaiserin hat diese Pensien an Ihre Tochter gegeben, weil sie blind war, jetzt, da sie sehen kann, bedarf sie dieser Pension nicht mehr, weil sie nun selber sür sich sorgen kann. Eine Pension, welche nur der Blinden bewilligt worden, kann der Sehenden nicht zu Gute kommen! Ich selber habe heute bei dem zweiten Leibarzt Ihrer Majestät, dem Herrn von Störk, darauf angetragen, daß, wenn sich heute das Sehen Ihrer Tochter bestätigt, Herr von Störk die Kaiserin ersucht, ihr die Pensien zu entziehen, um sie einer andern Bedürftigen zuzuwenden.“

„Aber wissen Sie,“ sagte Herr von Paradies entsetzt, „daß Sie dadurch mich und meine ganze Familie in's Elend stürzen würden? Wir haben nichts als diese Pension, und sie ist groß genug, daß wir anständig von ihr leben können. Wenn uns dieselbe entzogen wird, sind wir Bettler!“

„Pensienen können doch nur Solchen bewilligt werden, die sich entweder um den Staat verdient gemacht oder durch unverdientes Unglück Ansprüche auf eine Staatsunterstützung haben. Der erstere Grund ist bei Ihnen nie vorhanden gewesen, der zweite Grund fällt weg, sobald Ihre Tochter nicht mehr blind ist. Sie ist durch die Gnade der Kaiserin zu einer Künstlerin ausgebildet, und damit ist ihr ein Kapital gegeben, das sie jetzt verwerthen kann. Sie wird Unterricht ertheilen und Concerte geben.“

„Aber es ist unmöglich, davon mit einer Familie zu leben,“ sagte Herr von Paradies ängstlich.

„Sie werden vielleicht nicht so bequem und anständig leben können, wie von der großmüthigen und freigartigen Pensien der Kaiserin, aber enfin, Sie werden wenigstens das Nothdürftigste haben und nicht zu verhungern brauchen. Die kaiserliche Pensien aber bekommt eine arme blinde Gräfin, die ich seit einiger Zeit behandele, und die nach meiner Meinung ebenso unheilbar blind ist, wie Ihre Tochter es war. Ich habe Alles mit dem Herrn von Störk verabredet. Schon morgen früh wird die Kaiserin die Pensien, welche bisher das blinde Fräulein von Paradies erhielt, und die ihr jetzt nicht mehr zusteht, auf die blinde Gräfin Dalkeith übertragen, und diese, das versichere ich Sie, wird die Pensien ihr Leben lang behalten, denn sie wird niemals daran denken, sich von Herrn Mesmer curiren zu lassen.“

„Aber, mein theuerster Herr Professor,“ flüsterte Herr von Paradies, „haben Sie doch Erbarmen mit mir, mit meiner ganzen Familie. Seit sechzehn Jahren haben wir diese Pensien, und sie ist uns zugesichert für Theresens ganze Lebensdauer. Sie uns jetzt nehmen, heißt eine ganze Familie in's Elend stürzen!“

„Wenn Ihre Tochter sehen kann, verliert sie die Pensien, und meine Gräfin bekommt sie. Herr von Störk hat mir sein Ehrenwort gegeben, und die Kaiserin hat ihm noch niemals eine Bitte abgeschlagen, weil er niemals Ungerechtes bittet.“

„So sind wir also verloren,“ murmelte Herr von Paradies dumpf in sich hinein.

„Alles kommt darauf an, ob Ihre Tochter wirklich sehen kann,“ sagte der Professer mit scharfer Betonung. „Wenn sie blind ist, sind Sie gerettet, denn Sie behalten die Pensien, und es ist möglich, daß Herr von Störk dann die Kaiserin bewegt, dieselbe noch ein wenig zu erhöhen, in Anbetracht der vielen Leiden und Täuschungen, die Sie und Ihre Familie erduldet haben. Nun, das Alles wird sich ja heute Abend noch entscheiden, und wir Alle werden dann wissen, was wir zu thun haben!“

Er grüßte Theresens Vater mit einem flüchtigen Kopfnicken und kehrte zu seinem Platz zurück, von wo aus er seine Blicke auf das junge Mädchen hinwandte, das bald darauf in den Saal trat.

Ein allgemeines Gemurmel, eine sichtbare Aufregung entstand in dem Publikum. Jedermann erhob sich ein wenig, um Therese anzusehen, die, obwohl man sie seit Jahren kannte, doch heute Alle als eine fremde, nie gesehene Erscheinung interessirte. Eine Blinde, welche alle Aerzte, sogar der berühmte Augenarzt Professer Barth, für unheilbar erklärt hatten, und die Mesmer jetzt durch seine bloße Berührung, durch das bloße Auflegen seiner Hand curirt hatte, das war wohl geeignet, Staunen und Neugierde zu erregen, und selbst das eleganteste Publikum in einige Aufregung zu versetzen.

Vielleicht war Therese sich dieses Eindrucks bewußt, den ihre Erscheinung erregte, denn während sie sonst, wenn sie als Blinde Concerte gab, leicht und lächelnd in den Saal getreten war, kaum geleitet von der Hand ihrer Mutter, schlich sie jetzt schüchtern mit niedergeschlagenen Augen, mit gebeugtem Haupt, linkisch in jeder Bewegung, langsam daher. Sonst hatte das Publikum, sobald Therese in dem Saal erschien, sie mit lautem Applaus begrüßt, heute empfing es sie schweigend, athemlos, in der Spannung der Neugier, alle gewohnte Freundlichkeit gegen die Künstlerin vergessend.

Mit flammendem Interesse sah man indeß wie Therese jetzt langsam den Raum durchschritt, welcher zwischen der Thür und dem in der Mitte des Saals aufgestellten Flügel sich befand. Vielleicht durch ein Versehen oder mit Absicht, standen drei Stühle dicht zusammengestellt, gerade in ihrem Weg. Therese umging sie mit Leichtigkeit, und kam an ihnen vorüber, ohne sie auch nur mit dem Saum ihres weißen Atlaskleides zu berühren.

Eine allgemeine Bewegung entstand in dem Saal. „Sie sieht wirklich! Sie ist wirklich geheilt! Sie ist nicht mehr blind!“ flüsterte und murmelte das Publikum unter einander, und mit erneuerter Theilnahme schauten Alle wieder auf sie hin.

Drei Personen waren es indessen, auf welche dieses Beifallsgemurmel des Publikums einen ganz andern und verschiedenen Eindruck machte.

Professer Barth vernahm es mit immerer Wuth und legte seine Stirn in finstere Falten, Herr von Paradies erblaßte und fühlte sich von tödtlicher Angst ergriffen, Mesmer aber, welcher da drüben unweit des Flügels an der Wand lehnte, vernahm dieses Beifallsgemurmel mit unaussprechlichem Entzücken, und seine großen, leuchtenden Augen wandten sich mit einem strahlenden Ausdruck des Glückes auf Theresе hin.

Und wie von diesem Blick und diesem Anschauen bezaubert, schlug jetzt Therese von Paradies ihre Augen auf und wandte sie mit einem freudigen Ausdruck gerade hinüber auf Mesmer.

Wieder entstand ein Gemurmel des Beifalls, denn der strahlende, seelenvolle Blick dieser Augen, welche sonst immer stier und seelenlos in das Leere geschaut, war ein neuer Beweis, daß Therese wirklich sehen konnte.

Aber dieses Gemurmel des Publikums erinnerte das junge Mädchen, welche bis jetzt nur Mesmer gesehen, daran, daß sie nicht allein mit ihm sei. Gleichsam erschrocken, wandte sie das Auge von ihm ab und richtete es jetzt zum ersten Mal auf das Publikum, auf dieses Publikum, das da, Kopf an Kopf gedrängt, mit glühenden Augen, mit Blicken kalter prüfender Neugierde sie anstarrte.

Das Anschauen dieser Masse Menschen, diese vielen Gesichter, diese blitzenden Augen, dieses viele Durcheinander machte Therese stutzen und erfüllte sie mit einem unerklärlichen Gefühl der Angst und des Entsetzens. Sie that einen Schritt rückwärts als wolle sie zurückweichen vor diesen vielen Augen, welche auf sie eindrangen, dann griff sie hastig mit ihren Händen umher als suche sie nach einem Stützpunkt, um nicht umzusinken, und sah doch den Stuhl nicht, der dicht neben ihr stand, und auf den sie sehr bequem ihre Hand hätte lehnen können.

Stannend blickte das Publikum sie an, und jetzt waren es die Gesichter des Professor Barth und des Herrn von Paradies, welche einen freudigen Ausdruck annahmen, während Mesmer's Antlitz sich umdüsterte und eine finstere Wolke sich auf seine Stirn lagerte.

Therese stand noch immer schwankend allein da, verwirrt einige Schritte vorwärtsgehend, und dann wieder angstvoll und zitternd still stehend.

In athemlosem Schweigen starrte das Publikum sie an, und inmitten dieses Schweigens vernahm man auf einmal aus dem Hintergrunde des Saals eine Stimme, welche rief: „will denn Niemand dem armen Mädchen die Hand reichen und sie zum Flügel führen? Man sieht ja, daß sie noch immer blind ist!"

Therese zuckte zusammen und schleuderte einen zornigen Blick hinüber nach jener Richtung, von woher die Stimme erschallte. „Ich bin nicht blind!" rief sie heftig und als habe diese Beschuldigung ihr ihre ganze Energie und Thatkraft wieder gegeben, schritt sie rasch vorwärts und ging gerade auf das Instrument hin.

Ein rauschender Sturm des Beifalls erschallte durch den ganzen Saal, Therese dankte mit einem freundlichen Lächeln und einer Verneigung, und während sie dann die Handschuh auszog, um zu spielen, blickte sie hinüber zu Mesmer, dessen Stirn jetzt wieder heiter war, und der sie anschauete mit strahlenden Augen.

Ganz befangen von diesem Anschauen, kaum wissend, was sie that, glitt das junge Mädchen auf den Sessel nieder und begann zu spielen. Nicht einmal, während sie spielte, warf sie den Blick auf die Tasten hin, nicht einmal sah sie hinüber nach dem Publikum, wie gebannt schauten ihre Augen hinüber nach Mesmer, dessen Blicke den ihren begegneten und sich mit gebieterischem Willen in ihr Antlitz bohrten. Und unter diesen Blicken jauchzte ihre Seele auf in Entzücken und Wonne, wie getragen von Begeisterung flatterten ihre Finger über die Tasten hin, in schmelzenden und weichen, in starken und mächtigen Klängen alle diese so glühenden und gewaltigen, so geheimnißvollen und zarten Gefühle verkündend, welche die Seele des jungen Mädchens erfüllten.

Man hatte Therese oft schon so auf dem Flügel in freien Phantasien sich ergehen hören, aber niemals waren ihre Phantasien so voll der edelsten Musik, niemals mit so vollendeter Meisterschaft ausgeführt gewesen.

Als Therese daher geendet hatte, und mit einem Seufzer, als erwache sie eben aus einem entzückenden Traum, ihre Hände von den Tasten gleiten ließ, brach das Publikum wieder in einen lauten, einstimmigen Applaus aus, aber dieser Applaus galt diesmal nicht den Augen Theresens, sondern ihrer Künstlerschaft und ihrem wunderschönen Spiel. Therese fühlte das, und mit einem wunderlieblichen Lächeln ihr Haupt dem Publikum zuwendend, grüßte sie es mit einer leichten Verbeugung.

Aber mit dieser freien Phantasie sollten für heute die Productionen der Künstlerin beendet sein, und die Productionen der geheilten Blinden beginnen. Herr von Paradies hatte in den Annoncen, welche das Concert seiner Tochter betrafen, das Publikum aufgefordert, Notenhefte und Bücher mitzubringen, damit Therese das Publikum von ihrer Heilung überzeuge, indem sie nach den ihr unbekannten Noten spiele und aus den fremden Büchern lese.

Diesem Programm zufolge trat jetzt Herr von Paradies, welcher sich, während seine Tochter spielte, in finsterm, unheilvollem Nachsinnen in die Fensternische zurückgezogen hatte, an das Instrument heran, und sich tief vor dem Publikum verneigend, sprach er mit lauter Stimme:

„Ich ersuche diejenigen verehrten Damen und Herren, welche meiner Bitte gemäß Noten oder Bücher mitgebracht haben, sie gefälligst mir überliefern zu wollen, damit ich sie meiner Tochter gebe, und sie aus denselben spiele oder lese, auf daß das geehrte Publikum selbst erkennt und entscheidet, ob Therese sehend oder blind ist. Ich ersuche Sie nun so mehr, mir diesen Liebesdienst zu erzeigen," fuhr Herr von Paradies mit zitternder Stimme fort, „als mein gängstetes Vaterherz durch diese Probe doch endlich seine Zweifel gelöst sehen, und mit Bestimmtheit erfahren wird, wer Recht hat, der Herr Doctor Mesmer, welcher behauptet, daß meine Tochter sehen kann, oder ich, welcher leider bedürchtet, daß sie noch immer blind ist!"

Ein Gemurmel des Erstaunens durchrauschte das Publikum, ein Schrei des Entsetzens tönte von Theresens Lippen, und mit einem Ausdrucke schmerzlichen Flehens richtete sie ihre Blicke hinüber zu Mesmer, der todesbleich, wie gelähmt vor Schrecken, unbeweglich dastand, und in dessen Augen für einen Moment das mächtige Feuer erloschen war, mit dem er sonst Alle, die ihn anschauten, zu bannen wußte.

Professer Barth hatte mit einem behaglichen Lächeln diese schnelle, unerwartete Scene beobachtet, und sich an Doctor Ingenhaus wendend, flüsterte er diesem einige Werte zu.

Aus den Reihen des Publikums erhoben sich jetzt zwei Herren und näherten sich Herrn von Paradies. Der Eine überreichte ihm ein Buch, der Andere ein Notenheft.

Herr von Paradies hielt Beides seiner Tochter hin. Sie griff, mit einem verwurfsvollen Blick auf ihren Vater, zuerst nach dem Buch und schlug es auf.

„Emilia Galotti von Gotthold Ephraim Lessing", las sie mit lauter, silberheller Stimme.

„Sie kann sehen! Es ist unzweifelhaft, sie sieht!" flüsterten die Zuschauer untereinander. „Sie konnte doch nicht wissen, was für ein Buch man ihr gab! Sie ist nicht mehr blind!"

Theresens scharfes Ohr hatte dieses Geflüster mit Entzücken vernommen, und sie wollte jetzt dem Urtheil des Publikums eine neue Bestätigung geben.

Sie wandte sich daher wieder dem Publikum zu, und mit einem bezaubernden Lächeln sagte sie: „ich bitte eine der Damen um die Gefälligkeit, mir die Seite bezeichnen zu wollen, welche ich lesen soll, und eine andere Dame, gnädigst hierher zu kommen, und zuzusehen, ob ich die Seitenzahl richtig treffe."

Sofort erhoben sich zwei Damen. Die Eine, den vornehmsten und größten Kreisen Wiens angehörend, näherte sich Theresen, die andere, eine allbekannte und berühmte Künstlerin des Theaters, sprach: „Ich bitte, Fräulein Therese, gefälligst Seite 71 aufschlagen zu wollen."

Therese blätterte mit hastiger Hand in dem Buch und reichte es dann lächelnd der Gräfin hin.

„Es ist richtig, meine Liebe," sagte die Dame freundlich. „Seite 71! Haben Sie die Güte, zu lesen!"

Immer höher stieg jetzt der Enthusiasmus des gläubigen Publikums. Man flüsterte es jetzt nicht mehr, sondern man sagte es ganz laut: „Sie kann sehen! Es ist keine Lüge! Die Wunderkur ist eine Wahrheit!"

Und immer grollender ward das Gesicht des Herrn Professor Barth, immer ängstlicher und bleicher das des Herrn von Paradies, immer freudiger und strahlender das des Doctor Mesmer.

Therese hatte gewartet, bis die gefällige Gräfin auf ihren Platz zurückgekehrt war, alsdann las sie die ihr von der Schauspielerin bezeichnete Seite des Lessing'schen Trauerspiels, das erst seit kurzer Zeit in Wien bekannt geworden war.

Ein Jubel, stärker noch als derjenige, mit welchem man ihr meisterhaftes Klavierspiel belohnt hatte, erschallte jetzt, als die Lektüre beendet war. Er galt indeß nun nicht wieder der Künstlerin, sondern der geheilten Blinden.

Und aus dem Hintergrunde des Saales rief jetzt eine Stimme: „Ich dächte, es wären genug der Proben, und Fräulein von Paradies erfreute uns lieber mit einer ihrer herrlichen musikalischen

Digitized by Google

Leistungen. Jedermann wird sich wohl jetzt überzeugt haben, daß das Fräulein nicht mehr blind, sondern vollkommen sehend ist."

Eine allgemeine Stille folgte diesen Worten. Herr von Paradies war es, welcher dieselbe unterbrach.

„Ich kann mich der Meinung des geehrten unbekannten Gönners des Doctor Mesmer nicht anschließen," sagte er mit scharfer Betonung. „Ich suche in diesem Streit ganz zu vergessen, daß ich der Vater des Fräuleins von Paradies bin, und stelle mich auf Seiten des zweifelnden, ungläubigen Publikums, welches durchaus mit positiver Bestimmtheit erfahren will, ob wirklich in unsern Tagen noch Wunder geschehen, und ob es möglich ist, daß ein Mensch wie wir durch das bloße Auflegen seiner Hand Lahme gehend und Blinde sehend machen kann."

„Der Mann spricht plötzlich sehr vernünftig," murmelte Presesser Barth seinem Freunde zu.

Herr von Paradies fuhr fort: „Indem ich mich aber so auf Seiten des zweifelnden Publikums stelle, muß ich mir eingestehen, daß die eben geleistete Probe mich nicht hat überzeugen können, ja daß es möglich wäre, Zweifel an ihrer Aechtheit zu erheben. Es wäre möglich, zu denken, daß Herr Doctor Mesmer die große Künstlerin, welche die Gnade hatte, die Seitenzahl zu bestimmen, um die Gunst angesieht hätte, gerade diese Seitenzahl zu nennen, und daß sie es in der Großmuth ihres Zutrauens zu Mesmer, der seit einiger Zeit ihr Arzt ist, ihm bewilligt hätte. Es wäre möglich, daß die gnädige Gräfin nicht bemerkt hätte, daß gerade die Seite durch einen schrägen Kniff am obern Ende bezeichnet war, und demgemäß auch von einer Blinden leicht gefunden werden konnte. Daß dem aber so ist, davon bitte ich Jedermann sich zu überzeugen."

Er nahm das Buch, welches Therese eben auf das Instrument gelegt hatte, und blätterte darin.

„Hier ist Seite 71, und hier ist der Kniff!" sagte er, das aufgeschlagene Buch in die Höhe haltend.

„Vater, Du hast soeben einen Kniff in das Papier geschlagen, ich hab's gesehen!" rief Therese, alles Andere vergessend, glühend vor Zorn.

Ihr Vater wandte das Haupt halb zu ihr hin. „Gesehen!" sagte er achselzuckend, und sich dann wieder dem Publikum zuwendend, fuhr er fort: „Es wäre ferner möglich, daß der Herr Baron von Horka, einer der gläubigsten Mesmerianer, welcher die Güte hatte, das Buch hier mir zu übergeben, im Auftrage Mesmer's gerade dies Buch gebracht, und daß Therese dies durch Mesmer erfahren habe. Wer von einer Sache gründlich überzeugt zu sein wünscht, muß mit dem größten Mißtrauen diese Sache prüfen. Nur von dem glühenden Verlangen beseelt, fest und unumstößlich von der Heilung meiner geliebten Tochter überzeugt zu werden, ersuche ich das hochgeehrte Publikum, zu erlauben, daß Therese jetzt auch versuche, aus diesen Noten zu spielen."

Das Publikum gab durch allgemeines Applaudiren seine Zustimmung zu erkennen, und Herr von Paradies reichte daher das Notenheft seiner Tochter dar.

Sie achtete nicht darauf und nahm es nicht an. Sie schien ganz und gar der Gegenwart entrückt, sich gar nicht bewußt zu sein, was hier geschah. Die Hand aufgestützt auf die Lehne des Stuhls, welcher vor dem Instrument stand, schaute sie hinüber zu Mesmer, dessen große, glühende Augen jetzt wieder mit feuriger Glut auf sie gerichtet waren, dessen wunderbar schönes und stolzes Angesicht mit dem Ausdruck eines gebietenden Herrschers ihr zugewandt war. Ihre Blicke wurzelten fest in einander, und aus den seinen schien Therese Trost und Freudigkeit zu empfangen, denn ihre Wangen, welche, während ihr Vater sprach, anfangs marmorbleich geworden, strahlten jetzt wieder im schönsten Incarnat, und ein glückliches Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen.

Ihr Vater hielt ihr noch immer das Notenblatt hin, ohne daß sie es bemerkte. Im Publikum entstand ein leichtes Murren und Zischeln, eine unruhige Bewegung und sofort wandte Mesmer seine Blicke von Theresen ab, dieser Menge zu, welche ihn heute schon so vielfach in Aufregung versetzt hatte.

Jetzt durchflieg ein leichtes Beben Theresens ganze Gestalt, und wie aus einer seligen Verzückung erwachend, wandte sie den Blick wieder der Erde zu.

Mit einer Geberde des Schreckens nahm sie das aufgeschlagene Notenblatt aus den Händen ihres Vaters, der sie mit einem kalten, spöttischen Lächeln anblickte, und legte es auf das Pult vor dem Instrument.

„Marsch aus Oedipus von Gluck!" sagte sie mit lauter Stimme, indem sie sich vor dem Instrument niedersetzte.

„Mein Gott, Therese, Du liesest den Titel, ohne das Titelblatt aufgeschlagen zu haben?" fragte ihr Vater laut.

Sie schrak zusammen und schlug die Augen zu ihm empor. „Ich habe ihn vorher schon gelesen, als der Herr Kapellmeister Ritter von Gluck die Güte hatte, die Noten zu überreichen."

„Wie, Du kennst den Herrn Ritter von Gluck?" fragte ihr Vater verwundert. „Er ist niemals in unserm Hause gewesen."

„Ich habe ihn bei Herrn Doctor Mesmer gesehen," antwortete sie schüchtern.

„Ah, der Ritter von Gluck, der die Noten brachte, ist also gleich dem Baron von Horka, der das Buch überreichte, auch ein Freund des Herrn Doctor Mesmer!" rief Herr von Paradies mit einem Lachen, welches seine Tochter erbeben machte. Um ihn zum Schweigen zu bringen, legte sie ihre Finger auf die Tasten, und begann ein Präludium, das durch seine Kunstfertigkeit, seine perlenden Läufe, seine klaren doppelten Triller, seine kunstvollen harmonischen Uebergänge Jedermann entzückte und in Staunen versetzte. (Schluß folgt.)

Ein Abend bei Levassor während seines Gastspiels in Leipzig.

Es ist ein wohlthuender Anblick, wenn man alte Herren weinen sieht — vor Lachen, wenn junge Damen ihre glühenden Gesichter lichernd hinter Fächer oder Taschentuch verstecken, wenn sonst trockne Käuze sich ausschütten wollen vor Vergnügen, wenn selbst der vornehme Mann auf einen Augenblick die Contenance verliert — und all' diese Gemüthsbewegungen durch einen Einzigen hervorgerufen werden, der von der Bühne herab die Herzen seiner Zuschauer gleichsam an einer Drahtsaite hat, die er so geschickt anzuschlagen weiß, daß sie bei Jenen genau so wiederklingt, wie der Spielmann es wollte.

Ein solcher Spielmann ist Levassor, französischer erster Komiker, der uns in einem Spiegel eine Reihe von Charakteren zeigt, die unsere angeregte Lachlust oft bis zur Ausgelassenheit steigern. Dieser Spiegel des Künstlers ist die Wahrheit seines Spiels, die Klarheit und Bedeutsamkeit seiner Gesten und Attitüden, der sprechende Ausdruck seiner Mimik, die feinste Charakteristik menschlicher Schwächen, Lächerlichkeiten, Absurditäten, die hinreißende Gewandtheit seiner Zunge — kurz, sein Genie, das hier im Auslande eben so zündet, als auf heimischem Boden.

Levassor erschien an jenem Abend zuerst in einem kleinen Lustspiel als Sir John Esbrouff, webei er von Fräulein Teisseire vom Théâtre du Gymnase, einer höchst anziehenden Erscheinung, und einigen weniger bedeutenden Kräften, unterstützt wurde. Dieser Sir John, ein Typus der aufgeblasensten Bornirtheit und des englischen Phlegma's, mit steifem, eingezogenem Rücken, schläfrigem Auge, wohlgepflegtem Backenbart, und dabei fortwährend die Hände in den Rocktaschen, hat eine unbeschreibliche Wuth, die er durch die Zähne herauszischt, über einen jungen französischen Maler, weil dieser ihn karrikirt hat. Einige Tausend Exemplare der schändlichen Conterfei's hat er schon verbrannt, und immer schießen wieder Hunderte wie Pilze aus der Erde! Zudem ist noch Monsieur Léonard der Geliebte seiner Mündel, Miß Georgine, die er selbst liebt und heirathen will. Der Zufall führt ihn mit dem Maler Léonard zusammen, er fordert ihn auf Pistolen — schießt jedoch fehl, weil, während er auf seinen Gegner zielt, dieser schnell sein Skizzenbuch heraus nimmt, ihn portraitirt, worüber dieser außer sich vor Wuth ist, und nach gefallenem Schuß starr vor Verwunderung dasteht, daß der Maler nicht todt im Sande liegt. Diese ganze Scene — erst das lange Zielen, dann das unbeschreiblich einfältige Gesicht, mit dem er seinen Gegner fragt: „Sie sind

SIR: JOHN ESBROUFF.
EIN CHORIST.
EIN ALTER TANZ-MEISTER.
DAMEN-FRISEUR.
POLTRON.
I. ADVOCAT.
PERÜCKENMACHER.
EIN ALTER PRÄSIDENT.
Mr: LEVASSOR.
EIN RICHTER.
II. ADVOCAT.
EIN

nicht todt?" spielte Levassor unmachahmlich. Nachdem er sich, zuletzt sogar durch vorsichtiges Betasten überzeugt hatte, sein Schuß sei fehl gegangen, zeigten sich in seinem Wesen die lächerlichsten Symptome von Unbehaglichkeit und Verlegenheit, jedoch verleugnete er dabei keinen Augenblick den vornehmen Mann, den Gentleman. Sich mehrmals an den Hals fühlend, die Brauen heftig zusammenziehend, stellt er nun sich seinem Gegner zur Disposition. Mr. Léonard zielt lange — aber Sir John wartet den ominösen Schuß nicht ab. Mit mächtigen Schritten kommt er vor, tritt hart an den Maler heran, schlägt leicht mit dem Lauf seines Pistols an das seines Gegners und fragt äußerst ruhig: „Was kostet das — ich will Ihnen den Schuß abkaufen ꝛc." Diese allerdings höchst drastische Wendung der Situation erhebt den Darsteller zum Gipfelpunkt seiner Rolle.

Das Stückchen schließ, wie alle solcher Gattung, mit einer Verbindung der Liebenden und einem Gefoppten — hier war es natürlich Sir John.

Von jetzt an beherrschte Levassor allein die Bühne, indem er nach und nach eine Reihe komischer Scenen vorführte, von denen die vorletzte: „Die Liebesabenteuer eines Friseurs" jedenfalls das Bedeutendste war, was man auf der Bühne gesehen hat, und wodurch der Künstler seinen schönsten Triumph feierte.

Angesichts des Publikums entwickelte er acht Charaktere, verschieden in Maske, Sprachton und Haltung! — Ein junges, blondes, geleckes Herrchen erscheint vor uns in der Gestalt des Damenfriseurs. Alles ist zart und süß in ihm, Alles scheint von Oeuvs und Pomaden zu duften und der dünne Haarkranz, der sich um das sonst völlig kahle Haupt schlingt, ist auf's Sorgfältigste gekräuselt. Nur in diesem Augenblick scheint er entrüstet zu sein; wüthend wirft er den Hut in eine Ecke des Zimmers, denn er glaubt seine Pamela treulos. Eine Menge Perrücken stehen zierlich geordnet auf saubern Stöcken umher, deren Anblick den Besitzer nur noch wüthender zu machen scheint, und die er sogar verbrennen will, nachdem er ihnen feierlich Lebewohl gesagt hat. Aber nach einem langen Monolog scheint sich sein heißes Blut abzukühlen. Er gedenkt alles dessen, was er erlebt hat — wie viele Menschen er auf seinem Wanderpfade kennen gelernt hat — er erinnert sich dieses Advokaten, jenes Richters und des alten Präsidenten. Er spricht mit Verachtung von dem jammervollen Perrückenmacher, von dem unausstehlichen Perkon, aber mit Ehrfurcht von einem jungen, seinen Dandy. Kaum hat er seinen Monolog geschlossen, tritt er zum Spiegel, nimmt die nächste Perrücke vom Stock, stützt sie im Nu über, wirft rasch seinen Paletot ab, und vor uns steht im eleganten Salonfrack ein Modegeck, oder was dasselbe ist, ein Dandy comme il faut. Kaum haben wir Zeit über diese Metamorphose frappirt zu sein, bekleidet sich der Friseur im Fluge mit einem gelben, schwerstoffenen Schlafrock, den er bis an die Ohren zieht, schneeweißes Haar bedeckt seinen Kopf (diese Verwandlungen geschehen immer, indem er uns dabei leicht den Rücken zuwendet), und zeigt uns einen jener alten Präsidenten, die „mit wenig Witz und viel Behagen" ihre große unverdiente Pension verzehren, und ewig lächeln, ewig schmunzeln. Der gelbseidene Schlafrock, das silberweiße Haar verschwindet — ein Perrückenmacher offerirt seine Dienste zum geneigten Wohlwollen — — nicht so der Peltron, der uns beinahe zu harangiren scheint. Als der alte Präsident seinen Schlafrock auszog, wendete er ihm vollständig um, so daß ein schwarzer Talar daraus wurde. Der zarte Friseur stellt einen Stuhl mitten auf die Bühne — in einem Moment sehen wir den ersten Advokaten (wir befinden uns jetzt plötzlich in den Assisen), mit einem sehr wunderlichen Haarschmuck, in den Talar gehüllt, wie er hinter dem Stuhle steht, und sich gewichtig auf die Lehne desselben stützt, um seine Vertheidigungsrede zu beginnen. Dieser Herr scheint seiner Sache sehr gewiß; er kneift die Augen zusammen, räuspert sich nach jeder Periode und exponirt im schwerfälligsten Predigertone. Da fliegt auf einmal die vogelnestartige Perrücke herunter, und auf dem Stuhle sitzt ein altersschwacher, gebückter Greis mit zahnlosem Munde — das ist der Richter!

Man versteht ihn, wie vielen Richtern, kein Wort, weil er an jedem einzelnen kaut, ehe er es ausspricht. Kurz, der ganze Mensch ist eine jener absterbenden Maschinen, die nur noch aus einer falsch verstandenen Pietät vor Alter und Dienstjahren in Amt und Würden geduldet werden, und ein Hemmschuh der jüngeren Generation sind. — Mit Mühe erhebt sich endlich der alte Mann. — Plötzlich steht hinterm Stuhle — aber nicht der erste, nein, schon der zweite Advocat, ein fanatischer Mensch mit geisterbleichem Antlitz, eingefallenen Wangen, tiefliegenden Augen und spärlichem Haar, das wie lange Fäden über Stirn und Schläfe herabhängt. Seine durchdringende Stimme spielt in den höchsten Tönen, sein Auge schleudert Blitze, seine Faust ist geballt, und mit dem vorgestreckten Zeigefinger scheint er die Luft durchbohren zu wollen, so rasch, so unbändig, so wild sind seine Gesten und seine Mimik. Aber noch hat er nicht die Spitze seiner Rede erreicht, mit der er das Publikum, das heißt, die Geschworenen vollständig gewonnen will. Weit beugt er sich mit dem Oberkörper vor, schwingt das rechte Bein über die Stuhllehne, stützt den Ellenbogen auf das Knie, und in dieser herausfordernden Stellung rast er weiter. Es ist dieser Mensch ein treues Abbild jener furchtbaren Naturen, wie sie nur der Süden erzeugt, die Blut wie Tinte mit gleicher Leichtigkeit verspritzen, in deren Nähe uns ein heimliches Grauen anwandelt, selbst wenn sie uns lächeln versuchen. — Wir waren noch nicht zu Athem gekommen — und der alte Richter, das durch und durch gebrochene Männlein saß wieder auf seinem Stuhle und murmelte einige unverständliche Worte — doch gleich darauf sehen wir hinterm Stuhle wieder den ersten Advocaten, der eben beginnen will, als ihn schon wieder der wüthende Zweite verdrängt, der dann auch das Feld behauptet, bis wir durch das Niederrauschen der Gardine daran erinnert werden, daß hier nicht über Leben und Tod gesprochen — sondern nur Comödie gespielt wird.

Die beiden Scenen, die dieser großartigen voraussagingen: „Adelaide" und die „Pirouetten eines alten Tanzmeisters," waren, wenn auch nicht von so hoher künstlerischer Bedeutung, doch nicht minder geistvoll und lebendig ausgeführt. In „Adelaide" stellt Levassor einen jungen Menschen dar, der mit vielem Selbstgefühl in einem Cirkel obiges Lied vortragen will, und niemals weiter kommt als bis „Adelaide!" Er erschien hierbei ohne jede Zuthat von Schminke und Kostüm — sondern rein als Herr Levassor in modernem Kleid, was diese höchst ergötzliche Leistung nur um so anerkennungswerther machte. — Die „Pirouetten des alten Tanzmeisters" zeigten uns einen Künstler dieser Gattung aus der Kaiserzeit, was seine Titus-Perrücke nicht bezweifeln ließ. Dieser stellt das Tanzen über alle andern Künste, behauptet, nur mit den Beinen ließe sich ein Gedanke gehörig ausdrücken, viel deutlicher, viel präciser als durch Rede und Gesang. Dabei steht der arme Teufel doch ein, daß es mit ihm nicht mehr recht gehen will — immer muß er sich daran erinnern, nicht so krumm zu gehen, aber dennoch verachtet er die Epigenen gründlich.

Eine Dame von sehr geläutertem Kunstgeschmack äußerte einmal in der Oper: „Ja, die Chöre hätte ich schon gern, wenn es nur keine Choristen gäbe." Levassor commentirt diese Aeußerung am Glücklichsten durch die Darstellung seiner „Choristen." Welch' lächerliche Geschmacklosigkeit in Kostüm wie Erscheinung, welche Verspunftheit, und dabei welcher Dünkel — denn dieser Chorist spricht immer von seinem Freunde Talma, der nur mehr Glück gehabt habe als er! Gleich dem alten Tanzmeister, der mit seinen Pirouetten zu beweisen sucht, wie allein in den Beinen der Ausdruck liege, so unser Chorist, der durch schreckliche Chorgesänge, durch Marschiren, Schwertziehen und Fechten, uns zeigen will, wie schwierig seine Stellung sei, die er in der Welt einnimmt. Der Levassor-Chorist schreit wie wirkliche Choristen, er schlägt mit der Stimme über seine Leidensgefährten, kratzt sich am Halse während eines Trauerchors, und starrt dabei gedankenlos und unverschämt in's Parterre und von da zur Gallerie hinauf.

Dieser Chorist wird unvergeßlich bleiben, und wir wollen nur noch von den Urbildern wünschen, sie möchten sich bestreben, bald nicht mehr zu sein wie dieser!

Levassor nahm Abschied von uns — anerkannt und bewundert. Betritt einmal ein großer deutscher Schauspieler die pariser Bühnen, so möge ihm das französische Publikum ebenso vorurtheilsfrei Beifall spenden, wie es das deutsche Publikum gegenüber unserm französischen Gaste gethan hat.

Das Auge des Menschen.

I. Symbolik des Auges.

Was das Licht in der Landschaft, ist das Auge in dem Menschengesichte, und wie Sonnenschein selbst einer traurigen Gegend eine gewisse Schönheit geben kann, so adelt und verschönt das Auge ein sonst wenig anziehendes Gesicht. Der Blick ist das Erste, das wir an einem Menschen beachten, der uns gegenübertritt, und aufmerksamer als auf die Worte oder auf den Ton der Stimme sind wir auf den Ausdruck des Auges. Gleicht der Zornblick in einem finstern Gesichte nicht dem Blitzstrahl, der aus schwarzen Wolken zündet? Und wie weit, wie unermeßlich weit bleibt selbst das innigste Liebes**wort** zurück hinter einem Liebes**blicke**, und wer gäbe nicht die aufrichtigste und wärmste Liebesbetheuerung für **einen** Blick in die Tiefe eines Liebe verkündenden Auges?

Die Schönheit des menschlichen Auges an sich hängt indeß wesentlich auch von seiner Umgebung, besonders des Schädels (der Stirn) ab. Es darf nicht zu groß sein, denn die Größe ist Thieren charakteristisch; bei Raubvögeln z. B. ist das Auge größer als das ganze Gehirn, und bei den meisten Säugethieren verhältnißmäßig viel größer als bei den Menschen. Große vorstehende Augen erinnern uns deshalb, uns selbst unbewußt, an niedriger stehende Geschöpfe, an rohe Körperkraft, keineswegs an Ueberlegenheit des Geistes. Das entgegengesetzte Extrem gibt aber eben so wenig einen günstigen Eindruck; nur bei wenigen Thieren liegen die Augen halb versteckt in ihren Höhlen, wie bei dem Maulwurfe, welcher aber auch nicht darauf angewiesen ist, das Himmelslicht zu sehen. Kleine versteckte Augen in einem Menschengesichte deuten nun zwar nicht auf geistige Beschränktheit, denn manche geniale Männer besaßen solche Augen, die unter buschigen Brauen gewaltig hervorblitzten, aber sie geben den Zügen ein verkümmertes oder schwerfälliges Aussehen, und machen in der Regel den Eindruck, als wollten sie vor Andern die Seele mehr verbergen als enthüllen.

Die eigenthümliche Wirkung, welche die Größe des Auge**n**sterns (d. i. die bunte ringförmige Regenbogenhaut mit der runden schwarzen Pupille in ihrer Mitte und der durchsichtigen Hornhaut davor) hervorbringt, hängt mit seinem Verhältniß zu dem umliegenden Weißen des Auges zusammen. Je mehr Weiß man zwischen den geöffneten Augenlidern sieht, um so mächtiger der Eindruck. Bei Thieren wie bei Kindern ist der Auge**n**stern verhältnißmäßig groß gegen das Weiß, daher der geringe Ausdruck. Bei dem Erwachsenen dagegen ist der Auge**n**stern von Jahr zu Jahr kleiner geworden im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Augapfels, und damit hat sich gleicher Weise der Ausdruck gesteigert. Das Vorwiegen des Weißen in dem Auge macht demnach einen bisher wenig berücksichtigten wesentlichen Unterschied zwischen dem thierischen und dem menschlichen Auge aus. Nur die großen Maler der frühern Zeit, z. B. Fiesole und seine ganze Schule folgten, vielleicht unbewußt, den von der Natur gegebenen Andeutungen. Sie wichen von dem wirklichen Verhältniß etwas ab und gaben ihren Engeln und Heiligen lange, weit geöffnete Augen mit vielem Weiß und einem nur kleinen dunkeln Augen**stern** in der Mitte. Jedem aufmerksamen Beschauer fällt es sofort auf, wie sehr der geistige Ausdruck des Auges dadurch erhöhet worden ist. Im gewöhnlichen Leben finden wir überdies, daß jenes Verhältniß eines kleinen Augen**sterns** zu vielem Weiß den Eindruck von seinem Gefühl und großer Reinheit macht, während man bei dem Anblick großer Augen**sterne** sofort an Kraft und Stärke denkt. Deshalb gaben wohl auch die griechischen Bildhauer und Dichter ihren Göttern und Helden große Augen; der alte Homer z. B. nennt die Juno fast nie anders als die „ochsenäugige."

Auch die Stellung der Augen in ihrem Verhältniß zu den andern Theilen des Gesichtes ist nicht von geringerer Wichtigkeit. Bei den niedern Thieren sind sie bekanntlich fast wie auf Gerademohl angebracht, weil der Gesichtssinn bei ihnen, wenn nicht ganz fehlt, doch sehr unvollkommen ist. Selbst bei den Insekten scheint er eben erst aus dem Tastsinn herauszutreten, welcher bei den einfacher organisirten Wesen denselben vertritt. Wahrscheinlich können sie z. B. keine Farben unterscheiden und kennen nur Licht und Dunkel. Bei den höhern Thieren haben die Augen fast stets eine schiefe Neigung nach der Nase hin; **nur** bei dem Menschen stehen sie horizontal. Porträtmaler und aufmerksame Beobachter haben indeß die Bemerkung gemacht, daß in den meisten Gesichtern das eine Auge etwas über oder unter der geraden Linie steht und höchst merkwürdig ist, daß man bei fast allen großen Deutern, bei fast allen genialen Menschen eine leichte Abweichung **nach oben** gefunden hat. Weichen **beide** Augen von der horizontalen Linie ab, wie es bei ganzen Racen, z. B. den Chinesen der Fall ist, so erhält das Gesicht einen höchst auffallenden Charakter. Wo eine Neigung nach dem innern Winkel zu als Anomahne erscheint, soll sie religiöse Schwärmerei, begeisterte Frömmigkeit oder schlaue Heuchelei andeuten. Immer gibt sie dem Blicke etwas magnetisch Anziehendes und darum auch große Macht über Andere. Kummer und Sorge lies't man leicht in Augen, deren äußerer Winkel niedriger ist als der innere, und der senach der abfallenden Linie des Mundwinkels folgt; aber auch der träge Träumer wird dadurch charakterisirt.

Weit geöffnete Augen galten zu allen Zeiten und gelten heute noch in dem Oriente für ganz besondere Schönheit; die Orientalen lieben den sehnenden und verlangenden Ausdruck, den das Gesicht dadurch erhält, und manchem Mädchen in Georgien und Circassien werden in der Kindheit die Augenlider weiter aufgeschlitzt, um bei Zeiten ihre Schönheit für den Sclavenmarkt zu erhöhen. Das Auge der alten Egypter ist fast unnatürlich lang und weit geöffnet, was uns beweist, daß die Vorliebe dafür schon in uralter Zeit bestand. Aber auch bei uns sinden sehr schmale Augen, wenn sie überdies sehr kurz sind, durchaus keine Gunst, und es kann nicht gelängnet werden, daß sie dem Gesicht etwas Schwerfälliges und Schläfriges geben.

Auch die Nähe, in welcher die beiden Augen zu einander stehen, ist von Bedeutung, und die, welche zu weit abstehen, gefallen so wenig wie die zu nahgerückten. Merkwürdig ist es, daß die Juden als Nation durch die letztere Eigenthümlichkeit charakterisirt werden, und **davon**, namentlich in den spätern Lebensjahren, einen eigenthümlichen, aber keineswegs angenehmen Ausdruck erhalten. Unter den Thieren sind die Affen so gezeichnet, und daher haben sie ihr Aussehen von komischer Pfiffigkeit.

Was der Rahmen für das Gemälde, ist das Augenlid für das Auge. Die Lider sind bewegliche Laden oder Jalousien vor den zarten Fenstern unsers Körpers und hüten dieselben sorgsam vor zu starkem Licht wie vor andern Gefahren. Es versteht sich ganz von selbst, daß ein wohlgestaltetes Auge mit hellem Blick nicht hinter schweren plumpen Vorhängen versteckt sein darf, und wenn wir nach Schönheit suchen, erwarten wir dünne und durchscheinende, nicht mit Fleisch und Fett ausgestopfte Lider. Die letztern geben dem ganzen Gesicht einen schweren phlegmatischen Ausdruck, die erstern aber nehmen uns sogleich für den Geist ein, der Licht liebt, selbst wenn er sich auf einige Zeit verhüllt. Sogar im Schlafe sind die Augenlider von Bedeutung, denn, wie das Auge der einzige Sinn, sind sie der einzige Theil des Körpers, der durch äußere Zeichen die Ruhe des Geistes innen verräth.

Nicht alle Nationen halten wie wir lange Wimpern für schön. Die Chinesen, welche die Natur überhaupt kärglich mit Haaren begabt hat, halten die kurzen für die besten; andere Nationen gehen sogar so weit, sie sorgfältig auszurupfen. Wir dagegen meinen, kurze, lichte und dünne Wimpern gäben den Augen einen matten, fieren Ausdruck, während lange und dunkle Wimpern die Schönheit des Auges wie die Gewalt des Blickes erhöhen.

Von allen äußern Theilen des Auges sind die wichtigsten die Brauen, und zwar so bedeutungsvoll nicht blos wegen ihrer eigenen schönen Form, sondern weil sie die große Grenzlinie zwischen der Sinnes-Gegend des Kopfes darunter und der geistigen darüber bilden. Sind sie sehr dick und ziehen sie sich zu weit hin, so erinnern sie an thierische Natur; in dem Verhältniß aber, wie sie sich in feinen, wohlgerundeten Bogen erheben, erweisen sie eine bessere Meinung. Der Bogen namentlich ist von Wichtigkeit, denn je höher er steigt, um so weiter hinauf reicht die Sinnes-Region und hinein in die höhern geistigen Fähigkeiten, während niedrige und geradlaufende Brauen keine solche Gemeinschaft verkündigen. Hier auch erkennt man die noch unerklärliche Sympathie, die einen Zug mit dem andern verbindet: in den Bogen, die sich über den Augen wölben, wiederholt sich die lächelnde Lippe mit

dem leicht aufwärts gezogenen Mundwinkel, während der kummervoll sich senkende Mund die Augenbrane ebenfalls an der äußern Seite verzweifelnd sinken sieht. Das Temperament und oft wiederholte Empfindungen drücken sich natürlich den Zügen ebenfalls ein und geben ihnen etwas Festes. Heitere und offene Herzen werden sich deshalb durch offene, gehobene Augenbrauen ankündigen, während die Denker, wie man auf allen Gesichtern derselben sieht, sie herabziehen in den unablässigen Bemühen, gleichsam in das Licht der Wahrheit hineinzuschauen. An ruhelosen, sehr veränderlichen Personen bemerkt man sogar bisweilen, daß die Brauen in mehrere kleinere Bogen zerbrochen oder durch heftige Leidenschaften gleichsam zerrissen sind.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Farbe des Augapfels und Augensterns. Den erstern sehen wir am liebsten weiß, zwar lebendvoll, aber doch so, daß seine fleckenlose Reinheit unwillkürlich ein reines, fleckenloses inneres Leben anzeigt. Einen ganz andern Eindruck macht eine grauliche oder gelbliche Farbe. Ein bläulicher Schein, der den Kindesaugen eigenthümlich ist, gibt Erwachsenen ein Aussehen von unvollkommener Entwickelung. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß andere Einflüsse diese Erscheinungen herbeigeführt haben können. Der Augapfel, der von starken Adern durchzogen ist, verräth Leidenschaftlichkeit, denn jede Anfregung treibt das Blut im stärkern oder geringern Grade nach dem Kopfe und oft wiederholte solche Blutanhäufungen in die Augenadern lassen endlich Spuren zurück als unverkennbare Charakterzeichen.

Jeder Mensch auf Erden hat einen ihm eigenen Blick. Die Anatomen finden ihn nicht, die Physiologen können ihn nicht erklären, aber wir Alle wissen, daß er da ist. Er ist das Resultat des Gesammtausdrucks aller Theile des Auges, der nach vielfachen Wiederholungen endlich dauernd bleibt. Er wird deshalb bei charakteristischste Zug des Menschen, der wirkliche Spiegel seines Lebens, der Dolmetsch aller seiner Gedanken und Gefühle. Er bindet auch einen Menschen an den andern durch das Band der Sympathie. Freilich können wir das weder erklären noch vorzeigen, aber jeder Mensch fühlt es und handelt darnach. Ein Blick oft bindet zu ewiger Liebe; ein Blick scheidet für immer. Seine Macht ist um so größer, je weniger der Wille entwickelt ist. Dieser allein vermag einigermaßen die Macht zu brechen, und lehrt den Menschen, nicht nach seinem Gefühl zu handeln, sondern nach „Berechnung." Aber seinen eigenthümlichen Blick behält trotzdem ein Jeder. Jeder große Mann namentlich hat einen Augenausdruck, den Niemand nachzuahmen vermag und der selbst einen Socrates schön machen kann.

Gern und mit Wohlgefallen sehen wir den ruhigen, liebevollen Blick der Freunde, aber den stieren Blick vermögen wir nicht zu ertragen, selbst wenn er nicht auf unser Auge, sondern auf einen Theil unseres Anzuges gerichtet ist. Mit strengem Tadel oder stiller Verurtheilung gleitet der Blick des Vorgesetzten von Kopf bis zu dem Fuße, während das Auge des Neidischen haftig und von der Seite die Größe und Gestalt des Gegenstandes seiner häßlichen Leidenschaft mustert. Der Blick der Verachtung geht über den Gegenstand derselben gleichsam hinaus, als wollte er ihn aus seinem Sehkreise ganz ausschließen. Begeisterung und Fanatismus blickt nach oben zu, nach Höherem, während der Geizige, der Habsüchtige und Selbstsüchtige niederwärts sieht auf den Staub, an dem seine Seele klebt.

Das Auge des Greises hat wie das des Kindes einen unsichern Blick; der erstere fühlt sich allmälig von den Banden des Lebens gelöst und sein Auge wendet sich mehr und mehr von der äußern Welt ab, während das des Kindes noch Alles verwundert anstarrt und noch nicht dahin gekommen ist, Einzelnheiten scharf zu beobachten.

So kann man in dem Blicke des Auges das lesen, was in der Seele des Menschen vorgeht, und was sein Schicksal in der Zukunft bestimmen wird. Ein gewisser Blick wird allmälig feststehend, denn die Augen nehmen, wenn sie nicht zu einem besondern Zweck verwendet werden, den Ausdruck unwillkürlich an, den sie am häufigsten haben. Dieser Blick ist der charakteristische Zug eines Gesichts und darum für den Maler und Bildhauer von der größten Wichtigkeit.

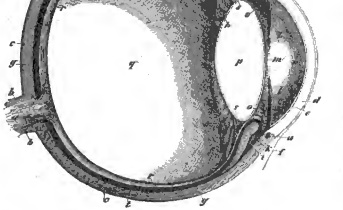
II. Bau des Auges; von Beck.

Daß das Auge, außer Empfindungsorgan für Licht und Farbe (in Bildern) zu sein, auch der Spiegel des Geistes und eine der Hauptpforten ist, durch welche letzterer allmälig in unsern Körper (Gehirn) einzieht, verdankt dasselbe seinem Baue und seinem unmittelbaren nahen Zusammenhange mit dem Gehirne, an welchem es, wie ein Apfel an einem vom Sehnerven gebildeten Stiele ansitzt. Es stellt nämlich das nach den optischen Gesetzen der camera obscura gebaute Sehorgan eine hohle, kugelförmige, von drei zwiebelschalenartig (concentrisch) um einander herumliegenden Hautlagen gebildete Blase oder Hohlkugel, Augapfel genannt, dar, in deren Innerm durchsichtige, mehr und minder feste und flüssige Materien verborgen sind. Diese letzteren, den Lichtbrechungsapparat bildend, brechen die von leuchtenden Punkten nach allen Richtungen hin kegelförmig ausgehenden und in das Auge fallenden Lichtstrahlen so, daß sich dieselben wieder in einem Punkte (Bilde) sammeln, der auf den hinter diesem Lichtbrechungsapparate hautartig (als Netz- oder Nervenhaut) ausgebreiteten Sehnerven trifft und durch diesen zum Gehirn (Bewußtsein) fortgeleitet wird. — Der Augapfel selbst liegt aber geschützt und umhüllt von einem elastischen Fettpolster in der trichterförmigen knöchernen Augenhöhle, wird äußerlich von den Augenlidern bedeckt, mit Hülfe des Thränenapparates stets rein erhalten und kann durch sechs Muskeln willkürlich nach allen Richtungen hin gedreht werden, wobei dem Bewußtsein durch die mit jeder Bewegung verbundenen Muskelgefühle eine Vorstellung von der Größe und Richtung der geschehenen Bewegung, so aber Aufschluß über Größe und Entfernung der gesehenen Gegenstände verschafft wird.

Die erste oder äußerste Hautlage, welche für sich allein eine vollständig geschlossene Hohlkugel bilden würde, soll dem Augapfel seine Gestalt verleihen und besteht deshalb aus zwei ziemlich derben, starren Häuten, von denen diejenige, welche den größern Theil (fast fünf Sechstel) und den hintern Umfang des Augapfels bildet, die harte oder weiße Augenhaut (Sclerotica; c) heißt, perlmutterweiß, undurchsichtig, von faserigem Baue, sehr gefäß- und nervenarm, und hinten vom Sehnerven (a), dessen Scheide (b) sich unmittelbar in diese Haut fortsetzt, durchbohrt ist, während sich vorn die Augenmuskeln an sie anheften. Sieht man Jemand in das offenstehende Auge, so erblickt man am innern und äußern Augenwinkel und besonders beim Verdrehen des Auges den vordersten Theil dieser Haut als „das Weiße des Auges." — Den vordersten (6ten) Theil der äußern Hautlage oder Hohlkugel bildet die durchsichtige, uhrglasähnliche und stärker als die weiße Haut gewölbte Hornhaut (Cornea; d). Sie hängt nach hinten ununterbrochen mit der weißen Augenhaut zusammen, besteht aus einer äußerst gefäß- und nervenarmen knorpelartigen Masse (mit Fasern, Zellen und Flüssigkeit) und wird äußerlich von einem dünnen Oberhäutchen (Bindehaut; f), an ihrer innern ausgehöhlten Fläche aber, welche in die vordere, mit Wasser erfüllte Augenkammer (n) sieht, von der zarten Wasserhaut (e) überkleidet. Die Hornhaut, welche ihrer Durchsichtigkeit wegen den Lichtstrahlen in das Auge einzutreten erlaubt, zeigt sich bei offenem Auge als das Spiegelnde vor dem sogen. Augensterne (der bunten ringförmigen Regenbogenhaut und der schwarzen Pupille).

Die zweite oder mittlere Hautlage, welche eine, vorn platte und mit einer runden Oeffnung (Pupille; m) versehene Hohlkugel darstellt, die innerhalb der äußeren, von der Hornhaut und weißen Augenhaut gebildeten Hohlkugel steckt, besteht aus zwei sehr gefäß- und nervenreichen, dunkelgefärbten und muskulösen Membranen, der Gefäß- und Regenbogenhaut, so daß sie hauptsächlich der Ernährung, Verdunklung und Bewegung der innern Augentheile dient. — Die Aderhaut, Gefäßhaut, schwarze Augenhaut (Choroidea; g), deren hinterer Theil ebenfalls vom Sehnerven (a) durchbohrt wird, liegt dicht an der innern Fläche der weißen Augenhaut an und reicht vorwärts bis an den Rand der Hornhaut, wo sie sich theils mit einer dickern Portion, mit dem Spannmuskel der Aderhaut (Strahlenbande; i) anheftet, theils nach innen zu einen aus einigen 70 Strahlen zusammengesetzten Faltenkranz (Strahlenkörper; h) rings um die Linse bildet. Was den Bau der Aderhaut betrifft, so besteht ihre äußere Schicht vorzugsweise aus größern Blutgefäßen und sternförmigen, mit schwarzen Körnchen erfüllten Zellen, die mittlere Schicht aus einem sehr engmaschigen Haargefäßnetze und die innerste Schicht aus schwarzen Farbezellen. — Da wo sich vorn die Aderhaut an den Rand der weißen Augenhaut befestigt und wo diese letztere in die Hornhaut übergeht, zieht sich ein Blutkanal (o) kreisförmig in der Augenwand herum, und hier hängt die Regen-

bogenhaut (Iris; l) in Gestalt einer Scheibe, in deren Mittelpunkte sich ein rundes Loch, die Pupille oder Sehe (m) befindet, senkrecht hinter der Hornhaut (d) und vor der, vom Faltenkranze umgebenen Linse (p) herab. Die Iris erscheint, wenn man durch die Hornhaut hindurch in das Auge sieht, als ein bunt (braun, blau, graugrün) gefärbter Ring, der die Sehe oder Pupille umgibt, welche letztere, die doch eine Oeffnung zum Durchtritt der Lichtstrahlen ist, sich als runder schwarzer Fleck darstellt. Durch die Iris, deren hintere Fläche tief schwarz aussieht, ist der vordere mit Augenwasser angefüllte und zwischen Hornhaut und Linse befindliche Hohlraum des Auges in die vordere (n) und hintere Augenkammer (o) geschieden; beide Kammern stehen natürlich durch die Pupille (m), welche sich übrigens ebenso verengern wie erweitern kann, mit einander im Zusammenhange. Hinsichtlich ihres Baues ist die Iris faserig und muskulös, sowie sehr gefäß- und nervenreich; rings an ihrem innern, die Sehe begrenzenden Rande enthält die Iris einen ringförmigen Schließmuskel, den Verengerer der Pupille, während sich von diesem strahlenförmig zum äußern Irisrande der Erweiterer der Pupille hinzieht. — Die bunte Farbe der vordern Irisfläche hängt von der Gegenwart und Menge gesternter Farbezellen ab. Bei blauen Augen fehlen dieselben gänzlich; entwickeln sie sich in geringer Anzahl, dann entsteht die lichtbraune Farbe; bei großer Menge sieht die Iris schwarzbraun; zerstreute Anhäufungen erzeugen die sogen. Rostflecke der Regenbogenhaut.



a) Sehnerv. b) Scheide des Sehnerven. c) Weiße Augenhaut. d) Hornhaut. e) Wasserhaut. f) Bindehaut. g) Aderhaut. h) Faltenkranz oder Strahlenkörper. i) Strahlenband (Spannmuskel der Aderhaut). k) Strahlen des Faltenkranzes. l) Regenbogenhaut, Iris. m) Pupille. n) Vordere und o) hintere Augenkammer (mit Kammerwasser). p) Linse in der Linsenkammer. q) Glaskörper mit r) der Glashaut, und s) dem Linsenkanale. t) Netz- oder Nervenhaut, Retina. u) Blutkanal (in der Grenze zwischen Hornhaut, Iris und weißer Augenhaut).

Die dritte oder innerste Hautlage, welche nur eine halbe Hohlkugel bildet, weil sie sich blos im hintern Theile des Augapfels, verwärts bis zum Faltenkranze befindet, wird von der, zum Sehen allerwichtigsten Membran, nämlich von der Nerven- oder Netzhaut (Retina; t), der hautartigen Ausbreitung des Sehnerven (a), gebildet. Sie umgibt den Glaskörper, ist im Leben vollkommen durchsichtig, hat in der Mitte ihres hintern Theiles, nach außen von der hügelförmigen Eintrittsstelle des Sehnerven, einen kleinen runden gelben Fleck und besteht aus fünf Schichten, die aber durch feine Fädchen innig unter einander zusammenhängen. Diese Schichten folgen von außen nach innen so auf einander: die Stäbchen- und Zapfenschicht, aus unzähligen, das Licht stark reflektirenden und pallisadenartig dicht neben einander stehenden schmalen Stäbchen und rübenähnlichen Zapfen; die Körnerschicht, aus dunklen, das Licht stark zurückwerfenden, runden oder ovalen, kernhaltigen Zellen; die Zellenschicht, eine Lage grauer Nervenzellen; die Nervenfaserschicht, die hautartige Ausbreitung der Fasern des Sehnerven; die Begrenzungsschicht, ein zartes Häutchen, welches die Netzhaut vom Glaskörper (q) abgränzt. Am gelben Flecke fehlt die Nervenfaserschicht, sowie im Centrum desselben die Körnerschicht.

Der Lichtbrechungsapparat, welcher den von den genannten 3 Hautlagen umgränzten Hohlraum des Augapfels ausfüllt und aus glashellen, durchsichtigen, theils festen, theils flüssigen Materien gebildet wird, besteht aus dem Kammerwasser (das Augenwasser in der vordern und hintern Augenkammer; n o), der Krystalllinse (p) und aus dem Glaskörper (q). Dieser durchsichtige Kern des Auges (ein dioptrischer Apparat) wird an seinem hintern Umfange (Glaskörper; q) von der Netzhaut (t) umfaßt, so daß alle durch den Lichtbrechungsapparat hindurchdringenden und gebrochenen Lichtstrahlen auf diese fallen müssen. — Die Linse (p), in der wasserhellen, durchsichtigen und etwas Flüssigkeit enthaltenden Linsenkapsel eingeschlossen, gleicht einem stark gewölbten Brennglase und hat ihre Lage dicht hinter der Regenbogenhaut (Pupille; q m), in einer schüsselförmigen Vertiefung des Glaskörpers (q), rings vom Faltenkranze (h) umgeben. Sie besteht durch und durch aus Schichten von blassen wasserhellen sechsseitigen Fasern oder Röhren (Linsenfasern), welche mit sägeartig gezähnten Rändern fest in einander greifen. Die Consistenz der Linsenmasse nimmt vom Umfange nach ihrem Mittelpunkte hin (d. i. der Linsenkern) zu; im Alter wird sie gelblich und trübe. — Der Glaskörper (q), welcher eine wasserhelle Kugel darstellt, füllt hinter der Linse und dem Faltenkranze den von der Netzhaut umgebenden Raum aus, nimmt vorn die Linse in einer tellerförmigen Vertiefung auf und wird von der durchsichtigen Glashaut (r) umschlossen. Diese Glashaut heftet sich vorn mit zwei Blättern, welche einen dreieckigen, sich rings um den Linsenrand herumziehenden Kanal (s) zwischen sich lassen, an die vordere und hintere Fläche der Linsenkapsel an. Was den Bau des Glaskörpers betrifft, so ist dieser zur Zeit noch nicht genau gekannt. (Ueber das Sehen später; über die Pflege des Auges s. Gartenlaube 1854. Nr. 39 und 40.)

Jagd- und Lebensbilder aus Amerika.

12. Eine Treibjagd.

Das Guanaco* ist eins der scheuesten Thiere, das ich je gejagt habe und dabei ist seine Stellung fast immer der Art, daß es sich über dem Jäger befindet und dessen Bewegungen ersähen kann. Wenn man sich indessen vorsichtig heranschleicht und durch die Felsenvorhänge deckt, so kann man zum Schuß kommen. Dieser muß aber tödtlich sein, denn wenn man das Guanace nur verwundet, so setzt es über die Klippen uns stürzt vielleicht in einen Abgrund, aus dem es der Jäger nie herausholt.

Während ich bei einem Gastfreunde war, hörte ich von einer eigenthümlichen Art der Indianer, das Vicuña in großer Anzahl zu erlegen, welche sie „Chacu" nennen, und da mich diese sehr anreg, ersuchte ich meinen Freund, mir zu einer solchen zu verhelfen. Es war gerade die Zeit dazu, und der Stamm, zu dem er gehörte, beabsichtigte eine solche Jagd zu halten, und da er für einen alten kunstgerechten Jäger galt, mußte ihm eine Hauptrolle dabei zufallen.

Einen Tag vor der Expedition begaben wir uns nach dem Dorf seines Stammes, d. h. einer Anzahl roher Hütten, die in dem Grunde einer der tiefen Klüfte der Cordilleren aufgepflanzt waren. Da es mehrere tausend Fuß unterhalb der Puna-Ebene lag, herrschte dort ein ungleich wärmeres Klima, und in den Gärten gewahrte man häufig Zuckerrohr und die Yukka-Pflanze und Welschkorn auf den Feldern.

* Siehe Nr. 7 der Gartenlaube.

Die Einwohner gehörten zu den Indios mansos, den gezähmten Indianern, und trieben Ackerbau oder lebten von der Jagd. Sie hatten auch das Christenthum angenommen, und auf einer erhöhten Stelle des Dorfes prangte eine Kirche mit dem Kreuz. Der Priester war der einzige Weiße in dem Dorfe, und auch er konnte nur vergleichsweise dafür gelten. Obwohl von spanischem Blut, würde er in jedem Theil Amerika's oder Europa's für einen „farbigen alten Gentleman" gegolten haben.

Mein Gastfreund führte mich zu dem Pater, der mich herzlich aufnahm, und zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß er das Chacu begleiten, ja, die Führung desselben übernehmen würde. Er hatte das größte Interesse daran, bald sah ich indessen auch, weshalb dies der Fall war. Der Ertrag dieser jährlichen Jagd bildete einen Theil seines Einkommens. Die Vließe der Vicuña's gehörten der Kirche, und da diese an Ort und Stelle mindestens einen Dollar pro Stück werth waren, so bildete diese Einnahme keinen üblen Zehnten. Den ganzen Tag über war er daher beschäftigt, seinen Pfarrkindern Rath in Bezug auf die Jagd zu ertheilen. Ich mußte bei ihm wohnen. Er hatte das beste Haus im Dorfe, unsere Mahlzeit bestand aus einem gebratenen Huhn, zu dem wir „Chika" tranken, und nachher fehlten auch die Cigaretten nicht.

Es war ein ächtes Bild eines südamerikanischen Missionspriesters. Außerordentlich gewissenhaft in Bezug auf die Moral seiner Heerde, und dabei selbst fett und liederlich, und auf gute Mahlzeiten, ein Glas „Yea-Brandy" und Cigaretten erpicht. Er lebte indessen ganz patriarchalisch mit seinen Pfarrkindern und diese hatten ihn gerne.

Am Morgen zog die Expedition aus, jedoch erst, nachdem eine Messe für den guten Erfolg der Jagd gehalten war. Dann setzte sich die Cavalcade in Bewegung und zog den sich windenden Bergpfad nach den „Altos" oder den Puna-Höhen hinauf, ganz nach der entgegengesetzten Richtung, von der ich gekommen war.

Die Expedition sah außerordentlich malerisch aus. Da waren Pferde, Maulesel und Lama's, Männer, Weiber, Kinder und Hunde, was nur in dem Dorfe kriechen konnte, zog mit. Die „Chacu" dauert nämlich Wochen lang. Es waren daher Zelte und Kochapparate mitgenommen, und die Weiber waren deshalb ebenfalls nothwendig. Sie hatten das Lager in Ordnung zu halten und für das Essen zu sorgen.

In beliebiger Ordnung oder vielmehr Unordnung erklommen wir das Gebirge, und unser Zug gewährte einen höchst malerischen Anblick: die Männer in ihren farbigen Poncho's von Lammwolle und die Weiber in hellen Mänteln von Bageta, einem groben Tuch, das sie selbst bereiten. Mehrere Maulthiere trugen Bündel mit Lumpen nebst Stricken und Stäben, deren Gebrauch mir erst später erklärt wurde.

Etwa eine Meile von dem Dorfe wurde Halt geboten und ich fragte nach der Ursache. „Der Hunro," hieß es, und ich vernahm darauf, daß der Hunro eine Brücke sei, die über einen Abgrund geschlagen werde. Als ich näher ritt, sah ich darauf dieses und lernte die wunderliche Struktur der Brücke kennen.

Sie besteht aus einem Seile, das über den Abgrund gespannt und an beiden Enden befestigt wird. Darauf legt man ein Stück Holz, das die Form eines U hat und an einer Rolle über dem Seile läuft und durch diese nach beiden Seiten gezogen werden kann.

Auf dieses Stück Holz wird der Passagier festgebunden, indem er sich in die Höhlung hineinlegt, dann richtet man ihn wieder auf und kreuzt seine Beine über dem Hauptstrick und sagt ihm, daß er sich aufrecht und den Kopf so gerade als möglich halten soll, während er sich mit den Händen an die Seiten des Holzes klammert. Ich hatte schon die „Segabrücken" und die „Barbacoas" in Peru passirt, aber diese Brücke kam mir denn doch etwas spanisch vor, und ich werde die Passage über dieselbe nie vergessen. Als man mich auf die beschriebene Weise festgebunden und aufgerichtet hatte, schob man mich ohne Weiteres vorwärts, und ich fühlte, den unten ein wilder Bergstrom durchtoste. Meine Knöchel glitten an dem Seil entlang, und dies gab mir eine so sonderbare Empfindung, daß ich mehrere Mal auf dem Punkte stand, sie hinweggleiten zu lassen. Dann wäre aber meine Lage noch gefahrvoller gewesen, denn dann hätte ich nur meine Arme als Stützpunkt gehabt. Ich hielt daher so fest als möglich, weil es mir immer vorkam, das Seil, mit dem ich an das Joch gebunden war, gäbe nach.

Nachdem ich eine Zeit lang rufen und jauchzen gehört, sah ich mich auf der andern Seite und wieder auf festem Boden.

Für die Angst, die ich ausgestanden, wurde ich darauf beinahe belohnt, als ich den dicken Pater hinüberziehen sah. Dies sah ungemein komisch aus, und ich lachte laut auf, weil ich mir einbildete, er habe auch über mich gelacht. Er nahm dies indessen ganz gut auf und versicherte mir, ihm mache es keine Furcht, da er an derlei Brücken gewöhnt sei. Dies ist die gewöhnliche Art in den Andes, über Ströme und Abgründe zu setzen, da die dünne Bevölkerung es nicht dazu bringen kann, wirkliche Brücken zu bauen. Die Pferde und Maulthiere können natürlich nicht über den Hunro befördert werden, sondern müssen durch den Strom geführt werden, was oft äußerst gefährlich ist.

Diesmal kam Alles glücklich hinüber, und wir setzten unsern Zug nach den Altos fort, die wir gegen Abend erreichten. Dann wurden die Zelte aufgeschlagen. Das des Paters war natürlich das größte und ich theilte es mit ihm. Die Pferde und Lastthiere wurden angepflockt und weideten auf der Ebene.

Die Luft war schon kalt und frostig, denn wir befanden uns beinahe drei Meilen über der Meeresfläche. Die Frauen und Kinder suchten Paquia, trockenen Mist, um Feuer zu zünden, und diese loderten bald überall lustig empor, da es hier, wo große Heerden Lama's und Hornvieh zu weiden pflegten, nicht an diesem Material fehlte. Um zu den Vicuña's zu kommen, mußten wir noch mehre Altos ersteigen.

Als wir uns am nächsten Morgen in Bewegung setzten, theilte sich der Zug. Eine Parthie Jäger nahm die Lastthiere mit den Seilen, Pfählen und Lumpen mit sich und ihr folgten sämmtliche Weiber und Kinder, sowie die Hunde. Sie hatten die Bestimmung, wie ich jetzt erfuhr, das Treiben zu beginnen, indem sie eine weite Kette um die Ebene schlossen. Die Pfähle wurden in den Boden getrieben, die Stricke daran befestigt und die Lumpen an letztere angehängt; dieses Netz wagt kein Vicuña zu überspringen.

Als die Kette fertig war, die wohl sechs Meilen umfaßte, hörten wir aus weiter Ferne von verschiedenen Seiten den Hallohruf der Treiber, und es währte nicht lange, so sahen wir an unserm Gesichtskreis sich etwas regen. Ich stand mit dem Pater auf einer Anhöhe, von der aus wir den Kreis sehr gut übersehen konnten. Nichtig, es waren die Vicuña's, wir sahen ihr orangefarbenes Vließ deutlich schimmern, und sahen darauf, wie die einzelnen Rudel, von ihrem Leibhirsch geführt, sich nahten, dann wieder Halt machten und nach verschiedenen Richtungen ausbrachen. Der alte Pater war ganz entzückt, als er so viele Rudel erblickte.

„Mira," rief er aus, mira, Señor, ein, zwei, drei, vier Rudel — und wie stark sind sie. Ah! Carrambo — Jesus!" fuhr er dann fort, plötzlich den Ton ändernd, carrambo malditos esos guanacos (die verdammten Guanaco's)."

Ich sah nach der Richtung, welche er bezeichnete und gewahrte ein schwaches Rudel Guanaco's, das über die Ebene setzte. Ich konnte sie sehr wohl von den Vicuña's unterscheiden, weil sie größer und röthlicher waren. Doch was ärgerte sich der Pater so sehr über sie?

„Ah, Señor," sagte er seufzend zu mir, „diese Guanaco's werden Alles verderben — sie werden die ganze Jagd zu Grunde richten, Caspita!"

„Wie so?"

„Ah," rief der Pater aus, „diese Guanaco's sind rücksichtslose Biester. Sie kehren sich nicht an die Stricke, sondern rennen sie durch und lassen die Andern entwischen. — Santissima virgen!"

„Was sollen wir thun?"

„Nichts, als der Sache ihren Lauf lassen."

Nach kurzer Frist erschienen die berittenen Jäger und schlossen den verhängnißvollen Kreis immer enger. Die Vicuña's stürzten in einzelnen Rudeln wild nach allen Seiten, wendeten aber immer wieder kurz um, wenn sie die Frauen und Kinder vor sich erblickten. Es waren im Ganzen gegen sechzig Stück, die zuletzt in einem einzigen, verwirrten Haufen zusammenliefen, und mitten unter ihnen waren die Guanaco's, acht bis zehn an Zahl. Zuletzt brach einer ihrer Leithirsche nach einer Seite hin auf, wo er einen Ausgang entdeckt zu haben glaubte; das ganze Rudel folgte und stürzte gegen die Kette. Die Jäger, welche zu Fuß waren, so wie die

Weiber und Kinder schützten sie aber überall und stellten sie rasch wieder her, wo sie etwa zerriß. Inzwischen kamen die berittnen Jäger heran, sprangen von ihren Pferden, faßten Posto und rückten, ihre „Bolas“ (Büchsen) schwingend, im Kreise vor, einander zurufend, den Angriff zu beginnen. Bald krachten die Büchsen gegen die rathlos umherirrenden Bicuña's, und der Rasen wurde mit Thieren bedeckt, die im Todeskampfe zuckten. Ein merkwürdiges, höchst lebendiges Bild. Da stand ein Jäger, die Bola über den Kopf wirbelnd, da stürzte ein anderer auf ein getroffenes Bicuña, und ein Dritter beugte sich über ein schon am Boden liegendes mit flammendem Jagdmesser, um es abzusangen, und stürzte sich dann abermals in den Kampf.

Ein interessantes Zwischenspiel bildete es, als mein alter Jagdfreund so gesheut war, das Rudel Guanaco's gesondert zu verfolgen, um sie aus dem Felde zu treiben. Er jagte sie den Stricken zu, und als die an diesen Stehenden sie zurückjagen wollten, rief er ihnen zu, sie sollten sie laufen lassen. So trieb er sie immer näher an die Stricke, bis sie durchbrachen und verschwanden.

Die armen Bicuña's, nahe an fünfzig, wurden sämmtlich erlegt oder gefangen. Sie wagten es nie, bis an die Stricke zu laufen oder hinüber zu springen, sondern kehrten immer wieder um und ließen sich umzingeln.

Am Interessantesten wurde die Jagd, als nur noch wenige Thiere übrig waren, denn ihnen wandten sich eine Menge Jäger zu, welche sie nach den verschiedensten Richtungen trieben, bis sie endlich von einer Menge Schüsse zugleich getroffen niederstürzten. Etwa zwanzig Minuten nach dem Beginn der Jagd fiel das letzte Thier. Dann wurden sie abgeleert, die Felle auf einen Haufen gepackt, und das Fleisch an die Familien vertheilt, welche an der Chacu Theil genommen hatten. Mein Pater hatte alle Ursache, mit der Jagd zufrieden zu sein.

Schließlich wurden die Pfähle ausgezogen und mit den Seilen und Lumpen zusammengelegt, damit sie am nächsten Tage den gleichen Dienst leisten können, das Fleisch auf die Pferde und Maulthiere gepackt, und hierauf nach dem Lager gezogen, wo sodann eine Fest- und Freudenscene folgte, wie sie dem armen Volke nur einmal des Jahres zu Theil wird.

Die Jagd dauerte zehn Tage, und ich blieb während dieser ganzen Zeit bei meinen halbwilden Freunden. Im Ganzen wurden etwas mehr als 500 Bicuña's, ein paar Guanaco's, einiges Rothwild der Andes (Cervus antisensis) und ein halbes Dutzend schwarze Bären (Ursus ornatus) getödtet. Natürlich wurden nur die Bicuña's in dem Treiben erlegt, die andern Thiere schossen die Jäger gelegentlich, so wie sie dieselben aufgespürt hatten.

In ähnlicher Weise, wie hier die Bicuña's, jagen die indianischen Jäger in Nordamerika die Büffel, indem sie dieselben zu Pferde umzingeln und dann einzeln erlegen.

13. Ein Abenteuer auf der Bärenjagd.

Der schwarze oder amerikanische Bär (Ursus americanus) ist der bekannteste von allen. Ihn sieht man am Häufigsten in Menagerien und zoologischen Gärten, weil auf ihn am meisten Jagd gemacht und er überall hin ausgeführt wird. Man unterscheidet ihn leicht von den braunen Bären Europa's, sowohl durch seine Farbe, seinen geschickteren Gliederbau und durch sein glätteres Fell. Im Norden von Amerika giebt es außerdem noch den grauen, den braunen und den weißen Polarbären. Den letzteren gleicht er im Bau am meisten, auch sind beider Felle gleich glatt, der schwarze Bär ist jedoch kleiner und ekreicht höchstens zwei Drittheile vom Gewicht des Polarbären. Seine Farbe ist gewöhnlich dunkelschwarz, bis auf einen röthlichen Strich um die Schnauze. Er ist sehr gefräßig und verschlingt sowohl Fleisch als Früchte, Nüsse und Wurzeln. Für gewöhnlich frißt er jedoch nicht Fleisch, und wird er durch Hunger dazu getrieben, so zerreißt und verschlingt er sein Opfer, während es noch schreit, und man kann sagen, daß er es zuweilen lebendig verschlingt. Seine Lieblingsspeise bildet bekanntlich Honig und er weiß denselben sehr geschickt babhaft zu werden, indem er die Höhlung der Bäume, in welcher die Bienen bauen, mit seinen scharfen Klauen so erweitert, daß er dazu kann. Die Stiche der Bienen kümmern ihn dabei wenig, da sie ihn nicht verletzen. Er erklimmt die Bäume rutschend, und wenn er hinabsteigt, läßt er sich hinabgleiten, wie es der Mensch thut. Er ist durch die Waldregionen von ganz Nord- und Südamerika verbreitet. In dem letzteren giebt es jedoch auch noch eine andere Art desselben, Ursus ornatus.

In den offenen Prairie-Distrikten haust der graue Bär, und nur in den Waldthälern der Rocky Mountains findet man ihn in Gemeinschaft mit dem schwarzen Bären. Den braunen Bären, der mit dem europäischen identisch ist, findet man in den öden baumlosen Steppen, welche sich im Norden durch den ganzen Kontinent Amerika's bis zum Eismeere hinziehen. Hohle Bäume bilden gewöhnlich seine Wohnung, häufig genügt ihm auch ein umgestürzter Baumstamm, sich dahinter zu verbergen. Ferner benutzt er Felsenhöhlen, sobald sie ihm einen sichern Versteck bieten. Im Winter schläft er, jedoch nur während der Kälte; sobald das Wetter wärmer wird, wacht er auf, und im südlichern Klima ist er das ganze Jahr hindurch sichtbar.

Man jagt ihn mit Hunden und wenn er sich in seine Höhle rettet, räuchert man ihn hinaus. Ehe er nicht verwundet wird, greift er den Menschen nicht an, aber wenn er es thut, ist er sehr gefährlich. Die Kraft seiner Vorderklauen ist so groß, daß er den Menschen leicht darin erstickt. Er ist jedoch sehr empfindlich an der Schnauze, und wenn der Jäger kaltblütig genug ist, ihm darauf einen tüchtigen Schlag zu versetzen, wendet er sich erschreckt wahlreinwärts.

Häufig fängt man ihn in Fallen, welche so eingerichtet sind, daß zwei starke Holzstücke nach Entfernung des Sperrholzes, das sie oben auseinander hält, zusammenschlagen. Oft tödten sie den Bären auf der Stelle, es genügt aber auch, wenn sie nur eine Klaue desselben festhalten, da er nicht im Stande ist, sich daraus zu befreien.

Als ich einmal in den nordamerikanischen Wäldern auf der Bärenjagd war, wo wir das Glück gehabt hatten, einen Bären nach kurzem Spüren von dem Baume herunter zu schießen, auf den er sich gerettet hatte, erzählte uns, nachdem wir uns im Walde gelagert, ein alter Trapper eine merkwürdige Geschichte, die ihm vor Jahren auf der Bärenjagd begegnet war, und ich kann mich nicht enthalten, sie nachzuerzählen, da der alte Mann für durchaus wahrheitsliebend galt, und die Art seiner Mittheilung durchweg davon zeugte, daß er wirklich Erlebtes schilderte.

„Ich wohnte damals,“ begann er, „in Ost-Tennessee am Tennesseefluß, mit einer alten Mutter in einer ärmlichen Hütte, und wenn ich die nöthigsten Feldarbeiten gethan hatte, dachte ich natürlich an nichts Anderes als an die Jagd, denn diese brachte uns immer etwas zu leben, und die Felle rentirten besser als unser Acker. Ich mochte wohl achtzehn Jahre alt sein, als ich eines Morgens am Ufer des Flusses im Schlamme die Spuren eines Bären fand. Ich folgte ihnen, sie gingen mir aber verloren als ich an härteren Boden kam. Da war so dichtes Buschwerk, daß keine Katze, geschweige denn der Bär hätte hinein kriechen können; ich ging daher zurück und spürte nach andern Richtungen. Endlich sah ich einen umgestürzten Baumstamm liegen, der Spuren von Schmutz hatte, den war der Bär offenbar entlang gelaufen. Ich folgte, ging bis an's Ende und sah die Höhlung, die sich der Bär gemacht hatte, als er durch das Buschwerk kroch. Da mußte ich nach, kostete es auch, was es wolle. Es war keine leichte Arbeit, denn da waren Disteln, Brennesseln und Dornen, so scharf wie ein Angelhaken.

„Mit Mühe und Noth kroch ich durch das Dickicht, wobei ich ein paar Mal daran dachte, wie angenehm es sein würde, wenn mir der Bär auf diesem Wege entgegen käme. Es geschah aber nicht, und als das Gestrüch dünner wurde, sah ich plötzlich ein Stück Fels vor mir. Darin mußte der Bär seine Höhle haben, und richtig, bald sah ich auch den Eingang, vor den der Bär Steine und Lehm gehäuft hatte, um ihn zu verdecken. Natürlich lauerte ich nun noch eine Weile, ob der Bär sich nicht zeigen würde und hielt meine Büchse fertig, um ihm eine Hand voll Blei zuzuschicken, wenn er seine Schnauze zeigte. Er kam aber nicht, und ich mußte an meinen Rückzug denken, weil es allmälig dunkelte und ich sonst den Weg nicht wieder gefunden hätte.

„Ich ging also nach Hause. Der Bär lag mir aber fortwährend im Sinn, und es stand fest bei mir, ich mußte ihn aus seinen Schuhen treiben und sollte ich ihm auch acht Tage nachstellen. Am nächsten Morgen machte ich mich daher wieder nach der Höhle auf und nahm außer meiner Büchse noch eine Axt, einen Topf

mit Syrup und ein paar Büschel Welschkorn mit, um dem Bären eine Falle zu bereiten. Ich fand auch bald ein paar tüchtige Holzstücke, die ich dazu brauchen konnte, hieb sie zurecht und richtete sie mit der ganzen Kraft meines Leibes auf. Wenn sie auf den Bären niederstielen, sollten sie ihn wohl festhalten. Just war ich so weit mit der Falle fertig, daß ich den Köder darin zurecht legte und den Syrup aufschmierte, als ich hinter mir das Schnüffeln des Bären hörte. Rasch drehe ich mich um, nach ihm zu sehen, und erblicke ihn aufrecht vor seiner Höhle stehen, da fühle ich auch in demselben Augenblick einen Schlag von hinten und falle auf die Erde flach wie ein Pfannkuchen.

„Ich dachte zuerst, es hätte mir Einer einen Schlag versetzt. Wäre es nur so gewesen, aber es war was viel Schlimmeres. Die Falle hatte mich gefaßt, und lag mit ihrem ganzen Gewicht auf mir, indem sie meine beiden Schenkel einklemmte. In der Eile des Umdrehens hatte ich den Drücker berührt und das verdammte Holz hatte meine Schinken gefaßt.

„Ich war zwar etwas verletzt, aber das ging noch, und anfangs hoffte ich, ich würde mich herausziehen können, aber je mehr ich zog, je schlimmer wurde es, desto weher thaten mir meine Beine und desto fester hielt sie das Holz. Ich konnte sie weder bewegen noch mich umdrehen und mit den Händen an den Block kommen. Meine eigene Falle hatte mich gefangen und ich war in einer furchtbaren Lage. Vor mir der Bär und die Hütte meiner Mutter zwei Meilen weit entfernt. Und selbst darauf konnte ich nicht rechnen, daß sie mich suchen würde, denn sie war daran gewöhnt, daß ich drei Tage lang auf der Jagd ausblieb. Ich konnte also nur darauf rechnen, daß zufällig einer meiner Nachbarn des Weges käme. Ich rief daher so laut als ich konnte. Das schreckte den Bären und er kroch in seine Höhle zurück. Das war nun allerdings ein Gewinn, denn ich hatte dadurch das Mittel gefunden, ihn von mir fern zu halten. Ich rief und rief, aber immer kam nur mein eigener Wiederhall zurück, und es schien mir zuletzt, als verspotte mich dieser. Mein nächster Nachbar wohnte freilich fünf Meilen weit, wie konnte ich darauf denken, daß er mich hörte? Ich hatte also die fröhliche Aussicht, hier zu verkommen und zu verhungern, wenn die Bären mich nicht fraßen. — So kam und verging die Nacht, die längste und furchtbarste, die ich je durchlebt habe. Vor Schmerzen konnte ich nicht schlafen und hörte daher das Krächzen der Eulen und zuletzt auch, als es graute, das Schlürfen des Bären, der aus seiner Höhle kroch, und bald darauf gewahrte ich, daß es gar zwei waren. Sie bewegten sich mit ihren dicken Leibern wie dunkle Schatten um mich herum, und standen zuweilen aufgerichtet vor mir wie ein paar schwarze Teufel. Sie hatten offenbar die Furcht vor mir verloren, denn sie kamen immer näher, und ich mußte erwarten, daß sie mich angreifen würden. Die Angst, welche ich hiervor empfand, gab mir auch zugleich Muth. Dicht vor mir lag meine Büchse, ich ergriff diese, und strengte alle Kraft an, mich so weit aufzurichten, daß ich sie in schußgerechte Lage bringen konnte. Ein Bär stand nur vier Schritt weit von mir, ich säumte daher nicht länger, sondern sandte ihm ohne Weiteres die volle Ladung in's Gesicht. Er fiel um und blieb liegen wie ein gefällter Stier. Er war maustodt. Das war gut, aber nun konnte ich auch darauf rechnen, daß die Bärin, denn ich hatte das Männchen geschossen, alsbald zurückkehren und mich mit doppelter Wuth angreifen würde. Ich beeilte mich daher, wieder zu laden, da ich glücklicher Weise auch zu meiner Jagdtasche gelangen konnte. Es währte auch nicht lange, so kam die Bärin. Als sie ihren Gatten am Boden liegen sah, gab sie ein lautes Gebrumm von sich, stand dann still, als sei sie höchlichst überrascht und lief dann auf den Cadaver zu, ihn zu beschnüffeln. Jetzt konnte ich darauf rechnen, daß sie sich nach zwei Sekunden auf mich losstürzen würde und säumte nicht, ihr meine Kugel vor die Stirn zu senden. Das that's. Ich hatte sie durch's Auge in's Gehirn getroffen, und sie stürzte rücklings auf ihren Bärengatten nieder.

„Nun bekam ich wieder frischen Muth. Die Bären hatten mich also wenigstens nicht fressen sollen, und ich mußte noch zu etwas Besserem bestimmt sein. Ich beschloß daher, auszuharren. Endlich mußte man mich ja doch vermissen und suchen, und dann mußte man meinen Ruf hören. Aber der Hunger peinigte mich. Wie zum Hohn lagen da die beiden Bären vor mir und ich konnte sie nicht erreichen. Die Noth macht indessen erfinderisch. Ich hatte ein Seil mitgebracht, um die Falle in die Höhe ziehen zu können, und da ich es nicht gebraucht hatte, lag es am Boden. Das faschte ich, machte eine Schlinge, warf sie nach dem Bären aus, zog diesen an mich, schnitt die Zunge heraus und aß diese roh. Das stillte meinen Hunger, aber dafür plagte mich nachher der Durst. Ich zog den Bären näher und schnitt seine Gurgel durch, aber sein Blut war festgefroren, und ich konnte mir nur helfen, indem ich es aus dem Fleisch, das ich ausschnitt, aufleg. So verging der Tag und es kam die zweite Nacht. Dann und wann hatte ich Eulen und auch noch andere Kreaturen, die eine, glaub' ich, war ein Fuchs, zur Gesellschaft, schreckte sie aber mit meiner Stimme zurück. Am nächsten Morgen raffte ich meine Kräfte auf's Neue zusammen, um zu rufen, denn nun rückte ja die Hoffnung immer näher, daß man mich suchen würde, und richtig, eine Stunde nach Sonnenaufgang hörte ich eine Stimme. Das Herz pochte mir gegen die Rippen, so groß war meine Freude. Ich rief noch lauter und lauschte. Es kam eine Antwort.

„Hol' Euch — was brüllt Ihr denn so?" rief die Stimme.

„Ich schrie laut: „Hallo!"

„Wer zum Teufel ist denn das?" fragte die Stimme.

„Casey," rief ich zurück, die Stimme meines Nachbarn erkennend, „um's Himmels willen hierher."

„Ja, ja, ich komme schon, es ist nicht leicht hier durch das Gestrüpp zu kommen."

„Seid Ihr das, Redword?"

„Was zum — hast Ihr? — Hol' der Teufel das Gestrüpp!"

„Endlich brach er sich zu mir Bahn und schlug die Hände über den Kopf zusammen als er mich und daneben die Bären sah.

„Natürlich machte er mich so schnell als möglich frei, aber ich konnte meine Füße nicht gebrauchen. Casey mußte mich nach Hause tragen, und ich lag sechs Wochen bis ich wieder gehen konnte, und hab's auch nie ganz überwunden."

Damit endet Redword's Geschichte.

Blätter und Blüthen.

Der Bart als Medizin. Wir meinen nicht, daß man den Bart auf Flaschen füllen lassen und einnehmen solle, wie jener Bauer, der vom Arzte brauntrost, seinem kranken Sohne ein Fußbad zu geben, ihn zwang, es auszutrinken. Der Bart hat sich in seinen natürlichen Wachsthume am Kinn und unter der Nase als gesundheitbefördernder Respirator besonders in England wieder Ruhe vor dem wüthenden Rasirmesser und gegen die frühere Verfolgung von Seiten der „backenbärtigen Sclaven des Geldmachens" verschafft. Noch vor vier bis fünf Jahren war kein Fremder mit einem Barte in England eines ungeschornen, unverschönten Schritts sicher, und in manchen abgelegenen Gegenden ist's noch so. Aber in den größeren Städten, wo Einsicht und Fremde überhand genommen haben, wächst der Bart auch auf englischen Lippen bereits ganz ungeschoren. In Edinburg sogar haben über 500 Maurer einen Verein zu Wachsthum und Pflege ihrer Bärte als Schutzmittel gegen Staub und dergleichen Lungengifte in der Luft gegründet, und erfreuen sich seitdem einer viel bessern Gesundheit als früher. Englische Aerzte haben eine früher aufgestellte Behauptung tausendfältig bewährt gefunden, daß auch viele Augenkrankheiten, Zahn- und Halsschmerzen von der Unsitt, sich möglichst jeden Morgen Kinn und Oberlippen einzuseifen und abzuschaben, herrühren. Schwache entzündete Augen wurden nach dem Wachsthume des Bartes wieder stark und gesund, Zahnschmerzen verschwanden auf immer, und Halsentzündungen, Lungenleiden wurden von den dichten Speeren des Bartes „außerhalb der Thore" gehalten und zurückgetrieben. Diese Ansichten haben sich in England ziemlich allgemein verbreitet, so daß sich der Bart immer häufiger und stärker als Medicin unter den arbeitenden Klassen einstellt. Gentlemen, Künstler, Krieger tragen ihn längst aus ästhetischen Gründen, so daß das einst terroristisch und exclusiv backenbärtige, fleischtatermörderische, hinten haargescheitelte England eine ganz andere Physiognomie bekommen hat. Kommt noch die Sonntagsmusik hinzu, so hat das alte England aufgebört und ein neues tritt auf die Lebensbühne. Die Sonntagsmusik ist wichtiger, als ein halbes Tausend Parlamentsbills und russel-palmerston'sche „Reformen."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 26. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Mesmer in Wien.

Von L. Mühlbach.

(Schluß.)

Die allgemeine Aufmerksamkeit hatte sich jetzt wieder ausschließlich der Künstlerin zugewandt, und mit bewundernder Theilnahme folgte man ihrem herrlichen Spiel und dem meisterhaften Vortrag dieses erhabenen Trauermarsches aus Gluck's Orpheo.

Auf einmal stockte sie und hielt mitten in einem angefangenen Takt inne. Ihre Augen hefteten sich mit entsetztem Ausdruck bald auf die Noten, bald auf ihre Hände, welche mit hastiger Beweglichkeit über die Tasten hin und her fuhren. Ihr Vater, welcher neben ihr stand, und ihr die Notenblätter umgewandt hatte, betrachtete sie mit einem kalten, spöttischen Blick. Er sah die tödtliche Angst, die aus ihren Mienen sprach, er sah, wie sie bleich geworden war, und mit einem Ausdruck des Entsetzens ihre hüpfenden Finger betrachtete. Jetzt schien sie sich innerlich zusammenzuraffen und fest und sicher spielte sie weiter. Aber nur wenige Takte, alsdann stockte sie abermals, und ein vollkommener Mißton unterbrach ihr Spiel.

Therese schauderte, sie wagte es nicht, hinüber zu sehen nach Mesmer, der unbeweglich, mit niedergeschlagenen Blicken da stand; mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Augen.

Aber nun auf einmal schien wieder Leben und Kraft sie zu durchströmen und mit erneuerter Energie spielte sie weiter. Wie Schmetterlinge flatterten jetzt ihre Hände über die Tasten hin, wie Perlen rollten die Läufe auf und nieder und dazwischen, in mächtigen, vollen Accorden ertönte die feierliche, majestätische Melodie des Trauermarsches.

Das Publikum, ganz hingerissen von Bewunderung, war kaum noch im Stande, seinen Enthusiasmus zurückzuhalten und die Künstlerin nicht mitten im Spiel mit einer Beifallssalve zu unterbrechen.

Plötzlich aber legte Herr von Paradies seine Hände mit einer ungestümen Bewegung auf die kunstfertigen Finger seiner Tochter, und machte sie verstummen.

„Du spielst schon seit langer Zeit nicht mehr die Noten, welche dastehen!" rief er entsetzt. „Das, was Du da spielst, ist eine freie Phantasie aus der Oper „Orpheo", aber es ist nicht der Trauermarsch, den hier vor Dir liegt. Ich frage das verehrte Publikum, ob ich Recht habe, oder ob das wirklich der berühmte Trauermarsch ist, den wir Alle kennen, und der hier auf dem Pulte steht?"

Eine tiefe Stille trat ein, dann sagte eine ernste Stimme: „Nein, das war nicht der Trauermarsch, aber es war eine schöne und herrliche Zusammenstellung von Melodien aus dem Orpheo."

Herr von Paradies stieß einen Schrei aus, und mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes die Arme um den Nacken seiner Tochter legend, rief er: „O, mein armes, geliebtes Kind, es ist also doch wahr, was ich so lange und mit so bittrem Schmerz befürchtete! Das Wunder bestätigt sich nicht, und meine arme geliebte Therese ist blind und wird blind bleiben so lange sie lebt!"

„Vater!" schrie Therese, entsetzt emporspringend, „Vater, Du weißt —"

„Ich weiß, daß Du blind bist," rief er, sie unterbrechend, und sie fest in seine Arme drückend. „Komm, meine arme Therese, komm, und weine nicht! Verzage auch nicht, noch ist Dein Vater da, der wird Dich stützen und führen, und Dir seine Augen leihen und für Dich sehen. O, mein Kind, mein Kind, Gott vergebe es Denen, welche in unsern Herzen so trügliche Hoffnungen entzündeten! Jetzt ist Alles verloren, Alles hin! Du bist und bleibst blind, und Dein armer Vater kann nur über Dich weinen."

Das Publikum hatte mit tiefer Rührung diesem glühenden und schmerzlichen Ausbruch der väterlichen Zärtlichkeit zugehört, hier und da sah man die Damen ihre Batisttücher an die Augen drücken, hörte man halblaute Worte der Theilnahme.

Nur Herr Professor Barth ließ sich nicht fortreißen von der allgemeinen Rührung, und als er an dem erbleichten Antlitz seines Fremdes Ingenhaus gewahrte, daß auch dieser voll Mitgefühls für den schmerzbewegten Vater sei, flog ein höhnisches Lachen über seine harten Züge hin.

In diesem Augenblicke tönte ein gellender Schrei von Thereesens Lippen, mit Ungestüm suchte sie sich aus seinen sie umschließenden Armen frei zu machen.

„Vater, laß mich los!" rief sie. „Ich bin nicht blind, ich bin geheilt! Mesmer hat mir mein Augenlicht wieder gegeben, und ich kann sehen, aber was ich sehe, ist fürchterlich, o fürchterlich!"

Und mit einem dumpfen Schmerzenslaut sank sie ohnmächtig wieder zurück in die Arme ihres Vaters.

Er hob sie in seine Arme empor, sein bleiches, schmerzzuckendes Antlitz mit einem flehenden Ausdruck dem Publikum zuwendend, grüßte er es zum Abschied mit einer leichten Bewegung des Hauptes, und schwankte dann mit seiner rührenden und traurigen Last der Ausgangsthür des Saales zu.

Das Publikum blickte ihm schweigend und tief gerührt nach, bis die Thür hinter ihm geschlossen, dann erhoben sich Alle mit geräuschvollem Stuhlrücken. — Das Schauspiel war zu Ende, aber

der Streit nicht, und wie Herr Professor Barth mit Jugenhaus langsam durch die Menge, die sich dem Ausgang zudrängte, sich Bahn machte, höre er zu seinem Verdruß gar viele und angesehene Personen, welche erklärten, daß sie vollkommen überzeugt worden von der Heilung der Blinden, und daß sie keinen Zweifel mehr unterliegen könne, daß Mesmer ihr wirklich das Augenlicht wieder gegeben habe.

IV.

Die Katastrophe.

Erst nach stundenlangem Bemühen gelang es, Therese aus ihrer tiefen Ohnmacht zu erwecken; man hatte sie sanft auf den Divan ihres Zimmers gebettet, und ihre Mutter hatte leise weinend voll zärtlicher Sorge sich um sie beschäftigt, während ihr Vater mit grollenden Mienen, mit finstern Blicken neben dem Divan stand und das Erwachen Theresens erwartete.

Mit einem tiefen Seufzer schlug sie jetzt die Augen auf und blickte befremdet und verwundert umher. „Wo bin ich?“ flüsterte sie leise.

„Du bist in Deinem Zimmer, Du bist bei Deiner Mutter,“ rief ihre Mutter, sich über sie neigend, und ihr Antlitz mit Thränen und Küssen bedeckend.

„Nein, nein, ich bin im Concertsaal,“ flüsterte sie, matt und wie im Traum, „da sitzen sie Kopf an Kopf gedrängt und stieren mich an mit diesen kalten, neugierigen Dolchen, welche sie Augen nennen, und die meinem Herzen so wehe, ach, so wehe thaten. Da sitzen sie und klatschen in die Hände wie die Wilden aus kindischer Freude über die Thränen und Seufzer meiner Seele, welche sich zu Musik krystallisirten. Aber ich muß fpielen, ich muß! Laßt mich los, ihre Augen sind auf mich gerichtet und höhnen mich! Laßt mich! Ich bin nicht mehr ohnmächtig! Laßt mich wieder zum Flügel gehen und spielen!“

Sie wollte sich aufrichten, aber ihr Vater drückte sie in die Kissen zurück. „Bleibe, mein armes Kind, bleibe,“ sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme. „Du irrst Dich, Du bist nicht mehr im Concertsaal, und wenn Du sehen könntest, würdest Du erkennen, daß Deine Mutter Dich nicht täuscht, daß Du wirklich in Deinem Zimmer bist. Aber ach, mein armes Kind, es ist vergeblich, uns noch länger zu belügen, habe doch Vertrauen zu Deinen Eltern, gestehe es uns nur, Du hast, nur Mesmer zu gefallen, und die Wahrheit verborgen, aber Du bist nicht geheilt, die Kur ist nicht gelungen, Du bist blind.“

„O, mein Gott, seine Worte und seine Stimme klingen wie Wahrheit, und doch weiß er, daß er eine Lüge spricht,“ rief sie mit durchdringendem Schmerzensschrei, indem sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich von dem Divan aufrichtete, und gerade und frei sich ihren Eltern gegenüber stellte. „Ich weiß jetzt Alles, Alles,“ fuhr sie athemlos fort. „Die Ohnmacht hielt vorher noch meine Sinne gefangen, jetzt aber bin ich erwacht und sehe Alles! Ja, mein Vater, ich sehe! Ich sehe dort am Fenster die blühenden Topfgewächse, welche Mesmer mir gestern brachte, dort drüben steht mein Flügel, und die schwarzen und weißen Tasten scheinen mir zu winken und mich zu sich zu rufen. Zwei aufgeschlagene Bücher liegen auf dem mit einem schweren bunten Teppich bedeckten Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, daneben liegen Zeichnungen, Malereien und Kupferstiche. O, mein Vater, sage, ob ich das Alles nicht richtig gesehen, und nicht richtig bezeichnet habe!“

„Du weißt, daß es so aussieht in Deinem Zimmer,“ sagte ihr Vater achselzuckend, „und deshalb ist Deine Schilderung richtig.“

„Und dann,“ fuhr sie athemlos fort, „dann sehe ich auch Euch Beide! Ich sehe das liebe, sanfte Antlitz meiner Mutter, welches mit zärtlicher Theilnahme mir zugewandt ist, und deren liebe, milde Augen mir auch geweint haben! Ich sehe das strenge ernste Antlitz meines Vaters; dieselbe Wolke, welche schon im Concert seine Züge umdüsterte, lagert noch auf demselben, und es ist mir, als ob aus seinen Augen ein böser, fremder Dämon mich anschaute. Was ist das, mein Vater? Was hat Dich plötzlich so verändert und umgewandelt, daß Du Deine Therese nicht mehr liebst, daß Du ihr verderben willst und ihr Glück verleugnest?“

„Ich will nicht länger das Spielwerk eines Betrügers sein,“ antwortete ihr Vater finster. „Ich will nicht, daß ganz Wien mich als einen gläubigen Narren verlache, der an die lächerlichen Wunderkuren des Herrn Mesmer glaubt, während alle Welt den Charlatan durchschaut. Ich will endlich den Muth haben, es laut zu bekennen, daß wir betrogen sind, daß Therese noch immer blind ist!“

Ein gellender Schmerzensschrei tönte von Theresens Lippen, ihre ganze Gestalt erbebte wie im Krampf des Schmerzes.

„Nein, es ist nicht wahr, ich bin nicht blind!“ rief sie außer sich. „O mein Gott, erbarme dich mein, sende mir Hülfe in meiner Noth! Ich bin allein, ganz allein, Mesmer, Mesmer —“

Auf einmal verstummte sie, und ihr Antlitz nahm einen freudigen Ausdruck an, ihre Wangen übergoß ein süßes Erröthen. Mit vorgebeugtem Kopf, die halb geöffneten Lippen von einem seligen Lächeln umspielt, die weit geöffneten strahlenden Augen der Thür zugewandt, schien sie zu horchen und auf ein kommendes Glück zu lauschen. Jetzt erbebte ihre ganze Gestalt, und wie durchschauert von Glück murmelte sie leise:

„Er kommt, er kommt!“

Die Thür ward hastig geöffnet und Mesmer's hohe, gebieterische Gestalt erschien auf der Schwelle. Mit einem Freudenschrei sieg Therese zu ihm, und mit glühender Gewalt seine beiden Hände ergreifend, zog sie ihn vorwärts.

„Kommen Sie, Meister,“ sagte sie athemlos. „Jetzt ist Alles gut, jetzt sind Sie da, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben. Ihre Hände werden mich schützen, Ihr Arm wird mich aufrecht halten.“

Sie schmiegte sich an ihn und lächelte selig, als er sanft seinen Arm um sie legte, und dann mit seiner Rechten leise über ihr Antlitz hin fuhr. Ihre großen Augen zu ihm aufschlagend, schaute sie tief in die seinigen, die fest auf ihr ruhten.

„Ich lese in Ihren Blicken, Meister, daß Sie nicht mit mir zufrieden sind?“ fragte sie angstvoll. „Ja, Sie zürnen mir, weil ich mich heute im Concert so kindisch und ungeschickt benahm. Ich weiß es wohl, Meister, es war thöricht und kindisch, aber wie ich den Saal durchschritt und plötzlich aufschauend diese vielen Köpfe erblickte, diese vielen neugierigen, feindlichen Gesichter, diese Blicke, die wie Nadelstiche meine ganze Gestalt verwundeten, da kam die alte Angst wieder über mich und das Entsetzen vor den Menschengesichtern, und da schien es mir wieder, wie ich vorwärts schritt, als ob die Wände mir entgegen kämen, um über mir zusammenzustürzen, und ich konnte nicht vorwärts, denn ich fürchtete den Tod.“

„Und was war es, was Sie im Spiel auf einmal beunruhigte?“ fragte Mesmer sanft.

„O, das war wieder kindisch,“ sagte sie lächelnd. „Ich kann es immer noch nicht lernen, von den Noten zu spielen und dann wieder meine fliegenden, zappelnden Finger zu sehen. Das verwirrt mich, das macht mich befangen, die Noten und die Finger hüpfen dann wie im wilden Tanze durcheinander, und ich weiß nicht mehr, was ich spiele und was ich sehe.“

„Und das Alles ist so natürlich und so wahr,“ sagte Mesmer traurig, „denn auch das Sehen hat seine Sprache und die müssen Sie erst lernen! Aber man wird Ihnen keine Zeit dazu lassen, armes Kind, man wird Sie wieder hinein zwingen in die Nacht und das Schweigen, meine arme Therese!“

Sie warf ihre beiden Arme um seinen Nacken, und hielt sich krampfhaft fest an seiner hohen Gestalt. „Retten Sie mich, Meister, retten Sie mich!“ rief sie flehend.

Er neigte sich über sie und streichelte ihr Haar, und ließ seine strahlenden Blicke lange auf ihrem Antlitz ruhen.

An der andern Seite des Zimmers stand Herr von Paradies und neben ihm seine Gattin, welche in tiefer Bewegung ihrer Tochter zugehört hatte, und jetzt leise ihre Hand auf ihres Gatten Arm legte.

„Sage mir, was dies Alles zu bedeuten hat?“ flüsterte sie leise. „Was quälst und marterst Du die Arme so sehr? Was leugnest Du auf einmal, daß sie sehen kann, da Du doch —“

„Still,“ unterbrach sie ihr Mann leise. „Höre nur dies, wenn Therese nicht mehr blind ist, werden wir die kaiserliche Pension verlieren, und können mit unsern Kindern bettelu gehen!“

„Ach, arme Therese,“ flüsterte seine Frau tief aufathmend. „Arme Therese, jetzt weiß ich Alles! Du wirst blind bleiben müssen Dein Leben lang.“

„Ich bin gekommen zu Ihrer Hülfe, Therese,“ sagte Mesmer jetzt, nachdem Therese von seiner Hand beschwichtigt, wieder still

und sanft geworden war. „Ich weiß Alles, was hier vorgeht," fuhr er fort, seine zürnenden Blicke auf Theresens Eltern heftend. „Sie wollen dieses arme Kind wieder zurückstoßen in ihre Nacht. Aber so schnell soll es Ihnen nicht gelingen. Meine Ehre, mein Name, meine Zukunft und das System einer neuen Wissenschaft, deren Vertreter ich bin, steht auf dem Spiel. Ich werde für Therese und für mich selber Kämpfen gegen Ihre Grausamkeit. Sie wissen es, daß diese Aufregungen, diese Kämpfe geeignet sind, Therese wieder blind zu machen, und Sie werden sie doch nicht schonen! Ich bin also gekommen, sie von hier fortzuführen, und sie mit mir in meine Villa zu nehmen zu meinen andern Kranken. O, seien Sie ruhig, Niemand wird dabei etwas Anstößiges finden, denn Therese wird da fein unter dem Schutz meiner Frau, der ich heute zum ersten Mal vergebe, daß sie meine Frau ist, denn sie macht es mir möglich, Therese zu beschützen und über ihr zu wachen, auf daß sie vollständig gesunde. Therese, mein Wagen wartet vor Ihrer Thür. Sind Sie bereit, mit mir zu gehen und bei mir zu bleiben, bis Ihre Kur vollendet ist und Ihre Augen stark genug sind, um das Weinen und die Menschengesichter vertragen zu können?"

„Aber ich werde es nicht dulden!" sagte ihr Vater, heftig näher schreitend. „Therese ist meine Tochter, und Niemand als ich allein hat zu entscheiden, was mit ihr geschehen soll. Therese verläßt mein Haus nicht, sie bleibt unter dem Schutze ihrer Eltern!"

„Sie geht mit mir!" sagte Mesmer mit einer Stimme, welche mächtig war wie Donner. „Ihr habt sie in meine Kur gegeben, und so lange sie krank ist, gehört sie ihrem Arzte. Komm Therese, ich trage Dich zum Wagen!"

Leicht wie eine Feder hob er sie empor, und wandte sich mit ihr der Thür zu. Mit einem Ausruf des Zornes stürzte Herr von Paradies ihm nach, während seine Frau zur Erde niedergesunken war und betete.

Wie Mesmer eben die Thür öffnen wollte, stand Herr von Paradies vor derselben, und deckte mit seinem Rücken den Ausgang.

„Lassen Sie uns gehen!" rief Mesmer glühend und mit flammenden Blicken.

„Gehen Sie, aber lassen sie meine Tochter hier!"

„Nein, sie geht mit mir! Ihr sollt sie nicht wieder blind machen!"

Er suchte mit dem rechten Arm, welchen er frei hatte, während Therese in seinem linken Arm ruhte, Herrn von Paradies von der Thür fortzudrängen. Als dieser sich widersetzte, drang ein wildes, spöttisches Lachen von Mesmer's Lippen, die Riesengestalt richtete sich in ihrer ganzen Größe auf, sein starker, muskelkräftiger Arm hob die kleine zierliche Gestalt des Herrn von Paradies empor, und schleuderte sie weit hinein in das Zimmer.

„Lebt wohl und fürchtet nichts," rief er mit lauter Stimme, „Therese bleibt bei mir! Aber noch ist Enere Pension nicht verloren, noch könnt Ihr ja sagen, daß sie blind ist, denn ich nehme sie mit mir, um sie zu heilen!"

Aber alle Bemühungen und Kämpfe Mesmer's waren vergeblich.

Das Schreckbild der gefährdeten Pension machte Herrn von Paradies grausam und unempfindlich gegen die Thränen seiner Tochter, gegen die Versicherungen Mesmer's, daß er Therese für immer zu heilen im Stande sei, wenn man sie nur noch einige Zeit seiner Pflege und Aufsicht anvertrauen wollte.

Herr von Paradies hatte kein Mitleid mehr, Therese mußte durchaus blind bleiben, damit ihre Eltern den Genuß der Pension behielten. Er jammerte und klagte laut in ganz Wien, daß Mesmer ihm seine Tochter geraubt habe und sie ihm vorenthalte; bald nahm ein Theil des Publikums Partei für ihn, und suchte Alles in Bewegung zu setzen, um dem unglücklichen und zärtlichen Vater wieder zum Besitz seines geliebten Kindes zu verhelfen. Herr von Störk, der Leibarzt der Kaiserin, wußte endlich, gedrängt von den Aerzten und den Gönnern des Herrn von Paradies, einen kaiserlichen Befehl zu erwirken, dem gemäß Mesmer das Fräulein Therese von Paradies wieder ihrem Vater übergeben sollte.

Mit diesem schriftlichen Befehl begab sich Herr von Paradies in Begleitung seiner Frau in das von Mesmer bewohnte und ihm gehörige Haus, und forderte seine Tochter zurück. — Eine herzzerreissende Scene war die Folge davon. Therese in Thränen zerfließend, warf sich ihrem Vater zu Füßen, und flehte um Gnade, und schwur, daß sie wirklich sehen könne, wirklich geheilt sei! Als er unempfindlich blieb gegen ihr Flehen, rettete sie sich in Mesmer's Arme.

„Ihr Vater", erzählt Mesmer selbst, „wollte sie mit Gewalt wegnehmen und drang mit dem Degen in der Faust wie ein Rasender auf mich ein. Man entwaffnete diesen Wüthenden, aber Mutter und Tochter fielen nur ohnmächtig vor die Füße, die erstere vor Zorn und Schmerz, die letztere, weil sie ihr barbarischer Vater mit dem Kopf gegen die Wand gestoßen hatte. Die Mutter erwachte bald wieder, aber wegen des Schicksals der Tochter blieb ich in der äußersten Unruhe; sie fiel immer wieder in Convulsionen und Raserein, ja sie wurde auf's Neue blind! Ich beforgte, es möchte ihr das Leben, wenigstens die Vernunft kosten, dachte an keine Rache, vernachlässigte alle rechtlichen Mittel und suchte blos die Unglückliche, welche in meinem Hause geblieben war, zu retten."*

Indeß dies Bemühen Mesmer's war vergeblich. Herr von Paradies kehrte mit dem verschärften Befehl, ihm Therese auszuliefern, wieder, und das unglückliche Mädchen mußte gehorchen.

Den nun an war und blieb sie blind, denn Mesmer war nicht mehr da, ihre gläubigen Augen sehend zu machen, und mit dem Lichte seiner Augen die Nacht der ihren zu durchbrechen. Er verließ Wien, in welchem er so vielfache Verfolgungen erduldet hatte, und wandte sich nach Paris.

Professer Barth und Doctor Ingenhaus triumphirten. Therese von Paradies blieb blind und gab als Blinde noch viele Concerte. Ob sie jemals sehend gewesen, ob ihre ganze Heilung nur eine Mystification Mesmer's gewesen? das ist eine Frage, die niemals entschieden worden. Denn noch jetzt, wie damals, läugnen es die Männer der Wissenschaft, beschwören es die gläubigen Mesmerianer.**

* Kerner: Franz Anton Mesmer S. 70.

** Wie weit Mesmer, der Erfinder des thierischen Magnetismus, ein Mann der Wissenschaft war, wie weit er just in diesem historisch-modern Falle operativ zu Werke ging, um dann mit dem Erzeugniß seiner wunderbaren Kraft zu prahlen, ob er selbst an seine Kraft glaubte oder nur ein gewöhnlicher Charlatan war, ob Therese überhaupt jemals sehend gewesen oder nicht — das zu untersuchen liegt nicht im Bereiche der Novellistik, deren Aufgabe es hauptsächlich mit ist, den Leser der Erzählung möglichst interessant hinzustellen. Ob dies der talentvollen Verfasserin gelungen, mögen unsere Leser selbst entscheiden. Was den thierischen Magnetismus selbst betrifft, so verweisen wir auf Gartenlaube Nr. 32. Jahrg. 1854.

Die Redaktion.

Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.

I.

Einführung. — Der Parlamentarismus, wie er scheint, ist, war und sein wird. — Eröffnung des Parlaments.

Wie überhaupt die falschesten Vorstellungen über England, aus frühern Zeiten vererbt und so wie Glaubensartikel in der Welt geltend und courstrend, vorherrschen, obgleich sie längst aus dem Leben gewichen oder zu Schatten geworden, so hat man besonders über das Parlament die seichtesten und erhabensten Ansichten, und blickt mit Beschämung von den schläfrigen und machtlosen „Kammern" zu Hause auf diese alte, souveraine, gesetzgebende Macht, vor der sich die Krone eben so demüthig beugt, wie jeder Unterthan dieser Krone in den drei vereinigten Königreichen Großbritanniens, und in fünfzig, über alle Erdtheile, Längen- und Breitengrade vertheilten Kolonien. In Deutschland wird dieser alte Heiligenschein um das englische Parlament durch tägliche Auszüge aus der schlesinger'schen „lithographischen Korrespondenz" in den Zeitungen, durch gewissenhafte Excerpte aus den Parlamentsreden, durch Leitartikel in der Kölnischen Zeitung und für den zweimeiligen Umkreis Berlins speciell durch die Raisonnements

Bernstein's in der „Berliner Volkszeitung" abgeputzt und so im alten Glanze conservirt. Der gemüthliche „Constitutionalismus" Deutschlands, der für seine Interessen zärtlich eingenommen weder kalt prüft, noch scharf sieht, sondern mit der religiösen Flamme für den Geldbeutel und die Industrieen der Besitzenden im Herzen glaubt, lieb und speciell hofft, daß in Deutschland mit der Zeit wohl auch etwas „Ober- und Unterhaus" möglich werden könne, wird in seiner Kurzsichtigkeit besonders von der königlichen Zeitung gepeppelt. Er glaubt einmal und ist viel zu „gesinnungstüchtig", als daß er sich durch Thatsachen oder wohl gar durch Wissenschaft sollte in der Festigkeit und Ehrenhaftigkeit seines „Standpunktes" incommodiren lassen.

Hat England nicht mehr Geld, als jede andere Nation? Und welch' eine Flotte! Welche Größe! Welche Kolonieen! Welche Preß- und Versammlungsfreiheit! Sogar verbotene Sonntagsmusik! — Und was haben wir in Deutschland zu unserm Hering mit Kartoffeln? Nun, zunächst keine verbotene Sonntagsmusik. Das ist mehr werth, als wir uns vorstellen. Die englische Preß- und Versammlungsfreiheit ist in England viel stärker durch Parlamentsgesetz verboten, als bei uns. Gegen Parlamentsgesetz sind diese Güter und Bedürfnisse gebildeter Völker in England allgemeiner Brauch, Sitte und Gewohnheit geworden, durch die Macht der „Naturgeschichte des Volks". Die Preßfreiheit ist durch Parlamentsgesetz noch so streng verboten, daß z. B. noch Jeder, der im Parlamente nachschreibt und es veröffentlicht, gesetzlich Prügel und Pranger bekommen müßte. Nichts als Mode, Naturgeschichte, daß die „Behörden" und das Parlament eben so wenig an Erfüllung dieses Gesetzes mehr denken, als an Bestrafung des Schneiders, der gesetzlich verbotene übersprungene Knöpfe an den Reck seines Kunden nähte. Sir Benjamin Hall, der neue Gesundheitsbeamte Londons, Mitglied des Parlaments und der Regierung, ließ vorigen Sommer plötzlich Sonntags Nachmittags in den grünen, blühenden Kerfington-Gardens von London von Militär-Musikcorps seit Jahrhunderten streng verbotene Musik machen. Dieses Frühjahr ließ er von bewaffneten Werkzeugen des Gesetzes dieses alte, heilige Sonntagsgesetz, das Ideal mancher Frommen in deutschen Vaterländern, in vier Parks von lauter Staatsbklasinstrumenten verhöhnen, und versprach den Deputationen, welche um Wiederherstellung der Sonntagsheiligkeit flehten und stemten, er werde, sobald es seine Mittel erlaubten, auch Buden für Wurst und Schinken und sonstige gemüthliche Volksgerüche neben die ungesetzlichen Musiktribünen bauen lassen.

Aber plötzlich erwachte das grimmig beleidigte, entheiligte Gesetz. Rache folgt der Frevelthat! Nein, zwar wurde die verbotene Sonntagsmusik im wunderschönen Monat Mai auf's Neue verboten, aber nur, um beinahe die ganze Bevölkerung Londons auf die Beine zu bringen und alle zugänglichen Hände und Wände mit stürmischen Placaten für Aufrechterhaltung der verbotenen Sonntagsmusik zu füllen. Der Sonntag des 24. Mai war ein merkwürdiger Tag in der Kulturgeschichte Londons. Die schlechtesten deutschen Straßenmusikanten aus Fulda, die alle Straßen Londons wochentäglich mit ihren entsetzlichen Mißtönen füllen zur Freude der Londoner und zur Qual der in musikalischer Beziehung viel höher gebildeten Hunde, standen an diesem Sonntag Nachmittage auf Primrose Hill inmitten einer Volksversammlung von mindestens 100,000 Menschen neben Reihen bärmützigter, rother Soldaten und Gruppen bleistecktekuppelter Blauröcke von Policemen, und schmetterten ihre Mißtöne den Hügel hinunter über das endlos ausgebreitete London, aus welchem die halbfertigen Thürme des neuen Parlamentsgebäudes gar schwindlich und schmachvoll gegen die trimphirenden Mißtöne der Anarchie aus Fulda heraufsichten.

Das englische Parlament ist mächtig, aber die Musikjungen aus dem heissischen Fulda zeigten sich mächtiger. Die Sonntagsmusik, seit Jahrhunderten streng verboten, jetzt auf's Neue streng verboten, stürzte sich an diesem Sonntage, jeden Ton und das englische Gesetz doppelt verhöhnend, ungestraft neben Polizei und Militär aus den rostigen, verwahrlosten Blechinstrumenten fuldaer Blasesliegt. Hunde verstecken ihre Werkel schwerzvoll vor dieser Musik, aber warum blieb der doppelt geschärfte und bewaffnete Arm des Gesetzes gelähmt gegen diesen Triumphhohn des schlechtesten Abfalls aus den musicirenden Fulda? Der Henker mag's wissen, wie sie's machten. Bloßes Entsetzen vor diesen Mißtönen konnte es nicht sein, denn der Engländer kann in musikalischer Beziehung mehr vertragen, als das starkunempfindliche wilde Thier. Furcht vor der Volksmenge, welche diese doppelt verbotene Musik bestellt hatte und beschützte, konnte es auch nicht sein, denn noch im vorigen Sommer schlugen ein paar Dutzend Policemen unter eine halbe Million stolze, freie, tapfere Engländer im Hyde-Park und trieben sie vor sich her, wie ein Sturmwind die Spreu und schlugen dabei Köpfe entzwei, als wären's Haselnüsse.

Nun, wodurch siegten denn die fuldaer Musikjungen über das glorreiche Parlament? Wodurch? Durch „Naturgeschichte." Die Ausrottung des kahlen, öden, auf Andacht und stillen Orgien beschränkenden Sonntags wird eine Naturnothwendigkeit geworden sein, ein Bedürfniß für das bierverdummte, in Arbeit und Rauch und Schweiß und Schmutz und geistige Verwahrlosung eingefesselte Volk, ein erwachtes, erkanntes Bedürfniß. Dem Parlamente stehen Soldaten und Polizei zur Verfügung, aber das Gute hat es vor den meisten andern Soldaten- und Polizeiherrschern voraus, daß es sich nicht mehr damit abstrapazirt, geschichtlich Berkommenes mit Gewalt aufrecht zu erhalten. So werden in England die Gesetze nicht abgeschafft, sondern man läßt sie sterben und in das Meer der Vergessenheit fließen. Daher die blühende Preß-, Versammlungs-, Secten-, Gewerbe- und Handelsfreiheit, obgleich jede dieser Freiheiten gesetzlich noch verboten ist. Alle Freiheiten Englands sind gesetzwidrig, aber stark und kräftig, weil naturgeschichtlich nothwendig aus „Land und Leuten" herausgewachsen.

Was das Parlament Glorieses besonders für sich hat, die Kriegsflotte, die Soldaten, die Kolonieen — das sind Alles Krebse, die an dem Marke Englands fressen. Der Krieg für die naturgeschichtlich unsinnig und unmöglich gewordene Abhängigkeit Amerika's von England kostete 124,000,000 Pfund Sterling, und Amerika wurde frei, und setzte nur dadurch die Engländer in den Staub, die Zinsen von dem Kapitale dieser parlamentarisch-patriotischen Bernichtheit zu zahlen. Der Krieg zur Vertilgung der napoleonischen Dynastie kostete noch mehr als 124 Millionen Pfund Sterling, und Napoleon III. ist nicht nur Kaiser von Frankreich, sondern auch Dictator über die englische Diplomatie. Die Flotte gegen Rußland kostete im letzten Kriege 100 Millionen und führte weder Krieg, noch erwarb sie sich Verdienste um den „Frieden", der schon deshalb kein Frieden ist, weil vier Paragraphen von den Bedingungen verloren gegangen, und der Krieg gegen die kaukasischen Völker auch vom „neutralen" schwarzen Meere aus schon diesen Sommer erneuert wird. Die Flotte und die Kolonieen, die England ein Ansehen geben, als reich' es um die Erde herum, sind Werkzeuge und Glorien des Parlaments und der regierenden Klassen, aber Tod und Verderben für die Engländer, die mit allem Gelde und allem Schacher und allem Blut und aller Qual diese tödtlichen Spielzeuge des Parlaments nicht mehr bezahlen können. Diese „Glorien" können nur noch den Schwachkopf von Professen und die Leitartikelschreiber des gemäßigten, vornehmen Constitutionalismus bestechen, aber nicht den unbefangenen Menschen, der Thatsachen und Naturgesetze studirt, statt sich in dem Gewirr von Phrasen zu berauschen.

„Der Parlamentarismus, wie er ist" (nicht wie er war und nicht wie er den Leuten „außer dem Hause" erscheint), besteht aus einer Fusion und Confusion von Standes- und großen Capitalsinteressen, die mit einander streiten, aber sich immer zu „paaren" und in „Compromissen" zu einigen wissen, wenn es gilt allgemeine oder nicht vertretene Volks- oder schwächere Sonderinteressen oder auch Privilegien und Rechte der Krone niederzuhalten. Die englische Krone ist denn auch factisch längst dieser Talisman, dieser Heiligenschein für diese in Parlamente vertretenen feudalistischen und Kapitalsinteressen geworden, eben so leer und hohl, wie die Größe und Freiheit und Bildung und hohe Civilisation des englischen Volks. Von je hundert Menschen der niedern Klassen können oft kaum zehn ihren Namen schreiben. Ihr ganzer Ideenkreis drückt sich in vier vierzig Wörtern aus, worunter sich die Hälfte auf Bier, Gin, Trunkenheit, Spandhans und ein Schöpfenbein Sonnabends Abends beziehen. Noch neulich sagte ein Lord im Parlamente während der Discussion über die seit Jahren spielende „Erziehungsfrage": der gemeine Arbeiter müsse von der frühesten Jugend an arbeiten, weshalb man ihm den schlechtesten Dienst erweise, wenn man die Kinder derselben durch Unterricht von der Arbeit abhalte und ihnen die Arbeit verleide. Das klingt eher ist vielmehr viel schlimmer als die Geständnisse des Grafen Pfeil in einer berliner Kammer. Deutschland machte diese

Prozession des Sprechers vom Unterhause nach dem Oberhause.

Geständnisse moralisch todt, die Philosophie des englischen Lords ward vom Parlamente angenommen.

Dieß zur Einleitung in eine kleine Reihe parlamentarischer Lebensbilder, aus welchen sich Jeder leicht den „Parlamentarismus", wie er ist, vorstellen lernen kann.

Fangen wir mit dem Anfange an, der jährlichen steifen, lächerlich prunkenden Förmlichkeit der Eröffnung des Parlaments.

In der letzten Hälfte des Januar oder der ersten des Februar jedes Jahres, stellen sich eines Morgens eine Menge Volks, Weiber und Dienstmädchen mit Kindern und Freude in zwei Reihen vom Buckingham-Palaste der Königin nach dem Parlamentsgebäude hin auf. Jungen klettern auf Bäume im St. James-Park und werden von Policemen in der Regel ganz freundschaftlich wieder heruntergenöthigt. Hinter der dünnen Doppelreihe von Menschen fährt manchmal eine Equipage mit sonderbar aufgeputzten Kutschern und Dienern hinten, die an alte Ritterschauspiele oder Kunstreiter oder Affen, die tanzen müssen, erinnern. Dann reiten wieder einige Exemplare der „Roßgarde" auf und ab, schöne, ausgesuchte Riesen mit einem Puy, wie man ihn im Uebrigen blos an Figuren anbringt, die unter Glasglocken gestellt werden. So ein Kerl kostet als Gemeiner schon beinahe 3000 Thaler. Er sitzt auf einem Sattel von dem feinsten, weißen Vließe, das, wenn es naß wird, zusammenfällt und verdorben ist, ohne daß man es wieder ausschütteln kann, wie der gebadete Pudel sein Fell. Wahre Zierpuppen diese Leib-Roßgarde der Königin, deren Officiersstellen als die fettesten und nichtsnutzigsten der feinsten Crême überflüssiger zweiter Lordsjöhne privilegirt sind. — Später stellen sich sonderbar verkleidete fabelhafte Gestalten ein, die man sonst nirgend sieht, räthselhafte Beamte und Ruinen aus der Tower-Festung, die von alten Jahrhunderten her das Privilegium haben, vor der zum Parlamente fahrenden Königin in ihren alten, aus verschiedenen Jahrhunderten zusammengestoppelten Ritter- und Knappen-Kostümen zu Fuße einherzutrappeln. Seit vielen Jahren ist ein alter, sehr lahmer Ritter unter diesen Privilegirten, um dessentwillen die arme Königin immer ganz besonders langsam gefahren werden muß. So vergehen manche Stunden. Endlich setzt sich der Maskeradenzug vom Buckingham-Palaste aus in sehr unverdentlich-, zeitelige, mit vielen Lücken versehene Bewegung. Die Königin, in einem Wagen mit einer großen Krone über sich, wird von lauter Privilegirten, Maskirten, Verkleideten, Entstellten unverdentlich, langsam, mit grausamen, lächerlichen Förmlichkeiten, an denen sie kein Jota ändern darf, in's Parlament geschleppt, damit sie die ihr vom Ministerio in die Hand gezwungene, jedesmal ausgesucht nichtssagende Thronrede, dem versammelten „Hause" vorlese und es für eröffnet erkläre, ihm die Weihe, den Schein, das Privilegium, zwischen Krone und Volk Humbug mit beiden zu treiben, erneuere. Das Volk jubelt. Vor dem Parlamentsgebäude wird getrompetet, daß den Bläsern die Augen zum Kopfe herausstehen. Die Königin wird von Lords, in prächtigen, lächerlichen Schlepproben und oben unter Perrücken begraben, in Empfang genommen und in fabelhaft prächtige Räume, durch fabelhaft prächtige Corridore, gespickt mit der höchsten Auswahl weiblicher Aristokratie des Landes, in steifsten Förmlichkeiten geführt. Eine andere, fabelhafte Förmlichkeit, deren Details selbst die eingeweihtesten Engländer nicht capiren, bringt sie auf den Thron des unsäglich prächtigen Oberhauses. Um den Thron stehen merkwürdige Gestalten in Roben und Perrücken und der erste Herzog mit einem mächtigen Schwerte, das Niemand mehr schwingen kann, und noch mehr Humbug in andern Roben und andern Perrücken und moderne Offizierkleider, worin auch hohe Personen stecken, und andere Personen bis zum Kopfe ganz modern im Leibrock, aber oben mit einer Perrücke, daß sie kaum aus den Augen sehen können. Kein Mensch weiß, wozu diese Herren Perrücken tragen oder überhaupt da sind und Niemand kennt den geringsten Zusammenhang aller dieser Maskenwirthschaft ohne Witz und Sinn und Geschmack, mit der Gesetzgebung des Landes. Daß die Königin blos darüber lachen soll, wie sie öfter von ihrem gerührten Zwerchfelle zu thun genöthigt ward, kann unmöglich die wahre parlamentarische Bestimmung dieser Maskenunfreiheit sein.

Ist die Königin endlich glücklich auf den Thron gebracht, wird nach dem versammelten Unterhause geschickt und dieses aufgefordert, zu erscheinen. (Die Details der Förmlichkeiten sind auch hier so langweilig, daß wir unser Bild nicht damit verderben wollen.) Jetzt tritt zunächst der feierliche Moment der Procession „des Sprechers" (Vorsitzender) im Unterhause nach dem Oberhause ein, vor dem Jeder den Hut abnehmen, den Jeder feierlich ansehen muß. Diese Procession ist in ihrem Hauptheile nach dem Leben in Holz geschnitten und hier mit abgedruckt worden. Da ist sie. Man muß es sehen, um's zu glauben. Ja, so ist sie. So sieht sie aus, nur daß die Gesichter manchmal noch feierlicher, noch dümmer, noch hypokritischer aussehen. Sollen wir das Bild nun noch erklären? Da müßten wir einen Drehorgeltext und eine Drehorgel dazu haben und spielen und singen dazu. Da dies aber hier nicht zu machen ist, überlassen wir das Bild dem Leser unerklärt, damit er sich selbst einen Vers daraus mache.

Hinter der feierlichen Procession des Sprechers wird's lustig. Die reichen Fabrikanten, Compagnie-Directoren, reich gewordene Shopkeepers, Juristen, Baronets und „Sir's" des Unterhauses, dicke, fugelige, feiste Herren, dünne, schmächtige Stutzer mit zu weiten Röcken, kahlköpfige, krumme, alte Gentlemen u. s. w. drängen sich so schuljungenmäßig herein, daß sie manchmal den Eingang verstopfen, rückwärts, vorwärts purzeln, sich gegenseitig auf die Hühneraugen treten und sich überhaupt geberden, daß die Königin, eben so wenig als andere Leute das Lachen verbeißen können. Hat sich das Unterhaus im Oberhause endlich auf seinen besondern Bänken zurechtgesunken, überreicht ein hoher Staatsmann der Königin knieend die Thronrede. Andere Herren knieen auch mit, ich weiß nicht, wer Alles. Die Königin liest das Glaubensbekenntniß des Ministeriums über die Lage des Landes laut und deutlich ab. Die Telegraphen spielen dabei nach allen Himmelsgegenden und die Jungen auf der Straße schreien die noch nicht gehaltene Thronrede für einen Penny aus. Das Haus ist eröffnet. Die Herren gehen nach Hause. Die Welt, besonders die politische und Zeitungsleitartikelschreiber, wehen ihren Scharfsinn und bewaffnen das Auge politischen Tief- und Fernblickes auf das Wanderwesliße, um den Lesern in allen Sprachen zu deuten, was das Alles bedeute und bedeuten könne, was die Königin gelesen und was sie verschwiegen. Die Papiere auf den Börsen horchen, ob sie vor Schreck fallen oder vor Freude himmelhochjauchzend steigen sollen und fallen und steigen nach Herzenslust und Herzensangst über die Thronrede, bis nach 24 Stunden Alles vergessen ist und beide „Häuser" nach Ueberwindung parlamentarischer Förmlichkeiten anderer Art endlich zum Geschäft übergehen.

Aus diesem angeblich weltwichtigen Geschäftsleben des Parlaments wollen wir dem Leser einige charakteristische Bilder herausheben und möglichst so einrahmen, daß man leicht rathen kann, was noch Alles über diese Rahmen hinaus sich bilden und gruppiren mag.

Aus dem Hause für das Haus.

I. Die kindlichen Spiele.

Verlaßt einmal auf Augenblicke eure Geschäftswelt, ihr Erwachsenen, die ihr Liebe zu Kindern besitzt, und kehrt mit mir ein in der kleinen Welt der Spiele und der kindlichen Belustigungen. Diese Welt ist ein Heiligthum. Es giebt darin Rosen ohne Dornen, denn das Spiel ist eben die freie und freudige Regsamkeit des kindlichen Geistes. Aber die Welt des Spiels ist auch eine Charakterschule, und tausend Neigungen werden darin vorgebildet, die später als Anziehpunkte im Menschen hervortreten. Ist es daher nicht wichtig für alle Erzieher, dieses Feld der Spiele genau zu überwachen und sich darin zu orientiren? Wir wollen jetzt einmal die kleinen Spielhelden beobachten und uns dabei leise ein paar Wörtchen in's Ohr sagen.

Da sitzt ein kleines blondes Lockenköpfchen in einer Fluth von Spielsachen. Da giebt es Wagen, Pferde, Soldaten, Mühlen, Gärten, Theater und was sonst die elterliche Zärtlichkeit aufzutreiben gewußt hat. Das arme Kind weiß jetzt

nicht, wornach es zuerst greifen soll. Es nimmt einen Gegenstand nach den andern, untersucht ihn mit seinen wißbegierigen Auge, probirt ihn, und — legt ihn weg. Was ist gewonnen? Die Langeweile hat es sich vertrieben, aber es hat nicht das Geringste für seinen Geist gewonnen. Durch solche Spiele, ich nenne sie die Zeitvertreibspiele, wird leicht im Kinde eine Unruhe, ein Zerstreutsein hervorgerufen, welches für dasselbe ein schlechter Schulkamerad und ein noch schlechterer Gast im Berufeleben wird. Solche Kinder wollen dann in der Schule nicht eine halbe Stunde ihren Geist auf einen Gegenstand richten; und kommen sie in ein Geschäft, so muß der Herr oft hinter jedem Auftrage ein derbes Ausrufungszeichen machen, damit sie nicht durch ihre Träumerei und Zerstreutheit, die sie in ihrer Jugend durch's Spiel gekernt, Unheil anrichten. Unser blondes Lockenköpfchen würde viel besser daran sein, wenn es wenig Spielsachen, aber solche hätte, die fesseln und ausdauernd beschäftigen. Aber gehen wir weiter. Da ist ein Kinderball. Es geht sehr heiter zu. Wir wieden es auch sein, wenn wir nicht mit unsern Augen über den Augenblick hinausschweiften. Wir sehen im Hintergrunde Leidenschaften, die bald herantreten werden. Da taugt schon die Eitelkeit, die Putzsucht, die Gefallsucht, und da die Kinder recht wohl wissen, was das Tanzen bei den Erwachsenen zu bedeuten hat, der Wunsch auf, bald auch sein Liebeskränchen machen zu können.

Das ist nicht zu trüb gesehen. Die Erfahrung steht als Zeuge auf. Verfasser dieser Zeilen weiß, daß sich Mädchen und Knaben nach Kinderbällen Briefe geschrieben, zum Spazierengehen eingeladen, und, so zu sagen, ein nettes Vorspiel der Liebe in Kinderschuhen gegeben haben. Außerdem hat das Tanzen im heißen Klima des Tanzsaales für Kinder viel Nachtheiliges hinsichtlich der Gesundheit, und nicht mit Unrecht nennt daher Jean Paul Kinderbälle die Vorreigen zum Todtentanz. Aber an diese Kinderspiele knüpft sich noch manches Andere, welches die Verführung mitbringt. Da kommt das Billardspiel, das Kartenspiel, hier und da wohl auch das Rauchen ꝛc. Wie traurig ist ein solcher Vorfrühling der Lust und des Vergnügens für die Jugend. Wem dann die eigentliche Zeit kommt, wo das Gemüth Kraft genug hat, sich in die Reihen der Freuden zu schwingen, wie arm, wie beklagenswerth sind dann die armen Opfer der Verführung. Abgestumpft bereits genießen sie nur halb, und das Poetische, was in dem Jünglings- und Jungfrauenleben liegt, hat ihnen zum großen Theil ihr sinnliches Spiel abgestreift. Hört nur zu, wenn junge Leute von 18 — 20 Jahren unter sich reden, ist es nicht oft die Eitelkeit des Lebens, die sie anklagen, und der raffinirte grobsinnliche Genuß, den sie loben. Das kommt davon, wenn man den Zeiger an der kindlichen Lebensuhr zu rasch umdreht. Unwillkürlich fällt mir dabei das Wort ein, was ich in einer Zeitschrift gelesen: „Die jungen Sprossen unsrer Familien sehen, nach einem gewissen verweichlichten Typus gemessen, gut aus. Sie haben glatte hübsche Gesichtchen, aber ohne die Spur jener kräftigen Entwickelung, die der Species Mann gebührt. Sie sind dünn und kniefchäftig, und sehen aus, als ob sie blaßirt zur Welt gekommen. Wie kann das anders sein. Sie kriechen aus der Wiege in den Tanzsaal, und von der Amme zum Tanzmeister; kaum haben sie die Kinderklapper weggeworfen, so greifen sie zum Billardstock ꝛc."

Weg von diesen Bildern der Zerstreuung und Verführung! Wir betreten ein anderes Feld. Hier sehen wir zwei Reihen von Kriegern. Es wird eine Schlacht aufgeführt. Freilich wird es dabei etwas heiß zugehen; vielleicht fliegen auch einige große und kleine Kugeln als Kopfnüsse herum. Ein entsetzliches Schauspiel für manche Menschen, die darin nur Rohheit und Gefahren sehen. Aber diese Kraftspiele sind mir zehntausendmal lieber, als die Spiele der Ofenhockerei und Verführung. Sie geben dem Kinde ein Bewußtsein seiner Kraft, und nur wer dieses Bewußtsein recht übt und wach erhält von Jugend auf, erlangt die schöne Mannesmugend, welche man Muth nennt. Glaubt ihr denn, der Muth ließe sich befehlen? Nicht doch. Es giebt Menschen, die haben Mittel und Gewalt in den Händen, Ungeheueres zu leisten, und leisten doch Nichts, weil ihnen das Gefühl des Muthes abgeht. Man hat sie von Jugend auf geschnürt, gebiegelt und dressirt, und jede Regung der Kraft beschnitten, was Wunder, wenn sie später geistig erlahmt sind. Die Gefühle, die in der Jugend genährt werden, das sind die Grund- und Bausteine zum spätern Charakter. Da seht Napoleon den Großen in der Militärschule zu Brienne. Die Kugeln von Schnee sausen ihm um den Kopf, er wankt nicht; und das unschuldige Spiel hat vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, daß er später auch die bleiernen vertragen konnte. Kraftspiele sind für die Jugend eine Vorschule der Mannestugenden, und wenn dabei nicht der Anstand verletzt wird, oder böser Ernst sich einmischt, sind sie besser als träge Kopfhängerei. „Man bedenke nur," sagt Jean Paul, „daß die Jahre zwar das Licht vermehren, aber nicht die Kraft und daß man leichter dem Lebenspilger „einen Wegweiser besoldet und mitgiebt, als ihm die Beine und Flügel, die man ihm wider das Verlaufen und Verstiegen abgefägt, wie einer Statue wieder restaurirt." Daß man diese Gefühle der Selbstständigkeit und des Muthes auch anders, wie z. B. durch's Turnen, nähre, ist nur zum Theil wahr. Freilich stärkt das Turnen den Körper und somit auch den Geist, freilich macht es gewandt und giebt dann dem Geiste ein gewisses Vertrauen, aber die Fessel des Unterrichts, wie locker sie auch gezogen ist, beengt doch noch, und daher kann das Turnen die Wirkung nicht hervorbringen, die das freie, ungebundene Spiel hervorruft.

Doch gehen wir weiter. Hier spielen sie Schule; hier ist eine Hochzeit, hier ein feierlicher Aufzug und da gar ein Kram mit Käufern und Verkäufern. Die Sache sieht sehr unschuldig aus. Sie ist's auch, aber daneben ungemein wichtig für die Zukunft. Wir stehen hier vor den Charakterspielen. Paßt nur auf, jedes Kind wird sich am liebsten in einer Rolle sehen, zu welcher es immer Neigung verspürt, die mit seinem Temperamente, mit seinem kindlichen Ideal am meisten übereinstimmt. In diese Rolle lebt es sich hinein, und gründet sich eine Traumwelt, die ungemein verführerisch ist, weil sie das Ideal ohne Schattenseite, die Befriedigung des kindlichen Geistes ohne Ernst und Schmerz ist. Was Wunder, wenn sich daher bei diesen Spielen Neigungen zu Berufsarten, zu Lebensverhältnissen ausbilden, die später weder durch Vorstellungen noch durch Zwang wieder ausgerottet werden. „Ich weiß selbst nicht wie es kommt," sagt dann der junge Weltbürger, „ich habe einmal nur zu diesem Stande Neigung." Die Spiele seiner Jugend waren die Schule dieser Neigung. Ein mir bekannter Knabe trieb als 3jähriges Kind immer sein Spiel als Fleischer, und die Eltern lächelten dazu. Mit 14 Jahren erklärte er, zu der Seinen Mißvergnügen (sie hatten ihn für den Kaufmannsstand ausersehen), daß er nie etwas Anderes ergreifen würde, als dieses Handwerk. Jeder Charakterzug, den die Kleinen im Spiele annehmen, läßt eine Spur zurück im Kinderherzen, und wenn ein Spiel recht oft sich wiederholt, so kann die Neigung, das Gefühl des Kindes, welches gleichsam in's Spiel verpuppt war, auch plötzlich in der Wirklichkeit erscheinen. Daher, meine Lieben, wollen wir die Charakterspiele unsrer Kleinen sorgfältig überwachen, daß nicht böse Dämonen sich dabei in die jungen Herzen schleichen und damit wir das Interesse des Kindes an den Lebensverhältnissen bei Zeiten erfahren, um es noch lenken zu können, je nachdem es die Umstände erfordern.

Aber was hören wir hier? Es werden Räthsel gerathen. Ei, wie strengen sich die kleinen Köpfchen an! Jedes möchte gern zuerst die Nuß knacken. Hier haben wir ein geistiges Spiel, dabei wird das Gedächtnißvermögen geübt. Wer sollte sich darüber nicht freuen! „Ohne Denken," sagt schon Bürger, „gleicht der Mensch dem Ochs und Esselein." Bekommt das Kind Unterricht, so muß es zwar unaufhörlich am Denkseile laufen; aber man glaube ja nicht, daß die Schule allein im Stande sei, den Geist zu schärfen. Ich mag die vernünftigen Methoden des Unterrichts, die jetzt fast überall regieren, in keiner Weise antasten, aber so viel ist mir gewiß, das gezwungene Denken in Schulen, was gewissermaßen ein gepeitschtes Laufen ist, hat nicht soviel Behaglichkeit, nicht so viel Wohlthuendes, wie das Denken im Spiel, und ist eben daher auch nicht so erfolgreich. Solch' geistige Spiele sind noch: das Damenspiel, das Barspiel, wo Verstand und Phantasie zugleich thätig sind, die Rechenspiele ꝛc. Bei allen diesen Spielen kann sich die Blüthe des Witzes und des Scharfsinns recht schön entfalten. Von der Bildung des Witzes war Jean Paul ein großer Freund. Er trieb daher auch mit seinen Zöglingen eine Art Vergleichspiele. Jeder witzige Gedanke eines Kindes wurde sofort in ein Buch eingetragen. Er hat uns deren einige mitgetheilt. So sagte ein Knabe: Jeder Mensch wird von vier Dingen nachgemacht, vom Echo, vom Schatten, Affen und Spiegel. Ein anderes Kind bemerkte: Die Dümmsten putzen sich am meisten, so sind die dümmsten Thiere, die Insekten, am buntesten ꝛc.

Freilich darf man auch dieses Gehirnturnen nicht übertreiben, da sonst der Körper leiden muß, von dem ja der Geist zehrt bei allen seinen Thätigkeiten. Körper und Geist sind Systeme von Kräften, in welchen ein ununterbrochener Ausgleichungsprozeß stattfindet. Daher stört die allzugroße körperliche Anstrengung den Geist, und ebenso die allzu lange, allzu heftige geistige den Körper.

Aber betrachten wir zum Schluß noch eine freundliche Gruppe von Kindern. „Ringel Ringel Rosenkranz," so ertönt es aus frischer Kehle und die muntern Beine sind Zeichen lustiger Herzen. Das ist ein angenehmes Feld. Hierher, ihr Trübsinnigen und Lebensüberdrüssigen, damit ihr seht, was ein besangenes und heiteres Leben ist, hierher, ihr Zopfpädagogen, damit ihr lernt, was man thun muß, um Kinder zu erfreuen. Ihre Erfindungsgabe ist bei diesen Belustigungsspielen oft sehr groß, und nicht selten nehmen sie die drolligsten Wendungen. Aber redet um Himmelswillen nicht hinein, jedes Anordnungszeichen, was ihr dabei macht, wird zu einem Eiszapfen für die junge Freude. Nicht gegängelt zu werden, frei zu hüpfen, das ist ja eben die Lust für das Kind. Solche Belustigungsspiele sind ächte Freudenquellen. Und da bei heiterer Stimmung wir viel leichter in's Kindesherz säen und pflanzen, so sind diese Spiele so wichtig wie alle Uebrigen. Sollte auch hier und da einmal eine Unart zum Vorschein kommen, so wollen wir nicht gleich den Kriegszustand erklären. Es ist damit wie mit den Maikäfern. Wer alle vom Baume herunterschütteln will, streift manche Blüthe mit ab. Wer gar so pedantisch jede kindliche Regung, die nicht in die Etiquette paßt, ausrotten möchte, der erstickt auch manches edle kindliche Gefühl, welches später im Kinde reiche und schöne Früchte getragen haben würde.

So haben wir in der Kürze die hauptsächlichsten kindlichen Spiele beobachtet. Vielleicht hat Mancher dabei an seine Kindheit zurückgedacht und meine Worte bestätigt gefunden. Vielleicht ist Mancher auch aufmerksamer auf die Spielplätze seiner Familie, sieht wohl auch jetzt den kleinern Spielern in die Karte und lenkt und leitet, wenn auch für die Kleinen unbewußt, den Gang und die Art der Spiele. Dann hätten meine Zeilen den Zweck vollkommen erreicht. Das nächste Mal wollen wir der Musik der Kinder lauschen, wie sie in heutiger Zeit auftritt und dabei unseren Gedanken ein wenig nachgehen. Auf Wiedersehen!

Ein spanisches Schattenbild.

Wenn auch „Räubergeschichten" keineswegs in das Gebiet der Gartenlaube gehören, so trage ich doch kein Bedenken, in Folgendem eine solche den Lesern zu erzählen. Natürlich ist dabei meine Absicht nicht, einem verdorbenen Geschmacke zu fröhnen; und auch darauf will ich die Mittheilung meiner Räubergeschichte nicht stützen, daß sie auf buchstäblicher Wahrheit beruht, und der jüngsten Vergangenheit angehört. Sie soll vielmehr ein grelles Schlaglicht auf die Zustände eines Landes werfen, welches Keime genug in seinem Schooße birgt, um unter einer bessern Pflege in schnellem Emporblühen ein reiches und glückliches zu werden, während es jetzt davon beinahe das Gegentheil ist.

Spanien ist dieses Land, und indem ich an die schlichte Erzählung gehe, kann ich es füglich den Lesern überlassen, ihre Folgerungen zu ziehen auf die Gesittung des spanischen Volkes und auf die Beschaffenheit der Regierung, unter deren Walten noch im Jahre 1849 solche Dinge möglich waren, solche freche Verhöhnung der Staatsgewalt und solch' panisches Schrecken der Bevölkerung über die am hellen Tage vor Tausenden verübte That. Ich schalte blos noch ein, daß ich meine Erzählung im Wesentlichen aus einem Manuscripte über „Spaniens Handelsverbindungen mit dem Auslande, Deutschland insbesondere, Zollwesen und Industrie" entlehne, welches der Verfasser, mein verewigter Freund Julius Tucht, sächsischer Consul in Barcelona, der von der vorletzten Cholera-Epidemie daselbst weggerafft wurde, leider unvollendet hinterlassen hat.

Wenn man die Festungsmauern Barcelona's verläßt und durch die Puerta de Isabel segunda in derjenigen Richtung sich landeinwärts wendet, welche dem Hafen gerade entgegengesetzt ist, so dauert es geraume Zeit, ehe man die letzten Außenwerke des Gewerbfleißes der zweiten Stadt des Königreichs im Rücken hat. Der breite und, in Spanien leider eine Seltenheit, vortrefflich erhaltene viersache Reit- und Fahrweg zeigt an seinen beiden Seiten eine Menge Belustigungsorte, welche an Schönheit und Geschmack der Gärten und Gebäude den ersten pariser Anstalten dieser Art nicht nachstehen. Links und namentlich rechts liegen ganz dicht an der Straße, die Tag und Nacht den regsten Verkehr zeigt, eine Menge ländlicher Ortschaften mit den Quinta's der reichen Barcelonesen. So kommt man endlich in die große, ganz städtisch aussehende Landgemeinde Sanz, in welcher einige Spinnereien und Kattunfabriken von der erheblichsten Bedeutung ihre hohen Dampfessen durch die fortwährend von wirbelnden Straßenstaubwolken erfüllte Luft emporragen lassen. Ich selbst habe mich mehrmals überzeugt, welch' reges Leben den ganzen Tag über in Sanz auf den Beinen ist, welches fast nur eine einzige, mindestens eine halbe Stunde lange Gasse bildet.

Hier traten am 10. April 1849 in den Vormittagsstunden ein paar bewaffnete Strauchdiebe (trabucaires) in das besuchteste Kaffeehaus des Ortes und drohten Jeden der Anwesenden mit ihren weitrohrigen Trabuces niederzuschießen, der sich nicht ruhig verhalten würde, lasen dann eine Liste vor, auf welcher die Namen von sechs Personen verzeichnet waren, von denen fünf, unter ihnen der Alcalde des Ortes, zufällig gegenwärtig waren, welche von ihnen festgenommen, gefnebelt und aus dem Hause geführt wurden, wo sie unter sprachlosem Entsetzen der übrigen Anwesenden in eine bereit stehende Tartane gepackt wurden. Furcht und Entsetzen hatte dem inzwischen zusammengekommenen Haufen Neugieriger die ganze Kraft gelähmt, so daß die Räuber unangefochten mit den geraubten fünf Personen, unter denen auch ein reicher Franzose sich befand, unangefochten die Straße entlang und zum Dorfe hinaustuhren, ohne daß Jemand auch nur Miene gemacht hätte, sie aufzuhalten. Erst eine halbe Stunde später, nachdem die Räuber längst in Sicherheit waren, läutete man die Sturmglocke, jedenfalls mehr deshalb, um dem schwächlichen, geschriebenen Gesetz gegenüber wenigstens mit Etwas aufkommen zu können, als in der ernstlichen Absicht, den Bandeteros die bewaffnete Gewalt auf die Fersen zu hetzen, welche dem ritterlichen und kecken Abenteuer liebenden Sinne des spanischen Volkes für eine Art Heroen gelten.

Mehrere Wochen verflossen, ohne daß man den Räubern auf die Spur kam; die öffentliche Meinung sprach sich sehr laut darüber aus, und der Raubanfall erhielt eine gewisse Berühmtheit, die in Spanien jeder kühnen Handlung, sei sie gut oder böse, zugestanden wird. Endlich gelang es dem Sicherheitscommissär Serra y Monclus, in das unheimlich scheinende Dunkel zu dringen und dem Gesetze wie den unglücklichen Betheiligten ihr Recht zu verschaffen.

Die Räuber hatten unter steter Todesandrohung die Gefangenen, denen sie die Augen verbunden, mit sich fortgeschleppt; man führte sie die Kreuz und Quer über mehrere Flüsse (ohne Zweifel Llobregat und Noya), zuletzt, nachdem man sie 20 Stunden ohne Nahrung gelassen, in ein bewohnte Haus, wo man sie alle Fünf zwang, in einen tiefen, feuchten Brunnen hinabzusteigen, in den kein Tageslicht drang. Hier reichte man den armen Gefangenen in einem Korbe einige schlechte Lebensmittel hinunter und nöthigte sie, einen Brief an ihre Familien zu unterzeichnen, in welchem gesagt wurde, daß ein grausamer Tod ihrer harre, wenn sie nicht bald ein Löfegeld von 900 Unzen Gold (ungefähr 20,000 Thaler) zahlten. Diesen Brief wußte man auch wirklich in die Hände eines Anverwandten eines der fünf Gefangenen zu bringen.

Es war in dem Briefe vorgeschrieben, derjenige, der das Geld zu bringen habe, müsse auf einem Esel reiten, eine rothe Mütze tragen und würde die Person, die zur Empfangnahme des Löfegeldes geschickt werde, daran erkennen, daß dieselbe ihm die Hälfte einer unregelmäßig ausgeschnittenen Karte zum Vergleich mit der andern Hälfte, die man in jenen Brief gelegt, vorzeige. Zugleich war der Weg vorgeschrieben gewesen und die Banditen hatten ihre Maßregeln so gut genommen, allenthalben Spione

aufgestellt, daß auf diesem Wege ihre Spur nicht verfolgt werden konnte.

Es wurde hierauf wirklich von den Verwandten ein Bote mit Geld abgeschickt und drei der Gefangenen wurden für das verlangte Lösegeld von 500 Unzen freigegeben und auf denselben Schlangenwegen nach Hause geführt; die beiden andern wurden zurückbehalten. Man suchte sie indeß zu größerer Sicherheit aus dem Brunnen weg und in die enge Höhle eines Weinberges, wo man sie abermals auf alle mögliche Weise bedrohte und mißhandelte, bis endlich auch für sie das Lösegeld gekommen war.

Inzwischen hatte die Polizei alle zur Entdeckung führen könnenden Anzeichen benutzt, alle Mittel dazu in Bewegung gesetzt und überhaupt eine Thätigkeit entwickelt, die ihr diesmal alle Ehre machte. Sämmtliche benachbarte Gebirge und Höhlen wurden untersucht — und an solchen ist ganz Catalonien überreich — man nahm einige verdächtige Personen gefangen, kam aber während mehrerer Tage zu keinem Ziel und es schien fast, als ob alle Bemühungen vergeblich sein sollten. Endlich, von zwei der gewesenen Gefangenen begleitet, fanden der Sicherheitscommissär und seine Agenten in der nahe gelegenen Stadt Badalona den bewußten Brunnen, in dessen Seitenwände jene während ihres traurigen Aufenthalts mit den Fingernägeln Zeichen eingegraben hatten, die sie gleich wieder erkannten. Der Eigenthümer und die Frau des Hauses mit einer vierzehnjährigen Tochter, welche später bekannte, die Geliebte eines der Bandeleros zu sein, wurden festgenommen und bei der Hausfuchung fand man 200 Unzen in Gold, die Leuchte und den Korb, die man in den Brunnen hinabgelassen, wenn man den Eingesperrten zu essen gegeben, ein Taschentuch und mehrere andere Beweisstücke in dem Koffer des Mädchens verborgen. Man erfährt, daß das Oberhaupt der Bande, der das Unternehmen geleitet, Jaime Battle, sich in Arenys befinde, einem Städtchen am Meere ungefähr 6 Leguas von Barcelona; der Commissär Ramon Lerra eilte mit einem Trupp mozos de escuadra (einer vortrefflich organisirten Landgend'armerie) in das bezeichnete Haus. Man klopft an die Thür, heischt zu öffnen und da dies nicht geschieht, stößt man sie ein. Es war zur Zeit der Dämmerung und die in dem Hause befindlichen Räuber wehrten sich auf's Verzweifeltste, schießen auf die Mozos und verwunden den mehrere, müssen sich aber dald ergeben. Zwei der Banditen versuchten es noch, sich über das Dach zu retten; die tapfern Mozos aber eilen ihnen nach und erschießen den Einen, den zweiten Aufwärter der Bande, Antonio Nonra aus Bich, der vom Dach herunter auf die Straße stürzt und nehmen den Andern Jaime Battle, der eine herkulische Stärke besitzt, nachdem er bereits verwundet ist und sich furchtbar vertheidigt hat, gefangen.

Binnen wenigen Tagen wurden auch noch die übrigen bei dem Raube und dem Verhehlen des Gestohlenen Betheiligten gefangen genommen und nach Barcelona geführt und Allen der Proceß gemacht. Elf von den Thätern wurden öffentlich mit der Garotte erdrosselt, und zwar vier, unter denen der Anführer, vor den Thoren von Barcelona; drei in Sans vor dem Kaffeehause, wo die That stattgefunden und die übrigen vier neben dem erwähnten Brunnen in Badalona.

Schon im Jahre 1849 zeigte sich ein merkwürdiger Unterschied in der Sicherheit der Landstraßen und seitdem gehörten Raubanfälle auf öffentlichen Straßen immer mehr zu den Seltenheiten. (M.)

Ein Besuch auf Liu-Kiu.

Auf der Abendseite des großen europäisch-asiatischen Festlandes liegt das britische, auf der Morgenseite dagegen das japanische Inselreich, beide jedoch so weit von einander verschieden, als sie es kaum der Entfernung nach sind. Dem Inselreiche des Westens aus hat das Volk Englands eine Herrschaft gegründet, welche den ganzen Erdball umfaßt, in deren Gebiete die Sonne nie untergeht. Wandere, wohin du willst, in allen Theilen der Erde, in allen Zonen, allen Gegenden findest du englische Kolonieen; auf allen Meeren weht Englands Flagge, in allen Ländern findest du Albions Sohn als Kaufmann. Besuche die Häfen Englands und du findest Schiffe, die von den verschiedensten Ländern des Erdballs heimgekehrt sind, oder im Begriff stehen, dahin abzufahren. Durchreise die Häfen seiner Kolonieen und Stationen und du findest die Fahrzeuge aller Nationen, vom Kanot des Neuseeländers und Südseeinsulaners bis zu dem stattlichen Schraubendampfer des Europäers. Wie verschieden dagegen das Inselreich des Ostens! Der Japaner hat sich von der ganzen übrigen Welt streng abgesondert, nur einigen wenigen Völkern einen äußerst kärglichen Handelsverkehr gestattet, seine Flagge einzig auf seine Meere beschränkt, und so einen Handelsstaat gegründet, wie er nicht allein nicht zum zweiten Male existirt, sondern sich selbst kaum denken läßt. Ein buchtenreiches Land von außerordentlicher Fruchtbarkeit, eine zahlreiche Bevölkerung (7—8000 Bewohner auf die Quadratmeile) von nicht unbedeutender geistiger Befähigung und Ausbildung, großen metallischen Reichthum im Innern der Berge, Steinkohlen, der große Betriebsfaktor des britischen Inselreichs, in außerordentlicher Menge, eine stetige, geschickte und betriebsame Bevölkerung und dennoch kein Handelsverkehr mit den Nationen des Erdballs!

In solcher Abgeschlossenheit hat Japan viele Jahrhunderte verbracht, denn nur auf wenige Jahre trat es vor fast 300 Jahren mit den Portugiesen in Verkehr, um nach dessen gänzlicher Abbrechung im Jahre 1637 eine äußerst beschränkte Handelsverbindung mit den Holländern einzugehen, die unter dem Vorwande, „Holländer, aber nicht Christen" zu sein, für Gewährung einiger unbedeutender Handelsvortheile die schmachvollsten Bedingungen eingingen. Mit Schlauheit und Konsequenz wies Japan die lockendsten Anerbietungen Englands, Rußlands und Chinas's zurück, gestattete seinen eigenen Bewohnern keinen Aufenthalt in fremden Ländern, und weigerte sich selbst, die von Stürmen nach benachbarten Küsten verschlagenen eigenen Bewohner wieder aufzunehmen, wenn sie auf fremden Fahrzeugen in ihr Heimathsland zurückgebracht wurden. Diese Hartnäckigkeit versuchten in unsern Tagen die nordamerikanischen Freistaaten durch Absendung eines Geschwaders unter dem Commodore M. C. Perry zu brechen, und ob Bruder Jonathan das, was ihm anscheinend gelang, auch in Wirklichkeit gelungen ist, muß die Zeit lehren. Wir aber begleiten den Commodore Perry an der Hand unseres deutschen Landsmannes W. Heine auf seiner Expeditionsreise und nehmen zugleich Gelegenheit, des letzteren trefflichen Bericht * auf's Wärmste zu empfehlen.

Commodore Perry nahete sich dem japanischen Gebiete am 26. Mai 1854, als am Morgen mit Tagesanbruch man vom Schiffe aus eine der Liu-Kiu-Inseln in Sicht bekam. Ihre Südwestspitze besteht aus senkrecht aus dem Meere emporsteigenden Felsen, während die andern Seiten sich ziemlich sanft in üppig grünende von schönen Baumgruppen unterbrochene Felder abflachten, und so einen überaus anmuthigen Anblick gewährten. Man fuhr vorüber, wie im Laufe des Tages wohl noch an zwanzig andern, bis endlich um fünf Uhr die Ankerketten im Hafen von Napa fielen.

Schon am nächsten Morgen kamen zwei Boote aus Napa und überbrachten die Geschenke des Hafsi-wadsi oder Bürgermeisters, in zwei Ochsen, einigen hundert Eiern, Gemüsen und süßen Kartoffeln bestehend. Auf dies Verfahren bereits durch frühere Reisende aufmerksam gemacht, war beschlossen worden, ohne Entschädigung dafür nichts anzunehmen, und so mußte der Hafsiwadsi sich bequemen, ein Gegengeschenk anzunehmen. Nur Wenige von der Mannschaft waren an diesem Tage an's Land gegangen, wegegen am folgenden einer weit größeren Anzahl die Erlaubniß dazu gegeben ward. Unter ihnen war auch unser Landsmann Heine.

Die Stadt Napa, deren Häusergruppen sich auf unserer Illustration links im Mittelgrunde zeigen, ist der bedeutendste Handelsplatz der Liu-Kiu-Gruppe und liegt auf der Hauptinsel dieses Namens. Ein Fluß, für chinesische Dschunken tief genug, bildet den innern mit steinernen Vertheidigungswerken versehenen Hafen, während der äußere, in welchem die amerikanischen Schiffe ankerten, durch eine halbmondförmige Krümmung der Küste von dem

* Reise um die Erde nach Japan am Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853—1855. Deutsche Original-Ausgabe von W. Heine. Erster Band. Leipzig, Soennoble. Der den uns gegebene Holzschnitt von Krebsbinar, gezeichnet nach der Natur von Heine, ist diesem Werke entnommen.

Lande, und durch eine Reihe von Korallenriffen von der Seefeite eingeschlossen wird. Nur drei Einfahrten waren verblieben. Die Stadt dehnt sich längs der Küste aus und mag in vielleicht 4000 Häusern gegen 20,000 Bewohner enthalten. Die Straßen sind breit, mit großen Korallenblöcken gepflastert und werden in dem von Reicheren bewohnten Stadttheile von Mauern zu beiden Seiten begränzt, durch welche die Eingänge zu den dahinter liegenden Wohnhäusern führen. Niemand wagte, sich den angekommenen Fremdlingen zu nähern, viele aber sahen neugierig hinter Mauern, Bäumen und aus den Seitenstraßen hervor, ergriffen aber sofort die Flucht, sobald einer der Amerikaner nur Miene machte, sich ihnen zu nähern oder gar sie anzureden. Während einer zweiten Landung auf Liu-Kiu glückte es unserm Landsmanne, in Gesellschaft eines seiner Freunde eine genauere Kenntniß von der Stadt und dem Innern der Häuser zu erlangen. Beide waren während der Nacht am Lande geblieben, hatten sich von den Moskitos tüchtig stechen lassen, und waren darauf am andern Morgen längs des Flusses den Schnepfen nachgegangen. Eben war die Sonne aufgegangen, es war früh am Morgen, die Straßen noch völlig menschenleer.

sehen kann, die aber keinen Blick in das Innere des Hauses verstatten.

Da sich nirgend nur irgend ein Bewohner des Hauses sehen oder hören ließ, so ward die Entdeckungsreise fortgesetzt, und man gelangte in den eigentlichen, an der Rückseite des Hauses gelegenen Garten. Er ähnelte ziemlich den chinesischen Ziergärten, war aber kleiner und dabei geschmackvoller angelegt und mit schönen Blumen geschmückt. In der Mitte befand sich ein Wasserbassin, dessen Ränder mit Muscheln und allerlei bunten Steinen verziert waren, und in dessen Tiefe Goldfischchen sich lustig herumtummelten. Da die Jalousien des Hauses offen waren, so näherte man sich ihnen vorsichtig und lugte durch die Oeffnung. Auf den dicken Strohmatten, welche den Boden aller japanischen Wohnungen bedecken, lagen drei Frauen und zwei kleine Kinder im tiefsten Schlafe, nicht ahnend, daß ein paar freche Fremdlinge gewagt hatten, bis in's Allerheiligste der guten Insulaner zu dringen. Leise, wie man gekommen, ward auch der Rückzug genommen, hatte man doch die Neugierde befriedigt und das Innere eines japanischen Privathauses gesehen, ohne selbst beobachtet zu sein.

Die Reisenden konnten sich das Vergnügen nicht versagen,

Napa, auf der Insel Liu-Kiu.

Unsere Abenteurer befanden sich gerade in dem der untern Stadt zugewendeten, etwas höher gelegenen Stadttheile, dem Aufenthaltsorte der wohlhabenderen Klassen. Alle Thüren der Höfe, Gärten und Häuser standen offen, so daß Diebe eine hier unbekannte Klasse der menschlichen Gesellschaft zu sein schienen, und in Wahrheit gehören Eigenthumsvergehen in Japan zu den fast unerhörtesten, jedenfalls aber mit dem Tode zu bestrafenden Verbrechen. Die Versuchung war zu groß, Räume, welche man bisher dem Eindringen der Fremdlinge beharrlich verschlossen hatte, standen jetzt offen, wer könnte da widerstehen! Unsere Freunde gelangen durch das in der 8—10 Fuß hohen Mauer befindliche Eingangsthor in den mit Buchsbaumhecken und nett gehaltenen Blumenbeeten versehenen Hof. In ihm liegt das einfach aus Holz erbaute Haus, das vorn eine oder einige Vorhallen besitzt, hinter welchen die Wohngemächer liegen. Hölzerne Schieber bilden in ihnen die Scheidewände; man kann sie beliebig entfernen und dadurch die Zimmer bald vergrößern, bald verkleinern. Nach der Hofseite zu sind sie meist weggenommen. Ist schlechtes Wetter, so setzt man Fenster von geöltem Papiere ein, wird dagegen die Wärme zu groß, so läßt man Jalousien aus gespaltenem Rohre herab, durch welche man zwar aus dem Hause die äußeren Räume überihre Wanderung auch nach den tiefer gelegenen Stadttheilen fortzusetzen. Die Scene wurde allgemach lebendiger und auf dem Marktplatze angekommen, fanden sie den Handel bereits im besten Gange. Mehrere hundert Frauen der niedern Stände saßen hier hinter Körben und Verkaufsständen, und boten Schweinefleisch, Geflügel, verschiedene Gemüse, als Bohnen, Kartoffeln, Zwiebeln, Gurken u. s. w. feil. Während das so ganz unerwartete Erscheinen der Fremdlinge einige zur sofortigen Flucht veranlaßte, blieben die andern ruhig sitzen, und da nunmehr jene sahen, daß man diesen kein Leid zufügte, so kamen sie auch bald wieder. Heine kaufte eine schöne Wassermelone, die beim Frühstück verzehrt, trefflich mundete. Ein gleichbeliebter und vorzüglicher Artikel schienen eine Art süßer Käse zu sein, die, in Würfel unserm limburger ähnlich geformt, auf Kohlen geröstet oder auch gleich frisch gegessen, recht angenehm schmeckten.

Beim Weitergehen gelangte man an den innern Hafen, in welchem viele japanische Dschunken lagen, von denen in den letzten acht Tagen ungefähr 16—20 eingelaufen sein mochten. Hier war es auch, wo man dem ersten japanischen Nobile, an seinen zwei im Gürtel getragenen Schwertern zu erkennen, begegnete. Ein Theil seines Kopfes war glatt geschoren, das übrig gelassene

Haar aber sauber gekämmt, geölt und auf dem Wirbel in einen Knoten geschlungen, der Bart zwar dünn, doch sorgfältig gepflegt. Seine Kleidung bestand in einem langen, grau und weiß gewürfelten Gewande mit weiten Hängeärmeln und war aus einem äußerst feinen, durchsichtigen Stoffe gefertigt. Ueber diesem Gewande trug er ein anderes Stück von demselben Stoffe, nach Art der schottischen Plaids eigenthümlich um Brust und Schultern gefaltet, so daß es fast einem Panzer glich. Außer den bereits erwähnten zwei Schwertern, mit denen er auf Befehl seines kaiserlichen Herrn sich den Bauch aufzuschlitzen hat, trug er im Gürtel noch einen Fächer, ein kurzes Pfeifchen mit äußerst kleinem Kopfe in seidenem Ueberzuge, einen kleinen seidenen Tabaksbeutel und endlich in der Hand einen papiernen, schwarzlackirten Sonnenschirm. Auch er ging an den Fremden vorüber ohne scheinbar die mindeste Notiz zu nehmen, wegegen sie natürlich dasselbe thaten. Zuletzt besichtigten diese noch einige Dschunken, wurden hier mit Thee und Sachy (eine Art Liqueur) bewirthet und von der japanischen Mannschaft freundlich und leutselig, doch nicht ohne die überall bemerkbare Scheu aufgenommen, da alle wußten, wie streng der Umgang mit Fremden geahndet ward.

Da unter der Mannschaft des Schiffes sich auch ein Dagueerreotypist befand, so machte sich Heine mit diesem auf, Gruppen von Eingebornen aufzunehmen, ganz wie man sie auf den Straßen und Plätzen der Stadt unbeweglich, gleich Statuen, und rauchend im Schatten schöner Bäume fand. Alle waren dazu bereit, so wenig sie auch anfangs unsern Zweck erriethen, und ließen sich behufs besserer Gruppirung an die betreffende Stelle führen, wo sie steif und unbeweglich verharrten, bis man mit der Hand ein dankendes Zeichen gab, nun aber nicht wenig erstaunt, ihre ehrwerthen Persönlichkeiten in gleich wunderbarer Weise und kurzer Zeit so treu wiedergegeben zu finden. Im Allgemeinen fand man die Eingebornen höchst mild, artig und liebenswürdig. Nie war man Zeuge eines Aktes von Bestrafung, noch eines Zankes oder einer Rohheit. Schwere Arbeit schien auch hier das Loos der niederen Klassen zu sein, während alle nur einigermaßen vornehmeren Männer einen großen Theil des Tages an angenehmen schattigen Plätzen saßen und Tabak rauchten oder aus mitgebrachten kleinen, hübsch lackirten, mehrere Schubfächer enthaltenden Kästen allerlei Eßwaaren verzehrten und dazu Thee oder Sachy tranken.

Die Mannschaft der amerikanischen Flotille hatte bereits am 29. Mai die Ehre, den Regenten der Liu-kiu-Inseln in einem officiellen Besuche an Bord zu sehen, nachdem einige Vorverhandlungen über den Zweck ihres Herseins vorhergegangen waren. Er ward mit allen kaiserlichen Ehren empfangen, bewirthet und überall im ganzen Schiffe herumgeführt. Der Regent war ein ehrwürdiger Greis, welcher während der Minderjährigkeit des erst 12 Jahre alten Fürsten das Regiment führte. Sein Gefolge bestand größtentheils aus alten Männern mit langen Bärten; das Haupthaar war von allen Seiten aufwärts gekämmt und auf dem Scheitel in einen zierlichen Knoten geflechten, durch welchen zwei Metallnadeln gesteckt waren. Die Kleidung bestand aus einem langen Kaftan mit weiten Aermeln und war aus einem feinen Stoffe gefertigt. Ein Gürtel hielt dieses Kleidungsstück zusammen und trug zugleich den Fächer, die Tabakspfeife und den seidenen Beutel. Unter dem Kaftan trugen die vornehmeren Männer noch ein feines Hemde, weite bis an's Knie reichende Beinkleider und genähte Strümpfe, in denen sie auf dem Schiffe, wie sie es auch in ihren Häusern zu thun pflegen, herumgingen, da sie die übrige Fußbekleidung aus Höflichkeit im Boote zurückgelassen hatten. Die Salutschüsse beim Abstiede versetzten sie in nicht geringen Schrecken, mehrere fielen beinahe um.

Commodore Perry beschloß, nach diesen Formalitäten eine Expedition in das Innere der Insel abzusenden, und da unser Heine sich unter den vier Hauptpersonen derselben befand, so haben wir Gelegenheit uns vom Zustande des Landes zu unterrichten. Der Weg führte von Napa aus über wohlangebaute Felder, unter denen ein Theil Reisfelder, nach Schuy, der eigentlichen Hauptstadt der ganzen Insel. Die Straße, 18—20 Fuß breit und mit Steinblöcken gepflastert, war meist mit Bäumen bepflanzt, welche einen recht angenehmen Spaziergang bildeten. Auf den Feldern war man eben beschäftigt, Reis zu pflanzen. Sämmtliche Felder sind terrassenartig angelegt und werden dadurch reichlich bewässert, daß kleine Kanäle das Wasser oberhalb liegender Quellen der nächsten Terrasse zuführen, welche es, nachdem sie übertrieselt der folgenden zusendet, wo es denselben Zweck zu erfüllen hat. Hierdurch wird der Boden stets sumpfig erhalten. Im Frühjahr werden erst kleine Stücken mit Reis besäet, die dadurch gewonnenen Pflanzen aber später, wie bei uns die Kohl- und Krautpflanzen, weiter verpflanzt. Eben war man hiermit beschäftigt, doch fand man auch Felder, auf denen der Reis in vollen Aehren stand.

Schon von Napa aus war die Expedition von drei Eingebornen begleitet, jedenfalls Personen von gewissem Range, welche sie fortan keinen Augenblick mehr verließen, und augenscheinlich dazu abgeordnet waren, zu erspähen, was die wunderlichen Fremdlinge wohl vorhätten. Es war eine ältere und zwei jüngere Personen. Alles, was man that, ward von jenen Einzelnen gewissenhaft niedergeschrieben, und diese Niederschriften Abends verglichen. Tremte sich einer der Amerikaner von den übrigen, so konnte man gewiß sein, daß ihm einer der Späher folgte. Als das mitgenommene Gepäck sich für die als Lastträger begleitenden Chinesen zu schwer erwies, so wurden von den Spähern sofort einige Eingeborne aufgefordert, die Last zu tragen, und wenn auch diese müde waren, so nahm man oft Leute von der Feldarbeit weg, welche dem erhaltenen Befehle auch sofort Folge leisteten. Ebenso sorgten die drei Begleiter für die nöthigen Lebensmittel, und nur nach vielen Bemühungen gelang es später, sie zur Annahme von Bezahlung zu bewegen. Dicht vor Schuy, das wie Napa, doch in einem etwas großartigeren Style erbaut war, nöthigten die Begleiter in einem der Einkehrhäuser (Kunk-twa) einzusprechen und Erfrischungen einzunehmen. Es war von Holz gebaut und glich in seiner Einrichtung dem bereits oben beschriebenen. Der Wirth, eine Art Magistratsperson, klatschte nach vorangegangenen Verbeugungen in die Hände, worauf Diener erschienen, welche für jeden ein hölzernes Tellerchen nebst einer Porzellanschale mit brennenden Kohlen und einer Aschebüchse zum Ausklopfen der Pfeife brachten. Auf ein zweites Zeichen wurden kleine Tassen mit Thee, jedoch ohne Milch und Zucker herumgereicht. Das Zimmer war mit Teppichen belegt, die man jedoch nur mit den Strümpfen betrat. Diese Herbergen, sowie die Empfangszeremonien blieben sich überall vollkommen gleich. Die ganze Reise dauerte sechs Tage und führte durch äußerst fruchtbare, wohlangebaute Gegenden, in denen kein Plätzchen unbenutzt gelassen war. Ueberall ward man auf das Leutseligste aufgenommen und behandelt, mit Lebensmitteln versehen, wie sie eben das Land darbot, meist in Hühnern, Eiern, Fröschen und gesalzenen Fischen, Gurken, Kürbissen, eingemachten Zwiebeln, Reis und einer Art süßer Kartoffeln bestehend. Die Bezahlung ward von den uns begleitenden Beamten besorgt und war ungemein mäßig. Ueberall wo man einkehrte, war die höchste Sauberkeit vorherrschend, Höfe und Gärten sorgfältig gefegt und mit feinem, weißem Flußsies bestreut. An den Eingängen fanden sich stets Wasserbehälter, in denen man Gesicht, Hände und Füße wusch, was für Hand und Gesicht auch vor und nach dem Essen regelmäßig und streng beobachtet ward. Nirgend fand sich Ungezieser, die leidigen Mosskitos ausgenommen. Von dem Gesehenen reich belohnt und belehrt, kehrte man endlich nach Napa zurück, um von hier aus der Einladung des Regenten von Liu-kiu zu folgen, wobei man die Sitten der Bevölkerung recht genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Schon am Morgen des 6. Juni war die Rhede mit den Booten aller Schiffe bedeckt, welche die für die Procession bestimmten Abtheilungen mit ihren Officieren an's Land bringen sollten. Man wollte imponiren, hatte deshalb Alles aufgeboten, und sich dabei möglichst an die Sitten der Japaner angeschlossen. Commodore Perry ward in einem Tragsessel von Chinesen getragen, Militair zog voran und folgte, die Musikcorps der verschiedenen Schiffe, so wie die Trommler waren nicht vergessen und stolz flatterte das Sternenbanner der Vereinigten Staaten. So ging der Zug in lustigem Geschwindmarsch nach der Hauptstadt Schuy, an deren Thore der Regent unter einem großen Sonnenschirme einherschreitend und mit der Würde und Gravität eines ehemaligen Degen von Benedig den Commodore empfing. Alle Großwürdenträger waren versammelt mit zahlreichem Gefolge, allein schon am Eingange in das Schloß bot sich ein unerwartetes Hinderniß, indem der Regent den Commodore nicht hier, sondern in seiner Privatwohnung empfangen wollte. Dem widersetzte man sich, da die Officiere eines englischen Schiffes auch im Schlosse empfangen worden waren, und so gestattete man endlich das Verlangte. Das Schloß war groß und mit weiten Höfen umgeben, in deren zwei-

tem die Empfangsceremonie stattfinden sollte. Nach Verschiedenen friedlicher und freundschaftlicher Gesinnungen überreichte man die mitgebrachten Geschenke, worauf unter vielen Verbeugungen Thee und Backwerk serwirt wurden, letzteres aber nur vorläufig, da das Bankett in der Privatwohnung des Regenten hergerichtet war. Dahin begab man sich. Die Gemehre wurden in Pyramiden gesetzt, die mitgebrachten Geschütze aufgefahren und die Mannschaft mit einem Extra-Grog bewirthet. Für die vornehmeren Gäste waren in einer besonderen Halle Tafeln mit einer höchst bedeutenden Zahl kleiner Tellerchen gedeckt, sämmtlich mit allerlei Delicatessen versehen und recht nett angeordnet. Thee ward in den schon bekannten kleinen Täßchen gereicht, doch war dies Alles nur die Einleitung zum eigentlichen Mahle, welches aus 12 verschiedenen Sorten Suppen bestand, und deshalb ein königliches war, da nach dem Range des Gastes dieses bald aus 3, bald aus 6 oder 9 Gängen besteht. Alle Suppen kamen in Schüsselchen von der Größe einer Untertasse und bestanden aus Fleisch, Fisch, Gemüse, Eierklösschen u. s. w., waren aber durchgängig höchst schmackhaft bereitet, besonders eine Sorte, welche man als — Hundesuppe bezeichnete. Thee und Sacky machten den Schluß der Tafel. Zum Zuführen der kleinen Schaugerichte nach dem Munde bedeinte man sich schwacher Ebenholzstäbchen, welche mit dem Daumen und dritten Finger gehalten, mit dem Zeigefinger gelenkt wurden. Selbst die Suppe sollte so genossen werden, doch kam man denn amerikanischen Ungeschick durch Darreichung kleiner Porzellanlöffel entgegen.

Nach etwa einer Stunde trat man in heiterer Stimmung den Rückweg an. Man gelangte unter den Klängen fröhlicher Weisen mit fliegenden Fahnen auf von schönen Kiefern beschatteten, über Hügel und üppige Felder sich hinschlängelnden Wegen bald in die Nähe der Schiffe, von denen die zurückgebliebene Mannschaft den fröhlich Heimkehrenden entgegen kam, nicht unerstreut über das gute Einvernehmen mit den Eingebornen, denn von dem ersten Besuche hing viel für die Folge ab, und einen solchen Empfang in einem Japan tributpflichtigen Lande, welches gleichsam die Eingangspforte zum Reiche selbst bildet, durfte man wohl für ein günstiges Anzeichen erachten. Am 2. Juli verließ das Geschwader Napa und langte am 8. bereits vor Niphon, in der äußeren Bai von Jedo an.

Blätter und Blüthen.

Im Aberhorst. Ueber den Aberfang im algauer Hochgebirge werden in dem Berichte des naturhistorischen Vereins in Baiern interessante Details mitgetheilt. Die Räubereien, die die Aber in diesem Gebirge seit längerer Zeit an den Heerden verübten, waren namentlich im Mai 1851 bedeutender als je. Man hatte nun die Gewißheit, daß im Ostbale auf der Ostseite des Oberzillerthales ein paar dieser Räuber den alten Horst an der Aberwand bezogen hatten. Man sah bei hellem Wetter zuweilen einen oder beide Aber hoch im Aether gleich schwarzen Pünktchen schweben, majestätisch und ruhig mächtige Kreise ziehend, bald dem Auge entrückt, bald wieder den Gesichtspunkt, dem Himmelszelt oder der wilden Felsenwand entsprechend, im nächsten Augenblicke hoch über dem Auge des Beobachters über das Thal ziehend. Die Höhe des Fingers mag mehr als 7000 Fuß über dem Meere und gewiß 4000 Fuß über der Thalsohle messen. Nicht selten wurde der Aber beobachtet, wie er mit Beute beladen nach der Aberwand sich herabsenkte, um dort in der Höhe auf dem flachen Vorsprunge für sich und seine Nachkommenschaft die Schlachtbank aufzuschlagen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Juli 1851 stiegen vier erfahrene Steiger die Seewände hinan, die den Kamm bilden, unter welchen die Aberwand senkrecht in's Thal abfällt. Sie waren mit dem 150 Fuß langen Taue versehen, mittelst welchem ein Waghals die Wand herabgelassen sollte, um den jungen Vogel aus dem Horste zu nehmen. Beim Morgengrauen des 4. Juli stieg der Fortgethalte Karl Ragerer von Fischen an den Wänden nach dem Horste hinauf, und näherte sich denselben bis auf etwa 40 Schritte, welche einem kräftigen und unerschrockenen Steiger die Annäherung an dieser überaus steilen und zerrissenen Wand möglich war, denn Gang und Stand auf solchem Terrain mißt nicht nach Fuß, sondern nach Zollen. Vielfache Beobachtungen hatten ergeben, daß die Aber meist bei anbrechendem Tage und fast gewiß gegen zwölf Uhr Mittags zur Aetzung der Jungen in den Horst streichen. Dies gab die Möglichkeit, einen der Alten mit der Büchse zu erlegen. Drei Uhr Nachmittags war als die Stunde bestimmt, in der der kecke Waghals an den Taue vom Kamm in die Tiefe zum Horst hinabgelassen werden sollte. Gegen ein Uhr gewahrte man den Aber hoch in der Luft in der Richtung des großen Seekopfes. Langsam und ruhig ließ sich der königliche Vogel nach dem Horste herab. Die Sonne glänzte durch seine weiten Schwingen, und nachdem er sich dem Schützen bis auf etwa hundert Schritte genähert, dauerte man einen Stoß im Vogel, der ihn in seinem Fluge unmerklich rückwärts wand, und einen Augenblick darauf schlug der Schall des Schusses in das Thal herab. Der Aber hatte seinen Lauf verlassen und beschrieb einen mächtigen Halbkreis durch die Breite des Thales. Schon glaubte man an einen Fehlschuß, als plötzlich der Vogel zusammenbrach und in einen Fichtenwald herabstürzte. Nach einer halben Stunde wurde der Aber gefunden, es war das Weibchen und ziemlich bejahrt, denn das Gefieder war stark gebräunt, die Iris feuersarben, die hintere Kralle fast drei Zoll lang, er maß mit ausgebreiteten Schwingen etwas über acht Fuß. Die Kugel war dem Thier recht am Rande des Brustbeins eingedrungen, und trotzdem hatte es seinen Kreisflug ohne Stillgestaltig im weiten Raume fortgesetzt, bis ihm der Tod zum Herzen drang.

Nach drei Uhr wurde dann zum Aberfang das Zeichen gegeben, und bald konnte man mit einem Fernrohre auf dem Kamme der Wand den Mann des Waghalses erblicken, der in weißen Linnen gekleidet war, um ihn an der dunkeln Wand leichter unterscheiden zu können. Er setzte sich auf das Querholz an dem Ende des Taues und begann langsam und bedächtig die Fahrt in die grausige Tiefe. Der Mann war mit einer Hackenstange bewaffnet, um sich von den Ecken der Felswand abstoßen zu können, und unten in der Höhle des Horstes, die Hacke einschlagend, durch schaukelnde Bewegung die schmale Felsplatte vor dem Horste mit dem Fuße zu gewinnen. Alle diese geschrlichen Bewegungen konnte man vom Thale aus sehen, wie die weiße Gestalt, oft in drohendem Wirbel tanzend, dem Aufsteben des Taues folgte, um, eine kleine Weile stillstehend, denselben schwindligen Tanz in entgegengesetzter Richtung zu beginnen. Endlich gelangte er der Höhle gegenüber an, und einige kräftige Schwingungen an dem Taue schleuderten ihn in den Horst. — Sehen wir, was für ein Bild ein solcher Aberhorst gewährt. Fast immer ist er unter einem überhängenden Felsen in einer seichten Höhle und an einer stets unzugänglichen Wand nachlässig gebaut, hat in der Mitte meist seine weiche Unterlage, welche mit einem Walle von starken und schwachen Aesten und Zweigen umgeben ist. In demselben und in der Umgebung sieht es bunt aus von den Resten des Raubes. Pelzwerk und Gebeine von Hasen, Murmelthieren, Schafen, Ziegen, Gemsen, Edelmardern und Wieseln, Federn und Hausstücke von Vögeln aller Art liegen und hängen an Gesträuchen, Aesten und Gestrüpp umher. Lange Röhrknochen und dicke Wirbel, Hornklauen und Vogelkrallen, Ballen von Haaren und Federn von dem Aber verschlungen, erstere schichtenweise vom Magensafte angelöst und zäuflich verdaut, letztere gewöhnlich in kaustrophen Ballen wieder ausgespieen. — Im Horste befand sich ein junger Aber. Erschreckt von der ungewohnten Erscheinung duckte er sich tief nieder, der Jäger that einen kecken Griff in Nacken und Hals des Thieres und versicherte sich in demselben Augenblicke mit der andern Hand der beiden Unterschenkel, sie zwischen Fang und Kniee fest in die Faust nehmend, und brachte so den Vogel mit einem raschen Ruck unter den Arm hervor, welche die Unterschenkel gepackt hatte. Nun schwang er sich mit dem gerauben Vogel aus dem Horste und fuhr'in die Tiefe, wo der Weg in's Thal möglich war. — Oft kommt es bei einem solchen Raube der jungen Aber vor, daß einer der Alten auf einem Felsen in der Nähe stehend dem Vergange in seinem Horste ruhig zuschaut, und es ist überhaupt eine Fabel, daß der Aber beim Raube seiner Jungen sich zur Wehre setzt. Kommt eines der Alten während des Fanges zum Horst, so geschieht es aus Unvorsichtigkeit, denn in den meisten Fällen läßt er im Herannahen zum Horste spielschnell von der Richtung ab und sliebt schon aus Weite, sobald sein scharfes Auge die Gegenwart von Menschen entdeckt hat. Der Aber wird in dieser Beziehung mit dem Lämmergeier verwechselt, der allerdings oft den Kampf mit den Räubern seiner Brut aufnimmt. Jagden sind schon oft Beispiele vorgekommen, daß Kinder von den Adlern angegriffen wurden und ein solches ist auf Grauhünden bekannt geworden, wo in einem Bergdorfe ein Aber ein zweijähriges Kind wegtrug. Im Ostbale erzählte man, daß ein besitzer Wurdyng und Aufwerfen des Staubes eine Mutter veranlaßte, vor die Hütte zu treten und nach ihrem Kinde zu sehen. Da sah sie einen mächtigen Aber wenige Schritte von ihrem im Sande spielenden Kinde, dem er bei dem zweiten Fluge die Fänge in die Lenden geschlagen haben würde. Auch Hunde sind dem tollkühnen Vogel gegenüber in Gefahr, wie Pfarrer Ling berichtet, der in seinem Hofraizengange auf eine Aype, durch das Heulen seines großen fetten Pudels aufmerksam gemacht, einen Aber auf dessen Rücken sitzen und Schnabelhiebe auf den Kopf des Hundes führen sah. Durch lautes Rufen und Herbeilaufen ließ der Aber von dem übel zugerichteten Pudel ab. — Der Aber fängt sich leicht in Fuchseisen, wenn es in der Nähe seines Striches zur Winterszeit gelegt wird, sobald die Witterung im Essen ihm anstedt und dasselbe rostfrei und gut gedeckt ist. — Nach den bisherigen Erfahrungen brütet der Aber das Ei etwas mehr als 30 Tage und dieselbe Zeit ist nöthig bis zum Flüggewerden des Vogels. Nach hiesiger Zeit, in der sünften und sechsten Woche nach gebrochenem Ei, ist das Gelingen des Aberfanges nicht mehr sicher. Jener junge Aber mochte vor ungefähr 4 Wochen das Ei gebrochen haben, seine Deckfedern waren schwarzbraun, dazwischen aroll weißer Flaum, was ihm ein buntes Aussehen gab. Seine Größe kam der eines starken Hausbahns gleich.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, Ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 27. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Spiele des Zufalls.

Novelle von August Schrader.

I.

An einem trüben Herbsttage Morgens acht Uhr fünf Minuten ward in Braunschweig der Schnellzug expedirt. Das erste Zeichen zur Abfahrt war bereits gegeben und der größte Theil der Reisenden hatte die Wagen bestiegen. Da erschien auf dem Perron ein alter Herr in einem kostbaren Pelze, dem ein Bediente in amaranthfarbener Livree voranging. Herr und Diener hatten graue Haare, sie schienen in einem Alter zu stehen und unterschieden sich nur durch die Kleidung und durch die Körperconstitution. Der Herr war klein und dick, der Diener lang und hager.

„Erste Wagenklasse!“ rief der Diener dem Schaffner zu.

„Hier!“

Der Schaffner öffnete ein Coupé. Mit Hülfe seines Dieners stieg der Herr im Pelze ein, und warf sich behaglich in die gepolsterte Ecke.

„Meine Cigarren, Lorenz!“

„Hier, Herr Senator!“

Lorenz überreichte seinem Herrn ein Etui, dem die Reichhaltigkeit des Inhalts anzusehen war. Während der Senator sich eine Cigarre anzündete, präsentirte Lorenz dem Schaffner das Billet.

„Lorenz!“ ertönte der Baß des Reisenden. „Auf der nächsten Station, wo länger als fünf Minuten angehalten wird, bringst Du mir ein Glas Madeira!“

„Sehr wohl, Herr Senator!“

„Jetzt nimm Deinen Platz ein, und hüte Dich vor Erkältung!“

„Zu dienen, Herr Senator!“

Lorenz entfernte sich. In dem Augenblicke, als der Schaffner die Thür des Coupé's schließen wollte, erschien eine Frau, die hastig fragte:

„Erste Klasse?“

„Hier!“

Die Frau wandte sich zu einer Dame, die ihr auf dem Fuße folgte.

„Steigen Sie gefälligst ein, Frau Landdrostin!“

Die Frau Landdrostin war völlig in schwarzen Atlas gekleidet; sie trug ein Atlascapuchon mit schwarzem Schleier und einen reichen mit Zobel verbrämten Atlasmantel von derselben Farbe. Ihre Gestalt und Haltung waren graziös, aristokratisch; ihr Gesicht ließ sich nicht erkennen, da der Schleier es dicht verhüllte. Sie trat an den Wagen, dessen Thür man weder geöffnet hatte.

„Schon besetzt!“ rief sie in einem Tone aus, der mehr Schrecken als Ueberraschung verrieth.

„Ein Coupé erster Klasse enthält zwei Plätze, Madame!“ antwortete artig der Schaffner.

„Weisen Sie mir einen andern Waggen an, mein lieber Freund!“

„Es thut mir leid, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann.“

„Warum? Warum?“

„Weil ein Waggon völlig besetzt sein muß, ehe ich einen zweiten öffnen darf. Ich bitte, beeilen Sie sich!“ sagte dringend der Schaffner, der in diesem Augenblicke das letzte Glockenzeichen und das schrillende Pfeifen der Locomotive hörte. „Ihr Billet?“

„Wenden Sie sich an meine Kammerfrau!“ antwortete stolz die Dame, indem sie einstieg.

Die Thür schloß sich hinter ihr. Die Kammerfrau präsentirte dem Schaffner zwei Fahrbillets, die er coupirte.

„Sie wollen auch mitfahren?“ fragte er.

„Zweiter Klasse!“

„So nehmen Sie rasch Platz, wenn Sie nicht zurückbleiben wollen!“

Der Schaffner riß hastig den nächsten Wagen auf, und schob die korpulente Zofe, die fest in einen grünen Tuchmantel gewickelt war, hinein. Lorenz, der sich zufällig in dem Wagen befand, streckte dienstwillig die Arme aus, und nahm seine Reisegefährtin in Empfang. In demselben Augenblicke setzte sich der Zug in Bewegung. Es war ein Schnellzug — wir sagen daher nichts über die geflügelte Eile desselben. Von den zehn Wagen, aus denen dieser Zug bestand, haben nur zwei Interesse für uns: es ist der erster Klasse, in dem die Herrschaft Platz genommen, und der zweiter Klasse, in dem sich die Dienerschaft befindet. Der letztere folgte unmittelbar dem erstern.

Der Senator Beck, ein ruhiger Charakter, den Kleinigkeiten nicht zu erschüttern vermochten, lag unbeweglich in seinem gepolsterten Sitze und rauchte mit dem hohen Genusse seine Havanna, den die erste Morgencigarre dem leidenschaftlichen Raucher gewährt. Er würde ohne Zweifel der Dame, welche die Kammerzofe Frau Landdrostin titulirt, höflich gedankt haben, wenn diese ihn gegrüßt hätte; aber da sie schweigend und, wie es schien, erbittert über die zufällige Gesellschaft, eingestiegen war und so weit als möglich von ihm sich niedergelassen hatte, so hielt er es für überflüssig, sich der gewöhnlichen Höflichkeit gegen fremde Damen zu befleißigen, und verblieb als behäbiger Senator ruhig in seiner Ecke. Um seine Gleichgültigkeit noch mehr zu entschuldigen, fügen wir hinzu, daß der Senator, obgleich er schon fünfundfünfzig Jahre zählte, noch Garçon war, und daß er den Frauen nie einen Vor-

zug vor den Männern eingeräumt hatte. Der arme Mann! Er war Anachoret inmitten eines civilisirten Volks und hatte keine Ahnung von den süßesten Freuden dieser Welt. Sein Leben war in der freien Stadt Bremen unter Essen, Trinken und Rauchen verflossen. Uebrigens kleidete er sich mit Hülfe seines Lorenz sehr geschmackvoll, war ein wohlunterrichteter Mann — eigentlich Kaufmann, denn er gehörte nicht zu den studirten Senatoren — hatte eine schöne, breite Figur, eine gerade, offene Stirn, spärliche graue Haare und einen feinen Aufzug von der Röthe, die man die Weinröthe nennt. Wäre er verheirathet gewesen, so hätte man ihn den Typus der Patrizier nennen können, die 1630 den letzten Hanfetag in Lübeck beschickten, und die Rose in dem Rathskeller zu Bremen pflanzten.

Der Senator hatte viel zu denken, so daß er schon nach zehn Minuten seine Begleiterin, die sich durch keine Bewegung bemerkbar machte, vergessen hatte; er war nur mit sich und seiner Cigarre beschäftigt. Den Charakter der Gegenstände, über die er nachdachte, konnte man aus seinen Mienen schließen: bald lächelte er wie ein Stillvergnügter, der den Himmel in seiner Brust findet; bald kniff er die Lippen zusammen wie ein Mensch, dem ein treffender Witz das Zwerchfell erschüttert, aber sich schämt, laut darüber zu lachen — dann wieder schüttelte er ernst das Haupt, bewegte die Lippen, als ob er eine gewichtige Rede hielte, legte die Stirn in Falten oder machte mit der Hand, welche die Cigarre hielt, eine entscheidende gebieterische Bewegung. Dabei hatte sich nach einer Viertelstunde der elegante Wagen dergestalt mit Tabaksrauch gefüllt, daß die Frau Landdrostin, die an eine solche Atmosphäre nicht gewöhnt war, erst zu hüsteln, dann laut zu husten begann. Aber der Herr Senator hörte dieses Avertissement nicht, das jedem fühlenden Manne ein Befehl gewesen sein würde. Er dachte, lächelte, lachte, zürnte und rauchte fort.

Die Landdrostin, die immer noch ihren Schleier nicht gelüftet hatte, versuchte mit ihren kleinen, behandschuhten Händen ein Fenster zu öffnen — es war umsonst, ihre Kraft reichte nicht aus. Sie hielt ihr seines Batisttuch mit brüsseler Spitzen über dem Schleier vor den Mund — aber auch dieses Mittel schützte nicht vor dem sich stets mehrenden Ambraduft der Havanna.

„Mein Gott," seufzte sie, „das wird zu arg!"

Es schien, als ob ihr Stolz verschmähete, das zu fordern, was die Höflichkeit gebot. Vielleicht auch hielt sie es unter ihrer Würde, mit dem octroyirten Begleiter ein Gespräch anzuknüpfen, und die Bitte um Einstellung des Rauchens mußte nothwendig zu einer Anknüpfung werden, da sie eine Gefälligkeit in sich schloß.

Plötzlich hielt der Zug an, und die Stimme des Conducteurs rief: „Wolfenbüttel! Zwei Minuten!"

Nach einer Minute ward die Thür des Coupé's geöffnet und Lorenz erschien mit einem Krystallglase, in welchem der Madeira funkelte, den der Senator bestellt hatte. Der Senator führte Wein aus seinem eigenen Keller mit sich. Während die Landdrostin die frische Luft einfog, schlürfte der Senator den Madeira. Der Weingeruch am frühen Morgen machte die Dame schaudern; sie wollte mit dem Schaffner sprechen; dieser aber zeigte sich nur wie eine flüchtige Erscheinung, er schloß rasch die Thür und verschwand von dem trüb angelaufenen Fenster. Der Schnellzug raste weiter.

Halb ohnmächtig vor Zorn und Ekel sank die Dame in die Kissen zurück; sie mußte sich der Gesangenschaft von Neuem unterwerfen. Der furchtbare Begleiter verblieb in seiner unerschütterlichen Ruhe, in seinem eisigen Schweigen. Jetzt, wo er nach Wein roch, hätte die Landdrostin sich um keinen Preis mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Unter solchen Umständen wurden die Minuten zu Stunden. Je mehr Rauchwolken dem Munde des Reisenden entströmten, je peinlicher ward die Lage der armen zartnervigen Frau, die bedauerte, nicht ein Coupé für sich allein genommen zu haben.

Die Luft in dem engen, geschlossenen Raume war nach kurzer Zeit so dicht, daß die Landdrostin fast erstickte. Sie warf den Schleier zurück, und sah durch das Fenster, indem sie ihrem Begleiter den Rücken zuwandte. Aber die Luft ward dadurch nicht reiner.

„Mein Herr, mein Herr," rief sie endlich, „ich muß sie bitten, das Rauchen einzustellen!"

Der denkende Senator erinnerte sich jetzt, daß er nicht allein war; er wandte sich und sah in das exaltirte Gesicht seiner Begleiterin. Dieses Gesicht gehörte zwar einer Frau von vielleicht fünfzig Jahren an, aber es trug noch die unverkennbaren Spuren einer zarten, pikanten Schönheit. Der Hut drückte einige braune Locken an die Schläfe; das große dunkle Auge war noch glänzend, der Mund zeigte weiße Zähne, über dem Munde spielte der leichte Schatten eines Bärtchens, und an der linken Wange befand sich ein kleiner Leberfleck, der ihr im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre zum Entzücken schön gestanden haben mußte. Die Brauen waren stark und schwarz; der Teint war zart weiß, und die kleine, sanft gebogene Adlernase verlieh der Physiognomie einen imponirenden Adel.

„Madame," antwortete sehr artig der Senator, „ich bedaure, daß Sie mich nicht früher auf ein Verlangen aufmerksam gemacht haben, das Ihnen, wie ich begreife, sehr unangenehm sein muß. Ich bin zwar ein leidenschaftlicher Raucher, aber ich bringe gern ein Opfer, um mich Ihnen gefällig zu zeigen."

Nach diesen Worten öffnete er ein Fenster, warf die brennende Cigarre hinaus, und wollte das Fenster wieder schließen.

„Bitte," sagte rasch die Dame, „lassen Sie offen!"

„Mit Vergnügen!" antwortete ruhig der Reisende, indem er das Fenster beseitigte.

Eine blaue Rauchwolke zog aus dem Wagen in die frische Morgenluft hinaus. Die Landdrostin nahm ihr weißes Tuch, und beschleunigte durch Wehen den Abzug dieser Wolke.

„Puah!" rief sie mit aristokratischem Widerwillen, indem sie wie erschöpft in den Sitz zurücksank.

Das Benehmen der Dame, so großer Artigkeit gegenüber, berührte den Senator unangenehm, denn er besaß eben so viel Patrizierstolz, als Ruhe und Gelassenheit. Der Gedanke, daß sie ihn für weniger halten könne, als er war, bestimmte ihn, der ohne Zweifel sehr vornehmen Dame durch ein Gespräch seine Ebenbürtigkeit zu beweisen.

„Das Reisen," begann er, „hat stets seine Unannehmlichkeiten, und zu den größten derselben rechne ich die Unterbrechung der alltäglichen Gewohnheiten, die in der Heimath das Leben angenehm machen."

„Warum bleiben Sie denn nicht zu Hause?" fragte spöttisch die Dame, die keine Lust hatte, sich mit dem ihr verhaßt gewordenen Manne in ein Gespräch einzulassen.

„Das ist ja eine maltiöse Person!" dachte der Senator.

„Nun wird er wohl schweigen!" dachte die Landdrostin.

Aber sie täuschte sich, denn der Senator Beck war nicht der Mann, der aus Höflichkeit schwieg, wenn ihn eine Frau beleidigte, und vorzüglich eine alte Frau.

„Madame," sagte er lächelnd, „dieselbe Frage könnte ich an Sie richten."

„Warum?"

„Weil Sie in Ihrem Zimmer fordern können, was man Ihnen auf der Reise, wenn Sie nicht in einem eigenen Wagen fahren, aus Delikatesse gewährt."

„Sie provociren meinen Dank?" fragte sie höhnend.

„Nein, Madame; wohl aber glaubte ich, daß Sie einem höflichen Manne gegenüber die Gesetze des Anstandes nicht verletzen würden."

„Ich richte mein Betragen nach dem Ihrigen ein."

„Wie Schade, daß Sie eine Frau sind!" rief der Senator.

„Warum?"

„Weil ich Ihnen sonst eine meiner Havanna-Cigarren angeboten haben würde."

„Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß wir uns hier nicht in einem Kaffeehause befinden!" rief die Landdrostin entrüstet.

„Die Kaffeehäuser, Madame, scheinen Ihnen nicht freund zu sein, da Sie die Gewohnheiten derselben kennen! Mir sind sie bis zu diesem Augenblicke fremd."

„Mein Gott, wohin bin ich geraten!" rief die Dame.

„Schwyzerstedt!" rief draußen der Schaffner. „Zwei Minuten!"

Der Zug hielt. Gleich darauf ward die Thür geöffnet und Lorenz erschien, um nach den Befehlen seines Herrn zu fragen. Unter dem Arme trug er die Madeirakasche, und in der Hand das Krystallglas. Die Landdrostin hatte verachtend den Kopf abgewendet, um die Trinkscene nicht zu sehen; sie beobachtete durch das Fenster die gegenüberliegenden Häuser.

„Lorenz, in welchen Wagen fährst Du?" flüsterte der Herr.

„In dem nächsten hinter dem Ihrigen!" antwortete der Diener.

„Meine Begleiterin kann das Rauchen nicht vertragen, und

Du weißt, daß ich ohne zu rauchen nicht reisen kann. Du bist kein Raucher, wechseln wir die Plätze."

Der Senator stieg aus, Lorenz stieg ein, ohne ein Wort zu entgegnen. In demselben Augenblicke schloß der Schaffner eilig die Thür. Der Senator hatte kaum noch so viel Zeit, um den folgenden Wagen zu besteigen, in dem er sich mit der Kammerfrau der Landdrostin allein befand. Die Glocke gab das Zeichen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Wo ist der Conducteur?" fragte plötzlich die Landdrostin, die einen Entschluß gefaßt hatte. „Conducteur!" rief sie, indem sie sich umwandte.

„Sie werden ihn nicht mehr sprechen können, Madame, da der Zug bereits im Gange ist!" antwortete ehrerbietig eine sanfte Stimme.

„Himmel, was ist das?"

„Es ist zu spät, Madame! Sie müssen sich bis zur nächsten Station gedulden."

Die Dame starrte den langen Lorenz in seiner amaranthfarbenen Livree an. Noch immer hielt er das Glas in der Hand und die Flasche unter dem Arme.

„Wer ist Er, mein Freund?"

Lorenz lächelte mit seinem devotesten Lächeln.

„Ich bin kein Raucher, liebe Madame; benutzen Sie sich nur!" antwortete er. „Mein Herr will Ihnen nicht lästig fallen, und darum hat er mit mir den Platz gewechselt."

„Das ist zu arg," flüsterte erbleichend die Dame. „Diese Impertinenz! Ein Livreediener sitzt mit mir in einem Coupé! Mir schwindet die Besinnung!"

Sie zog ein kleines goldenes Flacon hervor, und hielt es unter die Nase. Lorenz, ein guter, gemüthvoller Mensch, ahnte die Bedeutung nicht, welche die Dame seinem Erscheinen unterlegte; eben so wenig hatte er einen Begriff von ihrem Charakter.

„Madame," sagte er mitleidig, „Ihnen ist unwohl — darf ich Ihnen von diesem echten Madeira ein Gläschen anbieten? Er erwärmt den Magen und bringt das Blut in Wallung."

Die Frau Landdrostin sah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an; ihre Gesichtsmuskeln zuckten und ihre Lippen bebten. Sie war in tiefster Seele verletzt — der Herr hatte ihr Cigarren geboten, und nun bot ihr der amaranthfarbene Bediente Madeira.

„Mein Freund," sagte sie stolz, „ich bin gewohnt zu befehlen, wenn ich bedient sein will! Werfe Er augenblicklich die Flasche und das Glas, deren Anblick mir Ekel bereitet, durch das Fenster!"

„Verzeihung, Madame!" stammelte der bestürzte Lorenz.

„Nehme Er den Hut ab!" fuhr die erbitterte Landdrostin fort. Lorenz setzte seinen betreffen Hut auf den Boden.

„Und nun entferne Er die Flasche!"

„Nein, Madame, ich werde das Frühstück meines Herrn, der nur Wein aus seinem Keller trinkt, nicht entfernen," antwortete fest der treue Diener. „Außerdem begreife ich nicht, warum Sie so erbittert gegen mich sind, da ich es doch gut mit Ihnen meine. Sie brauchen sich nicht zu genieren, aus dem Glase meines Herrn zu trinken — wenn Sie wüßten, wer er wäre — —"

„Ich will es nicht wissen. Und nun schweige Er!"

Der treue Lorenz saß wie eine Statue da. In diesem Tone sprach sein Herr, obgleich er ihm schon dreißig Jahre diente, noch nie mit ihm gesprochen. Lorenz hing mit einer unerschütterlichen Anhänglichkeit an seinem Herrn, und der Senator schätzte den Diener, wie ein altes liebgewordenes Möbel. Der gute Alte fühlte sich tief verletzt, zumal da er keinen Anlaß zu dieser Behandlung gegeben hatte.

„Die Frau muß närrisch sein!" dachte er. „Ich will schweigen, so lange ich kann; aber wenn sie es mir zu arg macht, werde ich ihr deutlich zu erkennen geben, daß sie mich sehr wenig kümmert. Ich freue mich, so oft ich eine Frau kennen lerne, daß mein Herr nicht verheirathet ist. Ich will lieber ein halbes Dutzend Männer, als eine Frau bedienen."

Lorenz hatte sich über seine Begleiterin weiter nicht zu beklagen, denn sie verschmähete es, ihn auch nur eines Blickes zu würdigen; Glas und Flasche auf dem Schooße, dachte er über das angeregte Thema so lange nach, bis er einschlief. Die Landdrostin wurde erst dann aufmerksam auf diesen Zustand größter Ruhe ihres Nachbars, als er ihn durch ein lautes Schnarchen verrieth.

„Mein Gott," flüsterte sie, „soll ich denn das Ziel meiner Reise nicht erreichen, wollen mich denn diese Menschen tödten? Welch' ein widerwärtiges geneines Geräusch! Vorhin hätte ich mir Mund und Nase zustopfen mögen, jetzt wäre es nöthig, daß ich mir die Ohren verstopfte. Selbst die erste Klasse unserer Staatseisenbahnwagen schützt vor der Berührung des Pöbels nicht — ich werde bei meiner Rückkehr diesen beklagenswerthen Mangel höchsten Orts zur Sprache bringen."

Das graue, bald kahle Haupt des alten Lorenz hatte sich auf die Brust herabgesenkt; dadurch ward sein Athmen so geräuschvoll, daß es wirklich stärkere Nerven, als die der Frau Landdrostin, unangenehm berühren mußte. „Bediente, Bediente!" rief sie mehr als einmal. Aber der Bediente war so fest von Morpheus Armen umschlungen, daß Worte ihn nicht zu befreien vermochten. Es gab kein anderes Mittel, dem entsetzlichen Concerte ein Ende zu machen, als die Berührung. Aber womit sollte sie ihn berühren — mit der Hand? Nein, das konnte sie nicht über sich gewinnen! Noch überlegte die aristokratische Dame, und sie dachte bereits an einen derben Fußtritt, als das Pfeifen der Maschine und die langsamere Bewegung des Zuges eine Station ankündigten. Gott sei Dank, hier konnte sie die Folterqualen enden. Kaum stand der Zug, als sie an das Fenster klopfte, und nach dem Schaffner rief. Aber der gute Mann, der einzige Retter aus der Noth, war nicht zu sehen, denn er entließ die Passagiere, deren Ziel Oschersleben, die gegenwärtige Station, war. Statt seiner zeigte sich Susanne, die Kammerfrau, auf dem Perron. Die Herrin gab der Dienerin durch Zeichen ihren lebhaften Wunsch zu erkennen. Susanne verschwand, um den sämmtlichen Beamten an seine Pflicht zu erinnern. Während dieser Zeit betrachtete die Landdrostin den Bedienten, er schlief und schnarchte fort. Vier Minuten verflossen. Da endlich erschien Susanne mit dem Schaffner und die Thür des Gesängnisses ward geöffnet. Die Reisende stieg aus.

„Madame, der Zug fährt im Augenblicke weiter! Ich bitte, behalten Sie Ihren Platz."

„Unmöglich!"

„Das Zeichen ist gegeben — der Schnellzug wartet nicht!" „Susanne, wo ist Dein Wagen?" fragte die Dame, die sich nicht entschließen konnte, in der Gesellschaft des schlafenden Bedienten weiter zu reisen.

„Dort!" sagte Susanne, indem sie auf den nächsten Wagen deutete, dessen Thür offen stand.

Die Maschine stieß einen gellenden Schrei aus.

„Ich muß schließen, meine Damen!" rief der Schaffner, indem er die Thür des Coupé's erster Klasse ergriff.

Der Landdrostin blieb nichts, als dem Beispiele des Senators zu folgen.

„Susanne, nimm meinen Platz, ich werde den Deinigen nehmen!" rief sie, getrieben von dem Drange der Umstände.

Die bebende Zofe führte den Befehl aus, und der Schaffner schloß die Thür. In diesem Augenblick bewegte sich die Wagenreihe.

„Schnell, Madame, schnell, oder Sie müssen zurückbleiben!"

Der Schaffner hob die Dame in den folgenden Wagen und schloß hastig die Thür hinter ihr. Der Schnellzug brauste davon. Halb ohnmächtig war die Landdrostin in den Sitz gesunken, denn sie hatte den furchtbaren Raucher beim Einsteigen erblickt, den einzigen Passagier in dem Coupé. Die arme Frau war aus dem Regen in die Traufe gekommen. Der Senator konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, denn er begriff und billigte das Mißgeschick der edeln, stolzen Frau, die ihn in seiner Würde gekränkt hatte. Er war nicht rachsüchtig; aber diese kleine, von dem Zufalle gefügte Züchtigung machte ihm Vergnügen. Nachdem er noch einige lange Züge gethan, stieß er lächelnd das Fenster und warf zum zweiten Male seine Cigarre hinaus. Dann wickelte er sich in den Pelz, legte sich zurück, und schloß die Augen.

Diese Höflichkeit und diese Berachtung machten ihn der Landdrostin noch verhaßter, als er ihr bereits war. Sie fühlte das Lächerliche ihrer Situation, und eine Frau, sie sei jung oder alt, kann dem Manne nie verzeihen, der sie lächerlich gemacht hat. Die beiden Passagiere wechselten kein Wort, keinen Blick. Nach einer Stunde kamen sie in Magdeburg an; hier trennten sie sich

als die erbittertsten Feinde, jeder war froh, von der lästigen Gesellschaft des Andern befreit zu sein. Sie ahnten nicht, daß sie sich einander sehr nahe standen, und daß sie sich unter ernsten Umständen bald wiedersehen würden!

II.

Die Scene, die der Verfasser jetzt mittheilen wird, empfiehlt der besondern Nachsicht der freundlichen Leserinnen unserer Gartenlaube. Er befindet sich in einer ähnlichen Lage wie der Senator Beck der Landresstin gegenüber, das heißt, er wird von den Umständen gezwungen, die Galanterie ein wenig aus den Augen zu lassen, um so mehr als möglich zu schildern, ein Bestreben, dessen er sich nicht entäußern darf, wenn er vor dem Richterstuhle der Kritik einigermaßen Gnade finden will. Um der Verzeihung der Leserinnen desto sicherer zu sein, fügt er noch hinzu, daß er mit den Augen des Hypochonders sieht, eines Menschen, der Alles in einer grauen Färbung erblickt.

Um dieselbe Zeit, als sich die beiden Reisenden in Magdeburg trennten, befanden sich in Leipzig zwei junge Damen in dem Salon eines eleganten Hauses, das an einem der belebtesten Plätze steht. Die eine von ihnen, eine bleiche, zarte Schönheit, stand in vollständiger Toilette am Fenster, und sah sinnend durch die großen Spiegelscheiben auf den belebten Platz hinaus. Sie trug eine Mantille von schwarzem Sammet und einen braunen Atlashut mit weißen Straußfedern. Die zweite Dame, eine blendende, üppige Schönheit, stand noch vor dem Spiegel und ordnete die schwarzen Locken unter dem prachtvollen weißen Hute; hinter ihr stand das Kammermädchen, den seidenen Mantel bereit haltend.

„Ist der Wagen schon da?“ fragte sie, ohne die Blicke von dem Spiegel abzuwenden, der das reizende Gesicht der vierundzwanzigjährigen Frau zurückgab.

„So eben fährt er vor,“ antwortete die Dame am Fenster.

„Den Mantel, Sophie!“

Das Kammermädchen legte behutsam den eleganten Mantel um die schwellenden Schultern der Herrin. Dann entfernte es sich.

„Schon wieder sind Sie in das unglückselige Sinnen verfunken, das ich nicht verbannen kann! Wilhelmine, fast möchte ich Ihnen zürnen.“

Wilhelmine trat von dem Fenster zurück. Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über ihr bleiches, ausdrucksvolles Gesicht, als sie die Hand der Freundin ergriff und antwortete:

„Sie haben Recht, Elise! Halten Sie mich für eine Thörin, aber zürnen Sie mir nicht. Sie wissen, daß Ihre Freundschaft mir unentbehrlich geworden ist, wie die Luft, die ich athme. Ich begreife, daß Ihnen meine Besuche oft lästig werden müssen.“

„Liebe Freundin, ich behaupte, daß ich schlimmer daran bin, als Sie!“ sagte Elise mit erzwungener Heiterkeit. „Mein Mann ist eifersüchtig wie der Mohr von Venedig, er bewacht jeden meiner Tritte und Schritte, und nur wenn ich in Ihrer Gesellschaft bin, stellt er seine kränkenden Beobachtungen ein — muß ich mich nicht glücklich preisen, wenn Sie mich ohne Ihren Mann besuchen? Opfern Sie mir nicht einen Theil der kostbaren Zeit, die Sie der Liebe widmen könnten?“

„Glauben Sie mir, ich fühle das Bedürfniß, mich auch der Freundschaft zu erfreuen und wiederhole Ihnen, daß ich trotz der zärtlichen Liebe meines Mannes große Sorgen habe.“

„Ach, es hat ein Jeder in dieser Welt sein Kreuz zu tragen!“ seufzte Elise. „Wir sprechen Morgen oder übermorgen mehr über dieses Kapitel — jetzt folgen Sie mir, daß ich Sie in die Gemäldegallerie führe, Sie kennen dann alle Sehenswürdigkeiten unserer guten Stadt. Vergessen wir auf eine Stunde das Hauskreuz, das die Liebe bereitet.“

Wilhelmine seufzte lächelnd; dann küßte sie die Stirn der Freundin, als ob sie ihr für diesen Entschluß danken wollte. In dem Augenblicke, als Elise die Thür des Salons zu öffnen im Begriff stand, trat ein Mann von vielleicht dreißig Jahren ein. Betroffen blieb er stehen, als er die beiden Damen erblickte. Nachdem er Wilhelmine mit kalter Artigkeit gegrüßt, fragte er:

„Du willst ausfahren, Elise?“

„Um meiner Freundin die Gemäldegallerie zu zeigen,“ antwortete die junge Frau, die mit Verdruß die Aufregung ihres Mannes bemerkt hatte. „Ich glaubte die zwei Stunden, die Du in Geschäften außer dem Hause verbringen wolltest, nicht besser anwenden zu können!“ fügte sie ruhig hinzu. „Willst Du mich begleiten?“

„Nein; aber ich ersuche Dich, zu Hause zu bleiben!“

„Bernhard, wenn ich Dich nun bitte, mich zu begleiten?“ fragte Elise, ihren Unwillen verbergend.

„So müßte ich Deine Bitte ablehnen, und auf meiner Forderung beharren.“

„Auf Deiner Forderung? Bernhard, Frau von Beck ist meine Freundin!“

„Aber Herr von Beck ist nicht mein Freund; ich spreche in diesem Augenblick eine Gesinnung aus, die ich schon zu lange aus übertriebener Artigkeit geheim gehalten habe. Wenn Frau von Beck darauf Rücksicht nehmen will, so wird sie mich der Unannehmlichkeit überheben, das so eben Gesagte zu wiederholen.“

Bernhard trat in den Salon, setzte seinen Hut auf einen Tisch, zog hastig die Handschuhe aus, und warf sie in den Hut. Elise erröthete, sie war keines Wortes mächtig. Wilhelmine war bleich geworden, und Thränen standen in ihren dunkeln Augen. Schweigend reichte sie der Freundin die Hand, und verschwand aus dem Saale. In dem Vorzimmer schwankte sie, und sank auf einem Stuhle nieder.

„Mein Gott, was ist das?“ flüsterte sie.

Nachdem sie einen Augenblick starr zu Boden gesehen, raffte sie sich gewaltsam empor, eilte zitternd die Treppe hinab, verließ das Haus, bezeichnete dem Kutscher ihre Wohnung, und stieg in den Wagen, der davon fuhr.

Wir kehren in den Salon zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 5. Die Ruhl und die Rühler.

Die Gegend. — Die schönen Rühlerinnen und die Elephantine. — Ueberall Poesie. — Geschichte von Ruhla. — Ein Ort und drei Landesväter. — Wie der Herr so der Knecht. — Die Ruhl im vorigen Jahrhundert. — Die Leidenschaften der Rühler. — Taubenzüchter. — Finkenschlag.

Wie die schlafende Natur auf einzelne Menschen alle reizenden Gaben des Körpers und des Geistes häuft, so auf einzelne Gegenden und Landschaften. Die Natur ist die größte und wahrste Dichterin. Auf viele tausend Meilen fruchtbares ebnes Ackerland in Hellas gab sie nur ein zwei Stunden langes Thal Tempe. Auf die fruchtreichen Gegenden des nördlichen und mittlern Thüringens gibt sie die nur wenige Stunden im Umfange haltende reizende Gebirgslandschaft des nordwestlichen Thüringerwaldes, deren Mittelpunkt und merkwürdigster Ort Ruhla oder die Ruhl ist, die neuerdings wieder von Bade- und anderen Reisenden so viel besucht wird. Der vorherrschende Charakter dieser Berggegend ist durchaus der der Milde und Anmuth.

Mit dem Reiz der Gegend verbindet sich ein schöner, edler, deutscher Menschenschlag, geistig und körperlich wohlbegabt, zu Scherz und Frohsinn und Lebenslust vorzüglich geneigt, witzig und neckelustig, voll reizender Schelmerei und Schalkhaftigkeit. Und auch in der Menschenwelt ist das anmuthige und milde weibliche Element das hervorragende, überwiegende. Die fast mehr als die griechische von Kennern hochgehaltene deutsche Schönheit der ruhlaer Mädchen ist schier weltberühmt. Nicht vergebens strömen in der schönsten Jahreszeit alljährlich eine Menge Studenten aus Jena, Göttingen und anderen Universitäten nach Ruhla, um einige Tage hier im Genuß der Schönheit zu verleben, welche ihr natürlicher ästhetischer Sinn in Berg und Thal und den Menschenkindern weib-

Rühlerinnen. Ansicht von Ruhl.

lichen Geschlechts bewundert. In der That, es kann nichts Liebkicheres in der organischen Natur geben, als eine schlank gewachsene Rühlerin mit ihren blonden oder braunen Zöpfen, ihren großen blauen, von Muthwillen und Schalkhaftigkeit lachenden Augen, ihrem frischen von Grazien umgaukelten Mund, in ihrer feinen, kleidsamen Volkstracht mit dem turbanähnlichen Kopfputz. Und dazu die eigenthümlich singenden und schnarrenden Töne der rühler Mundart, in der so Vieles naiv und witzig klingt, was im Hochdeutschen kahl und farblos erscheint, vom spitzen, gewandten Zünglein eines so allerliebsten Bergkindes doppelt, ja zehnfach interessant. Laß Dich nur in ein Gespräch mit ihr ein, und es ist Eins gegen Hundert zu wetten: Du wirst nach einer halben Stunde wie bezaubert von ihr sein. Und am Ende bist Du doch der Gefoppte, der Gegenstand ihres naiven Spottes. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, als die unter dem Namen der „schönen Elephantine“ eines schier europäischen Rufes genießende Rühlerin eine große Menge Fremder nach Ruhla (sie war die Gastwirthstochter im Gasthofe zum Elephanten; daher ihr improvisirter Name) und nach Mechterstedt, einem Dorfe an der Straße von Eisenach nach Gotha, wo sie Gastwirthin war, zog, und es gab gewiß Keinen, den sie nicht mit ihrer gewandten, witzigen und köstlichen Unterhaltung entzückte. Kehrten doch im letztern Orte sogar die Königin von England und der Prinz Albert bei ihr ein, um sie, das schönste Weib aus dem Volke in Thüringen, kennen

zu lernen, und sie unterhielt sich mit den hohen Herrschaften eben so „lustig", wie mit ihres Gleichen. Die andern Mädchen stehen ihr wahrlich nicht viel nach, da sie aber auf allen Bäumen wachsen und keine Gastwirthstöchter sind, so ist von Einzelnen nicht so viel Gerede, wie zu seiner Zeit von der Elephantine war.

Zu der schönen Natur und dem schönen Menschenschlage steht die Geschichte dieser Gegend im Einklang, und auf keine andere hat die Sage, die poetische Schöpfung des Volks, so viel duftende Kränze geworfen. Da ist kein Berg, kein Thal, kein Fels und kein Bach, von welchen sich das Volk nicht reizende Dichtungen zu erzählen weiß. Der Aberglaube, das so oft verkannte und thöricht geschmähete Kind einer längst vergangenen Zeit, blüht hier noch in manchen Beziehungen kräftig, wie eine tausendjährige Eiche, auch zum Beweis, daß diese Gegend der Sitz eines großartigen Kultus unserer heidnischen Vorfahren war. Denn im deutschen Volksheimus wurzelt er, und aus ihm saugt er noch heute seine Lebenskraft, wenn er auch das Kreuzeszeichen zur Schau trägt.

So ist überall Poesie auf dieses kleine Stück Erde gestreut, wie duftende Blüthenflecken, und die Menschen dieser Berge und dieses Thales erfreuen sich ihrer. Sie lieben die schöne Natur, den Frohsinn, das Vergnügen, sie lieben Musik und Gesang, und musiciren und singen selbst nach Herzenslust, sie lieben die Singvögel, die Tauben, die Blumen, und ihre Liebe äußert sich meist auf originelle Weise. Inzwischen hat sich doch vieles von der alten kernigen Naivetät verloren, und die Kultur hat auch die Kinder des Ruhlathales nicht allein äußerlich beleckt. Seit hundert Jahren schwindet die alte Volkstracht mehr und mehr, hat sich das Idiom, die Sprache der alten Thüringer, der hochdeutschen Aussprache mehr und mehr genähert und die frischen, brennenden Farben des Aberglaubens sind zu unbestimmten Tönen verblichen und verschwommen. Man erzählt die Sagen jetzt als Kuriositäten, und die Liebhaberei der Finken, Tauben, der Nelken und Aurikel hat die flagrante Leidenschaftlichkeit der Altvordern verloren. Will man die heutigen Rühler ganz verstehen, so muß man die Rühler aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrachten. So weit kennen wir sie aus mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung. Was weiter zurücktiegt, ist nur Geschichte, nicht mehr Sittenbeschreibung.

Ruhla ist höchst wahrscheinlich einer der ältesten Orte im Gebirge, doch hat er früher weiter östlich in einem höhern nach dem Gebirgskamm sich emporziehenden Thale gelegen, welches noch heute „die alte Ruhl" heißt. Der Sage, daß die ältesten Einwohner aus Tirol eingewandert seien, jedenfalls aus der Lauterhlichkeit (die Ruhl, Tirol) entstanden, widersprechen Mundart und Sitte, welche ächt thüringisch sind. Da ist kein Laut, der an ein anderes Land erinnerte, am wenigsten an Tirol. Die alten eigenthümlichen Spiele und Tänze haben das unverkennbare Gepräge autochthonischer Originalität.

Die früheren Bewohner Ruhla's waren zumeist Waffenschmiede, und der nahe Hof der Landesfürsten, der Landgrafen von Thüringen, auf der Wartburg, mochte ihnen guten Verdienst gewähren; außerdem Hammerschmiede, Bergleute, Köhler. Nach dem Verfall des Ritterthums wurden allmälig Messerschmiede aus ihnen. Als solche treten sie mit scharf ausgeprägter Physiognomie in unsern Gesichtskreis. Aber so schlau und so thätig sie auch sind, es fehlt ihnen die Genialität der Industrie. Sie verstehen es nicht, mit der Zeit fortzuschreiten, geschweige ihr voran zu gehen. Wie sie sich wahrscheinlich erst als Waffenschmiede von andern hatten überflügeln lassen und deshalb gezwungen gewesen waren, zur Messerfabrikation zu greifen, so ließen sie sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Rang auch in diesem Industriezweig ablaufen, und auch sie kam in Verfall. Dafür kam das Verfertigen von Pfeifenköpfen aus Holz, Thon, Meerschaum, und das Beschlagen derselben und der Porzellanköpfe mit Messing auf. Doch auch dieser Nahrungszweig ist schon seit Jahrzehnten sehr prekär geworden und geht seinem Verfall entgegen. Andere Nahrungszweige tauchen auf, wie denn seit Kurzem eine nicht unbedeutende Portemonnaisfabrik errichtet worden ist. Uebrigens leidet der schöne freundliche Ort an allem Elend des Fabrikwesens, physischem und moralischem, das zum starken Dämpfer des sonst so lustig aufjauchzenden Volksgeistes geworden ist.

Ruhla wäre jedenfalls eine eben so große und blühende Bergstadt wie Suhl, wenn die Zersplittung des Orts ihn nicht in seiner Entwicklung aufgehalten hätte. Als die Fürstenthümer Koburg und Eisenach, welche die beiden Herzöge und Brüder Johann Kasimir und Johann Ernst erst gemeinschaftlich und dann getheilt, jener Koburg, dieser Eisenach regiert hatten, bis sie nach Johann Kasimir's Tode wieder auf eine kurze Zeit unter Johann Ernst vereint worden waren, nach dem Tode des letztern 1638 an die verwandten Fürstenhäuser von Weimar und Altenburg fielen, und die Söhne des früh verstorbenen Herzogs Johann von Weimar ihre Landesportion unter sich theilten — ein unseliger Gebrauch deutscher Fürstenhäuser, welche die gesunde Blüthe Deutschlands sehr geschädigt hat — erhielt Herzog Ernst, welcher in der Geschichte den Beinamen des Frommen führt, in der Ländertheilung vom Jahre 1640 das gothaische Land, Herzog Albrecht, sein jüngerer Bruder, das eisenacher, und beide Bezirke wurden selbstständige Fürstenthümer. Es war gewiß kein guter Einfall, daß im Ruhlathale das Flüßchen Ruhla, wahrscheinlich Rolla, d. i. rollendes, stürzendes Wasser, von welchem der große Gebirgsort den Namen erhalten hat, als Grenzscheide der beiden Fürstenthümer bestimmt wurde. Denn da der Bach, von jener Bestimmung Erbstrom genannt, den Ort in zwei ziemlich gleiche Theile scheidet, so erhielt die südwestliche Hälfte den eisenacher Herzog zum Herrn, der nordöstliche den gothaer. Der untere, westliche und größere Theil der gothaischen Hälfte stand wiederum in einem Lehnsverhältniß zu den Herren von Utterodt zu Scharfenberg in Thal; der obere oder östliche gothaische Theil gehörte dagegen zum Amte Tenneberg. So bestanden in Ruhla drei Gemeinden und dreierlei Regiment. Die dadurch herbeigeführten Nachtheile wurden durch eine merkwürdige, fast republikanische Handels- und Gewerbefreiheit ausgeglichen, die in jetziger Zeit, wo die allein zulässigen Messerschmiede nicht mehr existiren, noch bedeutender ist. In der Ruhl kann, wie in Nordamerika, Jeder zu seiner Nahrung treiben, was er will; kein Zunftzwang und kein Gesetz hindert ihn daran. Schon dieser Umstand allein macht den Ort zu einem der merkwürdigsten in Deutschland.

Der eisenachische Grund und Boden in Ruhla hieß nach dem officiellen Sprachgebrauch „meines Herrn Ort", und davon „die herrnört'sche Seite", „die herrnört'sche Gemeinde" und die derselben angehörigen Einwohner kurzweg „die Herrnört'schen." Das von Utterodt'sche Lehnsbesitzthum wurde „auf Utterodt", „die Utterodt'sche Seite, die Utterodt'sche Gemeinde" und die ihr Angehörigen „die Utterodt'schen" oder vielmehr nach rühler Aussprache „die Utteröh'schen" genannt; der dem Amtsbezirk Tenneberg endlich zugehörige Ortstheil hieß der „tennebergische (vulgo: temmer'sche) Boden", die Bewohner desselben „die Temmer'schen." Seit die im Gothaischen gelegenen Utterodt'schen Güter Staatseigenthum geworden, sind die beiden letztern Gemeinden zu einer verschmolzen, welche zum Amtsbezirk des Gerichtsamts Thal gehört. Früher hatte der Ort natürlich nur eine Kirche; als die fürstl. Hof- [illegible] der getheilt hatten, baute sich die eisenacher Gemeinde [illegible]. Im Theilungsrecesse wurden eine Anzahl rechtlicher [illegible] stipulirt, sogenannte Gemeinderechte, die bei friedlicher [illegible] der beiden Fürstenhöfe zu Gotha und Eisenach [illegible] Gemeinden wohl zur Geltung kommen konnten, [illegible] leicht die Veranlassung zu bösen Streitigkeiten [illegible]. Und so kam es auch.

Der gothaische Hof war die Schule der feinsten Sitte, der zarteften Anstands, der eisenachische ein Gelag hochgebornen Flegellinge. Diese beiden Höfe mußten sich hassen. Die Streitigkeiten und Plackereien zwischen ihnen nahmen kein Ende. Und da ging denn das alte Wort des Horaz: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi wieder-in kleinlicher Weise in komisch bittere Erfüllung. Die eisenachischen und die gothaischen Unterthanen in Ruhla, Sprossen eines Volksstammes, Bewohner desselben Orts, deren Häuser meist nur wenige Schritte von einander lagen und eigentlich durch nichts weiter als einen Bach getrennt waren, Menschen, die im engsten Verbande der Verwandtschaft, der Sitte, der Sprache, des stündlichen Verkehrs, Gewerbes und Handels zusammen standen und gar nicht ohne einander leben konnten, die vor hundert Jahren in friedlicher Gemeinschaft unter einer Regierung gelebt hatten, entbrannten in unnatürlichem fächerlichen Haß und alberner Feindschaft gegeneinander und aus keinem sachhaltigen Grunde weiter, als weil ihre beiderseitigen Herzöge, oder vielmehr der Herzog von Eisenach und die Herzogin von Gotha nicht gut aufeinander zu sprechen waren. Die Volkspiecterie machte sich in

gegenseitigen Neckereien, Schimpfereien und Turbationen Lust; doch nahm der kleine komische Krieg zuweilen auch eine ernste Wendung. An Ursachen zum Streit fehlte es natürlich niemals, und wenn er einmal hellauslederte, so durfte sich ein „Herrnört'scher" nicht wohl in einem Bierhause „auf Ietterodt" oder „auf dem temmer'schen Boden" sehen lassen, ohne Gefahr zu laufen, daß er halb tott geschlagen würde. Schlimmer war es nach ungekehrt, wenn ein „Ietterodt'scher" oder „Temmer'scher" sich auf „der Herrnört" sehen ließ. Denn die eigentlichen Streit- und Händelsüchtigen, die Hetzer und Schürer des alten dummen Grolls, die immer wieder anfingen, waren die eisenacher Unterthanen, gerade wie ihr Herzog auch eigentlich der Veranlasser der Entzweiung zwischen seinem und dem gothaischen Hofe war.

Es klingt sonderbar, und doch ist es wahr, daß der Ietterodt'schen sich durch Bildung und Sitte vor den „Herrnört'schen" hervorthaten, daß Kirche und Schule auf der gothaischen Seite den humanen Gesetzen des Christenthums mehr entsprachen, als die gleichen Institute auf der eisenachschen Seite, so daß auch hier das Sprichwort zur Anwendung kommen durfte: „Wie der Herr, so der Knecht."

Diese Verhältnisse dauerten auch unter der Regierung des weimarischen Herzogs Ernst August, welcher Eisenach erbte, fort; denn dieser geistig, abergläubische, wunderliche und barocke alter Häupter, die je Land und Leute regiert haben, konnte sich ebenfalls nicht mit der aufgeklärten, feinen und taktvollen Herzogin von Gotha vertragen. Nach seinem Tode kam sein unmündiger Prinz Ernst August Constantin unter gothaische Vormundschaft und wurde am seinen gothaischen Hofe erzogen, Eisenach aber von der gothaischen Regierung verwaltet. Da standen denn die beiden Häfften von Ruhla unter einem Regiment, und der Streit ruhte. Später unter Karl August von Weimar und Ernst von Gotha ist er wieder ausgebrochen, wenn auch nicht mit der alten Bösigkeit, und heut zu Tage mögen höchstens ein paar Kinder sich noch über den Bach herüber und hinüber Böcke schimpfen.

Treten wir in die Ruhl des vorigen Jahrhunderts, etwa im zweiten Jahrzehnt desselben, als die Messerfabrikation noch in voller Blüthe stand! Die Wege, welche in das langgestreckte Thal führten, waren meist halsbrechend, die steilen Abhänge der schöngeformten hohen und mächtigen Berge, Rimber (Ringberg), Bärnner (Bärenberg), Engelstieg, Dornseuberg, Mühlrain, Wasserberg, Häsel, Kirchberg, Nesselrain und Breitenberg, stürzen von allen Seiten nach dem Bache herab und sind dichter und weiter herab mit Laubholz bestanden, als heutiges Tags. Nur an einer Stelle dehnt sich das tiefe Thal zu geringer Breite aus und gibt mehren Straßen Raum; hier liegen die beiden Kirchen an Bergabhängen einander schief gegenüber. Uebrigens zieht sich der Ort fast eine Stunde lang an den Ufern des Erbstroms hin, kleine freundliche Häuser, oft mit der Schmiedesse zusammengebaut, oft steht diese als besonders Häuschen daneben. Die meisten hart am Berge. Hier hat sich altthüringische Sprache und Sitte erhalten, wie nirgend weiter. Einst ein mächtiges Königreich, dessen Dynastie einen hochtragischen Untergang erfuhr, wurde dieses reizende und reiche Thüringerland im Laufe der Zeit politisch mehr zerrissen und zerstückt als irgend ein anderes. Die laxen Sitten der kleinen Höfe, die darin gewuchert, die Stürme der Kriege, die darüber hingebraust, und der Fittich der alles verwehenden Zeit hatten die originelle und charakteristische Art und Weise der Altvordern verwischt; in diesem Thale hatte sie sich festgeklammert, in diese Berge war sie wie eingekeilt. Hier sang und schnarrte noch das Idiom, das Martin Luther von seinen Eltern lernte; hier saßen die Reste des alten polytheistischen Volksglaubens, den Karl der Große mit dem Schwert bekämpft hatte, in großer Menge, freilich in christlich gefärbten Aberglauben maskirt; hier fächelte noch der einst so kräftige Hauch individuellen deutschen Volksthums; hier sprangen noch die Eigenthümlichkeiten der altdeutschen Volkstracht mit ihren hellen bunten Farben in's Auge; in diesen markigen, untersetzten, arbeitgestählten, wettergebräunten Männergestalten war noch etwas Typisches von jenen Helden, von welchen die Römer geschlagen und Europa erobert worden war; in diesen schlanken, gewandten, edlen Frauengebilden mit braunen und blonden Zöpfen und blauen Augen hatte sich die Schönheit erhalten, welche Cäsar und Tacitus bewundert hatten. Die Rühler spielten noch Spiele, die, im übrigen Deutschland verschwunden und vergessen, sich nur noch in England erhalten hatten, sie tanzten noch Tänze, die mehr als alles Andere die harmlose Naivetät des ursprünglichen Volkscharakters zur Anschauung brachten. Alles, was in diesem Ruhlathale lebte und webte, die Menschen, die Kühe, die Hühner, die Tauben und die Finken, war gesund und wohlgebaut, und die Eltern nicht „angekränkelt von des Gebauens Bläße." An den schönen Kindern dieser Berge war noch Alles natürlich und wahr.

Wie alle ländlichen Völker waren sie in ihren Vergnügungen und in ihrem Aberglauben am Originellsten. Besonders stark trat ihre Vorliebe für einige Arten gefiederter Erdenbewohner und Zierblumen hervor; die Ersteren waren die Holzhühner, die Tauben und die Singvögel; die Letztern Nelken und Aurikel. Unter Jenen erfreute sich der Kampfhahn ihrer ganz besondern Gunst; die Tauben mußten auffallend gezeichnet sein, wenn sie ihnen eine an's Tächerliche angrenzende Liebe zuwenden sollten, sie hatten eine reiche Terminologie und Nomenclatur für dieselben, und unter den Singvögeln genoß der Fink bei ihnen eines ganz außerordentlichen Vorzugs.

Die beliebtesten Tauben waren: „Schwarzköpf', Weißköpf' (rothe, braune, blaue und gelbe), Rothköpf', Kahlköpf', Entlige, Weißenlige, Schwarzenlige, Silberenlige, Lachenlige, Grunzenlige, Lerchenstöpfliche, Gelblichstöpfliche, Weißlichstöpfliche, Gräulichstöpfliche, Grunstöpfliche, Goldgrundstöpfliche, Silberfarbige, Hammergraue, Rothmalige, Grunsarbige, Schnürige, Schwalbenschecken, Schwalbenschwänz', Schwarzmauser, Weißmalige, Schwarzstriemige, Silberbrüster, Roth-, Braun-, Blau-, Gelb- und Weißbrüster." — Es ist unmöglich durch bloße Beschreibung die Zeichnungen der Tauben auch nur entfernt anschaulich zu machen; genug sie waren eben so mannigfach wie die Farbenmischungen und es war ein beliebtes, obwohl sehr unsicheres Studium der Taubenzüchter, Farben und Zeichnungen durch eigenthümliche Beimischungen zur Nahrung der Tauben hervorzubringen, und fast Jeder hatte in dieser Beziehung sein Geheimniß. Die „Grunzenligen" waren dem rühler Geschmack nach die schönsten Tauben, die „Schwarzenligen" die seltensten und theuersten. Es wurde ein nicht unerheblicher Handel mit diesen Luxustauben getrieben, und nicht wenige Messerschmiede arbeiteten mehr für ihren Taubenschlag, als für ihren Haushalt. Die ächten Taubenmänner warteten niemals den Feierabend ab, um mit dem langen Blasrohr den Tauben nachzulaufen; sie ließen gar oft die Arbeit im Stich. Da sah man sie in ihrer Arbeitskleidung, die aus wenig mehr als einem groben schmutzigen Hemd, das den Schritz hinten hatte, einer kurzen ledernen Hose und einem paar Schlumpschuhen bestand, von Eisenruß geschwärzt durch die Straße rennen, die Augen unverwandt auf die Firste der Häuser gerichtet, wo die bunten Gegenstände ihrer Excursionen Platz genommen hatten, oder an den Bergehängen und auf den Thalwiesen laufen, das Blasrohr immer schußfertig haltend. Solch ein Schießgewehr war ein höchst wichtiges und eben nicht billiges Möbel in jedem Hause. Die theuersten und besten waren inwendig mit Maulwurfsfellchen gefüttert, und es wurde mit ungebrannten Thonkugeln daraus geschossen. Diese Kugeln wurden in einer eisernen Form gefertigt, und da sie in großer Menge verbraucht wurden, so war ihre Verfertigung eine zeitraubende Arbeit.

Die Finken wurden nach ihrem Gesang klassifizirt und benannt, der theils ein natürlicher, theils ein eingelernter war. Es gab Messerschmiede, Schaleusschneider und Feilenhauer, welche den ganzen Tag über während ihrer Arbeit am Schraubstock dem im Bauer am Fenster über der Werkbank hängenden Finken vorpfiffen, bis er ein Stückchen nach dem andern nachpfiff. Die vorzüglichsten Finkenschläge waren: „der ein- und zweitheilige Doppelschlag, der Walddoppelschlag, der schmalkalder Doppelschlag, der härsner Doppelschlag, der härzer Doppelschlag; der einfache Wirr, der grobe Wirr, das Kutschengewirr, das Härzergewirr, das Hochzeitgewirr (Hotziggewirr); das Gutjahr, das Tollgutjahr; die Wittschere, die Pottschere; das Kienöl, das Onatkienöl, das Würzgebühr, das Richtsgebühr; der einfache Weingesang, der gute Weingesang, der schlechte Weingesang; das Wüthjeh, das Zeterwüthjeh, das Drehwüthjeh; der Scharf, der gleiche (glich) Scharf, der urnshäuser Scharf; das Radesthier, der Bräutigam, der Kanzjoi (Kuizioi), der Larzer, der Renzug, der Tannenwälder, der Fiedelmann (Fiddelmuhn), das Beckshorn." (Schluß folgt.)

Die Leber und die Leberleiden.

Der Leber schreibt Arzt wie Laie ungerechter Weise so viele Schlechtigkeiten zu und ihre Krankheiten sollen fälschlicher Weise so häufig und beschwerlich sein, daß man sich endlich einmal dieses von allen Seiten angegriffenen und verleumdeten Organes annehmen muß. Hat Jemand sehr brünnetten Teint, braune oder gelbliche Flecke auf der Haut, bräunliche Ringe um die Augen oder gar Gelbsucht, so ist, nach der Ansicht der großen Menge, sicherlich allemal die Leber Schuld daran. Ist in Folge schlechter Gewöhnung und geringer Selbstbeherrschung, also aus Ungezogenheit, der Mann mürrisch, jähzornig, hypochondrisch oder melancholisch, die Frau ärgerlich, unzufrieden, zänkisch, unsmüthig, weinerlich u. s. f., dann muß dies nur von einer Leberaffection herrühren. Kopfschmerzen, Schwindel und alle andern Beschwerden in und am Kopfe sollen, gerade so wie die verschiedensten Störungen im Bauche (Verdauungsbeschwerden, unangenehme Empfindungen im Leibe, Hämorrhoiden) von der Leber herstammen. Cholera, Typhus, gelbes Fieber und eine Menge anderer Krankheiten haben Aerzte in der Leber gesucht. Ich leide schrecklich an der Leber, klagt ein Patient, und greift dann an eine Stelle seines Körpers, wo alles Andere, nur nicht die Leber liegt. Marsch nach Karlsbad, sagt der allopathische Heilkünstler, wenn er seine Aloëpillen und sein Schwefelpulver vergebens gegen die verdächtige Leber eines Staatshämorrhoidarius verschossen hat, während der Vollblut-Homöopath (zweilen aber auch der Bastard-Homöopath) seine Taschen-, Haus- oder Reiseapotheke mit den netten kleinen Gläschen hervorholt, und sinnend zwischen Quecksilber, Kupfer, Blei, Arsenik, Schwefel, Jod, Magnesia, Kochsalz, Sepia, Bärlapp, Lachesis, Aconit, Nux, Arnica, Belladonna, Pulsatilla, Cardmus, Kreosot, Chamomille, China, Digitalis u. s. w. wählt. Nur wenn Gelbsucht in Folge von Aerger auftrat, da greift er sofort nach Bryonia.

Werden nun vermeintliche Leberkranke genau (durch Besichtigen, Befühlen, Beklopfen und Behorchen, d. i. die physikalische Untersuchungsmethode) untersucht oder kommt es nach deren Tode zur Section, dann ergibt sich gewöhnlich, daß bei den Meisten die Leber gar nicht erkrankt ist oder daß sie erst in Folge eines andern Leidens (besonders der Lunge und des Herzens) eine krankhafte Veränderung erlitten hat, die aber in Anbetracht des andern die Leberveränderung erzeugenden Leidens so unbedeutend ist, daß der Arzt einen solchen Patienten gar nicht als Leberkranken bezeichnen sollte. Für sich allein bestehende Leberkrankheiten, welche den Besitzer zum „Der leidet an der Leber" machen können, sind im Allgemeinen äußerst selten, so selten, daß dem Verf., wenn er einem Arzte dem andern blos das Wort „leberkrank" zuflüstern hört, stets der Verdacht beschleicht, hier liege von Seiten des Arztes eine ungenaue Untersuchung oder eine Unwissenheit vor. Denn die wenigen der der Leber eigenen Krankheiten lassen sich zwischen Aerzten fast stets mit ihren wahren Namen (wie Leberkrebs, Schnitzwecken-leber u. s. f.) benennen oder doch, wenn noch ein Zweifel zwischen dieser oder jener speciellen Leberkrankheit vorhanden sein sollte, annäherungsweise bezeichnen. Uebrigens scheint es mir von den Aerzten sehr inhuman, daß sie den über Unterleibsbeschwerden Klagenden so oft durch Detroyirung eines Leberleidens, was sie selbst nicht kennen und nur argwöhnen, Angst und das Gemüth gallig machen. Wie schwer es hält, dem Laien sein eingebildetes Leberleiden wieder aus dem Sinne zu treiben, davon ließe sich ein Liedchen singen. — Besprechen wir zuerst den Bau und die Function der Leber.

Was die Architektonik der Leber, die ihre Lage oben, auf der rechten Seite im Bauche, unter den unteren Rippen und Zwerchfelle hat, betrifft, so denke man sich dieselbe aus zwei auf das Innigste in einander verwebten Netzwerken zusammengesetzt, deren Maschen die die Galle bereitenden Leberzellen ausfüllen. Das eine dieser Netzwerke besteht aus feinen Blutgefäßchen und führt das Blut, welches den Leberzellen das Material zur Gallenbereitung (nicht aber die schon fertige Galle) liefert; es stammt dieses Blut aus der Pfortader (s. Gartenl. 1854. Nr. 18.) und der Leberpulsader. Das andere Netzwerk wird theils von reihenweise verbundenen Leberzellen, theils von Röhrchen (Gallengängchen) gebildet, welche, von den Leberzellen begrenzt, die Galle aus diesen Zellen aufnehmen und in größere Gänge, durch diese aber zur Leber heraus leiten. In den Zellenreihen wird die Galle aus dem Material, welches die Blutgefäßchen abgaben, bereitet, filtrirt und wie der Saft der Pflanze von Zelle zu Zelle fortgeschafft, bis sie in die Gallenkanälchen gelangt. — Bei Erkrankung der Leberfunction muß entweder die Bildung der Galle durch die Leberzellen gestört werden, und dann bleibt das Gallenmaterial (nicht Galle oder fertige Gallenbestandtheile) im Blute zurück, oder die in den Zellen fertig gebildete Galle wird an ihrer Ausfuhr gehemmt und kehrt dann als solche in das Blut zurück. So entstehen ganz verschiedene, hauptsächlich die Blutmischung betreffende Krankheitszustände, von denen später die Rede sein soll.

Die Form der Leber ist die eines länglichen Viereckes mit abgerundeten Ecken; sie ist gegen 4—6 Pfund schwer, mehr lang (10—12" im Durchdurchmesser) als breit (4—7"), platt, von oben nach unten sehr zusammengedrückt und schalenförmig gekrümmt; ihrer Consistenz nach ist sie härtlich und brüchig; im gesunden Zustande hat sie eine braunrothe Farbe; äußerlich wird sie von einem dünnen, glatten und stets feuchten Bauchfellüberzuge überkleidet. An ihrer obern, gewölbten und den Zwerchfelle zugekehrten Fläche, bemerkt man eine durch das Aufhänge-Band der Leber bewirkte Trennung in einen rechten und einen linken Lappen, während die untere ausgehöhlte Fläche, welche die rechte Niere, den Quergrimmdarm, Zwölffingerdarm und Magen berührt, in 4 Lappen getheilt ist und in ihrer Mitte eine quere Vertiefung (die Pforte) zum Ein- und Austritt von Gefäßen, Nerven und Gallengängen besitzt. An dieser untern Fläche ist auch die birnförmige Gallenblase angewachsen und steht theils mit dem aus der Leberpforte hervortretenden Hauptgallengange (Lebergange), theils mit dem zum Zwölffingerdarme führenden gemeinschaftlichen Gallengange in Verbindung, so daß die aus der Leber durch den Lebergang ausfließende Galle ebenfowohl in die Gallenblase (ein Reservoir für die Galle), wie auch durch den gemeinschaftlichen Gallengang, mit Umgehung der Gallenblase, sofort in den Zwölffingerdarm fließen kann.

Die Function der Leber ist erst in der neuern Zeit genauer bekannt worden, früher begnügte man sich blos damit, zu behaupten, daß das Blut die Leber durchströme, um die für den Verdauungsprocess wichtige Galle zu bereiten. Allerdings fand man bald, daß hierdurch, nämlich durch Absetzung des zur Gallenbildung nöthigen Materials aus dem Blute, dieses von einem Theile seiner schlechten Bestandtheile befreit und so gereinigt werde. Aber daß sich auch neue Blutkörperchen und Zucker im Blute bilden, während es die Leber durchströmt, das ist erst eine Entdeckung der Neuzeit und die Veranlassung, daß man die Leber als ein Organ, welches zur Bildung neuer Blutkörperchen bestimmt ist, ansieht und die Umwandlung der während jener Neubildung und vielleicht nur wegen derselben aus dem Blute ausgeschiedenen Stoffe zu Galle in den Leberzellen blos als eine Nebenfunktion betrachtet. Zu dieser Erkenntniß gelangte man übrigens dadurch, daß man das in die Leber ein- und ausströmende Blut mit einander verglich. Hierbei fand sich nämlich, daß die farbigen Blutkörperchen des aus der Leber (durch die Leberblutadern) kommenden Blutes beträchtlich von denen des (durch die Pfortader) in die Leber hineinströmenden Blutes abwichen, und daß das erstere Blut viel ärmer an Faserstoff, Eisen und Fett, dagegen bedeutend reicher an farblosen Blutkörperchen und Zucker als das letztere Blut ist. Ohne Zweifel geht ein Theil der in die Leber eintretenden farbigen Blutkörperchen zu Grunde und wird zur Gallenbildung (besonders zur Bildung des Gallenfarbestoffes) verwendet. — Die Galle läßt sich hiernach als ein Nebenproduct, ein Residuum des Blutkörperchen-Zerstörungs- und Neubildungsprocesses in der Leber betrachten, welche im Darme bei der Verarbeitung (Zerkleinerung und Auflösung) des genossenen, in den Nahrungsmitteln befindlichen Fettes mithilft und theils vom Darme aus in das Blut zurückkehrt, theils mit dem Stuhle aus dem Körper weggeschafft wird.

Mit der Leber im engsten Zusammenhange steht die Pfortader; sie ist es, welche das Blut (durch die Pforte) in die Leber hineinschafft, damit es daselbst gereinigt und verfüngt werde; sie ist es auch, die in den meisten Fällen das Uebele thut, was man

gewöhnlich der Leber schuldgibt, hauptsächlich die sogenannten Unterleibs- und Hämorrhoidalbeschwerden erzeugt (s. Gartenlaube Jahrgang 1854 Nr. 18). Denn der Blutlauf in dieser Ader, sowie in deren Zweigen, die von Milz, Magen und Darmkanale her das Blut in die Pfortader schaffen, unterliegt bei unserer jetzigen Lebensweise sehr leicht und oft einer Störung. Wie man dieselben heben und vermeiden kann, wurde früher schon angegeben. (Ueber die Leberleiden nächstens.) **Bock.**

Pariser Gefängnisse in den Decembertagen.

Es war die Nacht vom vierten zum fünften December 1851, als plötzlich schwere Schritte und rauhe Stimmen mich im besten Schlafe störten. Erst vor einigen Stunden hatte die Revolte an den Barrikaden unter dem Pelotons- und Kanonenfeuer der Truppen ihr Grab gefunden und das war ein Grund, der mich ahnen ließ; während die mitternächtliche Stunde andererseits diese Ahnung bestärkte, daß der Besuch unter solchen Umständen nur der von Polizisten sein konnte. Man klopfte heftig an meiner Thür und gastfrei öffnete ich; wie ich geahnt hatte, empfing ich etwa zwölf schwarze Stadtsergeanten mit der grausamsten Zuvorkommenheit und in denselben bedenklichen und poetischen Gewande, in welchem Wallenstein von den Partisanen seiner Mörder angetroffen wurde.

Beim Schein einiger Blendlaternen lud man mich nun höflich ein, in meine eigene Wohnung näher zu treten, ein Anerbieten, welches ich mit unendlichem Dank annahm. Einer der Sergeanten nahm darauf eine große Liste und versicherte sich durch seine Fragen und meine Antworten, daß meine im Hemde vor ihm stehende Person identisch mit der auf seinem Papier beschriebenen sei. Andererseits waren die übrigen Stadtsergeanten so galant sich in meinem Zimmer zu vertheilen und ihre Theilnahme für mich so weit auszudehnen, daß sie alle Briefe, selbst parfümirte, und alle Manuscripte, worunter selbst die heiligen Ergüsse einer schwärmerischen Gymnasialpoesie sich befanden, zusammenbanden, und mehrere sonstige Gegenstände ihrer schmeichelhaften Aufmerksamkeit huldigten.

Da die Resignation von jeher eine meiner Untugenden war, so wird es Niemandem auffallen, daß ich auch in der damaligen entblößten Lage nachdachte. Mit Hilfe des Polizisten, der sich so zuvorkommend nach meinen näheren Verhältnissen erkundigt hatte, kam meine Resignation endlich zu dem Endpunkt, daß sie mich belehrte, wie ich von nun an diese eleganten Räume nicht mehr bewohnen, sondern sie mit jenen großen Palästen vertauschen werde, die man Gefängnisse nennt. Genug, trotz meiner Protestation und der Versicherung, daß hier eine Verwechselung in der Person stattfinde, wurde ich in Begleitung, wie es die Höflichkeit erheischte, hinunter geleitet, und wie eine große Staatsperson festieg ich einen schon meiner wartenden Fiacre, in welchem zu meinen beiden Seiten die mir in diesem Augenblicke etwas lästigen Assistanten Platz nahmen.

Der Weg führte uns von der Rue de Provence bis zur Polizeipräfectur und bot eines der pikantesten Schauspiele dar, die man sich unter solchen Umständen nur wünschen kann. Auf den Boulevards und den Quais, sowie in den Hauptstraßen hatte sich das Militair gelagert und große Wachtfeuer erhellten die dunkle Decembernacht. Zwei Kanonen bewachten die Eingänge jeder nur etwas bedeutenden Straße und die Kanoniere gingen, die Lunte in der Hand, auf und ab. Große Kavalleriepatrouillen und Infanteriekolonnen durchstreiften die Straßen, während an jeder Straßenecke uns die Wachtposten anriefen und respektvoll meinen Wagen passiren ließen, nachdem meine Begleiter ihnen gesagt, welche theure Person sich darin befand.

Endlich rollte der Wagen die Straße Jerusalem hinunter, was mich heute hinsichtlich der orientalischen Frage wiederum zum Nachdenken veranlaßt. Die heilige Straße ist aber in Paris für diejenigen, welche sie unfreiwillig passiren, schrecklich kurz und bald umfingen mich die ehrwürdigen Mauern der Polizeipräfektur, die, früher ein Residenzschloß der französischen Könige, schon lange ein anderes Schloß geworden ist. Nachdem man mich dem Bureau der Präfektur vorgestellt, welches ebenfalls sich theilnehmend nach meinen Verhältnissen erkundigte, ließ man mich eine steinerne Treppe hinaufgehen, an deren Ende ein lustiger Wächter mich willkommen hieß, einen großen Riegel zurückschob und mich in einen Saal eintreten ließ, dessen Salpeteratmosphäre mir zuerst den Athem benahm.

Eine große Menschenmenge befand sich in diesem oblongen und mit Fliesen gepflasterten Saal; die Inwohner hatten sich theils auf die zu beiden Seiten des Saales herabgelassenen und mit Strohsäcken und wollenen Decken belegten Pritschen niedergelegt, theils drängten sie sich in dem mittleren schmalen Gange. Eine große Laterne erleuchtete den Saal, bei deren Schein ich bemerken konnte, wie die sonst hier gewöhnlich sich aufhaltende Klasse von allerhand Verbrechern kaum vertreten war, sondern sich dem Anscheine nach nur gebildete und von der Politik gepackte Personen befanden, deren oftmals fashionable Toilette sonderbar mit dem Gestank und Schmutz dieses Gefängnißsaales in Kontrast stand. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür von Neuem und ein neuer Kamerad trat herein. Die Unterhaltung bestand meistentheils in Pfeifenrauchen oder in der Mittheilung der verschiedenartigsten Variationen, unter denen diese Gesellschaft sich hier Rendezvous gegeben hatte.

Endlich wurde es Tag; die Pritschen mit ihren mülligen Streuhäcken und den von allerliebsten kleinen, für den Menschen nach Buffon sehr dürftigen Thierchen wimmelnden Decken wurden in die Höhe gehoben und die verschiedenartigsten Physiognomien fahen sich beim Tageslichte höchst drollig an. Nach der Brotvertheilung, welches an Qualität und Quantität für Gefangene vorzüglich ist, kam der Marketender, der mit Papier und Tinte, Federn, Tabak, Pfeifen, Butter, Käse, Fleisch und Wein handelte. Die Mehrzahl suchte sich nach seiner Entfernung irgend ein Plätzchen aus, um Briefe zu schreiben, die alsdann dem Wärter offen gegeben wurden. Um acht Uhr wurden irdene Näpfe vertheilt, in denen sich Liebhaber ihre Portion Kohlsuppe hineinfüllen lassen konnten.

Wie gesagt, war der Saal von Menschen fast überfüllt und im Laufe des Tages kamen noch immer neue Vermehrungen hinzu. Die Salontoiletten zogen natürlich sehr krause Nasen und einige, worunter hauptsächlich ein Volksrepräsentant, hielten gewaltige Reden über die Schmach, sie in ein solches Loch zu sperren, wo sich Niemand um sie kümmere. Die Leute hatten Unrecht so zu sprechen, denn daß man sich um uns kümmerte, wurde gegen Abend klar, wo Viele, wahrscheinlich um das übervolle Lokal zu leeren, herausgerufen wurden, unter denen auch ich mich befand. Die Hoffnung, die sich nun regte, schon in Freiheit gesetzt zu werden, kroch bald wieder zusammen; denn man führte uns durch Korridore und eisenvergitterte Gänge jenem Theile des Präfekturgebäudes zu, welches die Conciergerie heißt. Eine große eiserne Thür öffnete sich, um uns hineinzulassen. Ein allgemeiner Schrei der Empörung empfing uns, um dagegen zu protestiren, weil die Unglücklichen hier wie eingerammte Pfähle standen und ich mit Resignation meinen Trost in dem Sprüchworte fand, daß ich „aus dem Regen in die Traufe gekommen sei," denn mitleidslos schlug der Wärter die Thür hinter mir zu und nun erst konnte ich mir einen wahren Begriff von der klägichen Situation jenes Engländers machen, der lediglich um die Kaiserkrönung zu sehen, nach Frankfurt kommt und dort im Gedränge seinen Hut über die Augen geschlagen erhält, ohne im Stande zu sein sich vor Ablauf der Kaiserkrönung denselben durch seine bisher durch das Gedränge festgehaltenen Hände abzureißen.

Der große Saal bildete augenscheinlich das Schiff einer vor Zeiten hier gestandenen Kirche und war in diesem Augenblick von mehreren Laternen erleuchtet. Die zusammengepreßten Menschen tobten und lärmten auf eine ohrbetäubende Weise, um Exercitium aus ihrer grausamen Lage zu erhalten; aber eine plötzliche Stille trat ein, als der Offizier in einer der im obern Raum Kinder mächtigen Gefängnisses angebrachten Loge erschien und nach einer Fluth von Flüchen verschwerte, daß seine Leute dazwischen schießen würden, wenn man sich nicht ruhig verhielte. Nur leise hörte

man darauf das Seufzen der gequetschten Lungenflügel und ich kann behaupten, daß bei den Meisten darauf die Pfeife ausging.

Die Grausamkeit dieser Situation wurde noch durch die Aufmerksamkeit der Polizisten erhöht, welche uns und Schlaf zu gönnen, Strohbunde in den Saal hineinwarfen, indem sie wahrscheinlich glaubten, dieselben würden den Boden schon finden und die Gesellschaft würde sich die Bequemlichkeit eines Lagers nicht entziehen. Doch es war nicht möglich das Stroh auf den Fußboden zu bringen und so lag es denn in großer Menge auf unsern Köpfen und schlief auf uns, statt wir auf ihm. Man kann sich keinen Begriff von dieser Lage machen und wie viel Ohnmächtigen es nicht gelang zur Erde zu fallen; auf die Knieen fielen wir fast vor Dank, als sich am Morgen die Thür öffnete und uns der Besuch des Hofes gestattet wurde.

Der Hof der Conciergerie ist eine pariser Kuriosität, und seine Steine sind mit geronnenem Blute zusammen verbunden. Man hat einen kleinen Blumengarten in seiner Mitte anlegen wollen, — die Blumen blühen und wachsen aber nicht. Auf diesen großen viereckigen und von den hohen Gefängnißmauern eingeschlossenem Hofe der Conciergerie stand in der Zeit der Revolution eine Guillotine und das Blut der Girondisten sättigte tagelang diese Erde. In dem großen Kirchenschiff mit mächtigen Pfeilern und weißer Tünche, in welchem wir die Nacht über die Leiden der Kompression deutlich kennen lernten, sieht man aus der Girondistenzeit her noch hunderte von Namen und Redensarten eingekratzt, die ein besonderes Tagebuch bilden. Oftmals sind die Buchstaben drei bis vier Zoll hoch und starren von einer Höhe der Mauer herab, bis zu welcher man vermeinen sollte, daß ein menschlicher Arm ohne hohe Leitern nicht hinaufreichen könnte. In jener Nacht stand ich dicht neben einem Pfeiler, in dessen oberer Hälfte jene großen eingekratzten Worte mich fortwährend anstarrten:

Jean Bourgonnais
homme de Virgine, girondiste
sera guillotiné demain 31. Oct. 1793.

und etwas niedriger der Name Brissot. Sollte dies der Chef der Girondisten gewesen sein, den man an demselben 31. October guillotinirte?

Bereits war es Abend und zum Glück hatte man uns noch nicht wieder in jene furchtbaren Kellerräume der Conciergerie geführt. Plötzlich wurden mehrere Namen aufgerufen und auch der meinige; aber anstatt in Freiheit zu kommen, wurden wir in die dazu eigens gebauten Zellenwagen gesetzt und unter Gensd'armeriescorte in der Nacht nach den Zellengefängnisse Maza gefährt, in welchem unter Andern auch mein Gönner und Freund Victor Hugo, die Generale Lamvicière, Changarnier und Cavaignac saßen. Dieses große und ausgezeichnet eingerichtete Zellengefängniß, wo der Gefangene so zu sagen in ein lebendiges Grab begraben und jede Berührung mit der Welt ihm verboten ist, war ebenfalls überfüllt und zwei Tage darauf vertauschte ich diesen Aufenthalt bereits mit einem vierten, zu welchem ich unter Umständen geführt wurde, welche Zeit meines Lebens für mich unvergeßlich bleiben werden.

Es war nämlich gegen elf Uhr Nachts, als der Wärter mich plötzlich weckte und mich zum Ankleiden aufforderte. Ich traute meinen Ohren kaum, denn wohin sollte ich nun noch geführt werden? Wieder war es der Gedanke, wohl gar in Freiheit gesetzt zu werden, der mich beim Ankleiden beschäftigte und das ungewohnte Lärmen und Rennen auf den langen Korridoren des noch mit Gas erleuchteten Hauses verschiedene mich andrerseits, daß ich nicht der Einzige sei, denn unter allen Umständen doch eine Veränderung seines Looses bevorstehe. Endlich öffnete man meine Thür und in dem in diesem Gefängnisse üblichen Trott lief ich dem Ausgange zu, wie man mir bezeichnet hatte. Vor dem Gebäude selbst stieß ich auf einen bereits langen und in Kolonne aufgestellten Zug, während hinter mir fortwährend sich die Glieder dieser Kolonne vermehrten. Alles war in so rosafarbener Laune wie die Nacht schwarz war; nur das blutrothe und grelle Licht von Hunderten von Fackeln beleuchtete dies Gemälde, dessen vollständige Komposition ich noch nicht kannte. Das Einzige, was uns Alle beschäftigte, war die Frende, wahrscheinlich jetzt nach der Präfektur geführt und dort entlassen zu werden; aber Einige machten auch ernste und finstere Gesichter und ließen mich leichlich bange werden „Nachts um die zwölfte Stunde" mein Grab verlassen zu können. Aber wohin gehen wir? Auf diese Frage wußte kein Mensch zu antworten.

Endlich setzte sich der ziemlich lange Zug, der etwa zweihundertfünfzig Menschen umfassen mochte, in Bewegung und nun erfuhr ich ein, welche wichtige Personen wir waren und welche große Suite man uns gegeben hatte, die uns zu allem Andern, aber wohl nicht zur Freiheit geleiten konnte. Dem Zuge voran gingen zwei Züge Infanterie und etwa fünfzig Gensd'armen zu Pferde, zu unseren beiden Seiten hatten je drei Glieder Municipalgarden ein undurchdringliches Spalier gebildet, welches durch daneben reitende Gensd'armen verstärkt wurde. Den Schluß bildete wieder um starke Infanterie und Kavallerie. Dieser Aufwand von Truppen, dem zu unserem verzweiflungsvollen Genuß noch das dumpfe Rollen zweier Kanonen beigegeben war, belehrte Alle, daß Arkadien nicht unser Ziel sei, obgleich wir darin gehen sollten. Jemehr sich dieser Zug dem Ende von Paris näherte und endlich den Weg nach Bicêtre einschlug, jemehr wurde es still und jemehr verschwanden die kurzen Thorpfeifen von den Lippen; feierlich und stumm wie ein Grabgeleit und entsetzlich durch die rothe Glut der Fackeln in den Händen langsächtiger Pompiers gemacht, folgten wir unserer Bestimmung, welche bekanntlich das Einzige ist, wenigstens man sich im Unglück tröstet. Leise flüsterte es von Mund zu Mund bange Besorgnisse um das Leben, und Einer raunte dem Andern ins Ohr, daß man erst gestern 211 Mann bei Vincennes erschossen habe. Aber konnte man uns denn ohne Urtheil und meist ohne Schuld so ohne Hindernisse aus einer Welt in die andere schicken? Freilich sagte man sich, daß dies unerhört wäre, aber das Unerhörte ist der Seltenheit wegen oft sehr gesucht.

Schon sahen wir die hohen Zickzackmauern der Befestigungen um Paris, als plötzlich die Irrenhausuhr von Bicêtre langsam und mit grauenhaftem Klange Mitternacht schlug. Welche furchtbare und geheimnißvolle Wirkung dieser Glockenklang bei mir und bei vielen Andern hervorbrachte, kann man sich nur erklären, wenn man unserer ungewissen und peinlichen Situation Rechnung trägt.

Plötzlich commandirte man Halt. Jedes Herz schlug ängstlich als man uns nun einzeln an die Mauer der Fortifikationen im Rechteck aufstellte und die dichten Kolonnen der Infanterie die dritte Seite dieses Dreieck schlossen. Hoffen und Verzweiflung schlug noch einen letzten und schweigenden Kampf. Sollten wir in der That erschossen werden? Diese furchtbare Ahnung gestaltete sich bald zur Gewißheit, als das Militair plötzlich die Gewehre abnahm und einem leisen Commando gehorchend, die Ladestöcke in die Gewehrläufe hinabrieseln ließ. Jetzt war kein Hoffen mehr und die Hälfte der Unglücklichen fiel bebend auf die Kniee und weinte zu Gott. Viele stürzten vor und betheuerten ihre Unschuld und flehten um Gnade, während die Andern stumm und bleich vor sich hinsahen und ihr Schicksal erwarteten.

„Mein Gott! Was wollt Ihr denn?" rief der commandirende Oberst, als er diese beim Schein der Fackeln großartig gestaltete Bewegung sah.

„Gnade! Gerechtigkeit!" erscholl es fast einstimmig.

„Man wird sie Euch ja geben, oder denkt Ihr, man wirft Euch hier wie tolle Hunde niederschießen? Ich glaube gar!"

Diese Worte belebten jedes Gemüth. Die Freude zum Leben exaltirte die schon mit sich abgeschlossenen Unglücklichen und sie fielen sich gegenseitig beim Gedächter der Soldaten um den Hals. Man zählte und einfach nur und allsdann bewegten wir uns wieder in derselben Ordnung vorwärts, den Berg hinauf, die Zugbrücke hinüber, in das Fort Bicêtre hinein.

Wohl aber weiß ich, daß Niemand von uns jene schreckliche Todesangst vergessen hat.

Einige Stunden später waren wir vor den Kasematten angelangt, in der je einer achtzig Mann hineingelassen wurden. Beim Licht einer großen Laterne vermochte man diesen langen Boutermann ganz leidlich zu übersehen, nur war diese Handlung von sehr kurzer Dauer, da sich weiter Nichts als Matratzen auf der Erde an den Seiten der Mauern befanden. In den spätern Tagen, nachdem sich auch die Gesellschaft durch Ab- und Zukommen und Anderes Vertheilung so zu sagen constituirt hatte, setzte man auch einen großen eisernen Ofen in die Mitte der Kasematte, verabreichte neue wollene Decken und organisirte überhaupt so praktisch, daß außer der Freiheit nichts zu wünschen übrig blieb. Die Kost war äußerst gut und an jedem Tage gab es Fleisch; des Sonntags überdies ein Maaß Wein. Anfänglich war es Jedem freigestellt, sich selbst zu beköstigen und der drei Mal des Tages kommende

Marketender versorgte uns mit Allem, was nur zu kaufen geht. Andrerseits hinderte uns kein Wärter in unserem Treiben in der Kasematte; nur der Arzt erwies uns jeden Morgen die Aufmerksamkeit seines Besuches und hin und wieder Vorladungen des dort residirenden Kriegsgerichts zum Verhör.

Interessant war das Leben in der Kasematte selbst. Wir hatten einen Präsidenten der Kasematte und zwei Vicepräsidenten; außerdem waren zwei Ordnungsführer mit der Macht bekleidet, eine selbst geschaffene Disciplin aufrecht zu erhalten. Um neun Uhr Morgens, nachdem jeder sein Frühstück verzehrt hatte, begannen die politischen Debatten, welche mit eben der Präcision und Ordnung, aber entschieden mit mehr Feuer und Eifer geführt wurden, als in staatsverfassungsmäßig constituirten Parlamenten. Die Discussion wurde um so animirter, nachdem die Zeitung angekommen war. Freilich war die Verabfolgung einer solchen streng untersagt, indessen war unser Marketender eine so gute Seele, daß er für einen Franken nicht Anstand nahm täglich die „Presse" in einem ausgehöhlten Brote hereinzuschmuggeln. Der Präsident verlas dieselbe laut und leitete nebenbei die Debatten. Ganz schnurrig kam es mir hierbei vor, wenn der draußen frierende und sich langweilende Wärter in die Kasemattе eintrat, die Zeitungslektüre mit anhörte und den parlamentarischen Debatten aufmerksames Gehör lieh, ohne jemals die Zeitung sehen zu wollen oder Anzeige von unserer Frevelthat zu machen. Da, wie gesagt, die Majorität den gebildeten Ständen angehörte, so waren jene Vormittagsstunden für Jeden von großem Interesse; zu gleicher Zeit durfte auch bis zwölf Uhr keine Privatunterhaltung die politische Diskussion stören.

Nach dem Mittagsessen pflegten wir gewöhnlich Alle zusammenzugehen, um ein Stückfaß Wein von fünfzig Litres zu kaufen, dessen Inhalt wir beim oftmals prosanen Klang von arrangirten Gesängen auslerten, indem selbst die Armen, welche kein Geld zum Zufeyen hatten, dabei sich brüderlich Theil nehmen mußten.

Um sieben Uhr Abends wurden oftmals wissenschaftliche Vorträge gehalten, welche sich auf alle Gebiete erstreckten und sowohl Naturwissenschaft, als auch Literatur, Geschichte, Philosophie, Rechtslehre und Nationalökonomie berührten. War indessen dieselbe beendigt, so pflegten sich die Bewohner der Kasematte gewöhnlich auf ihre Matratzen zu legen, die wollene Decke behaglich über sich zu strecken und nun den Schnurren und launigen Erzählungen zuzuhören, welche von Einem und dem Andern zum Besten gegeben wurden. Nach Beendigung dieser jedoch war jedes laute Reden und Conversiren untersagt, um diejenigen, welche schlafen wollten, in ihrer Ruhe nicht zu stören, die sie zu oft nach jenen theuern und lieben Kreisen träumend zurückversetzte, aus denen man sie so unverkommend wie mich aus dem Bette gerissen hatte.

Durch die Urtheile des Kriegsgerichts und durch Freilassungen schmolz allmälig des Parlament nach einigen Monaten zusammen; wie es sich aber gänzlich auflöste, das vermag ich nicht zu sagen, da ich bald darauf durch Reklamation und Bürgschaft meines Gesandten aus meiner Haft entlassen ward.

E. Schmidt-Weißenfels.

Der Jahde-Busen im Großherzogthum Oldenburg.

An der nordwestlichen Seite der Jahde, außerhalb des Schaudeiches, liegt eine Strecke Landes, Dauensfeld genannt, dessen Spitze südöstlich in die Jahde hinausragt. Hier standen ehemals sieben gegessene Kirchspiele: Bredum, Oldebrugge, Havermönnikes, Dauens oder Downens, Bandt, Seedyk und Ahne, welche in der großen Antenisiuth von 1511 theils ganz, theils mehrentheils von den Wellen verschlungen wurden. Der in dieser Katastrophe noch übrig gebliebene Theil von Dauens ging durch die Stürme von 1683 und 1754 unter den Meereswogen verloren.

Gegenwärtig sehen wir noch die oberahnlichen Groden, welche durch Eindeichung der Jahde abgewonnen, das größte Gut in Jeverland, vielleicht im ganzen Großherzogthum, bilden. Ferner zeigt sich uns der Bandter Kirchhof, welcher von den Wellen seit 1511 bespült, längst aufgehört hat zur Ruhestätte Entschlafener zu dienen, wo jedoch noch zept menschliche Gebeine und von zerstörten Gebäuden früherer Zeiten herrührende Ziegelsteine gefunden werden. Bandt wird als das größte der vernichteten Kirchspiele angesehen. Hier, oder vielmehr in dem benachbarten Neuende (Nyende) stand ehemals die vom jeverschen Häuptling Edo Wynenken dem Aelteren 1380 erbaute Burg Siebethsburg, die wegen der vielen, von dieser Feste aus getriebenen Seeräubereien im Jahre 1433 von den Hamburgern zerstört wurde. Jetzt deuten nur noch Spuren zweier Wälle das frühere Dasein des gefürchteten Häuptlingssitzes auf der Anhöhe an.

An der nördlichen Seite von Dauensfeld, unmittelbar am Deich, liegt die französische Schanze; sie ward in den Jahren 1811—12 unter Napoleon's Gewaltherrschaft als Schutzwehr der Jahde gebaut, um den Briten das Einlaufen in dieselbe zu erschweren und besonders, um dem damaligen Schmuggelhandel von Helgoland aus Einhalt zu thun. Noch sieht man einen Theil des Erdwalles und eine Reihe von Pfählen, die als mahnendes Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Hoheit und Gewalt aus dem Wasser emporragen.

Vom Deich aus eröffnet sich eine vortreffliche Aussicht auf die ganze Jahde mit ihren fernen Ufern: Schräg gegenüber von Dauensfeld und östlich von Heppens erblickt man Eckwarden, weiter südlich treten die Ober-Ahmsfelder hervor, und den südlichsten Hintergrund bildet endlich das Seebad Dangast, welches Jedem, der eine ländliche, nicht sehr kostspielige Seebadeanstalt besuchen möchte, sehr zu empfehlen ist, zumal wenn die Gebrechen und körperlichen Uebel keinen zu heftigen Wellenschlag und ein nicht zu stark mit Salztheilen geschwängertes Wasser erfordern.

Ein vorzüglich anziehendes Seegemälde bietet die Jahde dem Beschauer noch besonders durch die verschiedenartigen Segel- und Dampfschiffe, welche, einen beständigen Verkehr zwischen England und Barel unterhaltend, den Meerbusen beleben und den wachsenden Geschäftsbetrieb wie den Alles bewältigenden Unternehmungsgeist des rasch zu Wohlstand gekommenen Bareler bekunden.

Die Jahde (Jadna, Jada, in alten Urkunden auch Erdveriad, Riede, Ried genannt), welche jetzt, so weit sie den Meerbusen bildet, von den größten Kauffartei- und Kriegsschiffen befahren werden kann, in alten Zeiten aber bis fast an ihre Mündung so schmal gewesen sein soll, daß sie nur für kleinere Schiffe fahrbar war, entspringt aus dem Zusammenfluß mehrerer Bäche (Bäken genannt) in den Kirchspielen Rastede und Jahde, und bekommt ihren Namen Jahde erst, nachdem sie die Hahner Bäke noch aufgenommen hat; sie geht dann weiter durch das Kirchspiel Jahde, nimmt daselbst das aus dem Moore hinter Bollenhagen kommende Flüßchen, die Dornebke auf, und vereinigt sich dann hinter Jahder-Altendeich mit der Wapel. Von dieser trennt sie sich nahe vor dem Jahder oder wapeler Siele, fließt aber außerhalb Deiches bei dem unter Sielitief, wo sie die Grenze des Amtes oder der Herrschaft Barel gegen das Amt Rastede macht, wieder zusammen und fällt dann als ein beträchtlicher Meerbusen in die Nordsee.

Von großem Interesse für die Neuzeit und wichtig für Deutschlands Zukunft wird dieser Meerbusen durch den preußischen Kriegshafen, zu dessen Anlage die Arbeiten bereits begonnen und von wo aus in Kurzem der Kanonendonner dem deutschen Volke die Grundsteinlegung seines ersten Bollwerks zum bewaffneten Schutze seiner Handelsinteressen verkünden wird.

Nachdem Preußen am 20. Juli 1853 den Vertrag der Gebietsabtretung mit Oldenburg abgeschlossen, fand am 23. November 1854 bei der französischen Schanze auf Dauensfeld die Uebergabe von Heppens und des Jahdegebietes durch Oldenburg an Preußens König unter großer Feierlichkeit statt.

Den neuesten Mittheilungen zufolge sollen in diesem Jahre die Arbeiten zur Herstellung des preußischen Kriegshafens an der Jahde in bedeutend größerem Umfange als seither betrieben werden. Bereits sind zur kräftigen Förderung der Banten zahlreiche Maschinen, namentlich Bagger- und Rammmaschinen, von großer Leistungsfähigkeit am Jahdeufer bei Heppens aufgestellt. Seit dem 15. April befinden sich die Arbeiten wieder im Gange.

Dauensfeld an der Jeb

Es sollen dabei in diesem Augenblick etwa 1000 Menschen beschäftigt sein. Man beabsichtigt aber, die Zahl der Arbeiter binnen Kurzem auf 3000 zu steigern. Zur Unterbringung derselben in dem nur spärlich mit Wohnungen besetzten Landstrich wird in der Nähe der Hafenanlage eine Anzahl von Häusern gebaut, welche so eingerichtet werden sollen, daß sie später die Marinemannschaften aufnehmen können. Eben so trägt man für die zur Verpflegung der Arbeiter nöthigen Einrichtungen Sorge. Die Ausführung aller dieser Anlagen ist Privatunternehmern contractlich in die Hände gegeben. Ganz unabhängig davon werden die Hafenarbeiten betrieben. Die zu denselben gedungenen Mannschaften sind gegenwärtig besonders mit Aufgrabungen an dem gegenüberliegenden aus tiefem Moorboden (Schlick) bestehenden Ufer beschäftigt. Später sollen hier mächtige Roste eingetrieben werden, um für die Bauten des eigentlichen Marineetablissements einen festern Untergrund zu gewinnen. Die Sicherung des Ufers gegen die Einwirkungen des Wassers erfolgt meist durch Senkmauern, die auf kolossalen Felsblöcken ruhen. Die Arbeiten werden nach wie vor durch die Hafenbaucommissionen geleitet, an deren Spitze der Geh. Oberbaurath Hagen steht, und von welcher die Bauplane unter Mitwirkung des englischen Hafenbaumeisters Rendel und des hamburgischen Wasserbaudirectors Hübbe aufgestellt wurden. Zur Entwerfung derselben fanden im vorigen Jahre an Ort und Stelle mehrfache Konferenzen der Sachverständigen statt, wobei es sich vorerst um die Herstellung eines sogenannten Nothhafens handelte. Es soll zur Anlage desselben ein in der Nähe von Heppens noch aus früherer Zeit vorhandener Molo benutzt werden, an dessen Ausbesserung und Vergrößerung man arbeitet. Nach der Vollendung dieses Werks wird zur Anlegung des eigentlichen Kriegshafens geschritten, für welchen man ein auch zur Aufnahme der schwersten Schiffe trefflich geeignetes Wassergebiet ansersehen. Die schon im vorigen Jahre von mehreren Marineoffi-

schen Kriegshafens.

zieren im ganzen Hafenbereich vorgenommenen Peilungen ergaben eine Tiefe des Wassers von 32 bis 80 Fuß. Die Vermessungen werden in diesem Jahre zur gründlichen Regulirung des Fahrwassers bis in die Nordsee fortgesetzt und haben mit dem 1. Mai bereits wieder ihren Anfang genommen. Auch die Landvermessungen, mit denen Ingenieurofficiere unter der Leitung des Generals v. Bayer beauftragt sind, erhalten in diesem Jahre eine weitere Ausdehnung. Befestigungen dürften für jetzt an der Jahde noch nicht angelegt werden, man scheint im Gegentheil damit warten zu wollen, bis die nothwendigsten Land- und Wasserbauten zur Begründung des Marineetablissements ausgeführt sind.

Nordwestlich von Dauensfeld, eine Viertelstunde vom Deich, erblickt man mit seiner auf einer kleinen Anhöhe liegenden Kirche das Dorf Heppens, welches in der Geschichte des preußischen Kriegshafens gewiß keine unbedeutende Rolle übernehmen wird. Es hat nur 350 Bewohner, deren Häuser in der Mehrzahl um den Hügel zerstreut liegen. Ein Bauernhaus macht, seinem Aeußern nach, auf jeden Fremden einen komischen Eindruck, welchen jedoch die innere Einrichtung sehr bald vortheilhaft zu verwischen vermag. Ein unförmiges, großes Dach ruht auf einer zwei bis drei Fuß hohen Mauer, an die Scheune stößt das Bienenende oder Wohnhaus, welches kleine, unterm Dach angebende Fenster hat, und unmittelbar vor der Scheune liegt der Jinsenbringer, d. h. der Dünger, dessen fast mit mathematischer Genauigkeit aufgeschichtetes Viereck den Fremden beinahe zu dem Glauben verleitet, man habe hier eine Terrasse anzubringen beabsichtigt. Was den meisten Häusern dagegen ein sehr reizendes Ansehen giebt und die Wohnlichkeit derselben erhöht, sind die kleinen Gebüsche von Eschen, schönen großen Linden und Pappeln, welche an die englischen Gartenanlagen, die wir in Britannien so sehr bewundern, erinnern. Tritt man in die Scheune, so

wird man durch die ganze Anordnung derselben angenehm überrascht. In der Mitte erheben sich zwei parallel laufende Reihen von säulenartigen Ständern, worauf das große Dach ruht und in deren Zwischenräumen die mannigfaltig reichen Gaben der Ceres aufgethürmt sind; an der vordern Seite deutet ein freigelassener Platz die Stelle an, wo die Früchte, statt mit dem früher üblichen Flegel, mit gewaltigen Dreschwalzen vermittelst Pferden ausgehülst werden. Unter dem Giebel erblickt man fünf bis sechs muthige Pferde, deren Zucht einen bedeutenden Erwerbszweig des Landmannes bildet, während an einer Seite der Wand zwanzig bis dreißig wohlbelebte schwarzbunte Kühe und Ochsen sich in behaglicher Gemüthlichkeit des Lebens zu freuen scheinen. An der entgegengesetzten Seite stehen sich dann in gewissen Abtheilungen die übrigen Hausthiere an, die Schafe ausgenommen, deren ein hiesiger Landmann nur höchstens drei bis vier aufzieht, um durch dieselben so viel an Wolle zu erhalten, als er zum Hausbedarf nöthig hat. Die Marsch-Schafe sind besonders groß und liefern nur grobe Wolle, feinere schlesische und sächsische Arten gedeihen hier nicht, weil sie das Klima und den Boden nicht vertragen können. Da sich in der Scheune Alles unter einem Dache befindet, so wird die Temperatur durch die animalische Ausdünstung sehr gehoben und eine angenehme Wärme im ganzen vermittelst eines Fensters dämmerig belenchteten Raume verbreitet.

Nachdem wir diese große Vorrathskammer durchwandelt, werden wir durch eine am hintern Ende angebrachte Thür in das Wohnhaus eingeführt, woselbst uns zunächst die höchst freundlich einladende Küche anstimmt. Alles ist hier im wahren Sinne comfortable. Der mit stets sauber gehaltenen, blau bemalten holländischen, sogenannten Estern rings ausgelegte Kamin, in welchem sich der zwei Fuß hohe Feuerherd befindet, über dessen nie erlöschendem Torffeuer der stets brodelnde Kessel an einer Kette hängt, die durch einen Mechanismus aufgezogen und herabgelassen werden kann, ist ganz geeignet, in dem Gaste die Vorempfindungen der angenehmsten Genüsse, welche seiner warten, zu erwecken; den Kaminsims schmücken glänzend polirte Zinnschüsseln, Teller, große und kleine Kaffeekannen und gewaltige Messingschüsseln in getriebener Arbeit, alte von den Voreltern herstammende Erbstücke. Von substantiellem Wesen und Gewicht für den Gaumen auch des leckersten Gourmand sind die prächtigen Schinken, Speckseiten, Nagelhölzer und Mehwürste, welche von der Decke in dichten Reihen herabwinken und mit Recht den Stolz der sorgsamen Hausfrau ausmachen. Dem Herde gegenüber stehen an den Wänden massive mit Schnitzwerken gezierte Glasschränke (Buddelcien), wo in reicher Fülle Porzellangeschirre, Silberzeug und andere werthvolle Sachen, die nur bei besondern Gelegenheiten benutzt zu werden pflegen, des Beschauers Blicke auf sich ziehen. Noch macht sich in dem weiten Raum der Küche, welche wenigstens drei Mal so groß ist, als die Wohnstube, ein gewaltiger, auf pfostenartigen Beinen ruhender Tisch bemerkbar, an welchem die gewöhnlichen Mahlzeiten, besonders des Gesindes, gehalten werden. Wie bei den Briten, dient auch hier die gemüthliche Kaminecke im Winter zum gemeinschaftlichen Sammelplatz der Hausgenossen.

Eine höchst rühmliche Eigenschaft, welche den Charakter des Landmanns sehr vortheilhaft auszeichnet, ist die Gastlichkeit, die er sich gegen jeden Fremden oder Besucher zur Pflicht macht und welche unwillkürlich an die patriarchalischen Festmahle der Vorzeit erinnert, vielleicht nur mit dem Unterschiede, daß Kultur und Mode, welche durch die den Fruchtpreisen günstigen Zeiten auch hier Eingang gefunden, die ländliche Einfachheit verdrängt haben.

Der Vorwurf, welchen man der Gegend um Heppens wegen ihrer Abgeschlossenheit und Ungeselligkeit macht, ist unbegründet. Werden in der rauhen Jahreszeit die Straßen zuweilen auch unwegsam, so erleidet das trauliche Zusammenkommen der Nachbarn doch keine Störung, und während es draußen tobt und stürmt, sieht man den Landmann gesellig sich die Zeit vertreiben oder in behaglicher Wohnung behäbig sich des Lebens freuen.

Erlkönig und Waldvöglein.

Von Beta in London.

Eine deutsche Frau in London vernahm neulich plötzlich aus dem ihr unverständlichen, unaufhörlichen Straßengeschrei der Ausrufer, Musikanten und Bettelsänger die heimathlichen Töne: „Wir winden Dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Sei—ide". Das Heimweh rieselte ihr heiß über die Nerven und warme Tropfen quollen ihr aus den Augen, so schlecht und falsch die arme Singbettlerin aus Thüringen auch den Carl Maria v. Weber verherrlichte und ihre aus Holzspähnen geschlitzten kleinen Besen dabei wie einen Taktstock gestientirte und feil bot. Es kam hier auch gar nicht auf Richtigkeit und Wirtuosität an: die zum Betteln herabgewürdigte, abgedroschene deutsche Melodie reicht hin, die Musik eines ganzen vergangenen Lebens auf deutschem Boden und dessen „Häuslichkeit, Familienglück und Bürgerwohl", die Jugendgespielinnen darauf, verwandte liebe Gestalten und fremdliche Gesichter, erstes Lieben und Leiden, die Stelle, wo ihr Vater starb, wo ihre und ihrer Geschwister Wiege stand — den tausendfachen Herzensinhalt des heimathlichen Lebens in der Erinnerung der Ausgewanderten zu beleben und mit einem Male alle ihre Nervensaiten in wehmüthig-melodische Schwingungen zu versetzen.

Was wir in uns selbst haben und von Außen angeregt, Schätze des Genusses in uns selbst producirt, ist auch in der Kunst die Hauptsache, so daß auch schlechte Musikanten in uns gut zu spielen vermögen. Wurde doch auch unlängst ein deutscher Wanderer über die Wüsten und Prairien, die sich zwischen der Ost- und Westseite Nordamerika's strecken, auf das Tiefste gerührt und erfreut, als er eine deutsche Melodie in einen Indianerstamm hineinsingend, plötzlich von dem Häuptlinge desselben in Wiederholung der letzten Reime unterstützt ward, wenn auch rauh und heiser. Ein Teutscher war Indianer-Häuptling geworden. Und überall auf der Erde bemerkt man Deutsche, wenn nicht schon als Häupter, so doch auf dem Wege, Fürsten und Führer einer neuen Weltcultur zu werden. Die nationalen Engländer schimpfen fürchterlich auf den „Germanismus", unter dessen Regierung sie stehen, und die alten Nationalrussen unterliegen in allen Sphären des Staates und des Lebens den Deutschen. Unlängst wurde Dr. Gruner aus Baiern zum „Generalissimus" von Staats- und gelehrten Sachen Egyptens in Cairo erhoben, und Perser und Araber, Kopten und Türken, Abyssinier und Gesandte von Darfur drängen sich in seinem Vorzimmer, und er redet mit Jedem in dessen Sprache, Abends aber singt er mit seinen schönen egyptischen Damen deutsche Lieder.*)

Die Musik ist die unmittelbarste Kunst. In ihr tritt denn auch die germanische Kulturmission für alle Welt am Ersten und Augenscheinlichsten hervor. In Amerika und England sind deutsche Gesangs-Vereine und Musikgesellschaften bereits die herrschenden Vorsänger und Kanteren aller musikalischen Leute. England, das am Nächsten liegt, giebt und hört nur noch deutsche Kompositionen, Sänger und Sängerinnen.

Der neueste Schritt in dieser Entwickelung ist eben während dieser Inuitage geschehen. Früher sangen die Engländer nicht und liebten den Gesang so wenig, daß selbst Vögel in Käfigen nur gehalten wurden, insofern sie stumm waren. Jetzt singen Kanarienvögel u. s. w. mit einer Armee deutscher Straßenmusikanten darunter schwarzgebeizte Negersänger und gymnastische Künstler aus verschiedenen deutschen Vaterländern hier zusammengelaufen) jeden Tag um die Wette. Deutsche Musikanten entschieden den Sieg der verbetenen Sonntagsmusik direct, aber noch mehr durch ihr vorherzegangenes, langjähriges Wirken vom Bettler an bis zu Formes und Fräulein Erwelli. Deutsche hatten musikalischen Sinn in England erzogen. Wie hätte sonst die noch vor 10 Jahren nationalverhaßte Sonntagsmusik sich zum Siege durchsetzen können? In diesem Prozesse liegt mehr Geschichte, als in der geredeten Maculatur des Parlaments und Palmerston's, womit die Zeitungen ihre Leser alle Tage auf's Neue dumm machen.

* Nach der Mittheilung des Dr. G. in Dresden, der eine Zeit lang sein Gast in Cairo war.

Daß in London am 7ten und 14ten Juni die beiden ersten deutschen Concerte als solche von Deutschen gegeben und in beiden speciell deutsche Kompositionen mit deutschem Text als die eigentlichen Triumphe gerade allein stürmisch da capo verlangt wurden, diese Thatsache setzt auf englischem Boden eine sehr lange, tiefe und gründliche Vorschule und Entwickelung deutschen Wesens voraus und giebt den beiden musikalischen Festen die Bedeutung einer gewonnenen Kulturschlacht. Nach der unmittelbarsten Kunst der Musik kommen die substantiellsten der „geformten Musik" oder Architectur, der man schon einzelne und Reihen von Tempeln in neuen Staattheilen errichtet, der Sculptur, Malerei und Poesie, für welche Pioniere und Priester aus deutschen Landen schon längst in England und Amerika vorgearbeitet haben.

Wir beabsichtigen keine musikalische Kritik über die beiden Concerte, sondern suchen nur, was darin germanisch Bedeutsames auftlang und triumphirend wirkte, in Wort und Schrift festzuhalten.

Am 7. Juni versammelten sich Englischvormittags 2½ Uhr in dem schönen Saale am St. James Park, Willis' Rooms, unter der Patronage des Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar um Herrn Moriz Nabich von der weimarischen Kapelle und seine mitwirkenden Freunde, die Herren Ries, Schachner, Haussmann, Werner, Pollher, Vogel, Pickeart und Rockitansky, so wie die gefeierten Damen Mad. und Madm. Rudersdorff zwischen einem Meere von blumigen Damenhüten und lockigen Gesichtern, darunter eine Menge verschollener und nur noch in trüber Erinnerung Deutschlands lebender Größen und Kleinigkeiten. Es war als sähe man einen Tag Deutschlands aus einem Jahre 40 wieder auferstanden. Hier tauchte aus einem Damenhutflore das feiste, gutmüthige Gesicht Freiligrath's hervor. Nicht weit davon versteckte sich die Physiognomie des kleinen, eitel lächelnden Johannes Ronge, der sich immer noch für einen Johannes hält, obgleich sich Niemand so leicht von ihm taufen läßt (und dann ist der Getaufte auch noch lange kein Heiland). Als Contrast ragt dort riesig mit schimmelig gewordenem Barte der auf hohen Schultern sitzende Kopf Gottfried Kinkel's. Wer ist das nicht weit links von ihm? „Corvin," heißt es, der ehemalige Commandant von Rastatt, der nur aus Zufall nicht erschossen ward. Der kleine Mann mit farbigem Bart und dem dünnen Gesichte dort war eine Größe in der berliner National-Versammlung, der dicke, farmerartige Blonde nicht weit davon — in der Paulskirche. Dort ehemalige Helden der berliner, hier der wiener und anderer Pressen — alle verstreut und in den verschiedensten Berufsarbeiten und Missionen mit dem sie umdrängenden England verbunden — unter englischen Herren und Damen sitzend, deren weißgepuderte Diener draußen vor der Thür mit weißfeidnen, wattirten Strümpfen in der Sonne glänzten.

Wir schildern das Concert nicht, nicht Spohr's herrliches Quartett, nicht des Männerbasses Grundgewalt von Rockitansky, auch nicht die Virtuosenmeisterstücke des Concertgebers M. Nabich, der Madame Rudersdorff, selbst nicht Haussmann's rührenden Gesang auf dem Violoncello. Nur das Bedeutende, Bleibende dieser rasch vorüberfließenden deutschen Töne versuchen wir festzuhalten, wie es das Publikum durch leidenschaftliche Dacapo's versuchte. Ist es nicht bedeutend und eine große, schöne Lehre für alle Künstler, ein Sieg des deutschen Genius über das in einer Brust treulose, disharmonische England, daß in beiden deutschen Concerten die einfachsten und nur die einfachen, deutschen Lieder zweimal verlangt wurden, zurückgerufen mit einer Begeisterung, einer Leidenschaft, wie nur irgend Jemand zum Augenblicke sagen kann: „Verweile doch, du bist so schön!"

O dieses „Waldvöglein" von Lachner, gesungen von Madame Rudersdorff und von M. Nabich mit seiner berühmten Tenor-Posaune begleitet, war ein Ereignis in der englischen Kunst- und Geschmacksgeschichte. „Das Vöglein hat ein schönes Loos!" Die Sängerin bewies es durch die warmen, süßen Töne ihrer Stimme, der Concertgeber bewies es noch tiefgreifender, materischer durch die zartesten, einfachsten, gezogenen Hauche aus seinem mysteriösen Instrumente, das vorher so erschütternd schmetterte und die Todten zum Weltgerichte erwecken zu wollen schien. Die Sängerin und der Instrumentalist, Beide wetteifernd, durch Zartheit, Naivetät und Einfachheit des Tones das schöne Loos des Waldvöglein in jedem Zuhörer gleichsam einheimisch zu machen: jetzt die aufjauchzende Freude seiner liederreichen Brust, dann den klagenden einsamen Liebesschmerz seines kleinen Herzens, die süße Erhörung im perlenden Thau des Mainvorgens und sein Jubeln im vollen Chor aller Mitsänger des Waldes, seine mütterliche, unermüdliche Sorgfalt um ein piependes Nest voller Gelbschnäbel, noch mehr das schöne Loos, daß er von Deutschen componirt, gesungen und gespielt als Gesandter und Missionär eines an Schönheit und Poesie so weltreichen Volkes sich den ganzen, vollgedrängten Saal eines auserwählten Publikums in einem andern Laude unterwarf und gewiß mit einem einzigen Schlage Tausende von zarten Fingerchen und Kehlen bekehrte. Ich wette darauf, daß seitdem die Hälfte der anwesenden Damen mit Leidenschaft dieses deutsche Waldvöglein singen. Freilich diese nadich'sche Begleitung ist nur einmal möglich, nur aus diesem Instrumente, als dem Sprachrohre eines vollendeten Künstlers und edel, frisch und tiefsühlenden Menschen. Solche Töne mit solcher Farbe, von solcher Innigkeit und Wärme werden dem bloßen Virtuosen, dem ausgebildetsten Techniker nie zugänglich. Dazu gehört der Liebes- und Schönheitsadel eines vollen, kräftigen, tiefsühlenden Herzens.

Noch drastischer war der Sieg des deutschen Liedes und der deutschen Kunst in dem Concerte der Gebrüder Ganz aus Berlin in Hanover Square Rooms. Die beiden königlichen Concertmeister sind als Violin- und Violoncell-Virtuosen dem musikalischen Publikum in Deutschland zur Genüge bekannt, denn dafür giebt's in Berlin seit einem halben Jahrhundert den Reißbah, ohne welchen kein musikalischer Künstler berühmt werden konnte, dafür giebt's in Berlin fast eben so viele Musikkritiker, als Musiker. So vollendet die Gebrüder Ganz in ihrer Technik sind, als Missionäre der deutschen Poesie- und Kunstschätze im Auslande sind sie eben zu virtuosisch und kalt. Was wirken und erobern will auf diesem Gebiete, muß aus dem Urquell schöpfen und ein Herz dazu mitbringen. Als Totalität war aber das Concert mit Mlle. Rudersdorff, Clara Novello, Jenny Baur, Biardot Garcia und den Herren Formes, Reichardt und Benedict ein siegreich deutsches vor einem Publikum, das 40 namentlich auf den Zetteln genannte „Protectoren" und Patroninnen aus den englischen Herzog- und Grafenständen und demnach die höchste Elite in sich schloß. Und solch' eine concentrirte Virtuosität! Ich hörte Alles ruhig mit an, ohne etwas Anderes dabei zu fühlen, als gelegentliche Verwunderung, daß die Sängerin oder der Instrumentalist nicht den Hals dabei breche. Das Publikum klatscht dann auch in der Regel aus Freude, daß der Künstler glücklich durchkam, ohne den Hals und die Beine zu brechen. Ich nehme nur Herrn Reichardt aus, der wirklich als ein Künstler sang, „dem Gesang gegeben", Madame Rudersdorff und das kosmopolitische Genie Biardot Garcia. Es ward in allen Sprachen gesungen und Alles gebührend mit Beifall belohnt. Als aber die auf allen Bühnen und in allen Sprachen und Gesängen der Völker einheimische Garcia mit dem Goethe-Schubert'schen Erlkönig kam wurde, legte sich athemloses Schweigen des andächtigsten Hörens über die ganze, glänzende Versammlung. Noch nie vernahm ich die Schönheit und consonantische Malerei unserer geliebten deutschen Sprache so klar, so vollaustönend in jedem einzelnen Laute und Mitlauter jedes einzelnen Wortes, als aus diesem berühmten, genialen Sängerinmunde. Und dieses dramatische Feuer des Ausdruckes. Der ängstliche Knabe, der rationell-beschwichtigende Vater, die verführerischen Lockungen des Erlkönigs und seiner Tochter — dieser Spuk nächtlichen Grausens in der Liederphantasie, sich plötzlich steigernd zur tödtlichen Gewalt in der, von keiner Reflexion und Naturwissenschaft bewaffneten Einbildungskraft des Kindes — das Alles trat deutlich und scharf in Ton, Ausdruck und Gesticulation hervor. Vor mir erhob sich das klassische Deutschland, das idealistische Deutschland mit seinen unerschöpflichen Schätzen an Liedern und Tönen und klassischen Schöpfungen für alle Welt und alle Zeiten. Deutschland ohne Bayonnette und Polizei, ohne Ketten und Kerker, das schöne Deutschland mit seiner, mit meiner Muttersprache vor mir tönend und klingend. Ein heißes Heimweh zog mich aus England mit seinen verquetschten Tönen und kalten Gesichtern mit ganzem Herzen an den Busen dieses Landes meiner Muttersprache, mit einem ehemaligen Weimar, mit dem ewigen Dichter des Erlkönigs, mit so vielen unsterblichen Sängern und Priestern des Schönen, nach Deutschland, wo auch mir ein lieber, blondlockiger Knabe aus den Armen gerissen ward und von einer Macht, welche sich der Erlkönig gewiß nie an die Seite stellen lassen würde, so erbärmlich und poesieles war sie, nach Deutschland, wo dessen blondlockige Mutter ihre trenen, blauen Augen zum letzten Schimmer schloß. —

Sie sang, sie sang und sprach endlich plötzlich „das Kind!“ Da war's um allen Halt vor dem Publikum geschehen. Rücksichtslos stürzten heiße, trostreiche, lindernde Thränen aus den Augen und ließen sich nicht zähmen. Der glänzende, vollgedrückte Saal betrauerte den Tod des Kindes einige Secunden lang mit Todtenstille. Dann brach ein Sturm aus, wie ihn nur das entfesselte Herz großer begeisterter Massen losbrechen lassen mag. Der Erlkönig, und nur der Erlkönig, mußte vor dem englischen Publikum wiederholt werden. Die Hand eines theilnehmenden Herzens an meiner Seite suchte meine Thränen zu trocknen, aber das Auge bekam erst seine Kraft wieder und verlor seinen Thränenschleier, als es getröstet auf dieses von Deutschlands klassischem Genius warm geworbene und gewonnene Publikum umher sah. Ich war ja mitten in einem neugewonnenen Deutschland! Als aber Madame Anderdorff hernach fragte: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?“ dacht' ich immer wieder an das Land, wo Pflanmenbäume blüh'n und Herzkirschen schwellen und deutsche Herzen in der Sprache Goethe's aufklingen und sich austönen.

Blätter und Blüthen.

Eine bekannte und doch unbekannte Krankheit. Es giebt eine Krankheit, die zwar hauptsächlich im Gemüth liegt, aber den Körper ebenfalls oft bedeutend angreift, und vorzugsweise Männer von feinem Gefühl und bedeutender Geistesthätigkeit in den mittleren Jahren befällt. Wir haben im Grunde keinen Namen für sie, ja die Leser haben vielleicht die Sache, die ihnen sicherlich bekannt ist, noch nie als Krankheit bezeichnen hören. Wir möchten sie die Vierzig-Jahre-krankheit nennen. Wenn nämlich der gebildete Mann durch unablässiges Mühen, Sorgen und Denken jene Hochebene des Lebens erreicht hat, wie man die gewonnene feste Stellung im Amt und Geschäft wohl nennen kann, verliert der Trieb und Drang, der ihn bis dahin verwärts brachte, allmälig seine Gewalt. Man vergönnt sich gelegentlich Zeit, zu Athem zu kommen und sich umzuschauen — rückwärts nach dem steilen Pfade, den man emporgekommen und auf die neue nach vorn sich ausbreitende gleichförmige Fläche. Da fragt das Herz oder der Geist sich oft: „Und das war alles? Darum habe ich mich so lange und so anstrengend gemüht? Der staubige, gleichförmige Weg vor mir der alleinige Lohn für mein Streben? Der Haufen Geld oder Actien das einzige Resultat aller Anstrengungen, aller Hoffnungen der Jugend?“ Weltschmerz und Lebensüberdruß, Verstimmung, Unglaube und Unruhe ergreifen das Herz und wirken störend auf den Körper ein, die Welt erscheint farb- und reizlos, alle Illusionen schwinden und der gewählte Beruf erregt Ekel. Dann und wann trägt wohl auch die Frau die Schuld dieser trüben Stimmung, indem sie mit Nichtachtung aller Ideale, die dem feinfühlenden Manne in der Brust leben, nur die Fassende, ja leider oft nur die greifende und schmollende Dame Frau zeigt, und damit eine Welt der Illusionen zerstört, für deren Verwirklichung der Mann lange mit Liebe und großem Fleiße gearbeitet. Zertretene Hoffnungen und nicht erfüllte Erwartungen machen ihn endlich wortarm und mißtrauisch, er zieht sich in sich selbst zurück und erscheint liebloß, wo er so gern durch freundliche Sorgfalt, durch sanftes Anklammergen der Frau sich die düstern Stirnfalten glätten ließ und wieder der frohe, heitere Gesell von ehedem würde. Mit jedem Tage wird sein Wesen gemüthsharger, zugeknöpfter — sein Gfück ist trotz Geld und Ehren ein armes, nicht beneidenswerthes.

Die Engländer sagen von einem solchen Kranken, er habe den Spleen, und in diesem nehmen sich bekanntlich gar manche das Leben; wir Deutsche erklären ihn mit Spott für einen Hypochondristen, statt ihn aufzurichten und für seine Genesung besorgt zu sein. Viele, meinen Viele, sei nur möglich durch eine Veränderung aus Gewohnheit, aus Heimath und allen gewohnten Verhältnissen ꝛc., durch eine größere Reise, welche durch allerlei neue Erscheinungen erfrische und kräftige, über den todten Punkt, wie man bei Maschinen sagt, hinweghebe, dem Herzen die Zeit gebe, für die weitere Wendung des Lebens sich zu sammeln, mit neuen Zwecken und Aussichten einen frischen Anlauf zu nehmen, und sich damit eine zweite Jugend zu schaffen, die dann ungeschwächt ausdaure bis an's — Ende. Möglich, daß eine solche Kur heilsam wird, obwohl wir oft genug das Gegentheil erfahren, aber wir meinen, daß ein kräftiges Schaffen und mitte Freundes- und Frauenhand das Herausreißen aus den gewohnten Verhältnissen überflüssig und den Kranken auch mitten in seinen bisherigen Kreisen gesund machen können. Das unbefriedigte Gemüth dürfte in den meisten Fällen der alleinige Grund der „Vierzig-Jahre-krankheit“ sein.

Echte Liebe. Horace Bernet erzählt in seinen Briefen aus Rußland folgende Geschichte, die sich während seines Aufenthaltes dort zutrug:

„Ein junger Mann aus der Umgegend Moskau's, mit Namen M..., hatte sich verbindlich in eine junge Zigeunerin verliebt. Er wollte sie heirathen, trotz der Gegenvorstellungen seines Vaters, der indeß Mittel fand, seinen Sohn auf einige Tage zu entfernen, während dieser Abwesenheit das junge Mädchen entführen ließ und sie an seinen Kutscher verheirathete, dem er Geld und die Freiheit schenkte. Nach der Hochzeitsnacht entfloh sie, erreichte das freie Feld und verschwand für Alle, ausgenommen für ihren Liebhaber, welcher sich stellte, als hätte er sie vergessen, und Dienste in der Garde nahm. Fünf Jahr lang blieb sie in einer Hütte verborgen, ohne daß man wußte, daß der junge Mann sie allnächtlich besuchte; er verheirathete sie sogar, um seine gänzliche Umwandlung zu zeigen. Doch seine treulose Frau, keinmuthigt über das geheimnißvolle Leben ihres Ehemannes, entdeckte endlich die Intrigue und warf sich zu den Füßen des Kaisers, um die Erlaubniß zu Erneuerung von Ehe zu bringen. Man entführte die arme Fürstin von Neuem, um sie in Gewahrsam zu bringen, und trennte sie von ihren drei Kindern, welche sie niemals wieder sah. Vier Jahre lang ertrug sie alle Schmerzen und Demüthigungen, ohne sich zu beklagen, und lieferte dem Hauke, das sie gefangen hielt, ein Beispiel der demüthigsten Ergebung. Den Gedanken schiefte man schleunigst nach dem Kaukasus, wo er sich augenblicklich noch befindet. Während der ganzen Trennungszeit konnte kein Briefwechsel zwischen den Liebenden stattfinden. — Doch ein eben von der Armee zurückgekehrter Offizier fand vor wenigen Tagen Gelegenheit, die junge Gefangene zu sprechen, und während der Unterhaltung machte er ihr begreiflich, daß sie das einzige Hinderniß der Rückkehr des Verbannten sei. Von diesem Augenblicke an war ihr Entschluß gefaßt. Sie fand Mittel zur Flucht, begab sich zur rechtmäßigen Frau des Verbannten und bat diese um Verzeihung, daß sie ihr einen Mann geraubt, welchen sie lieben müsse, da ja auch sie, die Unglückliche, ihn nicht vergessen könnte. Gleich darauf flüchtete sie sich in einen der Kanäle. Nach dem, was sie zu der Frau des Gehetzten gesagt haben soll, scheint sie ein Wesen von bewundernswürdiger Einfachheit und Erhabenheit gewesen zu sein. Sie war so schön, daß man sie den Besuchern des Hauses, in welchem sie eingeschlossen war, verbarg. Es sind noch einige Einzelheiten damit verbunden, die ich hier nicht mittheilen kann und welche die Geschichte sehr rührend machen.“

Chopin's, des berühmten Virtuosen und Componisten Tod war ergreifend, wie es der frühzeitige Tod immer ist, der die Besten und die Schönsten in ihrer Jugend dahinrafft. Er fürchtete ihn nicht; er erwartete ihn mit einer Art bittern Behagensgefühls; er war auf ihn vorbereitet. Er war schwerlungenkrank und ist geworden; seine Gleichgültigkeit gegen Alles um ihn her hatte den höchsten Grad erreicht. Die Kunst allein behauptete ihre Herrschaft; sie stirbt in denen, welche sie geliebt haben, gewiß zuletzt. Seine Schwester, die ihm, trotz der dauernden Trennung, die zärtlichste Anhänglichkeit bewahrt, eilte aus Polen zu ihm. Auch die Gräfin Delphine Potocka, eine der edelsten Frauen ihres Landes, kam, um ihm in der Sterbestunde beizustehen.

Nur wenige Stunden vor seinem Tode bemerkte er die große, schlanke, weißgekleidete Gestalt der Gräfin am Fußende seines Bettes. Er bat sie, zu singen. Die Gräfin sang unter Seufzern und Thränen. Nie war ihre Stimme so ausdrucksvoll gewesen. Sie sang einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau. „Wie schön! o mein Gott, wie schön!“ sagte er. „Noch mehr, noch mehr!“ Sie setzte sich, auf das Tiefste ergriffen, wieder an das Instrument und sang einen Psalm von Marcello. Chopin wurde schwächer; die Anwesenden waren in Angst. Unwillkürlich knieten sie Alle nieder. Niemand wagte es, zu sprechen. Die Stimme der Gräfin übertönte wie eine himmlische Melodie die Seufzer und das Schluchzen. Das Leben Chopin's ging mit der heiligen Hymne zu Ende.

Er ruht jetzt inmitten der berühmten Todten auf den Höhen des Père la Chaise. Die schöne, aus den Händen Clesinger's hervorgegangene Genius auf seinem Grabe, der melancholische Genius der Völker des Nordens, der seine Lyra verbricht und seine marmornen Thränen auf das Grab weint, dieser schöne Genius schweigsamen Schmerzes wird für alle Zukunft das treueste Abbild Friedrich Chopin's sein.

Erklärung und Bitte!

Wiederholt habe ich erklärt und erkläre es hiermit nochmals: „nur ein gewissenloser Charlatan oder ein unwissender Heilkünstler kurirt, ohne vorherige genaue Untersuchung des Patienten, aus der Ferne brieflich“ Trotz dieser öfteren Erklärung gehen mir doch fortwährend Briefe mit Krankheitsbeschreibungen und Verlangen nach ärztlichem Rathe zu. Ich bitte deshalb die geehrten Leser meiner Aufsätze, sich und mich durch solche Briefe doch nicht weiter incommodiren zu wollen.

Prof. Dr. Bock.

„Aus der Fremde“ Nr. 27 enthält:
Ein katholischer Missionär in Texas. — Die Hundestadt. (Mit Abbildung.) — Eine Engländerin in Persien. — Aus allen Reichen: Liebesgeschichten von der Gletscherwelt in Afrika. — Vor einem Friedensrichter im fernen Westen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 28. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Spiele des Zufalls.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Die Bestürzung, die sich Elise's über diese Unhöflichkeit ihres Mannes bemächtigte, wich nach einigen Augenblicken einer gerechten Entrüstung. Sie trat zu dem Fenster. Als sie gesehen, daß Wilhelmine den Wagen bestiegen hatte, legte sie Hut und Mantel wieder ab. Elise erschien jetzt in einem einfachen Kleide von grauer Seide, das ihre jugendlichen, reizenden Körperformen im hellsten Lichte zeigte. Mit bedauernden Blicken betrachtete sie ihren Mann, der, die rechte Hand in die Brustöffnung der Weste gesteckt, auf und abging. Die Blässe seines Gesichts ward durch den schwarzen Bart, der es gleichsam einrahmte, gehoben; seine Augen glüheten in einem düstern Feuer. Es ließ sich nicht verkennen, daß ihn etwas Ungewöhnliches aufgeregt hatte, denn heute überschritt der gebildete Mann zum ersten Male die Grenzen des Anstandes.

„Bernhard," begann die junge Frau mit bewegter Stimme, „Du hast Wilhelminen die Thür gezeigt. Ich habe seit einiger Zeit schon Deine Abneigung gegen sie bemerkt; aber ich war weit entfernt zu glauben, daß Du sie ihr auf diese Weise zu erkennen geben würdest, eine Weise, die mich nicht minder kränken muß, als meine Freundin."

„Dich kränken?" fragte Bernhard bitter, indem er stehen blieb und seine Frau mit durchbohrenden Blicken anfah. „Das ist unerhört! Eine Frau fühlt sich gekränkt, wenn der Mann ihre Ehre und seine eigene zu wahren sucht!"

„Was ist das? Was ist das?" fuhr Elise auf.

„Es sind die Worte Deines Mannes, der ein Recht hat, Dich an Deine Pflicht zu mahnen; der ein Recht hat, so zu handeln, wenn Du gewissenlos genug bist, jede Rücksicht zu vergessen, die Dir Sitte und Anstand auferlegen. Welch' ein Glück, daß ich zeitig mein Haus betrat! Wie würde man lächeln und die Achseln zucken, wenn man sich diesen Abend in das Ohr flüsterte: Madame Rudolphi hat sich heute mit Frau von Beck in der Gemäldegallerie gezeigt! Elise, ich verbiete Dir jeden Umgang mit Frau von Beck."

Die junge Frau zuckte zusammen; das Wort „verbieten" beleidigte ihren Stolz. Aber noch verlor sie die ruhige Würde nicht, die sie seit dem Beginne der Scene beobachtet hatte.

„Du bist mein Mann," sagte sie mit bewegter Stimme; „aber ich bin auch Deine Frau, und als solche habe ich meine Rechte. Von diesen Rechten nehme ich vorzüglich das in Anspruch, daß Du mich achtest. Es ist eine Erniedrigung für jede Frau, wenn der Mann sie mit unbegründeter Eifersucht verfolgt. Lächele nur, Bernhard, Dein Benehmen gegen mich wird ausschließlich von der Eifersucht geleitet — ich scheue mich nicht, es heute auszusprechen, da Du mich auch der letzten Freundin beraubt hast, die mir seit einem Jahre geblieben ist. Ich habe bisher geschwiegen, weil ich in Wilhelminens Umgange Alles fand, was ich wünschte, und weil ich Dir durch mein eingezogenes Leben beweisen wollte, daß Du einen unwürdigen Verdacht gegen Deine Frau hegst. Aber Alles hat seine Grenzen, und so auch meine Geduld."

„Auch Deine Geduld?" rief Bernhard höhnend.

„Ja, denn ich habe es ertragen, daß man mich belächelte und bemitleidete — vielleicht auch, daß man mich für schuldig erachtet hat, indem ich mich Deinen seltsamen Anordnungen fügte. Jetzt vermag ich es nicht mehr," rief sie mit imponirender Hoheit; „und willst Du, daß ich nicht zu ekelanten Schritten meine Zuflucht nehme, so gieb mir die Freiheit des Handelns, zu der mich meine Stellung und mein Betragen berechtigen. Wilhelmine ist schwer beleidigt; ich eile ihr nach, um ihr zu sagen — —"

„Du wirst bleiben, Elise; wenn Du mich gehört hast, überlasse ich Deinem Urtheile, ob mein Benehmen von der Eifersucht oder von der Ehre dictirt ist."

Bernhard führte seine Frau zu dem Sopha, und ließ sich dann neben ihr nieder.

„Herr von Beck," begann er, „ist mir von jeher eine räthselhafte Person gewesen; ich glaube es mehr als einmal gegen Dich ausgesprochen zu haben. Dein freundschaftliches Verhältniß zu Wilhelminen bestimmte mich, im Stillen Erkundigungen über ihn einzuziehen, und diesen Morgen ist es mir gelungen, Näheres zu erfahren."

„Was hast Du erfahren?" fragte Elise, deren Neugierde erwachte.

„Daß Herr Emil von Beck ein Glücksritter, ein Spieler von Profession, ein Roué ist, der von seinen Verbindungen mit reichen Leuten lebt. Die bleiche, interessante Wilhelmine, die überall Sympathien erweckt, ist seine getreue Helferin; sie unterhält zarte Freundschaftsverbindungen mit den Frauen, und vielleicht auch mit den Männern, die kurzsichtig genug sind, in die ihnen gelegte Schlinge zu gehen."

„Bernhard, Bernhard," rief die junge Frau entsetzt, „kannst Du so abscheuliche Dinge glauben?"

„Ich zweifle nicht einen Augenblick daran!"

„Aber ich, ich, die Freundin Wilhelminens! Der Verbreiter

dieser Gerüchte ist ein ehrloser Verleumder, ein Elender, der verdient, daß man ihn zur Rechenschaft zieht!"

„O, diese glühende Vertheidigung!" rief Bernhard bitter. „Mir scheint, der schmachtende Herr von Beck hat ein günstiges Terrain für seine Manipulationen gefunden."

Elise erhob sich.

„Bernhard," sagte sie mit bebenden Lippen, „diese letzte Kränkung kann ich Dir nicht verzeihen, denn sie greift das einzige Gut an, das ich Dir mitgebracht habe. Ich war arm, als Du mich kennen und lieben lerntest, und darum hielt ich Deine Liebe für wahr und aufrichtig. Du botest mir Deine Hand an — ich zögerte nicht, sie zu empfangen, weil ich Dich liebte und weil ich meine Ehre eben so hoch anschlug, als Dein Vermögen. Die Gattin eines reichen, geachteten Mannes zu werden, hielt ich mich für würdig, und daß ich fähig sei, Dein Glück vollständig zu machen, hast Du mir mehr als tausendmal gesagt —"

„O gewiß, Elise," unterbrach sie der junge Mann, „von Dir hängt mein ganzes Glück, aber auch mein Unglück ab. Du bist mein Stolz, und ich sehe mich gern von Andern beneidet; aber sobald ich aufhören muß, stolz auf Dich zu sein, sobald man mich mitleidig belächelt, bin ich unglücklich. Und dieser Zeitpunkt, Elise, droht jetzt einzutreten, wenn er nicht schon eingetreten ist. Mein Gott, was fordere ich denn von Dir? Fällt es Dir denn so schwer, der Ruhe Deines Mannes, der Dich anbetet, ein Opfer zu bringen? Steht Dir Frau von Beck höher, als Dein Mann? Findest Du keine Befriedigung mehr in seiner Liebe? Was hast Du mir auf alle diese Fragen zu antworten?"

Die junge Frau ergriff liebreich die Hand ihres Mannes.

„Bernhard," sagte sie in einem milden Tone, „als Antwort richte ich eine Frage an Dich: was würdest Du sagen, wenn ich von Dir forderte, daß Du Deinen Umgang mit den Männern einstellen solltest, die im Besitze schöner Frauen sind? Wenn ich Dir z. B. jetzt sagte: meine Ehre erfordert es, daß Du Herrn W. nicht mehr empfängst, der mit einer schönen, aber koketten Frau verheirathet ist? Läge in dieser Forderung nicht ein Mißtrauen, das Dich verletzen muß? Ich achte Dich zu hoch, mein lieber Freund, um auch nur den Gedanken zu fassen, daß Du mich je hintergehen könntest. Und diese Achtung fordere ich auch von Dir. Es giebt keine wahre und beglückende Liebe, die sich nicht auf Achtung und gegenseitiges Vertrauen gründet. Wilhelmine liebt ihren Gatten eben so zärtlich, als ich Dich liebe, und er betet sie an, wie eine Heilige, die sich herabläßt, ihn glücklich zu machen — was für eine traurige Figur würde ich spielen, wollte ich zwischen diese Liebe treten! Bernhard, lerne besser von mir denken und erniedrige mich nicht durch ein verletzendes Mißtrauen."

Bernhard fühlte sich fast besiegt durch diese, mit einer unbeschreiblichen Innigkeit gesprochenen Worte; aber das Mißtrauen hatte einmal Wurzel gefaßt, und er konnte es nicht verbannen. Ihm schien selbst, als ob Elise alle ihre Reize zu Hülfe nahm, um seinen Verdacht einzuschläfern.

„Den Mittheilungen gegenüber, die man mir über Herrn von Beck gemacht hat, kann ich Deine Gründe nicht gelten lassen!" murmelte er, die Blicke von der reizenden Frau abwendend. „Ein Mann in meiner Stellung muß auch der öffentlichen Meinung Rechnung tragen. Elise, zeige durch Deine Willfährigkeit, daß man Dich unschuldig verleumdet hat!"

„Verleumdet!" flüsterte sie, bestürzt über die kalte Ruhe ihres Mannes. „Wohlan, ich werde es beweisen," fügte sie würdevoll hinzu; „aber nur durch Mittel, die nach meiner Ansicht dazu geeignet sind!"

Sie verließ den Saal, ohne ihren Mann zu grüßen.

Bernhard sah einige Augenblicke unverwandt auf die Thür, durch die sie verschwunden war. Einen solchen Widerstand hatte er nicht erwartet. Seine Pulse klopften fieberhaft, seine Augen glüheten, seine Lippen zitterten.

„So wäre denn der Kampf eröffnet!" murmelte er. „Meine Frau ist eine Schönheit, aber eine stolze, herzlose, kokette Schönheit, die vernichtet, statt zu entzücken. Sie kennt die Macht ihrer Reize, sie weiß, wie sie mich gefesselt hält; aber auch ich setze ihr Stolz entgegen, und werde die Fesseln zu brechen suchen. Wer mir das vor drei Jahren gesagt hätte, selbst vor einem Jahre noch, als diese Syrene weinend an meinem Krankenbette saß! Die Frauen lügen alle, alle; ihre Empfindungen sind erheuchelt, und ihre Thränen, ihr Lächeln, ihr Schmerz und ihre Freude Maske! Die Lüge ist das Fundament ihrer Sprache, und die Wahrheit bildet nur eine Ausnahme. Die Tugend üben sie nur aus Laune oder Berechnung. Und einer solchen Syrene habe ich meine Ehre anvertraut! Ah, wir werden ja sehen, wer Sieger bleibt!"

Zitternd verließ er den Saal. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als man ihm Herrn von Beck anmeldete. Ueberrascht sah er den Diener an.

„Herr von Beck?" fragte er.

„Herr von Beck!" wiederholte der Diener.

„Man weise ihn ab!"

Der Diener wollte sich entfernen.

„Josef!" rief der Herr.

Josef kam gehorsam zurück.

„Unter welchem Vorwande willst Du den Besuch abweisen?" fragte Bernhard.

„Ich werde angeben, daß Sie nicht zu Hause seien."

„Nein, nein!"

„Oder daß Sie unpäßlich sind —"

Bernhard ging unschlüssig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und sagte:

„Laß Herrn von Beck eintreten!"

Josef entfernte sich.

„Es ist besser, daß ich ihn empfange," flüsterte Bernhard vor sich hin. „Ohne Zweifel hat ihm seine Frau meine Aeußerungen mitgetheilt — es wäre feig, wollte ich mich verleugnen lassen. Wollen sehen, wie der gute Mann sich benimmt. Wird er hält mich ab, ihm die Wahrheit in das Gesicht zu sagen? Doch nein, ich muß vorsichtig sein, da mir noch Beweise fehlen. Ein falscher Roué verwickelt mich in einen Criminalproceß, und die Proceße sind mir in tiefster Seele verhaßt."

In diesem Augenblicke öffnete Josef die Thür, und ein junger, höchst elegant gekleideter Mann trat ein.

„Störe ich?" fragte er lächelnd, indem er dem Herrn vom Hause die Hand reichte.

Bernhard war überrascht, ein so ruhiges, freundliches Gesicht zu sehen. Statt zu antworten, gab er dem Diener Befehl, sich zu entfernen.

III.

Der Herr von Beck, der Zankapfel der beiden Gatten, war ein junger Mann von vielleicht achtundzwanzig Jahren. Seine Manieren waren gewandt und aristokratisch wie sein Aeußeres. Bleicher Teint, blaue Augen, dunkeles Haar und ein schwarzer Schnurrbart machten seinen Kopf modern, interessant. Seine Toilette war untadelhaft, reich und nach dem neuesten Geschmacke. Bernhard erfaßte alle diese Eigenschaften, die den Besitzer bei den Frauen gefährlich machten, mit dem scharfen Blicke der Eifersucht. Und dieser Mann war Wilhelminens Gatte, von dem man so Mancherlei in's Ohr flüsterte.

„Was giebt mir die Ehre Ihres Besuchs?" fragte Bernhard.

Der junge Elegant war erstaunt über den kalten, höflichen Ton, er schien ihn selbst in Verlegenheit zu setzen. Doch nur wie ein Blitz zuckte dieser Ausdruck über sein Gesicht, das im nächsten Momente zwar die Freundlichkeit verloren, aber dafür einen ruhigen Ernst gewonnen hatte.

„Mein Besuch, mein Herr, hat einen seltsamen, aber dabei sehr wichtigen Grund. Die Absicht, eine delikate Angelegenheit delikat zu behandeln, gebe ich jetzt auf, da Ihr Empfang nicht der Stimmung entspricht, in der ich Sie anzutreffen voraussetzte. Ich wende mich jetzt an den Mann von Stande, von Charakter, von — Ehre!"

„Er weiß bereits Alles; ich werde bei dem Manne fahren, wie ich bei der Frau begonnen habe!" dachte Bernhard. „Sie sehen mich bereit," antwortete er laut, „Ihnen als Mann von Charakter und von Ehre — dieses Wort betonte er — entgegenzutreten."

Beide Männer setzten sich.

„Mein Herr," begann der Gast, „wir lernten uns vor einigen Jahre in Karlsbad kennen. Für uns Männer blieb diese Bekanntschaft eine jener flüchtigen Anknüpfungen, wie man sie häufig in den Bädern macht."

„Nichts mehr!“ antwortete Bernhard, indem er sich höflich verbeugte.

„Anfangs bedauerte ich diesen Umstand,“ fuhr Herr von Beck ruhig fort.

„Und jetzt?“

„Jetzt segne ich ihn, denn er hilft mir die wichtigste Angelegenheit meines Lebens mit Ihnen ordnen.“

„Mit mir? Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung ich zu der wichtigsten Angelegenheit Ihres Lebens stehen könnte, ich, der ich mich nie um Ihre Verhältnisse gekümmert habe.“ Ich muß auf meiner Huth sein, dachte Bernhard, während Herr von Beck ruhig lächelnd vor sich hinsah; „ein unbedachtes Wort kann ihn in der Entwickelung des Planes stören, den dieser feine Schwindler bei mir anlegen zu wollen scheint. Ich will mich fassen, damit ich Elisen Beweise liefern kann.

Herr von Beck schlug seine großen melancholischen Augen auf und sagte:

„Aus der in Karlsbad angeknüpften Bekanntschaft ist für unsere Frauen eine innige Freundschaft geworden. Elise und Wilhelmine lieben sich wie Schwestern. Der Wille meiner Frau ist stets der meinige — und so kam es, daß wir unsern Winteraufenthalt in Leipzig wählten.“

„Mein Herr, ich begreife nicht, warum Sie von Dingen sprechen, die mir bekannt sind.“

„Die Ihnen bekannt sind — wer hat sie Ihnen mitgetheilt?“ fragte wie überrascht der junge Edelmann.

„Wer anders, als meine Frau! Glauben Sie nur, Elise hat vor mir keine Geheimnisse!“ fügte Bernhard betonend hinzu. „Ist Elisens Wille auch nicht immer der meinige, so kann ich ihr doch nachrühmen, daß ihre Neigung zu mir nicht um ein Haar geschwächt wird; sie fügt sich willig der Autorität ihres Mannes, und daß ich diese mit Anstand aufrecht erhalte, bedarf wohl keiner Versicherung.“

„Sie sind ein glücklicher Ehemann, Herr Rudolphi!“

„Wie meinen Sie das?“ fuhr Bernhard auf.

„Sie können bei Ihrer Frau die Autorität des Mannes geltend machen!“ antwortete ruhig Herr von Beck.

„Und was hindert Sie daran, dasselbe zu thun?“

„Meine Gattin.“

„Ah, mein Herr, Sie stehen unter dem Pantoffel!“ rief Bernhard lachend. „Soviel ich Frau von Beck kenne, muß ihr Pantoffel einen sehr weichen Absatz haben.“ Dieser Comödiant, fügte er in Gedanken hinzu, wie geschickt er den unterwürfigen Ehemann spielt. Man sollte ihn für einfältig halten, wenn man nicht wüßte, wer er wäre! „Also, mein Herr,“ fragte er laut, „Ihre Gattin leidet nicht, daß Sie die Autorität des Ehemanns zeigen? Demnach ist sie die Autorität im Hause?“

„Hören Sie mich ganz an,“ sagte Herr von Beck, dessen Stirn sich plötzlich verfinsterte. „Ein tranriges Schicksal zwingt mich, Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen, das nie über meine Lippen gekommen wäre, wenn ich energisch gegen meine Frau auftreten könnte. Wilhelmine ist ein so zart organisirtes Wesen, so nervenschwach, so empfindsam, fast möchte ich sagen, so ätherisch, daß ich jede starke Aufregung vermeiden muß, wenn ich sie mir erhalten will; der kleinste Widerspruch verursacht ihr Nervenanfälle; selbst guttartige Erregungen, wie Freude und Entzücken, sind ihr schädlich. Sie begreifen wohl die schwierige Stellung, die ich meiner Frau gegenüber einnehme.

„Das ist nicht schwer!“ murmelte Rudolphi, der Alles für eine schlau ersonnene List hielt.

„Seit Wilhelmine die Freundin Ihrer Gattin ist, ist diese Stellung noch schwieriger geworden.“

„So!“ rief Bernhard verwundert. „Wie ist das möglich?“

„Mein Herr, ich komme jetzt zu dem Punkte, den ich Ihrer Ehre, Ihrer Rechtschaffenheit anvertraue,“ sagte Herr von Beck, indem er Rudolphi mit treuherzigen Blicken ansah. „Darf ich mich versichert halten, daß wir als Männer zu einander sprechen?“

Bernhard verneigte sich, als Zeichen der Zustimmung.

„So bitte ich Sie, dahin zu wirken, daß das freundschaftliche Verhältniß unserer Gattinnen gelockert und nach und nach zu einer oberflächlichen Bekanntschaft zurückgeführt werde. Daß rücksichtlich Wilhelminens die größte Discretion zu beobachten ist, hebe ich nicht besonders hervor, da ich mich dessen von Ihnen versehen darf. Dieser Dienst ist mir so wichtig, daß er mich zu Ihrem ewigen Schuldner macht.“

„Das ist wahrhaftig eine seltsame Forderung!“ rief der erstaunte Bernhard. „Sie wollen also, daß ich den Bruch zwischen den beiden Damen vermittele? Herr von Beck,“ fügte er hinzu, indem er aufstand, „wollen Sie mich mystificiren?“

Auch der Edelmann verließ überrascht seinen Platz.

„Wie, mystificiren?“ fragte er. „Ich bin in den vollen Vertrauen gekommen, daß Sie eben soviel Rücksicht auf Ihre Gattin, als auf die meinige nehmen werden.“

„Gewiß, mein Herr, gewiß; ich nehme selbst noch mehr Rücksicht auf meine Frau, als auf die Ihrige, wenn ich Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches verspreche, was hiermit geschieht.“

Der Edelmann begriff den Sinn dieser Worte nicht, da er nicht ahnte, daß Bernhard auf ihn eifersüchtig war.

„Sie haben Recht, mein Herr,“ murmelte er; „Ihre Gattin steht Ihnen näher, als die meinige.“

Dann verbeugte er sich, und wollte das Zimmer verlassen.

„Herr von Beck!“ rief Bernhard, dem die letzte Phrase anfgefallen war.

Der Gerufene wandte sich noch einmal, und sah fragend den Bewohner des Zimmers an.

„Ich habe Ihnen die Gewährung Ihres Wunsches bereitwillig zugesagt,“ begann Rudolphi.

„Eine Gefälligkeit, für die ich Ihnen danke.“

„Aber was veranlaßt Sie, diesen Wunsch auszusprechen? Nennen Sie mir ohne Umschweife den Grund, denn wir sprechen als Männer.“

Herr von Beck nahm die Miene eines Mannes an, der plötzlich an einen Gegenstand erinnert wird, den er vergessen hat.

„Ich nehme keinen Anstand, als Mann zu dem Mann zu reden. Wie ich Ihnen schon gesagt, so legt mir die feine Organisation meiner Frau die zartesten Rücksichten auf. Einige Verleumder haben es gewagt, Wilhelminens Ehre anzutasten. Der Punkt der Ehre ist die empfindlichste Seite —“

„Ein wahrer Satz, Herr von Beck, den sich jeder Mann tief einprägen sollte.“

„O, Sie werden mich ganz verstehen!“ rief Herr von Beck gerührt. „Die Medisance, diese scheußliche Hyder, hat also Verunthungen ausgesprochen, die Wilhelminens Ehre befleckten; aber auch die Ihrige, mein Herr, der Sie mit einer schönen, liebenswürdigen Frau verheirathet sind. Sie als Mann können energischer handeln —“

„Himmel, wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie wohl gar eifersüchtig auf mich?“

„Sie kennen jetzt die Situation, mein Herr; handeln Sie danach!“

Nach einer graziöser Verneigung entfernte sich Herr von Beck. Bernhard stand einen Augenblick wie angewurzelt.

„Nein, es ist wahrlich zu arg!“ rief er aus. „O, es ist nicht zu leugnen, dieser Mensch ist ein abgefeimter Roué, ein listiger Schurke, vor dem man sich wahren muß. Wie trenherzig, wie sentimental er von seiner zart organisirten Gattin sprach! Und doch weiß man, daß Beide stets im Einverständnisse handeln. Der Bursche sollte nicht wissen, was bereits geschehen ist? Die bleiche Frau sollte ihm nicht schon die Scene von diesem Morgen mitgetheilt haben? O, mein lieber Herr von Beck, Sie sind auf den unrechten Mann gestoßen, mich sollen Sie nicht täuschen. Ich werde Ihnen die Maske abreißen, um Sie in Ihrer ganzen Blöße dem Kreise zu zeigen, den Sie bisher dupirt haben. Das ist wahrlich nicht übel ersonnen: er bringt mich mit seiner Frau in's Gerede, spielt den beleidigten Ehemann und bittet mich, als den Mann von Ehre, die Ehre seiner Frau zu retten, während er die meinige mit Füßen tritt — wahrlich, eine solche Intrigue kann nur der abgefeimteste Roué ersinnen und ausführen!“

Ein Diener rief den Herrn zu Tische. Auch Elise erschien; aber sie sprach nur wenig, und zeigte dem eifersüchtigen Gemahl ein erzürntes Gesicht.

„Ich behaupte mein Recht!“ dachte Bernhard, als er den Tisch verließ.

„Er soll sein Unrecht bald einsehen!“ dachte Elise, indem sie ihr Zimmer betrat.

Während Bernhard spazieren ritt, schrieb Etise einen Brief an Wilhelminen.

Als der Herr von Beck seine Wohnung betrat, eilte er in das Zimmer seiner Gattin. Es war leer.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er das Kammermädchen.

„Die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, daß sie einige kleine Einkäufe macht und in einer Stunde zurückgekehrt sein wird.“

„Jetzt? Jetzt?“ fragte der junge Mann überrascht.

„So eben ist ein Brief für den gnädigen Herrn angekommen.“

„Gieb!“

Hastig erbrach er das Couvert, das das Postzeichen „Karlsbad“ trug. Der Brief war von dem Arzte, der Wilhelminen dort behandelt hatte. Der zärtliche Ehemann sandte jeden Monat einen Brief über den Zustand seiner Frau ein. Jetzt empfing er die Antwort auf den letzten Brief. In fieberhafter Angst verschlang er die Zeilen. Dann sank er wie vernichtet auf einen Sessel.

„Großer Gott,“ flüsterte er, „das habe ich mir gedacht! Meine arme, arme Wilhelmine leidet an einem unheilbaren Uebel! Nur die zärtlichste Sorge kann sie mir noch einige Jahre erhalten! Sie darf es nicht wissen, und darum werde ich auch keinen hiesigen Arzt annehmen — sie darf nicht einmal ahnen, daß sie krank sei, denn das Bewußtsein der Krankheit vermehrt ihr Leiden. Während des Winters sollen die Vorschriften des Doctor G. befolgt werden, der den Zustand meiner armen Frau kennt, und mit dem Beginne des Frühlings gehen wir wieder in das Bad. Durch die Veränderung des Aufenthaltsortes lösen sich alle Verhältnisse, die mir lästig sind. Rudolphi ist ein Mann von Ehre, auf den ich mich verlassen kann, er wird mich in meinem Bemühen unterstützen. O, wäre doch der Winter erst vorüber!“

Sinnend verblieb er auf seinem Platze. Der Eintritt Wilhelminens schreckte ihn empor. In demselben Augenblicke sah er das Couvert auf dem Tische liegen. Bestürzt bemächtigte er sich des Papiers und verbarg es in seiner Tasche. Dabei entfiel dem armen Manne der eigentliche Brief, den er bisher, ohne daß er es wußte, in der Hand gehalten hatte. Er würde vielleicht den Irrthum gewahrt haben, wenn ihn das heute besonders bleiche Aussehen und die trüben Augen der jungen Frau nicht mit dem tiefsten Schmerze erfüllt und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten. Das Bemühen, seinen Seelenzustand geheim zu halten, vermehrte das Schwierige seiner Lage. Er eilte der Gattin entgegen, küßte sie, und schloß sie innig an seine Brust.

Wilhelmine hatte die Folgen der Zerstreuung ihres Mannes bemerkt. Das Papier hinter dem Stuhle war ihr nicht entgangen. Das hastige Verbergen des Couverts hatte zwar nicht ihren Argwohn erweckt, denn ihre aufrichtige Liebe ließ keinen Verdacht aufkeimen; wohl aber ihre Neugierde, und die Neugierde flüsterte: warum hat Dein Mann ein Geheimniß vor Dir? Es wird sich bald zeigen, warum ihr an der Beantwortung dieser Frage doppelt gelegen sein mußte. Sie beschloß, sich des Papieres zu bemächtigen.

„Verzeihung, Cäsar, daß ich auf mich warten ließ!“ sagte sie bittend, indem sie ihm ihre kleine Hand reichte.

„Du weißt, mein Kind, daß ich nicht in Sorgen bin, wenn ich den Grund Deiner Entfernung kenne.“

Cäsar nahm seiner Frau zuvorkommend den Mantel ab. Dann band er ihr die Schleifen des Hutes auf, und legte ihn auf die Toilette. Jetzt zeigte sich Wilhelminens zarte, edle Gestalt. Ihr elastischer Körper war zwar schmächtig, aber man konnte ihn nicht mager nennen. Und dabei standen die einzelnen Theile in dem reinsten Einklange. Hände und Füße waren klein wie die eines Kindes. Das hellblonde, starke Haar bildete über der schönen, weißen Stirn einen glänzenden Wellenscheitel. Das mattweiße ovale Gesicht war madonnenartig; es verrieth eine wunderbare Milde und Sanftmuth. Das große blaue Auge drückte eine leichte Melancholie aus. Wie ihre ganze Erscheinung, war auch jede ihrer Bewegungen aristokratisch. Die junge Frau mochte vielleicht zweiundzwanzig Jahre zählen. Sie war völlig dazu geschaffen, die schwärmerische Liebe eines von Natur sentimentalen Mannes zu erregen.

„Es ist hier kalt,“ sagte sie, indem sie sich an Cäsar's Arm hing; „führe mich in Dein Zimmer, das geheizt ist, weil wir dort essen wollen.“

Der zärtlich besorgte Gatte kam der Aufforderung nach. Man verließ das Zimmer; der Brief war geschickt. Nach Dresche fand Wilhelmine Gelegenheit, einen Augenblick in ihr Zimmer zurückzukehren. Sie ergriff das Papier und las folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Nach Ihrem letzten Berichte unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sich in Ihrer Gattin eine Krankheit ausgebildet hat, die um so Besorgniß erregender ist, da die Wissenschaft kein wirksames Mittel dagegen kennt. Ein regelmäßiges, ruhiges Leben, Heiterkeit des Gemüths und Verminderung aller Aufregungen machen das Fortschreiten des Uebels langsam, und wenn nicht ein unerwarteter Zufall hinzutritt, läßt sich das Leben Ihrer Gattin auf Jahre fristen. Ich empfehle Ihnen die größte Aufmerksamkeit und erinnere Sie wiederholt an die Diät regeln, die ich Ihnen bereits früher aufgestellt habe. Tragen Sie Sorge, daß die Kranke nie ihren Zustand erfahre. Von einer Badekur im nächsten Jahre läßt sich eine gute Wirkung hoffen. Unterlassen Sie nicht, Ihrer Gattin alle Freuden und Zerstreuungen zu bieten, die den von mir aufgestellten Regeln nicht entgegen sind.

Karlsbad. Doctor G.“

„Das ist seltsam!“ flüsterte Wilhelmine bestürzt. „Ich fühle mich wohl, und hier spricht man von einer gefährlichen Krankheit. Nun erklärt ich mir so Manches, das mir in dem Betragen Cäsar's bisher dunkel geblieben. Er leidet meinetwegen, er leidet ohne Ursache! Was berechtigt ihn und den Arzt dazu, mich für krank zu halten? Ich habe nie geklagt, habe nie einer ärztlichen Behandlung bedurft. O mein armer Cäsar, in diesem Wahne darf ich Dich nicht länger lassen!“

Sie wollte sogleich eine Verständigung herbeiführen, wollte ihm den glücklichen Zufall mittheilen, der ihr das unglückselige Geheimniß entdeckt hatte; aber die zärtliche Sorgfalt für den geliebten Mann hielt sie wieder davon ab.

„Nein,“ dachte sie, „ich muß einen andern Weg wählen. Wenn er weiß, daß ich meinen vermeintlichen Zustand kenne, wird er sich mit neuen Sorgen plagen. Ich muß ihn auf eine andere Weise von dieser Sorgenlast befreien, damit er nicht wähne, ich stelle mich stärker als ich bin, um ihn zu beruhigen. Cäsar darf nur dann erst erfahren, daß ich diesen Brief gelesen, wenn ich ihn von seinem Irrthume zurückgebracht habe.“

Sie verbarg den Brief in der Tasche ihres Kleides, ging zu Cäsar zurück, der sinnend auf dem Sopha saß.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Frauenbilder in Bayreuth.

1. Die Lieblingsschwester Friedrich des Großen.

Wir dampften von Leipzig nach dem Süden. Im dunkeln schwermüthigen Voigtlande sahen wir zur Linken südöstlich die Berge des Erzgebirges, zur Rechten nordwestlich die des Frankenwaldes (östlichen Theil des Thüringerwaldes) und vor uns südlich die Häupter des Fichtelgebirges. An manchen Stellen konnte man die Höhenzüge wahrnehmen, durch welche diese drei Gebirge verbunden sind. Beim Anblick des Fichtelgebirges wurde mir romantisch zu Sinne; die poetische Ader in meinem Herzen pulsirte. Im Schooße jenes kleinen deutschen Gebirges wurde zu jener wunderbare Hohepriester des ächt deutschen Herzenskultus geboren, der gleich einem morgenländischen Magus mit dem Zauberstabe der Poesie, dem Taktirstocke der süßesten zartesten Musik, die uns berauscht und im Rausche uns zwingt vor vollsüßigem Seelenschmerz zugleich zu weinen und zu lachen, mit jenem Stabe, der Odin's Zauberstab und Thor's Hammer zugleich ist, alle gefühlvollen deutschen Herzen zwingt ihm zu folgen und mit ihm zu lachen, mit ihm zu weinen, mit ihm zu lieben. Deutschland, Europa, die Welt, die Nemzeit und das Alterthum haben keinen zweiten Dichter von dieser Seelentiefe und Eigenthümlichkeit wie Johann Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel im Fichtelgebirge.

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth.

Schade daß dieſer außerordentlich, ja einzig begabte Mann ſo viel Orientaliſches im Geiſte hatte, ſo daß er mich immer an altperſiſche Dichter wie Hafis und Firduſi erinnert! Er, deſſen ſeeliſches Leben gleichſam der Grundtypus des deutſchen Gemüths iſt, konnte nicht die ächt deutſche, dem deutſchen Volksgeiſte allein angemeſſene Form finden, und das allein iſt der Grund, weshalb er nicht in allen Herzen ſeines Volkes lebt, nicht Aller deutſcher Seelen koſtbarſtes Eigenthum iſt, deſſen keiner würdiger iſt als er, ja daß ſogar viele ſogenannte Gebildete vor ſeinen poetiſchen Schöpfungen zurückſchrecken und der erhabenſte und tiefſte deutſche Dichter ihnen ſtets fremd bleibt.

Sie wiſſen, lieber Freund, daß unſer gemeinſchaftlicher Freund Theobald, mein treuer und theurer Reiſegefährte, ſo ganz und gar ein Mann der Gegenwart und der Zukunft iſt, daß er vor lauter heißen und heiligen Intereſſe an Kunſt und Induſtrie, Handel und Gewerbe, an den praktiſchen das Volkswohl fördernden Na-

turwissenschaften und an Allem was die Welt von heute bewegt, drängt, stößt und weiter schiebt, wenig an die Vergangenheit und an gesterbne Dichter denken kann. Er läßt das Alles gelten, sieht es auch gern, wenn Andre sich damit beschäftigen; er selbst hört aber höchstens eine halbe Stunde nach Tische zu, wenn man ihm mit solchen Dingen kommt, und auch dann mag er stets lieber von lebenden Dichtern hören, als von todten. Er ist eben ein Lebemann. Ich schwieg deshalb in Hof, wo wir uns austheilten, von meinem Dichter und hörte Theobald's Bericht von Hofs modern-industrieller Wichtigkeit mit größerm Interesse an, als er gethan haben würde, wenn ich ihm von Richter's (ich nenne den großen deutschen Dichter lieber mit seinem deutschen Namen, als mit dem französirenden „Jean Paul", ten er noch dazu dem guten Jean Jacques nachgeahmt hat) in Hof verlebten Jugendjahren erzählt hätte. Und doch kam mir die komische ächt deutsche Geschichte nicht aus dem Kopfe, wie der junge Dichter als etwas anrüchiger Candidat Richter von der ganzen hoher Welt wie ein Paria, oder besser, wie ein Schinderknecht behandelt wird, weil er — keinen Zopf und keine Haubinde trägt, und sich endlich genöthigt sieht, um nur zu menschlicher Gesellschaft zugelassen zu werden, wonach sein Herz so gewaltig dürstete, einen steifen Zopf an- und eine Haubinde umzubinden, welchen heroischen Entschluß er in einem allerliebsten Bulletin bekannt machte. Auf der Weiterfahrt nach Bayreuth warf ich meine Augen noch oft in der Gegend umher, bald links nach den Fichtelbergen, aus welchen die dunkle Saale herausströmt, bald rechts an der Saale hinab; denn diese Gegend ist ein durch Richter heilig gewordenes Land. Im Schwarzenbach an der Saale und in dem Dorfe Jodiz verlebte er seine arme Jugend, die er mit den brennendsten Farben der Poesie ausgeschmückt, und diese und die andern kleinen Orte, in welchen er als Kind, Jüngling und junger Mann lebte und verkehrte, wie Zedwitz, Töpen, das Bad Steben ꝛc. bilden die Staffage und Lokalitäten seiner meisten Romane. Nie hat ein Dichter sich selbst, seine Freunde und Bekannte, wie seine Wohnorte inniger in seine Schöpfungen verwebt und getreuer geschildert, als er. Vor allen aber war ihm Bayreuth die heilige Sonnenstadt seiner Sehnsucht, und ich werde später zeigen, mit welchen glühenden nur ihm eigenthümlichen Tinten er die reizende Fürstenstadt mit ihren benachbarten herrlichen Lustschlössern Fantaisie und Eremitage gemalt hat. Und nach Bayreuth eilten wir, wo hinab er als Jüngling von seinen Bergen so oft gepilgert, in dessen sonniger Thalmulde er sich stets ein kleines Landgut als höchstes Lebensziel gewünscht, und in welchem er die letzten zweiundzwanzig Jahre seines Lebens gewohnt, wo er seine Laufbahn beschlossen, auf dessen Friedhof sein irdisch Theil gebettet ist, auf dessen schönsten Plätze sich seine meisterhafte Erzstatue, eine Piedestalirung des Königs Ludwig von Bayern, erhebt, seine milden genialen Züge in die ferne Nachwelt hinüberzutragen. Haben doch Dichter schon die Stadt nach ihm „die sonnige Jean Pauls-Stadt" benannt.

Als der Zug auf dem Bahnhof in Bayreuth hielt, glaubten wir in dem ganz nahen großartigen, im modernsten Style erbauten prächtigen Massivgebäude das Bahnhofsgebäude bewundern zu dürfen; Freund Edmund, der uns jubelnd empfing, belehrte uns aber, daß dieses imposante, die ganze Umgegend weithin beherrschende Haus die neue Actien-Baumwollenspinnerei sei, von welchem tüchtigen industriellen Unternehmen mir Theobald schon unterwegs gesprochen. Dieser begrüßte denn auch das Haus mit einem wahren Freudenschrei. „Heil den deutschen Städten", rief er begeistert, „die an ihre Bahnhöfe solche prächtige Stätten des deutschen Kunstfleißes bauen! sie werden ein Wort in der Zukunft mit zu reden haben. Ich lasse Dir gern Deine liebenswürdige Markgräfin von Bayreuth, die als Lieblingsschwester Friedrich's des Großen auch einen großen Theil seines Geistes besessen haben mag, ich lasse Dir Deinen benannten und geliebten Jean Paul, den unsterblichen Stern Bayreuths; sie haben ihre Berechtigung gehabt, sie haben ihre Lebensaufgabe gelöst. Was mich betrifft, so kann ich mich nicht viel mit den Dingen einlassen, die hinter uns liegen. Dieses herrliche Haus vor mir ist ein Tempel meines Kultus."

Wir besichtigen denn auf seinen Betrieb das ausgezeichnete noch ganz junge Etablissement, welches schon so gute Früchte trägt, zuerst, und Theobald wird Ihnen ein Bild der Spinnerei und einen Bericht über ihre Entstehung, und ihre junge Wirksamkeit für die Gartenlaube schicken. — „Ich wünsche nichts mehr", bemerkte Edmund sein zu Theobald gewandt, „als daß unsre gute Stadt Bayreuth durch noch viele solcher Unternehmungen berühmt und reich werde. Einstweilen müssen wir uns intreß an das halten, was wir wirklich haben. Und da ist denn Bayreuth wirklich eine berühmte Stadt, eine Stadt des deutschen Geistes, der deutschen Poesie, wenn auch nicht ganz wie Weimar, aber wahrlich nicht viel weniger. Denn unser Richter weg in der Wagschale des Geistes wahrlich nicht geringer als Goethe und Schiller. Was wir aber voraus haben, ist eben die holde geistreiche Markgräfin, die Schöpferin dieses neuen Bayreuth, das allen Besuchern so wohlthuend imponirt, der Fee, welche sich das wunderlieblichste Zauberschloß Eremitage geschaffen, der schalkhaften, geistvollen, natürlichen und süßberedten Verfasserin der unvergleichlichen Memoiren, einer der wichtigsten Erkenntnißquellen der Geschichte und der Sitten des vorigen Jahrhunderts. Bayreuth ist durch Geist berühmt geworden; seiern wir ren Geist und die Geister, die es berühmt gemacht! Insofern wir Bayreuth mit Recht eine Stadt und Statt des Geistes nennen dürfen," fuhr Edmund weiter fort, „wird es merkwürdiger Weise gewissermaßen von drei hier existirenden Frauenbildern und was damit in Verbindung steht, repräsentirt, das erste ist das der geistreichen Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth, ältesten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Gemahlin des Markgrafen Friedrich; das zweite ist ein Geist an sich, das Bild der berühmten „weißen Frau", des deutsch-fürstlichen, vorzüglich brandenburgischen (königl. preußischen Familiengespenstes); das dritte endlich das Portrait der witzigen und geistbegabten Freundin des großen Dichtergeistes, dessen Namen mit dem der Stadt Bayreuth auf ewig verwebt ist, der Frau Rollwenzel, der Wirthin in dem kleinen Wirthshause, eine halbe Stunde östlich von der Stadt. Jean Paul hatte in diesem Hause bekanntlich ein Zimmer, in welchem er oft zu arbeiten pflegte, und welches wir besuchen werden. Dort unterhielt er sich oft und gern mit der aufgeweckten Wirthsfrau; ihr natürliches Urtheil über Menschenwelt und Natur blieb nicht ohne Einfluß auf die Darstellungen des Dichters in seinen spätern Werken, und er selbst hat ihr den Kranz der Unsterblichkeit um die Schläfe gewunden. Da habt Ihr denn den berühmt machenden Geist Bayreuths nach drei Richtungen hin."

„Allerliebst!" rief ich aus. „Das ist ja eine köstliche Galanterie an die ganze Frauenwelt Bayreuths, die hoffentlich noch heute einen großen Schatz an Geist besitzt, und eine achtungswerthe Concession an das Frauenthum überhaupt."

„Die ich mir auch gefallen lasse!" sagte Theobald lächelnd. —

Die Markgräfin.

In der Vorstadt „St. Georgen-Stadt", sonst „St. Georgen-Stadt am See" genannt, eine Viertelstunde nordöstlich über Bayreuth am Brandenberg, jetzt Hohe Warte, gelegen und von 1711 bis 1708 erbaut, steht das allerliebste markgräfliche Lustschloß, das brandenburger Schloß genannt, dessen Hauptlogis massiv, dessen beide Flügel von Holz erbaut sind, beides, Schloß und Stadt, eine Schöpfung des Markgrafen Georg Wilhelm und seiner Gemahlin Sophie. Das Hauptgebäude ist jetzt Militärhospital, der südliche Flügel seit 1836 ein Waisenhaus (Leers'sche Stift). Im Saale dieses Flügels hängen vier vortrefflich lebensgroße Oelbilder, der Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, ohnehin letzter Fürst dieses Stammes, gest. 1763, seine beiden Gemahlinnen und seine Tochter, sein einziges Kind. Die erste Gemahlin war das älteste Kind des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und sie ist die berühmte Markgräfin von Bayreuth, die Lieblingsschwester Friedrich's des Großen; die zweite Gemahlin war eine Nichte der ersten, Tochter ihrer jüngeren Schwester Charlotte und des Herzogs Karl von Braunschweig-Bevern; die Tochter endlich (von der ersten Gemahlin) war Elisabeth Friederike Sophie, die erste und unglückliche Gemahlin des bekannten Königs Friedrich's des Großen, des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, des prachtliebenden Verschwenders, genialen Fürsten und Feindes der Dichter Schubert und Schiller. Wir haben es hier nur mit dem Bilde der ersten Gemahlin des Markgrafen Friedrich zu thun, von welchem wir eine treue und schöne Abbildung in der Gartenlaube geben. Ich habe stundenlang vor diesem herrlichen Bilde gestanden und mich in die feinen Züge,

die edle Kopfform, die hohe Stirn, vor Allem aber in das große, tiefe, geistvolle Auge versenkt, in welchem man auf den ersten Blick das Auge des großen Friedrich erkennt, wie denn überhaupt das beide Köpfchen unverkennbar die Züge Friedrich's in's jugendlich Weibliche übersetzt trägt. Ja, das ist sie, die geistreiche, witzige, köstliche Verfasserin der unvergleichlichen Memoiren, die eine der wichtigsten Quellen für die Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts sind und uns in den profanen Blicken Lebender streng verschlossene häusliche Leben berühmter Fürsten vergönnt, die mit kecker Hand und lachenden Zügen den mysteriösen heiligen Schleier vom Isisbilde der Zeit entfernt und uns die Bewohner des Olymp in menschlicher Blöße zeigt. Wer hätte diese Memoiren gelesen und die Verfasserin nicht lieb gewonnen, die mit so siebenswürdiger Grazie gegen menschliche und besonders fürstliche Schwächen zu Felde zieht, wie ihr großer Bruder gegen fürstliche Herren?

Das Oelbild der Markgräfin hat Kunstwerth und ist die Schöpfung eines Meisters; denn es ist eins von den Bildern, von welchen man auf den ersten Blick die Ueberzeugung hat, daß sie sehr ähnlich sind, selbst wenn man das Original nicht kennt. Einer Stelle in ihren Memoiren zufolge, wo sie des Ablebens ihres Schooßhündchens, eines Bolognesers, erwähnt, der sich auf dem Bilde befindet, ist die Fürstin in ihrem fünf- oder sechsundzwanzigsten Jahre gemalt und zwar in der Tracht einer Eremitin, die sie während ihres Aufenthalts auf der Eremitage fast niemals ablegte. Auf dieses Alter deuten auch die jugendlichen Züge. Dieses wie die andern drei Bilder glänzen noch in voller Farbenfrische. Der Blick von ihrem Portrait auf das ihres Gemahls giebt das Resultat der Regierungsgeschichte dieses Markgrafen. Es ist das Bild eines gutmüthigen, beschränkten Herrn, der seine geistreiche, geliebte Gattin schalten und walten läßt.

Doch fassen wir die fürstliche Schriftstellerin näher in's Auge! —

Durch das entschiedene politische Uebergewicht, welches Frankreich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts behauptete, geschah es, daß sich die Blicke der deutschen Fürsten von da ab bis zur Mitte des achtzehnten der Hauptstadt Frankreichs und seinem Königsthrone zuwandten, woher die Machtsprüche nicht nur in Staatsangelegenheiten, sondern auch in Sachen des Geschmacks und der Bildung erschallten. Von den zahlreichen Höfen verbreitete sich die Vorliebe für Produktionen des französischen Geistes, namentlich seitdem dieselben nicht mehr den Charakter der Regierung Ludwig's XIV. trugen, in die tiefern Regionen und wirkte vortheilhaft und anregend auf die Geistesentwickelung der deutschen Nation. Auf diese Weise machten gewissermaßen die geistigen Vertreter des französischen Volkes an Deutschland wieder gut, was ihre Herrscher einst verbrechen; diese hatten nach Kräften an der Zerstückelung und politischen Lähmung des unglücklichen Landes gearbeitet; jene trugen, indem sie unsern Geist erweckten und unsern Geschmack läuterten, mittelbar dazu bei, eine neue Glanzperiode unserer Nationalliteratur zu veranlassen, und hiermit die geistige Einheit der Nation anzubahnen. Freilich hatten weder die französischen Autoren, die meist nur nach Ruhm und Geld strebten, noch ihre deutschen fürstlichen Gönner, die blos ihr Vergnügen in der Beschäftigung mit den importirten schönen Wissenschaften suchten, eine Ahnung von solchem Erfolge ihres Wesens und Treibens; ja sie blickten sogar mit Verachtung auf die freilich noch unbehülflichen Regungen der kindlichen deutschen Muse, und schauderten vor der Rauheit der kräftigen, ungefügen deutschen Sprache. Der Hauptvermittler zwischen den beiden Nachbarvölkern ist bekanntlich Friedrich der Große, der seiner Bildung nach französisch, doch in Wesen und Charakter ein vollkommen deutscher Mann war. Neben ihm glänzt als eine würdige Vertreterin jenes wunderbaren Geschmackes und Strebens seine Lieblingsschwester die Markgräfin von Bayreuth. Schon der Umstand allein, daß Friedrich ihren Geist dem seinen am Verwandtesten unter seinen Geschwistern fühlte, und sie so zärtlich liebte, daß die Nachricht von ihrem Tode, 1758, ihn niederschmetterte, würde unser Interesse für sie rege machen, allein selbst abgesehen von den Beziehungen zu ihrem großen Bruder erweckt die Person dieser Fürstin durch ihre Jugendschicksale und durch ihr späteres geistiges Leben und Treiben unsere volle Theilnahme.

Ihre Gesichtszüge, das große feurige Auge, die hohe Stirn, der feine Mund verrathen einen kühnen, selbstständigen Geist, einen dem Geiste Friedrich's innig verwandten, seiner würdigen. Den Ruhm, den sie auch heutiges Tages noch genießt, verdankt sie ihrer Autobiographie. Leider ist dieses durch Schärfe der Charakteristik, welche freilich oft zu bitterer Satire wird, und durch genaue Darstellung geheimer Intrigunen, die damals die deutschen Höfe in Bewegung setzten, ausgezeichnete und beachtenswerthe Buch an einigen Stellen lückenhaft, ja am Ende verstümmelt. Doch ist in jüngster Zeit von Berlin aus von einer wichtigen Stimme die Versicherung gegeben worden, daß die Memoiren der Markgräfin sich vollständig im königl. geheimen Archive befänden, so daß man wohl die Hoffnung hegen darf, sie werden einst an's Tageslicht treten, wie sie die Verfasserin geschrieben hat. Indem wir uns vorbehalten, noch einmal auf diesen Hofspiegel zurückzukommen, geben wir hauptsächlich nach diesem Buche selbst die merkwürdigsten Daten aus dem vielbewegten Leben der berühmten Markgräfin.

Die Fürstin, am 3. Juli 1709 in Berlin geboren, war das älteste lebende Kind des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's I., der bei der Geburt dieser Tochter, sowie der zwei folgenden Prinzen, noch Kronprinz war, und Sophiens Dorotheens, einer hannöverischen Prinzessin, Tochter des nachmaligen Königs Georg's I. von Großbritannien. Die Taufe der Prinzessin, welche die Namen Friederike Sophie Wilhelmine erhielt, war äußerst glänzend, da drei Könige, welche alle drei den Namen Friedrich führten und deren jeder sich zu einer andern Religion bekannte, und eine Königin bei derselben zugegen waren. Zwei dieser gekrönten Häupter waren die Könige von Dänemark und Polen, welche bei ihrem fürstlichen Bruder von Preußen zum Besuche waren, um einen Allianzvertrag gegen Karl XII. abzuschließen. Die kühnsten Hoffnungen auf Glanz und Krone wurden für den Täufling laut; ja ein Edelmann hatte den thörichten Einfall, ihn mit dem Kindlein Jesu zu vergleichen, dem auch drei Könige huldigend genaht. Diese Abgeschmacktheit wurde von dem entzückten Großvater mit einem Geschenke von tausend Dukaten bezahlt. Alle diese schönen Hoffnungen und Wünsche sollten nicht erfüllt werden. Im Gegentheile gestalteten sich die Jugendschicksale der Prinzessin sehr rauh, ihr späteres Leben war durch eine besonders hohe Stellung in der Welt nicht ausgezeichnet. Ihre Leidensperiode begann schon mit ihrem dritten Jahre, indem sie von einer Hofmeisterin unmenschlich gepeinigt wurde. Freilich entstand ihr auch in diesem Jahre durch die Geburt des Kronprinzen Friedrich eine unerschöpfliche Quelle von Liebe und Freude, die nur selten und auf kurze Zeit getrübt wurde. Die Charaktere der Glieder der königlichen Familie sowie ihrer Vertrauten waren ganz geeignet, Conflikte herbeizuführen.

Der Vater, anfangs 1713 König, klug, von einfachen Sitten, ökonomisch, ja geizig, dabei hitzig und leidenschaftlich, Andern immer mehr vertrauend als seiner Gemahlin und seinen Kindern; die Mutter stolz und hochsahrend, im höchsten Maße eitel auf die ihrem Hause zugefallene britische Krone, zur Intrigue geneigt, selbst vor dem Unrecht nicht zurückbebend, die Herzen ihrer Kinder dem Vater zu entfremden. Die Günstlinge des Königs waren Herr von Grumbkow, nachmals Feldmarschall, und der Fürst von Anhalt, die alle Mittel und Künste anwandten, ohne selbst das Familienglück ihres königlichen Herrn unangetastet zu lassen, um sich seine Gunst und sein Vertrauen zu erhalten. Ein Heirathsprojekt bezüglich der Prinzessin, welches die beiden Günstlinge machten, legte den Grund zu nachhaltiger Uneinigkeit in der königlichen Familie. Der Kronprinz Friedrich war ein schwächliches Kind, an dessen Fortleben alle zweifelten; im Falle seines Ablebens hatte, da noch kein zweiter Prinz geboren war, der Markgraf von Schwedt, der aus einem Seitenzweige der Herrscherfamilie stammte und zugleich ein Neffe des Fürsten von Anhalt war, die nächste Anwartschaft auf den Thron. Um die Allodialgüter, welche Kunkellehen waren, nicht and der Familie kommen zu lassen, sollte die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, nach dem Plane Grumbkow's und Anhalt's mit diesem Prinzen vermählt werden. Die Königin widersetzte sich der Ausführung dieses Vorhabens, für welches man ihren Gemahl bereits gewonnen hatte, mit aller Entschiedenheit, wenn auch nicht mit großem Erfolge; sie brachte dafür ein anderes Projekt auf's Tapet, nach welchem der Sohn ihres Bruders Georg, derzeit Prinzen von Wales (nachmals König Georg II. von Großbritannien), der Herzog von Gloucester die Hand ihrer Tochter erhalten sollte. Sie hoffte, durch diese Vereinigung ihren eigenen Einfluß auf den König zu verstärken, den seiner Günstlinge und Rauch- und Zechgenossen aufzuheben. Grumbkow und Anhalt setzten indessen ihre Intriguen fort, trotzdem ihre

Aussichten für den Markgrafen von Schwedt durch die Geburt eines zweiten königlichen Prinzen vollständig vernichtet waren. Bei einem Besuche, den der König und die Königin von Preußen in Hannover, im Jahre 1717 machten, war sogar eine Doppelheirath zwischen dem Kronprinzen Friedrich und der Prinzessin Amalie, und dem Herzoge von Gloucester und der Prinzessin Wilhelmine verabredet worden. Das ganze Bestreben der Günstlinge ging dahin, das gute Einverständniß zwischen den königlichen Familien von Preußen und England zu stören, was ihnen bei dem argwöhnischen und leidenschaftlichen Charakter Friedrich Wilhelm's früher oder später gelingen mußte.

Die arme kleine Prinzessin Wilhelmine, wegen deren Verheirathung schon so viele Unterhandlungen gepflogen worden waren, hatte indessen viel von der Grausamkeit ihrer Hofmeisterin Leti zu leiden, welche das zehnjährige Kind alltäglich mit Faustschlägen und Ohrfeigen traktirte, ohne daß die Mißhandelte den Muth gehabt hätte, ihre Peinigerin anzuklagen. Ein heftiges Fieber, welches die kleine Dulderin an den Rand des Grabes brachte, befreite sie auf kurze Zeit von der nichtswürdigen Erzieherin, deren Rolle überhaupt nicht mehr lange währte. Sie ging an den englischen Hof, von wo aus sie nach Berlin empfohlen worden war, um von der Ferne aus noch ihrem ehemaligen Zöglinge durch gemeine Verleumdungen zu schaden. Die Unterhandlungen über die Verbindung der beiderseitigen königlichen Kinder kamen durch einen Besuch, welchen die Königin von Preußen ihrem Vater Georg I. in Hannover machte sowie durch dessen Gegenbesuch in neuen Gang. Die arme Prinzessin hatte viel auszustehen, da sie ihrer Mutter nicht entzückt genug von der Ehre schien, ihren Vetter heirathen zu dürfen, und da ihr die Verleumdungen ihrer ehemaligen Hofmeisterin Leti, sie sei ausgewachsen, allerhand unangenehme Untersuchungen und peinlichen Toilettenzwang zuzogen. Doch schon im folgenden Jahre, 1724, brach Uneinigkeit zwischen den beiden verwandten Höfen aus, veranlaßt durch die Liebhaberei des Königs, große, starke Leute als Soldaten zu haben, die ihn verleitet hatte, einige hannöverische Unterthanen durch seine Werber wegfangen zu lassen. Neue Unterhandlungen, welche die Königin persönlich mit ihrem Vater in Hannover führte, hatten keinen Erfolg; ihr Gemahl nahm dies mit großem Unwillen auf. Die Königin, erbittert über die Verzögerung ihrer Pläne von Seiten ihrer Verwandten und über die Vorwürfe ihres Gemahls, ließ der unschuldigen Tochter ihren Zorn entgelten, welche sie wie den Kronprinzen in strengster Abhängigkeit von sich zu halten suchte.

Für alle diese Quälereien bot das häusliche Leben der königlichen Familie wenig Ersatz. Soldaten und Sparsamkeit waren die Parole an der karg besetzten Tafel. Anzüglichkeiten, die der Hausvater den Seinen sagte, bildeten die Würze der täglichen Unterhaltungen. Die Abende und Nächte verbrachte der König in seiner Raudysgesellschaft, wo er gewöhnlich bis vier Uhr Morgens blieb; seine Familie mußte seine Rückkehr erwarten. Die Königin vertrieb sich die Zeit mit Kartenspielen; die Prinzessinnen blieben allein; die älteste las und studirte in beständiger Angst, vom strengen Vater überrascht zu werden, welcher Strickstrumpf und Nähzeug für die einem Frauenzimmer einzig angemessenen Thätigkeitsobjekte hielt, und dem Beschäftigung mit Musik und der nicht unumgänglich nöthigen Wissenschaft ein Gräuel war. Die Machinationen der Königin, ihre Kinder dem Vater zu entfremden, fingen an ihre bedenklichen Folgen zu äußern; der Kronprinz, damals vierzehn Jahre alt, war in höchster Ungnade und der König that Aeußerungen, welche Alle mit bangen Befürchtungen für das Schicksal des geistvollen und liebenswürdigen Knaben erfüllten, der sich seinem Vater nur widersetzte, weil seine Mutter ihn zu diesem Benehmen nöthigte. Noch verzog sich der Sturm; der König versöhnte sich mit seinem Sohne, aber bei seinem krankhaften Gemüthszustande mögen die Keime zu jener Aneignung, die so tragische Folgen hatten, zu tief gewurzelt sein, um nicht später wieder zu wuchern.

(Schluß folgt.)

Botanische Vorlesungen für Frauen.*

Von E. A. Roßmäßler.

1. Das Pflanzensystem. (Fortsetzung.)

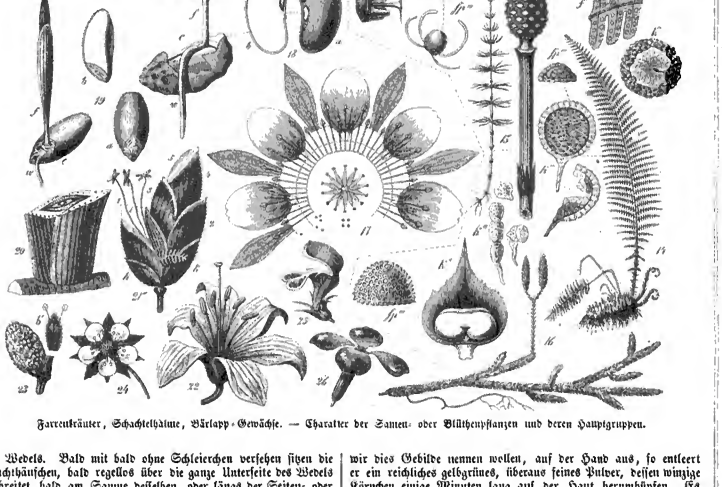
Am Schluß meiner ersten Vorlesung sagte ich, daß die Farrenkräuter, welche wir bei der Betrachtung der Sporen-Pflanzen unerledigt lassen mußten, ein großes und namentlich auch geschichtliches Interesse haben. Auf deutschem Boden, der gegenwärtig wenig über 50 Arten sehr sparsam vertheilt trägt, bildeten sie vor Millionen Jahren einen wesentlichen, ja der Anzahl nach den wesentlichsten Theil jener Pflanzenwelt, deren Ueberreste uns die Steinkohle und in dieser den mächtigsten Hebel der Industrie vererbten. Damals waren die deutschen Farrenkräuter ansehnliche Bäume, wie jetzt deren nur noch wenige in den Tropenländern vorkommen; aber damals waren es auch auf dem ganzen Erdenrund überall beinahe dieselben Arten, welche die zierlichen, aber leider noch von keinem Vogelgesang belebten Farrenwälder bildeten, wie man dies mit Bestimmtheit aus den wohlerhaltenen Abdrücken verweltlicher Farrenkräuter zwischen den Steinkohlenflötzen nachweisen kann. Dies scheint deutlich dafür zu sprechen, daß in jenen längst vergangenen Erdzeiten die Zonenunterschiede noch nicht bestanden.

Nachdem man seit einigen Jahrzehnten die Gruppen des Pflanzenreichs schärfer und bestimmter von einander sondern gelernt hat, ist auch das Gebiet der Farrenkräuter jetzt enger begrenzt als früher, indem man einige Gruppen davon trennt, die wir nachher auch kennen lernen werden. Durch diese schärfere Auffassung sind diese jetzt die Farrenkräuter eine eben so bestimmt und übereinstimmend charakterisirte, als schöne Pflanzengruppe. Wenn man in die unendlich lange Reihe der Pflanzenformen, welche jemals gelebt haben und noch leben, eine geschichtliche Folge und einen gestaltlichen Plan legen will, wozu sich der nach Ordnung und Einheit verlangende Sinn so leicht veranlaßt sieht, so kann man die Farrenkräuter gewissermaßen Vorstudien zu der Welt der höheren oder Blüthenpflanzen nennen, mit alleiniger Beschränkung auf das Blatt. Das Blatt, bei den höhern Gewächsen der Geltung nach als zweites Glied tief unter der Blüthe stehend, ist bei den echten Farrenkräutern Alleinherrscher. Dem schlichten Weidenblatt bis zu dem hundertfältig zusammengesetzten Doldenblatt giebt es wenigstens kaum eine wichtige Blattform in dem weiten Bereiche der Blüthenpflanzen, welche nicht von irgend einer Farrenkrautart nachgeahmt, oder richtiger, da sie entschieden älterer Abstammung als die Blüthenpflanzen sind, diesen vorgemacht wäre. Da aber bei den Farrenkräutern das Blatt, und zwar auf seiner Rückseite, in eigenthümlicher Weise die Früchte trägt, also nicht Blatt im Sinne der Blüthenpflanzen ist, so nennt es der Pflanzenkundige mit einer besonderen Benennung Wedel. Unsere Figur 14 zeigt uns (natürlich sehr verkleinert) den unterirdischen Stamm des in Deutschland gemeinen Wurmfarrens, Aspidium filix mas, mit einem doppelt gefiederten Wedel und zwei noch spiral zusammengerollten jungen Wedeln. Diese spirale Zusammenrollung des jungen Farrenwedels ist ein ausnahmsloses Entwickelungsgesetz der Farrenkräuter, welches uns aus der Abtheilung der Blüthenpflanzen vom Bergißmeinnicht bekannt ist, dessen Blüthenähren sich ebenfalls allmälig aufrollen. An Fig. f' sehen wir ein Stückchen des Wedels (an Fig. 14 ist es durch eine Lücke bezeichnet) und zwar von der unteren Seite. Die zu beiden Seiten der kleinen Mittelrippe der Wedelfiederchen stehenden kleinen Kreise deuten die sogenannten Fruchthäufchen an, deren eins, und zwar ein reifes, in Fig. h' vergrößert dargestellt ist. Oben auf liegt das sogenannte Schleierchen, eine nierenförmige, im Mittelpunkte durch ein Stielchen befestigte Haut, unter welcher sich die kleinen Kapseln, gemeinsam aus einem Mittelpunkte entspringend, entwickelt haben. Eine solche Kapsel oder Sporangie (Fig. k.'') ist eine kaum punktgroße, sehr zartbäuchige gestielte Kugel, über deren Wölbung sich ein Ring dickwandiger

* Siehe Gartenlaube 1856. Nr. 2.

Zellen zieht. Dieser scheint das Aufreißen der reifen Kapsel zu befördern, indem er eine Neigung hat, sich zu strecken. (S. die Figur unter der noch geschlossenen Kapsel). Dadurch werden die kleinen, als echte Sporen (sp.'') aus einer einzigen Zelle bestehenden, Samenkörnchen ausgestreut, deren jede Kapsel ungefähr 30 enthält, so daß demnach die Fruchtbarkeit der Farrenkräuter ganz außerordentlich ist; denn nach einer mäßigen Schätzung enthält ein großer Wedel des Wurmfarrens gegen 15,000,000 Sporen in etwa 500,000 Kapseln in 12,000 Fruchthäufchen. Die unendlich kleinen Sporen bilden ein braunschwarzes Pulver von außerordentlicher Feinheit.

In diesen geschilderten Verhältnissen stimmen alle Farrenkräuter im Wesentlichen überein und je einfacher wir dieselben finden, desto sinnreicher, um mich hier dieses Ausdruckes zu bedienen, müssen die Mittel sein, in diese so übereinstimmend organisirte artenreiche Pflanzengruppe Abwechselung zu bringen. Nächst den Gestalten des Wedels liegen diese Mittel vorzugsweise in der Anordnung und Gruppirung der Fruchthäufchen auf der Rückseite und Allen die aus einzelnen hohlen Gliedern zusammengefügten Stengel oder Halme dieser eigenthümlichen Gewächse. Der gemeine Schachtelhalm, dessen sich der Tischler zum Glätten des Holzes bedient, und das Scheuer- oder Kannenkraut, womit das Zinn der Küche blank geputzt wird und von denen wir hier einen unfruchtbaren Stengel verkleinert, und in natürlicher Größe die Spitze eines fruchtbaren sehen, sind allgemein bekannte Beispiele. Jedes einzelne Glied des oft ästigen Stengels umfaßt an seiner Spitze mit einem vielfaltigen, meist schwarzbraun gefärbten, kronenähnlichen Scheide die Basis des nächstfolgenden und das Endglied trägt an seiner Spitze ein tannenzapfenähnliches Gebilde, welches in höchst eigenthümlicher Weise die Sporen biegt. Um die Axe dieses Gebildes, welches wir kaum mit einem Gebilde einer Blüthenpflanze vergleichen können, finden sich sechseckige Täfelchen auf einem Stiele sitzend, kleinen sechseckigen Säulentischchen ähnlich, eingefügt, welche auf ihrer Unterseite 6 kleine Säcke tragen (Fig. s'')*, ähnlich den Säcken eines Billards. Klopfen wir einen eben in voller Entwickelung stehenden Fruchtkolben, wie



Farrenkräuter, Schachtelhälme, Bärlapp-Gewächse. — Charakter der Samen- oder Blüthenpflanzen und deren Hauptgruppen.

des Wedels. Bald mit bald ohne Schleierchen versehen sitzen die Fruchthäufchen, bald regellos über die ganze Unterseite des Wedels verbreitet, bald am Saume desselben, oder längs der Seiten- oder der Mittelrippen, als runde Häufchen, oder als lange Streifen ꝛc. Oft sind nur einzelne Wedel fruchtbar und diese sind dann den unfruchtbaren entweder gleich oder mehr oder weniger verschieden gestaltet. Nur wenige echte Farrenkräuter haben bei auch sonst etwas abweichender Gestalt ringlose Kapseln.

Unsre sämmtlichen europäischen Farrenkräuter haben einen unterirdischen, kriechenden, wurzelähnlichen Stamm, während z. B. die schöne Dicksonia antarctica auf Vandiemensland einen gegen 40 Fuß hohen Stamm hat. Dennoch tragen, namentlich in unsern deutschen Gebirgswaldungen die Farrenkräuter, welche wie kleine stammlose Palmenkronen im Schatten der Bäume stehen, nicht wenig zum landschaftlichen Charakter bei und mit den Farrenkräutern fehlt einem Gebirgswalde ein wesentlicher Schmuck.

Zu diesem Schmucke trägt aber auch die jetzt von den echten Farrenkräutern abgetrennte Ordnung der Schachtelhalme oder Equiseteen bei, an welche uns Fig. 15 erinnert, denn bekannt wir dies Gebilde nennen wollen, auf der Hand aus, so entleert er ein reichliches gelbgrünes, überaus feines Pulver, dessen winzige Körnchen einige Minuten lang auf der Haut herumhüpfen. Es sind die Sporen, um welche 2 feine Bänder gewunden sind, welche auseinander schnellen und dadurch das Tanzen der Sporen hervorbringen (siehe die Doppelfigur sp.''). Die auch durch k''' bezeichneten drei Figuren unter den Stengeln stellen die drei ersten Entwickelungszustände einer keimenden Spore des Schachtelhalmes dar.

Als Unkraut läßt das Scheuerkraut seine geringen Dienste, die es als solches leistet, in der Landwirthschaft bitter entgelten, indem dieser hier und da im nördlichen Deutschland große Feldflächen mit seinen unausrottbaren Wurzelstöcken durchflicht und für Anbau beinahe unbrauchbar macht.

Wenn wir die Bärlappflanzen, Lycopodiaceen, eine zweite den ächten Farren zunächst stehende Ordnung der Sporenpflanzen, auch nicht alle kennen, so kennt doch Jeder-

* Auf der Tafel zieht die gebrochene Punktlinie die zu Fig. 15 und 16 gehörigen Einzelheiten herbei.

mann wenigstens das schwefelgelbe Pulver, welches wir den Säuglingen in die wunden Hautstellen streuen, und was den Knaben, durch eine Lichtstamme geblasen, Gewalt über den Blitz giebt. Fig. 16 zeigt uns einen etwas verkleinerten Zweig der Liliencartin dieses Pulvers, des gemeinen Bärlapp, Lycopodium clavatum. Sie errathen, daß die Sporen dieses Pulver bilden. An einer Zweigspitze erhebt sich ein eben gabelig getheiltes Stämmchen, auf welchem 2 walzenrunde schuppige Fruchtkolben stehen, deren breite in eine lange Spitze ausgezogene Schuppen eine fast nierenähnlich ausfehende in einem Querspalt aufspringende Kapsel decken (k''), in welcher die gerundet dreieckigen Sporen, mit einer netzgrubigen Schale bekleidet, (sp''') enthalten sind. Fast alle Bärlapp-Gewächse haben im ganzen Bau viel Aehnlichkeit mit recht großen Moosen, in deren Gesellschaft sie auch am Boden unserer Gebirgswälder wachsen.

Einst waren auch sie, eben so wie auch die Schachtelhalme, in der Zeit vor der Steinkohlenbildung ansehnliche Bäume, welche wahrscheinlich mehr als die echten Farrenkräuter zur Bildung der Steinkohlen beitragen. Man findet in den Schieferthonschichten der Steinkohlenformation bis auf die zierliche Oberfläche der Rinde wohlerhaltene Abdrücke von mächtigen Stämmen, die artenreiche Gattung Lepidodendron bildend, welche man nach den noch daran haftenden Blättern und Fruchtständen mit Sicherheit für Bärlapp-Gewächse halten darf.

Diese drei Gruppen, die echten Farrenkräuter, die Schachtelhalme und die Bärlappgewächse, mit einer dritten, die wir übergehen, die sogenannten Rhizokarpeen oder Wasserfarren, bilden zusammen eine höhere Abtheilung der Sporen-Pflanzen, die man Gefäß-Sporenpflanzen nennt, weil ihr Inneres nicht wie bei den Flechten, Algen, Pilzen und Moosen, blos aus Zellen, sondern aus Zellen und Gefäßen zusammengesetzt ist.

Indem wir uns nun zu den Samen- oder Blüthenpflanzen wenden, treten wir aus einer schlichteren Formenwelt, in der allein die Moose und Farrenkräuter (in deren älterer umfassender Auffassung) eine höhere Entwicklung zeigten, in das bunteste Allerlei einer höher organisirten Welt. Wir erinnern uns noch an den schlichten Bau der meist blos einzelligen Sporen und ein Vergleich mit einer Bohne, Erbse oder Mandel macht es uns sofort klar, wie viel vollkommener und zusammengesetzter der Bau dieser Samen ist.

Fassen wir aber vorher den Bau einer Blüthe in deren vollkommenster Ausprägung in's Auge, wie sie den meisten Blüthenpflanzen zukommt (F. 17). Die Figur stellt eine auseinandergelegte Blüthe dar. Wir unterscheiden daran (mit ein, zwei, drei, vier Sternchen bezeichnet) 4 Kreise von verschieden gebildeten Theilen: den äußersten Kreis der Kelchblätter (*) den Kelch bildend; den nächstfolgenden der Blumen- oder Kronenblätter (**) zusammen die Blumenkrone oder kurz Krone bildend; den Kreis der Staubgefäße (***), an denen wir den Staubfaden und den Staubbeutel, Antbere, mit dem Blüthenstaub, Pollen, unterscheiden, und den innersten Kreis, den der Pistille (****), an denen wir, wie bei den meisten Blüthenpflanzen, z. B. an einer Lilie (F. 22), den Fruchtknoten, den Griffel oder den Staubweg und die Narbe (an der Spitze) unterscheiden können. Alle diese vier verschiedenen Organe, welche der Zahl und Gestaltung nach in dem großen Reiche der Blüthenpflanzen bekanntlich die größte Mannichfaltigkeit zeigen, sind als Blattgebilde zu betrachten, denn nicht nur, daß auch die Staubgefäße und Pistille sehr oft in ihrem Bau ihre Abstammung von Blättern verrathen, beweist auch der Umstand diese Verwandtschaft, daß bei sogenannten gefüllten Blumen diese Füllung auf Kosten der sich in Blumenblätter verwandelnden Staubgefäße und Pistille stattfindet. Eine gefüllte Leerkoyblüthe zeigt dies sofort. Man nennt daher beide in einer streng wissenschaftlichen Ausdrucksweise Staubblätter und Fruchtblätter. Daß dann aus letzteren die Frucht und in dieser der Same entsteht, ist bekannt, und zwar ist die Frucht nur dann eine echte Frucht, wenn sie sich blos aus den Pistillen gebildet hat (z. B. die Kirsche); im andern Falle nennt man die Früchte Scheinfrüchte, wie z. B. bei dem Apfel, wo mit den 5 Pistillen der sogenannte Blüthenboden mitsammt dem Kelch sich zur Frucht umgestaltet hat.

Bei der bekannten großen Verschiedenartigkeit in der Ausbildung der Blüthen, — man denke an die schlichten Grasblüthen und an die Mohnblume oder Nelke — ist der Same ein verzuverlässigeres Unterscheidungsmerkmal für die höhere Halbheit des Gewächsreichs, die wir auch deshalb fortan nur Samenpflanzen nennen wollen.

Legen wir eine Bohne (Fig. 18. a.) einige Zeit in Wasser, bis ihre weiße, braungelbe, blaufchwarze oder gefleckte Samenschale aufgequellen und runzelig geworden ist, so können wir diese dann leicht entfernen und das Innere zerfällt leicht in zwei mit an einem Punkte (bei den Sternchen an Fig. 18. b) zusammenhängende gleiche Hälften. An der Verbindungsstelle erkennen wir, zwischen den beiden großen Hälften des Samens eingezeigt, den Keimling oder Embryo (Fig. 18. b.), aus welchem nach der Keimung sich die junge Pflanze entwickelt (Fig. 18. c.). Der Keimling zeigt sich zusammengesetzt aus dem sogenannten Federchen, aus welchem der oberirdische Stamm, der Stengel, hervorgeht, und dem Würzelchen, welches zu dem abwärtssteigenden Stamm, der Wurzel, wird (Fig. 18. b, und an e stehe f. u. w.). An der Bohne drückt sich auch äußerlich das Würzelchen, im gemeinen Leben vorzugsweise der Keim genannt, deutlich ab (Fig. 18. a. Die beiden großen innern Hälften der Bohne, an der Erbse vollkommene Halbkugeln, nennt man die Samenlappen oder Kotyledonen, und die große Mehrzahl der Samenpflanzen, deren Same stets zwei solche Samenlappen hat, nennt man deshalb zweisamenlappige Pflanzen, Dikotyledoneen. Anders ist es bei den Gräsern, den Zwiebelgewächsen und vielen andern Pflanzen. Wir betrachten daher neben der Bohne ein Weizenkorn (Fig. 19. a.), an welchem wir zunächst unten eine fast rautenförmige runzelige Stelle finden. Unter ihr finden wir auf einem Längsschnitt (Fig. 19. b.) den Keimling, der beim Keimen ebenfalls nach oben das Federchen und nach unten das Würzelchen sich entwickeln läßt (Fig. 19. c., f. w.). Der große, mehlige Körper, der übrigens das Weizenkorn ausfüllt (b), ist jedoch nicht ein Samenlappen, sondern der mehlreiche Eiweißkörper. Der Samenlappen, deren wir hier allerdings blos einen haben, ist das äußerste blattartige Organ, welches an Fig. 19. e. das junge Pflänzchen umschließt. Pflanzen mit solchen Samen heißen Einsamenlappige, Monokotyledoneen.

Dies ist der Bau des echten Samens, an dem wir alle der stets vorgebildeten Keimling leicht als das Wesentliche und auch erkennen, wie maßgebend der Unterschied ist, worauf die beiden großen Abtheilungen des Gewächsreichs, die Sporen- und die Samenpflanzen, gegründet sind. Wie die übrigen Theile dem sich entwickelnden Pflänzchen dienen, und wie vorher mit Hülfe des Blüthenstaubes und der Pistille der Same entstanden ist, das werden wir später erfahren, wenn wir das Leben der Pflanze betrachten. Aufgabe unserer nächsten Unterhaltung ist es, die weitere Eintheilung der Samenpflanzen kennen zu lernen.

Land und Leute.

Nr. 5. Die Ruhl und die Rühler.

(Fortsetzung.)

Wie die Rühler Finken und die herrschaftlichen Jäger singen. — Gestohlte Steinwerfer. — Auf der Tränk- und Fastelteck. — Was die Rühler Alles glauben. — Der Bierefel. — Vergrabene Schätze.

Wenn im Frühjahr die Schneelager in den Bergen zum größern Theil weggethaut, und die Finken wieder in's Land gekommen waren, zur magern Fastenzeit, da kochten die Rühler zum Feierabend Vogelleim und schnitten die kleinen Ruthen, die mit dem klebrigen Leim beschmiert, in der Leimschneide Platz fanden, stechten Gärnchen und übten den Dutzpfeifer, und so ausgerüstet gingen sie auf die lustige „Fastenleck", eins ihrer liebsten Vergnügen, wobei die tollsten Possen getrieben wurden. Im Spätsommer zogen gegen begaben sie sich auf die „Tränk-" oder „Feldleck." In der Fastenluck wurde zumeist das Gärnchen zum Fang der Vögel an-

gewandt; in der Feldlock die Leimruthe. Im Herbste, wenn die Finken zogen, stellten sie ihnen Schneißen. Der „Falkenfink" war der mehr geschätzte, und am blauen Schnabel erkenntlich. — Wie sie aus der Esse oder vom Schraubstock kamen, diese ungeberdigen Naturföhne, rußig und lustig, so gingen sie auf und davon mit ihrem Dußpfeifer auf dem Rücken, mit dem Gärnchen, der Leimscheide, der Mehlwürmerschachtel, dem scharfen Schmiger, Käse und Brot und der vollen Schnapsflasche im Querschaf, mit dem langen Blasrohr in der Hand und „ein paar Pfennigen" in der Tasche, und brachen unaufhaltsam in die nach tahlen Laubwälder durch Schnee und Wasser, lustig und guter Dinge, voll Schnurren und Schelmereien, ein ungewaschenes, ungezogenes Völkchen, dessen Narretheiding und starke Faust überall gefürchtet wurden. Früh, eh' noch der Tag graute, zogen sie die Dornengasse im steilen Grund hinauf und tranken in den „Hüschercher" (Häuschen), zwei Pirschhäusern auf dem Gebirgsrücken mit Gastwirthschaft, die jetzt verschwunden sind und nur der Stelle, wo sie gestanden, ihre Namen hinterlassen haben, den Frühstückstannwein, dann weiter auf der rauhen Höhe des Gebirgsjochs über die Schwarzgraben-Halde hin, den „Kissel" hinab, über den „Streifling" hin, immer bergab dem Werrathale zu. War dieses durchschnitten, so ging's den Langenberg hinauf, und der Pfad am Abhang desselben brachte die Vogelfänger in die schönen Buchen- und Eichenwälder in der Nähe des Dorfes Urnshausen. Da lagerten sie sich in einen Graben, verzehrten ihr „Käs und Brot" und ihren Schnaps. Dabei horchten sie mit geübtem Ohre auf den Schlag der nahen Finken und stellten dann Gärnchen und Leimruthen und den „Dußpfeifer" auf den besten Schläger aus, der den beliebten „urnshäuser Scharfen" schlug. Der Leimruthenstock war schon zugerichtet, ein mäßiger Stab mit eingeschnittenen Kimmen, in welche der untere trockene Theil der Leimruthen eingklemmt wurde. Daran wurden Mehlwürmchen als Lockspeise befestigt und der Dußpfeifer dicht daneben gestellt. Der Fink in den Bäumen, dem die Jagd galt, duldete in seinem Umkreise keinen andern Schläger. Sobald nun der Dußpfeifer zu schlagen begann, lustig und schmetternd, „Keil auf Keil", wie der Kunstausdruck lautet, d. h. in einer Minute zwei bis drei Mal, gleichsam herausfordernd und verhöhnend, so erboste sich der „Sitzfink", sträubte die Kuppe und flog nach der Stelle, wo der Dußpfeifer schlug, um ihn auszubeißen. In der Hitze gerieth er dann auf den Leimruthenstock oder ließ sich von den Würmchen anlocken und ward gefangen. Oder er ging in's Gärnchen, das über ihm zusammenschlug, sobald er den Mehlwurm mit dem Schnabel faßte.

Es war auch nichts Seltenes, daß die rührer Vogelfänger auf ihren Waldfahrten mit den herrschaftlichen Jägern und Kreisern Händel bekamen, und sie gaben durch allerlei Unsertrigkeiten, Neckereien, Sticheleien, Häuseleien, „Abeleien" und sonstigen Unfug meist die erste Veranlassung dazu. Auf solche Fälle bestens vorbereitet, bezahlten sich in ihren Händen außer den harten Blasröhren, frisch abgeschnittene tüchtige Knittel, in ihren Hosen- und Jackentaschen nicht nur Sand, Hammerschlag und Essenstaub, sondern auch der scharfe Schmiger, in ihren Leimscheiden überflüssiger Vogelleim. Kam's zur Prügelei — und es kam oft dazu, denn sie reizten und ärgerten die Leute, bis auch die Sanftmüthigsten wild und zornig wurden — so leisten sie mit den Fäusten, Blasröhren und Knitteln auf die Gegner los, rangen sie mit stubirten Griffen und Kraftwendungen nieder, warfen ihnen den staubigen Inhalt ihrer Taschen in die Augen, klebten sie ihnen mit Vogelleim zu und salbten ihnen Haare und Kleider damit, so daß sie Alles, was sich ihnen feindlich entgegenstellte, in die Flucht schlugen und aus jedem Kampfe siegreich hervorzingen, da sie im äußersten Falle sogar von dem gefährlichen Schmiger als Waffe Gebrauch machten. Wieherndes Hohngelächter und der brüllende Gesang grober Spottlieder verfolgten dann wohl mit einem Steinhagel den nicht selten blutig geschlagenen flüchtigen Feind. Die Sieger aber gingen mit ihrem Fang fröhlich von dannen.

Außer den wuchtigen Schlägen, welche ihre unnahbaren Fäuste versetzten, verfehlte der geschickte Steinwurf ihrer Hand fast nie das Ziel. Sie trafen mit dem Steine den Vogel im Fluge und in der Spitze der höchsten Bäume; der Wurf holte die Taube vom Dache herab. Ein ihm nachgeschlenderter Stein machte denn auch in der Regel ein Loch in den Kopf des fliehenden Mannes. Wer einmal mit ihnen auf so empfindliche Weise zusammengerathen war, mied sie entweder ganz, oder suchte sich auf gutes Fuß mit ihnen zu setzen. Es half auch nichts, wenn man sie mit Uebermacht angriff; denn in diesem Falle liefen die baarbeinigen Gesellen schneller als das Reh und stoben nach allen Seiten; und wer so weit gegangen wäre, ihnen eine Kugel aus dem Feuerrohre nachzuschicken, dessen Leben wäre sicher ihrer unbändigen Rachsucht verfallen gewesen. Denn wie überhaupt trotz aller Mühe erst ihrer katholischen und dann ihrer protestantischen Seelsorger ein mächtiges Stück Heidenthum in diesen Bergkindern hängen geblieben war, so hielten sie in's Besondere eine gewisse Blutrache nicht nur für erlaubt, sondern sogar für Pflicht. — Die Jäger aber, die sie ruhig in den Wäldern gewähren ließen, oder sich wohl gar mit ihnen befreundeten, fanden bald ein kurzweiliges Ergötzen an den drolligen, wunderlichen Käuzen, und wenn sie mit ihnen fraternisirten, so gewannen sie gute lustige Freunde an ihnen, die durch Possen und Schwänke, launige Erzählungen und Aufschneidereien den Nachmittag im Walde und den Abend im Wirthshause wegschwatzen, daß kein Mensch wußte, wie die Zeit verstrichen war. Mancher Jäger und Waldtänner sah ihnen also lieber hinter einem Baume oder einem Busche verstedt, zu, wie sich die schnurrigen Menschen im Walde einrichteten, wie sie rannten, um einen von der Leimruthe abgerissenen Vogel einzufangen, wie sie die hohen, glattschaftigen Bäume gleich wilden Katzen erkletterten, um ein Finken-, Dressel-, Amsel-, Rothkehlchen- oder Plattenmönchsnest auszunehmen, wie sie mit dem Stein, der Blasbrohrpfeil oder dem kurzen Knittel den Vogel trafen und dazwischen ihre täppischen Streiche trieben. Oder er setzte sich zu ihnen, ließ sich wohl dies und das gefallen und gab ihnen wieder Waare daran. Halten sich die Rühler und die Jäger und Kreiser einmal befreundet, so wurden die ersteren ganz gemüthliche Spaßvögel, schenkten neue Taschenmesser und aßen und tranken mit ihnen, bei welcher Gelegenheit sie mit ihren klassischen Zähnen die Schinken und Würste der Förster und reichen Bauern auf bewundernswürdige Weise verlitzten, und eine wahre Sündflutb von Bier austranken. So geschah es denn wohl, daß aus den erst bösen Feinden die besten Freunde wurden, bei welchen man Messer für die eigene Haushaltung und für die der Verwandten und Bekannten bestellte, was wieder manchen Geschäftsgang der Rühler in diese Gegend veranlaßte, und aus dem Vogelfänger wurde ein Handelsmann, er wußte kaum wie, der mit seinem Kalbfellranzen voll Messer auszog und mit schönem Gelde heimkehrte. Wohin solch ein schmuriger Messerhändler kam, da wurde er gern gesehen und noch lieber gehört, und in Familien und Wirthshäusern versammelte sich schnell ein großer Zuhörerkreis, um seine possirlichen Geschichten und Schwänke zu belachen.

Auf der „Tränk- und Feldlock" ging's der Jahreszeit wegen noch munterer und lustiger zu; denn sie fiel Ende August, wenn die Ernte der Feldfrüchte vorüber war. Da wurden die Leimruthen an kleinen Quellgerinnen („Vogeltränken") oder auf dem Felde aufgestellt. Die „Feldbäumchen" mit den in die Kimmen eingeklemmten Rüthchen wurden schon zu Hause eingerichtet und konnten auf jeden beliebigen Platz aufgestellt werden. Man bestedte aber auch im Felde oder in Zäunen stehende Bäume mit Leimruthen. Die Vogelfänger lagen faulenzend und Possen treibend in einem schattigen Hinterhalt und ließen ihren Dußpfeifer die Finken herbeilocken, oder sie suchten in Feld und Wald heilsame Kräuter, mit deren Eigenschaften sie wohl bekannt waren, oder sie schossen mit den Blasröhren wilde Tauben und andere Waldvögel, aus welchen sie sich schmackhafte Mahlzeiten bereiteten. Auch war es nichts Ungewöhnliches, daß sie bei solchen Gelegenheiten einen Hasen in ausgestellter Schlinge fingen, dem sie mit dem Schnitzer den Genickfang gaben, oder in den klaren Waldbächen Forellen mit der bloßen Hand fingen, worin sie eine bewundernswürdige Geschicklichkeit besaßen. Ja, es kam wohl auch vor, daß der Eine und der Andere mit dem Dußpfeifer und dem Blasrohre in frühester Morgenstunde eine gute Jagdstunde in das Feld und den Wald trug, und während der Lockvogel die Finken herbeirief, einen Rehbock auf das Fell brannte.

Die hohen schön geformten Berge mit den prächtigen Laubholzwäldern, die lieblichen Thäler und Gründe mit den springenden Quellen und dem grünen Rasenteppich waren allerdings der Lieblingsaufenthalt dieser kernigen Naturmenschen, aber die hohen Reize ihres Gebirges kamen ihnen dabei keineswegs zum Bewußtsein; sie schwelgten nicht in poetischen Gefühlen, welche die sie umgebende Natur in ihnen wachrief. Vielmehr waren sie ursprüng

lich und unmittelbar mit dieser Natur eins, wie der Hirsch und der Vogel, der Baum und die Quelle. Ihr Glück, hier zu leben und diese Berge zu durchstreifen, war kein Gefühl in ihnen, das sie mit Seelenwollust oder Raffinerie durchzuckesten vermocht hätten; es war eine Nothwendigkeit, eine Lebensbedingung, wie Essen und Schlafen, und je unsäßiger sie waren, es zu objectiviren und Reflexionen darüber anzustellen, deste rücksichtsloser gaben sie sich ihm hin und gingen ganz in ihm auf. Das zeigte sich recht an dem Umstande, daß sie gar nicht außer ihren Bergen zu leben vermochten. Sie wurden krank und elend, wenn sie sich draußen in der Welt länger aufhielten, als einige Wochen, die ihr Kleinhandel erforderte, und lebten wieder auf, wenn sie in ihre Bergluft zurückkehrten. Das ganze Jahr über, von ihrer Kindheit an bis in's hohe Alter durchstreiften sie diese Wälder derjauf und bergab, und lebten höchst genügsam dabei. Sie kannten im Umdemeilen Umkreise jeden Grund, jede Quelle, jeden Fels, und die reizenten Sagen, die Reste einer großartigen Naturreligion, die an diesen Oertlichkeiten haften geblieben und mit der Seele des Volkes gleichsam verwachsen waren, bewahrten sie treu als geistiges Erbtheil der Väter, das sie ihren Kindern überlieferten. Der Aberglaube, dieser wunderbare Centimane, das uralte Kind des Heidenthums, saß hier als mächtiger Beherrscher der Geister unbeirrt auf seinem tausendjährigen Throne.

Was glaubten diese Menschen nicht Alles! Aber das war doch eigentlich gar kein Glauben; denn der Glaube bedingt doch seinen Gegensatz, den Zweifel, wie das Licht den Schatten. Von einer Möglichkeit des Zweifelns konnte bei jenen Naturmenschen gar keine Rede sein. Alle diese Ueberlieferungen standen in ihnen unerschütterlich fest; der Aberglaube war ganz mit ihnen verwachsen und ein integrirender Theil ihres geistigen Wesens. Da wuchs die Wünschelruthe, und ihr Zaubersegen, d. h. der mystelriöse Spruch, mit welchem sie gebrochen werden mußte, pflanzte sich von Mund zu Mund. Ebenso der Diebssegen, womit man Diebe stell machte. Da gab es eine Zauberformel, womit man Heckegeld machen konnte, und eine andere, wodurch diese unheimliche Kraft wieder aufgehoben wurde. Da gab es Hexen und Hexenmeister, die Läuse machen, den Kühen die Milch verhexen lassen, die Kinder krank machen konnten, und dann gab es wieder Geheimkünste, die Läuse zu versprechen, das Geld im Kasten und in der Tasche durch Zauber vor Dieben zu schützen, das Vieh vor Hexenmacht zu sichern, versetzte Schätze zu heben, sich unsichtbar zu machen und tausend andere seiche Dinge. Auf den Bergen wuchsen Kräuter und Sträuche, die zu Zauber und Gegenzauber imentbehrlich waren, z. B. das Elsherbirtenholz (viburnum opulus flore roseum), welches jetzt als Zierstrauch in den Gärten steht, dem die alten Rühler eine höchst wunderbare Kraft beilegten.

Auch gegen jede Krankheit und Leibesbeschwerde stand ein Heilkraut in den Bergen, oft nur an ganz bestimmten Orten und war nur an gewissen Tagen, zuweilen sogar nur an bestimmten Stunden zu pflücken. Eben so standen an vielen bekannten Orten zu gewissen Stunden des Jahres Schätze zu Tag, und wer da ein schneeweißes Tüchlein darauf warf, konnte sie gewinnen. Gar viele Menschen aus der frühern Zeit sollten solche Schätze (meist silberne Schüsseln und Kannen) gesehen haben, aber stets waren sie verhindert worden, sie sich zuzueignen. In gleicher Weise gab es viele Stellen im Orte selbst und in den Bergen und Gründen, wo es spukte. Das nationalste von den umwandelnden Gespenstern („Wannerdenger", d. i. Wanderdinger, Wanderwesen genannt, wie denn „wanner", wandern der rühler Ausdruck für gespenstisch umgehen ist), war der „Biereset", ein gespenstisches Ungethüm in Gestalt eines Esels, das sich den Männern aufhockte, die nach Mitternacht etwas aufgeregt aus den Bierschenken heimkehrten, und das sie unter großer Anstrengung eine Strecke lang, meist bis an ihre Hausthür, tragen mußten. Thiere mit drei Beinen, Pferde ohne Köpfe, ein Reiter mit dem Kopf unter dem Arme, hatten ihre bestimmten Plätze. Es ist immer der wilde Jäger mit seinem Gefolge, es ist der seiner Götterherrlichkeit entkleidete und zum Gespenst herabgewürdigte Wotan. Die „gläserne Kutsche" spielte eine vorzügliche Rolle in den Volkserzählungen der Rühler, die mit hohen spukenden Herrschaften (heidnische Götter) bespachter, mit Geisterpferden bespannt, an steilen Abhängen rasch und geräuschlos dahin fuhr. Es ist der uralte Götterwagen der Frau Helda (Freya), der hohen Göttin, in welchem sie ihren Umzug durch das Land hielt. Das „wüthende Heer" (verderbt aus Wuetans Heer, obgleich Wuetan hinwiederum von „Wuth" abgeleitet ist) brauste in den zwölf Nächten durch die Berge und Thäler, und der „feurige Mann" wanderte auf den Grenzen der Grundstücke und suchte vergebens die Stelle, wo er den im Leben verrückten Grenzstein wieder hinsetzen könnte. Weiße Jungfrauen mit Schlüsselbunden traten aus Felsen heraus und luden zum Eintritt ein; Mönche gingen auf einsamen Waldwiesen um; Kroaten und Panduren aus dem dreißigjährigen Kriege spukten an allen Orten und Enden. Wer sich im Walde verirrte, war über „Irrkraut" gegangen, und geschah es öfter an demselben Berge, so kam dieser wohl gar in Verruf, und Jedermann mied die bezeichnete Gegend so viel als möglich. Die Irrlichter waren Hexen und böse Geister, und die Sternschnuppen Höllenbraten oder der Teufel selbst, der da kam, um seinen Bräuten, den Hexen, Töpfe voll Rahm zu bringen, damit sie fette Kuchen backen konnten. Niemand wagte aber, ihn mit seinem eigentlichen Namen zu nennen; er hieß der „böf' Bahl" (verderbt aus Belland), der „böf' Rilt" (Ritter, Junker); seine Großmutter: „die beste Kölsche" und die „Bizmutz." — Wackelte ein Stein im Keller, so lag darunter ein Schatz, versteht sich mit Zaubersegen versetzt, und die Familie delibrirte Jahre lang, wie er zu heben sein möchte, zog wohl auch erfahrene Nachbarn und Freunde zur Berathung, befragte weise Männer und machte allerlei vergebliche Versuche.

Gegen Krankheiten, besonders örtliche Schmerzen, war außer den Wunderkräutern der Berge das mysteriöse Versprechen sehr gebräuchlich. Wurde es schlimmer, so suchte man die Hülfe eines Wunderdoktors oder weisen Mannes. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte der Hirt Hans Heß aus solcher einen hochberühmten Namen; gegen Ende desselben nahm der viel besprochene „Wörwerts-Häns" in That seine Stelle ein.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.

II.

John Arthur Roebuck.

Grade vor einem Jahre blickte ganz England und alles politische Publikum der Erde mit der größten Aufregung nur auf zwei Zeitereignisse, auf den „Kriegsschauplatz" und auf den „roebuck'schen Antrag". An einem heißen Juli Abende erhob sich im Unterhause ein kleiner, kranker, verrunzelter, alter Mann mit spärlichem, sandigen Haar auf seinem gebeugten Haupte über einem blassen, galligen, Gesichte, durch ein Leben fruchtlosen Kampfes verwüstet und zur Greisenschwäche abgeödert durch eine lange Krankheit — der „wohlbekannte Senator" — der alte, scharfe Radicale Mr. Roebuck. Mit schwacher, kränklicher, aber barscher Stimme stellte er seinen Antrag, der so lange gedreht hatte wie ein Gewitter in heißen, schwülen, verschmachtenden Tagen und so oft wieder „verschoben" worden war, sein Tadelsvotum gegen das Ministerium Palmerston, unter dessen erbweiser Fürsorge die englische Armee auf der Krim verhungert, erfroren, durch dessen „Mißverwaltung" England im Innern vor aller Welt seines Heiligenscheins, unter dem es für die „Civilisation" gegen „Barbarei" zu kämpfen vorgegeben, beraubt und von den „Schwarzen" bereits mitten in der Lüge und dem Verrath ertappt worden war.

Er schleuderte Blitze und donnerte, der alte berühmte Juviter des parlamentarischen Radicalismus, er blickte Dolche aus seinen stehenden Augen, er redete zweischneidige Henkerschwerter von Thatsachen gegen das Ministerium; aber der Himmel blieb verschlossen über England. Es regnete nicht und Palmerston blieb König von Großbritannien. „Die Ministeranklage", durch welche nach Burke's Behauptung „England groß ward", ist längst abgeschafft.

„Die Zeiten der Ministeranklage (und der Größe Englands) sind vorüber", sagt schon R. Peel. Das Schlimmste, was dem Ministerio Palmerston von den Donnerern Roebuck, Layard, Bulwer Lytton, D'Israeli (wenn diese brachten auch „Todesurtheile" gegen das Ministerium ein) für die nachgewiesenen massenhaftesten Kriminal-Verbrechen hätte passiren können, war eine lächelnde Abgabe der Staatsrunder an privilegirte Kollegen und Freunde, wie auf den Sturz des aberdeen'schen Ministeriums durch Roebuck ja auch dieselben Herren und Mitverwalter sich erhoben, nur daß die beiden Wechsel-Ministerial-Herren nach Dickens einmal unter dem Namen „Lord Tudle" das andermal unter der Firma „Lord Nudle" auftraten. Wenn England nicht parlamentarisch geadelt wird, geschieht's blos deshalb, weil die „leiblichen Brüder" es während der Zeit auch einmal nubeln wollen.

Aber Roebuck siegte doch! Freilich er zwang die parlamentarischen Herren, ihm einen großen Gerichtshof zur speciellen Untersuchung der englischen Krim-Kriminalität zu bewilligen. Da saß der alte, gebrechene Held Wochen lang alle Tage vor dem Angesichte der Oeffentlichkeit und des preß-, rede- und versammlungsfreien Volks und verhörte Generäle, Herzoge und Autoritäten und Zeugen höchsten Ranges und stellte durch ein zwanzigfoliobändiges Protokoll fest, daß die Erwürgung der englischen Armee und der alten nationalen Gloria Großbritanniens wirklich das Werk der englischen Regierer und Beherrscher gewesen, das Werk „schmutziger Vögel, die ihr eigenes Nest verunreinigen." Es entstand also die Frage, die damals in besonderen Broschüren besprochen ward: „Wen sollen wir hängen?" Die Antwort lief darauf hinaus: Das System müssen wir hängen, das englische Regierungs- und Verwaltungssystem und allenfalls noch Den und Jenen, der schon todt ist und dem man daher beliebig viel Schuld auf den Grabhügel packen kann. Aber das System ist keine Person und eignet sich deshalb auch nicht zum Hängen. Außerdem ist das System, an welchem die englische Armee starb, die einzige Lebensquelle aller respectablen Familien von hoher Geburt und dicker Kasse. Das System müssen wir also auch leben lassen, denn daran sterben ja blos Leute, die nie eigentlich „geboren" wurden. Und was liegt an denen? Was liegt überhaupt an Englands Größe im Allgemeinen? Kümmerten sich die römischen Kaiser und ihre Hofleute um Roms Größe und Wohlfahrt? Dachten gar nicht daran, und doch lebte das römische Weltreich noch 7 Jahrhunderte, nachdem es zu sterben angefangen. — „Après nous le déluge", denken die privilegirten Klassen. Die Sündfluth wird erst nach uns kommen. So lange wir leben, hält auch das liebe heilige römische Reich Großbritanniens noch zusammen. Und wer wird sich um ungelegte Eier der Zukunft bekümmern?

Alle roebuck'schen, layard'schen Verwaltungs-Reform-Blitze und Donner verzuckten und verhallten spurlos und die Schleußen des Himmels blieben verschlossen. Von den Reformen, welche die Regierung selbst bei Parlamentseröffnungen anzukündigen pflegt, werden in der Regel drei zurückgezogen, zwei verworfen und die drei übrigen in der „Gesetzfabrik" so zugerichtet, daß aus Ruthen Scorpione werden. Die reformatorischen Anträge von Parlamentsmitgliedern selbst fallen regelmäßig durch oder werden mit Amendements angenommen, die nichts von der Reform übrig lassen. Und so wird der Leichengeruch immer stärker und Lord Burleigh's Prophezeihung: „England wird nie fallen, wenn nicht durch sein Parlament," naht immer hörbarer, wie die Schritte des steinernen Gastes im Don Juan, um die glorioſen Friedensfeuerwerke vom 29. Mai als Höllenfeuerregen der Verdammniß zu wiederholen.

Roebuck, der durchgefallene Held der Geschichte, ist und bleibt dadurch eine Persönlichkeit, an deren Namen sich einst der bedeutendste Wendepunkt in der Geschichte des Verfalles Englands anschließen wird. Der Mann verdient näher angesehen zu werden. Aber wie sein Bild verständlich machen? Da steht er kahl ohne Border- und Hintergrund, ohne welchen er ein Räthsel bleibt. Die parlamentarischen Umgebungen, die sein Bild erst verständlich machen, sind aber so verwickelt und verworren, daß wir an der Möglichkeit verzweifeln, dieselben nur in groben Strichen andringen und treffen zu können. Wir müssen uns damit trösten, daß das innere Leben des Parlaments nach und nach aus verschiedenen Bildern und Skizzen, die wir bringen werden, sich zu einem Ganzen und einer wahrheitsgetreuen Gliederung im Kopfe des aufmerksamen Lesers fügen und finden mögen.

John Arthur Roebuck.

Roebuck als Person und parlamentarische Größe läßt sich in folgenden biographischen Daten anschaulicher machen. Geboren 1801 zu Madras im englischen Indien, wo sein Vater Arzt war (wie sein Großvater, Kollege und Freund des berühmten James Watt, in Birminghaam), als Knabe nach Kanada versetzt und dort erzogen, kam er erst 1824 nach England und zum eigentlichen Studium, und zwar der Rechte in dem „innern Temple", wo das alte angelsächsische Recht gegen die parlamentarische Gesetzfabrikation noch einigen Schutz findet. Im Jahre 1832 ward er zur „Barre gerufen" d. h. in die juristische Praxis eingeführt. Aber er war nicht berufen, für die Rechte Einzelner advokatisch zu streiten, sondern für die Gerechtigkeit gegen Alle. Zunächst rief ihn ein Ehrenamt aus seiner Privatthätigkeit zur öffentlichen. Das Parlament von Unter-Kanada bedurfte in seinem Streite mit dem Mutterlande eines Agenten in England. Es wählte dazu Roebuck, der in Kanada aufgewachsen, das Vertrauen auf seine Person und Talente dort zurückgelassen. Zugleich gab ihm die Aufregung in England, welche durch die betrügerische Reform-Bill Lord John Russel's beschwichtigt ward (1832) Gelegenheit, seinen brennenden Eifer für das Wohl aller Klassen in energischen Reden und Flugschriften zu zeigen. Der junge Radicale ward dafür von den Wählern der Stadt Bath in's Unterhaus des Parlaments berufen. Bald nach Eröffnung desselben 1833, als der Agitator O'Connell an den knorrigen, verworrenen Wurzeln der englischen Constitution rüttelte und die Thronrede „brutal und blutig" nannte, stürzte sich auch der junge Roebuck mit wüthendem Eifer gegen die Person des damaligen Secretairs von Irland, dem er vorwarf, die Flamme der Unzufriedenheit, welche in O'Connell aufloderte, geschürt und genährt zu haben. Der aristokratisch vornehme Secretair erwiederte ihm mit kaltem, verächtlichem Lächeln. „Ich ver-

stehe den Sinn dieses Lächelns" fuhr Roebuck auf; „denn wenn es etwas giebt, wodurch sich die oligarchische Aristokratie empörender und erniedrigender vor allen andern Menschen auszeichnet, als durch ihre übrigen Vorzüge, so ist es deren allezeit bereites höhnisches Lächeln über die humanen und ehrlichen Meinungen und Gefühle unserer allgemein menschlichen Berührsüsse und Ansprüche, die ihnen zu Ohren kommen." — Sie haben seitdem immer fortgelächelt und gehöhnt, Palmerston selbst über die Haufen Leichen, die ihnen auf der Krim geopfert worden waren, und über den roebuck'schen Antrag und über die roebuck'sche Krim-Untersuchungs-Festlauten und sie lächeln immer noch, und Roebuck hat sich mit seinem Ernste und seiner Ehrlichkeit aufgerieben, wie sich von Cicero an sieben Jahrhunderte lang alle ehrlichen Naturen aufrieben, nun das untergehende Neun zu retten, wie sich seitdem in jedem Volke, das die Mahnungen der Geschichte vornehm weghöhnt, die bessern Geister aufreiben und aufsopfern, um in den dahinstierbenden von der Geschichte absanlenden Massen noch die edele Substanz der Menschennatur zu vertreten. —

Roebuck konnte es bei allem Eifer und Ernste nie zu einer dauernden Macht gegen die mächtigere „Erbweisheit" bringen. Allerdings hat der von ihm schon 1835 begonnene Kampf gegen Stempelsteuer der Zeitungen und mancher andere Kampf mit Sieg geendet, aber zu einer gründlichen Reform fehlte es ihm stets an Stimmen so sehr, daß er jetzt eigentlich als Vertreter des Radicalismus ganz allein steht oder vielmehr körperlich und geistig vollends zusammenbricht. (Wir werden später bei Stizzirung der parlamentarischen Parteien nachweisen, daß die Radicalen in England durchaus nichts Revolutionäres wollen und überhaupt mit den Radicalen in Deutschland nichts gemein haben.)

Im Jahre 1835 suchte er als Eigenthümer und Redacteur eines Journals: „Pamphlets für's Volk" zu wirken. Er ging tüchtig in's Zeug und griff alles Faule und Feile rücksichtslos an, namentlich auch die faule, feile Presse. Drei Redacteure derselben forderten ihn. Zwei Forderungen wurden friedlich beseitigt, aber die dritte vom Redakteur des „Morning Chronicle" endete nur, nachdem jeder zwei Kugeln abgeschossen, von denen keine traf.

Er sprach und schrieb phrasen- und gnadenlos, ohne Grazie, ohne Scheuung, namentlich gegen die Whigs, die er als entschiedene Verräther an Volk und Land enthüllte. Aber die Whigs waren mächtig, so daß sie 1837 seine Wiederwahl in Bath zu verhindern im Stande waren. Vier Jahre später sahen die Wähler von Bath ein, daß sie sich hatten „bewhiggen" lassen und wählten ihn wieder. Sein Feuer loderte wieder auf, besonders bitter persönlich gegen einen Renaissokraten, der ihn deshalb forderte. Diesmal (1844) schoß er nicht, sondern lud die Herausforderung dem Unterhause als eine Jugendthorheit seines Gegners vor, wemit die Sache abgemacht war.

Seine Kämpfe nahmen verschiedene Zustände und Personen für ihr Object, besonders den pissigen, falschen Renegaten D'Israeli, der sich aber damit begnügte, Thatsachen durch spitze Phrasen und persönliche Aufziehungen zu bekämpfen. Im Jahre 1847 von den Wählern von Bath wieder verworfen, ward er 1850 von Sheffield gewählt. Der radicale Roebuck hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als in einem Mißverständnisse über die auswärtige Politik Palmerston's denselben vor einem Tadelsvotum in der griechischen Frage zu retten. Gar manche noch gescheidtere Köpfe als Roebuck hielten und halten Palmerston „für keinen russischen, keinen österreichischen, sondern für einen englischen Minister", mit welcher verkündeten Reinzleit Lord John Russel noch vor wenigen Jahren Beifallsstürme im ganzen Lande hervorrief, als wäre es das merkwürdigste, erfreulichste Wunder, daß Palmerston doch am Ende wirklich englischer Minister sei.

Daß Roebuck im Uebrigen kein Freund Palmerston's und der Whigs war, bewies er bald durch seine „Geschichte der Whig-Partei", worin er deren politische, gesteigerte Macht hauptsächlich der russel'schen Schein-Reformbill von 1832 zuschrieb. Diese Bill verschaffte den Kapitals- und Landes-Oligarchen nur mehr Wahlflecke, um sich dort mit schlechtem Bier und beizendem Tabak um Einkauf von Stimmen in die feste Burg der Privilegien, das Parlament, einzuschwindeln. — Einen andern Hauptbeweis seiner literarischen Fähigkeit lieferte Roebuck in der „Geschichte der Kolonien Englands", welche für die beste ihrer Art gehalten wird. Er führte diese Werke, nachdem er sich wegen Krankheit aus dem Parlamente zurückgezogen hatte. Sein Verzicht, sich von seinen bisherigen parlamentarischen, aufreibenden Kämpfen fern zu halten, zerfiel aber in alle Winde, als die heimtückische, landesverderbliche Krim-Expedition die ganzen britischen Inseln mit Entsetzen und Trauer überzog. Obgleich krank und gebrechen, sprang er auf und führte das Coalitions-Ministerium Aberdeen. Aber es bildete sich aus dem alten ein neues, wie das in England so parlamentarische, unantastbare Sitte ist, so daß die regierenden Familien fortwährend Kunststück machen, welches ein Bauer seinem Sohne auf der Universität rieth. Er schickte ihm seinen alten Rock mit den Worten: Hier, lieber Gottfried, schicke ich Dir meinen alten Rock. Laß Dir einen neuen daraus machen." Roebuck nahm zwar den alten, ungenähten Rock vor und klopfte den dicksten Schmutz heraus u. d. er zwang das unter Palmerston's Firma wieder auftretende Aberdeen-Ministerium, seine in Heuchelei und Verrath entschiedenen Mitglieder auszustoßen, aber sie und ihre Tanten, welche Ensgen eigentlich parlamentarisch am Leitseil ziehen, blieben doch Palmerston's Freunde und Palmerstion, was er der auswärtigen Politik fünfzig Jahre lang gewesen.

Roebuck's energische, aber durch Einsamkeit und Mangel an Gesundheit und Stimmen (die ja konstitutionell doch Alles sind) geschwächte Thätigkeit und Rede zur parlamentarischen Reinigung Englands sind verschellen, wie er selbst bald vollends zusammenbrechen wird. Palmerston und Parlament triumphiren. Der politische und historische Untergang Großbritanniens, als einer Hauptmacht unter den fünf Großmächten hat definitiv nach Außen begonnen, und nach dem er im Innern längst parlamentarisch vorbereitet war. Das geht nicht mit Dampf, sondern langsam und gründlich, wie Rom, wie Griechenland, wie Holland und Spanien u. s. w. Jahrhunderte brauchten, um von ihren „Höhen und Ausdehnungen", zu denen die Sonne nicht unterging, so tief zu sinken und so zusammenzuknrechen, daß es auch der Gesinnungstüchtige und konstitutionell Vertrauungsvolle, der parlamentarisch Gläubige, expiren mag.

England, das Land, wird nicht untergehen, wenn nicht zeitlich Bulean oder Neptun es unter Wasser setzen. Aber die bisherige historische, parlamentarische, englisch-nationale Herrlichkeit, die Macaulay so zauberisch und whiggistisch trügerisch zu schildern weiß, daß jeder brave Deutsche an sie glaubt, ist an der Grenze ihres Witzes angekommen.

Wie der Tod aus dem Parlamente quillt, wo die ehrlichsten, standhaftesten, mäßigsten und populärsten Reformer, wie Roebuck, und noch viel Bescheidenere vornehm niedergelächelt und tod geschwindelt werden, das wird in folgenden Thatsachen und Notizbildern zur Anschauung gebracht werden.

Der ungefährliche Phosphor.

Eine der auffallendsten und interessantesten Erscheinungen, welche uns die Chemie lehrt, ist, daß ein und derselbe Körper mit ganz verschiedenen Eigenschaften erscheinen kann und daß es auf künstliche Weise möglich ist, ihn aus einem Zustande in einen andern überzuführen. Die Ursache dieser Erscheinung beruht in einer Aenderung der gegenseitigen Lage der kleinsten Theilchen oder sogenannten Atome der Körper. Besonders merkwürdig ist diese Erscheinung bei den einfachen, nicht weiter in andere Stoffe zerlegbaren Körpern, den Elementen oder Grundstoffen der Natur.

Der Kohlenstoff ist ein solches Element. Er erscheint uns in der Holzkohle, oder im verbrannten Zucker als weiche, undurchsichtige schwarze Masse, läßt sich leicht pulvern, ist ziemlich leicht entzündlich und verbrennt rasch unter lebhaftem Glühen. In einem dichteren Zustande finden wir den Kohlenstoff in der Natur hin und wieder als Graphit; er ist in dieser Form grau

fettig, glänzend, auch undurchsichtig, sehr weich und giebt auf Papier einen grauen Strich (Bleistift); er läßt sich nur schwierig entzünden und verbrennt langsam. In noch dichterem Zustande erscheint uns der Kohlenstoff als Diamant. Die Eigenschaften dieses geschätzesten Edelsteins sind allgemein bekannt. Seine Durchsichtigkeit, sein Glanz, sein wundervolles Farbenspiel und Feuer, seine große Härte (er ist der härteste Naturkörper) und Dauerhaftigkeit, gaben ihm in den Augen der Menschen den hohen Werth und doch ist der Diamant durchaus nichts Anderes, als die gemeine schwarze Kohle; er läßt sich nur in den höchsten Hitzegraden entzünden und verbrennt dann wie die Kohle zu Kohlensäure. Wird er in einem verschlossenen Raume sehr stark erhitzt, so wandelt er sich sogar in schwarze Kohle um.

Auch der Sauerstoff besteht in mehreren Zuständen, in einem weniger verdichtungsfähigen, in welchem er einen Hauptbestandtheil der Luft bildet und in einem viel verdichtungsfähigeren, in welchem er Ozon genannt wird und entsteht, wenn man das Wasser durch Electricität zersetzt. Der gewöhnliche Sauerstoff wirkt z. B. nicht auf das Silber ein; dasselbe bleibt blank und glänzend in reiner Luft. Der ozonisirte Sauerstoff dagegen verbindet sich sogleich mit dem Silber. Auch Wasserstoff, Schwefel, Chlor und viele andere Elemente lassen sich mit so verschiedenen Eigenschaften bereiten.

Das interessanteste uns für das tägliche Leben, für das Wohlbefinden der Menschheit besonders wichtige Beispiel dieser Art liefert uns aber der Phosphor. Dieser ist, wie er gewöhnlich in den Handel gebracht wird, ein in mehrfacher Hinsicht gefährlicher Körper. Er ist wachsgelb, so weich, daß er sich mit dem Messer zerschneiden läßt, schmilzt schon unter heißem Wasser, verbreitet an der Luft weiße Dämpfe und einen höchst unangenehmen knoblauchähnlichen Geruch; im Finstern leuchtet er lebhaft und zeichnet sich durch seine außerordentlich leichte Entzündbarkeit aus. Schon bei geringer Reibung oder beim Erhalten in der warmen Hand, selbst beim Liegen an der Luft kann er sich entzünden und verbrennt dann mit weißer Flamme. Man muß ihn daher fortwährend unter Wasser aufbewahren. Innerlich genossen oder auf wunde Stellen gebracht wirkt er als rasch und sehr schmerzhaft tödtendes Gift. Selbst die Dämpfe, die er beim Liegen an der Luft fortwährend verbreitet, wirken sehr nachtheilig auf die Gesundheit der Menschen und Thiere. Dennoch hat der Phosphor eine ausgedehnte Anwendung zur Bereitung der ganz unentbehrlich gewordenen Phosphor-Streichhölzchen gefunden. Die Gefährlichkeit dieser Hölzchen ist durch die zahllosen durch dieselben verursachten Feuersbrünste genügend erwiesen und auch der Giftigkeit des in ihnen enthaltenen Phosphors sind schon viele Menschenleben zum Opfer gefallen. Allein der Gebrauch dieser übelreichenden unheilvollen Feuererzeuger wird jetzt, wie sicher zu erwarten ist, in wenig Jahren vollständig aufhören. Schon vor mehreren Jahren hat nämlich Prof. Schrötter in Wien den Phosphor in ziemlicher Quantität in einem Zustande bereitet, in welchem er nur noch nützliche, aber keine gefährlichen und schädlichen Eigenschaften besitzt. Solcher Phosphor wird amorpher, rother oder schwarzer Phosphor genannt und entsteht aus dem gewöhnlichen Phosphor, wenn man diesen bei abgehaltener Luft in verschlossenen Räumen längere Zeit auf 250 Wärmegrade erhitzt. Der amorphe Phosphor steht zu dem gewöhnlichen Phosphor in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der schwarze Kohlenstoff zum Diamant. Der amorphe Phosphor ist ein scharlachrothes bis carmoisinrothes, zuweilen sogar dunkelbraunes bis schwarzes Pulver, von geringerer Dichtigkeit als der gewöhnliche Phosphor; er wird beim Erwärmen violett; geht in höherer Temperatur wieder in gewöhnlichen Phosphor über, ist in den Flüssigkeiten (z. B. in Schwefelkohlenstoff), in welchen sich der gewöhnliche Phosphor leicht auflöst, unauflöslich; entzündet sich viel schwieriger und nie von selbst, brennt nicht so lebhaft und leuchtet selbst wenn er gerieben wird nicht im Finstern; dagegen läßt er sich mit verschiedenen andern Körpern, mit chlorsaurem Kali, mit Braunstein und Mennige zu entzündbareren Mischungen vermengen. Er bleibt an der Luft ganz unverändert und kann in Fässern, Kisten oder am Besten in Blechbüchsen ohne Gefahr verpackt und bei jeder Temperatur, ohne daß man Wasser darauf gießt, in alle Länder verschickt werden. Innerlich kann er in großen Dosen ohne Schaden genossen werden.

Der Gedanke lag nicht fern und wurde auch sogleich von Schrötter ausgesprochen, daß selber amorpher oder ungefährlicher Phosphor zur Fabrikation der Streich-Zündhölzchen, anstatt des gewöhnlichen benutzt werden möge; doch anfangs stellten sich der Fabrication desselben in großen Massen solche Hindernisse entgegen, daß an eine so massenhafte Anwendung nicht zu denken war. Dank den Bemühungen vieler praktischer Chemiker sind jedoch jetzt alle diese Hinderniße so vollständig beseigt, daß der amorphe Phosphor kaum noch theurer als der gewöhnliche ist und überall ausgeführt werden kann. Zwar sollen die Zündhölzer mit amorphem Phosphor weniger leicht entzündbar sein, als die gewöhnlichen, allein dieselben zur Streichhölzchen-Bereitung verwendeten. Die so fabricirten Hölzchen werden im Handel gewöhnlich Anti-Phosphor-Streichhölzchen oder Anti-Phosphor-Reitzländer genannt, sind vollkommen geruch- und gefahrlos und daher der allgemeinsten Verwendung werth. Die Hölzchen selbst sind an der einen Seite zunächst mit etwas Terpentinharz getränkt und an der Spitze mit einer aus Schwefel, Graufpießglanzerz (Schwefelantimon), chlorsaurem Kali und etwas Leim oder Gummi bestehenden Masse bedeckt. Auf die Schachteln selbst ist aber ein Papier aufgeklebt, welches mit einer dünnen Lage, einer Mischung von Braunstein, etwas Mennige und amorphem Phosphor bestrichen ist. Nur wenn man die Hölzchen rasch über dieses Papier streicht, findet eine Entzündung statt; sonst lassen sie sich an keinem anderen Körper entzünden. Dadurch ist natürlich jede Gefahr der Selbstentzündlichkeit total beseitigt und auch die Masse auf der Schachtel, welche sehr lange brauchbar bleibt, ist nicht gefährlich. Zur Zeit sind diese Anti-Phosphor-Streichhölzchen, als etwas Neues, noch zu theuer; da jedoch ihre Fabrikation mit keinen größern Kosten verbunden ist, als die der gewöhnlichen, so werden sie jedenfalls in kurzer Zeit billiger werden. Es ist von großer Wichtigkeit, daß diese ungefährlichen Hölzchen eine rasche Aufnahme finden und die bisherigen gefahrvollen Fabrikate in möglichst kurzer Zeit verdrängen. Es würde daher im Interesse der Fabrikanten dieser Hölzchen liegen, dieselben billiger und in größeren Parthien zu verkaufen und zugleich größere viereckige Stücke oder längere Streifen von dem Papier, an welchem die Hölzer gerieben werden müssen, einzeln in den Handel zu bringen, damit man sich dieselben an passenden Orten z. B. in der Küche, an der Wand befestigen kann. Der Gebrauch der Hölzchen im Haushalte würde dadurch bequemer.

Dr. H. Hirzel.

Blätter und Blüthen.

Griechische Bauerfrauen. Ein Franzose, der sich während des orientalischen Krieges viel in Griechenland herumtrieb, schildert eine Bauerfrau unweit Athen so: Im Vordergrunde einer fahlen Gebirgsgegend bewegten wir eine junge Frau, groß, herrlich gewachsen und von eben so graziöser, als majestätischer Haltung. Ihre blauen Augen blickten auf uns mit ruhiger Neugier, eben so ruhig und vague, wie die Augen der alten Statuen, die seit 20 Jahrhunderten auf das tumultuarische Leben um sie herschauen, ohne ihre göttliche Ruhe und jugendliche Schönheit zu verlieren. Ihr Gesicht, ein feines Oval, schien in der glänzenden Blässe des Marmors reiner, ruhiger in Linien und Formen, als die Belleda von Maindron. Zwei lange Locken wallten kunstlos an ihren Wangen herab und machten das ovale Gesicht noch länger und träumerischer. Hände und Füße, ganz nackend, waren durch so delicate Gelenke geziehrt, daß die feinste, schönste Herzogin sie beneiden würde. Ihre Taille, ungeschnürt durch Schnürleib, zeigte eben so subtile Grazie als frische, quellende Kraft. Das ganze Wesen war die herrlichste Blume der Schönheit, die durch die reichste Kleidung nur verloren haben würde. Zwar fehlte es auch ihr nicht an reichem äußerlichen Schmuck, aber wie wundervoll war er zu Gestalt und Teint berechnet. Die Fellume in Griechenland sind ein endloser Gemisch aller Zeiten und Zonen. Nur die baumwollenen Unter- und Hosenröcke der Männer können als neugriechisch-charakteristisch gelten. Die Verschiedenheit und Kapvice der Gewandung ist aber nirgend größer, als bei griechischen Frauen und Mädchen. Mit allem beräumten Schönheits-, Farben- und Formensinn kleidet sich jede Griechin genau so, wie es ihrer Gestalt, Form, Farbe und Individualität am geschmackvollsten paßt. Jede ist eine Künstlerin mit einem Meisterstücke in ihrer Kleidung. Die junge Frau hatte über ihren lieblichen Kopf ein roth-gelbes seidenes Tuch gezogen, dessen Zipfel nachlässig, aber malerisch auf die Schultern herabhingen. Das lange, weiße Hemde, welches unter den Kleidern hervor noch die halbe Waden bedeckte, war mit rothen und schwarzen schmalen Bändern besetzt, um

Hals und Arme mit die Muster einer etruskischen Vase. Ein kurzer Rock mit langen, schmalen Streifen deckte Hüften, Oberkörper und Busen, ohne letzteren einzuzwängen. Eine schwarze Schärpe schlang sich um die Taille. Schürze und ein längeres Unterkleid waren lustig und heiter gestreift. Haar, Hände und Hals glänzten im Schimmer kleiner Goldmünzen, Ringe und Perlen. Unter dem Busen trug sie zwei kleine, silberne Platten, wie Schilder mit eingetriebenen Figuren, eine Erbstücke. Ihr Mann, etwa 5 Jahre älter, d. h. 23, erschien schlank ohne dünn zu sein, groß ohne übermäßige Länge, mit dem feinsten Profil, beinahe knabenartig, obwohl mit einigem Flaum auf den Oberlippen. Auch er würde schön gewesen sein, wäre nicht das lange, schwarze Haar gar zu banditenmäßig auf den Schultern herumgeschlagen. Er trug eine Jacke und Fustanella, Sandalen, wollene Gamaschen, statt der prosaischen Strümpfe, eine Schärpe, von seiner Frau hübsch gestickt, einen Ledergürtel und einen Dolch mit Hornigriff daran, eine unbeschreibliche Volksbewaffnung, wie sie trotz aller Unterdrückt noch unangetastet geblieben, die nur gesährlich wird, wenn Räuber, die in Griechenland sehr Mode sind, sich gar zu unanständig ausdrängen. — Die Schönheit Griechenlands ist noch nicht gestorben, aber ihr Leben zwischen den Intriguen der europäischen Diplomatie und ihrem eigenen Schofer bedarf anderer Pflege, um zu gedeihen.

Ein Erquickungsapparat. Unter den mancherlei Annehmlichkeiten, mit denen Wissenschaft und Technik in neuerer Zeit unser jetzt noch so dürftiges Leben beschenkt haben, sind die künstlich bereiteten kohlensäurehaltigen Wässer gewiß eine der schätzenswerthesten. Sie bilden nicht nur ein angenehm erfrischendes, ganz unschädliches Getränk, sondern äußern in manchen Fällen selbst heilsame Wirkungen, und es fehlt nicht an Beispielen, daß lediglich durch fortgesetzten Gebrauch des kohlensauren Wassers eine zerrüttete Verdauung völlig wiederhergestellt wurde. Füllt man seinen Apparat statt des Wassers mit leichtem Wein, oder setzt dem Wasser eine der jetzt überall käuflichen Fruchtessenzen zu, so erhält man obendrein sehr wohlschmeckende Luxusgetränke, die bei manchen Gelegenheiten den echten und unechten Champagner ganz wohl vertreten können.

Der Gebrauch und die Selbstbereitung des kohlensauren Wassers, obwohl schon ziemlich verbreitet, könnte doch noch viel allgemeiner werden, wenn nicht die Herstellungskosten immer noch etwas zu hoch wären; denn nicht nur der Apparat will angeschafft sein, sondern auch die jetzt gebräuchliche Füllung erheischt noch so manchen Groschen. In dieser letztern Beziehung ist nun aber eine bedeutende Ersparniß nicht nur möglich, sondern auch ganz wohl ausführbar, wie gleich gezeigt werden soll.

Die jetzige Füllung besteht aus doppeltkohlensaurem Natron, einem ganz wohlfeilen, und Weinsäure, einem beträchtlich theuren Stoffe, denn das Pfund kostet mindestens einen Thaler. Das Natron ist der Inhaber der gewünschten Kohlensäure, die Weinsäure, indem sie sich mit dem Natron verbindet, treibt dieselbe aus. Nun wird aber die Kohlensäure durch jede andre Säure aus ihren Verbindungen ausgetrieben, warum hat man gerade die Weinsäure für diesen Zweck gewählt? Ohne Zweifel weil man glaubte, zur Entwickelung der Kohlensäure eine feste (zweifäurische) Säure in Anwendung bringen zu müssen, wie es denn in der That gebräuchlich sein würde, das Natron ohne weiteres mit einer der von Natur flüssigen Säuren in Berührung zu setzen. Die Entwickelung der Kohlensäure würde in solchem Falle in so stürmischer Weise vor sich gehen, daß kein Apparat stark genug wäre dem zu widerstehen, während bei Anwendung einer krystallisirten Säure die allmälige Entwickelung dadurch gesichert ist, daß die Theilchen derselben nur in dem Maße auf das Natron wirken können, wie sie selbst nach und nach im Wasser flüssig werden. Bei diesem Gesichtspunkte aus ist die Wahl der Weinsäure gerechtfertigt, denn die meisten andern Säuren, welche in Krystallform vorkommen, wie Citronen-, Phosphor-, Kleesäure sind noch theurer.

Nach dieser Darlegung nun soll gezeigt werden, wie dennoch eine der wohlfeilsten Säuren, die Schwefelsäure, auf ganz gefahrlose Weise zur Entwickelung der Kohlensäure benutzt und der Kostenpunkt dadurch so günstig gestellt werden kann, daß die einmalige Füllung eines Apparates kaum auf ein paar Pfennige zu stehen kommt. Die zu verwendende Schwefelsäure (englische) muß zunächst entsprechend verdünnt werden, und zwar im Verhältniß von 5 Maß Wasser auf 1 Maß Säure. Das Wasser bringt man in ein irdenes Gefäß und setzt die Säure nach und nach in kleinen Portionen zu, wobei man mit einem Glas- oder Holzstäbchen fleißig umrührt. Ist die Flüssigkeit erkaltet, so hebt man sie in Flaschen zum Gebrauch auf.

Um den Apparat in Thätigkeit zu setzen, füllt man zunächst die untere Abtheilung desselben zur Hälfte mit der verdünnten Säure, und bringt dann unter sorgenden nothwendigen Vorsichtsmaßregeln den Apparat angemessene Portion Natron hinein. Dieses Salz darf nämlich aus dem schon erwähnten Grunde nicht in freie Berührung mit der Säure kommen, sondern muß vorher in eine oder nach Erfordernniß zwei etwa fingerlange papierne Hülsen eingeschlossen werden. Man wickelt zu dem Ende ein entsprechend gezeichnetes Stück Schreib- oder festes Briefpapier um das Ende eines fingerdicken Stockes derart, daß es zweimal herumgeht und unten ein wenig hervorsteht. Das vorstehende Ende bricht man, wie der Kaufmann die Düte, sauber ein, so daß ein guter Verschluß hergestellt wird, schüttet dann das Natron in die Hülse, legt sie in die Säure und schließt den Apparat. Den oberen Theil der Hülse, welcher über die Säure herausragt, könnte man ganz offen lassen; man knickt ihn jedoch lieber auch ein wenig ein, des besseren Zusammenhaltes halber. Da die Sättigung des Wassers mit der Kohlensäure bei dieser Einrichtung merklich langsamer geht als bei der gewöhnlichen Weise, so hat man zwar hinsichtlich der Zeit hierzu Rücksicht zu nehmen, doch liegt hierin auch zugleich die Gewähr völliger Gefahrlosigkeit.

Alfred Meißner, in seinen soeben erschienenen Erinnerungen an Heinrich Heine, erzählt: „Der Homöopath Dr. A.... trat zuweilen bei Heine vor. Mit diesem Manne war der Dichter auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden. Auf einer Reise auf dem Schiffe waren Heine und seine Frau vor Jahren in Lyon mit dem Pfarrer Ernst zusammengekommen, den Beide schon von Paris her genau kannten. Da Heine morgen nach Paris abreisen soll, bittet der Virtuose den Letzteren, ihm ein Gefährt zu seinen dortigen Arzt mitzunehmen, und der erlosalen lyoner Würste, die zierlich in Stanisol eingewickelt, für eine Delicateste gelten. Heine übernimmt den Auftrag. Daumal stand noch nicht auf der Eisenbahn in wenig Stunden von Lyon nach Paris; die Reise im Postwagen dauerte lang und Frau Mathilde ward ungeduldig. Was war natürlicher, als daß man ein kleines Stück von der Wurst schneidet, die so schwer unterzubringen war und nun das ganze Ding durchstieß? Madame Heine kostet eine Scheibe und findet sie vortrefflich. Heine thut desgleichen und ist ebenso sehr davon entzückt. Die Wurst kann noch einen Tag, die Wurst verringert sich mehr und mehr und als die Gemahlin Paris erreichen, trifft es sich, daß nur ein ganz kleiner Rest von dem prachtvollen Ungethüm übriggeblieben. Jetzt erst fühlt es Heine, daß ihn hierher sich seines Auftrages entledigt. Was thut er? Er schneidet mit einer Rasirmesser eine völlig durchsichtige Scheibe herunter und sendet sie mit einem Brief-Couvert an den Doctor. „Herr!“ schreibt er in einem beiliegenden Billet, „durch Ihre Forschungen ist nunmehr ganz festgestellt, daß Wurstscheibe von größten Wirkungen äußern. Empfangen Sie hier den millionsten Theil eines lyoner Salami, den mir Herr Ernst für Sie übergeben. Er wird bei Ihnen, falls die Homöopathie irgendwie eine Wahrheit ist, die Wirkung ihnen, wie ein ganzer.“

Das letzte Zusammensein mit Heine beschreibt Meißner wie folgt:

Mein letzter Gang war, die Nue de Milan hinan, zu Heinrich Heine. Ich fand ihn aufrecht im Bette sitzend, beschäftigt, die lyrischen Gedichte des Romanceros zu ordnen.

„Ich weiß, weshalb Sie kommen,“ sagte er. „Sie kommen, Abschied zu nehmen. Lassen Sie ihn kurz sein; jeder Abschied erschüttert jetzt meine Nerven. Wie werde ich allein sein, wenn Sie fort sind!“

„Wir werden uns wiedersehen,“ sagte ich.

„Ich glaube kaum,“ erwiederte er. „Diese Vorrede des Todes muß schon zu lange gedauert. Sie kann nicht ewig währen, und meine Hände sind stark worden. Plötzlich, mitten in der spannendsten Periode werde mein Leben abbrechen, wie manches schöne Capitel in meinen Büchern. Ich sehe es wohl: ich könnte Ihnen heinahe zürnen, daß Sie mich auf so gespensterhaften Ruhe gesehen haben, in der ich liege, und in der ich so gesinnend von der kommenden Stunde nur das weiß, daß ihrer viertausend einen Tag gehen. Doch nein, seien Sie gedankt für die Stunden, die Sie an meinem Bette zugebracht haben, seien Sie innig gedankt! Sie werde nun wieder recht einsam sein.“

Ich sah ihn an. Thränen standen in seinen Augen. Thränen in Heine's Augen — in den Augen des Mannes, den die Welt so oft herzlos gescholten! Ich konnte nicht widerstehen, unbezwingbare Rührung ergriff mich — und — Ewig unvergeßlich steht dieser Augenblick vor meiner Seele. Ich faßte seine Hand und drückte sie fest.

„Möge das endlose Siechthum des Schwans der Nue d'Amsterdam Sie nicht zuletzt gelangweilt haben!“ flüsterte der Kranke und wandte sich ab.

Ich ging und wie die Bilder einer Phantasmagorie flogen die Menschen und Häuser an meinen aufgeregten Sinnen vorüber. —

Eine Stunde später saß ich in der Ecke des Eisenbahnwagens.

Meyer, der Gründer und Besitzer des weltbekannten bibliographischen Instituts in Hildburghausen, ist gestorben, in kaum vollendetem 60sten Lebensjahre. Mit ihm ist einer der genialsten Köpfe unserer Zeit dahingegangen. Wir mögen nicht Alles billigen, was er im Laufe seines vielbewegten Lebens gethan, aber wer sein Schaffen und Wirken mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, wer seine unermüdliche Thätigkeit gekannt, seine Anstrengungen in der Nähe gesehen, überhaupt seine schöpferische, genialische Natur in der langen Reihe von Jahren seines Wirkens beobachtet hat, der muß mit Achtung von den Talenten und der Energie eines Mannes reden, der, ohne sich selbst zu schonen, nichts vom Glücke oder dem Zufalle, sondern Alles sich selbst und seiner eisernen Arbeitskraft zu danken hat. Er ist der Schöpfer des billigen Literatur in Deutschland, war einer der frischesten, wenn schlagfertigsten Schriftsteller, ein tüchtiger Kunstkenner, in allen Zweigen der Wissenschaften gerecht, schuf Bergwerke, Maschinenanstalten und ganze, große industrielle Etablissements so leicht, wie er die glänzenden Artikel seines Universums aus Papier warf, und war bei alledem ein Ehrenmann, der sich und seiner Ueberzeugung durch sein ganzes Leben treu blieb. Den vielen Leser seiner Schriften, noch mehr aber seinen engeren Vaterlande, wo er unendlich durch seine Thätigkeit genützt, werden ihm nie vergessen.

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern ꝛc. ꝛc. für die Redaktion der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Spiele des Zufalls.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine liebte ihren Mann mit der ganzen Fülle ihres jugendlichen Herzens; es läßt sich denken, daß sie jetzt, wo er sich ihr als Märtyrer seiner Liebe zeigte, mit einer Dankbarkeit an ihm hing, die ihre Liebe heiligte und ihrer Ehe eine neue Weihe gab. Sie setzte sich zu ihm, strich das feuchte Haar aus seiner Stirn, und küßte ihn.

„Woran denkst Du, Cäsar?“ fragte sie schmeichelnd.

„An unsere Vergangenheit, Wilhelmine!“

„Macht sie Dir Kummer?“

„In einer Beziehung, ja!“

„Darf ich diese Beziehung wissen?“

„Daß Dir Deine Liebe zu mir den Haß Deiner Mutter zugezogen hat.“

„Ist es das?“ fragte sie, schmerzlich lächelnd.

„Ich weiß nicht, woher es kommt — aber dieser Gedanke lastet jetzt mehr als je auf meiner Seele. Mir ist, als ob ich unfähig wäre, Dich je für das Opfer zu belohnen, das Du mir gebracht hast.“

„Cäsar,“ flüsterte sie, „liebst Du mich nicht mehr?“

Der junge Mann umschlang sie und sah sie mit einem Blicke an, der seine ganze schwärmerische Leidenschaft verrieth, in dem seine ganze Seele lag.

„Ich kann nur dann aufhören Dich zu lieben, wenn ich zu leben aufhöre!“ rief er aus.

„Dann, mein Geliebter, beklage mich nicht, denn ich bin beneidenswerth glücklich!“

Wie zwei Kinder, die sich das erste Liebesgeständniß gemacht, umschlangen und küßten sie sich.

„Wie fühlst Du Dich heute?“ fragte Cäsar in seinem zärtlichsten Tone.

Die junge Frau stellte sich, als ob sie erstaunte.

„Wie ich mich heute fühle? Wie gestern, wie jeden Tag — sehr wohl!“

„Und doch scheint mir, als ob Du bleicher wärst.“

„Die kalte Luft hat mich vielleicht ein wenig angegriffen. Cäsar, sagtest Du nicht, daß mich die Blässe interessant mache?“

„Gewiß, mein Kind! Sie ist selbst ein Haupttheil Deiner Schönheit.“

„Schmeichler!“ rief sie lächelnd. „Fast möchte ich glauben, daß Du mich eitel machen wolltest. Aber ohne eitel zu sein, wird sich Deine Frau bemühen, Dir stets elegant und interessant zu erscheinen. In der nächsten Soirée wirst Du mich in einem neuen Kleide erblicken, das ohne Zweifel Deinen Beifall haben wird. Vor Tische habe ich den Stoff dazu gekauft. Es ist drei Uhr vorbei — die Putzmacherin wird angekommen sein, um mir das Maaß zu nehmen. Erlaube mir, daß ich mich auf kurze Zeit entferne!“

Bei der letzten Umarmung brachte Wilhelmine den Brief des Doctors geschickt in die Tasche Cäsars. Dann verließ sie hüpfend das Zimmer.

„Mein Gott,“ murmelte Cäsar, „wie furchtbar ist der Gedanke, daß dieses himmlische Wesen durch eine schleichende Krankheit zerstört wird! Der Doctor hat Recht, sie darf nicht ahnen, daß sie bereits den Weg zum Grabe angetreten hat. O, wäre es mir vergönnt, ihr den kurzen Rest des Lebens mit den Freuden des Himmels zu versüßen!“

Dann zog er das Couvert und den Brief aus der Tasche, und warf beides in den Ofen. Kaum hatte er den alten verbrannt, als er durch die Post einen neuen Brief erhielt. Ein Advokat schrieb ihm, daß er beauftragt sei, eine Wechselschuld von hundert Louisd'or von ihm einzuziehen und auf Personalarrest anzutragen, wenn bis morgen Mittag nicht Zahlung geleistet sei. Auch diesen Brief verbrannte Cäsar. Dann öffnete er einen Secretair und untersuchte seine Kasse; sie enthielt zweiundzwanzig Louisd'or.

„Ich muß noch einmal reisen,“ flüsterte er vor sich hin; „Muth, Cäsar, Muth, es gilt ja das Leben Deiner Wilhelmine. Gott wird mir verzeihen, daß ich sie täusche, denn ich täusche sie, weil ich sie heiß und innig liebe!“

Eine Stunde später sagte er zu seiner Frau:

„Wilhelmine, ich bin für diesen Abend zu einer Gesellschaft geladen, die aus Männern besteht, deren nähere Bekanntschaft mir wünschenswerth ist.“

„O, mein Freund, so zögere nicht, diese Gesellschaft zu besuchen!“ antwortete rasch die junge Frau.

„Man sagte mir, daß man sich oft erst am Morgen trenne.“

„Ich werde ruhig schlafen, da ich weiß, daß Du Dich amüsirst. Wird auch Rudolphi dort sein?“ fragte sie, indem sie mit Mühe ihre Unbefangenheit bewahrte.

„Ich zweifle daran, da die Gesellschaft aus adeligen Personen besteht.“

Wilhelminen war ein Stein vom Herzen genommen.

„Gehe, mein Freund; ich wünsche Dir einen recht heitern Abend!“ sagte sie, indem sie ihren Mann küßte.

„Warum fragt sie nach Rudolphi?“ dachte Cäsar. „Doch nein,“ fügte er sich beruhigend hinzu, „das Gerücht hat eine leere Vermuthung ausgesprochen, wozu die innige Freundschaft der beiden Frauen Anlaß gegeben. Es ist eben so lächerlich, wenn man sagen wollte: Cäsar von Beck macht Madame Rudolphi den Hof. Uebrigens habe ich vorgebeugt, und Rudolphi wird sein gegebenes Versprechen erfüllen.“

Cäsar machte Gesellschaftstoilette, um seine Frau zu täuschen, warf einen Pelz über, und bestieg einen Fiaker. Er ließ sich nach dem magdeburger Bahnhofe fahren.

Um diese Zeit empfing Wilhelmine von Elisen einen Brief.

IV.

Bernhard Rudolphi hatte von seinem Vater ein großes Vermögen geerbt, er galt für einen der reichsten Männer der Stadt. Mehr der Unterhaltung als des Gewinnes wegen hatte er sich bei verschiedenen Bank- und Actienunternehmungen betheiligt, wodurch er mit auswärtigen Geschäftsleuten bekannt geworden war. Auf einer Vergnügungsreise lernte er in K. Elisen kennen, die um jene Zeit die gefeiertste Schönheit der Residenz war. Elise gehörte nämlich als tragische Liebhaberin dem Hoftheater an. Bernhard bewunderte die Kunst und liebte die Künstlerin, die nach seiner Ansicht das Ideal weiblicher Schönheit war. Der unabhängige reiche Mann, gewohnt, sich Nichts zu entsagen, befriedigte die brennenden Wünsche seines Herzens, indem er sich um Elisens Gunst bewarb, diese erhielt, und das schöne Mädchen, wegen dessen ein Gardeoffizier den andern im Duell erschossen, heirathete, ohne sich um die Meinung der Welt und die Klage der Recensenten zu kümmern, die da meinten, daß die Liebe der deutschen Bühne einen unersetzlichen Verlust bereitet habe. Das erste Jahr lebte Madame Rudolphi völlig glücklich, sie liebte ihren Mann, und ihr Mann betete sie an. Im zweiten Jahre kamen die ersten Stunden, in denen sie mit Sehnsucht an die Bühne zurückdachte, denn Bernhard war mehr tragischer Liebhaber als Gatte. Im dritten Jahre bedauerte sie, die freie Künstlerlaufbahn mit dem Joche vertauscht zu haben, das ihr die Eifersucht ihres Mannes auferlegte. Der Leser kennt bereits die Art und Weise, wie sich diese Eifersucht äußerte.

Es giebt Heirathen, welche die Liebe, andere, welche der Verstand contrahirt — Bernhard Rudolphi hatte aus Eitelkeit geheirathet. Zu dieser dritten Kategorie zählen, mit wenigen Ausnahmen, alle Verbindungen, die zwischen reichen Männern und Künstlerinnen geschlossen werden. Der Mann ist eitel auf den Ruhm seiner Frau, und die Frau auf das Geld ihres Mannes. Aber leider ist diese Eitelkeit nur von kurzer Dauer; schwindet sie, so schwindet auch die Grundlage des ehelichen Glücks.

Die Eitelkeitsheirath, die wir zu schildern versuchen, war in das erste Stadium der Entwickelung getreten. Bernhard war eifersüchtig, weil er des frühern Standes seiner schönen Frau gedachte, und Elise fühlte sich in ihrer Würde gekränkt, weil sie sich ihres Ruhmes erinnerte. Die Liebe war durch eine dreijährige Ehe ein wenig abgekühlt.

Seit dem letzten Besuche Wilhelminens im Hause des Particuliers waren acht Tage verflossen. Die beiden Gatten beobachteten der Welt und den Domestiken gegenüber ein Betragen, das durchaus nichts von ihrem Seelenzustande verrieth; sie affectirten den Ton, den man bei ihnen gewohnt war. Diese Ueberwindung vermehrte die Unzufriedenheit eines Jeden mit der eingetretenen Situation. Bernhard beharrte in seinem Entschlusse, der koketten Gattin die Nichtigkeit seines Verfahrens zu beweisen — und Elise ward in dem Vorsatze bestärkt, ihrem Gatten die Lächerlichkeit seiner ungegründeten Eifersucht darzuthun. Beide hatten ihre Pläne eingeleitet.

Eines Morgens hatte Bernhard seine Toilette vollendet, um auszugehen. Da trat Fritz, der Kammerdiener, in das Zimmer, und überreichte seinem Herrn eine Karte.

„Der Ueberbringer wünscht den Herrn zu sprechen!“ sagte er.

Bernhard warf einen Blick auf das feine, glänzende Blatt. Er las: Gottfried Christian Beck, Senator.

„Beck?“ fragte er sich verwundert. „Sollte er zu Cäsar von Beck in Beziehung stehen? Der Mann ist Senator, ich darf ihn nicht abweisen.“

Er gab Befehl, den Fremden einzuführen.

Nach einer Minute trat unser Senator ein, den wir auf der Reise kennen gelernt haben. Den Pelz hatte er im Vorzimmer abgelegt, er erschien schwarz gekleidet und mit dem weißen Halstuche, ohne das kein Senator einen schwarzen Frack tragen darf. Gottfried Christian Beck sah einem gutbegründeten und zum Gustav-Arolf-Vereine gehörenden Geistlichen eben so ähnlich als einem Senator. Mit der Gravität, die bei einem kurzen, dicken Manne stets etwas Lächerliches trägt, verneigte er sich.

„Herr Rudolphi?“ fragte er lächelnd.

Bernhard verneigte sich so aristokratisch, als möglich.

„Der Weinhändler Flemming in Bremen, mein Freund, den ich um eine Empfehlung für Leipzig bat, hat mich an Herrn Rudolphi adressirt. Ich gedenke mich einige Zeit hier aufzuhalten, und erlaube mir, mich auf meinen Freund zu beziehen. Hier ist sein Brief.“

„Herr Senator,“ sagte Bernhard, nachdem er den schmeichelhaften Empfehlungsbrief gelesen, „ich schätze mich glücklich, daß Herr Flemming, dessen Vater mit dem meinigen lange in Geschäftsverbindung stand, mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft. Verfügen Sie über den ganzen Einfluß, den ich in meiner Vaterstadt besitze.“

Rudolphi bot seinem Gaste einen Sessel an. Der Senator, ein kahlköpfiger Mann, ließ sich zu gleicher Zeit nieder, als Bernhard ihm gegenüber Platz nahm.

„Mein Herr,“ begann der Senator, indem er seine gleichgenden Hände über dem runden Bauche faltete und einen Daumen um den andern spielen ließ — eine Gewohnheit, die er von seinem Amtsvorgänger adoptirt hatte — „mein Herr, ich benutze sofort Ihre Gefälligkeit und bitte Sie, mir ein halbes Stündchen zu widmen. Eine Reise im Winter ist selbstverständlich keine Vergnügungsreise —“

„So sind Sie in Geschäften nach Leipzig gekommen?“

„Nein, eigentlich nicht, wenn man Familienangelegenheiten nicht als Geschäfte betrachtet.“

„Ah, in Familienangelegenheiten!“ sagte Bernhard gedehnt, denn er dachte an Cäsar von Beck, und wunderte sich, warum der Senator sich gerade an ihn wendete.

„Mein jüngerer Bruder war Legationsrath in O... schen Diensten. Als er starb, hinterließ er einen Sohn und ein sehr mäßiges Vermögen. Der Sohn, Cäsar von Beck, sollte Cameralwissenschaft studiren; zu diesem Zwecke brachte man ihn nach Braunschweig auf das Gymnasium, und später ließ man ihn die Universität Göttingen beziehen. Nach beendeten Studien hielt sich mein Neffe in Braunschweig auf, weil er Lust hatte, in herzogliche Dienste zu treten. Das Todesjahr seines Vaters war auch das seiner Großjährigkeit, und er empfing die Hinterlassenschaft des Legationsraths. Herr Cäsar schien darauf gewartet zu haben, denn vier Wochen nach dem Antritte der Erbschaft verheirathete er sich mit einer jungen Sängerin, die er vom Parterre aus lieben gelernt hatte. Die Einzelnheiten dieser Heirath kenne ich nicht, mir ist selbst der Name der Sängerin unbekannt; ich weiß nur so viel, daß sie sehr schön und ein unbescholtenes Mädchen ist. Cäsar ist ein wenig Schwärmer, aber er war stets ein guter Junge, dem ich ein recht glückliches Loos gewünscht hätte. Nach der Hochzeit, die in aller Stille abgemacht wurde, ging er mit seiner jungen Frau auf Reisen, und es verflossen mehrere Jahre, ohne daß ich etwas von ihm hörte. Da erhielt ich vor vier Wochen einen Brief von Frau von Beck, in dem sie mir anzeigt, daß Cäsar gemüthskrank zu werden scheine, wenn er es nicht schon sei; sie glaube, schrieb sie, die Schwermuth ihres Mannes sei vorzüglich dadurch entstanden, daß der Bruder seines Vaters, der einzige Verwandte auf dieser Welt, ihm zürne, und sie könne begreifen, daß ihre Heirath der Grund dieses Zerwürfnisses sei. Darum bitte sie mich, dem Neffen ein freundlicher Onkel zu sein und ihm die Freudigkeit des Gemüths durch einen väterlichen Brief zurückzugeben. Die Frau schreibt vortrefflich, und ich muß bekennen, daß mich ihre zärtliche Liebe zu Cäsar tief gerührt hat. Nun aber möchte ich wissen, in welcher Beziehung mein Neffe sich über mich zu beklagen hat?“ rief der Senator. „Ich habe mich nicht um ihn, sondern er hat sich von mir zurückgezogen. Hätte er an mich geschrieben, so würde ich ihm freundlich geantwortet haben, denn die Heirath mit seiner Sängerin kümmert mich nicht, weil er, und nicht ich, mit seiner Frau zu leben hat. Ich bin und bleibe

Garçon, so lange ich athme. Die Sache machte mir Sorgen, denn Cäsar ist mein einziger Verwandter und ein guter Junge, ich möchte nicht, daß er durch ein Vorurtheil unglücklich würde. Er glaubt, ich sei ihm böse — und doch hat er keine Beweise davon. Dies läßt allerdings auf Hypochondrie schließen, eine Krankheit, an der auch sein Vater gelitten hat, und die ihm das Leben bis zur Unleidlichkeit verbitterte. Ich hielt es für Pflicht, dem Fortschreiten des Uebels, zu dem ich Anlaß gegeben haben soll, vorzubeugen, und entschloß mich zu einer Reise nach Leipzig, um meinen hypochondrischen Neffen zu beobachten, ohne daß er es weiß, denn es soll nicht scheinen, als ob ich ihm nachliefe. Nun bin ich seit einigen Tagen in Leipzig, und zog unter der Hand Erkundigungen ein. Niemand konnte mir nähere Auskunft geben, weil Cäsar sich nur kurze Zeit hier aufhält und wenig bekannt ist. Gestern erfuhr ich, daß Herr Bernhard Rudolphi mit Cäsar, und Madame Rudolphi mit Frau von Beck in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stehen; da der glückliche Zufall es außerdem auch wollte, daß ich an Sie empfohlen war, so zögerte ich nicht einen Augenblick, mich Ihnen vorzustellen, um Sie zu bitten, mir in der Erreichung meines Zwecks behülflich zu sein."

Bernhard hatte mit Erstaunen zugehört. Das Leben des Mannes, auf den er einen glühenden Haß geworfen, lag jetzt klar vor ihm. Daß Wilhelmine früher dramatische Künstlerin gewesen, hatte er nicht gewußt — er glaubte sich jetzt die besondere Freundschaft zwischen ihr und Elisen erklären zu können. Aber auch sein Verdacht erhielt dadurch neue Nahrung, und Elise erschien ihm doppelt strafbar.

„Mein Herr," fragte er nach einer Pause, „auf welche Weise kann ich Ihnen nützlich sein?"

„Zunächst dadurch, daß Sie mich den Zustand meines Neffen kennen lehren, den wohl Niemand besser wissen kann, als Sie, da Sie mit ihm befreundet sind. Auf Offenheit glaube ich um so mehr rechnen zu können, da Sie Ihrem Freunde einen Dienst erzeigen, den er Ihnen von Herzen danken wird."

„O gewiß, Sie können auf meine Offenheit rechnen!" rief Bernhard mit einem Anfluge von Bitterkeit, denn er fühlte das Bedürfniß, dem Senator, der ihm ein würdiger Mann zu sein schien, sein Herz auszuschütten. „Aber ich sende die Bemerkung voraus, daß ich durch meine Offenheit nicht dem Neffen, sondern nur dem Onkel einen Dienst leiste."

„Wie?" fragte erstaunt der Senator. „Demnach werde ich nichts Gutes hören."

Bernhard war so aufgeregt, daß sich sein Gesicht röthete. Der Zorn darüber, daß ihm Elise den frühern Stand Wilselminens verschwiegen, also ein Geheimniß vor ihm hatte, trieb ihm die Galle in das Blut.

„Urtheilen Sie selbst, mein Herr!" fuhr er fort. „Wir lernten Herrn von Beck und Gattin in Karlsbad kennen, oder richtiger gesagt, unsere beiden Frauen lernten sich kennen, denn ich verhehle es nicht, daß Herr von Beck nie meine Sympathie gehabt hat. Nach beendeter Kur entschloß sich Ihr Neffe, aus Rücksicht für seine Frau, wie er sagte, den Winter in Leipzig zu verleben. Hier ward die Freundschaft der beiden Frauen so innig, daß sie einen Revers auf die beiden Männer warf. Kurz, mein Herr, das Gerücht amalgamirte Elisen, Cäsar, Wilhelmine und Bernhard Rudolphi. Die Welt weiß, daß auch meine Frau einst der Bühne angehörte, und Sie, Herr Senator, wissen ohne Zweifel, daß eine Schauspielerin, wenn sie in das Privatleben übergetreten ist, immer noch mit Vorurtheilen zu kämpfen hat. Aus diesem Grunde veranlaßte ich meine Frau, den intimen Umgang mit Frau von Beck aufzugeben."

„So!" murmelte der Senator. „Und Cäsar?"

„Cäsar ist derselbe geblieben."

„Hypochonder?"

„Wenn Sie zugeben, daß man aus Hypochondrie ein Spieler ist — ja!"

„Wie, Cäsar spielt? Natürlich Whist, l'hombre —"

„Nein, mein Herr, er spielt an der Spielbank in Köthen, wo man ihn noch vor kurzer Zeit die ganze Nacht gesehen hat. Abends fährt er still und heimlich hinüber, und Morgens kommt er zurück. Ich überlasse es Ihrem Ermessen, ob dies ein Zug von Hypochondrie ist. Und dazu kommt noch, daß er bedeutende Schulden gemacht hat. Ein Mann, der mit reichen Leuten verkehrt, hat Kredit."

„Was ist das?" dachte der Senator. „Sollte man auch mit meiner Gutmüthigkeit spielen wollen? Will die Schauspielerin mich zu einem Komödien-Onkel machen?"

„Dies ist Alles, mein Herr, was ich Ihnen über Cäsar von Beck sagen kann."

„Es genügt, um meine Ansicht festzustellen," antwortete der Senator, indem er aufstand. „Nehmen Sie meinen Dank und die Versicherung, daß ich zu Gegendiensten bereit bin."

„Discretion empfehle ich nicht, da Sie es begreiflich finden werden, daß sie nur unter den obwaltenden Umständen angenehm ist."

Der Senator reichte dem jungen Mann die Hand, nahm seinen Hut, und verließ das Zimmer. Gleich nach dem Senator verließ auch Rudolphi das Haus.

V.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als Lorenz zu seinem Herrn in das Zimmer des Hotels trat, das er seit acht Tagen bewohnte. Der Senator befleißigte sich der Verdauung eines reichlich genossenen Mittagmahls; er befand sich in einer gewissen behaglichen Ruhe, in dem glücklichen Zustande, der genau die Mitte hält zwischen dem Tiefsinne des philosophischen Denkers und der Zufriedenheit wiederkäuender Thiere. Ein Psycholog, — ich erinnere mich seines Namens nicht mehr — nennt diesen Zustand die materielle Melancholie der Gastronomie. Wie man sieht, hatten die übeln Nachrichten von dem Neffen dem Onkel den Appetit nicht verdorben.

„Was willst Du, Lorenz?"

„Herr Senator, ich habe eine Wohnung gefunden, die für uns paßt."

„Hast Du sie gemiethet?"

„Nein; die Besitzerin des Hauses verlangt, daß Sie selbst den Kontract mit ihr abschließen.

„Die Besitzerin?" murmelte der Senator in einem Tone, der sein Mißfallen über dieses Wort verrieth.

„Mir wäre freilich ein Besitzer lieber gewesen; aber da die Zimmer elegant und bequem sind, und das Haus in der Nähe der Wohnung Ihres Neffen liegt, so halte ich dafür, daß wir ein Auge zudrücken."

„Laß einen Fiaker kommen!"

„Herr Senator."

„Lorenz?"

„Ich glaube nicht daran, daß Herr Cäsar ein Spieler geworden ist. Man hat ihn verleumdet."

„Wir wäre es leid, wenn Du Recht hättest. Um die Wahrheit zu erfahren, werden wir einige Zeit hier bleiben."

„Das beruhigt mich; ich hole den Fiaker."

Nach einer Viertelstunde bestiegen Herr und Diener den Wagen, der bald darauf vor einem großen, unfreundlichen Hause hielt. Lorenz ging durch die offene Hausflur in den Hof, und zog dort an einer Glocke, die sich neben der Thür des Hinterhauses befand. An dieser Thür war ein Schild mit der Aufschrift befestigt: „Dr. Nataß, praktischer Arzt und Geburtshelfer." Eine Magd öffnete.

„Wir wünschen Madame zu sprechen!" sagte Lorenz.

„Treten Sie gefälligst in dieses Zimmer; ich werde Madame rufen."

Die Magd ließ den Senator in ein kleines Vorzimmer treten. Lorenz, der seine Pflicht kannte, blieb auf der schmalen Hausflur zurück. Der Senator ließ sich auf einem Stuhle nieder, und wartete. Da hörte er in dem angrenzenden Zimmer, dessen Thür geschlossen war, Stimmen. Bei der tiefen Stille, die in dem Hause herrschte, konnte er jedes Wort verstehen. Ohne es zu wollen, ward er Zeuge folgenden Gesprächs:

„Herr Doctor," sagte eine Frauenstimme, „es liegt mir viel, sehr viel daran, Gewißheit über den Gesundheitszustand der jungen Dame zu erhalten. Man sagte mir, sie habe die Schwindsucht."

„Und Sie glauben nicht daran, Madame?" fragte die sanfte Stimme des Arztes.

„Ja, ich habe Gründe dazu. Von Ihrem Ausspruche hängt mein Entschluß ab, der für die betreffende Dame von Wichtigkeit ist."

„Um ein richtiges, gewissenhaftes Urtheil zu geben, müßte ich die Dame ärztlich untersuchen."

„Dies möchte ich vermeiden. Die Leidende soll nicht ahnen, daß etwas geschieht, um ihren Gesundheitszustand zu erforschen, viel weniger noch, daß ich ein lebhaftes Interesse an ihr nehme. Um Ihnen Alles zu sagen: ich halte die Krankheit für erdichtet, man will eigennützig einen Zweck erreichen."

„Wie aber soll ich es anfangen, mich der Dame zu nähern, die ich nicht kenne?"

„Das wird schwer, aber nicht unmöglich sein, mein Herr. Für jetzt liegt mir daran, zu erfahren, ob Sie geneigt sind, sich der Untersuchung gegen ein Honorar von zehn Louisd'or zu unterziehen."

„Sie sehen mich bereit," antwortete der Doctor.

„Und Sie glauben, daß eine Unterhaltung oder Beobachtung genügt, um Gewißheit zu erhalten?"

„Es giebt Zeichen, die den Augen des erfahrenen Arztes nicht entgehen. Uebrigens werde ich mich bemühen, genau zu beobachten. Ob ein Leiden vorhanden ist, läßt sich auf diese Weise wohl erkennen; aber die Natur dieses Leidens — —"

„Gleichviel, ich erwarte das Resultat Ihrer Beobachtungen, Herr Doctor."

„Wie aber nähere ich mich der Dame, ohne Verdacht zu erwecken?"

„Ich habe bereits ein Mittel ersonnen. Die junge Frau wird zu Ihnen kommen, um Nachrichten von ihrer Mutter in Empfang zu nehmen, mit der sie seit langer Zeit auf einem gespannten Fuße lebt. Die Mutter nun beauftragt Sie, der Tochter mitzutheilen, daß sie bereit sei, Unterstützung zu gewähren, wenn das Geld nicht in die Hände ihres Mannes geräth, der ein leidenschaftlicher Spieler sein soll. Ich bitte Sie, diese fünfhundert Thaler der jungen Dame einzuhändigen. Während der Unterhaltung wird es Ihnen wohl möglich sein, die vermeintliche Kranke zu beobachten und eine Ansicht von ihrem Zustande zu gewinnen."

„So habe ich wohl die Ehre, die Mutter der Dame vor mir zu sehen?"

„Nein, mein Herr; Madame Bertram in Braunschweig, die Mutter, ist meine Freundin, die durch Kränklichkeit abgehalten wird, zu reisen. Ich leiste ihr diesen Dienst bei Gelegenheit meines Aufenthaltes in Leipzig. In einigen Tagen werde ich mir erlauben, Sie wieder zu besuchen."

„Ich werde nicht verfehlen, den mir gewordenen Auftrag zu realisiren!"

Jetzt ward die Thür geöffnet, und eine reichgekleidete Dame erschien. Sie trug einen weißen Atlashut mit Straußfedern und einen kostbaren mit Zobel verbrämten Pelzmantel. Die Hände staken in einem großen Muffe, ebenfalls aus Zobelpelz. Der Senator erhob sich. Ueberrascht trat er einen Schritt zurück, als er in der Dame seine feindliche Reisegefährtin erkannte. Mit einem ironischen Lächeln verneigte er sich. Schon wollte die Landdrostin danken; da aber erkannte sie auch ihren Feind — sie warf den Kopf zurück, daß die Locken über ihre leicht geschminkten Wangen fielen, und verließ hastig das Zimmer und das Haus.

„Entschuldigen Sie!" sagte der Doctor, indem er an dem Senator vorüberging und der davoneilenden Dame das Geleit gab.

Gottfried Christian Beck hatte nicht lange Zeit, über dieses zufällige Zusammentreffen sich zu wundern und zu lächeln, denn gleich nach der Entfernung des Doctors trat eine Frau ein, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Diese Frau war groß und korpulent; trotzdem aber schien ihr Kopf unverhältnißmäßig dick zu sein. Die Backen — wir würden Wangen sagen, wenn der Ausdruck nicht zu zart wäre — die Backen, die Stirn, die Nase und das fette Kinn waren von einem scharlachrothen Firniß überzogen, in dem sich an manchen Stellen kleine Erhöhungen zeigten. Durch die schmalen braunen Lippen schimmerte ein scharfes, schneeweißes Gebiß. Ein schwarzes Flortuch, dessen Spitze in den Nacken hinabsank, bedeckte das dünne flachsgelbe Haar, das über der fingerbreiten Stirn gewaltsam zu einem Scheitel geordnet war. In dem linken Arme trug die Frau ein zierliches schwarzes Körbchen, in dem ihr weißes Schnupftuch und ein Schlüsselbund lagen. Mit einem boshaftseligen Lächeln und einer Verneigung à la Gurli grüßte die Frau vom Hause.

Hätte sich der gute Senator nicht in der Melancholie der Gastronomie befunden, so würde es ihm unmöglich gewesen sein, bei diesem naiven Gruße das laute Lachen zu unterdrücken. Es gelang ihm, seinen Ernst zu bewahren.

„Sie haben sich diesen Morgen nach meublirten Zimmern erkundigen lassen?"

„Ja, Madame!"

„Wie viel gedenken Sie monatlich anzulegen?"

„Der Preis gilt mir gleich, wenn ich elegant und bequem wohne."

„Ich bitte, folgen Sie mir, ich werde Ihnen die Localität zeigen."

Man stieg zu dem ersten Stocke hinan. Die Zimmer, die der Senator hier sah, fanden seinen Beifall.

„Was fordern Sie Miethzins?" fragte er.

„Monatlich fünfzehn Thaler."

„Gut, so werde ich mit dem Herrn Doctor Nataß abschließen."

„Verzeihung, dies ist meine Sache!" sagte die Dame pikirt. Gottfried Christian Beck war Senator, mithin ein wenig Jurist. Außerdem ließ er sich in Geschäftsangelegenheiten nicht gern mit Frauen ein.

„Ein rechtsgültiger Abschluß kann aber doch nur stattfinden, wenn der Herr Doctor — —"

„Ich kontrahire unter Beitritt meines Mannes — der Form wegen!"

„Ah, unter Beitritt Ihres Mannes!" antwortete gedehnt der Senator, den die Herabsetzung der Manneswürde pikirte. „Kontrahiren Sie gefälligst mit meinem Bedienten, ich werde dann dem Kontracte beitreten."

Das flammende Gesicht der Hausfrau schien Funken zu sprühen. Ihr blaugrünes Auge warf durchbohrende Blicke auf den kleinen, dicken Mann, der ruhig die Einrichtung des Zimmers betrachtete. Gern hätte sie den Unverschämten, der ihre Autorität nicht anerkennen wollte, abgewiesen; aber die Aussicht auf reichen Gewinn und die Lust, sich an ihm zu rächen, mäßigte den Zorn.

„Wenn wollen Sie das Zimmer beziehen?" fragte sie lächelnd. „Lieber heute, als morgen; das Getümmel in dem Hotel ist mir lästig."

„Morgen früh werden Sie alles bereit finden."

„Nehmen Sie diesen Doppellouisd'or als Angeld. Nicht wahr, der vollkommensten Ruhe darf ich mich versichert halten?"

„Es wird Sie keine Fliege stören, mein Herr!"

„Und darf ich dieses Piano benützen?"

„Es gehört zur Ausstattung des Zimmers."

Der Senator grüßte, und entfernte sich. Er trat mit Lorenz, der im Hause gewartet hatte, auf die Straße. Dem trüben Himmel entströmte ein dichter Regen.

„Wo ist unser Wagen, Lorenz?"

Beide sahen sich vergebens nach dem Fiaker um, er war verschwunden.

„Das begreife ich nicht," murmelte der lange Bediente; „ich habe den Kutscher noch nicht bezahlt. Vielleicht hat ihn die Dame genommen, die vorhin den Doctor verließ."

„Hast Du der Dame näher in das Gesicht gesehen, Lorenz?"

„Nein, sie zog den Schleier herab, als sie an mir vorüberging."

Der Senator schwieg; aber er dachte daran, daß die Landdrostin eine kleine Rache an ihm geübt haben könne, indem sie sich bei diesem schlechten Wetter seines Miethswagens bemächtigte. Und er täuschte sich nicht: die alte Dame hatte dem Kutscher zwei Thaler geboten, und dieser war eigennützig genug, um das Geld auf Kosten seines ersten Passagiers zu verdienen. Was war nun zu thun? Lorenz wußte aus Erfahrung, daß es bei schlechtem Wetter schwer sei, einen Fiaker aufzutreiben; er wollte eben den Vorschlag aussprechen, der Herr möge in dem Zimmer des Doctors warten, bis er einen Wagen besorgt hätte — da rasselte ein Fiaker die Straße herab. Nach einigen Augenblicken erkannte er den treulosen Kutscher, der rasch vorüberfahren wollte, als er die beiden betrogenen Passagiere sah. Der lange Bediente, ein Feind aller Unredlichkeiten, rief dem Kutscher zu; als dieser nicht hörte, griff er ohne Bedenken dem Pferde in die Zügel.

„Halt," rief er, „wir haben den Wagen gemiethet!"

„Er ist besetzt!" antwortete der Kutscher.

„Gleichviel, mein Herr hat erste Recht!" antwortete der er-

Digitized by Google

bitterte Lorenz, indem er den Schlag aufriß. „Wenn Sie nicht halten, melde ich Ihre Nummer der Polizeibehörde.“

Diese Drohung wirkte; der Kutscher ließ sich auf Unterhandlungen ein.

„Die Dame erlaubt wohl, daß Sie meinen Wagen mit benutzen,“ sagte er. „Ich wollte sie an Ort und Stelle bringen, und dann zurückkommen. Das Wetter ist schlecht, Sie müssen sich vereinigen. Außerdem weiß Madame, daß ich engagirt war, ich habe es ihr gesagt.“

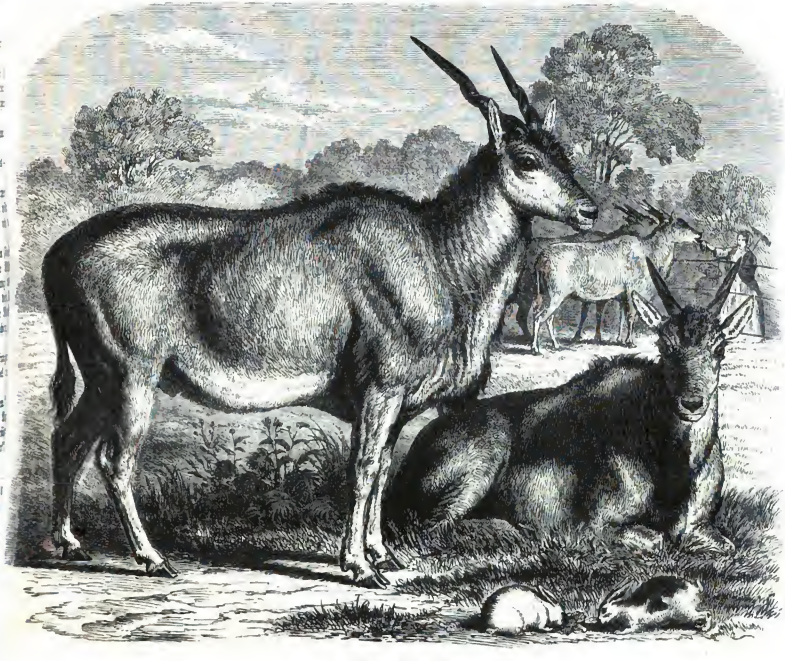
Der Senator erkannte seine Feindin, die ruhig in dem Wagen saß.

„Ah,“ dachte er, „jetzt kann ich Gleiches mit Gleichem vergelten.“

Er trat an den Wagen und stieg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Besuch im zoologischen Garten des Regentsparks zu London.



Das Eland.

Die bell- und lancaster'sche Lehr- und Unterrichtsmethode erfreut sich nicht nur einer in Tausenden steigenden Anzahl von Schülern, sondern auch der prächtigsten und großartigsten Schulen. Keine noch so gelehrte, zünftige, vierfacultätige Universität der Welt kann sich mit der lancaster'schen zoologischen Hochschule im Regentsparke zu London vergleichen. Die Naturwissenschaft, auf den Universitäten veralteten Stils ein Winkel, ein geduldeter Eindringling, hat sich überall in der goldenen Breite und Thätigkeit des grünen Lebens Säulen und Tempel und Universitäten aufgebaut und fragt nicht mehr nach den vier Facultäten und Examinatoren in langem Talar und mit ciceronianischem Latein, nicht mehr nach Abiturienten-Zeugnissen, Matrikeln und dergleichen Firlefanz von schutzzöllnerischen Zunftartikeln. Sie öffnet ihre Hör- und Schaufäle Jedem, der da kommen und sehen und sich durch die lebendigen Formen und Gestalten der Natur freudig belehren und belehrend erfreuen will. Jede große Hauptstadt Europa's hat bereits ihre Museen, zoologischen, botanischen und andern Gärten, Gartenlauben und Anstalten als blühende Lancasterschulen. Künstig werden sich auch kleinere Städte und Gemeinden mit diesen neuen Schulhäusern versorgen. Bis jetzt kann sich kein Ort der Welt so großartiger Anstalten dieser Art rühmen, als London mit seinem Krystallpalaste,* diesem lebendig gewordenen, in Fleisch und Blut verwandelten Conversations-Lexiken, seinen vielen botanischen

* Wir machen hier vorläufig auf die ausführliche und lebendige Schilderung des Krystallpalastes von unserm londoner Mitarbeiter H. Beta: „Der Krystallpalast von Sydenham, seine Kunstballen, sein Park und seine geologische Insel.“ Mit 30 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber) aufmerksam, um später ausführlicher darauf zurückzukommen. Die Redaktion.

Gärten, Treibpalästen und zoologischen Parks. Keiner ist größer, reizender und vollständiger, als mein berühmter Nachbar hier, der zoologische Garten im Regentspark, in welchem seit seinem 26jährigen Bestehen über 14,000 fremde Thiere als — Professoren der Naturwissenschaft Millionen von Menschen durch ihr bloßes Dasein Anschauungsunterricht gaben. Jetzt beträgt die Zahl dieser Professoren zwischen 14 und 1500 Exemplaren, darunter manche, die noch nie anderswo in Europa gesehen wurden. (Die gewaltigste und umfangreichste dieser Raritäten hier, das Nilpferd, Hippopotamos, soll in einen gußeisernen Palast mit dem gehörigen Wasser gepackt werden, und auf dem Kontinente, durch Frankreich, Deutschland u. s. w. Kunstreisen machen.) Der naturwissenschaftliche Werth des zoologischen Gartens besteht aber weniger in solchen einzelnen Raritäten, als in ganzen Kolonieen solcher anderswo bis jetzt unmöglichen Seltenheiten, besonders Mollusken, Zoophyten und sonstiger niedriger und niedrigster Formen animalischen Lebens, die neuerdings solches Interesse erregen, daß Marine-Aquarien in England rasch zur herrschenden, ersten „nobeln Passion" werden und die etwas geschmacklose Poultromanie, Leidenschaft für Vögel, besonders Hühnervieh, gänzlich verdrängen. Die Aufschließung der Meerestiefen mit ihren Millionen sonderbarer Pflanzen, Thieren und Feenpalästen durch das Zoophytenhaus in Regentspark giebt dieser Anstalt allein den höchsten, nicht leicht anderweitig erreichbaren Werth für die lebendige Naturwissenschaft, die von 1848 bis 1854 blos allein Montags (dem wohlfeilen Volkstage mit 6 Pence Entrée) über 700,000 Menschen zu Gute kam.

Ein anderweitiges, nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst dieser zoologischen Hochschule ist ihre praktische Anweisung und Experimentirung, Geschöpfe anderer Klimate zu acclimatisiren und einzubürgern, in Haus und Hof einzuführen und für Industrie, Ackerbau, Leibesnahrung und Nothdurft zu verwerthen. In dieser Sphäre sind schon überraschende Ergebnisse erzielt worden. Alte Aeffinnen laufen mit ihren putzigen Säuglingen, ganz wahnsinnig vor Zärtlichkeit und „Affenliebe" umher und drücken sie, daß die kleinen Monstra oft jämmerlich schreien und dadurch die Zärtlichkeiten der Alten nur leidenschaftlicher machen, so daß die Wärter oft die Mutter prügeln müssen, um ihre Liebe abzukühlen. Allerliebste, schlanke, graziöse Giraffenfüllen springen lustig umher um die endlos langen Beine der Mutter und guken schelmisch hoch hinauf zu den Augen, die im kleinen Kopfe hoch in der Luft schweben, und immer noch voller Verwunderung auf den dicken, tückischen Nachbar, das Flußpferd, herabstaunen. Schlangen haben Eier gelegt und aus den Eiern sind Junge herausgekrochen und gedeihen. Diese bürgerliche Häuslichkeit und das Familienglück von Bewohnern der heißen Klimate bekommt besonders Werth, wenn die Familien fähig werden, sich unsern Haus- und Nutzthieren anzuschließen. Auch hier kann man sich schon erfreulicher Resultate rühmen. Hühner-, Schafe-, Schweine-, Kuh-, Ziegen- und Pferdearten ferner Zonen sind auf dem Wege, nützliche Mitglieder unserer „gemäßigten" bürgerlichen Gesellschaft zu werden.

Zu den interessantesten und nützlichsten dieser Bereicherung unseres Geldes, welches im Lateinischen direct von „Vieh" herkommt (pecus Reichthum in Thieren, pecunia Geld), gehört die größte Sorte von Antelopen aus den südafrikanischen Wüstenien, das Eland. Ueberhaupt ist diese heitere, reiche Variation der Naturthemata: Hirsch, Reh, Schaf, Kuh, Ochse u. s. w., welche in den Antelopen von der Größe eines Hasen bis zu der eines Gemeindeochsen durchgespielt werden, im Regentspark besonders reich vertreten. Die Elands kamen zuerst 1851 als Geschenk des ehemaligen Premierministers, Earl von Derby, in fünf Exemplaren in den zoologischen Garten. Jetzt sind es aus eigenen Mitteln derselben fünfzehn, und eines der hier Gebornen ist in diesem wunderschönen Monat Mai 1856 bereits wieder Mutter geworden. Sie haben in ihrer Gefangenschaft einen ziemlich großen Spielraum von Freiheit, kommen aber doch in ihren lustigen Sprüngen nach allen Seiten immer bald auf Eisenstäbe, vor welchen die Leute stehen und die Kinder ihre Händchen durchstecken, um sie an der Nase oder am Halse zu krauen und ihnen so die Sklaverei zu versüßen. Doch sie sind der Wildnis und uneingehegter Ebenen und Wälder ihrer Ahnen eingedenk und bedürfen jedenfalls wie fast jeder Sterbliche in der Civilisation, größerer Freiheit, um zu gedeihen. Und so nahte ihnen auch ein Befreier in der Person des Viscount Hill, eines mit Leiden- und Wissenschaft Ackerbau treibenden englischen Nobles, der einige der jungen Elands kaufte, um sie in die gesundere, sonnigere Atmosphäre seines großen Parks zu Hawkstone zu bringen, und sie zu Haus- und Nutzthieren zu bilden. Ihr Fleisch gilt als eine der größten Delicatessen der Jagd in Südafrika. Und da sie leicht fett werden und der Großvater im Regentspark ohne besondere Mast über drei Pfund schwer geworden, hat man alle Aussicht auf ein kostbares Stück Elandbraten in künftigen Hotels. Sie wachsen sehr schnell, und da ihre Fortpflanzungsfähigkeit in dem feuchten englischen Klima sich mehrfach bewährte, können unsere Gastliche in einer nicht zu fernen Zeit auf einen neuen, delikaten Gaumenkunst rechnen, und unsere Ackerbau und Viehzucht treibenden Männer praktischer Naturwissenschaft (das sollte jeder Bauer werden) auf eine eben so substantielle, als anmuthige Bereicherung seines lebendigen Vermögens.

Die Gruppe von Elands, nach dem Leben gezeichnet von dem deutschen Maler J. Wolf, dem speciellen Künstler der zoologischen Gesellschaft, redet für sich selbst und bedarf daher weiter keiner Erklärung. Namentlich ergiebt sich die Combination verschiedener Thiergebilde in Form und Gestaltung derselben sofort aus unmittelbarer Anschauung.

Land und Leute.

Nr. 5. Die Ruhl und die Rühler.

(Schluß.)

Die häusliche Einrichtung und die Blumenleidenschaft der Ruhler. — Ihre Hahnenkämpfe, Spiele und Tänze. — Das Glockenläuten. — Ihre Sprache.

Im Sommer wurden im Walde Erdbeeren, Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren und Preißelsbeeren gesammelt, im Herbst Haselnüsse, Bucheckern und Eicheln. Die Bucheckern gedeihen nur in einem Zwischenraume von mehren Jahren. Im Spätherbst eines Eckernjahres lag dann die ganze Einwohnerschaft des Orts in den Buchenwäldern und kehrte und siebte die ölige Frucht zusammen, oder schüttelte sie von den Aesten auf unten ausgebreitete Tücher. Da gewann man das kostbare Schmalzöl für Kuchen und Suppen auf mehre Jahre. —

Es gab nur wenige sogenannte Kaufleute, „Kauf- und Handelsherren" in der Ruhl, welche mit großen Waarenvorräthen die Messen bezogen, dagegen eine Menge kleiner Handelsleute, die nur eine Kiste verluden, oder ihre Waaren selbst auf dem Ress trugen. Das Geschäft war in den ersten dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts blühend und einträglich. Die Kaufleute waren mäßig reich; die Handelsleute wurden es; die Fabrikanten befanden sich wohl. Der Hauptabsatz des Fabrikats wurde auf den Messen in Breslau, Frankfurt an der Oder, Königsberg und Danzig, überhaupt nach Preußen, Schlesien und Polen gemacht. Die Handelsleute frequentirten zumeist die Messen in Naumburg, Leipzig und Braunschweig. Es gab aber auch eine Anzahl Messschmiede, welche ihr Fabrikat auf den zuletztgenannten Messen und den Jahrmärkten der thüringischen Städte vertrieben. Manche packten wohl ohne Umstände ihre Messer in das leckerne, oft sehr geflickte Schmrzfell, banden es auf das Ress, setzten den Stab mit dem Tuchpfeifer darauf, legten die Leimscheide mit den Kittrüthchen, das Gärnchen und die Mehlwürmerschachtel dazu und wanderten so fröhlich von dannen. Nicht selten vervollständigte das Blasrohr den geringen Reiseapparat. So konnten sie zu Wald und Feld ihre Vogelfangkunst befriedigen. Aber sie fingen den Bauern auch die Tauben weg und ließen sich in den Herbergen eine Mahlzeit daraus zurichten.

Die häusliche Einrichtung der Rühler war ungemein einfach. Von der Straße trat man durch die Hausthür in die reinliche Küche, die ihr Licht durch die offne Oberthür empfing und mit der reich versehenen Töpfesbank geziert war. Von hier trat man

in die Stube, an deren aus runden in Blei gefaßten Glasscheiben bestehenden Fenstern die mit mehreren Schraubstöcken garnirte Werkbank hinlief. Ueber derselben, an den Fenstern in der Stube und außen am Hause hingen die kleinen hölzernen Gitterbauer mit den Finken, Rothkehlchen, Zeisichen, Drosseln, Meisen, Ammern, Plattenmönchen und Nachtigallen, der Dufpfeifer dem Meister zunächst, denn das war der Liebling, und Mancher hätte lieber Frau und Kind gemißt, als den Vogel. Man erzählt Beispiele, daß für einen gutgelernten Schläger eine Kalbe hingegeben wurde. An die Schmiedeesse stieß in der Regel der Kuhstall; denn eine oder zwei gute Kühe hatten die Meisten. In der Nähe war auch der kleine Hühnerstall, wo die Kampfhähne bestens verwahrt und gepflegt wurden.

Vor den Fenstern des Hauses waren die Blumenbrete befestigt und mit Scherbengewächsen dicht besetzt. An das Haus grenzte das freundliche Blumengärtchen. Hier und dort war der prächtige Nelken- und Aurikelflor zu schauen. Die Narzisse, die Glockenblume, die Kaiserkrone, die Tulpe, die weiße, die Schwert- und die Feuerlilie, das Gartenhähnchen (Eberraute), Pfeffer- und Krausemünze waren die vorzüglichsten Ziergewächse ihrer Gärten; in den Töpfen hielten sie das Aschenkraut, das starkoustende Katzenkraut, den Rosmarin, den Lack, die Winterlevkoie. Ihre Leidenschaft für ausgezeichnete Nelken erinnert an die Tulpenliebhaberei der Holländer. Kenner fanden bei einfachen Messerschmieden in der Ruhl so seltne, kostbare und ausgezeichnete Nelkenblumen, wie fast in der ganzen Welt nicht weiter. Auch die Nelken hatten ihre Nomenclatur, z. B. die rothe, blaue, fleischfarbne Flammös; die weiße, rothe doppelte Henne; die Prinzessin Amalie; der Prinz Friedrich; der alte Fritz mit der Schnupftabacksnase; der alte Dessauer; die Krone von Harlem; die Perle von Holland; die Perle von Eisenach; der Prinz Dahlberg; Hektor; der Doktor Sterck ꝛc. Für ein Dutzend Nelkenstockeißen (Absenker) zahlten jene einfachen Menschen, die keinen Luxus kannten, je nach ihrer Güte einen bis drei Friedrichsd'or.

Wir haben noch von ihren Kampfhähnen und deren Wettkämpfen zu sprechen. Die Hähne heißen mit ihren technischen Namen: Beißer, Hitzige, Kreischer, Giller, Sperber, Latscher, Schwarzköpfe, Rothkämme, Weißspitzen, Heißsporn, Geschcckte, Gesprenkelte ꝛc. Vor dem Kampf wurden sie mit in Branntwein geweichten Gerstenkörnern gefüttert. Die Kämpfe fanden gewöhnlich Sonnabend Nachmittags an bestimmten Plätzen unter großer Zuschauermenge statt. Alle Leidenschaften wurden rege und hohe Wetten gemacht, ganz wie in England. In der Ruhl hat nur ein Hogarth gefehlt, der uns die originellen Gestalten mit den leidenschaftlichen Zügen und den Hahnenkampf verewigt hätte. Gewöhnlich blieb ein Hahn todt auf dem Platze, aber der Hahneukampf zog auch nicht selten einen Menschenkampf nach sich.

Zum Feierabend besuchten die Messerschmiede einander, um sich am Finkenschlag zu ergötzen, „die Finken zu verhören", nach ihrem Ausdruck, und die Nelken und Aurikel zu beschauen, oder sie machten (vorzüglich Sonntags) ihre Waldgänge, wo denn auch die freien Finken „verhört" wurden, oder sie versammelten sich an den Spielplätzen im Ort zu Hahnenkampf und Spiel. Auch ihre Spiele waren so eingerichtet, daß eine große Menge Menschen daran Theil nehmen konnte. An Sonn- und Festtagen kam Jung und Alt zusammen, um sich mit Spielen zu unterhalten. Mit dem Flitschbogen und dem Blasrohre wurde nach dem (hölzernen gemalten) Vogel, nach Stern- und Ringelscheibe geschossen. Man hatte mehre sehr complicirte Ballspiele, wobei das Verstehlen des Balls beim Schlagen und Fangen mit kurzen Stäben in kleine runde Löcher, welche in den Boden gebreht waren, bemerkt wurde; jeder Mitspieler hätte sein Loch. Das Kegelspiel war ebenfalls verschiedener Art, das älteste und beliebteste mit Kugeln mit Grifflöchern, die im Bogenwurf in die Kegel geschleudert wurden. Ein andres beliebtes Spiel hieß: „nach der Geiß werfen." Aus Steinen wurde eine kleine Pyramide aufgebaut und nach dem größern Kuppenstein ein kurzer Knittel geschleudert. Höchst mannigfach und zum Theil sehr complicirt waren die Spiele mit „Stennern", den kleinen steinernen und thönernen Kugeln (Schustern, Marbeln); man bezeichnete sie mit den Kunstausdrücken schießen („schiß"), fangen („fah"), schacken („schack"), picken („pet"). Es gehörte jahrelange Uebung dazu, um sie und ihre zahlreichen Regeln alle zu kennen und gut zu spielen. Mit bewundernswerther Fertigkeit schnippten (schossen) die Spieler mit den Fingern den Stenner nach andern Stennern in einem Kreise, oder in einer Linie, oder nach einem Pfählchen, auf welchem Geld lag. Wurde das Hölzchen getroffen, so waren die Stücken der herabgefallenen Münzen, welche das Wappen nach oben kehrten, dem Treffer. Es gab da eine Anzahl technischer Ausdrücke, die meistens unerklärlich sind. Oder man „pickte" die Stenner aus einem glatt getretnen runden Loche durch Werfen aus kleiner Entfernung, mit einem größern Stenner heraus. Beim „Schacken" wurde eine Hand voll Stenner nach dem Loche geworfen, und die darin Liegenbleibenden bestimmten Gewinn und Verlust. Beim „Fahen" mußte der emporgeworfene auf eine Steinplatte zurückgefallene und von da emporgeschnellte Stenner gefangen und in der Zwischenzeit die auf der Platte liegenden „Fahstein" weggenommen werden. Dieses war vorzüglich ein Mädchenspiel. An den großen und verwickelten Stennerschießspielen nahm oft eine beträchtliche Anzahl Männer Theil, und ein einziges Spiel dauerte mehre Stunden, einen ganzen, ja wohl mehre Tage.

Nächst diesen uralten Spielen, die hier nur kurz angedeutet und bei weitem nicht alle genannt werden konnten, sind die eigenthümlichen Tänze, die Volksfeste und ihre leidenschaftliche Vorliebe für Musik und Gesang und das Läuten der Glocken zu erwähnen. Die Tänze waren sehr charakteristisch und hatten nichts gemein mit den heutigen. Theils erinnerten sie an die Menuet, theils an die Masurka und die Sabotiere, doch hielten sie ihren ursprünglich deutschen Charakter fest und ähnelten wohl zumeist der Allemande. Einer war ausschließlich Eigenthum der Ruhl und hieß deshalb auch „der rühler Springer". Die Musik dazu hat sich erhalten, den Tanz selbst kann Niemand mehr ausführen. Andre dieser Tänze hießen „der Birnschüttler", „der Schlabmüller" (Schlagmüller d. i. Oelmüller), „die Siebensprünge". Da man aber nur die mündliche Ueberlieferung davon hat, so kann man sich keine rechte Vorstellung mehr davon machen. So sind auch die alten Volksgesänge verschwunden und nur kleine Bruchstücke daraus haben sich erhalten. Sie deuten auf Gebräuche, die aus dem Heidenthume stammen den Wechsel der Jahreszeiten u. dgl. behandelten. Der Frühling wurde z. B. alljährlich in Person mit Gesang eingeführt; ein Knabe wurde ganz im frischen Buchenreis eingebunden, so daß die Wipfel über dem Kopfe eine Krone bildeten und das Bürschchen einem wandelnden Busche glich. Er hieß „das Laubmännchen" und bedeutete ursprünglich den wiedergebornen und mit Jubelgesängen eingeholten sonnigen Frühlingsgott Balder.

Die rühler Musikanten waren berühmt, und ihre Kirchenmusikest zogen Fremde an. Johann Sebastian Bach, der große Tonschöpfer, 1655 in Eisenach geboren, ging in seiner Jugend oft in die Ruhl, um diese Musikanten zu hören, und hat Zeit seines Lebens den musikalischen Anregungen, die er unter dem munteren Völkchen im Ruhlathale empfing, ein dankbares Andenken bewahrt.

In der Aufzählung der rühler Liebhabereien kommen wir endlich zum Läuten der Kirchengloken, dem sie sich mit einer Leidenschaftlichkeit und Ausdauer hingaben, die in Erstaunen setzt. Die Glocken hängen nicht auf den Thürmen der beiden Kirchen, sondern in eignen Glockenhäusern, eine Strecke über jenen an den Bergabhängen. Jedes Glockenhaus hat drei Glocken, die große, die mittlere, die kleine; alle sechs sind nach der Tonskala gestimmt, so daß ihr Geläute harmonisch inemander hallt. Nie wird ein Ohr schönere Glockenklänge vernehmen als die, welche zu Sonn- und Festtagen das Ruhlathal durchzogen; Niemand verstand aber auch besser zu läuten als die rühler Messerschmiede. Sie hatten das Läuten zu einer Kunst ausgebildet, die sie mit derselben unruhigen Lust betrieben, wie den Vogelfang, Tauben- und Blumenzucht, Musik, Tanz und Spiel. Und nirgend wurde mehr geläutet als in der Ruhl. Jeden Tag zu Mittag und Feierabend ertönte die kleine Glocke; zu Kindtaufen, Trauungen und Begräbnissen erschallte Geläute, und Sonntags waren die Glockenhäuser voller kräftiger Menschen, die sich mit Begierde beim Läuten ablösten. Keine Stunde in der Ruhl wurde mit größerm Vergnügen vernommen, als die vom Ableben einer fürstlichen Person aus den resp. Familien der Landesherrschaften oder der freiherrl. von Ütterodt'schen Familie; denn da durfte drei bis sechs Wochen lang jeden Tag ein paar Stunden das volle Trauergeläute erschallen, und die Läuter konnten sich ein Genüge thun.

In die Kirche gingen die Rühler wohl, aber doch nur aus

Gewohnheit und durchaus nicht aus seelischem Bedürfniß. Nichts war in der Ruhl weniger zu finden als religiöser Sinn, und wie es überhaupt wenig Bücher in den Häusern gab, so gehörte gerade die Bibel auch nicht zu den dort viel gesehenen und gelesenen. Um die widerwärtigen kirchlichen Zänkereien der Zeit bekümmerten sich diese an Geist und Leib gesunden Menschen ganz und gar nicht; sie wußten überhaupt vom Heidenthum viel mehr als vom Christenthum. Mit ihren Pfarrern lebten sie stets auf einem gespannten Fuße; sie thaten diesen würdigen Herren gern allerlei kleinen Schabernack an und machten sie zur Zielscheibe ihres derben Witzes.

Wir können nur noch Weniges über die rühler Mundart hinzufügen, und das führt uns erst auf die eigenthümliche Art des Grußes, sodann auf die noch seltsamere Benennung der Personen in der Ruhl. Man grüßt da keineswegs wie in der übrigen Welt mit einem fremunen Wunsch, sondern mit einer Frage. Steht Jemand am Fenster, so grüßt der Vorübergehende mit der Frage: „fettchich an öm?“ (seht ihr euch denn um?) Ist es spät: „wollt an ball schlaof geh?“ Früh: „haot an nisgeschlaoffen?“ Vormittags: „haot an d'n Brandwin getreunken?“ Der Sitzende wird mit der Frage gegrüßt: „Is an de Reuh gut?“ Ein Besuch im fremden Hause: „Sid an spill gangen?“ Die Antwort ist natürlich entsprechend.

Die eigentlichen gesetzlichen Namen der Leute standen nur in den Kirchen- und Gemeinderegistern. Dort standen sie gut; Niemand bekümmerte sich darum, Niemand konnte; nach einem solchen war kein Mensch im Ort zu ertragen. Da hatten die Leute ganz andre Namen, Namen von der eigenthümlichsten und seltsamsten Bildung. Und diese pflanzten sich nicht nur vom Vater, sondern auch von der Mutter auf die Nachkommenschaft fort, immer mit Anhängung der besondern namentlichen Bezeichnung des Individuums. Waren z. B. drei Söhne in einem Hause, so wurde der Aelteste „der Groß“, der Mittlere „der Deck“ (Dicke, und wenn er ganz dürr war), der Jüngste „der Klenn“ (der Kleine, und wenn er der Längste war), genannt, jedoch mit Vorsetzung des Spitznamens des Vaters oder der Mutter. Diese Spitznamen selbst waren durch die mannigfachsten Zufälligkeiten entstanden, so daß sie zum größten Theil gar nicht mehr zu erklären sind.

Solcher Namen sind: Hopphansen-Balten, Schicken-Hannes, Kepp-Kap, Gelen-Dorten-Barlies, Bude-Krischen-Gehennes, Nillasen-Hangebes, Kraers-Gretchen-Weisdreck, Schloss-Hinse-Jane, Judsten-Aller, der Giller, das Buttermesser, der Kurvatsch, Bären-Hantines, Hüters-Hammerten, Sidonen-Gehennes, der Hafstoffel ꝛc.

Die eigenthümlichen Vokallöne der Sprache können mit unsern Schriftzeichen nicht ausgedrückt werden. Das a wird wie dumpf, als Mischlaut von a und o ausgesprochen, z. B. Vaoter. e bekommt dagegen oft den a-Laut, wie in laben d. i. leben. ä wird nicht selten e haben den hellsten schärfsten a-Laut, z. B. Mejen (Mädchen), prächtig (prächtig), der Bäst (Beste). Die Infinitivendung en fällt immer weg, dafür erhält das Wort die Participialvorsilbe ge, z. B. gegeh = gehen, gehür = hören. Uebrigens ist die Sprache außerordentlich arm an abstrakten Ausdrücken, so daß viele Begriffe entweder gar nicht, oder nur durch weitschweifige Umschreibung auszudrücken sind. Man sieht sogleich es ist die Sprache von Menschen, die der Geistesbildung ermangeln, aber sie hat primitive frische und kindliche Naivetät. Man erzählt sich, daß Friedrich der Große, der 1747 und in den folgenden Jahren, als die Messerschmiede in Ruhla sehr in Noth gekommen waren, eine nicht unbedeutende Auswanderung nach Neustadt-Eberswalde zur Anlegung einer königlichen Messerfabrik veranlaßte, zu Rühler gern sprechen hörte und sich bemühte, ihnen nachzuforschen. Das Unternehmen scheiterte, und die Nachkommen jener Auswanderer leben in einer Vorstadt dort in ärmlichen Verhältnissen zusammen und haben Sprache und Sitte noch treuer bewahrt, als der Mutterort.

Drei Frauenbilder in Bayreuth.

1. Die Lieblingsschwester Friedrich des Großen.

(Schluß.)

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier nochmals die bekannten Intriguen und Machinationen aufzuzählen, welche von der Hofpartei des Königs und der Königin wegen der Heirath der Prinzessin in Bewegung gesetzt wurden. Als trotz der verschiedenen Anfragen der Königin keine bestimmte Antwort aus England eintraf, wollte endlich der König die Prinzessin mit dem Könige von Polen verheirathen, und als dieser Plan mißlang, mit dem Herzog von Weißenfels.

Die Königin forderte die Prinzessin zum Widerstande auf, der Kronprinz, der viel von der Härte des Königs zu leiden hatte, zur Standhaftigkeit. Gewarnt vor der Gefahr, die ihm von Seiten einer erzürnten Mutter und zur Verzweiflung gebrachten Tochter drohte, war der Prinz von Weißenfels klug genug, zurückzutreten. Nach einer harten Familienscene gab sich der König zufrieden, wenn der Prinz von Wales seine Tochter heirathe; von einer Vermählung des Kronprinzen, „des Thunichtgut“ wollte er nichts wissen; er wolle „der Reynase von Herrn Fritz eher die Peitsche geben lassen, als ihn vermählen.“

Auf eine wiederholte Anfrage der Königin kam eine sehr ungenügende Antwort von England, welche jene fast zur Verzweiflung brachte. Ein Besuch des Prinzen von Wales, den er im folgenden Jahre 1729 beabsichtigte, um, im geheimen Einverständniß mit seinem Vater, ohne Erlaubniß des Parlaments, sich mit seiner Cousine zu vermählen, wurde durch eine Unvorsichtigkeit der Königin Sophie vereitelt. Auf ihren Gemahl machte diese neue Täuschung den übelsten Eindruck und Gattin und Kinder mußten für die Vereitelung seiner Hoffnungen und Wünsche hart büßen. Anfälle von Podagra verbitterten ihn noch mehr. In seiner harten und derben Weise nannte er die Prinzessin Wilhelmine nur die „englische Kanaille“ und mißhandelte sie, wie den Prinzen rücksichtslos. Unter solchen Umständen konnten die Kinder keine große Liebe zum Vater hegen, vor dessen leidenschaftlichen Ausbrüchen sie stets zittern mußten, und die versetzte und empörte Natur des Kronprinzen und der Prinzessin rächte sich durch Satyren über den König und seinen Anhang.

Die Vergeltung für diese Impietät trat denn auch sofort ein. Nach der Vermählung ihrer jüngern Schwester mit dem Markgrafen von Ansbach, gab es täglich Zank und Streit in der Familie; der König ließ, ausgenommen während der Mahlzeiten, seine beiden ältesten Kinder gar nicht in seine und der Königin Gegenwart; sie mußten tüchtig Hunger leiden und vor aller Welt die schönsten Ehrentitel anhören; der siebzehnjährige Kronprinz mußte sich fortwährend mit dem Stecke drohen lassen. Allerdings übte auf diesen der Umgang Keith's und Katt's schlimmen Einfluß, denn der Letztere ihn zu einer „zügellosen Liederlichkeit“ hinriß. Manches mochte durch Zwischenträger und Aufpasser vor den König gebracht werden, was den sittenstrengen Mann empörte. Dieser vergaß sich endlich so weit, Hand an den erwachsenen Prinzen zu legen und den Gedanken an Flucht in der Brust des unglücklichen Jünglings zu zeitigen. Die Verhältnisse und Beziehungen in der königlichen Familie liefen immer näher einer Katastrophe zu. Kurz nach Neujahr 1730 ließ der König seine Gemahlin durch den Grafen Finkenstein und die beiden Staatsminister von Grumbkow und von Bork, denen er den Befehl zu diesem gräßlichen Schritte von Potsdam aus hatte zukommen lassen, peremptorisch auffordern, nochmals nach England wegen der Vermählung ihrer Kinder zu schreiben, im Falle einer neuen Vereitelung aber sich einer Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Markgrafen von Schwedt oder dem Herzoge von Weißenfels nicht ferner zu widersetzen. Die drei Herren hatten zugleich der Königin einen in den härtesten Ausdrücken abgefaßten Brief ihres Gemahls zu überreichen. Diese wies mit Festigkeit alle Insinuationen zurück, und begegnete einer zweiten Gesandtschaft vom König mit derselben Ruhe, wie der ersten.

Die heißersehnte Antwort auf die Anfrage in England traf ein, aber wie früher schlug sie alle Hoffnungen und Erwartungen der Königin und ihres Anhanges nieder. Englands Herrscherhaus schien wirklich, wie der König von Preußen ergrwhnte, mit der Regentenfamilie in Berlin ein böses Spiel zu treiben. Die Königin erklärte sich, um nur ihre Tochter vor der Vermählung mit dem Markgrafen von Schwedt oder dem Herzog von Weißenfels zu retten, auf den Rath des Marschalls von Bork bereit, den Erbprinzen von Bayreuth als Schwiegersohn anzunehmen. Der König fügte sich, aber er wollte seiner Tochter weder Mitgift, noch Hochzeitsfest, noch Aussteuer geben. Die arme Prinzessin wollte auf diese harten Bedingungen hin nicht auf die Verbindung eingehen, aber von ihrer Mutter und dem Kronprinzen, der des Spiels mit England und des Widerstrebens gegen den Willen seines Vaters überdrüssig war, fehr gedrängt, willigte sie endlich ein, indem sie gleichwie ihre Mutter hoffte, die Sache werde sich verschleppen.

Das üble Verhältniß zwischen dem Könige und dem Kronprinzen führte endlich zu der bekannten Katastrophe. Nach argen Mißhandlungen, in denen sogar sein Leben bedroht war, beschloß Friedrich mit Hülfe Keith's und Katt's zu fliehen. Durch Vermittelung des Kapland der englischen Gesandtschaft hatte sich die Königin auf's Neue wegen der Verheirathung ihrer Kinder nach London gewandt und ihr Bruder schickte den Ritter Hotham als außerordentlichen Gesandten nach Berlin, um die Haud Wilhelminens für den Prinzen von Wales zu fordern. Allein Seckendorf's und Grumbkow's Bemühungen, dessen Entfernung der englische Hof verlangte, gelang es, die Werbung zu hintertreiben. Hotham, vom Könige beschimpft, that troh allen Bemühungen ihn zu versöhnen keine Schritte weiter. In dieser Zeit trat die Familienkatastrophe ein, die so leicht Deutschlands größten Fürsten als Jüngling hinweggerafft hätte.

Die Königin und ihre Tochter waren jedenfalls mit in das Verderben des Kronprinzen verwickelt worden, wenn man ihre Briefe an ihn bei dem verhafteten Katt gefunden hätte, und es gelang in der That ihrer List, sich dieser wichtigen Papiere zu bemächtigen und somit jeden Beweis einer Mitschuld gegen den König zu vertilgen. Dieser kam wie ein gereizter Löwe zurück; zum Glücke streckte er die Prinzessin mit drei Faustschlägen nieder und wurde nur durch seine Gemahlin und die andern Kinder zurückgehalten, sie mit Füßen zu treten. Das schreckliche Jahr 1730 und das Frühjahr 1731 ging der Prinzessin in unbeschreiblichen Qualen und in steter Angst hin, dem Argwohn und der Erbitterung des leidenschaftlichen Vaters als Opfer zu fallen. Im Mai fand sich eine Gesandtschaft, bestehend aus den Herren v. Bork, Grumbkow, Pedevils und Thulmeyer bei ihr ein, die ihr den Befehl des Königs mittheilte, den Erbprinzen von Bayreuth zu heirathen. Die arme Gequälte fügte sich; durch ihre Nachgiebigkeit entwaffnete sie zwar den Zorn des Vaters, lud aber den unversöhnlichen Groll der Mutter auf sich. Diese schrieb ihr auf die Meldung des gefaßten Entschlusses: „Du durchbohrst mir das Herz durch die Niederträchtigkeit, die Du begingst, indem Du dem Willen des Königs nachgabst. Ich erkenne Dich nicht mehr für meine Tochter, Du bist dessen unwürdig, und nie in meinem Leben verzeihe ich Dir den grausamen Verdruß, den Du mir machst. Hätte ich Dein böses Herz früher gekannt, so würde ich mir alle den Verdruß erspart haben, den ich um Deinetwillen litt.“ — Arme Königstochter!

Am 26. Mai 1731 langte zum Schrecken von Mutter und Tochter der Erbprinz von Bayreuth an und am folgenden Tage sah die letztere ihren künftigen Gemahl zuerst auf einer Revue, welche der König zu Ehren der Anwesenheit des Herzogs von Würtemberg veranstaltet hatte. Am 1. Juni wurde die Verlobung des jungen Paares gefeiert. Die Prinzessin fühlte weder Liebe noch Abneigung für ihn; ihr einziger Wunsch war, das väterliche Haus zu verlassen, in dem sie ihre Jugend vertrauert hatte, und welches ihr durch das liebloseBenehmen ihrer Mutter und Geschwister noch mehr verleidet wurde. Der Erbprinz von Bayreuth war ebenfalls übel daran. Von seiner Schwiegermutter wußte er sich als Eindringling und Störer ihrer Pläne gehaßt, von seiner Braut sah er sich mit Gleichgültigkeit behandelt, von seinem Schwiegervater verachtet, weil er dessen Passion für Wein und Soldaten nicht theilte. In der That steigerte sich der Widerwille des Königs gegen den Erbprinzen täglich; auf den Rath Seckendorf's und Grumbkow's forderte dieser endlich ein preußisches Regiment, um sich den Neigungen seines Schwiegervaters willfährig zu zeigen. Damit war freilich die sklavische Abhängigkeit des Prinzen vom Könige besiegelt, der ihn denn auch sofort bedeuten ließ, sich für seinem Regimente nach einem pommerschen Landstädtchen zu begeben. Noch im letzten Augenblicke wurden zetzt vom englischen Hofe aus Verhandlungen wegen Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales gepflogen, aber der König wies diese Anträge zurück, zur Freude seiner Tochter, welche ihren Verlobten lieb gewonnen, zum Aerger und Verdruß der Königin, welche die Prinzessin für neue Vereitelung ihrer Pläne büßen ließ. Einige Tage nach ihrer Vermählung in Berlin (im November) hatte die Prinzessin die große Freude, ihren Bruder Friedrich, der in Küstrin als Ausskultator im Finanzdepartement gearbeitet hatte, auf einem Familienballe zu begrüßen. Sie wurde vor Gemüthsbewegung fast ohnmächtig und rührte den König durch den zärtlichen Dank, welchen sie ihm für dieses ihr gewährte Glück abstattete, zu Thränen. Nach mancherlei Verdrießlichkeiten, die ihren Grund in der stiefmütterlichen Behandlung und Ausstattung der Prinzessin hatten, reiste diese endlich mit ihrem Gemahle von Berlin im Januar 1732 in ihre neue Heimath Bayreuth ab. Am neunten Tage ihrer Reise betrat sie die erste Stadt des Markgrafenthums, Hof, und wurde hier von der Reichsritterschaft des Voigtlandes und der Geistlichkeit begrüßt. Die Schilderung dieses Empfanges, wie ihn die Fürstin in ihren Memoiren gibt, ist ein Meisterstück von scharfer Satyre; ebenso die Beschreibung ihres Einzugs in Bayreuth, der dabei mitspielenden Persönlichkeiten und der Lokalitäten, die sie aufnahmen.

Die Stellung der Erbprinzessin am Hofe wurde fehr bald eine unangenehme, freilich theilweise durch ihre eigne Schuld; sie paßte nicht in diese kleine Verhältnisse. Sie selbst sagt über diesen Punkt: „Ich muß meine Schwäche nur bekennen; ich war in Berlin in Begriffen von Größe erzogen, bestimmt, vier Kronen zu tragen, die mir alle viere entgangen waren. Ich bildete mir ein, mein Vater könne allen Fürsten des Reiches Gesetze vorschreiben, und es sei für den Markgrafen eine so große Ehre, mich zur Schwiegertochter zu haben, daß er mir nicht Ehrfurcht und Achtung genug zu bezeigen im Stande sei.“ Der Markgraf, ihr Schwiegervater und ihre jüngere Schwägerin Wilhelmine hätten es sich angelegen sein lassen, sie und ihren Gemahl gegen sie und es selbst nicht an Verdruß, Zänkerei, Verleumdungen und Zwischenträgereien. Das Verlöbniß des Kronprinzen Friedrich mit der Prinzessin von Bevern, von der die Königin an die Erbprinzessin von Bayreuth schreibt: „sie ist schön, aber dumm wie ein Buud Stroh und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht, wie sich Dein Bruder mit dem Dummbart vertragen wird“ — machte der Erbprinzessin zwiefachen Kummer. Einerseits bangte ihr für das Lebensglück des theuern Bruders, wenn er mit einem solchen Wesen verbunden wurde; andrerseits steigerte dieses Ereignis Abneigung und Haß der Prinzessin Wilhelmine von Bayreuth, die sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, Kronprinzessin von Preußen zu werden und ihre Schwägerin im Verdacht hatte, diese Verbindung hintertrieben zu haben. Finanzielle Verlegenheiten vermehrten noch die Unannehmlichkeiten der Erbprinzessin, deren einziges Glück der Umgang mit ihrem gutmüthigen Gemahle war, der feinerseits vom Markgrafen viel auszustehen hatte. Diesem war nämlich der Argwohn beigebracht worden, der Erbprinz beabsichtige ihn mit Beistand seines Schwiegervaters und der Reichsritterschaft zur Abdankung zu zwingen. Der kleinen und großen Duälereien müde, beschloß das junge Fürstenpaar endlich, nach Berlin zu reisen, allein der Gesundheitszustand der Erbprinzessin, welche ihrer Niederkunft nahe war, verhinderte die Ausführung des Planes.

Am 31. August 1732 gemaß die Erbprinzessin einer Tochter, später Gemahlin des berühmten Herzogs Karl Eugen von Würtemberg. Nur wenige Wochen nach ihrer Niederkunft erfuhr die junge Gattin und Mutter den Schmerz der Trennung von ihrem Gemahle. Ein Brief des Königs, seines Schwiegervaters, befahl ihm, sich zu seinem Regimente zu begeben, ein zweiter lud bald darauf die Tochter ein, nach Berlin zu kommen. Sie hatte kein Geld zur Reise; ihr Schwiegervater verweigerte ihr auf eine impertinente Weise die nöthigen Mittel, und um nur wieder mit ihrem Gemahle vereinigt zu werden, machte sie ein Kapital von zweitausend Thalern flüssig, ein Geschenk ihres Bruders, das einzige Vermögen, das sie auf der Welt besaß. Ein Brief ihres

Gemahls schilderte die Gesinnung ihrer Eltern und Geschwister als die allerfreundlichste, und sie reiste am 12. November ab.

Der Empfang, der ihr in Berlin zu Theil wurde, war ganz geeignet, alle etwaigen Illusionen bei ihr gründlich zu zerstören. Der König war am Tage ihrer Ankunft nach Potsdam gegangen, die Königin war unentschlossen, ob sie ihre Tochter im Audienzsaale empfangen sollte oder nicht. Sie entschloß sich endlich, umarmte die Erbprinzessin und stellte ihr ihren Gemahl vor. Ohne dem jungen Paare Zeit zu lassen, mit einander zu sprechen, führte sie ihre Tochter in ihr Kabinet, warf sich in einen Lehnsessel, maß sene mit einem strengen Blick und fragte: „Was hast Du hier zu thun?“ Als die bestürzte Erbprinzessin einige Worte von ihrer Sehnsucht, die geliebte Mutter wieder zu sehen, stammelte, unterbrach sie diese: „Sage vielmehr, daß Du ihr den Dolch in's Herz stoßest, und daß Du kommst, um aller Welt zu zeigen, welche Tollheit Du begingst, einen Bettler zu heirathen. Warum bleibst Du nicht in Baireuth, wo Du Deine Armuth verbergen kannst, statt daß man hier mit Fingern auf sie weist? Ich habe es Dir gesagt, der König wird nichts für Dich thun und läßt sich Alles, was er Dir versprechen schon längst gereuen. Jetzt wirst Du mir zur höchsten Langeweile mit Deinem Elende in den Ohren liegen und uns allen zur Last sein.“ Die weitere Behandlung, welche die Prinzessin erfuhr, entsprach völlig diesem Empfange. Als der König nach Berlin zurückkam, begrüßte er die Tochter sehr kalt, erkundigte sich nach seiner Enkelin und sagte: „Ja, ihr jammert mich, ihr habt das liebe Brot nicht und ohne mich müßtet ihr betteln gehen. Ich bin auch ein armer Schelm, viel kann ich euch nicht geben, aber ich will doch sehen, wie ich's machen kann. Ich will euch so hin und wieder ein zehn Thaler oder Gulden geben, es hilft euch doch immer fort. Und Sie,“ wandte er sich an die Königin, „geben ihr auch hier und da ein Kleid, denn das arme Kind hat kein Hemd auf dem Leibe.“ Solche unzarte und beleidigende Aeußerungen mußte das junge Paar beständig anhören; nur der Kronprinz behandelte seine Schwester und deren Gemahl liebevoll. Er schenkte ihr sogar tausend Thaler, eine für ihre damaligen Umstände allerdings angenehme Gabe, und vermittelte eine Zusammenkunft zwischen ihr und Seckendorf, die freilich keinen Erfolg hatte. In Folge des fortwährenden Aergers über die niederträchtige Behandlung, welche er und seine Gemahlin erfuhren, sowie des starken Trinkens, zu welchem er genöthigt wurde, erkrankte der Erbprinz ziemlich gefährlich. Die Prinzessin verlebte elende Tage am Hofe ihrer Eltern und sie berenete oft, auf die leichten Versprechungen ihres Vaters hin die neue Heimath verlassen zu haben. Kaum war ihr Gemahl einigermaßen hergestellt, so mußte er zu seinem Regimente abreisen, das in Pasewalk lag. Auf dem Wege dahin besuchte er seinen Schwager, den Kronprinzen Friedrich in Ruppin. „Dieser war,“ sagt die Prinzessin, „damals sehr liederlich, besuchte alle schlechten Häuser und nahm vorlieb mit dem was er vorfand, ohne sich von den übeln Krankheiten, die er mehrmals davon getragen hatte, witzigen zu lassen. Er wollte den Erbprinzen durchaus zu diesen Ausschweifungen verführen, dieser aber hatte einen Abscheu vor dergleichen Schändlichkeiten.“

Es erhellt aus dieser Stelle, daß Friedrich der Große als junger Mann in Bezug auf Sittlichkeit ziemlich niedrig stand. Derlei sichre Ueberlieferungen, wie dies unstreitig eine ist, sind ganz geeignet, die Verstellungen von seinem Leben und Charakter, die mehr und mehr in's Heroisch-Ideale wachsen, auf das richtige menschliche Maß zurückzuführen. Der Schmerz der Trennung von ihrem Gemahle wurde der Prinzessin etwas gelindert durch thatsächliche Beweise von Wohlwollen, die ihr und ihm der in seinen Gemüthsstimmungen so wechselvolle König gab. Freilich währten derlei Sonnenblicke nie lange. Ihre einzige Hoffnung war auf die Rückkehr nach Baireuth gerichtet und sie ließ sich weder durch Versprechungen noch Schmeicheleien ihres Vaters irre machen; sie hatte hinlängliche Proben seiner wankenden Gesinnung.

Mitte Mai 1735 starb der Markgraf, der in den letzten Jahren durch seine Absicht, eine ihrer Hofdamen zu heirathen, der Schwiegertochter schweren Kummer gemacht hatte. Jetzt traten mit neuen Verhältnissen auch neue Sorgen für die junge Markgräfin ein. Der junge Markgraf, durch die Eifersucht seines Vaters in gänzlicher Unkenntniß der Regierungsgeschäfte aufgewachsen, sah sich anfangs genöthigt, die Verwaltung den Händen seines Staatsrathes zu überlassen. Dieser glaubte sich seine Stellung nicht besser sichern zu können, als wenn er dem Markgrafen Mißtrauen vor der vermeintlichen Herrschsucht seiner Gemahlin einflößte. Bei der Liebe und dem Vertrauen, welche zwischen dem jungen Paare herrschte, konnte jedoch ein derartiges Mißverständniß nicht lange währen.

Aeußerlich bedeutende Erlebnisse scheint die Markgräfin nicht viel gehabt zu haben; ihr Leben war der Kunst und Wissenschaft, der Liebe zu Gatten und Kind und der Freude im schönen Sinne des Wortes gewidmet.

In den Jahren 1743 und 1754 kam Friedrich d. Gr. als Gast nach Baireuth. Prächtige Feste wurden ihm zu Ehren gegeben, wie dem Prinzen Heinrich von Preußen, der 1751 seine Schwester besuchte. Auch Voltaire lebte eine Zeit lang als Gast der Markgräfin auf der Eremitage.

Im Jahre 1742 unternahm das markgräfliche Paar incognito eine Reise nach Frankfurt a. M., um der Krönung Karl's VII. beizuwohnen. Um diese Zeit bedrohte die schlimmste Gefahr das Lebensglück der Fürstin; ihr Gemahl begann ein Liebesverhältniß mit einer ihrer Hofdamen, welche die Markgräfin als ihre beste Freundin zu betrachten seit Jahren gewohnt war. Als wahre Schwester des königlichen Philosophen und als selbstthätige Philosophin, die die schwere Schule des Lebens durchlaufen und ihren Geist durch das Studium mit den Genies aller Jahrhunderte und durch den Umgang mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit gekräftigt hatte, ertrug sie diesen doppelten Treubruch zwar mit zerkräuktem Herzen, doch aber mit Fassung.

Leider brechen die Memoiren der Fürstin hier ab — ihre geringer Verlust für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und dessen merkwürdigsten Manne, über dessen Charakterentwicklung und Geistesleben die Verfasserin als eine ihm so nahe stehende Schwester sicher die vollgültigsten Aufschlüsse gegeben hätte, wie sie diese in den erhaltenen Theile ihres Werkes verheißt. Wie schon erwähnt, ist Hoffnung vorhanden, daß das höchst interessante Buch einst vollständig erscheinen dürfte. Man hat den Buche und seiner Schreiberin vielfache Vorwürfe gemacht. Man hat die Memoiren eine Satyre genannt. Sie sind es in gewisser Beziehung und mußten es der Natur der Dinge nach sein. Ein solcher Mensch von Geist konnte in jener wunderbaren Zeit des Kampfes zwischen deutscher Roheit und französischer Verfeinerung, crasser Bornirtheit und raffinirter Geistescultur leben und sterben, ohne satyrische Anwandlungen zu spüren?

Es ist wahr, die Markgräfin schont Niemanden, nicht einmal sich selbst. Mit diesem Vorwurf hängt der der Uebertreibung und Unwahrheit zusammen. Es genügt, auf einen Umstand hingewiesen, um ihn zu entkräften. Die Verfasserin hing mit Leib und Seele an ihrem königlichen Bruder, doch aber hindert sie diese Verehrung für ihn nicht, ein unbefangenes Bild seines lasterhaften Jugendlebens zu entwerfen. Sie selbst sagt an einer Stelle: „Ich mache mir aus der Wahrhaftigkeit ein Verdienst, daher werde ich die Fehler, die ich mir zu Schulden kommen ließ, nicht verhehlen.“ Ein weiterer Vorwurf, der der Jmpietät gegen die Eltern, ist nicht unbegründet. Allein mehrere Umstände fordern zur Entschuldigung der Markgräfin. Die Mißhandlungen und wahnsinnige Erziehung, welche ihr zu Theil wurden, hätten selbst für immer die Liebe zu ihren Eltern ersticken können, aber wie dem bewies sie stets ein kindliches Gefühl für ihre Eltern. Sie kommen in dieser Beziehung wahrhaft rührende Stellen in den Memoiren vor. Ließ sie sich von ihrem Unmuth zu einer Verletzung der Pietät hinreißen, so bereut sie dies fortwährend. Bereits oben ist ein dahin bezüglicher Ausspruch aus ihren Memoiren mitgetheilt worden. Allein noch mehr spricht zu ihren Gunsten, daß sie diese Memoiren nicht für die Veröffentlichung bestimmte. Sie sagt über diesen Punkt ausdrücklich: „Ich schreibe, um mir zu vergnügen und rechne nicht darauf, daß diese Memoiren jemals gedruckt werden sollen. Vielleicht opfere ich sie einst dem Feuer, vielleicht gebe ich sie meiner Tochter — kurz, ich bin in dieser Stücke eine Pyrrhoniſtin (d. h. skeptisch gesinnt). Ich wiederhole es, ich schreibe nur zu meinem Zeitvertreib und mache mir eine Freude daraus, nichts von Allem, was mir begegnet ist, einmal meine geheimsten Gedanken, zu verschweigen.“

Einen glänzenden Beweis von der Innigkeit und Liebe, mit der die Prinzessin an ihrem großen Bruder hing, liefert der Brief

wechsel zwischen ihr und Friedrich II. Er enthält neben den rührendsten Schwärmereien für die Größe ihres geliebter Bruders so viel Graziöses, Geistreiches und Feinbeobachtes, daß man mit hoher Achtung von dem Geist und den Kenntnissen der Prinzessin erfüllt wird.

Ihr eigenes Charakterbild leuchtet aus ihren Memoiren deutlich hervor. Sie war geistvoll witzig, eine warme Freundin der Kunst und der edeln Genüsse, welche sie gewährt. In der Herstellung derselben ging sie bis zur Verschwendung. Geselliger Verkehr mit geistvollen Leuten war ihr, der trotz steter Kränklichkeit so lebenslustigen Dame, unbedingtes Bedürfnis. Trotz allen Drangsalen ihrer Jugend, den Kümmernissen ihres spätern Lebens ist sie stets geneigt, die flüchtige Freude rasch zu fassen, ihn frohen und graziösen Tanze alle finstern Gedanken zu vergessen. Oft tritt ein kleiner verzeihlicher Stolz auf ihre königliche Abstammung und auf die vier Kronen hervor, die ihr in der Jugend bestimmt waren, aber sie ist zu edel und zu gebildet, um übermäßigen Werth auf diese Zufälligkeiten zu legen; auf der andern Seite hält sie fest an der Würde ihrer Stellung. Sie selbst sagt von sich: „Ich bin weder steif noch räuschsüchtig, aber ich will, daß mir ein Jeder das Meinige zugestehe und tritt man mir zu nahe, so weiß ich so gut wie eine Andere auf mein Recht zu halten."

Ganz vortrefflich ist ihre Ansicht über die Ehe: „Ich wollte einen Prinzen, den ich aus wirklicher Achtung heirathen, den ich als wahren Freund ansehen könnte. Ich wollte, daß gegenseitige Achtung und Zärtlichkeit die Richtschnur unserer Handlungen sei, und aus diesen Empfindungen sollten meine Gefälligkeit und mein Benehmen, ihm zu gefallen, entstehen. Der Begriff Pflicht schließt bei einer Frau alle Freundschaft für ihren Mann aus. Wenn man wahrhaft und aus Grundsätzen liebt, wird nichts mehr schwer, um dem geliebten Gegenstand zu gefallen." Das liebenswürdige Bild der geist- und gemüthvollen Dame in vervollständigen, spreche schließlich ihre Ansicht über das Höchste im Geistesleben der Menschen aus, die Religion. „Der blinde Glaube ist nicht einem Jeden gegeben, ja man wird sogar finden, daß die am moralischsten leben, die am wenigsten glauben; allein ein schiefer Kopf, der keinen Glauben hat, ist ein sehr gefährliches Glied der Gesellschaft. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie glauben, sie verwerfen die Religion, weil sie ihren Leidenschaften widerspricht; andere, um nach der Mode zu sein, noch andere, um sich den Ruf von gescheidten Leuten zu verschaffen. Diese starken Geister mißbillige ich sehr, aber die kann ich nicht verdammen, welche sich bemühen, die Wahrheit aufzusuchen, um die Vorurtheile los zu werden; ich bin sogar überzeugt, daß Menschen, die sich an's Nachdenken gewöhnen, tugendhaft sein müssen; indem man die Wahrheit sucht, lernt man richtig räsoniren, und indem man richtig räsonniren lernt, muß man die Tugend lieb gewinnen."

Um das geistige Wesen der Markgräfin auch von anderer Seite, als aus ihren Memoiren kennen zu lernen, und ihr Charakterbild zu vervollständigen, muß man die schönen und geschmackvollen Straßen Bayreuths durchwandern, die ihr Gemahl, der Markgraf Friedrich (d. h. sie) angelegt und die Schlösser und Häuser besuchen, die sie gebaut hat. Das prachtvolle Opernhaus in Bayreuth, würdig einer Königsresidenz, und das Lustschloß Eremitage sprechen am deutlichsten.

Die Prinzessin starb im Jahre 1758, in der Nacht des Ueberfalls von Hochkirch. Wir führen zum Schluß noch Friedrich des Zweiten eigenes Urtheil an, welches er in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges über sie fällt:

„Ihr Geist war gebildet und geschmückt durch die schönsten Kenntnisse; sie hatte Anlagen zu Allem und ein vorzügliches Talent für alle Künste. Diese glücklichen Gaben der Natur waren aber der geringste Theil Dessen, was man zu ihrem Lobe sagen konnte. Ihre Herzensgüte, ihre Neigung zum Wohlthun, der Adel und die Hoheit ihrer Seele, die Sanftheit ihres Charakters verriethen in ihr die glänzenden Vorzüge des Geistes mit einem Reine seiner Tugend, die sich nie verleugnete. Die zarteste und festeste Freundschaft vereinigte den König mit dieser würdigen Schwester. Diese Bande hatten sich seit ihrer ersten Kindheit gebildet; dieselbe Erziehung und dieselbe Empfindung hatten sie fester gezogen, eine unerschütterliche Treue von beiden Seiten machte sie unauflöslich. Sie nahm sich die Gefahren, welche ihre Familie bedrohten, so zu Herzen, daß sie von diesem Grame zu Grunde gegangen ist."

Die Leber und die Leberleiden.

(Fortsetzung.)

Kann denn der Arzt wirklich ganz sicher wissen, wenn die Leber krank ist? Nur wenn er durch genaues Befühlen und Beklopfen derjenigen Bauchgegend, in welcher die Leber liegt, eine krankhafte Veränderung dieses Organs wahrzunehmen im Stande ist, darf er mit Sicherheit von einer Leberkrankheit sprechen. Dagegen werden widernatürliche Empfindungen und Schmerzen in der Lebergegend oder Störungen in der Verdauung, so wie in Bildung und Ausfuhr der schon gebildeten Galle, einen wissenschaftlich gebildeten und gewissenhaften Arzt niemals veranlassen, mit Bestimmtheit eine Leberkrankheit anzunehmen, da alle diese Krankheitserscheinungen von ganz andern als von Leberleiden herrühren können. Wenn also ein Arzt einem Patienten, ohne dessen Lebergegend genau befühlt und beklopft zu haben, ein Leberleiden schon an der Nasenspitze, an braunen Flecken u. s. w. ausieht oder gar brieflich erkennt, dann kann man gerechtes Mißtrauen entweder gegen das Wissen oder gegen die Gewissenhaftigkeit dieses Arztes fassen. Vom Unterzeichneten möge ein solcher Arzt hiermit die tiefste Verachtung und die Bezeichnung eines gewissenlosen Charlatan entgegennehmen.

Leider ist nun aber der größte Theil der Leber in der rechten Oberbauchgegend (im rechten Hypochondrium) so unter den Rippen der rechten Brusthälfte verborgen, und ihre Größe und Form bietet schon im ganz gesunden Zustande so bedeutende Verschiedenheiten dar, daß in gar nicht wenig Fällen auch die genaueste Untersuchung die gesunde oder kranke Beschaffenheit der Leber nicht gehörig zu ergründen vermag. Glücklicher Weise gehen aber die meisten und wichtigeren Leiden der Leber mit Veränderung der Größe und Consistenz derselben einher und diese ist dann durch das Befühlen und Beklopfen der Oberbauchgegend ziemlich sicher zu erkennen. Denn rings um die Leber lagern lufthaltige Organe (wie Lunge, Magen und Darm), welche beim Beklopfen einen vollen (hohlen) Ton von sich geben, während die dichte luftleere Leber natürlich einen matten (dumpfen, leeren) Ton gibt, diesen Gränze auch ziemlich genau den Umfang der Leber bezeichnet; wie man ja auch durch das Klopfen an ein halbgefülltes Faß die Gränze der Flüssigkeit anzugeben vermag. Trotz dem ist es bei Frauen sehr den Arzt oft sehr schwierig, von der durch das Beklopfen erkannten Größe und Gestalt der Leber einen richtigen Schluß auf die Beschaffenheit dieses Organs zu machen, denn bei diesen sind in der Regel durch den Druck der Unterrockbänder und des Schnürleibchens solche Huckel und Buckel, Rinnen und Lücken, Verlängerungen und Verkrüppelungen an der Leber entstanden, daß diese einer Leber gar nicht mehr ähnlich sieht (s. Gartenlaube 1855. Nr. 16. u. 1853. Nr. 26.).

Betrachten wir die Leberleiden nun genauer, so dürften ihres Sitzes und ihrer Krankheitserscheinungen wegen eigentlich nur die Veränderungen des wirklichen Lebergewebes (nämlich der Leberzellen, der feinern Gallengänge und Blutgefäßchen, sowie des diese Theile verbindenden Zell- oder Bindegewebes) als solche bezeichnet werden, nicht aber die Krankheiten des Bauchfellüberzuges der Leber und die der größern Gallenwege. — Von den wenigen Krankheiten des Leberüberzuges, welcher als eine Portion des Bauchfelles ununterbrochen mit dem Ueberzuge der benachbarten Baucheingeweide zusammenhängt, tritt am häufigsten die Entzündung, und zwar am siebsten nach Schlag, Stoß und Druck (vom Schnürleib, Unterrocksbande, Leisten beim Schuhmacher u. s. w.) auf und diese ist also keine Leber-, sondern eine theilweise Bauchfell-Entzündung. Sie macht stechende Schmerzen in der Leberge-

gend, die beim Druck, Tiefathmen, Niesen, Husten und Bauchpressen heftiger werden und sich auch ohne Arzt und Arzneimittel (auch ohne Blutegel), am schnellsten bei warmen Breiumschlägen verlieren. Daß gewöhnlich nach solcher Entzündung zeitlebens Verdickung des Leberüberzuges oder Verwachsung der Leber mit einem Nachbartheile zurückbleibt, hat gar nichts oder wenigstens nicht viel zu sagen, läßt sich übrigens auch nicht ändern, ja ist sogar in manchen Fällen von Vortheil. — Unter den Krankheiten der größern Gallenwege, die sich zum größten Theile gar nicht innerhalb der Leber befinden, sondern nur der untern Fläche dieser anliegen, werden diejenigen am störendsten und auffälligsten, welche mit einer Verengerung und Verstopfung dieser Gänge einhergehen (wie der Katarrh und die Gallensteine), weil dadurch die Ausfuhr der in der Leber bereiteten Galle theilweise oder gänzlich gehemmt ist und diese nun als solche in das Leberblut aufgenommen wird. Der Farbstoff dieser stockenden und in das Blut geschafften Galle färbt endlich alles Blut des Körpers gelb und erzeugt so die sogen. Gelbsucht (Icterus), welche übrigens fast stets eine Erscheinung gestörter Gallenausfuhr (also ein Zeichen von Hindernissen in oder an den größern Gallenwegen), nicht aber ein Symptom gehemmter Gallenbildung (also nicht einer wirklichen Leberkrankheit) ist. Was hierbei mit den übrigen Bestandtheilen der in das Blut getretenen Galle wird, ist noch nicht genau ermittelt. Bisweilen scheinen sich einzelne derselben so zu zersetzen (vielleicht das Glycin und Taurin der Glyco- und Taurocholsäure zu kohlensaurem Ammoniak?), daß eine, mit nervösen Erscheinungen einhergehende tödtliche Gallenvergiftung des Blutes zu Stande kommt. Auch bei diesen Uebeln macht die äußere und innere Anwendung der Wärme, neben milder und leicht verdaulicher Kost, jede Arznei entbehrlich.

Was nun die eigentlichen, wahren Leberkrankheiten betrifft, so ist der größte Theil derselben, wie früher schon gesagt wurde, erst die Folge einer andern wichtigern, und zwar entweder einer örtlichen (besonders einer organischen Herz- und Lungen-) oder einer allgemeinen (Blut-)Krankheit und dann ohne große Bedeutung und Beschwerden; alle sind aber von langwierigem Verlaufe. Hierher gehört: die Speckleber, eine Vergrößerung der Leber durch widernatürliche Anhäufung einer eiweißartigen Substanz in den Leberzellen und wahrscheinlich hervorgegangen aus Blutüberfüllung (Anschoppung) der Leberadern; die Fettleber, eine, oft sehr bedeutende, Vergrößerung der Leber durch widernatürliche Anhäufung von Fett in den Leberzellen, bei Säufern, Fettsüchtigen und Leberthran-Consumenten; der Leberkrebs, welcher in Gestalt runder Geschwülste von der verschiedensten Größe, gewöhnlich erst in dem höheren Lebensalter, ohne mit wie ohne Vergrößerung der Leber auftritt, vielleicht manchmal eine rein örtliche, ein anderes Mal aber die Folge einer Blutkrankheit, übrigens unheilbar ist; die Blutanschoppung der Leber, eine mäßige Vergrößerung dieses Organes durch angehäuftes, mehr oder weniger stockendes Blut in den Leberadern, welches entweder in Folge mechanischen Hindernisses (meistens im Herzen oder in der Lunge) nicht gehörig aus der Leber nach der untern Hohlader hin abfließen kann, oder von der Pfortader aus nicht kräftig genug durch die Leber hindurchgeschoben wird. Die letztere Ursache, auch mit den Namen „Pfortaderstockung, Unterleibsbeschwerden, Abdominalplethora, Unterleibsanschoppung mit Hämorrhoidalbeschwerden" belegt, die ist es, welche der armen Leber vorzugsweise ein solches Renommée bei aller ihrer Unschuld verschafft hat und der Reinigung und Versüßung des Blutes durch die Leber hinderlich ist. Wer sich hierüber genauer unterrichten und seine Unterleibsbeschwerden los sein will, der lese in Gartenlaube 1855. Nr. 18. meinen Aufsatz über Unterleibsbeschwerden und handele danach.

Welche Krankheiten bleiben denn nun schließlich der Leber ganz eigenthümlich? Außer dem Lebertrebse nur noch: die Leberentzündung (mit Abceß- oder Schwielenbildung im Gefolge), welche stets auf eine kleine Stelle der Leber beschränkt, eine der seltensten Krankheitsformen und fast nie mit Sicherheit zu erkennen ist, übrigens von selbst heilt, wenn sie überhaupt heilt; die unheilbare Schuhmeckenleber oder die körnige Verhärtung mit Verschrumpfung, welche wohl nur bei Säufern besonders Schnapssäufern) vorkommt und Bauchwassersucht nach sich zieht; die Hülsenwurmblase (Echinococcussack), ein thierischer Parasit, in oder an der Leber, welcher auf die eigentliche Leberfunktion keinen nachtheiligen Einfluß ausübt, höchstens bedeutender Größe die Lebergegend sehr auftreibt und durch Druck auf den Gallengang und die Pfortader Gelbsucht mit Bauchwassersucht erzeugt.

Nach dieser Revue der Leberleiden wird es dem Leser wohl leicht klar geworden sein, wie gering die Anzahl derjenigen Uebel ist, welche wirklich den Namen eines Leberleidens verdienen, wie sie schwer es oft ist, dieselben mit Sicherheit zu ergründen und wie beamen es sich die Aerzte machen, welche in den meisten über Unterleibsbeschwerden Klagenden sofort Leberleidtragende finden wollen. Sie thun mir leid! Die Aerzte wie die Kranken.

Bock.

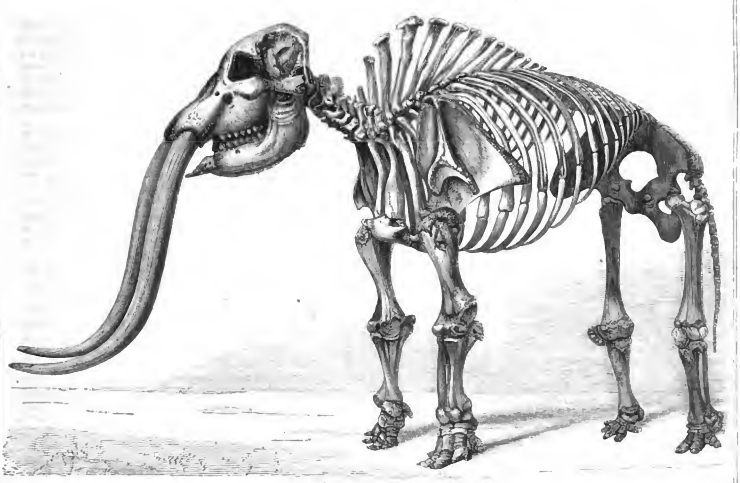
Ein Riesenthier der Vorwelt.

Die Natur scheint in frühern längst vergangenen Zeiten gewissermaßen eine Vorliebe für die Bildung riesenhafter, elephantenartiger Thiere gehabt und jedem Lande eine besondere Art dieser nichts weniger als schönen Geschöpfe zugetheilt zu haben; denn während Asien und Afrika heut zu Tage noch ihre Elephanten haben, lebten solche Geschöpfe, größer als die jetzigen, durch ihr mit Wolle und grobes Haar bekleidetes Fell dem gemäßigten und kalten Klima angepaßt, in Menge in den nördlichen Breiten Asiens, Europa's, Amerika's, ja Australiens. Es beweisen dies die zahlreichen Knochenüberreste, die man in allen den genannten Ländern, bis nach Sibirien, findet und die von den Gelehrten einzeln vorweltlichen Thieren zugeschrieben werden, welche sie Mammuth, Mastodon u. s. w. nennen, und welche nahe Verwandte unsers wohlbekannten Elephanten waren.

Einzelne Knochen dieser Thiere und mehr oder weniger vollständige Sammlungen aller Knochen eines solchen Geschöpfes kannte man schon längst, und namentlich machte das riesige Gerippe eines solchen Aufsehen, das Koch vor etwa fünfzehn Jahren in allen größern Städten Europa's sehen ließ, und das sich jetzt in London befindet. Koch hatte die ungeheuern, lose gefundenen, Stoßzähne an seinem Exemplar, welchem er den Namen Missurium theristoeauludon gab, falsch eingesetzt, so daß dieselben wie zwei Sicheln horizontal nach rechts und links auswärts gerichtet waren. Wir erwähnen dies deshalb, weil dieser Koch'sche Irrthum durch seine Abbildung in viele andere Werke übergegangen ist. Von größter Merkwürdigkeit ist aber das Gerippe, das man im August 1845 in einer Mergelgrube bei Newburgh in Nordamerika fand und das unsere Abbildung zeigt, weil bei demselben nicht nur alle Knochen in der natürlichen Lage beisammen, sondern sogar Ueberreste der Nahrung vorhanden waren, die das Thier zu sich genommen hatte.

Die Arbeiter in der Mergelgrube stießen auf etwas Hartes. Sie gaben sich Mühe, dasselbe unverletzt zu Tage zu bringen, und bald lag ein riesiger massiver Thierschädel mit zwei langen weißen Stoßzähnen vor ihnen. Der Kopf fand sich nur fünf Fuß tief unter der Erdoberfläche. Nachdem man den Schädel und der Unterkiefer weggenommen hatte, kamen die Halswirbel zum Vorschein und ihnen folgten in natürlicher Lage die Rückenwirbel. Man fand ferner die Rippen, die Schulterblätter und die Knochen der Vorderbeine, die wie zum Gehen nach vorn ausgestreckt waren; endlich das Becken und die Knochen der Hinterbeine, die anliefen im Mergel lagen. Kurz, das ganze Gerippe des Ungethüms aus der Vorzeit kam und nach zu Tage bis zu dem letzten kleinsten Knochen der Schwanzspitze. Der Fund machte großes Aufsehen, und da sich der Ort dicht an einer Straße befand, wurde er von Tausenden betrachtet und bewundert.

Aber nicht nur das vollständige Gerippe eines und desselben Mastodon wurde herausgegraben, nebst der ganzen Zahnreihe des Thieres, sondern auch die Nahrung, die es zuletzt zu sich genommen, fand sich unzweifelhaft in einer Masse von zermalmten



Das Mastodon.

Zweigen, Blättern und anderm Pflanzenstoff erkennen, die unter den Rippen, in der Höhlung, welche dieselben einschließen, vom Brustbeine an bis zum Becken, ziemlich fest verbunden mit der concaven Seite der Knochenwände der Bauchhöhle, lag. Die größten Stücke der zerkauten Zweige hatten ein Viertel bis drei Achtel Zoll im Durchmesser, und waren einen bis anderthalben Zoll lang. — Sie sahen aus „wie in einem Schraubstock zerdrückt.“ Diese grobzermalmten Zweige- und Blätterreste bildeten an der Stelle, wo sich der Magen befunden haben muß, eine Masse von gegen sechs Scheffeln; ein Streifen fein zertheilten Pflanzenstoffes, drei Fuß lang und vier Zoll im Durchmesser, lief in der Richtung des Darmes bis unterhalb des Beckens. Durch mikroskopische Untersuchung der am wenigsten veränderten Zweigreste erkannte man, daß die von röthlicher Farbe von einem fichtenartigen Baume herrührten, während die von schwarzer Farbe von verschiedenen Baumarten waren. Einer der berühmtesten Botaniker, dem Proben davon zur Untersuchung gesandt wurden, erklärte: „Die Structur ist eine mir unbekannte, obgleich ich etwas Aehnliches in versteinerten Hölzern gesehen habe.“

Der merkwürdige Fund wurde von Dr. Warren in Boston gekauft, der die einzelnen Knochen auf seine Kosten zusammensetzen und das Gerippe in einem eigens dafür aufgeführten feuerfesten Gebäude aufstellen ließ, wo es nun seit 1859 zu sehen ist. Der Eigenthümer ließ ferner von dem Ganzen, wie von verschiedenen Theilen ganz genaue Zeichnungen machen, dieselben sorgfältig in Kupfer stechen und schickte Abdrücke davon nebst einer äußerst gründlichen, wissenschaftlichen, ausführlichen Abhandlung über dieses vorweltliche Thier an verschiedene Anstalten in Amerika und Europa. Er ist bei seinen Untersuchungen über die wahrscheinliche Lebensweise und Nahrung dieses vorweltlichen Thieres zu dem Resultate gekommen: „Das Mastodon besaß ohne Zweifel auch einen Rüssel, dessen Zweck, wie bei dem noch jetzt lebenden Elephanten, war, Baumzweige als Nahrung zu fassen und abzubrechen und die eigenthümlich eingerichteten sehr harten Zähne waren vollkommen geeignet, solche Nahrungsstoffe genügend zu zermalmen.“

Zum Schlusse noch für unsere Leser die Bemerkung, daß der Name Mastodon, Zitzenzahn, dem Thiere wegen der Form seiner Kau-Zähne gegeben worden ist, die Aehnlichkeit mit den Zitzen eines Kuheuter haben und daß derselbe Mästodon (das o in der Mitte kurz) ausgesprochen wird.

Eine Nacht in Ostindien.

Ich war, erzählte mein Freund, der Oberst Alton, nach Scharwar beordert worden und hatte für die Nacht mein Zelt unter jenen niedrigen, festigen und unfruchtbaren Bergen aufgeschlagen, auf deren einem die Festung Drug oder Chittledrug sich erhebt. Nachdem ich einen Theil des Tages mit der Besichtigung dieser noch beträchtlichen Besitzung des Rajahs von Mysore zugebracht, entschloß ich mich, den langen Nachmittag mit der Jagdflinte zu verkürzen, denn das edle Waidwerk war von jeher meine liebste Erholung. Meinen Dienern bedeutete ich, mich vor dem Dunkelwerden nicht zu erwarten, sich aber für den nächsten Morgen zum Aufbruch zu rüsten und lenkte denn meine Schritte nach einem der Gehölze, die östlich von der Ebene liegen.

Der junge Bursche, den ich mit mir genommen, um mir gewissermaßen als Führer zu dienen, leistete mir ganz treffliche Dienste, wenn er sich auch einige Male weigerte, mir in gewissen Richtungen zu folgen, indem er behauptete, an jenen Orten befänden sich Tiger und Panther. Das Glück begünstigte mich, denn schon vor fünf Uhr hatte ich ein paar Floriken, die vortrefflichste Art der Trappen, ein paar Hasen und einen Sirus

erlegt. Den letztern Vogel schenkte ich dem Knaben, der darüber höchlich erfreut war. Da ich keine Lust hatte, schon jetzt zurückzukehren, so schickte ich meinen Begleiter mit der Beute heim, nachdem ich mir meinen ferneren Weg von ihm genau hatte beschreiben lassen.

Allein geblieben warf ich mich nieder, um auf den Kräutern, welche den Boden bedeckten, zu ruhen, und hier würde ich in den wachen Träumen, welche unter dem blauen Himmel Indiens bei dem Nahen der kühlen Abendlüfte, die gleichsam nur athmen, nicht wehen, eine der schönsten Erholungen bilden, vielleicht ruhig gelegen haben, bis es Zeit war, zu meinem Zelte zurückzukehren, hätte mich nicht das schrille Geschrei eines Pfaues geweckt, der, sich träg hinter mir erhebend, seine Bahn kaum zwei Fuß hoch über dem Boden nach den jenseitigen Wäldern verfolgte.

„Soll ich die Gefahr zu gewinnen suchen," dachte ich, „oder den weisen Vogel, der sie meidet?"

Ich erinnerte mich nämlich des unter den Hindu's herrschenden Aberglaubens, wonach der Pfau einen so großen Abscheu vor dem Gelbe hat, daß er, sobald er dessen Gegenwart merkt, trotz der Abneigung, seine schwerfälligen Schwingen zu brauchen, über die Stellen fliegt, unter denen eine Ader des verderblichen Metalls verborgen liegt. Auch gedachte ich des wahrscheinlicheren Glaubens, daß wo Pfauen sich aufhalten auch Tiger nicht fern sind. Aber ich hatte noch nie Pfauen geschossen und da das Gelüst des Jägers die Habsucht sowohl als die vorsichtige Klugheit überwand, so raffte ich mich aus der angenehmen Ruhe empor und besand mich bereits tief in dem Labyrinth eines, wenn auch nicht dichten Waldes, ehe ich noch merkte, daß dies gerade der Punkt war, den mein kleiner Führer am Eifrigsten vermieden hatte.

Zweimal hatte ich den prachtvollen Vogel aufgetrieben und zweimal vergeblich geschossen. Jetzt überschritt ich einen schmalen „Dongur" oder Graben, über den er gegangen war und durch welchen eine Quelle rieselte; da wurden meine Blicke plötzlich auf gewisse Spuren in dem saudigen Boden aufmerksam, die unverkennbar die Nähe einer Tschite verriethen. Da ich wußte, daß der Leopard und der Panther am Liebsten tiefe Thalgründe bewohnen und ihr Lager an solchen kühlen Orten aufschlagen, welche Wasser und Schatten zugleich gewähren, so beschloß ich, sogleich umzukehren. Aber noch war ich nicht vierzig Schritt weit gekommen, als ein lautes Gebrüll vor, mir eine nahe Gefahr deutlich genug anzeigte. Unsern von mir, fast in derselben Richtung, in der ich gekommen, sah ich zwei feurige Kugeln, die Augen des am Boden lauernden Unthieres, durch die Akazienzweige leuchten und hörte, wie es mit dem Schweife die Erde peitschte. Es mahnte mich, an meine Vertheidigung zu denken.

So viel ich's berechnen konnte, befand sich das Thier zwei Schritte weit von mir. Mein Gewehr war geladen, aber nicht mit Kugeln; zu meiner Rechten befand sich ein freier Raum, der nach einigen einzeln stehenden Kaktis oder Holzäpfelbäumen führte; zwischen diesen Bäumen und mir schien der Boden verändrings mehrere Schritt weit aufgewühlt zu sein, denn hier und da war er gelockert, vom Rasen entkleidet, welcher unterlag, während darüber Zweige und Aeste verstrunt waren. Ein Blick reichte hin, mich zu überzeugen, daß der Stamm des nächsten Baumes, der zugleich der stärkste war, mein Vertheidigungspunkt sein müsse, obgleich ich beinahe daran verzweifelte, ihn zu erreichen, ehe die Tschite ihren Angriff machte. Schnell that ich, statt rückwärts zu gehen, plötzlich einen Sprung zur Rechten und erreichte im nächsten Augenblicke die gewünschte Stelle, gerieth aber dabei in eine andere unerwartete Gefahr. Während mein Fuß nämlich einen Augenblick den zwischenliegenden Boden berührte, fühlte ich, daß der mit Laub und Zweigen überfäete Grund unter mir nachgab und ward inne, daß sich ein Loch oder eine Kluft unter mir befand. Es war eine Fallgrube, in welcher die Bewohner jener Gegenden die gefährlichen Thiere fangen, von denen eins mich als gute Beute ausersehen zu haben schien.

Denn kaum hatte ich den Sprung zur Seite gethan, so war die Tschite mir nachgesprungen und war nur noch einen Fuß breit von mir. Aber es hatte die Fallgrube nicht bemerkt oder ihre Breite nicht genau berechnet, denn sobald es den trügerischen Ueberbau mit seinem schweren Körper berührte, wich derselbe unter ihm und das wüthende Thier fand mit dem Hintertheil des Körpers in die Grube, hielt sich aber mit den Krallen der Vorderfüße am Rande fest, so nahe bei mir, daß mir sein heißer, stinkender Athem in's Gesicht schlug. Entsetzen erfaßte mich und doch mußte ich, wie in seltsamer Bezauberung befangen, auf die gewaltige aber schreckliche Gestalt des raubgierigen Thieres blicken, das selbst von Furcht und Wuth wechselsweise erfüllt, seine rothen, gierigen Augen fest auf mich gerichtet hielt, während aus seinem weitgeöffneten und mit Schaum bedeckten Rachen der schrecklichen Mißklang seiner Stimme ertönte. Dabei bemerkte ich mit wahnsinnem Entsetzen, daß es sein Hintertheil immer mehr aus der Grube erhob, so daß ich fast den Augenblick vorausberechnen konnte, wo es sich vollkommen befreit haben würde.

Mit einer letzten Anstrengung aller meiner Kräfte erhob ich meine Vogellinte, zielte dem Thiere auf die Augen und drückte los. Die Tschite stürzte mit gräulichem Geheul in die Grube und ich fand, voll heißen Dankgefühles für meine Errettung, auf den Boden, unfähig, mich länger aufrecht erhalten zu können.

Aber zum Verzug war keine Zeit. Der Abend näherte sich und die Schatten verlängerten sich bereits riesenhaft. Ich war schon so tief in's Gehölz eingedrungen, daß ich nicht sicher war, ob ich den Weg wieder herausfinden würde; doch ging ich verwärts bis ich fand, daß ich mich nur immer tiefer verirrte.

Ich fand still, um zu überlegen. Die Sonne ging unter und ihr goldenes Licht, das gleich einer Schaar strahlender Geister auf die grünen Zweige fiel, erinnerte mich, daß ich von West nach Ost gekommen war und also nun meinen Lauf dem sinkenden Tagesgestirn entgegen nehmen müsse. Aber das Dickicht ward immer wilder, die Bäume standen dichter und auf dem Wege, den ich eingeschlagen, besanden sich zahllose Gruben und Klüfte. Meine Lage wurde in der That sehr unbehaglich. Als ich um mich fand, stand ich vor dem Eingang einer Art von Höhle, aber die Besorgniß, es möchte das Lager der Tschite oder ihres Genossen sein, bewog mich, nicht einzutreten, sondern einen kleinen Erdhügel zu ersteigen, der, bedeckt mit Moos und Schlingpflanzen, die Decke dieser Höhle bildete, wie ich sofort entdeckte.

Während ich nun auf Händen und Füßen emporkletterte — denn der Abhang war, wenn auch sanft, doch schlüpfrig — vernahm ich in meiner Nähe den dumpfen Klang menschlicher Stimmen und kaum hatte ich still gehalten, um zu lauschen, als der Boden unter mir nachgab und ich, in fächerlicher Nachahmung meines letzten Feindes, zwar unverletzt, aber doch sehr erschrocken unter eine Gesellschaft hinabfiel, die sicherlich noch erschrockener als ich war, denn Geschrei, Ausrufungen und Flüche schallten um mich her.

„Baugh! Baugh! Es ist ein Tiger!" rief der Eine.

„Afrit! Ghowl! Pischesch! Ein Kobold! Ein Gespenst! Ein Teufel!" riefen Andere.

Als ich endlich zu mir selbst kam und meine unbeschädigten Glieder und mein Gewehr wieder aufraffte, sah ich mich mitten in einer unterirdischen Hütte, deren Bewohner ein alter Mann, ein Weib und ein Knabe waren. Alle drei waren augenscheinlich an einem großen Feuer beschäftigt gewesen, über welchem sich die einfachen Geräthschaften befanden, welche die Eingebornen zur Destillation geschwungelten Araks anzuwenden pflegen. Wirklich war es der geheime Schlupfwinkel eines Culel oder Destillateurs geistiger Getränke.

Mit wenigen Worten erklärte ich das ganze Ereigniß — das Abenteuer mit der Tschite — und meinen Wunsch, Demjenigen ein Batschisch (Trinkgeld) zu geben, der mich auf den richtigen Weg bringen würde.

Die armen Leute freuten sich herzlich, als sie vernahmen, daß die Tschite gefangen sei und versicherten mir, dieselbe könne unmöglich aus der Grube entkommen, ihr Männchen sei aber einige Wochen zuvor getödtet werden. Sie baten mich, das Geheimniß ihres Schlupfwinkels zu bewahren und wiesen den Knaben an, mich auf den rechten Weg zu bringen, von dem ich bedeutend abgekommen war.

So verließ ich sie; allein die Schrecken der Nacht waren noch nicht vorüber.

Es war nun vollkommen finster geworden. Die plötzlich eintretende und fast ebenso schnell verschwindende als entstehende Dämmerung war vorübergegangen, während ich in der Hütte verweilte, welche sich, wie ich bemerkte, hart an der Grenze der Ebene befand, unter den letzten Gebüschen der Waldung verborgen. Wir hatten noch nicht eine von den sechs Meilen zurückgelegt, die ich, wie man mir sagte, zu wandern hätte, als mein

kleiner Führer über etwas stolperte, was im schmalen Wege lag, und beim Fallen das Knie gegen einen Stein schlug. Zum Glück hatte ich, wie jeder ostindische Jäger einen Vorrath von Pflaster bei mir, das ich auf die Wunde legte; da aber der Kleine nur mit Schwierigkeit gehen konnte und sich nach der Heimkehr zu sehnen schien, so ließ ich mir die einzuschlagende Richtung beschreiben und entließ ihn, auf unerhörte Weise bereichert, nämlich durch den Besitz einer Rupie.

Er sagte mir, ich dürfte nur der schnurgeraden Richtung folgen, um meinen Lagerplatz zu erreichen und es schien mir nicht sehr wahrscheinlich, von dem einzigen Wege abweichen zu können, der sich von dem holperigen und unbetretenen Boden deutlich unterschied. Der Mond schien noch nicht und die weite, offene Fläche, hier und da von flachen sandigen Gräben durchschnitten, den im Sommer trockenen Betten der Bergströme, die sich zur Zeit der Passatwinde ergießen, dann und wann auch durch ein Gebüsch oder eine Baumgruppe unterbrochen, schien sich in's Unendliche auszudehnen. Hinter mir konnte ich noch die dunkeln Schatten der Wälder und Hügel unterscheiden, vor mir war aber Alles eine leere Fläche, ausser daß in weiter, weiter Ferne ein blinkendes Licht das Nachtfeuer eines Pilgrims, die Wohnung eines Menschen oder das Heiligthum eines Fakirs andeuteten. Dies war der Punkt, auf welchen ich losmarschiren sollte und so lange er sichtbar blieb, ging Alles gut; allein bald verschwand er und ich sah ihn nicht wieder.

Alle die einer asiatischen Nacht eigenthümlichen Töne und Ueberraschungen sammelten sich um mich, als ich langsam dahin schritt. Die Luft war angenehm kühl, Myriaden von Insekten, von der Nacht geboren, füllten die Atmosphäre: die stinkende, grüne Wanze blieb mir im Haar hängen, Mosquito's summten hungrig um meine Ohren und große weiß bestäubte Motten hielten mit dummer Hartnäckigkeit meine Augen für ein glänzendes Futter; Grillen und Heuschrecken zirpten laut umher, zuweilen fuhr eine Nachteule quer durch die Oede und als ich einen kleinen Bach überschritt, hob sich eine Schaar der großen, weißen Reiher, die man Paddivögel nennt, weil sie sich häufig in den feuchten Paddi- oder Reisfeldern aufhalten, auf einmal von ihrer Tränke empor und während sie träge hinwegflogen, sahen sie aus wie eine Schaar in schneeweiße Hüllen vermummter Geister. Eine Rohrdommel ließ sich hören und das Quaken vieler Ochsenfrösche; hier und da war auch das Firmament, schön bei der dichten Finsterniß, die dem Aufgange des Mondes vorausgeht, mit Feuerfliegen erfüllt. Sie tanzten und glühten und glitzerten um mich her, wie fliegende Diamanten; sie bedeckten die Bäume eines Wäldchens, durch das ich kam, bis jeder Zweig wie mit Zauberlampen behangen, jedes Blatt mit Tropfen von Diamanten, Rubinen und Smaragden bethaut schien.

In stummer Bewunderung blieb ich stehen und betrachtete sie. Plötzlich, so plötzlich als sie vor mir erschienen waren, verschwanden sie, wie durch ein unbegreifliches, nur ihnen vernehmbares Machtgebot verscheucht und Alles war wieder in Nacht gehüllt.

Es war jetzt in der That so finster, daß ich wußte, der Mond müsse bald aufgehen, und da ich im Stehenbleiben eine gewisse Beruhigung und Sicherheit fühlte, so entschloß ich mich zu warten, bis sich die Nacht etwas aufhellen würde.

Ich war in einen kleinen sandigen Graben hinabgestiegen und hatte mich auf ein Ufer in der Nähe des kleinen Baches gesetzt, der noch keinen Schritt breit war. Die köstliche Kühle des Windes, der reiche Duft, welcher von den Goldblüthen einiger in der Nähe stehender Bebus (Gummi-Arabicum-Bäume) herwehte, die Abwesenheit der plagenden Insekten und ein bedeutender Grad von Müdigkeit vereinigten sich, mich schläfrig zu machen und sorglos überließ ich mich dem unwiderstehlichen Drange nach Schlummer, als urplötzlich etwas an mir vorbeisauste, ein schwirrendes Getös erscholl und ein scharfer Gegenstand mich schmerzhaft an das ausgestreckte Bein traf, ein Schall, als wenn viele Stäbe rasch hintereinander zusammengeschlagen würden, folgte und dann war wieder Alles todtenstill.

Heftig erschrocken fühlte ich mit der Hand nach meinem Beine und fand, daß in der That ein Etwas meine Beinkleider durchbohrt und meinen Fuß verletzt hatte, denn es floß Blut aus der Wunde. Ich konnte nichts sehen; aber meine unterschiedene Hand erfaßte einen spitzen Gegenstand — sollte es ein Pfeil sein? Nein, es war der frischausgefallene Stachel eines Stacheligels. Das scheue, so selten gesehene Thier, war hergekommen, um zu trinken und, bei der unvermutheten Berührung mit meinem Beine, eines jener schönen gefleckten Stacheln beraubt worden, aus denen die kunstfertigen Eingebornen einiger Gegenden Indiens so zierliche Arbeitskästchen machen.

Es war noch immer dunkel, obwohl die pechschwarze Dunkelheit der Atmosphäre gewichen war. Ich hielt es indeß für rathsam mich aus der Nähe des Wassers zu entfernen, um ähnlichen Begegnungen vorzubeugen, und schlich mich hinauf nach der Ebene, wo ich mich auf das trockene, rauhe Stechgras niederwarf und einige Minuten wach bleiben wollte. Aber ach! gerade als ich mir noch bewußt war, daß der Horizont sich bereits grau färbe, überfiel mich der Gott des Schlafs und ich entschlief.

Ich schlief fest und süß. Niemals habe ich seitdem im Freien fest und süß geschlafen, denn mein Erwachen war von Entsetzen begleitet. Ehe ich noch vollkommen wach war, hatte ich eine seltsame Vorahnung von Gefahr, die mich an den Boden fesselte und mich vor jeder Bewegung warnte. Ich wußte, daß ein Schatten über mich hinschlich und daß es am Klügsten sei, in stummer Regungslosigkeit unter demselben zu bleiben. Ich fühlte, daß meine Füße unter der Wucht einer lebendigen Kette lagen; aber gleichsam als hätte mich ein wohlthätiger Schlafstrunk befangen, der die Bewegung jeder Sehne verhütete, wurde ich auch nicht eher, als bis ich vollkommen munter war, gewahr, daß eine ungeheure Schlange den untern Theil meiner Füße bis herauf zu den Knieen bedeckte.

„Mein Gott, ich bin verloren!“ rief es in meinem Innern, während jeder Blutstropfen in meinen Adern sich in Eis zu verwandeln schien. Ich bebte wie ein Espenlaub, bis die Besorgniß, daß meine plötzliche Erschütterung das Thier erwecken möchte, mein Gefühl dämpfte und mich wieder regungslos liegen ließ.

Die Schlange schlief oder blieb wenigstens ohne Bewegung — wie lange? weiß ich nicht zu sagen. Für den von Angst Befangenen ist die Zeit wie der Ring der Ewigkeit. Auf einmal wurde der Himmel hell, der Mond trat hervor, die Sterne standen über mir — ich konnte also Alles sehen, während ich ausgestreckt auf der Seite lag, die eine Hand unter meinem Haupte, von wo ich sie nicht wegzunehmen wagte, und doch wagte ich es nicht, hinab nach meinem grauenvollen Schlafgenossen zu blicken. Plötzlich trat ein neuer Gegenstand des Schreckens hinzu.

Ein sonderbares Schnurren hinter mir, dem zwei scharfe Tritte auf dem Boden folgten, machten die Schlange munter. Sie bewegte sich, ich fühlte das und kroch aufwärts nach meiner Brust. Ich ward fast wahnsinnig vor überwältigender Angst, denn ich mußte meinem fast sichern Untergang entgegen sehen. In diesem Augenblicke höchster Seelenpein sprang etwas auf meine Schulter — auf die Schlange!

Der angreifende Theil erhob ein gellendes Geschrei, die Schlange ließ ein lauftschallendes Zischen hören.

Einen Moment konnte ich fühlen, wie sie auf meinem Körper mit einander rangen; im nächsten lagen sie neben mir auf dem Rasen, dann sah ich sie einige Schritte entfernt, im heftigen, erbitterten Kampfe mit einander ringend, sich wechselseitig umdrehend. — Es war ein Mungbus oder Ichneumon und eine Cobra de Capelo!

Ich sprang nun auf und sah dem eigenthümlichen Kampfe zu, denn es war jetzt hell wie am Tage. Ich sah sie einen Augenblick entfernt von einander stillstehen. Aber der giftige Zauber des Schlangenblicks erwies sich machtlos gegen die scharfen, beweglichen, durchdringenden Augen des Gegners. Noch einmal wurde dieser Zweikampf mit den Augen mit einem ernsteren Ringkampfe vertauscht. Ich sah, wie der Mungbus gebissen ward und hinwegschoß, wahrscheinlich um die noch unbekannte Pflanze zu suchen, deren Saft das Gegengift gegen den Schlangenbiß gewährt; ich sah, wie er mit erneuter Kraft zurückkehrte und wie die Cobra de Capelo endlich, gelähmt vom Kopfe bis zu dem schuppigen Schwanze, aus ihrer bisherigen aufrechten Stellung mit einem dumpfen Zischen leblos niederfiel. Der wunderbare Sieger überließ sich den sonderbarsten Zeichen der Freude und tanzte unter den heftigsten Sprüngen auf dem Körper des erlegten Gegners herum, schnurrend und spuckend gleich einer wüthenden Katze.

Sehr bald fand ich jetzt den Weg nach meinem Zelte, wo man wegen meines langen Ausbleibens sehr in Sorgen war. Brauche ich noch zu erwähnen, wie mir, so spät es war, meine Abendmahlzeit mundete? Oder daß ich den Befehl zum Aufbruch für den nächsten Morgen widerrief? Oder wie süß ich schlief nach diesen drei vor Mitternacht bestandenen Abenteuern?

Blätter und Blüthen.

Ein gutes Mittel zum Ausmachen von Rothwein-Flecken. Ein einfaches, haltbares, bequemes, billiges Mittel zum Ausmachen von Rothweinflecken darzustellen, ist ein schon vielfach gegen mich ausgesprochener Wunsch gewesen, den ich hier vollständig befriedigen zu können hoffe.

Es ist allbekannt, daß die schwefelige Säure, dieser erstickend riechende Dampf, welcher sich beim Verbrennen des Schwefels bildet, die Weinflecke bleicht und somit vertreibt. Man befeuchtet das zu reinigende Tuch mit Wasser, verbrennt unter den fleckigen Stellen einige Schwefelhölzer oder etwas Schwefelfaden, so daß die Dämpfe das verbrennenden Schwefels zu dem Tuche emporsteigen, wobei sie von demselben angezogen werden und die Flecken zerstören. Allein dieses Verfahren ist unbequem, des erstickenden Schwefelgeruches wegen unangenehm und außerdem kann man die Tücher leicht verbrennen. Die schwefelige Säure besitzt die Eigenschaft, in Wasser etwas auflöslich zu sein und auch in dieser Lösung bleichend auf manche Farbestoffe zu wirken. Man kann sich daher eine solche Lösung darstellen lassen und sie zu solchen Zwecken benutzen, wobei man nur die fleckigen Stellen damit zu befeuchten hat; doch stellt sich hierbei der Uebelstand ein, daß sich die schwefelige Säure in ihrer wässerigen Lösung leicht verändert und unwirksam wird. Man kann daher ihre Lösung nur kurze Zeit aufbewahren und muß sie immer wieder frisch darstellen lassen. Ganz frei von den oben erwähnten Mängeln ist nun das nachstehende Mittel:

Man nimmt zwei gleich große, verschließbare Gläschen, füllt das eine mit gepulvertem sogenannten Antichlor (unterschwefligsaurem Natron) und bezeichnet es mit Nr. 1; das andere füllt man mit gepulverter Weinsäure oder Weinsteinsäure und bezeichnet dieses mit Nr. 2. Von beiden Substanzen geht dem Gewichte nach dieselbe Menge in die Gläser. Will man einen Fleck ausmachen, so befeuchtet man die fleckige Stelle erst mit Wasser, bestreut sie hierauf mit einer Messerspitze voll von dem Pulver aus dem Glase Nr. 1, läßt einige Minuten liegen, damit sich die Lösung in das Gewebe einziehen kann, befeuchtet den liegenden mit Wasser und streut nun ebenfalls eine Messerspitze voll von der Weinsäure aus dem Glase Nr. 2 auf dieselbe Stelle. War der Weinfleck frisch, so verschwindet er faßt augenblicklich; war er schon alt, so läßt man die Stoffe mehrere Stunden, indem man von Zeit zu Zeit wieder befeuchtet, darauf liegen, und spült die Tücher zuletzt mit reinem Wasser aus. Bei Anwendung dieses Mittels wird durch die Weinsäure aus dem Antichlor eine ganz allmälige Entwickelung von schwefeliger Säure und somit die Bleichung des Fleckes bedingt. Man hat hierbei durchaus nicht zu befürchten (selbst wenn man das Mittel 24 Stunden lang einwirken läßt, bevor man es wieder ausspült), daß das Gewebe der Tücher dadurch etwa zerfressen oder auch nur etwas morscher werde, da sowohl das Antichlor wie die Weinsäure ganz ohne ätzende Wirkungen sind. Mit einer kleinen Menge dieses Mittels kann man sehr viele Flecke wegkringen und sobald jede der beiden Substanzen in ein besonderes Glas gebracht worden ist, können sie viele Jahre lang unverändert aufbewahrt werden. Daß die Mittel nimmt übrigens außer den Weinflecken auch die Kirsch-, Heidelbeer-, Preißelbeer-, Himbeer- ꝛc. Flecke vollständig und leicht weg. Selbst die zuweilen in alter Wäsche entstehenden Stockflecke, sowie auch die Rostflecke können mit Hülfe desselben leicht entfernt werden.

Der Schiffbruch des englischen Schiffs Blake. Am 8. Februar d. J. verließ der Blake, ein liverpooler Schiff, unter dem Befehl des Kapitain Eduard Rydell, mit einer Ladung Danzig Schiff-Island (Mississippi) und segelte nach Cork ab. Achtzehn Tage lang hatte das Schiff eine gute Fahrt, da trat am 4. März stürmisches Wetter ein, der Wind nahm bis zum 12. März mehr und mehr an Heftigkeit zu und bald sah man sich, da das Schiff Wasser einließ, genöthigt, beide Pumpen in fortwährender Bewegung zu halten.

Wie groß aber auch die Anstrengungen der Mannschaft waren, ihre Anstrengungen waren vergebens und am Abend des 12. März stand das Wasser im Kiel bereits 12 Fuß hoch. Um 6 Uhr riß ein furchtbarer Stoß den Mann vom Steuer, zerbrach die Boote, fügte dem Schiffe arge Beschädigungen zu und lehrte das Vorderdeck nach hinten. Die Segel, die man anhißte, wurden fast in demselben Augenblicke zu Fetzen zerrissen und neue Stöße der See, einer immer wüthender als der andere, machten das Werk der Zerstörung vollkommen. Den Mittelmast zu kappen, um das Schiff zu erleichtern, hatte Niemand den Muth, denn auf dem Vorderdeck richtete die See ihre größten Verheerungen an.

„Mittlerweile“ — so erzählt der Kapitain weiter, — „fuhr der Sturm fort, mit unverbörter Wuth zu rasen, und wahrhafte Wasserberge wälzten sich jeden Augenblick über unser armes Fahrzeug. Am 13. März gelellte sich zum Orkan ein Wirbel von Hagel und Schnee, der unser Leiden noch erhöhte, und endlich ward das Schiff, um unser Elend voll zu machen, ganz auf die Seite geschlendert, wodurch neben Mann in's Meer gestürzt wurden, wo sie für immer verschwanden. Zwei Stunden blieben wir in dieser schrecklichen Lage, indem wir uns an den Trümmern der Masten und sonstigen Gegenständen mit aller Kraft, die uns Kälte und Beschwerden übrig gelassen, festklammerten. Als der Sturm sich beschwichtigte, hob sich das Fahrzeug zwar wieder ein wenig, aber es hatte nun noch die Stumpfe seiner Masten; sein Steuerruder war entzwei, es war nur noch wie ein Floß aus. Bis zum 18. März blieben wir so allen Leiden der Kälte und des Hungers ausgesetzt. Das Meer ging noch immer hoch und warf das unglückliche Wrack umher, auf dem wir unser Leben den Elementen streitig zu machen suchten. An jenem Tage befanden wir uns 43° 15' nördlicher Breite und 38° 30' westlicher Länge, hatten seit 5 Tagen nichts gegessen, keinen Tropfen süßen Wassers auf der Zunge gehabt und kein Schlaf war in unsere Augen gekommen.

Der 20. März war der siebente Tag, an dem wir keine Nahrung zu genommen hatten. Das Wetter, obgleich besser, war doch noch rauh. Im Laufe des Tages fing ich eine halbtodte Ratte, welche unter den Trümmern des Verdecks hervorkam, und dies eine Zuflucht gesucht hatte. Ich theilte sie redlich mit meinen Unglücksgefährten. Am folgenden Tage fanden wir auch ein wenig süßes Wasser im Vordertheile des Schiffs, wodurch unsere Leiden einen Augenblick gelindert wurden. Während der Zeit, wo der Hunger uns gefaltete, unsern Schmerz zu vermehren, schauten unsere Augen begierig nach dem Horizonte aus; aber kein Segel ließ sich blicken. Endlich am 23. März, unserem zehnten Leidenstage, rief der ausguckende Matrose: „Schiff in Sicht, Ost-Ost!“ Unsere Hoffnung hob sich; denn in der That waren zwei Schiffe in Sicht. Leider richtete sich auf, um seinen Hut oder einen Lappen Leinwand zu schwenken. Allein vergebliche Hoffnung! Die Fahrzeuge sahen unser armes Wrack nicht und beide schwanden uns bald aus dem Gesichte. Diese neue Schlag hatte eine herzzerreißende Scene zur Folge. Die Einen streckten die Hände zum Himmel empor mit durchdringendem Geschrei, Andere wälzten sich in düsterer Verzweiflung am Boden, während noch Andere mit Flüchen und Lästerungen ihr Leben verwünschten. Die Zeit zu Zeit schaarten sich diese Menschen, wie von einem plötzlichen Impuls getrieben, um mich und baten mich mit Thränen im Namen Jesus, was ihnen das Theuerste auf der Welt: ihre Weiber und Kinder, sie zu retten. Dann mußte ich meine eignen Leiden vergessen, um sie durch einige beruhigende Worte zu ermuthigen und in ihren Herzen eine Ahnung wieder zu erwecken, die ich doch nicht theilen konnte. Was war aus diesen kräftigen Männern geworden, mit denen ich die Abenteuer Stunden lang getheilt hatte? Nicht waren sie Menschen mehr, sondern ungekommen, ein nennter war in unseren Armen vor Erschöpfung gestorben, und die sieben noch übrigen, von Hunger und Erschöpfung ergriffen, glichen eher Leichen als menschlichen Wesen. Bisweilen erhob sich Einer von ihnen, durch Nahrungsmangel wahnsinnig gewordene, scheinbarer Kraft und glaubte, er nähme an einer Familienmahlzeit Theil, deren Gerichte er einzeln aufzählte; bald aber versiel er wieder in den Zustand wüthiger Schwäche zurück. Das war ein schauerlicher Anblick. Denn diese Leiden des Ueberfüssigen bildeten einen gar zu schneidenden Gegensatz zu unserer wirklichen Noth.

Meine Feder ist nicht im Stande, alle Scenen zu beschreiben, deren Zeuge ich während dieses traurigen Tages und der beiden ihnen folgenden war. Am 26. nahmen wir abermals ein Segel wahr, aber auch diesmal verschwand es, ohne uns bemerkt zu haben. Diese zweite Täuschung wirkte indeß weniger lebhaft. Denn unsere Kräfte waren erschöpft und wir fingen an, keine rechte Idee von unserer Lage mehr zu haben. Am Abend lag ein anderer von unseren Gefährten den Qualen des Hungers; diesmal aber warfen wir ihn nicht in's Meer, weil die gebieterische Nothwendigkeit uns zwang — Kannibalen zu werden! Drei Tage lang hatten wir von der Leiche unseres unglücklichen Genossen gelebt, als gleich unser Herz Absehen bei dem Gedanken empfand, daß wir das Fleisch unserer Nebenmenschen verzehrten, da kam am 29. Morgens von Neuem die große Fahrzeug in unsere Sicht. Es war nur zwei Meilen unter dem Winde und wir glaubten einen Augenblick, es habe unsere Erlösung! Hoffnung! Es setzte seine Fahrt wie die übrigen fort. Da verließ uns jede Hoffnung. Erschöpft von meinem fast siebzehntägigen Fasten erwartete ich meine Seele Gott und die Augen schließend legte ich mich neben meinen Gefährten nieder mit dem Gedanken, daß es jetzt mit mir zu Ende wäre. So verliefen einige Stunden, als ich plötzlich aus meiner Betäubung durch den Freudenruf: „Ein Segel! Man hat uns gesehen!“ erweckt wurde. Niemals werde ich die Bewegung empfinden, die sich meiner in diesem Augenblicke bemeisterte: ich war todt und wurde dem Leben zurückgegeben. Wir waren in der That von der Goelette Pigeon von St. John, Kapitain Knight, bemerkt worden. Wegen der hochgehenden See war es lange unmöglich, uns nahe zu kommen; endlich aber wurden wir unserm Gefängnisse entrissen und an Bord der Goelette gebracht, wo uns die liebevollste Pflege zu Theil ward. Die Kleider, die wir, als wir das Wrack verließen, als Leibe hatten, waren so mit Salzwasser gesättigt und klebten so an unseren Körpern, daß sie uns sehenweise abgerissen werden mußten.“

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern ꝛc. ꝛc. für die Redaktion der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 30. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Spiele des Zufalls.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Kutscher, ich will aussteigen!“ rief die Landdrostin im Tone des Schreckens, als sie den dicken Mann erblickte, der sich gemächlich neben ihr niederließ.

Aber der gräßliche Kutscher hörte nicht, er war beschäftigt, den langen Lorenz, der rasch die Thür zugeschlagen hatte, zu sich auf den Bock zu ziehen. In dem Augenblicke, als die Landdrostin ihr Rufen wiederholen wollte, hieb der Kutscher auf sein Pferd, und der Wagen fuhr rasselnd weiter.

„Das ist ja ein schändlicher Zufall!“ rief die erbitterte Dame. „Schändlich, Madame! Dieses Adjectiv scheint mir unpassend zu sein!“ antwortete lächelnd der Senator. „Beruhigen Sie sich, ich trete Ihnen gern die Hälfte meines Wagens ab, und begleite Sie bis zu Ihrer Wohnung, die Sie bei diesem entsetzlichen Wetter zu Fuß nicht erreichen können. Dann trennen wir uns, und ich preise mich glücklich, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben.“

„Ich nehme diesen Dienst nur an, mein Herr, weil ich nicht anders kann.“

„Und ich leiste ihn, Madame, weil ich ihn nicht umgehen kann, ohne mich als einen unartigen Mann zu zeigen!“ antwortete der Senator, den diese Impertinenz verletzt hatte.

Eine Pause trat ein. Die Landdrostin zitterte vor Aufregung in ihrem Pelzmantel. Gottfried Christian Beck lächelte still vor sich hin, obgleich ihm der Zorn das Gesicht ein wenig röthete. Ein heftiger Wind peitschte den Regen an die Fenster des Wagens, in dem es stark kämmerig war. Der Senator dachte über den sonderbaren Auftrag nach, den seine Nachbarin dem Doctor Nataß gegeben hatte. Es war ihm lieb, daß er das Haus des Doctors beziehen würde, denn so war es möglich, etwas Näheres über die seltsame Frau zu erfahren, die ein impertinenter Zufall so hartnäckig mit ihm zusammenführte. Die Feindseligkeiten, die in einem Eisenbahn-Coupé begonnen hatten, wurden in einem leipziger Fiaker fortgesetzt.

„Bei dem Himmel,“ dachte Gottfried Christian Beck, „das ist mehr Verhängniß als Zufall!“

Der vorherrschende Zug in dem Charakter des Senators war Gutmüthigkeit; aber wie alle gutmüthigen Leute, so brauste auch er leicht auf, wenn sein Stolz verletzt oder eine seiner Schwachheiten angegriffen wurde, deren er, wie wir bereits mitgetheilt, mehrere besaß. Nach so vielen Mißgeschicken empfand er eine Art Mitleiden mit der armen Dame, deren Zittern er an der Bewegung des Atlasmantels verspürte.

„Madame,“ begann er, „ich bedauere herzlich, daß ich Ihnen gegen meinen Willen Verdruß bereite; der Zufall scheint es sich vorgenommen zu haben, Ihre Ruhe zu stören, und ich ärgere mich, daß ich mich als das Werkzeug dieses boshaften Zufalls muß gebrauchen lassen, der ich durchaus kein Interesse habe, Ihnen unangenehm zu sein. Vereinigen wir uns, dem Zufalle entgegenzuwirken.“

Der Senator erwartete eine höfliche, launige Antwort; er hatte sich getäuscht.

„Ich höre zu Gott, mein Herr, daß wir uns heute zum letzten Male gesehen haben!“ rief erbittert die Dame. „Man kann seine Verkehrungen gegen Berührungen solcher Art treffen.“

In diesem Augenblicke hielt der Wagen. Lorenz sprang vom Bocke und öffnete die Thür. Die Landdrostin wollte aussteigen. Als sie die amaranthfarbige Livree mit den weißen Knöpfen erblickte, fuhr sie zurück und rief:

„Der widerwärtige Mensch! Berühre Er mich nicht!“

„So steigen Sie allein aus!“ antwortete der erstaunte Diener, indem er zurücktrat.

Die alte Dame verließ stolz den Wagen, und verschwand in der Dämmerung. Lorenz sah, wie sie an dem Glockenzuge der nächsten Hausthür zog, und dann eingelassen ward.

„Regnet es noch, Lorenz?“

„Sehr stark, Herr Senator.“

„So sehe Dich zu mir.“

Lorenz stieg ein. Der Fiaker brachte Herrn und Diener nach dem Hotel. Hier inquirirte der Senator den Kutscher, um zu erfahren, wie seine seltsame Feindin zum zweiten Male mit ihm in Berührung gerathen sei. Der vor Denunciation ängstliche Bursche berichtete trotzherzig:

„Gleich nachdem Sie in das Haus des Doctors gegangen waren, kam jene vornehme Dame. Als sie sah, daß es regnete, rief sie mir zu: der Herr, den ich gefahren, hätte länger als eine halbe Stunde bei dem Doctor zu thun, sie wolle mir zwei Thaler geben, wenn ich sie rasch nach Nr. 11 in derselben Straße und dann nach Hause fahren wolle. Die Zeiten sind schlecht, man muß zu verdienen suchen — ich nahm das Geld, und ließ die Dame einsteigen. Ich fuhr sie nach Nr. 11, wo sie klingelte, und einen Brief abgab, ohne das Haus zu betreten. Dann stieg sie rasch wieder ein, und ich wählte den kürzesten Weg, um nach einer halben Stunde wieder zu Ihren Diensten zu sein. Da standen Sie vor dem Hause des Doctors — das Uebrige wissen Sie.“

Während Lorenz den Kutscher bezahlte, stieg der Senator die Treppe hinan.

„Sie hat gelogen, um mir einen Possen zu spielen!“ murmelte er vor sich hin. „Ihr Haß muß groß sein, daß sie sich einer Lüge bedient. Ein Mann würde das nicht gethan haben. O die Frauen!“

VI.

Cäsar von Beck hatte unglücklich gespielt, er war völlig ohne Geld. Zwei Wucherer, bei denen er angestagt, hatten ihm den Kredit verweigert, und ein Dritter drohete ihm mit der Schuldklage. Der Verzweiflung nahe, war er gegen vier Uhr Nachmittags in seine Wohnung zurückgekehrt. Kaum hatte er sein Zimmer betreten, als Wilhelmine erschien; sie hatte Toilette zum Ausgehen gemacht.

„Cäsar, ich will mir neue Musikalien aus der Leihanstalt holen; diesen Abend bleiben wir zu Hause und unterhalten uns am Piano.“

„Gehst Du allein?“ fragte Cäsar, indem er seine Gattin beforgt ansah.

„Die Magd begleitet mich. Bevor es dämmert, werde ich zurückgekehrt sein.“

Der junge Mann fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Er küßte Wilhelminen, und führte sie die Treppe hinab. Von der Magd gefolgt, verließ sie das Haus. Cäsar befand sich allein in der Wohnung. Es hinderte ihn Nichts, seine traurige Lage zu überdenken. Den Rest des baaren Vermögens hatte der Aufenthalt im Bade gekostet, ihm blieb nur noch das väterliche Haus in O., das vielleicht einen Werth von acht Tausend Thalern hatte. Er faßte den Entschluß, einem Advokaten jener Stadt Auftrag zu geben, das Haus zu verkaufen und so rasch als möglich Geld zu senden.

„Es ist unmöglich, mir dieses Grundstück zu erhalten,“ murmelte er vor sich hin. „Ich habe an Wilhelminens Mutter geschrieben und ihr den Zustand des armen Wesens geschildert — die herzlose Frau antwortet nicht einmal. Soll ich mich an meinen Onkel wenden? Nein, er ist ein Hagestolz, der mich verlacht und verhöhnt, der die Frauen nicht leiden kann, weil er ihnen alles Unglück zuschreibt, das die Männer betrifft. Er darf nicht wissen, daß ich verheirathet bin, dann bleibe ich sein natürlicher Erbe. Bis zu seinem Tode muß die Summe ausreichen, die ich aus dem Verkaufe des Hauses löse. Es handelt sich jetzt darum, die augenblickliche Verlegenheit zu beseitigen. Aber wie? Wenn es mir nicht gelingt, bis morgen Geld anzuschaffen, erfährt Wilhelmine meine zerrütteten Finanzverhältnisse, sie wird sich grämen und dadurch die Krankheit beschleunigen, die ich bisher mit der größten Anspeerung bekämpft habe. Das muß ich verhindern, es wäre sonst all' mein Bemühen vergebens gewesen. Wilhelmine, mein lieber Engel, ich werde Dich mir so lange als möglich zu erhalten suchen! Stirbst Du, so sterbe ich mit Dir — ohne Dich hat das Leben keinen Reiz für mich!“

Er öffnete den Secretair und schickte sich zum Schreiben an. Da ward draußen die Glocke gezogen.

„Sollte meine Frau schon zurückkehren?“

Cäsar schloß den Secretair wieder, ging hinaus und öffnete die Thür. Die Frau des Hausmanns trat ein.

„Ist Frau von Beck zu sprechen?“

Cäsar sah, daß die Frau einen Brief in der Hand hielt.

„Warum?“

„Es ist ein Brief angekommen, den ich ihr eigenhändig überliefern soll.“

„Wer brachte ihn?“

„Eine Dame.“

„Geben Sie mir den Brief, meine Frau wird ihn erhalten.“

Cäsar bemächtigte sich ohne Umstände des Briefes.

„Verlassen Sie sich darauf,“ sagte er, „meine Frau wird ihn erhalten.“

Die Dolin entfernte sich, indem sie dachte: das ist ein wunderlicher Mann; wie er zitterte, wie seine Augen glüheten — wahrscheinlich plagt ihn die Eifersucht. Nun, ich kann nicht dafür, daß der Brief in seine Hände gerathen ist.

Cäsar schloß die Thür und eilte in das Zimmer zurück. Hier betrachtete er den Brief von allen Seiten; er war mit einem punktirten Petschaft ohne Namen gesiegelt und hatte die Adresse: „Frau von Beck, hier — eigenhändig zu erbrechen.“

„Was ist das? Ein Brief an meine Frau? Eigenhändig zu erbrechen? Dies ist ein Beweis, daß ich den Inhalt nicht kennen lernen soll. Die Adresse ist offenbar von der Hand eines Mannes geschrieben. Mein Gott, wenn Rudolphi dem Vertrauen nicht entspräche, das ich in ihn gesetzt! Wilhelmine ist schön, sie erregt Interesse, wo sie erscheint — ich kenne ihr Ehrgefühl — der Annäherungsversuch eines Mannes würde sie tief verletzen — oder wenn ein Uebersenser ihr Mittheilungen über mich machte, die ihr die Augen über unsere wahre Lage öffnen könnten — es ist nöthig, daß ich den Inhalt des Briefes kennen lerne, ehe ihn sieht. Verzeihe mir, Wilhelmine, mich leitet nicht Mißtrauen, sondern nur die Sorge für Deine Gesundheit, für die Ruhe Deiner Seele!“

Hastig und zitternd erbrach er den Brief. Dann trat er an das Fenster und las:

„Madame!

„Versügen Sie sich morgen, Nachmittags 4 Uhr, zu dem Doctor Nataß, der Ihnen Eröffnungen seitens Ihrer Mutter zu machen hat. Erscheinen Sie in Person, denn das, was Ihnen der Doctor mitzutheilen beauftragt ist, darf außer Ihnen Niemand wissen. Uebrigens vertrauen Sie dem würdigen Manne, der in alle Ihre Geheimnisse eingeweiht ist. Er allein ist das Organ, durch das Sie mit Ihrer Mutter verhandeln können. Entsprechen Sie dieser Aufforderung nicht, so haben Sie sich selbst die Schuld beizumessen, wenn eine Aussöhnung nicht zu Stande kommt. Vorläufig verschweigen Sie dem Herrn von Beck den annähernden Schritt Ihrer Mutter, da man Gründe hat, ihn erst zur geeigneten Zeit davon in Kenntniß zu setzen.“

Die Unterschrift fehlte.

„Die Wirkung meines Briefes an Madame Bertram in Braunschweig!“ murmelte Cäsar. „Man hat also Gründe, mich vorläufig von den Verhandlungen auszuschließen. Aber warum? Zu welchem Zwecke? Warum antwortet die Mutter nicht mir, der ich an sie geschrieben habe? Mir wird Alles klar,“ rief er aus, nachdem er eine Minute rasch auf- und abgegangen war — „damals wollte man mir Wilhelminen nicht geben, jetzt will man sie mir entreißen. Ah, Madame Bertram, Ihre Bemühungen werden fruchtlos bleiben! Es wird Ihnen nicht gelingen, die Liebe meines herrlichen Weibes zu erschüttern. Jetzt bereue ich den Brief geschrieben zu haben; es wäre besser gewesen, wenn man unsern Aufenthalt nicht erfahren hätte. Für die kurze Zeit, die meine Wilhelmine noch zu leben hat, soll sie vor allen Anfechtungen geschirmt bleiben. Und Sie, Herr Doctor Nataß, mögen warten bis in alle Ewigkeit!“

Cäsar warf den Brief in den Ofen. Dann schrieb er an seinen Advokaten, und gab ihm Auftrag, das Haus zu verkaufen. Kaum hatte er den Secretair geschlossen, als Wilhelmine wieder zurückkam; sie brachte ein großes Packet neuer Musikalien mit. Nachdem sie eine reizende Haustoilette gemacht, stürbte sie zu dem Gatten zu dem Piano. Cäsar war Virtuos auf diesem Instrumente.

„Willst Du singen?“ fragte er.

„Nur eine Scene aus Bellini's Nachtwandlerin — hier ist der Klavierauszug. Du weißt, Cäsar, daß die Arie meine Lieblingsparthie war, und daß ich sie deshalb vor allen hoch schätze, weil ich Dir darin gefallen habe.“

„Aber nur mit halber Stimme!“

Der Gatte spielte, die Gattin sang. Cäsar war erstaunt über die Stimme seiner Frau, die an Kraft, Fülle und Wohlklang gewonnen zu haben schien. Und wie gelassig, correct und rein sang sie die Coloraturen! Die Töne perlten rund und klar über die schönen Lippen. Das Cantabile trug sie mit einer Empfindung vor, die den Klavierspieler entzückte — er vergaß, seine Besorgniß über die Anstrengung auszusprechen. Wilhelmine sang die ganze erste Scene zu Ende.

„Wie habe ich gesungen?“ fragte sie lächelnd.

„Zum Entzücken!“

„Glaubst Du, daß ich mich vor dem großen Publikum hören lassen kann?“

„Um Gotteswillen, fasse diesen Gedanken nicht! Wilhelmine, wie kommst Du darauf?“ fragte Cäsar erschreckt, denn er fürchtete, daß sie seine Lage ahnte.

„Verzeihung, mein lieber Freund, die Eitelkeit ließ mich diese Frage aussprechen."

In diesem Augenblicke ward die Klingel an der Saaltür heftig gezogen. Man hörte, daß die Magd öffnete. Gleich darauf trat Elise hastig in das Zimmer.

„Ist mein Mann hier?" fragte sie, ohne zu grüßen.

Wilhelmine eilte ihr bestürzt entgegen.

„Nein! Mein Gott, was ist geschehen? Sie sind bleich und athemlos —"

Die erschöpfte Elise sank auf einen Stuhl.

„Er ist nicht hier?" stammelte sie. „Gut, nun bin ich ruhig. Verzeihung," fügte sie laut hinzu, wenn ich störe. „Erlauben Sie mir, daß ich ein wenig ruhe, dann entferne ich mich wieder."

„Madame," sagte Cäsar, „Sie suchen Herrn Rudolphi bei uns — hieraus muß ich schließen, daß Sie einen besondern Grund zu dieser Voraussetzung haben. Ihr Herr Gemahl hat uns ein einziges Mal besucht."

„Zu meinem innigsten Bedauern; Bernhard ist ein Sonderling, er empfängt gern Besuche, aber er erwiedert sie nicht. Wenn ich ihn jetzt hier vermuthete, so kommt es daher, daß er mir versprochen hat, mich um sechs Uhr abzuholen, denn Sie müssen wissen, daß ich meiner lieben Wilhelmine diesen Nachmittag einen Besuch zugedacht hatte — leider ward ich daran verhindert, und ich bin sehr rasch gegangen, um ihm zuvorzukommen."

Wilhelmine sah Elisen mit fragenden Blicken an. Cäsar betrachtete seine Frau mit dem Ausdrucke des Argwohns.

„Meine Frau war ausgegangen," dachte er, „und Elise sucht ihren Mann — was ist das?"

Da ward abermals sehr heftig die Glocke gezogen.

„Wohin?" rief Cäsar seiner Frau zu, die sich entfernen wollte.

„Ich will nachsehen, —"

„Bleibe, mein Kind, ich selbst werde öffnen!"

Der junge Mann verließ rasch das Zimmer.

„Elise, was beginnen Sie?" flüsterte Wilhelmine.

„Denken Sie an unsere Verabredung, liebe Freundin."

„Sagen Sie mir nur ein Wort der Aufklärung!"

„Mein Mann hat eine kleine Züchtigung verdient. Still, er kommt!"

Cäsar öffnete die Thür, und ließ Bernhard Rudolphi eintreten, der wild und verstört aussah.

„Hier ist Madame Rudolphi!" sagte Cäsar mit bebender Stimme.

„Ich komme, Dich abzuholen," stammelte Bernhard, zu seiner Frau gewendet.

„Und ich bin bereit, Dir zu folgen," antwortete Elise artig, ihren Platz verlassend.

Dann küßte sie die Freundin, grüßte Cäsar und hing sich an den Arm ihres Mannes, der, ohne zu grüßen, das Zimmer verließ. Die beiden zurückbleibenden Gatten sahen sich erstaunt an.

„Begreifst Du das, Wilhelmine?"

„Nein, Cäsar. Und doch — ich vermuthe etwas."

„Nun?"

„Rudolphi hat seine Frau in Verdacht, daß sie uns nicht meinetwegen besucht."

„Weswegen denn?"

„Deinetwegen. Er glaubt, sie sei lieber in Deiner Gesellschaft, als in der seinigen."

„Der arme Mann!" rief Cäsar lachend. „Man muß ihm diesen Wahn nehmen."

„Hast Du gesehen, was für eine traurige Rolle er spielte? Die Eifersucht treibt ihn, seine Frau und sich selbst zu blamiren. Die arme Elise! Es ist ein Glück, daß dieser Auftritt bei uns stattgefunden hat, die wir genau wissen, wie großes Unrecht Elisen geschieht."

Cäsar gedachte seines eigenen Argwohns und des Schrittes, den er bei Rudolphi gethan. Eine Art Schamgefühl regte sich in ihm und röthete sein Gesicht. Wenn er gewußt hätte, daß auch ihm diese Lection galt! Er führte seine Frau zu dem Piano, und spielte mit ihr, bis die Magd ankündigte, daß das Abendessen aufgetragen sei. Wilhelmine hütete sich wohl, von dem eifersüchtigen Ehemanne zu sprechen, obgleich sie mit Schmerz des stürmischen Abends gedachte, der ihrer armen Freundin ohne Zweifel bevorstand.

VII.

Schweigend durchschritten die beiden Gatten die Straßen; sie, die gewohnt waren, in eleganter Equipage zu fahren, achteten jetzt des Kothes nicht, der ihre Füße durchnäßte. Der eifersüchtige Ehemann hatte alle Rücksichten vergessen, die er einer Frau schuldig ist; er dachte an Nichts, als den furchtbaren Groll auszulassen, der seine Brust zu zersprengen drohete. Elise zitterte vor Aufregung und Frost; Bernhard gewahrte es nicht. Man kam zu Hause an. Elise betrat ihr Zimmer — Bernhard das seinige. Eine Stunde verfloß. Da trat Bernhard in das Zimmer seiner Frau. Elise, im Schlafrocke von gelber Seide, lag ruhig auf dem Sopha und las in einem Buche. Als sie ihren Mann erblickte, erhob sie sich und legte das Buch auf den neben ihr stehenden Tisch. Bernhard war erstaunt über diese Ruhe; er hatte eine in Thränen aufgelöste Frau erwartet, und nun fand er ein schmerzlich lächelndes Gesicht, Züge, die einen leichten Hohn auszudrücken schienen.

„Elise," begann er mit erregter Stimme, „ich hatte mir vorgenommen, Dir meinen Entschluß schriftlich mitzutheilen; ich ziehe es aber vor, ihn Dir mündlich anzukündigen, um zu sehen, wie Du ihn aufnimmst."

„Du hast einen Entschluß gefaßt?" fragte anscheinend verwundert die junge Frau.

„Und zwar einen unumstößlichen."

„Darf man wissen, in welcher Angelegenheit?"

„In der wichtigsten meines Lebens."

„So sei meiner innigsten Theilnahme gewiß," antwortete Elise, indem sie den schönen runden Arm auf die Lehne des Sopha's legte, und ihren Mann aufmerksam ansah.

Bernhard zitterte bei diesem Blicke des himmlischen Wesens, in dem Alles lag: das unergründliche Weib, die Seele Eva's, die Fülle des Bösen und die Schätze des Guten, Verrath und Treue, Liebe und Verachtung. Ein Dichter hätte eine Prinzessin Ebeli in Don Karlos und eine Zerline in Don Juan aus ihr machen können. Der eifersüchtige Gemahl verlor den Gleichmuth, mit dem sich zu waffnen er eine Stunde gebraucht hatte; er sah sich gezwungen, auf Umwegen das Ziel zu erreichen.

„Elise, wir sind nun drei Jahre verheirathet," begann er. „Vor einem Jahre ward ich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, Dir zu sagen: Elise, ich habe Dir meine Ehre vertraut. Heute zwingst Du mich zu der Frage: Frau, was hast Du mit meiner Ehre gemacht? Antworte mir, wenn Du kannst, antworte mir!"

Die Züge der schönen Frau veränderten sich nicht.

„Ehe ich antworte," sagte sie ruhig, „erlaube ich mir eine Frage. Bernhard, was hast Du mit der Ehre Deiner Frau gemacht?"

„Madame!" fuhr der junge Mann auf.

„Mein Herr, wer hat mir diesen Nachmittag den Bedienten nachgeschickt? Wer läßt mich durch die Domestiken beobachten? Heißt das nicht meine Ehre mit Füßen treten?"

„Sie haben mein Vertrauen verscherzt, und so lange Sie meine Frau sind, habe ich ein Recht, über Sie zu wachen."

Elise's schönes Gesicht verzog sich zu einem bittern Lächeln.

„Ich habe nie Ihr Vertrauen besessen!" antwortete sie.

„Sie konnten es erwerben."

„Brechen wir ab!" sagte sie kurz. „Theilen Sie mir den Entschluß mit, von dem Sie vorhin sprachen. Ich bin gefaßt, Alles zu hören."

Dann erhob sie sich, und ging langsam im Zimmer auf und ab.

„Madame, nach dem, was heute geschehen, ist es unmöglich, daß wir länger zusammen leben. Ich werde morgen die Scheidung beantragen. Das ist mein Entschluß."

„Diese Mühe können Sie sich ersparen, mein Herr!" sagte Elise, ohne ihren Gang zu unterbrechen.

„Wie? Warum?"

„Weil ich bereits diesen Nachmittag einen Sachwalter angenommen habe. Machen Sie keine Schwierigkeiten, so wird der Prozeß in wenig Wochen beendet sein."

Erstaunt schwieg Bernhard einige Augenblicke. Dann fragte er mit einem gewaltsam erkünstelten Lächeln:

„Darf man wissen, welchen Grund zur Scheidung Sie angegeben haben?"

„O gewiß! Der Advokat versicherte mich, daß es ein sehr triftiger Grund sei."

„Nun?" fragte der Gatte, indem er aufstand, beide Hände auf den Rücken legte und neben seiner Frau herging.

„Eine unbesiegbare Abneigung, die mir das Leben verbittert!" antwortete ruhig Elise.

„Gegen mich?"

„Gegen Sie, mein Herr!"

„O, das muß wohl sein, da Sie mich so rücksichtslos behandeln konnten. So darf man wohl auch annehmen, daß sich Herr von Beck scheiden läßt?" fragte Bernhard mit zitternder Stimme.

„Wilhelmine erwartet, daß sie von Ihnen darum befragt werde."

„Von mir?"

„Diese Erwartung ist sehr natürlich."

„Ah, Madame, Sie spielen eine reizende Komödie mit mir!" rief Bernhard mit einem verzweiflungsvollen Lachen. „Sie wissen, auf welchem Fuße ich mit jener Dame stehe. Präsumiren Sie nicht etwa auch, daß ich Frau von Beck nach der Scheidung heirathen werde?"

„Frau von Beck, mein Herr, ist eine eben so falsche Freundin, als Sie ein gleisnerischer Ehemann sind. Ich präsumire Alles. Während Sie die zarte Schönheit in meiner Gegenwart maltraitiren, hat sie sich vielleicht im Stillen Ihrer Zärtlichkeiten zu erfreuen. Sie verbieten mir den Umgang mit der Freundin, weil er Ihnen lästig ist. Sie fragen mich: Frau, was hast Du mit meiner Ehre gemacht? Ich antworte Ihnen: mein Herr, Sie sind ein vortrefflicher Schauspieler! Sie spielen den Othello mit derselben Virtuosität wie den Jago. Sie sehen, Herr Rudolphi, daß ich Sie durchschaue. Darum stellen Sie Ihr Spiel ein, und beantragen Sie die Scheidung."

„Elise, glaubst Du das wirklich?"

„Fest und unerschütterlich. Ihre Liebe war Maske, wie jetzt Ihre Eifersucht Maske ist. Zu dieser Erkenntniß bin ich gelangt, seit ich Sie beobachtet habe. Wir kennen nun unsere gegenseitige Stellung und wollen uns ferner nicht mehr täuschen. Sie sind nicht mehr mein Mann, ich bin nicht mehr Ihre Frau. Sobald die Scheidung ausgesprochen ist, reise ich ab. Ich würde sofort Ihr Haus verlassen, wenn ich nicht bis zu dem letzten Augenblicke meine Ehre wahren wollte."

Bernhard blieb stehen und betrachtete einige Augenblicke seine Frau, die sich ruhig in den Sopha gesetzt und das Buch ergriffen hatte. Ihm schien, als ob sie heute schöner war, als sonst. Aber welche Seele barg diese reizende Hülle? Sie würdete ihm ruhig und sicher Dinge auf, an die er im Leben nicht gedacht hatte. Die Eifersucht regte sich wieder.

„Elise," fragte er, „in welcher Absicht warst Du bei Beck's?"

„Um mich zu überzeugen, daß Sie dort waren. Sie kamen, und ich muß gestehen, daß Sie für den Augenblick meinen Verdacht vortrefflich abgeleitet haben. Außerdem danke ich Ihnen für die Zartheit, mit der Sie mich einer peinlichen Situation entrissen."

„Mein Gott, das ist zu arg!" rief Bernhard, vor Zorn erbleichend.

Elise zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Liefern Sie den Beweis, daß ich mich getäuscht habe," antwortete sie dann.

„Madame, mit Ihnen zu rechten, die Sie nennundneunzig Arten besitzen, „Ja" zu sagen und eben soviel Variationen des „Nein" — ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen glaube. Bleiben Sie bei Ihrem Entschlusse, ich werde bei dem meinigen bleiben." Er verneigte sich und verließ hastig das Zimmer.

Elise rief das Kammermädchen, ließ sich ankleiden, und ging zu Bett. Bernhard blieb noch lange auf, er beschäftigte sich mit der Frage: „wenn du dich täuschtest, wie sich Elise täuscht? Sie sieht dieselben Dinge, die du siehst. „Das Weib ist schön," rief er aus; „wäre sie doch auch so gut und treu!"

Er nahm sich vor, den Senator aufzusuchen. Von ihm hoffte er so viel Aufklärung über Cäsar von Beck zu erhalten, daß er danach das Verhältniß seiner Frau zu Wilhelminen beurtheilen konnte. Der Gedanke, die Eifersucht hat Elisen zu Wilhelminen getrieben, schmeichelte ihm. Eine Stunde später war er so ruhig, daß er sich zu Bett legen konnte. Aber ein böser Traum plagte ihn — ihm träumte, Elise habe die Scheidung wirklich beantragt, und bleibe unerschütterlich in ihrem Entschlusse. Verdrießlich stand er am nächsten Morgen auf. Schon um neun Uhr ließ er sein Pferd satteln und unternahm einen Spazierritt, von dem er früh zurückkehren wollte.

Cäsar von Beck hatte einen schweren Tag; er wußte nicht, wo er Geld auftreiben sollte. Obgleich er das letzte Mal so glücklich gespielt hatte, so würde er doch seine heimliche Rose in den angetreten haben, wenn die dazu erforderliche Summe in seinen Händen gewesen wäre. Als Wilhelmine zum Frühstück erschien, sah sie ungewöhnlich bleich aus. Cäsar zitterte, als er ihre Hand ergriff, sie brannte in Fieberhitze. Eingedenk der Ermahnungen des Arztes, sprach er seine Besorgnisse nicht aus; aber eine Centnerlast lag ihm auf dem Herzen. Wilhelmine war krank, und er hatte kein Geld. An wen sollte er sich wenden? Er dachte an Rudolphi — aber war nicht Elise die Freundin Wilhelminens? Konnte sie nicht von jener Seite her seine verzweifelte Lage erfahren? Er dachte an die Schmuckfachen seiner Frau — was aber sollte er ihr sagen, wenn sie die Juwelen, mit denen sie sich so gern schmückte, vermißte? Der Besuch eines Arrestanten machte das Maaß der Bedrängniß voll.

„Herr K. hat Ihnen einen Wechsel zum Incasso übergeben?" fragte Cäsar.

„Ja, Herr von Beck."

„Ist es Ihnen möglich, mir acht Tage Frist zu gewähren?"

„Leider nein. Ich habe die strenge Ordre, Sie morgenfrüh verhaften zu lassen, wenn Sie heute den Wechsel nicht einlösen."

„Das ist hart!" antwortete Cäsar erbleichend. „Ich werde mit Herrn K. sprechen."

„Er hat das Papier einem Dritten cedirt."

„Wem?"

„Herrn Bernhard Rudolphi."

„Ihm!" murmelte der junge Mann. „Dann freilich kann ich mich nur durch Zahlung vor dem Schuldgefängnisse retten."

„Ich bitte Sie, bis diesen Nachmittag vier Uhr das Geld zu ordnen."

Der Advokat entfernte sich. Cäsar sank bestürzt auf einen Sessel.

Dann sprang auf und ergriff Hut und Stock. Plötzlich blieb er wieder stehen.

„Aber Wilhelmine kann nicht reisen, sie ist krank!" murmelte er. „Soll ich ihr Leben auf das Spiel setzen? Die Luft ist rauh und kalt, die arme Frau darf das Zimmer nicht verlassen. O mein Gott, ich befinde mich in einer furchtbaren Lage. Hier die kranke Wilhelmine, dort Mangel — selbst Schuldarrest! Wo soll ich Hülfe suchen? Drei- bis vierhundert Thaler entreißen mich der Verlegenheit, der Schmach, dem Verderben!"

Der arme Mann ward ein Raub der Angst und Verzweiflung; er hätte nicht mehr vor dem ihm angedrohten Tode zittern können, als er jetzt vor dem Verluste seiner Frau zitterte, der alle seine Gedanken stossen in den einen zusammen: Wilhelmine steht auf dem Spiele. Er fühlte das Bedürfniß, eine dritte Person in sein Geheimniß einzuweihen; wo aber sollte er Jemanden finden, dem er vertrauen konnte? Geld, Geld war die Losung, aber Geld gab es kein Rettungsmittel. In einem qualvollen Zustande verließ er das Haus. Das Wetter war kalt, der erste Schnee fiel. Die rauhe Luft that seinem glühenden Kopfe wohl. Plötzlich Blicks durcheilte er die Straßen. Da sah er an einer Thür ein Schild mit der Aufschrift „Dr. Natalß." Er blieb stehen und überlegte, ob von diesem Manne, der Wilhelminen Erleichterung seitens der Mutter zu machen hatte, keine Hülfe zu erlangen sei.

(Schluß folgt.)

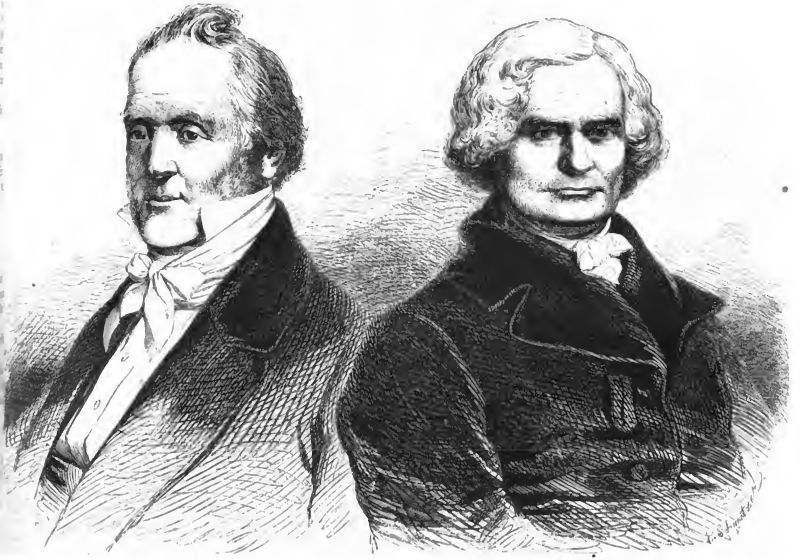
Zwei bedeutungsvolle Köpfe Amerika's.

Buchanan und Dallas.

Die „demokratische Convention in Cincinnati" ernannte in einer Vorwahl den ehemaligen amerikanischen Gesandten in England James Buchanan zu ihrem Präsidents-Candidaten, d. h. sie beschloß, daß alle Demokraten für dessen Wahl zum Präsidenten der vereinigten Staaten stimmen sollten.

Damit man das amerikanische Wort „Demokrat" nicht mißverstehe, sei hier nur kurz darauf aufmerksam gemacht, daß man in Amerika nicht mehr nach Preß- und Versammlungsfreiheit, Habeas-Corpus-Akte, Wahlrecht und dergleichen continentalen demokratischen Gütern zu streben braucht. Das sind dort längst abgemachte Sachen und verstehen sich von selbst, wie Morgens Sonnenauf- und Abends Sonnenuntergang. Demokraten nennt man in Amerika die politische Partei, welche die möglichste Selbstständigkeit der Einzelstaaten, die möglichste Unabhängigkeit vom Congresse erstrebt, ohne deshalb die „Union" aufgeben zu wollen. Sie sind deshalb auch für Beibehaltung der Sklaverei und die Sklavengesetze.

Wer ist James Buchanan, der „nominirte" amerikanische Präsident im Sinne der Demokraten? Sein Vater war ein Irländer, der vor achtzig Jahren nach Pennsylvanien auswanderte. Hier ward er am 23. April 1791 geboren. Er studirte Rechte und kam 1812 in die Praxis als Advokat. Doch ward er bald darauf als Vertreter Pennsylvaniens für den Congreß, das amerikanische Gesammt-Parlament, gewählt, und begann so früh seine politische Laufbahn, die er bisher, mit geringen Unterbrechungen, nie wieder verließ. Erst 1831 trat er von seiner populären Congreßthätigkeit in's Privatleben zurück, ward aber bald darauf vom General Jackson überredet, eine Mission an den Hof von Petersburg zu übernehmen, wofür er zum Mitglied des Senats und zweimal wieder für den Congreß gewählt ward. Im März 1845 zum Minister oder Staatssecretair erhoben, diente er Amerika vier Jahre in dieser Eigenschaft, worauf er wieder in's Privatleben zurückkehrte, aber auch nur, um 1853 die Gesandtschaft für den Hof von St. James zu übernehmen. Unter dieser seiner letzten Thätigkeit entwickelten sich die Streitigkeiten Amerika's mit England um Crampton's geheime Werbeoffizierpfuscherei und Cen-



James Buchanan. George Mifflin Dallas.

tralamerika. Er soll England gegenüber nicht energisch genug (Andere sagen: zu energisch) gehandelt haben, weshalb er vor einigen Monaten die Vertretung Amerika's am Hofe Lord Palmerston's aufgab, um sie einem wenn nicht klügeren, so doch einem feineren und würdigeren Herrn, George Mifflin Dallas zu übertragen.

Als dieser unlängst in einem mächtigen Dampfer zu Liverpool ankam, machten die Passagiere darauf große Augen. Der freundliche, vornehme alte Herr mit weißen Haaren war auf der Reise wie ein gewöhnlicher Kaufmann angesehen worden. Jetzt hieß es plötzlich: das ist Dallas, der neue amerikanische Gesandte. Hat er Frieden oder Krieg bei sich in der Tasche? — Beides, denn er brachte Instruktionen, welche die englische Diplomatie consequenter Weise zum Kriege genöthigt haben würde, die aber, da sie bestimmt und energisch waren, den Lord Palmerston und die Seinen sofort überzeugten, daß die amerikanische Regierung,

obgleich blos im schwarzen Leibrock auftretend, und selbst an Höfen der Uniformen keinen Staatsrock anziehend, sich durch den Heißgenschein, den Pomp und die Renommage der englischen Diplomaten nicht blenden und einschüchtern lasse.

Dallas, den 10. Juli 1792 geboren, ist Sohn des Schatzsekretairs Dallas unter Madison und machte eine ähnliche Carrière wie Buchanan. Jurist und Politiker, wie dieser, und ebenfalls Demokrat, wich er in seiner amtlichen Beschäftigung von demselben hauptsächlich nur durch seinen Gesandtschaftsposten in Petersburg und seine Vice-Präsidentschaft der vereinigten Staaten (1844) ab. Im Uebrigen sind beide amerikanische Staatsmänner von ziemlich gleicher Richtung und Fassung, nur daß Dallas den Vorzug einer imponirenden, vornehmeren, klüger-gemessenen und deshalb energischeren Thätigkeit und Persönlichkeit vor dem Irländer Buchanan voraus hat.

Wir sind viel zu wenig mit den innern politischen Verhältnissen und Stimmungen Amerika's bekannt, als daß wir genau angeben könnten, welchen speciellen Verdiensten letzterer seine Präsidentschafts-Candidatur verdanke. Wir geben die Physiognomien beider Männer eben nur als solche. So sehen die beiden Männer aus, welche Englands prahlerisches Kriegsgeschrei durch Einfachheit und Energie blamirten und die krim-gedemüthigte englische Diplomatie noch einmal demüthigten. Es sind die beiden bedeutungsvollen Köpfe, mit denen Amerika seine Ueberlegenheit über die diplomatischen der alten Welt überhaupt bewährte (nicht blos die Englands). Dabei hat das feste Gesicht Buchanan's vielleicht noch eine große Bedeutung für die nächsten Jahre, die wahrscheinlich tiefbrennende Lebensfragen Amerika's und mittelbar auch unserer alten Welt entscheiden.

Spaziergänge auf dem Meeresboden.

(Von einer in England lebenden deutschen Dame.)

Erster Ausflug.

Wir befanden uns an der Südküste von Devonshire; die Ebbe war im Begriff einzutreten und wir dachten nicht daran, welch' große Welt von Schöpfungswundern sie uns erschließen könnte, sondern schlenderten am Meeressaume, um uns die langwerdende Zeit zu vertreiben. Dieses eintönigen Lebens müde, klagten wir unsere Noth einem eben zu uns gekommenen Freunde, dem Dr. D..., und dieser kam unserm Gedächtniß zu Hülfe, indem er zu unserer großen Freude uns aufforderte, die Ebbe* zu benutzen und mit ihm ein Boot zu einer Fahrt auf dem Meere zu betreten, um die Schönheiten seines Grundes, die uns die hochgehenden Wogen verbergen, zu bewundern.

Wir hatten den folgenden Tag zu unserer Fahrt festgesetzt und bestiegen zur verabredeten Stunde mit zwei Ruderern ein schon für uns bereitstehendes Boot, indem wir uns den Befehlen des Steuermanns fügten. Die Wogen des Wassers waren lebhaft und so klar wie Krystall. Erde, See und Himmel schienen sich vereinigt zu haben, unser Vergnügen zu einem vollkommenen zu machen. Der schöne Strand, herrlich in seiner Sommerpracht, war nicht so weit von uns entfernt, daß wir nicht jeden einzelnen Baum und Massen wilder Blumen genau hätten unterscheiden können, während unser Boot nach Livermaid hinschoß, wo unser erster Landungsplatz sein sollte.

* Es haben Manche und selbst Diejenigen, welche am Meere wohnen, nicht immer klare und genaue Kenntniß von den Ursachen der Fluth und Ebbe, oder des hohen und niederen Wasserstandes.

Wir hören von hohen Fluthen und tiefen Ebben. Die erstere fällt in die Periode des Neu- oder des Vollmondes, wenn die scheinbare Bewegung der Sonne mit der des Mondes zusammenfällt und daher beide in ihren Anziehungskräften sich vereinigen; die letztere zur Zeit wenn der Mond in der Mitte seiner Bahn steht. Der Ab- oder Zufluß des Wassers braucht je 6 Stunden. Folglich ist in 24 Stunden 2mal hoch und 2mal niedrig Wasser; aber jedesmal 26 oder 27 Minuten später, als vorher, so daß, wenn die Fluth den einen Tag sich um 12 Uhr einstellt, sie den folgenden Tag ½ Stunde später kommt, und so fort jeden Tag. Die hohe Fluth, erscheint, wie es sich von selbst versteht, alle 14 Tage. Die Wellen des Meeres nehmen bei niederem Wasser an Größe ab und in demselben Grade zu, wenn das hohe Wasser zurücktritt. Diese hohe Fluth dauert 3 Tage, zur Zeit des Neu- oder Vollmondes. Das Wasser steigt und fällt dann viel höher und tiefer, schneller und energischer, weil jetzt während der 6 Stunden je ein viel größerer Raum von den Wellen zurückgelegt werden muß, und diejenigen, welche das Ufer besuchen, sollten darauf achten, sonst würden sie sehr leicht vom Wasser überholt werden können. Es versteht sich, daß die Zeit des Tages, wenn das Wasser am höchsten oder niedrigsten ist, abhängt von der Gegend der Küste, wo man sich befindet. An der Südküste von Devonshire ist die außerordentliche Ebbe um 12 Uhr und die höchste Fluth um 6 Uhr, Morgens und Abends. Dann ist es Zeit für diejenigen, welche sich für die wunderbaren Schöpfungen des Meeres interessiren. Während der Ebbe werden weit in die See hinausliegende Felsen, sonst gewöhnlich mit Wasser bedeckt, trockenes Land, und die verschiedlichen Zoophyten, Mollusken, Anneliden u. s. w., sowie auch seltene Algen zugänglich. Denn viele interessante Arten existiren blos, insofern sie beständig unter Wasser sein können; daher versteht es sich, daß diese Felsen, welche nur einige Minuten von Wasser entblößt sind, was nur Anal im Monat vorkommt, sich dazu eignen, solche Arten am leichtesten zu liefern. Im März und September, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, bedeckt und entblößt das Wasser den Grund mehr als sonst und bietet demnach dem Marine-Botaniker und Zoophytologisten Gelegenheit für seine Studien.

„Was sind dieses für Thierchen im Wasser, Herr Doctor?“ fragte eines der Mädchen.

Ein Ausruf allgemeinen Erstaunens war hörbar, indem wir über die eine Seite des Fahrzeuges in die See schauten. Wir sahen einen ungeheuern Schwarm von fußballenähnlich geformten Thierchen. Das Wasser um unser Boot herum war beinahe mit ihnen bedeckt; einige von 3—4 Zoll, andere nicht einen halben Zoll im Durchmesser. Sie sahen der Hälfte einer Scheibe ähnlich, waren von einer halbdurchsichtigen Substanz, auf der Mitte des Rückens mit einem schönen fiederfarbenen Kreuz, aus vier in der Mitte zusammenlaufenden Ringen bestehend, und fenst in verschiedenen Farben spielend. Die Schönheit der Farben war ausgezeichnet und deutlich zu unterscheiden, wenn das Geschöpf auf der Oberfläche des Wasses erschien und ruhig wieder unter dieselbe tauchte. Herr D. nahm eine halbdurchschnittene Glasknopf, tauchte dieselbe unter das Wasser und brachte ein Exemplar in vollkommen gutem Zustande zum Vorschein.

„Sie sind so zart und empfindlich,“ sagte er — indem er das Glas hoch hielt, um es in gleiche Richtung mit den Strahlen der Sonne zu bringen — „daß ich sie immer auf diese Weise fange, denn wollte man sie mit der Hand oder einem Netze fangen, würden sie jedesmal mehr oder weniger beschädigt. Auf diese Weise aber haben wir uns unserer Beute versichert, ohne sie mit etwas Anderem in Berührung zu bringen, als mit ihrem eigenen Elemente.“

„Nun sagen Sie mir, ob Sie jemals ein Geschöpf von solcher Schönheit sahen? Wenn wir ein Ding hätten schaffen sollen, als den Stößen des Meeres ausgesetzt, wir würden nicht so etwas Zartes versucht haben. Seht, wie schön es für sein Element eingerichtet ist! Diese ausgezeichneten Bewegungen! Und wie es den Schwankungen des Wassers so geschickt nachgiebt!“

„Aber wie kommt es, Vater,“ fragte die kleine A., „daß wir nicht schon früher einige gesehen haben?“

„Der Grund davon ist,“ antwortete Herr D., „daß sie sich nur bei sehr ruhigem Wasser zeigen und bei unruhigem sich sofort unter die Meeresgewächse verbergen.“

Leser, wenn Du Dich noch niemals in einem Boote, inmitten einer Menge unterseeischer Felsen befunden hast, welche mit allerhand Seekraut dicht überwachsen, an einem Ufer, wo das Wasser sehr klar ist, so gebe ich Dir den Rath, es sobald als möglich zu thun. Schaue hinab in die Seene, welche sich Deinen Augen offenbaret. Nur zur Zeit der außerordentlichen Ebbe ist dieses unterseeische Schauspiel so schön, dann nur sind die Regionen der größern und verschiedenfarbigen Seegewächse dem Auge aufgedeckt. Schau über den Rand Deines Fahrzeuges in das tiefe klare Wasser, Du wirst einen Anblick haben, welcher Dich für die Mühe Deines Weges belohnt. Bist Du ein Dichter, es wird Dir neuen Stoff zu einer Schöpfung geben, welcher einer poetischen Steuer wohl werth ist! Hier fluthen ungeheuere Zweige viele Fuß lang und verhältnißmäßig breit, einige im tiefsten Olivengrün, andere im prachtvollsten Purpur und andere wiederum in jeder Schattirung von Braun und Roth; während einige darunter entweder von der Wirkung

des Lichtes oder von einer Decke von Pflanzenthieren, welche deren Oberfläche mit ihren ausgebreiteten feinen Tentakeln überziehen, so weiß wie Schnee aussehen. Da liegen sie flach und platt, ihre schönen Zweige und Aeste untereinander mischend; die lange Laminaria saccharina, mit ihren gleich Busenstreifen gekräuselten Rändern, alle in dem Wasser sich wiegend, und in unendlichen Bewegungen auf- und niedersteigend; aber Bewegungen so zierlich und würdevoll, daß sie den besten Eindruck der Beständigkeit machen, womit sie sich in ihren felsigen Betten hinund herbewegen, und von der Festigkeit des Gefüges, sowie der Biegsamkeit des Baues, durch welchen sich diese Art Algen charakterisiren. Doch findet man hier nicht blos vegetabilisches Leben, zwischen den Seepflanzen schwimmen auch verschiedene kleine Fische und in- und außerhalb denselben wiegen und kriegen Tausende von großen orangefarbenen Sternfischen (cribellae) herum. Auch Eremitenkrabben, in ihren gebogten Häusern, und wunderbare Seeanemonen, mit ihren tausendfarbigen Scheiben, ausgebreitet um kleine Krabben und Weichthiere zu fangen, welche alle in der Nähe herumschwimmen und dem schönen unterseeischen Schauspiel Leben und Abwechselung verleihen.

In diesem Augenblick streift der Kiel an den Grund des kleinen Bassins, in welchen unser Bootführer uns gefahren hatte, und zuerst an das Land springend half er uns Allen über den Rand der schlüpfrigen Seegewächse, welche unsern Landungsplatz bildeten. Sein Fahrzeug der Aufsicht eines Knaben übergebend, stand er mit Hammer und Meisel in der Hand, fertig, seinen Antheil an unsern Thaten zu nehmen.

Herr D., der Führer und Fürst unserer Expeditien rief uns bald um einen der schönsten Fluthteiche zusammen.

Was sind Fluthteiche? Wie oft ist mir diese Frage vorgelegt worden! Jeder wird leicht einsehen, daß wo Erhöhungen auch Vertiefungen sind, und ebenso daß es Felsenarten von verschiedener Festigkeit gibt, so daß einige vom Wasser leichter abgerieben werden als andere. Der weichere Theil des Steines wird von den rastlosen Arbeiten des Wassers weggespült; dadurch bilden sich größere und kleinere Höhlen. Diese werden bei gewöhnlich hohem Wasserstande von der See bedeckt, und halten das Wasser, wenn die Fluth abgelaufen ist, zurück und sind folglich stets angefüllt. Wenn kein Sturm die Tiefe beunruhigt, ist das Wasser in diesen außerordentlich klar und durchsichtig. In diesen Lagunen hausen alle Arten von Ufterthieren, beschützt durch die überhängenden Zweige der Seegewächse. Da sie immer unter Wasser sind, gehören sie oft zu den Arten, welche gewöhnlich nicht so nahe am Lande gefunden werden.

Ein Fluthteich ist eine tiefe, ovale, tassenförmige Höhlung, ungefähr 3 Fuß im weitesten Durchmesser und von derselben Tiefe und so schön von der Natur in Kalkfelsen eingehauen, mit einer so glatten Oberfläche, als ob sie von einem Steinhauer gearbeitet wäre.

Um den Rand herum wachsen Büschel der gewöhnlichen Karalle, welche eine weiße buschige Krause bilden, und ungefähr sechs Zoll in die Tiefe reichen. Einige Exemplare des blasigen Fucus findet man daselbst vereinzelt. Die gewölbten Vorderetheile der schön geblätterten Laminaria, welche ich schon früher erwähnt, hingen ziemlich bis zum Boden hinunter, genau gleichend, ausgenommen in ihren braunen Farben, den mit Hirschzungenkraut überwachsenen Häusern, welche oft die Vorderseiten englischer Häuser zieren. Unter den Korallen findet man einige kleine rothe Seekräuter, wie z. B. Rhodomenia palmata und den dunkelrothen Chrondus crispus in schönen Büschseln wachsend, und einen stahlblauen regenbogenfarbenen Schein wiederspiegelnd. Alle die niedern Parthien der Seiten und des Bodens sind, mit Ausnahme von zwei oder drei kleinen Ulvas, ganz frei von Seekraut bis auf wenig überrindete Flecke des Korallengrundes. Die ganze Oberfläche des Felsens in diesen tiefen Theilen ist ganz klar, so daß uns nichts die Ansicht der Seeanemonen (actiniae), welche aus den Löchern hervorragen, stören kann. Sie breiten ihre runden Scheiben gleich flachen Blüthen aus, welche an der innern Fläche hängen. Es liegt etwas ungemein Reizendes in einem solchen Vivarium. Wenn ich an den festigen Rand niederknie und mein Gesicht an das Wasser bringe, wird das ganze Innere deutlich sichtbar. Die verschiedenen Formen und wunderschönen Farben der Seegewächse, vorzüglich des purpurfarbenen Chrondus, sind wohl der Bewunderung werth, und kann ich die kleinen Seeschrecken und andere Crustacea geschäftig von Gewächs zu Gewächs schwimmen sehen, oder wie sie ihrem instinktartigen Bewegungen unter den Zweigen — wahre Wälder für sie — folgen. Kleine Fische, zu dem Geschlecht der Meernappen gehörend, verbergen sich unter dem Schatten der Büschel, oder schießen zuweilen mit zitterndem Schwanze hervor. Ein oder zwei zartgefornte Sterne kriechen vermittelst ihrer langen und biegsamen Arme beschächtig herum, und zwar in einer Weise, die eine fächerliche Karrikatur eines mit Händen und Füßen in die Höhe kletternden Menschen darstellt; nur muß man sich einen von dem Scheitel des Kopfes herausgewachsenen Arm hinzudenken.

Dies ist das treue Bild eines dieser Fluthteiche, welche sich durch Abreibung des Wassers in den festen Felsen unter dem Meere bilden. Andere Vertiefungen zwischen den Felsen sind abschüssig und die Lagunen in vielen Fällen von 20—30 Fuß im Durchschnitt und nicht so tief im Verhältniß. Es war eine von letzteren, an welche Herr D. die ganze Gesellschaft rief. Eine unvergeßlich schöne, zauberhafte Scene. Ungehenere Wälder jener großen schlüpfrigen, braunen Seegewächse, bereit ledercartige Zweige hier und da an das Ufer geworfen werden, standen an den Seiten der Vertiefung aufgerichtet, welche ungefähr halb voll des klarsten Wassers war und sich ganz bis an das Meer hinaus erstreckte, theilweis ganze Morgen von Felsen über den außerordentlichen niedern Wasserstand bedeckend. Die Vertiefungen an den Seiten bis in die Tiefe dicht mit allerhand marinevegetabilischer Stickerei und Häkelei von den verschiedensten Farben und Schattirungen umfranzt, z. B. der Cystoseira ericoides, prangend und schillernd in jeder Farbe des Regenbogens. Während wir hin- und herzingen, spielten die Farben von Lila in Erbsengrau, von Blau zu Braun und Gelb, je nachdem sich die Sonnenstrahlen an ihnen brachen. Es war eine dicke, fleischige Pflanze, welche diese brillante Wirkung hervorbrachte. Natürlich ließen wir es uns angelegen sein, mit unsern Hakenstöcken schöne Zweige herauszuschlen; aber in dem Augenblicke, als sie aus dem Wasser herausgenommen waren, verschwanden alle deren herrliche Farbentinten, und wir sanken nichts als ein dunkles Gewirr von leblosem, grünbräunlich aussehendem Gras.

„Das schadet nicht," sagte Herr D., „thut es nur in diesen mit Wasser gefüllten Glaskopf." Dies geschah. In dem Augenblick, wo sich das klare Wasser darüber schloß, kehrten alle seine herrlichen Farben wieder, so voll und schön wie vorher. „Lege es zu den andern Gegenständen, und wir werden uns zur Zeit damit unterhalten," befahl Herr D. der kleinen A. „Nun, Kinder, wo könnt Ihr Saphire finden, welche so schön wie diese glänzen?" auf einen Bündel dunkler Seegewächse deutend, welche aushahen, wie Bäume in Aladin's Garten mit Edelsteinen behangen.

„Was ist dies, Herr D.?" fragte Fräulein C. „Sind dies lebende Geschöpfe?"

„Nein, mein Fräulein, dies ist nur eine Wirkung des Lichtes an den Blättern des Seegrases. Das ist der Chrondus crispus und der Effect der Erscheinung ist nicht so vorübergehend, als bei den andern Seegewächsen; denn seht," sagte er, indem er sich über den Rand des Teiches lehnte, seinen Arm enthlößte und ein Gebund der schönen flimmernden Edelsteine aus dem Wasser zog. Unsere Saphire blieben beinahe so schön wie vorher, und behielten ihren schönen metallischen Glanz wie im Wasser, bis das Gras ziemlich ganz abgestorben war.

Nachdem wir die verschiedensten Sachen zu unsern Studien gesammelt hatten und bemerkten, daß die Fluth langsam gegen uns herangekrochen kam, verließen wir diesen schönen Platz, und uns in kleine Gruppen theilend, sugen wir an, die Löcher und Felsen zu untersuchen. Steine wurden umgewandt, um zu sehen, ob ein Geschöpf Schutz unter denselben gesucht; Andere schlugen fleißig Stücken von den Felsen mit ihren Korallen, in der Hoffnung, einige von den delicaten Pflanzenthieren darunter zu finden, um dieselben mit Muße prüfen zu können, bis Herr D. die ganze Gesellschaft wieder zusammenrief, um in das Boot bis zur nächsten Bucht zu fahren. Drei von uns — von denen ich eine war — entdeckten, daß wir abgesondert waren. Wir hatten jedoch Muth genug, durch das Wasser zu waden und uns der Hauptgesellschaft im Boot anzuschließen. Da Salzwasser selten oder niemals erkältet, hatten wir unseres Naßwerdens wegen nichts zu befürchten.

Wir fanden einige von den ungeheuern federartigen Zweigen der Laminaria digitata, mit ganz vorzüglich kleinen Muscheln besetzt; sie hängen mit ihren kleinen, gelblich weißen, dreiseitigen, sehr tief blaugestreiften Schaalen an ihnen, wie in gegliederten Ketten. Keins dieser lieblichen Thiere war größer, als ungefähr 1/6 Zoll in Länge und 1/8 Zoll in Breite. Sie lebten einige Tage in dem mit Wasser angefüllten Glase, in welches wir sie gethan hatten, und zeigten ihren kleinen, zarten, weißen Körper, und Fühlfäden (antennae), wenn sie an der Seite des durchsichtigen Gefäßes hingen. Ich hätte sie für eine Patella pellucida gehalten, wenn sie nicht zu klein gewesen wären; der Kapitain Browns' Muschelbehre zu Folge, sind diese einen Zoll lang, und habe ich niemals Muscheln gefunden, welche meinen kleinen Lieblingen im geringsten geähnelt hätten.

„Nun, meine Freundinnen, will ich Euch benachrichtigen," sagte Madame D., „daß wir beim nächsten Landen nachsehen müssen, was unsere Körbe enthalten, damit wir unser Mittagsmahl halten können."

„Auf jeden Fall," erwiederte Herr D., „denn ich bin hungrig wie eine Krappe. Sie wissen, meine Damen, Dearliges verliert die Hälfte der Schönheit, wenn Zeit und Platz nicht gehalten werden. Ich denke, unser nächster Landungsplatz soll hinter dem Brückenpfeiler zu Paington sein. Wir finden dort einige uns schützende Klippen. Ich schlage vor, daß wir dahin gehen, essen und trinken. Die, welche müde sind, mögen ruhen, während ich mit Hammer und Meisel einen neuen Angriff auf die Felsen mache, und einige von den großen Seeanemonen abzuschlagen suche. Diese sollten jederzeit mit Felsen und Allem abgelöst werden, denn wenn man sie lostrennt, beschädigt man sicher ihre Saugbasis, und ist die Haut davon gebrochen, so ist unsere Actinia crassicornis bald nichts mehr als ein Häufchen Verwesung, denn das beschädigte Stück löst sich ab und das Geschöpf bricht in Stücken. Es sind prachtvolle Schönheiten, wenn in gutem Zustande, demohngeachtet wünschte ich ein oder zwei purpurfarbene und einige von den schariachenen und weißen Abarten zu besitzen. Nun, Kinder und Damen, springt an's Land, wo möglich mit trockenen Füßen."

Wir landeten und versammelten uns unter dem Schatten der Klippe, fielen ernstlich über unser Mittagessen her, und mit welchem Appetit, wie ihn nur Ausflüge am Seeufer hervorbringen können. —

Bilder aus Kansas.

(Nach dem Briefe eines deutschen Pioniers aus Cincinnati.)

Kansas und seine Einverleibung. — Größe und Ausbreitung. — Eine Stadt ohne Häuser und Straßen. — Ein Schlafzimmer ohne Wände. — Landschaftliche Bilder. — Civilisations-Grausamkeit. — Geschichte des „jungen Adlers" und des „Wolfes." — Das Haus eines Literaten. — Die große Lebensfrage Amerika's.

Der Krieg Englands mit Amerika hat, wie es scheint, ein Ende, ohne angefangen zu haben; aber der Bruderkrieg in Amerika beruht auf keiner Diplomatenmegelei und entwickelt sich substantiell aus feindlichen moralischen und socialen Interessen. Es ist der Krieg zwischen dem Norden und Süden, zwischen den Abolitionisten und Sklavenhaltern, der Baumwollen- und Zuckeraristokratie des Südens mit der stand- und klassenlos gemischten, handelnden und speculirenden Bevölkerung der ungeheuern Küste, die ihre mit Städten und Schiffsmastwäldern bedeckten Gestade der alten Welt zukehrt. Der Widerspruch und die Krisis zwischen dem Norden und Süden ist so groß, daß man längst behauptet, der Kampf könne blos in einer politischen Trennung der beiden Staatengruppen, in einer Auflösung der Union sein Ende finden. Bezeugen hat der Kampf thatsächlich, begonnen hat die Auflösung wirklich. Die Gewißheit, mit der man auf die Wahl des ehemaligen amerikanischen Gesandten in England, Buchanan's, eines Sklavereiprotectors und Demokraten, zum Präsidenten der vereinigten Staaten blickt, bringt die Krisis wahrscheinlich zum Kriege. Der eigentliche Kriegsschauplatz dieser beiden feindlichen Elemente streckt und breitet sich jetzt in gelinder Unendlichkeit im fernen Westen, dem neuen Einzelstaate der amerikanischen Republiken, Kansas.

Die Art und Weise, wie die Einverleibung dieser ungeheuren Ländermasse in die amerikanische Union bestimmt ward, brachte die lange vorbereitete Krisis zwischen dem Norden und Süden zum Ausbruch und ist schon in sich selbst ein Anfang der Auflösung. Die südlichen Sklavenstaaten sahen in Kansas ein unendlich weites, neues Feld zur Ausbreitung ihrer Sklavenställe. Der Norden marschirte zu Tausenden in diese große, blühende Wildniß, um sie den Sklavenhaltern streitig zu machen und für die gleiche Berechtigung aller Menschen und Farben zu gewinnen. Beide Parteien entwickelten gleich vom ersten Anfange den größten Eifer, da das Aktenstück, welches Kansas zu einem Staate der Union machte, die Bestimmung enthielt, daß er ein Sklaven- oder freier Staat, je nach der Majorität der Bewohner werden sollte. Diese Bestimmung lief gegen das Staatsgrundgesetz der Union. Wenigstens ist die sogenannte „Missuri-Vereinbarung" (Missouri-Compromise) als ein Theil desselben zu betrachten. Diese Vereinbarung bestimmt nämlich, daß die Sklaverei nie über 36° 30' nördlicher Breite und westlich über den Missuri ausgedehnt werden dürfe. Das Kansas-Territorium liegt aber weit über diese Grenzen hinaus. Wenn nun, wie es bis jetzt scheint, die Sklavereiinteressenten in Kansas als Majorität den Anschlag geben, ist der erste Schritt zur Auflösung der Union geschehen, gesetzlich, ungesetzlich gethan; denn sowohl das Missuri-Compromiß als die Bestimmung, daß Sklaverei oder Freiheit in Kansas von der Abstimmung der Bewohner abhängen solle, sind Akte des Congresses.

So wird das ungeheure Kansas-Territorium, jetzt schon der eigentliche Kriegsschauplatz des Fundamentalzwiespalts der vereinigten Staaten, ein immer größeres historisches Interesse gewinnen. Auch abgesehen davon ist es als ein neues Stück Erde der neuen Welt, als blühende Wildniß eine erfrischende Neuigkeit, die ihre endlosen hügeligen Prairien- und Wälderöde erquickend herübersendet bis zwischen unsere polizeilichen Warnungstafeln, die jeden Graben und Feldweg, jedes Gräschen und Hälmchen unter Aufsicht und „in Ordnung" halten.

Kansas dehnt sich von den Ufern des Missuri westlich bis Neu-Mexiko und Utah, den Schlachten und Abgründen der großen Felsengebirge und von Texas und den indianischen Ländereien nördlich bis Nebraska, einer Art von zweitem Kansas, aus. Der südliche oder Missuri-Theil von Kansas umfaßt etwa 50,000 englische Quadratmeilen wolligen, wohligen, fippigen Landes. In der Mitte dehnen sich endlose Weiden und Wiesen und im Westen schimmern unter Waldbergen unerschöpfbare Kohlen- und Mineralschätze. Das ganze Kansas-Territorium bedeckt einen Flächenraum von 120,000 englischen Geviertmeilen, die beinahe zu 130,000 werden, wenn man die wirkliche Oberfläche mißt. Diese besteht oft Hunderte von Meilen weit und breit in einem festgewordenen Gewoge von blühenden Thälern und Bergen, die also auf derselben geographischen Oberfläche viel mehr Terrain geben, als wenn berechnet nach der bloßen ebenen Ausdehnung. Ein Weg der durch das Thor führt, ist allemal kürzer, als der, welcher uns nöthigt, über dasselbe hinwegzuklettern. Das Kansas-Territorium besteht aber zum größeren Theile aus solchen geschlossenen Thor- und Hügelwellen.

Bei der Unkenntniß, welche bis jetzt noch diese ungemessene künftige Welt verschließt, wäre damit vorläufig für eine Schätzerung noch nicht viel anzufangen. Glücklicher Weise aber las uns der Brief eines Deutschen in die Hand, der die Missionäre des Kansas-Vereins von Cincinnati, die Herren Boynton und Mason, auf ihrer Expedition zur Untersuchung des Landes und zur Organisirung des Widerstandes gegen die Sklavenhalterinteressen 1854 und 1855 begleitete und einige interessante Detailschilderungen bietet.

Zuerst kamen die Missionäre der Freiheit von Missuri aus

durch ein Labyrinth der blühendsten Wildniß, die noch von keiner Civilisation berührt war, und dann in eine der originellen Uranfänge von Städten, die in Amerika unter dem Namen Squatter Cities, Ansiedler-Städte, eine so merkwürdige Rolle spielen. Eine Squatter-City hat durchaus keine Aehnlichkeit mit andern Städten, sie ist nur der Embryo, die Chrysalide derselben: eine Stadt ohne Häuser, eine Stadt ohne Straßen, eine Stadt, wo noch nichts steht, eine Stelle, wo Wanderer und Pioniere Rasttag hielten und sagten: hier laßt uns Hütten bauen, hier laßt uns den Grundstein zu einer Stadt legen, die in 50 Jahren eine halbe Million Einwohner haben mag. Die Squatter-City ist, in welche unser Freund mit den Kansas-Verein-Bevollmächtigten kam, war schon getauft worden. Sie heißt Leavenworth und soll die künftige Hauptstadt von Kansas werden. Das erste Gebäude der Stadt war eine nackte Dampfmaschine, auf dem Grase unter freiem Himmel sich zunächst ihre eigenen Kleider aus dem Urwalde heraussägend. „Eine neugeborne, nackte Dampfmaschine", sagt unser Freund, „aber schon in Arbeit, um sich Kleider zu sägen und sich unter Dach und Fach zu bringen." Die nächsten andern Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt bestanden aus vier Zelten, einem Fasse Branntwein oder Wasser unter einem Baume, einem Feuer mit einem Kessel an einer Stange darüber, und einer Druckerei im Freien mit einem Setzer, der eben damit beschäftigt war, die erste Nummer einer Zeitung zu vollenden. Sein Setzkasten ruhte auf vier Pfählen in die Erde getrieben, seine Druckerei stand in freier Luft ohne irgend eine Spur von vier Pfählen mit Wand, aber das Dach war beste prächtiger. Es bestand aus einer dichten, weiten, schattigen Baumkrone. — Als wir zurückkehrten, sah ich mich zuerst nach der Druckerei und dem Redaktionslokal der neuen Kansas-Hauptstadt-Zeitung um, fand aber blos einen Zettel am Baume, welcher meldete, daß Druckerei und Redaktion der Zeitung von „unter dem großen Ulmenbaume" nach der Ecke von Broadway (des breiten Weges) verlegt worden sei. Broadway, Name der steigsten, breitesten Straße von New-York, war in Leavenworth viel breiter, als irgend eine Straße der Welt, breiter und länger, als irgend eine Straße oder ein Stadtheil von London. Sie hatte keinen Anfang und kein Ende, die ganze Straße zeichnete sich dadurch aus, daß nirgend eine Spur von einem Hause zu entdecken war. Man dachte nur, daß „breiter Weg" der beste Name für die Stelle sei, wo die wenigsten Bäume und Unebenheiten den Verkehr der Squatters störten und wo später vielleicht sich Hunderte stolzer Paläste in granitnen und marmornen Kolossen und in stimmenden Doppelreihen ansehen. Auch in seiner neuen Wohnung lebte der Redakteur, Eigenthümer, Setzer, Drucker und einzige „Mitarbeiter" der Kansas-Staatszeitung noch sehr simpel und gemüthlich. Die ganzen Lokalitäten bestanden aus einem Hause ohne alle Wände, aber wieder einem breite majestätischeren Dache, einer Urwaldsbaumkrone. Sprechzimmer, Schlafstelle u. s. w. des Redakteurs war unter dem Setzkasten mit vier Pfählen, aber ohne vier Wände.

Merkwürdig, diese modernen Uranfänge der Civilisation! Früher bedurfte es Jahrtausende langer Entwickelungen, ehe man zur Presse kam. Jetzt fängt sie gleich mit dem Falle des ersten Baumes, mit der steigenden Rauchsäule des ersten Kochfeuers zu arbeiten an, wie der Dampf, dieser Dämon der riesigsten, modernsten Kultur-Revolution. So steigen in Amerika in wenigen Wochen, als früher Jahrzehnde dazu gehörten, Städte aus dem Urwalde empor mit Dampfmaschinen, Pressen, Freiheiten, von denen die Bewohner alter deutscher Städte heimlich als von einer fernen Zukunft träumen, als den ersten Begründern dieser neuen Siedelungen.

Gleich auf den ersten Wanderungen durch Kansas kamen unsere Reisenden im Gemälde und Landschaftsbilder hinein, neu und abwechselnd in jedem Momente und schön in jeder Wendung, wie wir's früher nicht für möglich gehalten. Niemand kann sich eine Vorstellung von den Kansas-Prairieen machen, der etwa die von Indiana oder Illinois gesehen, wie auch Leute aus Iowa behaupten, daß keine Art von Prairieen in der Welt zu einer Vorstellung der ihres Landes führen könne. Es fehlt die Massität der Gebirge und großer Flüsse und Seen. Es fehlt an Farbeneffecten.

Keine Spur von menschlicher Thätigkeit und Ansiedelung, als ein nur schwer zu entdeckendes Indianerdorf, aber Alles trug das Gepräge der höchsten Landschaftskultur oder sah aus, als wäre die ausgesuchteste Landschaft eines Malers in Fleisch und Blut ungewandelt worden. Die grünen Wiesen und Weideplätze dehnten sich über die äußersten Grenzen der schärfsten Schweite aus. Aus dieser fastigen, neue Lebenskraft athmenden Unendlichkeit erhoben sich in malerischer Unordnung und Gruppirung Gartenanlagen und Haine und Parks, deren unendlicher Reiz uns unbewußt, wohl darin bestand, daß sie dem Charakter der unberührten Schöpfung der Natur das Gepräge der höchsten Kultur von Luft-, Küchen- und Obstgärten, von architektonischen Parks und Lustbauten aufdrückten und so zwei entgegengesetzte landschaftliche Stimmungen vereinigten, nicht minder in den graziösen Linien und Schönheitswellen der Hügel und Höhen, die sich zu beiden Seiten in's Unendliche hin schlängeln, hier kühn und muthwillig, dort sanft und fließend, aber stets in wunderbarer Harmonie zu der üppigen Ruhe und Heiterkeit des Thales.

Der allgemeine Charakter der Oberfläche von Kansas ist Hochprairie, welliges, endloses Tafelland mit Hauptneigungen in südlicher und südöstlicher Richtung, im Einzelnen aus einer Fülle von Gestaltungen und Formen, die vereinigt und in Harmonie gebracht durch rundliche, fließende Grenzlinien, ihren ewigen, frischen Reiz in diesem Geheimniß der größten Einfachheit der Grundformen bei unendlichen Reichthume der Variationen dieses einfachen Thema's zugleich verhüllen und enfalten. Kegelförmige Höhen steigen manchmal bis etwa hundert Fuß, wie vom Mathematiker gezeichnet, über das untere blühende Wellenfystem empor. Einige davon steht man am klaren Horizente über 100 englische Meilen weit. Sie bilden riesige Anhaltpunkte für das sich weidende Auge. Daneben bieten hohe Flußufer mit oft seltsam steil emporsteigenden Wänden unermeßlichen Spielraum für die Phantasie, der diese Wände und Wälle bald wie riesige Festungswerke und Thürme mit Parapeten und Armeen, bald wie das Aufschimmern ferner, volkreicher Städte erscheinen läßt. Zuweilen senkt sich die Prairie sanft auf dem Flusse hinunter in Abhängen von unbemeßliger Breite, auf denen sich der zukunftsfreue Blick unwillkürlich Reihen der schönsten, blühendsten Meiereien, Dörfer und Städte ausmalt. Sie sind dazu wie geschaffen. Wie oft habe ich gedacht, sie seien schon da. Sah ich doch die Gärten, Wiesen und Weiden derselben. O es ist eine seltsame, träumerische, mystische Erinnerung! Wie heimlich und heimathlich lächelten uns oft endlose Ausdehnungen an. Und wie wehmüthig und unheimlich überwiesete es mich, wenn wir Tage lang, Wochen lang in allen diesen üppigen, gemüthlichen Thälern und hinter diesen schönen Hügelwellen niemals einem lebenden Wesen begegneten und ich mich unwillkürlich in das künftige Jahrhundert versetzte, in welchem hier vielleicht Millionen freudiger, rühriger, wohlhabender Menschen anzuwimmeln; wie ich mich niemals des Gedankens erwehren konnte, daß hier einst ein zahlreiches, gebildetes Menschengeschlecht gelebt und diese schöne Natur cultivirt und genossen haben müsse.

Am „großen Blauen", wie die Indianer einen Hauptnebenfluß des Kansasstromes nennen, zwischen Lusthainen und Grotten auf beiden Seiten, unter dem süßen Gezwitscher der Vögel, zwischen denen Eichhörnchen lustig umherspringen und Rüsse fallen lassen, dicht neben Wachteln und Prairiehühnern, die aus Buschwerk hervorlaufend neugierig und furchtlos die niegesehene Menschengestalt anstaunen, war es mir oft trotz unzähliger Täuschungen, als müßt' ich plötzlich zwischen Garten und Kornfelder treten und freundliche Villen und Dörfer finden mit spielenden Kindern vor den Thüren und Rauchwolken aus den Schornsteinen und einem Zifferblatte am Kirchthurme und Glockengeläute zu abendlicher Ruhe. Aber Leute und Häuser und Tempel und Kornfelder sind verschwunden. Durch die üppige, vereinsamte Natur schweifen nur noch einzelne dünne Stämme eines untergegangenen hochkultivirten Geschlechts, das einst diese Bergkeel und Festungswälle baute, furchtbar den Feinden und Brenz in häuslichen Sitten und Gewohnheiten, wie man aus denen der noch lebenden Indianer schließen muß. Ah, was für Reiter und Ritter sind sie jetzt noch.

Der Kansas-Indianer reitet in einem Zirkel um seinen Feind, nach Außen auf seinem Pferde liegend, mit dem linken Fuße sich am Rücken desselben festhaltend, mit dem linken Arme des Pferdes Hals umspannend und den Bogen haltend. So im Zirkel reitend und geschlüpft vor dem Feinde

durch das Pferd, schießt er Dutzende von Pfeilen unter dem Halse des Pferdes hervor auf die Feinde, die außerdem durch furchtbare Gellen und Schreien verwirrt diesen Pfeilregen wehrlos unterliegen. Am unerbittlichsten und wüthendsten sind sie gegen die Weißen, in denen sie ihren Untergang ahnen und welche in großen Wanderschaaren nach Californien ziehend den Besteuerungstrieb dieser Eingeborenen in der Regel im kürzesten Prozeß fühlen. Der in civilisirten Ländern organisirte Eingangs- und Durchgangszoll wird blos entrichtet, weil die einzelnen Kauf- und Handelsleute zu schwach sind, sich gegen diese organisirten Angriffe auf ihr Eigenthum zu wehren. Den Indianern gestehen die starkbewaffneten Californien-Wanderer dieses Durchgangszollrecht nicht zu und schlagen es beshalb zurück, wie sie können, z. B. auf folgende Weise.

„Ein langer Californien-Zug von Wagen, Reitern, Ochsen, Mauleseln und Menschen kam eines Morgens in der Gegend der Pawnee's (wie die Kansas-Indianer heißen) vorn in's Stecken, so daß die Nachzügler bald näher kamen. Bald verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Länge des Zugs, daß eine Heerde Pawnee's die Weiterreise nur unter der Bedingung eines Tributs an Vieh gestatten wollten. Alle Bewaffneten eilten mit ihren Büchsen herbei und bildeten so in kurzer Zeit den Indianern gegenüber eine respectable, geschlossene Macht. Die Pawnee's, um ihren Häuptling versammelt, forderten eine Abgabe. Sie ward barsch verweigert und ihnen befohlen, sich zu entfernen. Dies thaten sie auch, mit Ausnahme des Häuptlings, der sich stolz näherte und die Fliehenden zurückzurufen versuchte. Er fiel sofort von 15 Kugeln durchbohrt. Von den Fliehenden fielen über funfzig und selbst die, welche durch den benachbarten Platte-Fluß zu entkommen suchten, wurden noch zum Theil im Wasser erschossen."

Eine muthwillige, ekelhafte Grausamkeit der Civilisation gegen die Barbarei, die wenigstens in diesem Falle nicht viel besser, als in der Form eines Bettlers auftrat. Außerdem glaubten sie wohl ein Recht auf Durchgangsabgabe zu besitzen, aber da sie dieses Recht nicht weiter geltend machten, warum Fliehende erschießen?

Das Leben und die sittliche Anschauungsweise der Pawnee's tritt in ganzer Eigenthümlichkeit drastisch und dramatisch aus folgendem Erlebniß unseres Freundes hervor. Er erzählt es in seinem Briefe ausführlich. Wir geben es in den wesentlichsten Zügen.

„Am Fuße eines jener Kegel-Berge, welche das Land charakterisiren, lebte ein Häuptling mit seiner jungen, schönen, edelherzigen Tochter, um deren Gunst die tapfersten und kühnsten Jünglinge eiferten. Sie ward bald von dem „jungen Adler" gewonnen, dem sie auch in treuherziger Offenheit das Geheimniß ihres Herzens offenbarte, wie sie gegen die andern Bewerber kein Hehl davon machte. Unter Letzteren fühlte der „raubende Wolf" den Stachel der Eifersucht und Rache am tiefsten, und schärfsten; aber er ging schweigend und finster um den „jungen Adler", mit welchem er oft auf der Buffalo-Jagd freundschaftlich gewetteifert, und gab seinem Groll unter finsterer Brane keine Worte. Der junge Adler und seine Braut trafen sich oft an hellen Mondabenden auf dem Berge, um sich ihres Herzensglückes ungestört zu freuen. Eine Seite des Berges ist 30—40 Fuß hoch beinahe perpendicular aufsteigende Felswand. An deren Rande oben zieht sich ein Fußweg mit einigen Sandsteinblöcken hin. Auf einem derselben saß der junge Adler mit einem Revolver, dem theuer erkauften Artikel von einem Weißen, denn er war vor dem „rasenden Wolfe" öfter gewarnt worden. Er wartete auf seine Taube. Plötzlich raschelte es in den Büschen hinter ihm. Er sprang freudig auf. Statt der strahlenden Augen seiner Taube aber blitzte ein Tomahawk im Mondschein vor seinen Augen. Die Blicke der Feinde verdunkelten den sanften Strahl des Mondes. Sie rangen auf Leben und Tod am Abgrunde, wobei sich der Griff des Tomahawk im Gürtel des „Wolfes" umdrehte, so daß er ihn mit dem gewohnten Griff nicht zog, und der junge Adler sofort mit der freigewordenen Hand seinen Revolver in das Herz des Feindes abdrückte. Mit einem Angenblitze des bremnenstten Hasses sank er zusammen und ward von dem Sieger den steilen Abhang hinuntergestürzt, wobei er alle Schüsse des Revolvers ihm nachfeuerte. Noch nicht gesättigt in seiner Rache stieg er hinunter und zog dem Gefallenen die Kopfhaut ab.

„Jetzt erhob sich die Rachepflicht der Familie des Gefallenen vor ihm. Der Sitte seines Stammes gemäß mußten die Angehörigen des Gemordeten dessen Blut am Mörder rächen. Gelang es dem Letzteren, den Rächern beim ersten Angriffe lebendig zu entkommen, stand es diesen frei, eine Buße, ein Lösegeld von ihm anzunehmen. Der Adler nahm also seine Stellung auf der Spitze des Berges zwischen Gebüsch, wo er, verborgen, jeden Nahenden sehen konnte. Seine Waffen, sein Muth, sein scharfer, kluger Hund und die Liebe seiner Braut waren seine Verbündeten. Der Bruder des „Wolfes" schlich sich Tag um Nacht um die Festung des Adlers, aber er konnte sich nicht nahern, ohne von dem Hunde schon in der Ferne angemeldet zu werden. So verfiel er endlich auf eine List. Er studirte Gang, Mienen und Kleidung des jungen Weibes seines Feindes, das ihm alle Tage Nahrung und Trost hinaufbrachte, und in Nachahmung und Kleidung dieses Weibes gelang es ihm eines Nachts, bei dem Adler bis auf wenige Schritte zu nähern, ehe der Hund sein freudiges Wedeln plötzlich in das fürchterlichste Gebell der Wuth verwandelte, ihn bei dem Halse packte und niederwarf. Der junge Adler entwaffnete seinen Feind und band ihn. Aber von einem Gefühle der Großmuth ergriffen, gab er ihm Waffen und Freiheit wieder und stellte sich den folgenden Tag dem Gerichte seines Stammes. Dieses versammelte sich auf einer grünen Ebene in der Mitte unzähliger Zeugen. Der „Adler" ward unbewaffnet hereingeführt. Neben ihn legte der Richter ein Messer, mit welchem er von Rechtswegen erstochen werden sollte, wenn das von ihm gebetene Lösegeld nicht angenommen ward. Neben ihm saß sein schönes Weib, Hand in Hand mit ihm. Ihnen gegenüber dicht vor dem Messer nahm die Familie des erschlagenen Wolfes ihre Sitze, mit dem alten Vater an der Spitze. Es ward eine rothe Decke über den Boden ausgebreitet, Zeichen, daß noch ungesehntes Blut vergossen, darüber eine reine blaue, Zeichen der Hoffnung, daß das Blut möge ausgewaschen werden im Himmel und vergeben, darüber eine reine weiße, Zeichen des Wunsches, daß weder im Himmel noch auf Erden ein Flecken Blut unausgetilgt bleiben und solch' ein Flecken überall verdeckt und vergessen werden möge. Der Aelteste des Stammes sprach diese Worte, während die rothe, die blaue und die weiße Decke über einander auf dem grünen Rasen ausgebreitet wurden.

„Die vielen Freunde des jungen Adlers häuften Süßnapfen auf diesen Decken vor den Augen des Vaters des Ermordeten. Er betrachtete sie schweigend und ruhte dann mit stechenden Augen auf dem blitzenden Messer. Das schöne Weib des Adlers schlang ihre Arme um den Gatten und sah fest und mit flammendem, vorwurfsvoller Bitte in das Gesicht des Alten, der seine von dem Messer ausgestreckte Hand zurückzog, als er diesen schönen Frauenblick begegnete. Wie viele Männer würden in ihrem Wuthe die Hand vom zweischneidigen „Gesetze" zurückziehen, wenn edler, weicher, strafender Frauenblick ihr kaltes Auge träfe! Die Lippen des Alten zitterten, eine Thräne trat in sein Auge. „Vater", rief jetzt der Sohn, „er schenkte mir das Leben, das in seiner Gewalt war!" Der Alte verhüllte sein Gesicht. „Ich nehme die Sühnegaben an", rief er; „das Blut meines Sohnes ist weggewaschen. Ich sehe keine Blutflecken mehr auf der Haut des Adlers und er soll an der Stelle meines Sohnes sein."

Das junge schöne Weib umfaßte dankend die Knie des Häuptlings. —

Das Innere von Kansas gehört zur großen amerikanischen Wüste, die sich 250 Meilen breit zwischen den westlichen und östlichen Staaten behnt, aber der zu Kansas gehörige Theil ist von herrlichen Oasen, wie unser Freund aus eigener Anschauung versichert, und dadurch den Angaben aller frühern Autoritäten entgegentritt. Diese Oasen sind aber noch ganz unbewohnt, und selbst die entzückendsten, üppigsten Theile hatten zu Ende des Jahres 1854 nur erst eine sehr dünne Bevölkerung und 50 bis 100 Meilen auseinander liegende kleine Ansiedelungen und Squatter-Cities. Wie sich einzelne Familien dort einrichteten, davon gab ein gebildeter Literat mit seiner aus den feinsten Cirkeln Deutschlands entführten Frau ein hübsches Musterbild.

„Einige Meilen hinter Tecumseh, einer indianisch-anglesischen Misch-Ansiedelung, erreichten wir das Haus eines Literaten, dessen „Briefe aus Kansas" in amerikanischen Zeitungen Aufsehen erregen. Wir fanden blos seine Frau zu Hause, die

in einem Hause ohne Fußboden, ohne Thür, ohne Fenster und ohne Dach. Bloße Wände von Brettern mit einigen Oeffnungen und Stangen darüber, welche Prairiegras als Dach trugen. Unter dieser Decke standen ein Bett, einige Haus- und Küchengeräthe, ein Tisch und eine Kommode. Das war die Heimath eines gebildeten Kansas-Pioniers und seiner feinen Dame. Beide hatten die Freuden und Leiden der Civilisation freudig aufgegeben, um freudig an dem großen Kampfe für die Freiheit gegen die Sklavenhalter-Aristokratie Theil zu nehmen."

Nach den letzten Nachrichten war das ganze Kansas-Territorium in einem Zustande, nach welchem der Ausbruch eines Bürger- und Prinzipienkrieges unvermeidlich erschien. Wir werden also wohl mehr davon hören, und haben deshalb die Aufmerksamkeit zu guter Zeit auf jene neue Welt des innern Westens gezogen. Die beiden Parteien waren schon zu einigen Collisionen mit Waffen gekommen. Die große, bewußteste Lebensfrage Amerika's hat sich inzwischen auch über andere Länder der vereinigten Staaten ausgebreitet. Wer kann sagen, wie der Bürger- und Prinzipienkrieg auslaufen wird? Wenn die Wahl Buchanan's zum Präsidenten durchgesetzt wird, mögen die Knownothings und die Aristokraten, Offiziere und Bonnetten, welche alle aus den Familien der Sklavenbesitzer stammen, sich des Sieges rühmen, aber eines Sieges, für welchen Amerika vielleicht mit dem Verluste seiner ganzen politischen Formation wird büßen müssen.

Scenen aus den Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich.

Ein großer Theil des warmen, südlichen Frankreich ist binnen weniger Maitage dieses Jahres in einen ungeheuern Sumpf voller Ruinen und Leichen, in ein todtes Sandmeer, dessen fest gewordene Wogen unzählige Grabhügel bilden, Meere goldener Halme, saftig grüne Weinberge in Ebenen stinkender Bewässung, lachendes Leben in jammervollsten Tod verwandelt worden. Umfang und Größe dieser Naturtragödie sind fast ohne Gleichen in der Geschichte der Ueberschwemmungen, welche man gewissermaßen als ein Naturrecht der Flüsse betrachten muß. Die Natur ist deshalb nicht Schuld an dem Unglück, welches sie mehr oder weniger jedes Jahr an Flußufern hin anrichtet. Sie nimmt dadurch blos das Recht ihrer Flüsse in Anspruch, das die Menschen, theuerste Erfahrungen in Habgier und egeistlichem Stumpfsinn erstickend, immer wieder verletzen und überschreiten. Dem Flusse gehört immer die nächste Terrasse an seinen Ufern als Bett für Zeiten, wenn er große Wassermassen fortzuschaffen hat. Man sollte sich deshalb nie unmittelbar an solchen Ufern anbauen, sondern stets erst von der nächst höheren zweiten Terrasse an. Wo man dies nicht will oder kann, sollten wenigstens immer zugleich die naturgegebenen Bedingungen erfüllt werden, unter welchen man allein in und neben dem Bereiche des weiteren Flußbettes sich häuslich niederlassen darf. Diese Bedingungen sind Dämme, Kanäle, geeignete Drainirung u. s. w. Sie sind zugleich Lebensbedingung für Tausende, Millionen von Menschen. Aber die Staaten, deren Polizei sich sonst um jedes Winkelchen des Landes oder eines Herzens bekümmert, damit von daher das Vaterland nicht in Gefahr komme, fragen bisher wenig nach diesen Gefahren, die doch gewöhnlich nur arme Fischerdörfer und verachtete Niederungen treffen, wie sie meinen. Sie wissen nicht, daß Flüsse große Pulsadern ganzer Gesellschaftskörper sind, und deren Unterbindung oder Sprengung diese ganze Gesellschaft trifft. Was hilft es, wenn man hinterher, nachdem das Unglück geschehen, einzelne Menschen zu retten sucht und das Geld an überlebende Bruchstücke von Familien als Almosen vertheilt, das bei rechtzeitiger Anwendung alle erträumlichen Ernten und Menschen gerettet haben würde?

Ein französischer Diplomat klagte neulich gegen andere Diplomaten, daß in dem benachbarten Belgien die Presse mit Traeten Ueberschwemmungen drohe, und deshalb Einkämmungen sehr zeitgemäß und nothwendig für die Sicherheit des geretteten Frankreich seien. Warum dachte er nicht lieber längst vorher an Sicherheitsdämme für das Leben der Tausende zu Hause, statt sich und Andere mit Sündfluthsgefahren aus trockenem Papier in einem andern, kleinen Staate, um dessen Rettung er sich gar nicht zu kümmern brauchte, da er schon gerettet ist und zwar ein Bischen fester, als Frankreich, zu granuln?

Wir können keine Schilderung des maßlosen Unglücks in und um Lyon herum und über viele Quadratmeilen des südlichen Frankreichs hinweg geben, und beschränken uns nur auf einige Scenen dieser entsetzlichen Tragödie.

Die Flüsse schwollen, wie bekannt, durch anhaltenden, schweren Regen, die Scene trat weit über ihre gewöhnlichen Ufer und riß Häuser und Ernten und Weinberge mit sich fort. Aber das war nur Kinderspiel gegen die Verwüstungen, welche die Rhone nach Durchbrechung des Dammes Tête d'or (in der Nacht des 30. Mai) in ihrem wüthenden Wogensturme anrichtete. Aus dem über 100 Ellen weiten Bauche theilte sie sich in drei wüthende Wogencolonnen, die in ihrem Laufe Alles mit sich fortrissen, Bäume, Häuser, Vieh und Menschen, Felder, Wälder, Weinberge. Die drei Flüsse liegen jetzt in ruhigen Todtenbetten Tausender über das Land hingeschlängelt: Moder, Schlamm und Grab Meilen lang und zuweilen bis eine halbe Meile breit. Die schreienden und heulenden Scenen des Lebens auf Dächern, auf welche sich oft ganze Familien geflüchtet hatten, nach Rettung über die wüthenden Wogengerätze spähend und rufend, bis die Mauern unter ihnen zusammensanken und Haus und Hof, Weib und Kind ihnen nach, sind jetzt verstummt. Alles ruht gemeinsam in einem oben glattgestrichenen Grabe.

Lyon, die Seidenkünstlerstadt, eine der schönsten Perlen der Industrie und des Geschmacks in ganz Europa, ist jetzt eine Ruine. Seine fleißigen, geschäftswimmelnden, kunstsinnigen Straßen sind abgelaufene, schlammige Fluß- und Todtenbetten. Aber die Verwüstung beschränkte sich durchaus nicht auf Lyon und die nächsten Umgegenden. In und um Saumur wüthete die Loire noch zerstörender, als die Rhone. Umweit davon wurden über 70 Morgen Landes mit einem Dorfe, Begundun, darauf von dem übrigen Boden losgerissen und mit dem ganzen Dorfe in den Fluthen begraben. Bäume, Vieh, Hausdächer mit Menschen, Mobiles, Ackergeräthe, Alles wirbelte durcheinander in den rasenden Fluthen hinunter und manches Lebendige litt doppelten Tod: erst zerfetzen und zerquetscht, ertrank es. Die Stadt Blois stand bis 20 Fuß unter Wasser. Die Brücken über die Nebenflüsse Cher, Allier, Yeres und Ain wurden alle zertrümmert und in den Fluthen zerwaschen. Auch in und um Avignon, Amboise, Tarascon u. s. w. rissen die Fluthenwirbel bis jetzt noch unberechnete Werthe zu Trümmern auseinander. Selbst die große, massive Brücke Germain des Fossés, über welche Menschenmassen stehen, widerstand dem Sturmflanke der entfesselten Wasser nur einige Minuten, so daß sie nach einigem Knacken und Krachen plötzlich an mehreren Stellen zugleich barst und ihre mächtigen, massiven Stücke, mit Menschen bedeckt, nach einem vergeblichen erneuerten Widerstande in die, unter den noch stehenden Bogen hindurchdonnernden geschwollenen Wasserschlünde hinabstürzte, bis auch die andern Bogen mit den zwei allen Seiten abgeschnittenen Menschen darauf folgten. Das Getreisch der letzteren schrillte einige Secunden hörbar durch die wilde Musik des niederklatschenden Regens und den gurgelnden Donner der Fluthen, verstummte aber sehr schnell, so daß nur noch einige Zeichen des Lebens und der Liebe krampfhaft austauchten, z. B. ein paar Mutterarme, die ein Kind über das Wasser emporzuhalten suchten; aber auch diese wurden im Nu verwischt und lebendig begraben.

Eine eben so malerische, eben so dramatische, aber ruhigere Scene aus den Straßen des durchstutteten Lyon, die alle in Kanäle und Flüsse verwandelt worden waren. Kleinere und schlechtgebaute Häuser weichten und wichen dabei so rasch zusammen, daß die Bewohner nicht immer schnell genug in umherfahrende Kähne aufgenommen und gerettet werden konnten, obwohl Militär und Civil den größten Eifer und nicht selten edeln Heroismus entwickelten, um Ertrinkende und in zusammensinkenden Häusern lebendig Begrabene aufzufischen. Soldaten hatten eben aus einem zusammensinkenden Hause die Bewohner in einen Kahn aufgenommen und noch andere Personen aufgefischt, als sie

ein durchdringendes Hilfegeschrei einer weiblichen Stimme aus dem die Straße überfluthenden Wasser vernahmen. Man schob den Kahn rasch in der Richtung hin, von welcher der Hülferuf erscholl und entdeckte eine weibliche, ganz entkleidete Gestalt, die sich vergebens anstrengte, sich über dem Wasser zu halten. Nachdem sie mehrmals gesunken und wieder aufgetaucht war, fing sie ein Soldat leblos auf und trug sie in den Kahn, auf welchem ein Kind freudig aufschrie: meine Mutter, meine liebe Mama! —

Dieser Ruf drang tief in das Herz des Weibes, das bewußtlos in den Armen des Soldaten hing. Sie kam zu sich und erkannte ihr Kind, welches in einem benachbarten Hause zum Besuche gewesen war, als die Fluthen plötzlich herein tobten, die Straßen überschwemmten, jede Verbindung abschnitten und das Haus, welches ihr Kind barg, zusammenstießen. Der Entschluß der Mutter war bald gefaßt: sie entkleidete sich, stürzte sich in's Wasser und schwamm ihrem Kinde zu Hülfe. Aber die Fluthen rissen sie zurück, so daß sie sich bis zur Ohnmacht und zum Sterben darin abmühte, bis sie in denselben Kahn gerettet ward, der schon ihr geliebtes Kind in dem Schooße der Freundin barg. Die Freundin sah sich nicht um, sondern streckte nur im Uebermaße von Dankbarkeit ihre Arme gegen den Himmel empor und betete vielleicht mit zwei, drei Ausrufen des Herzens inniger und schöner, als jemals der Fromme, der in hergebrachten, aufgezwungenen Formeln zu einem dogmatisch gemachten Gott aufsammert.

Wir schließen gern mit einem solchen Bilde, das unsere Herzen aus diesen Sündfluthen des Schreckens wieder aufhilft, eh gleich es nur ein Erbarmen des Zufalls sein mag, der die tückischen und kleideries mit der Wuth des Elementes um ihr Kind kämpfende Mutter im Momente ihrer Rettung zugleich durch die süße Stimme ihres freudig auffauchzenden, geretteten Kindes zum Bewußtsein und in's Leben zurückrief.

Blätter und Blüthen.

Der Revalenta-Schwindel taucht neuerdings in veränderter Gestalt wieder auf und versucht es diesmal in einer kleinen literarischen Farce: die einzelnen massenhaften Atteste, von denen die Zeitungen bis vor Kurzem wimmelten, sind gesammelt und mit einem Titel versehen, der, ein wahres Evangelium, wie die Faust aufs Auge paßt: „das Wiederaufleben der gesunkenen Lebenskräfte ohne Medizin irgend einer Art" u. s. w. u. s. w. Berlin, bei E. Mai. Die vornangesetzte Einleitung bildet ein albernes Gewäsch über chronische Krankheiten, Absührmittel, Klystiere u. dgl. mit Citaten aus fast durchgängig unbekannten „Schriftstellern", bis die Stahr betreffen aus dem Zusammenhange gerissene Anspriche der allgemeinsten Art, wie sie jeder Handdampf auch gethan haben kann. Ueberdies wimmelt das ganze Machwerk, offenbar eine Uebersetzung von Laienhand, von Druckfehlern. — Diesem neuen Humbug gegenüber machen wir nochmals auf Frickinger's verdienstliche Schrift: „die Revalenta, ein großartiger Betrug" aufmerksam. Ihr aber, ihr Hypochondristen und Hämorrhoidarier, lasset euch durch solche Tract nicht bethören, spart die 3 Sgr. für ein Glas Bier mehr, es ist euch bienlicher als solch' Ragout! —

Eine Iron:e des Zufalls. Als Napoleon 1809 (wenn ich nicht irre), aus Holland kommend, am Ufer des Rheins entlang reiste, befahl der Präfect des Rhein- und Moseldepartements den Gemeinden, den Kaiser mit allen möglichen Feierlichkeiten und Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit zu empfangen. Dieser Befehl brachte manches Aopfbrechen der Sorge hervor, und mancher Ortsvorstand (in den Städten „Maire", auf dem Lande „Syndic" genannt) ging in schweren Träumen wachenden Augenes umher und wußte nicht Rath, nicht Hülfe. Also erging's auch dem Herrn Syndic eines rheinischen Dorfes, dessen Hauptnahrungsquelle der Weinbau ist. Eine Triumphpforte sollte erbaut, eine Musikgesellschaft herbeigeschafft werden und jedes Dorf, jede Stadt trommelte die Kirchweihgeiger zusammen, um die ländliche Musik zu bekommen. Endlich gelang es auch dem Syndic, eine Anzahl sogenannter Speckgeiger herbeizuschaffen, und diese Noth war gehoben; noch aber nicht die zweite, die Triumphpforte, nicht die dritte — die Rede, welche unbedingt gehalten werden mußte. Er hätte sie am liebsten selbst gehalten, denn in den glorreichen Tagen der untheilbaren Republik war er Agent gewesen und hatte die Reden an den Decaden in der Kirche oder wie sie damals hieß, im Volkstempel, gehalten. Da war es ihm aber allemal schlimm ergangen, wie weiland einem deutschen Professor im feanzösirter Parlamente — er hatte fortlaufenden Beifall, d. h. die zur Kirche getriebene Gemeinde lief, theils lachend, theils zornig von dannen; es waren unbankbare und wie er selbst sagte: „verdrießliche Mitbürger." Durfte er so etwas vor dem Kaiser riskiren? Der verstand überdies kein Deutsch und der Syndic kein Französisch. Was sollte da werden? Die Lage war schrecklich!

Endlich half aus dieser Noth der Pastor, welcher des Französischen so weit kundig war, um eine kurze Anrede zu halten, auch wohl die Fragen des Kaisers zu beantworten. Nun kam noch die Ehrenpforte! Da half ein guter Rath eines Architekten aus der nächsten Stadt, der durchsinnt, und der Geschmack des Schulmeisters, der den Rath ausführte. Alle leeren Fuder-, Halbfuder-, Zweiohm-, Ohm- und kleinern Fässer wurden aus den Kellern des Dorfes zusammengerollt und daraus eine ehen so eigenthümliche, als passende und schöne Ehrenpforte erbaut, und dann jedes Faß mit Blumen und Epheugewinden umschlungen. Vor den festsamen Bau sah, mußte ihm Beifall geben.

So war denn Alles geordnet, als der Kaiser kam, begleitet außer Andern von dem General Rapp, der bekanntlich ein Deutscher war. Die Glocken läuteten, die Böller knallten, die Schuljugend trieb das ihr einzige: Vivo l'empereur! in den seltsamsten Variationen, die Gemeinde fiel mit demselben Rufe ein, und alle Honorationen des Dorfes, an ihrer Spitze der Pastor und der Syndic, waren aufgestellt.

Napoleon sah die seltene und schöne Ehrenpforte und rief Rapp zu: „Das ist neu, passend, geschmackvoll und doch billig und ländlich!" Er besahl zu halten und stieg aus.

Hatte schon die Ehrenpforte einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht, so vollendete diesen die einfache, wohlgesetzte und kurze Anrede des Landpastors. Er hörte ihr beifällig zu und sprach sich sehr wohlwollend über den Umfang aus; besonders gefiel ihm die Idee des Triumphbogens. Er fragte nach dem Urheber und Ausführer, lieg sie den Schulmeister vorstellen und belobte ihn höflich.

Jetzt fiel die Musik ein.

Napoleon war gut gelaunt. Er that, als horche er auf die einfache Melodie, welche sie spielte und die offenbar die Weise eines Volksliedes war.

Plötzlich unterbrach die Stille Rapp's brausendes Gelächter, welches er, so viel Mühe er sich auch gab, nicht länger beherrschen konnte.

Finster wurde die Stirn des Imperators und mit einem sprechenden Blicke wandte er sich zu Rapp um.

„Warum lachen Sie so?" herrschte er ihm zornig zu.

Rapp, der wußte, daß er sich etwas erlauben durfte, erschrak nicht, sondern sagte immer noch lachend:

„Majestät, es ist der Text des Liedes, das die Musik eben spielt, der mich lachen macht."

„So?" sagte Napoleon. „Und wie lautet der? Ich will ihn wissen."

„Es ist ein altes, deutsches Volkslied, Majestät," sagte Rapp, „das so anfängt:

„Du bist der beste Bruder au mir."

„Still!" donnerte der Kaiser, trat rasch zum Wagen, sprang hinein und — vergaß den Gruß zu erwiedern, den ihm die Gemeinde mit tiefstehendem Tasche nachrief.

W. O. von Horn.

Elektromagnetische Heilkissen von Betty Behrens in Cöln. Für 25 Sgr. kauft man unter diesem Namen ein aschgraues Leinwandsäckchen, das mit Eisenfeile gefüllt ist; dieser Inhalt ist durch entsprechende Zusammennähen in stangenartige Lagen abgetheilt, so daß das Ganze den Eindruck einer zusammengezogten Kette macht; das Kissen, über den Wirbelsäule zahtreiche Atteste beigebracht werden, wird erwärmt auf den leidenden Theil aufgelegt. Von Elektricitätsentwickelung kann hier natürlich nicht die Rede sein, doch mag die trockne Wärme, die dadurch erzeugt wird, unter Umständen wohlthätig sein; es bedarf aber hierzu erst solch' theurer Eisenfilen, deren Inhalt noch dazu leicht rostet, sowie die wohlbekannte Watte und noch mehr die leicht selbst zu fertigenden Kräuterkissen leisten dafür vollständigen und bessern Erfolg.

„Aus der Fremde" Nr. 30 enthält:

Im Orient. (Zweiter Artikel.) — Die Amazonen Südamerika's. — Ein Abenteuer in Pegu. — Aus allen Reichen: Die Sicilianer. Die Parteien in den Vereinigten Staaten.

Dieser Nummer ist eine Probenummer der in gleichem Verlag erscheinenden

„Deutschen Turn-Zeitung"

angefügt.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 31. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Spiele des Zufalls.

Novelle von August Schrader.

(Schluß.)

Rasch ging Cäsar in den Hof und sah das Schild und den Klingelzug. Er gab das Zeichen und eine Magd öffnete die Thür.

„Herr Doctor Nataß?“ fragte er.

„Ist zu Hause.“

„Kann ich ihn sprechen?“

„Er sitzt bei Tische.“

„Ich werde warten.“

Die Magd führte ihn in das Wartezimmer des Arztes. Hätte er gewußt, daß der Onkel in demselben Hause wohnte! Nicht zwei Minuten hatte der geängstigte Cäsar in dem Zimmer zugebracht, als die Glocke von Neuem gezogen ward. Gleich darauf ließ die Magd eine Dame eintreten. Es war die Landdrostin. Cäsar grüßte nachlässig die Dame, die ihm sehr ungelegen kam.

Der Doctor Nataß war ein vielbeschäftigter Arzt, er mußte oft die Ankommenden warten lassen, wenn er ruhig essen wollte. Und so geschah es auch heute. Es verflossen zehn Minuten, dem Harrenden eine Ewigkeit. Die Landdrostin stand auf und setzte sich wieder. Dann ging sie ungeduldig in dem kleinen Zimmer auf und ab. Aber kennt denn Cäsar seine Schwiegermutter nicht? wird der Leser fragen. Die Landdrostin war allerdings Wilhelminens Mutter, und hieraus läßt sich das Interesse erklären, das sie an der jungen Frau nahm; aber Wilhelmine hielt Frau Bertram für ihre Mutter, bei der sie erzogen war, und Cäsar lebte derselben Ansicht.

Cäsar sah durch das Fenster in den Garten; die Landdrostin setzte sich in den Sopha und betrachtete die schlanke, aristokratische Gestalt des jungen Mannes. Es verfloß eine Viertelstunde, aber immer noch erschien der Doctor nicht. Da erhob sich die ungeduldige Dame wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, grüßte flüchtig und verließ das Zimmer. In diesem Augenblicke bemerkte Cäsar, daß ein gesticktes Portefeuille in dem Sopha lag. Ohne Zweifel hatte es die Dame verloren; er ergriff es, und wollte ihr nacheilen. Indem er einen Blick auf das zierliche Taschenbuch warf, erkannte er die Ränder einer Anzahl Banknoten, welche die schmale Decke nicht ganz verbergen konnte. Wie gelähmt blieb Cäsar stehen; er suchte Geld, Geld allein konnte ihn retten, und hier hielt er eine Summe in der Hand, die vielleicht mehr als hinreichend war, um seine gräßliche Noth zu beseitigen. Der Gedanke einer Veruntreuung machte ihn schaudern — aber war er nicht gerettet, wenn er den Fund nur einige Tage behalten konnte? Der arme Mann zitterte am ganzen Körper, während seine Augen starr auf den Hundertthaler-Banknoten hafteten.

„Ich gebe es morgen, übermorgen zurück!“ murmelte er. „Ich bezahle den elenden Rudolphi, rette meine Freiheit, meine Ehre und bewahre Wilhelminen vor einer Gemüthserregung, die ihr leicht den Tod bringen kann.“

Hastig verbarg er das Portefeuille und trat auf die Hausflur hinaus. Es war kein Mensch zu sehen. Die Thür ließ sich von innen leicht öffnen, und in der nächsten Minute stand Cäsar auf der Straße. Er entsich, als ob er einen Mord begangen hätte. Sein Herz nahm stärkere, heißere Blutmassen auf, als früher in irgend einem Augenblicke seines Lebens, und strömte sie mit großer Gewalt wieder aus. Die widersprechendsten Gedanken durchtobten seinen Kopf, aber einer von ihnen beherrschte alle andern — es war der an Wilhelmine. Das Gewissen war nicht mächtig genug, die Besorgnisse der Liebe zu beschwichtigen. Er irrte durch die Promenade, bis er erschöpft an einem Baume stehen bleiben mußte.

„Ob die Summe wohl hinreicht?“ fragte er sich.

Zitternd holte er das Portefeuille hervor und sah um sich, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand beobachtete, und prüfte den Inhalt; er bestand aus sieben Hundertthaler-Banknoten. Das war genug. Er nahm vier Stück davon, steckte sie in sein eigenes Taschenbuch, und verbarg das Portefeuille in seinem Rocke. Dann eilte er in die Stadt, suchte und fand den Advokaten. Eine Viertelstunde später war er in dem Besitze des verhängnißvollen Wechsels und einer Summe, die ihn vor Mangel schützte.

„Was mir die Menschen verweigerten, hat mir der Zufall gewährt!“ flüsterte er vor sich hin, um sich zu beruhigen. „Jene Dame hat mir gegen ihren Willen siebenhundert Thaler geliehen. Sobald ich kann, zahle ich das Kapital sammt Zinsen zurück.“

Cäsar kam in seiner Wohnung an. Wilhelmine befand sich besser, sie erwartete ihren Mann, um mit ihm das Mittagessen einzunehmen. Sie empfing ihn mit dem zärtlichsten Kusse, den eine liebende Gattin spenden kann. Als Cäsar die reizende Frau in seinen Armen hielt, als er ihr himmlisches Lächeln sah und ihre Lippen auf den seinigen fühlte, war die Reue über das, was er gethan, völlig verschwunden; er fühlte selbst, daß er sich Vorwürfe gemacht haben würde, wenn er anders gehandelt, wenn er die Gelegenheit hätte vorübergehen lassen, durch die er sich und seine Frau unabhängig von Rudolphi gemacht. In unruhiger Hast genoß er die Speisen, er trank mehr Wein als sonst. In einer Art Betäubung setzte er sich nach Tische in den Sopha. Wilhelmine nahm ihren Platz am Fenster ein, und begann zu sticken.

Bald war Cäsar in einen unruhigen Schlummer gesunken.

„Er muß krank sein!“ dachte die besorgte Gattin.

Cäsar hatte noch nie nach Tische geschlafen, aber heute hatte sich seiner nach der übergroßen Aufregung eine Abspannung bemächtigt, die dem Schlafe glich. Sein Geist fuhr fort, sich mit den stattgehabten Ereignissen zu beschäftigen.

Das Vergehen steht zu der Empfindsamkeit des Gewissens im Verhältnisse: es giebt Leute, die eine That für ein leichtes, zu entschuldigendes Vergehen halten, während dieselbe That bei andern die Ausdehnung eines Verbrechens annimmt. Zu den letzteren gehörte Cäsar. Die Stimme des Gewissens besiegte nach und nach die Sophisterei der Leidenschaft. Es erhob sich ein furchtbarer Kampf in seiner Seele.

„Nein, es ist kein Verbrechen!“ murmelte er im Schlafe.

Dann schwieg er wieder. Wilhelmine erschrak. Sie sah, wie bleich ihr Mann war, wie alle Muskeln seines Gesichts convulsivisch zuckten.

„Ihn drückt ein Geheimniß!“ dachte sie. „Warum vertraut er mir nicht, daß ich es mit ihm theilen kann?“

„Rudolphi, Sie sind ein Elender, Sie haben mich zu einem Verbrechen getrieben!“ rief Cäsar, indem sein Gesicht den Ausdruck des Zornes annahm.

„Großer Gott!“ flüsterte Wilhelmine bestürzt, indem die Stickerei ihren Händen entfank. Dann stand sie auf und trat dem Schlafenden näher. „Sollte die Besorgniß um meine Gesundheit nicht der einzige Grund seiner Traurigkeit sein?“ fragte sie sich.

Cäsar's hatte sich eine Art Delirium bemächtigt; er fuhr fort, laut mit sich zu sprechen.

„Noch ist es Zeit — ich kann das Portefeuille, das ich gefunden, zurückgeben — dann ist das Verbrechen von mir abgewälzt!“ murmelte er. „Heute noch, heute noch! Man kann mich erkannt haben! Soll Wilhelmine die Gattin eines Diebes sein? O Du mein Engel, die Schande wird Dich früher tödten, als die Krankheit! Ich besitze ja das Portefeuille noch — es steckt in der Brusttasche meines Oberrocks!“

Nach diesen Worten schauderte er heftig zusammen, als ob ihn ein Krampf befiele. Wilhelmine wollte ihn wecken; als sie aber sah, daß er wieder ruhig ward, unterließ sie es. Unter den geschlossenen Augenlidern des Schlafenden quollen Thränen hervor. Auch Wilhelmine begann still zu weinen bei dem Anblicke ihres armen Mannes, denn sie wußte, daß er nur aus Liebe zu ihr sich einer Verirrung schuldig machen konnte. Jetzt erinnerte sie sich der verletzenden Behandlung wieder, die sie von Rudolphi erfahren hatte; sie glaubte sich den Grund derselben erklären zu können. Es war nach ihrer Meinung nicht daran zu zweifeln, daß Elisens Gatte wußte, Cäsar hatte ein Portefeuille gefunden und behalten. Aber warum legte man auf diesen Fund ein so großes Gewicht? Enthielt das Portefeuille werthvolle Papiere?

Leise trat sie in das Schlafzimmer und untersuchte die Brusttasche des Oberrocks ihres Mannes, der auf einem Stuhle lag.

Außer drei Hundertthaler-Banknoten lagen einige kleine Papiere und eine Visitenkarte darin. Auf der Karte standen die Namen „Gottfried Christian Beck.“ Wilhelmine starrte das Blatt an. Sie erinnerte sich, daß Cäsar's Onkel so hieß. Kein Anderer als er konnte demnach der Besitzer des Taschenbuchs sein. Aber hatte er es auch verloren? Wenn dies der Fall, so mußte er in Leipzig sein, und dies ließ sich annehmen, da sie dem Onkel einen Brief geschrieben hatte.

„Armer Cäsar,“ dachte sie, „wie es scheint, hast Du das Taschenbuch Deines Onkels gefunden, und Dein redliches Herz bereitet sich unnütze Sorgen! Aber sollte er die Karte nicht gelesen haben? Sollte er nicht wissen, wer der Eigenthümer des Portefeuilles ist?“ Neue Zweifel stiegen in ihr auf. Um diese zu beseitigen, gab es kein anderes Mittel, als Cäsar selbst zu fragen. Dann aber würde sie ihm zu erkennen gegeben haben, daß sie um ein Geheimniß wüßte, dessen Bewahrung ihm am Herzen lag. Sie kannte den Charakter ihres Mannes zu genau und vermochte die Folgen zu ermessen, die daraus entstanden, wenn sie sich als Mitwisserin dieser Verirrung zu erkennen gab. Sie beschloß, einen andern Vortheil aus diesem Zufalle zu ziehen. Nachdem sie einige Minuten überlegt, verbarg sie das Portefeuille in der Tasche ihres Kleides. Dann ging sie in das Zimmer zurück, um ihren Mann zu beobachten. Cäsar erwachte nach einer halben Stunde. Mit verstörten Blicken sah er um sich.

Nur mit Anstrengung vermochte er so viel Unbefangenheit zu erkünsteln, als nöthig war, um Wilhelminen den Zustand seines Innern zu verbergen. Die beiden Gatten blieben den ganzen Tag zu Hause. Um acht Uhr Abends ging Wilhelmine in die Küche zu der Magd.

„Ist ein Brief angekommen?“ fragte sie leise.

„Ja, gnädige Frau.“

Die Magd holte ein Couvert aus dem Küchenschrank. Wilhelmine, und Elise hatten nämlich einen Briefwechsel verabredet, der durch die Mägde besorgt wurde, um ihn den Männern geheim zu halten. Die junge Frau las:

„Theuerste Freundin!

„Der Senator Beck aus Bremen ist hier; er hat meinen Othello besucht und von ihm Erkundigungen über Ihren Mann eingezogen. Ich erinnere mich, daß Sie mir gesagt haben, der Senator sei mit Ihnen verwandt. Da mir nöthig scheint, daß Sie von diesem Umstand Kenntniß erhalten, habe ich nicht versäumt, Ihnen auf dem verabredeten Wege diese Zeilen zu senden. Mein Mann verschließt sich seit gestern in seinem Zimmer; wir hören und sehen uns nicht. Nächstens mehr von Ihrer Elise.“

„Der Onkel ist hier, also gehört ihm das Taschenbuch mit dem Gelde!“ dachte Wilhelmine. „Wohlan, nun kann ich mein Versöhnungswerk vollbringen, und Cäsar's Fund soll mir dabei behülflich sein.“

Cäsar war wirklich krank, er ging zeitig zu Bett. Schon früh am nächsten Morgen schickte Wilhelmine auf das Fremdenbureau, und ließ die Wohnung des Senators erfragen. Die Magd kam zurück. Auf dem Zettel war das Haus des Doctors Natal angegeben, das, wie die junge Frau wußte, ganz in der Nähe lag.

Um neun Uhr trat Wilhelmine in das Zimmer ihres Mannes. Er stand im Schlafrocke am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Beide Gatten grüßten sich zärtlich wie jeden Morgen. Cäsar sah bleich aus, aber er schien ruhiger zu sein.

„Was mag dort angeschlagen sein?“ fragte er, indem er durch das Fenster auf die Straße zeigte.

Wilhelmine trat zu ihm und sah hinaus. Die Vorübergehenden blieben an der gegenüberliegenden Straßenecke stehen, und lasen begierig einen großen grünen Anschlagzettel.

„Man kündigt vielleicht eine neue Oper oder ein großes Concert an.“

„Ich möchte es wohl wissen!“ murmelte Cäsar.

„Deine Neugierde ist bald zu befriedigen. Ich werde die Magd abschicken, daß sie den Zettel liest.“

Sie ging hinaus. Die Magd, eine schon bejahrte Person, stand vor dem Herde.

„Rosine, an der Ecke unserer Straße klebt ein großer Zettel — gehe und sieh' nach, was man ankündigt.“

„Ich habe den Zettel schon gelesen, gnädige Frau.“

„Was kündigt man an?“

„Es ist eine gestickte Brieftasche mit siebenhundert Thalern verloren gegangen.“

„Mit siebenhundert Thalern?“ fragte erschreckt die junge Frau.

Rosine hielt dieses Erschrecken für Erstaunen.

„Ja, gnädige Frau. Und hundert Thaler Belohnung, wenn man dem ausgesetzt, der sie auf dem Polizeibureau abliefert. Ich wäre ich die Finderin!“ rief seufzend die alte Magd, indem sie mit dem Blasebalge das Feuer anfachte.

Die junge Frau ging in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Dann holte sie das Portefeuille aus dem Kasten ihrer Toilette, öffnete es und prüfte den Inhalt. Er bestand aus drei Banknoten à hundert Thaler. Entweder war noch ein zweites Portefeuille verloren, oder Cäsar hatte vierhundert Thaler ausgegeben. Wilhelmine glaubte das Letztere annehmen zu müssen, da ihr Mann von einem Verbrechen gesprochen hatte, wozu nur Rudolphi gedrängt haben solle. Und was konnte ihm außerdem Sorgen bereiten, wenn die Summe noch vollständig wäre? Er hätte in diesem Falle einfach das Gefundene zurückgeben können, und die Sache wäre abgemacht gewesen. Wilhelmine hatte bis jetzt an ausreichendes Vermögen ihres Mannes geglaubt — diese unglückselige Angelegenheit veranlaßte sie, das Gegentheil anzunehmen.

„Er ist arm,“ dachte sie, „und nun kann ich mir Manches erklären! Ist es möglich, so soll er nie vor mir erröthen — ich werde im Geheimen handeln! Seine Gemüthsstimmung erheischt die sorgfältigste Vorsicht.“

Sie ging in das Zimmer zurück. Als sie den Gatten bleich und düster vor sich hinblickend in dem Lehnstuhle sitzen sah, hätte sie in Thränen ausbrechen mögen. Die Liebe gab ihr Kraft, ein freundliches Gesicht zu zeigen. Cäsar fragte nicht, aber er sah seine Frau mit unruhig forschenden Blicken an.

„Der Zettel," sagte sie, „enthält eine Auktionsanzeige."

„Nichts weiter?"

„Die Leute sind hier sehr neugierig!"

Man trank die Chokolate. Wilhelmine suchte nach einem Vorwande, um sich zu entfernen; er war bald gefunden. Sie machte eine einfache, geschmackvolle Toilette. Cäsar umarmte sie mit großer Innigkeit, hielt sie aber, gegen seine Gewohnheit, heute nicht zurück. Sie eilte durch die Straßen. An der nächsten Ecke las sie den großen Zettel. Die genaue Beschreibung des Portefeuilles beseitigte den letzten Zweifel. Sie bestieg einen Fiaker und ließ sich nach dem Leibhause fahren. Hier versetzte sie alle ihre Gold- und Schmucksachen, die sie bei sich trug. Sie forderte und erhielt auf die werthvollen Juwelen die Summe von vierhundert Thalern. Nun ließ sich Wilhelmine nach dem Hause des Doctor Nataß fahren. Eine Magd sagte ihr, daß der Senator in dem ersten Stocke wohne. Auf dem Korridor trat ihr der lange Lorenz entgegen — er trug die Reste des Frühstücks seines Herrn.

„Ich möchte den Herrn Senator Beck aus Bremen sprechen!" sagte Wilhelmine, nachdem sie den alten Diener gegrüßt hatte.

Lorenz sah die reizende junge Frau mit großen Augen an.

„Meinen Herrn?" fragte er verwundert.

„Den Herrn Senator Gottfried Christian Beck aus Bremen."

„Ganz recht. Wen habe ich die Ehre anzumelden?"

„Eine Dame, die ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen hat."

„Nichts weiter?"

„Ich glaube, es wird genügen, um mir Zutritt zu verschaffen."

Lorenz setzte seinen großen Präsentirteller auf einen Tisch, und ging in das Zimmer. Der Senator hatte bereits Toilette gemacht, denn er wollte ausgehen.

„Eine junge Dame, sagst Du?" fragte er verwundert.

„Und dabei ist sie so schön, wie ich noch selten eine gesehen habe."

„Wie ist sie gekleidet?"

„Sehr elegant, Herr Senator. Ich glaube, man darf sie nicht abweisen."

„Hm! So mag sie eintreten!"

Lorenz ordnete mit geübten Fingern die Cravatte seines Herrn, und bürstete mit einer kleinen Haarbürste, die er aus der Tasche gezogen, die dünnen Haare des dicken Senators, daß sie fest und glatt an den Schläfen lagen.

„Was denkst Du, Lorenz?"

„Ich würde an unsern Neffen denken, Herr Senator, wenn die Dame nicht so mädchenhaft aussähe."

„Aber ich habe hier keine Bekanntschaften —"

„Nun, wir werden ja sehen."

Der alte Diener öffnete die Thür und bat Wilhelminen, einzutreten. Im nächsten Augenblicke stand die junge Frau vor dem Senator. Erröthend grüßte sie den Onkel ihres Mannes durch eine graziöse Verneigung. Der Senator dankte mit der Würde eines Senators.

„Mein Herr, Sie haben ein Portefeuille mit siebenhundert Thalern verloren?" fragte Wilhelmine.

„Wie, ich?"

„Herr Gottfried Christian Beck."

„Sie kennen meinen vollständigen Namen, mein Fräulein."

Madame wagte der Senator nicht zu sagen. Wilhelmine ließ sich nicht beirren; sie glaubte an eine Ausflucht des alten Herrn, der ihr jovial genug dazu erschien.

„Verzeihung, mein Herr, dann muß ich mich geirrt haben."

„Ohne Zweifel. Aber aus welchem Grunde glauben Sie, daß ich ein Portefeuille verloren habe?"

„Weil eine Visitenkarte mit Ihrem Namen darin liegt. Hier ist die Karte."

Der Senator nahm das kleine vergilbte Blatt.

„Wahrhaftig!" murmelte er erstaunt, nachdem er die veraltete Schrift gelesen. Dann betrachtete er schweigend einige Augenblicke das Blatt. Plötzlich spiegelte sich in seinem Gesichte eine angenehme Ueberraschung ab.

„Mein Fräulein," sagte er hastig, „kann ich das Portefeuille sehen?"

Wilhelmine überreichte es. Die Hand des Senators zitterte ein wenig, nachdem er einen Blick auf die in Perlen gestickten Buchstaben des Deckels geworfen hatte.

„Sie sind der Besitzer nicht?" fragte die verwunderte Wilhelmine.

Der Senator antwortete nicht; er öffnete das Buch und holte den Inhalt heraus. Die Banknoten legte er auf den Tisch. Die beiden andern, wie Briefe aussehenden Papiere öffnete und las er. Wilhelmine hatte sie aus Discretion unberührt gelassen. Die Lectüre erregte in dem Lesenden eine große Bewegung, und Wilhelmine, die ihn erstaunt beobachtete, glaubte zu bemerken, daß seine Augen feucht wurden.

„Mein Gott," murmelte er, „das ist ein wunderbarer Zufall! Mein Fräulein, wo haben Sie dieses Buch gefunden?"

„In der Straße — nicht weit von Ihrer Wohnung."

„Wann?"

„Gestern Abend. Diesen Morgen fordern große Anschlagzettel den Finder auf, es auf dem Polizeibureau gegen eine Belohnung abzuliefern. Ich zog es vor, die Andeutung dieser Karte zu benützen — —"

„Und Sie haben Recht gethan, denn andernfalls hätten Sie mich eines Vergnügens beraubt, das ich mit mehr als dieser Summe — er deutete auf die Banknoten — zu bezahlen geneigt bin. O, ich bitte, nehmen Sie das Ganze."

Wilhelmine trat erröthend zurück.

„Verzeihung, mein Herr — Sie sagten, daß Sie nicht der Eigenthümer seien —"

„Es ist wahr!" antwortete der Senator, sich fassend. „Aber ich ersuche Sie, mich den Finder sein zu lassen. Bestimmen Sie selbst den Lohn für diese Gefälligkeit. Daß dieses Portefeuille dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zugestellt werde, brauche ich wohl nicht zu versichern. Ich bürge Ihnen mit meinem Ehrenworte dafür."

Die junge Frau konnte sich zwar den Zusammenhang aller dieser Umstände nicht erklären, aber sie ging ohne Zögern auf den Vorschlag des Senators ein, zumal da sie den Hauptzweck erreicht hatte.

„Mein Herr," sagte sie, „darf ich mir einen Finderlohn erbitten?"

Der Senator verneigte sich.

„So erlauben Sie mir, daß ich mir diesen Abend eine Quittung über die richtige Ablieferung des Portefeuilles hole."

„Mißtrauen Sie mir?"

„Nein, mein Herr; aber ich bedarf ihrer zu meiner eigenen Beruhigung."

„Und darf ich wissen, wer mir die Ehre erzeigt —"

Wilhelmine verneigte sich, und verließ das Zimmer, ohne zu antworten.

„Das ist ein reizendes, aber stolzes Geschöpf!" dachte der Senator. „Ich habe immer geglaubt, daß der Eigennutz eine Hauptschwäche der Frauen ist — hier finde ich die erste Ausnahme. Wie Schade, daß ich nicht fünfunddreißig Jahre jünger bin!"

Er hüllte sich in seinen Pelz, und verließ, von Lorenz gefolgt, das Haus, nachdem er das Portefeuille zu sich gesteckt hatte. Sein erster Weg war der auf das Polizeibureau, um nähere Erkundigungen über das Portefeuille einzuziehen. Man nannte ihm eine Frau von Jasper und bezeichnete ihm das Haus, in dem sie wohnte.

VIII.

Die Landdrostin hatte so eben mit Susannens Hülfe ihre Toilette beendet; sie stand vor dem Spiegel und legte ein wenig Roth auf die verblühten Wangen. Da ward leise an die Thür geklopft. Die Dame schloß rasch ihr Schminkkästchen und rief mit lauter Stimme „herein!" Der Senator erschien auf der Schwelle; hinter ihm zeigte sich die lange Gestalt des alten Lorenz. Die Landdrostin fuhr entsetzt zurück, als sie die Gruppe der beiden ihr verhaßt gewordenen Männer sah. Aber auch das Gesicht des Senators verlängerte sich ein wenig bei dem Erblicken der alten

Dame, deren Feind er durch das tückische Spiel des Zufalls geworden war.

„Frau von Jasper?“ sagte der Senator, indem er sich verbeugte.

„Ich bin Frau von Jasper!“

Der Herr schloß dem Diener die Thür vor der Nase. Dann trat er der Bewehnerin des Zimmers näher, und sah sie einen Augenblick schweigend an. Frau von Jasper verlor ihre Fassung.

„Mein Herr,“ rief sie, „Ihre Kühnheit artet in Insolenz aus! Bin ich denn in meinem Zimmer nicht mehr sicher vor Ihnen? Giebt es denn kein Mittel, mir Ruhe vor Ihnen zu schaffen? Was wollen Sie?“

„Meine Pflicht als ehrlicher Mann erfüllen — hier ist Ihr Taschenbuch, das ein Zufall, und diesmal ein guter Zufall, in meine Hände gerathen ließ. Nehmen Sie!“

„Das ist wahrlich ein seltsamer Zufall!“ flüsterte überrascht die Landdrostin. „Ich habe dem Finder einen Lohn zugesichert — —“

„Ich leiste nicht darauf Verzicht!“ sagte lächelnd der Senator.

„Noch mehr, gnädige Frau: ich habe ihn mir bereits genommen. Prüfen Sie gefälligst das Taschenbuch.“

„Das ist mir lieb!“ rief die alte Dame, indem sie das Buch öffnete. „Jeden Dienst, den man mir leistet, pflege ich zu bezahlen. Aber die Summe ist ja vollzählig? Eine Visitenkarte und zwei Briefchen fehlen — —“

„Diese drei Dinge, gnädige Frau, betrachte ich als den Finderlohn.“

Beide sahen sich einander forschend an. Die Landdrostin gerieth in peinliche Verlegenheit; der Senator lächelte.

„Aber haben die Briefe einigen Werth für Sie,“ fuhr er fort, „so bin ich bereit, sie Ihnen zurückzugeben.“

„Mein Herr, wenn Sie nicht die Absicht haben, Ihren Spott fortzusetzen, so begreife ich nicht, was für ein Interesse Sie leiten kann — —“

„Ich werde Ihnen Aufklärung geben, gnädige Frau! Wenn ein Mann in seinem Leben, und zwar in seinen Jugendjahren, nur zwei Liebesbriefe geschrieben hat, so muß es ihm gewiß von großem Interesse sein, wenn er im Alter diese Briefe, die Ergüsse einer romantischen Schwärmerei, zu Gesichte bekommt. In diesem Falle stehe ich. Ich war drei- oder vierundzwanzig Jahre alt, als ich diese Briefe an die reizende Blandine Witt richtete. Heute finde ich sie in dem Portefeuille der Frau von Jasper. Der Zufall, gnädige Frau, war uns auf der Reise ein tückischer Kobold — jetzt macht er seine Tücke dadurch wieder gut, daß er uns sagt, wer wir uns einander einst waren — denn, bei Gott, ohne diesen Zufall würden wir uns nicht erkannt haben. Wir sind ja seit unserer Trennung um fünfundzwanzig Jahre älter geworden.“

Die Entrüstung der Landdrostin war einer freudigen Ueberraschung gewichen. Mit bewegter Stimme flüsterte sie: „Demnach wären Sie —?“

Der Senator ergriff ihre Hand, drückte einen zarten Kuß darauf, und antwortete:

„Gottfried Beck, einst als junger Commis der glühendste Verehrer der reizenden Blandine.“

„Und Sie haben mich auf der Reise wirklich nicht erkannt?“

„Ich würde sonst früher die Hand geküßt haben, ohne die ich bis zu diesem Augenblicke Garçon geblieben bin.“

Frau von Jasper verneigte sich tief, indem sie flüsterte:

„Und ich bin seit einem Jahre Wittwe. Ihre Briefe, Herr Beck, sind mir in den einsamen Stunden meines Wittwenstandes die theuerste Erinnerung gewesen. Wie oft habe ich schmerzlich den Zufall bedauert, der uns trennte. Herr von Jasper war kein Mann für mich — —“

„De mortuis nil nisi bene!“ rief der Senator. „Der gute Landdrost ruhe in Frieden!“

„In diesen Wunsch stimme ich von Herzen ein!“ fügte lächelnd die alte Dame hinzu.

Beide setzten sich in den Sopha. Nun folgte ein Austausch von Mittheilungen, die wir übergehen, da sie nicht unbedingt zu unserer Geschichte gehören. Nur das dürfen wir nicht verschweigen, daß Blandine, jetzt Frau von Jasper, einst eine bildschöne Tänzerin gewesen, die neben Pepita de Oliva mit Ruhm bestehen konnte. Gottfried, ein hübscher, blühender Commis, wenn auch ein wenig klein, hatte sich ihrer Gunst im hohen Grade zu erfreuen gehabt, war aber, trotz seiner glühenden Liebe, von dem reichen Herrn von Jasper, der später Landdrost wurde, überflügelt. Der gute Gottfried hatte zu lange mit dem Heirathsantrage gezögert. Zwar hatte er sich stets mit einer Art Wehmuth der ersten Jugendliebe erinnert; aber der Grund, den er seinem Junggesellenthume Frau von Jasper gegenüber untergelegt, war eine Lüge, eine Höflichkeitsphrase gewesen.

Blandine hatte den Zweck ihrer Reise erzählt; Gottfried beim seinigen. Beide sahen sich erstaunt an, als sich herausstellte, daß der Neffe des Senators die Tochter der Landdrostin entführt und geheirathet hatte.

„Ist Cäsar wirklich von Adel?“ fragte die erstaunte Dame.

„Sein Vater erhielt den Adel, als er zum Legationsrathe ernannt wurde; es kann Niemand seinen Rang anfechten.“

„So kann Cäsar als Edelmann die Erbschaft seiner Frau antreten. Ach, wäre er nur nicht Spieler, wäre Wilhelmine nicht krank!“

„Ueberzeugen wir uns!“

„Aber wie?“

„Der gerade Weg ist stets der beste — wir wenden uns an die jungen Leute selbst, anstatt auf das Urtheil Anderer zu hören. Mein Wagen steht noch vor der Thür; Sie haben Toilette gemacht — säumen wir nicht, die Sache in's Klare zu bringen.“

Einige Minuten später trat die Landdrostin am Arme des Senators auf den Corridor. Lorenz und Susanne sahen ihre Herrschaft mit großen Augen an.

„Oeffne den Wagen, Lorenz! Dann bleibst Du hier, bis wir zurückkommen!“ befahl der Senator. „Dem Kutscher sage, daß er uns nach Cäsar's Wohnung fahre, die Du kennst.“

So geschah es. Der Wagen fuhr ab, und bald zog der Senator die Glocke an Cäsar's Thür. Gottfried ließ sich von der Magd das Zimmer seines Neffen bezeichnen. Dann trat er, Blandine am Arme führend, ohne Umstände ein. Die beiden jungen Gatten saßen im Sopha; überrascht erhoben sie sich. Aber mehr noch waren die Eintretenden überrascht: der Senator erkannte die reizende Finderin des Portefeuilles und die Landdrostin erkannte den interessanten jungen Mann, den sie bei dem Doctor gesehen und im Verdachte gehabt hatte, ihr Portefeuille gestohlen zu haben. Wir fügen noch hinzu, daß sie vergebens bei dem Doctor geforscht, der, wie wir wissen, Cäsar nicht gesehen hatte. Alle waren so überrascht, daß sie vergaßen, zu grüßen. Endlich reichte der Onkel dem Neffen die Hand.

„Cäsar,“ sagte er lächelnd, „stelle mich Deiner liebenswürdigen Gattin vor.“

Aber Cäsar hörte nicht, er starrte die Landdrostin an.

„Madame,“ stammelte er, „Sie haben ein Portefeuille verloren?“

„Zu meinem Glücke!“ antwortete freundlich die Landdrostin. „Es befindet sich bereits wieder in meinen Händen.“

„Genügt Ihnen diese Quittung?“ fragte der Senator, indem er Wilhelminen die Hand küßte.

Die junge Frau verneigte sich.

„Wenn Madame die Eigenthümerin ist“ — flüsterte sie.

„Dafür bürge ich!“ rief der Senator. „Fordern Sie nun immer keinen Lohn?“

„Erweisen Sie mir die Verzeihung meines Mannes —“

„Weshalb zürnt er Ihnen?“ fragte verwundert der Onkel.

„Daß ich ihn des Glückes beraubt habe, seinen Frau in Personen zu überreichen; aber ich wollte den Onkel kennen lernen und versöhnen, da ich die Schuld zu tragen glaube — —“

„Madame,“ unterbrach sie der jovialе Alte, „sagen Sie meinem Neffen, er sei ein Narr! Soll ich ihm böse sein, weil er eine liebenswürdige Frau besitzt? Hätte ich den Muth gehabt, eine Entführung zu unternehmen, ich wäre vielleicht heute ein glücklicher Ehemann. Frau von Jasper wird die Güte haben, dies zu bestätigen.“

Statt zu antworten, trat die Landdrostin zu Wilhelmine, ergriff bewegt ihre Hände und küßte sie.

„Der Herr Senator hat Recht!“ flüsterte sie dann unter Thränen. „Der Entführer hat die Verzeihung des Onkels — ich bringe der Entführten die Verzeihung der Mutter.“

Cäsar stand wie träumend da; er begriff Nichts von den Dingen, die sich vor seinen Augen ereigneten. Wie durch einen Schleier sah er, daß die Landdrostin sich ihm näherte.

General Walter.

„Wir haben uns in dem Vorzimmer des Doctors gesehen, Herr von Beck."

„Ganz recht, ich wollte ihn wegen meiner Frau befragen."

„Halten Sie Wilhelmine wirklich für krank?"

„Sehen Sie denn nicht, wie bleich sie ist? Man muß sie länger beobachten, um ihren Gesundheitszustand zu begreifen."

Während dieser Zeit hatte Wilhelmine mit dem Onkel leise geflüstert.

„Er ist Hypochonder," murmelte der Alte; „wir werden ihn bald heilen. Cäsar, ich habe mit Dir zu reden," rief er; „aber nicht in diesem Boudoir, sondern in Deinem Zimmer."

Onkel und Neffe entfernten sich. Die beiden Frauen waren allein.

„Mein liebes Kind," begann die Landdrostin, „ich benütze diesen Augenblick, um mit Ihnen von Ihrer Mutter zu sprechen. So lange Sie denken können, befanden Sie sich bei Madame Bertram. Diese Frau aber war nicht Ihre Mutter, sondern nur Ihre Erzieherin. Vor einiger Zeit schrieb Ihr Mann an seine vermeintliche Schwiegermutter, und zeigte ihr an, daß Sie krank seien. Diese Nachricht erfüllte Ihre wirkliche Mutter mit um so größerm Schmerze, da sie durch den Tod Ihres Vaters erst jetzt im Stande ist, Ihnen ihre ganze Liebe zu widmen. Staunen Sie nicht darüber, denn Ihr Vater war der seltsamste Mensch der Erde — er setzte Zweifel in die Treue seiner Gattin und verstieß seine beiden Töchter. Aus Liebe zu ihren Kindern willigte sie in diese Trennung, denn sie war das einzige Mittel, den halb wahnsinnigen Herrn von Jasper abzuhalten, sein Vermögen einem Seitenverwandten zu vermachen. Wilhelmine, Ihre Mutter war nur vorsichtig, nicht hartherzig — hätte sie Ihren Aufenthalt früher gewußt, sie würde früher gekommen sein, um Ihnen zu sagen, daß sie Ihnen ein großes Vermögen gerettet hat! Ich bin die Universalerbin des Herrn von Jasper, und die Welt kann nun erfahren, daß Sie — meine Tochter sind!"

Die junge Frau sank weinend in die ausgebreiteten Arme der Landdrostin; Secunden verflossen, ehe sie eines Wortes mächtig war. Dann flüsterte sie hastig:

„Sie sagten, ich habe noch eine Schwester?"

„Sie ist um drei Jahre älter, als Du. Leider kenne ich ihren Aufenthalt nicht, ich weiß nicht einmal, ob sie noch lebt. Mein Bruder, ein armer Schauspieler, ist seit langer Zeit mit ihr verschwunden."

„Wie hieß Ihr Bruder?" fragte Wilhelmine zitternd.

„Alexander Witt!"

„Alexander Witt war der Pflegevater meiner Freundin Elise — sie hat mir oft von dem armen Schauspieler erzählt, der sie geliebet hat. Ach, und ich wußte nicht, daß er der Bruder meiner Mutter, und daß Elise Rudolphi meine Schwester ist."

„Meine älteste Tochter heißt Elise!"

„Sie ist die Gattin eines reichen Mannes."

Nachdem der erste Erguß mütterlicher und kindlicher Liebe vorüber war, stellten die beiden Frauen ruhige Erörterungen an, und es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Elise und Wilhelmine die Kinder der Landdrostin waren. Das Erstaunen Cäsar's läßt sich nicht beschreiben.

„O über den Zufall!" rief lächelnd der Senator. „Demnach hat Herr Rudolphi seinen eigenen Schwager verleumdet!"

„Aus Eifersucht!" rief Wilhelmine. „Er mißtrauet Elisen —"

„Wie Herr von Jasper seiner Frau!" fügte die Landdrostin hinzu.

Eine Stunde später hatte Wilhelmine ihrer Freundin und Schwester das Geheimniß mitgetheilt. Noch befanden sich Beide unter dem ersten Eindrucke dieser frohen Entdeckung, als Bernhard eintrat. Er trug einen Brief in der Hand, den ihm der Senator geschrieben hatte. Als er die beiden Frauen sah, die sich weinend umschlungen hielten, blieb er an der Thüre stehen. Wilhelmine näherte sich ihm, ergriff seine Hand, und sagte:

Digitized by Google

„Sie haben mich aus Liebe zu meiner Schwester beleidigt — ich verzeihe Ihnen, ohne daß Sie mich darum bitten."

Dann führte sie ihn zu Elisen, die ruhig an ihrem Platze geblieben war.

„Elise," sagte er, „Cäsar's Onkel giebt mir in diesem Briefe eine Aufklärung, die mich mein Unrecht gegen Dich vollkommen einsehen läßt. Wilhelminens Gatte fehlte aus Liebe zu seiner Frau —"

„Und Du, Bernhard, aus Liebe zu mir!" rief Elise, indem sie aufstand und sich an seine Brust warf. „Du siehst Dein Unrecht ein, darum schweigen wir von der Vergangenheit."

„Aber der Scheidungsproceß?" fragte Bernhard.

„War Project, und wird auch wohl Project bleiben!"

Ein glänzendes Abendessen vereinigte alle Personen unserer Erzählung in dem Salon Bernhard Rudolphi's. Selbst der lange Lorenz und Susanne speisten mit den Domestiken. Die Landdrostin schilderte mit gelaßiger Zunge die Leiden ihrer Ehe.

„Nehmen Sie ein Beispiel daran, meine Herren," schloß sie; „der Zufall fügt nicht immer eine glückliche Lösung der Dinge." Cäsar drückte Wilhelminens Hand und flüsterte:

„Du hast mich vor mir selbst gerettet! Hätte ich mich früher Dir offen anvertraut!"

Bernhard küßte seine Gattin; dann sagte er ihr leise ins Ohr:

„Ich werde mich hüten, in die Fußtapfen des Landdrosts zu treten!"

„Blandine," flüsterte der Senator, „es ist schade, daß wir nicht fünfundzwanzig Jahre jünger sind!"

„Der Zufall, mein Freund, bewirkt viel; aber eine solche Umwandlung vermag er nicht hervorzubringen. Freuen wir uns der Erinnerung, und verjüngen wir uns in unsern Kindern!"

Acht Tage später saßen Gottfried und Blandine friedlich in einem Coupé erster Klasse; sie fuhren nach Braunschweig zurück.

„Rauchen Sie!" sagte lächelnd die Landdrostin.

„Und Sie?"

„Ich werde über die Spiele des Zufalls nachdenken."

General Walker und die Filibusters in Central-Amerika.

(Mit dem Portrait Walker's.)

Die Welt ist um einen Herrscher reicher geworden, zwar nicht mehr auf ungewöhnlichem, aber doch auch zugleich eigenthümlichem Wege. Ein ehemaliger göttinger Student, Walker, General Walker, Dictator Walker, hat ein Land erobert und anderer Leute Länder ebenfalls so gut wie unterworfen. Mindestens ist er absoluter Herrscher über die Republik Nicaragua, und als solcher von der Regierung der vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt worden. Wir wissen, daß dieser Umstand allein eine wichtige Rolle in dem drohenden Kriege zwischen Amerika und England spielt. Ein solcher Krieg könnte leicht zur welthistorischen Tragödie werden, wofür wir Alle theuer bezahlen müßten. Aber auch abgesehen davon, ist Walker's Eroberungszug mit einer Heerde „Filibusters" geschichtlich interessant genug und ein merkwürdiger Ausfluß unserer modernen Civilisation überhaupt. Zwar nahmen auch von jeher andere Herren, die Länder erobern wollten, die Leute dazu, wo und wie sie dieselben eben kriegen konnten und schlugen damit zu, so derb und erbarmungslos, als in ihren Kräften stand; aber die Filibusters sind eine so charakteristische Produktion unserer Zeit, daß man sie nicht mit den geworbenen, gekauften, gestohlenen und geraubten Truppen früherer Eroberer und Potentaten vergleichen kann. Die Filibusters sind Freiwillige, Freiwillige aller Nationen, ein kosmopolitischer Auswurf und Sauerteig aus allen Ländern, Völkern und Farben zusammengeworfen und in Gährung übergehend. Wir wissen von den Chemikern, daß es verschiedene Gährungen giebt, faule, weinige, zersetzende, tödtende, belebende und producirende. Es hängt von der Geschichte und den Leitern derselben ab, ob solche Gährungen in menschlichen Angelegenheiten tödten oder beleben. Man sieht also, daß Walker schon deshalb eine wichtige Person ist. Wer ist er? Und was heißt das eigentlich: Filibusters?

Sie selbst halten sich an folgenden Stammbaum ihres Namens. Bald nach Entdeckung Florida's durch die Franzosen überfielen Spanier eine Befestigung derselben an der Küste und metzelten die ganze Besatzung nieder. Die Franzosen machten „Wurst wieder Wurst" und schlachteten deshalb die Spanier ein. Ihre Rache-Expedition fuhr am Kap Finisterre ab, dessen Namen sie nicht recht verstanden haben mochten, so daß sie es in ihrem Berichte Finibuster und ihre überall her zusammengerafften Leute Finibusters nannten, woraus später Filibusters wurden. Doch das ist Nebensache. Filibusters sind jetzt Leute, die sich rücksichtslos und ohne Moralitäts- und Maturitätszeugniße, ohne Taus- und Pockeninpfungszeichen, sogar ohne Paß und polizeiliche Reiseroute aus allen Gegenden, Ständen, Völkern und Racen zusammenfinden, um sich irgendwie mit gemeinschaftlichen Kräften durch die Welt hindurchzuschlagen. Ihre Richtung, ihr Erfolg, ihre Tugenden oder Schandthaten hängen wesentlich von ihrem Räuberhauptmann ab, der den ausgewerfenen, des Vaterlandes, der Freunde und Verwandten und sonstiger sittlicher und persönlicher Beziehungen beraubten Individuen erst wieder Farbe, Bestimmung, Charakter, Eigenthum, „Vaterland" und Stellung geben soll und will. Ohne Concentration unter einem Führer und Fürsten landstreichern sie in aller Welt umher, Zigeuner der Civilisation, und suchen in polizeiwidriger Freiheit, im Kampfe mit Polizei, Gesetz und Polizistatoren, im Gebrauch starker, gesunder Glieder und rebellischer Grundsätze Ersatz für die ihnen versagten Güter von „Häuslichkeit, Bürgerwohl und Familienglück." So lange sie leben, finden sie irgendwie Lebensmittel, und wenn sie sterben, machen sie sich auch nicht viel daraus, da einem ein solches Unglück nicht zu vielen Male passiren kann. Sie nomadisiren und zigeunern am häufigsten und liebsten da umher, wo das Auge der Polizei durch Busch und Wald, Wüste und Wildniß beschränkt wird, im Innern Amerika's, in Californien, unter den Hinterwäldlern, um die Sümpfe von Städten, und sind immer gleich bei der Hand, wenn etwas unternommen werden soll, wozu ein weites Gewissen, starke, gesunde Glieder, Trotz gegen Polizei, Moral und Gesetzbuch gehören. So handeln sie gelegentlich mit verbotenen Einfuhrartikeln, mit geschmuggelten Cigarren, mit Sklaven und sonstigen Dingen, wozu Courage gehört und die deshalb auch einen guten Profit abwerfen.

Walker ist ein geborner Amerikaner aus Tenessee, wobei seine schottischen Vorfahren ausgewandert waren. Seine Eltern bestimmten ihn zur Jurisprudenz und ließen ihn durch Europa reisen und in Göttingen studiren. Er lernte Deutsch, Französisch, Spanisch, Italienisch zu seinem Englisch, und konnte deshalb gleich mit jedem Rekruten, der sich einfand, so zu sagen „Deutsch" reden. Das machte ihn den Repräsentanten jeder Nation gleich von vorn herein populär. Von Göttingen ging er nach Paris, um dort Medicin zu studiren. „Drüben" hielt er sich eine Zeit lang in New-Orleans auf und schrieb Broschüren und für Zeitungen. Doch hielt er's auch da nicht lange aus. Um seinem unruhigen Blute und Streben neue Nahrung zu geben, machte er die Heldenreise von New-Orleans nach San Franzisko über Land, über tausend Meilen Wüste und Wildniß, schrieb dort wieder für Zeitungen und etablirte sich bald darauf in Marysville als Jurist.

Da aber „Recht und Gesetz" oft nur Gewalt in Form der List, in Papier-Paragraphen gewickelte Waffe ist, entschied sich Walker bald für Gebrauch derselben ohne Papier. Er ging unter die „Rebellion" der Einwohner von Sonora in Unter-Californien gegen Santa Anna, den republikanischen Tyrannen von Mexike. Er schlug und verlor als Kommandant einer Insurgenten-Abtheilung mehrere Schlachten und zog sich aus seiner zerstreuten Armee nach San Franzisko zurück. Hier bereitete er seinen Filibuster-Zug gegen Central-Amerika vor, das nach seiner Meinung (in welche die Amerikaner stolz einstimmen) aus den Händen fauler, stolzer, verkommener Spanier dem Fleiße, der Intelligenz und dem Unternehmungsgeiste der „angelsächsischen Race" übergeben und gewonnen werden müsse. So segelte er am 5. Mai 1855 mit einer kleinen Schaar Amerikaner, Deutscher, Irländer, Italiener,

Juden, Polen und Franzosen von San Franzisko nach Nicaragua ab, um der gegen ihre spanische Obrigkeit rebellirenden Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Er eroberte die Hauptstadt von Nicaragua, Granada, nannte sich General Walker, setzte den alten Präsidenten ab und dafür Don Patricio Rivas ein und schloß mit der abgesetzten Regierung Frieden, deren Kommandant Corval sich ihm anschloß. Dies hielt den neuen Herrn, jetzt Generalissimus aller Truppen von Nicaragua nicht ab, den besiegten Feind erschießen zu lassen, eine Praxis, die er gegen alle spätern Kriegsgefangenen, z. B. die von Costa Rica, schonungslos ausüben ließ.

Auch unter seiner eigenen Armee war von Gnade keine Rede. Mehrere Deutsche erhob er durch höhere Stellen, Andere auch durch den Strang.

Nach Unterdrückung des legitimen Aufstandes der Costa Ricaner gegen Walker (die unterlagen trotz der geheimen Unterstützung von Seiten der palmerston-clarendon'schen Diplomatie) war und blieb er bis jetzt Herrscher in Nicaragua. Die amerikanische Regierung, anfangs zögerud, ihn anzuerkennen, nahm endlich den von Walker nach Washington geschickten Gesandten an und somit auch die walker'sche Regierung als eine „bestehende". —

„Wir erkennen alle Regierungen an," sagte Präsident Pierce, „ohne nach der Art ihrer Entstehung zu fragen, sobald solche Regierungen de facto von dem Volke der betreffenden Regierung anerkannt wurden."

Nordamerika ist Walker's Magazin für Central-Amerika, das über ein Kleines zu den „vereinigte Staaten" gehören mag. Und das ist keine Kleinigkeit. Die fünf central-amerikanischen Republiken Guatemala mit 850,000, San Salvador mit 395,000, Honduras mit 350,000, Nicaragua mit 300,000 und Costa Rica mit 125,000, zusammen mit 2,020,000 Seelen sind zwar mit dieser dünnen, faulen Bevölkerung noch nicht viel werth, aber innerhalb der 155,000 englischen Quadratmeilen ihres Bodens schwelgt ein Reichthum der Natur in der Hoffnung auf Erlösung und Verbrauch und Genuß durch Menschen, der fabelhaft klingt und für 100 Millionen Menschen mehr als hinreichend sein mag. Kostbare Hölzer und Mineralien, Antilopen, Bergkühe, Affen, Racoon's, schwarze Tiger, Tigerkatzen und unzählige andere Thiere und Schätze schlummern und verwildern jetzt über die üppigsten, wärmsten Menschenöden hin.

Nach Humboldt giebt ein Acker von Pisang-Palmen in Central-Amerika an Masse eben so viel Speise (was von nährendem Stoff wohl zu unterscheiden ist), als bei uns 133 Acker Weizen liefern. Das Land vereinigt in üppiger Fülle fast alle Pflanzen und Früchte gemäßigter und heißer Zonen. Die centralamerikanischen Territorien können, wenn einst kultivirt und bevölkert, alle alte und neue Welt doppelt mit Kolonial-Produkten und sonst allen möglichen Gütern versehen.

Was den Mann betrifft, der angefangen hat, diese Paradiese der „geldmachenden" Race aufzuschließen, so können wir ihn nicht nach unserm Katechismus und Landrecht abthun, schon deshalb nicht, weil wir, wie auch die Nürnberger, Keinen hängen, den wir nicht vorher gekriegt haben. Warten wir, bis er selbst einen Katechismus gemacht. Das thun ja die Eroberer immer, selbst sehr loyale und christliche, wie die Engländer in Indien, die Franzosen in Algier und da wo der Pfeffer wächst und die Transportkisten sterben. Bis jetzt begnügen wir uns, ihn mal anzusehen, wie er im Frühlinge vorigen Jahres von Herrn Wanze in San Franzisko photographirt und danach copirt und in Holz geschnitten wurde. Hat er nicht etwas Lord Byron'sches und Napoleon'sches dazu? Schmale, harte, gepreßte Lippen, blaues aber graufames, strenges Auge, straffe, erbarmungslose Züge. Ganz der Mann, um entweder Andere zu erschießen oder erschossen zu werden. Sollte er einst ein großer Mann, vielleicht gar eine Majestät geworden sein, welche himmlische Züge werden dann die Hechtitätschreiber in dieser Physiognomie finden! Fehlt es doch jetzt schon nicht an Republikanern in Amerika, die mit Bewunderung von seiner „geheimnißvoll anziehenden, gewinnenden, zarten Persönlichkeit" singen, von „lichten, blauen Augen und gedankenvollem Ausdruck." Er wird immer schöner und geistreicher und tugendhafter werden, je mehr er todtschießt und an Macht gewinnt.

Einen Herrscher, der durch viel schlimmere Mittel zur Macht kam, und Anfangs in der englischen Presse wie das scheußlichste Geschöpf der Erde behandelt ward, fand man nach und nach immer erträglicher, endlich einen Abgott in ihm und in den Portraits, die von ihm gegeben wurden, wurde er immer schöner, jünger, unschuldiger, tugendhafter, majestätischer, bis sie eine Zeit lang nicht anders von ihm sprachen, als in den Staub geworfen vor einem gottgesandten Erlöser und Retter. Es darf uns also weiter nicht gewiren, wenn der vor Kurzem noch unter dem Titel: „Hauptmann einer abgerissenen und zusammengestickten Lumpenbande" figurirende Walker mit zunehmender Macht auch an Titeln und Orden zunehmen sollte und Palmerston, der gegen ihn geheimnißvoll Waffen lieferte, dessen Gesandten mit der Versicherung empfing, daß es ihm zur höchsten Ehre gereiche, im Namen Englands die Versicherung vorzüglicher Hochachtung und treuer Freundschaft aussprechen zu können. Alles schon dagewesen, sagt Ben-Akiba.

Das Haus- und Zimmerturnen.

Der Mensch ist, genau betrachtet, zur Zeit doch noch ein recht närrischer Kerl, voller komischer Rücksichts- und Schicklichkeitsansichten, zusammengesetzt aus Vorurtheilen, Aberglauben und Unglauben, mit unbesiegbarer und leichtsinniger Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit, das allgemeine Beste der Menschheit immer nur wollend, aber wegen des eifrigen Strebens nach eigenem Wohlbefinden nicht energisch förderud. Kurz ein Geschöpf, was in der Zukunft noch ganz anders werden muß, wenn es seine, ihm vermöge seiner Organisation zugehörige Stellung in der Natur ordentlich ausfüllen will. Recht deutlich zeigt sich dieser jetzige Menschencharakter auch, wenn auf das Turnen (in zweckmäßigen und bei unserer jetzigen Civilisation ganz unentbehrlichen Körperbewegungen bestehend) die Rede kommt und dieses zur Erhaltung und Erreichung der Gesundheit anempfohlen wird. Was für Gründe werden da nicht von den Meisten hervorgesucht, um sich oder die Ihrigen davon loszumachen, obschon sie das Turnen nur vom Hörensagen kennen. Es macht garstige starke Hände, dicke Knöchel und eine plumpe Figur, behaupten die Mütter von Töchtern; — die gehörige Aufsicht über unsere Kinder fehlt auf dem Turnplatze und unsere Kinder sind lebhaft (d. h. ungezogen); — das Turnen schickt sich für uns Frauen nicht; — meine vielen Geschäfte gestatten mir nicht zu turnen; — ich bin schon zu alt und steif dazu; — warum soll ich denn noch turnen, ich bin ja gesund; — die Gesellschaft auf dem Turnplatze gefällt mir nicht, sie ist zu gemischt; — ich habe früher einmal geturnt, aber es bekam mir nicht; — man muß sich ja schämen, wenn man die Uebungen nicht so gut wie die Andern machen kann; — es könnte ein falsches Licht auf mich fallen, wenn ich den Turnplatz besuchte, das Turnen ist doch immer noch mißliebig u. s. f.

Alle diese Ausflüchte sind hohle Redensarten und Lügen, um theils die Faulheit, theils die Eitelkeit und Furcht zu bemänteln. So viel Zeit kann gewiß Jeder erübrigen, um wöchentlich einige Mal zweckmäßige und seiner Gesundheit dienliche Turnübungen vorzunehmen, da doch zum Vierteinken, Kartenspiel, Thee- und Kaffeeklatsch u. s. f. immer genug Zeit gefunden wird. Was aber das Alter und Geschlecht betrifft, so ist das Turnen, wenn es nur dem Körper richtig angepaßt wird, ebenso für den Greis, wie für Mädchen und Frau vortheilhaft. Es macht übrigens auch, sobald es nicht einseitig betrieben wird, den Körper nicht unschön oder plump, sondern schön, erhält jung und schafft dem Gesunden eine dauerhaftere Gesundheit auch noch für seine spätere Lebenszeit. Wem das Turnen schlecht bekommt, der trieb dasselbe falsch; der Ehrgeiz beim Turnen darf nur nicht zu Gesundheitswidrigkeiten verführen; alte Herren müssen nicht Herkulese und Springinsfelde werden wollen, Matronen nicht Backische (so heißen bei uns zu Lande die Mädchen, welche zwischen Schulmädchen und Jungfrau

Digitized by Google

mitten inne stehen), ausgemergelte knickbeinige Wüstlinge nicht stramme Burschen u. s. f. — Ueber die Vortheile des Turnens und über die Vorsichtsmaßregeln dabei s. Gartenlaube 1855. Nr. 7.].

Um nun Denen, die einen Turnplatz nicht besuchen wollen oder können, doch die Vortheile des Turnens auf etwas bequemere, aber jedenfalls nicht ganz so zweckmäßige und unterhaltende Weise wie auf einem Turnplatze zu Theil werden zu sehen, rathen wir hiermit das Haus- und Zimmerturnen an, was recht gut ebenso vom Einzelnen, wie von einer ganzen Familie, ebenso im Thé und Café gymnastique von Damen, wie bei Spiel- und andern Kränzchen von Herren vorgenommen werden kann. — Hierbei ist, meines Erachtens, zuvörderst und hauptsächlich auf solche Bewegungen Rücksicht zu nehmen, welche die zur Ernährung (zum Stoffwechsel oder Leben) unseres Körpers unentbehrlichsten Processe, wie den Blutlauf, das Athmen und die Verdauung, kurz die Thätigkeit der Organe in der Brust- und Bauchhöhle, fördern. Denn Störungen in diesen Organen und in deren Thätigkeit sind es, welche den allermeisten Leiden zu Grunde liegen und bei unserer jetzigen Lebensweise so sehr leicht zu Stande kommen. Auf die genannten Organe (die glücklicher Weise von einer Menge willkürlich zu gebrauchender Muskeln umgeben sind) und Lebens-Processe können aber bestimmte Bewegungen ebensowohl unmittelbar, physikalisch (durch Druck der thätigen Muskeln auf die Ernährungsorgane und Blutgefäße), wie mittelbar, durch die Nerven (mittels Ueberstrahlung, Reflex oder Sympathie zwischen den Nerven der thätigen Muskeln und denen der Ernährungsorgane), bethätigend einwirken. Nur glaube man ja nicht etwa was die meisten gymnastischen Heilkünstler, welche womöglich für jede einzelne Beschwerde einen bestimmten Bewegungs-Hokuspokus erdacht haben, sich einbilden, daß nämlich durch die Zusammenziehung dieses oder jenes Muskels eine ganz besondere Wirkung auf dieses oder jenes innere Organ ausgeübt werden könne. Die Wirkung fast aller Bewegungen ist, wenn man von der Kräftigung der thätigen Muskeln absieht, immer nur eine mehr allgemeine und die dem Stoffwechsel dienenden Processe fördernde, höchstens können die Zusammenziehungen gewisser Muskelgruppen den einen oder den andern Proceß vorzugsweise und in höherem Grade bethätigen, als den andern.

Damit nun beim Hausturnen den meisten willkürlichen Muskeln (s. Gartenlaube 1856. Nr. 18.) ihr Recht werde, sollte man zunächst alle, in allen (wenigstens größern) Gelenken möglichen Bewegungen ausführen. Dies könnte so geschehen, daß entweder blos in einem Gelenke auf einmal oder in mehreren Gelenken gleichzeitig Bewegungen gemacht werden; in letzterem Falle könnten auch die Bewegungen in verschiedenen Gelenken verschiedene sein (z. B. Beugen des rechten Armes und Strecken des linken Fußes gleichzeitig u. s. f.).

Die einfachsten Bewegungen (Freiübungen im Stehen), welche in den einzelnen Gelenken der verschiedenen Körpertheilen, und wenn sie nützen sollen, mit allmälig steigender Kraft und Dauer ausgeführt werden müssen, sind folgende: der Kopf ist vor- und abwärts zu neigen (beugen), rückwärts zu ziehen (strecken), seitwärts zu beugen, in einem Halbkreise zu drehen und auf dem Halse zu kreisen (d. i. einen Kreis beschreiben); — die Wirbelsäule muß vorwärts, rückwärts und seitwärts gebeugt und gedreht werden; — das Becken läßt sich auf den Köpfen der feststehenden Oberschenkel nach vorn, hinten und seitwärts bewegen, sowie etwas nach den Seiten drehen; — die Achsel kann vor-, hinter-, auf- und abwärts gezogen werden; — der Oberarm ist (im Achselgelenke) nach vorn und hinten zu heben, vom Rumpfe ab- und an denselben anzuziehen, nach aus- und einwärts zu rollen und zu kreisen; — der Vorderarm läßt sich (im Ellenbogengelenke) nur beugen und strecken; — die Hand kann (im Handgelenke) nach ihrem Rücken hin (gestreckt), nach der Hohlhand zu (gebeugt), nach dem Daumenrande (abgezogen) und kleinen Fingerrande (angezogen) bewegt werden, zugleich aber auch (durch das Rollgelenk des Vorderarmes) nach auf- und einwärts gedreht, sowie gekreist werden; — die Finger lassen sich im Mittelhand-Fingergelenke beugen und strecken, an- und abziehen, und kreisen; in den einzelnen Fingergelenken aber nur beugen und strecken; — der Oberschenkel ist im Hüftgelenke) zu beugen, strecken, an- und abzuziehen, ein- und auswärts zu rollen, und zu kreisen; — dem Unterschenkel ist (im Kniegelenke) fast nur Beugung und Streckung gestattet; — der Fuß kann (im Fußgelenke) gebeugt und gestreckt, an- und abgezogen, sowie gekreist werden. — Während und zwischen diesen Bewegungen ist der Athmungsproceß, gleichzeitig aber auch der Blutlauf im Unterleibe, so wie mittelbar die ganze Circulation des Blutes, durch tiefe, langsame und kräftige Ein- und Ausathmungsbewegungen zu unterstützen; natürlich muß auch auf eine gute (gerade, straffe und schöne, nicht steife) Haltung des ganzen Körpers dabei gehörig geachtet werden.

Was nun die Bewegungen betrifft, die vorzugsweise auf die Bauch- und Brustorgane einwirken, so würden für die ersteren besonders das Rumpfbeugen und Rumpfstrecken, überhaupt die Rumpfübungen und diejenigen Bewegungen von Vortheil sein, welche mit Zusammenziehungen der Bauchmuskeln (die sich durch Straff- und Hartwerden der Bauchwand zu erkennen geben) verbunden sind. Der Brust dagegen sagen außer den Athembewegungen, hauptsächlich die Schulter- und Oberarmübungen zu, wenn nach solche Bewegungen, welche zur Erweiterung der Brusthöhle und Kräftigung der Athmungsmuskeln beitragen. — Um aber Abwechselung und allmälige Steigerung an Kraft und Geschicklichkeit in die Turnübungen zu bringen, werden dieselben auch als Freiübungen im Liegen, Gehen und Laufen, Hüpfen und Springen, sowie mit Handgeräthen (Stäben, Schwungseil, Keulschnüren, Hanteln) und an Geräthschaften (an Leiter, Reck und Barren) ausgeführt. — Auf diese Uebungen nur im Allgemeinen aufmerksam zu machen, sowie dem Leser, zumal wenn er eine sitzende Lebensweise führt und mit seinem Unterleibe unstät ist, die beiden für das Haus- und Zimmerturnen empfehlenswerthen Schriften zu bezeichnen, nämlich: „Schreber's ärztliche Zimmer-Gymnastik!" und „Klesz's weibliche Hausgymnastik", der Zweck dieses Aufsatzes.

Red.

Eine Begebenheit aus Beranger's Leben.

Es ist wohl als allgemein bekannt anzunehmen, daß der Dichter Beranger in Paris, der liebliche Chansonnier, dessen Lieder in Frankreich in Aller Munde klingen, nie reich war. Er hat in Tagen, wo ihn hohe Gunst mit Wohlthaten überschütten wollte, mit der edelsten Uneigennützigkeit seine Freiheit gewahrt, und abgewiesen, was ihm geboten wurde. Seinen Bedürfnissen entsprach sein bescheidenes Einkommen jederzeit, und immer hatte er noch übrig, um reichlicher als solche, die in Fülle hätten geben können, die Nothleidenden im Stillen zu unterstützen. So ist manche Thräne von dem edeln Dichter getrocknet worden, ohne daß die, die sie geweint, die Hand der hehrenden Liebe kannten, und wenn je von Einem, so galt von ihm selbst, was er in einem seiner Chansons sagt:

„Er bringt die Freude in der Armen Hütte"
„Und schützt vor Langeweile den Palast."

Es war im Spätherbste des Jahres 1827, als eines Tages Beranger in einem Kaffeehause der Vorstadt Saint Germain in Paris, bei einer Tasse Kaffee saß, sein kurzes irdenes Pfeifchen, wie es die Franzosen lieben, rauchte, und in einem Journalblatte las. Jeden Tag, um dieselbe Stunde, pflegte er die Zeitung zu durchsprechen. Die Wirthin kannte ihn wohl, und viele der Gäste auch, aber man ehrte zu sehr den allgemein geliebten Dichter, um ihn zu belästigen. Das würde ihn auch sicher vertrieben haben, und die Wirthin mochte guten Grund haben, das nicht zu wünschen, da Mancher unter den Gästen nur darum ihr Kaffeehaus besuchte, weil er Beranger dort zu sehen hoffen durfte.

Gerade, als Beranger sein Pfeifchen gezündet hatte, trat ein schönes Kind von etwa dreizehn Jahren schüchtern herein und spricht leise mit der Wirthin. Der wohllautende Ton der Stimme des Kindes macht Beranger aufmerksam. Er blickt über sein Zeitungsblatt weg nach dem Kinde und hört schärfer hin, weil die Kindes Stimme durch Weinen unterbrochen wird. Jetzt sieht

wie dicke Thränen, Perlen gleich, über des Kindes bleiche Wangen rollen, und bemerkt, daß sein Anzug, zwar reinlich, aber höchst dürftig ist. Sie erzählt der Wirthin, wie ihre arme Mutter, monatelang krank, die Miethe ihres Zimmers nicht habe zahlen können, und wie nun der hartherzige Vermiether sie aus dem Hause getrieben habe, aber all' ihre Habseligkeiten behalte, um sich zu entschädigen. Das Kind erzählte sein Leid so rührend, so wahr, so ergreifend, daß in Beranger's Auge eine Thräne trat. Er legte still sein Zeitungsblatt aus der Hand, leerte seine Tasse, legte seine Pfeife sorgfältig in das Etui, nahm seinen Hut und entfernte sich unbemerkt. Die Wirthin beschenkte das Kind und versprach selbst nachzusehen, und das Kind entfernte sich langsam, die Thränen trocknend, die es der Welt nicht zeigen mochte. Beranger erwartete es unten auf der Straße, folgte ihm von Ferne und trat sogleich hinter ihm zu der armen Wittwe, die händeringend in dem engen Stübchen des Portiers stand, umgeben von ihren weinenden Kindern.

Mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit tritt er zu der Trostlosen, beruhigt sie und bittet den Portier, ihr den Aufenthalt in seinem Stübchen nur so lange zu gewähren, bis er wiederkommen würde. Als ihm dies zugesagt war, entfernte er sich eilig. Ein Lohnkutscher brachte ihn zu seiner Wohnung. Nach kurzem Aufenthalte fuhr er weiter, und hielt an einem großen Gebäude an, in dem viele Arbeiterfamilien in der Miethe wohnten, wie sie in Paris so häufig gefunden werden. Es hielt ihm nicht schwer, eine Wohnung zu miethen, welche gleich bezogen werden konnte, und als dies Geschäft beendigt war, fuhr er wieder nach der Straße zurück, wo angstvollen Herzens die Unglücklichen seiner Rückkehr harrten. Wie freudig hoben sich die Herzen als er lächelnden Antlitzes in das Stübchen des Portiers trat und ihnen verkündete, er werde sie bald wieder in eine bequeme Wohnung geleiten. Ohne sich aber eine Erholung zu gönnen, eilte er zur Wohnung des Hausvermiethers, die eine Stiege höher lag. Hier zahlte er den dreimonatlichen Miethbetrag der armen Wittwe, und nöthigte dadurch den hartherzigen Menschen, die gerichtlichen Besitzthümer und Mobilien der armen Wittwe herauszugeben. Sie wurden aufgeladen und nach der nicht sehr entfernten Wohnung gebracht. Dem Lastwagen folgte der Fiaker, in dem Beranger mit seinen Schützlingen saß. Die Einrichtung war bald vollendet. Beranger setzte sich nun ganz gemüthlich zu der Familie und ließ sich deren Geschichte erzählen und ihre Verhältnisse auseinandersetzen. Da vernahm er denn, daß ihr Gatte und Vater ein nahmhafter Kupferstecher gewesen war, seine Familie zwar kümmerlich, aber mit unermüdetem Fleiße ernährt hatte, leider aber ihr früh entrissen worden war. Die Mutter hatte dann durch Nähen und Sticken so viel verdient, daß sie mit den Kindern nicht Noth litt, bis ihre Erkrankung aber auch diese Hülfsquelle zuletzt versiegt hatte, und nun denn der breite Strom maßlosen Elendes über sie hereinbrach, dessen Gewalt die Unterstützungen der mitleidigen Wirthin des Kaffeehauses allein brach, so viel sie vermochte.

Beranger blickte da in ein Familienleben voll Noth und Entbehrung, voll aufopfernder Liebe und Treue; er blickte in gute Herzen, die so offen vor ihm lagen und die ihm die Gelegenheit leisteten, seine Wohlthaten seinen nicht weggeworfen, seine Fürsorge gälte guten Menschen. Nun lag seinem Herzen aber auch ein weites Feld des Wirkens offen. Das älteste der Kinder war ein Knabe von vierzehn Jahren, für den eine Laufbahn zu eröffnen war, denn damit war's hohe Zeit. Beranger's herzgewinnendes, zutrauliches Wesen führte ihn schnell zu seinem Ziele. Er vernahm des Knaben Wünsche ohne Hehl. Begabt mit besonderm Talente, wünschte er des Vaters Kunst zu erlernen; ja, er hatte schon mit den Werkzeugen desselben Versuche gemacht, die er Beranger zeigte, und die in diesem die Ueberzeugung begründeten, der Beruf des Knaben zur Kunst sei entschieden. Er sann nach und sagte dann, er wolle sehen, ob nicht Etwas für den hoffnungsvollen Knaben zu thun sei. Der Mutter drückte er noch eine Rolle von hundert Francs in die Hand und eilte dann, unter den Segnungen der Glücklichen hinweg, doch nicht ohne vorher eine dreimonatliche Miethe im Voraus dem Hauseigenthümer zu bezahlen.

Jeder andere Gedanke lag dem edlen Dichter jetzt fern. Seine ganze Seele erfüllte die Lage der unglücklichen Familie eines geachteten Künstlers. Darum begab er sich zu einem ihm nahebefreundeten Maler, mit dem er in Berathung trat über den für den Knaben zu suchenden Meister. Der Maler wußte Rath und schon am andern Morgen konnte er den glücklichen Knaben in das Atelier eines tüchtigen Kupferstechers bringen, dem er für das Lehrgeld durch seinen Freund, den Maler, Bürgschaft leistete, ohne daß er seinen Namen erfahren hätte.

Vergebens bemühte sich indessen die Wittwe, den Namen des Wohlthäters zu erforschen. Wie er unerwartet wie ein Meteor aufgetaucht war, so verschwand er auch, ohne daß sie ihn wiedersah. Dennoch empfing sie Beweise genug, welche dafür sprachen, daß er ihrer gedenke und forthwährend ihrer Lage mit demselben wohlwollenden Herzen überwache, wie es am ersten Tage geschehen war.

Die Wirthin des Café's war an jenem Mittage so von der Noth der Familie ergriffen, daß sie die Entfernung Beranger's gar nicht wahrgenommen, ja nicht einmal die entfernteste Ahnung davon hatte, wie mächtig die Schilderung des Kindes ihn ergriffen. Als das Kind mit seinen Gaben weggegangen war, erzählte sie mit all' der Volubilität der Zunge einer lebhaften Pariserin ihren Gästen die Härte des Vermiethers und das traurige Geschick der unglücklichen Familie. Die Gemüther erhitzten sich, man sprach über das Loos der zahlreichen Familien solcher Künstler, die, trotz ihrer Leistungen, es doch nicht dazu bringen könnten, für ihre Familie nachhaltig zu sorgen; über die Herzlosigkeit wuchernder Vermiether und über alle diese Verhältnisse, welche der wunde, die heilende Fleck großer Städte sind; aber wie auch das Alles besprochen, mit zahlreichen Beispielen belegt wurde — es blieb bei dem Besprechen und keine Hand regte sich, den Geldbeutel zu ziehen für die Unglücklichen, deren Loos ihnen so nahe gelegt war.

Die Wirthin, einst eine Jugendgespielin der unglücklichen Wittwe, hatte allein ein Herz für sie. Noch an dem Abende eilte sie selbst hin, Trost zu bringen. Wie erstaunte sie aber als sie von dem Portier vernahm, was vorgefallen war. Am meisten war sie davon betroffen, daß das Kind den Wohlthäter mitgebracht habe. Sie sann nach, wer Zeuge jenes Auftrittes gewesen, aber Keiner der Gäste, die sie kannte, glichen dem Bilde, welches freilich nur in allgemeinen und sehr flüchtigen Zügen der alte Portier entwerfen konnte, und an Beranger dachte ihre Seele nicht, ja sie erinnerte sich nicht einmal seiner Anwesenheit, weil sie zu sehr bewegt und erregt gewesen war. Sie fand ihn eben nicht heraus. Höchst unangenehm aber war es ihr, daß sie auch nicht einmal herausbringen konnte, wohin der Herr ihre Freundin und ihre Kinder gebracht, und daß sie abwarten mußte, bis sie von diesen selbst Aufschluß erhalten würde. Diese Ungewißheit, diese unbefriedigte Neugierde, dieses Unbekanntbleiben mit dem Loose der unglücklichen Jugendfreundin lasteten schwer auf der Seele der beweglichen Pariserin, und sie hätte Thränen darüber vergießen können, daß sie einige Tage vielleicht warten mußte, bis sich alle die Räthsel lösten.

Solche schwere Probe war ihr jedoch nicht beschieden. Schon zeitig am andern Morgen erschien das liebliche Kind wieder bei ihr. Sein Anflug strahlte von Freude, als es zu der theuern Freundin ihrer Mutter eilte.

„Kommst Du endlich?“ rief die Wirthin dem Kinde entgegen und vergaß, daß der Wechsel des Glückes der Familie erst wenige Stunden hinter sich hatte. „Wie heißt Euer Wohlthäter? Wer ist es? Wie geht es Euch? Wo wohnt Ihr denn jetzt?“ Diese Fragen sprudelten über die Lippe der lebhaften Frau in einer Hast und Eile, daß das Kind ganz verblüfft war, und nicht wußte, auf welche derselben es zuerst antworten sollte.

Die Wirthin sah endlich wohl ein, sie müsse dem Kinde ruhiger zuhören oder ihre Fragen langsamer stellen. So fragte sie denn zuerst nach der Person des Mannes, der so aufopfernd für sie und ihre Angehörigen gesorgt.

Das Kind erröthete: „Ach,“ sagte es, „wir kennen ihn nicht. Die Mutter hat vergeblich nach seinem Namen gefragt. Lächelnd hat er geantwortet: der Name thue ja gar nichts zur Sache, ja, wenn sie nach seinem Namen forsche, so werde sie ihn zwingen, sich zurückzuziehen. Sie sehen wohl,“ sagte die Kleine, „da waren uns die Lippen geschlossen.“

„Das ist sehr fatal!“ rief die Wirthin ärgerlich aus und stampfte mit dem kleinen Fuße auf den Boden. „Muß ich da völlig im Dunkeln bleiben, wo mir so viel darauf ankäme, ihn zu

kennen! Aber," fuhr sie fort, „war er denn hier im Café, als Du bei mir warst? — Besinne Dich einmal!"

„Ich weiß nicht," sagte das Kind; „allein ich vermuthe es, denn er kam mir auf dem Fuße nach." —

„Jean! Baptist! Charles!" rief die Wirthin den Aufwärtern. Sie eilten herbei.

„Erinnert Ihr Euch, wer gestern Nachmittag hier war?" — fragte sie hastig.

Aber der Besuch des Café war gerade gestern, wo die Witterung ungünstig gewesen war, ganz ungewöhnlich zahlreich; die Aufwärter hatten alle Hände voll zu thun gehabt und eine Menge fremder Gesichter war darunter gewesen. Bedenkt man, wie die Besucher eines pariser Café's ebben und fluthen; wie selten Einer lange verweilt, so ist es entschuldbar, daß die Garçons keine Auskunft geben konnten, ja daß sie einen unscheinbar gekleideten, bescheidenen, anspruchslosen Stammgast, wie Beranger, dessen Bedeutung ihnen vielleicht nicht einmal bekannt war, ganz übersahen. Die gestrenge Herrin, die es sich einmal in's Köpfchen gesetzt hatte den Mann zu entdecken, der so edel gehandelt, fand das indessen nicht entschuldbar und die Aufwärter mußten es hinnehmen, daß sie ihnen Leichtsinn und Unachtsamkeit auf ihre Gäste an den Hals warf. Ihr Verlangen wuchs aber nur durch die Hindernisse. Jetzt wandte sie sich wieder an das Kind, dem es unheimlich zu werden begann. Es mußte nun zusammenhängender alle die Vorfälle erzählen, was denn auch bis auf den letzten Punkt, nämlich die Unterbringung ihres Bruders bei einem Kupferstecher, geschah.

Die Wirthin schlug vor Verwunderung die Hände zusammen, aber trotzdem rieselten ein paar Thränen über ihre frische Wange, die für ihr Herz ein gültig Zeugniß ablegten. Aber auch das weichste Frauenherz kann unter solchen Umständen von der brennendsten Neugierde gequält werden, und das war hier in der That der Fall.

„Also er kommt heute früh wieder zu Euch?" fragte die Wirthin, und sann, ob sie sich ohne Nachtheil ihrem Geschäfte auf einige Stunden entziehen könne. Sie fand indessen, daß das ganz unmöglich war, und es blieb nichts übrig, als das Kind geheirig zu instruiren. Das geschah, und die Kleine versprach Alles, was ihr die treue Freundin ihrer Mutter auftrug.

Als das Kind jedoch zu Hause ankam, war der edle Wohlthäter bereits dagewesen, hatte den Knaben mit sich zu dem Maler genommen und dieser, nicht Beranger, ihn zu dem Kupferstecher gebracht.

Das Kind war höchst unglücklich, daß es der Wirthin nicht die Auskunft bringen konnte, die sie so sehnsüchtig erwartete. Es eilte zu ihr und berichtete, wie es gekommen. Der Unwille der neugierigen Frau warf sich indessen nicht auf das Kind, das sie als unschuldig erkennen mußte, war aber im Allgemeinen groß, denn so etwas war ihr lange nicht passirt, und länger im Zweifel zu bleiben, rein unerträglich. Aber wie sollte sie nun hinter die Sache kommen? Das war die brennende Frage, die ihr den Kopf ganz wirr machte. Dieser Zustand wurde noch dadurch vermehrt und verschlimmert, daß Einer und der Andere ihrer Stammgäste, dem sie es gestern erzählt, wohl nach der Sache und Personen fragte. Hier ihre Unkenntniß bekennen zu müssen, war bitter; noch bitterer, daß sie ihr Talent, hinter verborgene Dinge zu kommen, so augenfällig in Schatten gestellt sah.

Nach vielem Sinnen fiel ihr endlich ein Ausweg ein. Sie legte traurig die Hand auf des Kindes Schulter und sagte:

„Amelie, würdest Du ihn erkennen, wenn Du ihn hier säheſt?"

„O, unter Tausenden würde ich den lieben Mann heraus finden, der so freundlich durch seine Brille blickt!" rief das Kind aus.

„So komm jeden Mittag um ein Uhr hierher!" sagte sie, des Erfolges nun sicher. „Du hast nichts zu thun, als die Eintretenden zu mustern, und mir den rechten Mann zu bezeichnen, wenn Du ihn siehſt." Das versprach das Kind, und schon am andern Tage trat Liebe und Dankbarkeit in diesen Kindesherzen in den Dienst einer geheimen Polizei, die eben auch nur von einem wirklich wohlwollenden, hier aber von brennender Neugierde erfüllten Herzen organisirt worden war.

Beranger hatte in den ersten Tagen, welche dem Ereignisse folgten, lediglich mit dem Geschicke seiner ihm theuer gewordenen Schützlinge zu thun. Er vergaß ganz seine gewohnte Lebensweise, und häufte Ausnahme auf Ausnahme von der sonst so festen den und gewohnten Regel. Wo er Bekannte und Beforderte hatte, von denen er erwarten durfte, sie könnten der Wittwe ihren Kindern entsprechende Arbeit geben, da eilte er hin, wurde mit seiner herzgewinnenden Weise ihr Fürsprecher. Er mußte meistens ihre Geschichte erzählen, ihre Lage schildern, das forderte Zeit. So kam es denn, daß er acht bis zehn Tage das Café nicht betrat, und dadurch der liebliche Agent der richteten Spionage so wenig zu einem Resultate gelangte, als die oberste Leiterin derselben ihr Ziel erreichte, was sie unendlich unglücklich machte. — Sie zürnte manchmal dem Kinde, weil es wie sie meinte, den edlen Wohlthäter nicht mehr kenne, und erst wieder versöhnt, wenn das liebliche Wesen unter Thränen versicherte, er sei noch nicht im Café erschienen; sie kenne ihn gewiß wieder, wenn sie ihn nur sähe. Dann zürnte sie über die Ungunst der Umstände, welche ihr so sehr entgegen war. Die Neugierde nahm aber darum nicht weniger ihre ganze Seele in ja sie wurde nur um so mächtiger, je mehr Schwierigkeiten ihrer Befriedigung entgegenstanden.

Nach acht Tagen endlich fiel es ihr denn doch auf, eine liebe Gestalt lange nicht gesehen zu haben, die sonst allmittäglich zu sehen war, die Beranger's. Sollte der liebe Dichter, mit dem sie so oft traulich geplaudert, und den sie so aufrichtig verehrte, krank sein? — Dies beunruhigte sie ungemein; allein wie konnte sie es erfahren? — Sie mußte die Herkunft eines ihm Bestellten abwarten, der ihr Auskunft geben konnte. Dieser kam endlich.

„Ist unser berühmter Chansonnier krank?" fragte sie lebhaft. „Er ist seit acht bis zehn Tagen nicht hier gewesen. Zu anderer Zeit habe ich die Freude, ihn täglich hier zu begrüßen."

„Krank?" fragte der Angeredete zurück. „Nein! Ich sah Beranger nie gesünder, als heute; aber er hat so viel zu thun, wie die Pfanne in den jours gras!"

„Mon Dieu! Was beschäftigt ihn denn so?"

„Weiß es nicht, und auf Fragen giebt er keine Antwort. Er lächelt nur, und Sie wissen, wenn er lächeln kann, da ist um ihn Beraus bestigt, und kann nicht weiter fragen."

„Wohl weiß ich's," sagte die niedliche Wirthin. „Aber ich möchte denn doch wissen, was der Zweck seines geheimnißvollen Thuns ist. Es muß wichtig sein, weil er darüber eine Gemüthsvergißt, die, wie mir es scheinen wollte, eine Macht bei ihm war."

„Nun," sagte lachend der Freund Beranger's, „Sie können ruhig sein. Etwas Schlimmes ist es gewiß nicht. Vielleicht schreibt ein stilles, wohlthätiges Wirken, über das er, wie immer, den undurchdringlichsten Schleier des Geheimnisses breitet. Schade, daß sein Ziel erreicht hat, kommt er sicherlich wieder hierher."

Mit diesen Worten verbeugte sich der Herr, nahm dem Portier einen kleinen Tisch, setzte sich in seiner Fensternische nieder, ohne sich weiter um die neugierige Wirthin zu bekümmern.

Die letzten Worte hatten indessen einen Funken in die Brennstoffe der Gedanken der Wirthin geworfen, der nicht erlosch. Sie sank in ihren Fauteuil und stützte den Kopf in die Hand. Nach einigen Minuten sprang sie auf. Ihr Antlitz strahlte vor seliger Freude.

„Amelie!" rief sie dem Kinde, das schnell herzueilte. „Einmal, Liebe, war der Herr nicht ein ältlicher Mann?"

„Ja wohl!"

„War er nicht stark, von mittlerer Größe, breitschultrig?"

„Gewiß!"

„Trug er eine Brille, war sein Haar nicht schon etwas grau?"

„Ja, ja!" rief das Kind.

„War er nicht einfach, vielleicht etwas nachlässig, gekleidet?"

„Auch das."

„Erinnerst Du Dich der Farbe seines Rockes?"

„Er war, wenn ich nicht irre, grau."

„Und wie war sein Gesichtsausdruck?"

„Ach," sagte das Kind, „so freundlich, so liebenswürdig und herzgewinnend, wie kaum Jemand außer ihm sein könnte!"

„Und seine Stimme?"

„Sehr wohllautend und tief."

„Vortrefflich!" rief die Wirthin, und rieb die kleinen Hände vor Lust. „Ich glaube, wir haben ihn!"

„Ach," sagte das Kind bittend, „Madame, bitte, bitte, sagen Sie es nicht, wenn Sie ihn kennen! Er hat es uns so strenge verboten, und wir fürchten mit Grund, sein Wohlwollen zu verscherzen."

Sie beruhigte das Kind darüber vollkommen, und in demselben Augenblick ging die Thüre auf und Beranger trat ein. Er wollte sich zur Wirthin wenden, um sie zu begrüßen, aber ihre vor Freude strahlenden Augen machten ihn stutzig. Sein Blick fiel auf das ihm wohlbekannte Kind, und nur leicht grüßte er herüber und wandte sich schnell zu dem Freunde, der kurz vorher das Verbot über sein Ausbleiben hatte bestehen müssen.

Kaum war Beranger eingetreten, als die kleine Amelie voll Entzücken ihre Aermchen um die Wirthin schlang und halblaut anrief: „Der ist's, der ist's!"

Die Wirthin stützte sie und sagte ihr in's Ohr: „Geh' nun zu Deiner Mutter und sage ihr, ihr Wohlthäter sei der Dichter Beranger! Komm aber morgen wieder."

Flüchtig wie ein Reh eilte die Kleine hinweg.

Beranger blieb bei dem Freunde. Er ahnete, daß die Wirthin ihm in die Karte geblickt hatte, und vermied es daher, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, und mit seinem Takte vermied auch sie es fortab, durch irgend ein Zeichen zu verrathen, daß sie den nun kannte, der auf eine so edle Weise die große Noth einer unglücklichen, ihr theuern Familie gehoben hatte. Das aber unterließ sie nicht, ihm zu sagen, daß sein langes Ausbleiben ihr Sorge für sein Wohlbefinden eingeflößt habe. Er dankte mit einem wahrhaft bezaubernden Lächeln, und versicherte, er werde das absichtslos Versäumte nun getreulich nachholen.

Am andern Tage kam Amelie zeitig. Auf dem Schenktisch, jedoch den Augen der Gäste verborgen, stand der beste Präsentirteller der Wirthin. Darauf lag ein Lorbeerkranz, in den Aehren geflochten waren und Rosen. Er war wunderschön! Eine kostbare Tasse stand darin und harrte des Kaffee's. Beranger trat endlich ein und nahm wieder seinen alten Sitz in der Nähe der Wirthin ein, mit der er zu plaudern pflegte, ehe er die Zeitung nahm. Sie trat sogleich hinter den Schenktisch, goß die Tasse voll und legte einen Streifen Papier darüber. Amelie nahm die Tasse und reichte sie Beranger.

Betroffen und erröthend, wie ein junges Mädchen, nahm er den Präsentirteller aus des Kindes Händchen und las auf dem Papierstreifen:

„Er bringt die Freude in der Armen Hütte,
Und schützt vor Langeweile den Palast!"

Sein Gesicht überwältigte ihn in diesem Augenblicke. Er neigte sich tief herab und zerdrückte mit dem Tuche zwei Thränen. Dann nahm er schnell den Kranz und barg ihn auf seiner Brust, indem er den Rock zuknöpfte. Das Kind zog er an seine Brust und küßte es auf die Stirne. Der Wirthin aber reichte er die Hand und sagte:

„Ich werde den Kranz aufheben, daß er einst an meiner Stirne liege, wenn ich gestorben sein werde! Nun aber noch Eins: gelobe Sie mir, weder gegen mich noch gegen Andere jemals dessen zu gedenken, was Sie so zart und reich belohnt haben. Ich müßte sonst Ihr Café für immer meiden."

„Ich gelobe es," sagte die Wirthin, seine Hand mit inniger Rührung drückend.

Ob die Pariserin schweigen konnte? Ich habe Ursache, es vollkommen zu bejweifeln; denn ohne sie wäre ja diese Edelthat des Dichters, dieser schöne Dank der Wirthin, nicht in's Gebiet der Oeffentlichkeit gekommen, und darum wissen wir es ihr Alle Dank, daß sie ihr Herz wortbrüchig machte.

O. W. von Horn.

Die kosmopolitische und Wasser-Poesie des Krystallpalastes

zu Sydenham bei London.

„Ohne Wasser ist kein Heil."
(Tiecken im Faust.)

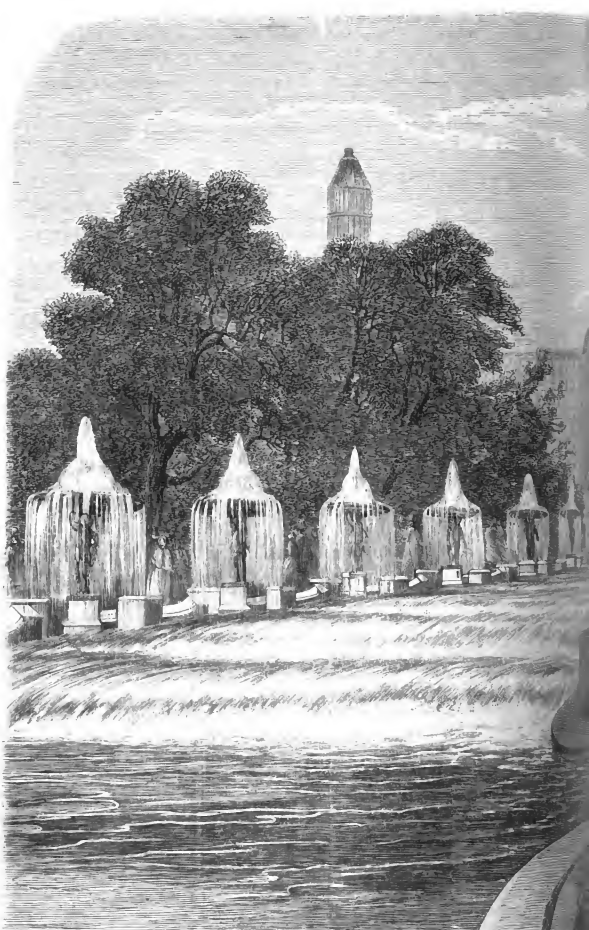
Raum und Zeit, worin unsere Heiligthümer Tausende von Meilen und Millionen von Jahren zerstreut umherliegen, haben sich, durch Dampf ohnehin schon geschwächt, sterbend zur Bildung eines „idealen Bodens" vereinigt im Krystallpalaste zu Sydenham bei London. „Vom vorsündfluthlichen Ungeheuer bis zur neuesten Erfindung und Entdekung, von der Mumie Egyptens bis zur Reiterstatue Friedrich's des Großen, von den Zwergewächsen des Nordpols bis zu den stolzen Naturgebilden des Aequators, vom erhabensten 90 Fuß hohen Gotte der Grabtempel von Thebaid, dem Erhabensten, bis zum Lächerlichsten der Restauration, wo man ein Glas trübes Wasser mitten unter 11,788 Wasserstrahlen für einen Penny verkauft, ist überall nur ein Schritt."

„Die geologische Schicht, die einst Erdoberfläche war und dann seit Tausenden von Jahrtausenden tief begraben lag, lebt hier nicht nur in einem lebendigen Aderspstem von Eisen, das die Seelen vorsündfluthlicher Urwälder als Wärmeadern für die Pflanzen und als Gaslicht anserstehen läßt, sondern liegt auch in ihrer tief unterirdischen Gestaltung offen vor uns in einem Lichtmeere, das ungeschwächt durch Tausende von Fenstern (und Wänden zugleich) dringt."

„Die geheimnißvollen Bewohner der Meerestiefe unterrichten uns in durchsichtigen Seen von ihrer Art und Weise zu leben. Landschafts- und Naturbilder beleben sich durch entsprechende Thiere und Menschen, die zusammen Reihen ethnologischer Bilder geben, wie sie die Welt noch nie sah. Mit einem Blick übersehen wir die ungeheuere Entwickelung von dem nußgestalteten Menschenräthsel der Sphinx bis zu der schönen, klaren Auflösung in der Gliedermelodie einer Venus, eines Apollo von Belvedere; mit einem Blick den Kampf der „gefrornen Musik," Baukunst, durch egyptische, assyrische, griechische, römische, byzantinische, gothische, maurische Bogen und Säulen nach Harmonie der Massen und melodischen Linien. Haben wir im Parke draußen, der sich in prächtigen Terrassen mit Statuen, in fabelhafter Fülle von Springbrunnen, Cascaden und Wassertempeln, kleinen Seen und Gondeln, Rosenglaslauben, wissenschaftlichen Landschaftsbildern und weiten Spaziergängen vor uns dehnt und stuft, wo hier langhalsige Plesiosaurier aus dem Wasser drohen, dort Megatherien, Ichthyosaurier, Mastoda, Labyrinthoda u. s. w. in ihrer Lebensgröße und urweltlicher Umgebung sich der Gegenwart zu freuen scheinen, indem sie die vorbeifausende Eisenbahn erschrecken, mit Tausenden aller Stände und Nationen diese Herrlichkeiten und weithintragenden Aussichten genessen, können wir mit wenigen Schritten Tausende von Meilen oder Jahren zurücklegen und in Pompeji römische, in der Alhambra maurische Kultur täglich frisch zu uns nehmen, um einige Minuten später Maschinen aller und modernster Art für die Lebensfreuden aller Völker arbeiten zu sehen, oder in Modellen neuester Erfindungen ahnen, wie schön es erst unsere Kinder und Enkel haben werden. Was englischer Associationsgeist, amerikanische Kühnheit, französische Grazie und einsamer, deutscher Geschmack mit künstlerischem Sinne Neuestes und Schönstes zu produciren wissen — hier kann man es auch gleich kaufen und so unmittelbar zur Verschönerung des eigenen Herdes in's Leben einführen, ohne danach zu fragen, ob dadurch das Geld irgendwie „aus dem Land" gehe."

Diese Stellen sind aus dem Buche: „Der Krystallpalast von Sydenham, seine Kunsthallen, sein Park und seine geologische Insel. Von H. Bettziech-Beta. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen." (Leipzig, bei J. J. Weber), abgeschrieben, weil darin der Verfasser ouverturenartig den ganzen Reichthum von Beseligung, die sich hier zusammendrängt und auf die mannigfaltigste Weise in seinem Buche kund giebt, anklingen läßt. Ich möchte wohl wissen, was sonst an dem Buche wäre. Mir selbst ist es zu schwer, den Verfasser kennen zu lernen, denn dieser bin ich selbst. Und bekanntlich ist nach Sokrates nichts schwerer, als sich selbst kennen zu lernen. Aber so viel weiß ich noch, daß ich bei mühevollster Zusammentragung und Ausarbeitung des ungeheuern Materials von Heiligthümern und Beseligungen, die sich hier unter

einem Dache zusammenfanden, mehr Andacht, mehr Begeisterung, mehr Beseligung gefühlt habe, als jemals in meinem Leben, mehr, wie ich wenigstens glaube, als je ein Grieche vor dem Zeus von Phidias oder der Muselmann vor dem verhangenen Grabe des Propheten, oder der Kreuzfahrer vor dem heiligen Grabe. Viele Beseligung verdankte ich freilich damals noch Illusionen und Hoffnungen, welche von den Direktoren des Krystallpalastes verkümmert, verschoben, verschachert, vermißverwaltet wurden. Der unverschämteste englische Nepotismus, der an Land und Leuten nagt, kann vielleicht mit palmerston'scher Geschicklichkeit und List endlich das Land ruiniren; aber der Krystallpalast ist zu gewaltig dazu in seiner Schönheit und in dem gesammelten Reichthume aller Heiligthümer der Menschheit. Den können sie mit aller Mißverwaltung, Verschleuderung und angestellter Dummheit von Vettern und Freunden nicht ruiniren, sie müßten ihn denn mit Pulver in die Luft sprengen. Selbst wenn er, wie es öfter hieß, untern Hammer käme (für einen Glaspalast allerdings etwas gefährlich), würde der Hammer eher brechen, als das Glück und Glas dieses kosmopolitischen Centraltempels aller menschheitlichen Heiligthümer. Ich war damals, als ich das Buch schrieb, für vieles Werdende begeistert, woraus nichts Gescheidtes geworden; aber manches damals Werdende hat auch alle Illusionen übertroffen. Niemals sind Illusionen auf eine so herrliche, das Sprüchwort Lügen strafende Weise „zu Wasser geworden," als die Fontainen- und Cascadenpoesie Paxton's in und am Krystallpalaste.



Die Wassertempel und

Hier sprudelt noch eine 11,788strahlige Quelle von Begeisterung vor mir, die ich in dem Buche noch nicht ahnen konnte. Nur hat sie einen Fehler. Sie ist zu schön, zu reich, zu großartig. Auch wird man dabei fast immer naß und kann sich leicht erkälten. Und der Rheumatismus gehört in keiner Confession, in keiner Kulturperiode zu den Heiligthümern der Menschheit, wiewohl ein englischer Arzt nachweist, daß wenigstens die Gicht ein Privilegium geistreicher Menschen für das Alter sei.

Zu schön ist diese Wasserpoesie. Zu schön heißt weniger schön, als schön. Das Schöne hat bestimmte Maße der Symmetrie, Melodie und Formation in sich selber. Wenn diese überschritten werden, läuft der Ueberfluß feindlich und zerstörend gegen die Schönheitslinien und zieht davon ab, und träufelt hier außerdem auf die barbarischste Weise auf einen feinen Blumenflor von Damenhüten und deren Locken, die sich in diesem dichten Regen-

Krystallpalastes zu Sydenham.

Man denke sich 11,788 Wasserstrahlen mit 100 bis 230 Fuß hohen, donnernden, sprudelnden Riesen darunter, im großen, 1200 Fuß in der Peripherie umfassenden Bassin von 100 kleineren, lustigen, zischenden Zwergen umgeben, alle zugleich in leidenschaftlicher, fieberhaftester Arbeit, um dem Drucke von 320 dampfender Pferdekraft zu entkommen und vor Angst hoch in den blauen Himmel billionentropfig emporzufliehen und den siebenfarbigen Bogen des Friedens tausendfältig in Spielarten vom hellen Himmel unter die Blumen der Natur und des schönen Geschlechts mit herunter zu bringen. Dazwischen große und kleine Wassertempel mit goldenen und blauen Dächern mit Göttern und Göttinnen auf deren Zinnen (Merkur ängstlich auf einem Beine, als hätte er die entsetzlichste Angst vor nassen Füßen), Reihen von steinernen Vasen, von Göttern, Göttinnen und göttlichen Jungen auf dem Kopfe getragen, und aus verschiedenen Etagen, aus allen Poren und Spitzen, Dächern, Transen und Rändern rauschend, klatschend, plätschernd, platschend, mit den Sonnenstrahlen und den regenbogigen Farbentinten dazwischen, lustigen Winden, Damen und Kindern, Blumen und Bäumen umher sich auf die tollste, übermüthigste Weise neckend. Die verschiedenen Lustzüge zwischen den tollen Wasser- und Farbengeistern haben den meisten Spaß dabei: bald von Rechts, bald von Links, bald von Vorn, bald von Hinten attakiren sie die Menschen umher mit Wellen feinsten, dichtesten Staubregens. Die Blumen der Natur nicken lächelnd darunter, als wollten sie sagen: O, das ist schön bei dieser Hitze! Und die Blumen der Kunst auf den Damenhüten senken sich traurig und fallen nicht selten mit dem Hute und dessen aufgelöster Kartoffelstärke in eine formlose, todte Masse zusammen, so kreischend die Besitzerinnen auch fliehen, so geschickt sie auch ihre kleinen, langgefranzten Sonnenschirme zum Protestiren pariren. Es hilft nichts: jede Flucht führt aus dem Regen in die Traufe. Tausend Sonnenschirme sind hier noch nicht ein einziger Regenschirm, wenn Wind und ein zu naher Standpunkt sich einmal zu dem Compagniegeschäft der Scylla und Charybdis gegen die umfranzten, umstorten, drei- und vierfach umfalbelten Damenflore vereinigt haben.

bogen-Staubregen unschön ausdehnen und um die feinen Gestalten flattern wie um tragische Schauspielerinnen in Wahnsinnsscenen. Wie graziös sind dagegen die Fontainen, Cascaden und Grotten von Versailles! Kurz, die Wasserkünste vor dem Krystallpalaste sind englisch, die in Versailles französisch.

Um eine topographische Vorstellung von dem Riesenwerke des Wasserdichters Paxton zu geben, bemerken wir, daß der Penge-Hügel, der den Krystallpalast dem Lande hoch auf seinem Rücken emporhält, sich südlich in natürlichen und künstlichen Terrassen mit Parks, Gärten, statuenbewachten Wegen und Stegen, Seen und Inseln abdacht. Die erste Hauptterrasse oben unmittelbar am Krystallpalaste hin ist eine ungeheenere, geebnete, kiesige Fläche mit Steinbalustraden, Blumenvasen und einer Armee kolossaler Statuen nach unten abgegrenzt. Die Seite unmittelbar am Gebäude bildet eine unabsehbare Reihe von Nischen, aus denen kleine Cascaden plätschern. Die erste Terrasse nach unten, zu welcher drei je über 100 Fuß breite Granittreppen führen, umfaßt auf 13 Morgen Landes den italienischen Garten mit drei Haupthasins und der Hauptfontaine, deren 1200 Fuß langer Umfang von einem Zaun sich kreuzender Wasserstrahlen eingeschlossen wird. Aus der Mitte schießt der 8 Zoll dicke Hauptstrahl 320 Fuß hoch. Um diesen herum kämpfen kleinere Fontainen durcheinander zu einem ununterbrochen steigenden und fallenden Gewoge von wolligem Wasserstaub. Den beiden Seitentransepten des in Sonnenglut blauenden und ätherisch leuchtenden Palastes gegenüber auf derselben Terrasse, senden die beiden andern großen Fontainen zwischen schlankeren, kleineren Nymphen von Strahlen 8 Zoll dicke, lebendige Wassersäulen 100 Fuß hoch empor.

Die Hauptfontaine in der Mitte hat vor dem weiten Horizonte nach unten einen näheren Hintergrund in riesigen Rosengartenlauben von Glas und Eisen, über dessen graziöse Linien üppige Schlingpflanzen ihre grünen und blühenden Arme klammern, und zwei Gruppen von Wassertempeln, deren eine durch unsere Abbildung in ihren Umrissen anschaulich wird. Aber das Leben und Lärmen darin, das tolle Rauschen und Sprudeln und Plätschern, die Hauche und Spiele von Farbentinten, die Luft und Sonne und das duftige, beperlte, im schwersten Diamantenschmucke sich biegende Grünen und Blühen drum herum, die schönen Damen und die lustigen Kinder dazwischen, welche unter dem dichtesten Staubregen am liebsten hinlaufen und selbst noch laden, wenn sie mit ihren kostbaren, reinen Kleidern und den kleinen runden Patschhändchen in den durchriselten Sand hinfallen, daß die Kleidchen über sie hinwegstürzen und die kleinen, frischen, unschuldigen Waden frisch gen Himmel leuchten (und oft in aller Unschuld noch mehr) — das kann man nicht mit in Holz schneiden und durch Druckerschwärze nöthigen: „verweile doch, du bist so schön!“ Es reicht auch nicht hin, daß man es sehen muß, um's zu glauben. Wie weit reicht denn das Auge? Mit der stärksten Bewaffnung kann es nicht um Ecken, durch Bäume und Wände, durch Berge und Granitblöcke sehen.

Der Umfang dieses riesigen Wasserdrama's geht über alle Fassungskraft des physischen Sehens hinaus. Unten laufen die entlassenen Wassermassen nach kurzem Dienste in Katarrhakten nach der geologischen Insel zusammen, und umspülen dort die schuppigen Rücken von Ungeheuern, die vor Millionen Jahren lebten, während dieselbe 320fache Pferdekraft aus dem 570 Fuß tiefen artesischen Brunnen oben innerhalb des Gebäudes aus der riesigen Krystallfontaine auf die üppigen Blätter und Blüthen der Victoria regia und lustige Fischchen und in dem Heiligthume der üppigsten, höchsten maurischen Kultur von Granada, den Löwenhof des Alhambra, aus ein Dutzend Löwenrachen und im pompejanischen Hause aus der Schale einer Nymphe in den Mosaikteich des Atriums herabsprudelt. Wer könnte den Umfang, die Ausdehnung und die ununterbrochen in tausend Formen und Farben spielende, alle dreißig Morgen des Krystallpalast-Gebietes durchadernde und belebende Wasserpoesie, die Heiligthümer aller Zeiten und Zonen verjüngend und erheiternd beleuchtenden irdischen Regenbogenspiele jemals wirklich mit dem physischen Auge sehen? Das geht schon deshalb nicht, weil die volle Pferdekraft dieses Ungeheuers von Wasserkunst es nur bei seltenen, feierlichen Gelegenheiten, wo man sieben Schillinge statt eines bezahlen muß, eine halbe Stunde lang aushält. Nach dieser halben Stunde des aufregendsten, erhabensten und heitersten Schauspiels und der furchtbarsten Anstrengung des Dampfwerks sterben die 11,788 Wasserstrahlen plötzlich dahin und die 100 bis 320 Fuß hohen Riesen, die eben den Himmel stürmen und die Sonne ausspritzen zu wollen schienen, stürzen zusammen, wie von einer Kugel durch's Herz geschossen! Die Götter, Göttinnen, Nymphen, Engel und Karyatiden aller Art unter den Wasserschalen, auf den Tüchern der Wassertempel und an den Säulen umher sahen plötzlich aus, als wären sie aus dem Bade gesprungen und sähen sich zitternd und bebbernd vor Kälte vergebens nach einem Handtuche zum Abtrocknen und anständiger Kleidung um. Und dazwischen stehen die frostigen eisernen Röhren, Bogen und Mündungen so kahl wie Rumpfe abgehauener Bäume und Krautköpfe. Sie, die eben noch tausendfältigen Uebermuth sprudelten, müssen nun 23½ Stunden warten, bis sie wieder auf ein halb Stündchen sich lustig machen können. Und die Wassertempel und ein paar tausend andere Mündungen trauern gar von einem Besuch der Königin bis zum andern, Wochen lang, ehe sie einmal wieder eine halbe Stunde ausjubeln dürfen. Das kommt von dem Zuviel auf einmal. Drei- bis fünftausend Wasserstrahlen in schönen Massen und Proportionen auf längere Dauer und mit weniger Absicht, den Leuten die Hitze zu verderben und sie mit Rheumatismus zu bedrohen, wären mehr als die alle Jubeljahre einmal losrasende Wuth von 11,788 Wasserflammen auflodernden Strohfeuers.

Aber den Krystallpalast kann nichts verderben. Ich glaube sogar, daß ihm mein Buch keinen merklichen Schaden gethan. Er ist, was das heilige Grab den Jahrhunderten der Kreuzzüge. Er wird es sein, nicht ein heiliges Grab, sondern das sich vereinigende, heilige, heiligende, erheiternde, alle Klassen und Völker zu sich einladende Mekka, Jerusalem, Zeus-Haupt, Rom und Athen des ganzen, kulturgläubigen, neuen und zukünftigen Menschengeschlechts.

Eine Frucht des Krieges in der Krim.

Am 14. Novbr. 1854 wurde bekanntlich die französische und englische Flotte im schwarzen Meere von einem furchtbaren Sturme heimgesucht, welcher den „Heinrich IV.“ an die Küste warf, mehrere Transport-Fahrzeuge zertrümmerte und fast alle andern Schiffe mehr oder minder beschädigte. Der Sturm erstreckte sich über die ganze Krim wie über das ganze schwarze Meer, während man fast gleichzeitig stürmisches Wetter in Frankreich und in dem Mittelmeere beobachtete. Die Erscheinung war demnach keine örtliche, sondern die Folge irgend eines Vorganges in der Luft, der sich über weite Flächen, vielleicht über ganz Europa, erstreckte und es wurde wünschenswerth zu ermitteln, wie eine solche Lufterschütterung hatte entstehen, sich entwickeln und verbreiten können. Der französische Kriegsminister beauftragte denn auch den Director der Sternwarte zu Paris, die erforderlichen Nachforschungen anzustellen und Leverrier erließ ein Rundschreiben an alle Meteorographen in der Welt, in welchem er sie aufforderte, ihm ihre Beobachtungen von einigen Tagen vor jenem 14. Novbr. mitzutheilen. Es gingen darauf über zweihundertundfunfzig Antworten mit namentlich den barometrischen Beobachtungen ein, die genau zu gleicher Zeit an den verschiedensten Orten gemacht worden waren und es galt nun, diese Masse von Beobachtungen zu prüfen und zu ordnen, eine Arbeit, die Liais mit glänzendem Erfolge durchgeführt hat.

Am 12. Novbr., als in Paris genau Mittag war, befand sich die Atmosphäre an verschiedenen Punkten Europa's in sehr verschiedenem Zustande. Der Barometer stand an einigen Orten viel höher als an andern und diese Orte waren nicht unregelmäßig vertheilt. Bezeichnete man sie auf der Karte, so gaben sie eine wenig gebogene Linie, die von Norden nach Süden lief. Diese Linie ging über England unter dem 55° n. Br., durch den Kanal von Bristol nach der Spitze von Cornwall. Von hier schritt sie über den Kanal, durchschnitt die Bretagne und Frankreich und trat über Narbonne in das mittelländische Meer ein. Da verschwand sie aber nicht; man fand sie an der algierischen Küste wieder. Auf dieser langen Linie hielt sich der Barometer auf 770 Millim.; entfernte man sich von ihr nach Osten oder Westen

hin, so ergab sich minderer Luftdruck, der geringer wurde, je weiter man sich entfernte.

Es war demnach zuerst bewiesen, daß am 12. Novbr. Mittags der atmosphärische Druck auf der erwähnten ganzen langen Linie ein Maximum erreicht hatte. Weil nun dieser Druck von den Luftschichten über dem Barometer herrührt, so mußte die Luft an den angegebenen Punkten in jener Zeit eine größere Dicke erreicht, sich da aufgehäuft haben und eine Luftwoge bildete, die von England nach Afrika, von Norden nach Süden, lief und deren höchste Spitze oder Kamm sich genau über den Punkten befand, welche jene Linie bezeichnete. Um sich eine genaue Vorstellung von der Erscheinung zu machen, denke man sich die bewegte Fläche des Meeres und folge in Gedanken der sich fortbewegenden Linie, welche der Kamm einer Welle bildet.

Von dem Augenblicke an, den wir als Anfang der Beobachtungen angenommen haben, sinkt der Barometer auf der ganzen Wegenlinie, während er östlich von derselben allmälig steigt. Die große Luftwelle ist also nicht unbeweglich, sondern läuft weiter wie eine Welle im Meere. Um Mitternacht des 12. ist sie über den Kanal gegangen und befindet sich über Holland, Paris, Lyon. Am 13. Mittags, vierundzwanzig Stunden nachdem man sie das erste mal beobachtet hat, verliert sie sich im Mittelmeere. Ihre beiden Endpunkte scheinen sich etwas rascher zu bewegen. Am 15. treffen wir sie an den Karpathen; am 16. ist sie über das schwarze Meer gezogen und weiter können wir sie nicht verfolgen, weil es weiterhin an Beobachtungen fehlt.

Es ist damit eine gewiß höchst merkwürdige Erscheinung nachgewiesen: das Luftmeer hat seine Wellen, die regelmäßig sich fortbewegen wie die des Meeres. Die Welle, welcher wir gefolgt sind, geht über ganz Europa und braucht vier Tage, um von London in das schwarze Meer zu gelangen. Wir erkennen aber auch örtliche Ursachen, die sie aufhalten. Während sie, nach den vorliegenden Beobachtungen, vom 12. Mittags bis zum 13. Mitternachts die ebene Fläche im Norden weithin durchläuft, hält sie sich lange an den Alpen auf, weil sie dieselben nicht sogleich übersteigen kann. Sie braucht vierundzwanzig Stunden dazu. Gleichen Kampf kosten ihr die Karpathen und der Balkan.

Vor allen Dingen darf man diese Luftwellen nicht mit den Wirkungen des Windes verwechseln, welcher die Luft von einem Orte zum andern treibt, nicht mit einem Sturm, der die Atmosphäre vom Norden nach Süden wirft. Die große Luftwoge, der wir nachgingen, zog über Europa hin, während der Wind nach den verschiedensten Seiten blies und ihrem Gange kein Hinderniß entgegenstellte. Ein Jeder hat sicherlich einmal einen Knaben mit einem langen Stricke spielen sehen, den er auf den Boden legt, während er das Ende in der Hand behält. Hebt er dies und senkt es dann rasch, so läuft die Bewegung wie Schlangenringel allmälig über den ganze Strick. Gerade so läuft eine Welle.

Aus den vorliegenden Documenten ergiebt sich ferner, daß die Luftwelle überall trotz allen elimatischen Verschiedenheiten heiteres ruhiges Wetter brachte, das dem hohen Barometerstande entsprach. Und doch steht diese Ruhe mit dem Sturme, der diese Untersuchungen veranlaßte, in genauem Zusammenhange. Gehen wir vor den 12. Novbr. zurück, so finden wir, daß vom 10. zum 12. an der bezeichneten Linie der Barometer sehr tief stand, also eine Verminderung der Höhe der Atmosphäre stattfand und ihre Oberfläche eine Einsenkung oder Vertiefung zeigen mußte. Diese Vertiefung oder Höhlung war anfangs nicht sehr bedeutend. Sie bewegte sich vorwärts, wie wir den Wegen kamm vorwärts gehen sahen. Am 12. erreichte sie Oesterreich, am 13. das schwarze Meer, am 14. die Krim; dabei vertiefte sie sich mehr und mehr bis sie in der Krim ungewöhnlich tief wurde. Der Luftaufthürmung ging also eine Lufteinsenkung voraus und so ließ sich voraussehen, daß ihr eine Einsenkung auch folgen würde, ganz wie bei Wasserwellen. Und so war es, wie die Beobachtungen dargethan haben. Während man aber auf dem Meere die Wellenberge mehr als die Wellenthäler fürchtet, ist es mit der Luft umgekehrt, denn die Luftwellenberge bringen klares Wetter und Windstille, während die Luftwellenthäler Regen verbreiten, Wind und selbst Sturm erzeugen. Das Luftwellenthal, das dem großen Luftwellenberge vorauging, brachte am 14. Novbr. den Sturm in der Krim und das Wellenthal, das dem Wellenberge folgte, zog am 15. und 16. mit Sturm über Frankreich.

Erinnern wir uns nun, daß die Luftwelle vier Tage brauchte, um von England nach der Krim zu kommen, während durch den Telegraphen eine Nachricht in solche Entfernung in sehr kurzer Zeit befördert werden kann, so wird sich von selbst ergeben, von welchem Nutzen die Entdeckung der im Luftmeere fortlaufenden Wellen in Verbindung mit dem Gebrauch der Telegraphen werden kann und wird.

Augenommen, es zeigte sich in Petersburg ein Orkan. Augenblicklich kann man dort bei allen russischen Observatorien anfragen, und wenige Stunden darauf wird man wissen, in einer wie langen Strecke er erscheint. Es ergiebt sich, daß er sich nach Deutschland zu wendet und man wird die Astronomen von Berlin, Wien u. s. w. benachrichtigen. Diese sind vorbereitet und können den Orkan, wann er kommt, beobachten. Sie melden sein Erscheinen weiter nach Frankreich und England. Alle sind auf eine gewaltige Erschütterung vorbereitet und die, welche dadurch bedroht werden, können Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Die Gefahren, auf die man vorbereitet ist, verlieren von ihrer Bedeutung. Die Telegraphen erhalten demnach in der Zukunft eine noch weit größere Wichtigkeit. Jetzt melden sie auf den Eisenbahnen, es komme ein Zug; bald werden sie warnend ganzen Ländern anzeigen, es nahe ein Sturm, und man wird Zeit haben, seinen Verwüstungen wenigstens einigermaßen vorzubeugen.

Blätter und Blüthen.

Ein Giftmordprocess. Dem pakmer'schen Giftmordprocess reiht sich neuerdings ein ähnlicher Fall in Frankreich an, welcher vor den Assisenhofe des Seinedepartements verhandelt wurde und durch die persönliche Lage der beiden Angeklagten, sowie durch die nahe Verwandtschaft derselben mit ihren Opfern großes Interesse erweckte. Wir entnehmen zunächst der Anklageakte Folgendes:

Am 13. Jan. v. J. verstürzten der Landmann Belin und dessen Sohn, Darmand Belin, Beide zu Courcelles-sous-Thoix wohnhaft, nach ihrer Mahlzeit alle Spuren einer Vergiftung; doch wurde durch schnelle Hülfe dem Fortschreiten des Uebels gewehrt. Joseph Belin täuschte sich indessen über die Ursachen desselben nicht. Das Süüt Schweinefleisch, womit die Suppe, die ihn wie seinen Sohn krank gemacht hatte, gekocht war, hatte ihm einige Tage zuvor seine Schwägerin, Clementine Geoffroy, gegeben. Gegen diese machte er die Anklage anhängig, daß sie ihn und seinen Sohn zu vergiften versucht habe, um ihr Vermögen durch Erbschaft an sich zu bringen und sich so zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse die Mittel zu verschaffen, die ihr bisher gefehlt hatten. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen die Angeklagte aus, und die durch die gerichtliche Untersuchung erhobenen Thatsachen gaben bald jenen beschuldigenden Gerüchten den Charakter der Wahrscheinlichkeit. Die Geoffroy nahm ein, ihrem Schwager ein Stück Schweinefleisch gegeben zu haben, und die Experimente, welche man an der mit diesem Fleische gekochten Bouillon vornahm, führten zu dem Resultate, daß dieselbe eine ziemliche Menge Arsenikfäure enthielt. Da es nichts zu der Annahme berechtigte, daß dieses Gift durch irgend einen Zufall, oder durch eine freiwillige Handlung in das Fleisch gekommen sei, so ward man in der Ansicht bestärkt, daß es von der Geoffroy hineingethan worden sei. Die Haltung dieser Frau wurde sie vollends compromittiren. Sie suchte den Verdacht auf Darmand Belin, der doch, wie sein Vater, von der Suppe gegessen und krank davon geworden war, zu lenken, indem sie behauptete, Beide hätten in übelm Einvernehmen mit einander gelebt, weil der Vater in eine Verheirathung des Sohnes nicht habe willigen und beinselben seinen Miteigenthümer habe verschaffen wollen; eine Behauptung, die nicht blos durch die Proteste der beiden Belin, sondern auch durch die Aussagen von Zeugen, welche die Verhältnisse derselben genau kannten, widerlegt wurde. Auch war die Geoffroy auf die Kunde von dem Erkranken ihrer Verwandten sogleich in deren Haus geeilt, unter dem Vorwande, sie zu pflegen, und hier war eine Nachbarin, die ebenfalls herbeigeeilt war, erstaunt, die Geoffroy einen Schrank öffnen und darin etwas suchen zu sehen. Wie die Nachbarin glaubte, war es der Rest des vergifteten Fleisches, den die Geoffroy beseitigen wollte. Denn auf ihr Fragen schloß die Geoffroy den Schrank zu, ohne eine Antwort zu geben und später hielt sie gegen jene Frau die Drohung aus, daß sie dieselbe beim Gerichte als die Urheberin des Verbrechens anzeigen werde. Endlich sagte der Ehemann der Geoffroy, der als ihr Mitschuldiger angeklagt ist, am Abende vor der Verhaftung seiner Frau zu dieser: „Ich bin ein verlorener Mann; verrathe mich nicht.“

Während so die Verurtheilung gegen die Exclute Geoffroy schwere Indicien in Betreff des wider die beiden Belin's unternommenen Gift-

mordversuchs herausstellte, entbüllte sie noch eine Reihe anderer Verbrechen, die mit einer Beharrlichkeit und Kaltblütigkeit verübt worden waren, wie sie glücklicherweise nur selten in den Annalen der Kriminaljustiz aufgezeichnet sind. Honoré und Julie Nollent, Vater und Mutter der Geoffroy, und Zsalie Belin, geborene Nollent, Schwester der Angeklagten, starben am 4. Jan. 1847, 21. Febr. 1848 und 18. Juli 1851, und zwar, wie die den der Justiz zu Rathe gezogene Wissenschaft bewies, an Gift.

Man erinnerte sich nun im Laufe der Untersuchung, daß Honoré Nollent nach einer nur dreitägigen Krankheit, welche mit Kolik und Erbrechen begonnen, unter den heftigsten Schmerzen verschieden sei. Seine Leiche ward daher ausgegraben und die chemische Analyse des Rumpfes und des Gehirns führte zur Entdeckung von Arsenikſäure. Die Angst des damals noch nicht verhafteten Geoffroy, als er vernahm, daß die Leiche seines Schwiegervaters untersucht werden solle, ließ das Resultat vorhersehen. Er sagte m. A. dem Todtengräber, daß er ihm 50 Franken geben wolle, wenn er den Grund und Boden so umwühlen würde, daß das Gerücht des Grab des Nollent nicht finden könne. Auch gestand Geoffroy in der Trunkenheit seiner Mutter sein Verbrechen und behauptete, von seiner Frau dazu veranlaßt worden zu sein.

In der gleichfalls wieder ausgegrabenen Leiche der Ehefrau Nollent fand sich ebenfalls Arsenik vor. Diese war an denselben Tage, wo ihr Mann erkrankte, unwohl geworden, doch hatte ihr Leiden nicht solort den Tod zur Folge, sondern vielmehr erst, wie oben bemerkt, im Februar des folgenden Jahres stattfand. Die Geoffroy besuchte während der letzten Monate der Krankheit ihrer Mutter diese häufig und reichte ihr mehrmals, wie eine zärtliche Tochter, Arznei, welche von der Frau Nollent indeß stets nur mit Widerstreben genommen wurde. Geoffroy, welcher verpflichtet war, seine Schwiegermutter mit Essen und Trinken zu versehen, schickte ihr ein Faß Obstwein, dessen Geschmack so abscheulich war, daß man nichts davon genießen konnte. Die Symptome, welche die Krankheit der Frau des Joseph Belin zeigte, sind die einer allmäligen Vergiftung, und die chemische Analyse fand in den Ueberresten dieser Frau die augenscheinlichsten Spuren von Arsenik.

Diese verschiedenen Verbrechen konnten kaum jemand Anderem zugeschrieben werden, als den beiden Geoffroy's. Der Vater Nollent hatte seinen beiden Töchtern, der Geoffroy und der Belin, noch bei seinem Lebzeiten sein Besitzthum abgetreten: jede hatte ein Haus nebst Ländereien bekommen; dabei war aber die Geoffroy verpflichtet, ihre Eltern in ihr Haus aufzunehmen und zu verpflegen, und es war zug'eich ausgemacht worden, daß, wenn zwischen den Eltern und den Eroleuten Geoffroy Streit entstehen sollte, Letztere auf Verlangen der Ersteren das Haus verlassen sollten. Die Eltern waren den Eheleuten Geoffroy zur Last geworden und daher entstand der verbrecherische Vorsatz, sich ihrer durch Gift zu entledigen und in den an seine Bedingung mehr gekündigten Besitz ihres Hauses und ihrer Ländereien sich zu setzen. Nachdem dieser Vorsatz ausgefaßt und der gewünschte Vortheil erreicht war, ohne daß Strafe dem Verbrechen gefolgt war, warf die Geoffroy die habgierigen Blicke auch auf die Schwester, welche die Eltern zu gleichen Theilen mitbedacht hatte. Ein neues Opfer fiel. Aber auch dieses genügte noch nicht: das Erbtheil der Schwester ging auf deren Mann und Sohn über und deshalb wurde der Versuch gemacht, auch diese mit Arsenik aus dem Wege zu schaffen. Die Osis Gift, welche diesen Beiden beigebracht wurde, war nach Aussage Derer, welche die Sache untersucht hatten, so groß, daß 50 Personen damit hätten umgebracht werden können, und daß die Rettung der Unglücklichen nur als eine Art Wunder betrachtet werden muß.

Vier Monate längneten die Angeklagten hartnäckig alle Schuld der ihnen zur Last gelegten Verbrechen; endlich aber gestanden sie, der Gewalt der sich häufenden Indicien weichend, ein, die Eheleute Nollent vergiftet und den Versuch gemacht zu haben, die beiden Belin auf gleiche Weise aus dem Wege zu räumen. Die Vergiftung der Ehefrau Belin einzugestehen weigerten sie sich hartnäckig. Aus ihren Aussagen ging hervor, daß zwischen Beiden das Verbrechen verabredet, von Geoffroy der Arsenik — „das weiße Pulver, womit man reich wird", wie der Angeklagte zu seiner Frau sagte, — gekauft und von der Geoffroy den Opfern beigebracht worden war.

Die Beschuldigten nahmen nun zwar vor den Geschworenen diese ihre früheren Geständnisse zurück, wurden aber gleichwohl „schuldig" befunden, ihre Eltern vergiftet und den Versuch, die beiden Belin zu tödten, gemacht zu haben. Hinsichtlich der Ehefrau Belin lautete der Spruch auf „nichtschuldig". Der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagten zur Todesstrafe und zwar die Geoffroy, welche ihre eigenen Eltern umgebracht, zu geschärfter Todesstrafe.

Dieser Tage sind die beiden entsetzlichen Giftmischer in Amiens hingerichtet worden, die Geoffroy wurde mit gebundenen entblößten Füßen und mit dem ihr Haupt verhüllenden Schleier der Vatermörder zum Schaffot gebracht.

Saubere Burschen. Unter dem Titel: „Enthüllungen aus Bad Homburg" ist seit einigen Büchlein erschienen, worin die Nichtswürdigkeiten der dortigen Spielhölle in pikanter Weise aufgedeckt werden. Von den Croupiers werden darin unter Andern auch folgende ganz saubere Stückchen erzählt:

Es gab einen Croupier, der den Boden seiner Tabaksdose mit einem Klebstoff bestrichen hatte. So oft er harmlos sein Faites le jeu, Messieurs! rief, stellte er gleich harmlos die Dose auf irgend einen vereinzelten Louisd'or. — Kaum war das Spiel gemacht, so nahm unser Mann mit gleicher Harmlosigkeit und seliger Ruhe eine Prise Tabak und siehe die Dose mit dem Louisd'or in seine Tasche.

Ein anderer alter Croupier, der weniger Haare als Lebenschaften hatte und mit einer Art von Verzweiflung jeden Morgen Einige fallen, Andere greß werden sah — hatte 5000 Franken Gehalt.

Wie ermselig wenig Geld! Wahrlich nur der Duel eines Monats, wie er sich einen gewünscht hätte, einer Nacht, wie er solche oft sich träumte. Weil er nun endlich einsah, daß das Geld nicht zu ihm kam, so ging er zum Gelde.

Er umschnürte seine Hüften mit einem Gürtel über dem Hemde und versteckte die Hälfte seiner Ohren unter einem sehr steifen Vatermörder.

Auf solche Weise für das Mysterium geweiht, setzte er sich auf seinen Croupierplatz . . . . . .

Von Zeit zu Zeit empfand er alsdann das Bedürfniß, seine Vatermörder um den Hals wieder zurecht zu schieben, ein bei den umbrauner Vatermördern bekanntlich sehr natürliches und häufiges Bedürfniß.

Aber die Hand, welche das Hinterhaupt streichelte, hatte auch stets einen Louisd'or, den sie zwischen Haut und Hemd hinabgleiten ließ, der dann auch am Leib so tief hinabgleitelte, bis er am Gürtel Widerstand fand und in irgend einem Winkel sich verkroch. Hier erwartete er in voller Sicherheit die kleinen Kameraden, welche während des ganzen Tages auf dem von ihm eingeschlagenen Wege folgten.

War nun der alte Croupier Nachts in sein Kämmerlein zurückgekommen und hatte er sein Hemd ausgezogen, so glich er in der That oft dem Papa Lupüten in dem Augenblicke, als dieser die Danae verführte.

Dieses Geschäftchen ging so gut, daß unser Mann seinen Gürtel bald abnutzte und einen neuen kaufen mußte.

Aber die Herren Bankerowalter sprachen kopfschüttelnd: Zum Teufel! Bezu hat sich Vater R. einen Gürtel gekauft? Die guten Herren grübelten den Frage zu Frage so lange nach, bis sie endlich zu der letzten Antwort kamen, wonach der Croupier der Spielbank und dem Gürtel Liebeswol sagen mußte.

Es gibt noch ein Croupiermittelchen, welches in größerem Grade angewendet worden. Der Erfinder davon war bisher nicht zu entdecken, was in unserem Jahrhundert um so seltsamer klingt, da man gewöhnlich sechs Erfinder für jede Erfindung kennt.

Ein Croupier hatte genau nach der Größe und Dicke der Tausendfrankenrollen (50 Napoleon oder Louisd'or), Rollen von Blei gegossen, solche mit demselben blauen Papier umgeben und mit demselben Bindfaden roh gefliegelt — Alles so täuschend, daß ein Unterschied nicht zu erkennen war. Mit großer Geistesgegenwart vertauschte er seine Rollen mit denen der Bank, steckte diese in die Tasche, sah unbefangen über die Tafel hin, und verbarg einen allenfallsigen Anfall von Besorgniß hinter einem ironischen: Rien ne va plus!

Diese Verwechselung von Gedrollen verursachte einem armen Amerikaner großen Verdruß, der einige dieser falschen Geldrollen im Spiel gewonnen, diese dann unbefangen ausgegeben hatte und deshalb einige Tage als Betrüger im Gefängniß zubringen mußte, bis sich die Sache aufklärte.

Ein guter Geschäftsmann. Die Wotjäken scheinen die prächtigsten Naturanlagen zum Geschäftsmann zu haben, und es dürfte vielleicht manchen der zu Hunderten auftauchenden Kredit- und andern Aktien-Gesellschaften mit dem Nachweis eines solchen vortrefflichen Exemplars gedient sein. Diese Herren Wotjäken gehören zur Familie der wolgischen Völker und wohnen an beiden Ufern der Wjätka. Der Wotjäke gehört zu der Klasse des menschlichen Geschlechts, die sich vor Geiz selber auffrißt. In seiner silvesjuvelen Hänslichkeit kindet er alle Mittel zur Bereicherung der Bedürfnisse, die er sich zu gestatten erlaubt, und es geschieht wenig nicht oft, daß er in einer Laune gibt, um seinem Weibe oder seiner Tochter ein Halstuch oder dergleichen zu kaufen. Sollte er auch sein Brod Mehl auf einmal und zu den besten Preisen in der Stadt verkauft haben, er wird sich schwind besinnen, ob er seinen Kindern eine Semmel für zwei Kopeken umbringen soll. Ein solcher Wotjäke nun erschien mit einem blinden Vater bei einem Arzte und wollte diesen geheilen haben. Es entspann sich folgende Unterredung: „Väterchen, ich habe erfahren, Du Arzugen machst. Da ist mein blinder Vater. Kannst Du ihm die Augen machen?" Der Arzt unterbrach den Redenden nun erklärt, daß das nicht möglich sei. „Was hinnen Du denn aber für's Augenmachen?" fragt der Wotjäke. „Kannst Du mir zehn Rubel dafür geben?" erwiedert der Arzt. „Nein, Väterchen, das ist zu viel! Nimm sechs Rubel." „Gut, ich will mich auf sechs Rubel begnügen." „Und machst Du für sechs Rubel beide Augen?" „Beide, das versteht sich." „Gut," sagt nun der Wotjäke, der sein Ziel erreicht hat, „so gehe ich Dir drei Rubel, Väterchen; mache ihm nur ein Auge; er ist alt, er hat an einem Auge wohl auch genug." P.

Notiz. Vielfachen, selbst aus weiter Ferne (z. B. aus Warschau und Sta Croce bei Triest) an mich ergang'nen Anfragen über Einrichtung von Seewasser-Aquarien, diene durch die Gartenlaube, durch welche allein die Veranlassung gegeben geworden sein kann) zur Erwiderung, daß ich über Seewasser-Aquarien keine Erfahrung besitze, auch darüber keinen zuverlässigen Rath ertheilen kann. An Küstenorten wird wohl überall in der Nähe naturwissenschaftlicher Rath zu haben sein, in Triest z. B. durch meinen verehrten Freund den berühmten Algenforscher Dr. Biasoletto.

E. A. Roßmäßler.

Eine Dame in den vierziger Jahren, mit allen häuslichen Angelegenheiten wohl vertraut, sucht eine Stelle als Wirthschafterin bei einem alten Herrn oder einer Dame. Die Suchende sieht bei einem etwaigen Engagement weniger auf hohes Honorar als auf anständige, freundliche Behandlung. Die Verlagshandlung der Gartenlaube giebt auf frankirte Anfragen gern weitere Auskunft.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 32. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine unenthüllte Begebenheit.

Erzählung von Heinrich Smidt.

(Aus einer gefundenen Mappe.)

I.

In großer Erregtheit trat Alexis bei mir ein. Ich hatte ihn erst in einigen Wochen erwartet, und sprach ihm meine Verwunderung aus.

„Wie würden Sie sich erst wundern, wenn Sie wüßten!" entgegnete Alexis mit einiger Hast. „Uebrigens bin ich nur gekommen, um einige nöthige Vorkehrungen zu treffen, dann reise ich sofort wieder ab."

Erstaunt sah ich ihn an. Das war der heitere, unbefangene Jüngling nicht mehr, der mich vor einigen Wochen verließ, um eine Reise durch einen Theil des deutschen Vaterlandes zu machen und Stoffe für seine künstlerische Thätigkeit zu finden. Er versprach mir, eine ganze Mappe voll der schönsten Skizzen mitzubringen. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, erinnerte ich ihn daran.

Mit einem trüben Lächeln zog er seine Schreibtafel hervor, und reichte mir aus derselben ein Pergamentblatt.

„Verläufig müssen Sie sich mit dieser einen begnügen."

Ich warf einen Blick auf die Zeichnung. Sie machte einen lebhaften Eindruck auf mich. Neben einem Lehnstuhl stand ein alter Mann mit grameröthlichem Antlitz. Aus den Zügen desselben sprach eine Freundlichkeit und Milde, die unwiderstehlich anzog. Ein junger Mann trat durch die Thür. Der Alte hatte sich erhoben, um ihn zu begrüßen. Der schmerzliche Zug in dem Gesicht sagte deutlich, daß der Eingetretene nicht derjenige sei, den man erwartete. Die Kleidung des alten Herrn, so wie die ganze Umgebung deuteten einen Geistlichen an.

„Und die Erklärung zu diesem Bilde?" fragte ich neugierig.

„Die will ich Ihnen geben, so gut ich's vermag," entgegnete Alexis. „Ich stehe selbst mitten in einem Labyrinth und kann den Ausgang nicht finden."

Mit steigender Aufmerksamkeit hörte ich auf die Mittheilung des Freundes, der so begann:

„Ich hatte die Gebirgsstadt, von welcher aus ich zuletzt an Sie schrieb, mit fröhlichem Wandermuthe verlassen. Als der Abend hereinbrach, fand sich, daß ich den rechten Weg verloren. Ein schmaler Pfad führte mich fast senkrecht zu Thale. Auf gut Glück weiter schreitend, gewahrte ich durch den vorüber streichenden feuchten Nebel einzelne Häuser, zwischen den Felsen eingeklemmt, oder hart an ihrem Abhange errichtet, neugierig in das Thal schauend. Ueberall tiefe Stille; kein Mensch mehr draußen. Bald erblickte ich auch die Kirche des Dorfes mit ihrem kurzen, hölzernen Thurm und unweit davon ein Haus, wenig größer, als die umherliegenden. Ein Fenster desselben war matt erhellt. Ohne Zweifel die Pfarrwohnung. Ich ging näher, um mir ein Nachtquartier zu erbitten. Durch das Fenster blickend, gewahrte ich einen Mann, das schneeweiße Haupt tief auf die Brust herabgesenkt. Er wandte das Gesicht dem vollen Lichte zu und ich konnte jeden Zug deutlich erkennen. Ein tiefer Gram sprach aus denselben, aber der Ausdruck des Kummers und des Schmerzes war durch einen Hauch von Milde und Anmuth verklärt. Mich fesselte dies Bild, und es bedurfte erst einer ernsten Mahnung des jetzt schärfer herabströmenden Regens, um mich zu erinnern, daß ich noch keine Herberge hatte.

Leise klopfte ich an das Fenster. Der Pfarrer fuhr auf. Er blickte zerstreut um sich. Wie träumend ließ er die Hand über die Stirn gleiten. Auf mein wiederholtes Klopfen öffnete er das Fenster und fragte:

„Wer ist draußen?"

„Alexis!" antwortete ich, meinen Namen nennend.

„Alexis!" schrie der geistliche Herr und begann zu zittern; ich wußte nicht, ob vor Schreck oder Freude. „Alexis!" wiederholte er. „O, herein, herein!" Und mit jugendlicher Schnelle eilte er hinaus, um die Thür zu öffnen. Er ergriff meine Hand und zog mich hinter sich her bis in die Mitte des Stübchens; dann sah er mich scharf an und meine Hand fahren lassend, sagte er mit dem Tone getäuschter Hoffnung:

„Sie haben mich betrogen, Sie sind nicht Alexis."

Eine tiefe Trauer bemächtigte sich seiner. Bewegt von seinem Schmerz und von der Seltsamkeit der Aufnahme entgegnete ich:

„Ich bin wirklich Alexis, wenn auch nicht derjenige, den Sie zu erwarten scheinen."

„Verzeihen Sie," sagte er nach einer Pause. „Wie konnte ich auch glauben — der arme Mensch — er hätte meine Frage nicht beantworten können. Er ist stumm."

Diese mit wahrhaftem Kummer gesprochenen Worte rührten mich und ich blickte mit aufrichtiger Theilnahme auf den alten Herrn, der sich nun wieder gefaßt hatte und mit der größten Liebenswürdigkeit sagte:

„Ich begreife Alles. Sie sind ein Fußreisender, haben sich in dieser unwegsamen Gegend verirrt und suchen eine Herberge zur Nacht. Sie sind mir herzlich willkommen; ich freue mich, Ihnen diesen kleinen Dienst leisten zu können."

Mit freundlicher Gefälligkeit war er für mich besorgt, und in einer Viertelstunde war ich völlig heimisch. Der Tisch ward an den warmen Ofen gerückt, und nachdem ich meine Abendmahlzeit verzehrt hatte, brachte mein Wirth eine Flasche Wein. Er füllte die Gläser, und mit mir anstoßend, sagte er:

„Da ich Sie auf eine so seltsame Weise empfangen habe, bin ich auch verpflichtet, Ihnen den Schlüssel zu diesem Empfange zu geben. Sie könnten sonst Seltsames von mir denken. Sie haben bemerkt, wie sehr mich der Name Alexis bewegte. Ein liebenswürdiger Knabe hieß so, den einst ein Zufall — nein, nicht Zufall, sondern die gütige Vorsicht mir zuführte, und dem ich alle Liebe und Zuneigung schenkte, deren dies Herz fähig ist. Der Knabe war mehrere Jahre bei mir; ich sah ihn sich allmälig entwickeln, ich weckte seinen Geist und freute mich, die Saat, welche ich streute, so schöne Früchte tragen zu sehen. Dies Glück dauerte bis zu der Stunde, wo ich ihn auf eine eben so räthselhafte Weise verlor, als ich ihn einst fand. Alexis —"

Der Pfarrer hatte mich während dieser Mittheilungen fest angesehen. Seine Unruhe kehrte wieder, als er jetzt abermals den Namen seines Pfleglings nannte. Er unterbrach sich:

„Entschuldigen Sie! — Aber, je mehr ich Sie betrachte — Sie nennen sich auch Alexis? Ich finde den Zusammenhang nicht, aber die Thatsache besteht. Die Aehnlichkeit zwischen Ihnen und einem unglücklichen Knaben ist wirklich wunderbar."

„Das wäre allerdings seltsam!" entgegnete ich. „Aber sollten Sie sich nicht abermals täuschen?"

„Täuschen?" sagte der Pfarrer. „Das mögen Sie selbst entscheiden. Der Knabe ward von der ganzen Gemeinde geliebt, und selbst Fremde, die hier flüchtig durchreisten, legten Theilnahme für ihn an den Tag. Ein Maler, der sich einige Zeit in diesem Thale aufhielt und bei mir wohnte, wollte mir ein Gastgeschenk zurücklassen und malte Alexis. Ich hole Ihnen das Bild."

Der Geistliche nahm ein Miniatur-Portrait aus seinem Schreibtische und reichte es mir. Als Maler war ich keinen Augenblick in Zweifel. Das Bild glich mir. So mußte ich in meiner Kindheit ausgesehen haben. Ich konnte mich von dem Anblick nicht trennen.

„Es geht Ihnen, wie Jedem, der es sieht," sagte der Geistliche. „Aber lassen Sie mich meine Mittheilung beenden.

„Die Wohnungen meiner Gemeinde liegen in dem Thale zerstreut umher. Will ich die Pflichten meines Amtes gewissenhaft üben, muß ich manche beschwerliche Wanderung unternehmen, wo denen ich öfters erst bei einbrechender Nacht wiederkehre. Eines Abends erreiche ich, mehr als sonst erschöpft, die Straße, welche aus unserm Gebirgskessel hinab in die Ebene führt. Die untergehende Sonne wirft ihren letzten Strahl darüber hin, und ich gewahre, wo all' dem hellen Glanz umgeben, einen Knaben, der sich mir mit allen Zeichen der Angst zu Füßen wirft. Erschreckt richte ich ihn auf, setze mich auf einen Stein und suche den heftig Weinenden zu beruhigen. Mit vieler Mühe gelingt es mir nach und nach. Er sieht mich an, lächelt, schlägt seine kleinen Arme um meinen Hals, wird immer stiller und schläft endlich ein. Während er auf meinem Schooße ruht, betrachte ich ihn näher. Sein ganzes Wesen macht den tiefsten Eindruck auf mich. Der Kleine schlief so sorglos, daß ich ihn um Alles in der Welt nicht hätte wecken mögen. Und doch brach die Nacht herein. Mit großer Vorsicht erhebe ich mich und trage ihn nach Hause. Dort bereite ich ihm ein Lager neben dem meinen und begebe mich zur Ruhe. Ich schlafe mit dem Gedanken ein, daß sich die Angehörigen des Knaben wohl am andern Morgen einfinden werden. Aber es kam Niemand, weder am nächsten Tage noch an einem der folgenden. Eine Entdeckung, die ich gleich nach dem Erwachen machte, erschreckt mich, der Knabe ist stumm. Darnach ist es unmöglich, auch nur die geringste Erkundigung von ihm einzuziehen. Zu mir fühlt sich der Knabe lebhaft hingezogen und auch an die Verwandte, die meinen Haushalt führt, schließt er sich gern an. Sie widmet ihm mütterliche Theilnahme. Niemand kümmert sich um unsern Findling; er bleibt uns völlig fremd, und nur weil wir seine Wäsche mit dem Namen Alexis gezeichnet finden, nennen wir ihn so.

„Einige Wochen nach diesem Ereigniß," fuhr der Geistliche fort, „bereist der Kreisarzt diese Gegend. Mit gleicher Theilnahme wie Alle wendet er sich dem Knaben zu. Er beschäftigt sich viel mit ihm und sagt beim Scheiden zu mir: der Knabe ist nicht stumm geboren; er ist es durch irgend ein schreckliches Ereigniß geworden. Sein Gemüth ist ungemein weich, doch habe ich auch bemerkt, daß tiefe Leidenschaften in ihm schlummern. Es scheint der Mühe werth, die schlummernden Seelenkräfte zu wecken. Sie, lieber Pastor, haben dazu die Muße und den Beruf. Ich ahne ein Geheimniß, was dieser stumme Knabe uns nicht verrathen kann. Unterrichten Sie ihn, und es wird ein Tag kommen, wo er das, was er Ihnen jetzt nicht sagen kann, niederschreiben wird.

„Diese Worte," sagte der Geistliche, „mit denen der Arzt von mir Abschied nahm, sind nicht auf einen unfruchtbaren Boden gefallen. Mit Eifer lege ich Hand an das Werk. Die ersten Erfolge sind glücklich. Meine Lust an dem Unterrichte steigt. Ich entheile ihn nicht, um ein Geheimniß zu erfahren, sondern aus Liebe zur Sache. Rasch entwickeln sich die geistigen Fähigkeiten meines Zöglings. Schon fängt er an, mir seine Gedanken und Empfindungen mitzutheilen. Aber im Laufe der Zeit, wo jeder Tag neue Eindrücke bringt, tritt die Erinnerung an seine Vergangenheit immer weiter in ihm zurück. Nur einzelne Züge vermag er zu erhaschen. Er schilderte mir ein dunkles Haus, woran ein Garten stößt, den hohe Mauern umgeben. Ein alter Mann, der selten sprach, bediente ihn. Von Zeit zu Zeit erscheint eine Dame in dem Garten, ohne daß er bemerkt, woher sie kommt und wohin sie geht. Sie liebkost ihn stets auf das Zärtlichste und füllt seine Hände mit kleinen Geschenken. Eines Morgens tritt der alte Diener an sein Bett, heißt ihn aufstehen und sagt ihm, daß die Dame heute wiederkommen und ihn mit sich nehmen werde. Nun sind ihm seine Erinnerungen untreu. Er weiß nur, daß er neben der Dame in einem Wagen gesessen. Auch ein Herr wäre darin gewesen, der ihn öfters umarmt und seinen lieben, lieben Alexis genannt habe. Alles dies, mein werther Herr, erfahre ich bruchstückweise in verschiedenen Zeiträumen, wie es in dem Geist des Knaben aufdämmert. Zuletzt schreibt er wieder, daß der Wagen plötzlich still hält und Männer mit schwarzen Gesichtern denselben umringen. Die Dame sinkt ohnmächtig hin. Der Herr zieht seinen Säbel und stellt sich zur Wehre, bis er blutend niederstürzt. Mehr Alexis sieht nichts mehr. Einer der schwarzen Kerle streckt die Hand nach ihm aus und droht, ihn zu erwürgen. Er weiß auch nicht, wie er dem Wüthenden entkommen ist; er sieht sich nur eine Strecke vom Wagen seitwärts stehen, wie man in denselben den Herrn und die Dame hineinträgt und davon fährt. Er will schreien, aber er vermag es nicht. Das Entsetzen hat ihm die Sprache geraubt, und er ist nun blindlings fortgelaufen, bis er mich gefunden. Weiteres war nicht zu erfahren.

„Wie Sie leicht denken können," schloß der Pfarrer, „unterließ ich seiner Zeit nicht, den Behörden von dem Funde, wie sich bei mir ausfindet, Nachricht zu geben, und es sind deshalb Nachforschungen angestellt. Jetzt erneuere ich meine Bemühungen, indem ich Alles mittheile, was ich von Alexis erfahren habe. Aber auch jetzt bleibt jede Mühe eine vergebliche. So habe ich mich allmälig daran gewöhnt, Alexis als meinen Sohn zu betrachten, und schon mache ich Pläne für seine Zukunft, als mich plötzlich der härteste Schlag trifft. Eines Nachmittags trat er eine seiner gewohnten Wanderungen an, von denen er stets nach einigen Stunden wiederkehrt. An diesem Abend kommt er nicht heim. Nach einer ängstlich durchwachten Nacht wurde ich mich an die Bewohner des Dorfes. Der Gedanke, daß Alexis irgendwo verunglückte, ist am natürlichsten. Der Knabe war so beliebt bei Alt und Jung, daß Alle sich unaufgefordert anstrengten, ihn zu suchen. Keine Mühe, keine Anstrengung wird gespart. Die Männer setzen sich unsonst der augenscheinlichsten Gefahr aus. An dem Rande eines jähen Abgrundes hängt sein Hut an einem Strauche, unsern davon eine lederne Reisetasche, wie er sie zu tragen pflegte. Der Inhalt derselben, Bücher und einiges Obst, liegt zerstreut umher; von dem Leichnam aber findet sich keine Spur. Nach dreien Tagen ununterbrochener Arbeit muß ich selbst bekennen, daß jedes weitere Bemühen vergeblich ist, und ich lebe nun in der steten Ungewißheit, ob Alexis verunglückt, oder von seinen frühern Verfolgern entdeckt und — Gott weiß, wohin entführt ist.

So lauteten die Mittheilungen des Geistlichen, wie ich sie von meinem Freunde als eine Erklärung der Skizze erhielt, die er mir aus dem Gebirge mitbrachte. Als er seine Erzählung endete, sagte er zu mir:

„Ich glaube kaum, daß wir uns vor meiner Weiterreise

noch wiedersehen werden. Was ich erfuhr, hat, wie geringe es auch sein mag, eine Vergangenheit in mir wach gerufen, die ich längst überwunden glaubte. Dieser Knabe, der wie ich Alexis heißt, dessen Aehnlichkeit mit mir so bedeutend war, daß sie nicht blos der Geistliche, sondern auch die Bauern, die mich zufällig erblickten, bemerkten, giebt mir viel zu denken. Bei dem Beginn meiner Reise sagte ich Ihnen, ich würde Ihre Vaterstadt zu einem längeren Wohnsitz wählen. Jetzt ist sie nur eine Station für mich geworden, von der ich nach kurzer Rast scheide."

Er reichte mir zum Abschiede die Hand, und ohne ein Wort weiter zu sagen, entfernte er sich.

II.

Auf einem steilen Hügel, dessen granitnen Fuß die Seebrandung umrauscht, erhob sich ein finsteres Schloß, zu welchem man nur auf einem zerfahrenen, mit Geschrüpp und Steingeröll bedeckten Weg gelangte. Auch legten sich Wenige diese Anstrengung auf, denn die Mauern und Thürme waren verwittert, das Dach mit Moos bewachsen und Schaaren von Krähen und Dohlen hatten dort oben ihre Herberge. Die ganze Erscheinung hatte eher etwas Abstoßendes, als etwas Anziehendes, und die nach Romantik begierigen Reisenden wählten lieber eine auf einer zugänglicheren Höhe malerisch liegende Ruine, die auf ein reiches, blühendes Thal hinabschaute.

Das Schloß galt für verödet, und nur die am Fuße des steilen Hügels wohnenden wenigen Saffen wußten, daß ein geringer Theil desselben noch jetzt bewohnt wurde. Ein unbekannter alter Herr lebte dort mit einem oder so alten Diener, und Beide kamen mit den Saffen am Fuße des Schloßberges nur selten in Berührung.

Sie erinnerten sich des alten Herrn, den sie nicht gesehen hatten, seit er die Ruine bezog, als eines stattlichen Greises mit schneeweißem Haupte. Die Jahre hatten es nicht gebeugt. Seine strengen Gesichtszüge, die selten durch einen schmerzlichen Ausdruck gemildert wurden, sagten, daß eine stürmbewegte Zeit hinter ihm lag. Den größten Theil der langen Herbstabende brachte er in dem stattlichsten der von ihm bewohnten Gemächer zu und beobachtete hier die prasselnden Flammen im Kamine. Manchmal flog sein Auge flüchtig über ein Gemälde hin, dessen lebensgroße Figuren einen Theil der Wand bedeckten, und diese Augenblicke waren es, wo die Empfindungen der Wehmuth und des Schmerzes die Strenge seiner Züge milderten.

Es war ein schönes, farbenprächtiges Bild, von Meisterhand auf diese breite Fläche gemalt. Durch einen Pfeiler ward es in zwei Felder getheilt. Das erste Feld zeigte eine reichgeschmückte Halle von tausend flammenden Kerzen erhellt. Auf einer Estrade des Hintergrundes standen die Musiker in Gold und Scharlach gekleidet. In ihren Füßen drehten sich die muntern Schaaren im fröhlichen Tanz. Seitwärts an einer Säule lehnte die Gestalt eines ältlichen Herrn mit vornehmen Manieren, in schwarzen Sammet gekleidet, der behaglich lächelnd die vielfach verschlungenen Gruppen betrachtete. Augenscheinlich hatte dieser Herr auf dem Bilde große Aehnlichkeit mit dem Herrn am Kamin, nur daß Ersterer viele Jahre jünger war und schwerer Gram seine Stirn nicht durchfurchte. Ein lieblicher Knabe, buntphantastisch gekleidet, schmiegte sich kindlich an den Herrn im schwarzen Sammetkleide und schien die Theilnahme desselben für eine Zeichnung gewinnen zu wollen, die er ihm entgegenhielt. Aber der Herr strich gutmüthig die Falten der Umgebung aus dem Gesicht des kleinen Künstlers, hatte wenig Auge für seine kindische Schöpfung und schenkte seine ganze Aufmerksamkeit einem jungen Paare, das aus den Reihen der Tänzer getreten war. Die Jungfrau stand, in holder Scham erglühend, das Gesicht abgewendet und hielt eine Blume in der Hand, noch nicht mit sich einig, ob sie dem jungen Ritter diese stürmisch begehrte Gabe reichen dürfe oder nicht. Eine zweite, ganz gleiche Blume an ihrer Brust zeigte, woher sie die erste genommen. Der junge Ritter, das sah man auf den ersten Blick, war entweder der Sohn und Erbe oder doch ein naher Verwandter des beobachtenden alten Herrn und des lieblichen Knaben. Eifrig bemühte sich der junge Ritter um die Blume, die ihm symbolisch das Herz bedeutete, an welchem sie noch vor Kurzem ruhte. Alle waren so sehr in ihr Glück versenkt, daß sie nicht auf einen Fremden achteten, der sich seitwärts von den Liebenden aufgestellt hatte und sie mit einer teuflischen Mischung von Haß und Schadenfreude betrachtete. Seine kohlschwarzen Augen brannten wie zwei unheimliche Flammen.

Den größten Theil des zweiten Bildes füllte eine düstere Laublandschaft, die vom Mondlicht sanft übergossen ward. Es schien ein Theil des Gartens zu sein, der an die breite Terrasse des Ballsaales grenzte, zu welcher man auf weißen Marmorstufen hinanstieg. So war das große Gemälde, obgleich durch den breiten Pfeiler getrennt, dennoch eins. Vertrieben von der im Saale herrschenden lauten Freude war das junge Liebespaar hinausgetreten in die kühle Sommernacht. Ein leiser Wonneschauer befestigte sie, und sie schmiegten sich inniger aneinander. Beide athmeten schon unter dem Bann der nedischen Elfen, die auf den feuchten Mondesstrahlen zu ihnen niederschwebten. Ihre sehnsüchtigen Blicke trafen tief in das Herz hinein und nahe waren sie dem Gipfel ihres irdischen Glückes. Aber die Hand, welche es ihnen wehren wollte, war näher. Der Fremde aus dem Ballsaal stand mit einer drohenden Geberde hinter ihnen.

Das waren die Bilder, welche der greise Edelmann vor dem Kamin wohl zum hundertsten Male aufmerksam betrachtete. Sie waren für ihn eine sichtbare Erinnerung an eine glücklichere Zeit, die mit all' ihrer Lust und Freude weit hinter ihm lag.

Mit einem tiefen Seufzer wandte er sich jetzt von dem Bilde ab und sagte zu dem alten Diener, der ihm den Abendtrunk reichte:

„Es ist Alles dahin!"

„Alles!" wiederholte dieser. „Seit unser armes Land von einem so furchtbaren Unglück betroffen wurde, will es nirgend mehr recht gedeihen. Die Leute unten am Berge, die heute hier waren, um die gewöhnlichen Lebensmittel zu bringen, erzählten wundersame Geschichten wie es jetzt drunten in der Welt zugehen soll, und Euer Gnaden würden erschrecken, wenn —"

„Ich will nichts hören!" entgegnete der Alte heftig. „Mit großen Opfern habe ich mir von den Machthabern die Erlaubniß erkauft, auf diesem letzten Besitzthume einstigen Glückes meine Tage in voller Einsamkeit zu beschließen. Ich will von der Welt und ihren Händeln nichts mehr wissen; sie ist todt für mich und ich für sie."

Der Diener versuchte nochmals die Aufmerksamkeit des Herrn zu erwecken; dieser aber winkte unwillig mit der Hand und sagte:

„Ich will lesen."

Sofort rückte der Diener einen Tisch neben den Sessel des Gebieters, stellte zwei brennende Kerzen darauf und legte ein großes Buch daneben, das einzige, was in der alten Schloßhalle zu finden war. Dieser Foliant, dessen Pergamentdeckel durch zwei starke silberne Klammern zusammengehalten wurden, war die Chronik dieses altberühmten Hauses, dessen Name seit undenklichen Zeiten in der Geschichte des Vaterlandes glänzte.

Unter den hohen Adelsherren des Reiches, die dem fürstlichen Gebieter bei allen Wechselfällen treu ergeben blieben, stand Graf Eberhard von Steinau in erster Reihe. Es war die Erbtugend dieses edlen Hauses, das von seinem ersten Ahn abwärts bis zu dem jüngsten Sprossen eine stattliche Reihe von Männern zählte, die mit dem Schwerte in der Hand oder mit den Waffen des Geistes für die wachsende Größe des fürstlichen Hauses gefochten hatten. Das machte die Steinau's zu den Angesehensten im Lande und eifrig bewarb man sich um ihre Gunst.

Graf Eberhard stand in der Blüthe des männlichen Alters und der Fülle des Glückes, umgeben von einer Familie, die ihn hoch in Ehren hielt und die er schwärmerisch liebte, als in der Stille sich der Damen zu regen begann, der seitdem die halbe Welt in Flammen setzte, und statt einer wohlthuenden Wärme nur tode Asche hinter sich ließ. Er war Anfangs so klein, so schuldlos dieser finstere Unheld. Er erschien in so freundlicher, mitleidheischender Gestalt, daß Alle ihn liebkosten und Jeder auf seine Frage die Antwort erhielt, welche seiner Eitelkeit schmeichelte. Wie ein bettelndes Kind war er eingetreten in die höheren und niederen Kreise. Aber von den Gaben, die ihm zuflossen, schmeckte er an und rieffgroß recke er den Leib empor, nicht mehr stehend mit offner Hand, sondern mit der geballten Faust trotzig kordernd.

Nur Graf Eberhard von Steinau hatte des Stummen bisher nicht geachtet und gedachte es ferner so zu halten. Ihm schien das neumodische Treiben so gering, daß er sich mit verächtlichem Achselzucken von demselben abwandte. Nur ein Zweig des stolzen

Digitized by Google

Baumes, ein entfernter Verwandter, der, wenn auch nicht die Grafenkrone, doch den Namen derer von Steinau trug, ein Mann von beschränkten Mitteln aber voll Geistesstärke und von maßlosem Ehrgeize erfüllt, trat dem Haupte des Hauses mit der Energie des Hasses entgegen, und da er nicht im Stande war, offenen Kampf zu bieten, legte er insgeheim seine tiefverborgenen Schlingen.

Mitten in diesen beginnenden Kämpfen ward Graf Eberhard von einem Familienleid getroffen, das er lange nicht verschmerzte; das war der Tod seines geliebten Weibes. Nur allgemach verlor sich dieser Schmerz in der Liebe für seine Söhne, und seine einzige Hoffnung war, das ihm entrissene Glück in dem Glücke seiner Kinder wieder zu finden. Sehnsüchtig spähte er nach einer Gelegenheit, diesen Gedanken durch die That zu verwirklichen und freudig jauchzte er auf, als sich unerwartet eine solche darbot.

Der älteste von den Söhnen des Grafen war ein kräftiger, lebensmuthiger Jüngling, voll Energie wie sein Vater. Er hatte die Waffen ergriffen, zeichnete sich in allen militärischen Tugenden aus und erregte die schönsten Hoffnungen. Seine Laufbahn führte ihn als Obersten eines Reiterregiments in eine ferne Garnison und bald fühlte er sich dort von so lieblichen Banden gefesselt, daß er schrieb, er sei im Begriff, den Gipfel seines Glückes zu erklimmen, doch wage er es nicht, bevor er nicht die Einwilligung des Vaters zu einem Bündniß mit dem Mädchen seiner Liebe empfangen habe. Graf Eberhard säumte keinen Augenblick, soubern schrieb zurück: „Bringe mir eine Schwiegertochter in's Haus, die Dich glücklich macht, und sie soll mein liebstes Kind sein. Nur die eine Bedingung stelle ich, daß ihre Familie der unsrigen ebenbürtig sei. Ich weiß wohl, welche neue Ordnung der Dinge der Zeitgeist predigt; aber dieser angeblich verführende Genius ist für mich der Dämon des Hasses und der Zwietracht, gegen den ich bis zum letzten Hauche meines Lebens kämpfen werde." Auf diese seine väterliche Botschaft erwartete er mit Sehnsucht eine Antwort, die sich, ihm unbegreiflich, von Tag zu Tag verzögerte.

Rosa von Bergheim war die Zauberin, welche den jungen Grafen von Steinau, den kühnsten Reiteroberst der Armee durch ihre Reize gefesselt hatte. Ihr Vater, ein zurückgekommener Edelmann, der gezwungen ward, sein Familiengut zu veräußern, lebte in diesem Garnisonorte, mit sich selbst zerfallen, von einer mächtigen Leidrente. Wenig fruchtete ihm die zärtliche Sorge seiner Tochter Rosa, deren junge Schönheit sich blühend entfaltete. Er ward täglich mürrischer und scheuchte die milde Trösterin mit harten Worten zurück.

Da erschien ein Mann auf dem Schauplatz, welcher eine nicht geringe Verwirrung anregte. Das war Theodor von Steinau, der entfernte Verwandte des Grafen Eberhard. Von diesem seinem Oheim zurückgewiesen, suchte Theodor sich einen andern Wirkungskreis für sein abenteuerliches Dichten und Trachten, das ihm die Ungunst des Oheims schon früher zuzog. An den herabgekommenen Herrn von Bergheim fand er einen gelehrigen Schüler, der die seltsamen Lehren, welche Jener predigte, mit Begier erfaßte. Theodor war unermüdlich und er wußte auch, warum. Noch nicht lange hatte er in dem Hause des Herrn von Bergheim Zutritt erlangt, als er den seltenen Schatz entdeckte, der darin verborgen war. Er entbrannte in heißer Liebe zu Rosa und bewarb sich eifrig um ihre Gunst. Im Tiefinnersten ihres jungfräulichen Gemüthes fühlte sie die Nähe eines bösen Geistes und zog sich scheu zurück. Theodor ward dringender und erfuhr eine kränkende Abweisung. Nicht gewohnt, vor Hindernissen zurückzubeben, verdoppelte er seine Bemühungen. Zu der Liebe gesellte sich der Trotz. Er wollte Rosa besitzen und erwählte zu seinem Bundesgenossen ihren Vater, den er bereits so sehr umstrickt hatte, daß dieser ihm nichts mehr abschlagen konnte. Herr von Bergheim nahm ihn als seinen Sohn auf und verkündete seiner Tochter, daß er sie mit Theodor von Steinau vermählen werde, sobald dieser von seinem Oheim die Herausgabe der ihm widerrechtlich vorenthaltenen Besitzungen erzwungen habe.

Um diese Zeit war es, als der Oberst, Graf von Steinau an der Spitze des Regiments erschien, das hier seine Garnison angewiesen erhielt. Jung, reich, von dem ältesten Adel, konnte es nicht fehlen, daß ihm alle Thüren bereitwillig offen standen. Den Herrn von Bergheim lernte er nicht kennen. Die Vermögensumstände dieses Edelmannes gestatteten ihm nicht, ein Haus zu machen. Ueberdies liebte er Zerstreuungen und Ergötzlichkeiten, zu welchen es keiner glänzenden Gesellschaften bedurfte. Für die Freuden des Weines und des Spiels genügte ein beschränkter Kreis von Gleichgesinnten. Dagegen legte er seiner Tochter keinen Zwang auf. Sie war in einigen Häusern eingeführt und durfte sich dort frei bewegen. Gern suchte sie jede Gelegenheit dazu auf; war sie doch dann den Verfolgungen Theodors wenigstens ausgesetzt, der sich in Kreisen, wo man ihn nicht sonderlich auszeichnete, unbehaglich fühlte und sich mehr unter den Leuten gefiel, die sich um Herrn von Bergheim sammelten.

Der Oberst hatte bald die zarte Blüthe entdeckt, die sich in voller Schönheit entfaltete und sein Herz war wunderbar bewegt. Auf einem Balle gab er seinem Gefühle Worte und fand Erhörung. Die erste zarte Neigung entfaltete sich bald zur reichsten Liebe. In dieser glücklichen Stimmung schrieb der Oberst den schon erwähnten Brief an seinen Vater, erhielt dessen Antwort und brachte darauf seine Bewerbung an.

Herr von Bergheim stutzte. Er wußte den Werth dieses Bündnisses wohl zu würdigen und hätte gern zur Stelle eingewilligt, aber er fühlte sich Theodor gegenüber gebunden und entließ den Obersten mit einer zweifelhaften Antwort.

Eine trübe Zeit brach für alle Betheiligten an. Rosa wurde von ihrem Vater bei jeder Gelegenheit hart angelassen, daß sie es sei, welche die Verwirrung hervorgerufen und den Frieden und die Ruhe seines Alters trübe. Auch Theodor ließ es empfinden, wie er durch Rosa's Zurücksetzung gekränkt sei und wie er nichts unversucht lassen werde, sich zu rächen; sie sei ihm feierlich von dem Vater anverlobt, und Niemandem solle es gelingen, sie ihm zu entreißen. Zwischen dem Obersten und Theodor entstand ein harter Kampf. Beide wurden scharf beobachtet, aber Keiner wußte mit Bestimmtheit anzugeben, was eigentlich zwischen ihnen vorgefallen war. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen. Bald hieß es, ein Duell habe stattgefunden und Theodor sei geblieben. Aber kurz darauf erschien dieser wieder auf dem Schauplatze mit großem Reichthum prunkend, welches zu dem Gerüchte Anlaß gab, Theodor habe seine Rechte dem Obersten verkauft. Aber auch dieses Gerücht hielt nicht Stich, denn Theodor strebte eifriger als je nach der Hand der jungen Dame und noch niemals hatte sich der Vater so entschieden für ihn erklärt, als um diese Zeit. Es war der verführerische Schimmer des Goldes, der den alten Grafen für jede edlere Regung des Herzens, für die Leiden seines einzigen Kindes taub und blind machte. Theodor hatte ihm zu verhängnißvoller Stunde den Schlüssel zu reichen gewußt, der ihm die Pforte zu öffnen schien, die in eine nie zu erschöpfende Schatzkammer führte.

Da trat Theodor eines Abends in großer Erregtheit in das Zimmer seines Schwiegervaters, der noch mit einigen Genossen an der schwelgerischen Tafel saß. Er verkündete, daß er noch in dieser Nacht abreisen müsse und sobald nicht wiederkommen könne, darum wolle er vorher alles Zweifelhafte in Richtigkeit gebracht wissen und forderte den Vater auf, ihn ohne Aufenthalt mit Rosa zu vermählen. Ein von ihm gewonnener Geistlicher sei bereit, die Trauung zu vollziehen. Für diese Gunst versprach Theodor goldene Berge und der halbberauschte Alte willigte ein. Die anwesenden Gäste wurden als Zeugen eingeladen und ein nahegelegenes Zimmer zu der feierlichen Handlung eingerichtet. Der Geistliche erschien und fragte nach der Braut. Der Vater ging, um sie zu holen; aber Rosa war nirgend zu finden. Ein Diener, dem sie mehrfache Wohlthaten erzeigt, bewahrte ein dankbares Herz und entdeckte ihr Alles. Sie verließ, von dem treuen Diener geleitet, unbemerkt das Haus. Eine Freundin nahm sie mit offenen Armen auf. Von dort aus wurde der Oberst von dem Vorgefallenen benachrichtigt.

Theodor wüthete. So nahe am Ziel, hatte er dasselbe auf lange, wenn nicht für immer, aus den Augen verloren. Unter gräßlichen Flüchen schied er von dem alten Bergheim, den er mit dem Obersten im Einverständniß glaubte und schwur Allen glühende Rache. Von dieser Stunde an war er ein unversöhnlicher Feind. In aller Stille reisete er ab. Es war die höchste Zeit. Kaum hatte er die Stadtthore hinter sich, als ein höherer Beamter erschien, um ihn zu verhaften. Es verbreitete sich das Gerücht, Theodor von Steinau habe sich einem hochverrätherischen Komplotte angeschlossen und stehe in dem Solde auswärtiger geheimen Klubbs.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Frauenbilder in Bayreuth.

2. Das preußische Familiengespenst.

Die weiße Frau.

Im neuen Schlosse in Bayreuth hängt ihr Portrait, ein zweites in der Eremitage. Das neue Schloß ist eine Schöpfung des Markgrafen Friedrich und seiner Gemahlin, der berühmten Markgräfin, aber sie erlebten Beide die Vollendung desselben nicht. Mit ihnen ging die Glanzperiode Bayreuths zu Grabe und schon 1769 starb die Linie aus, und Bayreuth hörte auf eine Residenzstadt zu sein.

Die Schlösser solcher ehemaliger Residenzen, in welchen regierende Fürstengeschlechter ausgestorben sind, haben stets etwas Unheimliches, und in allen solchen Städten trägt sich das Volk mit Spukgeschichten, die sich in solchen Schlössern ereignet haben sollen. Es gibt da stereotype Gespenster, die ein sehr zähes Leben haben, und die „weiße Frau" ist ein sehr bequemes, das fast in allen deutschen Fürstenschlössern, ja sogar in außerdeutschen eingebürgert ist.

Soll sie doch sogar in dem nahen Orte Himmelkron, ehemaligem Kloster, dann Lustschloß und Erbbegräbniß des bayreuther Markgrafengeschlechts, begraben liegen. Hinsichtlich der Volkssagen, die seit vier oder fünf Jahrhunderten über sie im Schwange sind, können wir uns kurz fassen.

Die allgemeine Sage ist, daß das Gespenst „die weiße Frau" sich vor Todesfällen in den betreffenden Fürstenfamilien an den Höfen und in den Residenzschlössern dieser Familien zu zeigen pflege und von dem langen weißen Gewande und dem weißen Schleier, in welche sie gehüllt sei, den Namen erhalten habe. Man behauptet aber auch sie sei erschienen, ohne daß bald nachher ein fürstliches Haupt zu Grabe gegangen, und viele fürstliche Personen in den Fürstenhäusern, in welchen sich das Gespenst vorzugsweise heimisch gemacht, seien Todes verblichen, ohne daß die weiße Frau vorher von einem menschlichen Auge erblickt worden sei.

Die Orte ihrer prophetischen Wirksamkeit sind zumeist die Höfe des hohenzollernschen Fürstengeschlechts, und in Berlin ist sie sogar in neuerer Zeit wieder Mode geworden, und da die meisten deutschen Höfe mit dem brandenburger Hause verwandt sind, so hat sie sich allmälig bei denselben auch eingefunden; außerdem besucht sie die Königsschlösser in London, Kopenhagen und Stockholm und erlaubt sich überall unziemliche Vertraulichkeiten. In den drei letzten Städten mögen ihr Lokalsagen zu Hülfe kommen, und sie mag Gegenstand mancher Verwechselungen und falscher Deutungen sein. Ein Geschichtsforscher, der ihr Schritt vor Schritt nachgehen wollte, würde interessante Studien über die

Metamorphosis der Volkssage machen. Wir halten uns an unsre Landsmännin, die gute deutsche weiße Frau, die sich auch bei andern und sogar bei freudigen Gelegenheiten, wie Hochzeiten, Geburten und Glücksfällen zu zeigen pflegt, und diese Theilnahme ist, wie wir sehen werden, ihrer eigentlichen Natur die angemessenste. Die Sage gibt ihr mehrfache verschiedene Abstammung und Schicksale, doch treten zwei Personen vor den übrigen hervor.

Nach der ersteren ist sie eine Thüringerin oder Osterländerin, die Wittwe des Grafen Otto IV. von Orlamünde, der auf der Pfaffenburg bei Culmbach wohnte, von welchem ihr zwei Kinder lebten. Sie faßte eine so heftige Leidenschaft für den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen von Hohenzollern, daß sie sich ihm zur Gemahlin anbot. Der Graf wich mit der Erklärung aus: „vier Augen verhinderten ihn auf ihren Wunsch einzugehen," damit auf seine noch lebenden Eltern deutend. Sie bezog das dunkle Wort aber auf ihre Kinder und erwerdete sie heimlich, indem sie den unschuldigen Kindlein die Hirnschale auf dem Wirbel mit einer Haarnadel durchstach. Die That kam an den Tag und die Mörderin in lebenslängliches Gefängniß, wo sie von Reue und Leidenschaft gefoltert, dem Geschlecht des Burggrafen ewige Rache schwur. Nach ihrem Tode trat sie denn als bösartiges Familiengespenst der Hohenzollern auf. Nach dieser Sage fiele sie in's 14. Jahrhundert; ihr Name ist schwankend Kunigunde, Agnes, Beatrix, Bertha. Von Bedeutung ist der letzte Name und auch der vorletzte noch bezeichnend; doch verwischen sie sich, weil das dämonische Element vorherrschend ist. —

Anders ist's nach der zweiten Version. Da heißt sie ganz bestimmt Perchta (Bertha) und ist ein guter Geist, welcher die Rolle eines freundlichen schützenden Genius in den Fürstenhäusern spielt, deren Verwandtschaft sie beanspruchte. Hier ist sie eine Tochter des 15. Jahrhunderts und dem berühmten Grafengeschlecht der Nebenberg entsprossen. Ihr Vater soll Ulrich von Nebenberg, Burggraf von Böhmen und kaiserlicher Feldherr g'gen die Hussiten gewesen sein. Sie war mit dem steierschen Freiherrn Haus von Lichtenstein vermählt, der sie sehr vernachläßigte und verließ, worauf sie trauernd zu ihrem Bruder Heinrich von Nebenberg zurückkehrte und eine gute Kindererzieherin in ihr verwandten Familien wurde. So erzog sie auch die verwaisten Kinder des Meinhard von Neuhaus, erbaute als Verwanderin derselben das Schloß Neuhaus und lebte bei ihnen bis zum Tode. Weshalb sie nachher als Gespenst auftritt, ist aus dieser Sage nicht zu ersehen, aber das ist zu ihrer Erklärung gerade charakteristisch. Denn höchst bedeutungsvoll fügt die Sage hinzu: jener Schloßbau habe viele Jahre gedauert und sei äußerst mühsam gewesen, so daß Frau Perchta den arbeitenden Unterthanen oft freundlich zugesprochen und ihnen nach vollendetem Bau eine kostbare Mahlzeit ausgerichtet, auch eine Stiftung gemacht, aus welcher dieses Festessen, „der süße Brei" genannt, alljährlich den Unterthanen verabreicht wurde.

Die Inhaber des Schlosses mußten das Gebot des Vermächtnisses treulich erfüllen, wenn sie nicht bösen Besuch von der weißen Frau haben wollten. Der böhmische Jesuit Balbinus versichert, daß er selbst einige Male als Zuschauer auf dem Schlosse Neuhaus gewesen als die Speisung aus der Stiftung der weißen Frau stattfand, an welcher sieben- bis zehntausend Arme Theil genommen. Unterblieb die Mahlzeit einmal aus Geiz oder Fahrlässigkeit des Schloßbesitzers, so ließ das sonst gutmüthige Gespenst seine Wuth aus.

So geschah es vorzüglich im dreißigjährigen Kriege, wo die Schweden das Schloß Neuhaus eingenommen hatten. Da gab's schlimme Auftritte. Die Offiziere wurden des Nachts aus den Betten geworfen und am Boden geschleift, die Wachen von unsichtbaren Händen gerüttelt und zu Boden geworfen; ein schrecklicher Lärm tobte durch die Gewächser, so daß Alles entsetzt floh. Auf Anrathen eines verständigen einheimischen Mannes ließ endlich der schwedische Kommandant das unterlassene Liebesmahl herrichten, und mit dem Hunger der Armen war auch der Zorn der weißen Frau beschwichtigt.

Unwichtig dagegen für unsern Zweck sind die vielfachen aufgezeichneten Erscheinungen auf einer Anzahl Schlössser in Böhmen und der übrigen Welt. Der genannte Jesuit hat darüber Buch geführt. Das Gespenst wurde bei Nacht und bei Tage gesehen. Wie viel Betrug, Selbsttäuschung und Lüge da mitgespielt hat, läßt sich denken. Bemerkenswerth ist aber wiederum, daß sie oft mit einem Schlüsselbunde gesehen wurde, und Zimmer auf- und zuschloß. Die Brücke, auf der sie in das brandenburger Fürstenhaus geschlüpft ist, ist schwach und schwankend.

Im Jahre 1581 vermählte sich Wilhelm von Rosenberg, Oberburggraf von Böhmen, mit einer Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, eines damals berühmten fürstlichen Theosophen und Akepten. Mit der Morgengabe des böhmischen Großen kam die weiße Frau in das berliner Schloß. Und man trat sie auch in dem dem Kurfürstenhause so nah verwandten Markgrafenhause in Bayreuth auf, und hier hat sie sich vorzüglich festgesetzt. Die Sage berichtet, sie habe eigentlich nur männliche Todesfälle voraus verkündet, doch werden auch mehrere Fürstinnen genannt, deren Absterben sie angezeigt haben soll.

Genug von ihren zahlreichen Erscheinungen; es sind meist gemachte Geschichten, Erfindungen des modernen Aberglaubens, der nach dem dreißigjährigen Kriege über hundert Jahre wie ein schwerer Alp auf Deutschland lastete.

Es kann auch nicht in der Absicht dieses Artikels liegen, den Lesern der Gartenlaube alle die grausigen Fabeln und Sagen zu erzählen, welche über diese Dame existiren, nur so viel glauben wir noch hinzufügen zu müssen, daß es allerdings Thatsache ist, daß die Erstere wähnte, die Gräfin von Orlamünde, auf der Pfaffenburg lebte, nachjung war, als ihr Gatte starb und Culmbach damals von dem Burggrafen von Nebenzollern von Nürnberg aus häufig besucht ward. Thatsache ist es ferner, daß man unter dem erlamündischen Grabstein in der Klosterkirche des nahgelegenen Himmelskron zwei kleine Gerippe fand, von denen man nicht ohne Grund vermuthete, daß sie die Uebererste der ermordeten Kinder seien. Wie weit sie ihre Nachsucht auf das hohenzollersche Geschlecht ausdehnte, darüber existiren eine Unmasse Geschichten, ja sogar einige Bücher. Da soll sie kurz vor Ableben des Kurfürsten Johann Georg im Jahr 1598, später vor dem Tode des Johann Sigismund, 1678 beim jungen Markgrafen Erdmann Philipp und bei vielen andern Prinzen und Prinzessinnen erschienen sein. Die damaligen Hofpredi ger Bergius und Reusch erzählen darüber ein Langes und Breites mit dem größten Ernste. Ja sogar neuerer Zeit, kurz vor dem Attentate auf den König Friedrich Wilhelm IV. 1850, soll sie sich auf dem Schlosse in Berlin mehrmals gezeigt haben, und mehrere Zeitungen waren taktlos und albern genug, Details über diesen gespenstigen Spektakel mitzutheilen, wie die Wachen dazu gelaufen, wie die weiße Frau gewinkt, geächzt, drei Mal Wehe geschrieen ꝛc. ꝛc., und was des dummen Zeuges mehr war.

Die nüchternen Männer der Wissenschaft haben nachgeforscht, wie diese Sage, die so allgemein verbreitet ist, entstehen konnte, und Einige wollen ihren ersten Ursprung in der heidnischen Zeit suchen. Sie sahen in der weißen Frau eine Vereinigung der verchristlichten Damen, Frau Holle, die Schwarze, und Frau Perchta, die Weiße, weil das Familiengespenst stets schwarz und weiß gekleidet erschien, und einerseits das beschützende, gütig waltende und fördernde, andererseits das warnende und strafende Element im Hause und in der Familie vertritt. Somit verwandelt sich das grausige Gespenst unter der Lupe der Wissenschaft in eine beschützende Gottheit, als Pflegerin alles Guten und Schönen, als warnender, strafender Hausgeist und für die letzten Tage als sanfte Löserin des Lebensbandes. Unsere schönen Leserinnen werden sich also nicht mehr vor dem bleichen, starren Gesicht des „preußischen Familiengespenstes" fürchten!

Spaziergänge auf dem Meeresboden.

(Von einer in England lebenden deutschen Dame.)

Zweiter Ausflug.

Als wir am Abend desselben Tages in dem D.'schen Hause versammelt waren und gehörig gegessen und getrunken hatten, kehrten wir in das Familienzimmer zurück, um unseres Wirthes ausgesprochene Marine-Weisheit zu studiren.

„Nun, jungen Leute," sagte Herr D., „kommt her zu mir. Nehmt diese Lupe und Ihr werdet einen Baum voll Affen erblicken. Sie sitzen so dick darauf, daß kaum Platz für alle ist, ohne daß sich Einer auf des Andern Rücken heckt."

Ein schrecktiches Gelächter entstand unter den Mädchen, als sie durch das Vergrößerungsglas in den Wasserbehälter schauten, worin ein Zweig des vielfarbigen Seegrases von ungefähr 6—8 Zoll Höhe sich befand.

„O seht nur! Da ist Einer auf des Andern Schultern geklettert, und bewegt und küßt seine Hand, während er dahinfährt! Hier ist ein anderer auf dem höchsten Zweige, welcher dasitzt, als ob er eine Rede halten wollte. Jetzt verläßt er plötzlich seinen Platz und macht Sprünge von Zweig zu Zweig. Das sind gewiß ganz eigenthümliche Thiere, wie sie zwischen den Zweigen des Seegrases herumschwärmen und in der That nicht unähnlich auf Bäumen herumkletternden Affen."

„Ach das müssen doch wenigstens 30—40 sein," sagte Fräulein C.

„Mehr noch! Zum wenigstens springen und klettern Hundert hier herum. Ich habe niemals solche komische Bewegungen und Possen gesehen. Bitte, sagen Sie uns, was das für Thierchen sind? —"

„Es sind dies kleine Fangkrebschen, Caprella, welche an den Gestaden herumschwärmen," erwiederte Herr D. „Sie pflegen sich mit den Hinterfüßen fest an Zoophyten zu halten, um sich mit ihrer gespenstigen Gestalt frei im Wasser, durch welches sie sich rück- und vorwärts bewegen, aufzurichten und mit ihren eigenthümlich geformten Vorderfüßen irgend eine vorüberziehende Beute zu fangen. Man braucht nicht viel Kenntniß dazu, um zu sehen, daß die Caprella zum Geschlecht der Raubthiere gehört. Es sind, von Ferne gesehen, sonderbare gespenstähnliche Geschöpfe, mit langen dünnen, aus wenig Gelenken zusammengefügten Körpern und langen zappelnden Gliedern. Seht, wie es sich mit den sechs Hinterfüßen an das Seegras angeklammert hat! Und dann beobachtet diese eigenthümlich aufgerichteten Fangfüßen, welche von dem Scheitel des Kopfes ausgehen, und die Bewegungen der Vorderfüße des Geschöpfes, welche ihn das Aufsehen eines feine Hand küssenden Affen geben. Seht Ihr die eigenthümlich viereckig geformten Taschen an seinem Körper, welche wiederum mit schaufelähnlichen Figuren versehen sind?"

„Diese komischen Bewegungen, welche sie mit flossenderartigen Rudern machen, müßt Ihr sehen," sagte Fräulein C. „Wie diese Geschöpfe an den glätteren Theilen des Grasstengels hinklettern! Es bewegt sich wie eine Raupe, seinen langen fußlosen Körper in Schlingungen biegend, wie es sich mit seinen Vorderfüßen festhält, und die Hinterfüße an die Vorderfüße bringt, um sich dadurch vorwärts zu schieben. Und wie schnell geht das! Jetzt hat es sich von dem Grasstengel losgelassen und ist bis auf den Boden des Glases getaucht, was aussah, wie wenn ein Knabe sich mit dem Kopfe zuerst von einem Felsen herab in die See stürzte."

„Nun, Ihr Kleinen," sagte Madame D., „nehmt das Glas mit den Affen in das Fenster und anschaut Euch damit, hier ist eine Lupe, damit Ihr sie besser sehen könnt. Jetzt, Fräulein D., werde ich Ihnen etwas zeigen, was Sie noch nicht gesehen haben. Bemerken Sie den langen rosafarbnen hornigen Zweig, welcher parasitisch an dem Korallenzweige wächst? Es ist dies die Coryne squamata, eine der schönsten und interessantesten Zoophyten, jedoch nicht selten vorkommend. Wenn Sie die Säulen genau betrachten, von welchen die Nebenzweige ausgehen, werden Sie finden, daß die Zweige sowie die Säule mit Roth umzogen und hohl sind, und eine eigenthümliche Masse einschließen. Diese Substanz ist der lebende Zoophyte, die hörnige Schale sein Polypridom oder Wohnplatz. Können sie die Büschel der kleinen rothfarbenen Knöpfe dieser Scheiben, welche die Enden der Zweige kräuseln, sehen? Jede von diesen gefransten Scheiben (einige, welche Sie sehen, sind rund, andere länglich viereckig, andere von noch seltsameren Formen) ist ein Polypenkopf, und diese kleinen Punkte mit knotigen Enden wie die Fühler eines Seeigels, mit welchen es umgeben ist, sind die Fangwerkzeuge oder Tentakeln. Es ist eine Art Hydra. Jedes dieser Thiere hat nicht weniger denn neun Köpfe, jeder mit zwei bis zwölf Tentakeln besetzt. Die Köpfe sterben aus und ersetzen sich nach einer gewissen Jahreszeit durch neue. Sobald sich ein solcher bildet, bemerkt man anfänglich einen resafarbigen, sich nach und nach vergrößernden Knopf und ein zweiter und dritter erscheint, bis der Kopf vollständig ist. Wenn Sie genau darauf achten, können Sie deren graziöse, doch langsamen Bewegungen sehen. Jeder Tentakel ist in Bewegung, die Scheiben verändern ihre Gestalt fortwährend: die welche jetzt rund war, verlängert sich, und die lange und schmale rundet und kugelt sich wieder. Seht wie schön es den großen Kopf an seinem zerbrechlichen Stamme bewegt, gleich einer Dame, welche den auf ihrem Schwanenhalse sitzenden Kopf auf- und niederblickt und den Haarlocken freies Spiel läßt. Aber seht doch diese kleine liebliche dunkle Kreatur zwischen den Korallenzweigen aufsahrend? Was ist das?"

„Ich kann Sie versichern, daß ich es nicht weiß," sagte Herr D. „Immer findet man etwas Neues und glaube ich, daß meine Entdeckungen nicht eher ein Ende nehmen werden, bis daß ich zu blind bin, länger danach zu sehen."

Der Gegenstand, von welchem ich sprach, war eine Feder mit außerordentlichen flaumenartigen Fransen — zum wenigsten schienen sie mir so. Sie war nicht, wenn ausgedehnt, über $^1/_6$ Zoll groß, aber schön genug, um Augen und Gedanken Stunden lang zu beschäftigen. Die Feder bestand aus zwölf kleineren.

Zuerst stieg sie gleich einem gallertartigen Klumpen in die Höhe, der sich nach und nach vergrößerte und an seinen äußern Spitzen anfing zu entwickeln. Bald hatte sie die Gestalt einer mit Regenbogenfarben gefärbten ausgebleichten Blume. Ihre natürliche Farbe war fleischig, aber die Strahlen des Lichtes machten sich auf eine so eigenthümliche Weise, daß in einer Entfernung der brennenden Kerze (denn alle diese Dinge wurden bei einem Lichte besehen, und immer so gestellt, daß es seine Strahlen in's Glas werfen konnte) seine Schattirung blau ward, während es in einer andern mit Orangegelb, Weiß, Rosa und noch ein Dutzend andern Farben punktirt erschien. Aber das schöne reine Blau war immer die hervorstechendste. Durch eine Berührung des Wassers fiel das zierliche Geschöpf in das Korallenbad zurück, erhob sich jedoch dann wieder in solcher schattenhaften Weise, daß es Einer von uns mit einem Traume, ein Anderer mit einem Gedanken verglich.

Während Herr D. und ich mit einigen Andern unser Korallenfeld unterfuchten, hatte Madame D. ein hohes enges Glas herbeigebracht, mit klarem Seewasser gefüllt und einen Zweig des gemeinen groben Seegrases (Fucus serratus) hineingetaucht. Sie rief mich zu sich und ließ mich nach dem Zweige und den Blättern des Grases sehen. Wie unendlich groß war mein Entzücken über das mir meinen Augen dargebotene Schauspiel. Zuerst sah ich nichts als eine rauhe braune Rinde, welche den ganzen Zweig einschloß und in runden Flecken auf den Blätter desselben lag. Nach einer Weile jedoch entdeckte ich kleine weiße knochichtige Klümpchen, welche immer eins nach dem andern sich vergrößerten und am Ende sich zu Spitzen bildeten, aus welchen noch andere herausschossen — gerade wie die Röhren eines Fernrohres, das man auseinander zieht. — Aber eine kleine Bewegung des Tisches machte meiner bewundernden Erwartung ein Ende; denn in einem Augenblick verschwanden alle die Spitzen, welche in Hunderten herauszukommen schienen, und nichts als der braune unansehnliche Ueberzug blieb zurück.

Noch gab ich Achtung und ward bald für meine Geduld durch das Wiedererscheinen der Spitzen reichlich belohnt, welche diesmal viel schneller und in viel größern Massen zum Vorschein kamen. Bald war die ganze Oberfläche der Rinde mit diesen bedeckt; eins öffnete sich nach dem andern mit ungefähr zwanzig eisapfenähnlichen Tentakeln, die sich in die Form eines offenen Lampenschirmes ordneten. Ich erinnere mich nicht, jemals ein so reizen-

des Schauspiel gesehen zu haben. Viele Tausende dieser kleinen lieblichen Dinger hatten sich vollkommen entwickelt, und sprützten von ihren festen Sitzen im Wasser umher, ihre lilienweißen Köpfe so weit niederbiegend, bis sie ziemlich flach auf dem Blatte lagen, um sie plötzlich wieder aufzuheben, und mit jedem einzelnen Tentakel zwickernd, ohne Zweifel um seinen spärlichen Raub zu fangen. Diese unsichtbaren Partikelchen des Lebens, Infusorien, auf welchen das Wasser so reich ist und von welchen die kleinen Kreaturen leben, dieses ausgezeichnete Pflanzenthier ist das Cyclorum papillosum. Man findet es in Menge an den Seegewächsen, ein wenig über dem niederen Wasserstande, aber nur wenige, welche den Strand besuchen, sehen es, weil sie nicht wissen, daß der rauhe schmutzige Ueberzug, welcher das Seegras bedeckt, der Garten ist, aus welchem durch die Berührung der Fee des Meereswassers die delikatesten Lebensblumen hervorschießen. Ich zählte 38 dieser kleinen Thiere auf einem Fleckchen nicht größer als mein Fingernagel. Man kann deren Gestalt ohne Lupe sehen, aber nicht die Einzelnheiten, welche ich eben angeführt habe. Da ich nicht gern lateinische Namen, wo deutsche angewandt werden können, führe, will ich sie von jetzt an Weingläser nennen, denn sie sind den glockenförmigen Weingläsern sehr ähnlich, wenn sie mit ihren schönen glasigen Tentakeln aufrecht an ihrem leichten Stengel stehen.

Ich ward von Herrn D. zurückgerufen, um in sein Glas, in welches er einen neuen Gegenstand gestellt hatte, zu sehen. Es war das eines Gruppe von Enten- und Schüsselmuscheln (Balanus cranchii), alle damit beschäftigt, ihre großen, braunen, handförmigen Netze, mit welchen sie ihr Abendbrot fangen wollten, auszuwerfen. Obgleich sehr unterhaltend, war es für uns nichts Neues mehr, und ich konnte mich dabei nicht aufhalten, da ich eben eine andere Art Zoophyten entdeckte, welche dem Stein, wo sie sich niedergelassen, ein Busenstreifen ähnliches Aussehen gaben. Auf der einen Seite war ein kleiner, bernsteinfarbiger Berg, dicht mit gleichmäßigen Zellen besetzt, einer Honigscheibe ähnlich. Von jeder sprangen bernsteingelbe Tentakeln hervor, ungefähr wie meine Lieblings-„Weingläser" geformt. Auch bemerkte ich eine Art der Sertularia, welche wie ein Wald kleiner kompakter Zellen in zwei gegenüberliegenden Reihen dastanden. Einige der Hauptzweige waren über einen Zoll groß, von welchen mehrere auf jeder Seite mit kleineren Zweigen regelmäßig abwechselten. Die ganze Pflanze sah aus wie ein Baum. Von jeder dieser Zellen des oberen Theiles der Seitenzweige ragten kleine blasige Sterne hervor, wie kleine Jasminblüthen, nur ganz durchscheinend und glänzend.

An vielen Theilen des Steines erhoben sich einzelne Röhren, von welchen weiße Sterne an der Spitze, mit den vorhergehenden ziemlich ähnlich, hervorstanden; aber das Lieblichste und Ueberraschendste war eine Menge von schneeweißen Zickzackstämmen und Zweigen, welche so leicht waren, daß sie beständig fibrirten, und an jeder Spitze eitige Quasten erscheinen ließen, welche, wenn sie sich bogen, schimmerten und glänzten und mit ihren Diamantspitzen im Wasser zitterten. Der Stein sah aus wie ein Blumengarten, und dieser wiederum wie ein Beet voll weißer Astern und war von einer gläsernen Durchsichtigkeit. Das hübsche Gewächs war die Laomedia geniculata. Eine Schnecke, mit lauter einförmigen Blumen besetzt, lang und röhrenförmig, wie der Stengel einer blühenden Lilie, milchweiß und undurchsichtig, entdeckte ich außerdem im Glase. Sie erhoben sich zuerst in kleinen, weißen, runden Klümpchen, dehnten sich später nach und nach aus, bis die Lilienstengel mit fünf bis acht zartgeformten Blumenblättern besetzt erschienen. Diese Schnecke war der Wohnplatz einer kleinen Eremitenkrabbe (Pagurus Bernhardus). Diese große runde Schnecke war auf jedem Theile ihrer Oberfläche mit einer Masse von hübschen Zoophyten (Hydractinia echinata) besetzt, welche, als die Krabbe darüber kletterte, wie ein Kopf voll weißer Haare wogten. Einige dieser Geschöpfe waren einen vollen Viertelzoll lang, und standen so dicht wie Haare, so daß sie der Schnecke ein mit weißem Pelz überzogenes Ansehen gaben.

Fräulein A. brachte jetzt eine große auf einem Drahtgestell stehende, mit Wasser angefüllte Glaskugel, in welcher die am Morgen gefangenen Medusen herumschwammen. Aber das Wasser war ganz trübe. Es sah ungereinigtem Kalbfuß-Gelée ähnlich, deshalb konnten wir das Geschöpf nicht eher in Augenschein nehmen, bis Herr D. das unreine Wasser mit reinem vertauscht hatte. Obgleich ganz klar, wurde es doch bald durch die fortwährenden Ausschwitzungen der Medusen getrübt. Wir hatten jedoch Zeit, die unmuthigen Bewegungen dieses Geschöpfes zu beobachten: den feinen, gefransten Rand, das fortwährende Ausdehnen und Zusammenziehen der Tentakeln, welche öfter einen halben Zoll vom Rand herunterhingen, dann wieder ganz zusammengezogen waren, je nachdem sich der Ring zusammenzog oder ausdehnte, wodurch der ballonartige Körper verwärts getrieben ward, die gekräuselten und wie mit Falbeln besetzt aussehenden Gehänge, von welchen vier kreuzweise vom Mittelpunkt des untern Schirmtheiles hängen, steigend und fallend, so daß sie einen Augenblick tief in's Wasser hingen, und den andern gänzlich unsichtbar wurden.

„Folgt mir jetzt," sagte Herr D., indem er das Glas nahm und nach der Thüre zu ging. Er führte uns Alle in eine kellerartige Stube, ein einziges Licht mitnehmend. Daselbst angelangt, rief er mit seiner tiefen Baßstimme: „Nun löscht das Licht aus, denn wir müssen totale Finsterniß haben."

Nachdem dies geschehen, peitschte unser Freund mit einem Gebund Zweige das Wasser, worin sich die Medusen befanden. Welch' ein wunderbares Schauspiel! Das Wasser war wie Feuer, jeder Zweig schien von Phosphorglanz erleuchtet, jeder Tropfen Wasser war ein Diamant, und in der Mitte des Wassers glänzten zwei feurige Ringe, die Medusen, in einem Gewand von glänzendem Licht, kleine Sonnen von Glanz und Glorie. Als Herr D., angetrieben durch den Beifall der Zuschauer, das Wasser immer heftiger schlug, wurde das seltsame Feuerwerk im Wasser noch schöner. Die Wassertropfen, welche er in seinem Eifer über den Rand an den Boden spritzte, glänzten wie Johanniswürmchen, und Blitze des Lichtes flogen nach allen Seiten umher.

„Seht Ihr," sagte er endlich, „hier haben wir den Schlüssel zu den geheimnißvollen Erscheinungen, welche die Seeleute und Andere so oft in Verlegenheit und Furcht gebracht haben. Ich meine die phosphorischen Lichter, welche zu gewissen Zeiten die Wogen des Meeres erleuchten. Man kann dann die Ruder, so oft sie aus dem Wasser hervorkommen, mit Feuer überzogen sehen. Jeder Tropfen, der niedersällt, erscheint wie ein Tropfen Feuer. Ich habe segar ganze, morgengroße Flächen Wassers wie Feuer gesehen und Schiffsvölker, welche auf ihrem Wege große feurige Streifen hinter sich zurückließen. Manchmal ist die Oberfläche des Meeres ganz und gar Licht, jede Welle bricht sich zu einem feurigen Kamm. Dieser prachtvolle Effekt entsteht durch die Masse von Zoophyten und vorzüglich Medusen, welche sich in dem Wasser drängen. Unsere Exemplare hier gehören zu den größern, aber es giebt noch Myriaden in dem Meere, nicht größer wie eine Erbse und noch andere, unsichtbar für das unbewaffnete Auge. Wenn sie jetzt phosphorisch leuchten — vielleicht besteht darin ihr Denken und Fühlen, insofern ja auch nach dem berühmten Ausspruch Moleschott's kein Denken **ohne Phosphor** möglich sein soll — werden alle die Myriaden unsichtbarer beseelter Stäubchen sichtbar, da sich jedes mit einem **wirklichen** flammenden Heiligenscheine umgiebt. Jedes Stäubchen wird dann eine Sonne, strahlend und leuchtend aus eigner, innerer Lebens- und Gedankenkraft. Diese Sonnen der Tiefe leuchten in ein Leben hinab, von welchem wir bis jetzt blos **Rand**bemerkungen kennen, auf ein Leben, gegen dessen Fülle, Farben- und Formenreichthum, gegen dessen Schönheiten und Schrecken unser **oberflächliches** Pflanzen- und Thierleben arm erscheinen würde; sie beleuchten unterseeische Gebirge beinahe eine deutsche Meile hoch oder tief und in unergründliche Tiefen hinab, in welche selbst kein centnerschweres Senkblei zu meilenlangen Tauen hinabreicht, auf Meerungeheuer, gegen deren schenssliche Gestaltung und Grausamkeit unsere grimmigsten Raubthiere zu Lämmern werden, auf riesige Pflanzenthiere, wie tausendjährige Eichen groß, aus deren tödtlichen Umarmungen, Saug- und Schlingapparaten sich der stärkste Mann nicht loswinden kann. Ein Matrose, der im indischen Oceane von einem solchen Raubpflanzenthier gepackt ward, rettete sich blos dadurch, daß er den von dem Ungeheuer umklammerten Glieder eins nach dem andern aus dessen lebendigen, gierigen Zweigen losschieb. Das ist unglaublich! Aber die Natur fragt nicht danach, was uns entsetzlich erscheinen mag. Sie schafft und verschlingt in unerschöpflicher Energie und Fülle unmnterbrochen das Herrlichste und Häßlichste, selbst mitten in Tod und Zerstörung neues Leben, neue Lust und Qual des Entsetzens, des Bestehens und Vergehens. Wir kennen ihre Gesetze, ihre Pläne, ihre Aesthetik nicht, wir suchen blos darnach und sind glücklich, wenn wir einmal ihre tiefsten Geheimnisse ahnen. Weil wir noch nicht in ihr inneres Wesen eindringen

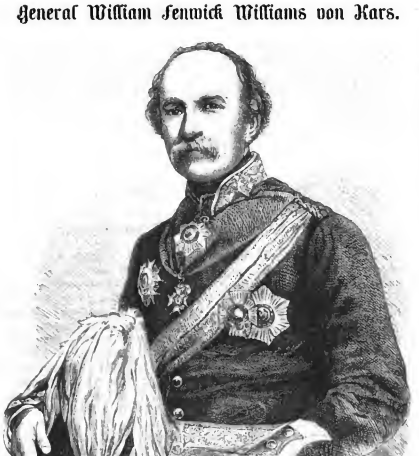
den Umfang ihrer Gestaltungsgesetze noch nicht übersehen können, deshalb erscheint uns Vieles unbegreiflich, sinnlos, häßlich, grausam, während uns oft die wunderbarsten Schönheiten mitten in ihrer dunkeln Werkstatt überraschen. Welch', in Prachtscenen und Feuerwerken, zum Schlusse des letzten Actes prunkendes Theaterstück könnte mit dem Schlusse unseres Spazierganges unterm Meere, mit unserm Feuerwerk aus dem Wasser wetteifern?"

Aber während Herr D. so sprach, hatte er aufgehört, das Wasser zu peitschen, so daß uns dichte, unheimliche Finsterniß umgab, in welche nur die unerschöpflichen Variationen blühender und leuchtender Medusen schwach hereinschimmerten und uns selbst zu unheimlichen Schatten und Gespenstern umzuwandeln schienen. Das Grauen der Nacht und Tiefe umschlich uns. Ich selbst fürchtete mich. Eins der Kinder klammerte sich krampfhaft an mich und verbarg sein Gesicht in mein Kleid. „Licht, Licht!" wimmerte es; „die feurigen Gesichter im Wasser sehen so schrecklich aus, als wollten sie mich haben!"

Ich dachte an den Erlkönig. Wir hatten hier wirklich so etwas vom Erlkönig der Tiefe, des unergründlichen, erdumgürtenden Oceans vor uns. Wir Erwachsenen lachten über die Furcht des Kindes, aber als eine Krustacee („Birgus" nannte sie Herr D.) aus einem Gefäße hervorbrach, und mit ihren langen, auf teleskopischen Stangen* leuchtenden Augen gleßig und grimmig umhergestikulirte, als wollte sie sich ein Opfer unter uns aussuchen, da hörte auch unter uns der Spaß auf. Das Kind schrie so herzzerreißend in Furcht und Entsetzen auf, daß wir Alle, so rasch wir konnten, die schöne, erleuchtete Erdoberfläche zu erreichen suchten, unser comfortables Zimmer, wo die Lampe freundlich wieder brannte, und wo am Tage die strahlende Königin des Himmels und Erden alles Grauen der Natur- und Phantastetiefen gebieterisch, aber freundlich in Schranken zu halten weiß.

* Viele Seekrebse tragen ihre Augen auf hohlen Stangen. Wenn diese Stange eine Röhre und das Auge eine entsprechende Linse ist, kann man setzern, daß sie durch ein Peripetiv oder Teleskop Alles vergrößert, außerdem sehr weit und sogar um die Ecke sehen können. Der Birgus, eine Eremitenkrabbe, klettert sehr oft aus seinem Elemente bis in die höchsten Bäume hinauf, um deren Früchte zu verspeisen.

General William Fenwick Williams von Kars.



In der Geschichte des Krieges der Westmächte und der Türkei gegen Rußland sind zahlreiche Beweise von Tapferkeit, Muth und Ausdauer verzeichnet; unter den vielen Generalen aber, die auf diesem letzten blutigen Schauplatze auftraten, hat sich Keiner durch ungewöhnliches militairisches Genie hervorgethan und nur der General Williams durch seine Vertheidigung des unglücklichen Kars bei Freunden und Feinden einstimmige Bewunderung erworben.

William Fenwick Williams wurde im Jahre 1800 zu Anapolis in der englischen Kolonie Neuschottland geboren, wo sein Vater als Artillerie-Offizier in Garnison stand. Seine Bildung erhielt er in der Militairschule zu Woolwich in England und in seinem fünfundzwanzigsten Jahre trat er ebenfalls in den Artilleriedienst seines Vaterlandes als Offizier ein. Erst in seinem vierzigsten Jahre indeß wurde er zum Hauptmann ernannt, und seit jener Zeit hat er nicht sowohl militairische als diplomatische Dienste geleistet. Seine Regierung verwendete ihn zu mancherlei Geschäften im Orient; namentlich hielt er sich lange in Erzerum als Vermittler in den Streitigkeiten zwischen Persien und der Türkei auf, die denn auch 1847 durch einen Vertrag zum Abschluß gebracht wurden. Zur Belohnung wurde Williams 1846 zum Major und 1848 zum Obersten befördert, nicht blos zur Belohnung für die Beseitigung der Streitigkeiten jener Reiche, sondern und hauptsächlich wegen der Verdienste, die er sich gleichzeitig um die Förderung des englischen Handels über Trapezunt und Erzerum erworben hatte, der jährlich nahe an 60,000 Waarenballen auf dieser Straße nach und von Persien befördert.

Durch seinen langjährigen Aufenthalt im Orient hatte sich Oberst Williams mit den Sitten, Meinungen und Vorurtheilen, so wie mit der Sprache der Orientalen ganz vertraut gemacht, wie er durch seinen vielfachen Verkehr mit der türkischen Regierung und deren Beamten die zweckmäßigste Art und Weise der Behandlung derselben kennen gelernt. Er war deshalb der geeignetste Mann, den England als Militair-Bevollmächtigten zu dem türkischen Heere in Kleinasien schicken konnte, was im August 1854 geschah.

Am Morgen des 29. September erschien Williams, den seine Regierung provisorisch zum General ernannt hatte, mit Major Teesdale und dem Arzte Sandwith in Kars und obwohl er da keineswegs als General zu befehlen, sondern nur die Aufgabe hatte, über den Gang der Ereignisse an seine Regierung zu berichten, sah er sich doch sehr bald genöthigt, thätig einzugreifen und den Oberbefehl factisch selbst zu übernehmen. Er hat zunächst um die Musterung eines Regiments, das ihm denn auch vorgeführt wurde. In der Musterrolle, die man ihm zugleich mit übergab, waren 900 Mann aufgeführt, als aber Williams die Leute zählen ließ, fanden sich nur 600. Der Sold und die Rationen der fehlenden 300 Mann waren in die Tasche des Obersten gewandert, der davon gewisse Procente herkömmlich an höhere Beamte

abgegeben hatte. Trotzdem, daß seine Stellung ihn nicht dazu berechtigte, zog er die Beamten und Offiziere, die sich solcher Unterschleife schuldig gemacht hatten, zur Rechenschaft und inspizirte täglich selbst, ob den Soldaten pünktlich geliefert würde, was ihnen zukam. Den ganzen Winter von 1854 zu 1855 blieb er unausgesetzt in dieser Thätigkeit und organisirte die Armee neu für den kommenden neuen Feldzug, obgleich er selbst in Constantinopel fortwährend auf Hindernisse stieß.

Gleichzeitig beschäftigte er sich mit den englischen Offizieren, Oberst Lake, Major Teesdal und Kapitain Thomson, die Höhen um Kars her zu befestigen, die unbedeutenden Vertheidigungswerke der Stadt zu verstärken und dieselben in den Stand zu setzen, eine Belagerung durch den russischen General Murawiew auszuhalten.

Das Kastell von Kars, sagt der schon erwähnte Stabsarzt Dr. Sandwith, der die „Geschichte der Belagerung von Kars" (Braunschweig, Vieweg) geschrieben hat, ist ein sehr malerisches Bild einer mittelalterlichen Zwingburg. Auf einem steilen Felsen erbaut, der sich jählings am Eingange einer tiefen Schlucht erhebt, beherrscht es die ganze Stadt, und seine alten grauen Mauern scheinen mit den Klippen und Granitblöcken, auf denen es steht, eins zu sein. Am Fuße seiner felsigen Grundfeste stürzt der Kars-Tschai, ein Bergstrom, überwölbt von einer uralten steinernen Brücke, in seinem Kieselbette dahin. Ein seltsamer, kreisförmiger Thurm steht dicht neben dem Kastell, und schöne Ueberreste persischer Architektur erheben sich mitten unter den Lehmhütten der Stadt. Die Straßen sind eng und schmutzig, die Einwohner in ihrer äußern Erscheinung unsauber, und die Hauptbeschäftigung der Weiber scheint die Anfertigung von Feuermaterial aus getrocknetem Kuhmist zu sein, dessen kuchenartige Stücke an den Wänden jedes Hauses aufgeschichtet sind.

Dies war der Mittelpunkt des Schauplatzes, auf welchem das blutige Kriegsdrama aufgeführt werden sollte, und den Lesern ist noch in frischer Erinnerung, mit welchem ungeheuern Verluste am 29. September 1855 der Sturm der Russen abgeschlagen wurde. Der Hunger indeß konnte nicht abgeschlagen werden, die Hülfe, welche die tapfern Vertheidiger erwarteten, erschien nicht, wohl aber rückte der Winter mit aller Strenge heran. Da sah sich Williams genöthigt, mit dem russischen General Murawiew wegen Uebergabe der Festung zu unterhandeln. Am 25. Novbr. erschien er selbst bei seinem Gegner und sagte ihm, noch habe sich die Festung nicht übergeben und sie werde es nicht ohne gewisse Bedingungen. „Wenn Sie diese nicht bewilligen, soll jede Kanone gesprengt, jede Standarte verbrannt, jede Trophäe vernichtet werden, und Sie mögen dann über die ausgehungerte Stadt nach Belieben verfügen." — „General," antwortete Murawiew, „Sie haben sich einen Namen gemacht in der Geschichte, und die Nachwelt wird staunen über die Ausdauer, den Muth und die Disciplin, welche diese Belagerung bei den Ueberresten Ihrer Armee hervorgerufen hat. Lassen Sie uns eine Kapitulation aufsetzen, welche den Anforderungen des Krieges genügt, ohne der Menschlichkeit Hohn zu sprechen."

Es wurde eine für die Belagerten ehrenvolle Kapitulation geschlossen und Williams trat seine Rückreise nach der Heimath an, die sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltete. Mit Jubel namentlich wurde er in England aufgenommen. Er erhielt überdies definitiv den Rang als General, wurde zum Baronet ernannt mit dem stolzen Namen Williams von Kars, setzen in das Parlament erwählt und durch zahllose Festessen gefeiert. Bei seinen Reden, die er dabei hielt, ist indeß aufgefallen, daß er mit einer wahren Begeisterung nicht blos von seinem Gegner, dem siebenzigjährigen General Murawiew, sondern von Rußland und dessen Zuständen überhaupt spricht. Er scheint, nach der Beendigung seiner Thätigkeit als General, sofort wieder Diplomat geworden zu sein.

Populäre Briefe über Musik.

Von J. C. Lobe.

Vierter Brief. Das Lied in musikalischer Hinsicht.

Der Tonkunst, sagte ich am Ende des dritten Briefes, stehen weit reichere Mittel als der Dichtkunst zu Gebote, die mannigfaltigen Regungen des Gemüths hervorzurufen.

Sie wissen, daß eine Menge Erscheinungen der äußeren Welt und der inneren geistigen Natur des Menschen (seiner Gefühle und Vorstellungen) Aehnlichkeit oder Gleichheit (Analogie) mit einander haben. Den Sturm, der die Wellen des Meeres schäumend emportreibt, finden wir analogisch mit den Gemüthsbewegungen des in Wuth versetzten Menschen; eine ruhige Abendlandschaft vergleichen die Dichter wohl mit der friedlichen Stimmung der Seele u. s. w.

Viele analogische Erscheinungen werden aber nicht blos von unserem Geiste **erkannt**, sondern, wenn ihnen ein Gefühlselement inwohnt, auch von unserem Herzen **mitempfunden**. Wir fühlen Sympathie für, Antipathie gegen Menschen und Dinge, beides um so stärker, je mehr Wärmestoff unser Gemüth in sich birgt. Zwar gibt es Sterbliche, deren Inneres auf den Gefrierpunkt gesunken zu sein scheint, die für nichts mehr Theilnahme empfinden, die nichts lieben, nichts hassen können, kurz die dem Indifferentismus ganz verfallen sind; für solche blasirte Naturen ist auch alle Kunst nichts. Unter den Lesern und Leserinnen der Gartenlaube gibt es indessen kein einziges solch' bedauerliches Individuum. Wir alle nehmen Theil an Anderer Leiden und Freuden; ja es gibt Viele unter uns, deren Antipathie beim Anblick eines unserem Nächsten angethanen Unrechtes, deren Sympathie beim Anblick eines unserem Nächsten widerfahrenen Glückes bis zum Siedepunkt gesteigert werden kann. Auf der Analogie, der Sympathie und Antipathie aber ruht die Hauptwirkungsfähigkeit aller Künste. Bei den meisten fällt das unbestreitbar in die Augen, bei Gemälden, z. B. bei dramatischen Vorstellungen u. s. w. Egmont's Abführung zur Hinrichtung in der dramatischen Nachbildung durch Goethe, oder in der treuen Nachahmung auf der Leinwand des Malers, rührt uns ebenso, unter Umständen vielleicht stärker, als wenn wir dem grauenvollen Schauspiel in der Wirklichkeit zusehen.

Schwerer scheint die Nachahmung von Gefühlen durch Töne, sowohl herzustellen als zu erkennen und nachzuempfinden. Dennoch geschieht es, und sind die Ursachen davon anzugeben. Sehen einzelne Laute liefern Fingerzeige dazu. Den Schrei des Entsetzens unterscheiden Sie sicher von dem Schrei des Entzückens, ohne die Menschen zu sehen, von denen jene Laute ausgestoßen werden. Das Gekreisch der Wuth werden Sie in keinem Falle für das Jauchzen der Lust nehmen. Da haben Sie den Urgrund, auf welchem die Nachahmungs- und Wirkungsfähigkeit der Töne beruht. Die Kunst hat darauf weiter gebaut, in jedem musikalischen Element Analogieen mit den Merkmalen der Gemüthserscheinungen entdeckt und zu benutzen verstanden. Nehmen Sie hierüber Notiz von den folgenden Andeutungen.

Erstens. Wenn der Mensch in Affekt geräth, so steigen und fallen seine Worte nach dem innerlich waltenden Gesetz der bezüglichen Regungen. Der unsichtbare Wogenwechsel gibt sich kund durch die hörbaren Wogen der Sprache. Dieses innere Wogenleben kann, wie Sie wissen, die Musik durch das Steigen und Fallen der Töne nachahmen, und die **Singstimme** vermag es in weit größerem Umfange als das Sprachorgan. Dieses wird in den allerleidenschaftlichsten Fällen kaum die Grenzen einer Octave nach Oben oder Unten überschreiten dürfen, ohne in's Gebiet des Scurrilen oder Lächerlichen zu gerathen; jene kann mehr, ja drittehalb Octaven durchlaufen und durchspringen. Noch viel umfangreichere Tongebiete stehen den meisten Streich-, Tasten- und Blas-Instrumenten zu Gebote. Sie begreifen daher, daß die Hebungen und Senkungen des erregten Gemüths von den Tönen weit auffallender und nachdrücklicher als von der bloßen Sprachäußerung (Wortdeklamation) analogisirt werden können. Sie haben hiermit den Grund, warum die Töne der Musik überhaupt steigen und fallen.

Zweitens. Die inneren Regungen treiben den Menschen

nicht blos zum Heben und Senken der Sprachlaute, sondern auch zu längerer und kürzerer Angabe derselben. Daß die Töne in viel mannigfaltigern Längen und Kürzen aufeinander folgen können, als der Sprechende sie anzugeben vermag, haben Sie schon aus meinem ersten Briefe ersahren. Indem die Musik dieses Merkmal den inneren Bewegungen verähnlicht, entstehen die mannigfaltigen rhythmischen Figuren in der Musik.

Drittens. Dieselbe Wortreihe, mit denselben Längen und Kürzen, wird im Ganzen in längeren oder kürzeren Zeitmomenten, je nach verschiedenen Empfindungen und Lagen (Situationen) ausgesprochen. Die Worte: „Gerechter Gott!" wird ein von plötzlicher Todesgefahr überraschter Mensch sehr hastig herausschreien, ein in langjähriger Haft Schmachtender langsam und gedehnt hervorseufzen. Die Analogisirung dieser Unterschiede der inneren Regungen ist der Grund der verschiedenen Tempo's (Zeitmaße) in der Musik. Sie können z. B. die Melodie Don Juan's: „Reich mir die Hand, mein Leben", vom langsamsten bis zum schnellsten Tempo vortragen. Die Längen und Kürzen der Noten bleiben an sich stets dieselben, aber in jedem verschiedenen Tempo ziehen sie in verschiedener längerer oder kürzerer Zeit an dem Ohr vorüber. So behalten die auf einem Erdglobus verzeichneten Welttheile, Länder und Meere stets dieselben Größenverhältnisse gegeneinander bei, aber je nach der schnelleren oder langsameren Drehung der Kugel ziehen sie jetzt in einer Minute, jetzt in einer Viertelstunde an Ihrem Auge vorüber. Die Wirkung derselben musikalischen Figuren wird durch das verschiedene Tempo, in welchem sie vorgetragen werden, eine ganz andere. Hören Sie Don Juan's Melodie in dem mäßigen, von Mozart angegebenen Zeitmaße singen, so erkennen Sie das zärtlich-schmeichelnde Gefühl, das der große Meister hat ausdrücken wollen. Wird dieselbe Melodie im Polka-Tempo vorgetragen, so glaubt man einen leichtsinnigen Fant zu vernehmen, der Zerlinen merken lassen will, daß er sie verspottet.

Viertens. Der wüthende Mensch schreit seine Worte mit möglichster Stärke heraus; Tücke, Argwohn murmeln in dumpfen Lauten vor sich hin. Für alle möglichen Arten der Stärke und Schwäche der Gefühlsäußerung hat die Musik ihre analogischen Stärke- und Schwächegrade. Vom Fortissimo an bis zum Pianissimo. Sie kann auch die Töne vom leisesten Zephir-Hauche bis zum gewaltigsten Sturmwinde nach und nach anschwellend (crescendo) und umgekehrt, vom stärksten bis zum leisesten Hauche abnehmend (decrescendo) brauchen, und dadurch die grabweise anwachsenden und abnehmenden Wellen der Leidenschaften treffend verähnlichen. Und wie ferner der erregte Mensch zuweilen blos einzelne Worte heftig herausstößt, andere dumpf hinmurmelt, so hat auch für alle diese Nüancen die Musik ihre entsprechenden Accente.

Fünftens. Im allgemeinsten Ueberblick theilt sich der ganze Kreis der Affekte, Gefühle und Leidenschaften in die zwei Hauptgebiete: Trauer und Freude. Zur Verähnlichung derselben können in der Musik die beiden Tongeschlechte, Dur für die Freude, Moll für die Trauer, gar wohl verwendet werden. Außer den mannigfaltigen Abstufungen innerhalb dieser beiden Hauptgefühlsgebiete, von der tiefsten Trauer bis zur sanften Wehmuth, von der jauchzendsten Lust bis zur ruhigen Freudeempfindung, haben wir nicht selten schmerzliche und freudige Stimmungen zugleich, gemischte Gefühle. Welche Erscheinungen der Art sich im Gemüthe kund geben mögen, der Musiker kann sie durch Mischungen von Dur und Moll nachahmen.

Sechstens. Je nach der stärkeren oder schwächeren Erregungsfähigkeit des Menschengemüthes äußert sich ein und dasselbe Gefühl in sehr verschiedenen lebhafteren oder matteren Weisen. Ueber einen großen Gewinn freut sich wohl jeder Spieler, aber ein junger feuriger Mann gewiß lebhafter als ein kühler empfindender Greis. Als Verähnlichungsmittel lebhafterer oder gemäßigterer Ausdrucksweisen sind desselben Gefühls stehen dem Tondichter, außer den bereits angegebenen musikalischen Analogieen, noch die höher und tiefer liegenden, helleren und dunkleren Farben der Tonarten, zwölf für Dur, zwölf für Moll, zu Gebote. Der „Jungfernkranz" im Freischütz wird in C-Dur gesungen. Schließen Sie die Augen, und lassen Sie diese Melodie in der um eine große Terz höher liegenden Tonart E-Dur singen, so werden Sie, zwischen Kind und Jungfrau schwebende, sogenannte Backfischchen zu hören glauben; in der Unterquinte F-Dur vorgetragen, wird der Gesang aus dem Munde alter Jungfern zu kommen scheinen.

Siebentens. Manche Gefühle bewegen sich, von nur einer Vorstellung angeregt, in einem beschränkten, durchaus einheitlichen Kreise; in anderen Lagen wechseln verschiedene Gemüthsstimmungen mit einander ab. Die erstere Art analogisirt die Musik durch vorherrschende leitereigene, die andere Art durch ausweichende Modulation. Das Gesetz für den Komponisten heißt in dieser Beziehung: wie die inneren Regungen moduliren, moduliret die Musik.

Sie sahen aus den bisherigen, freilich nur sehr flüchtigen Andeutungen, daß für jedes einzelne Kennzeichen der Gemüthserscheinungen, so weit wir sie als innere Anschauungen allenfalls erfassen und mit Worten aussprechen können, ein analoges Wesen in der Musik zu finden ist. Die Angabe dieser einzelnen Tonanalogieen war eine Arbeit des sondernden Verstandes. Die Natur weiß nichts davon. In dem Gemüth des Menschen erscheinen die einzeln aufgezählten Merkmale in jeder bezüglichen Leidenschaft alle zu gleicher Zeit vereinigt, und ebenso vereinigt die Musik alle Analogieen jener Regungen zu einem Gesammtbilde und einer Gesammtwirkung. Eine melancholische Stimmung z. B. bewegt sich nicht blos, und fordert in dieser Hinsicht analoge, langsam gehaltene Töne, Rhythmen, Tempo, sie wohnt auch in tieferen Regionen des Gemüths, äußert sich in dumpfen Lauten ꝛc., zu deren gleichzeitiger Analogisirung Moll-Geschlecht, tiefere Stimmregionen, Pianoaccente u. s. w. gehören. Wenn nun der Komponist durch genaue Beobachtungen sich eine deutliche und umfassende Kenntniß des Wesens aller menschlichen Gefühle erworben hat, wenn er dazu die leicht erregbare Phantasie besitzt, welche nöthig ist, sich in die verschiedensten Situationen und Gefühle zu versetzen, sie im Augenblicke ihres reproduzirten Lebens gleichsam in sich selber anzuschauen, wenn er ferner alle Analogieen sicher kennt und zu verwenden versteht, welche die Musik zur Versinnlichung der Gemüthsstimmungen durch Töne bietet, so wird er zu jedem Wortinhalte eines Liedes die passende Ton- und Taktart, das analoge Tempo, Steigen und Fallen der Töne, die analogen Längen und Kürzen u. s. w. suchen und finden. Durch den glücklichen Verein aller Analogieen entsteht alsdann die ganze analoge Melodie des Gefühls, welche unser Herz mit einer größeren und unmittelbareren Gewalt, als irgend eine andere Kunst es vermag, in die gleiche Stimmung zwingt.

Diese Andeutungen bezogen sich zunächst nur auf die Bildung der Gesangmelodie, auf den musikalischen Ausdruck, welcher einer Stimme, und zwar der Singstimme, die sich mit den Worten des Dichters verbindet, möglich ist. Aber damit sind, wie Sie wissen, die Ausdrucksmittel der Musik noch lange nicht erschöpft. Es tritt dazu die Begleitung (Accompagnement) eines Instrumentes, des Klaviers, der Harfe, Guitarre, oder des ganzen Orchesters, und es kommen dadurch Harmonie, mehrere Stimmen ohne Worte, und Instrumentation (verschiedene Klangfarben) u. s. w. in Betracht, wovon später die Rede sein wird.

Inzwischen sind Sie durch die bisher gegebenen Andeutungen doch der musikalischen Kennerschaft schon wieder um einige Schritte näher gerückt, wie ich Ihnen gleich an einem speziellen Fall nachweisen kann.

Es ist vor nicht langer Zeit von einem wiener Aesthetiker ein Werkchen ausgegangen, in welchem nichts Geringeres behauptet wird, als daß die ganze Welt hinsichtlich der Musik bisher in dem dichsten Irrthum befangen gewesen sei, indem man ihr Seele, d. h. die Fähigkeit, Gefühle zu schildern und zu erregen, zugesprochen habe. Diese besitze sie ganz und gar nicht! Die Tonkunst an sich sei nichts als ein Spiel mit Tönen für das Ohr, etwa wie das Spiel der Steinchen in dem gerätteln Kaleidoskop für das Auge. Was wir beim Vortrag eines Liedes empfänden, sei nicht Wirkung der Töne, sondern allein der deutlich sprechenden Worte; und die Gefühle, welche wir aus der reinen Instrumentalmusik, einer Symphonie z. B., heraus zu hören glaubten, schildere nicht etwa Beethoven, sondern legten wir unser krankhaft gereiztes und aufgeregtes Gemüth hinein. Als Beweis für den ersten Fall wird angeführt, daß wir oft einer und derselben Liedoder Opernmelodie ganz andere Worte unterlegen könnten, ohne die eingebildete Wahrheit derselben zu verletzen; zur Unterstützung

der letzteren Meinung soll gelten, daß verschiedene Hörer bei derselben Instrumentalmusik oft ganz verschiedene Empfindungen hätten.

Daß solche Gedanken in einem Menschenkopfe entstehen und von ihm für wahr gehalten werden, gehört nicht unter die unglaublichen Dinge. Vor welcher Idee schreckte die Neuerungssucht zurück, und welcher noch so große Irrthum wäre nicht durch eine geschickte Dialektik plausibel zu machen! Aber erstaunen werden Sie, wenn ich Ihnen sage, daß fast alle Journale jenes Werkchen als ein geistreich und richtig gedachtes begrüßt haben!

Singen Sie einmal zu der Melodie der Brautjungfern im Freischütz, anstatt: „Wir führen dich zu Spiel und Tanz" — die Worte: „Wir führen dich zum Hochgericht." — Oder zu Papageno's Melodie: „Der Vogelfänger bin ich ja", Sarastro's Worte: „In diesen heil'gen Hallen" — und sagen Sie mir dann, ob Ihnen diese Melodien mit beiden Lesarten gleich wahr erscheinen? Hören Sie vier Mal hintereinander einen und denselben strauß'schen Walzer, wozu keine Worte gesungen werden, und versuchen Sie, das erstemal jauchzende Lust, das zweitemal tiefe Trauer, das drittemal zarte Liebessehnsucht, das viertemal knirschende Wuth daraus hören zu wollen! Oder versuchen Sie, in einen und denselben beethovenschen Symphoniesatz alle Seelenstimmungen zu legen, die Sie wollen. Wenn diese Experimente nach Ihrem Willen ausfallen, so ist die wiener Behauptung richtig; wenn Sie dabei empfinden müssen, was die Komponisten gewollt, so ist sie falsch.

Es ist in der That unbegreiflich, wie man dem Verein der zahlreichen Musikelemente die Ausdrucksfähigkeit der Gefühle absprechen kann, da es kaum einen Menschen geben wird, dem nicht schon im gewöhnlichen Leben die analogische Kraft des einzelnen Elementes oft genug vor die Sinne treten muß. Auf der Trommel sind nur Rhythmus und Schall darstellbar. Wie verschieden zeigt sich die Verwendung beider Mittel bei dem Trauermarsch und dem Sturmmarsch! Jener hat langsame Rhythmen und gedämpfte Klänge, dieser schnelle und rauschende. Was diktirt den verschiedenen Gebrauch der Rhythmen und Klänge in diesem Falle? Ist es nicht die Analogie mit den inneren Empfindungen? Die Trauer bei jenem, die muthige Erregung bei diesem? Nach der neuen ästhetischen Lehre könnte das an dem Trauermarsche auszusprechene Wort „schnell" den langsamen Rhythmus in einen schnellen, das Wort „hell" die gedämpften Trommelschläge in rauschende für unser Gefühl verwandeln? Oder durch die dazugesprochenen Worte: „heisa, hopsa, trallera", verwandeln sich die traurigen Rhythmen und Klänge der Trommeln in heitere? Wenn aber in diesem Falle durch widersprechende Worte dem Rhythmus und Klang der Trommeln ihr Ausdruck nicht weggeschwatzt werden kann, so muß er diesen Elementen ursprünglich und eigenthümlich sein. Und wenn bei Ihnen die Worte: „Wir führen dich zum Hochgericht" eine grauenvolle Verstellung und eine traurige, peinvolle Empfindung erwecken, die oben erwähnte weberische Melodie aber eine heitere Stimmung bezeichnen, so müssen die Töne an sich eine ursprüngliche und eigenthümliche Analogisirungs- und Ausdruckskraft besitzen, denen widersprechende Worte nichts davon nehmen können.

Mit dieser, nicht wegzuästhetisirenden Erfahrung wollen wir uns für heute begnügen. Sie werden durch die folgenden Briefe erfahren, daß für Den, welchem die Einsichten in das Wesen der Tonkunst vollständig erschlossen sind, das Verständniß auch der reinen Instrumentalwerke von solchen Meistern, die sich in bestimmte Gemüthszustände zu versetzen, und dieselben durch die musikalische Analogie deutlich und sicher zu schildern vermochten, ohne Beigabe von Worten möglich ist.

Eine Fahrt mit dem alten Jahn.

Von Wilhelm Künstler.

Ein Briefchen. — Weißenfels. — Der alte Jahn und seine Gesellen. — Die Deut-Ohrseige. — Goseck. — Der Jannshügel. — Schönburg. — Lennsennrath. — Ein Abend in Jahn's Wohnung. — Napoleon in Freiburg. — Herr v. Bedeschwingh.

Der Pfiff der Lokomotive, dieses Wehgeschrei der Industrie — wie ihn der bekannte Consistorialrath Dr. Tholuck in Halle einmal schmerzlich genannt — erweckte mein Gegenüber im Coupé, einen behäbigen Berliner, aus seinem Halbschlummer.

„Mein Gott," sagte der Sandländer, indem er sich die Augen rieb, „wo sind wir denn hingezaubert? Hier ist ja ein förmliches Paradies, schöner als im Thiergarten. Guter Gott, wir halten ja inmitten von Weinbergen!"

„Station Weißenfels!" verkündete die Stentorstimme des Schaffners.

„Ah," äußerte mein Berliner schmunzelnd, „das ist also das liebe Städtchen, wo die Herren Trinius und Bürger ihren himmlischen Champagner fabriciren!" Und an den Schaffner sich wendend, fuhr er fort: „Liebster, gutster, bester Herr Oberconducteur, haben wir noch so viel Zeit übrig, hier einer Flasche Mousse den Hals zu brechen?"

„Der Zug geht unbedingt und effektiv in zwei Minuten ab," antwortete der Gefragte mit der Bestimmtheit eines Dictators und zugleich mit jener graziös-martialischen Tournure, die uns in den meisten derzgleichen preußischen Eisenbahnbeamten den ehemaligen Unteroffizier leicht wieder erkennen läßt.

Während dieses Zwiegespräches hatte ich einen Knaben beobachtet, der — in Turnkracht und einen Zettel in der Rechten — den Perron auf- und abging und irgend einen Passagier zu suchen schien. Als ich mich plötzlich erinnerte, den jungen Turner öfters in Freiburg a. d. Unstrut gesehen zu haben, wurde auch er meiner gewahr.

„Hier bringe ich Ihnen etwas!" rief er vergnügt aus, und nachdem er mir das Papier in die Hand gedrückt, war er auch schon wieder verschwunden.

Der Zettel aber war mit folgenden Worten beschrieben:

„Ich habe mehren Berlinern, so mich gestern auf ihrer Turnfahrt aufgesucht, heute mit dem Frühesten das Geleit gegeben und zwar gegen meine Gewohnheit weit über die Grenzen des Weichbildes hinaus. Die Leute waren verschieden an Jahren, wie an Bildung; ja der Eine seines Zeichens sogar ein — Schneider. Aber frisch waren sie Alle und unter ihnen keiner, der ein blöder Maulturner. Da ich nun die Rückfahrt nach meinem Heimwesen heute im Zickzack auszuführen gedenke, so wär' es mir lieb, wenn wir selbander wanderten. Wie ich hoffe, verschmähen auch Du vor einem Garten Gottes, wie solcher sich hier auftut, den leidigen Schienenweg, wenn es anders nicht die Noth erheischt. Verlaß drum in Weißenfels den Dämpfer und erwarte mich eine Stunde nach Deiner Ankunft bei Freund G. — Mit Hand und Hand Dein F. L. J."

„Ah," rief ich bei Lesung der ersten Zeilen aus, „das kommt vom Alten!" Denn obgleich das Papier nur mit den drei Buchstaben F. L. J. unterzeichnet war, so kannte ich doch Handschrift und Styl Friedrich Ludwig Jahn's zu genau, als daß ich mich sogleich an ihn hätte denken sollen. Ich schickte mich sofort zum Aussteigen an, indem ich meinen bisherigen Reisegefährten schnell mit dem Inhalt des empfangenen Billets bekannt machte.

„Herr!" rief hierbei mein Berliner plötzlich aus und war so erregt, wie es bei ihm wohl selten der Fall sein mochte — „Herr, ist das Vater Jahn, der heute hier eintreffen will?"

„Vieles nennen ihn allerdings Vater Jahn."

„Der Professer?"

„Der Doctor Friedrich Ludwig Jahn."

„Der einst bei uns in der Hasenhaide —?"

„Das Turnen mehre Jahre hindurch geleitet hat."

„Der Professor Jahn? Der Lützower, der dann in Colberg —?"

„Ja, ja, derselbe! Ich merke schon, mein Herr, der Mann ist Ihnen nicht unbekannt."

„Liebster, Gutster, Bester! ich steige mit aus; ich muß Vater Jahn von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Wissen Sie, einer meiner Onkels hat unter ihm im Gefecht beim Waldschloß Gröbern gekämpft, einer meiner Schwäger ist während des Waffenstillstan-

des Singmeister seines Bataillons gewesen und was noch mehr sagen will, meinem eignen seligen Vater rühmt man nach, daß er es gewesen, der vor dem brandenburger Thore jene berühmte jahn'sche Ohrfeige erhalten hat."

„Jetzt ist keine Zeit zum Aussteigen mehr!" herrschte uns der vorhin erwähnte Schaffner zu, als wir eben unser Coupé verließen.

„Wir fahren nicht weiter, liebster, gutster, bester Herr Obercondueteur," entgegnete fein lächelnd mein Reisegefährte, worauf der Herr Obercondueteur, indem er in den reichen blonden Bart brummte: „Lakifari, der hiesige Champagner schmeckt auch nicht anders, als der in Berlin" — die Thür des Waggons heftig zuschlug.

Mein Berliner gedachte jedoch nicht mehr des künstlichen Sectes; er wollte jetzt Jahn genießen. Da wir bis zum Eintreffen desselben jedoch noch eine Stunde Zeit hatten, so durchwanderten wir die Straßen der Stadt.

Es ist wahr, Weißenfels ist ein gar schmuckes Städtchen. Seine Physiognomie thut besonders wohl, wenn man auf der rechten Zuvorkommenheit uns das Innere der Kaserne gezeigt hatte und uns jetzt den Schloßberg hinabbegleitete.

Und es war Jahn. Der schwarze altdeutsche Rock, geschmückt mit dem schwarz-weißen Bande des eisernen Kreuzes, der lange umgeklappte Halskragen, der bis zur Brust herabwallende Silberbart. Alles dies ließ ihn auf den ersten Blick erkennen.

Als wir unten mit ihm zusammentrafen, richtete er sein großes Falkenauge ein paar Secunden lang dermaßen auf den Berliner, daß dieser aus Verlegenheit nicht wußte, wo er mit den Händen und den Augen hin sollte.

„Aus Berlin also?"

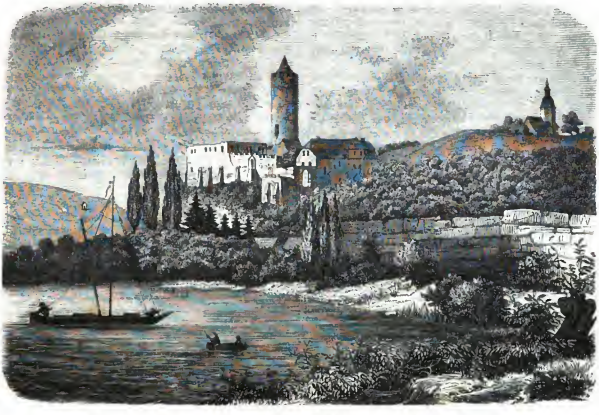
„Ja, mein liebster, gutster, bester Herr Professor."

„Professor ist mein Spitzname; aber Doctor kann ich und jeder Andere mich mit gutem Gewissen nennen. Sie heißen?"

„Friedrich Wilhelm T—born, zu dienen, Herr Professor, wollte sagen: Herr Doctor."

„Stammen Sie nicht aus der großen frankfurter Straße?"

„Aufzuwarten."



Schönburg an der Saale.

Tour von Magdeburg nach Thüringen eben Halle und Merseburg passirt hat. Von der auf einem ansehnlichen Berge dicht bei der Stadt gelegenen Augustusburg, der im Jahre 1660 gegründeten herzoglichen Residenz der Nebenlinie Sachsen-Weißenfels-Querfurt, jetzt Friedrich-Wilhelms-Kaserne, vom Volke aber immer noch das „Schloß" genannt, genießt man eine liebliche Aussicht auf das Saalthal, das hier bereits von Bergen mit Rebengewand eingefaßt ist. Auf dieser Höhe liegt auch das Schützenhaus, woselbst ein Müllner († 1829) oft und gern verkehrte. Daß derselbe ein eben so guter Büchsenschütz als Schlittschuhläufer gewesen, davon erzählten uns weißenfelser Bürger, der eine immer ausführlicher als der andere; von seiner „Schuld" aber wußten sie nichts mehr, eben so wenig von den Romanen der Fanny Tarnow und den Poesien der unglücklichen Louise Brachmann († 1822), welche beiden Schriftstellerinnen bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch in diesem Städtchen gelebt. Aber von Novalis (Friedrich von Hardenberg) erzählten sie uns, daß er auf ihrem Gottesacker begraben sei.

„Geht da unten nicht der alte Jahn?" frug plötzlich der blutjunge Infanterie-Lieutenant, der mit liebenswürdiger chevale-

„Nun dann habe ich Ihren Ohm, den langen Fritz, und Ihren Schwager, den braunen Lautenschläger, recht wohl gekannt. Beide waren schlichte, doch wackere Gesellen. Ihr Schwager ist todt, aber Ihr Ohm muß, wenn ich mich recht erinnere, noch leben und zwar im Waadtland als Sprachmeister."

„Entschuldigen Sie, mein Onkel Fritz ist —"

„Ja, ja, ich weiß, was Sie sagen wollen; der lange Fritz wurde — ich entsinne mich jetzt — aus jener Schweizerei hinausgemaßregelt, irrwischte dann längere Zeit im Elsaß umher, bis er endlich mit einem stein- und launenreichen Lord, dem er bei Straßburg das Leben rettete, nach London zog, woselbst er wahrscheinlich noch heute sich abmüht, in die riesige Bücherei Sr. dick- und querköpfischen Herrlichkeit Plan und Ordnung zu bringen."

„Herr Doctor, deuten Sie gütigst mein Erstaunen nicht übel; aber Alles, was Sie sagen, ist buchstäblich wahr! Bei einem solch' ungeheuren Gedächtniß werden Sie sich gewiß denn auch noch meines seligen Vaters zu erinnern wissen, der —"

„Der, nachdem er den Candidatenfrack saumt der Gottesgelahrtheit an den Nagel gehängt, eine Tabakshandlung errichtete?"

„Richtig, sehr richtig; aber mein seliger Vater ist auch der-

selbe, der von dem Herrn Doctor Jahn einst als dessen Schüler einen Backenstreich erhalten, ich meine jene Maulschelle, die so lange im Munde des preußischen Volkes leben wird, als von unserer Victoria über dem krantenburger Thore die Rede ist.“*

„Da sind Sie im Irrthum. Ich erinnere mich Ihres Vaters noch wohl, wie er den Turnplatz besuchte. Er war ein leidlicher Kletterer, wetteiferte im Springen mit den Tüchtigsten und übertraf im Dauer-Lauf alle seine Altersgenossen. Aber der, dem ich jene Dachtel stecke, war er nicht. Das war vielmehr ein gewisser Dietrich, ein träumerischer, aber sonst ehrlicher Kauz, der nun auch schon längst heimgegangen ist. Wenn Sie aber künftig diese Geschichte nacherzählen, wie sie sich wirklich zugetragen, so reden Sie dabei weder von einem Backenstreich, noch von einer Maulschelle oder Ohrfeige, sondern von einer echt deutschen Dachtel; denn Dachtel kommt her von „denken“ und ist also keine gewöhnliche, sondern eine **Denk-Ohrfeige.**“

Friedrich Wilhelm T—born, erstaunt über das Gehörte, schwieg eine Weile und zog dann erregt ein elegantes Notizbuch hervor. Als er jedoch den Bleistift in Bewegung setzen wollte, sagte Jahn, indem plötzlich seine Stirnader mächtig anschwoll: „Mit Leuten, die solch' Geräth bei sich führen, in der Absicht, meinen gefügelten Worten Sprenkel zu stellen, wand're ich nicht gern. Ich halte Sie für einen guten Märker, und ich liebe die Märker; stecken Sie darum Ihr Merkbuch ein, damit ich Ihnen nicht in Gedanken wehe thue und in Ihnen einen Merker argwöhne. Ich habe gar trübe Erfahrungen gemacht.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er dann aber wieder heiter fort: „Vorwärts! sagt Blücher.“ Und hierbei faßte er uns Beide an der Hand und zog uns so über die Saalbrücke auf den Weg nach Goseck. Dieses nächste Ziel unserer Wanderung würden wir unter Anführung Jahn's, dieser zweibeinigen Locomotive, wie ihn der nun bereits auch verstorbene Minister Eichhorn kurz vorher genannt hatte, unfehlbar in $^{3}/_{4}$ Stunden erreicht haben, wenn derselbe nicht — außerdem daß er uns seinen überaus reichen Sagen- und Liederschatz immer von Neuem wieder erschloß — bald bei einer schön geformten Feldblume, bald bei einem verwetterten Denksteine Halt gemacht, oder mit diesem und jenem Hirten ein Gespräch über „das Wetter“ angeknüpft hätte. So legten wir den übrigens wahrhaft romantischen Weg erst in zwei Stunden zurück.

Goseck, zu Anfange des 11. Jahrhunderts die Residenz des Burggrafen von Zörbig, Friedrich I., dann von dessen Söhnen — unter diesen der bekannte Adelbert von Bremen, Erzieher des Kaisers Heinrich IV., — in ein Kloster umgewandelt, endlich (1539) secularisirt, gehört gegenwärtig dem Grafen Zech-Burckersroda. Das stattliche Schloß, zum Theil Ueberreste der ehemaligen Abtei, hat man in den letzten Jahren restaurirt. Es liegt an dem oberen Theile eines der nördlichen Saalberge malerisch angelehnt. Daß es auf den Grundmauern einer in uralter Zeit hier gestandenen Slavenburg, Namens Panzig, erbaut worden sein soll, gehört in das Gebiet der Sage. Die Schloßkirche — das Dorf Goseck auf der Hochebene hinter dem Schlosse hat seine besondere Kirche — ist die ehemalige Klosterkirche. In ihr befindet sich unter Anderem ein Gemälde, die Opferung der Tochter Jephta's darstellend, das dem Lehrer Albrecht Dürer's, dem berühmten Meister Wohlgemuth († 1519) zugeschrieben wird. Auch hat sie eine Krypta, die jedoch im Laufe der Zeit sehr gelitten hat. In ihr soll zu Ausgang des 11. Jahrhunderts die vom Tessel besessene Gräfin Gepa von Kamburg, eine der Mitgründerinnen des naumburger Domes, durch die Gebete eines Benedictinerabtes geheilt worden sein.

Die Aussicht bei Goseck, namentlich vom „Igelsberge“ aus, ist sehr belohnend; man überblickt den ganzen östlichen Theil des naumburger Thales. Außerdem wußte Jahn gar bald dieser „Umschau“ noch ein anderes Interesse zu verleihen.

* Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena war bekanntlich auch der über dem braudenburger Thore zu Berlin angebrachte Siegeswagen von dem übermüthigen Feinde mit nach Paris genommen worden. Im Jahr 1811 betrachtet nun Jahn eines Tages dieses seines Schmuckes beraubte Thor mit ärgerem Ingrimm, denn je. Ein junger Turner seines Gefolges scheint mit ihm dies Gefühl zu theilen. „Was dachtest Du, als Du eben da hinauf schautest?“ fragt er den Knaben, und als dieser verlegen antwortet: „Nichts!“ gibt Jahn ihm eine derbe Maulschelle, indem er losdonnert: „Du sollst Dir aber etwas denken und zwar das: die Franzosen haben unsere Victoria geraubt, aber wir wollen sie uns schon einmal wieder holen!“ —

Anmerk. des Verf.

„Seht Ihr dort gegen Mitternacht, ungefähr eine Meile entfernt, die Erhöhung?“ frug er, uns nach dem nördlichen Horizonte hinwendend, „das ist der Jahnshügel.“

„Jahn's Hügel?“ gab mein Berliner die Frage unter heimischem Erstaunen zurück.

„Ich bin nicht ein solcher Hansnarr, daß ich Sie mit einer gewissen Feierlichkeit auf den Hügel aufmerksam machen würde. Falls mein Vatersname bei ihm Gevatter gestanden hätte. Jene Höhe erinnert aber an Einen, dem wir Deutschen durch die That nicht werth sind, die Schuhriemen zu lösen; denn dort war es, von wo aus der **alte Fritz die Schlacht bei Roßbach leitete!**“

„A la bonheur — also Friedrich der Große!“

„Ach was, der Große! Groß werden in der geschriebenen Weltgeschichte gar manche Großhänse nur genannt, weil sie die Türkei, oder wie es im Wörterbuche der Studentensprache heißt, weil sie famoses Schwein gehabt. Wenn Sie aber den alten Fritz nun einmal Friedrich nennen wollen, so nennen Sie ihn Friedrich den **Einzigen!** Derselbe soll — wie geistreiche Wichtlein der Neuzeit sagen, die preußische Großmacht erfunden haben; weiß aber er hat sich zugleich auf diese Erfindung ein solches, wie man es nennt, Patent ausgewirkt oder vielmehr selber ausgestellt, daß sowohl welsche als deutschvergessene Neidharte sich seit und fort daran die Zähne ausbrechen sollen und werden. Er ist der alte Fritz!“

Und hierbei enthlößte er ehrerbietig sein Haupt und machte nach der Gegend des Jahnshügel zu eine tiefe Verbeugung. —

„Ich habe Dir geschrieben,“ wandte er sich dann zu mir, „daß wir heute im Zickzack gen Freiburg wandern werden. Wir wollen deshalb Eulau rechts liegen lassen und und nach der Schönburg wenden.“

Schönburg, eine Stunde von Goseck entfernt, liegt aber jenseit der Saale und da diese hier weder Brücke noch Fähre hat, so sah ich den Alten mit Recht verwundert an.

„Nun,“ fuhr er, dies bemerkend, lächelnd fort, „ich will Euch nicht zumuthen, den Strom zu durchschwimmen; wir wollen schon anderswie hinüber kommen. Seht Ihr dort die schmächtige Linde mit dem blauen Stern über der preußischen Flagge? Sie gehört einem mir befreundeten Unstrutschiffer, der hoffentlich von meinem Hiersein bereits unterrichtet sein wird.“

Und nun sprang er behend den ziemlich steilen Schloßberg hinab und nachdem er unten einen dreifachen gellenden Pfiff ertönen lassen, steuerte der Beisahn jenes Frachtschiffes sofort auf uns zu und brachte uns an das rechte Saalufer.

Ein überaus lieblicher Weg über breite schmaragdne Wiesen führte uns sodann nach dem ansehnlichen Dorfe Schönburg.

Die imposante Ruine gleichen Namens liegt auf einem vereinzelten grünen Hügel. Durch das Portal des verfallenen Hauptgebäudes tritt man in den innern Burghof, aus welchem sich der noch wohlerhaltene Wartthurm steil erhebt. Die Gebäude an der Südseite, im Jahre 146) errichtet, dienen gegenwärtig einem herzoglichen Förster zur Wohnung. Bei demselben kann sich der Besucherer auch restauriren.

Von der Schönburg, namentlich von dem auf der Nordseite liegenden Altan bietet sich dem Auge eine vortreffliche Aussicht dar, denn man überschaut Naumburg, die weite schlesische Ebene und weiter stromab drei stattliche Eisenbahnbrücken, darunter eine von 8 Bogen zu 35 Fuß Spannung.

Die Entstehung der Schönburg wird von der Sage Ludwig dem Springer zugeschrieben, der sie im Jahre 1080 erbaut und von ihren Zinnen aus es beobachtet haben soll, wenn der Gemahl seiner geliebten Adelheid, Pfalzgraf Friedrich III., sich von Weißenburg* aus in das Kloster Goseck verfügt. In der Mitte des 12. Jahrhunderts kam sie an die Bischöfe von Naumburg, denen sie auch bis in's 16. Jahrhundert verblieb, in welcher Zeit sie bei Secularisation des Bisthums in Staatseigenthum umgewandelt wurde. Ruine ist sie seit 1446, in welchem Jahre sie böhmische Kriegshorden, die der sächsische Herzog Wilhelm wider seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich, in's Feld schickte, verbrannten.

Willigis, Erzbischof von Mainz — um's Jahr 990 — soll der Sohn eines schönburger Wagners gewesen sein. Als

* Gegenwärtig der Rittersitz Zscheiplitz. Anmerk. des Verf.

ihn einst einer seiner Gegner an das Handwerk seines Vaters dadurch erinnerte, daß er mit Kreide ein Rad auf die rothe Kirchthür malte und die Worte darunter setzte: „Williges, Williges, was du gewesen — nie vergiß!“ bestimmte Williges, daß das mainzer Wappen fortan in einem weißen Rad in rothem Feld bestehen solle.

Von Schönburg nach Naumburg gibt es mehre Wege; aber der angenehmste ist der, welcher sich bei der sogenannten „Straße“ in der Nähe der reizend gelegenen Kroppenmühle an dem Wethau-Flüßchen rechts abwendet und dann am südlichen Ufer der Saale an dem „Felsenkeller“ vorbei durch einen kühlen Grund bis in das zu Naumburg gehörige Dorf Crochlitz hinschlängelt. Ehe man von hier aus durch die prächtige Lindenallee der Stadt zuschreitet, verweile man ja einige Minuten auf dem kleinen Plateau, von dem jenes Dorf getragen wird. Es gewährt eine köstliche Umschau. Die Saale mit ihrem malerischen Bogen, den sie hier durch üppige Wiesen zieht, die reichen Felder und Gärten, die freundlichen Dörfer und heitern Villa's und dann die Berge im frischen Rebengewand und gekrönt entweder mit dem Reste grauer Burgen oder grünem Eichwald: — Alles dies macht diesen gesegneten Landstrich zu einem der schönsten des nordöstlichen Thüringens.

Die Lindenallee zwischen Crochlitz und Naumburg links liegen lassend, stiegen wir die herrliche Terrasse hinab, welche sich von hier aus in einem weiten Bogen in die Aue hineinzieht, durchschritten dann das mit Nachtigallen so reich gesegnete Wäldchen — Dechantsgrund genannt — und gelangten so an die halle'sche Fähre, mittels welcher wir nun wieder das linke Saaluser erreichten. Dicht am Ufer liegt der Gasthof „zur Henne“ und unmittelbar über diesem die Louisenruh, jene freundliche Höhe, wo die verewigte Königin von Preußen im Jahre 1806 sich wiederholt der schönen Aussicht erfreute. Bei der großen Verehrung, womit man im ganzen weiten deutschen Vaterlande dieser edlen Fürstin noch heute gedenkt, ist es kein Wunder, daß die Naumburger schon vor Jahren auf dieser Höhe ein Denkmal errichtet haben und daß zu dem „Louisenfeste“, welches jährlich hier gefeiert wird, Stadt- und Landleute in großen Schaaren herbeiströmen. Als wir vor den mit Pappeln umpflanzten Denkstein hintraten, entblößte der alte Jahn wiederum ehrerbietig sein Haupt und sagte mit feierlicher Stimme:

„Louise war ein holdes und zugleich wahrhaft majestätisches Frauenbild, ein Wesen — so recht nach dem Herzen Gottes und drum eine Fürstin, wie sie der Deutsche gern haben will. Sie und der edle Schiller — der zu früh gefallenen Kämpfer jetzt nicht zu gedenken — hätten, nach meiner Rechnung, das Fest Aller Deutschen * erleben müssen.“

Von der „Henne“ aus wählten wir den Weg, der saalaufwärts durch einen herrlichen Obstgrund nach der Mündung der Unstrut in die Saale führt. Von den vielen Weinbergen, neben welchen dieser Pfad hinläuft, verdient einer durch die in eine seiner Felswände eingehauenen Bildwerke eine besondere Beachtung. Es ist dies der sogenannte Ratsch-Barthelsberg, derselbe, in welchem Gellert im Jahre 1740 längere Zeit wohnte.

Von diesem Berge aus beherrscht das Auge den östlichen Thalkessel der Unstrut und das ganze so überaus malerische Saalthal von Kösen bis Schönburg.

Nachdem wir auf dem Rittersitze zu Groß-Jena in dem zwar kleinen, aber äußerst geschmackvoll angelegten Garten den Kaffee eingenommen, begaben wir uns nach dem „Keller,“ einer oberhalb des Dorfes gelegenen Restauration. Hier trafen wir eine zahlreiche Gesellschaft und darunter die Familie Jahn's vor.

Groß-Jena, schon in der heidnischen Zeit bewohnt, dann der Stammsitz des Markgrafen Eckard's I., ist einst eine nicht unbedeutende Stadt gewesen. Gegenwärtig zählt es jedoch kaum 400 Einwohner. Das am andern Unstrutufer, eine Viertelstunde vom Flusse entfernt liegende Dorf Klein-Jena heißt in den ältesten Urkunden Deutschen Jena.

Den Weg von Groß-Jena bis Freiburg legten wir innerhalb einer halben Stunde zurück.

Als wir vor Jahn's Hause, unmittelbar am Schloßberge, anlangten, betrachtete mein berliner Reisegefährte mit einer Art von Ehrfurcht das vierfache F, welches dies so schön gelegene und stattliche Gebäude in seinem westlichen Giebel „im Schilde führt.“

„Ja,“ sagte, dies bemerkend, der Alte lächelnd, „erzählen Sie in Berlin in Gottes Namen, daß ich bis an mein Ende an meinem doppelten Ff: frisch! fromm! fröhlich! frei! festhalten werde, wie viele — mehr als mattherzig gewordene alte Turn- und Gesinnungsgenossen dem neuaufgekommenen Bier-F: fein, faul, feig und falsch — auch fröhnen mögen!“

Dann reichte er uns Beiden die Hand und führte uns unter einem herzlichen „Willkommen!“ in das Familienzimmer. Hier saßen wir bei einer Tasse Thee bis tief in die Nacht, indem unser so geschichtskundiger Wirth die Unterhaltung immer von Neuem zu beleben wußte. Er erzählte unter Anderm, daß Friedrich der Einzige, als er an dem Tage nach der Schlacht bei Roßbach hier durchkam und ihn der Stadtrath mit einer Rede empfangen wollte, geäußert habe: „Etwas zu essen ist mir jetzt lieber, als die schönste Rede.“ Auch über Napoleon's Aufenthalt in Freiburg — in der Nacht vom 21. zum 22. October 1813 — theilte er uns viele interessante Einzelheiten mit. Bei Erwähnung des „deutschen Empfangs,“ der dem Kaiser bei dieser Gelegenheit bereitet worden sein soll, zeigte er eine Art von Wuth. Der Baron de Fain erzählt nämlich in seinem Manuscript de l'an 1813 in Bezug auf diesen Empfang Folgendes:

„Am 21. October 1813 wird der Zug auf der freiburger Straße fortgesetzt, die berüchtigten Ebenen von Roßbach rechts und die ruhmvollen Hügel von Auerstädt links liegen lassend. Man denke sich Napoleon's Erstaunen, als er in Freiburg beim Eintritt in die für ihn in Bereitschaft gesetzte Wohnung* eine Anzahl junger weißgekleideter Mädchen mit Kränzen in den Haaren und Blumen auf seinen Weg streuend, vorfindet! — — Die Unschuldlichkeit eines solchen deutschen Empfanges entlockte dem Kaiser ein Lächeln.“

„Diese ganze Geschichte,“ sagte Jahn, indem er mit den Zähnen knirschte, „ist eine gemeine Unwahrheit! Ehrenwerthe Greise, welche damals Bonaparten hier mit zu empfangen hatten, sollen Euch morgen früh bestätigen, daß der welsche Buchschreiber seine Erzählung nur ersonnen hat, um uns Deutschen bei der sogenannten großen Nation lächerlich zu machen.

„Um mit etwas Erquicklichem zu schließen,“ begann er nach einer Pause wieder, „will ich Euch aus diesem vergilbten Stück der schlesischen Zeitung Folgendes vorlesen:

„Bei Errichtung des freiwilligen Jägerdetachements des Leibgrenadierbataillons zu Breslau 1813 wurde ein Herr von Bogenadierbataillons zu Breslau 1813 wurde ein Herr von Bogenadierbataillons zu Breslau 1813 wurde ein Herr von Bog

Blätter und Blüthen.

Zur Naturgeschichte des Lachses. Als wir — erzählt ein in Irland reisender Sportsman — längs der Ruine von Dunmoven Castle hingingen, trafen wir auf mehrere Wasserfälle. Einer von ihnen zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich, indem wir dort viele Lachse springen sahen. Wir amüsirten uns hier länger als eine Stunde damit, die Fische zu beobachten, wenn sie über den Fall sprangen.

Wenn der Fluß mit der Fluth der hineintretenden See zu steigen anfing, so nahmen die Lachse die Gelegenheit wahr, es zu versuchen, über den kleinen Wall zu kommen, über den das Wasser fiel. Es war amüsant mit anzusehen, wie die jungen Salmen sich in der Berechnung der zu nehmenden Richtung irrten, aus dem Wasser gerade in die Höhe sprangen, und natürlich auf denselben Fleck wieder hinein fielen. Die älteren und klügern Fische, die ohne Zweifel schon früher oberhalb gewesen waren, verfuhren anders. Sie schossen stets nach dem Kamme des Falls, in einer Linie mit dem Bogen, welchen die fallende Wassermasse bildete, und bielten sich dann einige Secunden, indem sie sich im Strome zusammenkrümmten. In dieser sehr schwierigen Stellung können sie allein mit ihren Brust- und Bauchflossen auf das Wasser wirken, denn die Kraft ihres starken Schwanzes, durch welchen sie sich von dem Grunde erheben, ist nun verloren, da er sich in der Luft befindet.

Dessen ungeachtet gelang es vielen, oben in das Wasser zu tauchen und den Fluß hinauf zu schwimmen; aber den meisten mißglückte es und nach tapferm Kampf fielen sie in das ruhige Wasser unterhalb des Falles zurück. Sedesgel sahen ihnen oftmals aus der See dahin und richten große Verwüstungen an. Man sieht sie häufig aus dem Schaum an diesen Orten auftauchen mit einem sich in ihrem Schnabel windenden Salmen.

Es ist dies eine bemerkenswerthe Eigenheit im Instinkt des Salms, daß er auf unbekannten Fernen und Reisen stets wieder nach den Flüssen zurückkehrt, wo er zur Welt gekommen ist. Sie mögen wohl durch ungestümes Wetter oder durch einen sie verfolgenden Feind manchmal gezwungen werden, in die Mündung eines fremden Flusses einzulaufen, gleich wie ein Schiff durch einen Sturm in einen feindlichen Hafen getrieben wird, aber die größte Menge findet den Weg zu dem heimathlichen Wasser.

Nichts kann interessanter sein, als die Manöver der Salmen während der Laichzeit zu beobachten. In meinen jüngern Jahren habe ich mich oft Stunden lang damit amüsirt, im Schatten eines Felsens oder Baumes liegend, die Liebeskasten der Salmoniden und die zarten und anmuthigen Liebeserklärungen der Männchen zu beobachten, wenn sie auf die Freite waren.

Mit bewundernswerthem Instinkt wählen diese Thiere nie einen Fluß, der austrocknen könnte, denn es ist nothwendig, daß das Bette für die Eier sich auf dem Grunde eines mäßig tiefen, fließenden Wassers befindet. In der Platz gewählt, so machen sich beide Fische daran, ein geeignetes Nest für die Eier auszugraben. Das Weibchen beginnt gewöhnlich die Arbeit, da sie wahrscheinlich als Hausherrin handelt und dem Platz für das Bette zu bestimmen hat. Sie ist von dem Männchen leicht durch ihr matronenmäßiges Aeußere zu unterscheiden, da jenes überdies an dem merkwürdig gekrümmten Sporn zu erkennen ist, der an der Mitte der Unterkiefer hervorsteht.

Das Weibchen also, in sonderbarer Analogie mit dem Vogelweibchen, fängt sein Nest an, indem es mit seinem Leib und Schwanz sich in den Sand wühlt und manchmal einen widerspenstigen Kiesel mit der Nase aus dem Wege räumt. Der männliche Fisch hält während dieser ganzen Zeit in der unmittelbaren Nachbarschaft seines Weibes Wache; und obwohl die Natur ihm die Fähigkeit verliehen hat, es mit einer Serenade nach Art der Männchen der Vögel zu unterhalten, so ist unser Lachsen-Salm doch nicht weniger zärtlich bemüht, die Heimlichkeit seiner Ehehäfte zu beschützen, indem er in einem Kreise um sie herumschwimmt, um zu verhindern, daß fremde Eindringlinge sie nicht in ihrem interessanten Geschäfte stören. Hat die Fischdame lange genug gearbeitet, was mitunter eine halbe Stunde sein mag, dann ruht sie ein wenig aus, der aufmerksame Gatte nimmt ihren Platz ein und fährt fort zu graben; dann schwimmt sie um ihn herum und bewacht ihn ihrerseits.

In der That, ihr ganzes Verbahren ist sehr geeignet, das moralische Interesse zu erregen, und ich könnte hinzufügen, daß die gegenseitige Pünktlichkeit und Zuneigung, mit welcher diese Arbeit elterlicher Fürsorge von dem schweigsamen Paar betrieben wird, aller Nachahmung von Seiten warmblütiger Ehemänner und Frauen werth ist.

Das Bett für die Eier ist ein Graben, 4 bis 5 Fuß Länge und beinahe $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite und Tiefe. Bald nachdem der Roggen und die Milch durch die Fische niedergelegt sind, beginnen sie abwechselnd die Arbeit, dieselben mit dem Sand zu bedecken, den sie vorher mit so viel Mühe ausgegraben haben, und dies schien mir verhältnißmäßig leichte Arbeit zu sein.

Beide Fische bleiben gewöhnlich während des ganzen ersten Tages in der Nähe des Nestes, sind aber weder am nächsten Morgen noch im Laufe des folgenden Tages zu sehen. Das Eierbette, wenn es vollendet ist, sieht aus wie das mugemachte Grab eines Kindes, ehe der Rasen darauf gelegt ist.

Der Zustand der alten Fische nach dem Laichen ist wahrhaft klägliche. Sie sind dann so schwach und mager, daß sie kaum dem Strome widerstehen können, und suchen gewöhnlich in Jagd einem tiefen Loch Zuflucht, wo sie ruhig bleiben und wieder einigermaßen zu Kräften kommen. — Durch die Abgezehrtheit des Körpers erscheint der Kopf unverhältnißmäßig groß und als ob er zu einem andern Fisch gehöre. Sie bleiben während des ganzen Winters schwach und starr und ihre Körperbeschaffenheit ist nicht besser, wie bei andern Thieren im Winter. Das Fleisch ist weiß oder vielmehr schmutzig gelb, geschmacklos und ungesund. Fangen sie sich unter diesen Umständen an einer Angel, so sind sie ganz matt und hilflos und lassen sich fast ohne Widerstand an's Ufer ziehen.

Mit dem Beginn des Frühlings gehen sie den Fluß hernieder und zugleich andern Kränklichen im Bedad die Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Salmen in dem oben erwähnten Zustande sind nicht allein nahrhaft, sondern selbst in gewissem Grade ungesund oder gar giftig.

Galton, in seinem jüngst erschienenen „Bericht eines Forschers in tropischen Südafrika" erzählt, daß er einst einen Führer engagirt habe, dem die Nase halb fehlte.

„Diesen Mann," schreibt Galton, „hatte nämlich, während er auf seinem Rücken schlafend lag, eine Hyäne bei der Nase gefaßt — sehr unangenehm und eine schöne Geschichte, Kinder damit zu schrecken. Ich konnte es kaum glauben, bis ein Fall sich ereignete, der eben wie gerufen kam. Eine alte Buschmannsfrau, die unter einigen Stöcken und Rohrbüschen, die in nach Art ihres Volkes zusammengebunden, vor dem Winde geschützt, ein Lager aufgeschlagen hatte, schlief, dicht um das Feuer zusammengekauert, liegend und ihre nagern Füße in das Feue ausstreckend; da kam eines an frühen Morgen nach Beute umhergehende Hyäne, faßte sie bei der Nase und zog ihren Körper halb aus der Hütte heraus. Ihr Gebrüll erschreckte die Hyäne, daß sie los ließ, und die Frau hinkte am nächsten Morgen zu uns, um Pflaster und Bandagen zu bekommen. In der darauf folgenden Nacht schlief die Frau auf dieselbe Art wie zuvor, und die Hyäne kam eben so wieder und zog die Frau wie am vorhergehenden Abend an den Haaren. Das arme Wesen befand sich in einem betrübten Zustande, und ich und einer meiner Leute blieben die nächste Nacht auf, um das Thier zu erwarten. Ich lauerte im Schatten ihres Hauses, mein Begleiter dicht einen Seitenpfad und die Frau nahm ihre Hütte als Lockmittel ein. Es war eine großartige Idee, ein wildes Thier mit einer alten Frau anzulocken. Die Hyäne kam längs des Seitenpfades, schlich sich wieder um die Frau heran, und war eben im Begriff, ihr Manöver zu wiederholen, als unsere Büchsen knallten und sie todt niederstreckten."

Zum Erquickungsapparat. Mein Apparat ist viel billiger und einfacher, als der in Nr. 28. beschriebene. Ich nehme ein Glas oder Topf und zieher andere Apparat, der Wasser halten kann, stelle auf denselben etwas Wasser hinein, gewöhnliches Wasser, und während es mit Eisstückchen voll von meiner Mischung hineinfährt, trink' ich genau mit Lust den schäumenden Champagner, bei welchem sich Kopf und Magen wohler befinden, als im Dienste Cliquots und anderer Sorten. Meine Mischung besteht aus acht Theilen doppeltkohlensaurem Natron und vier Theilen Weinsteinsäure. Sie geben im Augenblicke der Mischung mit dem Wasser den lustigsten, erquickendsten Champagnerschaum, so daß derselbe Apparate, Pfropfstuhl, Vorsicht, Warten, Mühe und Kosten gespart werden. Mir kostet so ein Glas Champagner (mindestens so viel als drei Gläser voll) einen kleinen, rothen Pfennig, wenn ich viel nehme und rechts viel Schaum und Gefrorenes haben will, unter allerlei Umständen weniger. Es kosten hier nämlich (in London) 16 Loth doppeltkohlensaures Natron und 10 Loth Weinsteinsäure zusammen 10 Pence, also noch nicht 10 Silbergroschen. Aus dieser Mischung mach' ich stets zwischen 150 Gläser Champagner, die Kopf und Kasse nicht angreifen und die allerbund hypochondrische und Verdauungsbeschwerden-Teufel mit Recht davontreiben, ohne daß ich mich weiter drum zu bekümmern brauche. Man muß aber die Ingredienzen zu meinem Brausepulver nicht in der Apotheke, sondern vom Drogisten ein Büchsen im Großen kaufen, wenn man's so billig haben will, wie ich.

B.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Der Mensch im Spiegel der Natur.

Ein Volksbuch

von

E. A. Roßmäßler.

Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. — Zweite Auflage. — 5 Bände. broch. à $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Aus der Fremde Nr. 32 enthält:

Städtebilder. I. Chicago. — Ein Stück Seefahrt. — Briefe von Cuba. I. — Aus allen Reichen: Neues über Amerika. — Eine persische Caravane. — Allerlei Neues.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 33. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine unenthüllte Begebenheit.

Erzählung von Heinrich Smidt.

(Aus einer gefundenen Mappe.)

(Fortsetzung.)

Der alte Bergheim war wie von Donner gerührt. Alle Luftschlösser stürzten mit einem Male zusammen und er sah sich einer trostlosen Zukunft gegenüber. Rosa, die gleich nach Theodors Abreise zu ihrem Vater zurückkehrte, durfte nicht in dessen Nähe kommen. Er hielt sie für die Anstifterin all' dieses Unglücks. Der Oberst versuchte mehrere Male ihn zu sprechen, ward aber stets abgewiesen.

Da erschien Graf Eberhard, dem die Antwort des Sohnes zu lange ausblieb. Er kam zur guten Stunde. Sein Rang und sein Ansehen fielen bei dem alten Bergheim schwer in's Gewicht und bald ließ er sich bestimmen, Rosa mit dem Obersten zu verloben. Er zog es vor, da ihm der dauernde Aufenthalt bei den Kindern nicht zusagte, gegen Auszahlung eines reichen Jahrgeldes seine Wohnung an einem entfernten Orte zu nehmen. Nun schienen alle Hindernisse beseitigt und man verabredete, daß Rosa mit ihrem Vater eine Reise nach der Residenz antreten sollte. Dort werde die Hochzeit feierlich vollzogen werden.

Süße Träume beglückten die Liebenden. Der Oberst wollte die voraussichtlich lange Muße des Friedens benutzen, und einen unbestimmten Urlaub erbitten. Unter seiner Führung sollte Rosa die ersten Eindrücke des großartigen Lebens der Residenz kennen lernen, dann wollten sie mit dem neu beginnenden Frühling in ländlicher Einsamkeit ihr Glück genießen.

Graf Eberhard bemühte sich unterdessen für seinen Sohn Alexis, der bedeutend jünger als der Oberst und fast noch ein Knabe war, einen geeigneten Lehrer zu finden. Alexis hatte ein auffallendes Talent für die edle Malerkunst gezeigt, und der Graf beschloß, ihm einen tüchtigen Meister zu geben. Da an dem Garnisonorte zugleich eine tüchtige Akademie war, hielt es nicht schwer, einen Künstler zu finden, der sich entschloß, für einige Zeit dem Haushalte des Grafen anzugehören, um auf dem alten Familienschlosse einige Bilder zu malen, und zugleich Alexis zu unterrichten. Die Reise nach der Residenz ward in der heitersten Stimmung angetreten. Es machte einen glücklichen Eindruck auf Alle, daß Herr von Bergheim, von einem heftigen Unwohlsein plötzlich befallen, nothgedrungen zurückbleiben mußte.

Auf seinem Schmerzenslager sich wälzend, lag er einsam da. Seine Freunde verließen ihn. Sie horchten lieber auf das Rasseln der Würfel und das Klingen der Gläser, als auf das Seufzen und Stöhnen des Kranken. Alles entbehrend, was einen Reiz für ihn haben konnte, lag er da, sein Geschick verwünschend und der Tyrannei eines mürrischen Dieners sich fluchend unterwerfend.

Plötzlich fuhr er auf. Theodor von Steinau war rasch eingetreten und stand vor ihm:

„Ich komme, meine Braut abzuholen," sagte dieser mit unterdrücktem Grimm. „Wo hast Du sie?"

„Sie ist nicht hier!" entgegnete der Kranke stöhnend.

„Wo ist Rosa?" rief er nochmals, sich nur mühsam bezwingend.

„Ich weiß es nicht!" sagte er stotternd, in seinem Schmerze laut aufschreiend.

„Du lügst!" rief Theodor. „Du hast sie an meinen Vetter, den schmachtenden Sekadon in der Uniform verhandelt. Mir hast Du gestohlen was mein war, denn Du hattest sie mir verlobt, und der ganzen Sippschaft zum Trotz soll sie mir gehören. Bekenne, wo sie ist. Trotze nicht darauf, daß ich im Banne bin, und mich nur bei Nacht und Nebel herschleichen konnte. Ich bin erfinderisch zur Zeit der Noth, und wie ich den Weg hierher fand, finde ich ihn auch weiter. Darum bekenne! Wo ist Rosa?"

Der erschrockene Diener hatte sich Hülfe rufend entfernt. Draußen hielten Theodors Begleiter ihn fest. Der alte Bergheim blieb lange stumm; aber endlich vermochte er dem Drängen Theodors nicht zu widerstehen, und sagte ihm Alles. Mit einem lauten Fluche stürzte er hinaus.

Als der Diener nach einiger Zeit, der Hast ledig, bei seinem Herr wieder eintrat, fand er denselben in dem bedenklichsten Zustande. Er rief den Arzt herbei, der sich bald mit dem Ausspruche entfernte, daß hier nichts mehr zu hoffen sei. Am folgenden Morgen hatte Herr von Bergheim sein wüstes Dasein beschlossen.

III.

Das Hotel des Grafen Eberhard von Steinau, mit seinem schattigen Park und seinem duftenden Blumenparterre lag in dem schönsten Theile der Residenz. Hier begannen um diese Zeit die Tage der Lust und der Freude. Graf Eberhard, nur mit dem Glücke seiner Kinder beschäftigt, traf überall die zweckmäßigsten Einrichtungen. Rosa bewohnte mit den Damen, welche Graf Eberhard ihr zugesellte, einen Seitenflügel, bis die Wohnung im ersten Stocke, welche sie mit ihrem Gatten beziehen sollte, vollendet wäre. Der Oberst theilte seine Zeit zwischen der Geliebten und dem Vater und widmete Beiden seine zärtlichste Sorgfalt. Alexis zeichnete fleißig unter der Aufsicht seines lieben Meisters. Dieser las in den alten Familienchroniken, und forschte bei den alten Dienern des Hauses nach halbverschollenen Sagen und

Legenden, um Stoffe für die Bilder zu finden, womit er die stolzen Hallen des alten Stammschlosses schmücken sollte. Und war dann seine Seele von all' den lieblichen Bildern erfüllt, ging er hinaus in die feierliche Stille des Parkes, um die einzelnen Gestalten, die vor ihm auftauchten, zu fesseln und zu einem lebensvollen Bilde zu vereinigen.

So war es an einem schönen Herbstabend. Der Mond schien hell und warf sein magisches Licht auf das buntgefärbte Laub. Da gewahrte er den Obersten mit seiner Braut im sinnigen Liebesgespräch lustwandeln. Indem er sich zurückzog, bemerkte er die düstere Gestalt eines Fremden, welche dem jungen Paare folgte. Aber der Fremde mußte ihn ebenfalls gesehen haben, denn alsbald war er verschwunden, und der Meister sah, von ferne folgend, das Brautpaar ungefährdet das Schloß erreichen. Der Fremde war im Park nicht zu finden. Dies Ereigniß hatte einen solchen Eindruck auf den Meister gemacht, daß er noch in selbiger Nacht die äußern Umrisse eines Bildes entwarf, das nachmals einen Theil der Halle auf dem von steinaw'schen Herrensitze schmückte.

Der Hochzeitstag kam heran. Der Bund der Herzen ward am Altar geheiligt und die Gäste ergingen sich in heiterer Lust. Einschmeichelnde Melodien flogen durch den Saal und im wirbelnden Tanze flogen die Paare dahin. Der Oberst und Rosa standen seitwärts und die junge Gattin schien zu überlegen, ob sie den Wunsch des Gatten gewähren dürfe, der um die Blumen bat, welche ihre Brust schmückten, oder ob sie diese verweigern müsse, um sich als Herrin zu zeigen, die nicht nöthig habe, sich den Launen des gebietenden Eheherrn zu fügen. Aber indem sie noch sinnend dastand, hielt sie schon die schönste der Blumen in der Hand, um die Bitte des Geliebten auf das schönste zu erfüllen. Graf Eberhard stand seitwärts am Pfeiler und betrachtete seine Kinder mit dem gerechten Stolze eines Vaters, wenig achtend auf Alexis, der ihm eine Zeichnung brachte, die er morgen der lieben Rosa zum Geschenk darbringen und erst dem Vater zeigen wollte. Auch der wackere Meister war nicht weit und hatte bereits den Gedanken zu einem neuen Bilde empfangen, als er plötzlich in dem Gewühl eine Gestalt auftauchen sah, die den Fremden, den er neulich im Park gefunden, auf ein Haar zu gleichen schien.

Das war kein Ungefähr. Der Meister ahnte irgend einen geheimnißvollen Zusammenhang. Er suchte in die Nähe des Fremden zu gelangen. Umsonst. Dieser hatte den Saal schon wieder verlassen.

Die Feste waren vorüber. Graf Eberhard begab sich auf sein fern am Meere liegendes Stammschloß. Der Meister folgte ihm dahin, um sein Werk sofort zu beginnen und Alexis ging an dessen Hand dem Traum einstiger hoher Künstlerschaft entgegen. Der Oberst und seine junge Gattin blieben in der Residenz.

Ein glückliches Jahr ging vorüber. Am Schlusse desselben legte der Oberst mit freudestrahlendem Gesicht einen Enkel in die Arme des Großen. Die Fortdauer des so schön begonnenen Glückes schien für lange Zeit gesichert.

Mit dem Beginn des neuen Winters erschien Rosa an der Hand ihres Gatten wieder in der Gesellschaft. Die junge Mutter, strahlend in Anmuth und Schönheit, wurde von allen Seiten mit unverhohlenster Theilnahme begrüßt und Alle bezeigerten sich, der jugendlichen Herrin eines erlauchten Geschlechtes ihre Huldigungen darzubringen.

Aber die Freude, die ihr so verführerisch entgegen lachte, währte nur kurze Zeit. Das Ungewitter, welches seit lange sich am Horizonte zusammenzog, brach endlich los. Den Meisten kam es unerwartet, sie konnten das schwebende Dach nicht sehen. Die Sturmglocken läuteten, die Trommeln wirbelten. „Feuer!" hieß es dort, „Feuer!" riefen sie hier. Das war kein zufälliges Zusammentreffen mehrerer Unglücksfälle. Das war ein vorher bedachtes Werk. Die allgemeine Verwirrung sollte den Rebellen die ersten Schritte erleichtern. Der Plan gelang. Ueberall wehten die Fahnen des Aufruhrs; seine wilden Lieder klangen bis in die entfernten Straßen. Wer sich gestern scheute, seine Unzufriedenheit laut auszusprechen, trat heute offen zu der Revolution über. Andere, die bis zur Stunde jeden Umsturz haßten, schlossen sich aus Furcht an. Die Hefe des Pöbels tobte mit wilder Siegesfreude in den Straßen und auf den Märkten, die noch nie eines solchen Anblickes Zeuge gewesen.

Und was in der Hauptstadt geschah, wiederholte sich im ganzen Lande. Die gesetzliche Gewalt, von der rohen Uebermacht erdrückt, lag ohnmächtig in Fesseln. Die Revolution behielt die Oberhand. Sie pflanzte ihre Banner auf und ihre Schreckensherrschaft begann. Alle, die es vermochten, wichen vor dem Ungeheuer zurück. Aus allen Thoren strömten die Bertriebenen in die Verbannung.

Die traurige Geschichte jener Tage wird hier nur berührt. Die Kunde von diesem Wechsel der Dinge gelangte auch endlich auf das entlegene Stammschloß des Grafen. Der Oberst sandte ihm die Botschaft und zugleich den Entschluß, vor dem Feinde nicht zu weichen, sondern ihm Widerstand zu leisten, so lange es vermöge. Graf Eberhard rühmte den Muth des Sohnes und reiste sofort nach der Residenz, um gemeinschaftlich mit ihm zu handeln.

Er kam zu einem traurigen Anblick. Auf dem fürstlichen Schlosse hatte der Ausschuß für die allgemeine Wohlfahrt seinen Sitz aufgeschlagen und einer der einflußreichsten Mitglieder derselben war Theodor Steinau, wie er sich jetzt nannte. Sein Name stand unter den Dekreten, welche die allgemeine Ordnung der Dinge stürzten, und mit kaltem Hohn entwarf er die neuen Gesetze, durch welche der Staat der Zukunft regiert werden sollte.

Mit Energie arbeitete Graf Eberhard diesem Unheil entgegen. Er sammelte die Wenigen um sich, die auf dem Platze ausharrten und bewog viele, die in der ersten Bestürzung entflohen waren, zur Rückkehr. Die kleine Schaar der Treuen hielt fest aneinander; doch war sie nicht stark genug, um der immer mächtiger wogenden Brandung Trotz zu bieten. Sie ward gesprengt; die Hauptmitglieder gefangen gesetzt und als Volksverräther peinlich angeklagt.

In dem Hotel der Grafen von Steinau herrschte die größte Verwirrung. Bereits begannen die Diener, bis dahin der Herrschaft treu ergeben, zu schwanken und entfernten sich unter nichtigen Vorwänden. Als die Kommissarien des Volksausschusses erschienen, um den Obersten zu verhaften, war Niemand da, der ihm diesen drohenden Besuch meldete. Der alte Graf ward in gleicher Weise überrascht und bereits durch ein Seitenportal abgeführt. Als der junge Graf von seinem Weibe Abschied nahm und die Kommissarien fragte, ob er nicht vorher für die Sicherheit der verlassenen Frau sorgen dürfe, erhielt er keine Antwort. Rosa war in Verzweiflung. Vergebens bat sie, ihren Gatten begleiten zu dürfen, vergebens versuchte sie, ihm bis an die Thür seines Kerkers zu folgen. Als sie die Schwelle ihrer Wohnung überschreiten wollte, wurde sie von den dort aufgestellten Wächtern zurückgewiesen.

In wachsender Angst, weniger beklommert um ihr eigenes Schicksal, als um das ihrer Lieben, irrte sie in den leeren Gemächern umher. Sie war allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen. Nein, nicht allein! Es klang, wie kräftiger Männerschritt. Den langen Corridor kam es heran. Furchtsam blickte sie nach dem Eingange und laut schrie sie auf vor Entsetzen. Theodor Steinau stand vor ihr.

Mit einem höhnischen Lächeln stand er der unglücklichen Frau gegenüber, die verzweifelnd zu ihm aufschaute.

„Nun, gnädige Gräfin? Gefällt es Ihnen nicht, mich bei sich zu empfangen?" sprach er mit schneidender Kälte. „Und ich komme doch nur, um die Pflichten eines besorgten Verwandten zu erfüllen."

Rosa suchte sich zu fassen; sie drängte die Thränen, welche ihre Augen füllten, gewaltsam zurück und fragte:

„Was wollen Sie hier?"

„Ihnen den Schutz bieten, den Sie bedürfen, da Ihre bisherigen Beschützer weit von Ihnen sind und sobald nicht wieder kehren!" antwortete Theodor kalt.

„Nicht wiederkehren?" schrie sie auf.

„So sagte ich. Die Grafen von Steinau, des Verrathes überwiesen, sind auf Tod und Leben verklagt und keine Macht der Erde vermag sie zu retten."

Rosa schwankte einem nahen Sessel zu. Ihre Augen schlossen sich. Theodor eilte ihr zu Hülfe, sie fuhr bei seiner Berührung auf, als fühle sie den Biß einer giftigen Schlange. Theodor sah es mit verbissenem Aerger und sagte, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd:

„Sie sind in diesem Palast sicher. Keiner wird es wagen, bis zu Ihnen zu dringen. Aber merken Sie es sich: Sie sind in diesem Palast auch nur sicher. Ich allein habe Zutritt zu denselben und meine Treuen werden mir den Schatz bewachen, der ich mir erobert habe."

Rosa sank händeringend in die Kniee. Theodor sah es und sagte achselzuckend:

„Dieses Schauspiel macht so wenig Eindruck auf mich, als jedes andere. Die Qual, welche sie jetzt dulden, habe ich durch Sie zehnfach erlitten. Wir sind von dieser Seite quitt. Ich liebte Sie und wollte Sie besitzen; ich will es jetzt mehr als je. Betrachten Sie das Band, welches Sie an den Obersten knüpft, als gelöst; werden Sie die Meine und ich schwöre Ihnen, die Grafen von Steinau sollen ungefährdet entkommen."

Rosa wandte sich mit den Zeichen der tiefsten Verachtung von ihm ab.

„Reizen Sie mich nicht!" entgegnete Theodor scharf. „Es ist nicht wohlgethan. Sie hörten meinen Vorschlag; denken Sie darüber nach. In vier und zwanzig Stunden fordere ich eine Antwort. Das Leben dreier Grafen von Steinau hängt von Ihrem Ausspruche ab."

Die junge Gräfin schrie laut auf: „Mein Kind! Mein Kind! Mein Alexis."

Sie wollte das Gemach verlassen. Theodor vertrat ihr den Weg.

„Meinen Sie, daß ich Vater und Sohn gefangen nehmen und den Enkel in der Wiege vergessen würde? Drei Grafen von Steinau habe ich gesagt."

„Erbarmen!" rief Rosa und sank bewußtlos vor ihm nieder.

„Das Erbarmen muß von Ihnen ausgehen, schöne Rosa. Das Erbarmen mit Ihren Angehörigen und das Erbarmen mit meiner Liebe!" sagte er mit kaltem Spotte. „Ihr Schicksal liegt in Ihrer Hand. Warum klagen Sie?"

Er entfernte sich, ohne Rosa weiter zu beachten, die ohnmächtig am Boden lag.

IV.

Eine lange Zeit verstrich. Die stürmischen Wogen beruhigten sich und kehrten allmälig in die alten Gränzen zurück; aber diese Gränzen hatten sich geändert. Eine neue Ordnung der Dinge war eingeführt. Die alten Herrscher kehrten heim, aber ihre alten Rechte waren verloren. Dasselbe Verhältniß vom kleinsten Grundbesitzer bis hinauf zum Thron. Es war ein Bau, der bei dem ersten Anblick imponirte; aber das kundige Auge entdeckte bald den morschen Grund und berechnete den Tag, an welchem ein neuer Zeitensturm das künstliche Gebäude in einen Trümmerhaufen verwandeln werde.

In dem Umsturz des Ganzen verlor sich das Einzelne; oft unbemerkt und ohne Spur. Manches edle Haupt war dem Tode oder dem Kerker verfallen. Die wenigen Freunde, welche in der Verwirrung entkamen, sahen mit Entsetzen das Haupt ihrer edelsten Führer von dem Schwerte des Damokles bedroht. Und wie wunderbar. Gerade diese traf ein mildes Urtheil. Man zog ihre Güter ein und verwies sie des Landes. Ja, es hieß sogar nach einiger Zeit, Graf Eberhard habe durch den Einfluß eines auswärtigen Hofes die Erlaubniß zu erwirken gewußt, sich nach dem Stammschlosse seines Hauses, welches als ein Zeichen der Zwingherrschaft von dem aufgeregten Volke grösstentheils zerstört worden, zu begeben. Dort lebe er in tiefer Einsamkeit und werde von Niemandem behelligt. Gewisses wußte Keiner.

Von dem Obersten ging gar keine Nachricht ein. Er sollte in die Armee eines fremden Staates getreten sein; aber bei näherer Nachfrage erwies sich das Gerücht als falsch. Nur Eines wußte man gewiß. Die Grafen von Steinau hatten, durch den Beistand eines treuen Dieners, einen großen Theil des reichen Familienschatzes gerettet. Einmal hieß es, der Oberst habe sich in dieser oder jener Maske über die Gränze des Landes bis in die Hauptstadt gewagt. Aber auch hierüber konnte Niemand gewisse Auskunft geben. Endlich verlor sich das allgemeine Interesse und nur wenig Befreundete dachten von Zeit zu Zeit an die theuern Verschollenen.

Unter diesen Wenigen war der Maler Alexis, der in großer Erregung von seinem Freunde schied. Durch die Erlebnisse in der Gebirgspfarre waren längst verschollene Bilder vor ihm aufgetaucht. Er erinnerte sich vieler, nur halb enträthselter Begebenheiten, die, indem er darüber nachsann, stets eine andere Form annahmen und ihn durch ihren steten Wechsel mehr verwirrten, als aufklärten.

Alexis Walter, wie er sich nannte, hatte in der großen norddeutschen Handelsstadt seit einer Reihe von Jahren gelebt, und sich daselbst eine achtungswerthe Stellung geschaffen. Seine Kunst gewährte ihm die Mittel zur Unabhängigkeit. Er wußte, daß er der jüngere Sohn der erlauchten gräflich steinau'schen Familie sei, aber er war so lange Alexis Walter genannt, daß er nur selten seiner eigentlichen Herkunft sich erinnerte. Ueberhaupt hatte er wenig von den Vortheilen genossen, welche die Stellung des Hauses den Söhnen desselben gewährte. Als die verhängnißvolle politische Katastrophe hereinbrach und Graf Eberhard nach der Hauptstadt eilte, blieb Alexis mit seinem wackern Meister auf dem alten Stammschlosse zurück. Nur selten gelangte eine Kunde von den Ereignissen des Tages in diese Waldeinsamkeit, und noch seltner hielt es der Meister für gut, sie ihm mitzutheilen. Er wollte ihm seine Unbefangenheit erhalten, und es gelang ihm. Die edlen Geistesgaben des Knaben entfalteten sich täglich freier, und sorglich war der Meister bemüht, sie der Vollendung entgegen zu führen.

Da traf ein Brief des Grafen Eberhard ein. Er war schon auf dem Wege in sein Exil und in keiner Weise war es ihm möglich geworden, nach seinem Stammschlosse zu gelangen und seinen Sohn abzuholen. Nur nach vieler Mühe gelang es ihm, einen Boten zu finden, der den Brief überbrachte. Der Graf wies darin den Meister an, sich mit seinem Zögling an einen bestimmten Ort zu begeben, wo sie zusammentreffen wollten, sobald die Umstände dies irgend gestatteten. Der Meister leistete Folge; aber dies Zusammentreffen fand nicht statt. Es verging ein Jahr, ohne daß der Graf ein Lebenszeichen von sich gab. Da erhielt der Meister den Auftrag, in einer der Hauptkirchen der großen Handelsstadt die Decke zu malen, und alsbald reiste er mit seinem Zögling dahin ab. Ein paar Jahre vergingen im frischen, fröhlichen Schaffen, und das große Werk war noch lange nicht vollendet, als der Meister gefährlich erkrankte und starb. In den letzten Stunden hieß er seinen Schüler sich nahe zu ihm setzen. Er wollte ihm die Aufschlüsse geben, welche er ihm bis jetzt in bester Meinung vorenthielt. Aber die Kräfte versagten ihm und Alexis erfuhr wenige, haltlose Bruchstücke.

Walter nannte sich Alexis nach seinem Meister und Pflegevater. Vor den Leuten galt er für einen Sohn desselben. Alexis selbst hatte sich in diese Idee so hinein gelebt, daß ihn ein Schauer überlief, wenn er daran dachte, daß es doch eigentlich anders sei. Ihm war es lieb, daß er von seiner Herkunft so wenig wußte und nahm sich vor, an dies Wenige so selten als möglich zu denken. Nach dem Heimgange des Meisters hielt er es für eine Ehrenpflicht, das nachgelassene Werk desselben zu vollenden. Und als dies unter der allgemeinsten Anerkennung geschehen war, hatte er sich an diesem Orte so sehr eingelebt, daß er ihn nur verließ, wenn die schöne Sommerzeit alle Menschen, am meisten aber die Dichter und Künstler hinaustrieb in den grünen Wald und auf die majestätischen Berge.

Da begegnete ihm das Abenteuer in der Gebirgspfarre und hin war seine Unbefangenheit. Das Blut der Grafen von Steinau regte sich in ihm. Seine nächsten Angehörigen, von denen er von der frühesten Jugend auf getrennt war, die er bis auf die Erinnerung vergessen hatte, traten klar und deutlich aus dem Nebel der Vergangenheit in die helle Gegenwart. Er gedachte des Vaters mit dem majestätischen Blick und der königlichen Stirn; er sah sich seinem Bruder gegenüber, wie er ihn mit scheuer Bewunderung anstaunte, wenn er in der glänzenden Obersten-Uniform erschien, und sich mit einer wundersamen Mischung von Scheu und Vertraulichkeit an ihn schmiegte, so oft der Oberst ihn mit seiner hellklingenden Stimme zu sich rief. Und Rosa! die liebreizende Jungfrau, die ihn wie einen jüngern Bruder liebte, ihm die zärtlichsten Namen gab und stets etwas hatte, womit sie sein junges Herz erfreute.

„Wo sind sie hingerathen?" sprach er zu sich selbst. „Was ist aus ihnen geworden? Leben sie, in der Welt umher verstreut, ein trauriges, verkümmertes Dasein? Oder hat Gott in seiner Barmherzigkeit sie heimberufen? Und wo sind ihre Gräber? Ich will, ich muß das wissen."

Dieser Entschluß ward alsbald zur That. Alexis pilgerte nach der Residenz, wo die Grafen von Steinau eine so glänzende Rolle gespielt hatten. Die Auskunft, welche er hier erhielt, war unbedeutend. Man wußte nichts Bestimmtes. Der ehemalige Palast des Grafen war Staatseigenthum. In demselben befand

sich eine Industrie- und Gewerbehalle. Mit bange klopfendem Herzen betrat Alexis ihn. Diese Räume, einst der Wohnsitz der Macht und des Glanzes, waren jetzt ein Ablagerungsort für die Erzeugnisse der Eisenhämmer und der Weberstühle. Nirgend mehr ein Zeichen aristokratischer Herrlichkeit. Keine weiten Säle im steten Festschmuck prangend, oft Monate lang nicht benutzt, aber jeden Augenblick bereit, eine Schaar von Gästen mit allem Glanze würdig zu empfangen. Jetzt waren alle Gemächer einander gleich; jeder fußbreite Platz nach dem Nichtmaaß gewissenhaft vertheilt. Alexis konnte hier nicht heimisch werden. Er verließ die Heimath seiner Väter mit noch bedrückterem Herzen, als er sie betreten hatte.

Weiter setzte der Wanderer den Fuß. Abwärts führten seine Schritte, dem Hügel am Meere zu, auf dessen Spitze das halb verfallene Stammschloß derer von Steinau lag. An einem trüben Abend, der mit seiner Stimmung harmonirte, langte Alexis bei den Wohnungen der Sassen, am Abhange des Hügels an. Hier begann der Schauplatz, auf welchem er einen großen Theil seiner Jugend verlebte und in dem Scheeße der ursprünglichen Natur die ersten Weihen der Kunst empfing. Hier kannte er jeden Fußsteig. In jedem Busch, jedem hervorragenden Stein, glaubte er einen Bekannten zu begrüßen. Hätte er an diese oder jene Thür geklopft, öffnete ihm diese wohl ein Greis oder ein altes Mütterchen, die ihn mit dem Ausrufe empfing: „Grüß Gott, Junkherr!“ wie es ehedem geschehen. Aber jetzt trieb es ihn mächtig vorwärts, und er ließ nicht nach, bis er die Spitze des Hügels erreichte und vor der Pforte stand, durch die er so oft hinausgeschlüpft war in den frischen, grünen Wald.

Noch saß der große, eiserne Klopfhammer an derselben Stelle und als wartete der Pförtner seines Amtes wie sonst, schlug Alexis drei Mal mit dem wuchtigen Eisen gegen die metallene Platte, daß es weithin schallte. Aber wie erschrak er, als die Pforte sich geräuschlos öffnete und ein Mann mit einer brennenden Fackel erschien. Das volle Licht fiel auf das Gesicht dieses Mannes und Alexis glaubte, denselben irgendwo gesehen zu haben, könne er sich auch jetzt nicht gleich besinnen, wo? Der Alte aber sagte:

„Ihr bleibt lange aus, Samuel. Habt wohl den Doktor nicht gleich finden können? Beeilt Euch, Herr; es steht schlimm mit meinem Gebieter.“

Alexis war eingetreten und der Mann, ihn näher ansehend, sprach:

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“

„Ein Reisender sucht auf dem Edelsitz der Hochgeborenen Grafen und Herren von Steinau das Gastrecht!“ entgegnete Alexis. „Sage mir, alter Mann, der Du mir wie eine Erscheinung aus früheren Tagen entgegen trittst, wer Du bist?“

Der Mann wurde durch den Ton dieser Stimme seltsam bewegt. Er hielt die Fackel von sich und ließ das volle Licht auf den Eintretenden fallen. Lange sah er ihn mit starren Augen an, dann aber rief er plötzlich unter einem Strom von Thränen:

„Es ist einer unserer Verlornen!“

„Und auch ich erkenne Dich nun“, sagte Alexis mit unbeschreiblicher Weichheit. „Warst Du nicht auf diesem Schlosse, als der fromme Meister Walter in der großen Halle malte und ich sein treuer Schüler war?“

„Ach Gott, er weiß das noch!“ rief der Diener mit zitternder Stimme. „O geschwind, geschwind, lieber Herr. Kommt mit nach der Halle, und Ihr werdet eine große Freude erleben. Und der alte Herr — ja, mein Söhnchen, er lebt noch, wenn auch sein Leben an einem seidnen Faden hängt. Ach! Er wird von Euch neues Leben empfangen, oder Ihr werdet ihm die Augen zudrücken. Das ist auch ein Trost. Meine Knice schlagen aneinander. Ich kann nicht weiter.“

Der Alte vermochte kaum die Fackel zu halten. Alexis nahm sie ihm ab, faßte ihn kräftig unter den Arm und schritt der Halle zu. Der Diener aber sagte:

„Tretet Ihr nicht zuerst ein. Er hätte den Tod davon, wenn er Euch so unvorbereitet sähe. Laßt mich gewähren, Herr; ich nehme mich schon zusammen.“

In der Halle glimmte das Feuer matt in dem Kamin. Der alte Graf saß in dem hohen Lehnsessel und sah in die verlöschende Glut, die sein bleiches Gesicht mit einem rosigen Schimmer übergoß.

„Bringst Du den Doktor, Anton?“ fragte er.

„Nein, Herr!“ entgegnete dieser.

„Ist auch unnütz, Anton. Hier ist keine Hülfe mehr; das letzte Sandkorn ist im Verrinnen. Wer schlug so laut an die Pforte?“

„Ein Fremder. Er bittet um die Gastfreundschaft der Grafen von Steinau.“

„Was ein armer Verbannter zu bieten hat, ist gern gewährt. Führe ihn her. Sagte er, wer er sei?“

„Er sagte es“, entgegnete Anton und sprudelte über. „Wenn Ihr wüßtet, wen ich Euch bringe. Ach, Herr . . . Hört . . .“

Und weiter ging es; ein Strom von Worten, über- und durcheinander, daß selbst Einer, der Alles im Voraus wußte, sie nicht verstanden hätte, geschweige Jemand, dem Alles unbekannt war.

Der Graf war nicht kräftig genug, seinen Redeflutz zu unterbrechen und murmelte vor sich hin:

„Der Alte spricht irre. Er weiß nicht, was er sagt.“

Da hielt es Alexis nicht länger zurück. Er trat rasch ein, kniete vor dem Grafen nieder und drückte dessen Hand an seine Lippen. Anton aber rief: „Er ist es! Alexis, unser Junker!“

Es dauerte lange, ehe sie sich faßten. Ein stetes Fragen und Antworten, ohne daß sie recht hörten, was sie sich sagten. Anton stand nahebei und konnte sich nicht satt fragen. Endlich aber lauerte er in einer fernen Ecke der Halle am Boden und sagte: „Ich will sie nur ansehen; nichts weiter.“

Der alte Graf war einen Augenblick wie vergnügt. Seine Augen strahlten, seine Wangen glühten. Freudenlose Tage der Verbannung hatte er überwunden. Endlich öffnete man ihm die Heimath; aber nur unter Bedingungen, die er nicht annehmen konnte. Ein einflußreicher Freund vermittelte, daß der Graf von Steinau sein altes Stammschloß bewohnen dürfe, und aus den Erträgnissen seiner eingezogenen Güter eine Jahresrente erhielt. Bedingung war, daß er sich auf das Grängebiet des Schlosses zu beschränken habe. Er erfüllte diese Bedingung nur zu wörtlich.

Allein mit seinem Gram lebte er immerhalb dieser Mauern. Umsonst waren die Erkundigungen, welche er nach Meister Walter und seinem jungen Sohn anstellte. Wenn der Meister jemals ein Zeichen hinterließ, wo er zu finden sei, war dieses Zeichen von einer dritten Hand vernichtet; vielleicht von derselben Hand, die sich nach dem Obersten und seinem schönen Weibe ausstreckte, denn auch diese blieben spurlos verschwunden.

„Ich schien einsam sterben zu sollen“, sagte der Graf erschüttert. „Und es wäre auch wohl in dieser Nacht geschehen, wenn mir nicht Gottes Barmherzigkeit Dich hieher gesandt hätte, damit ich eine geliebte Seele um mich habe. Nein, zwei! Den Anton darf ich nicht vergessen. Anton, Du alter treuer Diener. Treu wie Gold.“

Anton hörte es wohl in seiner Ecke, daß sein Herr ihn rief; aber er kam nicht, sondern hielt die Hand über die Augen und weinte still.

Schon dämmerte der Morgen durch die hohen Fenster herein. Der Graf hatte sich nicht von dem Sohne trennen wollen. Endlich gab er der beharrlichen Bitte nach und legte sich nieder. Alexis durfte ihn auch jetzt nicht verlassen.

Unterdessen hatte der Bote Samuel den Arzt gebracht, und dieser war um den Grafen bemüht. Er sagte dem Kranken einige tröstende Worte. Zu Alexis aber sprach er: „Wenn der Graf noch irgend etwas anzuordnen hat, lassen Sie es bald geschehen, es ist sonst zu spät.“

Die Stunde nahte, wo die sich für immer trennen sollten, die sich kaum gefunden hatten. Der Graf zog den Sohn zu sich nieder und flüsterte ihm zu:

„Der böse Theodor hat seinen Zweck doch nicht ganz erreicht. Er suchte mich einmal auf, als ich noch in der Verbannung war, und sagte mir höhnend, ich hätte ihm sein Lebensglück geraubt, darum raube er mir das meine. Nie würde ich eines meiner Kinder wiedersehen. Und nun habe ich Dich doch und sterbe an Deinem Herzen. Gott segne Dich viel tausend Mal.“

Gegen Mittag war der Graf nicht mehr. Der Geistliche und der Richter des nächsten Ortes kamen. Sie waren von dem Versterben längst für diesen Fall angewiesen. Man begrub ihn in aller Stille auf dem Kirchhofe des Ortes. Für seinen Anton hatte er treu gesorgt. Die Gemeinde erhielt die jährlichen Ersparnisse der gräflichen Rente, dafür war sie verpflichtet, den alten Diener bis an sein Ende zu pflegen. Er blieb auf dem Schlosse. Sein täglicher Gang war nach dem Grabe seines Herrn, dasselbe

O'Donnell.

das Gebet zu ſprechen. Alexis hatte ihn nicht bereden können, mit ihm zu gehen. Er wollte auch im Tode nicht von ſeinem Wohlthäter laſſen.

Mit ſchwer belaſtetem Herzen rüſtete ſich Alexis zum Abſchiede von der Burg ſeiner Ahnen. Sein Vater hatte ihm von dem Bruder wenig ſagen können. Er wußte nur, daß der Oberſt, voll Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Roſa, die er in dem Angriff des Pöbels auf den gräflich ſteinau'ſchen Palaſt umgekommen wähnte, nach Holland gegangen ſei, um dort Dienſte zu nehmen, bis eine beſſere Zeit ihm die Rückkehr in das Vaterland geſtattete. Seine Abreiſe war erwieſen. Ob er in Holland angekam, und dort auf eine freilich unbegreifliche Weiſe verſchollen war? Oder ob er jenes Land gar nicht erreichte? Graf Eberhard hatte darüber nichts erfahren. Der Oberſt blieb ſpurlos verſchwunden.

Kurz vor ſeinem Scheiden ſtand Alexis in der Halle und

warf einen Abschiedsblick auf jene Wandbilder, die sein wackerer Meister malte, und die er von den ersten Umrissen an hatte entstehen sehen. In dem Anblick versunken, war es ihm, als ob sich alle die Seinen um ihn versammelten, als ob alle diese Gestalten Fleisch und Blut empfingen. Und wie er um sich schaute, bald bei Diesem, bald bei Jenem weilend, fielen seine Blicke auf die finstere Gestalt, die der Meister mit einem Anstrich dämonischer Kraft malte und die, gleich einem bösen Geiste, in diesen friedlichen Kreis trat. Alexis sah wie gebannt auf ihn und als falle plötzlich ein Strahl der Erkenntniß in seine Seele, rief er aus:

„Theodor Steinau! Sei Gott dir und mir gnädig, wenn jemals unsere Wege sich kreuzen!"

Und in großer Erregung verließ er die Halle, hinauswandernd in den grünen Wald.

V.

Der Schauplatz wechselt. Vom festen Lande geht es hinaus in die offene See. Ein stattlicher Dreimaster durchschneidet die Fluth des atlantischen Oceans. Seine Ausrüstung, halb Handelsschiff, halb Orlog, deutet auf einen Indienfahrer. Eine Flagge weht nicht auf offner See von der Gaffel, aber der breite Wimpel am großen Togg zeigt die niederländischen Farben.

In der zweiten Kajüte sitzen ein paar Deckoffiziere neben einander. Sie dampfen aus langen Pfeifen und sprechen der banchigen Geneverkruke so fleißig zu, daß die Wirkung des Genusses sich bereits zu zeigen beginnt, denn die Schweigenden werden gesprächig. Der Eine legt die Hand auf den Arm des Andern und sagt:

„Nehmt Euch nur in Acht, daß er es nicht hört."

„Und dann? Wem will er es ausplaudern? Sind Hunderte von Meilen bis zum nächsten Lande. Und auf Java kann er sprechen, so viel er will. Vom Bord kommt er nicht, ehe seine sieben Jahre um sind. Darauf schwöre ich."

„Kannst Du wissen, was der Kommandeur im Sinne hat."

„Denke, es seit gestern zu wissen. Der deutsche Muff hatte sich, trotz unserer Vorsicht, aus dem Quartier zu stehlen gewußt und steht mit einem Male auf dem Halbdeck vor dem Kommandeur. Hollah, Bursche, sagt dieser. Woher? Und warum betretet Ihr diesen Platz? Weil ich mit Euch zu reden habe? antwortet er und blitzt den Kommandeur mit seinen brennenden Augen an, daß diesem die Worte nicht von der Lippe wollen und er sich umdreht. Der Deutsche weicht nicht von der Stelle und als der Kommandeur befiehlt, er solle sich von dem Halbdeck scheeren, antwortet er mit lauter Stimme, er wolle nicht; denn er sei auch Offizier und höher im Range, als irgend einer am Bord. Hättest sehen sollen, wie das dem Kommandeur vor den Kopf fuhr. Mir juckte es in den Beinen, als ich das hörte, und die Arme streckten sich aus. Aber daß ich es sage, mir fehlte die Courage, ihn in das Quartier zurückzubringen. Er sagte weiter: wenn Ihr ein Mann von Ehre seid, so hört einen Edelmann aufmerksam an. Der Kommandeur trat nach diesen Worten zurück, winkte den Deutschen zu sich und sprach mit ihm lange Zeit. Als nichts mehr zu sagen war, ging der Kommandeur einige Male auf und ab und sagte: „Morgen!" worauf Jener von selbst ruhig in sein Quartier ging. Nun mußte ich heran und ward in des Kommandeurs kleiner Kajüte scharf von ihm in das Gebet genommen, weil ich einen Edelmann preßte und ihn nicht laufen ließ, als ich meinen Irrthum merkte. Hielt die ganze Predigt tapfer aus; legte mir während derselben alles gehörig zurecht und sagte dann: das ist nichts, Muhnar. Da könnte Jeder Offizier sein wollen und Edelmann dazu. Wenn er sich im Wirthshause seine Papiere stehlen ließ, so ist das des Diebes Sache und geht uns nichts an. Ich bin Offizier bei dem Preßgang und wenn es am Bord an Mannschaft fehlt, nehme ich die Kerle, wo ich sie finde. Das ist eines Ostindienfahrers Recht. Wer sich zehn Gulden in die Tasche stecken läßt, wissentlich oder unwissentlich, der ist, so wie er den Fuß auf das Deck setzt, der Kompagnie auf sieben Jahre zum Dienst verpflichtet. Darauf habe ich meinen Eid geleistet. Das Alles sagte ich dem Kommandeur in's Gesicht, Maat, wie ich es jetzt Dir sage. Aber er war damit nicht zufrieden, und brummte zum Teufel heim. Ich hätte die Suppe eingerührt und solle mich nur in Acht nehmen, wenn wir in Batavia ankämen. Jetzt hatte er mich in der Klemme und ich mußte schon mit der Sprache heraus, darum sagte ich: Herr Kommandeur, ich habe Euch noch ein Wort zu sagen von dem Baron van Steen, der, wie Ihr wißt, ein rechter Mann im Lande ist und die ganzen Generalstaaten in der Tasche hat. Und der Baron hat gesagt, jener Mann wäre irgendwo im Wege und müsse fort, und er mache mich bei Verlust des Kopfes verantwortlich, daß er lange Zeit, am liebsten für immer, von Europa fern bleibe. Und diesen Brief sollte ich nur dem Schiffskommandanten geben, sobald die Sache zur Sprache käme, hat der Baron gesagt. Damit legte ich den Brief auf den Tisch und ging hinaus. Durch die Thürritze sah ich, wie der Kommandeur den Brief las, und ihn dann in's Licht hielt und verbrannte. Es war dem Herrn vor den Kopf gefahren, denn er hatte dem Teufel versprochen, wenn sich Alles so verhielte, wie er es gesagt hatte, dort, wolle er sich verbürgen, daß ihm volle Genugthuung werde und was noch sonst. Nun weiß ich zwar nicht, was in dem Briefe des Barons stand; aber der Kommandeur ließ den Teufel nicht wieder vor sich und gab nur unter der Hand zu verstehen, daß man ihn ruhig gehen lassen, anständig behandeln und nicht zum gemeinen Schiffsdienst verwenden solle.

Während der Unterhaltung der beiden Deckoffiziere war ein Dritter am Eingange der Kajüte erschienen. Er trug zwar um die weite Jacke und die Orangemütze eines gewöhnlichen Matrosen, aber die ganze Haltung verrieth den vornehmen Aristokraten. Dieser lauschte dem Gespräche der beiden Männer und war offenbar unschlüssig, ob er sie ruhig bis zu Ende hören, oder dazwischen fahren, und ihnen das Bekenntniß des schändlichen Verrathes gewaltsam entreißen sollte. Aber die Vernunft bezwang die aufwallende Leidenschaft und er entfernte sich, als er sah, daß die beiden Kerle Miene machten, aufzubrechen. Es ward ihnen bei dem gegenseitigen Bericht ihrer Seelenverkäuferei unheimlich und sie suchten mit einer Anwandelung von Furcht ihre Hängematten auf.

(Schluß folgt.)

O'Donnell.

Spanien hat wieder einmal eine königliche Revolution erlebt, die für den Augenblick zwar geglückt, deren Ende aber noch nicht abzusehen ist. Volk und Militär haben mit einer Erbitterung gegen einander gekämpft, wie niemals zuvor; in beiden Lagern, wenn auch augenblicklich weniger sichtbar, ist deshalb tödtlicher Haß geblieben und wartet der Zeit, wo er mit neuen Erfolgen oder rächend hervortreten kann. Die eine Hälfte, nicht zufrieden mit den schwer errungenen Erfolgen, schreitet im blinden Eifer auf dem Wege der Reaction fort, die wenigen Rechte des vielfach geknechteten Volkes mehr und mehr beschneidend und vernichtend, während die besiegte Hälfte zähneknirschend der Stunde entgegenarbeitet, in der die jetzigen Sieger in nothwendiger Folge ihrer eigenen traurigen Schöpfungen zum Rücktritt gezwungen werden. Daß dieser nicht ausbleiben wird, beweist die Stellung O'Donnell's, des Siegers und augenblicklichen Diktators von Spanien, der in maßloser Verblendung sich zum Umsturz der Verfassung gebrauchen ließ und schon nächstens als ein nicht mehr brauchbares Werkzeug von der äußersten Reaktion bei Seite geworfen werden wird.

Da der eben genannte königliche Revolutionär zu erhöhter Bedeutung gelangt ist, so theilen wir nachfolgend die Hauptereignisse seines früheren Lebens mit. Leopold O'Donnell, jüngster Sohn des Grafen von Abispal, ist etwa fünfundvierzig Jahre alt. Einer seit Ende des vorigen Jahrhunderts in Spanien ansässigen irländischen Familie angehörig, war er zuerst Offizier in der königlichen Garde. Als solcher begründete er sich durch Tapferkeit einen Ruf und stieg in dem Bürgerkriege, welcher der Ausschließung des Infanten Don Carlos vom spanischen Throne folgte, rasch zum Divisions-General empor. Während er auf Seiten der Königin Isabella stand, fochten die sämmtlichen übrigen Mitglieder seiner Familie für den Prätendenten, unter dessen Fahne zwei seiner Brüder getödtet wurden, einer vor den Thoren

von Pampeluna bei einer Kavallerie-Charge, der andere in den Straßen von Barcelona, wo er vom Volke massacrirt wurde. Mit dem Generalkommando betraut, schlug O'Donnell im Jahre 1839 den carlistischen Heerführer Cabrera bei dem Dorfe Lucena, wofür ihn die Regierung zum Grafen von Lucena erhob. Der Königin Christine leistete er 1840 bei Niederlegung der Regentschaft zu Valencia große Dienste. Seiner politischen Meinung nach den Moderados (Gemäßigte) angehörend, betheiligte er sich, als Espartero 1841 die Zügel der Gewalt ergriff, an der Verschwörung seiner Partei gegen den Letzteren und bemächtigte sich mit Hülfe einer von ihm gewonnenen Truppenabtheilung der Citadelle von Pampeluna, während Montes d'Oca, ein anderer Moderado-Chef, in Bittoria ein Pronunciamento hervorrief. Beide Unternehmungen schlugen aus Mangel an Sympathien fehl. Montes d'Oca wurde gefangen und erschossen, O'Donnell mußte in's Ausland fliehen, von wo er erst nach dem Sturze des Siegesherzogs 1843 gleichwie Narvaez zurückkehren durfte, um dann vier Jahre lang als Generalkapitän in Cuba, der wichtigsten Kolonie Spaniens, ein strenges, aber blutiges Regiment zu führen, sich auch ein großes Vermögen zu erwerben. Seit seiner Rückkehr von dort saß er im Senate und begleitete unter Narvaez' drittem Ministerium den wichtigen Posten eines Generaldirectors der Kavallerie. Von diesem unter dem Ministerium Bravo Murillo abgerufen, schloß er sich der Oppposition an, welche namentlich unter Manuel de la Concha's Leitung die auf eine Verfassungs-Revision zielenden Pläne des Kabinetes durchkreuzte und vereitelte. Noch bedeutender trat er unter dem folgenden Ministerium im Senate auf, als es galt, seinen Freund und Waffenbruder Narvaez, den das Ministerium durch eine Sendung nach Wien aus Spanien entfernt und von der Theilnahme am Kampfe für die Verfassung abgehalten, in den Senat zurückzuführen. Sehr wichtig war auch sein Antrag wegen der Eisenbahnen, welcher gegen die von Bravo Murillo mit Verpfändung von Staatsgarantien eigenmächtig ertheilten Concessionen gerichtet, die Königin-Mutter anklagte und zu den heftigsten Debatten führte. Wegen seiner hartnäckigen Oppesition gegen das Ministerium San Luis, als dieses den Senat umändern wollte, seiner Stelle als Generaldirector der Kavallerie entsetzt und aus Spanien nach den canarischen Inseln verwiesen, hielt er sich doch heimlich vom Februar bis zum Ausbruche der Verschwörung in Madrid auf.

Er war der geheime Leiter des Militäraufstandes, welcher am 28. Juni 1854 in Madrid ausbrach und als dessen ostensibler Anführer General Dulce, General-director der Reiterei, auftrat. Dieser Aufstand fand jedoch erst größeren Anklang, als Espartero durch eine am 18. Juli von Logrono aus erlassene Proclamation sich ihm anschloß; er gelangte erst zum vollständigen Siege, als neben dem Namen des bisherigen Hauptführers, des General O'Donnell, in erster Stelle der seines alten Gegners, Espartero's, als eine Bürgschaft der Aussöhnung der Moderados mit den Progressisten (Fortschrittsmänner) erschien. Am 28. Juli hielt Espartero seinen feierlichen Einzug in Madrid und bildete nun sofort ein Ministerium, in welchem alle die verschiedenen Fractionen, die an der Durchführung der neuesten Umwälzung Theil genommen hatten, vertreten waren. Er selbst übernahm das Präsidium, Santa Cruz, einer seiner persönlichen Anhänger, das Innere, O'Donnell den Krieg; die übrigen Portefeuilles wurden an Progressisten und an ein Mitglied der Linken vergeben. Eine der ersten Maßregeln des neuen Ministeriums war, die Gewalt der Junten (Rathsversammlung), welche überall an die Stelle der regelmäßig constituirten Behörden getreten waren, wenigstens insoweit einzuschränken, daß ihnen alle anderen als blos berathende Befugnisse abgesprochen wurden, und allmälig gelang es ihm, die meisten derselben aufzulösen. Um den vielfachen Anträgen auf Anklagen der Königin Christine vor den Cortes (Nationalversammlung) durch einen entscheidenden Schritt ein Ende zu machen, ließ das Ministerium die Königin am 28. August unter militärischer Bedeckung nach Portugal abreisen. Das gute Einvernehmen zwischen O'Donnell und Espartero fing damals schon an zu wanken, doch ward durch diese Coalition die politische Lage Spaniens zwei volle Jahre in der Schwebe erhalten.

Das Portefeuille des Krieges genügte O'Donnell nicht, sein Ehrgeiz strebte weiter. Er verband sich mit der bald wieder thätig gewordenen Hofpartei, deren Streben auf die Wiederherstellung des Absolutismus gerichtet war, und nachdem es ihm gelungen, Espartere zu stürzen und die übrigen Minister zum Austritt zu veranlassen, stellte er sich mit Genehmigung der Königin an die Spitze eines neuen Ministeriums, dessen erster Regierungsact die Beschränkung der Verfassung und Auflösung der Nationalgarde war. Die Cortes protestirten gegen die Absetzung Espartero's und die Nationalgarde begann einen Kampf gegen die Truppen, der verlaufig also mit einer Niederlage der Aufständischen endete. Wer schließlich der Besiegte bleiben wird, das müssen die weiteren Ereignisse ergeben.

Der edle Wein.

Von Dr. H. Hirzel.

II. Der Uebergang des Traubensaftes in Wein.

Der Weinstock erzeugt in seinen Trauben keinen Wein, sondern den erwähnten angenehm süß schmeckenden, durchaus nicht berauschend wirkenden Saft, den man Most nennt. Der Most steht zum Weine in demselben Verhältnisse, wie die Bierwürze zum fertigen Biere. Es ist eine Flüssigkeit, welche nur unter gewissen Bedingungen, also durchaus nicht unter allen Umständen in Wein übergeht. Die Darstellung eines guten haltbaren Weines aus dem Safte der Trauben ist daher ein eigener Gewerbszweig, der wie jedes Gewerbe erlernt werden muß und durch die Versuche und Forschungen intelligenter Männer verbessert werden kann. Ein Sachkundiger wird aus ein und demselben Moste gewiß einen weit besseren Wein bereiten als ein Unkundiger. Warum sind die meisten italienischen Weine nicht haltbar? Weil man zwiel der sogenannten Natur überläßt oder mit anderen Worten, weil man den Most kelternt und nun seinen Uebergang in Wein, anstatt vorsichtig zu leiten, dem Zufall anheim stellt. Die Bereitung eines guten und haltbaren Weines ist daher nicht so leicht und einfach wie man gewöhnlich glaubt und durch den Mangel an richtiger Kenntniß dieser Verhältnisse geht viel Wein verloren, der sonst mit Leichtigkeit gut erhalten werden könnte. Man wird es für unglaublich halten, daß, nachdem nun der Weinstock schon seit so vielen Jahrhunderten gebaut wurde, die Weinbereitung nicht überall die größte Vollkommenheit erlangt hat. Allein ein tief eingewurzeltes Vorurtheil hat sich in manchen Gegenden jeder Verbesserung so hemmend entgegengestellt, daß wissenschaftliche Belehrungen, praktische Erfahrungen, die sichtlichen Fortschritte benachbarter, dem Vorurtheil entzogener Länder, die bitterste Noth der Bewohner nicht hinreichten, dasselbe bis jetzt ganz zu überwinden. Die Bewohner jener Gegenden lassen sich durch einige kluge Leute (Weinhändler und Weinspeculanten), welche daraus den größten Vortheil ziehn, dazu verleiten, jenes Vorurtheil beizubehalten. Das Vorurtheil besteht aber in der total unrichtigen Ansicht, daß der Wein ein Naturproduct sei, daß der Wein vom Schöpfer bereitet werde und daß daher die Menschen nicht unterstützend eingreifen dürften. Und doch weiß Jedermann, daß die Weintraube ebenso wenig Wein, als die Kartoffel Branntwein enthält; daß der Most eine vollständige Umwandlung erleiden muß, bevor er in Wein übergeht und daß seine Bestandtheile hierbei entweder zersetzt oder größtentheils ausgeschieden werden; daß also der Wein dem Moste nicht mehr gleich gestellt werden kann, obschon er von demselben abstammt. Wie mag man daher nur noch die Behauptung aufstellen, daß der Wein wachse und der Mensch nichts dabei thun könne und dürfe! Wer eine solche Meinung jetzt noch vertheidigen will und den Wein als Naturproduct betrachtet, der folgt entweder schlechten eigennützigen Plänen oder hat überhaupt keine klaren Begriffe von Natur und Naturproducten, zu welchen letzteren allerdings der in den Traubenbeeren eingeschlossene Saft, aber nicht der Wein gehört.

Lassen wir den Traubensaft, gleichgültig ob rein, oder mit den Kämmen, Kernen und Beerenhüllen vermischt, stehn, so beginnen sehr bald die in ihm enthaltenen Stoffe gegenseitig auf einander einzuwirken. Zuerst treten die Eiweißkörper in Thätig-

keit und nehmen, wie man bestimmt nachgewiesen hat, etwas Sauerstoff auf, den sie aus der Luft anziehn, oxdiren sich alse. Sie treten dann in Beziehung zu dem vorhandenen Gummi, wobei das letztere in Pflanzenfaser (Holzsubstanz) übergeht, welche sich zu einer dünnen, etwas Eiweisstoff umhüllenden Membran gruppirt. Der Traubensaft wird trüber, dem es entstehen auf die eben angedeutete Weise eine große Menge sehr kleiner, nur mit Hülfe des Mikrostespes sichtbarer Kügelchen. Diese Kügelchen zeigen den niedrigsten Grad von Lebenserscheinungen; sie sind kleine, der Klasse der Pilze (Gährungspilze) angehörige Pflänzchen, denen man den Namen Hefe gegeben hat. Die Hefebildung macht in wenigen Stunden große Fortschritte und fast alle Eiweisstoffe, sowie das Gummi, vielleicht auch etwas Zucker des Traubensaftes werden hierzu verwendet. Allein der von der Membran des Hefekügelchens eingeschlossene Eiweisstoff erleidet eine weitere Veränderung und tritt dann zum Theil durch die Poren der Membran wieder in die Flüssigkeit heraus. Auch hier zersetzt er sich fortwährend, kömmt mit dem Zucker des Saftes in Berührung und theilt diesem seinen Zustand mit, wirkt als Gährung erregentes Ferment auf ihn, so daß er zu Weingeist und Kohlensäuregas zerfällt. Wie von einem brausenden Sturme getrieben, pflanzt sich die Zersetzungsbewegung von einem Zuckertheilchen auf das andere über. Die Flüssigkeit geräth in die lebhafteste Bewegung; sie scheint zu kochen, sie schäumt und zischt. Von kleinen Gasbläschen getragen, steigen die Hefekügelchen geschäftig in die Höhe, geben an der Oberfläche das Gas ab und sinken, um mit neuer Ladung emporzusteigen.

Das ist ein Treiben und Leben,
Ein Sinken und Heben,
Daß nirgend auf Erden
Es teller sein kann.

Ungefähr 10—14 Tage dauert dieser lebhafte Kampf fort; dann tritt wenigstens scheinbare Ruhe ein. Die stürmische Gährung ist vorüber. Ihr folgt die stille Gährung oder Nachgährung. Die Schaumdecke verschwindet, das Blasenwerfen und Zischen wird immer schwächer, die Hefekügelchen, die sich größtentheils ihres Inhaltes entledigt haben, sinken, meist einer großen Menge von sich ausscheidenden mineralischen Salzen und wirklichen Unreinigkeiten zu Boden und bilden einen schmutzigen schlammigen Satz, von welchem der entstandene Halbwein rasch auf neue Fässer abgezogen wird. Der Halbwein ist noch trübe, schmeckt weinig, saner und scharf und wirkt nun schon berauschend. Er verändert sich aber fortwährend; denn durch die vorhandenen, aus den niedergefallenen Hefekügelchen ausgetretenen Eiweisstoffe werden immer mehr Zuckertheile zum Zerfallen in Kohlensäure und Weingeist angeregt. In dem Maaße, als sich aber mehr Weingeist bildet, werden andere Körper in der Flüssigkeit unlöslich; es entsteht daher ein neuer Bodensatz, der weniger Eiweisskörper und Hefetheilchen enthält als der erste, dagegen größtentheils aus dem sauren weinsteinsauren Kali, aus weinsteinsaurem Kalk, weinsteinsaurer Magnesia und bei rothen Weinen aus einem Theile des Farbstoffes und der Gerbsäure besteht und sich in Form einer festen krystallinischen Kruste, als sogenannter roher Weinstein ablagert. Die Flüssigkeit nimmt nun immer mehr den Charakter des Weines an; sie wird noch oft auf frische reine Fässer abgezogen, um zu vermeiden, daß die Bestandtheile des sich fortdauernd ablagernden Bodensatzes eine seiner Entwicklung nachtheilige Einwirkung ausüben; es wird er auch durch Beimischung verschiedener Mittel rascher geklärt oder geschönt und dann in die Fässer zum Lagern gefüllt. Der junge Wein ist nun fertig und daher wollen wir zunächst einen kurzen Vergleich zwischen seinen Bestandtheilen mit denen des Traubensaftes entwerfen.

Wie im Traubensafte, so haben wir auch im Weine als Hauptmasse das Wasser, welches gleichsam das gemeinschaftliche Lösungsmittel aller Weinbestandtheile ist, dieselben zu einem Ganzen verknüpft. Wir finden in jedem Weine freie Säuren; Zucker, doch stets viel weniger als im Traubensafte; Weingeist; veränderte (oxydirte) Eiweisstoffe; eigenthümliche Riechstoffe; sogenannten Extractivstoff, der aber der Hauptsache nach aus Zucker, Gummi und veränderter Gerbsäure besteht; und Salze, doch ebenfalls in viel geringerer Menge als im Traubensafte. Die rothen Weine enthalten außerdem noch den blauen Farbstoff der Beerenhüllen, der durch die Säuren geröthet worden ist und mehr oder weniger Gerbsäure. — Die Säuren des Weines sind im Allgemeinen denen des Traubensaftes entsprechend. Ein saurer Most liefert daher auch einen sauren Wein und umgekehrt. Die Weinsteinsäure, welche, wie wir gesehen haben in größter Menge im Traubensafte vorkommt und vorzüglich den sauren Charakter desselben bedingt, verändert sich nämlich bei der richtig geleiteten Gährung des Mostes nicht oder nur wenig und findet sich daher ziemlich ihrer ganzen Menge nach auch im Weine. Nur während des langjährigen Lagerns der Weine scheint sie langsam mit dem Weingeist in Beziehung zu treten und in neue nicht saure, eigenthümliche Verbindungen überzugehen, daher alte Weine immer weniger saner sind, als junge. Ein gewisser Säuregehalt gehört jedoch zu den wichtigsten Erfordernissen eines Weines und übt einen höchst wesentlichen Einfluß auf den Geschmack und die Eigenthümlichkeit desselben aus. Im Allgemeinen kann man sagen, daß ein Wein in je 1000 Theilen wenigstens 4½ Theil, am besten 6 Thle., höchstens 7 Thle. freie Säuren enthalten muß und daß ein Wein von zu geringem Säuregehalt ebenso wenig gut schmeckt als ein zu Säure-reicher. Die Weine enthalten übrigens auch Säuren, die wir im frischen Traubensafte nicht finden, so namentlich die Essigsäure, welche bei einer zu lebhaften Gährung auf Kosten des Weingeistes entsteht, besonders wenn während der Gährung die Luft nicht möglichst abgehalten wird. Die Essigsäure ist in geringer Menge wohl in jedem Weine enthalten; doch wird sie der Haltbarkeit eines Weines gefährlich, weshalb man ihre Bildung möglichst zu vermeiden suchen muß; denn sie gehört durchaus nicht zu den nothwendigen Weinbestandtheilen. Die jungen Weine enthalten auch aufgelöste Kohlensäure, besonders wenn die Gährung bei niedriger Temperatur vor sich ging. Sie verdanken dieser schwachen Säure ihren prickelnden Geschmack und ihre Eigenschaft, beim Ausgießen zu perlen oder bei mehr Kohlensäure zu schäumen. Weine, welche noch Zucker und Eiweisstoffe enthalten, beginnen alle Frühjahre, sowie die wärmere Witterung eintritt, von Neuem zu gähren und Kohlensäure zu entwickeln; eine üble Eigenschaft, die leicht die Ursache zu ihrem zu Grundegehen werden kann. Sie wird vermieden, wenn man den Most in Räumen gähren läßt, deren Temperatur durch künstliches Heizen allmälig auf 20° R. (25° C.) gesteigert wird. Hierbei erlangt man zugleich auch den großen Vortheil, daß die Kohlensäure vollständiger aus dem Weine entweicht, überhaupt die Gährung ziemlich mit einem Male beendigt und daher der Wein in viel kürzerer Zeit völlig ausgebildet gewonnen wird. — Der Zuckergehalt des Weines ist sehr verschieden. In den sogenannten sauren oder trockenen Weinen findet man im Durchschnitt noch 2—5 Procent; in einzelnen Fällen jedoch kaum ein Procent oder bis 12 Procent. Der Zucker des Weines ist etwas verschieden von den Traubenzucker des Mostes. Er wird daher gewöhnlich Schleimzucker genannt, weil er nicht krystallisiren kann. Jedenfalls ist er durch eine allmälige Umwandlung des Traubenzuckers entstanden, welcher während der Gährung nicht zerfest worden ist. Jeder Wein muß wenigstens eine geringe Menge von Zucker enthalten. Die süßen oder Liqueurweine sind stets sehr reich an Zucker und enthalten bis zu 26 Procent davon. Die Ursache, daß bei manchen Weinen so viel Zucker unzersetzt geblieben ist, rührt theils von der Eigenthümlichkeit des Zuckers her, in concentrirter Auflösung weniger leicht zu gähren, als in verdünnter, theils von der Eigenschaft des Weingeistes, die Gährung aufzuheben, sobald sich eine gewisse größere Menge desselben in einer Flüssigkeit gebildet hat. Ist nun der Most sehr zuckerreich, so wird bei seiner Gährung bald so viel Weingeist gebildet, daß die Gährung nicht mehr fortschreiten kann und der viele Zucker selbst nicht verselben entgeht. Unter solchen Umständen muß daher ein süßer Wein entstehen. — Der Weingeistgehalt des Weines ist von der größten Wichtigkeit und trägt sehr viel dazu bei, die Kraft, den Geschmack, die Haltbarkeit und die Wirkung eines Weines zu bedingen. Der Weingeist findet sich, wie wir schon mehrmals erwähnt haben, nie in dem frischen Traubensaft, sondern ist neben der Kohlensäure, die wegen ihres luftförmigen Zustandes entweichen muß, das Hauptprodnet, in welches der Zucker bei der Gährung zerfällt. Seine Quantität hängt also hauptsächlich von der Menge des sich zersetzenden Zuckers ab und beträgt in den verschiedenen Weinen 7—20 Procent. Ein Wein von geringem Weingeistgehalt ist sehr zur Zersetzung geneigt, indem der Weingeist in verdünnten Flüssigkeiten, besonders wenn die Luft zutreten kann,

sehr leicht und rasch in Essigsäure oder in schleimige, fade schmeckende Producte übergeht. Schwache Weine sind daher weit weniger haltbar als starke. Für deutsche und französische Weine ist ein Gehalt von 12—14 oder von wenigstens 11, höchstens 15 Procent Weingeist nothwendig. Weine, welche nur 7—9 Procent enthalten, sind schon sehr werthlos. Der reine Weingeist ist eine aus den drei Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehende, farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit; er ist leicht entzündlich und verbrennt mit blaßbläuer wenig leuchtender Flamme; er hält sich im reinen Zustande Jahre lang unzersetzt, läßt sich in jedem beliebigen Verhältnisse mit Wasser verdünnen und kann im verdünnten Zustande, wie schon bemerkt, leicht in Essigsäure übergehen. Der reine Weingeist, von den Chemikern auch Alkohol genannt, siedet bei 62—63° R. (78½° C.), ist bedeutend leichter als Wasser, riecht angenehm weinig, erfrischend, schmeckt brennend-erwärmend und wirkt selbst in kleiner Menge innerlich genossen als heftiges Gift, indem er den zarten Schleimhäuten der Speiseröhre und des Magens das Wasser entzieht, so daß diese zusammenschrumpfen. Ist er dagegen mit einer hinreichenden Menge Wasser verdünnt, so kann er genossen werden und wirkt dann in mäßiger Quantität belebend und stärkend, in übermäßiger berauschend. Wir spüren diese Wirkungen beim Genusse aller sogenannten geistigen oder spirituösen Getränke, deren Hauptbestandtheil der Weingeist ist. Je mehr Weingeist daher ein Wein enthält, desto feuriger und berauschender wirkt er. Es ist natürlich in vielen Fällen von großer Wichtigkeit, den Weingeistgehalt eines Weines genau bestimmen zu können. Auch zu diesem Zwecke ist ein sehr sinnreicher Apparat zusammengestellt worden, dessen nähere Beschreibung wir ebenfalls in dem schon versprochenen Nachtrage geben wollen. — Wir finden ferner in den meisten Weinen noch sogenannte oxydirte Eiweißstoffe, das sind die Ueberreste der eiweißartigen Körper, die im Traubensafte enthalten waren, bei der Gährung desselben in die Hefekügelchen eintraten, während des Verlaufes der Gährung jedoch wieder durch die Wandungen der Hefezellen heraustraten, zum Theil mit anderen Stoffen niederfielen, zum Theil aber noch in dem jungen Weine aufgelöst blieben. Diese Ueberbleibsel der Eiweißstoffe sind dem Weine stets sehr gefährlich; sie wirken zwar weder verbessernd noch verschlechternd auf seinen Geschmack ein; allein sie sind immer noch zur weiteren Zersetzung fähig und im Stande ihre Zersetzungsbewegung auf die Weinbestandtheile überzutragen, was sie namentlich in schwachen Weinen leichter vermögen, als in starken. Der sorgsame Weinfabrikant sucht daher diese Stoffe möglichst vollständig aus dem Weine zu entfernen, was am besten durch eine rasch eingeleitete und durch erhöhte Temperatur zu vollständigem Ende gebrachte Gährung geschieht. — Die Riechstoffe des Weines sind, so wichtig sie dem Weinkenner erscheinen, doch zur Zeit noch nicht genügend bekannt. Alle aus Traubensaft bereiteten Weine enthalten eine sehr durchdringend und stark weinig riechende flüssige Substanz, das sogenannte Weinfuselöl oder Oenanthäther, welche sich neben dem Weingeist während der Gährung erzeugt und dem Weine den eigenthümlichen Weingeruch mittheilt, der besonders in geleerten Weinflaschen oder Weingläsern bemerkbar wird. Einige feine, sogenannte Bouquetweine enthalten außerdem noch sehr geringe Mengen von flüchtigeren wohlriechenden Stoffen, die sich aber erst während des mehrjährigen Lagerns in bemerklicherer Menge zu bilden scheinen und wahrscheinlich durch eine allmälige Einwirkung der Weinsteinsäure oder einer geringen Menge Fett auf den Weingeist oder durch Zersetzung des Oenanthäthers entstehen. Immerhin ist dieses Weinaroma für uns noch räthselhaft, weil die Bouquetweine verschiedener, oft kaum eine Stunde auseinander liegender Lagen ein deutlich verschiedenes Bouquet besitzen und weil ein Wein von einer bestimmten Lage jedes Jahr wieder das nämliche, ihm allein eigenthümliche Bouquet oder Aroma entwickelt. Es ist aber bis jetzt nicht gelungen, alle diese feinen Riechstoffe mit Bestimmtheit aus dem Weine abzuscheiden oder künstlich darzustellen. Vielleicht entspringt das Bouquet nur aus der jedem Weine eigenthümlichen Mischung seiner Bestandtheile. — Ferner sollen die Weine auch Extractivstoffe enthalten. Extractivstoffe nennt man in der Chemie gewöhnlich solche Pflanzenbestandtheile, die man noch nicht genauer kennt und die man darstellt, indem man die Pflanzen mit Wasser oder Weingeist auszieht und die erhaltenen Auszüge eindampft. Was nun die Extractivstoffe der Weine betrifft, so hat man gefunden, daß wenn man einen Wein eindampft, eine extractartige zähe Masse zurückbleibt, welche aber nichts Anderes enthält, als die nicht flüchtigen, beim Eindampfen nicht entweichenden Bestandtheile des Weines, also die Weinsteinsäure, den Zucker, die Eiweißstoffe, Gummi, Gerbsäure in einem zersetzten, in eine sogenannte Humussubstanz umgewandelten Zustande, die Salze und bei den rothen Weinen auch durch das Eindampfen theilweise zersetzten Farbstoff. Andere Stoffe findet man nicht in dem Weinextract (bis zur Trockenheit eingedampften Weine), daher ist die Annahme eines besonderen Extractivstoffes im Weine unrichtig. — Die Salze des Weines sind die nämlichen, wie die des Mostes, nur sind sie alle in viel geringerer Menge vorhanden und einige, besonders die phosphorsauren und schwefelsauren Salze, die weinsteinsaure Kalkerde und Magnesia haben sich während der Weinbildung ganz ausgeschieden. In einigen Weinen hat man dagegen eine geringe Menge von Ammoniaksalzen aufgefunden, was leicht erklärlich ist, da die Eiweißstoffe bei ihrer fortschreitenden Zersetzung schließlich in Ammoniak übergehen und man schon während der Gährung ganz bestimmt die Bildung von Ammoniak nachweisen kann. — Gewöhnlich nimmt man an, daß die Weine verschiedene Farbstoffe enthalten; doch hat Mulder ganz bestimmt nachgewiesen, daß in den sogenannten weißen Weinen und den bräunlich-gelblichen Liqueurweinen kein bestimmter Farbstoff enthalten ist, sondern daß die Färbung von etwas in einen braunen Humuskörper übergegangener Gerbsäure herrührt. Dagegen enthalten die sogenannten rothen Weine alle ein und denselben blauen Farbstoff, der wie wir schon gesehen haben, ursprünglich in den Hüllen der Beeren sitzt und nur dann in den Wein übergeht, wenn man diese Hüllen mit dem Safte, den sie einschließen, gähren läßt. Je länger man dieselben mit dem gährenden Safte in Berührung läßt, desto intensiver färbt sich der Wein. Der reine Farbstoff ist ein schönes blaues Pulver, ausgezeichnet durch seine große Empfindlichkeit gegen Säuren, welche ihn in einen rothen Körper umwandeln; durch laugenartige Substanzen z. B. durch Soda wird er erst dunkel schwärzlich-violett, später braun gefärbt. — Endlich haben wir noch die Gerbsäure als einen Bestandtheil fast aller, besonders aber der rothen, herben Weine zu erwähnen. Diese Säure macht die Weine sehr beständig, indem sie die zersetzende Wirkung der Eiweißkörper, die sie größtentheils aus dem Weine niederschlägt, verhindert. Sie selbst erhält sich übrigens im Weine auch nicht ganz unzersetzt und verwandelt sich allmälig in eine braune Substanz, welche der Humussäure, wie sie in der Ackererde und im Torfe gefunden wird, gleichkömmt.

Wir haben nun den Uebergang des Mostes in Wein verfolgt, die Bestandtheile des Weines ebenfalls ganz kurz berücksichtigt und gehen nun zu der Betrachtung der Mittel über, welche uns zu Gebote stehen, um auf naturgemäße Weise einen guten Wein, selbst aus nicht ganz reif gewordenen Trauben zu bereiten und zur Erläuterung des Unterschiedes, der zwischen Weinveredlung und Weinverfälschung gemacht werden muß.

Eine Fahrt mit dem alten Jahn.

Von Wilhelm Künstler. — (Schluß.)

Die Neuenburg und ihre lebendige Mauer. — Der Eselacker. — Schomburg's Geburtsstätte. — Weiberlist und Weibertreue. — Burgscheidungen, die Hofburg der thüringischen Könige. — Der halbe König und sein Untergang. — Jahn's Urtheil über das thüringer Königreich. — Ein Königshaus, nicht angefüllt mit Haß, Blut und Mord, sondern mit Wohlwollen, Treue und Liebe. — Graf von der Schulenburg. — Jahn's Abschied.

Nachdem wir auf der herrlichen „Umschau" in Jahn's Garten den Kaffee eingenommen, führte uns der Besitzer desselben nach dem Schlosse, d. h. nach der von Ludwig dem Salier oder, wie er später genannt wurde, von Ludwig dem Springer im

Jahre 1062 erbauten so sagenreichen Neuenburg. Dieses Schloß besteht aus mehren zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Gebäuden, von denen nur noch die beim westlichen Eingange dem 11. Jahrhundert angehören. Der Brunnen hat eine Tiefe von 400 Fuß. Die Schloßkapelle, eine jener so äußerst seltenen Doppelkapellen, hat zwei Geschosse über einander, von denen namentlich das obere wegen seiner schönen Säulenknäufe und Verzierungen der Bogenzurte besondere Beachtung verdient. Der Schloßthurm, 147 Fuß hoch, gewährt eine schöne und ausgebreitete Aussicht. Im Fremdenbuche sagt Jahn am 5. Oktober 1828 hierüber Folgendes:

„Bei günstiger Witterung erkenne ich Fünfzigjähriger, mit unbewaffnetem Auge, vom Schloßthurme in der Rundsicht: den Petersberg, die Thürme von Halle, Landsberg, Merseburg, die Sternwarte von Leipzig, Lützen, Weißenfels, Hohen-Mölsen, die Gleisburg, den Landgraben und den Fuchsthurm bei Jena, den Ettersberg, Ausläufer der Finne, Burkersröde — einen der hochliegendsten Orte im ebenen Thüringen — den Kyffhäuser und den Brocken."

Die Neuenburg ist auch das bekannte Schloß, dessen Besitzer bei Anwesenheit des Kaisers Barbaroffa, der den Mangel einer Mauer bedauerte, in einer Nacht die Burg durch seine Grafen, Edelleute und Knechte umstellen und so eine bewaffnete Mauer herstellen ließ, wie sie selbst der Kaiser nicht schöner und fester besaß.

Von dem Schlosse begaben wir uns nach dem berühmten Edelacker. Derselbe liegt nördlich von der Neuenburg, unweit der sogenannten Frankenstraße, und ist fünf magdeburger Morgen und 38 Quadratruthen groß. Seinen Namen verdankt er folgender Begebenheit.

Als Ludwig der Eiserne durch die bekannten Mahnworte des rühlaer Schmieds: „Landgraf werde hart! Du unseliger Herr, was taugst Du den armen Leuten zu leben? Siehst Du nicht, wie Deine Räthe und Edelinge das Volk plagen und mähren Dir im Munde? Werde hart — werde hart" wirklich ein strenger Herr geworden war und die gegen ihn empörten Edelleute bei Freiburg geschlagen hatte, bestrafte er sie folgendermaßen:

„Er nahm sie und führte sie zu Felde, und fand auf dem Acker einen Pflug; darin spannete er die ungehorsamen Edelleute je vier, riß mit ihnen eine Furche und die Diener hielten den Pflug. Er aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugeten und oft auf die Erde fielen. Wann dann eine Furche geahren war, sandte er vier andere ein und ahrete also einen ganzen Acker, gleich als mit Pferden; und ließ darnach den Acker mit großen Steinen zeichnen zu einem ewigen Gedächtniß. Und den Acker machte er frei, dergestalt, daß ein jeder Uebelthäter, wie groß er auch wäre, wenn er darauf käme, daselbst solle frei sein,* und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals verloren haben."

Den Füllmund der Mauer, mit der der Edelacker einst umgeben gewesen, kann man noch heutigen Tages sehen.

Ludwig der Eiserne ist auch auf der Neuenburg gestorben (1172). Kurz vor seinem Tode entbot er seine gedemüthigten Vasallen zu sich und befahl ihnen, daß sie seinen Leichnam „mit aller Ehrwürdigkeit" begraben und auf ihren „Hälsen" von hier bis gen Reinhartsbrunn tragen sollten. Und als er gestorben war, erfüllten sie dies sein letztes Gebot wirklich; denn „sy forchtin ein mer, danne den tufil, — unde warin allis in den furchtin, ob her noch lebinde wäre."

Von den Sehenswürdigkeiten, welche wir nun in der Stadt Freiburg selbst in Augenschein nahmen, nimmt die Annenkirche die erste Stelle ein. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert, hat die Form eines Kreuzes und ist mit drei Thürmen geschmückt. Auf der Ostseite befindet sich eine gewölbte doppelte Vorhalle. Nur der Chor ist im gothischen Style gehalten; die übrigen Parthien gehören der romanischen Bauschule an.

Die auf dem regelmäßigen und ziemlich geräumigen Marktplatze aufgestellte Bildsäule des Herzogs Christian von Sachsen-Weißenfels und Querfurt hat nicht den geringsten künstlerischen Werth. Sie ist früher auf dem Schloßhofe, dann in einem Jagdschlößchen aufgestellt gewesen und schließlich von dem freiburger Stadtrathe um zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen angekauft worden.

Herzog Christian hat noch bei seinen Lebzeiten diese seine Statue aufrichten lassen; sie ist eine der „Zierden," welcher man im großen Saale der Neuenburg angebrachte Inschrift in folgender Weise gedenkt:

„Was die hohen Ahnen banten,
Liebte Herzog Christian
Als ein Zweig der Sachsen-Rauten,
Dem dies Land ist unterthan.
Drum hat er, was ihn ergötzet,
Hier zur Zierde hergesetzet. MDCCXIX."

Nachdem wir hierauf den nahegelegenen dieckertschen Weinberg besucht, jenen überaus freundlichen Rebenhügel, von wo man vortreffliche — von Westen aus vielleicht die schönste Aussicht auf Naumburg hat, kehrten wir wieder nach der Stadt zurück, deren alte Ringmauern und Eckthürme ihr immer noch ein mittelalterliches Colorit verleihen. Jahn zeigte uns hier das Haus, in welchem einer der edelsten Söhne Thüringens — Schomburgk — dieser würdige Schüler Alexanders von Humboldt, das Licht der Welt erblickt hat.

Als jener berühmte Reisende und Naturforscher, Sir Robert Schomburgk, im Jahre 1845 — er war kurz zuvor von der Königin von England zum Baronet ernannt worden — seine Vaterstadt Freiburg besuchte, überreichte man ihm unter würdigen Feierlichkeiten das Diplom eines Ehrenbürgers. Ich war bei dem darauffolgenden Festmahle Tischnachbar von Jahn und unterstrich mir mit seiner Genehmigung die von ihm ausgebrachten Trinksprüche. Einer derselben lautete folgendermaßen:

„Die Schöpfung ist die älteste Offenbarung des Allmächtigen, eine Sternen-, Sonnen- und Weltenschrift. Darum Ehre der Naturwissenschaft! Ehre den Naturforschern, so uns vor Aberglauben und Unglauben schirmen! Die Naturforscher hoch!"

Nach Tische brachen wir von Freiburg auf und erreichten, geführt von unserm ortskundigen Wirthe, am linken Unstrutufer in etwa einer Stunde den der ehemaligen kaiserlichen Domaine Balgstedt gegenüber liegenden Rittersitz Zscheiplitz. Derselbe hieß in frühern Zeiten Weißenburg und war unter Anderen die Residenz des sächsischen Pfalzgrafen Friedrich III., zu dessen schöner Gemahlin Adelheid, eine geborene Markgräfin von Stade und Salzwedel, der bekannte Landgraf von Thüringen, Ludwig der Salier, eine eben so heftige als strafbare Leidenschaft gefaßt hatte. Er fand bald Gehör, und die treulose Frau gelobte von unserm Orte, ihr Buhle sollte am bestimmten Tage in dem benachbarten Pfalzgrafen gehörigen Gehölz, genannt die „Reißen" (unterm wüsten Schachenroder Felde), eine Jagd anstellen, unbegrüßt und unbesprochen; sie wollte ihren Herrn reizen und bewegen, ihm die Jagd zu verwehren; dann möchte er seines Vortheils ersehen. Ludwig ging sich vom Teufel und der Frauen Schöne blenden und sagte zu. Als nun der mordliche Tag vorhanden war, richtete die Pfalzgräfin ein Bad zu, ließ ihren Herrn darin wohl pflegen und warten. Unterdessen kam Ludwig, ließ sein Hörnlein schallen und seine Händlein bellen und jagte dem Pfalzgraf in dem Seinen, bis hart vor die Thür. Da lief Frau Adelheid heftig in das Bad zu Friedrichen, sprach: es jagen Dir ander Leut' freventlich auf Deinen; das darfst Du nimmer gestatten, sondern mußt ernstlich halten über Deiner Herrschaft Freiheit. — Der Pfalzgraf lief auf aus dem Bad, fiel ungewappnet und ungerüstet, nur einen Mantel umgeworfen, auf seinen Hengst und da er den Landgrafen sah, sträfte er ihn mit harten Worten; doch der wandte ihn und stach ihn mit einem Schweinspieß durch seinen Leib, daß er todt vom Pferde sank. — Frau Adelheid „rang" — wie es in einem Volksliede aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts heißt —

„ihre weißen Hände,
Raufft aus ihr gelbweiß Haar,"

und geberdete sich gar kläglich. Demungeachtet führte sie Ludwig — noch ehe das Jahr um war — auf sein Schloß Scharfenburg und nahm sie „zu einem ehelich Weib."

Ein steinernes Kreuz mit der Inschrift:

„Hic comes cecidit Palatinus.
Hunc prostravit comes Ludovicus."

bezeichnet noch jetzt die Mordstätte.

Die Freunde des Pfalzgrafen brachten über Ludwig bald nach seiner blutigen That die Reichsacht, nahmen ihn dann auf einer Reise nach Magdeburg gefangen und setzten ihn bei Halle auf die Burg Giebichenstein an der Saale unter strenge Obhut mehrer Wächter. Hier ward er über zwei Jahre festgehalten, bis wo es ihm endlich gelang, mit seinen Getreuen ein Bestürmungsfest anzuknüpfen. Diese sollten an einem bestimmten Tage mit Kolben

* Es kann nachgewiesen werden, daß dieser Acker noch lange Zeit nachher die Vorrechte einer „Freistatt" genossen. Anmerk. d. Verf.

nen unter dem Giebichenstein erscheinen und am andern Ufer, im Dorfe Kröllwitz, sein Leibroß bereit halten. Zur verabredeten Zeit wagte er denn den gewaltigen Sprung aus dem Fenster der hohen Felsenburg hinab in die Saale. Und der gelang ihm: Ludwig entkam glücklich nach Sangerhausen und erhielt nun den Beinamen der Springer. Dr. Martin Luther erzählt diese Sage folgendermaßen: „Ludwig Springer, Landgraf zu Hessen und Thüringen, ist ein zorniger, heftiger Herr gewesen, der ward vom Bischoff zu Hall gefenglich auf dem Giebichensteine enthalten, daselbst ist er zum Fenster zum Schloß hinaus in die Sala gesprungen, Einen hohen Fels hinab, durchs Wasser geschwummen, und auf seinem Klöpper Schwan davon kommen und entronnen."

Schloß Weißenburg ward späterhin von Frau Adelheid, als sie lebensmüde und bußfertig geworden, in ein Nonnenkloster umgewandelt. Sie nannte es „Suppliciom", d. i. Sühne. Aus Supplicium ist nun im Laufe der Zeit der Name Zscheiplitz entstanden.

gehofften Glückes aber brachte Amalberga, wie damalige Geschichtschreiber der Franken berichten — nur Unheil und Verbrechen — sowohl ihrem Eheherrn als auch dem ganzen Volke. So schön sie war, so stolz und herrschsüchtig zeigte sie sich bald. Sie konnte es nicht ertragen, daß ihr Gatte nur den dritten Theil des thüringischen Reiches besaß; denn das übrige Land gehörte seinen Brüdern Berthar und Balderich. Als nun einst Hermannfried auf einer Volksversammlung in seine Burg trat und sich zu Tische setzen wollte, hatte sie die Tafel nur halb decken lassen und ihm auf die Frage: was dies bedeute? geantwortet: „Einem nur halben Könige geziemt nicht, an einer ganz gedeckten Tafel zu speisen!" Auf diese und ähnliche Weise reizte sie ihn so lange, bis er seinen Bruder Berthar erschlug und mit dem älteren, Balderich, um die Alleinherrschaft kämpfte, in welchem Kriege er von dem fränkischen Könige Theuderich von Austrasien gegen das Versprechen unterstützt ward, ihm die Hälfte der zu erobernden Länder zu überlassen. Als jedoch Balderich im Kampfe

Scheidungen, die Hofburg der Thüringer Könige, mit Ansicht der alten Burg.

Von Zscheiplitz erreichten wir über Laucha, ein Städtchen mit alten Ringmauern und einer sehenswerthen Kirche, in etwa einer Stunde:

Burgscheidungen, an dessen Stelle einst die stolze Hofburg der thüringischen Könige von der lebensvollen Stadt „Schidingi" in mächtigen Reihen umlagert ward. Hier war es auch, wo die Edelinge Thüringens in Schaaren zusammenströmten, um ihren geliebten König Hermannfried beglückwünschend zu begrüßen, als er an der Seite seiner jugendlichen Gemahlin Amalberga von seiner Brautfahrt wieder heimkehrte. Und weßhalb hätten die Thüringer sich dieser Vermählung nicht freuen sollen? Ausgestattet mit allen Reizen, die nur ein Weib schmücken, war ja ihre Herrscherin auch die Nichte des Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, und im Bündniß mit diesem so gewaltigen Fürsten glaubten sie sich fortan geschützt gegen die Macht der Franken und anderer feindlichen Nachbarn. Statt des gefallen war (520), betrog Hermannfried seinen Bundesgenossen um seinen Lohn, so daß er nun das ganze Königreich seines verstorbenen Vaters (Basinus) besaß. Dieses aber erstreckte sich von der Donau bis weit über den Harz, ja früher bis an das baltische Meer, und von der Elbe bis zum westlichen Main und der Lahn. Theuderich wartete mit seiner Rache, bis der gefürchtete Ostgothenkönig Theodorich starb (528); dann aber brach er in Verbindung mit seinem Bruder, dem König Chlotar I. mit gewaltigen Heeresmassen über den Rhein nach Thüringen auf. Hermannfried lagerte mit seinen Schaaren an den Rounebergen, in der Gegend vom heutigen Weißensee, als die Franken den Angriff begannen. Die Schlacht, bald in ein gegenseitiges Gemetzel übergehend, wüthete drei Tage lang, und die Leichen von Freund und Feind füllten endlich so das Bett der Unstrut, daß sie den Fluß dämmten und die Franken nun wie auf einer Brücke hinübergehen konnten. Hermannfried hatte ungeheure Verluste erlitten; aber erst am Abend des dritten Tages, als er noch

einmal, zwischen Liederstedt und Reinsdorf (dem Städtchen Nebra gegenüber), dem Feinde die Stirn geboten und immer neue Frankenschaaren heranzogen, warf er sich in seine Hofburg. Die Waffen, namentlich die gewichtige Streitärte*) seiner Thüringer, hatten unter den Feinden so gewüthet, daß diese, obgleich Sieger, sich genöthigt sahen, die Sachsen zum Antheil am Kampfe anzurufen. Bald rückten denn auch 9000 Mann dieser Hülfsvölker heran, geführt von Herzog Bärnward dem Askanier. Ihr Haar reichte bis auf den Schwertgriff herab und sie waren so große und stammhafte Leute, daß selbst ihren Bundesgenossen vor ihnen bange ward. Die Sachsen waren es denn auch, welche endlich — im October 528 — Schidingi, Stadt und Burg, erstürmten. Nachdem sie ihre ungeheure Beute in Sicherheit gebracht, zündeten sie den Ort an. Die Einwohner waren bereits größtentheils niedergeschlachtet.

Befand sich das thüringische Königspaar auch unter den Ermordeten?

Amalberga war mit dreien ihrer Kinder entflohen und erreichte glücklich Italien, wo sie ihr Bruder Theodat, König der Ostgothen, in Schutz nahm. Ihr Sohn Amelfried kämpfte später als Reiteranführer des oströmischen Kaisers Justinian mit Auszeichnung gegen die Gepiden und starb dann als der letzte männliche Sprosse seines erlauchten Geschlechtes im fernen Morgenlande. Seine Schwester Rotelinde wurde mit dem Longebardenkönig Audoin und seine andere Schwester Ranekunde mit dem König Walcho vermählt.

Hermannfried entkam ebenfalls. Als er jedoch auf eine „freundschaftliche Einladung“ Theuderich's des Franken (im Jahre 531) nach Zülpich am Rhein ging, ließ ihn dieser dort bei einem Gange auf den Befestigungswerken der Stadt in den Wallgraben stürzen, so daß er elendiglich ertrinken mußte. Eine andere Sage, der auch Jahn Glauben schenkte, berichtet hingegen, daß der letzte Thüringerkönig nach dem Falle Schidingis im nahen Eichenhaine bei der Mündung der Hassel in die Unstrut auf sein Bitten von dem ihn begleitenden Waffenträger erstochen werden sei.

Mit der Schlacht an der Unstrut endigte das thüringische Königreich nach einer Dauer von hundert Jahren. Die Sachsen erhielten die Gaue zwischen der Unstrut und dem Harzgebirge (Nord-Thüringen), das eigentliche Thüringen ward fränkische Provinz, und in die noch wenig angebauten Lande zwischen der Saale und Elbe wanderten slavische Stämme ein. Die zerstörte Hauptstadt aber fiel an Bärnward den Askanier.

Als wir so die historischen Vorfälle durchsprachen, sagte Jahn unter Anderm — und der Ton seiner Stimme zeugte dabei von einer bei ihm seltenen, innigen Wehmuth: — „Ich liebe es sonst nicht, in fremden Zungen zu reden; aber so oft ich nach Burgscheidungen gekommen, so oft ist mir auch der Ausspruch entfahren: „Sic transit gloria mundi!“ Und nach einer Pause fuhr er fort: „Hermannfried mag den einen seiner Brüder erschlagen und gegen den andern in offner Feldschlacht gekämpft haben; aber die Beweggründe hiervon sind jedenfalls anderer Natur, als sie uns von seinen Widersachern, den fränkischen Geschichtsschreibern, namentlich von dem listigen Bischof von Tours, Gregorius, geschildert werden. Die Thüringer waren so recht geeignet, ein Dauer-Volk zu werden — und dazu wollte sie ihr unglücklicher König machen. Fränkische Federn haben ihn und die Seinen mit Unrecht angeschwärzt und mein Freund Luden spricht wahr, wenn er in seiner Geschichte des deutschen Volks von dem thüringischen Königshause sagt: Es ist nicht angefüllt mit Haß, Blut und Mord, sondern mit Wohlwollen, Treue und Liebe. — Und nun erst die hochsinnige Amalberga! Wohl lebe ich des Glaubens, daß alles Böse, so in die Welt gekommen, entweder einen Pfaffen oder aber ein Weib zum Urheber gehabt; aber dieses Weib hat man verläumdet. Amalberga, unter den Augen ihres großen Ohms, Theodorich, herangewachsen, gebildet von dessen Geheimschreiber, dem vortrefflichen Cassiodor, sie, die Herzensfreundin der edlen und geistreichen ostgothischen Königstochter Amalasuntha — wie hätte sie hier in unserm traulichen Thüringen mit einem Male so umschlagen und Brudermord anstiften sollen?! — Ihr großer Ohm schreibt in einem Briefe an Hermannfried über sie unter Anderm Folgendes:

„Wir senden sie Dir als eine Zierde Deines Hofes, als eine Vermehrerin Deines Geschlechts, als eine treue Gehülfin Deiner Rathschläge, als eine liebliche Süßigkeit der Ehe, welche nicht nur die Last der Herrschaft mit Dir theilen, sondern auch Dein Herz durch bessern Unterricht bilden wird. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien gepflegt hat; denn gebildet in den Wissenschaften, und der feinen Sitten kundig, ist sie nicht allein durch ihre Abkunft eine Zierde, sondern auch durch ihre weibliche Würde: so daß Dein Vaterland nicht weniger hervorleuchten wird durch ihre edle Sitte, als durch seine Triumphe.“

Gegenwärtig ist Burgscheidungen nur ein mäßiges Dorf; es hat es noch immer ein recht stattliches Schloß. Dasselbe liegt auf einem isolirten Berge hoch über der Unstrut und stellt den südlicher Theil, wie Jahn behauptete, ein Fragment der alten Königsburg sein. In der That zeugt dieser Theil, namentlich die steinerne Wendeltreppe, von einem alten Ursprunge und enthält in seiner Bauart gewaltig mit den übrigen Partien, die erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zwar von dem Reichsgrafen Johann Mathias von der Schulenburg prächten Rokokostil erbaut worden sind. Ein äußerst geräumiger Saal wird außer vielen andern werthvollen Oelgemälden auch von dem Bilde dieses berühmten Feldherrn geziert. Als Generalfeldzeugmeister der „erlauchten“ Republik Venedig kämpfte er auf der Insel Corfu gegen die Türken so glücklich, daß ihm nach seinen Lebzeiten dort zum Dank der Senat ein Standbild errichten ließ, das die Inschrift enthielt: „Christianae reipublicae fortissimo assertori.“ Auch war er es, der im Jahre 1706 durch die Art und Weise, wie er die sächsische Armee rettete, seinem so kriegskundigen Schwedenkönig Karl XII. Achtung abnöthigte, indem dieser gestand: „Heute hat mich der Schulenburg besiegt.“

Das Schloß ist mit herrlichen Parkanlagen umgeben, die gewährt wundervolle Aussicht; denn die hier in mäandrischen Windungen sich hinschlängelnde Unstrut mit ihren schmucken Schiffen, die stattlichen Berge mit waldigem Haupt und Rebengemsen, die üppigen Wiesen, geziert durch Gruppen schöner Obstbäume, die reichen Saatfelder und die unzähligen freundlichen Dörfer — Alles dies macht diese Landschaft zu einer der schönsten in Thüringen.

Burgscheidungen, noch jetzt der gräflichen Familie Schulenburg gehörend, wurde im Jahre 952 von Kaiser Otto dem Großen, dem bekannten ritterlichen Herzog Hermann Billung als ein „Mark“ überlassen. Im Jahre 1320 kam es an einen gewissen Beringer, der sich von der Zeit an den Namen nannte. Spätere Besitzer waren: die Herren von Schönberg, die Grafen von Heym und der Feldmarschall von Flemming, von dem es dann in den Besitz der Familie Schulenburg überging. Derselben gehört auch das in der Nähe gelegene freundliche Dorf Kirch-Scheidungen, woselbst im Jahre 1801 der bekannte Philolog und Griechenfreund Friedrich Wilhelm Thiersch geboren wurde.

„Nun aber müssen wir Sie Ihrem Schicksale überlassen,“ sagte Jahn zu meinem berliner Reisegefährten — „denn Abenddämmerung tritt bereits ein. Wenn Sie nach Ihrem Jerusalem, Berlin, zurückgekehrt sein werden, können Sie in Ihrem Hausnachbar nach rechts als mein außerordentlicher Beschäfter auftreten. Dieser vornehme Bummler hat nämlich die Leute gebracht, ich läge immerwährend auf der Bärenhaut, weil mich das Zipperlein plage. Sagen Sie ihm, er solle um seine Vatermörder und nicht um mich bekümmern. Wir Verfassung meiner paar Unterthanen beschaffen, das haben die beiden Tage erfahren, namentlich heute, wo Sie mich ein Mal über meinen Turnerschritt gesetzt. Und nun werden Sie sich dort süd-westlich nach dem Saubach-Thale: in 3/4 Stunden können Sie — am Wasser aufwärts — ihr heutiges Ziel, Bibra, erreichen. Morgen besuchen Sie dann die Steinkleth, auf den hohen und schönbewaldeten Berg unterhalb Wendelstein, auf dem im Jahre 640 der Thüringerherzog Radulf die Franken bis zur Vernichtung geschlagen. Möge unser herrliches Thüringen Ihr auch Ihre Seele erfrischen und der güldene Mund seiner Sagen Sie erquicken! Gut Heil!“ —

*) Solcher Streitärte hat man erst neuerdings wieder bei Burgscheidungen aufgefunden. Sie sind schwerer als die bei andern deutschen Stämmen in Gebrauch gewesenen und unterscheiden sich außerdem auch durch ihre eigenthümliche Form. Man kann an ihnen nicht gut heraushauen, wie der Schaft befestigt gewesen sein mag. Anmerk. d. Verf.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 34. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Eine unenthüllte Begebenheit.

Erzählung von Heinrich Smidt.

(Aus einer gefundenen Mappe.)

(Schluß.)

Als am andern Morgen der Kommandeur das Halbdeck betrat, erschien der deutsche Kavalier und sagte:

„Seit drei Tagen harre ich des versprochenen Bescheides. Ich will nicht länger warten."

Der Offizier vom Dienst wollte Hand an den Rebellen legen, aber der Kapitän winkte denselben zurückzutreten und sprach:

„Herr Oberst —"

„So weiß man hier, wer ich bin?"

„Ich bitte Sie, Herr Oberst, mich gelassen anzuhören. Gewisses weiß ich von Ihrer Herkunft nicht, denn der einzige Beweis, Ihre Papiere, sind Ihnen nach Ihrer Aussage entwendet. Hören Sie mich also ruhig an; ich meine es gut mit Ihnen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort zu schweigen, so sollen Sie die Kajüte neben der meinigen bewohnen und gehalten werden, wie mein erster Offizier. Für sieben Jahre sind Sie der ostindischen Kompagnie zum Dienst verfallen. Auf Sie wird es ankommen, ob Sie diese Zeit unter angenehmen Verhältnissen auf Java verbringen, oder am Bord eines Schiffes einrangirt werden wollen, wo ein schweres Loos Ihrer wartet."

Der Oberst war sehr aufgeregt. Der Kommandeur bemerkte es und sagte:

„Es sei fern von mir, sogleich eine Antwort zu fordern. Wir haben hier auf offener See Zeit genug. Beziehen Sie einstweilen die Ihnen zugetheilte Kajüte. Wir wollen für jetzt nicht mehr davon reden. Es wird am Bord heißen, ich habe Sie zu meinen Privatsekretair gemacht und weiter hat Keiner darein zu reden. Guten Morgen, Herr van Steen."

Die Reise ward vollendet. Während derselben fiel nichts vor. Die Holländer sind schweigsam. Als es unter den Offizieren hieß, der bei Abreise gepreßte Deutsche heiße eigentlich Herr van Steen und derselbe werde Sekretair des Kommandeurs, mit Offiziersrang, nahmen sie es als eine vollendete Thatsache; rauchten mit ihm, tranken ihren Genever in seiner Gesellschaft und nannten ihn Mynheer. Als aber das Schiff vor Batavia ankerte, war der Oberst einer der Ersten, der dem Klima seine Schuld bezahlte. Vielfach hatte der Kommandeur sich darüber den Kopf zerbrochen, wie er die Pflicht der Menschlichkeit gegen den Obersten erfüllen könne, ohne sich selbst verantwortlich zu machen. Nun war er plötzlich jeder Sorge überhoben. Das böse Fieber warf den Obersten auf das Siechbette und bald lag er bewußtlos unter vielen Andern im Hospital. Unter denjenigen, die sich am meisten um ihn bekümmerten, war der Deckoffizier, der ihn in Holland gepreßt hatte. Er kam täglich mehrere Male und erkundigte sich nach dem Befinden des Kranken. Zugleich hatte er vertrauliche Besprechungen mit dem ersten Beamten des Hauses und sagte zu diesem: „wenn Ihr meint, daß es mit ihm doch vorbei ist, kann es nicht schaden, wenn wir es mit dem nächsten Schiffe, das in diesen Tagen absegeln soll, nach Europa melden. Ich weiß, daß man sich dort sehr um das Schicksal des Herrn van Steen kümmert und Ihr würdet Euch durch Euere Willfährigkeit der Familie dankbar verpflichten, die, dafür habe ich Beweise, eine Gefälligkeit nicht unerwiedert läßt."

Der Beamte wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Deckoffizier und als nach einigen Tagen eines der Ostindienfahrer nach dem Mutterlande absegelte, fand sich unter den für Deutschland bestimmten Briefen einer vor, der die Adresse des Herrn Theodor Steinau trug.

VI.

Vor einem der Thore der Hauptstadt lag, weitab vom Gewühl ein stilles Haus. Vor demselben befand sich ein wüster Hof. Hinter demselben ein mit dichtbelaubten Bäumen besetzter Platz. Das Ganze war mit einer hohen Mauer umgeben, über welche der Gipfel des niedrigen Hauses kaum hinausragte. Es sollte vor langen Jahren von einem vornehmen Sonderling erbaut sein. Derselbe habe dort, wie man meinte, als ein zweiter Blaubart gehaust. Noch Andere sprachen von einem geheimnißvollen Laboratorium, worin ein anderer Albert Thurneiser oder Böttcher die Herstellung edler Metalle versuchte.

Lange Zeit hatte das Haus leer gestanden und Keiner wußte genau, wer eigentlich der Eigenthümer sei. In den Tagen des Aufruhrs wurde es von der Volkspartei als Staatseigenthum in Anspruch genommen, und sollte zu einem Gefängniß für Vaterlandsverräther benutzt werden. Anfangs bekümmerten sich die Neugierigen sehr darum, wie denn alles Geheimnißvolle reizt. Als sich aber nichts dergleichen zeigte, schwand die Theilnahme, wie sie gekommen. Niemand ahnte, daß die Schwiegertochter des einst mächtigen Grafen von Steinau hier ein trauriges Dasein fristete.

Die junge, lebensmuthige Frau sah sich kaum noch ähnlich. Das Lächeln, durch welches sie alle Welt bezauberte, war entflohen, das Roth ihrer Wangen erloschen. Ihr Gesicht war bleich und in ihren Zügen wohnte ein tiefer Seelenschmerz. Aber dieser

Schmerz umgab sie mit einem Schimmer der Verklärung und gewann ihr blindlings die Herzen ihrer Untergebenen.

Theodor, durch sein schlaues und energisches Handeln zu Macht und Ansehn gelangt, hatte sich einen großen Theil der von steinau'schen Güter als Seitenverwandter dieses Hauses zu erstreiten gewußt. In allen Dingen stand er über Allen. Nur in Einem war er unbedingter Sklave und hätte sich rücksichtslos beherrschen lassen, wenn man es gewollt. So oft er es vermochte, eilte er nach jenem einsamen Hause, um Rosa zu sehen. Anfangs waren diese Besuche für die Unglückliche schrecklich. Aber ihm lag Alles daran, sie für seine stürmische Leidenschaft zu gewinnen. Er gab ihr die herrlichsten Versprechungen für die leiseste Hoffnung und brachte ihr ihren Sohn zurück. Der kleine Alexis durfte seine Mutter täglich ein paar Stunden besuchen. Ein alter Diener brachte ihn und holte ihn zu bestimmten Zeiten wieder. Das Glück der Mutter besänftigte den Zorn der Frau. Sie ward freundlicher gegen Theodor und dieser begann Hoffnung zu schöpfen. Seine Neigung war tiefer, als er selbst vielleicht wußte, und wunderbar ergriffen von der Anhänglichkeit dieses Mannes vermochte es Rosa über sich, ihn nach und nach mit weniger Widerwillen zu betrachten. Es entspann sich im Laufe der Zeit zwischen Beiden ein gesellschaftliches Verhältniß, das erträglich genannt werden konnte; ja, Rosa ertappte sich sogar einmal mit leichtem Erröthen über einer Empfindung, die ihr bisher unbekannt war, als Theodor, von unerwarteten Geschäften behindert, mehrere Tage nach einander nicht erschien. Die Qual einer endlosen Einsamkeit hatte sie dahin gebracht, sich an den Umgang des Mannes zu gewöhnen, der ihr Unglück in weit größerem Maße verschuldete, als sie selbst wußte.

Nur über einen Punkt durfte er nicht hinaus. Er versuchte es oft, auf eine innigere Verbindung hinzudeuten, aber sie wies jede Bewerbung mit den strengen Worten zurück, daß sie die Gattin des Obersten sei und keine Macht der Erde sie bewegen werde, ihm die Treue zu brechen.

So sprach sie auch eines Abends, als Theodor zum Abschied ihr die Versicherung seiner ewigen Liebe wiederholte. Bei früheren Anlässen war er dann im halben Zorn davon geeilt, jetzt blieb er stehen, sah sie fest an und sagte mit Nachdruck:

„Und wenn Sie nicht seine Frau, sondern seine Wittwe wären?"

Sie schrie laut auf. Theodor reichte ihr den Arm und führte sie zum Sopha.

„Das räthselhafte Verschwinden des Obersten ist bekannt. Sie haben jede vernünftige Muthmaßung, daß er nicht mehr am Leben sei, mit Verachtung von sich gewiesen. Seit Stunden habe ich mehr als Vermuthungen. Mir ist bekannt, daß er nach Indien gegangen ist; der Himmel weiß aus welchem Grunde. Dort ist er schwer erkrankt. Machen Sie sich auf Alles gefaßt. Ich bin genöthigt, eine Reise zu unternehmen. Bei meiner Rückkehr werde ich Sie hoffentlich beruhigter wiederfinden."

Er rief ihre Dienerin und entfernte sich eilend.

Drei Tage brachte sie in großer Aufregung zu. Seit sie diesen Kerker betrat, hörte sie das erste Wort von ihrem Gemahl, und es war ein so trostloses. Mit fieberhafter Erregung flammerte sie sich an die schwächste Hoffnung. Ihre Liebe zu dem theuern Freund war mit aller Stärke erwacht. Am Abend des vierten Tages brachte ihr der treue Hausdiener einen Brief. Es war der erste, den sie empfing. Mit zitternder Hand erbrach sie das Siegel. Theodor schrieb, daß er mit diesen Zeilen die Bestätigung seiner neulichen Mittheilung sende. Es war der von dem großen Hospital zu Batavia ausgestellte Schein, daß der Oberst Eugen, Graf von Steinau daselbst am klimatischen Fieber verstorben sei.

Nun verging eine geraume Zeit. Rosa hatte mindestens die äußere Haltung wieder gewonnen. Theodor kam endlich zurück und setzte seine Besuche in der gewohnten Weise fort. Von dem eben erwähnten Ereigniß war keine Rede. Nur als Rosa eines Abends mit betrübtem Zagen fragte, was in dieser Einsamkeit aus Alexis werden solle, antwortete er fest: das liege in ihrer Hand. Sie dürfe sich nur entschließen, seine Gattin zu werden, um alsbald in die Welt zurückzukehren und ihrem Sohne die Stellung zu bereiten, welche sie selbst als die wünschenswertheste bezeichnete. Da siegte die Mutterliebe über die Treue für den verlornen Gatten, und kaum hörbar sagte sie zu ihm:

„Um seinetwillen bin ich die Eure. Sündige ich, so will mich Gott um dieser Ursache willen milder strafen. Gönnt mir noch einige Zeit, nun mich mit dem Gedanken vertraut zu machen einem Andern zu gehören."

In gewohnter Einförmigkeit verstrichen die Tage. Da hörte es Rosa eines Abends beklommen, als vernehme sie einen Klang einer Guitarre.

„Es ist nicht möglich!" sagte sie zu sich selbst. „Die hohe Mauer, die mich von allen Seiten umschließt, die Wächter, die Niemandem gestatten — Unmöglich. — Täuschung! — Doch! — da klingt es wieder."

Sie trat dicht an das Fenster, das von außen mit hölzernen Läden verschlossen war. Die einzelnen Klänge wurden zur Melodie, zur Melodie eines Liedes, welches sie vor allen andern liebte, mit welchem sie den Geliebten jedes Mal empfing, wenn er in das Haus ihres Vaters kam.

Rosa war in der höchsten Aufregung. Seit sie in diesem Kerker lebte, war es ihr nicht eingefallen, zu singen. Jetzt sang sie mit hellem Klange ein, bis die Musik plötzlich verstummte.

„Es war der erwachende Frühling, der mein Schicksal entscheidet," sagte sie zu sich selbst, und wich überrascht zurück, als zu dieser ungewohnten Stunde der alte Diener eintrat.

„Ich bin stets ein treuer Knecht der Grafen von Steinau gewesen," flüsterte er ihr zu, „und als ich ihm treulos zu werden geschah es nur, um bei Euch zu bleiben. Er wußte darum. Bei Euch, Herrin! Die Musik! Ach Gott, der Herr Oberst —"

„Eugen!" schrie sie laut auf.

„Um Gotteswillen, kein lautes Wort! Wenn die Diener uns hörte, Alles wäre verloren. Ihr sollt ihn sehen. Gleich!"

Leise Schritte wurden gehört. Rosa schwankte der Thür zu. Ein keuscher Schleier bedeckt diese heilige Scene. Sie kehrte sich wieder.

Der Oberst schied, um am nächsten Abend wiederzukehren. Die Flucht aus dem Kerker ward zwischen Beiden verabredet. In einer lauen Frühlingsnacht ging sie vor sich. Mit seinem Diener und seinem Kinde fuhr der Oberst im sausenden Galopp davon. Der alte Diener folgte ihnen.

Drei Tage später erschien Theodor. Mit einem Blicke übersah er Alles. Gewehrt, entschlossen zu handeln, gab er sich ihnen ohnmächtigen Zornausbruche hin. Es gelang ihm, die Flüchtlinge zu entdecken. Mit welchem Erfolge er gegen sie auftrat, ist bekannt durch den „Pfarrer im Gebirge" kund gethan. Nach einiger Zeit kehrte Theodor nach dem einsamen Hause zurück, nur von einer Dame begleitet, und bald herrschte hinter jenen Mauern dasselbe Schweigen wie vordem.

Aber jenseits der Mauer ward es desto lauter. Allgemeine Aufregung verursachte das Gerücht, daß der Oberst, welcher, wie seinem Vater, des Landes verwiesen wurde, sich habe retten können. Bald war es kein bloßes Gerücht mehr. Die Kunde ging sich von Mund zu Munde, daß der Oberst an der Spitze einer Komplottes stehe. Er sei das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung, und von den Mitgliedern des geheimen Bundes zum Führer des neu zu gründenden Staates bestimmt.

Es gibt nichts so Unsinniges, das nicht bei der Menge Glauben findet; und diesmal sollte sich das Gerücht rechtfertigen. Der Oberst war, als er seine Pläne verrathen sah, entflohen, aber von der stets wachsamen Gerechtigkeit ereilt worden. Man machte. Die Verhandlungen fanden bei verschlossenen Thüren statt, das Urtheil der Richter schwankte. Der größte Theil derselben erkannte auf Todesstrafe; der Fürst milderte sie in lebenslängliches Gefängniß.

Rosa wußte nichts davon. Sie war schwer erkrankt. Das heißen Fieber rief sie nach Alexis, dem armen Knaben, der den Schmerz über die Trennung von den Seinen die Sprache verlor und in der einsamen Gebirgspfarre eine Freistatt fand.

VII.

Es war eine andere Zeit geworden. Die Eigenmächtigkeit der neuen Gewalthaber riefen mehr Gegner in das Feld, als die früheren jemals besessen hatten. Nur weil Keiner an die Geschlossenheit der Freunde glaubte, gab er der eignen Zaghaftigkeit

vollen Raum. Man wollte nicht selbst beginnen, aber man war vollständig bereit, sich der Bewegung anzuschließen, wenn sie durch einen Dritten hervorgerufen würde. Noch war ein solcher Augenblick nicht gekommen, aber er bereitete sich in aller Stille vor, und Niemand wußte bestimmter, als Theodor Steinau selbst, daß der Tag nahe sei, wo er von dem Schauplatze seiner Macht herabsteigen müsse. Er bereitete Alles zu diesem Tage vor.

Alle, die dem Vaterlande nur dienen, um eigenen Zwecken zu fröhnen, bereiten sich zeitig ein Asyl in der Fremde, dem sie zueilen, wenn das falsche Spiel vorüber ist, denn Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Auch Theodor Steinau hatte sich auf einen solchen Fall hinlänglich vorbereitet. Nur Eines bekümmerte ihn: daß er die Gegenstände seiner Rache zurücklassen mußte, ohne sie ganz hingeopfert zu haben. Der Oberst saß in seinem Gefängniß, ein schuldloß Verurtheilter, der vergebens auf seine Erlösung harrte. Rosa, von dem eigentlichen Schicksal ihres Gatten nichts ahnend, lebte wieder in dem einsamen Hause von fürstlichen Dienern umgeben, die all' ihr Begehren mit Argusaugen überwachten. Theodor kam ihr nicht mehr in den Weg. Sie schämte sich ihrer frühern Schwäche und ließ es ihm nach der abermaligen Trennung von ihrem Gatten doppelt fühlen. Seine Liebe zu ihr erlosch und machte einem finstern Hasse Platz. Er glaubte diesen nicht härter zeigen zu können, als sie über das Schicksal der Ihrigen stets in Ungewißheit zu lassen. Durch ihre Umgebung ließ er ihr dann und wann einzelne Worte zuflüstern, welche sie in einer steten Aufregung hielten, und wahrlich, dieser teuflische Plan gelang vollkommen. Rosa glich einem Schatten, der unhörbar durch die düstern Zimmer schwebte; kein Seufzer erleichterte die beklemmte Brust und nur ein Blick nach oben verrieth die Sehnsucht ihres Herzens mit den Lieben vereint zu werden, welche sie dort ihrer harrend wähnte.

Aber der Knabe, der kleine freundliche Alexis, der auf der Flucht seiner Eltern verloren ging, und dessen unbekanntes Schicksal ein stets nagender Wurm an dem Herzen seiner Mutter war? Theodor Steinau lag Alles daran, sich desselben zu bemächtigen, um einen Gegenstand seines Hasses mehr zu beherrschen. Eine gütige Vorsicht hielt schirmend die Hand über diesen Knaben, damit er in der einsamen Pfarre ausblühe. Mehrere Jahre waren mit vergeblichen Nachforschungen verstrichen, da gelang es einem der Spione, des kleinen Alexis Aufenthalt zu entdecken. Unerwartet fiel er über denselben her, verstreute seine Sachen an einem schrossen Felsabhange, dam't man glaube, er sei dort verunglückt und brachte ihn seinem Gebieter. Theodor Steinau, erfreut, den letzten Sprößling des verhaßten Geschlechts seiner niederen Rache zu opfern, bestimmte ihm dasselbe Schicksal, was einst Richard III. über den jungen Clarence verhängte. Er warf ihn unter die Hese des Volkes und ließ den Leuten, denen er übergeben wurde, andeuten, an einem Jungen, der nicht einmal sprechen könne, sei nichts zu verderben. Man möge ihn tüchtig arbeiten lassen und gut überwachen, damit er keine dummen Streiche begehe. So lebte der arme Alex's von gemeiner Arbeit niedergedrückt, auf das kümmerlichste genährt und gekleidet, ein freudenloses Dasein; seine Tage schlichen in schauriger Einförmigkeit vorüber, und nur wenn in einsamer Nacht der Schlaf ihn aufsuchte, oder wenn er verschickt wurde, um eine ihm aufgebürdete Last an einen bestimmten Ort zu bringen, oder eine solche heimzuholen, fühlte er sich frei und glücklich von seinen Peinigern fern zu sein.

So hatte er eines Morgens seine Bürde in einer fernen Vorstadt abgeworfen und ging leicht und heiter heim. Auf einem der vielen sonnigen Plätze ließ er sich ermüdet nieder und athmete frei auf. Es war ein lebhaftes Drängen um ihn her. Menschen schaarten sich zusammen, zogen weiter und machten Anderen Platz. Diese Bewegungen waren die Vorboten der größeren Ereignisse des Tages, an welchem der Tyrann gestürzt und Recht und Gerechtigkeit wieder zu Ehren kommen sollten. Alexis achtete nicht darauf. Er war innig froh, daß er zu dem blauen Himmel aufschauen und das Grün der Bäume rauschen hören konnte; er achtete nicht auf die vorüberrauschende Menge, und sah nicht den einzelnen Mann, der unfern von ihm stand und ihn mit großer Theilnahme betrachtete. Endlich trat dieser näher, legte die Hand auf die Schulter des Knaben und sah ihm fest in das Gesicht.

„Welche wunderbare Aehnlichkeit!" sprach er vor sich hin. „Sollte es möglich sein? Wer bist Du, Knabe?"

Alexis sah zu ihm auf und schüttelte mit dem Kopf.

„Er ist stumm. Auch das trifft zu. Armes Kind! — Wie kommst Du hierher? Wenn Du es nicht sagen kannst, kannst Du es mir vielleicht aufschreiben?"

Ueber das Gesicht des Knaben flog ein rosiger Schimmer. Dann ließ er das Haupt sinken und machte eine abwehrende Bewegung. Er mochte manche schwere Züchtigung erfahren haben, wenn er zeigen wollte, was er gelernt. Man hatte ihn gezwungen, es zu vergessen.

„Hast Du Niemand, der für Dich sorgt? — Nein? — Willst Du mit mir kommen, so will ich es thun. Ich werde Dich gut halten und Dich lieb haben."

Der Knabe sah den Fremden froh erwartend an. Dieser beugte sich zu ihm nieder.

„Ist das nicht der Maler Alexis Walter, von dem man seit einiger Zeit so viel Wesens macht?" fragte ein Vorübergehender.

„Er ist es!" lautete die Antwort. „Fällt Ihnen etwas auf?"

„Gewiß. Ich bemerke mit Erstaunen, welches Interesse er an den schmutzigen Jungen nimmt, der dort auf der Bank hockt."

„Vielleicht ein Modell."

„Warum nicht gar! Es ist aber wirklich merkwürdig! Lassen Sie uns doch näher gehen. Da stehen schon Mehrere und sehen der Scene zu."

Mehrere Neugierige, die sich sammelten, stießen sich an:

„Wie sonderbar! Hat man so etwas gesehn!" sagte Einer.

„Sie sehen sich außerordentlich ähnlich!" bemerkte der Zweite.

„Wie Vater und Sohn!" sprach lächelnd ein Dritter.

„Oder eher wie ein älterer und ein jüngerer Bruder!" entschied ein Vierter.

Alexis Walter hörte das Geflüster. Er zog daher den Knaben mit sich fort. Der Strom der Menge fluthete weiter. Zwei Menschen fanden sich, die sich im Leben nicht sahen und doch einander so nahe angehörten. Mit rührender Sorgfalt sorgte Alexis für den verwahrlosten Knaben. Aber das war ihm nicht genug; er wollte auch wissen, wie er in dies Elend gerieth. Bald wußte er Alles und furchtlos trat er bei dem Kerl ein, der bis daher der Büttel seines Neffen war. Dieser war anfangs grob und drohte mit Mord und Todtschlag, wenn man den Knaben nicht sofort wiederbringe; aber Alexis Walter setzte dem rohen Polizeimenschen eine Kaltblütigkeit entgegen und der Mann, dem eine Ahnung kam, daß er zu einem Bubenstücke die Hand bot, wofür er dem Gesetz verfallen könne, wenn ein Umstürz der Dinge bevorstände, gab endlich nach und bekannte, wer ihm den Knaben übergeben und welche Anweisungen er empfangen habe.

„Theodor Steinau!" Er wußte genug und kehrte mit dem Entschlusse heim, am Tage der allgemeinen Abrechnung auch für diese That Genugthuung zu fordern.

Und dieser Tag kam mit fliegender Eile. Oheim und Neffe erwarteten ihn mit Sehnsucht. Der Knabe hatte sich nicht sobald an ein menschliches Dasein gewöhnt, als seine gewaltsam unterdrückten Fähigkeiten sich unter der Vorsorge kenntnißreicher Meister rasch entfalteten.

Theodor Steinau spielte ein verzweifeltes Spiel; er verlor es Satz um Satz. Seine Mittel waren erschöpft; bald kämpfte er nur noch für seine Selbsterhaltung. Wenige seiner Treuen hielten bei ihm aus und von diesen Wenigen neigte sich auch schon Mancher der andern Partei zu, oder stand gar im Solde einer der Gegner Steinau's.

Einen derselben hatte Alexis Walter für sich zu gewinnen gewußt. Er erfuhr, daß Theodor Steinau, seine unhaltbare Stellung begreifend, am folgenden Tage die Hauptstadt verlassen werde, aber nicht, wie er gegen seine Freunde geäußert, ohne seinen Feinden den empfindlichsten Schlag beizubringen. Alexis Walter forschte genau nach. Mit Schmerz gedachte er des Bruders, der, um seiner Treue willen, mit allem sittlichen Gepränge eines hohen Gerichtes wegen Hochverraths verurtheilt, noch immer in einem unbekannten Kerker schmachtete. Mit glühendem Eifer entfaltete er seine ganze Energie und schleuderte den Funken des Verdachtes in jene bewegliche Masse, von der man weiß, daß sie immer zündet.

Das Volk, nach dem Ausspruche des Dichters, „rasch lodernd in seiner Liebe, wie in seinem Zorn", horchte auf die einzelnen Stimmen, die zu ihm drangen. Immer mehr gewannen sie Platz

in der öffentlichen Meinung und mit lautem Geschrei sprengten endlich die Haufen auseinander.

„Oeffnet die Kerker!“ hieß es hier. „Schenkt den Schuldlosen die Freiheit wieder!“ hieß es dort. „Rettet! Rettet!“ hieß es überall, und einzelne Namen wurden genannt, mehr oder weniger von dem Beifall der Menge begleitet.

„Rettet! Rettet!“ rief es in einer Gruppe, an deren Spitze sich Alexis Walter gestellt hatte. „Rettet den Grafen Eugen von Steinau, den tapfern Reiteroberst! In jenem Thurm soll er schmachten. Nieder mit Denen, die sich widersetzen.“

Vor dem Drängen der Stürmenden brach die Pforte zusammen. Die Glut der Fackeln warf ein grelles Licht auf die feuchten Kerkerwände. Manches schuldlos schmachtende Opfer ward gefunden. Der Oberst war nicht darunter. Der Kerkermeister bekannte, daß man ihn in der vergangenen Nacht heimlich abholte.

„Er hat ihn mit sich geschleppt!“ hieß es in der Menge. „Aber wohin?“

„Das weiß ich!“ rief eine helle Stimme. „Nur mir nach!“

Und rückwärts stürmte der Haufe, jenem geheimnißvollen Hause zu, welches abwärts von der Heerstraße lag, dessen dunkle Mauern manche geheimnißvolle That verdeckten.

Und dort stand auch in einem Gemache zur ebenen Erde die bleiche Rosa und sah hinaus in's Freie. Es war seit Kurzem hier anders geworden; die Einsamkeit hatte aufgehört, Leute kamen und gingen; der dumpfe Lärmen draußen fand hier seinen Wiederhall. Theodor Steinau hatte hier seinen dauernden Wohnsitz genommen. Rosa ward in das offne Gemach zur ebenen Erde geführt, und harrte zitternd des ihr angekündigten großen Ereignisses. Da trat Theodor Steinau sehr aufgeregt ein:

„Mein Spiel ist verloren, aber ich werfe es nicht weg, bis auch die letzte Karte ausgegeben ist. Mit Allen rechnete ich ab, nur mit Dir nicht. Nimm denn für alle Schmach, die ich von Dir erduldete, den Schlag, der Dich am härtesten treffen wird.“

Er führte Rosa gegen die offene Thür. Inmitten des Hofes war ein Schaffot erbaut, daneben stand der Henker mit gezogenem Schwerte. Bewaffnete führten einen Gefangenen hervor. Rosa war in der heftigsten Spannung.

Der stumme Alexis ward von dem allgemeinen Strome fortgerissen; er hörte, was geschah, er las die fliegenden Blätter, die man den Vorübergehenden zuwarf, die öffentlichen Anschläge, welche die Mauern bedeckten; er horchte auf die Stimmen Derer, die einander die Ereignisse des Augenblicks verkündeten, und folgte ihnen. Ohne auf den Weg zu achten, ging er hinaus zum Thor, und hielt, plötzlich ergriffen, seine Schritte an.

Seine Blicke fielen auf eine düstere Mauer, über welche hinweg das Dach eines Hauses ragte. An der einen Seite ranschten dichtbelaubte Bäume im Winde. Ihm war es, als ob eine Nebelwolke zerreiße und er einen Blick in das Unbegränzte thue. Welche wunderbare Gestalten! Die schöne junge Frau, die ihm in seinen Jugendträumen wie ein lichter Engel erschien, [illegible] bleiche Diener mit den Silberlocken, der hohe, kräftige Mann mit dem Schwerte an der Seite, und der Wagen, der mit [illegible] gender Eile vorüber sauste.

Er faßte sich an die Stirn, als könne er die Gedanken [illegible] halten, die in ihm aufdämmerten. Unwillkürlich riß es ihn [illegible] der dunklen Mauer entgegen.

Durch eine enge Pforte trat er in den Hof. Der Wächter an den er vorüberstreifte, drehte ihm den Rücken zu und trat zu seinem Nachbar gewendet, auf einen bestimmten Punkt. Unwillkürlich schaute Alexis dorthin, und das Blut stockte in den Adern; die Augen drängten sich aus ihren Höhlen; mit [illegible] ternden Knieen drang er vorwärts. Das Herz pochte mit gra[illegible] tigen Schlägen. Sein Antlitz glühte.

Da stand sie vor ihm, die schöne, bleiche Frau, der Traum seiner Jugend. Sie stand, die Hände ringend, ein Bild des [illegible] menlosesten Jammers vor ihm.

In diesem Augenblicke traten die Bewaffneten auseinander und ein Mann ward sichtbar; bleich, eingefallen, barhäuptig, mit einem dürftigen Kittel bedeckt. Aber Alexis erkannte ihn doch. Es war derselbe Mann, der ihn in den Wagen hob und mit [illegible] zärtlichsten Namen begrüßte.

Die Frau schrie voll Entsetzen auf. Der Gefangene [illegible] ihr auf und schwankte. Ein Mann, mit einem rothen Mantel bekleidet, trat vor. Eine düstere Gestalt stand unfern von der Gruppe mit übereinander geschlagenen Armen. Athemlose Stille rings umher.

Da drückte Alexis seine Hände gegen die heftig [illegible] Brust; alle seine Nerven spannten sich an; sein Mund [illegible] sich; ein freischender Ton drängte sich aus der Kehle hervor.

Die finstere Gestalt winkte und der Rothmantel entblößte [illegible] blinkende Schwert. Aber ehe er es heben konnte, stand Alexis vor ihm und rief:

„Halt! Halt!“

Alle sahen auf den Knaben. Rosa flog auf ihn zu und [illegible] kniend bei ihm nieder.

„Mutter!“ schluchzte er krampfhaft und barg das Gesicht [illegible] ihrem Schooße.

Der finstere Mann herrschte seine Diener an, und befahl [illegible] Vollstreckung des Urtheils. Aber in diesem Augenblicke [illegible] die Trommeln, Trompeten schmetterten und an der Spitze [illegible] bewaffneten Haufens stürmte Alexis Walter in den Hof.

Verschwunden waren Henker und Schaffot. Theodor Steinau ward ergriffen; Rosa aber hielt den wiedergefundenen Gatten [illegible] schlossen und an Beide schmiegte sich Alexis, der helde Knabe, [illegible] einst das Entsetzen die Sprache raubte, die eine allbarmherzige Vorsicht ihm wieder gab, damit er seine Eltern errette.

Alexis Walter stand dieser schönen Gruppe nahe, [illegible] ein Gedanke, würdig seines edlen Meisters, dämmerte [illegible] Seele auf.

Des Kindes Bitte.

Du blicktest auf so wehmuthvoll,
Als ich dich jüngst gefangen,
Indeß im Walde frühlingsvoll
Der Vöglein Lieder klangen;
Ich wußte ja dis diesen Tag
Nicht, was ein Kerker sagen mag —
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Erst als ich durft' zum Vater geh'n,
Der Jahre lang gefangen,
Hab' ich das Unrecht eingeseh'n,
Das ich an dir begangen. —
Geschwind d'rum auf das Thürlein!
Sollst wieder frei und glücklich sein. —
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Doch eh' du eilst zum Waldesgrün,
Dein kleines Nest zu gründen,
Flieg' nach dem Eisengitter hin,
Dem Vater zu verkünden:
Es grüße ihn sein Töchterlein,
Das denke Tag und Nacht nur sein.
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Sag' ihm, es bete früh und spat
Die Mutter mit den Kleinen
Zum lieben Gott um Trost und Rath
Zu enden unser Weinen;
Und daß er gebe unser Glück,
Uns unsern Vater bald zurück. —
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Vom Gitter flieg' zum Königsſchloß,
Pick' an die Fenſterſcheiben,
Und laß von Lenten klein und Groß
Dich eher nicht vertreiben,
Bis daß der Eine dich vernahm,
Der enden kann all' unſern Gram.
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Er hat ein Herz, ein Vaterherz,
Iſt glücklich in den Seinen!
Sing' ihm von einer Mutter Schmerz,
Von armer Kinder Weinen;

Sing' ihm, daß dich ein Kind geſandt,
Vertrauend ſeiner Vaterhand.
O flieg', mein Vöglein, fliege.

Und ſchickt er voll Barmherzigkeit
Sein Gnadenwort hernieder,
Dann ſing' durch alle Himmel weit
Das ſchönſte deiner Lieder: —
„Das Lied vom armen Waiſenkind,
Das ſeinen Vater wiederfind't.“
O flieg', mein Vöglein, fliege!

Lebensbilder aus den südrussischen Steppen.

Nach furchtbarem Kampfe weichen endlich die kalten Nord- und Ostwinde den warmen Lüften, welche vom schwarzen Meere herauf über jenes Plateau wehen, welches in einer Höhe von etwa 150 Fuß sich wagerecht im Süden Rußlands ausbreitet und als Steppenland den Unterlauf der großen Ströme und das Ufer des schwarzen Meeres umsäumt. Tagereisen weit deckt schimmernder Schnee die baumlose Ebene, deren erdötendes Einerlei der Bodengestalt nach durch die Einfarbigkeit der Bedeckung bis zum Unerträglichen gesteigert wird. Der Schnee fängt an eine dunkle Farbe anzunehmen, an den Hängen der meilenbreiten Stromthäler und noch mehr an dem Rand enger Thäler und tiefer Regenschlnchten wird hier und da schon ein Streifen Rasen schneefrei; heimlich sickern stille Wasserfäden an den gewölbartigen Bodenanschwellungen herab, die wie ein Wellenschlag die Ebene auf weite Strecke und kaum merkliche Weise um einige Fuß steigen und sinken machen, und in den 100—110 Fuß tiefen Regenschluchten fängt es an, unter der Schneedecke unheimlich zu rauschen. Denn die Schneewasser, welche von dem steilen Rande niederrinnen, sammeln sich auf dem Boden der Schlucht zu einem Bache, unterhöhlen die Schneemasse, von welcher die Schlucht ganz ausgefüllt ist, und da mit jedem Tage die Wassermenge zunimmt, da kalte Regen auch von oben herab den Schnee auszehren, so verwandelt sich die Schneeschlucht sehr bald in das Bett eines schäumenden Baches, der brausend die Steppe und die sanfteren Thalgehänge hinabtobt. Da plätschert, rieselt, braust und schäumt es auf der ganzen Steppe, wo an jeder Bodensenkung Wasser hinabgleitet; in die Schluchten stürzen sich zahllose Cascaden, indem aus Acker- und Regenfurchen die kleinen Schneewässerchen in die Schlucht fallen, deren Erdwände auflösen, tief einschneiden und dem Schneewasser eine schmutzige Farbe verleihen. Am lautesten rauscht das Wasser im Hauptthale des Flusses, der über seine Ufer tritt, durch die unabsehbaren Schilfwaldungen braust, durch die Gestrüpp- und Baumgruppen der Ufereinfassung schäumt, die Wölfe zur Flucht zwingt und die zahllosen Enten, Gänse und Pelikane aus dem Schilfdickicht heraustreibt.

Kann ist indeß ein Theil des Schneewassers abgelaufen, so stürzt der Nordwind mit furchtbaren Schneewettern vom Eismeer und dem Uralgebirge herab, bedeckt die Ebenen, stopft die Bachrinnen, daß die Wasser stecken und die Cadcaden verstummen, bis der Südwind mit Regenschauern den Feind angreift, den Schnee verzehrt und die Wasserdäche wieder belebt. Bei diesem Wechsel der Witterung verwandelt sich der feste Boden der Steppe in einen Brei, welcher die Steppe selbst ungangbar macht. Ungeduldig schauen Pferde und Rinder über die Bretterwand des unbedeckten Schuppens, in welchem sie den Winter hungernd und frierend hinbringen, verlangend strecken sie den Kopf mit weitgeöffneten Nüstern empor, um die Frühlingsblüte aufzufangen; der Wolf und Steppenhund zittern vor Frost in ihrer Höhle und die Zieselmaus wagt sich noch nicht heraus aus ihrer unterirdischen Wohnung. Kläglich schreit die Dohle, welche beim Auslug mühsam mit dem Sturme ringt; noch ist es still auf der Steppe wie im Flusthal, denn das Brüllen und Brausen der Bäche verschlingt jeden Thierlaut. Im Mai endlich behauptet der Frühling die Oberhand, Schnee und Regenwasser sind verschwunden und der Schlammboden verwandelt sich in wenig Tagen in ein unabsehbares Blumenfeld, denn frisches Gras, hohes krautartiges Gestrüpp wechseln mit meilenlangen Beeten von Crocus, Reseda, Tulpen, Hyacinthen, Königskerzen, Disteln, Wermuth, Steinklee, Knoblauch, Weißdorn- und Hollunderhecken, aus denen von Tagereise zu Tagereise auch einmal ein verkrüppelter wilder Birn- oder Apfelbaum seine blätterarmen Zweige erhebt. Jetzt liegt die Ebene überschaubar da mit ihren langen Strecken, aus denen nur hier und da ein Mongolen- oder Todtenhügel, eine Windmühle oder eine Gruppe hausartiger Heuschober oder ein Steppendorf mit seinen niedrigen Häusern emporragen. Weit schaut man über das Grasmeer von einer Bodenwelle bis zur andern, die sich als schwarzer Rand am fernen Horizont hinzieht; da bemerkt man nicht die vielgetheilten Schluchten, welche die Ebene in ein System von Würseln und domartiger Kuppen zertheilen und den Reisenden oft zu weiten Umwegen zwingen.

So prachtvoll der blumenreiche Frühling auch als Gesammtbild auf der Steppe erscheint, so hat er doch im Einzelnen etwas sehr Ermüdendes. Denn die Blumen und Kräuter erfrischen nicht gemischt, sondern eine einzige Art bedeckt in endlosen Lagerheilung meilenweite Strecken, und außerdem sind die Pflanzen verwildert, schießen strunkartig hoch auf und verholzen. Ein zu Meilen weit sieht man nichts als Wermuth und Wermuth, und der ein paar Meilen nichts als Wicken, auf welche Königskerzen folgen oder Steinklee; eine Station lang sieht man nichts als hochhalmiges Seidenkraut mit seinen Millionen nickenden Seidenbüschel, einen Mittagsschlafstängel Salbei und Lavendel, und Horizontkreis voll Tulpen, ein Resedabart von zwei Meilen Umkreis, ganze Thäler voll Kümmel und Krausemünze, unübersehbare Hügelgewölbe mit Windhexe und sechs Tagereisen mit frischkurzstieligem Gras. Ueppig schießen diese Gewächse in Stengel und Zweige, nur das Gras bleibt kurzhalmig. Die Distel erreicht Höhe und Gestalt eines Kirschbaumes und bildet große Gebüsche, zwischen denen sich die Wohnungen der Kosaken verlieren und mit dem Reisenden jede Umsicht verwehren, denn der Kopf der Pflanze wächst bis zu einem Umfange von 12 Fuß und zu einer Höhe von 3 Fuß an; Wermuth und Königskerze bilden manns hohe Gebüsche, die Schafgarbe wird 4—6 Fuß hoch, der Stengel des wilden Ktee verholzt, daß er als Spazierstock kann gebraucht werden, Wolfsmilch, Kohlrüben, Pastinaken gedeihen so wild, daß man sie nur vom Pferde oder Wagen herab übersehen kann und da sie lose und locker neben einander wachsen, bilden sie ein wegsames Gestrüpp.

Zwischen diesen Kräuterwäldern breiten sich unabsehbare Teppiche kurzer Grasweide aus; dort wächst das breite Schneidekraut, Bärenklau mit den dicken von sammetartigem Filz überzogenen Blättern, welche von den Steppenbewohnern als Charpie benutzt werden, wachsen zwischen Ringel- und Mehnblumen gelber Feuerlilie, süße Honigblumen und duftiger Basam, riechender Knoblauch und Sellerie, weißer Kümmel und aromatische Schafgarbe, Immortellen und Quendel, Krausemünze und Lavendel, Wermuth und Steinklee, so daß die Steppe mit ihren massenweis die eine ander steheaden Blumen einerlei Art in den Farben eines unabsehbar breiten Regenbogens schimmert. Nun verläßt der in Zobelpelz gekleidete Steppenbewohner seine Winterwohnung, die er noch in die Erde gnub, freut sich des mattblauen Himmels, an welchem Gewitter blitzen und donnern, aber nur selten Regen geben, labt sich an der Blüthe des Schlehdorns, der in Nationen Hecken neben seiner Hütte zu stehen pflegt und seinem Hausgeflügel als Zuflucht gegen Habicht und Falken dient, scheidet sich vom Birnbaum den Peitschenstiel, wenn er mit schnellem Gespann die Steppe durchjagen will, besteeut mit duftendem Gras den Fußboden seiner Wohnung, schmückt mit ihm Spiegel und Wagen, benutzt aus Steppengewächsen die würzige Kräutersuppe, steckt den Strauß einen Blumenbüschel hinter's Ohr, hängt aromatische Pflanzen in Bündeln an der Zimmerdecke auf, nagelt ein Balsambouquet an die Thür, bekränzt mit Gras und Blumen die Heiligenbilder, befestigt rings an Wand und Hausgeräth kreuzweis Beerenzweige und Balsamsträußchen, von denen er von Zeit zu Zeit zu Zweige abrupft, um sie zu kauen. Das Steppengras ist ja der Erhalter und Ernährer, da es seine Heerde weidet, und die Steppenblumen flechtet seine Tochter sich täglich in's Haar. Er hat ja nur die Steppe, die ihm alle Bedürfnisse so friedigen muß, von der ihm Alles lieb und werth ist. Die Birnbaum und der Mongolenhügel sind seine Wegweiser, an ihr knüpfen sich seine Erinnerungen und Sagen, der Schlehdorn mit ihm Blüthen und Früchte, gibt ihm den Stachel zum Ochsenstecken und die Zinken zu jener Egge, mit welcher er die Erde schrecken zerfleischt und zerstückelt, den Schlehdorn bringt er zur Liebe, das Steppengras feiert er im schwermüthigen Gesange der Steppe verdankt er den Reichthum seiner Sprache, seine Beschäftigungen, seine Poesie, seine Existenz. An ihr Leben, an ihre Veränderungen knüpft er sein Leben, sein Denken und Dichten mit Steppengras feiert er sein Pfingsten, seine Heiligenbilder.

Mit dem Frühlinge erwacht auf der Steppe aber auch ein reiches Thierleben, welches sich hier in Freiheit entwickelt und tummelt, denn wenn auch des Morgens und Abends graue Nebel aus den feuchten Schluchten aufsteigen, so bleibt die Steppe

selbst voll ungetrübten Sonnenscheins, weben und spielen schimmernde Lichtwellen um die Krautblätter, fließen in zitterndem Wogenschlage über die grünen Grasbecken und reichen als duftiger Streifen weit hinaus über den Rand ferner Bodenhebungen. Jetzt huschen zierliche Erdhäschen durch das Krautgestrüpp, spielen und tändeln mit einander im Sonnenschein, jagen sich durch ihre Löcher in den Hängen der Thäler, die sie meitenweit unterhöhlt haben, lassen hier und dort ihr melancholisches Zirpen vernehmen, richten sich neugierig empor, wenn sie einen Menschen erblicken, fliehen, richten sich langsam von Neuem auf und schlüpfen behend in ihr Erdloch, wenn sie Gefahr sehen. Klagend wiegt sich der Kiebitz in Schwärmen über den Weiden, jagen silberweiße Falken; weiden auf zahlen Strichen Trappenherden, die der listige Kosak nicht selten beschleicht, kreisen Aare in den Lüften, fliegen Geier nach gefallenen Steppenthieren, schreit der Wiedehopf, speist das Birkhuhn Wurzeln und Larven, ziehen Schwärme von wilden Tauben rauschend hin und wieder, denen Habicht und blutrothe Falken folgen, schleicht der Wolf den Heerden nach, wandert die numidische Jungfrau behäglig durch das Gras, als ob sie die beiden Federlocken hinter dem Ohre zu verlegen und ihren Schwanenhals anzustrengen fürchte. Während die graugelbe Lerche in den Lüften schwebend singt, die Biene summend die Blumenkelche durchirrt, das Heimchen an sandiger Stelle zirpt und der Kiebitz wehklagt, tönt Tag und Nacht der schaurige Unkenruf aus allen feuchten Thälern, wimmelt es auf lockern Flächen von Kröten, in feuchten Niederungen von buntschillernden Eidechsen, in den Flußthälern von Schlangen. In den Flüssen grünen die meitenlangen und meilenbreiten Rohrwaldungen, zwischen denen sich die schmalen Wasserfäden der Flüsse hindurchwinden, und in dem Schilf lärmt und zwitschert es von Zeisigen, Staaren, Stieglitzen, schlägt die Drossel und die Nachtigall, schreit die Dohle, wimmert die Eule, schnattern zahllose Gänse und Enten, tummeln sich Pelikane in Heerden von mehreren Hunderten, heult der Wolf, schleicht die verwilderte Katze und der zottige wendische Steppenhund, über sie schießt der mildblaue Falke und erschreckt die lärmende Gesellschaft in das Schilfdickicht, wohin es mit großem Geschrei flüchtet.

Kaum sprießt das junge Gras aus dem reichlich getränkten Boden, so verlassen auch die abgemagerten Steppenheerden die Winterschuppen, in denen sie die Winternächte und stürmischen Wintertage verbrachten. Mit ungeduldigem Getrampel erwartet die Roßheerde, die oft gegen 1000 Stück zählt, die freie Weide auf der offnen Steppe. Wiehernd und den Boden stampfend geht es hinaus auf die unabsehbaren Grasflächen. Wie trefflich mundet das junge Gras, wie wächst da den abgemagerten Rossen der Muth, wie toben sie bald in wilden Sprüngen auf und nieder, daß sie der Roßhirt mit der langen Peitsche kaum zusammenhalten kann! Unstät umreitet er die Heerde und muß deshalb oft das Reitpferd wechseln, denn bald hat er weit abirrende Pferde heranzuholen, bald die Hengste auseinander zu bringen, wenn sie mit Gebiß und Vorderfuß schnaubend und schreiend um die Oberherrschaft und Rangordnung in der Heerde kämpfen. Noch mühevoller ist sein Amt des Nachts oder bei Sturmwetter, vor welchem die Heerde zuweilen in wilder Flucht auseinander stiebt. Der wettergebräunte, langhärtige Hirt verwildert bei seinen Pferden; Hitze, Kälte, Regenguß und Sturm muß er ertragen, denn sein haariger Lederwams und Lederbeinkleid, sein grauwollener Mantel mit der Kapuze schützen ihn nur nothdürftig. Sieh, wie trotzig er zu Roß sitzt, seine hohe Gestalt noch durch die hohe Mütze aus Lämmerfell vergrößert und mit dem dunkel blitzenden Auge die Heerde überschauend! Küche, Zelt, Kleiderschrank und Waffen trägt er stets bei sich, denn am Sattel hängt der lange Fangriemen und die Keule mit dem Eisenknopf, am Leibgurt das Wasserfaß, Tabaksbeutel, seine Arzneifläschchen, der Brotsack und allerlei Schmucksachen; auf dem Roß schläft er und ißt er. Nur zuweilen besucht er nach einem scharfen Nachtritt einen Steppenkrug oder hält mit seinen Genossen auf einem Mongolenhügel eine Zusammenkunft, um mit ihnen einige Stunden zu verplaudern, Verabredungen zu treffen oder zu würfeln.

Die Sommermonate hindurch durchstreift der Roßhirt mit seiner Heerde die Steppe, langsamer durchzieht sie der Schafhirt, der von den Hunden, Gehülfen und dem Ochsenwagen mit Lebensmitteln und Pelzen erlegter Wölfe begleitet, die langehrigen Thiere mit dem Fettschwanze oder Merines von Weideplatz zu Weideplatz treibt, sie mit dem langen Hakenstock in Ordnung hält und Nachts mit den Wachen der Hunde und Gehülfen umstellt, damit der Wolf nicht eindringt. Des Abends melkt er die milchgebenden Schafmütter, während ein Gehülfe das Mahl bereitet und durch den lauten Schlag an den Kessel die Genossen zu Tische ruft. Auf andern Tristen weidet der Rinderhirt seine hochbeinigen silbergrauen Rinder, die ihm zwar manche Ruhestunde erlauben, wenn sie wiederkäuend auf der Steppe rasten, aber ihm durch ihren Eigensinn und ihre Ungeduld manche Noth machen.

Kaum zwei Monate dauern diese Frühlingsfreuden, denn die Sonne brennt mit jedem Tage heißer hernieder und so oft sich auch Gewitterwolken sammeln, so läßt sie die aufsteigende Hitze doch nie in Regen sich entladen, sondern treibt sie sturmschnell nach dem Meere, wo das Wetter losbricht. Die Gräser werden trocken, die Thiere müssen mühevoller nach frischerem Gras suchen, liegen während der Tageshitze am Boden oder stehen dicht gedrängt neben einander, um sich gegenseitig Schatten zu machen, indem sie durch Hin- und Herschaukeln des Kopfes sich Kühlung zu verschaffen suchen. Plötzlich brechen Streitigkeiten aus, wenn ein Thier das andre gestoßen hat, die ganze Heerde geräth in Aufruhr, den die Peitsche nur mit Mühe beschwichtigt. In der Dämmerung aber leuchten die gelbglänzenden Augen des Wolfes aus dem Steppengrase, in welches er sich gedückt hat, um ein von der Heerde abkommendes Thier zu überfallen, ihm mit einem Sprunge am Halse zu sitzen und mit einem Ruck die Gurgel auszureißen, daß es zappelnd zu Boden stürzt. Doch der wachsame Hengst hat den Feind bemerkt, er schnaubt pfeifend durch die Nüstern, stürmt auf den Feind ein, die ganze Heerde folgt ihm in geschlossener Kolonne, und der Wolf muß froh sein, wenn er den Wüthenden noch entrinnen kann. Sehr häufig werden die Heerden durch Wölfe allarmirt, zuweilen kommt es aber auch zu erbitterten Zweikämpfen, wenn zwei Roßheerden sich begegnen; denn sofort springen die Hengste vor, um sich zum Kampfe herauszufordern.

Ehe jedoch das Gras ganz abwelkt, bietet die Steppe noch ein andres Lebensbild; denn die menschenarme Steppe füllt sich plötzlich mit jubelnden, singenden Menschen. Sieh, von der Ukraine wie aus den Städten der Meeresküste jagen Leiterwagen voll Männer und Weiber in wildem Fluge durch die Steppe, daß der schwarze Staub in langen Wolken emporwirbelt. Es ist die Zeit der Heuernte, in welcher man viel rüstiger Hände bedarf, weshalb von allen Seiten her Arbeiter gedungen und in die Steppe geschafft werden. Von früh bis Abend klingt die Wiese nun wieder vom Gesang der Weiber, vom Rauschen des fallenden Grases und vom Gehämmer des Sensenschärfens, und des Abends sammeln sich malerische Gruppen um das dünne Kochfeuer. Männer schärfen Sensen, Andre ruhen in den Pelz gewickelt, Frauen und Mädchen singen und schwatzen, in der Ferne aber sieht man den hochbeladenen Heuwagen nach dem Platze fahren, wie die Heuschober nach Art der Häuser reihenweise aufgebaut und die Schoberdörfer mit Wall und Graben umgeben werden. Nicht minder lebhaft ist's im Schilfwald geworden, da mit Schilf ein großer Hantel getrieben wird, weil es als Hausdach und Hauswand dient, als Gartenzaun und Brennmaterial benutzt wird. Ganze Regimenter senden die Krone zum Schilfschneiden, ganze Städte und Dörfer wandern aus; da werden Wege durch Sumpf und Fluß mittelst der Schilfbündel gebaut, da rauscht es von Sensenhieben, vom Jubel der Arbeiter, da schwirrt es von aufgescheuchten Enten, Gänsen und Pelikanen, da giebt es mitunter ein Wolfstreiben, oder einen Jagdfang, bis nach wenigen Wochen der Erntejubel auf der Steppe und am Fluß verstummt, die Menschen verschwinden und den Heerden wie dem Wild freien Raum gewähren. Schweigend liegt die Steppe in der Sommerhut; aus den Regenschluchten steigt ein glühendheißer Luftstrom, weite Risse klaffen auf an steinharten Boden, das Gras verdorrt. Teiche und Brunnen verdunsten, das Vieh magert ab und erträgt mit Ungeduld Hitze und Durst in schattenloser Steppe. Unaufhaltsam trabt die sonst so langsame Heerde dem Tränkplatz zu und tritt regelmäßige gradlinige Pfade aus; am Brunnen des Dorfes steht sogar eine Schutzwache. Schwarzer Staub steigt bei jedem Schritte empor und mehrt die Qualen der Hitze; das Gras zerfällt mürbe in Asche, die Luftspiegelung zeigt ihre trügerischen Wasser- und Baumlandschaften, träge liegen die Heerden den Tag über in der Sonne, verlieren den Appetit und die Lebenslust. Erst mit Anfang des Septembers

ühlt sich die Luft ab, Nachtthau und mitunter ein Regen erquicken ie Pflanzen, die von Neuem grünen, die Heerden werden munterer, er Uebermuth der Steppenwildheit erwacht wieder in ihnen, und ald tönt die Steppe wieder vom Hufschlag flüchtiger Roßheerden, vom Brüllen und Blöken der Rinder und Merinos, vom Kläffen er Hunde, vem langgezogenen eintönigen Zuruf der Hirten, mit welchen sie sich und die Heerde leiten, von Vogelgeschrei, Thierkämpfen und Jagdlärm der Kosaken.

Doch die Tage werden kürzer, die kalten Nächte länger, und das freie Steppenleben geht zur Neige. Langsam treibt der Roßhirt seine schwer zu bändigende Heerde nach der Dreschtenne oder dem Roßmarkt, der Rinder- und Schafhirt die feinige nach dem Schlachthause. Sieh, dort ist der Dreschplatz von Leinen, Pfählen und Planken eingefaßt, sein Boden mit tausend Garben bedeckt. Der Hirt hält die Heerde beisammen, die scheuen Thiere drängen und stoßen einander, steigen empor, kreischen und schlagen aufeinander. Aber alle Gegenwehr ist vergeblich, die Hälfte der Heerde muß in die Tenne. Wild stürzt sie hinein, daß die Garben hoch auffliegen und die ausgetretenen Körner knisternd umherfliegen. Dadurch werden die Thiere noch scheuer, springen in tollen Sätzen die Tenne auf und nieder, indem sie einen Ausweg suchen, bis sie von Schweiß triefend herausgelassen werden, und die andre Hälfte der Heerde die Arbeit des Austretens vollenden muß. Aehnlich ergeht es den Rossen auf dem Markte, in dessen Umzäunung sie sich drängen und tummeln, während der Hirt mit der Schlinge dieses und jenes fängt, es durch einen Ruck zu Boden wirft und dem Käufer überliefert, der es zähmt. Viel ernster wird der Herbstschluß für die fetten Rinder und Schafe. Sobald diese in die Nähe der weiten Schlachthöfe gekommen sind, aus denen ihnen der faule Blutgeruch entgegen weht, sträuben sie sich, wollen nicht weiter, brüllen und stöhnen, und können nur durch List und Gewalt abtheilungsweise in den Hof gebracht werden. Hier befällt sie Zagen und Zittern, sie verschmähen das dargebotene Futter, hängen den Kopf in banger Todesangst und müssen mit Gewalt in den großen Schlachtsaal getrieben werden, wo ihnen die rohen Schlachtknechte mit schwerer Axt das Rückgrath zerschmettern, daß die Thiere unter unsäglichen Schmerzen verenden. Bis an die Knöchel waden die Schlächter mit den Stulpstiefeln in Blut, auf dem Hofe sammeln sich Blutlachen, schleppen Hunde, Geier, Raben, Seemöven sich mit Eingeweiden und Fleischresten umher und raucht es in den Talgsiedereien Tag und Nacht.

Aehnliche Schrecknisse erlebt das Wild der Steppe, denn der Herbst bringt die Steppenbrände, die absichtlich und unabsichtlich angelegt werden. Meilenweit ist die Steppe ein Feuermeer, welches den nächtlichen Himmel röthet. Knisternd und fußhoch züngelnd schreitet der Brand vor, hier schnell über dichtes Gras laufend, dort langsauer am holzigen Gestrüpp zehrend oder von einer Schlucht oder einem Wege aufgehalten. Funken fliegen empor, dort knistert die dürre Königskerze wie eine Rakete, hier zischt der feine Büschel des Seidenkrautes, und ein schwüler Gluthauch weht von der Flamme herüber. Da fliehen Wolf und Hund, Vogel und Amphibie, da stürzen Heerden in wildem Jagen durch und müssen sich oft durch einen kühnen Lauf durch's Feuer retten. Noch grauenhafter wird der Brand, wenn ein Schilfwald brennt, und ein Feuerstrom knisternd und prasselnd das Thal heraufwälzt. Wie schwirren da die Vogelschaaren schreiend empor, heulen Wölfe aus dem Dickicht geschossen und stürzt mancher stolze Pelikan oder Hänfling in das Feuer! Nach dem Brande erscheint endlich die Winterstürme und fegen die Steppe rein. Sie dürren das dürre Schilf, knicken der Windhexe den Kopf ab und treiben ihn hupfend wie einen Federball über die Steppe, bis er in ganzen Wolken in's Meer fällt. Bald sinkt auch Schnee nieder und deckt die Steppe zu, so daß sich die Heerden ihr karges Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen. Jetzt treibt sie der Hirt in die Umzäunung des Winterschuppens, der nur zum kleinsten Theil bedeckt ist. Frierend und hungernd drängen sich die Thiere aneinander, um sich zu erwärmen, doch manches erliegt dem Frost und dem Mangel. Auf der Steppe aber treiben die wahren Schneestürme ihr wildes Spiel, welches Denen verderben bringt, die von ihnen überfallen werden.

Bei heiterem Himmel bricht der Schneesturm heulend heran, rast gewöhnlich drei Tage. Er hebt den lockern Schnee vom Boden auf, wirbelt ihn durcheinander und sendet dann zugleich aus schwarzen Wolken ein furchtbares Schneewetter herab, daß Erde und Himmel in wirbelnde Schneewogen aufgelöst scheinen. Da kann man kein Auge öffnen, keine Richtung finden, sondern wird vom Sturm willenlos fortgetrieben. Werden Heerden von ihm auf der Steppe überfallen, so sind sie fast immer verloren. Die Pferde fliehen wild auseinander, rennen unaufhaltsam davon, bis sie in eine Schneeschlucht fallen oder athemlos niederstürzen. Die Schafe drängen sich zu einem Keile zusammen und stieben vor dem Sturm her, die Rinder werden unruhig und laufen weg. Da giebt es kein Halten, denn der Hirt selbst kann sich kaum aufrecht erhalten und muß dem Sturm folgen. Wenn nicht der Zufall ihn und die Heerde rettet, so wird er mit ihr bis in's Meer oder in einen Flußthal getrieben und, wenn er vorher ermattet, vom Schnee begraben. Wolf, Hund und Geier finden im Frühjahr in den Schluchten daher reiche Beute; denn die Kirgisen verloren z. B. 1827 durch einen solchen Sturm 1 Mill. Schafe, 280,000 Pferde, 30,000 Rinder und 10,000 Kameele. Drei bis vier Monate herrscht der Winter die Steppe; die Heerden magern ab und fressen einander oft die Haare ab; die schwachen Thiere erliegen, die Steppe ist unzugänglich, leblos wie ein Todtengefilde und harrt des kommenden Frühjahrs. Diese Steppe ist aber auch der sicherste Schutz des Landes gegen das Eindringen der Feinde, die wegen Mangel und bei der Unwegsamkeit stets ihren Untergang finden müssen. Nur mit großen Verlusten kann ein Feind in Cirkassien durchziehen, denn selbst die Handelszüge unternehmen sie nur in kleinen Gesellschaften und unter großen Entbehrungen und Mühseligkeiten.

Fr. Körner.

Fabrikation der Anti-Phosphor-Reibzünder.

Um den vielen an mich ergangenen Anfragen über die Fabrikation der Anti-Phosphor-Reibzünder, über welche ich auf S. 378 in Nr. 28 der Gartenlaube einige Mittheilungen machte, zu genügen, theile ich hier das Resultat einiger Versuche mit, in der Hoffnung, denen, welche dieses empfehlenswerthe Zündmittel fabriziren wollen, damit wenigstens einige bestimmte Anhaltepunkte zu bieten. Zugleich halte ich eine Mittheilung über die Verhältnisse, unter welchen auch diese Hölzchen gefährlich werden können, nicht für überflüssig und empfehle dieselbe der Beachtung eines Jeden, der solche Hölzchen in Gebrauch nehmen will.

Es wird kaum nöthig sein zu bemerken, daß die einzelnen Hauptmanipulationen bei der Fabrikation der Anti-Phosphorhölzchen ganz dieselben wie bei der der gewöhnlichen Streichzündhölzchen sind; nur muß man für die Anti-Phosphorhölzchen zugleich eine besondere Streichmasse, deren Hauptbestandtheil anderer Phosphor ist, herstellen und diese Masse, an der sich solche Hölzchen allein entzünden lassen, auf eine flache Unterlage von Papier, Holz oder Blech streichen, um auf diese Weise ein geeignetes Reibzeug zu erhalten.

Die auf den Maschinen zugeschnittenen Hölzchen werden an dem einen Ende zuerst mit einer dünnen Schicht einer leicht brennbaren Substanz überzogen, indem man sie entweder in geschmolzenen Schwefel eintaucht, oder wenn sie geruchlos brennen sollen, in geschmolzene Stearinsäure (die Masse der Stearinlichte) oder in geschmolzenes Wachs oder geschmolzenes Colophonium oder Mischungen der letzteren Substanzen. Um das Eintauchen bequemer vornehmen zu können, bedient man sich einer sogenannten Klemme, d. h. man klemmt eine Quantität Hölzchen so zwischen dünne gefirnißte Bretter ein, daß sie alle mit dem einen Ende gleich weit hervorragen. Nachdem dieser erste Ueberzug von Schwefel, Stearinsäure, Wachs oder Colophonium erkaltet ist, taucht man die Hölzchen auf gleiche Weise in die sogenannte Zündmasse ein, welche bei den Anti-Phosphorhölzchen keine Spur von Phosphor enthält, und die folgendem ganz einfachem Verhältnisse bereitet werden kann. In einer Schale von Serpentin oder Porzellan zerreibt man erst

bis 2½ Gewichtstheile z. B. 2 Loth chlorsaures Kali mit wenig ziemlich dünnem Gummiwasser oder warmem Leimwasser sehr fein und fügt nun der breiigen Masse 1 Gewichtstheil also z. B. 1 Loth käufliches Spießglanzerz (Schwefelantimon), welches man vorher in einer andern Schale ziemlich fein zerrieben hat, zu, mischt nun beide Körper durch Umrühren mit einem Holzstäbchen oder vorsichtiges Zusammenreiben möglichst gut. Beim Eintauchen der Hölzchen in diese Zündmasse hat man nur darauf zu achten, daß nicht zu wenig davon, sondern ein ziemlich dickes Köpfchen an dem Ende eines jeden Hölzchens hängen bleibt. Dann läßt man die Hölzchen in der Klemme, die an luftigen Orten oder in warmen Räumen aufgehängt wird, vollständig trocknen.

Die Reibmasse für das Reibzeug, auf welchem die Hölzchen rasch aufgestrichen werden müssen, besteht nur aus amorphem Phosphor und Braunstein; sie wird bereitet, indem man 4, höchstens 6 Gewichtstheile Braunstein, der ziemlich fein zerrieben ist, in einer Schale mit wenig dünnem Gummiwasser anreibt, hierzu einen Theil pulverförmigen amorphen Phosphor setzt und das Ganze durch Reiben, was völlig gefahrlos ist, recht gut mischt. Die Mischung kann mit einem Pinsel sogleich auf Holz oder Pappe aufgetragen werden und das Reibzeug ist fertig. Um sie auf Blech aufzutragen, muß man das Blech erst mit einem Gemenge von Leinöl und Bleioxyd überziehen und den Ueberzug trocknen lassen.

Die Fabrikation der Anti-Phosphorhölzchen ist daher eine sehr einfache und gefahrlose; auch werden die Arbeiter nicht durch den schädlichen Phosphorgeruch belästigt, da der amorphe Phosphor ganz geruchlos ist. Uebrigens will ich nicht versäumen zu bemerken, daß der amorphe Phosphor, wie man ihn bei den Droguisten (in den Kräutergewölben) zu kaufen bekömmt, nicht immer ganz genau dieselbe Zündkraft besitzt. Man muß sich daher bei der Bereitung der Reibmasse hiernach richten und immer erst einige Proben im Kleinen anstellen. Erweist sich die Mischung von 6 Theilen Braunstein und 1 Theil amorphem Phosphor als zu schwach, so daß sich die Hölzchen beim Aufstreichen nicht immer und nicht rasch genug entzünden, so muß man das Verhältniß ändern und etwas weniger, also z. B. nur 4 Theile Braunstein auf 1 Theil amorphen Phosphor nehmen. Eine Mischung von 3 Theilen Braunstein auf 1 Theil amorphen Phosphor (hiernach sind stets Gewichtstheile gemeint) fand ich gewöhnlich zu stark; die Hölzchen entzünden sich nämlich an derselben allerdings sehr rasch und augenblicklich beim Aufstreichen, ja oft beim bloßen Aufrücken auf ein damit bestrichenes Täfelchen, allein oft entzündet sich dabei die ganze auf dem Täfelchen befindliche Reibmasse und brennt ab, wie ich dies mehrmals bei den nürnberger Anti-Phosphorhölzchen gesehen habe. Einen sehr hemmenden Einfluß üben jedoch auch das Gummi und der Leim auf die Entzündbarkeit aus und man darf daher sowohl zu der Zündmasse der Hölzchen, wie zu der Masse des Reibzeuges nur so viel von diesen Klebmitteln nehmen, als gerade nothwendig ist, um die Masse haftend genug zu machen. Je mehr Gummi oder Leim man genommen hat, desto mehr amorphen Phosphor braucht man, um eine leichte Entzündbarkeit hervorzubringen.

Als Vorsichtsmaßregeln bei der Fabrikation oder bei der Benutzung dieser Hölzchen sind folgende Verhältnisse beachtenswerth: man hüte sich ja, den amorphen Phosphor besonders im trocknen Zustande mit dem chlorsauren Kali zusammenzubringen, weil hierbei der Phosphor mit blitzähnlicher Erscheinung abbrennt.

Die Gefahr für Entstehung von Feuersbrünsten, welche man durch Einführung der Anti-Phosphorhölzchen zu beseitigen hofft, wird nur dann ziemlich vollständig zu beseitigen sein, wenn die Reibmasse auf einem von den Hölzchen abgesonderten Reibzeuge, nicht wie es jetzt geschieht, auf jeder einzelnen Schachtel bestrichen wird und man das Reibzeug so aufbewahrt oder so an die Wand hängt, daß Kinder nicht dazu kommen können. Denn ist die Reibmasse auf jeder einzelnen Schachtel, so bleibt die Feuergefährlichkeit ziemlich dieselbe; im Gegentheil, die Kinder werden diese Hölzchen noch viel lieber in Brand bringen wollen, weil sie, wenn sie sich entzünden mit lebhaftem Zischen und blendend weißer schöner Flamme abbrennen. Ist aber das Reibzeug gut verwahrt, so ist kein Unglück möglich. Wie sehr gefährlich diese Hölzchen werden können, beweist folgender Vorfall, der sich kürzlich in einem Verkaufslokale in Leipzig zugetragen hat. Ein junger Mann hatte eben mit Leim gearbeitet, die innere Fläche seiner Hand war noch klebrig; als er aufgefordert wird, einem Käufer die Anti-Phosphorhölzchen zu zeigen. Er öffnet eine rundgebrehte Schachtel so, daß der mit der Reibmasse bestrichene etwas gewölbte Deckel gerade gegen den klebrigen Theil der innern Handfläche angedrückt wurde und schüttet hierauf die Hölzchen aus der Schachtel auf dieselbe Hand heraus. Jedenfalls hatte sich etwas von der Reibmasse von dem Deckel gelöst und war an der Hand hängen geblieben; denn auf einmal entzündeten sich die Hölzchen, wobei die ganze innere Fläche der Hand schrecklich verbrannt wurde. Dieser einzige Fall spricht ebenfalls dafür, daß keine Reibmasse auf die Schachteln gestrichen werden darf, wenn nicht noch viele ähnliche und noch schlimmere Unglücksfälle durch solche Unvorsichtigkeit entstehen sollen.

Dr. H. Hirzel.

Pariser Studentenleben.

Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Wartenburg.

Die pariser Studenten haben, oberflächlich betrachtet, wenig mit ihren deutschen Commilitonen gemein. Es gibt unter ihnen weder Corpsburschen, noch Burschenschafter; sie tragen daher auch keine Bänder und Mützen mit den Verbindungsfarben, sie haben auch keinen „Landesvater" im Hut oder Barett und auch jene altehrwürdige, auf allen deutschen Universitäten unter dem Namen „Comment" wohlbekannte Observanz ist ihnen fremd. Vor H. Heine hatten die Franzosen fast gar keinen Begriff vom eigentlichen Wesen des deutschen Studententhums und die Enthüllungen, die ihnen der Dichter des Buchs der Lieder und der Reisebilder darüber machte, waren auch nicht besonders geeignet sie aufzuklären. Ihre, aus eigener Anschauung aber entsprungenen Schilderungen dieser echt deutschen Kulturerscheinung sind höchst wunderlicher Art und selbst ihre berühmten Schriftsteller haben das innere, charakteristische Wesen unseres deutschen, studentischen Lebens so wenig erkannt und es mit einer Naivetät dargestellt, die unwillkürlich ein Lächeln entlockt. Alexander Dumas selbst entwirft in einem seiner Romane: „Dieu dispose" (Gott lenkt) eine Beschreibung deutschen, akademischen Lebens und Treibens, die wahrhaft ergötzlich-komischer Art ist, und wer jene Schilderung gelesen, wird sich nicht mehr darüber wundern, daß in Bezug auf die ars bibendi unsere Nachbarn jenseits des Rheins uns noch den Platz vor der rum- und grogtrinkenden Nation des lustigen Altenglands einräumen. Denn die Massen von Bier und Wein, welche Dumas in jenem Roman bei einem deutschen Studentencommers trinken läßt, wären hinreichend, um für einen Tag den Durst der ganzen Bevölkerung von Paris, die Garnison mit inbegriffen, zu löschen. Ein Bravourstück, welches Dumas in „Gott lenkt" erzählt, wird zeigen, welche Fähigkeiten die Franzosen uns in dieser Hinsicht zu-rauen.

Zwei alte Studenten — er nennt sie Trichter und Freßwanst — kehren von einem Ausflug nach der Stadt heim, verspüren aber unterwegs einen heftigen Durst. Nach einigem Suchen finden sie eine einzeln stehende Bauernschenke, am Neckar gelegen, in der sie jedoch nur die alte Wirthin zu Hause treffen, da der Mann nach der Stadt gegangen ist, um Kirschwasser, das ihm ausgegangen war, einzukaufen. Die beiden Musensöhne haben aber nun gerade ein Verlangen nach gebranntem Wasser und zum Glück entdeckt die Bäuerin in einem Wandschrankwinkel eine grüne, halbgefüllte Glasflasche, welche sie den Beiden redenzt. Mit großem Behagen leeren diese denn auch die Beutelle und entfernen sich mit dem Versprechen wieder zu kommen, da sie noch nie einen so kräftigen Branntwein getrunken hätten. Als der Mann endlich heimkehrt, erzählt ihm die Frau den Vorfall, aber kaum hat er die Flasche erblickt, aus welcher die Beiden getrunken, so überzieht Leichenblässe sein Gesicht und tief erschrocken

stammelt er: „Weib! was hast Du gethan? Auf welchem Rain werden jetzt die Unglücklichen unter entsetzlichen Qualen ihren Geist aushauchen. . . Du hast einen Mord auf Deinem Gewissen — denn in der Flasche war Scheidewasser." Doch wer beschreibt sein Erstaunen und das seiner zitternden Ehehälfte, als in dem Augenblick die Todtgeglaubten, welche vor ungefähr einer Stunde eine halbe Flasche verdünnte Salpetersäure getrunken haben, gesund und munter mit dem Bemerken in die Stube traten, der Branntwein habe ihnen so geschmeckt, daß sie umgekehrt, um noch einige Gläschen, falls noch welcher vorhanden, zu trinken. Wenn A. Dumas diese Anekdote von den langbärtigen Bewohnern der Ukraine und den donischen Kosaken erzählt hätte, die bei ihrem Besuch in Deutschland Anno 1813 und 14 in einigen anatomischen Museen den Spiritus getrunken haben sollen, in welchem die Monstra u. s. w. aufbewahrt werden, so könnte man sich die Geschichte schon gefallen lassen, aber ein derartiges Kunststück von deutschen Studio's ausführen zu lassen, dazu gehört eine Kühnheit der Erfindung und naive Dreistigkeit, wie sie nur dem Verfasser von Monte Christo eigen ist, der in seinen Romanen noch ganz andere Dinge möglich macht.

Doch wir wollten ja nicht von den Kunststücken des Herrn A. Dumas, sondern von den pariser Studenten erzählen, dieser immer heiteren und beweglichen Bevölkerung des Quartier latin, in dessen engen, schmalen Straßen und hohen fünf- bis sechsstöckigen Häusern diese wißbegierige Jugend Frankreichs hauset und sechs bis acht Semester ein Leben führt, welches zwischen den Hörsälen der Rechts- und medizinischen Schule, dem Prado, Ratenlagh, der Chaumière und den Restaurationen vor den Barrieren oder den Weinschenken von Maison rouge, Bercy, Auteil, Belleville und Batignolles getheilt ist. Wenn übrigens hier von den pariser Studenten gesprochen wird, so kann man natürlich nur die des Rechts und der Medizin darunter verstehen, denn die katholischen Geistlichen Frankreichs werden meistens in den Seminarien gebildet und die protestantischen Studenten der Gottesgelehrsamkeit studiren in Straßburg. Es gibt zwar auf der Universität von Paris, die im Jahre 1200 ihre ersten Privilegien erhielt, fünf Fakultäten und darunter auch eine katholisch-theologische, deren berühmter Stifter Peter von Sorbonne* war, (daher der Name: die Sorbonne) allein unter den 7000 Studenten, welche nach den neuen statistischen Angaben der pariser Universität besuchen, bilden die der Rechts- und medizinischen Schule die überwiegende Mehrzahl.

Im Monat November finden die meisten Inscriptionen statt und wenn man sich in diesen Tagen in der Nähe der verschiedenen Bahnhöfe aufhält, so kann man eine Menge junger Leute bemerken, die eben aus den Waggons gestiegen sich mit etwas schüchternem, befangenem Wesen nach einem Fiaker umsehen, der sie und ihre kleinen mit Seehundsfell beschlagenen Koffer aufnehmen soll, um sie nach dem Stadtheil auf dem linken Seineufer, dem klassischen Viertel von Paris, dem Quartier latin zu fahren.

Diese verlegenen, rothwangigen Jünglinge mit dem leichten Flaum um Mund und Kinn, in dem bescheidenen, schülerhaften Anzug, die blöde und erröthend den Blick zu Boden schlagen, wenn sie ein Blitz aus schönen Frauenaugen streift, sind die neuen Jünger der Wissenschaft, die nach bestandener Maturitätsprüfung von den Gymnasien der Provinz nach Paris kommen, ganz beständt von dem Eindruck, den die vorsündfluthliche Hauptstadt beim ersten Tritt auf's Pflaster auf sie ausübt. Aber sie sind noch nicht sechs Wochen in Paris und es ist mit ihnen eine Verwandlung vorgegangen, wie wir sie vollständiger kaum in den Metamorphosen des N. Ovidii Nasonis finden. Oder erkennt ihr, wenn ihr eines Montags oder Donnerstags durch die glänzend erleuchteten, von einer vergnügungsluftigen Menge schöner junger Frauen und Männer erfüllten Räume des Prado, des Ball Mabille oder Ranelagh geht, in jenem jungen Mann mit dem dunklen Kinnbärtchen, den weiten, buntkarrirten Hosen und dem leichten kurzen Leibrock, der so herausfordernd und unter allgemeinem Beifall und trotz des um ihn herumlungernden Sergent de ville eine sehr an den Cancan streifende Contretanz mit seinem vis-à-vis, einer allerliebsten brünetten Grisette im Rosakleid tanzt, erkennt ihr in ihm den jungen, blöden Aufkömmling wieder, den ihr vielleicht sechs Wochen mit dem Reisesack in der Hand, im ehrsamen schwarzen, langen Rock, in der Nähe des Bahnhofs gesehen habt, wie er eben aus der Provinz kam? Die Grisette, mit welcher er den Contre tanzt, ist seine Frau, seine „femme", deren Bekanntschaft er vielleicht acht Tage nach seiner Ankunft in Paris in irgend einem Theater zweiten Ranges oder auf einem Ballsaal vor den Barrieren gemacht hat. Es ist dies zwar etwas rasch gegangen — aber Paris ist wie Leipzig: „es bildet seine Leute." Es ist bekannt, daß die Grisette die unzertrennliche begleiterin des pariser Studenten ist, und während der deutsche Student, kaum angelangt in der Musenstadt, eilt, sich in ein Corps oder eine burschenschaftliche Verbindung aufnehmen zu lassen und das dreifarbige Band um die Brust zu schlingen, tritt der pariser Student in Verbindung mit einer Grisette, die von nun an sein Leiden und Freuden, sogar sein Zimmer mit ihm theilt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein über das Sittliche oder Unsittliche dieses Verhältnisses zu sprechen, aber soviel wollen wir wenigstens sagen, daß diese Verbindungen die leidenschaftliche Jugend wenigstens vor noch viel schlimmeren Verirrungen schützen. So leichtsinnig übrigens auch diese Grisetten des Quartier latin sind und so rasch sie auch den Gegenstand ihrer Neigung wechseln, so findet man doch unter ihnen hochherzige und aufopferungsfähige Mädchen, die mit ihren Geliebten nicht blos die Vergnügungen eines Carnevalsabends in der großen Oper oder die sommerlichen Spazierfahrten und Gänge nach Montmorency und dem Bois von Romainville theilen, sondern auch Mangel und Noth mit ihnen ertragen. Von vielen Beispielen nur eins, das mir in Paris erzählt wurde.

In dem sechsten Stockwerk des Hauses Nummer 32 der, unweit des College de France und der polytechnischen Schule, gelegenen Rue des Carmes, wohnte ein junger Mann, Student der Rechte im achten Semester und eine junge Blumenmacherin, Namens Clemence, die den ganzen Tag bei ihrer Arbeit sang und trällerte und glücklich war, wenn sie Sonntags mit Theodor, so hieß der Student, vor die Barriere gehen und dort unter schattigen Bäumen, auf grünem Rasen ein gedämpftes Kaninchen, Eierkuchen, gebackene Fische und Cotelettes essen, eine Flasche Macon trinken, Contre tanzen und den Abend im Gaite-Theater oder in einem Kaffeehause auf den elysseischen Feldern beschließen konnte. Dies lustige Leben dauerte so lange als Herr Theodor Durand sen., der Vater des Studenten, welcher ein ehrbarer Krämer in der Stadt Auxerre, im Departement der Yonne war und mit Wachslichtern und Senf handelte, den monatlichen Wechselschickte — es hörte aber plötzlich auf als Herr Theodor Durand jun. eines Abends, eben als er mit Clemence von einem Bal aus der Chaumière auf dem Boulevard Mont-Parnasse heimkehrte, vom Portier einen Brief mit dem runden, blauen Poststempel von Auxerre empfing, in welchem Herr Durand Vater schrieb: „Ich erwarte, daß der Herr Sohn, der nun schon sieben Semester in Paris sei, bis zum nächsten Semesterschluß das Examen bestehe, da er ihn noch bei Lebzeiten im Barreau (d. h. unter den Advokaten) sehen wolle, wozu aber, wenn es so fortgehe, wenig Aussicht vorhanden und wenn er, der Vater, auch so alt wie Methusalem würde. Inliegende Banknote von zweihundert Franken sei auch das Letzte, was der Herr Sohn von ihm vor bestandenem Examen zu erwarten habe, von diesem Geld möge er auch die Examenkosten bestreiten und nun, nachdem er, wie er erfahren, sich eine so ausgebreitete Kenntniß der Restaurationen von Paris erworben, sich eine gleich ausgebreitete Kenntniß des Code penal und Code civil erwerben u. s. w. u. s. w."

Theodor begnügte sich, Clemence nur den interessantesten Inhalt des Briefes, d. h. die 200 Frankenbanknote zu zeigen und sie zu bitten, alles Nöthige für ein feines Frühstück zum nächsten Morgen bereit zu halten, da er mehrere gute Freunde zu sich bitten wolle. Nach dem Frühstück gab es Landpartien, Theater, den Circus auf den elysseischen Feldern, in Versailles spielten die Fontainen und — ich glaube, es war gerade an dem Sonntag, wo die versailler Wasser sprangen — bald sprang auch Theodors letztes Fünffrankstück, und als er mit Clemence von Versailles nach Paris zurückgekehrt war, hatte er noch soviel, um bei einem Marchand de vin an der Barriere einen Litre blauen Wein zu bezahlen, d. h. zehn Sous. Derartige Verlegenheiten waren zwar früher auch vorgekommen, ohne daß dabei der Humor gelitten hätte, denn wozu wäre denn sonst die schöne Einrichtung — nicht des Credit mobilier, sondern des Credits bei den Wir-

* Um's Jahr 1250.

then, zu welchen Theodor in solchen Zeiten seine Zuflucht nahm, aber dieses Mal war es doch etwas Anderes, da Papa wirklich Wort hielt und keinen Centime mehr schickte.

Der warme Sommer verstrich und der kühle Herbst und Winter kamen und in dem Zimmer des sechsten Stockwerks des Hauses Nr. 32 in der Rue des Carmes war es sehr kalt und die paar kleinen Holzscheite, welche in dem Kamin glimmten, konnten mit der geringen Wärme, die sie verbreiteten, kaum die erstarrten Finger Theodors und Clemences's wärmen, welche letztere eben einen brillanten Blumenschmuck für die Toilette einer jungen, schönen Herzogin fertigte, während der erstere sich Excerpte aus den Pandekten und dem Code Napoleon machte und, da er gerade bei der Lehre von den Obligationen war, darüber nachdachte, ob er, der debitor, sich von seinen creditores, von welchen letzteren vorzüglich ein Speisewirth und ein Schneider sehr ungestüm wurden, durch ein Moratorium befreien solle, oder ob er sie durch eine cessio bonorum befriedigen — wobei freilich die Gläubiger am schlimmsten weggekommen wären — oder ob er gegen seine klagenden Gläubiger das beneficium competentiae geltend machen sollte. Theodor hatte nämlich eingesehen, daß sein Vater am Ende Recht habe und er sich einmal zum Examen bequemen müsse und arbeitete früh und spät, um das, was er des Prade und der Chaumière wegen versäumt hatte, wieder nachzuholen. Clemence aber arbeitete bis tief in die Nacht hinein, um das Geld zur Bestreitung ihrer kleinen Wirthschaft zu verdienen, da Herr Durand trotz aller Briefe unerbittlich blieb und keinen Sou schickte. Mit Hülfe des Mont de pieté, wie die Franzosen sehr euphemistisch das Leihhaus nennen, und Clemence's erhöhtem Fleiß schlugen sich die beiden jungen Leute auch bis Ostern durch — aber Theodor wußte jetzt durchaus nicht, so sehr er sich den Kopf zerbrach, ein Mittel ausfindig zu machen, um die Kosten des Examens, welche sich auf ungefähr pränumerando zu zahlende 100 Fr. beliefen, aufzutreiben. Clemence sah die nachdenkliche, sorgenvolle Miene ihres Geliebten und seine Traurigkeit fiel ihr schwer auf's Herz. Vergebens strengte sie ihren kleinen Kopf an, um zu entdecken, wie sie Theodor 100 Franken verschaffen könne, aber all' ihr Sinnen blieb umsonst. Da fällt ihr, als sie sich in dem Modewaarenmagazine ihrer Principalin befindet, um ihre Arbeit abzuliefern und neue zu holen, eine Nummer von „La Presse" mit einer Ankündigung des Besitzers vom Hippodrom in die Hände. Als Clemence diese Anzeige gelesen, stößt sie einen leisen Freudenschrei aus und eilt dann spornstreichs zum Besitzer des Hippodrom.

„Mein Herr!" redet sie ihn an, „ich habe Ihre Aufforderung gelesen und wünsche die Bedingungen zu hören."

„Wie, Mademoiselle, Sie hätten den Muth?"

„Gewiß, mein Herr, wenn ich weiß, was ich dafür erhalte —"

„Zwanzig Franken für jede Vorstellung, wobei sie sich jedoch für wenigstens fünf Vorstellungen verbindlich machen müssen."

„Wohlan! ich schlage ein; ich bin die Ihrige."

Vier Tage später bewunderte Paris im Hippodrom einen aufsteigenden Luftballon, dessen Schiffchen die Gestalt eines Panthers hatte, auf welchem ein schönes junges Mädchen als Venus lag, umgeben von vier Amoretten, reizenden, jugendlichen Mädchengestalten. Diese Venus war Clemence, welche das gefährliche Kunststück gewagt, um die hundert Franken zu verdienen, welche sie für die fünf Vorstellungen erhielt und die sie Theodor, der nichts von der Sache wußte, zum Examen gab; aber die Aufregung und die Angst waren zu stark gewesen, daß das arme Mädchen von einer tödtlichen Krankheit befallen und nur mit genauer Noth vom Tode errettet wurde. Die Geschichte ist nicht von mir erdichtet, sondern wurde mir so in Paris erzählt und später las ich sie sogar in den Feuilletons einiger pariser Blätter. Eine solche Handlung ist übrigens um so edelmüthiger, da diese Mädchen fast niemals hoffen dürfen die zukünftigen Frauen ihrer flotten Geliebten zu werden, denn sobald die jungen Leute aufhören Akademiker zu sein, hören auch diese Verbindungen auf.

Bei all' dem leichten Leben herrscht jedoch unter der studirenden Jugend von Paris ein gewisser hochherziger Geist, und obgleich durchaus keine Kopfhänger und Frömmler mit glattem Seraphsscheitel, hinter's Ohr gestrichenem, langem Haar à la Puritaner und leise flüsternder Stimme von wohlgefälligem Wandel, Erbsünde, Versucher, Buße und Reue und Bruderliebe, haben sie doch bewiesen, daß sie, wenn es gilt — und das ist bei einem Manne die Hauptsache — Kopf und Herz auf der rechten Stelle haben.

Als im Anfange der dreißiger Jahre, kurz nach der Julirevolution, die Cholera zum ersten Mal auf ihrem Weltgange nach Paris kam und die Anhänger der vertriebenen Königsfamilie, insbesondere die legitimistischen Priester die Seuche als eine Strafe bezeichneten, die der Himmel über das aufrührerische Volk von Paris verhängt habe, weil es Karl X. vom Thron gestürzt; als unwissende oder schlechte Menschen von selbstsüchtigen Zwecken, oder finsteren Absichten geleitet von Brunnenvergiftungen und ähnlichen Verbrechen redeten, um dadurch Ausbrüche des wildesten Zornes, der Wuth und Zerstörung hervorzurufen, Scenen, wie sie nur das Mittelalter zur Zeit der Judenverfolgungen gesehen hat; als dunkle, düstere Prophezeihungen vom herannahenden, letzten Gericht die Gemüther der Schwachen ängstigten und schreckten, bleiches Entsetzen sich über einen Theil der Bevölkerung lagerte, während der andere, wie es immer bei solchen furchtbaren Epidemien der Fall, in toller Hast den Becher jeglicher Lust und wilden Sinnenrausches bis auf die Hefe leerte, um sich durch den Lärm wüster Orgien zu betäuben; als alle Fremden und Reichen die verpestete Stadt verließen, die Poststanstalten und Messageries nicht genug Wagen und Pferde schaffen konnten, um alle die Flüchtigen zu befördern und die Landstraßen nach den Provinzen mit Fuhrwerken aller Art bedeckt waren, um ihre Besitzer nach ihren Schlössern, Landgütern und Villa's, überhaupt nur weg aus der vergifteten Luft von Paris zu bringen; als man die Kasernen zum Theil zu Spitälern umwandeln mußte, und kaum für schweres Geld Wärter für die Kranken finden konnte, die Aerzte aber unter der ungeheuern Anstrengung zu erliegen drohten, da erließ die medizinische Facultät und die Regierung einen Aufruf an die Studenten der medizinischen Schule, den Dienst bei den Kranken in den Choleraspitälern zu übernehmen, und den ältern Aerzten hilfreich zur Seite zu treten. Und schaarenweise drängte sich diese tapfere, wißbegierige Jugend herbei, um der tödtlichen Seuche ihre Opfer streitig zu machen, und da der rapide Charakter der Krankheit möglichst schnelle Hülfe und sorgfältige, ärztliche Ueberwachung der Leidenden erforderte, so schlugen je vier Mediziner in den Choleraſälen den Hotel de Dieu und der übrigen Lazarethe ihr Lager auf, und während zwei von ihnen fortwährend in dem Saal die Runde machten und die Kranken überwachten, schliefen die beiden Andern, bis die Reihe der Wache an sie kam, ebenso ruhig und sorglos unter den ächzenden und stöhnenden Kranken, wie in ihrem Stübchen des fünften oder sechsten Stockwerks in einem Hause der Rue de la Harpe oder St. Jacques. Hingebend und aufopfernd zeigten sie sich auch in den heißen Julitagen von 1830 und in den Februarkämpfen von 1848, wo sie mit Lebensgefahr die Verwundeten in den Straßen verbanden oder fliegende Ambulancen errichteten und die schwer Getroffenen in die Lazarethe geleiteten. Bei den Volksbewegungen in Paris spielen die Studenten der Rechts- und medizinischen Schule überhaupt eine bedeutende Rolle.

In der Führung der Waffen ist ihnen der deutsche Student übrigens durchschnittlich überlegen, da das Fechtbodenbesuchen von ihnen schon deshalb nicht so pünktlich geübt wird, weil es unter ihnen keine Verbindungen gibt, die wie bei uns, für ihre Mitglieder den Besuch des Fechtbodens zur Statuarischen Vorschrift machen. Und während die deutschen Studenten — und wenn auch nicht Alle, doch wenigstens die Verbindungsleute — auf Kerb- und Glockenschläger, stumme Säbel und Pariser sich „einpauken", wie der technische Ausdruck heißt, so ist es bei jenen blos die letztgenannte Waffe, der dreischneidige Stoßdegen, den sie auf der Mensur gebrauchen. Sie schlagen sich deshalb auch meistens ohne Binden und Bandagen und nur um das rechte Handgelenk wird ein seidenes Tuch zum Schutz der Pulsader gewickelt. Wenn man in der Nähe des Waldes von Meudon, umweit des Teichs von Villebon, südwestlich von Paris oder umweit der Kalksteinbrüche des Montmartre ein paar Fiaker halten sieht, aus welchen vielleicht sechs Personen steigen, von denen einige etwas Glänzendes unter ihren Mänteln verbergen und die dann eine einsame, zwischen Gebüschen versteckte Stelle aufsuchen, so kann man annehmen, daß es pariser Studenten sind, die mit einander contrahirt haben, und hier die Sache abmachen wollen. In das Hölzchen von Boulogne gehen sie seltener; es ist dies der Ort, wo sich die aristokratischen Kavaliere das Blut abzapfen, und wo

zuweilen einige elegante Dandys, die sich bei einem Ball auf den Fuß getreten oder von denen der Eine die Dame des Andern mit dem Ellenbogen gestreift, auf fünfzehn Schritt Barriere ein paar Kugeln wechseln, von denen die böse Welt behauptet, daß es nicht immer Bleikugeln, sondern auf Blei abgeriebene Kerkkugeln sind, die allerdings metallischen Glanz dadurch gewinnen und, sobald man sie nicht in die Hand nimmt, für Bleikugeln angesehen werden können, sonst aber sehr harmloser Natur sind. Indessen hindert dies den Dandy nicht, auf dem Café de Paris oder im Café Torteni, auf dem italienischen Boulevard, seinen Freunden auf ihr Befragen, wer er gewesen, mit einem geheimnißvollen Lächeln und martialischen Kräuseln des Schnurrbarts zu verstehen zu geben, daß er ein Spazierfahrt in's Hölzchen gemacht, um mit einem Unverschämten einige Kugeln zu wechseln. — Ob nun von Kerk oder Blei, das auf kommt am Ende nichts an, in Paris regiert der Schein ebenso und vielleicht noch mehr wie anderwärts. —

Blätter und Blüthen.

Schulen für die Natur. Auf der Insel Sicilien wächst eine Art Gras, welches im Herbste, wenn die Samenrispen desselben reif sind, ordentlich gemäht, in Garben gebunden und verbrannt wird, nicht damit es vernichtet werde, sondern Nahrung und Leben spende. Die Flamme läuft knisternd und knatternd nach durch die leichten Bärte der Samenköpfe hin und läßt diese schwach geröstet, im Innern gesund übrig. In diesem Zustande wird der Same von der ländlichen Bevölkerung Siciliens mit großem Appetit und zu ihrem Gedeihen in großen Massen gegessen. Was die Sicilianer mit ihrem Grase oder „Heusamen" thun, ließe sich auch mit andern Wiesengräsern practiciren, nur daß letztere bei uns zu inhaltlos und kleinkörnig sind, um die Mühe zu bezahlen, womit wir dann den Pferden und Schafen das Futter desselben bringen würden, um uns einige Körnchen aus der Asche herauszupicken. Trüge bei uns nun das Gras so große Köpfe, wie Mais oder blos wie Weizen und Gerste, würde das Vierzeschenbrot überall für 6 Pfennige zu haben sein. In Zeiten der Noth haben übrigens nicht blos König Nebukadnezar, sondern ganze Völker Gras gefressen und sich so bis zur nächsten Ernte erhalten. Im Allgemeinen enthalten die Samenkörner des Grases dieselben nährenden Bestandtheile wie Kern und Weizen.

Der botanische Name des erwähnten sicilianischen Grases ist Aegilops oder Ziegenauge. Um das ganze mittelländische Meer herum wachsen drei Arten desselben, besonders auf den heißen, trockenen, sandigen Ebenen, selbst auf verlesenem, vulkanischen Boden, zu dessen hungriger und verdursteter Unfähigkeit, zu athmen und zu leben, sie oft einen heiter wogenden, duftig ernährenden Gegensatz bilden. Die Aegilops gedeihen leicht, sogar noch mit ihrem Boden und in bessen völlig ausgeleerter Kasse Spott und zeigt, daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch Schmarotzer ernähren kann. Sie sind freiwillig aus ihrer Wurzel eine andere Art, die weizenartige Triticoides, hervorschießen, sich nähren, blühen und reifen. Ein merkwürdiger, harter, lustiger Proletarier dieses „Ziegenauge" und ein Genie, dem so lange nur die Erziehung fehlte, um alle seine Tugenden zu entwickeln und zu bewerthen. Die Natur besorgt der Schule und Erziehung des Menschen; sie sieht sich darnach. Es ist die Aufgabe und Sehnsucht aller ihrer Kinder, zu Menschen zu werden, die sie dann auch, wenn sie ihr Werk gethan haben, mit Liebe wieder in ihren Schooß aufnimmt, um sie tausendfach wieder zu beleben und an das schöne warme Sonnenlicht empor zu tragen.

H. Heine läßt einen Ritter am öden Meeresstrande entschlummern. Die Meeresgöttinnen und Strandnymphen stellen sich liebend und schmeichelnd um ihn herum, betrachten und bewundern seine Schönheit, zupfen ihn am Barett, sogar am Barte, die eine zieht sogar sein Schwert heraus, und darauf gestützt, betrachtet und bewundert sie ihn mit besonderer Innigkeit und Hingebung, bis sie, ganz ihrem Herzen folgend, ohne Ziererei ausruft: „O wärst Du doch mein, o wie ich Dich liebe, Du holde Menschenbildsule!"

Um aus dieser poetischen Sphäre wieder in die Praxis und in unsern prosaischen Fall zurückzulenken, sehnt sich auch das Viehsutter Menschenfutter zu werden. Jeder will gern vorwärts und empor und einen bessern Titel, warum nicht auch das Gras? Es haben sich auch einige gute Erzieher und Lehrer für dasselbe gefunden, besonders für diese Aegilops, zunächst M. Fabre, ein gebildeter Pädagog des Grundes und Bodens zu Agde im südlichen Frankreich. Von der Thatsache ausgehend, daß Aegilops zu den Lieblingskindern der Ceres, den Cerealien gehöre, wie Korn und Weizen, nahm er Aegilops ovata in die Schule, um ihre nahrungsspendenden Neigungen und Fähigkeiten auszubilden. Im Jahre 1845 legte er die erste Schule an, ein Stück Boden, durch hohe Wände geschützt und in gehöriger Entfernung von andern Grasarten. Die gesäeten Pflanzen wuchsen bis 24 Zoll hoch und reiften im Juli des folgenden Jahres mit einem Ertrage von 5 zu 1. Im Naturzustande wächst die Pflanze höchstens 9 Zoll hoch; ihre Stengel krümmen sich und bringt nur zwei Körnchen in jedem Aehrenkopfe zur Reife, oft nur eins. Die Stengel sind ungemein spröde und die reifen Aehren schwärzen sich und fallen, wie Blätter vom Baume. Auch in dieser Beziehung bemerkte Fabre wenn an seiner ersten Ernte bedeutende Verbesserungen. Der Ertrag [illegible] wonnener Saat war 1840 bekanntlich schon weizenartig, 1841 trotz der Körner schon ganz wie kleiner Weizen auf, mit sehr abgekürzten Bärten. Im Jahre 1843 schossen die Stengel drei Fuß hoch und dabei stärker, als in jedem Jahre vorher; die Körner waren dicker und gehaltvoller. Ein Korn hatte 380, ein anderes sogar 450 Kinder zur Reife gebracht. Im Jahre 1845 erntete Fabre zum ersten Male ganz vollkommen Weizen, der jenigen „ersten Kindern" Häuptern seines Grases. Die bei Einwohnern Kinder desselben bringen seitdem stets wieder ganz neuen Stoff zu dem feinsten Kuchen.

Wir haben hier eins der merkwürdigsten Phänomene von Kinderziehung vor uns. In sieben Jahren werden die inhaltarmen Grashörnchen zu Fülle und Noblesse des höchsten Adels unter den Cerealien erhoben. Blos der gewöhnliche Gymnasialcursus, der nach sieben Jahren erst ziemlich ungeschliffene Edelsteine von Jünglingen „Klimmeltürken" an die Universitäten abliefert. Die sehr schöne Sache ist auch insofern interessant, als sie den Zweifel über den Ursprung unseres Weizens gelöst haben wird. Botaniker haben oft behauptet, unser Weizen sei einst ein armer, roher Bewohner heißer Ebenen Siciliens, Indiens und Babyloniens gewesen. Wir haben jetzt die Bestätigung. Sie brauchen keine ursprünglichen Barietäten mehr anzunehmen. Der Weizen ist ein erzogener, cultivirter Sohn der Wildniß und stammt aus dem Boden, wie in unser höchst eigenes Geistesadel. In Frankreich gilt unter den gelehrten Agriculturisten schon allgemein die Ansicht, daß alle Weizenarten Kinder des mittelländischen, sicilischen Aegilops sind.

Von 1845 an säete Fabre seine gebildeten Ziegenaugen auf sein Feld und zwar zwischen Weinberge an Landstraßen hin, mit einem mittelschnittlichen achtfachen Ertrage, ohne Verschlechterung und ohne irgend eine Neigung der Pflanze, in den rohen Naturzustand zurückzufallen. Die blonde Bieten Egyptens läßt sich rasiren, bald er in Europa einheimisch wird, und statt sich, wie die englischen Gentlemen, im reinsten Wasser, täglich zweimal zu rasiren, läßt er sich lieber seinen Bart mehr wachsen, um die so gesparte Kraft zu Mehl zu verwenden. Unter dem gemeinen Volke findet man die Sage, daß Scaramouche in nassen Jahren zu Riegras werde. Das ist nicht wahr, aber etwas ist's, daß, wenn man die gebildete Natur minder roh, tyrannisch oder gar zu behandeln anfängt, sie in ihre Rohheit wieder zurückfällt, wie auch Menschen nicht absthören können, wenn Rohheit und Ungerechtigkeit den Scepter über ihnen schwingen.

Fabre hat seinen Bericht über die Gras- in Weizen-Verwandlungsschule mit dem Rathe geschlossen, man solle den gewöhnlichen Saatdurchweg biennal, zweijährig, behandeln, d. h. im Herbste säen und im nächsten Frühherbste ernten. Diese Behandlung lohne mit reichlicherem Ertrage und besserer Qualität. Letzterer Rath ist durchaus Sache der Herren vom Fache und hängt wohl mehr vom Klima und Boden ab, so daß er hier gut und dort schlecht sein kann.

Wir begnügen uns mit dem Falle im Allgemeinen und seiner Moral. Natur und Menschen müssen gegenseitig bei einander in die Schule gehen.

Aus der Criminalstube!

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen an das geheime Inquisitionsverfahren.

Strafrechtsfälle aus den Untersuchungsakten dargestellt von **W. Th. Kritz**, Criminalamtsaktuar in Leipzig.

1. Bchn. geh. 10 Bogen 12 Ngr.

Diese Schrift, welche sich ebenso wohl durch die Gründlichkeit ihrer juristischen Behandlung, wie durch gute Auswahl der betreffenden Fälle auszeichnet, wird von allen Juristen und überhaupt allen Freunden der „criminalistischen Literatur" mit großem Interesse gelesen werden. Das erste Bändchen enthält nur Leipziger Fälle: Auguste J—r. Mord. — E. R. Lorenz. Raubanfall und Mordversuch. — Die Ermordung der Wittwe Friese zu Leipzig.

Aus der Fremde Nr. 34 enthält:

Bericht der baytischen Minister über den Zustand des Landes. — Reiseabenteuer aus Tapajos. — In einer centralamerikanischen Silbergrube. Mit 2 Abbildungen. — Onkel Tom in seiner Heimath. — Aus allen Reichen: Drei große Unglücksfälle in Amerika in einem Tage. — Pulkanausbruch auf den Sandwichs. — Die größte Fabrik. — Allerlei Neues.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 35. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Schlüssel zum Engpaß.

Erzählung eines alten Tyrolers.

Lenore war in den westlichen Gebirgen der Schweiz geboren. Als sie das dreiundzehnte Jahr erreicht hatte, heirathete ihre Mutter, die Wittwe war, einen Tyroler und verließ ihre Heimath für immer.

Diese Heirath war nicht nach dem Sinn von Lenorens Bruder, der mit ihr in derselben Stunde geboren war und den sie mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit liebte. Ehe daher noch das Ehepaar die Hälfte der Reise nach unserm Thale zurückgelegt hatte, wanderte er nach Norden und trat in bairische Dienste.

Lenore weinte eine Zeit lang bitterlich über seinen Verlust; allmälig tröstete sie sich, als sie hörte, daß er Soldat geworden sei und hin und wieder auf allerlei Umwegen noch Zeichen seines Andenkens zu ihr gelangten.

Bald kamen auch eigne Herzensangelegenheiten, denn Lenore war zur Jungfrau herangewachsen und Hans fand das Lächeln des fremden Mädchens noch verlockender als die Gemsenjagd. Er war der verwegenste Jäger und der sicherste Schütze im Thale, und da er jung und schön und dabei aufrichtig und edeln Herzens war, so billigte man die gegenseitige Liebe des schönen Paares in der ganzen Gemeine; wir betrachteten Lenore bereits als eine der Unsrigen und sie galt allgemein für das schönste Mädchen im Thale.

Zwischen die Freierei und die Hochzeit fiel aber die Mißhandlung unseres Landes und die Rache. Selbst unsere alten Felsen färbten sich roth von dem Wiederschein der Alarmfeuer und unser Bergstrom noch röther von dem Blut unserer Angehörigen und ihrer Freunde.

Da war nur ein Herz im Dorfe, welches nicht fühlte wie die andern und dies war Lenore's. Ihr Bruder war bairischer Soldat und obgleich sein Regiment noch nicht zu dem Heuschreckenschwarm gestoßen war, welcher die Früchte unserer Thäler aufzehrte, so stand es doch nahe an der Grenze und konnte bald in Tyrol erwartet werden.

Lenore dachte an all' diese Dinge, bis sie beinahe wahnsinnig wurde. Bei den Versammlungen in unserem Dorfe lauschte sie mit glühenden Wangen auf die Reden ihres jungen Geliebten, mit denen er, gleich wie mit einer Trompete, die Herzen seiner Kameraden erregte; aber wenn sie allein war, dann weinte sie, als wolle sie nimmer wieder aufhören.

Es war nicht eben sonderbar, daß sie befürchtete, ein Grenzregiment möge durch einen der großen Pässe marschiren, die in das Innere des Landes führten; aber daß sie hoffen konnte, ihren Bruder zu sehen, — ihn aus einem Corps von vielen Tausenden herausfinden, die vielleicht in geschlossener Kolonne marschirten, oder Zoll für Zoll ihren Weg erkämpften, — und sich einzubilden, ihn unter solchen Umständen für die Sache der Ehre und Freiheit gewinnen zu können, muß sicher einer Art von Wahnsinn zugeschrieben werden.

Sie war selten zu Hause. Sie brachte ganze Tage und manchmal ganze Nächte damit zu, durch die Pässe zu wandern und den Schritten des Krieges zu folgen. Sie sprach selten und aß kaum genug, ihr Leben zu erhalten, und wenn die Natur sie zu einem fieberischen Schlafe zwang, fe fuhr sie nach wenigen Minuten unerquickt daraus empor, als ob sie sich ihre Nachlässigkeit verwerfe. Allmälig erlangte sie solche Kenntniß der wilden Lokalitäten in diesem Theile des Gebirges, als nur irgend Jemand jemals besessen hat.

Unterdessen füllte sich unser Thal mit Kriegsleuten, denn Hofer und seine Gefährten sammelten sich in großer Anzahl, um die Pässe des Brenners zu bewachen. Dies ist der Hauptweg in das Innere des Landes und die Landstraße nach Italien.

Lenore war die wachsamste und, man muß sagen, die geschickteste der tyrolischen Schildwachen; denn ihre Fähigkeiten waren durch Uebung erhöht und aufgeregt durch die stärksten und heiligsten Gefühle, welche das Herz eines Weibes bewegen können.

Der Hauptpaß und der einzige von dem man meinte, daß er einem bedeutenden Truppencorps den Durchgang erlaube, war nicht so sehr der Gegenstand ihrer sorgfältigen Aufmerksamkeit, als die kleineren Gebirgsschluchten, die nur dem Gemsjäger bekannt sind. Sie kam zu diesem Verfahren durch den Gedanken an die blutige Lehre, welche der Feind kürzlich erhalten hatte und bildete sich ein, daß, während er den Hauptpaß angriff, er auf andern Wegen das verhältnißmäßig kleine Truppencorps der Tyroler zu umzingeln versuchen würde. Wurde dies Manöver beschlossen, se war es wahrscheinlich, daß ihres Bruders Regiment mit der Ausführung beauftragt werden würde, denn es war gänzlich aus Bergbewohnern, meistens Schweizern gebildet, welche an Klippen und Bergströme von Jugend auf gewöhnt waren. Was sie indessen dabei in etwas beruhigte, war der Umstand, daß es nur einen einzigen Paß gab, durch welchen eine zu diesem Dienst ausersehene Kolonne frei genug passiren konnte, um von irgend welchem Nutzen zu sein, und diesem Fleck widmete sie daher ihre ganze Aufmerksamkeit.

Man hatte noch keine bestimmte Nachricht erhalten, ob die

bairischen Truppen, die nach dem Brenner marschiren sollten, schon von Innsbruck aufgebrochen wären, allein man erwartete sie jeden Augenblick. Lenore begab sich wie gewöhnlich bei Tagesanbruch auf ihren Posten und setzte sich hinter einen Felsen, von dem aus sie den Engpaß übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Alles war Stille und Einsamkeit wie bei ihren frühern Wachen; aber endlich entdeckte ihr scharfes Auge zwischen den entfernten Felsen eine springende Gemse, deren eigenthümliche Bewegung darauf schließen ließ, daß sie Menschen gesehen oder gehört habe. Es verging noch eine Stunde und endlich sah sie eine menschliche Gestalt in derselben Richtung. Diese Gestalt blieb zwei Stunden auf demselben Fleck, setzte sich auf den Felsen und schien ein Ziegenhirt zu sein, der seine Heerde überwacht; dann verschwand sie.

Einige Zeit darauf sah sie dieselbe Gestalt in der Nähe des Engpasses, wo sie sich selbst verbergen hielt. Der Mann war in der Kleidung eines ärmeren Gebirgsbewohners und mit Angelgeräthschaften versehen. Er legte sich endlich am Rande des Bergstromes nieder und schien an nichts weiter zu denken als daran, wie er ein Mittagessen erhalten könne, ehe die Sonne hoch genug heraufstieg, um jede Wahrscheinlichkeit auf Erfolg zu vernichten.

Erst als es Mittag war und die ganze Natur von der Hitze ohnmächtig schien, erhob sich der Fischer und stieg schnell die Seite der Schlucht hinauf. Es geschah dies nicht, um unter einem der Bäume Schutz vor der Sonne zu suchen; denn er erschien und verschwand bald hier und bald da, überschritt einige Mal den Bergstrom und stieg dann wieder so hoch hinauf, daß man ihn am Rande des Horizonts sehen konnte, aufrecht und stillstehend zwischen den Lärchen, mit denen die Höhen besetzt waren.

Mehr als einmal war er über eine Stunde lang unsichtbar, aber wenn er wieder zum Vorschein kam, war er stets Lenoren näher.

Endlich sank die Sonne langsam hinter das Gebirge und der Mantel der Nacht breitete sich rings umher. Sie fuhr noch fort zu spähen, allein mehr mit dem Ohr als mit dem Auge, und als endlich der zögernde Mond am Himmel heraufstieg, hatte sie die Ueberzeugung, daß der spähende Schatten noch immer umher schwebte.

Bald entdeckte ihr geübtes Ohr die Schritte eines Mannes und das Knacken der Zweige, wie er zwischen den Bäumen emporkletterte; aber der Himmel war nun so mit Wolken bedeckt, daß der Mond, obwohl beinahe voll, die Scene nur spärlich beleuchten konnte.

Durch das Geräusch naher Schritte erhielt sie die Ueberzeugung, daß der Spion in der Nähe und daß das Geheimniß des Engpasses, welches er nach ihrer Ueberzeugung suchte, nahe daran war, entdeckt zu werden.

Der Felsen, hinter welchem sie verborgen war, schien die Schlucht mit einer unübersteiglichen Barriere zu verschließen und für jeden, der sich nicht ganz genau gerade an dem Flecke befand, war es schwierig, wenn nicht unmöglich, zu muthmaßen, daß ein schmaler Pfad um den Fuß dieses Felsens herumführte und den Eingang in die ganze Schlucht eröffnete.

Lenore starrte mit Leib und Seele durch die Spalte, welche durch zwei sich nicht vollkommen berührende Felsen gebildet wurde, und die ihr bis dahin als Beobachtungsfenster gedient hatte; aber als ein Ton, welcher dem Schnaufen eines Menschen oder eines Thieres glich, ihr Ohr erreichte, stand sie, dazu durch einen unwiderstehlichen Antrieb gezwungen, plötzlich auf und sah, sich über den Abgrund lehnend, auf den Pfad hernieder.

Gerade in diesem Augenblicke tauchte der Mond aus seinem Wolkenschleier hervor und erhellte den Fleck so deutlich wie mit Tageslicht. Ein Mann stand unten, mit aufwärtsgerichtetem Gesicht und einer Hand auf dem Kolben einer Pistole in seinem Gürtel, als ob er durch das geringe Geräusch, welches sie gemacht hatte, beunruhigt worden wäre. Der Mann war ihr Bruder!

Ein unwillkürlicher Freudenschrei war die erste Auswallung, der sich Lenore bewußt war. Es war ihr Bruder — ihr Zwillingsbruder! Sein Gesicht war gleichsam ihr eignes Spiegelbild in irgend einem schwarzen See, der von Felsen überschattet ist!

Es ist unmöglich zu sagen, welches die Gefühle des bairischen Soldaten bei diesem Begegnen waren; aber aus dem stillen Anschauen beider ist es wahrscheinlich, daß er entweder mit seiner Schwester sympathisirte, oder daß eine Anwandelung eines abergläubischen Entsetzens ihm für den Augenblick Sprache und Bewegung nahm. Im nächsten Augenblick hörte man in der Ferne ein leises Pfeifen; der Mond verschwand ebenso plötzlich wieder als er erschienen war und der Spion, der schleunigst die Seite der Schlucht hinabglitt, verlor sich zwischen den Bäumen, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Lenore wartete eine Weile. Sie wagte es sogar endlich, den Namen ihres Bruders zu rufen, allein der mürrische Widerhall von den Felsen war die einzige Antwort, und als dieser Laut murmelnd erstorben war, sprang sie vor Angst und Bangigkeit in die Höhe.

Was sollte sie thun? Sollte sie den Baiern gestatten, gleich einem Strom von Blut und Feuer durch das Thal, ihrer theuren Heimath, zu streichen? Sollte sie die Sache aufopfern, um welcher das Leben ihres Geliebten identisch war? Oder sollte sie ihren einzigen Bruder den Feinden opfern, die nach seinem Blute dürsteten?

In den Kampf ihrer Gefühle mischten sich selbst einige edelsten Nationalgeistes, welcher den Handel veredelt, durch den der Schweizer seinem Herrn sein Blut verkauft. Ihr Bruder, so schien es, hatte das Vertrauen seines Offiziers; da man ihn so sehr umstreichen ließ, mußte er den Ruf der Treue und des Muthes erlangt haben; er war auserwählt worden, mitten unter tausend Gefahren einen Weg für seine Kameraden auszuspähen und vielleicht das Unternehmen zu leiten.

Lenorens Herz verlangte nach ihrem Bruder, ebenso wie das Herz einer Mutter nach ihrem einzigen Sohne schmachtet. Sie dachte, wie er gewachsen seit sie ihn zuletzt gesehen — wie stark er geworden war — wie stolz von Ansehn und wie schön und tapfer! — und Thränen der Liebe und des Stolzes flossen aus ihren Augen.

Diese Thränen schmolzen indessen nicht den Entschluß hinweg, den sie gefaßt hatte. Mitten in der Nacht klopfte sie an das Fenster von Hansens Schlafkammer in seiner einsamen Hütte.

Als der junge Mann sie bei dem schwachen Schein des Mondes erblickte mit ihrem blassen Gesicht und gelösten Haar, welches über ihre Schultern flatterte, glaubte er, daß ein Geist vor ihm stände und mußte sich vor Schrecken am Fenster halten, während er ein Stoßgebet an die Mutter Gottes murmelte.

„Sei nicht erschrocken," sagte sie, „lieb' Dich an, bewaffne Dich und folge mir ohne ein Wort und auf der Stelle." Sie setzte sich dann nieder und lehnte sich erschöpft gegen die Mauer, bis ihr Geliebter fertig war. Als er stille herauskam, sprang sie auf und glitt vor ihm hin bis sie den Fleck erreichten, wo sie ihren Bruder gesehen hatte.

„Hans," sagte sie, „für lange Erklärungen ist keine Zeit übrig. Die Baiern sind nahe: wie nahe, weiß ich nicht — aber näher als Du denkst. Während der Hauptpaß angegriffen wird, soll eine Abtheilung um diesen Felsen herum schleichen und von der Höhe ihrer eignen Gebirge wie ein Geier auf die Treuler stürzen. In dieser Abtheilung — wahrscheinlich an ihrer Spitze — wird mein Bruder sein!"

Sie hatte kaum ihre Rede geendet, als Hans zum Fuße des Felsens hinunterspran und sich in einem Augenblick von der Zugänglichkeit dieses Passes überzeugte.

„Du hast unser Dorf, vielleicht unser Land gerettet, Lenore," sagte er, als er zurückkehrte.

„Höre, ich habe noch etwas zu sagen."

„Sprich, während wir gehen; stütze Dich auf meinen Arm und laß uns so schnell nach Hause, als es Deine Kraft erlaubt."

„Ich will es hier sagen. Ich kann nicht mit Dir gehen, denn ich bin gänzlich erschöpft und wenn ich es auch könnte, ich wollte nicht. Ich habe Dir gesagt, mein Bruder wird in der Abtheilung sein. Wird er durch Dich oder Deine Kameraden getödtet — oder verwundet, nur eine goldene Locke auf seinem theuren Haupte verletzt —"

„Lenore, was meinst Du?"

„Höre!" und sie kniete auf den Felsen nieder, auf welchem sie stand und erhob ihre Hände zum Himmel: „wenn ein Blutstropfen meines Bruders vergessen wird, so schwöre ich —"

„Höre mich schwören!"

„Schwöre nicht! Du wirst handeln, ich weiß es, wie es sich für einen Mann und einen Tyroler schickt; was mich anbetrifft, so habe ich auch meine Pflichten. Ich schwöre, wenn ihr

Entdeckung, die ich nun gemacht habe, den Verlust von meines verstorbenen Vaters Sohn — meines einzigen — meines Zwillingsbruders zur Folge hat, — dann soll sich eher die Hölle mit dem Himmel verbinden, als das Blut unserer Geschlechter! Es ist keine schwere Sühne, Hans, der Verlust selbst einer so treuen Hand als dieser — und vielleicht würde ich als fromme Schwester sie durch meine Thränen und meine Gebete zu erleichtern versuchen. Aber ich weiß, daß Du eben so zärtlich als tapfer bist; ich weiß, daß wenn Dein Auge auf seinem Gesichte ruht, welches Du durch das meine erkennen kannst, Du daran denken wirst (und sie ließ sich von ihrem Geliebten an seine Brust drücken, während ihre Stimme durch Thränen erstickt wurde, die sie nicht länger zurückhalten konnte) — daß Du daran denken wirst, daß er — der Bruder Deiner Lenore ist!" —

„Möge mich Gott verlassen," schrie Hans, „wenn ich es nicht thue! Der Arm soll verdorren, der anders auf sein Haupt fällt als in Güte und Gnade!"

Er hatte kaum geendet, als ein ferner Kanonendonner das Anrücken des Feindes verkündete, der bereits die Außenposten der Tyroler angegriffen hatte. Hans drückte seine Geliebte an sein Herz, küßte ihre blasse, feuchte Wange und sprang über die Felsen hinweg zum Sammelplatze seiner Kameraden.

Als Hans das Hauptquartier der Tyroler erreichte, fand er Alles in guter Ordnung. Hofer war von seiner zuverlässigen Schaar umgeben; jeden Augenblick kam ein Bote mit Nachrichten an; die Bewegungen der Baiern waren so gut bekannt, als hätte man ihre ganze Armee vor Augen und kein anderes Gefühl ward in den Reihen der Tyroler laut, als Ungeduld.

Einige kleine Abtheilungen waren abgesendet worden, um den Feind bei seinem Eintritt in die Gebirgsthäler zu beunruhigen; allein es war beschlossen, daß das Hauptcorps einen entscheidenden Kampf in der vortheilhaften Stellung versuchen sollte, die es gegenwärtig einnahm.

Unter diesen Umständen machten die Nachrichten, welche Hans brachte, wenig Eindruck auf die Anführer. Er hatte keine andere Gewährschaft als die eines Mädchens, welches als halb närrisch galt und deren Bruder vor allen Dingen in bairischen Diensten war. Außerdem war Hans zu glücklich auf der Jagd und bei den Preisschießen gewesen, um ohne Feinde zu sein, und das Resultat seiner Mittheilung war ein Befehl, entweder zu den Plänklern zu gehen, oder hinten zu bleiben.

„Ihr werdet dies bereuen!" sagte der Gemsenjäger, als er seinen Hut ärgerlich in die Stirn drückte und sich anschickte, fortzugehen. „Ich für meinen Theil habe kein Recht, mein Vaterland zu verlassen, weil seine Angelegenheiten durch unsichtige oder eigensinnige Leute geführt werden. Ich gehe, um wenigstens eine treue Brust zwischen den Tyrannen und sein Opfer zu werfen."

Eine Stunde, nachdem er den Rath der Anführer verlassen hatte und Lenore allein in ihrer Wohnung saß, hob sich die Klinke und Hans, dem sein Lieblingshund folgte, trat mit schnellen aber nicht übereilten Schritten herein.

„Lenore," sagte er ihre Hand ergreifend und sorgenvoll in ihr abgezehrtes, marmorbleiches Gesicht blickend, „sind die Nachrichten, die Du mir gabst wahr, so wirst Du mich nicht mehr wiedersehen. Nimm diesen Hund, laß ihn mir nicht dahin folgen, wo vielleicht ohne ihn zu viel Todte sein werden. Lenore, falle ich, so hab' ihn meinetwegen lieb und glaube bis zum letzten Augenblicke Deines Lebens, daß Du, nach meinem Vaterlande, mir das Theuerste auf der Welt warst." Während er so sprach, küßte er ihre blassen Lippen und ging.

„Hans!" rief sie aufspringend und ihm zur Thüre nacheilend, „denke daran, daß Du Lenorens Leben bist!"

„Lebe wohl — lebe wohl!" — Der Hund winselte und heulte vorwurfsvoll, als er sich von seinem Herrn getrennt sah; Lenore warf sich auf die Knie, um ihren sinkenden Muth durch Gebet aufzurichten.

Schrecklich verging der Tag und Lenore, welche durch ihr Gebet Ruhe gefunden hatte, wurde auf's Neue durch Gedanken emporgeschreckt, welche sich dunkel und unbestimmt gleich Gespenstern in ihrem Traum erhoben. Diesen Augenblick horchte sie, ob sie nicht irgend einen unterscheidbaren Laut von der Schlucht her vernehmen könne, — im nächsten lief sie an die Thür, als sei sie entschlossen, ihrem Geliebten zu folgen und sein Schicksal zu theilen. Eine geheimnißvolle Ahnung hielt sie jedoch stets zurück; wenn sie ihre Hand zur Klinke erheben wollte, so zitterte sie und es fehlte ihr der Muth sie zu öffnen, und endlich setzte sie sich wieder, denn ihre Beine konnten sie in der That nicht länger tragen, und versank in eine Art von Gefühllosigkeit, welche — wenn dergleichen möglich ist — gleich Elend ohne Bewußtsein zu sein schien.

Aus diesem Zustande ward sie emporgeschreckt durch ein Geheul von Hausens Hund, das durch das Haus erschallte. Das Thier hatte lange Zeit in tiefem Schlaf gelegen; allein durch einen Traum erweckt, sprang es auf und blickte ernsthaft und jammervoll in Lenorens Gesicht. In diesem Augenblick durchkreuzte der Gedanke an ihren Bruder ihren Kopf. Ihr Herz klopfte heftig, denn sie hatte, seit Hans sie verlassen, nicht an ihren Bruder gedacht.

„O heilige Mutter Gottes!" rief sie fast kreischend, „wenn er falsch sein könnte, — und ich habe das Blut meines Zwillingsbruders für einen Kuß verrathen! Warum heulest du, stummer Zeuge? Warum, mein treues Thier?"

Der Hund winselte, leckte ihre Füße, und kroch dann auf dem Bauch zur Thür.

„Geh — fliege und ermahne ihn, den Bruder seiner Lenore zu schonen!" rief sie, und mit fieberhaft gerötheten Wangen und dem Feuer des Wahnsinns im Blick öffnete sie die Thür, und als der Hund mit freudigem Gebell davon sprang, sank sie in einen Stuhl und brach in ein schreiendes, hysterisches Gelächter aus, welches weithin im Dorfe gehört wurde.

Hans hatte unterdessen, wie gewöhnlich bewaffnet, allein den Weg nach dem geheimen Engpaß eingeschlagen. Er lag hier zwei Stunden lang unter demselben Felsen, der Lenoren als Beobachtungsplatz gedient hatte, in der Absicht, mit seiner nimmer fehlenden Büchse die Führer der Baiern wegzublasen, wenn sie vorrückten, und dann mit dem Schwert in der Hand den Engpaß so lange zu vertheidigen, als seine Kräfte ausreichen würden.

Dadurch wurde für seine Landsleute wenigstens Zeit gewonnen, denn der Pfad war so eng, daß er es nur mit einem der Feinde auf einmal zu thun haben konnte. Kein Feind zeigte sich jedoch; allmälig bezog sich der Himmel immer schwärzer und es fing an zu regnen, als ob Himmel und Erde zusammen kommen wollten.

Hans ward ungeduldig. Er fing fast an, die erhaltene Nachricht zu bezweifeln, stand endlich von seinem Lager auf und in das Dickicht von Föhren und Lärchen lauschend, beschloß er, die Schlucht bis zu ihrem Ende auszukundschaften, um entweder mit den Baiern zusammenzutreffen, oder sich zu überzeugen, daß Lenore sich geirrt habe.

Er war noch nicht weit gegangen, alle Augenblicke horchend und um sich schauend, wie ein Wild aus seinem Lager, als ein dumpfes unbestimmtes Gemurmel im Grunde der Schlucht ihn überzeugte, daß die Zeit und die Feinde gekommen wären. Sie wurden ihm durch eine Reihe von Felsen verborgen, welche über den Fluß hinweg hingen, und trocken wahrscheinlich mühsam längs des Randes des Wassers — wenn nicht die bisherige Dürre, die erst seit den letzten zwei Stunden unterbrochen war, ihnen einen breiteren Weg für ihren Marsch vorbereitet hatte.

Da der Streifen von Dickicht ohne Unterbrechung von dem Platze, wo er stand, bis zu dem fortlief, den er sich zum Schauplatz seines Kampfes ausgewählt hatte, so war der Weg ohne Gefahr, und selbst wenn der Zwischenraum weniger gedeckt gewesen wäre, so war es bei der Plötzlichkeit und Heftigkeit des Regens nicht unwahrscheinlich, daß die Gewehrschlösser seiner Feinde durchnäßt waren, da die Baiern in solchen Dingen in ihrer Ausrüstung weit weniger vorgesehen waren, als die tyroler Jäger.

Hans entschloß sich daher, die Seite der Schlucht hinabzugleiten, um durch die Zwischenräume der Felsen einen Blick auf die Truppen zu erlangen, gegen deren Uebermacht er kämpfen sollte, und im Fall der Entdeckung verließ sich der Gemsjäger auf seine Büchse und auf die Schnelligkeit seiner Füße.

Als er den Rand des Dickichts erreicht hatte, fand er, daß zwischen demselben und dem Felsen noch ein beträchtlicher Erdabhang lag, von welchem der Regen den Pflanzenwuchs hinweggespült hatte. Während er überlegte, ob es möglich sein würde, ihn im Fall der Entdeckung mit genügender Eile wieder zu erklimmen, brach der Baumast, an welchem er sich hielt und er schnurrte — nicht ganz willenlos, aber doch ohne die Vorsicht, die er sonst angewendet haben würde — bis an den Rand des Fel-

fens, gegen den er mit solcher Gewalt anrannte, daß sich ein Stein ablöste und hinunter fiel.

Der Blick, den er auf das Bette des Flusses werfen konnte, bevor er seinen Kopf zurückzog, war zwar nur ein blitzschneller, allein er war hinreichend, ihn für seine Heimath zittern zu machen. Volle siebenhundert Mann waren unter ihm, die mit so regelmäßiger Ordnung am Rande des eingetrockneten Flusses marschirten, als sei ihr Weg eine Landstraße. Ihre Gewehre gliperten auf ihren Schultern und sowohl die Ausrüstung wie der Anblick und die Haltung jedes einzelnen Mannes verrieth die geübten Lohnkämpfer.

Das Fallen des Steines schien durch die Leute, welche die Vorhut bildeten, bemerkt zu werden; allein es ward wahrscheinlich der Heftigkeit des Regens zugeschrieben, der noch fortwährend niederströmte. Der Umstand diente jedoch als Vorwand, einen sich erhobenen, lärmenden Streit mit großer Erbitterung fortzusetzen, und augenblicklich konnte Hans hören, wie das Wort „Halt" von Kompagnie zu Kompagnie gerufen wurde und das ganze Truppenkorps stehen blieb.

„Beim Teufel," sagte eine rauhe Stimme an der Spitze, „ich will Niemand zu Gefallen so toll und blind vorwärts gehen. Himmel Donnerwetter! Was sollen wir hier, wenn unsere Kameraden an der andern Seite der Berge an der Arbeit sind?"

„Und dann," setzte ein Anderer hinzu, „wenn wir ankommen (und es hat nicht den Anschein, als wenn wir überhaupt ankommen werden), nachdem der Hauptpaß genommen ist, werden dann nicht selbst die versprengten Ueberreste der Tyroler stark genug sein, uns in Stücke zu hauen?"

„Aber das ist noch nicht Alles," stimmte ein Dritter ein, „obgleich das, beim Teufel, richtig genug ist! Ich selbst sah einen Stein von diesem Felsen hier fallen oder vielmehr ich fühlte ihn; doch das ist nicht hin noch her. Wir Alle kennen die Pfiffe von diesen Malefizbauern, die von Ehre und Kriegsgebrauch nichts wissen, und einen Offizier niederschießen, wie ich einen Wolf wegpaffen würde. Nun ist die Sache die: wird unser Führer weggeblasen, ehe wir den Punkt erreichen, den er den Schlüssel zum Passe nennt, wer, zum Teufel, soll uns denn das Schloß aufschließen? Wenn unser General sich nicht stark genug hielt, den Feind auf ehrliche Weise mit uns zu schlagen — wie wird es ihm ohne uns gehen? Und endlich — Himmel Donnerwetter! — wenn wir nicht in Sterzing zur Nacht essen, wo werden wir denn überhaupt etwas bekommen?"

Ein heiseres Beifallsgemurmel folgte dieser Rede, während Hans seinen Stutzen anlegte und auf eine Gelegenheit paßte, des Führers ansichtig zu werden, von dessen Leben der Erfolg der Expedition und vielleicht der des Krieges selbst abhing.

Es gelang ihm, zu einer Stelle zu kriechen, von wo aus er durch eine einzige Bewegung seines Kopfes die ganze vor ihm liegende Scene überblicken konnte, und dann wartete er, bis irgend ein Sprecher die unruhige Zuhörerschaft anredete und sie vielleicht nöthigte, ihre Augen nach einer andern Seite zu richten. Er brauchte nicht lange zu warten. Eine Stimme, welche von einer Erhöhung in der Mitte des Flusses auszugehen schien, fing an, sich in verdrießlichem Tone auszulassen, der mit Zorn und Verachtung gemischt war.

„Kameraden," sagte der Redner, „ich habe Euch nicht in Bezug auf die Zeit getäuscht, worvon Ihr Euch überzeugen könnt, wenn Ihr nach der Uhr seht, obgleich die Hindernisse auf dem Wege daran Schuld sein mögen, daß sie Euch länger geworden, als uns lieb ist. Was nun die Entfernung anbetrifft, so versichere ich Euch heilig, daß wir nicht mehr als zweihundert Schritt von einer Stelle sind, von der aus ich Euch mit dem Finger den Schlüssel des Engpasses zeigen kann. Es ist wahr, daß bis dahin Eure Sicherheit von der meinigen abhängt, allein wollt Ihr denselben Glück, welches uns so viele Stunden begleitet hat, nicht noch fünf Minuten folgen? Zu gleicher Zeit stelle ich es Jedem, der keine Lust hat, vorwärts zu gehen, mit Vergnügen frei, umzukehren, und verzichte auf mein Recht, solche Aufführung Verrath oder Desertion zu nennen; denn bald werden wir Thaten und nicht Worte nöthig haben. Und nun, Ihr Alle, welche Ihr die Lust zu dem Abenteuer verloren habt, rechts um, kehrt Euch! und die Uebrigen vorwärts! Vorwärts für Baiern! Marsch!"

Hans erhob seinen Stutzen und brachte ihn in eine Richtung mit dem Felsen und dem Fleck, von woher die Stimme kam; allein der Redner hatte seinen Platz verlassen und die ganze Kolonne war wieder in Bewegung.

Der Tyroler verließ nun seinen Posten ebenfalls und rannte, hinter den Felsen fortschießend, ungefähr zwanzig Schritt weit. Hier bohrte er eilig durch dickes Moos, welches den Gipfel bekränzte, eine Oeffnung, die ihm für seinen Büchsenlauf eine bessere Lage darbot und ein besseres Zielen erlaubte, und erlangte den vollen Anblick seines Mannes. Das Gewehr des Baiern deckte jedoch seinen Hals, und seine helmartige Kopfbedeckung war mit Metall beschlagen, und wenn er es versuchte, ihn in den Körper zu treffen, so war zu befürchten, daß die Kraft der Kugel entweder durch den Arm gebrochen werden, oder nur in der Seite eine leichte Wunde machen möchte. Hans rannte daher weiter weiter.

Das nächste Mal war der Führer umringt und durch eine Soldatenhaufen vollständig gedeckt. Der höhere Theil des Weges, wo derselbe den Rand des Wassers verließ und den Felsvorsprung hinauf lief, war nahe, es war der Fleck, von welchem der Führer ganz richtig gesagt hatte, daß er von hier aus den Schlüssel des Passes mit dem Finger zeigen könne.

Hans bereuete bitterlich, daß er nicht gefeuert hatte, als die die Gelegenheit ihm darbot; allein Alles, was er nun thun konnte war, den Platz zu erreichen, wo die Kolonne das Aufsteigen beginnen wollte und dort, wenn sich keine günstige Gelegenheit darbot, seine Aufgabe ungesehen auszuführen, die Aufmerksamkeit des Opfers dadurch auf sich zu ziehen, daß er sich kühn bloßstellte.

Er erreichte eine Stelle, die eigens für den Meuchelmord geschaffen schien. Der Felsen überhing hier den Fluß, der nun im Dunkeln aus tiefen Ufern dahin rollte und der Wanderer, der von dem tiefen Pfad herauf stieg, war genöthigt, gerade auf der Kante zu gehen, wenn er die Höhe der Klippen erreichen wollte.

In dieser Lage mußte er von Jemand, der hinter den Felsen stand, die in gezackten Lücken und Spalten gebrochen waren, herkommen gesehen werden. Hier frech der Gemsenjäger, hier drückte er — seinen Stutzen am Backen — seinen Finger am Drücker und Mord in seinen Gedanken, der so schön aussah wie Tugend, und es vielleicht auch war.

Im nächsten Augenblick erschien der Führer, der seinen Kameraden vorangeeilt war, vollkommen sichtbar auf dem Rande der Klippe. Er war ein junger Mann — in Wahrheit ein blühendes Bürschchen — von geschmeidiger und beweglicher Gestalt. Sein Gesicht war jedoch nach einer andern Richtung gewandt, als es die Gelegenheit des Ortes zu prüfen schien, und Hans wartete geduldig, bis er sich herumwenden würde, da er entschlossen war, sein Opfer gerade in die Stirn zu treffen, aus Furcht, daß eine Kugel sonst irgend einem versteckten Schutz in der Kleidung begegnen möchte.

Der Jüngling wandte sich um und sein Auge ruhte für einen Moment gerade auf dem Fleck, wo der Schütze lag. Hans wurde wie blind. Das Blut strömte ihm aus jeder Ader des Körpers mit einer Gewalt zum Herzen, die augenblickliches Ersticken drohte. Seine Sinne verwirrten sich; es war ihm, als habe er einen schrecklichen Traum, aber inmitten von all dem erschien der Gedanke an Lenore mit niederschmetternder Bestimmtheit. Das war Lenore's Auge, das war ihr Mund — ihr ganzes Antlitz! Ihr Bruder — der wandernde Schweizer — der arme, freudlose Bursche, war der Führer der Baiern.

Da war keine Zeit zum Ueberlegen — oder vielmehr zu war zu viel. Schrecklich waren diese Augenblicke, die in ihrem kleinen Kreise genug Seelenangst einschlossen, um eine ganze Lebenszeit zu verbittern.

Der Jüngling sprang in stolzer Ungeduld auf die Klippe, welche seine Aussicht versperrte. Aus den Kehlen der Baiern ertönte schon ein halb unterdrücktes, wölfisches Geschrei bei der Aussicht, aus der Schlucht heraufzusteigen, die sie so lange verschlungen hatte.

Hans brach in kalten Schweiß aus. In diesem Augenblick rollte der Ton einer fernen Kanonade schwerfällig über das Gebirge. Der Hauptpaß war ohne Zweifel forcirt und die Tyroler waren auf ihr Dorf zurückgetrieben. Der Schweiß trocknete auf Hansens Stirn, seine Muskeln zogen sich zusammen, sein Gesicht wurde starr und so weiß wie Marmor. Der Angstruf Lenorens, als ihr Bild vor seinen Augen vorüber schwebte, wurde ersetzt in dem Schrei seines Vaterlandes. Er feuerte; der Bauer fiel

Aus den tiefländischen Wäldern.

ier Geliebten machte einen Sprung von mehreren Fuß in die Höhe, und stürzte dann in den Bergstrom, eine blutende Leiche!

Ein Ton wie ein heftiges und schmerzliches Stöhnen rann durch die Reihen der Soldaten, und als darauf eine plötzliche Stille folgte, hörte man nichts, wie das dumpfe Fallen des Körpers, als der Bergstrom das Blutopfer gierig verschlang.

Im nächsten Augenblick hatten die Männer ihre Gewehre an der Schulter und sahen nach der Richtung hin, von welcher der Schuß gekommen war, in der Erwartung, die ganze Macht der Bauern gleich Erscheinungen auf den Höhen zu erblicken. Sie sahen auf dem Gipfel nur einen einzelnen Mann mit gesenkter Büchse, der wilden Blicks auf die rothen Zeichen starrte, welche der Fluß hinwegschwemmte. Ein Augenblick ward in Erstaunen und Verwirrung verloren, allein im nächsten wurden mehr als funfzig Gewehre auf einmal abgedrückt. Die größte Anzahl versagte, da das Pulver auf der Pfanne durch den Regen verdorben war; aber einige Schüsse gingen los. Den Hut des Tyrolers sah man zuerst fallen, dann einen Fetzen des Aermels flattern.

Der Schmerz der Wunde schien den Trieb der Selbsterhaltung zu erwecken, der für einige Augenblicke in der Verzweiflung seines Herzens erstickt war; der Mörder wandte sich und floh.

Das Geheimniß des Engpasses war bewahrt. Nackt und schrecklich hing der Wachtfelsen über die Schlucht, welche er in einer Weise verschloß, die nicht die geringste Hoffnung auf einen Durchgang aufkommen ließ, und Hans floh in einer entgegengesetzten Richtung die Felswand hinauf, indem er die Soldaten nach einer Stelle zu locken gedachte, auf welcher sie von vielen Häusern und Dörfern seiner Landsleute gesehen werden konnten.

Er floh in Sicherheit. Ein Zauber schien sein Leben zu erhalten, denn die Kugeln der Baiern, die seiner Fährte schnaubend wie Bluthunde folgten, splitterten die Büsche und rissen die Erde rings um ihn auf, ohne ein Haar seines unbedeckten Hauptes zu verletzen.

Mit einem kräftigen Sprunge erreichte er den Wald und war gerettet; aber in demselben Augenblicke übertönte ein lautes und scharfes Geheul das Geschrei der Soldaten, und man sah

seinen Hund am Rande des unglücklichen Felsens! Das Thier starrte einen Augenblick auf den Kampfplatz, und rannte dann hinunter durch den Engpaß. Das Geheimniß war entdeckt.

Die Baiern gaben es auf, einen einzelnen Feind zu verfolgen und liefen, um sich des Schlüssels des Engpasses zu versichern. Haus kam ihnen jedoch zuvor. Er kämpfte, als sei die Kraft seines Vaterlandes in seinem einzigen Arm. Durch die Ueberzahl zurückgedrängt — schwach, blutend, verstümmelt — vertheidigte er jeden Schritt, jeden Zoll des engen Durchganges.

Seine heldenmüthige Aufopferung war nicht vergebens. Gerade als ihn Kraft und Leben verließen, kamen seine Landsleute herbei, die soeben eine Abtheilung des Feindes geschlagen hatten, um auch die Angreifer des Engpasses zu vernichten.

Sein Ehrendenkmal ist neben dem der andern tyroler Helden im Herzen seiner Landsleute errichtet, wenn auch seinen Namen nur ein bescheidener Erdhügel bezeichnet.

Lenore überlebte ihren Geliebten lange Jahre, ein Gegenstand der höchsten Achtung für ihre Umgebung; und wenn sie das Gesicht in einen dichten, schwarzen Schleier gehüllt, ein Kränzchen mit Blumen am Arm, ihren täglichen Gang zum Grabe ihres Geliebten machte, dann entblößten sich ehrfurchtsvoll die Häupter von Jung und Alt, die ihr begegneten.

Den Hund hat sie treu gepflegt bis an sein Ende.

In einem liefländischen Edelhofe.

(Mit Abbildung.)

... Ich hatte bereits mehrere genußreiche Tage in einer mir innig befreundeten, liebenswürdigen deutschen Familie in L. in Livland verlebt, als wir eines Morgens heiter an dem Frühstückstische beisammen saßen. Die beiden blondlockigen, blühenden Kinder meines Freundes spielten vor uns mit einem zottigen großen Hunde, Hinko genannt, der sich, vielleicht in Folge treuer Dienstleistungen, manche Freiheit herausnehmen durfte und allein in dem Familienzimmer geduldet wurde. Plötzlich hörten wir einen gellenden Schrei draußen nach dem Bachhause zu; Hinko vergaß sofort das Spielen, sprang auf und durch das offene Fenster des Parterrezimmers hinaus. Wir selbst traten erschreckt an das Fenster. Ueber den Hof liefen mehrere Arbeitsleute, und aus dem Bachause sprang ein — Wolf, der in den nicht fernen Wald zu entkommen suchte. Hinko aber hatte ihn bald eingeholt und griff ihn ohne Zögern an. Der Wolf drehete sich um und der Kampf begann, ein schreckliches Schauspiel. Die beiden starken wüthenden Thiere hatten sich bald fest in einander verbissen, und es ließ sich nicht errathen, nach welcher Seite sich der Sieg neigen würde, als einer der Leute, ein Mann schon über die Mitte der Jahre hinaus, hinzu kam, und mit einem Beile dem Wolfe mächtige Hiebe versetzte, so daß er bald leblos zu seinen Füßen lag.

Wir Alle gingen hin. Hinko war übel zugerichtet. Der alte Mann, der den Wolf erschlagen hatte, streichelte den treuen Hund liebkosend, und nahm den Bintenden mit sich, um ihm die Wunden mit einem Balsam zu waschen. Aus dem Bachause kam ein junger Bursch, der erzählte, er habe sich über die Kohlen gebückt gehabt, um seine Pfeife anzuzünden, als er den Wolf dicht neben sich gesehen. Da es dunkel gewesen, habe er ihn für Hinko gehalten, und die Hand nach ihm ausgestreckt, der Wolf aber sich emporgerichtet, um ihn zu packen und da sei er so erschrocken, daß er so laut als möglich um Hülfe geschrieen, der Wolf aber davon gelaufen.

Der Vorgang war die natürliche Ursache, daß fast den ganzen Tag über von ihm und von andern ähnlichen gesprochen wurde. Ich äußerte zunächst meine Verwunderung darüber, daß der Wolf vor allem das Bachhaus aufgesucht habe und man erzählte mir, der Wolf scheine wie der Bär das Brot sehr zu lieben, denn nichts locke so sicher ihn an, als der Geruch von frischem Brote. „Eine Bauerfrau, die eben frische Brote aus dem Backofen genommen, mußte das Haus auf einige Minuten verlassen. Ihre beiden kleinen Kinder standen an der Bank, auf welcher die noch heißen Brote lagen. Kaum hatte sie den Rücken gewandt, so sprang ein Wolf in die Stube herein. Die schreienden Kinder ließ er unbeachtet, aber ein Brot nahm er von der Bank. Die Mutter, die ihre Kinder ängstlich schreien hörte, eilte zurück, und in der Thür jagte der Wolf, mit dem heißen Brot in der Schnauze, an ihr vorüber. Die alte Frau, setzt die Erzählerin hinzu, hat mir die Geschichte oft erzählt, und sie bemerkte am Schlusse jedesmal: so kam ich um das allergrößte Brot, aber wie gern ließ ich es dem Wolfe, da er meinen Kindern nichts zu leid gethan!" — Hier bei uns selbst ist schon früher einmal ein ähnlicher Fall vorgekommen. Eine Magd trug gegen Abend zwei noch warme Brote aus dem Bachause über den Hof, wo ihr ein großes Thier entgegen kam. Auch sie hielt es für Hinko. Aber das Thier sprang an ihr auf, und sie fühlte die scharfen Klauen auf ihren nackten Armen. In ihrer Verzweiflung schob sie ihm eines der Brote in den aufgesperrten Rachen und der Wolf lief, wie es schien, vergnügt damit davon.

Abends kamen Gäste und nun wurden Wolfsgeschichten in Menge, theils komische, meist aber gräßliche, haarsträubende erzählt. Zwei davon ergriffen mich tief. Die eine war erst im Sommer des vorigen Jahres auf einem benachbarten Gute vorgekommen und die besahrte Frau des Besitzers desselben theilte sie mir mit. „Die junge Frau eines nach den dortigen Verhältnissen ziemlich wohlhabenden Bauers wusch eines Tages vor der Thür ihres Hauses und ihr vierjähriges Töchterchen spielte neben ihr. Das Haus steht allein auf einer Art Insel in sumpfigem Boden. Die Frau arbeitete emsig, und hatte sich tief über die Waschwanne gebeugt, als ein lauter Schrei des Entsetzens sie aufhorchen, sie umsehen. Eine große Wölfin hatte das Kind, das den einen Arm nach der Mutter ausstreckte, an der Schulter gepackt. Man denke sich, was die arme Mutter bei diesem Anblicke und der Angst- und Schmerzesgeschrei ihres Kindes empfand. Sie sprang indeß so nahe, daß sie mit dem ersten Griffe nach dem Kleide dessen Kleidchen erfaßte und mit der andern mit aller Kraft den Wolf auf die Schnauze schlug, während sie halb wahnsinnig um Hülfe schrie. Ihr Schreien aber rief Niemanden herbei und erschreckte auch den Wolf nicht, der eben so wenig die Furchtbare der Frau beachtete, die er vielleicht kaum fühlte. Er blieb natürlich auch nicht stehen, sondern lief mit seiner Beute davon und zog die Mutter mit sich fort, die krampfhaft festhielt. So ging es zwei, drei schreckliche Minuten lang, und die Frau konnte nichts thun, als ihr Kind wenigstens nicht loslassen. Der Wolf nahm seinen Weg nach einer bewaldeten, sehr unebenen Stelle hin, und hier fiel die Frau in dem raschen Laufe über einen Baumstumpf. Dabei zerriß sie das Kleidchen ihres Kindes und es blieb ihr nur das Stück davon, das sie so fest gehalten hatte, in der Hand. Das Kind war, verhältnißmäßig, selten Rachen des Wolfes ruhig gewesen, so lange es sich von der Mutter festgehalten wußte, jetzt aber erfüllte sein Jammergeschrei den Wald weit und breit. Die Mutter raffte sich schnell wieder auf, lief dem Räuber, der ihr Kind fortschleppte, über Stock und Stein, durch Dornen und Gestrüpp nach und fühlte nicht, wie sie sich blutig ritzte. Der Wolf beschleunigte indeß seinen Lauf, das Gebüsch wurde dichter, der Boden unwegsamer; bald verschwand das Thier der Mutter aus den Augen und das Geschrei ihres Kindes allein bestimmte noch die Richtung, der sie zu folgen hatte. Sie unermüdet eilte sie dieser Stimme nach, während sie hier einen Schuh aufhob, den ihr Kind verloren hatte, dort einen Fetzen seines Kleides mit nahm, den ein Dornbusch abgerissen hatte. Sie strengte sich zum schnellsten Laufe an, und was eine Mutter in der Verzweiflung vermag, ist unberechenbar, aber sie vermochte den Räuber nicht einzuholen, und die Stimme des Kindes wurde schwächer und schwächer, bis gar nichts mehr von ihr zu hören war.

„Die arme Mutter sah allerdings endlich wiederum etwas von ihrem Kinde, aber ich vermag es nicht zu nennen," setzte die Erzählerin hinzu, der die Thränen in die Augen traten und die kaum noch zu sprechen vermochte. Wir, die wir zuhörten, wollten

auch nicht wissen, was die Frau gesehen, denn wir hatten bereits genug des Grauens. „Denken Sie sich," fuhr die Erzählerin fort, „den Jammer der Armen, als ihr Mann Abends nach Hause kam und nach dem Töchterchen fragte, nach dessen Liebkosungen er sich sehnte! Sie sagte mir, sie habe das Stückchen von dem Kleide, das sie in der Hand behalten und den kleinen Schuh vor ihn hingelegt, wie sie ihm aber das Entsetzliche berichtet, das sie betroffen, wisse Gott allein, sie habe keine Erinnerung daran."

Die beiden Kinder des Herrn vom Hause hatten in athemloser Spannung zugehört, die Aermchen dabei fester und fester um die Mutter geschlungen und sich dichter und dichter an dieselbe geschmiegt. Die Mutter aber schloß, als die Erzählerin endigte, beide fest an ihr Herz, und die Thränen stürzten ihr stromweise über die Wangen, Thränen der Freude, daß sie ihre Kinder sicher bei sich habe, Thränen des Mitleids über eine Mutter, die so viel gelitten!

Die Rührung hatte uns Alle übermannt; es herrschte tiefe Stille und ich freute mich fast, als einer der Anwesenden begann:

„Ich kenne auch eine Wolfsgeschichte von einer Mutter und einem Kinde, aber sie ist ganz anderer Art, wahrscheinlich auch schon bekannt, und ich weiß nicht, ob ich sie erzählen, und damit einen schneidenden Mißton in die jetzige Stimmung bringen darf."

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!" rief man von verschiedenen Seiten, vielleicht um aus der Rührung herauszukommen. Schämen sich doch Manche der Thränen, die verrathen, daß auch sie ein mitleidendes, ein sogenanntes weiches Herz haben, während sie dafür gelten wollen, als könne nichts ihre kalte Gleichgültigkeit erschüttern; denn es gibt gar wunderliche männliche Koketten.

„Die Gräfin von Z... im Gouvernement ... halte — es werden nun auch bis zehn Jahre her sein — mit zwei ihrer Kinder zu Schlitten einen Besuch bei ihrer Schwester in deren nahe gelegenem Schlosse gemacht. Nachmittags, als sie nach Hause zurückkehren wollte, änderte sich das Wetter und es begann zu schneien; trotz aller Bitten aber ließ sich die Gräfin nicht bewegen, zu bleiben, sondern fuhr ab. Der Kutscher trieb die Pferde zu rasender Eile an, aber das Schneegestöber wurde immer heftiger und — kurz man kam vom Wege ab und der Kutscher, den der Schnee blendete, wußte bald nicht mehr, wo er war. Um den Schrecken zu mehren, bemerkte die Gräfin dicht neben ihr an der Seite ein eigenthümliches Schnauben, und als sie sich scheu umsah, erkannte sie zwei mächtige Wölfe, die sie mit den gräßlichen Augen gierig anstierten und so nahe waren, daß sie jeden Augenblick fürchten mußte, von ihnen gepackt zu werden. Ihr jüngstes Kind hatte sie, um es zu beruhigen, auf ihren Schooß in ihren Pelzmantel genommen, und es war da eingeschlafen. Sie schrie dem Kutscher wiederholt den Befehl zu, rascher zu fahren, damit sie aus dem Walde hinauskämen, aber der Sturm heulte so stark, daß ihr Befehl nicht gehört wurde. Auch war es nicht nöthig, denn die Pferde konnten nicht schneller laufen. Trotzdem hielten die Wölfe Schritt, ja sie schienen näher zu kommen; die Gräfin glaubte den heißen Athem der gierigen Thiere an ihrer Schulter zu fühlen. Ja, jetzt berührte sie der eine bereits mit der Schnauze; sie schielte athemlos über die Achsel; sie sah den blutrothen Rachen; sie glaubte schon die scharfen weißen Zähne in ihrem Fleische zu fühlen. Da packte sie in der Verzweiflung mit beiden Händen ihr Kind, das ahnungslos in ihrem Schooße schlief und — warf es den Wölfen hin, um ihr eigenes Leben zu retten. Die Wölfe stürzten über die Beute her, sie blieben zurück, die unnatürliche Mutter hörte einen Schrei ihres Kindes und — in diesem Augenblicke erreichte der Schlitten das Ende des Waldes, in dessen Nähe das heimathliche Schloß lag. Die Frau Gräfin war gerettet, wie aber sie ihrem Gatten berichtet hat, wo sein Töchterchen geblieben, „nach dessen Liebkosungen er sich sehnte," weiß ich nicht und mag es auch nicht wissen."

Diese Erzählung erregte allgemeinen Umwillen, namentlich unter den anwesenden Frauen und der Herr vom Hause äußerte: „Da lobe ich meinen Hinko, der mir viel lieber ist als solch' ein Weib. Er hat heute sich brav bewiesen, aber seine Hauptthat hat sich wahrscheinlich den meisten meiner freundlichen Gäste unbekannt und da so viel schon von Wölfen die Rede gewesen ist, will ich noch die Geschichte von dem Kampfe erzählen, den mein Barthel — der heute den Wolf niederhieb — und Hinko vor mehren Jahren mit Wölfen zu bestehen hatten, dann mag es genug sein von den häßlichen Bestien. — Es war ein harter, schneereicher Winter und Barthel ritt eines Tages in meinem Auftrage wegen eines wichtigen Geschäftes nach —, das bekanntlich über zehn Werste von hier liegt. Die Geschäfte wurden besorgt und Barthel machte sich auf den Heimweg, der eine lange, lange Strecke weit zwischen hohen Schneewänden hinführte und so schmal war, daß zwei Schlitten kaum einander ausweichen konnten. Mit einem Male bemerkte Barthel, daß das Pferd von selbst rascher zu laufen anfing; auch ließ es einen leisen ängstlich wiehernden Ton hören. Es saß vor sich hin; Alles war da wie gewöhnlich: eine weite Schneefläche mit einzelnen beschneiten Bäumen, darüber der Himmel hell und klar, aber kein lebendes Wesen weit und breit. Er sah hinter sich: eine weite Schneefläche, einzelne Bäume, aber auf dem schmalen Wege im Schnee ziemlich nahe hinter dem Pferde drei oder vier Wölfe. Hielt das Pferd aus, blieb es auf dem gebahnten Wege, so war allerdings nicht viel zu fürchten, zumal er die Heimath bald erreichen mußte; prallte aber das Pferd scheu bei Seite und gerieth in den Schnee, so war es verloren und er wahrscheinlich mit ihm. Barthel klopfte sicherlich das Pferd, das darauf die Ohren emporrichtete, die es in Angst zurückgelegt hatte und es suchte seinen Lauf zu beschleunigen. Er drehte sich dann in dem Sattel um und schrie die Wölfe gewaltig an, aber sie fürchteten sich nicht. Außer einem Beile, das er immer bei sich führt, hatte er keine Waffe. Das Beil nahm er zur Hand und er hatte besonders einen auffallend großen Wolf in den Augen, der den andern voraus war. Das Pferd war von Schweiß bedeckt, denn es jagte im angestrengtesten Galopp. Trotzdem kam der große Wolf näher und näher, bald so nahe, daß er Barthel am Beine fassen oder das Pferd packen konnte. Es wurde also die höchste Zeit, zu handeln. Barthel führte denn auch einen mächtigen Beilhieb von dem kleinen Pferde herunter nach dem Wolf, den er zwar nicht traf, der aber in den Schnee flotterte und also bald weit überholt war.

Noch lag eine Werst zwischen dem Hause Barthel's und dem Walde, dessen Ende er eben erreicht hatte. Der Weg wurde hier breiter; die Wölfe konnten sich freier bewegen und sie schienen vor das Pferd kommen zu wollen, um dasselbe von vorn zu packen. Da prallte dies plötzlich bei Seite und Barthel, der die Augen von den Wölfen nicht abgewendet, flog hinunter in den Schnee. Im nächsten Augenblicke fühlte er die scharfen Klauen eines Wolfes auf der Brust, aber er schüttelte die wüthende Bestie ab, sprang auf und hieb den Wolf mit dem Beile nieder, das er zum Glück in der Hand behalten hatte.

Das Pferd war in Schnee gerathen und konnte da nicht schnell laufen. Es war von heulenden heulenden Wölfen umringt, die es zu packen verfuchten. Es schlug heftig nach hinten aus und schmetterte so allerdings einen der blutgierigen Bestien nieder, aber während es sich in dieser Weise von einem seiner Feinde freimachte, wurde es von mehreren gleichzeitig von vorn und an der Seite gepackt und trotz aller Anstrengungen niedergerissen. Es schrie laut auf vor Schmerz unter den Zähnen der Wölfe und den Klauen, die lange, blutige Furchen in seine Haut zogen. Es schüttelte den Hals verzweifelt, die an ihm fest verbissenen Bestien abzuwerfen. Es bot seine ganze Kraft auf, sich wieder empor zu arbeiten, aber kaum hatte es sich halb aufgerichtet, als es die Wölfe von Neuem niederzogen. Endlich brach es zusammen, denn Einer hatte ihm die Kehle zerbissen, und nun lag es zuckend da in einem See von Blut, während die Bestien Stücke des noch warmen Fleisches ihm abrissen und in gieriger Hast verschlangen.

Barthel war zu weit entfernt, als daß er dem Pferde hätte beistehen können, wenn es auch räthlich gewesen wäre, den Kampf mit der Meute hungriger Wölfe aufzunehmen. Und während er eine Minute vielleicht dastand und von fern das Pferd zerreißen sah, stürzten zwei andere Wölfe aus dem Walde dicht hinter ihm heraus. Er bückte sich eben, das Beil aufzuheben, das ihm entfallen war, als ihn die Wölfe packten, niederrissen und am Boden festhielten. Den Wölfen zerrissen zu werden, ist ein gräßlicher Tod und Barthel erhielt durch die Verzweiflung so ungeheuere Kraft, daß er sich noch einmal, auf wenige Sekunden, von den Bestien frei machen konnte; aber sein Blut hatte den Schnee gefärbt und der Anblick desselben stachelte die Gier der Wölfe auf's Aeußerste an.

Hier aber muß ich von dem braven Hinko sprechen. Er

hatte still in der Stube neben der Frau Barthel gelegen und geschlafen. Mit einem Mal — wahrscheinlich als das Pferd den Schmerzensschrei ausstieß — spitzte er die Ohren, horchte und stand auf. Dann ging er an die Thür, schnoberte und winselte. Da die Thür sich nicht öffnete, ging Hinko zur Frau, wedelte mit dem Schwanze, lief wieder an die Thür, kratzte an derselben und winselte. Der Hund deutete in ähnlicher, wenn auch nicht so dringender Weise, jedesmal die Ankunft Barthel's an; die Frau glaubte also, ihr Mann sei in der Nähe und machte die Thür auf. Der Hund jagte fort nach dem Walde hin, obgleich auf dem Wege dahin weder Barthel noch sonst Jemand zu sehen war.

Barthel feinerseits rang noch immer mit den Wölfen. Man sagt, die, welche in Todesgefahr wären, hätten keine Zeit an etwas Anderes, als an die Abwehr zu denken. Es ist nicht wahr; Barthel hat mir gestanden, daß er in jenen Augenblicken, als die grünen Augen der Wölfe ihn anstierten, als er die scharfen Zähne und Klauen an seinem Leibe fühlte, an seine Frau, an sein Kind gedacht und wie sie jammern würden, wenn man seine verstümmelten Ueberreste finde. Gerade diese Gedanken, sagt er, hätten ihm noch einmal Kraft gegeben, ihn veranlaßt noch einmal Alles aufzubieten, um den Arm frei zu machen. Er verzweifelte aber an dem Gelingen; die Besinnung wollte ihm bereits schwinden, da hörte er ein wüthendes Knurren und mitten hinein in den Knäuel, den er mit den beiden Wölfen bildete, stürzte ein anderes Thier. Die Wölfe ließen ab von dem Manne; Barthel konnte aufspringen und er erkannte den getreuen Hinko, über den nun die Bestien herfielen. Ihn konnte er unmöglich zerreißen lassen und er wankte hinzu, ihm beizustehen. Da sah er das Beil, er früher verloren. Er raffte es auf und nun war er des Sieges gewiß. Zwar floß das Blut ihm an den Gliedern herunter, aber er kennte die Arme noch brauchen und mächtige Hiebe führte mit dem Beile nach den Wölfen. Bald lag der Eine todt ihm und im nächsten Augenblick grub sich das Beil tief aus den Hals der großen Bestie, die den treuen Hinko gepackt hi

Blutend wankte Barthel mit dem blutenden Hinko fort nicht mehr fernen Hause zu. Die Frau schrie entsetzt laut, als sie ihn eintreten sah. Sein Anblick war freilich grauenvoll genug. Sein Rock von Schaffell hing in Fetzen um ihn herum die Klauen der Wölfe hatten ihn wie Messer zerschnitten, die rechte Achsel war ganz bloßgelegt, nicht nur bis auf das Fleisch, sondern bis auf den Knochen und das lange Haar in blutige Stränge zusammengeklebt. Fast noch schlimmer war Hinko zugerichtet, aber in liebender Pflege erholten Beide sich bald wieder." —

Der alte Hinko, welcher während der Erzählung mehrmals mit dem Schweife gewedelt hatte, als verstehe er, daß von ihm die Rede sei und freue sich, daß man seinen Muth anerkannte, wurde von mancher schönen Hand gestreichelt, als die Erzählung geendigt war. Bald darauf brachen die Gäste auf, ich aber saß noch mir vor, die Wolfsgeschichten niederzuschreiben für die Leser des Gartenlaube, zumal mein Freund mir als Augenzeuge in Bezug überliefert, in welcher er, nach der Schilderung Barthel's, den Kampf des Pferdes mit den Wölfen so getreu als möglich darzustellen versucht hatte.

John Charles Fremont. *

„Nominirter" Präsident der Freimänner in den vereinigten Staaten.

In Nordamerika ist jetzt eine interessante Zeit. In allen Städten und Flecken, in allen Landgemeinden und in jedem Farmhause herrscht das regste politische Leben. Ueberall werden die großen Streitfragen des Landes discutirt und wird für die verschiedenen Parteien geworben; die Zeitungen liegen gegen einander zu Felde und in den Centralorten werden Volksversammlungen abgehalten, denn es gilt, sich für die große Schlacht zu rüsten, die im Herbst bei der Präsidentenwahl geschlagen werden soll und deren Ausfall bedeutungsvoller für die Zukunft Amerika's ist, als je. „Hie Buchanan, hie Fremont, hie Fillmore!" schallt es durch das ganze Land, und jede der dadurch bezeichneten Parteien glaubt den Sieg davon tragen zu können. Die Einstimmigkeit, welche bei der vorläufigen Ernennung dieser drei Candidaten geherrscht hat, zeigt bereits, wie concentrirt ihr Interesse ist, und wie scharf sie auf ihr Ziel hindrängen.

Wie sollte es aber auch anders sein? Ist doch die Geschichte in der jüngsten Zeit schon thätig gewesen, und hat Jedem, der sehen will, die Augen geöffnet über die Krisis, welcher Amerika entgegengeht, wenn es sich nicht dazu aufrafft, sie kräftig zu bestehen!

Der Bürgerkrieg in Kansas und die revolutionäre Nothwehr, zu welcher das Volk in Californien gezwungen wurde, hat allen ehrlichen Leuten, denen es um das zukünftige Wohl Amerika's zu thun ist, gezeigt, daß sie die Hände nicht länger in den Schooß legen, sondern dazu helfen müssen, den ihnen drohenden Zustand abzuwehren. Die Demokratie des Südens hat den Gipfel ihrer Macht und ihres Uebermuths erreicht, und wenn es ihr jetzt gelingt, durch Kansas die Zahl der Sclavenstaaten zu vermehren, so ist der Norden in Gefahr, vollends unterjocht zu werden, und die Errungenschaften seiner Entwickelung in Frage gestellt zu sehen.

Es zeigt sich jetzt, wie unrecht der Norden daran gethan hat, dem Süden nachzugeben und sich zu enthalten, die Sclaverei als Prinzip anzugreifen. Der Süden hat ihm das Sclavenfanggesetz aufgedrängt, welches jeden freien Staat zum Schauplatz der nichtswürdigsten Sclavenhetzerei macht, welche die Humanität tödtet und die Bewohner Amerika's zu der niedrigsten Stufe wilder Völkerstämme herabwürdigt. Die daraus erwachsene Rohheit greift jetzt auf das brutalste nach der Herrschaft, so daß sie sich nicht schämt, im Senat von Washington mit Stockruthen zu agiren, und unbewehrte Greise zu überfallen, weil sie gegen die Sclaverei gesprochen haben.

Dieselbe Rohheit streckt ihre Hand zur Eroberung des ganzen amerikanischen Kontinents aus, und will es dabei selbst auf einen Krieg mit Europa ankommen lassen, während sie im Innern die fremden Einwanderer von allen Staatsämtern auszuschließen und ihnen für die Duldung amerikanische Sitten und amerikanischen Glaubensheuchelei aufzuzwingen trachtet.

Alles dies gehört zum Wesen der amerikanischen Demokratie. Mit der vollständigen Entfaltung desselben hat aber auch ihr Verderben begonnen. Dem Norden muß jetzt der Beruf zu Theil werden, den Süden zu überwinden. Selbst wenn es ihm auch jetzt noch nicht gelänge, den Sieg bei der Präsidentenwahl zu erringen, muß er ihm zu Theil werden, wenn er in seiner jetzigen Stellung beharrt und dasselbe Mittel der Drohung, die Union aufzulösen, anwendet, durch das bisher der Süden seine Zwecke durchsetzte.

Der Süden hat den großen Vortheil, einig zu sein, während der Norden gespalten ist. Selbst jetzt ist er es noch. Ein Theil desselben geht mit den Demokraten und obwohl die Mehrzahl von ihnen die Aussicht verloren haben, eine herrschende Partei zu bleiben, klammern sie sich noch einmal an Fillmore an, der in ruhigeren Zeiten auf den Präsidentenstuhl gelangte, und suchen ihn mit Hülfe des Restes der als eigene Partei völlig zerstobenen Know-nothings (der exclusiven Amerikaner, die von nichts etwas wissen wollten als von sich und ihren Rechten) emporzuheben. Daß sie nicht siegen können, steht bereits fest, denn alle energischen Männer des Nordens haben sich der Partei zugewandt, die entstanden sind, Amerika endlich zu einem wirklich republikanischen Lande zu machen, und ihm deshalb vor Allem die Grundfreiheit zu erkämpfen, deren es bedarf, um in sich frei zu werden.

Die Republikaner Nordamerika's sind die Partei der Neuzeit, und ihnen muß deshalb auch die Zukunft gehören. Die Demokraten des Südens haben ihre Staaten verwildern und entarten lassen, so daß Amerika in sich zu Grunde gehen muß, wie einst Griechenland und das römische Reich an der Sclaverei.

* Ein authentisches Portrait dieses jetzt so wichtigen Mannes, welches noch nicht in unsern Händen ist, liefern wir in einer der folgenden Nummern.

zu Grunde gingen, wenn nicht zugleich eine andere, bessere Kraft auf dem amerikanischen Boden erwachsen wäre. Sie tritt erst jetzt wahrhaft auf den Schauplatz, und zum ersten Mal wird die Präsidentenwahl zu einer Entscheidungsschlacht über das Sklavereiprinzip werden.

Ein nicht geringes Gewicht hat dabei die deutsche Emigration in die Wagschale gelegt. Der gesammte jüngere Theil derselben, alle Männer von 1848 stehen auf Seiten der Republikaner und die Festigkeit, mit der sie für dieselben auftreten, und zwar nicht nur im Norden, sondern auch im Süden, hat den größten Eindruck hervorgebracht. Die 60,000 Turner in der Union, welche unter einander in Verbindung stehen, sind allein im Stande, wenn es darauf ankäme, ein Heer zu liefern, vor dem der Süden bald erbangen würde, falls seine Herrschsucht es bis zum Bürgerkriege kommen ließe.

So energievoll die Republikaner sich als Partei hingestellt haben, so charakteristisch sind sie auch in der Wahl ihres Präsidentschaftskandidaten zu Werke gegangen.

Sie haben einen Mann gewählt, der es verdient, der Held der Zukunft zu werden, weil er eben so viel Geist als Charakterkraft besitzt und bewiesen hat, daß er die letztere anzuwenden versteht.

Der 43jährige John Charles Fremont ist vielleicht der jüngste Kandidat, der für die Präsidentschaft aufgestellt worden ist, aber nichts desto weniger einer der Würdigsten, welche dazu erkoren wurden. Der „Pfadfinder“ Fremont, der Mann, dem Amerika den Besitz von Californien verdankt, ist der trefflichste Kandidat, den sie dem alten, schlauen, mit allen Listen vertrauten Diplomaten Buchanan gegenüberstellen konnten, und schon in diesem Gegensatze drückt sich eine historische Kraft aus.

Es liegt etwas Schicksalsvolles in Fremont's bisheriger Wirksamkeit, und so erscheint auch das plötzliche Auftreten seiner Kandidatur, die darum wieder nur um so magischer gewirkt hat. Er ist ein Mann, den das Glück emporgetragen hat, wie nicht bald einen Sterblichen, und doch ist es ihm auch nur wieder zum Theil geworden, weil er es zu benutzen wußte, und größer noch als das Verdienst, das er sich dabei erwarb, erscheint das ruhige, kühle Ablehnen dargeboteuer Herrschaft nach der Erreichung des ersten Zieles, dem Volk einen Dienst zu leisten. Und nichts desto weniger oder vielmehr gerade deshalb trägt ihn die Geschichte wieder empor, und er weigert sich nicht, ihr zu gehorchen.

Dies ist eine der interessantesten Erscheinungen der neuern Zeit, und wir können und nicht enthalten, unsere Leser darauf hinzuweisen, indem wir ihnen ein Bild von Fremont's bisheriger Wirksamkeit, so weit diese bisher durch amerikanische Zeitungen bekannt geworden ist, entwerfen.

Fremont ist der Sohn eines französischen Emigranten, den die Revolutionsstürme aus seiner Heimath trieben, und der nach vielfachem Umherirren eine Heimath in Virginien fand, wo er das Herz einer jungen schönen Waise mit einigem Vermögen errang. John Charles wurde im Jahre 1813 als erster Sohn dieser Ehe geboren. Wenige Jahre darauf starb der Vater und die Wittwe zog nach Charlesten, um ihre Kinder dort besser erziehen zu können. John Charles wurde früh in ein Advokaturgeschäft gegeben; die Fähigkeiten, welche der Knabe dort zeigte, veranlaßte seine Verwandten jedoch, ihn zum Studiren auf das Charleston-Collège zu schicken.

Dort widmete er sich vorzüglich dem Studium der Mathematik; in seinem sechzehnten Jahre hätte aber beinahe die Liebe seinem Studium ein Ende gemacht. Ein schönes, junges, westindisches Mädchen mit „Rabenhaar und sanften, schwarzen Augen“ that es ihm an, und er vergaß über ihren Reizen nicht nur das Studiren, sondern verlor auch die Lust, die Vorlesungen zu besuchen, und als die Professoren ihn darüber zur Rede stellten — und er zu kühn war, sein Recht, verschleit zu sein, zu behaupten, kam es zur Relegation.

Das war freilich ein böses Ereigniß für Fremont; ein amerikanischer Jüngling von sechzehn Jahren läßt sich indessen so bald nicht beugen. Er verließ das Collège und setzte sich als Lehrer der Mathematik in Charleston fest. Diese Thätigkeit sowie der Tod seiner Schwester und seines Bruders führten ihn wieder ernsteren Lebensanschauungen zu, er entsagte seiner jungen Liebe.

Nach einigen Jahren erhielt er eine Stelle als Lehrer der Mathematik auf der Kriegsschaluppe „Natchez“, mit der er eine zweieinhalbjährige Kreuzfahrt auf den amerikanischen Gewässern machte. Diese Reise weckte seinen Forschungsdrang und er beschloß, denselben auf das Festland zu übertragen. Nachdem er ein Jahr lang als Ingenieur für die Eisenbahn von Charleston nach Cincinnati eine noch unbetretene Gebirgsstrecke vermessen hatte, schloß er sich dem französischen Ingenieur Nicollet an, welcher das Gebiet zwischen dem Missouri und der britischen Nordwestgrenze zu durchforschen hatte. Nach der Rückkehr von dieser Reise wurde er zum Seconde-Lieutenant in dem topographischen Korps ernannt.

Während er mit Nicollet in Washington die Reiseergebnisse ausarbeitete, wurde er mit der Familie des Senators Benton bekannt, und dessen zweite Tochter, Jessie, fesselte sein Herz. Sie erwiederte seine Liebe und er warb um sie. Die Eltern wollten aber nichts von dem armen Lieutenant wissen, und er erhielt gleich darauf einen Regierungsauftrag zur Durchforschung des Moisnes-Flusses. Er führte ihn aus, kehrte aber nach Washington zurück, und erneuerte seine Werbung um Jessie Benton so ernst, daß die Eltern endlich nachgaben. Die Verbindung mit dem berühmten Staatsmanne förderte natürlich seine Laufbahn. Nachdem er dem Kabinet einen Plan zur Verbindung des Mississippi mit dem stillen Ocean vorgelegt, erhielt er den Auftrag, die westlichen Grenzgebiete nebst den „Felsengebirgen“ zu bereisen, und ging im Mai 1842 von Washington dahin ab. Seine Reisegesellschaft bestand aus 21 Mann, meistentheils canadischen Pelzjägern, die mit dem Prairieleben vertraut waren, und einem Deutschen, Preuß, als Assistenz-Ingenieur.

Die Feindseligkeit der Indianer gegen die Weißen legte ihm häufig Schwierigkeiten in den Weg; die Festigkeit, mit der er den Wilden entgegentrat, schüchterte sie jedoch so ein, daß sie ihn ungehindert ziehen ließen. Es gelang ihm, den Südpaß nach den mexikanischen Gebirgen aufzufinden, und den höchsten Gipfel der Felsengebirge, 13,570 Fuß über dem Golf von Mexico, zu ersteigen.

Der Bericht, den er nach seiner Rückkehr in Washington abstattete, enthielt so viel Neues, und eröffnete eine so günstige Aussicht auf den Erwerb der Westküste, daß die Regierung sofort beschloß, Fremont zu einer zweiten Expedition auszusenden.

Als er im Jahre 1843 von Kansas auszog, wußte man noch so viel wie Nichts von Californien. Die darüber vorhandenen Karten enthielten z. B. einen Fluß, der sich in die Bai von San Francisco ergießen sollte, und den sie Bona-Bentura nannten, der aber gar nicht existirt. Fremont war der erste wissenschaftliche Reisende, der diese Gebiete betrat.

Am Salzsee, wo jetzt die Mormonen leben, war damals eine Wüste, die Sierra Nevada, in der jetzt zahlreiche Amerikaner angesiedelt sind, eine große Schneeinsamkeit und die schönen Thäler von Sacramento und San Joaquin, welche jetzt lachende Gesilde amerikanischer Kultur sind, waren damals nur von wilden Pferden, Hirschen und Eulen bewohnt. Fremont durchforschte den großen Thalkessel und die „drei Parks“ und bestimmte den Lauf der drei großen im Centrum der Felsengebirge entspringenden Flüsse, die nach Osten und Westen fließen.

Nach der Rückkehr von dieser Reise wurde Fremont zum Kapitain ernannt, und ihm gleichzeitig der Auftrag zu einer dritten Expedition ertheilt, deren Zweck die Durchforschung des großen Thalkessels und der Uferländer sein sollte. Je nähere Nachrichten Fremont über das Land gebracht hatte, desto begieriger wurde man auch in Washington nach dem Besitz desselben.

Fremont zog im Jahre 1844 zum dritten Male aus. Nach Untersuchung der Stromquellen eilte Fremont durch die Wüste, um die Sierra Nevada vor Hereinbrechen des Winterschnees zu erreichen. Damit waren schwere Entbehrungen verbunden. Tage lang fanden die Reisenden kein Wasser, und waren daher oft der Gefahr des Verschmachtens ausgesetzt. Dazu gesellten sich die Gefahren, welche die feindlichen Indianer brachten. Mehr als einmal mußte Fremont ihnen eine Schlacht liefern, und mehrere seiner Gefährten kamen dabei um's Leben. Er selbst trotzte jedoch allen Gefahren, und schoß selbst einmal einen Indianer nieder, der einem seiner Freunde den tödlichen Pfeil in's Herz senden wollte.

In den Schneemassen der Sierra Nevada ging der Expedition seuer sämmtliches Rindvieh verloren, und als Fremont nach Monterey am stillen Ocean eilte, um sich mit den mexicanischen Behörden in Einvernehmen zu setzen, kamen ihm Drago-

ner des Gouverneurs der Provinz, General Castro, entgegen, welche ihm dessen Befehl brachten, augenblicklich das Land zu verlassen.

Fremont war in schlimmer Lage. Seine Expedition bedurfte der Stärkung, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte, und dazu gesellte sich noch die Beleidigung, welche der mexicanische General der amerikanischen Nation zufügte, während Fremont die Kraft fehlte, sie abzuwehren. Dennoch beschloß er, auch dieser Gefahr zu trotzen. Er erklärte, daß der Zustand seiner Expedition es ihm unmöglich mache, dem Befehle zu gehorchen, und bezog ein Lager auf einer Höhe bei Monterey, das er befestigen ließ.

Der General Castro rückte mit Truppen und Kanonen dagegen an und drohte, die Amerikaner zu vernichten, wagte aber nicht, anzugreifen. Fremont blieb ruhig stehen, bis eine Botschaft des amerikanischen Konsuls aus Monterey ihn veranlaßte, fortzuziehen, woran man ihn nicht hinderte.

Er wandte sich Oregen zu, und hatte bald darauf die Freude, zwei seiner frühern Reisegefährten zu treffen, welche ihm eine Verstärkung von neun Mann zuführten. Die Depesche der Regierung, welche sie ihm überbrachten, bestand nur aus einem Empfehlungsschreiben des Staatssekretairs Buchanan, dem der mündliche Auftrag hinzugefügt war, Alles zu thun, was die Bewohner des Landes für die vereinigten Staaten gewinnen könne.

„Das ist verdammt allgemein," sagte Fremont, als er diese Botschaft vernahm, „doch wir wollen sehen, was sich thun läßt."

Im Mai 1846 kam er nach dem Sacramento-Thale und fand das Land in der größten Aufregung. General Castro war auf dem Marsche gegen die Ansiedler, und die Indianer warteten nur auf die trockne Jahreszeit, um sie anzugreifen und ihre Farmen niederzubrennen. Juntas waren versammelt, um das Land unter britischen Schutz zu stellen und hatten bereits große Ländderstrecken an Engländer verschenkt, eine britische Flotte wurde an der Küste erwartet und der britische Vicekonsul Forbes hatte die Zügel der Herrschaft in der Hand. Der Krieg zwischen den vereinigten Staaten und Mexico war ausgebrochen; davon wußte Fremont indessen noch nichts, und er war ganz auf seine eigne Faust angewiesen, als er zu handeln begann. Die Lage war so kritisch, daß rasches Handeln nöthig war, und deshalb beschloß Fremont sofort, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und das Land für unabhängig zu erklären, um es vor den Mexicanern zu retten. Die amerikanischen Ansiedler eilten von allen Seiten in Fremont's Lager mit Waffen, Pferden und Munition, wurden in Bataillone formirt und unter dem Banner des Eisbären — als Symbols des hartnäckigsten Widerstandes — führte sie Fremont gegen Castro. Dieser wich, wurde geschlagen und in dreißig Tagen war Nordcalifornien frei.

Castro floh dem Süden zu, Fremont erklärte das Land für unabhängig.

Während dieser Zeit hatte der Kommodore Sloat auf die Kunde von Fremont's Auftreten in Californien mit einem Geschwader der amerikanischen Flotte so geschickt manövrirt, daß er den englischen Admiral Seymour über seinen Cours täuschte und plötzlich vor Monterey erschien. Sobald Fremont dies hörte, ließ er die Stadt besetzen. Wie erstaunte der Kommodore aber, als er hörte, daß Fremont auf eigne Hand handle. Da wurde ihm die Sache zu gefährlich, und er beschloß erst nach Washington zu reisen, um sich Befehle einzuholen.

Das Geschwader ließ er jedoch da und übertrug den Befehl über dasselbe dem Kommodore Stretton.

Noch mehr als Sloat gestaunt hatte, erstaunte der englische Admiral Seymour, als er die amerikanische Flotte in Monterey fand. Die Engländer hatten die Westküste immer halb und halb als ihr Eigenthum angesehen, weil Dräke sie betreten und Neualbion getauft hatte, und der Krieg zwischen Mexico und der Union schien ihnen die passende Gelegenheit, sich auch faktisch in den Besitz des Landes zu setzen — da sahen sie mit Schrecken, daß die Amerikaner ihnen schon zuvorgekommen waren.

Fremont verlor auch jetzt keinen Augenblick. Er ließ das Sternenbanner aufziehen, Californien gehörte von da ab der Union und die Engländer wagten keinen Angriff, da ein solcher sie in einen Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt hätte.

Fremont ist daher der wahre Eroberer Californiens und er ist sicherlich einer der kühnsten, den die Geschichte aufzuweisen hat. Nach Vollendung dieser Aufgabe zeigte er aber auch sogleich, daß es ihm nicht um das Herrschen zu thun ist und daß er etwas Höheres kennt, als dieses.

Die Regierung von Washington sandte ihm die Ernennung zum Oberstlieutenant und er führte als natürlicher Gouverneur des Landes den Kampf desselben mit den Mexicanern fort, nur ihm war aber auch Strekton Gouverneur und mit dem Gouverneur Kearney, welcher mit dem Auftrag, Californien zu erobern, aus Mexico einrückte, erschien ein Dritter. Beide ertheilten ihm Befehle und da diese häufig widersprechend waren, mußte Fremont sich weigern, ihnen zu gehorchen, bis entschieden sei, wem der Oberbefehl gebühre.

Kearney war damit jedoch so wenig zufrieden, daß er sich gegen Fremont verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen ließ. Fremont entwickelte diesem seine tristigen Gründe, ein Kriegsgericht urtheilte jedoch immer im Sinne dessen, der es berufe, und so hatte auch Fremont das Vergnügen, von ihm als Rebell verurtheilt zu werden. Es war jedoch zugleich so gütig, ihn mit Rücksicht auf seinen Patriotismus der Gnade des Präsidenten Polk zu empfehlen.

Diese wurde ihm natürlich auch zu Theil. Polk gab ihm seinen Degen zurück, bestätigte ihn in Rang und Amt und erklärte, daß er, obwohl das Urtheil des Kriegsgerichtes formell begründet sei, eher Anspruch auf Belohnung, als auf Strafe habe.

Polk bot ihm demgemäß die Gouverneursstelle an, Fremont lehnte sie jedoch ab und zog es vor, als Privatmann in Californien zu bleiben.

Erst nach einigen Jahren ließ er sich bewegen, als Vertreter des Staates Californien in den Senat der Union einzutreten.

Die Zeit, welche er in Californien zubrachte, benutzte er gut, wie es nur geschehen konnte. Er kaufte dort so viel Land an, daß er dadurch einer der reichsten Leute Amerika's wurde, und schrieb zugleich ein treffliches Buch über seine Expedition, das ihm die Bewunderung und Hochachtung der gesammten wissenschaftlichen Welt eintrug und dem namentlich Alex. von Humboldt Beifall schenkte. Es ist eben so reich an neuen Beobachtungen und Naturschilderungen, als fesselnd durch die Erzählungen, so daß es sich fast wie ein Roman liest, und wesentlich dazu beigetragen hat, das Interesse für Californien zu wecken und zu erhöhen.

In politischer Beziehung galt Fremont bis dahin für einen Anhänger seines Schwiegervaters Benton, der ein Demokrat im Sinne des Missouri-Compromisses, d. h. ein solcher ist, welcher die Sklaverei auf das Gebiet des Südens beschränkt wissen will und der das Sklavenfanggesetz und die Nebraska-Bill verwirft.

Trotz der Verwandtschaft mit Benton hat Fremont aber auch keinen Anstand genommen, sich von diesem zu trennen und auf die Seite der Republikaner zu treten, als es sich darum handelte, einen entscheidenden Schritt zum Wohle des Landes zu thun.

Er sieht ein, daß es von nun an einer Bekämpfung der Sklaverei als Prinzip bedarf.

Die Republikaner sind natürlich auch die Gegner des Knownothing-Treibens, und wollen die volle Freiheit der Einwanderung aufrecht erhalten. Drittens verwerfen sie die Annexationsgelüste der Demokratie, weil diese zu leicht in einen Krieg mit Europa verwickeln würden. Fremont hat diese Grundsätze gleichfalls angenommen. So kühn er für den Erwerb Californiens handelte, als dieses durch die Kraft des amerikanischen Volkes erworben werden durfte, so entschieden verwarf er alle ungerechten Eroberungskriege.

In Bezug auf die Sklavenfrage hat er das Jedem einleuchtende Prinzip hingestellt, daß das Recht der freien Arbeit verlangt, daß ihr kein neu erworbenes Gebiet der Union entzogen werden darf. Es hieße ihr die natürliche Frucht ihres Fleißes nehmen, wenn man sie zwinge, in Konkurrenz mit Sklavenarbeit zu treten und sich dadurch selbst zur Sklaverei zu erniedrigen.

Wenn das Glück Fremont auch jetzt begünstigte und ihn auf den Präsidentensthul höbe, so wäre dies für die Zukunft Amerika's von unnennbarer Wichtigkeit.

Kaufas würde für das Freistaatsprinzip gerettet und es wäre eine Gesetzgebung in Bezug auf die Sklaverei zu erwarten, welcher den Norden völlig vor ihr sicher stellen und damit den Süden auch die Aussicht nehmen würde, sein Prinzip jemals vor der zur Herrschaft zu bringen.

Nicht minder wichtig wäre Fremont's Wahl für Europa, da sie die Gefahr, welche England von einem Kriege mit Amerika droht, sofort und wahrscheinlich für lange Zeit beseitigen würde.

Eben dieser günstigen Aussicht wegen dürfen wir jedoch kaum darauf hoffen, Fremont jetzt schon gewählt zu sehen. Die Demokratie ist noch zu mächtig, sowohl durch ihren Reichthum, als durch die Furcht des Nordens vor einer Trennung von dem Süden, als daß es den Republikanern schon gelingen könnte, die Demokratie zu überwinden. Sie hoffen es freilich, aber wir können ihre Hoffnung nicht theilen.

Müßte Fremont indessen jetzt noch Buchanan weichen, so bliebe er doch als Mann der Zukunft bestehn und ihm würde immer eine wichtige politische Rolle zu Theil werden, weil die Republikaner Alles anzuwenden haben, zu verhindern, daß Kansas zum Sklavenstaate gemacht werde, und daraus leicht ein Krieg zwischen dem Norden und Süden entstehen kann, der die Union faktisch aufhöbe.* — „Old Buck" (Buchanan) würde freilich, sobald er gewählt wäre, sich bemühen, diese Gefahr zu beseitigen, indem er zu vermitteln suchte, aber die Dinge sind so weit gediehen, daß nur die Vermittlung möglich ist, welche die Demokraten zum Nachgeben veranlaßt.

Die Republikaner werden ihnen daher sortan ihre Gesetze vorschreiben, und ihr Führer Fremont ist der Mann, der die Gestaltung der Zukunft in der Hand hat, sobald er ihre Forderungen mit der rechten Energie verfolgt.

Die Wahl des Präsidenten geschieht, wollen wir noch erwähnen, durch Wahlmänner, welche die Wahlstimmen des Staates vertreten und der Verfassung gemäß theils von der Gesetzgebung der einzelnen Staaten, theils vom Volke gewählt werden können, in der jüngsten Zeit aber durchweg vom Volke erwählt wurden, so daß die Wahl ebensowohl eine direkte, als eine indirekte ist, denn indem Jeder den Wahlmann nach seiner Partei wählt, stimmt er damit zugleich für den Präsidenten, und sobald die Wahlmänner erwählt sind, weiß man, wie das Resultat der Wahl ausfallen wird. Formell treten die Wahlmänner am ersten Mittwoch des December zusammen und geben ihre Stimmen in jedem Staate ab, welche der Congreß entgegennimmt.

Im Fall keiner der Kandidaten eine absolute Majorität hat, bestimmt der Congreß den Präsidenten und Vicepräsidenten nach der Mehrheit der Stimmenanzahl.

Die Union enthält 16 freie und 15 Sklavenstaaten, und die Wahlstimmen sind folgendermaßen vertheilt: 1) freie Staaten: Maine 8, New-Hampshire 5, Vermont 5, Massachsetts 13, Rhode Island 4, Connecticut 6, New-York 35, New-Jersey 7, Pennsylvania 27, Ohio 23, Indiana 13, Illinois 11, Michigan 6, Wisconsin 5, Iowa 4, California 4, zusammen 176. 2) Sklavenstaaten: Delaware 3, Maryland 8, Virginia 15, North-Carolina 10, South-Carolina 8, Georgia 10, Florida 3, Alabama 9, Mississippi 7, Louisiana 6, Texas 4, Tennessee 12, Kentucky 12, Missouri 9, Arkansas 4, zusammen 120. Gesammtsumme 296. Zur Erwählung sind somit nöthig 149 Stimmen. Ueber die Stimmen der Staaten entscheidet die einfache Majorität derselben. Wenn von New-Yorks 35 Stimmen z. B. 20 für Fremont, 8 für Buchanan und 7 für Fillmore gehn, so hat New-York für Fremont entschieden. Jeder Wahlmann ist gehalten, streng für das Ticket (den Wahlzettel) zu stimmen, für das er gewählt ist, und ein Betrug oder eine Täuschung der Urwähler durch die Wahlmänner ist nicht möglich.

Von der Persönlichkeit Fremont's wäre noch Manches zu sagen. Doch darüber herrschen noch verschiedene Urtheile, die sich erst später consolidiren werden. - Nur so viel ist sicher bekannt, daß er ein gedrungener, energischer Mann mit freiem Barthuchse in ziemlich germanisch aussehendem, ausdrucksvollem Gesichte, ein Mann von großer Beliebe für deutsche Bildung ist, Deutsch spricht und sich eben so sehr auf die Deutschen verläßt, wie diese, namentlich die 60,000 Turner, auf ihn. Man darf hoffen, daß er diesmal oder über 4 Jahre mit Hülfe derselben siegen wird. Damit ist dann auch ein wirkliches transatlantisches Deutschland gewonnen, um so mehr, als sich Amerika selbst nur dadurch aus Verwilderung und nacktem Materialismus retten kann, daß es sich seiner ursprünglichen Kraft und Größe, welche in den angelsächsischen, altgermanischen Institutionen liegt, erinnert und sich wieder aus dieser alten Quelle erfrischt. Die alten germanischen Institutionen, von Parlamentsakten in England überwuchert, flossen nach Amerika und entwickelten sich dort mit Urwaldskraft. Mit den von Geld- und Habgier ausgeroteten Urwäldern sank auch diese Kraft und wurde kahle, trockne, verspekulirte Ebene. Fremont ist mit seiner deutschen Bildung und seinem deutschen Heere von 60,000 Turnern Persönlichkeit und Repräsentant der alten germanischen Freiheitsinstitutionen gegenüber dem verspekulirten, versklavten Yankeeismus.

* Er ist, wenn auch in der Minorität bei der Präsidentenwahl, erst recht der Mann der Zukunft, weil die Freemänner, die in ihm einen Kopf gefunden, dann auch sehen, wie viele Glieder und Organe dazu gehören. Deren sind so viele und gesunde, daß sie mit Zuversicht den Sieg bei der nächsten Wahl darauf schienen können.

Blätter und Blüthen.

Das Associationswesen in Belgien, Frankreich und England. Die Leser der Gartenlaube haben sich so entschieden für unsere deutschen Associationen interessirt, daß es ihnen sicher von Interesse sein wird, etwas über den Stand dieser hochwichtigen Angelegenheit in den obengenannten Nachbarländern zu erfahren. Während bisher ein ziemlich mühsames Studium dazu gehörte, und man aus einer Menge einzeln zerstreuter Notizen sich nur ein höchst unvollständiges Bild der einschlagenden Zustände verschaffen konnte, hat sich ein auch um die deutschen Associationen hochverdienter Mann, der Professor Huber, gegenwärtig in Wernigerode am Harz, der schwierigen und mühsamen Arbeit unterzogen, Alles hierher Gehörige zu sammeln und durch eigne Anschauung an Ort und Stelle zu prüfen und zu sichten. Die reiche Ausbeute seiner Untersuchungsreise — denn eine solche verdient sein Unternehmen genannt zu werden — liegt nun gegenwärtig in seinen „Reisebriefen aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854, zwei Bände 8., Hamburg, Agentur des rauhen Hauses," vor, einem Werke, welches man für Jeden, der den Stand der Sache gründlich kennen lernen will, für unentbehrlich achten muß. Von den großartigen Cités ouvrières zu Paris bis zu den Associationen abgelegener Dorfstadt, von den Unternehmungen der belgischen Regierung bis zu den zahlreichen Privatvereinen Englands gibt das Buch die vollständigsten Data und geschäftlichen Details. Bei der Beschränktheit des uns gestatteten Raumes lassen wir nur in Kürze einige Fingerzeige in Bezug auf den reichhaltigen Inhalt hier folgen, welche besser, als jede Empfehlung, dazu dienen werden, das Publikum für die Lektüre des interessanten Buches zu interessiren.

Von den vier Cités ouvrières zu Paris bestehen drei in einem einzigen großen Hofe, eine in einzelnen kleinen Wohnhäusern mit Gärten und gemeinschaftlichen Wirthschaftsgebäuden. Ausgestellt und benutzt ist bisher nur eine der ersten, die Cité Napoleon, ein Gebäude von drei Stockwerken, welches Wohnungen von einer Stube, zwei Kammern, Küche und Vorplatz zum jährlichen Preise von 200—300 Franken enthält, einem Miethjuns, der nicht viel geringer als der gewöhnliche ist, wofür aber die Wohnungen besser sind und obenein ein gemeinschaftliches Wasch- und Badehaus enthalten.

Die Arbeiterkolonie zu Mühlhausen im Elsaß, 1851 von einer Aktiengesellschaft mit einem Kapitale von 900,000 Francs gegründet, hatte bis 1854 200 Wohnhäuser gebaut und wollte noch 100 hinzufügen, jedes für eine Familie mit Gärtchen, welche gemietet und als Eigenthum gegen gewisse, nicht lästige Abschlagszahlungen erworben werden können. Sie ist eine wahre Musteranstalt für gemeinnützige Baugesellschaften dieser Art, und ihr Beispiel nicht genug anzuempfehlen.

Eine vielen Bestrebungen verwandte Werkstatt, die Arbeiter mit einem kleinen Grundeigenthum zu versehen, üben die in England bestehenden 130 Gesellschaften zur Erwerbung von Ländereien im Großen und deren Parzellirung, ursprünglich zu dem Zweck, zur Parlamentswahl stimmfähig zu machen. Sie repräsentiren ein Aktienkapital von 3,600,000 Pfund St., hatten bis 1854 bereits 310 Güter gekauft und in 19,500 Parzellen ausgetheilt, welche großentheils mit einem Wohnhause bebaut wurden.

Eine enorme Bedeutung haben ferner in England die vom Verfasser als Distributive-Associationen bezeichneten Vereine, welche die Anschaffung von Bedürfnissen im Großen bewerken, um ihren Mitgliedern bei Abnahme kleinerer Partien billige Preise und gute Qualität zu sichern. So zählte man in England, ohne Irland, 130 solcher cooperative-stones, d. h. von Associationen gegründete Läden und Magazine, welche sowohl die billige Versorgung ihrer Mitglieder, als eine Dividende am Geschäftsgewinn gewährten, und von denen einzelne sich bis zu einem jährlichen Umsatz von 12,000 Pfund und mehr erhoben.

Auch für die Kooperativ-Associationen, die Vereinigung von Arbeitern einer bestimmten Branche zum [illegible]ines Gewerbes für gemeinschaftliche Rechnung ist in England das Meiste geschehn. Der Ver-

sasser weist 35 nach, wovon 15 auf London kommen. Sie zählen gegen 25,000 Mitglieder, welche sich dadurch von bloßer Lohnarbeit zum selbstständigen Geschäftsbetriebe aufgeschwungen haben, indem Jeder zwar für seine gedeckte Arbeit Stück-ohn erhält, außerdem aber Antheil am Geschäftsgewinne hat. Meist von bescheidenen Anfängen ausgehend, haben sich fast alle zu einem bedeutenden Betrieb aufgeschwungen. Meist gehören die Geschäfte der eigentlichen Bauwerksindustrie an, doch bewiesen zwei Maschinenbauwerkstätten und eine Baumwollspinnerei, welche dazu gehören, daß die Association auch bei Fabrikunternehmungen mit Erfolg angewendet werden kann. Ueberhaupt bewährt sich dabei der Satz: daß die Association die einzige Verfassform für die unvermittelte Arbeiterklasse ist, welche dazu dient, den höheren handwerksmäßigen Gewerbebetrieb derselben in den für die Zukunft allein noch möglichen fabrikmäßigen überzuleiten.

Die französischen Kooperativ-Associationen sind fast einig auf Paris beschränkt, wo deren gegenwärtig sich noch 31 meist in blühendem Zustande befinden. Sie gehören ebenfalls fast durchgängig der Handwerksindustrie an, welche sie jedoch auf fabrikmäßigen Fuße in großen Ateliers betreiben.

Wie übrigens auch Privatunternehmer das Wohl ihrer Arbeiter allmälig mehr in das Auge fassen, beweisen einige interessante Beispiele in England. So die Price's patent-candle-company von 600 Arbeitern, die in vier Fabriken an 4000 Arbeiter beschäftigt, darunter 1500 Kinder. Sie hat eine Fabrikschule auch für Erwachsene, veranstaltet besondere Vergnügungsparthien mit den Kindern, hält ihnen Spielplätze zc. Für die Arbeiter besteben Wasch-, Bade- und Speiseanstalten, auch können sie durch Anlegung ihrer Ersparnisse im Geschäft mit der Zeit selbst Antheilnehmer werden. Ferner die Fabrik des Herrn Gibb zu Saltaire auf 700 Arbeiter-Cottages (lieine Wohnhäuser mit Gärten) berechnet, von denen bereits 100 fertig sind, mit Kirche, Schule, Gesellschaftshaus, Bäckerei, Vorraths-, Verkaufshaus, Gartenanlagen, Spielplätzen zc.

Doch wir überschreiten den uns gestatteten Raum, wollten wir des vielen Interessanten auch nur flüchtig Erwähnung thun, und rathen den Lesern, sich darüber trocknen Aufzählung, an das Buch selbst zu machen, das wohl kein Einsichtiger ohne Befriedigung aus den Händen legen wird.

Grunert, der bekannte stuttgarter Schauspieler, erzählt in der Europa folgende, so viel wir wissen noch unbekannte Anekdoten aus Schiller's Leben.

In der Karlsschule durften die Schüler am Sonntag die Weste mit drei Knöpfen schließen, um das Jabot breit hervorstehen zu lassen; in der Woche mußten sie vier Knöpfe an der Weste schließen. Die Putzsüchtigen unter den jung-n Leuten knöpften aber auch an den Schultagen nur drei zu und freuten sich über den weitausgelegten Busenstreif. Einst wurde Schiller's Uebermann von dem vorgesetzten Offizier darüber zurecht gewiesen und entschuldigte sich mit dem Vorgeben, der Knopf sei „zufällig aufgesprungen." Am andern Tage zum Sonntag; Schiller hatte gebeichtet und kam unbekümmert um die militärische Regel mit geschlossener Weste zur Parade. Hauptmann Schmeckenbecher macht ein finsteres Gesicht. „Schiller!" — „Herr Hauptmann?" — „Was ist denn für ein Tag?" — „Hm — Sonntag." — „Mit wieviel Knöpf ist das Gillet am Sonntag geschlossen?" — „Hm — mit drei." — „Wieviel hat Er zu?" — „Ich? — eins zwei drei — vier." — „Wie kommt das?" — „Ah — ich sieht mir einer zugesprungen!"

Als er an den Räubern arbeitete, und nun gerade einiges daraus vorlas, wurde er vom Hauptmann Schmeckenbecher unterbrochen, der seine Visitation hielt. Ein ernster Verweis über die laute Unterhaltung reizt den aufgeregten Dichter und als Schmeckenbecher zur Thür geht, fährt jener mit den Worten heraus: „So einen Hauptmann schnitz ich mir aus 'ner gelben Rüben!" Aber der Hauptmann hatte es gehört. Am andern Morgen trafen die Schüler in Reih' und Glied, denn der Herzog erscheint. Er musterte sie lange; endlich ruft er: „Schiller!" — Schiller tritt vor. — „Hat Er gelagt, so einen Hauptmann schnitz' ich mir aus einer gelben Rübe?" — „Ew. Durchlaucht, ich kann's nicht leugnen." — „Schmeckenbecher, laß' Er eine gelbe Rübe und ein Messer holen." — Eine Pause tritt ein. Der Herzog sieht vor Schiller; dieser blickt zur Erde; endlich wird gelbe Rübe und Messer gebracht und auf einen Wink des Herzogs in Schiller's Hände gegeben. — „Nun schnitz Er mir einmal einen heraus!" — Schiller, feuerroth, beginnt in der Verlegenheit an der Rübe zu schnitzeln; Alles staunt; auch der Herzog, auf sein spanisches Rohr gestützt, sieht verwundert zu und sagt nach einer Weile halblaut zu seinem Adjutanten: „Es wäre doch verflucht, wenn er einen herausbrächte!"

Weibliche Bildung und Erziehung. — „Es ist überflüssig, über die Nothwendigkeit einer umfassenden Ausbildung des weiblichen Geschlechtes Beweise vorzubringen; denn Jedermann erkennt, daß der Abstand zwischen der Bildung des Mannes und des Weibes in unserer Zeit des geistigen Vorwärtsschreitens immer mehr hervortritt. Darüber nur kann eine Meinungsverschiedenheit obwalten, wie weit oder wie eng man das Bildungsbereich des weiblichen Geschlechtes abgrenzen wolle. Indem ich es versuchen will, hierüber die Ansichten zu entwickeln, auf welchen die zu gründende Anstalt beruhen soll, glaube ich es gleich von vorn herein hervorheben zu müssen, daß ich den Uebergreifen einer sogenannten Frauen-Emancipation gegenüber vor allen Dingen die Stellung der Frau als Gattin, Mutter, Hausfrau mit aller Energie gewahrt wissen will. Fassen dies Seiten der Frauenstellung muß aber noch eine vierte hinzugefügt werden: die als Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Die Erziehung des Herzens und des Körpers zu sittlicher und leiblicher Gesundheit versteht sich von selbst, unsre mehr, als die Mutter die Bildnerin des kommenden Geschlechtes ist. Und zwar ist sie dies mehr, wenn gewöhnlich glaube ja als es den Müttern selbst bewußt sein mag, denn fast keines Mannes Entwicklungsgeschichte versteht, die ersten Keime seiner Größe als Auspaat der Mutterhand nachzuweisen. — Vielfache Betrachtungen haben mich gelehrt, daß eine solche Anstalt eifrig dahin zu wirken habe, der Unnatur und Verbildung, um nicht zu sagen Ueberbildung, entgegen zu arbeiten, welche nicht selten das Ergebniß gewisser vornehmer Pensionate sind, und die sogar an Stelle der Bildung, wo dieselbe neben Jahren wahrhaft wirklich hervortritt. Dabei begegnet man an solchen Kindern neben einem mehr als sichern Auftreten in den Kreisen Aelterer und einer so sich erfreulichen Gewandtheit in der Unterhaltung einer täglichen Leerheit und Armuth an allem soliden Wissen." — „Für die gebildete Frau — ich denke hierbei überhaupt nicht an gelehrte — ist Vermögens- und Standesunterschied von keinem so großen Einfluß, wie für den Mann, welcher der Außenwelt gegenüber seine Stellung zu nehmen und zu behaupten, während die Frau ihren Blick nach Innen auf den Kreis ihres Hauses und auf den Kreis ihres Umganges zu richten hat. Für dieser Auffassung der weiblichen Stellung macht es in der Bildung des Weibes keinen wesentlichen Unterschied, ob ihr Mann als großer Grundbesitzer Hundertausende kommandirt, oder in den bescheidenen aber behaglichen Verhältnissen als Beamter, Kaufmann, Fabrikant, Gelehrter oder Gewerbsmann steht. Der einzige erhebliche Unterschied, der sich hier geltend machen könnte, beet sich das Auftreten der Frau in der Gesellschaft. Die Gattin des Reichen findet hier ihren Haltpunkt in dem Reichthum ihres Gatten und sie steht für Jedermann dann in einer, die möchte sagen Ehrfurcht gebietenden Haltung da, wenn sie außer ganz nur entlehnten Stützpunkte auch den eigenen der Bildung und des Wissens in sich trägt. Letztere den benannten Hausfrauen nach meinen Kräften mit geben zu helfen, ist das Ziel meines Vorhabens."

„1) Voran geht die wirthschaftliche Bildung, durch welche allen der jungen Mädchen ihre dereinstige Stellung als Frau lieb und wichtig gemacht werden kann. Nur die in allen wirthschaftlichen Angelegenheiten dieses Brand wird einst eine rechte Hausfrau sein. Daher sollen je nach der Verschiedenheit Beschäftigungen sorgfältig nach der Reihenfolge die Pensionärinnen mit Maximalen der größeren Arbeiten, alle in der Hauswirthschaft vorkommenden Geschäfte selbst üben, vom Markteinkauf bis zur Führung der Wirthschaftsbücher. Davon ist die Aufsichtsführung natürlich nicht ausgeschlossen, daher die Aufsicht über die Küchenarbeiten, die Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume neben der täglichen praktischen Beschäftigung dabei, welche weise unter den jungen Mädchen abwechseln soll. — „2) Nächst den eigentlichen Wirthschaftsarbeiten soll eine bestimmte Anzahl Stunden der Entwickelung der Geschicklichkeit in den sogenannten weiblichen Arbeiten gewidmet werden; ich verstehe darunter: schön Nähen, Schneidern, Zuschneiden, Ausbessern, Stopfen, Plätten, Sticken u. s. w." (Punkt 3 handelt den eigentlichen Unterricht in solchen Wissenschaften und Fertigkeiten, welche nicht in dem Bereich der Hausfrau im engeren Sinne zu liegen pflegen: Anlegung in der schriftlichen Darstellung, Naturgeschichte, Uebersicht von der hauswirthschaftlichen Chemie, Vorlesen, Zeichnen, Korrespondenzübungen, einschließlich des Tanzens, Musik, Gesang, Sprachen.) — „4) In den Pensionärinnen Gelegenheit zu bieten, sich mit Umsicht und Anstand als Frauen vom Hause bewegen zu lernen, wird bei den den Winter hindurch allwöchentlich wiederkehrenden geselligen Abendunterhaltungen eine nach der andern mit der Rolle des Empfangs geladener Gäste und mit der Besorgung der Küche betraut werden. Musik und Gesang, Lesende und unterhaltende Vorträge, die Kunst sich bekümmern Weise, Tänze zu gesellschaftlich abwechseln. Letztere werden nun so mehr meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, als hierin leider sehr oft wirklich unterhaltender Stoff und Anstand vermißt wird. Dennoch scheinen sie mir zur Erreichung meines Zieles unentbehrlich, da namentlich durch sie Gelegenheit geboten ist, junge Mädchen im geselligen Umgange mit jungen Männern zu einer zwanglosen und sittsamen Haltung zu gewöhnen, welche eben so sehr von befangener Unsicherheit wie von baltoiser Unbefangenheit entfernt ist. — Dies sind die Hauptpunkte, welche ich bei der Führung der anvertrauten Mädchen unverrückt im Auge haben werde. Alle verweise sich dabin, dieselben für die Familie und, so weit es das Weib bevorzubereiten."

Vorstehend haben wir einige Hauptsätze des Programms zu einer Erziehungs- und Bildungsanstalt für und der Schule entlassene Töchter mitgetheilt, welche Ostern 1857 die Frau unseres Mitarbeiters, des tüchtigen Roßmäßler, in Leipzig eröffnen wird. Dadurch wollten wir zugleich die Aufmerksamkeit unserer Leser und Leserinnen auf diese Anstalt lenken, als die in dem Mitgetheilten angedeuteten Grundsätze uns einer gesunden weiblichen Erziehung und Bildung durchaus zu entsprechen scheinen und in dieser umsichtigen Auffassung um so wenigstens zur Zeit noch keine ähnliche Anstalt bekannt ist. Wir gern erbeitig, etwaigen Anfragen nähere Auskunft zu vermitteln.

Die Red.

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern zc. zc. für die Redaktion der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 36. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Weihnachts-Heiligerabend.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

Manches Jahr ist schon dahin gegangen, als ein heiliger Weihnachtsabend mir sehr trübe, schwere Stunden brachte. Ich hatte sie in der Ausübung meines Amtes als Criminalrichter, wie mir nie so schwer geworden ist, wie damals.

Ich erzähle Dir die Geschichte, lieber Leser, um Dir zu zeigen, wie leicht die Schwäche den Menschen zum Verbrecher machen kann. Um sie Dir zu erzählen, muß ich noch weiter in mein früheres Leben zurückgehen.

Ich war sehr jung zur Universität gekommen, darauf auch ihr jung Oberlandesgerichtsauscultator geworden, und stolz oder titel darauf, Referendarius titulirt zu werden und der College den meist schon gereiften Männern zu sein, von denen ein großer Theil sogar als Offiziere die Freiheitskriege mitgemacht hatte. Ich war fast ein Kind unter ihnen.

Gerade diese meine große Jugend brachte mir eine eigenthümliche Stellung in der Gesellschaft ein. Das Oberlandesgericht, bei welchem ich „Referendarius" war, hatte seinen Sitz in einer kleinen Provinzialstadt. In der Stadt befanden sich außerdem nur untergeordnete Localbehörden. Sie besaß keinen Handel und keine Garnison. Das Oberlandesgericht war deshalb darin Ein und Alles für das gesellige Leben. Es gab den Ton an. Von den Beamten des Oberlandesgerichts thaten dies aber nicht die Präsidenten, ein paar alte, nur dem Wissen und dessen Nutzen, Qualen und Verdrießlichkeiten ergebene Herren; auch nicht die Räthe, fast sämmtlich vertrocknete und versauerte Actenmänner; wohl aber die jungen, lebenslustigen Referendarien, und mit ihnen im Bunde die Damenwelt des Städtchens, mochte sie aus den Damen der Beamtenfamilien oder auch der anderen wenigen Honoratioren des Ortes bestehen. Zu den Referendarien hielten sich zwei junge Assessoren des Oberlandesgerichts.

In der späteren Zeit gab es in diesem Lande kein traurigeres Loos als das der Referendarien, und meist auch noch das der Assessoren der Oberlandesgerichte. Es hat sich auch bis jetzt nur wenig gebessert. In dem bureaukratischen Staate entwickelt sich ein unverhältnißmäßig großer Andrang zu der Beamtencarrière. Jeder junge Mann mit und ohne Talent will ein Ring in dieser großen Kette der Staatsherrschaft werden. So findet man bei einem einzigen Oberlandesgerichte oft hundert, anderthalbhundert bis zweihundert Referendarien, und zwanzig, dreißig bisweilen funfzig Assessoren, von denen Allen kein einziger auch nur einen Groschen Gehalt bekommt, die demnach Alle auf eine Anstellung mit Gehalt warten, und die, eben um der großen Ueberfüllung willen, zehn bis fünfzehn, bis zwanzig Jahre warten müssen, bevor sie angestellt werden. Sie werden darüber arm und alt und verdrießlich. So war es zu jener Zeit doch nicht. In dem ganzen Staate gab es damals vielleicht keine zweihundert Referendarien und keine fünfzig Assessoren. Und die Assessoren hatten Gehalt, sobald sie ernannt wurden, und die ordentlichen Referendarien wurden mit ausreichenden Diäten als richterliche Hülfsarbeiter verwendet, sobald sie vom Justizminister bestätigt worden waren.

Unter solchen Umständen waren damals die jungen Referendarien und Assessoren begreiflich doppelte Lieblinge der heirathslustigen jungen Damenwelt, und es gab der Liebschaften bei den Oberlandesgerichten eine Menge.

Ich war ein Kind, und zwar ein nicht schwärmerisches Kind. Ich hatte keine Lust zu der Liebe, denn auch zur Liebe muß man, wie zu allen Dingen Lust haben. Dagegen wurde ich der Vertraute mancher der Liebesleute jener kleinen Provinzialstadt. Vertrauter bedarf die Liebe immer. Der reizendste Zauber der Liebe ist das Geheimniß; das größte Glück der Liebe ist ein kleines Unglück dabei. Ist es nicht von selbst da, so macht man sich eins. Hat man das Unglück, so ist auch das Geheimniß von selbst bedingt. Solcher kleinen Unglücke gab es auch dort: Unterschied der Religion; adeliger und nicht adeliger Stand; ein frivoles, irreligiöses Wort des jungen Mannes, unvorsichtig in Gegenwart der frommen Mutter oder Geliebten ausgestoßen; lautes Schreien auf der Straße in der Nacht, wodurch der Schlaf des verdrießlichen Vaters gestört ward. Am häufigsten gab es gegenseitige Eifersüchteleien. Gerade diese forderten am meisten einen Vertrauten auf beiden Seiten, besonders auf Seiten der Damen.

Der alte, würdige erste Präsident des Oberlandesgerichts hatte eine einzige Tochter; Therese war ihr Name. Sie hieß die schöne Therese; sie hieß aber auch die stolze Präsidententochter. Man hatte Recht zu beiden Benennungen. Sie war neunzehn Jahre alt, groß, von einer blendenden Schönheit. Sie war zurückgezogen, still, äußerlich kalt; keiner der Referendarien wagte ihr zu nahen. Auch der unverheirathete Assessor nicht. Sie hatte auch keine andere Liebschaft.

Dennoch wurde ich der Vertraute auch ihrer Liebe.

Der zweite bei dem Oberlandesgerichte, und zwar mit Gehalt angestellte Assessor war vor etwa drei Monaten herversetzt worden. Er war direct von der Hauptstadt nach dem kleinen, in einem sehr entfernten Winkel der Monarchie gelegenen Orte gekommen. Er hieß von Grauburg und gehörte einer armen Offiziersadelsfamilie an. Er war ein talentvoller Mensch, der schon als Knabe sich ausgezeichnet hatte, weshalb ihn die Seinigen nicht dem

Offizierstande gewidmet hatten, sondern studiren ließen. Man versprach ihm eine bedeutende Carrière in der Beamtenhierarchie. Er entsprach indeß nach einer anderen Seite hin nicht den von ihm gehegten Erwartungen. Er offenbarte mehr und mehr einen leichtsinnigen Charakter und dies auch namentlich, als er nach wohlbestandenem dritten Examen als Assessor bei dem Kammergerichte zu B. angestellt wurde. Dadurch wurden seine Verwandten veranlaßt, beim Justizminister zu bewirken, daß er aus B., wo es der Verführung zu viele für ihn gab, nach der kleinen, stillen und kleinstädtischen Provinzialstadt versetzt wurde, wo er noch zudem einem sehr strengen Chef untergeordnet wurde.

Er kam hier an mit einer jungen Frau, mit der er, wie es hieß, kurz vor seiner Versetzung in die Provinz sich verheirathet habe.

Er war ein schöner, geist- und kenntnißreicher, liebenswürdiger junger Mann. Er brachte die feine Lebensart der ersten Zirkel der Residenz mit, in denen er gelebt hatte. Seine Frau war eine schöne Dame, groß und üppig. Wenn sie auch nicht den Geist und die Bildung ihres Mannes besaß, so war sie doch immer munter und anspruchslos, fast schüchtern, und dadurch wie um ihrer Schönheit willen nicht minder liebenswürdig als ihr Mann.

Er machte mit ihr Besuche bei dem Präsidenten und bei allen Räthen des Oberlandesgerichts, und in den anderen, zur Societät des Städtchens gehörigen Familien. Man machte ihnen die üblichen Gegenbesuche. Man lagete sie darauf ein. In kleinen Städten herrscht für das Alles eine tyrannische Sitte. Beide wurden bald die Lieblinge der Gesellschaften; Beide gefeiert den Damen wie den Herren. Indeß Beide noch mehr den Damen, als den Herren. Das hatte einfach darin seinen Grund, daß er, obwohl verheirathet, allen Damen den Hof machte, und daß sie dabei nicht die geringste Eifersucht zeigte. Alle Damen hatten deshalb zu ihr besondere Neigung und nahmen sie unter ihren besonderen Schutz. Das hätte die Damen nun freilich naturgemäß andererseits in eine sittliche oder wenigstens weibliche Entrüstung gegen ihren Mann bringen müssen. Allein er machte ihnen, wie gesagt, Allen den Hof, und am ausführlichsten denen, die am meisten seine Frau in ihre Zuneigung nahmen.

Er machte auch der schönen Therese, der stolzen Präsidententochter den Hof; aber es war das ein eigenes Hofmachen. Er suchte sie in der Gesellschaft angelegentlich auf; er ließ sich mit ihr in ein von seiner Seite lebhaft geführtes Gespräch ein, über einen möglich unteressanten Gegenstand; er flocht sich dadurch mit ihr von der übrigen Gesellschaft, und, sobald er dies erreicht hatte, sobald er Alles von ihr entfernt hatte, allein mit ihr war, entfernte auch er sich plötzlich unter irgend einem Vorwand von ihr und ließ sie allein. Er that es ohne allen Hohn in seinem Aeußeren. Aber war sein Thun nicht selbst Hohn?

Und die stolze Präsidententochter?

An einem schönen Sommernachmittage war von mehreren Familien ein gemeinsames Fest in einem benachbarten Wäldchen veranstaltet. Das geschah oft so, und solche kleine Waldfeste waren immer reizend. Alles was an jungen Damen und jungen Herren zu der Gesellschaft des Städtchens gehörte, wurde dazu eingeladen und erschien. Die jungen Leute gingen in bunten Gruppen zu Fuße, die älteren kamen zu Wagen nach. Eine oder zwei verheirathete Damen im gesetzten Alter mußten sich als Ehrendamen der jungen Welt anschließen. Das war jedesmal eine wundervoll schöne Zeit für alle jene Liebesleutchen mit dem unentdeckbrlichen kleinen Liebesunglück. Da konnte man verstohlen die Hand drücken, leise seufzen, leise Worte der Liebe flüstern; hinter einer dicken Eiche konnte gar ein flüchtiger Kuß gewechselt werden. Den Eifersüchtigen konnte man verföhnen; das Herz des Erkalteten konnte man durch Eifersucht in neue Flammen versetzen. Und wenn es durch Eifersucht nicht anging, gar durch tüchtige Schläge mit dem Plumpsack; denn dem ländlichen Waldvergnügen durften auch die ländlichen Waldspiele nicht fehlen.

An jenem Sommernachmittage war die Gesellschaft besonders munter gewesen. Scherz und Spiel hatten unaufhörlich mit einander gewechselt; alle Liebespaare hatten sich zusammengefunden und zusammengehalten. Keine Eifersucht, kein zankendes Mutterauge, keine grollende Vaterstirn war heute störend oder trennend zwischen sie getreten. Die allgemeine Freude ließ sie entweder nicht sehen, oder ließ sie nicht sehen wollen.

Was den Assessor von Grauburg und seine Frau betraf, so war von der Frau Assessorin unzertrennlich ein jüngerer Rath, dessen Frau ihn vor acht Tagen mit einem Knäbchen beschenkt hatte, die daher an der Gesellschaft nicht Theil nehmen konnte. Der Assessor machte auf das angelegentlichste der jungen Frau eines alten Geheimeraths die Cour, der sich gern leicht erkältete und daher mit den älteren Damen zum Thee in ein aufgeschlagenes Zelt sich zurückgezogen hatte.

Die schöne Therese kam erst gegen Abend mit ihrem Vater nachgefahren. Der Präsident war Wittwer.

In dem Augenblicke, als der Wagen hielt, war zufällig ein Spiel der jungen Welt beendigt. Die jungen Leute gingen den Ankommenden entgegen. In einer kleinen Provinzialstadt, in der meist nur Beamte wohnen, ist ein erster Präsident ein kleiner König, und seine Tochter eine Prinzessin.

Der Assessor von Grauburg ging ihnen nicht entgegen. Der alte Geheimerath, dessen Frau er führte, hatte einen Anfall von Husten bekommen, war in die Oeffnung des Zeltes getreten und hatte seine Frau gerufen; er wollte sie fragen, was sie von seinem Husten halte. Der Assessor begleitete die schöne Frau zu dem Zelte.

Die schöne Therese wurde von den jungen Leuten, Damen wie Herren, umringt. Warum sie so spät gekommen, wie es so schön heute hier sei, wie herrlich man sich schon amüsirt habe, wie viel Amüsement der schöne Abend noch verspreche, besonders da sie, die sehnlich Erwartete, jetzt hier sei, das und dergleichen bildete den Inhalt einer sehr lebhaften allgemeinen Unterhaltung.

Die eigenthümliche Art, wie der Herr von Grauburg die schöne Therese behandelte, hatte mich schon seit einiger Zeit auf Beide besonders aufmerksam gemacht. Ich beobachtete sie an jenem Nachmittage angelegentlicher. Ich bemerkte bald, daß die Gedanken des schönen Mädchens nicht bei der Unterhaltung waren. Sie antwortete vage, zerstreut. Ihre Augen flogen oft suchend über ihre nächste Umgebung hin. Sie suchte Zerstreuung und Suchen zu verbergen. Ich bemerkte dennoch, wie sie dann den Assessor von Grauburg aufsuchten, dann wie plötzlich träumend auf der Gestalt der Frau von Grauburg haften blieben. Gleich darauf gab sie ihnen, wie verwirrt und verlegen darüber, daß man sie beobachtet haben möge, eine andere Richtung.

Die Frau von Grauburg schien keine Notiz davon zu nehmen, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit der jungen Dame sei.

Der Herr von Grauburg war von dem alten Geheimerath aufgehalten worden. Der kränkliche Herr sprach mit ihm über die berühmtesten Aerzte der Residenz. Aber auch er war nur äußerlich bei dem Gespräche. Ich konnte sogar in der Entfernung seine Bewegungen der Ungeduld wahrnehmen. Sobald er konnte, riß er sich los.

Bei seiner Entfernung sah ich einen beinahe ängstlichen Blick in dem Auge der Tochter des Präsidenten. Sie suchte wieder damit, ich konnte nicht errathen, was. Auf einmal fiel ihr Auge auf mich. Ich stand allein.

„Wird denn kein Spiel wieder begonnen?“ fragte sie die ihr zunächst Stehenden.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete man ihr zuvorkommend.

Sie trat auf mich zu.

„Sie haben keine Dame, wie ich sehe.“

Sie nahm meinen Arm.

In demselben Augenblicke ging der Assessor von Grauburg an uns vorüber, ruhig, kalt grüßend, zu seiner Frau.

Ich fühlte den schönen Arm der Dame in dem meinigen zittern. Man kehrte zu dem Spielplatze zurück.

„Weichen Sie nicht von mir,“ flüsterte meine Begleiterin mir zu.

Ich fühlte, wie sie heftiger zitterte; ihr Gesicht war blaß geworden.

„Sie sind nicht wohl?“ fragte ich sie, halb wirklich unbefangen, halb weil ich nicht recht wußte, was ich ihr erwidern sollte.

„Nicht ganz. Und doch! Nachher! Gehen Sie nur nicht von meiner Seite.“

Gleich darauf holte der Assessor uns ein. Er ging mit seiner Frau ebenfalls zu dem Spielplatze.

Der Arm meiner Begleiterin zitterte nicht mehr. In ihr Gesicht war die gewöhnliche zarte Röthe zurückgekehrt.

„Ach, mein Fräulein,“ sagte der Assessor zu der schönen Therese, „Sie kommen spät, aber —“

Er stockte.

„Aber?“ fragte sie kalt.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt. Nicht wahr: —“

Sie unterbrach ihn beshaft: „Richtig, mein Herr, so sagt Schiller.“

Er fuhr ruhig fort: „Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein, das haben Sie bei Ihrer Ankunft dort wohl auf manchem Munde hören müssen?“

„Ich glaube.“

„Auch mir drängte sich bei Ihrer Ankunft natürlich eine geistreiche Bemerkung auf.“

„Ich zweifle nicht daran, hätte sie noch jetzt Gültigkeit?“

„Gerade jetzt.“

„So sei sie Ihnen gestattet.“

„Aber in der That, ich bemerke, daß Sie mit Ihrer Frage halb Recht hatten. Meine Bemerkung an sich bleibt richtig, Sie haben mich indeß verlegen gemacht, und in dem Munde eines Verlegenen haben auch die geistreichsten Bemerkungen keinen Werth.“

„Zählten Sie auch diese Bemerkung zu den geistreichen? Doch ich bitte.“

„Anzufangen?“

„Ja!“

„Ach, wie man eine Comödie anfängt!“

„So ungefähr.“

„Ich wäre Ihnen nur ein Schauspieler?“

„Mein Herr, führen Sie bei uns kein Schauspiel auf?“

Die Frau des Assessors erbleichte plötzlich. Der Assessor blieb völlig unbefangen.

„Mein Fräulein, wer in dieser ganzen respektablen Gesellschaft wäre nicht Schauspieler?“

„Ei, mein Herr, die geistreiche Bemerkung, die ich noch bei Ihnen zu Gute habe, muß eine ganz besonders geistreiche sein, da Sie allen Geist für etwas Anderes bei Ihnen absorbirt zu haben scheint. Darf ich endlich darum bitten?“

„Sie haben zu befehlen, meine Gnädige. Es handelte sich nur um eine Uebersetzung. Sie kennen doch das politische Sprichwort der Franzosen: „Le roi est mort, vive le roi!“

„Ich kenne es.“

„Sehen Sie dort am Horizont noch gerade den letzten Strahl der scheidenden Sonne?“

„Nun?“

„Mit ihrem Scheiden kamen Sie. Die Königin stirbt, es lebe die Königin.“

„Sie erwarten Dank für die geistreiche Galanterie, mein Herr? Ich danke Ihnen!“

Das Fräulein sprach die Worte mit einem schneidend kalten Hohn. Unmittelbar darauf ging sie voran, der Gesellschaft nach, ohne dem Assessor Zeit zu einer Erwiderung zu lassen.

Die Gesellschaftsspiele wurden fortgesetzt. Die schöne Therese hielt mich fast mit Aengstlichkeit in ihrer Nähe fest. Ich wich mit einer Art von Mitgefühl nicht von ihr. Sie gab sich Mühe munter zu erscheinen. Der Assessor kümmerte sich nicht weiter um sie. Er war ausgelassen lustig den ganzen Abend.

Die Gesellschaft brach auf und nahm den Rückweg nach der Stadt, wie sie gekommen war, die jungen Leute zu Fuße, die ältern in ihren Wagen.

Die schöne Therese hatte Kopfschmerzen bekommen; sie erklärte es wenigstens beim Aufbruche, und sie verband damit die Erklärung, daß sie nicht zu Fuße zurückkehren könne.

„Du würdest aber allein fahren müssen“, sagte ihr der Vater, der an dem schönen Abend eine Fußpromenade vorzog.

Ich stand neben ihr.

„Würden Sie Ihre Dame verlassen?“ fragte sie mich mit einem freundlichen Lächeln und einem heimlichen Winke.

„Nur, wenn meine Dame es mir befiehlt!“

„So geben Sie mir Ihren Arm.“

Der Assessor hatte sie beobachtet. Er lächelte höhnisch.

Ihr Arm zitterte wieder in dem meinigen. Ich führte sie zu ihrem Wagen; wir fuhren in diesem allein nach Hause. Anfangs saß sie still neben mir. Sie starrte in den aufgehenden Mond. Ihr schönes Profil war doppelt schön und reizend in dem feinen, blassen Mondlichte. Sie blickte fortwährend unbeweglich. Auf einmal wurden ihre Augen glänzender in dem blassen Schein. Als ich genauer hinsah, gewahrte ich, daß der Glanz von großen Thränen herrührte, die in den Augen standen.

Sie bemerkte, daß ich sie ansah. Sie wischte die Thränen ab, dann wandte sie sich zu mir.

„Sie haben errathen, warum ich weine?“ fragte sie.

„Wie könnte ich?“ erwiederte ich ihr. Ich hatte in der That nur eine Ahnung.

„Sie haben“, sagte sie bestimmt. „Und es ist gut so. Ich muß einmal mein Herz erleichtern. Mein Vater hat nie Sinn für seine Kinder. Ich habe keine Mutter, keine Schwester, keinen Bruder, keine Freundin. Seien Sie mein Freund, mein Bruder. Sie sind verschwiegen.“ Sie nahm meine Hände. Indem sie sie heftig drückte, fuhr sie leidenschaftlich fort:

„Ja, ich liebe ihn. Sie haben es fühlen müssen. Aber nur erst heute Abend haben Sie es bemerkt. Nicht wahr, nur erst heute?“

„Meine Ahnung wurde erst heute bestimmter.“

„Also schon früher? Auch die Andern?“

„Ich glaube nicht!“

„Haben Sie nichts darüber gehört? Hat Niemand darüber gesprochen?“

„Niemand.“

„Gewiß nicht?“

„Ich versichere Sie.“

Sie beruhigte sich.

„Ich war heute schwach“, fuhr sie fort. „Ich weiß selbst nicht wie es kam. Es war mir so sonderbar, gerade heute. Ich fühle mich so unglücklich, so verlassen.“

„Fräulein“, sagte ich —

„Nennen Sie mich Therese, Freundin.“

Sie war sehr aufgeregt. Ich faßte ihre Lage desto prosaischer auf und ich hielt es sogar für meine Pflicht, ihr frei und offen meine prosaische Ansicht über ihre Lage mitzutheilen.

„Meine Freundin“, sagte ich, „der Freund muß Ihnen sagen, daß Sie recht hätten sich unglücklich zu fühlen, wenn auch das Gefühl, das Sie für Liebe halten, wahr wäre.“

„Zweifeln Sie an diesem?“

„Um Ihretwillen!“

„Um meines Unglücks willen?“

„Zum Theil. Zum Theil aber auch —“

Ich stockte; was ich sagen wollte, war verletzend; ich konnte keine Worte dafür finden, die mir milde genug schienen.

„Was wollen Sie sagen?“

„Der Herr von Grauburg ist verheirathet.“

„Und?“

„Und ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Ottilie in Goethe's Wahlverwandtschaften nie für einen ächt weiblichen Charakter habe halten können.“

Ich sah im Mondschein ihr Gesicht blasser werden. Auf einmal wandte Sie mir ihr volles Gesicht zu. Sie sah mit ihren schönen Augen mich durchdringend an.

„Glauben Sie wirklich, daß er verheirathet ist?“

„Aber ich bitte Sie —“

„Ich begreife, daß Sie nicht daran zweifeln, daß Niemand es bezweifelt. Aber das Auge der Liebe sieht scharf. Das ist nicht mein Unglück. Aber er liebt mich nicht. Er hat meine Liebe bemerkt, er hat sie hervorgerufen, künstlich, vorsätzlich, um über sie, über mich zu spotten. Er hat kein Herz. Und ich liebe ihn!“

Ich hatte bisher zu der schönen, stolzen Prätendententochter, die durch ihr stolzes, würdevolles Wesen Jedermann von sich zurückzuhalten wußte, nur mit einer Art von Verehrung hinaufsehen gewagt. Als sie mich so plötzlich zu ihrem Vertrauten machte, hatte ich zuerst nur Mitleid für sie gefühlt. Ihr letzten Worte schienen mir eine gewöhnliche verliebte und phantastische Närrin zu zeigen. Ich konnte dem Kitzel nicht widerstehen, sie das wenigstens ahnen zu lassen.

„Ich hatte geglaubt“, sagte ich, „er habe nur zuviel Herz, also jedenfalls ein sehr schönes, weiches und empfängliches Herz, und das habe gerade Ihnen gegenüber nicht widerstehen können, habe Ihnen gegenüber —“

Ich mußte mitten in meinem Satze einhalten.

Sie bedeckte laut weinend ihr Gesicht mit ihren Händen.

„O Gott“, rief sie. „Stände ich doch wieder allein mit meinem

Schmerze, meinem Unglücke, meinem Geheimnisse. Nur Spott, nur Hohn soll mein Vertrauen mir einbringen." Sie war jedenfalls eine Unglückliche, unglücklich entweder in einer großen, starken Leidenschaft, oder in einer überschwenglichen Einbildung. Mein leerer Spott konnte nur verletzen und reizen.

„Verkennen Sie mich nicht", erwiederte ich ihr beruhigend. „Ich meinte es gut. Sie tragen eine Wunde in Ihrer Brust; ich wollte durch lauten Spott ihre Tiefe, ihre Beschaffenheit sondiren. Es bedarf dessen nicht mehr. Ihre Wunde ist wirklich tief und schmerzhaft."

„Das ist sie."

Sie warf sich an meine Brust, anfangs noch laut, dann stiller weinend. Ich hatte keinen Spott mehr für sie. Ich hatte aber auch keine Trostgründe. Jeder wäre trivial gewesen. Ich hatte sie aber auch aus einem andern Grunde nicht.

Habe Einer, achtzehn Jahre alt, noch so wenig Lust zur Liebe, und fahre er, an einem schönen, warmen Sommerabend, im klaren Mondenschein, durch duftenden Wald und duftige Wiesen, im leise schaukelnden Wagen, an seiner Seite ein weibliches Wesen, ein Bild der Jugend und der Schönheit, ihre Hände in den seinigen, ihren Kopf an seinen Busen gelehnt, das Wogen ihres Busens, das Klopfen ihres Herzens fühlend, ei zum Teufel, er wird in seinem Herzen ganz andere Dinge fühlen als Spott und Hohn.

Wir erreichten die Stadt.

„Kommen Sie morgen Abend zu mir", sagte sie beim Abschiede.

War sie eine Unglückliche, oder eine Thörin? War er der sorglose Verführer ihrer Liebe oder ihrer Phantasie? War er wirklich nicht verheirathet? Und wie sollte dies anzunehmen sein?

Am andern Tage lief ein sonderbares Gerücht mit der rasenden Eile eines Lauffeuers durch die kleine Stadt. Dem sonderbaren Gerüchte folgten sonderbare Ereignisse. Es war ein sonderbarer Zufall, daß das Alles am nächsten Tage nach jener Waldscene sich zutragen mußte.

Des Morgens um neun Uhr war die Fahrpost — ich weiß nicht ob damals schon Schnellposten eingerichtet waren — von B. in der kleinen Stadt eingetroffen. Sie mußte sich eine Stunde aufhalten, um präcis zehn Uhr weiter zu fahren. Aus dem Postwagen war ein junger Offizier gestiegen. Er kam aus der Residenz und wollte weiter fahren. Er fragte nach einem Gasthofe, in welchem er bis zur Abfahrt des Postwagens frühstücken könne. Nicht weit von dem Posthofe lag der erste, oder einer der ersten Gasthöfe des Städtchens. Er wurde dorthin gewiesen. Während er sein Frühstück verzehrte, schien er sich auf einmal auf etwas zu besinnen.

„H. heißt das Städtchen?" fragte er den Gastwirth.

„Aufzuwarten."

„Und ein Oberlandesgericht ist hier?"

„Aufzuwarten."

„Potztausend, ist dabei nicht ein Assessor von Grauburg angestellt?"

„Gewiß."

„Was macht er denn?"

„Es geht ihm gut. Es scheint ihm und seiner jungen Frau hier sehr zu gefallen."

Dem Offizier fielen vor Verwunderung Gabel und Messer aus den Händen.

„Seiner jungen Frau? Seit wann ist der Grauburg verheirathet?"

„Er hat seine Frau schon von B. mit hierher gebracht."

Der Lieutenant konnte vor Verwunderung nicht weiter essen.

„Von B.?"

„Sie können sich darauf verlassen."

„Er brachte sie schon mit, als er hierher versetzt wurde?"

„Gewiß."

„Es ist nicht möglich."

„Aber ich versichere Sie."

„Das muß ich wissen. Wo wohnt der Herr von Grauburg?"

„Nicht weit von hier. Dort in der ersten Straße links, im ersten Hause links."

Der Offizier ließ sein Frühstück stehen, verließ den Gasthof und eilte nach der bezeichneten Straße und nach dem bezeichneten Hause.

Der Gastwirth sah ihn in sprachlosem Erstaunen nach. Seine Frau Neugierde wurde desto redseliger, als er ihr die Unterredung mitgetheilt hatte.

Nach einer starken Viertelstunde kehrte der Offizier wieder. Er kehrte mit einem halb lustigen und halb verlegenen Gesicht zurück.

„Nun", fragte der neugierige Gastwirth, „haben der Herr Lieutenant sich überzeugt?"

Der Offizier antwortete nicht.

„Meine Rechnung, wenn ich bitten darf."

Er erhielt seine Rechnung; er bezahlte sie; er kehrte vor den Posthofe zurück; er fuhr mit dem weiter fahrenden Postwagen weiter. Er war abgefahren, stumm wie das Grab.

Nicht stumm, sondern sehr gesprächig war die Dienstmagd im Hause des Assessors von Grauburg gewesen. Durch sie erfuhr die Stadt bald Folgendes:

Der Offizier hatte an der Wohnung des Herrn von Grauburg geklingelt. Das Dienstmädchen hatte ihm geöffnet.

„Der Herr Assessor von Grauburg zu Hause?"

„Nein. Der Herr ist in der Sitzung."

„Die — die Frau Assessorin?"

„Die gnädige Frau ist zu Hause."

„Können Sie mich melden?"

In dem Augenblicke öffnete sich eine Thür. Die Frau Assessorin von Grauburg trat heraus in das Entrée. Sie sah den fremden Offizier. Sie wollte zurückfliehen, aber der Offizier hatte auch sie gesehen.

„Zum Teufel, Aurora!" rief er. Er stürzte ihr nach. Bevor sie die Thür hinter sich hatte zuschlagen können, hatte er sie schon wieder aufgerissen. Er war mit ihr in ihrem Zimmer.

Das Dienstmädchen stellte sich horchend an die Thür und konnte jedes Wort hören, das in dem Zimmer gesprochen wurde.

„Zum Teufel, Aurora, wie kommst Du hierher? Was machst Du hier?"

„Ich bitte Sie um des Himmels willen, sprechen Sie leise." Das Dienstmädchen —"

„Die gnädige Frau spielst Du hier? Die Frechheit ist groß. Wo hatte der Grauburg seine Gedanken? Er vermuthet in dem kleinen Neste —"

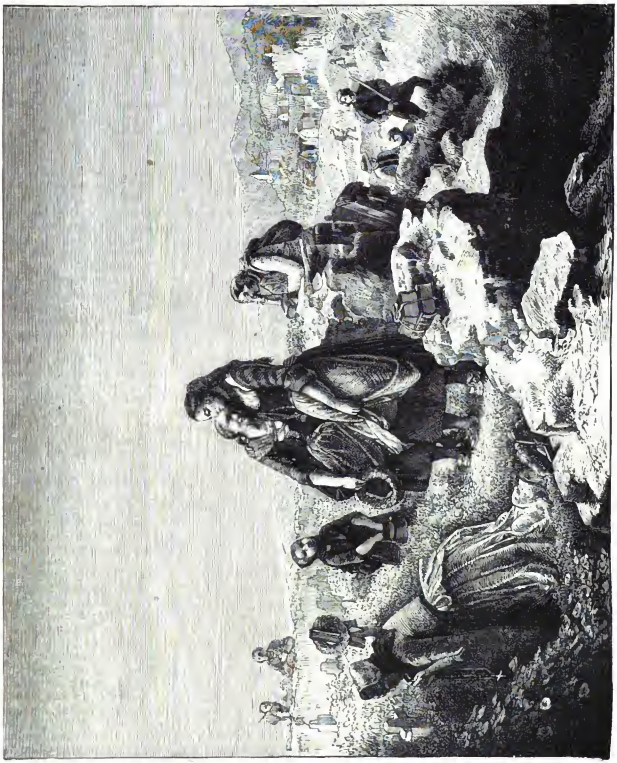
„Ich beschwöre Sie, Herr von Münchhoff. Wir leben hier so glücklich. Stören Sie unser Glück nicht."

(Fortsetzung folgt.)

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?

In dem nebenstehenden Holzschnitt geben wir unsern Lesern heute die Nachbildung eines der effektvollsten Bilder der Neuzeit: der Abschied der Auswanderer von C. Hübner. Es ist eine großartig, mit vielem Gefühl aufgefaßte Scene, ein sehr ernster Moment aus dem Leben unserer Zeit. Unter den Gruppen von Landleuten, welche auf dem Kirchhofe Abschied von den Ihrigen nehmen, fesseln uns besonders drei Mädchen, die mit überströmendem Gefühl und tiefer Wehmuth einen Kranz auf das Grab legen. Rechts erblicken wir einen Zug von Landleuten, die mit Kränzen tanzend und jubelnd ihre Heimath verlassen, als sollten sie einziehen in ein Paradies. Wer gibt Antwort auf die schönen Freiligrath'schen Worte:

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt das Aelplers Horn.



Abschied der Auswanderer von C. Hübner.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?

Die heißen Quellen zu Karlsbad.

Eine galvanoplastische Werkstatt.

Jahr aus Jahr ein störtern die heißen Quellen zu Karlsbad, denen man schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts die Bezeichnung „weitberühmte" beilegte, eine beträchtliche Menge fester Stoffe aus dem Innern der Erde herauf, die das Wasser, das allgemeinste Auflösungsmittel, auf seinem Wege zum Licht auflöst und mit sich fortführt. Die eine der Quellen, der bekannte Sprudel, soll davon jährlich allein über 204,500 Ctnr. auswerfen und doch finden wir in 1000 Pfunden des Wassers nur $5^1/_2$ Pfund feste Bestandtheile. Von diesen werden wiederum nur $^1/_2$ Pfund unmittelbar an Ort und Stelle in fester Form abgelagert, denn in demselben Augenblick, wo das Wasser auf der Erdoberfläche ankommt, lösen sich die lästigen Fesseln, welche die Kohlensäure, das Auflösungsmittel für jene Massen, mit dem Wasser verbanden; sie entweicht frei in die Luft und damit zugleich fällt jener Theil zu Boden. Ist auch die obige Angabe durch mehrere directe Bestimmungen bedeutend verringert, so bleibt für den Sprudel doch noch ein Absatz von über einem Centner in jeder Stunde, — eine Masse, die wohl im Laufe von Jahrhunderten ausreichte, um die kolossale, gewölbartige Decke über den Quellen zu bilden, die unter dem Namen „Sprudelstein" bekannt ist.

Diese Sinterablagerungen, die zumeist aus kohlensaurem Kalk mit wenig Eisenoxydul, das mit der Zeit Sauerstoff aus der Luft anzieht, und dadurch die rothe, mehr oder weniger ausgesprochene Färbung des Sprudelsteines bedingt, bestehen, erstrecken sich über einen großen Raum; ein Theil der Stadt steht auf diesem natürlichen Bauwerke und ebenso bildet es auf eine weite Strecke hin das Bett des Tegelflusses. Wegen der rastlos bauenden Thätigkeit der Quellen muß man ein wachsames Auge auf sie haben; denn bald sind die Ausflußöffnungen zugebaut und ist man dann nicht gleich bei der Hand durch Bohrungen den wilden Wässern einen Ausweg in's Freie zu verschaffen, so sprengen sie selbst den beengenden Kerker und brechen oft an der unrechten Stelle durch.

Solche Sprengungen der festen Schale sind zu verschiedenen Zeiten vorgekommen. Als man vor mehr denn hundert Jahren nach einem solchen Durchbruch genauere Nachforschungen anstellte, da fand man das kunstvolle Bauwerk der Natur förmlich in Etagen aufgeführt; d. h. man entdeckte unter der Decke große und kleine Höhlungen mit heißem Wasser gefüllt, denen wieder eine Kalkschale als Unterlage diente und beim Durchbrechen derselben wiederholte sich ein gleiches Vorkommen. Als man die dritte Decke gesprengt hatte, da erfüllten sich die Worte des Dichters:

> Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
> Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget.

Man war auf einen großen Wasserbehälter, den Sprudelkessel, gestoßen. Mit dem Durchbrechen der Decke hatte man das Wasser von einem beträchtlichen Drucke befreit; in Folge dessen konnte jetzt das mit heftigem Brausen sochende Wasser urplötzlich einen beträchtlichen Temperaturüberschuß zur Dampfbildung verwenden, so daß Alles eiligst die Flucht ergreifen mußte vor den gewaltigen Wogen der heißen Dämpfe, die sich aus dem Schooße der Erde hervorwälzten. Und immer von Neuem drängte sich Woge auf Woge empor, die den jede weitere Nachforschung unmöglich.

„Arbeit ist Geld," diesen Satz wendet der Mensch auch auf das Schaffen der Natur an und da er sich einmal als Herrn der Schöpfung betrachtet, so setzt er sich hier selbst als lachenden Erben ein und erntet gern, wo er nicht säete. So legte man schon in sehr früher Zeit die Esse des Krämers an diese wunderbare Thätigkeit der Natur und war bemüht, das, was hier unausgesetzt geschaffen wurde, zu verwerthen. Die mächtigen Sintermassen der Sprudelschale wurden zuerst als Kalk gebrannt und dann als Mörtel verbraucht; außerdem lieferten die mächtigen Massen auch als Bruchsteine ein treffliches Material zum Bauen selbst.

Mit der Zeit aber, als die Schaaren immer größer wurden, welche dorthin zogen, um „sich vor einem frühzeitigen Tode und allerhand Arten von Krankheiten zu bewahren," da sehlte es auch an pfiffigen Köpfen, die es verstanden den simpeln Kalksteinbruch in eine Goldgrube zu verwandeln. Bald bildete sich eine ausgedehnte und einträgliche Industrie aus, die Vielen zu Erwerbung des täglichen Brotes erleichterte. Man verarbeitet den Sprudelstein zu einer Unzahl der zierlichsten Gegenstände und Jeder der vielen Tausende, die Jahr aus Jahr ein dorthin wallfahrten, trägt eine Kleinigkeit mit fort zur Erinnerung an die Stunden, die er in Leid und Freud in diesem lieblichen Thale verlebte.

Daran aber dachte man weniger, sich die Thätigkeit der Natur in ihrem Schaffen selbst dienstbar zu machen; nach wie vor überließ man die Ansinterungen dem Zufall, ohne diesem bestimmte Wege vorzuschreiben. Ganz unthätig war man hier zwar nicht geblieben, aber die Art und Weise, wie man sich dieser natürlichen Quelle der schaffenden Kunst bediente, war bis jetzt doch nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Man setzte einige kleinere natürliche Gegenstände dem seinen Sprühregen der Quellen aus, worauf sich dann der Sinter in wundervollen Formen absetzte. Blumen, Kornähren, Laubwerk, Krebse, die man auf diese Art hatte versteinern lassen, waren jedoch das Einzige, was man sah und zu Kauf bekam, um es als Andenken an die merkwürdigen Eigenschaften der karlsbader Quellen in die Heimath mitzunehmen.

Eine künstlerische Ausbildung sehlte diesem Industriezweige jedoch lange Zeit, sie zu finden war den schlauen Italienern vorbehalten. Schon seit Jahren kommen kleine Brustbilder und Medaillen in künstlerischer Vollendung zu uns, die aus dem reinsten schneeweißen Kalksinter bestehen. Die Werkstatt, aus der sie hervorgehen, sind die warmen Bäder zu Filippo im Toskanischen und die ganze Kunst, diese zierlichen Bildwerke zu erhalten, besteht darin, daß man Formen und Modelle aus Schwefel dem herabtriefelnden Kalkwasser aussetzt.

Diese Lehre hat man sich in Karlsbad zu Nutze gemacht und so finden wir auch hier einen der seltsamsten Industriezweige — eine galvanoplastische Anstalt der Natur — in der Entstehung begriffen. Die größte Schwierigkeit war die, ein geeignetes Material zu den Formen zu finden, das der Auflösungskraft des Wassers, der Wärme und der Kohlensäure genügenden Widerstand leistet, an dem Sinter nicht zu stark anhaftet und keine chemische Verbindung mit demselben eingeht. Die sonst zu diesem Zweck gebräuchlichen Mittel zeigten sich hier nicht anwendbar. Gyps z. B. löst sich in dem Sprudelwasser auf, es scheidet sich Schwefel aus und es findet eine Entwickelung von Schwefelwasserstoffgas statt. Schwefel zeigt eine Umlagerung seiner Atome: er wird in kurzer Zeit schwarz, nimmt ein strahliges Ansehen an und zerfällt dann bei der geringsten Berührung mit der Hand in kleine Splitter. Wachs und Stearin werden durch die Einwirkung der Wärme und des Wassers zerlegt; es entwickelt sich Schwefelwasserstoffgas und Kohle scheidet sich aus. Selbst Glas, welches doch so manchen Einwirkungen widerstebt, wodurch es für den Chemiker das schätzbarste Material geworden ist, zeigte sich hier nicht unverwundbar. Sein mächtigster Feind, der mit Leichtigkeit Herr darüber wird, ist die Fluorwasserstoffsäure, die sich, wenn auch in geringer Menge, im freien Zustande in den heißen Quellen vorfindet, wofür das Mattwerden der längere Zeit hindurch gebrauchten Trinkgläser spricht.

Dem Scharfsinn eines dortigen Apothekers, den wir als Begründer des neuen und seltsamen Industriezweiges anzusehen haben, war es vorbehalten, einen Ausweg in dieser Noth zu finden. Eine Legirung von Zinn und Silber entsprach allen Anforderungen; man gießt sie entweder in Formen oder walzt sie zu dünnem Blech aus und preßt die Münze oder das Bildwerk dann hinein, um die Hohlformen zu erzeugen, die der Ansinterung, dem Sprühregen oder dem herabträufelnden Wasser ausgesetzt werden. Schon in 2 bis 3 Wochen ist die Sinterkruste eine Linie dick und so fest, daß sie abgenommen werden kann. So stellt man Abdrücke von Münzen, Medaillen, Cameen u. s. w. in beliebiger Auswahl dar. Man läßt auch ebene Flächen ansintern und bereitet so Platten von beliebiger Größe und Dicke, die zu den

mannigfaltigsten Zwecken verwendet werden können. Läßt man bedruckte oder bemaltes Papier anfeuchten, z. B. Lithographien, Kupferstiche u. s. w., so bleiben Druckerschwärze und Farben an dem Sinter hängen, während das Papier sich ablösen läßt und man hat auf dem Sinter den vollkommenen Abklatsch des Bildes.

Die Werke, welche die Galvanoplastik in neuerer Zeit geschaffen hat, sind wohl geeignet unser Staunen zu erregen. Mehr als jene kolossalen künstlerischen Gebilde, die aus jenen Werkstätten in großer Zahl hervorgegangen sind, nehmen unsere Aufmerksamkeit die kleineren Nachbildungen in Anspruch. Als an der äußersten Grenze der Kleinheit besehen, führen wir hier nur zwei an. Der englische Physiker Grove copirte ein Lichtbild, das so genau in dem Kupferniederschlage wiedergegeben war, daß man auf einer Fläche von $^1/_{10}$ Zoll Länge und $^1/_{100}$ Zoll Breite 5 Linien Schrift auf das deutlichste mit dem Mikroskope ablesen konnte. Poulten bildete auf galvanoplastischem Wege das Auge einer Stechfliege nach und auch hier zeigte die Nachbildung unter dem Mikroskop alle die vielen Tausende der kleinen Facetten, aus denen das wirkliche Auge zusammengesetzt ist. Mit derselben bewundernswerthen Genauigkeit wird auch zu Karlsbad in der Werkstatt der Natur gearbeitet. Die feinsten Erhöhungen und Vertiefungen des Originals oder einer Form werden so vollkommen wiedergegeben, als es nur immer auf galvanoplastischem Wege möglich ist. Bis zu welchem Grade der Vollendung dies geschieht, dafür liefert das „Sinterbild" eines Daguerreotyps auf überraschende Weise den Beleg.

Ohne daß das Original im geringsten Schaden gelitten hatte, zeigte die nach drei Wochen abgenommene Sinterplatte das Porträt Zug für Zug bis zur feinsten Spitzengarnitur. Die durch den Quecksilberniederschlag rauheren und daher dem Auge leichter erscheinenden Stellen des Daguerreotyps sind in derselben Weise auch auf der Sinterplatte rauher, so daß diese im reflectirten, spiegelnden Licht den Effect des Originals bis in das kleinste Detail wiedergibt. Aber selbst im zerstreuten Licht erscheinen die dunkleren Stellen des Daguerreotyps besonders auffallend; so tritt z. B. ein schwarzes Sammetband auf einem weißen Spitzengrund auch auf der Sinterplatte dunkler hervor, wie wenn sich der Sinter auf den dunkleren, quecksilberfreien Stellen der Silberplatte auch mit dunklerer Färbung niedergeschlagen hätte.

Manchem der Leser mag dieser neue Industriezweig mehr nur als Spielerei erscheinen. Wir erinnern hier aber an den alten Satz: „im sinnlichen Spiel liegt oft ein tiefer Sinn," der sich auch hier zu bewahrheiten scheint. Ist auch die Bewerkstelligung der Lichtbilder durch den Druck mit Hülfe von Kupferplatten, die auf galvanoplastischem Wege dargestellt worden sind, gerade nicht mehr als ein Räthsel zu betrachten, so stellen sich diesem Vorhaben aber dennoch mancherlei ernste Schwierigkeiten hemmend in den Weg, die zu beseitigen nicht immer in unserer Macht steht. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt die natürlich galvanoplastische Anstalt zu Karlsbad eine ungemeine Wichtigkeit. Alle Schwierigkeiten, die dort sich hindernd geltend machen, fallen hier fort und das Ganze wird dadurch noch sehr erleichtert, daß sich die Sinterplatte auf dieselbe Weise zubereiten und ätzen läßt, wie lithographischer Stein. Und daher glauben wir, diesem jungen Sprößling der Industrie ein erfreuliches Gedeihen prophezeihen zu dürfen.

Drei Frauenbilder in Bayreuth.

3. Jean Paul und die Rollwenzel.

Es ist eine eigenthümliche und frappante Erscheinung in der Entwickelung des deutschen Geisteslebens der Neuzeit, daß die beiden ehemaligen brandenburgischen Fürstenthümer in Franken, Anspach und Bayreuth, den formlosesten und den formvollendetsten deutschen Dichter erzeugt haben.

Johann Paul Friedrich Richter, nach seiner eigenen Wahl meist Jean Paul genannt, war ein Sohn des Landes Bayreuth, und August Graf von Platen-Hallermünde war ein Sohn der Stadt Anspach. Jeder von ihnen ist in seiner Art unübertroffen groß und der einzige Repräsentant derselben, Beide werden als scharfausgeprägte Originale ihren Platz in der deutschen Literaturgeschichte für immer behaupten, ja man darf annehmen, Beide werden erst in der Zukunft ihre wahre und gerechte Würdigung erfahren; denn Beide haben während ihres Lebens die volle Anerkennung, die sie mit Recht von ihrem Vaterlande beanspruchen durften, nicht gefunden, von dem Vaterlande, das sie, der Eine wie der Andere so schwärmerisch liebten, und deren Versagung ihnen so bittere Schmerzen bereitete. Im schlichten Pfarrersohne aus dem Fichtelgebirge war die Liebe größer als der Schmerz; nachdem er bis in sein 35stes Lebensjahr alle Schmach und Geringschätzung deutscher kleinstädtischer Engherzigkeit in dem durch ihn berühmt gewordenen Hof erfahren hatte, kehrte er nach kurzen sechs Jahren, die er in Leipzig, Weimar, Berlin, Meiningen und Koburg verlebt, dennoch wieder in die Hauptstadt seines kleinen Vaterlandes zurück und wohnte, wahrlich nicht in glänzenden Verhältnissen und von den Bürgern Bayreuths keineswegs nach Verdienst gewürdigt, in ihr bis an seinen Tod. Im Grafen waren Schmerz und Groll größer als die Liebe, und sie trieben ihn über die Alpen, wo er, Deutschland fast entfremdet, einsam starb.

An die Namen beider Dichter „aus Franken" kettet sich auf überraschende Weise der eines dritten deutschen Dichters, unsterblich wie der ihrige, der des Königs Ludwig von Baiern, „Herzogs von Franken." Denn Er war's, der mit königlich dichterischer Munificenz dem Dichter Platen, dem Meister der Form, den Lebensunterhalt in Italien gewährte, und Er war's, der aus eignen Mitteln dem Dichter Richter die herrliche Erzstatue in Bayreuth errichtete, als das deutsche Volk dem Aufrufe eines Vereins zu Wunsiedel, der Geburtsstadt des Dichters, „zur Errichtung eines Nationaldenkmals Jean Paul's" keineswegs wie man hätte erwarten dürfen, entsprochen hatte. Eben so großmüthig hat sich König Ludwig an den Beiträgen zur Errichtung des Platen-Denkmals in Anspach betheiligt, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir prophezeihen, daß auch diese Dichterstatue nur durch den König-Dichter werde zur Vollendung kommen können, so daß die beiden Schwesterstädte durch ihn mit den Erbildsäulen der beiden großen, einander so merkwürdig entgegengesetzten Dichter geziert sein werden.

Sowohl aus dieser hohen und einzigen königlichen Freigebigkeit auf der einen Seite, als auf der andern aus Platen's aristokratischer Geburt und Erziehung und aus Richter's Leben, das nur von Personen aus der höchsten und hohen Aristokratie, die ihn nach Würden achteten und ehrten, zu erzählen weiß, sollte man schließen können, daß unsere beiden großen fränkischen Dichter im Sinne und Interesse der höhern Gesellschaft geschrieben und dieser ausschließlich mit ihrem Denken und Fühlen, mit ihren Sympathien und Bestrebungen angehört hätten, wie etwa Horaz oder Goethe. Aber kein Schluß würde trügerischer sein als dieser.

Der von Fürsten gesuchte und von ihnen faßt wie ihres Gleichen behandelte, (man braucht nur an den Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, den Herzog August von Gotha, den Herzog Friedrich von Hildburghausen, den Herzog Georg von Meiningen, den Fürsten Dahlberg zu erinnern) von edlen charakterhohen Fürstinnen schier gebätschelte (Anna Amalia, Herzogin von Weimar, Louise, Königin von Preußen und ihre drei Schwestern, die Herzogin von Hildburghausen, die Fürstin von Turn und Taxis und die Fürstin von Solms ꝛc.), von genialen adligen Damen, die ihn meist heirathen wollten, geliebte (Frau von Kalb, Frau von Berlepsch, Frau von Krüdener, Fräulein Karoline von F., Hofdame in Hildburghausen, mit welcher er verlobt war) Jean Paul war eben so ein Mann der Freiheit, ja nach dem heutigen Sprachgebrauche ein „Demokrat," wie der aus alter Familie entsprossene Graf Platen. Richter's entschiedene Freisinnigkeit spricht sich in allen seinen Schriften bald mehr bald minder stark und scharf aus, am kühnsten und freimüthigsten in seiner „Charlotte Corday" und in seinem, dem Herzog August von Gotha dedicirten „Freiheitsbüchlein;" Platen's Demokratismus bricht in seinen politi-

schen Liedern, die freilich nicht in die Ausgabe seiner Schriften aufgenommen sind, am stürmischsten aus. Mit diesen politischen Anschauungen harmonirten ihre religiösen. Nie hat ein Mensch erhabenere Worte über Jesus Christus gesprochen, als Jean Paul in den „Dämmerungen," und doch stand er mit seinen Ueberzeugungen außerhalb der christlichen Kirche auf dem Standpunkte einer positiven Naturreligion, deren Lehrer und Hoherpriester er selbst war.

An keinem deutschen Dichter hat sich das Mißverhältniß der Poesie zum wirklichen Leben schreiender offenbart, als an Richter, und es konnte nicht anders sein, eben weil er den Kultus des deutschen Gemüths wie kein Andrer poetisch gefeiert und verklärt hat und zwar eben so in der Endlichkeit als in der Unendlichkeit dieses Gemüths, mit andern Worten, weil er als der größte deutsche humoristische Dichter das edelste reinste und größte Herz haben mußte. Durch die schwere Schule einer Armuth gegangen, deren Beschreibung beleidigt, von der nobeln Gesellschaft der guten Stadt Hof ausgeschlossen wie ein Verbrecher, ja selbst noch zurückgestoßen und geringschätzend behandelt, als die vornehme, intelligente Welt Deutschlands für den Verfasser des Siebenkäs und des Hesperus schwärmte und hervorragende Individuen ihn, den großen, bald so heilig ernsten, bald so schalkhaft lachenden Herzenspriester in seiner kleinen engen höfer Welt aufsuchten, liebte dieser wunderbar begabte einzige Mensch dieses Volk, diese mittlern Stände und die Mündigkeit des deutschen Volks, seine Emancipation, seine geistige und materielle Freiheit waren der Inhalt seiner heißen Dichterträume, das Ziel seiner hohen Sehnsucht, der geile Boden, aus welchem seine üppigen Schöpfungen aufschossen. Sind sie ja doch der Boden aller echten und wahren Poesie überhaupt, und Goethe's Faust ist ihm eben so gut entsprossen, wie Jean Paul's Titan.

Das ist aber der Krebsschaden der Dichterbrust, der immer augenfälliger zu Tage tritt, daß diejenige Klasse der Gesellschaft, an welche sich der Dichter wegen ihrer Intelligenz gewiesen sieht, seinen heiligsten Tendenzen abhold ist, und das Volk, für dessen Emancipation er das Flammenschwert des Geistes schwingt, aus Unempfänglichkeit, Mangel an Verständniß, und dem alten ekelhaft bornirten: „Der Narr will klüger sein als wir!" ihn beleidigt, zurückstößt, schändet. Der echte Dichter ist ein geborner Aristokrat, der, sobald er zum Verständniß des Lebens und seiner Widersprüche und Mißverhältnisse kommt, zum wohlwollenden Mann der Freiheit wird, der nur einen großen heißen Wunsch hat: das Wohl des deutschen Volks und die harmonische Ausbildung aller seiner Kräfte zur Erzeugung der höchsten Blüthe Deutschlands. Aber der Dichter ist auch wie ein zartes schönes Mädchen, das das Bedürfniß zu gefallen hat; er bedarf des Verständnisses, der Anerkennung, der Pflege; zu seinem Glücke gehört unerläßlich die Liebe seines Volks, für das er glüht und dichtet. Darf man ihn schelten, wenn er dort die Seele hingibt, wo er Verständniß, Anerkennung, Liebe und Pflege findet, auf den Höhen der Gesellschaft, und wenn er mit Schmerz und Wehmuth, ja wohl mit Bitterkeit auf die blickt, denen sein höchstes Streben, seine glühendste Begeisterung gewidmet ist, und die gleichgültig an ihm vorübergehen, ja wohl gar ihn kalt und höhnisch zurückweisen? Kein deutscher Dichter ist von höhsten und hohen Personen, gegen deren Standesinteressen er schrieb, so ausgezeichnet und geehrt und Keiner ist so von den untern Ständen, für deren Interessen er schrieb, so vernachlässigt worden, als Richter. Dieser eigenthümliche und auffallende Widerspruch geht sogar über sein Grab hinaus: das deutsche Volk verweigert dem größten deutschen Gemüthsdichter, dem hohen, reinen, begeisterten Freiheitsmann das Denkmal und — ein König setzt es ihm.

Inzwischen war eine solche Anerkennung von Seiten der Höhen und Spitzen der Gesellschaft, eine Anerkennung und Pflege des Dichters, wie sie uns heute schon fast fabelhaft vorkommen, nur in der zweiten Hälfte des vorigen und im ersten Viertel unseres Jahrhunderts möglich, wo die Intelligenz der höhern Stände sich von der Gewalt der neuen Ideen und von dem Feuer der Begeisterung wie von der Schärfe des Spottes hinreißen ließen. Das allgemein Menschliche ergriff die gebildeten und darum empfänglichen Herzen, sie ergaben sich dem neuen Evangelium der Liebe und Freiheit, zumal es ihnen auf so überraschend neue, herrliche, eigenthümliche Weise gepredigt wurde, und sie spielten mit dem Feuer, das ihnen erst in Funken von Jean Jacques und dann in rothen, grünen und blauen lodernden Flammen und in neckisch hüpfenden Flämmchen von Jean Paul gebracht wurde, sie spielten damit aus Passion, aus Mode, aus Zeitvertreib, sie dachten nicht daran, daß dieses Feuer auch in Deutschland brennen könne. Von der andern Seite verfiel Jean Paul in die verzeihlichen Irrthum, als habe er die höhern Stände, die ihn so sehr vergötterten, namentlich die Frauen derselben, für seine exaltirt kosmopolitischen Ideen gewonnen und die neue Aera des allgemeinen Herzenskultus sei vor der Thüre. Naivetät von beiden Seiten über die wir heute lächeln. Die hohe Aristokratie ist klüger geworden und die Dichter auch. Kein aristokratischer Fuß kam über die Schwelle in der rue d'Amsterdam, an welcher der große deutsche Dichter sechs Jahre sterbend lag, kein deutscher Fürst wird ihm ein Denkmal setzen (wir fürchten: eben so wenig das deutsche Volk), und doch hat Heinrich Heine nichts Schlimmeres drucken lassen, als Johann Paul Friedrich Richter.

Nichts legt für die sittliche Größe Richter's glänzenderen Zeugniß ab und gereicht ihm zu größerer Ehre, als daß er für an keinem der kleinen Höfe, wo er so ungewöhnlich ausgezeichnet wurde, fesseln ließ (der Herzog von Meiningen wollte ihm sogar ein Haus bauen), daß er an jeder Fürstentafel offen und ehrlich seinen Freimuth äußerte, wodurch er bei dem formellen Gesindel und fast noch mehr bei dem ängstlichen Schiller anstieß, und daß er die Herzensverbindungen mit den reichen adeligen Damen, die zu einem Ehebündniß geführt, ihn in eine glänzende äußere Lage versetzt haben würden, abbrach, sobald er die Ueberzeugung gewonnen, daß sie bei aller brillanten Geistesbildung seiner doch nicht würdig seien. Er heirathete eine von Geist und Herz gleich hoch und schön gebildete Bürgerliche und kehrte schon nach einigen Jahren für immer in sein kleines Vaterland zurück, und schlug in der ihm so theuren stillen Stadt Bayreuth seinen bescheidenen Wohnsitz auf.

Und so ist er ein armer Mann geblieben, aber ein geehrter verehrungswürdiger, ein deutscher Dichter von so hoher trefflicher Gesinnung und Geistesthat, wie wir keinen zweiten zu nennen wissen. Von allen Fürsten, die ihm den Hof gemacht, gab ihm Keiner etwas, außer dem edeln Dalberg, Großherzog von Frankfurt, aber die Pension betrug nur tausend rheinische Gulden, und der Dichter mußte sie nach Beseitigung der französischen Einrichtungen in Deutschland einige Jahre missen, bis sie der König von Baiern übernahm. Mochten ihm von den Verlagsbuchhandlungen auch nicht gewöhnliche Honorare gezahlt werden, so hat er doch in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, gerade während seines bleibenden Domicils in Bayreuth, verhältnißmäßig wenig geschrieben, und seine Einnahmen von dieser Seite können unmöglich glänzende gewesen sein.

Es ist ungemein betrübend, wenn seine Lebensbeschreiber (Spazier, Z. Funck) wiederholt versichern, Bayreuth habe ihm die gebührende Achtung versagt. Dies kann sich, wie wir versichern können, nur auf die mittlern und untern Stände beziehen; von den Familien der höhern Stände war er sehr geachtet und geehrt. Das Andenken an die ihm gezollte Verehrung hat sich in einigen der ersten Familien der Stadt bis heute lebendig erhalten, und sehr viele der ältern Einwohner erinnern sich noch lebhaft seiner stattlichen würdigen Gestalt mit den milden edlen Zügen.

Man erzählte mir: in den letzten neun Jahren seines Lebens sei Richter in Bayreuth weit mehr und allgemeiner geehrt worden, als früher und zwar auf folgende Veranlassung. Die verwittwete Prinzessin von Holstein-Oldenburg, geborne Großfürstin von Rußland, Katharina Paulowna, eine der hochherzigsten Fürstinnen, kam 1816 als Braut des Kronprinzen (wenige Monate darauf Königs) von Würtemberg durch Bayreuth und der Stadtkommandant, der Regierungspräsident und andre vorragende adelige Häupter beeilten sich, der hohen Reisenden die Honneurs zu machen. Sie werden angemeldet, Niemand wird angenommen. Der Kammerherr der Großfürstin fragt nach Jean Paul, der soll unverzüglich eintreten, kaiserliche Hoheit wünsche nichts sehnlicher, als ihn zu sprechen. Aber der Herr Legationsrath Richter ist nicht zugegen und muß eiligst herbeigeholt werden. Er bleibt über eine Stunde bei der Großfürstin, sie entläßt ihn äußerst gnädig und reist ab ohne einen der andern Herren angenommen zu haben.

Trotz alledem bewahrte Richter, der Sohn der Armuth, dem Volke seine treue innige Neigung, und vor Allen hat er sie

einer Tochter des Volkes geschenkt, deren Portrait wir heute mittheilen. Um Gottes willen, denke dabei Niemand an ein gewöhnliches sinnliches Liebesverhältniß. Frau Rollwenzel war sieben Jahre älter als Richter und stand, als er sie kennen lernte, schon in den höhern vierziger oder im Anfang der fünfziger Lebensjahre, und Richter war erst einige Jahre mit der jugendlichen schönen, ja reizenden und hochgebildeten Karoline Meyer aus Berlin verheirathet. Auch ist aus seinen Schriften bekannt, wie hoch er die sittliche Reinheit der Ehe hielt. Frau Rollwenzel war dem Dichter die Repräsentantin des von ihm so heiß geliebten deutschen Volks oder vielmehr der Volksweiblichkeit, die seiner Wesenheit näher stand als das männliche Element, und sie war ganz die Frau, diese ihr von ihm zugedachte bedeutende Stelle würdig auszufüllen.

Als Richter im Jahre 1801 seinen bleibenden Wohnsitz in Bayreuth aufschlug, fühlte er bald das Bedürfniß, in einiger Entfernung von der Stadt nach dem Fichtelgebirge zu eine Lokalität zu finden, wo er sich ein gemüthliches „Nest bauen" könne, eine Neigung, die ihm stets eigen war und aus der Tiefe seines Gemüths hervorging. Das Glück begünstigte ihn auch in dieser Angelegenheit. Das kleine einstöckige Wirthshaus am Fuße der Anhöhe, welche die Eremitage trägt, bot ihm die ersehnte süße Villagiatur und die stille heimliche Feier für einen großen Theil seiner spätern poetischen Schöpfungen. Aber das kleine Haus gab ihm noch mehr als er gesucht und erwartet, ein verständiges gemüthliches Ehepaar von vielfacher Erfahrung und Lebensverständniß, Menschen, die ihm klaren Geist, Ehrfurcht und Ergebenheit entgegen brachten. Dies war der Wirth Friedrich Rollwenzel und seine Ehefrau Dorothea Rollwenzel, geb. Beyerlein. Der Mann war in seiner Jugend vom Markgrafen Alexander von Anspach und Bayreuth, dem letzten Fürsten dieser beiden Länder, als Soldat mit seinem Regiment an England verkauft und nach Nordamerika geschleppt worden, um dort gegen die Union zu kämpfen. Es wird behauptet, Rollwenzel's Ursprung sei im markgräflich-bayreuthischen Hause selbst zu suchen gewesen. Richter pflegte sich gern mit ihm zu unterhalten und von seinen Fahrten erzählen zu lassen. Geistig näher als der Mann stand unserm Dichter aber die Frau. Sie war aus Hutschendorf, einem zwischen Thurnau und Kulmbach gelegenen Dorfe gebürtig, wo ihr Vater, der lange in Ungarn gelebt hatte und ein gewandter Mann war, Metzgerei und Bierwirthschaft betrieb. Dorothea Beyerlein verheirathete sich mit einem Manne desselben Gewerbes, Namens Friedmann, von dem, als wüstem Verschwender, sie sich, nachdem sie zwei Kinder geboren, wieder scheiden zu lassen genöthigt war. Sie vermiethete sich als Köchin in Bayreuth und verheirathete sich hier nach einigen Jahren mit Rollwenzel.

Nach Erwerb des kleinen Hauses, das später als Richter's ländlicher Aufenthaltsort geheiligt, nun ihren Namen für alle Zeit trägt, wünschte die thätige und gewandte Frau als Kaffee- und Bierwirthin und Köchin darin zu wirken, aber sie konnte keine Concession zum Betriebe einer Wirthschaft erlangen, und betrieb sie ohne eine solche. Ein halberfrorner französischer Soldat, den sie im harten Winter aufnahm und pflegte, wurde die Veranlassung, daß sie durch den Marschall Junot die Concession erhielt. Sowohl wegen ihres munkern spaßhaften Wesens, das jeden Gast, den vornehmen wie den geringen, erheiterte, als auch wegen ihrer guten Bereitung der Speisen und Getränke, war sie allgemein beliebt, und Niemand ging gern an ihrem Hause vorüber. Wie das kleine Wirthshaus unserem Dichter ungemein bequem gelegen war, so entdeckte er in der Wirthin einen kostbaren Schatz; denn Frau Rollwenzel verstand es nicht nur, seine Bedürfnisse, Neigungen und Liebhabereien zu studiren und auf möglichst vollkommene Weise zu befriedigen, sie lebte sich auch auf überraschende Weise geistig in ihn hinein und verstand den Flügelschlag seines Genius so gut, daß er sich mit ihr über geistige Interessen unterhielt, ihr nicht selten seine Manuscripte vorlas und das natürliche gesunde Urtheil der lebhaften talentvollen Frau mit Vergnügen vernahm. Auch liebte er es, mit ihr in seiner, seinen Freunden wohlbekannten eigenthümlichen Weise zu disputiren. Richter war nichts weniger als unempfänglich für die schmackhaften Kunstwerke der Küche und die geistreichen Objekte des Kellers, er liebte starken Kaffee, schweres Bier und gehaltvollen Wein, und die Leistungen der höhern Kochkunst waren ihm an den Fürstentafeln nicht gleichgültig geblieben. Frau Rollwenzel labte ihren genialen Gast eben so mit einer Tasse delikaten Kaffee, einem Kruge köstlichen Bieres, einem prächtigen Braten und einem feinen Kuchen, wie sie ihn mit ihren witzigen Besprechungen menschlicher Narrheiten und Schwächen ergötzte.

Frau Rollwenzel.

So ist er denn fast zwanzig Jahre zu ihr gegangen, früher in der schönen Jahreszeit fast täglich und zwar schon in der Morgenfrühe. Da sah man den untersetzten, kräftig gebauten Mann im schlichten Oberrock mit offnem Halse, einen Knotenstock in der Hand, einen Büchsenranzen mit dem Manuscripte, an welchem er eben arbeitete, und mit Büchern, die er eben las, übergehängt, mit ein paar Flaschen Wein, deren Hälse aus den Rocktaschen ragten, den großen weißen Spitz, den treuen Begleiter, den er in mehr als einem Roman verherrlicht, zur Seite, in früher Stunde durch die Alleen des Hofgartens und durch die Lindenallee vor dem Eremitagethore die sanfte Höhe nach dem

Rollwenzelhäuschen empor schreiten. Im Hinterhause eine Treppe hoch liegt eine wenig geräumige Stube mit ein paar Fenstern, welche eine liebliche Aussicht in den hier fast kesselartigen Thalgrund des rothen Mains, auf die waldigen Bergköhen zu beiden Seiten desselben, auf freundliche Weiler und Höfe im Thale und auf den Berghängen, auf die nahe bewaldete Höhe der Eremitage und endlich im Hintergrunde auf die blauen übereinander gegipfelten Berge des Fichtelgebirges gewähren. Es ist eine abgeschlossene reizende Idylle, wie sie Jean Paul so sehr liebte und gern schuf. Die Ausstattung des Zimmers ist heute noch nicht glänzend. Als es dem großen unsterblichen Dichter zum Schöpfungstempel diente, soll sie eine ärmliche gewesen sein.

An diesem Tische schrieb er einen großen Theil der Levana und des Komet und viele der kleinen Stücke, an welchen seine spätern Jahre reicher waren als die frühern. Aus diesen Fenstern schickte er die sehnsuchtsvollen Blicke nach den Bergen, hinter welchen er geboren war und seine idyllisch einfache, aber von ihm mit den Prismafarben der Poesie geschmückten Jugend verlebt hatte. Von diesem Häuschen aus durchstreifte er die reizende Umgegend. Dem Hause in der Entfernung einiger hundert Schritte gegenüber, schloß sich damals an den sogenannten Begegang der Eremitage am Berghang ein reizendes Gebäude mit einer Einsiedlerhütte, die jetzt verschwunden sind. In dieser Hütte brachte er viele Stunden zu, schrieb auch darin, der genialste aller Einsiedler. Nicht selten begleitete ihn sein Freund Christian Otto zur Rollwenzel und arbeitete in einer kleinern Nebenstube. Dann ergingen sich Beide in kritischem Gespräch mit der geistbegabten Wirthin. Abends kam dann in der Regel Richter's Familie und holte ihn ab.

In den spätern Jahren ging der Dichter meist nur noch Nachmittags zur Rollwenzel und nur einige Male in der Woche. War er krank und in der letzten trüben Zeit, als er erblindete, kam Frau Rollwenzel auf seinen Wunsch oft zu ihm, und er tauschte mit ihr wie sonst das lebendige Wort. Die lebhafte Frau war ihm eben zum Geistesbedürfniß geworden. Sie überlebte ihn vier und ein halbes Jahr und starb fast 74 Jahre alt, am 22. April 1830.

Am Eingang des Hauses liest man jetzt auf einer dunkeln Marmortafel mit goldnen Lettern: „Rollwenzel's-Haus. Hier dichtete Jean Paul." Die Jean-Paul-Stube wird nur Besuchern geöffnet, welche das Andenken des Dichters ehren. Ein Album nimmt ihre Namen auf. Unter seinem Bilde hängt das der Frau Rollwenzel, das Original unseres Holzschnittes. Außer der Büste und einer Handschrift des Dichters sind keine sichtbaren Erinnerungen an ihn vorhanden.

Es ist vielleicht nicht uninteressant einige Worte über das materielle Leben Richter's hinzuzufügen, welches nicht minder originell wie sein geistiges, durch die kunstgeübte Hand der Frau Rollwenzel so vielfache Befriedigung fand.

Die leiblichen Genüsse waren bei Jean Paul durchaus nur Anregungs- und Beförderungsmittel zu erhöhter Geistesthätigkeit. Philisterhafte Gewöhnlichkeit hat das oft mißverstanden und den Dichter darnach schief beurtheilt. Denn Richter aß und trank stark und gut. Im Sommer und Winter erhob sich Richter von seinem eigenthümlich construirten Bette und trank ein Maß frisches Brunnenwasser, wozu er Pfeffernüsse und andres feines Backwerk verspeiste. Dann las er bis zum Genuß des Kaffee's (stehe oben) mit Backwerk um 8 Uhr. Um 9 Uhr trank er Wein, meist alten starken vom Rhein und in der Regel eine Flasche. Je nach der Arbeit, die er den Tag über verrichten wollte, vergrößerte oder verminderte nur die Quantität, sondern verstärkte auch die Qualität auf eine ungewöhnliche und oben nicht zu empfehlende Weise. Er legte nämlich eine größere oder geringere Dosis (se nachdem er den Geist mehr oder minder beflügeln wollte) Rosseli oder Arac hinzu. Zu diesem Getränke verspeiste er eine ziemliche Portion guten Kuchen und machte den Küchenzettel für den Mittagstisch. Er wurde empfindlich, wenn die Speisen nicht nach seiner Angabe zubereitet waren. Von diesem zweiten oder vielmehr dritten Frühstück bis zum Mittagsessen um 2 Uhr arbeitete er unausgesetzt und nahm keine Besuche an. Seine Stube bei der Rollwenzel durfte außer ihm und ihr durchaus Niemand betreten. Am Tische schlief er über eine halbe Stunde und brachte dann über eine Stunde im Familienzimmer bei der hochgebildeten talentvollen und in jeder Hinsicht trefflichen Gattin und bei seinen nicht minder gabenliebenswürdigen Kindern (zwei Töchtern und einem Sohne) zu. Dann ging er aus. Den Abend verlebte er entweder in der Harmoniegesellschaft, oder in befreundeten Familien, oder bei seine Freunde bei sich, mit welchen er im lebhaften Gespräch die wichtigsten und interessantesten Fragen verhandelte. Dazu rauchte er viel starkes Bier. Um 9 Uhr reichliches Abendessen. Unmittelbar darauf verfügte er sich mit der Familie zu Bette. Nachmittags trank er nie Kaffee, Wein oder Bier, sondern nur Wasser. Weder rauchte, noch schnupfte er Tabak; er verband vielmehr den Genüsse auf eine eigenthümliche Weise, wie er denn fast in allen Verrichtungen originell war. Er drehte nämlich vom feinsten Rolltabak kleine Röllchen und schob diese in die Nase. Er war ein Mann der strengsten Ordnung, des entschiedensten Willens, aber auch der unbegrenzten Liebe, und Haushern in der weitesten Bedeutung des Wortes.

Von seiner liebenden Fürsorge für Menschen und Thiere mit welchen er in Beziehungen stand, werden rührende Dinge erzählt. Leute, die ihn bedienten, hielt er über die Maßen gut und mochte ihnen gern jede Lebensfreude gewähren. Er führte nicht nur seinen Hund und seinen Kanarienvogel, auch Affen und Spinnen, und trug im Herbst ihr Winterfutter sorgsam ein.

So hatte Jean Paul Friedrich Richter nicht nur den kraftvollen, schwunghaftesten Geist, die reichste, kühnste gewaltigste Phantasie und den hohen edlen Sinn, er hatte auch das liebevollste, weichste und größte Herz, das je in eines Menschen Brust geschlagen, und dieses reiche, weiche, große, schöne Dichterherz ist's, welches Millionen Menschenherzen entzückt, gehoben, veredelt, mit Gottesfurcht erfüllt, mit Gottessegen überglüht hat und in die späte Zukunft hinein über Deutschland Segen bringen, seine Unsterblichkeit aber auch im Segen des deutschen Volks erhalten wird, „so lang' es deutsche Zunge klingt."

Die örtliche Faradisation.

Eine neue Methode der Elektrisation.

Zu den verschiedenen Methoden der Elektrisation ist wiederum eine neue hinzugekommen, welche endlich diesem Heilverfahren einen ebenbürtigen Platz unter den ärztlichen Kunstfächern errungen hat. Nur wenig wissenschaftlich gebildete Aerzte wandten vordem diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zu; höchstens veranlaßten angenblickliches Bedürfniß, neuerungssüchtigen Patienten gegenüber, oder Laune einmal den Erwerb einer Maschine, die aber nur allzubald wieder in einem entlegenen Winkel dem Staube preisgegeben wurde; bleibende Stätte fand der Apparat nur in den physiologischen Laboratorien zum Studium der Funktionen gewisser Körpertheile und Gewebe und es erfuhr namentlich die Lehre von der Thätigkeit des Nervensystems dadurch eine bedeutende Bereicherung; den elektrischen Strom in gleicher Weise am lebenden Menschen anzuwenden, daran dachte man nicht so gleich; erst nach und nach eröffneten sich Gesichtspunkte, welche eine derartige praktische Ausbeute versprachen. Was Nobili, A. v. Humboldi, Matteucci, A. vermuthet und angedeutet, bewies der geniale Dubois-Reymond nach Jahre langem Studium als positive Wahrheit; daß nämlich das in den Nerven thätige Princip, das sogenannte „Nervenfluidum" gleichbedeutend mit der elektrischen sei; er bejahrte den Nerven als einen aus bipolaren Molekeln zusammengesetzten Elektricitäts-Erreger und Leiter und wies auch im Muskel einen solchen Strom nach. Somit lag die Vermuthung nahe, daß ein dem Nerven- und Muskelleben so nahe verwandter Reiz auch ganz vorzugsweise sich zur Belebung kranker Nerven und Muskeln eignen müsse; spätere Forschungen ergaben sogar, daß ein dermaßen in den „elektrotonischen" Zustand versetzter Nerv für andere Reize unempfänglich sei. Der

gelehrte Froriep versuchte zuerst, die elektrische Behandlung rheumatischer Affektionen wissenschaftlich zu begründen. In England wurde ferner die wichtige Beobachtung gemacht, daß von zwei nur noch mittelst der Nerven mit dem übrigen Körper zusammenhängenden Froschschenkeln der eine, sich selbst überlassen, rasch abmagere und verkomme, der andere, täglich elektrisirt, noch lange seinen natürlichen Umfang beibehalte und fortvegetire; auffallend war auch bei derartigen Versuchen der größere Blutgehalt der eben elektrisirten Muskeln. Johannes Müller endlich äußerte sich folgendermaßen: „die Nervenkraft nimmt zu durch dieselben Mittel, durch welche sie beständig wieder erzeugt wird, nämlich die beständige Reproduktion aller Theile aus dem Ganzen und des Ganzen durch Assimilation. Für einen geschwächten Theil sind gelinde Reize daher nicht darum nützlich, weil sie die Reizbarkeit erhöhen, sondern weil ein gereizter Theil mehr die Ergänzung des Ganzen anspricht und daher vorzugsweise wieder ergänzt und erzeugt wird."

Dieses reichhaltige Material lag zur praktischen Verwerthung bereit, als die medicinische Gesellschaft zu Gent eine Preisfrage „über die Wirksamkeit der Electricität bei Behandlung von Krankheiten" ausschrieb und, durch diese angezogt, widmete Duchenne zu Paris dem Thema seine volle Kraft, und seine Bemühungen wurden wie mit dem Preise auch mit dem schönsten praktischen Erfolge gekrönt; er wußte die gelehrte Welt im vollsten Maaße für seine Ergebnisse zu interessiren und dieselben wurden auch in Deutschland von den angesehensten Männern der Wissenschaft verfolgt und fortgeführt.

Zunächst verdient Erwähnung, daß D. einen neuen Namen, der recht glücklich gewählt ist, einführte: er nannte seine Kunst „Faradisation" nach Faraday, dem Erfinder der durch Induktion galvanischer Ströme gewonnenen Elektricität; er operirte fast ausschließlich mit diesem und sein Apparat unterscheidet sich außer durch größere Bequemlichkeit und besondere Vorrichtungen zur genauern Dosirung der Elektricität nicht wesentlich von den bisher gebräuchlichen.

Bierertei Punkte kommen bei dem neuen Verfahren in Betracht:

1) Die Beschaffenheit der Conducteren d. h. der Endvorrichtungen, welche den Strom zum Körper leiten; die genauere Prüfung verschiedener Stoffe ergab, daß trockne Metalle eine andere Wirkung haben als feuchte Leiter von Leder oder Schwamm; jene erregen in schmerzhafter Weise die Haut, ebenso diese wenn sie gleichfalls trocken, und Drähte, zu einer Art Bürste vereinigt, wirken schneller und eindrucksvoller als andere Hautreize z. B. die spanischen Fliegen („die elektrische Geißel"). Gegentheils afficiren feuchte Schwämme das Hautorgan viel weniger, sie wirken vielmehr durch dieses hindurch auf die unterliegenden Muskeln und Nerven; so ist man im Stande, bedeutende Bewegungen hervorzurufen, ohne die Empfindlichkeit der Haut in Anspruch zu nehmen. Auch auf innere Organe, wie die Blase, den Kehlkopf, wird mittelst passender Conducteren die Elektr eingewirkt.

2) Die praktische Unterscheidung eines primären und secundären Stroms: jener, direkt aus der galvanischen Batterie abgeleitet, hat eine besondere Beziehung zur Muskelfaser: er ist mehr Erreger für die Bewegungsnerven und wird kaum empfunden; der secundäre, d. h. in der Inductionsrolle erzeugte, spricht mehr die Empfindung an und erzeugt daher, auf die Muskeln geleitet, immer auch in der Haut eine eigenthümliche Empfindung. Der primäre Strom eignet sich somach vorzugsweise für eine Muskellähmung, der secundäre wird angewendet, wo gleichzeitig das Gefühlsvermögen darniederliegt.

3) Die diagnostische Verwerthung der Symptome, mit welchen ein kranker, insbesondere ein gelähmter Theil auf den faradischen Reiz reagirt; in Fällen, wo die Erkennung einer Nervenkrankheit aus den übrigen Erscheinungen nicht mit absoluter Gewißheit gelingt, bietet das Verhalten gegen den elektrischen Strom ein entscheidendes, werthvolles Zeichen; Gehirnlähmung wird dadurch von Rückenmarkslähmung, die rheumatische von reiner Muskelschwäche u. s. w. unterschieden. Ueberdies hat das Studium faradisirter Muskeln am lebenden Körper die Lehre von deren Funktionen wesentlich berichtigt und erweitert.

4) Die Application der Conducteren, der Kernpunkt der D.'schen Erfindung. Während früher mit ziemlicher Willkür der elektrische Strom meist von den Extremitäten aus durch den ganzen Körper gejagt wurde, und so auch Theile betroffen wurden, denen diese Erregung unnöthig, selbst schädlich sein mußte, wird jetzt jeder Muskel und jedes Organ ganz für sich faradisirt und diese „localе Faradisation" läßt sich bis auf die kleinsten Muskeln durchführen, so daß ein französischer Gelehrter sie nicht unpassend als eine Anatomie vivante bezeichnet hat. Die Anwendung in dieser Weise setzt eine genaue Kenntniß des anatomischen Details voraus; es kommt darauf an, den gemeinten Muskel an zwei bestimmten Punkten zu treffen, von denen der eine dem Eintritte des bezüglichen Nervens entspricht; andererseits müssen Hautstrecken vermieden werden, unter denen Empfindungsnerven verlaufen, da sonst die Erregung schmerzhaft sein würde. Nur ein streng wissenschaftlich gebildeter Arzt ist daher im Stande, die lokale Faradisation zu üben. Abgesehen von der Wichtigkeit des Gegenstandes gewährt es ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie ohne Willenszuthun des Individuums die Conducteren die verschiedensten Bewegungen hervorrufen: die Gesichtsmuskeln gehorchen willig dem scheinbaren Zauber mit jedwedem Mienenspiel und nicht minder prompt erfolgt das starkrampfähnliche Zusammenziehen der großen Arm- und Rückenmuskeln. So wird am gesunden oder blos muskelschwachen Individuum eine wohlthätige Gymnastik geübt, welche exakter jeden einzelnen Muskel trifft, als es der schwedischen Heilgymnastik gelingt; auch der Orthepädie bietet sich in der localen Faradisation ein mächtiger Bundesgenosse dar. Die überraschendsten Heilerfolge leistet sie aber bei gelähmten Bewegungsorganen. Hier schafft sie, consequent und methodisch angewendet, ein schlaffes, abgemagertes, kaltes Glied zu einem bewegungskräftigen, vollen um, verausgesetzt, daß die Krankheit örtlichen Ursprungs, sei es vom Muskel selbst, oder vom Nerven einer Muskelgruppe ausgehend, sei. Lähmungen in Folge von Gehirn- oder Rückenmarksleiden heilen selbstredend nur nach Beseitigung des Grundübels. Den Wirkungskreis der Faradisation bilden hienach vorzugsweise die rheumatischen, hysterischen Lähmungen, die Muskelschwäche, welche sich bei Arbeitern in Bleihütten und Fabriken einzustellen pflegt, sowie die nach Verletzung von Nerven zurückbleibenden gleichen Zustände. Bei Duchenne befindet sich ein gewisser Musset, dem in Folge einer Verletzung der Vorderarmnerven die Hand dermaßen verunstaltet war, daß man zur Amputation schreiten wollte, der Erfinder der localen Faradisation heilte diesen Schaden so vollständig, daß M. jetzt Schreiberdienste bei ihm versieht.

Aber nicht allein gegen Lähmungen erweist sich dies Kunstverfahren heilsam, auch gegen alle andern Muskel- und Nervenleiden, so weit solche örtlicher Natur und nicht mit so bedeutenden Alterationen des Gewebes oder der Gesammtconstitution verbunden sind. Die in der Einleitung gegebenen physiologischen Data liefern den Anhaltspunkt zur Beurtheilung eines concreten Falls. Alle Beispiele aufzuzählen würde hier zu weit führen; um Mißverständnisse zu vermeiden, sei schließlich ausdrücklich bemerkt, daß die Faradisation nicht etwa ein Universalmittel ist gegen „Hypochondrie, Gicht, Podagra, scrofulöse Fußgeschwüre, Leberverhärtungen und Gebärmutterkrebs", nur Charlatans eignen sich ohne sonderliche Prüfung alle Krankheiten in Pausch und Bogen zur Beute an; der wissenschaftliche Arzt „distinguit et curat" und so ist auch der Elektrisation, auf den besseren Boden der rationellen Medicin verpflanzt, ihr bestimmtes aber sehr fruchtbares Feld abgesteckt.

Dr. P. Niemeyer.

Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.

III. Layard und D'Israeli.

Zu den stärksten und hoffnungsvollsten Freunden Roebuck's und den gefährlichsten Feinden der Krim- und Kriegsverbrecher gehörte Layard, der Ninive-Bullen-Ausgraber. Man dachte eine Zeit lang, er werde seine starken Hörner gegen alle die Kriegsschwindler einlegen, sie in die Luft schleudern und Platz machen für sich und andere vernünftige Leute. Es ist ihm eben

so wenig gelungen, wie seinem Freunde Roebuck. Es fehlte theils ihm, theils dem Parlamente das Zeug dazu. In seinem Eifer blamirte er sich, machte er sich manchmal lächerlich. Und das ist im Parlamente schlimmer, als wenn man, wie das Ministerium Aberdeen, öffentlich des Briefverbrechens bezüchtigt wird. „Briefverbrechen sei schlimmer, als Börsendiebstahl," sagte man dem Ministerio Aberdeen. Aber dies schadete ihm nicht im Geringsten, während Layard in seinem edlen Eifer sich manchmal einige Ungenauigkeiten in anklagenden Thatsachen zu Schulden kommen ließ und daran zu Grunde ging. Jeder schnappte danach und hielt sich daran, um auf diese Weise von dem assyrischen Stier der Reform los zu kommen.

Austen Layard, der Entdecker und Auferwecker des alten Niniweh, vor einigen Jahren der Löwe in der Unterhaltung jeder gebildeten Gesellschaft, ist von französischer Abkunft. Seine Vorfahren flohen vor Bluthochzeiten und Bartholomäusnächten nach England und änderten ihren Namen Raymond in Layard. Die Familie lebte sich bald in englische Verhältnisse ein. Ein Vorfahr zeichnete sich militärisch und unseres Layard Großvater als Geistlicher in Bristol aus. Dessen zweiter Sohn lebte eine Zeit lang in Paris, wo ihm Austen am 5. März 1817 geboren ward. Layard studirte anfangs Rechte, ekelte sich aber bald davor und floh in die Welt hinaus. Zunächst wollte er nach Indien, dessen Bewohner unter englischer Tortur nach einer feurigen Schilderung O'Connell's auf das Entsetzlichste mißhandelt wurden. Layard wollte zur Erlösung der englisirten Indier beitragen, kam aber nur bis Süd-Persien, unter dessen wilden Stämmen er sich zwei Jahre lang neugierig und studirend herumtrieb. Ein Bericht darüber, namentlich über die commerciellen Aussichten, die sich dort für englische Waaren eröffneten, an das Ministerium gesandt, und außerdem veröffentlicht, brachte ihn zuerst vor das Auge der Oeffentlichkeit. Er traf mit einem befreundeten Häuptling im südlichen Persien die nöthigen Vorbereitungen zu Handelsverbindungen, als einer jener häufigen Stammes- und Parteikriege ausbrach, in welchem fast alle Freunde und Begleiter Layard's ermordet wurden. Er selbst war einer der Wenigen, welche nach Constantinopel entkamen. Hier trat er mit dem englischen Gesandten Stratford de Redcliffe in Verbindung, der ihm Mittel zu seinen berühmten Ausgrabungen Niniveh's gab. Diese Ausgrabungen und deren Schätze sind vielfach geschildert worden. Wer hätte nicht gehört von den Gefahren, denen er von den abergläubischen Eingebornen offen ausgesetzt war, wenn er einen gigantischen Stier, einen Palast nach dem andern der seit zwanzig Jahrhunderten begrabenen Hauptstadt des alten Assyrer-Reichs enthüllte, auferstehen und über Steinblöcke und Sümpfe, Abgründe und Berge auf's Schiff, in's britische Museum spediren ließ? Diese Geschichten klangen sehr romantisch, und die antiquarischen und historischen Verdienste der Ausgrabungen sind groß genug; aber wir müssen sie hier bei Seite liegen lassen.

Austen Layard.

Auch die parlamentarische Thätigkeit Layard's, in die er als berühmter, hoch protegirter Mann gerufen ward, war bis 185[illegible] ganz bedeutungslos, da er fast alle Zeit der Verfolgung [illegible] literarischen und antiquarischen Studien opferte. Selbst [illegible] blieb er als Unterstaatssecretair des Auswärtigen noch [illegible] parlamentarischen und staatsmännischen Glanz. Die Anordnungen des Derby- und des Aberdeen- und des Palmerston-Ministeriums, welche ihm alle Staatssecretairstellen anboten, wies er ab, weil ihm deren Schwindeleien und Durchstechereien gar zu zuwider waren. Als Parlamentsmitglied und Vertreter von Aylesbury verhielt er sich auch noch ruhig, bis der Krimkrieg und die „Mißverwaltung", welcher ganze Armeen geopfert wurden, welcher das ganze historische Ansehen Englands unterlag, die Herzen aller nicht schwindelnden Engländer empörte. Als Kenner des Ostens hatte er gleich von vorn herein ein besonderes Interesse an der „Rettung der Türkei" genommen, und zwar ein anderes, als Stratford de Redcliffe, mit dem er 1853 nach Constantinopel gegangen war. Dieser englische Gesandte behandelte die Türkei wie ein gallsüchtiger, spleeniger Hausherr sein Gesinde — und noch schlimmer. Layard kehrte empört über diesen tyrannischen Kauz nach England zurück, und forderte vom Parlamente, daß es Aberdeen entweder absetzen oder ihn zwingen sollte, wirklich etwas Ersprießliches für die Türkei zu thun. Er redete stark, aber Parlament und Minister blieben schwach. Beide schienen sich im Geheimen verständigt zu haben, daß die Türkei durchaus nicht gerettet und deshalb die englische Armee lieber ruinirt werden sollte.

Layard hatte seine Nase zu Hause, und reiste bald auf dem Kriegsschauplatze, wo er vom Hauptmaste des Kriegsschiffs Agamemnon die erste Schlacht an der Alma mit ansah. Er blieb auf der Krim bis nach der Schlacht bei Inkermann, und berichtete in der Times in lebendiger Schilderung und höchster Empörung darüber. Das gedruckte Wort wirkte wohl auf England, aber nicht auf die Regierung. Deshalb kam er zurück und griff sie im Parlamente an. Monate lang war das Land unmittelbar ganz Europa in Erwartung der großen Dinge, welche aus Layard's reformatorischen und die Minister beleidigenden mit Galgen bedrohenden Anträgen hervorgehen sollten. Es kam aber nichts dabei heraus, als die Krim-Untersuchungs-Kommission. Und was kam aus der Krim-Untersuchungs-Kommission? Palmerston blieb, was er gewesen, und er machte den Frieden ganz seinem Charakter gemäß und leitete die Regierung, wie sie seit undenklichen Zeiten geführt worden war, im Interesse der regierenden Klassen, auswärtiger Einflüsse und nicht zum Ruhme Englands. Bei der ganzen Geschichte ward Niemand gehangen, als Layard, nämlich an den Nagel der Vergessenheit! Er spukt zwar noch zuweilen, wie Roebuck, als Reformator, aber nur als „respectabler" Reformator für Geldsäcke, Banquiers, Eisenbahndirectoren und dergleichen Herren, die er an die Stelle der Aristokraten bringen helfen möchte. Wer aber Beide kennt und zwischen Beiden

den die Wahl hat, wird ohne Weiteres zugeben, daß die Aristokraten viel anständiger mit dem Volke Humbug treiben, d. h. regieren, als die gelegeschwollenen Größen englischer Bourgeoisie. Es ist ein Glück für England, daß Layard's Reformen abgewiesen wurden. Wer in England reformiren will, muß mit ganz andern Mitteln und Männern kommen, wie Layard. Daß er übrigens auf parlamentarischem Wege mit seiner Art von Reform durchkommen konnte, geht aus der Konstruktion des Parlaments und seiner Art, Gesetze und Geschäfte zu machen, deutlich hervor. Wir verspuren uns eine Einführung in die Gesetzfabrikation und die Praxis des Parlaments bis auf das letzte Bild.

Layard ist ein unterseter, aber in seinem Auftreten und Reden etwas unsicherer Mann, ohne Genie, selbst ohne Redner-gabe. Sein Ruhm liegt nicht sowohl in ihm selbst, als in seinen assyrischen Bullen. Die Schwingen, mit denen er sich aus der Unterwelt Englands in die obere hineinhob, bestanden wesentlich aus den Flügeln dieser alten assyrischen Ochsen. Aber mit denen wäre er auch noch nicht in die Höhe gekommen, wäre er nicht durch Stratford de Redcliffe den regierenden Klassen empfohlen worden. Als anständiger Mann und Gelehrter konnte er aber sein Gewissen nie ganz zum Schweigen bringen gegen den Schwindel des Regierens, so daß er die ihm gebotenen Staatsstellen in neuerer Zeit stets abwies. Aber es fehlten ihm dann auch die wahren Schwingen der Größe, als er gegen die Regierung auftrat. Er denkt und fühlt anständig, aber nicht tief und groß. Er hat, wie alle Engländer, sein Princip. Ohne Schwungkraft des Genius in sich, ohne Schwingen von außerhalb, konnte er blos eine Zeit lang hitzig flattern, aber nicht fliegen. „Ihr seid meine Schwingen," sprach Feldherr und König Pyrrhus zu seinem Heere. Die Victoriastügel parlamentarischen Fluges sind Stimmen. Weder Layard, noch Roebuck, noch Bulwer, noch D'Israeli — die Hauptfeldherren gegen die Krim- und Kars-Verräther und Kriegsgichtbrüchigen — konnten nie so viel Genie und Geist beim Stimmeneinhandeln bieten, als Palmerston Geld, Stellen, Autorität, Witz und Unverschämtheit. Sie boten Mittelmäßigkeit und Mittelklassen und D'Israeli torystische Aristokratie für whiggistische Aristokratie. Die großen Massen dachten: es ist uns ganz egal, wer uns bebumbugt, die Lord-Nudel- oder die Lord-Dudelfamilie, oder nahmen Partei für den alten, jovialen Schwerenöther Palmerston gegen die drohenden Geldsäcke oder kehrten der ganzen Wirthschaft überhaupt den Rücken, weil sie wohl wußten, daß in dem Kriege um Ministerwechsel und Reform nur die Mittelklassen und Aristokraten mit einander stritten und für sie, die großen, arbeitenden Massen, nichts abfallen könne, da beide stets sofort einig und stark sind, wenn von Unten und Außen etwas auf „parlamentarischem Wege" erstrebt und erstritten werden.

Es gilt für unanständig, es ist ganz unparlamentarisch, sich für etwaige Anträge auf das Land, auf das Volk im Allgemeinen, auf Stimmen aufzuhalb zu stützen. Keiner will für unanständig gelten. Daher stützt er sich blos immer auf Parteien und Cliquen im Parlamente und bleibt so, wie er auch reden mag, ein Sklave dieser Cliquen, dem es nie gelingen kann, nie gestattet wird, etwas für Land und Leute im Großen zu thun.

D'Israeli.

Der Hauptschwerenöther dieses Parteigängerunwesens ist dieser langhagarige, lange Israel, der es vom Handel mit Verstand und alten Sachen schon einmal bis zum Finanzminister und der Leithammelschaft des Torysmus, der Derbyiten, gebracht hat. Geboren im December 1805, ist er immer noch ein angehender Fünfziger mit der Miene eines Mannes in seinen besten Jahren. Schon im 21sten Jahre machte er sich als Mitarbeiter an einer hochtorystischen Zeitung bemerkbar. Aber „The Representative", wie die Zeitung hieß, lebte von dem auf 20,000 Pfund Sterling anschwellenden Verluste des Verlegers nur sieben Monate. Mit der Aristokratie ist kein Geschäft zu machen, dachte nun der Sprosse aus dem Stamme Benjamin und fing an, für Freiheit, allgemeines Wahlrecht, kurze Parlamente und allgemeine Reform zu schwärmen. Als solcher Schwärmer für Freiheit schwärmte er zugleich für den irischen Agitator O'Connell, durch welchen er auf verschiedene Wahlbühnen geführt ward, anfangs (1835) ohne, aber später (1837) mit Erfolg. Er saß bis 1841 für Maidstone, bis 1847 für Shrewsbury und seitdem für Buckinghamshire im Unterhause, so daß längst Jeder weiß, wer unter dem so oft in Parlamentsreden spöttisch erwähnten „Mitgliede für Buckinghamshire" gemeint sei.

Mit seiner Jungfernrede im Parlamente ward er so lange ausgelacht, bis er geschlagen und erschöpft niedersank, nicht aber, ohne vorher trotzig ausgerufen zu haben: „Ich will mich nun setzen, aber es wird eine Zeit kommen, wo Sie mich hören werden." Und so kam's. Er gewann allmälig „das Ohr des Hauses" für seine kühnen Sprüche, glänzenden Paradoxen und spöttischen Hiebe, und ist jetzt nicht nur der populärste Redner, sondern auch Häuptling der Ministerial-Partei Nudel, die allemal an's Ruder kommt, wenn die Partei Dudel abgetrieben wird. Benjaminchenleben war als Ruhmesposaune Sir Robert Peel's im „Hause" aufgetreten, da dieser Aussicht hatte, ein „Ministerium zu bilden." Er bildete auch 1841 eins, aber ohne Benjaminchenleben, was nun seinen Lockenkopf senkte, um ihn mit dem grimmigsten Hasse gegen seinen ehemaligen Abgott, der noch dazu durch den Drang, Minister bleiben zu wollen, nicht aus Ueberzeugung, zum Apostolat des Freihandels übergegangen war, wieder zu erheben.

Benjamin gehört zu der Sorte von Schacherjuden, welche meinen, der Handel müsse ein Privilegium seines Stammes bleiben. Er verfolgte den Freihandelapostel Robert Peel bis zu dessen Grabe und ward zuletzt aus demselben Drange Freihändler, wie Robert Peel aus Liebe zum Ministerbleibenwollen. Wie Peel starb und die Whigs daran kamen, wie die Whigs ginnen und die Tories wieder hereinschritten und Benjamin D'Israeli zu seinem eigenen und der Welt Erstaunen Finanzminister ward und wie er mit seinen Finanzreformen trotz des Uebertritts zum Freihandel durchfiel und die Tories deshalb wieder abtraten und ihre Ministerposten wieder den Whigs, denselben Namen, überließen, bis letztere wieder abtraten und erstere wieder dran kamen, darüber könnte man in einer Biographie D'Israeli's recht gut dicke Bände schreiben; aber dieser ganze Schwindel ist so ideen- und geistlos, so seinblich gegen Alles, was man anständiger Weise parlamentarisches Leben, constitutionelle Fürsorge zum Wohle eines Volkes, Politik und Regierung nennen könnte, daß man es der Achtung

vor dem Leser schuldig ist, davon zu schweigen. Nur ein Wort über die fruchtlosen Angriffe D'Israeli's und seiner Partei auf die palmerston'sche Wirthschaft, die aber blieb, obgleich sie sich und das Land bis zur schamvollsten Erniedrigung allseitig bloßgestellt hatte. Die Tories tauten ihrem Häuptling nicht recht und thaten nichts Rechts für ihn. Die Friedensmänner und Herren von Manchester und Kattun, welche D'Israeli in die Verschwörung zu ziehen versucht hatte, dachten: wozu sollen wir dem langen Israel wieder auf die Minister-Bank helfen? Jeder Andere ist mindestens eben so gut, wenn nicht besser. Und dem langen Israel, der in allen Parteien „gemacht" und alle mißbraucht hat, traue der Teufel, aber wir nicht. So siel auch er durch und es wurde weiter gedudelt, so daß D'Israeli noch eine Zeit lang warten muß, ehe er wieder nudeln kann. Inzwischen bleibt er ein pikanter Stoff in langweiligem Hause. Jeder macht gern einen Witz über ihn, weil er gelegentlich Jeden einmal getroffen hat. Er gibt auch viel Stoff zur Komik. Er hat so seine Eigenheiten. Er kommt sehr steifig, fegar ziemlich regelmäßig in's Haus, stets allein und heimlich marschirend, Niemanden unterwegs ansehend oder gar mit sich reden lassend. Vor der Uhr zwischen beiden „Häusern" vorbeischreitend, macht er jedesmal ohne Ausnahme einen heimlichen Blick auf deren Chiffreblatt, so daß man ihn in dieser Situation schon karrikirt hat, setzt sich dann auf seinen Platz und stellt den Hut, den alle Andern aufbehalten, sorgfältig unter die Bank. Jetzt kreuzt er die Arme, sieht auf den Boden und bleibt so sitzen, bis er aufsteht, um zu reden. Ganze Stunden, ganze Abende sitzt er so ohne sein Gesicht zu bewegen oder zu seinem Nachbar Napier eine Silbe zu sagen. Diese automatische Regelmäßigkeit, sein einziger entblößter Lockenkopf unter Behutsamen und Beobachten und der Mechanismus seiner Beredtsamkeit — das Alles sind kleine, eben durch Ausdauer mächtige Hülfsmittel, sich interessant zu halten. Er spricht, wie die Geister, nur um Mitternacht. Vor elf bis zwölf Uhr in der Nacht tritt er nie als Redner auf. Nachts um die zwölfte Stunde verläßt er das Grab seines Sitzes und fängt an zu reden. Wer ihn noch nicht gehört, fühlt sich stets beinahe eine Stunde lang getäuscht. Die Meisten denken, er sei ein Redner, aber seit Brougham, dem H. Heine das herrlichste Denkmal gesetzt, gibt es keine Redner mehr im Parlamente, weil keine Herzen und Stoffe dazu mehr zugelassen werden. D'Israeli fängt und leiert etwa eine Stunde lang ziemlich gewöhnlich mit der Hand auf dem Tische und den Augen auf dem Boden. Dann nimmt er allmälig seine triumphirende Stellung, wie die gezeichnete, an und schießt los. Er bewegt sich, erhebt sich und verkündet die Periode des Witzes — von der Dauer einer Viertelstunde — durch sarkastische Winkel im Munde. Er spielt an, beißt direct, holt aus und haut epigrammatisch auf einen ganz unvorbereiteten Kopf. So macht er seine Kunststücke rasch hinter einander und hält sich dadurch in dem Rufe, eine Größe unter Zwergen, ein Einäugiger unter Blinden zu sein. Dabei ist er zu verschweigen, daß er ein besseres, namentlich in Adjectiven vortrefflicheres Englisch spricht, als jeder andere College, daß er als Verfasser von Romanen und Memoiren belesener, gebildeter, gewandter, unterrichteter, fleißiger ist, gewöhnlicher redet und schauspielert, als der Haufen seiner Genossen, die sich mehr oder weniger alle auf unreellere Weise ins Haus hineingeboren, gekauft und geschwindelt haben, als D'Israeli, der mindestens insofern mehrwürdig ist und ein Verdienst vor diesen Andern beanspruchen kann, als er sich ohne Reichthum, ohne Geburt, fegar mit einem jüdischen Stammbaume, durch bloßes Talent, durch List und Geschicklichkeit allmälig selbst so hoch in die Höhe schob.

Sir Humphrey Davy und König Ludwig von Baiern.

Der Name Humphrey Davy hat in der großen Genossenschaft der europäischen Naturforscher einen eben so guten Klang, als bei denen jenseits der Meere. Trotz dem und alledem war er ein Engländer, und hatte mitunter echt altenglische Passionen und Gedanken, deren eine und einer ihm fegar einmal sie übel bekommen wäre, daß sein Streben und Wirken ein rasches Ende gefunden hätte, wenn nicht König Ludwig von Baiern, damals noch Kronprinz, ihm einen rettenden Angelhaken an den Hals geworfen hätte. Das klingt seltsam, vielleicht lächerlich, und ist doch vollkommen wahr im allerwörtlichsten Sinne. Er selbst, Sir Humphrey, und dann gewiß die beste und sicherste Quelle, erzählt die Begebenheit in seinem Tagebuche, dem auch der Erzähler treu hier folgt.

Auf einer Reise durch Deutschland, welche Sir Humphrey Davy mit einem, von ihm sehr geliebten Neffen machte, kam er in die prächtigen baierischen Hochalpen, in das Salzkammergut und nach Tyrol. Nichts zog ihn in dem Grade an, als die tiefen, blauen Seen dieser wundervollen Gebirgslandschaft, oft ihn mahnend an die schottischen Hochlande und doch wieder unendlich von diesen in ihrem Charakter verschieden. Am Traunsee lange verweilend, wünschte Sir Humphrey die Ufer der Traun und ihren herrlichen, wenn das Wasser hoch ist, einen wettkommenden Vergleich mit dem Rheinfall bei Schaffhausen anhaltenden Fall kennen zu lernen. Der Plan war leicht ausführbar und wurde es in der rasch entschlossenen Weise Sir Humphrey's. Der Neffe war doppelt froh, weil es auch seinen Liebhabereien zusagte. Ob er gleich nicht lange hatte verweilen wollen, so kam doch ein Umstand hier in Betracht, an den Sir Humphrey nicht gedacht hatte, dem er aber in seiner Liebe zu seinem Neffen mit der größten Geduld und Gutmüthigkeit Rechnung trug. Wir kennen die unüberwindliche Hingebung englischer Angler an ihre neble Passion. Sir Humphrey's Neffe war ein leidenschaftlicher Angler. Oberhalb des Traunfalles gibt es eine Menge Fische und es sind die sogenannten „Aeschen" die köstlichsten darunter, deren Fleisch Sir Humphrey über die Maßen lieb gewann. Der Neffe war gar nicht von einer Stelle wegzubringen, die seiner Liebhaberei eben so günstig, als vortheilhaft für des Oheims und seinen eigenen Mittagstisch war. Diese Stelle war ein stilles, tiefes Wasser in einer kleinen von Felsen rings umstarrten Bucht ein sogenannter „Weeg", ziemlich entfernt vom Falle der Traun. Unterhalb des Falles harrte des Anglers ein anderes Vergnügen, von dem weiter unten die Rede sein muß.

Eines schönen Morgens wanderten Oheim und Neffe aus dem Traunfalle hinaus, beide aber in ganz verschiedener Absicht. Der Neffe wollte auf den Mittagstisch ein leckeres Gericht feiner geangelter Aeschen liefern, und der Oheim war im Begriff, ein sehr waghalsiges Unternehmen auszuführen. Die wunderbare, stets wechselnde Beleuchtung des Traunfalles, das Schauspiel des furchtbar wirbelnden, aufsteigenden, brodelnden, zischenden und rauschenden Falles einmal ganz in der Nähe mit aller Ruhe und Sammlung zu genießen, hatte sich Sir Humphrey eine einfache, wie es ihm schien, völlig gefahrlose Weise ersonnen.

Zu seiner Verfügung stand nämlich eins jener flachen Boote oder Kähne, womit die Schiffer der Traun Salz und Holz aus Oberösterreich zu bringen pflegen. Dies Fahrzeug sollte nun dazu ein langes, zu beiden Ufern der Traun reichendes Seil oder Tau also gestellt werden, daß Sir Humphrey möglichst nahe dem Falle in demselben ruhig sitzen und seine Beobachtungen machen könne. Zu dem Ende nahm er auf der einen Seite zwei Schiffer, welche das Seil, einfach an einen Baumstamm oder eingerammten Pfahl gelegt, halten sollten. Sein Bedienter, ein Mensch von riesenhafter Stärke, wollte am andern Ufer dasselbe Experiment allein fertig bringen. An ein Mißlingen, an eine Gefahr, dachte Sir Humphrey gar nicht, da, wie bemerkt, sein Diener ein eben so besonnener und umsichtiger, als kräftiger Mensch war, und die beiden Schiffer zu den kräftigsten gehörten, die man hatte auftreiben können. Alles war mit Vorsicht und Sachkenntniß vorbereitet, und während der Neffe an seiner einsamen, stillen Bucht mit altenglischer Ruhe seine Angel mit dem Köder in die Flut senkte, und die Bewegungen der künstlichen Fliege auf dem Wasser beobachtete, stieg Sir Humphrey in seinen Kahn, der bald an seiner Stelle lag und von dem schäumenden Gewässer in einer schaukelnden Bewegung erhalten wurde, ohne daß er übrigens auch nur einen Zoll breit von seiner Stelle wich. Sir Humphrey gab

Digitized by Google

sich, Alles um sich vergessend, dem vollen Genusse des Eindrucks hin, den die großartige Scenerie auf ihn machte.

Plötzlich weckte ihn ein gellender Schrei aus seinen stillen Beobachtungen und Betrachtungen, und ein Ruck des Kahnes, der das Hintertheil desselben herumwarf, und ihn mit seinem Breitbeerd dem Strome entgegenstellte; er erschrickt, blickt nach der Seite, woher der Ruck und Schrei kommt, und sieht seinen Bedienten verzweifelnd die Hände ringen und — das Haltseil — ihm entschlüpft. Die beiden Schiffer am andern Ufer strengen sich furchtbar an, den Kahn rückwärts und an dasjenige Ufer zu ziehen, auf dem sie ihren Posten haben; allein die Macht des Stromzuges übersteigt ihre Kraft; soll sie nicht das Seil in die Fluth reißen, so müssen sie es los und den Kahn und Sir Humphrey seinem Schicksale, nämlich mit dem Kahne in den Fall hinunter gerissen zu werden, überlassen. Vergeblich strengen sich die Starken an, den Kahn zu halten. Ihre Kräfte erlahmen; das Seil entgeht ihnen — und — der Kahn schwebt auf den aufbrausenden Wogen des Kammes, über den sich der Fluß hinabstürzt.

Denkt man sich in die Lage Sir Humphrey's, so schwindelt es Einem auf ebener, trockener Erde! An ein Anderes, als mit dem Falle in das tiefe Becken hinabgeschleudert zu werden, wo dennoch, wie auch seit Jahrtausenden die wilden Wogen schlagen, lecken und peitschen, spitzige Felsen aufstehen, war nicht mehr zu denken, wenn nicht ein kühner Sprung, riesige Kraft und außerordentliche Schwimmkunst rettet. Für dies Alles aber war es zu spät, denn mit furchtbarer Eile zieht das Wasser den Kahn dem brausenden Abgrunde zu. — Einen Augenblick hatte er selbst an diesen Rettungsversuch gedacht, aber ein Blick auf die außerordentliche Schnelle, Macht und Gewalt, womit der Wasserstrom nach der Tiefe zieht, überzeugt ihn, wie wenig das helfen kann.

Hören wir, wie er selbst mit kurzen, aber ergreifenden Worten seine Lage und Stimmung zeichnet:

„Also noch einen Blick nach dem heitern Himmel und der „lachenden Erde unter dem Regenbogen; ein paar Worte des „Gebetes an den Urquell des Lichtes und des Lebens — und „einen Augenblick ungeheures Toben und Nacht, die mich „umgeben!"

Begreiflicher Weise entschwand ihm schnell das Bewußtsein. —

Auf einer Sommerreise im untern Italien, gerade ein Jahr früher, als dies entsetzliche Abenteuer dem großen Naturforscher begegnete, saß er auf einem mächtigen Quaderstein, den eine stolze Pinie beschattete, und betrachtete in stummem Staunen die gewaltigen Ueberreste des Tempels von Pästum. Sir Humphrey war weniger Kenner als Freund der Alterthümer; weniger eingeweiht in die Regeln altgriechischer Architektur, als er ihre kolossalen und herrlichen Werke bewunderte. Dennoch wünschte er über Manches eine aufklärende, tiefer eingehende Belehrung und vermißte sie in diesem Augenblicke recht sehr schmerzlich. Da hielt unfern von ihm ein Wagen, aus dem ein Mann aussteig, dessen Kleidung zwar unscheinbar, dessen Haltung und Wesen aber etwas imponirend Hohes hatten. Der Fremde grüßte leicht, aber sehr zuvorkommend, besah mit Ruhe die edlen Reste einer untergegangenen Welt und trat dann, von der stehenden Sonne belästigt, zu Sir Humphrey, mit der Bitte, im Schatten der Pinie, auf dem Steine neben ihm Platz nehmen zu dürfen. So entspann sich auf die einfachste und natürlichste Weise ein Gespräch, und der artige Fremde entwickelte einen reichen Schatz kunstgeschichtlicher und architektonischer Kenntnisse, denen Sir Humphrey um so freudiger das Ohr lieh, als sie ganz seinem Bedürfnisse und seinen Wünschen entsprachen. Die Unterredung, welche bald auch in Gebiete übergriff, die Sir Humphrey Davy in seltenem Umfange beherrschte, war ganz geeignet, anderseitig Achtung zu erwecken. Sie dauerte lange, denn die Sonne neigte sich schon zum Niedergange, als der Fremde sich erhob, kurz, aber mit artigen und anerkennenden Worten sich empfahl, in seinen Wagen stieg und den Blicken Sir Humphrey's entschwand. Es ärgerte ihn baß, den Fremden nicht nach seinem Namen gefragt zu haben, indessen hoffte er ihn doch wiederzusehen, allein nirgend, wie lange er auch in Italien weilte, sah er ihn wieder. Lange blieb ihm die lehrreiche Unterhaltung im Gedächtnisse. Das Bild des Fremden prägte sich ihm tief ein. Als er ihn aber nicht wiedersah, drängten die wechselnden, den Geist so sehr in Anspruch nehmenden Ereignisse, Anschauungen und Eindrücke, welche ihn überall in Italien erfaßten und fesselten, auch diese Erinnerung in den Hintergrund.

Der Freunde, welcher Sir Humphrey Davy so sehr angezogen hatte, war niemand anderes, als König Ludwig von Baiern, damals noch Kronprinz, welcher sich in jenem Sommer in Italien aufhielt, und seine reichen Kunstschätze studirte und sammelte.

Im folgenden Sommer war der kunstliebende Prinz nicht in Italien, wohl aber machte er eine Reise in die Hochlande Baierns und die angrenzenden Berggebiete Oesterreichs. Auf dieser Reise kam der Prinz gerade zu der Zeit, als Sir Humphrey und sein Neffe oberhalb des Traunfalles angelten und sich vergnügten an der reizenden Landschaft, unter dem Falle der Traun an, um Lachse zu angeln, die hier sehr häufig sind.

Es ist eine den Lesern bekannte Eigenthümlichkeit des Salms oder Lachses, daß er aus dem Meere in die Flüsse und Ströme steigt und von da selbst bis in die Quellgebiete derselben, in die kalten, seichten Bergbäche, um dort zu laichen. Kein Hinderniß ist schier im Stande, den Fisch in diesem instinktiven Wandern aufzuhalten. Er hat in seinem Schwanze eine so immense Muskelkraft, daß er sich über jede Stromschnelle, jedes Wehr hinaufschnellt und selbst die Fluthenmacht des Rhein- und des Traunfalles überwindet. Oft freilich macht er den Versuch, sich darüber hinwegzuschnellen, zwanzig bis dreißig Mal; wird allemal wieder zurück in das wirbelnde Becken des Falles geschleudert und sammelt immer wieder neue Kraft, um den mächtigen Schwung noch einmal zu versuchen, bis er endlich gelingt oder der Fisch ein anderes Nebengewässer aufsucht, das seinem Triebe genügt. So findet es sich denn, daß die mächtigen Lachse, welche aus dem schwarzen Meere die Donau und die Traun heraufsteigen, oft in außerordentlicher Menge in dem Becken, das der Traunfall ausgehöhlt hat, sich sammeln, um sich hinüberzuschwingen und oberhalb des Falles ihre Reise fortzusetzen. Da werden denn eine große Menge geangelt. Dies geschieht, begreiflicher Weise, nicht mit jenen schwanken Angelruthen, die sich zum Wanderstabe in einander schieben lassen, sondern mit verhältnißmäßig derben Stangen, Schnüren und Angelhaken. Auch der Kronprinz fand großes Vergnügen an diesem Angeln und stand eben unter dem Traunfalle, als Sir Humphrey das Unglück begegnete, daß sein Bedienter, weil ihm vom Halten gegen den mächtigen Zug des Stromes zum Falle die Hände völlig taub, gefühllos und unmächtig geworden waren, das den Kahn haltende Seil fahren lassen mußte.

Als nun der Kronprinz da unten steht und seinen gewaltigen Angelhaken in die wirbelstehende Fluth senkt, macht ihn plötzlich etwas Dunkeles über dem hell von der Sonne beleuchteten Wasserfalle aufmerksam. Er richtet schnell den Blick dahin und — seine Haare sträuben sich vor Entsetzen — denn — er erblickt hoch auf den sich aufbäumenden Wellen einen Kahn und in dem Kahne einen die Arme stehend gen Himmel hebenden Menschen, der in demselben Momente aber auch schon wirbelnd in der Fluth und von ihr verschlungen, und in der grauenvoll gähnenden Tiefe begraben ist.

Es war ein furchtbarer, erschütternder Anblick. Der Prinz wußte, daß in dem Becken abgewaschene Felsstücke mit scharfer Spitze und Kante liegen, daß also, wenn man auch den Leichnam finde, doch an ein Retten des Lebens nicht wohl zu denken sei. Bell Geistesgegenwart sagt der Prinz zu seinen Leibdiener, der unfern stehend auch Zeuge des furchtbaren Schauspiels gewesen war: „bleibe hier bei mir und hilf mir den Körper heranziehen, wenn ihn das Wasser hebt!"

Kaum hatte der Kronprinz dies Wort gesprochen, so hob der Wellengischt den bleichen Leichnam Sir Humphrey's wieder zur Oberfläche, und geschickt warf der Prinz den Angelhaken aus, der sich in Sir Humphrey's Rock festhalte und nun zogen Beide, der Kronprinz und sein Diener mit Kraft, aber auch mit der nöthigen Vorsicht, daß die Schnur nicht zerreiße, den Körper zu sich heran. Dies gelang endlich vollkommen, und eben als ihn Beide auf den grünen Uferrasen ziehen und hinlegen, stürzen die beiden Bauern herbei, die auf ihrer Seite an dem Seile gehalten, aber außer Stande gewesen waren, gegen den Andrang der Fluth den Kahn zurückzuziehen. Schnell ließ ihn nun der Prinz in den Ort und zu dem Hause bringen, wo er wohnte und wo sein Leibarzt sich befand, der denn sofort kunstmäßig alle Belebungsversuche unternahm und emsig fortsetzte, bis er dem eifrig handanlegenden

Kronprinzen sagen konnte, ihre Bemühungen seien nicht vergebens, der Verunglückte werde bald sein Auge wieder aufschlagen. Dies geschah allerdings auch, aber der Blick war ohne geistigen Ausdruck. Er schloß ihn wieder und nachdem ihm der Arzt etwas eingeflößt, fiel er in einen tiefen Schlaf und ein wohlthätiger Schweiß bedeckte den Körper.

Der Kronprinz, der nicht vom Bette wich, und in dem Verunglückten bald wieder den Freunden aus Pästum erkannt hatte, hörte denn nun, wer er eigentlich sei, als der Neffe in Todesangst herbei eilte, der erst nach seiner Zurückkunft vom Angeln das grauenvolle Ereigniß aus dem Munde des treuen, sich nun voll Verzweiflung als Mörder seines theuern Herrn anklagenden Dieners vernommen hatte.

Der Kronprinz konnte sowohl den Neffen, als den verzweiflungsvollen Diener beruhigen und Letzterer erzählte unter tiefem Leide die ganze Geschichte.

Nach einer halben Stunde traten alle an das Bette, wo eben Sir Humphrey mit dämmerndem Bewußtsein zum Lebens- und Tageslichte erwachte. Als er den Fremden aus Pästum nun seinerseits auch erkannte, fragte er: „Bin ich denn in einer andern Welt oder noch auf dieser Erde?“

„Sie sind, freilich nach einem schauerlichen Bade, durch Gottes gnädiges Walten gesund in dieser schönen Welt; aber so wenig ich Ihnen die Wiederholung eines so ungemüthlichen Bades empfehle,“ schloß der Kronprinz, „kann ich Ihnen jetzt nicht [illegible] viel zu reden. Ihre Gliedmaßen sind weiblich zerknickt und [illegible] schellt; pflegen Sie also der Ruhe und binnen Kurzem werden Sie völlig hergestellt sein.“ Diese Mahnung bestätigte und [illegible] kräftigte vollkommen der Leibarzt des Kronprinzen und so [illegible] denn nichts übrig, als zu gehorchen, was Sir Humphrey [illegible] um so lieber that, als er das Bedürfniß des Schlafes von Neuem fühlte und seine Gliedmaßen, die bald in allen möglichen Farben schillerten, abscheulich schmerzten. Der Kronprinz und Sir Humphrey's Neffe zogen sich nun beruhigt zurück und warteten in Geduld die völlige Herstellung ab. Sofern nicht der Arzt [illegible] denken besonderer Art zu erheben nöthig fände, meinte er, [illegible] morgen Alles wieder im besten Stande sein, abgerechnet die [illegible] schellten Glieder, die denn doch der Verunglückte wohl noch [illegible] Zeit lang nicht nur ungemüthlich fühlen, sondern auch [illegible] werde behandeln müssen.

Wie es der Leibarzt vorausgesagt, so kam es. Kein besonders zu beachtender Umstand trat ein, und am andern Morgen saßen Sir Humphrey und sein Neffe bei dem Kronprinzen zum Frühstücke, der voll Freude war über die gelungene Rettung, [illegible] Humphrey Davy voll innigster Dankbarkeit gegen seinen Arzt, der lachend bemerkte, es sei doch ein seltener Fall, daß ein [illegible] niglicher Fischer einen so gelehrten Lachs geangelt habe.

An die Verehrer Schiller's.

Die kleine Stube, worin Schiller das Lied an die Freude dichtete und den „Don Carlos“ entwarf, bewahrt zu wünschen gewiß die Verehrer Schiller's.

Das Grundstück zu Gohlis, in dessen Nebengebäude sie liegt, kommt nächstens zum Verkaufe und es ist alsdann der Abbruch des baufälligen „Schillerhauses“ zu besorgen. Der Schillerverein hat sich niemals zur Aufgabe gestellt, Gelder anzusammeln, und verfügt daher über keine Geldkräfte, sein Beruf aber ist, den Verehrern Schiller's diese Sachlage kund zu thun, sie aufzufordern, ihm Mittel zum Ankauf dieses Grundstücks und zur Erhaltung des Schillerhauses zu gewähren, sei es [illegible] Schenkung, sei es durch Angebot von Darlehen, welche in Form von Aktien vorgestreckt, oder auch als Hypotheken auf das Grundstück selbst eingetragen werden könnten. Der unterzeichnete Vereinsvorstand bittet alle Vaterlandsfreunde, welche die Erinnerungen unseres klassischen Schriftthums pflegen, diese Sache des Nationalruhms als eigne Angelegenheit in ihren Kreisen zu betreiben, Sammlungen in einer der angegebenen Weisen ohne Verzug zu veranstalten und ihn von dem Erfolge ihrer Bemühungen zu benachrichtigen.

Die geehrten Redaktionen von Zeitungen werden um Anfnahme dieses Aufrufs ersucht.

Leipzig, den 24. August 1856.

Dr. Heinr. Wuttke. Dr. Carl Heyner. Heinrich Behr. Dr. Gustav Haubold. Dr. M. Zille. Theodor Apel.

Aus der Criminalstube!

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen an das geheime Inquisitionsverfahren.

Strafrechtsfälle aus den Untersuchungsakten dargestellt von **W. Th. Kritz**, Criminalamtsaktuar in Leipzig.

1. Bdchn. geh. 10 Bogen 12 Ngr.

Diese Schrift, welche sich ebensowohl durch die Gründlichkeit ihrer juristischen Behandlung, wie durch gute Auswahl der betreffenden Fälle auszeichnet, wird von allen Juristen und überhaupt allen Freunden der „criminalistischen Literatur“ mit großem Interesse gelesen werden. Das erste Bändchen enthält nur Leipziger Fälle: Auguste K—r. Mord. — E. A. Lorenz. Raubanfall und Mordversuch. — Die Ermordung der Gebr. Friese zu Leipzig.

Aus der Fremde Nr. 36 enthält:

Auch eine Rettungsfahrt. — Schlangenbezauberung. — Der Ocean-Telegraph. — Der alte Tiff. Ein Kapitel aus Mrs. Stowe's neuem Romane. — Aus alten Reichen: Ein afrikanisches Wasserdorf.

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern ꝛc. ꝛc. für die Redaktion der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 37. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Weihnachts-Heiligerabend.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Der Offizier lachte laut auf. „Ihr lebt wohl idyllisch! Er, und gar Du? Nun, da hört Alles auf, nach Deinem eignen ieblingssprüchworte. Aber das muß aufhören."

„Lieber Herr von Mluchhoff —" Die Dame sprach leiser. Auch der Offizier redete nicht mehr laut.

Das Mädchen hörte nichts mehr.

Nach einigen Minuten entfernte sich der Offizier.

Was die Magd gehört hatte, erfuhr sofort die Magd in dem achbarhause, in welchem eine Rathsfamilie wohnte. Von ihrer Magd erfuhr es sofort die Frau Räthin. Sie ließ ihren Mann us der Sitzung rufen. Während er gehorsam sich nach Hause erfügte, rief den Vorbeigehenden der Gastwirth an. Er erfuhr on diesem das, was in dem Gasthofe sich zugetragen hatte; später ber au h von seiner Frau das Weitere. Er flog zurück in die Sitzung, nd konnte nur mit Mühe deren Ende abwarten. Nachdem sie endet war, ging er mit dem ersten Präsidenten auf die Seite, nd theilte ihm mit, was er erfahren hatte; und er theilte es ihm rtfetzt, entrüstet mit. Hier läge eins der schwersten Attentate r gegen die Sitte, gegen das Familienleben, gegen die Colleialität, gegen die Stadt, gegen den Justizdienst.

Der Präsident überlegte sich die Sache während des Mittagsens, ruhig, ohne ein Wort zu sprechen. Nach dem Essen ließ den Assessor zu sich rufen.

Der Assessor trat völlig unbefangen bei ihm ein.

„Herr Assessor, ich habe Sie in einer sehr ernsten Angeleubeit zu mir bitten lassen."

„Halten Sie sie in der That für ernst, Herr Präsident?"

„Sie wissen also schon? Und die Thatsache ist wahr?"

„Vollkommen wahr."

„Die Dame ist nicht Ihre Frau?"

„Gott bewahre!"

„Was ist sie denn?"

„Mein Gott, Herr Präsident, wären Ihnen denn solche Verbindungen der Residenz unbekannt?"

„Aber wir leben hier nicht in der Residenz; und dann beht ein anderer Unterschied. Wie durften Sie wagen, die Person das stille, heilige Leben so mancher Familie hier einzuführen?"

„Herr Präsident, ich mache mir nur einen Vorwurf darüber, auch in Ihr Haus gebracht zu haben."

„Was haben Sie vor?"

„Die Sache ist ruchbar geworden. Die Dame wird noch te abreisen."

„Und Sie?"

„Ich, Herr Präsident?"

„Ich sehe, Sie sind leichtsinniger, als ich glaubte. Sie wollten hier bleiben? Nach der Beleidigung, die Sie so manchen Familien zugefügt haben? Unter dem Geschrei und Skandal der ganzen Stadt?"

„Bah!"

„Sie mögen für sich darüber denken, wie Sie wollen. Im Interesse des Dienstes muß ich anders denken und handeln. Ich gebe Ihnen daher hiermit einen Urlaub von vier Wochen, von heute an. Verstehen Sie?"

„Ich verstehe."

„Sie haben damit, zumal bei Ihren Verbindungen in der Residenz, ausreichende Zeit für Ihre Arrangements."

„Ich verstehe auch das, Herr Präsident. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Leben Sie wohl."

Eine Stunde darauf war der Assessor mit seiner „Frau" abgefahren.

Noch eine Stunde später raſete ein wilder Aufruhr durch alle Straßen und durch alle Häuser der kleinen Stadt; es war ein Aufruhr alles sittlichen und geselligen Lebens. Eine wirklich gemeine Person hatte der freche Mensch als seine Frau in die Familien einzuführen gewagt; sie war die Freundin der Geheime- und anderer Räthinnen, und der Geheimeraths- und anderer Räthinnen Töchter gewesen! Eine größere Frechheit, eine größere Unverschämtheit ließ sich nicht denken.

Ich konnte den Leuten wahrlich nicht Unrecht geben, wenngleich die Motive des Schreiens bei Manchem nicht besser waren, als das Verfahren des Herrn von Grauburg.

Am Abend ging ich zu der schönen Therese. Ich war sehr neugierig, wie ich die stolze Präsidententochter finden werde. Ich fand sie in Thränen.

„O, mein Freund, ich bin sehr unglücklich!"

„Unglücklich? Sie sprachen ja schon gestern aus, daß sie nicht seine Frau sei."

„Nicht darüber, das wußte ich, das hatte mein Herz, meine Liebe schon längst gesehen. Sie konnte seine Frau nicht sein. Aber er ist fort; er kommt nicht wieder."

Sie erzählte mir die Unterredung ihres Vaters mit dem Herrn von Grauburg.

„Durfte er wiederkommen?" fragte ich.

Sie verhüllte ihr Gesicht.

„Und," fuhr ich fort, „ist es nicht namentlich für Sie ein Glück, daß er nicht wiederkommen darf? Verdient sein Betragen nicht eine schärfere Bezeichnung, als die des bloßen Leichtsinns?"

„Ich liebe ihn."

„Das gerade wäre Ihr Unglück, wenn er zurückkehrte."

„Auch jetzt?"

„Sie werden ihn vergessen."

„Nie, nie!"

Dabei blieb sie. Es war wirklich eine unbegreifliche Liebe, die dieses reine Herz für den leichtsinnigen, für den mehr als leichtsinnigen Menschen fühlte. Liebe und Schmerz wuchsen mit jedem Tage.

Der vierwöchentliche Urlaub des Assessors von Grauburg lief zu Ende; niemand hatte daran gedacht, daß er zurückkehren werde. An dem Tage des Ablaufs brachte des Morgens um neun Uhr der Postwagen den Assessor; er kam allein zurück, aber frisch, munter und unbefangen, wie immer. Es war kein Sitzungstag. Er begab sich sofort, wie der Dienst es forderte, zu dem Präsidenten.

„Herr Präsident, ich melde mich von meinem Urlaub zurück."

„Sie hatten mich also doch nicht verstanden, Herr Assessor?"

„Ich konnte nicht anders."

„Mein Herr, wo es sich um die Ehre handelt, muß man Alles können. Sie hätten nicht hierher zurückkommen dürfen."

„Herr Präsident, darf ich mir eine Bitte an Sie erlauben?"

„Was wünschen Sie?"

„Ich bitte um die Erlaubniß, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anhalten zu dürfen."

Der Präsident stand sprachlos. Erst nach einer Weile konnte er Worte finden.

„Auf unsere Kosten," rief er entrüstet, „mit der Ruhe, dem Glücke, der Ehre meines Kindes wollen Sie Ihre Ehre wiederherstellen?"

„Ich liebe Ihr Fräulein Tochter."

Der junge Mann sprach diese Worte im Tone des wahren Gefühls.

Der Präsident war ein alter, schon etwas hinfälliger Mann; er konnte auf ein langes Leben nicht mehr rechnen. Arm in den Dienst getreten, in dem er „von der Pike an" gedient hatte, war der redliche, uneigennützige Mann arm geblieben. Nach seinem Tode stand seine Tochter ohne Vermögen, ohne Stütze da; sie hatte nichts, als was sie sich selbst erwerben konnte, als Gouvernante, als Gesellschafterin, oder in ähnlicher Weise. Der Herr von Grauburg war ein Mann von Talent und Kenntnissen; schon das mußte ihm eine gute Carriere verschaffen. Er war von Adel, seine Familie war mit den ersten Adelsfamilien am Staatsruder liirt; das mußte ihm eine „glänzende Laufbahn" eröffnen. Er war leichtsinnig gewesen, mehr als leichtsinnig; aber das holländische Sprüchwort sagt: wer gerafet hat, rafet nicht mehr. Auch der Präsident kannte das Sprüchwort. Er sah den Assessor durchdringend an, und er las in seinen Augen die Bestätigung des Gefühls, mit welchem der junge Mann seine letzten Worte gesprochen hatte.

„Das geht meiner Tochter an," sagte er.

„Sie machen mich glücklich."

Der Assessor ließ sich durch den Bedienten sofort bei dem Fräulein anmelden.

Die stolze Präsidententochter empfing ihn mit allem ihren Stolze, den sie vielleicht mühsam genug hatte zusammennehmen müssen.

„Mein Fräulein, ich befinde mich in einer so eigenthümlichen Lage, daß ich nur ohne alle Umschweife zu Ihnen reden kann."

„Ich denke, Sie machen diese schon, mein Herr."

„Fräulein, ich liebe Sie. Ich bitte um Ihr Herz und ihre Hand."

Er nahm ihre Hand; sie ließ sie ihm; er drückte die Hand an sein Herz, an ihr Herz; sie litt auch das. Sie war verwirrt, betäubt, dann unglücklich, zuletzt glücklich. Sie waren Brautleute. Sie wurden Eheleute; sie waren glückliche Eheleute geworden, wenigstens so lange, als ich von ihnen gehört hatte.

Noch ein Jahr blieb der Herr von Granburg Assessor bei dem Oberlandesgerichte in dem kleinen Städtchen; dann ging er zu der Verwaltung über, nach einer andern, weit entfernten Provinz des Staates.

Bald nachher hatte ich mein weiteres Examen gemacht, auch ich wurde in eine andere Gegend versetzt.

Von dem Herrn von Grauburg und seiner Gattin hörte ich seitdem nichts mehr.

Freilich mußte ich noch oft an die schöne Therese zurückdenken, und wie sie im Mondschein ihre Thränen an meiner Brust ausgeweint hatte. Sie hatte sie zwar für einen Andern geweint, aber es durchzog dennoch ein süßes Weh mein Herz, wenn ich an sie dachte. Jedesmal aber auch, wenn ich dabei zugleich an den Mann denken mußte, für den sie die Thränen vergossen hatte, überfiel mich eine schwere Sorge um ihr Schicksal. Hatte sie mindestens gegenseitiger Leichtsinn ihr Band geknüpft?

Zehn Jahre waren seit den erzählten Begebenheiten vergangen; ich wurde wieder in eine andere Provinz der Monarchie versetzt, und zwar als Mitglied eines Provinzialgerichtshofes, dem ich hauptsächlich Criminalsachen zu bearbeiten hatte.

Ich kam in der zweiten Hälfte des Decembers an dem Orte meiner neuen Bestimmung an. Es war wiederum eine kleine Stadt, eine jener kleinen Beamtenstädte, in denen beinahe nur Regierende, als Regierte wohnen. Es gab dort neben dem Obergerichte ein Regierungscollegium; ein Kavallerieregiment lag dort als Besatzung; eine große Menge von „Civil- und Militär-Unterbehörden" gruppirte sich um diese Herren herum.

Ich war unverheirathet und quartirte mich für die erste Zeit in einem Gasthofe des Städtchens ein, an dessen Tafel ich auch speiste. Einige jüngere Leute, gleichfalls Beamte, Assessoren und Referendarien, waren bereits Tischgäste. Die Gespräche an der Tafel erstreckten sich meist nur über Geschäftsangelegenheiten. Der Beamte muß viel arbeiten, schon vom Referendarius an; das Klagen über viele Arbeiten wird ihm dadurch zur Gewohnheit; es gehört zum guten Ton in der Beamtenwelt, schon als Referendarius übt sich darin. Ueber Politik wurde selten gesprochen; nur die Skandalchronik des Städtchens brachte manchmal eine Abwechselung in die Unterredung.

Es war damals eine merkwürdige Zeit. Dem Könige war alles politische Treiben nach außen, jede Neuerung nur verhaßt. Gleichwohl ist keine Regierung mehr als die seine von den Wechselfällen der europäischen Politik und von Neuerungen im Innern betroffen worden. Selbst noch nach 1815, den langen fünfundzwanzig Jahren, in denen er nur mit Aeußern sich umgab, die jeder Veränderung der Regierung und Verwaltung noch mehr abhold waren, als er selbst. Der Geist der Zeit trieb die Widerwilligen rastlos vorwärts, bis sie ihn selber trieben. Indessen geschah das Alles, wie oben mehr widerwillig, so fast unmerklich, wie wurde Geräusch davon gemacht, nie durfte Geräusch davon gemacht werden, man durfte nur einmal sagen, daß es eine Neuerung ist, die man gemacht hat. Der Grund lag klar vor; man fühlte, daß man immer mehr und mehr zum Umsturz des Bestehenden hingetrieben wurde, ohne treiben mußte; das durfte nicht zum Bewußtsein der Menge kommen; der Unterthan durfte es nicht einmal ahnen. Die Ahnen wurde schon dieser Umsturz selbst gefürchtet; in dem Sprechen darüber wurde die Revolution schon gefunden.

Deshalb gab es auch schon damals eine geheime Polizei gegen die Burschenschaften und andere „Demagogie". Namentlich gab es vielfach im Lande geheime Agenten des Polizeiministeriums, die ihrem Chef Alles berichten mußten, was sie über äußere als innere Politik, besonders in den höheren Gesellschaften gesprochen wurde. Wo man sie erkannte, waren sie einmals der allgemeine Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Jedermann haßte und verachtete sie um ihres Metiers willen. Die Beamtenwelt, namentlich die höhere, haßte und verachtete sie noch ganz besonders aus einem andern Grunde. Es wurde jenen Leuten ostensibel ein anderes Amt überwiesen; sie waren sie Regierungsräthe, bald Richter, bald Steuerräthe, bald selbst nur Subalternbeamte bei höheren Kollegien. Sie hatten einerseits der ehrenwerthe Beamte vermöge des „Dienstes" zu thun, vielfach mit ihnen zu verkehren und die allgemeine Achtung, die auf dem Verräther lastete, fiel nothwendig theilweise mit auf die Beamten, die mit ihm verkehrten. Andererseits wurden sie eben Allen zu Aufpassern gesetzt, selbst den Präsidenten.

rektoren und Räthen der Collegien, deren Mitglieder oder gar Subalternbeamte sie nur waren.

Sie führten fast in der ganzen Monarchie ein und denselben Spottnamen; man nannte sie „Demagogensänger."

Ich war seit ungefähr acht Tagen an dem Orte meiner neuen Bestimmung. Bei meiner Ankunft hatte ich eine große Menge Amtsgeschäfte vorgefunden, Rückstände meines Amtsvorgängers. Stadt, Gegend und Menschen hatte ich daher noch wenig kennen gelernt. Von den letzteren beinahe nichts als meinen Präsidenten und Kollegen, die ich in der Sitzung des Gerichtshofes gesehen, und denen ich die üblichen Besuche gemacht hatte; dabei lernte ich kaum die Gesichter unterscheiden. Es bestätigte sich auch dort ein Vergleich eines Bekannten, der zu sagen pflegte: „Kommen Sie einmal in eine Gesellschaft deutscher Beamten und deutscher Gelehrten, und sehen Sie sich die Gesichter an; es wird Ihnen jedesmal sein, als wenn Sie in eine Schüssel mit getrocknetem Obst sehen; Sie können nicht einmal unterscheiden, ob Sie vertrocknete Aepfel, Birnen oder Pflaumen vor sich haben."

Außerdem hatte ich flüchtig ein paar junge Assessoren kennen gelernt, mit denen ich an der gemeinsamen Tafel des Gasthofes speiste.

Ich sollte Alles, was zur Gesellschaft des Orts gehörte, mit einem Male, wenn auch nur sehr äußerlich, kennen lernen.

In dem Städtchen war eine „Kasinogesellschaft," die im Winter alle vier Wochen einen großen Ball gab. Es war einer dieser Bälle. Ich hatte mich noch nicht in die Gesellschaft aufnehmen lassen. Der erste Präsident des Gerichts hatte mir trotzdem eine Einladungskarte zu dem Balle geschickt; ich mußte hingehen, und machte dem Präsidenten und seinen Damen mein Kompliment, und mischte mich dann in die Gesellschaft, um mir dieselbe zu besehen.

Es war wirklich eine glänzende Gesellschaft in dem prachtvoll hergerichteten Lokale. Man sah, daß die hier an einem entlegenen Ende der Monarchie versammelte Welt, wenigstens zu einem großen Theile, in den Cirkeln der Residenz sich bewegt hatte. Toilette und Haltung der Damen wie der Herren von Civil zeigte das; die Uniformen und die Tournüre der Offiziere müssen ja auf Commando aus der Residenz geholt werden.

Einer von meinen Wirthshausbekannten nannte mir die Namen der Anwesenden, und theilte mir ihre Geschichte wie ihre Verhältnisse mit. Es war meist eine Skandalchronik. Junge Frauen der Räthe mit den vertrockneten Obstgesichtern und junge Kavallerielieutenants spielten eine Hauptrolle darin. Sodann ein paar Assistenten, die von den schmachtenden Augen der Frauen ihrer corpulenten Vorgesetzten mit einer fast mehr als militairischen Strenge gegen jeden Blick auf hübsche „Civilisten"-Frauen und Töchter bewacht wurden.

Mein Berichterstatter wurde unterbrochen. Die muntere Laune der ganzen Gesellschaft in unserer Nähe schien auf einmal gestört zu sein. Es entstand plötzlich eine fast unheimliche Stille um uns, freilich nur auf kurze Zeit.

In unsere Nähe war ein Herr getreten, den ich vorher noch nicht bemerkt hatte. Es war ein Mann etwa in der Mitte der dreißiger Jahre; er war ziemlich wohl gebaut. Sein Gesicht machte einen desto unangenehmeren Eindruck; es hatte einen plumpen jüdischen Schnitt, stark gebogene, dicke Nase, aufgeworfene Lippen. Das war es aber nicht, was das Gesicht unangenehm machte; es war darin zugleich ausgeprägt der Ausdruck des unterwürfigen Kriechens gegen Höhere und des rohen Uebermuths gegen Niedere. Verrath und Tücke schienen in dem Auge zu lauern. Das Alles konnte mir nun freilich nur halb die unheimliche Stille erklären, die der Mann durch sein bloßes Erscheinen um sich her verbreitete. Ich sah ihn beobachtender an. Mein Berichterstatter bemerkte meine Neugierde.

„Haben Sie nie von einem Doctor Feder gehört?"

„Nein."

„Auch nicht in B.?"

„Auch dort nicht."

„Der Mann ist für unsere Provinz eine Berühmtheit."

„Das will nicht viel sagen. Sie wissen, jedes Regiment hat den besten Reiter in der ganzen Armee, und doch weiß kaum

„Das ist wahr. Aber —. Freilich, jede Provinz hat auch solche Burschen."

„Dieser ist?"

„Früher ein Jude, jetzt ein Christ."

„Das heißt?"

„Sie wissen, der versterbene Staatskanzler begünstigte die Juden. Herr Feder studirte, wurde Doctor der Philosophie, hoffte im Bureau des Staatskanzlers seine Carrière zu machen und blieb Jude. Der Staatskanzler starb; man wollte von dem Juden nichts mehr wissen; er wurde Christ. Man wollte auch von dem Convertiten nichts mehr wissen; er bot sich zu allerlei Diensten an und wurde lange Zeit zurückgewiesen; er wurde Literaturjude, versteht sich als Christ. Diesmal hatte er richtig spekulirt. Wir haben im Staate Leute genug, die einen vortrefflichen, unübertrefflichen Bureaustyl schreiben; aber die Regierung hatte keinen Menschen, der nur erträglich als Publizist auftreten konnte. Dieser Mensch bot seine publizistische Feder an; sie wurde angenommen; er wurde nach der Hauptstadt geholt und dort in den verschiedenen Ministerien gebraucht, wenn Artikel für auswärtige Zeitungen zu schreiben waren. Nur für auswärtige, für den inländischen beschränkten Unterthanenverstand war der Bureaustyl gut genug; aber er wurde mager bezahlt, und durfte nicht einmal mit einer Miene andeuten, daß und wie er gebraucht wurde. Das behagte ihm auf die Dauer nicht. Er pochte auf seine Verdienste und drohete außer Landes zu gehen und dort die Geheimnisse zu verrathen, die man ihm oft hatte anvertrauen müssen. Er wollte selbst eine Zeitung gründen; die Regierung sollte ihm das Geld dazu geben, und man gab es ihm endlich. Nach anderthalb Jahren hatte seine Zeitung das Geld verbraucht und das Doppelte dazu. Kein Mensch wollte die Zeitung lesen, geschweige kaufen. Er forderte und drohete von Neuem und darüber kam vor etwa einem halben Jahre der jetzige Minister an das Staatsruder. Dieser hat ihn besser zu benutzen gewußt. Er wurde hierher versetzt."

„Und er ist jetzt?" fragte ich.

„Offizieller Regierungsassessor und im Geheimen Demagogensänger."

„Ach!"

„Er ist aber schon nicht mehr zufrieden. Er strebt nach etwas Höherem und ich fürchte, daß er sein Ziel erreichen wird."

„Dieses Ziel?"

„Eine Domainendirektion, die mehr Geld einbringt. Er ist vor einigen Tagen von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekommen; soll dort viel denuncirt und intriguirt, und deshalb viel Hoffnung hierher zurückgebracht haben. Es spielen dabei eigenthümliche Verhältnisse mit; ich erzähle sie Ihnen ein ander Mal. Sehen Sie sich jetzt einmal jene Dame an, mit der der Bursche spricht."

Ich sah mich um. Der häßliche, unangenehme Mensch stand im vertraulichen Gespräche mit einer jungen Dame, einem feinen, blassen, sehr leidenden Gesichte. Man konnte keinen auffallenderen Kontrast sehen, als dieses zarte, unglückliche Mädchengesicht und diese plumpe, rohe, gemeine Physiognomie des Polizeiagenten. Zu den Bilderbüchern für Kinder findet man zuweilen das Bild eines großen, zottigen blutgierigen Fleischerhundes, gegenüber einem feinen, ängstlichen Lämmchen. Dieses Bild, passend oder nicht passend, kam mir bei dem Anblicke unwillkürlich in das Gedächtniß. Der Mensch schien, nach dem Ausdrucke seines Gesichtes, nur gleichgültige Worte mit der jungen Dame zu sprechen, vielleicht nur über den Ball, über die Toiletten der Damen oder dergleichen. Man konnte gleichwohl deutlich bemerken, wie sie ihm nur gezwungen, mit innerem Widerstreben zuhörte, und wie dieser Zwang sie unglücklich machte.

„Wer ist die Dame?" fragte ich meinen Bekannten.

„Seine Verlobte."

„Unmöglich!"

„Ist Ihnen unter Ihren Collegen der Geheimerath Gamkow aufgefallen?"

„Ich habe wenig auf ihn geachtet; er scheint sehr unbedeutend zu sein."

„Das ist er. Die junge Dame ist seine Tochter. Sie ist desto ausgezeichneter an Geist und Herz."

„Und dennoch die Braut dieses gemeinen Menschen?"

„Sie sehen, wie unglücklich sie ist. Ihr eigener Vater hat

„Er scheint mir ja beinahe schwachsinnig zu sein.“

„Eben darum.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Der alte Geheimerath Gamkow ist eigentlich eine eben so gute, ehrliche, wie dumme und einfältige Haut. Aber er hat eine schwache Seite, der er Alles zum Opfer bringt; selbst dieses herrliche Mädchen hat er ihr aufgeopfert.“

„Ist der Mann wahnsinnig?“

„Nur ein Narr, oder, wenn Sie wollen, ein echter Beamter. Aber sehen Sie, er kommt auf uns zu. Seine Augen scheinen gerade Sie zu suchen, und ich möchte fast errathen, warum. Sie kommen von B.; Sie haben den Justizminister gesprochen; Sie werden bald die unglückliche Narrheit kennen lernen, für die er sein Kind dem Moloch dahinwirft.“

Der Geheimerath Gamkow näherte sich und seine Augen suchten mich in der That. Es war ein kleines vertrocknetes Actenmännchen. Auch das höchst unbedeutende Gesicht war vertrocknet; man konnte nur einen Ausdruck darin erkennen, den einer grossen Aengstlichkeit. Diese Aengstlichkeit zeigte er auch in seinem Thun und Lassen. Ich hatte ihn bisher in den Gerichtssitzungen kennen gelernt. Bei jedem Worte, das er dort sprach, sah er sich furchtsam nu, was für einen Eindruck es im Collegium hervorbringen werde; jeder Widerspruch brachte ihn in Verwirrung. Eine besondere Narrheit, von der mein Bekannter sprach, hatte ich an ihm nicht bemerkt. Ich war neugierig auf ihre Entdeckung. Mein Bekannter verließ mich, als das ängstliche Männchen sich näherte.

„Ah, ah, Herr College, sehen sich wohl unter den Töchtern des Landes um?“

„Ja, Herr Geheimerath!“

„Sind schön, recht schön. — Sind noch unverheirathet, Herr College?“

„Ja, Herr Geheimerath.“

„Auch noch nicht verlobt?“

„Nein.“

„Ah, schön, schön! Müssen sich hier verloben; meine Tochter, meine Marie soll die Brautwerberin machen; hat ohnehin mit Ihnen zu sprechen; soll Sie zu ihr führen; ist selbst schon verlobt mit einem hoffnungsvollen jungen Manne; gilt viel in B.; hat grossen Einfluß bei allen Herren Ministern. A propos, Herr College, sind auf Ihrer Reise hierher durch B. gekommen. Auch bei Sr. Excellenz dem Herrn Justizminister gewesen?“

„Der Minister hatte mich ja zu sprechen gewünscht.“

„Ah, waren gar befohlen! Hohe Ehre! Großes Vertrauen! Seine Excellenz haben Ihnen gewiß auch von dem hiesigen Collegium gesprochen?“

„Einiges.“

„Ah, ah, auch von einigen Personen? Gewiß, gewiß.“

„Es ist möglich.“

„Haben Excellenz nicht gesagt, daß unser Vicepräsident bald abgeht? Ein würdiger Mann, verdienter Beamter; muß nothwendig bald versetzt werden, als Chefpräsident. Glauben Sie nicht auch?“

„Es ist nicht unwahrscheinlich.“

„Also wahr. Sehen Sie, also wahr. Und haben Seine Excellenz Ihnen nichts über seinen hiesigen Nachfolger gesagt?“

„Der Minister sprach über die Sache gar nicht.“

„Ah, Sie wollen mit der Sprache nicht heraus. Sie sind amtsverschwiegen; das ist brav; aber einem alten Collegen gegenüber, den die Sache so nahe angeht —. Ja, ja, man kann mich jetzt nicht mehr übergehen; man muß mir bei der nächsten Vacanz die Stelle des Vicepräsidenten geben; man hat mich lange genug übergangen, man hat mich ungerecht behandelt, meine Patriotismus, meine Verdienste verkannt, meine großen Verdienste um das Vaterland. Man kann, man darf das nicht mehr. Ich habe mich jetzt unmittelbar an Se. Majestät den König gewandt. Ihnen im Vertrauen kann ich es sagen. Und mein fürstlicher Schwiegersohn, der in der Hauptstadt viel gilt, hat mich kräftig unterstützt, noch in diesen Tagen. Er hat auch mitgeholt, was ich in der Supplik an Se. Majestät vorgetragen habe. Es ist nicht recht, daß die großen Verdienste und Aufopferungen eines alten, treuen königlichen Dieners so lange unbelohnt bleiben. Wissen doch, Herr College, wie ich mich für das Vaterland geopfert habe?“

„Ich bin nicht so glücklich. Ich bin fremd in der Provinz.“

„Ich werde es Ihnen erzählen. In dem unglücklichen Jahre (er meinte das Jahr 1806) wurde diese Stadt hier bedroht. Ich war damals schon hier; bin hier geboren und erzogen, und auch immer geblieben; habe mich nie versetzen lassen; habe mein Eigenthum hier. Also in dem unglücklichen Jahre Belagerung der Stadt durch die Franzosen; fiel Bombe auf Bombe in die Stadt; eine schwerer und glühender als die andere; war damals junger Rath; war an keine Sitzung zu denken, auch an keine Instruktionstermine; saß Alles furchtsam unten in den Kellern und wagte sich nicht heraus. Ich allein hatte Muth und blieb in meiner Schreibstube und arbeitete; decretirte fleißig ab alle mögliche Nummern, lauter Cassensachen und Contumacialbescheide. Auf einmal, während ich mitten im Arbeiten saß, fiel eine schwere Bombe auf mein Haus, schlug durch Dach, Boden und Decke des Zimmers, neben mir nieder, zum Glück auch durch den Parquetboden in ein großes Sandloch und krepirte dort, ohne Schaden zu thun. Aber welch' großes Unglück hätte da entstehen können; mein Haus zerstört, ich zerrissen. Wurde in der That todtkrank vor Schreck, lag sechs Wochen in Lebensgefahr. Und Alles unbelohnt geblieben! Alles! Bin noch Rath, wie damals. Nur Titel Geheimerath; muß endlich Präsident werden.“

Da hatte ich die volle Narrheit des alten Mannes. Er hatte schon seit 1806 daran gezehrt. Aber war es eine bedenkliche Narrheit des Mannes? Will nicht in der Bureaukratie Alles Carrière machen? Und wird nicht jedes Mittel dazu in Bewegung gesetzt? Welche ganz andere Sachen werden da als Verdienste geltend gemacht! War nicht der alte närrische Mann der nur die krepirte Bombe und seinen Schreck als Verdienst den Staat aufrief, eine tausend Mal edlere Natur, als Hunderte von Subjekten, die Lakaien und Kammerjungfern den Hof machen und auf Bedienten- und Schergendienste sich berufen und berufen können, um befördert zu werden? Wie hoch stand über seinem künftigen Schwiegersohne! Freilich, er wollte ihn dessen Gemeinheit benutzen; er opferte für diese sogar sein Kind. Aber das war nur Folge seiner Narrheit, die ihn hier unterscheidungslos machte. Ich hatte auch den Schlüssel zu der Verbindung und dem leidenden Gesichte seiner Tochter. Mir fiel ein, daß er mir gesagt hatte, sie wolle mich sprechen.

„Der wahre Verdienst,“ erwiederte ich ihm, „bleibt nicht unbelohnt.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht.“

„Aber wenn ich nicht irre, Herr Geheimerath, so hatten Ihre Fräulein Tochter wünsche mich zu sprechen. Darf ich bitten, mich ihr vorzustellen?“

„Sehr obligirt.“

Er führete mich zu seiner Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Land und Leute.

Nr. 6. Die Zigeuner an der Donau.

Wie die Raubthiere allmälig vor dem Fortschritt der Civilisation verschwinden, so gehen auf gleiche Weise die wilden Racen des Menschengeschlechts ihrem Ende entgegen. Wüstes Land wird eingehegt, Wälder werden niedergehauen, die Polizei tritt jährlich mehr in Wirksamkeit und die Pariahs verschwinden sammt ihren Subsistenzmitteln. In England gibt es höchstens noch 1500 Zigeuner, in Frankreich findet man sie fast gar nicht mehr; in Spanien schätzt der letzte Census ihre Zahl auf 30,000, die sich fast alle bereits in Städten angesiedelt haben. Vor Ende dieses Jahrhunderts werden sie wohl aus dem Westen Europa's verschwunden sein.

Um sie in ihrem wahren Charakter und ihrer eigenthümlichen

Lagernde Ungarn und Zigeuner.

Kleidung zu sehen, muß man sie in den Wäldern und Steppen Ungarns oder Südrußlands aufsuchen. Dort findet man sie noch zu Zehn- und Hunderttausenden als einen bedeutenden Theil der Bevölkerung. Sie führen ungehindert dasselbe Nomadenleben, wie ihre Voreltern, als sie vor vier und einem halben Jahrhundert nach Europa kamen. Die Zahl der ungarischen Zigeuner betrug nach der Zählung unter Maria Theresia 53,000; in Transsylvanien rechnet man gegen 17,000; in der Walachei und Moldau waren vor zehn Jahren 37,000 Familien, welche zu fünf gerechnet 185,000 Seelen geben, so daß in diesen Fürstenthümern jede achtzehnte Person ein Zigeuner ist. Im südlichen Rußland ist ihre Zahl vielleicht eben so groß, doch läßt sich keine genaue Berechnung anstellen, da sie stets ein wanderndes Leben führen, im Sommer ihr Vieh auf den Wiesen weiden und im Winter sich in die Tiefen der Wälder zurückziehen.

Von den Zigeunern Ungarns und der Donaufürstenthümer hat sich etwa der vierte Theil in Städten und Dörfern niedergelassen, und lebt gleich ihren Brüdern im Westen vom Wahrsagen, Betrügen und Stehlen und scheinbar als Ein- und Verkäufer von Pferden und Maulthieren oder als Kesselflicker und Straßenmusikanten. In der letzten Eigenschaft haben sie Ruf erlangt; in der Musik sind sie Genies, sie wird mit ihnen geboren.

Die ersten Zigeuner des Ostens traf ich in den Karpathen an der mährischen Grenze. Es war Markt in der benachbarten Stadt gewesen, und von allen Seiten kehrten Ungarn und Zigeuner in den verschiedenartigsten Trachten nach Hause zurück, dann und wann mit ihren Pferden und Karren Halt machend und sich lagernd. Ich habe nie ein malerisch schöneres Bild gesehen, als diese kleinen Lager, wovon ich das eine in beifolgender Skizze möglichst treu wiedergebe. Die stolzen, gemessnen Ungarn mit ihren kleidsamen Trachten sind leicht von den Zigeunern zu unterscheiden. Es wurde gespielt und getanzt, getrunken und gesjauchzt. Später sah ich auf einem Hofe auf einem Haufen Stroh mutten in der brennendsten Sonnenhitze vier Zigeuner allein.

Sie waren alle vier groß und stark gebaut. Schmutziges, zottiges, rabenschwarzes Haar von afrikanischem Schwarz fiel über ihr Gesicht; und wie sie so schlasend da lagen, eschien ihr Körperbau gigantisch. Ihre Kleidung, wenn man es so nennen will, war eine Sammlung der schlechtesten Lumpen, ein grober türkischer Shawl um den Leib gegürtet, in welchem jeder ein großes zweischneidiges Messer hatte. Ihre Instrumente lagen neben ihnen, denn sie waren Musikanten, und als der Abend hereinbrach, begannen sie zu spielen. Zwei spielten Violine, einer Trompete und der Vierte die ungarische Cymbel, ähnlich einer Guitarre, welche gewöhnlich mit zwei kleinen, mit Haut überzogenen Stäbchen gespielt wird. Ihr Spiel war eben so wild als sie selbst. Sie hielten sich nur an die alten ungarischen Volkslieder, jene einfachen, melancholischen Arien, aber mit einer Leidenschaft und einem Vortrag, die in die Seelen der Zuhörer zu greifen schienen. Später banden wir zu Pesth diese Banden bei jedem Tanz und Concert der niedern und Mittelklassen. Ihre Musik ist immer dieselbe und für einen Fremden wird sie zuletzt eintönig, aber die Zuhörer wurden sie nie überdrüssig. Es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie die alten Nationallieder aufrecht halten. Obgleich sie gewöhnlich sehr arme Leute gehalten werden, kommen sie doch leicht in Anjehen und in respektable Gesellschaft, ja selbst zu bedeutendem Wohlstand. Die Zahl derjenigen, welche sich in die Städte, um Beschäftigung zu suchen, begeben und gewissermaßen als gezähmt betrachtet werden können, ist bedeutend unter den Zigeunerfamilien, welche die fast unbewohnbaren Gegenden bis zur Theiß durchwandern.

Zigeuner werden selten in einem Hause geboren, und besitzen niemals eins. Die großen unkultivirten Ebenen des Banat und der Walachei, wo sie unbeschränkte Weide für ihr Vieh haben und das Gesetz selten bei der Hand ist, um schwierige Fragen zu entscheiden, sind ihr Lieblingsaufenthalt. Hier halten sie sich in Banden von 20—200 und oft noch mehr, bleiben, wenn die Weide gut, vier Wochen auf einem Fleck, und ziehen zuweilen plötzlich nach einem ganz entfernten Theile des Landes. Ein Zigeunerlager in solch einer Wildniß ist stets ein malerischer Gegenstand. In den unermeßlichen Ebenen des Banat, ohne Hügel, Haus oder Baum, welche die wüste Fläche unterbrächen, bietet ein auf der Reise begriffenes Zigeunerlager einen unvergeßlichen Anblick. Zuerst sieht man das Hornvieh und die Schafe, denn da die Weide nichts kostet, so trachten die Zigeuner besonders nach Reichthum in Vieh, das demnach bei Gelegenheit gekauft, geschachert oder gestohlen wird. Schmutzige Knaben, schwarzhaarig und schwarzäugig, mit dem auf ihrem jungen, aber schönen Gesicht liegenden Ausdruck großer Nichtswürdigkeit, treiben das Vieh. Dann kommen die Pferde; gebräunte, kräftige Weiber reiten auf Eseln mit ihren Kindern vor sich im Sattel; Karren mit Waaren und Raub angefüllt und mit Alten und Kranken beiderlei Geschlechts. Leute zu Fuß, Esel und Lastthiere treibend, und ein Nachtrapp auf robusten Pferden, mit Gewehren und Säbeln an der Seite.

Der Reisende wird in der Mitte eines solchen Trupps von einem wundetlichen, mit Furcht gemischten Gefühle ergriffen, und mit heiler Haut davon zu kommen, ist stets problematisch. Wenn die Straße sehr belebt und er dem Anscheine nach wohlhabend ist, läßt man ihn vielleicht ohne einen größeren Verlust als einen Gulden für einige schwarzäugige Prophezeihungen weiterziehen. Im andern Falle bedarf es nur eines Stichs oder Schlages, der Körper wird schnell verscharrt und der Erschlagene ist verschwunden. Im Winter, wenn die Weide schlecht und die Lebensmittel schwer aufzutreiben sind, nähern sich die Zigeuner den kultivirteren Theilen des Landes. Wenn eine solche Rotte sich in der Nähe eines Dorfes der Walachen oder Sachsen niederläßt, können die Einwohner sicher darauf rechnen, daß alles Geniessbare und Bewegliche binnen Kurzem verschwindet. Alle Zigeuner sind ausgezeimte Pferdediebe, und die Streitigkeiten zwischen ihnen und dem Volke kommen hauptsächlich vom Bestehlen der Heerden. Des Nachts in einen Pferdestall zu schleichen, ohne den Wächter zu wecken, das beste auszusuchen und sicher fortzubringen, ist die größte Heldenthat eines Zigeuners, und verleiht ihm zugleich bedeutendes Ansehen. Wenn das Pferd in Sicherheit ist, wird es zuerst beschnitten und zurecht gestutzt, so daß sein eigentlicher Besitzer es nicht wieder erkennen kann. So umgewandelt, geht das Thier von Bande zu Bande, bis es endlich hunderte von Meilen weiter verkauft wird. Die ruhigen, friedlichen Sachsen Transsylvaniens werden von diesen professionellen Dieben am meisten heimgesucht. Um die Magyaren und Szekler bekümmern sie sich selten, denn diese handeln eben so gesetzwidrig als sie selbst, und sind weit streitsüchtiger. Die sogenannten Egypter wissen sehr wohl, daß wenn der Magyarenhirt bemerkt, daß seine Heerde bestohlen, und vermuthet, durch wen, er nicht zögert, sich zu rächen, indem er den ersten besten Zigeuner, der ihm in den Wurf kommt, niederschießt oder durchbohrt. Vor den Serbiern, die immer bewaffnet gehen, und ihre Waffen zu gebrauchen wissen, fliehen sie sogar; die Rumänen dagegen liefern ihnen beständig Beute.

Während des letzten Bürgerkrieges, wo Dörfer sich gegen Städte erheben und in Transsylvanien allein 1100 Städte und Weiler niedergebrannt wurden, hingen die Zigeunerbanden gleich Geiern an den Ueberbleibseln.

Die Abneigung einiger Völkerschaften gegen sie drückt sich lebhaft in Volkszählungen und Liedern aus. In denen der Serbier und Magyaren werden die Zigeuner nur mit Verachtung erwähnt. Die stolzen Ungarn halten sie für zu gering, als daß sie sie unterdrücken sollten. Was sie auch immer begehen mögen, man betrachtet sie wegen ihrer gewissenlosen Nichtswürdigkeit. Bis vor neuen Reform waren der Adel und die Zigeuner die einzigen beiden Klassen, welche nicht besteuert waren, da die ersteren über, die letzteren unter dem Gesetz standen. Für den Zigeuner gab's weder ein Gesetz noch eine Rechtshülfe, wenn ihm auch das größte Unrecht geschehen war, da man ihn als einen Geächteten betrachtete. Auch in der Türkei wird ein Zigeunerpostillon oder Courier oft erschossen oder erschlagen, mit oder ohne Recht, ohne daß der Mörder verfolgt wird, denn „es ist nur ein Zigeuner."

Es ist merkwürdig, wie verschieden sie in den walachischen Legenden geschildert werden, die durch Schott gesammelt sind. Der Zigeuner wird stets als der böse Geist der Geschichte dargestellt. Wenn die Fürstin mit ihrem Liebhaber im Mondschein zusammenkommt, so ist es ein Zigeunerweib, welches zum Herrscher läuft, um ihm das Geschehene zu hinterbringen, der alsdann mit der Krone auf dem Haupt und dem Zepter in der Hand davon läuft, um das unglückliche Paar zu überraschen; es ist wieder eine Zigeunerin, die die Schöne in eine Kuh, einen Vogel oder Fisch verwandelt, wie es seine Majestät wünscht. Der Zigeuner dagegen

spielt den Jago im Schauspiel und liefert ohne Gewissensbisse das grässlichste Gewebe von Verbrechen. Dies Volk scheint in der That das einzige ohne alle religiösen Gefühle und nur darauf bedacht zu sein, den Augenblick zu befriedigen. Der Tod ist ihnen nichts als ein ewiger Schlummer. Und doch sind sie für ihre Begräbnisse besorgt, und lassen ihre Kinder taufen. Oft wiederholen sie diese Ceremonie wohl zwölf Mal, um recht oft Pathengeschenke zu erhalten. In jeder Lage zeigen sie sich als wirkliche Heiden, und wenn sie Kummer zum Beten treibt, so weicht dies Bedürfniß mit dem Kummer.

„Ein Zigeuner," sagt eine von den Erzählungen, „fuhr einst mit seinem Karren, der mit seiner ganzen Familie und Gütern beladen war, auf einem schmalen Wege bis an die Are im Schmutz. Langsam und schwerfällig drehten sich die Räder, bis sie endlich ganz in's Stecken geriethen. Das Pferd zog, der Mann peitschte es und schwor und fluchte, wie nur ein Zigeuner schwören und fluchen kann. Alles war vergebens, der Wagen blieb unbeweglich. Beim letzten kurzbaren Peitschenhiebe sank das arme Thier in die Knie und fiel auf die Nase. Der Fall des Thieres richtete den Blick des Zigeuners plötzlich himmelwärts, und in seiner Noth rief er beständig die heilige Jungfrau an. Obgleich er in seinem Leben nicht gebetet hatte, nahm er jetzt die Miene eines Betenden an und brauchte alle Worte, die er von Christen gehört hatte. „Hilf, heilige Jungfrau, hilf, und ich will Dir eine Kerze schenken, so dick wie mein Leib!" Das Pferd hatte sich inzwischen einen Augenblick erholt, und beim nächsten Peitschenhiebe bewegte sich der Karren ein paar Schritte weiter. Der Heide glaubte sich schon aus aller Noth, als er plötzlich wieder fest saß. Er fing fogleich wieder an, zu beten. Da indeß der halbe Weg zurückgelegt und das Wachs theuer war, so gelobte er diesmal eine nur armdicke Kerze. Er hatte nicht Zeit, um Amen zu sagen, hieb aber noch stärker mit der Peitsche. Der Karren bewegte sich langsam, bis er beinahe aus dem dicksten Schmutze heraus war. Um ganz sicher zu gehen, wiederholte der Zigeuner sein Gelübde, aber der gute Weg war jetzt so nah, daß er sich mit einer nur noch fingerdicken Kerze begnügte. Endlich befand er sich auf dem guten Wege und kam nach einigen Minuten bei einer Kapelle der Jungfrau vorbei. Während er vorüberfuhr, entblößte er sein Haupt und sprach: „Die gnädige Jungfrau hat mehr zu thun, als auf einen armen Teufel, wie mich, zu achten."

Bei aller Schurkerei und allem materiellen und moralischen Schmutze, in welchem sie mit Liebe leben, sind sie doch sehr schön, besonders die Frauen. Die brennende Sonne dörrt ihr Antlitz mehr, und sie sind daher weit dunkler in Ungarn, als in England. Das freie Leben, welches sie führen, gibt ihnen ein ungezwungenes Gepräge, welches jedoch die Constabler, der Stock und das Gefängniß ihren Inselbrüdern längst benommen haben. Die kühnen, braunen, schönen Frauen und Mädchen versetzen uns in Staunen, wenn man denkt, wie solche Augen, Zähne und Gesichtszüge in der stinkenden Atmosphäre ihrer Zelte existiren können. Sie sind in der That schön und ihre Schönheit hat oft zu Verbindungen geführt, die sich meist in Unglück aufgelöst haben.

Stephen B., ein junger und sehr reicher Besitzer im Banat, war auf der Jagd vom Wege abgerathen und brachte die Nacht unter einem Zigeunerzelte zu. Hier sah er ein junges, schönes Mädchen mit tiefschwarzen Augen und dem verführerischen Lächeln ihres Stammes. Ihre Eltern wandten jene Zigeunerlist an, um die keimende Leidenschaft ihres Gastes noch mehr anzufachen. Er war reich, verliebt, elternlos und selbstständig und in einer Woche war die Zigeunerin seine Frau und nach Verlauf einiger Tage im vollen Besitz seines schönen Schlosses am Ufer des Temes. In zehn Tagen hatte sie ein fabelhaftes Glück gemacht. Aus der verräucherten Hütte ihres Vaters war sie, wie durch Zauber in ein schönes Besitzthum übergesiedelt, umgeben mit Luxus, einer Schaar von Dienern und einem ihren Wünschen willfährigen Gemahl. Dessenungeachtet fühlte sie sich unglücklich. Das regelmäßige, ruhige Leben, die Bequemlichkeiten, welche sie genoß, schienen sie niederzudrücken. Wenn ihr Gatte sie nach der Ursache ihrer Blässe und ihres veränderten Aussehens fragte, schaute sie in's Freie und versuchte zu lächeln. Doch ihr Lächeln war ein bitteres. Ihre einzige Beschäftigung war, Stunden lang über die weite Oede hinzustarren, welche sie so oft barfüßig aber freudig in den Tagen ihrer Armuth durchstreift hatte. So saß sie eines Tages, als ihr scharfes Ohr das Geräusch einer vorüberziehenden Zigeunerbande vernahm. Durch die Bäume erblickte sie die vorüberziehenden Männer- und Weibergestalten, die Esel und beladenen Karren. Jetzt schlug eine fröhliche Stimme den Lieblingsgesang der Zigeuner an:

Der Wind durchsauset Busch' und Wald,
Der Mond lenkt hoch sein Steuer,
Darunter macht der Zigan (Zigeuner) Halt,
Und lockt sein Mädl am Feuer.

Frei ist der Lachs in Fluß und Meer,
Frei ist der Hirsch auf Hügeln,
Frei ist der Aar am Himmel mehr:
Noch freier wir von Zügeln!
Hurrah!
Noch freier wir von Zügeln!

Jung Mädchen komm mit mir in's Schloß:
Ich geb' Dir güldne Ringe
Und seidne Kleider, Dienertroß
Und andre schöne Dinge.

Der Geier will für Draht von Gold
Sein hohes Nest nicht missen;
Das wilde Pferd war nimmer hold
Vergoldeten Gebissen.

Nein, frei zu zieh'n durch Flur und Feld,
Zu ruh'n beim Waldesforsen,
Die Welt als Haus, den Himmel als Zelt —
Solch' Leben ist uns theuer!
Hurrah!
Solch' Leben ist uns theuer!

Bei der letzten Note sprang die Lauscherin durch das offene Fenster, und verschwand hinter den Bäumen. Als ihr Gatte nach Hause zurückkehrte, wollte sie Niemand gesehen, noch eine Nachricht über sie haben. Zwei Tage lang suchte er sie vergebens; als er am Morgen des dritten den entfernten Feuerschein eines Zigeunerlagers erblickte, sagte ihm sein Herz, daß er dem Gegenstande seines Suchens nahe wäre. Durch die Büsche schleichend, näherte er sich unbemerkt ein paar Leuten, welche beim Feuer saßen und plauderten. Es waren der Sänger und seine Gattin, welche von den lästigen Stunden in dem glänzenden Elende ihres Schlosses erzählte. Stephan B— kehrte gebrochenen Herzens zurück nach seinem Hause, welches er bald darauf für immer verließ. Im nächsten Jahre brach die ungarische Revolution aus und er fand, was er suchte, einen frühzeitigen Tod vor Temesvár.

Sadleir, der Fälscher einer Million und — seiner selbst.

Wie unumstößlich wahr erscheinen oft zwei ganz entgegengesetzte Ansichten von ein und derselben Sache. Was der eine wissenschaftlich schwarz nennt, ist nach dem klaren Beweise eines andern Professors schneeweiß. Solche Kontraste kommen sehr oft vor im Leben, besonders vor Gericht. Anklage und Beweise des Staatsanwaltes oder Klägers erscheinen oft so unerschütterlich und überführend, daß man denkt, der Vertheidiger oder Angeklagte brauche sich gar keine Mühe zu nehmen, den Mohren weiß zu waschen. Aber gib Achtung, wie der Mohr unter der Wäsche des Vertheidigers Glied für Glied bis auf die Nägel weiß wird und die gelehrten Argumente des Staatsanwaltes wie schmutziges Wasser ablaufen!

Wissenschaft und Leben, besonders Gerichtsverhandlungen sind voll von Beispielen dafür. Aber daß die unumstößlichen Beweise für den Tod und das Leben einer und derselben Person vor unsern Augen unumstößlich bleiben könnten, das kommt nicht alle Tage vor, wiewohl auch nicht zu selten. Wir haben jetzt ein großartiges Beispiel aus dem englischen „Hochleben" vor uns,

aus der Gesellschaft Palmerston's, denn der Todte und Lebende zugleich ist niemand Geringeres, als Sadleir, Mitglied des palmerston'schen Ministeriums, Fälscher einer Million Pfunde und — seiner selbst, dessen großartige Schwindeleien vor einigen Monaten alle Zeitungen durchliefen.

Am 18. Februar, Sonntag Morgens ward auf den Hampstead-Höhen im Norden von London, einer künstlich erhaltenen, gesunden, wilden Gegend von Hügeln, Thälern, Teichen und Bäumen, ein männlicher Leichnam gefunden. Ein silbernes Milchtöpfchen und eine große Flasche, mit einem Zettel beklebt, auf dem „Essenz von bittern Mandeln" (Blausäure) gedruckt stand, lagen neben dem Leichname. Er war ganz kalt und der „rigor mortis" vollständig erkannt. Man trug ihn sofort in's nächste Arbeitshaus, wo ihn einige Minuten darauf ein Arzt besichtigte. Man fand bei ihm ziemlich 100 Thaler in verschiedenen Geldsorten, ein weißes Taschentuch, ein kleines Taschenmesser, einen Hausschlüssel, ein paar Handschuhe, ein Kästchen mit zwei Rasirmessern und ein Stückchen Papier, worauf Name und Wohnung des Todten geschrieben war, wie sich wenigstens nachher bestätigte.

Die übliche Todtenschau ward in Gegenwart eines Bevollmächtigten seiner Familie gehalten. Dabei stellten sich folgende Thatsachen heraus:

1) Der Tafeldecker des Verstorbenen erkannte in dem Leichnam die Person seines Herrn und sagte aus, daß er das Haus zwischen 11½ Uhr, als er ihn zum letzten Male sah, und 12¼ Uhr, als er das Haus mit dem Hausschlüssel verschloß, verlassen haben müsse, und daß er einen schweren Ueberzieher, den er selten trug, mitgenommen.

2) Ein Arbeiter sagte aus, daß er den Leichnam auf dem Rücken liegend zuerst entdeckt habe, mit dem Kopfe gegen einen Ginsterbusch gelehnt und mit den Füßen herabgestreckt nach einem Sumpfe. Er trug alle seine Kleider, die der Arbeiter wieder erkannte, blos der Hut lag neben ihm. Die Haut fühlte er nicht an, so daß er nicht sagen konnte, ob der Leichnam damals schon kalt gewesen.

3) Ein Policeman deponirte, daß am Orte, wo der Leichnam gefunden worden war, nur zwei Stellen bemerkbar gewesen, die eine Bewegung mit den Hacken verriethen; sonst sei keine Spur eines Todeskampfes zu entdecken gewesen. Das Sahnentöpfchen, mit noch etwas Blausäure lag rechts, die entkorkte Flasche links neben ihm.

4) Der Hauptarzt von Hampstead sah den Leichnam 20 Minuten vor 10 Uhr ganz kalt und steif mit starkem Geruche nach Blausäure am Munde, doch sonst ohne Zeichen, daß der Todte als Selbstmörder gelten müsse.

5) Der ein zweites Mal citirte Tafeldecker erkannte das Milchtöpfchen als dasselbe, welches sein Herr den Sonnabend Abend vorher zum Thee gehabt habe. Auch sagte er aus, daß die betreffende Blausäure von dem Apotheker, wo Sadleir seine betreffenden Bedürfnisse holen zu lassen pflegte, mit einer schriftlichen Ordre des Verstorbenen geholt worden sei. Zeuge wußte nicht, daß es Gift war, sondern glaubte, es gehöre zu einem Haaröl, das sich der Verstorbene selbst mischen zu wollen geschienen habe. „Der Verstorbene war mäßig und nüchtern und trank blos ein oder zwei Gläser Sherry zu Mittag. Keine merkliche Veränderung in seinem Wesen, stets sehr geschäftig, nicht geklagt vorher über Schlaflosigkeit oder Kopfschmerz, nicht unter ärztlicher Behandlung. Kam Sonnabends unerwartet zu Tische nach Hause, speiste sonst in der Regel in seinem Klubhause. Verließ das Haus am Sonnabend Morgen in einer Droschke mit vielen Papieren, wie gewöhnlich. Ehe er einstieg, kehrte er noch einmal in sein Zimmer zurück, als ob er etwas vergessen. Einige Minuten, nachdem er weggefahren, kam er noch einmal zurück und blieb einige Momente in seinem Zimmer, fuhr dann wieder weg und kehrte erst Abends zum Diner zurück.

6) Ein Advokat, sehr genau bekannt mit dem Verstorbenen, sah ihn kurz vor 11 Uhr Sonnabend Abends. Er schien niedergeschlagen durch seine Unternehmungen und kam ihm überhaupt abgemagerter vor. Besonders während der letzten Woche hatte er sich verändert. Er sah ganz niedergedrückt aus über den Umfang seiner Geschäfte, besonders über Vorfälle der letzten Woche. Verluste und pecuniäre Verlegenheiten hatten sich plötzlich eingestellt. Seine Augen waren blutunterlaufen und er verrieth ganz ungewöhnliche Unruhe, wie nie zuvor. Zeuge, einmal des Nachts unerwartet zu ihm kommend, fand ihn überrascht, ganz gegen seine Gewohnheit im Zimmer auf- und abschreitend. „Ich glaube, seine Augen roth gesehen zu haben, als wie nach Weinen." Er fragt, ob er nicht zu ihm gesagt habe, daß er sich nicht wundern würde, wenn er (Sadleir) sich erschieße, gab er dies zu: „Ich machte diese Bemerkung deshalb, weil ich ihn sonst als einen außerordentlich klaren und willensfesten Mann kannte, der nun gebrochen durch die plötzlichen Entdeckungen vom Mittwoch vorher auch ganz zusammenbrechen werde. Ich hörte, seine Verluste seien ungeheuer. Wir sprachen darüber in meinem Bureau und er gab es zu."

Der Vorsitzende der Todtenbeschauer sagte, nichts könne klarer sein, als die Ursache des Todes. Es sei vollkommen erwiesen, daß er sich selbst getödtet. Leider sei ihm das Gift ohne Mühe zugekommen, aber die beiden Rasirmesser bei ihm bewiesen, daß er sich unter allen Umständen das Leben genommen haben würde u. s. w.

Auch ergab sich, daß er in ungeheuern pecuniären Verlegenheiten gewesen. Als „Finanzier im gigantischen Maßstabe" hatte er nicht weniger als die ungeheure Summe von einer Million Pfund Sterling erschwindelt, unterschlagen und durch Betrügereien und falsche Wechsel erlogen. Die Entdeckung einer Hauptbetrügerei war eben unvermeidlich vor der Thür, so daß, wenn er den Montag erlebt hätte, sich sein Palast geschlossen und das Zuchthaus geöffnet haben würde.

Angesichts dieser Thatsachen und Beweise erschien kein Zweifel an dem Selbstmorde des palmerston'schen Collegen möglich. Der Tafeldecker, zwei seiner Brüder und mehrere persönliche Freunde und Bekannte, bei der Todtenschau anwesend, erkannten in dem Leichname den Körper Sadleir's.

Und doch lösen sich alle diese Thatsachen in Nichts auf vor folgenden Beweisen und Folgerungen.

In einer Zeitung Irlands (Dublin Nation) erschien am 29. März ein Artikel, dessen Hauptinhalt folgender ist:

1) Was ist aus den ungeheuern Geldsummen geworden, die der Verstorbene erschwindelte und die zum Theil baar noch während der letzten Tage in seine Hände kamen? Ein Herr hatte just an dem Sonnabende des Todes 1300 Pfund baar in dieser Hände gezahlt. Davon sei bis jetzt keine Spur gefunden worden. Eine Banknote von 1000 Pfund, die er nachweislich noch an dem Sonnabende besessen, sei nicht aufgefunden. Zu diesen 2300 Pfund baar waren in der letzten Zeit noch andere Baarzahlungen gekommen. Nichts davon sei entdeckt worden. Am Rande des Grabes soll der Selbstmörder alle diese Gelder gesammelt und mit in die Ewigkeit genommen haben?

2) Seine letzten Briefe beweisen, daß er 8 Tage lang mit Selbstmord umging. Während dieser Zeit war er stets damit beschäftigt, sich Geld zu borgen, als ob die Reise in die Ewigkeit sehr viel koste.

3) Die als erwiesen angenommene Todesstarrheit (rigor mortis) wird als Unmöglichkeit nachgewiesen, insofern der aufgefundene Todte der Leichnam Sadleir's gewesen wäre. Je plötzlicher der Tod, desto länger bleibt die Lebenswärme zurück und verhindert die Leichenstarrheit wenigstens 12 Stunden lang. Der Verstorbene konnte frühestens um 12 Uhr die Hampstead-Höhen erreichen. Der Selbstmord kann also nur nach 12 Uhr stattgefunden haben. Und 9¾ Uhr Morgens wird der Leichnam kalt und steif gefunden mit entschiedenem rigor mortis. Und dies nach höchstens 8¼ Stunden!

4) Dr. Guy sagt in seiner „Gerichtsmedizin": „Wir sollten uns für gerichtliche, sichere Beweise niemals blos auf das Zeugniß unserer Sinne verlassen (und eben so wenig für jede andere Behauptung oder gar wissenschaftliche Annahme). Es reicht durchaus nicht hin, etwas gesehen, selbst wirklich gesehen zu haben. Das Zeugniß des Auges kann blos gelten, wenn es durch sichere wissenschaftliche Thatsachen und Proben bestätigt wird. Die augenscheinliche Ursache eines Todes ist nicht immer die wirkliche." In Bezug auf den Ort heißt es: „Es ist ein ganz gefährlicher Irrthum, zu glauben, daß der Ort, wo ein Leichnam gefunden wurde, auch der Ort sei, wo er um's Leben gekommen. Gegen das Erkennen eines Lebenden in einem Todten wird Dr. Beck's Autorität angeführt: „Bald nach dem Tode verändern sich

Digitized by Google

die Gesichtszüge so wesentlich, daß es oft den nächsten Angehörigen unmöglich wird, den Lebenden darin wieder zu erkennen.

5) Kein aufgefundener Leichnam sollte berührt werden, ehe er von Sachverständigen genau untersucht ward. Die Lage des Todten reicht oft allein hin zu entscheiden, ob er sich selbst oder von Andern gemordet worden sei.

6) Der betreffende Leichnam ward in ein Arbeitshaus gebracht, ehe er von einem Sachverständigen gesehen ward.

7) Der betreffende Leichnam ward von keiner einzigen Person, die irgend eine Eigenthümlichkeit an Gestalt und Bau desselben als nur ihm, dem Verstorbenen, eigen, entdeckt hätte, untersucht und mit dem ꝛc. Sadleir wirklich als identisch nachgewiesen. Der einzige Zeuge, der diese Identität bschwor, war der Tafeldecker, derselbe, der keine Veränderung an seinem Herrn wahrgenommen, während der intime Geschäftsfreund und Advokat positiv behauptete, daß der Verstorbene sich ungeheuer verändert gehabt habe während der letzten Tage und hager geworden. (Ueber das Falsche der erwiesensten, beschwornen Identität nachher noch einige drastische Beispiele.)

8) Vor seinem angeblichen Selbstmorde hatte er einen Brief an seine Schwester geschrieben und sie mit seinem Vorhaben bekannt gemacht. Ist dies psychologisch wahrscheinlich?

9) Warum ging er um Mitternacht zu den entlegenen Hampstead-Höhen, um sich das Leben zu nehmen? Wie unwahrscheinlich, daß er mit dem Vorhaben, sich durch augenblicklich wirkendes Gift zu tödten, erst vorher sich die schwere Mühe eines so fernen mitternächtlichen Spaziergangs gegeben haben sollte! Und damit die Leute gleich erfahren sollten: ich bin Sadleir, der die Leute um eine Million betrog, steckte er seine geschriebene Anrede vorher in die Tasche, nicht einmal eine gedruckte oder lithographirte Karte. Hätte er zu Hause das Sabunetröpfchen geleert, würde man eher gerechtfertigt sein, den Todten für Sadleir zu halten. Diese ganze Geschichte hat keinen Sinn.

10) Unter dem 2,500,000 Lebenden in London war es leicht genug, jedwezeit einen Leichnam für jeden Zweck zu kaufen und ihn theatralisch etwas zu sadleiren. —

Dieser Artikel lief sofort durch alle die unzähligen Zeitungen und Journale Englands. Zwar versicherten der Vorsitzende, der Todtenbeschauer und ein Arzt, es könne kein Zweifel an der Identität des Leichnams und Sadleir's aufkommen; die Presse nahm aber die Thatsachen und Beweise dagegen mit neuen Illustrationen auf. Die Hast und Eile, womit er am Sonnabende seine Papiere zusammenraffte und weshalb er öfter zurückkehrte, deuten auf Flucht mit der nöthigen erschwindelten Habe, nicht auf Selbstmord. Sein ungeheuer ausgedehntes Schwindelgeschäft mit nachweislich ihm während der letzten Tage gezahlten und geborgten Summen müßten ihn in Besitz einer großen Menge Geldes gesetzt haben, womit eine Flucht sehr leicht ward. Der Mann, dessen Leben die ausgedehnteste Virtuosität im Schwindeln und Fälschen war, setzte zuletzt dieser Virtuosität nur die Krone auf — durch eine Fälschung seiner eigenen Person.

Die Unruhe vorher gegen seine Freunde, die Briefe mit der Meldung, daß er sich selbstmorden wolle, die schriftliche Ordre auf Gift, das silberne Sahneutöpfchen, die romantische Placirung des Leichnams auf die Hampstead-Höhen um Mitternacht — Alles ganz hübsche, melodramatische Erfindungen. Aber eine ganz unscheinbare Kleinigkeit hatte man übersehen. Und diese ganz unscheinbare, aber doch sehr glänzende Kleinigkeit — nämlich reine, gewichste Stiefeln an den Füßen des Leichnams — ist gerade der Hauptbeweis, wie in Mordgeschichten ja überhaupt sehr oft die unbedeutendsten, ganz unbeachteten Nebenumstände eine ganze Kette von Beweisen bilden und sich dem Verbrecher selbst um die Glieder legen, ehe der Häscher des Gefängnisses die staatlichen anlegen kann. Ein Mann, der im Februar im feuchte, schmutzige Mitternacht bis nach Hampstead ging, über feuchten Rasen, über sumpfige Thäler und sich dicht an einen Morast hinlegte, um so den letzten Becher zu leeren, mußte nothwendig schmutzige Stiefeln haben, sehr schmutzige Stiefeln. Der Regisseur dieses Melodrama's hatte aber diese Grundlage aller Illusion übersehen, und dem gefälschten Sadleir ganz reine Stiefeln angezogen. Oder sollte Einer der Stiefelwichserbrigade, die uns auf der Straße um alle Ecken herum meuchlings anfallen, um uns die Stiefeln zu wichsen, um Mitternacht auf Hampstead-Höhe erschienen sein, um dem Leichnam die Stiefeln zu wichsen?

Diese reinen Stiefeln sind vom Boden her der Kopf und die Krone aller Beweise für die geniastre, großartigste, aber doch stümperhafte Selbstfälschung. Der Wiederschein dieser reinen Stiefeln liefert die Spiegelbilder der Wahrheit. Wer daran noch zweifelte, wurde durch einen Brief aus Louisiana in den vereinigten Staaten, an einen Engländer in Tipperary (veröffentlicht zuerst im Cork Examiner) dahin belehrt, daß das Original des gefälschten Selbstmörders in Amerika gesehen worden sei, und sich den Umständen nach wohl befinde.

Aber die Beweise für den echten, todten Sadleir sind ebenfalls unumstößlich und respektabel außerdem! Wer ist nun der wahre Fälscher einer Million, der lebende in Amerika oder der in London begrabene? Wir sagen, wir wissen's noch nicht: für beide Fälle sind noch andere, sehr starke Beweise da aus andern merkwürdigen Fällen irrthümlicher Identität. Im Jahre 1839 ward in England ein gebundener, in einen Sack gesteckter, mit Wunden bedeckter Leichnam im Wasser gefunden und öffentlich ausgestellt. Er ward von drei verschiedenen Familien als einer der Ihrigen in Anspruch genommen. Dies gab zu schärfen Untersuchungen Anlaß, aus denen sich endlich klar herausstellte, daß der Leichnam ein Bierter war, und keiner der drei Familien angehörte.

Dr. Beck erzählt von einem „Aufersteh ungsmanne", wie man die professionellen Ausgräber und Räuber an Leichen nennt: „Er wurde wegen Ausgrabung eines weiblichen Leichnams in Stirling vor Gericht gestellt. Es war neun Wochen nach dem Tode. Aber die Verwandten der Verstorbenen erkannten sie noch sicher, zumal da ein besonderes Kennzeichen (sie war lahm gewesen auf dem linken, kürzeren Fuße) nicht mißverstanden werden konnte. Der Angeklagte ward also verurtheilt, zwar mit Recht, aber doch aus einem ganz andern, dem Gerichte unbekannten Grunde. Der Auferstehungsmann hatte nämlich, wie sich später ganz speciell herausstellte, auch in Falkirk einen weiblichen, ebenfalls auf dem linken, kürzeren Fuße lahm gewesenen weiblichen Leichnam ausgegraben. Wegen dieses letzteren (nicht des ersteren, den man als den letzteren beschworen hatte) war der Mann vermöge eines wenigstens 30fachen, ganz gleichen Irrthums verurtheilt worden.

Noch merkwürdiger ist ein Fall aus Canada. Ein aufgefundener Leichnam wird als der eines ermordeten Mannes, Namens William Morgan erkannt. Seine Frau, sein Hausarzt, intime Freunde und mehrere Andere — Alle beschworen: ja, das ist William Morgan. Er ward also als William Morgan begraben. Kurz darauf erschien ein Aufruf in den Zeitungen: 100 Dollars Belohnung für den, der den Leichnam des im Niagarafalle erfänften Timothy Muaree entdeckt und abliefert! Die Beschreibung der Kleider und anderer Umstände machten es höchst wahrscheinlich, daß der als William Morgan begrabene Leichnam der Timothy Muaree's sein könne. Nach Ausgrabung des Leichnams ergab sich denn auch durch Auffindung der vorher ganz genau angegebenen Kennzeichen, daß William Morgan nicht William Morgan, sondern Timothy Muaroe von Ober-Canada war.

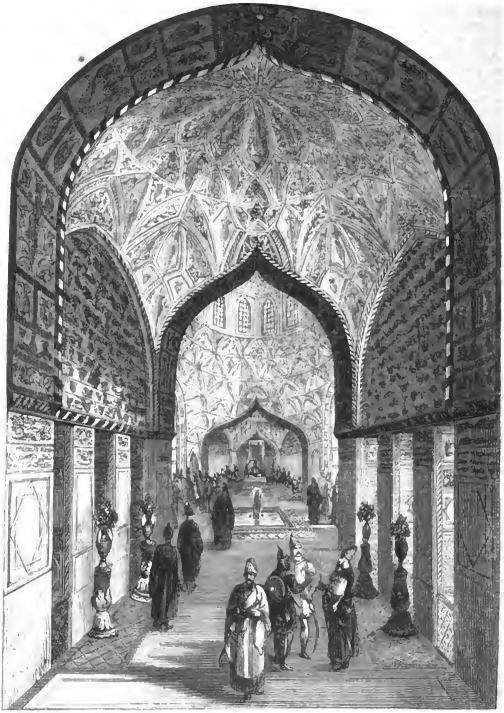
Diese Beispiele beweisen wenigstens, daß die Zeugnisse für die Identität des auf Hampstead gefundenen Leichnams und Sadleir's von gar keiner sichern Geltung sein können, zumal da alle andern Umstände sehr stark zu dem Verdachte berechtigen, daß der englische Minister und Fälscher einer Million sich selbst gefälscht habe, um im Original sich drüben in einer irdischen bessern Welt noch eine Zeit lang der Früchte seines Schweißes und seiner ministeriellen Verdienste um's Vaterland incognito zu erlaben.

Lieben und Leben in Persien.

Kennst Du das Land, wo die Rosen von Schiras heißen rothen Liebesduft für die Nachtigallen glühen, jene Ebenen ewiger Sonnenglut und die Gebirgshäupter ewigen Schnees, den alten zoroaster'schen Kampfplatz zwischen dem Lichtgotte Ormuzd und dem Beherrscher der Finsterniß Ahriman, von wo einst vor anderthalb Jahrtausenden Cyrus und Cambyses und Darius Hystaspis und Xerxes drei Welttheile eroberten, über deren Weltreich der große Alexander erobernd und zerstörend hinzog, und über dessen Weltreich wieder andere Eroberer hinzogen, und so ein Reich über das andere begruben, bis endlich das lebendige Grab aller dieser Kulturen und Völker, das jetzige Persien, das Land unendlicher Liebe und unaufhörlichen Borgens und Bettelns, übrig blieb? Niemand kennt es, denn es gehen keine Chausseen und Schlagbäume, keine Paßbureaux, keine Flüsse und Kanäle, keine Eisenbahnen, nicht einmal Feldwege hindurch. Man kann hundert Meilen ohne Weg, ohne Wasser, ohne Grashalm auf glühendem Salze hinwandern, ehe man eine schattige Stelle, einen dunkeln, frischen Gebirgspaß mit Blumen und Leben findet. Aber dann ist das Leben auch Tod. Aus den Schluchten stürzen Räuber hervor und pumpen Dich höflich an, und schlagen Dich dann todt, weil sie Niemandem etwas schuldig sein wollen. Die Sitte des Pumpens, ohne je wieder zu bezahlen (womit man sehr viel Geld verläppern kann), ist überhaupt die herrschende in Persien. Zwar herrscht auch ein Schach, der sich aber gegen Schach-Matt nur dadurch wehrt, daß er als wirklicher Vater seiner Landeskinder dieselben fortwährend anpumpt, um sich ernähren zu können. Die Landeskinder pumpen sich das Geld für ihren gemeinschaftlichen Vater ebenfalls, und so ist das jetzige persische Leben ein ewiges Pumpwerk ohne Wasser. Warum gingen alle die weltbeherrschenden Reiche, die von Persien und dem Oriente aus erobert wurden, so schnell hintereinander wieder unter? Wegen des ewigen Pumpens, bis das Wasser alle war, wegen des unersättlichen Durstes der Soldaten und Satrapen, auf welche sich die Herrscher verließen. Ich denke bei solchen Militär- und Satrapenwirthschaften immer an den weisheitlichen Fibelvers, den ich schon im fünften Jahre aus meinem A-B-C-Buche lernte und nie wieder vergessen habe:

„Xerxes verließ sich auf sein Heer;
Darauf ward er geschlagen sehr."

Er wurde sogar ermordet, der große Perserkönig Xerxes, nachdem er an der Spitze eines Weltreiches und einer Million Soldaten von einem Häuflein Griechen fünf-, sechsmal total geschlagen worden war. Er wurde ermordet und seine Nachfolger wurden ebenfalls alle ermordet.



Thronzimmer des Schach von Persien.

Was hilft es jetzt dem Schach von Persien, daß er in des Wortes verwegenster Bedeutung Landesvater ist? Er ist und bleibt matt, und muß sich stets an das starke Rußland lehnen und von ihm leihen, bis er verfallen ist. Die Engländer, welche gern einen bequemen sichern Landweg nach Indien über Persien haben möchten, sind diesem Verfallen mit großer Besorgniß entgegen, und möchten gern mit ihrer allmächtigen Flotte dazwischen fahren, wenn nur das Wasser in Persien nicht zu knapp wäre. Ohne Wasser hilft ihnen die Flotte nichts. Aber Wasser thut's freilich auch noch nicht. Das Unten muß ein Oben einen Kopf haben. Für die englische Flotte fehlt es aber seit langer Zeit an einem Kopfe. Sie haben sie's seit langer Zeit auf trocknem, d. h. diplomatischem Wege versucht, den Russen in Teheran, der Residenz des persischen Landesvaters, den Rang abzulaufen. Aber es gelang bis jetzt nicht. Die Köpfe der englischen Aristokratie, der geschlossenen Regierungskaste, werden erwiesener Maßen immer kleiner und verlieren sich mit der Zeit wohl ganz und gar, so daß die rothen Republikaner, welche sie ihnen abschlagen wollen, am Ende gar nichts abzumähen finden; während sich Rußland ohne alles Ansehen von Geburtsschein und Nationalität aus allen Ständen und Nationen fortwährend mit den tüchtigsten Köpfen versieht, und sie in Staats- und gelehrten Sachen tüchtig anstellt, bezahlt, und für seine Zwecke Früchte treiben läßt. Unter diesen Umständen können die Engländer mit ihren verschwindenden Kasten-Köpfen und zusammenschrumpfenden, exclusiven Gehirnkasten auch am Hofe von Teheran nichts ausrichten.

Sie haben ihren früheren Gesandten Sheil abberufen und einen andern exclusiven Kleinkopf hingeschickt, um mit ihrer Geburts- und Standespolitik gegen die russische des Talents und der Rücksichtslosigkeit zu concurriren, aber was Sheil nicht verstand, kann Schale auch nicht. Sie sollten Damen als Minister und Gesandte anstellen; denn die englischen Damen zählen noch die meisten Männer unter sich. So ist auch Lady Sheil eine ganz resolute, kluge, gebildete Dame, die nur deshalb in Teheran nicht durchgreifen konnte, weil ihr Mann zu hartnäckig auf sein exclusiv ihm angebornes Talent pochte.

So schrieb Lady Sheil aus Langeweile und Verzweiflung ein Buch über „Leben und Sitten in Persien", das sehr unterhaltend und belehrend ist, und von eben so klarer Beobachtungsgabe, als gefälligem, oft witzigem Darstellungstalent zeugt. Wir geben aus freier Erinnerung an die Lektüre dieses Werkes einige charakteristische Züge aus dem Leben und den Sitten des jetzigen Persiens zum Besten.

Um geographisch nichts voraussetzen, bemerken wir, daß Persien hinter der asiatischen Türkei anfängt, sich nördlich an Rußland und das caspische Meer, südlich an das arabische oder persische Meer anlehnt und östlich in der Richtung nach Indien, von welchem es durch mehrere große und kleine despotische Staaten Afghanistan, Beludschistan u. s. w. getrennt wird) in unbegrenzte wüste und Bergvorgegenden ausläuft. Ueberhaupt hat es keine bestimmte Grenzen, wenn man nicht Wüsten, die von Räubern und Gebirgen durchzogen sind, als solche gelten lassen will. Was die türkische und russische Grenze betrifft, so sind weder die Geographen noch die betreffenden Herrscher darüber ganz einig. Neuerdings hat es große Strecken an Rußland abtreten müssen, das außerdem andere Provinzen und im Grunde bereits das ganze Land für früher geleistete Dienste als Pfand betrachtet. Als Grenze gegen die arabische Türkei ziehen sich die alten berühmten Flüsse Euphrat und Tigris, an denen einst die Kultur der Menschheit europawärts heraufkletterte, in den persischen Meerbusen hinunter. Die Engländer geben als vermuthliche Größe des Landes 500,000 ihrer Geviertmeilen und die Einwohnerzahl auf 9 bis 10 Millionen an, Abkömmlinge der alten Parsen, noch immer ein schöner, schlanker Menschenschlag und natürliche Aristokratie des Landes, tüchtige Reiter, Waffenkünstler, Juweliere, Teppich- und Shawlfabrikanten, die „Franzosen des Ostens", dann Mischlinge auf Dörfern, Hirten, Nomaden, wie weiland Abraham, und zuletzt wandernde Stämme und Familien türkischen, afghanischen, arabischen, mongolischen Blutes, die noch ganz so leben, wie sie in der Bibel figurieren oder in „Tausend und einer Nacht", weidend, kriegerisch, räuberisch, brav, gastfreundschaftlich, roh und zänkisch, je nachdem es Geschäft und Reizung mit sich bringen.

In den Städten ist eine besondere Klasse von Künstlern und Gelehrten charakteristisch, die unsere Literatur, Dichter, Sänger, Buchhändler und Drucker vertreten, die Abschreiber von Büchern, Kriegsgesängen und Liebesgedichten, an denen die persische Literatur so reich ist. Gedruckt wird nichts, Alles abgeschrieben und so fortgepflanzt. Zwar hat der Schach in Teheran eine Art Druckerei, aber nur für Privatzwecke. Im Lande und für's Land wird nur geschrieben und zwar von der betreffenden Künstlerklasse wunderbar schön und zierlich. Am Meere leben etwa 30,000 Personen als Taucher und Perlenfischer. Die dünne Bevölkerung auf dem großen Hauptplateau, 3—4000 Fuß über der Meeresfläche, durchzogen von Gebirgen, Salzseen und Salzwüsten, aus deren Trostlosigkeit manchmal die duftigsten Oasen hervorblühen, lebt wie sie eben kann, von etwas Viehzucht, Früchten, Luft und Sonne und am herrlichsten des Nachts unter dem klaren, tiefblauen, mit blendend goldleuchtenden Sternen geschmückten, stillen Himmel, unter welchem das Mährchen und süße Lied ihres alten Hauptdichters Hafis gar traulich weithin klingt, und Alt und Jung geistig sättigt und erquickt die ganze stille, funkelnde Nacht hindurch.

Die höheren Klassen leben vom Leihen und Liebe, vom Soldaten- und Beamtenspielen, von Intriguen, Heirath und Scheidung, vom Morden und Ermordetwerden. Kultur, Sittlichkeit, Bildung in unserm Sinne gibt es nicht. In einem Lande der raffinirtesten Despotie ist das nicht möglich. Das Interesse des Despoten verschlingt alles Gedeihen außerhalb seines Kreises. Deshalb finden wir in der Hauptstadt Teheran (welche in einem früheren Jahrgange der Gartenlaube geschildert wurde) neben dem größten Luxus des Hofes gleich Schmutzhütten und Erdlöcher, in denen die nicht am Hofe schmarotzenden Leute ihr Elend verstecken.

Der Luxus persischer Könige war stets sehr groß, doch liegen die Denkmäler ihrer Herrlichkeit in den Ruinen von Perspolis, Ekbatana u. s. w. vergraben. Die Paläste des jetzigen Schachs sind ein luxuriöses, geschmackloses Gemisch aller Parsen-Architektur und russischer, französischer und englischer Luxusindustrie. Am Berühmtesten ist die Citadelle von Teheran mit der hallen- und zimmerreichen Residenz des „Landesvaters." Um eine Anschauung von dieser innern Herrlichkeit zu geben, finden wir hier eine Abbildung des Hauptsaales im „Imaret Khurscheed" oder dem „Palaste der Sonne". Es ist das Thronzimmer, in welchem der Herrscher zuweilen Audienz gibt oder, wie es im Persien officiell ausgedrückt wird, „das Licht seines Antlitzes auf den Staub der Erde ergießt."

Diese Thronhalle ist berühmt und schon oft überschwenglich besungen worden, ungemein geräumig und kirchenschiffhoch mit Recessen an jedem Ende und russischen Bildern an den Wänden, die mit Marmor und alten Arabesken ornamentirt sind. Die eine ganze Seite der Halle ist offen und wird hier von 30 Fuß hohen schwarz marmornen Säulen getragen. Auch der Thron ist von Marmor und, wie unzählige Stellen an Wänden und der Decke, mit arabischen Kerauspriicken bedeckt. Durch die schwarzen Säulen lacht und duftet ein ewiger Frühling herein: Gulistan, der Rosengarten mit sprudelnden Fontainen und „Rosen, deren feuriges Roth und deren sinnberauschender Duft nie auf Staub herabfah, der ewige Lenz, den nie ein kalter Hauch in seiner warmen Blüthenfülle traf." Draußen seelich fängt schon nicht weit von dieser üppigen Herrlichkeit der Schmutz elender Hütten und unterirdischer Löcher, in denen Menschen logiren, an und hört selten wieder auf durch's ganze weite Land hindurch.

Das ist das Bild des Despotismus überall, eine Masse üppig glänzender, unmauerter Josirtheit, sich austhürmend über Armuth, Elend, sittlicher und materieller Verwahrlosung und Alles ausbrutend, niederwerfend, vergiftend oder mit den grausamsten Qualen ermordend, was sich in eigener, schöner Menschlichkeit daneben erheben will. Der persische Despotismus bekommt nur durch seine ungeheure Landesväterlichkeit noch eine ganz eigene tragikomische Färbung, wie das ganze höhere Luxusleben sich nach dem Muster des Landesvaters durch die leichtsinnigste und luxuriöseste Vielweiberei auszeichnet. Hier wollen wir Lady Sheil selbst sprechen lassen.

„Das vom Urgroßvater des jetzigen Schach, Fetteh Ali erbaute Jagdschloß Suleimaiija enthält unzählige Höfe und Zimmer, worin der große Harem des jetzigen Monarchen residirt, der sich den König Salomo zum Muster genommen zu haben scheint. Man schätzt die Bewohnerinnen desselben auf mehrere Hunderte. An Söhnen haben Se. Majestät etwa achtzig, aber die Zahl seiner Töchter ist so groß, daß man sie nicht addiren kann, zumal da mehrere gänzlich in Armuth verschollen sind. Die Zahl der weiblichen Gebieten überschreitet in Persien durchweg die der männlichen bedeutend. Dies rührt man als eine Anweisung der Vorsehung zur Vielweiberei an. Die Söhne Sr. Majestät folgten dem Beispiele des Vaters, so daß einige Prinzen bereits je 40 bis 50 Kinder haben. Die direkte Familie des Monarchen besteht so aus einigen Tausend Personen, die nur natürlich nicht alle auf so hohem Fuße leben können, als es ihr Rang anderswo mit sich bringen würde. Es fehlt an Moneten für alle die Majestäten. Einige der Prinzen und Prinzessinnen sind bis zur Bettelarmuth herabgesunken. Einer der Hoheiten pflegte selbst auf den Markt zu gehen und Brot für seine Familie zu kaufen (was noch sehr verwünscht ist); außerdem kenne ich mehrere, die unsere Missionäre um Geld anbettelten, da sie nichts für ihre Familie zu essen hätten. Die Prinzessinnen leben in noch bedauerlicheren Verhältnissen.

„Die ganze Nation scheint vom Schach an, der dem Kaiser von Rußland beinahe den Werth des ganzen Landes schuldig ist, (er ließ sich mehrmals gegen offreite Unterthanen „retten") bis herunter zum niedrigsten Maulthiertreiber, bis über ihre spitzen Mützen in Schulden zu stecken. Das Wunder ist nur, wer der ganzen Nation Geld borgt. Einige Tapychtschelter und Juweliere mögen allerdings Geld haben, aber auch wer reich ist, stellt sich arm und bettelt und borgt, um so dem schweren, unerfüllti-

chen Fäusten der schachlichen Steuereintreiber, die nehmen und rauben, wo sie etwas finden, zu entwischen. Heute präsentirte sich uns Malik Mirza Beg, unser Pferdejunge, gehörig aufgeputzt, aber mit traurigen Blicken und jämmerlich bittender Haltung und erklärte, daß seine Schulden schwer auf ihm lasteten und wir verpflichtet wären, ihn durch einen Vorschuß von 12 Pfund wieder aufzurichten. Als Gründe für die Anleihen figuriren erstens eine neuhinzugekommene Frau, dann eine starke Familie, der Tod des Vaters, die Fallsucht des Hauses oder eine schon eingefallene Wand und ein Loch im Dach, im Aermel oder in der Tasche. Aber, wie gesagt, eine Vermehrung des Harems und eine frische Eroberung, ein neuer Herzensschatz ist in der Regel die Veranlassung zu Angriffen auf den Geldschatz Anderer. Unser Tafeldecker Mahommed Agha nahm sich eine zweite Frau, sobald er in unsere Dienste getreten war. Dem Tafeldecker (eines englischen Gesandten) mochten viele Neigen vom Tische und manche Gelegenheiten, seine Finanzen zu verbessern, zugefallen sein, so daß er wohl dachte, auch eine dritte Schönheit lasse sich mit durchbringen. Wir erfuhren dies nicht ohne Besorgniß, da die drei Schützheiten und deren mögliche Nachkommenschaft alle auf unsere Kosten zehren mußten. Als uns daher ein Gerücht zukam, Mahommed Agha gehe für eine vierte Lebensgefährtin auf Freiers Füßen, ließen wir ihn kommen und gaben ihm den ernstlichen Rath, daß, wenn er bei uns Tafeldecker bleiben wolle, er die für's künftige Leben versprochene Anzahl von Huri's im Paradiese nicht schon in diesem irdischen Zustande nehmen dürfe.

„Auch unser Kammerdiener Suleiman Agha (Agha heißt fast Jeder in Persien, wie bei uns Schulze oder Müller, hatte sich in viel Liebe und noch mehr Schulden gestürzt. Eines Tages fehlte er uns auf der Reise. Er hatte einen Abstecher in das benachbarte Tabreez gemacht und sich dort geschwind verheirathet. Als wir nach Teheran zurückkamen, ließ er sich von seiner bisherigen Frau, die blind geworden war, scheiden. Später reis'te er mit uns nach Ispahan und verschwand sofort auf längere Zeit, um, wie er nach seiner Rückkehr sagte, seine nach ihm schmachtende Frau zu besuchen. Er schien in jeder Stadt, wohin wir kamen, immer schon eine Frau verräthig zu haben. In ähnlicher Lage ist der größte Theil der — Gebildeten — überall in Schulden und in Harems."

Sie verkommen im Uebermaß des Ausgebens gegen Einnahme und Enthaltsamkeit und haben bereits alle moralische Kraft verloren, wie der große vielweiberische und frauenehrlose Muhamedanismus. Nur zuweilen glühen sie noch zu einem Dschihad (Glaubenskrieg, Krieg gegen Verrath) auf und erwerben mit Ingrimm ihre Feinde, zu denen manchmal auch der Schach gerechnet wird, so daß dieser Landes- und starke Familienvater nicht zu beneiden ist. Der Muhamedanismus sinkt dem russischen Reiche in die Arme, besonders nachdem England und Napoleon die Türkei „gerettet" haben. Der palmerston-napoleon'sche Krieg der „Civilisation" hat diesen Prozeß nur in beschleunigten Gang gebracht. Das Leben der Perser ist todt, selbst ihre Todten werden nicht. Die Maulthiertarawanen, welche die Todten in verschiedenen Ortschaften sammeln und auf Kirchhöfe bringen, warten immer hübsch lange auch in der größten Hitze, bis sich eine gute Zahl Leichname angesammelt hat. Dann binden sie die engen Leichenkisten, schlecht verschlossen, auf ihre Maulesel und ziehen so langsam von Ort zu Ort und endlich auf den Begräbnißplatz. Diese Leute sterben schon, während solche Karavanen in heißer, stiller Sonnenglut vorbeiziehen, von dem Gerüche.

Und wie viele läßt der Landesvater im Interesse der Ruhe und Ordnung todtpeitschen, vergiften oder lebendig begraben? Auch privatim thut die Bastonnade den Sohlen und Seelen viel Schaden. Lady Sheil ward einmal während einer mäuschenstillen Nachtreife durch ein tiefes Stöhnen und Jammern aufgeschreckt. Sie nähere Erkundigung erfuhr sie, daß ihr Reisegefährte, ein persischer Khan oder Adeliger, in der Betrunkenheit mit seinem Koch unzufrieden geworden war und ihm die Bastonnade geben ließ. Sie sah den Koch in einen „Felleť" gespannt, ein langes, starkes Holzstück mit zwei Ausbohlungen in der Mitte, in welche die Hacken des Schuldigen gebunden und dann von zwei Ferashes (Polizeidienern) so hoch gehalten werden, daß der Gebundene beinahe auf dem Kopfe steht. Zwei andere Ferashes bearbeiteten nun die nach Oben gefesselten Fußsohlen mit Ruthen — zwei volle Stunden lang. Früher war kein Stand vor diesen Sohlenstreichen eximirt und nach dem letzten russischen Kriege ließ der Schach den General, der eine Schlacht verloren hatte, auf diese Weise auf dem öffentlichen Platze von Teheran bejohlen, nur daß ihm die Ehre zu Theil ward, auf einem persischen Teppiche auf dem Kopfe zu stehen, während die Sohlen gen Himmel schrieen, und der der Kronprinz Abbas Mirza höchsteigenhändig den ersten Schlag that.

Auf so befohlten Füßen kann Persien unmöglich vorwärts kommen oder auch nur festen Fuß fassen auf eigenem verbrannten Boden.

Selbst die strenge Ministerverantwortlichkeit, die in Preußen herrscht und ganz anders practicirt wird, als in England, wo die Minister stets unverantwortlich handeln, kann nicht aushelfen, da die Herren immer todt gemacht werden, ehe sie sich verantworten können. Amir Mirza, Staatsminister und Schwager des Schach, war in Ungnade gefallen und suchte viele Monate Schutz in dem unverletzlichen Privatzimmer seiner Frau, der Schwester des Monarchen. Endlich kam eine Hofdame mit der freudigen Botschaft, daß der Schach seinen Zorn bereue und ihm Khelat (Ehrenkleid, Staatsuniform) für den gefallenen Minister schon unterwegs sei. Er möge sich deshalb durch ein Bad zur Anlegung des Ehrenkleides vorbereiten. Amir Mirza eilte nach dem lang entbehrten Bade, wo ihm eine Horde Ferashes die Wahl ließen, welchen Tod er sterben wolle. Sterben mußte. Amir Mirza ließ sich im Bade die Adern öffnen und so sein Leben schließen.

Eine gute Fee.

Matt schlich ich Mittags auf der Höhensteppe,
Wo ringsum weder Haus, noch Busch, noch Quell.
Ob ich mich niederleg'? Ob weiter schleppe?
So frag ich, ein verzweifelnder Gesell.

Da war mir's, als ob unfern etwas rauschte:
Wie Flüstern klang's dazu, und als mein Ohr
Begierig diesen Lispeltönen lauschte,
Riß auch dem müden Auge flugs der Flor.

Es stand nicht weit von mir, am Berges bange,
Ein feenhaftes Wesen, zart und schlank;
Sie winkte mir; ich zögerte nicht lange:
Frohlockend ich zu ihren Füßen sank.

Da lag ich lange, bis des Durstes Quaten
Mich jagten auf, und bis zum Wahnsinn wild
Küßt' ich den weißen Leib zu tausend Malen,
Bis labend mir daraus sein Blut entquillt.

Und gnadenreich, wie alle gute Feeen,
Ließ mit Gekos' indeß die meine auch
Mir über'm Haupt den grünen Schleier wehen,
Mich schützend vor der Sonne Glutenbauch. —

Gesegnet sei für das, was ich genossen,
Einsame Birke Du auf wüstem Raum!
Hab' Dank, daß mir Dein Labsalt gesprossen,
Dein Schatten mich erquickt, Du trauter Baum!

Wilhelm Künstler.

Nicht zu übersehen!

Alle Einsendungen von Manuscripten, Büchern ꝛc. ꝛc. für die Redaktion der Gartenlaube sind stets an die unterzeichnete Verlagshandlung zu adressiren.

Leipzig. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Weihnachts-Heiligenabend.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Das schöne Mädchen war allein; ihr Bräutigam hatte sich schon seit einiger Zeit von ihr entfernt. Das blasse Gesicht erröthete, als ich mich ihr nahete. Es hatte ihr nicht unbemerkt bleiben können, daß ich sie während meines Gespräches mit ihrem Vater und während ihrer Unterhaltung mit ihrem Bräutigam beobachtet hatte. Mir kam es vor, als wenn sie vor Scham erröthe, daß ich sie in der Nähe jenes gemeinen Menschen gesehen hatte.

„Ich habe einen Gruß an Sie," sagte sie zu mir. „Von einer Freundin, die Sie schon lange zu ihren Freunden zählt, von Therese von Granburg."

„Frau von Granburg? Wo lebt sie?"

„Drei Meilen von hier, auf der Domaine Bornholz. Ihr Mann ist dort Domainendirektor."

„Und wie geht es ihr?"

„Sie ist wohl; sie hat herrliche Kinder."

„Und ihr Mann?"

„Sie hat mir die herzlichsten Grüße an Sie aufgetragen, als sie erfuhr, daß Sie hier seien. Sie denkt Ihrer noch mit inniger Freundschaft und hofft, Sie recht bald zu sehen."

„Sie haben meine Frage nach ihrem Manne nicht beantwortet."

Die Dame wurde verlegen; ich wurde neugieriger. „Er ist Domainendirektor, sagen Sie?"

„Ja."

„Man hatte ihm eine bedeutendere Carrière prophezeit."

„Die Stelle ist sehr einträglich."

Sie hatte rasch geantwortet, und wurde blutroth im Gesichte, als wenn sie die rasche Antwort bereue. Ich erinnerte mich, daß mein Bekannter mir erzählt hatte, das Ziel des Demagogenfängers sei eine Domainendirektion; ich dachte noch darüber nach, als in einem Nebenzimmer des Ballsaales, das ganz in unserer Nähe war, eine Bewegung entstand; es waren dort Spieltische arrangirt. Aus der Thür des Zimmers trat rasch der Doktor Feder hervor; sein Gesicht war leichenblaß; seine Augen schossen Muth. Hinter ihm her drängten sich mehrere Herren mit höhnischen, schadenfrohen Gesichtern; sie blieben meist in der Thür stehen und sahen ihm nach; ein junger Lieutenant folgte ihm in den Saal, laut lachend. Der Demagogenfänger mischte sich in das dichteste Gedränge des Saales und verschwand dort. Die junge Dame, mit der ich sprach, begann heftig zu zittern; sie wurde blässer, wie ihr elender Bräutigam.

„O Gott, was ist das!" hörte ich sie leise seufzen.

Ich führte sie zu einem in der Nähe befindlichen leeren Sopha. Zum Glück hatte Niemand sie bemerkt; sie blieb auch ferner unbemerkt; freilich sollte dies ihr neues Jammer bringen. Der junge Lieutenant ward von einer jener strengen Offiziersfrauen mit den schmachtenden Augen angehalten. Sie saß nicht weit von dem Sopha.

„Was gab es da, Herr von Borst?"

„Einen köstlichen Spaß, meine Gnädigste, auf Ehre!"

„Erzählen Sie."

„Sie kennen den unangenehmen Menschen, den Doktor Feder?"

„Wer kennt ihn nicht!"

„Er drängt sich überall an und kriecht überall ein."

„Mit Unterschied, Herr von Borst. Er kriecht nur gegen Adel und Offiziere; gegen alles Andere ist er grob."

„Richtig, meine Gnädigste, auf Ehre. Adel und Offiziere können ihn aber auch zehnmal zur Thür hinauswerfen, er kommt immer wieder mit einem krummen Buckel und unterthänigen Diener zurück."

„Schon sein Gesicht ist mir ein krummer Rücken und unterthäniger Diener. Aber erzählen Sie."

„Sie wissen, der Rittmeister Schmettau kann ihn besonders nicht leiden; aber desto aufdringlicher und submisser ist der Mensch gegen ihn. Der Rittmeister spielt dort L'Hombre mit ein paar andern Offizieren; der Doktor Feder stellt sich hinter seinen Stuhl; der Rittmeister hat Unglück, auf Ehre, abscheuliches Guignon, er verliert jedes Spiel, und der Doktor bedauert ihn. Der Graf Schmettau wird darüber doppelt ärgerlich; aber er hält an sich, denn er will dem erbärmlichen Menschen nicht zeigen, daß er sich über ihn ärgert und wartet auf eine günstige Gelegenheit, ihn zu züchtigen. Auf einmal bekommt der Rittmeister einen Solo mit vier Matadoren und zwei Trümpfen in Schwarz, einer Force und einer gardirten Dame; das Spiel war unverlierbar; er kündigt den Solo an; der Doktor Feder hat die Karte gesehen. Herr Graf, sagt er, wenn Sie das Spiel verlieren, so bin ich ein Hundsfott. Schreibt mir eine Codille an, sagt ruhig der Graf, wirft die Karten auf den Tisch und gibt weiter.

„Sehr gut," lachte die Dame.

„Superbe, auf Ehre, meine Gnädigste."

„Und der Doktor? Fühlte er endlich!"

„Endlich. Alles lachte so fühlbar, daß er sich auf- und davon machte."

Die Dame und der Lieutenant lachten wiederholt.

Die unglückliche Braut raffte ihre letzte Kraft zusammen. Sie erhob sich von dem Sopha, nahm meinen Arm und bat mich mit einem Wink, sie aus dem Saale zu führen. Draußen erklärte sie, daß es ihr unmöglich sei, länger zu bleiben, und bat mich, sie nach Hause zu begleiten und ihrem Vater erst bei meiner Rückkehr Nachricht davon zu geben. Sie fürchtete, daß er, wenn sie ihm vorher ihren Entschluß mittheile, ihren Verlobten herbeirufen werde. Ich führte sie in ihre Wohnung und mußte wieder die Rolle eines Vertrauten übernehmen, denn sie erzählte mir unterwegs weinend ihr Schicksal. Sie war wirklich der Eitelkeit, der Thorheit ihres Vaters zum Opfer gebracht; der schwache Mann, der auch in Bezjehung auf seine Wünsche dem Doktor einen Einfluß beimaß, hatte dessen Bewerbungen um die Tochter nachgegeben und die Unglückliche gequält, bis sie sich fügte. Sie erzählte mir jetzt auch mehr von der Frau von Granburg.

„Auch die arme Therese ist nicht glücklich und hat viel zu leiden und zu kämpfen gehabt, denn der Leichtsinn ihres Mannes hat ihr manche schwere Stunde bereitet; ihr Ehestand war eine fast ununterbrochene Kette von Sorge und Angst; seit einem halben Jahre haben sich diese noch vermehrt, und von einem großen Theile derselben wird sie hoffentlich in diesen Tagen befreit werden. Ihr Mann war unter dem Staatskanzler rasch befördert worden; er wurde Regierungsrath und bald Abtheilungsdirigent bei der Regierung; er stand eben im Begriff, zum Präsidenten ernannt zu werden, als der Staatskanzler starb. Sein Glück hatte zu seinem Leichtsinne den Uebermuth herbeigeführt, und dadurch hatte er sich viele Feinde zugezogen. Der Nachfolger des Staatskanzlers beförderte andere Familien, andere Personen. Der Herr von Granburg wurde nicht Präsident, wohl aber waren eine Menge seiner Feinde befördert und sogar seine Vorgesetzten geworden. Er hatte sich nach und nach von der Leidenschaft des Spieles beherrschen lassen; man hatte ihn einige Male an einer öffentlichen Spieltbank sitzen sehen; dies wurde zur Veranlassung genommen, ihm seine Abtheilungsdirektion zu nehmen. Er verlor nun die bedeutende Diätentenzulage, und konnte sich nicht einschränken. Theresens Vater war ohne alles Vermögen gestorben; er selbst war gleichfalls ohne dieses, und gerieth daher sehr in Schulden; bei den Avancements wurde er übergangen; alle seine Beschwerden waren vergebens; der jetzige Minister kam; dieser will ihn noch weniger wohl; dessenungeachtet wurde er vor einem halben Jahre auf einmal befördert, und erhielt die sehr einträgliche Domainendirektion in Bernheiz. Dies war Allen unerwartet und unerklärlich; ich sollte aber leider Licht darüber erhalten; man rechnete auf seine Schulden und die Leidenschaft für das Spiel, und rechnet noch darauf, um ihn völlig zu ruiniren. Zu seinem Amte gehörte die selbstständige Verwaltung einer bedeutenden Kasse. Therese theilt meine Besürchtung und beschwor ihn deshalb, dem Spiele zu entsagen; er versprach es und hat sein Versprechen auch gehalten; sie mußte bei seinem Leichtsinne dennoch in ununterbrochener Sorge leben.

„Gottlob, sie wird in den nächsten Tagen davon befreit werden! Sie hat eine unverhoffte Erbschaft in Holland gemacht; ein Theil davon ist schon flüssig, denn sie erwartet mit jedem Tage die Zusendung einer Summe von 20,000 Thalern. In Folge dessen hat ihr Mann ihr versprechen müssen, das gefährliche Amt aufzugeben, und wieder eine Stelle als Regierungsrath zu übernehmen. Mit der Erbschaft können die Schulden bezahlt werden, und es bleibt dennoch soviel übrig, daß sie von den Zinsen und einem geringen Gehalte anständig leben können."

Das erzählte mir meine Begleiterin.

Ich kehrte verstimmt in den Ballsaal zurück; doppelt mißvergnügt über das unglückliche Schicksal der lieben Freundinnen. Welche von ihnen war am meisten zu bedauern? Die Eine, die einem Leben voll Unglück an der Seite eines gemeinen Menschen entgegenging, oder die Andere, die schon so viele Jahre des Unglücks unter dem Treiben eines leichtsinnigen Mannes hatte verleben müssen, und kaum hoffen durfte, von einem geringen Theile ihrer Sorge für die Zukunft befreit zu werden? Die Arme sollte nicht davon befreit werden.

Ich theilte dem alten Geheimerath Gaukow die Entlernung seiner Tochter mit; sie sei etwas unwohl geworden. Er erschrak, aber nur um des künftigen Schwiegersehnes willen.

„Was wird der Herr Doktor dazu sagen? Helfen Sie mir suchen, Herr College."

Ich entschuldigte mich und ging in ein Nebenzimmer. Das Geräusch des Ballsaales, Musik, Gelächter, Tanz, Alles war mir in meiner Stimmung zuwider.

Es war gerade damals in vielen Provinzen des Staates unter den Beamten die Unsitte des Hazardspieles herrschend geworden, unter dem Civil sowohl als dem Militär, unter der Justiz wie den Verwaltungsbehörden. Meist nehmen nur geringere, mitunter aber auch ältere Beamte daran Theil. Ich kenne ein Gerichtscollegium kennen, dessen Direktor und fast sämmtliche Mitglieder die ganze Nacht hindurch Pharao spielten und an dem Spieltisch sich an den Sitzungstisch begaben, um eine Reihe Bäcker- und anderer Gesellen wegen „verbotenen Hazardspiels zu einer namhaften Strafe zu verurtheilen. Zwischen dem verbotenem und verbotenem Hazardspiel beruht der feine Unterschied darauf, ob der Einsatz der Spielenden ihren Vermögensverhältnissen angemessen sei oder nicht, woraus denn wieder das Urtheil werden sollte, ob sie mit oder ohne Gewinnsucht gespielt hätten.

Auch in dem Nebenzimmer des Ballsaales wurde gespielt; es war eine gemeinsame Pharaobank aufgelegt; eine solche Gemeinsamkeit sollte um so mehr die gewinnsüchtige Absicht ausschließen. Um den Spieltisch saßen eine Menge Menschen verschiedener Stände, als: Assessoren, Referendarien, Räthe, Lieutenants, Rittmeister, ein paar dicke Majore, Gutsbesitzer und Domainenbeamte aus der Nachbarschaft; auch einzelne Fremde standen umher. Es wurde ja ohne gewinnsüchtige Absicht gespielt, und man hatte deshalb keine Oeffentlichkeit zu scheuen.

Unter diesen Zuschauern war der Doktor Feter. Er trug dem Anscheine nach, dem Spiele ohne besondere Theilnahme zu, wie zum Zeitvertreibe, zu. Indessen bemerkte ich bald, daß seine Augen meist nach einer und derselben Richtung hin bestanden, und in dem Hintergrunde seines Blickes schien mir zu wenn gleich sorgsam zurückgehaltene Tücke zu lauern. Ich folgte der Richtung seiner Augen; mein Blick traf auf zwei Herren, die an dem Spieltische neben einander saßen. Der Eine war ein großer, starker Mann, mit einem Gesichte, das eben so sehr durch seine Röthe und seine groben Züge, wie durch platte Gemeinheit auffiel. Ich hielt ihn für einen Gutsbesitzer oder Domainenpachter aus der Gegend. Der Zweite war der völlige Gegensatz des Ersten. Er war in den mittleren Jahren, hatte ein feines, aristokratisches, geistreiches Gesicht, und machte dadurch einen noch unangenehmeren Eindruck, als sein Nachbar mit seinen groben, platten Gesichtszügen. Ueber die Ursache kam mir's in's Klare. Der Mann war weiter nichts als ein Lakaie, und dennoch schon völlig verlebt; die schönen Augen standen ihm vor, die noch immer feingeröthten Wangen hingen schlaff unter, und die hohe Stirn verlief in einen kahlen Scheitel.

Der Mann kam mir bekannt vor. Es war mir gewiß, als ich ihn irgendwo gesehen hatte; ich meinte sogar, ich müßte mit ihm bekannt geworden sein. Ich konnte mich trotzdem darauf besinnen, wo und wie dies geschehen sei. Er war ernst in das Spiel vertieft, und schien nicht mit Glück zu spielen, denn er verlor fast jede Karte; er zog oft seine Börse, zählte und stimmte Summe heraus, und legte diese vor sich auf den Tisch. Sie war nach kurzer Zeit verspielt, und er mußte den Platz, die Börse in die Hand nehmen.

Sein Nachbar schien seine Aufmerksamkeit zwischen dem Spiele und einer andern Beschäftigung getheilt zu haben. Hinter ihm stand ein kleiner Tisch mit zwei Champagnerflaschen und zwei Gläsern. Er stand oft auf, schenkte die Gläser voll, leerte sie selbst und reichte das zweite seinem Nachbar. Dieser trank jedesmal rasch aus, fast wie mechanisch, ohne von den Karten aufzublicken.

Mein Nachbar von der Wirthshaustafel stellte sich zu mir. Ich nahm ihn auf die Seite.

„Wer sind die beiden Herren dort?" Ich zeigte auf die dicken und den verlebten Herrn.

„Sind Sie auch Ihnen aufgefallen?"

„Wie so?"

„Sehen Sie sich einmal das lauernde Auge des Taugenichts an."

„Ich habe es bemerkt."

„Der Eine jener Beiden ist sein Helfershelfer, der Andere sein Opfer."

Es durchflog eine furchtbare Ahnung mein Inneres.

„Erzählen Sie."

„Der Herr mit dem feinen Gesichte ist der Domainendirektor von Grauburg aus Bernheim."

„Also wirklich!"

„Sie kennen ihn?"

„Fahren Sie fort. Der Andere?"

„Ist der Amtsrath Meier aus der Nachbarschaft. Ein reicher Domainenpachter, der jetzt die seit Jahren gepachtete Domaine vom Staate gekauft hat. Der Vertrag ist heute hier bei der Regierung abgeschlossen; ein bedeutender Theil des Kaufpreises ist sofort bezahlt worden."

Meine entsetzliche Ahnung schien mir an Consistenz zu gewinnen.

„An wen?" fragte ich.

„An den Domainendirektor."

„Bezog sich darauf Ihre Aeußerung über den Helfershelfer und das Opfer?"

„Leider! Der Herr von Grauburg soll ruinirt werden, denn der Demagogenfänger spekulirt auf seine Stelle."

„Ich weiß."

„Sie wissen?"

„Erzählen Sie weiter."

„Er ist mit dem Amtsrath schon aus früherer Zeit bekannt, als er noch in der Hauptstadt im Ministerium arbeitete. Der Amtsrath gehört zu den Leuten, die wissen, daß wer gut fahren will, auch gut schmieren muß. Man sagt, er habe auch jetzt bei dem Domainenkaufe den Doktor gebraucht. Ich glaube es und habe einen besondern Grund, es zu glauben. Er hat sehr wohlfeil gekauft; deshalb übertheuert er auch den Herrn von Grauburg, den man in der Hauptstadt beseitigt wissen will; der Doktor hofft sein Nachfolger zu werden."

„Aber er könnte dies ohnehin werden. Der Herr von Grauburg wünscht in das Regierungscollegium zurückzutreten; seine Frau hat geerbt."

„Haben Sie auch davon gehört? Indessen, hier gilt es Dienst um Dienst. Wenn der Demagogenfänger den Herrn von Grauburg nicht überliefert, so bekommt er dessen Stelle nicht. Gerade um jener Erbschaft willen thut Eile noth. Morgen kann die Erbschaft erhoben sein, dann wäre es zu spät. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn wir noch in dieser Nacht von einer Kassenrevisitation in Bornholt hörten. Sehen Sie nur den Eifer, mit welchem der dicke Meier den Champagner einschenkt, und die Spannung, mit welcher der Demagogen fangende Schuft lauert."

„Hat denn der Herr von Grauburg keinen Freund, keinen Bekannten, der ihn warnt?"

„In diesem Zimmer keinen."

„Auch nicht im Saale?"

„Ich wüßte auch dort keinen. Sein großer Leichtsinn und ein früherer Uebermuth haben ihn nie beliebt gemacht."

Ich konnte die Kombinationen meines Bekannten nicht unwahrscheinlich finden. Mein Entschluß war gefaßt. Ich trat wieder an den Spieltisch, und wollte das Ende der Taille abwarten, dann mit dem Domainendirektor sprechen, nöthigenfalls ihn an das Versprechen erinnern, das er seiner Frau gegeben hatte. Die Leidenschaft des Spieles sollte mein Vorhaben vereiteln. Die Taille hatte erst eben begonnen; das Spiel war mäßiger und mithin höher geworden. Bisher war nur Silber auf den Tisch gekommen. Man sah jetzt einzelne Goldstücke in der Bank, sowie vor den Pointirenden. Der Herr von Grauburg spielte nur mit Gold; seine Silberbörse mußte geleert sein, denn er hatte eine volle Goldbörse neben sich liegen. Das Unglück verfolgte ihn fortwährend, und noch immer verlor jede Karte; er zählte nicht mehr bestimmte Summen aus der Börse ab, sondern zog unmittelbar die Einsätze daraus hervor, und verdoppelte diese nach jeder verlorenen Karte, deren er viele besetzt hatte. Sein Gesicht war höher geröthet von der Hitze des Weines und des Spieles.

Der dicke Amtsrath schenkte ihm fleißiger ein. Ein leiser Zug widerwärtigen Hohnes trat in das glatte Gesicht desselben. Der Doktor Feder sah unverwandt mit dem unheimlich lauernden Auge auf sein Opfer. Auch die Blicke der sämmtlichen übrigen Zuschauer waren nur auf das immer eifriger und höher werdende Spiel des Domainendirektors gerichtet; selbst manche Mitspieler achteten mehr auf sein, als auf ihr eigenes Spiel.

In dem ganzen Zimmer herrschte eine fast feierliche Stille. Ich stand in großer Unentschlossenheit, und hatte das Ende der Taille abwarten wollen, um Herrn von Grauburg zu warnen, denn er konnte bis dahin einen sehr bedeutenden Verlust haben. Wollte ich andererseits während der Taille mit ihm reden, so mußte das nothwendig Aufsehen erregen, vielleicht gar das ganze Spiel stören, jedenfalls aber die Aufmerksamkeit speciell auf den Domainendirektor in einer Weise richten, die für seine Lage nur nachtheilig werden konnte. Zudem entging es mir nicht, wie der Doktor Feder schon prüfende und mißtrauische Blicke auf mich geworfen. Hatte er wirklich Pläne gegen den Domainendirektor — und ich konnte nicht daran zweifeln — so mußte mein Einschreiten nur zu einer Beschleunigung der Ausführung seiner Pläne veranlassen. Dazu kam, daß der Herr von Grauburg unzweifelhaft schon jetzt fremdes Geld, einen Theil des ihm amtlich anvertrauten Kaufgeldes für die Domainen, angegriffen und im Spiele verloren hatte. Ich durfte daher nur einen möglichst ruhigen Beobachter machen.

Das Spiel war bis zur Mitte der Taille gekommen. Der Herr von Grauburg hatte sechs Karten besetzt, jede mit drei bis vier Goldstücken, und schien auf einmal einen andern Spielplan gemacht zu haben. Der Plan schien kindisch oder von einer gewissen verzweiflungsvollen Wuth des Spieles eingegeben zu sein. Er hatte die sechs Karten in einer Reihe neben einander liegen. Die letzte in der Reihe war eine Zehn. Auf diese schien er ein besonderes Vertrauen gesetzt zu haben. So oft eine der andern Karten verlor, legte er das Doppelte des verlorenen Betrags zu dem Satze, der bereits auf der Zehn stand; die verlorene Karte zog er zurück. Zuletzt spielte er nur noch die Zehn, und auf dieser stand ein großer Haufen Goldes.

Die Aufmerksamkeit auf sein Spiel verdoppelte sich. Er selbst hielt sich äußerlich vollkommen ruhig, und wußte jede seiner Bewegungen zu beherrschen; nur eine Blässe seines Gesichts, die mehr und mehr der frühern Röthe wich, und sein starr auf die Hände des Bankhalters geheftetes Auge bezeugten die innere Unruhe, die ihn verzehrte.

Die Zehn war erst einmal herausgekommen; sie hatte verloren. Alles war gespannt darauf, wie sie zum zweiten Male fallen würde. Sie gewann. Der Herr von Granburg bog rubig ein Paroli. Unmittelbar kam sie wieder heraus, und gewann wieder.

Ein allgemeines Ah der gelösten Spannung, der Ueberraschung, des Erstaunens empfing die Karte. Der Herr von Grauburg bog ruhig ein Septleva.

„Brav!" sagten halblaut mehrere Stimmen bewundernder Referendarien und Lieutenants.

Ein alter Major knurrte:

„Dummes Zeug!" sagte er. „Bei einem solchen Satze thut ein Sixleva dieselben Dienste." Er wandte sich an den Domainendirektor. „Warum biegen Sie kein Sixleva? Sie retten den Satz, wenn die Karte verliert. Bei dem Septleva verlieren Sie ihn."

Der Domainendirektor sah den Offizier höhnisch an.

„Sie erlauben, daß ich das Spiel eben so gut verstehe, wie Sie."

Der Major schwieg ärgerlich, wagte aber nicht, das Spiel zu stören.

Der Banquier zog weiter ab. Die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Spiel wurde gespannter. Jedes Auge hing an den Händen des Banquiers, und jede Karte, die er berührte, wurde von den Blicken Aller verschlungen. Es herrschte, während der Banquier abzog, eine Stille in dem Zimmer, daß man eine Stecknadel hätte können niederfallen hören. Auch in dem Ballsaale war gerade eine Stille eingetreten, ein Tanz hatte aufgehört, die Musik schwieg. Am Gespanntesten war die Aufmerksamkeit des Domainendirektors. Aeußerlich war er auch jetzt vollkommen ruhig, und verzog keine Miene; wie sein Gesicht, so war sein ganzer Körper unbeweglich; aber die Blässe seines Gesichts war furchtbar geworden, und seine Augen starrten fast erlöschend nach den Karten des Banquiers. Nur zuweilen glaubte man ein leises Zucken seiner zusammengepreßten Lippen zu bemerken, wie wenn er sie plötzlich öffnen müsse, um Athem zu schöpfen, um dem eng zusammenge-

preßten Herzen Luft zu verschaffen, denn er erwartete eine entscheidende Karte.

Es war gewiß nicht mehr die bloße Leidenschaft des Spiels, die ihn in solcher Weise aufregte. Er hatte bedeutend verloren. Die Größe seines Verlustes mußte seine Gedanken weiter getragen, mußte ihn lebendiger zum Bewußtsein gebracht haben, daß er fremdes Geld angegriffen habe, daß er, wenn er es nicht sofort ersetzen könne, verloren sei, daß von dem Fallen der nächsten Karte sein Schicksal abhing. Die Summe, die er auf sie gesetzt hatte, war, siebenfach gewonnen, groß genug, um seinen gesammten bisherigen Verlust zu decken. Gerade darum hatte er wohl so viel auf die eine Karte gesetzt. Gewann sie nicht, so war er mit seiner Familie verloren.

Er sah in seiner inneren Unruhe unwillkürlich auf; sein Blick fiel in das unheimlich lauernde Auge des Doktor Feder, der sich ihm gerade gegenüber gestellt hatte. Sein Gesicht verzerrte sich wie von plötzlichem Schreck und plötzlicher Wuth; doch faßte er sich und starrte wieder auf die Karten. Keine Zehn wollte fallen. Der Banquier zog schneller ab; er war selbst von der allgemeinen Aufregung ergriffen, und strich rasch ein, oder zahlte rasch aus, was auf die andern Karten gewonnen oder verloren wurde. Es geschah Alles schweigend. Jedermann dachte nur an Eins, an die Karte des Demainendirektors, an die entscheidende Zehn. Endlich erschien sie, eine der letzten Karten im Talon; sie gewann — für die Bank.

In demselben Moment begann die Musik in dem Ballsaale nebenan einen rauschenden Galopp.

Der Herr von Granburg schob das Gold, mit dem die Zehn bedeckt war, der Bank zu. Der Banquier strich es ein.

Eine allgemeine Bewegung, ein allgemeines Gemurmel erhob sich in der Gesellschaft.

Vor dem Herrn von Granburg lag eine leere Goldbörse. Er faßte in seine Tasche, zog eine zweite gefüllte hervor, und legte sie vor sich an die Stelle der leeren, die er wegnahm. Er war wieder äußerlich vollkommen ruhig, aber seine Gesichtszüge waren sonderbar verzerrt und verschoben. In seinem Innern wüthete nur der Dämon des Spieles, der die von ihm Besessenen mit jener eigenthümlichen, aber fürchterlichen äußern Ruhe zu übergießen vermag.

Die Taille war beendet; der Banquier schickte sich zu einer neuen an; aber der alte Major, der sich über das Septleva geärgert hatte, erhob sich. Es war ein ehrlicher, alter Landwehrmajor.

„Das Spiel wird Hazard," sagte er, „das paßt sich nicht; ich verlange Theilung der Bank. Meinen Antheil schenke ich der Armenkasse." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Die Spielgesellschaft erhob sich etwas still; die Worte des alten Majors hatten getroffen.

Ich hatte in der allgemeinen Bewegung den Herrn von Granburg aus den Augen verloren, und suchte, darüber nachsinnend, ob es ein geeigneter Moment sei, ihn anzureden; jetzt nicht mehr, um ihn vor dem Spiele, sondern vor den Folgen desselben zu warnen. Als ich ihn wieder erblickte, war er schon in der Thür des Zimmers. Neben ihm ging der Amtsrath. Sein Gesicht konnte ich nicht mehr sehen. Beide verließen den Saal. Ihnen nachgehen konnte ich nicht, denn ich wußte nicht einmal, wohin sie sich begaben. Der Demagogenfänger war gleichfalls fort. Auch mich litt es nicht mehr in der rauschenden, fröhlichen Gesellschaft. Immer stand das von der Spielwuth verzerrte Gesicht des Herrn von Granburg vor mir, und neben ihm die Jammergestalt der nicht mehr schönen und stolzen, aber der armen, unglücklichen Therese. Der Gedanke, daß die heutige Nacht sie völlig elend machen werde, wollte mich nicht verlassen, und erst spät schlief ich mit ihm ein, und erwachte mit ihm spät am andern Morgen.

Es war der Tag vor Weihnachten. Tausend und tausend Menschen erwachten an diesem Morgen mit einem freundlichen Lächeln im Gesichte, mit Freude und Hoffnung im Herzen, Freude die Großen, Hoffnung und Freude die Kleinen. Mir entfloh Lächeln, Hoffnung, Freude. Ich suchte sie zu erzwingen, indem ich an entfernte Lieben, an die Jahre meiner Kindheit dachte. In mein Inneres zog nur mehr Trauer und Sorge ein. Immer sah ich nur das verzerrte Gesicht des Spielers, den Jammer des armen Weibes, den Schmerz ihrer Kinder. Sie hatte heute Kinder, hatte mir das Fräulein Gamkow gesagt.

Ich hatte mich kaum angekleidet, und meine gewöhnliche Aktenarbeit begonnen, als ich ein Billet von dem ersten Präsidenten des Gerichtshofes erhielt. Ich erbrach es mit einer unruhigen Ahnung. Was ich las, konnte meine Ahnung nur bestätigen. Der Präsident theilte mir mit, daß das Regierungscollegium einer wichtigen und schleunigen auswärtigen Angelegenheit wegen dringender Hülfe bedürfe, und zu dem Ende von ihm sich einen Commissarius des Obergerichts erbeten habe, zur gemeinschaftlichen Verhandlung mit den Commissarien der Regierung. Ich solle mich sofort zu dem Vicepräsidenten der Regierung zu begeben, der persönlich die gemeinsame Commission dirigiren, und mir das Nähere über den Zweck mittheilen werde, und dessen Anordnungen und Anweisungen ich in Allem, so weit es die Gesetze gestatten, nachzukommen habe. Uebrigens sei die ganze Sache von dem größten Amtsgeheimnisse zu behandeln.

Ich war keinen Augenblick zweifelhaft, um was es sich handle. Worin anders konnte, nach der Stellung des Herrn von Granburg, nach den gestrigen Vorgängen, nach der Wichtigkeit der Angelegenheit, von der das Billet sprach, mein Auftrag bestehen, als einer Revision der Demainenkasse in Bornholz zum Zweck der sofortigen gerichtlichen Feststellung des Thatbestandes eines Defekts, vielleicht noch anderer Verbrechen, beizuwohnen, und vielleicht zu den erforderlichen Verhaftungen und zu andern Maßregeln der Einleitung einer Criminalunterfuchung zu schreiten? Nie war mir ein peinlicherer Auftrag geworden. Was sollte ich machen? Ich konnte ihn ablehnen; ich konnte mich auf mein früheres Verhältniß zu dem verstorbenen Vater der Frau von Granburg und zu dieser selbst berufen. Aber was war dadurch gewonnen? Einerseits war mir die Angelegenheit unter dem Siegel der Amtsverschwiegenheit anvertraut; ich konnte also, auch wenn ich den Auftrag ablehnte, kaum einen Schritt für die unglückliche Frau thun; andererseits blieb bei Annahme des Auftrags wenigstens die Möglichkeit, gar Wahrscheinlichkeit, der Armen nützlich zu sein, jedenfalls sie zu trösten, aufzurichten, ihr namentlich im Fall einer Verhaftung ihres Mannes behülflich zu sein bei ihren Einrichtungen für die Zukunft. War wirklich ein Defekt in der Kasse vorhanden und wurde er entdeckt, so war die Folge Cassation und mehrjährige Zuchthausstrafe.

Der Gerichtsbote, der mir das Billet des Präsidenten gebracht, hatte mir gesagt, daß der Regierungspräsident schon fertig sei und auf mich warte. Ich mußte mich sofort auf den Weg machen.

Tausend Gedanken und Pläne, wie zu helfen, zu retten sei, durchkreuzten meinen Kopf. Unmittelbar hätte ich mir nicht helfen können, daß ich viel Geld mitbrachte, durch welches ich aufzufindende Defekt gedeckt und verdeckt werden konnte. Ich durfte ich das, und konnte ich das? Ueber das Dürfen hatte ich bald mit mir in's Reine. Ein Verbrechen war für meine ganze Stellung erst dann da, wenn ich es amtlich entdeckt und konstatirt hatte. Das war noch nicht der Fall. Bis dahin konnte noch keine meiner menschlichen Pflichten mit meinen amtlichen Konflikt gerathen. Ueber die Sophisterei, die in diesem Raisonnement liegen mochte, setzte mein menschliches Gewissen, mein amtliches Gewissen bald hinweg. Aber woher das Geld bekommen? Es war viel Geld nöthig. Blos nach den gestrigen Verlusten des Herrn von Granburg mußte ich beinahe tausend Thaler rechnen. Ich besaß keine hundert, hatte auch keinen einzigen Bekannten in der Stadt, von dem ich hätte borgen können; es fehlte es an Zeit. Ich konnte unmittelbar nicht helfen. Auf anderer Weise? Ich mußte es versuchen.

Ich machte einen Umweg zu der Wohnung des Regierungspräsidenten, und ging zu Maria Gamkow, erzählte ihr das Ende des gestrigen Abends, und theilte ihr das Billet des Präsidenten mit. Ueber diese Verletzung der Amtsverschwiegenheit konnte mein amtliches Gewissen sich durch Sophismen nicht hinwegsetzen; ich mußte es nun einmal damit beschweren. Es war das einzig mögliche Mittel der Rettung, und es konnte Niemandem dadurch geschadet werden.

(Schluß folgt.)

Der Kreml.

Die Krönungsfeierlichkeiten zu Moskau, der alten heiligen „Stolnitza" (Hauptstadt) des großen Czarenreiches, ziehen seit Monaten schon die Aufmerksamkeit Europa's auf sich, und die Correspondenten aller Zeitungen unterhalten uns, wie lange schon, von den gewaltigen Vorbereitungen zu dieser excellenten Haupt- und Staatsaktion. Unseren Lesern wird es daher nicht unerwünscht sein, daß wir eine Abbildung des Kreml bringen, des Schauplatzes jener Welteeremonie, welche dieser Tage vor sich geht.

Der Kreml ist eine große Feste, mitten in der Stadt Moskau und an dem Flusse Moskwa gelegen. Mehr als eine Stunde braucht man, um ihn zu umgehen; englische Gartenanlagen machen neuerer Zeit seine nächste Umgebung zu einer angenehmen Promenade. Aus letzterer hervor ragen nun die furchtbaren Mauern, das sage ich, Mauern, — die Gebirge des Kreml; denn diese weißen, ungleichen, zerrissenen Wände gleichen einer Kette von Bergen. Wenn der Riese, den man das russische Reich nennt, ein Herz hätte, so könnte man den Kreml das Herz dieses Ungethüms nennen. Der Anblick dieses Bauwunders, das eine ganze Stadt, eine Feenstadt zu umfassen scheint, ist mährchenhaft; man glaubt eine Landschaft von Stein zu erblicken. Das Terrain ist außerordentlich hügelig, die monströse Umfassungsmauer mit ihren phantastischen Thürmen, folgt mit außerordentlicher Kühnheit, große Stufen bildend, den Einschnitten des Bodens. Darüber hervor ragt nun ein Labyrinth von Palästen, Museen, Thürmen, Kirchen und Gefängnissen, welche diesen Lieblingsaufenthalt der alten moskowitischen Fürsten zum Kestbarsten des Landes und zum Nationalheiligthum machen.

Diese seltsamen Gebäude, ungeheuren Wälle, diese Menge von Spitzbögen, Gewölben, Thürmen, Zinnen, alle in Gold und den prächtigsten Regenbogenfarben erglänzend, Häuser wie riesige Blumenteppiche verziert, Thürme und Thürmchen, angeputzt wie festliche Figuren. Und nun diese ungeheure Größe aller Dinge, diese Massenhaftigkeit, die Risse in den Mauern! Das Bild gibt eine der originellsten und poetischesten Dekorationen in der Welt. Man vermag aber den Eindruck mit Worten nicht zu schildern.

Der Kreml auf seinem Hügel erscheint von Weitem wie eine Fürstenstadt, die mitten in einer Volksstadt gebaut ist. Dieses absolute Kastell, dieser stolze Steinhaufen überragt die Wohnungen der gemeinen Menschen mit der ganzen Höhe seines Felsens, seiner Mauern und Thürme, und je näher man dieser unzerstörlichen Masse kommt, diesem unvergänglichen Zeugen der erhabensten Wendungen der Weltgeschichte, dieser Endsäule der Siegeslaufbahn eines großen Napoleon, desto höher steigt die Bewunderung. Der Kreml zeugt, wie die Knochen gewisser Riesenthiere, von der Geschichte einer Welt, an der wir unwillkürlich noch zweifeln, selbst wenn wir die Trümmer derselben wiederfinden.

Der Kreml.

Doch wir dürfen uns nicht mit Schilderung des unvergleichlichen Eindrucks befassen, welchen der Kreml, diese Hinterlassenschaft der Fabelzeit, auf jeden Europäer hervorbringen muß, sondern gedenken den Leser mit der innern Oertlichkeit und den Gebäuden etwas vertraut zu machen, um sich bei Erzählung der Krönungsfeierlichkeiten darnach orientiren zu können.

Drei Haupteingänge führen zum Kreml, heilige Thore; das heiligste darunter ist das des Erlösers (spas worota), die Propyläen der moskowitischen Akropolis! Es führt, wie auch das Nikolaither vom krassnoi ploschtschad (vom rothen Platze) aus in den Kreml, dessen Mauern ein großes Dreieck bilden. Innerhalb derselben liegen nun alle die interessantesten und historisch wichtigsten Gebäude Moskau's, die heiligsten Kirchen der Stadt mit den Gräbern der alten Czaren, Patriarchen und Metropoli-

ten, bedeutende Ueberreste des alten Czarenpalastes, neuere Paläste der jetzigen Kaiser, berühmte Klöster, das Arsenal, das Senatsgebäude ꝛc., Baudenkmäler aus allen Zeiten der russischen Geschichte; denn jeder russische Herrscher, von uralten Zeiten bis auf die jetzigen Kaiser, war bestissen, den Kreml mit irgend einem Monument zu schmücken. Uns interessiren in den Tagen der Kaiserkrönung unter den in malerischer Unordnung an unregelmäßigen Plätzen umherliegenden Gebäuden weniger das Arsenal oder das Senatsgebäude, oder die schöngereihte Orusheinaja Palata, die Rüstkammer, in welcher sich zugleich eine Art dresdner grünen Gewölbes befindet, mit allen Kronen, Scepteru, Preciosen u. s. f., die jemals ein russischer Herrscher getragen und geführt, auch nicht der Maloi-Dworetz (das kleine Schloß), von Nikolaus I. zu seiner Wohnung erbaut, — weniger diese Gebäude interessiren uns, als die Ueberreste des alten Czarenpalastes, des Kreml: die Terema und die Granowitaja Palata, jenes Gynäceum (Frauenwohnung), dieser den Krönungssaal der Czaren enthaltend. Es sind zwei Flügel des von den Franzosen gänzlich zerstörten Haupttheiles des Palastes, an dessen Stelle jetzt, von Alexander erbaut, der Bolschoi- (oder Alexanderski-) Dworetz (das große, oder Alexanders-Schloß) steht. Diesem großen Palaste zur Seite und mit ihm durch Treppen und Galerien in Verbindung gesetzt, liegen nun jene alten beiden Ueberreste. Das Terema ist wunderlich gebaut, terrassenförmig ziehen sich die Etagen nach oben zurück, so daß das oberste Steckwerk nur einen Pavillon bildet und das Ganze ansieht, wie ein aufgezogenes Perspektiv.

Ueberhaupt ist der Styl, in welchem die Gebäude des Kreml errichtet sind, unvergleichbar, namentlich die Kathedralen gleichen nichts Bekanntem. Sie sind nicht maurisch, nicht gothisch, nicht alt-, nicht neu-byzantinisch, sie erinnern nicht an die Alhambra, noch an die Bauwerke Egyptens, noch an die Griechenlands aus irgend einer Zeit, nicht an Indien, nicht an China, nicht an Rom. Ein geistreicher Franzose nennt es: Czaren-Architektur.

Die Granowitaja Palata ist ein kleines ebenfalls sonderbares Gebäude, das, ganz würfelförmig gebaut, wie ein Kasten dem großen Bolschoi-Dworetz angehängt ist. Es hat seinen Namen, der ungefähr soviel als Eckenpalast bedeutet, von der unbedeutenden Zufälligkeit, daß die Steine der einen, nach dem Kathedralenplatze zugehenden Seite sämmtlich pyramidalisch zugespitzt sind.

Von dem Kathedralenplatze aus führt die sogenannte „rothe Treppe“ (krassnoje kruilzo) zur zweiten Etage dieses Gebäudes hinauf, die nichts weiter enthält als den alten Krönungssaal der Czaren und der jetzigen Kaiser. Diese Treppe, auf welcher die prachtvolle Krönungszug, wenn er aus der Kirche kommt, wo die Salbung vorgenommen wird, hinaufsteht, hat unten einen Theil weg und steigt in drei Haupttabsätzen an. Auf dem Geländer jedes Absatzes liegt ein pudelartiger Löwe, der sein Maul aufreißt und tausend Zähne furchtbar fletschend zeigt, mehr aber Lachen als Schrecken einflößt. Von der Treppe gelangt man zu einem Vorzimmer, mit vielen Fresken bemalt, und von da aus, durch eine kleine niedrige Thür, die sich in der einen Ecke beinahe versteckt, in den eigentlichen Thronsaal, der wie gesagt, die ganze obere Etage des kleinen Palastes einnimmt.

Der Saal ist sehr niedrig gewölbt, und die Gewölbe vereinigen sich in der Mitte, wo sie sich auf einen dicken vierseitigen Pfeiler stützen, der im Centrum des Saales steht. Um diesen Pfeiler werden am Krönungstage auf mehreren Etagerens allerlei silberne und goldene Kroninsignien zur Schau ausgestellt. Die Wände ringsumher waren seit der Krönung des vorigen Kaisers mit rothem Sammet ausgeschlagen und darauf zeigte sich in Gestickerei abwechselnd ein russischer Adler mit Blitzen und ein Nikolaus der Erste). Vergoldete Kandalaber theilten die Felder der Wand ringsum ab. Ueber den niedrigen Fenstern des Saales erblickte man die Wappen der verschiedenen russischen Gouvernements. Zur Linken der Eingangsthüre sind die amphitheatralisch aufgethürmten Sitze der Musikanten, in der diagonal gegenüberliegenden Ecke, unter einem rothsammetnen Baldachin steht der kaiserliche Thron. Hier pflegt denn der Kaiser, seine Gemahlin zur Seite, zum ersten Male im vollen Ornate, angethan mit allen Insignien der Majestät, Platz zu nehmen und in der Mitte seiner Großen zu tafeln. Nikolaus speiste hier mit seiner Mutter, der Kaiserin Maria, und seiner Gemahlin, der Kaiserin Alexandra. Rechts vom Throne bis zu den Musikanten sitzt die „Duchowenstwo“ (Geistlichkeit) und links bis zur Eingangsthüre die „Dworaïstwo“ (der Adel), oder wie man in Moskau noch nach dem alten Style sagt: „die Bojaren.“

Dies ist der Schauplatz der Kaiserkrönung von Alters her. Wie ihn die diesmalige Festordnung umgestaltet haben wird, wie alle Einzelnheiten der großen Feierlichkeit wird unser Moskauer Correspondent nicht versehlen zu Gunsten unserer Leser uns zu berichten. Dann treffen wir uns wieder im Kreml!

Ueber die Nachtheile faulender Auswurfsstoffe.

(Cholera.)

Krankheiten zu verhüten ist weit leichter, als Krankheiten zu heilen, und dieses Verhüten wird sicherlich auch in der Zukunft die Hauptaufgabe nicht blos der Wissenschaft, sondern jeder wahren Bildung sein. Ich sage „in der Zukunft“, denn bei unserer jetzigen sogenannten Bildung, die den Menschen fast nur zum Artigsein und Geldverdienen dressirt, steht nicht zu erwarten, daß sich derselbe gehörig um die in der Natur und im menschlichen Körper herrschenden Gesetze bekümmere, oder die Kenntniß dieser Gesetze zu seinem eigenen und seiner Mitmenschen Wohle ordentlich verwerthe. Die eindringlichsten Reden, die klärsten Auseinandersetzungen und die deutlichsten Beweise sind ja heuttzutage nicht einmal im Stande, selbst bei übrigens klugen Leuten, den dümmsten, von der Urgroßmutter herstammenden Aberglauben zu vernichten. Das kann aber auch nur dann erst anders und besser werden, wenn man dem Menschen von seiner ersten Jugend an richtige Ansichten über sich selbst und über das, was um ihn herum in der Natur vorgeht, beibringt. So lange dies nicht geschieht, bleibt's bei der alten gefährlichen Dummheit.

Um Gefahren vermeiden zu können, muß man natürlich eine Idee von diesen Gefahren haben. Besitzen denn nun wohl die Menschen, trotz dem daß sie sich vor dem Kranksein und dem Tode entsetzlich fürchten, nur die geringste Kenntniß der Gefahren, welche ihrer Gesundheit und ihrem Leben fortwährend drohen? Nein! sie leben wie unverständige Kinder in den Tag hinein, wollen sich auch das Geringste nicht verfagen und jammern und wehklagen bei jedem verdienten Unwohlsein. Wäre man schadenfroh, man könnte sich über die vielen Krankheiten, welche das Menschengeschlecht zur Zeit noch heimsuchen, freuen. Doch wir sind es nicht und wollen im Gegentheil, soviel als in unsern Kräften steht, unsern Lesern Winke zum Gesundbleiben geben; vielleicht sind einzelne derselben doch empfänglich für unsere Warnungen und Rathschläge.

Eine Ursache mancher, allerdings zur Zeit von der Wissenschaft noch nicht ganz genau gekannter Krankheiten, meistens von großer Gefahr und Ausbreitung, sind die schädlichen Lufterten (Gase), welche sich beim Faulen pflanzlicher, thierischer und menschlicher Stoffe (besonders bei großer Wärme und Nässe) entwickeln. Zu diesen Krankheiten scheint die Cholera und der Typhus (das Nervenfieber), das gelbe Fieber und die Pest zu gehören, ferner das Wechselfieber, sowie die Sumpffieber in den Tropenländern u. s. w. — Am meisten dürfte aber die Zersetzung (Fäulniß, Verwesung) menschlicher Auswurfsstoffe (des Harns und Kothes) zur Quelle gefährlicher und heimtückischer Krankheiten werden, zumal wenn diese Stoffe oder deren Zersetzungsprodukte in den Boden eindringen und sich hier ausbreiten, auf welchem menschliche Wohnungen stehen. Bis jetzt hat man sich noch sehr wenig darum bekümmert, was mit diesen Auswurfsstoffen geschieht und nicht darnach gefragt, wie viel davon, trotz des Verbrauches an Dünger und Guano, in dem bewohnten Erdboden zurückbleibt und sich zu schädlichen Stoffen zersetzt. Pettenkofer, Professer der Chemie zu München, welcher äußerst verdienstliche Un-

tersuchungen über die Verbreitungsart der Cholera angestellt hat, schreibt: „man rechnet unter der wirklichen Größe, wenn man durchschnittlich für einen Menschen 3 Pfund Harn und Excremente täglich rechnet; aber bereits nach einer solchen Annahme ergeben sich für eine Stadt von 100,000 Einwohnern täglich 300,000 Pfunde und jährlich 109½ Millionen, d. i. über eine Million Centner. Nehmen wir nun an, daß wir dieses Gewicht von nur menschlichen Auswurfsstoffen gänzlich aus einer Stadt entfernen müßten, so brauchte man dazu jährlich 54,750 Fuhren, wenn wir auf eine zweispännige Fuhre 20 Centner laden, oder täglich 150 Fuhren. Hieraus läßt sich etwa ersehen, wie viel in der Stadt zurückbleibt; denn von diesen Stoffen wird nicht der zehnte Theil entfernt. Der ganze Rückstand muß in der unmittelbaren Nähe unserer Wohnplätze verwesen und wir ersehen, daß wir durch das Quantum von Auswurfsstoffen jährlich mehr Stoff für die Verwesung in die Erde bringen, als wenn wir jährlich 50,000 Leichen in der Stadt begraben würden."

Die in der Verwesung und Fäulniß entweder schon begriffenen oder sich doch bald zersetzenden thierischen und menschlichen Stoffe werden nun aber um so mehr Schaden anrichten, je mehr sie sich im Erdboden ausbreiten können und dies wird um so leichter der Fall sein, je lockerer, senchter und tiefliegender derselbe ist. Daß sich dies wirklich so verhält, beweist ganz deutlich die Verbreitungsweise der Cholera und mancher anderen epidemischen Krankheit, welche auf hochliegendem, trockenem, dichtem und festigem Boden fast gar nicht auftreten (s. später). Kurz es ist erwiesen, daß der Grund und Boden, besonders einer Stadt, in welcher organische Stoffe, namentlich menschliche Auswurfsstoffe eindringen, zu einer Stätte der lebhaftesten, der Gesundheit der Menschen Schaden bringenden Verwesung und Fäulniß wird, welche sich aber an hoch und trocken gelegenen Orten weniger nachtheilig, als an tief und feucht gelegenen zeigt.

Im Angesichte solcher Thatsachen sollte man auf die Gruben, in welchen die menschlichen Auswurfsstoffe aufbewahrt werden, weit mehr als dies jetzt der Fall ist, seine Aufmerksamkeit richten, überhaupt sollte man dahin streben, daß so wenig als nur möglich von diesen Stoffen in der Nähe menschlicher Wohnungen sich im Erdboden verstärken und faulen könne. So lange aber für eine gänzliche und schnelle Entfernung der Excremente nicht gesorgt ist, dient es zur Wohlfahrt, dieselben durch Desinfection (Verhinderung nicht blos des übeln Geruches, sondern der Fäulniß) unschädlich zu machen. Man desinficirt die Abtritte (sowie Leibstühle, Nachtkübel und andere Behälter mit Excrementen) mit Eisenvitriol, der aber nicht unaufgelöst in Stücken, sondern in Auflösung (1 Theil Eisenvitriol in 10 Theilen Wasser) angewendet werden muß. Liebig hat im Interesse der Landwirthschaft, um die Excremente noch als Felddünger benützen zu können, anstatt des Eisenvitriols die schwefelige Säure (in der Form von sauren schwefligsauren Salzen in Lösungen) vorgeschlagen, Pettenkofer aber empfiehlt dafür, weil die sauren schwefligsauren Salze als Handelswaare schwierig zu handhaben sein dürften, indem sie sich rasch verändern und fortwährend schwefelige Säure abdunsten lassen, ein alkalisches Kalksalz (z. B. gebrannter und gelöschter Kalk wird mit schwefliger Säure gesättigt; diesen basisch schwefligsauren Kalk zertheilt man bei der Anwendung in Wasser und vermischt ihn mit Salz- oder Schwefelsäure). Das letztere Desinfectionsmittel hat den Vorzug, daß dadurch die Phosphorsäure aus den Kloakenflüssigkeiten in einer Form erhalten wird, welche den Zwecken der Landwirthschaft am meisten entspricht. — Bei der Desinfection ist nun aber auch auf das Mauerwerk, die Schläuche, Röhren und Rinnen der Abtritte gehörig Rücksicht zu nehmen, denn sehr oft sind diese so mit Kloakenstoffen durchzogen, halbvermodert und in Verwesung begriffen, daß von ihnen die Entwickelung schädlicher Gase ausgeht. Deshalb sollten eigentlich hölzerne Abtrittsröhren gar nicht geduldet sein, nur solche aus Stein (Bohr- oder Rinnstein) oder aus gebrannter Kruguasse (Steinzeug) oder Gußeisen.

Auch auf die Construction der Abtritte, besonders aber der Abtritt- und Düngergruben ist ganz besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Letztere dürfen durchaus nicht, wie bei Schwindgruben, solche Wände haben, welche den flüssigen und gasförmigen Grubeninhalt hindurch in das benachbarte, besonders lockere und feuchte Erdreich nach andern Häusern hin dringen lassen, sondern müssen aus dichtem Hausteine und nach allen Seiten hin von dem umgebenden Erdreiche durch eine Lehmschicht isolirt sein. Die Erfahrung hat ja gelehrt, daß diese austretenden und faulenden Kloakenstoffe zur Quelle intensiver Krankheitsherde (z. B. der Cholera) werden können. Ebenso sind aber auch die mit verwesenden Excrementen-Theilen imprägnirten Nachtstühle und die Stellen der Wohnungen, wo diese gewöhnlich stehen, nicht gefahrlos. Es müssen deshalb die Nachtstühle von ausgezeichneter Construction, mit Wasserschluß versehen und überaus sauber gehalten sein, wenn sie in den Wohnungen nicht Nachtheil bringen sollen. — Wo die Abtritte in Straßenkanäle und Schleusen Rinnen, da muß stets für tüchtige Ausspülung derselben mit Hülfe durchfließenden Wassers (Wasserleitung) gesorgt werden, denn das Regenwasser allein reicht dazu nicht hin.

Das Hauptaugenmerk beim Baue und Beziehen menschlicher Wohnungen, wenn sie der Gesundheit ihrer Bewohner nicht nachtheilig sein sollen, muß hiernach vorzüglich darauf mit gerichtet sein, daß sich weder schädliche Gase daselbst bilden, noch, von einem andern Orte herkommend, dort ansammeln können. Deshalb ist auf die Einrichtung der Abtritte, der Abtritts- und Düngergruben, auf die Beschaffenheit des Erdbodens und der Umgebung zu achten. Man bedenke, daß Verwesung und Fäulniß von Kloakenstoffen, die in den die Grube umgebenden Erdboden ausgesickert sind, das ganze Jahr hindurch, sowohl Winter als Sommer fortgeht, denn die Temperaturveränderungen, welche die verschiedenen Jahreszeiten begleiten, und welche etwa durch ihre Höhe oder Tiefe den Zersetzungsproceß wesentlich modificiren können, erstrecken sich in unserm Klima kaum ein paar Fuß tief unter die Oberfläche. — Wie sich aber Gase im Boden leicht verbreiten können, davon geben die Erfahrungen bei Gasleitungen die deutlichsten Beispiele. Wie oft wurden nicht Menschen in Wohnungen, worin sich nicht ein einziges Gasrohr befand, krank und selbst getödtet, blos dadurch, daß ein in der Nachbarschaft liegendes Gasrohr einen Riß bekommen hatte. — Welchen gewaltigen Einfluß nun aber die erwähnten Verhältnisse auf Entstehung und Verbreitung der Cholera haben, davon soll der nächste Aufsatz handeln.

Bock.

Flüchtige Reisebriefe aus der Schweiz.

Von C. A. Roßmäßler.

Vor einem Flugloche der Schweiz.

Es ist bekannt, daß das emsige Völkleln des Bienenstaates besonders geschäftiges Treiben an dem Flugloche zeigt. Wenn ich nun die Schweiz mit einem Bienenstecke und die Stadt Zürich mit einem Flugloche desselben vergleiche, so wird man von allen Seiten ausrufen, daß der Vergleich, wie jeder, aber ungleich mehr wie viele andere hinke. Denn hier in Zürich sind es ja nicht die Schweizer, die geschäftig ab und zu fliegen, sondern Ausländer, und diese sind im Gegentheile gewissermaßen Raubbienen, welche den von köstlicher Fülle strotzenden Waben der Schweizernatur den Honig wegnaschen und zu innerster Verdauung in ihren heimischen Zellen entführen. Am Ende macht sogar noch Der oder Jener geltend, daß die republikanische Schweiz doch wahrhaftig nur sehr unglücklich mit dem absolut monarchischen Bienenstaate verglichen werde. Ich muß das Alles zugeben, und dennoch halte ich meine Vergleichung aufrecht. Ich gebe das hinkende Bein derselben preis und steife mich desto zuversichtlicher auf das gesunde. Der botanische Physiolog weiß zwar meines Wissens gar nichts mit dem Honig anzufangen, wenn er sich nach dessen Bedeutung für das Pflanzenleben fragt, aber schon, indem er ihn in seiner Wissenschaftssprache den Namen Nektar gab,

stand er unter dem Einflusse der Lebensauffassung, welche dem Honig, dem sprachgebräuchlichen Zwillingsbruder der Milch, die Bedeutung des Edelsten, des Geläutertsten unterlegt. Wer die Schönheit des Schweizerlandes geschaut hat, der muß mir beistimmen, wenn ich dasselbe das unerschöpfliche Nektarium Europa's nenne. Ich errathe Euch vollenmen, liebe Leser und Leserinnen, wenn Ihr vielleicht jetzt erst recht über meinen Vergleich lacht. Aber Ihr müßt mir nicht nur erlauben, nein Ihr müßt mir das volle erweisbare Recht einräumen, das reizende Zürich ein Flugloch der Schweiz zu nennen. Dagegen will ich Euch nachgeben, indem Ihr den Bienenstock außerhalb desselben, vor demselben sucht und die nektarspendende Quelle hinter dasselbe verlegt. Streiten wir uns daher nicht darüber. Sehr, ich gebe Euch darin nach, daß in unserer so eben abgeschlossenen Kapitulation der Bienenstaat-gar kein Staat mehr ist, denn jede mit Honig reich beladene Biene summt nach einer anderen Himmelsgegend heimwärts und verarbeitet vielleicht in sehr einsamer Zelle, sei dies eine Stadt, eine Straße, ein Haus, ein Zimmer oder vielleicht gar blos das eigene Innere, das was sie einsammelte in dem engen von den hergenden Alpen umschlossenen Raume.

Im unverkennbarsten Gepräge des Touristen an Kleidung und Haltung stehen jetzt eben täglich Erwartungsvolle auf den beiden Limmat-Brücken oder auf der Zinne des Gasthofes „zum Storchen" oder eines anderen und blicken, wie Columbus, westwärts. Aber die Alpenkette will sich immer noch nicht enthüllen. Nur bald silberweiße bald schiefergraue Wolkenmassen thürmen sich hinter den niedrigeren näher gelegenen Bergketten empor und erbarmen sich manchmal der sehnsüchtig Blickenden, indem sie, oft mit viel Glück, die Gestalten derjenigen nachahmen, die von ihnen verhüllt werden.

Zwischen diesen am Weiterfliegen verhinderten Ankömmlingen, die eben klareres Wetter lieber im behaglichen Zürich als auf dem unbequemen Gipfel des Rigi oder eines anderen Gasthofberges abwarten wollen, drängen und treiben sich die Abziehenden, welche von dem Wetter der letzten Woche begünstigt waren.

„Vergessen Sie nur nicht, sich durch den Telegraphen ein Bett auf dem Rigi zu bestellen!" so ruft ein Erfahrener einem Angekommenen noch nach; „die Depesche kostet nur einen Frank." Ich erkundige mich, ob das Ernst oder Scherz sei, und höre, daß nirgend so sehr wie in der Schweiz das Netz der Gedankendrähte ausgesponnen ist und daß wirklich sehr viel Fremde die eben gehörte Benutzung davon machen. Seitdem blicke ich hier mit weniger Scheu zu den feinen Drähten empor, welche sich mitten durch die Gassen Zürichs ziehen. Bisher sahe ich in ihnen immer nur das Netz der beiden bösen Spinnen, der Diplomatie und Börse. — Unter der geduldig warteuden — der ungeduldigen mögen allerdings mehr sein — befindet sich auch Ihr Freund. Während ich es ruhig dem Aeolus überlasse, seine Dienner aus dem rechten Loche herausfahren zu lassen, um den Wolkenschleiern am besten beizukommen, schlendre ich durch die Gassen Zürichs, wo mir auch schon mancher bekannte deutsche Name begegnete, der nicht mehr deutsch sein darf und nicht schweizerisch werden kann, weil ihn das Vaterland, welches er fliehen mußte und welches ihn in seine Gesängnisse nicht einhaschen konnte, aus seinen Armen nicht officiell entlassen will. Die Republik will eben ihre Leute ganz, sie will sie von der Monarchie nicht blos bergen. — Neulich sagte mir ein vom deutschen Advekaten zu einem schweizerischen Tuchhändler Gewordener, „wenn Sie in einer Gemeinde nach der Schule fragen oder nach dem Gemeinde- oder nach dem Krankenhause, so suchen Sie nur nach dem größten und schönsten Hause und Sie haben das Gesuchte." Hier in Zürich finde ich es so. Die Blinden- und Taubstummen-Anstalt, die Canton-Schule, das Canton-Hospital sind so ziemlich die einzigen Paläste in dem rein bürgerlichen Zürich. In die Canton-Schule sehe ich täglich die älteren Schüler mit Muskete und in Uniformrock gehen. Am 2. September werden sich über 3000 solcher bewaffneter Knaben, die ältesten freilich bis 20 Jahre alt, aus der ganzen Schweiz in Zürich zu einem Manöver und Festschießen, wie ich höre sogar mit Artillerie einfinden. Daraus wird das „herrliche Kriegsheer" der Schweizer gebildet, welches in einem Nachbarkantone Zürichs zu seinem Antheile von einem — Tuchhändler als Oberst befehligt wird. Was einem dabei für polizeiwidrige Gedanken aufsteigen! Doch da sie durch das Aussprechen ihre Zollbefreiung verlieren, so lasse ich sie unausgesprochen. Das Kriegsheer nach der Schweiz sollte eigentlich nur Erprobten erlaubt werden, denn ich habe von fremden Europäern, die weder Frankfurter noch Bremenser, noch Hamburger noch Lübecker waren, nie das, was sie in der Schweiz überall um sich sahen und sahen, sehr bedenkliche Gespräche führen hören. Doch vergesse Sie mir diese Zeilen, die eigentlich gar nicht in den Bereich meines Reiseszieles gehören, von dem ich Ihnen einige kurze Berichte schreiben sollte. Das Ziel ist die schweizerische Natur, die für Alle eine respublica ist und daher auch die Italiener, Hessen und Russen zu Republikanern machen darf. Vor meinem Fenster, aus welchem ich den villenumsäumten See überblicke, scheint sich eben das Ende des Wolken-Dramas zu entwickeln, wenn es nicht wieder um einen überflüssigen Akt sich hinausdehnt. Ich eile darum morgen sicher hinaus, hoffend, daß der Himmel vollends klar werden und daß endlich Jemand nach meinem Paß fragen werde.

Der Vierwaldstädter See.

Luzern, den 24. August 1856.

„Aber Sie werden im Rößli keine Aussicht haben!" Bei diesen Worten wollte mich heute Mittag bei der Ankunft in Luzern mein kleiner Geleitsmann dem „weißen Rößli" abtrotzen und zu einem Insassen der „Balance" machen. Allein ich bedeutete ihn, daß ich in der Schweiz nicht auch noch im Gasthofe Aussicht verlange, oder höchstens die auf ein billiges und gutes Unterkommen. Seitdem ist es Abend geworden und ich setze mich zu diesem Briefe an Sie, mein Freund, um auch Ihre Leser in besagtem Rößli nieder. Wer aber den Vierwaldstädter See kennt, der weiß, daß er unbeschreiblich schön ist, daß die begeistertste Beschreibung doch höchstens ein Schattenriß ist. Doch es sei!

Mein bewährtes Reisegluck verließ mich nicht, obschon ich gestern in Zürich bei schlechtem Wetter das Dampfboot bestieg. Die reizende Absicktete zu meiner Rechten verschwand in ihrer obern Hälfte unter dichten Regenwolken und die niederströmende Gewitterregen bedeckte den grünen See mit zerplatzenden Glaskugeln, welche wie ein Gedanken-Wetterleuchten in Zwischenräumen verschwanden und ihn Verschwinden von neuem erweckt wurden. Ich beschreibe Ihnen nicht den milden Zauber des Züricher See's, an dessen Gestade, buchstäblich ohne Unterbrechung, gewerbsfleißige Gemeinden und einzelne Gehöfte zerstreut liegen, wegen ihrer fast durchgängig weißen Farbe und weiße Kiesel am Ufer eines Wiesenbaches. Ich beschreibe Ihnen auch den Weg nicht, der mich nach Brunnen an den Vierwaldstädter See führte, Anfangs am hohen Ufergelände des Zürich-See's mit entzückenden Rückblicken auf dessen wieder sonnenbeschienenen Spiegel, zuletzt von Schwyz an am Fuße und in der Nähe barschaft berühmter Namen: die Mythen, Lauerzer See, Rigiberg, neben der tief unter mir schäumenden Muotta hin. Mit Erstaunende Entzücken deute ich Ihnen wenigstens an, das mich kam, als ich in Brunnen plötzlich am Ufer des Vierwaldstädter See's stand, der vor mir lag in seiner Bergumschlossenheit wie ein Smaragd in einem zackigen Kleinod. Sie wissen, mein Freund, daß ich in der Schweiz das Wasser in's Auge fasse und will und hier traf ich es noch viel klarer und bestimmter als in Zürichsee in der Ausprägung des Alpensee's. Nach einer ungemein quicklichen Nacht eines Gasthof-Fehlgriffs befand ich heute Morgen das Dampfboot, um links bis Flüelen und dann gleich wieder zurück hinunter bis Luzern zu fahren. Bis Flüelen bergen sich See der Urner See und gilt als heimtückischer Sturmsee. Heute trug er mich sanft auf seiner Spiegelfläche und ich sorglos au beiden Ufern die senkrecht in sein Wasser eintauchenden Felswände anlugen, welche ja den Tell herausforderten, der Freiheit zu werden. Bald kam ich an seine „Platte", wo er den kühnen Sprung aus dem Schiffe that. Ihr gegenüber liegt die kleine Gemeinde Isleten und zeigt schon beiden der Seeboden 1000 Fuß tief unter dem grünen Spiegel. Bis Flüelen ist an beiden Ufern nur selten auch nur ein Fußbreit ebener Boden, um zu landen. Aber das Auge des Kundigen oder wenigstens des aufmerkenden Freundes der Erdgeschichte findet an den senkrechten Felswänden, um sich darauf zu ergehen

Nicht weit von der Tells-Platte sieht man an beiden Ufern die einander genau entsprechenden Aufrichtungen, Stauchungen, Windungen und Verwerfungen der übereinander liegenden Schichten der Kreide- und älteren Tertiärformation. Das ist ein geologischer Hörsaal! Da predigt sich in stummer, aber gewaltig eindringlicher Zeichenschrift die Geschichtsperiode jener Zeit, wo es hier bunt herging. Niemand außer mir achtete auf diese Erscheinung, obgleich das Verdeck von Reisenden wimmelte und obgleich die himmelhohen senkrechten Felswände des einen Ufers in den Schichtenlinien die getreuen Abbilder der des gegenüberliegenden waren. Ich machte zwei Damen darauf aufmerksam und, lachen Sie nicht darüber, daß ich es erwähne, gleich nachher trat ein Herr zu mir und nannte mir meinen Namen, indem er bemerkte, daß er sich in meinem Gesicht nach dieser geologischen Hindeutung vollends wieder zurecht gefunden habe. Er hatte mich vor Jahren über ähnliche Dinge in Mainz einmal öffentlich sprechen hören. Dies gehört aber zu meinen heutigen Reisefreuden, und darum werden Sie mir die Erwähnung wohl erlauben. Beweise davon zu erhalten, daß man nicht vergeblich zu Freunden der Natur von der Natur gesprochen hat, ist der süßeste Lohn für den treuen Jünger derselben.

Bald lag in Flüelen das Ende des Urnersees vor mir und in die Oeffnung des Felsenthales, welches bis hierher der See füllt, zum Rande ausfüllt, trat der schneebedeckte 9466 Fuß hohe Bristenstock, ein Berg, so schön und so edel in seinen Formen, wie die Schweiz vielleicht keinen andern hat. Nach wenigen Minuten wendeten wir uns zur Umkehr, und ich genoß die Brunnen in vollen Zügen noch einmal. Die Sonne war eben erst über die Kuppen der Uferberge getreten, von denen kaum einer weniger als 1000—2000 Fuß über dem Spiegel des See's emporragen mag, und sendete ihre scharfen Streiflichter herab über grüne Matten und dichte Waldung, und entfaltete ein wahres Gaukelspiel der Beleuchtung. Inzwischen schwebten oben um die zackigen Häupter blendend weiße Nebelwolken, denen sich immer neue hinzugesellten, aus den finstern Schluchten an's sonnig helle Tageslicht hervordrängend. Die mächtige Frohnalp bei Brunnen und die jenseits Brunnen auf demselben Ufer wie ein himmelhohes, steiles Dach aus dem See aufragende Hochfluh umgürteten lustige Wolkenbänder, und warfen doch tiefzunkle Schatten auf dieselben, während gegenüber dem mächtigen Ober-Bauen der Uri-Rothstock mit seinen weißen Zacken hervorlugte. Alles dies schien mir in nächster Nähe neben und hinter einander vor mir zu stehen. Die Klarheit der Luft täuscht gewaltig über die Entfernung und läßt die Alpenlandschaft wie ein frisches, fein ausgeführtes Bild erscheinen. Ja, ich möchte es fast überfättigend nennen, weil der Phantasie kaum etwas zu thun übrig bleibt. Als ich nachher am Ufer von Luzern bald links nach dem Rigi, bald rechts nach dem Pilatus emporblickte, die von hier aus nur in fünf und sechs Stunden zu ersteigen sind, so erschienen mir aus ihrer lustigen Höhe ihre Wände als ein scheinbar ganz nahes Mosaik feinster und doch erkennbarer Art, obgleich ich annehmen konnte, daß sich das feine Mosaik in der Nähe in mächtige Felsenstücke und Geröll aufgelöst haben würde. Der Weg des Dampfbootes bog bald rechts, bald links an das Ufer, um Reisende aufzunehmen oder zu entlassen. Die fast überall steil aus dem See aufsteigenden Felsenwände, zwischen denen eine Menge kleiner Einbuchtungen liegen, entfalten ohne Unterbrechung einen überraschenden Wechsel der immer neuen Landschaftsbilder, so daß man oft eine ganz andere Ansicht hat, als man fünf Minuten vorher hatte. Kurz vor Luzern entsendet der See links den Alpnacher und rechts den Küßnacher See, und bildet mit diesen seinen beiden Armen rechts und links je zwei Vorgebirge, auf deren einem rechten der Rigi und auf einem der gegenüberliegenden linken der zackige Pilatus thront. Wir landeten und möglichst schnell entschlüpfte ich meinem empfehlungswerthen „Rößli" wieder, um mich im Schatten des bezaubernd schönen Seebildes zu versenken. Die countägliche Lebendigkeit der Luzerner und das Gewühl der Reisenden umsummte mich, und als ich erst spät am Abend mich losreißen hatte, fühlte ich nur das eine Bedauern, diesem Briefe nicht ein in glühenden Farben gemaltes Bild beifügen zu können.

Aus einer der höchsten menschlichen Wohnungen Europa's.

Faulhornhaus, den 27. August.

Aus dem ländlichen Meiringen geleitete mich und drei bald befreundet gewordene Begleiter der Reichenbach mit seinen abgestuften Fällen beinahe unmerklich in die Höhe. Der mittlere und der obere Fall sind auf wahrhaft unwürdige Weise dadurch verunstaltet, daß man sie durch vorgebaute Bretterhäuschen gewissermaßen eingesperrt hat, und man an die unnatürlichen Vormünder der Natur eine Steuer, ein Schaugeld zahlen muß. Ist es nicht eine Schande für die Schweizer, mit ihren Naturschätzen solch' kleinlichen Wucher zu treiben? Nach fast zweistündigem Steigen gelangten wir an das Rosenlauibad, während zur Rechten, bald zwischen Blöcken, bald in unsichtbar tief ausgehöhltem Bett der Reichenbach schäumend und tosend brauste. Dem Rosenlauibad ist es noch eine Viertelstunde bis zum Rosenlauigletscher, dem schönsten von allen und dem erklärten Liebling aller Reisenden. Rein von allem Meräneschutt liegt die im zarten Blau schimmernde ungeheure Eismasse, zwischen den Engelhörnern und dem Wetterhorn eingebettet, vor dem überraschten und entzückten Wanderer. Senkrechte, tief eindringende Spalten bilden Eiscoulissen, in denen man im reinsten Himmelblau steht und sich in ein Zauberwährchen versetzt glaubt. Tief unter dem Gletscherfuße (dem abschmelzenden Ende des Gletschers) gähnt, von einem dunkelblau durchsichtigen Eisdome überwölbt, ein tiefer Schlund, auf dessen unsichtbarer Sohle das Gletscherwasser abströmt, und nicht weit vom Rosenlauibade mit einem vom Schwarzwaldherne kommenden Bache sich vereinigend, die unerschöpfliche Quelle der Reichenbachfälle bildet.

Zum ersten Male befand ich mich hier an der Grenze des Knieholzes, und sah mich umringt von den noch zum Theil in Blüthe stehenden Alpenpflanzen. Letztere waren allerdings noch nicht jene niedlichen Gestalten, die ich erst später auf der Spitze des Faulhorns fand. — Weiter ging es nun der großen Scheideck zu; ein langer schmaler Kamm, verbindet sie das Wetterhorn, den Nachbar des Rosenlauigletschers, mit den dem Brienzer See entsteigenden Bergen. Auf der Zinne der Scheideck überblickten wir das herrliche Grindelwaldthal, und von Zeit zu Zeit donnerte es in den Eingeweiden des Wetterhornes und je nach unserem Standpunkte fieß bald darauf aus einer sichtbaren oder durch seitliche Stellung unserer kleinen Schaar aus einer verdeckten Bergschlucht eine Lawine herab; floß, sage ich, denn der jetzt auch in der Region des ewigen Schnees auf das geringste Maß verminderte Vorrath des sich nicht mehr ballenden Schnees bildet reizende Milchkaskaden, und diese streuen ihre sich nach allen Seiten hin leicht ausbreitende Spende als blendendweiße Schuttkegel an dem Aufsaltspunkt ihrer senkrechten Sturzlinie auf. Noch vor dem Uebergang über die Scheideck hing zu unserer Linken der kleine Schwarzwaldgletscher herab. Jenseit des Scheideckammes folgte ihm das ungeheure Eismeer des großen und das kaum geringere des kleinen Grindelwaldgletschers, deren Firnmulden mit den dahinterliegenden ungeheuern Schneefeldern die Kuppen des Wetterhornes, des Schreckhornes und des Eighers verbinden. Bald aber verhüllten uns aufsteigende Nebel die höheren Kuppen der genannten Horne, und von ihren Nachbarn, von dem Mönch bis zur Blümlisalp sahen wir keine Spur. Nach beinahe fünfstündigem Steigen gelangten wir endlich von der großen Scheideck, zuletzt von Kälte erstarrt, auf der Spitze des Faulhornes an. Etwa die letzten Tausend von den 8261 Fuß seiner Höhe befand ich mich in einem entzückenden botanischen Garten der Alpenpflanzenwelt. War auch die eigentliche Blüthenzeit vorüber, so fand ich doch noch viele Alpenpflanzen in Blüthe, namentlich aus den Gattungen Gentiana, Phyteuma, Saxifraga, Lepidium, Arenaria, Draba, Campanula, Gypsophila. Die Region der Alpenpflanzen machte jetzt auf den Unaufmerksamen den beinahe unerquicklichen Eindruck unserer mit ganz kurzem moosweichen Rasen bedeckten Viehtriften, und man muß den Teppich genau ansehen, namentlich jetzt, wo wenig Blumen zu sehen waren, um die einzelnen moosartigen kleinen Polster der kleinblättrigen Alpenpflanzenstöcke zu erkennen. Etwas weiter unten hatte mich der prächtige blaue Sturmhut (Aconitum napellus) erfreut, der meist in dichten Trupps in den kleinen Einsattelungen der Bergwände stand.

Um sieben Uhr kamen wir in dichten Nebel gehüllt auf der Spitze an, und mußten an manchen Stellen durch vor einigen Tagen

bereits frischgefallenen Schnee waten. In dem behaglich geheizten Zimmer des vor etwa zwanzig Jahren erbauten und höchstens vier Monate lang bewohnten Hauses fanden wir acht Reisegefährten, die seit Mittag vergeblich auf eine Aussicht gehofft hatten. Nach einem fast üppig zu nennenden Abendessen, was man in dieser enormen Höhe nicht erwartet, und dessen Bestandtheile nebst Holz und andern Lebensbedürfnissen täglich von zwölf bis fünfzehn Menschen tausende von Fuß hoch heraufgeschleppt werden müssen, legten wir uns im höchsten Grade ermüdet zur Ruhe. Wir waren zwölf Stunden lang beinahe ununterbrochen gestiegen und hatten dabei dann und wann die stärkende Wirkung eines kleinen Schlückchens Kirschwasser empfunden. Der freundliche Wirth machte uns auf den kommenden Morgen die zuversichtlichste Hoffnung.

Sie hat sich glänzend bewährt, und in diesem Augenblicke schweift mein Blick oft vom Papier durch das Fenster hinüber auf die in strahlender Morgensonne glänzende Kette der schneebedeckten Berner Alpen. Die Jungfrau und ihre Nachbarn, der Eigher, Mönch und die Silberhörner, schließen sich dicht an einander, während mehr links das finstere Schreckhorn und das alle überragende Finsteraarhorn sich mehr vereinzelt geltend machen. Und dabei tritt dies alles in seiner überwältigenden Majestät in der klaren Luft so nahe an uns heran, daß man mit einem Büchsenschuß eine Kugel in die glänzenden Falten des Gewandes der Jungfrau schicken zu können meint. Das Gefühl des Emporerückteins über das unruhige Treiben der Welt überkommt Einem hier oben mit unwiderstehlicher Gewalt. Das Auge sucht vergeblich nach dem unsichtbaren inneren Zusammenhange der es von allen Seiten umstarrenden Bergkolosse und dies vermehrt das Gefühl der eigenen Schwäche und zwingt zu Vertrauen in die kundige Führung, welche das Oben an das tiefe Unten verschlungene, oft kaum betretene Pfade zu knüpfen weiß. Ich überantworte mich mit meinen drei Reisegefährten dieser sicheren Führung, um mich nach Grindelwald führen zu lassen, wo ich in ebene in unerkennbarer Kleinheit ihres Detail tief unter mir liegt. Mein ferneres Ziel sind die Aar- und der Rhonegletscher, welche den Charakter dieses starren Wasserlebens besonders ausgeprägt an sich tragen.

Ich schließe meinen Brief, nachdem ich noch einen letzten Abschiedsbesuch auf der Höhe hinter dem gastlichen Hause gemacht habe. Schwerlich dürfte es in Europa ein zweites Faulhorn geben, und meine Erinnerung an den Monserrat Catalonien, wo im Faulhorn einen gefährlichen Nebenbuhler gefunden. Während ich Obiges schrieb, hat sich der Nebel aus den Thälern gehoben und schwebt nur noch an der Nordseite des herrlichen Panorama's als eine breite Zone lockerer blendend weißer Wolken hinter dem jenseitigen Berggelände des Brienzer und des Thuner See's, deren grüne Spiegel aus der Tiefe herausstauchten. Nach Süden das imposantseste Alpenbild, nach Norden das liebliche Durcheinander niedriger Berge und lachender Alpenseen — das ist der Zaubertheater des Faulhorns.

Besuch einer Großgeschäfts-Phalanstere zu London.

Jeder hat wohl seine Vorstellung von „London", dem größten Städteungeheuer ohne Grenzen, gehüllt in ewigen Rauch, aus welchem die Kuppel der Paulskirche wie der Riesenkönig aller Hunderttausende von Schornsteinen hervorragt, dem unentwirrbaren Labyrinthe von Buden und Geschäften, von Gassiammen, Bacsteinen und Fenstern, Wagen, Kutschen, Karren, Droschken, Omnibussen, Spitzbuben, Ausrufern, Leierkasten, zerrissensten Lumpen und seidensten Krösusreichthums. Diese und ähnliche Ingredienzien bilden stets die Haupttheilstandtheile in den verschiedenen Vorstellungen, die von London im Umlause sind.

Aber das ist noch lange nicht London. Man kann sich überhaupt von London eben so wenig eine Gesammtvorstellung machen, wie von Deutschland. Beide Größen, London und Deutschland, sind nichts im Allgemeinen, weil beide im Allgemeinen eben alles Mögliche sein können, sondern Alles im Besondern. Wer von London im Allgemeinen sprechen wollte, würde nicht aus der Verlegenheit herauskommen, eben so wie Jeder, der in Deutschland von einem großen, allgemeinen Deutschland spricht, nicht blos in Verlegenheit, sondern auch innerhalb neunundreißig verschiedener Grenzen in's Gefängniß kommen kann. In Deutschland schützt die Polizei den Unterthanenverstand vor solchen Verirrungen in die Labyrinthe des Allgemeinen hinein, in London muß man sich selbst schranken, Schloß und Riegel schaffen. Die Polizei fragt hier weder nach Stadt-, noch nach Vorstellungsmauern.

So irren und wirren sich die Straßen von London nach allen Seiten in's Grenzenlose und bereits in ganz ferne Städte hinein, und Niemand weiß mehr zu sagen, wo es anfängt und aufhört. Aus Mangel an polizeilichen Bezirken schuf sich das Volk längst selbst Grenzen. Wie es nur den, der innerhalb der Schallstrahlen der „Bow"-Kirchenglocke in Cheapside (mitten in der City, unweit der Paulskirche) geboren ward, als „Cockney" — oder echten Londoner anerkennt, schließt es auch, wenn es von „London" im Allgemeinen spricht, jede Allgemeinheit aus und versteht darunter nur die „City", den Mittelpunkt Londons, der sich mit einem Radius von etwa einer englischen Meile ziemlich kreisförmig um die Paulskirche herumlegt. Alle anderen Bestandtheile Londons haben zu ihrem allgemeinen Namen, der unter „London" verschwindet, noch ihren bestimmten alten Dorf- oder Stadttitel beibehalten.

So gibt es ein „London Westminster", ein „London Pimlico", ein „London Camden Town", ein „London Cenfington und Islington" und ein Schock andere Londons, jedes eine Stadt mit 100,000 bis 3—400,000 Einwohnern. London ohne Epitheti ist die City mit der großen, dicken, rauchverschleierten Paulskirchenkuppel in der Mitte, worin niemals Gottesdienst gehalten wird, da der Mammonsdienst in der benachbarten Bank und den umliegenden Großgeschäften auch alle weltlichen Bestandtheile der Seelen ausschließlich in Anspruch nimmt.

Die City ist nur Großgeschäft, Weltbörse, Weltmarkt, Handel und Spekulation mit Schiffsladungen, Ernten, Produkten, Waaren und Fabrikaten großer Völker und Erdtheile. Niemand wohnt in der City außer den Katzen und den Haushälterinnen, der ist blos jeden Tag von 10 bis 4—5 Uhr ein seelenloses herzloß getriebenes Rad (oder ein Zahn in demselben) seines Geschäfts und der Conjuncturen, in welche es durch das Eingreifen von tausend andrer Räderwerke, Kurbeln und Kolben gerissen wird. Um 5 Uhr gibt er erschöpft seinen Schlüssel an die Haushälterin und ihre Katze ab, wirft sich in einen Omnibus, auf eine Eisenbahn, ein Dampfschiff, die alle jederzeit abgehen und ankommen, läßt sich so in seine Villa außerhalb treiben und fällt dann über sein „Mittagbrot" her, daß er bis 10—11 Uhr ausgestreckt liegt, wie eine Boa-Constricter, die einen großen Ochsen verschlungen. Am folgenden Morgen hat er nicht mehr Gefühl als an sein Rasirmesser zu denken, sich zu schaben, in Saturnalien einzumauern und wieder in sein „Bureau" zu eilen, um wieder bis 5 Uhr von der großen Geschäfts- und Weltdampfmaschine getrieben wird, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Nur zuweilen fällt er rasend in eins der Frühstückslokale ein, um stehend mitten unter 2—300 andern stumm und stehend Essen und Trinken den ein fertiges, belegtes Butterbrot und Glas zu verschlingen, ein Glas Flüssigkeit hinterher zu stürzen und dann mit verdoppelter Wuth hinter dem versäumten Gelde herzugapfen.

Aber um 5 Uhr schlägt ihm doch jeden Tag eine Erlösung, d. h. eine Stunde, in welcher er sich noch zum Essen und Trinken setzen kann. Unterwegs und Sonntags bekommt er statt des Goldes und der Armeen von Zahlen zwischen Erdenraden Linien grüne Bäume und Blumen zu sehen und freier einzuathmen.

Dieser Kaufmann und Diener des Großgeschäfts ist ein Glücklicher zu nennen, gegen die, welche sich in der City mit Geschäft, Leib und Seele, Wohnung und Schlafstelle, zeitlicher Aufsicht und moralischer Controle mußten einschreiben lassen. Es ist eine verhältnißmäßig neue Erscheinung in der City, Großgeschäft und die Leute dazu mit Leib und Seele

allumfassende socialistische Phalansteren zusammenwachsen zu sehen, für viele mehr wohlmeinende, als wohlwissende Leute eine erfreuliche Erscheinung, für uns aber, die wir Menschen gern menschlich sehen möchten, ein furchtbares, entsetzliches Grab aller Individualität, alles Charakters und moralischer wie physischer Selbstständigkeit. Die Socialisten und Communisten mögen hier einen Triumph ihrer Lehren bewundern, müssen sich aber auch zugleich gefallen lassen, den Menschen dabei unterzugehen und dafür einen von außen getriebenen Automaten entstehen zu sehen.

Treten wir in ein solches Großgeschäfts-Phalansteren-Automatenwerk ein, in das berühmteste Muster derselben.

Ungefähr in der Mitte dieser steinernen Lager- und Geschäftspaläste, der City, an einer schneidenden Straßenecke, Woodstreet (Holzstraße), fällt ein besonders stattlicher und neuer Steinkoloß auf, das Großgeschäft von John und Richard Morley, Strumpfwaaren- und Handschuhgroßhändlern, wie man ihren Titel wörtlich übersetzen muß. Das Gebäude des Geschäfts, wie wir es von außen in der Abbildung sehen, und Packete verwandeln, die von Andern gezeichnet und adressirt, von Andern davon getragen, von Andern ausgerufen und von Andern gebucht werden, Alles wie von Theilen einer rastlos und seelenlos arbeitenden Maschine. Gerade vor uns dehnt sich das Muster- und Probendepartement auf endlos langen, polirten Tafeln und in eben so unabsehbaren Fachwerken und Gesimsen hin, Centnerlasten von Handschuhen, wollenen und baumwollenen Waaren aller Art, Reisetaschen, Regen- und Sonnenschirmen, Zwirnen und Schnuren und tausenderlei Kleinigkeiten, in denen unsere Frauen und Töchter so viel Geld „verpsamentiren“. Und diese Massen, mit denen man anscheinend die ganze schöne Welt von Europa verpsamentiren könnte, sind blos Proben und Muster der Waaren. Die eigentlichen Vorräthe derselben lagern unter uns in unabsehbaren Mauern von Ballen und Packeten. Große Kettenkrahne winden stets andere Ballen herunter, wie sie eben aus den Fabriken kamen, oder herauf zum Leben in den Kleinhandel aller Weltgegenden. Wir blicken auf, emporgelockt durch lange Reihen schlanker Eisensäulen, die durch alle Etagen

Die Phalansteren zu London.

nimmt auf dem Boden, der beinahe mit dichten Goldstücken belegt werden muß, Zoll für Zoll, wenn man ihn nur nackt als Baustelle kaufen will, 8250 Quadratfuß ein und wurde 1849 vollendet. Es ist seitdem nicht nur eins der größten Privatgebäude in der City geblieben, sondern auch das berühmteste und ausgedehnteste Geschäft seiner Art und ein social-ökonomisches Wunder geworden.

Wir treten durch große Flügelthüren ein. Ein ganzer Jahrmarkt, eine Messe rings um uns, über uns, unter uns, ein industrielles Labyrinth ohne Ariadnefaden auf den ersten Blick. Gott sei Dank, daß wir keinen Leitfaden brauchen, der uns hier wenig helfen würde, sondern uns ein graubaariger Herr mit wohlwollendem und nicht dem so häufigen kaufmännischen, englischen Geschäftsgaunerblick in Empfang nimmt, uns führt und so das räthselhafte Geschäftsgewimmel erklärt. Wir bemerken nur flüchtig auf beiden Seiten des Haupteinganges die Hauptbureaux zum Eintragen der aus- und eingehenden Güter, die Menge Träger und Packer, unter deren Händen die verschiedensten Waarenhaufen sich mit hexereiartiger Geschwindigkeit in die regelmäßigsten Ballen des Gebäudes die verschiedenen Galerien und Abtheilungen tragen, keine schwere dorische, keine leichte corinthische Säulenordnung, sondern eine moderne, praktische Architektur und Aesthetik in eigener Melodie. Ungeheure Flaschenzüge, Schafte und Krahne knattern und rasseln immerwährend Waarenballen auf und ab, die in verschiedene Etagen vertheilt und dort geordnet und aufgeschichtet werden. Diese ganze reinliche, elegante, wimmelnde Geschäftsverkettung rasselt und rädert sich fortwährend ab, als würden alle Menschen und Waaren zugleich von einem einzigen, ungeheuren Dampfmaschinenselben getrieben, so seelenlos und regelmäßig arbeiten die Krahne und die Arme und Beine und Federn. Es wurde mir manchmal ganz unheimlich zu Muthe, weil ich kaum unterscheiden konnte, was Mechanismus und Maschinerie und was Mensch war. Die Einzelntheiten dieser Menschen- und Sachen-Maschinerie lassen sich nicht schildern, ohne in's Technische zu gehen. Deshalb heben wir nur noch einiges Neue und Eigenthümliche hervor.

Was soll die große Bibliothek dort in der einen Ecke? Lesen die Herren in Musestunden Romane? Die Bibliothek besteht

bles aus Contobüchern. Sie sind das Geschäft schwarz auf weiß zwischen geraden Linien mit ungeheuren Summen und Transports unten und oben. Durch eine geheime Thür auf Steintreppen wurden wir in die „Festung" des Geschäfts geführt, einem feuer- und bombenfesten Raum, in welchem jede Nacht alle werthvollen Papiere und Bücher aufbewahrt werden, obgleich das ganze Gebäude schon „feuerfest" gebaut ist. Durch verschiedene Stockwerke hindurchgeführt, die alle wie besondere Straßen und Balkone nach der Mitte offen sind, und von dem ungeheuren Glasdache oben ihr hübsches, malerisches Licht erhalten, auf frei sich schlängelnden, geradlinig aufsteigenden und doch in besonnen Schraubenwindungen tausenden Treppen kamen wir endlich auf die oberste Galerie und sehen mit Staunen, wie ein Mann einen Wasserballen auf ein außerhalb schwebendes Bett wälzt, sich selbst darauf setzt, und geschwind und geschmeidig hinabsinkt. Unterwegs hält er einmal neben einer Etage an, ohne daß ich erfuhr, wie er's machte, sinkt dann weiter, übergibt seine Fracht an einen andern Mechanismus, und windet sich wieder hervor, ohne daß er das Geringste dabei thut. Wenn wir heut zu Tage nicht so aufgeklärte Leute wären, würde ich mir und dem Leser weiß zu machen suchen, das Geschäft habe sich dem Teufel verschrieben, der dafür Faust'sche Zaubermäntel liefern müsse, auf welchen Menschen und Waaren auf- und abfliegen. Wie die Sachen aber jetzt stehen, glaub' ich, daß Alles natürlich und mechanisch zuging. Ueberhaupt kann hier der Teufel schwerlich eine Seele fangen. Erstens gibt's gar keine unter den 150 Dienern, als die des Geschäfts, und wenn sie nach dem Schlusse desselben Dinge thun wollen, wofür man in die Hölle kommt, geht's gar nicht. Die Leute gehören dem Geschäft mit Leib und Seele und wohnen in demselben, wie die Herren Morley auch in ihrer Fabrik zu Nottingham ihre 3000 Arbeiter mit Weib und Kind in Schutz und Aufsicht nehmen.

Das ökonomische Departement des Geschäfts ist von diesem selbst nur durch eine Thür und Treppe geschieden. Es ist ein prächtiges Hotel, eine Phalanstere mit einem Speisesaal, durchweg mit einem brüsseler Teppich belegt, voller Mahagonitische und Mahagonistühle, worin die „Beamten" des Geschäfts vierzig auf einmal, frühstücken, diniren und soupiren, um hernach ihre Mußestunden in einer anstoßenden Bibliothek mit mehr als tausend Bänden und allen gangbaren Zeitungen und Zeitschriften zuzubringen. Wöchentlich zweimal finden Discussionen statt, oder werden Vorlesungen gehalten. Für die Träger und groben Arbeiter gibt's noch eine aparte Bibliothek. Speisen- und Getränke, Teller und Schüsseln kommen und gehen durch Maschinerie von Unten. Ueber Bibliothek und Speisesaal reihen sich die Schlafzellen, mit allen Bequemlichkeiten niedlich ausgestattet, für je zwei Mann, einer besondern Abtheilung für Kranke, denen die Firma einen Arzt hält, und Anstalten für kalte, warme, Shower- und Dampfbäder. Diener, d. h. Beamte des Geschäfts von besonderen Verdiensten haben Schlafräume für sich einzeln. Kurz es fehlt nichts, den Bewohnern ihr Hotel so comfortabel und so quem und wohlfeil zu machen, wie es es an einem selbstständigen Herde wohl kaum ermöglichen würden, nichts als dieser eigene Herd, das Gefühl und das Zeug der Selbstständigkeit, der Hausstand, die Familie, das freie Menschliche mit seinen Segen und Segnungen. Tausende fliegen jeden Tag aus der Höhe ihres Geschäfts bis zwanzig Meilen weit in lustige umgrünte Villen zu ihre blühenden Familien hinaus; diese wohlthätig und wohltuend Umnauerten aber gehen blos durch eine Thür aus der Maschinerie ihres Geschäfts in den eleganten, aber gemüthlosen Mechanismus ihrer controlirten Häuslichkeit ein. Das ist echt socialistisch, aber langweilig und geistlos, unmännlich und unmenschlich, wenn auch in der humansten Form.

Blätter und Blüthen.

Eine Scene in Afrika. Ein Beduine lehrte vor Kurzem von einer Reise nach einer fernen Gegend, wo er seinen Stamm besucht hatte, nach Algier zurück, sein Weib und zwei Kinder begleiteten ihn. Er selbst ritt auf einer prächtigen, theuern arabischen Stute, welche ihm ein englischer Reisender für mehrere ausgezeichnete Dienste auf einer gefährlichen Reise geschenkt hatte. Sein Weib ritt auf einem Kameel; ein Kind ruhte in ihrem Arm, das ältere ritt hinter ihr, sich an den ungeheuren Sattel haltend, an dessen Bügeln die großen Koch- und Trinkgefäße, die steten Begleiter solcher Wanderungen, hingen. Der Stolz des Beduinen befand in dem Feuer seines Pferdes, in der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn seines Kameels und der Schönheit seines Weibes, welches einem höheren Stamme als dem seinigen angehörte. Die kleine Familie verfolgte eine Zeit lang ihre Reise, ohne einer Gefahr zu begegnen. Sie waren so glücklich, Wasser zu finden, und ungleich dem größten Theil der Beduinen, die so zu sagen durch Erfahrungen nie klug werden, befriedigten sie sich nicht nur durch eine bloße Erquickung bei jeder Oase, sondern füllten ihre Schläuche und Gefäße bis zum Rande. Es war am Nachmittag des sechsten Tages ihrer Reise, als sie von einer großen, wüsten Sandebene in eine Bergkette gelangten, deren Abhänge und Höhen mit verschiedenen Gesträuchen und einigen Tamarisstenstäuchern hier und da bedeckt waren. Jetzt bemerkten sie einen Hügel, welcher ein einladendes Plätzchen und ein passender Zufluchtsort für ihre Abendmahlzeit zu sein schien. Die Kinder waren müde und man beschloß, dort eine Stunde zu verweilen, weshalb die Anhöhe erstiegen wurde. Aber plötzlich bäumte sich das edle Roß von reinem Godolphinblumm und wieherte dermaßen, daß die kleine Familie von Schrecken ergriffen wurde. Fast in demselben Augenblick stieß das Kameel jenerbare, traurige Angstlöne aus, und fiel in die Kniee. Die Mutter und die beiden Kinder wurden durch diese unerwartete Bewegung hinabgeworfen. Der Beduine griff nach seinem Gewehr, ebenfalls ein Geschenk des obenerwähnten englischen Reisenden, als plötzlich ein schrecklicher Gebrüll über die Wüste erscholl, dessen Echo von Berg zu Berg bis in die weite Ferne getragen wurde. Nur ein paar Schritte von ihnen in einer Höhle, deren Abhange sie gerade ihr Mahl hatten einnehmen wollen, hatte ein großer Löwe zum Sprunge auf seine Beute bereit. Ein schrecklicher Ausruf entrang sich den Lippen der erschrockenen Mutter, und die Kinder umarmten sich an sie an, in athemloser Angst. Der Beduine verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht. Er hatte kaum sein Gewehr losgefeuert, als der tödtliche Ungehener schon in der Luft schwebte und auf den Nacken des Kameels fiel. Im Augenblick, noch ehe der Knall der Büchse gehört wurde, wälzte sich der Sand mit Blut. Der Löwe hatte seine Zähne in das Fleisch des edlen Thieres eingegraben, und ein traurliges Wehklagen, beinah ähnlich dem eines Menschen, kam aus der Kehle des schwachen, geduldigen Geschöpfes. Jetzt tete ein Flammenblitz aus dem Gewehr und fast zu gleicher Zeit wurde das Echo der Wüste zum zweiten Mal gleich dem Donner. Der Löwe fiel von dem Nacken des Kameels und rollte in den Sand. Bevor er zu springen, war sür den Araber das Beil eines Augenblicks. Mit schnelles Auge hatte bemerkt, daß das Ungeheuer an einer lebergefährlichen Stelle verwundet war; seinen Dolch ziehend, stürzte er sich auf den wüthenden Löwen, und ehe dieser sich recht besann, hatte er ihm, wie es ihm schlecht ergangen, denn der Löwe besaß noch die Kraft, ihn zu zerfleischen. Er war gerade zwischen den Ohren, die eine ganz besondere, tief hineingegangen und das Ungeheuer fiel mit wüthendem Geheul zu Boden und starb. Der Leser kann sich die Freude der glücklich entgangenen Familie über ihre Befreiung vorstellen, doch wurde ihre Freude durch den Verlust des theueren Kameels getrübt, denn es musste, in aller Antwerksamkeit, die man auf dasselbe verwandte, sich verblutend und es langsam sterbend seinem Herrn die Hand lecken. Es ist nicht zu bemerken, daß der Beduine Frau und Kinder auf sein Pferd setzte und selbe während des übrigen Theils der Reise durch die Wüste führte, bis zu Ende sie sicher erreichten.

Bei Ernst Keil in Leipzig erschien:

Hauserziehung und Kindergarten.

Vorträge für Frauen und Jungfrauen,

welche für die Familie oder den Kindergarten sich für Erzieherinnen bilden wollen. Von Auguste Herz.

Zweite wohlfeilere Ausgabe. — 24 Bogen 8. Preis 25 Ngr.

Dem weiblichen Geschlecht, welches bisher für die Hauserziehung gar keine oder doch nur eine sehr mangelhafte Vorbildung erhielt, wird in diesen Bnde eine nach rationellen Grundsätzen fest geordnete praktische Anleitung zur Pflege und Erziehung der Kinder bis zum sechsten Jahre, geboten. Die zweite Abtheilung des Buches beschäftigt sich ausschließlich mit der innern Einrichtung, der Leitung und Verwaltung der Kindergärten, gibt Anweisungen bei Ertheilung des Unterrichts, den Spielen, dem Turnen ꝛc. ꝛc.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Weihnachts-Heiligerabend.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Schluß.)

Maria Gamkow war gleichfalls keinen Augenblick ungewiß darüber, daß es sich um ein großes Unglück für ihre Freundin handle. Sie vergaß ihren eignen Schmerz.

„Wie helfen wir? Auch ich bin ohne Geld; mein Vater kann über die erforderliche Summe nicht verfügen."

„Sie sprachen von einer Erbschaft Theresens, die sie täglich erwarte?"

„Einen Theil derselben."

„In baarem Gelde?"

„In Banknoten."

„Sie sind wie baares Geld. In welcher Weise erwartet sie die Zusendung?"

„Mit der Post. Es wäre möglich, daß sie schon angekommen ist."

„Wie weit ist Bornholz von hier?"

„Drei Meilen."

„Fräulein, schreiben Sie ein paar Zeilen an Therese — oder nicht an sie; sie würde sich zu viel ängstigen und vielleicht ohne Noth. Schreiben Sie an Grauburg zwei Zeilen, daß er noch heute einen amtlichen Besuch zu erwarten habe, er möge sich darauf vorbereiten. Das wird genügen. Senden Sie ihm den Zettel durch einen reitenden Boten; ich werde Reise und Geschäft so viel als möglich aufhalten; unterdeß kann er zur Post und wenn er dort nichts findet, zu einem Banquier eilen."

Sie schickte sofort nach einem Boten, und schrieb das Billet.

Ich verließ langsam ihre Wohnung. Beim Abschiede hatte sie mir noch gesagt, daß der Vicepräsident der Regierung, der Chef der Commission, zu den erbittertsten Feinden des Herrn von Grauburg gehöre, die dieser sich früher durch seinen Uebermuth zugezogen.

Ich fand bei dem Präsidenten den Kassenrath der Regierung und den Doktor Feder. Der Präsident hatte das Aussehen eines vornehmen Ladestocks; der Kassenrath sah aus, wie ein alter zu einem Menschen gewordener Silbergroschen, klein, dünn, abgeschabt, das Gesicht von schmutzigem Kupfer und grauer Silberplattirung; der Doktor Feder glich vollständig einer tückischen Katze. Hätte ich noch einen Zweifel über das Geschäft der Commission haben können, durch den Anblick dieser drei Personen wäre er mir gelöst worden.

„Sie kommen sehr spät, Herr Rath," empfing mich ziemlich vornehm der Präsident.

Die Impertinenz ärgerte mich.

„Ich stehe erst von diesem Augenblicke an unter Ihrem Befehle, Herr Präsident."

Er erwiederte nichts, sondern forderte uns nur auf, ihm zu folgen; zu welchem Geschäfte, sagte er nicht, ich hatte auch keine Lust, ihn danach zu fragen. Vor der Thür standen zwei angespannte Reisewagen und neben jedem ein Regierungsexecutor. Der Präsident stieg in den einen Wagen, zu ihm setzte sich der Kassenrath. Zu mir sagte er:

„Ich bitte in dem zweiten Wagen Platz zu nehmen, mit dem Herrn Doktor Feder."

Ich wurde ärgerlicher.

„Herr Präsident, gehört der Herr Doktor Feder zu der Commission?"

„Ja."

„In welcher Eigenschaft?"

„Wozu die Frage?"

„Darf ich um Antwort bitten?"

Er besann sich.

„Er begleitet die Commission als Secretair."

„Herr Präsident, ich vertrete bei der Commission die Justiz, und bin außerdem, was meine Person anbetrifft, nicht gewohnt, mich mit Subalternbeamten zusammenwerfen zu lassen."

Der Kassenrath entsetzte sich, der Demagogenfänger wurde leichenblaß, der Präsident feuerroth.

„Sie wollen nicht mit dem Herrn Doktor fahren?"

„Nein."

„In meinem Wagen ist kein Platz mehr."

„Herr Präsident, ich muß Ihren Anordnungen Folge leisten, aber nur so weit Gesetz und Anstand es mir gestatten. Es ist mir nicht anständig, von Ihnen auf gleiche Linie mit einem Ihrer Subalternbeamten gestellt zu werden."

„Der Herr Doktor Feder ist kein Subalternbeamter."

„Er versieht heute bei der Commission einen Subalterndienst."

Der Präsident wurde verlegen. Keiner der beiden Wagen hatte einen Rücksitz; es konnten jedesmal nur zwei Personen darin sitzen. In seinem Wagen konnte er nach dem Vorgefallenen mich nicht aufnehmen; mit dem Doktor schien er gleichfalls nicht fahren zu wollen; andererseits drängte ihn Eile.

„Ich werde mich über Sie beschweren, Herr Rath."

„Zu einer Beschwerde haben Sie immer das Recht, Herr Präsident."

„Sie sind unter meine Befehle gestellt; Sie verfahren subordinationswidrig."

„Ich werde mein Verfahren verantworten."

Wie ich nicht nachgab, so gab auch er nicht nach; doch stieg er wieder aus.

„Auerbach," befahl er einem der Executoren, „bestellen Sie Extrapost für den Herrn Obeslandesgerichtsrath. Eilen Sie!"

Wir begaben uns in seine Wohnung zurück, stumm, mit feindlichen Blicken einander messend. Es ist ein eigenes Leben, das Beamtenleben. Der Mensch muß ganz in dem Beamten zurücktreten, hatte mir einmal der Vater Theresens gesagt.

Ich war damals eben Auscultator geworden, und noch voll von Studentenanschichten und Jugendextravaganzen. Es wurde davon gesprochen, daß ein junger Mann, der sich als Student feig benommen und den wir deshalb in Verruf erklärt hatten, bei demselben Gerichte als Auscultator eintreten werde. Ich erklärte in einer Gesellschaft laut, daß man solch einen Menschen nicht an dem Tische der Auscultatoren und Referendarien dulden dürfe. Der junge Mann kam zwar nicht, aber der Präsident ließ mich rufen und sagte mir: „wenn er kommt, und Sie verziehen nur eine Miene gegen ihn, so werde ich Sie aus dem Dienste entlassen. In dem Beamten muß der Mensch ganz aufgehen."

Es dauerte eine halbe Stunde, bis der Postwagen kam. Ich hatte durch mein Benehmen den Aufenthalt nicht beabsichtigt, aber meine Freude über ihn war kein Amtsverbrechen. Wir stiegen wieder ein; der Präsident mit dem Kassenrath, ich allein, der Doktor Feder allein. Die beiden Executoren setzten sich auf den Bock des Präsidentenwagens.

„Schwager," sagte ich beim Abfahren laut zu dem Postillon, „Sie fahren unmittelbar hinter dem Wagen des Herrn Präsidenten."

Er fuhr so. Auch dieser Uebermuth meiner feindlichen Stimmung sollte zu einem Aufenthalte beitragen.

Es war ein klarer Wintertag mit einem gelinden Froste. Es hatte nicht allein den Tag zuvor stark geschneit, sondern früher schon war viel Schnee gefallen. Wir fuhren auf einer Chaussee, die wenig befahren war; der Schnee lag unregelmäßig, aber doch überall hoch, der Frost hatte ihn mit einer Kruste bedeckt. Die Pferde mußten diese bei jedem Tritte durchschneiden, wobei sie sich die Füße verletzten. Wir hatten kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt, als eins der Postpferde vor meinem Wagen hinkte. Der Postillon fluchte, aber er konnte nur im Schritt fahren; der Kutscher des hinter mir fahrenden Doktor Feder fluchte noch mehr, aber er wagte nicht, an mir vorbeizufahren, denn er war Zeuge meiner Unterredung mit dem Präsidenten gewesen. Der Doktor hatte vollends nicht den Muth, ein Wort zu sagen, und so mußte er langsam hinter mir herfahren. Nach einer Weile fuhr auch der Wagen des Präsidenten langsam, so daß wir ihn einholten. Man hatte darin den Aufenthalt bemerkt, der mein Fuhrwerk traf. Die einträchtige Commission durfte sich nicht trennen. Die drei Wagen fuhren wie in einem Leichenzuge. Der Weg ging durch unbewohnte Haide, und es war daher an Relais nicht zu denken. Auf der Hälfte des Weges begegnete uns ein Schlitten; er flog mit rasender Eile an uns vorüber, und darin saß ein einzelner, in einen Pelz gehüllter Herr; ich erkannte in ihm trotz der Eile und trotz der Umhüllung den Herrn von Grauburg.

Es wurde mir schwer und doch auch wieder leicht um das Herz. Schwer, da ein Defect seiner Kasse jetzt völlig gewiß war; leicht, denn er mußte Hoffnung und Mittel zur Rettung haben. Unsere langsame Leichenfahrt kam ihm dabei zu Hülfe. Möchte sie zu einer Leichenfahrt für die Hoffnungen des nichtswürdigen Menschen hinter mir werden, wünschte ich in meinem Innern.

Es war schon völlig dunkel geworden, als die Wagen hielten. Einer der Executoren öffnete den Schlag meines Wagens.

„Wo sind wir?" fragte ich ihn.

„Auf der Domaine Bornholz."

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel mehr gehabt, daß wir dort seien. Der Name gab mir dennoch einen Stich in das Herz, und trüb gestimmt verließ ich den Wagen.

Wir befanden uns auf einem weitläufigen, länglich viereckigen Hofe, der rund umher mit Gebäuden umgeben war; an dem obern Ende desselben, unmittelbar vor einem breiten und hohen schloßähnlichen, mit Thürmen versehenen Hause. Deutlich konnte ich die Umrisse an dem hellen Sternenhimmel sehen. Das Haus lag still und dunkel da, nur zwei Fenster in einem hohen Parterre, wahrscheinlich zu einem und demselben Zimmer gehörig, waren erleuchtet. Zu diesem Hause führte eine Freitreppe, vor deren Stufen die Wagen angehalten hatten.

Es regte sich nichts bei unserer Ankunft, weder in dem Hofe oder Schlosse, noch in den andern Gebäuden, selbst nicht auf den wir waren also von den auf der Domaine anwesenden Personen nicht erwartet; auch nicht von der unglücklichen Frau, der so schreckliche Stunde, vielleicht wie sehr leicht die völlige Vernichtung ihres ganzen, ohnehin bisher so spärlichen Lebensglückes harrte. Sie ahnete nichts davon; sie träumte vielleicht gerade von endlichen bessern Tagen, umgeben von ihren Kindern, oder beschäftigt mit der Ausschmückung des Weihnachtsbaumes für ihre lieben Ihrigen.

Es war Weihnachts-Heiligenabend. Das heimliche, bei Dunkel war da, in dem tausend und aber tausend glücklichen Hause herangen lachten und leuchteten.

Wir stiegen die Freitreppe hinauf. Einer der Executoren zog an einer großen Glocke neben der Thüre. Sie läutete hell im Innern des Schlosses. Mehrere Hunde schlugen laut an. Es darauf erhellten sich zwei Fenster zu beiden Seiten der Thür und diese wurde geöffnet. Wir traten in die geräumige Halle. Der Diener, der uns geöffnet hatte, ein dem Anscheine nach wandter Mensch, sah uns verwundert an. Wir kamen also ihm unerwartet.

„Ist der Herr Domainendirektor zu Hause?" fragte der Präsident den Bedienten.

Meine Reisegefährten hatten also wahrscheinlich den Herrn von Grauburg auf der Chaussee nicht erkannt.

„Der gnädige Herr sind verreiset," antwortete der Bediente.

„Bis wann?"

„Ich kann nicht dienen. Die gnädige Frau sind zu Hause."

Der Präsident wechselte ein paar Blicke mit dem Kassenrath.

„Führe Er uns zu der Kasse."

„Ich bedaure, die Kasse ist verschlossen."

„Verschlossen? Und die Beamten?"

„Es ist Weihnachts-Heiligenabend."

„Aber es ist noch nicht sechs, also noch Bureaustunde."

„Als der gnädige Herr verreiseten, gaben sie den Bureaus für heute Urlaub."

Der Herr von Grauburg hatte uns also doch wohl erkannt.

„Schließe Er das Kassenzimmer auf," befahl der Präsident dem Bedienten.

„Ich bedaure, der gnädige Herr haben den Kassenschlüssel mitgenommen."

Der Präsident und der Kassenrath wechselten verlegene Blicke.

„Nach meiner unmaßgeblichen Meinung," nahm der Doktor Feder das Wort, „dürfte ein Schlosser herbeizuholen sein."

„In der That," sagte der Kassenrath zustimmend.

Der Präsident schien wohl vornehm, aber auch eben so berathlos zu sein, und dann nur Andern folgen zu können.

„Ist ein Schlosser in der Nähe?" fragte er den Bedienten.

Ich glaubte, lange genug geschwiegen zu haben.

„Herr Präsident," fragte ich, „gehört die Gewaltmaßregel, die Sie scheinen ausführen lassen zu wollen, zu den amtlichen Geschäften der Commission, der ich zugeordnet bin?"

„Gewissermaßen," antwortete er nicht vernehm.

„So muß ich für den Augenblick gegen sie protestiren. Ich habe noch nicht die Güte gehabt, auch nur mit einem einzigen Worte mich von dem Geschäfte der Commission in Kenntniß zu setzen. Bevor ich es nicht kenne, kann ich an keinem einzigen Theil nehmen, viel weniger an einem Gewaltakt."

„Sie haben Recht, Herr Rath. Bedienter, führe Er uns in ein Zimmer."

Der Bediente öffnete ein Zimmer seitwärts in der Halle.

„Haben Sie die Güte, einstweilen in das Zimmer der gnädigen Herrn einzutreten. Ich werde weitere Befehle der gnädigen Frau einholen." Er verließ uns.

Wir befanden uns in einem comfortabeln, fast elegant eingerichteten Arbeitszimmer. Der Herr von Grauburg war also Lebemann. Es herrschte große Ordnung in dem Zimmer. Die einzelne ältere Akten lagen offen. Alle andern Geschäftsbücher schienen in den zahlreichen Schränken eingeschlossen zu sein. Die Schlüssel waren nicht da.

Der Bediente kam nach wenigen Augenblicken zurück.

„Die gnädige Frau läßt um die Namen der Herren bitten."

„Wir haben mit dem Herrn Domainendirekter Grauburg die Frage Er die gnädige Frau, wenn der Herr zurückkommt."

Der Bediente ging wieder; schnell kehrte er zurück.

„Die gnädige Frau erwartet den gnädigen Herrn in spätestens einer Stunde. Sie bedauert zugleich, den Herren nur dieses Zimmer anweisen zu können; außer den Familienstuben ist im Schlosse kein Zimmer geheizt."

„Ich bin der gnädigen Frau verbunden."

Der Bediente entfernte sich. Der Präsident wandte sich an mich.

„Ich erlaube mir jetzt, Sie von dem Gegenstande unseres Geschäfts in Kenntniß zu setzen. Der Domainendirektor von Grauburg verwaltet eine bedeutende Kasse, in der die Einnahmen der Domainenrentmeister des Bezirks zusammenfließen. Es sind schon seit einiger Zeit Anzeigen einer unordentlichen Verwaltung geeigneten Orts angebracht. Gestern hatte der Herr von Grauburg in der Stadt eine erhebliche amtliche Einnahme. Unmittelbar darauf hat er im Spiele eine große Summe Geldes verloren. Das Regierungspräsidium, dem hiervon die Anzeige wurde, mußte daraus Veranlassung zu einer außerordentlichen Kassenrevision nehmen. Bei der Wichtigkeit der Sache, bei dem dringenden Verdachte einer Veruntreuung, mindestens einer großen Unordnung, die eine gerichtliche Untersuchung hervorrufen könnte, erscheint es zugleich erforderlich, den Thatbestand sofort unter gerichtlicher Mitwirkung zu erheben. Daher Ihre Zuziehung, Herr Rath, zu den Verhandlungen, die wir nunmehr beginnen werden."

Wort für Wort, was ich geahnt, was ich gewußt hatte.

„Darf ich mir vorher eine Frage erlauben, Herr Präsident?"

„Was wünschen Sie?"

„Von wem ist Ihnen die Anzeige des Spielverlustes des Herrn von Grauburg geworden?"

Ich warf einen durchdringenden Blick auf den Doktor Feder. Der Mensch erblaßte, und unterbrach den Präsidenten, der mir antworten wollte.

„Gehört das zur Sache?" fragte er.

Ich antwortete nicht, und hielt mich nur an den Präsidenten.

„Ich weiß nicht, Herr Präsident, wie weit Sie Ihrem Secretair das Recht eingeräumt haben, statt Ihrer zu antworten. Jedenfalls kann dadurch mein Recht nicht beeinträchtigt werden, meine Instruktion wie meine Information nur von Ihnen zu erhalten."

Der Präsident zeigte sich mehr und mehr als ein eben so schwacher und unwissender, wie vornehmer Mann. Es gibt sehr viele solche Präsidenten. Der anmaßende Polizeiagent durfte gegen ihn doppelt anmaßend sein. Der Präsident wurde doppelt verlegen.

„Was bedürfen Sie noch zu Ihrer Information?"

„Den Namen des Denuncianten gegen den Herrn von Grauburg."

„Aber wozu das, mein Herr?"

„Herr Präsident, räumen Sie mir das Recht ein für ein Verfahren, dem ich durch mein Mitwirken gerichtlichen Glauben verschaffen soll, vollständige Aktenkenntniß zu verlangen?"

„Ich kann Ihnen das nicht bestreiten."

„So bitte ich um Antwort, oder um Mittheilung der schriftlichen Denunciation."

Der Präsident konnte mir nicht mehr ausweichen. Er zögerte noch. Der Doktor Feder nahm die volle Frechheit des geheimen Polizeiagenten zusammen.

„Ich war es, der sich zu der Anzeige verpflichtet hielt."

„Ist der Doktor wirklich der Denunciant, Herr Präsident?"

„Von ihm rührt die Anzeige her."

„Ein Denunciant ist Ankläger, gar geheimer Ankläger; er kann nicht zugleich amtlich in der Sache verhandeln."

Der Präsident wurde wieder blos vornehm.

„Das habe ich zu verantworten, Herr Rath."

„Bitte um Verzeihung; ich habe hier darüber zu wachen, daß keine Ungesetzlichkeit des Verfahrens vorgenommen wird. Ich werde auf keinen Fall hier amtlich mit dem Herr Doktor Feder wirken."

Ich war unbestreitbar in des Gesetzes und in meinem vollen Rechte. Auch der Doktor Feder sah das ein.

„Gut," sagte er. „Herr Präsident, ich werde Ihnen keine Verlegenheiten bereiten, und verzichte auf das Führen des Protokolls; dieser Herr wird dadurch seinen Zweck nicht erreichen, wenn er, wer weiß, aus welchen Gründen, das Geschäft der hohen Commission vereiteln will. Der Herr Regierungskassenrath kann das Protokoll führen."

„So ist es," bestätigte der Kassenrath.

Ich war indessen noch nicht zufrieden mit der Demüthigung, die ich dem Menschen bereitet hatte. Ich leugne es nicht, meine Seele war erfüllt von Haß gegen den Bösewicht, der das Glück einer Familie vernichten wollte.

„Herr Präsident, ich muß Sie auch noch um die Entfernung des Herrn Doktor Feder bitten."

„Herr Rath, Sie werden anmaßend."

„Wenn ich es bin, so bin ich es für das Gesetz. Das Gesetz kennt und duldet keine amtlichen Verhandlungen in Gegenwart Dritter; über die Zuziehung und Zulassung von Zeugen und Denuncianten existiren fegar specielle Vorschriften."

Es war mir wieder nichts einzuwenden. Der Präsident konnte nur etwas kleinlaut sagen:

„Aber, mein Herr, Sie haben gehört, daß kein anderes Zimmer im Schlesie geheizt ist. Wohin soll er?"

„Ein Bedientenzimmer wird geheizt sein."

Der Polizeispion zitterte vor Wuth.

„Noch hat hier die amtliche Verhandlung nicht begonnen," sagte er.

„Ist das auch Ihre Meinung, Herr Präsident?" fragte ich rasch, indem mir plötzlich ein Gedanke einkam.

„Gewiß."

„So darf ich mich beurlauben, bis die amtliche Verhandlung beginnt. Ich bitte, mich, wenn Sie anzuordnen befehlen, aus dem Zimmer der gnädigen Frau rufen zu lassen; ich habe mit ihr zu sprechen."

Die Wuth des Doktor Feder verwandelte sich in Hohn.

„Ah, das war es! Durchschauen Sie den Plan, Herr Präsident?"

„Herr Rath," rief der Präsident, „Sie werden Ihres Amtseides eingedenk sein."

„Ich bin kein Verräther."

Ich verließ das Zimmer, und die drei Herren blieben allein. Mochten sie unter der Glut ihres Zornes ausschwitzen, was sie wollten. Eine ungesetzliche Maßregel, die sie beschlossen oder ausführten, brauchte ich ohnehin nicht anzuordnen, einer gesetzlichen konnte ich nicht entgegentreten; auch nicht, wenn eine gewaltsame Erbrechung der Kassenstube und der Kasse vorgenommen wurde. Sie waren in ihrem vollen Rechte, da der Domainendirektor sich entfernt und die Schlüssel nicht zurückgelassen hatte. Es drängte mich zu etwas Anderem. Ich mußte die unglückliche Frau sehen und zugleich versuchen, ob ich in irgend einer Weise retten könne, ohne den Pflichten meines Amtes untreu zu werden. Wie? darüber war ich allerdings selbst noch im Unklaren.

Ich trat in die Halle, an der das Zimmer lag; sie war schwach durch eine Flurlampe erleuchtet. Ich suchte einen Bedienten, um mich bei der Frau des Hauses anmelden zu lassen, fand aber Niemanden, und öffnete daher auf gut Glück eine Thür, welche in eine erleuchtete Stube führte. Eine Dame trat mir entgegen.

„Sie sind es?" rief sie mir entgegen.

Die Frau von Grauburg stand vor mir, aber nicht mehr die schöne Therese und stolze Präsidententochter; sie war alt geworden und konnte wohl kaum dreißig Jahre zählen; ihre Gestalt war zusammengefallen und erschien mir wie eine Frau tief in den Vierzigen, die dieses Alter unter Gram und Sorgen erreicht hat. Ihr bleiches Gesicht hatte sich belebt, als sie mich erkannte. Meine Anwesenheit, die sie nicht geahnt hatte, schien sie mit einer plötzlichen Hoffnung zu erfüllen.

„Sie hier? Mir fällt ein schwerer Stein vom Herzen."

Ich konnte, ich durfte ihr keine Hoffnung machen.

„Leider bin ich hier."

Ihr Gesicht wurde bleicher, als es vorher gewesen war.

„O Gott! Sie sind Criminalbeamter!"

„Ich bin es. Aber lassen Sie Muth, Therese; lassen Sie uns überlegen; ich werde Alles thun, was ich, ohne meine amtliche Pflicht zu verletzen, verantworten kann; davon seien Sie überzeugt."

„Das bin ich. Aber wer sind die Herren, die mit Ihnen hier sind?"

„Die Kassenbeamten der Regierung."

„Ich ahnete diese Kassenvisitation! Mein Mann ist nicht hier; er hatte einen reitenden Boten erhalten und fuhr eilig zur Stadt, nur von wichtigen Geschäften sprechend, die ihn riefen; anscheinend gleichgültig, aber jetzt erst sehe ich die Unruhe, die er zu verbergen suchte."

„Hat er Ihnen gar nichts anvertraut?"

„Nichts! Er that es nie. Glauben Sie an Defecte in der Kasse?"

„Ich fürchte sie. Wie steht es mit Ihrer Erbschaft? Wenn erwarten sie den Eingang derselben?"

„Schon gestern; heute oder morgen müssen die Gelder bestimmt eintreffen."

„Morgen wäre es zu spät. Sind Sie nicht im Besitze anderer Geldsummen?"

Sie erröthete.

„Ich habe weiter nichts, als das Wirthschaftsgeld, und dies ist beinahe verausgabt; ich habe davon für die Weihnachtsfreude der Kinder angeschafft."

„Bis wann kann Ihr Mann aus der Stadt zurück sein?"

„Er fuhr um ein Uhr fort, und jetzt haben wir halb sechs; wenn seine Geschäfte ihn nicht so lange aufhalten, so kann er um sieben Uhr zurück sein, also in anderthalb Stunden."

Ich sann über ein Mittel nach, Aufenthalt zu gewinnen; denn es kam Alles darauf an.

„Lassen Sie die Herren hierher zu einer Tasse Thee bitten."

Sie eilte zu der Klingel.

„Die Herren sind der Regierungspräsident, der Kassenrath und der Doktor Feder."

„Der?"

Sie zog, wie mit Absicht, die Hand von der Klingel zurück.

„Wir gewinnen Aufenthalt," sagte ich.

Die Arme zog an der Klingel, als wenn diese ihr Rettungsanker wäre, und als der Bediente erschien, trug sie ihm die Einladung der Herren auf.

Die Glocke hatte aber gleichzeitig noch etwas Anderes in das Zimmer gerufen.

Durch eine Seitenthür stürzten drei Kinder mit fröhlichen, lachenden Augen herein. Das Christkindchen, das Christkindchen! riefen sie; aber enttäuscht, still und verlegen blieben sie an der Thüre stehen.

Ich sah mich jetzt erst näher in dem Zimmer um. Die Mutter war mit dem Aufputzen des Weihnachtsbaumes für die Kinder beschäftigt gewesen, als ich eintrat. Der frische Tannenbaum stand schon in der Mitte der Stube und war mit Schmelzketten, seidenen Bändern, silbernen Aepfeln und goldenen Nüssen behangen. So weit war die Mutter mit ihrer Vorbereitung gekommen, während schon die fremden Leute in ihrem Hause waren, und sie schon ahnete, was deren plötzliches Erscheinen bringen werde.

Wie mochte das Mutterherz gebangt und gezagt, wie mochten die Hände gezittert haben, als sie den Baum schmückte. Die blühenden, fröhlichen Kindesgesichter hatten gewiß noch nicht vor ihrem feuchten Auge gestanden. Die Geschenke für die Kinder standen und lagen noch ungeordnet auf den Stühlen umher, und wenn auch sie geordnet waren, sollten die Kleinen hereinkommen. Der Ton der Glocke sollte sie rufen; er hatte sie zu früh gerufen; verlegen standen sie nun vor dem Baume, in dessen Zweigen die Lichter noch nicht brannten, und vor dem bekümmerten, ängstlichen Gesichte der Mutter. Das war keine Weihnachtsfreude.

Aber herrliche Kinder waren es. Marie Gankow hatte Recht gehabt. Zwei Knaben von ungefähr acht und drei, und ein Mädchen von sechs Jahren; Alle gesund, frisch und blühend.

„Es ist noch zu früh, Kinder," sagte die Mutter.

„Ja, ja," bemerkte verständig der ältere Knabe, „es ist ja auch noch nicht sechs Uhr, und der Vater ist noch nicht zurück."

Klug setzte das Mädchen hinzu: „Und vor sechs Uhr hat das Christkindchen auch keine Zeit."

Der Bediente kehrte zurück.

„Die Herren ließen danken, sie seien beschäftigt."

Die Frau vom Hause wies ihn an, den Herren den Thee in das Zimmer zu bringen, in dem sie sich befanden. Sie entfernte sich mit ihm, um draußen etwas zu besorgen. Die Kinder ließ sie bei mir.

„Erzählt dem Onkel; er ist ein Freund Eurer Mutter."

Das Mädchen kam segleich zutraulich zu mir.

„Wir schenken den Eltern auch etwas zu Weihnachten," sagte sie geheimnißvoll.

„Therese, Du sollst nicht plaudern," drohete keck der Knabe von drei Jahren.

„Mir könnt Ihr es schon sagen, Kinderchen, ich verrathe nichts. Was schenkt Ihr denn den Eltern? Zuerst Du, kleine Therese!"

„Ich habe ein Gedicht auswendig gelernt."

„Und Du, mein kleiner Bursch? Wie heißt Du?"

„Gustav heißt er," rief das Mädchen; „er kann nichts lernen, er ist noch zu klein."

„Aber," fiel trotzig der Kleine ein, „ich bringe das Versprechen, daß ich artig nun sein und Dich nicht mehr schlagen will. Das ist mein Geschenk. Die Mutter sagt, es sei ihr das Liebste."

Ich wollte mich an den ältern Knaben wenden; das Geschwätz mit den Kindern sollte die große Unruhe zerstreuen, die mich immer mehr und mehr ergriff; aber da kehrte Frau von Grauburg heftig zitternd zurück.

„Man hat einen Schlosser kommen lassen," sagte sie; „er ist so eben eingetroffen."

Sie war so erschöpft, daß sie sich nicht mehr halten konnte und auf das Sopha setzen mußte; eine furchtbare Blässe bedeckte ihr. Gesicht; die Kinder flogen erschrocken zu ihr.

„Was fehlt Dir, Mutter? Bist Du krank? Du zitterst."

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen. „Es ist nichts," sagte sie; „es war kalt draußen; kehrt jetzt in Eure Stube zurück, denn um sechs kommt das Christkindchen, und das bescheert nur, wenn die Kinder nicht dabei sind."

Die Thür des Zimmers öffnete sich, und der Bediente trat mit einem der beiden Executeren ein.

„Der Herr Präsident lassen den Herrn Rath bitten; das Geschäft soll sofort beginnen."

„Ich komme."

Der Bediente und Executor entfernten sich wieder.

„Es ist zu spät," jammerte die unglückliche Frau. „Er ist so leichtsinnig, und hat gewiß Defecte. Die Gesetze sind streng, ich kenne sie. Es ist vorbei, vorbei in dem letzten Momente! Ich hatte so viel, so lange Jahre gelitten, heute sollte das Ende der Leiden und der Angst kommen. Ich hatte mich so gefreut, denn heute sollte die Erbschaft eintreffen; sie sollte ein Weihnachtsgeschenk für ihn, für uns Alle sein; sie sollte allen unsern Sorgen ein Ende machen. O, noch eine, eine Stunde! Zu spät! Es ist vorbei!"

Der Dienst rief mich, der unerbittliche Dienst.

„Vertrauen Sie auf Gott, Therese!"

Ich mußte fort. Sie lag einer Ohnmacht nahe im Sopha. Die Kinder standen mit ihren bleichen Gesichtern um sie, die vor wenigen Augenblicken noch so fröhlichen, lachenden Gestalten. Hinter ihnen stand der Weihnachtsbaum mit den glitzernden Schmelzketten, den flatternden Seidenbändern, den blanken Aepfeln, den goldenen Nüssen und den bunten Wachskerzen; aber die bunten Kerzen brannten noch nicht; die Zweige des Baumes hingen finster und traurig herab. Es war Alles in Traum und Finsternis. Ich mußte ich die Arme verlassen; das Herz wollte mir brechen. Ich blickte unmittelbar darauf in das höhnisch grinsende Gesicht des Doktor Feder.

Man war während meiner Abwesenheit nicht unthätig gewesen. Nicht nur ein Schlosser mit seinem Handwerksgezeuge, auch der Rendant und der Controleur der Kasse waren durch die Executoren herbeigerufen. Man begab sich in das Kassenzimmer; der Doktor Feder mußte zurückbleiben, aber sein höhnischer Blick begleitete uns. Das Zimmer lag neben der Arbeitsstube des Herrn von Grauburg; es war verschlossen, und auf Befehl des Präsidenten sprengte der Schlosser das Schloß. Wir traten in das Zimmer.

„Zeigen Sie die Kasse," befahl der Präsident dem Rendanten.

Der Beamte führte uns nach dem Ende des Zimmers. In einer starken, vorgebauten Mauer befand sich eine eiserne Thür.

„Hier," sagte der Beamte.

„Die Schlüssel?"

„Der Domainendirektor führt sie allein."

„Sie sind nicht hier?"

„Der Herr Domainendirekter trägt sie stets bei sich."

„Schlosser, sprengen Sie die Thür."

Der Schlosser sprengte die Thür. Es dauerte eine ziemliche Weile. Die Minuten verflossen mir wie Sekunden.

Ein Friedensbild nach dem Kriege.

„Die Kassenbücher?“ fragte der Präsident den Rendanten weiter.

„Sie befinden sich in der Kasse.“

„Wer führt sie?“

„Ich und der Controleur.“

„Bis wann sind sie geführt?“

„Bis heute Mittag ein Uhr, wo wir das Local verließen.“

„Ist der Kaufpreis der Domaine Dalhausen schon gebucht?“

„Es war die letzte Post heute.“

„Mit wie viel?“

„Mit zehntausend Thalern; es war eine Abschlagszahlung.“

„Es müssen zwölftausend sein,“ flüsterte der Kassenrath dem Präsidenten in's Ohr.

Ich erbebte, als ich diese Worte vernahm.

„Ist die Summe zur Kasse gekommen?“ fragte der Präsident weiter.

„In meiner und des Controleurs Gegenwart.“

„In welchen Münzsorten?“

„In Gold.“

Der Präsident wandte sich an mich.

„Herr Rath, haben Sie noch Fragen an die Beamten zu stellen?“

„Nein.“

„Herr Regierungsrath, sehen Sie die Bücher nach.“

Der Rendant zog die Kassenbücher aus dem Kassengewölbe hervor; der Kassenrath sah sie ein.

„Schließen Sie die Bücher vorschriftsmäßig ab,“ sagte er zu den beiden Kassenbeamten.

Der Rendant nahm sein Kassabuch, der Controleur sein Controlebuch. Sie rechneten, um den Abschluß zu machen. Ich sah nach meiner Uhr; es war halb sieben. Der entscheidende Augenblick nahete; noch war Rettung möglich, denn die Bücher waren

noch nicht abgeschlossen, und der Bestand der Kasse noch nicht nachgezählt; erschien der Domainendirektor jetzt noch mit dem Gelde, das aller Wahrscheinlichkeit nach in der Kasse fehlte, so konnte er es noch offen, vor der ganzen Commission in die Kasse legen, ohne daß man ihn eines Verbrechens zu zeihen vermochte. Es lag nur eine Unordnung vor, die höchstens mit einer Verwarnung, einem Verweise zu rügen war. Nach wenigen Minuten war es zu spät.

Die beiden Kassenbeamten rechneten eifrig; der Präsident und der Kassenrath sahen ihnen ungeduldig zu; ich trat an das Fenster und horchte in den stillen, dunklen Abend hinein, nur nach einem einzigen Peitschenknall, nach dem Schnauben eines Pferdes und dem Schnarren eines Schlittens auf dem Schnee. Es blieb aber Alles still; kein Laut um mich her; draußen nur tiefes, stilles Dunkel; in dem Zimmer nur die still rechnenden und ungeduldig harrenden Beamten, und neben an, zwanzig Schritte weiter, jenseits der dicken Mauer die unglückliche Frau, umgeben von den traurigen Kindergesichtern.

Die Kassenbeamten hatten ihre Arbeit vollendet; der Rendant legte sein Buch dem Controleur, und der Controleur das seinige dem Rendanten zur Durchsicht und Vergleichung vor. Die beiden Bücher stimmten; jeder der Beamten unterschrieb nun den Abschluß des Andern. Der Kassenrath sah die Abschlüsse nach.

„Die Bücher sind in Ordnung," sagte er zu dem Präsidenten.

Der Präsident wandte sich wieder an mich.

„Herr Rath, ich ersuche Sie, Einsicht von den Büchern zu nehmen."

Ich durchsah die Bücher genau, und rechnete lange, aber wahrlich nicht absichtlich, um noch einen letzten Aufenthalt zu gewinnen; meine Aufmerksamkeit war mehr draußen nach der Straße hin, als auf die Bücher gerichtet, gegen meinen Willen. Die Zahlen verschoben sich immer vor meinen Augen.

„Ich bitte, beeilen Sie sich," sagte der Präsident.

Ich nahm mich zusammen. Die Bücher waren in Ordnung; die Abschlüsse stimmten; ich gab sie dem Kassenrath zurück.

„Ich finde nichts zu erinnern."

„So nehmen wir den Kassensturz vor."

Die Kasse war in einer musterhaften äußerlichen Ordnung. Der Rendant hatte dafür gesorgt. Wie die Bücher sauber gehalten waren und jedes in sich, und alle miteinander stimmten, so waren auch die Geldbestände übersichtlich, in einer fast symmetrischen Ordnung in dem Gewölbe nebeneinander gelagert. Der Rendant holte die einzelnen Packete, Beutel und Rollen hervor und legte sie vor den Visitationscommissarien auf den Tisch. Die Packete enthielten Kassenanweisungen, die Beutel Silbergeld, die Rollen Gold. Auf jedem Stücke war die Summe des Inhaltes verzeichnet. Der Kassenrath zog die Summen nach diesen Bezeichnungen zusammen; ich folgte seiner Berechnung mit banger Erwartung. Die Summe stimmte genau mit dem Betrage, der nach den abgeschlossenen Büchern in der Kasse vorhanden sein mußte; es fehlte kein Pfennig. Den beiden Kassenbeamten sah man es an, wie es ihnen leichter um das Herz wurde. Mir wurde das meinige schwerer. Nur zehntausend Thaler waren aus dem gestrigen Domainenverkaufe zur Kasse gebracht. Zwölftausend Thaler hatten nach der Versicherung des Kassenrathes vereinnahmt werden sollen. War nun jene Versicherung richtig, so konnte diese Uebereinstimmung nur durch falsche Eintragung in die Bücher herbeigeführt sein. Fälschungen oder Unvorsichtigkeiten in den Kassenbüchern oder Belägen zum Zweck der Verdeckung eines Defectes oder Veruntreuung zog nach dem Gesetze eine Verlängerung der durch den Defect verwirkten Zuchthausstrafe um die Hälfte der Dauer nach sich.

Der Präsident und der Kassenrath wechselnden sprechende Blicke.

„Wo befinden sich die Dokumente über den gestrigen Domainenverkauf?" fragte der Präsident den Rendanten.

Der Beamte zeigte auf eine verschlossene Truhe. „Der Herr Domainendirektor pflegt dergleichen Papiere hier zu bewahren."

„Der Schlüssel?"

„Der Herr Domainendirektor trägt ihn mit dem Kassenschlüssel bei sich."

„Schlosser, öffne Er die Truhe."

Ward dieselbe geöffnet, so war Alles vorbei; ein Vergleich der Verkaufsdokumente mit den Büchern mußte sofort die Fälschung der letzteren und somit zugleich den Defect in der Kasse ergeben; von einem Versehen, von einer bloßen Unordnung konnte dann gar nicht mehr die Rede sein.

Der Schlosser wollte das Oeffnen der Truhe beginnen. Ich horchte mit der äußersten Anstrengung nach dem Fenster und der Straße; kein Laut ließ sich vernehmen; mich faßte eine furchtbare Angst; sie hätte nicht größer sein können, wenn es sich um mich selbst, um meine eigene Rettung gehandelt hätte. Ich wünschte nur den einen, unwiderstehlichen Trieb zu retten. Wer auf den Criminalbeamten den Stein werfen will, der bedenke, daß ich damals erst achtundzwanzig Jahre zählte und seit kurzer Zeit Criminalbeamter war, und bedenke noch manches Andere, was zu allen in dem menschlichen Herzen eines Criminalbeamten vergeben kann, meinetwegen sogar, daß ich auch heute noch so handeln würde, ein allerdings leichtsinniger, gewissenloser Beamter sollte gebrandmarkt werden, aber von Schurken und aus den niederträchtigsten Motiven. Mit ihm sollte eine unschuldige Familie als Opfer fallen.

„Herr Präsident," sagte ich, „ich bitte, zunächst die Geldpackete und Rollen öffnen und nachzählen zu lassen."

„Es wird später geschehen, mein Herr."

„Nach der Ordnung der Kassenvisitation müßte es jetzt geschehen."

„Ist eine gesetzliche Nichtigkeit damit verbunden, wenn es später geschieht?"

„Nein," antwortete ich.

„Also! Oeffne Er, Schlosser."

„Wozu diese Gewalt? Ich finde sie nicht motivirt, da die Kasse und Bücher stimmen."

„Aber nicht Bücher und Belege."

„Wo wäre das ausgesprochen?"

„In den Akten. Nach diesen sind gestern zwölftausend Thaler Kaufgelder eingezahlt, und die Bücher sprechen nur von zehntausend; also fehlen zweitausend Thaler."

„Nach welchem Stücke der Akten, wenn ich bitten darf?"

„Nach der Anzeige."

„Nach der Denunciation!" sagte ich verächtlich.

„Auf Grund dieser Denunciation sind wir hier, mein Herr!"

„Leider!"

Mein „leider" konnte das Recht des Präsidenten nicht beirren. Der Schlosser öffnete die Truhe. In demselben Augenblicke stogen schnaubend Pferde unter dem Fenster vorbei; die Schlitten rauschte über den Schnee: nach einigen Sekunden hielt vor dem Hause. Der Präsident und der Kassenrath griffen hinein in die Truhe hinein, rissen Papiere hervor und wühlten darin. Die Hausthür wurde aufgerissen; es stürzte Jemand in das Haus.

„Hier," rief der Präsident. Er hielt ein Dokument empor. „Zwölftausend Thaler sind eingezahlt. Zweitausend fehlen."

„Zweitausend fehlen," wiederholte der Kassenrath, indem er in das Papier sah.

Der Präsident legte mir das Papier hin.

„Ueberzeugen Sie sich, Herr Rath, daß nach diesem Original-dokumente und dem Befunde der Bücher und der Kasse ein Defect von zweitausend Thalern und eine Fälschung der Bücher um diese Summe feststeht!"

Das Dokument war klar. „Ja," sagte ich langsam, „wenn die Zählung des Geldes kein anderes Resultat ergibt."

Während der Präsident fragte und ich antwortete, hatte sich die Thür des Zimmers geöffnet; als ich das letzte Wort gesprochen hatte, war sie wieder zugeschlagen. Ich glaubte, den Herrn von Granburg in der Thür gesehen zu haben; eingetreten war Niemand. Ich stand wie verwirrt und betäubt da. Ein Entschluß unmittelbar vor dem Zimmer weckte mich aus meiner Betäubung.

Ich sprang aus dem Zimmer in die Halle. Auf den Steinen lag der Domainendirektor von Granburg mit zerschmettertem Gehirn. Er hatte durch den Schuß seinem Leben ein Ende gemacht. Er hatte die Erbschaft seiner Frau erhoben, und sie hatte das Geld in Banknoten bei sich; ein Packet mit zweitausend Thalern lag neben ihm. Er war um eine Minute zu spät gekommen.

Ich eilte in das Zimmer Theresens. Sie lag ohnmächtig an der Erde; die Kinder standen weinend ihr zur Seite; neben ihnen lag der umgestürzte Weihnachtsbaum.

Die unglückliche Frau ist todt. Ihre Kinder sind brav geworden. Marie Gamkow wurde von dem Polizeipräsidium befreit, welcher später Geheimerath wurde.

Ein Friedensbild nach dem Kriege.

(Mit Abbildung.)

Unter den hundert Kriegern, welche im Laufe d. J. öffentlich von der Königin im St. Jamespark mit der Krims-Medaille decorirt wurden, erfreute sich Sergeant Thomas Dawson einer besondern respectvollen Verbeugung Victoria's. Er ist einer der vielen entstellten Helden unter n Ranges, deren unerschreckene Tapferkeit und Ausdauer die englische Armee mit Ruhm bedeckte, während die Helden obern Ranges Alles thaten und unterließen, sie mit Rasen zu decken. Er ist der tapfere Garde-Grenadier, der unter dem Herzog von Cambridge und General Bentinck Wunderdinge des Muthes that, bis er am 5. November 1854 in dem dicken Nebel und dem Gedränge der Bataille bei Inkerman zum Invaliden geschossen ward.

Schmieriger, schleimiger Boden mit Schluchten und zackigen Höhen, Nebel, so dicht, daß man nicht 2 Ellen weit sehen konnte, dazu Pulverdampf und schießende, Steine werfende, mit Fäusten packende und mit Fäusten gepackte Feinde von allen Seiten. In einer solchen Atmosphäre trieb Dawson seine Hand voll Leute am rechten Ende der zweiten Division einen zackigen Hügel hinauf, den zwei Abtheilungen Russen dicht besetzt hatten und vertheidigten. Er gewann diesen Hügel durch Kugeln und Bayonnette hindurch. Die Russen wurden zuletzt im wirklichen Faustkampfe hinabgestürzt. In diesem furchtbaren Genetzel zerschmetterte ihm eine Kugel den linken Arm. Kampfunfähig geworden, hatte er nur mehr Muße, dem entsetzlichen Gebalge unter Leichen und Verstümmelten hervor zuzusehen. Mitten im Gemetzel fragte ein Soldat den andern: „Wie gefällt Dir das, Bill?"

„Oh, ich weiß kaum. Bis jetzt bin ich verdammt glücklich gewesen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, stürzte er rücklings, von einer Kugel durchbohrt, auf die zackigen Felsen.

„Also das haben wir nun davon," röchelte er und starb.

Ein schwer Verwundeter brummte unzufrieden:

„Ich scheere mich nicht so viel um meine eigne Verwundung, aber das ärgert mich, daß ich mitten in der Sache aufhören muß. Es ist, als hätt' ich einen spannenden Roman bis zur Mitte gelesen und Jemand hätt' ihn mir aus der Hand gerissen."

Einmal sah Dawson folgende Kette: Einer seiner Kameraden ward von einem Russen mit einem Steine niedergeschlagen. Er sprang auf, packte den Russen bei der Gurgel und stürzte ihn rücklings den Felsen hinunter. Ein Russe, der das sah, schleuderte den Engländer hinterher; in demselben Augenblicke ward der Russe von einem Bayonnet durchbohrt und der Engländer, der dies gethan, von einer Kugel mitten durch den Kopf getroffen.

Dawson ward bald hinunter geschleppt und in einen jener fürchterlichen Karren gepackt, in welchen die Engländer ihre Verwundeten über Stock und Stein fortzumartern pflegten. Auf dem Wege nach Balaklava mußte er sich an der einen Seite des Wagens festklammern, um den zerschmetterten Arm nicht noch hundert Mal auf's Neue zerquetschen zu lassen. In Balaklava ward der zersplitterte Arm abgesägt und er nach Scutari verschifft, wo er unter der Pflege der barmherzigen „Nachtigallen" bald genaß.

„Sie retteten manches Leben," sagte er, „denn der Soldat ist zu brav, als daß er in Gegenwart dieser sanften und heroischen Damen so schwach sein sollte, zu sterben."

Dawson war seit 1839 Soldat, ein Jahr lang Korporal und zwei Jahre Sergeant. Vom Anfange an theilte er alle Schrecken und Schicksale der Krimarmee und war einer der Tapfersten an der Alma, bei Balaklava und Inkerman, außerdem mehr als 50 Nächte in den Schanzgräben unter Schnee-, Wasser- und Kugelregen.

In seiner Heimath ward er von einem lieben Weibe und einer kleinen Tochter empfangen und erfreute sich außer mancher Ehrenbezeugungen officieller und privater Art, auch einer guten Photographirung durch den berühmtesten Photographen Englands, Mr. Mayall, im Kreise seiner Familie. Das Bild ward im phothetechnischen Institut ausgestellt, wo es allgemein und auch der Königin so gefiel, daß sie sich eine Copie für ihr Portefeuille ausbat.

Wir geben hier dieselbe Copie, ein Bild, das aus sich selbst verständlich ist und zu Herzen spricht, abgesehen davon, daß es als künstlerisch gelungenes Genrebild zugleich auch zu den technisch besten in der Sphäre der Photographie gerechnet wird. In England existiren davon hunderte von Nachbildungen in Stahl, Stein und Holz.

Der edle Wein.

Von Dr. H. Hirzel.

III. Die naturgemäße Veredelung des Weines.

Sind die klimatischen Verhältnisse eines Landes oder einer Gegend so, daß der Sommer lang und warm genug ist, um selbst in den weniger schönen Jahrgängen die Trauben bis zum Herbste zur völligen Reife zu bringen, so läßt sich ihr Saft bei zweckmäßiger Behandlung allerdings jedes Jahr in guten oder vortrefflichen Wein umwandeln. In dem größten Theile von Deutschland, der Schweiz, einem Theile von Frankreich ꝛc. wird jedoch der Weinstock in Gegenden gepflanzt, deren Sommerwärme nur selten hinreichend ist, um den Trauben die gehörige Reife zu geben; so daß diese in je zehn Jahren durchschnittlich etwa zwei bis drei Mal ganz reif, in den übrigen Jahren nur zum Theil oder gar nicht reif werden. Trotzdem ist es aber durchaus nicht wünschenswerth, daß der Weinbau in diesen ungünstiger liegenden Ländern aufgeheben werde, da sich der Weinstock mit einem kargen, fettigen oder thonigen Boden begnügt, auf welchem unsere meisten anderen Kulturpflanzen nicht gedeihen könnten. Es bliebe alſo das Land, dessen geordnete Weinberge und jetzt ein so schönes Zeugniß menschlichen Fleißes und menschlicher Thätigkeit ablegen, größtentheils brach und wüst, würde nur der Sammelplatz von verschiedenem Unkraut. Die Arbeit und Mühe, welche die Winzer auf die Pflege ihrer Weinstöcke verwenden, ist eine unglaubliche. Jeder Weinstock muß vierzehn Mal jährlich in die Hände genommen, gedreht und gewendet, vom Unkraute befreit, und auf das Beste gewartet und gepflegt werden. Aber dennoch zerstört ein frühler, regnerischer Sommer die gerechten Hoffnungen auf Lohn für so viel Mühe, und kaum reicht der Ertrag des gewonnenen schlechten Mostes oder sauren Weines hin, um das kümmerlichste, ärmlichste Leben zu fristen. Folgen sich nun vollends mehrere schlechte Jahrgänge, so vermag sich der kleine Winzer nicht mehr zu erhalten; er ist gezwungen, sein geliebtes, gepflegtes Stück Land zu verlassen, oder sich seinen oft unbarmherzigen Gläubigern als Leibeigener zu verschreiben. Soll daher der Weinbau in diesen nördlichen Ländern fortbestehen, und wie es zu wünschen ist, noch erweitert werden, so ist allerdings das erste dringende Bedürfniß, den Winzer zu heben und ihm einen bestimmten Lohn für seine Mühe zu sichern und dies ist möglich.

Nur der Saft ganz reifer Trauben enthält die Haupttheilstandtheile: Wasser, Säuren und Zucker in einem für die Weinbildung günstigen, richtigen Verhältnisse. In dem Safte der unreifen Trauben herrscht dagegen die Säure im Vergleiche zum Zucker so vor, daß es unmöglich ist, daraus ohne Zusatz anderer Körper einen guten, gesunden Wein zu erzielen. Man erhält ein saures Getränk, eine schlechte Brühe, die Mund und Magen unvortheilhaft zusammenzieht, daher natürlich keinen Werth hat, und höchstens von einzelnen anspruchslosen Menschen getrunken wird, weil sie „Wein" heißt. Nur in den Kellern mancher großer Weinhändler und Weinspeculanten wird der schlechteste Most auf wunderbare (?) Weise zu gutem „ganz reinem unvermischtem Naturwein." Hier scheint ein zauberischer Hauch, der durch den Keller strömt, die Säure abzustumpfen und zum Theil in Süßigkeit und Weingeist zu verwandeln. In jenen Kellern geschehen demnach wenigstens scheinbar noch Wunder, deren Ent-

hüllung aber nicht schwierig ist; denn wir sprechen es noch einmal aus: „Der Saft unreifer Trauben kann ohne Zusatz gewisser Substanzen unmöglich in guten Wein verwandelt werden."

Fragen wir aber, ob es möglich und zweckmäßig ist, die Ungunst der Witterung, die sich bei der Entwicklung der Trauben fühlbar macht, auf künstliche Weise auszugleichen und aus ungereiften, sauren Trauben einen guten Wein zu bereiten, so können wir diese Frage entschieden bejahen. Es ist nur unbegreiflich, daß es noch nothwendig ist, von einer entgegengesetzten Meinung sprechen zu müssen. Schon im vorigen Jahrhundert sind in mehreren Ländern hierauf bezügliche, allerdings nur unvollkommene Anleitungen gegeben worden. In Deutschland empfahl Döbereiner im Jahre 1822 den sauren Most durch Wasser zu verdünnen, mit Zucker zu versetzen und gähren zu lassen; nach ihm sprachen sich viele andere praktische und gelehrte, intelligente Männer theils für alleinigen Zuckerzusatz, theils für Zucker- und Wasserzusatz zugleich aus. In Frankreich hat man ähnliche Mittel benutzt; man hat nach Maupin's Vorschlag den zu süßen Most durch Wasser verdünnt, nach Chaptal, dem berühmten Minister Napoleon I., den zu sauren Most mit Zucker versetzt, ein Verfahren, welches man jetzt das Chaptalisiren nennt. Auch die Engländer sind der Weinbereitungskunst nicht fremd geblieben. Ihre Johannisbeer- und Stachelbeerweine waren längst berühmt, und halten den Vergleich mit den besten Traubenweinen aus. Auch hat dort z. B. Dr. Macculoch gelehrt, selbst aus ganz unreifen, noch harten Trauben, durch richtigen Zusatz von Zucker und Wasser den vortrefflichsten Wein zu bereiten. Alle die gegebenen Vorschriften waren deshalb ungenügend, weil sie nicht auf die vielen Verschiedenheiten des Mostes verschiedener Gegenden und verschiedener Jahrgänge Rücksicht nahmen. Sie waren noch zu roh und empirisch, um in allen Fällen ein günstiges Resultat zu sichern. Nur einzelne kenntnißreichere Leute vermochten sie daher mit Vortheil anzuwenden. Dieser Mangel ist aber jetzt durch die ausgezeichneten zahllosen Untersuchungen von Dr. L. Gall in Trier glücklich und gänzlich beseitigt worden. Gall hat daher das Verdienst, zuerst ein wirklich praktisches, allgemein anwendbares Verfahren zur Weinbereitung und Weinveredelung gelehrt zu haben. Er theilte seine wichtigen Erfahrungen in verschiedenen Schriften auf ganz uneigennützige Weise mit; denn ihn beseelte und leitete der aufrichtige Wunsch, dadurch zur Besserung der äußerst bedenklichen Existenz der Winzer beitragen zu können. Allein sein edles Bestreben stieß besonders anfangs, bevor die Wahrheit und Richtigkeit seiner praktischen Lehren allgemeiner bekannt und als beachtungswerth befunden worden, auf einen unglaublichen Widerstand. Diese große Weinhändler, die sich eines ähnlichen Verfahrens längs bedient hatten, um aus jeder sauren Brühe, die sie dem armen Winzer mit wenigem Gelde bezahlten, edlen Wein zu bereiten, sahen ihre geheimen Kellerkünste plötzlich öffentlich und klar mitgetheilt. Sie mußten befürchten, daß nun auch ohne ihr Zuthun guter Wein dargestellt werde, und dann im Preise sinke; sie befürchteten, daß ihr Mammonshaufen, an welchem die Seufzer und Thränen manches Armen hängen, nun nicht mehr so schnell wachsen könne. Gall hatte in ein böses Nest gestochen, und nichts blieb von den Gestochenen unversucht, um den kühnen Mann zu bestrafen und namentlich seine Lehren unschädlich zu machen.

Zunächst wurden die Winzer, deren Tyrannen und Gesetzgeber die Weinhändler in mehreren Gegenden sind, aufgewiegelt. Man stellte ihnen vor, daß die Gall'schen Lehren den deutschen Weinbau untergraben und vernichten würden; man drohte ihnen mit Verpfändung ihrer verschuldeten, den schönen Naturweinen liefernden Grundstücke, sobald sie nur die geringste Lust zum „Gallisiren" (so wird jetzt das Gall'sche Verfahren genannt) zeigen würden. Was kann aber ein armer, unglücklicher Schuldner gegen seine gestrengen mächtigen Gläubiger thun? Es entstand eine wahre Empörung, wie man sie in einem so aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr für möglich halten würde; eine Empörung, hervorgerufen durch den niedrigsten, schmutzigsten Eigennutz einiger reicher und deshalb mächtiger, zum Theil sogar hochgestellter Leute. Dieselben Leute bestellten aber nichtsdestoweniger große Ladungen von Zucker, angeblich, um Früchte damit zu verzuckern. Diese Männer, an der Spitze landwirthschaftlicher Vereine stehend, verdammten die Gall'schen Lehren, aber ohne ihr Urtheil zu begründen. Sie schienen es nicht zu wagen, die Naturweine mit den nach der Gall'schen Methode veredelten Weinen zu vergleichen; denn sie wußten wohl, daß die gallisirten Weine überall, wo sich Vergleiche angestellt wurden, den Sieg über die Naturweine errungen hatten. In Rheinbaiern waren sie mächtig und schamlos genug, um die Fässer einiger armen Leute, die ihre Weine gallisirt hatten, zu versiegeln, zwanzig Monate mit Beschlag zu belegen und nachher sich, trotzdem daß das nöthige Auffüllen derselben nicht gestattet wurde, nach der Eröffnung derselben ihr Inhalt als feuriger erwünschter Wein erwies, die Weinverkäufer hart zu bestrafen. Mit einem Worte, die Leute, welche besonders bestürchteten, durch die Gall'schen Lehren in ihrem eigennützigen Wirken beschränkt und beeinträchtigt zu werden, ließen bis zum heutigen Tage kein Mittel unversucht, um die Verbreitung derselben zu verhindern. Allein wie ein unaufhaltsamer mächtiger Strom wälzten sich die Gall'schen Lehren von einem Weinberge zum andern, von einem Lande zum andern. Die rechtschaffensten Praktiker anerkannten einstimmig ihre Vortrefflichkeit, die Wissenschaft erklärte ihre Wahrheit und Richtigkeit, und siegreich erglänzte überall der Erfolg des Wissens über dem Schmutze der Dummheit und Schlechtigkeit. Aus allen Weinbau treibenden Ländern kamen die günstigsten Berichte, erscholl der Jubel, daß man nun auch in schlechten Jahren vor Verlusten geschützt sei, daß man um sein Geld guten, gemeinhin gesunden Wein trinken könne. Gall hatte in der That viele Angriffe der verschiedensten Art auszuhalten; er wurde verleumdet, verspottet und auf jede mögliche Weise gereizt; doch er ließ sich nicht abhalten, verfolgte sein begonnenes Werk mit großer Energie an seinem Grundsatze festhaltend, daß man das Gute und Nützliche so oft sagen und wiederholen müsse, bis es nicht mehr unterwendig sei. Oft wurde er bitter, und man machte ihm sogar Bitterkeit zum Vorwurfe; allein wer so verfolgt und angegriffen wird, kann wahrlich nicht anders werden, er müßte denn ein zweiter Hiob sein.

Das ist im Allgemeinen der Standpunkt dieses Gegenstandes, und ich habe denselben hier um so lieber etwas ausführlicher gezeichnet, als ich glaube, daß es zur Fällung eines unparteiischen Urtheils nothwendig ist, diese Verhältnisse zu kennen. Gewiß würde man sich sonst wundern, warum die Gall'schen Lehren, wenn sie so vortrefflich sind, nicht schon einen ganz allgemeinen Anklang gefunden haben. Die Ursache hiervon liegt also nicht in der Sache selbst, sondern in der Abneigung vieler Menschen gegen alles Neue und in dem mächtigen, gehäuften, oft perfiden Widerstande einiger großer einflußreicher Weinhändler. Die Gall'schen Lehren leiden nichts desto weniger eine immer größere Anerkennung und finden Anwendung. Keiner, der dieselben befolgte, hat bis jetzt Ursache gehabt, dies zu bereuen. Sicherlich werden auch die besonders gedrückten kleinen Winzer in Rheinbaiern und an der Mosel bald von ihren Vampyren befreit sein. Die Lehren Gall's haben sich ständig gefestigt. Neun große Traubenzuckerfabriken sind neuerdings in Folge derselben entstanden; sie vermögen kaum alle Bestellungen auf Zucker zum Zwecke der Weinveredelung zu befriedigen, und sind ein schlagendsten Beweise des glänzenden Sieges. In England und Frankreich hat man übrigens das Gallisiren sehr bald vollständig zu würdigen gewußt, und seq schon bedeutende Vortheile daraus, als man in Deutschland dasselbe noch kaum einer Beachtung werth hielt. Gall hat seine Verbesserungen auf folgende Ansichten begründet:

„Die Natur liefert keinen Wein, sondern nur Weintrauben. Der Wein entsteht erst durch den chemischen Proceß der Gährung aus dem Moste, ist daher ein Kunstprodukt, d. h. ein Product des angewandten Wissens und Könnens des Weinproducenten. Nur die vollkommen reife Traube enthält die Haupterforderniße zum Moste, Zucker, freie Säuren und Eiweißstoffe in demjenigen Verhältnisse, in welchem sie im Moste vorhanden sein müssen, damit durch die bei der Gährung stattfindende Veränderung der beste, möglichst beste Wein gebildet werde, der je nach der Traubensorte, dem Jahrgang, der Lage und Bodenmischung des Weinbergs, wie der Temperatur des Gährungslokales daraus entstehen kann. Zwischen vollkommen reifen und ungezeitigten Trauben besteht nur der Unterschied, daß letztere jene Hauptforderniße zur Weinbildung nicht in richtigen Verhältnissen enthalten; denn an Zucker für sich sind der Zucker, das Wasser, die Weinsäure, die Aepfelsäure ꝛc. eben so vollkommen ausgebildet, als im Safte der reifsten und edelsten Beere. Die unreifen Trauben enthalten fast zu wenig Zucker und häufig auch zu wenig Wasser, im Verhält-

niß zu ihrem Gehalt an freien Säuren. Außerdem enthalten unausgezeigtigte Trauben, im Verhältniß zu ihrem Wasser und Zuckergehalt, mehr Aepfelsäure und weniger Weinsteinsäure, welcher letzterer der Traubenwein jenen charakteristischen Weingeruch und Geschmack (nicht mit Blume, Bouquet zu verwechseln) verdankt, welcher ihn von allen anderen Obstweinen unterscheidet und welcher sich desto langsamer und unvollkommener entwickelt, je weniger Zucker der Most enthielt. Setzt man dem Moste von unreifen Trauben an Zucker und Wasser genau zu, was, mit dem Moste von vollkommen reifen Trauben derselben Sorte und aus derselben Weinbergslage verglichen, ihm fehlt, so entsteht aus einem so verbesserten Moste — abgesehen von dem Bouquet, der Blume — eben so vollkommner Wein, als aus reifen Trauben derselben Sorte, desselben Jahrganges und derselben Lage gewonnen werden kann, indem — sofern Weingeist in demselben Verhältnisse wie in einem aus reifen Trauben entstandenen Weine vorhanden ist — durch eine, bei längerem Lagern stattfindende, fortwährende chemische Veränderung die Aepfelsäure der unreifen Trauben in Weinsteinsäure umgebildet wird. Sowie die Traube einer gewissen Wärmenenge zum Reifen bedarf, so muß auch eine gewisse Summe von Wärme dem Moste zugeführt werden, um vollkommenen Wein daraus zu bilden. Empfängt er diese nicht während der ersten Gährung, so begnügt er sich zwar mit Abschlagszahlungen — aber unsere Schuld ist es dann, wenn er bis zu seiner gänzlichen Befriedigung als unvollkommener Wein alljährlich uns mahnt, und, so lange er noch Eiweißstoffe enthält, stets wieder in Gährung geräth, sobald er wieder eine höhere Temperatur erlangt, als diejenige war, bei welcher er seine vorherige Gährung scheinbar beendigte. Die bei der allgemein üblichen Weise, den Most gähren zu lassen, im Weine zurückbleibende Kohlensäure verzögert die harmonische Ausbildung der Weine und dies ist der Grund, warum unsere Weine, gleichviel ob sie aus reifen oder unreifen Trauben gewonnen werden, erst nach vier bis sechs Jahren, viele Rheinweine erst noch später ihre vollkommene Lagerreife erlangen. Die unvollkommene Gährung unserer Weine ist ferner die Ursache, warum dieselben Monate lang nachgähren, ja noch im dritten, vierten und fünften Jahre, beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit wieder in Gährung gerathen, sich trüben oder wenigstens wieder „arbeiten" und selbst in Flaschen noch Niederschläge absetzen. Werden dagegen die Bedingungen einer vollkommenen Gährung vollständig erfüllt, so wird gleich bei der ersten Gährung des Mostes alles ausgeschieden, was unsere Weine, nach der bisherigen Behandlungsweise, erst während einer Reihe von Jahren ablagern können und dadurch ihre Ausbildung in hohem Grade beschleunigt. Sehr edle bouquetreiche Weine werden nur aus vollkommen reifen Trauben erlangt; je sorgfältiger man alle nicht vollkommen reifen, faulen und aufgesprungenen Trauben und Beeren vor dem Keltern beseitigt, desto reicher und duftiger entwickelt sich das Bouquet des werdenden Weines. Auch in den ungünstigsten Jahren erlangt ein Theil der Trauben und Beeren den zur Gewinnung von Bouquetwein nöthigen Reifegrad und gerade in solchen Jahren haben die vollkommen reifen Trauben, zumal wenn mehrere geringe Jahre vorhergingen, einen fast im Verhältniß ihrer Seltenheit höheren Werth.

So wurden im Jahre 1852 in der Pfalz, durch sorgfältigste Auslese der reifsten Trauben und Entfernung aller einzelnen unreifen Beeren, Weine von vorher dort nie gekannter Köstlichkeit erzeugt, welche das Stück, 1000 Litres, mit 4—8000 Gulden bezahlt worden sind. Man glaubte nicht daran denken zu dürfen, auch in geringen und schlechten Jahren die edelsten Trauben und Beeren auszulesen und besonders zu keltern, weil man besorgte, dann aus den übrigen Trauben nur eine saure ganz werthlose Brühe zu erhalten; zumal da, wenn wenig gute Trauben vorhanden sind, die meisten und edelsten schon während der Lese im Weinberge und im Kelterhause gegessen werden. Die Wahrheit ist jedoch, daß die meisten und gerade die wohlhabendsten Weinproducenten aus mißverstandener Oekonomie sich nicht entschließen konnten, sich es an Auslesekosten und für das Verzichtleisten auf das übliche Traubenessen etwa 20 Thlr. pr. Fuder mehr kosten zu lassen, weil sie im Allgemeinen zu kurzsichtige Rechner sind, um, ohne es aus eigner Erfahrung zu wissen, im Voraus überzeugt zu sein, daß jeder so ausgegebene Thaler sich mit 500 Procent verzinsen würde. Nachdem es nun aber möglich geworden ist, auch aus unreifen Trauben sehr gute, ja wie bereits hundertfältige Erfahrungen bewiesen haben, selbst vorzügliche Mittelweine (im Gegentheil zu Bouquetweinen) zu erzeugen, so ist auch kein Scheingrund mehr vorhanden, um das wenige Gold, welches unsere Weinberge zu geringen Jahren bringen, sich ferner in einen Ocean von sauren Brühe verlieren zu lassen. In ungünstigen Jahren ist übrigens der Säuregehalt der Trauben ihr werthvollster Bestandtheil."

Das sind in gedrängtester Kürze die Ansichten Gall's, wie er sie selbst niedergeschrieben hat. Nachdem was wir über die Bestandtheile der Trauben, des Traubensaftes und des Weines mitgetheilt haben, ist es nicht schwierig, die Richtigkeit derselben zu erkennen. Es gehört hierzu wahrhaftig nur ein vorurtheilsfreier gesunder Menschenverstand. Die Einwürfe, die man gegen Gall's Ansichten geltend machen wollte, stammen zum größten Theil aus sehr unklarer oder wenigstens aus höchst befangener Quelle und sind daher keiner Berücksichtigung werth, wenigstens nicht in den Spalten dieses Blattes.

Die hier mitgetheilten Ansichten haben nun Gall zur Entwickelung und Empfehlung folgender Lehren geleitet:

„1) Durch Spätlesen, Verlesen, Auslesen und Sortiren; dann durch Abstellung des mißbräuchlichen Traubenessens gegen angemessene Lohnerhöhung, die edelsten Trauben und Beeren von den unreifen, faulen und beschädigten zu sondern, um aus jenen auch in den ungünstigsten Jahren höchst werthvolle Bouquetweine zu gewinnen.

„2) Den Gehalt des Mostes der ausgesonderten unreifen Trauben an Zucker und freien Säuren genau zu ermitteln und darnach, mit Rücksicht auf den Raum, den der Zucker, seinem Gewichte nach, in der Flüssigkeit einnimmt, genau zu berechnen, wie viel Zucker und Wasser jedem Moste zuzusetzen ist, um daraus feurige, liebliche, gesunde und haltbare Weine und daher überall willkommene und allgemein verkäufliche Weine zu gewinnen und zwar Weine, wie sie bisher zum Theil mit 100 bis 300 Procent Gewinn verkauft worden sind.

„3) Schon vergohrene, selbst noch fünfzehnjährige, geringe, matt gewordene Weine in den Zustand von gährendem Most zurückversetzen, um sie, nach dem nöthigen Zusatz von Zucker und Wasser, aus einer erneuerten Gährung, zu jeder Jahreszeit als eben so gute, gesunde und haltbare Mittelweine hervorgehen zu lassen, wie die unmittelbar aus verbesserten Most entstandenen.

„4) Die Gährung in allmälig bis zu 20° R. erwärmten Lokalen so einzuleiten und vor sich gehen zu lassen, daß aus aufgebesserten geringem Weine sowohl, als aus aufgebesserten geringem Most in drei Monaten fertiger, verseidbarer, glanzheller Wein erlangt wird, der keiner störenden Nachgährung mehr unterworfen ist."

Diese Lehren haben, wie schon erwähnt worden, bei allen gerechten Weinproducenten die vollste Anerkennung gefunden, sind auch sicherlich der wärmsten Empfehlung werth. Dem weinliebenden, weintrinkenden Publikum dagegen rathen wir, sich fortan nicht mehr durch die fogenannten Naturweine der meisten Herren Weinhändler äffen zu lassen. Dieses eingefleischte Vorurtheil „Naturwein" muß abgestreift werden und wer richtig gallisirten Wein getrunken hat, wird gewiß freiwillig zugestehen, daß das Gallisiren keine Weinschmiererei, sondern eine ganz naturgemäße erlaubte wohlthätige Weinveredelung ist; wohlthätig dem Weinproducenten, der nun seine unreifen Trauben in guten Wein zu verwandeln vermag und ebenso wohlthätig dem Weinconsumenten, der nun für verhältnißmäßig geringeren Preis seinen Nachenputzer, sondern edeln lieblichen Wein zu trinken bekömmt. Uebrigens wissen die Weinhändler am besten, daß wenn sie die Weine jedes rohen Naturmostes verkaufen wollten, sie mit solchen essigsauren Getränken alle ihre Kunden vertreiben würden. Sie anerkennen und betreiben daher im Geheimen die Kunst der Weinveredelung, obschon sie es öffentlich nicht zugestehen wollen, sondern im Gegentheil ihrem Grolle gegen ihren freimüthigen Verräther, Dr. Gall, auf die possirlichste Weise Luft machen. Es ist zu erwarten, daß man bald überall „gallisirten Wein" zum Verkaufe anbieten wird, wie es der intelligente Gutsbesitzer Baltuin Pfeil zu Weinböhla schon seit einiger Zeit mit bestem Erfolge in Dresden thut. Nicht jeder Zusatz zum Moste, aus welchem man ge-

nießbaren, mundenden Wein bereiten will, darf somit als Weinfälschung oder Weinschmiererei erklärt werden. Es wird natürlich Niemandem einfallen, den Most vollkommen reifer Trauben mit anderen Stoffen zu versetzen; denn dieser enthält ja alle Bestandtheile in den zur Weinbildung günstigsten Verhältnissen (nur in dem Satze der in sehr heißen Ländern gewachsenen Trauben ist der Zuckergehalt im Verhältniß zum Wasser und zu den Säuren oft zu groß, und es ist dann ein angemessener Zusatz von Wasser und Weinstein sehr vortheilhaft). Wenn man dagegen dem Saft unreifer Trauben, bevor derselbe in Gährung übergeht, so viel Zucker und Wasser zusetzt, als er enthalten würde, wenn die Trauben reif gewesen wären, so ist dies wahrlich ebensowenig eine Schmiererei, als wenn man eine etwas sauer schmeckende Orange mit Zucker bestreut. Anstatt durch die Gährung ein fast unbrauchbares, gehaltloses Getränk zu bekommen, gewinnt man einen Wein, wie wenn die dazu verwendeten Trauben ihre Reife erlangt hätten, einen Wein, welcher sich durch Klarheit und Haltbarkeit vortheilhaft auszeichnet und mit dem Alter beim Lagern ganz außerordentlich an Aroma und Wohlgeschmack zunimmt. Das was uns also Gall gelehrt hat, ist wirkliche „Weinveredelung“ und besonders auch deshalb von unbeschreiblich hohem Werthe, als dadurch gute Mittelweine zu einem so billigen Preise geliefert werden können, daß die wahre „Weinschmiererei,“ deren Kunst sich auf das empirische Zusetzen sehr verschiedener, den Weinen fremder, der Gesundheit nachtheiliger Substanzen zum fertigen schlechten Naturwein beschränkt, dadurch von selbst total verdrängt wird, da sie nun nicht mehr so Gewinn bringend ist. Die Weinveredelung muß daher der Weinschmiererei ein schnelles Ende machen, denn sie ist für den Producenten viel vortheilhafter als die letztere.

Reiseskizzen aus Central-Asien.

Yar Mohamed, Beherrscher von Herat. — Wissenschaft und Kultur in Herat. — Afghanische Heilkunde und Alchemie. — Die Hasarah-Tartaren. — Eine tartarische Republik. — Fabelhafte Erdbeute und Abenteuer. — Die Beludschen. — Khan Alli's Versuch, einen ermordeten Europäer in Gold zu verwandeln. — Wildheit und Kraft, Raubgier und Aberglauben der Beludschen.

Wir haben Bücher und deshalb auch zugängliche Kenntnisse von allen möglichen Ländern und Völkern auf der Erde. Ueberall ist neuerdings irgend Jemand gewesen und hat ein Buch darüber geschrieben. Aber wenn man die überaus reiche Reiseliteratur bei Lichte besieht, finden sich doch noch Lücken, durch welche schwarze Unkenntniß von Volkanen und Ländern hindurchblickt. Wer weiß z. B. etwas Neues, Authentisches von den ungeheuren Strecken, die sich zwischen Rußland und Indien dehnen? Bis Persien reicht unsere neue Reiseliteratur, und auch von der andern Seite Asiens her, China und sogar Tibet, hat ein französischer Missionär, le Huc, uns aus eigner Anschauung Kunde gebracht. Aber jenseits Persiens? Welche Wüsten und Wiesen, welche Berge und Thäler, welche Schrecken und Despotien dunkeln da vor uns, ehe wir Indien erreichen! Afghanistan, Beluschistan, Kabulistan, Turkestan — wer kennt diese geheimnißvollen Länder und Völker, welche den Zusammenstoß Rußlands und Englands in Asien auseinander halten, aus eigener, neuer Anschauung? Bis jetzt ist nicht einmal Ida Pfeiffer da gewesen. Aber endlich hat sich ein Franzose gefunden, der recht aus vieljährigen Erlebnissen und abenteuerlichsten Reisen unter jenen Völkern zwischen Rußland und Indien ein Buch zusammengog, das wegen seines Thema's und seiner Fülle von fabelhaften Strapazen und Abenteuern seines Gleichen in der Reiseliteratur suchen wird.

Ferrier heißt der Verfasser, ehemals viele Jahre einer der Organisateurs der persischen Armee, die größtentheils von Franzosen auf europäische Manier disciplinirt wurde. Er brachte es bis zum Generaladjutanten der persischen Armee, fiel aber in Ungnade und wurde ausgewiesen. Frankreich sollte ihm Recht verschaffen, that es aber nicht, so daß er sich entschloß, nach Indien zu wandern und dem Potentaten von Lahore, Runschid Sing, seine Dienste anzubieten. So reiste er durch Persien zunächst nach Afghanistan und zwar über Herat, die Stadt und den Staat, eine eigene kleine orientalische Despotie, die sich bis vor kurzer Zeit zwischen der afghanischen und persischen Despotie selbstständig hielt. Ferrier ward von dem Beherrscher Herats, Yar Mohamed, gastfreundlich aufgenommen. Er galt für einen guten Landesvater, obgleich er durch Erwürgung der vor ihm regierenden Majestät zum Throne und durch Verkauf vieler Hunderte seiner Unterthanen zu Gelde gekommen war. Yar Mohamed hatte schon vorher von dem ihm zugedachten Besuche des berühmten Franzosen gehört und in dem Glauben, daß dieser mit einer geheimen diplomatischen Mission komme, ihm eine feierliche Einholung zugedacht. Ferrier wußte dieser Huldigung, von der er auch vorher gehört, dadurch zu entgehen, daß er, auf der einen Seite seines Kameels hängend und sein Diener auf der andern in afghanischer Verkleidung plötzlich durch das Stadtthor von Herat einritt. Der Thorwächter erfuhr jetzt zugleich, welch' erhabene Person vor ihm reite und brach in jämmerliches Geheul aus:

„Bei Allah, ich bin ein todter Mann! Unser allerhöchster Monarch wird mir den Kopf abhauen. Seine Befehle waren, dem erlauchten Franzosen zwei Stunden weit einen Beamten entgegenzuschicken und ihn bitten zu lassen, seinen Einzug bis zu einer glücklichen Constellation am Himmel zu verschieben, um dann seinen Einzug durch Abfeuerung einer Kanone der Stadt zu verkünden. Ich habe wegen dieser unvermutheten Ankunft des großen Europäers weder das Eine, noch das Andere thun können. Ich bin ein todter Mann!“

Wir erfahren nicht, ob dem Thorwächter der Kopf, den er schon verloren hatte, später von seiner landesväterlichen Majestät abgehauen wurde. Mr. Ferrier wurde mit den ausgesuchtesten Ehren behandelt, da man ihm nicht glaubte, daß er einfach nur Indien gehen wolle, sondern gerade darin eine diplomatische Feinheit erkannte, seine wahre, hohe, geheime politische Mission zu verbergen. Besonders setzten ihm die Hakim-Baschi d. h. die Doctoren und Aerzte, die in Herat einen hohen Rang einnehmen, mit Gelehrsamkeit und Neugier zu. Sie hatten jeden Europäer für einen Doktor und hörten nicht auf, mich über die edle Heilkunst in Europa auszufragen und mit ihren medicinischen Kenntnissen zu prahlen. Sie zeigten ihm mehrere Kräuter aus der englischen Indien, die viel Apothekerkräfte besaßen, sie wußten nur nicht, welche? Um zu erfahren, wofür sie eigentlich gut seien, hatten sie ihren Kranken davon in steigenden Dosen geben, bis sich entschiedene Wirkungen zeigten. (Beinahe so wissenschaftlich, wie unsere alten Erfahrungsärzte!) Wie viel Leute diese Herren Doktoren zu Tode kurirt haben mögen, wurde ihm schrecklich deutlich, als einer derselben, Mirza Asker, eine große Flasche Mexkur-Cyanit — ein ganz anständiges Gift — aus der Tasche zog und fragte:

„Wozu ist dies eigentlich gut? Der Dämon der Finsterniß mag es wissen, ich habe es noch nie herausgekriegt. Denn von wenigstens hundert Kranken, denen ich es eingab, wurde blos ein Einziger gesund; und dieser hatte die Medicin ausgebrochen.“

Nach der edeln Heilkunst kam die Alchemie an die Reihe, die Hauptpassion aller Gelehrten von Herat, die Leben und Besitzungen opfern, um endlich den „Stein der Weisen“ zu finden. Alle sind überzeugt, daß die Engländer diesen Stein haben und schreiben diesem Steine allein den Reichthum in England zu. Nach ihnen sind alle europäischen Goldmünzen von Eisen, welches mit „Etwas“ bestrichen, dann in „Teufelswasser“ getaucht und so in Gold verwandelt worden. Die Herren Doktoren quälten den guten Ferrier fußfällig, ihnen dieses Geheimniß mitzutheilen oder zu verkaufen. Obgleich er ihnen mit allem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Reichthum in Europa aus wirthschaftlichen Tugenden, Fleiß, Kenntniß, Handel, Humanität, Civilisation, Recht und Gesetz, und nicht aus Teufelswasser stamme, glaubten sie doch nur erst recht an ihren Aberglauben und bewunderten sein ungeheueres diplomatisches Talent, womit er ihre Bitten und Anerbietungen auszuweichen wisse. — Denn das ist

gerade, warum, wie Schiller sagt, selbst Götter vergebens mit der Dummheit kämpfen, weil letztere sich durch Belehrung in ihrem Dünkel und Dunkel bestärkt. Wer recht dumm und eingebildet ist, (Beides ist stets beisammen) denkt, wenn er Jemanden gescheidt sprechen hört und ihn belehren will: „Bei mir kommt der schön an! Ich bin nicht der Mann, sich etwas weiß machen zu lassen.“ Und so geht er viel stärker und steifer in seiner Dummheit von dem Gescheidten und schimpft ihn wohl noch gar aus, daß so ein Mensch klüger sein wolle.

So ist's in Herat. Und ganz aus demselben Grunde kämpfen auch in Europa Götter und Doktoren vergebens gegen die echte, ein- und ausgebildete Dummheit. Wer etwas lernt, weiß immer schon viel, beinahe so viel, wie Sokrates, der auf der höchsten Spitze seiner Weisheit nichts so sicher wußte, als daß er nichts wisse, oder wie Faust, der, nachdem er alle Wissenschaften mit heißem Bemühen durchstudirt hatte, ausrief:

„Und sehe nur ein, daß wir nichts wissen können.“

Nicht wissen ist Wissenschaft, sondern lernen, lernen bis in alle Ewigkeit.

Ferrier wurde bei aller Auszeichnung in Herat als geheimer Diplomat und Besitzer des Steines der Weisen, des Teufelswassers u. s. w. auch sehr gequält und stets ohne Ausnahme scharf bewacht. Yar Mohamed nannte ihn endlich, nachdem er vergebens alle List und Ränke angewandt, ihm die Geheimnisse und den Stein der Weisen zu entlocken, „Buster puntlit“ („gut gefeckt“) einen „mit allen Hunden gehetzten Diplomaten.“ Sertip Lal Mohamed, ein hoher Beamter, in dessen Hause er wohnte und bewacht ward, suchte ihm die Gesangenschaft so angenehm als möglich zu machen und ließ Abends Wein und Bajaderen zu Tanz und andern Belustigungen holen. Wein und Weiber sollten ihm die vermeintlichen Geheimnisse und den Stein der Weisen entlocken, aber der Franzose blieb standhaft und enthaltsam, während die hohen muhamedanischen Herrschaften den koranverbotenen Wein bis zur Bestimmungslosigkeit genossen.

Die Schilderung dieser Einzelnheiten und seiner Audienz bei Yar Mohamed sind zu lang und umständlich für Mittheilung in einem übersichtlichen Artikel. Kurz er bekam endlich nach vieler Mühe Erlaubniß, seine Reise nach Lahore fortzusetzen — über Berge, Thäler, Wiesen und Weiden, an Zeltenstädten und Nomadenlagern vorbei, durch Wüsten und Einöden — aber voller Abenteuer für ihn. Endlich kam er nach Balkh, der alten Hauptstadt des einst glorreichen Persiens, glorreich und blühend, als Alexander der Große vor mehr als zwei Jahrtausenden triumphirend einzog, später aber von den mongolischen Verwüstern und Eroberern Dschingis Khan und Timur zerstört, aber immer noch „die Mutter der Städte“ genannt. Obgleich sie jetzt nicht florirt, blühen doch die Gärten und Wiesen um sie her desto üppiger. Auf seinem Zuge über das Paropamisus-Gebirge durch die nomadisirenden Hasarah-Tartaren hindurch bis in die Nähe von Kabul können wir ihm nicht folgen, da der Weg zu lang und für uns mit zuviel kleinen Einzelnheiten bedeckt ist, die wir nur auf vielen kostbaren Spalten wiedergeben könnten.

Wir erwähnen nur, daß die Hasarah-Tartaren in Ferrier den ersten Europäer sahen, daß dieser unweit Kabul unter Stämme kam, die mit einander Krieg führten und ihn nöthigten, umzukehren oder auf einem Umwege (über Kandahar) vorwärts zu kommen. Auf diesem Umwege gerieth er unter die Seherais, einen heidnischen Tartarenstamm von patriarchalischer Einfachheit, Republikaner mit Haut und Haar und von urdeutschen Zeiten her. Diese kleine Heidenrepublik mitten unter den grausamsten Despotien ist merkwürdig genug, so daß wir Ferrier darüber sprechen lassen.

„Die Seherais sind der Bedeutung ihres Namens nach „Bewohner der Ebene“ und bilden eine Republik, die nach ihrer eigenen Tradition folgenden Ursprung hat. Sie wurden von dem großen Eroberer Dschingis Khan hier übrig gelassen und haben seitdem die Unterjochungsversuche jedes Feindes tapfer zurückgeschlagen. Dies erschien mir sofort sehr glaubwürdig, da ihre fruchtbare Ebene, durch Berge und Wüsten geschützt, sehr schwer zugänglich ist und ihnen der Boden Alles liefert, was sie in ihrer patriarchalischen Einfachheit und Härte brauchen. Sie haben etwas von dem Islam gehört und schwören zuweilen bei Ali und dem Propheten Mohamed, verehren aber, wie die alten Perser, einen Gott des Guten und des Lichts, Khoda (Gott) und einen Beherrscher des Bösen und der Finsternis, Shaitan (Satan). Sie beten niemals, halten kein Thier für unrein und essen Alles. Fern von Civilisation und Starrheit leben sie natürlich, hart und wild, was uns Civilisirten zuerst widerlich erscheint, aber bald angenehm wird, wenn man sieht, wie gesund, kräftig, anspruchslos, zufrieden und glücklich sie in ihrer König-, Kultur- und Steuerlosigkeit sind.“

Ferrier ward von dem Präsidenten dieser Republik, Timur Beg, rauh, aber herzlich empfangen. Ein Dreißiger, beinahe bartlos, kurz, aber in jeder Muskel ein Herkules. Er ließ ein Mahl bereiten, das trefflich mundete, eben so der Abschmaus, in welchem sich der Herr Präsident so gütlich that, daß er bald zusammensiel und fürchterlich schnarchte. Jetzt zog sich Ferrier mit seinen Begleitern zurück, begleitet von den Damen, die bei Tische aufgewartet hatten.

„Die Aufmerksamkeit dieser Damen ging weiter,“ schreibt Ferrier, „als ich irgendwo erlebt hatte. Erst wuschen sie uns die Füße und dann nöthigten sie uns zu einer Generalwäsche. Kurz sie wuschen und badeten und dürsteten uns auf das Sorgfältigste vom Kopfe bis zum Fuße, und zwar auf die ungeniirteste Weise mit der größten Unbefangenheit. Die mir zur Aufwartung gegebene Dame ließ mir keine Ruhe vor lauter Aufmerksamkeit und obgleich ich stets allen Sitten und Gebräuchen, unter welche ich kam, Genüge leistete, bat ich sie doch am folgenden Morgen, ihren neuen Versuch, mich zu scheuern und zu dürsten, gefälligst aufzugeben und mich lieber noch ein Bischen schlafen zu lassen. So kam ich diesmal davon. Ich glaubte, mir sei diese Ehre allein zu Theil geworden. Aber hernach klagte mir mein Diener, daß ihn die Damen ebenfalls tüchtig gescheuert und selbst des Präsidenten Tochter geholfen habe. Diese Sitte erstreckt sich in Dio pissar (dem Hauptorte der. Republik) auf alle gastfreundlich aufgenommenen Fremde als Pflicht aller Damen.“

Später wurde ihm freilich der Kopf ganz anders gewaschen. Bald nach seinem ersten Versuche, wieder vorwärts zu kommen, ward er arretirt und nach Herat zurücktransportirt, dann auf einem andern Wege wieder aufgehalten, von Ort zu Ort escortirt, in Gefängnisse geworfen und mißhandelt, von einem andern Stamme wieder einmal wie ein Gott angebetet u. s. w., so daß er eine Menge der seltsamsten Dinge, Menschen und Zustände, von denen wir bisher nichts wußten, genau kennen lernte und uns damit bekannt macht. So lesen wir merkwürdigere Geschichten in seinem Buche, als je in einem Romane vorkommen, von Turcomanen, Usbeken und Beludschen, ihren Bazars, Kaffeehäusern, Lagern, Reisekaravanen, Festungen, Palästen, Gefängnissen, Hirten und Schäferinnen, Soldaten, Zigeunern, Gaunern und Räuberbanden und allen möglichen seltsamen Lebensverhältnissen der Völker, die sich vom arabischen Meere und persischen Meerbusen bis zu den chinesischen Gebirgen ausdehnen. Mehrere dieser Völker und Stämme wurden bisher noch von keinem Europäer besucht und beschrieben, so daß das Buch außer seinen sonstigen Verdiensten auch in geographischer und ethnographischer Beziehung einen großen Werth hat. Manche Erlebnisse unter diesen Völkern klingen so fabelhaft, daß wir Bedenken tragen würden, daran zu glauben, wenn sie nicht von einer so guten Autorität kämen. Hören wir von den Beludschen:

„Die Bewohner von Beludschistan haben wegen der Nähe des Meeres Manches von Europäern gehört, aber so mit Aberglauben und Barbarei gemischt, daß nichts von unserer Civilisation daran wieder zu erkennen ist. Im Wunder über unsere Macht, Intelligenz und Reichthümer glauben sie nicht nur fest und fest, daß wir Gold machen könnten, sondern auch unsere Körper, Kleider, Meubels und Häuser dieses kostbare Metall enthalten. Ein englischer Arzt, Forbes, wagte sich vor einigen Jahren allein unter die Beludschen und bis in die Residenz des Khans Ali, Namens Nassur. Der Khan ermordete ihn im Schlafe und hing dessen Körper vor seinem Zelte auf, wo er ihn unaufhörlich waschen und abspülen ließ.

„Ihr werdet sehen,“ sagte er zu seinem Volke, „daß dieser Hund von einem Ungläubigen sich bald in lauter Gold verwandeln wird.“

„Nachdem er den todten Körper 14 Tage lang gewässert und gewaschen hatte, ohne zu seinem Erstaunen Gold daraus werden zu sehen, ließ er das Wasser, womit der Gemordete gewaschen worden war, kochen, um das Gold durch Hitze auszutreiben. Als

John Fremont.

Indem wir heute das in Nr. 35 versprochene authentische Portrait Fremont's liefern (nach einem newyorker Original gefertigt), verweisen wir bezüglich des Abconterfeiten auf den ausführlichen Artikel der bezeichneten Nummer.

---

dies auch ohne Wirkung blieb, kam der Khan auf den pfiffigen Gedanken, daß der Doktor aus Beshseit das Gold seines Körpers vorher in seine Kleider habe ausschwitzen lassen. Er ließ also nun diese in kleine Stückchen zerschneiden (eben so die im Koffer aufgefundenen Bücher) und in den Mörtel mischen, von welchem er sich ein Haus bauen ließ. Als er uns diese Geschichte erzählte (denn Ferrier besuchte ihn auch, freilich nur unter dem Schutze eines mächtigen Empfehlungsschreibens), versicherte er, daß er mit Bestimmtheit hoffe, sein Haus werde sich mit der Zeit mit einer Schicht von Gold überziehen. Mit großer Freimüthigkeit sügte er hinzu, daß er glücklich sein würde, wenn er mit mir einen zweiten Versuch der Art machen könne."

Unser Gast fühlte sich bei dieser Versicherung nicht sehr wohl und machte, daß er fortkam. Er reiste um den See Seistan herum und hatte dabei Gelegenheit, die Beludschen näher kennen zu lernen.

„Diese Nomaden führen ein Leben, wie die wilden Thiere und streifen eben so grausam durch die Wüsten ihres Landes. Gesetze, Arbeit, Handel, Unterordnung u. s. w. sind ihnen ganz unmöglich. Sie sind frei, wie das Vieh und stolzer auf ihre Verbrechen, wie wir auf Tugenden. Nur ein Gesetz kennen und halten sie eisern streng, das der Rache. Die Blutrache erbt sich, wenn nicht getilgt, durch ganze Geschlechter fort und bricht am Ende aus, wenn auch vorher scheinbar lange gesühnt durch einen Pür (Priester) oder gar durch Heirath. Nach Menschenaltern noch lauert einmal ein Erbe der Rache in einem Verstecke und schneidet dem Nachkommen eines alten Feindes lautlos und lächelnd den Hals durch, nachdem er vielleicht Jahrzehende lang vergebens, aber mit der größten Ausdauer gelauert hatte. Zwei Beludschen verschiedenen Stammes oder durch ein Blutrachegesetz „verbunden," haben bei der ersten Begegnung, wenn sie sich auch nie vorher sahen, einen merkwürdigen Instinkt, dies zu wittern. Sie sprechen nicht, verrathen keine Leidenschaft, sondern betrachten sich eine Zeit lang schweigend. Dann fallen sie plötzlich über einander her und beißen, zerreißen sich gegenseitig mit den Zähnen oder ersticken sich durch ruhiges, lautloses Eindrücken und Festhalten der Kehle. Einer bleibt allemal todt, sehr oft zerreißen sich Beide. Dabei hört man keinen einzigen Laut."

„Die Beludschen nennen sich Muhamedaner, bekümmern sich aber nicht um den Koran, sondern haben ein eigenes, sinnloses, barbarisches Gemisch von Islam, Christenthum und Heidenthum als eigene Religion. Sie halten Mohamed für einen großen Propheten, aber über ihm steht Pür Kisri, der gleich nach dem höchsten Gott kommt. Sie schwören nur bei Pür Kisri, wenn sie ehrlich sprechen. Die Beludschen sind Tiger unter Menschen, feurig, leidenschaftlich, ungeheuer stark und von feiner, schöner Körperform, scharf und grausam in ihren Physiognomien, ohne Gefühl für Entbehrungen und deshalb von einer Ausdauer auf Märschen, die rein an's Wunderbare grenzt. Wie das Kameel, laufen sie vierundzwanzig Stunden hinter einander unter ihrer brennenden Sonne, ohne einen Schluck Wasser oder irgend etwas Nahrung zu genießen. Für Wasser unter dem Boden haben sie dabei die feinste Witterung, und graben selten tiefer als drei Fuß, wenn sie es brauchen. Sie laufen in der Regel mit dem besten Pferde um die Wette, wenn's darauf ankommt, halten's aber länger aus, so daß schon oft ein Beludsche zwei bis drei Pferde hintereinander überdauerte. Aber diese unbändige Kraft bricht vor dem Geschrei eines Vogels, dem Anblick einer Schlange auf dem Wege oder einer Heerde Affen in zwei Abtheilungen. Bietet sich ihnen ein solcher Anblick, bringt sie, diese sinnlosen Sklaven des Aberglaubens, keine Macht der Erde mehr vorwärts. Sie bleiben liegen, bis die Sonne unter- und wieder aufgegangen ist, „um dem Schicksale Zeit zu lassen, seinen feindlichen Entschluß zu ändern." Ihre Hauptbeschäftigung ist Stehlen, doch rauben und plündern sie auch mit der wunderbarsten List und Kaltblütigkeit, so daß sie ihr Leben um der größten Kleinigkeit willen auf's Spiel setzen. Auf ihren Dromedaren zu Zweien, Rücken gegen Rücken sitzend, um die Gegend stets nach beiden Seiten zu durchspähen,

durchstreifen sie die Grenzen von Afghanistan, und unternehmen Streifzüge bis in's Innere von Persien. Sie unternehmen Excursionen, um ein Taschentuch, eine Lumpe, irgend eine werthlose Kleinigkeit zu erwischen."

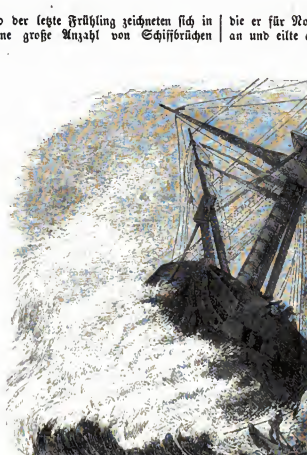
Weil Jeder geschäftsmäßig stiehlt, brauchen selbst die besten Freunde auf der Reise, Brüder, selbst Vater und Sohn, die größten Vorsichtsmaßregeln gegen einander. Sie schwören Beide bei Pür Kisri, daß sie hundert Ellen von einander schlafen und sich nicht vor aufgehender Sonne erheben wollen. So schlafen Vater und Sohn auf der Reise in ehrerbietiger Entfernung. Aber mit scharfem Ohr hören sie mitten im Schlafe das leiseste Geräusch und sehen, ob Vater und Sohn gegenseitig den Schwur bei Pür Kisri doch brechen wollen. Auch machen sich die Beludschen in Konsequenz des Stehlens und der Habsucht gegenseitig gern todt. Einmal erschlug Einer den Andern wegen eines Kleides, das nicht mehr werth war, als etwa einen Thaler. Stehlen, Rauben, Morden, Verbrechen aller Art, um sich dadurch etwas anzueignen, ist ihre Religion. Ihr Dogma lautet: „Vor einigen tausend Jahren vertheilte Gott die Güter der Erde unter die Menschen, und ließ sich von bösen Geistern bereden, den Beludschen nichts zu geben, als einen trocknen, heißen, unfruchtbaren Boden. Wir müssen nun Gottes üble Vertheilung ausgleichen und selbst nehmen, was wir kriegen können." Wilde Nomaden können dies als ihre Naturreligion betrachten. Offenbart und Besseres mitgetheilt ward ihnen bis jetzt nicht. Dies fiele vielleicht auf einen guten Boden, denn sie sind nicht ohne gute Eigenschaften und Talente. Namentlich ist ihre Gastfreundschaft gegen Fremde etwas werth, obgleich man ihnen nicht so trauen kann, wie andern nomadischen Stämmen. Die Europäer sind nach ihrer Mythologie Abkömmlinge böser Geister und des Teufels, mit dessen Hülfe sie Gold machen, Schätze graben und das „böse Auge" auf Andere werfen können.

Wir müßten das ganze Buch Ferrier's übersetzen, wenn wir alles Interessante, Neue und Abenteuerliche daraus mittheilen wollten. Hier genüge, was wir gegeben, zur Bildung einer Vorstellung von jenen fernen, unbekannten Gegenden und Menschen, die ausgeschlossen von dem Blutumlauf der modernen Kultur, in blosen Naturzuständen und Wildheit, in Aberglauben und muhamedanischem Despotismus verwahrlost sind und der Zeit warten, wenn Rußland und das indische England über sie hin zusammengestossen sein und diese Völker und Staaten unter sich getheilt haben werden.

Rettung von Hundertundzwanzig deutschen Auswanderern.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!

Der letzte Winter und der letzte Frühling zeichneten sich in trauriger Weise durch eine große Anzahl von Schiffbrüchen und andern Unfällen auf dem Meere aus. Wir auf dem festen Lande, mitten in Bequemlichkeiten und unter Genüssen, die wir zum Theil der Seefahrt verdanken, können uns kaum eine genügende Vorstellung von den Gefahren machen, die auf dem Meere lauern, noch viel weniger von den muthigen und aufopfernden Thaten, die gar oft geschehen zur Rettung Verunglückter und meist nicht einmal zu allgemeiner Kenntniß gelangen. Eine solche Heldenthat wollen wir hier erzählen, und sie wird die Leser um so mehr ergreifen, da es viele deutsche Brüder waren, die durch einen entschlossenen Mann dem schrecklichsten Tode entrissen wurden.



Es war eine finstere Sturmnacht, als Richard Holmes, der Zolleinnehmer im Hafen von Cape May, einem sehr gefährlichen Punkte der Küste der Vereinigten Staaten, durch das mächtige Brausen des Windes aus dem Schlafe geweckt wurde. Während er sich aufrichtete und auf das Tosen des Sturmes und des Meeres horchte, glaubte er aus weiter Ferne her zu wiederholten Malen den dumpfen Donner von Kanonenschüssen zu hören, die er für Nothsignale hielt. Er stand sofort auf, kleidete sich an und eilte an die Küste. Die Nacht aber war so finster, daß er auf dem Meere draußen gar nichts erkennen konnte, aber mehrmals noch, nach kurzen Pausen, und deutlich vernahm er Schüsse. Rasch entschlossen, weckte er in den nächsten Häusern einige Männer. Mit ihnen bestieg er ein zu solchen Zwecken bestimmtes bereit liegendes Boot, nahm einen Kompaß mit sich und wagte sich hinaus in die Nacht, auf das stürmische Meer.

Die Männer ruderten tüchtig und nur durch den Kompaß und den dumpfen Kanonendonner geleitet, steuerten sie hinaus auf das offene Meer. In dem Tosen des Sturmes aber, in dem lauten Klatschen, mit dem die Wogen an das Boot und die Ruder schlugen, konnten sie die einzelnen Kanonenschüsse nur undeutlich vernehmen, und da sie gegen die hoch sich heranwälzenden Fluten zu kämpfen hatten, also sehr langsam vorwärts kamen, wußten sie lange nicht, ob sie auf dem rechten Wege wären und das Schiff erreichten, das die Nothsignale gab.

Nach zwei Stunden indeß klangen die Schüsse vernehmlicher, und endlich konnten sie sogar kurz vor dem Knalle das Aufblitzen des Pulvers durch den dichten Regen und den hochaufsprizenden

Schaum hindurch erkennen. Dieser Anblick gab den Männern frischen Muth, sie ruderten mit erneuter Kraft, und schon zeigte sich ihnen in der Ferne, wenn auch kaum erkenntlich, in der Morgendämmerung die dunkele riesige Gestalt eines Schiffes. Als sie noch näher kamen, überzeugten sie sich, daß dasselbe auf die Seite gewerfen worden war, die Wellen schäumend und spritzend an ihm sich hinaufbäumten und zum Theil schon über das Verdeck hinwegschlugen. An jeder Stelle des Deckes, die eine Möglichkeit von Schutz zu gewähren schien, standen Männer und Weiber dicht zusammengedrängt bei einander und klammerten sich in Verzweiflung an Balken und Taue fest, damit sie von den darüber stürzenden Fluten nicht mit hinweggespült würden. Das Schiff lag auf einer Art Bank, zum Theil festgehalten durch den Anker, welchen die Mannschaft niedergelassen hatte, ehe sie aufgefahren waren. In dieser Lage war es von den anstürmenden Wogen auf die Seite gedrückt worden; es hob und senkte sich mit dem Steigen und Fallen der Flut, und jeden Augenblick war zu befürchten, daß es in Trümmer zerschlagen werde.

Holmes brachte sein Boot so nahe an die geneigte Seite des Schiffes (vor dem Winde), daß er die Leute darauf anrufen und sie auffordern konnte, ein Tau von dem Ende der großen Raa herabzulassen. Die große Raa ist eine dicke Stange, welche horizontal oben an dem Hauptmaste liegt. Da das Schiff nach der Seite lag, so mußte ein am Ende dieser Raa befestigtes Tau in einiger Entfernung von dem Schiffsrumpfe gerade herunter auf das Wasser hängen. Die Leute hörten und thaten, was ihnen gesagt wurde. Mittels dieses Taues gedachte Holmes zunächst auf das Schiff zu gelangen, das auf keine andere Weise zu ersteigen war. Freilich war es schon gefährlich, diesem herabhängenden Taue sich zu nähern, weil es, von dem Sturme getrieben, mit ungeheurer Wucht hin und her schwankte und das Meer unten peitschte. Holmes ließ sein Boot gerade unter dies Tau steuern, und obwohl es um ihn her schlug und ihn ein Schauer überlaufen mußte, wenn er sich sagte, er müsse aus dem Boot springen, das Tau erfassen, sich mit ihm weit umherschleudern lassen und dabei an demselben ziemlich hoch hinaufklettern, wich er doch vor dem Unternehmen nicht zurück. Nach einigen vergeblichen Versuchen, das Tau zu erfassen, hielt er es mit aller Kraft fest, das Boot wich unter ihm hinweg und er hing frei in der Luft.

Jeder von uns wäre in der schwankenden Lage unrettbar verloren gewesen; etwas Anderes ist es bei einem erprobten Seemann, denn sobald ein solcher, in welcher Schwierigkeit und Gefahr es auch sein mag, ein Tau, das an einem Ende vollkommen fest gemacht ist, mit seiner Eisenfaust erfaßt, ist für seine persönliche Sicherheit nichts mehr zu fürchten. Auch Holmes wußte und fühlte jetzt, als das Boot unter ihm hinweggeglitten war und er frei über dem wüthenden Meere in der Luft schwebte, daß für ihn die Gefahr geendet sei. An dem Tau emporzuklettern, bis er die Raa oben erreichte, von der Raa an den Mast zu steigen und dann in dem Takelwerk hinunter auf das Verdeck, war etwas, zu dessen Ausführung nur gewöhnliches Matrosengeschick und gewöhnlicher Schiffermuth gehörte. Es geschah demnach in wenigen Augenblicken, und bald stand er auf dem Verdeck. Da aber hatte er seinen ganzen Muth und seine ganze Energie zusammen zu nehmen, um sich durch den Anblick des Entsetzens und Elendes, das sich ihm darbot, nicht überwältigen zu lassen.

Alle drängten sich um den, ihnen wie vom Himmel gesandten Fremden, in dem sie ihren Retter sahen, und horchten gespannt auf das, was er ihnen zu sagen haben werde. Er theilte ihnen mit, daß ihr Schiff auf einer schmalen Bank oder Barre feststitze, die parallel mit der Küste laufe, daß sich aber zwischen dem Schiffe und der Küste tieferes Wasser finde. Deshalb rieth er ihnen, das Ankertau zu kappen, weil er erwarte, daß das Schiff von den so gewaltig andrängenden Wogen über die Bank hinweg in tieferes Wasser und dann schnell an die Küste werde getrieben werden, wo sich wahrscheinlich Mittel finden dürften, die Leute zu retten.

Nach dem empfohlenen Plane wurde gehandelt. Man kappte das Ankertau; das Schiff wurde in der That sofort über die Barre hinweggehoben und von dem Sturme dahin gejagt, so daß die Leute darauf in eine andere Art von Angst geriethen, und von Neuem verzweifelnd laut aufschrieen. Zu lenken und zu regieren war das Schiff nicht mehr; man mußte es treiben lassen, wie und wohin Wind und Flut es jagen würden. Es wurde aber an die Küste einer der dort liegenden, langen schmalen Inseln geworfen, wo in der Sturmbrandung die Wogen von Neuem über ihm zusammenschlugen.

Nach vieler Mühe und Anstrengung gelang es der Mannschaft, mit Hilfe des Bootes, in welchem sich die Freunde des muthigen Holmes befanden, das stets in der Nähe geblieben war, ein Tau von dem Schiffe an das Land zu bringen, und mittels dieses Taues wurde dann ein Rettungsboot trotz der heftigen Brandung von der Küste an das Schiff und von dem Schiffe an die Küste gezogen. Auf diese Weise gelang es auch, die ganze Mannschaft und sämmtliche Passagiere zu retten. Als sich Alle am Lande befanden, wurde von Raaen und Segeln ein Zelt aufgebaut, das zwar nichts weniger als Bequemlichkeit, aber doch einigen Schutz für die ganze Gesellschaft gewährte. Die Passagiere waren, 120 an der Zahl, deutsche Auswanderer, meist ziemlich bemittelte Leute, die von ihrer Habe freilich wenig oder nichts gerettet hatten, aber für die Erhaltung ihres und der Ihrigen Leben dem muthigen Holmes aus tiefstem Herzensgrunde dankten.

Ein Abenteuer Lord Byron's.

Der Aufenthalt Lord Byron's in Venedig ist bekannt, saumt den mancherlei Extravaganzen, deren Grund in seiner Eigenthümlichkeit lag. Die nachfolgende Begebenheit ist wohl im Allgemeinen weniger bekannt.

Lord Byron war, als guter Sohn Albions, ein Freund der See, und wenn er sich eine Zeit lang in Gallerien, Sammlungen, Bibliotheken, Palästen und auf der Piazzetta herumgetrieben, war ihm die Fahrt auf den staquirenden Kanälen Venedigs so zuwider, daß er ein wahres Heimweh nach der See und ihrem belebenden, frischen Athem oder einem Bade in ihren Wellen hatte.

Alle Seelente Venedigs kannten ihn so gut, wie die Gondoliere, und wenn er nach einem Boote rief, waren zehn zu seiner Verfügung. Seine Freigebigkeit hatte ihm bei dieser Sorte von Leuten einen so klangvollen Namen gemacht, wie seine Poesie in höhern Kreisen.

Die kleine Insel Sabioncello, nahe bei Ragusa, war sein Lieblingsplätzchen, wohin er sich, begleitet von der Gräfin Guiccioli und einigen Freunden, gar oft in einer Barke begab, geführt von einigen bewährten Seelenten. Die Gräfin zeichnete dann, jeder der andern Begleiter that, was ihm beliebte, und Lord Byron setzte sich im Schatten eines Baumes nieder und schrieb, was ihm sein Genius eingab. Das war aber nicht der anschließliche Zweck solcher Fahrten. Im Bereiche der dalmatinischen Küsten, näher oder entfernter dem Lande, liegen kleine, grüne, mitunter bewaldete Inselchen. Auch diese waren häufig das Ziel der Lustfahrten Lord Byron's und seiner Freunde, um dort zu jagen und zu angeln.

Die Insel Grossa minore ist fast nur eine Klippe, gar nicht bewaldet, an einigen kleinen Stellen nur mit Büschen bewachsen und spärlich mit Grün bedeckt, die etwa eine halbe englische Meile lang, und auch nicht breiter ist. In der Mitte der Insel befindet sich eine schöne klare Quelle, um die herum einige Büsche so hoch aufgeschossen sind, daß sie dürftigen Schatten gegen die glühenden Sonnenstrahlen bieten können. Die kleine Gesellschaft beschloß einst hier Mittag zu halten, vorher aber die Fische zum Mahle selbst zu fangen. Das Meer ist bei Grossa minore sehr fischreich. Es währte daher nicht lange, so hatten sie eine hinlängliche Anzahl gefangen. Die Schiffer waren beschäftigt gewesen, dürres Holz zu lesen, mit dem sie nun ein Feuer anfachten, damit die köstlichen Fische zum Mahle bereitet werden konnten. Nie hatte es der Gesellschaft besser gemundet, als hier in der frischen Morgen- und Seeluft, und nach mehreren froh verlebten

Stunden brach sie auf, um nach dem Fahrzeuge zu gehen, und Benedig wieder zu erreichen.

Wer aber beschreibt die Verlegenheit Aller, als sie eben kaum noch ihr Boot in der Ferne schwimmen sahen? — Die Schiffer hatten es leichtsinnig nur auf den Strand gezogen, aber nicht weit genug, und die Flut hatte es losgespült und davon getragen. — Wäre es näher gewesen, man hätte es noch schwimmend erreichen können, allein daran war unter diesen Umständen nicht zu denken. Es war zu weit entfernt. Das Schlimmste aber war, daß die Klippe Grossa minore etwa zwanzig englische Meilen von Sabioncello entfernt, und keine der umliegenden Inseln bewohnt ist, daß die Mundvorräthe nicht mehr zu einem Mahle ausreichten, daß für die Nacht kein Schutz vorhanden war und — daß die Küstenstriche selten befahren werden. Nun hätte freilich die See ihre Reichthümer an Lebendigem geboten, sie vor dem Hungertode zu schützen, aber es fehlte an Brennmaterial, sie genießbar zu machen. Sie hatten wohl auch Pulver und Gewehre, aber auf der Barke lagen die Vorräthe für eine ganze Woche, die die Gesellschaft hatte auf den Inseln hin und wieder verleben wollen; da lagen die Wolldecken, die Hängematten, die Mäntel u. s. w. — und das Alles war weg und für immer und sie saßen auf der Klippe, ohne Schutz gegen Sonne und Nachtkälte und ohne Aussicht, bald erlöst zu werden. Das war in der That nicht sehr lustig, am allerwenigsten für die Gräfin Luiccolli, welche mit zur Gesellschaft gehörte. Natürlich gab es lange und bleiche Gesichter — nur der Lord lachte aus Herzensgrunde, denn das war ja doch einmal ein Abenteuer, welches ihm als Würze der alltäglichen Gewöhnlichkeit diente, und einmal ein Bischen innerlich und äußerlich aufregte. Jetzt erwachte erst in ihm eine volle Thätigkeit.

Ein langes Ruder aus dem defertirten Boote wurde ausgerichtet, und der seine Shawl der Gräfin als Nothflagge daran befestigt, obwohl der Lord nicht ohne innerliche Lust voraussah, daß die erste beste Brise das feine Gewebe in tausend Fetzen reißen würde. Aus zwei Mänteln, welche glücklicher Weise zwei etwas seine Kavaliere mit an's Land genommen, den noblen Leichnam gegen kühle Lüftlein zu schützen, bildete er ein Zelt für die Gräfin, indem er die Herren davon unterhielt, wie ungemein erquickend nach einem heißen Tage eine eisig kalte Nacht und starker Thau sei, wie es doch gastronomisch ungemein interessant sein müsse, zum unverfälschten Naturleben zurückzukehren, und nicht nur Muscheln, sondern auch Fische roh zu verspeisen, und dergleichen mehr. „Ein Tod," fuhr er fort, „wie ihn jeder gemeine Bewetianer dahin stirbt, ist auch durch sein Odinäres wenig interessant; aber der Hungertod auf einer schattenlosen Klippe, begleitet von Halbgebratenwerden in der Sonne und Halberfrieren in der Nacht, ist denn doch in jeder Beziehung etwas, das nicht Jedem begegnet." Mit solchen Gesprächen jagte er eine Gänsehaut über die andere den edeln Kavalieren, den tapfern Nachkommen heldenkühner Vorfahren über den feinen Leib, und brachte ihr von feiner Pomade duftendes Haar zum Sträuben. Ein Glück, daß die von dem Schrecken erschütterte Gräfin unter dem Mantelzelte schlief, und also der Textur entging, in welche der Lord seine Gefährten spannte. Sie baten ihn endlich inständigst, nachzulassen, und er erbarmte sich der Helden des jungen Italiens, die, wie er sarkastisch bemerkte, mehr von Atalanta gelernt, als von irgend einem Helden der mythischen Zeit, einer spätern zu geschweigen.

Von Zeit zu Zeit wurden Schüsse abgefeuert, um Fahrzeuge auf die Verlassenen aufmerksam zu machen. Dies erhielt den Muth der Italiener aufrecht, zumal die Vorräthe an geistigen Getränken, die sie noch hatten, innerlich nachhalfen; als aber zwei Tage und zwei Nächte trost-, hoffnungs- und rettungslos hingegangen waren, und auch nicht die entfernteste Aussicht war, gerettet zu werden — da kamen Lord Byron's Bilder vom Hungertode allmälig zur Geltung und Kavaliere wie Bootsleute überließen sich ihrer Verzweiflung. Nur die Gräfin richtete sich an dem Muthe Lord Byron's auf, der sich indessen im Geheimen seiner Seele nicht verhehlen konnte, trotz aller humoristischen Auffassung, trotz aller Sarkasmen, mit denen er seine Leidensgenossen überschüttete, sei ihre Lage eine keineswegs im rosigen Lichte erglänzende. Was sollte bei längerer Dauer aus ihnen werden? Der Hungertod rückte mit grausigem Grinzen an sie heran, und es war Noth, daß irgendwie auf Rettung gedacht wurde, da kein Segel in den Bereich ihres Signals kam, das dem Gesetze der Vergänglichkeit jeden Tag ein Fragment seines Leibes zum Opfer gab, wenn die Brise wehte. Was würde daraus, wenn eine scharfe Bora ihr Spiel damit beginnen sollte? — Auf die Dauer vermochte die Gesundheit der Männer selbst dem wechselnden Einfluß von glühender Tagehitze und scharfer Nachtkälte nicht zu widerstehen, da sie, wie die Wilden ferner Länder unter Gottes Sternen sommerlich gekleidet, übernachten' mußten, und vor Frost oft Zähneklappern zum Besten gaben, daß es eine Art hatte und als musikalisches Intermezzo selbst Lord Byron keine Handhabe zu Scherzen mehr bot, um so weniger, als er selbst als mitagirender Musiker thätig im Chore war.

Die allerernstesten Berathungen traten an die Stelle der Scherze, der Beschluß, ein Floß zu bauen, scheiterte am gänzlichen Mangel alles Materials zu diesem Zwecke. Von einer Insel, schwimmend, die andere zu erreichen, war völlig unmöglich und würde auch, da sie alle unbewohnt sind, eine Handlung gewesen sein, die nur unheilvoll für den werden mußte, der eine solche Excursion unternommen haben würde, ohne daß sie die Lage der Andern hätte verbessern können. Rathlos saßen sie im Rathe. Selbst Lord Byron zeigte deutlich, daß seine gute Laune an ihrer äußersten Grenze angekommen sei, wo sie, wie Alles, in ihr Gegentheil umzuschlagen im Begriffe stand.

Da erhob sich ein Venetianer, der, weil er einäugig war, bei der heitern Genossenschaft seiner Freunde der Cyclope hieß, und machte einen Vorschlag, den er auch selbst auszuführen den heldenmüthigen Entschluß erklärte. Er schlug nämlich vor (er war Seemann und gehörte zur Mannschaft des verlorenen Bootes) auf ganz eigenthümliche Weise eine Seefahrt zur Rettung Aller zu wagen. Da es nämlich eigentlich der Zweck der Gesellschaft gewesen war, nach Sabioncello zu gehen und man nur, der Laune Byron's folgend, auf Grossa minore gelandet hatte, so hatten die Schiffer in ihr Boot ein Faß aufgenommen, um in Sabioncello, wo das köstlichste Trinkwasser sich fand, dieses Faß zu füllen und nach Venedig mit zurückzunehmen. Da nun auch Grossa minore eine berühmte Quelle hat, so war von den Schiffern dieses Faß an's Land gebracht worden, um es an dieser Quelle zu füllen, da sie nicht wußten, wann sie nach Sabioncello kommen und wie lange sie sich dort würden aufhalten können. Sie kamten alle die bizarren Launen Lord Byron's und dachten, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen.

Der Cyclope schlug nun vor, diese Tonne der Länge nach durchzuschneiden, die Eisenreife stehen zu lassen und so eine Art Boot zu bilden, in das er sich setzen und die abenteuerliche Fahrt unternehmen wolle, um Hülfe zu holen.

So abenteuerlich der Vorschlag, so zweifelhaft sein Erfolg war, augenblicklich hatte er das Meiste für sich, und der ungewöhnliche Muth, die seemännische Tüchtigkeit des Cyclopen ließ ihm noch ein besonderes Gewicht. Es war Lord Byron, der sogleich in den seltsamen Gedanken und Vorschlag mit großem Eifer einging. Dadurch kam er zur möglichst raschen Ausführung. Mit großer Kraft und Ausdauer begannen nun die Seeleute daran zu arbeiten und nach der größten und mühevollsten Anstrengung brachten sie ihr Werk fertig, das die allerseltsamste Form hatte, doch die größte Aehnlichkeit mit einer Muschel. Es wurde in die See gebracht und der muthige Cyclope setzte sich hinein. Gegen Erwarten hielt es durch des Insassen Fürsorge und Kunst im Balanciren das Gleichgewicht. Anfänglich drehte es sich wie ein Kreisel im Kreise herum, allein als der Cyclope seine beiden Ruder in Bewegung setzte, hörte dieses Sichimkreisedrehen auf, und er brachte es in eine Strömung, die es schnell den Blicken entzog. Ihre Gebete und Wünsche begleiteten das waghalsige Unternehmen und sie blieben, zwischen lähmender Angst und schwacher Hoffnung schwebend, auf dem trostlosen Felsen von Grossa minore zurück, wo jeder Augenblick längeren Verweilens peinlicher und — gefährlicher wurde. Der Tag verging; der Abend kam und der Schlaf lullte sie in süße Hoffnungsträume ein.

Der Cyclope ruderte indeß getrost, von der Strömung fortgetragen, an Sabioncello vorbei. Zu landen wurde ihm unmöglich, weil er der Strömung keinen Widerstand leisten konnte. Das war sein Hoffnungsanker gewesen, daß er hier würde landen können. Jetzt sank sein Muth. Von der Insel aus bemerkte ihn Niemand und immer reißender wurde die Strömung. Er sieg mit seinem absonderlichen Fahrzeuge in reißender Eile dahin.

Daß die Strömung landwärts ging, gab ihm neuen Muth. Immer rascher wurde das Fahrzeug fortgetrieben. Jetzte erblickte er Ragusa und das Herz hüpfte vor Freude; aber an Ragusa führte ihn die Strömung vorbei und Niemand entdeckte ihn. Endlich warf eine Welle das seltsame Boot an den Strand. Er war nicht weit von der Stadt Ragusa. Er hatte in seinem Fahrzeuge in einer unglaublich schnellen Zeit eine Entfernung von nahezu hundert englischen Meilen gemacht.

Von der Freude, Rettung zu bringen, erfüllt, eilte er nach Ragusa und machte der Behörde Anzeige von der Lage der Verlassenen. Noch an dem Abende wurde ein seetüchtiges, großes Boot segelfertig gemacht, mit allen erdenklichen Vorräthen beladen, mit tüchtigen Matrosen bemannt und dann stach es mit gutem Winde in See.

Der Morgen graute eben im Osten, als Lord Byron, vom heftigsten Frost geschüttelt, aufsprang, sich durch Bewegung zu erwärmen. Seine und seiner Begleiter von ihm hervorgerufene bedenkliche Lage ergriff ihn gewaltig. Er blickte auf die wie Leichen Daliegenden; gedachte vorzüglich der bedauernswürdigen jungen Gräfin und war durch die Lage der Dinge tief bewegt.

Die Sonne vergoldete eben das spiegelglatte Meer — da — war's Wahrheit? — erblickte er ein Segelboot, dessen Kiel lustig die Salzfluth durchschnitt, dessen Schnabel auf die Insel Grossa minore hielt. Mit Aufbietung aller Kraft begann er zu rufen. Die Gefährten fuhren aus dem Schlafe auf. Sie eilten zu den Flinten und verknallten das letzte Pulver. Bald sahen sie das Wehen der Tücher, das Zeichen, daß das Boot zu ihrer Rettung herbeieile. — Wer beschreibt den Eindruck?

Das Boot landete; der Cyclope sprang heraus. Lord Byron umarmte ihn, wie einen Bruder, als er ihnen seine Fahrt und deren Erfolg berichtete.

Die Hungrigen wurden durch die Vorräthe des Bootes wunderbar erquickt und traten dann die Rückreise an. Sie legten in Ragusa an, brachten der Behörde ihren Dank und segelten dann nach Venedig, welches sie wohlbehalten erreichten. Der Cyclope wurde reichlich belohnt. Außerdem ließ ihm der Lord Byron eine prächtige Barke bauen, die den Namen „die Muschel" erhielt, zur Erinnerung an das muschelartige, improvisirte Fahrzeug, worinnen der Cyclope zu ihrer Rettung von Grossa minore abgefahren war.

Blätter und Blüthen.

Das Thier und die Musik. Unerklärlich ist mir das Gebahren einer Schlange, die ich vor Kurzem beobachtete. Man sagt diesen Thieren bekanntlich auch nach, aus Erfahrung weiß ich es nicht, daß sie von der Musik angenehm berührt würden, so daß sogenannte Schlangenbändiger und indische Gaukler, deren Beschäftigung es ist, sie zu Kunststücken aller Art abzurichten, um dies leichter und schneller in's Werk zu setzen, irgend eines musikalischen Instrumentes sich als Hülfsmittel bedienen sollen.

Ich brachte neulich Abend in eine Familie eine unschuldige Ringelnatter, und es that mir leid, daß ich, so lange sie auf dem Tische lag, nicht an's Klavier dachte, um ein Experiment anzustellen. Nachdem wir das Thier eine Zeit lang beschäftigt hatten, wurde beschlossen, es zu tödten. Zu dem Zwecke holte ich eine Weinflasche die ziemlich an den Stöpsel mit 90grädigem Spiritus angefüllt war. Die Schlange wurde hineingesteckt, fuhr einige Male die Flasche auf und ab und blieb endlich, den Kopf auf dem Boden, den Leib in den prächtigsten Windungen nach dem Hals der Flasche hinaufgeringelt ruhig und ohne Bewegung liegen. Dies geschah bald acht Uhr. Die Unterhaltung wechselte, man sprach von diesem, lachte über jenes, that dies und das, immer aber kehrten die Blicke der Anwesenden wieder nach der Schlange zurück, die in ihrem Flaschengrabe eingeschlossen in der Nähe der Lampe stand. Das Thier blieb regungslos in der oben angegebenen Stellung, die es nach seinen letzten Bewegungen eingenommen hatte, liegen.

Da wende ich mich nach dem Klavier und beginne, dabei durchaus nicht an die Schlange und etwaige Versuche mit derselben denkend, ein beliebiges Tonstück. Ich hatte eine ziemliche Zeit gespielt, als plötzlich die ganze Gesellschaft nach der Flasche hinlief und mit den Worten: „sieht nur, die Schlange lebt noch," dieser ausschließlich ihre Aufmerksamkeit zuwandte. Sie hatte sich bewegt, aber nicht etwa in schmerzhaften, Todesangst verkündenden Zuckungen, sondern in einem ruhigen, gleichmäßigen Heben und Niederlassen des ganzen Körpers, vornehmlich des Kopfes. Ich stand sogleich vom Instrumente auf, um gleichfalls das Schauspiel näher in Augenschein zu nehmen; denn wer hätte das gedacht, daß das Thier nach zwei Stunden, die Hälfte der zehnten Stunde war ja schon abgelaufen, noch leben könnte; allein ich sah nichts mehr, sie lag ruhig in der vorigen Stellung, und zwar so ganz auf derselben Stelle, daß ich die beobachtete Bewegung kaum für etwas Anderes halten zu dürfen meinte, als für optische Täuschung. Doch leicht war dieser Zweifel zu beseitigen, ich durfte nur wieder meinen Platz am Klavier einnehmen und den Versuch noch einmal machen. Das that ich natürlich auch und es währte nicht eine Minute, so fing sie an zu tanzen, wie es vorher von der übrigen Gesellschaft gesehen worden war und wovon ich mich jetzt mit eigenen Augen überzeugte. Nahm ich die Hände von den Tasten und hatten die Töne ausgeklungen, so hörten auch ihre Bewegungen wieder auf, und wie neue Musik auf Pausen bald in größeren bald in kleineren Zeiträumen abwechselten, ebenso traten mit jener die bebenden Bewegungen, mit diesen die frühere Regungslosigkeit der Schlange ein. Länger als eine halbe Stunde setzten wir unsere Beobachtungen fort, lange genug, um die Ueberzeugung zu gewinnen zu können, daß wirklich die Musik und nichts Anderes — unerklärlich erwähne ich noch einmal, daß die Flasche auf einem Tische vom Instrument, nicht etwa auf diesem selbst stand —, jenen gleichsam neues Leben erweckenden Einfluß auf das Thier ausübte. Auch das noch bemerkt, daß sie in der langen Zeit jener Versuche den Kopf nicht schließlich unten auf dem Boden liegen ließ, die Lage des übrigen Körpers, die prachtvollen Windungen, in denen sie sich anfangs aufgerollt hatte, aber leider verändert waren.

Hatte uns die ganze Erscheinung insofern in nicht geringes Erstaunen gesetzt, als wir den Tod des Thieres, das sich volle zwei Stunden in einer seit zugeschöpfelten mit 90grädigem Spiritus angefüllten Flasche befunden hatte, als nothwendig erfolgt vorausgesetzten, so war und ist es noch jetzt unerklärlich, von welcher Art der Eindruck gewesen sei, den die Musik auf die Schlange machte. War es ein angenehmer oder unangenehmer? Mancher meiner Freunde entschied sich und nicht ohne Grund für das Erstere, allein ich konnte dafür keine Ueberzeugung gewinnen, denn es mir unbegreiflich ist, daß ein Thier, welches sich in einer solchen Todesweiß, in der es sein Leben verlieren muß, durch irgend etwas angenehm sollte berührt werden können. Daß die Schlange dies aber wußte oder ahnte oder instinktmäßig fühlte, wie man nun will, bewies ihr Streben, den Kerker zu betreten, obwohl sie nicht wissen konnte, daß sie darin für immer festgehalten werden sollte.

Zum Schlusse möchte ich mir noch die Bitte an einen sehr geehrten Mitarbeiter der Gartenlaube, der uns durch seine naturgeschichtlichen Aufsätze schon so vielfach Belehrung geboten hat, Herrn Prof. Rossmäßler, zu richten erlauben, er möge die Güte haben, aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seines Wissens uns, die wir im Finstern tappen, Aufschluß über die streitige Frage zu geben.

Aus der Fremde Nr. 39 enthält:

Johu Fremont's Leben, Reisen und Abenteuer. (Fortsetzung.) — Abenteuer eines Offiziers in Nicaragua. — Ein Pferdehändler aus Kentucky. — Neuestes aus Afrika. — Aus allen Reihen: Joh. A. Röbling. — Amerikanische Schulen. — Die Negerpreisfechten.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal und ersuchen wir die geehrten Abonnenten, Ihre Bestellungen auf das vierte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 40. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Rechte des Herzens.

I.

„Es drängt mich, Sie zu sprechen, Henriette, ich muß Sie sprechen, denn ich leide! Doch nein, ich leide nicht, ich bin im Gegentheil glücklich, da ich Sie diesen Abend auf dem Balle sehen kann. Ach, Sie werden in Ihrem blauen Kleide so schön sein, daß Sie einem Engel glichen, wenn Sie nicht schon ein Engel in Wirklichkeit wären. Da ich vermeiden will, daß die schlechte Welt unsere Liebe ahnt, bekaffeht und bekittelt, so werde ich mich auf dem Balle nur wenig mit Ihnen unterhalten; aber finden Sie sich um elf Uhr, wo der Tanz am lebhaftesten ist und Niemand unsere Abwesenheit bemerkt, in der Orangerie ein. Als Zeichen der Gewährung meiner Bitte befestigen Sie die rothe Rose in Ihrem Gürtel, die ich Ihnen während des ersten Walzers, den wir zusammen tanzen, geben werde. Ich bringe ein schweres Opfer, indem ich Sie den ganzen Abend am Arme eines Andern sehe, aber ich bringe es der Welt wegen.

Adolf M.."

Diesen Brief hatte Adolf Morgens an die Adresse befördert, und Abends war er der erste, der mit hoffnungsfrohem Herzen das kleine duftende Billetchen betrat, denn er hatte die rothe Rose in Henriette's Gürtel gesehen. Aber auch die Eifersucht hatte sich seiner bemächtigt, die Eifersucht auf einen jungen Mann, der oft mit der reizenden Henriette getanzt hatte. In tödtlicher Unruhe erwartete er die Stunde des Stelldicheins. Es war das erste Mal, daß ein Zweifel, eine finstere Ahnung in ihm erwachte.

Endlich schlug die ersehnte Stunde; aber es verging noch einige Zeit ehe Henriette erschien. Sie war sichtlich aufgeregt und zitterte. Die beiden jungen Leute traten Arm in Arm in die Dunkelheit des Wäldchens. Die ruhige, aber mondlose Nacht verbreitete nur einen schwachen Schimmer über die schlummernde Erde. Geheimnißvoll, wie die Liebesgedanken, welche diese beiden Herzen bewegten, war das rings herrschende Schweigen.

„Warum sind Sie so traurig, mein lieber Freund?" fragte Henriette mit sanfter, schmeichelnder Stimme.

Er antwortete nicht sogleich, die Eifersucht beherrschte ihn völlig. Erst nach einigen Augenblicken schilderte er mit Schmerz und Leidenschaft die Ahnungen, die sich ihm aufdrängten, und die Furcht, daß dieser Ball ihrer Liebe verhängnißvoll werden könne.

„Sie sind thöricht!" rief sie aus. „Also deshalb, weil ich mit einem andern jungen Mann getanzt habe, quälen Sie sich mit Sorgen und Besürchtungen! Gestehen Sie es nur, Sie sind auf Otto Winter eifersüchtig!"

„Ja, Henriette, ich bin auf ihn eifersüchtig!"

„Ich schwöre Ihnen, Adolf, daß er nicht ein Wort von Liebe zu mir gesprochen hat."

„Wahrhaftig? Ach, Henriette, dieses Geständniß macht mich unaussprechlich glücklich! Aber es schien doch, daß er sich oft zu Ihnen neigte. Jedes Wort, das Sie ihm sagten, war für mich ein Dolchstoß."

„Er unterhielt mich von meiner Cousine Friederike, die Sie kennen; auch befragte er mich über das Vermögen meiner Tante."

„So will er Friederiken wohl heirathen?"

„Man möchte es glauben."

„O welch' ein Glück!"

Nun folgte ein süßes Schweigen, das den Verliebten eine glückseligere Unterhaltung gewährt, als die leidenschaftlichsten Worte. Dieses Schweigen unterbrach Henriette; ganz leise, als ob sie fürchtete von einem Lauscher gehört zu werden, flüsterte sie:

„Sie wissen es ja, Adolf, daß ich nur Ihnen angehören werde!"

„O wiederholen Sie noch einmal diesen süßen Schwur, daß ich ihn in mir aufnehme und in den geheimsten Falten meines Herzens aufbewahre!"

Und wie schon oft, so wiederholten jetzt feuchte Blicke und zärtliche Händedrücke zum hundertsten Male jene heiligen Gelübde, die nur Gott allein hört.

Das Gesicht des jungen Mannes flammte in Purpurröthe; er ergriff die Hand Henriette's, legte sie auf sein heftig klopfendes Herz, und sagte:

„Wie Sie, habe auch ich einen Eid zu leisten — wie Sie, Henriette, nehme auch ich Gott zum Zeugen, daß ich Sie liebe, und daß ich nie eine Andere lieben werde! Ich schwöre, daß ich von Morgen an alle Energie und Kraft, die in mir ist, anwenden werde, um Ihrer würdig zu werden und Sie vor den Augen der Welt besitzen zu können. Nehmen Sie diesen Eid an, Henriette, und wenn ich je meineidig werde, so verdammen Sie mich ohne Mitleiden!"

Der Engel der Liebe, der die Herzen und Gewissen durchschauen kann, und mit Liebe aufrichtige Seelen sucht, um einen Augenblick bei ihnen zu ruhen, hätte vor Glück erbeben und den reinen Duft zu Gottes Thron emportragen müssen, der diesen Abend dem geheimnißvollen Wäldchen entströmte.

„Bewahren Sie die rothe Rose, die ich Ihnen geschenkt habe und die Sie im Gürtel tragen," fügte Adolf hinzu.

„Und ich gebe Ihnen diese rothe Rosenknospe, die ich für Sie gepflückt habe!" sagte Henriette.

„Diese beiden Blumen werden uns wie Blicke des Himmels bis zu dem Augenblicke beschirmen, wo ich Ihrer würdig sein werde!"

Die beiden Glücklichen vergaßen, daß sie sich auf der Erde befanden. Da plötzlich unschwirrte eine Fledermaus mit ihren schwarzen Flügeln die Häupter der Liebenden. Henriette schmiegte sich erschreckt an den jungen Mann; dieser wehrte den Unglücksvogel mit der Hand ab. Aber Adolf war tief erschüttert — ein kalter Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper. Beide sagten sich indessen so oft, daß sie sich liebten, sie entwarfen so viel thörichte Pläne, daß sie für den Augenblick die unheilvolle Vorbedeutung vergaßen.

Henriette kehrte in den Ballsaal zurück. Der junge Mann, berauscht von seinem Glücke, machte einen Spaziergang auf das Land, der sich auf die ganze Nacht ausdehnte — erst spät am Morgen betrat er die Stadt wieder.

II.

Der Leser wird fragen, wer ist, was arbeitet Adolf, was für einen Zweck verfolgt er, und was hofft er in der Gesellschaft für eine Stellung einzunehmen, die er seiner Henriette bieten kann? Was will er werden? Adolf war ein armer Künstler, der sich einen Ruf erwerben wollte, ein Künstler, der keinen andern Schutz hatte, als den Gottes und seines Genies, der keine andere Hoffnung hegte, als daß einst die Menge sich nach ihm drängen und ihm Beifall spenden sollte. Es war dies eine etwas kühne Hoffnung — aber einem Musiker schien die Verwirklichung derselben nicht unmöglich. Rührt nicht die Musik, mehr noch als die Dicht- und Malerkunst, die Herzen der Menge? Ist sie nicht das sympathetische Band zwischen dem Menschen und Gott, die unsichtbare Leiter von den sichtbaren zu den unsichtbaren Dingen, die geheimnißvolle Stimme, die auf der Erde die Sprache des Himmels zu reden scheint?

Adolf hatte keine Eltern mehr. Die Unwissenheit eines Vormundes hatte ihm seine Carrière gehemmt; aber dadurch war sein Eifer nur noch reger geworden. Er war nur erst einundzwanzig Jahre alt, und schon hatte er sich bemerkbar gemacht, aber leider nicht so bemerkbar, daß er eine Stellung einnahm. Adolf sollte noch ein Jahr eifrig studiren, und dann, so hatte man ihm versprochen, würde er Gold und Ehre ernten. Seit er Henrietten das feierliche Eheversprechen gegeben, studirte er mit einem glühenden Eifer die Partituren Weber's, Mozart's und Beethoven's. Er hoffte eine Krone zu gewinnen, die der reinen Stirn seiner Geliebten würdig war.

Getrieben von seinen edeln Gesinnungen, arbeitete der junge Künstler Tag und Nacht, um groß und geachtet zu werden. Er zählte fest auf Henriettens; die Liebe verklärte den Horizont seiner Zukunft mit einem rosigen Scheine, und wurden ja einmal Zweifel wach, so fragte er sich: was habe ich zu fürchten? Henriette hat mir im Angesichte Gottes einen feierlichen Eid geschworen, und Gott gibt nicht zu, daß man vergebens einen Eid schwört.

Die kleine rothe Rose, die Henriette mit ihren Lippen berührt, war längst verwelkt; aber Adolf trug sie stets wie einen Schatz auf seiner Brust.

Wie ist man doch glücklich mit einundzwanzig Jahren, und wie gut denkt man von Welt und Menschen!

Eines Abends kehrte er aus dem Conservatorium der Musik in seine Wohnung zurück. Sein Gesicht verklärte ein edler Stolz, denn der Direktor hatte ihm angekündigt, daß er bei einer ausgeschriebenen Konkurrenz den ersten Preis verdient habe. Dieser Diamant war kostbar genug, um ihn der Geliebten anzubieten. Der glückliche Musiker dachte nur an den Augenblick, wo er Henrietten würde sagen können:

„Diese Krone und dieser Ruhm, der meine Stirn verklärt, gebührt Ihnen, denn ich habe ihn mit einem Theile meiner Seele erkauft, und meine ganze Seele ist ja schon seit langer Zeit Ihr Eigenthum!"

Als er sein Zimmer betrat, fand er einen Brief auf dem Tische, den man für ihn in seiner Abwesenheit abgegeben hatte. Da er nicht ahnte, von wem er kam, erbrach er ihn erst nach einigen Minuten. Er las folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Unterzeichnete beehren sich, Ihnen anzuzeigen, daß Ihre Tochter Henriette gestern mit Herrn Otto Winter, Wechselagenten an hiesigem Platze, verheirathet ist. Das junge Ehepaar geht heute auf das Land. F. Wilda und Frau."

Es waren kaum acht Monate verflossen, seit Henriette ihn geschworen hatte, nie einem andern Manne als ihm anzugehören, und schon hatte sie sich Otto Winter hingegeben, oder — verkauft!

Der arme Adolf stieß keinen Schrei der Wuth, keine Verwünschung aus; er vergeß weder Thränen der Verzweiflung noch des Schmerzes. Ruhig legte er den Brief auf den Tisch zurück, setzte sich auf einen Stuhl, stützte die Stirn in die Hand, und trocknete mit trockenen, brennenden Augen das Papier an. Sein Verstand verwirrte sich! Eine Art Wahnsinn bemächtigte sich seiner, als er so plötzlich das Band zerreißen sah, das sein ganzes Wesen umschlungen hielt; sein Geist konnte die Last eines hoffnungs- und resultatlosen Lebens nicht ertragen. Adolf's Zustand war nicht eine völlige Muthlosigkeit und Zerschlagenheit, als Wahnsinn. Der arme Musiker war einem Bewohner des Himmels zu vergleichen, den Gott zur Erde sendet und verdammt, Jahrhunderte unter schlechten und gleichgültigen Menschen zu leben.

III.

Es liegt nicht in der Absicht des Verfassers, alle die kleinen Hülfsmittel, die Blicke, Galanterien, Versprechungen, Zärtlichkeitskünste u. s. w. zu erzählen, die Otto Winter angewandt, um Henriette Wilda zu besiegen. Es würde dies eine uninteressante Geschichte werden. Die Andeutung genügt: Henriette war ein vorzeitig gereiftes Kind. Sie mochte achtzehn Jahre alt sein, als eine ihrer Tanten einst sagte:

„Henriette wird eine Frau, die Kopf hat!"

Ich weiß nicht, ob der Leser die Frauen von Kopf sieht; aber ich muß gestehen, daß mir Frauen von Kopf wie frühzeitig gereifte Kinder vorkommen. In beiden Fällen liege ich vor der Verfrauen zu diesem Ueberfluß von Hirn. Kinder und Frauen brauchen Herz, viel Herz, und nicht einen großen Reichthum von Geist. Der Geist bildet sich stets nur auf Unkosten des Herzens; er gleicht einer rasch aufblühenden Blume, die keinen Duft verbreitet.

Die geistreiche Henriette nun hatte mit kaltem Verstande über die Liebe kalkulirt, und die Wünsche ihrer interessirten Eltern hatten sie nur zu rasch gelehrt, die positive Seite des Lebens im Auge zu halten. Es gibt übrigens in dem Herzen aller Frauen einen geheimnißvollen Ort, den nie eine Sonde erreicht hat; sie werden oft von einem Taumel ergriffen, der sie, ohne daß sie es wissen, hinreißt, und Gefühle in ihnen erzeugt, aus denen Thaten hervorgehen, die zu analysiren der Romantiker verurtheilen muß.

Am 30. Juni brachte ein Journal folgenden Artikel:

„Gestern fand mit der gewöhnlichen Feierlichkeit die Vertheilung der Preise an unserm Conservatorium der Musik statt. Der Minister, Herr von F., hat eine Rede gehalten, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Seltsam war es, daß Herr Adolf M., der in diesem Jahre den ersten Preis davongetragen, bei der schönen Ceremonie fehlte. Der junge Mann ist seit einigen Tagen verschwunden, und Niemand weiß, wo Nachforschungen nach ihm anzustellen sind."

Der Verfasser weiß es, und er beeilt sich, es den französischen Lesern mitzutheilen.

Als die Nacht anbrach, saß Adolf immer noch in dem Stuhle, seine starren Blicke hingen immer noch an dem Briefe, der auf dem Tische lag. Er schien unfähig zum Denken zu sein — selbst das Athmen fiel ihm schwer. Plötzlich schien ein Lichtstrahl seinen Geist zu erhellen; er stand auf, holte die vertrocknete Rose von seiner Brust, legte sie in den verhängnißvollen Brief, und schob den Brief in ein Portefeuille, in dem sich bereits das Portrait Henriette's befand. Dann packte er seine Kleidungsstücke und seine Violine ein, steckte zwanzig Louisd'or zu sich, die er in einem Secretär aufbewahrte, ließ seine wenigen Möbel als Zahlung für die Wohnung zurück, und verließ das Haus und die Stadt, um nie zurückzukehren. Er vergeß keine Thräne, äußerte kein Wort — dachte an Nichts!

Die ganze Nacht hindurch setzte er hastig seinen Weg fort

Mit dem Anbruche des Morgens hatte er eine Eisenbahnstation erreicht. Er kaufte sich ein Billet, stieg in den Wagen als der Zug ankam, und fuhr der Schweiz zu, die er vierundzwanzig Stunden später erreichte. Mit der Post reisete er nach Genf. Hier miethete er eine kleine Wohnung, und richtete sich bescheiden ein. Dann schrieb er an seinen Vormund, bat ihn, seine Rechnungen zu ordnen, und ihm die Hälfte des Vermögens zu senden, da er mündig geworden sei. Die andere Hälfte solle der Vormund behalten. Die Wünsche Adolf's waren bald erfüllt: er erhielt die Hälfte seines Vermögens.

IV.

Zwei Jahre sind verflossen.

Adolf bewohnte ein bescheidenes, aber freundliches Stübchen, das ihm Collin, ein armer Uhrmacher, vermiethet hatte. Vater Collin konnte nicht mehr arbeiten, weil seine Augen so schwach geworden waren, daß er in einer ewigen Dämmerung lebte. Er hatte früher ein eigenes Geschäft gehabt, war aber durch Unglücksfälle herabgekommen und hatte dann, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, in einer der großen Uhrenfabriken Genfs arbeiten müssen. Seine drei ältesten Söhne hatten bereits das väterliche Haus verlassen, um sich selbst zu ernähren; zwei lebten in Paris, einer war nach Deutschland gegangen. Nur Melanie, ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren, war noch bei ihren Eltern; sie half der stets kränklichen Mutter in der Wirthschaft, und vermehrte die spärliche Einnahme, indem sie für ein großes Magazin seine Stickereien fertigte.

„Vater," sagte Mutter Collin eines Tages zu ihrem Manne, „hast Du nicht bemerkt, daß mit unserer Melanie eine Veränderung vorgegangen ist?"

„Du weißt, Mutter, daß ich über ihr Aussehen nicht entscheiden kann. Vor einem Jahre war es mir mit Hülfe meiner Brille noch möglich, zu erkennen, daß unsere Melanie ein schönes, blühendes Gesicht und einen gesunden, frischen Körper hatte. Ist es jetzt nicht mehr so?"

„Nein, das meine ich nicht. Trotzdem die gute Melanie oft bis spät in die Nacht arbeitet, so hat dennoch ihr frisches Aussehen nicht gelitten, und ich muß sagen, daß sie mit jedem Tage schöner wird."

„O, über die Eitelkeit einer Mutter!" rief Vater Collin, indem er sich lachend in seinem Sorgenstuhle aufrichtete. „Willst Du nicht auch die Behauptung aufstellen, daß Melanie das schönste Mädchen in der Stadt ist? Sprich es nur aus, Mutter, denn ich merke schon, es drückt Dir das Herz ab!"

„Nun, ich will nicht leugnen, daß ich unsere Melanie für ein sehr schönes Mädchen halte, und wer uns nicht kennt, wird sicherlich nicht glauben, daß sie die Tochter armer Eltern ist. Ach, Georg, könntest Du nur ihr Madonnengesicht und ihren eleganten Wuchs sehen, ihre kleinen Füße und ihre kleinen Hände, Du würdest Dich nicht minder darüber freuen, als ich."

„Bleibe bei der Sache!" rief ungeduldig Vater Collin. „Du sprachst von einer Veränderung, die mit unserer Melanie vorgegangen sein soll."

„Melanie ist nicht mehr so heiter, als sonst; sie spricht wenig, und sucht sich der Gesellschaft zu entziehen. Stunden lang sitzt sie in ihrer Schlafkammer allein, und dabei arbeitet sie so emsig, als ob sie nicht genug verdienen könne. Gestern hörte ich sie einen tiefen Seufzer ausstoßen. Was fehlt Dir, Melanie? fragte ich erschreckt. Da ward sie feuerroth, zitterte am ganzen Körper und trocknete schnell die Thränen, die sich aus ihren Augen hervordrängten. Dann warf sie wie ärgerlich die Stickerei bei Seite, indem sie sagte: da habe ich schon wieder eine schöne Blume verdorben! Mir will Nichts mehr gelingen, seit ich für das neue Magazin arbeite! — Während sie sich eine Beschäftigung in der Küche machte, sah ich die Stickerei nach: Georg, die Arbeit war wunderschön, daß selbst ein Maler nichts daran zu tadeln gehabt haben würde. Du weißt, daß ich solche Sachen beurtheilen kann. Das arme Kind hatte diesen Vorwand ersonnen, um mich zu täuschen."

„Und was glaubst Du nun, Mutter?"

„Ich glaube, daß Melanie verliebt ist."

„In wen?"

„In unsern stillen Miethsmann, der das kleine Giebelzimmer bewohnt. Sobald sie ihn sieht, erheitert sich ihr Gesicht; sie grüßt ihn selbst mit einer Art Ehrfurcht. Sein Stübchen hält sie so sauber und rein, als ob sie es selbst bewohnte. Die Blumen pflegt sie mit einer besonderen Vorliebe, und neulich erst hat sie eine schöne Monatsrose in das Fenster gestellt, wahrscheinlich um ihm eine Freude zu bereiten, denn er liebt die Rosen mehr als alle andern Blumen."

„Herr Adolf wäre nun eben der Mann nicht, den ich mir zum Schwiegersohne wünschte!" murmelte Vater Collin. „Der deutsche Musiker ist ein Sonderling. Man kann zwar Nichts gegen ihn sagen; aber sein stilles verschlossenes Wesen gefällt mir nicht. Seit einem Jahre wohnt er bei uns, und wenn er nicht zuweilen auf seiner Geige spielte, die er mit seltener Virtuosität zu behandeln versteht, so würden wir kaum wissen, daß wir einen Miethsmann im Hause hätten. Nein, Mutter, Melanie ist ein zu aufgewecktes, lebensfrohes Mädchen, sie kann an dem düstern Menschen keinen Gefallen finden. Hast Du bemerkt, daß er Aufmerksamkeit für Melanie zeigte?"

„Nein; er grüßt sie artig, aber kalt, wie er stets gethan. Und hierin glaube ich den Grund des Kummers unserer Tochter zu erblicken, denn ich lasse es mir einmal nicht nehmen: Melanie hat Kummer."

Das Gespräch wurde durch Melanie's Erscheinen unterbrochen. Die Mutter hatte nicht zu viel von der Schönheit ihrer Tochter gesagt — das junge Mädchen war ein reizendes, elegantes Geschöpf. Sie war sehr einfach, aber äußerst sauber und geschmackvoll gekleidet. Nachdem sie den kleinen Strohhut und den leichten Sommershawl abgelegt hatte, küßte sie zuerst dem halb erblindeten Vater, dann der Mutter die Stirn. Sie lächelte, aber es sprach sich in diesem Lächeln eine Melancholie aus, die ihrer Anmuth einen rührenden Reiz verlieh. Hätte Vater Collin sehen können, er würde der Ansicht seiner Frau beigepflichtet haben.

In diesem Augenblicke ließen sich die Töne einer Geige vernehmen. Vater Collin warf den Kopf in die Lehne seines Stuhls zurück, sah starr nach der Decke des Zimmers, und horchte mit dem Entzücken, das die Musik in erblindeten Menschen zu erregen pflegt. Mutter Collin, die jedes Geräusch zu vermeiden suchte, um ihrem Manne den Genuß nicht zu stören, ließ sich still neben dem Fenster nieder; aber dabei beobachtete sie Melanie, die in dem Augenblicke, in dem die Musik begann, wie eine Statue neben dem Tische stehen blieb; sie faltete die kleinen Hände und horchte den elegischen Tönen, als ob sie eine wunderbare, himmlische Musik hörte. Und wahrlich, es mußte ein Meister sein, der dem Instrumente solche Töne zu entlocken wußte. Der stille Miethsmann, wie ihn Vater Collin nannte, gab nur auf diesem Instrumente Lebenszeichen von sich, und wollte man von diesen Zeichen auf sein Leben schließen, so mußte man die Ansicht gewinnen, daß es ein trauriges, ein kummervolles war, denn seine improvisirten Melodien sprachen eine tiefe Melancholie, einen rührenden Seelenschmerz aus.

Während der Vater mit angehaltenem Athem lauschte, betrachtete die Mutter verstohlen ihre Tochter. Melanie schien zu beten; ihr feines, reizendes Gesicht drückte eine schwermüthige Freude aus. Plötzlich schien sie sich zu erinnern, daß man sie beobachten könne; sie sah zu ihrer Mutter hinüber. Madame Collin schüttelte das greise Haupt und drohete der überraschten Tochter mit dem Finger. Melanie ward purpurroth; sie wandte sich ab, und schlich leise aus dem Zimmer. Draußen trocknete sie zwei Thränen, die wie Perlen in den langen Augenwimpern flimmerten.

„Es unterliegt keinem Zweifel!" dachte Mutter Collin. „Das empfindsame Mädchen hat sich durch die Musik von dem armen, aber interessanten Geiger fangen lassen. Gebe Gott, daß es noch Zeit ist, vorzubeugen."

V.

Acht Tage später ereignete sich ein Vorfall, der die besorgte Mutter in ihrer Ansicht bestärken sollte. Sie war auf dem kleinen Vorsaale mit der Besorgung ihrer Wirthschaft beschäftigt, als die Glocke gezogen wurde. Mutter Collin öffnete die Thür. Ein langer, stattlicher Mann stand auf der Schwelle. Hinter ihm,

auf der ersten Stufe der Treppe, stand ein Bediente in glänzender Livree.

„Madame, wohnt hier der Musiker Adolf Mölling?“ fragte der Fremde in einem Dialekte, der den Ausländer verrieth.

„Ja, mein Herr!“

„Kann ich ihn sprechen?“

„Er befindet sich in seinem Zimmer.“

Der Fremde trat ein, nachdem er seinem Diener durch ein Zeichen angedeutet, daß er draußen warten möge. Mutter Collin öffnete die Thür des kleinen Zimmers, das ihr Miethsmann bewohnte.

„Herr Mölling,“ flüsterte sie, „ein vornehmer Herr wünscht Sie zu sprechen.“

Adolf war angekleidet, er wollte ausgehen. Ueberrascht empfing er den Fremden, der sich bücken mußte, um nicht mit dem Kopfe an die niedere Decke zu stoßen. Als die Thür geschlossen war, befand sich Mutter Collin allein auf dem Vorsaale. Die Neugierde, die allen Frauen eigen ist, erwachte in ihr. Die gute Alte hielt es für keine Sünde, ein wenig zu horchen, sie glaubte selbst ein Recht dazu zu haben, seit sie wußte, daß die arme Melanie in den Musiker verliebt war. Die Wände waren so dünn, daß sie ohne große Mühe jedes Wort des folgenden Gespräches verstehen konnte.

„Ah, Sie sind Herr Mölling!“ sagte die volltönende Stimme des Fremden.

„Kennen Sie mich?“ fragte Adolf bescheiden.

„Ich kenne und bewundere Sie, mein junger Freund!“

„Aber, mein Herr —!“

„Sie haben gestern Abend in dem Concerte, das die armen Italiener gaben, vortrefflich gespielt. Ich komme, um Ihnen meine Bewunderung auszudrücken, und einen Antrag zu machen. Wie armselig wohnt ein Künstler, den ich zu den besten zähle, die ich kenne. Man sollte es kaum für möglich halten! Wollen oder können Sie aus Ihrem herrlichen Talente keinen Vortheil ziehen?“

„Mein Herr, wer gibt mir die Ehre seines Besuches?“ fragte Adolf in sichtlicher Bewegung.

„Ich bin der russische Fürst W...“ (er nannte seinen Namen.)

Adolf verbeugte sich.

„Die Musik ist diejenige Kunst, die ich am meisten liebe und achte,“ fuhr der Fürst fort. „Deshalb halte ich mir in meinem Vaterlande eine kleine, aber tüchtige Kapelle. Mir fehlt ein Virtuos, wie Sie sind. Ich biete Ihnen einen jährlichen Gehalt von tausend Silberrubeln — haben Sie Lust, mir nach Moskau zu folgen?“

Mutter Collin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Tausend Silberrubel für das Jahr!“ flüsterte sie. „Mit einer solchen Summe könnte meine Melanie, die an Sparsamkeit gewöhnt ist, schon haushalten.“

Gespannt wartete sie auf die Antwort des Musikers. Nach einer kurzen Pause fuhr der Fürst fort:

„Und damit Ihre Zukunft gesichert ist, werde ich einen Kontrakt auf zehn Jahre mit Ihnen abschließen. Nach dieser Zeit zahle ich oder mein Erbe Ihnen die Hälfte des Gehaltes als Pension.“

Melanie's Mutter zitterte vor Aufregung am ganzen Körper; sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Adolf vor freudiger Bestürzung nicht zu Worte kommen konnte, und daß er den Kontrakt begierig annehmen würde.

„Sie sind bewegt,“ hörte sie den Fürsten sagen. „Die plötzliche Umgestaltung Ihrer beschränkten Lage mag Ihnen vielleicht wunderbar erscheinen — aber zweifeln Sie nicht daran, es steht bei Ihnen, sich eine glückliche Zukunft zu schaffen. Uebrigens gebe ich Ihnen acht Tage Zeit zu überlegen — ich wohne im Hotel Belle vue, besuchen Sie mich, sobald Sie einen Entschluß gefaßt haben.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Adolf mit fester Stimme, „ich werde die Ehre haben, Ihnen sogleich meinen Entschluß mitzutheilen.“

„Das ist gescheidt!“ dachte Mutter Collin. „Wenn man das Glück beim Zipfel hat, muß man es nicht aus der Hand lassen.“

„Ihr Antrag, gnädiger Herr, ist für mich so ehrenvoll, daß ich vergebens nach Worten suche, um Ihnen meinen Dank auszudrücken. Trotzdem aber ist es mir unmöglich, Ihnen zu folgen.“

„Wie?“ fragte der Fürst.

Mutter Collin glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Ich kann Genf nicht verlassen,“ fügte Adolf hinzu.

„Ich errathe,“ rief lächelnd der Fürst; „vielleicht fesseln Sie süße Bande!“

„Gewiß, gewiß!“ flüsterte die Lauscherin. „Er liebt Melanie, und das Mädchen liebt ihn wieder.“

„Wenn das ist,“ fuhr der Fürst fort, „so können wir uns arrangiren. Der Kapellmeister des Fürsten W.. wird ohne Zweifel Gehör finden, wo er anklopft. Die Kosten der Reise und der Einrichtung in Ihrer neuen Heimath trage ich. Noch einmal: es wird mir Freude machen, wenn ich einen so tüchtigen Künstler, wie Sie sind, besitzen und glücklich machen kann. Ueberlegen Sie reiflich und theilen Sie mir binnen acht Tagen Ihren Entschluß mit.“

Der Fürst trat aus dem Zimmer, ging an der erstarrten Lauscherin vorüber, und verließ die Dachwohnung. Als Mutter Collin aus dem Fenster in die Straße hinabsah, fuhr eine glänzende Equipage davon. Der Diener, der auf der Treppe gestanden hatte, saß bei dem Kutscher auf dem Bocke.

„Er will Melanie's wegen Genf nicht verlassen!“ flüsterte die Alte. „Seine Liebe muß wahrlich groß sein. So weit sind die beiden Verliebten also schon gekommen. Und ich habe es erst seit einigen Tagen bemerkt! Großer Gott, wo habe ich denn meine Augen gehabt? Das ist eine ernste Geschichte: nimmt Herr Adolf den Posten an, so kann er Melanie heirathen, aber wir müssen uns von ihr trennen, müssen sie nach dem fernen Moskau ziehen lassen, und es fragt sich, ob wir sie je wiedersehen; lehnt er den Antrag ab, so bleibt er zwar in Genf — aber an eine Heirath ist nicht zu denken, denn wir sind arm, und er ist arm, wie wir. Ich bin doch neugierig, was mein Alter dazu sagt.“

Kaum war die gute Frau mit den Betrachtungen zu Ende, als Adolf aus seinem Zimmer trat; er grüßte höflich, indem er vorüberging, und verließ die Wohnung.

„Er sieht sehr bleich aus,“ dachte Mutter Collin; „aber er ist doch ein schöner Mann. Ich wollte, der Fürst hätte seine Residenz in Genf!“

Zehn Minuten später wußte Vater Collin, was vorgegangen war; er schüttelte den Kopf und murmelte:

„Der deutsche Musiker ist kein Mann für meine Tochter!“

VI.

Denselben Abend hatte Melanie ein scharfes Examen zu bestehen. Vater Collin, der den ganzen Nachmittag sehr unruhig gewesen war, wollte Gewißheit haben, um seine Vorkehrungen treffen zu können. Der Gedanke, das Glück seiner Tochter um einer vielleicht ewigen Trennung erkaufen zu müssen, lag ihm Centnerlast auf seiner Seele. Adolf Mölling war zwar schon länger als ein Jahr sein Miethsmann, und hatte stets pünktlich die Monatsrechnungen bezahlt; aber der halbblinde Mann, der sich gern unterhielt, hatte ihn noch nicht kennen gelernt, ein flüchtiger Gruß und das Gegenspiel war Alles, was er von ihm gehört hatte. Adolf war ihm ein völlig unbekannter Mann, und wenn Vater Collin ihn für einen Sonderling oder Melancholiker hielt, der für seine lebensfrohe Tochter nicht paßte, so hatte er allerdings Grund genug dazu. In der Meinung, daß seine Frau sich täuschte, nahm er sich vor, sorgfältig zu sondiren, ehe er den väterlichen Machtspruch that.

„Frau,“ sagte er, „wenn ich mit Melanie spreche, wirst Du sie beobachten, nichts weiter, als beobachten — hörst Du? Später theilst Du mir mit, was Du gesehen hast. Also merke Dir: Du siehst für mich, und ich spreche für Dich. Jetzt gib mir meine Brille, und dann suche Melanie unter irgend einem Vorwande zu veranlassen, daß sie in diesem Zimmer bleibe. Aber ich wiederhole Dir: schweige so lange, bis ich Dir die Erlaubniß zu sprechen gebe.“

(Fortsetzung folgt.)

Graf Rudolf von Bökelnburg.

Kommt her, mein Graf von Bökelnburg, der Bauer bringt den Zins,
Kommt her, mein Graf, und schaut vom Thurm, und seid vergnügten Sinns!

Der Bauer dachte Herr zu sein, — wie schlecht bekam's ihm doch!
Jetzt kommen sie wie Ochsen dort, im Halfter und im Joch.

Frau Walburg saß im seidnen Kleid und zierlichem Gelock,
Der Bauer kam durch Dick und Dünn mit Halfter und mit Pflock.

Sie brachten Wagen voller Korn, und Sack auf Sack gebaut,
Der Graf mit seinem stolzen Weib vom Thurm herniederschaut.

So kommt, Herr Graf, und laß't uns ein, und nehmt es an in Huld!
Der Bauer kommt mit Pflock und Joch, zu zahlen Euch die Schuld!

Da lacht er in den grauen Bart, sie lacht in ihr Gebiß,
Und ging, die Ochsen anzusehn, die man in's Burgthor ließ.

Sie zogen durch das offne Thor mit Wagen und mit Roß,
Sie zogen ein in langen Reih'n, der Letzte warf's in's Schloß.

Der Letzte sperrt das Thor und ruft: der Bauer ist kein Sklav'!
Nun rühret die Hand und löst das Band und auf den Bökelgraf!

Da wurden Beide kreideweiß, wie die gekalkte Wand,
Da sprang aus jedem Sack ein Kerl, das Messer in der Hand.

Und nun, Herr Graf, nehmt Euren Zins, o nehmt ihn an in Huld!
So zahlt der Bauer seinem Herrn die lange, schwere Schuld.*

Klaus Groth.

---

* Nach Müllenhof's Chronik zwang im Jahre 1145 ein Graf Bökelnburg in der That die Bauern, den Zins an Getreide und Früchten zur Burg auf Wagen zu bringen, denen sie sich wie das Vieh mit „Halfter und Kummet“ vorgespannt. Das gemarterte Volk rächte sich auf furchtbare Weise.

Aerztliche Strafpredigten.

Nr. II. Gegen das kalte Wasser als Stärkungsmittel.

Ist die Peitsche für ein mattes Pferd deshalb etwa ein Stärkungsmittel, weil sie dasselbe eine kleine Strecke weit zum schnellern Lauf antreibt? Und was wird denn wohl endlich mit dem matten Pferde, wenn es fortwährend gepeitscht wird? Die Antwort auf diese Fragen kann sich sicherlich ein Jeder selbst geben. — Ganz so wie mit der Peitsche und einem matten Pferde verhält es sich nun aber auch mit dem kalten Wasser und einem an sich. Schwäche und Blutarmuth (Bleichsucht) leidenden Menschen. Das kalte Wasser (äußerlich angewendet als kaltes Flußbad, Seebad, kalte Waschungen und Uebergießungen u. s. f.), — dessen heilsame Wirkungen bei gewissen Krankheitszuständen übrigens hiermit durchaus nicht weggeleugnet werden sollen, — ist blos Peitsche, d. h. ein Antreibungsmittel für den Schwachen, niemals ein Stärkungsmittel, ja anstatt die Schwäche zu vertreiben, vermehrt es dieselbe in der Regel nur, und macht den Schwachen nur noch reizbarer. Wer freilich in seiner Kurzsichtigkeit blos nach der sofortigen Wirkung des kalten Wassers urtheilt, die gewöhnlich in angenehmer Belebung und scheinbar stärkender Erfrischung besteht, der muß allerdings zu der falschen Ansicht kommen, das kalte Wasser stärke. Dann würde man sich aber auch stärken, wenn man sich durch Spirituosa ein Räuschchen antrinkt, was ja, wie bekannt, selbst den Leidenden auf kurze Zeit seine Leiden vergessen läßt, scheinbar gesund und munter macht, aber doch Katzenjammer mit Ermattung hinterläßt. Einen ähnlichen, nur langwierigen Nervenkatzenjammer erzeugt bei Schwachen die Reizung durch kaltes Wasser. Darüber wird man sich auch gar nicht wundern, wenn man die Wirkung des kalten Wassers auf die Haut bedenkt. Es bedingt nämlich die Kälte des Wassers, abgesehen von der Zusammenziehung der Blutgefäße und Fasern der Haut, eine ziemlich starke Erregung der zahlreichen Empfindungsnerven der äußern Haut und diese pflanzt sich, wie eine Nachricht durch elektromagnetische Telegraphendrähte zur Hauptstation, so hier zum Mittelpunkte aller Empfindungen, zum Gehirne hin fort. Findet nun diese Nerven- und Hirnerregung öfters statt, dann wird, wahrscheinlich durch Störung der Ernährung dieser Organe, vielleicht in Folge zu starken Nervenmasse- und Blutverbrauchs, die Erregbarkeit und Thätigkeit derselben in krankhafter Weise entweder gesteigert oder endlich auch herabgesetzt. Daher kommt es denn, daß die meisten Kaltwasserliebhaber bleich und reizbar (nervös nennt es der Laie) werden und an Kopfschmerz oder Eingenommenheit des Kopfes, Schlaflosigkeit, Herzklopfen, sowie an großer Empfindlichkeit gegen Licht und Schall, selbst an Krampfzuständen leiden, daß sie leicht erschrecken, über die Maaßen empfindsam und verletzbar sind, sich und Andere mit ihren Nerven quälen, ja sogar nicht blos in Bezug auf das Gemüth, sondern auch auf Verstand und Willen leiden. Wie viele sind nicht schon durch Kaltwasserkuren geisteskrank und geistesschwach, ja sogar so albern geworden, daß sie die Kaltwasserkur, trotz der schlimmen Erfahrungen, die sie selbst gemacht haben, doch noch laut preisen und andern Nervösen anempfehlen. Man sollte nur in Seebädern und Kaltwasseranstalten das Unheil sehen, was das kalte Wasser bei vielen Patienten anrichten würde, wenn daneben nicht die Luft, das Licht und die Nahrung wären, um das wieder gut zu machen, was das kalte Wasser verdirbt. Und trotz dieser ausgezeichneten Hülfsmittel kommen doch noch eine weit größere Anzahl von Personen, welche Kräftigung im Seebade und in der Kaltwasseranstalt suchten, mehr verschlechtert als gebessert aus diesen Heilanstalten zurück. Ja, gingen Nervenschwache in solche Bäder und Anstalten und badeten hier nicht kalt, sondern erst warm, mit abnehmender Schwäche und steigender Kraft lau, und endlich kühl, sie würden sicherlich großen Vortheil für ihre Gesundheit davon haben. Kurz das kalte Wasser ist und bleibt geradezu Gift für Nervenschwache und Blutarme, es mögen die Kaltwasserdoctoren und Kaltwasserfanatiker reden und schreiben, was sie wollen.

Ebenso wie das kalte Wasser, so sind nun aber auch Spirituosa (Wein), Kaffee und Thee, ätherisch-ölige, gewürzhafte und balsamische Substanzen nichts als Reizmittel, die wohl, durch hinzutretende oder stärkere Antreibung der Nerventhätigkeit, auf kurze Zeit bei Schwachen scheinbar ein stärkeres Kraftgefühl und vorübergehend auch kräftigere Bewegungen und ein regeres Thätigsein veranlassen, niemals aber auf die Dauer Stärkung bewirken können. — Trotzalledem erben doch die falschesten Ansichten über die Stärkung des geschwächten menschlichen Körpers, sogar bei vielen Aerzten fort und fort und auf die Frage: „was ist Schwäche," hört man vom Laien gewöhnlich antworten: „wenn Einer in's Seebad geht," während der Practicus dabei fast nur an Eisen oder Eisenwasser (Pyrmont), an China und Wein denkt. Ich möchte dagegen jeden Schwachen rathen, sich an ein abgetriebenes Pferd und an Essig und Stall, nicht aber an die Peitsche zu erinnern. Eine solche Pferdekur ist menschlicher als die jetzt gebräuchlichen Kaltwasserkuren, besonders als die unsinnigen Kaltwasserkuren.

Was stärkt und kräftigt denn nun aber den geschwächten Körper? Das thut Nahrung, Luft, Licht, Wärme und Ruhe neben mäßiger und passender Bewegung, kurz nach also das, was die Ernährung aller unserer Körpertheile, sowie überhaupt des Blutes, der Nerven und Muskeln, geregelt unterhält. — Die Nahrung (Speise und Trank) kann nur dann kräftigen, wenn sie in sich alle die Stoffe enthält, aus denen unser Blut und Körper aufgebaut ist, sonach: Wasser, Eiweißsubstanzen, Fett und Salz. Deshalb ist Milch (aber so wie sie die Kuh gibt, nicht etwa abgerahmt) das allerbeste und kräftigste Nahrungsmittel, nach ihr das Ei (natürlich mit dem Weißen und lieber weich als hart) und das Fleisch mit seinem Safte; dann mit dem Pflanzenreiche haben hier nur die Hülsenfrüchte und Getreidesamen einen Nahrungswerth. Ganz falsch ist es, daß man Salz so viel als möglich aus den Speisen zu verbannen; gerade diese Stoffe sind sehr nöthig zur Kräftigung. Aber auch auf Art und Weise, die Speisen zuzubereiten und zu genießen, muß Bedacht genommen werden; weich und leicht löslich müssen sie sein, tüchtig gekaut und wenig auf einmal, aber öfterer genossen. — Auf gute reine Luft ist, da sie ja die Lebensluft (Sauerstoff) in unser Blut schafft, ebenso wie auf kräftigende Nahrung zu halten und darum muß die Wohnung, besonders aber das Schlafzimmer, stets eine solche Luft enthalten. Ganz vorzüglich ist zu Berg-, Wald- und Seeluft zu empfehlen, dagegen vor Stuben- und Abtrittsluft zu warnen. — Sonnenlicht, welches die Entwickelung der Lebensluft aus den grünen Pflanzentheilen vermittelt, ist für den menschlichen Körper, zumal für die Nerven, noch weit wichtigeres Erhaltungsmittel, als man bisher geglaubt hat, und deshalb unterstützt der Aufenthalt in sonniger Luft und Sonnung die Heilung eines Schwächlings gar sehr. — Auch die Wärme, bei der ja wie bekannt jedwede Vegetation gut gedeiht, dient zur Unterstützung der Kräftigung geschwächter Personen. Was die Ruhe betrifft, so muß diese ebenso eine körperliche als geistige, eine gemüthliche und geschlechtliche sein, aber man darf nicht bis zum absoluten Nichtsthun ausarten, sondern mit Maßgem, sich allmälig steigerndem Thätigsein abwechseln. Der Schlaf auch das Vormittags- und Nachmittagsschläfchen, ist ernährend und stärkend. Ausführlicheres hierüber findet der Leser in dem Gartenlaube 1854. Nr. 23.

Nur diese sind die naturgemäßen Hülfs- und Heilmittel für geschwächten Kräften, die aber freilich niemals so schnell helfen können, wie es die Schwachmatiker verlangen. Denn wenn sie zu Tage viele Jahre lang in seine Gesundheit hineingesündigt hat, der möchte, wenn er endlich nicht mehr so fortwirthschaften kann, wo möglich in einigen Tagen oder Wochen vom Arzte und Charlatanen oder durch ein Bad so reparirt sein, daß er seine ungeschwächter Kraft seine frühere schlechte Lebensweise fortsetzen könnte. Ueberhaupt übersteigt die Unverschämtheit, mit welcher viele Kranke gesund werden wollen, oft so alle Begriffe von Menschenverstand, daß man an der ganzen Menschheit verzweifeln möchte.

Bock.

Eine Schande des neunzehnten Jahrhunderts.

Wenn man in Paramaribo, Hauptstadt der holländischen Kolonie Surinam in Südamerika, an dem Gouvernementsgebäude vorüber, die Grafenstraße zu Ende geht, dann erblickt man zur Linken ein, nur wenige Fuß emporragendes und ganz allein stehendes hölzenes Gebäude. Es macht einen trüben und abschreckenden Eindruck. Vorn und an der hintern Seite erstrecken sich zwei Höfe, wovon der eine mit Pallisaden, der andere mit einem Bretterverschlage umgeben ist. Hier steht man auf dem Platze, wo Tausende unserer Mitmenschen leiden, auf der Stätte, wo die Sklaven Paramaribo's gestraft — nein, gepeinigt, gequält, gemartert werden, — auf dem Richtbote der Sklaven.

Inmitten einiger Häuser, die durch Polizeibeamte bewohnt oder als Gefängnisse benutzt werden, in welchen eine Menge Unglücklicher in Ketten schmachten, bemerkt man auf jenem Hofe zwei rothangestrichene, schon in einiger Entfernung schaudererregende Pfähle über der Einfriedigung emporragen. Zwischen beiden steht ein mit einem eisernen Fußbügel versehenes Fußstück, zur Aufnahme eines dritten Pfahles bestimmt. Das ist das unheilvolle Marterwerkzeug für jene Unglücklichen. Dorthin stellt die königlich-holländische Polizei Surinams ihre Diener zur Verfügung, um die tägliche durch die Bürger ausgesprochenen Urtheile ohne jegliche weitere Untersuchung und äußerst billig, gegen einen Preis von nur einem halben Gulden (ungefähr 8 Ngr.), vollziehen zu lassen.

Fast jeden Morgen und Abend kann man Sklaven und Sklavinnen, fest gefnebelt und durch Polizeiagenten geführt, hier ankommen sehen. Manchmal ist der Eigenthümer, öfterer ein ungenüglicher Mensch, ja auch eines seiner Kinder bei dem traurigen Aufzuge. Aus der ganzen Haltung des Letzteren schaut die Zufriedenheit über seine Rolle; seine unruhig suchenden Augen, sein trotziges, dünkelhaftes Auftreten und jede seiner Bewegungen verkünden, daß er gern die ganze Stadt zum Zeugen davon machen möchte, wie er mit seinen „verworfenen Sklaven" umzuspringen weiß. Um den schrecklichen Anblick noch abscheulicher zu machen, benutzt man oftmals zur Transportirung der Sklaven, der Billigkeit wegen, leinen Polizeiagenten, sondern einen andern Farbigen, dessen Loos es vielleicht morgen ist, zu demselben Zwecke hierhergeführt zu werden. Der unselige Platz ist erreicht. Man klopft an das Fenster eines an der Straße liegenden Zimmers, wo der wachthabende Polizist sich aufhält und die Taue zum Knebeln und die Peitschen aufbewahrt werden. Dann wird die Pforte des Platzes geöffnet und der Zug tritt ein.

Der Sklave oder die Sklavin wird sofort gezwungen die Kleider abzulegen und behält nur einen einfachen Schurz, um die Lenden zu bedecken. Durch ein an die Hände befestigtes Tau, das an der Spitze der beiden rothen Pfähle durch zwei Einschnitte läuft, wird der Delinquent ausgezogen und bald hört man das Klatschen der Peitsche und das Angstgeschrei, das Klagen und Heulen des Dulders oder der Dulderin. Hat man den Muth einen Blick auf die Schenkel des oder der Gemarterten zu werfen, so sieht man das Blut auf den Boden rieseln.

Von ärztlicher Untersuchung ist nicht die Rede. Die Beurtheilung der Körperbeschaffenheit oder der Krankheitssymptome ist hohen und unwissenden Polizeibeamten überlassen, die nicht leicht eine bejahende Erklärung abgeben, weil, wenn die Bestrafung nicht zur Ausführung kommt, sie wenigstens 50 Cents verlieren. Und das ist für jene keine Kleinigkeit, denn ihre Besoldung ist gering. Es ist schon eine besondere Güte von ihnen, wenn sie die Exekution aufschieben, denn sie sind nicht dazu verpflichtet.

Und wer sind nun eigentlich die Richter, die diese Strafen verhängen? Es ist furchtbar: die Bestrafung geschieht auf einfache Forderung des Besitzers. Der Herr schickt eigenmächtig seine Sklaven, lediglich so oft zur Marterstätte, als es ihm gutdünkt. Es gibt folglich in Paramaribo so viele Richter als es Sklavenbesitzer gibt, Richter, die ihre Anstellung nur der Geldsumme verdanken, die sie zum Ankauf ihrer Sklaven verwandten; Richter, die durch die holländische Polizei nach Laune und Willkür Menschen quälen lassen, nicht weil sie etwas verbrechen, sondern weil es ihnen unmöglich ist, eine gewisse Summe Geldes zu entrichten, für die sie ihre Freiheit kaufen könnten.

Keine Macht der Erde kann die armen Sklaven von der Vollziehung des gesprochenen Urtheils erretten. Sein Herr kann ihn ebensowohl für das Rechts- oder Linksdrehen des Hauptes mit 25 Streichen züchtigen lassen, als für Diebstahl und sonstige Vergehen. Der Polizeibeamte hat sich keineswegs um das geübte Verbrechen zu kümmern, sondern nur um die Körperkräfte des Sklaven hinsichtlich der ihm zudekretirten Strafe und um die Besitzthei der Person, welche sie fordert. So werden die Gouvernementsbeamten zur Vollziehung körperlicher Züchtigung erniedrigt, auch wenn sie davon überzeugt sind, daß jene ungerecht, und die niederländische Polizei gibt ihre Diener zum Martern Unglücklicher her, die sich nicht vertheidigen können, die nie gehört werden und denen selbst das Anrufen des königlichen Rechtes der Gnade, das selbst der verächtlichste Mörder beanspruchen kann, verweigert ist.

Hunderten von Dramen, das eine abscheulicher noch als das andere, kann man auf diesem verfluchten Strafplatze der Schande Hollands und des neunzehnten Jahrhunderts beiwohnen. Hier nur eine dieser Missethaten.

Lydia war eine junge, schöne Mulattin, sie gehörte einer freien Schwarzen, die wir Johanna nennen wollen. Sie verrichtete täglich bei ihrer Herrin die Hausarbeit, bereitete das Essen und hielt die Wohnung in Ordnung. Ist dies um 10 oder 11 Uhr Vormittags verrichtet, so wird sie ausgesandt, um „Arbeit zu suchen," d. h. 32 Cents zu verdienen, die sie dieser Johanna jeden Abend abliefern muß.

Ein „Freier," Franz genannt, heirathet Lydia. Er ist Bote und Reiniger in einem Landhause und hat einen ziemlichen Verdienst. Die arme Sklavin ist gerettet. Jeden Morgen, wenn sie die Wohnung ihrer Herrin verläßt, geht sie zu der ihres Gatten, ordnet seinen Haushalt, verlebt mit ihm einige sorglose Stunden und empfängt dann von ihm jene 32 Cents. Franz hat ein kleines Häuschen auf dem Platze des Herrn A., liebt seine Lydia von ganzem Herzen und ist dort mit ihr ganz glücklich, während Lydia mit einer Liebe und Treue ihm anhängt, die als Beispiel dienen könnten. Aber immer hängt über der Gatten Häupter ein drohendes Schwert. Ihre Vereinigung dauert, so lange Lydia's Herrin sie erlaubt. Diese ist ihr bis jetzt noch unbekannt; sie glaubt, die Sklavin suche und finde Arbeit und bringe darum so regelmäßig ihre 32 Cents.

„Aber wenn sie die Wahrheit erfährt," seufzte eines Tages Lydia, als sie gegen den Abend hin einige selige Augenblicke mit ihrem Franz verlebte.

„Nun, wenn sie es erfährt!" antwortete ihr Gatte, „es kann ihr doch einerlei sein, von woher sie am Abend ihr Geld empfängt, wenn Du es nur bringst."

„Und doch, Franz, sagt mir eine bange Ahnung, daß es besser sei, ihr die Wahrheit zu verschweigen!"

„So thue es, Frau, und rechne immer auf mich."

Lydia hatte nicht umsonst gebebt. Als sie einige Monate in dieser seligen Verbindung gelebt hatte, erfuhr ihre Herrin, mit wem sie lebe. An sich war es ihr ganz gleichgültig, mit wem Lydia ein solches Verhältniß habe und aus welcher Quelle sie die 32 Cents schöpfe. Aber sie erfuhr den Namen des Mannes und sagte eines Morgens zu ihrer Untergebenen:

„Dieser Franz ist ein brutaler Mulatte. Ich höre, daß Du seine Frau bist und verlange, daß Du ihn verläßt und einen andern Gatten nimmst."

Die Herrin war ganz in ihrem Rechte. Sklaven heirathen nicht. Die Verbindungen, welche sie schließen, können durch ihre Herren jederzeit gelöst werden, ohne daß sie gezwungen wären, darüber Rechenschaft abzulegen. Jetzt war es nur eine Laune, nichts Anderes — aber auch dann muß der Sklave gehorchen. — Lydia gehorchte nicht. Wenn auch ihre Schönheit ihr die Gelegenheit gab, auf andere Weise die 32 Cents zu verdienen — sie liebte ihren Gatten und war zu jeder Aufopferung für ihn bereit. Lydia gehorchte nicht, und somit machte ihre Herrin von dem Gebrauch, wozu sie gesetzlich befugt war. Sie sperrte eines

Sonntags ihre Sklavin auf 24 Stunden ohne jegliche Nahrung ein. Aber am folgenden Tage ging Lydia wieder zu ihrem Franz.

Ihre Herrin war geduldig und langmüthig. Sie ermahnte, warnte, drohete — aber Lydia schwieg zu Allem und ging täglich zu dem „brutalen Mulatten."

Darf man sich darüber wundern, daß Johanna endlich die Geduld verlor? Wer sollte sie bei solchen „starrköpfigen" Sklaven nicht verlieren? Es ist sonnenklar, daß Lydia, trotz des Verbotes, noch immer mit jenem Manne lebt, den sie liebt und dem sie dankbar ist, während ihre Herrin verlangt, daß sie mit einem andern lebe, einerlei mit wen, nur gerade nicht mit ihm. Das Maß ist voll. Johanna macht Gebrauch von ihrer gesetzlichen Befugniß.

Ein schrecklicher Zug naht dem Richthofe. Zwei Frauen sind es; die eine gefesselt und durch einen Polizisten geführt, die andere frei und ohne weitere Begleitung. Die eine, strahlend in Schönheit, aber zitternd vor Angst und das Auge vor Scham gesenkt, ist die unschuldige Lydia, die andere, aus deren Zügen wilde Wuth spricht, ihre Herrin Johanna, welche ganz „in ihrem Rechte" ist. Man hat den Platz der Schmerzen erreicht. Lydia wird entkleidet; wohl versucht sie ihren wogenden Busen mit den Händen zu bedecken, aber diese werden durch rohe Henkersknechte weggerissen, fest zusammengebunden und bei den Händen wird sie am Marterpfahle emporgezogen. Ueber ihre Wangen fluthen die Thränen, flehend ruht ihr Blick auf ihrer Herrin — aber die Exekution geht vor sich. Und warum nicht? S'ist eben nichts mehr, als eine Frau, die von der ihr durch das niederländische Gesetz gegebenen Befugniß Gebrauch macht und niederländische Beamte, die dem Gesetz genügen.

Da klatscht der erste Peitschenhieb, der zweite — sofort gellt ein furchtbarer Schrei zum Himmel, das Blut strömt von zwei Frauenschenkeln herab — still, es ist schon vorüber. Das Gesetz verbietet, mehr als funfzehn Hiebe zu geben und man sieht, mit dem funfzehnten hört man auf.

Es ist kein Märchen, das wir erzählen, es ist eine Thatsache, die vor kaum drei Jahren in einer niederländischen Kolonie und unter dem Schutze einer europäischen, der holländische Regierung passirt ist.

Man darf Sklaven nicht mehr als fünfundzwanzig, Sklavinnen und Knaben zwischen sechszehn und vierzehn Jahren nicht mehr als funfzehn, Mädchen desselben Alters nicht mehr als zehn Hiebe ertheilen lassen. Und doch gibt es Sklaven, die weit schwerer „gestraft" zu werden verdienen, dennoch gibt es Sklavenbesitzer, die mit einer solchen „Kleinigkeit" nicht zufrieden sind und für ihre Leibeigenen eine Züchtigung fordern, die weit schwerer trifft. Diesem billigen Wunsche kommt der holländische Gesetzgeber entgegen.

Der Eigenthümer, welcher glaubt, daß ein Sklave wegen Ungehorsam, Widerspenstigkeit oder anderer Fehler eine ernstere Strafe verdient, als er selbst befugt ist, ihm auf dem Richthofe aufzuerlegen, zeigt dies dem Generalprokurator an, der nach gehöriger Untersuchung der Sache den Sklaven auf dem erwähnten Platze schwerer darf züchtigen lassen.

Man sieht, das Drama, das beinahe täglich auf dem Richtplatze gespielt wird, hat mit dem, was wir erzählt, noch keineswegs die äußerste Grenze des Leidens, des Schmerzes und der Quälerei erreicht. Nicht selten werden „schwerere Strafen" erkannt. Hier aber darf der Sklavenbesitzer nicht nach eignem Gutdünken handeln, hier ist die Vermittelung eines hochgestellten Beamten, des Generalprokurators nöthig und das ist wenigstens einige Bürgschaft. Aber man verliere dabei nicht aus den Augen, daß es hier der Herr ist, der um Bestrafung seines Sklaven nachsucht, daß es in Surinam allgemeine Regel ist, die Macht des Herrn dem Sklaven gegenüber überall geltend zu machen, daß vor Gericht das Zeugniß eines Leibeigenen wider seinen Herrn von gar keinem Gewicht ist, und daß, wenn Streit zwischen Herren und Sklaven entsteht, der letztere immer Worte gebraucht haben wird, denen eine mit seiner Unterthänigkeit streitige Deutung gegeben werden kann.

Worin besteht nun die „gehörige Untersuchung der Sache," welche das Gesetz vorschreibt? Wir müssen die Antwort schuldig bleiben und können nur zwei Einzelnheiten mittheilen: Erstens ist es eine der größten Seltenheiten, daß dem Sklaven dem Herrn gegenüber das Recht zugesprochen wird, und zweitens liegen Schriftstücke genug vor, die beweisen, daß lediglich einige Zeilen eines Sklavenbesitzers ausreichen, dem Sklaven eine furchtbare Strafe zu verschaffen. Hier eins als Beispiel:

„Unterzeichneter ersucht den Herrn Generalprokurator freundlichst dem Sklaven N., Eigenthum von B., 50 Peitschenhiebe zuzählen zu lassen.

Paramaribo, den .....

(Unterschrift)."

Darunter stand:

„Fiat Bestrafung.

Der Generalprokurator der Kolonie Surinam.

(Unterschrift)."

Also weder über die Art des Vergehens, noch über die Motive, welche zur Ausführung der Strafe bestimmten, erfährt man etwas. Man wird jedoch auch solche Schriftstücke lesen können, welche die Missethat nennen. Wir sahen eins, welches 75 Peitschenhiebe für „Aufwiegelung der Sklaven", eins, das 50 für „Brutalität" verlangte. Häufig waren es zarte Frauenhände, die ohne Beben solche Billets geschrieben hatten.

Der „schwereren Strafen" gibt es zweierlei, nämlich: Peitschenhiebe, aber in doppeltem oder dreifachem Maße und Gerbehiebe mit Tamarindenruthen.

Der Sklave oder die Sklavin wird an einen Pfahl gebracht, die Füße werden in eiserne Ringe geschlossen, der Mittelleib mit einem breiten Riemen festgeschnürt, und die Hände werden umgezogen. Nun werden die Schläge mit den Tamarindenruthen verabreicht. Jeder Schlag bringt eine tiefe Wunde, das Blut spritzt umher, und nicht selten wird das Fleisch lappenweise aus dem Körper des Unglücklichen gerissen. Man kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, in welchem Zustande der Sklave in die Wohnung seines Herrn zurückkehrt. Wechenlang verursacht ihm das zerschlagene Gefäß die unerträglichsten Schmerzen. Der barmherzige Herr versucht dann, ihm die Wunden mit Essig, Salzwasser und andern beißenden Mitteln zu heilen. Man behauptet, daß dies durchaus nöthig sei, um den Tod oder den kalten Brand fern zu halten. Ja, es ist kaum glaublich, es gibt in Surinam Damen, die sich nicht scheuen, die zerrissenen Schenkel ihrer Sklaven zu untersuchen, um zu erforschen, ob die Tiefe der Wunde auch zum bezahlten Gulden im Verhältniß stehe, Damen, die die blutigen Glieder mit spanischem Pfeffer einreiben.

Der Ekel ergreift einem beim Anblick dieses Richthofes, aber wir müssen bitten, uns einen kurzen Augenblick noch zu folgen. Wenn wir auch das Gefühl durch die Schilderung der verschiedenen übrigen Marterwerkzeuge nicht noch mehr beleidigen wollen, so können wir Ihnen doch den Anblick dieser Peitschen nicht ersparen. Das sind nicht gewöhnliche Peitschen, von Hanf gedreht; einige sind von Rindshautstreifen, andere aus der Haut des Flußpferdes verfertigt. Aber diese Peitschen hier sind von Bromeliananas geflochten, und sind sehr stark und hart.

Wir frugen unsern Führer, woher die sonderbare Form dieser Peitschen rühre.

„Blut, meine Herren, Blut!" lautete die Antwort. „Der erste Schlag mit dieser Peitsche gibt eine Wunde, als wenn man mit einem Messer geschnitten wäre. Sehen Sie hier!" und er zeigte uns eine andere Peitsche, die schwarz war vom getrockneten und geronnenen Blut.

Die weiteren Mittheilungen des Führers, eines Polizeibeamten, waren haarsträubender Art: „Es werden fast eben so viele Weiber als Männer zur Bestrafung gebracht," erzählte er, „Mädchen von vierzehn Jahren sowohl wie Erwachsene. Oft sind ihre Schenkel so weiß, daß man sie von denen eines Europäers kaum unterscheiden kann."

„Also werden die Frauen auch immer nackt bestraft?"

„Gewiß, sonst würden die Schläge nicht ihre gehörige Wirkung thun. Oft haben wir schöne Mädchen, so weiß wie Sie, an den Pfählen hängen."

Wir ertrugen es nicht länger. Mit Abscheu und Ekel wandten wir uns ab, und wollten uns entfernen.

„Nein, meine Herren, wollen Sie nicht noch die Strafregister ansehen?"

Auf unsre bejahende Antwort wurden uns drei gezeigt. Die derselben ist zum Aufzeichnen der körperlichen Strafen bestimmt. Die Einrichtung ist sehr einfach. Eine laufende Nummer, der Name des Eigenthümers, der Name des Sklaven oder der Sk-

vin, das Alter der letzteren, die Anzahl der Hiebe, die Art des Vergehens — das ist Alles. Noch bündiger und einfacher ist die Eintragung in diese letzten Kolonnen. Fast immer wird die Ursache der Strafe mit einem einzigen Wort angegeben: „Pflichtversäumniß" oder „Brutalität" oder „Ungehorsam" sind die drei Prädikate, die vorzüglich miteinander abwechseln. Diebstahl kommt sehr spärlich vor.

Vom 1. Januar bis zum Schlusse des Jahres 1853 wurden laut dieses Registers 507 Unglückliche, Frauen und Männer, Mädchen und Knaben, Farbige und Neger, mit Peitschen und Tamarindenruthen gezüchtigt. Ihre Richter befanden aus Neidern und Armen, Gebildeten und Ungebildeten, Christen und Juden, Männern und Frauen. Wenn aber auch alle diese 507 Menschen dieselbe Anzahl Schläge empfingen, so war diese Strafe nicht für Alle gleich schwer. Der rohen Negerin, die seit ihrer frühesten Jugend Feldarbeit verrichtete und in der Negerhütte lebte, die zu unzähligen Malen Peitschenhiebe erhielt, der alle Gelegenheit zur Geistesbildung fehlte, wird es oft weniger kümmern, daß sie auf dem Richthose nackt an dem Pfahl aufgezogen wird, dem wollüstigen Auge einer rohen Menge zur Schau. Wenn aber die Negerin in Paramaribo groß geworden ist, wenn sie dort zu häuslichen Verrichtungen benutzt wurde und in Folge dieses gewohnt ist, sich reinlich und sogar gefällig zu kleiden, wenn sie Bekanntschaften mit freien Leuten hat und in Beziehungen zu ihnen steht, dann wird die Strafe ihr nicht nur körperlich doppelt schmerzhaft sein, es wird sie bis in das Innerste ihrer Seele verwunden, wenn sie, wie die niedrigste Verbrecherin nach der Strafstätte geführt wird, sich dort vor aller Augen entkleiden muß und ihre nackten Glieder durch Henkershände angefaßt werden.

Und nun denke man sich ein jugendliches Mestizenmädchen, dessen Gesichtszüge, Haltung und Farbe ihre europäische Abstammung verräth; ein reizendes Mädchen, erzogen mit den Kindern ihres Herrn, welches sich auszeichnet durch Bildung und gute Sitten. Sie weiß so gut wie ihre Herrin, daß das Schamgefühl eine der schönsten weiblichen Zierden ist; ihre Ehre und ihr guter Name sind ihr Kleinodien. Durch Verkauf oder Erbschaft fällt sie in andere Hände, vielleicht in die einer Johanna. Gerade ihre vortrefflichen Anlagen und ihre Schönheit sind ihre Ursachen der Unzufriedenheit ihrer Gebieterin. Auch sie soll morgen nach dem Richtplatz geschickt werden. Welch eine Nacht voll Seelenleiden, schmerzhafter als die Qualereien am folgenden Tage, durchwacht sie. Und keine Macht der Welt kann dies Verhängniß von ihr nehmen. — Die Nacht voll Thränen und Verzweiflung wird vom Morgenroth besiegt, die Stunde kommt; sie wird zur Strafstätte geführt; dort werden ihre zarten Hände mit Stricken zusammengebunden, dort werden ihr die Kleider vom Leibe gerissen, dort wird sie völlig nackt den gierigen Blicken der Polizeibeamten und der erbarmungslosen Menge preisgegeben. Ist solches Seelenleiden nicht schmerzhafter als die Peitschenhiebe, die ihre zarte, weiße Haut zerreißen?

Und das Alles geschieht mit Genehmigung einer Regierung, die sich eine christliche nennt, geschieht in einem Jahrhundert und von einem Lande aus, das sich rühmt, ein „humanes", ein „frommes" zu sein. Das Alles ist von einem europäischen Staate gesetzlich eingerichtet und sanktionirt, dessen Organe sich spreizen, Civilisation und Bildung nach dem Westen zu tragen. Welch ein Jahrhundert!

Des Engländers Fastrolle.

Eine Erinnerung an Goethe und den „alten Herrn."*

Wir saßen in einem großen Kreise um das rothglühende Kaminfeuer, das unsere Oberkörper vorn versengen zu wollen schien, während es vom Rücken her und an den Füßen — trotz des dicken brüsseler Teppichs — Schnupfen und Rheumatismus drohend entsetzlich „zog". Die großen Bequemlichkeitsstühle, wie man sie in jedem höheren englischen Gesellschaftszimmer findet, hatten nicht hingereicht, allen Gästen den Rücken gegen den Charakter-„Zug" aller englischen geheizten Stuben zu sichern. Ich hatte nichts als einen Rohrstuhl mit durchbrochener Lehne und saß dazu in furchtbarer Nähe der Thür, durch deren Ritzen und Spalten sich fortwährend zwölfteaumurgradige Eisluft heulend und heißhungrig nach dem Feuer drängte, während sich von vorn ein Klumpen Weißglühhitze mit Erfolg damit zu beschäftigen schien, mir die Kniescheiben und Schienbeine braunkruftig zu braten. Meine neuen Beinkleider gab ich mit einer gewissen Gleichgültigkeit auf, aber die Masse Rheumatismus, welche die Zugluft auf ihrem Wege in meinen Ohren, im Nacken, im Rücken, im Kopfe absetzte, durchschauerte mich mit einer schrecklichen Ahnung von Zahnschmerzen und einer stillen Wuth gegen den Konservativismus der Engländer, die solch' einen Zustand, welcher genau dem der Verdammten in Dante's Hölle gleicht (die bekanntlich unten im Eis sitzen, während sie oben fortwährend gebraten werden) noch immer „comfortabel" nennen. Sobald ich Gelegenheit fand, sing ich denn auch an gegen dieses Comfortable zu protestiren, dem deutschen Ofen mit seinen stillen, im Verborgenen und solid wirkenden Tugenden eine Lobrede zu halten und meinen Platz aufzugeben. Daraus entspann sich ein Frag- und Antwortspiel über die Vorzüge, die Deutschland vor England und andererseits England vor Deutschland habe. Dabei hatte ich natürlich eine schwere Aufgabe, als einziger Deutscher in der Gesellschaft 39 Vaterländer gegen eine ganze Armee, darunter recht wunderhübsche, blühende, naseweise Damen, zu vertheidigen und obendrein mich selbst.

Der Kampf schwebte lange unentschieden hin und her. In meiner Disputirwuth vertheidigte ich sogar Kurhessen, da es wenigstens Oefen und eine schöne Stadt Beckenheim habe, einen klassischen Ort für England, welches schon vor 70 Jahren von daher Hülfstruppen gegen die Republikaner in Amerika und neuerdings angeblich 27 Mann Frauenlexigon bezogen habe. Doch selbst diese Geisterbeschwörung, selbst dieser erhabenste, aufsehrendste Beweis von Patriotismus gab mir noch keinen entschiedenen Vortheil im Kampfe, so daß ich jedenfalls als der Besiegte mich hätte ergeben müssen, wenn nicht der Patriarch des Hauses, der Vater von neunzehn verheirathetten Kindern und Großvater von etwa vierzig Enkeln und Enkelinnen siegreich zu Hülfe gekommen wäre.

Er nahm die Brille ab, strich sich sein weißes Haar und gab mir in ganz hübscher, deutscher Sprache die Versicherung, daß er die schönsten Stunden seines nun vierundsiebenzigjährigen Lebens in Deutschland verlebt habe.

„Grandpapa," rief ihm jetzt eine sechzehnjährige, resige Enkelin zu, „jetzt mußt Du Deine Geschichte erzählen. Mr. B., der auch zur Literatur gehört, wird sich sehr darüber freuen. Und dann ist sie für uns auch so hübsch, daß wir sie immer gern wieder hören."

„Well, well," fuhr der Alte wieder englisch fort, „das wollt' ich eben. Auch sind noch Mehrere hier, welche Deutsch lernen und Goethe lieben und meine Geschichte noch nicht gehört haben. Nun gebt Acht, ich werde Euch zugleich erzählen, daß ich schon einmal Schauspieler gewesen bin und mehr Gage erhalten habe, als mancher erste Tenor.

„Meine Kinder haben schon oft gehört, daß ich mit dem Franzosen gar nicht übereinstimme, welcher ein Buch über Deutschland mit der Behauptung anfing: „Die Deutschen sind ein Volk, das Schulze heißt." — Ich nämlich behaupte, daß die Deutschen ein Volk seien, welches Müller heißt. Wir wollen hier diesen Streitpunkt nicht weiter untersuchen. Meine Kinder wissen wenigstens, daß mein deutscher Hauslehrer Müller hieß und eine ganze Menge Verwandte hatte, die auch alle Müller hießen. Alle Deutsche, bei denen ich eingeführt wurde, als er mit mir, seinem achtjährigen Schüler eine Reise durch Sachsen, Thüringen u. s. w. machte, hießen ohne Ende und Aufhören Müller. Gut. Also wir reisten durch Central-Deutschland."

„Muß Mittel-Deutschland heißen," fiel ich ein, „der Ausdruck „Central-Deutschland" ist sogar gesäbelt, da dies manchen kleinern Staaten ein Uebergewicht geben und die Extremitäten des deutschen Vaterlandes in Gefahr bringen könnte, ihr Selbstgefühl zu verlieren."

„Schön, also Mittel-Deutschland. Aber damals war's Central-Deutschland, wie die Sonne Centrum unseres Planetensy-

* Vergleiche Gartenlaube Nr. 1 und 2 von 1854.

stems ist. Wir fußwanderten durch Wälder und Felder, durch Schaf- und Kuhheerden, Dörfer und Städte und an Personen vorbei, die alle so aussahen, als ob sie Müller hießen, bis wir in das niedliche Großherzogthum Sachsen-Weimar kamen, wo wir in einer niedlichen Landschenke am Saume eines duftigen Waldes mit Wiesen, von denen der würzigste frische Heugeruch hervorquoll, festen Fuß faßten, um einige Verwandte Müller's in der Nähe, die alle ohne Ausnahme wieder Müller hießen, zu besuchen und uns von unseren Wanderungen zu erholen.

„Müller las und rauchte bis spät in die Nacht und stand spät auf, ich aber, damals jung und blühend, voller Kraft und Hoffnungen, stand nicht selten mit der Sonne auf und streifte durch das thauheperlte Gras, kletterte auf Hügel, suchte Vogelnester auf und guckte hinein — natürlich ohne ihnen das Geringste zu Leide zu thun, las Stellen aus Thomson's „Frühling" oder auch im Shakespeare, trank irgendwo auf einem Dorfe Milch und amüsirte mich über die Kinder mit verbrannten Gesichtern und hellblonden Haaren, die Viertelstunden lang wie angewachsen standen und mich mit aller Macht anstarrten, bis ich sie anredete und sie davonliefen. So bekam ich meinen Mentor und Hauslehrer Müller in der Regel erst Nachmittags beim Essen zu sehen. Gegen Abend machten wir wieder Ausflüge und entdeckten manche verborgene Schönheiten des Waldes. Eines Morgens war ich früher wie gewöhnlich aufgestanden, um eine Lieblingsstelle in ziemlicher Entfernung, die wir eine paar Tage vorher aufgefunden, wieder zu suchen. Müller sollte mir zum Mittag nachkommen. Es war ein breiter Waldhügel, an welchem ein lustiges Flüßchen mit einem herrlichen Wasserfall herunter sprang und mit seinem klaren Geschwätz allein die Stille unterbrach, insofern man wenigstens der Gewohnheit wegen die Musik der Vögel nicht rechnet und glaubt, sie gehöre im Juni just zu der Stille des Waldes. Am Fuße des Hügels breitete sich zwischen Bäumen ein halbkreisförmiger Wiesenteppich aus. Das Ganze sah wie ein von der Natur eingerichtetes Amphitheater, durch welches das silberne Flüßchen, noch aufgeregt von seinem Falle, mit unermüdlicher Munterkeit zu den Bäumen hinaufplauderte. Hier wollt' ich Shakespeare's Sommernachtstraum lesen, um mir seinen „Puck" und sonstige sonderbare Geister lebendig zu machen und einsam zu genießen, wie ein — Engländer. Auch war ich damals ein Stück von Geolog, und etwas Botaniker dazu, so daß ich mich leicht durch Blumen oder Quarzstückchen verleiten ließ, Steine zu klopfen oder Staubfäden zu zählen. So hatte ich mich auch diesen Morgen aufhalten lassen, weshalb es bald Mittag war, als ich durch den Wald das grüne Theater im freundlichen Sonnenschein aufleuchten sah.

„Aber ich machte gar große Augen, als ich sah, daß der Sommernachtstraum, den ich lesen wollte, hier eben von lebendigen Personen aufgeführt zu werden schien. Achtzehn oder zwanzig Damen und Herren und etwa ein halb Dutzend in Grau und Silber gekleidete Diener plauderten und sprangen auf dem Wiesenteppich herum. Die Herren trugen eine Art von Jagdkostüm, und die Damen sahen in ihren leichten Sommerkleidern mit ihren schlanken elastischen Gestalten, freudefrahlenden Augen und geröthet von der duftigen Junisonne, seenhaft schön aus."

„Früher hast Du gesagt, daß eine von den Damen sehr korpulent gewesen," bemerkte hier eine der Damen.

„Gut, mein Kind, mag sein. Aber sie waren sehr schön, denn ich war noch nicht zwanzig Jahre alt und stand noch in der Ferne. Uebrigens braucht Ihr nicht zu fürchten, daß ich mir jetzt noch eine Frau und Euch eine Großmutter aus Deutschland holen werde. Die Dienerschaft beschäftigte sich," fuhr der alte Herr fort, „eben damit, bemalte Holzbretter zu einem Theater und Kissen und Umschlagetücher zu Sitzen vor demselben zurechtzumachen, so daß ich alle Vorbereitungen zu meinem Sommernachtstraume im hellsten Sonnenscheine vor mir zu sehen glaubte. Aber etwas mußte schief gegangen sein, denn sie hatten sich inzwischen alle um einen jungen Herrn von majestätischer Größe und noblem Aeußern versammelt und führten eine lebhafte, ängstliche Unterhaltung, welcher der Majestätische keine bessere Wendung geben zu können schien. Auf einmal wandte die ganze Gesellschaft ihre Blicke mit der größten Ueberraschung auf mich, der ich weißhosig und verlegen am Rande der umgebenden Bäume stand, zu meinem Leidwesen noch obendrein grell von der Sonne beschienen. Ich hatte in Verwunderung verloren dagestanden und konnte jetzt am Wenigsten davonlaufen, um so weniger, als die ganze Gesellschaft in ein freudiges Gelächter ausbrach, mit schönen Händen mir Beifall klatschte und ehe ich mich dessen versah, mich in ihre Mitte genommen hatte, um mich mit Fragen und Bitten zu überschütten, ohne daß ich ihnen erst ceremoniell mich vorgestellt hatte."

„Besitzen Sie Darstellungstalent?"

„Kennen Sie „die Bürgermeister?"

„Wollen Sie den Hermann spielen?"

„Ach ja, bitte mein Herr, spielen Sie den Hermann?"

„Lesen Sie ihn, wenn Sie die Rolle nicht kennen, bitte!"

„Sie sind uns vom Himmel gesandt, Sie dürfen hier Weisungen sich nicht widersetzen."

„Auf irgend eine Weise werden Sie den Hermann übernehmen, wenn Sie uns auf das Höchste verbinden wollen."

„Bitte, kommen Sie, versuchen Sie's!"

„In der glühendsten Verlegenheit starrte ich von einem Gesicht zum andern, ohne ein Wort zu finden, das ich hätte sagen können. Zum Theater übergehen, Bürgermeister, Hermann vom Himmel gesandt, ohne Weiteres als solcher Gesandter in Function treten, mich wohl gar in eine oder mehrere Damen verlieben —"

„Aber Großvater, das hast Du früher nicht gesagt in Deiner Erzählung."

„Schon wieder ein Fragezeichen, ob sich nicht Jemand in Dich verlieben will, Lousi, he? — Kurz, ich wäre wahrscheinlich stumm geblieben, wäre nicht der Majestätische zu meiner Rettung herbeigekommen."

„Das ist ein seltsamer Empfang, mein Herr, nicht wahr?" sagte er. „Erlauben Sie, Ihnen unsere Situation zu erklären. Wir sind eine Gesellschaft herumziehender Schauspieler und spielen Komödie, Tragödie, Burleske, Drama in Deutsch, Französisch, Italienisch mit der größten Unparteilichkeit. Heute wollten wir hier „die Bürgermeister" einstudiren, haben aber unglücklicher Weise für unsere Hauptrolle plötzlich eine Vacanz, da der bisherige Schauspieler (hier zeigte er auf einen Herrn, der im Schatten eines Baumes auf Kissen lag) sich auf unserer Wanderung hierher den Fuß verrenkt hat. Wir haben keinen andern, der ihn ersetzen könnte. Wenn Sie daher den Hermann für ihn übernehmen wollten, würden wir Ihnen alle auf das Herzlichste dankbar sein."

„Ja gewiß, mein Herr," fielen hier mehrere klangvolle, hübsche Stimmen aus schönen Gesichtern ein.

„Es lag so etwas Nobles und Gewinnendes in der Art des majestätischen Herrn, obwohl ich ihn jetzt blos für den Dichter einer herumziehenden Bande hielt, so etwas Reizendes in der ganzen Situation, so etwas Unwiderstehliches in den schönen Augen um mich herum, daß ich ohne Weiteres beschloß, mich in's Gefahr zu stürzen. Zufällig hatte ich eine entfernte Ahnung von den „Bürgermeistern," da ich einer Aufführung derselben mit Müller in Frankfurt beigewohnt, so daß ich mich nicht für so unwissend hielt, als ich im ersten Augenblicke fürchtete. So wurde ich denn wenig Minuten auf die extemporirte Bretterwelt geführt und hinter den Coulissen mit den übrigen Mitwirkenden aufgefordert. Fest hielt ich mein Buch in der Hand und las nach, bis mir das erstes Stichwort kam. Kühn und entschlossen trat ich hervor, die Augen fest auf mein Buch gerichtet und scharf Achtung gebend, daß ich auch kein deutsches Wort englisch aussprächen, und so las und schritt ich und gestikulirte ich mit der rechten Hand dazu, fragte manchmal mit der linken, obgleich diese als „Buchhalter" für das Ganzen eines gesetzten Betragens vor meinen Augen befleißigte.

„Kurz die Sache machte sich Scene für Scene, Akt für Akt zu meiner und der Zuschauer steigender Befriedigung. Der Herr dem das Theater zu gehören schien, eine schöne, würdige Dame die ich für seine Gattin hielt und die mir gar nicht wie eine herumziehende Direktrice vorkommen wollte, eine andere sehr gute voll aussehende Dame und der schöne Herr mit dem verrenkten Fuße bildeten unsere Zuschauer vom grünen Rasen her. Daneben standen zwar noch einige Personen außer den silbergarnirten Dienern, an Damen gelehnt, aber ich entsinne mich nicht, sie davon persönlich kennen gelernt zu haben.

„Doch besinne ich mich noch sehr genau, wie unsere erste Liebhaberin, eine der reizendsten Mädchen mit der süßesten Stimme die ich je gehört, die größte Besorgniß und Theilnahme für den invalid gewordenen Schauspieler merken ließ. Ihre reinen, fragenden Augen verirrten sich während jeder Pause nach ihm:"

leisesten Beifallsbezeugungen erhöhten jedesmal das blühende, jungfräuliche Roth auf ihren zarten, runden Wangen; die Worte ihrer Liebe, die mir, ihrem Herrmann, gelten sollten, wanderten in derselben unkünstlerischen Richtung, bis ein feines, sarkastisches Lächeln bei einer solchen Gelegenheit von Seiten des Theaterdirekters von ihr aufgefangen und verstanden ward, so daß sie in liebenswürdigster Verwirrung feuerroth ward und sehr zu kämpfen hatte, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen.

„Glücklicher Invalide, dacht' ich. Dir schlagen die schönsten Herzen entgegen, ohne daß Du sie suchst, und unsereins in voller dramatischer Liebesglut auf zwei gesunden Beinen (blos mit einer invaliden „buchhaltenden" Hand) muß just Feuer anblasen, damit sich Andere daran erwärmen! Bin ich ein höherer, reiferer Engländer? Warum machen mich diese herumziehenden Mimen zu einem blosen Blasebalg?"

„Warst Du denn wirklich eifersüchtig?" fiel hier eine neckische Stimme mit jugendlichem, klangvollem Lachen in die lächelnd ruhige Erzählung des Greises ein.

„O, das war wohl, Tochter Nr. 17," erwiederte er. „Kleine Fliege, Du wirst doch nicht eifersüchtig sein auf die nicht aufgegangene, vor fünfzig Jahren stets vor mir vorbei wehende Flamme? — Um von den Bürgermeistern hier weiter nicht zu reden, laß' ich den Vorhang fallen, denn meine Rolle fing nun erst an. Wir stiegen von den Brettern auf das Gras zu unsern Zuschauern und hörten Urtheile über unsere Darstellung, die in Lob und Tadel ganz von den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Phrasen abwichen und den feinsten Geschmack, den geübtesten Sinn für Verkörperung und Personifikation ideeller Figuren und Zustände kund gaben. Inzwischen waren die Sitbergrauen eifrig bemüht, ein kaltes Mahl unter einer schattigen Linde zu arrangiren, das eben so wenig, wie die Schüsseln und Geräthe, am Hungertuche nagende herumziehende Jünger des Thespis-Karren verrieth. Wir setzten uns und lagerten uns herum, aßen und tranken und fühlten uns viel glücklicher und seliger im Feuer der gedrängtesten, freien und doch festgeschlossenen Unterhaltung, als in dem des Johannisberger. Wir scherzten, lachten, stießen mit den Gläsern an und waren übermüthig lustig, ohne daß je ein Wort, eine Miene unterhalb des feinsten Tones fiel. Der Invalide nannte mich zuerst seinen Deputirten und trank mit mir aus einer schwanenhalsigen Rheinweinflasche.

„Von dieser Zeit an ward ich stets Herr Deputirter angeredet, ohne daß Jemand nach meinem Namen fragte. Da ich nun meinerseits keinen meiner Collegen, keinen Zuschauer beim Namen kannte und von steifen, gegenseitigen Vorstellungen nie die Rede war, nannte ich meine Collegen ohne Komplimente bei den Namen ihrer Rollen und die Zuschauer nach den Nummern, die sie eingenommen. Vielleicht hießen doch auch die Meisten nur Müller, wie ich damals dachte."

„Ihre Gesundheit, Herr Deputirter!" rief der schöne Invalide. „Dieser alte Johannisberger ist wie ein Gedicht von Schiller oder Wieland oder einem andern Dichter, je älter, desto edler die Blume. Viva it vino!"

„Die Gläser klirrten. Der Majestätische stieß mit an, indem er lächelnd bemerkte, daß man hoffentlich auch Kotzebue einschließe."

„Kotzebue!" rief der Invalide, sich aufrichtend mit einem finstern Gesicht. „Kann man einen Tropfen dieser Gottesgabe nur ansehen, und an diesen Qual-Poeten denken? Eingebildeter denn ein Pfau! Ein Gufguck, der nichts singt, nichts kennt, als sein Wiechen Ich! Wo er auch hinkommt, nirgend erkennt er einen Himmel, eine Erde, neue Situationen und Menschen, nirgend die Weihe der Kunst an, die den Künstler in sich aufnimmt und auflöst. Im Gegentheil, immer belächelt er nur eitel sein eigenes Sagen und Thun. Selbst in Tobolsk ist er überzeugt, daß die Sibirier nichts zu thun haben, als seine Stücke zu übersetzen, zu lesen, einzustudiren und aufzuführen."

„Obgleich in diesen Worten nichts bestechend Originelles lag, fiel mir doch dabei zum ersten Male das überaus geistvolle, ausdrucksreiche, edle Gesicht des Sprechenden so auf, daß ich mich desselben noch heute in ganzer Klarheit erinnere. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden, wie er da auf dem Grase ausgestreckt lag, den Kopf auf die Hand gestützt. Er war schön und intelligent zugleich, Nase und Mund von der schönsten klassischen Form, der Vorderkopf gewölbt zur höchsten, schönsten Stirn, Augen von einem brillanten Schwarz wie die eines der blühendsten Italiener. Doch waren es weniger die eigentlichen Gesichtszüge, als der edle Charakter und die volle Bedeutsamkeit seiner Physiognomie, was den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf mich hervorrief; und so horchte ich auf jedes seiner lebhaften Worte und lihn herausgesprochenen Urtheile mit einem Interesse, das ich mit damals kaum zu erklären im Stande war.

„Kotzebue," sagte die einfache Dame, die ich Nr. 3 nannte, „ist mehr ein Sitten- als Charakterzeichner."

„Verbrechen-Maler, sagen Sie lieber, Madame!", rief der Invalide. „Die Verdorbenheit und Haltlosigkeit der höheren Klassen, des gebildeten Pöbels, ist die Sphäre seines Griffels. Wahre Schönheit des Charakters ist ihm völlig unbekannt und unzugänglich. Er kennt nur Menschen, wie sie nicht sein sollen. Kotzebue weiß wahre Größe, die Herrlichkeit der Mission des Menschen auf Erden nicht zu würdigen. Der Mensch aber war der erste Dialog, den die Natur hielt mit Gott."

„Es würde ganz unmöglich sein, die Wärme und den eindringenden Ton dieser letzten von ihm gesprochenen Worte zu erklären. Sie zitterten durch mein ganzes Wesen wie eine vibrirende Saite. Auch alle Uebrigen schienen auf ähnliche Weise ergriffen und dem Nachklange dieses Tones in ihren eigenen Gemüthern zu lauschen.

„Sie verlangen von jedem Schriftsteller so viel Originalität," sagte der Majestätische nach einer Pause. „Ich preise mich oft glücklich, daß ich nie ein Gedicht zu fabriciren versucht habe, denn ich weiß, er würde mich ganz unbarmherzig mitgenommen haben."

„Originalität ist blos ein Wort," erwiederte der Invalide, der sich in Paradoxen zu gefallen schien. „Es gibt keine Originalität. Der größte Genius wird nie viel werth sein, wenn er sich einbildet, blos aus seinen eigenen Mitteln schaffen zu können. Es gibt freilich Philosophen, die wähnen, daß sie sich 30 Jahre in ihre Bücherstube einschließen können, ohne jemals die Welt eines Blickes zu würdigen, immer ausschließlich aus ihrem eigenen armen Hirn zu spinnen und daraus die Welt mit großen, originellen Schöpfungen zu beglücken. Was kommt dabei heraus? Wolken, nichts als Wolken, Hirngespinnste!"

„Bei alledem," sagte die Frau des Majestätischen, die blos Madame genannt ward, „kann es keinen Genius geben ohne eigene Mittel, ohne Originalität, die Sie so zu verachten scheinen."

„Na denn, bitte, Madame, sagen Sie mir gefälligst, was Genius sei, wenn es nicht die Gabe ist, Alles, was uns packt und ergreift, zu ergreifen, zu begreifen und daraus etwas zu machen, alle Dinge zu ordnen und mit Leben zu durchathmen, alle Stoffe, die sich uns bieten; hier Marmor, dort Metall, dort andere Materialien zu nehmen und mit Geist Monumente daraus zu fügen? Ein Werk des Genius bedarf der Stoffe der Natur und des Menschen und wird versorgt und zu Stande gebracht von Tausenden von Personen und Sachen, was nur das eitle, oberflächliche Talent verkennt, um sich mit fremden Federn zu schmücken. Der Genius gerade macht es bescheiden, der Geschrte, der Umwissende, der Weise und der Thor, alle tragen das Ihrige zu jedem Werke des Genius bei. Sie säen den Herbst, den der Dichter, der Philosoph, der Historiker erntet. Ein großes literarisches Meisterwerk ist deshalb nichts als eine künstlerische Sammlung von Wesen aus dem Reichthum der Natur, welches man je nach den Sammlern hier Plato, dort Shakespeare u. s. w. nennen mag. Glauben Sie mir, um groß, um genial zu sein, muß man social sein. Auch Herkules bedarf der Nahrung. Und durch Umgang mit Astronomen, Botanikern, Chemikern, Mathematikern, Architekten, Professoren und Professionisten aller Art kann der Dichter und Künstler Rohmaterial, Nahrungsstoffe sammeln. Deshalb finden wir die wahrhaft großen Männer inmitten ihrer Nebenmenschen. Plato und Sokrates waren keine Eremiten. Baeon, Camoens, Boccaccio, Dante waren Bürger größer, volkreicher Städte."

„Darin haben Sie Recht," sagte „Madame," lächelnd. „Ich für meinen Theil denke hierbei besonders an Paris und verdanke dieser Schwäche sehr viel."

„Sehr viel? Nein sagen Sie Alles! Es wäre unmöglich zu sagen, wo und in welchem Gegenstande oder Geschäfte, oder in welcher Wissenschaft wir oft Ideen, die mit diesen Gegenständen, Geschäften oder Wissenschaften gar nichts gemein haben, finden und benutzen. Ich habe Mineralien, Moose, selbst Fische gesehen, welche mir die herrlichsten physiologischen und selbst phy-

chologischen Aufschlüsse über die Menschennatur gaben. Diese Dinge sind die geheime Zeichensprache der Natur, und wer sie entziffern kann, mag erst im Stande sein, ohne Nachtheil Gesprochenes und Geschriebenes bei Seite zu schieben."

„Es ist wahr," sagte ein moderner junger Herr, „daß eine bis jetzt noch nicht in ihrem ganzen Zusammenhange gefundene Verwandtschaftskette von Kunst zu Kunst, Wissenschaft zu Wissenschaft, Erscheinung zu Erscheinung läuft, wodurch das Eine zum mysteriösen Dolmetscher des Andern wird. So habe ich Gemälde gesehen, die mich ergriffen wie ein Gedicht. So hab' ich Musik gehört, die mich an Orte meiner Kindheit, bis dahin vergessen, zurückführten."

„Baukunst ist gefrorne Musik," * rief die schwarzäugige Dame lebhaft.

„Der Invalide sprang mit freudigem Erstaunen aus seiner Lage in eine sitzende Position auf: „Ein reizendes Bild, in der That!" rief er, „das ich sehr oft gefühlt, doch bis jetzt noch nicht deutlich fassen konnte. Als ich z. B. den Straßburger Münster besuchte, fühlte ich mich durchaus fingerlosen von der Erhabenheit und Grazie seiner Proportionen. Ideen von unendlicher Ordnung und Harmonie sprangen in mir auf und fanden sich verkörpert in dem Verhältniß unzähliger, schön ausgeführter Theile zu einem großen einheitlichen, systematischen Ganzen. Es ging mir eine neue Offenbarung des Einfachen und Ewigen, der Universal-Naturgesetze auf. Es war, als lauscht' ich einem Psalm oder Choral von Bach oder Palästrina mit allen ihren Harmonieen, auf einmal in erhabener Einheit eine über die andere gebaut, und zugleich als säh' ich die verkörperte Auflösung eines mathematischen Problems."

„Ich habe manche sonderbare Beispiele von Verwandtschaft zwischen Tönen und Farben ** gefühlt und erzählen hören," entgegnete die Schwarzäugige. „Ich glaube, ein verdienstliches Werk über die Verwandtschaft der Künste muß erst geschrieben werden."

„Nicht blos über die Verwandtschaft der Künste," fügte der Invalide hinzu, „sondern auch der Künste mit dem Menschen, des Menschen mit der Natur, der Natur mit den Künsten. Ich für meinen Theil sehe nie einen Baum oder einen Berg, ohne eine gewisse Verwandtschaft mit ihm zu fühlen — als ob er Theil und Theilnehmer meines eigenen Wesens sei. Die Analogien zwischen unserer inneren und der Außenwelt sind seltsam und universal. Und dabei dürfen wir nicht die Verwandtschaft der Naturdinge unter sich vergessen. Die Combinationen auf diesem Gebiete gehen in's Unendliche, selbst bis in den Humor hinein. Nehmen wir z. B. die Schmarotzerpflanzen: wie viel Phantastisches, Komisches, Vogelartiges finden wir unter ihren charakteristischen Eigenschaften! *** Ihre gefiligelten Samenkörner setzen sich wie Vögel auf einen Baum, nisten sich auf ihm ein und zehren von ihm, bis die Pflanze groß gewachsen. Seht den Baum dort am Flusse, wie der Mistelzweig sich der Rinde desselben als Nahrungsquelle bedient und aus ihm herauswächst wie ein Adoptivkind. Sein Saft gibt Vogelleim. Nicht damit zufrieden, sich als ungebetener Gast aufzudringen, incommodirt er den Baum so lange, bis er ihm Holz von seinem Holze gibt, um es nie wieder zurückzugeben, und erstickt es mit einem Safte, der den ungebundenen Schmarotzerpflanzen der Bäume, den Vögeln ihre Freiheit kostet. Die Moose und Schwämme gehören zu derselben Klasse. Die Linde, unter die ihr mich vorhin legtet, ist voll von — von —"

„Er hielt plötzlich inne und sah überrascht und fragend nach einem Punkte hin, den die ganze Gesellschaft sofort aufsuchte und fand. Der Punkt war aber eine lange Latte, die zwischen den Bäumen und unserem Cirkel stand und mit ganzer Seele gehorcht zu haben schien.

„Wen haben wir hier vor uns?" fragte der Redner ziemlich stolz und ungehalten.

„Ich mußte lachen, schämte mich aber auch zugleich nicht wenig, denn die Latte war eine Person, Nauens Herr Müller, mein Mentor und Hauslehrer, der eine gar zu komische Figur bildete, als er in seiner Verborgenheit nicht wußte, ob er die Hacken oder das Gesicht zeigen sollte.

* Ein Ausspruch, angeblich zuerst in Jean Paul's „Vorschule zur Aesthetik" vorkommend und vielleicht von dieser grünen Wiese her nun zuerst in ein Gewand von Druckerschwärze gekleidet.

** Wer denkt hier an Bettina's Schilderung schöner, brauner Augen, „sie blicken wie die Töne eines Violoncells?"

*** Der Orchideen-Knittus neuerer Zeit hat also wohl seine Quelle in denen humoristischen, phantastischen Wesen.

„Dieser Herr ist ein Freund von mir," sagte ich etwas verlegen, „in der That mein Hauslehrer, der hierher kam, um mich verabredeter Maßen hier zu treffen. Ich wollte diesen Vormittag hier Einsamkeit und Shakespeare genießen und den Nachmittag mit ihm verleben. Natürlich dachte ich nicht, die Zeit viel erfreulicher und edler in solcher Gesellschaft zubringen zu können."

„Sie sind sehr gütig," erwiederte er, „doch sind wir Ihnen jedenfalls verpflichtet für Ihre Rettung in unserer Noth um einen Hermann. Vielleicht war es auch für Sie gut, uns zu treffen, andernfalls dürften Sie jetzt wohl sehr hungrig sein. Bitte, laden Sie Ihren Freund gefälligst ein, näher zu kommen und ein Glas Johannisberger zu nehmen."

„Ich winkte Müller, zu kommen. Er folgte mir zögernd und so ungeschickt und verschämt mit seinem Hute in der Hand, daß ich lauter lachen mußte, als die Uebrigen, welche ihre Lachmuskeln gewaltsam im Zaume hielten. Bei jedem Schritte machte er eine Verbeugung, indem er mit Hals und Kopf zwischen die Schultern hineinfuhr, wie eine neugierige Ente, die nachkennt, erste davonlaufen oder den Gegenstand ihrer Besorgniß noch näher kommen lassen soll, ehe sie sich entscheidet. Nach jedem Schritte und Zusammenklappen des Kopfes zwischen den Schultern schien er zu erschrecken und durch neue Ceremonien und Verbeugungen Abbitte dafür thun zu wollen. Die Wahrheit zu sagen, ich hatte ihn noch nie so ungeschickt und unbeholfen gesehen.

„Bitte, treten Sie näher!" sagte der invalide Apollo gieichfalls ungeduldig. „Wir können Ihnen keinen Stuhl anbieten, auch keinen Tisch, aber wenn Sie den Rasen und ein Glas Wein für nicht zu niedrig halten, sind Sie ganz willkommen."

„Ich — ich —" stotterte Müller, noch nervöser und leidenschaftlicher knickend und buckend, „ich würde d. h. wenn Ihre Durchlaucht —"

„Durchlaucht? Was sollte das heißen? Ich sprang auf und sühlte mich plötzlich eben so verlegen als Herr Müller — Ich sah von Einem zum Andern und wußte gar nichts zu sagen.

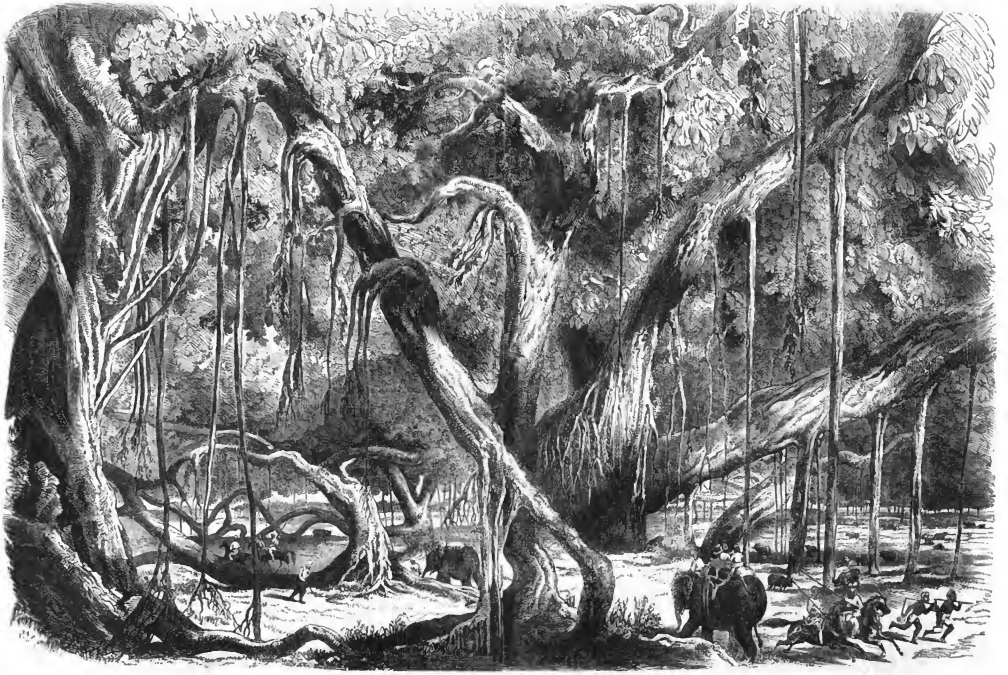
„Der Majestätische lächelte und sagte mit mehr Würde, als er bisher gezeigt: „Da nun der Knoten unsers Naturspiels „Incognito" so unerwartet gelöst ward, muß ich mich wohl fügen in meiner irdischen Person vorstellen. Ich bin Karl August von Sachsen-Weimar und diese Dame ist die Herzogin Louise. Die gütigen Freunde und Dilettanten um uns sind die Damen und Herren meines Hofes. Wir erheitern uns oft während des Sommers in der Weise wie heute; und da dies in Weimar allgemein bekannt ist, stört uns Niemand in dieser Waldeinsamkeit. Die Bewohner ringsum sind sogar durchweg sehr sorgfältig, unsere Privatvergnügungen hier nicht zu stören. Auf diese Weise wurde wir gleich, daß Sie nur ein Fremder sein konnten. Wir beschlossen Sie zu unsern scenischen Spielen einzuladen, ohne unser Incognito aufzugeben, das ich für eins der angenehmsten Privilegien eines Fürsten halte."

„Eure Durchlaucht," sagte ich darauf, „wird mir vielleicht noch eine Bitte erlauben, ehe ich mich entferne. Die Unterhaltung, der ich die Ehre hatte, zuzuhören, hat mich mit solcher Freude erfüllt und mir einen so hohen Genuß gewährt, daß ich mir die Freiheit nehme, um eine fernere Ausdehnung Ihrer Güte zu bitten. Diese Dame, deren Anschauungen so geistreich und lebendig, dieser Herr, dessen Ideenreichthum so herrlich und trotz seiner Abneigung gegen dieses Wort — so originell, so tief und mannigfaltig, dessen Ausdrucksweise so malerisch — wer möchte sie sein? Denn ich fühle, daß ich in ihnen keine bloßen Personen des — ja ich sage es gerade heraus — Hofes, keine Alltagsdenker vor mir sehe."

„Diese Dame," entgegnete der Herzog mit einer edeln Verbeugung zu ihr, „ist Madame de Staël. Dieser Herr —"

„Dieser Herr, mein edler Hermann," unterbrach der Invalide mit glänzendem Lachen seiner Augen den Herzog, „muß sich erlauben, sich selber vorzustellen." Er lehnte sich auf seinen Ellbogen, sah mich heiter an und fuhr fort: „Dieser Herr ist Einer von denen, die Ihnen ohne Zweifel gelegentlich schon unter verschiedenen Namen vorgekommen sein mögen, sonst hätten Sie unmöglich meinen „Hermann" so ohne Weiteres übersehen können. Diesen Herrn haben Sie hier und da als Lächerlich und abschenlich und wohl auch als lobenswerth nennen hören.

„Mein Name ist Goethe."



Indischer Feigen-Wald.

Ein indischer Baum.

(Mit Abbildung.)

Auf keinem andern Punkte der Erde zeigt sich die ewig zeugende und ewig zerstörende Natur herrlicher und furchtbarer, als in Indien, dem Lande, das man die geheimnißvolle Mutter der Menschen, der Religionen und der Civilisation nennt. Das Leben quillt da in so unerschöpflicher Fülle, daß ihm längst kein Raum zur weiteren Entwickelung geblieben sein würde, wenn nicht auch der Tod mit so reichen und gewaltigen Mitteln zur Vernichtung ausgestattet wäre, wie nirgend in der Welt. Die Sonnenstrahlen werden dort zu glühenden Todespfeilen; es wimmelt von den giftigsten Schlangen; die Dickichte sind erfüllt von den blutdürstigsten Thieren; die drückende Hitze erzeugt in den feuchten Niederungen geheimnißvolle Krankheiten, wie Cholera u. A., welche die Menschen zu Millionen hinraffen, und der Mensch selbst muß in seinem Wahne, der ihn den Mord als seiner Gottheit wohlgefällig erscheinen läßt, der Natur als blindes Werkzeug der Zerstörung seines Gleichen dienen. Und trotz dem unendlichen Morden, trotz Seuchen und Hungersnoth mitten in der üppigsten Fülle, trotz endlosen Kriegen seit vielen Tausenden von Jahren, trotz immer sich erneuernden Revolutionen und der blutigsten Herrschaft der scheußlichsten Tyrannen mehren sich die Millionen der Menschen in Indien bis auf den heutigen Tag, wie die unermeßliche Zahl der verschiedensten Thiere, von dem Elephanten bis zu den Heuschreckenschwärmen und Moskitowolken, fort und fort sich neu erzeugt und die Welt der Pflanzen, in ewigem Frühling, in wunderbarer Ueppigkeit gedeiht.

Blicken wir zunächst auf die letztere, so stellt sich uns ein wahrhaft zauberisches Bild dar. An Stellen, wo bei uns gebrechliches, schwankendes Rohr und dünnes Schilf kümmerlich wachsen würde, breiten sich in Indien Bambuswälder aus, deren glatte Stämme rasch emporschießen, bis sie die Dicke von Mannsschenkeln und Häuserhöhe erreichen, und gleich Marmorkolonnaden in Zauberpalästen erscheinen. An sie schließen sich Gebüsche, deren Blüthen in brennenden Farben berauschenden Duft verbreiten und Bäume mit schwarzgrünen, glänzenden, dicken Blättern, die zum allergrößten Theile die herrlichsten Blüthen tragen, während über alle hinweg die Kronen der Palmen ragen, in denen es im geheimnißvollen Geflüster rauscht, und die prächtigen Platanen mit den blaßgrünen, gefiederten Blättern wie zum Schmuck absichtlich daneben gestellt zu sein scheinen. An andern Orten wachsen unter Palmen und Platanen Orangen-, Feigen- und Mandelbäume, oder Mangobäume, deren Blüthen den aromatischsten Geruch weithin verbreiten und deren herrliche Früchte mit nichts besser als mit dem süßesten Rahm verglichen werden können. Die Blüthen fast aller Fruchtbäume Indiens riechen angenehm und stark; von den Rosen- und Resedafeldern wollen wir nicht sprechen; sogar die Stämme und die Rinde mancher Bäume duften lieblich, ja es gibt Gewächse, an denen Alles, Blüthen, Blätter, Rinde und Wurzeln aromatisch ist. Die Reben geben die süßesten, größten Trauben, aber nur, wenn man ihnen einen künstlichen Winter schafft, so daß sie nicht in's Unendliche fortreiben können. Man thut dies, indem man einen Theil des Jahres über die Wurzeln ganz bloß legt.

Wie die unbegrenzte Fruchtbarkeit Indiens sich in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, namentlich der Pflanzenwelt, zeigt, so auch in der Riesenhaftigkeit einiger ihrer Arten. Und hier brauche ich als Beispiel nur den Baobab (Affenbrotbaum, Adansonia digitata der Botaniker) zu erwähnen, den man den Elephanten unter den Bäumen nennen könnte, da er von gewaltiger Stärke ist, oft dreißig Fuß im Umfange mißt, aber niedrig bleibt, oder doch keine zu dem Umfange im richtigen Verhältniß stehende Höhe erreicht, und den Wunderbaum, den unsere Abbildung zeigt, den Banian- oder indischen Feigenbaum. Der letztere hat unter allen Herrlichkeiten und Seltsamkeiten der indischen Pflanzenwelt von Alters her die Bewunderung und die Verwunderung der Reisenden im höchsten Grade erregt. Und er hat des Ungewöhnlichen in der That viel an sich. Er wächst ungemein schnell, fast wie der Bambus, da aber sein Holz sehr zerbrechlich ist, so würde er die eigne Last bald nicht tragen können, wenn er sich nicht selbst Stützen wachsen ließe. Er treibt nämlich an der untern Seite der Hauptäste dünne, zarte, federartige Triebe hervor, die sich mehr und mehr verlängern, bis sie den Boden unten erreichen, wo sie sich sofort als Wurzeln festhesten, um unglaublich schnell zur Dicke junger Bäume anzuschwellen, die dann den großen Aesten, von denen sie ausgingen, die sich nicht selten zwei- und dreihundert Fuß weit von dem Hauptstamm hinausstrecken und durch ihre Last an den Boden gezogen werden würden, als unerschütterliche Stützen dienen. So hat der Hauptast an dem von uns abgebildeten Baume eine Länge von 225 Fuß und zwölf Stützen. Diese Stützen begnügen sich aber nicht damit, die Aeste zu tragen, sie treiben aus ihrer Wurzeln wiederum neue Schößlinge, die sich zu Bäumen gestalten, und wiederum lange Aeste ausstrecken, die sich von Neuem stützen müssen und so fort, daß ein solcher Banianbaum endlich wirklich einen Wald bildet und von Weitem immer wie ein kleiner Wald aussieht. Der hier abgebildete hat, nach den Zweigen gemessen, einen Umfang von 1345 Fuß und bedeckt eine Fläche von beinahe vier Ackern. Er ist aber bei Weitem noch nicht der größte, denn ein sehr berühmter steht seit uralter Zeit am Narbudda, unter welchem einmal eine ganze Armee von siebentausend Mann auf dem Marsche Halt machte und Schatten fand und der, obgleich die Flut viel von ihm weggerissen hat, doch noch immer, um den Hauptstamm her, einen Umfang von mehr als 3000 Fuß hat.

Schon der alte englische Dichter Milton hat den schönen Banianbaum würdig gefunden, in seinem „Verlorenen Paradiese" besungen zu werden. — „Töchter wachsen," spricht er, „um den Mutterstamm, eine Schattenhalle, von hohen, grünen Bogen überspannt, mit Gängen, wo sogar das Echo weilt und oft der Hirt, den heißen Sonnenbrand zu meiden, im Schatten seine ganze Heerde weidet."

Die scharlachrothen Feigen des Banian-Baumes werden von Schaaren bunter Papageien, grünen Tauben und zahlreichen andern glänzend befiederten Vögeln aufgesucht, die oft zu Hunderten unter den weit gestreckten Aesten flattern, kreischen und plappern. Eichhörnchen springen von Zweig zu Zweig, lustig einander hinauf und hinunterjagend an dem glatten Stamme, oft in Sprüngen von sechzig Fuß Weite oder Höhe. Affen sitzen auf den höchsten Zweigen und verzehren die Früchte, oder die Jungen hüpfen und spielen umher, während die alten graubärtigen Affenpatriarchen mit die bedächtigen Affenmatronen gravitätisch den tollen Streichen der naseweisen Jugend zuschauen. In den Sonnenstrahlen, welche durch die dichte Blätterhülle hindurchringen, schwirren kleine Colibris umher, deren Federschmuck in metallischem Glanze blitzt, und unter Schwärmen von bunten Käfern und Fliegen und unter Wolken von Moskitos, während in der Nacht Feuerfliegen leuchten, die oft zu Millionen, gleich funkelnden Smaragden und Diamanten, an einem solchen Baume hängen, und ihn zu einem wahrhaft seenhaften Erscheinung machen.

Freilich wimmelt es auch in den alten Stämmen, die meist hohl sind, von giftigen Schlangen, Skorpionen und anderm Ungeziefer, so daß sich nahe an dieselben nicht so leicht Jemand wagt. Unter den schattigen Zweigen aber sieht man fast immer Bilder des indischen Lebens: Kinder spielen da, jagen die Affen und Eichhörnchen oder suchen die prachtvollen Schmetterlinge zu fangen, die sich gern in diesem Schatten aufhalten; weißbewandete Hindumädchen, Töpfe mit Wasser auf dem Kopf, eilen anmuthig dahin, oder sitzen plaudernd neben einander; ernste Braminen schreiten einher; halbnackte Diener tragen Lasten; Reiter zagen heran; müde Wanderer ruhen aus; Elephanten tappen schwerfällig einher; Buckelochsen und Büffel weiden; aus der Ferne schimmern weiße Paläste und Tempel, und über Alles spannt sich der tiefblaue, klare Himmel Indiens.

Blätter und Blüthen.

Census der Arbeiter von Paris. Die verschiedenen französischen Regierungen haben sich oft Mühe gegeben, in ihrem Interesse, Alles über Alles muß Jeden zu wissen innerhalb der Republik, des Königs- oder Kaiserreichs, sich auch über Gewerbe und Handel genaue statistische Wissenschaft zu verschaffen. Man versuchte es 1791, aber vergebens. Napoleon befahl 1807 seinem innern Minister, zu erforschen, wie viel in jedem Gewerbs- und Handelszweige Menschen beschäftigt sien. Die Ergebnisse waren höchst unvollständig und unsicher. Louis Philipp versuchte etwas Aehnliches 1831, aber auch ohne Erfolg. Die Nationalversammlung von 1848, die eine neue Untersuchung anstellen ließ, bekam blos unvollkommene Notizen aus verschiedenen Departements und aus dem wichtigsten, der Seine, gar keine. Es schien, als entziehe sich das souveräne Volk der bureaukratischen Controle und als wolle es nicht mehr, wie capito consi, gezählt werden. Aber die Handelskammer ging 1849 gründlicher und umfassend an's Werk und hat nach beinahe vierjähriger ununterbrochener Arbeit die Resultate derselben in einem riesigen Buche von anderthalb Tausend Quartseiten angemein genaue und speerielle Kunde über die statistischen Verhältnisse der Gewerbe- und Handeltreibenden von Paris veröffentlicht. Die Untersuchungen beschränken sich auf Paris, den „Weltgebieter" von Paris, wie man in Deutschland sagen würde, innerhalb welcher die Municipaltaxe (Octroi) bezahlt wird. Die Bevölkerung betrug damals (1849) 1,053,262 Seelen, 335 weniger als 1846. In dieser Abnahme bittet Paris den übrigen Continent zu Lyon, das alle Jahre um mehrere ganze Städte und mehr als 100,000 Menschen zunimmt. Die englischen Familien sind fast immer sehr zahlreich und in den mittlern und höhern Klassen sehen die dicken Waden von ein halb Dutzend Kindern in jeder Familie wie die dicksten Orgelpfeifen aus, und ihre blühenden roten Backen erleben wohl bei den Sonnenschein an festen Tagen. In Paris sind zwei dünne, zarte Kinderschen in der Regel alles, womit eine Ehe gesegnet wied. Oft gibt's gar nichts, und was zur Welt kommt, geht zur Hälfte wieder davon, ehe es Steuern zahlen, Gewerbe treiben oder Soldat werden kann.

Paris war behufs der Schätzung in 336 Districte getheilt worden. Es ergaben sich 325 verschiedene Gewerbe, die darin getrieben wurden. Diese sind in 13 Gruppen getheilt und so arrangiert, daß jeder District mit den andern verglichen werden kann. Während der Untersuchung wurden über 32,000 Häuser besucht und protokollirt. Da keine Namen gegeben zu werden brauchten und nicht veröffentlicht werden sollten, glaubte man, im Durchschnitt ehrliche Auslagen und richtige Facta erhalten zu haben.

Wir finden in den Tabellen 64,816 Meister und Arbeitgeber verzeichnet, welche 342,530 Menschen beschäftigten. Diese 407,346 Gewerbetreibenden produciren einen jährlichen Werth von 1½ Milliarden (um Franks u. s. w. stets in verständlichen Dollarnotiren Werte zu übersehen). Diese ungeheuere Summe schließt freilich alle Kosten der verbrauchten Rohmaterialien in sich und wird blos producirt, wenn, um eine ausgeleierte politische Phrase zu gebrauchen, „Ordnung herrscht in Paris" und weder von innen noch Oben diese Ordnung bedroht noch eingeschränkt und ausgesogen wird.

Auch bekamen wir einen Begriff von der viel verstlittenen unglücklichen Frage weiblicher Arbeit. Von den Gewerbetreibenden waren 112,891 weiblichen Geschlechts, darunter 4851 Mädchen unreifen Alters, viele unter zwölf Jahren. Von Knaben unter fünfzehn Jahren mußten 16,863 sür's Brot arbeiten. Von Lehrlingen männlichen und weiblichen Geschlechts gab es 19,078. Die Lehrlingszeit variirt von zwei bis sechs Jahren, doch finden wir in 1400 Fällen Bestimmungen für eine unbestimmte Zeit, die von dem Meister abhängig gemacht war. Danach scheint die Lage der Lehrlinge eine sehr unsichere und den rasten Willkür preisgegebene zu sein. Die Lehrlinge, verlassene, schutzlose Kinder, bezahlen in der Regel kein Lehrgeld in baarem Gelde, wahrscheinlich desto mehr in harter Behandlung und Arbeit bis in's Unbestimmte. Viele erhalten Kost und Logis, worüber man sich sehr dunkle Bilder ausmalen kann.

Die Lohnverhältnisse bewegen sich in einem weiten Spielraume. Während manche Schneider wahre Geheimenrathsgehalte von 3 Thaler täglich, also wahre Nationalversammlungsdiäten, bringen es andere Schneider wiederum kaum bis 6 Sgr. täglich. Fleischer erhalten von 5 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr., Juweliere von 6 Sgr. bis beinahe 4 Thlr. täglich. Durchschnittlich aber verdienen sich etwa 6- Juweliere und Vergolder 10 Thlr., Bäcker und Schneider 6 Thlr., Schuhmacher 5 Thlr., Tischler 6—8 Thlr., Maurer 5 Thlr. 10 Sgr., Kutschenmacher 7 Thlr., Stubenmaler 6 Thlr., Putzmacher 7 Thlr., Drucker und Setzer 7 Thlr., Schlosser 6 Thlr., Putzmacher 6 Thlr., Wäschermenn 3 Thlr. Von 550 Näherinnen in den verschiedenen Phasen verdient im Durchschnitt täglich keine mehr als 5 Sgr. Hood's Lied vom „Hemde" paßt vielleicht noch mehr auf Paris, als auf London.

Eine andere Tabelle läßt uns in die Häuslichkeit der „arbeitenden Klassen" einen Blick thun: 122,000 männliche und 68,000 weibliche Individuen leben in Zimmern, von denen selbst meublirt, 4000 männliche und 12,000 weibliche mit Eltern und Verwandten, 4000 männliche und 2000 weibliche bei ihren Arbeitgebern und 34,000 männliche und 4000 weibliche in meublirten Zimmern. 38,000 Chambregarnisten! Von den männlichen Individuen kommen nur 147,311 lesen und schreiben, unter den weiblichen 68,219. Und so ist das Verhältniß in dem geist- und wissenschaftsreichen Haupte von Frankreich!

Wie steht es in den Provinzen aus? In den Dörfern? Exklärt dies nicht allein die Schicksale und Tegebnisse: das „allgemeinen Wahlrechts?" In der ärmern Hälfte Frankreichs reicht man blos durch ein skizgendes Lieches Portrait der heitigen Jungfrau und eins von Napoleon in der schmutzigen Hütte über die blos thierische, hungrige Existenz hinaus. Und der in Paris concentrirten Kultur steht es an sittlicher und intellectueller Basis, an Freiheit im Innern, an Freiheit von Außen. Kultur, Luxus, Industrie, Kunst und Handel huldigen der Form, der Mode, den Bedürfnissen des Scheins und raffinirter Immoralität. Riechfläschchen, Schminke, falsche Waden und ouis, wollüstige Statuetten, transparente Karten und Bücher mit Illustrationen, die nur im Verborgenen fabricirt und verkauft werden dürfen in solchen Massen, daß die Polizei nicht ernstlich wagt, durch strenge Verfolgungen von vielen Tausenden Brod zu nehmen), Futter von Artikeln, die in England unter dem Titel „French Lottery" an den Schaufenstern berüchtigter Winkelkrassen feil geboten werden, und sonstige Bedürfnisse der blasiertesten, überfättigten Ausschweifung und Verirrung der Civilisation bilden eine Hauptphase französischer Production. Die pariser Industrie concentrirt sich zu den Bedürfnissen gesunder, moderner Kultur, die die Menschen sittlicher, einfacher, geschmackvoller und gesunder macht, in Widerspruch geraten. Sie arbeitet hauptsächlich für Roues und Dandys, für den Schein und Schund der civilisirten Menschheit, welche inzwischen von ihrem eigenen, immer dessier erkannten Interesse mehr und mehr zum Ochsen, Schlitten und Schleppen getrieben wird. Deshalb zeigt Paris immer sichtlichere Spuren des Verfalles. Die blose Abnahme an Bevölkerung um einige Hunderte ist relativ zu dem ungeheuern Wachsthum anderer Brennpunkte der Bildung der Gewels eines ganz bedeutenden Verfalles in physischer, sittlicher und produktiver Potenz überhaupt. Ohne den Zuzug und die starke Vermehrung der Fremden in Paris würde in manchen Straßen längst Gras wachsen. Die arbeitenden Klassen von Paris sind bereits ziemlich zur Hälfte Deutsche. Und in deren Händen sind meist die gelunden, lebenskräftigen, nützlichen und schönen Industrien. Die Pariser selbst und deren starke Vermehrung aus den Provinzen kommen immer kleiner, gegen den dämonischen Elemente, welche an dem Verfalle der großen, schönen, glänzenden, jetzt kaiserbrächtigen französischen Metropolis still und ununterbrochen arbeiten. Die ganze „westliche Civilisation" wird unter vielen, blutigen Opfern durch eine lange, theure Schule der Erfahrung im Kampfe mit dem Osten und ihrer eigenen Lügenhaftigkeit erst allmälig zu einer soliden, neuern Basis und Phase getrieben werden.

Eine Meeresfahrt im Anchipel. (Ein Erlebniß von Pr. v. C.) Es war eine heitere Gesellschaft, die das Schiffal den 4. Mai 1853 auf dem Verdeck des kleinen griechischen Dampfboots „SOLFATA", versammelte, Engländer, Italiener, Deutsche, Armenier, Griechen, Polen, meist aber Franzosen, und zwar Französinnen saßen in bunten Gruppen auf den Polsterdivans umher, und im Gemisch der Stimmen jede Sprachen war es auch hier die französische, die als Nationalitäten verschmolz, und es hen schlanken griechischen Schwen und den ernsten Armeniern möglich machte, mit den Damen sichere Worte und vielleicht auch jene süßchigen Gefühle zu tauschen, die, wo südliche Feuerangen in die Tiefteren des Herdens blicken, so schnell die Herzen beschleichen und die Elasticität der Gemüther erhöhen. Zwei blonde Töchter der Provence, die mit ihrem Vater, einem reichen Seidenhändler, von Smyrna nach Marseille unterwegs waren, sangen, von jungen Landsleuten unterstützt, Romanzen und Lieder in die laue Sommerluft hinaus, denen bald die übrige Gesellschaft lauschte; die Engländer unterbrechen ihre Schachspiel, die Italiener politische Discourse und ein paar deutsche Gelehrte, die von der Ebene von Troja kamen, ihren Streit über die Lage von Peiams Weste, um den Melodien der provencalischen Liedesstieder zu horchen, die so sanft und schmelzend über die Lippen der schönen Mädchen glitten, und so gut zu dem herrlichen Abend stimmten, wo die charakteristischen Formen der griechischen Felseninseln mit Purpurfärbte. Man hatte am Vormittag den Golf von Smyrna verlassen, und wogte nun, vom linden Südwind getrieben, unter der Küste von Chios, der schönsten Insel des Archipels, hinter deren kühn gebogtweisten Felsgebirge, das die Myrthe und der Oleander emig grün umkränzen, die Sonne niedersank. Wie ein kolossaler Blumenstrauß ragt Chios aus dem schwarzblauen See, und aus den Thälern voll Orangenhainen trug der Abendwind die Blüthenduftäste weithin über das Meer, das hier spiegelglatt zu schlummern schein, und wenig den Unzeschim abzen läßt, mit dem es an dem Klippenzeitalen im Norden der Insel brandet.

Der Gesellschaft an Bord war dasselbe mit dem Reiz des Abends, und als das letzte Sonnengold auf den Fluten erblich, und wie im Hasen von Kalamotv auf eine Stunde ankerten, ging man vom Gesange zum Tanz über, und begrüßte jubelnd den Mond, der über die Kiste Kleinasiens aufging, und die Celeuchtung des improvisirten Ballsaales vervollkommnete. Wie brachten Früchte und Blumen, die bald die Jünglinnen schmückten, die nach den Klängen einer Guitarre so ahnungslos auf dem schwankenden Schiffe wie auf dem Rasen ihrer Heimath hüpften. Ach, wie waren Louison und Henriette, die Sängerinnen, köstlich, und wie innig schlossen die beiden ihre Tänzer, den Römer und den Pole, für sie, denen die hinter's Ohr gesteckte rothe Rose so gut zu den dunklen Locken band. Immer noch höre ich die Freudenklänge jenes Abends und sehe die heitern Gestalten, die so bald im nassen Abgrund verschwinden sollten.

Wir, Graf S., der mich nach dem Piräus begleitete, und ich, hatten uns ganz hinten in's Schiff an die Flaggenstange zurückgezogen, wo wir niemand stören, und Himmel und Meer überblicken wollten. Es war ein schwaches Wetterleuchten aus einem schmalen Wolkenstreif aufgestallen, der im Norden auf der See zu ruhen schien, und da wir nicht Neulinge auf dem Wasser, waren wir ganz auf einen schnellen Wechsel der uns umge-

benden Scene vorbereitet und beklagten die lustigen Gesährten, die bald den Leiden der Seekrankheit anheim fallen würden.

Kaum eine Stunde von Kalamoty entfernt, wo die Küste nach Westen zurücktritt und dem Fahrwasser seinen Schutz mehr gewährt, fing der Sultiot zu schwanken und feuerfeits zu lustig zu tanzen an, daß den Tänzern oben die Lust verging, und alle bald auf den Dicken und Matratzen hingestreckt lagen. Der Wind war nach Nordwesten umgetrungen und zaste kleine griechische Fahrzeuge mit vollen Segeln, weißen, flatternden Möven gleichend, im hellen Mondscheine an uns vorüber. Aber auch die Wolkenwand kam höher heraus, und es schien als ob mit ihr auch der Wind wüchse und pfeifend und heulend die Wogen aufsetzte. Es war noch lange kein Sturm, und schon zitterte und krachte das kleine Dampfboot in allen Fugen und die schwache Maschine arbeitete sich träg und kraftlos durch die Wogen, die es hoben und stürzten und bald über das niedrige Vorderdeck weggingen. Ein starkes gutgebautes Boot hätte das Unwetter, das im Anzuge war, spielend aufgenommen, aber der Sultiot, der früher zwischen dem Piräus und Nauplia lief, war, ein alt's, eigentlich nur zur Küstenfahrt gebautes Schiff, das die Regierung, ohne viel zu prüfen, einer Handelsgesellschaft abgekauft und dem Kapitan Spiro Aramopyliles zur Packetfahrt zwischen Syra und der Levante überzogen hatte; es machte die Reise zum sechsten Male und da die Sache sümmal gut gegangen, war kein Grund vorhanden für die seltige Fahrt zu fürchten, meinte der Kapitan, der wenigstens ein dreister und erprobter Seemann schien, und in der Fustanella mit dem nationalen Waffenschmuck, dem rothen Fez auf dem schwarzen Gelock, einer der schönsten Männer war, die man sehen konnte. Aber die schwarze Wolke stand jetzt wie ein Baum, der am Horizonte wurzelend seine Wipfel bis in den Zenith hinaufstreckte, und vom Norden her dem ächzenden Boote entgegen wälzte sich Meer in immer tieferer Brandung. Das Leuchten von da die Bewegung des Schiffes, das nachtlos, wie ein Ball umhergeschleudert ward, und die fast ganz gebemmte Bewegung der Räder nur zu deutlich die Gefahr für die Maschine verriethen.

Es war Mitternacht vorüber, als das Boot von einer schweren See in die Flanke gefaßt, plötzlich einen halben Kreis machte und sich dann so tief auf die Seite legte, daß das eine Rad in der Luft arbeiten mußte. Augenblick ein völliges Umschlagen des Schiffes bevorzustehen schien. — Aus den Cabinen stieg ein Angstschrei empor, der den Wogendonner übertönte, aber unsere Lage war mit einem Mal auch eine verzweifelte geworden. Die Maschine und das Steuer waren gleichzeitig zerbrochen und das Boot ein hilfloses Wrack geworden, das vor Wind und Wellen trieb. Der Kapitän, todtenblaß aber gefaßt und besonnen, ließ die Schaluppen an die hoch über die See gehobene Seite des Schiffes bringen, klammerte sich in die Taue, die sie hielten, und wehrte die unglücklichen Passagiere, die bald aus den unteren Räumen hervorgekrochen kamen, mit vorgehaltener Pistole von diesem letzten Rettungsmittel ab, das zu benutzen er noch für zu früh hielt, und mit Recht, denn man war noch zu weit von einer Küste entfernt, als daß die schwache Bemannung der Schaluppen hätte bergen können, und — es sollte noch schlimmer kommen. Der Mond war gesunken und zwei Stunden lag tiefe Dunkelheit auf dem Meere, die eingetne große Sterne, die durch zerrissenes Gewölke blickten, nicht zu erhellen vermochten, — wie ein offner Sarg trieb unser Boot durch das weite nasse Grab, das jeden Augenblick die 57 Leben, die zwischen seinen krachenden Planken sich schaudernd vor dem Tode sträubten, zu verschlingen drohte . . .

Endlich dämmerte die Morgenröthe auf und zeigte uns die Inseln Sinos und Mycone; Strom und Wind — der nach Mitternacht wieder südlich geworden — trieben uns in die schmale — zwei engl. Meilen breite — Meerenge hinein, die beide Inseln trennt, und die als das gefährlichste Fahrwasser des Archipels bekannt ist, da in ihr über unterseeische Klippen die wildeste Brandung tobt . . . Das wußten die leichten Gestalten nicht, die beim Anblick des nahen Landes, Gott dankend sich auf die Knie warfen, aber der Kapitain wußte es, der noch immer die Schaluppen bewachte und die Richtung, in der wir fortgerissen wurden, nicht aus den Augen ließ. Wir kamen Mycone immer näher. Die dunkelblaue See war freideweiß von Schaum und Gischt, der hoch aufsprützte, — da plötzlich erscholl ein lauter Ausruf des Kapitains, ein furchtbarer Stoß bob das Schiff, es war als ob eine Riesenfaust im Wasser niederfuhr und uns auf einen Felsenriff, das Schiff brohte zu bersten. In fünf Minuten waren die Schaluppen gefüllt, jede faßte 16 Menschen, die Frauen, Kinder und die jüngsten Männer hatten den Vorrang bei dem Rettungswerke. Wir baten noch, wie der brave Pole die ohnmächtige Louison in die Schaluppe trug und unbesorgt um das eigene Leben auf's Wrack zurückkehrte, das nun noch 25 Personen barg, die den drohenden Untergang vergassen, um mit starren Blicken die Schaluppen in ihrem Kampf mit der Brandung zu verfolgen. Sie hatten ½ Meile ungefähr bis zum Strande zurückzulegen, dessen Felsenriffe, die überall in's Meer vorsprangen, vermieden sein wollten, daß dazu bei der schweren See die Kraft der wenigen Ruderer in jeder Schaluppe zureichen werde, war kaum glaublich, und unser Wrack, das bald voll Schaldoch durch die Klippe, auf der es sest saß, vorm Sinken gehalten wurschien, nach dem ersten Todesschreck wenigstens, eine etwas sichere Zuflucht als die Boote zu sein. Und horch, ein gellender Schrei klang zu uns hinüber, er kam aus der letzten Schaluppe, die dicht neben sich die rasche Wasser schöpfen und in die Tiefe wirbeln sehen . . . mochte der Schreck bei solchem Anblick die Ruderer in der ersten lähmen, wer kann es sagen — aber eine Minute später war es schon diese geschehen, eine Welle hob sie hoch empor und schleuderte sie gegen die Felsen . . . Der Kapitän oben gekehrt, sah man sie wieder zum Vorschein kommen. Den Kiel nach, die sich zu retten gehofft, tauchte Keiner aus dem schäumenden Abgrund auf, der erbarmungslos die jugendlichen Leben, die heiteren Herzen verschlang.

Jammer um die Verlorenen erfüllte unser Wrack; der alte Vater, der seine Töchter versinken sah, konnte nur mit Mühe von einem Sprung in's Meer zurückgehalten werden; eine Griechin, die ihre Kinderchen in den Schaluppen hatte, füllte die Lüfte mit ihrem Wehgeschrei. Stumpfer dumpfer Ergebung blickten die Anderen nach den Letzten hinüber und keiner merkte es jemand wie die Sonne dunkelrotch über Smos aufging und ihren ersten Strahl wie Oel in die Wogen goß; — plötzlich wie das Unglück gekommen, schwand es beim Erscheinen der Sonne und schon eine Stunde später kamen Boote von Sandcicke auszulaufen, um uns Gerettete von Wrack des Sultiots abzuholen. Der Untergang der Gefährten, die wir hätten gerettet werden mögen, ließ die Freude keine laute werden. Angst vor dem Untergange hatte sie dem Tode in die Arme geworfen, und wieder war es behäftigt: daß ein auf Klippen stehendes Wrack den See und nahe Küste nicht mit den Rettungsbooten verlassen werden

Heine. Wo jetzt das Kaffee Scuzier in Paris steht und allabendlich die deutschen Landsleute bei einer Tasse Kaffee gemüthlich die Neuigkeiten aus dem Vaterlande verschlingen oder sich bei Schach und Domino abmühen, hatte vor noch nicht zwei Decennien ein nicht weniger unruhiges Publikum sein Stelldichein seinen Sitz aufgeschlagen. Was vor Kurzem noch der Ball war, der tagtäglich war, damals der Ball des Boulevard Bonne-Nouvelle. Einen Abends befand sich einer meiner Freunde in Gesellschaft H. Heine's dort und verwunderte mit ihm — dem seinen Kenner menschlicher Narrheiten die mannigfachen Evolutionen der Sylphiden drittens, vierten und zu vierter Manges. „Sehen Sie nur," rief Heine plötzlich aus, „wie doch so verdrießlich liederlich tanzt!" Ein Nach einer Weile bemerkte er eine Autore hin, deren zugleich lebhafte und graziöse Bewegungen den wachthabenden Sergeanten ein beifälliges Lächeln abnöthigte. „Sehen hin," sagte Heine, „wird es eine Deutsche doch nie bringen" — Kleine drehte sich um und sagte lächelnd: „Ganz recht, meine Herren, bin aus Eschenau bei Nürnberg."

Literarisches. Mit den langen Abenden kommen zugleich die langen Reihen literarischer Neuigkeiten, die sich mit jeder Woche mehren, bis wir Weihnachtsfeste binaus. Die Kalender als Taschenbücher sind bereits in Welt und in Aller Händen. Als die besten rühmt man die Volkskalender von Bs. Alexis und die Spinnstube von W. O. Horn, der besonders als in Süddeutschland sehr stark verbreitet und geliebt. In der That verstehen wenige Autoren so populair zu schreiben und in einer gemüthlicher Weise auf das Volk zu wirken, wie Horn, dessen Alexis' Dorfgeschichten aus dem Reizendsten geboren, was man in dieser Art lesen kann. — Auer, der Chef der Wiener Staatsdruckerei, hat auch dieses Jahr mit einem Faust-Kalender, ein starkes Buch in Octav mit vielen Stahlstichen und Holzschnitten. Wir müssen gestehen, daß uns nicht ganz klar geworden, auf welches Publikum dieser Kalender mitzt ist. Die mit unendlichem Fleiße zusammengetragenen Notizen und wissenschaftlichen Mittheilungen setzen ein gewähltes und wissenschaftgebildetes Publikum voraus, während die übrigen Beiträge, wie die Heiligengeschichten, doch mehr auf die Massen berechnet sind. Die Stiche sind meistens von Gebr. Stöber und gut gearbeitet und auf Holzschnitte besser ausgeführt, als man von Wien gewohnt ist. — Eine Reihe der Taschenbücher eröffnet dieses Mal Mügge mit seinem Stiefbrüder, ein elegant ausgestattetes Toilettenbuch mit trefflichen Stichen und Erzählungen des beliebten Novellisten. — Auch an neuen Almanachen wird es der literarischen Wintersaison nicht fehlen. Von Otto ist bereits eine dreibändige Erzählung: Zwei Generationen, zu nen, von Levin Schücking ist ein historischer Roman: Gunhild Schwarzburg angekündigt, von Bernd v. Guseck ein zweibändiges Gemath und Ferne, von Oettinger ein komischer: Mozart und Schikaneder und von R. Prutz ein dreibändiger socialer: der Weg zum Otto Ludwig's treffliche Erzählung: Zwischen Himmel und Erde, die wir früher noch einmal zurückkommen, wird nächstens schon, kaum Monate nach ihrem Erscheinen, in zweiter Auflage die Presse verlassen

---

Aus der Fremde Nr. 40 enthält:

John Fremont's Leben, Reisen und Abenteuer. II. (Mit Abbildung.) — Aus Texas. — Das Pongo-Land. — Aus allen Welttheilen: Gold und Silber in der Welt. — Eine amerikanische Kleiderordnung. — Religion unter den Chinesen. — Allerlei Neues.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 41. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Rechte des Herzens.

(Fortsetzung.)

„Gut, Georg; nur um eins bitte ich Dich," sagte Mutter Collin, indem sie ihrem Gatten das Brillenfutteral überreichte.

„Was willst Du?"

„Sei nicht zu hart mit dem armen Mädchen, und schone Herrn Adolf, wenn Du von ihm sprichst."

„Ich weiß, was nöthig ist. Hast Du Dich getäuscht, wie ich glaube, so bleibt Alles beim Alten. Jetzt gehe und schicke mir unsere Tochter."

Mutter Collin entfernte sich. Der alte Uhrmacher setzte die große Hornbrille mit den dunkelblauen Gläsern auf die Nase, denn mit ihrer Hülfe verstärkte er die schwache Sehkraft ein wenig, sie ihm noch geblieben war, so daß er die Umrisse der Gegenstände in seiner unmittelbaren Nähe gewahren konnte. Gleich darauf erschienen Mutter und Tochter. Melanie eilte zu dem Vater, der in seinem Lehnstuhle saß, und küßte ihm, wie sie stets pflegte, wenn sie eintrat, die Stirn. Mutter Collin holte ein Packet Strickgarn aus dem Schranke, und legte einen Theil davon um die ausgebreiteten Hände Melanie's; dann setzte sie sich ihr gegenüber und wickelte einen Knäuel. Es war dies das geeignetste Mittel, den ihr angedeuteten Zweck zu erreichen. Melanie hatte keine Ahnung von dem, was man mit ihr beabsichtigte. Vater Collin hielt sich für einen klugen Mann, und hier glaubte er, seine Klugheit im hellsten Lichte zu zeigen. Uebrigens war er von Herzen gut, wenn auch ein wenig lestig. Nachdem er wohl fünf Minuten nachdenkend die Decke angesehen, glaubte er den geeigneten Anknüpfungspunkt gefunden zu haben.

„Mutter," begann er, „unser stiller Miethsmann hat Dir also diesen Nachmittag seine Wohnung aufgekündigt?"

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„Das ist mir nicht lieb," fuhr der Vater fort; „er ist ein pünktlicher Zahler, und lieferte uns einen hübschen Beitrag zu unsern Ausgaben. Ich möchte wohl wissen, was für einen Grund er sonderbare Mensch dazu hat. Nun, meinetwegen mag er ziehen, wir werden schon einen andern Miethsmann bekommen."

„Wie, Herr Mölling will ausziehen?" fragte Melanie überrascht.

„Ja, mein Kind!"

Das junge Mädchen ließ die Hände sinken, und sah die Mutter an; aber ihre Züge verriethen nur Ueberraschung und nicht Schrecken, wie die beiden Inquisitoren erwartet hatten. Dann ob sie die Hände mit den Fäden wieder emper.

„Wie gesagt," begann der Uhrmacher nach einer Pause wieder, „ich habe nichts dagegen; nun werde ich auch das melancholische Geigenspiel nicht mehr hören, das mich so oft trüb gestimmt hat. Ja, wenn er lustige Weisen gespielt hätte, so wäre es eine Unterhaltung für mich gewesen! Die Nähe eines Menschen, der ein leidendes Gemüth hat, taugt nicht für einen Blinden."

„Ach Gott, wenn wir nur nicht so arm wären!" seufzte Melanie.

„Warum? Beklage ich mich darüber?"

„Das eben, lieber Vater, macht mir Kummer. Ich möchte Ihnen so gern ein sorgenfreies, freundliches Leben bereiten; aber meine Arbeit wird ja so schlecht bezahlt — —"

„Und mir macht es Kummer, mein liebes Kind, daß Du Dich für Deinen blinden Vater so abmühen mußt, daß Deine schönsten Jahre unter angestrengtem Arbeiten vergehen. Ach, uns hat ein trauriges Loos betroffen! Doch, fasse Muth, wie ich; der Himmel wird schon sorgen."

Mutter Collin begriff, daß sie dem Gespräche eine andere Wendung geben mußte.

„Melanie," begann sie, „würdest Du Dich wohl entschließen, nach Moskau zu gehen, wenn Du dort so glücklich würdest, daß Du unsere Noth beseitigen könntest?"

„Nach Moskau?" flüsterte das junge Mädchen bestürzt.

„Mutter, was schwatzest Du für Zeug?" fuhr der Uhrmacher auf.

„Ich meine ja nur!"

„Um Gottes willen, Mutter, wie kommen Sie auf Moskau?" fragte Melanie mit zitternder Stimme.

„Holla," dachte Vater Collin, „mir scheint, die Alte hat den rechten Fleck getroffen, ohne es zu wissen. Frau," sagte er laut, „es ist wahr, wie kommst Du auf Moskau?"

„Ich habe gehört, Herr Mölling wird bei einem russischen Fürsten in Moskau Kapellmeister, und erhält einen Jahresgehalt von tausend Rubeln. Der Fürst hält sich gegenwärtig in Genf auf; aber in acht Tagen will er abreisen, und seinen neuen Kapellmeister mit sich nehmen. Da habt Ihr den Grund, der ihn veranlaßt, seine Wohnung zu kündigen."

„In acht Tagen schon reist der Fürst ab?" stammelte das junge Mädchen.

„Unwiderruflich!"

Melanie erbleichte; ihre Hände zitterten so heftig, daß ihnen die Fäden entfanken..

„Du lieber Gott, Kind, was hast Du denn?" rief die ängstliche Mutter. „Man möchte ja glauben, daß die Abreise des Fürsten Dein Unglück wäre!"

„Ich kenne ja den Fürsten nicht, liebe Mutter!"

„Das glaube ich Dir!" rief Vater Collin, indem er aufstand. „Aber Du kennst den Kapellmeister, den er mit sich nehmen will."

Die Mutter schloß die zitternde Tochter in ihre Arme, küßte zärtlich die Stirn derselben, und flüsterte:

„Melanie, Du birgst ein Geheimniß vor uns, das Dir Kummer macht. Hast Du denn kein Vertrauen mehr zu Deinen alten Eltern? Theile Dich uns mit, und sei überzeugt, daß wir Alles aufbieten werden, um Dir die Ruhe wiederzugeben!"

„Meine Tochter," begann der Blinde mit vor Aufregung zitternder Stimme, „jetzt höre auch mich an. Wir haben seit einiger Zeit mit Bedauern die Veränderung bemerkt, die mit Dir vorgegangen ist. Du weißt, daß ich Dich zärtlich liebe, und daß ich nur Dein Glück wollen kann: darum antworte offenherzig auf meine Fragen."

„Was wollen Sie wissen?" flüsterte Melanie, die sich wieder erholt zu haben schien.

„Macht Dir die Abreise des deutschen Musikers Kummer?"

„Nein, nein, Vater, sie ist mir gleichgültig!" rief die Tochter, indem sie sich an die Brust des Vaters warf.

„Aber Du weinst doch, befindest Dich in außerordentlicher Aufregung?" fragte die Mutter.

„Du willst uns wegen Deiner Trennung nicht besorgt machen!" rief der blinde Vater. „Wenn das ist, so sprich es nur aus, wir fordern kein Opfer von Dir, das Du nicht bringen kannst."

Melanie erhob ihren Kopf, und sagte mit fester Stimme:

„Glauben Sie mir denn nicht, Vater? Ich wünsche Herrn Mölling alles Glück der Welt; aber ich denke nicht daran, ihn zu begleiten — er ist mir völlig gleichgültig."

Dann küßte sie den Vater und die Mutter, und verließ rasch das Zimmer.

Vater Collin sank sinnend in seinen Lehnstuhl. Mutter Collin schüttelte den Kopf und murmelte:

„Das arme Kind! Sie mag sagen, was sie will — ich bleibe dabei, sie hat den bleichen Musiker gern. Sie weiß, daß sie unsere einzige Stütze ist, und darum bekämpft sie das Gefühl in ihrer Brust."

„Mutter," rief der Blinde nach einer Pause, „Mölling muß doch ein braver Mann sein, der es ehrlich mit unserer Tochter meint, da er ein so glänzendes Anerbieten abschlägt. Trotzdem aber bleibt es eine traurige Geschichte."

Die beiden alten Leute erschöpften sich in Vermuthungen; aber alle widerstritten der Versicherung Melanie's: er ist mir völlig gleichgültig. Sie blieben bei der Ansicht, daß die erste Liebe sich der Herzen der jungen Leute bemächtigt habe.

„Hätte der Mensch nie unsere Wohnung betreten!" murmelte Collin vor sich hin. „Dies fehlte auch noch, um meine Sorgenlast vollständig zu machen."

„Ich will mein Kind trösten," dachte Mutter Collin, die es bereute, das Mittel der Unwahrheit angewendet zu haben. „Mag er ihr nun gleichgültig sein oder nicht, sie soll die Wahrheit wissen."

Sie schlich in das Arbeitsstübchen ihrer Tochter. Die Abenddämmerung erfüllte bereits den kleinen freundlichen Raum. Melanie saß nachdenkend am Fenster, durch das die kühle Abendluft einzog. Als sie die alte Mutter eintreten hörte, sah sie mit thränenschweren Augen empor.

„Kind," flüsterte die Alte, „wir haben Dir die Unwahrheit gesagt, um Dich zum Geständnisse Deines Kummers zu bewegen — und Du hast Kummer, das läßt sich nicht hinwegleugnen. So vernimm denn: Herr Adolf hat es dem Fürsten nicht nur rund abgeschlagen, ihm nach Moskau zu folgen, er denkt auch nicht daran, seine Wohnung aufzugeben."

Melanie reichte schmerzlich bewegt der Mutter die Hand.

„Liebe Mutter," sagte sie lächelnd, „machen Sie sich deshalb keine Sorgen; der Entschluß unseres Miethsmanns übt auf mich keine Wirkung aus."

„Aber warum weinst Du denn, sonderbares Mädchen?"

„Lassen Sie mir mein kleines Geheimniß, Mütterchen!" bat sie mit einschmeichelnder Stimme.

„Nun gut; aber verlaß Dich darauf, der Fürst wird in acht Tagen ohne ihn abreisen, ich weiß es ganz genau."

Melanie fuhr erschreckt zusammen.

„Sie wissen es genau?" fragte sie, gewaltsam nach Fassung ringend. „Wer sagte es Ihnen?"

„Der Fürst war diesen Mittag bei dem Musiker; er selbst hat es ihm gesagt. Ich war auf dem Vorsaale beschäftigt, und hörte das ganze Gespräch."

Wäre es nicht so finster gewesen, so hätte die Mutter sehen können, wie Melanie erbleichte, die sich abwandte und das Fenster schloß. Die Mutter ging in die Küche, um das Abendessen zu bereiten. Als eine halbe Stunde später die kleine Familie am Tische saß, erschien Melanie ruhig und gefaßt. Die peinliche Stimmung, die sich aller Personen nach den Vorgängen des Tages bemächtigt, ward durch das Spiel des stillen Miethsmannes noch erhöht, der heute seinem schönen Instrumente die wehmüthigsten Melodien entlockte.

VII.

Schon früh am nächsten Morgen sehen wir Adolf Mölling an dem Ufer des Sees, der dicht an der Stadt beginnt. Hohe geht er durch die duftende Allee der großen Lindenbäume, eilt dem prachtvollen Schauspiele des Sonnenaufgangs einen Blick zuzuwenden. Nach einer Stunde hat er ein kleines Wäldchen erreicht; er geht an dem Saume desselben hin, bis er zu einem einfachen Landhause kommt, dessen weiße Mauer lieblich durch eine Akazienge büsch schimmert. Hinter dem Hause breitet sich ein großer Obstgarten aus. Adolf öffnet eine kleine Thür in der hohen Umhenheck, und tritt mit einer Sicherheit in den Garten, die vermuthen läßt, daß er hier bekannt ist. Auf einem zwischen Zwergobstbäumen hinführenden Wege erreicht er bald einen kleinen Pavillon, der an einem mit hohen Schilfe umkränzten Weiher liegt. Zehn Schritte von dem Pavillon befindet sich eine kleine Gasblattlaube. Adolf betritt sie, läßt sich auf einer Bank nieder, holt ein Buch aus der Tasche, und beginnt zu lesen.

Einer jener schönen Tage war angebrochen, wie man sie nur an den Ufern des Genfer Sees erlebt. Alles war still wie in einer Kirche; das Gehölz wehrte dem frischen Morgenwinde, der über den See kam, es bewegte sich kein Blatt.

Das Buch schien die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zu fesseln, oft sah er darüber hinweg nach dem Pavillon, der, wo er erhöht lag und offen war, sich völlig überblicken ließ. Nach eine Viertelstunde mochte Adolf mit getheilter Aufmerksamkeit gelesen haben, als eine Magd den Pavillon betrat, den Tisch deckte und die Chocolate darauf niedersetzte. Kaum hatte sich die Magd entfernt, als eine Dame erschien. Trotzdem Adolf sie erwartet zu haben schien, zuckte er heftig zusammen; das Buch entfiel seiner Hand.

Die Dame trat auf den kleinen Balkon, lehnte sich auf das Geländer, und sah sinnend auf die spiegelglatte Fläche des Weihers hinab. Sie hatte eine Stellung gewählt, die dem bangen Lauscher erlaubte, ihr Gesicht zu sehen. Die sinnende Dame war von schlanker Gestalt; sie trug einen feinen weißen Batistmantel, der sie völlig einhüllte. Den großen italienischen Strohhut mit blauen Bande hatte sie beim Eintreten auf den Tisch gelegt; ihr reiches schwarzes Haar, das sich über der Stirn einfach scheitelte, fiel in zwei schweren langen Flechten über den Rücken herab. Das edle Gesicht war trotz der Blässe, die durch das schwarze Haar und den weißen Mantel noch gehoben ward, wunderbar schön. Die großen blauen Augen mit den langen Wimpern und die regelmäßigen Züge drückten eine tiefe Melancholie, einen ergreifenden Seelenschmerz aus. Sollte vielleicht diese verwandte Gemüthsstimmung unsern bleichen Virtuosen so anziehen, daß er die schöne Frau mit einem Erstaunen, das man Begeisterung nennen möchte, betrachtete? War es überhaupt die ergreifende Poesie, die für den gefühlvollen Mann in der Erscheinung einer leidenden Frau liegt? Allerdings fand sich Adolf dadurch angezogen, daß mehr noch durch die wunderbare Aehnlichkeit, die diese Frau mit der treulosen Henriette hatte, mit dem Gegenstande der ersten Liebe des armen Geigers. Und wahrlich, man hätte sie für halten können, wenn ihr Gesicht blühender, ihre Formen üppiger und ihr Wesen lebhafter gewesen wären.

Adolf konnte seine Heuriette nicht vergessen, und hier sah er ihr vollkommenes Ebenbild. In seiner Schwärmerei wollte dem verwundeten Herzen dadurch einen lindernden Balsam schaffen, daß er sich jetzt einer rein geistigen, bewunderten Liebe hingab. Und wahrlich, seine Phantasie war stark genug, in der Frau mehr als die Frau zu erblicken, um glücklicher in der Bewunderung zu sein, als in dem wirklichen Besitze der ersten Liebe.

Aber wer war denn diese Frau? Durfte der Bewunderer hoffen, daß er sich ihr nähern, daß er ihre Aufmerksamkeit

Gegenliebe erwecken könne? War sie noch frei, und welchen Grund hätte der Kummer, der sich unverkennbar in ihrem ganzen Wesen aussprach? Adolf trug kein Verlangen, Gewißheit über diese Punkte zu erhalten; er wollte das verklärte Ideal anbeten, das in ihm lebte, und während dieser heiligen Stunde um so lebhafter in der Erinnerung schwelgen, die mit seinem schwärmerischen Herzen verwachsen war. Auf einer seiner einsamen Streifereien durch die Wälder hatte er die Dame gesehen, die wunderbare Aehnlichkeit erkannt, und sich ihr unvermerkt genähert. Seit vier Wochen besuchte er jeden Morgen die Geißblattlaube, und nur mit wenigen Ausnahmen hatte er das Glück gehabt, sein Ideal jeden Morgen in dem Pavillon zu sehen.

Das Sinnen der Dame ward durch leise Schritte unterbrochen, die sich bei der Stille des Morgens auf den Stufen der Treppe vernehmen ließen. Als die Dame sich wandte, betrat ein junges Mädchen den Pavillon; es trug einen einfachen Strohhut, eine leichte, blaue Mantille, und unter dem Arme einen Karton.

„Ah, meine kleine Stickerin!“ sagte die Dame in gutem Französisch.

„Zu dienen, Madame!“ antwortete das junge Mädchen, indem es sich graziös verneigte. „Es ist mir möglich gewesen, Ihren geschätzten Auftrag bis heute auszuführen. Hier ist die Stickerei.“

Beide traten zu dem Tisch und öffneten den Karton.

Adolf war erstarrt, wie Loth's Salzsäule. Er hörte zum ersten Male die Stimme seines Ideals, aber die wenigen Worte, die sie gesprochen, hatten genügt, um ihn eine Aehnlichkeit mit der weichen, einschmeichelnden Stimme Henriette's, die noch immer vor seinen Ohren klang, erkennen zu lassen. Vielleicht trug seine aufgeregte Phantasie die Schuld daran, aber die Täuschung wäre vollkommen gewesen, wenn er deutsche Worte gehört hätte. Dem ersten Erstaunen gesellte sich ein zweites bei: er hatte Melanie, die Tochter Vater Collin's erkannt. Mit angehaltenem Athem fuhr er fort zu lauschen.

„Bewunderungswürdig!“ rief entzückt die bleiche Dame. „Das ist ein Meisterstück von Kunst, Geschmack und Geduld! Die Blumen scheinen nicht gestickt, sie scheinen lebendig zu sein! Man hat mir nicht zu viel von Ihrer Kunstfertigkeit gerühmt.“

„Sie sind sehr gütig, Madame!“ antwortete die beschämte Melanie. „Ich bin glücklich, wenn es mir gelungen ist, Ihren Beifall zu erwerben.“

„Henriette! Melanie!“ flüsterte Adolf vor sich hin.

„Und nun geben Sie mir Ihre Rechnung, mein liebes Kind.“

Melanie überreichte, sich verneigend, ein Papier. Die Dame las es.

„Fünfundsechzig Francs?“ rief sie erstaunt.

„Verzeihung, Madame!“ stammelte Melanie bestürzt. Die Auslagen — eine vierzehntägige Arbeit —!“

„Nein, nein, mein liebes Kind; ich finde, daß nicht einmal die Arbeit, geschweige denn die Kunst bezahlt ist. Sie erhalten hundert Francs, und nun sprechen wir kein Wort mehr über diesen Punkt!“ fügte die Dame in einem fast befehlenden Tone hinzu.

Melanie war vor freudigem Erstaunen keines Wortes mächtig; sie ergriff die weiße Hand der Dame, die sich so gütig zeigte, und drückte einen Kuß darauf.

Die Dame begann zu frühstücken, nachdem sie die Stickerin eingeladen, ein wenig zu ruhen. Gleich darauf erschien die Magd wieder, und überreichte ihrer Herrin einen Brief, den diese sofort erbrach und las.

„Mein Gott!“ flüsterte sie bestürzt. Dann las sie die wenigen Zeilen noch einmal, und verbarg das Papier mit zitternder Hand in der Tasche ihres Mantels. Adolf bemerkte, wie sie mit dem weißen Taschentuche die feucht gewordenen Augen trocknete.

„Folgen Sie mir in das Laubhaus!“ sagte sie dann zu Melanie. „Ich hätte mich gern noch einige Zeit mit Ihnen unterhalten; leider ist es mir nicht vergönnt.“

Die Frauen verschwanden aus dem Pavillon. Noch eine Viertelstunde blieb Adolf sinnend in der Laube zurück, dann verließ er auf umbüschten Wegen den Garten, schlug einen Waldpfad ein, und kam gegen Mittag in seiner Wohnung an. Melanie öffnete ihm die Thür. Er grüßte artig das junge Mädchen, und betrat sein Zimmer. Gleich darauf hörte man die klagenden Phantasien des Virtuosen; sie waren der Ausdruck seines zerrissenen Gemüths.

VIII.

Drei Tage hatte Adolf erfolglos seine Spaziergänge fortgesetzt; stundenlang war er in der Geißblattlaube gewesen — er hatte sein Ideal nicht wieder gesehen. Noch drei Tage lagen zwischen heute und dem Termine, den ihm der Fürst zur Abgabe einer bestimmten Erklärung gesetzt. Der arme Adolf besand sich in einer peinlichen Lage: sein kleines Vermögen war aufgezehrt, sein Ideal war verschwunden, wahrscheinlich in Folge des Briefes, der ihr einen so großen Schrecken bereitet, und nun mußte er sich zu einer raschen Entscheidung entschließen, wenn ihm die Gelegenheit, sein Glück zu gründen, nicht entgehen sollte. Die Aussicht, in seiner Kunst mit Erfolg thätig zu sein, stachelte den Ehrgeiz des Virtuosen, der zwar geschlummert hatte, aber nicht völlig erstickt gewesen war. An wen sollte er sich wenden, um Aufschluß über die Dame zu erhalten? Eine Annäherung in dem Landhause war unmöglich, ihm blieb nichts, als sich an Melanie zu wenden, die ohne Zweifel wenigstens den Namen der bleichen Dame kannte. Wie aber sollte er das junge Mädchen ausforschen, ohne seine wahre Absicht zu verrathen? Wie sollte er die Vermuthung bestätigen, daß gerade Melanie ihm Auskunft geben könne? Der Tag verfloß, und immer noch hatte er kein Mittel gefunden, seinen Zweck, wie er es wünschte, zu erreichen.

Gegen Abend kam ihm der Zufall zu Hülfe. Als er die Wohnung verließ, um einen Spaziergang zu machen, trat ihm schüchtern ein Knabe auf der Treppe entgegen.

„Lieber Herr,“ sagte der neun oder zehn Jahre alte Knabe, „Sie wohnen wohl bei Herrn Collin?“

„Ja. Und warum?“

„Ich habe einen dringenden Brief an Demoiselle Melanie Collin abzugeben.“

„Von wem?“

„Meine Mutter gab ihn mir, und sagte — —“

Der Knabe stockte.

„Daß Herr und Madame Collin nichts davon erfahren sollten?“ fragte Adolf.

„Ja!“ flüsterte lächelnd der kleine Bote.

„Gib mir den Brief; ich werde ihn besorgen, ohne daß Jemand etwas davon bemerkt.“

„Sogleich?“

„In diesem Augenblicke.“

Der Knabe übergab den Brief, und verschwand in der Biegung der schmalen Treppe. Adolf betrachtete die Adresse: die feste Hand eines Mannes hatte sie in schönen Zügen geschrieben. Schmerzlich lächelnd dachte der junge Mann:

„Es gab eine Zeit, in der ich ähnliche Briefe schrieb! Kommen diese Zeilen von einem Verehrer, so wünsche ich ihm, daß er glücklicher sein möge, als ich gewesen bin!“

Mit Hülfe seines Schlüssels öffnete er die Thür wieder, und trat auf den Vorsaal zurück, erfreut, einen Grund gefunden zu haben, sich dem jungen Mädchen heimlich zu nähern. Indem er an der Thür des Wohnzimmers vorüberging, hörte er, daß Mutter Collin ihrem blinden Manne mit lauter Stimme vorlas. Das war wiederum ein glücklicher Zufall, denn er hatte nun von dieser Seite her keine Ueberraschung zu fürchten. Behutsam schlich er zu Melanie's Thür, und klopfte leise an. Eine weiche Stimme forderte zum Eintreten auf. Im nächsten Augenblicke stand der Musiker vor Melanie, die sich überrascht, fast erschreckt, erhob, und eine saubere Stickerei mit zitternder Hand bei Seite legte. Sie wohnte mit dem stillen Miethsmann zwei Jahre unter einem Dache, ohne mehr als einen flüchtigen Gruß von ihm gehört zu haben — was konnte ihn heute antreiben, ihr Zimmer still und geheimnißvoll zu betreten? Das liebliche Mädchen bot in der grenzenlosen Verwirrung einen reizenden Anblick. Indem sie durch eine Verneigung grüßte, hielt sie sich mit der kleinen Hand an der Lehne des Arbeitsstuhles.

„Mademoiselle, man hat mir einen Brief für Sie übergeben,“ begann Adolf.

„Für mich?“ stammelte sie. Und die Purpurröthe ihrer Wangen verwandelte sich in dunkele Glut.

„Ich übergebe ihn, wie man mir aufgetragen: unter vier Augen!“

Sie nahm den Brief mit zitternder Hand, und verbarg ihn in einem Kasten ihres kleinen Arbeitstisches.

„Ich danke Ihnen, Herr Mölling!“ flüsterte sie dann.

Jetzt bemächtigte sich Adolf's eine peinliche Verlegenheit; er fühlte, daß er keinen Grund mehr hatte, länger zu bleiben. Trotzdem aber konnte er sich nicht entschließen, den Rückweg anzutreten, ohne über die dringendste und wichtigste Angelegenheit seines Lebens gesprochen zu haben. Eine zweite günstige Gelegenheit konnte sich ihm so bald nicht bieten.

„Der Brief ward als dringend bezeichnet," sagte er; „ich bitte, lesen Sie ihn — —"

Mit einer Art Aengstlichkeit schob Melanie den Kasten zu.

„Ich glaube den Inhalt zu kennen," antwortete sie; „eine vornehme Dame gibt mir definitiven Auftrag zu einer Arbeit, die wir bereits besprochen haben. Die Heimlichkeit desselben ist mein Wunsch — ich habe meiner guten Mutter eine Ueberraschung zugedacht — der Ertrag der Arbeit ist zu einem Geburtstagsgeschenke bestimmt — ach Gott, welch' ein trauriger Kontrast drängt sich mir auf!" fuhr sie verwirrt fort. „Ich soll ein Trauerkleid sticken, und der Lohn für diese Arbeit ist zu einem Geburtstagsgeschenke bestimmt!"

„Ein Trauerkleid?" fragte Adolf rasch.

„Die Dame ist so gut — wie bedauere ich, daß sie so unglücklich ist!"

„Die fremde Dame?"

„Sie weiß meine Arbeit zu schätzen. Ich forderte den in Genf gewöhnlichen Preis — die gute Dame zahlte mir fast das Doppelte."

„Wer ist sie denn?" fragte Adolf mit unsicherer Stimme.

Je länger Melanie sprach, je größer ward ihre Verlegenheit; man sah es ihr an, daß sie den angeregten Stoff benützte, um die Unterhaltung von dem Briefe abzulenken. Dem armen Adolf konnte nichts gelegener kommen; jedes Wort war für ihn von der größten Wichtigkeit.

„Ich weiß nur, daß sie die Gattin eines reichen holländischen Kaufmanns ist," fuhr Melanie fort, beichtend wie eine reuige Sünderin. „Den Kaufmann habe ich nie gesehen, sie lebt seit dem Frühjahre allein in einem Landhause, das unfern des Sees liegt. In dem Magazine, für das ich früher arbeitete, hat sie meine Stickereien kennen gelernt, und da sie eine große Freundin von feinen Arbeiten ist, hat sie mehrere Bestellungen bei mir gemacht. Die letzte ist ein Trauerkleid, —

„Wen betrauert sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Ihren Mann?" fragte Adolf, als ob er unfähig sei, richtig zu denken.

„Ich weiß es nicht!" wiederholte Melanie mit steigender Angst. „Als ich das letzte Mal bei ihr war, erhielt sie einen Brief, der ihr die Trauerkunde brachte. „Großer Gott!" rief sie aus, und Thränen rannen aus ihren Augen. Dann mußte ich ihr in das Landhaus folgen, wo sie mir hundert Francs auszahlte."

„Ganz recht, Sie sind in dem Landhause gewesen."

„Wie, Sie wissen, Herr Mölling —?"

„Sie haben es mir gesagt, Mademoiselle!"

„Ach ja!"

„Also in dem Landhause erhielten Sie Geld und den Auftrag, ein Trauerkleid zu sticken?"

„Die vornehme Dame sagte: „ich habe das Theuerste auf dieser Welt verloren, und werde eine tiefe Trauer anlegen; richten Sie danach Ihre Arbeit ein." Nun folgte eine kurze Besprechung. Ich entfernte mich — die arme Dame sank weinend auf einen Stuhl. Das ist Alles, was ich weiß."

„Und jener Brief?"

Melanie's Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht. Das beharrliche Fragen des jungen Mannes, dessen Zweck sie sich nicht erklären konnte oder falsch verstand, brachte sie außer Fassung.

„Der Brief gibt mir Andeutungen über die Arbeit!" stammelte sie.

„In diesem Falle muß er doch eine Unterschrift haben. Wie liegt daran, den Namen der Dame zu erfahren."

„Mein Gott, was kann Ihnen daran liegen!" flüsterte die bestürzte Melanie. „Glauben Sie mir, es ist ein Geschäftsbrief —"

Sie konnte nicht weiter reden; Adolf's unheimliche, durchbohrende Blicke raubten ihr die Kraft und den Willen dazu. Sie sank auf den Stuhl und bedeckte schluchzend ihr Gesicht mit dem Taschentuche. Adolf erschrack über diese heftige Gemüthsbewegung.

„Ich will Sie nicht kränken, Mademoiselle!" rief er aus. „Ach, wenn Sie wüßten, welche Gründe mich veranlassen, nach der Unterschrift des Briefes zu fragen. Ich schwöre Ihnen, daß das Glück meines Lebens davon abhängt. Mademoiselle, geben Sie mir Gewißheit!"

Melanie erinnerte sich des Verdachts, den ihre Eltern hegten; sie dachte daran, daß Adolf die Anstellung bei dem Fürsten abgeschlagen hatte — konnte sie noch zweifeln, daß er sie liebte, daß ihn die Eifersucht auf den Schreiber des Briefes stachelte? Mitleidig sah sie ihn einige Augenblicke an.

„Sie wollen mich also der Ungewißheit nicht entreißen, die mich unglücklich macht?" sagte er schmerzlich. „Ach, Sie wissen nicht, was ein zerrissenes Gemüth ist!" fügte er schwärmerisch hinzu. „Leben Sie wohl!"

„Wohin wollen Sie?" fragte Melanie, erschreckt über den seltsamen Gesichtsausdruck des Musikers.

Adolf verließ das Zimmer. Auf dem halbdunkeln Vorplatze fühlte er hastig seine Hand ergriffen.

„Zweifeln Sie nicht daran, Melanie liebt sie!" flüsterte eine Stimme.

„Madame Collin, was sagen Sie?"

„Still, daß mein Mann nichts hört; er darf noch nicht darum wissen!"

„Um Gotteswillen, wenn Sie Recht hätten!"

„Ich täusche mich nicht. Gehen Sie, gehen Sie, es wird noch Alles gut werden!"

Die Stimme des blinden Vaters ließ sich hören.

„Gleich, lieber Mann!" antwortete Madame Collin.

Dann schlüpfte sie in Melanie's Stübchen. Adolf verließ die heiße Dachwohnung; er fühlte das Bedürfniß sich in der kühlen Abendluft zu erholen.

Als Mutter Collin leise eintrat, stand Melanie am Fenster und las so eifrig einen Brief, daß sie die Eintretende nicht bemerkte. Thränen rannen über ihre rosigen Wangen.

„Melanie!"

„Mutter!"

„Was schreibt Dir Herr Mölling?"

Das junge Mädchen verbarg hastig den Brief; dann stürzte es bestürzt die Alte an.

„Was er schreibt?"

„Leugne nicht, mein armes Kind, ich weiß nun Alles! Adolf hat Deinetwegen den Antrag des Fürsten abgelehnt, und Du — —"

„Mutter, Mutter!" rief Melanie, indem sie sich an die Brust der alten Frau warf, um ihre Thränen und die Blässe ihres Gesichts zu verbergen.

„Ich brauche nicht weiter in Dich zu dringen, mein liebes Kind. Und nun beruhige Dich, Du weißt ja, daß ich nur Dein Glück will. Auf mich kannst Du zählen, aber den Vater müssen wir behutsam vorbereiten, er ist gegen Herrn Mölling eingenommen."

Die Mutter eilte auf wiederholtes Rufen zu dem Blinden zurück, nachdem sie die Tochter zärtlich geküßt hatte. Melanie sank weinend auf einem Stuhle nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch des Ophiantrums.

Nachdem wir fast alle Sehenswürdigkeiten der leipziger Messe angeschaut und bewundert hatten, schlenderten wir eines Vormittags in Begleitung einiger einheimischer Freunde vom Bau des neuen Museums hinweg, die Grimmaische Straße entlang, gegenseitig die stumme Frage in unsern Augen lesend, was nun? — als der eine Begleiter uns unter den Arm nahm, und schmeichelnd

Das Ophiantrum.

Schrittes als bisher uns am Markte vorüber die Petersstraße hinauf führte. Anfangs durch das veränderte Tempo etwas außer Athem gekommen, konnten wir erst ziemlich spät die Frage an ihn richten, wohin denn die Reise gehen sollte? „Ihr habt Euch bei Eurem letzten Besuche für das Aquarium so viel interessirt," sagte er, „und jetzt denkt Ihr nicht an das Ophiantrum? Kommt mit

nach der Schloßgasse in die Restauration von Kranitzky. Ihr werdet dort etwas sehen, was Tausenden noch nicht vor die Augen gekommen ist, obwohl sie es in nicht großer Entfernung, bei Leipzig z. B. im Universitätsholze, bei Grasdorf und an andern Orten der Nähe in der Natur sehen könnten."

Neugierig folgten wir der Aufforderung, und befanden uns bald in der freundlich eingerichteten Restauration.

Die Schlangengrotte, denn das bedeutet das Wort „Ophiantrum", die wir mit einander besuchten, ist ein wenigstens drei Ellen langes und entsprechend breites Behältnig, dessen vier mehrere Ellen hohe Seilen und dessen Decke aus einem durchsichtigen, festen Drahtgitter bestehen. Das Innere bildet drei Abtheilungen, von denen die eine zum trocknen Aufenthalt für die Schlangen dient, die andere ein Wasserbassin ist, in dem sich die Thiere nach Belieben baden können, die dritte endlich, zugleich die kleinste, wird von einem ziemlich big an die Decke reichenden Stein gebildet, welcher als ein hoher, zackiger, mit Moos bewachsener und hierund da hohler Felsen ein prächtiger Schlupfwinkel für die Reptilien ist. *

Bei dem Herantreten und der nähern Beschäftigung des Ophiantrums machte es zunächst keinen angenehmen Eindruck. Es lag dies jedenfalls daran, daß daſselbe für die große Menge von Schlangen noch zu wenig Raum zum Ausbreiten bot, daher es offenbar vorzuziehen ist, selbst in einem größern Behältnig, wie das oben angegebene, eine geringere Anzahl dieser Thiere zu halten.

Denn man denke sich auf einem entsetzlichen Knäuel unter und über einander etwa vierhundert Schlangen, die, nebenbei erwähnt, alle unsern hier einheimischen und nicht giftigen Ringelnattern ** angehören, und durchschnittlich die Länge von ein und einer halben bis zwei Ellen haben. Man kann es wahrlich keinen schönen Anblick nennen, so hübsch das einzelne Thier, für sich betrachtet, auch sein mag, wenn man eine solche Masse in der Regel saſt leblos daliegen sieht. Nur einzelne bringen durch ihre Bewegungen Leben hinein; denn bald hebt eine ihren Oberkörper empor, steckt die doppelt gespaltene Zunge wie zwei Fäden aus dem Maule und treibt ein diesen Thieren, wie es scheint, sehr liebsames Zungenspiel; bald windet sich eine mitten aus dem dichten Haufen heraus, ihren Weg zwischen und unter und über eine große Menge ihrer Gefährtinnen, von denen sich wohl eine oder die andere häutet, nehmend; bald sieht man mehrere Leiber sich regen und Bogen schlagen, ohne daß man die dazu gehörigen Köpfe entdecken kann.

Einen bei weitem schönern Anblick gewährt dagegen das Ophiantrum, wenn es weniger gefüllt ist und die Schlangen vollkommen Raum haben, sich frei zu bewegen. Ihre verschiedenen Krümmungen und Windungen sind äußerst unterhaltend und schön, namentlich wenn sie sich im Wasser befinden, das sie meist von dem einen Ende zum andern pfeilschnell durchschießen, während sie oft auch den hintern Theil im Bassin lassen und mit dem Kopf neugierig auf dem Ufer umherlugen und züngeln. Ein noch malerisch schöneres Schauspiel ist es, die Schlangen auf den Zweigen des Bäumchens sich wiegen oder in langsamen Windungen den Stamm hinauf winden zu sehen, wie es denn nicht minder reizend aussieht, die glatten, glänzenden Thierchen auf der Spitze der kleinen Felsen zu beobachten, die meist aus Tuffsteinen in den verschiedenartigsten Formen, als Höhlen, Wasserbassins ꝛc. in dem Ophiantrum malerisch angebracht werden können, wie es unser Bild zeigt.

Durchaus verändert wird diese Scene, wenn diese scheinbar ruhige Masse mit ihren Hunderten von Köpfen zur Mahlzeit eingeladen wird. Wir wohnten einige Male diesen Fütterungen bei und wollen versuchen sie unsern Lesern zu schildern:

Die Frösche, welche den Schlangen-als Speise vorgeworfen werden, sind von allen Größen; die kleinen werden oft so wenig verschmäht, als sich an recht große und ausgewachsene Burschen wenigstens die größern Schlangen wagen. Unter der ist der interessanteste Theil einer solchen Fütterung der Kampf zwischen einem größern und stärkern Frosche und einer dieser in irgend einem Theile des Leibes gepackt habenden und selbst in dieser Situation, wenn irgend möglich, ganz still liegenden Schlange. In der Regel kommen die kleinen zuerst daran, weniger weil deshalb, weil sie klein und darum vielleicht leichter zu fangen und bequemer zu verzehren sind, als aus einem andern Grunde, der in einem diesen Schlangen eigenthümlichen Jagdverfahren zu suchen ist. Werden nämlich eine Anzahl Frösche, hier mitunter fünfzehn bis fünfundzwanzig Stück, in das Schlangenbehältniß hineingeworfen, so erscheint es natürlich, daß sie, die eben noch in Mehrzahl gefangen waren, lebhaft umherspringen, um sich ihrer Freiheit bewußt zu werden und vor der Wiedergefangenschaft sich zu retten. Doppelt mögen sie nun zu diesem eifrigen Hüpfen und Springen veranlaßt werden, wenn sie die neue, viel größere Gefahr erkennen; denn jetzt sind sie aus dem Regen unter die Traufe gekommen, es handelt sich nicht mehr blos um Gefangenschaft, sondern um Leben und Sterben. Und doch beschleunigt gerade dieses Springen ihren Tod.

Wir haben nicht ein einziges Mal gesehen, daß eine Schlange einen sich ruhig verhaltenden Frosch angegriffen hätte, vielmehr lauert sie auf eine Bewegung von seiner Seite. Sobald er nun hüpft, fährt sie ihm wie ein Blitz nach, fängt ihn gewöhnlich in der Luft und zieht ihn zu sich herab. Gerade die kleinern Frösche springen am munterſten und lebhaftesten umher, vielleicht wegen ihrer größern Jugend und Unerfahrenheit. Und so kommt es denn, daß sie zuerst einigen hungrigen Schlangen zur Beute werden müſſen. Die andern, die sich von ihrem Schrecken schneller erholt, und auch wohl mehr Erfahrung haben, kommen besser weg. Ja, es ist merkwürdig zu sehen, wie die Frösche mitten auf dem großen Knäuel ihrer Feinde sitzen, oft Kopf an Kopf mit denſelben; bisweilen liegen mehrere Schlangenköpfe dicht neben einander und ihnen gegenüber, so daß sie sich mit den Nasen berühren können, läßt sich ganz gemächlich ein Frosch nieder, als ob er mitten unter seinen besten Freunden sein solle, ohne daß er Gefahr sich befinde. Und wirklich ist er sogar in dieser Position, so lange er still sitzt, keiner Gefahr ausgesetzt, will er aber wieder einmal einen Sprung versuchen, so hat er auch schon einen von den vielen tückisch lauernden Schlangenköpfen gepackt.

Nur ein Mal hatten wir zu beobachten Gelegenheit, wie eine Natter einen kleinen Frosch in der Seite gefaßt hatte, und ohne weitere Umstände und besondere Schwierigkeiten in die Querlage verzehrte. Gewöhnlich aber haschen sie ihren Fraß am Kopf oder an einem Beine. Im letzteren Falle beginnt eine Art Kampf, der freilich nur von der einen Seite ein Vernichtungskampf ist, da der andern mehr ein Rettungs- und Fluchtversuch ist. Der Frosch der also an einem Beine von der Schlange festgehalten wird, strampelt mit den andern dreien, ja mit dem ganzen Körper, gewaltig, daß die Schlange sehr fest kneipen muß, wenn er nicht entschlüpfen soll. Dies gelingt nicht selten, wenn sie in Folge des heftigen Sträubens ihrer Beute nicht hatte dazu gelangen können, einen ihrer Zähne, welche rückwärts gebogen sind, in das Fleisch des Gefangenen einzuhauen. Dann hilft freilich auch der stärksten Frosch all sein Widerstand nichts. Konnte er seine Feindin aber daran hindern, und hält er mit seinen Kräften aus, was sie sahen wir manchen gerettet davon eilen, allerdings nur, um früher oder später doch noch seinem Schicksal in einem Schlangenmagen anheim zu fallen. Hat aber, wie gesagt, die Schlange ihn erst mit einem Zahne gefaßt, dann ist dem armen Schlucker nicht mehr zu helfen, er geht unvermeidlich seinem wahrhaft grauenvollen Tode

* Wer zu seiner Unterhaltung oder noch besser, zur Beobachtung und Belehrung ein Ophiantrum anlegen will, kann es ohne große Mühe. Besonders auf dem Lande oder in einem Garten lassen sich dergleichen Grotten sehr gut anlegen. Es genügt ein überdecktes, enggestochtenes Eisengitter in Form eines länglichen Zelts oder Mimatin-Glasgehäuses, wie unsere Abbildung darstellt, in dessen innern Raum im kleinen Maßstab Bäume, Felsen malerisch gruppirt angebracht sind, so groß, daß die Schlangen Platz zu freien Bewegungen finden, ohne daß sie, wie in dem Kranitzky'schen Ophiantrum, im Knäuel übereinander liegen. Die schönen Windungen der Schlangen geben ein reizendes Schauspiel ab, das man Stunden lang beobachten kann. Des Monats einmal gibt man den Schlangen Frösche zur Speise, im Winter verfallen sie, wenn sie einigermaßen in gelinder Temperatur gehalten werden, in Erstarrung, brauchen also während dieser Zeit gar keine Pflege. Wer kein Bassin zum Baden und Schwimmen anbringen kann, mag nur von Zeit zu Zeit ein Gefäß mit frischem Wasser hineinsetzen, damit sie saufen können.

** Man unterscheidet diese durchaus unschädlichen Ringelnattern von den giftigen Kreuzottern dadurch, daß jene hinter dem Kopfe an beiden Seiten gelbe oder weißlichgelbe, halbmondförmige Flecke haben, welche hinten mit einem schwarzen Rande umgeben sind; diese nicht bei gestreckt sind, sondern vom Kopfe an dunkle Striche über den ganzen Rücken bis zum Schwanze hin haben, welche nach Art des Bisses von einer Seite des Körpers nach der andern zackig hinlaufen und an deren Ende jedesmal ein kleiner schwarzer Punkt sich befindet.

entgegen. Denn in einem sehr langsamen Zeitmaße, das um so langsamer wird, je größer der Frosch ist, wird er bei lebendigem Leibe verschluckt. Jedes andere Thier, das sich von lebenden Geschöpfen nährt, tödtet seine Beute entweder auf der Stelle, oder bringt ihm solche Wunden bei, daß der Tod alsbald erfolgt; nur die Schlange verzehrt ihren Frosch, ohne ihm zuvor jene Wohlthat angedeihen zu lassen. Namentlich ist dies der Fall, wenn sie ihn bei einem Hinterbeine gefangen hält. Das würgt sie zuerst hinein, holt dann das andere nach, wodurch der arme Gefangene widerstandslos gemacht wird, und schiebt ihn nun von seinem Hintertheile an langsam in ihren Rachen, so daß er zwar gedrückt wird, und sich strecken muß, ohne aber zerdrückt und dadurch möglicher Weise getödtet zu werden. Sein Auge bleibt offen, seine Brust hebt sich in gleichmäßigem Takte, seine Vorderbeine strecken sich ganz gerade aus, wie ein paar um Hülfe flehende Menschenarme, ja er läßt ähnlich dem Hasen hin und wieder einen kläglichen Todesschrei hören.

Diese Todesqual hatte manchen wohl eine halbe Stunde auszustehen, ehe sein Kopf innerhalb des Schlangenrachens verschwand, und bis auf den letzten Augenblick sahen wir ihn regelmäßig fortathmen. Wie bald dann der Tod der Erstickung folgt, kann man äußerlich an der Schlange nicht wahrnehmen, hoffen und wünschen wir, daß er wenigstens nicht lange mehr auf sich warten läßt. Weniger lange dauert es und ist darum jedenfalls besser für das arme Opfer, wenn es von vorn gefaßt, mit dem Kopfe zuerst hinuntergewürgt wird. In jedem Falle steht so viel fest, daß dieses Verschlingen, es mag bei den Beinen oder beim Kopfe beginnen, ein höchst widerlicher Anblick ist. Zu bewundern ist die ungeheure Dehnbarkeit der Muskeln, besonders des Kopfes, der noch dazu mit seinen Knochen, so schwach sie im Ganzen sein mögen, fester gebaut ist, als der ganze übrige Körper. Mit Grausen faßt, mindestens mit sehr großem Mißbehagen, sahen wir den Rachen immer weiter an Umfang zunehmen, je stärker und dicker der Frosch wurde, und nun denke man sich einen von ziemlicher Größe, der, wenn er bei einem Hinterbeine gefangen ist, als letztes Rettungsmittel sich nach Kräften ausbläst.

Manche Schlange, die vor der Mahlzeit die Stärke eines mäßigen Daumens hatte, war am Kopfe und Halse, so lange sie den Frosch darin hielt, wenigstens zweimal dicker geworden. Während dieses ganzen Actes und nachher während der Verdauung ernst recht liegt sie still und ohne jede Bewegung, außer der Weiterbehnung des Rachens, die von Zeit zu Zeit ruckweise, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, dann erfolgt, wenn sie wieder ein Stückchen ihres Fraßes mehr hinunterschluckt. Wenn es möglich wäre, würde sie sich selbst beim Fangen nicht bewegen, allein da muß sie, auch bei der kleinsten Beute, den Oberleib zum wenigsten ein Mal in die Höhe heben, um zuzuschnappen, dann aber geht sie in ruhiger Lage an das Verschlingen. Manchmal muß sie sich freilich heftige Bewegungen gefallen lassen, wie ein paar Beispiele zeigen werden.

Ein Frosch war eben im Begriff einen Sprung in's Wasser zu riskiren, als ihn eine neben dem Bassin liegende Schlange bei einem Hinterschenkel gefaßt hatte. Patsch! lagen Beide im Wasser, der Frosch mit dem ganzen Leibe, die Schlange mit Kopf und einem Stück Oberkörper. Da sie nicht die Kraft besaß, jenen in die Höhe zu heben und an das Bassinufer zu tragen, so ab sie sich genöthigt, ihn herauszuziehen. Das kostete aber viel Mühe. Der Frosch, der sich mit dem ganzen Körper und den drei freien Beinen fest an die senkrechte Uferwand andrücken konnte, leistete verzweifelten Widerstand. Wenn sie ihn auch ein Stück weit herausgezogen hatte, bald mußte sie wieder dem Frosche nach unten folgen. Der Kampf dauerte wohl zwanzig Minuten, bis die Herrin ihrer Beute wurde, und dies konnte sie nur dadurch bewerkstelligen, daß sie während des Ringens bereits an die Mahlzeit ging. Sie verschluckte unmerklich das erfaßte Bein und als sie nun das Hinterbeil anfing in den Rachen zu schieben und dadurch dem andern Hinterbein sich näherte, da verlor der Frosch seinen Stützpunkt und wahrscheinlich auch die Kraft, denn es dauerte nicht mehr lange, so lag er oben auf dem Bassinrande so weit, als sie ihn noch nicht verschluckt hatte, widerstandslos vor ihr. Dies war übrigens der einzige Frosch, dem wir so mitgespielt gesehen haben, daß ihm das Blut an den Schenkeln herunterlief.

Eine andere Schlange hatte einen Frosch am Hinterbeine gepackt, aber so schnell sie ihn auch aus der Luft zu sich herabzog, eben so geschwind war der Gefangene im Sträuben begriffen. Er ließ seiner grausamen Feindin durchaus keine Zeit, sich seiner so zu bemächtigen, daß er nimmer von ihr sich hätte befreien können. Nach einem fünf bis sieben Minuten langen Ringen hatte er den Preis davon getragen; seine Bewegungen waren so heftig und lebhaft gewesen, daß die Schlange weder mit dem Zahne ihn hatte fest anbeißen können, noch war es ihr möglich geworden, das gefangene Bein hinunterzuwürgen. Sie mußte ihm also seine Freiheit lassen. Leider konnte der arme Schlucker sich derselben nur so lange erfreuen, als ein Sprung dauert, denn ein zweiter lieferte ihn in den Rachen einer andern Schlange, die glücklicher als die erste ihn mit wahrem Heißhunger verschlang. Jene aber, obgleich sie ihr Opfer verloren hatte, lenkte unsre Aufmerksamkeit von Neuem auf sich. Ihr Gebahren nach dem Kampfe war so verschieden von dem anderer Schlangen in gleichem Falle, daß wir den Blick nicht von ihr wendeten. Man konnte nicht entscheiden, war es eine Art von Krampf, der ihren Rachen in Folge des festen Zupackens befallen hatte, oder war es Aerger, wenn nicht Wuth über den erlittenen Verlust, kurz, sie richtete sich mit ihrem Oberkörper sehr oft gerade in die Höhe und sperrte das Maul entsetzlich weit auf. Dies war nun eine neue Erscheinung, der wir an andern Nattern in ruhigem und gewöhnlichem Zustande noch nicht begegnet waren, denn wenn sie auch sehr häufig ihre Zungen frei spielen lassen, so öffnen sie den Rachen dabei keineswegs. Und nur einmal hatten wir Gelegenheit, dieses Sperren zu beobachten, als eine Kreuzotter, bekanntlich eine giftige Schlange, an dem Kopfe so festgehalten worden war, daß sie trotz aller Anstrengung denselben nicht rühren konnte. Losgelassen gerieth sie in eine solche Wuth, daß sie sich hoch emporrichtete, den Rachen weit öffnete, ihr Verderben drohendes Zischen deutlich vernehmen ließ und mit den glühenden Augen den Feind suchte, der sicher seinen Angriff hätte büßen müssen, wäre ihr in dem wohl verwahrten Behältniß nicht die Möglichkeit genommen gewesen, Rache auszuüben.*

Eine dritte Schlange endlich hatte sich den Kopf nach unten, so daß der Oberkörper auf der Mitte des Felsens lag, um diesen herumgeschlungen. Zu bemerken ist, daß der Stein am Fuße so breit wie das ganze Behältniß ist und sich von da ein gleichschenkliches Dreieck bildend spitz nach der Decke erhebt. Dadurch wird der Raum zwischen demselben und dem Drahtgitter nach oben immer breiter; ein wenig unterhalb der Mitte ist er auf der Seite, wo die Schlange lag, etwa so breit als eine Hand. Hierher hatte sich ein verfolgter und durch das Bassin glücklich entkommener Frosch geflüchtet, und lange Zeit saß er von seinen bestandenen Strapatzen sich erholend unangefochten neben dem Kopfe seiner gefährlichen Gegnerin. Sein Unglückstern ließ ihn den Vorsatz fassen, wieder vom Felsen herabzuspringen, und um dies nicht rückwärts mit einem Purzelbaume bewerkstelligen zu müssen, gab er seinem Körper die Richtung ein wenig seitwärts. Unbeweglich blieb die Natter liegen. Kaum aber hatte er sich zum Sprunge erhoben, so schoß sie ihm pfeilschnell nach und packte ihn gerade zwischen den Hinterschenkeln. Sofort ließ das unglückliche Schlachtopfer, das jedenfalls sehr fest und derb gebissen worden war, seinen kläglichen Noth- und Todesschrei weithin vernehmen. Zugleich aber ergriff er Rettungsmaßregeln, bei denen ihn in dem Falle, daß er leichter gefaßt gewesen wäre, das Terrain wesentlich unterstützt haben würde. Er konnte sich nämlich mit den beiden rechten Beinen am Drahtgitter und mit den beiden linken am Steine feststemmen, und das that er mit solchem Erfolg, daß die Schlange alle ihre Kräfte vergebens aufbot, ihn aus dieser Stellung herauszureißen, denn ihre Bewegungen wäh-

* Ueber die diesen Thieren innwohnende Tücke und Bosheit, jedenfalls wegen der gerandten Freiheit, machte uns der freundliche Wirth folgende Mittheilungen.

Die Kreuzottern seien in der Gefangenschaft nicht durchzubringen, weil sie lieber aus Hunger sterben, als daß sie die ihnen gebotene Nahrung annehmen. Zwei alte Mäuse mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft seien, in den Schlangenkasten gesetzt, zwar von ihnen ganz leicht gebissen worden, worauf sofort der Tod erfolgt wäre, aber keine von den Schlangen habe Miene gemacht, auch nur eins der getödteten Thiere zu verschlingen. Sie seien später selbst gestorben und andere, die er sich habe bringen lassen, hätten bis jetzt eben so wenig Nahrung zu sich genommen und wollten wahrscheinlich auch dem Hungertode erliegen.

rend des Kampfes waren so heftig, daß sie nicht, wie andere, ihn zu sich zu ziehen trachtete, sondern mit Gewalt und sichtbarer Kraftanstrengung ihn wegzureißen versuchte.

Nach langem und vergeblichem Abmühen ließ sie endlich, der Ruhe und Erholung wohl sehr bedürfend, in ihren Gewaltmaßregeln nach, ihr Opfer trotzdem nicht weniger festhaltend. Dieses, die eingetretene Pause bemerkend, wollte sich dieselbe dadurch zu Nutze machen, daß es ein Bein nach dem andern weiter unten aufsetzte, um in dem engern Zwischenraume bei erneuertem Widerstande mehr Unterstützung zu haben. Hätte ihm die Schlange dazu Zeit gelassen, so würde es ihm wohl gelungen sein, wenn auch nicht sich zu befreien, denn das war ein Ding der Unmöglichkeit, so doch den Kampf mit weniger Anstrengung und Verlust seiner Kräfte fortzusetzen. Allein nur einige Augenblicke waren für die Natter hinreichend gewesen, um die alte Arbeit mit neuer Heftigkeit in Angriff nehmen zu können. So dauerte die gräßliche Scene mit wenigen, ganz kurzen Unterbrechungen über eine halbe Stunde. Da gingen dem Frosch sichtlich die Kräfte aus und die Schlange hatte ziemlich gewonnenes Spiel. Trotzdem behandelte sie ihn nicht als einen widerstandsunfähigen Gegner, und mit Recht, denn so lange er die beiden Hinterbeine noch frei fühlte, stemmte er sich; sie wußte aber den Rest seiner Kräfte in so fern richtig zu würdigen, als sie den eingetretenen Zeitpunkt für den richtigen hielt, an den Beginn der schwer errungenen Mahlzeit zu denken. Ohne die beiderseitige Stellung zu verändern würgte sie, den Hintern des Frosches festhaltend, erst das eine Hinterbein in den Rachen, und das ging sehr langsam von statten, und dann das andere. Nachdem dies geschehen war, trat eine Pause ein; wahrscheinlich mußte sie, um ihr Schlingen fortsetzen zu können, sich selbst erst von dem fest gepackten Hinterteil losmachen. Als dies nach geraumer Zeit in's Werk gesetzt war und sie wieder zu schlingen anfing, überliessen wir den Frosch seinem Schicksale.

Zum Schluß wollen wir noch einer komischen Anekdote Erwähnung thun. — Man hatte an zwei Fütterungstagen den Schlangen unter einer Anzahl anderer Frösche einen besonders großen vorgeworfen. Durch wohl angebrachte Sprünge, langsames, eine gewisse Ueberlegung verrathendes Davonkriechen, vielleicht auch weil er nur für wenige seiner tückischen Verfolgerinnen wegen seiner Korpulenz ein genießbarer Bissen sein mochte, war er glücklich entwischt. In Folge dessen hatte er das Interesse der Besucher und Zuschauer in hohem Grade auf sich gezogen, ja der Humor des Publikums belegte ihn mit einem besondern Namen und nannte ihn „Pietsch." Bei der nächsten Fütterung und wiederum als Hauptleckerbissen der gewichtige Herr Pietsch aufgetischt. Lange machte der alte Bursche eine Menge sehr große und gut berechneter Kreuz- und Querssprünge, vergebens schnappten lauernde Reptilien nach seinen Keulen, sie konnten seiner nicht habhaft werden. Da plötzlich ertönt's: Pietsch ist gefangen. Und so war's. Sein letztes Stündlein hat geschlagen, wenn er sich nicht wieder befreien kann. Aber trotz seines gewaltigen Stampfens mit Armen und Beinen wollte ihm das nicht gelingen, der tapfere Held mußte sich nach langer, verzweifelter Gegenwehr gefangen geben und endlich an sein Ende glauben.

Ob er zuvor sein Testament gemacht, ich weiß es nicht. So viel aber weiß ich, daß an diesem Tage in der Stadt vielfach, wenn Bekannte sich trafen, die Frage gehört wurde: Weißt Du schon? — Was denn? — Sie haben Pietsch en.

Der entdeckte Schlüssel zum Herzen Afrika's.

Der Schlüssel und der Barth. — Eine Flußfahrt. — Die Nazarener sind da. — Der Staat Kororroba und seine Hauptstadt. — Die Felleta's. — Unangenehmes Nachtquartier auf einem Baume. — Ein Dorf unterm Wasser. — Handel und Wandel. — Menschen als Tauschartikel.

Während immer noch viele Staaten und Städte Weisheit und Geld, „einnehmendes" Wesen und Regierungskunst in Verschließungen und Verboten, Grenzjägern, Schlagbäumen, Eingangs-, Ausgangs-, Durchgangs- und unzähligen andern Steuern, Stadtthoren, Salz-, Malz-, Schmalz-, Mahl- und Schlachtsteuern suchen, bewährt und verwirklicht sich doch die wahre Weisheit und das wirkliche Wohl der Menschheit in Aufschließungen und in Beseitigung der Thore und Thoren. Und dies in einem Grade, daß die Thorschreiber und Thürschlieger nicht so viel mehr verbieten und verschließen können, als anderswo durch Eröffnungen wieder gutgemacht wird. Die Menschheit wäre sonst auch schon längst an Verstopfung ausgestorben oder so vernagelt und eingeschlossen worden, daß nur noch Einige aus Mangel an Thürschließern unverriegelt und unvernagelt blieben. Die Gegenden, wo aufgeschlossen wird, sind zwar in der Regel weit, weit nur in solche weite Fernen unsere Thorschreiberdirektoren und Grenzverstopfer nicht hinreichen; aber sie kommen uns doch überall zu Gute, selbst in dem versteckte sten Winkel Deutschlands. Daß China und Japan Aus- und Eingangsthore bekommen haben, wirkt schon vortheilhaft auf die meisten Industrien aller Völker, auch Deutschlands, theils durch direkten Absatz, theils indirekt durch die zunehmende Thätigkeit und den größern Wohlstand Derer, welche dahin verkaufen. Die schwarzen Kinder Afrika's bringen Tausenden von Arbeitern in Europa direkt Brot. Deutsche Spielwaarenfabrikanten, Gürtler, Glaser u. s. w. haben Millionen Kunden vom zehnten bis funfzehnten Breitengrade in Afrika, nur daß diese Kunden bisher gar nicht oder sehr schwer zugänglich waren. Sie wußten keinen Weg zu uns, wir nicht zu ihnen. Das ist aber jetzt anders geworden. Wir haben jetzt einen Schlüssel bis mitten in das Herz Afrika's, und der Schlüssel bekömmt auch einen herrlichen deutschen Barth. Durch ihn, einen Helden, wie ihn die ganzen Herren vor Sebastopol nicht anfweisen konnten, ist Afrika aufgeschlossen und ein großer, ebener Weg bis mitten in die Geheimnisse des Innern entdeckt worden. Damit schließt eine lange Reihe von heroischen Entdeckungs- und Forschungsreisen ab und eröffnet sich eine beinahe schrankenlose neue Welt für materiellen und geistigen Verkehr und sprudeln neue Wissenschafts- und Wohlstandsquellen auch für das lechzende Deutschland.

Der erste Abschluß der Entdeckungen und Forschungsreisen Afrika erwartet uns wissenschaftlich in dem bald erscheinenden Werke Dr. Barth's, den wir einst schon als Todten betrauern müssen glauben und der deshalb, wie das Sprüchwort sagt, recht lange leben wird. Als Vorläufer und Ergänzung der Forschungen und des wissenschaftlichen Buches von Barth finden wir vorjetzt erschienenen Mittheilungen des Dr. Baikie sehr interessant und wichtig, insofern sie praktische Bestätigung dessen bringen, was Dr. Barth als wissenschaftliche Folgerung seiner Forschungen aussprach, nämlich die Einheit der Flüsse Chadda und Benue. Sie sind ein ungemessen weit in's Innere laufender einziger Wasserbusen des alten, geheimnißvollen Niger, auch Kowora oder Quorra genannt, der aus dem südatlantischen Oceane durch den Golf von Guinea in unzähligen Mündungen nach verschiedenen Richtungen auf viele Hunderte geographischer Meilen in's Innere hinein schiffbar ist und zum Theil die regsamste, thätigste, intelligenteste Bevölkerung an seinen Ufern thatsächlich bespült, da die Ansiedelungen und Dörfer gefunden wurden, in denen die Leute wie Biber und Amphibien wörtlich halb im Wasser leben.

Um uns eine Vorstellung von der Ausdehnung und Wichtigkeit der Forschungen in Afrika zu machen, muß daran erinnert werden, daß als bisheriges Ergebniß der Expeditionen von Hennemann (1795), Ritschi und Lyon (1818—20), Oudney Denham und Clapperton (1822—25), Clapperton und Lander (1825, Lander (1830), Allen und Oldfield (1833), Dickson (1851) und von Richardson, Barth, Overweg und Vogel seit 1850 außer dem Wasserwege vom südatlantischen Oceane her auch Landwege vom mittelländischen Meere aus durch die Wüste nach dem großen Tsadseespiegel im Innern Afrika's und die umliegenden Staaten mit dem größten Heroismus entdeckt und gebahnt wurden.

Die Dampfschiff-Expedition, welche zuletzt die englische Regierung unternehmen ließ und die Dr. Baikie schildert, hatte lediglich den Zweck, die von Barth behauptete Identität der Flüs-

Digitized by Google

Chadda und Benué zu untersuchen. Die Behauptung hat sich bestätigt: das Innere Afrika's ist offen.

Die Herren Engländer hatten die Aufgabe, eine noch ganz unbekannte Landesstrecke von etwa 70 geographischen Meilen, nämlich von dem fernsten Punkte des Chaddaflusses, den Allen und Oldfield erreicht hatten, bis zu dem von Barth entdeckten Benué (etwa vom neunten bis zum fünfzehnten Längengrade unter dem achten nördlicher Breite) zu durchbrechen. Auf solchen Reisen erlebt man merkwürdige Abenteuer und sieht Land und Leute in noch nie entdeckten, ja für unmöglich gehaltenen Formen.

Da das ganze Buch von Dr. Baikie noch nicht durch Uebersetzung zugänglich ist, geben wir einige dieser Merkwürdigkeiten zum Besten. Als die Reisenden auf ihrem kleinen aber starken Dampfschiffe den Punkt des Chadda, wo ihre Aufgabe eigentlich begann, erreicht hatten, war der Muth des von der Regierung nepotisch angestellten Kommandeurs Mr. Taylor schon zu Ende, so daß Dr. Baikie das Kommando übernahm und vorwärts in die unbekannte Welt, wo noch kein Schiff, geschweige ein Dampfer, noch kein Weißer gesehen worden war, dampfen ließ. Zwar sah man lange keine Städte und Dörfer an den Ufern, aber die Natur zeigte dafür ein desto üppigeres, lachenderes Gesicht. Der Fluß, im Durchschnitt von der Breite einer englischen Meile, glänzte nobel und spiegelblank zwischen üppigen Blumen und Bäumen, Hügeln und Thälern. Eine Heerde von mehr als hundert Elephanten machte eine Wasserpartie durch einen Nebenfluß und an seichten Ufern grunzten und wälzten sich ungeheure Flußpferde und sperrten die Mäuler so weit auf, daß sich ein erwachsener Mann gerade zwischen Ober- und Unterlippe hätte stellen können. Endlich entdeckte man auch Wohnungen und Menschen dazu, sogar eine Stadt und zwar gleich eine ummauerte. Die Ufer bedeckten sich dicht mit schwarzen Menschen. Sie stierten mit starrem Schrecken auf das Dampfschiff und die weißen Leute darauf. Als diese landeten, stoben die Schwarzen alle auseinander bis auf einen einzigen Mann, den der Schreck und das Starren gefesselt zu haben schienen, so daß er kein Glied rühren konnte, nicht einmal seine weit aufgesperrten Augenlider. Als die Engländer zu ihm traten, ihm freundlich die Hand boten und Freundschaft bewiesen, thaute er plötzlich auf, ließ seinen Speer fallen und schrie tanzend und wahnsinnig springend vor Freude: „Weiße Menschen! Weiße Menschen! Die Nazarener sind da! Weiße Menschen gut, weiße Menschen reich, weiße Menschen Könige! Weiße Menschen! Weiße Menschen!“ Nun drängten sich auch die andern Leute aus der Stadt wieder heran, stimmten in das Jubelgeschrei ein und tanzten und wälzten sich auf der Erde vor unbändiger Freude. Endlich ward den Weißen beigebracht, daß der König sie erwarte. Dieser stand unter einer mächtigen, majestätischen Krone, nämlich der eines Baumes, und empfing sie mit gen Himmel erhobenem Blicke, dankend, daß weiße Menschen gekommen seien.*

Dr. Baikie besuchte die Residenz dieses Königs und andere Städte desselben Volks, größtentheils muhamedanischen Glaubens, und fand in ihnen hübsche Brennpunkte von Civilisation, mit anmuthigen Küchengärten in abgetheilten Beeten vor den Thoren, den ersten Spuren von Bebauung der Erde, die sie bis dahin entdeckt hatten. Die Wände und Dächer der Hütten waren anmuthig mit Kürbissen, Melonen und andern gurkenartigen Kletterpflanzen bezogen und in den Gärten reiften und blühten andere Pflanzen, „Ochro's“ und graziöse „Papaws.“ Auf einem Marktplatze ward lebhafter Tauschhandel getrieben, Vier gegen Korn- und andere Getreidegarben. Einige Bewohner hatten Pferde von der feinsten arabischen Race und in der besten Pflege, blos Ritterpferde, wie sie von den Schildern und Waffen in den Ställen schlossen. Die Schilder, von Elephantenhaut gemacht und oval, waren so groß, daß sie Roß und Reiter zu decken im Stande waren. Die meisten Bewohner gingen in freier, willkürlicher, stets sehr spärlich bedeckender Nationaltracht aus selbstgefertigten Stoffen, einige in Ziegenfellen, andere blos mit grünen Blättern die ärgsten Blößen deckend.

Der Staat heißt Korroroba und die Hauptstadt, in welche sie zuerst kamen, Wukari. Er ist unabhängig, wie mehr oder weniger alle die kleinen Stammkönigreiche, die sich an dem großen Ituse hinziehen. Weiter im Norden und am Flusse aufwärts dehnen sich die Staaten eines der gebildetsten und verbreitetsten Völker, der Fellatahs mit dem Hauptstaate Fumbina oder Adamaua um den später südlich laufenden Benuefluß herum. Die meisten Könige regieren von Kürbis- und Gurkenhütten aus und geben Audienz unter dem Schatten majestätischer Baumkronen, so daß sie selbst keine brauchen. Industrie und Kultur des Volkes geht bis jetzt nicht weiter, als um die einfachen, unerzogenen Bedürfnisse unter einer heißen Sonne und auf einem üppigen Boden zu befriedigen. Die Hauptbeschäftigung und die Hauptsorge der Leute dort besteht in jährlich mehreren Excursionen, um sich Sklaven und Sklavinnen einzufangen, sich einfangen zu lassen oder dagegen zu wehren. Die herrschenden Fellatahs (auch Pulo's oder Fulo's genannt) vergessen manchmal von ihren Excursionen zurückzukehren und die Gefangenen fortzuschleppen, so daß sie sich gleich in Feindesland niederlassen, Freundschaft schließen und in einander überheirathen.

Die Fellatahs sind Muhamedaner und von einer viel nobleren, schöneren (berberischen) Race, als die Neger in andern Staaten. Ihr Profil ist scharf, die Stirne hoch und breit, das Gesicht sein oval, die Nase von griechischer Gerabheit oder gar adlerisch, und in den blauen Augen schwimmt und blitzt ungemeine Lebhaftigkeit. Nur die vollen Lippen erinnern an äthiopische Dicke. Sie zeigen viel Mutterwitz und Courage und sind im Handel und Wandel sehr pfiffig und thätig, im alltäglichen Leben mild und freundlich und im Ganzen wie artige und unartige Kinder. Dr. Baikie machte ganz allein Reisen unter ihnen. Eines Tages kehrte er von einer entlegenen Stadt allein, barfuß durch einen Sumpf knetend, zurück, um noch vor Nacht das Schiff zu erreichen. Als er aber acht englische Meilen zurückgeknetet hatte, verlor er trotz seines Taschenkompasses alle Orientirung, und durch Erkletern mehrerer Bäume, um sich von Oben her wieder zurechtzufinden, wurde er nur noch confuser und obendrein müde. Als er nun gar durch mannhohes Gras und dickes Gestrüpp arbeiten sollte, überraschte ihn die Nacht, so daß er sich entschließen mußte, diese in Confusion und Wildniß allein zuzubringen. Zu diesem Zwecke kletterte er auf einen Baum, um darin seine Schlafstelle aufzuschlagen, was gar nicht so übel sein würde, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hätte. Auf Borneo gibt's ja eine ganze Menschenart, die blos auf Bäumen lebt, in deren Kronen ihre Hütten flechtet und wie Eichhörnchen von Baum zu Baum springt.

Lassen wir Dr. Baikie seine Schlafstelle und Nachtherberge selbst schildern.

„Ich wählte einen Baum mit einem sich verdoppelnden Stamme oben, warf meine Schuhe über die Schultern und kletterte hinauf. Mit dem Rücken lehnte ich mich gegen den einen, mit den Füßen gegen den andern Stamm. So dacht' ich, etwa funfzehn Fuß vom Boden, die Nacht in verhältnißmäßiger Sicherheit zu überleben. Die Nacht war glücklicher Weise nicht sehr dunkel, so daß ich wenigstens die Finsterniß und glänzende Sterne über mir sehen konnte. Später zog ein Gewitter auf, dessen Blitze mir oft die weite Umgegend in flammender Beleuchtung zeigten, freilich nur, um sie immer gleich in desto grausigere Nacht zu hüllen. Um den Insekten, die mich gierig umschwärmten, meine Füße nicht ganz preiszugeben, zog ich Schuhe und Strümpfe an, und nachdem ich meinem Körper durch Stricke an den Zweigen, durch welche ich meine Arme steckte, Haltung verschafft hatte, versuchte ich zu schlafen. Ungefähr um acht Uhr vernahm ich deutlich menschliche Stimmen in der Ferne; aber vergebens sucht' ich sie durch Schreien heranzulocken; doch merkt' ich mir die Richtung, um etwas am Morgen deren Hütten zu entdecken. Nun wickelte ich mich, so gut es ging, ein, um den Insekten so wenig als möglich Haut zu bieten, und machte mir's so bequem als möglich. Dies muß auch gelungen sein, denn ich schlief wenigstens vier Stunden. Ich wachte steif und noch mitten in der Finsterniß auf, und da ich nicht wieder einschlafen konnte, steckte ich mir die eine Hälfte meiner letzten Cigarre an, um die andere zum Frühstück zu verzehren. (Eine sehr luftige Kost: halbe Cigarre zum Abendbrot und die andere Hälfte statt Kaffee und „Eingebrocktem“.) Ich rauchte sparsam, aber desto luxuriöser war die Musik, welche Frösche, Heimchen und andere Eingeborne dazu machten. Die Moskuito's brummten zu Tausenden um mich herum einen blutdürstigen Baß dazu. Auch einige Vögel, die über mir, eine Treppe höher, logirten, wurden manchmal laut. Wahrscheinlich waren sie nicht an das Rauchen gewöhnt. In der größten Ermüdung über mei-

* Es soll dort eine Sage herrschen, daß einst weiße Menschen als Erlöser erscheinen würden.

nen Schlaf konnte ich nicht wieder einschlafen und studirte deshalb aus Langeweile Astronomie. Als ich die Venus entdeckte, den schönen Morgenstern, hoffte ich mit der peinlichsten Hoffnung auf die steigende Sonne.

„Inzwischen statteten verschiedene Bewohner dieser Gegend dem ungewöhnlichen Gaste ihren Besuch ab, schreckliche große, katzenäugige Eulen mit Hyänengeheul und sonstigen unfreundlichen Mißtönen, Leoparden und andere Thierchen von der Sorte, die's nehmen, wo sie's kriegen können. Sie zogen sich mit aufsämmerndem Morgenroth in ihre Privatgemächer zurück, ohne mich entdeckt zu haben, da ich jedenfalls über ihrem „Winde" saß. Aber die gefügelten Räuber setzten ihre unermüdliche, summende Aufmerksamkeit gegen mein Blut auch im Morgenrothe fort, so daß ich endlich nach einer elfstündigen Sitzung herabstieg und dankbar gegen meinen Wirth, nicht ohne neue Kraft im freundlichen Tageslichte mich wieder zurecht fand." — Freilich, so leicht ging das nicht. Er mußte sich nicht selten, nach dem Genusse seines erwähnten Frühstücks, der Cigarrenneige, durch ganze Tunnels des üppigsten Grases hindurcharbeiten oder sich gar erst solche Tunnels biegen, brechen und bahnen. Ein solcher Tunnel, durch welchen er kriechen mußte, war eine halbe englische Meile lang, und lediglich durch das häufigere Hin- und Herkriechen der Eingebornen unter den dichten Gras- und Schilfhäuptern hin entstanden. Mit Hilfe Eingeborner, die er richtig in der Gegend fand, von wo er in der Nacht menschliche Stimmen vernommen, erreichte er sein Schiff wieder, und die Expedition ging weiter stromaufwärts unter immer wilder und unfreundlicher werdende Stämme, manchmal an Hippopotamen vorbei, die sich am seichten Ufer im Schlamm und Sand wälzten und lustig, aber schrecklich schwerfällig umher planschend, die unerhörte Neuigkeit eines Dampfschiffes mit schrecklich komischem Kopfnicken und noch schrecklicherem Maulaufsperren anglotzten. Die Eingebornen essen das Fleisch derselben (eins ist so viel, wie 5—6 Ochsen) mit Appetit, und machen aus deren Zähnen alle möglichen Geräthe und Schmucksachen. Auch handeln sie damit, da sie feiner und fester sind, als Elfenbein. Wenn hier die Civilisation einbricht, werden manchem Flußpferde die kostbaren Zähne ausgezogen werden. Ein gewöhnlicher Backzahn ist ziemlich so groß, wie das Ende eines Ochsenhäftnochens.

Einmal landeten die Engländer am Ufer eines nennen kleinen Königreichs, bewohnt von einer Berber- und Negermischrace, die ihnen sehr verdächtige Aufmerksamkeit schenkte, und sie nicht wieder fortlassen wollte. Nur durch List und Festigkeit im Verein gelang es ihnen, der verdächtigen Zudringlichkeit zu entkommen.

„Ein andermal," erzählt Dr. Baikie selber, „liefen wir in eine Bucht des Flusses ein, und fuhren auf ein Dorf zu, das zu merkwürdig war, als daß ich es nicht schildern sollte. Wir rannten mit dem Schnabel unseres Bootes zu unserm größten Erstaunen plötzlich auf eine Hütte mitten im Wasser und sahen nun, daß das ganze Dorf mit der untern Hälfte unter Wasser stand. Das Merkwürdigste war aber, nun die Hütten im Wasser lebendig werden zu sehen. Die schwarze Bevölkerung stellte sich im Wasser vor die Thüren ihrer Hütten, Kinder bis über die Taille im Elemente der Fische, und starrten uns mit aller Macht an. Wie die Hütten dieser Amphibienmenschen gebaut gewesen sein mögen, weiß ich nicht; wie Menschen in diesen Biberbauten leben können, kann ich mir noch weniger erklären. Ich sah nur ganz deutlich, daß einige Leute untertauchten, um durch die wassererfüllten Eingangslöcher heraus zu kommen. Der Platz schien nicht etwa momentan überschwemmt, sondern von vorn herein in's Wasser gebaut zu sein. Es waren Biber in Menschengestalt. Unser Staunen über diese amphibische Wohnungsweise war gewiß eben so groß, als das der Leute über die Weißen und ihr Boot. Auf Ceylon leben bestialische Menschen in Felsenhöhlen, wie Bären und Löwen, auf Borneo gibt es Baumbewohner, in China leben ganze Dörfer und Städte auf schwimmenden Holzflößen; die Tuariks und Shanbahs leben obdachlos in der Wüste und decken sich mit dem blauen Himmel zu, und der Eskimo gräbt und kratzt sich seine Hütte in knirschenden Schnee hinein. Von allen diesen sonderbaren Logis hatten wir gehört, aber noch nie an die Möglichkeit gedacht, daß Menschen wie Biber, Flußpferde und Krokodile sich auf überwässertem Schlamme absichtlich häuslich niederlassen. Und diese nie gesahelte Möglichkeit lag nun plötzlich in seltsamster Wirklichkeit vor uns!"

Die Engländer entdeckten hinter diesem menschlichen Biberdorfe etwas insulirtes trockenes Land um einen großen Baum herum, landeten und machten einige wissenschaftliche Beobachtungen. Währenddem sammelten sich die Bewohner, wurden immer dreister, schickten ihre Kinder und Weiber weg und zeigten Waffen. Offenbar war's ihnen darum zu thun, unser Boot zu plündern. Ein alter, trockner Herr, ihr König, kauerte auf einem über das Wasser emporragenden Baumzweig, und sah zu, wie seine Unterthanen mit Gier auf ein rothes Hemde Jagd machten, das etwas auf einem Sacke auf dem Boote hervorlugte.

„Mein kleiner Hund aber wollte sich die Eingriffe auf unser Eigenthum nicht gefallen lassen. Er klaffte pflichtgemäß tapfer auf seinem Verstecke im Boote auf, so daß die Dulti-Helden („Dulti" nannte sich das Volk), die nie eine so bellende Kreatur gesehen hatten, sich plötzlich erschreckt zurückzogen, und großen Rath hielten. Sie fragten mich dabei durch Zeichen, ob das Wunderthier wohl beißen könnte, was ich sehr deutlich pantomimisch bejahte. Wir drückten und schleppten unser Boot in hohes Schilfgras hinein und hofften, trockes Land zu finden; aber das Wasser erwies sich immer noch eine Klafter tief. Als es unmöglich schien, weiter in dieses Wassergewächsdickicht einzudringen, wollten wir zurückkehren, fanden aber, daß die Dulti mit ihren kleinen Kanoe's Anstalten trafen, uns den Rückzug abzuschneiden. Doch wir drangen muthig auf sie zu, aber stießen, als wir wieder das offene Wasser erreichten, auf einen ganzen Ameisenhaufen kleiner Kanoe's, wahrscheinlich die ganze Kriegsflotte des Dulti-Königreichs. Wir trafen einige Vorbereitungen zur Abwehr mit geladenen Revolvers, bewiesen aber den uns dicht folgenden Wassermenschen nöthigenfalls unseres Rückzuges die größte Höflichkeit und winkten ihnen, uns zu folgen. Dies thaten sie auch, bis wir plötzlich den offenen Fluß erreichten. In diesen wagten sie sich mit ihren kleinen Nußschaalen und rechtwinkelig geschaufelten Rudern nicht, so daß wir uns plötzlich aus aller tragikomischen Gefahr befreit sahen."

Dieses Abenteuer begegnete den Engländern ziemlich am äußersten Punkte ihrer Fahrt. Als sie sich überzeugt hatten, daß der von ihnen vervolgte Chabdastuß als Benué, den Barth entdeckt hatte, fortlaufe, kehrten sie zurück. Auf diesem Wege hatten sie Gelegenheit, einen Markt in der Hauptstadt eines Uferkönigreichs, die sie vorher ganz verödet gefunden (in Folge einer befürchteten Invasion der Fellatahs), in Augenschein zu nehmen. Es war schon gegen Abend, aber das Geschäft blühte noch im lebhaftesten Handel, Austausch von Bier, Salz, Palmöl, Korn, eingemachten und getrockneten Yamwurzeln, getrockneten Fischen, pulverisirten Blättern von Baobabgras, Kleidungsstücken, Brei einer erdichenartigen Pflanze als Nahrungsmittel, Kalk, Camboly, Farbestoffen, Sheabutter u. s. w. Auch bemerkte man Färbereien, einen tüchtig zuhauenden Schmied und andere Spuren von Industrie und Handwerk. Eine alte Dame, der sie einen Besuch machten, zeigte ihnen mit Stolz ein Stückchen Spiegelglas als kostbarste Seltenheit der Nation. Man sieht, was die Europäer mit ihren Ueberflüssen von Spiegeln und Luxussachen hier für brillante Geschäfte machen können unter Völkern, die schon so viel Kultur und Industrie in der Anlage besitzen und die größte Freude am Handeln und Tauschen haben, wie bei uns die Kinder. Die Engländer werden solche Winke auch am ersten verstehen, und bald hunderte von Meilen lang an den Ufern des majestätischen Flusses bis in's Innere Afrika's hinein schachern, und die Schwarzen gehörig über den Löffel barbieren.

Das schadet auch nichts, und wenn diese kleinen Majestäten auch ihr halbes Königreich für ein paar Silbergroschenspiegel verkaufen. So mild, freundlich, lernbegierig und intelligenzfähig sich die Herren Schwarzen auch im Allgemeinen erwiesen, treiben sie doch eine skandalöse Wirthschaft. Sie beschäftigen sich wesentlich mit weiter nichts, als mit Wegfangen von Sklaven und Gefangenwerden, blos weil bisher der Anreiz zu lohnenderen und nützlicheren Beschäftigungen fehlte. Bringt man ihnen aber hübsche Tauschartikel gegen ihre Produkte, namentlich das friedliche Palmenöl, werden sie sofort wie bereits andere schwarze Könige und Unterthanen einsehen, daß man die Leute besser benutzen kann, als sie zu verkaufen und als Sklaven umherzutreiben. Mit Handel und Wandel, Austausch und weißem Verkehr kommt die Kultur, die friedliche Beschäftigung und die Humanität, mögen die Engländer ihren neuen Markt noch so sehr übervortheilen. Uebrigens sind, wie gesagt, die Schwarzen auch nicht auf den Kopf gefallen.

So viel aus Dr. Baikie's über die eine lange Reihe heroischer Reisen und Forschungen abschließende Dampfschifferexpedition. Der Bericht könnte reicher, interessanter und belehrender sein. Wir finden z. B. nichts Geschiedtes über die Thier- und Pflanzenwelt, obgleich dies von hoher Wichtigkeit ist.

Aber das Innere von Afrika ist aufgeschlossen. Haben wir erst den deutschen Barth an dem Schlüssel zum Herzen Afrika's, können wir uns rühmen, einen Helden zu besitzen, der mehr Festungsschlüssel geerntet und mehr Festungen eingenommen, als alle vereinigten Trojaner vor Sebastopol oder Karlchens vor Kronstadt.

Kreuzigung.

Wenn dich die Welt an's Kreuz geschlagen,
Wenn sie dich geißelt und verhöhnt,
Mußt ihren Spott du lautlos tragen,
Ob auch dein Herz im Busen stöhnt.

Nach innen stieße deine Thräne,
Nach außen hemme ihre Bahn,
Daß keiner der Peinigen wähne,
Er habe wehe dir gethan.

Ein Schmuck sei dir die Martertrone,
Und sticht dich blutig auch ihr Dorn,
Mit Lächeln jede Schmähung lohne:
Verachtung sei dein schwerster Zorn.

Alb. Traeger.

Der Sicherheitsausschuß in Californien.

Eine der merkwürdigsten Revolutionen, die jemals geschehen sind, hat so eben siegreich ihren Lauf vollendet. Sie war ein höchst gefährliches Experiment, ein furchtbares Beispiel in einem civilisirten Lande, in welchem allein das Gesetz herrschen soll, aber nach den vorliegenden Beweisen eine Nothwendigkeit, eine Anwendung des ersten Naturgesetzes, der Selbsterhaltung. Es war ein Fall, den Schiller im „Tell" schildert:

„Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht."

Das Volk von Californien nämlich, und namentlich der Hauptstadt San Francisco, entzog die Gewalt den Behörden, die sie mißbrauchten, trat zusammen um sich selbst zu schützen und nahm die Vollziehung der Gesetze in die eigne Hand. So war die Revolution in San Francisco nicht Pöbelherrschaft und Anarchie, sondern der energische Versuch der Besten im Volke gegen die Gesetzlosigkeiten der bestehenden Gewalten, eine Anwendung des Lynchgesetzes im Großen gegen die Verbrecher und die mit denselben verbündeten Behörden, ein Auftreten von „Regulatoren" in Masse, wie man es so oft in verschiedenen neu sich bildenden Staaten in Amerika, auch in Californien schon einmal gesehen hat, als bald nach Entdeckung des Goldes daselbst der Auswurf aller Länder dahin strömte.

In den letzten fünf oder sechs Jahren hatten sich in dem Goldlande, besonders in San Francisco, wiederum eine Menge Gesindel, Diebe, Mörder, Spieler oder desperater Menschen gesammelt. Während die Ehrlichen dem Gewinne eifrig nachgingen und sich in schimpflicher Gleichgültigkeit weder um die staatlichen noch um die städtischen Angelegenheiten kümmerten, waren die Schurken um so rühriger, bis es ihnen gelang, sich selbst und ihre Helfershelfer in die einflußreichsten Aemter, ja selbst in Richterstellen zu bringen. Daß von Recht und Gerechtigkeit da nicht die Rede sein konnte, wird wohl Jeder glauben. Mordthaten geschahen öffentlich mit der größten Frechheit und die Mörder fanden — Schutz bei den Richtern, ihren Genossen. Es lag eine drückende Schwüle über San Francisco, denn Niemand war, bei der in Wirklichkeit bestehenden Spitzbuben- und Mörderherrschaft seines Lebens und Eigenthums sicher. Am muthigsten und entschiedensten gegen solche Zustände sprach sich James King aus, der in San Francisco eine Zeitung herausgab, ein Ehrenmann im weitesten Sinne des Wortes und deshalb bei allen Ehrenhaften hochangesehen. Auch gegen einen gewissen Casey, der in New-York wegen Verbrechen bestraft, in San Francisco aber durch seine Genossen in ein Amt gebracht worden war, äußerte er sich entschieden, und Casey schoß ihn bei hellem Tage mit der größten Kaltblütigkeit auf der Straße nieder.

Diese Bluthat zerriß endlich die Geduld des Volkes. Casey hatte sich dem Gericht, seinen Freunden, übergeben, die ihn zu seiner — Sicherheit in das Gefängniß brachten. Das Volk aber wußte, daß ihm kein Haar gekrümmt werden würde, es stand deshalb auf wie ein Mann. So könne und dürfe es nicht länger gehen, hieß es allgemein. Es traten mehrere angesehene Männer, — darunter viel deutsche — zusammen, um die Leitung des Aufstandes gegen die Behörden zu übernehmen, eine Art provisorische Regierung, genannt der Sicherheitsausschuß. Alle ihnen Gleichgesinnten griffen zu den Waffen und stellten sich dem Ausschuß zur Verfügung. Als Alles bereit, als King so feierlich wie noch Niemand in San Francisco begraben war, zogen ein paar Tausend Bewaffnete vor das Gefängniß, um Casey und einen andern Mörder mit Gewalt hervorzuholen und vor den Sicherheitsausschuß zu führen, der in einem großen Gebäude permanent versammelt blieb.

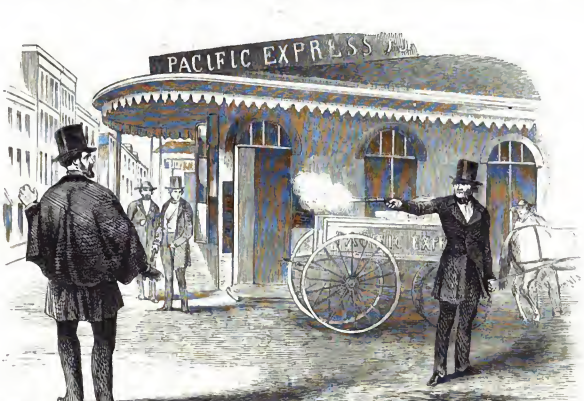
Zuerst erschienen zweitausend Mann, sämmtlich mit Büchsen bewaffnet. Ihnen folgten fünfhundert Andere, deren Jeder einen Revolver in der Hand hielt. Tausende von Neugierigen füllten den Platz vor dem Gefängnißgebäude und die anstoßenden Straßen; aber sie verhielten sich ruhig, denn sie wußten, es solle eine große That der Volksjustiz erfolgen. Man hörte nichts als den Tactschritt der Bewaffneten „und nie hat San Francisco einen feierlichern Aufzug gesehen." Gegen das Thor des Gefängnisses wurde eine Kanone gerichtet, um dasselbe einzuschießen, wenn man sich weigerte es zu öffnen. Man weigerte sich indeß nicht; die Abgeordneten des Ausschusses konnten ungehindert hindurchschreiten und nach wenigen Augenblicken kamen sie mit Casey zurück, der todtenbleich war, denn er ahnte sein Schicksal. Man setzte ihn in einen Wagen, den Bewaffnete zu Pferd begleiteten, und brachte ihn vor den Sicherheitsausschuß. Nach einer Stunde holte man aus dem Gefängniß eben so vorsichtig einen andern Mörder, Cora, ab.

Dreihundert Bürger, die sich alle drei Stunden ablösten, hatten die Wache an dem Gebäude, in welchem der Sicherheitsausschuß seine Sitzungen hielt, und zwei Kanonen waren so aufgestellt, daß sie die nächsten Straßen bestreichen konnten. Ein Sheriff, der im Namen der Gerichtsbehörde die Wiederauslieferung der beiden Gefangenen verlangen sollte, konnte nicht einmal zu dem Ausschuß gelangen. Die Stadt erwartete den Spruch in äußerster Spannung, aber das Exempel sollte in besonders feierlicher Weise statuirt werden: am Tage des Begräbnisses des Gemordeten, nachdem der Sicherheitsausschuß beide Mörder verhört, wurden sie, eine Stunde nach der feierlichen Beisetzung des Erschossenen, vor den Fenstern des Sitzungslokales aufgehangen.

Das war der Anfang der Thätigkeit des Ausschusses, die seitdem ununterbrochen fortgedauert hat zur Reinigung des Landes. Er ließ viele Verbrecher verhaften und fortbringen nach Australien, nach den Sandwichinseln; andere erhielten die Weisung sich selbst zu entfernen, wenn sie nicht mit Gewalt fortgebracht sein wollten. Ein Mitglied des höchsten Gerichts-

Anwendung null und nichtig, so daß sie den Bösen ein Schild waren, und als ein gewaltiges Werkzeug gebraucht wurden, um Tyrannei und Mißgeschick über uns zu bringen.

„Organisirte Banden gesetzloser Menschen aller politischen Parteien oder solcher, welche ein eigenes Glaubensbekenntniß corrupter und verkäuflicher Motive halber aufstellten, haben unter



King's Erinnerung.

hofes, Terry, stach Einen von dem Sicherheitsausschusse, als derselbe einen Schurken, den Freund des Richters, verhaften wollte, nieder. Dann verbarricadirte er sich mit mehreren Anhängern in einem öffentlichen Gebäude und man mußte Gewalt anwenden, um ihn zur Haft zu bringen.

Der Gouverneur des Staates sah das Gebahren des Ausschusses als Revolution an, erklärte die Mitglieder desselben für Rebellen und forderte das Volk auf, sich zu bewaffnen und sich ihm zur Verfügung zu stellen, damit er „die Herrschaft des Gesetzes" wieder herstelle. Nur wenige Hunderte entsprachen seiner Aufforderung. Auch der Commandeur des im Hafen von Francisco liegenden amerikanischen Geschwaders weigerte sich, ihn zu unterstützen. Die Streitkräfte des Ausschusses wuchsen dagegen von Tage zu Tage, so, daß derselbe endlich über 6000 Bewaffnete mit dreißig Kanonen zu versagen hatte.

Den klarsten Einblick in die Verhältnisse gibt die Ansprache des Ausschusses „an das Volk", aus der wir das Wesentlichste nach der deutschen Ausgabe mittheilen, da, so viel uns bekannt, das Actenstück in Deutschland noch nicht gedruckt worden ist:

„Das Volk ist im Vertrauen auf sein angeerbtes Recht und seine Macht aufgestanden. Seit Jahren hat dasselbe geduldig geharrt und sich bestrebt, auf einem friedlichen Wege und im Einklange mit den Formen des Gesetzes die Bosheit, welche unsere Stadt zu einem Spotte gemacht hatte, abzuwenden. Betrügerei und Gewalt haben jede Anstrengung vergeblich gemacht, und die Gesetze, zu denen das Volk um Schutz aufblickte, waren in der

sich die Aemter vertheilt und an den Höchstbietenden verkauft, auch sich mit geeigneten Werkzeugen, Inspektoren und Richtern, die ihrem Wink folgten, umgeben.

„Sie haben Raufbolde und Wegelagerer in Sold genommen, die Wahllisten durch Gewalt zu zerstören, und friedliche Bürger abzuhalten, in einer gesetzlichen Weise der Anzahl der abgegebenen Stimmen bei unseren Wahlen sich zu versichern. Sie haben sich betrügerisch eingerichteter Stimmkasten, mit falschen Seiten und Boden, so beschaffen, daß dadurch gefälschte Stimmzettel, welche vorher darin versteckt waren, mit den rechten Stimmen gemischt werden konnten, bedient. Fälscher von anderen Städten und Ländern und unbestrafte Verbrecher, ebenso schlimm als diese, haben die öffentlichen Gelder und das Staatseigenthum controlirt, und erbeuteten so in Schnelligkeit Schätze, ohne je mit Hand oder Kopf eine ehrliche Tagesarbeit verrichtet zu haben. Dadurch ist das schöne Erbe unserer Stadt verschwendet worden, unsere Straßen und Werfte sind Ruinen, und eine ungeheure Schuldenlast wird die nachkommende Generation mit Kummer und Armuth beladen. Das Institut der Jury ist zu einem Spiele geworden und die Ausspriche derselben zu einem Schilde für Hunderte von Mördern, deren blutige Hände diese Tyrannei zusammengefügt, und die mit dem Bowiemesser und der Pistole nicht nur die freie Stimme einer indignirten Presse sondern auch den entrüsteten Aufschrei der niedergetretenen Bürger zum Schweigen gebracht haben.

„Verkörpert in den Principien republikanischer Regierungen sind die Wahrheiten, daß die Majorität regieren soll, und wenn

Casey's Abführung aus dem Gefängniß.

bestechliche Demokratie, die durch Betrug die Zügel der Autorität an sich reißen, absichtlich die Ausführung der Gesetze verhindern und die Strafe von den notorischen Schuldigen abwenden, statt die Gewalt, welche sie usurpirt, an das Volk zurück, dem sie entwunden. Diese Wahrheiten begreifend, und überzeugt, daß derselbe den Willen der großen Majorität der Bürger dieses Landes ausführt, hat der Sicherheits-Ausschuß unter dem feierlichen Ausdruck der Verantwortlichkeit, welche auf ihm ruht, gewissenhaft und ohne Vorurtheile die Beweise abgewogen, und darnach den Tod Einiger und die Verbannung Anderer dekretirt, welche durch ihre Verbrechen und ihre Schandthaten unser Land mit Schande bedeckt haben. Für die, welche verbannt worden sind, wurde diese milde Strafe gewählt, nicht weil dieselben den Tod nicht verdient hätten, sondern damit jeder Irrthum, wenn je welcher vorhanden, mit Sicherheit auf Seiten der Gnade für die Verbrecher sein möchte. Es sind andere, kaum weniger Schuldige vorhanden, gegen welche dieselbe Strafe dekretirt worden ist, aber es ist denselben weitere Zeit gestellt worden, um ihre endliche Abreise zu ordnen, wobei die Hoffnung nicht täusche, daß die Erlaubniß, freiwillig sich zu entfernen, bei ihnen Reue veranlasse, und des reuigen Bekenntnisses halber ist ihnen gestattet worden, in einer gegebenen Zeit die Art und Weise und die Zeit ihrer Abreise selbst zu bestimmen.

„Wir haben keine Fremde zu belohnen, keine Feinde zu bestrafen, keine Privatabsichten zu vollführen, unser einziges Ziel ist das öffentliche Wohl, die Reinigung unserer Gemeinde von diesen Charakterlosen, deren Handlungen fortwährend Böses gestiftet haben, und die uns endlich zu den Anstrengungen, die wir jetzt machen, gezwungen haben.

„Der Ausschuß glaubt, daß das Volk ihn betraut hat, nach einem gerechten Verfahren die Räuber und Meuchelmörder aus der Gemeinde auszutreiben, welche so lange dem Frieden und der guten Ordnung der Gesellschaft Hohn gesprochen, welche die Stiumkasten verletzt, das Gesetz niedergetreten, und Gerechtigkeit unmöglich gemacht haben.

„Ueber diese Pflichten hinaus wünschen wir nicht mit den Einzelnheiten der Verwaltung der Regierung in Berührung zu kommen. Wir haben keine Anstrengung gescheut, und werden keine Anstrengung unversucht lassen, Blutvergießen oder den Bürgerkrieg zu vermeiden; aber unerschreckt durch feindliche Drohungen, werden wir fortfahren, friedlich — wenn wir können, mit Gewalt — wenn wir müssen, dieses Werk der Reform, für welches wir unser Leben, unser Gut und Blut mit unserer heiligen Ehre verpfändet haben, fortzusetzen.

„Unsere Arbeit ist hart gewesen, unsere Ueberlegung war bedächtig, unsere Beschlüsse fest und unsere Motive rein, und während wir die Nothwendigkeit, welche uns zum Handeln rief, bedauern, wünschen wir, daß diese Nothwendigkeit nicht länger fortexistiren möge; wenn unsere Arbeit gethan sein wird, wenn die Gemeinde von den Uebeln befreit sein wird, die sie so lange ertragen, wenn wir für unsere Bürger hinreichenden Schutz für ihre Rechte erlangt haben werden, — dann wird der Ausschuß, mit einem Gefühle großer Genugthuung, seine Gewalt in die Hände des Volkes, von dem er sie erhalten, wieder niederlegen." —

Das hat er nach den neuesten Nachrichten auch gethan und in den Bürgerkrieg abgewendet, der drohte, da der Präsident der Vereinigten Staaten die Macht derselben aufbieten wollte, den Ausschuß zu unterdrücken. Er würde aber auch den Kampf und somit den Bürgerkrieg nicht gescheut haben, wenn nicht seine Aufgabe dem gelöset und das Land von den Verbrechern gesäubert wäre.

Freiwillig, durch keine Gewalt gezwungen, ist er abgetreten und zwar mit den höchsten Ehren. Seine Anhänger, in sehr kurzer Zeit beinahe 10,000 Mann an der Zahl, mit vielen Geschützen, ein großer Theil beritten und zum Kavalleriedienst equipirt, zogen in Reih und Glied, mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel durch die Straßen, und gaben so dem Ausschuß ein dezidirtendes Geleit bei der Rückkehr in's Privatleben. Nach den neuesten Nachrichten aber wurde gleich darauf der Präsident des Ausschusses, William Coleman, wegen Hochverraths verhaftet. Muthmaßlich wird diese Verhaftung neue Verwickelungen herbeiführen und dürfen wir also in nächster Zeit interessanten Nachrichten von dort entgegensehen.

Wie man Maler wird.

Könnte man in das Leben mancher ausgezeichneten Menschen blicken, die Umstände kennen, welche sie in die ihnen zugegebene Bahn leiteten, ja, man könnte sagen, warfen, ihr angebornes Talent zur Geltung brachten, wir würden bewundernswürdigen Führungen begegnen. Der berühmte Landschaftsmaler, nachmalige Galerieinspektor Weitsch zu Braunschweig ist dafür ein Beleg. Er war armer Eltern Kind. Das auffallende Talent des Knaben zu bildlicher Darstellung blieb unbemerkt, unerkannt und er gerieth in eine verfehlte Lebensbahn; er wurde Soldat unter den braunschweigischen Truppen und brachte es bis zum Unteroffizier. Da sah's weiter hinauf trübe aus, weil Junker in der Regel die Stellen einnahmen. — Niemand kannte und erkannte auch jetzt noch das in ihm schlummernde Talent, bis ein besonderes Ereigniß ihm eine nicht geahnete Bahn brach. Und was war das nächste Motiv? Das privilegirte Faulenzerthum des Soldatenstandes! — Die braunschweigischen Truppen hatten in einer der aller langweiligsten Gegenden Hollands ein Observationslager bezogen. Die Bezeichnung des Charakters der Gegend will etwas sagen in einem Lande, dessen Landschaften auch den allerphlegmatischsten Reisenden durch ihr ewiges Einerlei von Wiesen, Kanälen, Windmühlen und einförmigen Landhäusern in Verzweiflung bringen können, nur keinen Holländer. — Die Truppen mußten eine lange Zeit täglich mit Sack und Pack zum Ausruhe sich bereit halten, aber der Tag kam nicht. Die Leute wußten nicht, womit sie die Zeit todtschlagen sollten und der Unmuth riß überall ein. Kindische Possen, Kartespielen und selbst Schsimmeres unterhielt sie.

Weitsch war ein durchaus braver Mensch. Er mochte das liederliche Treiben nicht und sann auf einen bessern Zeitvertreib. Da kam er auf den Gedanken, schmale Streifen Rasen in einem nahen, feuchten Wiesengrunde auszustechen und damit an der dem Lager zugewendeten Seite eines kleinen, niedrigen Hügels das braunschweigische Wappen darzustellen und zwar in kolossaler Größe. Gedacht, gethan! Freilich war das kein Werk, das in einem Tage fertig werden konnte, vielmehr gehörten Wochen dazu. Weitsch ließ sich nicht irre machen; er fertigte sich eine Zeichnung und verwandte unausgesetzt Zeit und Mühe darauf, bis es zum Erstaunen seiner Kameraden vollendet war. So stellte sich denn in ungeheuern Umrissen das Wappenschild endlich dar, vollkommen unverkennbar und richtig. Die Ausfüllung der einzelnen Felder brachte er mit verschiedenartigem Sande zu Wege. Von Ferne gesehen, hatte es etwas Auffallendes und Frappantes. Die Soldaten bewunderten das Kunstwerk; die Offiziere hatten ihre Freude daran und ließen ihm durch öfteres Begießen Dauer und Frische erhalten.

Gerade um diese Zeit erschien der Prinz der Niederlande, um Heerschau über die Observationstruppen zu halten. Als er in die Nähe des Lagers kam, fiel natürlich sein Blick auf das ungeheure Wappen. Es fesselte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade und sein Kennerblick erkannte selbst in diesen Umrissen ein ungewöhnliches Talent. Sogleich fragte er, wer es gemacht habe?

Man nannte ihm den Korporal Weitsch. Der Prinz ließ Weitsch rufen, redete freundlich mit ihm, belobte das schöne Werk, nach Verdienst und schenkte Weitsch zwei Louisd'or.

Niemand war glücklicher, als Weitsch. Er war arm; die zwei Louisd'or freueten ihn sehr, denn er hatte so viel Geld noch niemals sein genannt; aber mehr als das freuete ihn das Lob des Prinzen, seine Freude an seiner Arbeit. Das schlummernde Talent war geweckt. Es ließ sich nicht mehr einschläfern. Es trieb ihn Tag und Nacht keine Ruhe, wie er sich eine künstlerische schaffende Thätigkeit gewinnen könne. Er zeichnete für sich alle Tage und wo er irgend ein Bild sehen konnte, da stand er Stunden lang davor und betrachtete es, ohne Sinn für irgend etwas Anderes zu haben. In dieser Zeit nagender, zehrender Unruhe lechzten die Truppen in ihre liebe Heimath zurück und die unendliche Langeweile Hollands lag hinter ihnen.

Freilich — auch in der Heimath wollten sich für's Erste keine

neuen Wege aufthun. Ein höchst sonderbares Ereigniß sollte auch hier ihm bahnbrechend werden. Eines Tages ließ ihn sein Hauptmann zu sich rufen, ein hochadeliger Herr, dessen Bildung aber unter dem Gefrierpunkte stand.

„Weitsch," redete er ihn an, „Du könntest mir einen groß en Dienst leisten." —

„Mit Freuden, gnädiger Herr Hauptmann," entgegnete Weitsch, „wenn es nur in meinen Kräften steht."

„Freilich," sagte darauf der Hauptmann. „Ich kenne Dich ja von Holland her als so einen Hexenmeister und Taufendkünstler. Sieh, ich will Dir's offen sagen, wie es steht. Da ist mir eine alte Tante gestorben, die mir das Teufelszeug, aber nur das nicht hinterließ, was ich brauche, nämlich Geld. Unter dem Nachlaß der alten, gnädigen Here sind auch zwei schöne Gemälde. Sie sollen gut und viel Geld werth sein; gefallen mir aber auch. Nun möchte ich sie gerne behalten, aber auch hebräisch lernen lassen — Du verstehst mich? — das geht aber nicht zugleich. Da dachte ich, Du könntest sie mir wohl nachmalen, kopiren. Da behielt ich die hübschen Bilder und — hätte auch das schöne Geld. Nicht wahr, sein ausgedacht? — Heh! Und Du bist der Kerl dazu!"

Weitsch betrachtete die herrlichen Bilder. Es waren zwei ausgezeichnet schöne, höchst werthvolle Landschaften; dann sieht er den Hauptmann an, der in seiner kolossalen Dummheit und Geldgier vor ihm steht. Aber — was er denkt, muß er ihm verschweigen, denn es ist sein Hauptmann und er — Korporal! Endlich sagt er zu dem Hauptmann, der alle Zeichen der Ungeduld bei dem langen Schweigen des Korporals gibt: „der Herr Hauptmann machen einen gnädigen Spaß mit mir! Ich bin ja kein Maler. Ein wenig Zeichnen, das ist Alles, was ich kann; aber einen Pinsel habe ich nie in der Hand gehabt und mit Oelfarben weiß ich vollends nicht umzugehen. Wie sollte ich es vollends fertig bringen, solche herrliche Bilder nachzumalen?"

„Pah!" ruft lachend der Hauptmann. „Das ist Einem, der das Braunschweiger Wappen mit Grasklappen und Sand gemacht hat, daß es einem Prinzen gefiel, eine pure Lapperei! Probir's nur. Ich sage Dir, es geht, wenn Du anders nur willst!" —

Der Hauptmann legte einen etwas starken Ton auf das letzte Wort und machte dazu ein Gesicht, daß Weitsch schnell begriff, hier sei der Widerstand sehr gefährlich für seine Zukunft und darum geradezu am Ende.

Der Wahrheit zur Steuer darf indessen auch nicht verschwiegen werden, daß es Weitsch war, der sofort einsah, daß er an einem Wendepunkte seiner Lebensbahn angelangt sei, und daß die Vorsehung ihm eben durch diese Bilder die Thüre zu einem Dasein aufthun wolle, das seinen innersten Wünschen und Hoffnungen entspreche. Er nimmt also die Bilder, trägt sie heim, kauft Pinsel und Farben und hebt frischen Muthes an zu malen.

Weitsch hatte übrigens etwas von vornherein mit Albrecht Dürer und — vielen andern Männern gemein, nämlich — eine böse Frau! — Mit Ingrimm sah sie die Ausgaben für das Malergeräthe, die Leinwand, Rahmen und die Farben; mit noch größerem die angestrengte Thätigkeit ihres Mannes, der von nun an für nichts Anderes mehr Sinn hatte, als für seine Bilder und sein Malen. Anfänglich brummte sie heimlich und bewies mit Mienen und Geberden ihren Unwillen; als das nichts half, lief sie ihrem Unmuthe Worte. „Am Ende," rief sie, „versäumst Du noch Deinen Dienst über dem Gekleckse da und wirst abgesetzt! Das fehlt gerade noch! Hast ohnehin für Weib und Kinder keinen Sinn und keine Gedanken mehr und starrst die alten Kleckse da an, als wärst Du schon halb konkurs im Kopfe. Ich wollte der Hauptmann und seine Narrengedanken wären, wo der Pfeffer wächst! Kaffee, Brot für das Geld, das Du für solches dummes Zeug vergeudest!"

So geht das in tausend Variationen alle Tage fort. Weitsch, freundlich und sanft, gibt gute Worte; aber das ist Oel in's Feuer. Er setzt ihr ruhig und klar Alles auseinander und läßt die Hoffnung durchblicken, daß er auf diesem Wege schweres Geld verdienen könne; aber das versängt nicht. Sie bleibt in ihrer einmal angeschlagenen Tonart und dem armen Weitsch bleibt nichts übrig, als — sein Atelier in einer Bodenkammer aufzuschlagen, die er abschließt.

Er studirt nun seine Vorbilder, indem er sie nachzubilden sucht, durch und durch und — entdeckt in dem Einen der Bilder offenbar einen Fehler. Ein Baum ist falsch schattirt. Er stutzt. Er denkt nach. Es ist indessen sicher. Um sich aber vollends zu überzeugen, geht er hinaus in's Freie, setzt sich hin und studirt die Wirkung des Lichts und des Schattens in der Natur. Hier kommt er in's Klare und zur Ueberzeugung der vollen Richtigkeit seiner Beobachtung. Nun eilt er heim und in seiner Kopie wird der Fehler sogleich verbessert.

Die Liebe zur Kunst wächst mit jedem Momente. Er erkennt, daß seine Kopie nicht schlecht ist. Er fragt sich, ob er denn nicht Aehnliches frei schaffen könne, und glaubt, die Frage sich bejahen zu dürfen. Sein Genie überwindet alle Hindernisse. Er führt seinen Pinsel, ohne nur einigen Unterricht empfangen zu haben, mit Geschick und Leichtigkeit. Nach geraumer Zeit ist endlich seine Aufgabe gelöst — aber auch sein Lebensberuf entschieden.

Als er dem kunstfreundlichen Hauptmann die Originale nebst den beiden Kopieen bringt, schlägt dieser die Hände über dem Kopfe zusammen vor Erstaunen. Er begreift es kaum. Endlich wird er zweifelsfatt und ruft aus: „Weitsch, Du führst mich am Narrenseile, das hast Du mein' Lebetage nicht selbst gemacht! Du hast's bei einem geschickten Maler machen lassen! Gesteh's nur!" Weitsch ist entzückt durch diesen Unglauben, der ein Triumph seiner Kunst ist, weil er ihn größer nicht zu hoffen gewagt. Zwar noch lange beharrte der Herr Hauptmann bei seinem Zweifel, aber es gelang doch Weitsch, ihn endlich zu überzeugen.

Nun aber erschallt des Hauptmanns Posaune in allen vornehmen Zirkeln Braunschweigs, in denen zwar viele die Kunstbildung des Herrn Hauptmanns theilen, aber auch urtheilsfähige Leute sind. Alles strömt hin, die Bilder zu sehen. Er hat sich hohe Bewunderer, Gönner und Freunde erworben, und bis zu seinem edeln, kunstliebenden Landesherrn dringt sein Ruf. Er läßt sich die Bilder bringen und staunt. Weitsch muß vor ihm erscheinen — und er entsagt dem Soldatenstande und widmet sich, von allen Seiten ermuntert und gefördert, der Kunst, die ihm eine ehrenvolle Stellung, hohe Achtung und Liebe erwirbt. Als er von seinem Landesherrn zum Gallerieinspektor mit ansehnlichem Gehalt ernannt worden war, und diese ehrenvolle Stellung seiner Frau mittheilte, da stehen ihr Thränen in den Augen; sie fällt ihrem Manne um den Hals, und bittet ihm ihre Schuld ab, die sie ohnehin schon lange bereuet hatte.

Blätter und Blüthen.

Eine Begebenheit aus dem Leben des Fürstbischofs von Dalberg. Zu den reinsten Freuden des edeln Mannes und Priesters, dessen Name in der Ueberschrift genannt ist, gehörte es, wohlzuthun, wo und wie er es nur vermochte. Seine Wohlthätigkeit war um so reicher und umfassender, je weniger er selbst bedurfte, sie wurde aber auch von allen Seiten und in einem Maße in Anspruch genommen, daß oft das reichere Maß seiner Liebe und Barmherzigkeit überschritt und es kamen Fälle in seinem Leben vor, wo er, mit einer Thräne im Auge, bekennen mußte, er sei so arm wie die, welche Hülfe bei ihm suchten, und das war eine volle, runde, reine Wahrheit. Eine Scene dieser Art, eine Begebenheit sollen die nachfolgenden Zeilen erzählen.

Einst wendete sich eine Familienmutter an Dalberg um eine Beihülfe. Die Familie war eine angesehene, einst sehr bemittelte, aber die Zeitverhältnisse und ihre Unglücksfälle hatten sie in ihrem Vermögen so weit zurückgebracht, daß sie fremder Hülfe bedurfte. An wen konnte sie sich vertrauensvoller, der Verschwiegenheit sicherer wenden, als an den edeln Dalberg, dessen Wohlthätigkeit bekannt war? Es war nicht eigentlich ein Almosen, welches die Frau wollte. Die Familie bedurfte eines Kapitals von siebenhundert Gulden, um der Schmach einer Klage und der Pfändung zu entgehen. Sie hielt an den letzten Fetzen eines ihr entrissenen Ansehens in der bürgerlichen Gesellschaft. Sie trat voll Hoffnung bei ihm ein und sprach vertrauensvoll ihre Bitte aus.

Dalberg blickte sie wehmüthig an. „Wie gerne," sagte er, „wollte und würde ich helfen, wenn ich könnte. Aber jetzt ist es beim besten Willen unmöglich. In sechs Wochen wird wieder Geld in meine Hände kommen, dann rechnen Sie auf mich!"

Die bitter getäuschte Frau erbleichte — nicht aus Schrecken allein:

es war ihr unglaublich, daß der Fürstbischof mittellos sein sollte. Sie gab dem Zweifel an Dalberg's gutem Willen Raum und — hieß es für eine jener Ausreden, hinter die leider so oft im Leben das Nichtwollen verschanzt. Dieses Gefühl konnte sie nicht ganz unterdrücken und sagte etwas scharf betont: „Kann einem so hohen Fürsten es je an Mitteln fehlen, in der drückendsten Noth einer soudbios ergebenen Familie zu helfen?“

Gelassen, ruhig, aber schmerzlich berührt durch den durchsichtenden Zweifel an seinem Herzen und Willen, nahm Dalberg die Frau an der Hand und führte sie zu seinem Pulte. Er schloß schweigend seine Kasse auf und sagte sanft: „Kommen Sie, wir theilen Alles, was ich habe!“ Er nahm daher Alles heraus, was die Kasse enthielt und — es waren siebenundvierzig Gulden! — Er theilte die Summe und sagte, indem ein schmerzlichet Lächeln um seinen Mund schwebte: „Nehmen Sie die Hälfte, die andre mag meine Bedürfnisse decken. Sie sind geringe, und ich bescheide mich gerne, um Ihnen wenigstens Etwas geben zu können!“ Mit tiefer Scham und innigster Rührung ergriff die Frau seine Hand, hat ihn ihr Mitstrauen ab und kniete vor ihm nieder, indem sie um seinen Segen bat, den er ihr gern ertheilte. Sie nahm die Hälfte nicht, und ging weinend weg. Als die sechs Wochen, von denen Dalberg gesprochen, um waren, sandte er der Familie die siebenhundert Gulden mit unserer Genugthuung, obwohl er kaum eine solche Summe zu entdehren hatte.

Eine deutsche Erzieherin in London schreibt uns: „In der Zeit, seit ich Erzieherin bin, habe ich oft Vergleiche zwischen der englischen und deutschen Erziehung angestellt und manches Mangelhafte an unserer deutschen ist mir wie Lage gefallen, daß, wie ich seh überzeugt bin, von den Müttern oder Gouvernanten sehr leicht verbessert werden könnte.

„Ein aufmerksamer Beobachter in einem englischen Töchterpensionat bemerkt gar bald, daß die geistige Ausbildung weit weniger in Betracht kommt, als die körperliche, und daß, während die letztere mit größter Sorgfalt behandelt, jene nur, so zu sagen, oberflächlich betrieben wird. Wenn eine junge Engländerin französisch und deutsch converstren kann, etwas singt und spielt, vielleicht auch zeichnet, so sind die Eltern mit der Schule zufrieden, und halten ihre Tochter für gut erzogen, — zumal wenn sie schlank und schön gewachsen ist. Denn das letzte ist der Stolz einer englischen Mutter, und in der Hinsicht werden keine Kosten und Mühen gescheut, um die Gesundheit und Schönheit ihrer Kinder zu beseitigen.

„Deshalb auch findet man in der Pension die beinahe militärische Ordnung, die Pünktlichkeit der Mahlzeiten, das frühe Aufstehen und Zubettegehen, die langen Spaziergänge (die die Mädchen oft voller Willen machen müssen), die calisthenischen Uebungen, die Zimmtuben, das Baden und vor allem, die große Reinlichkeit und Sorgfalt auf allen Leiber. Gelbst Alles ist höchst zuträglich für die Gesundheit und das Erhöhen der Schönheit, und trägt gewiß viel dazu bei, daß man in England, selbst unter der niedern Klasse fast selten häßliche, sondern meist nur blühende und frische Frauenzimmer sieht, die oft wahrhaft edle Gesichtszüge und den schönsten, feinsten Teint besitzen. Leider darf man bei den meisten nicht viel Geist suchen.

„Denn was den Unterricht betrifft, so geht man meist nur rein mechanisch zu Werke. Geschichte, Geographie u. s. w. werden aus einem Katechismus gelernt, und sobald die Fragen beantwortet, darf man annehmen (mit wenigen Ausnahmen), daß sie bald wieder vergessen werden. Der eigene Verstand, das Nachdenken und Selbstaussinden der Thatsachen ist es, was man verstimmt auszubilden, und daher die sormwörtende Stümperei im spätern Leben.

„In Deutschland erzieht man anders. Da berücksichtigt man nur die Ausbildung des Geistes und verwendet wenig Aufmerksamkeit auf die Entwickelung des Körpers. Wie ist es aber möglich, daß die erstere ohne die letztere bestehen kann? Wie kann man von einer Pflanze erwarten, deren Wachsthum man vernachlässigt, daß die Blume zur höchsten Vollendung gelange? Ist es anders mit dem zarten, aufsteimenden und im Wachsthum begriffenen Mädchen?

„Ich weiß aus eigner, traurigen Erfahrung, wie wenig in unsern Töchterschulen auf die Gesundheit, die Haltung und das Sitzen der Kinder gehalten wird. Lernen ist für sie einzige Zweck; man vernachlässigt den Körper bekümmern die Lehrerinnen und die Lehrer sich weiter nicht. Würde man von den Engländern in dieser Hinsicht ein Beispiel nehmen, und die Mädchen zum Turnen, Schwimmen, Marschiren und allen möglichen Körperbewegungen anhalten, wo könnte man sich eine bessere Erziehungsweise wünschen, als die deutsche uns gewährt?“

Die Marianne. Dieser merkwürdige, man darf wohl sagen furchtbare Name taucht seit einigen Wochen mit größerer Intensität als bisher in den Zeitungen auf. Maria und Anna, die heiligen Frauen, genossen von jeher in Südfrankreich einer ganz besondern volksthümlichen Verehrung. Bei Prozessionen wurden ihre Wachsbilder vorangetragen; zuweilen aber wurden sie durch festlich gekleidete Mädchen vorgestellt. Im Jahre 1792 kam dafür neue Allegorien im Festzuge einherschreiten; die Vernunft und die Freiheit erschienen in der Gestalt von schönen, in antiker Weise drapirten Frauenzimmern. Ausgereihte Volksschaaren im Silben stimmten dazu im Chore unreinen Mundwart den Gesang an: „Ihaven le Marianna“ d. h. nun haben wir endlich die wirkliche Maria und Anna. Nach der Schreckenszeit erhielt sich das Wort, aber es wurde zu einer symbolischen Geheimsormel, das bald die Guillotine, bald mit dem Ausdruck unterdrückter stummer Hoffnung die Volksherrschaft bezeichnete. Als nach der Februar-Revolution die sozialistischen Prinzipien in den Volksmassen einsickern, um Beseitigung ihrer Unterschiede sich der sogenannten blauen Republik anzuschließen, vereinigten sie sich anfangs unter Ledru-Rollin in dem sieben zweigten Bund Solidarité. Aber von Silben aus wurde bald die Gesellschaft immer lebendiger Name Marianne an die Stelle gesetzt, und bald war sie der herrschende. Französische Flüchtlinge in England behaupten, daß Marianne habe im Jahre 1851 eine Million Mitglieder gehabt; von hier ging in den südlichen Landschaften die Erhebung gegen den Staatsstreich aus. Durch den blutigen Kampf, später durch die Transportation verloren sie ihre Leiter; doch wühlt Marianne noch immer mit ungemindertem Erfolg. Sie wirkt nicht für einen Herrn, sie erkennt kein gemeinsames Oberhaupt an; sie will künftig überhaupt keine Regierenden, sondern nur Beamte des Volks (eleres de la nation) dulden. Ihr leitender Ausschuß besteht aus wenigen, wie es heißt, nur aus drei Mitgliedern; der Rest aber umfaßt bereits wieder über 60,000 Personen, und die Gesellschaft hat La Marianne und andere scheinen nur seine Zweigvereine zu sein. Die Marianne besteht die Eigenschaften, durch welche von jeher Verbindungen wirkungsvoll wurden: einen bestimmten Zweck, Muth, Opfersinn und Verschwiegenheit.

Amerikanisch. Vor einiger Zeit erließ ein newyorker Blatt eine Einladung zu religiösen Uebungen, wobei natürlich das Leben die Hauptsache war. Vor Gericht bestagt, ob er das Verbot nicht kenne, Gesang und Wein zu verkaufen, bejahte er dies, setzte aber dann den Richter unter Bestimmung des Publikums weiter auseinander, daß die Eingeladenen Mitglieder einer bestimmten Religionsseite seien, zu deren Kultus hauptsächlich das Biertrinken gehöre. — Ein weiter Beleg der obenfalls wegen Verkaufs vor Gericht stand, erklärte auf dem Stande stehe, daß der Kaffee eine berauschende Wirkung und daher als eine unter die Kategorie der verbotenen Getränke. Als der Richter den Wahrheitsbeweis dieser sonderbaren Behauptung forderte, ließ der Angeklagte einen seiner Freunde, einen geborenen Münchner holen und dieser sofortige schlagend den Beweis, indem er binnen sehr kurzer Zeit binnen zwanzig Seidel hinunter rollen ließ, ohne auch nur im geringsten zu schwanken oder aufgeregt zu werden. Der Wirth wurd freigesprochen.

Kunst und Literatur. Der alte Wolfg. Menzel scheint trotz der verunglückten Versuche der letzten Zeit sich wieder Geltung zu verschaffen, noch seine Rathe finden zu wollen. Das Buch der Geschichte und Literatur, welch dem er einst glänzte, verlassend, hat er sich neuerdings der herrschenden Richtung der Zeit angeschlossen und „macht“ in Naturwissenschaften. Ein dreibändiges, dickleibiges Werk aus seiner Feder unter dem Titel „Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt“ wurde soeben von Stuttgart aus in alle Welt versandt. Wir fürchten sehr, der Herr Verfasser wird nächste Ostermesse mit Schrecken und mit Grauen die Wahrheit von Schiller'schen Worte erkennen:

„Und sieh, es fehlt ein theures Haupt.“

Dagegen haben wir auf dem Gebiete der Kunst-Romane nächstens ein interessante Erscheinung zu erwarten. Von Brawogel, dem Verfasser mit vielem Beifall auf vielen deutschen Bühnen aufgeführten Lustspiels „Narcis“, ist in Berlin ein dreibändiger Roman: Friedrich Bach unter der Presse, in dem die interessantesten Charaktere des vorigen Jahrhunderts, wie Sebastian Bach, Graun, Emanuel Bach, Agricola, Starke, Minister Brühl, Naumann, Friedrich II., Philosoph Wolf, Zimmermann vorgeführt werden. Das Buch wird mithin ein geschichtliches und culturhistorisches Interesse zugleich haben. — Allen unsern Lesern, welche das romantische Thüringen und namentlich Eisenach besuchten, können wir den in der Langensalza bei Klinghammer erschienenen großen Stahlstich: „Eisenach und die Wartburg“ als einen sehr gelungenen und gut ausgeführten Kunstversuch empfehlen. Die große Ansicht von Eisenach ist umrahmt von kleinen Abbildungen, von denen wir nur den Wartburgsaal, das Lutherzimmer, das Amalthal, das Bahnhofsgebäude, Wilhelmsthal ꝛc. anführen. Umfassende und Stich rühren von dem bekannten Kupferstecher Thomas her. — In Weimar ist vor einigen Tagen der Rath Kräuter, der langjährige Secretair Goethe's, gestorben. Wie wir hören, hat derselbe interessante Mittheilungen über Goethe und Weimars Glanzperiode hinterlassen.

Mit dem 1. Oktober beginnt ein neues Quartal der bei Ernst Keil in Leipzig erscheinenden Zeitschrift:

„Aus der Fremde,“

Wochenschrift für Natur- und Menschenkunde der außereuropäischen Welt,

redigirt von A. Diezmann.

Wöchentlich ein Bogen mit und ohne Illustrationen. Vierteljährlich 16 Ngr.

Unsere Zeitschrift beschäftigt sich mit Land und Leuten weit und breit, auf dem ganzen Erdenrunde. Sie gibt **nicht** Erdichtetes, sondern Wahrheit, aber, was sie erzählt, bestätigt gar oft den altbewährten Spruch: „Wirklichkeit ist seltsamer als Dichtung.“ Sie gibt **nicht** trockne Notizen, sondern Berichte; sie beschreibt vielmehr Erlebnisse in der plastischen und leidet ihre Schilderungen in die elegantesten und anmuthigste Form; kurz, sie wird gelesen zu werden verdient, soll auch angenehm zu lesen sein. Ihr Feuilleton ist stets reich und vielseitig, — Die große Verbreitung, welche die Zeitschrift seit ihrem kurzen Bestehen gefunden hat, beweist am besten die Gediegenheit des Blattes.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 42. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Rechte des Herzens.

(Fortsetzung.)

IX.

Adolf war, ohne daß er es wußte, bei dem Landhause angekommen. Der Vollmond stand am klaren Himmel, und lichtete die Nacht zum Tage. Die Landschaft war still, kein Lufthauch bewegte die Bäume, kein Spaziergänger störte durch das Geräusch seiner Schritte die vollkommene Ruhe der reizenden Sommernacht. Der bleiche Musiker wollte die Gitterthür in dem Zaune öffnen — sie war verschlossen. Mechanisch sah er durch die Stäbe in den großen Garten: die Fläche des Weihers blitzte wie ein großer Stahlspiegel in dem Mondenlichte, und daneben erhoben sich die weißen Säulen des Pavillons. Durch eine Baumgruppe schimmerte Licht, es kam aus den Fenstern des Landhauses.

Die Aehnlichkeit der Dame mit dem Gegenstande seiner ersten und einzigen Liebe hatte in dem armen Adolf die Erinnerung an die treulose Henriette so lebhaft angefacht, daß die kaum verharrschte Wunde des Herzens von Neuem blutete. Die Ballnacht, in der er von der Geliebten den Schwur der Treue und als Unterpfand die rothe Rose empfangen hatte, stand deutlich vor seiner Seele. Er sah das schöne, blühende Mädchen, hörte die weiche, wohlklingende Stimme, und fühlte noch einmal den Schauer in seiner Brust, den die Versicherungen der Geliebten erregten.

Die zurückgesetzten, die unglücklich oder heimlich Liebenden allein kennen den Zauber, der in der Stimme des angebeteten Weibes liegt; er theilt sich der Seele mit, und verbleibt ihr für die Zeit des Lebens als eine süß schmerzliche Erinnerung. Adolf hatte diese Erinnerung in sich aufgenommen, für ihn besaß Henriette die schmelzende Stimme, deren Silberklang dem Ohre schmeichelt und das Herz durchdringt, bewegt und erschüttert, und es liebkosend zerbricht. Und dennoch hatte diese Stimme gelogen, hatte einen falschen Schwur ausgesprochen!

Männer, die so empfindsam sind, daß sie die erste Liebe zu einer treulosen Geliebten wie ein durch den Tod entrissenes Gut heilig halten, sind glücklicher Weise nur Ausnahmen; aber Adolf gehörte zu diesen Ausnahmen.

Die Glocke einer nicht fernen Dorfkirche schlug neun Uhr.

Adolf raffte sich empor, und ging an dem Zaune hin. Was wollte er denn von der bleichen, fremden Dame, die, wie Melanie erzählt, um ihr theuerstes Gut trauerte? Konnte er hoffen, in ihr einen Ersatz für Henrietten zu finden? Der arme Mann dachte, hoffte nichts; er wollte die lieben Züge bewundern, wie das theure Bild einer abgeschiedenen Person, und eine Stunde verträumen.

Der Spaziergänger kam bei dem Gitterthore an, das den Hof des Landhauses von der Allee trennte. Das schnell näher kommende Geräusch eines Wagens weckte ihn aus seinem Sinnen. Nach einigen Augenblicken hielt ein mit vier Postpferden bespannter Reisewagen vor dem Gitter. Ein Diener sprang von dem Bocke, und zog die Glocke. Der Wagen rasselte in den Hof, und das Gitterthor schloß sich wieder. Adolf lauschte durch die Stäbe. Da sah er, wie ein Mann in Reisekleidern ausstieg, eilig die Stufen des Perrons hinanlief, und in dem Landhause verschwand. Der Wagen wurde in eine Remise gebracht, der Postillon führte seine Pferde fort, und Alles war wieder still, wie zuvor.

Während Adolf langsam den Weg zur Stadt zurückgeht, folgen wir dem Reisenden in das Landhaus. Ein Diener leuchtet ihm die Treppe voran, und öffnet auf dem Corridor eine der Thüren. Der Reisende trat in ein erleuchtetes Vorzimmer, warf Hut und Oberrock ab, und trat mit allen Zeichen froher Hast in einen kleinen Saal. Das elegant und mit Luxus ausgestattete Gemach ward durch eine große Astrallampe hell beleuchtet. Auf einer Ottomane saß die bleiche Dame, die wir in dem Pavillon kennen gelernt haben. Die Blässe ihres Gesichts ward durch ein schwarzes Florkleid gehoben, das die schöne, etwas schmächtige Gestalt einschloß und ihre elegante Form genau abzeichnete.

Bei ihrem Erblicken blieb der Eintretende stehen. Die Dame erhob sich, um ihn zu begrüßen; aber auch sie blieb in der Mitte des Saales stehen, als sie die ernsten, vorwurfsvollen Mienen des Mannes sah.

„Henriette, Sie tragen Trauer! Ich hatte nicht auf einen Empfang gerechnet, wie ihn der zurückkehrende Mann von der Gattin fordern kann, wohl aber auf eine Rücksicht für mich, in der Sie sich selbst ehren. Sie vergessen, daß Ihr Mann Rechte besitzt — —"

„Sie drohen mir schon wieder mit diesen Rechten, die ich zwar anerkenne, aber den meinigen unterordne!"

„Von welchen Rechten sprechen Sie, Madame?"

„Von den Rechten des Herzens!" antwortete Henriette würdevoll.

Das volle Gesicht des Mannes verzog sich zu einem höhnenden Lächeln.

„Ich weiß es," fuhr die bleiche Dame bewegt fort, „Sie achten diese Rechte nicht, wie Sie auch mich sie zu verachten lehren wollten; leider bin ich gegen meinen Willen eine ungelehrige Schülerin gewesen. Ich bitte Sie, mir keine größere Last aufzuerlegen, als ich tragen kann."

„Die Bekehrung ist also in meiner Abwesenheit vollständig geworden!"

„Nennen Sie die Veränderung, die mit mir vorgegangen, wie Sie wollen — ich kann nicht länger eine Maske tragen, die ich mir hätte anlegen sollen."

„Was ist das? Was ist das?"

„Es ist das Bekenntniß einer unglücklichen Frau!" sagte Henriette mit demselben schmerzlichen Ernste, den sie seit dem Beginne der Scene gezeigt hatte.

Der Gatte bot der Gattin mit kalter Artigkeit die Hand, und führte sie zu der Ottomane zurück. Beide ließen sich zugleich nieder.

„Henriette," begann er im kalten Conversationstone, „ich habe die entgegengesetzte Wirkung von dem Briefe gehofft, in dem ich Ihnen den Tod Adolf Mölling's anzeigte. Sie sind seit zwei Jahren meine Frau, ich zeigte Ihnen das Leben mit allen Freuden, die der Reichthum, dieser allmächtige Hebel, zu erschaffen vermag — Sie danken mir, der ich Sie aus uneigennütziger Liebe heirathete, meine Aufmerksamkeiten durch eine Empfindelei, die durch dieses Trauerkleid einen hohen Grad von Lächerlichkeit annimmt. Bei Gott, man möchte an eine Sinnesverwirrung glauben, wenn Ihre Worte weniger das Gepräge eines ruhigen Nachdenkens trügen."

„Otto!" rief Henriette mahnend.

„Unterbrechen Sie mich nicht, Madame, ich bin noch nicht zu Ende. Um Sie zu zerstreuen, führte ich Sie in die schönsten Gegenden Europa's, erfüllte jeden Ihrer Wünsche, ehe Sie ihn aussprachen — Genf gefiel Ihnen, und ich kaufte dieses Landhaus; Sie waren des Reisens müde, und ich reiste allein nach Amsterdam, wohin mich ein dringendes Geschäft rief. Für alle diese Beweise von Liebe forderte ich nichts von Ihnen, als ein freundliches Gesicht und das Bestreben, eine Neigung zu vergessen, die ich zu den flüchtigen Gefühlen der Kinderjahre rechne. Auf meiner Rückreise war ich gezwungen, vierzehn Tage in Rotterdam zu verweilen. Die ganze Stadt war in Aufregung, denn man bereitete die Hinrichtung eines Giftmischers vor. Man erzählte mir, daß Adolf Mölling, ein deutscher Muster, aus niederer Habsucht einen Verwandten vergiftet habe, der ihm zu lange die reiche Erbschaft vorenthielt. Die Person des Mörders war für mich von großem Interesse — ich stand am Fenster, als der traurige Zug vorbei kam — ich sah den Delinquenten auf seinem Karren, und erkannte zu meinem Entsetzen denselben, dem meine verblendete Gattin einen Meineid geschworen zu haben wähnt. Denselben Tag noch zeigten die Zeitungen an, daß das Haupt des Missethäters gefallen sei; ich beeilte mich, Ihnen die Nachricht von diesem Ereignisse zu senden, und fügte den betreffenden Zeitungsartikel als Beleg bei. In dem Glauben, daß dieses Ereigniß Ihre Gewissensskrupel beseitigt habe, daß Sie nun die Vergangenheit mit andern Blicken betrachten und mir eine lebensfrohe Gattin sein würden, stiege ich, als meine Geschäfte beendet waren, nach Genf zurück, und finde meine Gattin in Trauer um — einen Verbrecher! Henriette, Sie kennen die Leidenschaft, die ich zu Ihnen hege, Sie wissen, daß ich stolz auf Ihren Besitz bin — aber treiben Sie mich nicht zum Aeußersten; ich bin es meiner Ehre und Ihrem Glücke schuldig, daß ich von diesem Augenblicke an jede zarte Rücksicht außer Acht lasse, daß ich einen Schmerz nicht ehre, den ich für Koketterie halte. Und deshalb bitte ich Sie, sofort andere Toilette zu machen — ja, ich befehle es Ihnen selbst!"

„Sie befehlen es mir!" wiederholte Henriette, schmerzlich lächelnd.

„Ich werde Sie leiten wie ein Kind, das nicht weiß, was es thut."

„Hören Sie mich an, Otto, und urtheilen Sie, ob ich mich in einer Verfassung befinde, die es nöthig erscheinen läßt, daß ich wie ein Kind geleitet werde. Hören Sie mich an, und fordern Sie dann noch, daß ich eine andere Toilette mache, so werden Sie mich gehorsam finden."

„Ich höre!" sagte Otto, indem er sich mit sichtlicher Ueberwindung zur Geduld zwang.

„Man sagte mir einst," begann Henriette, „daß mich die Natur mit einer besondern Schönheit beschenkt habe. Ich war eitel auf diesen Vorzug, den zu verdienen ich nichts gethan hatte, und nahm die Huldigungen der Männer als einen mir gebührenden Tribut an. Adolf Mölling liebte mich wahr und aufrichtig, und ich verhehle nicht, daß ich mich bewogen fühlte, ihm vor allen andern den Vorzug zu geben. Ich liebte ihn, und versprach ihm durch einen feierlichen Eid, dessen Ernst ich jetzt erst begreife, ihm treu zu bleiben, bis er mir die Hand reichen könne. Da kamen Sie, Otto, und imponirten meinen Eltern durch Ihr Vermögen. Sie kennen ja die Mittel, die man anwendete, um mich Ihren Bewerbungen geneigt zu machen. Sie wissen, wie man meine Eitelkeit reizte, wie man von den Pflichten der Kindesliebe sprach, und welche Zukunft man mir in Aussicht stellte, wenn ich der thörichten Liebelei — so nannte man meine Neigung zu Adolf — nicht entsagte. Ich war schwach genug, mich verblenden zu lassen, und Ihnen ohne Liebe meine Hand zu reichen. Adolf verschwand, ich hörte nichts wieder von ihm. Anfangs hatte der Reichthum, mit dem Sie mich umgaben, einen Reiz für mich; später aber ward er zur Gewohnheit, und das Herz machte seine Rechte geltend; ich sehnte mich nach dem Genusse meiner ersten Liebe und empfand Gewissensbisse über den falschen Eid, den ich geschworen hatte. Die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Der Reichthum ward mir gleichgültig, aber auch der Mann, der mich zur Treulosigkeit verleitet hatte."

„Ah, Madame," rief Otto mit Bitterkeit, „Mangel an Offenherzigkeit kann man Ihnen nicht zum Vorwurfe machen! Also nicht nur das Gewissen, sondern auch die Liebe hat Ihnen Kummer bereitet?"

„Ich verhehle es nicht!"

„Und jetzt erst? Jetzt, nachdem Sie zwei Jahre meine Gattin sind?"

„Sie haben mich durch Ihre Sophismen, die Sie gelästerte Lebensansichten nannten, den bessern Regungen in meiner Brust taub machen wollen, und ich demüthete mich, Ihnen in der Erreichung dieser Absicht beizustehen; es war vergebens — die Nachricht von dem furchtbaren Tode Adolf's hat mich zur völligen Selbsterkenntniß gebracht, und ich klage nicht jetzt an, daß meine Treulosigkeit den ersten Grund zu seinem tragischen Geschicke gelegt zu haben. Glauben Sie mir, Otto, ich habe mit gekämpft und viel gelitten, meine Ehe, so glänzend sie von Außen erschien, war eine traurige. Was Sie Empfindelei nennen, war das strafende Gewissen, das sich in mir regte, und Ihr letzter Brief zeigte mir, wie strafbar ich bin."

„Ja wahrlich, Madame, mir gegenüber sind Sie sehr strafbar!" rief Otto.

„Klagen Sie mich nicht allein an!" entgegnete Henriette.

„Und wen noch, wenn es Ihnen beliebt?"

„Klagen Sie sich selbst an, denn Sie verblendeten mich durch den Schimmer Ihres Reichthums und nahmen meine Hand ohne mein Herz, das einem Andern gehörte."

Otto neigte lächelnd den Kopf.

„Und was denken Sie nun zu beginnen?" fragte er.

„Ich werde in Geduld die Strafe büßen, die ich verdient habe. Das Herz fordert seine Rechte, und ich muß sie ihm gewähren. Gönnen Sie mir Zeit zur Trauer — hat der Schmerz ausgetobt, kann ich Ihnen vielleicht eine bessere Gattin sein, als ich bisher gewesen bin. Verzeihung, Adolf," rief sie, in Thränen ausbrechend, „ich kann nicht anders! Mein Verstand liegt mit dem Herzen im Kampfe — —"

Otto Winter verließ rasch seinen Platz.

„Madame," rief er, „Sie sind eine überspannte Närrin! Ich habe Nachsicht mit Ihnen gehabt, so lange es mir die Ehre des Mannes erlaubte, und weil ich hoffte, daß die Zeit Sie einer Bessern belehren werde. Jetzt vermag ich es nicht mehr. Wenn der Verstand und das Ehrgefühl Sie nicht veranlassen können, Ihre Pflicht zu erfüllen, so werde ich von den Rechten Gebrauch machen, die mir zustehen. Ich hoffe, Sie werden mich morgen und nie mehr daran erinnern, daß ein Verbrecher mein Vater gewesen ist."

Er grüßte kalt, und verließ den Saal.

Henriette trug in einem goldnen Medaillon die längst verwelkte Rose, das letzte Geschenk Adolf's; weinend küßte sie dieses Medaillon.

„Ich verleune Dich nicht, armer Freund!" flüsterte sie. „Du hast nach Reichthum gestrebt, weil ich Dich Deine Armuth schmerzlich empfinden ließ, weil Sie Dein Unglück ward. O, ich begreife

die Verblendung! Und habe ich nicht ebenfalls ein Verbrechen begangen, um reich zu werden, um in der Welt zu glänzen? Du hast einen reichen Verwandten vergiftet — ich habe Dein Leben vergiftet, ich habe Dich in den Zustand versetzt, der Dich zu dem sühig machte, was Du gethan. Verzeihe mir, verzeihe mir, mein armer Freund! Ich büße ja meine Bevirrung durch die fürchterlichsten Qualen. Otto hat mich nicht aus Liebe, er hat mich aus Eitelkeit zu seiner Frau gemacht. Der reiche Mann wollte nicht nur um sein Vermögen, er wollte auch um seine Frau beneidet sein. Wenn er mich liebte, so würde er meinen Schmerz ehren, würde mich beklagen!"

Mitternacht war längst vorüber, als die arme Frau zu Bett ging. Nach einer schlaflos verbrachten Nacht stand sie wieder auf. Ihr Gesicht war bleicher, als sonst, ihre Augen waren trübe vom Wachen und Weinen. Sie rief die Kammerfrau, um Toilette zu machen.

„Bringe mir das einfache schwarze Kleid, Lisa, das ich gestern getragen habe!"

„Verzeihung, Madame!" stammelte Lisa.

„Was soll ich verzeihen?"

„Der Herr Kommerzienrath hat mir untersagt, Ihnen das schwarze Kleid zu bringen."

Henriette zuckte zusammen.

„Er compromittirt mich in den Augen meiner Domestiken!" dachte sie, und ihr Stolz erwachte. Sie sann einige Augenblicke nach, dann sagte sie: „Lisa, ich befehle Dir, das Kleid zu bringen!"

„Das wird unmöglich sein, Madame!"

„Unmöglich, warum?"

„Weil es der Herr Kommerzienrath diesen Morgen verbrannt hat."

Die bleiche Frau preßte beide Hände auf ihr Herz, als ob sie einen jähen Schmerz fühle, den sie unterdrücken wollte.

„Es ist gut, Lisa! Bringe mir den weißen Batistpeignoir!"

„Madame, der Herr Kommerzienrath hat Ihnen nur die Garderobe von farbigen Stoffen gelassen."

„Auch das noch!" flüsterte Henriette. „Er will mich zwingen, in schreienden Farben zu erscheinen. Wohlan denn, ich füge mich, weil er mein Mann ist, weil ich nicht anders kann!"

„Was für ein Kleid befiehlt Madame für heute?"

„Wähle nach Gefallen, Lisa; das einfachste ist mir das liebste!"

Lisa erschien wieder mit einem eleganten Kleide von hellgelber Seide, das reich mit weißen brüsseler Spitzen verziert war. Henriette erinnerte sich, daß Otto oft gesagt hatte, diese Farbe stände ihr vorzüglich. Sie konnte nicht zweifeln, daß Lisa nach seinem Befehle handelte. Schweigend ließ sie sich ankleiden. Als die Toilette vollendet war, ging sie in den Saal. Otto erwartete sie zum Frühstück. Bewundernd sah er seine Frau an, denn sie war trotz der Blässe von einer Schönheit, die ihn entzückte. Das marmorbleiche Gesicht drückte nicht mehr den rührenden Schmerz und jene Schwärmerei aus, die gestern den verliebten Gatten verletzten — in den reizenden Zügen lag eine eisige Ruhe, ein Anflug von Trotz, der ihre Schönheit pikant machte. Der Kommerzienrath verstehte nicht, den artigen Gatten zu spielen, wenn auch mit jener Affectation, die eine natürliche Folge der gestrigen Unterhaltung war. Wie es schien, hatte sich Henriette gefügt, und Otto dachte mit großer Genugthuung:

„Was meine Nachsicht und Zärtlichkeit nicht vermochte, bewirkt die Strenge; Henriette wird mir später Dank wissen, daß ich sie geheilt habe! Fahren wir fort in dem neuen Systeme!"

Hätte der Kommerzienrath in der Seele seiner Frau lesen können, er würde gefunden haben, daß der eingeschlagene Weg nicht zu dem erwünschten Ziele führte. Der arme Mann wußte nicht, daß in Henrietten eine Leidenschaft schlummerte, die Alles bewältigte, selbst die Autorität eines Ehemannes.

X.

Die Worte der Mutter Collin in Betreff Melanie's hatten Adolf Veranlassung zum ernsten Nachdenken gegeben. Das junge Mädchen war ihm nicht mehr gleichgültig, es erregte Anfangs Interesse, und später die regste Theilnahme. Der junge Mann kannte die Pein unglücklicher Liebe, und er bedauerte Melanie von Herzen, wenn sich bestätigte, daß ihre erste Liebe auf ihn gefallen sei. Melanie hatte keine Ahnung von dem, was die Schwatzhaftigkeit ihrer Mutter angerichtet hatte. Es entstand ein seltsames Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten. Während Melanie den Musiker eifersüchtig auf den Schreiber des Briefs, den er ihr gebracht, wähnte, schien Adolf aus dem befangenen Benehmen Melanie's, daß sie ihn wirklich liebte. Adolf war bestürzt über diese Entdeckung, und Melanie zeigte eine jungfräuliche Schüchternheit, die ihre anmuthige Schönheit noch erhöhete.

Eines Tags saß Adolf nachdenkend in seinem Zimmer; seine Geige lag vor ihm auf dem Tische, die Musik gewährte ihm keine Zerstreuung, da die bleiche Dame und Melanie ihn ernstlich beschäftigten.

„Es ist Zeit," murmelte er vor sich hin, „daß ich meinem Leben eine Richtung gebe, die mir ersprießlich ist. Ich verlasse dieses Haus und Genf — ein Verwurf kann mich nicht treffen, denn ich habe der armen Melanie kein Wort von Liebe gesagt, viel weniger noch ein Versprechen gegeben. Um ihr die Ruhe des Herzens wiederzugeben, bringe ich das Opfer, jene bleiche schöne Frau nicht mehr zu sehen. Morgen werde ich dem Fürsten sagen, daß ich ihn nach Moskau begleiten will."

In diesem Augenblicke klopfte man leise an seine Thür. Er öffnete und Melanie trat ein. Sie trug einen Karton unter dem Arme.

„Herr Mälling," flüsterte sie, „ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten."

Der Musiker verneigte sich schweigend. Erst heute erkannte er, daß Melanie anmuthig schön war, wie eine Rose, die sich zu entknospen beginnt. In ihrer Erscheinung lag eine Poesie, die der schwärmerische Virtuos in ihrem ganzen Umfange erfaßte.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich heimlich an einer Stickerei arbeite, deren Ertrag zu einem Geburtstagsgeschenke für meine Mutter bestimmt ist."

„Ja, Mademoiselle! Sie sprachen von einem Trauerkleide."

„Ich habe es diese Nacht vollendet. Wollen Sie es sehen?" fragte sie mit der naiven Freude über die gelungene Arbeit.

Adolf sand wenig Interesse daran; aber er konnte es dem reizenden Kinde nicht abschlagen.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihre Kunst bewundere!" antwortete er.

Melanie öffnete den Karton und zeigte eine Stickerei, die wirklich bewunderungswürdig war. Blumen und Blätter von schwarzem Schmelz wanden sich durch das schwarze Kleid vom feinsten Seidenstor. Die Blumen stellten aufgelöhte Rosen dar, und die Blätter Immortellen. Adolf lobte die sinnreiche Arbeit. Hätte er gewußt, daß er das Kleid bewunderte, in dem Henriette seinen Tod betrauern wollte!

„Nun erlaube ich mir, die Bitte auszusprechen," begann Melanie, indem sie den Karton wieder schloß. „Ich kann die Arbeit erst morgenfrüh ablieferu, und den heutigen Tag muß ich in dem Magazine zubringen. Meine Mutter hat bereits Verdacht geschöpft, und sie wird jedenfalls meine Abwesenheit benutzen, um ihre Neugierde zu befriedigen — würden Sie erlauben, daß dieser Karton in Ihrem Zimmer bleibt?"

Adolf öffnete einen Schrank in der Tapete, setzte den Karton hinein, verschloß die Thür und überreichte Melanie den Schlüssel.

„Dessen bedarf es nicht!" sagte sie ablehnend.

„Nehmen Sie, Mademoiselle; Sie können dann zu jeder Zeit über Ihre Arbeit verfügen."

Melanie nahm dankend den Schlüssel und wollte sich entfernen. Adolf hielt sie sanft bei der Hand zurück.

„Mademoiselle," sagte er mit bewegter Stimme, „ich werde in einigen Tagen Genf verlassen, um einem ehrenvollen Rufe nach Moskau zu folgen. Uebernehmen Sie es, Ihren guten Eltern meine Abreise mitzutheilen, damit sie über dieses Zimmer weiter verfügen können."

„Nach Moskau wollen Sie gehen?" flüsterte Melanie.

„Mit dem Fürsten W., der mich in seiner Kapelle angestellt hat."

Melanie zitterte am ganzen Körper; sie ward blaß wie eine Lilie.

„Mein Gott, was ist Ihnen?" fragte Adolf bestürzt.

Sie entwand ihm ihre bebende Hand.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Mälling!" antwortete sie mit gewaltsam angeeigneter Fassung. Dann verneigte sie sich, und verließ rasch das Zimmer.

„Die Mutter hat Recht!" murmelte er traurig vor sich hin. „Das arme Mädchen ist zu beklagen. O könnte ich ihm helfen!"

Seine Gedanken beschäftigten sich nicht minder mit Melanie, als mit Henrietten und der bleichen Dame.

„Ich kann nicht in Genf bleiben!“ rief er aus. „Es ist selbst meine Pflicht, daß ich abreise!“

Er machte Toilette, und suchte das Hotel des Fürsten auf. Der Fürst hatte seine Abreise eingetretener Hindernisse wegen um acht Tage verschoben, er besand sich in diesem Augenblick mit einigen Freunden auf dem Lande. Adolf erreichte seinen Zweck nicht; er faßte den Entschluß, die Komposition einer Symphonie zu vollenden, und mit den Menschen so wenig als möglich in Berührung zu kommen, so lange er noch in Genf zu bleiben gezwungen war.

XI.

In dem Landhause am See herrschte eine unheimliche, peinliche Stimmung. Henriette erschien zwar stets in prachtvoller Toilette, sie schien selbst eine besondere Sorgfalt darauf zu verwenden; aber in ihrem Geiste war eine Veränderung vorgegangen, die den Gatten mit Besorgniß erfüllt haben würde, wenn er sie erkannt hätte. Der Kommerzienrath hielt das stille, stolze Benehmen seiner Frau für Trotz, und nach seiner Ansicht mußte dieser Trotz gebrochen werden. Otto fuhr fort, die arme Henriette galant, aber kalt und spöttisch zu behandeln.

Eines Morgens erschien Henriette in einem rosarothen Atlaskleide. Ihr schwarzes Haar schmückte eine weiße Kamelie, und an ihrem schlanken Halse flimmerte der Brillantschmuck, den sie am Trauungstage getragen hatte. Ihr Gesicht war bleich und kalt wie Marmor, und ihr großes Auge glühete in einem unheimlichen Feuer. Als sie in den Salon trat, empfing sie Otto mit der gewöhnlichen Höflichkeit; er reichte ihr an der Thür den Arm, und führte sie zum Frühstückstische.

„Wie schön Sie heute sind!“ begann er, ironisch lächelnd. „So wünsche ich, daß mir meine Gattin erscheine: in den frohen Farben des Lebens, würdig eines Millionairs.“

Er küßte ihr die Hand, die in Fieberhitze brannte. Henriette duldete es, indem sie ihn mit einem fast geistlosen Blicke ansah.

„Was beginnen wir heute?“ fuhr der Kommerzienrath aufgeräumt fort. „Der Tag ist schön und ruhig — ich schlage eine Spazierfahrt auf dem See vor.“

„Verzeihung,“ antwortete Henriette, „ich werde heute das Landhaus nicht verlassen.“

„Warum?“

„Weil ich einen Brief an meinen Vater schreiben will, den ich schon so lange vernachlässigt habe.“

„Fügen Sie dem Briefe den Inhalt dieses Portefeuilles zu; er wird genügen, um für ein halbes Jahr die Ausgaben des alten Mannes zu decken.“

Otto warf ein Portefeuille auf den Tisch.

„Ich nehme es an,“ sagte Henriette mit tonloser Stimme, während die Lippen bebten und alle ihre Gesichtsmuskeln zuckten. „Sie sind es ihm schuldig, da er es redlich verdient hat.“

Dann verbarg sie das zierliche Portefeuille in der Tasche ihres Kleides. Otto erhob sich, legte beide Hände auf den Rücken, und ging mit raschen Schritten durch den Saal, um den aufsteigenden Groll zu unterdrücken. Henriette schlürfte scheinbar nachlässig, aber im Grunde mit großer Anstrengung, ihre Chocolade. Der Kommerzienrath warf mehr als einen gehässigen Blick auf seine Frau.

„Also auch Ihren Vater klagen Sie an?“ fragte er nach einer Pause, indem er vor ihr stehen blieb.

Henriette schwieg.

„Madame,“ fuhr der gereizte Otto fort, „man rühmte mir Sie als eine Dame von Verstand und Charakter, die berufen sei, in der Welt zu glänzen und das Glück eines Mannes zu machen, der zu leben weiß. Für dieses Anpreisen habe ich allerdings eine erkleckliche Summe gezahlt, und ich würde nicht bereuen, sie gezahlt zu haben, wenn man mir die Wahrheit gesagt hätte. Jetzt komme ich zu der Erkenntniß, daß ich einen argen Fehlgriff begangen, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Sie besitzen weder Verstand noch Charakter, Sie sind eine eingherzige Frau, die dem niedern Kreise nicht hätte entrissen werden sollen, denn sie angehörte. Als Frau eines Musikers wären Sie an Ihrem Platze gewesen — der Reichthum und das große Leben erdrücken Sie. Man begeht eine große Thorheit, sich von einer hübschen Larve verführen zu lassen, und eine Mesalliance zu schließen. Dieser unüberlegte Schritt, Madame, ist einmal geschehen, und läßt sich nicht rückgängig machen. Meine Verbindung mit Ihnen machte großes Aufsehen, man tadelte, man belachte, man bedauerte und — ich verhehle es nicht — man beneidete mich, denn Sie galten für schön. Leider hörte ich weiter keine Stimme, als die der Eitelkeit, leider verschloß ich den verständigen Rathschlägen meiner Freunde das Ohr — soll ich jetzt der Lächerlichkeit anheimfallen? Soll ich jetzt bekennen, daß ich mich durch eine kalte, hergeholte Schönheit habe bestechen lassen? Das wird nie, nie geschehen, Madame! Mein Stolz ist zu groß, als daß er sich durch eine fehlgeschlagene Hoffnung beugen ließe. Ich habe mir vorgenommen, Sie mir zur Gattin zu erziehen, wie ich Sie haben will, und glauben Sie mir, es wird mit der ganzen Energie geschehen, die man an mir kennt, und der ich meinen Reichthum verdanke. Alle gütlichen Mittel sind erschöpft — so nehme ich denn von jetzt an meine Zuflucht zu der Strenge, die mir um so leichter wird, da Sie sich nicht bemühen, meine Liebe zu erwerben, und mir Achtung auferlegen. Von morgen an erscheinen wir wieder in der großen Welt, von morgen an ist unser Landhaus glänzenden Gesellschaften geöffnet, und ermangeln Sie Ihrer Pflicht, die Ihnen als meiner Gattin obliegt, so werde ich Sie an einen Ihrer würdigen Ort schaffen, in das — Narrenhaus!“

„In das Narrenhaus!“ flüsterte Henriette, ohne sich zu regen.

„Ich sehe, Sie erschrecken vor der Aussicht, die ich Ihnen eröffne. Es ist ein trauriges, schreckliches Mittel; aber ich schreite Ihnen, daß ich es anwende. Darum vermeiden Sie es, Henriette, und zeigen Sie sich als die Gattin eines Millionairs. Der Fürst W. reist in einigen Tagen nach Rußland zurück — ich werde ihm ein Abschiedsfest geben, wie es mein Stand und meine commerziellen Verbindungen mit ihm erfordern. Sie machen die Honneurs als Frau vom Hause, und empfangen die Damen. Sparen Sie keine Kosten, um eine Toilette herzustellen, die Ihrer Schönheit und meinem Range angemessen ist.“

Er grüßte und verließ den Saal, nachdem er einen stechenden Blick auf seine Gattin geworfen. Eine halbe Stunde später sah man ihn in einer glänzenden Equipage nach der Stadt fahren.

Henriette ging in ihr Boudoir, verschloß die Thür, und setzte sich an ihren Schreibtisch. Mechanisch führte sie alle Bewegungen aus. Nachdem sie eine Zeit lang sinnend das Haupt gestützt, ergriff sie die Feder und begann zu schreiben. Thränen flossen aus ihren Augen auf das Papier — es waren die letzten Zeichen, die sie weinte. Den Brief und die Banknoten, den Inhalt des Portefeuilles, schloß sie in ein Couvert. Den Brief in der Hand, wollte sie das Boudoir verlassen, als die Kammerfrau ihr entgegentrat.

„Madame, die Stickerin ist angekommen!“ meldete Lisa.

„Man führe sie sogleich in mein Zimmer!“

Mit diesen Worten trat sie zurück und wartete.

„Man beobachtet mich,“ flüsterte sie; „alle Domestiken, und selbst meine Kammerfrau, gehorchen dem Manne, der mich herzlos seiner Eitelkeit opfert. Ich bin seine Gattin nicht mehr — ich bin es ja überhaupt nie gewesen! Das junge Mädchen kann mir nützlich sein!“

Melanie trat ein, einen großen Karton unter dem Arme tragend. Sie grüßte die bleiche Frau mit einem Blicke, der ihre Dankbarkeit, ihre Ergebung verrieth.

„Madame,“ flüsterte sie mit gepreßter Stimme, „ich bringe das fertige Trauerkleid. Es ist in demselben Magazine hergestellt, das mir Ihr Befehl bezeichnet hat.“

„So kann ich es anlegen, wie es ist?“

„Ja, Madame! Man hat Ihr letztes Atlaskleid zum Muster genommen.“

Melanie öffnete den Karton. Henriette sah mit einem seltsamen Lächeln die kostbare schwarze Stickerei an; es drang sich eine unheimliche Freude in ihren bleichen Zügen aus. Sie öffnete sie einen Sekretair, und verbarg die neue Robe. Der Schlüssel des Sekretairs steckte sie zu sich. Nun forderte sie die Rechnung; Melanie überreichte sie ihr.

(Schluß folgt.)

W. O. von Horn.

Von den Ufern der Nahe, der Mosel und des Rheins erhebt sich ein Bergrücken (hun hoch, rick Berg, Erhöhung), der den Namen Hunsrück trägt. Er ist von ansehnlicher Ausdehnung. Wer sich aber darunter eine Ebene dächte, würde irren. Es ist ein reiches, fruchtbares, frischgrünes Land, aus Hügeln, Bergen und Thälern bestehend. In den Thälern üppige Wiesen an fischreichen Bächen, gesegnete Fruchtfluren und auf den Höhen dunkler Wald, und überall hübsche, wohlstehende Dörfer und drinnen ein biederer, frommer, kräftiger, frischer Menschenschlag, der alten Sitte, dem alten Rechte, dem alten Glauben treu. So recht im Herzen dieses schönen Hochlandes liegt das Dorf Horn, in dessen freundlichem Pfarrhause W. O. von Horn geboren ist. In alter Liebe zum Geburtsorte legte er sich davon seinen Schriftstellernamen bei, da er es nicht hat über sich gewinnen können, seinen, sonstwo von keinem Makel belasteten Namen zu nennen. Philipp Friedrich Wilhelm Oertel ist sein voller Name, und der 15. August 1798 der Tag seines ersten Schmerzlautes in dieser Welt. Zwei Drittheile eines Jahrhunderts waren nur Oertel's Verkündiger des Evangeliums in dieser Gemeinde. Der Urältervater war als Weißgerber aus Sachsen nach Simmern eingewandert. Er ließ seinen einzigen Sohn, Johann Paul, Theologie studiren, und dieser wurde Pfarrer in Horn. Sein Sohn, Peter Paul, folgte ihm im Amte. Er war W. O. von Horn's Vater. Viel Bitteres erlebte die Familie in Horn. Von den Franzosen ausgeplündert bis auf das letzte Hemde, welches jedes Glied derselben auf dem Leibe trug, mußte P. P. Oertel, weil er für einen Schwager mit treuem Herzen gut gesprochen, sein ganzes Vermögen hingeben, und die Viehseuche leerte seine Ställe. Da ist die Sorge mit zu Bette gegangen und mit aufgestanden.

Ein kerngesundes Kind lag W. O. von Horn an der treuen Mutterbrust, als an der Pockenepidemie im Nebenzimmer ein älterer Bruder starb. Der Ruf: „Er ist gestorben!“ trifft der Mutter Ohr. Sie sinkt ohnmächtig in des Gatten Arme und als man das Kind von der Brust nimmt — hat es ein Nervenschlag an der ganzen linken Seite gelähmt! Das war 1799. Was die damals noch so sehr unvollkommene chirurgische Kunst vermochte, geschah; aber nur langsam heilte die kräftige Natur des Kindes den Schaden aus. Die Masern, die es im neunten Jahre befielen, warfen ihren Krankheitsstoff auf den am längsten leidenden Theil, auf das linke Bein und besonders auf die Achillessehne. Das Bein wuchs nur langsam nach, blieb schwach und, wie kräftig auch sich die leibliche Natur entwickelte, W. O. von Horn blieb hinkend und mußte am Stocke gehen. Man hat irrthümlich dies Fußübel in jüngster Zeit irgendwo für eine Wunde aus dem Befreiungskriege gehalten. W. O. von Horn hat, das wissen seine Freunde, manche Thräne vergossen, daß er damals nicht mitfechten konnte; aber er hat das Kriegsschwert nie geführt.

Es war im Jahre 1804, als sein Vater die sehr beschwerliche Pfarrei Horn mit der in Bacharach am Rhein vertauschte. Dort, in den schönen Bergen, am silberglänzenden Strome, im

Anschauen der großartigen Ruinen der Vergangenheit wuchs W. O. von Horn heran; dort lebte er eine schöne, frohe Jugend. Kann es Wunder nehmen, daß diese Umgebungen auf seine Seele einen großen Eindruck machten? Kann es Wunder nehmen, daß er dort mit seinem Geiste gerne weilt? Daß er durch und durch eine rheinische Natur ist? Das beweisen sich in seinen Erzählungen: die Eroberung von Bacharach, der Apostelhof, das Gotteshäuschen und vielen Andern.

Das häusliche Leben war, wenn auch von mancher Sorgenwolke beschattet, dennoch ein stilles, friedliches, gemüthliches Pfarrhausleben. Der Vater, ein gehaltener, ernster, dennoch sehr gemüthlicher Mann, voll Glaubensfrische; die Mutter eine tiefsinnige, fromme, liebreiche, wohlthätige, milde Würtembergerin aus Weinsberg, deren segensreicher Einfluß auf des Knaben edsne, freie Seele dem sanften Thaue vom Hermon glich. Er hat im Jahrgange der „Spinnstube" 1846 eine Scene geschildert, welche ganz dies Bild der trefflichen Frau darstellt und beweist, wie sie es verstand, auf den lebensfrischen Knaben von der sichersten Seite einzuwirken. Die öffentlichen Schulen waren unter der Franzosenwirthschaft am Rheine im ärgsten Zustande. Alles nach der Staatsschablone, ohne daß der geistige Gewinn irgend angeschlagen gewesen wäre. Als darum der Knabe das Alter erreichte, wo der höheren Ausbildung Rechnung getragen werden mußte, nahm der Vater, ein Zögling des Gymnasiums von Meurs und der Universitäten Duisburg und Heidelberg, und ein tüchtiger Philologe; ein älterer Bruder, ein sogenannter Privatgelehrter und ein sehr tüchtiger französischer Geistlicher, der aber zum Recoveur des Douanes und später Steuereinnehmer avancirt war, ein eben so wackerer als gelehrter Mann, des Knaben Bildung in ihre Hand, und der Erfolg war ein besserer, als der der école secondaire. Freilich fand sich im Jahre 1814, als er die Universität Heidelberg bezog, noch manche Lücke, die er aber dort mit dem Feuereifer einer nach Erkennen durstigen Seele durch einen selbst die Gesundheit gefahrdrohenden Eifer auszufüllen strebte. Sein ganzes inneres Wesen zog ihn zur Theologie. Daub, Schwarz, Hegel, Fries, Wilken und Andere waren seine Lehrer. Im Hause des edeln Schwarz wurde er mit besonderer Liebe gehegt und dies Haus, diese Familie ist ihm theuer geblieben, wie denn die Verbindung mit Schwarz erst mit seinem Tode endete. Ueberhaupt war sein Leben in Heidelberg ein schönes, der Kreis ausgezeichneter Jünglinge, mit denen er innig verbunden war, anregend und erfrischend, die Theilnahme an mancher folgereichen Erscheinung des akademischen Lebens jener Tage nicht ohne wohlthätige Folgen.

Ostern 1818 war die Grenze des akademischen Lebens. Wohl wäre es sein heißer Wunsch gewesen, noch einmal nach Bonn gehen zu können, aber die Sorgenwolken waren am elterlichen Himmel noch nicht verzogen. Es ging nicht. Und es war gut so, denn der Vater erkrankte und bedurfte seiner im doppelten Amte, als Pfarrer und Superintendent, und ehe das Jahr 1818 hinabsank, schloß sich sein Auge für diese Welt. Seit 1812 hatte er Bacharach verlassen und sich auf die kleine, ruhige Pfarrstelle des lieblich gelegenen Gebirgsdorfes Manubach zurückgezogen. Die Liebe der Gemeinde ging vom Vater auf den Sohn über, und er folgte ihm im Pfarramte in dieser nur fünfhundert Seelen zählenden Dorfgemeinde.

War schon im Knaben die schaffende Thätigkeit erwacht, wie hätte sie später, namentlich im Kreise gleichdenkender Alters- und Geistesgenossen und im stillen, idyllischen Leben in diesem schönen Rheinthale entschlummern können? Damals und auf Jahre hinaus, auch im Nahethale, beschäftigten lokalhistorische Studien den Mann. Zu Tage ist davon nur getreten eine Geschichte der Burg Rheinstein und später ein Bändchen: Bilder aus dem Nahethale. Insbesondere war die Sammlung der Sagen des Nahethales, die so reich und eigenthümlich sind, eine liebe Beschäftigung, und der Umgang mit dem Volke bot dazu die reichste Gelegenheit. Leider ruhen sie noch in der Mappe, ein reicher verborgener Schatz.

Mit dem Jahre 1821 begann W. O. von Horn, damals unter dem Namen: F. W. Lips (Lips war sein Studentenname mit seinen, größtentheils historisch-romantischen Erzählungen hervorzutreten, und als man endlich erfuhr, wer dahinter stecke, schwieg er lange, und trat dann mit seinem „Friedel" (eine Volksgeschichte) als W. O. von Horn hervor, welchen Namen er behielt.

Wie trefflich er in diesem Friedel den Volkston anzuschlagen verstand, beweisen wohl am besten die verschiedenen großen Auflagen, die sich in wenigen Jahren nöthig machten. Im Jahre 1846 begann er die „Spinnstube," einen Volkskalender, der er ganz allein schreibt. Keiner von all' den vielen illustrirten und nicht illustrirten Kalendern Deutschlands hat eine so allgemeine und große Verbreitung, namentlich im Süden unseres Vaterlandes gefunden, wie dieses von L. Richter hübsch illustrirte Büchlein. Gleich großen Beifall, wenn auch nicht die enorme Verbreitung der Spinnstube, fand der Separatabdruck der Erzählungen aus der Spinnstube, den er unter dem Titel: „Rheinische Dorfgeschichten" und „des alten Schmidjacobs Geschichten" in Frankfurt erscheinen ließ. Eine Auswahl kleinerer Erzählungen und Biographien erscheint seit zwei Jahren in Wiesbaden; auch unsere Gartenlaube hat sich vieler Beiträge zu erfreuen. Die meisten seiner Erzählungen sind in's Französische, Holländische und Englische übersetzt und außerdem vielfach nachgedruckt.

Man hat Horn öfter vorgeworfen, er schreibe so viel. Vielleicht ist doch dieser Vorwurf falsch. Die Erzählungen (11 Bände sind nicht neu. Es sind die Wiederabdrücke seit 1820 gefertigter, verschiedener Arbeiten. Die Schmiedjakobsgeschichten sind ebenfalls nur Wiederabdrücke aus der Spinnstube, ohne neue Zuthaten. Die Spinnstube ist immer auf zwei bis drei Jahre vorausgeschrieben, weil der kunstreiche Illustrator sie vor sich liegen und Zeit dazu haben will. So können also Jahre kommen, wo O. W. von Horn nicht einmal eine Spinnstube schreibt. Ueberdies hat er, und das wissen seine zahlreichen Freunde, die Gabe leichten und raschen Schaffens. Und dies Schaffen findet nur in den Stunden von acht Uhr Abends bis Mitternacht statt, weil der Tag ganz seinem heiligen Berufe gehört. Sechzehn Jahre lebte er in Manubach in diesem stillen, verborgenen Rheinthale, in glücklicher Ehe, im Kreise heranblühender Kinder. Im Jahre 1835 wurde er nach Sobernheim als Pfarrer und Superintendent berufen, wo er zu Stunde noch lebt und wirkt.

Die große Kunst Horn's, die ihm beim Volke so sehr beliebt macht, besteht hauptsächlich darin, — und außer Höfer besitzt wir keinen deutschen Autor, der ihm darin gleich käme —, daß er mit den einfachsten, schmucklosesten Mitteln das Gemüth des Lesers zu packen und zu rühren versteht. Horn ist weder in seinen Erfindungen und Situationen neu und originell, noch weiß er die Nerven à la Sue und Dumas auf die Folterbank der Erwartung zu spannen, aber seine Kenntniß des menschlichen Herzens, die echte Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, die alle seine Erzählungen durchweht, sein tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne und die einfache, fast naive Weise seiner Form, die in seltenem Grade beherrscht, machen ihn zu einem Lieblingsschriftsteller des Volkes, der überall gelesen wird, wo Gemüth und Treuherzigkeit noch Anklang finden. Wollte Horn dann und wann etwas kräftiger und entschiedener auftreten und sich der heiligsten Interessen des Volkes mehr annehmen, er würde bald auch denen ein sehr willkommener Gast sein, die ihm jetzt allzugroße Weichheit und Indifferentismus vorwerfen. Das Talent des echten Volksschriftstellers hat er wie wenige neben ihm.

Schiffstagebuch einer Fahrt von Bremen nach New-York.

Tausende schiffen jährlich aus Deutschland über den großen Ocean nach Amerika hinüber und Abertausende möchten ihnen folgen. Einige stellen sich eine solche Reise als etwas Entsetzliches vor, Andere halten sie für eine Spazierfahrt sobald das Schiff nicht untergeht.

Wir sind im Stande, ein vollständiges treues Tagebuch einer Fahrt mit einem Auswandererschiffe vorzulegen, das eine richtige Vorstellung von einer solchen Reise geben wird, da es weder in's Schwarze, noch in's Schöne malt, sondern einfach die Tagesereignisse und den Küchenzettel angibt:

Länge des Schiffes 183 Schritt; Breite 35. Passagiere 267.

8. Aug. 1854. Auf das Schiff, das früh um 7 Uhr bestiegen werden soll, können wir erst Abends um 8 Uhr. 3 Matrosen sind betrunken; es kommt fast zur Schlägerei; der Steuermann handhabt bereits die Handspeichen. — Abends Thee, Butter und Brot.

9. Aug. Das erste Mal auf dem Schiffe geschlafen; im Hôtel gefrühstückt. Unterdessen haben sich wieder 4 Matrosen betrunken, die allerlei Rohheiten begehen, bis der Steuermann sie mit Tauenden blutig behandelt. Abends erscheint ein Polizeibeamter, um nach einem Diebe zu suchen. — Fastag, da das Schiff noch nicht zum Kochen eingerichtet ist. Abendd Thee ohne Brot.

10. Aug. Früh um 2 Uhr erscheint ein Polizeibeamter mit mehreren Gensd'armen, um nochmals nach dem Diebe zu suchen, der gefunden wird und den einige Matrosen frei mit nach Amerika bringen wollten. — Mittags Reis und Fleisch, doch nicht zum Sattwerden; Abends Thee.

11. Aug. Wir liegen noch immer auf der Rhede. Ein Kind erkrankt. — Früh Kaffee; Mittags weiße Bohnen; Abends Thee.

12. Aug. Früh um 2 Uhr kommt der Kapitain an Bord; um 5 Uhr wird der Anker gelichtet. Günstiger Wind. Gegen 10 Uhr auf der Höhe von Wangeroog. Der Lootse verläßt uns. Gegen Abend erscheint Helgoland. Die Passagiere sind meist ausgelassen lustig, aber sehr bald stellen sich die ersten Zeichen der Seekrankheit ein, die zu vielen komischen Auftritten Veranlassung geben. Nur 12 sind nicht seekrank; die übrigen liegen in ihren Kojen und erleichtern den Magen. Entsetzlicher Geruch. Der Wind frisch; das Schiff schaukelt bedeutend. An Essen wird nicht gedacht.

13. Aug. Syrup in den Kaffee, um die Magenerleichterung zu befördern, wird aber allgemein über Bord gegossen. Die Meisten noch seekrank. — Mittag Plumpudding, d. h. Mehl mit Wasser und Fleischbrühe in einem Sack von Segeltuch gekocht. Guten Appetit!

14. Aug. Dichter Nebel; rauhe Luft. Frauen und Mädchen immer noch seekrank; die Männer lustig. Gegen Abend zeigt sich sehr undeutlich England. — Mittags Reis und Rindfleisch. Das schwarze Brot mag Niemand mehr essen. Zum schlechten Wasser Essig.

15. Aug. Windstille; die Zeit fängt an lang zu werden; das Meer fast ganz ruhig. Ein Haifisch unterhält uns, der um das Schiff herum schwimmt. Die Seekrankheit schwindet mehr und mehr. — Weiße Bohnen und Schweinefleisch. — Abends früt zwei Schiffe in Sicht.

16. Aug. Die Schiffe sind verschwunden. Der Hai stellt sich wieder ein. Windstille; das Schiff steht; die Segel hängen schlaff herab. Seemöven zeigen sich und Seegewächse mit gelben Blumen. Gegen Abend England deutlich sichtbar, darum Tanz auf dem Deck. — Sauerkraut und Speck.

17. Aug. In der Nacht Wind; Angesichts des Landes hoffen wir ein Schiff ein. Nachmittag steht das Schiff fast still, so daß wir das Land mit Muße besehen können. Ich versuche Seegewächse und Weichthiere zu fangen. Abends Tanz. — Große Graupen und Schweinefleisch.

18. Aug. Es regnet was vom Himmel herunter will; das Wasser dringt in das Zwischendeck. Das kranke Kind stirbt und wird in das Meer gesenkt. Nachmittag erscheint ein Boot und fragt nach dem Namen des Schiffes und Kapitains, angeblich für den Fall, daß das Schiff im Kanale verunglücke. — Erbsen wie Flintenkugeln; zu dem schlechten Wasser Zucker.

19. Aug. Feuersgefahr, da durch die Unachtsamkeit des Zwischendeckkochs glühende Kohlen auf das Deck gefallen waren und dies zu brennen anfing. Einfahrt in den irischen Kanal, so daß wir, allerdings bei großer Kälte, rechts und links die Küste mustern können, die sehr unwirthlich aussieht und nur hier und da Häuser oder bebautes Land, dagegen viele Heerden und — Klippen zeigt. Gegen 50 Blackfische, fast so groß und dick wie Esel, ziehen weiter. Mittag Windstille, nach vier Stunden Sturm, daß alle Segel eingezogen werden müssen. Die Seekrankheit stellt sich wieder ein. Eine kleine Revolte. Ein junger Mann machte sich an ein Mädchen, sehr grob, das sich bei dem Kapitain beschwert. Der Zudringliche wird gebunden und in die Kajüte gesteckt; seine Freunde wollen ihn befreien; der Kapitain tritt mit zwei Pistolen hinzu und droht, jeden niederzuschießen, der nicht Ruhe halte. Das hilft. Die Andern bringen dem Kapitain ein Hurrah. Spritzwellen springen herüber und hinüber und geben unverlangt Bäder. — Reis und Rindfleisch.

20. Aug. Heftiger Wind und Regen. Seit dem letzten Abend sind wir im großen Oceane. — Erbsen und Speck.

21. Aug. Niemand hat geschlafen wegen Sturmes; die Kisten schlagen sich los und rollen im Zwischendecke umher, die Leute in den Kojen übereinander, wenn sie sich nicht festbinden. Das Meer donnert; die Wogen steigen haushoch. Die Seekrankheit wird wieder stark. Unterdeß wird eine Frau entbunden. Der Kartoffelvorrath schwimmt in seiner eignen Fäulniß und der Kapitain erlaubt deshalb Jedem so viel Kartoffeln zu nehmen, als er will und sie zu kochen. — Reis und Rindfleisch.

22. Aug. Das Schiff fliegt durch das Wasser, als habe es Flügel. Man erwartet Sturm. . Allgemeine Kartoffelkocherei. . Niemand mag mehr Salzfleisch.

23. Aug. Sturm, so daß man sich auf dem Deck nur kriechend fortbewegen kann. Alles rollt und stürzt über einander, auch das Angebundene wird losgerissen. Zu Essen nichts, da nicht gekocht werden kann, denn das Schiff wird so stark herüber und hinüber geworfen, daß nichts in den Kesseln bleibt.

24. Aug. Der Sturm legt sich; es regnet stark; der Wind ist günstig. — Weiße Bohnen und Rindfleisch.

25. Aug. Die Leute essen übermäßig Kartoffeln. Das Wasser (zum Trinken) wird grün und fleckig, darum Essig dazu.

26. Aug. Langeweile, da sich Alles gleich bleibt. Die Leute wollen kein Rindfleisch mehr und werfen es über Bord, wie das schwarze Brot.

27. Aug. In Folge des Kartoffelessens Anfälle von Cholera. . Eine gewaltige Welle schlägt in's Zwischendeck. Heftiger Wind. . Auf dem Deck steht das Wasser knietief. — Sauerkraut und Rindfleisch.

28. Aug. Noch immer starker Wind. Auf dem Deck bricht ein Mann das Bein, das ein mitfahrender Barbier wohl oder übel zusammenflickt. Der Arme muß nun mit den Schmerzen sich in der Koje herumwerfen lassen. Zank zwischen einem Liebespaare, in den sich Viele mischen. — Reis ohne Fleisch.

29. Aug. Der Wind legt sich etwas. Ein junges Mädchen wird endlich krank aus Angst vor dem Meere. . Ein Matrose stürzt von der obersten Raa in's Meer und wird mit Mühe gerettet, da das Meer hoch geht. — Weiße Bohnen und Rindfleisch, doch nicht für Alle, da ein Kessel beim Schaukeln umgeschlagen ist.

30. Aug. Der Wind noch immer stark; es ist so kalt, daß man Schnee erwartet, weil wir sehr weit nach Norden getrieben sind. Wir können nur mit drei Segeln (statt 30) fahren. Die Wellen bäumen sich vor dem Schiffe auf, daß wir nur langsam weiter kommen. — Das junge Mädchen stirbt und wird gegen Abend in's Meer gesenkt. Eine blaue Flagge mit weißen Sternen war ihr Leichentuch. — Reis und Rindfleisch.

31. Aug. Langeweile. Ich zeichne den Steuermann. — Erbsen und Schweinefleisch.

1. Sept. Eine stürmische unruhige Nacht. Das Meer sieht aus, als kämen auf ihm unendliche Reihen von Bergen gezogen. Es macht sich ein Gefühl bemerklich, das ich eine Art von Heimweh, d. h. Sehnsucht nach dem festen Lande nennen möchte. — Graupen und Rindfleisch; die ersten angebrannt.

2. Sept. Windstille; das Schiff rührt sich kaum von der Stelle. Ueberall lange, verdrießliche Gesichter. — Sauerkraut.

3. Sept. Große Wäsche. So gelind, daß man es eine Stunde auf dem Deck aushalten kann. — Reis und Speck. — Pflaumen und Speck ausgetheilt.

4. Sept. Günstiger Wind; das Schiff schießt pfeilgeschwind dahin und so ruhig, daß es kaum wankt. Früh Nebel; später viele fliegende Fische. — Weiße Bohnen und Rindfleisch.

5. Sept. Der Wind springt fortwährend um, endlich hört er ganz auf. Ein Nordlaper, etwa 30 Fuß lang, unterhält uns. Das Schiff steht. — Erbsen und Schweinefleisch.

6. Sept. Das Schiff steht noch immer; es regnet stark, ist aber bedeutend wärmer geworden. Mit großem Jubel wird ein Dampfschiff begrüßt, das nach Liverpool segelt. Schon der Gedanke, daß in der Nähe menschliche Wesen sind außer uns,

hat etwas Wohlthuendes. — Reis und Rindfleisch, Schwarzbrot, obgleich Niemand es will.

7. Sept. In der Nacht ist das Schiff wie toll vor dem Winde hergejagt. Mittags steht es wieder. Ein Dreimaster zeigt sich, der unsern Curs hat. Das Meer liegt da, wie ein Spiegel; der Himmel ist wolkenleer. Ich freue mich, wie ein Kind auf einen Sonnenaufgang am andern Morgen und Abends auf den Mondenschein. — Erbsen und Rindfleisch, auch Häringe.

8. Sept. Der Sonnenaufgang nicht zu sehen, da Wolken in Osten stehen. Ein Zweimaster in Sicht. Die Matrosen lüften ihren Sonntagsstaat, — kommen wir bald an? — Sauerkraut und Schweinefleisch.

9. Sept. Gute Nacht. Um 1 Uhr Mittags plötzlich, ohne alle Anzeichen heftiger Sturm, daß alle Männer mit zugreifen müssen, um so rasch als möglich die Segel einzuziehen. Uns zur Seite ein Dreimaster, der von dem Sturme entsetzlich herumgeworfen wird; Segel von ihm fliegen fort. Gegen 9 Uhr Abends läßt der Sturm nach, setzt aber in widrigen Wind um. — Reis; Rindfleisch nimmt Niemand, da es entsetzlich salzig ist, bitter schmeckt und grün und gelb aussieht. Essig und Butter wird vertheilt.

10. Sept. Schlechte Nacht, da das Schiff gewaltig schwankt. Wann gibt es wieder einmal einen ruhigen Schlaf? Gegen Morgen wird eine Frau von einem Kinde entbunden, nachdem sie 48 Stunden in Wehen gewimmert. . Gegen Abend schauerliche Vorbereitungen, — der Kapitain erwartet nochmals Sturm. — Weiße Bohnen und Speck.

11. Sept. Eine traurige Nacht. Der Sturm brach los. Das Schiff krachte und stöhnte, als wolle es jeden Augenblick aus den Fugen gehen; die Wellen spielen Haschens über das Verdeck; im Zwischendeck steht das Wasser; die Raaen tauchen 4—5 Ellen tief in's Meer; die Matrosen können die Segel nicht bewältigen; zerrissene Taue schleudern herüber und hinüber und schlagen unter Andern einen Matrosen blutig. Der Mond steht aus, wie eine steigende und fallende Leuchtkugel, da die haushochgehenden Wogen das Schiff bald heben, bald senken. Gegen Morgen erst legt sich der Sturm und es wird heil. Den ganzen Tag bleibt der Wind stark und das Meer aufgewühlt. Es ist eine Kunst auf dem Deck zu gehen ohne zu fallen. . Ein Zweimaster in Sicht. — Spät Graupen; Fleisch mag Niemand.

12. Sept. In der Nacht liegen alle wie im Todtenschlafe, da es ruhig ist und alle ermüdet und von der Aufregung abgespannt sind. Den Tag über guter Wind; nichts Ungewöhnliches. — Erbsen und Rindfleisch.

13. Sept. Wir holen einen Dreimaster ein und sind im Golfstrom, da wieder Seegewächse sichtbar werden. Schönes Wetter, guter Wind. Ich bleibe eine halbe Nacht auf dem Deck, da das Meer wunderbar schön leuchtet; aus der Schiffsspur fliegt es wie Funken auf aus einem Schmiedefeuer. . Die Habseligkeiten des Kapitains und der Steuerleute werden gelüftet; sie sagen, wir wären bald am Ziel. . Der Wind wird wieder stärker. — Sauerkraut.

14. Sept. Wieder so starker Wind, daß man sich an Seile anhalten muß, wenn man auf dem Deck bleiben will; dazu springen häufig Wellen über's Deck, daß man rasch zu laufen hat, um ihnen unburchnäßt zu entkommen. . Zwei Schiffe, die von Amerika kommen. — Reis und Rindfleisch.

15. Sept. Wieder konnte wegen Schwankens des Schiffes Niemand schlafen. Wir sind nochmals im Golfstrom, denn das Wasser ist ganz warm. — Erbsen, Speck und Häring.

16. Sept. Noch sechs Tage! So heißt es. Klarer Himmel, aber fortwährend Spritzwellen über's Deck. — Weiße Bohnen und Rindfleisch.

17. Sept. Das Schiff geht schnell und ohne Schwanken; früh schien der Himmel im Feuer zu stehen. . Eine Frau fällt von der Zwischendeckstreppe und bricht einen Arm. Unbeschreiblich schönes Abendroth. Dicht neben uns ein Dreimaster. . Die Geduld ist so ziemlich zu Ende. — Sauerkraut und Speck.

18. Sept. Guter Wind; warmes schönes Wetter. Schaaren von fliegenden Fischen. — Reis und Rindfleisch.

19. Sept. Fast Windstille; heiß; die Leute suchen die Langeweile zu verschlafen. — Erbsen und Speck.

20. Sept. In der Nacht stark ein Kind, das Vormittags in's Meer gesenkt wird. . Wir sehen vier Schiffe, eins nach Bremen ganz in der Nähe. Den ganzen Tag bis gegen Abend im Golfstrom. — Sauerkraut.

21. Sept. Einzelne Landvögel kommen auf das Schiff, eine Art Hänflinge, und werden gefangen. . Wieder Spritzwellen.

22. Sept. Streitigkeit, fast Schlägerei wegen des Brotes; alle wollen Weißbrot und sollen doch auch etwas Schwarzbrot nehmen. Es kommen mehr und häufiger Landvögel, die gefangen werden. . Zwei Kinder starben und wurden mitelnander versenkt. — Sauerkraut und Rindfleisch.

23. Sept. Beim klarsten Himmel der wundervollste Sonnenaufgang; das Meer liegt da und glänzt wie ein Spiegel; es ist sehr warm. Ein Seekrebs unterhält uns. Noch 600 englische Meilen! — Reis und Fleisch. Speck und Syrup wird vertheilt.

24. Sept. Wir fahren bald östlich, bald südlich; der Wind setzt fortwährend um; die Matrosen müssen die Segel alle Viertelstunden anders richten; wir drehen uns buchstäblich im Kreise. Früh ein Schiff in Sicht, später zwei. — Linsen und Speck.

25. Sept. Das Land muß nahe sein. Eine Schleierwolke kam auf das Schiff und blieb ziemlich lange, obgleich Alle mit Kohlen nach ihr warfen, auch Landschwalben erschienen; Seekrebse haben uns fast gar nicht verlassen. Ein Schiff ist vor uns; wir holen es ein, es ist die „Carolina" aus Bremen mit Auswanderern. Abends leuchtet das Meer wieder, ein Anblick, der nicht zu beschreiben ist. — Reis und Rindfleisch.

26. Sept. Ein Baumstamm mit Aesten und Blättern kommt geschwommen. Ich weiß nun, wie es Columbus auf seiner Fahrt bei einem solchen Anblick zu Muthe war. Wenn man es liest, kann man es nicht so fühlen. Zwei Schiffe. Ein Kind stirbt. — Erbsen wie Kugeln.

27. Sept. Das Kind wird in's Meer gesenkt. Das Meer leuchtete in voriger Nacht wieder herrlich, aber das Schiff kam kaum von der Stelle. Seit drei Tagen ist es so heiß, daß es in dem Schiffe nicht auszuhalten ist. Viele schlafen auf dem Deck, bis sie der starke Thau doch hinuntertreibt. Beim großen Rat zeigen sich gleichsam drei große Feuersäulen, wie ein wirbelnd kommnes Nordlicht. Windstille. Zahllose Blackfische umschwärmen unser Schiff. — Erbsen und Rindfleisch.

28. Sept. In der Nacht erhebt sich der Wind, früh deshalb großer allgemeiner Jubel, aber wir segeln südlich und es ist so kühl, daß man kaum auf dem Decke bleiben kann. Ein Boot zeigt sich; allgemein glaubt man, es sei der ersehnte Lootse, kann aber so dichter Nebel, daß man nicht zwanzig Schritte weit sehen kann. Deshalb wird Wache ausgestellt. Abends verzieht sich der Nebel, die Sterne treten hervor und es blitzt. Das Seekbleí wird angeworfen. — Graupen und Rindfleisch.

29. Sept. In der Nacht wieder eine Frau durch ihren Mann von einem Knaben glücklich entbunden. „Das Schiff stieß durch die Wellen." Ein abgebrochener Mast mit Takelage schwimmt vorüber. Es ist kalt. — Sauerkraut und Schweinefleisch.

30. Sept. Der Steuermann schlägt die Vorrathskammer auf, ein gutes Zeichen. Alles wird ausgegeben bis auf Reis und drei Tage. Selbst die Matrosen haben die Fahrt zum Ueberdruß. Es stirbt noch ein Kind. Eine Brigg segelt in Büchsenschußweite vorüber unter entsetzlichem Schwanken. Der Wind bläst sich, o weh! Das Kind wird begraben.

1. Okt. Jeder bekommt so viel Wasser, als er haben will. Acht Schiffe in Sicht, darunter mehrere kleine. Eins kommt heran, es ist ein Lootsenboot — rothe Flagge mit schwarzen Kreis. Der Lootse steigt an Bord, ein Mann, fein, als wollte er zu Balle gehen. Die Ankerketten werden gehoben und zurechtgelegt — wer beschreibt das Gefühl! Die „Carolina" ist wieder bei uns. Halb zwei Uhr Nachmittags erblicken wir in Nordwesten Land, eine Hügelkette, und ein dreimaliges Hurrah ertönt. Gegen sieben Uhr rasseln die Anker nieder und wir können trotz des Regen das Land, die zahllosen Schiffe und die Lichter betrachten, welche New-York andeuten. — Noch einmal weiße Bohnen und Rindfleisch.

2. Okt. Alle Strohsäcke fliegen über Bord; ein Dampfer bringt uns an's Land, an's Ziel!

Die Weltgeschichte in Schuhen und Stiefeln.

Geht man der Geschichte etwas näher auf den Leib, so bemerkt man zu nicht geringer Ueberraschung, daß wir die schlagendsten Kommentare der Weltgeschichte an den Beinen an uns herumtragen, denn die großen Perioden der Weltgeschichte haben ihren sicht- und fühlbaren Ausdruck in der Fußbekleidung gefunden. Man muß hierbei unter Weltgeschichte nicht den Wechsel der Dynastien, Reiche, Schlachten und dergleichen Zufälligkeiten verstehen, sondern die Umwandelung der Gesinnung, Denk- und Lebensweise der Völker, die sich ihr Recht trotz Rechnungen, Bauchstücken, Scheiterhaufen und Bastillen verschafft. Um dies an einem Beispiele nachzuweisen, verfolgen wir die Geschichte der Fußbekleidung. Siehe da, die drei großen Perioden des weltgeschichtlichen Lebens finden wir in Schuhen und Stiefeln wieder; denn die Völker des Alterthums gingen auf Sandalen, das Mittelalter hat Schuhe, seit dem dreißigjährigen Kriege tauchen Versuche im Stiefeltragen auf, und seit der französischen Revolution trägt man Leederstiefeln.

Soll dies Zufall sein? Gewiß nicht. Burmeister hat in seinem geistreichen Aufsatze „über den menschlichen Fuß" nachgewiesen, wie der Fuß den Menschen im Gegensatz zum Thiere charakterisirt, wie er aber auch den einzelnen Menschen individualisirt, und der Charakter des Einzelnen angedeutet wird in der Art, wie er für sein Schuhwerk sorgt. Es muß in der Schuhmacherei ein welthistorischer Zug liegen, denn der Schuster Simon in Athen war ein intimer Freund des Sokrates und Perikles, welcher letztere ihn gar zu seinem Privat-Geheimerath zu machen strebte, doch Simon wollte „seine Freiheit nicht verkaufen." Ein andrer gelehrter Schuster wurde Bürgermeister zu Rom und der erste Rechtsgelehrte seiner Zeit, der Schuster L. Balbuin wurde die Zierde und der Mitgründer der Universität Florenz; unser poetischer Landsmann Hans Sachs ist der erfindungsreichste aller deutschen Dichter und war Streitgenosse Luther's; Jac. Böhme aus Görlitz gehört zu den tiefsten Denkern unseres Volkes; G. Fox gründete die Religionssekte der Quäker oder Kinder des Lichts, die auch in Danzig durch Schuster Eingang fand, und Renge hatte die Stützen seiner Gemeinden vorzugsweise unter den Schustern.

Kein anderes Gewerk kann sich solcher welthistorischen Mitglieder rühmen, keines berechtigt uns so sehr zu dem Glauben, daß wir auf welthistorischem Boden stehen, wenn wir Schuhe oder Stiefeln angezogen haben, daß in der veränderten Fußbekleidung wir Errungenschaften an uns tragen, die man nicht wegreviriren wird. Es ist kein Zufall, daß die Völker des heidnischen Alterthums in Sandalen, ohne Rock und Hosen umherliefen, wegegen die germanischen Völker mit Hosen und Schuhen auf der Schaubühne der Weltgeschichte erscheinen, die Revolution aber lange Hosen, Stiefeln und Rock zur gleichmachenden Kleidung macht. Doch wir wollen uns nicht in Redensarten ergehen, sondern die Sache selbst reden lassen, damit sich Jedermann überzeuge, wie viel Humor in der Situation steckt, wenn Jemand gegen die Revolution eifert, und ihre Errungenschaften und Abzeichen doch am Leibe mit sich herumträgt.

Die Völker des Alterthums standen noch auf der Stufe der Natürlichkeit und Sinnlichkeit, daher ihre sinnliche Naturreligion, ihre gesellschaftliche Ordnung nach Familien und Stämmen. In Folge hiervon nahmen sie am Nackten keinen Anstoß, sondern trugen Arme und Beine mehr oder minder unverdeckt vom Mantel oder hemdartigem Kleid. Sie wollten den Fuß nicht verhüllen, sondern ihn nur schützen und schmücken. Königinnen und Fürstinnen gingen bis auf die Fußsohle barfuß, nicht minder Herzöge, Marschälle, Großhändler, Bürgermeister, Tagelöhner und Kuhhirten. Erforderte es die Jahreszeit, so waren Lappen an der Sandale angebracht, um den Fuß zu umwickeln, aber einen eigentlichen Schuh trug man nicht. Reich und Arm unterschied sich blos durch das Material der Sohle, die aus Binsen, Bast, Holz, Leinewand oder Leder verfertigt wurde, und durch den Schmuck der farbigen Bänder, mit denen man die Sohle am Fuße befestigte. Diese Bänder waren ähnlich wie bei uns die Schlittschuhriemen an der Sohle angebracht; das Hauptband wurde zwischen den beiden ersten Zehen hindurchgezogen, ging durch die Oehre der andern Bandstücken und schnürte sie fest, oder man wand die verschiedenen Bänder am Knöchel bis zur Wade hinauf. Ein Schmuck war es, diese Bänder mit Geschmack um den Fuß zu winden, kostbare Stoffe und prächtige Farben dazu zu wählen oder sie gar mit Perlen und Edelsteinen zu sticken. Solchen Luxus und solche Unterschiede dulden die demokratischen Stiefeln nicht; denn ein blanker Stiefel ist so viel als ein andrer, und Wichse so billig, daß der Proletarier mit dem Millionär hierin konkurriren kann. Dies ist das Egalisirungsprincip der Stiefeln, die nur einen Unterschied netterer Formen und echterer Waare zulassen, was aber wenig in die Augen fällt, da der Verwalter einen eben so netten Stiefel tragen kann, als der Herr Graf; aber mit Perlen und Gold könnte er das Oberleder nicht sticken lassen.

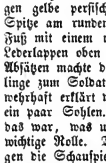
Sehen wir uns die alte Geschichte im Sonntagsstaate an, so zeigt sie uns mit stolzem Behagen die Pyramiden und riesigen Königspaläste Egyptens, die meilengroßen Palaststädte Babylon und Ninive, die säulenreichen Tempel und Statuen Griechenlands, die luxuriösen Landhäuser und Kaiserpaläste Roms; aber überraschen wir sie im Negligée, so sieht sie ziemlich ärmlich aus, denn sie hat nur Sohlen und ein wollenes oder baumwollenes Hemd den Völkern gebracht. Nur auf Reisen oder Feldzügen trug man eine Kopfbedeckung. Wie anders erscheint uns ein Achill, ein Alexander, eine Themistokles ohne Hut, Hosen, Rock und Stiefeln! Welche unserer Damen würde es wagen, diese Ideale anzusehn! Der viel bewunderte Staatsmann Perikles ging oft sogar barfuß auf den Markte spazieren; Demosthenes wie Cicero deklamirten ihre Reden mit nackten Armen, sprangen mit nackten Beinen auf der Rednerbühne hin und her und aßen statt mit Messer und Gabeln mit der Hand aus dem Brateteller, daß ihnen das Fett die Finger entlang lief. Welcher Minister, welcher Parlamentsredner wagt es, hierin sein Vorbild nachzuahmen! Se haben sich die Zeiten verändert! Nicht einmal die Philologen, die das Alterthum so unübertrefflich klassisch, die nur im Alterthum Geschmack und Schönheitssinn finden, wollen in bloßem Kopfe und barfuß gehen, wie Plato und Sokrates, Herodot und Sophokles, Livius und Cornelius Nepos es thaten. Ja sie sind so sehr von ihrem Princip, am Alterthum Alles zu bewundern, abgefallen, daß sie den Anstand verletzt glauben, wenn bei ihren Schülern etwa durch eine Spalte in den Hosen oder Stiefeln ein Stück Antike, ein Viertelzoll Mensch oder Humanität durchschaut. Freilich mochte auch kein Weiser des Alterthums ahnen, daß das Hosenstrassieren ein vielvermögendes Erziehungsmittel und das Hosenanlieben eine amtliche Bierprobe werden könnten. Bekanntlich wurde im gewissenhaften Nachmittelalter von Rechtswegen das Bier auf die Art erprobt, daß mit ihm eine Bank begossen wurde, auf welche sich die Commission der Rathsherren setzte. Kleben die Hosen an, so war das Bier gut; doch mag das Kleben- und Sitzenbleiben wohl noch einen andern Grund gehabt haben, da es Vielen noch in unseren Zeiten da paßirt, wo es schmeckt.

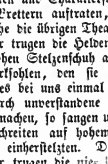
Wir wollen indeß nicht ungerecht gegen das ungefiselte Alterthum sein, denn es wußte mit seinen Sohlen doch viel Koketterie zu treiben, wußte sie zum Abzeichen der menschlichen Lebensordnung zu machen. Wir haben Sonntags- und Alltagskleider, der Hebräer hatte Sonntags- und Alltagsschuhsohlen; der Medenarr heftete Schellen an dieselben, um sich bemerklich zu machen, der zärtliche Liebhaber heftete das Portrait seiner Angebeteten in Metall gravirt unter die Sohle, um die Erde mit dem Abbilde der Dame seines Herzens zu betreten, Diener mußten der Herrschaft oder dem vornehmen Gaste die Schuhriemen auflösen, ein Schuh ward als Unterpfand bei Kaufkontrakten abgegeben, gewissermaßen als Stempelbogen, bei Trauer und an heiligen Orten legte man die Sohlen ab und ging barfuß, wie David, als er vor Absolon floh, und wen man für ehrlos erklärte von Rechtswegen, dem verbot man, Sandalen zu tragen. Wer Jemandem die Sohlen nachtrug, stellte sich unter dessen Botmäßigkeit. Im bürgerlichen, im Rechts- und Kirchenleben spielte die Schuhsohle

bei den Juden eine bedeutungsvolle Rolle, weshalb der bibelfeste Yankee seine persönliche Unabhängigkeit auf orientalische Weise mit den Worten ausdrückt: in eignen Schuhen stehen, womit er aber jedenfalls geborgte nicht ausschließen will, denn seine kaufmännische Existenz ist ja Kredit.

Der persische Reiter konnte mit den bequemen Sohlen nicht auskommen, sondern befestigte größere Lederlappen daran, um diese wie eine Art Schnürstiefelchen am Fuße bis zur halben Wade hinauf zu befestigen. Wie in China aber die Geister in die Formen des Althergebrachten eingeschnürt wurden, wie eine altklug Beamtenherrschaft das ganze Volksleben bis zur Verkümmerung einknebelte, so ward in diesem Lande auch jener pferdehufartige derbe Schuh Sitte, der das Wachsthum des Fußes hemmte und ihn zu einem Klumpfuß umgestaltete. Nichts ist bezeichnender für den chinesischen Beamtenmechanismus als der Klumpfuß, der zum Gehen ohne stützende Diener unfähig macht, der den Körper verstümmelt und das Gesetz der lebendigen Bewegung entstellt.

Was sich dagegen aus einer Sohle machen läßt, haben die Griechen gezeigt, die nur im Kriege und auf der Jagd das untere Bein mit Leder umwickelten und somit Stiefeln improvisirten. Wie die Noth den Menschen erfinderisch macht, so tauchte auch bei schlechtem Wetter und Schmutz in den griechischen Köpfen die Ahnung auf, daß das Fußwerk einer praktischen Verbesserung möglich sei, denn an den Schmutzschuhen brachten sie an der Ferse eine Kappe an, wogegen der übrige Fuß unbeschützt blieb. Wenn der Sklave des menschlichen Anrechtes auf Sandalen Verzicht leisten und barfuß gehen mußte, so hingen Stutzer einen silbernen Halbmond als Zierde an die Sandalen und Frauen trugen gelbe persische Pantoffeln, mit einer aufwärts gerichteten Spitze am runden Vorderende. Andere Damen bekleideten den Fuß mit einem netzartigen Schuh aus Stricken oder schnürten Lederlappen oben bei den Knöcheln zusammen. Auch Versuche zu Abjätzen machte das erfindungsreiche Volk. Wenn bei uns Jünglinge zum Soldaten ausgehoben werden, zum Beweis, daß sie für wehrhaft erklärt werden, so erhielten die spartanischen Jünglinge ein paar Sohlen. Auch im Theater, welches bei den Griechen das war, was uns die Kirche ist, spielte die Schuhsohle eine wichtige Rolle. Da man noch keine Theaterzettel hatte, so trugen die Schauspieler Charaktermasken und Charakterfohlen. Sobald Helden und Götter auf den Brettern auftraten, erforderte es die Sitte, daß sie an Körperhöhe die übrigen Theaterpersonen übertragen. Daher trugen die Helden der Tragödie einen handhohen Stelzenschuh aus übereinandergelegten Korksohlen, den sie Kothurn nannten, und da es bei uns einmal Sitte war, triviale Dinge durch unverstandene Namen zu hochpoetischen zu machen, so sangen unsere Dichter vom Einherschreiten auf hohem Kothurn, wenn sie auf pomphaften Phrasen einherstelzten. Die Komiker und Tänzer der griechischen Theater trugen die niedrige Schuhsohle des an bunten Bändern reichen Seccus, die man zierlich um den Fuß schlang.





Die Römer als praktisch verständiges Volk wußten aus der Schuhsohle auch ein brauchbares Ding zu machen, denn die griechische Sohle war trotz der schönen Verzierungen eine ziemlich unbequeme Fußbekleidung bei schlechtem Wetter und auf schlechtem Wege, denn die Straßen der Städte waren ungepflastert.

Die Römer bilden in der Geschichte den Uebergang zu den germanischen Völkern, daher findet man bei ihnen nebenbei mancherlei Einrichtungen und Gewohnheiten, welche bei den Germanen volksthümlicher Gebrauch waren, welche auch umgekehrt Manches von den Römern annahmen und in nationaler Weise weiter entwickelten. Daher dürfen wir uns gar nicht wundern, wenn wir neben der Sohle bei den Römern eine Art Schuh und Halbstiefel in Gebrauch finden, obschon sie von unserem Schuh und Halbstiefel noch sehr verschieden sind, da ihnen die Kappe an der Hacke u. a. fehlt und sie eigentlich nur lederne und eiserne Gamaschen blieben. Der Bauer und Tagelöhner trug hölzerne Pantoffeln, deren er sich bei Kirmeßvergnügen statt der bei uns gebräuchlichen Stuhlbeine und Bierflaschen bediente, der Soldat schnallte, wenn er Lanzenwerfer war, vor den linken vorgesetzten Fuß einen eisernen Schienbeinpanzer, fecht er dagegen mit dem Schwert, so schirmte er den rechten Fuß, wie Aehnliches bei einigen griechischen Stämmen Sitte war. Fuhrleute, Bauern und Bergbewohner steckten ihre Füße in ein halbstiefelartiges Futteral von ungegerbtem Leder; dagegen war der Mulleus der Nationalschuh, denn diese schuhartige Fußbekleidung diente als Abzeichen der Stände und Würden und wurde bei großen Feierlichkeiten getragen. Die beiden Präsidenten, Oberrichter und höchste Polizei der Republik schritt zwar ohne Hosen einher, hatte die Füße dagegen mit Pantoffeln von rothem Leder geschmückt, hinter ihnen sah man die Senatoren mit Halbstiefeln, Priester in weißen Schuhen, worauf die Plebejer auf Schuhsohlen oder Holzpantoffeln nachklapperten. Auch durfte nur der Adel mit vier Riemen die Sohle befestigen, der Plebejer mußte mit einem Riemen auszureichen wissen.

Gebräuchlicher als jene Festschuhe waren Sohlen mit zierlich geschlungenen Riemen und eingeschlagenen Nägeln, ja diese Riemen und Bänder gingen oft bis an die Schenkel hinauf, und ersetzten die Hosen. Männer trugen schwarze oder rothe Schuhe und Sohlen, Frauen zogen leichte Sohlen und bunte Bänder vor, flochten diese mit Gold und Edelsteinen, und ließen sie weiß oder bunt färben. Solche Damensohlen waren mitunter der Gegenstand ritterlicher Galanterie, denn Kaiser Vitellius — übrigens ein Schlemmer erster Art — trug die Schuhsohle seiner Frau stets auf der Brust, um sie in jedem müßigen Augenblicke hervorzuholen und zu küssen, wie es Kavaliere des minniglichen Mittelalters mit den Handschuhen der Damen machten.

Die Deutschen, welche nach den Römern die Weltherrschaft übernahmen, waren ein dem Sinnlichen und Natürlichen abgewandtes Volk, deshalb verhüllten sie keusch und züchtig das Nackte, deshalb gelobten Mönchs- und Rittererden Ehelosigkeit, und da sie nur dem Geistigen sich zuwandten, sich eine gewaltige geistige Welt aus dogmatischen Abstraktionen, ritterlichen Ehrbegriffen und gesellschaftlicher Gliederung aufbauten, so wurde das Mittelalter das Zeitalter der Phantastik, die endlich in platte Nüchternheit umschlug. Zu der enganliegenden Hose, die bis an die Knöchel reichte, fügte man die Sohle und den römischen Schuh, den man richtiger Socke nennen könnte, da er ohne Sohle, Absatz und nicht von Leder war. Auf diese Weise ging Karl der Große gekleidet, der nach fränkischer Art den Fuß vom Knöchel bis zur Wade mit breiten Bändern umwickelte, so daß die Socke wie ein Halbstiefel aussah. Diese Socke wurde mit Perlen, Geld und Silber gestickt, wenn sie die Füße der Kaiser und Fürsten bedecken sollte, doch sehr bald wird sie in eine nationale Fußbekleidung umgewandelt, in den Schlapp- oder Schnabelschuh. Das Streben des Deutschen ging von dem irdischen Jammerthal hinüber zum himmlischen Freudensaal, daher entspricht dieser Richtung der Spitzbogen, die spitzen Kirchenfenster und Kirchenthüren, die hochsteigenden zugespitzten Thürme, die spitze Kriegshaube, der in Spitzen auslaufende Schild. Natürlich konnten sich die Schuhe diesem allgemeinen Drange nach Oben nicht entziehen, sie wurden krallenartig ausgebogene Schnabelschuhe.

Anfangs erschienen diese aufwärts gekrümmten Schuhspitzen in bescheidener Länge, aber nach und nach wuchsen sie gerade aus bis auf einen halben, ja bei vornehmen Herren bis auf zwei Fuß, so daß sie eine wahre Karrikatur auf den Menschenfuß waren. Ein solcher Schnabelbeschuhter konnte nun freilich nicht gehen, wie ein antiker Sohlengänger, es ging ihm vielmehr ähnlich, wie dem klumpfüßigen Chinesen, denn die weichledrigen Fußspitzen schlarpten ihm bei jedem Fußaufheben unter die Sohlen; eine Treppe hinauf konnte er gar nicht kommen, und im Volksgedränge lief er Gefahr, daß ihm die kostbaren Schlappspitzen abgetreten

wurden. Die unpoetische Phantastik des Mittelalters zeigt sich am schlagendsten in den Schnabelschuhen. Hier konnte man der Natur denn doch nicht widerstreben, eben so wenig Mönche und Nonnen die Ordensregeln zu halten verwochten, und wie die Ehelosigkeit gelobenden Ritter schlimme Krankheiten aus den Kreuzzügen mit heimbrachten. Man hefftete an die Thurmspitzen der Schuhe silberne oder goldene Kettchen, und band die umgeklappte Spitze mit ihnen unterm Knie fest. Damit diese Schuhthürme aber nicht ohne Gelaut blieben, befestigte man an sie Glöckchen und klingende Schellen, so daß man die Stutzer kommen hörte, ehe man sie sah. Sobald man einmal Geschmack an solcher Geschmacklosigkeit gefunden hatte, legte man sich um den Leib und an die Rockschleppen Schellen und Glöckchen, bedeckte den Schuhschnabel mit angemalten oder eingestickten Figuren, trug an dem einen Bein einen rothen Schuh und dazu ein blaues Hosenbein, am andern Fuß einen blauen Schuh und dazu ein rothes Hosenbein, und verband endlich Schuhe und Hosen zu einem Stück.

Ein seiner Herr des 13. und 14. Jahrhunderts ging wie ein Hanswurst, sein Aeußeres war die bis zur Spitze getriebene Phantastik. Neben der Komik dieses ritterlichen Staates fehlt es auch nicht an tragikomischen Scenen. Denn als Leopold von Oesterreich 1386 zu Fuß gegen die Schweizer bei Sempach kämpfen wollte, hieben sich die Ritter die hemmenden Schuhschnabel ab, Einer aber hieb sich aus Ungeschick in's Bein, hackte sich einige Fußzehen ab, fing darob an „bitterlich zu greinen, steckte sein Schwert in die Scheide und kehrte heim.“

Der Luxus der Schnabelschuhe rief aber auch eine heftige Reaktion hervor; Reichstage erließen strenge Verbote, Magistrate schritten mit polizeilichen Kleiderordnungen ein und setzten hohe Strafen darauf, wenn Jemand über seinen Stand hinaus sich kleidete, vor Allem aber donnerten die Geistlichen von den Kanzeln, und schleuderten Kirchentage den Bann, denn es stand fest, daß die Schnabelschuhe „vom Teufel stammten, daß sie eine Sünde wider die Natur, eine Beleidigung des Schöpfers, ein Spott Gottes und der Kirche“ wären. Die Vornehmen fügten sich nach und nach, aber die Handwerksburschen rebellirten, als ihnen verboten wurde, einen schwarzen und einen weißen Schuh zu tragen, wie denn die Schustergesellen auch das Recht hatten, im Zweikampf sich zu boxen in Gegenwart von vier Altgesellen und unter Ceremonien, wie sie bei den blutschauenden Paukereien der Studenten noch Sitte geblieben sind, seit selbst „die Schuhknechte“ sich civilisirt haben. Außer diesen Verdrießlichkeiten mit der Polizei und Geistlichkeit, welche sich die Zucht des Volkes in väterlicher Sorglichkeit stets gern zu Herzen nahm, hatten die Schnabelschuhe einen unbarmherzigen Gegner in dem Schmutz der ungepflasterten Straßen. Um diesem zu trotzen, schnallte man hölzerne Sohlen unter die Schuhe, welche dem Hofschuh eines Schlittschuhes ganz ähnlich waren, und konnte nun tapfer durch den Koth waden.

Als die Herrlichkeit des Ritterthums sank, als die ritterlichen Herren zu gemeinen Straßenräubern, ihre Mannen zu einer Räuberbande wurden, da schrumpfte auch der Schnabelschuh zusammen. Kunst, Bildung und Wissenschaft kam in die Hände der Bürger, welche sie mit hausbackner Nüchternheit und nach Nützlichkeitsrücksichten trieben. Da verwandelte sich der ritterliche kühne Schnabelschuh in ein Ochsenmaul oder eine Bärentatze oder einen Entenschnabel, wie man die Schuhe nannte, die vorn mit einem unsichönen Wust. endigten. Dieser Schuh ist das Symbol der Plattheit und Plumpheit des engherzigen Spießbürgers, denn das Ochsenmaul, von Leder, Zeug und Eisen gemacht, mußte hinten ganz eng und spitz, vorn ganz breit sein, wobei man durch Ausstopfen nachhalf, um auf einem „großen Fuße leben zu können.“ Doch bald ward dieser übermüthig, üppig, luxuriös, brachte die bis zum Knie reichenden Pluderhosen auf, zu denen mitunter 200 Ellen Zeug verwandt wurden, trug einen Wamms mit Puffärmeln und versah auch die Schuhe mit Schlitzen und Puffen, Stickerei und Zierrath, bis auch hiergegen Polizei und Geistlichkeit sich erheben, da man auf die Pufschuhe oft noch Hörner setzte. Sogar Frauenpantoffeln mit hoher schlittschuhartiger Sohle durften nicht ohne die beliebten Puffen sein. In Italien trugen die Frauen bei kurzen Röcken spannhohe gestickte Kothurne oder Stolperschuhe oder auch Pantoffeln, die auf einem drei Fuß hohen breiten Stelzenabsatz ruhten, der unter der Mitte der Sohle stand, so daß mancher junger Ehemann seine hochgewachsene Braut sich in eine kleine Frau verwandeln sah. Griechinnen trugen gar zwei schmale Brettchen als Stelzen unter jedem Schuh.

Das phantastische Mittelalter mit seinen spitzen Thürmen und zierlichen Erkern an den Giebeln fand sein Abbild in den Schnabel- und Pufschuhen, die solidere bürgerliche Periode der Immungen schafft den bequemeren Schuh, verfertigt ihn aus Leder und versucht während des dreißigjährigen Krieges den ersten Stiefel, den wallensteiner oder schwedischen Stiefel. Vom Knöchel ab reichte er trichterförmig bis zur halben Wade, indem er kühn und verwegen um den Fuß sich rundete und gewaltige Sporen trug. Stutzer faßten den obern Rand mit Spitzen und Borden ein. Später artete er zum Stulp», Kanonen- und Wasserstiefel aus. Nach dem dreißigjährigen Kriege kehrte man zum Lederschuh zurück, den man mit einer Schnalle oder Bandrose zierte. Als aber die Zopfperiode des absoluten Königsthums begann, der Rococco- oder Renaissancestyl, der die Natur zur Karrikatur verzerrte, als bei Männern lange, zottige Perrücken, bei Frauen thurmhohe Frisuren, als Reifröcke, Schönpflästerchen, Broratzweiten, gekräuselte Busenstreifen, Schnürbrüste und dergleichen Marterwerkzeuge Mode wurden, machte man auch aus dem Schuh eine Karrikatur, eine Mißhandlung der Natur. Es wurde der Steckelschuh getragen, auf dessen schmales Oberleder goldene Figuren gepreßt waren, und unter den schwarzen Schuh setzte man einen zollhohen, rothen, hölzernen oder mit Leder überzogenen Absatz, der nicht unter der Hacke, sondern unter der Höhlung des Fußes stand. Dieser Unform mußten sich sogar die Galleschen fügen, die in einem pferdehufartigen Futteral der Zehen bestanden, und durch einen Riemen hinter der Ferse befestigt wurden. Aber nur der vornehmen Welt war es erlaubt, solche unbequeme Schuhe zu Kniehosen und Frack zu tragen, der seinen Ursprung unzüchtiger Geilheit französischer Maitressen verdankt. Der ehrsame Bürger ging in Schnallenschuhen, langem Rock und Kniehosen.

Die Revolution endlich schaffte der Natur wieder ihr Recht, stellte Sitte und Staat auf naturgemäße Grundlagen, beseitigte Puder und Perrücke, ließ das natürliche Haar wachsen, entfernte sinnlose Privilegien, schmitt die Zöpfe ab, hob die Leibeigenschaft auf, erkannte dem Talent und dem Verdienst das Vorrecht vor Geburtsadel an, und machte den Stiefel zur Fußbekleidung des Mannes, wobei sie ihn der Natur des Fußes anpaßte, und Bequemlichkeit neben

Zweckmäßigkeit als Gesetz anerkannte. Die Bidse verlieh ihm eine Eleganz, die sich auch der Aermere verschaffen kann.

Auf langen Umwegen kam die Weltgeschichte von der rohen Thierhautsohle zum zierlichen Stiefel, der in mannigfachen Formen dargestellt wird. Die klassischen Alten kennen nur die Sohle und Lappenschuhe, ein Schuhmacherladen unserer Zeit zeigt, wie erfindungsreicher und schöpferischer unsere Völker sind. Da stehen Wasser-, Stulp-, Tanz-, Gehstiefeln, Morgenstiefeletten, Corduan- und lackirte Stiefeln, Stiefeletten, nicht minder eine Reihe verschiedener Schuhe und Pantoffeln. Da uns aber der Stiefel ein Neuling ist, so heißen unsere Fußbekleidungsfabrikanten Schuhmacher, wogegen der Franzose sie Stiefelmacher nennt. Frauen, viel empfänglicher für mittelalterliche Phantastik und zierlichen Rococco, haben den Schuh beibehalten, wegegen der Mann sein Streben nach Fortschritt dadurch bekundet, daß er Stiefeln trägt.

Hiermit glauben wir unsere Ueberschrift gerechtfertigt zu haben, da sich an scheindar Gleichgültigem die Umwandlungen der Weltgeschichte nachweisen lassen; denn Sitte und Gewohnheit haben ihre tieferen Gründe. An einer Schuh- und Stiefelsammlung könnte man die Weltgeschichte und die Sinnesart der Völker demonstriren. Daher sollten Alterthumssammler jenen Resten von Fußbekleidung, die nutzlos auf Düngerhaufen zu verkommen pflegen, ihre Aufmerksamkeit zuwenden, weil solche Dinge später bedeutenden Gelehrten reichen Stoff zu Unterhaltungen, Streitschriften, und akademischen Preisfragen geben können.

Fried. Körner.

Blätter und Blüthen.

Der Lebensbaum. Wenn man in der gelegenen Kolonie Victoria auf Neuholland weiter nach dem Innern vordringt, stößt man oft mitten im üppigsten Walde auf große, anscheinend ganz unversehrte und kräftige Bäume, die trauernd ihre absterbenden Zweige gen Himmel strecken. Untersucht man sie genauer, so entdeckt man auch die Ursache: sie sind durch das Abschälen der Rinde am Fuße absichtlich getödtet worden. Diese Erscheinung hat ihren Grund in einer sehr poetischen Sitte der Eingeborenen jener Gegend.

Wie bei allen Völkern, wo eine überhitzte, materialistische Civilisation und die nie ruhende Sorge um den Erwerb noch nicht alle Aeußerungen des Gemüthslebens erstickt hat, erfolgt auch bei jenen Wilden die Mündigkeitserklärung der jungen Leute und ihre Aufnahme in den Kreis der Männer, — dieser ernste Wendepunkt des Lebens, — unter gewissen bedeutungsvollen Feierlichkeiten. Ist der Tag erschienen, mit dem ein junger Mensch das Knabenalter beschließt und zur Genossenschaft der Männer und Krieger reif ist, so führen ihn die Häuptlinge seines Stammes nach einem entlegenen Theil des Waldes und entfernen sich wieder. Hier verweilt er zwei Tage und eine Nacht in einsamen Betrachtungen und bricht sich mittelst eines Beiles, das er mitbrachte, die zwei oberen Vorderzähne aus. Nach sechsunddreißig Stunden kehrt er in's Lager zurück, legt die ausgebrochenen Zähne feierlich in die Hände seiner Mutter, ißt und trinkt und begibt sich hierauf wieder in den Wald, um weitere zwei Nächte und einen Tag fastend in Einsamkeit zu verbringen. Während dieser Abwesenheit hat seine Mutter einen jungen Gummibaum von ungefähr dem Alter ihres Sohnes ausgesucht, den sie gleichsam mit ihm vermählt, indem sie die Zähne desselben sorgfältig in die oberste Gabel der Zweige einschlägt. Diesen Baum kennen nur wenige besonders geachtete Leute des Stammes, dem jungen Mann selbst, der nach seiner zweiten Rückkehr unter Schmaus und Tanz und Wassenspiel zum Mann und Krieger erklärt wird, bleibt sein Lebensbaum streng verborgen. Nach seinem Tode aber wird durch die Eingeweihten auch der ihm verbundene Baum getödtet und bildet mit seinen trauernden, abgestorbenen Zweigen ein ebenso einfaches als beredtes Denkmal des Dahingeschiedenen.

Für die Hetzjagd unseres geschäftlichen Treibens, wo über die Sorge um die Mittel der Existenz der Zweck verloren ganz aus den Augen verloren wird, kein Mensch mehr zu sich kommt und Jeder sich selbst das allerfremdeste Wesen ist, für dieses gänzliche Hingegebensein an das Aeußerliche liegt eine gar beherzigenswerthe Mahnung, in der so weit verbreiteten wralten Sitte, sich durch einsame Betrachtung und Sammlung auf alle wichtigeren Lebensmomente vorzubereiten und namentlich den Eintritt in das Alter der Selbstständigkeit auf solche Weise ernst und würdig zu begehen. Bei den alten Deutschen bieten die Jünglinge bekanntlich zu gleichem Zwecke die nächtliche Waffenwacht, und einige Negerstämme im Westen von Afrika dehnen sehr vernunftgemäß diese weise Einrichtung auch auf die Mädchen aus, die sich beim Eintritt in das Jungfrauenalter unter dem Schutze einiger Matronen in den Wald zurückziehen, wo sie bei Verlust des Lebens von keinem Manne in ihrer mehrwöchentlichen Einsamkeit gestört werden dürfen.

Der Vampyr. Die Naturgeschichte versteht unter Vampyr (vespertilio vampyrus) eine große Fledermaus, die in mehreren tropischen Ländern, besonders in Brasilien vorkommt und welche Menschen und Thieren durch Blutsaugen Gefahr droht, wenn sie dieselben im Schlafe überrascht. Allein nicht diese Art von Geschöpfen, die übrigens in Europa ganz unbekannt ist, soll uns hier beschäftigen. Der Vampyr, von dem wir reden wollen, ist ein Geschöpf der Phantasie, und zwar eines der furchtbarsten, die sie geboren hat; eines, dessen Entstehung nicht zu begreifen wäre, wenn nicht im Menschen der sonderbare Hang zum Wunderbaren und Uebernatürlichen oft alle Vernunft zu Schanden machte, daß sie sich vor dem rohesten Unsinn beugen muß. — Weil und breit scheint die Meinung gebreitet zu haben, und an manchen Orten noch zu herrschen, daß der Leute unter gewissen Umständen nicht todt sei, daß er noch eine Art Leben führe, das aber dieses Leben auf andere Lebende furchtbare Einwirkungen übe. In verschiedenen Gegenden hat sich diese Verstellung verschieden gestaltet, ohne in der Hauptsache ihren Ursprung zu verläugnen. Im Orient herrscht von alter Zeit her die Meinung, daß ein Leichnam aus dem Grabe hervorgehen könne, um die, welche er im Leben geliebt habe, zu ängsten, zu verletzen, ihnen eine tödtliche Bißwunde beizubringen. Wenn die so Verletzten todt seien, behauptete der Wahn, so würden sie ebenfalls solche Vampyre, Brancolacha, Vardoulacha, Goul, Broucolaka, wie sie dort in den verschiedenen Gegenden heißen. Tournefort stimmt in seinen Reisen mehrere Beispiele an, worvon er Zeuge gewesen sein will. In Griechenland herrschte derselbe Glaube seit der Trennung der griechischen von der lateinischen Kirche. Die mit dem Banne belegten und in demselben Verstorbenen sollten Vampyre werden. Von Griechenland verbreitete sich dieser Fabel nach Ungarn, Polen, überhaupt nach Westen. Besonders wurde sie ganz Europa durch die Nachrichten aufgeregt, welche aus Ungarn darüber in Umlauf kamen. An der Grenze Serbiens, zu Cassovia, war der Fall dieses, Namens Arnold Paul, angeblich von einem Vampyr getödtet. Er starb, und nach wenigen Wochen herrschte in der ganzen Umgegend die Klage, daß er herumwandle, um Freunde und Verwandte zu ängsten. Sie waren bereits verstorben. Man grub den Leichnam aus, fand ihn gesund, frisch, stieß ihm einen Pfahl durch's Herz, wobei er heftig blutete, hieb ihm den Kopf ab, verbrannte den Körper und streute die Asche auf das Grab. Dasselbe geschah mit den Leichnamen der durch seinen Biß umgebrachten, ebenfalls Verstorbenen. Aus dem angewendeten Mittel erhellt, daß man in dieser Gegend schon mit der Idee vertraut war. Auch in Deutschland scheint schon lange vor dieser Zeit eine ähnliche Idee verbreitet gewesen zu sein. Namentlich in Sachsen finden sich unläugbare Spuren von diesem Volksglauben: man nahm an, daß der Todte schwach sei an dem Leichentuche, Leichenbande hänge, und daß jeder Lebende sich und Anderen den Tod bringe, wenn er jenes nähmen und tüchtig daran Folge habe. Deshalb traf man häufig Verkehrungen, dieses Schnüren und Saugen zu verhüten. Namentlich legte man ein Stück Kohle unter das Kinn, um so jede Berührung der Zunge, der Lippen mit der Kinn u. s. w. unmöglich zu machen, oder man band das Unterkinn fest mit einem Tuche zu. Daß die Idee von jenem sündlichen Saugen daraus hervorging, daß die Leute von jenem sündlichen Saugen sich nährten, bei aber ganz bestimmte Gewohnheiten hier aus einer Anzahl hervor, welche man bereits im 16. und 17. Jahrhundert in Zeitalter traf, wo die Pest große Verheerungen anrichtete, und wo man, wie Mehrere hinter einander aus einer Familie schnell starben, den Verdacht der Pest, sondern vom Saugen des Todten ableitete. Wir haben gesehen, wie jenem todten Heiducken ein Pfahl durch's Herz gestoßen und der abgehauen wurde; gerade so verfuhr man, der Chronik jener Zeit zu Folge, in Freiberg: man stieß dem Todten mit dem Spaten den Kopf ab, schlug ihm einen Pfahl durch's Herz und verbrannte dasselbe zu Pulver.

In Griechenland herrscht die Furcht vor Vampyren noch jetzt allgemein, und hier lernte Lord Byron diesen Aberglauben genauer kennen. Seine zum Bilden, zum Schauerlichen gestimmte Phantasie faßte ihn begierig auf, und er gründete darauf seine bekannte Erzählung: der Vampyr.

Allen Freunden gemüthlichen Humors!

wird auch für dieses Quartal der allbekannte und überall gern gesehene

Illustrirte Dorfbarbier.

Ein Blatt für gemüthliche Leute von Ferdinand Stolle.

bestens empfohlen. — Während der alte knorige General von Pulverrauch und der ehrliche Dorfbarbier die Weltgeschichte coram nehmen, verhandeln Rudelmüller und Breetenbourn die brennenden Fragen des Tages und erheitert der ewig lustige Bildermann durch seine komischen Illustrationen die große, große Kunstschaft. — Jede Woche kommt der Dorfbarbier einen großen Bogen stark mit **komischen Illustrationen** und Zeitbildern, und läßt sich das ganze Vierteljahr nur **10 Ngr.** zahlen. — Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im October 1856. **Ernst Keil.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 43. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Die Rechte des Herzens.

(Schluß.)

„Mein Kind, ich habe Sie lieb gewonnen," begann Henriette bewegt; „und der letzte Dienst, den Sie mir durch die rasche und heimliche Herstellung jenes Trauerkleides erwiesen, hat mich zu Ihrer dankbaren Schuldnerin gemacht. Ich werde mich bemühen, Ihnen nach Verdienst zu lohnen."

Dem jungen Mädchen traten die Thränen in die Augen.

„Meine Gott," rief es aus, „daß ich Ihnen bei einer frohen Gelegenheit hätte dienen können! Glauben Sie es nur, ich habe Sie während der Arbeit innig bemitleidet!"

„Sie haben mich bemitleidet, und kennen nicht einmal meinen Schmerz in seinem ganzen Umfange!" sagte Henriette mit einem kummervollen Lächeln. „Ach, wohl bin ich des Mitleides werth! Doch, sprechen wir jetzt von Ihnen, mein liebes Kind!"

„Von mir, Madame?"

„Ich will wissen, wie ich mich Ihnen am Nützlichsten zeigen kann!"

„Sie haben ja meine geringe Arbeit so überschwenglich belohnt, daß es unbillig wäre — —"

Henriette ließ die Stickerin nicht ausreden; mit freundlicher Gewalt zog sie sie zu der Ottomane. Beide saßen nebeneinander. Henriette betrachtete in großer Bewegung das schöne, blühende Gesicht Melanie's; sie schien eine wehmüthige Freude bei diesem Anblicke zu empfinden.

„Ich erinnere mich, daß auch mir der Spiegel einst ein so frisches Gesicht zeigte, ein lachendes Auge, einen lachenden Mund. Die Zeit liegt noch nicht so weit hinter mir — und doch ist mein Gesicht heute blaß und welk, mein Haar beginnt zu bleichen!"

„Ach, Madame," rief Melanie, „Sie sind ja so gut und freundlich, daß der gerechte Himmel sie wieder glücklich machen muß!"

Henriette schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Besitzen Sie nicht Alles, um jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen?" fragte Melanie. „Hat die Versehung nicht das Füllhorn des Glückes über Sie ausgeschüttet? Fassen Sie Muth, und vertrauen Sie auf Gott!" rief das unschuldige Kind, um die leidende Dame, die sie innig bemitleidete, zu trösten.

„Sie haben den Luxus im Auge, der mich umgibt; diese Ansicht verräth mir, daß die Armuth zwischen Ihnen und einem Ziele steht, nach dessen Erreichung sich Ihr Herz sehnt. Sie schlagen die Augen nieder — ich habe Recht, nicht wahr, ich habe Recht? Sie beklagen Ihre Armuth, und vielleicht auch die Ihres Geliebten?"

„Madame, Sie lesen in meiner Seele!" stammelte Melanie verwirrt.

„Dies kann mir nicht schwer werden, da ich mich einst in derselben Lage befunden habe. Ich war arm und schön, wie Sie, mein Kind — ich liebte einen jungen Mann, der mich anbetete — ich schwor ihm ewige Treue, obgleich er arm war — da erschien ein Mensch, der mich mit seinem Reichthume verblendete — ich opferte mein Herz dem Verstande, und ward eine reiche, vornehme Dame. Aber das Herz ist mächtiger als der Verstand, es läßt sich wohl auf kurze Zeit unterdrücken, aber nicht besiegen. Ich habe gefehlt, und büße meinen Fehltritt durch eine Reue, die mir das Herz zernagt. Sie beneiden mich um meinen Reichthum — o, mein Gott, wie gern gäbe ich ihn hin, könnte ich die beiden letzten Jahre meines Lebens damit zurückerkaufen. Er ist mir lästig, er ist mir unnütz — doch nein, nein, fügte sie hastig hinzu, ich kann ihn zu Ihrem Wohle verwenden — ich weiß jetzt, wie ich mich Ihnen dankbar erweisen kann! Sie lieben einen armen Mann?"

Melanie nickte tief erröthend mit dem Kopfe.

„Lieben Sie ihn, lieben Sie ihn, bleiben Sie ihm treu, mein armes Kind! Sie sind schön, wie ich einst schön war — die Versuchung wird ihren Arm nach Ihnen ausstrecken; Sie sind jung und eitel, wie ich es einst war — die Eitelkeit wird der Versuchung den Sieg erleichtern: lassen Sie mich Ihr schützender Engel sein, lassen Sie mich durch eine gute That mein begangenes Verbrechen sühnen, und nehmen Sie von mir die Aussteuer, die Sie Ihrem armen Geliebten bringen. Dann hat mein kummervolles Leben doch einen Zweck gehabt, und ich habe mich Ihnen dankbar bewiesen, wie ich es gewollt und gewünscht habe."

Henriette stand hastig auf, holte ein mit Banknoten gefülltes Taschenbuch, und drückte es der erstaunten Melanie in die zitternden Hände. Dann küßte sie ihr die reine, jungfräuliche Stirn.

„Sie haben mir eine schöne Stunde bereitet, indem Sie mir Gelegenheit gaben, mein Herz auszuschütten. Außer Ihnen kennt Niemand mein Geheimniß."

„Madame," rief Melanie schluchzend, „ich werde Ihr Vertrauen zu würdigen wissen!"

„Und meinen Rath?"

„Werde ich befolgen."

In dem Vorzimmer ließ sich ein leises Geräusch vernehmen. Henriette hatte es gehört.

„Still!" flüsterte sie.

Beide standen auf.

„Es ist Zeit, daß wir uns trennen!“ fuhr Henriette leise, aber eifrig fort. „Man beobachtet mich mit argwöhnischen Blicken. Da ich Ihnen vertraue, bitte ich Sie um den letzten wichtigen Dienst.“

„Zählen Sie auf mich, Madame, ich schwöre Ihnen, Ihre Aufträge gewissenhaft zu vollziehen.“

Henriette gab ihr den Brief, den sie kurz zuvor geschrieben hatte.

„Hören Sie mich an,“ sagte sie leise und mit zitternder Stimme. „Dieser Brief ist an meinen Vater gerichtet; ich spreche darin von Dingen, die morgen oder übermorgen in Erfüllung gehen werden, wie ich allen Grund zu vermuthen habe. Sind sie in Erfüllung gegangen, so werde ich behindert sein, meinem Vater Nachricht davon zu geben, und doch muß er sie wissen. Habe ich bis übermorgen den Brief von Ihnen nicht zurückgefordert, so lassen Sie ihn durch die Post abgehen. Und nun leben Sie wohl, meine liebe Freundin — wir haben uns heute das letzte Mal gesehen. Denken Sie meiner, wie einer geschiedenen Freundin.“

„Ich werde Sie segnen, und für Sie beten!“ stammelte Melanie, die vor ihr niedersinken wollte.

Henriette verhinderte sie daran.

„Mein liebes Kind,“ flüsterte sie noch einmal in einem mahnenden Tone, „bleiben Sie stets dem Manne ihrer ersten Liebe getreu — eine Untreue bereuet man zu spät, wenn das Herz seine Rechte fordert.“

In dem Augenblicke, als sie die Thür öffnete, erschien Otto.

„Besorgen Sie meine Aufträge pünktlich!“ sagte Henriette kalt und gefaßt. „Vergessen Sie nicht, daß ich keine Kosten scheue!“

Melanie verneigte sich, und verließ eilig das Zimmer.

„Wer ist jenes junge Mädchen?“ fragte der Kommerzienrath.

„Meine Putzmacherin.“

„Gut, Henriette, das habe ich gern! Denken Sie an die Freuden des Festes, an Ihren Stand und an meinen Reichthum. Der Fürst tritt übermorgen seine Reise an — wir werden morgen Abend das Fest geben.“

„Morgen Abend?“

„Ich bewilligte Ihnen zweitausend Francs zur Vervollständigung Ihrer Toilette.“

„Sie wird vollständig sein!“ antwortete die bleiche Gattin mit Bestimmtheit.

„Wie ich es wünsche?“ fragte Otto, sie scharf ansehend. „Wie es meine Ehre erfordert?“

„Sie werden mit mir zufrieden sein.“

Otto küßte die Stirn seiner Frau. Henriette zitterte bei diesem Kusse.

„Man muß sie überwachen!“ dachte der mißtrauische Kommerzienrath, indem er sich dem Anscheine nach beruhigt entfernte, um die Befehle zu den Vorbereitungen des Festes zu geben.

Henriette blieb den ganzen Tag in ihrem Zimmer. Außer Lisa hatte keine Person Zutritt zu ihr. Der Kommerzienrath fuhr noch einmal nach der Stadt. Als er Abends zurückkehrte, ließ er die Kammerfrau kommen.

„Wie benimmt sich meine Frau?“ fragte er.

„Sie spricht zwar wenig, aber sie ist ruhiger geworden, Herr Kommerzienrath.“

„Womit beschäftigt sie sich?“

„Mit Lesen. Außerdem hat sie mir Auftrag gegeben, eine rothe Camelie zu besorgen, die Sie morgen Abend als Haarputz tragen will.“

„Ueberwache die Toilettengegenstände, die die Putzmacherin bringt, Lisa! Sorge dafür, daß Deine Herrin glänzend und in heitern Farben erscheine. Die wunderliche Grille meiner Frau wird vorübergehen, und Du kannst Dich meiner Dankbarkeit versichert halten. Nimm als Abschlagszahlung diese Goldstücke.“

Lisa wartete vergebens auf die Putzmacherin; Melanie erschien nicht wieder.

XII.

Der Kommerzienrath hatte einen kleinen, aber auserwählten Zirkel in seinem Landhause versammelt, dessen Mittelpunkt der russische Fürst war. Die Gesellschaft bestand aus acht Herren und sechs Damen. Alle waren reiche Leute, die den Sommer an den herrlichen Gestaden des Genfer See's verbrachten, und zum Winter in ihre Städte zurückkehrten. Die Gesellschaft befand sich in dem großen Saale des Erdgeschosses, dessen Glasthüren, die zu einer Terrasse führten, geöffnet waren. Otto hatte die letzten Gäste empfangen, aber immer noch fehlte Henriette; er bereuete, das Fest veranstaltet zu haben, denn es drängte sich ihm die Befürchtung auf, daß sein Vertrauen auf die Folgsamkeit seiner Frau zu groß sei. Die Abreise des Fürsten, mit dem er in Handelsgeschäften stand, hatte ihm einen passenden Vorwand zu der Strafe gegeben, die er Henriettens zugedacht. Otto war ein energischer, harter Charakter, der nichts beginnt, ohne ein Resultat zu erlangen. Henriette selbst sollte diesen Abend über ihr Schicksal entscheiden. Und sie entschied darüber.

Otto befand sich in einer sehr gereizten Stimmung, die dadurch um so peinlicher ward, daß er sie den Gästen gegenüber verbergen und den seinen, taktvollen Wirth spielen mußte.

Die Damen verlangten nach der Frau vom Hause.

„Man meldete mir so eben,“ antwortete entschuldigend der Wirth, „daß meine arme Frau durch ein plötzliches Unwohlsein an der Vollendung ihrer Toilette behindert gewesen sei. Das Unwohlsein ist vorüber und sie wird nicht lange auf sich warten lassen.“

„Eine Dame von Welt muß die Toilette sehr ernst nehmen,“ sagte Frau von Lucerval, eine Pariserin. „Madame Winter besitzt einen bewunderungswürdigen Geschmack, und ich verzeihe ihr gern die Verzögerung, da sie in untadelhafter Toilette erscheinen wird. Zürnen Sie ihr deshalb nicht,“ fügte sie bittend hinzu, als sie sah, wie der Kommerzienrath seine Lippen zusammenpreßte. „Madame Winter weiß, daß sie, bezüglich der Toilette, vor strengen Kritikern zu erscheinen hat!“

Die Pariser Dame nahm sich Henriettens auf eine Weise an, welche die Gereiztheit Otto's erhöhete; er begriff, daß durch die Entschuldigung die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Punkt gelenkt hatte, der ihm die größte Sorge machte und unter den kritischen Verhältnissen hätte unberührt bleiben müssen. Henriette's verzögertes Erscheinen ließ auf eine Demonstration schließen, und er hätte sich gern entfernt, um zu untersuchen, ob seine Befürchtungen gegründet seien; es war unmöglich, der Verstand fesselte ihn an die Gesellschaft. Er verwünschte das gewagte Spiel mit der überspannten Närrin, und seine Ungeduldigkeit dazu. Es kostete ihm Mühe, sich zu beherrschen.

In diesem Augenblicke öffnete ein Diener die Flügelthür, und Henriette erschien. Otto erbleichte, er war keines Wortes mächtig — seine Frau trug ein prachtvolles Trauerkleid. Sie war bleich wie der Tod, und ein unheimliches Feuer sprühete aus ihren Augen. Hals, Schultern und Arme waren marmorweiß, es schien, als ob alles Leben, alles Blut daraus gewichen sei. Henriette bot einen Anblick, der die Gäste in sprachloses Erstaunen versetzte.

„Sie ist wirklich krank!“ flüsterten die Damen nach einer Pause, in der sich die trauernde Frau grüßend nach allen Seiten verneigt hatte.

„Ja sie ist krank!“ rief Otto, der Wuth seiner Sinne kaum noch mächtig.

Dann sprang er auf, reichte ihr den Arm, und wollte sie aus dem Saale führen. Henriette machte schwankend einige Schritte, dann brach sie ohnmächtig zusammen. Man brachte die leblose Frau auf ihr Zimmer. Die Gäste drückten ihr Bedauern aus, verabschiedeten sich, und verließen das Landhaus, in dem sie dieses Mal kein Vergnügen mehr zu erwarten fand.

Otto hatte nach der Stadt zu einem Arzte geschickt. Der einer unbeschreiblichen Verfassung ging er in dem Zimmer auf und ab, von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem Bette werfend, auf dem Henriette in ihrem Trauerkleide lag. Sie athmete nicht, ihre Augen waren geschlossen. Die Kammerfrau lag auf den Knien und betete.

„Wie ist meine Frau zu dem Trauerkleide gekommen?“ fragte er hastig.

„Ich weiß es nicht, Herr!“

„Du hast meine Befehle nicht beachtet!“

„Ich schwöre zu Gott, daß kein Mensch bei Madame gewesen ist!“ rief die weinende Lisa.

Digitized by Google

„Und wer ist ihr bei der letzten Toilette behülflich gewesen?“

„Madame hat in dem verschlossenen Zimmer ohne Hülfe Toilette gemacht. Es war unmöglich, mir Eingang zu verschaffen. Als sie die Thür öffnete, erschien sie in Trauer und schritt, ohne mich anzusehen, die Treppe hinab in den Saal. Gleich darauf trug man sie leblos in das Zimmer zurück.“

Der Kommerzienrath befahl der Kammerfrau, sich zu entfernen. Dann betrachtete er schweigend eine Zeit lang die bleiche Gattin. Zum ersten Male empfand er Mitleid; aber es war nur das Mitleid mit der zerstörten Schönheit. Henriette war auch jetzt noch schön wie eine Heilige.

„Sie hat mich nie geliebt!“ murmelte er. „Unsere Verbindung war eine Geschäftsfache, und keine Herzensangelegenheit. Von allen meinen Unternehmungen ist dies die einzige, die mir fehlgeschlagen. Das Weib bleibt Weib!“ fügte er mit Bitterkeit hinzu.

Henriette regte sich; sie fuhr mit der Hand nach der Stirn und öffnete die Augen. Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

„Henriette!“ rief Otto.

Sie sah ihn starr und regungslos an. Dann erhob sie mühsam den Kopf und nahm eine sitzende Stellung ein. Otto wollte sie unterstützen — sie wehrte ihm durch eine Bewegung der Hand.

„Lassen Sie die Kammerfrau kommen!“ flüsterte sie kaum hörbar.

„Ich habe zu einem Arzte geschickt; er kann nicht lange mehr bleiben.“

„Die Hülfe des Arztes bedarf ich nicht. Ich will keinen Arzt!“ fügte sie hastig hinzu.

„So mag die Kammerfrau eintreten. Die Unterredung, die Ihr rücksichtsloses Benehmen nothwendig gemacht hat, kann stattfinden, wenn Sie sich erholt haben!“ sagte Otto kalt. Dann wollte er die Glocke ziehen.

„Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ rief sie mit gewaltsamer Anstrengung. „Sie haben mit mir zu reden — ich fühle mich stark genug, Sie anzuhören. Vielleicht habe auch ich Ihnen noch etwas zu sagen. Führen Sie mich zu dem Sessel am Fenster dort.“

Henriette saß an dem Fenster, dessen Flügel offen stand. In langen Zügen athmete sie die frische Luft ein, die vom See herüber kam. Die Abendröthe beschien ihr todtbleiches Gesicht, dessen Muskeln von Zeit zu Zeit wie im Krampfe zuckten. Ihre großen, trockenen Augen schwammen in einem seltsamen Glanze. Der aufgeregte Otto gewahrte diese verhängnißvollen Zeichen nicht, er dachte nur daran, seinen Groll auszulassen.

„Madame, trotz Ihrer Schwäche haben Sie es gewagt, mich in den Augen jener ausgewählten Gesellschaft zu compromittiren — ich kann Ihrem Zustande kein Mitleiden zollen, denn sie haben mit einer Berechnung gehandelt, die einen hohen Grad von Bosheit voraussetzen läßt.“

Die bleiche Frau lächelte wie eine Wahnwitzige.

„Ihre Voraussetzung ist nicht falsch!“ flüsterte sie. „Sie haben Recht, wenn Sie meinen festen Willen Bosheit nennen. Bin ich Ihre Sklavin? Sind Sie mein unumschränkter Herr? Es steht Ihnen frei, mich zu hassen, selbst mich zu verachten — aber Sie haben nicht das Recht, mich zu mißhandeln. Ehe ich diese Welt verlasse, wollte ich Ihnen zeigen, daß ich Charakter besitze. Jetzt geben Sie Auftrag, daß man mich in das Irrenhaus schafft. Man wird Ihnen glauben, daß ich wahnsinnig bin — Sie können sich jener Herren und Damen aus der großen Welt, die mich in dieser Trauertoilette gesehen, als Zeugen bedienen. Was wollen Sie mehr? Komme ich Ihrem Wunsche nicht entgegen? Als Sie mich von meinem Vater kauften, war ich eine ebenso folgsame Tochter, als ich heute eine süßsame Gattin bin, wo Sie sich meiner wieder entledigen wollen. Um den Kaufpreis sind Sie betrogen, Herr Kommerzienrath; man zahlt Ihnen für eine zerstörte Schönheit nichts zurück.“

„Unglückliches Weib, wer hat diese Gedanken in Ihnen angeregt?“

„Sie, mein Herr, Sie, und Ihr trauriger Reichthum! Hätten Sie Ihr goldenes Netz nicht ausgeworfen, ich wäre heute ein glückliches Geschöpf, und der arme betrogene Mann wäre nicht auf dem Schaffotte gestorben. Sie haben ihn, Sie haben mich gemordet!“ rief sie in einer furchtbaren Aufregung. „Und nun verlassen Sie mich, daß ich ruhig sterben kann!“

„Jetzt begreife ich Alles!“ murmelte Otto erschüttert vor sich hin.

Henriette hatte die Hände gefaltet, und bewegte wie betend die Lippen. Zwischen den kleinen weißen Händen, die heftig zitterten, hielt sie das Medaillon mit der verwelkten Rose. Dem Kommerzienrath schien es, als ob sie, trotz der erschrecklichen Leichenblässe, so schön sei, wie sie noch nie gewesen. Die rothe Camelie, das schwarze üppige Haar, die Blässe des Gesichts und das Trauerkleid bildeten schneidende Kontraste. Otto ward von Besürchtungen und Mitleiden ergriffen. Das schöne Geschöpf, an dessen Seite er glänzen und sich beneiden lassen wollte, war rasch wie eine Blume vergangen.

Der Arzt erschien. Henriette sah ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an, als wolle sie sagen: jede menschliche Hülfe ist vergebens; sie entzog sich jedoch einem Examen nicht, und antwortete auf alle an sie gerichteten Fragen. Der Doktor forderte, daß die Kranke zu Bett ginge, und schrieb ein Recept.

„Ich komme morgenfrüh wieder!“ sagte er. Dann entfernte er sich. Otto begleitete ihn bis in das Vorzimmer, wo er ihm die letzten Vorgänge mittheilte. Dann forderte er einen unumwundenen Ausspruch des Doktors.

„Madame ist sehr krank!“ antwortete er. „Es verbindet sich ein moralisches Leiden mit einem physischen, die, Beide vereint, rasche Fortschritte gemacht haben.“

„Ist sie noch zu retten? Was ist zu thun?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Lassen Sie diejenigen meiner Collegen kommen, denen Sie das meiste Vertrauen schenken — ich kann mich irren. Madame ist jung und scheint eine große Nervenstärke zu besitzen.“

Nachdem der Doktor dringend Ruhe anempfohlen, entfernte er sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen zwei Collegen zu einer Berathung mitzubringen.

Otto kehrte zu seiner Frau zurück, und bat sie, zu Bett zu gehen; sie weigerte sich, blieb in dem Lehnstuhle am Fenster sitzen, und fuhr fort, anhaltig den Sonnenuntergang zu beobachten. Die Berge jenseits des See's glüheten in ersten Abendrothe. Die abendliche Stille des Gartens unter dem Fenster ward nur durch den Gesang einzelner Vögel unterbrochen. Otto war unschlüssig, was er beginnen sollte. Die Kranke schien sich seiner Anwesenheit nicht bewußt zu sein, sie richtete keinen Blick auf ihn. Die Sonne verschwand hinter den Bergen, und das Zimmer ward dunkel. Auf den Befehl des Herrn kam die Kammerfrau mit Licht. Die rasch eintretende Abendkühle machte die Kranke frieren, sie zitterte am ganzen Körper. Trotzdem weigerte sie sich noch immer, zu Bett zu gehen; sie schloß das Fenster und ließ sich von der Kammerfrau zu dem Diwan führen. Die arme Frau war so schwach geworden, daß sie sich nur mühsam fortschleppen konnte. Auf ihren Befehl mußten noch die Kerzen eines dreiarmigen Leuchters angezündet werden, das Zimmer war ihr nicht hell genug.

„Ihr Verstand hat wirklich gelitten!“ dachte Otto. „Ich kann nicht mit ihr rechten.“

Er empfahl der Kammerfrau die größte Aufmerksamkeit, und wollte sich entfernen, da ihm der Anblick der Kranken peinlich ward. Kaum hatte er das Vorzimmer betreten, als er auf dem Korridor das Geräusch hastiger Schritte und die Stimme seines Kammerdieners hörte, die einem Ankommenden den Eintritt zu weigern schien.

„Wo ist Herr Winter?“ hörte man eine Stimme rufen.

„Bleiben Sie, ich werde Sie melden!“ antwortete der Diener, indem er die Thür öffnete und eintrat.

Ein bleicher junger Mann mit langen schwarzen Haaren folgte ihm auf dem Fuße.

„Hier ist mein Herr!“

Der Kommerzienrath wich bestürzt zurück.

„Was ist das? Was ist das?“ murmelte er, indem er den mit Schweiß und Staub bedeckten jungen Mann anstarrte. „Adolf Mölling!“

„Erbeben Sie vor einem Todten, den Sie als Verbrecher auf dem Schaffotte sterben ließen?“ rief Adolf mit durchdringender Stimme. „Die Todten, mein Herr, verlassen ihre Gräber nicht, aber die Lebenden kommen, um ihre Ehre zu rächen!“

„Nicht weiter!“ rief der Kommerzienrath, der seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Hier waltet ein Mißverständniß ob — folgen Sie mir in mein Zimmer, wir werden uns erklären!“

„Zählen Sie darauf, daß ich mich Ihnen erkläre!“ rief Adolf, dessen Augen glüheten. „Zuvor aber werde ich einer Sterbenden Verzeihung bringen, wenn es nicht zu spät ist.“

„Wie, mein Herr, Sie wissen —?"

„Wo ist Henriette? Wo ist Henriette? Im Namen Gottes, mein Herr, führen Sie mich zu ihr!" rief Adolf, indem er stehend die Hände ausstreckte. „Sie muß wissen, daß ich kein Verbrecher bin, daß ich der Liebe, die sie mir bewahrt hat, stets würdig gewesen!"

Der Kommerzienrath biß sich in die Lippen, seine Hände zuckten krampfhaft zusammen.

„Fragen Sie morgen die Aerzte!" murmelte er mit eisiger Kälte, um seine Verachtung auszudrücken. „Man leuchte dem Herrn die Treppe hinab!" befahl er dem Diener. „He, Bediente, alle meine Leute sollen kommen!" fügte er im Tone des Mannes hinzu, den der Reichthum mächtig macht.

„O, mein Herr, ich begreife Sie!" sagte Adolf mit unbeschreiblicher Bitterkeit. „Ihr Stolz duldet nicht, daß ein armer Künstler die letzten Liebesworte eines Herzens hört, nach dessen Besitze Sie vergebens strebten. Hinweg, oder ich bahne mir mit Gewalt einen Weg, um meine Ehre bei einer Sterbenden zu retten!"

Ein durchdringender Schrei ließ sich in dem angrenzenden Boudoir vernehmen. Adolf riß, ohne daß man es zu verhindern suchte, die Thür auf — Henriette lag wie leblos auf der Schwelle. Wimmernd sank Adolf neben ihr nieder, und bedeckte ihre kalten Hände mit heißen Thränen und Küssen.

„Henriette, Henriette, höre mich; ich bin kein Verbrecher!" rief er in herzzerreißenden Tönen aus. „Ich wähnte Dich treulos, aber ich bewahrte meine Liebe zu Dir und meine Ehre! Man hat uns Beide verrathen! Siehst Du noch, daß ich lebe? Hier, hier ist die Rose, das Pfand Deiner Liebe — ich trug sie stets auf meinem Herzen! Henriette, schleiche nicht von dieser Erde, ohne noch einmal mir in's Angesicht zu sehen! Du mußt wissen, daß ich lebe, daß Du mich nicht verachten darfst!"

Starren Blickes und mit angehaltenem Athem lag er auf den Knien, und wartete auf die Wirkung seiner Worte. Da schlug die bleiche Henriette noch einmal die Augen auf. Der junge Mann stieß einen lauten Schrei aus. Dann legte er sanft ihren Kopf in seinen Arm.

„Ich liebe und achte Dich!" flüsterte sie leise. „Sieh, ich trauere um Dich, weil ich Dich achte! Im Trauerkleide wollte ich aus dieser Welt scheiden. Ich habe viel gelitten — das Herz war stärker als die Eitelkeit und der Verstand — Adolf, kannst Du mir verzeihen?"

„Ich verzeihe Dir, armes, armes Opfer!" rief er überwältigt aus.

Ein seliges Lächeln schwebte über ihre bleichen Züge.

„Dank, Dank!" hauchte sie kaum vernehmbar. „Nun sterbe ich zufrieden, und Gott wird mir verzeihen! Auch Ihnen, Otto, verzeihe ich — Adolf, achte die Rechte des Herzens — mein Gott, ich komme — zu dir!"

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust — sie war verschieden. Eine peinliche Stille herrschte in den prachtvollen, hell erleuchteten Räumen. Der Kommerzienrath lehnte mit verschränkten Armen in einer Fensternische, während Adolf die leblose Hülle Henriettens auf das Bett trug, die kalten Lippen noch einmal küßte, die Vorhänge zusammenzog und dann das Vorzimmer wieder betrat. Mit ihm zugleich erschien der Kammerdiener, der seinem Herrn ein Zeitungsblatt überreichte. Otto gab Adolf das Blatt.

„Lesen Sie, mein Herr!" sagte er kalt. „Jede weitere Erklärung wird dann unnütz sein."

Adolf las:

„Rotterdam... Heute fand die Hinrichtung des Giftmischers Adolf Mölling statt. Der junge Verbrecher war ein deutscher Musikus aus D.; er leugnete die schreckliche That nicht, und bekannte offen, daß er sich rasch in den Besitz des Vermögens seines geizigen Vetters habe setzen wollen, um seine Braut heimzuführen, die ohne Reichthum nicht zu erlangen gewesen sei. Sein Rechtsbeistand hatte ihm gerathen, die Gnade des Königs anzuflehen, da die Leidenschaft, die ihn zu der That verleitet, ein Milderungsgrund sei; Mölling aber hatte sich geweigert, indem er gesagt: da ich das Mädchen nicht besitzen kann, das ich liebe, denn es ist in der Zeit meines Prozesses die Gattin eines Andern geworden, so ist mir der Tod willkommen. Der junge Schwärmer bestieg mit einer Ruhe das Schaffot, die das allgemeine Interesse für ihn erweckte."

Adolf gab erschüttert das Blatt zurück.

„Henriette hat Ihnen verziehen," sagte er zu dem Kommerzienrathe, „ich habe Ihnen nichts mehr zu verzeihen. Jener Verbrecher führte zufällig meinen vollständigen Namen und übte die Kunst, die ich übe — vielleicht war dies eine Fügung der Vorsehung."

Er verließ das Landhaus und ging träumend und langsam nach Genf zurück. Es war Mitternacht, als er sein kleines Stübchen betrat.

Wir haben den Lesern zu erklären, wie Adolf von den Vorgängen in dem Landhause unterrichtet wurde. Melanie hatte, wie wir wissen, den Brief Henriette's zur Besorgung übernommen. Dieser Brief fiel Mutter Collin, die das Zimmer ihrer Tochter durchsuchte, in die Hände. Da die Adresse deutsch geschrieben war, und die gute Alte nur französisch verstand, ging sie zu ihrem Miethsmanne und bat ihn, ihr die Worte zu übersetzen. Man denke sich das Erstaunen des armen Adolf, als er den Namen F. Wilda von der Hand Henriette's geschrieben erblickte. Die bleiche Dame, die so viel Kummer zu leiden schien; das Trauerkleid, das Melanie für sie gestickt hatte; eine gewisse Hoffnung, die plötzlich in ihm aufstieg — Alles dies versetzte ihn in eine Aufregung, daß er, seiner selbst nicht mächtig, zum größten Schrecken der Alten den Brief erbrach, und folgende Zeilen las:

„Mein Vater!

„Sie haben mich verkauft, Sie haben mich unglücklich gemacht, und mit mir den armen Adolf, den braven jungen Mann, der in seiner Verzweiflung ein Verbrechen begangen hat, und auf dem Schaffotte gestorben ist. Er ist durch mich, durch Sie gestorben! Meine Ehe, die der Beistand geschlossen, war eine unglückliche; aber vielleicht würde ich sie dennoch ertragen haben, wenn die Nachricht von Adolf's schrecklichem Tode mich der Verzweiflung nicht preisgegeben hätte. Das Leben ist mir eine Last, ich werfe sie ab und zerreiße das Band, das Sie um mich und den reichen Mann geschlungen. Gehen Sie sparsam mit beifolgender Summe um, denn sie ist die letzte, die Ihnen aus dem Heirathsgeschäfte wird. Während ich diese Zeilen schreibe, beginnt das Gift, das ich genommen, seine Zerstörung — nehmen Sie mit Gewißheit an, daß ich bei dem Manne meiner ersten Liebe bin, wenn der Brief in Ihre Hände gelangt. Leben Sie wohl, mein Vater, und beklagen Sie — Ihre

unglückliche Henriette."

Adolf hatte den Brief auf den Tisch geworfen, die Wohnung verlassen und eine Stunde später das Landhaus betreten, in dem sich nun die Scenen ereignet, die wir bereits geschildert haben.

Die erschreckte Alte glaubte, ihr stiller Miethsmann sei plötzlich wahnsinnig geworden. Sie ging zu ihrem Manne und erzählte, was geschehen. Vater Collin schüttelte den Kopf, verbarg den Brief und sagte:

„Wir müssen warten!"

Gegen Abend kam Melanie nach Hause; sie war so erschöpft, daß sie Kopfschmerzen vorschützte, und zeitig zur Ruhe ging. Um Mitternacht hörten die beiden alten Leute auch den Musiker sein Zimmer betreten. Beruhigt legten sie sich schlafen. Am nächsten Morgen ließ Vater Collin den Musiker ersuchen, in sein Zimmer zu kommen. Adolf, der die Nacht wachend verbracht, erschien bleich und mit trüben Augen.

„Mein Herr," sagte der Blinde, „bekennen Sie offen, daß Sie meine Tochter nach Moskau entführen wollen!"

Der Geiger antwortete lächelnd:

„Wahrlich, nein, Herr Collin! Ich beabsichtige zwar, nach Moskau zu gehen, aber Melanie wird mich nicht begleiten."

Nun erzählte er mit der größten Offenheit seine Lebensgeschichte.

„Um Sie zu beruhigen, habe ich Ihnen nichts verschwiegen!" schloß er. „Urtheilen Sie, ob ich je in der Verfassung gewesen bin, mich Ihrer Tochter zu nähern."

„Warum aber erschrak Melanie, als sie hörte, daß Sie uns für immer verlassen wollten?"

„Darauf kann ich Dir Antwort geben!" rief Mutter Collin, die eintretend diese Frage gehört hatte.

„Was ist Dir, Frau? Du bist aufgeregt, Du weinst —?"

„Die arme Melanie ist krank, sie hat mir Alles gestanden."

„So erkläre Dich endlich!" rief der ungeduldige Collin.

„Ach, das ist eine Unglücksgeschichte!" schluchzte die Alte. „Unsere Tochter hat den Secretair des russischen Fürsten kennen

Christian Rauch.

gelernt — und liebt ihn! Morgen oder übermorgen reist der Fürst ab, und die arme Melanie — —“

In diesem Augenblick ward die Glocke an der Thür gezogen. Mutter Collin eilte hinaus, und ließ gleich darauf den Fürsten eintreten. Mit der ihm eigenen Leutseligkeit grüßte er.

„Herr Mölling hat sich nicht erklärt,“ sagte er lächelnd; „ich nehme an, daß mein Wunsch nicht in Erfüllung geht.“

„Gnädiger Herr, ich stand im Begriffe, Ihnen meine Dienste anzubieten!“ rief Adolf lebhaft. „Verfügen Sie über mich — ich kann heute, in dieser Stunde noch abreisen!“

„Gut, so erneme ich Sie zu meinem Kapellmeister! Finden Sie sich in meinem Hotel ein, mein Secretair wird Ihnen den Kontrakt vorlegen und das Weitere mittheilen.“

Adolf verneigte sich und trat zurück, als er sah, daß der Fürst sich zu den Blinden wenden wollte.

„Mein lieber Freund,“ begann er, „vielleicht gelingt es mir, auch mit Ihnen ein Engagement abzuschließen.“

„Du lieber Gott, Sie wollen doch meinen Mann nicht etwa in Ihrer Kapelle anstellen?“ sagte Mutter Collin, die vor Verwirrung kaum noch wußte, was sie that. „Er hat früher einmal Flöte geblasen, aber seitdem er blind ist — —“

„Nein, nein, gute Frau,“ antwortete lächelnd der Fürst; „die Flöte ist in meiner Kapelle vorzüglich besetzt. Aber meinem Secretair, einem rechtschaffenen, braven jungen Manne, den ich wie einen Sohn liebe, ist ein großes Unglück begegnet; er hat sich in eine schöne Genferin verliebt, und gestern Abend hat er es mir mit Thränen in den Augen gestanden.“

„Auch das junge Mädchen liebt ihn!“ rief Adolf eifrig.

„Ich weiß es, und darum habe ich es übernommen, die Verbindung des jungen Paares zu fördern. Melanie Collin willigt ein, wenn ihr Vater — —“

„Gnädiger Herr!“ riefen Vater und Mutter zugleich.

„Mein Secretair Casimir hat ein jährliches Einkommen von zwölfhundert Rubeln; ich erhöhe diese Summe, in Anbetracht der vermehrten Ausgaben, auf fünfzehnhundert Rubel. Was hat mir Herr Collin auf meine Bewerbung zu antworten?“

„Gnädiger Herr, das Glück meiner Tochter liegt mir am Herzen, und ich begreife, daß sie unter Ihrer Obhut wohl versorgt ist; aber in diesem Augenblicke — —“

„Kann ich meinem Secretair sagen, daß die Unterhandlungen eröffnet sind?“

„Vater, begehe keine Thorheit!“ flüsterte Mutter Collin.

Der alte Uhrmacher verbeugte sich.

„Gut, so ist meine Sendung erfüllt! Mein Secretair bleibt noch zwei Monate in Genf, um einige wichtige Geschäfte zu ordnen. Dieser Zeitraum wird wohl genügen, daß Sie sich mit ihm verständigen können. Hoffentlich sehen wir uns in Moskau wieder!“

Der Fürst grüßte und entfernte sich. Melanie's Mutter begleitete ihn zur Thür.

„Herr Collin,“ rief Adolf, „Melanie liebt, ich weiß es — zerstören Sie das Glück, das Leben Ihrer Tochter nicht! Die Rechte des Herzens muß man hochachten!“

„Herr Mölling, bringen Sie mir den Secretair!“ rief Vater Collin.

Drei Tage später reiste Adolf Mölling, nachdem er noch einmal Henriettens Grab besucht hatte, im Gefolge des Fürsten ab, um in der Ausübung seiner Kunst den Schmerz zu bekämpfen, der an seinem Herzen nagte. Der Secretair des Fürsten wandte seine Zeit gut an; er wußte die Einwilligung der Eltern seiner Geliebten zu erlangen, trat mit Melanie vor den Altar, und reiste mit seiner jungen Gattin und seinen glücklichen Schwiegereltern nach Moskau.

Otto Winter ging nach Paris. Noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit einer pariser Salondame, die das große Vermögen des deutschen Kommerzienrathes besser zu würdigen verstand, als die unglückliche Henriette.

Ein Besuch beim Bildhauer Rauch.

(Mit Portrait.)

In einem alten Gebäude, das früher zu militairischen Zwecken diente, und auf einer ziemlich öden Straße Berlins, der Klosterstraße liegt, hat der berühmteste Bildhauer der Gegenwart seine Werkstatt aufgeschlagen. Wir treten in hohe, weite Säle, die durch Oberlicht magisch beleuchtet werden, und erblicken Gestalten, Gruppen und Büsten, die das Bossirholz bildete, oder die aus blendendem Carara-Marmor entsprangen, den die kunstreiche Hand des Altmeisters mit Hammer und Meisel in die edelsten Formen umschuf.

Wandelt uns schon ein gewisser Respekt an, stehen wir im Atelier eines großen Malers, so ziehen wir unwillkürlich den Hut, befinden wir uns in Räumen, die Werke plastischer Kunst bergen. Hier liegt Alles offen und klar vor uns, nichts versteckt sich vor dem forschenden Blicke des Auges — es ist eben plastische Kunst, die uns mit ihrem imposanten Wesen entgegentritt, das die menschliche Gestalt, das menschliche Antlitz vollständig wiedergibt, das jede Willkür des Künstlers verbietet, das niemals duldet, wollte der Mensch mit seinen Künsteleien die ewigen Schönheiten und Regeln der Natur verbessern, oder von ihnen abweichen. Lächerlich ist daher der eitle Ausspruch, wenn über etwas Schönes für oder wider gestritten wird, und zuletzt Der oder Jener sagt: „Ah, der Geschmack ist verschieden!“ Allerdings, verschieden mag er sein — weicht er aber vom guten, einzig richtigen Geschmacke ab, so ist er höchstens unreif oder ungebildet. Wer mit seiner Geschmacksrichtung — besser — mit dem wahren Sinn für das Schöne, im Unklaren ist, der betrachte ausgezeichnete Bildhauerwerke, diese treuesten Kopien des Gewaltigsten, was die Schöpfung hervorbrachte, und er wird erfahren, was „schön“ bedeutet. Er sehe die Werke der alten oder neuen Kunst, einen Apollo, eine Venus, oder die anmuthigsten Jungfrauen- und Jünglingsgestalten eines Canova, Therwaldsen oder Rauch, und nie möge er dabei vergessen, daß all' die Meister, des Alterthums wie der Jetztzeit, für ihre Werke das Vollkommenste zum Vorbilde nahmen, was ihr geläuterter Blick, ihr nur für das Vollendetste empfängliche Gemüth aus der Natur erfaßte.

Während draußen der Lärmen gepuzter Sonntagsleute an unser Ohr schlug, durchwanderten wir die einsame Werkstätte Rauch's. In einem Seitenflügel steht die letzte seiner größeren Schöpfungen im Modell, die colossale Mosesgruppe, welche für den König von Preußen in Marmor ausgeführt wird, und die wir zuerst betrachteten. Der Prophet von Israel, inmitten zweier jüdischer Männer, fleht Jehovah um Schutz und Hülfe an für sein Volk, das gegen die Amalekiter streitet. Mächtig wirkt die Hauptfigur, welche auf einem Felsen sitzend, mit vorgebeugtem Oberkörper und hoch erhobenen Armen, Demuth und inbrünstige Bitte auf dem Antlitz, ihr Gebet gen Himmel sendet. Die Genossen zu beiden Seiten scheinen den greisen Propheten in seiner fast emphatischen Situation zu unterstützen, und blicken dabei voll Ehrfurcht zu ihrem Gebieter auf. — Die Neugier des Publikums in einem Atelier ist immer ziemlich vorherrschend und vielleicht eben so verzeihlich. Man möchte wissen, was dieser reidische Vorhang, jene spanische Wand verbirgt — und so entdeckten wir auch in einer verschleierten Ecke des Saales, unter mehren andern Gypsabgüssen einen Kopf von hysterischer Bedeutung, der über die Natur geformt war. Wir betrachteten mit selbstsamen Gefühlen diese Züge, die eben so großartig wie klassisch in ihrer Reinheit waren, bis auf den rechten Mundwinkel, der leicht verzogen, auf Spuren von Todeskampf deutete. Der diesem Kopfe, den wir jetzt ungesehen berühren durften, zitterte noch vor Kurzem halb Europa — aus dieser Stirn entsprang der Entschluß zu einem Kriege, der mehr als eine Million Menschen hinraffte — an dem Scheitern seiner Pläne brach endlich — doch wer erräth hier nicht bereits? Wir hielten die Maske des Kaisers Nikolaus in der Hand — und legten sie nach langem, ernstem Anschauen stumm wieder in ihre bescheidene Ecke.

In den drei folgenden Sälen drängt sich nun Alles dunt durch einander — Antikes wie Modernes, Statuen, Büsten lebender und todter Personen — Allegorie und Mythe stehen neben diesem oder jenem großen Feldherrn der so klassischen Geschichte, selbst der liefsinnige Kant hat, der bald in sein Königsberg versetzt werden wird, darf es nicht verschmähen, sich im Bereiche einer leichtgeschürzten Diana zu befinden. Am Fuße der lebensgroßen Reiterstatue Friedrichs II. steht das Brustbild Borsig's, der als ein armer Schlosserlgeselle nach Berlin kam, und als einer der ersten Fabrikanten des Landes starb. Rings an der Wand zieren die schönsten Medelle, die geistreichsten Skizzen in Thon das

Simowerk, und kaum werfen wir einen Blick in den nächsten Saal, begegnen uns schon wieder zwei Riesengestalten grauer Vorzeit, die Standbilder der Polenkönige Mieszysław und Bolesław Chrobri.

Vor diesen Gestalten längst modernder Helden aber steht die ihres Herrn und Meisters in vollster, wärmster Lebenskraft, wenn auch auf dem Haupte Silberhaar glänzt, wenn auch ein Mann vor uns steht, der uns an Alter und Würde an einen Thorwaldsen erinnert, der ein Jünglingsherz im Greisenkörper trägt, dessen Hand noch mit der Sicherheit eines dreißigjährigen Mannes den Meisel führt, der mit dem Aufgang der Sonne seine Werkstatt betritt und sie mit dem Scheiden derselben erst wieder verläßt. Wahrlich, es ist ehrfurchtgebietend, einen fast achtzigjährigen Künstler mit dieser Kraft, dieser Energie arbeiten zu sehen — es ist bewundrungswerth, daß man diesen Arbeiten nicht das Alter ihres Schöpfers anmerkt, wie das ja in ähnlichen Fällen so oft vorkommt, und auf den sinnigen Beschauer tief verstimmend wirkt. Vor dem Kopfe einer Victorie, die auf einem Gestelle ruht, steht der greise Meister, prüfend und corrigirend, mit einer Sinnigkeit des Gefühls, die wir leider bei der anstrebenden Jugend nur zu oft vermissen. Der Zufall, erfinderisch wie immer, konnte uns kein schöneres Bild, keinen glücklicheren Kontrast zeigen — den würdevollsten Greisenkopf neben der Victorie, dem Abglanz der Jugend und weiblichen Anmuth.

Rauch hat sein langes, ruhmvolles Leben hindurch gearbeitet, wie Wenige — und sein Wahlspruch trägt den Stempel eines tiefempfundenen Bewußtseins und ehrlichster Selbstkenntniß, indem er lautet: „Meine Werkstatt, meine Heimath!“ Mehr wie hundert Büsten führte er mit einer Hand in Marmor aus, unzählige Statuen von ihm zieren die Plätze und Museen der ersten Städte Europa's, und mit dem Standbilde Friedrichs des Großen in Berlin, das in seiner Art zu den berühmtesten Monumenten der Neuzeit gehört, setzte er sich selbst den Lorbeerkranz unvergänglichen Ruhmes auf.

Scheiden wir von dem ehrwürdigen Künstler mit dem Wunsche, seine Tage mögen noch lange nicht gezählt sein — noch lange möge er als ein leuchtendes Beispiel von Kraft und Ausdauer unter uns leben — fern möge die Zeit sein, zu der es einst heißen wird, einer der seltensten Menschen athmet nicht mehr! — Ewige Jugend, Schönheit und Grazie werden dann trauern an seiner Ruhestätte, denn sie haben an ihm ihren Meister verloren, — — und der Hammer, mit dem er den letzten Schlag auf den Meisel führte, wird eine Reliquie sein für Alle, welche die Kunst üben — und sie lieben!

Flüchtige Reisebriefe aus der Schweiz.

Von E. A. Roßmäßler.

Palais des Unteraargletschers.

Den 7. September 1856.

Wie ich zu meinem heutigen Briefe außerhalb des Briefpapierbereiches bin, so bedarf ich auch der Phantasie dazu nicht, weil meine gegenwärtige Lage Dem, der sie nicht mit mir theilt, auch bei der nüchternsten Schilderung phantastisch genug vorkommen wird.

Um sechs Uhr pflückte ich noch einige Alpenblumen vor dem Palais unsm jetzt, um acht Uhr, liegt bereits zehn Centimeter Schnee, und der tiefe Abgrund vor demselben ist in das leuchtende Dunkel einer Alpenschneenacht gehüllt.

Das „Palais“, von dem ich rede, und in welchem sein Besitzer und Erbauer, Herr Dollfus aus Mühlhausen (im Elsaß), auf dem Heuslager bereits im ruhigen Schlummer des Gletscherjägers liegt, ist ein kleines aus Steinen roh zusammengefügtes Haus, 7212 par. Fuß (genauer 2404 Meter) über dem Meere gelegen. Die Tricolore flattert im Schneewinde auf seinem Dache, und nur sie kann morgen, wo Alles unter der Schneedecke begraben sein wird, einem einsamen Wanderer das Dasein des „Palais“ verrathen. Der Wanderer könnte aber höchstens ein Ziegenhirt oder ein passionirter Gletscherbesucher sein, denn andere Menschen kommen wohl niemals hierher.

Aus dem Grimselhospiz (1563 F. tiefer), wo mich mein Reiseglück mit einem heimathlichen Bekannten und dessen Frau zusammenführte, war ich heute Morgen sieben Uhr ausgezogen, um den Unteraargletscher zu besuchen. Kein Gletscher der Welt trägt einen so berühmten Namen, denn auf ihm sind fast alle die Untersuchungen und Beobachtungen angestellt worden, welche das räthselvolle, fast dämonisch zu nennende Walten der Gletscherthätigkeit in neuerer Zeit so sehr aufgehellt haben. Er ist zugleich einer der imposantesten und lehrreichsten, denn alle, sonst nicht bei allen Gletschern immer zusammentreffenden Eigenthümlichkeiten finden sich auf ihm vereinigt.

Am Gletscherfuße angekommen, wo die Aar als gebuldiger, vielfach getheilter Bach unter dem furchtbaren Eismeere auf eine weite, vollkommen ebene, von himmelhohen Felsen umfaßte Fläche, den Aarboden, hervorquillt, erwartete uns ein Ziegenhirt, den sich mein Führer als Aushelfer seiner Ortskenntniß bestellt hatte. Nun ging es zunächst an das mühevolle Erklimmen der Endmoräne, ein furchtbarer etwa 300 Fuß hoher und noch viel breiterer Wall von Felsentrümmern, welche der abschmelzende Gletscher beiderseits an seinem Ende abladet, Jahrhundte, ja Jahrtausende lang. Diese Moräne ist ein Ueberbleibsel des Gletschers in seiner ganzen Breite, etwa eine Viertel-Wegstunde, erkannte ich an der geognostischen Beschaffenheit genau die granitische oder Gneißnatur der weiter oberhalb liegenden Ufer, denn der Gletscher sammelt alle auf ihn fallenden Blöcke an seinen beiden Rändern, und bildet so die Seitenmoränen. Auf der großen Mittelmoräne befestigten eben drei Arbeiter des Herrn Dollfus eine Signalstange genau in der Linie, welche zwei beiderseits an den Uferfelsen angemalte weiße Kreuze bezeichneten. Die Stange soll als Signal zum Abmessen des „Marschirens“ des Gletschers dienen. Die Signalstange, welche genau an demselben Punkte vor 13 Monaten aufgesteckt worden war, sahe ich jetzt ungefähr 300 Fuß weiter unten stehen. Um so viel also ist in der angegebenen Zeit der Gletscher abwärts gerückt. Unser Führer Ziegenhirt führte uns nach etwa halbstündigem Klettern auf der Moräne nach rechts auf den Gletscher selbst, wo ich mit wissenschaftlichem Behagen alle die Dinge mit Augen sah, die ich bisher blos aus Büchern kannte. Jetzt darauf näher einzugehen, würde meinen Brief zu einer wissenschaftlichen Schilderung machen, welches nicht in meinem Plane liegt. Das Gehen auf dem Gletschereise sand ich nicht sehr beschwerlich, weil dieses rauh ist, und dem Fuße ein ziemlich sicheres Auftreten erlaubt. Wir kamen bald an eine in den Gletscher ziemlich weit vorspringende Felsenecke, welche diesen genöthigt hatte, in eine Menge tiefe Spalten und Schründe zu bersten, aus denen uns himmelblaue Abgründe entgegengähnten. Die schmälleren wurden übersprungen, die tieferen umgangen, und so gelangten wir nach beinahe zwei Stunden an dem Palaisfelsen an. Noch 300 Fuß des schwindeltreien Blick und feste Kniee erheischenden Kletterns an der beinahe senkrechten Felswand hinauf, und wir standen vor dem Palais, einem kleinen ehrwürdigen Tempel der Natur, wo seit vierzehn Jahren die Verkünstelung noch keinen Eingang gefunden hat. In der kleinen aus Steinen roh zusammengefügten Kiste, wo ein Knecht eben das Mittagsessen für Herrn Dollfuß bereitete, begann ich mit erstarrten Fingern diese Gletscherepistel, und versuchte nachher mit noch geringerem Erfolge, ein Stück Oberfläche des unter mir liegenden Gletschers zu zeichnen. Quer vor mir lag das geheimnißvolle Gletscherfeld und jenseits desselben ragten die gewaltigen Zacken des Grüneberg, der Eschenhörner, des Schreckyerhorns, Grunerhornes, Oberaarhornes, Altmanns, Studerhorns, des gewaltigen, über 13,000 F. hohen Finsteraarhornes empor. Dann kam der Abschwung, ein Ausläufer der Schreckhörner, an dessen beiden Seiten der Finsteraar- und der Lauteraargletscher aus ihren erhabenen Geburtsstätten herabsteigen, und von hier an zum Unteraargletscher zusammenfließen. Die Linie ihres Zusammenfusses ist von einer mächtigen Mittelmoräne bezeichnet, welche genug Steine bieten würde, um daraus eine kleine Stadt zu erbauen. Ganz rechts endlich schlossen

die Hughörner, die Lauteraarhörner und die Schreckhörner das majestätische Panorama.

Umweit des Abschwunges bezeichnete man mir die Stelle auf der Mittelmoräne, wo einst 1842 das kleine Stegreifhäuschen, Hôtel des Neuchatelois gestanden hatte (seitdem jedes Jahr 80 Meter vorgerückt), und weiter unten auf derselben den Hughieck, denn die ungeheure Größe mancher Moränenblöcke berechtigt zu dieser namengebenden Auszeichnung, wie man auch recht gut auf Jahre lang voraus berechnen kann, wann er am Fuße des Gletschers anlangen und dann vielleicht unter dem Chaos kleinerer Blöcke für alle Ewigkeit tief begraben sein wird. Das Abschmelzen des Gletschers an seinem Ende hält am Unteraargletscher nicht Schritt mit dessen Vorrücken, und so tritt dieser schleichende, aber unaufhaltsam vorringende Berggeist immer tiefer in das Thal herab. Aber ein Menschenalter gehört dazu, um es auffallend zu finden. Zwischen mehren der genannten mir gegenüberliegenden Berge stiegen kleinere Gletscher in starker Neigung herab, um sich unten, wie Bäche mit dem Strome, mit dem Unteraargletscher zu vereinigen, der seinerseits, in der Mitte gegen 1000 Fuß dick, auf fast wagerechter, oder wenigstens nur wenig geneigter Fläche ruht. Diese kleineren Gletscher sind der Zinkengletscher, der Glünberg-, Thierberg- und der Silbergletscher.

Gegen ein Uhr kam Herr Dollfus mit seinem Sohne und einem Diener von einer Gletscherwanderung an, und ihre drei Menschengestalten dienten mir lange als Maßstab für die ungeheure Eisfläche, auf der ich sie nach den Fingerzeigen der übrigen Bewohner des Palais lange Zeit nicht finden konnte. Bald befand ich mich, wenn auch kein Gletscherkundiger, dennoch in vertrauter Berufsnähe an seiner Seite; denn was führt die Menschen schneller aneinander, als gleiche hingebende Liebe zur Natur und ihrer Wissenschaft? Ich theilte im feldlagerartigen Häuschen das kunstlose Mahl, und dann erschloß mir Herr Dollfus in mehrstündiger unterhaltender Belehrung den reichen Schatz seiner Gletscherbeobachtungen, worin es ihm schwerlich Jemand gleich thut.

Das Gemach, zu welchem den Winden, welche hier oben Herren sind, der Zugang nicht ängstlich gewehrt ist, zeigte ein buntes Durcheinander von den Bedürfnissen des Alpenreisenden und des gelehrten Forschers, obgleich Herr Dollfus von Beruf Fabrikant ist. Während der Unterhaltung zeichnete er gelegentlich atmosphärische Beobachtungen in seine Tabellen. Die letzte war, daß von sechs bis acht Uhr Abends zehn Centimeter Schnee gefallen war und das Thermometer genau auf Null stand. Es muß jetzt noch tiefer stehen, denn obgleich ich meine Füße in eine wollene Decke gewickelt und innerlich zweimal durch einen Schluck Kirschwasser einzuheizen versucht habe — denn das Feuer im kleinen Ofen ist längst ausgegangen — so sind mir doch die Finger nachgerade beim Schreiben steif geworden. Ich lege mich darum als Dritter im Bunde auf die Streu, und wahrscheinlich träume ich bald von der Möglichkeit (die ich jetzt noch nicht recht begreife), im tiefen Schnee morgen früh wieder hinunter auf den Gletscher und vom Gletscher auf das Hospiz zu kommen.

Alte Spuren der Gletscherwirkung.

Wabern bei Bern, den 13. Sept. 1856.

Neben dem Genuß an der landschaftlichen Schönheit wird dem Schweiz-Reisenden noch der Gewinn tieferen Erfassens, sobald er in der Naturwissenschaft einigermaßen bewandert ist. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß nur der Naturforscher von Beruf den wahren Reisegenuß habe, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, daß mit dem Grade naturwissenschaftlicher Bildung der Genuß an einer Reise in der Schweiz zunimmt. Wohl aber will ich damit sagen, daß mir die Beschulung unseres naturwissenschaftlichen Schulunterrichts niemals größer erschienen ist, als auf meinen Wanderungen durch das Berner Oberland, wenn ich den Trotz der Touristen achtlos an den stummen Zeugen von den gewaltigen Vorgängen früherer Erdzeiten vorbeigehen sah und wenn ich anderseits so glücklich war, Reisegenossen, welchen mich die Laune des Reisezufalles zugesellt hatte, mit wenigen Hindeutungen hier und da ein tieferes Verständniß deffen zu eröffnen, was ohne diese entweder blos den Vorzug des landschaftlich Schönen oder Frappanten oder vielleicht selbst nicht einmal diesen gehabt hätte.

Zu solchen Gedanken gab mir fast Schritt für Schritt der Weg vom Grimselhospiz bis herab in das Hasllthal Veranlassung, ein Weg der auch sonst zu den schönsten Tagemärschen des Berner Oberlandes gehört. Diesen Weg in der Zeit von etwa zehn Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends, denn diese Zeit exfordert er, bei hellem sonnigem Wetter gemacht zu haben, so daß der gewaltige Aufsall bei der Handel seinen leuchtenden Regenbogen um die Mittagszeit vor dem trunkenen Blick des Wanderers aufspannen konnte: dies wird jedem Touristen ein unvergänglicher Erinnerungsschatz bleiben.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen etwas von diesem Schatze, wenn auch nur in den blassen Farben einer flüchtigen Schilderung mittheile. Ich knüpfe dabei noch etwas über der Grimsel an und dehne meine Schilderung unten bis an das Ufer des Brienzer Sees aus, um den ganzen ersten Lebensabschnitt der Aar, ihre wilde Kindheit, zu umfassen, von ihrem Austritt aus dem Unteraargletscher bis zu ihrem Einfluß in den Brienzer See. Dabei beschränke ich mich jedoch auf eine Schilderung der diesen ganzen Weg entlang sichtbaren Spuren ehemaliger Gletscherwirkung.

In meinem letzten Briefe erzählte ich Ihnen schon, daß ich am Unteraargletscher den berühmten Gletscherforscher, Herrn Dollfus-Auffet aus Mülhausen, in seinem „Pavillon“ antraf und daß mir nach dem etwa eine halbe Elle betragenden frischen Schneefall schier etwas bange wurde um den Heimweg nach dem Grimselhospiz, denn dieses war in jenen Tagen meine Reisebestimmung. Doch ging alles gut von statten. Der Vormittag des 8. Sept. verging mit Einpacken von hunderterlei Geräthschaften, welche der wissenschaftliche Einsiedler während seines Aufenthaltes zu seiner leiblichen und geistigen Nothdurft gebraucht hatte und um zwölf Uhr setzte sich unser Zug von zehn Personen in Bewegung. Zu Herrn Dollfus-Auffet nebst Sohn und mir war noch ein Vierter gekommen, ein kühner Gletscherwanderer, den am vorhergehenden Tage der Schneefall unter dem gastlichen Dache des Pavillon zurückgehalten hatte. Die übrigen Sechs waren die Träger und Palastbediensteten des Gletschermannes, alle mit centnerschweren Packen beladen. Das Hinabsteigen nach dem Gletscher war weniger gefährlich, als wir Anderds zuvor erdichtet nen war, denn es wurde dafür ein anderer Abhang gewählt und zum Theil auf dem Gletscher selbst sand ich meinen Marsch sogar ziemlich sicher, aber — tertianermäßig. Indem ich Schritt für Schritt in die Fußtapfen des letzten der hintereinander gehenden Träger trat, von denen also nur der erste seine heile Haut für alle hinter ihm Gehenden zu Markte trug, fiel mir unwillkürlich die lateinische Redensart „vestigia legere“ ein, denn ich blickte unverwandten Blickes auf die vestigia meines Vorgängers, wie man die Worte „lieft.“ Mancher tiefe mit Schnee zugewehte Schrund wurde überschritten oder mit Hülfe des Alpenstockes überspruns Ein langes Seil war immer in Bereitschaft, um aus der Noth zu helfen, wenn vielleicht Einer in die Tiefe hinabfahren sollte. Es blieb aber glücklicherweise unbenutzt. Der Gang über das Ende der linken Seitenmoräne war zwar bis auf einen möglichen Beinbruch ungefährlich aber im höchsten Grade anstrengend. Nach beinahe zweistündiger Wanderung auf Gletschereis und Moränenblöcken standen wir endlich unten am Gletscherfuße auf dem „Aarboden,“ einer etwa eine halbe Stunde langen und eine kleine Viertelstunde breiten vollkommen ebenen Fläche, über welche in viele geschlängelte Arme sich theilende Aar durch niedrige Gletscherthore aus den, von feinem Schutt fast schwarzgefärbten, gegen 200 Fuß hohen Eismassen hervortritt.

Hier glaubt nun der gewöhnliche Tourist am Ende des Gletschers zu sein. Er ist es auch, wenn er nicht daran denkt, daß jeder Gletscher, der eine mehr der andere weniger erschöpflich. Das die Gegenwart, der letzte Zeitabschnitt einer ungeheuer langen Periode der Erdbildung an seiner Stelle ist.

Es fiel mir hier auf, daß die Volkssprache der Schweiz einige Ausdrücke hat, welche unverkennbar darauf hinweisen, daß im Volke ein tieferes Erfassen der Gletscher liegt, als ein dies auf die gegenwärtige Thätigkeit derselben sich beschränkendes. Das Volk, nicht die Wissenschaft, hat den Namen Aarboden, Grimselboden, Ritterichsboden, Haslibodon (letztere drei der ersten ganz gleiche Ebenen) erfunden. Diese Flächen sind unverkennbar in früheren Jahrtausenden „Boden“flächen des Aargletschers gewesen. Das Volk pflegt doch sonst ähnliche Ebenen nur „Boden“ zu nennen! Umweit dem Austritte der Aar aus dem

Gletscher nahe dem rechten Ufer liegen auf dem Aarboden drei „Nollen," ein Wort welches nach K. Vogt's gegen mich ausgesprochener Meinung aus Knollen entstanden ist. Es sind dies freistehende Felsen, von denen der eine mehrere hundert Fuß hoch war und in Norddeutschland ein Berg genannt werden würde. Sie sind in der Richtung der Gletscherbewegung (daß sich jeder Gletscher vorwärts bewegt, habe ich schon früher gesagt) länglich abgerundete, im großen Ganzen halbkuglige oder halbeiförmige, Felsen, welche überall geglättet und abgeschliffen sind. Diese Abrundung und Abschleifung ist das Werk des Gletschereises, welches, wie der Edelsteinschleifer des Smirgels, sich des Schuttes und Sandes bedient. In früheren Zeiten ging der Gletscher über diese Nollen hinweg. Diese drei Nollen, denen theils an der sinken, theils an der rechten Seite der ehemaligen Gletscherbahn vor dem Hospiz viele andere folgten, werden an Größe weit überboten von der „Grimsel-" oder „Spittelnolle." So heißt der große kuppelförmige Berg, an dessen Fuß das Hospiz liegt; er ist von anderen Bergen kesselförmig umgeben, und ebenfalls bis auf seinen Gipfel vom Eise abgeschliffen und aller Ecken und Kanten beraubt. Doch ich sollte am andern Morgen vor meinem Hinabsteigen in das reizende Haslithal diese „Eis- oder Gletscherschliffe" an noch viel höher gelegenen Punkten sehen. Mit äußerster Anstrengung der Lust unternahm ich mit fünf anderen Reisenden am Morgen des 9. Sept. von 7 bis 11 Uhr früh noch eine Besteigung des Siedelhornes, welches sich dicht neben der Grimsel bis auf 8525 Fuß erhebt. Es besteht aus einem schönen meist röthlich gefärbten Granit und nach dem Gipfel hin aus einem schwarzgrauen, leicht verwitternden Glimmerschiefer. So weit der Granit reichte und bis höchstens 800 Fuß unter dem Gipfel, den wir des immer dichter werdenden Nebels wegen unersties ließen, fand ich an vielen Stellen den vollkommensten Eisschliff, d. h. große abschüssige Felsflächen, welche vollkommen glatt geschliffen und stellenweise glatt polirt waren. Also bis zu dieser bedeutenden Höhe hat einst die Gletscherbildung ihre glättende Thätigkeit erstreckt! Man wundert sich Anfangs darüber, daß im Verlauf der Jahrtausende diese Flächen, die in der Sonne wie Spiegel glänzten, durch die Verwitterung nicht angefressen oder rauh geworden sind. Allein sie liegen ja den größten Theil des Jahres unter Schnee begraben, und ihre Glätte erlaubt in der übrigen Zeit des Jahres dem Wasser nicht, lange darauf zu haften. Es fließt schnell davon ab, und die Luft trocknet sie schnell wieder.

Nach 12 Uhr hatten wir das Hospiz nicht nur wieder erreicht, sondern auch in der Schnelligkeit nun erst das Frühstück eingenommen, um dann in rüstigem Schritt mit der stürzenden Aar um die Wette thalabwärts zu steigen. Das aufmerksame Auge erkannte unter dem sich bald unterhalb der Grimsel einstellenden Knieholze hier und da mächtige Nollen und an den ungeheuren Granitwänden, die als breite Koulissen in das Aarthal vorspringen, zeigten sich oft die ausgedehntesten Eisschlifte. Bald war der Ritterichs-Boden erreicht, wo die Aar, die jetzt rechts von ihm im tiefen Felsenbette schäumt, einen kleinen See zurückgelassen hat, wie sich ein solcher größerer auch oben neben der Grimselnolle findet. Hölzerne und steinerne Brücken führten uns mehrmals von einem Ufer der Aar auf das andere und immer noch zeigte sich die Aar als „Gletscherbach," der sie ja ist, trüb und milchig von dem außerordentlich feinen schlammartigen Sand, den sie mit sich führt. Dieser ist natürlich das Erzeugniß der reißenden Gewalt unter der ungeheuren Eislast des Gletschers. Herr Dollfus theilte mir mit, daß seinen genauen Berechnungen nach die Aar bei großem Wasser, d. h. bei starkem Abschmelzen des Gletschers, in 24 Stunden 5600 Ctr. Schlamm fortführt, was also weit über 200 Pferdelasten zu 25 Ctr. austrägt. Doch ich darf mich nicht so weit von meinem Thema entfernen und ich komme daher zu der „hellen Platte." Dies ist eine vielleicht 25,000 Quadratfuß große sanft geneigte Felsenfläche, welche sich als der unverkennbarste Eisschliff zu erkennen gibt. Leicht nur daß sie vollkommen aller und jeder Ecken und Kanten, die jede andere eben so große Felsenwand haben würde, beraubt ist, sondern sie ist auch in der Richtung des Thales, in der sich hier einstmals der Gletscher abwärts bewegt hat, mit dichter oder weitzwiger stehenden Furchen bedeckt, die Spuren der zuletzt darauf ngeschliffenen, unter der Wucht des Eises eingeklemmten oder ezt Eise eingefrornen Steine. Für von dem darüber fließenden Wasser ausgewaschene Rinnen kann man diese Furchen deswegen durchaus nicht halten, weil sie gerade rechtwinklig auf die Richtung stehen, welche Wasserrinnen haben müßten. „Agassiz' Eisschiff 1842," in den Stein der hellen Platte eingegraben, bezeichnet sie als ein Eigenthum der Wissenschaft. Auch der Achtloseste kann die helle Platte nicht ansehen, ohne nach der Entstehung dieser wie von Menschenhand abgemeißelten und polirten Felsenwand zu fragen. Die eingemeißelte Aufschrift sagt es ihm und er versteht diese, wenn er von dem geheimnißvollen Walten der Gletscherbildung wenigstens einige Kunde hat.

Auf der Tschingelbrücke machte ich meine Begleiter auf einen sogenannten „Riesentopf" aufmerksam. Die Aar stürzt mit betäubendem Getöse durch den hohen Bogen der Brücke, eingeengt von beiden Seiten und in ihrem Bett durch ungeheure Blöcke eines schönen fast weißen Granites. Einer dieser Blöcke, mit dem rechten Ufer gerade unter der Brücke an der Seite noch zusammenhängend, gleicht einem ungeheuren Topfe von etwa sechs Fuß Durchmesser. Solche Riesentöpfe entstehen durch die Gewalt des Wassers, welches im Wirbel Steine darauf herumdreht und sie so nach und nach aushöhlt, wobei die Steine als Bohrer dienen. Dem fertigen Riesentopf gegenüber steht ein kleinerer, der noch in der Arbeit ist. Die jetzt kleine Aar stand tief unter der nur erst etwa eine Elle tief ausgehöhlten Oberfläche, in welcher der reißende Stein auch noch lag. Ein wenig oberhalb der Brücke war das etwas breitere Aarbett, in welchem sie unbändig schäumte und tos'te, mit großen Granitblöcken erfüllt, an welchen die unablässig leckende Zunge des Wassers dergestalt gewirkt hatte, daß sie runde muschelförmige Flächen zeigten und schmelzenden Eisklumpen glichen, wenn auch die weiße Farbe nicht wenig beitrug.

Wir kamen zur Handeck, einem von wenigen Sennhütten gebildeten Weiler. Hier stürzt die Aar Arm in Arm mit dem von links herkommenden wasserreichen Aerlenbache 200 Fuß tief in eine enge von senkrechten Felsenwänden gebildete Schlucht, deren Boden von den dichten Wasserstaub-Wolken des zerpeitschten Wassers dem schwindelnden Blicke völlig verhüllt ist. Ueber dem Tosen des fürchterlichen Kessels schwebte friedlich der brillanteste Regenbogen, den ich je gesehen, in dem hochaufsteigenden Wasserstaube. Wer waren hier bis auf die Höhe von 4373 Fuß abwärts gekommen. Bald ändert sich mit der Gebirgsart der Charakter der Landschaft. Der Granit wich unter Gutanen dem Gneiß und mit diesem, dessen Schichten stark geneigt und oft saft auf den Köpfen standen, wurden die Felsformen wilder und zackiger. Je weiter wir abwärts kamen, desto mehr erkannte man eine allmälige Klärung des Wassers der Aar, obgleich es noch weit davon entfernt war, die lufthelle Klarheit eines Gebirgsbaches anzunehmen, deren doch unzählige von rechts und links der bemüht waren, den Gletscherursprung der Aar durch ihre eigene Klarheit zu verwischen. Klar wird sie erst bei Thun, nachdem sie in den beiden großen Ablärungsbecken des Brienzer- und Thunersees all' ihren Gletscherunrath abgesetzt hat, in der bis 2000 Fuß betragenden Tiefe dieser herrlichen Landseen. Ob es gleich nicht eigentlich zu dem Thema meines Briefes gehört, so muß ich doch als einer der Gletscherwirkung ebenbürtigen Erscheinung der ungeheuren Schutthalden gedenken, welche von den Lauinen von rechts und von links her in das enge felsige Aarthal hinabgeführt waren. Dies geschieht in dieser Ausdehnung nur im Frühjahr und Vorsommer und dennoch sand ich an einer Stelle den Lauinenschnee noch nicht ganz weggeschmolzen, sondern einen gewölbten Brückenbogen über die Aar hinweg bildend. Diese Lauinenbahnen sind meist tiefe Felsenschlüchte, ob denen oft der Fuß eines Gletschers oder wenigstens eines mächtigen Schneefeldes herabbroht. Was auf dieser Bahn liegt und nicht niet- und nagelfest ist, muß mit fort, und wären es hausshohe Blöcke.

Die Spuren des Gletscherschliffes verliefen und auch unterhalb Gutanen im Gneißgebiete nicht, ja selbst noch tiefer unten fehlten sie nicht, wo mächtige Bänke eines schönen schwarzen weißgeaderten Marmors (der Juraformation angehörend) sich über den Gneiß gelagert finden und zuletzt allein die hohen Felswände bilden; obgleich wegen der größeren Verwitterbarkeit des Kalksteines die Schliffflächen weniger gut erhalten sind.

Von sechsstündigem Herabsteigen auf dem oft äußerst holperigen Saumpfade tüchtig zusammengestaucht kamen wir im Haslidoden, dem unteren Ende des Oberhasletthales an und man erkennt in ihm leicht einen ehemaligen Gletscherboden. Anfänglich

sieht man sich verblüfft nach einem Ausgangspunkte der Aar um, denn quer vor das an den Hasliboden sich anschließende Unterhaslithal legt sich ein mächtiger mehre Hundert Fuß hoher Wall, an welchem eine neue in weitausgreifender Zickzacklinie gelegte Straße hinüber nach Meiringen führt, dem Hauptorte des Unterhaslithales. Die Aar hat sich durch diesen Wall an dessen rechter Seite, wo er an die rechte Thalwand sich anschließt, eine tiefe enge Schlucht gewaschen, die „finstere Schlauche" genannt. Der Wall selbst gibt sich dem aufmerksamen Auge leicht als eine alte Endmoräne von ungeheurer Ausdehnung, und als eine Gruppe von Rollen zu erkennen, über welche einst der Gletscher noch tiefer hinausgegangen ist. Wenn man diesen Wall überschritten hat, welcher rechts vom Hasligrund auch dem Gadmenthal und dem Genthal ein Halt gebietet, in denen ohne Zweifel früher ebenfalls Gletscher ihren langsamen Marsch machten und mit dem Aargletscher zusammen den Wall theils bildeten, theils überwanden, so blickt man in die tischgleiche Ebene des reizenden Unter- oder kurzweg sogenannten Haslithales, welches etwa eine Viertelstunde breit sich $2^1/_2$ Stunde lang bis Brienz ausdehnt, neben welchem die Aar ihr immer noch nicht völlig entfärbtes Wasser in den See ausgießt. Auch an den himmelhohen Kalkwänden des Haslithales kann man noch leicht die „alten Spuren der Gletscherwirkung" wahrnehmen, und es war mir, gestützt auf die vor Augen liegenden Erscheinungen, leicht geworden, meine Begleiter davon zu überzeugen, daß sie mit mir von dem Kamme des Sidhornes bis hinunter in das Haslithal auf der Bahn eines ehemaligen Gletschers gewandert waren. Diese Bahn wird in ihrer oberen Hälfte alljährlich gewissermaßen wieder hergestellt, indem im Winter die wenigen Wanderer, welche über Furca und Grimsel aus dem Wallis nach Meiringen und Brienz gehen, nicht den tief unter Schnee begrabenen Saumpfad wie wir einschlagen, sondern hoch über dem Aarbett über den gefrornen Schnee, welcher dann die Sohle des ganzen so jäh abfallenden Thales ausfüllt, einen geraderen Pfad wählen, so daß dann tief unter ihren Füßen die wilden Wasser der Aar wie eine unterirdische Wasserleitung im Verborgenen sich abwärts wühlen.

Man kann nicht leicht einen lehrreicheren Weg als den eben beschriebenen machen. Mit nur einiger Kenntniß von der Natur der Gletscher gewinnt man durch ihn die Ueberzeugung, daß die Gletscherthätigkeit einen großen Antheil hat an der Oberflächengestaltung der Erde, selbst an solchen Orten, die jetzt weitab liegen von dem beschränkteren gegenwärtigen Schauplatze dieses mächtigen Wirkens der Natur.

Zwei Züge aus Washington's Leben.

Washington war noch ein junger, bildschöner Mann, als er einst auf einer Reise durch Virginien in der Nähe einer Farm anlangte, die, im Walde liegend, ihm und seinem müden Rosse Erquickung zu bieten versprach. Näher herzugekommen, fand er zu seiner Verwunderung eine festlich gekleidete Versammlung. Die Feier oder was es sonst war, wurde, wie er auch abwehrte, von dem alten Farmer, einem wahren Originale, unterbrochen, um die Pflichten der Gastfreundschaft zuerst an dem müden Gaste zu erfüllen. Es entging Washington's scharfem Blicke nicht, daß diese Unterbrechung theils willkommen, theils höchst unwillkommen war. Was es aber galt, blieb ihm ein Räthsel, zumal die Hauptperson die festlich geschmückte, liebreizende Tochter des Farmers war, deren Züge Spannung, Kummer und Sorge ausdrückten.

Als George Washington seinen Hunger und Durst gestillt hatte und sich wieder vollkommen auf dem Damme befand, fragte er seinen Wirth, der ihm alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies, nach der Veranlassung des Festes.

„Ihr werdet erstaunen, wenn ich Euch das erzähle, Herr," sprach der dicke Farmer, „aber man muß sich aus einer Verlegenheit in der glimpflichsten Weise zu ziehen suchen, so hab' ich's auch vor und Ihr mögt Zeuge sein, wie es mir gelingt.

„Seit zwanzig Jahren wohne ich hier so glücklich, als Einer in den vereinigten Staaten, denn mir geht nichts ab und mit meinen zwei nächsten Nachbarn lebe ich wie ein Bruder mit seinen Brüdern nur immer leben kann und soll. Wir sind fast gleichzeitig hierher gekommen, haben uns gegenseitig in Leid und Freude brüderlich beigestanden und sind so in rechter Liebe und Treue zusammengewachsen. Nun sind unsere Kinder zusammen herangewachsen. Meine Nachbarn haben jeder einen erwachsenen, heirathsfähigen Sohn und ich eine Tochter, meine gute Lucy, Ihr habt sie wohl gesehen?"

Washington besahte mit einem wohlverdienten Lobspruch auf ihre seltene Schönheit.

„Ja," sagte der Farmer mit behaglicher Freundlichkeit, „Ihr habt Recht, Herr, Lucy ist schön, wie ihre Mutter war, die ich frühe betrauern mußte; aber das ist ihr geringster Vorzug; sie ist ebenso züchtig, fleißig, reinlich und wirthlich, als sie schön ist, und ich will jedem verwittweten alten Vater eine pflegende Tochter wünschen, wie sie mir der Herr geschenkt hat."

„Ehre dem Mädchen," rief Washington aus, „dem ein solches Zeugniß von dem redlichen Vater gegeben werden kann, und Ehre dem Vater, der sie erzog!"

Der alte Farmer lächelte in sich vergnügt bei diesen Worten seines Gastes, und, indem er die duftigen Wolken seiner Pfeife hinausblies, strich er mit der Rechten gemüthlich über den ansehnlichen Umfang seines Bauches.

„Gerade wie Ihr die Sache anschaut, Herr, so betrachten sie auch meine braven Nachbarn und ihre ebenso braven Söhne William Brown und John Clifford," fuhr der Farmer fort. „Sie sind mit Lucy aufgewachsen und werben Beide um sie. Da sitze ich mitten drinnen in der Patsche, Herr, und weiß nicht, wem ich sie geben soll."

„Aber hat denn das schöne Mädchen nicht entschieden? Je diesem Alter, meine ich, müßte das ja doch zu merken sein?" sagte Washington.

„Freilich," versetzte der Farmer und runzelte dabei die Stirn, „Sie hat William Brown sehr lieb und er sie; aber sie ist auch dem braven John Clifford nicht böse und achtet ihn hoch, wie es verdient. Damit ich nun nirgend anstoße und Niemandem wehe thue, habe ich die Väter und die Söhne zu mir kommen lassen, wie Ihr sie im Garten, an der Fenze lehnen sehet, und Ihnen ein Gottesurtheil vorgeschlagen. Welcher von Beiden der weitesten Sprung thut, der soll sie haben. Beide sind tüchtige Springer."

Ueber Washington's Antlitz zuckte es, wie ein Blitz, aber lächelnd und sogar etwas schelmisch.

„Ist das Wort fest, Herr, was Ihr da saget: wer den weitesten Sprung thut, dem gehört das Mädchen als Gattin?"

„In ganz Virginien hat kein Mensch jemals mein Wort in Zweifel gezogen," sagte fest, vielleicht etwas verletzt der Farmer.

„Vergebt, wenn es den Anschein hätte, als ob ich das thäte," sagte Washington in einer so herzgewinnenden Weise, daß auch keimender Groll auf der Stelle vergehen mußte. „Ich frage nur, weil — ich um das Mädchen mitspringen will!"

„Ihr?" fragte erstaunt, betroffen und verlegen der Farmer, und dehnte das Wort in ungebührliche Länge.

„Ja," sprach Washington fest, „ich halte Euch beim Worte. Meine Stellung ist so, daß ich meine Frau ernähren kann, und Euch keine Schande machen werde. Das noch, — nach der Scheidung nenne ich meinen Namen und Stand, und Ihr habt das Recht, wenn Euch ein Bedenken kommt, mich ohne Weiteres zurückzuweisen."

„Topp!" rief der Farmer, dem der prächtige Mensch immer mein gefiel, ergriff seine Hand und führte ihn heraus zu den im Garten wartenden Gästen und Prätendenten.

Die schöne Lucy, welche mit beifälligen Blicken den Fremden musterte, erglühte wie eine Purpurrose, die beiden Prätendenten erbleichten beim Anblicke des schlanken, sichtlich sehr gewandten Körpers des Fremden, als der Farmer ihnen den Inhalt des Gespräches mit dem Gaste und sein gegebenes Wort mittheilte.

Eine Einrede konnte nicht erhoben werden, und so wurde denn sogleich das Mahl festgestellt und der Sprung begann. Kurzer Anlauf war gestattet.

John Clifford war der Erste. Er sprang und blieb eine gute Elle hinter dem Ziele zurück. Ein Strahl der Freude blitzte über das bleiche Gesicht des schönen Mädchens. Ein unaussprechlicher Blick traf William Brown. John Clifford einsehend, daß sich das Schicksal gegen ihn entschied, schien sich mit ziemlicher Ruhe drein zu ergeben. Sein Vater sah mürrischer aus, als er.

William Brown nahm den erlaubten Anlauf und sprang und erreichte das Ziel fast. Etwa einen Fuß breit weiter zurück zeigte sich der Abdruck seines Fußes im Boden, der absichtlich feucht gemacht war. Jetzt trat Washington vor.

„Soll ich's wagen, da William Brown gesiegt hat?“ — fragte er.

„Ihr müßt!“ rief der Farmer und die reizende Lucy mußte sich an den Stamm des Baumes lehnen, an dem sie mit einigen kaum minder hübschen Mädchen stand, die Schwestern von William Brown und John Clifford waren. Einem scharfen Beobachter würde es nicht entgangen sein, daß Mary Brown, Williams Schwester, erbleichend ihre Hände geballt hatte, als John Clifford den Sprung wagte und daß sie freudig zusammenzuckte, als er so weit vom Ziele blieb.

Washington trat an, nahm den Anlauf und — weit über das Ziel sprang er mit wunderbarer Leichtigkeit. Ein Ach, ob der Freude oder des Unwillens? — entfuhr den Zuschauern und das schöne Mädchen wankte. Eben so flüchtig, wie er gesprungen war, stand Washington bei ihr und sing sie auf. „Seien Sie ruhig, Miß Lucy,“ sagte er leise zu ihr, „ich sprang nur mit, um im Nothfalle Sie an William Brown abtreten zu können. Ich bin glücklicher Gatte!“

Das Mädchen starrte ihn unglaublig an, aber sein Ton war so fest, daß kein Zweifel blieb.

Jetzt wandte er sich gegen die Männer.

„Ich bin George Washington,“ sagte er lächelnd, „und habe mir einen kleinen Scherz erlaubt, den Ihr, theure Mitbürger, mir vergeben werdet, wenn ich Euch den Grund enthüllt haben werde. Der wackere Vater dieses trefflichen, liebreizenden Mädchens hatte mir die Lage der Sache mitgetheilt, als er den Gast spritte und tränkte; mein Blick bestätigte meine Vermuthung, daß eine innige Liebe William Brown mit Lucy verbindet, während der sehr ehrenwerthe John Clifford vielleicht mehr dem väterlichen Wunsche bei seiner Bewerbung folgte. Für William Brown ist bereits entschieden gewesen, als Ihr mich zum Sprunge zwangt. Die liebliche Braut ward mein, aber ich bin glücklicher Gatte und trete sie, da sie mein ist, an William Brown ab, an den ich sie unter allen Umständen abgetreten haben würde.“

Alle standen da, wie Bildsäulen; nur William Brown stürzte auf Washington zu und drückte stürmisch seine Hand. „Wie soll ich Euch danken?“ rief er aus.

„Hoch lebe Washington!“ erschallte es jetzt im Chore und John Clifford war der Erste, der den Ruf ausbrachte. Alle umringten den Helden jetzt und der alte Farmer bat flehentlich, er möge seinem Hause das Glück gewähren, bei Lucy's Vermählung zugegen zu sein.

„Wenn ich wüßte,“ sagte Washington lächelnd, „daß es eine Doppelhochzeit gäbe“ — und dabei sah er John Clifford an, der ihn mit bezeichnenden Blicken betrachtete.

„Wollt Ihr mein Freiwerber werden?“ fragte der Jüngling. „Mary Brown, Williams liebliche und brave Schwester wäre die, um die ich jeden Sprung wagte.“

Washington trat zu dem alten Clifford. „Master Clifford,“ sagte er, seine harte, derbe Hand kräftig faſſend, „habt Ihr das gehört?“

„Ich habe es gehört,“ erwiderte der alte, biedere Virginier, „und wenn mein lieber Nachbar Brown denkt wie ich, so ist Eure Werbung schnell am Ziele.“ Der alte Brown lächelte dazu und meinte, „da bliebe ihm ja nichts übrig, als ja zu sagen, wenn Mary wolle.“ Aber John und Mary, Lucy und William nahten schon, um den elterlichen Segen zu erbitten.

Washington konnte dennoch nicht bleiben. Er mußte, wichtiger Geschäfte willen weiterreisen. Das betrifft Alle aufrichtig. Als er schied, küßte er die errötehende Lucy auf die reine Stirn, wünschte beiden Paaren Glück, und als William den Blick sah, den Luch dem edeln Manne nachsandte, als er unter den Bäumen verschwand, die den Weg beschatteten, den Blick, in dem ein paar krystallne Tröpfeln glänzten, da sagte er, die theure Braut schallhaft anblickend: „Ich bin eigentlich recht froh, daß er weggeritten ist.“ Lucy trocknete das Auge, reichte William ihre weiße Hand und entgegnete lächelnd und doch so ernst: „William, scherze nicht. Er ist der Gründer unseres Glückes. Gott segne ihn!“

Eines Tages ging ein Mann durch eine der abgelegeneren Straßen von Philadelphia, dessen Haltung und äußere Erscheinung auf eine bedeutende Person schließen ließ. Es war früh am Morgen und der Verkehr belebte die Straße noch wenig. Plötzlich trat ein Jüngling an ihn heran mit bleichen, kummervollen Zügen, schüchtern, furchtsam, zu zitternd und ohne ihn anzublicken, bat er leise um eine Unterstützung. Der Mann sah ihn scharf an, aber der Blick wurde milder nach dieser prüfenden Beobachtung, denn der Ausdruck des jungen Menschen, die zitternde Stimme, die ganze Haltung zeigten ihm, daß er keinen Bettler von Profession hier vor sich habe, sondern im vollen Sinne des Wortes einen Unglücklichen.

„Sie stehen mir nicht aus, wie Einer, der an's Betteln gewöhnt ist. Was nöthigt Sie zu diesem Schritte? Seien Sie offen und ehrlich, sagen Sie mir die volle Wahrheit, aber auch nur Wahrheit, denn davon wird meine Hülfe abhängen!“ — So sprach mild und Zutrauen einflößend der Angeredete.

„O, das will ich,“ sagte mit einem tiefen Seufzer und nun erst den Blick zu dem Gesichte des Mannes aufschlagend der junge Mensch. „Wohl bin ich nicht in den Verhältnissen geboren, wie die sind, in denen Sie mich finden. Die Unfälle, die meinen armen Vater trafen, das namenlose Unglück, in dem sich meine gute Mutter befindet, nöthigen mich zu dem Schritte, den ich mit zagendem Herzen, mit großer Ueberwindung gethan habe.“

„Wer ist denn Ihr Vater?“ fragte der Mann weiter und erfuhr nun, daß er ein wohlhabender Kaufmann gewesen, den der treulose Bankrott eines Geschäftsfreundes völlig zu Grunde gerichtet und bettelarm gemacht hatte. Der Kummer über dieses unverschuldete Elend hatt den Keim einer tiefer liegenden Krankheit rasch entwickeln und nach wenigen Monaten starb er, und sein Tod brachte das Maß des Unglückes der Familie zum Ueberfließen. Die Mutter, der junge Mensch und ein jüngerer Knabe versanken in die tiefste Armuth. Ein Freund seines Vaters gab dem jungen Menschen Unterkommen in seinem Hause; die Mutter suchte durch Arbeit sich und den jüngeren Bruder zu ernähren; aber in der letzten Nacht wurde sie von einer heftigen Krankheit befallen, die ihr Leben in Gefahr brachte. Der junge Mensch hatte keinen Kreuzer, um ärztliche Hülfe und Arzneimittel zu beschaffen. „Ach,“ schloß er, „ich habe den Muth nicht, unsere Bekannten aufzusuchen und um ein Almosen zu bitten. Die Reichen darunter sind hart; die Armen, die ein Herz haben, können nicht helfen, wenn sie auch wollten. Darum —“

Der Herr hatte ihm mit inniger Bewegung zugehört. Das war die Stimme der Wahrheit, wenn sie irgendwo zu finden war, das sagte ihm das Herz.

„Nun — fahren Sie fort,“ sagte er mild zu dem jungen Menschen. —

„Darum,“ fuhr dieser fort, und zwei heiße Thränen rollten ihm über die Wangen, „faßte ich ein Herz, Sie, den Fremden, anzureden und überwand die Scham, die sich mit Macht dagegen erhob. Ach, erbarmen Sie sich meiner armen Mutter!“

„Wohnt Ihre Mutter weit von hier?“ fragte der Mann, dem das Herz weich wurde.

„Im letzten Hause dieser Straße, links, im dritten Stockwerke,“ sagte der junge Mensch, ihn flehentlich ansehend.

„Und einen Arzt haben Sie noch nicht? Nun, hier sind einige Dollars. Eilen Sie, einen Arzt zu holen!“

Der junge Mensch ergriff seine Hand und benetzte sie mit seinen Thränen. Reden konnte er nicht, nur die Worte brachte er heraus: „Gott segne Sie!“ dann eilte er den dammen mit einer Hast, daß er zu fliegen schien.

Der Mann sah ihm einen Augenblick nach, dann schüttelte er den Kopf, und sagte leise zu sich: „Nein!“ Darauf schritt er dem bezeichneten Hause zu, und war bald an der Thüre der Wittwe, wo er leise anklopfte. Ein kleiner, schöner Knabe, dessen Auge in Thränen schwamm, öffnete die Thüre, und er trat ein. Sein scharfer Blick musterte das Stübchen schnell. Da stand ein alter tannener Tisch, zwei Stühle von eben dem Ansehen, wie der Tisch, ein alter Schrank und auf dem Tische einige weib-

liche Handarbeiten unvollendet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, aber die größte Dürftigkeit. In einem armseligen Bette lag die Kranke, deren Fieberzustand sich deutlich zu erkennen gab.

Diese äußeren Umstände bewegten ihn noch mehr. Er trat zum Bette und befragte die Kranke über ihren Zustand, daß sie ihn für einen Arzt hielt. Sie sagte ihm, was er wissen wollte, dann setzte sie hinzu, wie unglücklich sie sei, und wie sie für sie der Tod das beste Heilmittel sein würde, wenn er ihr nicht dadurch schrecklich erschiene, daß sie ihre beiden Söhne im hülflosesten Zustand zurücklassen müßte; das zerreiße ihr Herz.

Der vermeintliche Arzt spricht ihr Trost ein und die Art, wie er dies thut, ist so wohlthuend und Vertrauen erweckend, daß sie ihm ihr Herz erschließt, und alle die Schläge des Unglücks anführlich erzählt, welche der Sohn auf der Straße ihm nur angedeutet hatte. Er horchte ihr mit bewegtem Herzen, tröstete sie dann und redete ihr inniglich zu, dafür zu sorgen, daß ihr theures Leben für ihre Kinder erhalten bliebe. Darauf bat er sie nun etwas Papier. Aber das fehlte der Armuth. — Auf dem Bette lag ein Gebetbuch, der Wittwe Trost. Er nahm es in seine Hand, und sagte: „Das weiße Blatt hier ist überflüssig, und reicht mir aus." Er leste es ab und der Knabe reichte ihm sein Tintenfäschen und seine Feder. Der vermeintliche Arzt setzte sich an den Tisch und schrieb. Darauf drückte er der Kranken die Hand, sprach noch im liebevollsten Tone Worte des Trostes und ging.

Kurze Zeit darauf kam der älteste Sohn zurück.

„Liebe Mutter," rief er freudig, „Gottes Gnade verläßt uns nicht! Ein großmüthiger Fremder hat mir fünf Dollars gegeben. Gott segne ihn! Nun wird der Arzt gleich kommen, und ich hoffe auf Gottes ferneren, gnädigen Beistand! Fassen Sie Muth!"

Die Mutter zog ihre Kinder an ihr Herz und betete über sie. Dann sagte sie:

„Du riefst einen Arzt? Seltsam, er ist schon dagewesen!"

„Unmöglich!" sagte der Sohn verwundert.

„Doch, Kind," versetzte die Mutter, „und er ist auch ein rechter Arzt für die Seele. Ach, wie liebevoll tröstend waren seine Worte. Dort liegt das Recept, das er geschrieben hat!" — Sie deutete nach dem Tische, wo das beschriebene Papier lag. Betroffen eilt der junge Mensch zum Tische, liest das, was der Fremde geschrieben hat, und beginnt zu zittern.

„Mutter," ruft er, „es ist kein Recept! Hören Sie!" Und er liest eine Beschreibung auf eine sogleich zu erhebende, sehr bedeutende Summe.

Die Mutter richtet sich voll freudigen Schreckens auf. „Die Unterschrift, mein Sohn, die Unterschrift!" ruft sie aus.

„George Washington!" liest der junge Mensch — „Präsident des Congresses!"

Da sinkt die Kranke ohnmächtig zurück. Zum Glücke für die trostlosen Söhne, die glaubten, ihre Mutter sei gestorben, kommt der Arzt, und es gelingt ihm, die Mutter bald wieder zu beleben. Es war ein edler Mensch, und auch er liest mit tiefer Bewegung die Schrift Washington's.

Der edle Mann ließ es dabei nicht bewenden. Nach einigen Tagen kam er wieder und fand zu seiner Freude die Wittwe auf dem Wege der Genesung. O, wie waren sie dankbar! Wie ergoß es ihn, als die Kinder sich seiner Hände bemächtigten und sie mit Küssen bedeckten, mit Thränen benetzten! Was er brachte, war noch mehr. Er hatte bei einem ihm befreundeten wackern Kaufmanne dem ältesten Sohne eine Lehrlingsstelle ausgemacht, in der er sogleich eintreten konnte, und dem Jünglein hatte er den Eintritt in eine tüchtige Schule erwirkt. Die Gabe aber setzte die Wittwe in den Stand, in ihren bescheidenen Verhältnissen ohne Mangel zu leben. Und unter dem sorgenvollen Werke seines hohen Berufes bebielt er noch Zeit, sich nach seinen Pflegebefohlenen zu erkundigen, und der Wittwe seine fortdauernde Fürsorge anzuempfehlen, was er bis zu der Zeit getreulich that, daß der Aelteste, da das volle Vertrauen seines Prinzipals rechtfertigte, eine Stellung in dem Handelshause gewann, die ihn in den Stand setzte, reichlich für die Mutter und für die Bildung und das Fortkommen des jüngsten Bruders zu sorgen.

Als die Dankbarkeit das anerlegte Geheimniß brach, da war in ganz Philadelphia nur eine Stimme: „Gott segne den edlen Retter des Vaterlandes und der Unglücklichen! Gott segne Washington!"

Billigste Familienbibliothek für die langen Winterabende!

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung erlaubt sich hiermit das Publikum auf die elegante und außerordentlich billige

Ausgewählte Sammlung

der

Romane und Erzählungen

von

Ludwig Storch

aufmerksam zu machen, eines Romandichters, dessen Schriften den guten Ruf verdienen, den sie in der ganzen gebildeten Welt Deutschlands haben. Der Verfasser des „Freischuchts", des „deutschen Leinenweber", des „Würmerts-Häns" ꝛc. bedarf einer buchhändlerischen Anpreisung nicht, und so begnügt sich denn die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung damit hinzuweisen, daß die

Volks- und Familienausgabe

der Storch'schen Werke aus 18 bis 20 Bändchen bestehen und diejenigen Romane enthalten soll, welche sich besonders für Haus und Familie eignen. In dieser Ausgabe kostet der 12—15 Bogen starke Band, dessen Preis in der alten Ausgabe **Einen und Einen halben Thaler** betrug, nur 7½ Sgr. oder 27 Xr. C.-Mze., der Bogen also nur 5 Pfennige oder 1¾ Xr. C.-Mze. und erscheint allmonatlich ein Band, in Ausstattung, Format und Correctheit genau den Stolle'schen Schriften angepaßt.

Wenn glänzende Phantasie, kräftige schwungvolle Sprache und eine durchweg edle Richtung einen Autor berechtigen, in jeder Familie gern gesehener Hausfreund zu werden, so dürfen wir auf eine weite Verbreitung der Schriften Storch's rechnen, von dem Stolle sehr richtig sagt: Das ist ein Mann, in dessen Adern kein lascher Blutstropfen rinnt, der nie das Gold der Dichtkunst zu schnödem Gepränge gemißbraucht, ein treues Herz, reich begabt mit himmlischem Gold und Perlen — denn die Treue, die Redlichkeit und Sittlichkeit wohnen in ihm.

Der ganze Ertrag der Schriften kömmt allein dem wackern Verfasser zu Gute.

Die Subscribenten allein können auf den äußerst billigen Preis Anspruch machen. Einzelne Bände und Romane werden nur zu dem dreifachen Subscriptionspreise abgegeben.

Den Familienvätern, die ihren Frauen und Kindern eine unterhaltende und interessante Lektüre bieten wollen, empfehlen wir diese Sammlung ganz besonders. Der 1. bis 15. Band ist bereits erschienen. Unbemittelten steht es frei, diese Bände nach und nach in monatlichen oder vierzehntägigen Fristen zu beziehen.

Leipzig, im Oktober 1856.

Ernst Keil.

Aus der Fremde Nr. 43 enthält:

Aus dem westlichen Farmerleben. — Land und Leute in Afrika. — Beckwourth's Abenteuer. — Aus allen Reichen: Indien. — Neueres von Australien. — Neueres von den Sandwichinseln. — Aus Sonora.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 44. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Manöverbild.

Von Ernst Keil.

Es war eine finstere Nacht. Wir hatten am Tage viel manövrirt, und uns wacker mit dem Feind herumgeschossen, der durch unser furchtbares Feuer, das freilich die Reihen nicht lichtete, glücklich aus seiner Stellung getrieben worden war. Wir wußten indeß nicht, ob der Feind in der Nacht einen neuen Angriff wagen würde, die Scharte auszuwetzen, und waren gezwungen, durch eine starke Vorpostenkette unser Lager vor jedem Ueberfall zu schützen. Unglücklicherweise traf unser Bataillon das wenig angenehme Loos, die Kette zu bilden, und kaum hatten wir uns von der Anstrengung des Tages ein wenig erholt, als auch schon der Signalist wieder „Sammeln" blies, und das Bataillon, an der Spitze „der Alte auf der Hippel", zur Beiwacht ausmarschirte.

Allen meinen damaligen Kameraden in der Festung E—t wird der „Alte auf der Hippel" noch im frischen Gedächtniß leben. Er war Bataillonschef und nebenbei Bataillonsquäler. Unser Bataillon war das geplagteste und am meisten gequälte in der ganzen Garnison. Der Alte wollte fortwährend exerciren und Parademarsch üben, und frug dann weder nach Sonnenschein oder Regen, Kälte oder Hitze. Die Leute konnten stürzen vor Müdigkeit und Anstrengung, es kümmerte ihn nicht, wenn der Parademarsch oder eine Schwenkung weniger gut als gewöhnlich gingen. Seinen Namen hatte er von seinem Pferde erhalten, das alt und steif, wie er, wie ein Ziegenbock (in der Bauernsprache: „Hippel" genannt) vor den Reihen des Bataillons herumtanzte. Wenn der Alte räsonnirte und fluchte und mit dem Degen in der Luft herumfocht, stand die alte Hippel ruhig wie ein Tägebod und rührte sich nicht. Der älteste Mann im Bataillon konnte sich nicht entsinnen, die Hippel stutzen gesehen zu haben. Der Alte hatte noch zwei bessere Pferde im Stalle stehen, er ritt aber nur die Hippel, die kaum das Ohr hob, wenn das ganze Bataillon feuerte.

Was die Hippel geduldig war, war der Alte ungeduldig. Er lebte nie das Bataillon, er nannte es das „schlechteste, maladroiteste" im ganzen Regiment. Kein Gewehrgriff war ihm recht, keine Bewegung prompt genug, kein Marsch nach dem Reglement. Er richtete sich sogleich in den Bügeln in die Höhe, schlug seine Schenkel mit der flachen Hand und rief mit kreischender, näselnder Stimme: „Haalt — haalt! Aber, meine Herren Kapitains, das geht nicht, die Leute haben keinen Schritt, kein Tempo — Donnerwetter, ich sehe Bajonnettwackeln im Bataillon — das geht ja nicht! Ruhe im Bataillon, drei Tage Mittelarrest — wer sich muckt! Wart, ich will Euch kriegen! Aa—achtung!" dabei hob er sich noch mehr in den Bügeln seiner hochbeinigen Rosinante. „Stillstand! Wer rührt sich!"

Todtenstille rings umher. Unter Fluchen, Schreien und Donnerwettern kommandirte er dann das Bataillon, das ihn weder fürchtete noch liebte, und ihn nur um seiner Exercirwuth willen haßte. Man ließ ihn räsonniren, exercirte wie gewöhnlich und hütete sich, seine Aufmerksamkeit durch Gewehrwackeln oder Kopfbewegungen zu erregen, welche Fehler er sogleich mit drei Tage Mittelarrest bestrafte. Die Feldwebel hatten bei jedem Exerciren im Bataillon vollauf solcher Strafen zu notiren, die dann gewöhnlich eben so rasch wieder ausgestrichen wurden, wie sie notirt waren. Oft aber erinnerte sich der Alte andern Tags der dictirten Strafe, und befahl dann dem Kapitain, streng darauf zu sehen, daß seine Befehle befolgt würden, worauf dann freilich der unglückliche Gewehrwackler drei Tage bei Wasser und Brot feiern mußte.

Ich wurde der Feldwache des Lieutenants L. zugetheilt, eines blutjungen Offiziers, der kaum acht Tage die Epauletten trug. Der Unteroffizier Sommer, mein alter Freund, war mit mir. Wir hatten auf Befehl des Lieutenants ein großes Feuer angeschürt, das hell aufloderte und die nächste Gegend grell beleuchtete. Die Mäntel unter uns, den Tschako als Kissen, lagerten wir im Kreise in den verschiedenartigsten Gruppen; einige aßen, andere rauchten, wieder andere spielten Karte oder erzählten sich Erlebnisse der jüngsten Zeit. Unter den Letzteren waren auch wir, der Unteroffizier Sommer und meine Wenigkeit, die wir etwas abseits vom großen Haufen lagerten, und bei einer guten Cigarre die Zeit mit Plaudern und Träumen todtschlugen. Sommer schien heute besonders mild und sanft gestimmt, und strich einmal über das andere seinen langen Schnurrbart, wie seine Gewohnheit war, wenn er eine lange Geschichte aus seinem vielbewegten Kriegerleben erzählen wollte.

Die Nacht war indeß immer dunkler geworden, und die kalte Luft sing nach und nach an, lästig zu werden. Wir versuchten zu schlafen, und wickelten uns in unsere Mäntel. Der Lärm um und neben uns verhinderte es. Sommer ward unruhig.

„Wollen wir ein wenig promeniren?" fragte er leise.

Ich gab meine Einwilligung, und bezweifelte nur, daß der Lieutenant die Erlaubniß zum Austreten geben werde.

„Ah Spaß," renommirte Sommer, „so ein junges Offizierchen schlägt einem gedienten Unteroffizier, dem zwei Kreuze auf der Brust liegen, nichts ab. Sind alle nicht taktfest im Feldtdienst und brauchen unser eins. Geben Sie Acht!"

Nach wenigen Minuten schon kehrte er mit der Erlaubniß des Lieutenants zurück. Wir übergaben unsere Mäntel einem Mann unserer Abtheilung, und gingen dem Walde zu; keiner sprach ein Wort.

„Hm," begann endlich Sommer, „es ist doch halt alles Spielerei dieses Exerciren und Manövriren, Bivouakiren und Schikani-

ren! Es ist kein Ernst dahinter, kein Trieb, kein freier Wille! Da schlafen sie ruhig, die blutjungen Burschen, keiner denkt an den Tod, keiner seines letzten Stündleins, es sind Soldaten, und statt von Schlacht und Blut, träumen sie vom Liebchen und der Schenke im heimatlichen Dorfe. Anno zwölf und dreizehn — wir lagen auch manche Nacht so, Manchem war es die letzte, und am Morgen fuhr ihm so 'ne verfluchte Bohne zwischen die Rippen, daß er das Aufstehen auf immer vergaß. 'S war ein ernstes Spiel damals — ich kann's doch net vergessen! Und ich habe mir damals oft solch eine Bohne gewünscht, ich war des Bischen Lebens überdrüssig und wäre gern in's große Lager gerückt — 's that's aber halt net, und ich bin ein alter Knabe beim Trommelfell geworden, den sie mal ruhig auf den Kirchhof neben einen Schneider oder Handschuhmacher einscharren. Ich wollt', es würde bald zum Abmarsch geblasen."

„Aber Alter," fiel ich ein, „was schwatzt Ihr wieder für dummes Zeug. Es geht Euch doch wohl hier, das ganze Regiment liebt Euch, der Oberst hat freiwillig Traktamentszulage bewilligt, was fehlt Euch noch?"

„Hm, ja, zu essen und zu trinken habe ich, der König läßt seine braven Soldaten nicht verhungern, und es fällt wohl auch sonst noch etwas ab, was zum guten Leben gehört, aber hier, junger Freund," und dabei pochte er mit der Faust auf die Stelle, wo sein Herz hämmern mochte, „hier, junger Freund, da ist noch so ein alter Mahner, der braucht kein Fleisch und keinen Schnaps, und zehrt doch mehr, als der zahnlose Mund. Das pocht und hämmert und spricht in der Nacht und am Tage — o ich möchte mir halt manchmal die enge Uniform aufreißen und das Bayonnett zwischen die Rippen rennen, daß ich nur Ruhe hätte in meinen alten Tagen."

„Aber Sommer," frug ich erstaunt, „was sticht Euch an, — was ängstigt Euch?"

Er strich seinen Schnurrbart rechts und links und schwieg lange. Ich fühlte, wie ihn der Brust schüttelte; er schnallte die Kuppel vom Knopfe los, öffnete seine Uniform ein wenig und holte tief Athem.

„Still," sagte er endlich, „ich will's Ihnen erzählen, ehrlich und wahr, wie's zuging, erleichtert mir's doch selbst das Herz. Es ist halt eine einfache Soldatengeschichte, wie so viele, der böse Kasus dabei ist nur, daß sie just mir passiren mußte.

„Sehen Sie, es war Anno 13, wir lagen am Rhein, drüben auf der andern Seite der alte Marschall Vorwärts, der bei uns war, drängte rasch dem nahen Frankreich zu. Ich war damals noch Husar, ein junges feuriges Blut. In meiner Sektion stand noch ein anderer junger Bursch, ein lustig Sachsenblut, dem ich herzlich gut war. Wir hatten neben einander schon in manchem Treffen gefochten, Einer hatte dem Andern das Leben gerettet, wir lagen in einem Zelt, wir schliefen neben einander und wußten es auf dem Marsche immer so einzurichten, daß wir ein Quartier erhielten. Mein Kamerad war halt ein guter Bub', aber leichtsinnig. Er hatte eine alte Mutter daheim, die wohl nicht viel zu brocken und zu beißen hatte, der schickte er regelmäßig jeden Monat sein erspartes Traktament, und das war Recht! Er hatte aber auch eine Braut zu Haus', die lange Briefe mit der Feldpost schrieb, voll Thränen und Sehnsucht, die vergaß er, und lief jeder Schürze nach, die ihm begegnete, uns scharmirte mit allerlei Gesindel, und das war nicht recht! Ich ermahnte ihn oft, und redete ihm in's Gewissen und sagte: „Donnerwetter," sagte ich, „bleib' ein ehrlicher Kerl, und betrüg' mir das Mädel nicht!" Er aber lachte und sang: „Ander Städtel, ander Mädel!"

„'S war also Anno 13, und wir standen drüben über'm Rhein. Mein Freund und ich hatten wieder ein Quartier zusammen, und das war bei einem ehrlichen Schenkwirth. Der Schenkwirth hatte eine hübsche Tochter, die meinem Sachsen besonders in die Nase stach, das Mädchen wollte aber nichts von ihm wissen, und patzte ihn wehrmals tüchtig ab. Das schreckte meinen Kameraden, der dergleichen schon aus seiner Praxis gewohnt war, nicht ab. Eines Abends — ich hatte eben mein Schwarzchen abgefüttert — da hörte ich plötzlich aus der Kammer der Jungfer ein Geschrei nach Hülfe. Ich stürze die Treppe hinauf, trete die Thüre, die verschlossen war, zusammen, wie ein morsches Brett und finde — Donnerwetter, 's macht mich jetzt noch wüthend — finde meinen Freund mit dem Mädchen, wie er ihr Gewalt anthun will. Im Nu hatte ich ihn gepackt, und so sehr er sich auch sträubte, zu Boden gewürgt, das Mädchen entlief. Der Bursche wollte nach und schäumte vor Wuth, ich hielt ihn aber gepackt, den unvernünftigen Menschen, bis er mir versprach, das Mädchen in Ruhe zu lassen. Als ich das arme Kind in Sicherheit glaubte, ließ ich los. Er sprang auf und stellte sich kreuzgerade vor mir hin.

„Du hast mich beleidigt," sagte er kalt, seine Augen aber sprühten Tod und Teufel.

„Im Gegentheil," antwortete ich, „Du hast mich und das ganze Regiment beleidigt, indem Du eine ehrlose Handlung begehen wolltest. Du solltest mir's Dank wissen, daß ich Dich abhielt."

„Was gehen Dich meine Liebschaften an?" schnaubte er. „Wer gibt Dir das Recht, mich zu bevormeistern? Ich kann thun und lassen, was ich will, wenn ich nicht im Dienste bin, und Du sollst mich am wenigsten daran hindern."

„Hier ist von keiner Liebschaft die Rede," antwortete ich, „sondern von einer Schandthat. Du wolltest das Mädchen unglücklich machen, und das thut nur ein ehrloser Kerl!"

„Teufel, eine neue Beleidigung! Das duld' ich nicht, nun Du wirst als ordentlicher Husar wissen, was Du zu thun hast."

„Ganz gut," sagte ich, „Pistolen oder Säbel?"

„Pistolen — in einer Stunde an der feindlichen Vorpostenkette."

„Bon," sagte ich und ging zu meinem Schwarzchen, das ich noch einmal recht tüchtig abfütterte. Dann schrieb ich einen Brief an meine alte Mutter, worin ich für alles Liebe und Gute was sendmal dankte, den letzten Traktamentsthaler einlegte und den Ring meines verstorbenen Vaters. Dann putzte ich meine Pistolen, nahm Abschied von meinem Schwarzchen und ging. Mein Nebenmann in der Sektion folgte mir als Sekundant.

„Ich traf meinen Gegner schon auf dem Platze. Die Entfernung ward abgemessen, zehn Schritte und ein Sprung, und wurde geladen. Ich versuchte noch einmal, den alten gekränkten Kameraden zu besänftigen, 's war halt doch kein Spaß, auf einander zu schießen, den man so herzlich lieb gehabt, er wies aber jede Annäherung zurück und bestand darauf, zu schießen. Trotzig wandte auch ich mich ab, und stellte mich auf den Platz.

„Unterdeß hatten die feindlichen Vorposten und bemerkten etwas Feindliches vermuthend, begannen sie, ein lebhaftes Gewehrfeuer auf uns zu richten. Die Sekundanten zogen bedenkliche Gesichter, wenn ihnen die Kugeln an dem Tschako vorüberpfiffen und riethen zu einem andern Platze. Ich war kurz gefaßt. Ich zog ich meinen Säbel, band mein weißes Taschentuch daran und ging auf den feindlichen Vorposten zu. „Kann ich Euren Offizier sprechen," rief ich im holperigen Französisch, dessen Erlernung mich manchen Schweißtropfen auf dem Gymnasium gekostet. Sogleich trat ein Kapitain vor, ich salutirte dann und sprach: „Herr Kapitain, mein Kamerad und ich haben eine Ehrenfache auszufechten, dürften wir Sie wohl bitten, eine kurze Zeit das Feuern einzustellen bis die Sache abgemacht ist?" Der Kapitain klatschte in die Hände „ah bravo — bravo, camarade!" rief er, und das Feuer stockte sogleich auf. Ich salutirte, stellte mich wieder an meinen Platz und sagte ruhig: „Nun schieß, Bernhard," so hieß nämlich mein Kamerad.

„Dieser war halt doch sehr bleich, er zielte aber ruhig. Ich sah, daß er mein Herz suchte, und nahm Abschied vom Leben. Es ist doch etwas ganz Närrisches, so steif und starr in die Bewegung zu schauen, aus der die Todtenkugel fliegt. Ich zitterte nicht, aber das Blut gefror mir in allen Adern. Da knackte der Hahn, es blitzte, donnernd durchkrachte der Schuß den Wald — stand. Ich schüttelte mich, wie einer, der eben Prügel bekommen.

„Die Reihe des Schießens war jetzt an mir. Ich verzichtete auf den Schuß und bat, die Sache ruhen zu lassen. Die Sekundanten und selbst mein guter Kamerad aus Sachsen beharrten aber darauf, daß ich schießen müsse, und so hob ich denn mein Pistol und zielte. Oder vielmehr ich zielte nicht, ich wollte nicht treffen. — Gott ist mein Zeuge! — ich schloß die Augen, that das Ziel nicht zu sehen, und änderte absichtlich die Richtung meiner Pistols, als ich abdrückte. Aber der Herr da oben, der Alles in seiner Gewalt hat, lenkt auch die Kugeln, und die meine traf den armen Kameraden hart unter dem vierten Knopf zwischen die Rippen. Er wankte und stürzte zusammen. Ich warf das rauchte Pistol zur Erde und stürzte zu dem Getroffenen, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Er konnte noch spre-

Digitized by Google

„Sei ruhig, Kamerad," sagte er leise, „Du bist ohne Schuld. Mir ist recht geschehen! Ich hab's verdient und Dir vergebe ich!" — Er schwieg eine Weile erschöpft. „Hier nimm die Uhr," sagte er dann — „ich schenke sie Dir — vergiß mich nicht! Das Geld hier schicke meiner alten Mutter, und grüße sie von ihrem Sohne. Lebt Alle wohl! Kamerad," fuhr er leise fort, und zog mein Ohr an seinen Mund, daß die Sekundanten nicht hören sollten, was er sprach, „und wenn Du heim kommst nach meinem Städtchen, da grüße mir mein Aennchen und sag' ihr nicht, warum ich gestorben. Leb' wohl! Leb' wohl! ..... Ade, Aennchen!"

„Er zuckte noch einmal und war nicht mehr. Wir begruben ihn still und unter vielen Thränen, denn er war immer ein guter Kamerad gewesen, auf den man sich verlassen konnte, und schlichen düster in unsere Quartiere. Kaum dort angekommen, tönte auch schon die Lärmtrompete, das Regiment mußte aufsitzen, wir stürmten eine feindliche Batterie, ich sprengte immer voraus, und verdiente mir das Kreuz hier, aber den Tod, den ich suchte, fand ich nicht. Als wir heimkehrten, kaum die Hälfte von denen, die ausgeritten waren, fehlten die beiden Sekundanten, und auch von meinem armen Kameraden aus Sachsen hieß es, er liege draußen vor der Batterie. Ich wußt's halt besser, schwieg aber, und sonst war Keiner mehr, der mich verrathen konnte.

„Das Geld habe ich redlich an die Mutter besorgt, und auch noch einen Thaler von meinem Erspaten hinzugelegt. Die Uhr trage ich heute noch. Es war ein ehrlicher Kampf, wie er unter Soldaten sein muß, und ich hatte mein Möglichstes gethan, ihn zu verhindern. 'S war aber doch mein bester Freund, den ich niedergeschossen, und ich konnte das brechende Auge nicht vergessen und den letzten Gruß, und fand keine Ruhe bei Tag und Nacht. Die Braut ist halt auch gestorben in Gram und Jammer, seine und meine Mutter liegen längst begraben, ich allein, die alte morsche Eiche, kann nicht absterben und muß ewig fortleben. O junger Freund, hinter der blau-rothen Jacke, da steckt viel Jammer und viel Elend begraben." —

Der Alte schwieg jetzt und strich sich wieder den Bart. Ich schwieg auch, weil ich nicht wußte, was ich sagen sollte. Still und lautlos schritten wir durch die friedliche Nacht, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Plötzlich, als schämte er sich seiner Rührung, nahm des Alten Antlitz einen andern Ausdruck an, er fuhr einige Male mit der flachen Hand über die Augen, und nicht lange, so pfiff er wieder ein lustig Soldatenlied."

Das ist so die echte Soldatenmanier!

Während Semmer so erzählt hatte, waren wir unbewerkt durch ein Gebüsch verdeckt über die Postenkette hinausgeschritten und längs derselben hingegangen, ohne an das Verbot zu denken, sich weiter als fünfzig Schritte von der Feldwache zu entfernen. Die Nacht war so dunkel, daß wir vergebens nach dem Pfade suchten, der uns glücklich und unbemerkt durch die Wachen geführt hatte, nirgend war ein betretener Weg, und so blieb und kenn am Ende nichts übrig, als auf gut Glück dem hellen Scheine zuzuschreiten, den das Feuer der Feldwache durch die Nacht warf.

„Dumme Geschichte, die ich da mit meinem Erzählen angerichtet," brummte der Alte in den Bart. „Wenn uns ein Posten erwischt, sind uns drei Tage Mittelarrest so sicher, wie Amen in der Kirche."

Vorsichtig, das weiße Lederzeug, das uns verrathen konnte, mit den dunkeln Sacktüchern bedeckend, schritten wir langsam vorwärts, rechts und links nach den gesträchteten Posten spähend. Wir hatten Beide den Tschako abgenommen. Ein mannshoher Graben, der nach der Richtung des Feuers hinlief und glücklicherweise ausgetrocknet war, nahm uns schützend auf; leise, ohne ein Wort zu sprechen und nach jedem Tritte horchend, bewegten wir uns weiter.

„Halt! Wer da?"

Wir standen wie die Mauern. Zwanzig Schritte vor uns hielt ein Posten an.

„Legen Sie sich platt auf die Erde nieder," flüsterte Sommer. „Ruhig — um Gotteswillen kein Geräusch!"

„Wer da? Antwort oder ich schieße!" tönte es wieder.

„Ruf in's Teufels Namen," knirschte Sommer. — „Ein dummkopf, wer hier Antwort gibt."

Wir hörten den Hahn spannen und den Nebenposten rasch der Feldwache laufen, um das Vorgefallene zu melden. Hier galt raschen Entschluß.

„Das Koppel festgehalten," flüsterte Sommer wieder; „wir müssen auf den Knien vorwärts rutschen. Der Posten ist verteufelt munter! Nehmen Sie sich zusammen — hier gilt's! Der Posten darf uns nicht sehen! Sind wir 'mal durch die Kette, richten wir uns sorglos in die Höhe und gehen uns für eine Schleichpatrouille aus. Haben Sie Feldgeschrei?"

„Nein, ich war ausgetreten, als es gegeben ward."

„Teufel, das ist dumm, ich weiß es eben so wenig! Doch vorwärts, liegen Sie die kleinen Büsche ohne Geräusch zurück und machen Sie Bahn. Die Pantalons werden freilich den Rest kriegen."

Auf den Knieen, mit Händen und Füßen arbeitend, jeden Augenblick die Haut an dem Reißig blutig ritzend, rutschte ich langsam der Kette zu, Sommer hinter mir, von Zeit zu Zeit einen leisen Fluch in den Bart murmelnd. Der Graben machte eine kleine Biegung, wodurch wir uns weiter von den Posten entfernten und mehr gedeckt waren, Sommer stieß bereits einige Unbesonnene aus und mahnte zur Eile. Plötzlich hielt er inne und horchte.

„Verdammt! ich höre Pferdegetrappel," flüsterte er. „Ruhig, keinen Schritt weiter! Den Kopf auf den Boden! Haben Sie das Lederzeug noch bedeckt?"

„Die Brust, ja."

„Gut, so legen Sie sich auf den Rücken, damit uns die Musketierfarbe nicht verräth! Haken Sie das Bandelier aus! So! Und nun schieben Sie die Tasche vor — zum Teufel aber leise — und nehmen Patronen und Regenpfropfen heraus, damit uns das Klappern nicht verräth! Still, sie kommen!"

Als wenn ich im Sarge läge, so steif und starr streckte ich mich im Graben und sah die Sterne an, die jetzt freundlich über uns blinkten. Das Herz hämmerte unter der Uniform, als läg' ich im Fieber. Jeden Augenblick kamen die Reiter näher, ich fühlte, wie die Erde unter den Tritten ihrer Pferde dröhnte und zitterte. Sommer lag ganz ruhig und hatte sogar das Fluchen eingestellt.

Jetzt waren die Reiter ganz in unserer Nähe und hielten wenige Schritte vom Graben. Es waren, wie ich aus einem flüchtigen Seitenblick bemerken konnte, ihrer drei, tief in Mäntel gehüllt. Mit näselnder Stimme gab der Eine mehrere Befehle, die der Zweite jedesmal mit einem: „Sehr wohl — sehr wohl!" beantwortete.

„Der Alte auf der Hippel," flüsterte Sommer neben mir. „Na, das wird eine saubere Geschichte."

Das schien mir auch so, und eine leise Ahnung von Standrecht und Militärarrest sprühte mir durch den Kopf.

In denselben Augenblicke lief ein Käfer über meine Wange und suchte, wahrscheinlich in dem falschen Wahne, meine Nase sei ein gutes Nachtquartier, das eine meiner beiden Nasenlöcher zu gewinnen. Ich schüttelte mit dem Kopfe, puftete, blies mit Mund und Nase zugleich, nichts half, das teuflische Thier blieb trotz aller Anstrengung an meiner Nasenspitze, hatte mit seinen langen Füßen in die tiefsten Gründe meiner Riechinstrumente hinein und — ich konnte mir nicht helfen, der Reiz war zu heftig — ich nieste.

„Oho, was ist denn das? Donnerwetter, wer liegt hier," kreischte der Alte auf der Hippel. „Ordonnanz absitzen! Festhalten die Kerls! Was machen die Bestien hier? Tschako oder Mützen?"

Die Ordonnanz stieg ab und wir standen auf. Wie ich aus dem Graben gekommen, meinen Tschako aufgesetzt und das Lederzeug wieder in die vorschriftsmäßige Lage gebracht, weiß ich heute noch nicht, doch stand ich bald neben Sommer, der sich ebenfalls aus dem Graben herausgewunden, kerzengerade ohne ein Wort zu sprechen.

„Tschako!" referirte die Ordonnanz. Das Armeekorps war nämlich in zwei Abtheilungen formirt, wovon die eine, mit Mützen bekleidet, den Feind vorstellte. Wir trugen Tschako's.

„Donnerwetter!" fluchte der Alte, „hier über der Postenkette Tschako's! Wer sind die Kerls! Stillgestanden! Handballen auswärts! Sechs Wochen strengen Arrest, wer sich rührt! Wart, ich will Euch kriegen! Von welchem Bataillon?"

„Zweites Bataillon, fünfte Kompagnie, Herr Oberstwachtmeister," meldete Sommer kerzengerade und steif, wie ein Wegweiser.

„Donnerwetter, von meinen Leuten! Das ist ja eine verfluchte Affaire! Fünfte Kompagnie, Hauptmann Müller — na, wart — wart — Euch will ich kriegen, daß die Haare ausfallen. Wie heißt Ihr?"

„Sergeant Sommer und der Freiwillige K."

„Da muß ja eine alte Bulle platzen! Unteroffizier Sommer, ein gedienter Mann — Feldzug mitgemacht und solche Extravaganzen mit dem Freiwilligen hier, der Sonntags mit der goldenen Kette herumläuft und mich nicht sieht, wenn ich die Straße herunterkomme. Na, wart! Euch will ich kriegen! Soll schon Ordnung kommen in's Bataillon! Lieutenant H., merken Sie sich beide Namen und erinnern Sie mich morgen, daß ich dem Oberst Meldung mache. Verfluchte Geschichte das! Was thaten denn eigentlich die beiden Vögel hier?"

„Wir gingen spazieren, Herr Oberstwachtmeister."

„Spazieren! Auf allen Vieren mit Lederzeug und Tschako, als Kommandirte einer Felswache? Donnerwetter, das ist ja ein verfluchtes Spaziergehen! Liegen im Graben, so lang sie sind; besehen sich Mond und Sterne und gehen spazieren? Das ist ja eine ganz neue Erfindung! Wart, ich will Euch 's Spazierengehen vertreiben! Morgen Meldung, übermorgen Standrecht, Abends in's Loch bei Wasser und Brot, da könnt Ihr Mond und Sterne begucken, so viel Ihr wollt und auch spazieren gehen! Rechts um!" commandirte er streng. Unteroffizier Sommer hängt sogleich ab und meldet sich beim Lieutenant seiner Feldwache als Arrestant. Ich will ein Exempel statuiren! Der Freiwillige ist ebenfalls Arrestant und wird bis auf Weiteres in's Spritzenhaus des Dorfes gesteckt. Unteroffizier Sommer wird das gehörig dem wachthabenden Offizier melden. Verwärts! Marsch!"

Als ob wir Parademarsch üben wollten, so steif und gestreckt gingen wir ab. Keiner sprach ein Wort, so lange die Stimme des Alten auf der Hippel noch zu hören war, so tiefen Eindruck hatte die unangenehme Ueberraschung auf uns gemacht. Ich hatte alle Ursache die Vorwürfe von Seiten Sommers zu fürchten und wollte natürlich nicht beginnen.

„Verfluchtes Genieße," platzte endlich Sommer heraus. „Bringt uns um die ganzen Manöverfreuden! Schöne Aussicht das, am Tage zu marschiren und Abends und an allen Ruhetagen bei Wasser und Brot im Spritzenhause zu campiren! Wünsche viel Vergnügen! Muß auch der Gott sei bei uns gerade den Alten auf der Hippel herbeiführen, wo wir nur noch wenige Schritte bis zur Kette hatten! Wird das ein Lärmen werden, wenn's morgen heißt: der alte Sommer hat Arrest! Da wollt' ich doch, daß ein . . ."

Ein schwerer Fluch fuhr unter dem Hängebart des Alten heraus. Ich suchte ihn zu besänftigen und mit der Hoffnung zu trösten, daß der Major morgen seine Befehle schon vergessen und die ganze Sache von unserem Hauptmanne, der ihm und mir wohl wollte, vertuscht werden würde, er hörte aber nicht und räsonnirte und fluchte, bis wir an die Feldwache kamen. Kerzengerade wie eine Gliederpuppe ging er auf den Lieutenant los, salutirte und sagte: „Herr Lieutenant, ich melde mich als Arrestant."

Der Angeredete fuhr erschrocken auf. „Unteroffizier Sommer, was soll das heißen?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, ich sagte die Wahrheit. Der Herr Oberstwachtmeister haben befiehlt, daß ich abhängen und als Arrestant auf der Feldwache bleiben soll. Der Freiwillige K. ist ebenfalls Arrestant und wird bis auf Weiteres in's Spritzenhaus gebracht. So lautet meine Ordre."

„Gut, gut," sagte der Lieutenant ängstlich. „Gefreiter Wagner, bringen Sie den Arrestanten sogleich dorthin und melden Sie dem schließenden Unteroffizier: ein Mann Arrestant von der fünften Kompagnie. Mein Gott, was ist denn vorgefallen?" wandte er sich an Sommer, der sich seines Lederzeuges schon entledigte.

Ich konnte nicht hören, was Sommer antwortete, da der Gefreite Wagner bereits sein Gewehr zur Hand genommen und mich zum Abmarsch mahnte. Ich drückte dem alten Sommer verstohlen die Hand und ging. Im Spritzenhause angekommen, fand ich mehrere Leidensgefährten aus allen Gattungen des Armeecorps, Musketiere, Husaren, Kürassiere und Kaneniere. Eine netthäufige Streue, die kaum den Boden bedeckte, stellte unser Nachtlager vor, das indeß immer noch angenehmer war, als die kalte Beiwacht, wo man frer und bei dem besten Willen nicht schlafen konnte. Die Anstrengungen des Tages, das natürliche Bedürfniß des Schlafes, die wohlthätige Wärme, die meine Glieder erweichte, wiegten mich trotz der harten Unterlage und dem kolossalen Schnarchen meiner Nachbarn bald in einen süßen Schlummer, der mich den Alten auf der Hippel, Manöver und Arrest vergessen ließ. Ich schlief als ob ich drei Wochen kein Bett gesehen.

Es mochte ungefähr vier Uhr Morgens sein, als sich die Thüre öffnete und eine Stimme rief: „Freiwilliger K. von der fünften Kompagnie, X. Infanterieregiments?"

„Hier!" schrie ich und taumelte vom Lager auf.

„Aus dem Arrest entlassen," referirte der schließende Unteroffizier. „Sollen sogleich abmarschiren mit dem Gefreiten."

Ich war wie aus den Wolken gefallen, rieb mir die Augen und wußte nicht, ob ich gehen oder bleiben sollte.

„Machen's geschwind," mahnte plötzlich derselbe Gefreite der mich gestern hierher transportirt und jetzt seinen Kopf zur Thore hereinsteckte: „machen's geschwind, der Herr Hauptmann und Unteroffizier Sommer erwarten Sie bereits. Die Kompagnie versammelt sich."

Im Trabe eilten wir dem Sammelplatze der Kompagnie zu. Auf halbem Wege kam mir schon der Unteroffizier Sommer entgegen, übergab mir mein Gewehr, das spiegelblank geputzt war, reinigte mein Lederzeug mit Schachtelhalm von Schmutz und Schmarren und machte das fidelste Gesicht von der Welt.

„Aber Sommer," frug ich erstaunt, „sagt mir um Gottes willen . . ."

„Still, Freundchen — später, später! 's wird Alles gut! Nur Courage, der Alte auf der Hippel fährt ab! Der wird sich ärgern! Keine Angst, treten's halt ohne Furcht in die Reihe nie ein, der Hauptmann erklärt Ihnen die Abmeldung und den Arrest! 's war eine verfluchte Geschichte das — aber Glück — Glück muß der Soldat haben, sonst hört Alles auf! Gut Acht, 's passirt heute was, halten Sie sich straff, Kopf hoch, Brust heraus — nur Courage!"

Wir waren kaum auf dem Appellplatz angekommen und in die Kompagnie eingetreten, als auch schon die drei andern Kompagnien anrückten und das Bataillon nach der Ebene abmarschirte, wo das ganze Regiment vereint heute exerciren sollte. Der Alte auf der Hippel ritt zu weit vom Bataillon ab, um mich und Sommer zu erkennen, der Hauptmann that nicht, als ob er um die Sache wüßte, und so kamen wir unangefochten auf dem Sammelplatze an, wo sogleich Regimentsfront formirt wurde. Der Morgen war prachtvoll und ich, trotz meines leeren Magens, in der fröhlichsten Stimmung.

Nicht lange, so sahen wir am Flügel des ersten Bataillons mehrere Reiter mit Federhüten, bei deren Annäherung sogleich „Stillstand — Gewehr auf!" kommandirt ward. Es war der Brigadegeneral nebst Suite, ein allgemein beliebter und verehrter Soldaten fast vergötterter Mann. Streng im Dienst, ein strenger Soldat, litt er durchaus keine Unordnung in der Bigade, mochte noch so gering sein, war aber auf der andern Seite doch der mild und leicht versöhnt, und vorzüglich ein Freund des gemeinen Mannes, den er bei allen Gelegenheiten gegen die Übermaßungen der Offiziere in Schutz nahm. Man erzählte sich viele Beispiele im Regiment, wo seine Fürsprache allein die Strafen von langem Arrest gerettet hatte.

Als der General in unsere Nähe kam, räusperte sich der Alte auf der Hippel, hob sich in den Bügeln und „Na — ich präsentirt's Gewehr!" schallte es die Fronte herab. Der General ritt einige Schritte, besah sich die Stellung des Bataillons und winkte: „Achtung: Gewehr auf Schulter!" Er winkte noch einmal. — „Gewehr ab! Rührt Euch!" kommandirte Alte und ritt mit gesenktem Degen zum General.

„Unteroffizier Sommer und Freiwilliger K. von der fünften Kompagnie!" rief es plötzlich vor der Front des Bataillons.

Als ob mich ein Blitz getroffen, so fuhr ich zusammen. Feldwache, die Grabengeschichte, der Alte auf der Hippel, Arrest, Alles fiel mir wieder ein und trieb mir das Blut in die Wangen. Ich fürchtete nicht ohne Grund vom General und vom ganzen Regiment ausgescholten zu werden, und sah schon die höhnischen Gesichter meiner Kameraden, die dem Freiwilligen das manchen Vorzug genieß, von Herzen diese Strafe gönnten.

„Muth — Donnerwetter, Muth," flüsterte mir Sommer der steif, wie ein Nürnberger Holzgrenadier mit aufgenommenem Gewehr an mir vorüberstrich; „machen ja ein Gesicht als ob's zum Schaffot ginge. Pfui Teufel, schämen Sie sich!"

Ich schämte mich wirklich, nahm mein Gewehr auf und mit echt soldatischem Anstand marschirte ich vor der Fronte, zu meiner Freude Sommer nach, an die Stelle, wo der General und alle Offiziere versammelt hielten.

Victor Emanuel, König von Sardinien.

Der General besah uns einige Augenblicke prüfend, kommandirte dann: „Gewehr ab!“ und wandte sich an den Major: „Sind das die beiden Leute, welche gestern Abend die Postenkette überschritten haben?“

„Zu Befehl, Herr General,“ näselte der Alte boshaft. „Ich traf Beide, als sie eben . . .“

„Schon gut, ich kenne den Hergang der Sache und weiß auch die Veranlassung. Ich wünsche, Herr Major, daß diese Leute diesmal mit der gehabten Strafe weggekommen und daß ihnen das Geschehene auf keine Weise nachgetragen wird. Von Euch,“ wandte er sich zu uns, „hoffe ich, daß dergleichen nicht wieder vorfällt; das nächste Mal tritt die ganze Strenge des Gesetzes ein. Verstanden? Eintreten! Gewehr auf! Kehrt!“

In meiner ganzen Militairecarriere habe ich kein besseres „Kehrt“ gemacht, als damals. Kaum einige Schritte vom General entfernt, fing auch Sommer schon wieder an zu jubeln. „Haben's bemerkt, wie sich der Alte auf der Hippel ärgerte,“ flüsterte er leise, ohne den Kopf auch nur um einen halben Zoll zu wenden. „Dem ist eine große Freude in's Wasser gefallen! Prächtiger Kerl, der General! 's war mir halt ein wenig bange — aber Glück, wie gesagt, Glück muß der Soldat haben, sonst hört Alles auf.“

Andern Tages, — es war eine Ruhetag — als wir Beide, Sommer und ich, bei einer leidlichen Flasche Wein in der Schenke des Dorfes saßen, erfuhr ich endlich die Ursache unserer schnellen Befreiung. Der Offizier der Feldwache, derselbe, der dem alten Sommer die Erlaubniß zum Austreten gegeben hatte, war der Sohn des Brigadegenerals und das einzige Kind des wackern Herrn, mithin sein Augapfel. Dem neugebackenen Lieutenant war die Affaire mit dem Arrest sehr fatal, er fürchtete nicht mit Unrecht, wegen der gegebenen Erlaubniß zum Austreten einen derben Verweis vom Major oder Oberst und hielt es für das Gerathenste, der Sache zuvorzukommen, ehe sie zum Ausbruch kam. Er berichtete, noch in derselben Nacht, sobald er abgelöst war, seinem Vater die ganze Geschichte und bat diesen, den Befehl zu unserer Befreiung zu erlassen, und die Sache möglicher Weise rasch zu unterdrücken. Der Papa war anfangs etwas aufgebracht über das dienstwidrige Benehmen seines Söhnchens und gar nicht Willens, den Bitten des Herrn Lieutenants zu willfahren, einige gut angebrachte Schmeichelworte besänftigten indeß den alten Haudegen bald wieder und machten ihn zu Allem bereit.

„'S war eine verfluchte Geschichte, das,“ schloß Sommer seine Erzählung, „der Alte auf der Hippel hatte uns halt eine hübsche Suppe eingebrockt und wenn der Herr Lieutenant nicht der Sohn eines solchen Vaters waren, saßen wir jetzt, statt beim Weine, hinter einer alten Spritze und schluckten Wasser, wie die Fische. Aber merken Sie sich meine Rede: Glück muß der Soldat haben, Glück und eine kleine Portion Leichtsinn, sonst hört Alles auf!“

Schutz vor der Cholera.

Die Cholera scheint fauleuden Auswurfsstoffen (s. Gartenlaube 1856. Nr. 38), und zwar denen der Menschen, zu entstammen, wenigstens durch dieselben weiter verbreitet zu werden. Dies ist die von Professor Pettenkofer in München in Folge vieler und genauer Beobachtungen und Untersuchungen aufgestellte Ansicht, die zum Heile der Menschheit in das große Publikum gebracht zu werden verdient. — Vorerst beachte man: daß diese Krankheit, — welche bald mit, bald gegen den Wind wandert, in allen Klimaten, bei den verschiedensten Temperatur- und Feuchtigkeitsgraden der Luft und bei der verschiedensten Beschaffenheit des Trinkwassers auftritt, sowie alle Klassen und Geschlechter heimsucht, — in ihrer Verbreitung überall (in Indien, Rußland, Europa) ganz auffallend den Verkehrswegen folgt, daß sie regelmäßig mit dem Zuge nicht nur der Karawanen und Kriegsheere, sondern auch der Schiffe und Eisenbahnen geht; daß sie immer erst von Hafen- und Stapelplätzen der Inseln später in's Innere derselben eindringt; daß sie stets nur auf Inseln ausbricht, welche von Schiffen aus cholerakranken Gegenden besucht werden, und nicht auch auf jenen, welche zu dieser Zeit keine solchen Besuche erhalten. Kurz, Pettenkofer hat deutlich nachgewiesen (an 253 Aufsehern des Münchener Glaspalastes), daß sich der Einfluß des persönlichen Verkehrs auf die Entwicklung einer Orts-Epidemie auch bis in's kleinste Detail verfolgen und finden läßt.

Es ist nun aber auch Thatsache, daß selbst der lebhafteste Verkehr an manchen Orten keine Cholera-Epidemie hervorruft, während sie hinwiederum oft an Orten ausgebrochen ist, deren Verkehr mit cholerakranken Gegenden äußerst gering war. Diese Thatsache läßt sich durch eine andere Thatsache sehr leicht erklären; es schließt nämlich Felsengrund der Häuser das Entstehen einer Ortsepidemie aus. Leider ist in keinem früheren Berichte über die Cholera Rücksicht auf den Baugrund der Häuser der einzelnen ergriffenen Orte genommen worden, und deswegen standen dem Prof. Pettenkofer zu seinen Betrachtungen nur die Resultate der Epidemien in Bayern zu Gebote. Diese sind aber so zahlreich, so klar und übereinstimmend, daß man mit P. die volle Ueberzeugung hegen kann, daß in der ganzen Welt kein Ort, dessen Häuser auf Felsengrund gebaut sind, aufzufinden sein wird, wo die Cholera als Epidemie aufgetreten wäre. In einzelnen Häusern kann hier allerdings manchmal die Cholera vorkommen (besonders in Folge mangelhafter Reinlichkeit), aber nie wird eine Ortsepidemie daraus entstehen. — Wie es nun eine Bodenbeschaffenheit gibt, welche die Entwicklung einer Ortsepidemie absolut hindert, so gibt es auch Verhältnisse des Bodens, in deren Folge eine Epidemie constant sich schneller oder langsamer, heftiger oder gelinder entwickelt, einen kürzern oder längern Verlauf nimmt. So ist im Allgemeinen ein Vorrücken der Krankheit von tieferen und feuchteren Stellen nach höheren und trockenen unverkennbar. Ebenso spricht es sich deutlich aus, daß an tieferen und feuchteren Stellen die Entwickelung heftiger und der Verlauf rascher ist, als an höher und trockner gelegenen, wo die Entwickelung gelinder, aber der Verlauf sehr in die Länge gezogen erscheint. Aus Allem dürfte hervorgehen, daß im Boden selbst die Entwickelung des Giftes, welches die Cholera erzeugt, stattfindet. Gleichzeitig soll auch über diesen Stellen das atmosphärische Ozon (eine Art Sauerstoff) aus dem Luftkreise verschwinden; dieses örtliche Verschwinden ist aber nur durch Ausströmen von Stoffen aus dem Erdboden erklärlich, welche sich mit dem Ozon vereinigen, das Ozon verbrauchen. Mangel an Ozon kann weder Cholera erzeugen, noch sein Vorhandensein dieselbe verhindern.

Wenn nun aber, wie deutlich ersichtlich ist, ein bestimmter Boden mit menschlichen Wohnungen die Verbreitung der Cholera unterhält, so muß die Frage aufgeworfen werden: was bringt der Mensch bei seinem persönlichen Verkehr in den Boden? Seine Excremente (Harn und Koth), nichts anderes, und diese können sich, wie schon besprochen wurde, recht leicht bei ihrer sauligen Zersetzung und bei schlecht eingerichteten Abtritten und Abtrittsgruben in lockerem Boden als krankmachende Stoffe weiter verbreiten. Auch als materielle Träger zur Verbreitung der Cholera dürften Harn und Koth und zwar jener Personen anzusehen sein, welche entweder an Symptomen der Cholera leiden oder aus epidemisch von der Krankheit ergriffenen Orten kommen. Wie nun solche Excremente eine Epidemie hervorrufen können, ist zur Zeit allerdings noch Sache der Vermuthung. Pettenkofer denkt sich dies so: die cholerakeimtragenden Excremente, welche in das poröse, bereits mit sauligen Auswurfsstoffen durchzogene Erdreich einsickern, ändern sich durch die feine Vertheilung, welche sie hierbei erleiden, und durch den stetig fortgehenden Fäulniß- und Verwesungsproceß in einer Art und Weise um, daß sich außer den gewöhnlichen Gasarten hierbei ein Choleragift (Miasma) entwickelt, welches sich dann mit den übrigen Ausdünstungen in den Häusern verbreitet. Diese Entwicklung scheint schneller und vehementer einzutreten bei feuchterem und mehr verunreinigtem Boden, als bei trockenem und reinerem. Das Material, woraus der poröse Boden besteht, ist jedenfalls ganz gleichgültig, denn man trifft die Cholera sowohl auf Kalkfand, als auch auf Quarzsand an. Es handelt sich beim Boden blos um seine Porosität und Oberfläche, welche von Feuchtigkeit und verwesenden Substanzen bis zu einer gewissen Tiefe umgeben ist. Wie tief eine solche Erdschicht zu sein habe, darüber fehlen noch nähere Anhaltspunkte, jedenfalls scheint sie aber mehr als 10 Fuß betragen zu müssen. Ebenso ist es gleichgültig, aus welcher Substanz der feste, vor Cholera schützende Boden besteht, wenn er nur so weit dicht ist, daß er eine rasche und weitere Durchsickerung verhindert. Die Dichtigkeit eines Sandsteinlagers von 20 bis 30 Fuß Mächtigkeit genügt bereits. So ist auch sandiger Mergel viel unempfänglicher, als alle andern nicht compacten Bodenarten. — Das Cholera-Miasma verliert bereits in sehr geringer Entfernung vom Orte seiner Entwickelung durch Verdünnung mit Luft wesentlich an Kraft. Wie lange ein Mensch wohl dem Einflusse des Miasma's und in welchem Grade ausgesetzt sein muß, um bei vorhandener Disposition ergriffen zu werden, läßt sich nicht bestimmen. Wahrscheinlich kann ein sehr kurzer, vorübergehender Aufenthalt an einem inficirten Orte nicht viel schaden, während ein längeres ununterbrochenes Verweilen daselbst wesentliche Bedingung zum Erkranken ist. Besonders scheint die Zeit des Schlafens den verderblichen Wirkungen nicht blos des Choleramiasma's, sondern aller Miasmen, am günstigsten zu sein. Im Schlafe scheint unser Organismus entschieden viel weniger Widerstandskraft als im Wachen zu haben. Von 100 Choleraerkrankungen erfolgen meist 90 zwischen Nachts 11 Uhr und Morgens 6 Uhr. Es wird somit der Ort, wo man schläft, jedenfalls zuvörderst zu beachten sein und dann erst der Ort, wo man sich während des Tages am meisten aufhält. Uebrigens vergesse man ja nicht, daß sich nicht blos im Erdboden, sondern auch an andern, mit fauligen Excrementstoffen imprägnirten Orten (Abtritt, Nachtstühle, Kübel und selbst unreine Wäsche) das Choleramiasma entwickeln kann.

Ansteckend, d. h. von Person zu Person übertragbar, ist die Cholera nicht. Was haben die Cholera-Cordons, was hat in den Cholera-Quarantäne-Anstalten alles Desinficiren und Räuchern von Kleidern und Waaren genützt? Nichts! Wie kommt es, daß die ersten exquisiten Cholerafälle eines Ortes so häufig Personen betreffen, die weder mit Kranken noch Fremden den mindesten Verkehr hatten? Diejenigen, welche sich mit vernünftiger Anstrengung ihrer Kräfte ausschließlich der Pflege Cholerakranker widmen, sind der Cholera nicht mehr preisgegeben, als diejenigen, welche sich in ihren Zimmern auf das Sorgfältigste einschließen. Zum Heile der Menschheit ist auch niemals der Glaube an Ansteckung (Contagiosität) in der Cholera Volksglaube geworden. Vor Cholerakranken scheue man sich nicht, wohl aber vor dem Boden eines epidemisch ergriffenen Ortes.

Wenn nun wirklich die alleinige Verbreitung der Cholera durch die Excremente der Menschen geschieht (indem sich bei der Zersetzung flüssiger Excrementtheile in feuchtem porösem Boden oder Stoffen schädliche Gase entwickeln), so muß man sich natürlich nach Mitteln umsehen, einer solchen Verbreitung Einhalt zu thun. Da nun die Entleerung dieser Stoffe doch stets stattfinden wird, so bleibt nur die Unschädlichmachung (Desinfection) derselben übrig. Diese besteht aber darin, daß man die Zersetzung der Excremente verhindert und zwar durch Beimischung von Substanzen, welche die Processe der Gährung und Fäulniß hindern. Unter

diesen Substanzen steht der Eisenvitriol und die schwefelige Säure obenan (s. Gartenlaube 1856. Nr. 38). — Es entsteht ferner die Frage, wann der rechte Zeitpunkt für Anwendung der Desinfection sein würde. Pettenkofer ist der Ueberzeugung, daß jede Desinfection in einer Stadt, wo sich die Krankheit bereits als Epidemie zeigt, erfolglos sein muß, da keinerlei Desinfection das schon aufgenommene Gift wieder aus dem Leibe der Menschen jagt und überhaupt die bereits in den Boden ausgeschickten und zersetzten Stoffe erreicht. Eine Desinfection, welche nützen soll, muß früher vorgenommen werden, ehe die Cholera an Ort und Stelle erscheint. Ja, sobald sich in Italien, Frankreich oder Rußland Ortschaften epidemisch ergriffen zeigen, sollten in jedem Orte Deutschlands, der für Cholera empfänglich ist, die sorgfältigsten Desinfectionsmaßregeln getroffen werden, besonders dort, wo Fremde möglicherweise ihre Excremente deponiren könnten.

Möchten doch die Menschen, durch die Pettenkofer'schen Untersuchungen angeregt, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Verwendung menschlicher Auswurfstoffe richten, um nicht blos der Cholera, sondern sicherlich auch andern gefährlichen epidemischen Krankheiten (Typhus) Einhalt zu thun. Es müssen durchaus, zumal in menschenreichen Städten, baldigst Anordnungen getroffen werden, um das Eindringen und Ausbreiten von Stoffen im Erdboden zu verhindern, deren Zersetzung bei großer Vertheilung das Leben auf so heimtückische und unvermeidliche Art gefährden kann. Es sollte wenigstens der Zersetzung der Excremente, so lange bis diese gänzlich aus der Nähe menschlicher Wohnungen fortgeschafft werden, durch Desinfection gesetzlich Einhalt gethan werden müssen. Wenn werden aber die Zeiten kommen, wo der Mensch für seine und seines Nebenmenschen Gesundheit auf vernünftige Weise Sorge tragen wird? (Weiteres über die Cholera s. Gartenlaube 1854. Nr. 35.)

Bock.

Ausflüge in technisch-chemische Werkstätten.

Von C. Müller.

Nr. 3.

Wer je durch die preußische Provinz Sachsen, durch die Herzogthümer Anhalt und Braunschweig oder durch gewisse Theile Böhmens, Mährens und Schlesiens gereist ist, und seine beobachtenden Blicke über die üppigen Fluren gleiten ließ, dem können unmöglich die großen Flächen Landes entgangen sein, welche dort mit Runkelrüben und Cichorie bepflanzt sind und die oft zu einem Drittel des ganzen Ackerareals betragen. Was hier als ziemlich unscheinbare Pflanze schon während des Wachsthumes Tausenden von Menschen lohnende Arbeit gibt, erfordert nach der Ernte fast eine noch größere Summe von Arbeit, um als Zucker und als Kaffeesurrogat in den Handel zu kommen. Während nun der Werth des letzteren Productes, und gewiß nicht mit Unrecht, vielseitig angefochten wird, hat sich dagegen der Rübenzucker ein Ansehen und eine Bedeutung erworben, die durch die Zolltabellen des Zollvereins, Oesterreichs, Frankreichs und Belgiens, sowie durch die immerwährende Zunahme der Zuckerfabriken trotz der Steuererhöhungen deutlich genug zu ermessen sind; denn während beispielsweise im Laufe des Jahres 1815 im Gebiete des Zollvereins in 96 Fabriken 4,446,469 Centner Rüben auf Zucker verarbeitet wurden, zeigten die Zollisten von 1853 238 Fabriken mit einer Verarbeitung von nahe an 22 Millionen Centner Rüben! In der That sehen unsere Zuckerdosen den Colonialzucker immer seltener und manche Hausfrau, die aus alter Vorliebe den Kaufmann um „aber ja indischen" Zucker bittet, und ihren Gästen bemerklich macht, wie es doch ein großer Unterschied zwischen diesem, dem ihrigen, und dem Rübenzucker sei, präsentirt doch vaterländisches Produkt, an dem vaterländische Wissenschaft und Industrie ihre Aufgabe so glänzend gelöst haben, daß selbst geübte Zungen sich nicht mehr auskennen. Keine Industrie aber hatte wohl mit mehr Hindernissen und Feinden zu kämpfen, als diese, und wenn schon anerkannt werden muß, daß ohne den großen Schutz, der ihr im Anfange vom Staate zu Theil wurde, eine solche Entwickelung nie möglich gewesen wäre, so hat sich doch andererseits die Meinung des Herrn von Liebig und anderer ausgezeichneter Männer, daß mit dem Schutz auch die Industrie fallen werde, nicht bewährt und sich im Gegentheile erwiesen, daß selbst bei völliger Gleichstellung in der Besteuerung mit dem Rohrzucker die Vortheile für die Landwirthschaft groß genug sind, um die Konkurrenz mit Erfolg bestehen zu können.

Sei dem nun wie ihm wolle, da wir einmal Rübenzucker essen müssen, so wird es wohl den Freunden und Freundinnen der Süßigkeit nicht uninteressant sein, sich näher mit der Darstellung dieses Zuckers bekannt zu machen, und ich lade sie daher Alle ein, mich auf dem heutigen Spaziergange nach einer Rübenzuckerfabrik zu begleiten.

Wir erblicken bei der Annäherung an unser Ziel auf den Feldern, so wie endlich auf dem Hofe der Fabrik große kegelförmige oder längliche Haufen von Rüben mit Erde bedeckt, welche hier geschützt vor dem nachtheiligen Einflusse der Luft und des Lichtes lagern, bis die Reihe der Verarbeitung auch an sie kommt.

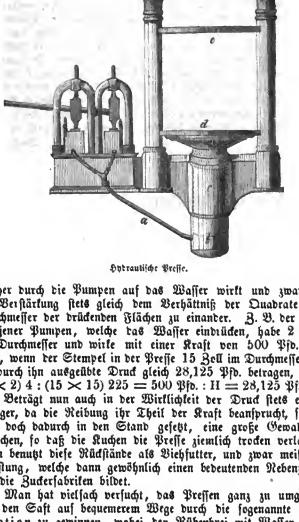
Der hohe Kamin belehrt uns, daß auch hier die Dampfkraft eine bedeutende Rolle spielt, und zwar thut sie dies nicht allein als bewegende Kraft, sondern auch die sämmtlichen Heizungen geschehen durch Dampf; nur in seltenen Fällen findet man noch freie Feuerungen, so wie Göpelwerke oder Wasserräder als Triebkraft. Die ersten Operationen, welche die Rüben zu erleiden haben, sind das Waschen und Putzen; ersteres geschieht in einem großen Lattenchlinder, der fast bis zur Hälfte im Wasser liegt und sich mit mäßiger Bewegung um seine Axe dreht. Die Rüben, welche am hinteren Ende eingeworfen werden, fallen am vorderen rein gewaschen und von aller anhaftenden Erde befreit heraus, um von Frauen und Mädchen geputzt, d. h. aller grünen oder fauligen Stellen, sowie der dünnen Wurzeläste befreit zu werden, welche, da sie wenig Zucker aber viel Säuren und Salze enthalten, dem Safte nachtheilig sein würden. Die so gereinigten Rüben unterliegen nun gewöhnlich der Versteuerung, d. h. sie werden gewogen und der Fabrikant hat von jedem Centner derselben im Zollverein 6 Ngr., in Oesterreich 12 Kr. Steuer zu zahlen, als Entschädigung für den der Staatskasse entgehenden Eingangszoll auf Rohrzucker. Haben die Rüben dieser Pflicht genügt, so eilen sie ihrem Ende unaufhaltsam entgegen, denn sie kommen nunmehr vor die Reibe, einem mit Sägezähnen bewaffneten Cylinder, der sich in einer Geschwindigkeit von 6—800 Mal in der Minute um sich selbst dreht, und werden durch dieselbe in einen feinen Brei verwandelt. Eine besondere mechanische Vorrichtung, der sogenannte Poussteur drückt die durch einen Knaben eingeworfenen Rüben gegen den Reibcylinder, auf welchem, sowohl zur Vermeidung der Erhitzung als auch zur Verdünnung des Rübenbreies, beständig etwas Wasser aufftleift.

An den vor der Reibe befindlichen Preßtischen sehen wir die Arbeiter beschäftigt, den Brei in leinene oder wollene Tücher einzuschlagen und diese sogenannten Kuchen mit starken Blechen abwechselnd zu schichten, um sie dann in den dahinter befindlichen hydraulischen Pressen ihres Saftes zu entledigen. Betrachten wir uns die hydraulischen und bramah'schen Pressen etwas näher, denn sie gehören unstreitig zu den interessantesten physikalischen Instrumenten, welche der Industrie dienen und sind überall da im Gebrauch, wo es sich um Hervorbringung eines bedeutenden Druckes handelt.

Der Druck dieser Pressen wirkt in senkrechter Richtung, d. h. von unten nach oben und wird durch zwei Pumpen hervorgebracht, welche durch ein eisernes Rohr a beständig Wasser in den hohlen Cylinder b drücken; im letzteren bewegt sich luftdicht ein Stempel c, welcher natürlich durch das eindringende Wasser aufwärts geschoben wird und in Folge dessen die zwischen den Preßplatten d u. e aufgeschichteten Kuchen von Rübenbrei zusammenpreßt.

Der Grundsatz, worauf die Konstruktion dieser Pressen beruht, ist der, daß Flüssigkeiten einen empfangenen Druck gleichmäßig nach allen Seiten fortpflanzen; in Folge dessen ist der Druck, welchen der Stempel c ausübt, ein viel größerer als derjenige,

Fig 1.



Hydraulische Presse.

welcher durch die Pumpen auf das Wasser wirkt und zwar ist die Verstärkung stets gleich dem Verhältniß der Quadrate der Durchmesser der drückenden Flächen zu einander. Z. B. der Kolben jener Pumpen, welche das Wasser eindrücken, habe 2 Zoll im Durchmesser und wirke mit einer Kraft von 500 Pfd., so wird, wenn der Stempel in der Presse 15 Zoll im Durchmesser ist, der durch ihn ausgeübte Druck gleich 28,125 Pfd. betragen, denn $(2 \times 2) 4 : (15 \times 15) 225 = 500$ Pfd. : H $= 28{,}125$ Pfd.

Beträgt nun auch in der Wirklichkeit der Druck stets etwas weniger, da die Reibung ihr Theil der Kraft beanspruchet, so ist man doch dadurch in den Stand gesetzt, eine große Gewalt zu brauchen, so daß die Kuchen die Presse ziemlich trocken verlassen. Man benutzt diese Rückstände als Viehfutter, und zwar meist zur Mästung, welche dann gewöhnlich einen bedeutenden Nebenzweig für die Zuckerfabriken bildet.

Man hat vielfach versucht, das Pressen ganz zu umgehen, und den Saft auf bequemerem Wege durch die sogenannte Maceration zu gewinnen, wobei der Rübenbrei mit Wasser ausgelaugt wurde, nur wenigen Fabriken ist es indeß bis jetzt gelungen, auf diese Weise ein günstiges Resultat zu erzielen, viele sind zu den Pressen zurückgekehrt.

Der von den Pressen ablaufende Saft gelangt durch eine Rinne nach den Scheidepfannen, große kupferne Kessel von 6—800 Quart Inhalt, welche der Bequemlichkeit halber gewöhnlich tiefer als die Pressen stehen. Hier wird der Saft zunächst auf 60—65° erwärmt und dann eine gewisse Menge Kalkbrei darunter gerührt und die Erhitzung bis zum Siedepunkte fortgesetzt. Dieser Kalkzusatz hat einen doppelten Zweck, denn erstlich werden dadurch die im Rübensafte enthaltenen Säuren abgestumpft und als unlösliche Kalksalze niedergeschlagen, dann aber bemächtigt sich der Kalk auch eines großen Theiles der schleimigen Bestandtheile und scheidet sie als Schaum und im Bodensatze ab. Nach einiger Ruhe wird die klare Flüssigkeit von Letzterem abgezogen und in die Verdampfpfanne gebracht, um hier bis zu einem gewissen Grade von Concentration eingekocht zu werden. Ist dieser erreicht, so leitet man den Saft in eine andere Pfanne, in welche eine eiserne Trommel als Gasometer eingehängt ist. Aus einem besonderen Apparate treibt man hier Kohlensäure in den Saft und bringt beide durch ein besonderes Rührwerk zu größerer Berührung. Die Kohlensäure verbindet sich hier mit dem im Safte noch gelösten Kalke zu kohlensauren Kalk, welcher als feines weißes Pulver zu Boden fällt. Der abermals abgelassene Saft kommt nun auf die Filter, große, bis 20 Fuß und darüber hohe Cylinder von 3 Fuß Durchmesser, welche mit verkohlten und geörnten Knochen gefüllt sind.

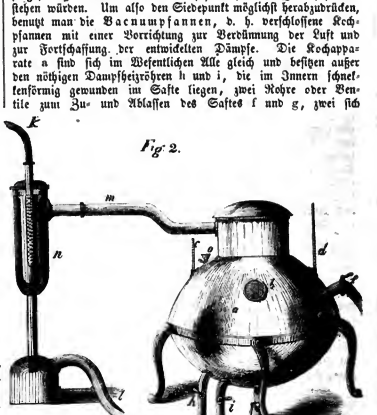
Unter allen Kohlenarten besitzt nämlich die Knochenkohle am meisten die Eigenschaft, vegetabilische Farbstoffe, Schleim und verschiedene Salze aus ihren Lösungen auszuziehen und förmlich zu verschlucken, eine Eigenschaft, die sie ihrer bedeutenden Porosität zu verdanken hat.

In diesem Falle nun entzieht die Knochenkohle dem heiß durchlaufenden Safte den größten Theil seiner Farbe, sowie etwa noch vorhandenen Kalk und Schleim. Der Saft kommt vom Filter von Neuem in eine Verdampfpfanne, um noch weiter eingedickt zu werden und wenn der bestimmte Grad erreicht ist, abermals zu weiterer Reinigung auf ein neues Filter, worauf er den Namen Klärsel erhält und zum Versieden reif ist.

Die in den Filtern enthaltene Knochenkohle beladet sich nach jedesmaligem Gebrauch natürlich mit all' den Unreinigkeiten, welche sie den Zuckersäften entzieht und würde nicht mehr zu benutzen sein, wenn die Chemie nicht Mittel gefunden, ihr dieselben wieder zu entziehen und ihre früheren Eigenschaften zurückzugeben, welche Operation man die „Wiederbelebung" nennt. Sehr verdünnte Salzsäure löst nämlich den aufgenommenen Kalk; eine Art Gährung, welcher man die Kohle unterwirft, zerstört die aufgenommenen organischen Stoffe und nach tüchtigem Waschen mit reinem Wasser, Durchtreiben von Wasserdampf und Wiederabtrocknen, glüht man die Kohle in verschlossenen eisernen Cylindern aus, worauf sie wie frischgebrannte Knochen von Neuem zu gebrauchen ist.

Das Versieden des Klärsels geschieht jetzt ziemlich allgemein in sogenannten Vacuumpfannen, während man früher sich auch hiezu freier Feuerungen bediente. Die Einrichtung dieser „Apparate" wie sie auch oft blos genannt werden, beruht auf dem Erfahrungssatze, daß der Siedepunkt der Flüssigkeiten um so niedriger ist, ein je geringerer Druck auf ihnen lastet; es siedet z. B. reines Wasser am Meeresspiegel bei einer Temperatur von 100° C.; auf dem Gipfel des Montblanc, wo natürlich der Druck der darüber liegenden Luftschichten weit geringer ist, bedarf es dazu nur 84° C. Das Klärsel, eine viel dickere Flüssigkeit als das Wasser, hat auch schon darum einen höheren Siedepunkt, der mit fortschreitender Concentration so sehr steigt, daß davon bedeutende Nachtheile für den Zuckersaft entstehen würden. Um also den Siedepunkt möglichst herabzudrücken, benutzt man die Vacuumpfannen, d. h. verschlossene Kochpfannen mit einer Vorrichtung zur Verdünnung der Luft und zur Fortschaffung der entwickelten Dämpfe. Die Kochapparate a sind sich im Wesentlichen Alle gleich und besitzen außer den nöthigen Dampfheizröhren h und i, die im Innern schneckenförmig gewunden im Safte liegen, zwei Rohre oder Bentile zum Zu- und Ablassen des Saftes f und g, zwei sich

Fig 2.



Vacuumapparat.

gegenüber befindliche Glasplatten b zur Beobachtung der kochenden Masse, einen Hahn o zum Zulassen von Luft oder Butter, wenn ein zu stürmisches Kochen dies nöthig machen sollte, ein

Thermometer e und ein Barometer d zur Beobachtung der im Apparate herrschenden Temperatur und des Luftdruckes, und endlich die sogenannte Sonde e, eine Vorrichtung zum Probenehmen.

Die Vorrichtung zur Verdünnung der Luft ist gewöhnlich eine doppeltwirkende Luftpumpe, welche durch ein Rohr l mit der Condensation n in Verbindung steht, in welche Letztere von oben ein Rohr m hineinreicht, dessen Ende durchlöchert ist und welches dazu dient, die entwickelten Dämpfe durch Einspritzung von kaltem Wasser sofort wieder abzukühlen.

Sehen wir jetzt wie dieser complicirte Apparat in Betrieb gesetzt wird:

Man läßt zunächst die Luftpumpe gehen, worauf in Folge des im Innern des Apparates entstehenden luftverdünnten Raumes der zu verkochende Saft durch f hereinsteigt bis es genug ist und der Hahn des Zugangsrohres geschlossen wird. Der Saft wird nun erhitzt und die Luftpumpe, welche beständig fortarbeitet, unterhält den luftverdünnten Raum. Der Letztere würde indessen durch die aus dem Apparate kommenden Dämpfe bald verschwinden, träte nicht beständig (durch k) kaltes Wasser in den Condensator, welches dann, sowie die dadurch wieder zu Wasser verdichteten Dämpfe mit der Luft zugleich durch die Luftpumpe ausgelaugt wird. Auf diese Weise wird es möglich, den Zuckersaft bei einer Temperatur von 50—50 Grad zu verkochen, während das Barometer von seinem gewöhnlichen Standpunkte bis auf 4 Zoll herabfällt.

Der Saft wird in diesem Apparate soweit eingekocht, daß gegen das Ende der Kochung bereits die Krystallbildung beginnt, worauf er in eiserne oder kupferne Reservoire abgelassen wird, von denen man ihn bei gehöriger Abkühlung in die Formen bringt. Nach dem völligen Erkalten füllt der Zucker in kleinen zusammenhängenden Krystallen den ganzen Raum, während in den Zwischenräumen die Melasse oder der Syrup sich auffängt. Um diesen daraus zu entfernen, bringt man die Formen mit dem Zucker auf Boden, in denen mindestens eine Temperatur von 35—40 Grad herrschen muß, wodurch der Syrup dünnflüssiger wird und durch unten befindliche Oeffnungen abfließt, um gesammelt und von Neuem zur Zuckerabscheidung eingekocht zu werden.

Der so gewonnene Zucker ist nun der sogenannte Rohzucker, der gewöhnlich noch raffinirt wird. Dieses Raffiniren besteht einfach in Wiederauflösen des Zuckers in reinem Wasser oder schon zweimal filtrirtem Safte, worauf, um alle trübenden Theile abzuscheiden, Rindsblut oder Eiweiß zugesetzt wird, welches beim Erhitzen sich wieder abscheidet und die Verunreinigungen einschließt. Jetzt läßt man die Flüssigkeit durch ein Filter mit Knochenkohle laufen und kocht sie endlich ein, wie wir dies bereits vorher gesehen haben.

Um die raffinirten Zucker bis in die Spitzen weiß zu bekommen, ist es nöthig, den anhängenden Syrup vollständig zu entfernen, welches durch eine besondere Operation, die man das Decken nennt, erreicht wird.

Zu diesem Behufe wird weißer Zucker in soviel Wasser gelöst, daß dadurch ein Syrup entsteht, welcher nur in kleinen Portionen auf die noch in den Formen befindlichen Zuckerhüte aufgegossen wird. Beim Eindringen verdrängt er den andern Syrup und reinigt auf diese Weise den Zucker davon bis in die äußerste Spitze. Der Zucker wird jetzt vollkommen ausgetrocknet, verpackt und versendet, um die nach Süßigkeit lechzende Welt zu befriedigen. Wie verschieden dieser Bedarf oder vielmehr der Verbrauch an Zucker ist, geht aus folgender für das Jahr 1850 berechneten Uebersicht hervor:

es kamen auf jeden Einwohner

im Zollverein jährlich . .	5	Pfd. Zucker
in Frankreich	6½	„ „
in Spanien	3½	„ „
in Holland	14½	„ „
in Belgien	7	„ „
in Rußland nicht ganz . .	½	„ „
in Irland	4½	„ „
in England mit Schottland	21	„ „
in den vereinigten Staaten	14½	„ „
auf der Insel Cuba . . .	56	„ „

Während nun der Zucker seinem Verbrauche entgegengeht, unterliegt die Melasse, nachdem sie durch 3- oder 4maliges Einsieden ihres sämmtlichen krystallisirbaren Zuckers entledigt worden ist, einer fernern Verarbeitung, indem sie an die Brennereien verkauft und hier zu Spiritus verbrannt wird.

Eine der großartigsten Rübenzuckerfabriken ist die der Herren Robert & Komp. zu Selowitz in Mähren. Das kolossale Quadrat von Gebäuden nebst dem unmittelbar zur Fabrikation benutzten Raume umfaßt eine Fläche von 15 österreichischen Joch d. i. circa 30 Magdeburger Morgen. Dem Rübenbau ist durch Vertrag mit einer Domaine eine Fläche von 1000 Joch geschert, wozu noch über 200 Joch eigne und gepachtete Aecker kommen. Ungeachtet der sorgfältigen Kultur, welche 350—400 Centner Rüben vom Joch liefert, beschäftigt diese Rübenquantität die Fabrik doch nicht genügend, indem dieselbe täglich über 3000 Centner Rüben zu verarbeiten im Stande ist. Das Kesselhaus der Zuckerfabrik enthält in einer Reihe 18 Dampfkessel in Summa zu 9000 Pferdekräften. Die Triebkraft liefern 12 Dampfmaschinen von 6—20 Pferdekräften, wovon mehrere kleine nur zur Saft- und Wasserhebung dienen. Die ganze Fabrik, welche natürlich mit einer mechanischer Werkstätte, so wie eigner großartiger Melassenbrennerei versehen ist, wird durch 400 Gasflammen erleuchtet.

Erinnerungen aus dem Jahre 1806.

Die Schlacht bei Jena und Auerstädt.

I.

Einen Tag vor der Schlacht.

Viele unserer Vorfahren hatten die löbliche Gewohnheit, Alles das aufzuzeichnen, was sie Merkwürdiges selbst erlebt, oder was sich in ihrer Umgebung Bemerkenswerthes zugetragen hatte; und solche Chroniken sind für die Geschichte einzelner Städte und Landschaften sehr wichtige Quellen geworden, indem man aus denselben oft Einzelheiten kennen lernt, welche außerdem gänzlich unbekannt geblieben sein würden. Die nachfolgende Schilderung, welcher der Verfasser jedoch weit entfernt ist, eine solche Wichtigkeit beizulegen, möge man auch als ein Stück Chronik ansehen. Der zum fünfzigsten Male wiederkehrende 14. Oct. rief ihm jetzt wieder das Andenken an jene Zeit zurück.

Der Würfel war gefallen und der Krieg zwischen Frankreich und Preußen hatte begonnen. Der Großherzog von Berg forcirte am 8. Oct. den Uebergang über die Saale bei Saalburg gegen das preußisch-sächsische Corps; am 9. Oct. schlug der Fürst von Ponte-Corvo die Sachsen und Preußen unter Tauenzien bei Schleiz, und am 10. Oct. der Marschall Lannes den Vortrab des Fürsten von Hohenlohe unter den Befehlen des Prinzen Louis von Preußen bei Saalfeld, wobei dieser selbst blieb. So war am 12. die preußische Armee in ihren Stellungen schon überflügelt und hatte bereits ihre Magazine verloren.

Ich war damals auf der Domschule zu Naumburg, und uns jungen Leuten bot sich ein lebendiges, mannigfaltiges Schauspiel. Preußisches Militär von den verschiedensten Waffengattungen rückte ein oder zog durch; Magazine wurden angelegt, Feldbäckereien begannen ihr Geschäft. Wir bewunderten die strengdisciplinirten Leute in ihrer steifen Dressur; nur ihre Uniformröcke vom gröbsten blauen Tuche mit ihren schmalen Schwänzen, welche einen gewissen Hintertheil des Körpers fast ganz unbedeckt ließen, wollten uns nicht besonders gefallen, noch weniger aber, als wir bei näherer Bekanntschaft mit den Soldaten erfuhren, daß ihre Westen nur ein Schein von Westen waren, indem sie, ohne Hintertheile, als Lappen an die Röcke angenäht saßen. Das nannte man den preußischen Pfiff! Die Stimmung der Bevölkerung war überhaupt den Preußen nicht ganz günstig, vermuthlich weil sich die Sachsen noch der Drangsale erinnerten, welche ihr Land durch die Preußen im siebenjährigen Kriege erlitten hatte.

Wenn es bisher nun schon gar Manches zu sehen gegeben hatte, so war dies doch Alles nichts gegen den Glanz, welchen das Eintreffen des Königs von Preußen in Naumburg der Schaulust bot. Dies geschah bereits am 30. Sept., denn die Zurüstungen zum Kriege waren schon getroffen, ehe die eigentliche Kriegserklärung erfolgt war.

Naumburg war jetzt mit preußischen Truppen überfüllt, namentlich standen die Garden an dem Orte des königlichen Hauptquartiers. Alles war voll Hoffnung auf den Sieg der preußischen Waffen; denn noch umstrahlte der Ruhm des siebenjährigen Kriegs die Heere Friedrich's des Großen und der kurze Feldzug in der Champagne hatte ihn nicht verlöschen können, obgleich er unglücklich ausgefallen war.

In langen Reihen standen da die gewaltigen Gardisten mit ihren riesigen Flügelmanne und passirten unter den Augen des ernst, ja fast finsterblickenden Königs auf der Jacobsgasse die Musterung. Der alte Herzog von Braunschweig, der Generalissimus der Armee, und der greise Feldmarschall von Möllendorf veranschaulichten noch in ihren Uniformen das Bild des vergangenen Jahrhunderts. So hatten die Heerführer des siebenjährigen Krieges ausgesehen. Aber das schaulustige Publikum durfte sich nur aus der Ferne die Sache betrachten; denn streng wurde Jeder zurückgewiesen, welcher sich dem Kreise zu nahen wagte, in welchem sich der König und die beiden alten Kriegsfürsten befanden. — Der König wohnte auf dem alten Schlosse am Markt, welches einst die Residenz der Herzöge von Sachsen-Naumburg gewesen war.

Wurde aber unsere Neugier bei solchen großen Schaustellungen sehr beschränkt, so hielten wir uns desto mehr an die Einzelheiten. Alles und Jedes mußte unsere Privatmusterung passiren und es gab stets reichlichen Stoff dazu. Auch die Unterhaltungen mit den Herren Preußen hatten für uns Schüler manches Lehrreiche und wir erkundigten uns nach Dem und Jenem genauer, was wir gesehen oder gehört hatten. An die Herren Offiziere aber wagten wir uns natürlich nicht; denn diese sahen sehr stolz und hochfahrend aus, und so ein unbärtiger Primaner hatte damals noch eine heilige Scheu vor den adligen Männern, gekleidet in zweierlei Tuch. Dagegen machten uns die sogenannten Junker vielen Spaß, welche, aufgebläht wie kalkuttische Hähne, mit ihren Korporalstöcken einherspazirten und mit überschlagender Stimme ihr Kreuzmillionendonnerwetter herauskrähten, sich aber vielleicht im nächsten Augenblicke oft gefallen lassen mußten, daß ein alter Feldwebel sie harangurirte: Himmelelement, Junker, Sie soll doch gleich das Wetter auf den Kopf schlagen, was ist das für eine Wirthschaft u. s. w? — Mit wahrem Jagrimm sahen wir indeß, wie diese kaum hinter den Ohren trocken gewordenen, eben aus dem Kadettenhause entlassenen adligen Bürschchen alte, grauhärtige Soldaten an ihren Ohren oder ihrem greisen Barte zerrten, oder gar, wenn sie zu bemerken glaubten, daß der Eine oder der Andere nicht ganz genau die Linie hielt, ihn mit ihren Stöcken an die Schienbeine schlugen, daß ihm vor Schmerz die Thränen aus den Augen traten. Wenn es sich nun beim Ausmarsche zutrug, daß so ein Junkerlein, von der einen Seite auf's Pferd gehelfen — (denn viele hielten sich Pferde und hatten Bediente, da ihre hochadlige Abkunft sie dazu natürlich bevorrechtete) — die Balance verlor und auf der andern wieder herunter segelte, so konnten wir uns natürlich eines schadenfrohen Lachens nicht enthalten, hätten auch von Herzen gewünscht, daß ein Korporalstock sie für ihre Ungeschicklichkeit bezahlt haben möchte.

In all' dem kriegerischen Tumulte trat aber ein leuchtendes, schönes Bild vor die Augen Derer, welche so glücklich waren, es zu schauen: die heldselige Gestalt der von ihrem Volke angebeteten Königin von Preußen. Die hohe Frau pflegte nämlich Spazierfahrten nach einem in der Nähe der Stadt an der Saale liegenden Orte zu machen, welcher die „nackte Henne" hieß und vielleicht noch so genannt wird. Fremdlich herablassend erwiederte die Königin Louise die ehrfurchtsvollen Begrüßungen der ihr Begegnenden. Der so unpoetisch klingende Name jenes Ortes, welcher sich rühmen konnte, die hohe Frau öfters zu empfangen, liegt, wie gesagt, an der Saale, etwa eine gute halbe Stunde von Naumburg. Damals führte eine Fähre über den Fluß. Hinter dem Gasthofe erheben sich Anhöhen, welche linkshin, wenn man der Stadt den Rücken zuwendet, nach Freiburg zu steiler werden und mit Weinbergen geziert sind, welche in guten Jahren kein eben schlechtes Product liefern. Oben auf der Höhe von Freiburg befindet sich der sogenannte Edelacker, welchen Landgraf Ludwig von Thüringen von seinen Edelingen einst hatte beackern lassen, um sie wegen ihrer Erpressungen und Mißhandlungen mehrloser Unterthanen zu züchtigen. Das Thal, in welchem die Saale fließt, erweitert sich nach dieser Seite hin allmälig und verengt sich wieder bei Schulpforta. Jetzt zieht sich die Eisenbahn durch dasselbe. Nach der andern Seite öffnet sich ebenfalls ein freundliches Thal, das an beiden gegenüberstehenden Seiten von Anhöhen begrenzt wird, so daß sich, wenn man das Gesicht der Stadt zuwendet, ein reiches Panorama bietet. Die Burg Goseck, oben in dem Theile des Saalthals nach Weißenfels zu, und schräg gegenüber, aber näher liegend, die Ruinen der alten Schönburg auf bewaldeter Höhe bieten einen höchst romantischen Schmuck der lieblichen Landschaft.

Einen etwas erhöhten Punkt, dicht am Ufer der Saale in der nächsten Nähe des Gasthofs hatte sich die Königin erkoren; er war ihr Lieblingsplatz, auf dem sie stets ausruhte. Er erhielt deshalb den Namen „Louisenplatz" und wurde mit Pappeln umpflanzt. Ob er vielleicht in der Folgezeit noch einen andern Ausschmuck erhalten hat, weiß ich nicht, da bei weitem mehr als ein Menschenalter verstrichen ist, seit ich Naumburg nicht wieder gesehen habe; doch vermuthe ich es gewiß nicht ohne Grund, da solche Traditionen durch die Zeit geheiligt werden. Noch immer schwebt mir das Bild der holdseligen Königin vor Augen; ich sah sie mehrmals, aber das Gesicht mit einem weißen Tuche verbunden, indem sie, wie man sagte, gerade häufig an Zahnschmerzen litt, und doch so mild und freundlich auf die ihr Begegnenden schaute.

Der König brach nach einigen Tagen mit seinen Garden auf und verlegte sein Hauptquartier zuerst nach Weimar und von da, am 13. Oct., nach Auerstädt. Allein es folgten noch stets Durchmärsche einzelner Truppenabtheilungen durch Naumburg. Zuletzt kam ein Corps Pontonniers, und die Pontons wurden auf dem weiten Platze vor dem Schützenhause aufgefahren. Da gab es wieder etwas zu schauen, denn solche Maschinen waren Keinem von uns je noch zu Gesichte gekommen. Allein die Schildwachen hielten eben so streng, wie es früher bei der Parade in der Stadt geschehen war, Alles fern, was sich nahen wollte, diese Pontons sich genauer anzusehen, wie wenn es gegolten hätte, die Geheimnisse einer Festung vor neugierigen Blicken zu hüten, welche die schwächsten Punkte auszuspähen wollen, wo sie sich am leichtesten angreifen läßt.

In dem Hause meiner Eltern lagen ein paar solche Pontonniers, und so benutzte ich die Gelegenheit, wo Einer derselben Schildwache zu stehen hatte, um meine Neugier zu befriedigen. Es war der Nachmittag eines Sonntags. Die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld war durch einige flüchtige Sachsen und Preußen nach Naumburg gelangt, jedoch wagte man kaum öffentlich davon zu sprechen. Auch verbreitete sich bereits die Sage, daß die Franzosen bei Hof ständen und die Preußen auch dort hätten zurückweichen müssen. Da diese Gerüchte immer lauter geworden waren, so theilte ich sie dem mich begünstigenden Pontonnier mit.

„Ach! jehn Sie mich weg!" war seine Antwort, „das ist eine infamige Lüge. Unser König hat einen Cordon jezegen, wo keene Maus durch kann. Und wenn die Franzosen auch kämen — laßt sie man kommen! Wir sein auch da! Sechs solcher Kerrels zum Morgenbrote! Wofür hätten wir denne so lange Bajonnette?"

Und so renommirte der Held weiter fort. Aber da erhob sich auf einmal um die Stadt her auf der Heerstraße, welche dort an den Wallgräben und Spaziergängen sich vorüber zieht, ein gewaltiger Staubwirbel. Trainknechte mit ihren Pferden kamen im vollen Zagen gesprengt, und auf den Schießplatz zu. Die Pontons wurden eiligst fortgefahren und mein Preuße lief, was er laufen konnte, um aus seinem Quartiere seine Sachen zu holen und sich mit den Anderen auf die Flucht zu begeben. „Die Franzosen kommen! Sie sind schon eben über dem Buchholze!" Ein Bauer hat sie gesehen und ist mit Noth und Mühe ihnen entgangen!" so lautete die neue Schreckenskunde.

Ich eilte zurück in die Stadt. Von dem Thurme der St. Wenzel's- oder Stadtkirche (im Gegensatze zu andern Kirchen, dem Dome u. s. w. so genannt) mußte man sehen können, was draußen auf den Höhen passirte, das wußte ich, und so wurde, ohne lange zu überlegen, der Thurm erstiegen. Und da sahen

denn meine eigenen Augen, daß die Aussage des Bauers auf Wahrheit beruhte.

Südlich von der Stadt erhebt sich nämlich eine Anhöhe, deren oberster Theil mit Wald bewachsen ist, welcher das Buchholz heißt. Dort oben erblickte ich nun zuerst schwarze Massen, welche unbeweglich schienen, allein bald durch das Blitzen der Waffen, und als sie langsam weiter vorwärts rückten, sich als ein starkes Corps Infanterie verriethen, an dessen Flanken jedoch sich auch einige Reiterei zeigte. Nicht lange währte es, so trennten sich ein paar Reiter von ihrem Corps los und jagten nach der Stadt zu. Mittlerweile hatten einige jener von Saalfeld versprengten Preußen und Sachsen die kühne Idee gehabt, das Salzthor zu schließen, durch welches der Feind zunächst einrücken mußte, und sich mit geladenen Gewehren dahinter zu postiren. Der erste sich nähernde französische Husar erhielt einen Schuß und ergriff die Flucht; allein man eilte dem Verwundeten nach und nicht gar weit von der Stadt wurde er von seinen Verfolgern eingeholt und bezahlte sein Wagniß mit seinem Leben. Die Behörden hatten wahrscheinlich von dem tollkühnen Unternehmen der Flüchtlinge Kenntniß erlangt und so wurde das Thor wieder geöffnet.

Ich war noch immer auf meinem Beobachtungsposten geblieben und erfuhr dieses Ereigniß erst später.

Da der erste Franzose nicht zurückkehrte, so setzten sich, wie ich bemerkte, zwei bis drei andere Reiter in Bewegung und diesmal gelangten sie ungefährdet zur Stadt. Bald darauf sah ich den Einen derselben mit dem Säbel im Munde und die gespannte Pistole in der Hand ventre à terre über den Marktplatz und nach dem entgegengesetzten Thore zu sprengen. An den Windmühlen, wo die preußischen Heumagazine aufgethürmt lagen, angelangt, machte er Halt, sah sich nach allen Seiten hin um und jagte dann eben so schnell wieder zurück, um zu rapportiren.

Nun rückten die Franzosen der Stadt schnell näher. Es war, wie man bald erfuhr, das Davoust'sche Korps, die sogenannte Löffelgarde, so genannt, weil die Soldaten auf ihren Hüten fast alle dieses unter den civilisirten Nationen zum Essen nothwendige Utensil trugen. Dieses Korps war, wie es hieß, gegen 60,000 Mann stark, doch war diese Angabe wohl etwas übertrieben.

Der Unfall, welcher den ersten abgesandten Reiter betroffen hatte, hätte der Stadt sehr zum Verderben gereichen können und nur mit großer Mühe und mit bedeutenden Geldopfern war es, wie man später sagte, der Behörde gelungen, die Wuth der Franzosen zu beschwichtigen, welche den Tod jenes Mannes den Bürgern zur Last legen wollten, welche in ihrer Bestürzung doch nicht im Geringsten an einen so wahnsinnigen Widerstandsversuch gedacht hatten.

Ehe noch die feindlichen Schaaren in Masse angerückt waren, hatte ich meinen Beobachtungsposten verlassen und war glücklich in meinem elterlichen Hause angelangt, wo man meinetwegen in großer Angst geschwebt hatte.

Jetzt folgten böse Tage.

Das französische Heer lagerte theils auf den Höhen vor der Stadt, theils in deren unmittelbarer Nähe. Da wegen der Menge an eine regelmäßige Einquartierung der Soldaten gar nicht zu denken war, so erhielt nur ein Theil des Offizierkorps Quartiere in der Stadt. Es war Nacht geworden. Ueberall brannten in der Vorstadt dicht vor den Häusern Wachtfeuer, zu welchen eingerissene Ställe und die Bäume der Allee das Material lieferten. Nachdem die Soldaten sich so vorläufig eingerichtet und jeder Einzelne einen Lagerplatz gefunden hatte, fingen sie aber an, durch die Stadt zu streifen, um in die Häuser einzubrechen und zu plündern. Wildes Geschrei ertönte von allen Seiten. Wo diese Herumstreifer Platz fanden, da nahmen sie sich nun selbst Quartier, und wenn die Hauseinwohner nicht gemißhandelt sein oder vielleicht gar ihr Leben einbüßen wollten, mußten sie Alles hergeben, was sie hatten. — Das Haus, welches meine Eltern bewohnten, lag ebenfalls in der am meisten bedrohten Gegend der Vorstadt. Die Thüre wurde von uns verbarrikadirt, und die Fensterladen des untern Stockes fest verschlossen. In dem zweiten hielten wir uns auf, aber auch hier wurden die Fenster durch Decken und Teppiche dicht verhängt, so daß vom brennenden Lichte von außen nichts zu sehen sein konnte. Da das Haus alt und unscheinbar war, so erschien es auch diese Art als ein unbewohntes und wir entgingen in der That der Einquartierung und Plünderung. Zwar donnerten einige Male Kolbenstöße gegen die Hausthüre, allein da sie fest war, so widerstand sie und die ungebetenen Gäste zogen weiter, um anderswo sich Eingang zu verschaffen, wo sie sich mehr versprachen als in einem verlassen scheinenden Hause.

Unser sehr einfaches Abendbrot genossen wir stehend hinter dem Ofen an der sogenannten Röhre, d. i. an dem Raume, welcher im Winter dazu dient, den Kaffee u. s. w. warm zu halten und wohin wir eine kleine Lampe gesetzt hatten, welche auf die nächste Umgebung einen matten Schimmer warf. An Schlafengehen war unter solchen Umständen gar nicht zu denken.

Die Nacht und der folgende Tag vergingen uns unter Angst und Sorge bei kaum nothdürftiger Kost, da man nicht wagte, Feuer anzuzünden, um nicht durch den Rauch aus dem Schornsteine das Haus als ein bewohntes erkennen zu lassen. Am Dienstage war eine Art von Ruhe eingetreten; es war geplündert worden, was zu plündern war und die Soldaten waren im Besitze der Stadt, in der sie es sich so wohl sein ließen, als sie nur immer konnten.

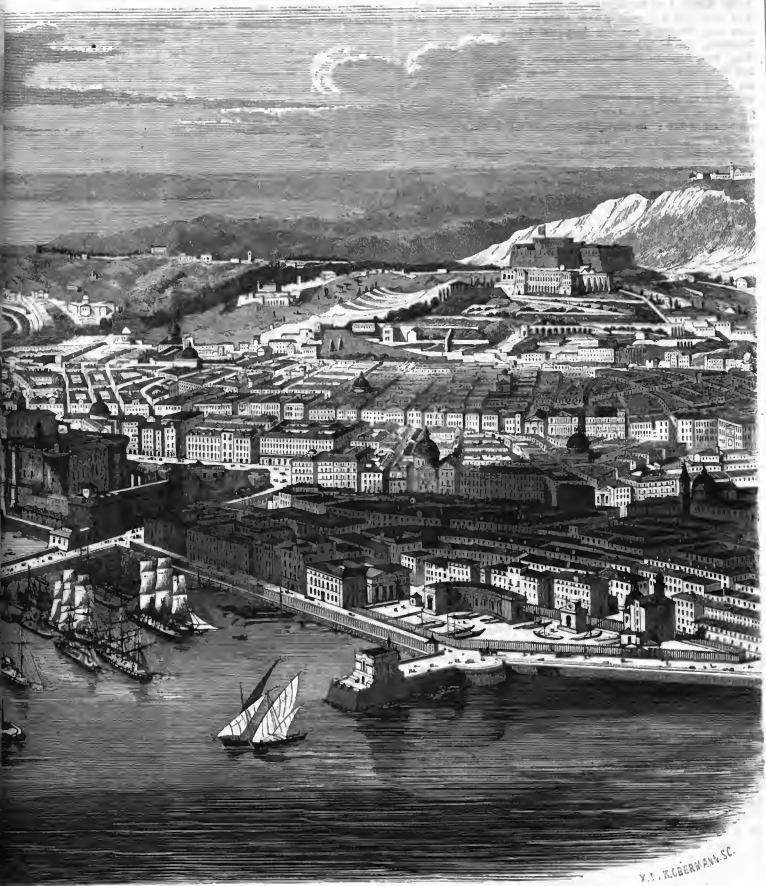
(Schluß folgt.)

Neapel und seine Zustände.

Nach dem Urtheile von Reisenden, die alle Schönheiten der Erde sahen, gibt es nichts Herrlicheres auf dieser Welt, als an einem warmen, tiefblauen und goldglühenden Abende zwischen den Borgebirgen Misene und Campanella und den Inseln Capri, Ischia und Procida in den Golf von Neapel hineinzusegeln und den den blauen und goldenen Himmel abspiegelnden Hafen eingerahmt vor sich zu sehen mit farbigen Bergen und hellklachenden Villen aus dunkelm Laube, dem stolzen Häuser- und Palastmeere Neapels. Die Neapolitaner meinen, wenn sich der liebe Gott einmal einen recht guten Tag machen wolle, so lege er sich an sein offenes Himmelsfenster und blicke herunter auf sein schönes Napoli. Und wohl ist es schön und wunderbar. Aber es ist eine Schönheit, die „fernt.“ Die herrschte Lage in der Mitte des himmlischen Hafens hinauf, die warme, klare, in blauen, rothen und goldenen Hauchen auf Bäumen und Bergen spielende Luft, der in ein großes Gesammtbild verschwebende alte, mittelalterliche Glanz geben dieser unglückseligsten Stadt den bezaubernbsten Anblick aus der Ferne. Aus der Ferne! Die schönste und volkreichste Stadt Italiens mit mehr als 50,000 Häusern und einer halben Million Bewohnern ist der Centralpunkt der äußersten Konsequenzen eines unglücklichen Regierungssystems, nach allen Seiten starrend von Bayonnetten, von grausamen Eisenbayonnetten der Schweizersoldaten, der jetzt bewaffneten Lazzaronihefe und stechender Polizei- und Spionenblicke. Was waren die Berliner giftig und witzig, als sie ein paar Dutzend Wasserconstabler auf die Spree bekamen! Hier im himmlischen Hafen von Neapel und um das ganze Königreich beider Sicilien schwärmt eine ganze Flotte von Polizei mit blasrothen Flaggen, um auf materielle und ideelle verbotene Waaren zu fahnden. Und verboten ist fast Alles. Unter einer Doppelreihe stechender Blicke landet der Fremde und wird sofort von einer kleinen Polizeiarmee umringt, die sich seiner Person und aller seiner Sachen bemächtigt. Beide werden ingrimmig und genau unterfucht und alles Verdächtige weggenommen. Bücher namentlich werden immer weggenommen, vor ein geistliches Tribunal gebracht und von da in der letzten Zeit nie zurückgegeben, schon deshalb nicht, weil unzählige Tausende von Büchern im Zollhause liegen, welche das geistliche Zolltribunal nicht bewältigen, nicht censiren kann, weil es nichts davon versteht. Blos einmal bekam ein Engländer den bei 25 Jahre in Eisen verbotenen „Don Juan“ von Byron ohne nähere Untersuchung mit der geehrten Bemerkung wieder: „Lexikon!“

Von welcher Seite und mit welchen Augen man es auch

Castello dell' Uovo.



Castello nuovo.

St. Elmo.

Seeseite.

betrachte, Neapel gibt den Eindruck einer großen Stadt im vollsten Sinne des Wortes. Nichts ist unscheinbarer als die Front, welche Neapel nach der Straße von Capua macht, und gleichwohl wird man auch auf dieser Straße schon von weitem gewahr, daß man eine Weltstadt vor sich hat; ein solches Gewimmel des Verkehrs, wie es sich auf diesem breiten stattlichen Pflaster bewegt, kann nur von einem Orte ausgehen, der durch Volksmenge und Reichthum einen Platz einnimmt, wie er nur wenigen Städten der Erde gegeben ist. Kaum hat man das Thor hinter sich, und wäre es auch das der entlegensten Vorstadt, so verwielfältigen sich die Kennzeichen des großstädtischen Lebens, Kennzeichen, welche oft weder einen Namen haben, noch sich beschreiben lassen, die aber trotz ihrer schwer greifbaren Natur für ein geübtes Auge untrüglich sind. Wer den Toledo, den Schloßplatz und Chiaja durchwandert, dem wird, wenn er an das vielleicht einmal gesehene Rom zurückdenkt, „die Hauptstadt der Welt" (so lieben die Römer ihre Heimat zu titulliren) vorkommen wie „ein hinter der Kultur der Zeit zurückgebliebenes Dorf." Rom ist eine ehrwürdige Matrone, welcher man eigentlich nur aus Dankbarkeit, oder wohl gar blos aus alter Gewohnheit den Hof macht; Neapel ist das jugendlich-üppige Weib, falsch aber schön, mit lügnerischen Rosenwangen angethan, trotz des fressenden Giftes in seinen Adern.

Von der Seeseite her, oder von irgend einem Punkte seines eigenen Ufers aus gesehen, erscheint Neapel noch weit größer, als es ist. Von Posilipo bis Torre del Greco in einer Ausdehnung von wenigstens vier Stunden, zieht sich um den Rand des Golfes eine Kette von großen und kleinen Ortschaften, welche untereinander und mit Neapel so eng zusammenhängen, daß kein Zwischenraum die verschiedenen Ortsgebiete auch nur errathen läßt; der ganze ungeheure Halbkreis, vom Fuße des Camaldulenserberges bis zum Fuße des Vesuv, bildet für das Auge nur eine einzige prächtige Stadt. In der Ebene, welche zwischen diesen beiden Bergen an das Meer stößt, liegt die Hauptmasse des eigentlichen Neapel, während Vorstädte, Laubhäuser, Lustschlösser und Kastelle bis zu einer beträchtlichen Höhe des Camaldulenserberges hinaufsteigen.

Der Kern der Stadt, das alte Neapel, ist eng gebaut und finster, aber von geradlinigen Straßen durchschnitten, reich an stattlichen Wohngebäuden und selbst in seinen entlegensten und ärmsten Theilen ohne Spur jenes Anstrichs von Verfall und Verödung, welcher wenigstens fünf Sechstheile Roms charakterisirt. Die entferntesten Winkel der Stadt sind belebt, überall herrscht die Bewegung und der Lärm des Verkehrs oder des Müßiggangs; die Ruhe, die Stille, die Einsamkeit haben innerhalb der Mauern Neapels keine Stätte. In den jüngern Stadttheilen gibt es einige Straßen und Plätze, in welchen Eleganz und Geschmack mit einer seltenen architektonischen Pracht vereinigt sind; was aber Neapel vor allen Städten der Welt voraus hat, das ist seine Riviera di Chiaja — eine endlose Reihe von Palästen nach dem Meer zugekehrt, von welchem sie nur durch die köstlichen Anlagen der Villa Reale getrennt sind, eines öffentlichen Spaziergangs, dessen Schönheit Bewunderung erregen würde, auch wenn er nicht der einzige wäre, den Neapel besitzt. Wenn man die Länge der Pariser Rue Rivoli verdoppelt, wenn man die kasernenartige Einförmigkeit ihrer Häuser durch geschmackvolle Mannigfaltigkeit ersetzt, wenn man überdies die Seine zum Meere erweitert und auf der andern Seite einen prachtvoll decorirten Felsenberg aufgepflanzt, alsdann hat man ein Bild, welches der Chiaja einigermaßen ähnlich sieht. Ein endloser Strom von Wagen und Rossen braust über die wohlgefügten blanken Lavaplatten dahin, welche die ganze Breite der Chiaja wie aller andern neapolitanischen Straßen ausfüllen, die vergoldete Jugend, zahlreicher und prunkhafter als an jedem andern Orte, trägt früh und spät ihre feinen Gesichter und ihren Müßiggang zur Schau, von den benachbarten Höhen grüßt ein tausendfarbiger Frühling in die glänzende Stadt herunter, und der Himmel lächelt der Welt und den Menschen mit der Miene göttlicher Seligkeit.

Der Schloßplatz und noch einige andere Palaststraßen sind prächtig. Auch der Large di Monte Oliveto hat seine Schönheiten, seinen Springbrunnen und eine Bronzestatue Karl's II., nicht minder der. Heiligegeistplatz (Largo dello Spirito santo) mit einem halbrunden, reich mit Statuen geschmückten Prachtbau zu Ehren Karl's III. Auf dem größten von allen, Largo del Mercato, zeigt man noch jetzt die Stelle, wo der letzte des berühmten deutschen Kaisergeschlechts der Hohenstaufen, Konradin, enthauptet ward. „Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen," singt Raupach. Sie hatten das Unglück, in Neapel und sonst von Bourbonen verdrängt, und das noch größere, von Raupach besungen und von Herrn von Raumer in endloser Gelehrsamkeit und unausstehlicher „Klassicität" beschrieben zu werden.

Die Hauptmerkwürdigkeiten Neapels bestehen neuerdings in Festungen, Gefängnissen, Kirchen und Klöstern, in eingekerkerten Bibliotheken hier von 150,000, dort von 100,000, anderswo von 50,000 Bänden, mit berühmten alten Manuscripten und Büchern, die aber Niemand an's Tageslicht ziehen darf, weil' darin, in Büchern vor Jahrhunderten und Jahrtausenden geschrieben, etwas Mißliebiges stehen könnte. Der Hauptfortifikationen gibt es sechs, darunter besonders die sechseckige Sternenschanze St. Elmo, von einem Hügel oben die ganze Stadt mit Kanonenaugen überwachend, mit in Felsen gehauenen Schlupfwinkeln, Gräben, Minen, die bis weit in die Stadt hineinlaufen sollen, Kasernen, Pulver- und Kugelfelsenkellern, kurz mit Allem, was zur Aufrechthaltung der „Ordnung und Ruhe" nöthig ist. Auch die neue Festung (Castello nuovo) am Hafen und neben der Wohnung des herrschenden Bourbonen, und das auf einer Erdzunge weit in den Hafen hinausdrohende Castello dell' Uovo und andere Festungen in der Nähe und Ferne gegen Feinde von Innen und gegen Feinde von Außen sind nicht schlecht mit Schweizern, Kugeln, Kanonen, Felsenwänden und schwarzen, drohenden Löchern versehen. Und das Alles in einer Gegend, die von Gott dazu gemacht scheint, nur Glück und Freude zu sehen.

Aber die Menschen, nur mit dem Blicke der Trauer können sie jenen tausendfarbigen Frühling und das Lächeln des Himmels erwiedern, und ihr Herz verschließt sich krampfhaft gegen die freundliche Ansprache der Natur. Ich spreche nicht von dem gedankenlosen Pöbel, nicht von den Sclaven des Herkommens und der Selbstsucht, ich spreche nicht von Diplomaten, Schweizerofficieren und andern Speculanten, — ich spreche von Leuten, welche es nicht verstehen, ihr kostbares Ich und seine Genüsse loszulösen von dem Schicksale ihrer Umgebung, von Leuten, die am wenigsten gelernt haben, fremden Jammer auszubeuten zu eigenem Gewinn, ich spreche, wie gesagt, von Menschen, die diesem Namen keine Schande machen. Wer menschlich empfindet, der kann nur trüben Auges in die Pracht dieser Scenerie hineinschauen, der athmet die neapolitanische Frühlingsluft nur mit beklemmter Brust. In diesem paradiesischen Lande, welch ein unglückliches Volk, unglücklich durch ein verhaßtes Regiment, unglücklicher noch durch die eigene Entartung!

Entartung ist indessen wahrscheinlich nicht das rechte Wort, denn seit die Geschichte die Neapolitaner kennt, waren es immer so ziemlich die nämlichen Leute, schlechte Soldaten, schlechte Bürger, schlechte Arbeiter und bei großer Feinheit des Geistes und vielen liebenswürdigen Eigenschaften Menschen von unzuverlässigem Charakter und mehr als zweifelhafter Sittlichkeit.

Ist es das Blut, welches in ihren Adern fließt, ist es die Sonne, die über ihren Häuptern scheint, ist es ein geschichtliches Verhängniß — die Neapolitaner waren von jeher ein bedauernswerthes und gering geachtetes Volk, heute die Beute des ersten besten Eroberers, morgen die Sclaven eines einheimischen Despoten, unabhängig von fremder Herrschaft nur für kurze Augenblicke, bürgerlich frei niemals, aber unablässig gequält von dem ohnmächtigen Verlangen nach einer Nationalexistenz und nach einem gesicherten Rechtszustande. Welches europäische Volk hätte nicht einmal in Neapel geherrscht! Am heutigen Tage sind die Schweizer die Meister von Neapel; drei oder vier schweizerische Regimenter behaupten gegen Millionen Neapolitaner das Gesetz des Absolutismus, welches ohne ihren Schutz von einem Tage zum andern wie Glas zertrümmert werden würde.

Die Neapolitaner haben sich in einzelnen Fällen ausgezeichnet gut geschlagen, aber sie sind nichtsdestoweniger kein tapferes Volk, und der Mangel an Herzhaftigkeit ist allem Anschein nach die nächste Quelle alles ihres Unglückes. Vergebens beruft man sich zur Abwehr jenes Vorwurfs auf den wilden Aufstand gegen die Spanier, auf die wüthende Vertheidigung gegen Championnet — auch der Hindu, das sanfteste, friedfertigste aller menschlichen Wesen, kann durch die Verzweiflung zu einer Gegenwehr aufgestachelt werden, welche dem Heldenthume ähnlich sieht, aber der

Hindu ist kein tapferer Mann, und darum war sein Land und seine Freiheit von jeher die Beute des ersten Räubers, der die Hand danach ausstreckte. Ein berühmter Neapolitaner, selbst einer der wackersten Soldaten dieser Tage, und ein Patriot, wie ich deren meinem eigenen Vaterlande viele wünschen möchte, der General Pepe, wendet in allen seinen Schriften die rührendste Beredtsamkeit auf, um seine Landsleute von dem schmählichen Verdachte der Feigheit zu befreien, der in den Augen von ganz Europa auf ihnen liegt; aber die Thatsachen kommen immer von neuem, das herrschende Urtheil, welches Pepe ein unbegreifliches Vorurtheil nennt, aufzufrischen und zu bestärken. Nochmals weise ich darauf zurück, einige tausend Schweizer genügen, um den Thron eines Königs zu halten, welcher von der großen Mehrzahl des neapolitanischen Volkes mehr als nicht geliebt ist.

Die Bevölkerung der Hauptstadt besteht der Masse nach aus Menschen von unanfehnlichem Wuchse, unter denen die männliche Schönheit nicht häufig, und die weibliche ganz ungewöhnlich selten ist. Die Männer der höheren Stände stellen sich im Allgemeinen recht vortheilhaft dar, und wie schon oben bemerkt, gibt es unter ihnen viel Leute von sehr feiner Miene, während die Frauen bis in die höchsten Kreise der Aristokratie hinauf mit jeder Art von körperlichen Reizen sehr kärglich ausgestattet sind.

Ueber die Vertheidigungskraft Neapels läßt sich wenig sagen. Die Stadt selbst, an ihrem Golfe, hat eine keineswegs gute strategische Lage; es kann leicht bedroht werden, ohne dagegen Vorsichtsmaßregeln treffen zu können. Eine Flotte vor Neapel gemigt, um daselbe zu vernichten oder die Regierung zum Nachgeben zu zwingen. So geschah es 1793. Als im Jahre 1805 Joachim Murat zu Lande den Oesterreichern gegenüberstand, erschien der Kommodore Campbell vor Neapel und zwang die Regentin zur Uebergabe der Flotte. Hat sich die Flotte Neapels seitdem auch vergrößert, so bietet doch der Hafen durch seine geringe Ausdehnung zu wenig Schutz, und zudem sind alle Marinetabliffements bei Neapel oder bei Castellamare dem Feuer des Feindes preisgegeben. Die Küstenvertheidigung durch Batterien ist gering; ein Inbrandstecken nicht allein der Stadt, sondern auch der Schiffe selbst ist sehr leicht auszuführen. Der Umstand, daß alles Kriegs- und Marinematerial in und um Neapel angehäuft ist, muß für die Vertheidigung des Landes ungemein schädlich sein, weil der Fall dieses einen Platzes jeden weiteren Widerstand bricht. Man wollte diesem Uebelstande durch Herrichtung des kleinen Koerner- und des Lucrinersees zu Militairhäfen abhelfen; allein diese Arbeiten können, als noch nicht weit genug vorgeschritten, für jetzt noch von keinem Nutzen sein. Die vorliegenden Punkte des Golfs bieten viel eher dem Angreifer Anhaltepunkte als dem Vertheidiger. Die Befestigungsarbeiten auf Capri, der südlichen vorspringenden Insel, sind unbedeutend und vermögen das Eindringen einer Flotte in den Hafen ebenso wenig zu hindern wie die Inseln Ischia und Procida. Die Vertheidigung zu Lande (einen Angriff von Seiten des Volks angenommen) ist nur dann möglich, wenn sie sich auf die Hauptstadt stützt, unmöglich aber, wenn diese selbst von der See her bedroht ist; denn sie ist der Mittelpunkt der Vertheidigung und ihr Verlust liefert alle Vertheidigungsmittel in die Hände der Angreifer. Die Vertheidigungswerke des ganzen Königreichs sind an sich von keiner großen Bedeutung, obgleich in letzter Zeit unendlich viel gethan ist, alle Küsten mit Kanonen und Batterien bespickt sind und das Land von Soldaten wimmelt, aber es reicht nicht aus, nicht einmal gegen das Volk des Festlandes, so sehr übrigens das Land selbst einer nationalen Vertheidigung fähig wäre. Man denke an die häufigen und raschen Wechsel der Schicksale des Königreichs schon in den frühesten Zeiten, die bei richtiger Vertheilung des Materials und bei Erweiterung der Operationsbasis nach Tarent und Otranto nicht möglich gewesen wären.

Blätter und Blüthen.

Griechische Ehen. Der französische Arzt Beynard macht uns in seiner unterhaltenden Beschreibung einer Fahrt von Marseille nach Sebastopol mit folgendem Original bekannt:

„Einer der Dalmatier an Bord, genauer, Ragusaner, die auf unserem Dampfschiffe dienten, ein schöner junger Mann von herkulischer Gestalt, erhielt am Piräus, dem Hafen von Athen, Erlaubniß, an das Land zu gehen. Diese Vergünstigung, welche allen seinen, mit dem Ausladen der Güter, Einnehmen von Kohlen u. s. w. beschäftigten Kameraden verweigert wurde, hatte er seiner Eigenschaft als Gatte und Vater zu danken. In der That wäre es auch allzuhart von dem Kapitain gewesen, wenn er diesen armen, von Wind und Wetter umhergetriebenen Ehemann jetzt, wo ein glücklicheres Ungefähr ihn in die Nähe seiner Lieben brachte, erbarmungslos hätte am Bord halten wollen. Jedenfalls eilte der schmucke Ragusaner einem weißen Häuschen zu, das er uns bereits auf den Höhen als das seine bezeichnet hatte. Vielleicht sollte er Frau und Kind zum letzten Male umarmen! Als ich von meinem kurzen Ausfluge nach Athen zurückkehrte, kam ich ihn am Strande, auf das Boot wartend, das uns auf das Schiff bringen sollte. Er war jedoch nicht mehr allein. In Gesellschaft eines auffallend schönen jungen Weibes lehnte er an der Kajütte einer alten Kanone. Ein munterer kleiner brauner Junge saß auf seinem rechten Arme und mit dem linken hielt er seine Frau umschlungen, die bitterlich weinte, während er mit vorgebeugtem Haupte ihr stille Trostworte zuflüsterte. Er wartete nicht lange, je kam unser Boot, und ich setzte mich ein, ohne es zu wagen, den traurigen Abschied des armen Matrosen zu unterbrechen, der in seinem Schmerze nicht nur unser Schiff, sondern die ganze Welt vergessen zu haben schien. Der Bootsmann jedoch, ungeduldig über den Aufenthalt, mahnte ihn etwas rauh an seine Pflicht. Er mußte gehorchen und wir stießen vom Lande, während das junge Weib, von Schluchzen schier erstickend, rettungslos am Ufer stehen blieb. Das Kind an die Brust gedrückt, verfolgte sie uns mit den Augen, bis wir hinter den Fahrzeugen auf der Rhede verschwanden. Es verlohte mich etwas, als ich auf meiner Runde am selben Abend den Ragusaner mitten unter den Seegesellen und Lustigsten des Vorderschiffes traf. — Ich hatte den Vorfall bereits vergessen, als sich zwei Tage darauf bei unserer Ankunft in Constantinopel derselbe Ragusaner vor dem Offizier der Wache präsentirte, mit der Bitte, landen zu dürfen. — „Und wozu?“ frug der Lieutenant. — „Um meine Frau und Kinder zu umarmen.“ — „Er, sieh doch! Die Frau Gemahlin sind ja in Piräus.“ — „Verzeihen Sie, Herr Leutnant, sie ist in Galata.“ — „Nun, dann laß sie nur dort. Unverschämtheit! Ich verbiete dir, das Schiff zu verlassen.“ — Der Matrose ging ohne Murren wieder an seine Arbeit, und ich lachte mit dem Offizier über die plumpe Lüge. Zwei Stunden nach dem mißlungenen Besuche kehrte nichtsdestoweniger der Ragusaner zum Angriff zurück. Er wiederholte seine Bitte. Er wünsche seine Frau und Kinder zu sehen, und zum Beweis der Wahrheit seiner Aussage berief er sich auf das Zeugniß eines Commis unseres Schiffsagenten, der soeben an Bord gekommen war. Der Commis bestätigte auch, daß er eine Frau mit 3 oder 4 Kindern in Galata habe. — „Aber sind Sie auch gewiß,“ frug der Lieutenant, „daß sich dieses Weib und diese Kinder gegenwärtig in Galata befinden? Es sind ja noch nicht 3 Tage her, daß er in Piräus die Pflichten eines Familienvaters erfüllte.“ — „Nun, so hat er eben dieselben Pflichten auch hier zu erfüllen,“ erwiederte der Commis, „denn erst vor 5 Minuten sah ich seine Frau. Sie weiß, daß Ragusaner auf unserem Schiffe dienen und hat mich, wenn ihr Mann an Bord sei, um Erlaubniß zum Landen angewiesen. Da ist er, ich kenne ihn. Er sprach die Wahrheit, und ich bitte Sie, den armen Teufel gehen zu lassen.“ — „Nun, der Meuterkopfstarrt halber will ich es gerne gewähren. Ich wußte wohl, daß hier zu Lande die Vielweiberei üblich sei, aber nicht, daß sie in dieser Weise getrieben wird.“ — Der Lieutenant rief den Ragusaner ging, eine zweite Reihe seiner Gatten- und Vaterpflichten zu erfüllen. Der Zufall wollte diesmal nicht, daß ich ferne Frau No. 2 zu sehen bekäme, allein ich verlor nichts beim Warten. Mir trafen gegen zwei Uhr nach Mitag vor Varna ein. Unser Bigamist präsentirte sich abermals vor dem Wacht-Offizier mit dem alten Gesuch von Piräus und von Konstantinopel. — „Was! Du bist auch hier verheirathet, zum dritten Male?“ — „Ja, Herr Lieutenant, wenn Sie erlauben.“ — „Na, Gelck auf mein hübscher Bursche!“ — Und der Sultan des Vorderstalles sog zum dritten Male mit fliegenden Fahnen aus.

Diese Art von Verbindungen sind im Mittelmeere als „Griechische Ehen“ bekannt und nicht ungewöhnlich. Sie gelten zwar nicht als gesetzlich, allein die Religiosität der griechischen Mädchen verlangt es doch von ihren Matrosenliebhabern, daß sie sich bei einer ordnungsmäßigen Trauung mit ihnen hinter dem Brautpaar in die Kirche stellen, wo sie dann die um Altare vorgehende religiöse Ceremonie auf ihr eigenes Verhältniß beziehen.

„Aus Herders Nachlaß“ heißen drei dicke Bände, die schon bei Meidinger in Frankfurt erschienen sind. Sie enthalten einen Schatz interessanter, zum Theil wichtiger Briefe von Goethe, Schiller, Klopstock, Herder, Claudius, Jean Paul u. s. w. von hohem Werth als Beiträge zur Kenntniß der merkwürdigen letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so wie der Personen, die hervorragend in denselben auftreten. Eine exquisitere Frische athmen namentlich die hundert Briefe Goethe's, unter denen sich auch einer in derben Knittelversen über die Berufung Herder's als Generalsuperintendent nach Weimar befindet.

Aus dem 3. B. (Briefwechsel Herder's mit seiner Braut) lernen wir die Zeit der schwärmerischen Empfindsamkeit und zwei neue Freundinnen Goethe's kennen. Auch erfahren wir, daß an diese zwei seiner Gedichte gerichtet sind, die man bis jetzt, weil man sie nicht anders deuten konnte, auf Lotte Buff (Werther's Lotte) in Wetzlar bezogen hat. Es sind Lila, Fräulein von Ziegler, Holdame bei der Landgräfin von Homburg und Urania, Fräulein von Roussilon, Holdame der verwittweten Herzogin

Digitized by Google

von Zweibrücken (in Darmstadt). Ueber die erstere schreibt Herder's Braut Caroline Flachsland am 6. Febr. 1772: „ich habe mit einem Mädchen meines Alters das Bündniß der schönsten Freundschaft mit Thränen geschlossen. Sie ist das empfindungsvollste, beste, schönste Herz, was ich je an Mädchen gesehen, das erste, das ich so mit meiner ganzen Liebe umfasse. Sie hat mir an meinem Geburtstage ein blaues Herzchen an einem weißen Unschuldsbande zum Band unserer Freundschaft geschickt. Mir haben uns einige Tage vorher in Merk's Stube kennen gelernt oder vielmehr gesehen. Wie zwei Kinder, die sich lange nicht gesehen, haben wir einander umarmt und so den ganzen Tag über geschwärmt. Beim Abschied war sie fast zum Ersticken bewegt, wirbrach ich meinen konnte; ihre Augen schienen, wie die einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen. Merk sagte mir, er habe sie mit dem äußersten Zittern die Treppe hinunterge-führt. Sie ist ein süßes schwärmerisches Mädchen, hat ihr Großvater, ihrem Garten gebaut, einen Zelten in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenn's Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt. Wir werden uns oft schreiben... Sie lebt sehr einsam in Homburg und das macht ihr das Herz so gepreßt und voll, daß sie sich an jener guten Seele, die sie findet, augenblicks wie anklammert. So ging es ihr mit einem Herrn von Rathsamhausen, Holmeister beim Erbprinzen in Darmstadt. Er ist ein ehrlicher guter Mann mit recht viel Empfindung, aber wegen des armen Mädchens war er sehr verlegen, weil sie den Weg der Liebe ging und er sie doch niemals heirathen kann. Die arme Lila!" — Als Goethe Anfang April 1772 in Darmstadt war, wurde ihm von dem „Klamidchen" erzählt und als er zu Ende des Monats wiederkam, fand er die süße Schwärmerin auch da. Im Mai darauf sah er sie nochmals und er las die Geschichte des armen Lesbre in „Triskram Shandy" vor. Sie gab der Freundin Blümchen aus ihrem Garten, die diese in Yorik's „empfindsame Reisen" legte. — „Wenn Goethe," schreibt Herder an Herder, „von Abel wäre, so wollte ich, daß er sie vom Hose wegnähme, wo sie auf unverantwortliche Weise verkannt wird. Aber so geht's nicht. Sie wären einander werth." Einige Tage später schickte sie Herdern die Gedichte Goethe's „Elysium" und „Morgenlied" und setzte hinzu: „sie beziehen sich faß ganz auf die Zeit, wo er Ulanien und Lila zum ersten Male sah." Er selbst hatte sie an Lila geschickt und zwar von Wetzlar aus. Sie passen vollkommen zu der schwärmerischen Empfindelei, von der wir so viel hören.

Als Lila wieder von der Freundin scheiden und nach Homburg zurückkehren mußte, hatte sie den Muth nicht, Abschied zu nehmen. „Sie schicke mir," schreibt Herder's Braut, „eine Blume, die französisch Lilas heißt. Ich habe sie etliche Male ganz allein in unserem Hause gesprochen. Wir saßen beisammen auf einem Sopha und erzählten uns die Geschichte unserer Herzen. Herr von Reutern, ein Liebhaber, war der erste Freund ihres Herzens. Sie sah und lernte ihn kennen vor dritthalb Jahren in Homburg; sie liebte sein empfindungsvolles, freundschaftliches Herz, mit dem er ihr von einem verstorbenen Freunde seiner noch lebenden Mutter erzählte, und so kam Sympathie und Liebe zusammen; sie trennten sich unbefriedigt und ungewiß und — er schreibt nicht an sie, nun, wie er in einem Briefe an ihre Freundin sagt, ihre Ruhe nicht zu stören. Jetzt und schon seit guter Zeit ist die arme Lila endig und sie sagt mir, daß sie sich nun nicht entschließen könnte, nach Livoland zu gehen. Ein solch empfindsame Herz wird von dem Engelsmädchen angesteckt und mich dünkt, Goethe deukt ernsthaft darüber nach." Allerdings scheint selbst Merk's Frau diese Schwärmerin wie Ulanien gesichtet zu haben, wenigstens schreibt Herder's Braut: „die gute Frau lebt wieder auf, da Fräulein von Roussillon und Ziegler nicht mehr hier sind und ihr Mann jetzt wieder mehr mit ihr lebt. Sie hat ausdrichtig gestanden, daß es ihr wehe gethan, daß er so oft bei ihnen gewesen."

„Meiner Freundin Lämmchen ist todt," meldet die Flachsland im Novbr. „Daß sie sich in ihrer Krankheit nicht mehr um ihren Hund bekümmerte, ist ihr Tod. Hätte doch ihr Herz einen treuen Freund, der es verdient, da sagte sie mir, ihr Grimmer über ein Deutschfranzos, ein Berliner, eine faule Kreatur, ein Deutscher, der kein Deutsch spricht, Herr von Boden genannt, an ihrem Herzen um Liebe. Das gute Mädchen fühlte nichts, war ihm aber herzlich gut und beinahe, wären Merk und ihre Freunde nicht gewesen, hätte sie ihm ihr Herz gegeben, ohne daß sie es selbst gedacht hätte, wie. Sie hat einmal Reutern geliebt, liebt ihn noch und kann keinen andern Mann mehr ganz lieben. Ein junger schöner reicher Mensch aus Zweibrücken liebt sie schon von ihrem 15. Jahre an, sie ihn nicht; er ist darüber krank, elend und in ihrer Abwesenheit todtkrank an einer Auszehrung gelegen. Ich habe ihn aus lauter Mitleiden lieb, recht lieb und habe sie ihn bei ihr gebeten — denn er muß gewiß eine schöne Seele haben, aber sie kann nichts für ihn thun."

Ursula war immer krank, sodaß Herder's Braut einmal schreibt: „die gute Seele hätte wohl ein anderes Schicksal verdient, als ihr Leben krank am Hofe zu verbringen. Fast den ganzen Winter 1773 war sie krank und im März lag sie in einem Anfall von Misserere darnieder." Das letzte, was wir von den beiden zarten Seelen erfahren, ist eine Stelle in einem Briefe vom April 1773: „Lila ist seit einiger Zeit hier an dem Krauteln bei der sterbenden Uranie. Es neigt sich gestern sehr zu Ende; sie kämpft seit fünf Wochen mit Leben und Tod und hat viel gelitten."

Goethe war bekanntlich im Frühjahr 1773 nach Wetzlar gegangen und hatte dort sein Herz an Charlotte Buff verloren. Er kam zwar nach seiner Rückkehr dort noch manchmal nach Darmstadt, aber Car. Flachsland schreibt am 17. April 1773: „er ist ruhhaltender, als jemals."

Eine neue Aktiengesellschaft. Die Spielbanken von Wiesbaden und Ems, welche am 27. d. M. geschlossen wurden, gingennit diesem Tage aus den Händen der bisherigen Pächter Simons und Chabert in diejenigen einer Aktiengesellschaft über, an deren Spitze die in Berlin und Karlsruhe ansässigen Herren von Haber stehen. Die gegenwärtigen Pächter erhalten eine Abfindungssumme von 1,200,000 Gulden, während der Staat von der bereits Gesellschaft außer dem Jahrespacht im Betrage von 105,000 Gulden eine Viertelmillion Gulden, wie man sagt, zur freien Disposition empfing. Außerdem zahlt die Gesellschaft die hiesigen Theatervorstellung eine jährliche Beisteuer von 10,000 Gulden und endlich für Musik circa 50,000 Gulden. Trotz der immensen Höhe dieser Ausgaben ist es jedoch den Bemühungen des Herrn von Haber nicht gelungen, von der Regierung die Ermächtigung zur Einführung des Winterspiels zu erzielen, und die einzige Vergünstigung, welche ihnen in Berücksichtigung des erhöhten Pachtgebots gewährt worden, besteht darin, daß die hiesigen Spielsäle statt am 1. Mai, schon am 1. April eröffnet werden können. Der Vertrag erstreckt sitzigens mit dem Jahre 1872. — Zur Schande Deutschlands, wo sich eine solche Aktiengesellschaft bilden konnte, ist gesagt, wie viel sie verdienen, d. h. wie viel sie sich durch nichtswürdige Mittel des Spiels ihren Mitbürgern absocken muß, um bestehen zu können und auch gute Dividende zu zahlen?

Nutzen der verschiedenen Farben. Daß die Haare, die Haut und unsere Kleider solche Wärmeleiter sind, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Jeder Körper leitet die Wärme, manche aber schneller, manche langsamer. Letztere machen die schlechten Wärmeleiter aus. Die Verminderung der Leitungsfähigkeit der schlechten Wärmeleiter ist nur aber bedingt durch die Farbe des Körpers. Wie die Lichtstrahlen von weißen glänzenden Körpern zurückgeworfen werden und nicht leicht in dieselben eindringen, so ist es auch mit den Wärmestrahlen, die schwer in weißglänzende Körper eindringen oder aus ihnen strahlen. Ein glänzend polirter silberner Theekessel braucht viel mehr Zeit, ehe er sich erhitzt, als ein anderer, während heißes Wasser in demselben sehr lange seine hohe Temperatur behält. So ist es auch mit weißen Kleidern, Bäumen, mit weißer Haut. Der Schnee bleibt lange kalt, weil seine weiße Farbe die Wärme, die er beherstreut man Kohlenpulver darauf, so erfrieren sie. Die ersten Blüthen sind weiß, weil sie dieser Farbe wegen den Einwirkungen der Kälte besser widerstehen, als wenn sie anders gefärbt wären. Das Haar des Menschen wird weiß im Alter, damit es die Kopfwärme nicht leicht entweichen lasse. Die Natur gibt manchen Thieren im Winter ein weißes Kleid, dies ihnen kräftiger vor der Kälte zu schützen. Die Nordländer haben meist blondes Haar aus gleichem Grunde, und fleißen sich weiß. Weiter nach Süden wird das Haar dunkler; in Spanien bereits herrscht das schwarze Haar, und die Bewohner des Landes fleißen sich meist in dunkle Farben, um der Wärme ihren Eintritt leichter durch dieselben zu verschaffen. Darum gab die Natur den Bewohnern des heißen Afrika sogar eine schwarze Hautfarbe. Allerdings leidet ein Schwarzer, wenn er den Sonnenstrahlen unmittelbar ausgesetzt ist, mehr als ein Weißer, weil seine schwarze Haut die Wärmestrahlen leichter durchdringen läßt, aber er mag Schutz suchen, der Weiße würde in solcher Glut umkommen, da seine weiße Farbe die Hitze im Körper zurückhält. Die Neger fleiden sich dagegen weiß, um das Eindringen der Wärme von Außen einigermaßen abzuhalten und aus gleichem Grunde viele, ohne es zu wissen, fleiden sie so unsere Damen im Sommer.

Ein Buch für Alle!

Bei **Ernst Keil** in Leipzig ist in **Zweiter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. **Carl Ernst Bock,**
Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

32 Bogen. geh. 1½ Thlr., geb. in engl. Prachtdecken 1 Thlr. 27 Ngr.

Mit 25 feinen Abbildungen.

Zum ersten Male wird dem gebildeten Publikum über den Bau des menschlichen Körpers und seine Verrichtungen in gesunden und kranken Tagen, über den Grund der Krankheitszustand derselben und über die naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande in einer populär-leichtfaßlichen und doch streng wissenschaftlichen Form über den Bau des menschlichen Körpers und seine Verrichtungen in gesunden und kranken Tagen, über den Grund der Krankheitszustand derselben und über die naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird. Bei dem Namen des Verfassers, des Lehrbuches und populär-medicinische Aufsätze in der Gartenlaube eine glänzende Aufnahme gefunden, bedarf das Publikum wiederholt auf ein Buch besonders aufmerksam zu machen, das nur im Interesse der guten Sache zu sein Zweiten Auflage zeugt für die günstige Aufnahme, welche das Buch gefunden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 45. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herr Klein.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

I.

Die Sonntagsruhe.

Auf dem schönen, weiten Platze vor dem Kurhause zu Wiesbaden war ein bewegtes glänzendes Leben. Es war an einem Sonntag Nachmittag der Badesaison.

An einem kleinen Tische saßen ein Herr und zwei Damen. Der Herr war ein rüstiger Fünfziger, indeß so wohl erhalten, daß man ihn auch für einen Vierziger halten konnte. Die beiden Damen standen in der Blüthe der Jugend und Schönheit. Freilich sah die eine, ältere, etwas leidend, abgehärmt aus, und man konnte meinen, ihre Schönheit sei jetzt gerade wieder im neuen Aufblühen begriffen. Desto frischer, lebendiger und schelmischer blühete die Schönheit der jüngeren.

Die beiden Damen gaben sich ganz dem Genusse hin, den der schöne Platz und das Leben um sie her auf sie machten. Die Augen der älteren, blassen, hingen mehr an der reizenden Gegend; sie schweifte über die reizenden Fluren, über die dunklen Waldungen, von denen Wiesbaden so malerisch umgeben ist, hinweg nach den hohen Kuppen des Taunus, nach den schönen Gebirgen des Rheingaues. Sie schweiften und träumten noch weiter, links nach Süden hin, den Lauf des Rheines hinauf, weit, weit, über die fernsten blauen Rücken und Spitzen der Berge hinweg, dorthin, wo nur der unbegrenzte, unendliche Luftraum war. Der Blick der jüngeren Dame verlor sich nicht in die Weite, und träumte noch weniger in die unbegrenzte Ferne hinein; er hielt sich in der Nähe, an dem schönen Kurhause, das einem Taubenschlage oder Bienenkorbe glich, so sieg es dort ein und aus; an dem Gewimmel auf der Terrasse, das sich bis hinten in die Stadt hineinzog, und erst in den fernsten Krümmungen der Gassen sich für das Auge verlor. Die Dame sah zugleich überall nach den schönen Toiletten, von denen es in dem Getriebe auf der Terrasse, wie an dem Bienenkorbe des Kurhauses wimmelte. Von den Toiletten glitt das Auge unwillkürlich nach den reichen, glänzenden Läden und Magazinen, die zu beiden Seiten des Platzes bis nach der Stadt hin unabsehbar sich ausbreiten.

Der ältere Herr schien nicht einen gleichen Genuß zu haben, wie die jungen Damen.

„Es ist doch reizend hier," sagte die schelmische Schöne mit einem Seufzer.

„O, es ist schön hier," erwiederte die Leidende mit einem glänzenden [illegible] in die weite Ferne nach Süden hinein.

[illegible]ht, was Ihr nur habt," sagte brummig der

[illegible]elten ist es schöner."

„Aber, Vater!"

„Was habt Ihr hier denn? Ein paar einsältige Berge, dort unten das kleine Nest, das die Leute eine Stadt nennen, schlechten Kaffee, keine Weiße, keine Sonntagsruhe."

Der Herr war der Geheimerath Fischer aus Berlin, die beiden Damen seine Töchter.

Der Geheimerath Fischer war ein Berliner Geheimerath; er war auch ein Berliner Kind und stammte aus einer jener, dem Mittelstande angehörenden Berliner Bürgerfamilien, in denen die Männer große, altfränkische Schnupftabaksdosen von gediegenem, dreizehnlöthigem Silber tragen, und die Frauen goldene Halsketten, dick und schwer wie Hemmschuhketten; in denen aber auch Sittlichkeit, Redlichkeit und Treue zu Hause sind, fest und rein, wie das gediegenste Silber und das reinste Gold. Ich habe sie kennen gelernt diese Bürgerfamilien des verrufenen Berlins. Vielleicht nirgend in der Welt findet man mehr Sitte und Tugend. Nur zwei Schwächen trifft man in diesen Berliner Bürgerfamilien an. Aber kann man sie wirklich Schwächen nennen? Nichts in der Welt geht ihnen über Berlin, und in Berlin geht ihnen nichts in der Welt über das Kammergericht. Aber konnte nicht der Müller von Sanssouci seinem großen Könige mit dem Kammergerichte in Berlin drohen? An solchem Ruhme kann man lange zehren. Und ist nicht Berlin jetzt noch eine schöne Stadt?

Der junge Fischer wurde zum Studiren bestimmt, denn er sollte Kammergerichtsrath in Berlin werden. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster in der Klosterstraße und dann die Universität, dem Opernhause gegenüber. Nach beendigten Studien wurde er bei dem Stadtgerichte in der Königsstraße zuerst Auscultator, dann Referendarius, dann Assessor und endlich Stadtgerichtsrath, und stand jetzt auf der letzten Stufe zum Kammergerichtsrathe.

Aber da kam ein neuer bürgerlicher Justizminister nach Berlin, der seine Karriere nicht blos in Berlin, sondern sogar meist in den Provinzen gemacht hatte. Der brachte den sonderbaren Gedanken mit, es sei nicht gut, das Kammergericht in Berlin ausschließlich mit Söhnen des märkischen Adels und mit Berliner Kindern zu besetzen. Jedenfalls müßten diese, bevor sie am Kammergerichte angestellt werden könnten, sich eine Zeit lang außerhalb der Residenz im Lande umgesehen haben. Er bemerkte auch dem Stadtgerichtsrath Fischer, er könne ihm zwar wohl eine Rathsstelle beim Kammergerichte verleihen, vorher aber müsse er sich auf einige Jahre an ein Oberlandesgericht in der Provinz versetzen lassen. Mehrere Jahre in einer kleinen Provinzial-

stadt leben! Er, der Sohn einer Berliner Bürgerfamilie, dem folglich gleichfalls nichts über Berlin ging, und der daher noch nicht weiter gekommen war, als nach Köpenick und Potsdam, wo es königliche Schlösser zu sehen gab. Seine Frau, die aus einer gleichen Berliner Bürgerfamilie stammte, und die jedem schon als Frau Stadtgerichtsräthin unter ihren Freundinnen eine Art höheren Wesens war. Das hieß das Glück, Kammergerichtsrath und Kammergerichtsräthin zu werden, gar zu theuer erkauften. Auf höheren Gehalt brauchte man nicht zu sehen. Die Familie Fischer war reich, und auch Madame Scholz, die Mutter der Frau Stadtgerichtsräthin, trug ihre goldene Halskette, groß und schwer wie eine Hemmschuhkette.

Fischer wurde nicht Kammergerichtsrath, bekam aber eine andere Genugthuung dafür. Er hatte einen milden Sinn, und der Herr Justizminister war der Ansicht, daß man zu Criminalrichtern nicht eben harthezige Menschen aussuchen müsse. Freilich herrschte damals auch noch die Ansicht, daß zu der Criminalrechtspflege eben nicht die ausgezeichnetsten Köpfe verbraucht werden dürften. So wurde Fischer als Mitglied in die Criminaldeputation des Stadtgerichts oder in das Criminalgericht von Berlin versetzt. Er hatte sich schon immer gern auf Menschenkenntniß gelegt, und Lavater's physiognomische Fragmente waren sein Lieblingsstudium. Jetzt konnte er ein ganzer Menschenkenner werden. Dabei erfuhr er täglich durch die Criminalkommissarien des Polizeipräsidiums was es Allerneuestes in der Stadt gab, und er hatte des Abends, wenn er zum Weißbier ging, oder wenn bei den Familien Fischer und Scholz Gesellschaft war, die neuesten und wichtigsten Neuigkeiten und dabei zugleich die grausigsten Criminalgeschichten zu erzählen, was Alles damals von ganz besonderem Interesse war, weil die Berliner Zeitungen zu jener Zeit über Berlin und Inland nichts schreiben durften, als was vorher die Staatszeitung geschrieben hatte, die Staatszeitung aber eben nichts darüber schrieb. Im Uebrigen trösteten er und die Familien Fischer und Scholz sich damit, daß der bürgerliche Justizminister nicht ewig Justizminister bleiben könne, und daß wieder ein Adliger an seine Stelle kommen und dann auch die alten, bessern Zeiten zurückkehren würden.

So war er immerhin ein glücklicher Mann, zugleich ein glücklicher Gatte und Vater. Seine Frau vergaß nie, daß sie nur darum Stadtgerichtsräthin und mithin unter ihren Freundinnen ein Wesen höherer Art vorstellte, weil ihr Mann Stadtgerichtsrath war, und er war wieder dankbar für diese dankbare Gesinnung seiner Frau. Er hatte zwar keinen Sohn, auf den er den Namen Fischer vererben konnte; allein dieser Name starb ohnehin nicht aus, dafür hatte er zwei liebenswürdige Töchter: Louise hieß die ältere, Charlotte die jüngere.

So wurden zu damaliger Zeit fast alle Töchter in den Berliner Bürgerfamilien getauft. Louise nach „unserer hochseligen Königin," Charlotte nach „unserer Kaiserin." „Seine hochselige Königin" hat der Berliner auch jetzt noch nicht vergessen; die Kaiserin von Rußland nennt er aber nicht mehr „seine Kaiserin."

Beide Mädchen hatten eine vortreffliche Erziehung genossen, zuerst in einer Schule, die „sogar von einer adeligen Dame in der Friedrichsstraße" gehalten wurde; dann in dem Borrmann'schen Institute in der Schützenstraße. In ihrem neunzehnten Jahre war Louise glückliche Braut; Charlotte, kaum sechzehn Jahre alt, versicherte, an das Heirathen noch nicht zu denken.

Da kam das unglückliche Jahr 1848, und zerstörte auch einen großen Theil des Glückes des Stadtgerichtsraths Fischer. Er war guter Patriot. Schon über das Patent vom 3. September 1847, die Bildung des vereinigten Landtages betreffend, hatte er deshalb den Kopf geschüttelt. Preußen ein konstitutioneller Staat! Wer konnte sich Friedrich den Großen als konstitutionellen König denken? Weder seine Frau noch seine Kinder hatten deshalb hingehen und zusehen dürfen, als der vereinigte Landtag das erste Mal eröffnet wurde. Als er aber zum zweiten Male, im Anfange des Jahres 1848, zusammenberufen war, hatte der in der Luft dieses Jahres liegende Ansteckungsstoff des Revolutionsfiebers wenigstens seine Frau schon so inficirt, daß sie trotz seinem Verbote hinging. Die Eröffnungsfeier anzusehen. Es erging ihr indeß, wie dem vereinigten Landtage; sie erkältete sich, bekam eine Lungenentzündung, und starb nach kurzer Frist.

Im März brach die Revolution aus, in die der Herr Stadtgerichtsrath sich gar nicht finden konnte; und im April traf ihn ein anderes Unglück. Der Bräutigam seiner Tochter, ein Kammergerichtsassessor von Thile, hielt sich zur demokratischen Partei; dies empörte ihn. Eines Abends, als der junge Mann, wie täglich, bei ihm zum Abendessen war, warf er ihm seine nichtswürdigen Gesinnungen, und daß alle Demokraten Verräther seien, vor, und als der Hinkopf das nicht zugeben wollte, warf er ihn selbst zur Thüre hinaus, alles Bitten, Flehen und Weinens seiner Töchter ungeachtet; ja machte am andern Morgen den beiden Familien Fischer und Scholz feierlich bekannt, daß die Verlobung seiner ältesten Tochter Louise mit dem Kammergerichtsassessor von Thile aufgehoben sei.

Sie blieb aufgehoben. Wie nachgiebig der gutmüthige Mann in allen andern Dingen war, namentlich nach dem Tode seiner Frau, der jüngeren Tochter gegenüber, in Beziehung auf die Revolution und Alles, was damit zusammenhing, war er in dieser Sache unerbittlich und unerschütterlich. Ein Demokrat könne sein Kind nur unglücklich machen, dabei blieb er. Gewissermaßen sollte er eine Rechtfertigung erhalten. Der Kammergerichtsassessor von Thile, ein reicher junger Mann, hatte seinen Abschied genommen, um ganz unabhängig zu sein, und sich nun offen in den Strudel der Politik geworfen, und von diesem so weit fortreißen lassen, daß er in Dresden, in der Pfalz und in Baden mitkämpfte. Es ward daher eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und er wurde wegen Hoch- und Landesverrath zum Tode verurtheilt. Zwar nur in contumaciam, denn er war glücklich in das Ausland entkommen, und hatte auch sein Vermögen, ehe es mit Beschlag belegt wurde, aus dem Lande ziehen können. Aber der Stadtgerichtsrath Fischer hatte es jetzt schwarz auf weiß, daß er ein Verräther sei, der seine Tochter nothwendig hätte unglücklich machen müssen. Wie sehr er selbst dazu beigetragen hatte, den jungen Mann, der seine Braut eben so leidenschaftlich liebte, wie sie ihn, unglücklich zu machen, daran dachte er nicht.

Die arme Louise härmte sich indeß ab. Die Revolution wurde zwar bezwungen, aber von dem was mit und an ihr hing, blieb so Manches! Namentlich arbeiteten bei dem Criminalgerichte immer eine Menge Kammergerichtsassessoren, und der Stadtgerichtsrath Fischer konnte nun einmal nicht umhin, wie den Namen Thilo, so den Titel Kammergerichtsassessor mit der Revolution zu demitisiren. Allerdings ein Irrthum, wie man zugeben muß. Zudem wurde noch immer kein adeliger Justizminister wieder angestellt, und er hatte mithin keine Aussicht, Kammergerichtsrath zu werden. Da, durch die Verordnung vom 2. Januar 1849 war der Name Kammergericht ganz beseitigt, und das Kammergericht zu Berlin hieß fortan Appellationsgericht, wie jedes Obergericht in der Provinz, und seine Mitglieder waren einfache Appellationsgerichtsräthe.

Darüber faßte ihn eine Art Verzweiflung; er nahm seinen Abschied, erhielt diesen, und zwar, da er lange gedient hatte und ein patriotischer Mann war, auch keine Pension verlangte, sogar mit dem Titel Geheimer Justizrath.

Berliner Geheimerath! Ueber ihn ging jetzt nur sein Präsident, wenn er noch einen gehabt hätte, ein Minister — eigentlich nur ein vormärzlicher —, ein General, ein Prinz und der König. Aber er war dennoch nur halb glücklich. Die Gesundheit seiner ältern Tochter schwand immer mehr dahin, und die jüngere war in der neueren Zeit manchmal so sonderbar übellaunig geworden. Wichtige Neuigkeiten konnte er nicht mehr erzählen, sondern sich nur welche erzählen lassen, und zwar in Wein- oder Bierhäusern, bei Gaspari in der Königsstraße oder bei Schwarze an der Leipziger- und Friedrichsstraßenecke, und da waren es nur die naseweisen, revolutionairen Kammergerichtsassessoren, die sie erzählten.

Das Kammergericht zu Berlin war unterdessen wieder hergestellt, und von Anbringen alter, und Sammeln neuer Menschenkenntniß war gar nicht mehr die Rede. „Die verdammte Revolution!" weiter hörte man fast gar nichts mehr von ihm.

So war das Jahr 1852 herbeigekommen. Es war im Sommer dieses Jahres, als eines Mittags gegen ein Uhr die beiden Töchter des Geheimraths Fischer in dem Familienzimmer mit weiblichen Arbeiten beschäftigt saßen. Der Vater war bei Schwartze, um „ein Baiersches" zu trinken. Die Arbeiten der Damen sind dafür da, Träumen und Plänen der schönen Arbei-

terinnen einen desto leichteren, höheren Schwung zu geben. Auch die beiden Berliner Geheimerathstöchter träumten und machten Pläne; ernst und traurig die ältere, fröhlich und lustig, nach ihren Mienen, die jüngere.

Es wurde rasch und laut die Hausklingel gezogen; die beiden Mädchen fuhren fast in die Höhe. Gleich darauf meldete der Bediente:

„Herr Kammergerichtsassessor Hartmann!"

Fräulein Charlotte wurde erst roth, dann blaß.

„Mein Gott, welche Unvorsichtigkeit! Der Vater kann jeden Augenblick zurückkommen."

Der Kammergerichtsassessor Hartmann, ein junger, hübscher Mann, mit einem nicht minder kecken und schelmischen Gesichte, wie Fräulein Charlotte, war schon eingetreten. Die ältere Schwester Louise hatte gleichzeitig mit einem schweren Seufzer das Zimmer verlassen.

„Herr Hartmann, wie können Sie —?"

„Fräulein Charlotte, ich bin sehr eilig."

„Ich bitte darum."

„So, Sie bitten darum, mein Fräulein?"

„Ja, ja, Sie hören es."

„Fräulein, ich erhalte so eben einen Brief, in dem dieser Brief an Sie eingeschlagen war."

Er übergab ihr einen Brief. Fräulein Charlotte besah Aufschrift und Petschaft. Sie erblaßte und zitterte.

„Mein Gott, der Brief kommt —?"

„Aus der Schweiz, mein Fräulein."

„Von Herrn —?"

„Von meinem Freunde Thile."

„Er ist ja in Amerika."

„Seit acht Tagen in der Schweiz."

„Welche Tollkühnheit."

„Die Liebe, mein Fräulein! — Die Liebe, Fräulein Charlotte, wagt Alles."

„Auch die Liebe des Kammergerichtsassessers, mein Herr?"

„Liefert mein Freund nicht den Beweis?"

„Er war Kammergerichtsassessor."

„Fräulein, darf ich heute Abend wieder herkommen?"

„Wozu, mein Herr?"

„Um Ihre Befehle zu holen. Ich reise morgen nach der Schweiz."

„Meine Schwester wird Sie annehmen."

„Nicht auch Sie?"

„Wir werden sehen."

Der junge Mann nahm die Hand der jungen Dame und drückte sie an seine Lippen. Er mußte so etwas von einem Gesendrucke gesühlt haben, denn in seinem Gesichte strahlte Glück, als er das Zimmer verließ, und sie sah ihm erröthend und träumend nach.

Sie brach den Brief auf. In einem Couvert an sie lag ein Brief für ihre Schwester; sie rief sie wieder herein.

„Louise, ein Brief für Dich."

„Für mich? Von wem?"

„Sehe Dich zuerst auf das Sopha, Du möchtest mir sonst hier mitten in der Stube umsinken."

„Von ihm?"

„Von ihm."

Sie führte die Schwester zum Sopha, gab ihr den Brief und verließ das Zimmer, um die Lesende nicht zu stören, auch wohl selbst nicht gestört zu werden. Sie machte Pläne, und um solche ungestört machen zu können, mußte sie wieder eine weibliche Arbeit haben, ging in das Bistenzimmer, und ordnete und putzte.

Nach einer Weile kam der Geheimerath Fischer nach Hause. Er war verstimmt, ging in das Familienzimmer und sah dort seine älteste Tochter, blaß, abgehärmt, die weinenden Augen gen Himmel gerichtet, und wurde noch verstimmter, ging dann weiter, um seine jüngste Tochter zu suchen. Wenn er früher zu Hause kam, hatte er seine Frau gesucht, um auszusprechen, was er auf dem Herzen hatte. Jetzt war Fräulein Charlotte die Hausfrau gewesen. Er fand sie mit Ordnen und Putzen noch beschäftigt; mit ihren Plänen schien sie im Reinen zu sein.

„Charlotte, die Louise sitzt wieder allein."

„Leider, Vater."

„Sie weint wieder."

„Leider, Vater."

„Die verdammte Revolution! Auch diese Kammergerichtsassessoren werden alle Tage naseweiser. Man kann bald gar nicht mehr zu dem Schwarze gehen."

„Ich weiß etwas Anderes, wohin Sie gehen könnten."

„Wohin denn?"

„Vater, für die arme Louise muß etwas geschehen."

„Was soll das?"

„Sie härmt sich ab; ich will Sie nicht ängstigen, aber wenn nicht bald —"

„Ja, ja, Du hast Recht. Sie ist zwar verblendet und sollte sich im Grunde glücklich schätzen; aber man muß etwas für Sie thun."

„Und auch Sie, lieber Vater, bedürfen der Zerstreuung."

„Ich?"

„Sie sind mager geworden."

„Wer kann bei solchen Zeiten fett werden?"

„Sie sind noch nie aus Berlin herausgekommen."

„O doch, ich war in Köpenick und Potsdam."

„Aber nicht weiter. Väterchen, lassen Sie uns eine Reise machen."

Der Geheimerath erstarrte fast. „Mädchen, bist Du toll?"

„Man sieht so viel Schönes!"

„Schönes? Außerhalb Berlin? Nichts geht über Berlin."

„Bitte, lieber Vater."

„Nichts da. Ich will Euch lieber eine Sommerwohnung miethen."

„Eine langweilige Berliner Sommerwohnung."

„In der Thiergartenstraße beim Hofjäger; oder, wenn Ihr das Wasser vorzieht, bei Meadit, bei Charlottenburg, bei dem Beer'schen Etablissement; wo Ihr wollt."

„Ach, ich hatte mir das Reisen so schön gedacht, für Sie, und die arme Louise. Wir hätten schöne Gegenden gesehen."

„Unser Thiergarten ist eine sehr schöne Gegend."

„Wir hätten hohe Berge erstiegen."

„Ich fahre mit Euch nach den Pichelsbergen."

„Wir wären auf reizenden Seen gefahren."

„Ich miethe Euch eine Gondel auf dem Rummelsburger See."

Die Tochter stampfte über solche ungewohnte Hartnäckigkeit mit dem Fuße. Den Leser, der hier vielleicht an die Sitte und Tugend der Berliner Bürgerfamilie zurückdenken wollte, bitte ich zu erwägen, daß er einer Scene aus dem Leben einer Berliner Geheimerathsfamilie beiwohnt.

„Ich wenigstens gehe nicht mit," sagte Fräulein Charlotte, während sie mit dem Fuße stampfte; „weder in den Thiergarten, noch zu den Pichelsbergen, noch zu —. Sie werden die arme Louise da draußen allein begraben müssen, im Sande oder gar in jenen trüben Wellen. Das —"

„Aber, Charlotte, sprichst Du im Ernst?"

„Zweifeln Sie daran?"

„Wohin sollten wir denn reisen, mein Kind?"

Endlich konnte Fräulein Charlotte triumphiren. „Ah, Vater, das ist mir ganz gleichgültig. Ich suche nur Ihre und Louise's Zerstreuung." Sie erschrak daher auch nicht, als der Vater fragte:

„Meinst Du denn nach Mecklenburg oder Pommern?"

„Es ist so sehr flach da," antwortete sie nur leicht.

„Aber es gibt dort fruchtbare Gegenden, und man sieht das Meer. Man hat also da doch etwas, was man bei uns in Berlin nicht findet."

„Aber auch schrecklich Langeweile."

„Welche Gegend würdest Du denn vorziehen?" fragte der einmal vom Zuge des Nachgebens fortgerissene Vater.

„Was meinen Sie zu einer Rheinreise, Vater?"

„Es soll hin und wieder ganz hübsch dort sein."

„Und bei Basel kommt man in die Schweiz."

Der Geheimerath fuhr doch etwas auf. „Nicht in die Schweiz. Daraus wird nichts."

„Es ist so schön dort, Vater."

„Das verstehst Du nicht."

„Ich bitte Sie, Vater —"

„Der naseweise Bursch, der Kammergerichtsassessor Hartmann, will auch hin."

„Wir reisen ja nicht mit ihm.“

„Und sodann — alsdann — jener schlechte Mensch, jener Verräther —“

„Von wem sprechen Sie?“

„Soll ich den Namen des Menschen noch nennen, der Deine Schwester unglücklich gemacht, sein Vaterland verrathen hat?“

Fräulein Charlotte wurde doch unruhig, zumal da sie nicht geradezu lügen wollte. „Sie meinen, er sei in der Schweiz?“ fragte sie listig.

„Die sämmtlichen Flüchtlinge sind da.“

„Aber nach den letzten Zeitungsnachrichten — die Wahrheitsliebende betonte das Wort Zeitung — ist er in Amerika.“

„Diese Revolutionäre sind überall.“

„Aber, Vater, er ist zum Tode verurtheilt!“

„In der Schweiz sind Subjekte, die zwei, drei Mal zum Tode verurtheilt sind.“

Die Dame stimmte einen andern Ton an. Sie mußte zum Ende kommen. „Vater,“ rief sie verwundert, „Sie fürchten sich doch nicht vor jenen Menschen in der Schweiz? Sie waren Criminalrichter —.“

Der Geheimerath lachte; er lachte stolz, und konnte es, denn er hatte in seinem Amte keinen Menschen gefürchtet, nicht einmal seinen Präsidenten und Minister. Er hatte nur seine Pflicht gethan und haßte nur die Revolution und die Kammergerichtsassessoren, die er mit ihr identificirte.

„Ich wußte es,“ sagte Fräulein Charlotte, nicht minder stolz. Und mit einer ihr eigenthümlichen, vielleicht, vorgesehen ihre Lage, auch einem Professor der Philosophie einleuchtenden Logik, setzte sie hinzu: „Also, wir reisen in die Schweiz, Bäterchen?“

Dem Vater mochte die Logik nur halb einleuchten. „Aber Charlottchen —“

„Das ist schön, das ist herrlich.“

„Aber Mädchen —“

„Wie freue ich mich —“

„Aber wir müssen die Sache doch noch überlegen, mein Kind —“

„Gewiß, gewiß. Gleich bei Tische. Befehlen Sie, daß ich auftragen lasse?“

„Thue das, es ist schon spät.“

Fräulein Charlotte eilte zuerst zu der ältern Schwester. „Erschrick nicht, Louise!“

„Was gibt es wieder?“

„Wir reisen in die Schweiz.“

Die beiden Schwestern lagen einander weinend in den Armen, doch Fräulein Charlotte nur einen Augenblick. Sie eilte weiter in die Küche und ließ auftragen.

Drei Tage später saß der Geheimerath Fischer mit seinen beiden Töchtern auf der Eisenbahn, die von Berlin über Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Minden nach Köln führt. Von da fuhren sie mit dem Dampfschiffe den Rhein hinauf.

Die beiden Töchter waren glücklich; nicht ganz so der Geheimerath. Zuerst machten ihm Land und Gegend viel zu schaffen. In der Nähe von Berlin ging es noch an.

„Wie schön liegt der Thiergarten da,“ sagte er zufrieden; „und der Kreuzberg ist doch ein stattlicher Berg.“ — Auf der Haide von Großbeeren sagte er: „die Fichten wachsen doch recht ansehnlich hier.“ Auf der Trebnitzer Haide aber, als der graue, dicke Thurm von Trebnitz über die „ansehnlichen“ Fichten herübersah: „Und welche romantische Stellen unsere schöne Mark hat!“ Immer aber blieb er dabei: „Ueber Berlin geht doch nichts!“

Allein bei Coswig stieg sein Verdruß an, und er mußte auch nach anderen Trostgründen suchen und greifen. Als er durch den schönen Park von Wörlitz fuhr, recitirte er den Vers von den Felsen, die man nicht in die Tasche stecken, und von den Seen, die man nicht durch die Hunde solle aussaufen lassen. In Braunschweig und Hannover aber rief er: „Eigentlich sind diese Länder doch nur preußische Enclaven und wer weiß, in wie langer oder kurzer Zeit — !“ Er schwieg mit einer wichtigen Miene.

Als er bei Minden, an der schönen Weser, an der herrlichen Porta Westphalica wieder auf preußisches Gebiet gekommen war, hatten jene patriotische Gedanken schon Vieles zur „Vermittelung“ in seinem Innern beigetragen. „Ganz Preußen gehörte ja eigentlich nur zu Berlin, wie ja auch das große römische Reich nur die erweiterte Stadt Rom gewesen war.“ Dieser Trost geleitete ihn weiter und verließ ihn nicht in dem schönen Düsseldorf, in dem majestätischen Dome zu Köln, in dem reizenden Siebengebirge, in dem lieblichen Koblenz, auf dem großartigen Ehrenbreitenstein, auf dem ganzen schönen Rheinstrome, zwischen allen den malerischen Bergen, Thälern und Ruinen.

Aber dieser Trost konnte nur anhalten bis Bingen. Da kam er wieder in fremdes Land. Und mit jedem Schritte auf dem Lande, und mit jeder grünen Welle, die der mächtige, herrliche Strom ihm entgegenwälzte, wurde die Gegend reicher, schöner, großartiger, die Berge romantischer, die Thäler heimlicher, die Ruinen malerischer. Das Herz that ihm weh.

Noch einen glücklichen Augenblick hatte er in Mainz. Er sah dort wieder preußische Uniformen, und er hörte dort jenen mythischen Major auf der Schiffbrücke, der, als alle Welt den herrlichen Sonnenuntergang und die goldene Pracht bewunderte, in welcher die alte Stadt mit ihrem Dome, der breite Rheinstrom, die gegenüberliegenden Berge, die Spitzen des Taunus, die breiten Rücken und hohen Felswände der fernen Rheinberge, der weiße Johannisberg und hinten in weiter Ferne der Donnersberg dalagen, da in begeistertem Zorne ausrief: „Ei was, meine Damen und Herren, das sollten Sie bei uns in Berlin sehen!“

Hinter Mainz war es vorbei. Einen andern Verdruß machte ihm seine Menschenkenntniß. In seiner Brust trug er eine neue Ausgabe von Lavater's physiognomischen Fragmenten, verbessert und vermehrt mit den Erfahrungen und daraus hergeleiteten Abstraktionen des Berliner Inquirenten; und zugleich seitdem er einmal auf Reisen war, des Touristen, der aus Berlin kam, aus der Stadt, über die nichts in der Welt ging. So hielt er schon gleich hinter Jüterbogk einen jungen Mann, der vort in das Eisenbahncoupé einstieg, für einen Dieb, der aus der Strafanstalt zu Brandenburg entsprungen sein müsse, weil der Mann mit einem scheuen, verschleierten Blick einstieg und Niemandem gerade in das Auge sehen konnte.

„Eine echte Zuchthausphysiognomie,“ flüsterte er seiner jüngsten Tochter zu. „Ich kenne diesen verschleierten Blick, der schildert und verschwindet, wie eine grüne Eidechse im Laube. Sie scheinen immer halb nach den Taschen ehrlicher Leute, halb nach dem Galgen zu schielen.“

„Aber Vater,“ erwiederte Fräulein Charlotte; „es ist ja ein ganz anständiger junger Mensch. Sehen Sie nur die gute Kleidung, die schneeweiße Wäsche und die feinen Hände.“

„Ich versichere Dich, Charlotte, ich kenne die Menschen; wer weiß, wo der Kerl schon wieder gestohlen hat.“

Auf der nächsten Station stieg eine adelige Dame in das Coupé; es war kein Zweifel über ihren Stand, denn ein Major in voller Uniform, der sie bis an den Wagen begleitete, nannte sie meine gnädigste Frau. Die gnädige Frau kannte den jungen Mann, und es wies sich aus, daß er ein Kandidat der Theologie war, der seine Probepredigt in einem benachbarten Dorfe halten wollte.

Am schlimmsten erging es ihm am Rhein. Auf dem Dampfschiffe spazierte sehr breit auf und ab ein spitzer, hagerer Herr, eine dicke, breite ältere und eine schiefgewachsene jüngere Dame. Alle drei hatten gelbe Gesichter, schwarze Augen, schwarze Haare, lange, dicke Nasen.

„Eine spanische Grandenfamilie,“ flüsterte der Geheimerath seiner Tochter zu. „Die kastilische Gesichtsbildung, der südliche Teint, die stolze Haltung lassen keinen Zweifel.“

„Aber Vater, es ist eine Frankfurter Judenfamilie; ich habe sie vorhin unter sich sprechen hören.“

„Das verstehst Du nicht. Was verstehst Du von der Frankfurter Sprache? Du warst nie dort.“

Gerade redete ein junger jüdischer Reisender die Familie in Frage an: „Herr Ellwanger, Madame Ellwanger, freue mich sehr, Ihne wohl zu sehen! Auch das Fräuleinche!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Blumenstrauß.

„Schon bricht der Hochzeittag herein,
Ein Tag der Lust und Freude, —
Wach auf, mein holdes Töchterlein,
Daß ich Dich festlich kleide!“ —

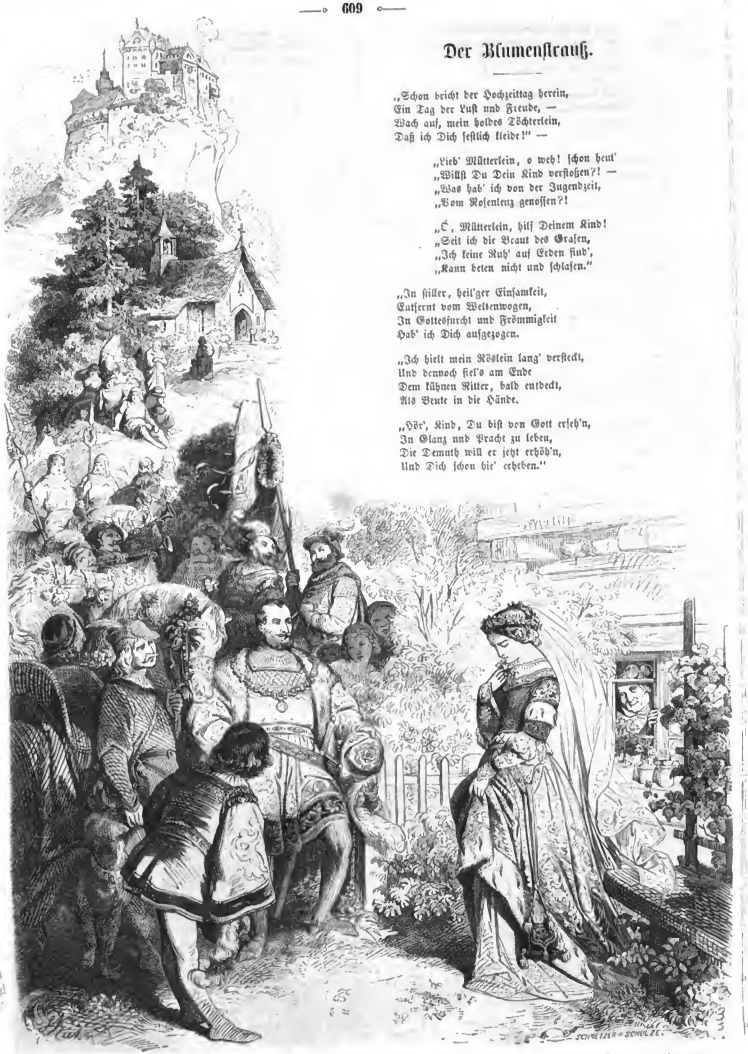
„Lieb' Mütterlein, o weh! schon heut'
„Willst Du Dein Kind verstoßen?! —
„Was hab' ich von der Jugendzeit,
„Vom Rosenleng genossen?!

„O, Mütterlein, hilf Deinem Kind!
„Seit ich die Braut des Grafen,
„Ich keine Ruh' auf Erden find',
„Kann beten nicht und schlafen.“

„In stiller, heil'ger Einsamkeit,
Entfernt vom Weltenwogen,
In Gottesfurcht und Frömmigkeit
Hab' ich Dich aufgezogen.

„Ich hielt mein Röslein lang' versteckt,
Und dennoch fiel's am Ende
Dem kühnen Ritter, bald entdeckt,
Als Beute in die Hände.

„Hör', Kind, Du bist von Gott ersehn,
In Glanz und Pracht zu leben,
Die Demuth will er jetzt erhöhn,
Und Dich schon hie' erheben.“



„Zieht mir mein Linnenkleid nicht an,
„Hab' mir's ja selbst gesponnen,
„Ich webt' es selbst, und trug's hinaus,
„Und bleicht' es an der Sonnen." —

„Und nimmt der furchtbar schöne Mann,
„Von Gold und Glanz umgeben,
„Auch meine Hand, — das Herze kann
„Ich nimmermehr ihm geben."

„Schau her, ein Rock von Goldbrokat
Mit blauen Sammetschleifen!
Leg' an den reichgestickten Staat,
Die gold'nen Spang' und Reifen.

„Nicht schlechte Myrthe sei Dein Kranz,
Wie Du sie zagst im Töpfchen.
Ein gild'ner Zweig und Demantglanz
Paßt für Dein Engelsköpfchen.

„Ein seid'ner Strumpf, o welche Lust!
Und kleine Atlasschuhe!
Des Grafen Jäger bracht' es just
In jener blanken Truhe.

„Auch er war festlich schon geschmückt,
Betreßt mit neuer Borde,
Doch schien er traurig und gedrückt,
Sprach finster diese Worte:

„Da schickt der Graf das Hochzeitkleid,
„Die Krone, das Geschmeide,
„Daß sich sein glücklich Auge heut'
„An seinem Bräutchen weide.

„Sprecht, schlummert Eure Tochter noch? —
„Wohl ihr! — Und sagt, ich ließe
„Ihr diesen Strauß von Blumen noch
„Und viele heiße Grüße.

„Sagt ihr, sie möcht's zur Hochzeitgab'
„Von ihrem Diener nehmen,
„Der würde bald in's Kühle Grab
„Sich nun hinunter grämen."

„Ich dachte: „Was der Narr wohl will?!"
Warf's Sträußchen vor die Thüre! — — —
Doch, Kind, Du wirst so bleich, so still?
Preßt Dich das Bandzeschnüre?!

„Schau' hin, dort kommt der Reitertroß
Vom Berge schon herunter,
Es lenkt der Graf das schönste Roß,
Und Alles jubelt munter."

— — — — — — — — —

Und nah der Hütte wird es laut,
Laut wird's am stiller Stätte.
Der Graf begrüßt das Haus der Braut
Mit wallendem Barette.

Und Orgelton und Glockenklang
Tönt fern von der Kapelle,
Und langsam schreitet zum Empfang
Die Jungfrau von der Schwelle.

Doch zögernd bleibt sie noch zurück,
Ein Schau'r durchzuckt die Glieder,
Und suchend sinkt der schöne Blick
Zu ihren Füßen nieder.

Was bringt sie aus dem Staub heraus?
Sie scheint dabei zu beten!
Es ist der welke Blumenstrauß,
Von Rossehuf zertreten!

„So werd' ich welken und verblüh'n,
So wird mein Herz gebrochen!"
Sie senkt tief und denkt an ihn,
Dem Treue sie versprochen.

Und ehe noch ein Jahr verfloß,
Seit sie stand am Altare,
Liegt sie im stolzen Grafenschloß
Verblühet auf der Bahre.

Ihr Herze brach, ihr Leid ist aus,
Gott hört' ihr endlos Beten. —
Am Busen ruht des Liebsten Strauß,
„Von Rossehuf zertreten."

Erinnerungen aus dem Jahre 1806.

Die Schlacht bei Jena und Auerstädt.

II.

Einen Tag nach der Schlacht.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen früh, um sechs Uhr ungefähr, ertönte der Allarmschuß. Es war der 14. Oktober. — Die Höhen entleerten sich größtentheils von Kriegern. Sie zogen nach dem Engpasse von Kösen, welchen die Preußen unbegreiflicher Weise gar nicht besetzt hatten; denn da das preußische Hauptquartier in dem von dort nur einige Stunden entfernten Auerstädt war, so hätte die erste Sorge des Kommandirenden sein müssen, dem Davoust'schen Korps den Zuzug durch Besetzung jenes Passes zu wehren, der so beschaffen ist, daß schon eine geringe Truppenzahl eine ganze Armee aufhalten kann; und einen andern Weg nach Auerstädt gibt es gar nicht, wenigstens keinen für eine Armee passirbaren. Oder war es in dem preußischen Hauptquartiere ganz unbekannt geblieben, daß im Rücken oder vielmehr zu seiner linken Seite Davoust stand? Man muß es fast annehmen, wenn man die preußischen Generale nicht der Nachlässigkeit oder der Kriegsuntunde zeihen will. Die Franzosen freilich waren durch ihre Spione gut bedient und ich sprach in der Folge einen derselben, welcher versicherte, unter dem Passe eines Handlungsreisenden in Naumburg gewesen zu sein, als noch das königliche Hauptquartier in der Stadt gestanden hätte. Er habe sich Alles besehen und ausgekundschaftet. Man äußerte damals fast allgemein, daß übelangebrachter Sparsamkeit die Ursache gewesen sei, warum die Preußen keine Spione gehabt hätten. Oder war es vielleicht zu großes Selbstvertrauen, welches sie in's Verderben führte?

Den Ausgang der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktbr. kennt Jeder und darum füge ich auch nur hier mein Lokales hinzu, was ich selbst gesehen und erlebt habe.

Nach dem Abzuge des Gros der Truppen aus der Stadt und deren allernächsten Umgebung schwebte Naumburg in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; denn es drohten ja noch von den Höhen herab die schwarzen ehernen Schlünde und aus der Ferne vernahm man den Donner der beginnenden Schlacht; auch selbst das Gewehrfeuer ließ sich deutlich vernehmen. Gruppen ängstlich horchender Bürger standen auf den Gassen umher und theilten sich ihre Befürchtungen oder die Drangsale mit, welche sie bereits hatten erdulden müssen. Mehrere wagten sich vor die Stadt hinaus auf dem Wege nach dem Dorfe Altenburg — (in der Volkssprache Almrich genannt) — welches eine halbe Stunde vor der Stadt nach Schulpforta und Kösen zu liegt. Ich schloß mich denselben an; allein man sah und hörte da natürlich nicht mehr als in der Stadt selbst. Und friedigt ging ich daher allein weiter, um dem Schauplatze der Schlacht etwas näher zu kommen. Ich nahm meinen Weg über die Höhe zuerst nach dem sogenannten Tannenwäldchen

über Almrich, und von dort herüber nach den Bergen von Schulpforta. Durch den die Höhen bekränzenden Wald gelangte ich vorn, nach mühseligem Klettern, an die äußerste Kante dieses Höhenzuges, vor welchem sich das Kösener Thal öffnet und wo man, dem Eingange von Kösen schräg gegenüber stehend, die jenseitigen Höhen deutlich überstehen kann. Da vernahm ich den Geschützdonner und das Pelotonfeuer der Kämpfenden so deutlich, als wenn es kaum eine Viertelstunde weit entfernt wäre; ja ich sah sogar die Rauchsäulen von den weniger entfernt stehenden abgefeuerten Geschützen emporsteigen und glaubte mich nicht zu täuschen, daß einzelne Kugeln krachend drüben am Felsenrande einschlugen, vielleicht preußische, gegen das Davoust'sche Korps gerichtete.

Gegen zehn Uhr ungefähr schien eine Entscheidung eingetreten zu sein; denn seltener krachten die Kanonen und die Gewehrsalven, und aus größerer Ferne. Es war vermuthlich die Zeit, wo der Herzog von Braunschweig verwundet worden war, so daß das preußische Heer, seines Oberanführers beraubt, in Unordnung kam und seinen Rückzug begann, der bald zur Flucht wurde, da man keinen Sammelplatz bestimmt hatte. Der greise Herzog soll überhaupt zu sehr den Geheimißvollen gespielt und Warnungen und Nachrichten, namentlich von Thielemann ihm zugekommen, in den Wind geschlagen haben, so sehr war er seiner Sache gewiß.

So stand ich denn, meine Augen auf den verhängnißvollen Paß gerichtet. — Was ist das, was sich dort von der Höhe herabbewegt? Sind es Flüchtlinge, welche dem Kampfe entgehen wollen? Wird ihnen vielleicht bald eine Heeresabtheilung folgen? — Ich wartete die Entscheidung nicht ab, da ein längeres Verweilen mir sehr unheilvoll werden konnte, sondern eilte zurück durch den Wald und langte wieder auf dem gebahnten Wege an, welcher sich oberhalb von Schulpforta dicht an dessen Mauern unter den Bäumen hinzieht und von welchem man, weiterhin in's Freie gelangt, herabschauen kann auf die unten vorbeiführende Heerstraße. Hier erhielt ich durch den Augenschein die Antwort auf meine zweifelnden Fragen; es waren die Leichtverwundeten, welche aus der Schlacht kamen, um in der Stadt Verpflegung und Heilung zu suchen. Langsamen Schrittes zogen sie im bunten Gemisch: Franzosen, Preußen und Sachsen neben einander her; vergessen war alle Feindseligkeit, das gleiche Schicksal hatte sie ausgesöhnt.

Die Vordersten waren jedoch lauter Franzosen. Ich war, da Verwundete mir nicht gefährlich schienen, hinab auf die Chaussee gegangen und erkundigte mich bei ihnen um den Stand der Dinge. Sie glaubten, die Schlacht wäre von den Franzosen verloren; die Preußen hätten mit Kettenkugeln geschossen und ganze Glieder niedergestreckt. Allein die später Nachfolgenden brachten die Nachricht von der Niederlage des preußischen Heeres.

Schneller als die Verwundeten eilte ich nun zur Stadt, die sich binnen ein paar Stunden mit Tausenden derselben füllte, welche sich zuerst auf den öffentlichen Plätzen lagerten, bis sie untergebracht werden konnten; denn für Lazarethe war im Voraus nicht genügend gesorgt worden. Naumburg wurde nun ein großes Lazareth; alle Kirchen, bis auf eine (ich kann mich aber nicht mehr genau entsinnen, welche), wurden den Verwundeten eingeräumt und viele größere Privathäuser den Offizieren.

Einen ergreifenden Anblick hatte ich vor dem Salzthore. Hier lagen auf dem damals seitwärts sich befindenden Nasenstecke drei verwundete sächsische Kürassiere. Das Blut hatte ihre weißen Koller gefärbt. Ihre bleichen Gesichter umlagerten, so schien es, bereits Schatten des Todes. Sie hielten sich gegenseitig mit den Armen umschlungen. — „Wasser! Einen Trunk Wasser!" jammerte der Eine mir zu, als er mich in der Nähe bemerkte. Ich eilte, was ich konnte, um sein Verlangen zu stillen, und der erquickende Trunk, den er mit seinen Kameraden theilte, belebte auch diese wieder. „Ist denn kein Lazareth in der Nähe? O Gott! wir sterben, wenn uns nicht bald Hülfe wird!" so sprach Jener, der mich zuerst angerufen hatte. Ein alter Feldscheer, den ich kannte, wohnte in der Nähe. Zu ihm lief ich, schilderte ihm in kurzen Worten die Lage der Landsleute und bewog ihn, mir zu folgen. Mit dem am schwersten Verwundeten machte er den Anfang; allein seine bedenkliche Miene deutete an, daß da wenig Hoffnung wäre; nur mit vieler Mühe konnte er das bei der Untersuchung der Wunde von Neuem strömende Blut stillen. Ehe der Verwundete fortgeschafft werden konnte, starb er. Die an und für sich nicht sehr gefährliche Wunde war, wie der alte Feldscheer äußerte, durch die gemachte Anstrengung zu einer tödlichen geworden. Die beiden Andern wurden gerettet. Ein paar mitleidige Bürger hatten sich ihrer erbarmt und sie bei sich aufgenommen. Der Eine dieser Bürger hatte selbst einen Sohn bei der sächsischen Armee und that an dem Fremden, was er wünschte, daß seinem Sohne in ähnlicher Lage widerfahren möchte.

Die bald erscheinenden französischen Bulletins gaben den Verlust von ihrer Seite wie gewöhnlich als sehr gering an; er war doppelt, ja wohl dreifach größer, da in Naumburg allein an Leichtverwundeten mehr als die angegebene Zahl sich einfanden. Und dies waren ja überdies nur Solche, welche wegen der Nähe der Stadt von einem Theile des Schlachtfeldes diese entweder selbst noch hatten erreichen können oder an beiden auf die Schlacht folgenden Tagen vom Schlachtfelde dahin hatten transportirt werden können. Wie groß mußte alle die Gesammtzahl der Verwundeten und Getödteten bis nach Jena hin sein!

Ein paar Tage nach der Schlacht wurde an den Thoren der Stadt ein in deutscher und französischer Sprache abgefaßtes Manifest angeschlagen, welches verkündigte, daß der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser von Frankreich einen Separatfrieden abgeschlossen habe, und so war das Eigenthum gegen Plünderung und Erpressung gesichert. Aber was half das? Es begannen nun die lange Zeit nicht endenden Einquartierungen und Requisitionen, und da Naumburg unglücklicher Weise an einer der Hauptstraßen liegt, wo damals Truppen marschirten, so kann man sich leicht vorstellen, was es zu leiden hatte. Der Frieden und die bestehenbleibende Freundschaft schützte die Einwohner nicht gegen Mißhandlungen und Gewaltthaten der übermüthigen Sieger, welche die armen Bürger bis auf's Blut peinigten und von ihnen forderten, was sie zu leisten gar nicht im Stande waren. Und dabei von beiden Seiten die Unkenntniß der Sprachen! Der Soldat wurde ungeduldig, wenn er sich nicht verstanden sah und brauchte nun seinen Säbel oder den Flintenkolben, um sich verständlich zu machen.

Meine wenige Kenntniß des Französischen machte mich bald für die ganze Nachbarschaft zu einer wichtigen Person; man requirirte mich als Dolmetscher, und es gelang mir auch nicht selten, den Frieden unter den Parteien herzustellen. Einmal aber ging es mir doch schlecht. In einem Hause waren drei Mann einquartiert worden, wovon der Eine schon, als er ankam, total betrunken gewesen war. Dieser hatte in einem fort krakeelt; namentlich aber war er über das Mittagessen sehr unzufrieden, welches allerdings nur ein bescheidenes Mahl sein konnte, da der Bürger oft selbst für sich nichts hatte und mit dem besten Willen, sogar wenn er Vermögen besaß, für doppelten Preis nicht das Geforderte anschaffen konnte.

Das stellte ich denn, so gut ich immer konnte, den Soldaten vor, und die beiden Nüchternen ließen sich auch beschwichtigen; nicht so aber der Betrunkene. Ja er wurde sogar noch unbändiger, als er sah, daß seine beiden Gefährten sich beruhigten. Bougre! — Que mille tonnerres vous foudroient! — Qu'un boulet de canon vous serve de savonnette! so schrie er, c'est un manger pour les cochons et non pas pour un militaire tel que moi! Mangez — le vous — même! — Und damit faßte er die auf dem Tische stehende Schüssel mit beiden Händen, schwankte auf mich zu und — da lag sie auf der Erde und ein großer Theil ihres Inhaltes floß an meinen Kleidern herunter. Im Nu hatte ich, nun meinerseits auch im höchsten Grade aufgebracht, den Kerl gepackt, daß er rücklings zur Erde fiel, wozu eben keine große Kraft gehörte, da er auf sehr schwankenden Füßen stand. Aber nun drangen die beiden Anderen auf mich ein und es erhob sich ein großer Tumult. Der Wirth rannte auf die Straße hinaus und schrie um Hülfe. Es würde mir schlimm ergangen sein, wenn nicht zufällig ein französischer Offizier vorbeigegangen wäre. Er trat ein und nachdem ich ihm, ein wenig zu Athem gekommen, die Ursache des Spektakels berichtet hatte und ihm namentlich durch meine beschmutzte Kleidung bewies, daß mich der Betrunkene angegriffen hatte, was die beiden Soldaten nothgedrungen bejahen mußten, endete die Scene damit, daß der Offizier den Trunkenbold in Arrest führen ließ.

Froh, nur mit einer beschmutzten Kleidung weggekommen zu sein, eilte ich nach Hause, mich anders zu kleiden. Ich war kaum damit zu Stande, so erschien bestürzt jener Bürger, in dessen Hause ich hatte Ruhe stiften wollen, und meldete mir, der Offizier sei wieder gekommen und verlange durchaus, mich zu sprechen.

Mir war nicht besonders gut zu Muthe; doch ich mußte wohl der Aufforderung genügen. Monsieur, vous avez satisfait. — Kurz und gut, er lud mich ein, morgen beim Ausmarsche des Militairs mich einzufinden. Und was sahen da meine Augen? Der entnüchterte Soldat marschirte mit umgekehrter Uniform zur Strafe dafür einher, daß er sie entehrt hatte. Die Ehre und nicht der Stock regierte das französische Heer! Uebrigens würde er doch wahrscheinlich nicht so empfindlich für seine gegen mich begangene That bestraft worden sein, wenn er sich nicht, wie ich vom Offizier zugleich erfuhr, schon viele andere Unregelmäßigkeiten hätte zu Schulden kommen lassen.

Einige Tage nach der Schlacht (ich entsinne mich nicht mehr genau des Datums) rückte das französische Hauptquartier in Naumburg ein. Da bei der großen Unruhe an ein Schuleshalten nicht zu denken war, so hatten wir Schüler volle Muße, uns herumzutreiben, und wir benutzten sie auch bestens; denn zu Privatstudien war Keiner unter solchen Umständen aufgelegt.

Auf dem Marktplatze wurden Bretterbaracken errichtet, um einen Theil der den Kaiser begleitenden Garden aufzunehmen. Der ganze Marktplatz und die angrenzenden Gassen wimmelten beständig von Kriegern.

So verweilte also der Held des Jahrhunderts, der Sieger in so vielen Schlachten, dessen Adler bis nach dem Lande der Pyramiden geflogen waren, jetzt in deutschen Ringmauern und in demselben alten und unscheinbaren Fürstenschlosse, welches ein paar Wochen vorher das preußische Königspaar beherbergt hatte! Welche Wandelung! Hatte vielleicht den König, als er so ernsten Angesichts vor seinen Truppen dastand, eine Unglücksahnung beschlichen, die ihm das Herz beengte? Wer kann das wissen? — Wäre der König, so hieß es späterhin, seinen Ideen allein gefolgt, so würde es vielleicht anders gekommen sein; denn diese waren die richtigeren, allein er hatte nicht Selbstvertrauen genug, um energisch durchzugreifen; er war zu bescheiden. — Nach den Ereignissen liebt es die öffentliche Meinung gewöhnlich, sich über Dinge auszusprechen, von denen sie nicht das Geringste mit Bestimmtheit wissen kann.

Daß ich, wie Alle, begierig war, den Mann zu sehen, welcher Europa's Reiche bis in den Grund erschütterte, brauche ich nicht erst zu sagen; und ich sah ihn und zwar in einem Augenblicke, wo ich es am wenigsten gerade erwartete. Es war an einem Vormittage, wo eben sehr wenige Neugierige vor der Schloßwache versammelt waren und ich mich mit Betrachtung der verschiedenen aus- und eingehenden Offiziere beschäftigte. Das Insgewehrtreten der Wachen machte mich aufmerksam und ich erwartete nun irgend einen Marschall erscheinen zu sehen. Allein es war Napoleon selbst, welcher alsbald aus dem Eingange des Schlosses trat. Wäre mir sein Gesicht nicht schon durch die zahlreichen Abbildungen desselben bekannt gewesen, so würde mich der von allen Franzosen begeistert erhobene Ruf: „Vive l'empereur!“ davon in Kenntniß gesetzt haben. Mit raschen Schritten, die Hände auf den Rücken gelegt, durchmaß der Kaiser den kleinen Raum vor dem Portale bis zur hölzernen Barriere, die mit Linden bepflanzt war, und da ich gegenüber stand, so konnte ich jeden seiner Gesichtszüge deutlich sehen. Sein gelblicher Teint erinnerte an seine südliche Heimat; sein Auge blickte gebieterisch und doch freundlich auf seine Getreuen umher, die ihre verschiedenen Kopfbedeckungen voll Enthusiasmus schwenkten. Ein für mich ganz neues Schauspiel, was gar nicht mit der Dressur der Soldaten, welche ich bisher gesehen hatte, übereinstimmte.

Ich habe späterhin Napoleon noch einmal gesehen, wo er ein behäbiges Embonpoint gewonnen hatte; allein der Napoleon von 1806 gefiel mir doch besser. Er hatte noch nicht so viel Feierliches, ich möchte sagen, Stukirtes an sich; er war noch der kleine Korporal, mit welchem sich die Soldaten beim Uebergange über die Alpen Scherze zu erlauben hatten wagen dürfen.

Wie ganz anders ging es doch in diesem französischen Hauptquartiere zu, als im preußischen! Nirgend auch nur die geringste Spur von Steifheit und Zopfstum; kein Gedanke an jene scheue, so sklavische Furcht des gemeinen Soldaten vor seinen Oberen, wenn er nicht im Dienste war, wo der militairische Gehorsam allerdings zur vollen Geltung kam. Die Offiziere redeten vertraulich mit ihren Leuten und scherzten sogar mit ihnen. Das Beispiel des Kaisers trug gewiß viel zu diesem kameradlichen Tone bei. Und trug nicht nach Napoleon's Ausspruche jeder gemeine Soldat die Hoffnung auf einen Marschallstab mit sich? Nur das militairische Verdienst, nicht die Geburt gab Auszeichnung, und so konnte leicht in der nächsten Schlacht sich Mancher die Epauletten verdienen, und später sich über seine bisherigen Vorgesetzten erheben, welcher jetzt noch die Muskete trug.

Der Kaiser trat mitten unter eine Gruppe Soldaten, und richtete an ein paar derselben kurze Fragen, nickte mit dem Haupte und ging dann weiter. Sein treuer Mameluk Rustan folgte überall seinen Schritten; aber auch ohne diese Bewachung war er in der Mitte seiner ihn fast anbetenden Soldaten sicher, da Jeder für ihn sein Leben zu opfern bereit war. Vor der Erscheinung des großen Corsen, auf welchen meine ganze Aufmerksamkeit gerichtet war, trat dieser Rustan in den Hintergrund, und ich achtete auf ihn erst mehr, als der Kaiser mir den Rücken beim Fortgehen wandte, und doch wäre er wohl auch werth gewesen, daß ich mir sein Bild eingeprägt hätte. So aber sah ich nur noch flüchtig seine auffallende Bekleidung, und den Schritten des Kaisers zu folgen, um auf seinen Begleiter genauer sehen zu können, wagte ich nicht.

Der Kaiser verweilte in Naumburg, so viel ich mich entsinne, kaum anderthalb oder zwei Tage. — Der Kriegsschauplatz rückte nun in die Ferne; die französischen Truppen zogen ab, und es blieb zuletzt nur noch ein kleines Depôt und die große Menge der Verwundeten in den Kirchen und Privathäusern zurück.

Ein junger französischer Chirurg, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, nahm mich mit in die Domkirche, wohin ihn täglich mehrmals seine Pflicht rief. Welch' einen jammervollen Anblick hatte ich da! In den weiten Hallen dieser herrlichen Kathedrale, einem der berühmtesten Bauwerke des Mittelalters in Deutschland, lagen neben einander Hunderte von Verstümmelten. Einige schienen resignirt, Andere wehklagten und jammerten laut, Einige stießen Flüche aus. Uebcrall Blutspuren und herumliegende blutige Fetzen irgend eines unbrauchbar gewordenen Verbandes u. s. w. Ich mag die Scenen, die Gesichter, die ich da sah, nicht schildern; noch bei der Erinnerung daran bebt mir das Herz. Ein ekelhafter, mephitischer Dunst war in der sonst so reinen Atmosphäre dieses Gotteshauses verbreitet. Selbst auf die Emporkirchen hatten sich manche der Unglücklichen geschleppt und waren, verlassen und ungepflegt, verschmachtet; erst der Verwesungsgeruch ihrer Leichname hatte ihre Gegenwart verrathen. Vermuthlich hatten die Armen ein ruhigeres Plätzchen suchen wollen und nicht bedacht, daß sie in ihrem Verstecke nicht aufgefunden werden konnten, da man ihre matten Stimmen in dem Getümmel unten nicht vernahm.

Der östliche Theil der Domkirche bildet den, bei dem protestantischen Gottesdienste nicht mehr benutzten, hohen Chor, welchen jedoch, um dies hier beiläufig zu bemerken, nach alter Stiftung, täglich noch die katholischen lateinischen Gesänge dreimal des Tages von protestantischen Vicarien und Choralen gesungen wurden.

Auf diesem hohen Chore wurden jetzt am Altare die Amputationen ꝛc. vorgenommen, und vier herliche, mächtige Pergamenthände, Geschenke von Päpsten, mit den kunstvollsten Initialgemälden geschmückt, kurz, prächtige Werke alter Schreibekunst, die bisher auf den Pulten im Chore ihren Platz gehabt hatten, dienten dabei nicht selten als Unterlagen, und waren über und über mit Blut befleckt.

Tagtäglich holte der Leichenwagen aus dem Dome und den andern Kirchen, sowie aus den Privatwohnungen die Todten ab, um sie hinaus vor das Marienthor zu schaffen, wo dem städtischen Gottesacker schräg gegenüber eine tiefe, lange Grube gegraben war, welche sie aufnahm. Vier- und fünffach wurden da die Leichen aufeinander geworfen, und die Schichten mit Kalk bedeckt, bis der Raum gefüllt war. Man sprach von 1500, welche man auf nach hier ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Noch mehrere Jahre nachher zog sich über das wieder bearbeitete Feld ein Streif von üppiger als anderwärts grünenden Saaten hin und bezeichnete diese weiten Gräber.

Krankheiten in der Stadt waren die Folge der Aufhäufung so vieler Verwundeten, und manche Familien starben fast ganz aus. Auch und nach entleerten sich die Stätten des Elends, und nur aus weiter Ferne noch ertönte der Kriegeslärm, bis der Frieden von Tilsit den Ländern eine verhängnißvolle Ruhe verschaffte. Der Rückmarsch der Sieger kostete aber noch Sachsen wie Preußen ungeheure Opfer an Hab und Gut.

Pariser Bilder und Geschichten.

Der Lazarus in der Matratzengruft.

Es war ein prächtiger Sommertag des Jahres 1850, als ich über die Boulevards von Paris entlang der Madeleinekirche zuging. In jenem langsamen Tempo, welches sich wie ein Resultat des Wohlbefindens und der Behaglichkeit von Geist und Körper den Gliedmaßen mittheilt und den Ausdruck „Flaniren" für die Pariser hervorgebracht hat, passirte ich die schöne Promenade, auf welcher die feine Welt seeben ihre gewohnte Mittagsrevue hielt.

Plötzlich sah ich einen hübschen, etwa vierzig Jahre alten Mann mir entgegen kommen. Es war Gérard de Nerval, einer meiner besten Freunde und einer der talentvollsten, wenn auch nicht gefeiertsten Schriftsteller Frankreichs. Sein Gesicht war stark, von kurzem Haupthaar bedeckt und von einem dunklen Backenbart umsäumt; der abwärts gezogene Schnurrbart, mit einem kleinen Büschel am Kinn, gab der Physiognomie etwas militairisch Männliches, während die sanften, fast träumerischen Augen unter der hohen Stirn einen Rester von den Gefühlen dieses Mannes bildeten, der das Unglück hatte, mehr Dichter als Mensch zu sein. So wie Gérard in der That war, so erschien er auch; ein freies und offenes Gesicht, auf welchem die Güte, der Geist, der Witz und die Sanftmuth sich gelagert hatten. Er war einer jener Glücklichen, welche an der Seite der Prosa unserer Zeit wandeln, ohne sie zu sehen und ohne von ihr berührt zu werden, stets durch sein Ideal eingewiegt, immer zu jenen strahlenden Regionen der Poesie und der Liebe hingezogen, wo die traurigen Wirklichkeiten des Lebens erbleichen und die holde Lüge unserer Träume ihren Anfang nimmt.

Ich hatte seit Wochen Gérard nicht gesehen, obgleich ich sonst fast täglich mit ihm zusammen war. Indessen kannte ich diesen sonderbaren Charakter zu genau, um mich darüber zu verwundern. Gérard war im Stande am Morgen den Entschluß zu einer Reise nach dem Orient zu fassen, um am Mittage deuselben mit fünf Sous in der Tasche auszuführen. Er hatte überdies die seltsame Manie, drei oder vier Wohnungen in verschiedenen Vierteln von Paris zu besitzen und ging wochenlang nicht aus, es wäre denn des Nachts gewesen, um sein Asyl im quartier latin vielleicht mit einem Zimmer an irgend einer Barriere zu verlauschen. Ueberraschl und erfreut zugleich begrüßten wir Beide uns herzlich.

„Mein Gott," rief ich lächelnd aus, „ich glaubte Sie bereits gesterben!"

„Noch nicht," antwortete Gérard; „aber es ist wahr, wir haben uns seit zwei Monaten nicht gesehen. Apropos, mein Lieber, Sie werden doch diesen Nachmittag mit mir zusammenbleiben, um so mehr, als ich in wenigen Tagen nach Weimar zu reisen gedenke?"

„Nach Weimar?" fragte ich erstaunt.

„Ja wohl, nach Ihrem Deutschland; Stadler will es einmal; ich will es auch — eh bien, das genügt, um es auszuführen."

Ich wußte, daß der Archivar Stadler ein Freund und Bruder für Gérard war; seine Börse öffnete sich stets für ihn. Unwillkürlich war ich mit dem talentvollen Uebersetzer des „Faust" umgekehrt, und erst, als Gérard eine der Seitenstraßen einschlug, sah ich ein, daß er ein gewisses Ziel seinem jetzigen Gange vorgesetzt habe. Ich hat ihn deshalb, seine etwaigen Geschäftsbesuche erst nach Belieben zu beendigen, da wir uns ja am Abende in irgend einem Café wiedersehen könnten.

„O nicht doch," erwiederte Gérard darauf; „ich gehe zu Heine. Der arme Teufel wird, wie Sie, glauben, daß ich schon längst gestorben sei. Sie sind ja ein Landsmann von ihm, also kommen Sie nur mit."

Dies Argument war keineswegs geeignet, mich zu einer Begleitung zu bestimmen. Berühmte Leute ohne einen genügenden Grund mit Besuchen zu belästigen, war mir von jeher etwas Unangenehmes, und welche Ursache konnte ich haben, den in Paris wohnenden deutschen Dichter zu besuchen? Ich machte deshalb Gérard gegenüber die Bemerkung, daß Heine wahrscheinlicher Weise eine jede Visite dieser Art verabscheuen werde.

„Sie irren sich," entgegnete der intime Freund von Heinrich Heine; „er hat nichts lieber, als einige Nachmittagsstunden in Gesellschaft zu verleben. Nur des Vormittags und wenn er arbeitet sind ihm Besuche lästig; alsdann pflegt er auch ohne Umstände seine besten Freunde vorzuschicken."

Gérard de Nerval's Intimität mit dem kranken deutschen Dichter war mir längst bekannt; er war vielleicht der Einzige, den Heine aufrichtig geliebt hat, und dem er Alles, selbst das Geheimste, anvertraute. Mein Wunsch, den berühmten Dichter zu sehen, war sehr natürlich, und ich hesste überdies, daß mir die Freundschaft Gérard's als Empfehlungskarte vom besten Nutzen sein werde. Deshalb nahm ich seinen Anstand länger, bei so günstiger Gelegenheit Heinrich Heine zu besuchen.

Bald hatten wir die hohen schönen Häuser der stillen Rue d'Amsterdam erreicht. Einige Minuten später betraten wir nach einem Vorzimmer die Krankenstube Heinrich Heine's.

Ein Gefühl der Angst und Wehmuth beschlich mich unwillkürlich. In der Nähe von Geistern, welche wir wegen ihrer Thätigkeit als ungewöhnliche zu achten Ursache haben, bemächtigt sich selbst des Vorurtheilsfreiesten ein Gefühl der Unsicherheit und der Erwartung, welche jede Theorie von der Gleichheit aller Menschen in einen grauen Nebel auflöst. Seien es mit Recht oder mit Unrecht berühmte Männer, denen wir in unserer schlichten Menschlichkeit nahen; die Glorie mit ihrem mystischen Kranz zwingt uns unwillkürlich eine gewisse Ehrfurcht ab.

Heinrich Heine, dessen Lieder seit zwanzig Jahren schon seinen Ruhm priesen, und dessen gewaltige Phantasie selbst den größten Prosamenschen in wunderholde Sphären versetzt hatte, in einem so düsteren Aufenthalte und in einem so traurigen Zustande zu finden, das mußte wahrlich jedem Gemüth die Schauer des Mitleids und der Wehmuth verleihen.

Eine matte Dunkelheit ließ mich beim Eintritt in das Krankenzimmer längere Zeit in einem Zustande von Blindheit, während ein scharfer, den Athem benehmender Geruch mich überdies noch mehr betäubte. Unwillkürlich glaubte ich, daß dieser Aufenthalt nur von dem Athem Heine's geschwängert sei, von jenem Athem, welcher alle schönen Blumen verwelken ließ, sobald er sie berührte. Endlich gewöhnten sich jedoch die Augen an dies Licht von Grabgewölben. Hinter einem, das Zimmer fast in zwei Hälften theilenden Tapetenschirm stand das Bett, in welchem der Unglückliche damals fast schon zwei Jahre lang mit seinen Schmerzen und Träumen lag, und wo er, ein Wunder für Alle und wohl auch für sich selbst, noch fünf Jahre lang sterben sollte. Kaum vermochte ich unter der leichten weißen Bettdecke den kleinen Körper wahrzunehmen, der ohne Muskeln, ohne Fleisch, fast ohne Blut, nur einem mit seiner Haut überkleideten Skelette glich. Eben so schwer wurde es mir Anfangs, auf dem Bettkissen Heinrich Heine's kleines Gesicht zu unterscheiden, bei dessen Anblick mein Herz in der Brust plötzlich seinen heftigen Puls verlor und auf einige Augenblicke voller Mitgefühl erstarrte.

Die Stirn des Kranken trat weit hervor; nur spärliches Haar lag schlicht darüber hin; die Augenhöhlen waren tief; das eine Auge blieb gänzlich geschlossen, während das andere, starr und wässerig blau, nur hin und wieder durch einen wehmüthigen und blitzenden Glanz sich belebte und ein um so lebendigeres Farbenspiel annahm, je mehr der Kranke sprach. Sein Bart war weiß und struppicht und das einzige äußerliche Zeichen, daß der hier im Bett liegende Mensch kein Kind seiner Entwickelung nach, sondern ein Mann war.

Gérard wurde im Augenblick von Heine erkannt; er streckte ihm seine feine, kleine Knochenhand entgegen und sagte lächelnd:

„Ich sehe doch, daß der Wille des Menschen eine magnetische Kraft besitzt; denn ich wollte Sie heute sehen. Der Teufel," fuhr Heine fort, „Sie scheinen nicht mehr eine und dieselbe Luft mit mir athmen zu wollen und sind trotzdem ein Dichter!"

Gérard stellte mich ihm darauf als einen Landsmann vor.

„Ah, es wird Mode werden," sagte Heine halb zu mir gewandt, „daß die deutschen Schriftsteller zu mir, wie die Mohamedaner nach Mekka pilgern. Und dabei sagen sie, daß ich keine

Religion habe! Sehen Sie, Gérard, das ist curioser Weise das Ende von mir, daß ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde."

Es konnte mir nicht entgehen, daß sich Heine von den Besuchen der deutschen fahrenden Literaten keineswegs erbaut fühlte. Ich nahm deshalb sogleich Gelegenheit, ihm zu versichern, daß ich meinestheils nur auf Wunsch von Gérard diesen Besuch mir gestattet hätte.

„Glauben Sie doch, daß meine Freunde mir schon viel Unangenehmeres zugeführt haben, als Besuche. Ich bin heute über dies Jedermann dankbar, wenn er mir die Zeit vertreiben hilft. Wenn es nur anständig wäre, des Nachts Besuche zu erhalten! — Ah, des Nachts!"

Heine seufzte bei diesen Worten. Auf die Frage Gérard's nach seinem Befinden entgegnete er fast klagend:

„Der Doktor Gruby ist ein Tyrann; er gibt mir nichts, daß ich nur während einer einzigen Nacht die Wohlthat eines Schlummers genießen könnte. Es wird bald so weit kommen, daß ich das Schlafen verlerne."

In der That mußte Heine bei diesem Gedanken die Grausamkeit seines Zustandes entsetzlich erscheinen. Stets allein mit seinen Schmerzen, war die Nacht, wo Alles Ruhe findet und wo die schwarze Königin der Silberthau aus ihrem Rabenhaar belebend auf alle Blumen, alle Wesen drückt, für ihn eine qualvolle Marter. Kein Schlummer küßte diese müden Augen, kein Licht durfte die Pein dieses Elends lindern. Luft und Licht waren für ihn keine Elemente mehr und er löste das Räthsel, stehen Jahre lang fast ohne sie zu existiren.

Gérard theilte ihm darauf mit, daß er binnen einigen Tagen nach Weimar zu reisen gedenke.

„Sie Glücklicher," antwortete Heine mit einem Seufzer; „dies Deutschland habe ich mehr geliebt, als vernünftig war. Hoffentlich werde ich nicht die Dummheit begehen, dort zu sterben! Wollen Sie mir bei Gelegenheit ihrer Reise einen Gefallen thun, so fragen Sie doch in Deutschland an, in welchem Glauben man am besten stirbt. Ich beschäftige mich jetzt sehr ernstlich mit dieser Frage und die deutschen Philosophen scheinen etwas davon zu wissen; denn seit einiger Zeit hört man von ihnen nichts mehr."

Mich wunderte es, daß Heine dies Alles mit fast ausdruckslosem Gesicht und mit einer abgerissenen, wenn auch wohltönenden Stimme bisher gesprochen hatte. Ohne besondere Theilnahme erzählte er noch über eine Stunde lang mit uns von allerhand ziemlich gleichgiltigen Sachen. Plötzlich jedoch nahmen seine Züge einen Ausdruck von unverkennbarer Freude an.

„Ehe Sie abreisen, Gérard, suchen Sie mir noch meine Clélie auf. Nicht wahr, Sie versprechen es mir? Die kleine drollige Katze ist seit vierzehn Tagen nicht hier gewesen; sie mag sich vielleicht einen Liebhaber vom Ambigu verschafft haben; sagen Sie ihr aber nur, daß ich ihre Gastrollen nicht übelnehme und daß ihr kranker Henri mehr wie je nach ihr schmachtet."

Ich gestehe, daß mich diese Worte seltsam überraschten; Fräulein Clélie war, wie ich später erfuhr, eine Schauspielerin vom Ambigutheater und eine derjenigen, welche aus früherer Zeit her noch eine Anhänglichkeit an den jetzt kranken Geliebten bewahrt hatte.

„Bringen Sie sie her, Gérard," fuhr Heine fort, nachdem dieser ihm versichert, daß er seinen Wunsch erfüllen werde; „es gibt kein Mädchen, welches so drollig wie sie ihre Lebensaffairen erzählt. Wissen Sie noch, Gérard, wie lustig es war, als sie uns erzählte, daß sie ihrer Adrienne den Kapitain der Nationalgarde weggekapert habe?"

Gérard lächelte; aber dies Lächeln tanzte auf bleichen Lippen. — „Adrienne war die Jugendliebe Gérard's de Nerval, die er niemals vergessen hatte und welche vielfach dazu beigetragen hatte, daß er, in einer sanften Melancholie versunken, krank am Herzen und am Geiste war. Adrienne wurde später eine ziemlich frivole Sängerin, nachdem sie zuerst Nonne gewesen war; Beides erschütterte den armen Gérard, und als sie endlich plötzlich starb, starb auch ein Traum in seiner Brust und es blieb ihm nichts, als auf dem Grabeshügel desselben verstohlen zu seufzen und zu weinen." Daß Heine ihn jetzt daran erinnerte, mußte ein bitterer Schmerz für sein weiches, melancholisches Gemüth sein; aber Heine liebte es, seinen Freunden Stiche zu versetzen und prüfte ihre Freundschaft durch die Witze, welche er über sie machte;

„denn," sagte er, „wozu hat man seine guten Freunde, wenn dieselben sich über einen Witz erzürnen wollen?"

Eine, wenn auch nur kleine Probe von dieser Theorie hatte ich eben gehabt; Gérard erzürnte sich auch keineswegs, sondern machte feinerseits eine Glosse darauf, welche Heine ein herzliches Gelächter ablockte. Die innere Welt dieses Schriftstellers war fast immer den profanen Augen der Welt verborgen; er war gesellschaftsscheu seit langen Jahren und doch ließ es keine seiner Schriften jemals errathen.

Heine nahm während dieses Besuches auch eine Anzahl lose beschriebener Blätter von seinem vor ihm stehenden Tische und gab sie Gérard mit der Bitte, ihm die Verse zu übersetzen.

„Das große Gedicht," sagte er, „will ich zuerst in der Revue des deux Mondes veröffentlichen; verfehlen Sie mir aber nicht die richtigen Schimpfworte zu setzen, da sie deutlich sein müssen, weil sie Deutschland angehen. Es gibt da eine Menge von Hunden, welche mich anbellen und die Handlanger von Schurken abgeben; diese letzteren besonders müssen einmal wieder gedruckt sehen, daß ich noch schreiben kann. Das Geheul dieser Sorte, wenn meine Peitsche sie getroffen hat, wird mir so wohl thun, wie eine Serenade."

Auf jenem kleinen Tische vor Heine's Bett lagen noch mehrere beschriebene Papiere, so wie ein Stoß loser weißer Octavblätter. Im Anfange seiner fürchterlichen Krankheit war der Unglückliche nicht mehr im Stande gewesen, schreiben zu können; der Schlagfluß hatte ein jedes seiner Glieder vollständig gelähmt. Dem vortrefflichen Arzte, Dr. Gruby, war es endlich gelungen, dem Dichter mindestens den Gebrauch seiner Hände zurückzugeben, so daß er die vielen einsamen Stunden mit dem Aufschreiben seiner Gedichte verkürzen konnte. Auf einem künstlich über seine Bettdecke ausgespannten Pulte malte Heine mit Bleistift seine Verse mit fast zollhohen Buchstaben auf die weißen Blätter, so daß ein jedes dieser genau paginirten Papierstreifen kaum mehr als einige Zeilen enthielt. —

Endlich verabschiedeten wir uns.

Kaum waren wir einige Schritte auf die Straße hinaus getreten, als ein Wagen an uns vorbeifuhr, in welchem eine höchst sauber gekleidete, freundliche und ganz hübsche Frau von ziemlich starkem Körperbau saß. Ihre Augen glichen denen einer Schwalbe; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem starken Munde, so daß die Physiognomie jener Dame den Eindruck eines jener gutmüthigen und harmlosen Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich lebhaft zu interessiren, oder für Nichts auf der Welt innige Theilnahme zu fühlen pflegen.

„Voilà madame Heine!" rief Gérard mir zu.

Ein freundliches Kopfnicken hatte unserem Gruße geantwortet. Unwillkürlich sah ich dem Wagen nach, bis er vor dem Thorweg des Hauses hielt, in welchem Heine wohnte. Dies war also die Auserwählte jenes Mannes, welcher so viel geliebt und so viel über die Liebe gespottet hatte!

„Nun," fragte ich Gérard, „und wie lebt Heine mit seiner Gattin?"

„Ah que ça," erwiederte sein Freund lächelnd, c'est un jeu de famille, comme il dit!"

Mein Aufenthalt in Paris war keineswegs ein bloßer Besuch, den ich durch Aufsuchung von allerhand Kuriositäten und Sehenswürdigkeiten etwa zu verwerthen trachtete. Ich wohnte dort und hoffte dort für immer zu Hause zu sein. Ich hatte demnach auch bisher nicht daran gedacht, ein lebhafteres Interesse für den ebenfalls dort wohnenden Heine zu haben, als eben seine Werke hervorriefen. Nach dieser sich so zufällig gestaltenen Visite bei dem kranken Dichter fühlte ich aber ein so reges Gefühl der Theilnahme, daß ich mich vielfach nach Heine's Verhältnissen bei Gérard erkundigte, der auch mit aller Bereitwilligkeit meine Fragen beantwortete.

Heinrich Heine bezog, nach den Mittheilungen Gérard's, eine Summe von 6000 Franks jährlich von seiner Familie und eine ebenso so große von seinem Verleger Campe, wofür dieser das Verlagsrecht von allen seinen bei Lebzeiten von ihm herausgegebenen Werken besaß. Diese Summe genügte aber keineswegs für die Bedürfnisse Heine's; am Ende des Jahres hatte er gewöhnlich noch einige Tausend Franks Schulden. Einige Damen, welche früher mit dem Dichter in vertrauten Verhältnissen ge-

standen hatten, machten sich eine Ehre daraus, das Deficit in Heine's Kasse zu decken, wenn sie irgendwie Kenntniß davon bekamen. So erhielt Heine meistentheils die bedeutenden Rechnungen von seinem Weinhändler nur quittirt zugeschickt, wenn er dieselben verlangte. Eine reiche Madame F..... bezahlte sie zum Erstaunen Heine's, welcher ihr sechs Jahre vorher seine Liebe gezollt hatte.

Andererseits zeigten die Mittheilungen Gérard's de Nerval, mit wie vollem Herzen Heinrich Heine seine Wohlthaten spendete. Freunden in der Verlegenheit auszuhelfen, war ein Grundsatz bei ihm, den er mit solcher Liebenswürdigkeit ausübte, daß er an Rückerstattung geliehener Summen niemals dachte. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt hatte, gestand ihm eines Tages, daß er ohne Mittel sei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine sandte ihm am andern Tage eine Summe von 300 Franks, mit der Bitte, sich keineswegs mit seinem Bilde zu übereilen. — Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, daß er Seldat werden mußte, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters diesem Loose entgehen zu können. Gérard theilte im Gespräche Heine das Unglück des von Beiden gekannten jungen Manne's mit. Sogleich rief dieser den Verzweifelnden herbei, setzte sich mit ihm in einen Fiaker, und stellte ihn einem Pariser Banquier seiner Bekanntschaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig dem jungen Dichter eine Summe von 1000 Franks vorschoß, vermöge welcher sich dieser einen Stellvertreter verschaffen konnte.

Eine der interessantesten Mittheilungen Gérard's war folgende:

„Mit Heinrich Heine hatte mich die Heiterkeit der Gesellschaft bekannt gemacht; sein Witz und sein Spott machte ihn für mich zu einem gesellschaftlichen Bedürfniß; selbst sein Egoismus befriedigte mich, so seltsam dies auch erscheinen mag. Ich bin ein Mensch mit zwei Naturen; die eine hat ein träumerisches, thränenreiches Herz, die andere liebt es, der Welt die heiterste Fratze zu schneiden; das ist das Unglück, bester Freund, wenn die Vergangenheit die Harmonie unserer Seele zerstört hat! Mit Heinrich Heine zu lachen und zu spotten, mit ihm mehrere Stunden in geistreicher Gesellschaft zuzubringen, das betäubte mich und machte es mir leichter, die Fluten einer schäumenden Gefühlswelt aus meinen Augen zurückzudrängen, wenn sie überzuströmen Willens waren. Gefühlvolle Geschichter vor den Menschen zu machen, erregt nur Lachen. — Dieser Anfangs nur zur geselligen Unterhaltung gepflogene Umgang mit Heine ließ mich indessen tiefere Blicke in seinen Charakter werfen; ich sah bald, daß der Dichter träumte, wenn der Mensch seine Witze machte; daß sie lediglich Anderen gefallen sollten, bildete nicht den Reiz zu Heine's Humor; es lag ihm vielmehr daran, sich selbst zu unterhalten, und zwar durch zweierlei: mit dem Traum seines Herzens und mit dem Wort seines Geistes. Was ich erst ahnte, gestand der Dichter mir später selbst, nachdem auch er mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer Krankheit!"

„Und diese Krankheit?" fragte ich.

„Eine lächerliche Krankheit, Freund; wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt; wir sangen noch immer und sie stirbt doch nicht! Ich liebte, fast noch Kind, schon Adrienne, und mußte den Schmerz haben, sie als Sängerin hinter den Lampen eines Theaters wiederzufinden; sie zerstörte damit den schönen Traum meiner Jugend. Heine hatte dasselbe Schicksal, was Sie vielleicht überrascht, ja, was Sie wohl beweiseln mögen. Aber eine hoffnungslose Jugendliebe schlummert noch immer in seinem Herzen; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt diese Thränen aus Groll. Heine hat mir selbst gestanden, daß, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb."

Diese Mittheilungen Gérard's von einer solchen heiligen und wehmuthsvollen Liebe Heine's haben sich durch eine spätere Notiz im „Londoner deutschen Journal" noch erweitert. Danach war seine Cousine Evelyne von Geldern der Gegenstand dieser Neigung, welche die schönsten und zartesten Blüthen der Heine'schen Lyrik hervorgebracht hat. Evelyne „mit dem Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund" war wechselnd und launisch mit ihren Gefühlen und reichte später, vielleicht auch dem Wunsche ihrer Eltern nachgebend, einem reichen Banquier, „dem dürren Philister," ihre Hand. Mit der Wehmuth um eine verschlte Liebe sog Heine auch die gallige Bitterkeit für die Pietät solcher keuschen Neigungen ein; er mochte vielleicht innerlich gefeufzt haben, wenn er sich darin gefiel, die Liebe zum Gegenstande seines Spottes zu machen. Mindestens ist anzunehmen, daß er sich ein Recht einbildete, dem Egoismus zu fröhnen und die Pietät der Gefühle zu bewitzeln, nachdem das Schicksal ihn in Ausübung der letzteren betrogen hatte.*

* Aus dem binnen Kurzem erscheinenden Buche: „Schmidt-Weißenfels über Heine," auf das wir im Voraus aufmerksam machen.

D. Redakt.

Aus dem Hause für das Haus.

Die Verfrühung.

„Wir Erwachsenen sind oft ganz sonderbar mit unsern Kindern! Die Entwickelung ihrer Kraft ruhig abzuwarten, ruhig und geduldig, Monate lang ruhig und Jahre lang abzuwarten, ist nicht unsere Sache; wie überhaupt die Kunst zu warten nicht Jedermanns Sache ist. Im Gefühl unserer eignen Kraft stürmen wir in die kleinen zarten Wesen hinein und werden dadurch nicht selten denselben Kindern ähnlich, welche wir mitleidig belächeln, wenn sie tagtäglich mit ihren Fingerchen einer keimenden Bohne nachgraben, um zu sehen, „wie weit sie ist", oder tagtäglich an einer Puppe herumtaupeln, um zu sehen, ob die Hülle bald platzen wird, darüber aber — weder ihre Bohne aufgehen noch ihren Schmetterling auskriechen sehen." Dieses Wort, welches ich neulich las in den Leipziger Blättern für Erziehung und Unterricht, ist so ganz ein Wort für unsere Zeit, daß es verdient, gar wohl erwogen zu werden. Keine Sünde trifft man häufiger in der pädagogischen Welt, als die Verfrühung, und gerade dort wird sie am meisten begangen, wo die Eltern so recht für ihre Kinder leben und wirken. Sie möchten gern Alles auf ihren Lieblingen machen, und die Keime dazu so frühzeitig als möglich legen. Kaum ist das kleine Püppchen zwei Jahre alt, so werden ihm auch schon Formen und Manieren eingelernt, die zu seiner Liebenswürdigkeit mit beitragen sollen.

„Nun, machst Du nicht einen schönen Diener?" heißt es aller Augenblicke, und da muß das kleine Fräuleln einen Knix machen, Kußhändchen werfen, und sobald es lallen kann, muß es auch eine Menge artiger Redensarten lernen, womit es die Erwachsenen begrüßen kann. Ich nenne das eine gefährliche Brücke, auf welche das Kind gestellt wird. Zwar werden meine Gegner, und dazu gehören alle Frauen, sagen: Höflichkeit ist ein Kleid, welches den Menschen liebenswürdig macht, welches ihm besser durch die schöne und nicht schöne Welt hilft, und welches man nicht zeitig genug anlegen kann. Aber, Ihr Guten, die Höflichkeit, welche sich in bloßen Formen bewegt, ist eine Höhle, hinter welche sich oft die schönste Grobheit versteckt, und die, von vernünftigen Menschen gewogen, wenig gilt. Das ganze Leben der Menschen muß eine Höflichkeit gegen andere sein, d. h. man muß in seinen Mienen, Worten, Werken niemals den Geist der rechten Zartheit, das Gefühl, das Wohlwollen gegen Andere verleugnen.

Aber dieser Geist wird durch die verfrühten Komplimente nicht errungen, sondern gewissermaßen sogar zerstört. Wenn die Kinder todte Gegenstände in den Mund nehmen, um daran zu kauen, so reißt man sie ihnen weg, sie haben keinen Nutzen für das Kind. Was sind denn aber jene Höflichkeitsformen anders, als Dinge ohne Leben, ohne Saft und Kraft für das Kind. Der Geist, der die Erwachsenen zu jenen Formen treibt, ist Kindern noch ganz fremd, die Worte sind für sie ohne Inhalt. Was wird denn also, wenn man die Kinder rechtzeitig damit bekannt macht? Es entwickelt sich im jungen Herzen ein Wohlgefallen an Redensarten und Förmlichkeiten, und der eigentliche warme Liebeszug im Gemüth, der Quell wahrer Höflichkeit wird dadurch gehemmt

und verschlossen. Wenn man bei Manchem fragt: „Wo ist die Offenheit und Herzlichkeit hin?“ so ist die Antwort: „Sie ist begraben unter tausend Komplimenten, die ihm von Jugend auf eingeprägt worden sind, und die das Herz mit einer Art Glasrinde überzogen haben, so daß er wohl nach allen Seiten hin schimmert, aber nicht fühlt. Nichts ist natürlicher und häufiger, als daß durch Verfrühungen der Höflichkeitsformen glatte und kalte Menschen gebildet werden. Oft verbindet man mit dieser Unterweisung in den Komplimenten auch eine Art Standeseinweihung. Das Kind wird bei Zeiten darauf hingewiesen, daß man nicht gegen Jedermann auf gleiche Weise sich benehmen, daß man sein unterscheiden müsse, wer hoch, gering, fremd, bekannt oder befreundet sei. Wie traurig ist es aber, die ungeschminkte Herzlichkeit des Kindes, seinen echt menschlichen, unverdorbenen Sinn und sein unschuldiges Vertrauen in der Blüthe zu zerstören! Wird denn das Leben nicht zeitig genug seine Unterscheidungszeichen, seine Frage- und Ausrufungszeichen machen?

Verfrüht wird auch das Lernen. Es gibt viele Eltern, die es nicht erwarten können, ihr Kind als kleines Genie leuchten zu sehen, die ihm mit dem vierten oder fünften Jahre das A B C schon in die Hand geben, und überglücklich sind, wenn der kleine Mund recht viel aufzusagen weiß. Aber die Guten bedenken nicht, daß jede geistige Anstrengung zum Körper zehrt, und ihm mehr raubt, als man vielleicht denkt. Wird der Geist vor der Zeit zu sehr beschäftigt, so ist ein schleichendes Siechthum gar oft die Folge. Verfasser dieser Zeilen kannte zwei Kinder, welche mit vier Jahren lasen, sangen, schrieben rc., mit sieben Jahren waren sie todt. Aber auch zugegeben, daß dieses Kraftentschwinden, welches durch's Lernen herbeigeführt wird, nicht so bedeutend sei, so sind doch andere Uebel im Anzuge. Wenn das Lernen so gar zeitig angefangen wird, so betreibt man es in der Regel spielend und mehr zum Zeitvertreib. Heute etwas, morgen nichts, übermorgen ein Wenig. So entsteht nach und nach eine gewisse Zerstreuung, und nicht selten empfindet das Kind später am Lernen, wenn es Ernst damit wird, Ueberdruß und Unlust. Neugeborne verbirgt man eine Zeit lang vor dem Lichte. Auch von dem geistigen Lichte, vom Lernen, sollte man die Kinder so lange zurückhalten, bis sie körperlich schon etwas empor- und aufgewachsen sind.

Zu den gefährlichsten Verfrühungen gehört ferner das Leiten der kleinen Kinder durch Gründe. Es thut manchem zarten Mutterherzen weh, ihrem Liebling schlechthin etwas zu versagen oder zu gebieten, und wenn sie sieht, daß der kleine Kopf widerstrebt, so möchte sie ihm gern zu Hilfe kommen. Mitunter geschieht dies durch Zuckerbrezeln und Pfeffernüsse, und dadurch wird dem Kinde der geistige und der körperliche Magen verdorben. Näschereien machen weichliche aber auch eigennützige und lohnsüchtige Naturen, die keinen guten Gedanken denken können, ohne ihn auf der Wage ihrer Spekulation gewogen zu haben. Aber bisweilen sucht das Mutterherz auch durch Gründe den Gehorsam in Gang zu bringen. Das ist viel gefährlicher als der Zucker- und Pfefferkuchenregen. Erstens liegen Gründe, diese philosophischen Pulver, dem kindlichen Verstande noch zu fern, es handelt noch zu wenig nach vorausgesteckten Zwecken, und ist auch nicht im Stande Gründe, die Zwecke, Folgen rc. berücksichtigen, zu verstehen. Aber mag es sie auch verstehen, so können sie durchaus noch nicht auf seinen strebenden und in mannigfaltigen Neigungen sich entwickelnden Geist wirken. Sie geben Worte, und was sind Worte gegen die munter pulsirende Lebenskraft des Kindes! Gebt dem Kinde ein halb Schock Gründe für das Lernen einiger Vokabeln an, mit einer einzigen Erinnerung an ein Vogelschießen oder anderes Kinderspiel schlage ich sie alle nieder. „Für Kinder,“ sagt Jean Paul, „gibt's keine andere Sittenlehre, als Beispielerzählteg oder (viel besser) -sichtbares, und es ist erzieherische Narrheit, daß man durch Gründe Kindern nicht diese Gründe, sondern den Willen und die Kraft zu geben meint, diesen Gründen zu folgen.“ Und fährt man fort, die Kinder überall durch Gründe bestimmen zu wollen, so versuchen sie zuletzt auch ihre Gründe, und dispuriren sich aus die schönste Weise von dem Gehorsam los. Solche frühkluge und naseweise Kinder sind ein wahres Hauskreuz. Daher, Ihr Lieben, seid vorsichtig, und spart das gründliche Verhandeln bis in's spätere Alter Eurer Kinder auf.

Wenn der Verstand eine gewisse Reife hat, dann haben Gründe ein Gewicht für das Kind. Im zarten Alter muß das elterliche Du sollst! den kategorischen Imperativ im Kinde vertreten. Die Zugaben und Steigerungsmittel liegen auf dem Gesichte und in der Stimme der Belehrenden, und wir haben ja auch genug Kinder, die durch einfach freundliche und ernste Blicke oder Worte sich vollkommen bestimmen lassen. Und diese, obwohl ihr Gehorsam eigentlich nur auf der Autorität ruht, welche der Erzieher bei ihnen hat, sind viel zuverlässiger, als die durch Gründe gezogenen. Die Ehrfurcht und Achtung welche das Kind vor den Eltern bekommen hat, wechselt nicht so leicht, aber die Gewalt der Gründe ist für das Kind auch in späterer Zeit oft vorübergehend.

Doch denken wir noch an eine pädagogische Sünde, die damit zusammenhängt. Es ist die verfrühte Aufklärung. Der liebe Gott hat es weislich so eingerichtet, daß der Baum erst blühe, ehe er Früchte trägt. Wir freuen uns der Blüthen, obgleich wir wissen, daß sie einst abfallen und der Frucht Platz machen müssen. So hat auch der Mensch, das Kind sein Blüthenalter. Es ist die Zeit der frühen Kindheit, die Zeit der Phantasie. Wer denkt nicht noch mit seligem Gefühl an jenes Morgenroth, wo die Nebelbilder der Märchen und Fabeln uns entzückten, wo wir ihrer Wunder und stille Geheimnisse sahen und kindlich erbeten dabei, wo das Christfest, einen solchen Zauber ausübte, als käme der liebe Gott selbst und bescheerte, wo der Glaube mit seinem Feen sich so innig an die heilige Geschichte anschloß, und wo man seine Hände in reiner Andacht faltete. Aber dieser Kindermorgen, er wird heutzutage so oft seines Schmuckes beraubt. Man will die Kinder vor der Zeit schlau, pfiffig und gescheidt machen, klärt so viel als möglich auf, und streift dabei die schönsten Blüthen der Kinderpoesie ab. Ja, wenn dann der Knabe lacht, wenn es heißt: der heilige Christ bescheert, und nüchtern hinzusetzt: die Eltern thun es nur! wenn er mit der Miene eines stolzen Philosophen das, es gibt keine Engel, wenn er die freundlichen Märchen in Kinderbüchern bespöttelt, wenn er über geheime Verhältnisse des Lebens schon einen Forscherblick zeigt, da jubelt wohl mancher Erzieher, indem er bei sich denkt: mein Junge hat den Kopf auf dem rechten Flecke. Wir können nicht mit jubeln, wir halten das Kind für einseitig erzogen, um seinen Jugendhimmel betrogen und wenig geschickt, in der Welt einmal energisch und lebenskräftig zu wirken. Auf eine so nüchterne Jugend folgt sehr oft ein schales Jünglings- und ein kraft- und saftloses Mannesalter. Die Schuljugend redet und spricht für sich, wer Ohren hat zu hören, der höre sie.

Wir könnten jetzt noch manche Sünde der Verfrühung nennen, wir könnten zeigen, wie man Leidenschaften und Neigungen verfrüht im Kinde durch zu zeitiges Bekanntmachen mit Genüssen, die nicht für das Kind passen; wir könnten zeigen, wie dadurch der Charakter des kindlichen Frohsinnes eine falsche, grobe, sinnliche Färbung erhält, so daß Bogumil Golz Recht hat, wenn er sagt: „Das weiß der Henker, auch die Kinder verstehen heute nicht mehr so glückselig zu sein, als sonst, ihre Spiele verlieren an Einbildungskraft und Witz;“ wir könnten nachweisen, wie die gefährlichsten Triebe oft durch Ammentherheiten oder Nachlässigkeiten der Erzieher vor der Zeit sich einstellen, allein es möchte des Räsonnirens zu viel werden, und die Geduld unserer lieben Leser ausreißen. Und so wollen wir das nächste Mal von den Sündenregister des Hauses absehen, und ein freundliches Bitt aus demselben aufrollen.

Neuenburg nach dem 3. September.

Mancher deutsche Reisende, deren dieses Jahr ganz besonders große Schaaren die Schweiz durchzogen, wird, so glaubte ich, gegen seinen ursprünglichen Plan noch nachträglich Neuenburg mit hineingezogen haben, um neben seinen Wahrnehmungen von 1848 und 1849 einen vergleichenden Blick auf eine einem Royalismusaufstande gegenüber siegreiche republikanische Staatsgewalt zu werfen. Allein ich fand es anders. Obgleich ich nur etwa vierzehn Tage nach dem berüchtigten Royalistenputsch nach Neuenburg kam, fand ich in dem ersten Gasthofe beinahe keinen Fremden, und die Straßen durchaus nur von dem gewöhnlichen, nicht sehr bedeu-

tenden Verkehr belebt. Vielleicht mochte eben die Erinnerung an daheim Erlebtes die Reisenden abgehalten haben. Sie erinnerten sich an die mancherlei Wahrzeichen und Maßregeln des Kriegs- und Belagerungszustandes, an Patrouillen, Paßpolizeiverschärfungen und dergleichen Dinge. Sie wollten sich den harmlosen Genuß ihrer Reise nicht dadurch stören lassen. Sie hätten getrost Neuenburg besuchen können, und wenn es damals möglich, namentlich in der Schweiz möglich gewesen wäre, von dem Neuenburger Putsch ununterrichtet zu sein, so würde ein Reisender in Neuenburg selbst keine Ahnung davon gehabt haben, daß es vor wenigen Tagen der Schauplatz eines einen Tag lang sieghaften und dann mit Waffengewalt schnell wieder unterdrückten Aufstandes gewesen sei; es sei denn, daß es ihm eingefallen wäre, das an sich wenig sehenswerthe Schloß zu besuchen, und nach der Bedeutung der an einigen öffentlichen Gebäuden noch flatternden eidgenössischen und Neuenburger Fahnen, oder nach dem Grunde zu fragen, warum er an einer Menge palastähnlicher Wohnhäuser die unverkennbaren Zeichen der Ausgestorbenheit finde.

Mit der Post von Bern kommend, hatte ich sofort Gelegenheit, die letztangedeutete Bemerkung zu machen. Die nach dieser Seite hin liegende Verstadt ist eine Straße von Palästen, an der einen Seite bis an das Seeufer herantretend, an der andern blühende Gartenterrassen den den See einfassenden Bergwällen anlehnend. Der ockergelbliche Kalkstein, der sich zwischen den See und die Juraschichten einschiebt, und welcher allein das Baumaterial für die Neuenburger liefert, verleiht den ohnehin eleganten Häusern ein nobles Ansehen. Aber, wie gesagt, sie standen verlassen, die Läden verschlossen, die mit vornehmen Eisengittern abgegrenzten Vorhöfe unbelebt, wie man es wohl in einer sommerverlassenen Residenzstadt, aber nicht am lachenden Ufer des schönen Neuenburger Sees im Sommer erwartet. Nur einige Fenster im Erdgeschoß waren unverschlossen und bezeichneten „des Hauses redlichen Hüter," der einstweilen in den obern Räumen allein auch der Gebieter war.

Am andern Morgen besah ich mir die Stadt, deren Ruf großen Reichthums auf solider Grundlage ruhen mag. Ein Freund führte mich in das palastähnliche Gymnasium, welches auf unserem Bilde besonders deutlich hervortritt, wo ich eine reiche, sehr gut gepflegte naturwissenschaftliche Sammlung fand, wie sie manche deutsche Universität nicht hat. Mit der Karte eines andern Freundes verschaffte ich mir Eintritt in das Innere des Schlosses, wo noch Alles so ziemlich im Zustand des 4. Septbr. belassen war. Wenn es mir nicht längst aus den Zeitungen bekannt gewesen wäre, so hätte es mir aus der Oertlichkeit sofort klar werden müssen, daß es den Royalisten nur um eine Demonstration zu thun gewesen sei. Eine nur halb ernstlich gemeinte Vertheidigung mußte ein großes Blutbad herbeiführen, denn die Vertheidigung war durch die Oertlichkeit sehr begünstigt. Zwei ziemlich steil ansteigende enge Straßen führen aus der Mitte der Stadt nach dem Schlosse empor. Die eine, längere, macht da, wo die andere, ihr von der entgegengesetzten Seite entgegen kommende, in sie einmündet, ein Knie, und von diesem Punkte aus geht eine Fortsetzung der andern ebenfalls gebrochenen Straße in kürzerer Linie auf Stiegen empor, während die obere Hälfte der ersteren in gerader Linie etwa 60 Schritt nach dem Schloßhofe vollends hinaufführt. Jene kürzere Straßenhälfte fand ich noch mit Eisenbahnschwellen verbarrikadirt. Am Eingange in den Schloßhof stand noch das aus Eisenbahnschwellen aufgeschichtete Thor, neben welchem beiderseits eine Kanone aus einer

gelassenen Luke herausdrohte, wie sie die Untergebenen des Herrn de Meuron aufgefahren hatten. Ein günstigeres Terrain für eine entschlossene Vertheidigung war kaum möglich. Oben stößt an den Vorplatz der Schloßkirche, welche dicht am Schlosse steht, ein terrassenförmig bis zur Stadt herabsteigender ziemlich unbedeutender Garten, auf dessen untere Mauer die von Locle herkommende Straße stößt. Eine Thür in dieser untern Gartenmauer war nicht einmal verschlossen, viel weniger vertheidigt gewesen. Durch sie waren die Lecler eingedrungen und mit Sturmleitern fast ohne Gegenwehr der Royalisten auf die Höhe des Schlosses gekommen. Der Todesmuth der Republikaner, welche von der Stadt her den Kanonen entgegenstürmten, war von diesen durch Schweigen gehöhnt worden. Vielleicht waren sie nicht einmal geladen. Die Einzelnheiten des kurzen Kampfes beschreibe ich nicht, denn mein Gedächtniß ist, wie es scheint, für so etwas nicht geschaffen und zudem ist er den Lesern der Gartenlaube ohne Zweifel durch geschäftige Zeitungszungen seiner Zeit des Breiteren erzählt worden. Beide Gegner rochen dabei das erste feindliche Pulver und unkundig der Regeln des ernstlichen Morthandwerks sollen einige wahrhaft tragikomische Scenen vorgekommen sein. Als unter anderen ein republikanischer Offizier mit einem kleinen Detachement von 14 Mann, mit denen er sich Stunden lang aus einem Hause gegen 500 Royalisten gewehrt hatte, sich zuletzt ergeben mußte, fragte ihn sein Gegner: „mein Herr, wenn ich nicht irre, müssen Sie mir nun ihren Degen übergeben," worauf ihm der Gefangene erwiederte, es komme ihm auch so vor. Mit edelem Muthe mußte nachher der Royalistenführer seine Gefangenen gegen seine eigenen Leute vertheidigen, welche während darüber waren, von nur vierzehn Leuten, die sie nur für eine Vorhut hielten, so lange aufgehalten worden zu sein und die sie nun, nachdem sie sich ergeben hatten, in Stücke hauen wollten. Mißtrauend der Sache, welcher er diente, sagte dann der Royalistenoffizier zu seinem Gefangenen, morgen vielleicht könne dieser ihm seinen Liebesdienst heimzahlen. Auch der Witz hat sich hintether der Sache bemächtigt, denn ein Calembourg, den man mir in Neuenburg erzählte, ist doch wohl nur ein gemachter, obgleich ein gut gemachter: Als nach dem schnell beendigten Kampfe auf dem Schloßplatze ein Royalist den Herrn de Meuren fliehen sah, rief er ihm zu: „de Meuren, de Meuron!" worauf dieser erwiederte: „demeurez s'il vous plait!"

Einige zerbrochene Fensterscheiben und einige wenige durch Flintenkugeln geschlagene Löcher an zwei oder drei Häusern ausgenommen bemerkte ich auf dem Kampfplatze keine weiteren Zeichen der geschlagenen Schlacht. In dem kleinen Schloßhofe und vor dessen Eingängen standen nur einige Wachtposten mehr als gewöhnlich, von denen nur der vor dem innersten Hofe stehende die Vorzeigung meiner Karte verlangte. In der Kirche, aus welcher die Bänke auf den Vorplatz, den einige alte Ulmen beschatten, herausgebracht waren, saßen noch 111 Gefangene, denen man eben, es war zehn Uhr, ihre gute Morgensuppe und weißes Brod brachte. In der näheren Umgebung der Stadt, welche meist von Weinbergen gebildet wird, bemerkte ich einzelne mit einer Flinte bewaffnete Bürger, welche auf die auf den Zugängen der Stadt sich bewegende Bevölkerung und etwaige neue Zuzüge von Royalisten aus dem Kanton Acht hatten. Sie trugen auf ihrem bürgerlichen Kleide als Abzeichen nur das eidgenössische weiße Kreuz in einem rothen Armbande.

Das war Alles, was von dem Putsch nach 14 Tagen noch übrig geblieben war. Die ruhige Ordnung des Verkehrs war in keiner Weise durch Gewaltmaßregeln der siegenden Staatsgewalt gehemmt worden. Obgleich Sonntag war, so war selbst oben am Schloßhofe die Zahl der Neugierigen sehr gering. Dennoch schwärmten, wie man mir sagte, die Royalisten vom 14. Oktober, wo die preußische Fahne wieder auf dem Schlosse Neuenburgs wehen werde. Er ist ohne Erfüllung dieser Hoffnung ruhig vorüber gegangen.

Die Royalistenführer hatten sich eben ganz einfach verrechnet, vielleicht blos dadurch, daß sie, vornehme Leute, sich vorher nicht die Mühe genommen hatten, die Stimmung des „Volkes" kennen zu lernen. Sie mußten zu ihrem Nachtheile erfahren, was sonst von ihrem Standpunkte aus gegen Volksaufstände geltend gemacht wird, daß sich die träge Masse der Besitzenden in der Regel nicht zum Aufstande erhebt, sei es für einen König, sei es gegen einen solchen. Diese träge Ruhe, die wohl nur Feigheit und Furcht für ihren Besitz war, machten bald nach der Unterdrückung des Aufstandes die Bourgeois gegen die Sieger als ein Verdienst geltend und wollten sie als „Adhäsion" an die Republik ausgeben. Sie nannten sich „Unschuldige," die man durch die Ausdehnung der Bourgeoisie doch nicht mit werde strafen wollen. Die guten Leute gehen durch Passivität immer Nummer Sicher und erneten dafür bei besiegten Volksaufständen Ruhm und Ehre. In vorliegendem Falle droht ihnen das Gegentheil. Mit der „Aufhebung der Bourgeoisie" in Neuenburg hat es folgende Bewandtniß. Von Alt-rs her besteht dort eine Minderheit der Bewohner, welche officiell Bourgeoisie heißt und allein im Besitz des städtischen Vermögens, der Verwaltung, steuerfrei und auch sonst noch vor der übrigen Mehrheit bevorzugt ist. Dieses wahrhaftige in unsere Zeit nicht mehr passende Verhältniß, wodurch die Mehrheit der Neuenburger zu Heloten herabsinkt, will man jetzt aufheben und wie in der übrigen Schweiz Gleichheit unter den Bewohnern der Stadt Neuenburg herstellen. Da schreien nun die Bourgeois Gewalt, weil sie doch nicht „Unrecht gethan" haben. Sie haben eben wie gewöhnlich ihren Kopf eben so gut im Stiche gelassen, wie sie es anderwärts im umgekehrten Sinne thun, und — wollen dafür nun von den Gegnern ihres Königs belohnt sein! Die Aufhebung der Bourgeoisie in Neuenburg muß aber gar nicht als Strafe an den einzelnen ihrer Mitglieder, die den Aufstand mitmachten, angesehen werden, sondern einfach als Beseitigung eines längst der neuen Zeit verfallenen Mißstandes. Wenn die Bourgeoisie Strafe verdient hat, so ist es von einer ganz anderen Seite, die jetzt, zum Glück für sie, keine Macht über sie hat. Hätte die Bourgeoisie ein kleines Bischen mehr Courage und für ihre preußischen Sympathien einige ihrer lieben Francs bereit gehabt, so hätte sie das Schloß leicht bis zum Eintreffen der eidgenössischen Bataillone halten lassen — und darum handelte es sich ja doch nur. Wie wenig Muth!

Doch sehen wir uns noch etwas in der Stadt Neuenburg um. Seine Lage bietet keine großartige Schönheit dar, aber sie ist ungemein lieblich. Der blaue Seespiegel berührt unmittelbar den Fuß der Stadt, für welche zwischen ihm und den meist ziemlich gleichlaufend mit dem See langgestreckten Juraketten nur wenig ebener Flächenraum übrig bleibt, so daß die landeinwärts gelegenen Gassen der kleinen Stadt zum Theil schon den Abhang hinansteigen müssen. Jenseit des Sees, der durch die kleine Zihl in den kleineren Bielersee und mit diesem dann weiter in die Aar abfließt, dehnen sich in weiter Ferne die weißen Ketten des Berner Oberlandes und mehr rechts des Montblanc aus. Ueberweit der Stadt etwas nördlich erhebt sich über 2322 Fuß über dem Spiegel des Sees der Chaumont, von dem aus man bei hellem Wetter die ganze Alpenkette vom hohen Säntis bis zum Montblanc übersieht. Unser Bild zeigt uns über der Stadt den tiefen Thaleinschnitt des gewerbsteißigen Val de Travers zwischen zwei Bergen, von denen der linke der 4510 Fuß hohe Creux du Sent ist. Weiter nördlich liegt hinter dem Tête de Rang die Gemeinde la Sagne, deren Bewohner ein eigenthümlich reger Menschenschlag sein sollen. Bekanntlich waren die Helden des 3. September vorzugsweise Sagnards. Unter den ansehnlichen Häusern, welche unser Bild zeigt, tritt namentlich das stattliche Gymnasium hervor, in edelem Styl gebaut und mit einem imposantem dem Louvre nachgeahmten Treppenhause. Rechts davon steht das prächtige Rathhaus, von welchem eben noch eine mächtige eidgenössische Fahne vom Südwinde bewegt wie zur Abwehr nach Norden ihre Falten wellen spielen ließ. Wie Geuf so hat sich auch Neuenburg schon seit langer Zeit durch Pflege von Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. Von Agassiz, Coulon und Desor, den berühmten Naturforschern, die hier lehrten und noch lehren ist das bekannt; eben so daß Calame von Geburt ein Neuenburger ist. Aber in gewerblicher und commercieller Hinsicht steht Neuenburg noch ziemlich tief, namentlich tief unter Chaux de Fonds und Locle. Wenige Tage nach dem Putsch erschien im „Bund" „von einem Manne, welcher der Tagespolitik fern steht" und zwar in Neuenburg selbst, ein sehr wohlmeinender Artikel, welcher hierauf aufmerksam macht. „Die Stadt Neuenburg," sagt er, „könnte, vermöge ihrer vortrefflichen Lage längst ein zweites Basel oder Genf sein; es ist der natürliche Ruhepunkt zwischen beiden Grenzstädten. Allein die frühere Herrschaft dachte anders: sie wollte den dasigen Ge-

burts- und Geld-Adel nicht durch industrielle und kommerzielle Kräfte überflügeln und verdunkeln lassen. Deshalb verbannte sie die Uhrmacherei in die Berge und in's Travers-Thal und ließ in der Hauptstadt nur solche Geschäfte aufkommen und bestehen, welche zum Unterhalt und zur Befriedigung des gewöhnlichen Lebens dienen." Die Aufhebung der Bourgeoisie wird ohne Zweifel wesentlich dazu beitragen, hier einschlagende Verbesserungen zu erleichtern und den aristokratischen Anstrich, den Neuenburg jetzt in auffallender Weise hat, in eine Aehnlichkeit mit Genf, dem rührigen Klein-Paris, zu verwandeln.

Blätter und Blüthen.

Charakteristisches aus der Zeit. An einem heißen Sommernachmittage der verflossenen Saison saßen vier Herren vor dem Kursaale in Wiesbaden. Zwei von ihnen waren kürzlich von Homburg angelangt, wo sie die Erfahrung, die schon Manchem ihrer Vorgänger zu Theil geworden war, gemacht hatten, daß man das Geld an der Roulette mit eher „los werden" kann, als es sich im Berufe des gewöhnlichen Lebens wiedergewinnen läßt.

Dieses Spielerunglück gab zunächst den Stoff zum Gespräche her. Zufällig blätterte einer der Theilnehmenden in einer anliegenden Zeitung. In der Beilage fand noch ein Nachkömmling jener großartigen Annoncen, mit welchen vor etwa zwei Jahren „Barry du Barry, Docteren rc." ihre wunderthätige Revalenta Arabica ausposaunten.*

„Das ist wohl neben den Goldberger'schen Ketten und Moriser's Pillen eine der besten Spekulationen gewesen, die je gemacht worden sind," meinte Adolph S...ß, „es ist zu bewundern, daß sich derartige Charlatanerien Jahre lang halten können, und die zum Schluß ihr gläubiges Publikum finden."

Hierdurch befam die Unterhaltung eine neue Richtung. Man erzählte sich, wie sehr das Publikum geneigt sei, einem pfiffigen Kopfe, der auf bequeme Weise verdienen wolle, zu folgen, wie jede, glücklich in die Welt geworfene Erfindung ihre momentanen Anhänger finde, bis sich endlich Freiherr v. R., einer der unmittesten in der Conversation, zu der Aeußerung hinreißen ließ: „wer wettet mit mir, daß die möglichst dumme Erfindung, die ich mir erdenken kann, ihre Anhänger findet?"

„Topp, es gilt," rief S...ß, „ich halte Dagegen! Gedenken Sie sich irgend etwas aus dem Genre des höheren Blödsinns, erfinden Sie meinetwegen eine Maschine zur Fabrikation von Spiritus aus langweiligen Gesellschaftern, oder was Sie sonst belieben, posaunen Sie ihre Neuigkeit gehörig aus, und verschaffen Sie sich Abnehmer Ihrer Erfindung, oder, schaffen Sie uns als Schreibmaterialien her!"

Die beiden Kontrahenten setzten nach längerer Debatte folgenden Kontrakt auf, an welchem die beiden andern Zuhörer insofern betheiligt waren, als sie versprechen mußten, über den Ursprung des folgenden Schwindels nichts zu verrathen, und durch Gegenoperationen den Erfolg der Wette nicht zu vereiteln.

1) Freiherr von R... verpflichtet sich, eine von ihm ausgehende Erfindung zc., deren Zweck und Sinn so dumm ist, daß sie nur ein Schwachtopf glauben kann, bekannt zu machen, und das Geheimniß der Erfindung gegen Erlegung einer gewissen, von ihm zu bestimmenden Summe mitzutheilen.

2) Nach vier Wochen, von der ersten Insertion in öffentliche Blätter an gerechnet, muß v. R... durch Briefe nachweisen, daß er wohl Abnehmer für seine Erfindung zc. gefunden hat. — Sollte sich diese Zahl finden, so gibt Adolph S... diesen Herren vierzig Flaschen Hochheimer Dombechant, und ebenfalls hat von R... zu bezahlen. — — —

Die Wette war gemacht, nun galt es jedoch, zu ihrer Ausführung durch Erfindung der „Erfindung" zu schreiten. v. R... entwarf und verwarf Projekte, es kam ihm kein einziges hinreichend dumm vor. Endlich hatte er das Richtige gefunden. Eines Tages las man unter den Annoncen einiger Blätter:

„Für Fischzüchter.

„Nach jahrelangen, mühevollen und kostspieligen Versuchen ist es dem Unterzeichneten gelungen, ein Pulver zu erfinden, dessen Wirksamkeit und Nährkraft alle bisher bekannten Nahrungsmittel für Fische übertrifft. Streut man eine kleine Dose dieses Pulvers über je einen preußischen Morgen Teichfläche, so ist man sicher, nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden die Größe der in ihnen befindlichen Fische um das Doppelte zunehmen zu sehen!

„Das alleinige Depôt für dieses Fischpulver befindet sich bei R. R. in M...., wohin sich Liebhaber gegen Frankoeinsendung von einem Friedrichsd'or wenden wollen. Das Pulver wird in Packeten von einem halben Pfund für obigen Preis verkauft. — — — v. R..."

Diese Annonce hatte schon zum dritten Male in verschiedenen Zeitungen gestanden, und es ließ sich noch immer kein Abnehmer für dieses herrliche Fischverderben finden. S.... triumphirte schon, v. R... gab aber noch nicht die Hoffnung des Gewinnens auf, da er noch über vierzehn Tage Zeit bis zum Ablauf seines übereinkömmlichen Termins hatte. Endlich kam am siebzehnten Tage nach der ersten Insertion ein Brief aus dem Norden Deutschlands, mit dem bewußten Friedrichsd'or, und das Verlangen nach Fischpulver enthaltend. v. R... reponirte den Brief zu seinen Akten, und schrieb keine Antwort. Selbst das Geld ließ er zurücksenden, ihm die gewünschten Pulver nicht übersenden zu können, allein die Nachfrage sei bisher so groß gewesen, daß der bisherige erste Vorrath endlich vergriffen sei. Er hoffe jedoch, ihm innerhalb vierzehn Tagen Zusendung thun zu können!"

Diesem ersten Briefe folgte sehr bald ein zweiter. Jetzt war die Reihe des Triumphirens an v. R... — Als die vier Wochen verlaufen waren, hatte der glückliche Wettende statt der verlangten zwölf Ahnehmer, deren dreiundzwanzig aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gefunden. Einige der Korrespondenten hatten auch noch verschiedene andere Mängel ihrer Fischereien mitgetheilt, und um Abhilfe derselben ersucht.

Die Wette hatte v. R... gewonnen, er hatte aber noch die Verpflichtung auf sich, den Einsendern der Briefe ihre Gelder zurückzuschicken. Die ersten zweiundzwanzig Abonnenten bekamen ihren Friedrichsd'or mit höflichen Briefen zurückgesendet, in welchen ihnen einfach anheimgegeben wurde, daß es sich um das Gewinnen einer Wette gehandelt habe. Dem dreiundzwanzigsten jedoch, einem Baron von M..... n aus Norddeutschland, der sich schon durch die Abfassung seines Briefes als nicht an der Erfindung des Pulvers betheiligt, gezeigt hatte, wurde folgende Stylübung zugeschickt:

„Ew. Hochwohlgeboren — erhalten beifolgend einen Friedrichsd'or zurück, welchen sie am ..... an den Unterzeichneten gesandt haben. — Die ganze Geschichte war nur ein Scherz! Ich hatte in einer heitern Gesellschaft die Behauptung aufgestellt, es könne nichts so Albernes erzählt werden, es finde sich nicht ein Schwabkopf, der es glaube! — Ew. Hochwohlgeboren sind der dreiundzwanzigste, welcher sich um die Erlangung des Fischpulvers bereits gewandt hat. — Achtungsvoll rc. —"

Uebrigens hat seiner der Geprellten sich um Satisfaktion an von R... gewandt. —

Anwendung des Wasserdampfes in frühern Zeiten. James Watt ist nicht der Erste zu bezeichnen, der den Wasserdampf als bewegende Kraft benutzte. Er verbesserte nur die Dampfmaschinen, ihm gelang es nur, eine Dampfmaschine herzustellen, frei von allen bisherigen Mängeln. Somit ist James Watt der zweite Erfinder der Dampfmaschinen. Die Idee, den Wasserdampf als bewegende Kraft zu benutzen, ist sehr alt; schon Hero, ein alter griechischer Weltweiser zu Alexandrien (210 v. Chr.), construirte einen Apparat, der durch die Reaktion des ausströmenden Wasserdampfes in die Rotationsbewegung gesetzt wurde, und Anthemius, ein berühmter griechischer Mathematiker, Baumeister und Maschinenverfertiger (geb. im fünften Jahrh. zu Tralles, einer lydischen Stadt in Kleinasien), der wegen seiner wunderbaren Erfindungen, wodurch er Erdbeben, Blitz und Donner hervorbrachte, vom Kaiser Justinian nach Konstantinopel berufen worden war, soll die Wirkungen des Wasserdampfes gekannt haben. Man erzählt folgende sonderbare Anekdote von ihm:

„Sein Haus war mit dem Hause seines Nachbars Zeno in mehreren Punkten verbunden. Ueber diese Bauverschränkung gerieth Anthemius mit Zeno in einen Rechtsstreit und verlor den Prozeß, weil, wie ausdrücklich bemerkt wird, Zeno ein geschickter Redner war. Anthemius suchte sich zu rächen, und baute eine Dampfmaschine, welche der byzantinische Geschichtsschreiber Agathias (in seinem Werke de machinis mirabilibus) so beschreibt: „Er stellte große Kessel im Boden seines Hauses auf, füllte dieselben mit Wasser an, und umgab sie mit ledernen Schläuchen, die unten so weit waren, daß sie den ganzen Umfang der Kessel beschlossen. Mit den Schläuchen verband er lederne Röhren, die sich in Form einer Trompete verengten und in einer Proportion endigten. Die Enden dieser Röhren brachte er dann so genau auf den Balken und Sparrwerken in Zeno's Hause zusammen, daß die in den Röhren enthaltene Luft und zwar mit ungeheurer Kraft in die Höhe steigen, aber nicht herausbrechen oder durchbrechen konnte. Nach diesen in's Geheim gemachten Vorkehrungen legte Anthemius ein kräftiges Feuer unter den Kessel und erregte es zur heftigsten Gluth. Sobald nun das Wasser heiß und kochend geworden, entwickelte sich ein starker Dunst (Dampf), der schnell und dicht in die Höhe stieg, und da er vom Kessel aus keinen andern Ausgang hatte, in die Röhren trieb, wo er zusammengepreßt und mit verstärkter Kraft in die Höhe strebte, bis er das Dach mit fortgesetzter Gewalt angriff, und dasselbe so erschütterte und bewegte, daß das Haus krach und knarrte und krachte. Die Hausgenossen des Zeno, von Furcht und Schrecken ergriffen, eilten auf die Straße; Anthemius aber neckte sie mit der Frage: was sie von dem Erdbeben dächten?!"

Circulation des Blutes. Ein medicinisches Journal liefert über die Circulation des Blutes rc. Notizen, die allen in der Arzneikunde unbewanderten Lesern sehr interessant sein müssen. Jedes Herzklopfen dauert eine Sekunde, was in einer Stunde 3600, und in einem Tage 86,400 beträgt. Bei jedem Herzklopfen fließen aus dem linken Magen zwei Unzen Blut in die Pulsadern, was das Herz in der Stunde 3600 Mal schlägt, in dieser Zeit 7200 Unzen Blut heraus. Die ganze Blutmasse soll daher im menschlichen Körper 24 Pfund betragen, wenn man 600 durch 24 dividirt, so findet man, daß die Blutmasse 25 Mal in einer Stunde durch's Herz fließt, und folglich 600 Mal des Tages. Das Herz, einer der vorzüglichsten Muskeln, braucht, um nur eine einzige entgegengesetzte Bewegung zu machen, eine mehreren 1000 Pfunden entsprechende Stärke. Ein Mensch, der 150 Pfund wiegt und zwei Fuß hoch springen will, braucht eine Stärke, die 2000 Mal größer ist als sein eigenes Gewicht, nämlich von 300,000 Pfund.

* Ein köstliches Mittel, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen, scheint die „Kapital-Offerte" des „Bureaus zur Beförderung gemeinnütziger Zwecke in Lüneburg" zu sein, welche jetzt durch die deutschen Zeitungen ihr Runte macht.

Für alle Freunde populärer Naturwissenschaft.

Im unterzeichneten Verlage erscheint in monatlichen Bändchen:

Bücher der Natur.

Die wichtigsten Abschnitte der gesammten Naturwissenschaft

in populären Darstellungen.

Herausgegeben

von

E. A. Roßmäßler.

Preis für ein elegant broschirtes Bändchen von 11—12 Octav-Bogen mit zahlreichen Illustrationen 12 Ngr. oder 40 Kr. C.-Mze.

Spricht auch dieser Titel deutlich aus, welches Ziel die „Bücher der Natur" verfolgen, so dürfte es doch nicht überflüssig sein, gegenüber der reichhaltigen Literatur dieses Gebietes, den Platz, den sie in dieser einnehmen wollen, etwas näher zu bezeichnen.

Zwischen den beiden am meisten betretenen Wegen der Zeitschriften und der Lehrbuchliteratur wollen die B. d. N. einen sicherer zum Ziele führenden Mittelweg einschlagen, ohne dadurch jene als Abwege bezeichnen zu wollen. Die Artikel der Zeitschriften, welche immer nur einzelne Gegenstände und Fragen der Naturwissenschaft behandeln können, verbreiten wohl naturwissenschaftliches Wissen, aber keine naturwissenschaftliche Bildung, und die umfänglichen populären Lehrbücher vermitteln meist auch nur ein oberflächliches Wissen, weil das Volk, das darf man sich nicht verhehlen, zu wenig Zeit auf seine Fortbildung zu verwenden hat, um nicht blos lesen, sondern studiren zu können. Man muß nicht vergessen, daß Diejenigen, welche sich populäre naturwissenschaftliche Schriften kaufen, in der Regel erschrecken, wenn sie das Buch aufschlagen, und ihnen ein streng gegliedertes System wie ein Zellengefängniß entgegen tritt. Der ältere Mann, die Hausmutter, ja jeder bereits in einem bestimmten Berufe Stehende ist eben kein Student, der sich die Wissenschaft schulgerecht vortragen läßt.

Die „Bücher der Natur" werden daher systematische Ueberschichten über die großen Gebiete der Naturwissenschaft (Thierkunde, Pflanzenkunde u. s. w.) erst dann bringen, wenn deren wichtigere Abschnitte in gründlichen Darstellungen vorausgegangen sind. So wird z. B. eine Darstellung des Pflanzensystems in einem besondern Bändchen erst dann gegeben werden, wenn vorher der innere Bau und das Leben der Pflanze, die Giftpflanzen, die Getreidepflanzen, die Waldbäume, die Obstpflanzen, oder besonders interessante Pflanzenfamilien, z. B. die Farnkräuter, die Moose, die Gräser, die Flechten ꝛc. in besonderen Bändchen in allgemeinfaßlicher und gefälliger Form abgehandelt sein werden. Eine Kenntniß des Besonderen muß, gegenüber dem Volke, vorausgehen, wenn das Allgemeine nicht langweilen soll.

Demnach werden die Bücher der Natur eine Sammlung mit einer gewissen Gründlichkeit, aber nicht im trocknen Lehrton geschriebener kleiner Monographien sein, jede ein für sich bestehendes und für sich verständliches Ganze bildend. Mit der Ordnung, von welcher das erste Bändchen einen Abriß gibt, mußte gegen den oben entwickelten Grundsatz verfahren werden, weil man ihr praktischen Zweige der Chemie (Brennerei, Brauerei, Seifensiederei, Färberei, Küchenchemie ꝛc.) nicht verstehen kann, ohne eine Vorkenntniß der allgemeinsten chemischen Grundlehren. Im zweiten Bändchen ist eine gewiß vielen Eltern und Erziehern höchst erwünschte Anleitung gegeben, die Kinderwelt in ein Geist und Gemüth bildendes Beachten der sie umgebenden Natur einzuführen.

Es hat sich mit dem obenbezeichneten Herausgeber eine Zahl namhafter Naturforscher verbunden, und im förderlamen Zusammenwirken die Lösung der großen Aufgabe zu beginnen und nach Kräften durchzuführen.

Die zunächst erscheinenden Bändchen sind:

1. **Die Grundzüge der Chemie**, von Dr. H. Hirzel;
2. **Die Familie als Schule der Naturwissenschaft**, von Dr. B. Siegismund;
3. **Die Natur des Hochgebirges**, mit besonderer Berücksichtigung der Gletscher, von E. Dräger.
4. **Das Wasser und seine Quellen**, von Dr. H. Birnbaum;
5. **Das Salz**, vom Salineninspektor L. Meyn;
6. **Die Ernährung und die Nahrungsmittel**, von Dr. Scherzer;
7. **Das Licht**, von Dr. H. Bolze;
8. **Die Lehre von den Gestalten des dritten Naturreichs**, von Dr. H. Otto Volger;
9. **Geschichte und Verfahren der Naturwissenschaft**, vom Herausgeber;
10. **Die Farnkräuter**, von Dr. E. Winkler.

und diesen reihen sich unter Anderen eine „Geschichte der Erde — Die deutschen Getreidepflanzen — Die schädlichen Thiere Deutschlands — Die Vögel Deutschlands — Der Mensch — Das Leben der Pflanze — Das Leben des Thieres — Die Steinkohle, Braunkohle und der Torf — Die Gräser — Grundzüge der Sternkunde — Die deutschen Säugethiere — Die deutschen Waldbäume — Grundzüge der Physik — Der Vulkanismus — Die Atmosphäre und ihre Erscheinungen — Der Boden — Die Metalle und ihre Gewinnung" — von anerkannt tüchtigen Verfassern an.

Bei dem Rufe, welchen Herr Prof. Roßmäßler als populärer Schriftsteller auf naturwissenschaftlichem Gebiete genießt, bedarf es zur Empfehlung des obigen Unternehmens keiner buchhändlerischen Anpreisungen.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat daher den obigen Mittheilungen des Herausgebers nur noch Folgendes hinzuzufügen:

Die „Bücher der Natur" erscheinen in Bändchen à 12 Ngr. von dem Umfange von 11 Bogen und darüber und werden, sofern keine Hindernisse in den Weg treten, in monatlichen Zwischenräumen auf einander folgen.

Illustrationen und **Ansichten** von den tüchtigsten Künstlern ausgeführt, werden in reicher Fülle theils in den Text eingeschalten, theils als besondere Tafeln beigegeben werden, wie denn überhaupt die Ausstattung der „Bücher der Natur" eine durchaus würdige sein soll.

Wenn wider Erwarten ein Minus in der Bogenzahl eintreten sollte, so wird die Verlagshandlung bemüht sein, das Publikum durch reichere Illustrationen dafür zu entschädigen.

Leipzig, im November 1856.

Verlagshandlung von Ernst Keil in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 46. 1856.

Die Gartenlaube

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herr Klein.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

Eins wollte sich der Geheimerath Fischer aber gar nicht ausreden lassen. Ueberall in den Gasthöfen und auf den Dampfschiffen begegnete man Reisenden, Herren wie Damen, mit schmalen Schultern, langen Hälsen, langen Gesichtern, langen Nasen, die Gesichter roth, die Nasen mit Rubinen besäet. Er sah ihnen jedes Mal mit Behmuth nach.

„Schade, Schade," sagte er. „Wie doch der Schnaps den Menschenschlag ruinirt. Diese Russen sind an sich ein so kräftiger Menschenschlag, und wie sehen sie aus!"

„Aber, Vater, das sind ja echt englische Gesichter, die der Porter geröthet hat."

„Russische Schnapsgesichter, ich versichere Dich, Charlotte."

„Aber, Vater, sehen Sie nur die langen, gebogenen Nasen. Die Russen haben dicke, aufgeworfene Stumpfnasen."

„Das verstehst Du nicht, mein Kind. Es gibt zweierlei Arten von russischen Physiognomien; die eine mit den langen, die andere mit den dicken aufgeworfenen Nasen. Die Regimenter der Garde werden danach gegliedert. In die einen kommen nur langnasige Leute, in die anderen nur stumpfnasige. Die letzteren heißen la garde aux nez retroussés. Ich weiß das ganz genau. Diese letzteren müssen auch den Schnurrbart in die Höhe gewichst tragen, und wie in dem ganzen Regimente der eine Mann vollkommen wie der andere aussieht, so meint man, ein ganzes Regiment Meerkatzen vor sich zu haben. Die meinst Du; ich aber die anderen von der Sorte, die man hier sieht."

„Aber, Vater —"

„Aber, Vater! Immer aber, Vater. Ich verbitte es mir. Dies weiß ich nur zu gewiß; ich kenne die Menschen."

„Wenn der Vater auf Rußland kommt," sagte Fräulein Charlotte zu ihrer Schwester, „so duldet er gar keinen Widerspruch. Diese Engländer mit Russen zu verwechseln! Und jene häßlichen Judengesichter mit kastilischen Granden! Ach, wenn der Herr Boz Dickens das gehört hätte, der in seinem englischen Hochmuthe meint, es gäbe nur zwei schöne Volksstämme auf der Erde, die Engländer und die Kastilier, nur wieder mit dem Unterschiede, daß in England die Schönheit sich in der ganzen Race erhalten habe, in Kastilien aber nur noch in einzelnen Familien fortlebe!"

Aber die in Hoffnung lebende und in Furcht schwebende Schwester erwiederte nur: „Ich bitte Dich, verdirb dem Vater die gute Laune nicht!"

Das wagte Fräulein Charlotte denkt auch bei einer anderen Gelegenheit nicht, wie oft ihr das Herz bersten und der Kopf zerspringen wollte.

Zwischen Bingen und Mainz war auf einer Nebenstation eine einzelne Dame in das Dampfboot eingestiegen. Sie war zwar bescheiden, aber deste anständiger und ganz wie eine Dame aus den höheren Ständen gekleidet. Sie war im mittleren Alter, vielleicht schon eine angehende Vierzigerin. Aber sie war noch sehr wohl erhalten. Ihr Teint war frisch und rein, wie Milch und Blut; ihr blaues Auge war zwar etwas fatiguirt, glänzte aber in einzelnen Augenblicken in einem wunderbaren Schmelz; in andern Augenblicken war dieses Auge freilich sehr bekümmert, aber darum nicht minder schön. Zu dem Alter paßten, und selbst zu dem bekümmerten Blicke, standen nicht schlecht die runden, etwas vollen Formen des Körpers, besonders ein paar schöne, schneeweiße, runde Arme, die aus den weiten Aermeln des schwarzseidenen Reisekleides mit unbewußter Koketterie hervorsahen und die Blicke fesselten und blendeten. Das Wesen der Dame war einfach, wie ihr Anzug. Ihr Benehmen war sicher, als wenn sie gewohnt sei, sich in der großen Welt zu bewegen, und hatte doch wieder eine gewisse Schüchternheit. Man mußte indeß nur zu gern geneigt sein, diese mit ihrem verkümmerten Blick in Verbindung zu bringen. Sie schien unglücklich zu sein.

Den Geheimerath Fischer zog ihr Anblick sofort an. Er mußte sie oft mit viel aufsehn, und wußte selbst nicht, warum. Aber er mußte sie nicht auf eine abstoßende, übelwollende Weise angesehen haben, denn nicht weit von Mainz trat die Dame, der seine Blicke nicht entgangen sein mochten, auf ihn zu, und sagte zu ihm:

„Mein Herr, Ihr würdiges Wesen flößt mir Vertrauen ein. Ueberdies sind ohne Zweifel diese beiden liebenswürdigen jungen Damen Ihre Töchter?"

Sie sprach mit einer Stimme, die so rein wie ihr Teint, und so schmelzend wie der Blick ihres Auges war.

„Unterthänigst," erwiederte der Geheimerath. „Gewiß; ich reise in Gesellschaft meiner beiden Töchter."

„So darf eine Unglückliche eine Bitte an Sie wagen?"

Der Geheimerath zögerte doch mit einer Antwort. Die Dame aber fuhr mit ihrer schönen unglücklichen Stimme fort:

„Ich muß Ihnen mit völlig offenem Vertrauen entgegenkommen. Ich bin die Frau von Neepow auf Zauden bei Lauenburg in Pommern."

„Ah, wir sind also Landsleute, gnädige Frau!"

„Ich bin Wittwe und eine unglückliche Mutter."

„Wittwe?“

„Mein verstorbener Mann war Rittmeister; mein einziger Sohn wurde ebenfalls Soldat; er trat früh ein, ist jetzt Fähndrich, und steht seit einiger Zeit bei dem einundreißigsten Regimente in Mainz. Er war so gut, so unverdorben; böses Beispiel verführte ihn bald. Er machte mir viele Sorgen. Seine Kameraden schrieben von ihm in die Heimat, daß er hier ein ausschweifenderes Leben führe, als je vorher. Sie begreifen das Mutterherz, mein Herr. Ich mußte selbst sehen, ihn beobachten, um danach weiter beschließen zu können, was zu seiner Rettung erforderlich ist.“

„Ich begreife vollkommen, gnädige Frau,“ sagte der theilnehmende Geheimerath.

„Um ihn beobachten zu können, muß ihm meine Anwesenheit in Mainz vor der Hand ein Geheimniß bleiben.“

„Es ist sehr einleuchtend.“

„Zu demselben Zwecke nahe ich mich Ihnen mit einer Bitte. Mein Name würde bekannt werden, in das Fremdenblatt kommen, wenn ich ihn im Gasthause abgeben müßte. Daher —. Aber darf ich vorher fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen?“

„Ich bin der Geheimerath Fischer aus Berlin.“

„Ach, Herr Geheimerath, dann darf ich meine Bitte nicht wagen.“

Die Dame wurde sehr traurig.

„Sprechen Sie, meine gnädige Frau.“

„Wie dürfte ich, die Unbekannte, in die Familie eines so hochstehenden Mannes, wenn auch nur äußerlich, wenn auch nur dem Namen nach, mich eindrängen wollen?“

„Befehlen Sie, gnädige Frau,“ sagte der gutmüthige Geheimerath.

„Ich muß Ihnen vorher meinen Paß zeigen, damit nicht der geringste Zweifel —“

„Ich bitte, gnädige Frau. Sie würden mich beschämen. Unter keinen Umständen.“

Der Geheimerath wußte zu leben; die Dame gleichfalls. Sie stand davon ab, ihn zu beschämen.

„Wie gütig sind Sie, Herr Geheimerath. Ich darf also die Bitte an Sie richten, mich zu Ihrer Familie anschließen und als zu Ihrer Familie gehörig mit Ihnen in Ihrem Gasthof in Mainz einkehren zu dürfen? Ich werde sie nicht im geringsten weiter belästigen, aber zugleich einen Trost darin finden, Ihren liebenswürdigen Töchtern eine mütterliche Freundin zu sein.“

Sie sprach so unglücklich, sie blickte so schmeichelnd, ihr schöner runder Arm legte sich so sanft bittend auf den Arm des Geheimerathes.

„Es wird mir eine Freude sein, einer unglücklichen Mutter in Ausübung einer so schweren Pflicht behülflich sein zu können.“

„O, Sie edler Mann, wie soll ich Ihnen danken? Und darf ich bitten, mich zu Ihren Fräulein Töchtern zu führen?“

Die Fräulein Töchter saßen in der Nähe. Sie hatten fast jedes Wort hören können, besonders die aufmerksame jüngere Tochter. Warum hätte die unglückliche Mutter ihr Leiden vor den liebenswürdigen Töchtern des edlen Mannes verbergen sollen, dem sie ihr volles Zutrauen schenkte? Fräulein Charlotte's Herz wollte bersten; die ganze kleine Person wollte wenigstens — aufspringen. Aber sie durfte ja nicht einmal mehr: „Aber, Vater!“ sagen.

„Frau Baronin von Neetzew,“ stellte der Geheimerath die Dame seinen Töchtern vor.

„Nicht Baronin! Aber eine unglückliche Mutter, die sich glücklich schätzen wird, Ihnen, meine jungen Damen, wenn auch nur für einige Stunden, eine mütterliche Freundin zu sein. Darf ich nun ihre Namen hören?“

„Meine Schwester heißt Louise, und ich Charlotte,“ antwortete Fräulein Charlotte kurz, aber trotzig.

„O, ich werde Ihre Liebe gewinnen!“

Das Dampfboot hatte Mainz erreicht. Es legte an dem Landungsplatze an. Der Geheimerath führte die mütterliche Freundin seiner Töchter; es durchzuckte ihn elektrisch, als ihr schöner, weißer, runder Arm sie mit völligem Vertrauen in dem seinigen lag.

„Ihr Paß, mein Herr!“ sagte höflich der Genoe'arm an der Landungsbrücke.

Der Geheimerath wies seinen Paß vor.

„Herr Geheimerath Fischer aus Berlin?“

„Wie Sie sehen.“

„Mit Familie?“

„So sieht es auch im Paß.“

„Alle drei Damen?“

„Alle drei,“ antwortete der Geheimerath erröthend. Wen mochte das Erröthen gelten, dem Gewissen des alten Inquirenten, oder dem schönen Arme, den er so gewissenlos als zu seiner Familie gehörig erklärte?

„Aber der Paß enthält weder Zahl noch Signalement?“

Der Geheimerath wurde stolz. „Sie sehen, es ist ein Ministerialpaß; der enthält niemals solches Detail. Dafür wird er aber auch nur vertrauten Personen ertheilt.“

„Entschuldigen Sie; man muß seine Pflicht thun.“

Der Geheimerath passirte mit seiner Familie. Im Gasthofe zum „Römischen Kaiser“ schrieb der Geheimerath gleichfalls in das Fremdenbuch: „Geheimerath Fischer aus Berlin, mit Familie.“

Die Frau Baronin, die selbst keine Baronin sein wollte, hatte sich bald in ihre Stube zurückgezogen, und war dann ausgegangen. Das Mutterherz ließ ihr keine Ruhe.

„Charlotte,“ sagte der Geheimerath zu seiner jüngsten Tochter, „warum bist Du so still?“ Die ältere Tochter fragte er nicht. Sie war immer still.

„Ich darf ja nicht mehr sprechen,“ antwortete Fräulein Charlotte.

„Was soll das nun wieder heißen?“

„Seit jenen langweiligen Engländern, die mit Gewalt Russen sein sollten —“

„Du willst mir also schon wieder widersprechen?“

„Ich darf ja nicht.“

„Wegen dieser unglücklichen Mutter?“

„Wer sagt Ihnen, daß sie das ist?“

„Sie selbst.“

„Wie mancher Inquisit hat Ihnen —“

„Schweig; ich kenne die Menschen. Ein alter Inquirent, wie ich, kann wohl die Verbrecher von dem ehrlichen Manne unterscheiden.“

„Wir sprechen von einer Frau.“

„Auch Frauen, auch Frauen. Auch bei dieser. Welcher Anstand, welche edle Würde —“

„Welche Aufrichtigkeit! So ehne Weiteres sich in eine völlig unbekannte Familie einzudrängen —“

„Sie entschuldigte sich ja. Sie ist so allein —“

„Warum reiset sie allein? Macht nicht schon das sie verdächtig? Nicht einmal ein Bedienter —“

„Das versteht Du nicht. Sie will ihren Sohn überraschend beobachten.“

„Aber, Vater, was hinderte sie der Bediente —“

„Ehen wieder: aber, Vater! Ich sage Dir, es ist eine edle Unglückliche. Diese Anmuth, dieser Adel lügen nicht. — Warum antwortest Du mir nichts?“

„Ich darf Ihnen ja nicht widersprechen.“

„Zudem kommt sie mir so bekannt vor; ich muß sie schon irgendwo gesehen haben, und kann mich nur gar nicht besinnen, wo. Wahrscheinlich ist sie in Berlin bei Hofe gewesen. Ja, ja, sie wird es sein. Diese Anmuth! Und die Neetzew's sind eine angesehene Familie in Pommern. Mädchen, Du solltest Dich glücklich schätzen, in Gesellschaft einer so feinen, gebildeten Dame zu reisen.“

Der Abend neigte sich. Man ging auf die Schiffbrücke, der Sonnenuntergang zu sehen. Hier war es, wo die goldene Pracht des Abends und jener mythische Major das heute besonders hohe Glück empfängliche Herz des Geheimeraths völlig glücklich stimmte. Auch Fräulein Charlotte ließ ihren Unmuth fahren. Sie selbst träumend mit der träumenden Schwester den goldenen und purpurnen Wolken, die Glück verkündend, nach dem Süden hinzogen, nach der Schweiz hin.

Freilich später sollte sie der volle Unmuth wieder fassen. Die mütterliche Freundin war zum Abendessen zurückgekehrt. Sie war sehr still und traurig. Der zartfühlende Geheimerath wagte nicht durch eine Frage, vielleicht unzart, ihr Herz zu berühren. Er sprach daher nur von seiner morgenden Weiterreise, und daß diese zunächst nach Wiesbaden gehe, wo er bis übermorgen, Sonntag, zu bleiben gedenke, um seinen Töchtern den Genuß eines Sonntagsbratens zu verschaffen.

Da bekamen die Augen der Dame wieder ihren schönsten thränenden Schmelz. Neben dem Dunkel des Unglücks leuchtete zugleich ein Strahl der Hoffnung darin.

„Nach Wiesbaden reisen Sie, mein Herr?“

„Nach Wiesbaden, gnädige Frau.“

„O, mein Gott! Ich habe meinen Sohn hier nicht gefunden. Er ist mit einem Wüstewicht, seinem Verführer, in Wiesbaden; schon seit drei Tagen. Wie sollte ich allein ihm dahin folgen? Ohne Beistand? Ohne Schutz? O, mein edler Herr! Sie haben schon so viele Güte für mich gehabt. C., meine lieben, theuren Freundinnen, heißen Sie einer unglücklichen Mutter, Ihren braven Vater zu bitten.“

Aber es bedurfte der Bitten der lieben, theuren Freundinnen nicht. Sie hatte die Hand des Geheimraths ergriffen und gedrückt.

„Es wird uns Allen eine große Freude sein, gnädige Frau, Sie noch länger in unserer Gesellschaft zu sehen.“

„Nein, das ist um aus der Haut zu fahren!“ rief es in Fräulein Charlotte.

Sie reisten am andern Tage zusammen nach Wiesbaden. Unterwegs zeigte die Dame sich wirklich als eine mütterliche Freundin der beiden Töchter des Geheimraths.

„Sie nehmen mir eine Bemerkung nicht übel, mein edler Freund,“ sagte sie zu ihrem Beschützer.

„Wie konnte ich bei Ihrem Wohlwollen?“

„Ihre lieben Töchter gehen zu einfach. Ich ehre den einfachen Sinn; vielleicht haben auch die jungen Damen nicht gewußt, daß es gerade seit der vorigen Saison nicht mehr zum guten Ton gehört, in einfacher Reisetoilette zu erscheinen. Besonders die Engländerinnen haben diese gute Sitte verdrängt. Es ist das natürlich. Diese in Deutschland reisenden Engländerinnen gehören meist den Klassen an, die in ihrer Heimat eine gute Gesellschaft nie zu sehen bekommen: Schuhsters-, Schneiders und Fleischerstöchter. Aber Sie haben Geld; und da putzt und bläuet sich das denn auf, und die Französinnen und Deutschen machen es ihnen nach. Kurz, der frühere gute Ton ist einmal verdorben, und man muß mitmachen. Ich, eine Wittwe, eine unglückliche Mutter, kann mich zwar von solcher Mode emancipiren; aber solche junge, liebenswürdige Damen — Sie werden begreifen! Und ich werde in Wiesbaden um die Erlaubniß bitten, den feinen Geschmack der lieben Kinder in der Auswahl einer neuen Toilette bewundern zu dürfen.“

Der Herr Geheimerath begriff; um so weniger konnte er begreifen, daß seine Töchter nicht begriffen. Es handelte sich doch um ihre Toilette, und in Wiesbaden waren die elegantesten Läden und Magazine, die es gerade zu jener Zeit mit Gersen am Werder'schen Markte in Berlin aufnehmen konnten. Er ging so weit, dies selbst zuzugeben.

„Ich meinte, es ginge nichts über Berlin,“ erwiderte ihm Fräulein Charlotte.

„Eigentlich allerdings nicht. Allein wenn man alle diese eleganten Läden zusammen nimmt, so möchten sie doch gewissermaßen Gersen überbieten, obwohl Gersen sonst der erste Laden der Welt ist.“

„So warten wir, bis wir wieder in Berlin sind.“

„Aber, liebe Charlotte, dann ist ja der Zweck verfehlt. Ihr müßt doch auf der Reise anständig aussehen; und ich will es nun einmal, und wenn Ihr nicht mit wollt, so gehe ich mit der Frau von Neetzow allein und kaufe.“

Das wollte Fräulein Charlotte gar nicht. Sie hatte zwar noch eine List. „Kaufen Sie uns wenigstens warten bis Frankfurt, Vater. Dort ist der Bundestag, dort müssen also noch großartigere Läden sein —“

„Ja, ja, wir haben selbst einen Gesandten da.“

„Also!“

Aber die Logik seiner Tochter wollte der Baronin gegenüber dem Geheimerath nicht einleuchten.

„Nein, nein, in Frankfurt ist doch auch viel Juden- und anderer Trödel. Wer weiß, was man dort findet. Hier sind nun einmal schöne Sachen.“

Die beiden Mädchen mußten mit ihm und der Baronin in einen der reichen, eleganten Läden gehen, die in der Badesaison zu Wiesbaden allerdings mit Gersen in Berlin wetteifern können. Die Baronin schien sie in den reichsten und elegantesten von allen geführt zu haben. Sie stellte sich auch an die Spitze des Nachfragens, des Auswählens und des Handelns. Sie war hier in der That ganz die mütterliche Freundin der beiden jungen Damen. Indeß waren beide junge Mädchen sehr enthaltsam, Fräulein Charlotte offenbar aus Trotz, und die stille Louise, weil ihre Schwester es war. Sie nahmen nur wenige und einfache Sachen, zum Aerger des Geheimraths, aber unter festwährendem Lobe der Baronin über die liebenswürdigste Bescheidenheit, die ihr noch nie vorgekommen sei.

Die Dame schien glücklich zu sein; aber nur für die halbe Stunde in dem Laden. Draußen sagte sie traurig: „Jetzt beginnen wieder die unglücklichen Sorgen der Mutter. Seien Sie glücklich unterdeß in diesem schönen Punkte der Natur und des Lebens. Ich suche meinen Sohn auf; ich muß ihn allein finden.“

Sie verschwand in der Menge. Der Geheimerath sah ihr mit einem tiefen Seufzer nach, wie einer hohen Erscheinung aus einer andern Welt, die plötzlich entzückt hat, aber auch eben so plötzlich wieder verschwindet.

„Wo ich sie nur schon gesehen habe?“ rief er träumend.

„Vielleicht in der Starkwagei,“ sagte boshaft Fräulein Charlotte.

Aber die beiden jungen Damen gaben sich ganz der schönen Natur und dem bewegten, ihnen völlig neuen Badeleben hin, und bekümmerten sich wenig mehr um die Baronin aus Lauenburg in Hinterpommern.

Sie sollten sich indeß doch bald darum bekümmern müssen.

Vater und Tochter saßen am Sonntag Nachmittag auf der schönen Terrasse vor dem Kurhause. Die Töchter waren glücklich, der Vater aber nicht. Die Baronin hatte sich nur auf wenige Augenblicke sehen lassen; sie war sehr verstimmt und traurig gewesen, und hatte ihren Sohn vergeblich gesucht. Sie hatte zwar von einem Trupp junger Kavaliere sprechen gehört, unter denen auch einige junge Herren von der Besatzung in Mainz seien, und die allerlei tolle Streiche und Debauchen machten. Die unglückliche Mutter konnte nicht zweifeln, daß ihr Sohn darunter sei; aber sie hatte ihn noch nicht zu Gesichte bekommen können, und mußte weiter suchen. Das hatte auch den Geheimerath verstimmt. Er ärgerte sich über Alles; er schimpfte über Alles, über die einfältigen Berge, das kleine Nest, den schlechten Kaffee, und daß nicht einmal Weißbier da war; endlich setzte über das bunte, bewegte, fröhliche Leben, in dem er mit seinen beiden Töchtern sich mitten innen befand.

„Und dabei die Schande,“ rief er, „so den Sonntag zu entheiligen. Selbst die Läden sind heute offen!“

Das war aber Fräulein Charlotte zu arg.

„Aber, Vater,“ rief sie, allem Verbot zum Trotz. „Was hätten Sie denn in diesem Augenblicke in Berlin? Selbst in Ihrem schönen Thiergarten? Alles still, züchtig und ehrbar. Wie die Lippen stumm, so müssen die Blicke niedergesenkt sein; kein Wagen darf schnell fahren, keine Musik darf laut werden —“

Zu dem Aerger des Geheimraths gesellte sich ein anderes Gefühl.

„Und darüber lästerst Du, Mädchen? Ueber hohe polizeiliche Anordnungen?“

„Wir sind ja nicht in Preußen, Vater.“

Endlich schien er einmal wieder für die Logik seiner Tochter zugänglich zu sein. Er erwiderte seiner Tochter nichts; er hätte es auch nicht gekonnt, denn in demselben Augenblicke war Jemand an den Tisch getreten, der, von dem Kurhause kommend, hierher in dem Gewühle umhergespäht, und dann, als er den Geheimerath und dessen Töchter bemerkt hatte, in ziemlich gerader Richtung, aber doch dem Anscheine nach absichtslos, auf ihren Tisch zugegangen war.

Es war ein hübscher junger Mann in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, mit einem feinen, klugen, offenen Gesichte, in dem man sehr genau nachsehen mußte, wenn man den lauernden Blick erhaschen wollte, der sich tief hinter den lebhaften Augen versteckt hielt. Wie er absichtslos an den Tisch gekommen zu sein schien, so blieb er auch wie zufällig stehen.

„Ein schöner Punkt hier!“ wandte er sich an den Geheimerath mit einer trenherzigen, aber nicht rohen Ungenirtheit, die dem offenen Gesichte, freilich ohne den Zusatz des versteckten lauernden Blickes, entsprach.

„O ja,“ entgegnete der Geheimerath sehr kalt.

„Der Reisende, zumal wenn er den Rhein herauf kommt, hat sich allerdings an schöne Gegenden gewöhnt.“

Der Geheimerath antwortete nur mit einem leichten Kopfnicken.

„Die Damen werden mir gewiß ebenfalls beistimmen.“

Fräulein Charlotte sah nach den Bergen, ohne ihm etwas zu erwidern. Die sanfte Louise sagte:

„Wir haben wunderschöne Parthieen gesehen.“

Der Fremde wurde lebhafter.

„Auch nach ihnen behält Wiesbaden immerhin seine Reize. Dieses plötzliche, großartige, fast großstädtische Leben in dem kleinen verborgenen Winkel."

Fräulein Charlotte rümpfte die Nase. Der Geheimerath aber sagte in einem halb ernsten, halb belehrenden Tone:

„Großstädtisch können Sie denn doch dieses Leben unmöglich nennen."

„Freilich," entgegnete der Fremde, „wenn man das Leben von Berlin damit vergleichen wollte! Indeß in mancher Beziehung hat die Saisen hier selbst ein großartigeres Leben und Treiben aufzuweisen, als Berlin."

„Ich möchte doch wissen, in welcher?"

„Zum Beispiel im Industrieritterthum."

„Ah, mein Herr, glauben Sie das nicht."

„Ich versichere Sie dennoch. Nirgend, in keiner noch so großen Residenz, wird das Gaunerwesen, namentlich das vornehme, mit mehr Verschmitztheit und zugleich Frechheit getrieben, als in den Bädern, besonders hier in Wiesbaden."

Charlotte sing an, den Fremden mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Sie wollte ihrem Vater einen Wink geben; allein der alte Inquirent war in seinem Elemente, und dann sah er nicht rechts und nicht links.

„Haben Sie das Verbrecherwesen in großen Städten kennen gelernt, mein Herr?" fragte er den Fremden.

„Mitunter. Und gerade darum kann ich meine Behauptung aufrecht erhalten. In den Bädern treten die Industrieritter in ganz andern Gestalten, unter ganz andern Formen auf; feiner, gewandter, mit mehr Aplomb. Man kann sie in Residenzen ganz genau kennen, nur sich vor ihnen zu hüten gelernt haben; im Bade täuscht man dennoch Gefahr, die Opfer zu werden."

Fräulein Charlotte wurde mißtrauischer. Der Geheimerath lächelte sehr verächtlich. Der Fremde fuhr unbefangen fort:

„Auch in großartigerem Maßstabe treiben sie in Bädern ihr Wesen. Wo sie in großen Städten um Hunderte prellen, betrügen sie hier um Tausende."

„Pah!" warf der Geheimerath weg.

„Ich könnte ihnen gleich ein Beispiel anführen. In Berlin hat vor einigen Jahren eine gewisse Bommert ihr Unwesen getrieben."

„Bommert?" rief der Geheimerath, im höchsten Grade überrascht.

„Der Name fällt Ihnen auf?"

„Bommert? Bommert? Was wissen Sie von der Person?"

„Sie kennen sie also?"

Der Geheimerath sah zweifelhaft bald den Fremden an, bald vor sich hin. Der Fremde kam seiner Unbeholfenheit zu Hülfe.

„Ich verriene Ihr Mißtrauen," sagte er mit einem feinen Lächeln. „Ich war nicht offen gegen Sie. Ich habe mich selbst einer kleinen Hinterlist gegen Sie schuldig gemacht. Es ist das sonst meinem offenen, leider zu offenem Charakter fremd. Aber der Beamte ist vor Allem Beamter. Ich habe die Ehre, den Herrn Geheimerath Fischer aus Berlin zu sprechen?"

„Woher kennen Sie mich, mein Herr?"

„Nur aus dem Fremdenbuche. Ich bin Polizeibeamter hier."

„Und in welcher Absicht, Herr — Herr —?"

„Mein Titel thut nichts zur Sache, Herr Geheimerath. Wir sind hier nicht in Berlin. — Ah, entschuldigen Sie. Ich sagte es ja, ich bin leider zu offen. Mein Name ist übrigens Klein. Aber Sie wünschen zu wissen, warum ich mich der List gegen Sie bediente?"

„In der That, Herr Klein."

„Eine äußerst gewandte und verschmitzte Gaunerin hat seit Kurzem in Ems, Schwalbach und Schlangenbad vielfältige Betrügereien verübt, und heute bekommt die hiesige Polizei die Nachricht, daß sie wahrscheinlich ihre Reise nach Wiesbaden genommen habe. Nach einzelnen von ihr mitgetheilten Zügen kam ich unwillkürlich auf den Gedanken, die Person könne die Bommert sein, die vor einigen Jahren vom Criminalgerichte zu Berlin steckbrieflich verfolgt wurde, gleichwohl seitdem spurlos verschwunden war. Ihr Steckbrief mit Signalement ist zwar hier; aber, Herr Geheimerath, Sie, als erfahrener, gediegener Inquirent, werden besser wissen, wie geringen Anhalt und Zuverlässigkeit solche Signalements geben."

„Woher wissen Sie," fragte der Geheimerath wieder, „daß ich Inquirent war?"

„Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich Polizeibeamter bin."

„Freilich, freilich."

„Ich beschloß daher, den günstigen Zufall Ihrer Anwesenheit zu benutzen, und Sie, Herr Geheimerath, unmittelbar um persönliche, aushältlichere Auskunft zu bitten. Daß ich den kleinen Umweg wählte — ah, man gewöhnt sich zu leicht an die Wege der Polizei. Entschuldigen Sie mich."

Der Geheimerath fühlte sich nur noch geschmeichelt.

„Ich stehe Ihnen gern zu Diensten, Herr Klein."

„Also die Bommert?"

„Ich habe sie genau kennen gelernt. Ich selbst war in Berlin ihr Inquirent."

„Ich kam also an die beste Quelle."

„Die Person ist gebürtig aus einem Dorfe bei Grandenz in Westpreußen, wo ihr Vater Fleischer war. Ihr voller Name ist Anna Maria Bommert. Sie führt aber stets eine Menge anderer Namen. Sie begann ihre Verbrechen in ihrem sechzehnten Jahre mit Diebstählen in ihrer Heimat; trieb sich dann beinahe achtzehn Jahre in den Provinzen West- und Ostpreußen, in Polen und in Rußland umher, stehlend und betrügend, oder ihre Diebereien und Betrügereien in den Zuchthäusern verbüßend. Immer in wechselnder Gestalt, denn ihre größte Kunst bestand darin, durch Teint, Schminke u. s. w. sich unkenntlich zu machen. Sie wandte sich endlich Berlin zu, um dort ihre Verbrechen großartiger fortzusetzen. Sie wurde aber schon unterwegs, in Küstrin, ergriffen, bei einem Ladendiebstahle. Ladendiebstähle bildeten ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie wurde zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und in die Strafanstalt zu Spandau gebracht. Aber wie sie schon früher überall mit großer List und Frechheit aus den Zuchthäusern entwichen war, so gelang ihr dies auch in Spandau. Von einer Anzahl gefangenen, die nach Beendigung ihrer Strafzeit entlassen wurde, und ihre mitgebrachten Kleidungsstücke zurückerhielt, wußte sie sich ein Kleid und eine seidene Mantille zu erschwindeln. Sie verbarg diese bis zu einer gelegenen Zeit in dem gemeinschaftlichen Schlafsaale. Die Zeit schien ihr an dem Tage gekommen zu sein, als ein neuer Portier der Strafanstalt zum ersten Male seinen Dienst versah. Sie schlich sich mit dem erschwindelten Kleidungsstücke aus dem Schlafsaale, kleidete sich auf dem Flur rasch um, und ging nun dreist an die Ausgangsthür der Strafanstalt. Dem neuen Portier gab sie sich für die Schwester des Directors aus; sie habe in der Anstalt die Aufsicht über die Tapisseriearbeiten, und erbitte ihm noch einen Auftrag. Er öffnete ihr die Thür; sie entkam."

„Das war ihr letztes Entweichen?" fragte mit einem listigen Lächeln der Polizeibeamte von Wiesbaden den Berliner ehemaligen Criminalbeamten.

Der Geheimerath erröthete.

„Gewissermaßen nicht."

„Darf ich bitten?"

„Sie ging von Spandau direkt nach Berlin. Hier wurden auf einmal in kurzer Zeit eine Menge der listigsten und bedeutendsten Ladendiebstähle verübt. Manchmal hatte man auf Niemanden Verdacht werfen können; manchmal hatte man hinterher gerade ihn auf eine unbekannte, sehr vornehm aussehende Dame zu werfen. Die Dame war aber, dem Aussehene nach, in jedem Laden eine andere gewesen. Um so weniger konnte man der Diebin auf die Spur kommen. Endlich wurde sie auf einem großen Diebstahle in einem Seidenladen ertappt, und in die Stadtvogteigefängnisse des Criminalgerichts eingebracht. Ihre Lügen, ihre Ausflüchte übergehe ich; sie bilden nur Romane, und Romane gehen eigentlich der Justiz und Polizei nichts an."

„O, ich bitte," sagte der Herr Klein.

Der Geheimerath fuhr fort:

„Sie wurde, genauer von den Leuten in Augenschein genommen, als die Urheberin der vielen Ladendiebstähle anerkannt. Durch Vernehmung der Spandauer Gefängnißbeamten wurde, trotz ihres Leugnens, festgestellt, daß sie die Bommert war."

„Und darauf?" fragte der Herr Klein den stockenden Geheimerath.

„Darauf entkam sie."

„Aus der Berliner Stadtvogtei?"

„Hören Sie, Herr Klein. Als sie eines Tages wieder zum Verhör gebracht wurde, hatte sie sich von einer Mitgefangenen ein Umschlagtuch und eine Haube geliehen. Sie hatte darin das Aussehen einer ehrsamen Bürgersfrau. So wurde sie durch den Gefangenwärter in die Verhörstube geführt. Die Verhörzimmer sind

Berliner Criminalgerichts liegen an einem langen, schmalen, sich mehrfach windenden Gange. Dieser steht an dem einen Ende durch eine Thür in unmittelbarer Verbindung mit den Gefängnissen. An seinem andern Ende befindet sich die Ein- und Ausgangsthür für die Personen, die aus der Stadt an das Gericht geladen sind. Beide Thüren werden immer verschlossen gehalten; an der einen halten fortwährend zwei Gefangenwärter, an der andern zwei Criminaldiener Wache. Die verschmitzte Abenteurerin entkam dennoch. Als sie durch den Gefangenwärter, der sie hergebracht hatte, aus der Verhörstube wieder hinausgeführt wurde, besanden sich in dem Gange wie gewöhnlich viele Menschen, vergeladene Zeugen, Sachverständige, Taxmissicaten u. s. w. Auf einmal war sie dem Gefangenwärter unter den Händen in der Menge verschwunden, und ehe er sich nur darauf besinnen konnte, wo er sie in dem Gewühl suchen sollte, war sie schon vor der Ausgangsthür nach der Stadt hin. „Das war ein langes Zeugniß," sagte sie zu dem Wache haltenden Criminaldiener. „Bitte, lassen Sie mich schnell hinaus; ich habe ein krankes Kind zu Hause." — Sie sah aus, wie eine ehrbare Bürgersfrau, die ein Zeugniß abgelegt habe. Sie wurde hinausgelassen."

„Und man wärtet wohl noch heute auf ihre Rückkehr?" fragte der Herr Klein.

„Ze glaube ich," sagte etwas kleinlaut der Geheimerath, der selbst der Inquirent der Diebin gewesen war. „Ich würde mich sehr freuen, wenn sie hier wieder ergriffen würde und ich dann beitragen könnte."

„Und nun ihr Signalement, Herr Geheimerath?"

„Sie ist von mittlerer Größe —"

„O, wenn ich bitten darf, nicht das Schablonensignalement; dieses führe ich in der Tasche. Es ist in dem Steckbrief des Berliner Criminalgerichts. Aber vielleicht frischt es Ihr Gedächtniß auf." Er zog ein Papier aus der Tasche und las:

„Die verfehlte Beamtet, die sich bald Gundenow, Berchan, Lenz, von Lenz, von Brünn, von Brünning, Baronin von Brinkfeins, Gräfin Schwerin nennt, ist 39 Jahre alt, evangelischer Religion, mittlerer Statur, 4 Fuß 11 Zoll groß; hat wenig Haar, weshalb sie zuweilen hier eine braun-schwarze Perrücke trug, blaue Augen, eine etwas breite Nase, ein rundes Kinn und einen kleinen Mund. Besondere Kennzeichen: die rechte Schulter höher als die linke, oben keine Zähne, überm Kinn links eine Narbe von der Form einer Bohne, in der Mitte des Kinnes eine kleine runde Bockennarbe; sie ist der deutschen und polnischen Sprache gleich mächtig."

„Richtig, richtig!" sagte der Geheimerath. „Und ich kann Ihnen Folgendes hinzufügen, was in dem Steckbriefe nicht —"

Aber auf einmal brach er ab. Er wurde unruhig, blaß, seine Stirn wurde feucht.

„Darf ich bitten, Herr Geheimerath?"

Der Geheimerath fuhr über die nasse Stirn, als wenn er ein böses Phantom verscheuchen wolle.

„Ah," lachte der Herr Klein, „Ihr Gedächtniß bringt Ihnen wohl noch neue, noch größere Häßlichkeiten zu denen des Signalements?"

„Nicht doch, mein Herr; die Person war nicht so häßlich, wie jene Beschreibung sie macht. Sie hatte ein Etwas, das man in einem gerichtlichen Signalement nicht wieder geben konnte."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel einen angenehmen Blick der Augen, und die Augen waren groß und nicht häßlich. Ferner —"

„Ferner?"

„Ferner einen wohlgeformten Arm."

„Und weiter?"

„Weiter wüßte ich nichts."

Aber der Geheimerath mußte doch noch mehr wissen. Er wurde unruhiger, blasser, auf seiner Stirn sammelten sich dickere Schweißtropfen.

Der Herr Klein sah ihn mit einiger Verwunderung an. Er fand aber keine Zeit, seiner Verwunderung weiteren Ausdruck zu geben; denn in demselben Augenblicke sah er mit seinen Augen, die auch, wenn sie sich verwunderten, überall waren, einen Menschen, der sich durch die Menge auf ihn zudrängte, in einer kurzen Entfernung von ihm stehen blieb und ihm einen Wink zuwarf. Es war ein langer, grauer Mensch in einem schäbigen Rocke und mit einem schäbigen Gesichte. Der Herr Klein wurde eilig.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Geheimerath. Wenn ich Ihnen wieder dienen kann, wird es mir immer eine Freude sein. Leben Sie wohl. Meine Damen, ich empfehle mich Ihnen." Er verschwand mit dem grauen, schäbigen Menschen in der Menge.

Auch Fräulein Charlotte hatte die Unruhe des Geheimeraths bemerkt.

„Fehlt Ihnen etwas, Vater?"

„Es ist hier so heiß."

„Der Mensch hat Sie mit der dummen Geschichte gequält. Es war ein recht unangenehmer, widerwärtiger Mensch."

„Ein Polizeibeamter, Charlotte!"

„Wer weiß? Es kann auch eben so gut einer jener Industrieritter sein, vor denen er warnte, um sicher zu machen."

„Meinst Du, Charlottchen?"

„Welch' ein gemeines, verächtliches Gesicht rief ihn da eben ab."

„Ich hielt es für das Gesicht eines verkleideten Polizeidieners."

„Es war ein vollkommenes Gaunergesicht."

„Meinst Du, Charlottchen?"

Der Geheimerath sprach so weich; er stritt nicht mehr, als der Polizeibeamte. Sie ängstigte sich.

„Sind Sie unwohl, lieber Vater?"

„Nicht doch. Aber wollen wir nicht zum Gasthofe zurückkehren? Ich habe eine solche Unruhe. Ach, Charlottchen!"

„Um Gotteswillen, mein Vater! Was ist Ihnen?"

„Da haben wir es! Es ist richtig!"

„Was ist richtig?"

„Da kommt er. Sein Gesicht —"

„Wer kommt?"

„Es ist richtig, Charlottchen, gib Acht! Meine Ahnung!"

Der Geheimerath wurde leichenblaß. Herr Klein kehrte zurück, und machte sich rasch Bahn durch die Menge. Sein Gesicht drückte eine gewisse wichtige Unruhe aus. Er kam in gerader Richtung auf den Geheimerath zu.

„Herr Geheimerath, Sie haben gestern in einem hiesigen Magazine Einkäufe für Ihre Fräulein Töchter gemacht?"

„Ja, mein Herr."

„Es war noch eine dritte, ältere Dame in Ihrer Gesellschaft?"

„Ja."

„Sie steht im Fremdenbuche als zu Ihrer Familie gehörig aufgeführt?"

„Se ist sie eingeschrieben."

„Die Dame ist vor einer Stunde in das Magazin zurückgekehrt."

„Mein Gott!"

„Sie hat sich die reichsten Stoffe vorlegen lassen."

Der Geheimerath wollte sprechen; die Stimme versagte ihm. Der Andere fuhr fort:

„Sie hat eine reiche Auswahl getroffen, für mehr als sechshundert Thaler. In Ihrem Namen, für Ihre Fräulein Töchter, die Sie mit den schönen Sachen überraschen wollten. Sie hat die Sachen in den Gasthof bringen lassen, und sie dort in Empfang genommen. Natürlich auf Kredit, auf Ihren Kredit. Sie gehörte zu Ihrer Familie. Dem Herrn Geheimerath Fischer aus Berlin kreditirte man gern. Hinterher bekam man doch Verdacht. Man erkundigte sich in dem Gasthofe; die Dame war fort; sie kannte auf einer Promenade, bei Ihnen sein; aber auch die Sachen waren fort; und nicht blos die heute von ihr gekauften, auch Ihre gestrigen Einkäufe. Kisten, Schränke und Koffer waren erbrochen und leer."

Der Geheimerath hatte die Sprache wiedergewonnen. „Die Bommert!" rief er. Aber er konnte nur das eine Wort aussprechen.

„Ich wagte die Ahnung nicht," sagte der Herr Klein.

Aber dieser Polizeibeamte war ein dankbarer Mensch. „Herr Geheimerath," fuhr er fort. „Ich bot Ihnen vorhin meine Gegendienste an. Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Es wird bei uns jetzt über den Verfall eine weitläufige, zuerst polizeiliche und dann gerichtliche Untersuchung eingeleitet werden. Sie und Ihre Fräulein Töchter werden darin die Hauptzeugen sein. Man würde Sie zwanzig Mal vernehmen wollen; Sie würden Wochen lang bei uns bleiben müssen, und doch würde man dadurch weder die Diebin, noch die Sachen zurückbekommen. Mein Rath wäre daher, Sie reisesen je schneller als möglich von hier ab. Ihre Vernehmungen können ja später durch Requisitionsschreiben herbeigeführt werden."

Im Gasthofe fand sich Alles bestätigt, was der Herr Klein gesagt hatte. Der Geheimerath reiste mit dem ersten Eisenbahnzuge ab, der nach Frankfurt ging. Auf dem ganzen Wege hatte er kein Wort gesprochen. Aber in Frankfurt wurde ihm wieder wohl; er sah preußisches Militair und den Bundespalast.

„Mit dem Herrn Klein hattest Du doch Unrecht, Eduard," sagte er. „Er war ein wirklicher Polizeidiener. Ich kenne Menschen. Und wenn in Wiesbaden des Sonntags die Läden geschlossen werden müßten, wie bei uns in Berlin, so wäre das ganze Unglück nicht passirt." (Fortsetzung folgt.)

Die Czarenstadt im Sommer 1856.

Nr. 1.

Der Eindruck Moskau's. — Der Bazar. — Eine Straße, die Repräsentantin des alten und neuen Rußlands. — Buchhandlungen. — Bäckereien. — Der alte Kolitschugbin. — Sein Magazin. — Die russische Kunst. — Der Platz Baschniae und seine Kostbarkeiten.

Moskau mit seinen 450,000 Einwohnern macht in der heißen Jahreszeit auf den Beschauer den Eindruck der Oede und Einsamkeit. Das Bedürfniß, sich für einen fast achtmonatlichen Winter durch den Genuß des kurzen, aber rasch erblühenden Frühlings in der freien Natur zu entschädigen, macht sich mehr als irgendwo in einer so ungeheuern Stadt fühlbar, wo in der Sommerzeit der Mehrzahl des gemischten Publikums nur wenig oder sehr kostspielige Entschädigungen für die Entbehrungen des Winters geboten werden. Auch beeilt sich der Gutsbesitzer, mit dem ersten warmen Strahl der Maisonne seine gewöhnlichen Spazierfahrten von 500 bis 1000 Werst zu unternehmen, um sich auf seinen nahen oder fernen Besitzungen einige Monate lang dem Vollgenusse des süßesten far niente hinzugeben. Der wohlhabende Hauseigenthümer bezieht seine Datscha im Sokolniker Walde, und Alles, was sonst nur Zeit und Mittel hat, sieht sich, oft schon in den Wintermonaten, nach einem grünen Plätzchen in Moskau's freundlichen Umgebungen um. Von nun an durchrollen wenig Equipagen mehr die unendlichen Straßen. Selbst auf der Iljinka, dem Börsenviertel der innern Stadt, wo sonst sich Pferde und Menschen in unabsehbarer Fehze drängen und treiben, ist es still geworden, und auf dem Neuen Markt (der Schmiedebrücke), dem Mittelpunkte der Eleganz und der Mode, feiern die glänzenden Magazine, allenfalls sammeln sich Schaulustige an den Fenstern der Kunsthandlungen von Daziare und Beckers.

Der in allen Städten Rußlands herrschende Gebrauch, dem Großhandel, sie wie dem täglichen Handelsverkehr ein besonderes Quartier, einen Bazar anzuweisen, den Rußland mit dem Orient gemein hat, erstreckt sich in Moskau nicht blos auf die innere Stadt, sondern die Vorneigung des Kaufmanns, sich durch die gleiche Lokalität und dieselbe Industrie gleichsam zu assoeiiren, macht sich auch in den entfernteren Straßen und Stadtvierteln bemerkbar. Umabgesehen von dem Einflusse, den die südlichen Nachbarn seit Jahrhunderten dabei auf den russischen Kaufmann ausgeübt haben, mag er ursprünglich wohl auch durch die Idee geleitet worden sein, daß da, wo alle Käufer gewissermaßen gezwungen sind, den gleichen Bedarf aufzusuchen, auch die Verkäufer mehr Chancen haben, ihre Waare an den Mann zu bringen.

Vielleicht schreibt sich aus dieser orientalischen Verkehrsweise die Gewohnheit des Käufers her, aus einem Magazine in das andere zu schlendern, und dieselbe Waare erst in zehn Verkaufslokalen zu vergleichen und zu prüfen, ehe er kauft. Daran mußten sich unsere Kaufleute in Deutschland in den Jahren 1813 bis 14 auch erst gewöhnen, wenn damals die russischen Offiziere gruppenweise die Läden, gleichsam zum Spaziergange durchzogen, dann aber auch bei ihren Einkäufen so stattliche Preise zahlten.

Im ungeheuern Moskau entsteht aus diesem Gebrauche für den Käufer der Vortheil, daß er ziemlich genau weiß, wo dieser oder jener Artikel zu finden sei: auf der Miechawaja, auf der Strätenka die Möbelhändler, die Sargverkäufer; in der Nähe des Mostwastroms die Mehl- und Eisenhändler; auf der Iljinka die Schuhmacher, die Hutfabrikanten. Zugleich hat er die Annehmlichkeit der Auswahl und des durch die Konkurrenz bedingten ermäßigten Preises. Dagegen entspringt für den entfernter Wohnenden daraus auch die Unannehmlichkeit, um einer Kleinigkeit willen oft einen halben Tag aufopfern und eine förmliche Reise unternehmen zu müssen, oder für eine Droschka vielleicht mehr zu bezahlen, als der Bummer werth war, dessen er augenblicklich bedurfte. Ist mir zufällig mein Bedarf an Postpapier ausgegangen, brauche ich einen Bleistift, ein Packet geschnittener Federn, ein paar wohlfeile Handschuh, so finde ich das allenfalls etwas näher, aber für einen dreimal höhern Preis, oft auch gar nicht, oder ich muß nach der Stadt," nach den sogenannten „Buden" fahren, und dabei die Stunden meiner kostbarsten Zeit verlieren.

Doch an Zeitverlust muß man sich überhaupt in Moskau gewöhnen, und den Ansprüchen an eine regelmäßige Benutzung der Stunde, die der Deutsche so gern an sich selbst stellt, allmälig entsagen, je mehr man Land und Leute kennen lernt.

Wenn ich einige müssige Augenblicke habe, so durchwandere ich gern die Nikolskaja, die Straße, welche für mich gewissermaßen die Repräsentantin des alten und des modernen Rußlands ist, in ihren Kontraste bieten hier die hohen, zusammenhängenden, in maurischem Styl aufgeführten Gebäude, die neu ausgeschmückten Manufakturläden, die reichen Inkai'schen Stahlwaarenmagazine, mit den kleinen einstöckigen Häuschen, an denen noch immer die alten hölzernen Treppen hinlaufen, mit den Krümmungen der Straßen, die hervorspringenden Mauern und dem bekannten unendlichen Herkommen von den niedrigen, unansehnlichen Scheremetjeff'schen Häusern unschlossen wird. Hier besuche ich gern die Läden der Bücherhändler und der kleinen russischen Bücherverkäufer, deren Inhaber meist die Aufschrift führen: „— — — — auch werden hier Bücher eingekauft und umgetauscht." Die größeren russischen Buchhandlungen, deren es wenige gibt, sind hie und da zerstreut. Die ausländischen, namentlich die deutschen von Moritz Rett, Lemann und Hoff, und die französischen von Urbain, Gautier, Franck nehmen noch immer die elegante Schmiedebrücke und deren Umgebungen ein. Eigentliche Verlagsbuchhandlungen gibt es noch nicht. Lust hat, ein Buch herauszugeben, muß es auf eigene Kosten und Gefahr drucken lassen, es müßten denn unbedeutende Broschüren sein, wobei der Buchhändler nichts riskirt.

Die unbedeutendsten Bücherverkäufer, deren Artikel meist das lesefustige Publikum aus der niedern Volksklasse bestimmen, haben ihr ambulantes Magazin auf einem Holzgestellchen hängen, Mauer unter einem Leinwanddache ausgebreitet, und verbinden mit häufig eine zweite Industrie, den Verkauf von ordinärer Galanteriewaaren, Messern, Scheeren, Leuchtern, Vorlegeschlössern. Der Verkäufer einmal für den Tag seinen Anspruch gemacht, begrüßt genden der Heiligen, das Leben der heiligen Märtyrerin Tatiana, Mazeppa's Abentener, die Beschreibung des Troizi'schen Klosters zurecht gelegt, und die Stahlstiche mit dem Leben Jesu und Ansichten von Jerusalem und dem heiligen Grabe, die er, wie weiß, welchem Almanach entnommen, auf den Bindladen geordnet so ist er fertig. Allenfalls vertieft er sich wohl selbst in das Lesen einer Scarlete, und scheint sich gerade nicht viel darum zu bekümmern, ob er den Mazeppa heute oder morgen verkaufe, oder nur seine Ruhe hat. Ich möchte ihm zuweilen zurufen, wenn ich ihm gegenüber auf der andern Seite der Straße sitze, und in gemüthlichen Faullenzer zusehe, was Trentlet in Paris einem Dichter Millevoie sagte, den er als Kommis lesend fand: „Mon homme, vous lisez — vous ne serez jamais libraire."

Von den Büchertischchen an der Scheremetjeff'schen Mauer, die ich ihrer Länge wegen gern die chinesische Mauer nenne, komme ich zu den Bücherbrettern, die unter den Dachtraufen und Durchgängen der Häuser schon einen Schutz gegen Sonne und Wetter gefunden haben. Hier finden die Liebhaber der französischen Romanliteratur eine reiche Auswahl ganzer und zerstückelter Exemplare des Eugene de Rottelin, Paul und Virginie, Fleurs et vertu, Jean Hogar, und dazwischen lange Reihen Duodezbänden der Histoire universelle par Mr. de Ségur, und wieder ist auch die deutsche und englische Literatur dieser Sortirung vertreten.

Auf der andern Seite der Straße aber nimmt eine dritte Klasse von Verkäufern in der Hierarchie des Buchhandels eine höhere Stelle ein. Diese haben schon Verkaufslokale, kleine Läden, einige von ziemlichem Umfange; ihre alten Bücher sind neu gebunden, frisch aufgeputzt und mischen sich im anständigen Kleide vortheilhaft mit den neuen Artikeln. Hier entdecken die Gymnasiasten, die Pensionsanstalten ihren Bedarf, oder sehen denselben nach Verlauf des Schuljahres mit Verlust wieder ab.

Am äußersten Ende der Nikolskaja, gerade neben der kleinen Kirche der Mutter Gottes von Kasan, welche das wunderthätige Bild in sich schließt, steht ein kahles, gelb übertünchtes Häuschen recht im Mittelpunkte der geistigen und geistlichen Intensität, denn ebenda sind auch die Verkaufsläden, in denen ausschließend ortsgiöse und Kirchenbücher in Folio und Quartbänden feil geboten werden, und gegenüber strotzen die Magazine der Verkäufer von Heiligenbildern in ihrem eigenthümlichen Gold- und Silberschmuck. In diesen Häuschen, hinter zwei völlig erblindeten Glasthüren, die Sommer und Winter weit geöffnet sind, und dem Staube, der Hitze und der Kälte freien Zutritt gewähren, hauset mitten unter Bergen und Hügeln von alten Papieren, Heften, Broschüren, Scartekten, Folianten der alte Kolt'schughin, ein Mann, der, selbst eine antiquarische Merkwürdigkeit, im eigentlichen Sinne „der letzte Antiquar" genannt zu werden verdient. In dem unscheinbarsten aller Kaftane, der vielleicht einmal blau, vielleicht einmal grau gewesen ist, jetzt aber in Farbe und Gestaltung mit den übrigen Umgebungen im vollen Einklange steht, regt und bewegt sich mit unglaublicher Behendigkeit ein kleines, graues Männchen, dessen Züge den Stempel der Volksphysiognomie tragen, mit dem Ausdrucke der vollständigsten Intelligenz seines Berufes in dem klugen, beweglichen Blicke, in den kleinen, lebhaften Augen, die allein errathen lassen, daß man hier nicht mit dem gewöhnlichen Manne des Volkes zu thun habe, sondern mit einem Originale, mit dem Typus der Bücherantiquare.

Ganz Rußland, glaube ich, kennt den alten Kolt'schughin, und er kennt die europäische Bücherwelt ansonenig, die seit einem halben Jahrhunderte durch seine Hände gegangen ist. Wenn man überall umsonst nach einem vergessenen Autor, nach einer verschollenen Broschüre, einem längst begrabenen Buche gesucht hat, Kolt'schughin hat es, Kolt'schughin findet es auf. Er ist nicht blos Kenner einer alten und neuen Auflagen, aller herabgesetzten Ladenpreise der in- und ausländischen Literatur; er kann auch Recheuschaft geben von Verfasser und vom Inhalte des Buches. Er liest und spricht Nichts als seine Muttersprache; aber ein merkwürdiger Instinkt, die Gewohnheit zu vergleichen und zu tauschen, zu gewinnen und zu verlieren, — die Praxis eines halben Jahrhunderts vertreten bei ihm die Schulbildung.

In seinem Magazine ist Kolt'schughin der gewöhnliche Bücherhändler. Sein Lokal bietet das Bild der vollständigen Zerstörung von Babylon. Bücherhaufen thürmen sich, durcheinander geworfen auf Bücherhaufen, vor uns, hinter uns, neben uns. Auf der Verkaufsstasel liegt es bunt und bock durcheinander. Tausende von halbzerrissenen Heften und halbgebundenen Büchern verrehren den Zutritt zum Ladentisch; man lehnt sich auf Bücher, man geht und stolpert über Bücher. Wahre Festungswerke verpallisadiren den Zutritt zu den Regalen; dichter Staub ruht auf diesen undurchdringlichen Massen. Aber über denselben herrscht der Meister mit völliger Klarheit. Er ist in seinem Labyrinth zu Hause wie der geübte Spieler auf dem Schachbrette. Er repräsentirt allein das Gesammtpersonal seines Geschäfts. Auf seinen Wink klettern zwei kleine, schmutzige, zerrissene Gnomen an den Wänden auf und ab, durchwühlen den Boden wie die Ameisen, und ehe fünf Minuten vergehen, hat der Käufer das Verlangte in den Händen.

In seiner Behausung aber wird Kolt'schughin zum eigentlichen Antiquar. Dort ruhen die wahren Schätze des „Alten vom Berge," Manuskripte, Pergamentrollen, Dokumente, oft von hohem Werthe für den Kenner, und die er auch dann nur an's Tageslicht bringt, wenn irgend ein Archäologe, ein Professor der Universität, ein alter, bewährter Kunde bei ihm einsprickt. Man sagt, Personen vom höchsten Range, Kenner und Liebhaber des Alterthums, verschmähten nicht, von Zeit zu Zeit Kolt'schughin's staubiges Heiligthum zu besuchen. Fragt man ihn, woher er diese Seltenheiten habe, so lächelt er freundlich, und ein: „sintschaimu," (durch Zufall) ist Alles, was man von ihm erfährt. Geschmeidig und behend, wie ein Chrysirmchen, empfängt er mit demselben Lächeln einen Rubel wenig (10 Kopeken) für ein Aobuka (Abcbuch) wie einen halben Imperial für Puschkin's Gedichte, und geleitet mit einem eben so höflichen „ne ischo," (es geht nicht) den knauserndeu Käufer zur Thüre hinaus. Nur, wenn ihm ein Gymnasiast für ein sieben Schulbuch die Hälfte bietet, heißt es kurz: „Mischka, na Mästo!" Michel, hinaus damit!" und Ostrogge's oder Galachoff's Chrestomathie fliegt dem obenstehenden Gnomen in die Hände.

Kolt'schughin gehört mit zu den Moskowitischen Merkwürdigkeiten: wenn er gestorben sein wird, gibt es für ihn keinen Nachfolger mehr.

Neben den Bücherantiquaren ist auf der Nikolskaja auch die Kunst vertreten, aber freilich die Kunst in ihrer Kindheit, so wie das Volk sie liebt und verlangt, unter den Thorwegen und Durchgängen der Häuser, bunte Bilderbogen so blau und roth als möglich, Bilder, die das Volksthümliche lebhaft bezeichnen. Vor allem religiöse Gegenstände, Prozessionen, Abbildungen von Klöstern und Kirchen, das Vaterunser in Bildern und kalligraphischen Schnörkeln, Himmel und Hölle, der alte Drache, der mit offenem Rachen die verdammten Seelen verschlingt und daneben die Himmelsleiter mit erklärendem Texte. Nächst diesen ist der russische Patriotismus repräsentirt durch unzählige Bildnisse der kaiserlichen Familie, deren zahlreiche Mitglieder jeder Russe der Reihe nach aufzuzählen weiß, durch die Portraits der Helden von Sebastopol, die Schlachten an der Alma und bei Sinope, das Bombardement von Odessa, — wo freilich den Türken und Engländern immer schlimm mitgespielt wird, die Russen immer Sieger bleiben. Daneben reihen sich rohe Holzschnitte mit Scenen aus dem gemüthlichen Volksleben, mit kuriosen Versen und dramatisirten Erläuterungen versehen, Tänze, Hochzeiten, Volksspiele, wohl auch Ehestandsgeschichten, vor denen häufig der ungelehrte Bauer scheu bleibt und sich von einem grammotny d. h. gelehrten Landsmanne, — der lesen und schreiben kann, — den Text erklären läßt. Ich war gerern überrascht, auf zwei erbärmlichen Holzschnitten ein paar deutsche Fabeln illustrirt zu sehen. Gellert's Gesprenst und der Dichter, und die Widersprechenden, mit freier poetischer Nachahmung, die ich nachgerade wohl den Gellert'schen an die Seite stellen möchte. Der Russe hat überhaupt Talent zur naiv-poetischen Darstellung und gemüthlichen Auffassung; wer Krilloff's Fabeln gelesen hat, wird ihm gern den Beinamen des russischen Lafontaine zugestehen. Ich sanfte die Bilder für ein paar Kopeken und wedte dadurch die Neugierde eines langbärtigen Tagelöhners, der an dem langen Schwanze des Teufels, den der Dichter in der Hand hält, besonderes Wohlgefallen fand. Ich las ihm die Verse vor, und er fand sie so spaßhaft, daß er sich auch ein Exemplar geben ließ. Hier und da fesselu mich Bilder, die mir die Jahre meiner Kindheit zurückrufen und mich zur Zeit der Leipziger Ostermesse auf die Petersstraße versetzen, wo ich so oft Stunden lang an den Läden der Bilderhändler weilte. Atala und Chaitas, Paul und Virginie, Maria Antoinette mit einem einzigen Federstrich portraitirt, der Herzog von Braunschweig-Oels an seinem Pferde lehnend, — haben sich seitdem nach Moskau verirrt, und finden, trotz der lamentablen Kopien doch immer noch ihre Liebhaber und Abnehmer.

Noch gibt es in Moskau, wo man einen besondern Platz kennt für die Tagelöhner, Zimmerleute, Anmen, Köchinnen, die Dienst suchen, einen besondern Platz für die Trödler, der auch wohl unter dem unästhetischen, aber sehr bezeichneuden Namen des „Lausemarktes" bekannt ist, einem Platze, wo sogar ausschließend Hunde und Jagdstuben ausgeboten werden — hier gibt es auch einen Platz, wo mitten unter allen nur erfinnlichen Utensilien, die Haus und Hof, Wirthschaft und Wissenschaft in Anspruch nehmen, die Antiquare des Sonntags ihre Schätze feil bieten. Es ist der Platz bei der Sucharewai, Paschniae, dem Sucharef-Thurme, von dessen Höhe herab zwei ungeheure Fassins das Trinkwasser über ganz Moskau vertheilen. Doch das sind gewissermaßen blos Kommandiren, oder momentane Verkaufslokale, die am Morgen entstehen, des Abends wieder verschwinden, und wo der Spekulationsgeist des Bücherkämers oft aus seinem Kramladen auf der Nikolskaja oder der Straßenka nur das Schlechteste oder Gangbarste auf einige Stunden ausstellt. Hier finden vorzüglich die Studenten und Gymnasiasten ihren Bedarf, wenn sie sich mit einem zerrissenen, oft von Schnee, Regen und Staub getränkten Exemplare begnügen wollen. Aber aber die Gerecht hat, Jahr aus, Jahr ein, jeden Sonntagsmorgen einige Stunden hier zu opfern, und der zugleich den Händlern als ein „guter

Zimmer“ bekannt ist, findet doch zuweilen eine Perle unter der Spreu, dann und wann auch einen alten Bekannten, der sich aus unserer Wohnung unerlaubter Weise entfernt und hier verkrochen hat. So tauschte ich gestern gegen einen Silberrubel die sämmtlichen Shakespeare'schen Dramen in schönem Druck der französischen Uebersetzung ein. Ein alter Bekannter, ehemals Tanzlehrer, und nebenbei Bibliomane, rühmte sich, seit dreißig Jahren nicht einen einzigen Sonntag beim „Thurme“ geschlt zu haben. Die Sammlungen die er in dieser Zeit gemacht hat, nehmen zwei große Zimmer ein, und stellen einen Werth hundert Mal den dafür gezahlten Preis.

Ein Leipziger Bürger.

Wenn ein Fremder, vor etwa zwanzig Jahren noch, nach Leipzig kam, so besuchte er gelegentlich den sogenannten Reichel'schen Garten vor dem Thomasthörtchen als eine besondere Merkwürdigkeit. Er ging durch den offenen Thorweg eines großen hohen, an der Promenade gelegenen Vordergebäudes hinein, überschritt auf einer Brücke den breiten Mühlgraben der Pleiße, wandelte auf einem geraden Wege dann über eine Brücke, an der steinerne Standbilder, die vier Jahreszeiten vorstellend, Wache hielten, bis zu dem großen Hintergebäude, dessen ebenfalls offene Thorhalle ihn in einen unbedeckten Säulengang leitete, den man „die Colonnaden“ nannte. Zu beiden Seiten hinter den Säulen befanden sich kleine niedrige aber hübsch eingerichtete Wohnungen, an welche laubige Gärtchen stießen, inmitten derselben von Wassergräben umgebene Inseln lagen, zu denen man auf nieblichen Brücken gelangte —. Diese Inseln führten die steifen Namen Sicilien, Rhodus, Majorca, Corsika u. s. w. Hatte der Fremde den Säulengang hinter sich, so schloß sich ihm die Aussicht rechts und links durch Hecken und Plantwerk in andere geheimnißvolle Gärten, in denen stillvergnügte Leipziger ihren Feierabend genossen. Der Fremde drang weiter vor, bis ihm durch einen steinernen Satyr und einen breiten Wassergraben der Weg geradeaus verspert und er genöthigt wurde, entweder rechts oder links einer Kirschbaumallee zu folgen, die ihn zwischen Gartenzäunen hindurch unvermerkt wieder auf den Mittelweg vor dem großen Quergebäude und dann zum Thorweg hinaus auf die Promenade brachte. In jener Kirschallee fortwandelnd warf er lange sehnende Blicke auf das Gesitte, was zu betreten der Wassergraben ihn verhinderte, sah hochbegraste Wiesen, dazwischen Gebüsch, in weiterer Ferne hohen Wald, und gelegentlich einen höflichen Leipziger befragend, erfuhr er, daß durch die Wiesen und das Gebüsch rechts und links und gerade aus die Pleiße und die Elster in schwesterlicher Umarmung sich schlängelten und dazwischen noch eine ungeheure Anzahl von kleineren und größeren Wassergräben, Teichen, Lachen, Tümpeln und Sümpfen sich befände, nur den Fischern, Mähern, Vogelstellern und jenen waghalsigen Leipziger Jungen zugänglich, die Krebse und Schmetterlinge fangen, auch wohl baden — gingen. — Diese Gegend wäre in der That eine ergiebige für die modernen Aquarien an Salamandern, Molchen, Fröschen und Unken gewesen, die zur Frühjahrszeit zuzmal große Concerte gaben.

Der eben beschriebene Reichel'sche Garten besteht noch wesentlich in seinen beiden Hauptgebäuden wie früher, wenn auch zwischen dieselben sich die Dorotheenstraße mit ihren reizenden Vorgärten gedrängt hat, die Elster- und Centralstraße sich rechts abzweigen, und links die Erdmannsstraße anstänkt, dort wo früher Erdbeeren- und Stachelbeerbüsche standen, an schönen Abenden Nachtigallen schlugen und Männerquartette sich hören ließen unter Weinlaub beim Biere. — Freilich sind auch Sicilien und Rhodus und alle Inseln sammt und sonders untergegangen. Die Säulen sind verschwunden, aber die schmale Colonnadenstraße mit ihren nun ein Stockwerk gewachsenen Häuschen ist geblieben.

Neben dem Reichel'schen Garten, der Nonnenmühle zu, befand sich ein zweiter Garten, der Rudolph'sche genannt, ein berühmter Jubilate Meßsonntagsgarten im altfränkischen Geschmack mit Buchsbaumhecken, verstecken Nischen, ehrwürdigen Alleen, Gewächshäusern, Orange- und Myrthenbäumen verziert, woran sich nasse Wiesen schlossen mit Bäumen bis an die angrenzenden Gewässer der Pleiße unterhalb der Nonnenmühle und bis zum Kuhstrangswehre.

Ueber die Pleiße, das Küchen- und Kuhstrangwehr hinaus, verlor sich der Blick und verliert sich noch heute in die Schatten des Schweizerhen'schen und des botanischen Gartens und weiter in die sumpfigen Wiesenflächen der Universität, des sogenannten Schimmel'schen Gutes, und der Sanweide — —.

Die Wiesen aber am Pleißen-Thomas-Mühlgraben und der merkwürdige Rudolph'sche Garten, wo noch zu guter Zeit der berüchtigte Berliner Weinwirth Louis Pruder seine allzu zarten Späße vorbrachte, sind überwachsen von zwei Prachtpalastreichen Straßen, von der West- und Rudolphstraße. Zwischen ihnen erhebt sich die von Heidelof's Meisterhand erbaute katholische Kirche. Die Rudolphstraße hat sich mit der Erdmannstraße durch die Moritz- und Zimmerstraße in Verbindung gesetzt. Die Elsterstraße aber, nach Nordwesten sich wendend, geht in herrlicher Baumallee geradeaus weiter. Sie stürzte die Kirschallee und füllte die morastigen Gärten und Wiesen, so wie den Wassergraben, vor dem ein Fremder verdutzt stehen blieb, circa 7 Fuß hoch auf, sprang darüber mit einer schönen Brücke über die Elster und überdämmte das Wasserthal bis zur Frankfurter Straße. Auf diese Weise legt die Weststraße in schnurgerader Richtung eine Strecke von mehr als 200 Ellen zurück. Sie ist es, von der wir eine Abbildung geben. Sie verbindet sich rechts mit der Moritz-, Erdmanns-, Colonnaden-, Alexanderstraße und durch die Promenaden- mit der Elsterstraße, auch rechts mit der Wiesenstraße, jenem Concertsaal der Frösche und Unken vor funfzehn Jahren!

Diese Schöpfung mittelbar und unmittelbar ist nun das Werk eines Mannes, in Folge seiner Anregung, seines Einflusses, seiner Unterstützung und seines Beispiels durch eigene entschlossene Thatnehmungen von noch viel größerer Bedeutung und von weitgreifender Wichtigkeit nicht allein für Leipzig, sondern für ganz Sachsen und Thüringen.

Der Mann, den wir meinen, ist Dr. Ernst Carl Hermann Heine, geb. 1819 in Leipzig, Sohn des verstorbenen Gutsbesitzers Johann Carl Friedrich Heine in Neu-Scherbitz und Schkeuditz und dessen noch lebenden Ehefrau Christiane Dorothea geb. Reichel. Heine besuchte die Thomasschule und die Universität Leipzig, studirte Rechtswissenschaft, Staats- und Volkswirthschaft, trieb Mathemathik und Feldmessen unter Hohlfeld, verheirathete sich 1843 mit Fräulein Trinius, wurde in demselben Jahre Doctor juris an der Universität Leipzig, und bald darauf Advokat. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte sich in ihm eine besondere Neigung für Land- und Wasserbauangelegenheiten. Aus den quellenreichen Wiesengrunestücke seines Vaters legte er — als Knabe spielend — Wehre an, baute Kanäle und trieb durch deren Fluth kleine Mühlräder. In seinem siebzehnten Jahre entwässerte er mit Hülfe unterirdischer Röhrenlegung eine Wiese und einen Teich mit dem besten Erfolg.

In seinem zweinndzwanzigsten Jahre (1841) entwarf Heine seinen Plan zur Trockenlegung und Bebauung der Nickel'schen, Reichel'schen Gärten, der Förster- und Nebe'schen und der Scherbert'schen Wiesen und zur Bebauung der Gerhard'schen, Lehmann'schen Gärten, so wie der Thomasmühle, und ließ die betreffenden Aufnahmen und Berechnungen von dem Architekten Brendel besorgen. Seine desfallsigen, den verschiedenen Grundbesitzern gemachten Vorschläge fanden inzwischen kein Gehör! Man erachtete seine Pläne zu weit ausgreifend und zu wenig im Gleise bleibend. Heine kaufte daher, wie wir gehört zu haben glauben, im Jahre 1844 die Förster'schen und Nebe'schen Wiesen, hauptsächlich letztere, über die Elster bis auf die Frankfurter Straße (Lindenauer Chaussee) zu gelangen. Denn die rasche und planmäßige Bebauung der Strecke zwischen der Pleiße und Elster konnte nur dann gedeihlich werden, wenn dieselbe nicht nur durch eine Brücke über den Pleißenmühlgraben gegen die Promenade zu geöffnet, sondern auch durch Ueberbrückung der Elster und durch einen Fahrdamm mit der Lindenauer Chaussee in Verbindung gesetzt wurde. Die Pleißenbrücke wurde denmach 1844 gebaut, der Platz hinter derselben behufs der Erbauung der katholischen Kirche und eines Schulhauses für die

sehr billigen Preis abgelassen. — Der kleine Raum für das Schulhaus allein ist jetzt zu einem höheren Werthe gerichtlich veranschlagt worden. Die Trockenlegung des neuen Anbaues wurde erzielt durch Erbauung eines Kanals unter dem Bette der Elster hinweg nach weit der im Jahre 1842 in ihr errichteten Rentzsch'schen Schwimmanstalt. Er mündet aus unterhalb der Hohenbrücke am jetzigen Frankfurter Thorhause. Durch diese wohldurchdachte Röhrenlegung wurde das ganze Gebiet der mehr erwähnten Grundstücke zwischen Elster und Pleiße (Mühlgraben) entsumpft und zu jeder Zeit frei von Ueberschwemmungen gehalten, deren es bis dahin sehr ausgesetzt war, so zwar, daß man unter Anderm im Jahre 1829 mit Kähnen in Reichel's Garten zu einander fahren mußte. Nach jenen Vorbereitungen und mehren bewirkten Käufen konnte Heine erst mit Sicherheit des Erfolges an Ausführung seiner Pläne denken, die wir Zeitgenossen nach dem Ablauf einer so kurzen Zeit von fünfzehn Jahren in Wahrheit und Wirklichkeit in der von Jahr zu Jahr sich mehr bevölkernden West-, Wiesen und Promenadenstraße vor uns sehen. — Die Sümpfe sind bebaut, — heißt es in der deutschen Gewerbezeitung, Heft 4. 1856 — auf die man einst nicht banen lassen wollte, die Sümpfe, auf welchen die katholische Kirche steht, auf welchen sich vorzugsweise Aerzte und solche Leute anbauen, welche die Mitte der Stadt haben, der Sumpfluft auszuweichen, wenn sie es nicht angenehmer finden, in diesem vielfach belächelten Stadttheile sich niederzulassen. —

Die Thatsachen von zehn Jahren sprechen zu deutlich, als daß man nicht begreifen sollte, was nach zehn Jahren aus Sümpfen wird, wenn menschliche Thätigkeit sie mit Fleiß und Einsicht behandelt. — —

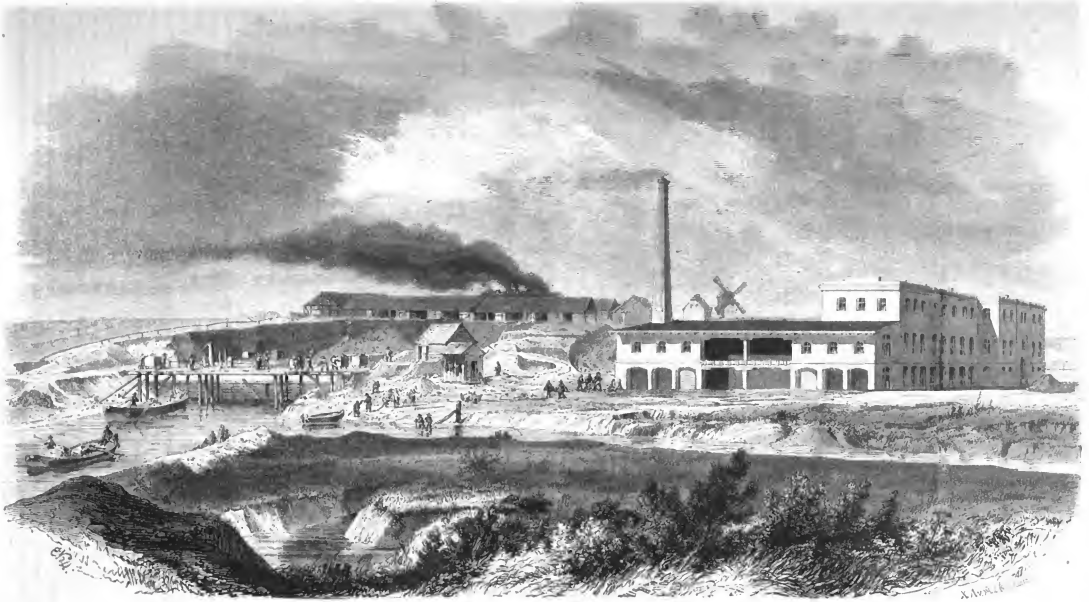
Heine's und Reichel's neuer Anbau ist jetzt an Grund und Boden in niedriger Veranschlagung zu 1 Thlr. die □Elle, etwa 600,000 Reichsthaler werth, während der Boden vor 15 Jahren nicht zu 30,000 Thaler abzuschätzen war. Eine Waschanstalt an der Weststraße baute Heine 1843, das große, schöne Vordergebäude an der Promenade, zur Stelle des alten Rudolph'schen Gartens, 1846—1847. Das Reichel'sche Quergebäude wurde im Jahr 1849 von ihm durch ein Steckwerk erhöht, eine Brücke über die Elster 1850 fertig —. Die Erlaubniß zu ihrem Bau wurde in Betracht der arbeitslosen Zeit erwirkt —. Das lange Haus in der Weststraße entstand 1851. 1852—53 folgten die fünf gegenüberstehenden Häuser. Im Jahre 1855 fand die vollständige Auffüllung der verlängerten Weststraße bis auf die Lindenauer Chaussee statt. Zu allen diesen Auffüllungen gebrauchte Heine viele trockene und gute Erde. Diese war begreiflicher Weise in der wiesenreichen Nähe von Leipzig nicht zu erhalten. Heine richtete daher sein Augenmerk zunächst auf die Höhen von Plagwitz, am Ufer der Elster, etwa 1¼ Stunde eberhalb Leipzig gelegen. Diese waren zu Kahn erreichbar, wenn das Bett der Elster vorher ausgetieft wurde. Eine Ausbaggerung mußte daher vorgenommen, zugleich ein Vertrag mit einem Grundbesitzer in Plagwitz wegen Ueberlassung von Erdreich abgeschlossen werden. Und bald beiahen große Nähne, die aber erst beschaft werden mußten, die Elster, und brachten gesundes, trockenes, steinigtes Erdreich auf die feuchten Niederungen. Die Hinausstellung der Stadttheile rief neue Ideen der Vergrößerung der Stadt in den Möpen vieler weiter schauenden Leipziger wach!

Aber nirgend fanden sie eine so großartige, kräftige Belebung, als am Frankfurter Thore durch die Aufschüttung der Verlängerung der West- und Elsterstraße, welche letztere, über die Frankfurter Straße fortsetzend, eben jetzt zu der prachtvollen 180 Fuß breiten, mit vier Reihen Linden bepflanzten „Waldstraße" 7 bis 8 Fuß hoch aufgeschüttet wird, die unweit des Ameinz-Wehres später die Elster überspringen und, die Thüringer Eisenbahn durchschneidend, bis auf die Chaussee bei Möckern jedenfalls fortgesetzt werden wird. Zur Seite der Waldstraße sind für nächste Zeit Gärten, für spätere ammuthige Landhäuser gedacht. Der Plan liegt vor, derwaleinst

Die Weststraße mit den Heine'schen Häusern.

die Waldstraße durch die Gebiete der großen Funkenburg und des Schwägrichen'schen Gartens mit der Stadt in Verbindung zu setzen. Millionen von Kubikellen Auffüllmaterial werden gebraucht, um diese niedrigen, durchwässerten Gebiete zur gesunden Bauböhe hinaufzubringen. Auf der andern Seite nach Westen befinden sich noch viel größere Strecken tiefliegenerer Ländereien, die innerhalb des Stadtgebiets der Abrundung wegen fallen müssen. Es ist anzunehmen, daß mindestens 8 bis 10 Millionen Kubikellen Füllmaterial dazu gehören, um nur die Strecken bebaubar zu machen, die vermöge der zunehmenden Bevölkerung Leipzigs und in Berücksichtigung des anwachsenden Handels und Verkehrs zu Wohnungen, freien Plätzen, Promenaden, Speicherräumen, Ablade- und Stapelplätzen für Korn und andere landwirthschaftliche Erzeugnisse, Holz, Steinkohlen, Braunkohlen, Steine, Ziegel u. s. w. nöthig sind.

Die Nothwendigkeit, immer mehr Füllmaterial schon jetzt zu beschaffen, und die sichere Aussicht auf steigendes Bedürfniß desselben nöthigte Heine zum Ankauf des größeren Theils der Grundstücke des Dorfes Plagwitz, zur Erbauung von großen Kähnen, von 12 bis zu 3000 Zentner Tragkraft, drängte ihn zur Benutzung von Eisenbahnschienen auf verlegbaren Schwellen und Drehscheiben, zur Anfertigung von zweckmäßigen Kippkarren, Aufzügen und Dampfmaschinen in derselben Weise, wie solche der Bau



Der Heine'sche Verbindungskanal der Elster mit der Saale.

Einfahrt bei Plagwitz.

von Eisenbahnen erforderlich macht, wenn mit Vortheil gebaut werden soll.

Um dem zu Gebote stehenden Erdreich an den Hängen von Plagwitz nahe zu kommen, sah sich Heine ferner bald gezwungen, einen Kanal in den Berg zu treiben, der in seinen obersten Schichten aus zerklüfteter Grauwacke besteht. Mit diesem Kanal, in einer Breite von 20 Ellen, ist er bereits etwa 700 Ellen vorgedrickt. Er arbeitet zur Zeit in festem Gestein, sieht vorwärts dringend, um dermaleinst mit diesem Kanale die Saale zu erreichen. Die sächsische Staatsregierung begünstigt in hoher staatswissenschaftlicher Weisheit sein Unternehmen.

Unsere Abbildung zeigt die Einfahrt in diesen werdenden Kanal, an dessen Ufer sich bereits eine Schneidemühle an Dampf, neuester Bauart, und eine Fabrik zur Darstellung von Geräthen, Buntheilen und Verzierungen aus Cementmasse erheben. Bald wird eine Fabrik zur Anfertigung von allerlei gebrannten Steinen folgen. Nahe der Leipziger Ausmündung der neuen Nonnenstraße steht die blühende „Chemische Fabrik."

Von größter Wichtigkeit ist in mehrer Beziehung das Zustandekommen dieses Kanals, etwa auf dem Wege über Markranstädt Mörtschau, Schladebach, Wöltau zur Saale. Auf einem Kanale sind bekanntlich Produkte fortzuschaffen, die dazu auf Eisenbahnen nicht wohl geeignet sind, z. B. Holz, Erde, Dünger, Steine, Kohlen, Mineralien aller Art, Salz, Getreide u. s. w.

Heine beschäftigt sich bereits mit der Verbindung der Pleißengewässer unweit des jedenfalls dicht dabei an der Connewitzer Chaussee anzulegenden Produktenabnahmehofs der sächsisch-bairischen Eisenbahn mit den Gewässern der Elster. Schon werden von ihm in dieser Richtung Kanäle gezogen. Das dazu erforderliche Schimmel'sche Gut mit seinen Ländereien und Gewässern besitzt er, dem Vernehmen nach, bereits in Gemeinschaft mit einem Andern, und auf den neuerdings von ihm erworbenen Wiesen jenseits des Kunststrangsabflußgraben hat er eine Kunststraße gegen Plagwitz geführt, zu deren Seite Kanäle eine schiffbare Verbindung zwischen Pleiße und Elster herstellen, und zugleich eine Entwässerung der sumpfigen und versauerten Wiesen zwischen diesen beiden Flüssen mit Hülfe eines unter dem Bette der Elster unterhalb des Hochzeitwehres in den Abzuggraben mündenden Kanals bewirken werden. Diese neue Kunststraße mit ihren breiten Durchlässen an der Seite der Kanäle wird, die Elster vor Plagwitz überschreitend, auf diesen großen Wiese ausmünden, woselbst die Elster-Saal-Kanalgewässer in einen weiten Behälter sich sammeln sollen. Umringt von schönen Park- und Hügelpartieen, wird diese Wiese nebst den anstoßenden Grunestücken den schönsten Punkt in der nächsten Nähe von Leipzig zur Anlage von Landhäusern und Gärten, woran es noch sehr fehlt, darbieten. Aus dem weiten Wasserbehälter wird ein anderer Kanal das Wasser der Elster und weiter die Elster-Saal-Kanalgewässer erforderlichen Falls in der Richtung des Rosenthal-Anelmngrehres ablassen.

Durch die neue Straße, die wir, weil sie gerade auf die unter dem Namen Nonne bekannte Waltung zuführt, mit dem Namen „Nonnenstraße" bezeichnen wollen, erhält Leipzig eine Fahrstraße aus der Stadt — dem Zeitzer und dem Frankfurter Thore mitten inne liegend — wodurch der Weg vom Leipziger Markt bis zur Höhe von Plagwitz und Kleinzschocher von einer Stunde bis auf eine halbe Stunde gekürzt, und ein Wiesenplan der städtischen Kultur erschlossen wird, wo seither nur — im Durchschnitt wenig Ertrag gebend — Mäuse die Erde kultivirten, Frösche und Unken im Wasser unter dem Schatten von Schilfpflanzen arbeiteten. — Der Elster-Saal-Kanal wird nach seiner Vollendung die Verbinderung der Elsterüberschwemmungen bei Leipzig, da die Saale bei seiner Ausmündung 33 Ellen tiefer liegt, sehr erleichtern, und wäre daher in das System der vorsehenden Wasserregulirung der Elster-Pleißengewässer wohl mit aufzunehmen.

Von höchster Wahrscheinlichkeit ist es, daß durch die Fortsetzung des Kanals, in dem schon jetzt beim Beginnen Gänge und Nieren oolitischen Dan- und schmelzwürdigen Eisensteins in der Grauwacke bloßgelegt worden sind, in der Fortsetzung devonischer Formation zwischen Plagwitz und Dürrenberg sehr werthvolle Metalle und Fossilien aufgeschlossen werden. Die Steinkohlenformation und selbst Steinkohle ist in den Bohrlöchern von Dürrenberg, freilich in sehr großer Tiefe, schon nachgewiesen. Es ist durchaus nicht zu kühn gehofft, daß sie in geringerer Tiefe in den höher gelegenenen Strecken der Kanalrichtungslinie vorkommen. Denn da die unterliegende devonische Formation bei Plagwitz zu Tage tritt und in der Richtung zur Saale streicht, so muß die Steinkohlenformation an irgent einem Punkte zwischen Plagwitz und der Saale der devonischen Formation überliegend, in viel geringerer Teufe als bei Dürrenberg getroffen und wohl auch Steinkohle aufgeschlossen werden können.

Was wir im Vorstehenden geschildert haben, ist das Werk, „Eines Leipziger Bürgers." Mit geringer Unterstützung von außen hat er bis jetzt geschafft und durch sein Schaffen hervorgerufen etwa 7 schöne breite Straßen mit mehr als 100 großen gesunden Häusern auf beiläufig 50 Ackern, früher tiefliegenden Wiesen, die mit 3 bis 4 Millionen Kubikellen Erreich aufgefüllt wurden, Ausbaggerung und Schiffbarmachung der Elster eine halbe Stunde stromaufwärts von Leipzig bis in den Kanal, welcher dermaleinst die Elster mit der Saale verbinden und Leipzig eine Wasserstraße bis in die Elbe geben wird, von einer Tiefe, daß kleine Dampfboote sie befahren können, Eröffnung von über 100 weiteren Ackern sumpfiger Wiesen der städtischen Kultur, vermöge der jetzt stattfindenden Kanalisirung und Anlegung der Nonnenstraße bis nach Plagwitz. —

— Und noch viele Arbeit liegt vorhanden und ist Raum dazu da —!

Heine ist ein hochgewachsener, kräftiger und gesunder Mann von der angenehmsten Persönlichkeit, vom Morgen bis Abend thätig im Freien, alle Unternehmungen selbst überwachend und leitend. Seine Stimme schallt klar und gebietend! — Seine vielen Arbeiter verehren ihn, denn sie wissen, daß er der Arbeit Werth und Würde schätzt, und, seine höheren Ziele vor Augen, nie ängstlich und kleinlich rechnet, wohl aber mit Umgheit und Gewandtheit die Interessen zu verwalten und zu vertreten weiß, die eine ungewöhnliche Verfeinung von Umständen in seine Hand gelegt hat und noch legen wird.

Ein Abenteuer Passalacqua's.

Der bekannte und berühmte Alterthumsforscher Passalacqua, dem wir in Betreff der Kenntniß des alten Egyptens sehr viel verdanken, erlebte in dem alten Theben ein Abenteuer, das eine so furchtbar ernste, Vieler Leben, wie das Passalacqua's selbst, bedrohende Wendung nahm, daß es interessant ist, ihm bei der Erzählung desselben zu folgen.

In der Nekropolis von Theben, wo immer noch eine unerschöpfte Fundgrube egyptischer Alterthümer ist, hatte Passalacqua eine im Sande begrabene Mumie entdeckt. Die Erfahrung, daß solche Mumien meist sich über einem in den Felsen gehauenen Grabe befinden, entflammte die Begierde des Alterthumsforschers mit aller Macht und Abd-el-Hamid, der in Sachen der Ausgrabungen erfahrene und gewandte Führer der arbeitenden Fellahs, bestärkte ihn mächtig in seiner Ansicht und rieth, sogleich an's Werk zu gehen, da das Felsengrab sich sicher finden werde. Bei dem alten Araber war es natürlich nicht das Interesse, welches Passalacqua hatte, sondern die Absicht, Geld zu verdienen, die ihn trieb, Jenen in seinen Ansichten und Hoffnungen zu bestärken; dennoch war die Absimmung Beider wesentlich dazu dienlich, das gefährliche Unternehmen augenblicklich zu beginnen. Gefährlich war es darum, weil es in eine bedeutende Tiefe zu graben nöthigte und der Sand, der Alles deckte, gegen den Einsturz seiner Massen keine Sicherheit lich. Abd-el Hamid aber, an solche Abenteuer gewöhnt, griff mit seinen Leuten rasch das Werk an, dessen Fortgang Passalacqua mit den Augen einer glühenden Liebhaberei verfolgte. Sie wurde indessen immer bedenklicher und gefährlicher. Der nicht fest aufeinander gekittete Sand rollte unaufhörlich nach und drohte die Arbeiter zu verschütten.

Passalacqua wollte die Arbeit einstellen lassen, eben weil er das Schlimmste für die armen Fellahs fürchtete, allein Abd-el-

Hamid stämmte sich dagegen und meinte, bei solchen Aussichten auf Erfolg sei es unverantwortlich, die Arbeiten einzustellen; Vorsicht werde den nicht zu leugnenden Gefahren begegnen und sie unschädlich machen, kurz, er bot Alles auf, die Nachgrabungen nicht einstellen zu lassen. Die Fellahs fuhren denn nun in der Arbeit fleißig fort, und in einer Tiefe von etwa zwanzig Fuß stieß man auf einen mit Erde gefüllten Schacht von zwölf Fuß Durchmesser, der kreisförmig aus Ziegelsteinen erbaut war. Dieses Bauwerk konnte keinen anderen Zweck haben, als den, die Sandlage zu tragen, als man in so bedeutender Tiefe das Grab in den Felsen einmeißelte. Der Schacht war fünfzehn Fuß tief und wurde nicht ohne große Anstrengungen endlich geleert; seine Basis auf dem Felsen lag nun etwa fünfunddreißig Fuß unter der Oberfläche und hier entdeckte man denn den Zugang zu einer Grabkammer durch einen senkrecht abteufenden Schacht, der etwa zehn Fuß lang und fünf Fuß breit war. Es war nicht leicht, die Mauer und die schwere Erdschicht über derselben zu stützen, allein Abd-el-Hamid erklärte sie für hinlänglich sicherstellend, und bei seinen Erfahrungen glaubte Passalacqua ihm vollständig trauen zu können. Die Grube hatte die Form eines Trichters, dessen äußerster Mündungseinfang hundert Fuß Weite hatte. Die Araber arbeiteten mehrere Tage fort, ohne daß irgend ein Hinderniß eingetreten wäre oder ein gefährlicher Umstand Sorge gemacht hätte. So unheimlich es auch dem Unternehmer war, so that doch Abd-el-Hamid Alles, ihn zu beruhigen.

Es war an einem Decembernachmittage, als die Last der Erdschicht einen Ziegelstein losdrückte, augenblicklich erlag die runde Mauer ihrer Last und die Erde stürzte mit unaufhaltbarer Macht und Schnelle nach der Tiefe. Die meisten der arbeitenden Fellahs stehen, als es noch möglich war, aber vier der Unglücklichen lagen in einer Tiefe von vierzig Fuß unter der mächtigen Erdschicht, die sich über sie gelagert hatte und deren Einsturz weit umher Alles in eine erstickende Sand- und Staubwolke einhüllte.

Das ganze Dorf war schon zusammengelaufen; die Frauen heulten grauenhaft, als Passalacqua zur Stelle des Unglücks kam. Das Geschrei war betäubend. Die Fellahs zerrissen ihre Kleider. Bald erschallten ihre gräßlichen Verwünschungen, die natürlich Passalacqua galten und dem Treiben der Ungläubigen, die nach den alten Dingen grüben und dadurch die Gläubigen den Tode überlieferten. Wer den namenlosen Fanatismus dieser Muhamedaner kennt, kann es leicht ermessen, welche Gefahr für Passalacqua sich hier bildete, der Allem und ohne persönlichen Schutz einer exaltirten wilden, fanatischen Menge gegenüberstand. — Daß er verloren sei, erkannte er mit sicherm Blicke und auch dem Muthvollsten mußte in solcher Lage das Herz pochen. So lange als möglich die Hoffnung aufrecht zu halten, je wenig er selbst hatte, und je weit als möglich sein Verderben hinauszuschieben, war das, was hier geboterisch sich geltend machte. Darum redete er mit aller ihm möglichen Entschiedenheit die Menge an und forderte sie auf, vereint Hand anzulegen, um die Verschütteten zu retten. „Will sie Allah erhalten, so finden wir sie lebend!“ sagte er, und dieser Satz, dem Fanatismus des Muhamedaners entsprechend, that seine Wirkung. Wer Werkzeuge zur Hand hatte, griff sogleich an, die Uebrigen eilten zum Dorfe, um sie sich zu holen, und bald wimmelte es an der Unglücksstelle an eifrig arbeitenden Menschen jedes Alters und Geschlechtes.

Vier Stunden hatten sie ununterbrochen mit allem erdenklichen Eifer gearbeitet, aber, je mehr Erde man herausschaffte, desto mehr fiel und rutschte wieder nach. Passalacqua sah sein Verderben hereinbrechen und die Angst des nahen, grausamen Todes unter den Händen dieser Wilden ergriff lähmend seine Seele. Die untergehende Sonne beleuchtete die nahen Höhen und der ekelhafte Ruf der Schakals und Hyänen tönte schauerlich in seine Ohren. Es schien ihm sein Grabgesang. — In dieser trüben Stimmung überraschte ihn ein Geräusch. Er blickte hinter sich und sah, wie der Grieche Janny d'Atanasy mit mehreren bewaffneten Männern sich ihm näherte. Es war wohl tröstlich, Beistand in solcher Noth zu finden, aber die Nachricht, die ihm der Grieche brachte, war keineswegs geeignet, seine Stimmung zu ändern. Er erzählte, daß die Fellahs blutige Rache an ihm zu nehmen übereingekommen wären. Bewaffnete Araber zeigten sich unter der stets wachsenden Menge und ihre Blicke, Geberden und Worte ließen keinen Zweifel aufkommen, daß sie nur das völlige Dunkel der Nacht abwarten wollten, um ihre fanatische Rachsucht an Passalacqua zu befriedigen, die bei dem Gedanken, seine Habe zu plündern, bedeutend an Reiz für das heillose Gesindel gewann.

Der Grieche trieb ihn zur Flucht und es gelang ihm, unter dem Schutze der schnell hereinbrechenden Nacht nach dem Hause des Griechen zu gelangen, der selbst an der Unglücksstätte zurückblieb, eines Theils, um die Araber zu beobachten, andern Theils um sie zu fortdauernder Arbeit zu ermuthigen.

Nach Verlauf einiger Zeit kam er zurück und seine Mienen bezeugten mehr, als seine beruhigenden Worte, daß keine Hoffnung mehr sei. Der Tod der unschuldigen Opfer seiner Liebhabereien sei eben so schwer auf Passalacqua's Seele, als der Gedanke, die Rache einer völlig fanatisirten Bevölkerung nicht mehr entfernt werden zu können. — Die Früchte seiner mühsamen und lebenslangen Forschungen und Bestrebungen, seine reichen Sammlungen — Alles war dahin. Daß kein Schlaf in sein Auge kam, ist leicht begreiflich. Die Araber arbeiteten fort — aber für den treuen Mann schlichen die Stunden in der quälendsten Trägheit dahin und jeden Augenblick glaubte er das Toben der rachedurstenden Menge zu hören.

Endlich, es war gegen drei Uhr nach Mitternacht, hörte er ein verworrenes Geräusch aus der Ferne vernehmen. Es wurde deutlicher. Pistolenschüsse knallten. Alle eilten zu den Fenstern. Man sah einen gewaltigen Zug mit Fackeln sich langsam hierher bewegen. Ein betäubendes Geschrei ließ sich vernehmen. — Es war kein Zweifel mehr, sie hatten die fruchtlose Arbeit einstellt und suchten nun das Opfer ihrer Wuth, den Preis ihrer teuflischen Pläne auf.

Die Männer traten von den Fenstern zurück, und der treue Janny d'Atanasy und sein Bruder rüsteten die Waffen, wie Passalacqua selbst, um wenigstens den muthigsten Widerstand zu leisten.

Während dieser Beschäftigung, die in aller Eile vor sich ging, sah Einer, daß sich eine Fackel von dem Zuge trennte, und in aller Eile voranlief. Er faßte das und es war der erste Lichtschwachen Hoffnungsschimmers, der in die Nacht der Seele des gequälten Mannes fiel. Der Lärm kam immer näher, doch ließ sich nichts demselben entnehmen, weil das Geschrei zu verworren war. Indessen rief der am Fenster Stehende: „Es kommt mit Freudengeschrei vor! Vielleicht sind die Verschütteten gerettet!“

Jetzt nahte der Fackelträger und rief freudig: „Sie sind gerettet! — Allah sei gepriesen!“ —

Da richtete sich Passalacqua mit einem Seufzer, der ihm von der Seele warf, empor, beugte sein Knie und pries den, die Unglücklichen und ihn gerettet. Sie waren wirklich unverhofft hervorgezogen worden. Es klang wie ein Wunder, und war doch wirklich eins! —

Die Araber, wie auch etliche wehrten, hatten unter Abd-el-Hamid's Leitung immer eifriger fortgearbeitet. Endlich war die Grube so weit geleert, wie sie am Morgen vor dem Einsturze gewesen war — und — eine kleine, in den Felsen gehauene Höhle, welche die Fellahs nicht hatten leeren wollen, aber auf Passalacqua's Befehl dennoch endlich entleert hatten, wurde ihre Rettungsstätte. Sie maß nach allen Dimensionen nicht über vier und einen halben Fuß, allein die vier Männer stehen im Augenblicke der Errettung fast hinein, und hier hatten sie, vierzig Fuß tief bedeckt, mehr denn volles sechs Stunden ihre Erhaltung durch Gottes Gnade erfahren. Sie hatten sich so enge, als möglich, zusammengedrängt, und die Rücken zweier derselben füllten den Eingang der Nische so aus, daß kein Schutt hineindringen konnte, und ihnen die wenige Luft frei erhielt, die ihrer Erhaltung nothwendig war.

Wunderbare Fügung Gottes war es, daß, als die Grube eben aus der Grube an die Luft gebracht waren, und sich erhob die Grube wieder völlig zusammenstürzte, wie sie vor mehreren Stunden zusammengestürzt war.

Jubelnd drängte sich der Haufe in das Gemach, und die Geretteten zu Passalacqua, der die schmutzigen Fellahs mit Freude umarmte, als wären sie seine Kinder.

Es ist begreiflich, daß er die Grabkammer in ihrer Nische, die noch heute verschüttet ist, denn wie viel auch spätere Arbeiten, sie aufzuräumen — kein Fellah ließ sich dazu mehr bere-

---

Für die Abgebrannten in **Eibenstock** ging noch nachträglich ein: Aus Berusdorf 1 Thaler.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 47. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herr Klein.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder."

(Fortsetzung.)

11

Polizeiwidrige Gesinnungen.

Wenn man von Frankfurt am Main nach dem Norden reisen will, ohne die neueren großen Straßen, Eisenbahnen u. s. w., zu berühren — man kann manchmal seine Ursachen dazu haben — so nimmt man seinen Weg von Frankfurt nach dem Städtchen Königstein im Abhange des Taunus, wo man zugleich eine sehr schöne, großartige Schlossruine findet, und von dieser aus eine der schönsten Aussichten hat, die der Taunus in so reicher Fülle darbietet. Man gelangt von da weiter auf der alten Poststraße über Limburg, Wetzlar, Gießen, Marburg, Kassel zu seinem nördlichen Ziele.

Es war im Sommer des Jahres 1852, als der Bürgermeister und zugleich Postmeister und Posthalter zu Königstein, Herr Heller, des Abends noch etwas spät in dem Bureau saß und behaglich seine Pfeife rauchte. Er war ein „zwölf Jahre gedienter Unteroffizier," der auch die „Befreiungskriege" mitgemacht hatte. Nach Beendigung seiner zwölf Jahre hatte er eine „Civilversorgung" erhalten; anfangs eine kleine, bis er zuletzt zu jener doppelten, eigentlich dreifachen, avancirt war. Dazuben hatte er die Erlaubniß, Gastwirthschaft zu führen, was aber kein Amt war, keinen Gehalt und keinen Titel abwarf, und daher als eine Civilversorgung nicht betrachtet wurde. Er saß in seinem Bureau; man konnte fragen: in welchem der drei Bureaus für jene drei Posten? Allein er hatte mit Erlaubniß seiner hohen Vorgesetzten nur ein einziges Bureau, in welchem jeder der drei Posten seine besondere Ecke und seinen besonderen Tisch hatte. Er verfaß alle seine Geschäfte allein, und so mußte er denn auch natürlich in allen drei Ecken und an allen drei Tischen arbeiten. Indessen machte ihm das keine große Beschwerde, denn alle seine drei Posten waren ja eben „Civilversorgungen." Die meiste Zeit brachte er daher auch, wenn die Gastwirthschaft ihn nicht in Anspruch nahm — für die er aber einen Kellner hatte — zwar in seinem Bureau zu, aber in seiner zweier drei Ecken, sondern in der vierten, die er für neutrales Gebiet erklärt hatte, und in der er mithin außeramtlich thun konnte, was er wollte, also auch rauchen. Er war übrigens noch eine große, starke, magere Unteroffiziersfigur, hatte aber gleichwohl schon den Anfang dazu gemacht, sich ein kleines, spitzes Bürgermeisterbäuchlein zuzulegen.

Er saß auf seinem neutralen Gebiete und rauchte. Um ihn her war es still, sowohl in seinem Bureau, in seiner Gaststube, als in der Straße des Städtchens. Die Landstraße von Frankfurt nach dem Norden war schon längst durch die neuen Verkehrsstraßen veraltet, und wurde sehr selten mehr befahren. Reisende, die den Königstein besehen wollten, kamen nur aus den Städten und Bädern in der Nähe, Frankfurt, Wiesbaden, Schwalbach u. s. w., und kehrten gleich nach Sonnenuntergang zu den Orten zurück, aus denen sie hergekommen waren. Die Bewohner des Städtchens hatte der Bürgermeister Heller mit zwölf Jahre gewohnter Strenge an Ruhe und Ordnung gewöhnt.

Plötzlich wurde die Stille des Abends unterbrochen. Der Galopp eines Pferdes ließ sich hören; er kam die Straße herauf, von Frankfurt her. Vor dem Hause des Bürgermeisters und Postmeisters, auch Posthalters, hielt er mit einem Male und mit einem lauten, weithin schallenden Peitschenschlage an. Der Bürgermeister — dies war sein vornehmster und deshalb im Verkehre sein einziger Titel — wurde neugierig; aber er blieb auf seinem neutralen Gebiete sitzen; er konnte ja noch nicht wissen, ob überhaupt, oder in welcher seiner amtlichen Eigenschaften er werde in Anspruch genommen werden. In Anspruch sollte er genommen werden.

Nach wenigen Sekunden trat Jemand rasch in das Zimmer. Es war ein kleiner, beweglicher Mann in großen, weiten Reiterstiefeln, die bis über die Knie hinaufreichten, enganliegenden gelbledernen Beinkleidern, strohgelber Weste, blauem kurzen Reitrocke, und kleiner blauer Kappe mit breiter silberner Borte; in der behandschuheten Hand trug er eine große schwere Reitpeitsche. Das ganze Aeußere des Mannes verrieth einen Reitecourier, wie reisende Herrschaften sie früher sehr häufig vorausschickten, um Extrapostpferde, Quartier und andere Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten der Reise vorher zu bestellen. Die neuere Art des Reisens auf Eisenbahnen und in Dampfbooten, noch mehr der Telegraph haben sie meist entbehrlich gemacht. Durch Königstein ging weder Eisenbahn, noch Dampfschiff, noch eine Telegraphenlinie.

„Guten Abend, Herr Bürgermeister," grüßte der Courier.

„Alle Donnerwetter, Scheerer, wie sieht man Sie denn einmal wieder?"

„Nicht wahr? Schlechte Zeiten, Herr Bürgermeister."

„Ja, ja, sehr schlechte Zeiten, Herr Scheerer."

„Kein Verkehr, kein Leben mehr in der Welt."

„Diese verdammten Eisenbahnen, diese einfältigen Telegraphen —"

„Und vor Allem, Herr Scheerer, diese verdammte Revolution, die ist Alles daran Schuld."

„Gewiß, gewiß. Aber ich bin eilig, Herr Bürgermeister. Sechs Pferde Extrapost, vier für den herrschaftlichen Wagen und zwei für die Dienerschaft."

Der Bürgermeister war schon aufgestanden, hatte seine Pfeife weggelegt, und sich an den Posthaltertisch gesetzt.

„Für wen?“ fragte er.

„Für Se. Durchlaucht den Fürsten von Hohenstein.“

„Wie viel Personen?“

„Der Fürst, die Fürstin, Kammerdiener, Kammerfrau, Jäger und Lakei.“

„Wann?“

„Heute Nacht noch. Vor Mitternacht wohl nicht.“

„Heute Nacht schon?“

„Die Herrschaft ist eilig; sie hatte in Heidelberg eine Trauernachricht bekommen.“

„Schön, Herr Scherer. Notirt. Soll Alles besorgt werden.“

„Gute Nacht, Herr Bürgermeister.“

„Gute Nacht, Herr Scherer. Keinen Scheppen?“

„Ist schon draußen bestellt. Ich trinke ihn beim Aufsteigen. Ich bin sehr eilig.“

Er ging. Schon nach einer halben Minute hörte man ihn weiter galeppiren. Er mußte auch seinen Scheppen im Galopp getrunken haben. Der Bürgermeister klingelte. Ein Knecht trat ein.

„Sechs Pferde Extrapost und zwei Postillone. In anderthalb Stunden muß Alles bereit sein.“

Der Knecht ging wieder. Der Bürgermeister wollte aufstehen und sich auf sein neutrales Gebiet zurückverfügen, als wieder der Galopp eines Pferdes laut wurde. Er blieb sitzen; er konnte ja noch einmal als Posthalter fungiren müssen. Das Pferd kam wieder aus der Richtung von Frankfurt und hielt wieder vor seiner Thüre. Gleich darauf trat auch Jemand in das Bureau. Diesmal war es aber ein Gensd'arm. Der Bürgermeister stand auf und setzte sich an seinen Bürgermeistertisch.

Der Gensd'arm übergab ihm ein versiegeltes Schreiben, und wollte sich sofort wieder entfernen.

„So eilig, Herr Schulze?“

„Heute Abend ist der Teufel los, Herr Bürgermeister. Von Frankfurt, von Höchst, von Gattersheim, von aller Welt ist die Gensd'armerie in Bewegung gesetzt. Ich muß schnell weiter nach Bürges.“

„Was gibt es denn, Herr Schulze?“

„Sie werden es in dem Schreiben da schon lesen. Gute Nacht, Herr Bürgermeister.“

„Gute Nacht, Herr Schulze.“

„Eine schöne gute Nacht, das. Hole der Teufel alle Revolution.“

„Ja wohl, ja wohl,“ seufzte der Bürgermeister.

Der Gensd'arm galoppirte weiter, ohne einen Scheppen zu trinken. Der Bürgermeister erbrach das Schreiben, und las es. Seine kleinen grauen Augen leuchteten, wichtig, vergnügt, ärgerlich, ingrimmig, alles zu gleicher Zeit. Er zog wieder die Klingel, aber eine andere. Jeder seiner Tische hatte eine besondere Klingel.

Ein Polizeidiener trat ein. Es war eine eben so große, kräftige, magere Figur wie der Bürgermeister, hatte auch eben so kleine graue Augen und einen eben so großen grauen Schnurrbart wie dieser. Aber es fehlte ihm jegliche Ahnung eines spitzen Bauches, und sein Gesicht war nicht wichtig, nicht beschlend, und nicht ingrimmig, sondern sehr melancholisch. Er war gleichfalls ein zwölf Jahre gedienter Unteroffizier, und in seiner Civilversorgung. Aber er hatte es nur bis zum Polizeidiener gebracht, weil er nur nothdürftig lesen und schreiben konnte. Er selbst gab freilich einen andern Grund an; denn er haßte seinen Vorgesetzten, der doch eben nur Unteroffizier gewesen war, wie er.

„Polizeidiener!“

„Herr Bürgermeister?“ knurrte der Polizeidiener, der den Unterschied der Civilversorgung einmal anerkennen mußte.

„Bestelle Er sofort die beiden Gensd'armen des Ortes, zwei Nachtwächter und den Gefangenwärter hierher. Sie sollen eilig sich einfinden; die Gensd'armen völlig bewaffnet, der Gefangenwärter mit seinem Säbel, die Nachtwächter mit ihren Pfeifen.“

„Auch mit ihren Hörnern?“ fragte etwas höhnisch der Polizeidiener.

Der Bürgermeister besann sich. „Auch mit ihren Hörnern,“ sagte er dann sehr wichtig. „Man kann nicht wissen!“

Der Polizeidiener verließ das Zimmer, um die Befehle seines Vorgesetzten auszurichten.

Der Bürgermeister machte noch einmal Miene, sich auf sein neutrales Gebiet zurückzuverfügen; er besann sich aber. Eine gewisse innere Unruhe schien ihn in der stillen, einsamen Bureauluft nicht mehr zu dulden. Er nahm seine Pfeife, zündete sie wieder an, verließ die Stube, und wandte draußen im Gange sich zuerst nach seinem Familienzimmer hin, kehrte aber fast in demselben Momente um, indem eine Uhr im Gange neun schlug, und um diese Zeit seine Frau sich zu Bette legte, und nahm einen anderen Weg. Gerade seinem Bureau gegenüber, auf der andern Seite des Ganges, lag die Gaststube des Gasthofes; denn Gasthof, Posthalterei, Postamt, das Alles hatte er in einem und demselben Hause vereinigt. Er ging in die Gaststube.

In dieser befand sich nur ein einziger Gast. Es war ein junger Mann, am Ende der zwanziger oder im Anfange der dreißiger Jahre stehend. Es schien ein Handwerksbursche zu sein; er trug eine Blouse von grauer Leinwand; ein Knotenstock und ein Ränzel lagen neben ihm. Der Mensch schien Zahnschmerzen zu haben; er hatte das Gesicht mit einem breiten, schwarzseidenen Tuche umwunden, und außerdem eine Hand fest auf Mund und Backe gedrückt. Von seinem Gesichte konnte man so nur wenig sehen. Er saß auf einer Bank, die Ellbogen auf den Tisch vor ihm gestützt. Einen Scheppen Wein und ein Stück Brot, die vor ihm standen, hatte er kaum angerührt. Er schien etwas tiefsinnig zu sich hinzublicken, als der Bürgermeister eintrat; er veränderte nicht bei dessen Eintreten weder Stellung noch Blick.

Der Bürgermeister sah ihn sehr scharf und prüfend an, sah mit einer gewissen Unruhe. Er trat dann näher an ihn heran.

„Woher des Weges, Landsmann?“ fragte er barsch.

Der Fremde blickte kaum auf. „Von Usingen,“ antwortete er kurz.

„Und wohin weiter?“

„Ist es nöthig, daß ich darauf Antwort gebe?“ antwortete der Fremde, beinahe noch barscher, als der Bürgermeister.

„Ich denke. Ich bin zugleich der Bürgermeister hier.“

„Nach Frankfurt. Wollen Sie auch meinen Paß?“ Die Worte wurden nicht minder barsch gesprochen.

„Hat Er Zahnweh?“ fragte der Bürgermeister.

„Wie Sie sehen.“

„Das ist ein grober Kerl, der ist nicht gefährlich,“ murmelte der Bürgermeister zwischen seinen gefunden Zähnen. Er wandte sich von dem groben Menschen ab, und ging still rauchend in der Stube umher.

Nach einer Weile hörte man wieder auf der Straße den Lauf eines Pferdes; aber es war diesmal kein Galopp, sondern ein höchstens etwas rascher Schritt. Der Bürgermeister horchte. Das Pferd hielt vor seinem Hause.

„Alle Donnerwetter, was ist denn heute Abend los?“

Er horchte weiter; er hörte aber nur ein paar Worte draußen, die er nicht deutlich verstehen konnte, und denen die Stimme seines Hausknechtes gleichfalls unverständlich antwortete. Etwas darauf trat ein Fremder in die Gaststube. Es war ein junger Mann in Reiselkleidung mit einem feinen, klugen Gesichte und einem ungenirten Wesen. Er sah gleich bei seinem Eintreten sich rasch und lebhaft in der Stube um.

„Der Herr Wirth?“

„Der bin ich.“

„Auch Bürgermeister hier? Herr Bürgermeister Heller?“

„Ich bin der Bürgermeister Heller.“

„Einen Scheppen Wein, wenn ich bitten darf, Herr Bürgermeister.“

Den Bürgermeister hatte das kecke, sogar etwas befehlende Wesen des Fremden vom ersten Augenblicke an geärgert.

„Rufen Sie den Kellner,“ sagte er zornig, „dort ist die Klingel.“

Der Fremde ließ sich durch den Zorn nicht irre machen. „Da sagte er freundlich lachend, gar höflich, „wenn der Herr zu Hause ist, ziemt es sich nicht für die Gäste zu klingeln.“

Dem zwölf Jahre gedienten Unteroffizier war der Sinn dieser Worte wohl zu fein. Vielleicht gerade darum aber, und da der Fremde höflich gesprochen hatte, besann er sich kurz und ging, ließ die Stube, das Verlangte zu besorgen.

Sofort stellte der fremde Reiter sich vor den fremden Handwerksburschen. Er schlug die Arme übereinander, sah mit seinen lebhaften Augen den Zähnekranken durchdringend an, und blieb stumm vor ihm stehen.

Der Handwerksbursche hatte bei dem Eintreten des Reiters nur ein wenig und verstohlen aufgeblickt. Fast in demselben Momente hatte er den Blick wieder gesenkt. Aber er hatte seitdem seinen Gesichtszügen nicht wehren können, den Ausdruck einer großen Unruhe anzunehmen und zu behalten. Das schwarze Tuch und die vor das Gesicht gedrückte Hand konnten diese kaum verbergen. Er wagte auch anfangs nicht, dem durchbohrenden Blicke des mit den gekreuzten Armen stumm vor ihm stehenden Reiters zu begegnen.

Auf einmal aber erhob er sich entschlossen, und stellte sich dicht dem Reiter gegenüber; es war eine hohe, imposante Gestalt. Er sah den Reiter gleichfalls durchbohrend an, aber mit blitzenden, zornigen Augen.

„Ja," sagte er, „Du irrst Dich nicht, ich bin es. Nun, was willst Du?"

„Aber, Mensch," erwiederte der Andere, „wie kommst Du hierher? Wie kannst Du es wagen?"

„Ich habe gewagt. Wage auch Du nun."

„Du traust mir nicht, Thilo!"

Der Andere lachte. „Du hast Dich in eine Lage gebracht, daß Dir kein Mensch mehr traut."

„Du verkennst mich. Ich bin kein Verräther."

„So sprechen alle Verräther."

„Und Ihr seid sogleich mit dem Worte Verräther bei der Hand."

„Bist Du keiner?"

„Schrei nur nicht so, Mensch."

„Man kennt Dich hier noch nicht?"

„Man könnte Dich kennen lernen. Mensch, daß Du, zum Tode verurtheilt, nach der Schweiz zurückkehren konntest, war schon ein Wagestück. Aber daß Du auch nach Deutschland kommst, das ist Tollkühnheit, das ist mehr als Tollkühnheit. Die geheimen Steckbriefe klindgen Dich schon seit gestern an. Ich wollte ihnen nicht glauben; ich konnte es nicht begreifen. Jetzt kann ich nicht begreifen, wie Du bis hierher hast kommen können, ohne zehn Mal gefangen zu werden. Wenn ich darüber nachdenke, wie Du weiter oder zurück, wie Du aus der Mausefalle, in der Du sitzest, wieder herauskommen willst, so steht mir der Verstand völlig still. Auf zehn Meilen in der Runde ist jetzt kein Gensd'arm und kein anderer Polizeimensch, der nicht auf Deinen Fang wartet. Du kannst keine zehn Schritte weit gehen, ohne daß sie Dich haben."

Der anscheinende Handwerksbursch Thilo war etwas unruhig geworden. „Was bist Du denn eigentlich jetzt?" fragte er, zugleich mißtrauisch.

„Zum Teufel, bekümmere Dich um Dich."

„Was willst Du von mir? Mit mir?"

„Still! Der Wirth kommt zurück. Setze Dich wieder; habe wieder Zahnweh."

Der Bürgermeister öffnete schon die Thür. Er brachte den Wein selbst. Der vermeintliche Handwerksbursch Thilo hatte sich in seiner frühern Lage wieder auf die Bank gesetzt. Der Reiter ging pfeifend in der Stube umher. Er schenkte sich ein Glas Wein ein, trank es aus, und stellte sich vor den Bürgermeister.

„Also der Herr Bürgermeister Heller?" fragte er in seiner kecken, beinahe unverschämten Weise.

Der Bürgermeister blickte zornig, aber auch zugleich neugierig auf den bald so frechen, bald so fröhlichen Fremden. Aus Neugierde hatte er auch wohl selbst den Wein hereingebracht.

„Ich sagte es Ihnen schon," antwortete er kurz.

„Früher Unteroffizier gewesen?"

„Ja," antwortete der Bürgermeister, noch kürzer und mit wieder steigendem Aerger. Er haßte die Erinnerung an einen frühern Stand, den sein Polizeidiener mit ihm gemein hatte.

Der Andere fuhr unbekümmert fort. „Der jetzige Dienst ist wohl schwerer?"

„Leicht ist er nicht."

„Und das soll eine Versorgung für einen braven, alten Soldaten sein."

„Was soll man machen?"

„Richtig; man muß leben. Ihr alter Polizeidiener hat es noch schlechter."

Der Bürgermeister wurde roth vor Zorn, aber zugleich neugieriger, einem Menschen gegenüber, der seine Verhältnisse so genau zu kennen schien, und der ihm völlig fremd war.

„Er lebt aber auch," sagte er.

„Die Polizei macht Ihnen hier wohl am meisten zu schaffen?"

„Es geht."

Der Fremde lachte. „Gut geantwortet. Es geht auch, wenn der Teufel los ist."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ist seit heute Abend nicht der Teufel bei Ihnen los, lieber Herr Bürgermeister Heller?"

Der Bürgermeister stutzte; er sah den fremden Reitersmann neugierger, mißtrauischer an.

„Also wirklich!"

„Was ist wirklich? Was wissen Sie, Herr?"

„Ich? Nichts. Aber horch, ich höre Waffen! Ah, ah, Sie haben Ihre Gensd'armen schon hierher bestellt. Ich sagte es ja; heute Abend ist bei Ihnen der Teufel los."

Man hörte wirklich in dem Gange vor der Stube ein leises Geräusch, wie von Waffen. Gleich darauf steckte der alte Polizeidiener sein graues Gesicht durch die Thür.

„Herr Bürgermeister, sie sind da!"

„Plaudertasche!" brummte der Bürgermeister.

Er verließ verlegen und zornig die Wirthsstube. Der Reiter wandte sich an den Handwerksburschen.

„Es gilt Dir, Thilo, dem zum Tode verurtheilten ehemaligen Kammergerichtsassessor von Thilo, einundvreißig Jahre alt, großer, schlanker Figur, Gesicht oval —"

Der ehemalige Kammergerichtsassessor von Thilo unterbrach ihn. „Ich bin in Deiner Gewalt. Es bleibt sich gleich, ob ich Dir vertraue oder nicht."

„Vertraue!"

„Werde ich wirklich schon mit Steckbriefen verfolgt?"

„Gewiß."

„Bin ich in Gefahr?"

„In der größten, die ich kenne."

„Willst Du und kannst Du mich retten?"

„Ob ich will? Keine Frage. Ob ich kann? Zum Teufel, das ist eine verzweifelte Frage. Den hier, von diesem alten Bürgermeister kann ich Dich leicht befreien. Aber wohin dann? — Doch laß hören. Was machst Du hier? Was hast Du vor? Wohin willst Du?"

„Ich folge meiner Braut."

„Der Galgen ist Deine Braut, bestenfalls das Zuchthaus."

„In diesem Augenblicke bin ich ihr eigentlich voraus."

„Gott gebe, daß es wahr sei."

„Spotte nicht, ich bin in einer verzweiflungsvollen Lage."

„Das weiß Niemand besser als ich. Wer ist Deine Braut?"

„Sie umß jeden Augenblick hier eintreffen."

„Und dann?"

Der ehemalige Kammergerichtsassessor wollte antworten, als der alte Polizeidiener eintrat. Die beiden Fremden schwiegen und nahmen die Miene an, als ob sie kein Wort mit einander gesprochen hätten, einander gar nicht kannten.

Der Polizeidiener warf zunächst einen Blick auf die Fenster der Stube, als wenn er sich vergewissern wollte, ob sie zugemacht seien. Sie waren zu. Dann nahm er einen Stuhl, stellte diesen an die Eingangsthür der Stube und ließ sich darauf nieder. Er saß so, daß Niemand zur Stube ein oder aus konnte, ohne über seine ausgestreckten Beine zu schreiten. Er warf finstere, grämliche Blicke auf die beiden Fremden. Es konnte diesen kein Zweifel darüber sein, daß sie seine Gefangenen seien, deren Bewachung ihm sehr strenge anbefohlen sein müsse. Der Herr von Thilo wurde unruhiger.

Der Reiter mußte auf einmal laut anflachen. Er nahete sich dem Polizeidiener, dessen finsteres Gesicht über das freche Lachen noch ingrimmiger wurde.

In demselben Augenblicke hörte man draußen einen Wagen rasch fahren, und gleich darauf vor dem Hause halten.

Der Polizeidiener warf neugierige Blicke nach dem Fenster, und als er sich überzeugte, daß er so nichts sehen könne, horchte er neugierig nach dem Gange vor der Stube. Man hörte dort fremde Stimmen. Die beiden Fremden wechselten unterdeß Blicke.

„Ist sie das?" fragten die Augen des Reiters.

„Sie ist es!" antworteten die des Andern.

Sie suchten zugleich ängstlich einen Ausweg aus der Stube; es bot sich keiner dar.

Unmittelbar darauf öffnete sich die Thür des Zimmers. Es erschienen in dieser, halb noch in dem nur dunkel erleuchteten Gange,

mehrere Personen, voran eine junge Dame mit einem sehr blassen, leidenden Gesichte. Sie blickte in die Stube, sie sah den Herrn von Thile, sie sah den Reiter, sie sah den Wache haltenden Polizeidiener, und fiel mit einem lauten Angstschrei einer andern, hinter ihr stehenden jungen Dame in die Arme.

Der Geheimerath Fischer hatte mit seinen beiden Töchtern von Frankfurt aus seine Reise den Rhein hinauf nach der Schweiz fortgesetzt. Er war merkwürdiger Weise, je näher er der Schweizer Grenze kam, immerer, besserer Laune geworden. Von der Anna Maria Bommert hatte er nichts mehr gehört; auch in die Zeitungen hatte die fatale Geschichte keinen Eingang gefunden. Er selbst sprach gleichfalls nicht davon. Es beschäftigten ihn andere Gedanken.

„Ah," sagte er sehr vergnügt, „ich bin doch neugierig auf dieses unglückliche Land. Welch' eine grauenvolle Verwirrung muß dort herrschen! Was sage ich? Verwirrung? Gesetzlosigkeit, Anarchie. Wie kann es auch anders sein? Eine Republik ist schon an sich ein Zustand der Anarchie."

„Aber, Vater!" bemerkte Fräulein Charlotte.

„Aber, Vater! Was hast Du wieder?"

„Dann müßten Sie sich ja fürchten, einen unterwühlten Boden zu betreten, oder gar in einen offenen Krater sich zu stürzen."

„Das ist eben das Sonderbare, Charlottchen. Wir können ruhig hinkommen, den Fremden thun sie nichts. Sie fressen sich nur unter einander auf, wie echte Bestie der Demokratie."

Sie kamen nach Basel. Der Geheimerath war doch mit einigem Herzklopfen über die Rheinbrücke gefahren; er hatte dann an den Straßenecken nicht ohne Besorgniß sich umgesehen, ob er nicht einem wilden demokratischen Besitzgesichte begegne, ob er nicht gar Zeuge sein müsse, wie plötzlich ein harmloser Bürger von ein paar Wüstlern überfallen, erdrosselt und ausgeplündert werde. Er sah von alledem nichts. Er sahr durch stille und ruhige Straßen, in denen nur das Geräusch und die Bewegung des geschäftigsten und ordentlichsten Verkehrs herrschte.

Der Geheimerath schüttelte den Kopf. Er blieb den folgenden Tag in Basel, und fand nur dieselbe ruhige und ordentliche Geschäftsthätigkeit. Er wurde still, beinahe verstimmt. Doch tröstete er sich zuletzt damit, einmal, daß Basel unmittelbar an der deutschen Grenze gelegen, eigentlich nur eine deutsche Stadt, und zum Andern, daß es, wenngleich eine Republik, doch eine aristokratische Republik sei, die im Grunde von einer Monarchie sich nicht im Prinzip, sondern nur in einem gewissen Zahlenverhältnisse unterscheide.

Er fuhr von Basel nach Schaffhausen; meist auf deutschem Gebiete, und ersuhr daher auf dieser Tour wenig von der Schweiz. Bei Schaffhausen sah er nur den Rheinfall und das schöne Hotel Webern. In Schaffhausen selbst sah er gar nichts. Von Schaffhausen fuhr er auf dem Dampfschiffe den Rhein hinauf, über den ganzen Bodensee bis Rorschach. Das war eine herrliche Fahrt. Seinen beiden Töchtern ging das Herz auf in allen den Herrlichkeiten des wundervollsten Wechsels von Milde, Anmuth, Wildheit und Schauerlichkeit der Ufer des Rheins; dann der reizenden, romantischen Parthien des Untersees; der Großartigkeit des Obersees, mit seiner ungeheuern, kaum übersehbaren Wasserfläche, seinen schönen Städten, dem ehrwürdigen alten Constanz, dem eleganten Friedrichshafen, dem freundlichen Lindau, dem in der herrlichsten Natur gelegenen Bregenz; endlich der erhabenen Aussicht auf die hohen Gletscherketten bis tief in Graubünden hinein. Aber nur den Töchtern des Geheimeraths ging das Herz auf. Er selbst blieb kalt bei allen diesen Schönheiten, oder er redete es sich wenigstens ein. „Bah, was ist es denn nun?" sagte er, als er den Hochsantis sah; „eine rauhe und roh geformte Steinmasse; was kann man sich denn dabei denken?" Und beim Anblicke der Schneeberge rief er aus: „Unnatürlich! Ich liebe das Unnatürliche nicht. Solche Schneefelder gehören nach Rußland, nicht in die Schweiz."

Nur einmal war ihm auch wohl geworden, und er verlangnete es nicht. Es war noch auf dem unteren Bodensee. Als das Dampfschiff dort unter dem unendlich lieblichen und reizenden Arenenberg hinglitt, ließ er mit vollem Entzücken das Auge auf dem sanft ansteigenden Berge haften, auf seiner dunklen Waldung, seinem weiten Parke und auf dem aus Wald und Park hervorleuchtenden, weit den See und das Land bis tief in Baden und Würtemberg hinein beherrschenden Schlosse.

„Ha," rief er, „dort hat er gewiß, dort hat er den ersten Keim empfangen für seine nachherigen großen Thaten, der Mann, der die Demokratie auf das Haupt geschlagen hat, dem Europa und die Weltzeitung die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung verdanken."

Später wurde er freilich wieder stiller; und als er in Rorschach den Schweizer Boden wieder betreten hatte, und jeder Schritt weiter in immer neue Schönheiten des schönen Landes hinein führte, da wurde er zu Zeiten fast melancholisch; da war ein Vergleichung mit den Pitchelsbergen und dem Thiergarten gar nicht mehr möglich, wie der Bodensee sich nicht hatte mit dem Nimmersburger See vergleichen lassen. Dabei sollte ihm noch ein Anderes schwer auf das Herz drücken. Fast in jedem Dorfe sah er ein großes, helles, sehr sauber gehaltenes Gebäude, das sich vor den andern Häusern auszeichnete.

„Das ist gewiß ein Edelsitz?" fragte er.

„Nein!" wurde ihm zur Antwort. „Das ist das Schulhaus der Gemeinde."

„Und jenes dort?" frug er in St. Gallen, auf ein großes, glänzendes Gebäude zeigend, das auf einer reizenden Anhöhe liegend gelegen — „welcher Fürst hat sich dies Schloß gebaut?"

„Kein Fürstenschloß," hieß es wieder, „es ist das Armenhaus."

— Er fragte dann nicht mehr.

In dem schönen Toggenburg lebte er aber wieder auf. Nicht über die Schönheit der Gegend, aber über etwas Anderes. Er hatte den Gasthofe zu Herisau traf er einen wohl und gebildet aussehenden Mann, der, wie er erfuhr, aus der Rachbarschaft zu einer Sitzung des Obergerichts des Kantons herübergekommen war. Er erkundigte sich bei ihm mit Hast nach den Rechtszuständen des Kantons.

„Sie sind sehr gut geordnet," erwiederte ihm der Mann. „Alle Welt ist mit der Rechtspflege zufrieden; ein Beweis ist, daß das Obergericht, das höchste Gericht des Landes, an welches die Appellationen gehen, fast gar nichts zu thun hat."

Schon darüber mußte der Geheimerath bedenklich den Kopf schütteln. Aber noch mehr stieg sein Erstaunen, als er erfuhr, daß in der Schweiz eigentlich gar kein Gesetzbuch existire, daß das alljährlich seine Regierung und seine Richter aus seiner Mitte wähle und von diesen Recht sprechen ließ.

„Unsinnige Leute," sagte er spöttisch, „ein Käsehändler Richter — Oberrichter, was bei uns in Berlin Ober-Tribunalist — Charlottchen, es ist doch ein elendes Land!"

Er hatte dabei nur eine Furcht: dieses Elend möge blos Kanton Appenzell bestehen. In Basel und Schaffhausen hatte er nicht daran gedacht, nach den Rechtszuständen sich zu erkundigen. Wohin er jetzt kam, fragte er darnach. Er hörte, daß dieselben Zustände völlig so in den Kantonen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Glarus sich finden. Aber in den größeren Kantonen Bern, Zürich, Aargau, Er kam nach Zürich. Auch dort war es so, nur mit einem kleinen Unterschiede. Die Richter wurden nicht alljährlich, sondern nur alle vier Jahre aus dem Volke gewählt.

Aber er sollte in Zürich etwas erleben, was ihn Gesetz und Richter und Recht und Rechtspflege und alle andern Zustände der Schweiz vergessen ließ. —

Ein schöner Punkt bei dem schönen Zürich ist der Uetliberg, das „Uetli" oder „Huntli." Man hat dort eine weite, eine entzückende Aussicht über die ganze Gegend, über den größten Theil der Ostschweiz, weit, tief in Deutschland hinein, auf die sämmtlichen Gletscher der Ostschweiz und des Berner Oberlandes.

Schöner als das Uetli ist für mich die „Waid" bei Zürich. Man übersieht auf diesem kleineren, aber nähern Berge nur einen Theil der Gegend bei Zürich; aber man übersieht sie mit einem wunderschönen Gesammtüberblick und dem klarsten Einblick in alle die reizenden Einzelnheiten dieser lieblichsten und anmuthigsten aller Gegenden, die dem Auge bisher erblickt hat. Zu unseren Füßen liegt das Limmatthal mit seinem traus sich windenden Flusse und dem traus sich überall ihn umschließenden Buschwerke; mit seinen vielen Dörfern, Fabriken und einzelnen Häusern, seinen Chausseen und weichen Landstraßen, die breit und bequem sich von Dorf zu Dorf ziehen, mit seinem Schienenwege, der sich mitten durch sie alle hindurch nach dem schönen Baden zieht. Das Thal wird begrenzt von der lange Albiskette, deren höchster Punkt jenes Uetli, mit seinem stattlichen Hause gerade vor uns sich erhebt. Links, die Limmat hinauf, liegt die Stadt Zürich in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns, mit ihren alten und großen Kirchen, mit ihren hohen, schlanken Thürmen, mit den großartigen und geschmackvollen, schloßähnlichen

Landhäusern, die von jedem schönen Punkte der Umgebung — und jeder Punkt bei Zürich ist ein schöner — freundlich, manchmal auch wohl mit etwas aristokratischem Stolze herabblicken. Rechts von der Stadt schießt aus enger Gebirgsschlucht die wilde Sihl hervor, um sich gleich unterhalb der Stadt mit der Limmat zu vereinigen. Aber es ist eine sehr spröde Vereinigung, als wenn zwei harte Köpfe zusammen in das Ehejoch gespannt wären. Noch eine ganze Meile weit fließen in demselben Bette die beiden Flüsse neben einander her, ohne ihre Wellen mit einander zu vermischen, links das gelbe Wasser der wilden, trotzigen Sihl, rechts die grünen Wellen der stolzen und heftigen Limmat. Erst vor Baden vertragen sie sich mit einander; sie müssen ja endlich wohl in dem engen Bette.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.

IV. Wilson. Lord Lyndhurst.

Unter den Equipagen, Reitern und Reiterinnen, die sich zu Tausenden im Hydepark herumtreiben, so lange die season, die Parlamentsperiode dauert, bemerkt das Volk öfter einen Mann mittlern Alters, etwas ungeschickt und plebej im Sattel, mit einer unter den unzähligen kahlen Gesichtern frappant und scharf hervorstechenden Physiognomie, überhängender Braue, inhaltvoller Stirn, spekulativer Nase und seltsam lebhaft auslaufendem rothen Haar.

Mr. Wilson.

„Look, that's Mr. Wilson of the Treasury" — Sieh, das ist Mr. Wilson vom Staatsschatze — sagen die Leute. Blos Mr. Wilson, Staatsschatzsekretair, Sohn eines Posamentiergeschäfts. Nicht alle Herrschaften unter diesen Auserwählten sind Lords und Ladies. Im Gegentheil gibt's viele hinaufgeschmuggelte und importirte Grisettenwaare darunter. Nicht alle Staatsstellen besetzt man aus den „obersten Zehntausenden." Die Aemter und Stellen, welche Arbeit und Kenntniß verlangen, übergibt man gern tüchtigen Arbeitsbienen aus den untern Klassen, damit die angestellten Drohnen aus den höchsten Klassen ihre höheren Gehalte und ihre Gehaltlosigkeit mit desto mehr Ruhe genießen können. Muster einer solchen Arbeitsbiene, eines solchen Talentes von Unten ist Mr. Wilson. Geboren 1805 in der kleinen Manufakturstadt Hawik am Teviotflusse, Sohn eines kleinen Posamentiers, wurde er durch den Vater in die Religion und prosaische Lebens- und Sittenstrenge der Quäker eingeführt. Die Quäker zeichnen sich außer durch Röcke mit einer Reihe Knöpfe auch durch breitkrämpige Hüte aus, welche sonst kein gewöhnlicher Hutmacher vorräthig hält, so daß mancher Quäker in Verlegenheit kommt, wenn er mit der luxuriösen Idee herumgeht, sich einen gläubigen neuen Hut anzuschaffen. Unter solchen Umständen erscheint es nicht auffallend, daß Posamentier und Vater Quäker, der sich den Luxus einer Frau und mehrerer Söhne angeschafft hatte, auf den Gedanken kam, einen Sprößling in der verwahrlosten Hutmacherkunst unterweisen und breitkrämpige Hüte machen lernen zu lassen. So ward unser Wilson ein Hutmacher, erst zu Hause, wo seine Wiege stand, dann in Newcastle und in London.

Lord Lyndhurst.

Während er nun so viele hirnlose Köpfe mit „Angströhren" und Breitkrämpern bedeckte, dachte er immer, es sei gut, wo Leute nicht blos etwas auf, sondern auch in den Kopf zu bringen. Mit Schrecken hatte er nämlich sehr oft beim Verkauf eines neuen Hutes bemerkt, daß der Hut eigentlich auf Nichts, auf einen blogen

Schein und Schemen von Kopf gesetzt werde. So dachte er denn in seinem ziemlich geräumigen Kopfe: darin steckt etwas und hat noch viel mehr Platz! Ich will meinen Kopf nicht blos, wie andere Herren, auf den Schultern tragen, damit sie eine Stelle haben, wo sie einen Hut anbringen, sondern den Kopf um des Kopfes, um meinetwillen als Vorrathskammer und Kunstwerkstatt für die Schmiede meines Glückes. Alse er lernte, er studirte, er schrieb, er dachte, er rechnete und sah dann, daß andere Leute unter ihren und seinen Hüten nicht denken und die Politiker und Staatsmänner besonders falsch rechnen. Das schrieb er auf und ließ er drucken. So entstanden seine Flugschriften: „Einfluß der Kornge[illegible]“ (1840), „Fluctuationen des Geldes und Handels und der Industrie“ (1841), „Die Staatseinnahme oder was sollte der Schatzkanzler thun?“ u. s. w.

Endlich gründete er 1843 sogar eine fortlaufende Controle und Nachrechnung, das erste journalistische Organ für die neue, noch ganz[illegible] mißverstandene und mißverwaltete Wissenschaft und Kunst der National-Oekonomie, der Staats- und Volkswirthschaft, den Oekonomisten: „The Economist,“ eine Wochenschrift, durch welche Wilson bald eine gefürchtete und geehrte Größe im Lande und sogar Parlamentsmitglied ward. Der ausgebrochene Streit der falsch und in Defekten gegen die Wilson'schen richtig Rechnenden, der Protectionisten und Schutzzöllner gegen die Freihändler, mit einigen Siegen der Letzteren, verschaffte den Wählern von Westbury die Ehre, Mr. Wilson für's Parlament gegen die falschen oder absichtlichen Schwindeltrechner durchzukämpfen (1847). In andern Ländern erfreute sich die neue Wissenschaft, daß auch in der Politik 2 mal 2 blos 4 ist, nicht solcher bescheidenen Siege, wie in England. England entging dadurch den Krämpfen von 1848, unter welchen das übrige Europa sich verrenkte. Aber die „obersten Zehntausend“ wußten, nachdem sie etwas Dampf durch die Sicherheitsventile abgelassen, auch wieder die Gehörig zu schließen; denn sie waren und sind nie Willens, wirklich richtig und offen zu rechnen und Rechnung abzulegen. Was aber mit den „Oekonomisten“ anfangen? In England steckt man gefährliche Leute nicht ein, sondern stellt sie an; man schießt ihnen nicht das Lebenslicht aus, sondern „etwas vor“ und wie die nebeln Künste sonst sich prakticiren lassen. Jedenfalls befanden sich Regierende und Regierte wohler dabei. Nicht der gewaltigste Tyrann der Erde könnte seinen Sklaven mit Gewalt so viel Geld auszapfen, als die Engländer an ihre zehntausend obersten Müssiggänger und Schwindler freiwillig und mit Patriotismus zahlen. In verschiedenen Ländern des übrigen Europa wäre ein Posamentiersehn und Hutmacher Wilson lebenslänglich eingesteckt worden, in England ward Mr. Wilson durch eine Sekretairstelle im Controleamte bestraft. Die Minister trafen hier, wie in den meisten ähnlichen Fällen, zwei Fliegen auf einen Schlag: sie machten sich einen mächtigen Feind zum Freunde und gewannen einen tüchtigen Arbeiter in ihre Bureaux voller hochgeborenen Faullenzer und Herren, die ihren Kopf blos tragen, damit sie auch eine Stelle haben, wo ein Hut angebracht werden kann.

Mr. Wilson ließ nun, wie das Volk, freiwillig fünf gerade sein, während im übrigen Europa der strenge Befehl, daß fünf gerade sei, im Geheimen immer noch so allgemein und hartnäckig ketzerisch bepweifelt wird. Mr. Wilson blieb ein respektabler Mann und Oekonomist, und rettete den Freihandel öfter vor tückischen Angriffen, aber er ward auch Finanzsecretair des Staatsschatzes, und hatte darin stets so viel zu thun, daß er sich nicht gegen jeden Schwindel und jede kleine Freiheit der Nicht-Oekonomisten, d. h. mittelbar auch gegen sich selbst, aufstehen konnte. Wenn der Herr oder Palmerston ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, welchen Mr. Wilson schon vorher im bevorzugten Grade besaß. Dieser Verstand-Beamtenverstand sagt immer zu den Gewissen: Kerl, verdirb mir die Karriere nicht und halt lieber dein beißendes Maul! Denkst du nicht an Weib und Kind und sonstige Angehörige! — Das Gewissen wird durch solche Erinnerungen gerührt, und läßt fortan fünf gerade sein. Und das Volk brauchen, dem die Arithmetik nicht mit Polizei und Bayonnet beigebracht wird, ist auch gerührt über diese Freiheit und Milde, mit der es betrogen wird, und stolz auf einen Wilson, der aus den untern Klassen emporstieg, und diese nun vertritt und die Leute, welche der Regierung vorwerfen, daß sie Niemand von Unten hinaufhalte, Lügen straft. Daß diese Strafliige selbst eine Lüge ist, merkt man nicht. Man nimmt überhaupt da, wo „so viel Freiheit herrscht,“ nichts so sehr genau, wie unter Verhältnissen erbarmungsloser, strikter Befehle und Kommando's, welche unwillkürlich zur Opposition, zu Trotz und Tücke herausfordern.

Ein Beispiel anderer und ganz eigener Art des ausnahmlichen Emporsteigens aus untern und gar fernen Regionen in die höchste Schicht der englischen Gesellschaftsstrata liefert Lord Lyndhurst, ein Greis, der uns zuweilen in Bildergalerien und sonst mitten im Leben und unter dem Volke vorkam, und uns jedesmal als eine merkwürdige Persönlichkeit auffiel. Der Mann geht einher wie eine Mumie, vertrocknet und verschrumpft, wie altes Leder in Regen und Sonne, wie ein Hansen Backobst in die Gestalt eines Menschen zusammengeborrt, aber noch so zähe und tapfer, als wäre der 84jährige Greis ein gesunder Vierziger. Er war 1772 in Boston geboren, und kam aus den amerikanischen Republiken als armer Junge herüber nach London, ich weiß nicht wie. Von ihm selbst haben wir aber einmal gehört, daß er aus Mangel an einem Penny unter einer Themsebrücke schlief, und der spätere Lordkanzler von England sich öfter hungrig auf der Straße umhertreiben mußte. Copley, sein Vater, ein Maler, hatte selbst nicht immer zu essen gehabt. Deshalb war der Junge davongelaufen, um in England der berühmteste Jurist, Großsiegelbewahrer und Lordkanzler zu werden. Wie er dies eigentlich angefangen, scheint noch nicht im Detail öffentlich bekannt zu sein. Man weiß nur, daß er von der Zeit an, als er unter einer Themsebrücke schlief, bis jetzt, da er auf Lorbeeren ruht, ununterbrochen den eisernsten Fleiß, die unbeugsamste Willenskraft und die heroischste Ausdauer festhielt, so daß dieser interessante Kopf und diese von acht Jahrzehenden ungebrochene Gestalt mit seinen eisern gewordenen Muskeln den Ausspruch bekräftigt: „Der Mensch kann Alles, was er will.“

Ueber alle Notabilitäten Englands werden, wenn sie todt sind, mehrbändige Biographien und Memoiren geschrieben. Die Bände, welche einst diesen zähen, derben Lebensstoff bearbeitet vor die Oeffentlichkeit stellen, werden jedenfalls zu den interessantesten Bereicherungen der reichen englischen Memoiren-Literatur gehören. Jetzt wissen wir, die wir ein Wort über diesen fuchtantiellsten Kopf parlamentarischer, vielköpfiger Kopflosigkeit sagen wollten, nichts im Detail aufzubringen. Wir beschränken uns daher auf die Notiz, daß er 1804 die praktische Laufbahn eines Juristen begann, war rasch von Stufe zu Stufe stieg, bis er für seine Verdienste zu seinen hohen juristischen Rang zur Pairswürde erhoben und so Mitglied des Oberhauses ward. Es ist eine zum Gesetz gewordene Sitte in England, daß Juristen des höchsten Ranges mit der Pairswürde bekleidet werden, in der Regel mit der Pairswürde auf ihre Lebenszeit, so daß sie nicht forterbt.

Wer sich um die diesjährigen Parlamentsverhandlungen bekümmert hat, wird sich erinnern, daß es gerade Lord Lyndhurst war, der durch seinen Antrag, die juristische Notabilität Sir James Parke mit der Pairswürde auf Lebenszeit zu beschenken, das größte Leben in diese traurige, vergangene Session rief. Das Leben entsprang aus dem aufgerührten Widerspruch zwischen Vorrechten der Krone und der Souverainität des Parlaments. Letzteres hat die Krone so weit zum Schatten ausgehöhlt, daß das Witzwort: „Das Parlament kann Alles, nur keine Frau zum Manne machen,“ ziemlich wahr geworden. Wenn die Parlamentsmitglieder aus der einen Krone nicht 600 Kronen machten, könnten liberale Leute sagen, das ist eben die Freiheit in England, daß die Krone keine Macht hat. Wenn aber dafür 600 Menschen absolute Krone spielen, werden Monarchie, Demokratie und Republikanismus zu gleicher Zeit betrogen.

Lord Lyndhurst war ein Herkules von Fleiß und Ausdauer, aber nicht für das Land, sondern für die Kreise, in welche er sich hineinarbeitet. „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen,“ sagt Goethe, Copley wandelte nicht unbelohnt aus seiner republikanischen Kindheit unter die Lords des Oberhauses hinauf.

Das Reissen oder der Rheumatismus (Rheuma, Fluß).

Was ist Rheumatismus? Wenn man Opodeldoc einreibt und ein Dampfbad nimmt; — wenn in Folge von Erkältung Schmerzen irgendwo im Körper auftreten; — wenn Schmerzen von einem Theile des Körpers zum andern wandern; — wenn sich in und um Gelenke herum oder in fleischigen und sehnigen Theilen Schmerzen festsetzen. So lauten etwa im gewöhnlichen Leben die Antworten auf obige Frage. — Die Wissenschaft ist zur Zeit auch noch nicht im Stande, über den Rheumatismus gehörig Rede zu stehen, da das Wesen dieser Krankheit noch sehr dunkel ist. Die Aerzte pflegen die, gewöhnlich (aber nicht immer) durch Erkältung der Haut entstandenen schmerzhaften Leiden im Bewegungsapparate, zu welchem Sehnen, Bänder, Muskeln, Knochen und Knochenhaut, sowie Gelenke, gerechnet werden, als rheumatische zu bezeichnen, zumal wenn die Schmerzen, welche ziehende oder reissende sind, und sich beim Bewegen, Drücken und Kaltwerden des afficirten Theiles steigern, mehrere dieser Theile gleichzeitig oder nach einander befallen (herumwandern und überspringen); auch pflegen sie einen Gelenk- und Muskelrheumatismus, sowie einen acuten (schnell verlaufenden) und einen chronischen (langwierigen) Rheumatismus zu unterscheiden; manche lassen auch die Nervenhüllen rheumatisch afficirt werden. Ist neben den Schmerzen auch noch beschleunigter Puls und erhöhte Körperwärme (oft mit sauer riechendem reichlichen Schweiße) vorhanden, dann nennen sie das Leiden ein rheumatisches Fieber. Stets haben sie bei acutem und sieberhaftem Rheumatismus die Furcht, daß von edleren Organen auch noch das Herz, der Herzbeutel oder das Brustfell in Mitleidenschaft gezogen und in Entzündung versetzt werden. Herzfehler in Folge von Herzentzündung rühren meistens aus der Zeit her, wo Jemand an irgend einem Rheumatismus litt, und deshalb kann man sich gar nicht genug vor stärkeren Erkältungen der Haut, besonders nach größeren Erhitzungen, welche Rheumatismus veranlassen können, hüten. Es scheint übrigens dieselbe Ursache ebenso Herzentzündung wie Rheumatismus zu veranlassen, nicht aber durch Verschwinden des letzteren die erstere zu entstehen, denn beide Leiden kommen gar zu oft gleichzeitig vor. Vielleicht liegt die Ursache in einer Entartung des Blutes, die dadurch zu Stande kommt, daß, in Folge der Einwirkung der Kälte auf die Haut, die Absonderung derselben (der Schweiß) stockt und im Blute zurückgehalten wird. Es wäre nicht unmöglich, daß ebensowohl die deutlich merkbaren, plötzlichen Erkältungen bei Erhitzungen, wie auch die unmerklichen, aber anhaltenderen Kälteeinwirkungen (wie bei zu leichter Bedeckung und Bekleidung im Schlafe, in feuchtkalter Wohnung, bei naßkalter Witterung, besonders im Frühling und Herbst u. s. f.) die Ursache zum Ausbruch des Rheumatismus abgeben oder doch die Anlage (Prädisposition) dazu erzeugen können. Vielleicht ist deshalb auch stärkeres Schwitzen (am besten durch reichliches Trinken heißen Wassers im warmen Bette) nach Erkältungen von so großem Vortheile. Manche suchen den Grund des Rheumatismus in veränderten Elektricitätsverhältnissen der Haut, Andere erklären den Rheumatismus für eine einfache Entzündung.

Nicht alle Menschen werden gleich gern und gleich arg vom Rheumatismus heimgesucht, einige mehr und leichter, andere weniger und nur nach stärkeren Erkältungen. Im Kindesalter findet sich diese Krankheit äußerst selten, wenn man nämlich die hier häufigen Hüftgelenkleiden nicht für rheumatische erklärt. Ebenso hat das höhere Lebensalter nur geringe Disposition zum Rheumatismus. Dagegen kommen im Jünglings- und Mannesalter, aber häufiger beim männlichen als beim weiblichen Geschlechte, und häufiger bei Kräftigen als bei Schwachen, rheumatische Affektionen, zumal die heftigeren und sieberhaften, ziemlich häufig vor. In den Frühlings- und Herbstmonaten ist der Rheumatismus manchmal so verbreitet, daß er epidemisch zu sein scheint. Personen, welche schon einmal oder häufiger rheumatische Affektionen überstanden haben, werden gern und leicht wieder davon befallen. Ebenso werden auch Solche, die in Folge von Verzärtelung, allzuwarmer Bekleidung, Mißbrauch warmer Bäder, häufigem und starkem Schwitzen, Hautkrankheiten rc. eine empfindlichere Haut haben, vom Rheumatismus gern heimgesucht.

Bei der Untersuchung rheumatisch afficirter Theile findet man in der großen Mehrzahl der Fälle die Haargefäße (in Folge entweder einer rein örtlichen oder einer allgemeinen Einwirkung) widernatürlich erweitert und mit Blut gefüllt (rheumatische Entzündung), sowie von einer entweder flüssigen (wässerigen, eiterigen, blutigen), oder geronnenen weichen Masse (Ausschwitzung) umgeben, welche von der Ernährungsflüssigkeit des Theiles, die im gesunden Zustande aus dem Blute der Haargefäße abgesetzt wird, abweicht. Sie wird gewöhnlich nach dem Schwinden der Blutüberfüllung aufgesogen, bisweilen aber auch in festeres Gewebe umgewandelt (organisirt) oder zur Eiterbildung verwendet. Daher kommt es denn, daß in den meisten Fällen von Rheumatismus der erkrankte und gewöhnlich auch geschwollene Theil vollständig wieder gesundet, während in einigen Fällen daselbst harte Stellen (rheumatische Schwielen) zurückbleiben und in andern sogar Vereiterungen (bisweilen mit Eitervergiftung des Blutes) zu Stande kommen. Sonach kann der Rheumatismus, abgesehen von der denselben öfters begleitenden Herz- und Herzbeutel-Entzündung, auch schlimme Folgen haben, wenn er auch für gewöhnlich ganz gut abläuft. Die Dauer eines rheumatischen Leidens läßt sich durchaus nicht voraus bestimmen, da sie Tage, Wochen und Monate betragen kann.

Bei dem Wenigen, was wir vom Wesen des Rheumatismus mit Sicherheit wissen, läßt sich natürlich auch nicht viel Sicheres über die Behandlung desselben sagen. Glücklicherweise weicht dieses Leiden in den allermeisten Fällen auch ohne Arzt und Arznei, besonders bei Wärme, Ruhe und Geduld. Der Rath, welchen der Unterzeichnete in Bezug auf Rheumatismus zu geben hat, ist folgender: Zuvörderst suche man soviel als möglich **rheumatische Affektionen dadurch von sich fern zu halten**, daß man, vorzüglich bei stärkerer Erhitzung und größerer Empfindlichkeit der Haut (nach warmem Bade, Schwitzen), jede heftigere und dauernde Kälteeinwirkung auf diese zu vermeiden trachtet. Man hüte sich deshalb vor schnellem Wechsel von Warm zu Kalt, besonders von hohen zu niederen Temperaturgraden, vor dauernder Einwirkung von kalter, zumal nasser Luft (besonders des Morgens und Abends), vor starker kalter Durchnässung, Zugluft, schneller Abwechslung von warmen zu kalten Kleidungsstücken (besonders im Frühjahr und Herbst), vor allzuleichter Bekleidung überhaupt und ganz vorzüglich vor zu leichter Bedeckung des Nachts, vor dauerndem Aufenthalte in kalten, feuchten, zugluftigen, kellerartigen Wohnungen und andern derartigen Orten. Um nun aber von der Einwirkung der Kälte auf die Haut nicht so leicht Rheumatismus davon zu tragen, muß die **Haut abgehärtet** d. h. gegen die Kälteeinwirkung unempfindlicher gemacht werden und dies ist, aber immer nur bis zu einem gewissen Grade, mit Hülfe der Kälte möglich zu machen. Diese ist stets aber, mit ganz allmäliger Steigerung, in Gestalt kaner, kühler und endlich kalter Bäder und Waschungen, sowie kalter Luft anzuwenden. Man verzärtele die Haut nicht durch allzuwarme Bekleidung und zu häufige, sehr warme Bäder (Dampfbäder), durch ängstliche Vermeidung der frischen Luft und durch schweißerzeugende Bedeckung. Man hüte sich aber auch vor dem Mißbrauche der Kälte und bedenke, daß diese recht leicht als widernatürliches Reizmittel wirken kann und niemals ein Stärkungsmittel ist (s. Gartenl. 1856. Nr. 40.). Bei Disposition zu rheumatischen Affectionen, in Folge leichter Erkältbarkeit, halte man auf eine trockene, sonnige, gut heizbare Wohnung und Schlafstube, auf mäßig warme, wollene oder seidene Unterkleider, die auf der bloßen Haut zu tragen sind, sowie auf warme Fußbekleidung, und gehe ja recht allmälig zur Abhärtung der Haut über.

Um **nach einer Erkältung den Rheumatismus zu verhüten** oder schon die ersten Spuren desselben zu heben, reicht in vielen Fällen eine künstliche Steigerung der Hautthätigkeit, das Hervorrufen von starkem Schweiß, hin. Am besten und leichtesten bewerkstelligt man dies durch reichlichen Genuß heißen Wassers (Thees) und warmer Einhüllung im Bette. — Hat sich aber der **Rheumatismus vollständig eingestellt**, dann wird derselbe am besten in Grenzen gehalten und am schnellsten gehoben, wenn der Kranke im warmen Bette ruhig liegen bleibt, viel heißes, wässeriges Getränk zu sich nimmt, und die schmerzhaften Theile warm (mit Flanell, Wolle, Baumwolle, Watte) einhüllt. Sehr heftigen Schmerz lindern am besten recht warme Umschläge (von Hafergrütze, Leinsamen) oder das Auflegen heißer Gegenstände (Steine, Tücher, rc.). Ebenso vertreibt von allen Mitteln die Wärme, welche aber höher als die des menschlichen Körpers (+ 30° R.) sein muß, auch

chronische Rheumatismen am sichersten; nur muß sie mit Energie und Consequenz angewendet werden. In der neuern Zeit rühmt man die Elektricität (Faradisation; s. Gartenlaube 1856. Nr. 36.) als heilsam gegen rheumatische Schmerzen. Die Diät bei rheumatischen Leiden sei mäßig, mild und schwach nährend; Verstopfung werde durch Klystiere gehoben.

Hiernach wäre also die Behandlung des Rheumatismus eine sehr einfache und diese, in den meisten Fällen ausreichende Behandlung wird stets auch von den mittelsüchtigsten Heilkünstlern, ja sogar von den Homöopathen anempfohlen, aber natürlich immer nur als unwichtige Nebensache neben diesen oder jenen wichtigen (!?!) Arzneimitteln; denn es existiren Umwässen innerer und äußerer Mittel, die beim Rheumatismus geholfen haben sollen. Nach Heilung des Uebels ist es dann natürlich nicht jene einfache Behandlung, sondern das Arzneimittel, welches geholfen hat, dessen Heilmacht nun in alle Welt ausposaunt wird. Es geht übrigens nicht blos den beiden beim Rheumatismus beliebten Heilmitteln, der Wärme und Ruhe, sondern noch vielen anderen einfachen Hülfsmitteln, die obschon sie, neben den Naturheilungsprocessen (s. Gartenlaube 1855. Nr. 25.), die eigentlichen Hülfe bei Krankheiten sind, sich doch von den Apotheker-Mitteln den Ruhm der Heilung wegschnappen lassen müssen. In ähnlicher Weise macht's freilich der Arzt im Allgemeinen gewöhnlich auch: der wird ein Kranker gesund, so hat er's gemacht, stirbt dagegen der Kranke, so muß die Natur die Schuld tragen.

Bck.

Aus der guten, alten Zeit.

„Was weben die dort um den Rabenstein?"
— — — — —
Eine Hexenzunft."
Goethe's Faust. I. Th.

Teufel und Hexen haben von Alters her in Deutschland eine große Rolle gespielt und wir glauben kaum, daß es in Europa ein Volk gibt, bei dem der Gottseibeiuns eine größere Popularität genießt, als bei dem unserigen. Ueberall finden wir ihn, überall hat er sich heimisch zu machen gewußt; in der Literatur, wie im Leben, in der Volkssage, wie im Lied, in der Oper, wie im Drama, im dunklen Wald, wie in der stillen Klause des Gelehrten, auf der Theaterbühne, in den Tribunalen der frühern Jahrhunderte, im Weinkeller am Zechtisch lustiger Gesellen — überall begegnen wir ihm; sei es nun als Mephistopheles, der in Auerbach's Keller mit den Studenten trinkt, und allerlei wunderliche Lieder singt und Späße macht, oder als Samuel, der verwegenen Jägerburschen das Gießen der Freikugeln lehrt, die stets das Ziel treffen, oder als wilden Jäger, Brückenbauer — welche Menge von Teufelsbrücken gibt es nicht — als Spiritus familiaris, der den Stein der Weisen suchen hilft, oder auch nur als simpeln Teufel mit Schweif und Pferdefuß, die beide aber gewöhnlich durch einen schwarzen Mantel mit rothem Futter verhüllt sind. — Die Franzosen sind in dieser Beziehung viel ärmer, als wir. Ihren diables boiteux hat Le Sage aus Spanien geholt, und ihr „Herne", wie bei ihnen der wilde Jäger heißt, ist lange nicht der teufe Geselle der Hölle, der bei uns in stürmischen Herbstnächten mit dem wüthenden Heer und schauerlichem Windesgeheul über die Waldberge dahinrast; auch ist der Sagencyklus, welcher Herne umgibt, bei weitem kein so reichhaltiger, als der, welcher von unserem deutschen wilden Jäger erzählt . . . —

Eine gleich große Rolle spielen die Hexen, diese Spukgestalten der nordischen Völker, mit denen diese ihre entlegenen, einsamen Bergeshalden, ihre wüsten Sümpfe und Moore, ihre öden Heiden, waldigen Bergzipfel und düsteren Höhlen bevölkerten, und sich auf diese Weise das gaben, was die heitere Götterlehre der Griechen und Römer, diesen beiden Kulturvölkern der alten Welt, in ihren Oreaden, Dryaden, Nymphen, Sirenen, Satyren und Faunen gab. Indessen waltet, auch abgesehen von dem verschiedenen inneren Wesen, schon in der äußeren Erscheinung ein bedeutender Unterschied zwischen den Hexen der nordischen Heiden und jenen Halbgöttern und Göttinnen, welche in den Olivenhainen Jeniens und auf den sonnigen Höhen der Sabinerberge hausten, ob. Denn während die Wald- und Berggöttinnen der Hellenen und Römer in reizender, jugendlicher Schöne, lockend, üppig und verführerisch erschienen, geneckt und verfolgt von verliebten Satyren, Faunen und Pan selbst, diesem bocksbeinigen Hirtengott, malte sich die Phantasie der germanischen Völkerstämme, welchen der tiefblaue, heitere Himmel von Hellas und Italien mit seiner glänzenden Sonne fehlte, und über deren dunkle, schattige Eichenhaine und düsteren, kalten Fichten- und Tannenwälder die große Hälfte des Jahres hindurch graue Regen- und Schneewolken hingen, jene unheimlichen Bevölkerinnen abgelegener Orte in widerwärtig-abschreckender Gestalt, „so hager und so wild in ihrer Tracht," wie es von den drei Hexen heißt, die dem Macbeth auf der Heide bei Forres jene unheilvollen Glückwünsche zurufen.

Am schönsten hat diese beiden Gegensätze unstreitig Goethe in seinem Faust geschildert; die deutsch-nordische Hexenwelt in der Walpurgisnacht auf dem Blocksberg, in der „die Hexen zu Brocken ziehen" und wo

„das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!"

und die hellenische Mythenwelt in der klassischen Walpurgisnacht auf den pharsalischen Feldern, am Peneios und an den Felsen des ägäischen Meeres, in deren buntes Gewühl sich Mephisto und Faust verirrt, anfänglich aber unter den nackten, antiken Gestalten sehr fremd und ungemüthlich fühlt. . .

Doch wir wollten eigentlich weniger über die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der klassisch-griechischen und mittelalterlich-deutschen Sagenwelt sprechen, als vielmehr über einen Gegenstand, der in genauester Verbindung damit steht, und noch vor einem Jahrhundert von ernstester Bedeutung für das deutsche Volksleben war, von den Prozessen gegen Hexen- und Teufelsbündner. —

Die meisten Leser dieser Blätter werden eine größere oder geringere Kenntniß von dem Wesen dieser Hexen- und Teufelsbündnerprozesse haben, von den Proben, welchen die Angeklagten unterworfen wurden, um zu sehen, ob sie wirklich teuflischer Art wären, und von dem gewöhnlichen tragischen Schluß vor den außergerichtlichen und gerichtlichen Prozeduren, nämlich: dem Tode der Angeklagten auf dem Scheiterhaufen.

Gewiß gibt es aber noch Viele, die der Meinung sind, daß alle die Tausende von Todesurtheilen, welche von den geistlichen und weltlichen Gerichten über die der Hexerei und Teufelsbündnerei Angeklagten ausgesprochen wurden, die Folge von Geständnissen waren, die entweder auf der Folter oder aus Furcht vor der Folter abgelegt wurden. Diese Meinung ist theilweise eine irrige. Denn die Folter noch die sogenannten Suggestivfragen, d. h. Fragen, die so verfänglicher Natur sind, daß deren Beantwortung fast immer eine Art Geständniß involvirt, haben diese Masse von Geständnissen, die wir in den Hexenprozeßakten finden, hervorgerufen. Es ist vielmehr mit juristischer Gewißheit behauptet werden, daß eine große Anzahl dieser Geständnisse durchaus freiwillige waren, indem den Angeklagten mit dem Bewußtsein, Hexerei getrieben oder einen Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben, abgelegt. Die Erklärung dieses psychologischen Räthsels wird sehr leicht, wenn wir bedenken, daß alle diese Unglücklichen, welche mit so unerschütterlicher Zuversicht stimmtheit behaupteten: mit einer in Blut getauchten Feder einen Vertrag mit Satan unterzeichnet oder Handgeld für den Verkauf ihrer Seele von ihm angenommen zu haben, um Mitternacht mit einem mit Schweinefett bestrichenen Besen oder Ofengabel zum Hexensabbath geritten zu sein, mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, Menschen und Thiere behext, Unterhaltungen mit höllischen Geistern gepflogen zu haben, und was dergleichen unsinnige Dinge mehr waren, die man den Hexen und Teufelsbündnern nachsagte, daß alle diese Unglücklichen, die derartige freiwillige Bekenntnisse machten, von jenen Krankheitszuständen befallen waren, welche die Aerzte Sinnestäuschungen — hallucinationes — nennen.

Es ist dies bekanntlich eine Krankheit, welche in einer abnormen Steigerung der Empfindung besteht und bei welcher Sinnestäuschungen stattfinden, die nicht etwa Fehlern der Sinnesorgane, sondern einer abnormen Gehirnthätigkeit entspringen. Dergleichen Kranke haben die wunderlichsten Phantasmata; so sah z. B. ein solcher Kranker eine Menge Polizeidiener, welche sich auf seinen Löffel oder Krug setzten und ihn am Essen und Trinken verhinderten; ein Anderer hörte, wie sich alle seine eigenen Gedanken laut aussprachen und da es keine liebenswürdigen Gedanken waren, die sich so unbefangen über sich selbst aussprachen, so suchte er vor ihnen in die Wälder zu fliehen; noch Andere fühlten sich doppelt ꝛc. Die nächsten Ursachen dieser Krankheit, welche entweder in einem zu heftigen Eindrucke, z. B. zu starkes Licht, mechanische Verletzungen, oder in einer abnormen Thätigkeit des Hirns oder Rückenmarks, z. B. in einer Entzündung derselben liegen können, sollen uns hier weiter nicht beschäftigen, da dies erstens in's Bereich der Männer vom Fach, der Aerzte gehört, und zweitens uns auch von unserem Gegenstand zu weit abführen würde. Die entfernteren Ursachen zu dieser Krankheit aber, welche im 15., 16. und 17. Jahrhundert einen epidemischen Character annahm, müssen in der jener Zeit eigenen religiösen Schwärmerei, in der tiefen Unwissenheit besonders in naturwissenschaftlichen Dingen und den daraus entspringenden abergläubischen Vorstellungen, in der krankhaften Begier nach Ruhm und Reichthum, die sich besonders in dem Suchen nach dem Stein der Weisen und der Alchymisterei* offenbarte, besonders aber auch in den unerquicklichen und unnützen Zwistigkeiten auf kirchlichem Gebiet und der dadurch herbeigeführten Verwirrung der Ansichten gesucht werden. Statt nun diese bedauernswerthen Kranken der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung anzuvertrauen, übergab man sie, die, in Folge jener krankhaften Einflüsse, solche absurde Dinge von Hexerei und Teufelsumgang, den sie gepflogen, behaupteten: dem geistlichen Gericht, welches die sich selbst Anklagenden zum Feuertod verurtheilte. Die meisten von diesen Unglücklichen starben wie Martyrer einer erhabenen Idee, so ruhig und furchtlos. — Daß aber wiederum eine große Anzahl der der Hexerei Angeklagten blos auf der Folter und aus Furcht vor dieser Geständnisse über Verbrechen ablegten, deren Bezehung, beim besten Willen sie zu besitzen, in das Reich der Unmöglichkeiten gehört, darf wohl nicht erst erwähnt werden.

* Wir wollen übrigens damit durchaus nicht alle sogenannten Alchymisten in die Reihe utopische Chimären suchender Phantasten stellen. Männer wie: Glauber, Berth. Schwarz, Böttger, Brand, Kunkel, Baptist van Helmont, Paracelsus, Tschirnhausen u. s. w., welche Alle Alchymisten waren, werden immer einen hervorragenden Platz in den Annalen der chemischen Wissenschaft einnehmen.

Das Verfahren vor diesen Gerichten war übrigens ein sehr summarisches, was schon aus der großen Masse von Prozessen hervorgeht, die vor diesen Tribunalen verhandelt und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit erledigt wurden. Die größte Routine darin müssen aber unstreitig die geistlichen Tribunale des Bischofsthums Straßburg gehabt haben, denn nach einer mir vorliegenden authentischen Quelle sind dort in einem Zeitraume von zwanzig Jahren, nämlich von 1615 bis 1635, nicht weniger als fünftausend Hexen und Teufelsbündner verbrannt worden. Ihre liegenden Güter aber, wenn die Verurtheilten solche besaßen, wurden in der Regel confiscirt und den Domainen der Prälaten zugeschlagen. Indessen gaben auch andere Bezirke dem Straßburger im Hexenverbrennen wenig nach und daß es im lustigen Alt-England einen General-Hexenfinder gab, dem alle alten Weiber mit rothen, entzündeten Augen vorsichtig aus dem Wege gingen, daß man in einem Zeitraume von fünf Jahren im Bamberg'schen gegen sechshundert Hexen und im Würzburg'schen gleichfalls in einem Lustrum neunhundert verbrannte, im Braunschweig'schen aber die Pfähle auf dem Rabenstein, wo die Hexen gepfählt wurden, so zahlreich standen, wie die Fichten und Tannen im Walde, das sind bekannte Sachen. Es wurde aber nicht blos alten, häßlichen, sondern auch jungen, hübschen Frauen der Prozeß gemacht; der Prozeß der jungen schönen Hexe von Schlestadt im Elsaß hat eine ganz besondere Berühmtheit erlangt.

Die Namen der Männer, welche diese bösartige Dummheit mit aller Entschiedenheit angriffen und nicht ermüdeten, bis ihr die Gesetzgebung endlich ein Ende machte, die Namen eines Weier, Friedrich von Spee, und vor Allem des trefflichen Christian Thomasius sind wohl im Gedächtniß Aller —; höchst wahrscheinlich aber wird sehr Vielen das Kuriosum unbekannt sein, daß noch im Jahre 1728, in jenem Jahrhundert, das sich mit so vielem Stolz das philosophische nennt, in Hechingʼschen eine vom 18. Februar genannten Jahres datirte landesfürstliche Verordnung erschien, in welcher Temjenigen, welcher einen Kobold, eine Hexe, Gespenst, Alp oder Wahrwolf todt oder lebendig an den Oberjägermeister einliefert, eine Belohnung von fünf Gulden zugeschert wird. —

Es gibt jetzt so Viele, welche sich nach der guten, alten Zeit zurücksehnen und diese gute, alte Zeit mit ihren Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen zurückführen möchten; auf einem in den jüngsten Tagen und noch heute allerwärts viel besprochenen Gebiet hat man schon hie und da den Anfang zu machen gesucht: im Interesse dieser glaubten wir durch Verschiedenes an jene gute, alte, fromme Zeit mit ihrer Rechtgläubigkeit erinnern zu müssen.

K. W.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit.

Aeltere Personen erinnern sich vielleicht noch, daß vor Jahren in russischer Fürst, Putiatin, in Dresden lebte. Er war sehr bekannt als Original und Sonderling, aber auch als trefflicher, liebenswürdiger Mensch. Noch hört man mitunter von den mannichfaltigen eigenthümlichen Erfindungen erzählen, die er gemacht hatte und die damals neu und auffallend waren, die aber die neuere Zeit zum Theil weiter ausgebildet hat. So besaß er z. B. einen Wagen, in dem er sich ohne Pferd fahren konnte, einen Regenschirm mit kleinem Glasfenster, mit dem er sich ganz bedecken und ruderes mehr. Eben so wie seine Sonderbarkeiten war aber auch seine Güte und Menschenfreundlichkeit bekannt, die er besonders auf einer Landbesitzung in Klein-Zschachwitz bei Pillnitz bewährte, denen reizende Anlagen er nicht nur jedem Besucher frei eröffnete, sondern wo er ein Wohlthäter der Armen war und ein Schulhaus erbauen ließ, das noch jetzt in fremder, eigenthümlicher, aber höchst interessanter Form dasteht und an ihn erinnert. Aber nur nicht für das Schullokal, auch für die Erholung und Erheiterung der Schuljugend ist gesorgt durch ein offenes Gebäude, wo Schaukeln unter dem Schutze eines festen Daches den Kindern Gelegenheit zu Spiel und Freude bieten.

Es ist immer interessant und belehrend, die Eigenthümlichkeit ausgezeichneter Menschen aus ihrem Wirken und ihren Schöpfungen kennen zu lernen. In seinen Erfindungen, der Gestaltung seines Landsitzes und der Einrichtung dieser Schule prägte sich die Eigenthümlichkeit des Fürsten Putiatin aus; aber seine sinnreichen, originellen Erfindungen sind verschollen oder neu bedeutenderen verdrängt worden, die reizende Chaumière, wie er seine Villa nannte, die so ganz den Stempel seiner innigen, sinnvollen Natur trug, ist in fremde Hände übergegangen und so ganz verfallen; unversehrt steht nur noch die Schule, die aus der Fülle seines edlen, menschenfreundlichen Gemüthes hervorging, die er mit Liebe schuf und mit Weisheit einrichtete; sie steht und wird hoffentlich noch lange das Andenken des Menschenfreundes in Segen erhalten, wenn seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften, seine Sonderbarkeiten, genug seine ganze Persönlichkeit längst vergessen sind. Aber sie verdient auch an und für sich selbst Beachtung.

Das originelle Gebäude befindet sich zu Ende des Dorfes Klein-Zschachwitz am Saume des Waldes, der sich bis an die Elbe erstreckt. Die Giebelseite, welche die Hauptfront bildet, zeigt neben den drei Fenstern des Schulsaales an jeder Seite eine eingefügte steinerne Tafel mit Inschriften.

Die Inschrift der einen lautet:

Mit Gott!!!
In Gott!!!
Durch Gott!!!
Ist
Diese Kinder-Schule
Gedacht
Gefunden
Angegeben
Und
Auf eigne Kosten
Zum Heiligsten!!!
Zum Theuersten!!!
Zum Ewigen Andenken
An
Tochter!!!
Gattin!!!
Freundin!!!
Erbauen
1822.

Die Inschrift der anderen lautet:

Hierbei
Hat der Hr. Oberpfarrer M. Chr. Fr. Gerschner löbliche Thätigkeit bewiesen. Die Gemeinden

Schulhaus in Klein-Zschachwitz.

von Groß- und Klein-Zschachwitz, Tschieren, Sporbitz und Meußlitz, so auch die Richter G. Schindler, F. T. Bäcker J. Kailich, J. G. Fritzsche und J. G. Ryssel haben sich gutwillig finden lassen. Der Kunst-Gärtner des Fürsten Nicolaus Putiatin, Friedrich Grau hat seltenen Fleiß und Eifer bey Tag gelegt — und der Maurer- und Zimmermeister J. G. Ehlich und Kegel haben das Ihrige brav getan.

Möchte die Allmacht!!!
Die Allgüte!!!
Dieses stille Verhalten
Segnen!!!

So wie diese Kinder-Schule gedauet worden und nun seit dem Jahre 1823 daselbst, haben sich die obengenannten guten Gemeinden verpflichtet, dieselbe auch das beste zu unterhalten und im Fall des Unglücks auch selbige wieder aufzubauen und werde es in GOTT dreifach thun.

Besondre Aufsicht darüber hat der jedesmahlige Oberpfarrer zu Dohna

P:=N:=P:=

Der Eingang in das Schulhaus ist auf der entgegengesetzten, dem Walde zugekehrten Giebelseite. Im oberen Stockwerk ist die Wohnung der Schullehrers, im Erdgeschoß der große Schulsaal, mit allen nöthigen Requisiten, Bänken, Tafeln, Schränken und einer kleinen Orgel versehen. Im Schulsaal hängen, in Rahmen gefaßt, folgende Schulregeln, von denen ich nicht weiß, ob sie auch in andern Schulen zu finden sind, die aber in keiner fehlen sollten:

Schulregeln.

Das Erste, was du thust, wenn du erwachest früh,
Sei ein Gebet zu Gott, Kind, das versäume nie!
Nun stehe schleunig auf und biete guten Morgen
Den Eltern, die für dich mit treuer Liebe sorgen.
Dann wasch' und rein'ge dich, zieh' ordentlich dich an,
Unreinlich darfst du nie dich deinem Lehrer nah'n;
Du mußt zur rechten Zeit stets in die Schule gehen,
Sonst trifft die Strafe dich vorn an der Thür zu stehen.
Muthwillig darfst du auch niemals zu Hause bleiben,
Soll dich der Lehrer nicht in's Buch der Faulen schreiben.
Wenn du zur Schule kommst, so lauf' nicht hin und wieder,
Nein, ruhig setze dich auf deinem Platze nieder.
Tritt nun der Lehrer ein, steh' auf und grüße ihn,
Die schuld'ge Hochachtung mußt du ihm nicht entziehn.
Wenn das Gebet beginnt, so falte deine Hände,
Andächtig sei dabei vom Anfang bis zum Ende;
Aufmerksam mußt du stets auf deinen Lehrer hören,
Bei seinem Unterricht nicht plaudern und nicht stören.
Wenn dich der Lehrer fragt, so überleg' erst still
Und dann antworte laut, weil er's so haben will.
Den Andern hilf nicht ein, hör' ihnen lieber zu,
Sie wissen's oft recht gut, selbst besser noch als du.
Was dir der Lehrer sagt, das thue stets mit Freuden,
Wer ungehorsam ist, muß seine Strafe leiden.
Mit Andern zanke nicht, verträglich sei vielmehr,
Der Zänker ist verhaßt und schadet sich gar sehr.
Hat man vor Andern dich zum Obern auserkoren,
Mach' dich der Ehre werth, sonst geht sie dir verloren.
Wirr zum besondern Fleiß dir etwas zugedacht,
Es werde pünktlich stets und ordentlich gemacht.
Gibt nun der Lehrer auch zum Lernen etwas dir,
So lern' es bald und gut, sonst heißt es: du bleibst hier!
Was in der Schule ist, das darfst du nicht verletzen,
Denn wenn du Schaden machst, so mußt du ihn ersetzen.
Geh' unterweges still und schrei und lärme nicht,
Sonst bringst du Schul' und Ort in übeles Gerücht.
Die Leute grüße stets recht höflich und bescheiden,
Die Grobheit schändet dich und Niemand kann sie leiden.
Red't dich ein Fremder an, so stehe nicht von ferne,
Tritt näher hin zu ihm und hör' und dien' ihm gerne.
Niemandem thue je etwas zu Leid und Schaden,
Auch im Verborg'nen nicht, denn es wird stets verrathen.
Sei schamhaft überall und keusch in deinem Herzen,
Du bist sonst nah' dem Fall und schaffst dir bitt're Schmerzen.
Die Wahrheit rede stets und wag' es nie zu lügen,
Du kannst die Menschen wohl, doch niemals Gott betrügen.

Etwas ferner von der Schule ist der Spielplatz, auf dem ein offenes Gebäude mit Schaukeln steht, das die Inschrift trägt:

Faule und unartige Kinder werden nicht zugelassen.

Dort sollten die Kinder nach beendigten Schulstunden sich vergnügen.

Alljährlich wird noch das Fest der Einweihung der Schule an dem wiederkehrenden Gedächtnißtage, dem 10. September, gefeiert, wo die Kinder gespeist und ihren Vergnügungen überlassen werden. Auch dies ist noch eine Stiftung des Fürsten.

E. P.

Vögel im Winter.

Während wir unsere Pelze und Winterkleider hervorsuchen, ziehen sich die Bäume und Blumen aus und halten ihre nackten Glieder kaltblütig dem beißenden Winter hin. Die entkleideten Zweige, Stengel und Aeste hüllen sich in Schlaf, in Todtenschlummer, in Reifröcke und Schneepelze. Da können sie's wohl aushalten, bis der Frühling wieder Leben bläst und die inzwischen verrotteten Blätter und Blumen durch neubelebte Adern und Stämme zur Auferstehung in den Baumkronen wieder in die Höhe treibt. Aber wo

fangen die singenden Blätter, die beschwingten Blumen, die Vögel, während des Winters an? Wie jubilirte und zwitscherte und flatterte der Wald, der Garten an sonnigen, warmen, duftigen Junimorgen! Und wie traurig schweigt es jetzt zwischen den nackten, öden Zweigen, aus denen hier und da ein enthülstes Nest schutzlos im Wind und Wetter schwankt! Wo sind die kleinen piependen Gelbschnäbel, die einst zwischen grünen Blättern so neugierig und freßgierig der Mutter und dem Vater entgegenschnappten, hingekommen? Und die fleißigen, zärtlichen Eltern dazu? Wir wissen wohl, viele Vögel ziehen davon und sehen niemals den Winter mit seinen nackten Bäumen und seinem Barte von Eiszapfen. Aber die meisten müssen doch zu Hause bleiben, da sie keine Mittel zum Reisen haben. Wie bringen sie den Winter hinter sich, ohne Winterkleider, ohne Vorrathskeller, ohne Holz und Torf und Ofen? So schlimm ist's gar nicht, daß sie ohne Schutz vor Kälte, ohne Speisekammer sich durchhelfen müßten. Sie haben gar mannigfaltige Futtermagazine und gehen außerdem wärmer angezogen, als mancher Geheimerath mit seinen Gichtstiefeln.

Außerdem schlafen viele zwei Drittheile des Winters hindurch, da es doch nichts Gescheidtes für sie zu thun gibt, wobei sie nicht so viel Stärkung brauchen, als im Juni, wo sie täglich 16 bis 18 Stunden ununterbrochen auf den Beinen und Schwingen sind und für sich und eine zahlreiche Nachkommenschaft zu sorgen haben. Also ihre Art, sich während des Winters durchzufressen, betrifft, gibt es kaum eine größere Genialität unter den Menschen. Mit ihren kleinen, runden, scharfen, blitzschnellen Augen und ihren kurzen, spitzigen Schnäbeln finden sie aus tausenderlei versteckten Winkeln und scheinbar ungenießbaren Dingen auf tausenderlei Weise Frühstück, Mittag- und Abendbrot. Es würde uns Stunden nur Bogen kosten, nur aufzuzählen, was sie Alles finden und fressen unter den verwelkten und verwitterten Blättern eines einzigen Baumes. Nun und wie viel Bäume und Blätter und oberstense Pflanzenstengel gibt es in jedem Flugkreise eines Vogels? Seine Speisekammer ist meilengroß und die Delikatessen darin so versteckt, daß nur er sie auffindet und Menschen und Thiere im größten Hunger vorbeigehen, ohne ihm etwas wegzunehmen. Unter sammetnen, auch im Winter grünen Moosen, in den Ripen rauher Baumrinden, in den Höhlen und Löchern alter Bäume, zwischen verwitterten, pfeifenden Gräsern und Unkräutern, in Tausenden, in Millionen kleinen Saamenkörnchen, die der eisige Nord aus verdeckten Kapseln, als Saemann des künftigen Frühlings unherstreut, an verlorenen und vergessenen wilden Früchten, überall in Wald und Feld, so verlassen und verbannert sie scheinen, finden die kleinen, munteren Sänger von Flur und Feld ihre besetzten Tafeln. Und was die Schlafstelle betrifft, machen sie sich selbst zum warmen Bett, und mit Schnabel und Köpfchen unter dem Flügel, kalt der durchdringendste Ost machtlos über ihr warmes Federbett hin und läßt sie ruhig, gesund und warm schlafen lange, lange Zamarnächte hindurch, wenn der Schnee unter dem fernab sausenden Wagenrade des verspäteten Fuhrmanns quiett, wie eine Heerde Ferkel im Sacke. Die Blumen des Sommers, lange todt und verlassen von den Bienen, welche ihren Honig aus den Hangebogenen, blüthenstaubvergoldeten Kelchen sogen, füllten sich bernach mit Saaten, die der nebelige Herbst reifte und der Wind barst und unbesorgteste zum Bankett für die nicht verwelkten, beschwingten, singenden Blumen. Wenn der ganze Gesichtskreis und alle Landschaft umher mit starrem, weißem Schnee bedeckt sein Leben mehr zu dulden scheint und nicht einmal der starke Hund durch die gefrorne Decke bricht, finden die Vögel noch ihren Weg und ihre Waaren zwischen Busch und Dornen und picken umher zwischen Farrn und Flechten, durchsinken Holzflöße und Getreideschober, hohle Baumwurzeln, die noch schwarz aus dem Schneemehr hervorragen, Gräben und Abhänge mit schneeleeren Stellen, dichtes Unterholz, auf welchem der Schnee ein Dach bildete, und den sie zum Theil wegflattern von dünnen Zweigen, so daß sie noch die letzten Hagebutten und „Mehlsäschen" aufstöbern und sich ihr Brot davon backen. Wird's gar zu arg und mager draußen, legen auch die mitleidsten, menschenscheuesten Vögel ihre Furcht vor den Menschen Haus und Hof ab und gucken in die Scheune hinein, wo der saumselige Drescher sie nicht beachtet, und nehmen ihm, oft mit der größten Keckheit, aber äußerst schlau, gute fette Körner dicht vor der Nase weg. Sie hüpfen und picken zwischen Streh und auf Düngerhaufen, zwischen Rüben und Gänsen umher, umzingeln die Hühner, wenn sie gefüttert werden und nehmen Alles mit bezeichnender Geschwindigkeit in Beschlag, was in den weiteren Umkreis sich verliert. Dann machen sie Attacken mitten unter den Füßen des grimmigen Hahnes hinweg in das Bereich der fleißigen Schnäbel, vor jedem Korne, das sie auf's Korn nehmen, erst genau recognoscirend, ob auch die nächste Henne mit einem neidischen Seitenhiebe ihres Schnabels nicht Einspruch thun könne. Das geht Alles so blitzschnell, daß man nicht so geschwind sehen kann, als sie die Lage jedes Kornes erst genau berechnen und jedes momentan unbeschützte sofort wegpicken, in demselben Augenblicke schon wieder ein anderes anvisirend und richtig im richtigen Augenblicke treffend, so daß Hahn und Hühner, die manchmal mit einem ärgerlichen Zanktone nach ihnen hacken, immer daneben treffen. Und wo haben nicht überall aus der Schneedecke Pferde oder Hunde oder andere Thiere gefressen oder nicht bis auf die letzten Ingredienzen verdauten Unrath gelassen? Da findet sich allemal noch eine Mahlzeit mit verschiedenen Gängen für die Vögel.

Zu dem Gemüse und den Mehlspeisen werden auch Fleisch und Braten angeschafft. Millionen von Schmetterlingen und Insekten haben Eier und Junge in Cocons gesponnen und nach ihrer Weise gut versteckt, aber die kleinen Blitzaugen des Vogels wissen überall solche kleine Eier- und Fleischmärkte auszuspionieren und mit der größten Geschwindigkeit aufzuräumen: eine wahre Wohlthat für die Blätter und Sprossen des künftigen Frühlinge, die im Keime radikal aufgefressen werden würden, wenn die Vögel nicht ihre Eier- und Fleischspeisen aus diesen unerschöpflichen Quellen des Ungeziefers bezögen.

Die kleine Meise fischert zwischen Strohhächern und altem Reisig nach Insekten umher, die sich in deren warmen, schützenden Labyrinthen begruben. Wir sehen sie hängen und gestikuliren rückwärts und mit dem Kopfe nach Unten, wie einen gymnastischen Künstler, an Halmen reißend und zerrend, und ihn Zoll für Zoll mit der größten Genauigkeit untersuchend, um die entdeckte winterschlafrige Beute blitzschnell wegzupicken und zu verschlucken. Der steigende Wachelschwanz, die Backstelze, marschirt gleich einem Grenadier auf der Parade, ganz gegen die Art der hüpfenden und hopsenden andern Vögel an Flußufern u. s. w. umher, um jedes Atom und Körnchen, das andere Geschöpfe für schlechterdings ungenießbar halten würden, ihrem kleinen Strauchenmagen zu übermachen, damit er versuche, was für Alimente sich daraus destilliren lassen. Auch selgt sie den Wagen, dem Reiter meilenweit auf seinem gefernen Wege, bis einmal etwas für sie abfällt. Was es auch sei, etwas Genießbares für sie ist immer dagwischen. Amsel und Drossel, diese Schneegöschen unter den Vögeln, die schon singen und pfeifen, wenn der erste Thauwind bläst, und wieder in ihre Winnig ziehen, suchen sich während des Winters mit Menschen zu vertragen, und frequentiren deren Gärten und Höfe und halten sich ohne Komplimente für häufig. Sie rauschen zu unserem Schrecken oft plötzlich auf mit ihren lärmenden Flügeln zwischen Schuppen und Scheunen, Karren und Wagen, und machen sich aus dem Staube, bis wir gegangen sind, und purren dann zurück in die bewohnten Regionen, wo sie sich ihre Mahlzeiten zusammenschmurren. Manche Delikatesse pickt jetzt die wilde Holztaube aus den Herzen des Wintergrüns und aus Kohlköpfen, deren zarteste Keime sie aussucht. Dies machen sich Jäger zu Nutze, welche das zarteste Gemüse zu ihrem Fleisch aus deren und anderer Vögel Magen nehmen. Lerchen jetzt Art findet man jetzt überall als Räuber beschäftigt, besonders auf verbrsbestellten Getreidefeldern, so lange es irgend geht. An Getreidespeichern arbeiten sie oft gesellschaftlich, wie verbündete Einbrecher und Diebe. Das „Weißelchicken" ist eine der größten Plagen des Landmanns und seiner Saaten und Winterverräthe. Eine Heerde dieser Art Lerchen reißt das Dach eines Getreidespeichers oder selbst einer altersschwachen Strohscheune im Nu auseinander, und dringt mit oben so viel Fleiß als Lärm und Geschicklichkeit in die Aehrenköpfe der Garben, statt, wie die Sperlinge, sich an einzelnen Aehren zu begnügen, und ab- und zuzufliegen. Der so entstehende Schaden ist aber noch das Wenigste. Der durch ihre Brechen eindringende Regen verdirbt oft später ganze Getreidespeicher und durchnäßt sie durch und durch. Die Lerche des Himmels, die im Sommer Arien von Engeln auffängt und sie der Erde vorsingt, erweist sich im Winter sehr ireisch, gefräßig und räuberisch. Sie sticht und schlägt sich sogar mit andern Mitbrüdern, wenn diese nicht gutwillig von kärglichen Funden abgeben wollen.

Der niedlichste, kleinste Zwerg unserer Vogelstaaten, der Zaunkönig mit goldener Kammkrone, im fettesten Zustande kaum 80 Gram

schwer, so daß man ihn auch für einfaches Porto im Briefe versenden könnte, weiß sich gleichwohl durch die härtesten Winter hindurchzuschlüpfen. Man wundert sich, wie so ein beseidertes Bischen den Grausamkeiten des Januars begegnen könne. Aber beobachte ihn nur in Wald und Feld: es gibt keinen unnützern Burschen in der ganzen Welt. Er hält sich schon durch diese ewige quecksilberige Beweglichkeit warm und wohlig, und ehe dieses Quecksilber gefriert, müßte man bis in die arktischen Regionen gehen. In dieser Sekunde pickt er an einem Tannenzapfen, in der nächsten ist er verschwunden und wird in derselben wieder sichtbar, wenigstens hörbar ein paar hundert Schritte weiter in grünem Epheu, vielleicht um sich grünen Sommererinnerungen hinzugeben; aber sofort scheinen und flattern seine kleinen Fittige wieder hoch oben und weit weg an den äußersten Spitzen von Zweigen, an denen noch Reste von Beeren und dergleichen sich verbargen. So geht es den ganzen Tag flink und frisch durch die eisigste Kälte hindurch, ohne daß er jemals Miene macht, als ob er's etwas kalt fände. Es fällt ihm immer etwas ein, um sich die Zeit zu vertreiben und die nöthige Bewegung zu machen. Seine Arbeitszeit fällt in die warme Periode, während welcher er eine Menge kleine Kinderchen zu erziehen hat. Naturalisten haben behauptet, daß er während dieser Zeit, jeden Tag 16 bis 18 Stunden lang, 36 Reisen jede Stunde mache, die man 30 bis 40 geographische Meilen täglich schätzen müsse.

Der eigentliche Held des Winters ist aber unser Rothkehlchen, das dem nebligen Herbste und unsern Jungensjahren eine gar lustige, von Sprenkeln und schwarzen Fliederbeeren erfüllte Erinnerung gibt. In England ist das Rothkehlchen Held einer der beliebtesten und verbreitetsten Kindermährchen, das seit Jahrhunderten in keiner Kinderstube fehlt. Das tapfere „Schnäckern" im herbstlichten Walde mit gelben, im Winde flatternden Blättern — welch' ein poetisches Bild! Und wie rührend lernt der „Hahn" singen in der stillen, dumpfigen Bauernstube des Winters! In Deutschland wandert das Rothkehlchen aus, aber in England bleibt es den ganzen Winter, und zieht umher vor den Fenstern, wie die alten Sänger, und ersingt sich Brosamen aus zarten Kinderhänden, und singt dafür tapfer sein Preisum ab, wie auch der Wind in seinen Federn zause, so daß man meinen sollte, daß sie nie wieder in Ordnung zu bringen wären. Es ist die Nachtigall des Winters. Es singt, wenn Alles schweigt, trotzig gegen den Sturm, der mit seinen tödtlichen Lauten allein herrschen will. Es ist so beliebt und populär, wie die Gänseblume des Frühlings und der Schnee im Winter, der ihm ein Recht gibt auf die Mildthätigkeit der Menschen, welches es aber mit tapferm, frischem Gesange reichlich lohnt.

Welche Massen von Vögeln müssen sich bei uns durchwintern, wenn die Zugvögel längst ihre Sommer- oder vielmehr Winterwohnungen in weiter Ferne bezogen und die Erde mit eisigen Thoren hermetisch verschlossen ist? Wir haben angedeutet, wie es einige anfangen, um durchzukommen, aber damit können wir die unzähligen andern nicht füttern. Wie machen die's? Sie finden Nahrung in Dingen, die wir noch gar nicht als verdaulich und nährend kennen, aus denen aber der Magen des Vogels mit seiner kurzen, die viel kräftiger athmet und wärmt und eingeführte Stoffe ausbrennt, als wir es mit dem ordentlichen Magen fertig kriegen, neue Nahrung zu ziehen weiß. Wir kennen durchaus noch nicht die Ernährungsfähigkeit aller Körper und Kompositionen der Erde. Was sehr tief aufgegrabenen Lande neue Blumen aufwachsen, wo man sie vorher nie in dieser Gegend sah, so birgt sich in jeden Spaten voll Erde auch Nahrung für schärfer sehende und schärfer mit Verdauungskraft ausgestattete Thiere. Der Strauß verschluckt sogar, aus verschlungenen Eisenstückchen (einmal sogar aus einer sehr struppigen Schuhbürste, ein anderes Mal aus einem Hebel mit dem Eisen darin) noch etwas zu machen. Er verdaut, was kein Dampfhammer klein kriegt. Man kennt viele Vögel, die Sand und Steine als substantielle Zuthaten zu ihren feineren Speisen, ohne Nachtheil in Masse verschlingen, und die chemische Analyse hat in Vogeleingeweiden schon aufgelöste Nahrungssäfte entdeckt, die sich nur auf mineralische Substanzen, auf Erden und Steine zurückführen ließen. So liegt's am Ende blos an unserm schwachen Magen, wenn uns Kieselsteine nicht recht bekommen. Humboldt entdeckte in Südamerika eine Sorte Menschen, die den Winter hindurch größtentheils von Lehm- und Thonkugeln schmarotzen, ohne sich den Magen dabei zu verderben oder sehr mager zu werden. Wenn aber die Vögel, die nicht säen und ernten und mähen in die Scheunen sammeln, so gut durch den Winter kamen, so wäre ein wahrer Skandal für uns Menschen und deren hochweise Einrichtungen und deren gierige Sorgen um Brot und Reichthum, daß so viele hungern und frieren müssen. Manche nützen sich selbst Schuld sein, öfter liegt's aber just an den „weisen Einrichtungen" und väterlichen Fürsorgen.

Allgemeiner Briefkasten.

T. in **J.** Die Raumverhältnisse unserer Zeitschrift zwangen uns, die und da zu kürzen, was Sie wohl freundlichst entschuldigen. Trotzdem überschreitet Ihr neuester Beitrag den festgestellten Umfang noch um 6 Spalten.

L. in **B.** Sie sind sehr gütig. Nur fünf Ihrer Gedichte wünschen Sie abgedruckt zu sehen, und versprechen uns den glänzendsten Erfolg zur Vermehrten Absatz unserer Zeitschrift in der Gegend Ihres Wirkens. Sonderbarer Schwärmer!

M. in **L.** Ihre neuesten Einsendungen sind weniger zur Aufnahme geeignet. Verlassen Sie die alte Richtung nicht.

H. in **G.** Wir sehen noch immer der Einsendung des versprochenen Nester-Artikels entgegen. Haben Sie Ihr Versprechen schon vergessen?

K. in **L.** Gewiß haben Sie Recht: es geht unaufhaltsam vorwärts trotz aller Machinationen jener Partei. Aber es gehört viel Muth und Ausdauer dazu, die Geistesverrenkungen dieser „Schleiermacher", wie sie der Kladderadatsch sehr richtig nennt, ruhig zu ertragen.

Im Verlage des **Magazins für Literatur** in Leipzig ist erschienen:

Palmen des Frieden.

Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.

Dichtungen

von

Ferdinand Stolle.

Zu haben durch alle Buchhandlungen. 12 Bogen eleg. cart. 27 Ngr., eleg. geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Das Publikum, welches mit so großem Beifalle die vor einiger Zeit in der Gartenlaube mitgetheilten Proben dieser Sammlung — erinnern an die schönen Lieder:

„O könnte mir ein Lied gelingen, Wie Gott es selbst in's Herz mir schrieb ꝛc." — „Wenn eine Mutter betet für ihr Kind ꝛc." — „Was ist das Herz — es ist ein Blumengarten ꝛc."

begrüßte, wird diesen herrlichen Blumenstrauß, in welchem sich derselbe Geist, dasselbe Gemüth in schöner Form wiederspiegeln, gewiß doppelt willkommen heißen. Diese Palmen des Frieden in ihrer prachtvollen Ausstattung dürften unter den poetischen Geschenken, die sich Freundschaft und Liebe einander darbieten, mit Recht einen der ersten Plätze einnehmen.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 48. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herr Klein.

Vom Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder." (Schluß.)

Gleich hinter Zürich, zum Theil noch zwischen seinen Straßen, reitet sich der See aus, dieser lieblichste aller Seen, der selbst enen des nördlichen Italiens nicht nachsteht. Der Boden see und er Genfersee sind größer, mächtiger, haben einzelne romantischere Parthieen; der Vierwaldstädtersee ist in allen seinen Parthien ild und romantischer; aber an Anmuth, Lieblichkeit und Freundlichkeit übertrifft sie alle weit der Zürchersee. Und nirgend sieht man ihn mehr in allen seinen Reizen, als auf der Waid bei Zürich. Mit seiner ganzen Ausdehnung lagert er sich bis an die Stadt; von allen anderen Seiten sieht man ihn umgeben von leise ansteigenden Anhöhen, und jede derselben ist bedeckt mit üppigem Leben, mit reichen Obstgärten, mit kräftigen Waldungen, aus denen allen überall freundliche Häuser hervorsehen; und in allen Schluchten zwischen den Anhöhen strömen, wie wunderbare Bäche, ie sich dem See vermählen wollten, lange Dörfer mit hellen Häusern, dunklen Kirchthürmen und blühenden Gärten hervor. Die Ufer es Sees selbst aber, unmittelbar am Wasser, sind mit den schönsten, freundlichsten, mitunter den elegantesten und überall weißen Häusern besetzt. Man meint, den ganzen See, soweit das Auge reicht, mit weißen Perlen eingefaßt zu sehen.

Hinter den Anhöhen erheben sich zwei dreifache Ketten von Bergen, die eine höher als die andere. Im fernsten Hintergrunde überragt sie alle, ungeheuern Titanen gleich hoch in die Wolken steigend und strebend, jene ununterbrochene Kette der wunderbarsten Alpengletscher links vom Glärnisch an, der achttausend Fuß hoch teil neben der Stadt Glarus ansteigt, bis rechts zu dem Tödis in, der, beinahe elftausend Fuß hoch seinen ewigen Schnee trajend, die Kette schließt.

Der Geheimerath Fischer war bis Zürich nur noch stiller geworden. Er konnte sich immer weniger den Eindrücken der mit jedem Schritte schöner werdenden Gegenden entziehen, und wurde damit auch nur melancholischer, trotz jenen einzelnen Lichtblicken in den elenden Zustand des Volks.

Fast ähnlich war es mit seinen beiden Töchtern. Auch sie wurden stiller und melancholischer, fast ängstlicher, je näher sie Zürich kamen. Selbst das schelmische und stets unverzagte Fräulein Charlotte ließ zweilen sehr das Köpfchen hängen. Ein aufmerksamerer Beobachter als der Geheimerath würde unschwer errathen haben, daß die beiden Mädchen irgend einem wichtigen Ereignisse, dessen Ausgang für sie sehr zweifelhaft war, entgegensahen.

Sie waren des Nachmittags in Zürich angekommen, und im Hotel Baur, dem ersten Gasthofe der Schweiz, abgestiegen; sie hatten im Verlaufe des Tages die Stadt besehen, später den Sonnenuntergang auf der „Katy" im botanischen Garten, und dann in dem stillen Abenddunkel eine Gondelfahrt auf dem See gemacht. Am folgenden Nachmittage fuhren sie zu der Waid hinaus. Die beiden Mädchen schienen diese Fahrt nach dem schönsten Punkte bei Zürich kaum erwarten zu können, und doch wieder schienen sie vor ihr zu erschrecken. Sie zitterten wenigstens heftig als sie in den Wagen stiegen; die blasse Louise konnte sich kaum halten.

Sie kamen auf der Waid an, und setzten sich unter die Kastanienbäume, die das Wirthshaus mit dem Badehause verbinden. Dort gerade hatten sie die wunderschönste Aussicht. Sie gaben sich ihr ganz hin, selbst die zitternde Louise, die sich nur an dem Arme der gleichfalls sehr bewegten Schwester aufrecht halten konnte. Es dauerte lange, ehe sie die Blicke von allen den Schönheiten zurückwenden konnten. Als sie es thaten, wurden die Augen des Geheimeraths auf einmal zornsprühend, und sein Gesicht beinahe blässer, als das der bleichen Louise. Auf der andern Seite unter den Kastanien stand der Kammergerichtsassessor Hartmann aus Berlin.

„Das ist zu arg," stammelte vor Zorn der Geheimerath. „Eine solche Unverschämtheit, uns hierher zu verfolgen!"

„Aber, Vater," sagte Fräulein Charlotte.

„Aber, Vater! Schweig; ich will kein Wort mehr hören. Wir kehren um; auf der Stelle. Wir reisen ab; sofort. Diese nasewisen Kammergerichtsassessoren."

„Aber, lieber Vater, der Herr Hartmann ist kein Kammergerichtsassessor mehr."

„Was?"

„Er ist seit acht Tagen zum Stadtgerichtsrath in Berlin ernannt."

„Was? Ah, ah! Das ist freilich etwas Anderes. Aber woher weißt Du das?"

„Und er wird auch nie wieder nasewis sein."

„Ah, ah! Du Schelm! — Also Stadtgerichtsrath? Kein Kammergerichtsassessor mehr!"

Fräulein Charlotte hatte dem neuen Stadtgerichtsrathe schon einen Wink gegeben. Er kam näher.

„Welch' glückliches Zusammentreffen an dieser schönen Stelle."

„Herr Stadtgerichtsrath, Herr College muß ich eigentlich sagen, empfangen Sie meine besten Glückwünsche zu Ihrer Beförderung."

„Herr Stadtgerichtsrath," rief Fräulein Charlotte, „Sie sind ja wohl schon seit einigen Tagen hier, und kennen die Gegend. Nennen Sie uns doch die hohen Schneeberge, die dort hinten den Horizont beherrschen."

„Ich kann sie Ihnen bezeichnen, mein Fräulein."

„Vor Allem, wie heißt jener hohe Berg in der Mitte der Kette, der, in Gestalt des höchsten Riesengrabes der Welt, vom Fuße bis zur Kuppel mit seinem weißen Schnee bedeckt ist?"

„Das ist der Tödi, mein Fräulein, beinahe zwölftausend Fuß hoch.“

„Und die Doppelspitze rechts neben ihm?“

„Das sind die Scheerhörner. Aber, mein Fräulein, wenn ich Sie eine kleine Strecke weit dort höher den Berg hinauf geleiten dürfte, so würden wir die Gegend noch besser übersehen, und ich würde Ihnen Alles noch klarer bezeichnen können.“

Die Tochter sah fragend den Vater an. Dieser sagte:

„Wenn Sie die Güte haben wollten, Herr College!“

„Es wird mir eine Freude sein, Herr Geheimerath.“

Das Wirthshaus zur Waid liegt nicht völlig auf der Höhe des Berges. Man steigt aber gleich hinter ihm auf einem angenehmen Fußwege zu der Höhe hinan. Der Pfad führt zuerst an einem Föhrenwäldchen, dann an dichter Laubwaldung entlang. Oben auf seiner Spitze ist der Berg ganz mit Wald bedeckt. Auf einem lichten Einschnitt in diesen hat man in der That eine noch weitere Aussicht, als unter den Kastanien am Wirthshause. Dorthin führte der neue Stadtgerichtsrath seine neue Gesellschaft. Den Damen hatte er bald einen leisen Wink gegeben. Er unterhielt sich darauf ausschließlich mit dem Geheimerath.

Oberhalb des Föhrenwäldchens waren die beiden Damen verschwunden. Der Geheimerath bemerkte es nicht. Er war in das Gespräch mit dem „Collegen“ vertieft.

„Ja, ja, ein schönes Land, diese Schweiz, und doch so unglücklich.“

„Unglücklich, Herr Geheimerath?“

„Ich versichere Sie.“

„Aber die Leute hier fühlen sich vollkommen glücklich. Sie beneiden kein anderes Volk und sind der Meinung, jedes andere müsse sie beneiden.“

„Wirklich? Ja, ja. Ich habe schon etwas davon erfahren. Aber das ist ja gerade der tiefste Grad des Unglücks, wenn man dieses nicht mehr fühlt, wenn diese Gefetzlosigkeit, diese Anarchie den Leuten schon zur andern Natur geworden ist. Wo mögen denn meine Mädchen stecken?“

„Die Damen werden einen Augenblick in dem Schatten des Waldes ausruhen wollen.“

„Ich muß mich doch nach ihnen umsehen.“

„Erlauben Sie, daß ich die Damen suche?“

„Wir gehen gemeinschaftlich.“

Sie gingen gemeinschaftlich. Nach einer Weile traten ihnen die beiden Damen unter den Bäumen her entgegen. Beide sahen verstört aus. Louise hatte verweinte Augen; Fräulein Charlotte war sehr blaß. Sie waren, als sie von ihren Begleitern sich getrennt hatten, unbemerkt vom Vater, auf den Wink des Herrn Hartmann, in den Wald gegangen.

Ein junger Mann war ihnen dort bald entgegengetreten. Louise hatte sich ihm in die Arme geworfen, und lange vor Weinen und Schluchzen nicht sprechen können. Auch in den Augen des kräftigen Mannes hatten Thränen gestanden. Fräulein Charlotte hatte sich, mehr nach dem Rande des Waldes hin, auf einen Baumstamm gesetzt, um die Liebenden allein zu lassen und Wache zu halten. Die Liebe findet auch unter den heftigsten Thränen ihre Worte.

„Ich lasse Dich nie wieder, Louise!“

„Nur Augenblicke sind uns zugemessen, Karl!“

„Du bist wieder mein. Nichts reißt Dich aus meinen Armen!“

„Mein Vater ist wenige Schritte von hier!“

„Du bist meine Braut. Du bist es noch, nach Gesetz und Recht. Ein bloßer Eigensinn konnte das Band nicht zerreißen. Du gehörst mir, Louise. Nicht wahr, Du willigst ein?“

„Ich bin Tochter!“

„Louise, ich schwöre Dir, ich lasse nicht wieder von Dir!“

„Schwöre nicht, Karl, ich kann nicht!“

„Ich schwöre es dennoch, bei meinem Leben, bei meiner Seligkeit. Ich habe noch nie einen Schwur gebrochen. Du wirst mein hier, oder ich folge Dir, wohin Du gehst. Jenseits der Grenze erwartet mich der Tod, oder statt dessen ewige Gefangenschaft. Ich folge Dir über die Grenze, bis in Dein väterliches Haus, wenn Du hier nicht einwilligst, die Meine zu werden.“

„Karl, Du bist grausam!“

„Ich habe es geschworen. Ich kann nicht mehr anders.“

Das unglückliche Mädchen mußte laut aufschreien. Fräulein Charlotte eilte herbei. Sie hatte gehorcht, und hatte noch mehr errathen.

„Sie sind ein Wahnsinniger, Thilo,“ sagte sie zu dem jungen Manne.

„Ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, ich weiß es. Ich diesmal hat meine Leidenschaft Recht.“

„Sie sind ein Narr, ein Grausamer. Louise hat Recht.“

„Wer ist grausamer? Sie, die sich und mich unglücklich macht. Oder ich, der ich —?“

„Bei Lichte besehen, Louise, hat er so ganz Unrecht nicht.“

„Auch Du, Charlotte?“

„O, Charlotte, seien Sie unser Engel!“

„Es sei. Laßt mich überlegen; der Vater kommt. Ziehen Sie sich zurück. Laß uns gehen; kein Abschied.“

Sie riß die Liebenden auseinander. Sie trat mit der Schwester dem Vater entgegen. Dieser dachte an die Anarchie und das Unglück der Schweiz, und ahnete nicht das Unglück seiner eigenen und die anarchischen Pläne seiner andern Tochter.

Des Abends im Hotel Baur mußte auf Befehl der jüngeren Schwester die ältere sich sehr früh in ihre Schlafstube begeben. Fräulein Charlotte blieb mit dem Vater allein; er war ihr aufgeräumt.

„Es freut mich doch recht, daß er kein Kammergerichtsrath mehr ist.“

„Auch daß er nicht mehr naseweis sein will?“ fragte die Tochter.

„Hm! Er war wirklich heute liebenswürdig, Einzelnheiten abgerechnet. So wollte er die Schweiz für ein glückliches Land halten. Aber, das wird sich schon geben.“

„Wenn sich nur ein Anderes geben möchte!“

„Was meinst Du, Charlottchen?“

„Das Unglück der armen Louise.“

„Auch das. Habe Du nur noch ein paar Jährchen Geduld.“

„Ein paar Jährchen, noch so klein, sind immer ein paar Jahre. Und wenn es nicht anders mit ihr wird, so liegt sie nach einem Jahre im Grabe.“

„O, o, Charlotte, man muß nichts übertreiben.“

„Vater, wenn Louisens ehemaliger Bräutigam hier wäre!“

„Was? Ich will nicht hoffen.“

„Wenn Louise ihn heute gesprochen hätte?“

Der Vater war leichenblaß geworden. Er sah die Tochter starr an.

„Fahre fort,“ sagte er leise; leise, als wenn er von seiner Bewegung nicht habe laut sprechen können.

Fräulein Charlotte fuhr fort; aber bebend vor entsetzlicher Angst, von der sie bei dem Anblicke des blassen Vaters mehr und mehr erfaßt wurde.

„Vater, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen. Thilo ist hier. Louise hat ihn gesprochen.“

Der Vater sank in seinen Stuhl zurück, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Also Ihr habt mich betrogen!“

Die Tochter fiel vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und riß ihm beide Hände vom Gesicht. Sie mußte seine Gesichtszüge, seine Augen sehen. Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Vater, verzeihe!“

„Fahre fort.“

„Verzeihung, mein Vater, Verzeihung!“

„Fahre fort, befehle ich Dir.“

Sie fuhr in steigender Angst fort; sie mußte. „Ich habe nun Ihren Segen, Vater. Sie können nicht von einander lassen. O, Vater —!“

„Schweig. Kein Wort weiter. — Kein Wort. Geh' zu Bett. Morgen früh reisen wir ab. Geh', ich befehle es Dir.“

Der unerbittliche Punkt des Geheimeraths war noch immer der unerbittliche geblieben.

„Noch ein einziges Wort, Vater!“

„Keins.“

„Es betrifft mich.“

„Sprich.“

„Ich allein habe Sie betrogen, nicht Louise. Seien Sie nicht hart gegen die Unglückliche.“

„Es ist gut.“

Sie ging in die Schlafstube zu der Schwester.

„Es war vergebens, Louise. Und Du darfst auch von dem Vater nicht lassen. Ich hatte Unrecht, und will mit Dir zu Grunde gehen, aber von dem Vater darfst Du nicht lassen.“

Der Morgen fand die Schwestern noch mit verschlungenen Armen und verweinten Augen. Um fünf Uhr stand der Vater schon reisefertig vor ihnen. Eine halbe Stunde später saßen alle drei im Wagen und fuhren aus dem schönen Zürich, um bei Basel wieder die Schweiz zu verlassen und auf dem alten Wege in die Heimat zurückzukehren. Weder dem Herrn Hartmann, noch dem Herrn von Thile hatten sie von ihrer Abreise eine Nachricht können zukommen lassen.

Aber schon in ihrem ersten Nachtquartiere auf Deutschlands Boden, zu Freiburg im Breisgau, sollten wenigstens die Schwestern erfahren, daß ihre Spur entdeckt und verfolgt sei. Als sie des Abends, den Vater mit einem Freunde im Gespräche über die unglückliche Schweiz an der table d'hôte lassend, in den Garten des Gasthofes gingen, standen plötzlich beide junge Männer vor ihnen.

„Karl, liebst Du mich so? Du gestst in Dein gewisses Verderben!“ —

„Ja, so liebe ich Dich!“

„Hartmann, vermögen Sie denn nichts über Ihren Freund?“

„In dieser Sache nichts, theure Charlotte. Er hat sein Wort gegeben.“

„Er ist ein Wahnsinniger!“

„Louise, willst Du mir folgen?“

„Ich kann nicht. Ich kann meinen Vater nicht verlassen.“

„Und ich Dich nicht.“

„Ich beschwöre Dich, Karl!“

„Ich kann nicht anders.“

„Du verdirbst Dich und mich!“

„Bei Gott, ich kann nicht anders.“

„Du bist ein furchtbarer Mensch!“

„Ha, Du liebst mich nicht mehr; das ändert die Sache.“

„Karl, ich sterbe ja ohne Dich!“

„Und ich soll leben ohne Dich?“

Es lag Logik in seinen Worten, wenigstens in der Verzweiflung seiner Leidenschaft. Auch Fräulein Charlotte konnte das nicht verkennen. Aber sie redete ihrer Schwester nicht mehr zu. Keiner wußte einen Rath, und so mußten sie sich trennen.

So reisten sie weiter: der Vater mit seinen beiden Töchtern, und die beiden jungen Männer bald hinter, bald vor ihnen.

Als der Geheimerath von Frankfurt abfuhr, sagte er zu seinen Töchtern:

„Den Rhein von Mainz bis Düsseldorf kennen wir. Er hat auch nur hin und wieder hübsche Parthien, wie ich es schon in Berlin sagte. Dagegen soll es im Nassauischen recht nett sein. Auch ist Kassel keine ganz unedene Stadt. Ich denke, wir schlagen die Route ein.“

Fräulein Charlotte war nicht zweifelhaft darüber, daß der Vater Wiesbaden, Mainz, und überhaupt den besuchteren Rhein vermeiden wollte, wo sein Wiesbadener Abenteuer bekannt geworden sein konnte. Sie sagte aber nichts. Es konnte so auch, indem sie von der großen Straße abwichen, Thile ihre Spur verlieren. Freilich vermochte sie daran nur mit Beben zu denken; aber der Geächtete war ja unter der Vorsorge eines unsichtigen und entschlossenen Freundes, der vielleicht gar, nachdem die Spur einmal verloren war, ihn zur Rückkehr in die Schweiz bewegen konnte. Die Liebe hatte indeß gewacht.

Der Geheimerath hatte von Frankfurt aus einen Lohnkutscher genommen. Die Hauderer im lieben Deutschland sind die Eckensteher in Berlin. Sie sind deshalb auch zu Grunde gegangen, wie diese. Auch der Frankfurter Hauderer des Geheimeraths war ein träger Gesell, der viel Geld verdienen, viel trinken, aber wenig fahren wollte. Es war daher später Abend geworden, als er in Königstein ankam, wo Nachtquartier gemacht werden sollte. Er fuhr hier vor dem Gasthofe des Bürgermeisters und Postmeisters, auch Posthalters Heller vor.

Es war viel Bewegung vor und in dem Hause, aber wenig Licht darin; vor dem Hause brannte gar keins, und in dem Gange des Hauses nur eine trübe Oellampe. Man konnte daher von der Bewegung nur mehr hören, als sehen, vor Allem hörte man mehrere Bewaffnete hin- und hergehen.

Der Geheimerath stieg aus. „Können wir hier Zimmer bekommen?“ fragte er Jemanden, der im Dunkeln vor der Hausthür stand.

Der Gefragte war einer der von dem Bürgermeister herbeigeholten Gensd'armen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Gensd'arm. „Hier rechts ist die Wirthsstube.“

„Ist denn kein Kellner hier?“

Es meldete sich kein Kellner. Die Bewegung im Hause und die Neugierde machten ihn anderswo aufgehalten haben.

„Treten wir einstweilen in die Wirthsstube ein,“ sagte der Geheimerath zu seinen Töchtern.

Er öffnete die Thür der Wirthsstube, um als höflicher Vater die Damen zuerst eintreten zu lassen.

Louise wollte eintreten, fiel aber mit einem lauten Schrei zurück in die Arme ihrer Schwester.

„Was ist denn das?“ sagte der Geheimerath.

„Mich dünkt, nichts Unbegreifliches,“ sagte schnell vortretend der fremde Reitersmann. „Diese dicke Wein- und Kneipenluft kann auch weniger zart organisirte Naturen ohnmächtig machen.“

„Ah, Sie da, Herr —?“ rief überrascht der Geheimerath.

Der Fremde hatte schnell den Finger auf den Mund gelegt. Der Geheimerath beendete seinen Ausruf nicht.

„Du der That, eine schlechte Luft da drinnen.“

„Befehlen die Herrschaft Zimmer?“ fragte der Kellner, der unterdeß herbeigekommen war.

„Gewiß.“

„Haben Sie die Güte, mir zu folgen.“

Die Thür der Wirthsstube wurde wieder zugemacht. Der Reiter ging ein paar Mal in der Stube auf und ab. Dann trat er zu dem Polizeidiener, der noch immer steif an der Thüre saß.

„Hier im Hause ist viel Verkehr.“

„Nicht immer,“ sagte der alte Mann mürrisch.

„Auch Extrapostverkehr. Ich sah bei meiner Ankunft zwei Postillone anschirren.“

„Ja.“

„Es wird wohl eine hohe Herrschaft erwartet?“

„Ist mein Dienst nicht; ich bekümmere mich nicht darum.“

„Bei solchem Leben muß der Bürgermeister ein reicher Mann werden. Meinen Sie nicht auch, Herr Polizeidiener?“

„Ich weiß das nicht.“

„Freilich, er verdient das auch. Ein braver Mann. Hat zwölf Jahre als Unteroffizier gedient.“

„Das haben auch andere Leute gethan.“

„Hat sich in den Befreiungskriegen tapfer gehalten, sogar ausgezeichnet.“

„Wissen Sie etwas davon?“ knurrte der Polizeidiener.

„Eigentlich nicht. Das heißt, nicht von ihm. Dagegen habe ich gehört, daß ein anderer Unteroffizier, der gleichfalls hier im Orte wohnen soll, auch zwölf Jahre und gar noch länger gedient hat, daß der in vielen Schlachten sich sehr ausgezeichnet, Wunder der Tapferkeit verrichtet, und eine Menge Orden und Ehrenzeichen erhalten haben —“

„Die er aber nicht tragen darf,“ fiel wüthend der Polizeidiener ein.

„Was? Wer will ihm das verbieten?“

„Der Bürgermeister, weil der nicht so viele hat.“

„Das ist ja unbegreiflich unwürdig! Teufel, da fällt mir ein —. Ist es denn wahr, daß dieser nämliche, brave Mann hier nur Polizeidiener sein soll?“

„Ja,“ donnerte fest der Polizeidiener.

„Eine schlechte Versorgung! Hat der Mann vielleicht später etwas verbrochen?“

Der Polizeidiener sprang auf. „Was, Herr? Sie unterstehen sich —“

„Ah, lieber Herr Polizeidiener, Sie sind es wohl selbst?“.

„Ja, ich bin es selbst, und will —“

„Nehmen Sie mir meine Worte nicht übel, lieber, braver, alter Unteroffizier. Ich bin selbst Soldat gewesen, Offizier. Ich habe freilich jene glorreichen Feldzüge nicht mitgemacht, aber um so mehr achte ich jeden alten braven Soldaten aus jener Zeit, und da freut es mich, einen so würdigen Kameraden kennen zu lernen. Wie ist es denn nur gekommen, daß Sie eine so schlechte, und Ihr jetziger Vorgesetzter eine so gute Stelle erhalten hat?“

Der alte Unteroffizier wurde zorniger und knurrte freundlicher. „Wie das gekommen ist, Herr — Herr —? Sind Sie wirklich Offizier gewesen?“

„So wahr als Sie ein braver Unteroffizier waren. Aber Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich kenne solche Geschichten

schon. Es gibt brave, ehrliche Soldaten, die nicht kriechen, die immer den Kopf gerade halten, gerade ausgehen —"

„So ist es, Herr Offizier."

„Keine hübsche Frau haben —"

„Zum Teufel, Herr Offizier, so ist es."

„Und dann gibt es wieder andere, die —. Soll ich es noch sagen?"

„Ich sehe, Sie wissen Alles."

„Wenigstens Manches. So zum Beispiel auch, daß Sie hier heute Abend noch einen gefährlichen Verbrecher erwarten."

Der Unteroffizier sah vor sich hin und schwieg.

„Oder vielmehr, daß Sie meinen, er sei schon hier." Der Unteroffizier schwieg immer noch. „Oder eigentlich, daß Ihr kluger Herr Bürgermeister das meint, der Sie vorhin eine Plaudertasche nannte."

„That er das?" fuhr der Unteroffizier auf.

„Ich würde es nicht sagen, wenn es nicht wahr wäre. Der kluge, gestrenge Herr meint sogar, daß ich oder jener fremde Handwerksbursch mit dem Zahnweh, oder am Ende, daß wir alle Beide der gefährliche Verbrecher seien." Der Polizeidiener schwieg wieder. „Und darum müssen Sie uns hier bewachen. Ist nicht Alles so?"

„So ist es," brummte der Polizeidiener endlich.

„Zum Teufel, und ich werde es Ihrem Herrn Bürgermeister lehren, ehrliche Leute so wie Spitzbuben und Mörder zu behandeln. Rufen Sie ihn einmal hierher."

Der Fremde sprach mit Zwersicht, gar mit Stolz. Der Unteroffizier freute sich, daß seinem ehemaligen Kameraden der Kopf entweder gewaschen oder heiß gemacht werden solle. Aber er kannte seine Pflicht und Subordination.

„Ich darf nicht von hier weichen," sagte er.

„Pah, Sie fürchten, ich oder der da würde ihnen entfliehen. Wir verlassen Beide die Stube nicht; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

„Kann ich mich darauf verlassen?"

„Auf das Ehrenwort eines alten Offiziers?"

Der Polizeidiener verließ nach kurzem Schwanken die Stube. Der Reiter sprang zu dem Herrn von Thilo.

„Und nun rasch, Mensch. Was willst Du hier? Warum folgst Du Deiner Braut?"

„Ihr Vater hatte unser Verhältniß zerrissen."

„Der Herr Geheimerath Fischer aus Berlin?"

„Kennst Du ihn?"

„Gewiß. Auch Deine Braut. Es war doch die Blasse von den Beiden?"

„Woher kennst Du sie?"

„Erzähle weiter."

„Wir trafen uns jetzt in der Schweiz wieder. Der Vater blieb unerbittlich."

„Ich glaube es. Ah, und ich begreife es auch. Du wolltest sie entführen, und die zarte, liebevolle Tochter konnte sich nicht dazu entschließen, den alten Vater zu verlassen, der so alt noch nicht ist, und da gerieth der Bräutigam in Verzweiflung, wie ein echter Romanenheld, oder was am Ende einerlei ist, wie ein närrischer Barrikadenheld. Mensch, Du bleibst Dir doch immer gleich. Aber ich weiß genug; verhalte Dich nur ganz ruhig, und thue Alles, was ich Dir befehlen werde. Widersetze oder besinne Dich keine Sekunde, wenn Du nicht verloren sein willst."

„Was hast Du vor?"

„Noch eine Frage. Bist Du allein gekommen?"

„Ein Freund begleitet mich, der Stadtgerichtsrath Hartmann aus Berlin. Er besorgt die Reise —"

„Kennt er die Familie?"

„Er liebt die jüngste Tochter."

„Fräulein Charlotte? Ah, kein übler Geschmack. Und Fräulein Charlotte und Herr Stadtgerichtsrath Hartmann haben auch wohl das edle Geschäft übernommen, auf der Reise die thränenreichen Zusammenkünfte zwischen einem verzweiflungsvollen Narren und seiner sentimentalen Schönen zu besorgen? — Aber wo ist der liebende Stadtgerichtsrath?"

„Er zieht Erkundigungen ein —"

„Teufel, auch ein Polizeispion?! Wohl da oben, bei den Damen? — Doch still; bekomme wieder Zahnweh. Die beiden in Bürgermeister und Polizeidiener verpuppten Unteroffiziere kehren zurück."

Bürgermeister und Polizeidiener traten ein. Der Reiter ging dem Bürgermeister entgegen. Zwar nicht mehr ungenirt und wie vorher, aber stets befehlender und stolzer.

„Mein Herr, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen."

Dieser sah ihn verwundert an. „Mein Herr? Ich bin der Bürgermeister."

„Gerade mit dem Bürgermeister wünschte ich zu sprechen. Führen Sie mich in Ihre Amtsstube."

Der stolze, befehlende Ton imponirte dem Beamten, von dem der Polizeidiener versichert hatte, daß er kein solcher Unteroffizier gewesen sei, wie er, der Polizeidiener. Er führte den Fremden in seine Amtsstube und an seinen Bürgermeistertisch.

„Nun, was wünschen Sie?" fragte er etwas zweifelhaft.

Der Fremde zog ein Papier aus der Tasche, entfaltete es, bot es dem Bürgermeister hin und sagte kurz:

„Lesen Sie!"

Er las, wurde unruhig, warf einen mißtrauischen Blick auf den Fremden, las nochmals, warf einen untergebenen Blick in Form eines Submissionsstriches auf den Fremden, gab das Papier zurück und sagte leise:

„Herr Ober —"

„Still, Herr Bürgermeister, auch nicht leise das Wort ausgesprochen. Ich bin, auch wenn wir allein sind, was das Amtliche anbetrifft, nur ein Fremder für Sie. Aber zur Sache. Ist Steckbrief hinter dem ehemaligen Assessor von Thilo ist Ihnen zugebracht?"

„Ja, Herr —"

„Sie hielten mich oder den armen Handwerksburschen da für den Verfolgten?"

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich —"

„Sie waren vorsichtig, das war in der Ordnung. Nur eine Gefahr, einen anderen gefährlichen Verbrecher darüber den Augen zu verlieren."

„Darf ich fragen, wie?"

„Er ist bei Ihnen im Hause."

„Was? Was? Bei mir? Wer?"

„Sogleich. Es ist Ihnen eine Extrapost angesagt!"

„Sechs Pferde, nach Bürgeß."

„Und zwei Postillone!"

„Sie wissen —?"

„Zu hohe Nacht!"

„Bis Mitternacht."

„Eine vornehme Herrschaft!"

„Fürst Hohenstein, mit Gemahlin und Bedienung."

Die Augen des Fremden leuchteten. „Ich weiß," sagte er.

„Sie wissen —?"

„Sehen Sie sich genau die Dienerschaft des Fürsten an."

„Wie so?"

„Besonders den Lakien. Man hat Verdacht, daß der Fürst jener verfolgte Assessor sei."

„Wie wäre das möglich?"

„Der Fürst kommt aus der Schweiz. Jener Flüchtling aber falls. Um unerkannt zu bleiben, hat er sich in die Maske eines Bedienten gewerfen und dem Fürsten seine Dienste angeboten. Begreifen das?"

„Vollkommen."

„Also scharf aufgepaßt. Und nun zu dem Patron da oben —"

„Bei mir?"

„Bei Ihnen. Haben Sie von einer Diebin Anna Dommert gehört?"

„Die vor einigen Wochen in Wiesbaden —?"

„Dieselbe. Auch von einem Geheimerath Fischer aus Berlin?"

„Den armen Menschen hatte die Person ja gerade angeführt."

„Schwindel. Der Mensch steckte mit ihr unter einer Decke. Es ist jetzt ermittelt."

„Ein Geheimerath aus Berlin?"

„Er ist gar kein Geheimerath; aber ein gewandter Dieb aus den Criminalgefänguissen, aus der Stadtvogtei zu Berlin, gebrochen ist. Ein sehr verschmitzter, ein sehr gefährlicher Mann."

„Der ist es doch nicht da oben —?"

„Gewiß ist er es."

„Ha, ich habe zum Glück alle Gendarmen und Polizeidiener hier."

„Ruhig; keine Uebereilung. Der Mensch ist sehr gefährlich.

Chateaubriand.

en so verwegen wie verschmitzt. Haben Sie schon von Revol-
rs gehört?"

„Eine neue Spitzbubengattung?"

„Das nicht, aber ein neues Spitzbubengewehr. Ein Pistol
it sechs Läufen, mit dem man also sechs Mal hintereinander schie-
n kann, ehe Einer die Hand umdreht."

„Eine gefährliche Waffe," versicherte der Bürgermeister.

„Er führt zwei bei sich. Sie sehen, da muß man vorsichtig
in; da reichen alle ihre Gensd'armen und Polizeidiener nicht aus."

„Man muß die Bürgerschaft aufbieten."

„Um ihn aufzuerfassen zu machen, und jedenfalls Bürgerblut
vergießen? Ich habe einen andern Rath."

„Ich bitte darum."

„Er logirt hier heute Nacht, hält sich auf dieser abgelegenen
traße sicher, und wird ruhig schlafen. Im Schlafe wird er plötz-
h überfallen, leise, ohne Geräusch —. Sie haben doch einen
upt'schlüssel?"

„Aber er könnte von innen verriegeln."

„Desto besser. Dann bleibt er eingeschlossen und wird aus-
hungert."

Dem Bürgermeister schien der Plan des Fremden einzuleuchten.
ch bleibe vorläufig noch hier," fuhr dieser fort; „ich gehe, das
rrain zu recognosciren."

„Und der Handwerksbursch drüben?" fragte der Bürgermeister.

„Ah, hätte ich doch den Menschen beinahe vergessen. Lassen Sie
mit oder ohne seine Zahnschmerzen laufen, wohin er will."

Der Fremde ging. Er stieg die Treppe hinauf, die zu den
obern Stock gelegenen Fremdenzimmern führte, und fand dort,
s er erwartet hatte. Eine männliche Gestalt suchte in das Dun-
einer Ecke zu entschlüpfen. Er ging ihr nach.

„Herr Stadtgerichtsrath Hartmann, ein Wort."

Der junge Stadtgerichtsrath trat vor. „Mein Herr, warum
ontiren Sie mir nach? Wer sind Sie?"

„Herr Hartmann, wenn Ihr Freund Thilo nicht gehängt oder
pft werden soll, so verhalten Sie sich ganz ruhig und thun
e pünktlich Alles, was ich von Ihnen fordern werde."

„Mein Herr, wer sind Sie?"

„Zum Teufel, bekümmern Sie sich nicht um mich. Ihr Freund
ist in der größten Gefahr, und es gibt nur noch ein Mittel, ihn
zu retten. Hat Jemand hier im Hause Sie gesehen?"

„Kein Mensch."

„Gottlob. Suchen Sie unvermerkt daraus wieder zu ent-
kommen; dann kehren Sie auf der Stelle zurück; aber nicht hierher
in den zweiten Stock; Sie bleiben vielmehr hübsch unten, fragen
nach dem Postmeister oder Posthalter, geben sich für den Kammer-
diener des Fürsten Hohenstein aus, sagen, der Wagen des Fürsten
habe draußen eine Viertelsstunde vor der Stadt umgeworfen und
die Achse zerbrochen, verlangen eine Postchaise mit zwei Pferden
nach Mainz, indem der Fürst und die Fürstin sofort weiter reisen
müßten, und kündigen Fürst und Fürstin als Ihnen auf dem Fuße
folgend an. Haben Sie Alles verstanden?"

„Verstanden Alles, mein Herr, aber begriffen nichts."

„Teufel, Sie sind Hegelianer; das sollte mich beinahe fürchten
machen für die Mission, die ich Ihnen da ertheile."

„Mein Herr, im Ernst, ich muß vorher —"

„Ihren Freund hängen sehen? Herr, ich beschwöre Sie, gehen
Sie. — Noch eins. Haben Sie nicht irgend ein verabredetes
Zeichen für Fräulein Charlotte?"

„Aber, mein Herr, wer sind Sie? Was wollen Sie?"

„Haben Sie ein Zeichen, so machen Sie es, und dann schnell,
daß Sie fortkommen; die Zeit ist uns nachgerade verdammt kurz
zugemessen."

Der junge Stadtgerichtsrath pfiff kopfschüttelnd auf einem
Finger.

„Verdammt einfach!" sagte der Andere. „Jetzt gehen Sie."

Der Stadtgerichtsrath schlich sich fort. An dem Gange öff-
nete sich eine Thür. Fräulein Charlotte trat in den Gang, leise,
vorsichtig.

„Wie unvorsichtig," flüsterte sie.

„Gewiß, Fräulein!"

„Herr Klein, Sie?"

„Still, Fräulein. Keinen Namen! Aber Recht hatten Sie.
Es kann nicht wohl eine größere Unvorsichtigkeit geben, als mit
der Sie dazu beigetragen haben, meinen Freund Thilo —"

„Um des Himmelswillen, mein Herr!"

„Meinen Freund Thilo mitten zwischen Steckbriefe, Gensd'ar-

men, Polizei, Justiz, Galgen und Rad zu führen. Helfen Sie nun auch retten."

„Wie? In welcher Weise, mein Herr?"

„Daß doch die Welt immer aufgeregt sein muß. Auch Sie, eine so verständige Dame! Aber es ist nun einmal so. Wo ist Ihre Schwester Louise?"

„In dem Zimmer dort."

„Allein?"

„In diesem Augenblick."

„So benutzen Sie diesen Augenblick. Werfen Sie ihr ihren Shawl um, setzen Sie ihr einen Hut auf, lassen Sie sie Handschuh und Sonnenschirm nehmen, und führen Sie sie zu mir herunter in den Garten des Hauses."

„Aber zu welchem Zweck?"

„Zum Teufel, um Thilo zu retten!"

„Aber ich sehe nicht ein —"

„Sie sollen nur handeln."

„Kann ich Ihnen vertrauen?

Der Herr Klein stampfte mit dem Fuße.

„Sehe ich denn aus wie ein Spitzbube?"

„Ja," wollte ihm Fräulein Charlotte antworten, aber sie kehrte in das Zimmer zurück. „Wir kommen," sagte sie im Gehen.

Der Herr Klein stieg ruhig wieder die Treppe hinab, und ging unten in die Wirthsstube. Dort saß noch der verkleidete Handwerksbursch mit seinem Zahnweh. Es stand auch noch der erst zur Hälfte ausgetrunkene Schoppen Wein des Herrn Klein da. Der alte Polizeidiener war fort, dagegen saß ein Nachtwächter mit seiner langen Pike da, aber fest eingeschlafen. Der Herr Klein leerte seinen Schoppen; dann gab er dem Handwerksburschen einen Wink, und verließ die Stube. Der Herr von Thilo folgte ihm mit seinem Ränzel; er schien nur auf den Herrn Klein gewartet zu haben. Der Herr Klein führte ihn in eine Laube des Gartens hinter dem Hause. Es war zehn Uhr Abends vorbei; eine späte Zeit für das Landstädtchen. Der Garten war leer.

„Hast Du Kleidungsstücke in Deinem Ränzel?"

„Ja."

„Kleide Dich um, so elegant als möglich. Du bist der Fürst Hohenstein; Du hast hier für zwei Wagen sechs Extrapostpferde bestellt; Du hast draußen vor der Stadt Deinen Wagen zerbrochen; Du bist aber sehr eilig; Du hast deßhalb Deinen Kammerdiener Hartmann vorausgeschickt, Dir einen Wagen und zwei Pferde zu bestellen; Du bist ihm zu Fuße mit Deiner Gemahlin gefolgt; Deine Leute kommen später mit Deinem Wagen nach. Du reisest mit Deiner Gemahlin ab, nach Mainz; Du hattest zwar nach Würges gewollt, aber eine unvermuthete Nachricht hat Deinen Plan geändert. Dein Postzettel legitimirt Dich als Fürsten. Kein Mensch wird Dich nach Deinem Paß fragen, noch weniger den Galgenkandidaten in Dir vermuthen. So fährst Du weiter, direkt nach der belgischen Grenze. Drüben bist Du sicher. Du hast doch Alles verstanden?"

„Ja."

„Auch begriffen?"

„Nicht völlig."

„Also auch ein begriffsloser Hegelianer. — Aber Du bist ja fertig, das ist die Hauptsache. Teufel, Du siehst wirklich aus wie ein junger Fürst, und bist ein Fürstenfeind! Seltsame Ironie des Schicksals. — Ah, da ist auch Deine Gemahlin. Komm zu ihr."

Fräulein Charlotte führte die zur Reise gekleidete Schwester in den Garten.

„Thilo, nimm den Arm der Dame; aber keine Umarmung. Fräulein, sind Sie bereit, diesen unvorsichtigen Menschen zu retten?"

„Was soll ich thun?" fragte die bebende Louise.

„Vor allen Dingen nicht zittern. Sodann mit diesem Herrn in einen Wagen steigen, und mit ihm bis vor das Thor fahren."

Die blasse Louise wurde mißtrauisch.

„Mein Herr, was ist Ihre Absicht?"

„Meinen Freund zu retten. Ich fahre übrigens mit Ihnen, und führe Sie hierher zurück."

„Zögere nicht, Louise!" bat ihre Schwester.

Die blasse Dame legte ihren Arm in den ihres frühern Verlobten.

„So, jetzt voran. Fräulein Charlotte, Sie müssen schon die Güte haben, noch eine Weile hier zurückzubleiben, um später unbemerkt in das Haus zu kommen. Auf Wiedersehen!"

Der Herr Klein verließ mit den Liebenden den Garten; er führte sie in die große Straße des Städtchens, in dieser nach der Wirthshause zurück. In der Nähe des Hauses sagte er leise:

„Fräulein, Ihren Schleier herunter. Und Du, Thilo, die Reisemütze so tief in das Gesicht, wie möglich." Dann sprach er laut und gesprexit: „Ach, Durchlaucht, ich bitte unterthänig, keine Dank. Es macht mich unendlich glücklich, Ihnen diesen kleine Dienst erzeigen zu können. Ah, Ihr Wagen scheint schon fern zu sein. — Herr Bürgermeister, oder vielmehr Herr Postmeister."

Der Wagen hielt wirklich schon angespannt vor der Thür des Wirthshauses. Der Postillon saß auf dem Bocke; der Stadtgerichtsrath Hartmann stand als Kammerdiener an dem offenen Schlage. Neben ihm stand der Herr Heller, der als Postmeister und Posthalter nicht minder aufmerksam auf den Dienst war, wie als Bürgermeister. Der Herr Hartmann trat wie ein unverfälschter Kammerdiener, den Hut in der Hand, zu seiner Herrschaft.

„Ihre Durchlauchten können sogleich weiter reisen; es ist Alles besorgt."

Er hob zugleich die Dame in den Wagen, half dem Assessor beim Einsteigen, und schwang sich selber auf den Bock neben den Postillon.

„Fort, Schwager!"

„Habe alleweil den Reisezettel noch nicht; der Herr Bürgermeister haben ihn noch."

Der Herr Bürgermeister aber hatte mit einem sehr bedenklichen Gesichte den Herrn Klein auf die Seite genommen.

„Die Sache kommt mir verdächtig vor."

„Haben Sie wirklich Verdacht?"

„Sie selbst machten mich auf den Bedienten aufmerksam."

„Gewiß. Aber Sie haben ja doch das Signalement. Dieser Kammerdiener ist ein kleines, schmächtiges Kerlchen; der Bediente ist ein Riese gegen ihn."

„Richtig. Aber —"

„Unter der nachfolgenden Dienerschaft wird er stecken. Sie werden Sie genau anpassen müssen."

„Gewiß, gewiß! Ich meinte auch etwas Anderes. Der Mensch war so sonderbar, so —

„Verlegen?"

„Das nicht im Geringsten, aber so —, beinahe frech."

„Mit Steckbriefen Verfolgte pflegen nicht frech zu sein."

„Es war eine so eigne Frechheit. Er war so verstockt: er wollte über nichts Auskunft geben; nicht wo der Wagen zerbrochen sei, warum sein Herr die Reiseroute verändert habe; er wollte nicht einmal von dem vorausgekommenen Courier etwas wissen."

„Die Kammerdiener der vornehmen Herren sind überall grobe Schlingel. Uebrigens hat der Fürst, den ich zufällig auf dem Wege hierher traf, mir über Alles Mittheilung gemacht."

„Sie kennen den Fürsten also?"

„Ich habe ihn auf dem Wege kennen gelernt."

Der Bürgermeister machte ein langes Gesicht.

„Sie kennen ihn also nicht? Wenn es Betrug wäre! Dieser Fürst da ist so ein halber Riese. Alle Donnerwetter, da muß ich —"

„Keine Uebereilung. Was wollen Sie?"

„Ich muß seinen Paß sehen."

„Teufel, und wenn sein Paß in Richtigkeit wäre? Mit Fürsten ist nicht zu spaßen!"

„Ich bin im Dienst."

„Uebertriebener Diensteifer hat schon Manchem den Dienst gekostet. Aber wissen Sie was? Ich werde mich unter irgend einem Vorwande bis zum Stadtthore mit in den Wagen setzen. Ich werde es dann schon herausbekommen."

„Da fällt mir ein Stein vom Herzen," sagte der alte Unteroffizier, reichte dem Postillon den Postzettel zu, und kommandirte selbst: „Fort, Schwager!"

Der Herr Klein hatte unterdeß ein paar Worte in den Wagen hineingesprochen, und war dann eingestiegen. Der Wagen fuhr ab.

„Nun, mein Fräulein," sagte der Herr Klein zu der Dame, „ein paar ernste Worte mit Ihnen; aber werden Sie mir nicht aufgeregt, wie die Andern. Wollen Sie freiwillig oder gewaltsam entführt werden? Sie haben die Wahl."

Die blasse Louise erbebte wieder.

„Die Abrede war, ich sollte nur bis zum Thore mitfahren."

„Der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich bitte um Ihre gütige Antwort."

„Louise, Du bist frei," wollte der Herr von Thilo das Wort nehmen.

„Du schweigst; ich habe allein mit dem Fräulein zu reden. Also, mein Fräulein? Aber vorher eine kurze Geschichte. Ihr Nachbar da kann sein Leben oder seine Freiheit nur retten als Fürst Hohenstein an der Seite der Fürstin Hohenstein. Verlassen Sie ihn, so ist er in demselben Augenblick unrettbar verloren. Das beschwöre ich Ihnen."

„O, mein Gott!" rief die arme Louise.

„Freiwillig oder gewaltsam?"

„Karl, mein Karl!"

„Freiwillig oder — ?"

„Mein armer Vater!"

„Das heißt freiwillig."

Die Gemarterte konnte nur noch weinen.

„Weder freiwillig, noch gewaltsam!" rief Thilo. „Louise, verzeihe mir. Ich war ein Bösewicht, ein Barbar gegen Dich. Ich bin ein Elender!"

„Ein Narr bist Du!" sagte der Herr Klein.

„Ein Elender, der Dich unglücklich gemacht hat, der Dich seiner Selbstsucht, seinem Hochmuth, seiner Wildheit opfern wollte. Wie konnte ich so lange verblendet sein! Wie konnte ich Dich so martern, Du Gute, Du Engelsseele! Kannst Du mir verzeihen?"

Die Arme schlang ihre Arme um ihn.

„Ich bleibe bei Dir, Karl, ich kann Dich nicht verlassen!"

„Nein, nein, Du mußt fort, zurück zu Deinem Vater."

„Himmeldonnerwetter über diese hohe Reitschule himmlischer Tugenden!" rief der Herr Klein. „Wollt Ihr endlich vernünftig werden? Was wollen Sie, Fräulein? Entscheiden Sie sich."

„Sie kehrt zurück. Ich entsage Dir, Louise. Du hast höhere, heiligere Pflichten."

„Nun wird es gar zu arg," sagte der Herr Klein. „Nun noch Entsagungen! Da muß die Polizei sich hineinmischen. Menschenkinder, wohin würden Euch Eure sublimen Tugenden führen, wenn Ihr nicht eine gute Polizei hättet? Fräulein, Sie fahren mit, und Du, Bursch, nimmst sie mit. Keines von Euch hat jetzt eine Wahl mehr. Ich befehle. Dich hängen sie, wenn sie Dich verlästr, und Sie verzehren sich in Gram, wenn er Sie von sich stößt. Damit Holla! — Für Eure zarten Gewissen aber noch Eins. Ihr fahrt bis Brüssel, unter dem Schutze des Tugendwächters da auf dem Bocke. Von Brüssel aus schreibt Ihr an den Herrn Vater in Berlin, versteht sich re integra, stellt Alles zu seinem Befehle, und es wird sich dann mit Hülfe des Fräulein Charlotte und des Herrn da auf dem Bocke, die ein paar vernünftige Leute zu sein scheinen, schon machen. Lebt wohl! — Postillon, halt!"

Der Postillon hielt; der Herr Klein sprang aus dem Wagen. Der Wagen fuhr zum Thore hinaus. Herr Klein kehrte in die Stadt zurück. Beim Bürgermeister Heller war reges Leben. Der Herr Geheimerath Fischer war, im Schlafrock, ein Licht in der Hand, langsam die Treppe herunter gekommen, um seine Töchter zu suchen. Unten im Hausflur standen die Nachtwächter und der Gefangenwärter; sie waren bis an die Zähne bewaffnet; vor dem verwegenen Berliner Räuber, der aus der Stadtvogtei ausgebrochen war, wichen sie scheu zurück.

„Ah," sagte der Geheimerath vergnügt, „hier gilt doch wieder Achtung vor der Autorität. Man sieht, daß man nicht mehr in der unglücklichen Schweiz ist."

Aber der aufpassende Bürgermeister hatte den Gensd'armen einen Wink gegeben: „Jetzt ist es Zeit. Er ahnt nichts, und scheint sogar unbewaffnet zu sein."

Der Geheimerath wurde durch die Gensd'armen von hinten ergriffen; von vorn stürzten jetzt auch die Nachtwächter herbei.

„Aber, meine Herren, was ist denn das?"

„Haben wir Dich, alter Spitzbube!"

„Verwahrt ihn fest; er ist sogar aus der Stadtvogtei ausgebrochen."

„Allmächtiger Gott, ich? Fünfundzwanzig Jahre lang Criminalrichter an der Stadtvogtei in Berlin!" Er war in Verzweiflung. Im Galopp fuhren zwei Extrapostен bis unmittelbar an die Hausthür. Die eine war mit vier, die andere mit zwei Pferden bespannt.

„Pferde, frische Pferde!" schrie man. „Wo sind denn die Pferde? Sie sind ja seit drei Stunden bestellt!" So riefen die Bedienten. Aus der eleganten vierspännigen Equipage stieg ein Herr.

„Herr Postmeister, ich bin sehr eilig."

„Wer sind Sie, mein Herr?"

„Der Fürst Hohenstein."

Der Fürst war hochgewachsen und hatte ein vornehmes Aussehen.

„Ha!" ging es hell in dem Bürgermeister auf, „dieser ist der Rechte. Ihr Paß, mein Herr!"

„Ich führe keinen Paß."

„So sind sie arretirt."

„Wer, ich?"

„Man kennt Euch Hochverräther, die alle Fürsten vertilgen wollen!"

„Bei Gott," sagte der Fürst, wie soeben der Geheimerath. „Ich, selbst ein Fürst?"

„Das kann Jeder sagen."

„Aber, Herr, so sehen Sie doch das Wappen meines Wagens an; fragen Sie meine Leute. Und hier, wenn Sie durchaus Geschriebenes wollen, ein Schreiben des Großherzogs an mich."

In dem Bürgermeister schien es anders hell zu werden. Er sah an dem Wagen das fürstliche Wappen; er sah in dem Schreiben auch ihm bekannte Schriftzüge.

„Aber Postillon, hattet Ihr nicht umgeworfen und den Wagen zerbrochen?"

„Gott bewahre, Herr Postmeister."

Auch der Bürgermeister stand in Verzweiflung. Der Herr Klein kam um die Ecke.

Vor der Hausthür, in der Thür, im Flur, überall war es beinahe tageshell geworden. Alle Lichter und Laternen des Hauses waren dort versammelt. Jedermann sah den Herrn Klein; der Herr Klein sah Jedermann.

„Herr Klein," rief der Geheimerath, „Sie kennen mich, retten Sie mich!"

Der Herr Klein hörte auf den Namen nicht. Der Geheimerath riß sich mit Riesengewalt los. Er stürzte auf den Herrn Klein zu.

„Retten Sie mich, mein Herr! Sie wissen, daß ich der Geheimerath Fischer aus Berlin bin."

„Mein Herr, ich kenne Sie nicht; ich habe Sie nie gesehen." Der Bürgermeister nahm den Herrn Klein auf die Seite.

„Dieser ist der Fürst Hohenstein; ich habe mich überzeugt."

„Nachdem Sie ihn arretirt hatten?"

„Ja."

„Man muß sich zuerst überzeugen und dann arretiren."

„Aber Sie selbst haben mir gesagt —"

„Ich habe Ihnen nichts gesagt."

„Großer Gott —"

„Haben Sie Schrift oder Zeugen?"

„Aber Sie sind ja —"

„Still. Sie wissen, daß Sie meinen Namen und meine Worte vergessen müssen, so wie Sie sie gehört haben."

Der Bürgermeister schwieg in neuer Verzweiflung.

„Aber ich will Ihnen beistehen," sagte der Herr Klein. „Indeß unter einer Bedingung, die freilich in Ihrem eigenen Interesse liegt. Von der ganzen Geschichte erfährt Niemand weiter etwas. Sie instruiren darnach Ihre Leute. Zudem überlassen Sie mir, verstehen Sie, mir allein jeden ferneren Schritt in der Sache. Wir sind Beide betrogen, und ich werde den Betrügern sofort nachsetzen."

„Ich verspreche Alles!" rief der Bürgermeister.

Der Herr Klein wandte sich an den Fürsten:

„Werden Eure Durchlaucht die Gnade haben, ein doppelt zu beklagendes Mißverständniß eines alten, braven, nur zu pflichttreuen Beamten, großmüthig zu ignoriren?"

„Gern, mein Herr! Sorgen Sie nur, daß ich Pferde bekomme."

„Pferde!" schrie der Bürgermeister seinen Postillonen zu.

Die Pferde waren im Nu da, im Nu vorgespannt; die fürstlichen Equipagen fuhren weiter.

„Hausknecht, mein Pferd!" sagte Herr Klein zu dem Hausknecht.

„Herr Klein," rief der Geheimerath, „so kennen Sie mich doch; befreien Sie mich!"

„Sie, mein Lieber, scheinen von einem beklagenswerthen Mißverständnisse noch nicht befreit zu sein." Mit diesen doppelsinnigen Worten schwang der Herr Klein sich auf sein Pferd, und sprengte davon.

Der Geheimerath konnte erst am folgenden Tage aus seinem beklagenswerthen Mißverständnisse befreit werden. Er begriff, da seine älteste Tochter fehlte, den Zusammenhang seines Abenteuers. Es war zu spät, den Entflohenen nachzusetzen. Er kehrte mit der

jüngeren Tochter auf dem geradesten Wege nach Berlin zurück. Dort kam ihm der Herr Stadtgerichtsrath Hartmann mit Briefen der Entflohenen aus Brüssel und zugleich mit der Bitte entgegen, ihm, dem Herrn Hartmann, Fräulein Charlotte zur Frau zu geben. Fräulein Charlotte sagte dabei: „Zwei glückliche Töchter als Bräute, Vater, oder zwei unglückliche Nonnen. Wird Louise nicht Frau Thile, so muß sie in's Kloster gehen, und geht sie hinein, so muß ich auch hineingehen."

Die Logik seiner jüngsten Tochter leuchtete dem Geheimerath wieder ein. Er feierte bald nachher die Hochzeiten seiner beiden Töchter in Brüssel. Von dem Herrn Klein aber durfte ihm Niemand sprechen.

Auch der Schreiber dieser Zeilen hat von Herrn Klein nichts weiter erfahren können. Wer überhaupt dieser Herr war, ob er noch in Amt und Würden, und wie er zu diesen gekommen war, in diesen gewirkt — darüber schwebt ein Geheimniß, das vielleicht die Zukunft noch lösen wird.

Ein französisches Dichterleben.

(Mit Portrait Chateaubriand's.)

Betrachtet man das Leben jenes Mannes, den wir in nachfolgenden Zeilen schildern wollen und der für alle Zeiten einer der ausgezeichnetsten Geister genannt werden wird, so gibt Chateaubriand ebenso wie Goethe das Epos seiner Zeit. Beide haben die Fülle des Nationalsinnes in sich aufgenommen, die ganze Substanz ihres Volkes in sich eingeknetet und Goethe's wie Chateaubriand's Werke enthalten allen Reichthum der Welt, alle Kunst des Dichters, alle Weisheit ihres Zeitalters. Beide stehen da, wie die Repräsentanten ihrer Epoche, aber mit der ruhigen Denkerstirn über den schaumspritzenden Wogen dieser Welt.

François Auguste, Vicomte de Chateaubriand wurde 1769 zu Saint-Malo in der Bretagne geboren. Die Montmorency's und die alten Herzöge der Bretagne rechneten sich zu ihren Ahnen, und das alte Blut der Normannen hatte sich in keinem Gliede der Familie jemals verleugnet. Die Familie Chateaubriand's, welche zu stolz war, dem Hofe zu dienen, war arm; ihre meisten Güter verkauft und nichts als das alte Schloß Combourg gehörte den stolzen Grafen von Chateaubriand.

Der Chevalier, wie Chateaubriand als der Jüngste genannt wurde, kam mit seinem zwölften Jahre auf das College nach Dol. Der Chevalier war ein sonderbarer Kauz; bald heiter, bald träumerisch; bald im wilden Spiel mit den Straßenjungen, dann plötzlich in sich gekehrt, der „Lehrling der Einsamkeit;" bald lernte er gar nichts, bald setzte er mit einem fließenden lateinischen Versen das ganze Lehrerkollegium in Verwunderung.

Nachdem der junge Chevalier auch den Kursus auf dem College zu Rennes beendet hatte, galt es, einen Stand zu ergreifen. Der alte Papa kommandirte den Träumer auf die Marine; Chateaubriand kam wieder zurück, und versicherte, daß die Marine nicht für ihn passe. Der Vater kommandirte ihn darauf als Priester in ein Seminar; der Herr Sohn lief aber wieder fort, und sagte dem alten Grafen, daß das Seminar unausstehlich sei. Von nun an lebte der junge Mann im väterlichen Hause; unglücklich, sehnsuchtsvoll und im Widerstreit mit dem Ideal und dem Leben, erstand aus der Tiefe seines Gemüthes der Dichter. Die Schwermuth drückte seine glühende Stirn, und der dichterische Schmerz stieg eines Tages so hoch, daß der Schwärmer mit einem Gewehr in den Wald lief, um sich zu tödten.

Eines Tages läßt ihn sein Vater rufen. Der alte Bicomte nimmt feierlich seinen alten Degen von der Wand, überreicht ihn seinem jüngsten Sohne und zugleich das Patent als Unterlieutenant im Regiment Navarra. Mit der Empfehlung, niemals das blanke Wappenschild derer von Chateaubriand zu beflecken, entläßt der alte Herr seinen Sohn, und dieser geht zu seinem Regiment nach Dieppe, in weißer Uniform, weiß gepudert und mit rosigen Wangen.

Im Anfang des Jahres 1789 wird der junge Lieutenant nach Paris gerufen. Malesherbes nahm sich seiner väterlich an, und stellte ihn bei Hofe vor, nachdem er, um conträhig zu sein, zum Hauptmann gemacht worden war. Der junge Chateaubriand fand indessen keinerlei Reiz darin, dem Könige auf der Jagd zu folgen, und ihn beim Lever das Hemd zu wechseln; er zog es vor, mit den literarischen Notabilitäten jener Periode zu verkehren, einem Fontanes, Bertin, Laharpe und Champfort, welcher von seinen Versen meinte, sie seien so übel nicht für einen Cvelmann; ja, der jugendliche Dichter, welcher noch keine Ahnung hatte, daß er dereinst der ganzen damaligen gepuderten und mit Schönpflästerchen bedeckten, bleichen, süßlich faden, kalt geistreichen Poesie der Bendeers den Garaus machen sollte, brachte es zu der Ehre, daß durch große Protektion eine Idylle von ihm in den Musenalmanach aufgenommen wurde.

Die Revolution begann und Chateaubriand, überdies als treuer Schüler Rousseau's ein Feind der bürgerlichen Gesellschaft, sehnte sich fort ans Paris, nach den Urwäldern hin, wo welche Rousseau die Menschen, um glücklich zu werden, hineinjagen wollte. Amerika hatte damals durch Lafayette und Washington einen Glorienschein; zudem hatte es Wälder und Indianer — genug, der Chevalier Chateaubriand beschließt, sich nach Amerika einzuschiffen, die Menschen zu fliehen und die Epopöe des Naturmenschen zu dichten.

Chateaubriand's erstes Geschäft in Amerika war, Washington einen Brief zu überreichen. Dann reiste er mit großer Eile, um der Civilisation zu entrinnen, über Baltimore, Philadelphia, Newyork und Boston den kanadischen Wildern zu, wo er überseelig war, endlich keine Wege und keine Städte, keine Menschen und Steinhäuser, keine Könige und keine Demagogen mehr zu finden. Das Entzücken über seinen Naturzustand, in welchem er zärtlich die alten Bäume umarmte, ließ seinem ernsthaften holländischen Begleiter bedenklich den Saucho-Pansakopf schütteln und verleitete ihn, nach einigen Wochen seinem Herrn bei den Wilden sitzen zu lassen, um es mehr, als er Rousseau nicht gelesen hatte, und folglich am Naturzustande keinen Geschmack fand.

Chateaubriand begann nun ganz „wild" zu leben; er aß mit den Wilden, deren Umgekranen den weißen Fremdling lieben; er raucht mit ihnen das Kalumet und trinkt das „flüssige Feuer;" er sieht zu, wie ein französischer Tanzmeister den jungen Indianern Unterricht in seiner Kunst ertheilt, indem er seine Zöglinge immer ces messieurs sauvages et ces dames sauvages titulirt; er schläft endlich auf der Bärenhaut, inmitten rothhäutiger Indianerinnen. Nach einem Jahre solchen Lebens erblickt der junge Mann eines Tages in dem Hause eines Farmers eine englische Zeitung, welche die Beschreibung von der Flucht Ludwig's XVI. enthält, und die Flucht des Adels nach den Grenzen, um Frankreich von da aus wieder zu erobern. Chateaubriand erinnert sich, daß er Edelmann und Offizier ist; er glaubt den Ruf der Ehre zu hören, er verläßt seine geliebte Wildniß, sagt den rothen, ihn liebenden Indianerinnen Lebewohl, und eilt nach Philadelphia, um sich auf Frankreich einzuschiffen. Er hatte in den Wäldern aber vergessen, daß ein civilisirter Mensch Geld haben muß, und der Schiffskapitain mußte seinen Passagier auf sein ehrliches Gesicht mitnehmen.

Schiffbruchig kam er in St.-Malo an, und nachdem er sich dort verheirathet, ging er nach Paris, um von dort aus die Grenze zu erreichen, da die Emigration damals Ehrensache war. Aber es fehlte an Geld. Ein Notar streckt dem Exlieutenant endlich 1200 Franken vor; der Chevalier betritt zufällig ein Spielhaus, und verliert sein Vermögen bis auf 1500 Franks. Mit dieser Summe reist Chateaubriand und seine Frau zu den französischen Prinzen nach Koblenz.

Um sich den König zu wirken, trat er darauf als gemeiner Soldat in das Regiment der Exelleute, welche Thionville belagerten. Chateaubriand schickte sich als Poet in das Leben, trug den Tornister, kochte die Suppe und wusch sein Hemd am nächsten Bach mit aller Eleganz eines Exelmannes und dem Gleichmuthe eines Menschen, der vom Niagara kommt, um sich eine Bastei und die Blattern vor Thionville zu holen. Krank, verwundet und auf dem Rückzuge nach dem Rhein, schleppte sich der Chevalier mit; endlich sank er todesmüde in den Ardennen nieder. Vorbeigehende Köhler rafften ihn jedoch auf, und lieferten ihn an eine vorbeiziehende Kompagnie ab, mit welcher er nach Brüssel kam. Von da aus ging er, nach dem Tode Ludwig's XVI., nach London.

In England lernte Chateaubriand die traurigste Noth kennen. Ohne Geld, wohnte er mit einem Freunde zusammen; oft blieben

Beide ganze Tage im Bette, weil sie kein Holz zum Heizen hatten; oft fehlte das Mittagsessen und am Tage vermochten sie wegen der Durchsichtigkeit ihrer Kleidungsstücke nicht auszugehen. Nach dreißig Jahre später war ganz London in Bewegung, als derselbe Mann am 4. April 1822 auf englischem Boden landete; diesmal nicht der arme, unbekannte Flüchtling, sondern der weltberühmte Dichter, der Pair von Frankreich, der Gesandte des allerchristlichsten Königs! — Zu jener Zeit war es auch, wo Chateaubriand's literarische Laufbahn begann; seine Atala, René, die Natchez und der historische Versuch waren die Früchte seines Aufenthaltes und der reichen Erfahrungen des jungen Dichters. Der „historische Versuch" erschien zuerst 1798 zu London und löst mehrere Fragen über die Revolution Frankreichs.

Als Bonaparte im November 1799 das Directorium gestürzt hatte, da hielt man die Revolution für geschlossen. Der Adel kehrte wieder zu den Ruinen und Herden seiner Schlösser und auch Chateaubriand kam nach siebenjähriger Abwesenheit, 1800, nach Paris zurück. Obgleich Royalist aus Vernunft, erwarb sich der junge Autor doch bald die volle Gunst des Konsuls, um so mehr, als dieser aufrichtig die Bewunderung für jene jetzt weltberühmten Werke „Atala" (1801), „René" (1802) und besonders „der Geist des Christenthums" (1802) theilte. So war es denn nichts Auffälliges, daß der junge Edelmann 1803 zum ersten Gesandtschafts-Sekretair beim Kardinal Fesch in Rom ernannt wurde. Von da aus sollte er als bevollmächtigter Minister nach Wallis gehen, als die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bekannt wurde. Chateaubriand schickte darauf seine motivirte Demission an Napoleon und wies alle Anerbietungen zu anderen Würden, sowie die aufrichtige Achtung des großen Kaisers mit männlicher Offenheit zurück, so daß Napoleon von seinen Gegner immer mit Achtung und unverhohlener Neigung sprach.

Der Verfasser „vom Geiste des Christenthums," welches Buch damals ganz Europa entzückte, zog sich 1804 in's Privatleben zurück und sammelte die Mittel zu seiner projektirten Reise nach Jerusalem. Im Juli 1806 trat der Dichter diese durch seine später erschienenen Werke „die Märtyrer" und den „Itineraire" berühmt gewordene Reise an, durchwanderte Griechenland, die Cykladen, die Türkei und gelangte endlich nach Jerusalem, bei dessen Anblick der fromme Schwärmer voller Jubrunst auf die Knien sank. Von Palästina durchwanderte er darauf Egypten und endlich Spanien. In der Alhambra von Granada dichtete er die köstliche Dichtung von dem letzten der Abenceragen, welche erst zwanzig Jahre später erschien und von der das Manuskript jahrelang verpfändet war, gleich einem Ehrenstein, den die Könige in schweren Zeiten in fremde Hände als Pfand niederlegen. Arm kam Chateaubriand nach Frankreich zurück, wenn auch der Ertrag der „Martyrs," die 1809 erschienen und des „Itineraire," welches nach zwei Jahren folgte, einen reichlichen Ersatz für die Reisekosten gab.

Die Sonne von Austerlitz sing an zu erbleichen und der kalte Eiswind Rußlands wehte Napoleon den Tod in die Glieder. Da begann die politische Laufbahn Chateaubriand's, welcher furchtbare Anklagen gegen den gestürzten Cäsar in seiner berühmten Flugschrift „Bonaparte und die Bourbonen" aufschäumt und mit der glühenden Beredtsamkeit in diesem Pamphlet, wie Ludwig XVIII. sagte, dem Könige eine Armee geliefert hatte. Mit dem unglaublichen Erfolg dieser an Beredtsamkeit erhabenen Broschüre begann der Vicomte eine politische Macht mit dem Dichterruhm zu verweben. Der König ernannte ihn zum Gesandten in Schweden. Bevor aber Chateaubriand sich auf den Weg begeben, hatte der Napoleonische Adler von Elba aus seinen Flug von Thurm zu Thurm mit Zauberkraft bis zu den Thürmen von Notredame gemacht. Auf dem Kirchweiler von Waterloo sang er sein Schwanenlied und erst siebenunddreißig Jahre später sah man ihn stolz auf den Zinnen der alten Tuilerien wieder. Chateaubriand war Ludwig XVIII. nach Gent gefolgt und zog hundert Tage später als Staatsrath mit der Bourbonendynastie wieder nach Paris. Nach seinem heftigen Angriff gegen die Verwaltung des Ministeriums Richelieu wurde er 1816 als Staatsrath entlassen.

Der weltberühmte Dichter war nun genöthigt, selbst seine Bibliothek zu verkaufen und zum Theil, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, zum Theil, um seinen Groll gegen die herrschende Politik auszulassen, gründete er das Ultrablatt „Le Conservateur." Offenkundig als Oppositionsmann, entfernte man den Vicomte aus Paris, indem man ihm die Gesandtschaft in Berlin 1821 gab, welche er durch seine berühmten Verse auf das Grab der Königin Louise verewigte. Im nächsten Jahre wurde er zum Gesandten am Londoner Hofe ernannt und mit Enthusiasmus von der gebildeten Welt des alten Albions begrüßt.

Die reaktionäre Bourbonenherrschaft genügte schon lange nicht mehr dem genialen Geiste, obgleich er noch kurz zuvor, beim Tode Ludwig XVIII. die berühmte Flugschrift „Le roi est mort, vive le roi" herausgegeben hatte und selbst ein Mitglied des Ministeriums Villèle bildete. Der verdrießliche Minister des Auswärtigen beschloß sich zu der Partei der Liberalen hinzuschlagen und mit Eclat seine Verdrießlichkeiten mit dem bestehenden Regime an den Tag zu legen. Villèle schlug die bekannte Rentenreduktion vor, Chateaubriand hatte das Septennalitätsgesetz zu vertheidigen. Villèle wurde geschlagen und Chateaubriand dachte gar nicht daran, den Mund in der Deputirtenkammer aufzuthun, um seinen Collegen zu unterstützen. Am nächsten Sonntage wurde der Vicomte abgesetzt, und zwar auf eine höchst unhöfliche Weise. Er brauchte nur zwei Stunden Zeit, um sein Hotel zu räumen und Villèle die Schlüssel zu überschicken. Chateaubriand wurde von nun an eine liberale Celebrität; das mächtige Journal des Débats zog mit klingendem Spiele dem Vicomte nach; die ganze Jugend Frankreichs schaarte sich um ihn, und niemals erlitt die Herrschaft der Lilien wohl einen gewaltigeren Stoß, als mit Chateaubriand's Entlassung 1824. Noch einmal diente er den Bourbonen als Gesandter in Rom, doch nahm er schon 1829 wieder seine Entlassung, als Polignac Minister wurde.

Die Julirevolution veränderte das Gesicht der Welt. Eine neue Zeit und eine frische Jugend kam überall auf den Thron. Nach einem kurzen Kampf hatte in ganz Europa der Fortschritt der Geister gesiegt. Chateaubriand eilte nach Paris; das Volk erkennt ihn und trägt ihn im Triumph nach der Pairskammer, wo der Gefeierte seine berühmte glänzende Rede zur Verherrlichung der eben gestürzten Dynastie hielt und seine Würde als Pair niederlegt. Das war die sonderbare Antwort, welche Chateaubriand dem Triumphe hielt, den ihm das Volk im Jubel über den Sturz der Bourbonen bereitet hatte. Der Vicomte dachte gar nicht an eine dritte Restauration, sondern prophezeihte vielmehr die Republik; aber er blieb Legitimist aus reiner Gefälligkeit und ahmte Kato nach, indem er sich für eine besiegte Sache erklärte und in die Dürftigkeit seines Privatlebens zurückkehrte. Man hat mit Recht Chateaubriand wie den Jannskopf geschildert. Mit dem einen Gesicht sieht er zurück, mit dem andern nach vorwärts; er war ein Universalgenie, an dem eine neue Zeit sich emporgerankt hatte. Mit seinem Kopfe preist er die „Frömmigkeit" Karl's X. und rühmt die Tugend der Herzogin von Berry, der er mit galanter Emphase zuruft: „Madame, Ihr Sohn ist mein König!" Mit seinem Herzen liebt er die Republik und verspricht einen allgemeinen Sieg der Demokratie. Dies hat er deutlich in seinen bekannt gewordenen Fragmenten der Memoiren bewiesen.

Einer der ausgezeichnetsten Geister aller Zeiten, repräsentirt er seine ganze Zeit. Mit den Füßen in dem Boden der alten edelmännischen Königstreue, ragt er mit seinem greisen Haupte bis in die Jdeenwelt der neuen Epoche hinein, die er mit vorbereitet hatte. Er war Alles und Alles ganz; Historiker, Dichter und Philosoph; Diplomat, Staatsmann und Publizist; Republikaner aus Neigung, Legitimist aus Pflicht und Royalist aus Vernunft. So starb er, zurückgezogen, im Jahre 1848, nachdem er die neue Zeit noch durch das Victoriageschrei des Volkes gekrönt gesehen. Wie diese neue Zeit wiederum vom Throne gestürzt worden, das war vielleicht eins der Ereignisse von seinen Mémoires d'outre-tombe!

E. Schmidt-Weißenfels.

Eine nicht anerkannte Königin von England.

Es hat wohl kaum je ein Prozeß so großes und allgemeines Aufsehen erregt und zu gleicher Zeit so skandalöse Dinge zu Tage gebracht als der, welcher im englischen Parlamente wegen der ehelichen Verhältnisse des Prinzen von Wales (später Georg IV.)

und dessen Gemahlin, Caroline von Braunschweig, verhandelt wurde. In diesen Verhandlungen, wie vor und nach denselben, ist sehr häufig der Name der Mrs. Fitzherbert genannt worden, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit Sheridan zu glänzenden Reden begeisterte, und um derentwillen Brougham den Monarchen Großbritanniens öffentlich des Treubruchs und des Verbrechens der Doppelehe anklagte. Die wirkliche Geschichte dieser merkwürdigen und ungewöhnlich unglücklichen Frau blieb aber bis auf unsere Tage in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Einige haben sie Prinzessin von Wales genannt, andere aber zu den Unglücklichen gezählt, welche ihre Ehre der Laune eines Fürsten opferten, der von Schmeichlern als „der erste Gentleman in Europa“ gepriesen worden ist. Erst neuerdings erschien eine, fe weit es bis heute möglich ist, auf Dokumente begründete Biographie der viel gepriesen Frau. An diese Schrift halten wir uns bei der nachstehenden Erzählung.

Marianne (oder Maria) Smythe wurde genau vor hundert Jahren in Brambridge geboren. Ihr Vater war reich. Sie wuchs in Lyons auf. Als Kind begleitete sie ihre Eltern nach Versailles und sah da eines Tages Ludwig XV. bei Tafel ein Huhn mit den Finger zerpflücken, wie es seine Gewohnheit war. Sie lachte laut über diese Eigmanier des Monarchen, der sich aber nicht erzürnte, sondern die kleine Engländerin mit Bonbons beschenkte. Sie entwickelte sich zu einem ungewöhnlich schönen Mädchen und heirathete in ihrem neunzehnten Jahre einen Herrn Weld, der indeß wenige Monate nach der Hochzeit starb. Drei Jahre später verheirathete sie sich wieder mit einem Thomas Fitzherbert, der auch nicht lange lebte und seiner kinderlosen Witwe ein jährliches Einkommen von etwa 70,000 Thlrn. hinterließ.

Vier Jahre darauf sah der damalige Prinz von Wales die neunundzwanzigjährige blühende Witwe zum ersten Mal. Er war dreiundzwanzig Jahre alt und durch seine Lebensweise in ganz Europa bekannt. Wie alle anderen, verliebte er sich in die Schöne und er bot ihr den Platz in seinem Herzen an, welchen vielleicht oben eine Tänzerin inne gehabt hatte. Sie lehnte den Antrag ab. Der Prinz, durch solche Tugendhaftigkeit überrascht, die ihm noch nie vorgekommen war, wurde dringender, schickte auch mehrere seiner bevertesten Freunde, einen Schatz von Geschenken und kostbare Juwelen. Die schöne Witwe nahm weder die Abgeordneten noch die Geschenke an. Da gerieth Se. königl. Hoheit in Verzweiflung. Absterben konnte er unmöglich, denn dann wäre es ja um seinen Ruf geschehen gewesen, um den Ruf nämlich seiner Unwiderstehlichkeit. Um neue Mittel und Wege war er nicht verlegen und so ließ er denn der Witwe seine Hand — eine Heirath — antragen, ein sehr kühner und gewagter Antrag, denn abgesehen davon, daß die Witwe als eine Bürgerliche zur Gemahlin des Kronprinzen sich nicht eignete, gehörte sie der katholischen Kirche an, und ein Gesetz entzog jedem Prinzen, der eine Katholikin heirathete, die Thronfolge. Trotz allem dem erbot sich der Prinz von Wales wohlbedächtig die Wittwe zu heirathen und die Wittwe schlug den Antrag eben so wohlbedächtig aus.

Das war mehr als die prinzliche Natur zu ertragen vermochte. Daß eine Dame eine Ehe zur linken Hand ablehnte, ließ sich allenfalls begreifen, in keiner Weise schien es aber menschenmöglich zu sein, daß eine Wittwe, eine bürgerliche Wittwe, eine völlig rechtmäßige ehrliche Verbindung mit dem Thronerben von sich weise. Der Prinz von Wales begab sich also nach Hause und — erkrach sich.

Da jagten denn Wagen über Stock und Stein, daß die Funken stoben, zu der hartherzigen Wittwe und zwei Lords, ein Arzt und ein Stallmeister beschworen sie, sie möge sich doch wenigstens so weit erweichen lassen, um den Prinzen noch einmal zu sehen bevor er sterbe. Sie ahnte nichts Arges und stellte nur die Bedingung, daß eine hochgestellte Dame sie begleite. Die schöne Georgiana von Devonshire ließ sich dazu bereit finden und die der nächste Morgen tagte, standen Beide an dem Bett des Prinzen. Da lag er, mit Blut besteckt und hielt in der einen Hand ein Glas mit Branntwein und Wasser, in der andern die zarten Finger der Wittwe Fitzherbert. Nichts konnte ihn heilen als ihre Einwilligung, seine Gemahlin zu werden. Sagte sie „nein,“ so müßte und würde er, flüsterte er, vor ihren Augen sterben. Die geängstigte, bestürmte Frau ließ sich durch gefaltige Hände einen Ring der Herzogin Georgiana von Devonshire an den Finger stecken und stammelte das Versprechen, die ihr gebotene prinzliche Hand anzunehmen. Als man sie nach vielen Jahren fragte, ob sie denn geglaubt, daß der Prinz sich wirklich verwundet habe, erklärte sie erröthend, sie habe allerdings Blut an ihm gesehen.

Am nächsten Tage fühlte sie Reue über das ihr fast abgenöthigte Versprechen und sie entfloh nach Holland. Der englische Gesandte unterhandelte damals gerade wegen der Hand der Prinzessin von Oranien für den Prinzen von Wales und so mußte sie nach Frankreich fliehen. Dahin folgten ihr so viel Couriere des Prinzen, daß auf einmal drei von den französischen Grenzbehörden angehalten und verhaftet wurden, weil man sie für politische Agenten hielt. Wie konnte eine schwache Frau solchen Anstürmungen widerstehen? Sie versprach also wenigstens seinem andern als dem Prinzen ihre Hand zu geben. Das war doch etwas und es kam nun darauf an, sie nach England zurückzubringen. Sie kam nach jenem Versprechen keinen Grund mehr, dies zu verweigern; sie kehrte nach England zurück und bald darauf wurde sie mit dem Prinzen von Wales getraut.

Die Trauung verrichtete ein protestantischer Geistlicher in Beisein des Oheims und des Bruders der Braut, die Beide als Zeugen sich mit unterschrieben. Es fehlte durchaus keine gesetzliche Formalität, so daß die Ehe nach dem englischen Rechte eine vollständig giltige, eine unanfechtbare und beide Theile bindende war.

Bald nach der Trauung schrieb Charles James Fox, damals der Führer der Opposition in dem Parlamente, an den Prinzen, um ihm mitzutheilen, wenn er eine Ehe mit der Wittwe Fitzherbert eingehe, werde dies ihm vom größten Nachtheile sein und der Prinz antwortete ohne Bedenken: an den Gerüchten, die man in der letzten Zeit böswillig ausgestreut habe, sei ganz und gar nichts begründet. Als dann im Parlamente die Gerüchte zur Sprache kamen, der Prinz habe sich verheirathet, erhob sich Fox, auf diesen Brief gestützt, und erklärte das Reden für Lüge und böswillige Erfindung. Höchst wahrscheinlich glaubte er, was er sagte und war in die wirklichen Verhältnisse nicht eingeweiht. Am Tage nach dieser Rede, erzählt die Fitzherbert selbst, wurde sie in ihrem Hause nicht leer von Besuchern, die zu ihr eilten, um die Versicherung auszudrücken, daß sie an solche verläumderische Beschuldigungen nicht glaubten. Wie die Sache zusammenhing, erfuhr sie erst Abends von dem Prinzen selbst. Er faßte ihre Hände und sagte ihr: „was meinst Du, Maria? Fox hat vorriger Nacht im Unterhause erklärt, wir wären nicht Mann und Frau. Kannst Du so etwas begreifen?“ Sie erblaßte und antwortete nichts, aber sie mochte von dieser Zeit an Fox nicht mehr sehen. Als er die Macht in den Händen hatte, erbot er sich, sie zur Herzogin erheben zu lassen, aber sie lehnte es stets ab.

Eines Tages, zwei oder drei Jahre nach ihrer Verheirathung war sie zum Diner bei dem Herzoge von Clarence (dem späteren Wilhelm IV.) als sie ein Briefchen von ihrem Gemahle erhielt. Er hatte Lady Jersey gesehen und sein Herz an dieselbe verloren. Von diesem Augenblicke an war die arme Fitzherbert gar nichts mehr für ihn. Der Schlag, der sie so schwer und so ganz unerwartet traf, war entsetzlich für sie, doch scheint sie ihn mit großer Seelenstärke ertragen zu haben.

Sehr bald darauf folgte die Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Caroline von Braunschweig. Man hat wohl annehmen, daß die Kronadvokaten über die frühere Ehe des Prinzen nicht genau unterrichtet gewesen sind, da sie dieselbe in keinerlei Weise für ein Hinderniß ansahen. Die Königin Mutter, welche die Wahrheit kannte, meinte ruhig, ihr Sohn müsse es am besten wissen, ob er heirathen könne oder nicht. Der König selbst erklärte noch am Tage vor der Vermählung, er wolle die Verantwortlichkeit übernehmen, dieselbe nicht geschehen zu lassen, wenn sein Sohn der Prinz, es wünsche; dieser aber lehnte das Anerbieten des Vaters ab und — die Trauung mit der Prinzessin Caroline erfolgte. Die Fitzherbert öffnete unterdeß, auf den Rath ihrer Freunde, ihr Haus der fashionablen Welt. Der ganze Adel, selbst die königl. Familie, erschien bei ihr und „der König hätte sie nicht höflicher behandeln können, wenn sie seine Tochter gewesen wäre“ — anstatt Schwiegertochter.

Diese Beweise von Achtung von Seiten der vornehmen Welt Englands, die liebevolle Behandlung von Seiten der königl. Familie, dazu gleichzeitig die Vermählung ihres Gatten mit einer Andern unter dem Jubel des Volkes und allerlei glänzenden Festen, geben zusammen ein Bild, für das wir keinen Namen kennen, das aber nur die erste seltsame Scene in dem Drama ist.

Sofort nach seiner Vermählung mit Caroline von Braunschweig vernachlässigte und beleidigte sie der Prinz. Er kehrte zu der Fitzherbert zurück und nahm bei ihr seine Rechte als Gatte in Anspruch. „Sie selbst," sagt ihr Biograph, „befand sich nun ihrem Gewissen gegenüber in einer schwierigen Lage," und um sich zu beruhigen, sandte sie ihren Beichtvater nach Rom, um den Rath des Papstes in diesem außerordentlichen Falle sich zu erbitten. Er ließ ihr erklären, sie sei dem Prinzen, als ihrem rechtmäßigen Gatten, Gehorsam schuldig. Sie gab demnach eines Tages dem ganzen Adel ein Frühstück und nahm da öffentlich ihre Stellung als Gemahlin des Prinzen ein. Die Tochter des Prinzen von Carolinen — die Prinzessin Charlotte, die, wenn sie nicht schon 1817 gestorben gewesen wäre, 1830 statt Wilhelm's IV. den Thron von England hätte besteigen müssen — wurde wenig Wochen darauf geboren.

Nach jener Wiederaussöhnung lebte sie acht Jahre mit dem Prinzen; acht glückliche Jahre, wie sie selbst dieselben nennt, obgleich das Paar bisweilen so arm war, daß sie zusammen nicht fünf Sovereigns besaßen. Der Prinz blieb höchst hingebend und die Fitzherbert hoffte das Beste von der Zukunft. Plötzlich aber trat wieder eine Veränderung ein. Lady Seymour hatte im Sterben ihre kleine Tochter der Mrs. Fitzherbert übergeben. Die Verwandten des Kindes, strenggläubige Protestanten, wollten dasselbe nicht in dem Hause einer Katholikin lassen und es blieb dieser nur wegen der Erklärung, „das Kind würde da den Vortheil haben, in Gesellschaft der höchsten Person im Lande zu sein." Bei diesen Verhandlungen hatte der Prinz Lady Hertford, eine nahe Verwandte des Kindes, kennen gelernt, welche Mrs. Fitzherbert noch einmal aus seinem Herzen verdrängte. Und diese letztere mußte schweigend zusehen, denn sobald sie sich gegen das Verhältniß erklärte, drohete man ihr das Kind wegzunehmen.

Dieses traurige Leben scheint die Frau mehrere Jahre ertragen zu haben, neben Kränkungen aller Art durch den Prinzen, bis die Sache bei einem Diner, das Ludwig XVIII von Frankreich gegeben wurde, zum Bruche kam. Da sie keinen Titel führte, so war es herkömmlich, daß, wenn sie bei ihrem Gemahl oder er bei ihr speiste, die Gäste ohne Rücksicht auf Rang Platz nahmen. Bei dieser Gelegenheit zeigte man ihr an, die Gäste würden ihrem Range gemäß sitzen. „Und wo werde ich dann sitzen?" fragte sie den Prinzen. — „Sie wissen sehr wohl, Madame, daß Sie gar keinen Platz haben." — „Keinen," antwortete sie, „als den, welchen Sie mir geben." Er gab ihr keine Antwort und von diesem Tage an sahen sie einander nicht mehr. Erst nach vielen Jahren als er erkrankte und die Aerzte erklärten, er sei in Lebensgefahr, erweichte sich ihr lang erkaltetes Herz und sie schrieb ihm. Er faßte hastig nach dem Briefe, las ihn und schob ihn unter das Kopfkissen. Er gab aber keine Antwort darauf und sie versicherte später oftmals, daß sie nie etwas mehr geschmerzt habe, als sein Schweigen in diesem Falle. Ehe er starb, nahm er indeß eines ihrer Portraits, die er besaß, ein kleines Miniaturbild an einem Bande, hing sich dasselbe um und verordnete, daß man ihn damit begrabe.

Sein Tod scheint keine Aenderung in ihrer Stellung hervorgebracht zu haben. Als sie Wilhelm IV. zu sprechen wünschte, begab er sich selbst zu ihr. Sie zeigte ihm das Tranzeugniß und Briefe von Georg, die es über allen Zweifel erhoben, daß sie wirklich seine Gattin gewesen und bei deren Lesen dem neuen treuherzigen Könige die Thränen über die Wangen liefen, während er seine Verwunderung laut aussprach, daß sie mit solchen Dokumenten in den Händen so schwere Prüfungen habe über sich ergehen lassen. Er erbot sich sie zur Herzogin zu erheben, sie aber erklärte, sie wünsche keine Aenderung. Der König selbst stellte sie seiner Familie vor und sie speiste oft mit derselben. Mit gleicher Herzlichkeit wurde sie von der königlichen Familie von Frankreich behandelt als sie Paris besuchte; kurz, bis zu ihrem Tode wurde sie in den Kreisen, in welchen sie sich bewegte, so angesehen, als habe sie in der That den Titel einer Prinzessin von Wales und einer Königin von England geführt. Daß sie ein Recht auf diese Titel hatte, ist nicht zweifelhaft, denn da jenes Gesetz, das den Thronerben Englands von der Nachfolge ausschließt, wenn er sich mit einer Katholikin vermählt, nicht in Anwendung gebracht worden ist, war Maria (Mrs. Fitzherbert) unstreitig, gesetzlich und moralisch, von 1820—1830 Königin von England. Caroline von Braunschweig selbst soll bei dem Prozesse gesagt haben, sie sei eigentlich gar nicht die rechtmäßige Gemahlin Georg's.

König Georg IV. starb 1830, Maria 1837. Nach seinem Tode forderten seine Testamentsvollstrecker, der Herzog von Wellington und Sir William Knighton, Mrs. Fitzherbert auf, die Papiere über ihre Ehe mit dem Verstorbenen ihnen auszuliefern. Sie blieb edelmüthig bis zuletzt und gab dem Ansinnen Folge: sie gab alle Briefe ihres Gemahls, so wie viele andere Papiere zurück, die sämmtlich in Beisein des Herzogs von Wellington und dessen Collegen verbrannt wurden. Dann fragte man sie, welche Forderungen sie an das Vermögen des Verstorbenen habe. Keine, antwortete sie. Der Herzog von York (bekanntlich auch ein Bruder Georg's IV.) hatte für sie einen Jahrgehalt von 6000 Pf. St. erwirkt; von ihrem Gemahle hatte sie durchaus gar nichts bekommen, im Gegentheil, sie hatte ihr Vermögen hingegeben, um ihn in den Tagen der Armuth zu erhalten. Nur vier Papiere ließ sie nicht mit vernichten, nämlich die Inschreibung des Jahrgehaltes; ein Testament des Königs (wahrscheinlich eins aus früherer Zeit); einen Brief Georg's über ihre Verheirathung und einen Brief des Geistlichen, der sie traute. Diese Papiere wurden, von dem Herzoge von Wellington und Knighton, als Testamentsvollstrecker des Königs, je wie von den Lords Albemarle und Stourton, den Beauftragten der Mr. Fitzherbert, versiegelt, bei den Banquiers Coutts u. C. niedergelegt und sie selbst unterzeichnete ein Versprechen, jene Papiere „ohne Verwissen der Testamentsvollstrecker des Königs," nicht zu veröffentlichen.

Nach ihrem Tode wurde ihre Trauung mit dem Prinzen von Wales von Neuem bezweifelt und Lord Stourton wollte als Antwort darauf jene oben genannten Papiere veröffentlichen, der Herzog von Wellington protestirte aber heftig dagegen. Wiederum vergingen Jahre und sämmtliche vier Beauftragte starben; dagegen hatte Lord Stourton seinen Bruder, Charles Langdale, als seinen Nachfolger in dieser Sache im Testamente ernannt.

Als vor Kurzem Lord Holland in seinen Memoiren das Andenken an Mr. Fitzherbert schmähete, suchte Langdale sofort um die Erlaubniß nach, jene Papiere zu veröffentlichen, die man ihm indeß wieder verweigerte. Er schrieb darauf nach Briefen der unglücklichen Frau, die sie seinem Bruder selbst gegeben, die Schrift, aus welcher die vorstehenden Mittheilungen geschöpft sind und die unwiderleglich darthut, daß Maria Fitzherbert die rechtmäßige Gattin Georg's IV. und folglich eigentlich Königin von England gewesen ist. Hoffentlich bringt die Zeit auch bald die Papiere hervor, welche noch unter Siegel liegen.

Das doppeleisengehäusige Doppel-Dampfschiff

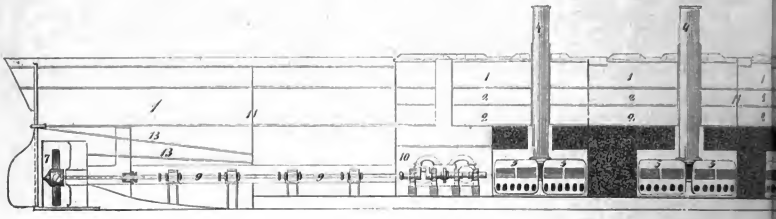
der Ost-Dampfschifffahrtsgesellschaft in London. *

Als Babylon seinen berühmten Thurm anfing, welcher in Philologie und Sprachen- und Völkerverwirrung breit auseinander wedelte, hatte es den Höhepunkt seiner Weltgeschichte schon erreicht, und wie sich der Thurm erhob, sank der babylonische Staat. Man hat behauptet, daß die beiden babylonischen Thürme Großbritanniens einer zu Lande, der Krystall-Palast, und einer für's Wellmeer, dieses doppeleiserne Riesen-Doppel-Dampfschiff, dieselbe Bedeutung trügen.

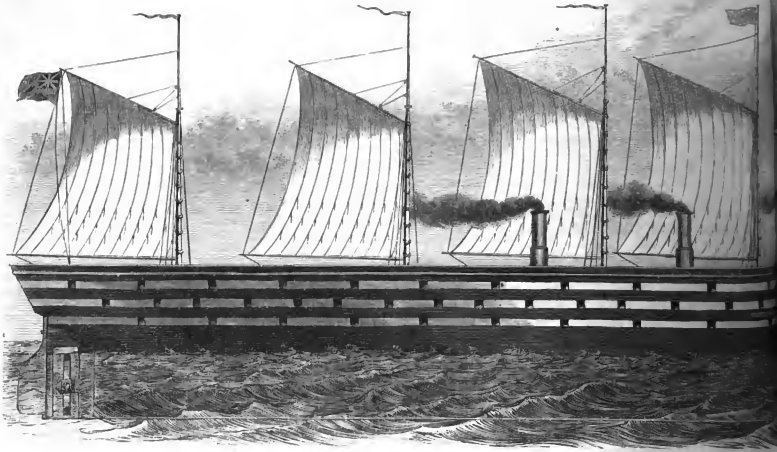
Wir wissen nicht, wie's damit steht, da sich die Sache erst in der Zukunft entscheidet; aber Thatsache ist, daß in beiden babylonischen Thürmen Englands viel Sprachverwirrung herrscht, und es in beiden sowohl an Geist, als am Besen, an Geld, fehlt. Letztere

* Wir verweisen hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auf eine bereits in Nr. 4. Jahrgang 1855. der Gartenlaube gegebene Schilderung des ungeheuern Werkes, und beschränken uns hier hauptsächlich auf Erläuterung der gegebenen Abbildungen des Grundplanes, eines Längendurchschnitts und einer Totalansicht.

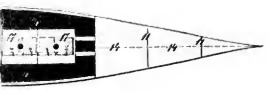
klangvolle Sprache ist der klanglosen Zungensprache der Engländer gegenüber noch die einzige verständliche, aber wenn's an Metall fehlt, womit soll man klingen? Wenn die Kassirer und Banquiers und Direktoren stehlen, wie die Raben, und sich selbst wegstehlen oder fälschen, wie Sadleir, womit soll man sich dann noch verständlich machen, und das Glas und Eisen dieser babylonischen Thürme zusammenhalten? Mit Geist? O, dieser altmodische Artikel wird von den respektabeln Engländern viel gründlicher gelenguet, als von den Materialisten in Deutschland. Sie haben nie Geist, sie geben keinen von sich und nehmen keinen an. Item es sieht aus, wie Babylonischer Thurmbau in England, und man muß sich überall zurufen: Kopf weg!



1) Die obern Salons. 2) Der große Hauptsaal. 3) Kapitainswohnung. 4) Dampfschlotte. 5) Dampfkessel für die Schraube. 6) Kohlenbehälter. 7) Kräftigung des Vordertheils. 13) Aehnliche für den Hintertheil. 14) Räume für die



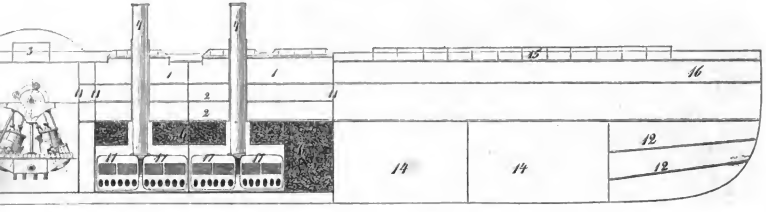
Das doppeleisengehäusige Doppel-



pers.

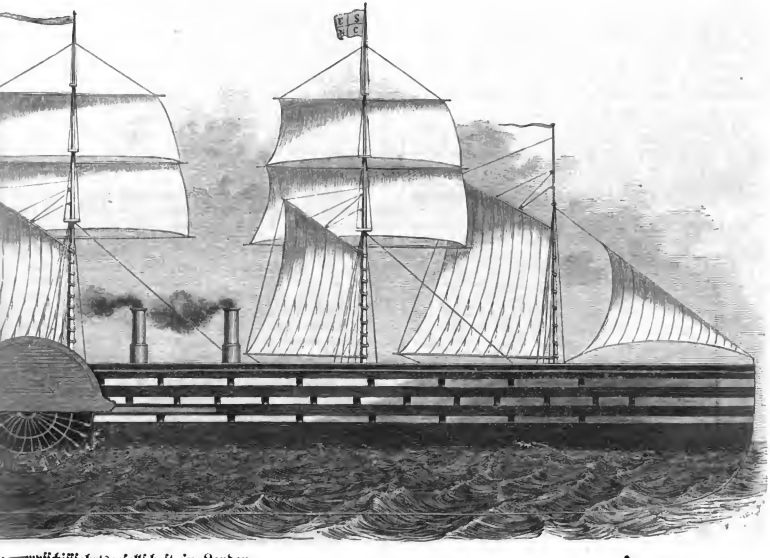
Früher hab' ich an einem andern Orte das Gegentheil vom Krystall-Palaste gehofft: der Babylonische Thurm verwirrte die Sprachen und entzweite die Völker, der Krystall-Palast bietet sich ihnen als erster Tempel zu kosmopolitischer Versöhnung. Ebenso das Ungeheuer von Eisen, das 12,000 Personen auf einmal über die Weltmeere jagen, und also einer Nationalversammlung aller Völker und allen ihren Interessen Raum genug bieten würde. Nun, wir wollen sehen, wer Recht hat, ich, der Frühere, oder ich, der Jetzige. Vielleicht wir alle Beide, was auch so viel heißen kann: Keiner von Beiden.

Jetzt wollen wir aber dies nicht sehen, sondern den auf das Wasser gebauten Schiffsthurm von 680 Fuß Höhe, d. h. nun Länge, oder mehr als einem Achtel von einer englischen Meile. Dazu eine Breite von 83, und eine Tiefe von 83 Fuß mit



itt.

raube. 8) Maschinen für die Räder. 9) Schraubenschaft. 10) Maschinen für die Schraube. 11) Wasserdichte Querwände. 12) Eiserne Decks für die Beamten. 16) Zimmer für die Matrosen. 17) Dampfkessel für die Rädermaschine.



mpfschifffahrtsgesellschaft in London.

vier Stockwerken oder „Decks“ mit Salons, deren größter 400 Fuß lang ist, also etwa so lang, wie beide entgegengesetzte Thore in einer kleinen Stadt auseinander liegen. Das Ungeheuer kann außer seinem eigenen Körper, wozu allein 10,000 Tonnen Eisen (die Tonne = 20 Centner) gebraucht wurden, noch 22,500 Tonnen Ladung tragen, in Personen 600 erster Klasse, 1800 zweiter Klasse und 10,000 Mann Soldaten mit all ihrem Gepäck und Lebensmitteln, außerdem aber auch noch alle Lebensmittel zu einer Reise nach und von Australien für sich selbst, d. h. 18,000 Tonnen Kohlen.

Dabei hat es sich vorgenommen, in jedem Wind und Wetter sechsmal so schnell zu laufen, als das schnellste Segelschiff, 15 Knoten die Stunde, oder von und nach Australien in 33 bis 36, von und nach Ostindien in 30 bis 33 Tagen, wozu Segelschiffe in der Regel 150 bis 190 Tage brauchen. Diese Schnelligkeit soll es sowohl seinen doppelten Dampfstreben, einer Schraube von 1000 und einem Räderwerk von ebensalls 1000 („nominneller,“ in der Wirklichkeit höherer) Pferdekraft verdanken, als auch seiner fischartigen Gestalt, die für Schiffe stets sehr nahe lag, da uns die Fische schon seit Jahrtausenden gezeigt haben, mit welcher Gestalt und Ruderkunst man im Wasser am besten vorwärts kommt, die aber hier dennoch zum ersten Male versucht wird. Die Fischgestalt des Schiffskörpers sieht man deutlich an dem Grundrisse Nr. 3.

Nächst der äußern Gestalt sind die Treibmaschinen von besonderer Wichtigkeit. Vier cylindrische Kolben, jeder von 74 Zoll Durchmesser und einem Stoßkreise von 14 Fuß 6 Zoll Durchmesser (so lang ist eine gerade Linie innerhalb ihres Stoßkreises) treiben in direkter Aktion nach dem oscillirenden Principe die Schaufelräder, jedes von 56 Fuß Durchmesser, so daß also ein großes Haus innerhalb ihres Umfanges stehen könnte, und das größte Riesenwerk von Schmiedeeisen, ein 130 Fuß langer Cylinder dreht die Tausendpferdekraft der vierflügeligen Schraube von 24 Fuß Durchmesser (9 der Cylinder oder Schraubenschaft ist in „Längendurchschnitt“). Diese treibenden 2000 Dampfpferde (in der Wirklichkeit bis 2300 zu steigern) werden aus 100 Oefen, welche zusammen 10 Dampfkessel glühen, mit ihrem unaufhörlichen Futter versorgt, dessen verbrauchte Dämpfe aus 5 Schlöten oben in die Luft hinausdonnern. Räder und Schraube und Oefen und Dampfkessel können einzeln, in jeder beliebigen Quantität, von einander getrennt und mit einander verbunden, einzeln, halb, drei Viertel, voll, vor- und rückwärts, und außerdem die Räder einzeln und das eine vorwärts, das andere rückwärts treibend (wodurch das Schiff, ohne sich von der Stelle zu bewegen, sich dreht) gebraucht werden.

Die Eigenthümlichkeit der Takelage und des Segelwerks ergibt sich aus der Hauptaufgabe. Nicht so unmittelbar zu sehen ist das ungeheuere „Flush-Dek“, d. h. die ganze, ununterbrochene Ebene des obersten Decks, auf welchem 10,000 Passagiere bequem spazieren gehen können, ohne sich besonders zu incommodiren. Jeder legt durch einmaliges Auf- und Abgehen eine englische Viertelmeile zurück.

Die doppelte, äußere Eisenhaut des Dampfschiff-Ungeheuers haben wir in dem frühern Artikel beschrieben, ebenso die zweite Aftercwand gegen Untergang, die einzeln von einander abgeschlossenen, zehn wasserdichten Abtheilungen im innern Körper mit wasserdichten Querwänden, die so in Größe und Umfang eingerichtet sind, daß wenn nach Füllung aller anderen Abtheilungen nur ein wasserdichter Raum verschont bleibt, dieser eine das ganze Schiff noch über Wasser halten kann. Weitere Sicherheit geben die Fülle von Masten und Segeln, die Schraube und die Räder. Jede dieser drei Klägearten ist zur Noth allein im Stande, das ganze Ungeheuer über den Ocean hin zu treiben.

Von der Einfachheit und Großartigkeit der Konstruktionen kann man sich durch näheres Ansehen und Vergleichen der innert Theile, essen im Längendurchschnitte und Grundrisse, selbst überzeugen, und verweisen wir deshalb auf diese Abbildung nebst den dazu gehörigen Erklärungstext.

Zwischen der äußern und innern Eisenhaut des Schiffskörpers ist ein leerer Raum von 2 Fuß 10 Zoll im Durchmesser. Er bleibt aber nicht leer, sondern ist bestimmt, das Wasser zum Trinken u. s. w., nöthigenfalls 3000 Tonnen, aufzunehmen. Beide Häute, wie alle andern Bestandtheile des Schiffes, sind durch statisch construirte Ballen und Krampen von Schmiedeeisen an und in einander gefügt, so daß das Ganze einem ungeheuern Gewebe von Eisen gleicht, welches für unauflöslich und unzerstörbar durch Sturm und Strandung gehalten wird.

Am untern Deck, 10 Fuß über dem geladenen Schiffe, befinden sich große eiserne Thore, durch welche vierspännige Lastwagen mit Gütern von großem Umfange, z. B. Dampfmaschinen, Eisenbahn-Waggons, Locomotiven u. s. w. hineinfahren können, außerdem 60 andere Thore auf jeder Seite und eine Fülle von Fenstern, die alle wasserdicht geschlossen werden können.

Eine Linie, unter der Hauptanschlag hinlaufend, zeigt die Tiefe des Schiffes bei voller Ladung an, 28 Fuß, die sich bei der leichtesten möglichen Ladung um 6 Fuß verringert. Dieser geringe Unterschied ist eine Folge des vollkommen ebenen und geraden Bodens, auf welchem das Schiff ruht, auch eine Neuerung, an die man sich noch nicht gewagt hat, weil man bisher glaubt, daß in dieser Beziehung die hölzerne Tradition für Schiffe auch bei eisernen gelte.

Das gigantische Unternehmen ist natürlich eins auf Actien, à 20 Pfund Sterling, mit einem Capitale von 1,203,000 Pfund, das auf 2,000,000 vermehrt werden kann, wenn sich's findet. In letzterer Beziehung kann die Compagnie freilich nicht sagen: „Suchet, so werdet ihr finden!“ denn sie thut Ersteres, ohne durch Finden belohnt zu werden. Die großartigen Mausereien und Räubereien von Bank- und Compagnie-Directoren (der eine zugleich „sehr ehrenwerthes Parlamentsmitglied,“ nahm sich aus der „königlich britischen Bank“ blos 70,000 Pfund heimlich mit), das Durchbrennen von Kassirern, der geschäftsmäßig betriebene Schwindel unter den höhern Klassen überhaupt, die tausend Millionen Pfund Kriegsschulden, welche England gemacht hat, erst um Napoleon abzusetzen und auf ewige Zeiten das Europa zu verbannen, dann um einen Napoleon anzuerkennen und wieder gut zu machen, was Wellington und Bücher bei Waterloo verbrochen haben, und mit ihm als „Civilisation“ gegen Barbarei zu kämpfen — die ewige Finanzkrisis, die ewige Ohnmacht des Volkes, um aus seinen Taschen die Zinsen der 1,000,000,000 Pfund Sterling Kriegsschulden zu bezahlen und die „obersten Zehntausend“ Englands damit zu füttern, das Alles veranlaßt die bereits sehr verschlossenen Capitalisten, ihre Taschen besonders derb zuzuhalten und den Neck und die Geldtaschen von Unten bis Oben zuzuknöpfen.

Auch sollen der Erfinder und Baumeister des „großen Ostler's,“ wie das Schiff jetzt genannt wird, Mr. Isambord Kingdom Brunel und die ausführende Firma Scott Russel und Co. technisch in Verlegenheit gekommen sein. Die Maschinen zur Schraube und diese selbst sind in der Anstalt von James Watt und Co. in Birmingham gefertigt worden.

Fertig wird die hübsche Nußschale nun wohl werden, denn es steht schon zu viel Capital auf dem Spiele. Ob aber hernach die Karre gehen wird, ist noch die Frage. Und wo sollen alle 2 Monate 10,000 Passagiere oder Ladungen herkommen? Die finden sich wohl auch. Als erste Ladung schlagen wir Transportation der 10,000 großen Hampschwindler Englands vor, als zweite die französischen. Erstere wollen aber gern deutsche Bauern für Australien hinein tecken, und es besteht schon eine Compagnie mit einer Million Thaler für diesen Zweck, deutsche Bauern für Australien anzuwerben, damit sie den von der Aristokratie und ihren Schwindlern bereits in Beschlag genommenen Grund und Boden Australiens urbar machen und ihm einen hohen Werth verleihen, worauf die deutschen Bauern von diesem Grund und Boden weggejagt oder so besteuert werden sollen, daß für sie selbst nichts übrig bleiben kann.

Man will Deutsche dazu, weil diese in Australien allein durch Fleiß und Ausdauer gedeihen. Es ist deshalb unsere Pflicht, schon jetzt zu warnen, und wir werden diese Warnung wiederholen, so oft wir Gelegenheit dazu haben. Mögen wenigstens Diejenigen, die trotz alledem ihr Glück dort zu finden hoffen, sich versehen und nicht Kentnrate und Anerbietungen unterzeichnen, die ihre Selbstständigkeit und damit ihre ganze Zukunft gefährden.

Photo-Galvanographie.

Die neue Erfindung von P. Pretsch aus Wien in London.

Wir wissen, daß die Sonne Maler und die Elektricität Bildhauer geworden. Photographie und Galvanoplastik, welch' junge, himmlische, zukunftreiche Kunstindustrieen! Sie heißen: Bildung, Schönheit, Lebensfreude in den Häusern und Hütten alles Volkes, Gebilde des Genius und der Wissenschaft, der Kunst und Poesie an allen Wänden, ein schöneres, interessanteres Leben auf dieser lieben Erde überhaupt, eine größere, allgemeiner zugängliche Fülle von Lebensbefriedigung und edlerem Genuß. Das himmlische Licht und der durch alles Leben still und schrankenlos hindurchzuckende Blitz sind als Künstler auf Erden noch jung, noch Anfänger. Man sieht's ihnen aber schon an, daß was aus ihnen wird und wir mit ihnen. Wie wenn sie trotz Gewerbeverbot und sonstiger weiser Leitung ein Kompagniegeschäft anfingen? Daß sie blutsund charakterverwandt sind und schon einzeln und in Verbindung fast alle Wunder der Natur thun oder wenigstens die nöthige Beleuchtung (wenn auch nicht immer für uns) dazu liefern, ist bekannt genug. Aber wir meinen: Kompagnons so recht industriell durch Menschen. Nun das Neueste ist, daß sie's schon sind. Sie haben mit Herrn Paul Pretsch, früherem Faktor der berühmten Wiener Staatsdruckerei, ein Kompagniegeschäft in London, 8 Holloway Place, Holloway Road, Islington, angefangen und eine ganz englische Kompagnie zur industriellen Ausführung dieser merkwürdigen Kombination von Photographie und Galvanoplastik als „Photo-Galvanographie" gegründet. Sie nennt sich „Patent Photo-Galvanographic Company" „Patentirte Photo-Galvanographische Kompagnie" und druckt jedes photographische Bild in genauen Wiederholungen des Originals, wie man Bücher druckt, jedes Bild überhaupt und zwar so, daß die gedruckten Kopieen noch unter der Lupe, dem Mikroskope genaue Wiederholungen des Originals bleiben. Wie wichtig dies nach einer Seite ist, davon gab die Anstalt schon einen schlagenden Beweis. Prinz Albert schickte ihr eine Originalzeichnung Raphael's, die nur einmal vorhanden ist und deshalb einen fabelhaften Kunstwerth hat und respektive gar nicht mit Geld bezahlt werden kann. Die Anstalt vervielfältigte diese Handzeichnung durch den Pretsch'schen photogalvanographischen Druck so, daß das Original von Niemandem mehr herauszufinden war. Nur durch ein Zeichen auf der Rückseite war es zu erkennen.

Man kann mit der Erfindung von Pretsch den neuerdings aufgetretenen Naturdruck ohne Weiteres als Typographie gebrauchen und, was bisher nur durch Vermittelung des Holzschnitts, des lithographischen Steins, der Kupfer- und Stahlplatte mühsam, zeitraubend, kostbar und niemals ganz genau im Einklange mit dem Original durch den Druck vervielfältigt werden konnte, unmittelbar photographisch-typographisch vervielfältigen. Photographisch, man muß bedenken, was das heißt, namentlich bei Vervielfältigung von Gegenständen der höheren Kunst und tieferen Wissenschaft, wo es auf halbe Haarbreite von Linien und auf Hundertstel und Tausendstel einer Linie ankommt, wie in der Physiologie, Pathologie u. s. w. unter dem Mikroskope.

Der photogalvanische Druck vervielfältigt also, wie die Buchdruckerkunst, aber er druckt zugleich photographisch. Sogar die feinsten Nuancirungen der Farben werden durch bloße Druckerschwärze in Form der feinsten Abstufungen von Licht und Schatten wiedergegeben.

Die Erfindung ist das Ergebniß einer Jahre lang fortgesetzten Reihe von Experimenten in der Wiener Staatsdruckerei, wo Herrn Pretsch Mittel ungewöhnlicher Art zu Gebote standen. Merkwürdiger Weise wollte man sich nur in Wien nicht auf die große Frucht dieser Studien und Versuche einlassen, so daß Herr Pretsch, überzeugt von der Wichtigkeit und dem schönen Kulturwerth seiner Erfindung, sich veranlaßt fand, auszuwandern, wie eine ungeheure Anzahl anderer deutschen Erfinder, deren Schöpfungen dann später in Deutschland, sehr oft unter englischen, amerikanischen, französischen Namen, mit Staunen begrüßt werden. Es ist im Sinne formeller Patent-Bureaux keine eigentliche Erfindung, weshalb sich auch z. B. Preußen geweigert hat, das in England, Belgien, Holland, Frankreich u. s. w. patentirte Verfahren des Herrn Pretsch für den „Staat der Intelligenz" zu patentiren. Der feine Chemiker oder wissenschaftliche Photograph ist nämlich allerdings im Stande, mit großer Mühe, Sorgfalt, Versicht u. s. w. ein photographisches Bild nachzudrucken, aber blos als wissenschaftliches Kuriosum, ohne Werth und Ausführbarkeit für das praktische Leben. In der Anstalt von Pretsch druckt man aber solche Bilder wohlfeiler und leichter und in beliebiger Anzahl leichter, als Holzschnitte oder Lithographieen. Das ist der Hauptunterschied, praktische Unterschied.

Außerdem ist die Erfindung auch technisch durchaus „neu und eigenthümlich," um in der Patent-Bureausprache zu reden. Herr Pretsch, stets von der Idee geleitet, daß die typographische Vervielfältigungskunst, die eigentliche Schwingenkraft der Buchdruckerkunst, auch auf Werke der Kunst, der Photographie anzuwenden sei, versuchte zunächst durch Aetzungen auf Metalle und Steine zu einem Ergebnisse zu kommen, aber ohne die Noth dabei, für verschiedene Tinten auch verschiedene Aetzungen wiederholen zu müssen, zu überwinden. Dabei kam er auf die Idee von der Möglichkeit einer photographischen Erzeugung von Relief- und Intaglio-Theilen (vertieften und erhabenen) auf einer zum Drucken anwendbaren Oberfläche, statt bloßer Licht- und Schattenpartieen. So gab er die Aetzungen mit Säuren auf und suchte photographische d. h. für das Licht empfindliche Flächen durch chemische Substanzen zu gewinnen, in welchen das Licht wirkliche Kupfertiefen verrichten könne. Diese chemischen Substanzen und deren Verhältnisse hat er gefunden. Wir haben eine Menge dieser blos von Licht und Elektricität geätzten Platten in allen möglichen Größen und für die verschiedensten Kunstzeugenstände Abdrücke davon und die Originale gesehen und beide letztere durch scharfe Lupen mit einander verglichen. Diese Vergleiche unter dem Vergrößerungsglase erregen Erstaunen über die Graphirkunst der beiden großen Kompagnons: Licht und Elektricität. Köpfe und Figuren, wie Stecknadeln groß, werden auf den Originalen wie auf den Kopieen zu den herrlichsten, in jeder Linie, jeder Gesichtsmuskel klaren Gestalten. Das können zehn Schwertgebürth's nicht in zehn Jahren in Kupfer stechen, was Sonne und Elektricität hier unfonft in zehn Tagen thun. Diese galvanographischen Platten, Kalotypen, unter dem bloßen Auge fein ausgeführten Sepia-Zeichnungen ähnlich, übertreffen Alles, was der höchste Künstler mit der feinsten Hand erreichen könnte.

Die vorbereitenden Prozesse zur Gewinnung photogalvanischer Platten sind ähnlich, wie die für den photographischen Prozeß auf Glas. Eine Glasplatte wird mit einer gallertartigen chemischen Mischung von Silber, Jod u. s. w., deren Verhältnisse wir des preußischen Patent-Bureaus wegen im Interesse des Erfinders nicht näher angeben, überzogen und getrocknet. Dann wird die so bekleidete Platte mit dem zu kopirenden Bilde in Verbindung gebracht und dem Lichte ausgesetzt, welches ein feines, schwaches Bild von letzterem auf erstere überträgt. Durch eine Waschung der Platte mit Borax tritt das Bild im Relief hervor. Mit Weingeist gewaschen und mit feinem Kopallack überzogen, in eine adstringirende Flüssigkeit getaucht und der Hitze ausgesetzt, entwickelt sie das Bild im vollen Relief und kann nun für Erzeugung der eigentlichen Druckplatte gebraucht werden. Auf galvanischem Wege gewinnt man nun leicht die verlangte Kupferplatte intaglio und von dieser zurück die Reliefplatte. Für den Druck von ungewöhnlich viel Exemplaren und wenn es außerordentlich schnell gehen soll, lassen sich leicht zwei, drei, vier bis fünf Platten machen und so mit jedem Drucke fünf Exemplare erzeugen, alle genaue Wiederholungen des Originals. Kurz man gewinnt Holzschnitte, Kupferplatten für den Druck ohne die Kosten und die Zeit, welche diese vermittelnden Künste in Anspruch nehmen und zwar Platten, an denen die feinsten aller Künstler jedes Atom des Originals genau wiedergeben.

Man kann auch gleich vom ersten Ueberzuge ein Intaglio- oder eingelichtetes Bild erhalten, statt des Reliefbildes. Das Verfahren dafür ist sehr einfach. Durch Auftragung von Druckerschwärze auf das Intagliobild kann man es sogleich auf Stein oder Zink übertragen und dann damit in gewöhnlicher Weise drucken.

Die bisher gedruckten photogalvanographischen Bilder, obgleich noch den ersten wirklichen Anfang repräsentirend, sind überraschend schön und machen an den Schaustellern Londons überall, oft zum Schaden des sich drängenden Berkehrs, den fesselndsten Eindruck

und zwar mit dem bedeutenden Vorzuge vor andern Aufsehen erregenden Neuigkeiten, daß sie desselben Bewunderung erregen, je sachverständiger oder kunstgebildeter Jemand ist. Man sieht: es ist ein photographisches Bild und zugleich, daß es gedruckt ist und hält es anfangs für unerhörte Meisterstücke von Mezzo- oder Aquatinten-Manier, wobei man sich immer noch nicht erklären kann, wie es möglich war, erstens, so etwas zu drucken, zweitens, die feinsten Nuancen und Eigenthümlichkeiten der wirklichen, im Raume ausgedehnten und von Licht und Schatten modulirten Natur auf eine bloße Papierfläche zu fesseln.

Ein anderer, nicht unbedeutender Vorzug dieser gedruckten Photographieen, und zwar vor den Originalen selbst, ist der, daß die Empfindlichkeit der letzteren für Luft, Licht, Sonne, Feuchtigkeit u. s. w., wodurch sie leicht erblassen oder dunkeln, bei den gedruckten wegfällt, ohne daß sie den Originalen sonst im Geringsten nachstehen. Photographen wissen anßerdem, daß mehrere positive Bilder von ein und demselben negativen nie ganz gleich in Schattirung werden. Durch die typographische Vervielfältigung photographischer Bilder sind die Uebelstände mit einem Male gehoben.

Auch die Schnelligkeit, womit die photogalvanographischen Platten vervielfältigt oder erneuert werden können, ist ein wichtiger Vorzug dieser Erfindung. In drei Tagen bis drei Wochen (je nach Größe, Umfang u. s. w.) wird eine Platte fertig, die von dem höchsten Fleiße und der feinsten Kunst menschlicher Hand nur in Monaten, in Jahren auf eine verhältnißmäßig ganz grobe Weise ungefähr dem Originale nachgeahmt werden könnte, während hier Licht und Elektricität den photographischen Prozeß, wodurch die Original-Photographieen entstehen, nur eben genau wiederholen, so daß nur die gewöhnliche Hand des Druckers diese in's Vielfache vervielfältigen kann.

Endlich lassen sich, wie sich das in Folge der photographischen Kunst von selbst versteht, Bilder aller Größen in jedem beliebig verkleinerten Maßstabe genau wiedergeben, die umfangreichsten nach Daguerre'schen Kartens auf Platten für ein Taschenbuch, von wo aus sie wieder durch Vergrößerungsgläser ausdehnen und die feinsten Nuancen der Originale studiren kann.

Die Kompagnie, welche sich zur technischen und industriellen Ausbeutung der Erfindung gebildet hat, gibt jetzt eine Reihe Hefte unter dem Titel: „Photographic Art Treasures" (Photographische Kunstschätze) in Folio heraus. Das erste Heft, 4 Abdrücke enthaltend (à 5 Schillinge oder 1 Thlr. 20 Sgr.) ist erschienen und wird durch Buch- und Kunsthändler in Deutschland bereits zu haben sein. Wichtiger und von ausgedehnterem Werthe sind die Gelegenheiten, welche die Kompagnie Buchverlegern und Kunsthändlern, Kupferdruckern u. s. w. bietet, ihre Werke oder Muster durch den photogalvanographischen Prozeß zu illustriren oder respektive Platten machen zu lassen. Wer Bücher oder Zeitschriften mit Illustrationen herausgibt, kann sie sich entweder in beliebiger Anzahl von der Kompagnie selbst drucken oder sich die Platten dazu machen lassen. Auch Platten für galvanische Versilberung und Alles, was zur Elektrotypie gehört, Notendruck u. s. w. werden durch diese Erfindung an Schönheit, Wohlfeilheit und Zugänglichkeit zunehmen.

Erst wenn diese neue Licht- und Elektricitäts-Typographie zu solche Ausdehnung in Kunst und Literatur gewonnen, wird man sie gehörig schätzen und würdigen können und ihre Schönheit dann erst sehen bis in Kreise hinab, die bis jetzt von keinem Strahle des Schönen erwärmt und erheitert werden.

Blätter und Blüthen.

Literarisches. Wer hätte wohl jetzt bei der herannahenden Weihnachtszeit die Frage

Was soll ich für ein Buch kaufen?

nicht schon oft gehört, und ihre Schwierigkeit bei der Fülle der neuen Erscheinungen, den Anpreisungen, den Weihnachtsanzeigen und Beilagen mit und ohne Illustrationen nicht schon oft selbst erprobt oder doch beklagen hören. — Vielleicht dürfte Manchem mit dem Hinweis auf eine Sammlung von Handbüchern gedient sein, die sich die Aufgabe stellen, Jedem mit weniger Mühe die Lösung, nach den verschiedensten Richtungen und Zwecken hin, zu ermöglichen — es sind dies die bei Gustav Mayer in Leipzig erschienenen Wegweiser, nämlich:

Schwab und Klüpfel's Wegweiser durch die deutsche Literatur, circa 1700 Titel systematisch geordnet und mit kurzen Kritiken versehen. 2. Auflage. ¾ Thlr.
— — — Erster Nachtrag dazu circa 700 Nr. ¾ Thlr.
— — — Zweiter Nachtrag dazu circa 1100 Nr. 1 Thlr.

Mit Ausschluß der rein fachwissenschaftlichen Literatur führen diese Handbücher, deren letztes bis zu den neuesten Erscheinungen reicht, das Beste aus dem Gesammtgebiete unserer Literatur vor, und leiten die Wahl des Lesers vermittelst der sehr praktischen Anordnung ohne Mühe bis zu dem speciellen Zweck, den er sich gesetzt.

Das was die Schwab' und Klüpfel'schen Arbeiten auf dem Gesammtgebiete erstreben, will der Bernhardische Wegweiser durch die Volks- und Jugendschriften mit circa 1400 Nr. ¾ Thlr., sowie der so eben erschienene Erste Nachtrag dazu mit circa 1600 Nr. 24 Ngr. auf den beiden besonderen Gebieten erreichen, die nur zu oft als Anhängeschilder für nichtsnutzige Produkte gemißbraucht werden, mit denen aber Bildung unreife zu wählen, Vorsicht doppelt wünschenswerth erscheint.

Aus Genf wird ein interessanter Fund berichtet.

Es handelt sich nämlich um ein bis jetzt noch ungedrucktes Manuscript von Aug. v. Platen, das unter dem Titel: „der Sieg der Gerechten, ein geistliches Nachspiel" in nächster Zeit von Karl Vogt herausgegeben werden wird. Platen schrieb das Werkchen im Jahre 1817 bei Gelegenheit des bairischen Konkordats. Er las es in einer Abendgesellschaft vor, welcher sich Schelling befand, der den jungen, damals kaum zwanzigjährigen Dichter dazu bestimmte, so viel an seinem Stücke zu ändern, als daraus die „neuen Propheten" entstanden, die sich im dritten Theile unserer Schriften finden. Das Manuskript soll nun in seiner ursprünglichen Gestalt veröffentlicht werden. — Ein Unternehmen, was mit vollem Recht als etwas Neues, Ausgezeichnetes und Echt-Deutsches in allen Formen auszupfosaunt wurde, scheint trotz allen Anstrengungen keinen Boden zu gewinnen und nirgend anzusprechen. Wir meinen die Gerstäcker'sche Wochenzeitung, ein Blatt, das sich nur durch die Geschmacklosigkeit seiner Ankündigungen und durch die Langweiligkeit seines Textes auszeichnet. Der Artikel des Redakteur Klein allein sind geistreich und haben es dem gewisses pikantes Interesse wie Alles, was dieser Autor schreibt.

Soeben erschien bei **Ernst Keil** in Leipzig:

Supplemente zu F. Stolle's ausgewählten Schriften.

Erster Band:

Der Weltbürger.

Histerischer Roman aus den Jahren 1830—1832.

1. Theil. Preis ¼ Thlr.

Um den vielfach ausgesprochenen Wünschen zu genügen, der billigen Volks- und Familienausgabe von **Stolle's Schriften** auch die in den erschienenen 24 Bänden noch fehlenden Werke des beliebten Dichters, namentlich aber den „**Weltbürger**" einzuverleiben, hat sich die Verlagshandlung veranlaßt gesehen, zu der ausgewählten Sammlung

Supplemente

erscheinen zu lassen, deren erster Band soeben versandt wurde.

Die Subscribenten auf die 24 früheren Bände der Stolle'schen Schriften sind gebeten, diesen Supplementen eine gleich freundliche Theilnahme zu bereiten.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 49. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Zipfer.

Nach wirklichen Erlebnissen erzählt von Ernst Wittkomm.

Am äußersten Ende einer Lausitzer Stadt, gegen Süden lag ein kleines, aber freundlich aufsehendes Haus. Von drei Seiten, war es mit sorgfältig gepflanzten Gärtchen umhegt. Vor der jederzeit verschlossenen Thür ward täglich Sand gestreut, gleichviel, ob das Wetter schön und sonnig war oder Regen und Nebel die Gegend bedeckten. Die kleinen Fenster blinkten so hell, als wären sie von politem Spiegelglas, auch der metallene Hammer an der Thür, welcher die Stelle einer Schelle ersetzte, flimmerte wie Gold und war bei heltem Sonnenschein in ziemlicher Entfernung bemerkbar. Menschen sah man selten weder vor der Thür noch im Garten. Die Bewohner des Häuschens schienen sehr still und einsam zu leben. Nur sehr früh am Morgen umschritt wohl bisweilen ein hochgewachsener alter Mann das Haus, der Jedem durch sein ungewöhnlich reiches Haar, das lang und lockig bis auf die Schultern niederhing, auffallen mußte. Seltener noch ließ sich ein sein gebautes junges Mädchen vor der Thüre blicken, das sehr hübsch war, immer aber blaß und melancholisch aussah.

Aufmerksame Beobachter behaupteten, es gehe in dem einsam gelegenen Häuschen nicht so still zu, als es den Anschein habe. Am Tage freilich ließe sich selten Jemand dort blicken, am wenigsten sehe man andere Leute dahin wandern, wer aber recht aufpasse, der könne bald nach Sonnenuntergang mehr als einen Menschen jenem Häuschen zuschreiten und durch behutsame Schläge mit dem metallenen Hammer Einlaß begehren sehen. Bald seien diese späten Gäste einfache Landleute, bald fein gekleidete vornehme Herren, bald gar in unscheinbare Gewänder sich hüllende Damen. Bis gegen Mitternacht währe regelmäßig dies Kommen und Gehen, und wer sich nur auf's Spionieren legen wolle, der könne die wunderlichsten Beobachtungen und gar merkwürdige Entdeckungen noch obendrein machen.

Unsere Leser werden den heimlichen Besuch erwähnten Hauses sehr natürlich finden, wenn wir ihnen sagen, daß es die Wohnung des Scharfrichters war und daß man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht weit genug in Kultur und Humanität vorgerückt war, um öffentlich und am hellen Tage mit einem Scharfrichter zu verkehren.

Zipfer war auch nicht aus freiem Entschlusse ein Bewohner des einsamen Hauses geworden. Der Zufall und eine recht heitere Lebensstunde hatten ihn dazu gemacht. Vor langen, langen Jahren war Zipfer als hoffnungsvoller Student bei Verwandten zu Besuch gewesen, mit mehreren Fremden in ein Tanzlokal gegangen, wo eine Menge junger Mädchen sich im Kreise schwang, während andere unthätig der Belustigung zusahen. Eine dieser nicht tanzenden Schönen, die entfernt von den übrigen Zuschauerinnen, mit sehnsüchtigen Blicken dem Jubel ihrer Schwestern lauschte und diese um den herrlichen Genuß zu beneiden schien, gefiel dem fröhlichen Studenten vor Allen. Ohne sich lange zu besinnen und ohne das niedliche Mädchen um Erlaubniß zu fragen, faßte er das schöne Kind um die schlanke Taille und riß sie, ungeachtet ihres ängstlichen Sträubens, hastig in den Kreis der tanzenden Paare. Im Tumult der Lust bemerkte er nicht sogleich die Verstörung, welche sich auf der Stelle aller Tanzenden bemächtigte und binnen wenigen Minuten den ganzen Tanzplan leer segte. Erst als er sich mit dem leuchend und schluchzend in seinem Arme liegenden Mädchen allein sah, ward ihm unheimlich zu Muthe und bleicher Schreck entfärbte seine doch geröthete Wange. Eine schnelle, wilde Frage, an das erschrockene Mädchen gerichtet, entriß diesem die bedeutungsschwere Antwort: „Ich bin die Tochter des Scharfrichters!"

Diese wenigen Worte erklärten Alles. Zipfer wußte sich wiederstrebend bekennen, daß ein einziger unbesonnener Augenblick sein ganzes Lebensglück zerstört habe, daß dies Leben selbst auf dem Spiele stand, wenn er nicht Manns genug war, sich und seinen in ihm aufstiegenden Schmerz gewaltsam zu besiegen.

Er beruhigte mit wenigen Worten die verstörte Schöne, die noch zitternd und weinend an ihm lehnte und, wie ihm dünchte, nur das Unglück des jungen Mannes beklagte.

„Beruhige Dich und sei still!" sprach er immerlich ergrimmt. „Ich habe Dich in meinem Arme gehalten, Du bist mein, wenn Du mich nicht verachtest!"

So sprechend, verließ der kecke Student festen Schrittes den Tanzsaal, die Tochter des Scharfrichters am Arm. Er näherte sich finster und trotzig der zusammenzelaufenen Menge, die sogleich auseinander stob, um das Paar mußerührt vorübergehen zu lassen. Zipfer lachte ingrimmig, sein Entschluß aber stand fest. Die Tochter des Scharfrichters war seine Braut. Entweder wollte er das schuldlose Kind der Welt und der bürgerlichen Gesellschaft dadurch, daß er sie ehelichte, wiedergeben, oder er selbst wollte dieser von Vorurtheilen beherrschten ungerechten Gesellschaft für immer den Rücken kehren.

Dem jungen Manne ward keine lange Wahl gelassen. Niemand wollte mehr mit ihm verkehren, denn Vorurtheile, die wir mit der Muttermilch eingesogen haben, die mit uns gewachsen und erstarkt sind, wirken ansteckend wie peskartige Krankheiten. Kein Einziger wagte es so hoch sich über die urtheilslose Menge zu erheben, daß er dem ehemaligen Freunde und Genossen abermals die Hand gereicht hätte. Zipfer war verstoßen. Wollte er nicht wie

ein Geächteter, von Allen verlassen, durch die Welt wandern oder in weiter weiter Ferne, wo Niemand ihn kannte, sich eine neue Heimat suchen, so blieb ihm nichts übrig als denen sich anzuschließen, die außerhalb dieser vorurtheilsvollen Gesellschaft standen und eine Welt für sich bildeten. Zipser entschloß sich, wenn auch mit schwerem Herzen und vielleicht nicht ohne harte Kämpfe, zu Letzterem. Mathilde war ein liebevolles Mädchen, das ihm mit schwärmerischer Treue anhing, und schon wenige Monate später feierte er mit der vom Verhängniß ihm zugeführten Braut seine Vermählung.

So war nun aus dem heiteren, übermüthigen Studenten der Medizin ein stiller, oft schwermüthiger Scharfrichter geworden. Sein Schwiegervater hatte keine Söhne und da er längst schon sich hinfällig fühlte, trat er dem kräftigen Eidam, der sich in so merkwürdiger Weise als ein Mann von Thatkraft und festem Willen gezeigt hatte, gern das wenig beneidenswerthe Staatsamt ab, das ihm als Erbe vom Vater und Großvater zugefallen war.

Mathilde konnte sich in seiner Weise über ihren jungen Gatten beklagen. Er war stets liebevoll und zärtlich gegen sie, und ließ sie nie weder durch Miene noch Worte ahnen, daß ihr Liebreiz es gewesen sei, der ihn verlockt und dadurch der Gesellschaft entrissen hatte.

Dennoch nagten Kummer, mehr vielleicht noch ein still verborgener Ingrimm an dem Herzen des jugendlichen Scharfrichters. Auf seiner Stirn thronte finsterer Stolz, und in seinem tiefen Blicke lag etwas, das Manchen erbeben machte. Einige hielten das unheimliche Feuer seines Auges für Hohn, Andere meinten, es brodele und lodere die ganze Glut einer unersättlichen Lust nach Rache darin. Dies Alles waren aber wohl nur Vermuthungen, denn der so verschrieene junge Mann war leutselig, sanft und freundlich gegen Jeden, mit dem seine Stellung ihn in Berührung brachte, und Niemand wußte ihm einer harten oder ungerechten, liebllosen Handlung zu zeihen.

Da ihn Niemand störte, warf er sich mit Eifer auf das Studium der Medizin und bald hieß es, der junge Scharfrichter sei im Besitz vieler Geheimmittel, die jedes Gebrechen, jede Krankheit zu heben vermöchten.

Bei dem weit verbreiteten Volksglauben, der damals viel mehr als jetzt Schäfern und Scharfrichtern noch eigenthümliche Kräfte zusprach, war es nicht zu verwundern, daß der ehemalige Student der Arzneikunst mehr als andere seiner Collegen verstehen mußte und, um Hülfe angegangen, sich schnell einen bedeutenden Ruf als Wunderdoktor errang. Zipser benutzte diese abergläubische Meinung der Menge, theils um wirklich Segen zu stiften, theils um sich selbst in Achtung zu setzen und gleichsam unentbehrlich zu machen. Die Gesellschaft, die den Mann in ihrer erbärmlichen Anschauungsweise verächtlich von sich gewiesen, mußte sich jetzt zu ihm flüchten, ihn bitten, vor seinem Ausspruche erbeben oder durch ihn zu neuer Hoffnung erwachen. Das sollte die einzige Rache sein, die er für das ihm zugefügte Unrecht an der Gesellschaft zu nehmen entschlossen war.

Einmal als glücklicher Arzt zu Ruf und Ansehen gelangt, ward Zipser von Jedermann hoch in Ehren gehalten. Freilich verkehrte man nicht offen mit ihm, aber man mied ihn auch nicht gesellschaftlich. Die Gesellschaft öffnete dem weisen Scharfrichter nicht ihre Salons, dafür ließ dieser die Hülfesuchenden stundenlang vor seinem Laboratorium warten und während dieser zu Ewigkeiten sich verlängernden Stunden in Angst und Qual fast vergehen. Eine verzeihliche Schadenfreude fühlte er sein Herz durchzittern, wenn Bekannte sich in diesem Fegefeuer begegneten und Einer sich vor dem Andern vor Scham und Verdruß verbergen wollte.

Zipser wußte recht wohl, daß die lautere Ehrlichkeit nicht halb so viel Erfolge erzielt, als ein gewisser erlaubter Charlatanismus. Darum nahm er keinen Anstand, sich mit etwas imponirendem Hokuspokus zu umgeben. Ohnehin war er ja nicht Arzt und durfte eben so wenig als Arzt auftreten, wie er es wollte. Von ihm — das wußte er zu genau — begehrte Jeder, mochte er den gebildeten Ständen angehören oder in bäuerlicher Beschränktheit erzogen sein, etwas Ungewöhnliches, wo möglich dem Wunderbaren Verwandtes. Der Glaube des wirklich Leidenden mußte bei ihm ungleich mehr wirken als die Mittel, die er ihm verordnete. Deshalb ging Zipser's ganzes Streben nur dahin, den Hülfesuchenden vor Allem zu veranlassen, daß er an die Unfehlbarkeit seines Rathes Glauben habe. War ihm dies gelungen, dann sah er fast ausnahmslos die auffallendsten Wirkungen von seinen Mitteln. Oft würde er es selbst nicht für möglich gehalten haben, daß so absolutes Nichts so große Dinge hervorbringen könne, hätte er nicht die sichere Gewähr der eigenen Augen gehabt.

Als Liebhaber von Thieren umgab sich Zipser mit sehr verschiedenartigen Quadrupeden. Außer einigen zottigen Hunden hielt er sich fortwährend zwei prächtige Katzen, eine schwarze und eine gelbe, die er liebevoll pflegte und ihnen mancherlei Kunststücke brachte. Unter andern lehrte er sie mit erhobenen Vorderpfoten geraume Zeit sitzen und auf einen stummen Wink sich umarmen. Dann mußten sie wieder auf sein Geheiß minutenlang in einem oblongen Spiegel sehen und taktmäßig die rechte Vorderpfote bewegen. Auch zu schnurren und mit gekrümmtem Rücken einher zu spazieren verstanden die gelehrigen Thiere, wenn er es befahl, und dann stiegen ihnen die Haare zu Berge, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft bewegt.

Mehr noch als diese Vierfüßler flößten denjenigen Individuen, welche Hülfe heischend in Zipser's Behausung traten, drei große Raben ein. Diese Thiere betrachteten jeden Fremdling mit wohl würdig klugen Augen, umhüpften ihn, als hätten sie Auftrag erhalten seinen Charakter, seine Neigungen und Leidenschaften zu erforschen, und als ob diese Oculax-Inspektion wirklich etwas nutzen, traten alle drei wunderlich dreffirten Vögel schließlich vor dem Scharfrichter zusammen, und unterhielten sich schnatternd und lebhaft mit den Flügeln klappend unter einander, wobei sie es versäumten, den Harrenden immerdar mit klugen und forschenden Augen zu betrachten. Erst auf die laut werdende Stimme ihres Gebieters zogen sich die Raben zurück, und nun erst öffnete sich die Thür des Kabinettes und dem Eintritte in das Innere stand nichts mehr entgegen.

In späteren Jahren machte der Anblick des schnell gealterten Mannes einen bleibenden Eindruck auf Jeden, der nicht erst in künstlicher Weise gesteigert zu werden brauchte. Zipser schien blieb bei seinen früheren Anordnungen und stieg durch dies konsequente Verfahren nur noch mehr in der Achtung der Halbgebildeten.

Unter Menschen sah man den alten Mann niemals, doch sah er sich bisweilen öffentlich. Dies geschah jedoch nie anders als zu Roß und in einem nicht gerade phantastischen aber doch sehr auffallenden Kostüme. Zipser ritt stets einen feurigen Rappen, da er trefflich zu tummeln verstand. Sein volles weißes Haar bedeckte ein niedriger schwarzer Hut mit feuerrothem Futter, und um die Schulter schlug er jederzeit, mochte das Wetter kalt oder heiß, trocken oder feucht sein, einen faltenreichen schwarzen Mantel, der ebenfalls mit hochrothem Zeuge ausgeschlagen war. Bisweilen sah man ihn seine Lieblingsvögel eine kurze Strecke das Geleit, in der Regel jedoch verweilten sie auf der Schwelle der Hausthüre und bewegten nur unter lautem Krächzen die Flügel, wenn ihr Gebieter auf dem ungeduldigen Rappen in raschem Laufe davon sprengte.

Hatte die weltliche Gerechtigkeit irgendwo ein todeswürdiges Verbrechen zu bestrafen, so fehlte gewiß der eben so sehr verwandte als gefürchtete Scharfrichter in seiner seltsamen Tracht, hoch zu Rosse sitzend, nicht. Jüngere Kollegen mochten den erfahrenen Mann gern bei derartigen traurigen Vorkommnissen sehen. Sie meinten, die Ausübung ihrer Pflicht werde ihnen dann leichter. Manche glaubten sogar, Zipser verstehe die Kunst, das Schwert zu führen, wodurch selbst ein ängstlicher oder noch ungeübter Anfänger in der Handhabung desselben fest und sicher werde.

Diese Ansicht war eine so allgemein verbreitete, daß Zipser sogar mehrmals officielle Einladungen erhielt, der Vollstreckung eines Todesurtheils beizuwohnen.

Auch diese eigenthümliche Auszeichnung benutzte der alte Mann zu seinem Vortheile. Er that immer geheimnißvoller, zeigte sich mit jedem Jahre zurückhaltender und trug einen Ernst zur Schau, der die Meisten schon vor ihm zurückweichen machte.

In der mehr als fünfzigjährigen Ausübung seines Berufes war Zipser verhältnißmäßig nur wenige Male in die Nothwendigkeit versetzt worden, persönlich als Nachrichter auftreten zu müssen. War es geschehen, so hatte er sich der blutigen Aufgabe mit männlichem Ernst und mit der ganzen Würde eines Mannes, welcher im Auftrage eines Höheren gleichsam ein Gottesgericht zu vollziehen hat, entledigt. Man sah ihn aber in solchen Zeiten wenigstens drei volle Wochen lang gar nicht, wie er sich auch nach vorgegangenem Urtheile längere Zeit vor Jedermann verborgen hielt.

Zipser's Familienleben galt nicht blos für ein glückliches und musterhaftes, es verdiente diesen Namen auch wirklich. Selbst

mögen Ehegatten so einträchtig mit und neben einander gelebt haben, als der frühere Student der Medizin mit der bescheidenen, still-glücklichen Mathilde. Nach langer, kinderloser Ehe beschenkte Mathilde den geliebten Mann spät noch mit einer Tochter. Die Geburt dieses Kindes raubte leider der Mutter das Leben, und Zipser sah sich als Mann, der bereits das Herannahen des Alters spürte, und der länger schon den Ehrenschmuck des Alters, hell glänzendes Silberhaar trug, verlassener denn je vorher. Das Kind blieb indeß am Leben, gedieh sichtlich, wuchs unter den Augen des Vaters auf, der es mit der zärtlichsten Liebe hegte und pflegte, und erblühte zu einer der schönsten Jungfrauen.

Da Zipser, der von Jahr zu Jahr immer eigensinniger ward, mit Niemand Umgang pflog, lernte auch Sabine wenig oder gar nicht die Menschen kennen. Das junge Mädchen fühlte nicht selten eine gewisse Leere in und um sich, und hätte sich wohl gern jubelnd dem Leben in die ausgebreiteten Arme geworfen, wäre nur der eigensinnige Vater dazu zu bewegen gewesen. Das Vorurtheil allein stand der Verwirklichung eines solchen Wunsches jetzt nicht mehr im Wege. Die Zeiten hatten sich geändert, die Ansichten der Welt waren milder geworden. Suchte man auch den Nachrichter und seine Angehörigen nicht gerade auf, um innigen Umgang mit diesen zu pflegen, so kehrte man ihnen doch auch nicht mehr verächtlich den Rücken, oder mied und floh sie gar wie Aussätzige oder von Gott Gezeichnete. Die größere Bildung hatte den Fluch finsterer Jahrhunderte von den ehedem Geächteten genommen. Im Stillen mochte diese Umkehr zum Bessern den alten Mann wohl freuen, äußerlich ließ er sich nichts davon merken, und sein gemessenes, abgeschlossenes Wesen der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber blieb unverändert, wie es gewesen, seit die Verachtung der vorurtheilsvollen Menge ihn zwang, Schutz in dem Hause zu suchen, das er jetzt mit seinen reichen Schätzen sein wohlerworbenes Besitzthum nannte.

Ein junges Mädchen von Sabine's Schönheit konnte jedoch nicht lange in dem seitwärts gelegenen Hause verborgen bleiben. Wer das fröhliche Kind, das mit rührender Liebe dem greisen Vater aufing, nicht am Tage sah, der fand wohl einmal Gelegenheit, unter dem Schleier der Nacht einen, wenn auch nur flüchtigen Blick auf die Schöne zu werfen. Denn noch immer war der alte Mann Vielen ein Rather und Helfer. Seine Aussprüche wurden befolgt und geglaubt, als wären es Orakel, und da Jedermann das Aufsehen eines täglichen Besuches scheute, so blieb nach wie vor das einsame Haus ein Wallfahrtsort geringer und verachteter Leute.

Zipser vermuthete sehr bald bei den vielen jugendlichen Besuchern, die freilich allerhand Leiden zu haben behaupteten, geheime Absichten, und war sogleich entschlossen, diesem Zulauf junger Männer ein Ziel zu setzen. Er gedachte seiner Jugend, seines Elends, der langen schmerzensvollen Jahre, welche die Thorheit der Menschen ihm bereitet. Die Tochter vor ähnlichen Erfahrungen zu bewahren, hielt er für die erste und heiligste Pflicht eines Vaters.

„Es ist nicht gut," sagte er sich, wenn er ungestört in seinem stillen Laboratorium saß, zu seinen Füßen die beiden freundlich spinnenden Katzen, hinter ihm auf der Lehne des hohen Stuhles einen der gezähmten Raben, „es ist nicht gut, daß mein Kind aus dem Zauberkreise heraustritt, in den mich das Verhängniß gestoßen hat. Jetzt ist sie glücklich in diesem Kreise, denn sie kennt keine anderen; erführe sie dereinst, wie man früher vom Leuten dachte, die ihres Vaters Gewerbe trieben, so würde ein dunkler Schleier über den sonnenhellen Glanz ihres bisherigen Lebens fallen, und Sorge, Angst, Reue, Unzufriedenheit wären ihre unzertrennlichen Begleiter. Das soll und darf nicht geschehen. Ich werde also das Kind verheirathen."

Sabine erfuhr nichts von diesem Plane ihres Vaters, bald aber stellte sich erst in längeren Zwischenräumen, dann öfterer ein junger Mann ein, den der Vater stets freundlich begrüßte, mit dem er gern und viel sprach, und den er offen vor Rittern ausgeichnete. Mit Georg ging er sogar Arm in Arm spazieren, ihn reichte er nicht blos, ihm drückte und schüttelte er sogar die Hand. Georg war aber der Erbe der größten Scharfrichterei in einer nur wenige Meilen entfernten Grenzstadt. Zipser hatte den Vater Georg's schon gekannt, und beide Väter hatten eine Ehe ihrer Kinder für wünschenswerth gehalten.

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so entspann sich zwischen den jungen Leuten ein Verhältniß, das schon nach wenigen Monaten zu einem stillen Verlöbniß führte. Sabine reichte dem stattlichen Manne aus inniger Herzensneigung ihre Hand, Georg schien mehr bezaubert von der auffallenden Schönheit des jungen Mädchens, als von ihrer wahrhaft weiblichen Anmuth für immer gefesselt und in tiefster Seele beglückt. Er war nach zu wenig in die Welt gekommen, daher von jeder angenehmen Erscheinung leicht hingerissen, von Natur aber flatterhaft und unbeständig.

Sabine's Vater kümmerten so leichte Jugendfehler nicht. Er kannte seine Tochter, ihre hingebende Liebe, ihre Aufopferungsfähigkeit, und deshalb zweifelte er keinen Augenblick, daß es ihr sehr bald gelingen werde, Georg mit unlösbaren Banden an sich zu fesseln, mit ihrem heiß liebenden Herzen auch das seine ganz zu erobern. Bald intereſ bemerkte er, daß der junge Mann seines Vertrauens nicht würdig sei. Georg vernachlässigte Sabine mehr und mehr, kürzte seine Besuche ab, und blieb endlich ganz aus. Deshalb von dem rechtlichen Vater seiner Verlobten zur Rede gestellt und an seine Pflicht erinnert, erklärte er, niemals sich verheirathen zu wollen. Er fühle, setzte er entschuldigend hinzu, daß er eines so edlen Geschöpfes wie Sabine nicht werth sei, und daß, zwinge man ihn zur Ehe, das größte Unglück daraus entstehen könne.

Zipser, den tiefen Schmerz seiner getäuschten Tochter in innerster Seele mitfühlend, legte sich jetzt auf freundliches Zureden, und führte Georg zu Gemüthe, daß er Sabine das Herz breche, und an seinem einzigen Kinde zum Todtschläger werde.

„Würd' ich's," entgegnete der leicht Erregbare unmuthig, „wer anders trüge dann die Schuld, als Sie? Nicht ich habe Sabine gesucht, Sie haben mich ihr zugeführt. Mir selbst fällt nichts zur Last, als ein Irrthum des Herzens."

Der greise Scharfrichter neigte sinnend das weißlockige Haupt, und jener Zug finsterer Strenge, der sich frühzeitig seiner Stirn eingegraben hatte, trat jetzt schärfer als sonst hervor.

„Besinne Dich, und mache uns nicht unglücklich," sagte er nach einer Weile. „Ich lasse Dich nicht, das bedenke!"

„Sie wollen mich doch wohl nicht bannen?" erwiederte Georg lächelnd, mit dieser Antwort zugleich auf das geheimnißvolle Wesen des Alten anspielend, dem er weit und breit seinen Ruf verdankte.

„Gewiß!" versetzte Zipser und blitzte den Treulosen mit so zornigem Auge an, daß es diesem eiskalt überlief.

„Sabine wird einen Bessern finden als mich, und glücklich werden," sagte Georg eintenkend. „Junge Mädchen sind auch Täuschungen unterworfen. Hat sie sich ausgeweint, so vergißt sie mich. Thränen werden sie nur noch schöner machen."

„Ich will aber nicht die Schande erleben, die Du mir zuzufügen gedenkst," erwiederte Zipser. „Es wissen's Hunderte, daß Ihr mit einander verlobt seid. Trittst Du zurück, so verfällt das arme Mädchen in Unehre, und die Leute reden Uebles von ihr."

„Dann bringen Sie mich meinetwegen um," versetzte der unbeugbare Georg. „Genug, ich heirathe nicht, und wenn der Himmel einfällt!"

„So fahre zur Hölle!" rief Zipser ergrimmt, und hob drohend die Hand gegen den Jüngling. Sich aber rasch besinnend, ließ er den Arm jedoch wieder sinken. „Es ist gut," fuhr er gemäßigt fort. „Ich habe jetzt Deinen Sinn erkannt, und werde nun thun, was ich für Recht erachte. Dein Freund bin ich nicht mehr, begegnet Dir aber fünf oder spät auf Deinem Lebenswege ein Feind, so gewinne den alten Zipser, dessen Herz Du von Dir gestoßen hast. Ich hoffe, wir sehen uns noch einmal, ehe ich für immer die Augen schließe."

Zipser kehrte Georg den Rücken und ging von dannen.

Dem flatterhaften jungen Fant ward nicht wohl bei diesem Abschiede. Er hätte sich den alten Mann lebenslang versöhnt, denn er fürchtete ihn, wie er ihn achten mußte, Sabine aber zu heirathen, war ihm nicht möglich, er wußte selbst nicht recht, weshalb, und so war denn jede Verbindung abgebrochen.

Von dieser Zeit an begann das junge Mädchen zu kränkeln. Gekünstete Liebe, Sorge um den Vater, der immer finsterer ward, Gram und Kummer nagten an Sabine's Herzen, und ließen sie sichtbar verblühen. Zipser aber gab noch immer nicht alle Hoffnung auf, den verblendeten Jüngling doch wieder an sich zu ketten, und da er Zeit genug hatte, sich ungestört mit seinen Gedanken zu beschäftigen, so grübelte er fortwährend darüber nach, wie er es wohl am füglichen anzufangen habe, um der liebeskranken Tochter den ungetreuen Bräutigam wieder zuführen zu können. Ob dies auf Umwegen, mit List oder auf sonst eine passende Weise geschehe, war

ihm gleichgültig. Er wollte nur, daß Georg demüthig wieder kommen, und reuig um die jetzt verschmähte Hand seiner Tochter bitten solle.

Seit Jahr und Tag schon harrte damals eine Kindesmörderin ihres Urtheils. Es war ein blutjunges, armes Mädchen von seltener Schönheit, schlank und voll, blendend weiß von Teint, mit üppigem, rabenschwarzem Haar. Ihr Vertheidiger, der eine schwer zu bekämpfende Neigung in seinem Herzen für die schöne Klientin sich regen fühlte, bot Alles auf, der Unglücklichen wenigstens das Leben zu retten. Das arme, fast zurechnungslose Geschöpf hing mit schwer zu begreifender Zähigkeit am Leben. Sie wollte nichts vom Tode hören, und mehr denn einmal war sie ihrem Vertheidiger zu Füßen gefallen, hatte seine Kniee mit zarten Armen umschlungen, und mit leidenschaftlichen Worten ihn angefleht, er solle sie doch nur vom Tode erretten. Allein alle Vertheidigungskünste prallten ab an der ehernen Brust der Richter, die, weil neuerdings das Verbrechen des Kindermords sich mehrmals wiederholt hatte, an der Ueberführten, der That Geständigen, ein Beispiel statuiren wollten. Die Beklagenswerthe ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt, und das Urtheil vom Landesherrn bestätigt.

Schon einige Wochen vor diesem richterlichen Erkenntniß sagte Zipser seiner nächsten Umgebung, wie auch Solchen, die zu ihm kamen, um seine Hülfe in Anspruch zu nehmen, daß er alsbald ein Todesurtheil zu vollstrecken haben werde. Forschte Jemand weiter, so sprach er geheimnißvoll:

„Angezeigt ist mir noch nichts, aber ich weiß es. Das Schwert hat sich gerührt!“

Er deutete dann mit respektvoller Scheu auf das breite Richtschwert, das in rothsammetner Scheide auf einem Haken an der Wand seines Kabinettes hing. Dies Schrühren des Schwertes war nach des alten Mannes Behauptung ein untrügliches Zeichen, daß es nächstens gebraucht werden solle.

Als nun die Kunde von der Vertheilung der erwähnten Kindesmörderin auch Zipser erreichte, zweifelte er keinen Augenblick, daß ihm schon in den nächsten Tagen von obrigkeitswegen Anzeige davon gemacht werden würde. Zu seinem größten Erstaunen geschah dies aber nicht. Der Nachrichter der Nachbarschaft, der ehemalige Verlobte seiner Tochter, Georg, erhielt den Auftrag, die Vertheilte hinzurichten.

Zipser lächelte und schüttelte sein weißes Lockenhaupt.

„Georg!“ sprach er zu sich selbst, „Georg soll dem jungen Blut den Kopf abschlagen? Und mit meinem Schwert? — Das müßte mit Kräutern zugehen! Mein Schwert soll richten, denn es hat gekämpft, ich aber gehe mein Schwert nicht aus der Hand.“

Er ließ sich gegen Niemand aus über sein Glauben und Wähnen, im Stillen nur zog er Erkundigungen ein. Was er hörte, bestätigte, daß Georg zur Vollziehung des Urtheils bestimmt worden sei. Der junge Nachrichter sollte sein Meisterstück machen. Zipser wiegte nachdenklich sein Haupt und ein schadenfrohes Lächeln spielte um die fest geschlossenen Lippen.

Drei Wochen noch hatte Georg Zeit sich vorzubereiten auf die schwere Pflicht, die ihm von obrigkeitswegen auferlegt ward. Zipser behauptete, die Obrigkeit handele in diesem Falle ungesetzlich, willkürlich. Die Verbescherin gehöre in den Bezirk der Stadt, in welcher er selbst als Nachrichter angestellt sei, und deshalb gebühre ihm die Vollstreckung des Urtheiles, Einspruch thun aber wolle er nicht, da es sich hier um die Einführung eines Neulings handele; dennoch bezweifle er, daß Georg Muth und Kaltblütigkeit genug haben werde, um den Befehl der Obrigkeit auch wirklich vollziehen zu können.

Der greise Mann stieg jetzt wieder zu Pferde, was er längere Zeit unterlassen hatte, und in seinen auffallenden Mantel gehüllt, ritt er hinaus auf die Richtstätte, wo bereits Vorbereitungen getroffen wurden. Diesen Ritt wiederholte er regelmäßig alle Tage, umkreiste in ziemlicher Entfernung den Richtplatz regelmäßig drei Mal und sprengte alle Mal, wenn es zwölf Uhr Mittags schlug, im wildesten Galopp zurück nach seiner Wohnung.

Wozu sollten diese unglosen Ritte dienen? Keiner konnte sich dies erklären, Jedermann aber sprach davon, und ehe noch acht Tage vergangen waren, raunte Einer dem Andern zu, der alte Zipser habe die Richtstätte in den Bann gethan, weil man ihm sein Recht nicht geben wolle, sondern einen Andern, einen jungen Lassen ihm vorziehe. Er selbst schwieg, nach andern acht Tagen aber sahen Einige mit wahrem Entsetzen, daß auch die drei Raben ihrem geheimnißvollen Herrn bei seinen Besuchen des Richtplatzes folgten und jedes Mal, wenn er seinem Rappen die Zügel schießen lasse, mit lautem Gekrächze hinter ihm herflogen.

Diese Ritte des alten Mannes und sein unerklärliches Treiben während derselben konnte Georg nicht verborgen bleiben. Zwar ließ er sich nichts merken, wohl aber ward ihm nicht dabei. Unwillkürlich gedachte er Zipser's drohenden Worten und der vielen Gerüchte, die über ihn umgingen. Wenn er nun wirklich im Besitz von Geheimmitteln war, die Andere nicht kannten, wenn er einen Gebrauch von verborgenen Naturkräften machte, deren Wirkung nur er selbst vorauszuberechnen verstand: konnte er dann ihn nicht mit heimlich gelegten Schlingen umgarnen und sein ganzes zukünftiges Glück tückisch zerstören?

Einige Tage vor der Urtheilsvollstreckung trieb Georg die Angst nach der Richtstätte. Gern wäre er am hellen Tage dahin gegangen, aber er fürchtete den unheimlichen Greise zu begegnen, und ein Zusammentreffen mit diesem seinem Feinde wollte er um jeden Preis vermeiden. Er wartete deshalb die Dunkelheit ab, wo er in so verrufener Gegend Niemand zu treffen besorgen durfte.

Die Stätte, wo das Hochgericht stand — ein hohes, halbrundes Gemäuer, aus dessen mit Nesseln und Ginster verwachsenem Innern eine steinerne Treppe nach einer nur wenige Fuß breiten Plattform führte — war öde genug. Hügen und drüben breitete sich unbebautes, dürres Wiesenland aus, wo in der guten Jahreszeit große Heerden weideten, weshalb der fast eine Quadrameile haltende Distrikt gewöhnlich nur die Viehweide genannt wurde. Eine Menge theils großer, theils kleinerer Vertiefungen — die Ueberbleibsel alter Lehmgruben, bildeten jetzt trübe Tümpel voll rauschenden Schilfes, die von zahllosen Unken bevölkert waren. Der melancholische Ruf dieser Thiere verstummte weder Tag noch Nacht, klang aber im salben Zwielicht der Dämmerung schauerlich und jagte jeden Wanderer rasch über das unwirthliche, von Aller gemiedene Land.

Georg ging absichtlich recht lang'sam durch die schmalen, wenig betretenen Pfade, welche sich schlangenartig um die rauschenden Tümpel wanden, in deren Tiefe die Unken stöhnten. Er achtete genau auf jeden Gegenstand. Das Unbedeutendste entging seiner Aufmerksamkeit nicht, auf jedes Geräusch horchte sein Ohr, das scharfe Auge durchdrang weithin das farblose Dunkel. Er bezweifelte ihn auch nichts Auffallendes oder gar Störendes. Selbst im Mauerrund des alten Richtstieges raschelten nur ein paar Blindschleichen im Ginster. Festen Schrittes erstieg der junge Mann die Treppe und trat hinaus auf den steinernen, unfriedeten Rand. Da stand der Stuhl, welcher die Verurtheilte aufnehmen sollte. Georg befühlte das Holz, umschritt es, trat an die Umfriedigung und blickte nach der Stadt, deren Thürme aus nebligem Dunst schwarz und finster emporragten. Der Schein eines einzigen Lichtes glimmerte über der braunen Heidefläche. Georg kannte die Gegend genau, er wußte, wo jenes Licht brannte, und ungesäumer fühlte er sein Herz pochen.

(Schluß folgt.)

Ludwig Devrient und Hoffmann.

„Sie sind der Teufel, oder Ludwig Devrient — gestern Abend — Shylock — Sie werden mich wieder in's Theater ziehen, das mich bis jetzt mit seinen Spielereien anekelte. Sie werden Geld kosten — viel Geld — denn Sie sind ein Künstler, den man viel sehen muß! Spott und Verachtung allen Künstelein, — aber wer dem heiligen Berufe so mit allen Körper- und Geisteskräften lebt wie Sie, daß bei der höchsten Spannung der Seele auch der Körper angestrengt wird, daß zuletzt, und so wird's bei Ihnen kommen, mit dem vollen Ausströmen der Akkorde auch der Geist mit ausgehaucht wird — der ist mein Mann. — Reichen Sie mir die Hand, ich bin Hoffmann.“ —

So redete der berühmte Dichter der „Nachtstücke,“ „der Serapionsbrüder“ ꝛc., T. A. Hoffmann, in der ihm eigenthümlichen raschen herausgestoßenen Weise seinen gleich berühmten Zeitgenossen,

Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann.

Ludwig Devrient, nach der Vorstellung des Kaufmanns von Venedig, an — und von dieser Stunde umschlang ein Band der Freundschaft zwei Männer, welches nur der Tod zerreißen sollte. — Ludwig Devrient, der genialste Schauspieler Deutschlands, heute ein König, morgen ein Bettler, bald der arme Lorenz Kindlein mit dem weichen Gemüth, bald der furchtbare Richard, der tödtlichhassende Shylock, der wahnsinnige Lear, — schuf sich eine Welt auf den Brettern — und ein Königreich im menschlichen Herzen, welches er durch seine Kunst unbeschränkt beherrschte, in allen Fibern beben und erzittern ließ, und in einem Augenblicke zum Weinen oder Lachen brachte. Die tragische, wie die komische Muse hielten gleichen Schritt mit seinem Genius — er war zum Schauspieler geboren, wie Rafael zum Maler, Shakespeare zum Dichter. Er gehörte nicht zu den sogenannten denkenden Schauspielern unserer Tage, welche den Mangel an Darstellungskraft und Beruf durch erkünsteltes Studium und kleinliche Detailmalerei zu übertünchen suchen, er schaffte aus dem Ganzen und Vollen, begabt mit dem Götterfunken des Genies und einer fast dämonischen Schöpferkraft.

Kein Wunder, daß sich dieser, man möchte fast sagen, in ihrer Art unbändigen Natur, die ihr verwandte eines Hoffmann anschlie-

sen mußte, dessen Phantasie in den Regionen einer düstern Geisterwelt schwelgte, den immer Ahnungen geheimer Schreckn[isse] verfolgten, die in sein Leben treten würden, der Doppelgänger und Schauergestalten aller Gattungen wirklich um sich sah, wenn er sie schrieb, und deshalb so ergreifend wahr in seinen Schilderungen wirkt, weil er identisch mit ihnen wurde.

Während dieser an seine Spukgestalten glaubte und eine sich marternde Einbildungskraft ihn zerstörte — klagte Jener über die fieberhafte Glut, die sein Leben so schnell aufrieb.

„Wir Beide, Hoffmann, kranken an einer Wunde," sagte einst Devrient in einer fast schrecklichen Aufregung — „uns haben sie in's Hirn gebannt."

„Oder in's Herz," fügte der Leidensgefährte leise hinzu und mochte dabei jenes Verhältnisses gedenken, das seines Mißverhältnisses wegen die Blüthe seiner Jugendkraft für immer abgestreift hatte — dem er zwar die vertraute Bekanntschaft mit der Tiefe des menschlichen Herzens verdankte — aber auch jene Zerrissenheit seiner Seele, deren Spuren bis an seinen Tod noch kenntlich waren.*

Hoffmann, der zu Berlin als Kammergerichtsrath starb, und dem seine Freunde ein Denkmal setzten, auf dem zu lesen: „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tondichter und Maler" — der nach und nach im Zerfall mit sich selbst sich einer ungewöhnlichen Lustigkeit hingab, die fast in's Possenhafte ansartete — der wenige Zeit vor seinem Scheiden dem eintretenden Freunde Hitzig zurief, als ihm zur Heilung der Rückenmarksschwindsucht das Rückgrat gebraunt war: „Riechen Sie nicht noch den Bratengeruch?" diese Chamäleons-Natur, genannt Hoffmann, in dessen Brust, mehr als in der jedes andern Menschen, zwei Seelen wohnten, von denen die eine dem Himmel zustog, die andere, mit „herber Liebeslust" an der Erde hing, der ferner wenig Notiz davon nahm, als die unglückliche Schlacht bei Jena mit tödtlichen Streichen sein Vaterland traf, aber bei dem Tode seines berühmten Katers „Murr" Thränen des tiefsten Schmerzes vergießen konnte, — ihn wollen wir auch kennen lernen in seinem Lebenselemente, in der Weinstube — wo er mit seinem Freunde und Zeitgenossen Ludwig, bis spät nach Mitternacht bei schäumendem Champagner saß, umgeben von einem Kreise staunender Hörer und begeisterter Bewunderer.

Während der Wein im Glase seine Perlen warf, sprudelten diese beiden engverschwisterten Naturen ihren Geist hervor und entluden die elektrischen Funken ihres Witzes in gegenseitiger Berührung. Dort, in jener Ecke, welche noch heute mit seinem Bildnisse geziert ist, saß — es sind kaum vierundzreißig Jahre her — der geniale Schauspieler mit dem scharfgezeichneten Gesicht, das in seiner dunkeln Färbung und in seinem kühnen Schnitt den südlichen Franzosen nicht verleugnen konnte. Mit den feuerwerfenden Augen hing er an den nervös zuckenden Lippen Hoffmann's, der irgend ein kecks Capricio seiner Erfindung oder eine skurile Erzählung zum Besten gab. Dann ließ Devrient aus der tiefen Brust sein hohles Lachen ertönen, oder er warf eine kühne Bemerkung dazwischen, schneidend wie ein greller Blitz. Arm in Arm schritten die Freunde oft mit Morgengrauen erst aus der Weinstube auf die Straße, wo Hoffmann dann immer über den Teufel klagte, „der seinen verschlechten Schwanz auf Alles setzte" — und Devrient dabei schwere Seufzer ausstieß, oft so kläglich und schmerzlich, daß eines Nachts der Wächter um Hülfe schrie — glaubend — ein Gespenst müsse in der Nähe sein.

In Hoffmann's Tagebuche ist wiederholt zu lesen: „Abends mit Mühe heraufgeschraubt durch Wein und Punsch" — und gleichsam sich selbst tröstend und entschuldigend setzt er dann gewöhnlich hinzu: „Wenn ich mich selbst fantasmatisire, — so hat Niemand was drein zu reden." — Nicht ohne schmerzliche Berührung können wir dies Geständniß eines sonst so ausgezeichneten, glänzenden Geistes vernehmen — besonders als der Dichter später, auf dem Sterbebette, tief sein wüstes Leben beklagte und in die Hände seines Freundes feierlichst gelobte: ein anderes Leben zu führen, sobald ihn Gott noch einmal errette. Sein Wunsch ging ihm nicht in Erfüllung, ihm, der „nur leben, leben wollte — sei es unter welcher Bedingung" — der sich zuletzt fast verzweiflungsvoll an ein Dasein klammerte, das, wie er tief genug fühlte, er durch eigene Schuld so umdüstert hatte.

Die Weinstube von Lutter und Wegener in Berlin, an der Ecke des Gensd'armenmarktes und der französischen Straße, was heute berühmt durch ihre beiden Stammgäste Ludwig Devrient und Hoffmann, war leider der Ort, wo die beiden Geister nicht allein sich gegenseitig entzündeten und mit einander im edelsten Wetteifer aufflackerten — er war auch Ursache und Zeuge ihres allmäligen Sinkens. Er sah oft zwei Männer mit geisterbleichen, abgehärmten und todtmüden Gesichtern einander gegenüber sitzen und die anstarren mit dunkeln Vorahnungen von einem Geschick, das sie hervorgerufen, sie am Ende doch noch erreichen müsse. Dann preßte der Eine die schmalen dünnen Lippen zusammen und trommelte auf dem Tische, als könnte er dadurch die Mahnung des eigenen Gewissens verscheuchen, während der Andere in seinen schwarzen Locken wühlte, wobei der Brust sich jene unheimlichen Seufzer entrangen, die genau denen glichen, womit er als Geist im Hamlet die Zuschauer bis in's innerste Mark erschütterte.

Die Art und Weise, wie sich Hoffmann über Ludwig Devrient's Leistungen nach der Vorstellung äußerte, war sehr lakonischer Art; er kniff ihn jedesmal in die Seite, wenn er mit ihm zufrieden war — leiser bei einer minder vorzüglichen Rolle — stärker und stärker, je mehr ihm diese behagt hatte. Erhielt Devrient von ihm einen Knuff, daß er bald vom Stuhle sich, so wie dies seine höchste Wonne, und er zog dann die gewaltigen Beine so hoch in die Höhe, „als ob der Stirnknochen mitgehen sollte."

Ludwig Devrient war zum ersten Male als Lear aufgetreten. Eine Schaar von Gästen erwartete nach der Vorstellung den Künstler in der genannten Weinstube. Hoffmann saß bereits in seiner Ecke, und hatte mit besonderer Aufmerksamkeit einen Stuhl ihm gelehnt. Er schien heute düsterer und schweigsamer als je, und begnügte nur mit dem Bleistifte auf der Speisekarte umher — sonst so sehr regungslos wie eine Bildsäule. So oft einer der Anwesenden ihm trat, und ihn mit Fragen um sein Urtheil über Devrient's Lear bestürmte, blickte er kaum auf — ein tiefer Zug aus dem Glase war die einzige Antwort. Hoffmann war in seiner angegriffenen Stimmung, wie immer, wenn er etwas Außerordentliches erlebt hatte.

Die Thür öffnete sich, und herein trat ein Mann, fast ganz über die Ohren in einen Pelz gehüllt, den Hut tief in der Stirn. Instinktmäßig geht er auf den ungelehnten Stuhl zu, nickt rasch gegen Hoffmann, winkt dem Kellner, der mit der bewußten Miene Sekt herbeieilt, und sie so geräuschlos als möglich entpfropfen, und ihn hinstellt. Devrient, denn nur Devrient mit dem weit aufgerissenen Auge und der Adlernase kann jener Mann sein, wirft vom Kellner seines Mantels entledigt, und wir sehen ein Gesicht auf dessen Zügen noch der Wahnsinn Lear's unverkilgbar geschrieben zu stehen scheint. Noch glaubt man Thränen zu sehen in dem Auge, das weinte über den Undank der Kinder; noch scheint auf den bleichen Lippen der Fluch über Goneril und Regan zu schweben, oder noch scheint dieser Mund verzweiflungsvoll zu klagen um das liebste Kind, Cordelia, die „niemals, niemals, niemals wieder kehrt."

Fast wehmüthig blickt der Künstler auf seinen Freund, der ihn nur still, durch sein bekanntes kurzes Kopfnicken grüßt, während ihn von allen übrigen Seiten die begeistertsten Lobeserhebungen aufgedrungen werden. Doch auf diese hat Devrient nur scheue Blicke, ein gezwungenes Lächeln zu erwiedern, mit dem er so gern ausweicht, und das ihm den Anstrich eines ängstlichen Kindes gab, das scheu und sorgsam die Menge flieht, und dem Wesen dieses außerordentlichen Mannes beinahe zur andern Natur geworden war.

Ueber eine Stunde haben die Beiden schweigsam nebeneinander gesessen — Jedem liegt ein Alp auf der Brust — die Gäste haben sich fast alle entfernt — der „Leibkellner" nimmt heute seinen „Wachtstuhl" am Ofen ein — da — auf einmal stürzt Devrient, hoch vom Stuhle fahrend, laut auf — er hat den fürchterlichsten Stoß von Hoffmann in die Rippen bekommen. Hoffmann ist also außerordentlich mit seinem Lear zufrieden, und hat erfüllt sinkt der Künstler dem Freunde an die Brust.

„Sehen Sie, Hoffmann," fängt er nun erleichterten Herzens an, „die Kerls (auf die abgegangenen Gäste deutend), die können schwatzen, was sie wollen — aber der Knuff hat mir wohlgethan. Die dümmsten Stellen haben sie heute applaudirt, und das leichte Gute ging spurlos vorüber. Verrückt könnte man werden!"

„Sie haben zehn Teufel im Leibe!" läßt sich nun Hoffmann aus.

„Aber Freund, ohne Teufel ist auch nichts. Der Teufel im Leibe gibt uns Schauspielern die Berwegenheit, ohne die keine Tat

* Deutet auf ein unglückliches Liebesverhältniß in Königsberg.
Anmerk. d. Redaktion.

stellung möglich. Sehen Sie, ich weiß recht gut, wann und wo ich pade, wann ich in dem Herzen des Publikums mit einer wahren Wollust wühle. Ich kenne die Todesstille recht gut, wenn der Athem stockt und das Haar sich auf dem Kopfe sträubt, und wenn die Damen nach dem Riechfläschchen greifen. Und das mache ich mit meinem Teufel. Schweigen müssen die Bestien — schweigen, sonst ist mit der todtkalten Masse Nichts zu machen!"

„Neben mir saß ein Mensch," erzählte Hoffmann wieder, „eine Art Färber oder Buttmacher, denn er hatte an allen zehn Fingern blaue Nägel, denn liefen die Thränen immer an der Weste herunter, und vertraulich flüsterte er mir zu: ach, der gute Herr Devrient muß doch viel ausgestanden haben in seinem Leben, das sieht man. Sie verwirrte Ihre Darstellung dem armen Teufel die Begriffe. Das ist das beste Publikum," setzte Hoffmann sehr nachdrücklich hinzu, denn er hatte bereits angefangen, zu fantasmatisiren, „nicht in den Ranglegen, im Parterre, auf der Galerie wächst's!"

Und nun begann wechselseitig bald eine Analyse über gutes und schlechtes Publikum, über Lear, über Theorie und Praxis, über die „Wisser und Macher" — und immer, standen die beiden Geister sich anfangs noch so heterogen gegenüber, zuletzt trafen sie in einem Punkte zusammen, und schütteten sich dann die Hände, und stießen auf den „geistigen Rapport" an.

An der Stelle, wo jetzt Devrient's Portrait prangt, sah man damals den Kopf eines Engels, den die beiden Freunde „ihren Genius" zu nennen pflegten.

Wenn die Geisterstunde sie noch beisammen fand, wie dies wohl Tag aus, Tag ein geschah, erhob gewöhnlich Hoffmann drohend den Finger gegen Devrient und sagte sehr bedeutsam: „Der Genius mahnt!" Devrient nickte dann stillschweigend mit dem Kopfe, machte einen schwachen Versuch, aufzustehen, Hoffmann zog dabei die Uhr zehnmal herauf, aber trotz des mahnenden Genius, keiner von ihnen hatte die Kraft, aufzubrechen. Ja, oft fanden sie sich noch beim Glase, wenn schon das unheimliche Dämmerlicht der ersten Morgenröthe durch die Gardinen brach. Dann erhoben sie sich, und verliefen, ermattet und abgespannt von den Ausbrüchen ihrer wildesten Phantasieen, schweigend die Stube.

Draußen aber, auf's Neue belebt durch die scharfe Luft, die ihre Schläfe umwehte und die fieberheißen Stirnen kühlte, hatten die Geister noch keine Ruhe; und sah man an der Ecke des Gensd'armenmarktes im Dunkel der Nacht oder im Grau des Morgennebels zwei heftig gestikulirende Gestalten, so konnte man wetten: es seien die des Serapionsbruders Hoffmann mit der zerstörten Seele, und des Teufels Devrient mit dem weichen Kinderherzen in der Brust.

H. K—s—g.

Flüchtige Reisebriefe aus der Schweiz von E. A. Roßmäßler.

Die internationale Seite an den Schweizreisen.

Friedrichshafen, den 23. September.

Als ich Ihnen vom Faulhorn aus von der geldgierigen doppelten Besteuerung des Besuchs der Reichenbachfälle schrieb, behielt ich mir vor, am Ende meiner Reise einmal die internationale Seite der Schweizbereisung zu beleuchten. Ich benutze dazu ein Abendstündchen am Bodensee, der mich auf seinen meergrünen Wellen eben wieder herüber an Deutschlands Gestade getragen hat. Das man aber von einer internationalen Seite der Schweizreisen reden könne, wird Niemand bestreiten, der sich daran erinnert, daß neben Uhren, den sogenannten Schweizer- und anderen Waaren auch eine bedeutende Menge Reisegeld aus der Schweiz exportirt und dafür ein schöner Thaler Geld importirt wird. Die 14,500 Gast- und Wirthshäuser (so daß eins auf je 165 Schweizer kommen würde, wenn sie nur für diese bestimmt wären) weisen deutlich genug auf einen außerordentlichen Reiseverkehr hin. Von mehreren Schätzungen des vieljährigen Reiseverkehrs, die ich hörte, lauteten die mittleren auf 30,000 Reisende. Auf den Kopf 50 Thaler durchschnittlich ist sicher eher zu wenig, als hinreichend; das macht in diesem Jahre mehr als Millionen Thaler. Für eine Bevölkerung von etwa 2,300,000 Seelen eine hübsche Position auf dem Ausfuhr-Budget! Man darf sie aber höchst wahrscheinlich getrost auf zwei Millionen erhöhen. Diese Getreideinfuhr kommt ohne einen Abzug recht eigentlich der Bevölkerung zu Gute, fließt nicht in die eisernen Kästen der Kapitalisten; sie verdient mithin in hohem Grade die Beachtung des Bundesrathes, die sich einfach dahin zu richten hat, diese Geldquelle immer reicher fließen zu machen. Dies kann leicht dadurch geschehen, daß das Reisen in der Schweiz möglichst angenehm gemacht werde. Thäte der Bundesrath nichts dafür (was nicht der Fall ist, da mancherlei von oben herab geschieht, um das Reisen zu erleichtern), so hieße das, die nicht schweizerische Reisewelt der Schweiz tributär machen. Ich wiederhole, daß dies nicht der Fall ist, glaube aber, daß noch weit mehr geschehen könne und müsse, ehe die Eidgenossenschaft sagen kann, daß das Tauschgeschäft zwischen Reisegenuß und Reisegeld, würdig der erhabenen Vermittlerin, der Natur, ein internationales im humanen Sinne des Wortes sei. Ich weiß wohl, daß in dem Verhältniß des internationalen Verkehrs neben dem materiellen Vortheil die Humanität in der Regel wenig zu Worte kommt; aber hier ist das Verhältniß ist, wie sicher keins weiter, ein laut dazu auffordernde. Die Eidgenossen sind in dem Besitz eines hohen, nicht nach Geldwerth zu schätzenden Gutes, der Schönheit ihrer Alpennatur, an welchem jeder Mensch das Recht des edelsten Mitbesitzes geltend machen kann. Dieser Mitbesitz läßt sich natürlich aber nur vom humanen Standpunkte aus geltend machen, und ist ihm von Schweizer Seite auch auf humane Weise zu begegnen, wobei ich jetzt keineswegs an den sittlichen Gegensatz inhuman denke, wozu kein Grund vorliegt.

Verschiedene Einrichtungen, z. B. die verdeckten, gepreßten und an eine feste Taxe gebundenen Alpenführer des Berner Oberlandes, zeugen von einer kantonal-, vielleicht bundesräthlichen Fürsorge für die Reisewelt; ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß namentlich in dem am stärksten bereisten Kanton Bern im Kantonalrath ein besonderer Ausschuß für diese Seite der Verwaltung bestehe. Ob aber diese Vorsorge für diese Verkehrsfreunde — im geschäftlichen und im humanen Wortsinne — Bundessache sei, habe ich nicht erfahren können. Wenn es wider Erwarten nicht der Fall wäre, so scheint mir nichts näher zu liegen, als das hierin zur Zeit noch Verabsäumte nachzuholen. Man sage nicht, daß dies blos Sache der einzelnen und vorzugsweise bereisten Kantons sei. Die ganze Schweiz genießt die bedeutende jährliche Einnahme an Reisegeld der Ausländer, denn bekanntlich sind gerade die am meisten besuchten Kantons die am wenigsten ergiebigen, weil ihr Alpenboden dem zuwider ist. Die ebenen, nur schnell durchflogenen Kantons, führen ihre Bodenerzeugnisse den besuchteren zu, um sie in deren zahllosen Gasthäusern zu verwerthen. Die Bereisung der Schweiz ist also nicht Kantons-, sondern Bundesinteresse.

Alle Reisehandbücher sagen, daß es in der Schweiz noch große Gebiete gebe, welche noch wenig oder nicht bereist werden, obgleich sie den am meisten bereisten in nichts nachstehen. Man fühlt jetzt im Berner Oberlande recht lebhaft das Bedürfniß, daß sich der Touristenschwarm doch etwas dünner vertheilen möchte. Mache man doch jene noch unbereisten Gebiete zugänglicher! Es würde dadurch die Fülle der Reisenden etwas breiter vertheilt und gleichermeise ihr Geld Mehreren als jetzt zu Gute kommen. Vielleicht sind die betreffenden Kantons oder Gemeinden zu arm, um für sich allein ihre verborgenen Schätze dem Reiseverkehr zugänglich zu machen. Wenn die Eidgenossenschaft den Reiseverkehr in ihrem Lande von dem höheren internationalen Standpunkte auffaßt, so wird dieses Unvermögen einzelner Kantons nicht länger hinderlich sein. Wahrlich es ist ein neidenswerther Vorzug eines Landes, eine reichstließende Einnahmequelle in der malerischen Schönheit seines Bodens zu besitzen. Wer sie einmal geschaut hat, der findet diese Schönheit so groß, daß er vielleicht einen Grund darin gegen die vorgebrachte Mahnung, mehr für die Touristenwelt zu thun, findet, weil die Größe der Schönheit die Beschwerde des Reisens vergessen mache und, was wohl nicht gering anzuschlagen sein möchte, der unbehinderte freie Zutritt zu der Schweiz die Mitbewerbung des benachbarten paßverschlossenen Tirol und Vorarlberg leicht überwinde. Allein für die meisten Touristen — wie ich die Bezeichnungsreisenden unterscheidend nennen will, lieben nun einmal eine gewisse Behaglichkeit des Reisens, und je behaglicher es ihnen gemacht wird, desto lieber und öfter reisen sie.

Zu den noch zur Zeit bestehenden Unbehaglichkeiten oder vielmehr Erschwerungen des Reisens in der Schweiz gehört etwas, was im Interesse der zahlreichen Führerschaft zu liegen scheint: der beinahe gänzliche Mangel an Wegweisern auf den eigentlichen, oft sehr schlecht unterhaltenen, Touristen-Pfaden. Mit dessen Beseitigung könnte leicht eine bestimmte Kennzeichnung dieser Pfade verbunden werden, um sie von den zahllosen Sennen-Pfaden zu unterscheiden. Ich glaube, daß diese, dem unbemittelten Reisenden sehr dankenswerthen, Einrichtungen den Führern kaum Abbruch thun würden; denn der Reiche nimmt sich dennoch einen Führer, schon um seinen Reisebedarf tragen zu lassen, und der Aermere nimmt auch jetzt keinen, sondern sucht bei seinen Wanderungen in das Fahrwasser einer geführten Karavane zu kommen.

Die Bettelei ist in der Schweiz ein Gegenstand der allgemeinen Klage. Sie tritt einem in den verschiedensten Gestalten entgegen. Unbedingt zu beseitigen ist der unverholene Bettel und sicher von der Mitwirkung des Reisenden für ihn ein reichlicherer Zoll zu erheben, wenn in jedem Gasthof frühmorgens bei dem Bezahlen der Rechnung, wobei man in der Regel ganze Schaaren von Abreisenden sich nun den Oberkellner drängen sieht, eine amtlich verfaßte jene Sammelbüchse angestellt oder meinetwegen geradezu vorgehalten würde. In diesem Augenblicke gibt jeder gern einige Centimen, und er hat sie dann auch gerade zur Hand. Auf der Wanderung gibt man oft blos deshalb den Armen nichts, weil man entweder keine kleine Münze zur Hand oder die Hände voll Alpenblumen oder Steine hat oder selbst zu bequem und eilig ist, um in der Tasche zu suchen. Ich bin oft von mit einem amtlichen Abzeichen am Hute versehenen Wegearbeitern angebettelt worden, angeblich, aber sicher nicht der Wahrheit gemäß, für die Besserung des Pfades, an dem der Mann eben vielleicht blos zum Schein ein Bischen herumkratzte. Ist die betreffende Gemeinde unvermögend, die Touristenpfade zu unterhalten, so wird jeder Reisende einen in würdiger Form eingeforderten kleinen Beitrag gern zahlen. Am häufigsten erscheint die Bettelei in einer entschuldbaren aber sicher von vielen Touristen nicht begrifenen Form. Alle Minuten sieht man ein Kind an einer der Latten thüren der Umzäunungen stehen, wodurch die Alpmatten nach ihren Besitze abgegrenzt sind. Dieser Pförtnerzoll ist kaum eine Bettelei, sondern wurde wahrscheinlich blos dadurch nöthig, daß die Touristen diese Thüren offen stehen ließen und dadurch das Weglaufen des Weideviehes veranlaßten.

Das Feilbieten von Alpensträußchen, Früchten, werthlosen Mineralien will ich nicht zur Bettelei rechnen, obgleich das Feilgebotene seinem Werthe nach oft nur als eine Beschönigung des Bettelns erscheint. Aber unwürdig im höchsten Grade ist es, wenn wie z. B. am „Reichenbach“ und am Handeckfall die Zulassung zum Anblick nur gegen ein hohes Eintrittsgeld gestattet und durch unschöne, mindestens störende Vorbaue die Natur geradezu geschändet wird. Allerdings braucht der Besitzer der vor den mittlen und oberen Reichenbachfall liegenden Alm den Pfad zu ihnen sich nicht als Servitut gefallen zu lassen. Aber dann lasse man ihn an dem Einkommen der in den Wirthshäusern Meiringens, wo man übernachtete, aufgestellten Büchse Antheil haben. Jene drei schmachvollen Bretterbuden, in denen die arme Natur eingesperrt ist, müssen weg! Ich schalte hier eine Stelle aus einem Artikel der Allg. Zeit. ein, welcher vor einigen Wochen über das Bettlerwesen in der Schweiz sprach: „Die widerliche Industrie der Bettlerschaaren, welche der Schweiz bald alle Romantik nehmen und den Fremden das Reisen gründlich verleiden werden, scheint sogar die hohe Protektion einzelner Kantonsbehörden zu genießen. Hier ein Beispiel. Wenn man das Enger Dampfschiff in Immensee verläßt und den Weg nach Küßnacht einschlägt, so kommt man durch die hohle Gasse, wo bekanntlich Tell den Landvogt Geßler erschossen haben soll. Eine Kapelle, vor zwanzig Jahren restaurirt, steht am Eingange des Hohlweges. Ueber der Thür stellt eine werthlose Fresko die Handlung vor; ein schlechter Vers erläutert das Bild. Ehedem war diese tiefe, buchendunkle Gasse mit der einsamen alten Kapelle ein recht geheimnißvoller Winkel, welcher Eindruck auf den empfänglichen Wanderer hervorzubringen geeignet war. Seit aber der Hohlweg aufgefüllt wurde, und die gelegriege Spekulation ein nüchternes, selbst überflüssiges Wirthshaus neben der Kapelle hinstellte, hat diese Stelle viel von ihrer Romantik verloren. Seit diesem Sommer macht die dort getriebene Bettelsindustrie den Platz völlig widerlich. In der Tellskapelle lauert nämlich ein alter Schweizer, der in gelb und schwarzer Uniform, mit Armbrust und Pfeil bewaffnet, die Reisenden anfällt und mit den Worten begrüßt: „Tod se guet und gänd em alte Wilhelm Tell au es Almuese!“ Macht man ihm Vorwürfe über das Unschickliche der Maskerade, so sagt er keck: „Unseri Herre hän mi g'hieße!“ Sollte dies auch unwahr sein, so viel ist gewiß: die Behörden des Kantons Schwyz kennen diesen Skandal, und dulden ihn trotz der in öffentlichen Blättern wiederholt ausgesprochenen Rüge. Haben die Leute so wenig nationales Ehrgefühl, daß sie die Geschichte ihres Helden auf eine solche Weise lächerlich machen lassen? Es fehlt nur noch, daß dieser Tell den Schiller'schen Monolog einstudirt.“

Die Wirthshaustaxe zieht ich nicht so unbedingt in das Bereich meiner Klagen, weil ich lieber von der Mitbewerbung als von dem Zwange ein Einschreiten erwarte. Freilich muß die Mitbewerbung sich dann frei bewegen können. Die Gasthäuser sind theuer, aber nicht in dem Grade, wie sie verschrieen sind. Bei den Klagen über theure Wirthshaus-Rechnungen in der Schweiz muß man billig in Anschlag bringen, daß gewiß viele jener Wirthe außer der kurzen Reisezeit, die durchschnittlich kaum mehr als drei Monate dauert, kaum einen anderen lohnenden Erwerb haben mögen. Eigentlich übervortheilt bin ich nur einmal worden, und zwar in einer sogenannten Pension in Interlaken. Diese Pensionen muß man meiden, wenn man nicht geradezu einige Tage ruhig liegen bleiben will. Man zahlt nämlich daselbst eine bestimmte Tagessumme und hat dafür Zimmer, Frühstück, Mittag- und Abendessen. Macht man während der Taxe, daß man in einer Pension wohnt, Ausflüge, so zahlt man, wie billig, auch das Versäumte. So ging mir es und ich hätte mich nicht zu beklagen, wenn die Pension sich nicht auch zugleich als Hotel aufkündigte. Es hatte den Leuchten gefallen, mich gegen meinen Willen als Pensionär zu behandeln. Die Pensions machen auf diese Weise jedenfalls die besten Geschäfte.

Ich bin weit entfernt, die Gartenlaube zu einer diplomatischen Note hinaufschrauben zu wollen, aber ein Schweizer, auf den seine Landsleute mit Recht stolz sind, hat die Novelle geschrieben: „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Nützen meine Bemerkungen nichts, so schaden sie auch nichts und dabei bleibe ich: das Schweizreisen hat für die Eidgenossenschaft eine höchst bedeutungsvolle internationale Seite.

Die Leichenverbrennung.

In der Auffassungsweise der Naturwissenschaft sind die meisten üblichen Bestattungsweisen nichts anderes als Leichenverbrennungen. Denn gleichviel, ob die Leiber in der Erde unserer Kirchhöfe vermodern, oder auf offenen Schlachtfeldern verwesen, oder im Wasser versanken, oder im Organismus der Land- und Seeraubthiere (vom Haifisch abwärts bis zur kleinsten Fliegenmade oder Infusorienmonade) verdaut werden; immer ist der Hergang nach chemischer Ansicht derselbe, nämlich Aufzehrung der verbrennbaren (oxydirbaren) Körperbestandtheile durch den Luftsauerstoff, Verwandlung derselben in mehr oder weniger flüchtige, daher entweichende Kohlen- und Stickstoffverbindungen, und endliches Zurückbleiben der unverbrennbaren Bestandtheile, der sogenannten Asche. Und diesen Hergang nennt eben der Chemiker Verbrennung; wobei er die langsame und ohne Feuerentwickelung vor sich gehende, von der raschen, mit Erglühen des Brennstoffes (Feuer-) auch wohl Entweichen brennender Gase verbundenen (Flammenverbrennung) unterscheidet.

Wenden wir uns zur Leichenverbrennung im engeren Sinne, d. h. durch Feuer und Flamme, so lehrt uns zuvörderst die Geschichte, daß diese Bestattungsweise in alten Zeiten und zu allen Zeiten geübt wurde und noch wird. Wir verweisen alle, eine ausführlichere Belehrung darüber Begehrende auf das vor Kurzem erschienene fleißige Buch vom Oberstabsarzt Dr. Trusen:

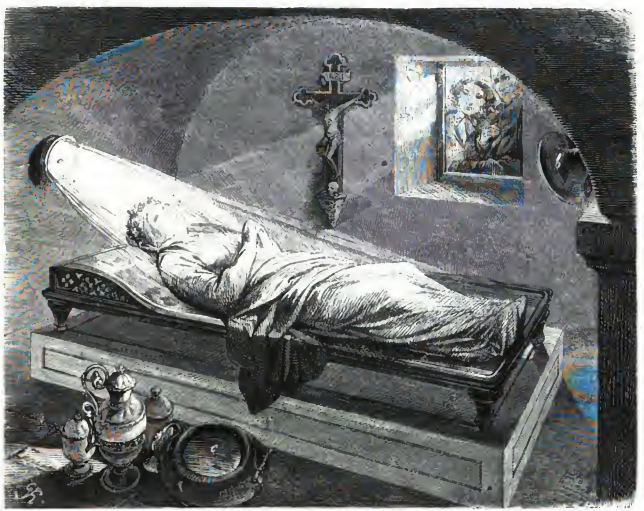
„Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art „der Todtenbestattung oder Darstellung der verschiedenen „Arten und Gebräuche der Todtenbestattung aus älterer und „neuerer Zeit, historisch und kritisch bearbeitet. (Breslau, „bei Korn. 1855. 8.)“

eine Schrift, welche in den nichtärztlichen Zeitschriften oder Lesekreisen bei weitem nicht die ihm gebührende Kenntnißnahme und Würdigung gefunden zu haben scheint. Dasselbe Buch hat dem Referenten eigentlich den Anstoß gegeben, seine eigenen, seit Jahren mit sich herumgetragenen Ansichten und Projekte über diese Angelegenheit zu Papiere zu bringen.

Das Leichenverbrennen und das Leichenvergraben schließen sich nicht aus (wie wohl Mancher glaubt), sondern sie gehen und gingen bei den meisten Völkern des Erdballes Hand in Hand; mit Ausnahme der neueren Kulturvölker, bei denen wohl mehr der Holzmangel als gewisse religiöse Glaubenssätze (z. B. an Seelen-

die chemischen Zersetzungsprozesse nicht nur langsamer, sondern auch in einer ganz anderen Weise vor sich, als bei rascher Verbrennung. Es bilden sich hierbei Lustarten (Fäulnißgase), welche, von lebenden Menschen eingeathmet, sehr giftig und krankheitserzeugend sind (sogenannte mephitische Gase und Miasmen). Lesen wir die erschütternden Mittheilungen, welche hierüber während des Krimfeldzuges von englischen und französischen Berichterstattern gemacht wurden:

„Die Leichen haben das Heer-den, wie lebendige Körper, sich zu ver-„vielfältigen. Diejenigen Männer, welche bis vor Kurzem noch un-„sere tapferen Soldaten waren, sind jetzt unsere verderblichsten Feinde. „Ihre Leiber, dünn oder gar nicht mit Erde bedeckt, hauchen ein pe-„stilenzialisches Miasma aus, welches so sicher wie Pulver und Blei „tödtet. Zwar ist ein Bischof gesendet worden, um die Gruben „einzusegnen, in denen man die Leichen aufthürmt; aber die Ansteckung „trotzt der Einsegnung wie dem Weihwasser. Unsere eigenen Verbün-„deten, die uns bis zum Tode treu waren, die uns mit ihren Schwer-„tern retteten: sie verpesten uns durch ihre Fäulniß. Die Leiche des „Schlachtrosses, welches seinen Reiter tapfer durch den Tag von Ba-



Leichenverbrennung.

wanderung), das Begraben als einzigen Modus obwalten ließen. Wir finden bei Trusen, daß auch bei solchen Völkern, welche dem Begraben huldigten, doch einzelne Fälle von Verbrennung (wie von Kindsmörderinnen) vorkommen. Und zwar scheint das Verbrennen allenthalben das Vornehmere zu sein; nur reiche Leute können das Brennmaterial oft kostbare, wohlriechende Holzarten oder Harze) bezahlen; der gemeine Mann wird allenthalben in die Erde verscharrt, wo nicht gar den Geiern zum Raube liegen gelassen.

Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, inwieweit das Verbrennen ästhetischer ist (denn darin liegt doch wohl das Vorzugsweise?), als das Begraben. — Wir halten uns an die praktische Frage: „welche von beiden Bestattungsweisen ist vortheilhafter 1) für die Gesundheit? und 2) für den Wohlstand der Völkerungen?“ Hier fällt die Antwort, in beiden Beziehungen, Alles wohlerwogen, zu Gunsten der raschen Verbrennung gegen die Beerdigung aus.

In einer beerdigten oder an der Luft faulenden Leiche gehen

„taktava trug, liegt am Wege und zieht seinen siegreichen Reiter nach-„träglich zum unvermeidlichen Fatum hinab.“

So weit unser Verfasser, der damit schließt, schon damals für die Krimarmee, das Verbrennen der Leichen wieder in Vorschlag zu bringen. — Dieselben Nachtheile, welche er den Schlachtengräbern der Krim zuschreibt, sind schon vor hundert und mehr Jahren von den Aerzten gegen das Beerdigen innerhalb der Kirchen und im Innern der Städte geltend gemacht worden. Erstere Uebelstände, welche im Mittelalter viele mörderische Seuchen in den Städten erzeugt hat, ist jetzt wohl ziemlich allenthalben verbannt; aber der Uebelstand, daß Kirchhöfe noch im Innern der Städte und in der Nähe bewohnter Orte liegen und Luft und Brunnen verpesten, dieser allährlich hier oder da zu mörderischen Seuchen Anlaß gebende Uebelstand herrscht noch weit verbreitet, namentlich da wo schnell wachsende Städte immer und immer wieder die nach Außen verlegten Kirchhöfe einholen und einschließen.

Bei rascher Verbrennung werden die meisten der giftigen

Gase sofort auf dem Scheiterhaufen mit zerstört, dessen vielfarbige leckende Flamme sie bilden; was davon entweicht, hat die unschädlichere Form von Kohlensäure, Ammoniak und den verschiedenen im Ruß befindlichen brenzlichen Stoffen, wovon unten gleich mehr. Auch werden diese Stoffe hier von der erhitzten Luft nach oben geführt; sie können sich nicht in die Erde sickern und verbreiten sich nicht in der zum Aufenthalte des Menschen dienenden untersten Schicht der Atmosphäre (dem Boden des Luftmeeres, welches wir bewohnen).

Von der ökonomischen, finanziellen Seite betrachtet, ist das jetzt allgemein übliche „Zur-Erde-Bestatten" eine der unverantwortlichsten Stoffverschwendungen, welche im Stoffkreislauf der Erde vorkommen. Denn gerade die Bestandtheile und Zersetzungsstoffe der thierischen Leichen: die stickstoffigen Gase, die Kohlensäure, die phosphorsauren Erden (Knochensalze), sind die unentbehrlichen Nahrungsstoffe für die Pflanzenwelt überhaupt und für die Nutzpflanzen insbesondere, namentlich für die Körnerfrüchte. Während wir mit enormen Kosten von den Gegenfüßlern her um die halbe Erde herum den Guano einführen, bleibt das eben so stickstoff- und phosphathaltreiche Material der menschlichen und thierischen Körper nutzenlos tief in den Gruben liegen, oder entwickelt sich nur langsam und spärlich aus der Erde der Kirchhöfe, um einen nutzenlosen Pflanzenwuchs zu düngen. Dem Einwand, daß heutzutage das zu den Scheiterhaufen zu verwendende Holz gar nicht mehr zu bezahlen sein würde, begegnen wir zunächst damit, daß die Kosten für Särge, Aufputzung der Leiche und nichtsnutzige Allotrien (z. B. Citronen für lachende Leichenweiber) nachweisbar bei allen Wohlhabenden und selbst dem unteren Bürgerstande Angehörigen, weit mehr betragen, als ein paar Klaftern Brennholz kosten würden. Außerdem bietet die neuere Wissenschaft und Technik ausreichende Brennstoffe und Verbrennungsweisen dar, wobei alles Holz erspart wird und aus den Verbrennungsprodukten noch viel werthvollere Stoffe, als die bloßen Düngemittel, gewonnen werden können. Diese in's Werk zu setzen und so einen durch bloße Gewohnheit und Indolenz bisher noch verzögerten Fortschritt der Staatsökonomie und der öffentlichen Gesundheitspflege zu machen, scheint uns eine der nächsten Aufgaben unserer Zeit.

Wir denken uns diese moderne Leichenverbrennung etwa in folgender Weise verwirklicht:

Aus Steinkohlengas (oder sobald die Technik die elektrische Zerlegung des Wassers im Großen zu betreiben gelehrt haben wird, aus purem Wasserstoffgas) wird mit Beimischung eines Stromes atmosphärischer Luft (durch Gasometer, beziehentlich Luftpumpe oder Riesenblasebälge) eine mächtige, verzehrende Stichflamme (a) erzeugt. Diese strömt in einen gewölbten Raum, über die auf einem Rost oder Blech (wahrscheinlich von Platin herzustellen!) ausgestreckte, allenfalls in ein Gewebe von unverbrennlicher Asbestleinwand eingehüllte Leiche. Zur Beleuchtung und damit die Leidtragenden mit eigenen Augen Zeugen des Bestattungs- (d. i. Verbrennungs-) Prozesses sein, auch sich von der Identität der Asche überzeugen können, ist der Raum an mehreren Stellen mit Fenstern aus einem dicken und schwer schmelzbarem Glase versehen. Die Verbrennungsprodukte, unter denen sich mehrere für Industrie und Handel wichtige Stoffe (besonders Blausäure, Ammoniumsalze, brenzlare Fette nach Art des Photogen und Paraffin befinden, werden theils durch Abzugsrohre (b) aufgesaugt, und in kältere Räume zum Auffangen übergeführt, theils auch wohl in Gefäßen (c), welche man (z. B. mit Schwefelsäure gefüllt) am Boden der Verbrennungskammer aufstellt, absorbirt und concentrirt.

Da der Verbrennungsprozeß hierbei auf eine ganz reinliche und gesunde Weise vor den Augen der Angehörigen vor sich gegangen es auch frei steht, die Asche des Bestatteten zu sich zu nehmen (außerdem wird sie, wie es die Naturgesetze verlangen, der Acker zurückerstattet): so mag wohl Niemand behaupten, daß diese Bestattungsweise unästhetischer sei, als die jetzige, welche den Leib per einem schenßlichen Wurmfraße und Moder anheimgibt. Auch das religiöse Bedürfniß wird dabei seine volle Befriedigung finden, indem die Angehörigen an den Fenstern der Verbrennungskapelle singen, beten und geistlichen Zuspruch, oder die Abschieds- und Ehrenreden ihrer Freunde hören können. Blumenschmuck und dergleichen ist ohnedies nicht ausgeschlossen. — Bald würde auch die Kunst sich dieses Gegenstandes bemächtigen, und z. B. durch geschickte Anwendung der sauerstoffreichen z. B. Zündsalze, den Hergang dramatisiren und ihm alles für ungeübte Augen Schreckende benehmen.

Der Vorschlag ist ganz einfach. Jeder chemisch Gebildete begreift seine Ausführbarkeit und auch seine praktische Wichtigkeit. Es handelt sich nur darum, daß die Sache im Großen auf eine ähnliche Weise ausgeführt werde, am besten in einer der großen Hauptstädte Europa's, wo täglich Dutzende von Leichen, welche Niemand reklamirt, auf Gemeindekosten bestattet werden müssen. Vielleicht geben die praktischen Engländer, denen ohnedies die Kirchhöfe Londons als unaufhörliche Gift- und Pestquellen schon lange Sorgen machen, das erste Beispiel einer für das Wohl der Menschheit so wichtigen Neuerung!

Herrmann Richter.

Die französischen Tugendpreise.

„Tugendpreise!" ruft wohl Mancher, „welch' ein empörender Gedanke! Die keusche Tugend aus ihrem heiligen Dunkel an das grelle Tageslicht zerren, eine frivole Komödie mit ihr aufführen und zuletzt sie gar noch mit Geld-ablohnen! Hat die Tugend einen Preis? Geht sie etwa auf Gewinn aus? Wer, der nur etwas gesundes Gefühl sich bewahrt hat, nur einige Scheu vor dem Göttlichen, nur eine Ahnung von dem wahren Wesen der Tugend in sich trägt, kann sie auf solche Art entwürdigen wollen? Das ist ja das wirksamste Mittel, alle echte Tugend im Volke auszurotten, denn man verdreht dadurch gänzlich alle seine Begriffe, und hält ihm statt ihrer eine schamlose heuchlerische Fratze als das Ideal der Vortrefflichkeit vor, dem er nachstreben soll, und zwar nachstreben, um vielleicht in der Tugendlotterie einen Preis von so und soviel hundert oder tausend Francs zu erhaschen und öffentlich genannt und gepriesen zu werden! Denn es fühlt doch wohl ein Jeder, daß kein wirklich Tugendhafter, Keiner, der das Bewußtsein einer wahrhaften Ehrlichkeit in sich trägt, hingehen wird, um seine eigene Vortrefflichkeit den Preisrichtern anzurühmen und eine baare Belohnung dafür zu verlangen! Somit also wird durch diese pompöse Farce, zu der sich sogar eine „Akademie der moralischen Wissenschaften" hergibt, unter dem heiligsten Namen nur die frevelhafteste Gaunerei aufgemuntert und zur öffentlichen Bewunderung und Nacheiferung emporgehalten. Das ist aber wieder echt französische Komödie, nichts als Komödie, auch das Reinste und Ernste muß zu einer Komödie herabgezogen werden!"

Gemach! gemach! — Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß der Gedanke, der Tugend öffentliche Geldpreise zu ertheilen, auf den ersten Blick etwas sehr Verletzendes hat, so läßt sich der Satz doch vielleicht auch eine Seite abgewinnen, von der uns dieser Widerwille sich nicht nur mildern, sondern wohl gar in sein Gegentheil umwandeln dürfte. Unser imaginärer Gegner hat in seinem ganz löblichen Eifer die tristigsten und meistgehörten Einwürfe gegen die schöne Stiftung des edlen Monthyon dargelegt; um sie nun in der Kürze zu beantworten und zu widerlegen, können wir nicht besser thun, als die Sache ganz einfach für sich selbst reden zu lassen.

Der Ursprung dieser Tugendpreise ist wohl vielen unserer Leser schon bekannt. Der reiche französische Baron von Monthyon hinterließ nach einem ungewöhnlich langen, ganz nur der Linderung menschlichen Elendes und der Förderung alles Guten gewidmeten Leben, als er 1820 starb, sein großes Vermögen verschiedenen wohlthätigen Anstalten, und bestimmte einen Theil davon zur Vermehrung des Kapitals, welches er bereits 1782 der Akademie der moralischen Wissenschaften zu dem Zwecke anvertraut hatte, daß sie von den Zinsen desselben alljährlich eine Anzahl Preise an solche Personen ertheilen solle, die sich durch eine Reihe edler und aufopfernder Handlungen besonders ausgezeichnet haben. Wir bedauern das Wort „Reihe" ausdrücklich hervor, denn der weise Stifter dachte richtig, daß eine vereinzelte That des Muthes, der Menschenliebe und Aufopferung, vielleicht nur einem augenblicklichen Impulse entsprungen, noch keineswegs wirkliche Tugend begründe,

deren Wesen eben nur in einer andauernden Uebung alles Edlen, Reinen und Vortrefflichen beruht.

Der Preise sind im Ganzen sechzehn; einer von 4000 Francs, einer von 3000, zwei von 2000, drei von 1000 und zehn von 500; welche dreizehn letzteren „Medaillen" genannt werden. Die jährlich vertheilte Summe beträgt also im Ganzen 19,000 Francs oder 5000 Thaler.

Die Geringfügigkeit der einzelnen Preise, verbunden mit der Vorschrift, nach welcher sie eben nicht vereinzelten Großthaten, sondern nur einer fortgesetzten, ausgezeichnet edlen Handlungsweise zugesprochen werden, erklärigt schon vollständig jenes erste Bedenken, als könne sich niedere Gewinnsucht dadurch irgendwie zu einer heuchlerischen Spekulation aufgemuntert fühlen. Könnte es doch gelingen, die Menschen durch die Aussicht auf eine etwaige Belohnung von höchstens 1000 Thlrn. zu einem tugendhaften, aufopfernden Lebenswandel zu bekehren! Es ließe sich schon allein im Interesse der Gesellschaft gar keine lohnendere Verwendung des Geldes denken, und es wäre dann wenigstens nicht mehr der „Mammon, der in's Verderben führt." Auch ist wohl zu bemerken, daß es sich hier durchaus nicht um eine, oft nur erheuchelte „Frömmigkeit," sondern um wirkliche Thaten handelt, und daß der Baron seine Stiftung deshalb nicht irgend einer Kirche, die Preisvertheilung nicht der Geistlichkeit übertragen hat, sondern einer rein weltlichen Körperschaft von Gelehrten, Philosophen und Staatsmännern. Da nun diese Zeichen nur zur Anerkennung echten, unzweifelhaften Werthes dienen, so versteht es sich wohl von selbst, daß Diejenigen, welchen sie zugesprochen werden, sich nicht selbst darum beworben haben können. Ein solcher Fall ist nie vorgekommen und gar nicht denkbar. Vielmehr werden diese Edlen, die in echter Demuth ihrer eigenen Erhabenheit sich völlig unbewußt sind, meist zu ihrer größten Bestürzung durch die Aufmerksamkeit der Akademie überrascht, bis zu welcher der Ruf ihres stillen und segenbreichen Waltens gedrungen war, und nicht selten haben sie mit achtungsvoller Entschiedenheit die ihnen zugedachte Auszeichnung zurückgewiesen.

Was nun durch die öffentliche Vertheilung solcher Preise, die man im Stillen als Unterstützungen würdiger und bedürftiger Personen wohl gelten ließe, bezweckt werden soll? Nun, doch wohl die Förderung der Tugend, aber nur auf ganz andere Weise, als es anfangs den Schein hatte. Nicht als Sporn oder Stachel sollen diese Preise dienen, sondern ein, an sich selbst zwar gleichgültiges, nebenbei aber doch nicht selten wohlthätiges Mittel sind sie, durch welches das Gute, welches ihre Empfänger bisher nur im Verborgenen geübt hatten, nun auch in den weitesten Kreisen zu einem segensvollen Wirken gebracht wird. Und daß sie dies gar wohl vermögen, wird Jedem durch die nachfolgenden, einer früheren Preisvertheilung zu Grunde liegenden Thatsachen an sich selbst fühlbar werden; oder hätte die Barmherzigkeit jenes Samariteners so gar nichts weiter gewirkt, als nur die Rettung jenes Einen, unter die Räuber Gefallenen?

Unter mehr als hundert geeigneten Fällen, die in den letzten sechs Monaten vor jener Preisvertheilung zur Kenntniß der Akademie gekommen waren, wählte sie nebst mehreren anderen die folgenden als die würdigsten aus, und ist es nicht ohne Interesse für uns, daß zwei der so Ausgezeichneten, obwohl von Geburt Franzosen, doch deutscher Abstammung sind.

Den ersten Preis von 4000 Francs erhielt ein alter Soldat und Schuhmacher, Namens Miller. Dieser arme und großherzige Mann hatte der Reihe nach fünf ganz fremde Kinder adoptirt, die er und sein braves Weib ohne alle Unterstützung mit der zärtlichsten Sorgfalt auferzogen. Das erste dieser Kinder war eine Waise, die Miller während des schreckenvollen, russischen Feldzuges im Schnee fand. Das war seine kriegerische, die er als den festbarsten Schatz durch all' die folgenden blutigen Ereignisse treu bewahrte und sicher in die Heimat brachte. Eine so vortreffliche Erziehung gab er seinem Schneekinde, daß dieser jetzt kommandirender Stabsoffizier in der französischen Armee ist. Ein zweites dieser angenommenen Kinder Miller's ist Landsparrer; ein drittes ist ansländig als Schustermeister etablirt, und ein viertes dient eben seine Conscriptionsjahre in der Armee ab. Das fünfte Kind ist ein Mädchen, das von ihrem Vater, einem brutalen und liederlichen Soldaten, in frühester Jugend verlassen und durch Miller und sein Weib dem Laster und Elend entrissen wurde. Nach mehreren Jahren kam der unnatürliche Vater zurück, und die Liebe der Pflegeeltern für sein Kind anbeutend, nahm er es ihnen und verlangte eine große Summe für seine Zurückstellung. Miller war arm, allein er brachte freudig die schwersten Opfer, um seine angenommene Tochter wiederzuerlangen, die sich solcher Liebe werth gezeigt hat und jetzt die treue Pflegerin des ehrwürdigen, hochbetagten Paares ist. Schon seit Jahren arbeiten die Alten daran, dem Mädchen eine gesicherte Existenz zu gründen, und die 4000 Francs, welche Miller von der Akademie empfing, werden sicher dies Ziel wesentlich gefördert haben.

Es liegt in diesem dunkeln aber so wohlthätigen Leben des fleißigen alten Soldaten ein tiefer und mehr als gewöhnlicher Reiz. Indem er fünf hülflose Kinder nicht nur vor Mangel und Elend, sondern auch vor Unwissenheit und Laster rettete, sie unter dem größten Schwierigkeiten auferzog und durch unermüdliche Ausdauer so weit brachte, daß sie die von ihnen behauptete ehrenvolle und nützliche Stellung im Leben einnehmen konnten, hat er mehr, als nur ein gutes und menschenfreundliches Werk, er verübt, — wie die Franzosen sehr richtig unterscheiden — mit weiser Tugend, mit einer Tugend, die, hinausblickend über die nächstliegenden Rücksichten, mehr noch das allgemeine Wohl im Auge hält, als das blos individuelle. Diese Betrachtung war es denn auch, was die Akademie vornehmlich bewog, Miller den ersten Preis zuzuerkennen. Wer aber möchte wohl denn Verdachte Raum geben, daß dieser edle Mann, der in seiner entfernten Provinz vielleicht nie von der Akademie und ihren Monthyon-Preisen gehört, auch nur entfernt an diese armselige Summe dachte, als er mit treuer Ausdauer alle Kräfte seines Daseins an die Durchführung seiner schönen, selbsterwählten Aufgabe setzte?

Obwohl wir, bei all' unserer Sympathie für die französischen Arbeiterklassen, keineswegs für sie ausschließlich Gefühle und Tugenden beanspruchen wollen, die so allgemein und so weitverbreitet sind, als der Mensch und die menschliche Natur, so müssen wir doch bei der Betrachtung all' der herrlichen Beispiele christlicher Liebe und Selbstverleugnung, die jedes Jahr bei Gelegenheit der Monthyon-Preise kund werden, die tiefe Wahrheit der von Michelet in seinem Buche „Das Volk" ausgesprochenen Thatsache anerkennen, daß gerade die ärmsten Glieder der Gesellschaft jederzeit am bereitesten sind, gleich jener alten Wittwe, ihr Altes hinzuopfern, und zwar nicht nur, wo Pflicht und Neigung sie dazu auffordern, sondern oft für den ersten unglücklichen Fremden, der ihren Pfad durchkreuzt. Ist dies vielleicht, weil die Armen am besten wissen was es heißt, zu leiden? Ist es, weil sie selbst den Kelch bis auf die bitteren Hefen geleert, daß sie so gut verstehen, mit dem Betrübten zu trauern und mit dem Weinenden zu weinen?

Zu diesen milden Seelen gehörte auch Anne Billard, eine alte Näherin, der die Akademie eine Medaille von 500 Francs zusprach, und die so überaus arm war, daß sie oft viele Tage nach einander nur von Gemüseabfall lebte, den sie in der Straße aufklaubte, oder von so schimmeligem, verdorbenem Brote, daß der elendeste Gefangene es weggeworfen haben würde. Und dennoch fand Anne Billard selbst in diesem Abgrunde der Noth und des Elendes noch die Möglichkeit, mehr wahre Wohlthätigkeit zu üben, als so manche Tochter des Reichthums und des Ueberflusses. Eine alte Gouvernante, die einst bessere Tage gesehen hatte, war durch vier Jahre ihr Gast; dieser folgte ein invalider Soldat, der lange schon sein siebzigstes Jahr hinter sich hatte; und nach diesem kam ein polnischer Flüchtling, dessen Name sogar Anne unbekannt blieb. In dieser Weise verbrachte sie die letzten dreizehn Jahre. Ihre rückhaltlose Mildthätigkeit allein hat sie so arm gemacht, denn ihr ausgesetzter Fleiß hätte sie jetzt längst allem Mangel entboten. Aber ob sie gleich alt und schwach wird, trägt Anne ihr Loos doch ohne Murren, sucht kein Lob und spricht nie von dem Guten, das sie gethan. Viele ihrer Nachbarn und Bekannten staunten oft über die Tiefe ihrer Armuth; wurde sie aber um Aufschluß darüber angegangen, so antwortete sie einfach: „Es ist eben Gottes Wille so!"

Derselbe Geist der Demuth und Selbstverleugnung durchwaltet auch die ganze Handlungsweise des Arbeiters Roux, eines anderen von Denen, die eine Medaille von 500 Francs erhielten. Die Schwiegereltern Roux's hatten vor Jahren aus bloßem Mitleid ein armes blödsinniges Mädchen adoptirt, das aus Widerwillen gegen seine Schwäche von den eigenen Eltern verlassen worden war. Als diese Leute nun selbst alt und hülflos wurden, nahm sie Roux sammt ihrem Pflegekinde freudig bei sich auf. Kurz darnach starb seine Schwester, deren Mann sehr liederlich war, und hinterließ einen kleinen Jungen. Der Wittwer verheirathete

sich bald wieder, und nachdem ihm seine zweite Frau ebenfalls ein Kind geboren hatte, ging er davon und ließ seine Familie im größten Elende zurück. Remy benahm sich jetzt auf eine wahrhaft bewundernswerthe Art. Nicht nur nahm er sogleich seiner Schwester Kind zu sich, sondern auch das andere, dem sein Zartgefühl, — — um das ihm so manche übersteuerte Delikatesse beneiden dürfte — duldete nicht, daß der Bruder seines kleinen Neffen darbe, während dieser sich einer liebevollen Versorgung erfreute. So erhält nun Remy außer seiner eigenen Familie fünf hülflose Wesen lediglich durch seiner Hände Arbeit; aber wie edel auch seine Handlungsweise ist, hat ihn doch noch Niemand überreden können, daß er irgend mehr gethan hätte, als einfach nur seine Pflicht. Und ist denn nicht auch wirklich die Barmherzigkeit eine hochheilige, gebieterische Pflicht?

Ein anderer charakteristischer Zug verschiedener Individuen, welchen die Akademie Preise zuerkheilte, ist die unermüdlich hingebungsvolle Krankenpflege, durch welche mehrere edelsinnige Frauenzimmer sich auszeichneten, auf deren Geschlecht begreiflicherweise diese Form der Wohlthätigkeit sich zumeist beschränkt. Diese Frauen sind in der Regel äußerst arm, einige unter ihnen sogar schwächlich und verkrüppelt, aber Alle haben in jeder Beziehung die erhabenste Selbstverleugnung bewährt. Ja noch mehr: obwohl fortwährend am Krankenlager der Unglücklichen und Nothleidenden anzutreffen, erhalten sie sich doch, einsam und ohne Stütze, lediglich nur durch ihren eigenen Fleiß. Wir sagen „sie," denn mit sehr geringfügigen Unterscheidungen ist das Leben des Einen dieser edlen Wesen das Leben Aller; — ein Leben großherziger Nächstenliebe und Selbstaufopferung.

So, ob wir nun von Susanne Monnet sprechen, die während der Pflege ihrer alten und hinfälligen Mutter zuerst den erhabenen Ruf vernahm, der sie alle irdischen Gedanken aufgeben hieß, um sich ganz nur den Kranken und Armen zu widmen; oder von Bertine Guidin, der verkrüppelten aber edlen Bauerndirne, deren karger Tagelohn von 4 Ngr. während der ganzen letzten dreiundvierzig Jahre zum größeren Theile den Unglücklichen der Gemeinde zufloß; oder von Katherine Quéren, die — nachdem sie mit der bewundernswürdigsten aller christlichen Tugenden, der Vergebung des erlittenen Bösen, sich den Beinamen ihrer Jugend gewpfert hatte — durch ihren rastlosen Eifer und die selbstvergessenste Hingebung, namentlich während der Cholera, sich den schönen Namen der „Versehung des Dorfes" erwarb, — ob wir nun von Einer dieser oder von allen Dreien sprechen wollten, immer müßten die Worte kalt und matt erscheinen, mit denen wir versuchten die That zu schildern, welche diese, in ihrer Dunkelheit so erhabenen Lebenslänfe verklärten.

Katherine Quéren unterscheidet sich jedoch selbst von ihren Gefährtinnen noch durch einen bemerkenswerthen Zug. Sie lebt in einem abgelegenen Dorfe, wo ein Arzt nur selten zur Hand ist. Dieser Umstand veranlaßte sie, bei ihrer Krankenpflege die verschiedenen Symptome der Krankheiten und die Wirkungen der Heilmittel mit besonderer Aufmerksamkeit zu studiren. Ihre Erfahrung wurde mit der Zeit sehr bedeutend, und sie hat nicht nur mehrere überraschende Kuren gemacht, sondern es gelang ihr auch Viele wieder herzustellen, an deren Rettung die Aerzte selbst verzweifelt hatten. In Anerkennung der seltenen Ausdauer und Geistesstärke, mit der sie sich, vom reinsten Wohlwollen getrieben, so schätzbare Kenntnisse angeeignet hat, bestimmte ihr die Akademie einen Preis von 2000 Francs.

Wir wollen diesen Bericht mit einem Falle beschließen, der uns erkennen läßt, welcher fast unglaublichen Selbstverleugnung das menschliche Herz fähig ist und welcher Reichthum gottgleicher Liebe noch immer diese, scheinbar nur der niedrigsten Selbstsucht hingegebene Erde heiligt.

Fanny Müller war Dienstmädchen in einem Pariser Hotel. Unter den Gästen befand sich ein gestichteter italienischer Offizier, der an einer schweren Wunde litt, die zu verbinden Fanny's tägliche Aufgabe war, wodurch sie näher mit ihm bekannt wurde. Nach einiger Zeit kündigte ihm der Eigenthümer die Wohnung. Des Italieners Hülfsmittel waren gänzlich erschöpft, und er sah sich dem äußersten Elende preisgegeben. Fanny's Lohn betrug ungefähr zehn Thaler des Monats, wovon sie bereits eine hübsche Summe zurückgelegt hatte, die sie jetzt dem unglücklichen Ausländer zu widmen beschloß. Sie miethete eine kleine Wohnung für ihn, möblirte sie, und da er genug musikalische Kenntnisse besaß, um Unterricht zu geben, suchte sie ihm Schüler zu verschaffen, was ihr auch zum Theil gelang. Des Italieners kleiner Sohn befand sich damals mit seiner Mutter in London, kam aber jetzt nach ihrem plötzlichen Tode zu seinem Vater zurück. Obwohl ihre Ersparnisse hierdurch verdoppelt wurde, klagte Fanny nicht. Sie fuhr fort, den Italiener zu unterstützen, und bestritt die ganze Erziehung seines Sohnes.

Nicht lange jedoch, so wurde der verwundete Offizier ausgehen seine Schüler zu besuchen, und verfiel daher gänzlich Fanny's Fürsorge. Ihre bescheidenen Mittel waren nun erschöpft; doch, in bessere Tage hoffend, borgte sie Geld von ihren Bekannten. Ihre Lage wurde jedoch schlimmer und schlimmer. Die Gläubiger wurden ungeduldig, und nur durch Opfer, die in ihren Verhältnissen ungeheuer waren, vermochte sie ihre Forderungen zu befriedigen; allein sie that es, und die Schulden wurden bezahlt.

Fanny war seit Langem an einen braven jungen Mann aus ihrem Geburtsorte, im Norden Frankreichs, verlobt. Ihr Bräutigam, Pierre Bat, hatte durch jahrelangen Fleiß endlich die Summe von 2000 Francs gesammelt, und kam jetzt voll freudiger Hoffnungen nach Paris, um sein Mädchen aus dem Joche der Dienstbarkeit zu erlösen, und als Hausfrau heimzuführen, der sein Schatz reichte hin zur Begründung eines kleinen Ausstandes. Fanny liebte ihren Bräutigam mit der ganzen Glut ihres edlen Herzens. Sie erhob keinen Widerspruch gegen sein Verlangen, aber sie erzählte ihm, was sie gethan, wie ohne sie der arme Italiener Elende umkommen, sein Sohn in Unwissenheit aufwachsen mußte; sie sagte ihm nur dies, und frug dann, was sie zu thun solle? „Wie Du bisher gethan," war Pierre Bat's Antwort, und ihr seine 2000 Francs, sein ganzes sauer erworbenes Vermögen zur Fortsetzung ihres barmherzigen Werkes zurückgebend, kehrte er allein wieder nach seinem Dorfe zurück.

Seitdem ist der Verbannte gesterben. Nicht ein Sou von Pierre's Ersparnissen ist mehr vorhanden — die ganzen 2000 Francs gingen für die Erhaltung des Italieners und seines Sohnes hin. Fanny ist noch immer in Paris, wo sie angestrengt arbeitet, um der Waise eine seiner Lebensstellung entsprechende Erziehung zu geben. Pierre und sie müssen getrennt leben; haben der schönsten Jahre ihres Lebens verflossen über dieser frommen Aufgabe, und Jahre der Anstrengung mag es noch erfordern, ehe sie die zu ihrer häuslichen Einrichtung nöthige Summe zusammen bringen. Doch arbeiten sie getrost fort, aufgerichtet durch ein gegenseitiges Vertrauen und eine mehr als irdische Hoffnung.

Hülfe kam endlich von einer Seite, woher sie am wenigsten erwartet wurde. Ein alter Geistlicher, der sie Beide seit vielen Jahren kannte und ihre geduldige Hingebung bewunderte, hatte einen Bericht dieser Thatsachen an die Akademie. Die Folge dieses Schrittes war, daß Fanny Müller, um ihre Verbindung mit Pierre Bat zu ermöglichen, eine Medaille von 500 Francs erhielt. Möge des Himmels Segen immerdar auf diesen hochherzigen Paare ruhen.

Solcher Art sind Diejenigen, welchen die Menthyon'schen Tugendpreise zu Theil werden. Ueber ihre geduldige Hingebung, ihre aufopfernde Nächstenliebe, ihre ungeheuchelte Demuth haben jetzt der Leser selbst urtheilen. Wenig dachten sie an eine Belohnung, als sie ihr edles Werk trieben! Und wollte Gott, daß statt sechzehn, hundert Preise jährlich vertheilt würden, und nicht nur in Frankreich, sondern in jedem christlichen Lande: würden auch nur, damit noch etwas Dauernderes und Würdigeres in den Annalen der Völker der Bewunderung der Zukunft überliefert würde, als die Berichte blutiger Triumphe.

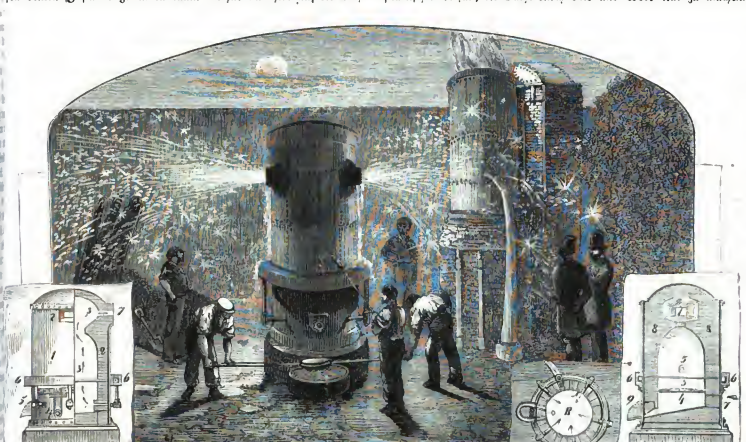
Es ist uns unbekannt, wiefern die Akademie Sorge trägt, jährlich zu ihrer Kenntniß gelangenden und von ihr ausgezeichneten Edelthaten dem Volke in den weitesten Kreisen bekannt zu machen; allein gewiß, eine Reihe entsprechender Darstellungen solcher Heldenläufe würde zugleich die schönste Volksbibliothek und das wirksamste aller Erbauungsbücher bilden. Die Vollbringungen des Großherrlich und fördernd für das Ganze sie auch immer sein mögen, wirken doch nur drückend und entmuthigend auf den Betrachter, wenn er von ihnen auf sich selbst zurückgeht, und kein ähnliches Bewußtsein in sich fühlt; oder aber, sie entzünden eine niedere, selbstsüchtige Gier, die nur nach Ruhm und eitler Auszeichnung dürstet, gleichviel, ob durch Segen oder durch Fluch errungen werden soll. Nicht so bei diesen Bildern; hier wird nicht die Phantasie gereizt, der Ehrgeiz, der Muth und Egoismus aufgestachelt, sondern das Herz wird erfaßt

sen, und mit brünstigem Verlangen nach einem ähnlichen segensvollen Wirken entflammt. Diese demuthvollen, mild leuchtenden Vorbilder aber, weit entfernt, den Schwachen kalt und stolz in seine Nichtigkeit zurückzuweisen, sprechen vornehmlich und aufmunternd zu einem Jeden: „Du kannst es auch, sobald Du willst; darum gehe hin, und thue desgleichen!“

Bessemer's Eisenfegfeuer.

In natürlichem Zustande findet man das Eisen so massenhaft auf der Erde, ja als ganze Gebirge in Amerika, daß es, außer dem Preise des Aufnehmens und Fortschaffens, fast gar nichts kosten würde. Aber in diesem natürlichen Zustande kümmert sich eine Menge schlechte Gesellschaft an das edle Eisen, wie Speichelleder und Spione an jede noble Größe, und zwar so fest, daß es durch eine ganze Menge Fegfeuer getrieben werden muß, ehe man es erträglich von dieser schlechten Gesellschaft reinigen und in seinem noblen, zähen, dauerhaften, festen und scharfen reinen Zustande gewinnen kann. Ohne uns hier auf die Techniker der Civil-Ingenieure Mr. Bessemer diesen Heiland gefunden und der Welt geliefert zu haben. Wir bemerken hier gleich, daß die Erfindung Bessemer's selbst noch eines bedeutenden Fegfeuers bedarf, da sie in der Ausführung bis jetzt sehr unsicher ist und oft mißlingt. In der Sache selbst ist sie aber richtig. Das Mittel, diese sechs kostbaren Fegfeuer in ein verhältnißmäßig billiges einziges zusammenzudrängen und so die Hauptwaffen der Civilisation aller Menschheit zugänglicher zu machen, ist gefunden.

Suchen wir hier, mit Vermeidung bestimmter reissenschaftlicher und praktischer Technik, die Sache durch Bild und Wort klar zu machen.



mit der Eisenproduktions-Industrieen — eine gar gewaltige Industrie und Wissenschaft — einzulassen, bemerken wir nur, daß das natürliche Roheisen im Durchschnitt erst durch sechs höllenheiße Fegfeuer — jedes ein kostbarer industrieller, chemischer Prozeß — schwitzen und fließen muß, ehe es nur als rohe Eisenbarre vom Grobschmied verarbeitet werden kann. Und der macht noch lange keine Damascener Klingen, keine haardünne Nähnadeln und andere Eisenkunstwerke, in welchen der Preis der Eisenbarre um mehr als das Zehntausendfache erhöht und veredelt erscheint. Das Haupthinderniß für den Eisenverbrauch d. h. die Civilisation, den Wohlstand und die Völker im Großen und Großen, für Acker- und Handwerkszeuge, Bauten und Bildungen aller Art, Großindustrie, kosmopolitische Straßen und Brücken zu Wasser und zu Lande, liegt bisher in der Kostbarkeit der sechs ersten Fegfeuer, aus welchen es zuerst für den Hammer brauchbar hervorgeht.

Wer diese sechs Fegfeuer vereinfachte, aus sechs wohl gar eins machte, der wäre auf einmal einer der größten Wohlthäter der Menschheit. Die Meisten werden wohl schon gelesen haben, wie sich die Engländer seit mehreren Wochen rühmen, in dem Lon-

Der große praktische Werth des Eisens vor allen anderen Metallen besteht hauptsächlich in der ungeheuren Zähigkeit und Zärtlichkeit, womit dessen Molekülen, Atome oder kleinste Theile an- und ineinander haften. Eine Eisen- und eine Eichenstange von derselben Größe, Länge und Dicke verhalten sich in ihrer Kraft wie fünf zu eins; d. h. um erstere zu zerbrechen, gehört fünf Mal mehr Kraft dazu, als zur Durchbrechung der letzteren. Zu dieser fünffachen Eichenkraft des Eisens kommt aber auch als Hauptvorzug die unerschöpfliche Hämmerbarkeit, so daß es sich in jeder Form und Fassung, in jede Größe ziehen, verdichten, verdicken, verdünnen, biegen und schmiegen läßt. Der ungeheure hohle Eisenballen, der über die Menai-Meerenge hin England mit einer Meeresinsel verbindet, läßt Eisenbahnzüge durch sich hindurchschießen, ohne daß er sich nur rührt. Aber vorher war das Eisen nachgiebig genug, sich um diesen großen, hohlen Gedanken herumschmiegen zu lassen, die „Theorie hohl“ zu lassen, aber auch eine ungeheuere Praxis mit Dampf solid durch sich hin- und herzutragen.

Aber diese Festigkeit und Geschmeidigkeit des edelsten (nicht blos eines edeln) Metalles hängt von seiner Reinheit und, da es in

der Natur stets in schlechter Gesellschaft, als da sind Kiesel, Kohle, Schwefel, Phosphor, Sauerstoff u. s. w. (an sich und in ihrer Sphäre gar keine schlechte Gesellen) gesunden wird, von unserer Kunst und Geschicklichkeit und den schweren Kapitalien, welche die Ausbildung derselben erfordert, ab. Zu ihrem reinen Eisenerze finden sich diese chemischen und mechanischen Vergesellschaftungen in unentwirrbarer Confusion. Die sechs kostbaren Fegfeuer treiben nun zwar die flüchtigeren Gesellen Kohlenstoff, Sauerstoff u. s. w. theils durch die Hitze direkt, theils durch Begünstigung neuer, chemischer Prozesse aus, aber nicht ganz, so daß nach allen diesen kostbaren hitzigen Arbeiten immer noch kleine Bruchtheile und geringe Prozente der ehemaligen Gesellschaft in dem sechsfach gereinigten Eisen zurückbleiben und dessen Hämmerbarkeit und Festigkeit beeinträchtigen. Aber diese Unreinheit ist nur noch chemisch von Bedeutung, für praktische Zwecke im Großen ist das dreisach gereinigte Gußeisen und das sechsfach gereinigte, drei Mal stärkere und elastischere Schmiedeeisen gut und praktisch. Das Haupthinderniß bleibt also immer noch die Kostbarkeit dieser sechssachen Reinigung mit dem üblen Umstande anßerdem, daß in den großartigsten Anstalten nur immer geringe Quantitäten auf einmal „gepudelt" werden können.

Um die Pauskirche in London länft ein Eisengitter, das blos 7000 Pfund Sterling zu pudeln kostete. (Ich weiß nicht, ob der Ausdruck in Deutschland den bestimmten Sinn hat, wie in England. Hier versteht man unter dem „Puddling"-Prozeß die Ausreinigung des geschmolzenen Eisens oder Gußeisens zu einem hämmerbaren Zustande durch Austreibung von etwa vier Prozent Kohlenstoff.)

Diese 7000 Pfund Sterling kosten würden sich unter dem Bessemer'schen Verfahren auf 230 Pfund reduzirt haben.

Diese beiden Zahlen machen die ungeheuere Wichtigkeit der Bessemer'scher Erfindung mit einem Schlage Adam Riese's anschaulich. Sie ist sehr einfach, wie alles Große, nicht nur thatsächlich aus der Luft gegriffen, sondern besteht auch thatsächlich blos aus Luft, welche durch die zum ersten Male geschmolzene Eisenerzmasse gleich mit solcher Macht und Masse getrieben wird, daß sich nichts in dem kochenden, sprudelnden, unremen Brei halten kann, als blos das nohle, feine Eisen. Luft, blos überall umsonst zu habende Luft für sind Fegfeuer, die an Holz oder Kohlen jedes Mal einen kleinen Wald auffressen, abgesehen von der verzehrenden Hitze der Arbeit, der Kostbarkeit dazu gehöriger Lokale, Oefen und sonstiger Materialien. Nach Bessemer's Erfindung wird die zum ersten Male geschmolzene Eisenerzmasse in ein Becken geleitet mit Löchern unten rungsum, durch welche aus ein paar mächtigen, dampfgetriebenen Blasebälgen Luft in die unreine, flüssige Eisenmasse gezwungen wird, so daß sie furchtbar anfsteht und statt sich durch diesen fürchterlichen Luftzug abzukühlen, nur immer hitziger und leidenschaftlicher knadert und gurgelt, weil der Luftstrom den bisher in Eisen gebundenen Kohlenstoff losreißt und entflammt mit sich fortreißt, so daß der schädliche Bestandtheil sich im Augenblicke seiner Entbindung immer sofort zu einem thätigen, brennenden Heiz- und Schmelzmaterial verwandelt. Zuerst brechen brennende Flammenbüschel und seuersprühende Krater aus den Oeffnungen des Beckens oben hervor; dann schwillt die kochende Flüssigkeit innerhalb und schickt mit der hindurchrasenden Luft die nicht eisernen Bestandtheile, alle Unreinigkeiten auf die Oberfläche, wo sie sich wie eine erdige Kruste zusammeln. Schwefel und Phosphor müssen im Verbrennungsprozesse mit der Luft in die Luft hinaus. Kurz nach einer gehörigen Durchlechung und Durchblasung bleibt Eisen zurück, welches nach diesem einen Prozesse reiner ist, als sonst nach den üblichen sechs, d. h. aber, wenn das „wenn" und „aber" dabei gut gerathen sind. Das so rein geblasene Eisen hängt in seiner Qualität von der Dauer und Energie ab, womit Blasius hindurchfuhr und mitnahm, was nicht in die solide, noble Masse gehörte. Davon hängen nicht nur die verschiedenen Eisenarten ab, wie Gußstahl, Hartstahl und weiches Schmiedeeisen, sondern auch der Umstand, ob's hernach überhaupt brauchbar sei. Die Operation ist eine große, grobe, aber zugleich auch eine sehr feine, die nur durch feine Praxis und genaue wissenschaftliche Einsicht gesichert werden kann.

Mr. Bessemer behauptet, in diesen Prozessen der Reinigung, d. h. der Verwandlung des Eisens zu verschiedenen Verbindungen mit weniger und weniger Kohle (Gußstahl, Hartstahl, Schmiedeisen) eine Stufe sichern zu können, die er Halbstahl nennt, härter wie Schmiedeeisen und weniger zerbrechlich, als Stahl, welches für Zwecke, wo Leichtigkeit, Stärke und Dauerhaftigkeit gleichlich erforderlich sind (also bei allen architektonischen Zwecken, welche das Eisen in geometrischen Proportionen zunimmt), von größten Wichtigkeit sein wird.

Das ist Bessemer's Erfindung. Einige Minuten lang in das erste Fegfeuer einblasen, und die andern fünf sind als nöthige Eisen- und Brennmaterial- und Arbeiterquäterei gestorben. Bester Stahl, jetzt bis 30 Pfund Sterling die Tonne, wird jeder beliebigen Menge für ein Fünftel des Preises zu haben sein. Schmiedeeisen wird um ein Drittel des Preises fallen. England wird direkt jährlich 15 Millionen Pfund Sterling an Eisenproduktion sparen, d. h. es kann für 5 Millionen Pfund Sterling jährlich mehr produzieren, ohne das Anlagekapital zu vergrößern. Das heißt für England noch viel mehr. Es bezieht sein gutes Eisen bis jetzt von Schweden, Rußland u. s. w. für 20 bis 30 Pfund per Tonne. Dies wird England mit Bessemer's Prozeß für 6 bis 8 Pfund per Tonne selber und besser machen. Dies gibt eine Handels-, eine Kulturrevolution von der unermeßlichen „Tragweite."

Um die hiermit im Allgemeinen gegebene Sache noch in ihren Einzelheiten anschaulich zu machen, verweisen wir auf unsere Abbildung eines patentirten Bessemer'schen Apparates. Der Hauptschmelzofen ist wie andere construirt, und besteht aus einem ungeheuren eisernen Außenmantel und einer gemauerten innern Haut. Ersehen auf der Abbildung beide Kopieen seiner Anstalt in Baxter-House, H. Panieras, London. Der Ofen in der Mitte ist der äußere, oben rund, gebaut auf ein starkes Fundament von Steinen. Die innere Konstruktion wird durch Sektionen, die drei abgezeichneten Durchschnitte, anschaulich. Der Schmelzofen besteht aus einem obern und untern Stockwerke. Die geschmolzene Eisenmasse wird durch eine Seitenöffnung in der Mitte aus dem Schmelzofen in den Reinigungsapparat geleitet. Unten in letzterem ist eine ähnliche Oeffnung zur Ableitung des gereinigten Metalls. Die Luft wird durch fünf Röhren von Unten hineingezwungen. Sie drückt mit etwa 10 Pfund auf jeden Geviertzoll, hinreichend, um sie durch die geschmolzene Masse hindurchzutreiben, und sie in allen bewegten, kochenden, kleinsten Theilen derselben reinigend zu verbrennen in genaue Berührung zu bringen und die brennende und chemisch sich zersetzenden fremden Bestandtheile mit furchtbarer Gewalt aus den beiden Oeffnungen oben mit sich fortreißend. Die Richtung der Luft und der von ihr ergriffenen Unreinigkeiten ist durch Pfeile in den zweiten Querdurchschnitte angezeigt.

Wir sehen unter No. I.: 1) Röhre für die Flamme und das Eisen; 2) Oeffnung zum Entweichen derselben; 3) Behälter für das geschmolzene Metall; 4) Eisen zur Wegfallthüre gebrauchte geschmolzen; 5) Oeffnung zur Einführung des Metalls aus dem Schmelzofen; 6) Oeffnungen zur Einführung der Luft; 7) zweite der Art; 8) innerer Mantel; 9) Zapfen zur Ableitung des gereinigten Metalls.

II. B, Behälter für das geschmolzene Eisen; C. Luftröhre. D. Zapfen.

III. 1) Aeußerer Mantel; 2) innerer Mantel; 3) Luftröhre durch die geschmolzene Masse; 4) Luftröhre in Verbindung mit einem Apparate zum Pumpen; 5) Zapfen; 6) Luftweg in Verbindung mit B, den Behälter für die geschmolzene Masse vermittelst der hier eingezeichneten Röhren; 7) Ausweg für die Luft und die Unreinigkeiten.

Vermittelst dieser Verbildlichung wird die merkwürdige, hier verwickelte, lostbare, schwere Arbeiten einem einfachen chemischen Prozesse überweisende Verwandelung des Roheisens in Schmiedeisen und Stahl einleuchtend. Man sieht, daß der Apparat zu einem ordinären Schmelzofen steht, aus welchem die geschmolzene Eisenermasse in den patentirten Apparat geleitet wird. Hier wird durch mächtig eingezwungene Luft eine ganze Reihe reinigender und ausscheidender chemischer Prozesse durch die höchste Temperatur der hitzigste und schnellste Weise hervorgerufen, die bei kalter Luft entweder gar nicht möglich sind, oder viele Jahre brauchen würden, um zu vollenden, was hier in 20 bis 30 Minuten gründlich vollbracht wird. Der Sauerstoff der eingeführten atmosphärischen Luft bemächtigt sich zuerst der in Eisen versteckten Kohle und brennt sie unter Entwickelung der heißesten Flamme als Kohlensäure aus sich fort. Dadurch wird zugleich kohlenstoffgebundenes Eisen in welches zum Theil mit Sauerstoff sich verbindend verbrennt, zu schnell verrostet oder zu Eisenoxyd wird. Aber so schnell und wie

Digitized by Google

olcher Hitze in Rost verwandelt, hat es in der hindurchbrausenden uft keinen Augenblick Ruhe, sondern wird in der geschmolzenen Masse umhergetrieben und unterstützt dadurch die Auflösung anderer remder Bestandtheile vom Eisen. Das flüssige Eisenoxyd saugt und wäscht namentlich das Silicium (Kiesel) des Eisens von jedem ilcheilte ab, und reißt es in der flammend brausenden Luft mit ort. Ebenso geht's dem Schwefel, der bei niederer Temperatur am besonders hartnäckig am Eisen hängt, jetzt aber von den feurigen Armen des Sauerstoffs als schwefelsaures Gas an die Luft gejagt wird.

Dieser Lüftungsprozeß wird etwa 20 bis 30 Minuten fortgesetzt, um hämmerbares gutes Eisen zu gewinnen. Zwanzig bis dreißig Minuten! Ja, da liegt der Haken. Manchmal kömmt's auf eine Minute an. Bei der ungeheuern Feurigkeit und Schnelligkeit der chemischen Prozesse kann eine Minute zu lange Alles verderben, und e ganze Masse in spröde, krystallinische, unbrauchbare zerbrechliche chlacke verwandeln. Das Schlimmste ist, daß die rechte Zeit icht vom besten Chronometer gemessen werden kann. Sie hängt von der Masse des Eisenbreies, der Energie der Blasebälge und deren Luftzufuhr und andern Kleinigkeiten ab. Das läßt sich jedoch von feiner Beobachtung, Wissenschaft und deren Instrumente, mit denen man Quantitäten und Qualitäten der Körper auf's Genaueste messen und regulieren kann, Alles überwinden. *

Und so steht zu hoffen, daß wir „sünfzehns Eichenholz" sehr wohlfeil als Bauholz und Mauerwerk, und tausenderlei wohlfeile Werkzeuge der Freiheit über die Erde und ihre Gewalten, der Fülle und Schönheit des Lebens, aus dieser Erfindung hervorquellen sehen.

„Heilaud soll das Eisen sein," sang ein deutscher Dichter. Und ein anderer:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!"

* Wie es scheint, ist bereits diese Schwierigkeit überwunden und Bessemer's Erfindung durch eine sichercre von Uchatius in Wien, Eisenerz durch Schmelzstahl in Gußstahl zu verwandeln (in England bereits patentirt), gelchlagen, um so mehr, als Bessemer's Feuerung immer noch unvollkommen reinigen und namentlich Phosphor und Schwefel nicht ganz austreiben können.

D. Redakt.

Blätter und Blüthen.

Aus Lengenfeld wird die Redaktion brieflich aufgefordert, den vorgen, wie wir den im übrigen Medicinalgesetz v. 9. ds. enthaltenen Passus darüber Auskunft zu verschaffen, ob der dort in Betracht r. S. daselbst die Wissenschaft auf seiner Seite gehabt habe,

indem er bei der Kirchenbehörde darauf angetragen hatte, daß sämmtliche auf dem Friedhofe zu Lengenfeld stehende Bäume Eisentisch verkleidet und umgebauen werden, weil Bäume die Träger schädlicher Ausdünstungen seien."

Die Redaktion hat auf den Wunsch des Herrn Briefstellers dem Ungezeichneten diese Aufforderung zugetheilt, welcher hierauf Folgendes wiedert:

„Aus dem Briefe geht hervor, daß die Bäume, etwa 20 an der Zahl, des 50jährige Linden, Kastanien und wilde Kirschbäume gewesen nd (denn dem hiesigen Gerichtsarzten Gedote ist Genüge geschehen). Sie wern „die Träger" schädlicher Ausdünstungen genannt, und damit ohne weifel entweder gemeint, daß die Bäume durch ihre Laubkronen das Entziehen der Fäulnißausdünstungen der Gräber, welche sich in den untern tockschichten anhäufen, verhindern, sie gewissermaßen der Ausdünstungen ihren Laubkronen festhalten: oder, daß die Bäume die in dem Boden ch die Wurzeln aufgesogenen Gase durch ihre Blätter in die Luft verreiten. In einem wie im andern Falle ist die Wissenschaft anderer einung. Sie muß vielmehr sagen, daß die Bäume mit ihren tiefgehenWurzeln die Verwesungsreste als ihnen gedeihliche Nahrung annehn, und dadurch wenigstens theilweise deren Empordringen und Mischen t der atmosphärischen Luft verhindern. Die von den Wurzeln eingenen Stoffe werden aber von den Blättern nicht als solche wieder ausbracht, indem dieselben wesentlich des Wasser in Gasform und Sauerff ausscheiden und in letzterem der Atmosphäre sormwährend das Element führen, welches allein das Athmen der Menschen und Thiere möglich cht (wovdald bekanntlich früher das Sauerstoffgas Lebensluft genannt rde), während die Pflanze Kohlensäure (das Erzeugniß aller Verbrenngs- und Verwesungsvorgänge) als eine ihrer hauptsächlichsten Nahrgsmittel einzaug, welche die Menschen und Thiere ausbauchen. Das

Das bekannte große Ausgleichungsgesetz zwischen den zwei organischen ichen. Menschen und Thiere athmen Sauerstoff ein und bauchen Kohlsäure aus, bei den Pflanzen ist es umgekehrt. Kohlensäure ist jenen, die Athmungswerkzeuge gebracht, tödtendes Gift, den Pflanzen ist sie reibliche Nahrung. — Durch Ausbauchen von den Blättern aufgeenen Gase können die Bäume also sicher nicht schaden, denn diese bet nicht statt.

Wären die Bäume unverdunstende, lebloje, trockne Gebilde, wie es s erstorbene Land, wenn es am Baume bliebe, während des Winters wirde, so wäre es allerdings denkbar, daß in ihnen die städtischen sbauchungen eines Friedhofes festhalten könnten, denn die Luft besitzt bestem Grade das Anhaftungsvermögen. Aber auch dann noch müßten e die Luftströmungen hinwegdenken, welche nicht dulden, daß sich Gase einem ihnen zugänglichen Raum dauernd ansammeln. Jeder Regen irde übrigens die an den todten Blättern anhaftenden Gase abwaschen, n sich auflösenden und als lösungende Stoffe den an Boden waschenPflanzen zuführen. Da wir nun obendrein wissen, daß die Pflanzen Tage ohne Unterlaß Sauerstoff ausbauchen (bei Nacht hauchen sie wie Thiere Kohlensäure aus), der, wie es seine Eigenschaft, man könnte en, Leidenschaft ist, Alles zerfetzte, so ist auch nicht anzunehmen, daß sich ädliche Ausdünstungen in dem Sauerstoffbaumreichthum, was eine Linde ist, lange unverändert halten können. Ich kann deshalb die Bäume ht für Träger solcher halten, und ist mir diese Auffassung derselben neu, den pontinischen Sümpfen werden die Bäume als Luftinigungsmittel angesehen.

Demnach muß ich, bis ich eines Andern belehrt werde, glauben, daß ie Bäume einer gut gemeinten, aber wissenschaftlich nicht gerechtfertigten ifsicht zum Opfer gefallen sind. E. A. Roßmäßler.

Ein Affenstreich. Es war in schwüler Mittagsstunde unter der brenden Sonne Indiens, als ein junger Engländer auf der Jagd zufällig an das stille Ufer eines abgelegenen Sees kam, wo seiner ein merkwürdiges Schauspiel harrte. Ein Pavian, der sich unweit breitete seine mächtigen Aeste weit über das Wasser hinaus, und auf einem der untersten und stärkst-n lag in sich zusammengerollt eine Riesenschlange in sanftem Mittagsschlafe, während doch über ihr ein kräftiger Pavian mit gespanntester Aufmerksamkeit das Nahen eines gewaltigen Krokodils beobachtete, das sodasselbe von der langsamen Strömung dem Baume zugetrieben wurde. In dem Augenblicke, wo das Krokodil gerade unter dem Aste durchkam, warf sich der Affe plötzlich auf die Schlange und stürzte mit ihr hinab auf den Saurier. Im Nu jedoch war er wieder am Ufer und auf dem Baume, von wo er in Sicherheit den weiteren Erfolg seines Streiches abwartete. Die beiden Ungethüner, so heftig aus ihrem Schlafe aufgeschreckt, begannen sogleich einen Riesenkampf. Der Saurier hatte seine scharfen Zähne dichten in den Leib der Boa gebohrt, während diese den Gegner in ihren mächtigen Windungen zu erdrücken suchte und beide das bisher so stille Wasser in hohe schaum- und blutbedeckte Wogen aufpeitschten. Je wilder der Kampf tobte, um so heller und ermunternder hyrang der Affe auf dem Baume herum, leitete heraß bis nicht über die Fremde und weidete sich an dem Anblick ihrer Wuth und ihrer Schmerzen. Endlich ward es zu viel für die Schlange: sie zerriß und schlug todtes dahin, und auch das Krokodil war augenblicklich tödtlich verwundet. Die Boa, die sich in ihrer Verzweiflung ganz besonders gegen das Pavians reitze ihn jetzt, sich zum Rächer der beiden Opfer seiner Bosheit aufzuwerfen und er sandte ihm dabei zum Schlusse des Spieles eine Kugel zu: allein er fehlte, und höhnisch schnatternd entsprang der unverletzte Affe in den Wald. Wer weiß, ob er nicht selbst hier nur eine hochheitige Bohme an den Medern seiner Verwandten geübt hatte?

Schuldisciplin in Dahomey. Eine der gebräuchlichsten und furchtbarsten Strafen für unfolgsame Jungen in Dahomey — dessen König einen sehr einträglichen Handel mit Weibern treibt, die sammt und sonders sein Eigenthum sind — besteht darin, daß man ihnen rothen Pfeffer in die Augen reibt. Ihr Schreien und Brüllen bei dieser landesüblichen Operation übersteigt alle Vorstellung des Entsetzlichen, und es muß in der That auch Wunder nehmen, daß ihre Sehkraft nicht gänzlich dadurch zerstört wird. Doch ist dem Fall bekannt, wo ein dauernder Nachtheil der Augen wahrgenommen worden wäre, der einen Weg entsprungen wäre. Erwachsene Uebelthäter unterliegen zuweilen einer noch peinlicheren Strafe ähnlicher Art: sie werden nämlich an Händen und Füßen unter dem Dache ihrer Hütte aufgehängt, und nun wie ein Schinken gründlich mit Pfeffer geräuchert. Das schöne Geschlecht jedoch hat seinen Antheil auch an dieser Procedur, ihm ist in ganz Afrika ausschließlich — das Prügeln vorbehalten.

Auf diese, bei uns doch allzu lostspielige Verwendung jenes Gewürzes bezieht sich denn wohl auch der oft gehörte Wunsch, durch welchen einem Mißliebigen zu verstehen gegeben wird, er möge sich doch lieber nach Indien begeben, seinem Lande bezehren, wo der Pfeffer daheim ist, und ohne unbilligen Aufwand seine Besserungskraft an ihm bewähren kann.

Amerikanische Sonntagsfeier im vorigen Jahrhundert. Bekanntlich hatten die puritanischen Vorältern der Neuengländer nicht nur die sämmtlichen Vorschriften der Pharisäer über die Sabbathfeier auf den christlichen Sonntag übertragen, sondern wo möglich sie noch verschärft, die endlich jede menschliche Regung, geistig oder leiblich, an diesem Tage mit dem schwersten Anathema belegt war. Höchst-schlichtern sangen endlich die Amerikaner, wie die Engländer, an, sich von diesem, dem Geiste des Christenthumes so widersprechenden äußerlichen Formenzwang zu emancipiren, und wenigstens sind jetzt Vorfälle wie der nachstehende weder diesseits noch jenseits des atlantischen Oceans mehr zu gewärtigen.

Einige Jahre vor Ausbruch des Streites zwischen den amerikanischen Kolonien und dem Mutterlande befand sich der Kapitain eines englischen Kriegsschiffes auf Stativn in Boston, von wo aus er zu Zeiten Kreuzfahrten machte, um den englischen Handel zu beschützen. Es traf sich unglücklicherweise, daß er von einer dieser Fahrten gerade an einem Sonntage heimkehrte; und da er seine Frau in Boston gelassen hatte, eilte sie ihm entgegen an den Strand, wo er bei seiner Landung sie zärtlich um arme und küßte. Dies gab den umstehenden Amerikanern, die Bostonern gewaltigen Anstoß und wurde für eine große Unschicklichkeit und schwere Verletzung des Sabbaths angesehen. Der Kapitain wurde denn auch gleich den nächsten Tag vor den Magistrat geführet, der ihn mit vielen strengen Vorwürfen und frommen Ermahnungen verunstalte, öffentlich vierzig Streiche weniger einen zu empfangen. Der Kapitain verbiß so weit möglich seine Entrüstung, und da diese Strafe, ihrer Häufigkeit wegen, keine besondere Ehre nach sich zog, lebte er wie vorher in der besten Gesellschaft und wurde überall freundlich empfangen.

Endlich war seine Stationszeit abgelaufen und er wurde zurückgerufen. Er ging daher mit anscheinender Betrübniß, um Abschied von seinen wirklichen Freunden zu nehmen; und damit sie vor ihrer gänzlichen Trennung doch noch einen vergnügten Tag mit einander verleben, und er die vornehmsten Magistratspersonen und Stadträthe in für den Tag seiner Abfahrt zu einem Mittagsmahle auf seinem Schiffe ein. Sie nahmen die Einladung an, und nichts konnte heiterer und gemüthlicher sein, als das Fest, welches er ihnen bereitet hatte. Endlich erschien der fatale Augenblick, der sie trennen sollte; der Anker war gelichtet, die Segel waren aufgespannt, und nur das Zeichen zur Abfahrt fehlte noch. Nachdem er gerührt Abschied von ihnen genommen hatte, begleitete der Kapitain seine ehrenwerthen Gäste auf das Verdeck, wo der Hochbootsmann mit seinen Leuten schon zu ihrem Empfange bereit stand. Hier dankte er ihnen nochmals für alle Freundlichkeiten, die sie ihm erwiesen hatten und deren Erinnerung, wie er versicherte, ihm nie entschwinden werde. War es ihm leider auch nicht möglich, das Genossene einiger Maßen zu erwidern, so bliebe doch noch eine Artigkeit zwischen ihnen auszutauschen, die, weil es in seiner Macht läge, er ihnen aufs Genaueste vergelten wolle. Er erinnerte sie nun an das Versprechen, und nachdem er seinen Leuten gewinkt hatte sie zu binden, lief er Einem nach dem Andern von dem Hochbootsmanne mit der neunschwänzigen Katze vierzig vollwichtige Streiche weniger einen aufzählen. Unter dem Jubelgeschrei der Mannschaft wurden sie hierauf schnell in ihre Boote gepackt, und mit vollen Segeln verließ der Kapitain den Hafen.

Das Lied von den Rosen.

Wollen kamen gezogen,
Wo sinnend die Jungfrau stand,
Die hatten viel glühende Rosen
Dem Abendrothe entwandt.

Sprach die erste: „Rosen der Freude,
Die bring' ich, du liebliches Kind,
Zu schmücken zwei scheimische Grübchen —
Nimm sie verbildlichen geschwind."

Die andere: „Rosen der Liebe,
Die hege am Herzen sein!
Dann strahlen ihr Wangen und Auge
Im lieblichen Widerschein."

Und wie die beiden entflogen,
Da sprach die dritte recht mild,
Und reichte zwei schneeige Blüthen
Noch zart von der Knospe nuhhüll:

„Sieh hier des Schmerzes Rosen!
Wenn alle die andern verblühn,
Dann weiden, im bleichen Schimmer,
Die meine Zinnen erblühn."

Hermann Schulz-Delitzsch.

Die Familie als Schule der Natur von Berthold Sigismund heißt ein Büchlein, welches als zweites Bändchen der bereits angekündigten „Bücher der Natur" so eben erschienen ist. Denen die naturwissenschaftliche Bildung ihrer Kinder am Herzen liegt, möchten wir dieses eben so sinnig wie unterrichtend geschriebene Buch dringend empfehlen. Es wird Allen eine sehr willkommene Gabe sein. Jeder Erwachsene, wenn er auch Grimm's Grammatik nicht studirt hat, lehrt sein Kind die Sprache. So kann auch jeder tüchtige Vater mit der Liebe zu seinem Kinde die Liebe zur Mutter Natur verbinden, sein Kind anleiten, mit der Natur zu verkehren, mit ihr zu reden, sie verstehen und zu lieben, wenn er nur offene Sinne und Lust am Lernen hat. Und reichlich belohnt wird er nicht nur durch den späteren Dank des Kindes, sondern auch durch die Freude des Augenblicks. Auge und Ohr gehen dem Vater auf, wenn er sein Kind in die Natur einführt, und seligste Naturfreude weht ihm auf jedem Spaziergange an. „Auch der Forscher wird alt," hat Novalis schön gesagt; der Vater, der auch so laienhaft mit seinem Knaben an der Hand zur Natur in die Schule geht, wird selbst zum naiven, morgenfrischen, glücklichen Kinde. Büchlein lehrt nun, wie Eltern ihren Kindern die Naturwissenschaften pflanzen können. Es werden darin keinesweges ideale Anforderungen an Eltern und Kinder gestellt, sondern nur Laien vorausgesetzt, die ihre Lust so gut als die Natur lieben; Laien, die wissen, daß die süßeste Muße, verständiges Studium nachzuholen, darin besteht, dasselbe mit den Kindern zu treiben. Wir können das hübsch ausgestattete illustrirte Buch allen Eltern mit Ueberzeugung empfehlen.

Als schönstes Festgeschenk für alle Familienkreise

empfehlen wir die

Gartenlaube. Jahrgang 1855.

geh. 2 Thlr.,

eleg. geb. in gepreßte Decke $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Aus dem reichen Inhalte dieses Jahrganges, der an Gediegenheit den früheren nicht nachsteht, führen wir nur einige vortreffliche Sachen an. Derselbe enthält unter Anderem:

Novellen von **Gerstäcker, Bernd v. Guseck, W. O. v. Horn, Louise Otto, Elise Polko, A. Schrader, Ludwig Storch, A. Temme,** (Verfasser der neuen deutschen Heldenlieder), **Feodor Wehl** u. m. A.

Eine große Reihe Aufsätze von

Professor **C. Bock** über den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande,

Naturwissenschaftliche Aufsätze und populär chemische und physikalische Mittheilungen von Dr. **H. Hirzel, Karl Müller,** Prof. **E. A. Roßmäßler,** Dr. **Willkomm,**

Kulturgeschichtliche Bilder und Mittheilungen über Erziehungswesen von Prof. **K. Biedermann,**

Musikalische Briefe von Prof. **J. C. Lobe,**

Schilderungen — Reiseskizzen — Jagdabenteuer — Lebens- und Verbrecherbilder aus London, **von Beta** — Originalmittheilungen von sich türkischen Kriegsschauplatze, mit Abbildungen — Briefe aus Amerika — Pariser Bilder und Geschichten — Schilderungen aus Volksleben — Interessante Mittheilungen aus Asien und Afrika — Skizzen aus Ungarn rc.,

Biographien und **Charakteristiken** mit vortrefflich ausgeführten ähnlichen **Portraits** von

Barth und Overweg — Beranger — George Cuvier — Goethe's Eltern — Jolander Lei — Heinrich König — Palmerston — Paul — Pelissier — Schiller in Volstädt — Schiller's Eltern — Schiller's Frau — v. Schön — K. Simrod — Freiherr v. Stein — Max Waldau (Georg Hiller v. Gaurnlobitz),

Von den zahlreichen künstlerisch schön ausgeführten Illustrationen nennen wir nur folgende:

Die russische Armee — Die Besatzerin — Des Adlers Horst — Das Cäsell der Semiramis in Ban — New-York aus der Vogelschau — Der Krim-Palast des Fürsten Woronzow — Kriegsmaschinerien in England — Die Krim aus der Vogelschau — Der Platz der Industrie-Ausstellung in Paris — Marseille — Ungarische Haidebschnucke — Galileo Galilei — Sebastopol und der Kampfplatz vom 5. Kornsaulin aus gesehen — Brest — Baschi Bozuks vor einem Ueberfall — Helgoland — Verwundeten-Transport der Alliirten nach der Schlacht — Der Comet See und seine Umgebung — Der Ozean auf dem Tische — König Ludwig von Baiern und Kaulbach — Aus dem Kampfe in der Krim — Französische Garde Kürassiere — Odessa — Des Weinhändlers Rache — Sebastopol, Süd- und Nordseite.

Für die langen Winterabende ein Buch der Belehrung und Unterhaltung wie kein zweites.

Leipzig, im December 1856.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Der Taubenthurm.

Eine Novelle aus der Criminalpraxis.

In einem Dorfe, nahe bei einer Provinzialhauptstadt, liegt ein Landhaus von auffallend hübschem und behaglichem Aussehen.

Es wurde zur Zeit, wo unsere Erzählung spielt, von einem alten, würdigen Ehepaare, dem invaliden Hauptmann von Moorhagen und seiner Gattin bewohnt. Eine Pflegetochter, Theodore Stille genannt, theilte diese Einsamkeit, und die Gemüthsart dieser drei Menschen war von der Beschaffenheit, daß sie mit einander eine Art Himmelsruhe zu genießen im Stande schienen.

Die Erde mit ihren Leiden und Plagen duldet nur dergleichen Himmelsfrieden nicht immer. Besonders Theodore, ein äußerlich ruhiges, aber innerlich leicht bewegtes und tief fühlendes Mädchen, wurde mannigfach vom Schicksale heimgesucht, um die Geisteskraft zu bethätigen, die nothwendig zum Kampfe mit irdischen Heimsuchungen ist. Ihre Pflegeeltern waren schon in das Stadium des Alters getreten, wo des Lebens Harm die Menschenbrust nur oberflächlich berührt, und sie saßen Beide an einem Juniabende, im Glanze der untergehenden Sonne, mit so behäbigem, zufriedenem Wesen unter den schützenden Marquisen eines Gartenzeltes, daß sie ein richtiges Bild des glückseligsten Alters abgaben.

Vor ihnen stand ein Tischchen mit einem feinen Abendbrote servirt, seitwärts sah man ein zweites Tischchen mit dem vollständigen Comfort eines Theetisches, woran Theodore beschäftigt war den Thee zu bereiten.

Aber noch eine vierte Gestalt müssen wir in's Auge fassen, die nur von Zeit zu Zeit sichtbar wurde, wenn sie aus einem der schönen Bosquetwege nach dem andern hinüber wandelte. Es war Leopoldine von Moorhagen, die Gattin eines Neffen, die seit zwei Tagen, zum Erstaunen der Landhausbewohner, zum Besuche hier weilte. Jetzt hatte sie die friedliche Gesellschaft nach der ersten Tasse Thee verlassen, und ging mit einem Buche in der Hand in dem duftigen Abendgolde des sinkenden Tages spazieren. Dem alten Hauptmann schien die lesend spazierende Dame wenig Sympathie einzuflößen. Jedesmal, wenn sie sichtbar wurde, streifte ein spöttischer Blick ihre Gestalt und das Lächeln, womit er dann der Gattin Augen suchte, verrieth das Einverständniß mit dieser.

„Was liest sie denn?“ fragte die alte Dame ihre Pflegetochter, die ihr eben die letzte Tasse reichte und die Zuckerdose näher rückte.

„Gallerie berühmter Frauen,“ entgegnete Theodore lachend.

„A —h! Sie rechnet sich sicherlich zu dieser Sorte!“ spottete der alte Herr.

In diesem Momente erschien Frau Poldine, wie man sie zu nennen pflegte, am Eingange des Bosquets, schaute einige Minuten auf die Gruppe und rief, als das Theegeschäft beendet zu sein schien, mit ziemlich heftigem Tone den Namen des jungen Mädchens. Theodore wandte sich zu ihr, blieb aber stehen. Frau Poldine winkte.

„Kommen Sie her, Dora!“ sprach sie im Herrschertone.

Als Dora dessen ungeachtet zögerte, und die Bedienung ihrer Pflegeeltern für wichtiger zu halten schien, da sagte die alte Dame beschwichtigend:

„Geh' nur, mein Kind — wir sind fertig. Geh', damit wir keine Scene erleben.“

„Wie kann man sich so lange mit dem elenden Geschäft des Theetrinkens aufhalten!“ rief Frau Poldine entschieden verächtlich dem sich schnell nähernden Mädchen zu. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Dora!“

Dora's Schweigen, denn sie hatte jedenfalls eine neugierige und theilnehmende Frage erwartet, verstimmte und reizte die junge Dame. Ihre Mißlaune klang herbe wieder in dem Tone, womit sie fortfuhr:

„Euch hier, in dem Paradiese des Eises und des Schnees, scheint nichts in Verwunderung und Erstaunen bringen zu können. Es ist Euch wohl kaum eingefallen, darüber nachzudenken, was mich zu einer Zeit, wo sich unsere verwandtschaftlichen Bande zu lösen und zu zerreißen schienen, hierher geführt hat?“

Diese Frage verdiente eine Antwort. Dora maß die junge Frau, welche so übermüthig ihr Urtheil herausforderte, mit lächelnden Blicken, ehe sie antwortete:

„Sie irren, Frau Poldine! Wir haben uns schon den Kopf darüber zerbrochen, und haben täglich irgend einer Explosion Ihrer extravaganten Laune entgegengesehen.“ Das lebhafte Mienenspiel Dora's zeigte momentan eine große Neigung zu einem Spottlächeln, allein sie verbarg es schnell.

„Aber Sie haben nichts errathen?“ fragte Frau Poldine.

„Ich habe mir keine Mühe gegeben — die Lösungen Ihrer Launen kommen von selbst und früh genug.“

„Viel Geduld und wenig Neugier!“ warf Frau Poldine ein. „Die Lösung wird Sie diesmal nicht erfreuen.“ — Das Mädchen dachte daran, daß zu einer solchen Voraussetzung gar kein Anlaß vorläge. — „Sie haben meiner Verbindung mit Richard von Moorhagen niemals das Wort geredet —“

„Nein, Gnädige! Nein!“ unterbrach Dora sie mit tiefem Ernste. „Niemals, gottlob niemals, habe ich zu dieser Ehe gerathen!“

„Weil Sie selbst Richard liebten. Ich weiß —“

„Sie wissen gar nichts, Frau Poldine!" warf Dora barsch und trocken hin. „Was wollen Sie jetzt von mir?"

Die Kälte und Entschlossenheit Theoderens, welche in solchen Momenten an Grobheit grenzten, hatten für die Weltdame Poldine immer etwas Imponirendes. Das war leider von dem Mädchen oft genug erprobt.

„Was ich von Ihnen will?" wiederholte sie, ebenfalls wieder etwas eingeschüchtert. „Ich will Ihnen gestehen, daß ich Hoffnung, ganz fest begründete Hoffnung auf eine Versöhnung mit Richard habe," — Theodore zuckte heftig zusammen und ihre Wangen röheten sich — „daß ich deshalb meinen Aufenthalt hier genommen habe, nun hier, wo ich vor vier Jahren das erste Geständniß seiner Liebe empfing, von Neuem glücklich zu werden," schloß Frau Poldine triumphirend.

Theodore war sichtlich überrascht, ja unzweifelhaft erschrocken über diese Berichterstattung. Ihre Fassung hatte einen argen Stoß erlitten, und sie stammelte verwirrt:

„Ich verstehe das nicht! Ich weiß nicht, wie ich Ihre Erzählung deuten soll! So viel mir bekannt ist, kann Ihre Ehe mit Richard so gut als getrennt betrachtet werden — die gerichtlichen Erkenntnisse —"

„Sind nicht mehr nöthig," fiel Frau Poldine hastig ein, und fügte mit Pathos hinzu: „Richard wird kommen — wir werden die trüben Tage versenken in das Meer der Vergessenheit, mein Gatte wird an keine Trennung mehr denken, wenn er wieder in meinen Armen ruhet — Richard wird hierher kommen, um mich zurück in sein Haus zu führen."

„Richard — hierher kommen?" fragte Dora, nun aus ihrer Betäubung erwachend. „Ihretwegen hierher kommen — Sie abholen? Es ist nicht wahr!"

„Sehen Sie dort hin!" rief Triumphirend Frau Poldine. „Erkennen Sie, wer dort auf den Flügeln der Eile, von heißer Liebe getrieben, daherjagt?"

Dora sah hin. Sie standen nahe der Gatterthür, die seitwärts auf die Landstraße führte. Ein Reiter kam wirklich angesprengt; ihre scharfes Auge erkannte Richard von Moorhagen. Kalt und entschlossen hob sie stolz den Nacken.

„Es ist mir unbegreiflich, allein ich muß zugestehen, daß Sie Recht haben," sagte sie fest, ihr innerliches Beben bemeisternd. „O, Männerschwäche, Männereitelkeit, Männerwankelmuth und Männereigennutz!" dachte sie.

Ihrem Geiste rauschten alle die gräulichen Scenen vorüber, welche abgespielt wurden, bevor Richard von Moorhagen sich zur Trennung seiner Ehe entschloß; ihrem Gedächtnisse fielen alle die Worte ein, womit der unglückliche junge Mann seine Ehe mit Leopoldine verflucht und sie eine Hölle genannt hatte. Jetzt war diese Ehe gerichtlich gelöst, täglich mußte die gerichtliche Einwilligung zur Scheidung erwartet werden und jetzt, jetzt kam er zu dieser Gattin, um eine Versöhnung zu feiern?

„Es ist mir unbegreiflich!" sagte sie nochmals.

„Mag sein," erwiederte Frau Poldine, mit schmachtenden Blicken dem schnell näherkommenden Reiter entgegensehend, „aber Sie sehen, es ist wahr! Ich verlange nun weiter nichts von Ihnen, als daß Sie jedes Lauscherohr von meinem Zimmer fern halten, und daß Sie sich selbst auf keine Weise, wie sonst, in unsere Zusammenkunft eindrängen."

Theodore maß die Dame mit einem stolzen, zornigen Blicke und ging, ohne ein Wort zu erwiedern, dem Zelte zu, wo neugierig ihre Pflegeeltern ihrer harrten. Frau Poldine winkte grazios einen Gruß zu denen herüber, und verschwand im Portale des Hauses. Gleich darauf hielt der Reiter vor dem Landhause an, übergab sein Pferd dem kleinen Hausburschen, der herbeisprang, mit der Weisung, es langsam herumzuführen und schritt eilfertig, mit bewölkter Stirn und zusammengekniffenen Lippen die Treppe hinauf, der Frau Poldine nach, die ihm schweigend winkte.

Theodore mußte den alten Pflegeeltern währendeß erklären, was die Ankunft Richard's zu bedeuten habe. Dann neigte sie tief ihr Haupt auf eine Arbeit und grübelte.

Was sollte sie von diesem Schritte des jungen Mannes denken, wie ihn deuten, wie ihn entschuldigen? Schon ein Mal im Leben hatte das Betragen Richard's Zweifel an Menschenwerth in dieser jungen Brust entzündet, schon ein Mal war ihr Herz in Zwiespalt mit der Vernunft gerathen seinetwegen, und nur das weibliche Erbarmen hatte die Kluft wieder ausgefüllt, die von ihrer innerlichen Verachtung aufgerissen worden war, als ihn Eitelkeit und Eigennutz getrieben hatte, Trost bei ihr zu suchen. Sie selbst hatte ihm, zwar nicht durch Ring und öffentliches Gelöbniß, aber durch jahrelanges stilles Lieben angehört, bevor er vor den Augen der reichen Goldschmiedstochter, Leopoldine Bernhard, gefand, und von ihr in ihren Goldnetzen gefangen wurde; aber sie hatte sich mit weiblicher Würde so fein und schnell in die Schranken der Schwesterlichkeit zurückgezogen, daß Richard sie sicher vor sich, von seinem Lebenswege fand, als er erst mit Schrecken gedachte, seinen Bund mit ihr lösen zu müssen. Seine Ehe war eine Hölle! Er selbst nannte sie schon nach Jahresfrist so, und ertrug diese Qual der Verdammniß drei volle Jahre, ehe er sich zu dem widerwärtigen Schritte der Scheidung entschließen konnte. Wund an Geist, Herz und Seele, suchte er das Landhaus auf, und er fand nachsichtige Richter in seinen Verwandten und Theodoren.

Noch vor drei Wochen hatte Richard mit bleibendem, brennendem Blicken dem Mädchen gestanden: seine Sünde gegen sie, von dem Feuer dieser Höllenqualen gesühnt — und nun? Theodore hob den Blick nicht anklagend auf gegen den Himmel, aber die große, krystallhelle Thräne, die auf ihre Hände tropfte, enthielt eine herbe Klage.

„Freilich," kalkulirte sie weiter im trübselig stummen Grübeln, „freilich, Leopoldinens Geld ging ihm verloren, wenn er sie nicht gab, freilich, sein luxuriöses Leben, seine Reisen, seine Pferde, seine Hunde, seine Gesellschaften — Alles schwand wie durch einen Zauberschlag — daran mochte er nicht gedacht haben, und daran mochte ihm die dargebotene Aussöhnung erwünscht gerathen sein."

Eine unsäglich bittere Empfindung durchwogte Theodorens Brust. „Mag er sein Unglück tragen," flüsterte sie heiser, jetzt die Stimmen der beiden Gatten deutlicher vom Hause herüberdringen.

Doch als endlich Worte der Verwünschung und der Drohung erschallten, als den Lippen der Frau Poldine jene kreischenden Töne des kindischen Wahnsinns, womit sie ihr Recht zu verteidigen suchte, entflohen, als wild und wirr der schauderhafte Zank anhob, immer solche Scenen beschloß, die vom Widerspruch der frechen Anmaßung angesacht und von der Ungeduld des spröden Mannes gemüthes bis zur äußersten Grenze der Heftigkeit getragen wurden, da kehrte doch wieder Mitleiden in Theodorens Brust zurück.

Ihre Pflegeeltern hörten mit steigendem Unbehagen auf den Lärm der streitenden Stimmen. Der alte Herr wies ärgerlich auf der Landstraße, wo zwei Bauerweiber horchend stehen blieben, die alte Dame sagte bittend:

„Geh' hinauf, Dora, bitte — gehe hinauf, und ermahne zur Ruhe!"

Theodore lehnte zuerst entschieden diesen Auftrag ab, mußte sich auf Leopoldinens specielen Befehl, sich nicht einzudrängen, und nach überwältigte aber die Furcht vor dem Ausgange immer heftiger entflammten Streites ihre Scrupel und ihre nicht mit leichtem Herzen, dem Hause zu. Wie oft, wie oft hatte sie schon zwischen diese beiden Menschen treten und nun durch ihre imponirende Ruhe ein Gleichgewicht herstellen. So schwer, wie an diesem Tage war es ihr aber noch nie geworden. „Es ist zum letzten Male," sagte sie leise, als sie den Hausflur trat.

In diesem Momente wurde oben eine Thür gewaltsam aufgerissen, Männerschritte schallten und ein gellender, gräßlich durchdringender Schrei durchzitterte das ganze Haus. Richard stürzte wild die Treppe hinab.

„Was ist geschehen? Um Gotteswillen!" schrie Theodore ihm entgegen. Er blieb nicht stehen, rief aber im Vorbeieilen:

„Es ist ein entsetzliches Weib — ich gehe, um einen Arzt zu suchen, wo ich mich verbergen kann; mag sie zur Hölle kommen, woher sie entstammt ist!"

Mit Blitzesschnelligkeit war er draußen, schwang sich auf sein Pferd, und flog den Weg zur Stadt hinab.

So hatte ihn Theodore noch nicht gesehen! Eine fürchterliche Angst schnürte ihr die Brust zu und raubte ihr jede Willenskraft. Sie trat hinaus in's Freie und schaute ihm nach. Eine schmerzliche Trauer, aber auch eine unendliche Liebe lag in dem Blicke, womit sie seine Spur verfolgte — da schallte ein neuer Schrei, wie als herzzerschneidender Schrei, wie vorher, durch das Haus. Theodore

und weckte das arme Mädchen aus ihrem unthätigen Nachsinnen. Tief aufseufzend machte sie Anstalt hinaufzugehen, wo die traurige Nothwendigkeit ihrer wartete, ein krampfhaft aufgeregtes, halb wahnsinniges Weib zu beruhigen.

Wer kann es ihr verargen, daß sie langsam und widerwillig jeden Schritt zählte und sich nicht beeilte, hinaufzukommen, daß sie mit gleichen Empfindungen die Thür aufstieß, die nur angelehnt war. Aber, welch ein Anblick wartete ihrer! Leopoldine, ausgestreckt auf der Erde liegend; überschwemmt von Blut, das ihr vom Halse hervorgequollen; mit dem Tode ringend, schon starr und kalt und ohne Bewußtsein —.

Ohne einen Laut des Schreckens und rasch übersehend, was noth that, stürzte Theodore zu der Unglücklichen nieder und preßte ein Taschentuch auf die Wunde am Halse, der noch immer unaufhaltsam das klare rothe Blut entrieselte. Dann erst rief sie nach Hülfe und blieb in derselben Stellung eine volle Stunde, bis der herbeigeholte Arzt sie erlöste und die Ader kunstgerecht verband, welche sie durch ihre rasch ergriffene Mastregel wenigstens verstopft hatte. Aber das Leben Leopoldinens schwebte dennoch in der höchsten Gefahr, sie hatte sich verblutet, bevor Theodore zu ihrer Hülfe herangekommen war.

Was war vorgefallen? Wer war der Thäter dieses Mordes? Der Doktor war der Erste, der diese Fragen aufwarf und mit Späherblicken nach dem Instrumente forschte, mit welchem der Schnitt am Halse, unbestreitbar in der nicht ganz gelungenen Absicht denselben zu durchschneiden, vollführt war.

Es mußte nach seiner Ansicht ein sehr scharfes und spitziges Messer oder ein Dolch gewesen sein. Zuerst suchte man vergeblich, dann aber entdeckte man mit Erstaunen in einem sehr zierlichen kleinen Messerchen, das blutgetränkt in der Spitzengarnirung von Leopoldinens kleide hing, die Waffe, die man sich groß und gefährlich gedacht hatte. „Richard v. Moorhagen" stand in dem silbernen Griffe eingravirt. Der Arzt wickelte es behutsam ein und steckte es zu sich. Sein Gesicht verrieth, was er dachte und Theodore zitterte wie vom Fieber geschüttelt, bei der Erinnerung an die Abschiedsworte des unseligen Mannes.

Sie richtete einige bittende Worte im Schrecken an den Doktor, allein dieser begegnete ihr kurz und unfreundlich.

„Es ist hier ein Mord beabsichtigt, das unterliegt gar keinem Zweifel, und ich kenne meine Pflicht," sagte er Abschied nehmend. „Die verwundete Dame bedarf der sorgsamsten Pflege; ich mache Sie, Fräulein Dora, dafür verantwortlich; morgen früh bin ich wieder hier."

Theodore setzte sich geduldig an das Lager Leopoldinens, um sie zu bewachen, der Arzt stieg in den Wagen und fuhr durch die dunkle Nacht heim. In der Finsternis pflegen alle Gespenster aufzuschleichen und alle ungewöhnlichen Ereignisse eine grausige Färbung anzunehmen.

Der Doktor Bendewitz war Kreisphysikus und gehörte als solcher in die Kategorie derjenigen Aerzte, die in jedem Zufalle ein Verbrechen wittern. Hier, in dem Vorfalle auf dem Landhause des Hauptmann von Moorhagen hatte er freilich Veranlassung, nach einem Mörder umzuschauen, da gar keine andere Möglichkeit bei der vorgefundenen Wunde der jungen Dame vorlag, allein er begnügte sich nicht mit dem Thatbestande, sondern meditirte und kombinirte so lange, bis er eine ganz haltbare Geschichte zusammenkalkulirt hatte und ein brennendes Verlangen fühlte, diese interessanten Forschungen sogleich an die rechte Thür zu bringen. Er befahl seinem Kutscher vor dem Hause des Criminalrath Müller zu halten, stieg dort aus und verfügte sich in das Arbeitszimmer desselben, wo er Licht bemerkt hatte.

Verwundert blickte der würdige Vertreter der Criminaljustiz von seinem Aktenstoße auf und rief ihm entgegen:

„Was führt Sie denn so spät Abends noch zu mir, Doktor? Doch gewiß irgend ein Erhängter oder ein Ueberfahrener —?"

„Quod non — hochwohlgeborener Herr, diesmal eine Erscheine —"

„Die aber noch lebt und hoffentlich noch lange leben wird?" examinirte der Criminalrath humoristisch weiter, denn er kannte die Sucht des Doktors, Alles, was in dieses Fach schlug, zu übertreiben.

„Das gebe Gott, sonst möchten Sie, mein Hochwohlgeborner, in die Verlegenheit kommen, ihrem guten Freunde, dem Herrn Richard von Moorhagen Zeter zu schreien und den Stab zu brechen," berichtete der Doktor gleichmüthig.

Der Rath fuhr etwas frappirt vom Stuhle auf. „Nachen Sie keinen Scherz — was gibt es denn?"

Der Doktor setzte sich gesetzt, nahm eine Dose hervor, bot dem Rathe eine Prise, nahm selbst eine und begann in langsam schnarrendem Tone großer Wichtigthuerei ein Referat des eben Erlebten im Hause des Hauptmann von Moorhagen und schloß dann:

„Der Grund dieses Attentates ist leicht zu begreifen. Die Leutchen liegen im Scheidungsprozesse, Frau Poldchen zeigt sich sehr capriziös im Punkte ihres Eingebrachten, sie verlangt Eigenthumsrechte an alle den Sachen, die durch ihr Vermögen restaurirt sind. Nun ist's klar, Herr Richard ist hinausgeritten, um bessere Bedingungen zu erzwingen und hat dann in der Wuth den Mund stumm zu machen gesucht, der ihm widerwillig war."

Der Rath schüttelte zweifelnd den Kopf. „Was hätte ihm das geholfen?" warf er ein. „Ist es denn unumstößlich gewiß, daß von Moorhagen der Thäter gewesen ist?"

Der Doktor zog das Messer hervor, welches noch vom Blute klebrig war. „Dies Dokument wird wohl hinreichen," sprach er. „Der Mörder hat seine Karte zurückgelassen im Busentuche der Gemordeten —"

„Sie ist also wirklich erheblich verwundet?" forschte der Rath bekenntlich das Messer betrachtend.

„Ganz erheblich, ihr Leben hängt an einem seidenen Faden, eine halbe Stunde mit geöffneten Halsadern liegen, reicht schon aus, um das Leben in Gefahr zu bringen. Das Bewußtsein ist der Dame zwar auf einen Moment wiedergekehrt, allein, als ich wegfuhr, lag sie wieder unbeweglich, wie eine Todte." Er erhob sich, um zu gehen. „Morgen früh mit dem Tagesgrauen will ich hinaus, um zu sehen, ob sie noch lebt."

Der Rath fuhr aus seinem Nachdenken auf. „Kann ich mit Ihnen fahren, Doktor?" fragte er hastig.

„Wird consentirt unter der Bedingung, daß meine Patientin, im Falle sie noch Athem in sich hat, von hochdero Besuch und Inquisition verschont bleibe," entgegnete der Doktor und fügte paradirend hinzu, indem er dem Rathe Abschied nehmend die Hand schüttelte: „Großinquisitor, ich habe das Meinige gethan; thun Sie das Ihre!" Er ging steif im Bewußtsein, wieder einem Verbrechen auf die Spur gekommen zu sein.

Der Criminalrath versank nach seiner Entfernung in ein unbehagliches Sinnen. Die Möglichkeit eines Verbrechens lag vor, aber Richard von Moorhagen sollte bis zum Mörder hinabgesunken sein pekuniärer Verhältnisse wegen? „Nein, tausend Mal Nein!" sagte der Beamte ganz laut. Was sollte er thun? Seine Pflicht drängte ihn zu schnellen Maßregeln. „Auf was für Irrwege verfällt das menschliche Gemüth, wenn es sich bis zur äußersten Grenze gequält fühlt! Es könnte doch sein! Wir sind in unserer moralischen und physischen Natur unergründliche Räthsel," murmelte er. „Es könnte sein und die Verantwortung fiele dann schwer auf den käfigen Beamten." Er sprang auf, warf seinen Schlafrock ab, fuhr in einen andern Rock, ergriff Hut und Stock und befand sich auf der Straße, bevor er nur den Gedanken ganz ausgedacht hatte. Er schlug den Weg nach dem Hause von Moorhagen's ein. Es war schon spät. Die meisten Bürger ruhten schon friedlich im Arme des Schlafes, nur einzelne Liebespärchen standen noch lose in den Hausthüren und freuten sich der lauen Sommernacht. Auch der Diener von Moorhagen's stand in der Thür, sein Liebchen, die hübsche Tochter seiner Wirthin, im Arme, als der Criminalrath hastig auf diese Thür zuschritt und das Mädchen damit verjagte. Friedrich wendete sich, ob dieser Störung sehr böse, um, machte jedoch eine respektvolle Verbeugung, als er den gefürchteten Criminalbeamten, der ihn auch schon in den Händen gehabt hatte, erblickte. Er begleitete den Herrn höflich hinauf und bat oben um die Erlaubniß, nachsehen zu dürfen, ob sein Herr auch noch nicht zu Bett liege.

Richard lag auf dem Sopha und schlief: Seine Träume schienen nicht erquickig zu sein. Schwer hob sich seine Brust, die Lippen zuckten, die Fäuste ballten sich —. Friedrich berührte ihn sacht.

Wild fuhr der junge Mann in die Höhe und warf die Blicke suchend umher. „Was ist's? Was willst Du?" fuhr er den Diener an.

„Gnädiger Herr, draußen ist —"

„Doch nicht meine Frau? Friedrich, Friedrich, um Gotteswillen, laß sie nicht zu mir, ich habe genug für heute, ich habe genug —"

„Nein, nein, gnädiger Herr, der Criminalrath Müller," beschwichtigte ihn Friedrich. Richard faßt ermattet in das Sopha zurück.

„Laß ihn hereinkommen. Lieber die ganze heilige Justiz, als — sie!"

Der Rath trat ein, Richard bemerkte es nicht. Er war in dem träumerischen Zustande, der oft einer furchtbaren Aufregung folgt, gleichgültig gegen Ort, Zeit und Personen. Der Rath betrachtete ihn mit durchdringenden Blicken; eine tiefe Trauer legte sich nach und nach auf sein wohlwollend freundliches Gesicht, denn der Mann, welcher hier vor ihm saß, apathisch, wie zum Tode gehetzt und in einer Geistesabwesenheit, die einen furchtbar tiefen Grund haben mußte, der Mann war nicht unschuldig!

„Guten Abend, von Moorhagen," sprach er ernst. Verwirrt sprang Richard auf und reichte ihm mit gewaltsam erzwungenem Lachen die Hand.

„Guten Abend, Criminalrath. Ihr habt wohl im Kasino auf mich gewartet?" entgegnete er.

Der Rath sah ihn kopfschüttelnd an. Der junge Mann verwechselte die Tage merkwürdig. Sie waren am Tage zuvor zur gewöhnlichen Whistpartie im Kasino gewesen und trafen sich nur alle acht Tage dort.

„Ich dächte wir hätten uns gestern Abend im Kasino versammelt!" sagte er bedeutungsvoll.

Richard sah ihn an und strich mit der Hand über die Stirn. „Ja, gestern, richtig! Ich habe so viel gedacht seit gestern, so mir Zeit und Stunde verflogen ist," flüsterte er, noch immer gestreut und halb abwesend. „Setzen wir uns —"

Der Rath griff nach der Uhr. „Es ist spät, gleich zehn Uhr, aber setzen wir uns."

Jetzt wurde Richard aufmerksam.

„Zehn Uhr? Was veranlaßt Sie denn zu einem so späten Besuche, etwas Wichtiges, Criminalrath?" fragte er gefaßter.

„Vielleicht!" entgegnete der Beamte lakonisch. „Eigentlich ich Sie nur fragen, wo Sie gegen Abend gewesen sind?"

Richard zuckte sichtlich zusammen. „Fragen Sie nicht, gen Sie nicht! Sie erinnern mich an die unglücklichste meines Lebens!" rief er heftig.

„Sie haben Unglück gehabt?" examinirte der Rath gelassen.

„Unglück? Nein! Aber Aerger! Ich habe Demüthigung erfahren; e, e, lassen Sie Alles ruhen! Es ist nun vorbei, gehe nach Amerika, um Ruhe zu finden. Vielleicht gehe ich auch allein, doch davon später."

(Fortsetzung folgt.)

Zipfer.

Nach wirklichen Erlebnissen erzählt von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

„Wenn sie wirklich um mich leiblich zu Grunde ginge," sprach Georg nachdenklich, „ich würde doch nie ganz glücklich werden. Aber ich liebe sie nicht, ich liebte sie nie!... Wie bleich faß sie letzthin am Flußrande, wie trümmerisch sah sie vor sich hin auf das ausgebreitete Linnen, das in der Sonne bleichte! Sie dauert mich und dennoch — dennoch konnte ich nicht anders handeln. Der Alte, o der Alte ist an Allem Schuld!"

Die letzten Worte hatte Georg unvermerkt so laut gesprochen, daß die Stimme des Echos das Wort „Schuld" halblaut wiederholte. Er fuhr zusammen und ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn. Ohne sich weiter umzusehen, verließ er die Richtstätte und suchte auf dem geradesten Wege die Heimat auf.

Am Tage der Urtheilsvollstreckung strömten von nah und fern viele tausend Menschen herbei, um, wie dies bei derartigen Gelegenheiten immer geschieht, Zuschauer und Zeugen des blutigen Schauspiels zu sein. Alle Höhen und kleinen Hügel in der nächsten Umgebung der Richtstätte waren mit Neugierigen besetzt, selbst die vereinzelt stehenden Eichstämme trugen auf ihren knorrigen Aesten Knaben und Männer.

Es war ein heißer Augusttag, die Luft klar und still. Gegen zehn Uhr Vormittags zeigte eine vor dem Stadtthore aufgerichtete dicke Stanbsäule den draußen Harrenden an, daß der Trauerzug mit der Delinquentin sich nähere. Eine Viertelstunde später war die Unglückliche am Platze. Gleichzeitig mit dem Eintreffen der Delinquentin erschien auch ein Reitersmann, der sofort Aller Augen auf sich zog. Die Meisten kannten und erkannten diesen Mann. Einer flüsterte es dem Andern zu: „Er ist's! Es ist der alte Zipfer!" und Manche deuteie mit der Hand nach dem Rappen, der jetzt gerade durch die zurückweichende Menge sich Bahn brach und in gemessenem Trabe dem Rabensteine sich näherte.

In einer Entfernung von etwa hundert Schritten hielt Zipfer sein Roß an, hob sich hoch auf in den Bügeln, daß seine imposante Gestalt mit dem wallenden Silberhaar weithin erkennbar war. Er trug seinen anfallenden Hut und den schwarzen faltigen Mantel mit dem hochrothen Unterfutter.

Noch zeigte sich Niemand auf dem Richtsteine, als ein Knecht. Zipfer erhob seine Rechte, stellte sich abermals in die Bügel und beschrieb langsam mit der erhobenen Hand einen Kreis in der Luft. Hierauf ließ er sich zurücksinken in den Sattel, spornte den Rappen, daß er wiehernd in die Zügel biß und sich in einen stolzen Galopp setzte. Es gewährte einen prächtigen und eigenthümlichen Anblick, wie der seltsam gekleidete Mann, das Haupt von greisem Haar umwallt, hoch aufgerichtet wie ein mächtiger Herrscher, dem Alles unterthan ist, um den Rabenstein galoppirte. Als er ihn einmal umkreist hatte, trat Georg mit den Beiständen aus der Mauerhöhlung auf die schmale Plattform. Ihm folgte, von den Knechten geführt, die Verurtheilte. Sie sah bleich, gebrochen, zerrührend schön aus in dem Schmerz, der sie erfüllte und zugleich vor dem Tode, den sie zugleich fürchtete und verwünschte. Ihr gemeinsamer Lant des Mitleids entrang sich den Lippen Zuschauer.

Der steife Reiter konnte Georg nicht entgehen. Er sah ihn Greis und zuckte zusammen. Zum zweiten Male umkreiste Zipfer in kurzen Pausen seine behandschuhte Rechte über das Haupt, hebend und dann wieder senkend, das Schaffot. Als er zum letzten Male sich im Sattel hob, vernahmen Viele ein trauriges Geschrei, und mit haftigen Flügelschlage zogen drei Raben über die Menschenwoge dahin und folgten dem unheimlichen Reiter in seinem Ritte.

Jetzt hielt der alte Mann sein Roß an und stellte sich mit Angesicht des Rabensteines so auf, daß Georg ihm bei Ausübung seines Amtes gerade in das ernste versteinerte Antlitz sehen mußte. Die Raben aber flogen rastlos, immer ihr häßliches Geschrei ausstoßend, in weit gezogenen Kreisen um das Schaffot.

Georg wechselte mehrmals die Farbe. Er vermied es, in unglücklichen Mädchen in's Gesicht zu blicken, denn diese blickten wehmuthmeichen Züge, dies bittende, im Schmerz schon halb gebrochene Auge gemahnten ihn an Sabine. Bisweilen sah er nicht die Verurtheilte, sondern die verlassene Braut vor sich, in eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner Seele.

Je näher die Minute kam, wo er das Bluturtheil vollziehen sollte, desto heftiger wurden seine Beängstigungen. Es flimmerte vor den Augen, die Hände zitterten, rothe und blaue Lichter tanzten in der hellen glühend heißen Augustluft. Die Raben aber zogen fort und fort ihre magischen Kreise um den Gebannten, der alte Nachrichter saß regungslos wie ein Geist auf seinem schwarzen Hengste.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde. Das Urtheil war der Unglücklichen nochmals verlesen worden; kräftige Arme hatten sie an den Stuhl, eine Binde legte sich um die Augen der Halbtodten.

Man reichte Georg das Schwert. Zitternd und zögernd griff er es — die Raben schrieen lauter und flogen in engeren Kreisen um das Schaffot.

Georg zückte, seinen ganzen Muth zusammennehmend, das Schwert, senkte es aber sogleich wieder, um zögernd einen Schritt zurückzutreten. Der Geistliche näherte sich dem zagenden Manne und sprach ihm ermuthigende Worte zu. Georg seufzte und hob abermals das blitzende Richtschwert. Die Raben schwebten

John Cabell Breckenridge, zukünftiger Vicepräsident der Vereinigten Staaten.

icht über dem Schaffot und die Augen Zipser's waren unbeweg-
ch wie ein paar Fixsterne auf Georg gerichtet.

„Ich kann den Streich nicht führen," stotterte der entsetzte
nge Mann, „denn nicht die Kindesmörderin, eine Andere, eine
luschuldige sitzt vor mir auf dem Schemel!"

„Wer ist es?" fragte der Geistliche.

„Sabine Zipser," lallte Georg, „die Tochter des Mannes,
er dort auf seinem Rosse zu uns herüberblickt!"

Dies Zögern des Nachrichters machte die harrende Menge
uruhig. Ein dumpfes Murmeln rollte rund um die Richtstätte,
ie ein bewegtes Meer wogte die Menschenmasse ruhelos hin und
er. Die Gerichtspersonen drangen mit ernsten Ermahnungen
t Georg, daß er thue, was seines Amtes sei und ein Ende mache.

So gedrängt faßte der erschreckte Mann noch einmal all' seinen
Muth zusammen, wie er aber das Schwert zum tödtlichen Streiche
hob, sah er zwei Personen vor sich sitzen, die Beide Sabine's
Züge trugen. Er senkte den Mordstahl, kehrte sich um und sprach,
eide Hände über seine getäuschten Augen legend, zu einer der
nwesenden Gerichtspersonen:

„Ich bin geblendet! Rufen Sie den Alten dort unten, er
ird das Urtheil vollziehen!"

Man hatte keine Zeit zu langer Berathung. Die Stunde
ar beinahe abgelaufen, Eile war nöthig. Ein schnell abgeschick-
er Gerichtsdiener lief den gefürchteten Mann herbei, der diesem
Rufe unverweilt Folge leistete. Als Zipser die Plattform des Ge-
rüstes betrat, entfernten sich die krächzenden Raben und verschwan-
en schnell den Augen der verwunderten Menge. Bereit, das Ur-
heil zu vollstrecken, wollte ihm Georg das Schwert reichen. Zipser
wies es kalt zurück, seinen flatternden Mantel lüftend.

„Nicht Dein Schwert, das meinige hat gelungen," sprach er
aut genug, daß die zunächst Stehenden ihn hören konnten, „mit
reinem Schwerte will ich richten!"

Noch während er sprach, funkelte der breite Stahl im heißen
Sonnenlicht, ein blitzartiger Schimmer zuckte durch die Luft —
as Urtheil war vollstreckt. Stolz wandte sich der alte Nachrichter
zu den Gerichtspersonen, entblößte sein weißes Haupt und richtete
an sie die übliche Frage: „ob er recht gerichtet habe?" Als er die
ebenfalls übliche Antwort: „Du hast gerichtet, wie es Urtheil und
Recht mit sich gebracht," vernommen hatte, schlug er den Mantel
wieder über das gereinigte Schwert, trat zu dem bleich gewordenen
Georg und sagte zu diesem:

„Willst Du frei werden und Deiner Sinne mächtig, so komme
zu mir. Meine Thüre wird geöffnet sein."

Damit grüßte er das Gericht und verließ das Schaffot. We-
nige Minuten darauf saß er wieder zu Rosse und sprengte in Ga-
lopp zwischen den moorbrannen Tümpeln über das dürre Land
seiner Wohnung zu.

Diesmal folgte Georg der Einladung des greisen Mannes. Er
fand ihn allein in seinem Cabinet, zwischen seinen verständig aus-
sehenden Katzen und den gravitätisch herumwandelnden Raben. Das
Gespräch zwischen beiden Männern war kurz aber ernst. Georg
bekannte sein Unrecht und bat den Vater, sein Fürsprecher bei
Sabine zu sein.

„Nicht meine Künste, die nur in der Einbildung existiren,"
sagte Zipser, „Dein böses Gewissen hat Dir die Sehkraft geraubt.
Ich selbst und meine gehorsamen Raben waren nur Helfershelfer.
Das sei eingedenk von jetzt an bis an's Ende, und nun geh' und
sprich mit Sabine."

Am Abend dieses Tages, der für Georg unter so traurigen
Auspizien begonnen hatte, war große Freude im Hause des ge-
heimnißreichen Nachrichters. Tags darauf wurde die Verlobung
Georg's mit Sabine öffentlich bekannt gemacht. Schon einen Mo-
nat später ward das junge Paar getraut; Sabine erblühte in
neuer Jugendfrische und man hat nie gehört, daß Georg über
Mangel an Liebe oder gar über Kälte und Gleichgültigkeit seiner
glücklichen Frau Klage geführt habe. Der alte Zipser lebte noch
lange Jahre. Wer seinen Rath begehrte, dem half er in seiner
wunderlichen Weise, die Raben aber schaffte er unmittelbar nach
der Hochzeit seiner Tochter auf besonderes Bitten des ihm völlig
ergebenen und innig dankbaren Schwiegersohnes für immer ab.

Aus dem Boudoir einer Römerin.

Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Wartenburg.

Die Boudoirs unserer reichen und eleganten Damenwelt in Wien, Berlin, Hamburg, Paris und London sind nicht die unscheinbarsten Tempel, welche sich die moderne Kultur aufgebaut hat. Gewerbe, Kunst und Wissenschaft: sie alle sind in Dienst genommen werden, um diese reizenden Asyle der Frauen schmücken zu helfen. Von dem Seidenwirker an, der die prachtvolle Tapete gewebt, welche die Wände bedeckt, dem Tischler, der die zierlichen Möbel aus Rosenholz gearbeitet, dem Bildhauer, der jene niedlichen Statuetten des Nippstisches geformt, dem Maler, dessen Pinsel die anmuthigen Genrebilder geschaffen, welche die Fensternische zieren, bis zum Dichter und Naturforscher hervorragt, deren neueste Werke in rothem Saffianeinband und Goldschnitt auf dem Toilettentisch liegen, hat ein Jeder sein Steinchen zu dem Bau beitragen müssen.

Gewiß, die Boudoirs unserer modernen Frauenwelt sind einzig in ihrer Art! Welche Wunderdinge flüsterten sich z. B. die neugierigen Pariserinnen vor einigen Jahren, kurz vor der Vermählung Louis Napoleon's mit Eugenie von Montijo in's Ohr, über die prachtvolle Einrichtung des Boudoirs der jungen Kaiserin, jenes Boudoirs in den Tuilerien, dessen Herrlichkeit und fabelhafte Pracht an die arabischen Feenmärchen der „Tausend und Eine Nacht" erinnern sollte! Wie horchen unsere einfachen deutschen Frauen erstaunt auf, wenn ihnen die Reisenden von dem üppigen Gemisch europäisch-asiatischen Luxus in den Putzzimmern russischer Gräfinnen und Fürstinnen, bedient von einem Troß von Leibeigenen, von dem Gepränge und dem zahlreichen weiblichen Dienerschwarm, der in Ostindien die Ankleidezimmer der vornehmen englischen Ladys füllt, erzählen! Wie überrascht würden Tausende von schlichten Kleinstädtern sein, wenn sie die glänzenden und schimmernden Herrlichkeiten und Nichtigkeiten des Boudoirs einer Dame von der hohen Finanz oder Aristokratie in Wien und Berlin erblickten; noch einmal: die Boudoirs unserer modernen Damenwelt, angefüllt mit allen den reizenden, kostbaren Tändeleien und Dingen, wie sie die Launen einer jungen, hübschen, reichen Frau und die Mode verlangen, vereinigen in sich das Höchste, was der moderne Luxus nur bieten kann und kosten alljährlich enorme Summen — und dennoch, was bedeuten diese Summen gegen die, welche die Boudoirs der üppigen Patrizierinnen des alten Roms verschlangen? Im Schlafkabinet: Bettgestelle von massivem Silber mit Gold ausgelegt; in dem Ankleidezimmer: hohe Spiegel, in denen sich die ganze Gestalt in Lebensgröße abspiegeln konnte, von starkem, poliertem Silber mit einer Unterlage von Goldblech und rings herum mit den seltensten, kostbarsten Edelsteinen eingefaßt; Toilettentische von afrikanischem Citronenholz, im Werthe von tausend bis zwanzigtausend Ducaten,* Fußbänkchen von gediegenem Silber, Leuchter aus Aegina, deren einer so viel kostete, als vielleicht jetzt der jährliche Gehalt des Ministers eines kleinen deutschen Staates beträgt, Bildsäulen und Gemälde griechischer Meister, gegen deren Preise selbst die höchsten unserer Zeit wahre Bagatellen sind, und die Wände der Zimmer von Marmor, mit dicker Vergoldung bedeckt.

Die edeln Metalle wurden überhaupt mit einer Verschwendung gebraucht, die nur dadurch zu erklären ist, wenn man bedenkt, daß das Gold und Silber dreier Erdtheile nach Rom geschleppt worden; daß die reichen Städte Kleinasiens, die Schatzkammern der egyptischen Könige, die Tempel Griechenlands, die Bergwerke Spaniens mit ihrem Gold und Silber die gierigen Römer befriedigen mußten, diese Römer, deren Durst nach dem edlen Metall eben so stark und fibrisch gewesen, als es der der Pizarro's und Almagro's in Peru war, und der der Goldgräber in Californien und Australien jetzt ist. Waren doch schon, wie Plinius erzählt, zu des Cicero Zeiten die Fußgestelle zu den Tischen und zu den niedrigen Lagern, um die Speisetafeln her, von massivem Silber. Und ein Gemälde, welches das Zimmer einer römischen Senatorin schmückte, wurde mit 80 Talenten bezahlt, eine Summe, die der Engländer Arbuthnot zu 15,500 Pfund Sterling berechnet, und ein Preis, der, wie wir glauben, kaum für irgend eine Zierde der Dresdner Gemälde-Gallerie gezahlt worden ist.

Doch es war nicht allein dieser Luxus, der die Boudoirs der römischen Damen des Alterthums so kostspielig machte. — Wenn eine vornehme Dame unserer Zeit um ihren Toilettentisch vielleicht eine Kammerfrau und zwei Kammermädchen herumflattern sieht, so gehört sie gewiß schon zu den höchsten und vornehmsten Kreisen der Gesellschaft. Eine römische Patrizierin setzte aber jeden Morgen eine ganze kleine Armee von Sklavinnen in Bewegung.

Da gab es Thürsteherinnen (Janitrices), blos dazu bestimmt, den Vorhang von tyrischem Purpur zurückzuschlagen, wenn die Herrin aus dem Schlafgemach in das Ankleidezimmer trat, Schminkmädchen, Roth- und Weißauflegerinnen, Augenbrauenmalerinnen, Zahnputzerinnen, Spiegelhalterinnen, sämmtlich „Kosmeten" genannt, ein der griechischen Sprache entnommenes Wort, das griechischen Sprache, die bei den römischen Damen der Kaiserzeit genau in derselben Weise gebraucht und als Umgangssprache der feinen Modewelt ein vogue war, wie es in unserer Zeit die französische Sprache ist — oder vielmehr, in Bezug auf Deutschland wenigstens, war. So waren auch die griechischen Mädchen bei den römischen Damen als Zofen in demselben Ruf, wie es bei den deutschen Damen des achtzehnten Jahrhunderts die französischen filles de chambre waren, und eine Römerin würde sich für sehr schlecht geschminkt und frisirt gehalten haben, wenn sie nicht griechische Sklavinnen zur Bedienung gehabt hätte. Eine jede solche Mädchen hatte ihre besondere Bestimmung bei der Toilette ihrer Herrin, ein Amt, das sie täglich üben mußte, um darin die größtmöglichste Geschicklichkeit zu erreichen. Die Eine wusch der Gebieterin mit lauwarmer Eselsmilch den Brotteig ab, mit der die edle Dame während der Nacht ihr Gesicht beklebt, um die Haut rein und weich zu erhalten, gerade, wie manche unserer Damen mit frischem Talg bestrichene hirschlederne Handschuhe des Nachts anziehen, um eine schöne Hand zu bekommen; die Andere legte das Roth und Weiß auf die Wangen; die Dritte malte mit einem feinen in fein gepulvertem Bleiglanz getauchtem Pinsel jene schwarzen Augenbrauen, die noch jetzt bei den Frauen des Orients als Schönheit gelten, und die ihren Besitzerinnen bei den alten Hellenen die Beinamen einer „farrenäugigen Juno" verschafften; und die Dritte endlich, die Zahnputzerin, reichte der Dame Mastix aus Chios und Kanen, ein Mittel, welches die Zähne weiß und schön erhalten. Haben die Schminkmädchen ihren Dienst verrichtet, dann nahen die Haarschmückerinnen, um die Locken der schönen, gefallsüchtigen Herrin in die modernste Facon zu bringen.

Nicht mannigfaltiger sind in unserer Zeit die Coiffuren der Damenwelt, als es die jener römischen Patrizierinnen des Alterthums waren. Wollte man es versuchen, alle die Veränderungen des Lockenbaues und der Haartouren überhaupt aufzuzählen, welche die Mode in den letzten hundertundachtzig Jahren, von den sogenannten Fontanges an, bis herauf zu den à la chinoise- und Wahnsinnsscheiteln geschaffen, und damit die Zahl der römischen Haarmoden vom Tiberius bis Marc'Aurel, also in einem fast ganz großem Zeitraum, als es der obige ist, vergleichen, so würde man finden, daß die Mode in dem klassischen Rom eben so furchtbar und erfinderisch war, als die in dem eleganten, putzsüchtigen Paris unserer Tage.

Eine besondere Vorliebe der römischen Damen der Kaiserzeit — denn von dieser Periode ist in vorliegender Schilderung die Rede — war die für goldblondes Haar. Nun sind aber bekanntlich die Italierinnen, wie die meisten Frauen des Südens, Brünetten, und die Blondinen gehören zu den seltenern Ausnahmen. Die Kunst mußte also das ersetzen, was die Natur versagte. Da gab es denn nun eine Menge Pomaden und Schminken, mit denen die schwarzen Haare gewaschen und gefärbt, ja gebleicht wurden, um ihnen jene liebliche Modefarbe zu verleihen; denn Perrücken, die es damals schon längst gab, nahm man nur ungern, wenn alle andern Mittel nichts helfen wollten, seine Zuflucht. Ja, viele Damen gingen sogar im Luxus und in der Verschwendung so weit, ihr schwarzes Haar mit feinem Goldstaub zu bestreuen, um ihm dadurch jenen beliebten blonden Schimmer zu geben. Nichts ist älter, als die neueste Mode! Wem fällt nicht bei diesen Goldstaub bestreuten Haaren der Römerinnen des Alterthums jener neufranzösische Goldpuder ein, mit dem vor

* Gaius Asinius soll sogar für einen solchen eine Summe von 25,000 Dukaten, nach unserem Gelde berechnet, bezahlt haben.

gefähr zwei oder drei Jahren elegante Pariserinnen auf den Bällen während des Karnevals erschienen? Diese neueste französische Mode, welche sich auch in Frankfurt a. M. und Hamburg auf kurze Zeit einfchlich, ist nichts, als die Auferstehung einer zweitausendjährigen der römischen Kaiserzeit.

Bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht Manchem nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß eine andere moderne Erscheinung unseres jetzigen Kulturlebens, welche Viele ihres Namens wegen sicherlich auch für französischen Ursprung halten, gleichfalls von den Römern abstammt. Wir meinen damit ein nicht sehr löbliches Institut, das nicht nur in Paris, sondern auch in manchen unserer großen deutschen Städte zünftig geworden: die Theaterclaque. Die ehrenwerthen Mitglieder dieser Zunft werden nicht wenig überrascht sein, zu vernehmen, daß ihnen bei Ausübung ihres Gewerbes ein uralter historischer Rechtstitel zur Seite steht, und da heut zu Tage das historische Recht sich ganz besonderer Begünstigung erfreut, so möge die, auch in anderer Beziehung interessante Stelle, welche uns von der uralten Existenz der Claqueurs Kunde gibt, hier Platz finden. Der Passus ist aus dem Prolog des „Poenulus" (der Punier), vom Lustspieldichter Plautus und lautet:

„Nun besteht mir Jupiter: ich solle von Euch erbitten, Beobachter sollen, in jeder Reihe einer, das ganze Schauspielhaus hindurchgehen, um auf die Zuschauer zu merken. Sehen sie welche, die zum Klatschen bestellt und gedungen sind, so sollen solche im Schauspielhaus die Röcke zum Pfand abgenommen werden. Oder wenn Jemand sich bewirbt um den Vorzug für diesen oder jenen Schauspieler, oder wer sonst seine Kunst hier sehen läßt; mag diese Gunstbewerbung schriftlich oder durch persönliches Umhergehen oder durch Unterhändler geschehen; oder sollten die Aedilen selbst gegen Pflicht und Eid den Beifall zuertheilen, so erklärt Jupiter: „„es solle eben die Strafe darauf stehen, als wenn Jemand für sich oder einen Andern um ein Amt widerrechtlich sich bewerben. Auch sollen Aufseher da sein gegen die Schauspieler, die es veranstaltet, daß bestellte Leute klatschen sollten, und wenn irgend einer nicht das Seinige thut, blos damit ein Anderer um den Beifall käme, den sollen die Aufseher den Anspruch und das Fell gerbauen.""

Die Stelle ist etwas derber Natur; indessen ersehen wir daraus, daß es im alten Rom schon Claqueurs gab, und daß die Ordnungsstrafen der römischen Schauspieler, z. B. wenn einer das Stichwort nicht sagte, so daß der Andere dadurch in Verlegenheit und um den verdienten Beifall kam, sehr empfindlicher Art waren.

Aber kehren wir wieder aus dem Schauspielhaus in das Boudoir der Römerin zurück, die wir verlassen haben, als sie sich ihr schwarzes Haar von ihren Sklavinnen gelbig roth färben ließ. Nach Vollendung dieser Operation wurden die Haare mit wohlriechenden Wassern und Oelen eingerieben und eingespritzt, und zwar durch eine besonders dazu abgerichtete Sklavin, welche die wohlriechenden Essenzen mit einer ausserordentlichen Fertigkeit mit dem Mund in die aufgelockerten Haare der Dame spritzte. Die Verschwendung der römischen Damen ging in dieser Beziehung in's Unglaubliche, und nicht mit Unrecht sagt der griechische Satyriker Lucian aus Samosata von diesem Luxus der Römerinnen: „Sie verschwenden in diesen Salben das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen Einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen duften."

Das Namensverzeichniß aller dieser theuren und kostbaren Pomaden und Oele, deren Hauptbestandtheile die indische Wurzel Kostum und die Blätter der Spikenarde waren, anzuführen, würde eine unausführbare Aufgabe sein; aber soviel darf man wohl versichern, daß die Läden und Gewölbe der renommirtesten Parfumeriehändler auf den Boulevards von Paris oder unter den Linden in Berlin kaum ein reichhaltigeres Sortissement aufzuweisen haben, als es die alexandrinischen Salbenhändler im alten Rom besassen. Es ist berechnet worden, daß im Verlauf der letzten fünf Jahre, von 1851 an, mit der Ueberlandpost über 175 Millionen Thaler nach Indien und China gesendet worden sind, meistentheils, wie man angibt, für Thee und Rohseide. Gewiß eine enorme Summe für England und Amerika, welche die Hauptkäufer jener Produkte sind. Wenn man aber damit die Angaben des Engländers Robertsen in seinem, Anfangs dieses Jahrhunderts erschienenen Werke „Historical disquisition concerning ancient India" vergleicht, so gelangt man zu dem Resultat, daß die Summen, welche für Spezereien und Salben aus dem alten Rom durch die Hände der alexandrinischen und antiochischen Kaufleute nach Indien gingen, von welcher jene Parfums fast ausschließlich bezogen wurden, eben so groß, wenn nicht noch größer waren, als die, welche Europa und Nordamerika jetzt an China und Indien für Seide, Thee und Gewürze zahlen. Aus Indien bezogen übrigens auch, wie hier gleich erwähnt sei, die Blumenhändlerinnen die seltensten und schönsten Blumen, mit denen die Römerinnen sich beim Gastmahl oder während der Saturnalien schmückten. Wie jetzt die Camelie eine Lieblingsblume unserer Modewelt ist, so war es bei den vornehmen Damen des alten Roms die indische Lotosblume, deren Kelch zugleich auch groß genug war, um ein feines, beschriebenes Pergamentstreifchen d. h. einen Liebesbrief in griechischer Sprache zu verbergen... Indessen nahmen sich die in praxi Leppzkeit hinlebenden reichen Römerinnen gewöhnlich nicht Zeit zum Schreiben parfumirter Pergament-Billet-doux. Vasen mit zärtlichen Inschriften, die man gleich fertig kaufte, angebissene Aepfelchen und verwelkte Blumenkränze, die man bei irgend einer Festlichkeit getragen, waren in der Regel die Liebeszeichen, die sich Frauen und Männer gegenseitig schickten. Es ist dies eine Sitte, die lebhaft an die Sclaven des Morgenlandes erinnert, an jene geheimnißvolle Blumensprache des Orients, deren sich die Schönen des Harems bedienen, um dem Geliebten ihre glühende Leidenschaft, ihre Hoffnungen und Wünsche mitzutheilen.

Mit dem Schminken, dem Augenbrauenmalen, dem Zähneputzen und der Vollendung des Lockenbaues sind nun die Hauptgeschäfte der täglichen Morgenteilette vorüber und nachdem noch zwei Sklavinnen der Dame mit kleinen silbernen Zangen und Messerchen die Finger- und Fußnägel geglättet und eine andere ihr die blendend weiße Tunica aus der feinsten milesischen Wolle übergeworfen, ein Gewand, das so künstlich und durchsichtig gewebt war, daß es die schönen Formen des Körpers durchschimmern ließ, besteht die Dame, ihr das Frühstück zu bringen. Es würde hier zu weit führen, die Kleiderpracht der römischen Damen der Kaiserzeit zu schildern; vielleicht wird man sich einen Begriff davon machen können, wenn man erfährt, was jener Cato Censorius, dessen: ceterum censeo Carthaginem esse delendam (übrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß) ein weltberühmtes Wort geworden, über die Kleidung der Frauen seiner Zeit sagt, das ist ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt. „Die Frauen," spricht er, „sind mit Purpur und Gold überdeckt; Diademe, goldene Kronen, ein rothgemalte's Gesicht, rother Staub, der ihre Haare bedeckt, Alles das ist ihnen nichts Fremdes mehr." Und das war in einer Periode, wo man noch von der Sittenreinheit der Republik sprach, wenige Jahre vor dem Gesetzesvorschlag des Volkstribun C. Oppius, welcher den Frauen das Tragen von getreuem Schmuck über eine halbe Unze an Werth, bunte Kleider, sowie das Fahren in Wagen verbot. Das spätere Schicksal dieses an die Kleiderverordnungen der deutschen Reichsstädte erinnernden Luxusgesetzes, welches Livius in den ersten Kapiteln des vierundzwanzigsten Buchs seiner römischen Geschichte erzählt, ist übrigens so interessant, daß es hier wohl erzählt zu werden verdient.

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte das Verbot gegen die Kleiderpracht gedauert, als die Matronen, unter welcher Bezeichnung man bei den Römern nicht wie bei uns alle Frauen, sondern vorzugsweise legal verheirathete, vornehme Damen verstand, müde dieser strengen Einfachheit ihre Männer anfreiten, das Gesetz umzustoßen. Die Volkstribunen Fundanius und Valerius stellten hierauf einen Antrag auf Abschaffung des Gesetzes und es wurde ein Tag zur Verhandlung darüber anberaumt. Der entschiedenste Vertheidiger des angegriffenen Gesetzes war jener obenerwähnte Marcus Portius Cato, der gerade Konsul war. Die Frauen wußten dies und an dem Tage, wo in der Volksversammlung darüber abgestimmt werden sollte, tonnten, wie Livius sagt, die Männer ihre Frauen weder durch ihr Ansehen, noch Beschämung, noch Befehl in den Häusern zurückhalten („Matronae, nulla nec auctoritate, nec verecundia, nec imperio virorum continori limine poterant" Liv. Hist. XXXIV. Lib. 1 cap. 5.); scharenweise eilten sie auf die Straßen, begleiteten ihre Männer unter flehentlichen Zureden nach dem Versammlungsort und belagerten förmlich die Zugänge zum Markt und Kapitolium. Die Debatten zogen sich in die Länge und mit jedem Tage kamen wahre Freischarenzüge vornehmer Damen aus einer Menge von Städten und Flecken Italiens, um ihre Schwestern in Rom zu unterstützen. Was half des strengen Cato donnernde

Rede gegen den Vorschlag und den Luxus überhaupt? Die Frauen schmähten ihn und klatschten dem Tribun Valerius, der für die Abschaffung des strengen Gesetzes sprach, rauschenden Beifall zu. Und als am anderen Tage nach dieser Rede noch immer einige Volkstribunen zögerten dem neuen Gesetzesvorschlage ihre Stimme zu geben, so belagerten die Frauen die Häuser jener Tribunen, bestürmten sie mit Bitten, Drohungen, Schmeicheleien und ruhten nicht, als bis sie, wie immer in der Welt, auch dieses Mal ihren Willen durchgesetzt hatten und das Gesetz aufgehoben wurde. Seit dieser Zeit war jede Schranke niedergerissen und die üppigste Kleiderpracht trat an die Stelle der früheren Einfachheit. Besonders in Schmuckſachen war der Aufwand außerordentlich. So teng z. B. die Mutter des Brutus, eine sehr schöne Frau, eine Perle, welche sie von Julius Cäsar zum Geschenk erhalten und für welche dieser, nach unserem Gelde berechnet, 272,835 Thaler bezahlt hatte. . .

Wenden wir uns nach dieser kurzen Abschweifung zu der Dame zurück, die eben im Begriff war, zu frühstücken. Die Römerinnen kannten weder Thee, noch Kaffee oder Chokolade. Auch die nahrhaften Biersuppen unserer deutschen Altvordern, jene schwarzen Biersuppen, über welche sich auch der große Friedrich von Preußen in seiner Jugend so bitter beklagte, waren bei ihnen nicht gebräuchlich. Wein und Früchte waren die ersten Hauptbestandtheile ihres ersten Frühstücks. So ließ sich denn auch die Dame von ihren Pagen in einer silbernen Kochmaschine siedend heißes Wasser und einen zierlichen Steinkrug voll alten Chiosweins bringen, den sie mit dem Wasser mischte und so trank, nachdem sie vorher einige Feigen gegessen hatte. Dieses erste Frühstück war mäßreitig ein sehr kargakes, zumal, wenn man es mit dem englischen Morgenimbiß vergleicht, bei dem neben dem Thee die gerösteten Butterschnitte, die weichgesottenen Eier, der Schinken, der kalte Hammelbraten und der Chesterkäse nicht fehlen dürfen; indessen waren dafür die übrigen römischen Mahlzeiten desto üppiger.

Man müßte ein gastronomisches Genie sein, wie es der verstorbene Baron Eugen von Vacest aus Breslau war oder der französische Kochkünstler Soyer ist, um alle die Schüsseln, Saucen, Ragouts, Delikatessen einer römischen Tafel zu beschreiben, zu der drei Erdtheile ihre feinsten Leckerbissen liefern mußten. Ein Speisezettel für römische Gourmands, den wir bei Gellius finden, wird das Bild einer wohlbesetzten römischen Tafel veranschaulichen. „Will man gut speisen," heißt es da, „so muß der Pfau aus Samos kommen, Hühner aus Phrygien, Kranniche aus Melos, Wachteln aus Aetolien, Thunnisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarrent, Muscheln aus Chios, andere Seefische aus Rhodus und Cilicien, Nüsse aus Tassus, Datteln aus Egypten und Eicheln aus Spanien." Und das war noch keine Völlerei, kein Gastmahl wie es der schlemmende Prätorianerkaiser Vitellius gab, wo ganze Schüsseln voll Nachtigallzungen und Pasteten von Krammetsvögelgehirnen aufgetragen wurden und ein Mittagessen die jährlichen Einkünfte einer ganzen Provinz verzehrte!

Morgenteilte und Frühstück waren nun beendigt und die Dame befahl einer ihrer des Lesens kundigen Sklavin ihr den neuesten Roman vorzulesen. Wir sehen bei diesen Worten ein Lächeln um den Mund unserer schönen Leserinnen, denen das Bild einer romanlesenden, auf ihren Ruhekissen liegenden Römerin des klassischen Alterthums zu fremd und unzugewohnt ist und die unwillkürlich einen Vergleich mit einer unserer Damen anstellt, unablässig auf ihrem Sopha oder in ihrer Lesegesellschaft in Roman von Gutzkow, H. König, Peuß, Eugen Sue, Temme, Bey lieſt. Und gab es denn, hören wir fragen, damals Romane? Allerdings gab es deren, wenn sie auch nicht so umfangreich unſere neueren, wie etwa die Pickwickier von Bey, die Mohe de Paris von Sue oder die Ritter von Geist von Gutzkow waren. Es waren meistens kurze Erzählungen, unter dem Namen Milesische Märchen bekannt, von der griechischen Stadt Milet in Jonien, deren schöne Frauen im Alterthume durch eine andere Erzählungsgabe und eine erfinderische, wenn auch oft zu und sinnliche Phantasie berühmt waren. Diese milesischen Märchen waren denn auch durchschnittlich, wie es z. B. bei dem Dekamerone des Giovanni Boccaccio und den älteren französischen Fabliaux* und Contes der Fall ist, ziemlich schlüpfrigen Inhalts, vielleicht aber war es gerade diese mehr als pikante Würze, welche diese milesischen Märchen zu einer Lieblingslektüre der in Sinnlichkeit und Ueppigkeit lebenden Römerinnen der Kaiserzeit machte. Mit dieser Lektüre vertrieb sich die Dame die Langeweile, bis die Zeit war, in's Bad zu gehen oder bis eine ihrer zahlreichen Dienerinnen sie durch ein unbedeutendes Versehen reizte. Dann hatte sie wohl in einer jornigen Aufwallung ihrer Laune die arme Sklavin blutig zu geißeln, wenn sie es nicht vorzog, selbst die Geißel zu wollüchten und dem armen Mädchen irgend eine goldene Kette, die sie zu ihrem Schmuck brauchte in den bloßen Busen oder die nackten Arme zu stoßen — denn diese üppigen, aufgeblasenen Patrizierinnen, von denen die Meisten gegen 200 Sklavinnen in Freigelassene zu ihrer Bedienung hatten, waren gegen ihre Untergebenen hart bis zur Grausamkeit. Sie mißhandelten den glücklichen Geschöpfe auf's Empörendste und wir wissen kaum, was man mehr bedauern soll: die „Onkel Toms" der alten oder der neuen Welt. Gab es doch Römer, welche ihre Sklaven tödten ließen, um mit ihren ihre Muränen zu füttern, die durch Fütterung mit Menschenfleisch einen feineren Geschmack bekommen sollten!

Das Auge wendet sich von solchen Scenen mit Schauder und Entsetzen ab. Die Sklaverei ist der düsterer, finsterer Fleck, der das Bild des klassischen Kulturlebens in Hellas und Rom trübt. Der humane Geist der neuen Religion, die beim Sturze jenes römischen Kaiserthums von Judäa aus der Welt verkündet wurde, brach zwar die Fesseln, mit denen die griechischen und römischen Sklaven gefettet wurden und zertrat die heidnische Sklaverei, aber noch ist es nicht so mächtig gewesen, die Bekenner der eigenen Religion von dem fluchwürdigen Beginnen: der Menschenknechtung abwendig zu machen! Möge das neunzehnte Jahrhundert das letzte sein, welches die größte Schmach sah, die der Mensch sich selbst aufzurücken kann: Menschen als Sklaven, als Nebenmenschen. Möge das Sternenbanner Amerika's zerrinnen, daß es die Sklaverei war, die am mächtigsten den Untergang Roms vorbereitete. Möge es sich erinnern, daß Athen und Sparta am größten waren als sie der Sklaven wenige hatten, daß aber dem Staat des Lykurgus der Untergang drohte, als Heloten ihre Menschenrechte verlangten. . Und es gibt Schriftlungen in der Geschichte! . . .

* Erzählungen in Versen.

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die große Republik über dem atlantischen Meere hat so eben einen neuen Präsidenten gewählt, und die ganze civilisirte Welt schaute Monate lang von fern der Aufregung und Anstrengung zu, mit welcher die verschiedenen Parteien dort die Wahl ihres Candidaten durchzusetzen suchten. Millionen Zeitungsartikel sind zu diesem Zwecke geschrieben, hunderttausende von Reden gehalten worden; zahllose Fahnen flatterten, zahllose Fackeln leuchteten bei Parteiaufzügen und Versammlungen am Tage und in der Nacht. Die Summen Geldes, welche man in dieser und anderer Weise aufwendete, werden auf mindestens dreißig Millionen Thaler geschätzt, nur unberechenbar sind die Intriguen, die Umtriebe, die Verleumdungen, die Verrätereien, durch welche die eine Partei der andern zu schaden, sich selbst aber zu nützen suchte. „Die Engländer jungen sogar," schreibt man uns aus einer kleinen Stadt in Connecticut, „zerrissen während der Wahlagitation in politische Fetzen und prügelten einander weiblich bei jeder Gelegenheit." Eine Abhandlung über die außerordentliche Bedeutung der Präsidentenwahl für das Land selbst, wie die Spannung, mit welcher man in Europa dem Ausgange derselben entgegensah, für die Politik Europa's spricht, die sie auch für das Ausland hat.

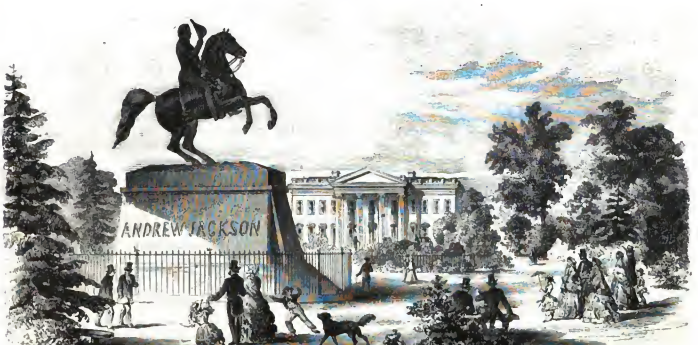
Die Wahl des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist keineswegs, wie man irrthümlicher Weise in Europa ziemlich allgemein glaubt, eine directe, d. h. die stimmberechtigten Bürger wählen den Präsidenten selbst, sondern nur Wahlmänner und zwar

jedem Staate so viele, als dieser Abgeordnete zu dem Congreß (in den Senat und das Repräsentantenhaus — erste und zweite Kammer —) zu senden hat, in dem Staate New-York z. B. 35. Diese Wahlmännerwahl ist jetzt (am 4. November) erfolgt und man spricht von der bereits erfolgten Präsidentenwahl nur, weil man nach der Zahl der Wahlmänner aus den verschiedenen Parteien mit Sicherheit schließen kann, welcher Parteicandidat ernannt werden wird. Die Wahlmänner kommen im Anfang des Decembers und zwar die eines jeden Staates in der Hauptstadt desselben zusammen, um die Abstimmung über den Präsidenten vorzunehmen. Das Protokoll über diese Abstimmung unterschreiben Alle, worauf es an den Präsidenten des Senats eingesandt wird, denn der Congreß muß um diese Zeit versammelt sein. Der Präsident des Senats eröffnet die ihm zugesandten Protokolle im Beisein des Senats und der Repräsentanten und es werden die Stimmen gezählt, welche die verschiedenen Candidaten erhielten. Wer die meisten Stimmen hat, ist Präsident; doch muß diese Stimmenzahl größer sein, als die der Hälfte der Wahlmänner. Haben zwei gleich viel Stimmen, so entscheidet sofort das Repräsentantenhaus durch Kugelung unter ihnen. Hat keiner die Mehrheit, so wählt ebenso dieses Haus den Präsidenten unter den drei Personen, welche

Verwendung der Congreß angewiesen hat, zurückhalten; er besitzt das Begnadigungsrecht; er kann den Congreß zu außerordentlichen Sitzungen berufen, sowie denselben, in gewissen Fällen, vertagen; jeder Beschluß des Congresses muß seine Zustimmung haben, bevor er Gesetzkraft erhält; er kann seine Zustimmung versagen (sein Veto einlegen), und ein solcher Congreßbeschluß, den der Präsident nicht genehmigt, wird erst dann zum Gesetz, wenn bei nochmaliger Verlage zwei Drittel der Mitglieder für ihn stimmen.

Die Amtsdauer des Präsidenten beträgt vier Jahre; der Staat zahlt ihm als Gehalt 100,000 Dollars — jährlich 25,000 — gibt ihm aber später keine Pensien. Seine Amtswohnung ist das sogenannte weiße Haus in der Bundeshauptstadt Washington, in welcher auch der Congreß — in dem Kapitel — seine Sitzungen hält. Es bilden diese beiden Gebäude die Endpunkte Washingtons an zwei entgegengesetzten Seiten, und jedes liegt auf einem Hügel.

Das jetzt stehende Präsidentenhaus wurde im Jahre 1815, nachdem das frühere im Jahre vorher von den Engländern vollständig niedergebrannt worden war, mit einem Aufwande von 100,000 Dollars erbaut und macht im Ganzen keinesweges einen großartigen Eindruck. Es gibt in Europa viele Paläste und Schlösser



Das weiße Haus.

die meisten Stimmen hatten. Wer nächst dem Präsidenten die meisten Stimmen hat, ist Vicepräsident.

Zu diesen beiden hohen Aemtern können nur Bürger der Ver. Staaten gewählt werden, welche mindestens 35 Jahre alt und seit 14 Jahren ansässig gewesen sind. Am 4. März treten sie ihre Posten mit einem feierlichen Schwure an.

Uebrigens ist die Macht, welche in die Hände des Präsidenten gelegt ist, zwar, weniger beschränkt, als sie der Königin von England, denn er ist Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht der Republik, auch der Milizen jedes einzelnen Staates, sobald sie für die Republik einberufen werden; er vollzieht alle Gesetze; das Cabinet, welches aus den Secretairen (Ministern), dem Oberpostmeister und dem Oberstaatsanwalt besteht, ist in keiner Weise für die Handlungen des Präsidenten verantwortlich, die Minister sind nichts als seine Secretaire, sie führen nur aus, was er befiehlt, und machen sie sich eines Vergehens schuldig, so trägt der Präsident allein die Verantwortlichkeit; er schließt und kündigt Verträge, und der Senat hat nur das Zustimmungsrecht; er kann, ohne einen Grund anzugeben, jeden Offizier entlassen; er kann Staatsländereien zum Kauf ausstehen oder vom Markt zurückziehen; er kann die Gelder, deren

von Privatpersonen, die um vieles größer und prächtiger sind; aber die Gründer der amerikanischen Constitution wollten auch nicht, daß der erste Beamte der Republik in Glanz und Pracht lebe, sie verlegten sogar sein Haus absichtlich an das Ende der Stadt, mitten in einen Garten, damit er so viel als möglich ungestört sei und auch nicht von zu vielen Besuchen belästiget werde. Das von weißem Sandstein aufgeführte Gebäude hat eine Länge von 166 Fuß und eine Tiefe von 85 Fuß mit einem halbkreisförmigen Portieus an der Südfronte. Bis zum Amtsantritte des jetzigen Präsidenten Pierce sah es im Innern fast armselig aus; mit einem Aufwande von 30,000 Dollars hat man aber manche zweckmäßige Veränderung und vielfache Verschönerungen angebracht, auch ein ziemlich kostbares Meublement gekauft, so daß die Hauptzimmer elegant und geschmackvoll aussehen, wie es unsere Zeit erfordert. In den ersten Zeiten der Republik war das weniger nöthig und die Frau des zweiten Präsidenten (Adams) scheute sich nicht, den Hauptsaal des Gebäudes zum Aufhängen von Hemden u. s. w. jedesmal zu benutzen, wenn sie große Wäsche hatte. Jetzt ist es herkömmlich, daß der Präsident alle Freitage sein Haus öffnet, die Hauptfestlichkeit darin aber ist „die Cour“ am 1. Januar jedes Jahres, denn an diesem Tage empfängt der Präsident als Souverain die

bei ihm beglaubigten fremden Gesandten und antwortet auf ihre Anreden. (Nicht alle Vertreter auswärtiger Mächte sind bei ihm beglaubigt; die, welche nur Geschäftsträger heißen, verkehren amtlich nur mit dem Staatssekretair, d. h. dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten; alle aber machen dem Präsidenten ihre Aufwartung.) Am 1. Januar also legt jeder Diplomat in Washington große Uniform an und erscheint mit allen seinen Secretairen und Attachés um 12 Uhr officiell im weißen Hause. Haben sie eine Frau oder Töchter, so finden auch diese sich mit ein. Nach ihnen bringen die Offiziere der Land- und Seemacht, in großer Uniform, ihre Glückwünsche und dann folgt — das Volk. Jeder hat Zutritt und jeder darf dem Präsidenten die Hand reichen. Der rechte Arm des Bedauernswerthen gleicht an diesem Tage einem Brunnenschwengel in wasserarmer Zeit, denn er wird unaufhörlich geschüttelt. Die Menge wird auf der einen Seite in das Zimmer hineingelassen und muß an der andern wieder hinausgehen. Bis zur Präsidentschaft des Generals Jackson wurden den Gratulanten auch Erfrischungen gereicht; aber es drängte sich zuviel Gesindel mit hinzu, das sich betrank, allerlei Unfug trieb, selbst Prügeleien anfing und die Meubles zerschlug. Darum spielt jetzt nur ein Mundvorrath so lange die Gratulation dauert. Uebrigens ist ein „Courtag" bei dem Präsidenten eine Gelegenheit, wie sie vielleicht nirgends sonst sich bietet, Frauen in allen Arten von Schönheit zu sehen und zwar in reichster Toilette, funkelnd von Juwelen oder nur mit einer Rosenknospe im Haar — die heißblütige schwarzäugige Tochter des Südens, die blonde blauäugige, anmuthige und kluge Tochter des Nordens, die einfache und doch liebliche Blume des Westens, spanische, französische, englische und südamerikanische Damen. Und an einer gewissen Etikette, an einer Rangordnung, auf die streng gehalten wird, fehlt es trotz allen republikanischen Institutionen nicht. Der Präsident Quincy Adams selbst schrieb eine kleine Schrift darüber, welche in der Hauptsache jetzt noch als Etikettegesetzbuch gilt, wenn auch seit den letzten Jahren noch schärfere Unterscheidungen und strengere Bestimmungen eingeführt worden sind. Geht es z. B. zu Tisch, so schreitet der Präsident voran und ihm folgt der Vicepräsident; dann kommt der Präsident des höchsten Gerichts und der Sprecher (Präsident) des Hauses der Abgeordneten; ihnen schließen sich die Senatoren und die Staatssecretaire an und diesen folgen zunächst die Mitglieder des höchsten Gerichtshofes, endlich die Abgeordneten (Mitglieder des Unterhauses).

Das wichtigste Gebäude in der ganzen Union ist das Capitol in Washington, das, wie schon gesagt, auf einem Hügel erbaut, aber noch nicht ganz vollendet ist, eines der größten Bauwerke in der Welt. Der Grundstein wurde am 18. September 1793 von Washington gelegt und man baute daran mit Unterbrechungen bis zum Kriege mit England, in welchem am 24. August 1812 englische Truppen soviel als ihnen möglich war von dem Gebäude niederbrannten. Bisher sind auf den Bau über neun Millionen Thaler verwendet worden. Die östliche Fronte hat eine Länge von 750 Fuß, also fast 50 mehr als die Peterskirche in Rom; das ganze Gebäude bedeckt eine Fläche von beinahe vier Ackern Land und die 300 Fuß hohe Kuppel trägt auf ihrer Spitze die „bewaffnete Freiheit." Das Capitol ist für den Amerikaner fast dasselbe, was für die gläubigen Christen Jerusalem. Es enthält als der geweihete Mittelpunkt der Nation, das Hauptarchiv, die Dokumente und Schätze derselben; da liegt die Unabhängigkeitserklärung, das Aktenstück, von dem sich ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte datirt; hier, im ersten Stock des südlichen Flügels und in der Mitte des Gebäudes, ist der Sitzungssaal der Abgeordneten des Volkes, 139 Fuß lang, 93 Fuß breit und 36 Fuß hoch, mit

Das Capitol in Washington.

den Pulten und Sitzen für 300 Mitglieder im Halbkreise; noch ist der Sitzungssaal des Senates u. s. w. und da „Senat und Haus zusammen den Congreß bilden, der Congreß aber allein die gesetzgebende Gewalt in sich vereiniget, so liegt hier das Herz der großen amerikanischen Nation.

Die Mitglieder des Hauses (die vom Volke ernannten Abgeordneten) werden auf zwei Jahre gewählt, und zwar von jedem Staate soviele, daß auf dreißigtausend Einwohner ein Abgeordneter kommt. Sie erhalten täglich 6 Dollars Diäten. — In den Senat sendet jeder Staat zwei Mitglieder, die durch die gesetzgebende Versammlung desselben auf 6 Jahre gewählt werden. Der jedesmalige Vicepräsident der Republik ist stets Präsident des Senats, er darf aber nur dann mit abstimmen, wenn Stimmengleichheit in der Versammlung eintritt. Kein Minister (Staatssecretair) darf Mitglied des Senates oder des Repräsentanten-Hauses sein oder da erscheinen und sprechen. Alle Verhandlungen des Congresses mit der vollziehenden Macht (dem Präsidenten) werden schriftlich geführt.

Wie den Lesern bekannt, ist in der jetzt vollendeten Wahl Buchanan zum Präsidenten erwählt worden — sein Vorgänger

theilten wir bereits in Nr. 30 der Gartenlaube mit — John Cabell Breckenridge aber als Vicepräsident. Er ist in Cabellsdale in Kentucky am 21. Januar 1821 geboren; ein tüchtiger Advokat und einer der ausgezeichnetsten Redner, was er auch als Mitglied des Repräsentantenhauses bewiesen hat, in welchem er großen Einfluß ausübte. Da Buchanan bereits im 65sten Jahre steht, so könnte er wohl während der Dauer seines Amtes durch den Tod abgerufen werden, so daß Breckenridge an seiner Stelle Präsident würde; denn wenn der Präsident stirbt, ehe die vierjährige Dauer seines Amtes abgelaufen ist, wird nicht ein neuer gewählt, sondern der Vicepräsident tritt für die Zeit, die an den vier Jahren noch fehlt, als Präsident ein. Und dieser Fall ist bereits zweimal eingetreten. Harrison starb kaum einen Monat nach seinem Amtsantritte, und der Vicepräsident Tyler wurde Präsident. Nach dem mexikanischen Kriege wurde der General Taylor als Präsident gewählt, und er hatte noch nicht anderthalbes Jahr sein hohes Amt verwaltet, als er starb, und der Vicepräsident Fillmore als Präsident eintrat.

Der Vicepräsident der Republik bezieht ein Jahrgehalt von 10,000 Dollaren mit.

Blätter und Blüthen.

Geheime Negerverbindungen. Der Trieb nach dem Geheimnißvollen scheint allen Menschen angeboren, und wo er nicht mächtig genug entwickelt ist, den Geist zur Erforschung der Geheimnisse seines eigenen Innern und der ihn umgebenden Außenwelt anzuspornen, da befriedigen die Menschen ihr Bedürfniß durch Geheimnisse von ihrer eigenen Façon, deren Bedeutung und Werth nicht sowohl in dem Geheimgehaltenen selbst liegt, als vielmehr einfach nur in dem bloßen Geheimhalten. Dieser Neigung gemäß findet man denn auch bei allen Völkern der Erde geheime Verbindungen mannigfacher Art, die sich mit der steigenden Bildung und der Hinwendung des Geistes auf die wahren, seiner ernsten Thätigkeit würdigen Geheimnisse allmälig verlieren, während sie auf niederer Entwickelungsstufen eine um so wichtigere Rolle zu spielen pflegen, als sie zugleich der Eitelkeit und dem so lebhaften Verlangen nach Anerkennung vor Anderen Befriedigung gewähren.

Auch die Neger in Süd-Guinea haben ihre geheimen Verbindungen mit strengen Vorschriften, Beitrags- und unverletzlichen Geheimnissen, von welchen letzteren man — eben in Folge ihrer Unverletzlichkeit — nur so viel mit Sicherheit weiß, daß sie, gleich denen aller anderen Gesellschaften dieser Art, ohne den geringsten Vorwand für die Welt in alle Ewigkeit verborgen bleiben können. Einer der bevorzugendsten dieser Negerorden heißt Nda, und bedeutet sich auf die einzelne und allgemeine Bevölkerung. An seiner Spitze steht niemand Geringeres als ein leibhaftiger Geist dieses Namens, der seinen Wohnsitz in den Wäldern hat und nur dann seine werthe Person zusammen läßt, wenn ihn irgend ein bedeutendes Ereigniß, wie der Tod eines Mitgliedes der Verbindung, die Geburt von Zwillingen oder die Einsetzung eines Beamten, aus seiner verborgenen Einsamkeit ruft, wo es ihm auch dann gar nicht darauf ankommt, sich in mehren Ortschaften sehen zu lassen. Seine Stimme jedoch gibt er schlechterdings von des Nachts zum Besten, wenn sich Oreza und Klein zur Mitte gelegt hat. Er naht sich dem Dorfe immer von der Seite des Waldes und ist demnach in dieser Physiognomie stets eingewickelt, daß Niemand ihn in den Verdacht haben könnte, der menschlichen Race anzugehören, — was sich ja auch von selbst versteht, da er ein Geist ist. Er wird jedesmal von einer Schaar jungen Leute begleitet, die bei ihren Umzügen durch die Straßen zum Tone eines Instrumentes, welches Klassirinnen heißen soll, ein Lied singen, das, wie bereits bemerkt, daß er sich einem Dorfe naht, kaufen Weiber und Kinder mit größter Angst, um sich in den verborgensten Winkel ihrer Hütten zu verstecken. Sollte Eins von ihnen das Mißgeschick haben, den Nda zu gewahren oder sich ertappen lassen, wie es durch die Risse der dünnen Wand nach ihm spähte, so würde es in Gefahr kommen, beinahe totgeprügelt zu werden. Vielleicht hat noch nie ein Weib die Kühnheit so weit getrieben, ihr Auge auf dies geheimnißvolle, entsetzliche Wesen zu werfen — wenigstens schmeicheln sich ihre gefrorenen schwarzen Herren mit diesem Wahne.

Dagegen aber haben weit die Frauen auch ihre besondere geheime Gesellschaft, von der die Männer nicht weniger streng ausgeschlossen sind. Wenn sie damit vor ihren weißen Schwestern Europa's etwas voraus zu haben scheinen, so ist anzunehmen, daß diese es nur verschmähen, den Männern derlei Nimmenschaß nachzuahmen. Wie sich von selbst versteht, ist in der dem Frauenwesen gewidmeten Geheimverbindung der Neger kein bezüglicher Aderbeweis werden immer nur von den Männern angebracht — doch umgeben auch sie alle ihre Verhandlungen mit dem tiefsten Geheimniß. Es soll bei ihnen für eine Ehrensache, dem Orden anzugehören, zum Theil vielleicht, weil die Aufnahme nur gegen Erlegung eines sehr bedeutenden Eintrittsgeldes erfolgt. Die Ceremonien der Einweihung dauern mehrere Wochen, und selbst Mädchen von zehn bis zwölf Jahren werden schon zugelassen, wenn ihre Eltern die Kosten nicht scheuen. Während der ganzen Dauer einer Einweihung bemalen sich sämmtliche Ordensschwestern mit den phantastischsten Farben. Gesicht, Arme, Brust und Beine sind über und über mit rothen und weißen Flecken bedeckt, die abwechselnd Kreise und verschlungene Linien bilden. In diesem geschmackvollen Festtoilette marschiren sie zugweise aus dem Dorfe in den Wald, wo ohne die geringste Scheu vor dem dort hausenden furchtbaren Nda die gesammten Feierlichkeiten, von dem melodischen Klange einer großen baßartigen Trommel begleitet, vor sich gehen. Ganze Nächte verbringen sie dabei im Walde und scheuen im Dienste der guten Sache auch das schlimmste Unwetter und die beschwerlichsten Regenzüsse nicht, ja selbst nicht einmal für ihren schönen gemalten Putz! Beobachtenswerth ist, daß sich auch bei ihnen das altehrwürdige Gesetzwesen Asiens, Europa's und Amerika's wiederfindet, das vom Beginn bis zu Ende der geheimnißvollen Feier brennen muß und um keinen Preis ausgehen darf.

Die Gebeine der Erde. So nennt der alte Homer die Gesteine, als einer seiner Helden mit dem Fuße weder sie gestoßen war. Die Vergleichung ist nicht übel, wenn schon wie jede insofern hinkend, als dann das Fleisch, welches der lockere Erdboden sein muß, um das Skelett der Erde an sehr vielen Stellen nur spärlich und dünn verbreitet ist. Ich nehme aber jetzt nach einer andern Seite die Zulässigkeit der Vergleichung in Anspruch; nämlich hinsichtlich der für beide Vergleichungsobjecten gleich geltenden Verpflichtung für uns Menschen, das Knochengerüst unseres Leibes wie das unserer gemeinsamen Wohnstatten und Ernährerin zu kennen.

Wie die Menschenkunde (Anthropologie) als einen besonderen Zweig die Knochenlehre einschließt, so gehört zur Erdgeschichte (Geologie) als ein wichtiges Glied die Gesteinslehre, welche die Gesteine kennen lehrt, aus denen die Oberfläche der Erde, denn mehr können wir ja nicht, zusammengesetzt ist.

Granit, Porphyr, Basalt und so manche andere sind in aller Munde lebende Namen, ohne daß sie jedoch das rechte Leben haben. Dieses erhalten sie erst durch Kenntniß derjenigen Gesteine, welche jene Namen tragen. Die genaueste Beschreibung vermag es nicht, eine jede Verwechselung auszuschließende Kenntniß der Gesteinsarten zu gewähren. Abbildungen, zeigt in den meisten Fällen wirksamer, als die besten Beschreibungen, sind hier vollkommen unbrauchbar, weshalb es auch Niemand einfällt, die genannten und andere Gesteine durch Bilder zu veranschaulichen. Hier muß die Natur selbst und unmittelbar eintreten.

Neben den verschiedenen Sammlungen von Pflanzen und Thieren hat es denn auch schon seit langer Zeit dergleichen von Steinen gegeben. Solche Sammlungen haben aber nur einen sehr untergeordneten Werth, weil man dem Steine nicht ansehen kann, welche Rolle er bei den verschiedenen Abschnitten der Bildungsgeschichte der Erde spielt. Man muß darum gewöhnlich in Steinsammlungen, wenn man damit eine Nachweisung ihrer erdgeschichtlichen Bedeutung verbinden wollte, beiderende Verzeichnisse beigeben. Sollen aber diese Verzeichnisse nicht zu kleinen Büchern anschwellen, so können sie ihren Zweck nicht erreichen.

Es ist darum ein glücklicher Gedanke zu nennen, daß man Steinsammlungen in solche Verbindung bringt, welche als Belege zu bereits verbreiteten Büchern gelten.

Dies ist — meines Wissens in dieser Weise zum ersten Male — mit zwei Büchern zugleich geschehen. Mit des Unterzeichneten „Geschichte der Erde" (Frankfurt a. M. bei Meidinger) und mit „von Schubert's Naturgeschichte."

Bei der herannahenden Weihnachtszeit wird es manchem Vater erwünscht sein, auf ein nützliches Geschenk für die Seinigen hingewiesen zu werden. Daher trage ich kein Bedenken, vorstehendes über die eine dieser Sammlungen, von welcher mir durch die Güte des Herrn Herausgebers ein Exemplar vorliegt, in der Gartenlaube Erwähnung zu thun, und dabei zugleich dem Herausgeber meinen Dank öffentlich auszusprechen, daß er dadurch meinem Buche einen Vorzug vor andern auch noch so vortrefflichen Werken verliehen hat.

Die Bezeichnung „Sammlung von 50 Felsarten, als erläuterndes Belege zu E. A. Roßmäßler, Geschichte der Erde," sind in einem sauberen Kästchen von den wichtigsten in meinem Buche beschriebenen Gesteinen kleine aber instruktive Exemplare enthalten. Auf einem beiliegenden Verzeichnisse ist unter jedem Namen die Seite angegeben, von welcher mir durch die Güte des Herrn Herausgebers ein Exemplar vorliegt, in der Gartenlaube Erwähnung zu thun, und dabei zugleich dem Herausgeber meinen Dank öffentlich auszusprechen, daß er dadurch meinem Buche einen Vorzug vor andern auch noch so vortrefflichen Werken verliehen hat.

Die Bezeichnung „Sammlung von 50 Felsarten, als erläuterndes Belege zu E. A. Roßmäßler, Geschichte der Erde," sind in einem sauberen Kästchen von den wichtigsten in meinem Buche beschriebenen Gesteinen kleine aber instruktive Exemplare enthalten. Auf einem beiliegenden Verzeichnisse ist unter jedem Namen die Seite angegeben, von welcher mir durch die Güte des Herrn Herausgebers ein Exemplar vorliegt, in der Gartenlaube Erwähnung zu thun, und dabei zugleich dem Herausgeber meinen Dank öffentlich auszusprechen, daß er dadurch meinem Buche einen Vorzug vor andern auch noch so vortrefflichen Werken verliehen hat.

Die Sammlung ist nach Anleitung des Buches in erdgeschichtlicher Folge von den Altesten bis zu den jüngsten Formationen geordnet, so daß ein Blick auf die Sammlung zugleich eine vorübergehende Uebersicht oder Repetition des Buches gewähren.

Wie sehr durch solche Sammlungen ein Buch, zu dessen Text die Gesteine Seite für Seite die Veranschaulichung bieten, beim Durchlesen gewinnen müsse, liegt auf der Hand.

Die Sammlung zu dem v. Schubert'schen Buche kenne ich nicht; doch ist nicht zu bezweifeln, daß sie mit derselben Sachkenntniß wie jene zusammengestellt sein werde. Sie enthält ebenfalls 50 Arten, welche „Mineralien" genannt sind, also wahrscheinlich orykognostischer Natur sein werden. Den Commissions-Debit beider Sammlungen hat die Buchhandlung von L. Garcke in Naumburg und Leipzig übernommen, von der auch dem Verfasser sie wie durch jede Buchhandlung jede für 1 Thlr. 15 Sgr. zu beziehen ist.

E. A. Roßmäßler.

Eine poetische Seite der Seneca-Indianer. Wenn bei den Seneca-Indianern ein Mädchen stirbt, so pflegen sie einen jungen Vogel ein, bis er zum ersten Male seine Kraft im Fluge versucht. Dann tragen sie ihn auf das Grab, beladen ihn mit Kissen und Lieblingsdingen und lassen ihn frei, im festen Glauben, er werde seine Flügel nicht falten, noch seine Augen schließen, bis er das Land der seligen Geister erreicht und der Seele verlorenen seine kostbare Bürde überbracht habe. Man sieht nicht selten auf einem einzigen Grabe 20 bis 30 dieser Liebesboten aufsteigen.

Digitized by Google

Adolf Stahr, in seinem so eben erschienenen Buche: „Nach fünf Jahren, Pariser Studien aus dem Jahre 1855," teilt folgende Züge des Kaisers **Napoleon** aus dem Munde einer Person vernommen haben, die dem jetzigen Beherrscher der Franzosen von Kindheit treu verbunden, damals zum öfteren bei ihm in seinem Gefängnisse zu Ham verweilte, und deren Zeugniß um so stärker in's Gewicht fallen muß, als sie seit seiner Thronbesteigung ihr Geschick von dem des Kaiser abgewendeten Jugendfreundes getrennt hat:

„Hätte Louis Napoleon nicht ehrgeizig, so erzählte sie, den fest gewurzelten Glauben an sein Erbrecht und an seine Mission gehabt, so hätte er schon vor in den Jahren seiner Haft kommen müssen. Die Anhänglichkeit und Liebe der Soldaten für ihn war so groß, daß man in kurzen Zwischenräumen immer die Garnison wechselte, aus Furcht, er könne sie für sich gewinnen und entführen. Auch hätte er dazu gleich in den ersten Jahren Gelegenheit gehabt, ja sie wurde ihm mehrfach angeboten. Er bewohnte ein kleines Haus in der Festung, das verzierte Fenster und wohlverwahrte Thüren hatte, und vor dem zwei Wachtposten alle seine Bewegungen beobachteten, wenn er seinen kleinen Garten bearbeitete, den er sehr liebte, wie er überhaupt eine große Liebe für die Natur und ihren Genuß, und ein ungewöhnliches Geschick für Blumenkultur besitzt. So oft er in den Garten hinaustrat, präsentirten die Soldaten, indem sie regelmäßig ein: Ernst dem Kaiser! hinzufügten. Seht Ihr, sagte der Prinz zu seinem Gefährten, wie könnt Ihr mir immer von der Republik sprechen, wenn Frankreich seinen Kaiser zurückverlangt? Ein ander Mal kam der General Changarnier nach Ham, um die Festung zu inspiciren. Er sah mit ganz jüdischem in das Haus des Gefangenen hinein, damit Niemand sagen könne, er habe irgend eine längere Unterredung mit ihm gehabt, und nahm die Musterung der Truppen nicht in der Festung, sondern außerhalb derselben vor. Nur etwa zwanzig Mann mit einem Unteroffizier blieben im Festungshofe zurück, und als der Prinz mit seinem Besuche an das Fenster trat, verließ der Unteroffizier eine Gruppe Soldaten, zu der er getreten hatte, und näherte sich der Mauer des Hauses, als wolle er dort ein nicht näher zu bezeichnendes Geschäft verrichten. Unter dem Fenster angekommen sagte er plötzlich halblauten Tone: es sind nicht mehr als zwanzig Mann in der Festung, die Thüren sind geöffnet, die Garnison ist beschäftigt, wenn der Gefangene fliehen will, hat er leichtes Spiel — man würde es nicht bemerken. Der Prinz stutzte einen Augenblick, antwortete aber sofort in deutschem Tone: Dank, mein Braver, ich will Niemanden unglücklich machen, ich bleibe im Gefängniß. — Wie denn? Sie wollen nicht? — Nein! — Aber das ist dumm, fährt der Unteroffizier heraus, und wiederholt dann: Ueberlegen Sie sich's wohl! Sie wollen nicht? — Nein, ich will nicht! — Gut, denn, sie bleiben Sie, wo es Ihnen gefällt, antwortet der Andere ärgerlich und geht brummend davon. Einige Zeit später hatte ein Regiment in der Umgegend einen Garnisonswechsel, und sollte eigentlich in Ham selbst Rast halten. Plötzlich bekam man es anders, hielt es außerhalb der Festung bivouacmäßig, und am Morgen sollte es weiter marschiren: Es waren eben einige Fouriere bestimmter Verrichtungen wegen in die Festung gekommen, und einer derselben fand Gelegenheit, einen Stein mit einem Zettel in das Fenster des Gefangenen zu werfen, auf dem die Worte standen: Das Regiment rückt, daß sie es morgen die Revue passiren lassen. Da begab sich der Prinz, vom Spaziergehen auf den Wall, und sah von dort dem Vorbeimarsche des Regiments zu. Nach solchen Ereignissen bemerkte er dann mit Selbstgefühl: „Und sie können noch zweifeln, daß ich einst Kaiser werde!" Man sagt, ein großer Theil der Armee sei jetzt weniger enthusiastisch für den Kaiser gesinnt.

Vom Weihnachtsmarkte für die Jugend. Die liebe Weihnachtszeit mit ihren süßen Freuden und Abnungen rückt mit jedem Tage näher und näher. Mehr als je hat die Spekulation dafür gesorgt, daß die Erinnerung unter'm Tannenbaume möglichst reich und schön ausfalle und auch die Literatur, namentlich die Jugendliteratur, ist nicht zurückgeblieben. Unter der Menge neuerschienener Kinderschriften für jedes Alter zeichnen sich das Jahr die im Verlage von Flemming in Glogau erschienenen, durch Inhalt und geschmackvolle Ausstattung sehr vortheilhaft aus. Aus der Jugendzeit von Rosalie Koch (für Kinder von acht bis zwölf Jahren), die Geschwister von der früh verstorbenen Marie Förster (für die reifere Jugend), besonders aber „Herzblättchen's Zeitvertreib, Unterhaltungen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe," mit vielen unterrichtenden Abbildungen dürften überall empfohlen werden. Auch der Inhalt des im deutschen Verlage erschienenen bekannten Töchter-Albums von Thekla v. Gumpert ist erschienen und enthält wieder eine Anzahl prächtiger Abbildungen. Weniger sind wir mit dem Inhalte einverstanden, der, die belehrenden Artikel ausgenommen, theilweis sehr an Frauenzeitung anhielt. Da das Buch der Königin von Preußen gewidmet wurde, so hätte es eben nicht von übergroßem Takt, daß die Verfasserin ihre eigene Portrait als Titelbild vorsetzen ließ. Wer ist Thekla v. Gumpert, und was hat sie Großes auf dem Felde der Literatur gethan, daß sie schon an eine Berechtigung glaubt, ihr Bildniß dem Publikum vorzuführen? — Eltern, denen eine praktische Beschäftigung ihrer Kinder am Herzen liegt, empfehlen wir als Arbeitsübung für die Jugend die bei demselben Verlage erschienenen Hefte: „Aus- und Zuschneidebuch" und die „Bilderwerkstatt," namentlich das erstere als sehr praktisch unterhaltend.

Neben dem Töchter-Album, das eine Reihe von Beiträgen deutscher Autoren und Schriftstellerinnen bringt, müssen wir eines ähnlichen Unternehmens für die reifere Jugend erwähnen, das soeben unter dem Titel: „Zum Feierabende", herausgegeben von Stieber, in 2 Bänden, bei Meinhold in Dresden erschienen ist. Es bringt ausgetrage sächsischer Autoren, unter denen wir Hofrath Klemm, Kurtz, Eine Polle, Dr. Reichenbach, Wildenhahn ꝛc. nennen. Ersterer ist diese Schrift, deren Ertrag zum Besten des Lehrerpensionsfonds bestimmt ist, an literarischem Werth der Gumpert'schen Töchterbibliothek weit voran, und auch die Ausstattung steht in keiner Weise dem preußischen Buche nach. Für Sachsen erhält das Buch insofern noch ein besonderes Interesse, als es eine sehr gelungene Abbildung aus den letzten Augenblicken des verstorbenen Königs enthält.

Für Knaben, die da Freude an Kampf und Gefahren haben — und welcher hätte sie nicht — empfehlen wir das bei Trewendt in Berlin erschienene vortrefflich ausgestattete Buch: „Die jungen Büffeljäger" aus den Prairien des fernen Westens von Nordamerika," herausgegeben von A. Müller. Es ist unterhaltend und belehrend zugleich und bringt sehr gut geschriebene Naturbilder.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Bock, Dr. Carl Ernst. Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 25 feinen Abbildungen. Zweite Auflage. . . . . 1 Thlr. 20 Ngr.
eleg. geb. 1 Thlr. 27 Ngr.

Gartenlaube, Die. Jahrgang 1855. . . . . . broch. 2 Thlr.
eleg. geb. in gepreßter Decke $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Roßmäßler, E. A. Der Mensch im Spiegel der Natur. Volksbuch. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten. 5 Bde. . . . . broch. à 15 Ngr.

Stolle, Ferdinand. Palmen des Frieden. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise.
eleg. cart. 25 Ngr.
eleg. geb. in Goldschnitt 1 Thlr. 4 Ngr.

Stolle, Ferdinand. Ausgewählte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. 24 Bde., mit dem Portrait des Verfassers. . . . . broch. à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Storch, Ludwig. Gedichte.
. . . . . eleg. cart. 1 Thlr. 6 Ngr.
prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Ngr.

Storch, Ludwig. Ausgewählte Romane und Erzählungen. Volks- und Familien-Ausgabe. 16 Bände. . . . . broch. à $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1856.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herrn Müller's Sylvesterabend.

Erstes Kapitel.

Einige wenige Tage vor dem Weihnachtsfeste des Jahres 1757 — also gerade vor hundert Jahren — hatte Herr Müller, einer der wohlhabendsten Kaufleute und Hausbesitzer der guten Stadt Leipzig, zusammengerechnet, wie viel ihm seine Häuser in dem nun bald abgelaufenen Quartale an Miethzinsen einbringen würden. Es war ein ganz artiges Sümmchen, denn außer dem schönen großen Hause in der Reichsstraße, in welchem er sein Geschäft hatte und selbst wohnte, hatte er auch noch eine ganze Reihe Häuser auf der damals sogenannten Bettelgasse — jetzt, mit Respekt zu sagen, Johannesgasse benannt — angekauft, in welchen freilich unter arme Leute wohnten, von denen er aber den Zins gewöhnlich in eigener hoher Person mit der rücksichtslosesten Strenge eintreiben wußte.

Herr Müller war, wie wir schon angedeutet haben, mit dem Resultate seiner Berechnung sehr wohl zufrieden. Es war schon bei zehn Uhr Abends, als er noch so beschäftigt in seinem einsamen Zimmer saß und als er die Rathhausglocke halb elf schlagen hörte, dachte er als ordentlicher an ein regelmäßiges Leben gewöhnter Mann, es sei nun wohl Zeit, sich zur Ruhe zu begeben.

Er sank von dem Gedanken an seinen immer höher steigenden Wohlstand sanft eingewiegt, in einen so behäbigen Schlaf, daß er durch seiner Liebe zum Gelde sicherlich als eine nicht angenehme Störung betrachtet hätte, wenn er jetzt von einem seiner Miethsleute aufgeweckt worden wäre, um den erst in einigen Tagen fälligen Zins schon heute in Empfang zu nehmen.

Um desto größer war begreiflicherweise seine Entrüstung, als er auf einmal durch ein dicht unter seinem Fenster anhebendes Gedudel und Getrompete aus seinem süßen Schlummer aufgeschreckt ward.

Es herrschte nämlich vor hundert Jahren — und Gott sei Dank, daß es jetzt nicht mehr der Fall ist, denn wir haben an der Meßmusik genug! — in Leipzig wie in vielen andern deutschen Städten die Gewohnheit, daß einzelne sogenannte Musikchöre in den letzten Tagen vor Weihnacht, gewöhnlich in den späten Abendstunden von neun bis elf Uhr, wohlhabenden oder vornehmen Bürgern der Stadt ein „Ständchen" brachten.

Natürlich wünschten sie dafür belohnt zu werden, denn die Musik war damals in vielen Fällen weiter nichts, als eine andere Form der Bettelei.

Diese Serenaden waren übrigens nicht blos musikalischer, sondern auch deklamatorischer Art, denn nachdem ein oder zwei Stücke gespielt waren, trat ein hierzu besonders bestallirtes Mitglied des Musikchors vor, und den gewöhnlich an der Hausthür oder am Fenster erscheinenden Hausherrn mit einer Anrede zu begrüßen, auf welche dann ein auf das Fest bezügliches Gedicht folgte. Nach Beendigung desselben ward gewöhnlich das Geschenk verabreicht, die Musikanten spielten noch ein, oder nach Befinden, wenn die Spende besonders reichlich ausgefallen war, zwei Stücke und trollten sich dann weiter.

Bei dem ersten Geschmetter der gurgelnden Hörner und Trompeten sprang Herr Müller aus dem Bett und riß das Fenster auf. Da standen sie, die betteln den Künstler bis an die Knöchel im Schnee und musicirten wacker d'rauf los.

„Ihr nichtswürdigen Kerle!" schrie Herr Müller, „wollt Ihr Euch fortpacken oder soll ich auf die Polizei schicken und Euch alle einsperren lassen?"

Diese Drohworte waren keine aus der Luft gegriffenen, denn schon im vorigen Jahre hatte der wohlweise Magistrat, eben auf Ansuchen einiger ähnlicher reichen Ofgrimme, wie unser Freund Müller war, dieses nächtliche Musiciren untersagt und wenn man es auch noch stillschweigend duldete, so war doch keinem Zweifel unterworfen, daß die armen Teufel sofort bei den Ohren genommen werden würden, sobald eine Beschwerde über diesen noch fortdauernden Unfug einliefe.

Hätten daher die Musikanten Herrn Müller's Drohung sogleich verstanden, so würden sie mit ihrer Musik wohl kaum über die ersten Takte hinausgekommen sein. Aber ihre gellenden Instrumente übertäubten die Stimme des so unsanft aus seinem Schlafe geweckten reichen Mannes und da sich über seinem Fenster noch ohnehin ein sogenanntes tief herabgehendes Wetterdach befand, so sahen sie ihn anfangs gar nicht gleich. In der rauhen kalten Nachtluft aber im bloßen Hemd am offenen Fenster stehen und sich von einer elenden Musikantenbande Trotz bieten lassen zu müssen — das war in der That nicht zum Aushalten.

„Wollt Ihr Euch gleich packen, daß Ihr fortkommt?" schrie er. „Wart' — Euch will ich's eintränken!"

Und er tastete in dem finstern Zimmer nach einer Wurfwaffe umher, fand aber keine. Das machte ihn noch wüthender und gern wäre er hinunter in den Hof geeilt, um den Kettenhund loszumachen und mit diesem die ungebetenen Gäste fortzubeißen, aber dann hätte er sich doch erst müssen anziehen. Hastig scharrte er nun den draußen auf dem Fenstergesims liegenden Schnee zusammen, ballte ihn hart und fest und warf damit nach den Musicirenden, aber zu hoch, so daß der Ball unschädlich an das gegenüberstehende Haus aufflog. Seine Wuth stieg nun so hoch, daß er für den Augenblick sogar seine angeborene Liebe zu seinem Besitzthum vergaß, nach seinem Waschtische lief und ein Stück Seife, eine Bürste,

ein Barbierbecken, einen Streichriemen und zuletzt, um vollständig Breche zu schießen, einen wuchtigen Stiefelknecht in rascher Folge unter das Belagerungskorps hineinschleuderte.

Ein so wohlgezieltes und wohlunterhaltenes Feuer mußte die Touhattericen des Feindes bald zum Schweigen bringen. Die Instrumente verstummten und die Musikanten blickten nach dem Fenster auf.

„Ihr fellt Euch fortpacken, Ihr Kerle! Hört Ihr nicht?“ schrie Herr Müller, indem er sich so weit als möglich aus dem Fenster neigte.

Noch wollten die erschreckten Künstler nicht gehen und der Sprecher und Direktor der Gesellschaft fand es vielmehr angemessen, erst sein Heil mit der wohleinstudirten Anrede zu versuchen

„Altem löblichen Gebrauche zufolge,“ begann er vorkretend, indem er zugleich seine Querpfeife wie einen Marschallstab in die Höhe hob, „haben wir, Ihre gehorsamsten Diener, in dieser fröhlichen festlichen Zeit des Jahres uns die Freiheit genommen, Ihnen unsere musikalische Aufwartung zu machen und Sie zu bitten, uns zu erlauben, Ihnen das neue Gedicht über die Freude der Schäfer von Bethlehem vorzutragen. Getrieben von dem aufrichtigen Wunsche —“

„Haltet Euer Maul, sage ich!“ schrie Herr Müller wieder. „Ihr seid Lämmermann, der verderbene Schusterzeell, der nicht Stiefelfleisch genug hatte, um bei seiner Profession zu bleiben und nun mit seiner Querpfeife und seinen einfältigen Gesichten die Leute anbettelt. Wenn Ihr Euch nicht augenblicklich fortpackt, so hole ich die Polizei und dann könnt Ihr die Feiertage über im Hundeloche stecken.“

Der arme Lämmermann strich vor dieser Drohung, deren inhaltschwere Bedeutung er wohl kannte, sofort die Segel und schlich sich davon, während seine Collegen ihm folgten.

Herr Müller kroch vor Frost schaudernd wieder in sein Bett, wo er noch eine Zeit lang wach lag, ehe er wieder einschlafen konnte.

Am andern Morgen erwachte Herr Müller noch vor Tagesanbruch, aber seine Tochter Barbara war noch früher auf als er. Sie war bereits seit ein paar Stunden mit ihrer alten Dienstmagd Margarethe beschäftigt, die Wohnzimmer zu säubern und denselben hier und da durch Aufstecken einiger grünen Tannenreiser ein weihnachtliches Ansehen zu geben. Im Ofen prasselte ein lustiges Feuer und das Frühstück stand auf dem Tische, als ihr Vater eintrat.

„Dich haben die Musikanten wohl auch aus dem Schlafe geweckt, Barbara?“ fragte Herr Müller.

„Nein, Vater,“ sagte Barbara; „ich war mit Fleiß aufgeblieben, um sie zu hören und es that mir Leid, daß Du sie wieder fortjagtest. Ich wußte, daß sie kommen würden; Lämmermann hat ein neues Gericht gelernt, welches Friedrich verfaßt hat.“

„Friedrich thäte besser, wenn er sich um seine Schule bekümmerte,“ sagte Herr Müller. „Seine neumerische Lehrmethode will ohnedies vielen Bürgern, die ihre Kinder zu ihm schicken, nicht recht zusagen.“

Barbara ward, ohne daß ihr Vater etwas davon bemerkte, feuerrot und machte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, mit dem Ofen zu schaffen.

„Ich habe heute viel Gänge zu gehen, Barbara,“ sagte der Alte, „und werde wahrscheinlich vor Abend nicht wiederkommen.“

Barbara hörte ihn kaum, bis er sie bat, ihm seinen Mantel umzugeben.

„Na, sei nur gut,“ sagte er, indem er sie noch auf der Schwelle küßte. „Siehe zu, daß Du mit Deiner Hausarbeit fertig wirst, ehe ich wiederkomme.“ Barbara versprach ihm zu gehorchen.

Herr Müller war diesen Morgen keineswegs auf angenehmer Laune. Als er zur Hausthür heraustrat, fiel sein Blick auf den Streichriemen, den die alte Margarethe, als sie die Wurzgeschosse ihres Herrn hereingeholt, übersehen hatte und dies erinnerte ihn wieder an den Aerger der vorigen Nacht. Die kalte scharfe Morgenluft sagte seiner Stimmung zu und er beschloß zuerst hinaus in die Bettelgasse zu gehen und dort seine Miethzinsen einzukassiren, die er sich von diesen armen Leuten allwöchentlich bezahlen ließ, um nicht eine für sie unerschwingbare Summe zusammenkommen zu lassen. Es war dies ein Geschäft, welches er sehr gern verrichtete, obschon er unabänderlich sagte, es sei ihm im höchsten Grade zuwider.

Als er die Grimmaische Gasse entlang ging, fühlte er sich von dem Anblick der verschiedenen das Weihnachtsfest verkündenden Erscheinungen höchst unangenehm berührt. Alles ärgerte ihn, an den Fenstern der Victualienhändler aufgeputzten Butterstücke, die Pfefferkuchen der Bäcker, die hübschen grünen Tannen, das mit Blumen verzierte Fleisch der Metzger — über Alles raisonnirte er und nannte es Verschwendung und unnöthigen Luxus.

So war er bis dicht an das Grimmaische Thor gelangt und blieb hier vor einem Hause stehen, welches ebenfalls sein gehörte. Er trat hinein und pochte an die Thüre der Parterrewohnung.

„Niemand zu Hause!“ rief er, indem er nochmals und heftig anpochte. „Niemand zu Hause? Niemand, wie gewöhnlich! Ich wisse Leute riechen einen Hauswirth, der nach seinem Zinse kommt, schon von weitem!“

Er drückte sich und guckte durch das Schlüsselloch, da er sich Niemanden sah und selbst auf das lauteste Pochen mit seinem Stocke keine Antwort bekam, so ging er brummend und schelten die Treppe hinauf.

„Hier auch Niemand da?“ rief er, indem er an die Thür pochte.

„O ja, Herr Müller, wir sind zu Hause und stehen Ihnen zu Diensten,“ sagte ein hagerer Mann von mittleren Jahren mit seinem Anstande, indem er die Thür öffnete. „Bitte, treten Sie ein.“

Das Zimmer war nur dürftig meublirt und das im Ofen brennende Feuer machte sich nicht allzubemerkbar; die Wände aber waren ringsum mit Gemälden behangen und an dem Fenster stand eine Staffelei.

„Sie sind immer pünktlich, Herr Lukas,“ sagte der Hausherr. „Bei Ihnen kann man darauf rechnen, daß man nicht vergebens wartet.“

„O ich weiß, daß die Bezahlung des Miethzinses eine Zahlung ist, die keinen Aufschub leidet,“ erwiderte der Maler mit Bezug.

„Ich wollte, es dächten alle Leute so, Herr Lukas,“ sagte Herr Müller, indem er in das ihm vergelegte Buch quittirte. „Es ist nichts mit solchen großen Häusern, wie dieses, wo man für Miethparten hat. Meine kleinen Häuser in der Bettelgasse machen mir nicht halb so viel Scherereі.“

„Werden Sie die Auktion besuchen, die gleich nach dem Tode in dem Hause des verstorbenen Dr. Rivinus stattfindet?“ fragte der Maler.

„Ja wohl,“ sagte Herr Müller. „Der alte Dr. Rivinus hatte sehr hübsche Sachen und ich glaube, es wird sich ein gutes Geschäftchen machen lassen.“

„Hier liegt der Katalog,“ äußerte der Maler. „Auf Gemälde werden Sie doch nicht bieten, wie?“

„Auf Gemälde? Das wäre noch besser!“ entgegnete Herr Müller und wunderte sich, wie ihm Jemand zutrauen konnte, daß er für so unnütze Dinge, wie Gemälde, Geld ausgeben werde.

„Nun dann kann ich Ihnen sagen,“ fuhr der Künstler fort, „daß sich unter diesen Sachen ein kleines Bild befindet, welches sich selbst zu ersteben hesse. Wenn es nicht höher hinaufgetrieben wird, als zwanzig bis fünfundzwanzig Thaler, so kann ich es Ihnen. Hier steht es ganz bescheiden in dem Katalege aufgeführt Nr. 1123, eine Landschaft.“

„Ich sehe es,“ grunzte Herr Müller.

„Dieses Bild,“ fagte der Maler und erwartete offenbar, daß sein Hauswirth durch seine Mittheilung nicht wenig überrascht sein würde, „dieses Bild, mein guter Herr Müller, ist ein Correglio Schuyt!“

„Wirklich?“ rief Herr Müller, indem er mit gerunzelter Stirn eine andere Seite des Katalogs überblickte.

„Jawohl,“ fuhr der Maler mit steigender Wärme fort, „es ist eins der anmuthigsten Gebilde, die je aus dem Kopfe und unter den Händen eines Malers hervorgegangen — eine recht stille Thalgegend, deren Anblick das Herz erfreut. Nicht wahr, Rittergut möchte ich mir dieses Bildchen entgehen lassen.“

„Was Sie nicht sagen!“ entgegnete Herr Müller gleichgültig, indem er fortfuhr, den Katalog zu durchblättern.

„Sie können mir glauben,“ fagte der Maler. „Es ist mir so bange, daß es Jemand anders bekommen könne, daß ich in mehrere Nächte nicht im Stande gewesen bin, zu schlafen und weiß, daß ich nicht eher wieder Ruhe haben werde. Ich muß das Bild bekommen, Herr Müller. Schauen Sie, hier gehört es herzuhängen.“

Herr Müller hob seine Augen mechanisch zu der Stelle empor, welche der Maler an der Wand bezeichnete und fuhr dann fort in dem Katalege weiter zu lesen.

„Hier werde ich es aufhängen," fuhr der Maler fort, „so daß gleich die ersten Strahlen der Morgensonne darauf ihr Licht werfen. Wie freue ich mich schon darauf, wenn meine Augen beim Erwachen auf dieses Kunstwerk fallen."

„Auf etwas Anderes werden Sie nicht bieten?" frage der Hauswirth.

„Nein," antwortete Herr Lukas; „auf dieses Bild werde ich bieten, so lange meine Börse zureicht, aber auf sonst weiter nichts."

„Dann werden wir auch einander nicht in den Weg kommen," sagte Herr Müller, „denn auf Ihren Cornelius Schuyt biete ich nicht acht Groschen. Guten Morgen, Herr Lukas."

„Guten Morgen, Herr Müller," sagte der Künstler, indem er die Thüre schloß und sich wieder an seine Staffelei setzte.

Herr Müller wanderte, während er an die Auktion bei Dr. Nivinus und an die Einkäufe dachte, die er dort würde machen können, seines Weges durch das Grimmaische Thor weiter fort nach der Bettelgasse. Dieselbe bestand damals aus einer doppelten Reihe sogenannter Pfahlbürgerhäuser, die, wie schon der Name bezeichnet, blos aus Lehm und Pfählen erbaut waren, um, weil sie außerhalb der Festungsmauern lagen, in Kriegszeiten, wenn die Stadt bedroht war, mit leichter Mühe weggerissen werden zu können. Es wohnten hier fast durchgängig sehr arme Leute und Herr Müller, denn fast eine ganze Reihe dieser Häuser gehörte, ging mit dem Buche in der Hand von Thür zu Thür und kassirte seinen Wochenzins ein.

„Niemand zu Hause hier?" rief er, indem er an die Thür des letzten seiner Häuser pochte.

„O ja, ich bin da, Herr Müller," rief eine weibliche Stimme. „Ich bin immer zu Hause. Wie sollte man denn mit der Näherei etwas verdienen, wenn man nicht vom frühen Morgen bis in die späte Nacht darüber säße?"

„Nun wie steht's heute? Ihr habt vor acht Tagen keinen Zins bezahlt und vor vierzehn Tagen auch nicht; das sind nun zusammen drei Wochen — habt Ihr das heute beisammen?" fragte der Hauswirth.

„Nein, noch nicht ganz," sagte die Frau; „mein Mann hat jetzt Stückarbeit, mit welcher er erst nach den Feiertagen fertig wird und wir müssen Sie daher bitten, sich noch acht Tage zu gedulden."

Herr Müller hätte sich vielleicht bewegen lassen, diese Frist zu bewilligen, unglücklicherweise aber fielen seine Augen auf eine auf der Ofenbank in einer Pfanne liegende ausgeschlachtete, fette Gans.

„Also zum Zins habt Ihr kein Geld," rief er, „wohl aber zu solchen Prassereien!"

„Prassereien!" rief die Frau. „Wenn ein paar Leute, die das ganze Jahr kein ordentliches Gericht auf den Tisch bekommen, sich einmal zu Weihnacht eine Gans braten, so wird das wohl keine große Verschwendung sein."

„Jawohl ist dies Verschwendung," entgegnete der Hauswirth. „Ich nenne es Prasserei und Verschwendung und Unehrlichkeit obendrein, so lange Euer Zins noch nicht bezahlt ist."

„Na, Herr Müller, nehmen Sie den Mund nur nicht gar zu voll. Wir sind Ihnen bis jetzt noch nichts schuldig geblieben und werden Sie auch diesmal bezahlen."

„Ei, seht doch, meine liebe Graupnerin," sagte Herr Müller höhnisch, „Ihr sprechet ja in einem ganz besondern Tone mit einem Manne, der Euch sofort auf die Gasse setzen kann. Wahrscheinlich wollt Ihr mich gar nicht bezahlen und bei Nacht und Nebel Eure Sachen forträumen, damit ich das Nest leer finde, wenn ich nach den Feiertagen wiederkomme, aber dafür wollen wir schon sorgen."

Heftig die Thür hinter sich zuschlagend, entfernte er sich und schon nach wenigen Stunden erschien ein Gerichtsdiener, welcher die sämmtlichen Habseligkeiten der Graupner'schen Eheleute aufschrieb und erklärte, daß er beaufsragt sei, nicht eher aus dem Hause zu gehen, als bis der Miethzins berichtigt sei.

Herr Müller war etwas müde ehe er seine Wohnung wieder erreichte. Die Kaufläden, an denen er jetzt vorüberkam, waren alle bunt aufgeputzt und erleuchtet. Er wünschte in seinem Herzen, daß ihre Besitzer sämmtlich Miethsleute von ihm wären, die ihren Zins nicht bezahlen könnten.

Nicht weit von seiner Hausthür kam er an einem zerlumpten vor Kälte zitternden Weibe vorüber, welches mit nackten Füßen mitten auf der Straße im Schnee kaud und ein Weihnachtslied sang, um dadurch von den Vorübergehenden eine milde Gabe zu erbetteln. Ein alter Herr in einer ihm bis auf die Schulter herabfallenden Lockenperücke ging auf die frierende und singende Bettlerin zu und gab ihr eine kleine Münze. Es war der Magister Zinkeisamm, Lehrer an der Thomasschule.

„Herr Magister," sagte Müller, indem er den Almosengeber an der Schulter berührte, „wissen Sie, wer dieses Weib ist?"

„Allerdings," entgegnete der Magister; „sie heißt Marie Schirmer."

„Ja, aber wissen Sie auch, daß sie vor einigen Wochen Holz gestohlen hat und wahrscheinlich so eben erst wieder aus dem Gefängniß entlassen worden ist?" sagte Herr Müller.

„Auch das weiß ich," entgegnete der Magister, „aber deswegen kann man sie doch nicht verhungern lassen."

„Na, wenn solches Gesindel noch unterstützt wird, dann werden die Bürger von Leipzig wohlthun, wenn sie sich noch ein paar Extueriegel an ihre Thüren machen lassen," meinte Herr Müller.

„Die arme Frau hat wahrscheinlich nur, von der bittersten Noth getrieben, jenen Holzdiebstahl begangen," entgegnete der Magister; „aber wenn sie auch noch zehn Mal mehr gestohlen hätte, als wirklich der Fall ist, so würde ich ihr doch bei dieser kalten Weihnachtszeit ein kleines Geschenk nicht verweigern. Hören Sie mich an, Herr Müller," fuhr der Magister fort, „wir sind alte Bekannte und ich kenne Sie besser, als Sie sich selbst kennen. Sie sind nicht glücklich, trotz des vielen Geldes, welches Sie in Ihrem Leben zusammengeschaart haben. Sie sind von jeher mit Ueberlegung und Verstand rauh und unfreundlich gegen ihre Mitmenschen gewesen und dafür hat der Himmel Sie gestraft. Sie können den Anblick einer guten That nicht ertragen, weil es Ihrer Natur widerstreht, selbst eine zu üben. Die heitere Stimmung, welche das fröhliche Weihnachtsfest unter den Menschen verbreitet, berührt Sie unangenehm — nicht weil Sie diese Stimmung verachten, wie Sie zu thun vorgeben, sondern weil Sie in Ihrem innersten Herzen sie mit Ihrer eigenen Abgeschlossenheit und mürrischen Laune vergleichen und beneiden. Von Grunde meines Herzens bemitleide ich Sie und möchte Ihnen helfen, wenn ich könnte, denn Sie haben noch nie die Freude empfunden, andern Menschen eine Freude zu machen. Versuchen Sie es und es wird sich Ihnen eine neue Welt erschließen. Verlassen Sie sich darauf, es ist weit leichter glücklich zu sein, als Sie glauben."

Nachdem der Magister diese Rede gehalten, setzte er seinen Weg weiter fort und ließ den alten Mann so überrascht durch diese unerwartete Zurechtweisung stehen, daß er gar nicht sogleich Worte der Erwiederung fand.

„Nicht übel," grollte er in hämischem Tone, als der Magister schon eine Strecke weit fort war. „Diese Schwarzkittel denken, sie haben das Recht, allen Menschen den Text zu lesen."

Aber dennoch fühlte Herr Müller die Wahrheit der gehörten Worte und konnte sie nicht wieder vergessen.

Das Weihnachtsfest war in Herrn Müller's Hause still und einsam vorübergegangen, wie gewöhnlich. Es fehlten nur noch wenige Tage bis zum neuen Jahr. Herr Müller war wieder den ganzen Tag herumgelaufen, um Gelder einzukassiren und andere Geschäfte zu besorgen. Als er unter seinen bereits geschlossenen Fensterläden wegging, vernahm er Stimmen im Zimmer, die er sogleich erkannte.

„Haha," murmelte er bei sich selbst, „Friedrich, der Schulmeister, ist schon wieder da und schwatzt mit meiner Tochter. Dem muß ich nun nächstens das Haus verbieten."

„Ich muß mit meinem Vater darüber sprechen," hörte er Barbara mit leiser Stimme sagen, „und wenn er böse auf uns ist, so dürfen Sie mich nicht wieder besuchen."

„Und was wird er wohl sagen, Barbara?" fragte der junge Schullehrer im Tone der Besorgniß. „Wird er nicht schmähen, daß ich nicht reich genug sei, um mich um die Hand seiner Tochter bewerben zu können?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Barbara. „Er sprach neulich von Ihnen und war ärgerlich, weil Sie ein Gedicht für die Weihnachtsmusikanten geschrieben. Wenn Sie mir nur nichts davon gesagt hätten."

„Ach, Barbara," rief Friedrich, „das wird das traurigste Neujahr, welches ich jemals erlebt habe."

„Ja, das ist leicht möglich," murmelte der alte Müller, indem er sich zugleich einige Schritte entfernte, denn er hörte drinnen die Stubenthür gehen. Gleich darauf öffnete sich die Hausthür und er sah die Gestalt eines Mannes herauskommen und in dem Nebel verschwinden. Herr Müller wartete noch einige Augenblicke und zog dann die Klingel. Die alte Margarethe öffnete. Er schritt durch die Hausflur in das Wohnzimmer, wo er Barbara antraf, die gedankenvoll am Ofen saß und ihre Näharbeit halb fertig auf einem kleinen Tische neben sich liegen hatte. Ihr Vater bemerkte Spuren von Thränen auf ihrem Antlitz, sagte aber nichts. Barbara sprach wenig über dem Abendessen und der Alte nahm sich vor, nichts von dem zu sagen, was er gehört, sondern zu warten, bis sie ihn von der Erklärung des Schullehrers in Kenntniß setzen würde.

„Jemand dagewesen, Barbara?" fragte er endlich, um sie an ihren Vorsatz zu erinnern. Die arme Barbara besurfte keiner Erinnerung. Sie hatte während des ganzen Essens daran gedacht, aber bis jetzt noch nicht Muth genug zusammenraffen können, um davon anzufangen.

„Niemand, als Herr Friedrich, lieber Vater," gegenredete Barbara mit unsicherer Stimme.

„Friedrich kommt seit einiger Zeit sehr oft," meinte der Alte. „Was will er nur immer?"

„Heute brachte er Dir und mir einen schön geschriebenen Text zu der Musik, die am Neujahrsfeste in der Nikolaikirche aufgeführt werden wird," antwortete Barbara immer noch zögernd.

„Und das war Alles?" fragte ihr Vater.

„Nein, lieber Vater, es war nicht Alles," antwortete Barbara, indem sie sich ein Herz faßte. „Ich will Dir nichts verschweigen. Er sagte noch, er liebe mich."

„Und was hast Du ihm denn darauf zur Antwort gegeben?" entgegnete der Alte, bleich vor Zorn.

Barbara ließ den Kopf hängen und fing an zu weinen.

„Monsieur Friedrich soll einen Brief von mir bekommen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird," sagte der Alte. „Gib mir ein Licht!"

Barbara that, wie ihr geheißen ward und ihr Vater verließ sie, während sie weinend sitzen blieb und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Herr Müller ging aus dem Wohnzimmer quer über die Hausflur in seine Arbeitsstube. Dieselbe war ungemein lang, breit und hoch, denn sie hatte früher, als er noch Handelsgeschäfte betrieb, zugleich mit zum Waarenlager gedient. Jetzt aber, wo Herr Müller sich nur noch mit Häuservermiethungen und Geldgeschäften befaßte, war sie bis auf ein kleines Schreibpult an dem einen Fenster mit einer daneben stehenden, großen eisernen Geldkasse vollständig geräumt, und gewährte mit ihren modernsleckigen, kahlen Wänden und langen von der Decke herabhängenden Spinnweben einen öden, trostlosen Anblick. Hier saß Herr Müller oft Stunden lang allein und brütete über seinen Rechnungsbüchern bei einem einsamen Lichte, welches nur die Ecke erhellte, in welcher er saß, aber sonst das ganze übrige Zimmer dunkel ließ.

An diesem Abende schleß er sich wie gewöhnlich ein, steckte das im Ofen von der alten Margarethe schon in Bereitschaft gelegte Holz in Brand und setzte sich nieder, um den Brief an den unglücklichen Schulmeister zu schreiben. Er beendete diese Aufgabe zu seiner eigenen großen Zufriedenheit, und wollte sich eben an das weit angenehmere Geschäft machen, die an diesem Tage einkassirten Zinsen in sein großes Buch einzutragen, und die Gelder selbst in Rollen zu packen und in die eiserne Kasse zu legen, als die alte Margarethe an die Thür pochte und meldete, daß der junge Herr von Schönberg mit ihm zu sprechen wünsche.

Der junge Herr von Schönberg, ein Sprößling dieser altadeligen, vielverzweigten Familie, war Studiosus der Rechte. Seine Eltern waren schon vor mehreren Jahren gestorben, und hatten ihm ein nur mäßiges Vermögen hinterlassen, welches dem jungen flotten Manne nicht gestattet haben würde, so zu leben, wie er lebte, wenn ihn nicht eine alte, reiche, unverheirathete Tante, die er später beerben sollte, durch namhafte, regelmäßige Zuschüsse unterstützt hätte. Diese Zuschüsse erhielt er gewöhnlich durch Herrn Müller ausgezahlt, welcher mehrere in der Nähe von Leipzig gelegene, dem alten reichen Fräulein von Schönberg zugehörige Grundstücken zu verwalten hatte.

Daher rührte die Bekanntschaft zwischen zwei so ganz verschiedenen Naturen, wie der alte reiche Geizhals und der junge flotte Musensohn.

Herr Müller erhob sich sofort, um die Thür zu öffnen, trat mit einem jungen Manne von so glänzenden Aussichten, von denen es in der Folgezeit gewiß manchmal ein schönes Stück Geld verdienen gab, durfte er es keinesfalls verderben.

„Treten Sie gefälligst ein, mein werther junger Herr von Schönberg," sagte er. „Es ist freilich etwas dunkel und kahl hier, aber ich sitze gern ruhig und ungestört."

„Donnerwetter, ist das eine gewaltige Scheune!" rief der junge Mann, indem er sich verwundert umschaute, denn er betrat dieses Heiligthum des Geizhalses jetzt zum ersten Male. „Diese dieses Zimmer mein wäre, so verwandelte ich es binnen wenigen Stunden in einen ganz allerliebsten Tanzsaal. Die Spinnweben ließ ich herunterkehren, die Wände sodann mit grünem Tannenreisig tapezieren, rings herum ein paar Dutzend Lichter aufstecken und in der Mitte an der Decke einen Kronleuchter aufhängen, so groß ich ihn bekommen könnte. Dann ließ ich zum Schlußabend eine fidele Gesellschaft einladen, und es müßte hier luftiger zugehen, als irgendwo in ganz Leipzig."

„Sie scheinen heute auf ganz vorzüglich guter Laune zu sein, mein werther Herr von Schönberg," sagte Herr Müller.

„Sehr richtig bemerkt, mein weiser Salomo," entgegnete der junge Mann, „und ich habe auch Ursache dazu. Hören Sie und staunen Sie: Fräulein Johanna Friederike Sophia Adelgunde von Schönberg hat gestern das Zeitliche gesegnet. Hier ist der Brief, den mir vor einer Stunde ein reitender Bote überbracht hat."

Herr Müller überflog hastig den dargebotenen Brief.

„Ich condolire und gratulire," entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung vor dem jungen Manne, der jetzt, als muthmaßlicher Besitzer eines großen Vermögens, in seinen Augen eine weit höhere Bedeutung gewonnen hatte. „Hoffentlich werden Sie mir die Ehre von dem seligen Fräulein zeither übertragen gewesenen Administrationen auch fernerhin belassen."

„Ei, das versteht sich, mein bester Herr Müller," antwortete der junge Mann. „Doch das sind Geschäftssachen, über welche wir später ausführlich sprechen werden. Was ich heute mit Ihnen vorhabend mögte, ist etwas Anderes, obschon ich durch den Todeswechsel der mich, wiewohl längst erwartet, dennoch ganz unerwartet betroffen, ebenfalls darauf geführt worden bin."

„Nun, wenn kann ich Ihnen denn dienen, mein werther Herr von Schönberg?" sagte Herr Müller in immer devoteren Tone. „Sie wissen, Sie haben nur zu befehlen."

„Herr Müller," äußerte der junge Mann, indem er sich einen auf einen Stuhl setzte und die Arme auf die Lehne legte, „ich glaube, es fehlt in Leipzig nicht an armen Leuten."

„Ja, leider haben wir deren mehr, als wir wünschen," sagte Herr Müller.

„Ich glaube, es gibt darunter nicht wenige, die ganz und gar ihre Verschulden in Armuth gerathen, und daher einer Unterstützung wohl würdig sind."

„Meistentheils ist es faules, liederliches Gesindel," entgegnete Herr Müller.

„Na und wenn auch," hob der junge Mann wieder an, „wir einen so strengen Winter haben, und jetzt die festlichen Zeiten sind, wo vorzugsweise jedem Menschen eine Freude zu gönnen ist, so glaube ich, ich kann die mir zugefallene Erbschaft nicht besser antreten, als wenn ich ein paar hundert Thaler unter die Armen vertheilen lasse. Leben und Lebenlassen!"

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, mein werther Herr von Schönberg," sagte der Alte, „so würde ich mein Geld anders zu verwenden wissen. Indessen, ich habe Ihnen keine Vorschriften zu machen, und wenn Sie das faule Bettelvolk unserer Stadt in seiner Faulheit noch mehr bestärken wollen, so kann ich es weiter nicht hindern. Wie viel wünschen Sie denn?" setzte er hinzu, indem er zugleich den Schlüssel zu seiner großen Kasse aus der Tasche zog.

„Lassen Sie stecken," entgegnete der junge Herr von Schönberg mit abwehrender Geberde. „Ich selbst will das Geld nicht austheilen, sondern wollte Sie eben ersuchen, dieses Geschäft für mich zu besorgen."

„Mich?" fragte Herr Müller verwundert.

„Ja, Sie; erstens möchte ich nicht wissen lassen, daß die Geschenke von mir kommen, weil ich eines Theils nicht prahlen, andererseits mich aber auch nicht der Gefahr aussetzen möchte, von dem gesammten Proletariat Leipzigs überlaufen zu werden; anderntheils aber auch, weil ich die hülfsbedürftige Einwohnerschaft nicht

kenne, und daher auch nicht weiß, bei wem eine solche Unterstützung am besten angewendet ist."

„Mein werther Herr von Schönberg," entgegnete der alte Geizhals, dem bei den Worten des jungen Mannes sehr unbehaglich zu Muthe ward, „ich würde es als eine große Gefälligkeit von Ihnen betrachten, wenn Sie mich mit einem solchen Auftrage verschonten. Unterstützung der Armen ist ganz gegen meine Grundsätze. Ich bin in der ganzen Stadt als ein Mann bekannt, der das Seine zu Rathe hält, und nicht unter die Bettellente wirft. Was müßte man nun von mir denken, wenn ich auf einmal in der Stadt herumliefe und Geld austheilte! Da könnte ich am Ende noch gar auf meine alten Tage in den Ruf eines wohlthätigen Mannes kommen — einen Ruf, von welchem ich mich bis jetzt, Gott sei Dank, frei zu erhalten gewußt habe."

Herr von Schönberg lachte, zog aber gleich darauf eine etwas verdrießliche Miene.

„Mein lieber Herr Müller," sagte er, „was Sie da äußern, glaube ich Ihnen auf's Wort, aber es ist mir doch fatal, wenn ich nun erst noch lange nach Jemandem anders suchen soll, der meine Spenden besorgt. Ich hatte ganz gewiß darauf gerechnet, daß Sie mir diesen Gefallen thun würden."

Herr Müller sah, daß der junge Erbe sich zum Fortgehen anschickte, und fürchtete in seiner Habgier schon, der für die Zukunft in Aussicht gestellten Geschäfte verlustig zu gehen, wenn er dem eigensinnigen jungen Manne nicht den Willen thäte.

„Nun gut," sagte er, „wenn Sie es durchaus wollen, so sei es. Wie viel befehlen Sie, daß ich austheile?"

„Nehmen Sie etwa hundert Speciesthaler," antwortete der sogleich wieder begütigte junge Erbe, „und geben Sie davon nach Ihrem Ermessen armen Familien drei bis vier, einzelnen Personen aber nur einen. In ein paar Tagen werde ich mir erlauben, Sie wieder zu besuchen, und hoffe dann von Ihnen zu hören, daß die Austheilung meiner Spenden Ihnen mehr Vergnügen gemacht hat, als Sie jetzt davon zu erwarten scheinen. Gute Nacht!"

„Da sieht man's" sagte Herr Müller, nachdem er seine Thür sorgfältig wieder verschlossen und der junge Mann das Haus verlassen hatte, „da sieht man's, was das Geld solchen jungen Sanswinden nützt, die in ihrem Leben nicht erfahren haben, wie sauer ein Thaler zu verdienen ist. Wenn's der junge Herr so anfängt, so wird er mit seinem Erbe nicht lange feil halten."

(Schluß folgt.)

Der Taubenthurm.

Eine Novelle aus der Criminalpraxis.

(Fortsetzung.)

Der Criminalrath fixirte ihn scharf. „Und das sagen Sie mir, von Moorhagen?"

„Warum sollt' ich das nicht? In wenig Tagen weiß es gewiß die ganze Stadt."

„Glauben Sie, daß man Sie ungestraft ziehen lassen wird?"

„Gewiß nicht, doch sind das Gelostrafen; ich gebe mein Lehn ab und verkaufe das Wenige, was an Ländereien mein ist; freilich ohne Verlust wird es nicht abgehen, allein das sei meine letzte Strafe für den unseligen Streich —."

„Er ist wahnsinnig geworden," dachte der Rath und lehnte sich bekümmert zurück. „Er ist jedenfalls wahnsinnig oder er muß glauben, seine Frau nach Belieben todtschen zu dürfen." — Einen Augenblick sann er unschlüssig nach, dann beschloß er, haarscharf auf den Delinquenten einzugehen, um die Wirkung auf seinen umdüsterten Geist zu erproben.

„Sie wissen also, daß Ihre Frau noch lebt?" fragte er drohend.

Richard sprang auf. „Criminalrath, Sie peinigen mich!" rief er aufgeregt. „Leider, leider lebt sie und wird auch so leicht nicht sterben. Solche Geschöpfe sind wie die Schlangen, sie sterben nicht am eigenen Gifte, das sie für ihre Zwecke zu sammeln pflegen."

„Aber Ihre Frau wird wieder gesund werden, von Moorhagen, sie wird als Anklägerin wider Sie auftreten, sie wird Sie des Mordes zeihen," sprach der Beamte mit starker kraftvoller Stimme.

Der junge Edelmann blieb vor ihm stehen und starrte ihn in's Gesicht.

„Meine Frau," stammelte er, „mich? Des Mordes? O, wäre es möglich, daß sie ihre Verrücktheit so weit triebe? Das müßte sie aber doch beweisen, Criminalrath?"

Der Beamte nahm das Messerchen hervor, schlug es langsam aus seiner blutigen Hülle und hielt es mit den Worten: „Hier ein corpus delicti, das den Thäter verräth, das Sie als den Thäter graviret!"

Richard sah auf das Messerchen nieder, welches der Rath festhielt; er las den fein eingegrabenen Namen „Richard v. Moorhagen," schüttelte ganz verwirrt mit dem Kopfe und fuhr mit der Hand in seine Westentasche.

„Wie kommen Sie denn in aller Welt zu meinem Messer?" fragte er, als er sich überzeugt hatte, daß wirklich sein Messer aus der Tasche verschwunden und in einem ominösen Zustande vor seine Augen zurückgebracht war.

„Dieses Messer fand man bei der blutigen Leiche Ihrer Frau?"

„Blutige Leiche?" stotterte der junge Mann. „Ich verstehe und begreife nichts, bester Herr —"

„So will ich es Ihnen verständlich machen," sprach der Rath nun hart und trocken, denn er hatte die vollständige Ueberzeugung gewonnen, einen leichtfertigen Mörder vor sich zu sehen, der seine That durch den Charakter seiner Gattin zu beschönigen suchte. „Sie sind um sieben Uhr in dem Landhause ihres Onkels eingetroffen." Richard nickte und horchte athemlos gespannt auf diese Auseinandersetzung. „Sie haben eine Unterredung mit Ihrer Frau gehabt," fuhr der Rath fort. Richard stieß einen tiefen, tiefen Seufzer aus. „Die Unterredung verlor sich in einen furchtbaren Zank. Sie verließen Ihre Frau im höchsten Zorne und als Fräulein Dora unmittelbar nach Ihrem stürmischen Abgange das Zimmer Ihrer Frau betrat, da fand sie diese als blutige Leiche am Boden. Sie werden einsehen, daß Ihnen alles Leugnen der That nichts hilft, da Sie dieses Messer, womit ersichtlich die Schnitte im Halse vollführt sind, zurückgelassen haben; was Sie zur Milderung Ihres Vergehens sich selbst vorzusprechen belieben, das hält gegen die Gesetze nicht Stich!"

Den Moorhagen hatte den letzten Theil der Auseinandersetzung mit ganz wiedergewonnener Fassung angehört und seine hohe schlanke Gestalt, die vorher wie gelnickt erschien, würdig in Haltung gebracht. Ein Lächeln sonderbarer Art zuckte über sein männlich hübsches Antlitz als er erwiederte:

„Und ich scheine Ihnen wirklich der Mann, zu dem man sich solcher That versehen kann?"

„Nein, von Moorhagen," entgegnete der Beamte fest. „Ich zweifelte, ich würde noch zweifeln, wenn Ihr Betragen, Ihre Verstörtheit mir nicht Gründe zum Verdacht an die Hand gegeben hätten."

Richard sah ihn freundlich an. „Zweifeln Sie immerhin, bester Herr, zweifeln Sie so lange, bis es klar und unumstößlich gewiß vor Ihren Augen steht: Richard von Moorhagen ist ein elender Mensch, der seine Hand gegen seine schwache Frau ausstreckte, um sie zu morden! Aber, so lange Sie dies nicht bewiesen vor sich sehen, mein Herr, so lange bitte ich, mich als einen Ehrenmann zu betrachten, der Ihnen sein Ehrenwort gibt, daß er nichts von der Verwundung der Frau Leopoldine von Moorhagen weiß, daß er nicht begreift, wie sein Messer bei der Leiche gefunden werden konnte und daß er nicht mit einem Gedanken das Leben dieser Dame gefährdet hat! Diese Erklärung gebe ich dem Beamten, Herr Criminalrath, und ich verlange, daß sie den Eingang zu dem Untersuchungsprozesse bildet, der wahrscheinlich über mich verhängt werden wird. Uebrigens ersuche ich Sie, wenn Ihre Beamtenpflicht es erlaubt, jeden Schritt dazu zu vertagen bis Frau Leopoldine im Stande ist, selbst Auskunft über den Vorfall zu geben. Nicht wahr, Sie sagten vorhin, Leopoldine würde wieder gesund werden?"

Der Rath bejahete es, aber stellte eine mögliche Gefahr nicht in Abrede. Er schien sichtlich ungestimmt zu von Moorhagen's Gunsten, feitdem der junge Mann wieder zu seiner gewöhnlichen ruhigen Entschlossenheit zurückgekehrt war. Nachdem er noch einige Worte mit deufelben gewechselt und ihm auch gesagt hatte, daß er mit dem Arzte hinausfahren und wo möglich sofort eine Aufklärung suchen werde, schied er mit neuerwachtem Vertrauen von seinem jungen Freunde.

„Erschweren Sie mir mein Amt nicht, von Moorhagen," sprach er, nochmals in der Thür umwendend, „lassen Sie mich nicht bereuen, daß ich der Stimme der Freundschaft gehorcht und nicht die ganze Schwere meiner Amtspflicht, die Sicherung Ihrer Personheischte, entwickelt habe. Verlassen Sie die Stadt nicht."

„Besorgen Sie nichts," entgegnete Richard gelassen, „ich werde selbst meine Wohnung nicht verlassen, damit die Hand der Gesetzvertreter mich greifen kann, wenn sie will."

So lange der Criminalrath bei seinem Freunde geweilt hatte, war der Verdacht, entkräftet durch seine Versicherung, gewichen. Kaum befand er sich wieder allein und unter der nachhaltigen Einwirkung der ersten Scenen in von Moorhagen's Zimmer, so brach sich derselbe wieder siegend Bahn und er erwartete mit fieberhafter Ungeduld den Aufgang der Sonne, der ihn an den Ort der That führen sollte.

Der Doktor fuhr endlich vor und beide Herren traten unter sehr verschiedenen Empfindungen den Weg zum Landhause an.

„Gott gebe, daß die Dame noch lebt und im Stande ist, Auskunft über die Art und Weise ihrer Verwundung zu geben," sprach der Rath mit etwas bedrücktem Tone.

„Man sieht, Sie nehmen Partei für den Mörder," entgegnete der Doktor sarkastisch lachend. „Solche Stoßseufzer habe ich noch nie von den Lippen unseres Großinquisitors vernommen. Wenn es der gnädigen Frau Gesundheit gestattet, Hochwohlgeborner, so gebe ich die Erlaubniß zu drei Fragen, hören Sie, drei Fragen! Ueberlegen Sie sich nun diese drei Fragen; es geht Ihnen aber bei Gott wie dem dummen Hans mit seinen drei Wünschen, die Gelegenheit ist vorbei, wenn Sie nicht klüglich diesen Fragen eine ganze Enthüllung zu Grunde legen." Der Rath lächelte trübe zum Scherze des Doktors.

„Ich habe gestern Abend von Moorhagen noch aufgesucht," meinte er leichthin.

„Und der leugnet, nichts natürlicher, als das."

„Nein, er versicherte mir auf sein Ehrenwort, nichts von dem Attentate auf das Leben seiner Frau zu wissen," sprach der Beamte erregter.

„Und Sie alter Criminalist glaubten diesem Ehrenworte? Das ist kurios!"

„Von Moorhagen ist mir stets als ein Muster des ehrwürdigen alten Adels erschienen," sprach der Rath zurechtweisend.

„Alter Adel pflegt aber sonst lieber auf altadeligen Schlössern zu hungern, als Goldschmiedstöchter mit vollen Geldbeuteln zu heirathen," spottete der Doktor.

„Ich kenne die Dame wenig," meinte der Rath, „von Moorhagen ist mir in früheren Jahren sieb geworden und erst durch seinen jetzt in der Stadt genommenen Aufenthalt wieder näher getreten. Ob Liebe oder Berechnung den jungen Edelmann zu dieser Mesalliance verleitet hat, ist mir unbekannt."

„Nun, mindestens müßte es eine seltsame Liebe, eine Katzenliebe gewesen sein, denn mit Zank und Streit hat's begonnen und mit Blut scheint's zu enden."

„Sie hassen von Moorhagen?" fragte der Rath schnell.

„Bewahre, ich kenne ihn kaum. Ich hasse nur das Junkerthum, dem der durch Geist emporgeschwungene Mann ein Parvenu ist, während die Herren „Von" unser Bürgergeld nicht verschmähen."

Der Rath warf einen Blick auf den Doktor, worin zu lesen war, daß er sich des Angeschuldigten wegen freue, dieser Ansicht auf die Spur gekommen zu sein, bevor er dem Träger derselben Einfluß auf die Untersuchung gestattet hatte. Als Kreisphysikus konnte er durch seine Berichterstattung viel schaden und viel nützen.

Als der Wagen hielt, trat Fräulein Theodore den Herren todtenbleich entgegen. Sie hatte den Criminalrath erkannt und wußte, was sein Kommen zu bedeuten hatte.

Der Rath war nicht ganz fremd in den Verhältnissen, die zwischen Richard und Theodore obwalteten; er empfand die peinliche Sorge mit ihr und beeilte sich, ihre Spannung zu lösen.

„Mich treibt nur eine gewisse freundschaftliche Nothwendigkeit hierher, mein Fräulein," sagte er freundlich.

Theodore, ganz eingenommen von ihrer auf Wahrnehmungen gestützten Besorgniß, machte eine abwehrende Bewegung und flüsterte:

„Ich bin auf Alles gefaßt!"

Das frappirte den Criminalbeamten. Sie mußte also Erfahrungen gemacht haben, die das Schlimmste fürchten ließen.

„Was macht meine Patientin?" fragte der Doktor.

„Sie liegt unbeweglich, wie gestern Abend," referirte Theodore. „Zeigte nicht die Wärme ihrer Haut und das leise Pulsiren ihrer Adern ihr Leben an, so würde ich sie für todt halten."

„Dann hat es keine Gefahr, Criminalrath, wenn Sie eintreten," meinte der Doktor und öffnete die Thür. „Uebrigens kennt die Dame Sie auch nicht."

„Doch, ich glaube ihr vorgestellt zu sein," warf der Rath ein.

Die Herren schlichen auf den Zehen in das Zimmer, wo Frau Poldine, steif ausgestreckt wie eine schöne Leiche, im elegantesten Nachtkostüm auf ihrem Lager ruhete. Der Rath trat so, daß er nicht von der Kranken gesehen werden konnte, während der Doktor sich, unbekümmert um den leichenähnlichen Zustand, behaglich am Bette zurecht setzte und den Puls Leopoldinens fühlte.

„Ganz normal," murmelte er, „matt aber gleichmäßig; Nervenaffektation, sonst nichts; Mattigkeitsschlaf, aber keine Bewußtlosigkeit."

„Der Schlaf scheint mir nur fenderbar tief," flüsterte Dora ängstlich.

Ach, sie hatte in der Nacht Gott unaufhörlich angerufen, um dieses Leben zu retten, um das furchtbare Geschick, Richard zum Mörder belastet zu wissen, abgewendet zu sehen.

„Reizbare Konstitution," murmelte der Doktor wieder. „Zweifelsohne!" er zuckte vielsagend die Schultern. Er lehnte sich über das bleiche Gesicht der jungen Frau und prüfte horchend den Athem. „Guten Morgen, gnädige Frau," rief er in ihr Ohr hinein.

Leopoldine rührte kein Glied und zuckte nicht mit der Wimper. Der Arzt runzelte die Stirn und schüttelte mit dem Kopfe. Theodore faltete krampfhaft ihre Hände. Leopoldine mußte todt sein, daß sie diesen lauten Ruf nicht gehört hatte.

Der Doktor berührte die Hände, die Arme und die Wangen der Kranken, dann hob er ihren Kopf und schrie in ihre Ohren.

Jetzt zeigte sich eine Spur von Bewußtsein; die junge Frau athmete tiefer, dann öffnete sie mühsam die Augen.

„Gut geschlafen?" fragte der Doktor sehr laut.

Frau Poldine sah träumerisch um sich und unterstützte bejahend den Arzt und Dora. Den Rath konnte sie nicht sehen, weil er oberhalb hinter dem Bette stand.

„Wo ist er?" fragte sie kaum hörbar.

Der Rath winkte den Arzte zu. Dieser verstand sehr wohl, daß ihm mit diesem Winke die drei von ihm zugestandenen inquisitorischen Fragen übertragen worden waren.

„Wer denn, meine Gnädige?" examinirte er. „Wen suchen Sie?"

Ein Schauder überfloß den ganzen Körper der jungen Dame. Sie wehrte mit beiden Händen ein Phantom ihrer Phantasie ab.

„Er ist der böse Geist meines Lebens, er hat alle meine Leidenschaften gemordet;" ihre Stimme verstärkte sich merklich und wurde beinahe kreischend. „Er ist Schuld an meinem Tode! O mein Gott, laßt mich nicht sterben! Rettet mich, rettet mich!"

Erschüttert wankte Theodore zurück bei dieser Anklage. Der Rath warf einen traurigen Blick auf sie, der Rath sah unerschrocken vor sich nieder. Es entstand eine peinliche Pause. Nach einer sehr verständlichen Winke des Beamten, der, gleichsam hinter den Coulissen, die Inquisition einleitete, begann der Doktor wieder:

„Wen fürchten Sie denn, Gnädige? Wer ist Schuld an Ihrer Verwundung, nicht an Ihrem Tode, denn sterben werden Sie, gottlob, nicht; wer ist Schuld?"

„Wer? Zweifeln Sie denn noch?" wiederholte Frau Poldine sehr matt und leise — „mein Mann, — Richard, Richard!" Sie schien ohnmächtig zu werden; man bemühete sich um sie.

Der Rath verließ unbemerkt das Zimmer und nach einer halben Stunde fuhren die beiden Herren wieder zurück nach der Stadt, beide schweigsam, beide mit Gesichtern, aus denen Kummer und Mißmuth leuchtete. Besonders verdrießlich sah der Doktor aus.

des Rathes Frage, was er von dem Zustande der Dame halte, antwortete er kurz: „Weiß nicht!"

Als dieser, unzufrieden mit der Abfertigung, weiter examinirte, ob die Genesung derselben zu hoffen und bald zu erwarten sei, reserirte er gleichfalls:

„Weiß nicht!"

Erst beim Abschiede rüttelte er sich etwas aus seinem Mißmuthe heraus und rief dem Rathe humoristisch nach:

„Verehrtester, weil Sie sich heute so exemplarisch humau und so entschieden diskret gegen meine Patientin betragen haben, so erlaube ich, kraft meines Amtes, daß Sie morgen früh als Großinquisitor Ihre Funktionen beginnen können. Glück auf!" Er lachte und fuhr davon.

Zerstreut und der medischen Manier des Doktors sehr gewöhnt, hörte der Criminalrath diese seltsame Abschiedsrede und ging tiefsinnig in sein Zimmer. Hier begannen die Einflüsterungen des Mißtrauens und die Berechnungen des Verdachtes ihr Spiel mit weit größerer Macht als Tags zuvor zu treiben. Zweifel kamen überhaupt nicht mehr in seine Seele, konnten auch nicht, nach der speciell ausgesprochenen Beschuldigung der verwundeten Dame, aber es galt, vergefaßte gute Meinungen zu bekämpfen, die sich mit Gewalt dagegen sträubten zu dieser That die Motive in einem Uebermaße von Eigennutz zu suchen. Nach der oben gemachten Entdeckung blieb ihm als Beamten nichts weiter übrig, als von Moorhagen vor die Schranken zu fordern und damit seine Stellung in der Welt auf immer zu untergraben.

Es war ein schwerer Entschluß! Die ganze männliche Liebenswürdigkeit des Angeschuldigten, sein ehrenhaftes, chevalereskes Wesen und der unangetastete gute Ruf desselben stellten sich immerfort kampfbereit vor des Beamten Geiste auf, wenn er, müde der Unentschlossenheit, zu der Feder griff, um den Befehl zu von Moorhagen's Verhaftung zu ertheilen. Mitten in dies Chaos von widerwilligen Gefühlen trat Herr Richard von Moorhagen selbst in's Zimmer, nachdem er vergeblich mehrere Male stark angepocht hatte.

Der Criminalrath stand jäh auf und maß den jungen Mann mit bedeutungsschwerem Ernste von Kopf bis zu den Füßen, ohne ihn zu begrüßen.

Von Moorhagen wurde verlegen. Das Betragen war beleidigend und hätte jedenfalls seine Galle rege gemacht, wenn er sich nicht innerlich schuldig gefühlt hätte, die Grenze, welche sein Ehrenwort gezogen hatte, willkürlich erweitert zu haben, indem er seine Wohnung verließ.

„Ich höre, Sie seien vom Landhause meines Onkels zurück," sagte er befangen; „nennen Sie es einen kleinen Ueberrest von Neigung für Leopoldine, oder nennen Sie es, wie Sie wollen, aber mich trieb es her um zu erfahren: wie es mit ihr steht? Lebt sie? Wird sie bald genesen? Was sagte sie über ihren Unfall?"

„Sie lebt, sie wird genesen und was sie über ihren Unfall berichtet, wird Sie nicht erfreuen, mein Herr!" erwiederte der Rath kurz. Die Herbe seines Stimmentones mußte von Moorhagen, der ihn sehr gut kannte, auf das Schlimmste vorbereiten, aber dennoch überlief der Schatten des Schreckens seine Züge, als derselbe, dicht vor ihn hintretend, hinzufügte: „Fran von Moorhagen nennt Sie als ihren Mörder."

„Mich? Unmöglich! Unerhört! Mich? Mich?" rief der Edelmann aus aller Fassung gebracht. Einen Augenblick schien er hilflos, einen Augenblick wankte sein Männermuth. — „Nun ja, sie wird mich anschuldigen, man wird ihr glauben und mein vergiftetes Dasein ist ganz vernichtet. — O Weib, Weib, wie willst du vor Gott bestehen!" schloß er mit ganz wiedergewonnener Haltung.

Der Criminalrath fühlte sich bewegt, die Kraft und Wärme des Ausdrucks bei den letzten Worten ward wieder allen Verdacht über den Haufen. Er stand stumm und unentschlossen. Den Moorhagen reichte ihm die Hand.

„Jetzt noch dürfen Sie diese Hand berühren, jetzt ist sie noch nicht befleckt vom Schimpfe der öffentlichen Meinung — verfügen Sie über mich! Aber ehe Sie mich in eine Gefangenzelle sperren lassen, und ehe Sie die Feder zum Protokolle ansetzen, hören Sie, als Freund, meine Aufklärungen über den gestrigen Vorfall, dessen Schluß mein Unglück ist." Er lehnte den Rathes Einladung, sich zu setzen, ab, und stellte sich demselben in einer Art gegenüber, die ihn mehr als Sieger, wie als Unterlieger bezeichnete.

„Ich demüthige mich vor Ihnen, vor dem Freunde, indem ich Ihnen einen Einblick in das Heiligthum meiner Leiden gestatte. Vor dem Richter wird kein Wort über diese Lebenserfahrungen über meine Lippen kommen, und sollte mein Tod damit aufgehoben werden können. Daß meine Ehe mit Leopoldine unglücklich gewesen ist, zeigt unsere beabsichtigte Scheidung an. Wodurch sie auf diesen Standpunkt getrieben wurde, habe ich nicht nöthig gehabt, anzugeben, da Leopoldinens öffentliche Erklärung: „ich könne sie nicht ernähren —" von mir benutzt wurde, eine Trennung herbeizuführen. Wir sind geschieden. Was noch fehlt an Decreten des Gerichtes ist unwesentlich. Ich habe mich nie zu Enthüllungen des Charakters einer Frau herabgelassen, die ich — zur Gattin gewählt hatte, und ich habe nie Veranlassung genommen, zu verrathen, daß von ihr die ersten Aufforderungen zu einem Bündnisse zwischen uns ausgegangen sind."

„Von ihr — von der schönen, reichen Leopoldine Probst, die umschwärmt und von allen Seiten bewundert worden ist?" rief ungläubig der Rath.

Von Moorhagen fühlte den Ton des Mißtrauens, fuhr aber dennoch ruhig fort:

„Wir lebten über alle Begriffe unglücklich! Aber die Welt sollte es nicht wissen — Sand und Braus umhüllte unser Leben — Glanz und Luxus übertünchte unser Elend. Die Welt merkte das, ließ sich aber unsere Gastfreiheit gern gefallen. Ich bin nicht reich — das Gut, das ich besitze, ist Lehn, und wirft nur bei der Selbstbewirthschaftung einen hinreichenden Erwerb zum einfachsten Leben ab. Etwas Ackerland im Dorfe ist Allodialvermögen meines Stammes; sonst habe ich nichts, was zu veräußern wäre. Leopoldine weiß das. Sie hatte das alte Stammschloß ganz umbauen lassen wollen; ich willigte nicht darein. Darauf ließ sie neben dem Schloßgarten, auf einem Stück Land, das mir gehörte, ein brillantes Gartenschloß, mit der Front dem Garten zugewendet, bauen, und wir bezogen diese sehr schöne Villa kurz zuvor, ehe der Bruch unserer Verhältnisse beschlossen wurde. Natürlich verlieh ich es sofort nach den ersten Schritten zur Scheidung — Leopoldine blieb wohnen. Ich siedelte mich hier an, obwohl meine veränderte Lebensstellung meine Aussicht über meine Wirthschaft in Schloß Moorhagen gefordert hätte. Wie wäre es mir aber möglich gewesen, hier zu sein, gleichsam unter den Augen meiner Frau und ihren täglichen Angriffen und Beleidigungen ausgesetzt. Bei der Scheidung beanspruchte sie „Erstattung sämmtlicher Verbesserungsgelder." Es war nicht möglich zu machen — die Ausgaben konnten nicht sondirt werden, weil wir unsere Einnahmen gemeinschaftlich gemacht hatten. Als dieser Ausschlag auf meinen Ruin nicht durchgesetzt werden konnte, ließ meine Frau nichts, nichts unversucht, mich zu kränken und mir mein Dasein zu erschweren. Ich begann, den Entschluß zu überlegen, „nach Amerika überzusiedeln." Was sich Alles in meiner Seele wider diesen Vorsatz auflehnte, kann sich nur der denken, der ein Stückchen Erde hier bewohnt, welches seit Jahrhunderten von seinen Vorältern bewohnt war. Vorgestern erhalte ich ein Briefchen von Leopoldine, worin sie mir sagt: sie hätte mir Vorschläge zu machen, die meine Uebersiedlung nach Amerika unnöthig machten, aber nur mir, nur mir ganz allein unter vier Augen würde sie diese Vorschläge enthüllen. Es war Thorheit, daß ich darauf einging — aber, tadeln Sie mich — ich hoffte auf weibliche Gesinnungen, wo ich Hyänenwildheit kennen gelernt hatte."

Er schwieg und versiel in ein trübes Sinnen. Der Rath saß unbeweglich, wie aus Stein gehauen.

„Erlassen Sie mir die Schilderung der Scene, die begann, als ich in ihr Zimmer eingetreten war, das sie hinter sich verriegelte. Sie bot mir ihre wiedererwachte Liebe an, und erntete meine Berachtung dafür. Sie bot mir ihr Geld unumschränkt — was sie sprach, jedes Wort war Gift und Dolch! Ich wollte sie verachtungsvoll verlassen — die Thür war zu. Endlich gelang es mir, den Riegel zu fassen — sie warf sich auf der Schwelle nieder und klammerte sich um meine Kniee — o, und mit welchen niedrigen Beschuldigungen, mit welchen gemeinen Beschimpfungen belastete sie mein Leben — mein Zorn überfläügelte jetzt jedes Bedenken — ich riß sie vom Boden auf und schleuderte sie seitwärts — sie schrie entsetzlich — ich stürzte hinweg, und habe sie nicht wieder gesehen!"

Große Schweißtropfen perlten auf der Stirn des jungen Mannes. Er endete sichtlich verstört durch diese Reminiscenz. Der Rath schwieg lange, dann sagte er kalt und gefaßt:

„Wie wollen Sie aber nun die Verwundung der Frau von Moorhagen erklären?"

„Sie selbst muß sich verwundet haben," entgegnete von Moorhagen ganz ruhig.

„Sehr gut gedacht," entgegnete der Rath trübe lächelnd, aber der Mord nicht mit diesem Messer — er nahm das seitwärts liegende Mordwerkzeug zur Hand — versucht wäre."

(Schluß folgt.)

Gegen den Arnica-Schwindel.

Hat sich Einer gestoßen, gequetscht, geschnitten, gestochen, gehauen, geschossen, verhoben oder verdreht, ein Glied verstaucht, verrenkt, zerbrochen, verbrannt oder erfroren, gleich räth ein Anderer: „legen Sie Arnica auf; reiben Sie Arnica ein." Ist nun gar Jemand ein homöopathischer Nichts-Freund, dann hat er in der Arnica ein inneres und ein äußeres Heilmittel gegen alle nur möglichen Störungen im Blutlaufe, im Gehirne und Rückenmarke, sowie bei fast allen Leiden, besonders Entzündungen und Blutungen, die durch mechanische Ursache (Verletzung, Erschütterung) erzeugt sind.

Trotz dieser allseitig gerühmten Heilmächtigkeit der Arnica ist nun doch der Ruhm dieser Pflanze, — welche auch Wohlverlei oder Fallkraut heißt, zu den Strahlenblümlern gehört und in den Monaten Juni, Juli und August blühend eine wahre Zierde der Gebirgswiesen des nördlichen Deutschlands ist, — nicht weit her und erdichtet, denn sie nützt als Heilmittel, zumal als homöopathisches, geradezu gar nichts. Wendet man sie äußerlich mit kaltem Wasser als Umschlag an, dann wirkt das kalte Wasser und nicht die Arnica; wird Arnicatinktur eingerieben, dann ist der Spiritus dieser Tinktur und das Reiben das Wirksame und nicht die Arnica. Man lasse sich sagen, daß wenn Jemand auch Tage lang bis an den Hals in Arnicatinctur sitzt, doch nicht das winzigste Bischen davon durch den hornartigen Ueberzug unserer Haut in das Innere des Körpers dringt. Von ihrer inneren Wirksamkeit sieht aber zur Zeit auch der mittelsüchtigste Heilkünstler ab, mit Ausnahme der Homöopathen. — Fragt der Leser: wie konnte aber dieses Mittel zu einem solchen Rufe gelangen, es muß doch oft geholfen haben? so ist die Antwort: allerdings tritt auch beim Gebrauche der Arnica oft Heilung ein, allein die Krankheitsfälle, wo Arnica in Gebrauch gezogen wird, heilen in der Regel ganz von selbst und bei vielen unterstützt Kälte oder Reiben die Heilung. Also nicht durch die Arnica, sondern trotz der Arnica ist die Krankheit verschwunden. — Dies kann man übrigens auch von den allermeisten anderen Arzneien sagen und findet seine volle Bestätigung in der homöopathischen Heilkünstelei, welche bei Nichts mit Milchzucker oder Alcohol manchmal erstaunliche Wunderkuren zu verrichten scheint. Freilich versetzen diese Kuren nur Unwissende in Staunen, die nicht wissen, daß die Einrichtung unseres Körpers eine solche ist, vermöge welcher alle Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der flüssigen oder festen Körperbestandtheile (d. s. Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen sehr oft vollkommen oder doch zum Theil gehoben werden (d. s. die Naturheilungsprocesse; s. Gartenl. Jahrg. 1855. Nr. 25.).

Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, braucht's nur einmal zu probiren (denn Probiren geht oft über Studiren) und in Fällen, wo es ihn zur Arnica hinzieht, von dem Gebrauche derselben absehen, oder, wo es rathsam, blos kaltes Wasser oder Reibungen anwenden. Freilich muß dann der Arnica-Fanatiker hübsch Augen und Ohren, sowie seinen Verstandeskasten öffnen, um richtig wahrnehmen und urtheilen zu können, denn es macht die Kurzsichtigkeit und Benommenheit Solche, die sich einmal in eine Lieblingsidee verbissen haben, oft ganz unzurechnungsfähig.

Der Bergwohlverlei (arnica montana), welcher bei den wissenschaftlich gebildeten Aerzten immer mehr in Mißcredit kommt, bei den Homöopathen und Laien dagegen fortwährend im Ansehen steigt, liefert für die Apotheken seine Wurzeln, Blätter und Blüthen als Arzneimittel (in der Form des Aufgusses, der Abkochung, des Extracts, der Tinctur und des ätherischen Oels). Die Wurzel ist der wichtigste Theil, denn sie enthält am meisten von einem ätherischen Oele, einem scharfen Harze (Arnicin) und einem ekelhaften, scharfen, bittern Extractivstoffe, kurz von den Stoffen, welche, wie so viele andere ähnlicher Art, beim Verschlucken Brennen im Schlunde, Ekel, Erbrechen, Schmerzen im Magen und Verlust des Appetites, sowie Beschleunigung des Pulsschlages und Athmens mit Kopfschmerz und Schwindel erzeugen. Die Blüthen haben erst aufregende und dann betäubende Eigenschaften, die bei Lähmungszuständen des Nervensystems, sowie bei Epilepsie (Fallsucht, daher Fallkraut) gute Dienste thun sollen, aber nicht thun. Vor Zeiten, als die Arnica eben erst Mode geworden und in die Gesellschaft der andern Arzneien (in den Arzneibüchern) aufgenommen worden war, sollte sie auch, wie alle neu entdeckten Heilmittel (denn „neue Besen kehren gut") bei einer Unmasse von Krankheiten Hülfe leisten; nach und nach lernte man jedoch einsehen, auch wieder wie bei den meisten andern Heilmitteln, daß es damit nichts war, und so ist denn die Arnica endlich bis zum Volks- und homöopathischen Mittel herabgesunken.

Der Aufklärung wegen wollen wir schließlich noch der enormen Wirksamkeit der Arnica sprechen, welche derselben in homöopathischer Gabe (d. h. in Nichts-Form) von den Homöopathen zugeschrieben wird. Wir sehen dabei ganz ab von der verschiedenen Wirksamkeit dieses Mittels bei den verschiedenen Arten und in den verschiedenen homöopathischen Heilmittellehren und berichten nur das, was die bücherschreibenden Matadore der Homöopathie (von denen freilich manche Bastard Hemdenmatz sind, die, wenn sie mit ihren homöopathischen Nichtsen nicht mehr fortkommen können, ruhig zu allopathischen Mitteln und Curen greifen) von der Heilkraft der Arnica phantasiren. Ein Fremdmittel und zwar innerlich anzuwenden, soll nach ihnen die Ursache sein: bei Gehirnentzündung und Kopfschmerzen von mechanischen Ursachen, die mit Eingenommenheit, Schwere, Schwindel, Ohnmacht und Betäubung verbunden sind; bei Zungen- und Augenentzündung in Folge mechanischer Verletzungen und eingedrungener Theile der Körper; bei fauligem Geschmacke, bitterem Aufstoßen und weißen Zungenbelege; bei Zahnschmerzen nach einer Operation an den Zähnen und bei harter rother Backengeschwulst nach Ausziehen der Zahnschmerzen; bei Husten und Schwindsucht mit blutigen Auswürfe, sowie bei Husten nach Weinen und bei solchem Husten der nachtäglt, wenn man etwas ißt; bei Wundsein der Brustwarzen und Entzündung der Brustdrüse; bei Magenkrampf und Erbrechen, besonders wenn es durch Trinken hervorgerufen worden; Rothlauf der Nengeborenen; bei Blutschwären; bei Rheumatismus und Gicht mit Verrenkungs- oder Quetschungsschmerzen; beim Erschossen und bei Beharren; bei Schlagflüssigkeit und Abertus; bei Durchfall im Mastdarme nach der Ausleerung; bei Haut- und Bandwassersucht, sowie auch noch bei einer Menge von Beschwerden, die wir hier nicht angeben lassen. — Nach Hahnemann erstreckt sich die Wirkungsdauer der Arnica höchstens auf fünf Tage und es muß also heilt auch dieses Mittel: von Zeit zu Zeit wiederkehrendem fein stechend reißenden Kopfschmerz, besonders im linken Schlafe, dagegen harte Auftreibung der rechten Bauchseite, die einige Tage Abgang von Blähungen erleichtert wird, und täglich von früh bis Nachmittags zwei Uhr wüthet; Wacken und Verlängerung der Zähne ohne Schmerz; in und unter der Nase Blüthen; in der rechten Brustseite Schmerz wie Nadelstiche, dagegen in der linken Brust starke Stiche; einzelne Stöße in den Herzgegend; fürchterliche Träume gleich Abends nach dem Einschlafen, verfolgen schwarzen Hunden und Katzen; unwillkürlichen Abgang des Stuhlganges im Schlafe; halsstarrige Widerspenstigkeit und herrische Trotzigkeit mit Befehlshaberei; ängstliche Besinnungen auf künftiger Uebel und Hoffnungslosigkeit. — Daß die Arnica unnützes machen kann, muß der Verfasser bestätigen, da er ja ohne dieses Mittel eingenommen zu haben, schon während Niederschreibens dieser Zeilen bei dem Gedanken an die Arnica Hoffnung auf Verständigwerden der Menschheit in Bezug auf was ihrem gesunden und kranken Körper angeht, verlorne hat.

Red.

Arktische Entdeckungen und Erlebnisse.

Der große Amerikaner in kleiner, gedrungener Körperform, Dr. Elisha Kent Kane, ein Mann von 34 Jahren, seit seinem vierzehnten Jahre fast immer unterwegs zu Wasser und zu Lande, besonders kühn und tapfer zu Fuße, unter allen Breiten- und Längengraden messend, forschend, entdeckend, in China, unter den Menschenfressern der Philippinen, auf und in* noch nie besuchten Kratern feuerspeiender Berge herumstöbernd, zwischen nie untersuchten Felsengebirgen Indiens geologisirend und mineralisirend, Wüsten durchwandernd, durch die Reiche afrikanischer Könige und Sklavenhändler reisend, als Offizier der amerikanischen Armee in Mexico in der Schlacht bei Nopaluka verwundet, als Gesandter des Präsidenten Polk an den General Scott die „Cactusrepublik" durchstöbernd, und das berühmteste Gebirgsungeheuer Mexico's, den Popocatopell messend, aus dem vermessenen Golf von Mexico die erste amerikanische „Grinnell-** Expedition" zur Aufsuchung Franklin's als erster Wundarzt curirend und beschrieben, nachher Haupt und Seele der jetzt von ihm in zwei Prachtbänden erschienenen zweiten „Grinnell-Expedition" zur Aufsuchung Franklin's, jetzt in London, um noch eine dritte Expedition zu Stande zu bringen, da er Franklin noch nicht aufgegeben — dieser kleine Dr. Kane ist ein merkwürdiger Charakter, ein mit Wissenschaft erdumgürtendes Musterbild Amerika's, wohl der kühnste Reisende dieses Jahrhunderts und einer der bedeutendsten Entdecker und Forscher, der Columbus einer neuen arktischen Welt. Er hat

* Er ließ sich von einem überhängenden Felsen mit einem Seile 100 Fuß tief in den Krater des Vulcans Zall hinab, drang dann noch 600 Fuß tiefer in denselben hinein, und durchforschte diese furchtbare Unterwelt so genau, daß er, obwohl berufsmäßig herausgezogen, nachher eine klare Skizze von der Gestaltung derselben entwerfen konnte. Solcher tollkühnen Wagnisse in Interesse der Wissenschaft ist sein buntes Leben überhaupt ziemlich voll.

** Beide amerikanische Expeditionen zur Aufsuchung Franklin's gingen aus der Anregung und aus den Mitteln eines Privatmannes, Grinnell, hervor, welche die Regierung und andere reiche Amerikaner, eben so Dr. Kane aus eigenen Mitteln unterstützten. Die Schilderung dieser zweiten Expedition von Dr. Kane ist zugleich in typographischer, artistischer und buchhändlerischer Beziehung eins der glänzendsten Unternehmungen. Das Publikum subscribirte auf 30,000, der Congreß auf 15,000 Exemplare.

nicht nur eine große weitere Ausdehnung des amerikanischen Festlandes entdeckt, eine große Flußmündung und neue Gebirgszüge im Norden Grönlands, dessen Küsten und ganze Ausdehnung vom äußersten Norden her er vermaß, wie Niemand vor ihm, sondern auch vom nördlichsten Punkte aus, den je ein arktisches Schiff erreichte (78° 41′) hinter Wassern, Eisalpen und Landstrecken absoluten Todes und ewigen, dick eingefrornen Starrens eine neue, wärmere Welt, in der sich unter weicheren Winden wieder pflanzliches und thierisches Leben einstellten, und das längst geahnte, gehoffte und prophezeite Polarmeer, mit einer ermittelten eislosen Ausdehnung von 4200 englischen, d. h. beinahe 1000 geographischen Meilen. Diese wärmeren Winde hinter Land und Wasser absoluter Lebensunfähigkeit können auf Inseln jenes vom Gestade aus gesehenen, in seinen Grenzen noch unbekannten Polarmeeres auch noch Franklin und die Seinigen und deren Saaten umwehen und reifen. Und der Nordpol mag vielleicht etwas

Dr. Elisha Kent Kane.

Wahrheit von jener alten nordischen Mythelegie bergen, welche nicht nur ein Paradies dahin versetzte, sondern auch eine feenhaft prächtige Einfahrt in das von lachendem Leben glühende Innere der Erde. Etwas von jenem lachenden Leben vermuthet wohl auch der wissenschaftliche Kopf Dr. Kane's, der trotz einer ernsten Erkrankung die Hoffnung nicht aufgibt, daß er noch eine Expedition zu Stande bringe, oder sich wenigstens dem wieder von England vorbereiteten Aufsuchungsgeschwader anschließen könne.

Wir können uns hier nicht darauf einlassen, ein Bild von der ganzen geschilderten Expedition Dr. Kane's zu geben, und bemerken nur noch, daß er, im äußersten, bis jetzt erreichten Norden, ganzer 21 Monate in neun Fuß dickes Eis eingefroren, mit seinen achtzehn Mann und seinen Hunden über 3000 englische Meilen Entdeckungs- und Forschungsreisen machte, und endlich die unerhörteste Heldenthat ausführte, aus dem ewig festgefrornen Schiffe mit einem einzigen Gespann Hunden über 1300 Meilen Eisgebirge, Eissümpfe und Eismeere nach der nördlichsten Kolonie Grönlands zurückzukehren, ohne einen Mann zu verlieren. In der grönländischen Kolonie wurden sie eines Tages von dem Sternen- und Streifenbanner Amerika's von einem Dampfschiffe aus begrüßt,

das zu ihrer Aufsuchung und Rettung ausgesandt worden war, und sie nach dreijährigem Kampfe mit dem kältesten Entsetzen der Natur wieder in die warme Welt des Lebens und der Liebe zurücknahm.

Die Leiden, welche die Mannschaften auf allen ihren Expeditionen auszustehen hatten, waren entsetzlicher Natur. Rattenfleisch und dito Suppe war längere Zeit eine Delikatesse auf dem Schiffe. Stets auf Eisfeldern, die oft durch tiefe, schauererregende Klüfte getrennt vor ihnen lagen, konnten sie nur mit Lebensgefahr die Schlitten mit den wenigen Habseligkeiten der Reise von einem Ufer zum andern über die steilen Seitenwände hinüberexpediren, während sie selbst mit großer Vorsicht und an einander gebunden dann nachkletterten. Eine Expedition dieser Art zeigt unsere Abbildung. Auf der oben angedeuteten Rückkehr nach der nördlichsten Kolonie Grönlands waren sie nahe daran, dem Hungertode zu erliegen. Während dieser ganzen langen Tour zwischen enorme Eisberge und mächtige Eisschollen hindurch, beschränkte sich ihre tägliche Nahrung pro Mann in der Regel auf sechs Unzen Mehlstaub und einen Klumpen gefrorenen Talg von der Größe einer Wallnuß. Aber selbst diese elenden Rationen hielten nicht lange vor; nach zehn Wochen voll unsäglicher Beschwerden schien der Hungertod unvermeidlich. In dieser Krisis zeigte sich zu ihrer namenlosen Freude ein Seehund; er suchte zu entkommen, aber ihr Leben hing von dem Fange dieses Thieres ab, und mit wildem Geschrei trieben sie ihre Böte ihm nach durch die Eisschollen. „Eine Menge Hände ergriffen den Seehund und trugen ihn auf sichereres Eis hinauf. Die Leute schienen halb wahnsinnig; ich begriff erst jetzt, bis zu welchem Aeußersten der Hunger uns gebracht hatte. Sie liefen über die Scholle, weinend, lachend und ihre Messer schwingend, und ehe fünf Minuten vergangen waren, saugte schon Jeder an seinen blutigen Fingern oder verschlang lange Streifen von rohem Seehundsspeck. Man ließ nicht eine Unze von dem Thiere übrig. Das Eingeweide wurde ohne vorhergängige Reinigung in die Suppenkessel geworfen. Die knorpeligen Theile der Vorderfüßen wurden in der Eile abgeschnitten und zum Kauen herumgereicht, und selbst die Leber hätte man gern, roh und warm wie sie war, verzehrt, ehe sie noch in den Topf kam. In der Nacht wurden auf einer großen, stehenden Eisscholle, auf welche, die Gefahr des Treibens verachtend, wir Glücklichen unsere Böte hinaufgeschleppt hatten, zwei ganze Bohlen des „Red Eric“ zu einem großen Kochfeuer verwendet, um welches wir einen seltenen und wilden Schmaus hielten.“

Die einundzwanzig Monate lange Gefangenschaft in der Festung des nordischen Königs und Tyrannen, Eis, gab Veranlassung und Gelegenheit zu den originellsten Jagden, Jagden, die sich unsere Jagdberechtigten auf Ebenen, über welche manchmal ein Hase läuft, nicht dachten und privilegiren können, Jagden gegen den Polarbär, den Eisbär, Seehunde, Walrosse, „Narwhals“ oder Seeinhorns u. s. w. So etwas ist keine Hasenjagd, kein Rebhühnerschießen. Dazu gehört etwas mehr, als ein Privilegium von der Polizei, vor allen Dingen der zwischen ewigem Eise aufgewachsene Eskimo und sein Hund. Kane hatte sich einen jungen Eskimo von neunzehn Jahren engagirt, einen fetten, kaltblütigen, dummen Burschen, der ihnen aber mehr als einmal das Leben rettete, wenigstens als Hundewärter die Hunde, ohne deren Tapferkeit, Stärke und Scharfsinn sie wahrscheinlich alle umgekommen wären. Hans, so hieß der junge Eskimo, den Kane dankbar mit unter seine Illustrationen aufgenommen hat, schoß den Vogel im Fluge mit dem Speere aus der Luft und nahm es zur Noth allein mit jedem Bären auf.

Transportirung der Schlitten über Eisklüfte.

Das Lebensbild von einem Eskimo ist sehr einfach. Er baut sich von eiszerstoßenen Felsenstücken einen inwendig hohlen Hausen, übergießt ihn mit Wasser und läßt ihn vom Himmel mit weißem oder „rothem“ Schnee bedecken. Ein Loch unten zum Aus- und Einkriechen und eins oben, den Rauch vom Feuer hinauszulassen, und seine Häuslichkeit ist fertig. Die Felle der Thiere, die er jagt, sind seine Kleidung, deren Fleisch und Thran seine Nahrung. In Grönland tauscht er sich gegen Seehundsfelle, Rennthierhäute und deren Oele, gegen getrocknete, gesalzene und gepreßte Stockfische, delikate Rennthierzungen u. s. w. Kaffee, Tabak, Spirituosen u. s. w. ein und ist der glücklichste der Sterblichen. Aber unten im Norden, wo kein Handel hinreicht und kein Weg herausführt, ist er in der Regel blos auf seine Hunde, seine Jagd im Wasser und die Ernten daraus angewiesen. Das unentbehrliche Rennthier fehlt ihm, nichts als Fische zu essen und deren Thran zu trinken oder Eis zu kauen, wenn's ihm zu durstig und zu heiß wird. Letzteres kommt nicht häufig vor. Zuweilen spionirt er einen Bär aus und verfolgt ihn mit seinen Hunden, bis er ihm das Fell abziehen und sich Bärenschinken aus ihm schneiden kann. Regierung ist nicht, Polizei, Abgaben, Militairpflichtigkeit, Bürgerbrief, Jagdzettel,

Schlagbaum, Thoracicke, Paßkarte — alle diese höchst unentbehrlichen Behörden, Einrichtungen und Steuern fehlen ihm ganz, ohne daß er's merkt. Er hat niemals Erde unter seinen Füßen, die er graben, von der er ernten könnte, also auch nicht einmal einen Kirchhof, seine Todten zu begraben. Man setzt den Verstorbenen mit dicht an den Körper gezogenen Knieen hin zum ewigen Schlummer, hüllt ihn in einen Sack von Thierfellen, umgibt ihn mit den Werkzeugen und Geräthen, die er im Leben brauchte, dann mit einem Haufen von Steinen und baut eine Art Dach darüber. So findet man dort in den arktischen Ländern oft weit und breit keine Spur irgend eines lebendigen Athems oder Mooses, sondern nur solche wohlerhaltene Grabdenkmale. Der Eskimo vergreift sich nie an einem Grabe. Solche Spuren ehemaligen Lebens in endloser Oede sind das Traurigste und Schwermüthigste, was ein Mensch auf Erden sehen kann.

Nach dem Eskimo selbst ist der Eskimohund die wichtigste Person in jenen äußersten, hier und da von ein paar Dutzend Menschen bewohnten Gegenden, wo das Rennthier nicht mehr hinreicht. Diese Hunde sind Wölfe an Gefräßigkeit, Wildheit und Kraft, aber Pferde, Rennthiere und treue Hausfreunde im gezähmten Zustande. Ehe sie Kane und sein Hundepolizeipräsident Hans ordentlich gezähmt hatten, waren sie die größte Plage, nachher aber mehr werth als eben so viel Gold.

„Welche Quaken mit diesen Hunden!" ruft er an einer Stelle. „Schlimmer, als eine ganze Straße Konstantinopels voll ausgeleert auf unserm Deck. Unbändige, diebische Bestien! Keine Bärenpfote, kein Eskimoschädel, kein Korb voll Moos, nichts ist vor ihrer Gefräßigkeit sicher. Mit fürchterlichem Geheul fallen sie darüber her und verschlingen es mit einem Schluck. Einmal machten sie sich über ein ganzes Federbett her. Ein ander Mal fraßen sie zwei ungeheuere Vogelnester, Federn, Schmutz, Steine, Moos, zusammen ein Scheffel voll — Alles. Sobald wir Land oder eine schwimmende Eismasse, oder einen Eisberg erreichen, springen sie davon, ohne sich von der Peitsche zurückhalten zu lassen. Wir verloren einmal zwei auf einer Insel. Ich mußte eine große Bootexpedition acht Meilen weit durch Eis und Wasser zu ihrer Aufsuchung anschicken. Sie wurden endlich fett und frech über einem todten Narwhal gefunden, aber nur einer konnte nach stundenlangem Bemühen eingefangen werden."

Diese Arbeit und Gefahr um einen Hund läßt sich nur erklären, wenn man erfährt, was diese Thiere leisteten.

„Ich hatte sowohl Eskimohunde als Neufundländer. Von letzteren zehn, alle sorgfältig dressirt auf bloße Stimme beim Ziehen. Ich übte sie vor einem Schlitten, je zwei nebeneinander. Sechs bilden eine mächtige Locomotivkraft für größere Ausflüge; doch zegen auch vier mich und meine Instrumente mit der größten Leichtigkeit. Mein Schlitten, genannt „Little Willie" war ein Kunstwerk ganz für seinen Zweck ausstudirt und mit der Sorgfalt seiner Tischlerarbeit aus dem trockensten amerikanischen Kernaborn gemacht. Die Krümmung der Kufen war mit Rücksicht auf die möglichst geringe Reibung, Kraft und Leichtigkeit durch Versuche bestimmt worden, mit polirtem Stahl beschlagen und durch Kupferklammern befestigt, die nach Bedürfen erneuert werden konnten. Alle andern Theile bestanden aus Holz, zusammengebunden mit Seehundsfellriemen, so daß er sich leicht allen Unebenheiten und Zacken und Kanten des Bodens anschmiegte und den heftigsten Stößen widerstand. Er hielt alle Strapatzen aus und bewährte sich als das leichteste und bequemste Mittel, auf jenem Boden rasch vorwärts zu kommen. Die stärkeren Eskimohunde blieben für die großen Anfluchungsreisen und den heldenmüthigen Zug über eine 1300 Meilen lange Wüste von Eis und Wasser vorbehalten. Die härtesten Erfahrungen haben ihnen den unschätzbarsten Werth in meinen Augen gegeben. Damals hatte ich noch keine Ahnung von ihrer Kraft und Schnelligkeit, ihrer geduldigen, ausdauernden Tapferkeit, ihrem Scharfsinn, womit sie sich zwischen eisigen Moränen, auf welchen sie geboren und groß geworden, zurecht- und aus ihnen herausfanden."

Die ganze Expedition bestand aus achtzehn Amerikanern, zwei Esquimo's und mehr als funfzig Hunden. Für die Gefräßigkeit Letzterer war durchaus nicht gesorgt, so daß man öfter blos ihretwegen auf die Jagd gehen mußte, z. B. auf die Walroßjagd.

„Wir fahen wenigstens funfzig dieser schwärzlichen Ungeheuer im Sunde herumwirthschaften und näherten uns öfter bis auf zwanzig Schritt. Aber die Kugeln aus unsern Rifles prallten von ihren Pelzen ab wie Korkkugelchen von einer Knallbüchsenscheibe, und bis zum Harpuniren ließen sie es nicht kommen, so daß wir ohne Beute abziehen mußten. Später jedoch entdeckte Jemand den Kadaver eines Narwhals oder Seeeinhorns, der uns wenigstens sechshundert Pfund Fleisch lieferte. Er war vierzehn Fuß lang und sein Rüssel oder Horn von der Spitze bis zur hornigen Hälfte vier Fuß, kaum halb so groß, als das herrliche Exemplar, welches ich von meiner ersten Expedition mitbrachte und der Akademie der Naturwissenschaften übergab. Wir hauten ein Feuer auf dem Felsen zurecht und schmolzen dessen Speck aus, der uns reichlich zwei Fässer Thran lieferte."

Ein anderes seltenes, noch arktischeres Geschöpf als das Rennthier, ist der Moschusochse, den man nördlicher findet, als jedes andere vierfüßige Thier, aber ungeheuer selten. Wir sprechen von ihm vielleicht ein ander Mal und von dem merkwürdigen, an ihn sich knüpfenden Schlusse, daß Grönland und Amerika zu Lande zusammenhängen. Die interessanteste und dramatischste Jagd ist die gegen den Polarbär. Man braucht etwas Kourage und Geschicklichkeit, aber auch darauf dressirte Hunde dazu.

Letztere sind sorgfältig darauf abgerichtet, sich mit dem Bäre selbst nicht einzulassen, sondern ihn blos zu beschäftigen und aufzuhalten, bis die Jäger, von andern Hunden über Eis und Schnee stiebend herangezogen, ihn angreifen. Während ein Hund den Bären vorn beschäftigt, attackirt ihn ein anderer vom Rücken her, wobei jeder sich bemüht den andern zu schützen, so daß selten einer ernsthaft verletzt wird oder ihnen die Aufhaltung des Bären mißlänge. Sobald ein Bär ausgewittert ist, vielleicht am Fuße eines Eisberges, untersucht der fabelhaft scharfe Eskimo dessen Spur und findet darin nicht blos die Richtung, welche der Bär genommen, sondern auch dessen Alter und die Schnelligkeit heraus, womit er lief. Die Hunde vor dem Schlitten werden nun auf die Spur gestöbert und ihnen das Zeichen zum Abmarsche gegeben. Schweigend fliegen sie über das Eis, bis sie um eine Kante des Berges kommen und den Feind vor sich sehen, der noch mit ruhigem Schritte seinen Weg dahin stabkt, aber doch sofort voll Verdacht in die Luft hineinschnüffelt. Die Hunde springen heran mit einem wilden, wölfischen Geheul, ihr Kutscher schreit: Nannook! Nannook! und Alles ist äußerste Spannung in jeder Muskel. Der Bär setzt sich jetzt auf seine Hinterkeulen, sieht sich seine Feinde an, findet diese zu überlegen und reißt aus im vollsten Galopp. Der Jäger macht im vollsten Jagen die zwei vordersten Hunde los, die nun befreit, den Bär fosort in die Mitte nehmen. Die andern Hunde folgen, trotz ihrer größeren Lust, mit der größten Leichtigkeit. Der Bär, die doppelte nahe und die sich näherude Gefahr beherzigend, merkt jetzt seine Gefahr und sucht eine schützende Stätte auf einem Eisberge zu finden, woran ihn die beiden vordersten Angreifer zu verhindern wissen, bis der oder die Jäger nahe genug sind. Jetzt werden alle Hunde losgelassen. Der Jäger ergreift seil seinen Speer und rüschichtslos über Schnee und Eis stolpernd, schreitet er zum Angriff. Den zwei Jägern wird der Bär leicht überwunden. Der eine macht eine Finte und thut, als wollt' er ihn in die rechte Flanke stechen, was der Bär durch grimmige Wendung gegen den Angriff zu verhindern sucht. Dies macht sich der andere zu Nutze und bohrt ihm den Speer in die linke Seite. Aber auch ein Einziger bedeutt sich nicht lange. Mit festgegriffener Lanze, die vielleicht nur eine roh gehauene Knochenspitze hat, reist er den Bär, ihn zu verfolgen, indem er ihm quer in den Weg läuft und thut, als wollt' er ihn stechen. Aber kaum hat sich der Bär zur Verfolgung gestreckt, wendet sich der Jäger mit raschen Sprüngen um und stößt ihm, ehe dieser seine ungeschickte Körpermasse aus dem einmal eingelegten Schusse bringen kann, die Lanze in die linke Seite unterm Schulterblatte und zwar nicht selten so tief, daß er diese im Stiche lassen und für sein Leben fliehen muß. Aber auch dann wird der Bär noch gefiefert, falls dem entwaffneten Sieger geschickte Hunde zu Gebote stehen.

Die Eskimo's der Etah-Bucht tragen freilich manche Wunde aus diesen Kämpfen davon. Bei ihnen ist der Bär wilder und grimmiger, als in den südlicheren Gegenden. Auch braucht er seine Zähne häufiger, als bisherige Schriftsteller über diesen Gegenstand hervorheben.

In den Gegenden der Rensselaer Bucht, wo unsere Helden einundzwanzig Monate lang eingefroren und abgeschnitten von jedem Hauche der Lebenswärme und der „Gesellschaft" lagirten, ist der

Bär eben so grimmig, so daß er ihnen manchmal das Leben selbst unter diesem Breitengrade warm machte und ihnen die „Gesellschaft“ ersetzte. Natürlich ließe sich noch vieles Merkwürdige aus den zwei Bänden voller Abenteuer und Heldenmuth mittheilen, wir schließen deshalb auch ohne Schluß, insofern wir hoffen, noch eine weitere Blüthenlese daraus zu sammeln und zu bieten.

Blätter und Blüthen.

Schriftstellerloos. Mit wie schweren Sorgen oft der Dichter sein trockenes Brot ißt; wie er mit dem Elende, das rieſig sich erhebt, den ungleichen Kampf kämpft, bis ihm das Herz bricht; Wenige wissen es. Erst in der neueren Zeit ist der Schleier hier und da gehoben worden. Wer kümmert sich um Den, dessen Geistesdichtungen erfreuen, erheben? Man ließ sie. Die Neugierde tritt einmal zu ihm heran und begafft ihn, aber die Liebe, die Dankbarkeit fragt nicht: warum ist dein Auge trübe, deine Stirne gefaltet? Am wenigsten ist eine rettende, erhebende, beseelende Hand da. Und die Reichen und Hochgestellten? Nun, sie lassen sich die Dichtungen vorlesen, dinniren, halten Jagden, Feste — und der Dichter hungert. In nicht der Dichter Friedrichsen vor dreißig und etlichen Jahren in der Metropole der Geistesbildung Hungers gestorben?

Auf ein ähnliches Lebensbild möchte ich die Blicke richten, wenn es auch weit hinter unseren Tagen liegt. Pendants schien auch in dieser Zeit nicht.

Louis von Boiſſy war unter der Regierung Ludwig's XV. von Frankreich einer der begabtesten und beliebtesten Lustspieldichter in Paris. Seine Texte zu komischen Opern wurden mit Lob überhäuft, füllten die Theater — aber ihm brachten sie kaum soviel ein, daß er leben konnte. Vermögen hatte er nicht, aber eine theure Familie, ein geliebtes Weib, ein herziges Kind. Er arbeitete Tag und Nacht, aber er sank, bei geringem Ebenmaße, in immer tiefere Armuth. Weder Theaterdirektoren noch Komponisten achteten darauf; noch weniger die Buchhändler; am allerwenigsten das Publikum, das er ergötzte und erfreute. Zu Amt und Würden führten nur zwei Wege: entweder man mußte es kriechen — dazu fehlte Boiſſy das Geld — oder man mußte zu Füßen eines Höflings von Einfluß oder gar der regierenden Maitresse kriechen — dazu war der edle Boiſſy zu stolz. Da blieb nur eins — arbeiten und hungern, und das war im reichlichen Maße sein Loos. Er war zu stolz, zu bettein. Nun, Einer oder der Andere hätte vielleicht ein gnädiges Almosen gegeben, aber das mochte Boiſſy nicht. So blieb auch den wenigen Besseren seine wahre Lebenslage verborgen. Allmälig wuchs das Maß des Elendes ihm über den Kopf. Verzweiflung ergriff ihn. Der Gedanke, durch den Tod seinem Jammer ein Ende zu machen, erfüllte ihn anfänglich mit Schauder und Entsetzen; aber mit dem Uebermaße seines Elendes schwand auch das Maß an der sich im Tode nur den Erretter, den letzten, besten Freund, der allein Wort hält. So weit war es mit dem Armen gekommen, und die ihm helfen konnten, lebten herrlich und in Freuden, und doch — die Brosamen von ihren Tischen hätten ihn glücklich gemacht — Niemand gab sie ihm! — Vor seiner ihn zärtlich liebenden Gattin hatte er sein Geheimniß, sie kaum vor ihm. Sie war des elenden Daseins eben so müde, wie er. Mit ihm sterben zu können, erhob sie nur das theure Kind? — Aber wohl ein Jeder hatte ihn hervor? — Sie schanderten. Es war ein fünfjähriger hoffnungsvoller Knabe. Was nicht besser, wenn er mit ihnen hinübergäng, dahin, wo die Jammertage des Lebens enden und das arme Herz Frieden findet, den es hier nie findet? Unter maßlosem Elende reifte der Entschluß, Hungers zu sterben. Das war ja das Leichteste und Wohlfeilste. Der Tod auf diesem Wege war ja nur die Meisterschaft, zu der sie tägliche Uebung befähigte. So weit führte die unglücklichen Menschen der Wahnsinn des Elendes.

Sie verbrachten ein Dachstübchen, das allein, abgeschlossen lag. Sie verschlossen dem lebenemüde, todeemüthig ihre Thüre. Wenn Jemand klopfte, schwiegen sie. Der Knabe, der das Bedürfniß der Natur nicht mit wahnsinnigen Ideen beherrschen konnte, jammerte nach Brot, aber es gelang, ihn zu beruhigen. So war es bis zum Morgen des dritten Tages. Das Ziel war bald errungen; es war nahe.

Boiſſy hatte einen redlichen Freund, der mehrmals kam und vergeblich pochte. Er glaubte, die Familie sei ausgegangen, aber der Portier des Gebäudes versicherte entschieden das Gegentheil. Den Freund überkam unbeschreibliche Angst. Als er am Morgen des dritten Tages zurückkam und heftiger pochte, da meinte er, er höre ein leises Wimmern. Er hatte recht gehört, es war die Stimme des verschmachtenden Kindes. Jetzt rief er in Todesangst Hülfe herbei, sprengte die Thüre und fand zu starrend da — denn Boiſſy, seine Gattin und das Kind lagen bleich, erkaltet, keines Tones fähig da; sie hielten sich fest umschlungen. Das rettende Kind konnte noch seinen Aermchen ausrecken und den Hals des Vaters umfassen. Der Freund legte sein Ohr an seine Lippe und: „Brot!“ vernahm sein furchtbarem Entsetzen! — Gatte und Gattin waren schon im Todesschlafe. Sie hatten länger gehungert, als das Kind.

Sie glaubten schon das Schwerste überstanden zu haben, als sie wieder in das arme Leben zurückkehren wollte. Darum widerstanden sie barmherzig allen rettenden Versuchen, die ihnen dargeboten wurden. Sie nahm der Freund das Kind aus ihren Armen; das weckte die Liebe in Elternherzen allmächtig ist. Das Kind war durch die gewonnene Nahrung neu belebt. Es rief die theuern Namen; es schmiedete die Eltern Wangen mit seinem Händchen, weinend, flehend. Das wirkte. Sie suchten, sich aufzurichten; sie nahmen die vorsichtig gebotene, kräftige Nahrung. Sie erwachten endlich zum klaren Bewußtsein und Leben.

„Ach, warum ließest Du uns nicht sterben?“ Wir wollten es ja dem Elende zu entgehen!“ flüsterte Boiſſy in den des Freundes Ohr. Der verließ sie nicht mehr. Er that Alles, was in seinen Kräften stand, sie zu erretten.

Er selbst, der treue Freund, machte das Ereigniß in Paris bekannt. Es war der Gegenstand in allen Gesellschaften, in allen Kaffeehäusern, allen Theatern. Auch am Hofe redete man davon; aber Niemand dachte daran, die Unglücklichen dauernd ihrem Elende zu entheben. Nur nahm der Freund das Kind aus ihren Armen; das war der edle Graf von Jarsy. Er schilderte der Frau von Pompadour die Lage dieser Familie in glühenden, brennenden Farben, daß sie erschüttert wurde. Sie setzte in des Grafen Hand ein reiches Geldgeschenk, und bewirkte durch ihren mächtigen Arm, daß Boiſſy ein Amt erhielt, von dessen Einkünften er und sein Kind leben und sein Kind erziehen konnte. Aber bis zur Schwelle des Todes ließ man den Dichter kommen, ehe man ihm ein Loos bereitete, das vor Aehnlichem beschützte! — Tout, comme chez nous! möchte man ausrufen.

Der alte Jahn konnte durchaus nicht leiden, daß man ihn Turnvater hieße, ja er konnte dann sogar grob werden. Nachstehender Brief liefert dafür den Beleg. Im Jahre 1838 oder 39 ersuchte mich ein Turngenosse, Namens —jan, mit dem ich zufällig durch Freiburg kam, ihn bei dem alten Jahn einzuführen. Nach kurzer Begrüßung und Vorstellung wollte mein Freund etwas Angenehmes sagen: „Ich bin glücklich,“ fing er freilich etwas ungeschickt und sade, „daß mein Name wie der Ihrige endet.“ Rasch fiel ihm Jahn in's Wort und sagte: „Ach, darauf kommt's nicht an! Sie sich nichts einzubilden, umsoweniger, als Ihr Name mit der Endung Grobian, Schlendrian und Dummrian noch viel mehr Verwandtschaft hat, als mit meinem Namen.“

Briefwechsel.

J. J. in Breslau. Unsere Manuscriptretournirung wird unter der angezeigten Ziffer auf der Post nicht angenommen, bitten also um andere Direktion.

An verschiedene Dichter und Dichterinnen. Bereits mehrere Male haben wir im Briefstasten erklärt, daß wir uns mit Rücksendung von Manuscripten nicht befassen können und bitten deshalb wiederholt, uns mit allen derartigen Reklamationen zu verschonen.

H. in G. Wir bessen, Ihnen nächstens über die betreffende Frage genügende Antwort geben zu können, ersuchen aber den mehrmals erinnernden um nun baldigst zu liefern.

S. in L. Sie sind im Irrthum, wir werden nichts dagegen thun. Das Ganze trägt schon von vornherein den Todeskeim in sich und ist in Allem ungeschickt angefaßt, daß es unbedacht vorübergehen muß. Uebrigens gönnen wir Jedem seine Bahn.

Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das 4. Quartal und der Jahrgang **1856** und ersuchen wir die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen für das nächste Jahr schleunigst aufgeben zu wollen.

Für diejenigen Abonnenten, welche sich die Gartenlaube einbinden lassen, bemerken wir, daß durch uns auch zum Jahrgang 1856 höchst

geschmackvolle Decken mit Golddruck

nach eigends dazu angefertigter Zeichnung zu beziehen sind. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben zu billigen Preise von 13 Ngr. zu liefern. — Zu den Jahrgängen 1854 und 1855 stehen ebenfalls Decken zu dem gleichen Preise zur Verfügung.

Die Verlagshandlung.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. 1856.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt. — Verantwortl. Redakteure F. Stolle u. A. Diezmann.

Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Ngr. zu beziehen.

Herrn Müller's Sylvesterabend.

Zweites Kapitel. (Schluß.)

Etwa eine Stunde vor Eintritt der Abenddämmerung am folgenden Tage machte Herr Müller sich auf den Weg, um sich des übernommenen, ihm so widerstrebenden Auftrages zu entledigen.

„Die Leute werden denken, ich sei verrückt geworden," murmelte er vor sich hin. „Ich wollte, ich hätte den jungen Gecken mit seiner Zumuthung zurückgewiesen. Ich weiß in der That gar nicht, wie man's macht, wenn man Jemandem etwas schenkt, denn ich habe es in meinem Leben noch nicht versucht, und werde mich bei der ganzen Geschichte ungeheuer lächerlich machen. Nun und nimmermehr kann ich zugeben, daß es nützlich oder angemessen sei, Geld wegzugeben — ich bin aus Grundsatz dagegen und gleichwohl nun genöthigt, das Werkzeug dieses jungen Verschwenders zu sein. Magister Zinkelmann hatte ganz recht, als er sagte, ich hätte niemals das Vergnügen des Gebens gekannt. Ich gäbe gleich selbst ehn Spezies darum, wenn ich diese verwünschte Kommission los wäre. Der erste Bettler, der mir begegnet, bekommt seinen Spezieshaler, und so frisch weg darauf los, bis die ganze Summe glücklich zum Fenster hinausgeworfen ist."

Herr Müller zog seinen Hut tiefer in's Gesicht, um sich vor em Schnee zu schützen, den der Wind ihm in's Gesicht peitschte, nd ging immer so vor sich hindrummend weiter, bis er, als er den um eine Ecke bog, an Jemanden anrannte.

„Heda!" schrie er. „Seid Ihr es, Schirmer-Marie? Wartet einmal! Hört Ihr nicht?"

Die Frau aber erkannte seine Stimme, und fürchtete sich vor hm viel zu sehr, als daß sie sich hätte versucht fühlen sollen, tehen zu bleiben.

„Ihr sollt warten, sage ich!" schrie Herr Müller, indem er hr nachlief. „Ich will Euch nichts thun! Seid doch nicht so infältig!"

Das Weib blieb nun stehen, und hielt mit dem halb nackten lauen Arm den alten zerfetzten Mantel zusammen, den ihr der Wind fast zu entreißen drohte.

„Hier," sagte Herr Müller; „Ihr habt gestohlen, ich weiß s, aber ehrliche Leute sind heut zu Tage einmal rar. Hier habt Ihr einen Spezieshaler; kauft Euch dafür Holz, damit Ihr keins ieder zu mausen braucht."

„Wenn der Narr einmal sein Geld verschleudert haben will, o wollen wir das schon besorgen!" murmelte Herr Müller, indem r weiter eilte, während das Weib mit dem Spezieshaler in der Hand stehen blieb, und ihrem unverhofften Wohlthäter mit sprachoser Erstaunen nachsah.

Herr Müller ging die Reichsstraße hinunter, quer über den Brühl, durch das Halle'sche Gäßchen und dann auf die jetzt schon längst verschwundene, damals zu den Festungswerken gehörige sogenannte Hallische Bastei.

Hier waren in der Regel eine Menge schreiender, tobender, zerlumpter junger Proletarier versammelt, welche die Luft, die ihnen in ihren ärmlichen Wohnungen versagt war, durch lautes Umherrennen und Balgen sich zu verschaffen suchten.

„Na, Ihr verworfene Brut," rief Herr Müller, „welcher von Euch ist denn der Aermste? Ich will ihm einen Spezieshaler geben."

„Ich — ich — ich!" schrieen die zerlumpten Buben wild durcheinander. „Mein Vater ist schon seit drei Monaten krank," rief der Eine.

„Mein: Mutter ist vor acht Tagen bei dem Glatteis gefallen und hat das Bein gebrochen!" schrie ein Zweiter.

„Wir sind neun lebendige Geschwister und haben schon seit drei Tagen keinen Bissen Brot im Hause!" brüllte ein Dritter, und so suchte Jeder seine Verhältnisse mit möglichst schwarzen Farben zu malen.

„Lügen, nichts als Lügen!" donnerte Herr Müller. „Ich wollte darauf wetten, wenn man zu Euch in's Haus käme, so fände man Euren Vater, Eure Mutter und die sämmtlichen neun Geschwister wohlgemuth um die Schnapsbulle herumsitzen. Aber das geht mich weiter nichts an. Ein reicher Narr hat mir einmal aufgetragen, Euch einen Spezieshaler zu schenken, und da ich nicht weiß, wer ihn von Euch am meisten verdient, so werde ich ihn auswerfen; wer ihn erwischt, dem ist er. Also aufgepaßt — eins, zwei, drei!"

Die Buben stürzten im wilden Durcheinander hinter dem blanken, über den Schnee hinkollernden Thalerstück her, und es entspann sich eine so wüthende Rauferei, daß Herr Müller wider Willen laut lachend in die Tasche griff und Frieden stiftete, indem er jedem der Kämpfer einen Spezieshaler verabreichte.

Dieser Auftritt hatte den alten Menschenfeind förmlich heiter gestimmt, und obschon er nicht umhin konnte, zu bedenken, daß er der Mahnung des jungen Herrn von Schönberg, diese Wohlthaten nur den Würdigsten zu spenden, bis jetzt eben nicht sehr eingedenk gewesen, so verweilte er doch nicht ohne innere Befriedigung bei dem Gedanken, welcher Jubel in den Hütten dieser Armen ausbrechen würde, wenn die Buben mit den großen Geldstücken nach Hause kämen!

Als er so bei sich denkend wieder den Brühl hinauf nach der Georgenpforte zu ging, um sich hinaus in die Vorstadt zu begeben,

kam er an ein paar hell erleuchteten, aber mit Gardinen versehenen Fenstern vorüber, die ihn bewogen, stehen zu bleiben.

„Halt,“ sagte er bei sich selbst, „da drinnen treffe ich ohne Zweifel lauter Leute, die einer Unterstützung nicht blos bedürftig, sondern auch würdig sind. Hier wohnt mein Freund Dr. Stillner, auch so ein gutmüthiger Narr, der allen Menschen helfen möchte und seit ein paar Monaten angefangen hat, wöchentlich zwei Mal des Abends armen kranken Leuten seinen guten Rath unentgeltlich zu ertheilen. Wenn ich nicht irre, ist heute einer seiner Tage, und ich werde Gelegenheit bei ihm finden, mich meiner Spezies thalerlast, die mir fast die Taschen zerreißt, um ein Bedeutendes zu entledigen.“

Ach, leider fand er bei dem Eintritt in das Parterrezimmer, in welchem Dr. Stillner seine Gratis-Consultationen zu ertheilen pflegte, seine Vermuthung in hohem Grade bestätigt.

Auf der an der Wand hinlaufenden, langen Bank saßen eine Anzahl bleicher, abgezehrter Jammergestalten beiderlei Geschlechts, von denen man es Vielen ansah, daß sie sich nur mit Mühe bis hierher zu schleppen vermocht hatten, um bei dem guten Doktor Rath und Hülfe zu suchen.

„Ei, sieh da, Herr Müller,“ sagte Dr. Stillner, der eben mit einem Gehülfen beschäftigt war, einem Arbeitsmann vom Dorfe die Füße zu verbinden, die derselbe auf dem weiten Wege nach der Stadt erfroren hatte; „was führt Sie denn zu mir?“

„Ja, Sie werden sich wundern, Doktor,“ entgegnete Herr Müller, indem er die Spezies thaler in seinen Taschen umrührte, so daß die armen Leute längs der ganzen Bank hoch aufhorchten; „ich habe eine Menge Geld zu verschenken, und wollte fragen, ob ich hier bei Ihnen einiges loswerden könnte.“

Die Franzosen haben ein sehr wahres Sprüchwort: „Ce n'est que le premier pas qui coûte — nur der erste Schritt kostet Ueberwindung — und seitdem Herr Müller, der Zeit seines Lebens jeden Pfennig, den er ausgegeben, erst drei Mal umgewendet, sich auf der Hallischen Bastei vom Taumel des Augenblicks so weit hatte hinreißen lassen, daß er große, schwere, blanke Spezies thaler unter die Gassenbuben ausgeworfen, erschien ihm ein solches Verschleudern des edlen Metalls gar nicht mehr als etwas so Entsetzliches und Hirnverbranntes, als wofür er es früher angesehen.

„Sie haben Geld zu verschenken?“ fragte Dr. Stillner. „Da kommen Sie allerdings bei mir gerade zum rechten Manne, denn hier sitzen eine Menge Leute, die nur ihre Gesundheit noch nothwendiger brauchen, als Geld.“

„Das dachte ich mir,“ sagte der sich allmälig in das Gebiet der Humanität verirrende Menschenfeind, „und deshalb bin ich hereingekommen. Ein reicher junger Mann, der nicht genannt sein will — denn daß ich selbst kein solcher Narr bin, das wissen Sie, Doktor — hat mir aufgetragen, eine gewisse Summe Geldes als Neujahrsgeschenk an Arme, die es wirklich bedürfen und verdienen, anzutheilen. Hülfsbedürftiger aber kann nach meiner Ansicht Niemand sein, als der, welcher kein Geld hat und obendrein noch krank ist. Sie kennen diese Leutchen hier, Doktor, und werden eine angemessene Vertheilung zu treffen wissen. Hier haben Sie.“

Mit diesen Worten warf Herr Müller ein paar Hände voll Spezies thaler vor den noch ganz verwunderten Arzt auf den Tisch und entfernte sich dann rasch, aber nicht ohne vorher bemerkt zu haben, wie manche bleiche Wange unter den Kranken, welche Alles dies mit angehört, von freudiger, dankbarer Bewegung erröthete; wie manches bald erstorbene Auge, von neuer Hoffnung und neuem Muthe belebt, wieder Glanz und Kraft gewann und die Schritte des unerwarteten Helfers in der Noth mit stillen Segenswünschen begleitete.

Als Herr Müller wieder auf die Straße heraustrat, war ihm ganz merkwürdig zu Muthe. Hatte der Anstritt auf der Hallischen Bastei ihn auf eine Weise erheitert, wie er es früher gar nicht für möglich gehalten hätte, so hatte jetzt die Scene in dem Berathungszimmer des Arztes eine ebenfalls noch nie gehörte Saite seines Herzens erklingen lassen. Die dankbaren Blicke, womit die Kranken ihn beim Hinausgehen begleitet, schwebten ihm, so flüchtig er sie auch gesehen, immer noch vor den Augen, und so wie seine Taschen leichter wurden, schien auch sein Herz leichter zu werden. Das Schneewetter hatte aufgehört, und von dem dunkelblauen Winterhimmel begannen jetzt die Sterne hell und klar herabzuflimmern. Herr Müller wußte nicht, was er von sich selbst denken sollte. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie eine That aus reinem Mitleid geübt, und es war ihm nicht oder einzelnen Wohlthaten auszutheilen, als bis er von einem Andern dazu erhielt. Er wunderte sich über den Eifer, den er in einer Sache entwickelte, die ihm anfangs so widerlich und doch erschienen war. Wieder gedachte er der Worte, welche Magister Zinkelmann zu ihm gesagt: „Sie haben noch nie die Freude empfunden, andern Menschen eine Freude zu machen. Versuchen Sie es, und es wird sich Ihnen eine neue Welt erschließen.“

In diesem Augenblicke ertönte das Abendglöckchen vom Lazaithurme und schien die Worte des Magisters zu wiederholen. Er schämte sich, sich selbst gestehen zu müssen, daß so viel Wahres darin lag. Er wollte nicht glauben, daß er sich sein ganzes Leben lang geirrt — daß die bloße Vertheilung der Wohlthaten eines jungen Verschwenders ihm das Geheimniß des wahren Glücks gelehrt.

Aber das langjährige Gis seines Herzens war nun gebrochen. Er machte sich Vorwürfe, daß er von den Umständen der armen Kranken nicht nähere Kenntniß genommen, es drängte ihn, sie wieder umzukehren, und ehe fünf Minuten vergingen, sah er sich in dem Zimmer des Arztes. Er fragte die Patienten der Reihe nach aus, unterrichtete sich von ihren Verhältnissen, schrieb sich ihre Namen auf und forderte sie auf, zu ihm zu kommen, wenn sie fernerhin etwas brauchten.

Nachdem er auf diese Weise Dem genügt, was man ihm immerer Drang geworden, zog er wieder aus wie ein fahrender Ritter des Alterthums, um Hülfsbedürftige und Nothleidende aufzusuchen. Eine seltsame Aufregung hatte sich seiner bemächtigt, so manchmal konnte er sich nicht der Furcht erwehren, daß er vielleicht daran sei, wahnsinnig zu werden. Es dauerte nicht lange, so fand sich wieder ein furchtbarer Sturm, der Himmel umwölkte sich mit der Schnee wirbelte wieder die Straßen entlang, aber er wanderte rüstig und unbeirrt weiter.

Als er an die Ecke der Nikolaistraße kam, vernahm er aus diesem Eckhause lautes Pochen. Er schaute durch das Fenster hinein und sah, daß es eine Tischlerwerkstatt war, in welcher gerade ein Sarg zusammengenagelt ward. Herr Müller ging hinein.

„Auch keine hübsche Arbeit während der Feiertagszeit,“ sagte er den Meister an, welcher ein lustiges Liedchen zu seiner Arbeit pfiff.

„Das ist wahr,“ antwortete der Tischler, ohne in seiner Arbeit inne zu halten; „wenn die Menschen aber einmal auch zu Feiertagszeit sterben, so müssen sie auch Särge haben.“

„Für wen ist denn dieser da?“ fragte Herr Müller.

„Da steht's,“ sagte der Tischler, und deutete damit auf daneben auf einem Tische liegendes Blechschild, welches Inschrift den Sargdeckel genagelt werden sollte, und worauf die Worte standen: „Johann Georg Walther, geb. den 11. Mai 1701, gest. den 26. December 1757.“

„Walther!“ sagte Herr Müller, „den kenne ich; er ist ein Ziegelstreicher am Schönefelder Wege. Also der ist gestorben, der arme Mann! Gute Nacht.“

Mit diesen Worten verließ er die Tischlerwerkstätte und eilte durch die Georgenpforte und Hintergasse nach der damals noch Schönefelder Wege stehenden kleinen Ziegelei. Es war sehr kalt, und der wirbelnde Schnee blendete ihn fast, aber er stemmte sich weiter, bis er die Ziegelei erreichte. Er pochte an und die Thür des Ziegelstreichers öffnete.

Herr Müller schauderte, als er bei dem Eintritt in das Zimmer — die armen Leute hatten nur ein einziges — den Todten mit einem weißen Betttuche bedeckt, auf einer Bank liegen sah. Er sah ihre starren Umrisse und scharfen Winkel durch die Decke hindurch, und eine seltsame Vision seines eigenen Todes schien in ihm aufzusteigen. Eine gewisse unheimliche Scheu zwang ihn, leise zu sprechen.

„Ich habe gehört, daß Euer Mann gestorben ist,“ redete Herr Müller die Wittwe an.

Die Frau setzte sich auf einen der wenigen alten Holzstühle, die in dem Zimmer standen, bedeckte das Gesicht mit den großen rauhen Händen, und fing an zu schluchzen.

„Na, nur den Muth nicht verloren, gute Frau,“ fuhr er fort. „Ich bin gekommen, um Euch zu unterstützen. Ein Freund schenkfreund — er sagte jetzt nicht mehr: „ein junger Narr und Verschwender“ — hat mir eine Summe übergeben, die ich zur Unterstützung von Nothleidenden verwenden soll. Habt Ihr Kinder

„Ja, drei. Ich habe sie, um das Abendessen zu ersparen, schon zu Bett geschafft."

„Na, hier sind vier Spezies. Wenn Ihr Euern Mann unter die Erde habt, so kommt zu mir, und wir werden weiter sehen, was sich thun läßt. Gute Nacht!"

Und Herr Müller, den seine neue Aufregung nicht ruhen ließ, verschwand plötzlich, um anderweitel Unglück aufzusuchen. Traufen schüttelte er den Kopf nachdenklich und fuhr mit der Hand über die Augen. Es war ihm sonderbar zu Muthe. Was er sein seiner Jugend nicht gethan — er trällerte ein lustig fideles Liedchen. Er schlug nicht denselben Weg wieder ein, den er gekommen, sondern wollte sich quer über die Felder nach der Bettelgasse begeben, um sich dort, in dieser Kolonie der Armuth und des Elendes, seiner doppelten Last zu entledigen und Herz und Tasche vollständig leicht zu machen. Bei dem heftigen Schneegestöber war es nicht leicht, auf dem richtigen Wege zu bleiben, denn der Thurm der Johanneskirche, nach welchem er sich hätte richten können, war vollständig unsichtbar. So war er schon eine Zeit lang fortgewandert und begann allmälig zu vermuthen, daß er vom richtigen Wege abgekommen sein müsse, als er eine lautrufende Stimme hinter sich vernahm. Er blieb stehen und horchte, bis er endlich hörte, daß sein eigener Name gerufen ward.

„Hier bin ich!" rief er. „Was gibt es denn?"

Er sah ein Licht auf sich zukommen und hörte rasche Tritte. Es war die Ziegelstreicherwittwe, die er so plötzlich verlassen und die ihm mit einer Laterne nachgelaufen war.

„Ach, Herr Müller," rief sie, „ich dachte mir gleich, daß Sie den rechten Weg verfehlen würden! Wo wollen Sie denn hin?"

„Ich will hinüber in die Bettelgasse und wollte gleich querfeldein gehen, um nicht erst den weiten Umweg durch die Hintergasse machen zu müssen."

„Ach, du mein Himmel!" sagte die Frau. „Wenn Sie noch sechs Schritte weit gegangen wären, so hätten Sie ertrinken müssen. Schauen Sie nur her."

Sie hielt ihre Laterne vor sich hin und kaum ein paar Schritte weit von der Stelle, wo er stand, sah er eine breite und tiefe Grube, aus welcher die Ziegelstreicherlehm zu holen pflegten. In ziemlicher Tiefe unten sah er den trüben, von dem Wind leicht hin- und herbewegten Wasserspiegel.

Müller stand erstarrt; was er früher um keinen Preis gethan, er nahm die Hand der armen Wittwe und drückte sie recht herzlich.

„Eure Stimme hat mich gerade noch zur rechten Zeit aufgehalten," sprach er. „Es ist als ob die Vorsehung die Hand mit im Spiele hätte. Zeigt mir mit Eurer Laterne ein wenig den Weg; ich habe heute Abend noch mehr zu thun."

Herrn Müller's Aufregung stieg immer höher. Seine glückliche Rettung schien ihm ein wahres Wunder zu sein. Die hundert Spezies des Herrn von Schönberg waren ziemlich alle, aber er beschloß, seine wohlthätigen Wanderungen auf eigene Rechnung noch länger fortzusetzen.

„Alles dies war die Wohlthätigkeit eines Anderen," murmelte er. „Wie einem bei einer uneigennützigen That, die man auf fremde Kosten übt, zu Muthe ist, weiß ich ja immer noch nicht. — So ist's gut," sagte er zu seiner Begleiterin, als er endlich die Johanniskirche erblickte, „nun weiß ich den Weg. Also kehrt nur wieder um und seid gutes Muthes. Gute Nacht!"

In der Bettelgasse angelangt, begab er sich zunächst zu der armen Frau Graupner, um sie von der eingelegten Exekution zu lösen und ging dann von Haus zu Haus, bis nicht blos der letzte Spezies des Herrn von Schönberg, sondern auch der nicht unbedeutende Betrag Papiergeld, den er in seiner Brieftasche bei sich trug, ausgegeben war.

Wir wollen nicht alle die einzelnen Scenen malen, welche bei dem Erscheinen des unerwarteten Helfers in den Hütten der Armuth stattfanden, sondern erwähnen blos, daß Herr Müller, als er die letzte Schwelle hinter sich hatte, eine Nässe, die nicht von dem fallenden Schnee herrührte, seine Wangen herabrinnen fühlte.

Es war ziemlich spät, als er wieder durch das Grimmaische Thor in die Stadt einpassirte. Er kam an dem Hause vorüber, in welchem der Maler wohnte und bemerkte, daß derselbe Licht hatte. Er dachte daran, wie viel dem armen Künstler an der Erlangung jenes Bildes gelegen gewesen und besann sich, daß es nächstfolgenden Tag in der Auktion an die Reihe kommen würde.

„Hm!" sagte er, „ich will doch einmal zu meinem Freund Stempler gehen."

Advokat Stempler wohnte nicht weit und öffnete selbst die Hausthür, als Herr Müller geklingelt hatte.

„Stempler," fragte Herr Müller, „gehen Sie morgen in die Auktion bei Dr. Rivinus?"

„Jawohl," entgegnete der Advokat, „Sie doch auch?"

„Nein," erwiederte ersterer kurz, „ich habe keine Zeit, und wollte Sie eben deshalb bitten, einen kleinen Auftrag für mich zu übernehmen."

„Was wünschen Sie denn?" fragte der Advokat, dem es sehr sonderbar vorkam, daß sein Freund, der doch eher selbst dergleichen Aufträge übernahm, jetzt ihn um einen ertheilen wollte.

„Es wird morgen ein kleines Gemälde mit an die Reihe kommen; es steht im Katalog unter Nr. 1123, eine Landschaft. Wenn Jemand mehr als fünfundzwanzig Thaler darauf bietet, so lassen Sie es nicht weg. Es ist ein echter Corneling Schund oder wie der Maler sonst geheißen haben mag. Ich muß es haben. Ich kann nicht eher ruhig schlafen. Hören Sie wohl?"

Herr Stempler betrachtete seinen Freund mit forschendem Blicke und hielt ihm das Licht dicht vor die Nase.

„Sind Sie auch wohl?" fragte er.

„Wohl!" rief Herr Müller. „In meinem Leben habe ich mich weder an Geist noch an Körper so wohl befunden, wie heute. Kommen Sie morgen im Vorbeigehen mit zu mir herein und ich will Ihnen Geld mitgeben, wenn Sie es nicht einstweilen verlegen wollen."

„Schon gut," entgegnete der Advokat; „ich werde mit zu Ihnen hineinkommen, nicht sowohl um des Geldes willen, als vielmehr um zu sehen, ob Sie noch bei derselben Laune sind wie heute Abend. Gute Nacht!"

Es schlug eben Zehn und alle Kanstäden waren bereits geschlossen, als Herr Müller nach Hause eilte. Wohl gingen ihm noch allerhand milzthätige Projekte im Kopfe herum, aber es war nun zu spät, um diesen Abend noch irgend etwas vornehmen zu können und überdies war er auch müde zum Umfallen.

Als er wieder vor seinem Hause stand, war es ihm, als wäre er aus einem langen Traume erwacht.

„Endlich bin ich hinter das Geheimniß gekommen," murmelte er still vor sich hin, „obschon ich sechzig Jahre alt geworden bin, ohne es zu wissen. Und alles dies durch die eigensinnige Grille des jungen Saufewindes, des jungen Herrn von Schönberg."

Die alte Margarethe öffnete die Hausthür und Barbara kam ihm aus der Wohnstube entgegen.

„Wir sind in Sorge um Dich gewesen, lieber Vater," sagte sie. „Du bist schon so lange fort und hast noch nicht zu Abend gegessen."

„Weiß wohl, meine gute Barbara," entgegnete er, indem er seine Tochter auf die Stirn küßte. „Ich habe aber so viel zu thun gehabt, daß ich weder an Essen noch an Trinken habe denken können. Ich kann Dir heute nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was Alles vorgefallen ist. Trage mir mein Essen auf und gehe dann zu Bett, denn wir müssen morgen alle bei Zeiten wieder auf den Beinen sein. Morgen ist, wie Du weißt, Sylvester, und da wollen wir einmal thun; was wir noch nie gethan, und Gesellschaft zu uns bitten — eine so lustige Gesellschaft, wie sie in diesem alten Hause noch nicht beisammen gewesen ist. Wir wollen, so Gott will, mit dem neuen Jahre auch ein neues Leben beginnen. Ich bin nicht mehr — —" er redete nicht aus, streichelte aber der Tochter freundlichst die Wangen.

Barbara legte ihr Gesicht auf seine Schulter und brach in Freudenthränen aus.

„Geh' nun zu Bette, Barbara," bat ihr Vater. „Du wirst morgen viel zu thun haben. Und noch eins, Barbara — denn ich möchte Dich gern ganz fröhlich und glücklich wissen — Friedrich soll auch mit kommen. Ich glaube, es gibt in Leipzig keinen besseren und rechtschaffeneren jungen Mann als diesen."

Barbara stand am nächsten Morgen zeitiger auf als gewöhnlich. Sie hatte die ganze Nacht von den Anstalten zu der bevorstehenden Festlichkeit geträumt und würde die rechte Stunde verschlafen haben, wenn Margarethe sie nicht geweckt hätte. Sie kleidete sich schnell an und verlieh in freudiger Erregung ihr Schlafzimmer, als ob heute ihr Hochzeitsmorgen wäre. Es war dies das erste Mal in ihrem Leben, daß es ihrem Vater eingefallen war, einen Sylvesterabend zu feiern und sie freute sich darüber wie ein Kind.

„Na flink, Barbara," sagte ihr Vater, nachdem sie ihm guten Morgen gewünscht; „wir müssen uns tüchtig rühren, wenn wir unsere Gäste heute Abend anständig empfangen wollen. Ich werde selbst so viel als möglich mit Hand anlegen und habe auch schon nach der alten Schirmer-Marie geschickt, die uns manche Gänge gehen und dies und jenes herholen kann. Ich halte sie für ganz ehrlich, wenn sie auch einmal ein paar Scheite Holz gestohlen hat; wenn sie nicht gefroren hätte, so hätte sie es auch nicht gethan."

Nach dem Frühstück ging Barbara in den Materialladen, zu dem Fleischer, zu dem Bäcker, zu dem Conditor und anderen dergleichen Lieferanten und machte überall so bedeutende Bestellungen auf den Namen ihres Vaters, daß die Verkäufer sie zwei Mal fragten, um sich zu überzeugen, daß sie recht gehört. Herr Müller suchte aus seiner nicht sehr umfangreichen Bibliothek ein altes Kochbuch hervor und las die Recepte laut vor, während Barbara und Margarethe die Fleischpasteten und Salate zurecht machten.

„Barbara," äußerte der Alte, als ob ihm plötzlich wieder etwas einfiele, „Herr von Schönberg sagte, mein altes großes Arbeitszimmer müßte sich ganz gut in einen Gesellschaftssaal umwandeln lassen."

„Das ist auch wahr," entgegnete Barbara. „Daran habe ich gar nicht gedacht. Wir wollen sogleich die Spinnweben absegen und die Wände mit grünen Tannenreisern aufputzen."

„Ja, wir wollen einen ganz schönen Tannsaal daraus machen," rief freudig Herr Müller. „Schicke hinüber zu Meister Graul, dem Tapezierer, der mit seinen Gesellen wahrscheinlich schon für dieses Jahr Feierabend gemacht hat. Wenn sie herüber kommen und das alte Zimmer in Stand setzen wollen, so können sie noch heute zum Sylvester ein tüchtiges Stück Geld verdienen."

„Ja, tanzen müßte es sich ganz herrlich in der alten Stube," wiederholte die alte Margarethe, die schon seit zwanzig Jahren auf dem linken Beine hinkte.

„Das wollte ich meinen," entgegnete Herr Müller. „Auf der hintern Seite neben meinem Schreibepulte wird eine kleine Erhöhung gebaut, auf welche die Musikanten zu sitzen kommen. Lämmermann und seine Leute sollen spielen, wenn sie nicht schon engagirt sind. Hoffentlich werden sie es mir nicht weiter nachtragen, daß ich sie an jenem Abend so unfreundlich fortwies."

„Aber wer soll denn tanzen, Vater?" fragte Barbara.

„Nun vor allen Dingen Friedrich und seine beiden Schwestern, sodann unsere Nachbarskinder von links und rechts und gerade über und außerdem noch eine Menge von Leuten, die ich gleich hernach einladen werde," bemerkte er.

Eine Stunde später ging Herr Müller aus, um die Gäste zu seiner Abendgesellschaft einzuladen. Er entschuldigte sich wegen Kürze der Zeit und obschon einige bereits anderweit versprochen waren, so sicherten ihm doch viele ihr Erscheinen zu. Der Fleischer, dessen Waare er nur erst vor einigen Tagen so heruntergemacht, wunderte sich nicht wenig, als er Auftrag erhielt, einer Anzahl Leute, deren Namen auf einem langen Zettel standen, größere und kleinere Quantitäten Fleisch zuzusenden. Herr Müller vergaß seine Freunde vom vorigen Abend nicht und fand sogar Zeit, noch mehr Gegenstände seines Mitleids aufzusuchen. An diesem einzigen Tage übte er mehr Thaten wahrer Menschenliebe, als jemals zuvor in seinem ganzen Leben.

Meister Graul war mit seiner improvisirten Ausschmückung des alten Waarenlagers noch vor Abend fertig. Die Wände wurden mit Spiegeln behangen und mit vergoldeten Armleuchtern versehen, auf welchen weiße Wachskerzen aus grünen Zweigen hervorlugten. Herr Müller überwachte diese Anstalten mit vollkommener Zufriedenheit und stand eben auf der obersten Sprosse einer Leiter, um noch einige künstliche Blumen an den Leuchterhaltern zu befestigen, als sich die Zimmerthür ein wenig öffnete und ein schöner munterer Jünglingskopf hereinschaute.

„Wunderschön ausgeführt, Herr Müller," rief der junge Herr von Schönberg, indem er vollends hereintrat. „Ich freue mich, zu sehen, daß Sie meinen Rath befolgt haben, obschon ich mir, auf Ehre, gar nichts weiter dabei dachte. Ich hatte keine Ahnung, daß ich eine solche Veränderung finden würde. Ich komme eben blos im Vorbeigehen einen Sprung herein, um Ihnen für Ihre Mühe zu danken. Sie haben Ihre Sache ganz herrlich gemacht — die ganze Stadt spricht von Ihnen und dem unbekannten Wohlthäter, der noch hinter Ihnen steckt. Wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erzeugen kann, so stehe ich gern zu Diensten."

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, mein werther Herr von Schönberg," entgegnete dieser, ohne von seiner Leiter herunterzusteigen, „so erzeigen Sie mir die Ehre, durch Ihre werthe Gegenwart die Gesellschaft zu vermehren, die ich heute Abend eingeladen habe. Es gibt Musik und Tanz und daß ein flotter Tänzer sind, das weiß ich schon längst."

„Ich komme, Herr Müller, mein Wort darauf!" rief der junge Mann. „Ich wäre ja ein ganz undankbarer Mensch, wenn ich Ihre Einladung nicht annehmen wollte. Sorgen Sie nur hübsch für Tänzerinnen."

„Ach, der Tausend!" sagte Herr Müller, als der junge Mann sich wieder entfernt hatte; „ich habe ja ganz vergessen Herrn Lukas, den Maler, einzuladen; da muß ich gleich noch hin."

Der Maler befand sich allein in seinem Zimmer. Es war schon ziemlich dunkel, aber er hatte noch kein Licht angezündet, sondern saß in einem Winkel und schien eben nicht bei der heitersten Stimmung zu sein.

„Guten Abend, Herr Lukas," rief eintretend der Hausherr; „ich dächte, Sie nähmen von dem alten Jahre nicht eher den freundlichsten Abschied!"

„Guten Abend, Herr Müller," entgegnete der Maler; „allerdings bin ich gerade nicht sehr heiter, denn das alte Jahr hat mir noch zu guter Letzt einen Streich gespielt, der mir auch das neue verleidet."

„Oho!" rief ersterer, der aber lange wußte, was der Maler meinte; „was ist Ihnen denn passirt?"

„Eine meiner liebsten Hoffnungen ist mir zu Wasser geworden, Herr Müller," klagte der Maler. „Ich sagte Ihnen doch von dem Cornelius Schuyt, der nächstens Landschaft, die heute Morgen in der Auktion bei Dr. Rivinus mit weggegangen ist und die ich so gern gehabt hätte."

„Nun, haben Sie sie denn nicht bekommen?" fragte Herr Müller, an welchen das Bild schon im Laufe des Vormittags abgeliefert worden war.

„Nein, ich habe es nicht bekommen. Mehr als fünfundzwanzig Thaler konnte ich nicht bieten, weil ich nicht mehr habe, und der Advokat Stempler überbot mich — ein Mensch, der von der Malerei gerade so viel versteht, wie ein Bilder von den Würsten brauche einer Taschenuhr."

„Na, lassen Sie das nur gut sein," tröstete der Alte. „Ich habe für heute Abend eine kleine fidele Gesellschaft zu mir eingeladen, beehren Sie uns ebenfalls mit Ihrem Besuch und ich will Ihnen ein Bild zum Geschenk machen, welches Ihnen eben so gut gefallen wird, wie Ihr Cornelius Schuyt."

Der Maler lächelte wehmüthig und schüttelte den Kopf. Herr Müller aber nöthigte ihn so lange, bis er endlich versprach zu kommen.

Schlag sieben Uhr erschien der arme Lämmermann — denn Anrede und Ständchen an jenem Abend vor Weihnacht auf so mancherlei Weise unterbrochen worden — mit seinen Leuten in einem so neuen Anzuge, daß die alte Margarethe sie für einige der eingeladenen Gäste hielt. Sie nahmen auf der für sie erbauten Erhöhung Platz und begannen ihre Instrumente zu stimmen. Nach und nach fanden sich auch Friedrich und seine Schwestern und die Nachbarskinder rechts und links und gegenüber ein. Zuletzt kam auch, jenem Versprechen gemäß, der junge Herr von Schönberg, dessen fremdliche Erscheinung und heiteres Wesen der allgemeinen freudigen Stimmung einen neuen Impuls gab. Herr Lukas, der Maler war auch da, schaute aber etwas düster darein. Die arme Schirmer-Marie war von Margarethen mit anständiger Kleidung versehen worden und fungirte als Kellnerin.

Kurz nach acht Uhr war die ganze Gesellschaft beisammen und das Schmausen, Trinken und Tanzen nahm seinen Anfang. Friedrich tanzte mit Barbara fehr oft und es war leicht zu ersehen, daß sie nächstens zur langen Lebensquadrille miteinander antreten würden. Der junge Herr von Schönberg bot seine gentilhommeske Liebenswürdigkeit auf, die Gesellschaft zu begeistern, und Herr Müller war unaufhörlich bemüht, die heitere Stimmung seiner Gäste zu erhöhen. Dem guten Lämmermann that er nach der Unterbrechung an jenem Abend förmlich Abbitte und freute sich ihn auf, das von Friedrich verfaßte Gedicht noch nachträglich zu honoriren, was auch zur höchlichen Erbauung aller Anwesenden geschah.

Nicht lange darauf nahm er den Maler bei Seite und versuchte ihn, das mit einem Tuche bedeckte auf seinem Schreibtisch liegende Gemälde anzusehen, von welchem er gesprochen; und

Digitized by Google

„Wenn Du noch eine Heimath hast.“

Wenn Du noch eine Heimath hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis Du erreicht den theuren Flecken.

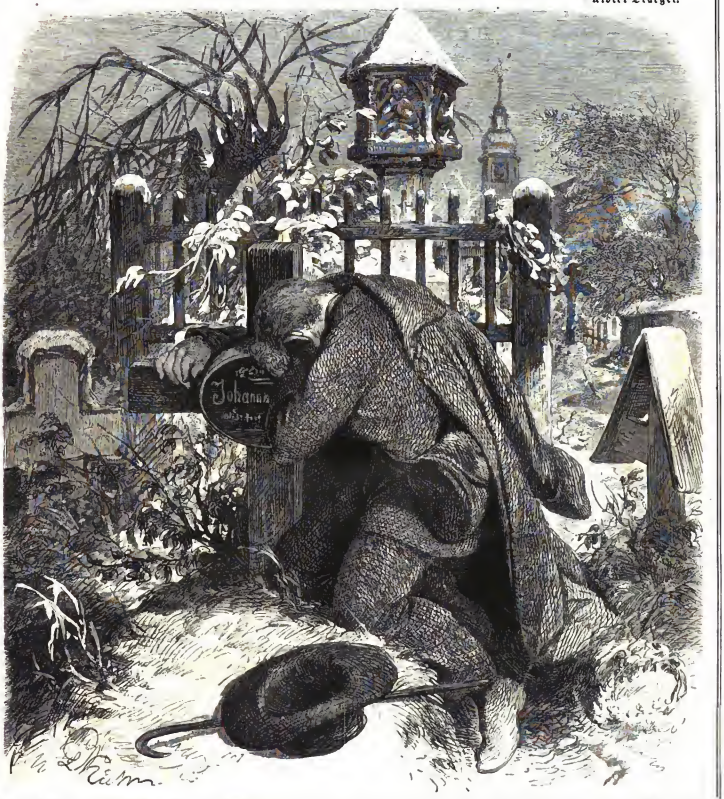
Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht Dir entgegen,
Fließt eine Thräne nur um Dich,
Spricht Dir ein einz'ger Mund den Segen:

Ob Du ein Bettler, Du bist reich,
Ob krank Dein Herz, Dein Muth beklommen,
Gesunden wirst Du allsogleich,
Hörst Du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich Deinem Blick, dem nassen,
Als grün daraus ein Hügel nur,
Von Allem, was Du einst verlassen:

O, nirgend weint es sich so gut,
Wie weit Dich Deine Blicke tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für Dich geschlagen.

Albert Traeger.



er das Tuch wegnahm, sah Herr Lukas, daß sein Geschenk derselbe Cornelius Schuyt war, dessen Besitz ihm so sehr am Herzen gelegen. Wie der Maler darauf Herrn Müller umarmt und geküßt und an sein Herz gedrückt — das hat Herr Müller dann später noch oft und mit vieler Freude erzählt.

„Ruhig!“ rief plötzlich Herr Müller und riß die Fenster auf, als der Schlag der zwölften Stunde von dem Nikolaithurm herabdröhnte. Die Geigen und Flöten verstummten — die Tänzer hielten mitten im Tanze inne — und Alle standen, wie der Macht eines Zauberwortes gehorchend, lauschend und unbeweglich da wie ein lebendes Bild. Unmittelbar nach dem letzten Schlage begannen die Glocken auf sämmtlichen Thürmen der Stadt zu läuten und Alle falteten andächtig die Hände, denn jedem Einzelnen schienen diese Glockentöne von seinen innigsten und geheimsten Hoffnungen zu sprechen; dem Wirthe des heiteren Festes aber klangen sie wie die Stimmen unsichtbarer Engel in der Luft, frohlockend über das neue Jahr und über das neue Leben, mit welchem er beschlossen hatte, es zu beginnen.

Als das Geläute verstummte, wurden die Fenster wieder geschlossen, die Tänzer klatschten in die Hände, die Geigen und Flöten spielten wieder auf und Alles war wieder Leben und Bewegung. Und als endlich die Musik verstummt war, und alle Tänzer und Tänzerinnen das Haus verlassen hatten, da stand Herr Müller allein noch am geöffneten Fenster und sah hinauf nach den flimkernden Sternlein am Himmel, und hatte die Hände gefaltet. Wenn wir recht gehört, war es ein still Gebet, was er sprach und seine letzten Worte: „Herr Gott, wie dank ich dir!“ kamen so recht aus erleichtertem Herzen.

Der Taubenthurm.

Eine Novelle aus der Criminalpraxis.

(Schluß.)

Von Moorhagen schaute ungebeugt auf das blutige Messer. Seine Stirn bewölkte sich nicht und seine Augen strahlten in friedlicher Majestät, als er dann dem mißtrauenden Freunde in die Augen sah.

„Erforschen Sie diesen Umstand, mein Herr — mir ist er unerklärlich, da ich seit Jahren dies Messerchen in meinen Westentaschen zu tragen pflege, um bei vorkommenden Gelegenheiten es zur Hand zu haben.“

„Und Sie gestehen zu, daß es unbestreitbar Ihr Messer ist?“ fragte der Rath. Von Moorhagen zögerte. Ein Blitz fuhr aus seinen Augen.

„Ich müßte zu einer bestimmten Erklärung darüber das Messer genau und ohne die häßlichen Blutflecke sehen,“ warf er schnell hin.

„Das ist eine Recognition späterer Zeit,“ entschied der Rath kurz und legte das corpus delicti sorgsam bei Seite.

„Wenn meine Bitte Gewicht erlangen kann, bei den seltsam gravirenden Zufällen,“ begann von Moorhagen wieder, „so verschieben Sie jeden öffentlichen Akt der Gerechtigkeit bis zu dem Momente, wo Sie mich meiner Frau gegenüber stellen können.“

„Das wäre gegen jede Form der Criminaljustiz,“ unterbrach der Rath ihn barsch, „solche Vorschläge sind nicht zu berücksichtigen.“

„Gut, so thun Sie, was Ihre Pflicht heischt,“ fuhr von Moorhagen ruhig wild und heftig heraus. — „Vielleicht kommt die Stunde, wo Sie mit Qual dieser Minute gedenken, in welcher Sie durch übereilte Handlungsweise einen ehrlichen Menschen zur Verzweiflung brachten — denn, es sei Ihnen hiermit eröffnet — in's Gefängniß geht ein von Moorhagen nicht!“

Es ist etwas Eigenthümliches um die edle Persönlichkeit eines Mannes. Der Rath fühlte wieder die Unmöglichkeit, daß dieser Mann aus niedrigen Beweggründen zum Mörder hätte herabsinken können. Der Impuls des Augenblickes entschied jetzt zu Gunsten Richard's.

„Es fällt mir gar nicht ein, mich Ihrer Person auf diese Weise zu versichern,“ sagte er plötzlich umgewandelt. „Morgen früh vernehme ich Frau Leopoldine von Moorhagen, dann werde ich Sie vorladen lassen.“

„Das läßt Sie Gott sprechen,“ flüsterte der Edelmann mit erleichtertem Athem, und scheu unbemerkt das kleine geladene Terzerol, das er seit der eingetretenen Katastrophe in seiner Brusttasche trug, zurück in seine Verhüllung. Sein Entschluß schien fest zu stehen: lieber sein Leben zu enden, als sich den Qualen und Beschimpfungen einer gerichtlichen Untersuchung bloßzustellen.

Kein Mensch dachte an einen solchen Vorsatz, als Theodore.

Sie kannte allein den Charakter Richard's bis zum Grunde und wußte, was dort gähren und zum Ausbruche kommen mußte nach den eingetretenen Vorfällen. Sie erwartete nach der Enthüllung der Thäterschaft des unglücklichen Mannes jeden Augenblick die Nachricht seines Todes. Was sie bei dieser Erwartung empfand, ist unmöglich zu analysiren, wenn wir sagen, daß Richard seit ihrer Jugend der Gegenstand einer abgöttisch heißen Liebe gewesen war, die sich mit der lauen Erwiederung von Seiten des jungen Mannes vollständig begnügte. In den letzten Wochen hatte das arme Mädchen zu ihrem Entzücken eine wärmere Empfindung, als jemals in dem Busen Richard's entflammen gesehen, sie war beseligt durch die Anerkennung ihrer Vorzüge, und hingerissen durch die Hoffnung auf Glück.

Was mußte sie an dem Morgen fühlen, als der Arzt und der Criminalbeamte das stille Landhaus verließen, wo durch tiefe Anwesenheit das ganze Ungewitter des Unheils hüllenlos herzubrechen drohete! Still verrichtete sie ihr Amt als Krankenwärterin bei der Frau, die den Keim des Unglückes gesäet hatte, und gefaßt unterzog sie sich den kleinen Dienstleistungen bei ihrem Pflegeltern. Aber als sie endlich in ihrem Zimmerchen allein war, da überließ sie sich fast willenlos dem Ausbruche ihrer grenzenlosen Verzweiflung.

Ihre Gebete um Rettung des theuren Lebens, das sie von allen Seiten bedroht sah, wechselten mit dem inbrünstigsten Flehen, dem Manne nur ein schnelles und gnadenreiches Ende zu geben, wenn er seine Hand zum Schlusse seines Daseins selbst bewaffnen sollte.

Gott wollte ihr aber gründlich beistehen, ohne daß sie ihn um Hoffnungen auf irdisches Glück zu begraben brauchte.

Die Dienerschaft im Landhause an unbedingten Respect gewöhnt, hatte wohl die innere Zerrissenheit in den Verhältnissen des jungen Herrn, wie sie Richard zu nennen pflegte, längst zu bemerken Gelegenheit gehabt und ihre Aufmerksamkeit darauf gesteigert, ohne der Herrschaft das Geringste davon merken zu lassen. Auch bei diesem letzten blutig endenden Vorfalle hatte die aber dahin mit dem Hausmädchen und dem Hausburschen stille und geheime Konferenzen gehabt, in welchen das Ereigniß gedeutet und von allen Seiten beleuchtet und besprochen worden war. Die drei Menschen wußten aber besser Bescheid, als alle Anderen und als die alte treue Köchin ihr gutes Fräulein so herzerschütternd weinen und jammern hörte, da hielt sie sich für befugt, als Dienerin bei ihr einzutreten.

Theodore fuhr erschreckt in die Höhe, als sie der alten Frau Martin Stimme neben sich vernahm, die ganz theilnehmend fragte, ob es denn so schlimm mit der jungen gnädigen Frau wäre, daß sie so herzbrechend weine?“

Fräulein Theodore, ihrer Würde als Herrschaft eingedenk, trocknete schnell besonnen ihre Thränen und entgegnete: „Es wäre es nicht, glaube aber nicht, daß es mit Frau Pelzine etwas zu sagen habe. Was wird das aber ändern, Frau Martin,“ fügte sie bekommen und überwältigt von dem Bedürfniß, ihr Herz auszusprechen, das sie vor den alten Pflegeltern im Zaume halten mußte, auszusprechen.

Frau Martin sah sie sehr verwundert an. „Nun, dann brauche aber doch keinen Grund, liebes Fräulein, daß Sie sich so entsetzlich härmen?“ sprach sie fragend.

„Sie verstehen das nicht,“ entgegnete das Fräulein. „Verwundung ist und bleibt tödtlich und die Verantwortung — — und die Bestrafung“ stieß sie gewaltsam hervor, aber dann von neuen Thränen übermannt.

„Ei, so lassen Sie die Gnädige doch immerhin bestrafen. Denkzettel wär' ihr ganz gesund für alle ihre Sünden. Das

ja eine richtige Furie." Fräulein Dora sah sie vorwurfsvoll an, Frau Martin kehrte wieder in die Schranken des unterwürfigen Respektes zurück. „Also solche Leute werden bestraft?" fragte sie abweichend. „Ich dächte, es könnte am Ende jeder sich so viel schneiden, wie er will und — Ernst ist es der Gnädigen nicht gewesen, Fräulein, wahrhaftig nicht."

Theodore blickte verwundert zu ihr auf. „Sie meinen?" stammelte sie abgebrochen, weil sie um Alles in der Welt nicht den Namen Richard's nennen konnte.

„Ich meine, das Messerchen ist schärfer gewesen, wie die gnädige Frau Poldine gedacht hat."

„Sie meinen also, Frau Poldine hätte sich selbst den Schnitt beigebracht," erwiederte Theodore gefaßter und schüttelte dann trübe den Kopf.

„Ei, wer denn sonst, Fräulein, wer denn sonst?" fragte Frau Martin lebhaft. „Die Annliese hat ja gesehen, wie sie das Messerchen von der Erde aufgenommen, wie sie es rasch zugeklappt hat und ritsch damit an den Hals gefahren ist; darauf hat sie ein Gekreisch erhoben, als wenn sie am Spieße stäke."

Theodore hatte mit weit aufgerissenen Augen zugehört.

„Die Annliese hat das gesehen? Wo? Wie hat sie das sehen können?" fragte sie mit stockendem Athem.

Jetzt überlief die alte Köchin eine helle Röthe der Verlegenheit. „Nun," stotterte sie, „hab' ich einmal so viel verrathen; Fräulein, werden Sie nicht böse. Ich schickte die Annliese auf den Taubenthurm, um zu sehen und zu hören was wieder los sei."

„Und von dort kann man Frau Poldinens Zimmer übersehen?"

„Bis in die kleinsten Winkel," gestand die Alte, beschämt niederblickend.

Theodore, gut geschult in den Regeln der vornehmen Zurückhaltung, stand in vollkommener Ruhe und Fassung vor der Köchin, obwohl ihr Blut vor freudiger Wallung alle Adern zu durchsprengen drohete. Es wäre für alle Fälle thöricht gewesen, einen still gehegten Verdacht in Rücksicht auf Richard auszusprechen, jetzt aber lag ihr die Verpflichtung ob, sogar zu verhehlen, daß jemals ein Verdacht der Art aufgetaucht war. Sie reichte herablassend der Köchin die Hand.

„Der Himmel wird geben, daß die unglückliche Frau nicht stirbt. Es ist mir ein Trost, daß sie mehr aus Uebereilung, als aus Lebensüberdruß gehandelt hat; sorgen Sie nur dafür, daß Annliese nicht allzuviel von der Geschichte plaudert."

Frau Martin nickte zufriedengestellt und entfernte sich mit dem Bewußtsein, das Fräulein durch ihre Theilnahme getröstet zu haben.

Was that nun aber Theodore? Weinte und klagte sie?

Nein, sie handelte! Energisch schritt sie sogleich zur Ausführung des Verfaßten, der in ihr Wurzel gefaßt hatte bei der Erzählung der Köchin. Sie ging hinauf in das Krankenzimmer. Frau Poldine lag mit offenen Augen in den Kissen und sah sich die Welt an, der sie von Neuem geschenkt war. Die jähe Veränderung ihrer Züge verrieth, daß sie den Eintritt Theodorens nicht erwartet hatte und daß er ihr unerwünscht war. Theodore aber, von anderen Gefühlen und Ansichten beseelt als am Morgen, nahm davon nicht die geringste Notiz, sondern fragte ganz gleichmüthig:

„Wie befinden Sie sich?"

„Schlecht!" antwortete die Dame mit leiser gezogener Stimme.

„Das glaube ich wohl," meinte Theodore lakonisch. „Aber, Sie hätten auch bedenken sollen, daß ein Schnitt in den Hals gefährlicher ist, als in den Finger."

„Ich — bedenken sollen?" wiederholte Frau Poldine noch leiser, warf aber einen prüfenden Blick in Dora's jetzt merkwürdig ruhig frohes Gesicht.

„Bei dieser Affaire muß man mich doch wohl als passiv betrachten," setzte sie hinzu.

„Passiv? Sie verwechseln die Begriffe, Frau Poldine," erklärte Dora ganz in dem trockenen, zurechtweisenden Tone, welchen sie bei Gelegenheit annehmen konnte, wenn es galt; „activer kann der Mensch doch gewiß nicht sein, als wenn er ein Messer, das herabgefallen ist, aufhebt und sich die Gurgel damit zu durchschneiden versucht."

Sie hielt bei diesen Worten die Blicke so fest auf die der Gnädigen geheftet, daß diese ihr nicht ausweichen konnte. Dora selbst fühlte Risse, einer kranken gegenüber solche Härte anzuwenden, allein es mußte ihr Alles daran liegen, jetzt gleich von vornherein eine Aufklärung über dunkel gebliebenen Scenen des Vorfalles vom vorigen Tage herbeizuführen, ehe die Schritte des Gerichtes auf Richard's Entschließungen Einfluß gewannen.

Sie hatte auch richtig die Mauß in der Falle. Frau Poldine schob trotzig wie ein Kind den Kopf herum und sagte ärgerlich: „Sie haben also doch wieder gelauscht! Pfui, über diese Neugierde."

„Nein, nicht ich habe gelauscht, nicht ich war Zeugin des Unglückes, als dessen Urheber Sie vorhin den armen Richard nannten —"

„Er ist auch Schuld an meinem Unglücke," jammerte die Dame recht kindisch, „er ist Schuld! Hat er mich nicht von sich geschleudert, wie man ein Ungeziefer von sich wirft? Wäre er noch im Zimmer gewesen als ich sein Messer an der Erde fand, ich hätte es ihm in's schwarze Herz gestoßen!"

„Seien Sie froh, daß das nicht geschehen ist," sagte Theodore ruhig. „Jetzt schlafen Sie, der Doktor wird bald wieder kommen."

Sie verließ etwas beeilt das Zimmer, um sogleich an den Criminalrath zu schreiben. Ehe eine halbe Stunde verflossen war, trottete der Hausbursche mit der wichtigen Depesche der Stadt zu, wo er gerade einpassirte, als der Doktor zum Thore hinausfuhr, um nach seiner Patientin zu sehen.

Theodorens Bote fand den Rath nicht zu Haus. Er gab deshalb den Brief blos ab und empfahl ihn seinen Hausgenossen einer ganz besonderen Beachtung. Allein, wie dies oft zu gehen pflegt, man vergaß über andere Erlebnisse diesen Auftrag, legte den Brief sorglos zu andern Packeten und Briefen, und somit wußte der Rath noch nicht eine Silbe von der freudigen Aufklärung, als spät am Nachmittage der Doktor mit einem unmäßigen Gelächter in sein Zimmer trat und ihm zurief:

„Was sagen Sie denn nun, mein Hochwohlgeborner? Ha ha ha, das ist magnifique! Meine Erstochene ist auf und davon und ihr Mörder ist ein ehrlicher Ehrlmann! Nein, so pudirt bin ich doch mein Lebtage noch nicht —!"

Der Criminalrath blickte etwas ärgerlich von seiner Arbeit auf. „Sie scheinen es darauf anzulegen, mich zu stören; was gibt's denn wieder?"

„Haben Sie denn Ihrem Fräulein Theodorens Brief noch nicht erhalten?"

„Nein," entgegnete der Beamte aufmerksamer.

„Ei das wäre! Er muß hier sein: da, da sehen Sie, das muß er sein!" Ganz ungeniert schüttelte der Doktor eine Parthie Briefe untereinander und nahm ein zierliches Briefchen heraus. „Ad acta mit dem Mordversuch, Großinquisitor, ad acta!" sprach er dabei. „Lesen Sie, dann kommt der Schluß von meinen Lippen."

Der Rath las; erst bedenklich, dann freudig. „Sehr gut! Die Neugierde der alten Weiber hat doch schon manchmal Gutes gestiftet," sagte er lächelnd. „Frau Poldine gewinnt aber bei dieser Geschichte nicht in meinen Augen."

Der Doktor lachte wieder überlaut. „Wissen Sie, wo Frau Poldine jetzt ist?" fragte er. Der Rath verneinte es. „Auf dem Wege nach der Residenz!"

„Wie? Und das gaben Sie zu?"

„Wer kann wider Eigenwillen kämpfen."

„Aber Sie haben Verantwortung. Das Leben der Dame ist durch diesen Eigenwillen gefährdet."

„Nicht schlimm!"

„Sie ist kaum dem Tode entronnen."

„Freilich!" Der Doktor rieb sich frohlockend die Hände. „Hören Sie, Criminalrath, wir wollen es Niemand verrathen, aber dumm sind wir alle Beide und Sie diesmal noch einen Grad dümmer als ich, denn ich merkte die Geschichte heute früh schon und ärgerte mich schwer, daß ich mich hatte duppten lassen. Gestern die Ohnmacht — Verstellung. Heute die Bewußtlosigkeit — Verstellung. Das bischen Bluten hat der Dame nicht so viel geschadet (er knipste mit den Fingern), sie ist frisch, wie ein Fisch, hungrig, wie ein Wolf, lebendig, wie ein Aal, aber ärgerlich und bissig wie eine Meerkatze. Denken Sie, als ich, blos um mich meines Verdachtes zu vergewissern, vor einer Stunde hinaustam, finde ich meine todkranke Patientin im reizendsten Kostüm vor einem Tische, der mit Suppe, Braten, Kompot und allerlei Leckereien besäet ist und sie selbst in voller Akti-

vität, das zu verklagen, was vor ihr stand. Sie hatte plötzlich das Bett verlassen können, als ihr Fräulein Theodore den Text gelesen, hatte plötzlich ohne jedwede Hülfeleistung ihre Toilette besorgen und den gemessenen Befehl zu einem Mittagsessen aussprechen können. Zu gleicher Zeit war ihr Wagen aus der Remise geschoben, ihr Kutscher hatte die Pferde angeschirrt und wäre ich eine halbe Stunde später gekommen, so hätte ich das Vergnügen nicht mehr gehabt, sie noch einmal zu sehen."

Beide Herren machten sich nun auf den Weg. Der Doktor, um diesen Vorfall von der allerlächerlichsten Seite in der Stadt zu verbreiten, der Rath, um von Moorhagen von dem tragikomischen Ende seines Prozesses zu unterrichten. Ohne weitere Begrüßung legte er den Brief Dora's vor seine Augen, und bedeutete ihn zu lesen. Richard las und drückte am Schlusse seine Lippen auf den Namen der Schreiberin. Es war eine stumme und warme Huldigung der dankbaren Liebe, und enthielt einen Schwur für künftige Zeiten.

Der Rath lächelte.

„Halten Sie künftighin den Taubenthurm in Ehren," sagte er scherzend — „bei der Bösartigkeit und Hartnäckigkeit der Frau Poldine möchte es sonst schwer gewesen sein, ein günstiges Geständniß der wahren Sachlage zu erlangen." Dann erzählte er alle die Umstände, welche die beschleunigte Abreise der jungen Dame begleitet hatten, und verließ nun den jungen Mann in der Ueberzeugung, daß er ihm seinen größern Gefallen erweisen könne, als zu gehen, um ihm selbst die Freiheit zu gestatten, „auf Flügeln der Eile" zu seinen Verwandten im Landhause zu reiten.

Diesmal hatte der Criminalbeamte richtig combinirt. Richard flog hinaus, wie vor vierundzwanzig Stunden, aber mit welchem Herzen, das verrieth sein glänzender Blick, seine unbewußte Stirn und das frohe Lächeln seines Mundes.

Richard ging nicht nach Amerika, sondern im Spätsommer mit seiner jungen Frau Dora nach Moorhagen, wo sie das alte Ritterschloß bezogen. Die schöne Gartenvilla steht verödet mit geschlossenen Läden und fest verrammelten Thüren.

Im alten Schlosse aber herrscht Friede und Freude, obwohl des Tages Last und Hitze getragen werden muß und jeder Luxus ganz und gar verbannt bleibt.

Ernst Fritze.

Eine Kriegsrechnung.

In früheren barbarischen Zeiten führte man öfter Krieg, als heut zu Tage, aber auch ganz anders. Unter allen Umständen kämpfte man um und für etwas und hörte nur nach der Entscheidung auf. Die Entscheidung machte eine Partei zum Sieger, die andere zur Besiegten. Daraus folgte ganz natürlich, daß erstere bei der letzteren eine Kostenrechnung einreichte, und so lange auf dem Kriegsfuße oder im Lande des Besiegten blieb, bis die Rechnung entweder bezahlt oder gehöriges Pfand u. s. w. gestellt war. Ich glaube, man wird es auch künftig wieder ebenso machen. Nur der sonderbare Krieg der „westlichen Civilisation" gegen „östliche Barbarei", wie man das Ding häufig nannte, macht davon eine Ausnahme. Der großartige Kampf zur „Rettung der Türkei" (officiell gesprochen) war eine Art Picknick, wo jeder Theilnehmer seine Rechnung selbst bezahlt und respektive aus eigner Tasche zehrt. Es kam zu keiner „Entscheidung"; jede Partei war zugleich besiegt und Sieger, so daß alle „ehrenvoll" daraus hervorgingen, wie wenigstens die Blätter Palmerston's und Louis Napoleon's sich auszudrücken beliebten. Auch wurde der geschlossene Friede ein dauernder, alle Parteien befriedigender genannt.

Man muß es indessen mit den Ausdrücken der Diplomaten nie so genau nehmen, wie wir unter uns. In der That haben die Worte im Munde oder aus der Feder von Diplomaten niemals einen „gemeinen" Sinn, d. h. nie einen solchen, wie wir gemeinen Leute mit den Worten verbinden. Man sagt in der Diplomatie sehr häufig etwas, was man nicht sagen will, man verschweigt Gedanken, um Gedanken zu verbergen. Man sagt „Schwarz" und meint damit „Weiß" oder vielmehr irgend eine Farbe, die kein gemeiner Verstand errathen kann. Die Sprache des ehrenvollen, alle Parteien befriedigenden Friedensvertrages gerieth diesmal so räthselhaft, daß sie die Diplomaten selbst nicht mehr verstehen und Jeder eine Auslegung dafür hat, die jeden Andern unzufrieden macht. Was bleibt da Anderes übrig, als noch einmal in Paris zusammen zu kommen, nun namentlich den Herren Palmerston u. s. w. ein besseres Verständniß des ehrenvollen, alle Parteien befriedigenden Friedens beizubringen? Bei dieser Gelegenheit können auch die Nichtdiplomaten, welche immer glaubten und hofften, daß England die „gute Sache" auf seiner Seite habe, und deshalb die englische Sache als die „gute Sache" liebten, etwas lernen. Schon jetzt steht fest, daß weder die gute Sache noch die schlechte siegte, weil Jeder „ehrenvoll" aus dem Kampfe hervorging, und die Kosten dieser Ehre jede Regierung aus den Taschen des damit bedrohten Volkes bestritt.

Die Rechnungen sind noch nicht bekannt. Aber merkwürdig ist, daß die französische Regierung die ihrige nicht nur schon längst fertig, sondern auch veröffentlicht hat. Napoleon fragte nicht erst constitutionell, ob er Krieg führen dürfe und Geld dazu kriege. Er nahm vom Maumon und Mann, so viel er für gut hielt, ohne viel zu fragen. Die englische Regierung dagegen ließ sich ordentlich parlamentarisch Geld und Leute bewilligen, und nannte den Krieg „des Volkes Krieg." Aber trotz alles Parlamentarismus und aller Schuldigkeit, Rechnung abzulegen, weiß man in England noch nichts von Rechnungen. Rechnung ablegen, ist immer ein Akt, der Anerkennung verdient, sei die Schuld auch noch so groß. Und so erkennen wir diesen Akt der französischen Regierung um so lieber an, als man sonst nicht sehr oft in Versuchung kommt, von ihr mit Anerkennung zu sprechen, und sie alle andern „ehrenvoll aus dem Kriege hervorgegangenen Regierungen" beschämt.

Der Kriegsminister, Marschall Vaillant, hat also eine vollständige Kriegsrechnung ausgearbeitet und veröffentlicht. Sehen wir uns die Hauptposten einmal an, damit wir uns mit Adam Riese eine Vorstellung von diesem letzten Kriege machen lernen.

Es wurden 309,268 Soldaten und 41,974 Pferde von Frankreich weit hinten nach der Türkei und nach der Krim über See viel Wasser hinweggeschickt. Von dieser ungeheuern Armee starben über 67,000 ganz gewiß, mehr als 30000 ungewiß, da man sie blos vermißt, ohne daß man genau weiß, ob und wie sie umgekommen. Von den Pferden kamen 9000 zurück, die englischen starben fast alle im Kampfe mit Hunger und Kälte, eben so die ganze erste Armee. Alle diese Massen von Menschen und Vieh zogen sich aus allen Theilen Frankreichs nach Marseille zusammen und wurden von da aus alle sicher auf's und über's Wasser nach dem Kriegsschauplatze geschwemmt. Was das heißen will, davon geben noch andere Zahlen eine Vorstellung. Die Schiffe, welche immerwährend hin- und hergehen, um neues Futter für Pulver zu holen, kamen auch fast stets beladen zurück, beladen mit Verwundeten, Kranken und Krüppeln, für welche an der Südküste Kranken- und Quarantainelager, groß genug, 30,000 Mann zu beherbergen, errichtet waren. Von den englischen Kranken kamen wenige zurück, und die Wenigen mußten oft halbe Tage, ganze Tage warten, ehe sie in verschiedenen Winkeln versteckt werden konnten, um da noch zu sterben. Die Menschenverwüstung, welche die englische Aristokratie trieb, ist fast beispiellos in der Geschichte. Für diese 309,000 Menschen und 42,000 Pferde mußte aber auch Futter hinübergeschifft werden, Lebensmittel, Kleidung, Wohnung, u. s. w. und zwar genug auf zwei und ein halb Jahre, dazu Waffen, Munition, Geschütze, Wagen, Arzneien, Charpie und tausenderlei Dinge, an die wir im Frieden oder selbst in einem gewöhnlichen Kriege auf dem Lande mit Märschen auf der festen Erde gar nicht denken. Waffen? Natürlich hatte jeder Soldat seine Waffen bei sich. Aber auch 641 Kanonen, Haubitzen und Mörser vom Lande und 603 von der Marine und 140 türkische Kanonen wurden hinübergeschafft mit dem nöthigen Futter, dazu 800 Kanonenkarren, über 700 Munitionswagen und sonstige Artilleriefuhrwerke. Diese waren blos für die Belagerung speciell bestimmt. Mit den für offenen Kampf, für Schlachten bestimmten Kanonen stieg die Gesammtzahl der schweren Geschütze Frankreichs auf 1700 mit 4800 Wagen und Werkzeugen zur Räderen aller Art. Die Zahl der Pillen für diese schweren Geschütze sieht auch recht idyllisch aus: zwei Millio-

Digitized by Google

nen Kanonenkugeln, Bomben und sonstige Ladungskörper für schwere Geschütze, zehn Millionen Pfund Pulver in Fässern und 66 Millionen scharfe Patronen für Musketen und Rifles. Kurz, vor dem Falle Sebastopols hatte es Frankreich zu 400 Bomben-Mörsern vom größten Kaliber (außer der andern Belagerungs-Artillerie) und zu 1000 Bomben für jeden gebracht, hinreichend zu einem 20 Mal 24 Stunden ununterbrochenen Bombardement und 14 Bombenschüssen für jede Minute aus jedem Mörser. Die Franzosen gruben und sprengten und bauten während der Belagerung Sebastopols über 100 Batterieen. Das Gewicht der Artillerie allein schätzt Marschall Baillant auf 50 Millionen Kilogrammes, d. h. etwa eine Million Centner.

Dazu kam aber noch das „matériel du génie", wie er's nennt, die Sappeurs, Ingenieurs und Minirer mit ihren Werkzeugen und Materialien: Hacken, Schaufeln, Bohrer, Sandsäcke, Pallisaden, chevaux de frise, Mühlen, Leitern, Wagen, Kasten, Räder, Planken, Eisenbarren, Nägel, Pech, Kohlen, Leinwand, Minenpulver, Zelte, Holzhütten u. s. w. zusammen 14 Millionen Kilogrammes oder 280,000 Centner.

Zu den auffallendsten Posten gehören 920,000 Sandsäcke und 3000 Holzhütten und Kasernen. Die Materialien des Geniecorps waren nach Aussprüch des Kriegsministers fünf Mal größer, als für eine gleich große Armee für Belagerungszwecke gewöhnlicher Art, so großartig und ausnahmlich war diese ganze Belagerung Sebastopols, freilich nichts in dem Grade, als die beispiellose Ueberwinterung zwischen Felsen und Sümpfen, welche so menschenfeindlich aussehen, wie die Erde kaum zur Zeit der Ichthisaurier, ein paar Millionen Jahre vor Erschaffung der Welt (nach Calaisius) gewesen sein kann.

Die französischen Ingenieurs errichteten und sprengten während der Belagerung über 10 geographische Meilen Laufgräben, wozu sie 60,000 Fascinen (Holzbündel), 80,000 Gabionnen (große mit Erde gefüllte Körbe) und außerdem über eine Million mit Erde gefüllte Säcke verbauten, außerdem gegen drei Meilen „Linien" oder Schanzwerke um die Belagerungslager herum. Diese „Linien" bestanden aus tiefen Gruben, fast alle in festen Felsen hineingehöhlt, mit hohen Parapeten und starken Redouten. Franzosen und Russen zusammen sprengten und gruben beim Miniren und Contreminiren außerdem über eine deutsche Meile unterirdische Galerien oder Passagen durch feste Felsen hindurch, an manchen Orten über 50 Fuß unter der Oberfläche. Bei dieser Arbeit mußte man aber auch essen und trinken und Alles weit über's Wasser, größtentheils von Frankreich (Frankenarm) selbst her, z. B. 30 Millionen Pfund Biscuit, 50 Millionen Pfund Mehl, 7 Millionen Pfund eingesalzenes Fleisch, 14 Mill. Pfund Pökelfleisch und Fett, 8 Mill. Pfund Reis, 4½ Mill. Pfund Kaffee, 6 Mill. Pfund Zucker, 10,000 lebendiges Hornvieh, 2½ Mill. Gallonen Wein und andere Kleinigkeiten in ähnlichen kleinen Quantitäten.

Man merkt's schon an den Zahlen, wie demoralisirend, unmenschlich der Krieg ist. Sie stehen so kalt da diese Zahlen, ob man sagt: 10,000 Ochsen oder 70,000 Franzosen geschlachtet (Summa Summarum schlachtete diese einzige Belagerung etwa 700,000 Menschen). Wie viel Trauer, wie viel Thränen, wie viel Herzeleid zieht sonst hinter der Bahre eines einzigen, selbst des unbedeutendsten Menschen her! Und dem Worte Krieg gegenüber liest man von 70,000 und 700,000 Todten wie von einem Posten in der Rechnung, der sich beiläufig mit von selbst versteht. Nun, sie starben doch für einen ehrenvollen, dauerhaften Frieden, hieß es. Ist doch Rußland auf ewige Zeiten gedemüthigt, renommirte Palmerston in seinen Zeitungen, während es in der That nie mächtiger gegen England da stand, als jetzt zur neuesten Pariser Konferenz, welche Napoleon auf Seiten Rußlands sieht und Sardinien nur deshalb nicht, weil Palmerston dessen Anschließung bewerkstelligte (wenigstens beantragte) und zwar aus dem Grunde, weil er auch dessen Stimme für Rußland fürchtete. Die englische Diplomatie (welche so viele gutmüthige Menschen als westliche Civilisation umhoffen) steht jetzt unter dem weisesten Nester derselben allein da in Europa, allein, freundlos, von Freunden und Feinden verachtet und — zwar mit allem Recht. Wer dafür die Thatsachen in gedrängter Kürze beisammen haben will, muß den Artikel „Palmerston" in der neuen Wochenschrift, welche F. A. Brockhaus zur Ergänzung des Conversationslexikon herausgibt, nachlesen. Er ist aus derselben Feder, welche diesen Artikel schrieb.)

Fahren wir in unserer Rechnung fort. Manchmal ist eine Zahl durch sich selbst gar nicht zu begreifen. Man ahnt gar nicht, wie groß sie ist und nimmt es ziemlich gleichgültig hin, ob eine Null mehr oder weniger an der Hauptzahl hängt. Aber eine kann die andere unterstützen. Wir lesen: 30 Millionen Pfund Bisquit und denken uns nichts weiter dabei, zumal da gleich noch mehr Millionen anderer Pfunde uns in Beschlag nehmen. Aber wenn man liest, daß zur Verpackung dieses einen Postens allein ein halbes Tausend Menschen Tag und Nacht arbeiten mußten, nur um die Fässer dazu zu schaffen und zusammen 260,000 Fässer und Tonnen zur Verpackung dieses einzigen Artikels gehörten, wird uns diese Bisquitmasse schon etwas deutlicher. Für Verpackung anderer trockener Lebensmittel wurden über eine Million Säcke gebraucht. Unter der Rubrik Pferdesutter finden wir 170 Millionen Pfund Heu, 180 Millionen Pfund Hafer und Gerste und andere Artikel.

Mit 4 Millionen Pfund Feuerholz, 40 Millionen Pfund Steinkohlen, Coaks und Holzkohle, 150 Backöfen, 140 Pressen für Verpackung des Heus schließt das Kapitel vom Futter und Feuer, zusammen 10 Millionen Centner, zu deren Verschiffung nach dem Kriegsschauplatze 1800 Seereisen der Transportschiffe nöthig waren.

Kleider und Schuhe! Auch lauter Zahlen mit erstaunlich viel Nullen! Niemals unter 200,000, in der Regel über 300,000. Nur einige eigenthümlich französische Artikel, z. B. 240,000 Paar Sabots (Holzschuhe), zu den 360,000 Paar lebernen. Der entsetzliche Winter durchschauert uns wieder, wenn wir von 150,000 Schafpelzpaletots, 250,000 bulgarischen (Schafpelz-)Gamaschen und 250,000 Pelzmützen lesen.

Haus und Hof! Man hatte Zeltenbehausung hinübergeschafft, welche 280,000 Mann auf einmal aufzunehmen im Stande war, wobei man voraussetzte, daß die übrigen während der Zeit „im Dienste" und im Freien zubringen mußten.

Unter den Artikeln der Bekleidung für Pferde nehmen 800,000 Schuhe oder Hufeisen und 6 Millionen Nägel dazu auch ihre Stellung ein, so daß man bis in alle Kleinigkeiten hinein genau Buch geführt haben muß. Im Ganzen wogen Kleiderstoffe für Menschen und Vieh und Zelte 40,000 Centner.

Dies sind die Hauptartikel, aber die Accessorien, ärztlicher Dienst, Schatzamt, Postverwaltung, Druckerei, Telegraph u. s. w. wurden auch nicht übersehen. In keiner Sphäre waren die Franzosen so ausgezeichnet, als in ihren Hospital-Arrangements. Diese leuchten um so mehr hervor, als die englischen Soldaten, die sechs bis sieben Mal so viel lesteten, tausendweise aus Mangel an Dach und Fach, der gewöhnlichsten Arznei und der nothdürftigsten Pflege dahinstarben. Ohne Miß Nightingale und ihre barmherzigen Schwestern und beispiellose Privatwohlthätigkeit hätte die Kriegsführung nicht nur alle die vielen Millionen Pfunde, sondern auch alle Soldaten dazu todtgeschlagen —.

Die Franzosen schickten 27,000 Bettstellen für Invaliden und Kranke hinüber, eben so viel Matratzen und Decken, und 40,000 Decken für den Gebrauch in Zelten (außer den Feldmänteln). Dazu kamen 30 bewegliche, mobile Hospitäler für je 500 Mann und jedes mit dem nöthigen Mobiliar. Transportwagen für Verwundete waren hinreichend für 24,000 Mann; 600 große Kisten chirurgischer Instrumente, 700,000 Pfund Charpie und Bandagen, 200,000 Pfund Erfrischungen, concentrirte Milch, Bouillonessenz, granulirte Grütze, Chole's, eingemachte Früchte u. s. w. erinnern wohlthuend an versorgende Menschlichkeit in dieser wilden Mischung von Pulver, Kugelregen, Himmelsregen und Schnee, unthergestalteten Menschengliedern und blutriesenden Krüppeln.

Die equipages militaires oder das Transportkorps im Felde und auf dem Lande blos für Herbeischaffung von Nahrungsmitteln und Gepäck beschäftigte 14,000 Mann, 20,000 Pferde, Maulesel, Ochsen und Büffalos mit nicht weniger als 2900 Wagen der verschiedensten Art. Auf diesen Wagen waren unter Anderem 900 wasserdicht verschließbare große Kasten; in jedem derselben wurde täglich für 1400 Mann Nahrung herangefahren.

Neunzig Personen fungirten als Zahlmeister und Postsekretaire zugleich. Marschall Baillant versichert, daß die Soldaten

mitten im Kriege ihre Löhnung und ihre Briefe eben so regelmäßig erhielten, als wenn sie im tiefsten Frieden mitten in den numerirten Häusern von Paris gewohnt hätten. Daß an sie theils baar, theils in Schagneten ausgezahlte Geld belief sich auf 285,000,000 Francs. Und dies ist vielleicht ein kleiner Ausgabeposten im Vergleich zu den Kosten der Anschaffung und des Transports von Lebens- und Todesmitteln.

Elektro-Telegraphie und Druckerei traten als ganz neue Posten in der Kriegsrechnung auf und deuten auf eine neue Epoche in der nobeln Kunst der Kriegführung hin. Die Franzosen wurden sehr fleißig vermittelst der alten Semaphoren (beweglichen hölzernen Telegraphen mit Signalarmen) und elektrischer Telegraphie kommandirt. Sichtbare Zeichen und elektrische Blitze liefen aus dem Hauptquartiere nach allen Armeen und Flügeln der Armee. Außerdem hatten die Engländer einen elektrischen Telegraphen durch's Meer von Balaklava nach Varna gelegt und die Franzosen denselben über Land (Varna, Schumla, Rustschuk, Bucharest) mit den großen europäischen Telegraphennetzen verbunden.

Außer einer lithographischen Presse beschäftigte General Canrobert noch eine erbeutliche Druckerei. Die Guttenberg'schen Truppen wurden somit unseres Wissens zum ersten Male unmittelbar zwischen Krieg und Schlachten beschäftigt. Keine besondere Ehre für sie oder vielmehr für uns, die wir es mit 400jährigen Exercitien verfehlen noch nicht so weit gebracht haben, daß sich der barbarische Mars mit seiner Todtschlägerei gar nicht mehr hervorwagen könnte.

Für den Transport über's Wasser beschäftigten die Franzosen stets 133 Schiffe von der Staatsmarine, welche mit 905 Reisen 270,000 Mann, 4300 Pferde und 116,000 Tonnen Material beförderten. Dazu kamen als Transportmittel 8 englische Kriegs- und 42 andere gemiethete Schiffe, dazu außerdem 1264 Kauffahrteifahrzeuge aller Art mit 66 Dampfschiffen und 22 Schnellsegelklippers. Alle zusammen beförderten während der zwei Kriegsjahre 550,000 Mann, 50,000 Pferde und 15,400,000 Centner Material hin und her.

Das sind die Hauptsachen einer einzigen Kriegsrechnung. Die englische ist bereits auf mehr als das Doppelte im Geldpunkte veranschlagt worden. Von der russischen, türkischen und sardinischen wissen wir noch gar nichts. Erstere muß auch mindestens das Doppelte der französischen betragen. Nehmen wir daher nur die direkten Gelder, an die Soldaten ausgezahlt als die Hauptposten, als den großen Preis des Krieges, also Russen-, Franzosen-, Engländer-, Türken- und Sardinier- oder fünfmal 285,000,000 Francs, so kommt das runde Sümmchen von 1,425,000,000 Franken heraus, wofür wir 400 Millionen Thaler annehmen wollen.

Das ist vielleicht blos die Hälfte der wirklichen, direkten Kosten, wobei wir 700,000 vernichtete, jugendliche, starke Menschenleben und das mit ihnen todtgeschlagene Produktionskapital und dessen Zinsen gar nicht rechnen.

Für diesen Preis ist zwar Sebastopol gefallen, aber Rußland hat dafür Festungen in ganz Europa gewonnen. Das ist kein Geschäft. Um recht prosaisch zu schließen, fragen wir: was hätten Nicht-Diplomaten, gewöhnliche producirende Unterthanen, Fabrikanten, Bürger, Bauern, Handwerker, Künstler mit diesem Kapitale für Leben und für Freude in der Welt geschaffen?

Und hat denn nun wenigstens Europa ehrenvollen, dauernden Frieden? Neue Pariser Konferenz, antworte, wenn du es nicht wieder verziehst, etwas zu sagen, um deine Gedanken zu verbergen!

Die Nachtigall als Künstlerin.

Der berühmte Pré aux Clers, heute Markt St. Germain, ist bekanntlich des Sonntags der Vogelmarkt von Paris. Es ist ein in vielfacher Beziehung merkwürdiger Ort, er ist eines Theils eine große, immer frisch erneuerte Menagerie, ein beweglliches, amüsantes Museum der französischen Ornithologie.

Andererseits erinnert eine solche Preisbietung lebender Wesen, Gefangener, von denen ein großer Theil seine Gefangenschaft lebhaft empfindet, Sklaven, die der Kaufmann zeigt, verkauft, mit mehr oder minder Geschicklichkeit geltend zu machen weiß, indirekt an die Sklavenmärkte des Orients, wo menschliche lebendige Wesen verhandelt werden. Obwohl die gefangenen Sklaven unsere Sprache nicht verstehen, so drücken sie das Bewußtsein ihrer Sklaverei doch nicht minder deutlich aus: manche, die schon so geboren sind, resigniert, andere düster und stumm, Alle aber, indem sie von der Freiheit träumen. Einige scheinen den Vorübergehenden anhalten, nichts als einen guten Herrn verlangen zu wollen. Wie oft sieht man einen langen Häusling, einen liebenswürdigen Nothhart und traurig mit einem unzweideutigen Blicke ansehen, der uns sagt: „Kaufe mich!"

An einem Sonntage dieses Sommers machten wir diesem Markte einen Besuch, den ich nie vergessen werde; es war der Markt gerade nicht reich versehen und auch nicht sehr vollständig, denn die Zeit der Mauser und des Schweigens hatte begonnen. Nichtsdestoweniger hatten wir Gelegenheit, an der naiven Haltung einiger Individuen großes Interesse zu nehmen. Der Gesang, das volle Gefieder, diese beiden schönsten Attribute des Vogels, nehmen gewöhnlich überwiegend in Anspruch und verhindern uns, meist, ihre lebhafte, originelle Pantomimik zu beobachten. Ein einzelner Vogel, der Spottvogel Amerika's, hat das Genie eines Schauspielers und begleitet alle seine Gesänge mit genau dem Charakter angemessenen, meist sehr ironischen Gebärden. Unsere Vögel besitzen diese Kunst nicht, aber ohne Kunst und ohne es zu wissen, drücken sie durch bedeutsame Bewegungen, die häufig sehr pathetisch sind, aus, was ihr Gemüth bewegt.

An jenem Tage war die Königin des Marktes eine Grasmücke mit schwarzem Kopfe, ein Künstlervogel von großem Werthe; sie stand allein auf dem Ausstand über all' den anderen Käfigen wie ein Kleinod ohne Gleichen. Sie flatterte leicht und elegant, Alles war Anmuth an ihr. In der Gefangenschaft hatte sie eine lange, sorgfältige Erziehung genossen, schien nichts zu vermissen und machte auf das Gemüth nur angenehme, glückliche Eindrücke. Es war sichtlich ein so liebliches Wesen, so harmonisch in Bewegung wie Gesang, daß, als ich sie sich bewegen sah, ich sie singen zu hören glaubte. —

Tiefer, viel tiefer befand sich in einem engen Käfig ein etwas größerer Vogel, der, unmeuschlich eingezwängt, einen bizarren ganz entgegengesetzten Eindruck machte. Es war ein Buchfink und der erste, den ich blind gesehen; ein äußerst peinlicher Anblick. Man muß eine alles Gleichklanges baare Natur, eine Barbarenseele besitzen, um mit solchem Anblicke den Gesang dieses armen Opfers zu ertauben. Seine unruhige gezwungene Haltung machte mir seinen Gesang schmerzlich. Und das Schlimmste dabei war eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schulterzucken und der Haltung des Kopfes, welche häufig menschliche Kurzsichtige oder Blindgewordene annehmen. Der Blindgewordene hält sich niemals so. Mit gewaltsamem, aber unausgesetztem Streben, das eine Gewohnheit geworden, hielt er den Kopf nach rechts gewendet und suchte mit seinen leeren Augen das Licht. Der Hals verlor sich fast in den Schultern und blies sich auf, als wollte er dadurch mehr Kraft gewinnen; er war etwas gewunden und die Schultern wie buckelig. Der unglückliche Virtuose, der nichtsdestoweniger sang, wäre in seiner verwachsenen Mißgestalt ein niedriges Bild der Häßlichkeit eines Sklavenkünstlers gewesen, wenn ihn nicht das unaufhörliche Suchen nach Licht geadelt hätte; man ahnte, daß sein Gesang der unsichtbaren Sonne galt, die ihm noch im Gedächtniß war. —

Wenig empfänglich gegen Erziehung wiederholt dieser Vogel mit metallheller Stimme den Gesang seines Geburtswaldes und zur mit dem eigenthümlichen Accent des Bezirks, wo er geboren ist; soviel verschiedene Gegenden, soviel Finkendialekte gibt es. Er bleibt sich immer ganz treu; er singt nur seine Liege, und zwar aus derselben Tenart, aber mit einem glühenden Eifer, mit außerordentlicher Leidenschaft. Einem Nebenbuhler gegenübergestellt wird er achthundert Mal hintereinander dieselbe Weise singen; bisweilen stirbt er daran.

Noch tiefer als der Fink und in einem elenden kleinen Käfig, den ein wildes Durcheinander von einem halben Dutzend großer und kleiner Vögel bevölkerte, zeigte man mir einen Gefangenen, den ich nicht heraus erkannt haben würde, eine junge, erst am Morgen gefangene Nachtigall. Der Vogelhändler hatte mit geschicktem Mavhiavellismus den traurigen Gefangenen mitten unter eine Welt von lieinen Sklaven gesetzt, die sehr lustig waren und sich schon in das Gefängnißleben gefunden hatten. Es waren junge Trogledyten, die vor nicht gar langer Zeit im Gefängniß geboren waren, und er hatte sehr wohl berechnet, daß der Anblick von unschuldigen Kinderspielen häufig über einen großen Schmerz hinwegtäuscht.

Groß allerdings, ungeheuer war hier der Schmerz ausgedrückt, stärker als wir es durch Thränen vermögen. Es war ein stummer Schmerz, in sich verschlossen, der nichts als Finsterniß wollte. Das Thier stand ganz hinten in dem Bauer im Dunkel halb hinter einem kleinen Freßnapf verbergen; es hatte sich aufgeblasen und stand mit etwas gesträubten Federn da, schloß die Augen und öffnete sie sogar nicht, wenn es von den jungen Tollköpfen bei ihren Spielen gestoßen wurde. Offenbar wollte es nichts sehen, nichts hören, weder fressen, noch sich trösten. Dieses freiwillige Dunkel war, das fühlte ich deutlich, in seinem herben Schmerze ein Bestreben, nicht zu sein, ein beabsichtigter Selbstmord. Mit dem Geiste umfing es schon den Tod und starb, so sehr es in seinen Kräften stand durch eine Aufhebung der Sinne und jeder äußeren Thätigkeit.

Zu bemerken ist, daß diese Haltung nichts von Haß, von Bitterkeit, von Zorn hatte, nichts, was an seinen Nachbar, den Finken, mit seinem unruhigen, gequälten Wesen hätte erinnern können. Selbst die Indiscretion der jungen Vögel, welche leichtsinnig und ohne Achtung vor seinem Schmerz mitunter ihn behrängten, konnte ihm kein Zeichen von Verdruß entreißen. Ich fühlte aus ihm die Seele eines Künstlers heraus, die ganz Sanftmuth, ganz Licht war, ohne Galle, ohne Aerger über die Barbarei der Welt, und die Grausamkeit des Schicksals. Und nur deshalb lebte er, deshalb starb er nicht, weil er bei aller Trauer, allem Schmerze in sich die seiner Natur eigene allmächtige Herzstärkung fand, das innere Licht, den Gesang. Diese beiden Dinge sagen in der Sprache der Nachtigallen dasselbe.

Ich begriff, warum er nicht starb, es war, weil selbst die Sehnsucht nach dem Tode in ihm wieder zum Gesange wurde. Sein Herz sang stummer Weise, was ich vollkommen verstand:

. . . Lascia ch'io pianga la Libertà! . . .

Laß mich nun meine Freiheit weinen!

Ich fragte seinen Kerkermeister, ob er käuflich sei. Der schlaue Mann sagte, er sei noch zu jung, um verkauft zu werden, er fresse noch nicht allein; offenbar war dies unwahr, denn er war nicht von diesem Jahr, aber jener wollte ihn behalten, um ihn gegen Ende Winters zu verkaufen, wenn seine wiederkehrende Stimme ihm höheren Werth gab. Ein solcher freigeborener Nachtigallvogel ist viel werthvoller, als ein im Käfig zur Welt gekommener; er ist allein die wahre Nachtigall, singt ganz anders, da er Freiheit und die Natur gekannt hat und nach beiden sich zurücksehnt. Der bessere Theil des Künstlers ist der Schmerz. . . . . Des Künstlers! Ich habe dies Wort gebraucht und nehme es auch nicht zurück. Die Nachtigall ist meiner Ansicht nach nicht der erste, sondern der einzige Vogel, dem man diesen Namen schuldig ist.

Weshalb? Weil er allein schöpferisch ist; er allein variirt, bereichert, erweitert seinen Gesang, fügt neue Melodien hinzu. Er allein ist fruchtbar und schöpferisch aus sich selbst heraus, die andern nur in Folge Unterrichts und Nachahmung. Er allein hat Alles, was jene vereinzelt bringen, jeder von den andern, selbst die glänzendsten, singen nur ein Stück Nachtigallmelodie.

Ein einziger Vogel erreicht mit ihm im Genre des Naiven und Einfachen erhabene Effekte: das ist die Lerche, die Tochter der Sonne. Auch die Nachtigall ist vom Lichte inspirirt und in dem Maße, daß, wenn sie in der Gefangenschaft allein, der Liebe beraubt ist, das Licht genügt, sie zum Singen zu bringen. Eine Zeit lang im Dunkeln gehalten, dann plötzlich wieder an das Tageslicht gelassen, delirirt sie vor Begeisterung, bricht in Lobgesänge aus. Der Unterschied ist jedoch, daß die Lerche keinen Nachtgesang hat, es fehlt ihr am Verständniß der großen Effekte des Abends, der hohen Poesie des Dunkels, der Feierlichkeit der Mitternacht, der Sehnsucht erweckenden Dämmerung, mit einem Worte, sie kennt nicht die so abwechselnde Dichtung, welche uns mit allen ihren Schattirungen ein großes Herz voll Zärtlichkeit zu vermitteln weiß. Die Lerche hat ein lyrisches Talent, der Nachtigall gehört das Gebiet des Epos, des Drama, der Seelenkämpfe an: daher empfindet sie ein ganz besonderes Licht. In voller Dunkelheit sieht sie mit der Seele, mit Liebesglut, auf Augenblicke sogar, wie mir scheint, über die individuelle Liebe hinaus mit einer Art Theilhaftigkeit der unendlichen Liebe.

Warum soll man sie also nicht Künstlerin nennen? Sie hat das Temperament dazu in einem Grade, wie es beim Menschen selbst selten vorkommt. Alles, was damit zusammenhängt, die Fehler sowohl wie die Tugenden, besitzt sie im Uebermaß. Sie ist scheu und furchtsam, mißtrauisch und nicht im Geringsten verschlagen. Sie sorgt nicht für ihre Sicherheit und reist allein; sie ist im höchsten Grade eifersüchtig und singt sich fast zu Tode, wie ein Schriftsteller sagt. Sie hört sich selbst gern, setzt sich gern an Stellen, wo ein Echo ist, um zu hören und zu antworten. Nervös zum Excess, sieht man sie in Gefangenschaft bald den Tag über lange schlafen mit lebhaften Träumen, bald die höchste Unruhe bezeigen, wachen, hin- und herrasen; sie ist auch Nervenanfällen, der Epilepsie, unterworfen.

Sie ist gut und zugleich auch wild. Gegen die Kleinen und Schwachen ist sie zärtlich, sie wird Waisen annehmen, für sie sorgen; das Männchen, wenn es alt ist, ernährt sie sogar mit einer Aufmerksamkeit wie ein Weibchen. Andererseits ist sie sehr gierig nach Beute, geschäftig und eigennützig; die Flamme, welche in ihr glüht und sie fast stets hungrig erhält, läßt sie fortwährend das Bedürfniß nach Nahrung fühlen; und das ist auch ein Grund, warum man sie leicht fangen kann. Man braucht des Morgens nur die Falle aufzustellen, besonders im April und Mai, wo sie des Nachts durch Singen ganz erschöpft ist, dann wirft sie matt und begierig sich blindlings auf den Köder. Uebrigens ist sie auch sehr neugierig, und um neue Gegenstände zu sehen, läßt sie sich fangen.

Hat man sie und trägt nicht Sorge, ihr die Flügel zu binden, oder wenigstens das Innere des Käfigs zu wattiren, so tödtet sie sich leicht durch ihre wilden Bewegungen.

Ihre Heftigkeit ist nur äußerlich; im Grunde ist sie sanft und gelehrig; das eben stellt sie so hoch und macht sie zur Künstlerin, sie ist nicht blos der talentvollste, sondern auch der ziehbarste, bildungsfähigste, fleißigste Vogel.

Es macht Spaß, zu sehen, wie die Kleinen um den Vater herum aufmerksam zuhorchen, zulernen, ihre Stimmen bilden, nach und nach ihre Fehler und Ungefälligkeiten verbessern und dann ihre jungen Organe geschmeidig machen.

Aber wenn sie nun gar für sich allein ihre Uebungen beginnen, sich neue Themata einüben, es liegt dann in ihnen eine solche Ausdauer, eine solche Achtung vor ihrer Kunst, eine künstlerische Gewissenhaftigkeit, welche sie zu ganz besonderen Wesen und es unmöglich macht, sie mit den hohlen Improvisatoren zu verwechseln, deren unbesonnenes Geschwätz nur ein Echo der Natur ist.

So sind Liebe und Licht allerdings ihr Ausgangspunkt, aber die Kunst selbst, die Liebe zum Schönen unbestimmt begriffen, aber desto tiefer gefühlt, sind ein zweiter Nahrungsstoff, der sie erhält und ihr neuen Schwung gibt.

Die wahre Größe des Künstlers besteht darin, daß er über seinen Gegenstand hinausgeht, mehr thut, als er will, daß er durch das Mögliche hindurch noch jenseits desselben etwas ahnt und ahnen läßt, was nicht erreicht werden kann.

Daher die große Schwermuth, die unversiegbare Traurigkeit, daher die erhabene Thorheit, Unglück zu beweinen, das nie geschehen. Die andern Vögel wundern sich darüber und fragen die Nachtigall bisweilen, was sie hat, was ihr fehle. Glücklich und in Freiheit, antwortet sie dennoch, was jene Gefangene in ihrem Schweigen für mich sang:

Lascia che io pianga! — Laß mich weinen!

Lebensbilder aus dem englischen Parlamente.

V.

Drummond, der Erzengel. Ergebnisse und Schlußfolgerungen.

Die parlamentarischen Herren, welche wir bis jetzt persönlich vorgeführt haben, sind alle Parade-Pferde. Der große Haufen der andern Auserwählten besteht aus Mittelmäßigkeit, wenn nicht schlimmeren Ingredienzien. Auch diese hervorragenden Persönlichkeiten sind nur einäugige Könige unter Blinden. Es ist kein großer Mann, kein großer Redner unter ihnen. Wo Talent und Genie gar nicht mit concurriren können und nur Geld, Rang und Verbindungen die Wahlen beherrschen, ist dies nicht anders möglich. Einige von diesen persönlich vorgestellten Größen würden vielleicht manches Große und Gute gethan und durchgeführt haben, wenn sie nicht stets darauf beschränkt gewesen wären, es parlamentarisch, vermittelst der Stimmen von Privat- und Klikten- und Goldklang-Interessten und der Dummheit obendrein zu versuchen. Mit der Dummheit aber kämpfen, nach Schiller, Götter selbst vergebens, besonders wenn sie reich ist. Freilich nicht alle Reichen sind dumm, wiewohl sie nach dem Ausspruche des Heilandes alle schwerer in's Himmelreich kommen, als ein Kameel durch ein Nadelöhr. Wenn sie nämlich klug und weise sind, benutzen sie diese Talente gern nur als Diener ihrer Habe, ihrer speciellen Geld- und Rangninteressen. Das Parlament erfreute sich lange zweier Muster dieser Art von Reichen unter Reichen, des Capitains Sipthorp und des Banquiers und Erzengels Mr. Drummond. Seitdem ersterer aber endlich gestorben ist, führt Mr. Drummond noch allein die Peitsche und Geißel und schlittelt er die Schellenkappe der Originalität unter den Hunderten von auserwählten Dutzendmenschen. Mr. Drummond ist vielleicht allein ein origineller, alter Kauz unter den Gesetzfabrikanten Englands. So oft sich der alte, trockene, schattenhafte, kahle, nur noch mit Backenbart bis über die Ohren hinaus umborstete Siebenziger erhebt, setzt sich Jeder in die Position des Horchens, wenn er auch den ganzen Abend hindurch keinem Worte eines Redners Aufmerksamkeit schenkte, denn Jeder weiß, daß er nur etwas Originelles, Burleskes, bitter Malitiöses und mitunter auch blitzartig Schlagendes hören wird, also etwas, wovon in beiden Häusern sonst keine Silbe zu erhaschen ist. So ungeheuer alt, so ungeheuer reich und dabei so witzig und scharf und eigen. Was kann es Wunderbareres im englischen Parlamente geben?

Mr. Drummond stammt aus einer alten schottischen Patrizierfamilie, die sich durch ihren jacobitischen Royalismus für die Stuart's auszeichnete und dafür manche Verfolgungen erlitt. Sein Vater etablirte sich in der City von London als Banquier und heirathete eine Tochter Lord Melville's, des Collegen und Freundes von William Pitt. So ward der jetzige Drummond „mit einem silbernen Löffel im Munde" und einem Passe partout für die höchsten Kreise 1786 geboren und danach erzogen, so daß durch alle seine originellen Ein- und Ausfälle stets als Grundton Ueberschätzung des Reichthums und Ranges und Verachtung der ohne silbernen Löffel und ohne Stammbaum Geborenen hindurchging. Da ihm die christliche Lehre als solche, die höchst unrespectabel von Liebe zu den Armen, von einem gemeinschaftlichen himmlischen Vater und den Menschen im Allgemeinen als Kindern Gottes spricht, dabei sehr im Wege war, gründete er eine besondere Religion für die Reichen. Wenigstens ist er der eigentliche Schöpfer, Bannherr und Erzengel der religiösen Sekte, die ihren Namen von Eduard Irving ableitet. Die Irvingianer hielten ihre ersten Versammlungen 1826 im Schlosse Drummond's, Albury Park, Surrey bei London, um über mehrere bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangene Prophezeihungen der Offenbarung Johannis u. s. w. zu discuriren. Daraus ging die Sekte der Irvingianer hervor, die in ihren Tempeln einen Reichthum und Luxus entwickelt, wie niemals die katholische Kirche in ihrer größten Blüthe. Wir wissen nicht, was die Irvingianer eigentlich glauben. Darauf kommt's hier auch gar nicht an. Genug daß ihnen Drummond die originellste und luxuriöseste aller Kirchen mit Engelswohnungen am Gordon Square in London baute und er selbst Erzengel aller Engel und Chef der ganzen Sekte ist. Als Erzengel blieb er auch Banquier und wurde er seit 1847 als Vertreter eines Surrey-Stadttheils von London Mitglied des Unterhauses, seit Sipthorp's Tode auch dessen alleiniger Lustigmacher. Aber er rührt nicht blos das Zwerchfell, er bringt auch Galle zum Kochen, daß sie überläuft, wie z. B. 1851 den Irländern, als er das Innere von deren Nonnenklöstern mit kunstbaren Strichen und Streichen öffentlich ausmalte, besonders am 5. Mai 1853, als er in einer Discussion über Corruption und Bestechung bei Wahlen den Einkauf von Stimmen als nothwendige Institution in Schutz nahm und Alle, die dagegen sprachen, als freche Heuchler denuncirte. „Es gibt blos zwei Wege, die Menschen zu regieren," sagte er, „brutale Gewalt und Selbstinteresse. Nennt letzteres Corruption, Bestechung oder wie ihr wollt. Es ist unsere Regierungsform und herrscht vom Palaste der Königin an durch das Oberhaus, durch das Unterhaus, durch alle Lebens- und Verwaltungszweige hindurch. Das Unterhaus ist der große Aemter- und Stellenmarkt, wo Einkaufskarten für alle Bureau's und fette Situationen ge- und verkauft werden." — Darauf wandte er sich persönlich an einen Collegen, der einen ihm unangenehmen Antrag gegen das Ministerium, das ihm seine Anstellung gegeben, losgelassen wollte und sagte: „Dieser Antrag ist das Gequicke eines Ferkels, weil es keine „Brust" von der Mutterzau bekommen." —

Drummond, der Erzengel.

In der Discussion über Aufhebung des Zeitungsstempels rief er die ganze, allmächtige, freie Presse Englands gegen sich unter die Waffen. Das bewaffnete, allmächtige freie Wort Englands that ihm aber mit allen Angriffen nicht das Geringste zu Leide, wie es überhaupt mit aller Macht und Freiheit niemals einem Mächtigen und Situirten etwas merklich zu Leide that. Drummond bezeichnete die freie Presse Englands als Dienerin und Sklavin der herrschenden Interessen, als eine privilegirte Bande von Speichelleckern und Lügnern und deshalb als größter Fluch des Landes. Er wurde dafür furchtbar angegriffen, aber weder er noch widerlegt. —

Die Administrativ-Reformers gegen Krim- und Kriegsmißverwaltung, eine Zeit lang die Hoffnung und das Pathos der Liberalen in und außer dem Hause, schnauzte er so an: „Diese Narren wollen Schiffsmäkler, Aktienhändler, Eisenbahndirektoren und dergleichen Mittelklassengötzen an die Stelle der Regierung bringen. Der Staat aber besteht nicht aus Proviantschiffen und Börsenpapieren und Eisenbahnunglücksfällen. Diese Geldmenschen sind gar nicht fähig, zu begreifen, was der Staat ist, geschweige, ihn zu regieren." Man muß nicht blos Geldmensch, sondern auch von Geburt und Rang und auch „Erzengel" sein, um den Staat zu regieren, war die eigentliche Meinung Drummond's. Ein origineller Kauz, der bei allen echt flockenglischen Misanthropien und Standesschrullen das Gute für sich hat, daß er die Dinge und Lügen und Verschrobenheiten der englischen Staats- und Lebensverhältnisse öfter ohne Heuchelei beim rechten Namen nennt und den Muth hat, zu verlangen, daß man sie trotz dieses rechten Namens respectiren und conserviren müsse, weil sie zu den Bedingungen gehören, unter welchen allein die verschrobenen feudalistischen Zustände als Träger der herrschenden Rang- und Geldsackinteressen conservirt und cultivirt werden können. Das wollen die meisten andern Parlamentsmitglieder auch, aber ohne Courage, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und daher mit heuchlerischen Phrasen von Freiheit, Volkswohl, Landesehre u. s. w. um sich werfend. Drummond hat diese Courage. Er ist so vornehm, so echt aristokratisch, so voller Verachtung gegen die große Menge und das Volk im Allgemeinen, daß er es unter seiner Würde hält, irgend

Zu einer Abstimmung „herbeigepeitschte" Parlamentsmitglieder, nach Thorschluß ankommend.

etwas um der Presse, um der öffentlichen Meinung, um des Volkes willen zu heucheln und zu beschönigen. Und so ist er ein alter Narr geworden, dem Jeder gern zuhört, weil er sich über die Feigheit und Heuchelei der Andern hinweg das Privilegium gesichert hat, witzig und spitzig die häßlichste, englische Wahrheit zu enthüllen und sie mit allen ihren Buckeln und Aergernissen ritterlich für die schönste Dulcinea auf Erden zu erklären.

Mit Ausfällen aller Art haut er alle Reformversuche nieder oder verkrüppelt sie wenigstens so, daß sie, durch eine Intrigue anderer Interessen durch alle „drei Lesungen" geschleppt, seinen Interessen nicht viel schaden, den Liberalen oder gar dem Volke nicht viel nutzen können. Im Gegentheil. Man darf kühn behaupten, daß kein Parlamentsakt, der etwas einführt, jemals

Land und Leuten nützen kann. Das Parlament hat während seiner vielhundertjährigen Gesetzfabrikation so viel Schaden gethan, daß es nur verhältnißmäßig Gutes durch Abschaffung thun kann. Die ganze parlamentarische Thätigkeit ist nämlich im Wesentlichen nichts, als Einschwindelung von Interessen der bevorzugten Klassen in das alte anglo-sächsische Rechts- und Freiheitsleben.

Was wir in England Freiheit nennen, sind Ueberbleibsel des alten, germanischen Gemeindelebens, die aus dem wuchernden Unkraut parlamentarischer Gesetzfabrikation noch hervorragen und die Kraft dazu lief aus den Wurzeln anglo-sächsischer Rechtsgewohnheiten ziehen. Diese alten niedersächsischen Rechtsgewohnheiten und Selbstverwaltungssitten, die in dem Freiheitssinne der alten Germanen wurzelnd aus dem Volke zu Rechten und Gesetzen hervorwuchsen, wie Naturgesetze aus heimlichen Prozessen, boten sich den alten Königen und Beamten grade so als Gesetze, wie der Naturforscher in den Bewegungen und Gestaltungen der Materie Gesetze entdeckt. Sie erforschten und sammelten die zu Rechtsgewohnheiten ausgeprägten Verwaltungs- und Selbstregierungssitten der Gemeinden, besonders unter Alfred dem Großen (870 bis 901) und sagten: das sind die Gesetze, durch welche sich die gemeinen Massen und Gemeinden regieren, das ist das gemeine Recht (common law) von Land und Leuten.

Es war der Stolz der alten anglo-sächsischen Könige und ihrer Beamten, über die Regeln und Bedingungen, unter welchen dieses Herzblut des Volks quoll und floß, zu wachen, nicht, ihm ihre Einfälle dafür octroyiren zu wollen. Zu diesem Amt waren König und Beamte gewählt und bestellt. So kamen sie oft in den Fall, Ausübung der Freiheit, Gebrauch des Jedem inwohnenden Rechts zu befehlen, nicht zu unterdrücken. Die lebendige, wirkliche Freiheit ist keine gebratene Taube, die dem Menschen in den Mund fliegt, sie will stets geübt, kultivirt, erwirklicht sein und legt daher in demselben Maße Pflichten auf, als sie Rechte und Genüsse gewährt.

Der alte germanische Staat der anglo-sächsischen Königreiche in England bestand aus Grafschaften (shires), die nach alter niedersächsischer Art (wie noch heute, im Segensatz zu den geschlossen liegenden slavischen Dörfern Deutschlands) frei umherlagen, da sich Jeder auf seinem Grundstück erbaute. Das Band, was diese frei umher zerstreuten Grundbesitzer einigte, war ein staatliches im Kleinen, die Verwaltung und Rechtspflege innerhalb bestimmter Grenzen solcher Grundstücke. Es gab einen Adel. Jeder konnte großer Grundbesitzer werden und beliebig von seinem Lande verpachten. Diese Grundbesitzer bildeten später mit ihren Pächtern oder Hintersassen, Stadtschaften, townships mit je einem erwählten Vorsteher für Gemeindeangelegenheiten, dem Reeve. Der Vorsteher weiterer Gemeinden, shires (Grafschaften) oder ganzer Bodengruppen, war Shire-Reeve, woraus das spätere Sheriff zusammenschnurrte. Kleine Ortsgemeinde-Versammlungen, größere unter dem Reeve, weitere unter dem Shire-Reeve u. s. w. gliederten sich empor zu einem Haupte oder der großen Rathsversammlung des Landes für alle Volks- und Landesangelegenheiten nicht localer Art, an deren Spitze der gewählte Landes-Reeve oder König stand. Aus dieser Rathsversammlung des Landes wuchs später polypenartig das Parlament zu einer Gesetze gebenden, machenden Körperschaft gegen common law und König heraus. Die vom Parlamente gemachten Gesetze nennt man im Gegensatz zum naturwüchsigen Rechte des Volks, dem common law, statute law, Statuten-Gesetz, das im Laufe der Jahrhunderte die anglo-sächsische Freiheit, wurzelnd im common law, so durch Masse, Confusionen und Sonderinteressen der Gesetzfabrikanten überwucherte, daß sie darunter erstickte und eben so erfroren ward, wie das alte deutsche Recht durch importirtes und aufgezwungenes Gesetzemachwerk Roms, das kanonische und Justinianische Recht.

Und der Rest der anglo-sächsischen Freiheit? Er wäre längst todt und alles Recht unter Gesetzen begraben, wenn sich die Interessen der Gesetzgeber nicht fast immer gegenseitig neutralisirten und das Rechtsleben im Volke die meisten fabrizirten Gesetze vom Amente, ruinirten zum großen Theile die Interessen anderer Gruppen, die sich ein Gesetz erschwindeln wollten, obgleich durch listige Ränke und Betrügereien Manches durchgeschmuggelt wird. Die alten beiden Hauptparteien von Tories und Whigs sind zerfallen. Whig ist jetzt Jeder, der hinter Lord John Russel herläuft, Tory jeder mit dem Abenteurer D'Israeli Stimmende. Vom Parteileben im deutschen Sinne hat man keine Ahnung. In Deutschland hat man eine Theorie, ein Prinzip für Rechts, hier blos ganz bestimmte Klassen-Interessen. Diese treten parlamentarisch als Manchestermänner, Peeliten, Irländer und Radikale auf. Ihnen gegenüber sind Tories und Whigs keine Parteien mehr, sondern Beide Vertreter aristokratischer Interessen. Die Manchestermänner sind personificirter Kattun, ganz ehr- und gesinnungslose Apostel des Profits, wo er auch herkomme, ähnlich den Peliten, die aus der Baumwollenlordschaft Robert Peel's hervorgegangen, die fleißeinene Lehre der Manchesterschule etwas vornehmer, etwas gelehrter, etwas ausgedehnter vertreten, Jesuiten des Capitals mit dem Grundsatze: „der Mensch sei unter seinem Vergesetzten, der Zahl, dem Geldstück, wie ein Leichnam," centralistisch, bureaukratisch, polizeilich, theologisch, heuchlerisch, namentlich voll grimmigen Hasses gegen das denkende Deutschland, 40 bis 50 an der Zahl mit dem Haupthelden Gladstone, der als Minister jeden bestrouedten Wechselfälscher zu seiner Anstellung als Oberstenbeamten in einer Kolonie kirchlich einsalbte. Die Hauptpartei und die größte Verlegenheit des Parlaments sind die Irländer, die „Brigade," Vertreter einer ganz andern, durch Glauben, Geschichte und Mißhandlung im grimmigsten Hasse gegen England einigen eigenen Race, 4 Bischöfe und 28 Pairs im Ober-, 100 Mitglieder im Unterhause, mit Auflösung des irländischen Parlaments im Jahre 1800 zum Theil für immer theuer gekauft, aber in der Mehrheit geschickt von Rom aus dirigirt, so daß sie, obgleich zu schwach, etwas selbst durchzusetzen, doch bei allen Abstimmungen im Dienste ihrer Interessen und im Hasse gegen England den Ausschlag geben.

Außerdem spricht man noch von Radikalen, d. h. solchen, die es mit keiner der genannten Parteien halten, selbst aber auch kein bestimmtes Programm, kein Prinzip haben und deshalb auch mit ihren Angriffen im Parlamente und vor dem Volke durchfallen.

Wie kann aber eine so zerfahrene Masse unsittlicher, egoistischer Klasseninteressen doch so unendliche Massen von Gesetzen fabriziren? Sie schachern und handeln sich gegenseitig Stimmen für ihre Interessen ein, etwa so: Hilf mir diese Bill für unsere Interessen durchbringen und ich helfe Dir bei der nächsten Fabrikation eines Gesetzes für Dich. Auf diese Weise müssen gerade sehr viele Gesetze gegeben werden, weil Jeder etwas haben und Jeder etwas thun will, um die nicht vertretenen Interessen, das Volk, zu beschwindeln und durch Taschenspielerei zu täuschen. Eine sehr beliebte Manipulation zur Ausgleichung der verschiedenen Interessen im Parlamente ist das Paaren, d. h. ein Kontrakt zwischen zwei Vertretern verschiedener Interessen, sich der Abstimmung bei gewissen Anträgen oder auf eine bestimmte Zeit zu enthalten, damit durch das Fehlen des Einen die andere Partei kein Uebergewicht erhalte. Die entgegengesetzte Praxis ist das Einpeitschen der ministeriellen Einpeitscher, welche die Verstecke, Kneipen und Meinungen jedes Mitgliedes kennen und daher für Abstimmungen die beiden Telegraphen im Parlamentsgebäude und lebendige Boten nach jedem Klub, nach der Oper und jedem Theile des Königreichs spielen lassen, um die nöthigen Stimmen herbeizuzaubern. Durch solche Manipulationen wußte sich Palmerston bei den gefährlichsten Abstimmungen Majoritäten einzupeitschen. Die Mitglieder des hohen Parlaments haben nämlich die schöne Gewohnheit, sehr oft außer dem Parlament umherzubummeln, in den Restaurationszimmern, in den Klubbs, ja sogar fern in ihre Heimath. Braucht nun der Herr Minister die Stimmen, so werden durch Telegraphen, Boten, landende und wasserfahrende, die bummelnden Gesetzgeber des Landes herbeigeholt und eilen nun eiligst herbei, um der Regierung oder irgend einer Partei beizustehen. Zuweilen gelang es listigen, listigen Irländern die Herangepeitschten auf ihrem Fluge aufzuhalten, so daß sie erst nach Thorschluß, welcher jeder Abstimmung vorangeht, athemlos ankamen und just so komische Gesterbilder darstellten, wie wir eins aus dem Leben hier in der heutigen Abbildung angefügt haben.

Eine andere Schwindelei gegen Parlamentsmitglieder, die gegen ein Interesse sind, das eine „Bill" für sich durchbringen will, besteht in Maskirung derselben unter einem harmlosen, falschen Titel, dessen Inhalt man erst kennen lernt, wenn die Bill Gesetzeskraft erhalten. Darüber und über andere Gesetzfabrikationsgeheimnisse, z. B. nachherige Fälschung, wie sie Robert Peel und Palmerston öfter vornahmen, ließe sich noch Vieles sagen. Wir aber wollen diese wenigen Fakta reden lassen, die z. B. ein ganz

bestimmtes Licht auf den Ausspruch des Lord Burleigh werfen: „England wird nicht untergehen, wenn nicht durch sein Parlament.“ Der kaufende Haufen von beinahe 40,000 parlamentsfabrizirten Gesetzen, unter denen das alte Recht und die Freiheit Englands erstickt, vermehrt sich während jeder Session um etwa ein halbes Tausend von Machwerken der liederlichsten, verschwindeltesten Oglo- und Plutokratie, so daß schon Niemand mehr weiß, was Recht und Gesetz ist. Diese Ungewißheit des Gesetzes hat längst die größte Gleichgültigkeit gegen Recht und Gesetz hervorgerufen, so daß man sprüchwörtlich sagt: Recht hat der, der so lange bezahlen kann, bis er's hat.

Wir sehen, daß die üblichen Ansichten vom englischen Parlamente nichts als eine alte, fortgeerbte Krankheit von Traditionen und Täuschungen sind. England war bisher trotz seines Parlaments etwas frei und stark. Es hat aber neuerdings lebensgefährliche Stöße bekommen durch's Parlament.

Blätter und Blüthen.

Der Löwe in der Falle. Auf einer unserer Jagdpartien, erzählt Kapitain Reid in seinem Buschnäuber, hatte unser Begleiter, der Buschmann Swartboy, einen Löwen leicht mit einem Pfeile verwundet und dieser, der keine Lust zu weiterem Kampfe zu haben schien, drehte sich um und trabte taxiglam in die geöffnete Thür eines einsam stehenden verlassenen Häuschens hinein. Es lag etwas Sonderbares darin, daß ein Löwe an einem so ungewöhnlichen Orte Schutz suchte, aber er bewies eben dadurch seine Klugheit. Es war in bequemer Entfernung kein anderer Schlupfwinkel zu finden, und ein Gebüsch zu erreichen, welches ihm ein Versteck gewährt hätte, würde sehr schwierig gewesen sein. Die berittenen Jäger hätten ihn leicht einholen können, wenn er versucht hätte, zu entrinnen. Er wußte, daß das Haus unbewohnt war. Er war die ganze Nacht um dasselbe herumgestrichen — vielleicht auch schon darin gewesen, und wußte daher, was für ein Platz es war.

Der Instinkt des Thieres war ganz richtig. Die Mauern des Hauses schützten ihn vor den Angeln seiner Feinde, so lange sie sich ihm fern hielten, und kamen sie näher, so war dies sein Vortheil und ihre Gefahr.

Als der Löwe in das Haus eintrang, ereignete sich ein seltsamer Vorfall. An dem einen Ende des Hauses befand sich ein großes Fenster. Natürlich war es mit verglast und war es nie gewesen. Ein Glasfenster ist in jenen Gegenden eine Seltenheit. Es war mit einem starken hölzernen Laden verschlossen. Dieser hing noch in seinen Angeln, bei dem schnellen Fortziehen aber war das Fenster offen stehen geblieben. Die Thür hatte offenbar angelehnt gestanden. So wie der Löwe zu derselben hineinsprang, kamen eine Menge kleiner, weißschwänziger Thiere durch das offene heraus und rannten, so schnell sie konnten, davon.

Wie sich später zeigte, war einer der Ochsen entweder von Löwen oder von Hunden in das Haus hineingetrieben und hier zerrissen worden. Die größeren Fleischtheile hatten sich nicht lange mit seinem Kadaver beschäftigt und die kleineren Knochen hatte man ihm gewissermaßen, als Ehre auf spitzische Weise gelöst worden. Der Eintritt ihres Königs in so geräumige Lanne zur Thür herein bewog die Jungwölfe, sich schleunigst durch das offene Fenster zu stürzen, und das Erscheinen der Reiter draußen hatte diese seigen Thiere noch mehr erschreckt, so daß sie mit der größten Schnelligkeit aus dem Hause davonrollten, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Die drei Jäger kamen sich des Lachens nicht enthalten, bis sie durch ein anderes Ereignis in Anspruch genommen wurden, daß sich in demselben Augenblicke stattfand.

Van Bloem, unser Begleiter, hatte seine beiden schönen Hunde mitgebracht, damit sie ihm die Wunder mit nach dem Lager treiben helfen sollten.

Während des kurzen Haltes, den die Reiter an der Quelle gemacht, hatten die Hunde an einem seiner Hand verzehrten Kadaver hinter den Mauern geschmaust und waren, da sie sehr viel Hunger hatten, dabei gefüttert, selbst als die Reiter sich wieder auf den Rückweg machten. Keiner der beiden Hunde hatte den Löwen gesehen, bis zu dem Augenblick, wo das wilde Thier hervorbrach und nach dem Hause rannte. Die Schüsse, das Brüllen des Löwen und das laute, kläffelnde Geschrei der Hunde erschreckten das vorstehegen, verrichten den Hunden, daß etwas vorgehe, wobei sie eigentlich zugegen sein sollten, und ihr angenehmes Mahl verlassend, kamen sie Beide über die Mauern gesprungen.

Sie erreichten den offenen Raum gerade, als der Löwe zur Thür hineinsprang, und ohne zu zögern, stürzten die beiden muthigen Thiere ihm nach und folgten ihm in das Haus hinein.

Einige Augenblicke lang hörte man ein verworrenes Getöse — das Bellen und Balgen der Hunde, das Grunzen und Brüllen des Löwen. Dann folgte ein dumpfer Ton, als ob ein schwerer Gegenstand an die Mauer geschmettert würde. Dann vernahm man ein klägliches Gebeul — ein zweites, ein drittes — dann ein Aechzen, als ob Knochen zerbrochen würden — und Stimmen des großen Thieres mit seinem lauten, rauhen Baße, und dann ein tiefes Schweigen. Der Kampf war vorüber. Dies ging daraus hervor, daß die Hunde nichts mehr von sich hören ließen. Höchst wahrscheinlich waren sie gefressen.

Die Jäger machten Halt und berathen die Thür mit der größten Spannung und Unruhe. Das Geschrei war auf ihren Lippen erfroren, während die diesen gräßlichen Klagen, den Zeichen des furchtbaren Kampfes, lauschten. Sie riefen ihre Hunde beim Namen. Sie hofften, sie, wenn auch verwundet, herauskommen zu sehen. Aber sie kamen nicht heraus — sie kamen nie wieder heraus — sie waren todt.

Ein langdauerndes Schweigen folgte auf das Getöse des Kampfes. Van Bloem konnte nicht daran zweifeln, daß seine so werth gehaltenen und einzigen Hunde getödtet waren. Durch diesen neue Mitgefühl noch mehr aufgeregt, setzte er sich die Klugheit aus den Augen. Er stand schon im Begriff, sich der Thür zu nähern, um so nahe als möglich auf den verhaßten Feind zu feuern, als Swartboy plötzlich etwas einfiel und er ausrief:

„Baas, Baas! Wir wollen ihn einschließen! Wir wollen den Schuft einsperren!“

Es lag etwas sehr Kluges und Plausibles in diesem Vorschlage. Van Bloem sah es ein und von seiner ersten Absicht zurücktretend, beschloß er, auf Swartboy's Ihre einzugehen.

Aber wie sollte diese ausgeführt werden? Die Thür hing noch in den Angeln, eben so wie der Fensterladen. Konnten sie diese erfassen und zuschlagen, so hatten sie den Löwen allerdings sicher und konnten ihm mit Muße den Garaus machen.

Aber wie sollte man ohne Gefahr Thür und Fenster schließen? Das war die Schwierigkeit, die sich jetzt zeigte. Nähertens sie sich der Thür oder dem Fenster, so ließ sich erwarten, daß der Löwe sie von innen sehen würde, und ganz gewiß hätte er sich in seiner Wuth sofort auf sie gestürzt. Auch wenn sie sich zu Pferde näherten, um ihre Absicht auszuführen, waren sie nicht viel sicherer. Die Pferde würden nicht ruhig gestanden haben, während die Reiter die Hände ausgestreckt hätten, um die Klinke oder den Griff zu fassen. Sämmtliche drei Thiere tanzten und bäumten schon vor wilder Erregung. Sie wußten, daß der Löwe im Hause war. Ein gelegentliches Grunzen verkündete seine Gegenwart — es ließ sich nicht erwarten, daß sie sich der Thür oder dem Fenster mit hinreichender Kaltblütigkeit nähern würden, und ihr Stampfen und Schnauben würde weiter nichts genützt haben, als daß sie das wüthende Thier sich auf den Hals gelockt hätten.

Es war sonach klar, daß das Schließen der Thür oder des Fensters eine sehr gefährliche Operation sein würde. So lange die Reiter im Freien und in einiger Entfernung von dem Löwen waren, hatten sie keinen Grund, etwas zu fürchten. Näherten sie sich jedoch und gerieten sie in die Mauern hinein, so war es höchst wahrscheinlich, daß Einer von ihnen dem blutdürstigen Thiere zum Opfer fallen würde.

So gering auch der Maßstab sein mag, den man an die Intelligenz eines Buschmannes zu legen hat, so gibt es doch eine ihm eigenthümliche Gattung, in welcher er wirklich zu excelliren scheint. In Allem, was Jagdist betrifft, ist seine Intelligenz, oder man könnte es fast seinen Instinkt nennen, in höher entwickelten Formen als Kaffernvölkern vorhanden gefunden. Es hat dies ohne Zweifel seinen Grund in der öfteren Ausübung dieser besonderen Fähigkeiten, von deren erfolgreicher Anwendung sehr oft sein Leben abhängig ist. In dem großen, unförmlichen Kopfe, den Swartboy auf seinen Schultern trug, hat eine nicht unansehnliche Masse Gehirn und ein Leben voll Mühen und Gefahren, obschon es keinen anderen Zweck hatte, als seinen Besitzer zu fristen, hatte ihn gelehrt, dieses Gehirn zu üben und zu gebrauchen, und in dem gegenwärtigen Augenblicke leistete es ihm und seinen Begleitern abermals wesentliche Dienste.

„Baas!“ sagte er, indem er sich bemühte, die Ungeduld seines Herrn zu zügeln, „wartet ein wenig, Baas. Ueberlasst es dem alten Buschmanne, die Thür zuzumachen — er wird es besorgen.“

„Aber wie denn?“ fragte sein Herr.

„Wartet nur — sollt es gleich sehen.“

Alle drei waren miteinander so nahe an das Haus herangeritten, daß sie nicht mehr ganz hundert Schritte davon entfernt waren. Van Bloem und Hendrik verhielten sich schweigend und warteten, was der Buschmann beginnen würde.

Dieser kletterte zog einen Knäuel Bindfaden aus der Tasche, wickelte ihn sorgfältig auf und knüpfte das eine Ende an einen Pfeil. Dann riß er bis auf dreißig Schritte an das Haus heran und stieg ab — dem Eingange nicht gerade gegenüber, sondern ein wenig auf der Seite — so daß die Fläche der hölzernen Thür, welche glücklicher Weise nur drei Viertel offen stand, ihn gerade vor dem Gesicht war. Den Zügel seines Pferdes über den Arm werfend, spannte er nun seinen Bogen und schoß den Pfeil in das Holzwerk der Thür. Nicht weit vom Rande, dicht unter der Klinke, blieb er stecken. Sobald als Swartboy den Pfeil abgeschossen hatte, sprang er wieder in den Sattel, zum zweiten Male zu reiten, und zwar in der Linie, die Thür oder einen Ausfall machte. Dabei aber hielt er immer noch den Bindfaden fest, dessen anderes Ende an dem Pfeile befestigt war.

Das Abschießen des Pfeiles, als derselbe in die Thür hineinfuhr, hatte die Aufmerksamkeit des Löwen erweckt. Natürlich sah ihn keiner der Reiter, sein zornigs Grollen aber verrieth ihnen, daß dem so war. Er zeigte sich indessen nicht und verschwunde wieder.

Nun zog Swartboy die Schnur an — anfangs vorsichtig, um sich vom Festhalten zu überzeugen, und kaum that er einen stärkeren Ruck damit und warf die Thür zu. Die Klinke schnappte ein und die Thür blieb zu, selbst nachdem die Schnur nicht mehr angespannt war.

Um die Thür wieder zu öffnen, hatte der Löwe so viel Verstand haben müssen, daß er die Klinke gehoben hätte, oder es wäre nichts übrig geblieben, als durch die dicken, starken Planken hindurchzubeißen, und davon stand weder das Eine noch das Andere zu befürchten.

Nun aber war noch das Fenster offen, und durch dieses hätte der Löwe mit leichter Mühe herausspringen können. Swartboy faßte natürlich den Entschluß, es auf dieselbe Weise zu schließen wie die Thür. Dabei aber stellte sich eine eigenthümliche Gefahr heraus. Er hatte nur ein einziges Stück Schnur. Dieses war noch an dem Pfeile befestigt, der

Digitized by Google

noch fest in der Thür stak; wie sollte er es losmachen und wieder in den Besitz des Fadens gelangen?

Es schien kein anderer Ausweg vorhanden zu sein, als sich der Thür zu nähern und die Schnur von dem Pfeile abzuschneiden. Hierin aber lag eben die Gefahr; denn gewahrte ihn der Löwe und stürzte zu dem Fenster heraus, so war der Buschmann verloren.

Wie die meisten Individuen seines Volksstammes, war Swartboy mehr listig als tapfer, obschon er weit entfernt war, ein Feigling zu sein. Dennoch aber empfand er in diesem Augenblicke keine Lust, sich der Thür des Hauses zu nähern. Das zornige Brüllen, welches sich dann innen hören ließ, würde selbst ein tapfereres Herz als Swartboy's vor Furcht haben erbeben lassen.

In dieser Verlegenheit kam Hendrik ihm zu Hülfe. Hendrik hatte sich ein Mittel ausgesonnen, in den Besitz der Schnur zu gelangen, ohne sich der Thür zu nähern. Nachdem er Swartboy zugerufen, auf seiner Hut zu sein, rin er bis auf dreißig Schritte auf den Eingang zu — aber auf der Seite, die der, auf welcher Swartboy sich befand, entgegengesetzt war, und machte dann Halt. An dieser Stelle stand ein Pfahl mit mehreren Gabeln, welcher zum Anbinden der Pferde gedient hatte. Hendrik stieg ab, legte den Zügel seines Pferdes über eine dieser Gabeln, seine Angelbüchse auf eine zweite, zielte nach dem Schafte des Pfeiles und gab Feuer. Die Büchse knallte, der zerschossene Schaft des Pfeiles sank der Thür herauf und die Schnur war los. Alle machten sich fertig, in's Weite hinaus zu galoppiren, der Löwe aber blieb, obschon er furchtbar brüllte, als er den Schuß hörte, in seinem Versteck.

Nun zog Swartboy die Schnur an sich, befestigte sie an einem frischen Pfeil und ritt dann ein Stück weiter, um das Fenster richtig vor sich zu haben. Binnen weniger Minuten pfiff der Pfeil durch die Luft und fuhr tief in das weiche Holz hinein, und dann drehte sich der Laden in seinen Angeln herum und ward zugeworfen.

Nun stiegen alle Drei von den Pferden, eilten still und rasch hinzu und befestigten Thür und Laden mittelst starker Riemen von ungegerbtem Leder. Hurrah! der Löwe war im Käfig.

Ja, das wüthende Thier war nun richtig in der Falle. Die drei Jäger athmeten frei auf.

Wie aber sollte die Sache enden? Sowohl die Thür als auch der Fensterladen schlossen dicht und fest, und obschon es möglich war durch die Ritzen zu sehen, so konnte man doch nichts erspähen, da es in Folge des Schießens der Thür und des Ladens im Innern vollständig finster war. Aber wenn man auch den Löwen hätte sehen können, so war doch kein Loch vorhanden, durch welches man die Mündung eines Gewehres hätte hineinstecken und auf ihn feuern können. Er war gerade eben so sicher als seine Feinde, und so lange als die Thür geschlossen blieb, konnten sie ihm nicht mehr Schaden thun als er ihnen.

Sie konnten ihn eingesperrt lassen und dem Hungertode preisgeben.

Eine Weile hatte er allerdings noch an dem zu zehren, was die Schakals übrig gelassen, so wie an den Kadavern der beiden Hunde. Dies konnte ihn jedoch nicht lange erhalten und am Ende hätte er elend umkommen müssen. Reiflich erwogen, schien dies jedoch dem Boer und seinen Begleitern nicht so ganz ausgemacht zu sein. Wenn der Löwe merkte, daß er in allem Ernste eingesperrt war, so machte er vielleicht einen Angriff auf die Thür und bahnte sich mit seinen scharfen Klauen und Zähnen einen Ausweg.

Der erbitterte Boer aber beabsichtigte nicht im Mindesten, dem Löwen eine solche Gelegenheit übrig zu lassen. Er war entschlossen, das Thier zu tödten, ehe er vom Platze ginge, und begann zu überlegen, wie dies auf die schleunigste und wirksamste Weise in's Werk gesetzt werden könnte.

Anfangs dachte er mit seinem Messer ein Loch in die Thür zu schneiden, welches groß genug wäre, um hindurch sehen zu können, und dann den Lauf seiner Büchse hindurch zu stecken. Gelänge es ihm nicht, durch dieses eine Loch das Thier zu Gesicht zu bekommen, so wollte er ein zweites in den Fensterladen machen. Da beide sich auf an einander stoßenden Seiten des Hauses befanden, so mußte er dadurch einen Ueberblick über das ganze Innere erhalten, denn die seitliche Wohnung des Boer bestand aus einem einzigen Gemache. Während seines Aufenthaltes hier war mittelst einer Scheidewand von Zebrafellen der Raum in zwei Gemächer getheilt gewesen. Diese Scheidewand aber war jetzt entfernt, und es war nun wieder nur ein einziges Gemach vorhanden.

Anfangs konnte van Bloom sich auf kein anderes Mittel besinnen, um seinen Feinde Etwas anzuhaben, und dennoch gefiel ihm dieses eine nicht so recht. So war allerdings ein ziemlich sicheres, und konnte, wenn es ausgeführt wurde, nur den Tod des Löwen zur Folge haben. Ein Loch sowohl in Thür als in Fensterladen mußte sie in den Stand setzen, so viele Kugeln, als ihnen beliebte, auf das Thier abzusenden, während sie gegen einen Angriff von ihm vollkommen sicher gestellt waren. Die Zeit aber, welche nöthig war, um diese Löcher zu schneiden — dies war es, weshalb der Plan dem Boer nicht gefiel. Er und seine Begleiter hatten keine Zeit zu verlieren; ihre Pferde waren kraftlos vor Hunger und sie hatten noch eine lange Reise vor sich, ehe ein Bissen Futter erlangt werden konnte. Nein, — es war nicht so viel Zeit übrig, als zum Einschneiden der Löcher nöthig war, und man mußte daher auf eine schleunigere Angriffsmethode sinnen.

„Vater," sagte Hendrik, „wie wäre es, wenn wir das Haus in Brand steckten?"

Gut. Der Vorschlag war gar nicht übel. Van Bloom richtete seine Blicke auf das Dach hinauf. Es war ein schräg ablaufendes Bauwerk mit langen Traufen, und bestand aus starken Balken, trockenen Binsen mit Latten und Lucrkarren und war mit einer einen Fuß hohen Binsenschicht gedeckt. Es mußte eine furchtbare Flamme geben, und wahrscheinlich erstickte der Rauch den Löwen, ehe noch das Feuer ihn wirklich erreichen konnte.

Hendrik's Vorschlag ward beshalb angenommen und Anstalt getroffen, das Haus in Brand zu stecken.

Es war auch eine große Quantität Feuerholz da. Dieses setzte sie in den Stand, ihre Absicht auszuführen, und alle drei begannen sofort das Holz herbeizuschleppen und vor der Thür aufzuthürmen.

Man hätte meinen sollen, der Löwe habe ihre Absicht errathen, denn obschon er sich eine lange Weile vollkommen ruhig verhalten, begann er doch jetzt von Neuem zu brüllen. Vielleicht hatte das Geräusch der außen an die Thür anschlagenden Holzscheite ihn herbeigelockt und er hatte nun gesehen, daß die Thür zu nun er eingesperrt war. Der Ort, wo er zum Schutz aufgesucht, war in eine Falle verwandelt worden, und es lag ihm natürlich alles Mögliche daran, herauszukommen. Dies verrieth sich durch die Demonstrationen, die er zu machen begann. Man hörte ihn hin und her rennen — von der Thür nach dem Fenster, und an beide mit seinen ungeheuren Tatzen anschlagen, so daß sie in ihren Angeln erzitterten, während er ein ununterbrochenes wüthendes Gebrüll hören ließ.

Obschon nicht ohne einige Besürchtungen, setzten die Drei doch ihre Arbeit fort. Sie hatten ihre Pferde zur Hand und hielten sich bereit, sofort anzufitzen, im Fall der Löwe sich den Weg durch das Feuer heraus bahnte. Ueberhaupt hatten sie die Absicht, sich, sobald das Feuer ordentlich brannte, in den Sattel zu werfen, und den Brand des Hauses aus sicherer Entfernung zu beobachten.

Sie hatten nun alles trockene Holz herbeigeschleppt und vor der Thür aufgehäuft. Swartboy hatte Stahl und Stein aus der Tasche gezogen und stand im Begriff, Feuer anzuschlagen, als man ein lautes Knarren inwendig hörte, das ganz verschieden von dem war, welches bis jetzt zu ihren Ohren gedrungen. Es war das Scharren der Löwentatzen an der Mauer, aber es hatte einen seltsamen Ton, so, als ob das Thier sich heftig sträubte, und gleichzeitig schien seine Stimme heiser und gedämpft zu sein, und das weiter Ferne zu kommen.

Was machte denn das Thier?

Der Boer und seine Begleiter standen einen Augenblick lang da und sahen einander fragend an. Das Kratzen oder Scharren dauerte fort — das heisere Brüllen aber schwoll, ließ sich ebenfalls in Zwischenräumen vernehmen, endlich aber verstummte es, und dann hielt sich ein Schnauben und gleich darauf ein so lautes und helles Gebrüll hören, daß alle Drei erschrocken zusammenfuhren. Sie konnten nicht glauben, daß die Mauern sich noch zwischen ihnen und ihrem gefährlichen Feinde befänden.

Wieder hallte das entsetzliche Gebrüll. Großer Himmel! Es kam nicht mehr von innen — sondern von oben, über ihnen! War der Löwe auf dem Dache?

Alle prallten einige Schritte zurück und schauten hinauf. Ein Anblick bot sich ihnen dar, der ihnen vor Ueberraschung und Schrecken fast die Sprache raubte. Oberhalb des Eisenkopfes zeigte sich der Kopf des Löwen, und seine funkelnden gelben Augen und weißen Zähne, traten im Gegensatze mit dem schwarzen Rusze, mit dem er bedeckt war, nur um so greller hervor. Er starrte seinen Feind an. Eine Tatze hatte er schon auf den Eisenkopf ausgelegt, und mit dieser und seinen Zähnen erweiterte er die Oeffnung, die ihn eingeschlossen hielt. Es war ein furchtbares Schauspiel — wenigstens für die, welche unten standen.

Sie waren in der That erschrocken, wie bereits gesagt worden, und würden sich sofort auf ihre Pferde geworfen haben, wenn sie nicht bemerkt hätten, daß das Thier festsaß. Es war augenscheinlich, daß dies der Fall war, aber auch eben so gewiß, daß es ihm binnen wenigen Minuten gelingen würde, sich aus dem Schornsteine herauszuarbeiten. Seine Kräfte und Tatzen waren mit Erfolg thätig, und die Steine und der Mörtel fingen nach allen Richtungen umher. Es konnte nicht lange dauern, so war der Eisenkopf bis unterhalb der breiten Brust des Thieres zerkümmert, und dann saß dieses fest.

Van Bloom überlegte nicht lange, was dann geschehen würde. Er und Hendrik eilten, mit den Büchsen in der Hand, sofort an den Fuß der Mauer. Der Schornstein war nur etwa zwanzig Fuß hoch, und das tapfre Feuerrohr des Boers reichte, als es emporgerichtet ward, beinahe bis zu der Hälfte dieser Distanz hinauf. Hendrik setzte seine Büchse ebenfalls an. Beide feuerten zu gleicher Zeit. Die Augen des Löwen funkelten sich entsetzlich, sein Kopf zitterte krampfhaft, seine Tatze sank kraftlos über den Rand herab, seine Kinnbacken öffneten sich und Blut tröpfelte ihm die Zunge herab. In wenigen Augenblicken war er todt.

Dies war Allen klar. Swartboy jedoch war nicht eher zufriedengestellt, als bis er ungefähr ein halbes Schod seiner Pfeile nach dem Kopfe des Thieres abgeschossen, so daß es bald aussah wie ein Stachelschwein.

Das ungeheure Thier hatte sich so fest eingezwängt, daß es selbst nach dem Tode in seiner eigenthümlichen Situation verharrte.

Unter anderen Umständen würde man den gefürchteten Löwen um seine Haut willen heruntergeriert haben. Es war jedoch keine Zeit übrig, um abzuhäuten, und ohne weiteren Verzug stiegen van Bloom und seine Begleiter auf ihre Pferde und ritten fort.

Zur Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt das vierte Quartal und der Jahrgang 1856 und ersuchen wir die geehrten Abonnenten ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahres schleunigst aufgeben zu wollen. — Titel und Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1856 sind dieser Nummer beigegeben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München